MAGAZIN FÜR DIE LITERATUR DES AUSLANDES

Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Fünfundzwanzigster Band.

Januar bis Juni.

1844.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

EX 16
BP 373.1 (25-26),
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Literatur des Auslandes. 1844. — 1. —

Spanien.

März: Die spanische Malerschule. 28.

April: Gautier's Tras los Montes. 46.

Mai: Wanderungen in Spanien im Jahre 1843. 60.

Juni: Briefe über Spanien. I. Königin Isabella II. und ihr Hof. 69. — II. Ein Besomanos-Tag der jungen Königin. 70.

Frankreich.

Januar: George Sand als Historiker. 1. — Ueber die Ursachen, welche die Aufnahme der deutschen Philosophie in Frankreich erschweren. 6. — Descartes und die französischen Eklektiker. 9. — Steinkohlen-Reichthum Europa's. 11. — Ueber die katholische Bewegung in Frankreich. 13.

Februar: Michelet's Geschichte Ludwig's XI. und Karl's des Kühnen. 15. — Ueber die katholische Bewegung in Frankreich. Zweiter Artikel. 16. — Ein verspätetes, aber nicht zu spätes Wort über die Geheimnisse von Paris. 17. — Die berühmten Frauen. 18. — Lucilio Vanini und der Atheismus. Von Victor Cousin. 19. — Die Behandlung der Wahnsinnigen im Bicêtre. 23. — Lamartine und Lacretelle über Staat und Kirche. 24. — Charles Nodier. 26.

März: Ueber die katholische Bewegung in Frankreich. Dritter Artikel. 29. — Biographische Skizzen. Von Mignet. 34. — Jules Sandeau und George Sand. 35. — Sitten und häusliches Leben auf Korsika. 35. — Albert und Confuelo oder der Bund der Unsichtbaren. 36. — Lallemand über Europa's Zukunft. 39.

April: Ueber das Gesetz der Symmetrie im Thierreiche. 41. — Die Pariser Presse. 49. — Einige Gedichte Victor Hugo's. Von Louise v. Ploennies. 50. — Die Erfindung der Guillotine. 52.

Mai: Jacquemin's Vergleichung des französischen mit dem deutschen Ackerbau. 54. — Bazin's Lebensbeschreibung Heinrich's IV. 57. — Etienne Pasquier und die Jesuiten. 58. — Francesco Colonna, von Charles Nodier. 59. — Schnitzler's Statistik von Frankreich. 60. — Die Anfänge der National-Oekonomie. Vauban. — Boisguillebert. — Law. 62. — Napoleon's Gedanken über das Christenthum. 65.

Juni: Eine Reise im Garten, von Alphons Karr. 66. — Ein Besuch bei Jasmin, dem poetischen Haarkräusler. 66. — Erste Aufführung der Antigone in Paris. 67. — Das Leben Rancé's, beschrieben von Chateaubriand. 68. — Armandi's militairische Geschichte der Elephanten. 68. — Französische Bühnenzustände. 70. — Paris im Jahre 1844. 71. — Noch einige Urtheile über die Aufführung der Antigone in Paris. 72. — Zur Geschichte der französischen Gewerbe-Ausstellung. 75. — Leben und Sitten in Korsika. Von dem französischen Deputirten Mermillod. Zweiter Artikel. 78.

Schweiz.

Januar: Die politischen Stimmungen in der Schweiz und Frankreichs Einfluß darauf. 5.

April: Ein Arbeitsheer zur Bekämpfung der Sozialnoth. 51.

Juni: Die Schweiz in ihren historischen, politischen und sozialen Beziehungen zu Deutschland und Frankreich. 76.

Italien.

Januar: Der Naturforscher-Kongreß in Lucca. 4. — Oper und Schauspiel in Neapel. 7. — Ueber Foscarini und seine Storia arcana. 7.

Februar: Ueber Zardetti's christliche Alterthümer. 18. — Die öffentlichen Denkmäler von Mailand. 19. — Die Münzen Mailands vom 13ten Jahrhundert an. 26.

April: Geschichte der italiänischen Poesie, von Dr. E. Roth. 43. — Italiänische Reisebilder, von Paul de Musset. 51.

Mai: Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas. Erster Artikel. 55. — Paride Zajotti. 57. — Tasso's lyrische Gedichte, übersetzt von Karl Förster. 57. — Die lombardisch-venetianische Eisenbahn in ihrem Einflusse auf das Geschick Italiens und Deutschlands. 58. — Neapolitanisches Corricolo. Zweiter Artikel. 61. — Finanzielle und andere Zustände des Kirchenstaates. 64.

Juni: Philosophie und Politik in Italien. 73.

England.

Januar: Ueber den heutigen Zustand des englischen Theaters. 2. — Die Reisen des Kerim-Chan. 3. — Wachsthum, Handel, Armuth und Reichthum in Liverpool. 1) Bevölkerungs-Verhältnisse in England und Frankreich. 2) Liverpools Geschichte. Seine Verbindungen mit Amerika und Irland. 3) Liverpool und Havre, Bristol und Bordeaux. 4) Der Hafen und die Stadt. 5. — 5) Die niederen Volksklassen. 6. — 6) Statistik der Verbrechen. 7) Die Polizei. 8) Mortalitäts-Verhältnisse. 7. — Sagen und Erzählungen des Mittelalters. 8. — O'Connell und die Anfänge der Repeal-Bewegung. 9. — Ein Weihnachtsgeschenk von Boz. 12.

Februar: Die Mabinogion. 14. — Die heutige Lage der Waldenser. 15. — Die Buchstabenschrift, eine Erfindung der Babylonier. 21. — Der Londoner Banquier. 22. — Dublin, von J. Venedey. 25.

März: Schiller's und Shakespeare's Charakterisirung der Jungfrau von Orleans. 28. — Gegenwärtiger Zustand der englischen dramatischen Literatur. 29. — Englische Poesie. 30. — Irische Lieder. 32. — Uebersetzungen aus dem Deutschen. 35. — Die Poesie der Rebekka-Unruhen. 37. — Die Religions-Verfolgungen in Schottland. 38.

April: Die städtische Verwaltung der City von London. 43. — Die Schreckniße von London. 48. — Die Einrichtungen einiger Londoner Muster-Gefängniße. 50.

Mai: Die materiellen und moralischen Quellen der irischen Volksnoth. 53. — R. Harkneß über die klimatischen Verhältnisse der Erde zur Zeit der Steinkohlenbildung. 55. — Leben Shakespeare's, von Collier. 59. — Lancashire und seine Industrie. 60. — Manchester und seine Bewohner. 61. — Die Sklavenarbeit der Londoner Putzmacherinnen. 63. — Funfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffes. 64. — Die Eisenbahn-Directionen vor dem Richterstuhle des Publikums. 65.

Juni: Englands Reichthum und Macht. 67. — Das Elend der Fabrik-Arbeiter in Manchester. 69. — Sir Robert Adair als Gesandter in Wien. 71. — Die Gesetzgebung über Eisenbahnen in England. 72. — Gefängniße und Verbrecher in Schottland. 76. — Englands Reichthum und Macht. Zweiter Artikel. 77. — Die Wollen-Manufaktur in Leeds. 78.

Holland.

Januar: Zur Geschichte der Häringsfischerei. 10.

März: Holländische Marinebilder. Von Heinrich Smidt. I. Kriegs. 27. — II. Herperts van Tromp. 30. — III. Anna van Geldern. 34. — IV. Der Bote des Parlamentes. 36. — V. Die Schlacht vor Plymouth. 38. — VI. Das Wirthshaus zum Ankerstock. 39.

April: Holländische Marinebilder. Von Heinrich Smidt. VII. Die Schlacht der fünf Admirale. 42.

Belgien.

Februar: Ueber den belgischen Nachdruck. 24.

März: Niederdeutsche Erinnerungen und französische Antipathieen. 33.

April: Briefe aus Belgien. 40.

Digitized by Google

Schweden.

Februar: Das Karl-Johanns-Lied. 20.

Lappland.

Januar: Ein Winter in Lappland. 10.

Polen.

März: Die Liedersänger in Polen und im Russinenlande. 30.

April: Poene Wronski. 40.

Rußland.

Januar: Neue Forschungen über die skandinavisch-russische Periode. 4. — Gretsch und Custine. 4.

April: Verhandlungen der gelehrten ehstnischen Gesellschaft. 43.

Juni: Neue Petersburger Skizzen von Treumund Welp. 74.

Ungarn.

Januar: Literatur in den Karpathen. 2.

Moldau und Walachei.

Januar: Walachische Poesie. 13.

Februar: Notizen über die Donau-Fürstenthümer. 20.

April: Wahn und Aberglaube bei den Walachen. 47.

Griechenland.

April: Die Reste des Mittelalters in Rhodus. 42.

Arabien.

April: Zur Geschichte des Juwelenhandels. Von F. Lebrecht. I. War Maimonides ein Juwelenhändler? 45. — Der Kaffee. 48.

Mai: Zur Geschichte des Juwelenhandels. II. Maimonides' vorgebliche Annahme des Islam. 62.

Buchara.

März: Der Wesir von Buchara. 33.

Ostindien.

Februar: Reise-Abenteuer im oberen Indien. 20.

März: Die Thierwelt in Ceylon. 33.

April: Elephanten-, Schlangen- und Weiber-Besänftiger in Ceylon. 50.

Mai: Das britische Indien im Jahre 1843. Vom Grafen von Warren. 56.

Juni: Die englische Regierung in Ostindien. 77.

Java.

Februar: Tjap Gomé. Erinnerungen eines Deutschen aus Batavia. 23.

Japan.

Januar: Geselliges und häusliches Leben in Japan. 3. — Die Europäer in Japan. 27.

China.

Februar: Die Staats-Einrichtungen China's und der Charakter seiner Regierung. 21.

März: Das alte und das neue China. 31. — Aus dem Briefe eines Engländers in China. 36. — Berichtigungen zu einem Artikel der Revue Indépendante. 37.

April: Ouchterlony's Beschreibung des Krieges mit China. 41. — Erinnerungen an die Insel Whampoa. 44.

Asien.

Februar: Die alte und die neuere Schifffahrt der asiatischen Völker. 17.

Algier.

Januar: Aus dem Briefe eines jungen Thüringers in der Algierischen Fremden-Legion. 8.

Abyssinien.

April: Gesandtschaftsreise nach Abyssinien. 47.

Mai: Die Engländer und die Franzosen in Abyssinien. 63.

St. Helena.

Januar: Vierundzwanzig Stunden auf St. Helena im J. 1843. Von einem deutschen Reisenden (G. Kinder). 1.

Afrika.

Februar: Neue europäische Niederlassungen auf und bei Madagaskar. 22. — Jehuda ben Koreisch, der erste Lexikograph der Bibel. 25.

Mai: Etwas über die Sprache der Kaffern. 54.

Nord-Amerika.

Januar: Etwas über Erziehung und Unterricht in Amerika. 6. — Die freiwillige Geißelung der Koloschen. 12.

Februar: Die Religion in den Vereinigten Staaten. 17.

April: Nordamerikanische Sagen. Peboan und Siegwun, oder Winter und Frühling. 43. — Neueste Entdeckungen an der Nordküste Amerika's. 45. — Nordamerikanische Sagen. Puck-Wudschi-Jnini, oder die Entstehung des Morgensterns. 46. — Die Urbewohner der neuen Welt. Von A. Zeune. 47. — West-Roxbury-Community. Mittheilungen eines in Nord-Amerika reisenden Deutschen. 49.

Juni: Politische und soziale Zustände in den Vereinigten Staaten. Nach Godley's Briefen aus Amerika. 75.

Guiana.

Januar: Robert Schomburgk's Reisen im innern Guiana. 8.

Mexiko.

Mai: Beiträge zum Gelingen der praktischen Dieberei. 56.

Westindien.

Januar: Robert Schomburgk auf Portorico. 11.

Bibliographie.

Frankreich: 11. — 21. — 45. — 46. — 73.

England: 16.

Schweden: 26.

Holland: 30. — 57.

Mannigfaltiges.

Januar: Deutschland sonst und jetzt. 1. — Custine und Gretsch. 1. — Vorlesungen über deutsche Literatur in Paris. 2. — Herr Jullien, Uebersetzer des Oberon. 2. — Von Tag zu Tag. 2. — Achtung der alten Mexikaner vor dem Gewerbfleiß. 2. — Russische Baumeister und Baukunst. 2. — Lebensbeschreibung deutscher Frauen. 3. — Numismatische Neuigkeit aus Rußland. 3. — Der Feldzug gegen Custine. 4. — Ein Drama von Longfellow. 5. — Abermals Custine. 5. — Oesterreichs Finanzen. 6. — Mundt's Vorlesungen über den Socialismus. 7. — Italiänisches Sortiment in Deutschland. 7. — Reumont's Vorlesung über die neuere italiänische Literatur. 8. — Krause und die deutsche Philosophie in Frankreich. 9. — Die Budgets der europäischen Staaten. 9. — Die französische Sprache und die Freiheit. 10. — Die Inschrift an der königlichen Bibliothek zu Berlin. 11. — Der rothe Sarafan. 11. — Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat. 12. — Literarische Verbindung mit China. 12. — François Servais. 13. — Molière's Denkmal. 13.

Februar: Der öffentliche Unterricht in Frankreich. 14. — Mailand und die italiänischen Naturforscher. 14. — Schiller und Bulwer. 14. — Kosten der Regierung in Frankreich und in England. 15. — Van der Velde in Frankreich. 15. — Nante in Amerika. 15. — Bettina in französischem Gewande. 16. — Charles Nodier. 16. — Die italiänische Literatur des 19. Jahrhunderts. 16. — Gegen das Proletariat. 17. — Mysteriöses. 17. — Kenntniß der Italiäner von Deutschland. 18. — Englische Besprechungen deutscher Schriftsteller. 18 — Anforderungen der Chinesen an ihre Gelehrten. 18. — Frau von Girardin, L. Rellstab und Grant. 19. — Zur Geschichts-

Digitized by Google

forſchung Rußlands. 20. — Gräfin Hahn-Hahn und George Sand. 21. — Zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 22. — Der franzöſiſche Buchhandel. 22. — Guizot auf dem Katheder. 23. — Das Pariſer Publikum für klaſſiſche Muſik. 24. — Typographiſche Anekdote. 24. — Eine neue Verleger-Sünde. 24. — Sue's Geheimniſſe auf der Bühne. 25. — Die Univerſität Leyden. 26. — Theater auf Neu-Seeland. 26. —

März: Bernadotte auf Korſika. 27. — Molière und Boſſuet. 28. — Die franzöſiſche Deputirten-Kammer. 29. — Genealogiſches über den engliſchen Adel. 29. — Deutſche Bühnendichter. 30. — Einſame Haft. 31. — Die Sendung Jeanne d'Arc's. 32. — Die Londoner City. 32. — Zeitungen und Zeitſchriften in Rußland. 33. — Deutſche Liedertafel in Manchester. 33. — Franzöſiſche und deutſche Geſchichtſchreibung. 34. — Sprachreinheit betreffend. 35. — Die Inſchrift des Steins von Roſette. 35. — Denkmälerſucht. 35. — Schutzzölle und Bettdecken. 36. — Deutſche Tagesſchriftſteller in Frankreich. 37. — Motive des Selbſtmordes bei verſchiedenen Völkern. 37. — Ueberſetzer-Schnitzer. 37. — Franzöſiſche Vorleſungen in Berlin. 38. — Ueber Conſuelo. 39. — Noch ein Wort über George Sand. 39.

April: Geſchichtsforſchung in Italien. 40. — Rußland und Frankreich. 40. — Spaniſche Volkspoeſie. 41. — Sprache und Charakter. 41. — Zu Gunſten eines Vaters, dem ſeine Kinder geraubt wurden. 42. — Ein Bürger in London. 43. — Ludwig XVII. 43. — Die deutſche Jungmänner-Geſellſchaft in Buffalo. 44. — Die öffentlichen Bibliotheken von Berlin, Paris und London. 45. — Nachdrucks-Unweſen. 45. — Franzöſiſche Vorleſungen in Berlin. 46. — Das Staatszeitungsweſen der Römer. 46. — Das Leſezimmer des British Museum. 47. — Rußlands Handelspolitik. 47. — Die griechiſch-ruſſiſche Kirche. 48. — Germanen- und Slawenthum. 49. — Das Syſtem der einſamen Haft in Frankreich. 49. — Die Slawen in der Türkei. 50. — Aus Galicien. 50. — Verurtheilung Bettina's in Frankreich. 51. — Die Preßgeſetzgebung in Spanien. 51. — Guſtav Adolph, nach Eric Guſtav Geijer. 52. — Die diesjährige Pariſer Kunſt-Ausſtellung. 52.

Mai: Guſtav Adolph. 53. — Arnaldo da Brescia. 53. — Die Couſinſche Philoſophie. 54. — Ein revolutionaires Wortſpiel. 54. — Franzöſiſches Jahrbuch der Erdkunde. 55. — Das Niveau des Schwarzen und des Kaſpiſchen Meeres. 55. — Vicomte d'Arlincourt über O'Connell. 56. — Die Pflichten des Wehrſtandes in China. 56. — Dankbarkeit eines Chineſen. 56. — Die engliſche Nationalität Shakeſpeare's. 57. — Die Philoſophie und ihre Gegner in Frankreich. 58. — Die Revue de Paris in neuer Geſtalt. 58. — Franzöſiſche Akademie der Frauen. 59. — Bibliographie der Freimaurerei. 59. — Ackermann's franzöſiſche Syntax. 60. — Franzöſiſche Geſchichtſchreibung. 60. — Die erſte holländiſche Eiſenbahn. 60. — Die deutſche Philoſophie und die franzöſiſche Geiſtlichkeit. 61. — Franzöſiſche Vorleſungen in Berlin. 61. — Antigone in Paris. 62. — Lebende Bilder. 62. — Geſchichte Gottes. 62. — Geſchichte der franzöſiſchen Akademie. 62. — Griechinnen und Griechen nach Antiken. 63. — Die Schule des Journal des Débats. 63. — Die Juden in Europa. 63. — Die franzöſiſche Flotte. 64. — Eiſenbahnen in Großbritanien. 64. — Die erſte ſpaniſche Eiſenbahn. 64. — Die Beſteuerung des Eiſens. 65. — Gewerbe-Ausſtellungen in Frankreich und Deutſchland. 65.

Juni: Pierre Lerour. 66. — Engliſche Schriftſtellerinnen in Paris. 66. — Geſchichte der Jeſuiten. 66. — Napoleon's Gedanken über das Chriſtenthum 66. — Urſprung der Namen der amerikaniſchen Staaten. 67. — Memoiren aus dem Jahre 1806. 68. — Geſchichte der franzöſiſchen Poeſie zur Kaiſerzeit. 68. — Barthélemy ohne Mery. 68. — Myſterien der Myſterien. 69. — Antigone in Berlin und Paris. 70. — Straßenecken-Intelligenz. 70. — Taillandier und die politiſchen Liederdichter Deutſchlands. 71. — Grizka Osnowjanenko. 71. — Das Fegefeuer des heiligen Patricius. 71. — Die Werke des Herrn Thiers. 72. — Signora Affandri in St. Petersburg. 72. — Der Fund eines Chaldäers in Jeruſalem. 73. — Schiller's Wilhelm Tell in Rußland. 73. — Spaniſche Kontraſte. 74. — Quellenforſchung. 74. — Neue Zeitſchrift in Jaſſy. 74. — Die deutſche Philoſophie im Ausland, nach Roſenkranz. 75. — Bereicherung der franzöſiſchen Literaturgebiete. 75. — Deutſche Literatur in Nord-Amerika. 75. — Die deutſche Flotte. 76. — Der Krieg gegen Marokko. 76. — Der Kaiſer von Rußland und Horace Vernet. 77. — Frankreich in Jeruſalem. 78. — Die katholiſche und die anglikaniſche Kirche in Irland. 78. — Naturwiſſenſchaftliche Notizen aus Paris. 78. — Die Radikalen und die Deutſchen in den Vereinigten Staaten. 78.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Dienstag den 2. Januar 1844.

Die Literatur des Auslandes. 1844.

Abermals beginnt unsere Zeitschrift einen Jahreslauf, den dreizehnten auf unserer gemeinschaftlichen Weltfahrt mit den Lesern und den uns hold gebliebenen Leserinnen, deren Gunst wir auch im neuen Jahr uns zu erwerben hoffen. Ja, wir glauben jetzt auf die freundliche Theilnahme des Publikums um so mehr zählen zu dürfen, als die Redaction diesem Unternehmen noch größere Kräfte als bisher zu widmen vermag.

Es ist nämlich der Redacteur dieser Zeitschrift einer anderen Function enthoben worden, in der er bei der bisherigen „Preußischen Staatszeitung" thätig war, deren Mitarbeiter und Mitredacteur er beinahe funfzehn Jahre lang gewesen. Er darf sich nach den Zeugnissen seiner früheren Vorgesetzten und Kollegen rühmen, in jener Zeit, wo das genannte politische Blatt einen großen und stets wachsenden Leserkreis sich erwarb, zu den Arbeitskräften der Redaction, deren Ansichten und Bestrebungen damals auch die seinigen waren, wesentlich beigetragen zu haben. Seine Anträge waren es, in Folge deren ihm im Jahre 1832 gestattet wurde, die gegenwärtige Zeitschrift zu gründen und wenn auch nicht eigentlich als Beiblatt, doch neben der Preuß. Staatszeitung herauszugeben. Er kann nunmehr seine volle Thätigkeit der Zeitschrift widmen, der er manche ehrenvolle Berührung mit den geschätztesten Männern der Wissenschaft und Literatur verdankt, und die ihm, wenn sie auch vermöge der kostspieligen Materialien, deren sie bedarf, so wie vermöge des von Anfang an, im Interesse einer größeren Verbreitung, billig gestellten Preises, keinen irgend lohnenden Gewinn abwirft, doch in der treugebliebenen Theilnahme des deutschen Publikums eine Genugthuung gewährt, auf die er stolz ist.

Da das „Magazin" seit seiner Begründung mit eigenen literarischen Hülfsmitteln und Quellen reichlicher ausgestattet ist, als vielleicht irgend eine andere literarische Zeitschrift, so kann ihm seine völlige Trennung von der politischen Zeitung, als deren Beiblatt es bisher von Vielen angesehen wurde, auch hinsichtlich der Quellenbenutzung keinen Eintrag thun. Ueberhaupt war der Zusammenhang, in welchem das „Magazin" zu der ehemaligen „Preuß. Staatszeitung" stand, immer nur ein äußerlicher, indem unser Blatt zu allen Zeiten eine durchaus selbständige und von der hohen Stelle, zu deren Ressort die Staatszeitung gehörte, in ihrer Selbständigkeit geachtete Redaction hatte. Aufmerksamen Lesern ist gewiß auch nicht entgangen, daß sich unsere Zeitschrift die Unabhängigkeit in der Auswahl ihrer Stoffe wie in der Beurtheilung literarischer Erscheinungen stets zu bewahren wußte. Dieselbe hat zwar eine bestimmte, auf das Prinzip des ruhigen Fortschritts gegründete Haltung nie aufgegeben, eine Haltung, die sie auch unter veränderten Umständen stets zeigen wird, aber unverrückt war ihr Blick dabei vorwärts gerichtet, unverrückt einem höheren Ziele zugewandt, wie dies auch der Charakter des Landes ist, dem unsere Zeitschrift angehört und dessen deutscheste Gesinnungen zu theilen sie ungeachtet ihrer vielen Beschäftigungen mit außerdeutschen Gegenständen niemals aufgehört hat.

Es geht uns in dieser Hinsicht wie jenen Reisenden, die in fremden Ländern nur die Heimat desto mehr lieben lernen, die, wie empfänglich sie auch für alle überraschende Eindrücke des Auslandes sind, doch durch diese dem viel tiefer eingeprägten Gefühl der Sehnsucht, mit welcher sie nach dem eigenen Vaterlande zurückkehren, keinen Abbruch thun lassen. Die Warte, auf der unsere Beobachtungen im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen angestellt werden, steht auf deutschem Boden, und aus deutschem Glase sind ihre Instrumente geschliffen. Wäre dies nicht der Fall, fühlten wir nicht bei jeder Zeile, daß wir in Deutschland und für Deutsche schrieben, so würde unser Blatt nur ein in deutscher Sprache erscheinendes französisches, englisches, russisches, italiänisches Journal seyn, wie es deren in der That nicht bloß in Frankreich, England, Rußland und Italien, sondern auch in Deutschland selbst giebt. Denn ein großer Theil unserer Zeitungen, die neben den Auszügen aus französischen, englischen und anderen Blättern sich auch noch lange und breite Korrespondenzen aus Paris, London u. s. w. kommen lassen, worin im Grunde nur das wiedergekäut wird, was für die dortigen Zeitungen angerichtet worden, verleugnet gewissermaßen den Boden, auf dem sie stehen, die Luft, von der sie umweht sind. Statt das Inland zum Mittelpunkte ihrer Gedanken zu machen, statt von diesem aus die Ereignisse der Welt zu betrachten und dieselben, so interessant und wichtig sie auch seyn mögen, doch hauptsächlich in denjenigen Beziehungen aufzufassen und darzustellen, die sie zum Vaterlande haben, das unter allen Umständen der interessanteste und wichtigste Punkt des Erdballs für uns bleiben muß, werden jene Ereignisse vielmehr als das Hauptthema der Zeitung angesehen, an welches sich die blassen und mageren Berichte über das Inland, oder klatschhafte und kleinstädtische Korrespondenz-Nachrichten aus den deutschen Residenzen X und Y als Folie reihen, die nur dazu dient, das Bild der Fremde um so glänzender erscheinen zu lassen.

Zur Entschuldigung eines solchen Verfahrens wird zwar gewöhnlich angeführt, daß Deutschland kein eigenes politisches Leben besitze und dieses darum im Ausland aufsuche. Aber das ist gerade so wahr, als wenn gesagt würde, Deutschland besitze kein geistiges oder kein Leben überhaupt. Der Kampf der Parteien, wie er sich etwa in Spanien und Irland oder in Frankreich, England und Griechenland darstellt, ist wohl das Symptom einer politischen Krankheit, nicht aber, wie Viele zu glauben scheinen, das einzige Zeichen politischen Lebens. Dasselbe pulsirt vielmehr in allen Herzen, die ein warmes Gefühl für die große menschliche Gemeinschaft haben, der sie angehören; es offenbart sich in allen Köpfen, die ihr Auge auch den leisesten Bewegungen der Zeit nicht verschließen, und es regt sich in allen Geistern, die von dem Wunsche beseelt sind, daß ihr Vaterland und dessen Fürsten keinem anderen Lande und keinem anderen Fürsten der Welt an Macht und Ansehen nachstehen mögen. Versuchen wir es nur, mit einem solchen Herzen, einem solchen Kopfe und einem solchen Geist eine deutsche Zeitung zu redigiren, und nicht nur diese wird dann vom politischen Leben des eigenen Landes durchdrungen seyn, sondern auch unsere Leser werden dann alle Ereignisse der Welt von einem nationalen Standpunkte und nicht in dem durch die Brillengläser des Auslandes gefärbten Lichte wahrnehmen.

In unserem „Magazin" haben wir es freilich weniger mit dem politischen, als mit dem literarischen und sozialen Völkerleben zu thun, aber ganz ist weder das eine noch das andere von der Politik zu trennen und fernzuhalten. Wir haben uns stets bemüht und werden uns auch ferner bemühen, solche Stoffe zu behandeln, die der Geschichte der Gegenwart angehören und ihr nächstes Interesse auf sich ziehen. Zu diesen gehören natürlich auch die sozialistischen und kommunistischen Bewegungen, die jetzt unter den niederen Klassen eines großen Theiles von Europa stattfinden — Bewegungen, die ein gänzlich verfehltes, die Menschheit erniedrigendes und auf den rohesten Kulturzustand zurückführendes Ziel haben, die jedoch nach ihren Ursachen, wie nach den mit den Mängeln unserer Gesetzgebung zusammenhangenden wahren Bedürfnissen des Arbeiters und des Handwerkers erforscht seyn wollen, damit ihnen diejenige Richtung gegeben werden kann, welche, während dadurch die Zustände jener Klassen verbessert werden, zugleich ein Fortschritt auf der großen Stufenleiter zur Erziehung des Menschengeschlechtes ist. *) Wir dürften daher auch im Laufe dieses Jahres oft Gelegenheit nehmen, auf das Treiben der Chartisten in England, der Repealer in Irland, der Rebeccaiten in Wäles, der Kommunisten in Frankreich und in der Schweiz, so wie der Sozialisten in Nordamerika, zurückzukommen. Allerdings hat es mit der gefährlichen Seite dieses Treibens noch keine Noth; denn die auf einer vielhundertjährigen Bildungsgeschichte beruhende öffentliche Meinung der europäischen Nationen ist zu stark und zu mächtig, als daß sie sich ihre religiösen, philosophischen und sozialen Begriffe durch einen Haufen, wiewohl unglücklicher, doch in den unklarsten und absurdesten Ideen befangener Menschen könnte rauben lassen. Wie heftig aber gleichwohl da, wo die politischen Zustände des Landes sie begünstigen, die Ausbrüche jener im Innern der Gesellschaft gährenden vulkanischen Thätigkeit seyn können, das beweisen uns einzelne Vorgänge in Spanien und besonders die Aufstände in Barcelona, wo die größtentheils aus Fabrikarbeitern und Handwerkern bestehenden Nationalmilizen stets von neuem sich erhoben, um den Kanonen von Montjouy, der spanischen Armee und den Cortes zugleich Trotz zu bieten. Freilich hat auch dort die Macht der Intelligenz über die rohe Gewalt endlich den Sieg davongetragen, aber der Kampf scheint noch nicht zu Ende zu seyn. Ja, in Spanien, diesem jüngsten Kinde der europäischen Staatsreformen, kommt vielleicht die Frage der Zeit, welchergestalt der wachsenden, eben so unentbehrlichen als bedrohlichen Fabrikthätigkeit und dem Pauperismus gegenüber die Gesellschaft in ihren Grundfesten zu erhalten sey, zuerst zur Entscheidung.

*) Wir erfahren so eben, daß über diesen interessanten Gegenstand Herr Dr. Theodor Mundt öffentliche — auch Damen zugängliche — Vorlesungen halten werde, die vom 12. d. M. ab an jedem Freitag Nachmittage von 3—6 Uhr im Jagor'schen Saale stattfinden.

Digitized by Google

Wir werden darum auch den Erscheinungen dieses Landes ein aufmerksames Auge schenken.

Und so möge denn unsere Zeitschrift von neuem der Gunst des Publikums empfohlen seyn. Wir bedürfen solcher Gunst um so mehr, als der Redacteur dieses Blattes mit dem Verhältnisse, in welchem er lange Zeit zu einem anderen Journal gestanden, zugleich diejenigen Emolumente verloren, die es ihm ziemlich gleichgültig machen konnten, ob das „Magazin" außer seinen Kosten einen Ueberschuß liefere oder nicht; ja, um auch nur die Kosten unserer Zeitschrift zu decken, bedarf es einer zahlreichen Theilnahme des Publikums. J. L.

Frankreich.

George Sand als Historiker.

Wir glauben, unsere Leser und noch mehr unsere Leserinnen werden es uns danken, wenn wir ihnen Gelegenheit geben, George Sand auf einem neuen Felde kennen zu lernen. Es liegt uns nämlich eine kleine Schrift vor, welche die erste historische Studie dieses merkwürdigen weiblichen Autors enthält und als solche wohl Anspruch auf die Bedeutung einer literarischen Kuriosität machen kann; es ist die Geschichte Ziska's, und wir theilen hier zu näherem Verständniß vorläufig einige Worte aus der Einleitung mit:

„Als ich die Begebenheiten niederschrieb, die ich unter den Titeln „Consuelo" und „die Gräfin von Rudolstadt" herausgegeben, lernte ich Böhmens Geschichte näher kennen, während ich die Spuren meiner Heldin durch dieselbe verfolgte, und ich fühlte mich angezogen und überrascht von der antiken Tapferkeit des Johann Ziska und seiner Gefährten. Ich machte mir damals viele Notizen, die ich jetzt dem Leser gedruckt übergebe mit der Bitte, dieses Büchlein weder für Roman noch für Geschichte zu halten, sondern für einen einfachen Bericht über wahre Thatsachen, deren Bedeutung und Wichtigkeit ich mehr mit dem Gefühl zu ergründen gesucht, als mit Hülfe weitläuftiger Gelehrsamkeit. Die Leute, welche Romane lesen, wollen in der Regel nicht gelehrter seyn als die, welche sie schreiben. So kam es denn, daß mich mehrere Damen ganz unschuldig fragten, wo denn der Graf Albert von Rudolstadt den Ziska aufgefischt hätte, und ob Ziska eine erdichtete oder eine historische Person sey? Weit entfernt, diese heilige Unwissenheit zu verachten, bin ich vielmehr sehr erfreut, meinen geduldigen Leserinnen das Wenige mitzutheilen, was ich selbst über diesen Gegenstand gelesen und gelernt habe. Mein Bericht beginnt mit dem Ende des berühmten und berüchtigten Konziliums zu Kostnitz, wo die Scheiterhaufen von Huß und Hieronymus von Prag einige Zerstreuung für die Langeweile der würdigen Väter und Prälaten mit sich brachten, die in der gelehrten Versammlung thronten. Man wird sich erinnern, daß es sich darum handelte, einen Papst statt zweier zu ernennen, die sich auf eine anstößige Weise um die Herrschaft des geistlichen Reichs stritten; man disputirte so lange, bis man statt zwei gar drei Päpste hatte *) .....

„Die Kirche jener Zeit sah ihr Regiment von den unruhigen Völkern gering geachtet und mochte wohl das Bedürfniß einer kleinen Rache in sich fühlen. Der große Theologe Johannes Gerson kam von Paris nach Kostnitz, um ein Verdammungsurtheil gegen einen seiner Kollegen zu erwirken, Jean Petit, der den Tyrannenmord vertheidigt hatte. Gerson wollte die Ehre der Universität von Paris retten und die gotteslästerlichen Lehren jenes Blut-Anwalts brandmarken, aber er erlangte keine Gerechtigkeit; um seine Entrüstung an Jemand anders auszulassen, erhitzte er sich für die Verdammung von Huß, den Doktor der Universität Prag, den Theologen Böhmens, den Vertreter der religiösen Freiheiten, die seit Jahrhunderten von den Böhmen gefordert waren. In der That war es ein seltsamer Widerspruch, den Gerson sich zu Schulden kommen ließ, er verdammte das Blutvergießen eines Tyrannen und überantwortete einen redlichen Mann dem Flammentod, bloß wegen einer abweichenden Meinung. **) Aber so war die Moral jener Zeit beschaffen, und man muß ohne zu großen Abscheu muthig das Schauspiel der schrecklichen Krankheiten betrachten, die der Entwickelungsreife der Intelligenz vorausgingen; sonst wird man nie die Geschichte begreifen und wird schon bei der ersten Seite ihre Bücher, die mit Blut geschrieben sind, zumachen. Darum, meine lieben Leserinnen, keine Schwäche gezeigt, und bedenkt, ehe Ihr das düstere Bild Ziska's betrachtet, daß im funfzehnten Jahrhundert, um nur von diesem zu reden, Könige, Päpste, Bischöfe und Fürsten, Volk und Soldaten, Barone und Bürger, alle zusammen Blut vergossen wie wir heutzutage Dinte; das Leben eines Menschen wog so wenig in der Hand seines Gleichen, daß man es kaum der Rede werth hielt.

„Darf man deshalb behaupten, daß das Gefühl für Wahrheit, der Begriff des Rechten den Menschen jener Zeit fremd gewesen sey? Wenn man das Ganze betrachtet, möchte man mit Ja antworten, aber wenn man auf das Einzelne eingeht, so erkennt man in der göttlichen Schöpfung, welche man Menschheit nennt, doch den immerwährenden Kampf der Wahrheit gegen die Lüge, des Rechts gegen das Unrecht. Die Verbrechen, obwohl zahllos, bleiben doch nicht unbeachtet. Die Zeitgenossen, welche uns den grausigen Bericht davon aufbewahrt, klagen wohl mit Parteilichkeit, aber auch mit Energie. Jeder beweint seine Parteigänger und seine Freunde, Jeder verdammt und verklagt die Unthaten des Anderen; aber Jeder rächt sich. Die Wiedervergeltung scheint ein heiliges Recht zu seyn bei jenen verwilderten Christen, die nicht an die irdische Wohlthat der Barmherzigkeit glaubten. Man streitet sich heftig über die Gerechtigkeit der Sache und bekümmert sich nicht um die der Mittel, dieser Begriff scheint noch gar nicht zu existiren. Die Philosophie, welche das achtzehnte Jahrhundert unter dem Namen der Toleranz gepredigt hat, ist das Panier, worunter die katholischen Gemüther zur christlichen Barmherzigkeit geführt werden. — So herrschte also im funfzehnten Jahrhundert Krieg und überall Krieg. Im Kriege liegt die unausbleibliche Entwickelung der gesellschaftlichen Einheit und der religiösen Erziehung. Um der Barbarei zu entgehen, muß unser Geschlecht mit allen Mitteln der Barbarei kämpfen. Kampf oder Tod, blutiges Ringen oder Nichts, so steht die Frage unumstößlich; wer dies nicht zugesteht, kann in der Geschichte der Menschheit nur tiefe Nacht, in dem Werke der Vorsehung nur Lüge und Laune sehen. Ich mußte auf diese Wahrheit, obwohl sie fast schon eine abgegriffene ist, dringen, ehe ich meine Leserinnen auf die rauchenden Kampfplätze Böhmens führen konnte." . . .

Augenscheinlich hat George Sand die lebhafteste Sympathie gefühlt für die blutige Geschichte Ziska's, des Böhmenhelden, von dem Nikolaus Lenau, jetzt einer der echtesten Dichter Deutschlands, so schön und charakteristisch singt:

„Dunkelt auch um Ziska's Körper tiefe schauerliche Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste leicht sein wildes Kind, die Schlacht."

Die tragisch-melancholische Erscheinung des blinden Kriegers, voll von der Poesie der Kraft und der Leidenschaft, hat hinreißend auf George Sand eingewirkt; sie macht Ziska's Sache zu der ihrigen und schreibt mit feurigem Griffel die Blätter aus den Büchern der Geschichte ab, welche bezeugen sollen, daß damals schon der Gedanke als Zweifel verketzert wurde, daß die christliche Liebe sich in Haß und Brudermord verwandelte und Geistesdunkelheit von dem Fanatismus gepredigt ward. Bei der gesteigerten Theilnahme, die der merkwürdigen Frau gezollt wird, ist es unstreitig besonders anziehend, ihr Kapitel über Ketzerei zu lesen; sie, die selbst so oft verketzert worden, schöpft dabei gewiß aus tiefen, innerlichen Quellen. Wir übertragen ihre Worte, ohne uns übrigens in irgend einer Weise dafür oder dawider zu erklären, wie sie selbst sie in regelloser Eingebung hingestellt hat.

„Wenn ich Geschichte für ernste Männer (deren es heutzutage jedoch sehr wenige giebt) statt für schwache Frauen schriebe, so müßte ich nothwendig hier eine Geschichte der Ketzerei versuchen; bis zu ihrer Wiege zurückgehen, hieße nichts Anderes, als bei der Wiege der Kirche überhaupt anfangen. Das würde etwas schwer und etwas langweilig seyn, darum beruhigen Sie sich, meine Damen, ich weiß, für wen ich schreibe, und werde Ihnen in ein Paar Worte alles zusammenfassen, was ich selbst gelesen habe; es ist dies um so leichter, als in dieser Hinsicht eigentlich die Geschichte gar nicht existirt, sie ist noch nicht fertig. Nichts ist unklarer, schwankender, als die Gewißheit mancher Thatsachen der Vergangenheit; vielleicht sollte man sich mehr damit beschäftigen, die eigentlich ideelle Thatsache aufzusuchen. Wenn man mehr an die moralischen Ursachen der Ereignisse dächte, so würde man ihren Gang leichter erklären können; wenn man das Studium der Geschichte mit mehr Gefühl betriebe, so glaube ich, man würde viele Dinge errathen, die man niemals durch bloße Gelehrsamkeit behaupten kann. Die Geschichte des menschlichen Gedankens errathen, darauf sind wir recht eigentlich angewiesen in dieser Zeit des Zweifels nach so viel Jahrhunderten der Heuchelei. Was sage ich! der Zweifel und die Heuchelei gehören allen Zeiten an, und die Geschichte, besonders die Religions-Geschichte, ist fast immer unter dem Einfluß des einen oder der anderen geschrieben. Die Kirche hat früher allein und am besten Geschichte geschrieben, sie war gezwungen, es zu thun, je nachdem ihre Interessen, ihre Befürchtungen und ihre Abneigungen es erheischten. Die Herrscher haben Geschichte schreiben lassen, und die Herrscher thaten wie die Kirche. Da nun die weltliche und die geistliche Macht sich immer feindselig gegenüberstanden, so entsteht natürlich schon eine große Verschiedenheit zwischen den Geschichtschreibern beider Parteien. Alsdann haben die Philosophen und die Ketzer Geschichte geschrieben: Abneigung und Bitterkeit gegen die herrschende Macht, Furcht und Neid gegen die verschiedenen Sekten und Philosophen erzeugten neue Widersprüche! Wo soll man die Wahrheit der Geschichte finden inmitten dieser Spaltungen? Ich sage Euch, es giebt keine Geschichte, was auch die Pedanten davon denken mögen. . . . Wie, sollten sie mehr wissen? Bedenkt doch, in der Geschichte der Ketzerei liegt eine große Hälfte der Geistesgeschichte der Menschheit, eine ganze Hälfte, die von der anderen Hälfte unterdrückt ward, weil man sie fürchtete. Könnte ich Euch nur verständlich machen, um was es sich hier handelt, Ihr würdet einsehen lernen, daß die Ketzerei eben sowohl unsere geistige Mutter ist, als die heilige Kirche. Die letztere hat uns getauft, wir haben ihr gebeichtet, sie hat uns freigesprochen und geleitet von Jahrhundert zu Jahrhundert, die andere hat unser Herz bearbeitet, unseren Geist durchglüht, sie hat uns gequält, begeistert, vorwärts gestoßen von Jahrhundert zu Jahrhundert durch ihre geheimnißvolle, immer unterdrückte, aber immer beredsame Stimme: de profundis clamavi ad te! Das ist ein ewiger Schmerzensschrei der Ketzerei, der aus den Gefängnissen, von den Scheiterhaufen herab, aus den Gräbern lebendig hervorruft! — O, Ihr Frauen, wenn ich bedenke, daß ich für Euch schreibe, schlägt mein Herz höher, denn ich habe niemals gezweifelt, daß trotz Eurer Laster, Eurer Verkehrtheiten, Eurer thörichten Faulheit, Eurer albernen Gefallsucht, Eurer kindischen Eitelkeit, es noch einen Grund von Reinheit, Begeisterung, Kindlichkeit, Erhabenheit und Großmuth in Euch gäbe, den die Männer längst verloren oder nie besessen! Ihr seyd schöne Kinder; Euer Kopf ist schwach, Eure Erziehung ist elend, Euer Urtheil, Euer Gedächtniß, Eure Fähigkeiten sind nichtig. Es ist nicht Eure Schuld! aber Gott hat gestattet, daß Euer Herz inmitten der Unthätigkeit Eures Geistes sich freier als das der Männer entwickelte, daß ihr das heilige Feuer der Liebe bewahrtet, und die Schätze der

*) Hier folgt eine zu sehr ins Schwarze gemalte Sittenschilderung der damaligen höheren Geistlichkeit. D. Uebers.

**) War es Ueberdruß an seinen Geschäften oder Gewissensbisse, kurz Gerson ging ins Kloster, wo er die Nachfolge Christi und eine Vertheidigung der Jungfrau von Orleans schrieb. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Hingebung, den rührenden Reiz der romantiſchen Unheilbarkeit, der blinden Uneigennützigkeit! Deshalb, Ihr armen Frauen, Ihr edlen Geſchöpfe, welche zu entwürdigen dem Manne nicht gelungen iſt, deshalb muß Euch die Geſchichte der Ketzer um ſo mehr intereſſiren und rühren, denn Ihr ſeyd alle ihre Kinder, Ihr ſeyd alle Ketzer, Ihr alle proteſtirt in Eurem Herzen — ohne Erfolg! Wie die Stimme der proteſtantiſchen Kirche aller Zeiten, wird Eure Stimme unterdrückt von der öffentlichen Kirche der Meinung. Ihr ſeyd alle von Natur und Nothwendigkeit Schüler des heiligen Johannes, des heiligen Franziskus und der anderen großen Apoſtel des Ideals. Ihr ſeyd alle arm, nach Art der ewigen Armuth des Evangeliums, denn nach dem Geſetz der Ehe und der Familie könnt Ihr nicht beſitzen! und dieſem Mangel an zeitlicher Macht und Thätigkeit verdankt Ihr Eure idealiſtiſche Richtung, die Macht Eurer Empfindung, den Aufſchwung der Entſagung, die aus Euren Seelen die letzten Heiligthümer der Wahrheit, die einzigen Altäre für die Opfer machen. Ich will deshalb verſuchen, Euch die Geſchichte der Ketzerei vom Standpunkte des Gefühls zu erklären, denn das Gefühl iſt die Eingangspforte zu Eurem Verſtande. Ihr wißt doch, daß ſich heutzutage ein großer Kampf entſponnen hat zwiſchen den Reichen und den Armen, zwiſchen den Klugen und den Einfältigen, zwiſchen der großen Maſſe, welche noch ſchwach iſt aus Unwiſſenheit, und der kleinen Anzahl, die ſie durch Liſt und Gewalt ausbeutet. Ihr wißt, daß inmitten dieſes Kampfes, deſſen Fortſetzung gegen Gottes Abſichten ſtreiten würde, ſich tiefe, wichtige Gedanken erhoben; daß dieſe unter allen Formen ſich zeigen, ſelbſt in denen von Irrthum und Tollheit. Ihr wißt endlich, daß ſich tauſend philoſophiſche Syſteme in das Reich der Geiſter theilen. Ihr habt von den Philoſophemen gehört, welche die franzöſiſchen Revolutionen gemacht haben, von den Jakobinern, der Bergpartei, den Girondiſten, den Dantoniſten ꝛc. Seit funfzehn Jahren habt Ihr neue Sekten ihre Banner erheben ſehen, neue Ideen, oder vielmehr dieſelben Ideen, welche neue Formen annahmen, wie bei den St. Simoniſten, den Fourieriſten, den Kommuniſten von Lyon und den Chartiſten von England. Der Grund aller dieſer philoſophiſchen Sekten, aller dieſer Volksbewegungen iſt das Streben nach Gleichheit, der Kampf des Armen gegen den Reichen, der Einfalt gegen die Schlauheit, des Weibes gegen den Mann ... Nun könnt Ihr nicht wohl glauben, daß dies etwas ſo durchaus Neues ſey, daß der menſchliche Geiſt zum erſten Male ſeit funfzig Jahren alle dieſe Aeußerungen erzeugt habe. Das hieße vorausſetzen, das Menſchengeſchlecht habe erſt ſeit funfzig Jahren begonnen zu leben und ſich Rechenſchaft über ſeine Rechte und ſeine Bedürfniſſe abzulegen. Freilich, wenn Ihr in der Geſchichte nachſucht, ſo findet Ihr nur unklare, verwirrte und zerſtörte Spuren jenes Fortſchreitens, das bis zu den jetzigen Bewegungen uns führte. Die neueren Geſchichtſchreiber erſchraken theils vor der Menge von Sekten, vor der Dunkelheit ihrer Lehren, welche durch die Lügen-Berichte der Inquiſition und durch die Flammen-Zerſtörung ihrer Dokumente entſtanden war, theils verachteten ſie die ganze Aufgabe, deren Zuſammenhang mit der jetzigen Zeit ſie entweder nicht glaubten, oder für den ſie ſich nicht intereſſirten. Mit den älteren Hiſtorikern hat es jedoch eine andere Bewandtniß; es giebt Jahrhunderte voll der merkwürdigſten Thatſachen und Ideen, von denen nichts übrig geblieben iſt als Todesurtheile und Scheiterhaufen. Während dieſer Jahrhunderte vertilgte die Kirche Individuen und Ideen: Lehrer und Schüler, Männer und Schriften, Alles mußte verbrannt werden. Die wichtigſten Dokumente jener Zeitalter der Aufwallung und des Wortkampfes ſind unrettbar verloren gegangen .... Dieſe verfolgten, unterdrückten Jahrhunderte umſchließen die ganze Dauer des Chriſtenthums bis zu dem Kriege der Huſſiten. Von da an wird die Geſchichte klarer, denn die religiöſen Revolutionen bildeten ſich endlich zu bürgerlichen Kriegen aus; die Streitfragen nahmen keine myſtiſchen Formen mehr an, ſie wurden zu politiſchen Artikeln. Bald darauf erhob ſich Luther's Reformationswerk; mit dem großen Religionskrieg entſtand die Schöpfung einer neuen Kirche, die ſich den Bannſtrahlen der alten zu entziehen wußte und die die Denkmäler ihrer hiſtoriſchen Handlungen aufbewahrte; endlich neutraliſirte die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Wirkſamkeit der Scheiterhaufen. Man ſollte denken, daß die neue Kirche Luther's, durchdrungen von Liebe und Ehrfurcht für die muthvolle und ausdauernde Ketzerei, die ihr vorausgegangen und ſie gleichſam geboren hatte, alle ihre Kräfte angewendet haben würde, um dieſe Geſchichte ihrer Vergangenheit feſtzuſtellen, um ihren Stammbaum und ihre Rechte zu beweiſen. Sie war den Ereigniſſen noch nicht ſo fern gerückt, um durch die Ueberlieferung den Faden wieder anzuknüpfen, wenn auch die Schriften durch die römiſche Kirche zerſtört waren. Indeſſen unterließ ſie es; ſie war zu ſehr mit ihrer Begründung beſchäftigt und mit dem Kampf der Gegenwart; auch muß eingeſtanden werden, daß ihre Gelehrten und ihre Geſchichtſchreiber nicht Muth genug beſaßen und mit Schrecken zurückwichen vor der Aufgabe der Vergangenheit. Dieſe Vergangenheit war erfüllt von Uebertreibung und Wahnſinn. Ich habe ſchon früher geſagt, es war eine Zeit der Gewalt; die Huſſiten ſagten in ihrem Kraftſtyl: „Es iſt jetzt die Zeit des Eifers und der Wuth“; ſpäterhin werde ich zeigen, warum ſie ſich für die Vollſtrecker des göttlichen Zorns hielten ... Die eifrigen Diener, die koſtbaren Werkzeuge der Religion, wenn ſie auch bald der Kirche gefährlich werden, ſind die Männer voll Gefühl, Begeiſterung, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Liebe; ſie vertreten jenen Theil der menſchlichen Natur, die danach ſtrebt, die echte Lehre des Chriſtenthums, das Geſetz der Bruderliebe auf Erden geltend zu machen. Die Uebertreibungen des Enthuſiasmus vergehen jedoch ſchnell wie Rauch; im Huſſitenkriege haben ſie eine große Rolle geſpielt, darum deute ich ſchon hier darauf hin .... Die Geſchichte aller der verſchiedenen Sekten, der Wikleſiſten, der Huſſiten, der Albigenſer ꝛc. iſt immer nur eine und dieſelbe, die Ketzerei der Vergangenheit, der Kommunismus der Gegenwart iſt nichts Anderes, als der Aufſchrei der leeren Eingeweide und der troſtleeren Herzen, die nach der rechten Erkenntniß rufen; die Aufgabe der Religion und der Philoſophie, das ſchreckliche Räthſel, welches ſeit Jahrhunderten über unſerem Haupte ſchwebt. Die Ketzerei iſt eigentlich die Geſchichte des Johannismus, d. h. die Anwendung und Erklärung des Bruder-Evangeliums des heiligen Johannes. Es iſt die Lehre des ewigen Evangeliums und der Religion des heiligen Geiſtes, die das ganze Mittelalter erfüllte und die der Schlüſſel iſt zu allen Bewegungen und Geheimniſſen deſſelben.“

Wir brechen hier ab, da wir genugſam gezeigt zu haben glauben, welche Bahn George Sand mit Rieſenſchritten betreten; das Zuſammentreffen auf dieſer Bahn mit Rahel und neuerdings auch mit den Beſtrebungen Bettina's iſt ein intereſſanter Beweis für die Gleichartigkeit des weiblichen Genies. Wünſche, Gedanken und Irrthümer ſind bei allen dreien faſt dieſelben. Eine weitere Parallele behalten wir uns noch vor, da ſie für diesmal die vorgeſchriebenen Gränzen überſchreiten würde. F. v. H.

St. Helena.

Vierundzwanzig Stunden auf St. Helena im Jahre 1843.

Von einem deutſchen Reiſenden.

Am 7. Auguſt 1843 hatten wir in der „Malvina“ Batavia verlaſſen, und am 29. September Morgens entdeckte das ſuchende Auge unſeres Capitains am äußerſten Horizont zuerſt den dunkeln Streifen Land, das nächſte Ziel unſerer Reiſe, die Inſel St. Helena. — Man muß 50 Tage auf See geweſen ſeyn und ringsum Nichts als die blaue Waſſermaſſe und das unendliche Himmelsgewölbe geſehen haben, um das Gefühl zu kennen, welches den Paſſagier ergreift, wenn ſich ihm plötzlich die Ausſicht eröffnet, in wenigen Stunden wieder feſten Grund unter ſich zu fühlen, Landluft zu athmen und wieder andere Menſchen zu ſehen, als die wenigen, auf welche er Monate lang in dem engen Raum eines Schiffes beſchränkt geweſen iſt.

Allmälig hebt ſich jener kleine dunkle Streifen mehr aus dem Waſſer — einige Stunden vergehen, und ſchon kann man mit dem ſcharfen Fernrohr einen allgemeinen Ueberblick der Inſel bekommen und Berge und Thäler unterſcheiden.

Gegen 4 Uhr Nachmittags waren wir ganz nahe. — Ich hätte darauf wetten mögen, daß ich das Land mit einem Steinwurf würde erreichen können, und dennoch verſicherte mir der Capitain, daß wir noch beinahe eine engliſche Meile davon entfernt ſeyen. So täuſcht ſich das weniger geübte Auge des Paſſagiers in der Berechnung der Entfernung auf der See.

St. Helena iſt ein großer, gigantiſcher Felſenblock — eine einzige große Klippe. An allen Seiten fallen ſchwarze Felſenwände beinahe ſenkrecht auf den Spiegel der See hinab, die ſich in rauſchender Brandung daran bricht. Auf den höchſten Punkten der Inſel erblickt man kleine Wachthäuſer und Signalſtöcke, die mit einander korreſpondiren und jedes Segel, welches ſich in dem Umkreis von 30 Seemeilen ſehen läßt (denn ſo weit erſtreckt ſich die Ausſicht an heiteren Tagen in die See hinein), mit unglaublicher Schnelligkeit nach der Hauptſtadt Jamestown ſignaliſiren. Hier und dort hängen kleine Forts wie Schwalbenneſter an den kahlen Felſenwänden, und überall, wo das Ufer ſich nach der See hin abflacht und ſo eine Landung bewerkſtelligt werden könnte, drohen Baſtionen und wohlgerichtete Kanonen.

Alle dieſe Befeſtigungen und Signalpoſten ſind während Napoleon's Gefangenſchaft auf dieſer Inſel entſtanden — Hunderte von ſpähenden Augen waren während dieſer Zeit auf allen hohen Punkten der Inſel vertheilt, um jedes Segel, welches ſichtbar ward, zu beobachten. Wie unendlich ſchwer es unter ſo bewandten Umſtänden geweſen ſeyn muß, einen Verſuch zur Befreiung des Kaiſers mit Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg zu machen (wenn je einer gemacht ward), beweiſt außer den erwähnten Vorſichtsmaßregeln auch noch folgende Thatſache, welche uns in Jamestown von einem Augenzeugen erzählt wurde.

Der Gouverneur der Inſel, welcher ſich von der Art und Weiſe überzeugen wollte, womit die verſchiedenen Signalpoſten ihre Pflicht erfüllten, hatte zu dieſem Endzweck einem engliſchen Linienſchiff Befehl gegeben, den Verſuch zu machen, ob es ihm möglich ſeyn würde, während der Nacht unbemerkt auf die Rhede von Jamestown zu gelangen. Der Kommandant des Schiffes wählte dazu eine ſtockfinſtere Nacht und näherte ſich, von allen Signalpoſten unbemerkt, der Inſel auf Kanonenſchußweite. Eben war er beſchäftigt, ſich in tiefſter Stille und mit gekürzten Segeln längs der hohen Felswände auf die Rhede zu ſchleichen, als er von der Schildwacht eines Forts bemerkt ward. Im Nu war der Alarm geſchlagen, und ehe man an Bord des Schiffes Zeit hatte, ſich als Freund zu erkennen zu geben oder das Weite zu ſuchen, hatten einige wohlgerichtete Kanonenſchüſſe das Schiff bereits zwiſchen Wind und Waſſer ſo gut getroffen, daß man während der ganzen Nacht mit den Pumpen arbeiten mußte, um es über Waſſer halten zu können.

Die Stadt Jamestown liegt auf der Weſtſeite der Inſel. — Da wir gerade von Oſten herankamen, ſo mußten wir einen Theil der Inſel umſegeln und bekamen auf dieſe Art eine ziemlich ausgedehnte Strecke der Küſte zu ſehen. Sie bietet beinahe überall denſelben Anblick. Steile Felſenmaſſen, in denen die Brandung hier und da grottenähnliche Löcher geſpült hat, und ſtarre Klippen.

Endlich näherten wir uns der Stadt Jamestown. Der Anblick ward allmälig etwas freundlicher. Bei einer plötzlichen Wendung des Schiffes um

Digitized by Google

einen Felsenvorsprung erblickten wir zuerst die Rhede von Jamestown. Hier lagen zufällig nur wenige Schiffe vor Anker, ein französisches Kriegsschiff, zwei englische Kauffahrer und ein Holländer, zu denen sich jetzt unsere „Malvina", ein Hamburger, gesellte. — Gewöhnlich ist die Rhede von Jamestown sehr belebt, und Schiffe aller Nationen wiegen sich dort vor ihren Ankern. St. Helena ist der Ort, welchen beinahe ohne Ausnahme alle von Indien nach Europa zurückkehrenden Schiffe anlaufen, um einen frischen Wasservorrath und Lebensmittel an Bord zu nehmen. Außerdem besuchen es viele Wallfischfänger und Kriegsschiffe aller Nationen.

Die Gegend, längs welcher wir jetzt langsam vorbeiglitten, um auf die Rhede zu gelangen, hat zwar noch immer einen wilden Charakter, aber doch nicht mehr ganz in dem Grade, wie die vorhergehenden. Die Berge flachen sich hier allmälig nach dem Strande hin ab. Die zwischenliegenden Schluchten sind mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, und selbst ein einzelnes freundliches Landhaus begrüßt von einer der Anhöhen das Auge des Fremdlings. — Die Stadt Jamestown liegt in einer tiefen, von zwei schroffen Bergen gebildeten Schlucht, die so schmal ist, daß nur eine Straße in ihr Platz findet; sie breitet sich jedoch allmälig weiter aus und zieht sich beinahe eine englische Meile weit, langsam höher steigend, die Anhöhe hinauf. Die beiden Felsenwände, in deren Mitte die Stadt eingeklemmt liegt, springen bis an die See vor und fallen hier ganz senkrecht hinab. Beide sind stark befestigt. Der Gipfel der zur Rechten liegenden wird durch ein starkes Fort vertheidigt, dessen Kanonen die ganze Rhede und die Stadt bestreichen. Auch die linke Seite ist nicht weniger stark; verschiedene kleinere Bastionen und Forts ziehen sich, bald höher, bald dem Strande näher liegend, längs derselben hin.

Kaum hatten wir die Rhede erreicht und Anker geworfen, als sich bereits zwei Böte vom Lande her näherten. Das vordere, an dessen Spitze eine gelbe Quarantaine-Flagge weht, bringt den Gouvernements-Arzt an Bord, welcher sich erst von dem Gesundheitszustande der Schiffsmannschaft überzeugen soll, ehe irgend ein Schiff mit dem Lande in Verbindung treten kann. In wenig Minuten lag das Boot auf Seite. Ein junger Gentleman legte die Hand an die Strickleiter, um an Bord zu steigen.

„Good day to you, Captain! Where do you come from?" war seine erste Frage, noch ehe er den Fuß auf die Leiter setzte.

„Thank you, Sir! from Batavia!" antwortete unser Capitain.

„How many days have you been out?"

„Fifty three days, Sir."

„Fifty three days! a splendid passage! is everything well on board?"

„Yes, Sir! all well!"

Der junge Mann sprang die Treppe hinauf. In wenig Augenblicken waren die nöthigen Formalitäten beseitigt, und eine weiße Flagge (bei uns jedoch, in Ermangelung einer solchen, ein weißes Tischtuch) wehte vom großen Mast, zum Zeichen, daß wir Erlaubniß hatten, mit dem Lande in Verbindung zu treten.

Jetzt näherte sich auch das zweite Boot. Es brachte zwei junge Leute an Bord, Commis in Geschäften zweier hiesiger Kaufleute, welche dem Capitain im Auftrage ihrer Herren die Karten derselben überreichten, in der Hoffnung, die Lieferung von Proviant ꝛc. an unser Schiff zu erhalten. Unser Capitain wählte die Adresse des Herrn S. Salomon, des angesehensten und reichsten Mannes auf St. Helena.

Wir machten von dem Anerbieten dieser Herren, mit ihnen an Land zu fahren, Gebrauch.

Der Eingang zur Stadt wird durch drei halbrunde, gut mit Kanonen und Mörsern ausgestattete Batterieen vertheidigt, zwischen denen einige Schildwachen in rothen Uniformen auf und nieder spazieren. Man tritt durch ein großes Thor und hat eine breite und steinhart gepflasterte Straße vor sich, in welcher die angesehenen Leute der Stadt wohnen. Die Häuser sind im Allgemeinen klein und zusammengedrückt, meistens mit gelber Farbe angestrichen und sehen nicht sehr freundlich aus. Alles ist hier zu eng, man fühlt sich beklemmt durch die schroff aufsteigenden Felswände zu jeder Seite, welche wohl zwischen 1000—1500 Fuß hoch seyn mögen. — Ungefähr in der Mitte der Straße wehen vor einem Hause mittlerer Größe, dessen Frontfenster wie die unserer europäischen Kleinhändler mit Artikeln aller Art ausstaffirt sind, die holländischen und französischen Farben. Auf dem Giebel liest man die Inschriften:

Agent Consulaire de France.	Commerciële Agent der Nederlanden.

und über der Thür in goldenen Lettern: S. Salomon. — Wir traten in den Laden und wurden von einem alten, ganz in Schwarz gekleideten Manne mit grauem Haar äußerst freundlich empfangen. — Dieses Haus ist nur das Geschäftslokal des Herrn Salomon; einige Schritte weiter hinauf ist seine Privat-Wohnung, wohin wir nach den ersten einleitenden Fragen den alten Herrn begleiten mußten. Hier wurden uns Erfrischungen vorgesetzt. Wir plauderten eine Zeit lang über unsere Reise, Indien und unseren Plan, morgen die Grabstätte Napoleon's zu besuchen. Unser freundlicher Wirth schilderte uns diesen Ausflug als höchst belohnend und bot mir sogleich sein eigenes Reitpferd zur Benutzung an, so daß unserer beabsichtigten Tour nichts mehr im Wege stand. Gern hätte er es gesehen, wenn wir bei ihm geschlafen hätten; da wir uns jedoch nicht darauf eingerichtet hatten, an Land zu bleiben, so empfahlen wir uns dem alten Gentleman und wollten dem Landungsplatz zueilen, um an Bord zurückzukehren, als wir von einem der jungen Leute, welche in dem ausgebreiteten Geschäft des Herrn Salomon arbeiten (dem Sohn des unlängst verstorbenen Hamburger Konsuls Jänisch), ersucht wurden, den Abend in Gesellschaft seiner Familie und der seines Schwagers, eines Capitain Knipe, zuzubringen. Gern nahmen wir es an, und es sollte mir sehr leid gethan haben, wenn ich es nicht gethan hätte, da ich im Kreise jener achtungswerthen Familie die wenigen Stunden meines Verweilens auf St. Helena sehr angenehm verlebte.

Nach einem vortrefflichen Frühstück bei unserem Gastfreunde S. verließen wir am folgenden Morgen auf munteren Pferden Jamestown in Gesellschaft eines jungen Artillerie-Offiziers, welcher sich, als der Gegend kundig, erboten hatte, uns alles Sehenswerthe zu zeigen.

Der Weg führt durch den weniger ansehnlichen Theil der Stadt ziemlich steil bergauf. Zur Rechten wird er durch eine aus roh über einander gefügten Steinblöcken bestehende Mauer niedrig eingehegt, während zur Linken die graue Felsenwand, hier und da mit wildem Kaktus und kurzem Gestrüpp bewachsen, steil in die Höhe steigt. In die Tiefe zur Seite hinabblickend, übersieht man den ärmlicheren Theil der Stadt, die Kasernen ꝛc. Je höher der Weg führt, desto mehr erweitert sich die Aussicht in unserem Rücken nach der See zu, bis man nach und nach die ganze ausgestreckte Stadt und die Rhede mit den darauf vor Anker liegenden Schiffen übersieht. — Der Anblick ist eigenartig anziehend. Man sieht die zwischen den hohen Felsen eingepreßte Stadt wie ein buntes Gemälde in dunkelschwarzem Rahmen vor sich.

Bald ändert sich die Scene. Die mannigfachen Wendungen des Weges verbergen Stadt und Rhede. Statt derer eröffnen sich neue Bilder, neue Scenen. Alles ist hier Berg und Schlucht. In der Tiefe sieht man hier und dort einzelne freundliche Landhäuser durch das Grün der Bäume schimmern. Die Vegetation auf den Bergrücken, an deren Seite sich der Weg in unzähligen Krümmungen hinwindet, ist ärmlich; kurzes Gras und eine ununterbrochene Masse stachlichten grünen Buschwerkes, mit zahllosen gelben Blumen bedeckt, ist beinahe Alles, was der Grund hervorbringt; stellenweise kleine Kiefernhölzer, in deren Gipfeln der vorüberstreichende Wind monoton rauscht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Deutschland sonst und jetzt. Die „Memoiren des Ritters von Lang", diese Denkwürdigkeiten eines eben so derben als herben Charakters, diese Ausflüsse einer in böser Absicht guten und in guter Absicht übeln Laune, haben auch in England und Frankreich Aufmerksamkeit erregt. Die *Edinburgh*-Review hat ihnen einen langen Artikel gewidmet und die Revue Brittannique ihn unter der Ueberschrift: „Deutschland vor sechzig Jahren" auf französischen Boden verpflanzt. Der Uebersetzer hat schon durch diese Ueberschrift andeuten wollen, daß das Buch nicht etwa eine Art von „Mysterien Deutschlands" und namentlich nicht von der Sorte sey, wie sie jetzt alle Städte und Städtlein nach dem Muster, aber ohne den Meister von Paris aufzuweisen haben. Ja, für die heutigen deutschen Zustände viel anerkennender, als wir es von der whiggistischen Review erwartet hätten, sind die Bemerkungen, mit denen sie die Lang'schen Memoiren begleitet. So sagt sie unter Anderem: „Prinz Louis Ferdinand von Preußen sagte eines Tages vor der bekannten Kriegserklärung von 1792: „„Wir werden erdrückt und vernichtet werden, aber wie der Phönix aus der Asche uns erheben."" Diese Vorhersagung ist eingetroffen; gleich jenem geheimnißvollen Vogel, der nur stirbt, um wieder aufzuleben, ist ein neues Deutschland voll Kraft und Jugend aus den Ruinen hervorgegangen, unter welchen das alte deutsche Reich begraben wurde. Zu keiner Zeit hat irgend ein anderes Volk in so kurzer Frist eine so vollständige Umwandlung erfahren. Blickt man auf Deutschland, wie es sich heutzutage darstellt, so ist es nicht möglich, sich einen Begriff davon zu machen, wie es vor funfzig Jahren ausgesehen, und wie die älteren Zeitgenossen es noch gekannt haben. Ein halbes Jahrhundert hat hingereicht, um eine so große Veränderung hervorzubringen. Die Wahrheit ist allerdings nicht immer wahrscheinlich; die Memoiren, von denen wir unseren Landsleuten hier die erste pikante Probe mittheilen, werden ihnen vielleicht wie ein Roman vorkommen, den irgend ein abenteuerlicher Kopf ersonnen, aber wir versichern, der Verfasser hat nur seine Zeit beschrieben. Es gehört derselbe zu einer Menschenklasse, die uns weder Liebe noch Achtung einzuflößen vermag: er hat zu viel Verstand, um auch etwas Herz zu haben; er macht sich über Alles lustig, und als echter Satiriker ist er am glücklichsten, wenn er Gelegenheit findet, seines Gleichen lächerlich zu machen; aber an das von ihm in der Einleitung ertheilte Versprechen, Wahrheit und keine Dichtung zu geben, hält er sich nur zu treu; auch wird von den Deutschen selbst, die ihr Vaterland aufrichtig lieben, so betrübt sie auch durch die Publication dieses Werkes sind, doch zugegeben, daß sie die Wahrheit desselben nicht zu leugnen vermögen."

— Custine und Gretsch. Der russische Staatsrath v. Gretsch, Redacteur der „Nordischen Biene" und als einer der thätigsten Literaten Petersburgs bekannt, ist bereits vor einiger Zeit nach Paris gereist, um dort eine Widerlegung des vielgelesenen Werkes drucken zu lassen, das der Marquis von Custine über oder vielmehr gegen die russischen Zustände geschrieben. Das Buch des Herrn v. Gretsch, bei Renouard in Paris gedruckt, soll bereits fertig daliegen, jedoch erst ausgegeben werden, sobald die Genehmigung dazu aus St. Petersburg eingegangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 4. Januar 1844.

England.

Ueber den heutigen Zustand des englischen Theaters.

Die Klagen über den Verfall des englischen Theaters sind fast so alt wie die Existenz desselben, waren aber zu keiner Zeit gegründeter als im gegenwärtigen Augenblick. Religiöses Vorurtheil von einer Seite, die allmächtige Fashion von der anderen, haben in England ihren Ausspruch gegen das Drama gefällt, und während ersteres alle theatralische Vorstellungen mit dem Anathema belegt, würdigt letztere nur die italiänische Oper ihres Schutzes, den sie, das Beispiel der Königin und ihres Gemahls unbeachtet lassend, der deutschen Oper versagt und dem rezitirenden Schauspiel schon längst entzogen hat. Die Zierden der Londoner Bühne — eine Siddons, ein Kean, ein John und Charles Kemble — sind eine nach der anderen ins Grab gesunken, und ihre Nachfolger — wie Macready, Vandenhoff und Ellen (Helene) Tree — werden genöthigt, sich vor der Kälte des vaterländischen Publikums nach dem neuen Britanien zu flüchten, das sich im vergrößerten Maßstabe jenseits des atlantischen Oceans entwickelt. Ob in der That, wie einige Schriftsteller behaupten, der Geist unseres Zeitalters dem Drama ungünstig sey, oder ob irgend eine andere Ursache, wie z. B. der augenblickliche Mangel an hervorragenden Talenten, diese Stockung verursacht, wagen wir nicht zu entscheiden; daß aber der Zustand der englischen Bühne ein höchst entmuthigender sey, ist eine Thatsache, die sich nicht bestreiten läßt. An Vorschlägen, um diesem Uebel abzuhelfen, hat es keineswegs gefehlt; Sir Edward Lytton Bulwer, der den ursprünglichen Grund desselben in der Unsicherheit des literarischen Eigenthums zu finden glaubt, hat den Gegenstand sogar vor das Parlament gebracht, ohne daß die sprüchwörtliche Allmacht des letzteren sich in diesem Falle bewährt hätte. Andere messen das dramatische Misère den Hemmungen der Censur bei, die in England nur für das Theater und zwar nach altem Herkommen unter der Aufsicht der Lord-Oberkammerherrn besteht; noch Andere — wie der Verfasser eines im Oktober-Hefte der Edinburgh Review enthaltenen Artikels — schreiben es dem Monopole zu, das von den großen Londoner Theatern — Covent-Garden und Drury-Lane — ausgeübt wird.

Wir wollen hier einige Auszüge aus diesem Artikel mittheilen, die ein um so größeres Interesse für unsere Leser haben dürften, als sich darin manche Nutzanwendung für die deutsche Bühne findet, die — obwohl wir uns keineswegs zu ihrem Vertheidiger aufwerfen wollen — in der neueren Zeit Angriffe erfahren, welche wir als unbegründet bezeichnen müssen. So hat es z. B. der geschätzte Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", Dr. Heinrich Laube, dem Berliner Theater zum Vorwurf gemacht, daß es seine Kräfte auf das Einstudiren antiker Dramen, wie „Antigone" und „Medea", oder Shakspeare'scher Phantasiestücke, wie der „Sommernachtstraum", verschwende. Wir müssen gestehen, daß wir diesen Vorwurf nicht begreifen. Hat etwa das deutsche Theater in den letzten zehn bis zwanzig Jahren irgend eine auf deutschem Boden erwachsene Neuigkeit gebracht, die diese exotischen Gewächse an innerer Kraft und äußerem Schmuck überträfe? Alle Ehre den jungen, anstrebenden, dramatischen Talenten, aber die Lust an den Alten und an dem ewig jungen Briten sollten sie uns doch eben so wenig verübeln, als sie ihren eigenen Schöpfungen, falls diese nur ins Gewicht fallen, Eintrag thun wird. Oder hat etwa das damals noch mehr als zu irgend einer späteren Zeit in Deutschland vorherrschend gewesene Gefallen an Shakspeare den dramatischen Erfolgen des jungen Goethe, des jungen Schiller geschadet? Etwas Anderes freilich wär's, wenn unsere deutschen Bühnen-Directionen glaubten, mit jenen Aufführungen älterer Dramen Alles gethan zu haben, was sie dem besseren Geschmack, dem ederen Kunstsinne schuldig sind. Haben doch gerade diese Darstellungen erst recht anschaulich gemacht, wie mangelhaft unsere Bühnenkräfte sind. Wahrlich, es gehörte die ganze, nur von einzelnen Darstellern würdig aufgefaßte Poesie jener Dramen dazu, um das Gefallen daran rege zu erhalten. Also wenn die Kritik den Zustand der deutschen Bühne fast eben so trostlos nennt, wie den der englischen, sind wir damit völlig einverstanden; nicht aber, wenn jene sich gerade an solche Erscheinungen hält, die uns noch einigen Trost gewähren können. Dagegen geben wir ihr wiederum Recht, wenn sie die Trennung des deutschen Drama's von Oper und Ballet fordert, in ähnlicher Weise wie sie in Paris und zum Theil auch noch in Wien stattfindet. Wir sind der Meinung, daß, wenn z. B. in Berlin ein nicht allzu großes Haus ausschließlich der würdigen, so viel es nur irgend in Deutschland möglich ist, musterhaft besetzten Aufführung deutscher Trauerspiele und des höheren Lustspiels — wobei wir uns sehr gern auch einige Uebersetzungen aus dem Griechischen und Englischen gefallen ließen — gewidmet wäre und dieses etwa ein Abonnement eingeführt hätte, wie jetzt das im Konzertsaal spielende französische Theater, nicht bloß an einzelnen Tagen, sondern in der ganzen Woche ein Publikum voll Empfänglichkeit und Theilnahme dafür sich finden würde. Gerade in dieser Beziehung enthalten die nachstehenden Bemerkungen über das englische Theater, wo man ähnliche Erfahrungen wie bei uns schon seit viel längerer Zeit macht, sehr beherzigenswerthe Winke. Der Reviewer sagt unter Anderem:

„Die königlichen Theater haben bekanntlich das Monopol des klassischen (legitimate) Drama's *), und es ist den anderen Schauspielhäusern streng verboten, sich in dieses Fach zu mischen. Vor Abschaffung eines so lästigen Privilegiums ist keine Reform der englischen Bühne zu erwarten. Die Erfahrung zeigt, daß es jenen Theatern, denen allein das Vorrecht zusteht, klassische Dramen aufzuführen, unmöglich wird, dasselbe zu benutzen, weil ihre unverhältnißmäßige Größe und die ihnen dadurch zugezogenen Regie-Kosten sie zwingen, Spektakelstücke — Opern, Ballets, Melodramen, Possen — zu Hülfe zu rufen. Um ihre Kasse zu füllen, greifen die Direktoren begierig nach den heterogensten Neuigkeiten — von Demoiselle Taglioni bis zu den Löwen von Mysore — wodurch sie aber ihren Ruin nur um so vollständiger bewirken. Die öftere Wiederholung dieses Resultats hätte, wie man glauben sollte, zu einer Verzichtleistung auf jenes Privilegium führen müssen; aber gerade weil es ein Privilegium ist, kann man sich nicht von der Idee trennen, daß es ein vortheilhaftes sey. Der ehemalige Entrepreneur des Drury-Lane-Theaters, Herr Harris, erklärte in seinem Verhör vor dem Kanzlei-Gericht (Court of Chancery), daß er stets bei dem klassischen Drama verloren habe, und bewies aus seinen Büchern, daß nur Spektakelstücke und Pantomimen einträglich wären. Aus den Büchern seiner Nachfolger ergiebt sich dieselbe Thatsache — Erfolg hatten nur Opern, Melodramen und derbe Possen, und das klassische Drama war ihnen eine Hemmkette, deren sie sich nicht entledigen durften. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Shakspeareschen Stücke, die neulich mit großem Aufwande in Scene gesetzt wurden, gefüllere Häuser machten, als früher; dieses fand aber nur aus derselben Ursache statt, die den Andrang des Publikums bei Spektakelstücken veranlaßt, ohne einmal für den kostspieligen Versuch zu entschädigen. Durch ihre Stellung und durch die öffentliche Stimme genöthigt, klassische Dramen aufzuführen, hatten die Direktoren Recht, sie möglichst anziehend zu machen, aber es leuchtet gerade aus diesem Umstande die Thatsache hervor, daß ihre Häuser durch das klassische Drama allein nicht gefüllt werden konnten. Diese Thatsache reicht bis zu den Zeiten Garrick's hinauf, wo das Theater noch an der Mode war, wo noch keine späten Diners, keine Alles verschlingende leichte Lektüre ihm im Wege standen — selbst damals triumphirte schon das Spektakelstück auf den privilegirten Brettern. Die großen Theater können nie mit dem Drama allein gefüllt werden; denn, wie ein französischer Schriftsteller (Chamfort) bemerkt: en général, le public ne peut s'élever qu'à des idées basses — und die Zahl derjenigen, die eines geistigen Genusses fähig sind, ist verhältnißmäßig gering. Zu Shakspeare's und Congreve's Zeiten besuchte man das Theater, um sich an poetischen Schilderungen und witzigen Ausfällen zu ergötzen; heutzutage sind Decorationsmaler und Maschinisten an die Stelle der Dichter getreten, und scenisches Gepränge hat den Witz und die Poesie in die Flucht geschlagen. Die Bühne war ursprünglich ein Raum, der zur Aufführung des Drama's diente; wie man jetzt behaupten kann, ist das Drama eine Gelegenheit, um den Glanz der Bühne zu zeigen. Die Decorationen, die ehemals für accessorisch und untergeordnet galten, sind jetzt zur Hauptsache geworden. Man entschuldigt dieses mit der Nothwendigkeit, die historische Treue und Accurateste des Kostüms zu beobachten, aber es rufen solche Versuche eine Kritik hervor, der sie nicht genügen können, während das prosaische Haschen nach der Wirklichkeit nur den Erfolg hat, uns den Mangel daran recht fühlbar zu machen. Je mehr sich in der Kunst ein Gegenstand der Wirklichkeit nähert, desto mehr muß man den Zwischenraum berücksichtigen, der Beides trennte. Jedes Streben nach positiver Wirklichkeit ist der poetischen Illusion verderblich. Der Zuschauer weiß, daß die Bühne nichts als eine Bühne sey „und all' die Frau'n und Männer nichts als Spieler"; er wird damit einverstanden seyn, sich ein Schlachtfeld auf ihr zu denken, aber der erste Versuch, ihm weis zu machen, daß er ein wirkliches Schlachtfeld vor sich habe, zerstört den artistischen Glau-

*) Unter dem Namen: legitimate drama verstehen die Engländer das Trauerspiel und höhere Lustspiel.

den, den er ſo gern zollen möchte. Er kann den Verſuch loben — die Geſchicklichkeit deſſelben bewundern — das Lager gut nachgeahmt und die Waffen kriegsgerecht finden; aber ſein Glaube an das Drama iſt verſchwunden, weil man Ideen in ihm erweckt hat, die dem künſtleriſchen Genuſſe fremd ſind. Es iſt die Erregung der Leidenſchaften, die den Reiz des Drama's bildet, nicht die ängſtliche Genauigkeit der Lokalität und des Koſtüms. Es war daher ein großer Irrthum, als man bei der Vorſtellung von „Wie es Euch gefällt" im Drury-Lane-Theater, um die Illuſion zu vermehren, ſogar das Zwitſchern der Vögel nachzuahmen ſuchte. Wäre auch die Nachahmung ſo täuſchend geweſen, daß das Publikum geglaubt hätte, Singvögel zu hören, ſo würde eben dadurch ein empörender Kontraſt mit der übrigen Scene entſtanden ſeyn — mit den Stücken gemalter Leinwand zum Beiſpiel, welche die Bäume vorſtellen. Shakſpeare dachte ganz anders, als er ſeinen Chorus ſagen ließ:

Faßt wohl die weiten
Gefilde Frankreichs dieſe Hahnengrube?
Kann man in dieſes O von Holz auch nur
Die Helme ſtoßen, die einſt beben machten
Die Luft bei Azincourt? O, ſo verzeiht,
Da ja in engem Raum ein krummer Strich
Die Million bezeichnen darf, ſo laßt
Uns, Nullen hier in dieſer großen Rechnung,
Bloß wirken auf die Kraft der Phantaſie.
Denkt euch in dem Bezirke dieſer Mauern
Zwei mächt'ge Monarchien eingeſchloſſen —
Füllt unſ're Mängel aus durch euer Denken,
Zerlegt in hundert Theile Einen Mann
Und ſchafft durch Phantaſie euch Heeresmacht.
Wenn wir von Roſſen ſprechen, denkt, ihr ſeht,
Wie ſie eindrücken ihre ſtolzen Hufe
In ſügſam Erdreich. Euer Denken muß
Nun ſchmücken unſ're Königge, muß ſie hier-
Und dorthin bringen.*)

Dieſer Rath iſt heutigen Tages eben ſo nöthig als damals; denn was wir auch thun mögen — ob wir gleich unſere Bühne vergrößern, unſer Statiſten-Heer vermehren und „wirkliche Pferde" aufs Theater bringen — ſo werden wir doch die Zuſchauer nie überreden, daß die Bühne etwas anders ſey als eben die Bühne, und unſere Mühe, eine poſitive Täuſchung hervorzubringen, bleibt immer verloren. Wir ſtellen zwar die paradoxe Behauptung nicht auf, daß alle ſceniſche Hülfsmittel überflüſſig ſeyen, aber es iſt ſchwer, die Gränzen derſelben zu beſtimmen. Es giebt jedoch zwei Regeln, die man nie übertreten ſollte — erſtens muß man ſich ſtets in den Schranken halten, welche die Kunſt von der Natur trennen, und zweitens darf man den Illuſtrationen nie eine ungebührliche Wichtigkeit einräumen; ihrem Weſen nach untergeordnet, müſſen ſie es auch in der That bleiben. Ueber dieſen Punkt finden wir in Collier's „History of Dramatic Poetry" einige merkwürdige Beiſpiele, die einen ſtarken Gegenſatz zu unſerer heutigen Praxis bilden. In einem Schauſpiele, welches den Titel: Selimus, Kaiſer der Türken, führt, wird der Leichnam des Helden in feierlicher Prozeſſion nach dem Tempel des Muhammed gebracht, und die Zuſchauer werden ſehr naiv angewieſen, „ſich den Tempel Muhammed's zu denken"! In dem Nabler von Wakefield wird Jenkin von dem Schuhmacher auf der Straße geſchlagen und aufgefordert, ihm zur Stadt hinaus zu folgen und ihren Streit dort zu ſchlichten.

Kommt, Herr! (ſagt er) wollt Ihr zur Stadt hinaus?
Jenkin. Gut, kommt nur. — Jetzt ſind wir aus der Stadt.

Hier genügten einige Schritte über die Bühne, um ſie zur Stadt hinaus zu verſetzen, und die willigen Zuſchauer folgten auf den Schwingen der Phantaſie, ohne ſich an Thatſachen zu ſtoßen. **)

„Das klaſſiſche Drama iſt unbeſtreitbar nur auf ein gewähltes Publikum berechnet, während der große Haufe durch ſceniſches Gepränge angezogen wird; es erſcheint daher als natürliche Folge, daß man jedes Theater nur einem dieſer Zweige widmen ſollte — die kleineren Häuſer dem Trauerſpiel und höheren Luſtſpiel, die größeren der Oper, dem Ballet und dem Spektakelſtück. Der Plan, den wir zur Reform unſerer Bühne vorſchlagen, iſt alſo einer, den man bei uns noch nicht verſucht hat — es iſt eine Klaſſifizirung der Theater. In Paris iſt das Théâtre Français, die Académie Royale, die Opéra Comique, die Variétés, das Odéon u. ſ. w. jedes für ein beſonderes dramatiſches Fach beſtimmt; in England müßte man ein ähnliches Syſtem einführen. In Deutſchland haben die Haupttheater ihren urſprünglichen Charakter beibehalten ***), und die Schauſpieler ſind noch immer „Kaiſerliche oder Königliche Diener", da ſie von der Regierung beſoldet werden; in Paris erhält die franzöſiſche Oper eine jährliche Unterſtützung von 800,000 Francs, nebſt dem unentgeltlichen Nießbrauch des Gebäudes, und auch die Opéra Comique, die italiäniſche Oper und das Théâtre Français werden mit anſehnlichen Hülfsgeldern bedacht. Es wird ihnen daher leicht, große Häuſer mit koſtſpieligem Zubehör zu unterhalten; da wir jedoch nur Privat-Unternehmungen beſitzen, ſo ſind wir nicht im Stande, es ihnen hierin nachzuthun, und wenn nicht (chimäriſche Hoffnung!) unſere Miniſter einen plötzlichen Enthuſiasmus für die ſchönen Künſte faſſen und die Staatsgelder zu deren Gunſten verwenden, ſo dürfen wir das Drama nicht länger in unſeren großen Theatern aufführen — und zwar aus pecuniairen eben ſo ſehr als aus künſtleriſchen Rückſichten. Die Reſultate der bisherigen Erfahrung liefern den ſchlagendſten Beweis, daß es unmöglich ſey, das klaſſiſche Drama mit Erfolg auf unſerer privilegirten Bühne darzuſtellen. Ein Direktor nach dem anderen verkündigt dieſe Wahrheit, die die leeren Bänke nur zu ſehr beſtätigen. Mit wenigen Ausnahmen zieht das Drama immer Verluſte nach ſich, weil die großen Theater, um die enormen Koſten zu decken, durchaus gefüllt ſeyn müſſen, und weil das Publikum nicht zahlreich genug iſt, um ſie zu füllen. Bei der jetzigen Einrichtung iſt der unglückliche Entrepreneur genöthigt, mehrere Truppen auf einmal zu unterhalten — eine für Trauerſpiel und Luſtſpiel, eine zweite für Poſſen und Vaudevilles, eine dritte für Opern, eine vierte für das Ballet, eine fünfte für Pantomimen, Melodramen u. ſ. w. Jede dieſer Truppen iſt an ſich unvollkommen; ihre Mitglieder erheben ſich im Durchſchnitt nicht über das Mittelmäßige — und da man in Folge der allgemeinen Mittelmäßigkeit ſich auf individuelle Vortrefflichkeit verlaſſen muß, ſo ſetzt man auf einzelne Schauſpieler einen unverhältnißmäßigen Werth und bewilligt ihnen die großartigſten Gehalte. Dieſe Künſtler gerathen hierdurch in eine falſche Stellung und machen ſich durch Affectation und abgeſchmackte Hoffahrt lächerlich. Das Publikum klagt mit Recht über unvollſtändige Schauſpielergeſellſchaften und mangelhafte Darſtellungen, die Theater-Direktoren machen Bankerott, und die Kritiker ſchreiben Elegieen über den Verfall des Drama's.

(Schluß folgt.)

St. Helena.

Vierundzwanzig Stunden auf St. Helena im Jahre 1843.

Von einem deutſchen Reiſenden.

(Schluß.)

Wir hatten Jamestown bei ſchönem Wetter und Sonnenſchein verlaſſen. Oben auf den Bergen war es jedoch weniger angenehm. Der Wind wurde kalt, und ein feiner Staubregen durchnäßte uns. Die umliegenden Berggipfel hüllten ſich auf Augenblicke in dichte graue Wolkenmaſſen; bald erglänzten ſie wieder im Sonnenſchein, wenn ſie auf Augenblicke durch das Gewölk dringen konnte.

Nach einem Ritt von ungefähr einer Stunde erreichten wir eine Anhöhe, wo eine Tafel mit der Inſchrift: „road to the tomb of the late emperor Napoleon" dem Beſucher anzeigt, daß er ſich ſeinem Ziele nähert. In der Tiefe eines ſchmalen Thales ſieht man ein kleines, aber freundliches Häuschen, welches von einer Witwe, Namens Torbett, bewohnt wird, die den Fremden das Grab zeigt. Wir ritten die Anhöhe hinab und hielten in wenig Minuten vor dem Hauſe. — Ein Negermädchen ſprang hinzu, unſere Pferde zu halten, während wir abſtiegen. Die Bewohnerin des Hauſes, eine ſauber in Schwarz gekleidete ältliche Dame, welche ſchon bei Lebzeiten des Kaiſers in dieſer Gegend weilte und ihm perſönlich bekannt geweſen ſeyn ſoll, hat aus der Neugierde der Fremdlinge eine Geld-Speculation gemacht. Es verhält ſich damit ungefähr folgendermaßen: Das Grundſtück, worauf der Kaiſer begraben liegt, war früher Privat-Eigenthum eines Engländers. Da der Kaiſer jedoch bei ſeinem Tode den Wunſch geäußert hatte, an dieſer Stelle begraben zu werden, ſo wurde es von der engliſchen Regierung für einen ziemlich bedeutenden Preis (ich glaube 1000 Pfd. Sterl.) eingekauft für ſo lange Zeit, als die Leiche des Kaiſers dort ruhen würde. Als in neuerer Zeit der Leichnam aus ſeiner Gruft entfernt ward, um nach Frankreich zurückgebracht zu werden, ging das Grundſtück an den früheren Eigenthümer zurück. Von dieſem miethete es genannte Witwe Torbett für 100 Pfd. Sterl. jährlich. Jeder Reiſende, welcher das Grab beſucht, muß ihr 3 Shilling 6 Pence Sterling bezahlen. Jeder, deſſen Mittel es erlauben, giebt jedoch an dieſer Stelle mehr, und auf dieſe Weiſe ſoll die alte Dame ein ziemlich gutes Beſtehen haben.

Wenige Schritte ſeitwärts von ihrem Hauſe befindet ſich das Grab des Kaiſers. — Ich habe viele verſchiedene Abbildungen davon geſehen; ſelbſt noch in Jamestown zeigte man mir einige kleine Skizzen, aber ich ſah keine, welche der Wahrheit ganz getreu geweſen wäre, wenigſtens ſo, wie ich die Stelle fand, wo einer der größten Männer unſeres Zeitalters lange Jahre einſam ſeinen letzten Schlaf geſchlafen hat.

Ein ſchwarzer hölzerner Zaun, deſſen Lattenwerk Spuren langer Dienſte zeigt und ſtellenweiſe bereits verwittert iſt, hegt den kleinen runden Fleck Erde ein, in deſſen Mitte ſich das Grab befindet. Früher ſcheint innerhalb dieſes Zaunes eine regelmäßig gepflanzte Reihe Cypreſſen geſtanden zu haben. Einige beſtehen noch, von anderen ſieht man die traurigen Ueberreſte — hier und dort geknickte und halb abgebrochene Stämme. Die wenigen, welche noch ſtehen, ſehen kränkelnd und beinahe entlaubt auf den Beſucher. An den vier Ecken hart am Grabe ſcheinen früher vier Trauerweiden geſtanden zu haben. Jetzt ſtehen deren noch zwei, aber ſie ſind kraftlos und ſehen in der That traurig aus; ſie ſind niedrig, und nur einige wenige Zweige ſind ſpärlich mit grünen Blättern bedeckt. Den traurigſten Anblick bietet die Gruft ſelbſt dar. Um ſie gegen den Einfluß des Regens oder ſchlechten Wetters zu ſchützen, hat man eine Art niedriges Zelt von getheertem Segeltuch darüber gemacht, oder vielmehr, einen alten und ſtellenweis zerriſſenen Lappen auf einigen rohen Pfählen darüber gehängt. Wir traten unter das Zelt hart an den Rand der Gruft. Sie iſt ganz mit Sandſteinen ausgemauert, etwa 12 Fuß tief und ſo breit und lang, daß ein großer Sarg gut darin ſtehen kann. Eine Treppe führt hinunter. Ein alter engliſcher Soldat, deſſen Amt es iſt, das Grab zu zeigen, leierte uns, in der Gruft ſtehend, eine lange Geſchichte vor, von deren monotonem Wortſchwall ich jedoch nur die Worte: „Hier ſehen Sie .... Kaiſer Napoleon .... Sarg ... Flagge ... öffnen ... Leiche eingetrocknet u. ſ. w." verſtehen konnte. Die ganze Erzählung betete er wie ein aufgezogenes Räderwerk her; wahrſcheinlich hatte er ſie ſchon

*) Aus dem Prolog zu Heinrich V. (nach der Döringſchen Ueberſetzung).

**) Wir brauchen wohl kaum an die in Nr. 126 des „Magazins" von 1843 mitgetheilten Worte Ludwig Tieck's zu erinnern, um auf die Uebereinſtimmung der vorſtehenden, ſehr treffenden Bemerkungen mit den Anſichten des deutſchen Veteranen hinzuweiſen.

***) Leider iſt das nicht ganz der Wahrheit gemäß.

hundertmal mit denselben Worten früheren Besuchern vorerzählt. — Die Gruft steht offen, so daß man sie ganz übersieht.

Der Fleck ist ringsum von Anhöhen eingeschlossen, welche mit Gebüsch und kleinen Baumgruppen gekrönt sind. Der innere Raum des Zaunes ist mit hohem Grase überwachsen, welches, mit Unkraut vermischt, üppig emporwuchert. Es ist ein trauriger Anblick! Alles trägt hier so deutlich die Spuren der größten Verwahrlosung, daß ich fast bereute, den Ort besucht zu haben. Bei dem Anschauen der großartigen Tempel-Ruinen Indiens habe ich oft nachgedacht über Vergänglichkeit und Wechsel des Geschicks — aber nie haben so traurige Eindrücke mich geängstigt, als hier am Grabe eines der größten Männer der Weltgeschichte.

Dicht neben der Gruft ward uns eine Quelle gezeigt, woraus der Kaiser häufig des Morgens sein Trinkwasser selbst schöpfte. Sie kommt unter einem Felsenblock hervor. Unser Erklärer hielt es seiner Pflicht angemessen, uns in einem Glase davon anzubieten. Wir fanden das Wasser klar und herrlich.

Vielleicht hat vor uns kein Reisender diesen Fleck verlassen, ohne ein Cypressenblatt oder einen Trauerweidenzweig als Erinnerung mitgenommen zu haben — vielleicht sind darum die wenigen Bäume, welche noch am Leben sind, so entkräftet und entlaubt. Ich that es nicht. Der Eindruck, welchen dieser öde Fleck auf mich machte, war zu schmerzlicher Art, als daß ich hätte daran denken sollen.

Man hat viel hin und her gesprochen, ob es nicht eigenthümlicher gewesen wäre, wenn man den Leichnam des großen Mannes ruhig in seiner alten Gruft hätte schlafen lassen. Ich war selbst früher dieser Ansicht. Jetzt sage ich jedoch nein; Napoleon liegt im Dome der Invaliden im Kreise seiner Braven besser und würdiger, als hier auf der fernen Insel — der Felsenklippe St. Helena.

Mistriß Torbett hält ein Album, wo jeder Besucher seinen Namen hineinschreibt und Gedanken, welche ihm sonst noch gerade im Kopf gesteckt haben mögen. So fand ich unter anderen bekannten Namen auch den eines angesehenen und wissenschaftlich gebildeten Mannes in Batavia. Oben standen einige deutsche Verse, ziemlich angefüllt mit „Unsterblichkeit, Größe und Macht", und unten „bei das Grab von Napoleon" nebst Datum u. s. w.

Wir stiegen wieder zu Pferde, um unseren Weg fortzusetzen, und zwar in einer anderen Richtung als wir gekommen waren, da unser gefälliger Begleiter uns noch einige schöne Punkte der Insel zu zeigen wünschte. Von einer benachbarten Höhe machte er uns auf das Haus aufmerksam, welches Napoleon auf Longwood bewohnte. Ein industriöser Pächter hat jetzt einen Viehstall daraus gemacht, welcher dem Fremdling für 1 Shilling Sterling Entrée als Wohnung des Kaisers gezeigt wird. Wir hielten es jedoch für besser, weiter zu reiten. Auf einer anderen Höhe unweit des Grabes sieht man das Haus, welches früher durch General Bertrand bewohnt wurde.

Dichte Nebelwolken hatten sich in der Zwischenzeit um die Berge gelagert und zogen, vom Winde getrieben, pfeifend an uns vorüber. Oft waren wir gänzlich darin eingehüllt und konnten kaum einige Schritte vorausſehen, viel weniger die Landschaften überblicken, welche sich am Fuß dieser Berge malerisch reizend hinziehen sollen. Nur auf ganz flüchtige Augenblicke zertheilte sich hier und da die dicke Nebelwand und vergönnte uns einen Blick in freundliche Thäler, in deren Mitte weißgemalte Landhäuser oder Pächter-Wohnungen das Auge begrüßen. Es wurde kalt und die lehmigen Wege in Folge des Regens, der jetzt herniederfiel und uns durchnäßte, grundlos. Der Charakter der Landschaft ist beinahe überall derselbe. Aermliche Vegetation und kurzes Gras — und graue, wild über einander geworfene Felsen, — hier und dort einige verkrüppelte Eichen und kleine Tannengruppen. Häufig stößt man auf hölzerne Gitterthüren, welche den Weg querüber versperren. Unser junger Begleiter, welcher daran gewöhnt schien, wußte sie, jedoch stets zu Pferd sitzend, mit besonderer Geschicklichkeit zu öffnen und offen zu halten, während wir vorbeipassirten. Diese dienen, um die Gränzen der verschiedenen Grundstücke zu bezeichnen. Der größte Theil der Insel ist nämlich Privat-Eigenthum verschiedener Pächter (farmers), welche durch Anpflanzen verschiedener Arten Gemüse, türkischen Weizens ꝛc. und Viehzucht ein Bestehen finden. Die Produkte des Innern werden meistens nach Jamestown zu Markte gebracht und finden dort ihren Weg theils in die Küchen seiner Bewohner, theils an Bord der Schiffe, welche hier Erfrischungen einnehmen. Der Transport geschieht auf Eseln, welche hier ziemlich häufig zu seyn scheinen; wenigstens begegneten wir vielen dieser geduldigen Grauthiere, schwer bepackt, in Begleitung kleiner Negerjungen oder rüstiger englischer Bauern, Eingeborene dieser Insel. Von Zeit zu Zeit kam uns ein Trupp kleiner magerer Kühe in den Weg.

Im Vorbeireiten sahen wir auch das Landhaus des jetzigen Gouverneurs dieser Insel, ein großes und äußerst freundliches Gebäude, umgeben von einer Anpflanzung Eichen und Weiden.

Wir waren beinahe drei Stunden unterwegens gewesen und hatten nach der Berechnung unseres Führers ungefähr funfzehn englische Meilen zurückgelegt. Der anhaltende Regen hatte uns durchnäßt — unsere Pferde waren durch den schlechten Weg erschöpft, so daß wir von einer Anhöhe recht gern die Rhede wieder vor uns sahen, zum Zeichen, daß wir uns der Stadt näherten. — Hier machte uns unser Begleiter auf drei Schiffe aufmerksam, welche weit von der Rhede entfernt vor Anker lagen. Eines derselben war der englische Kriegs-Schooner „Catch"; die beiden anderen zwei Sklavenschiffe, welche dem erstgenannten mit einigen hundert Sklaven an Bord vor wenigen Tagen an der Küste von Afrika in die Hände gefallen waren. Alle drei lagen jetzt dort in Quarantaine.

Unser junger Begleiter hatte uns einen Weg nehmen lassen, welcher uns von einer anderen Seite nach Jamestown zurückführte, als der, wo wir es verlassen hatten. Wir befanden uns auf dem bereits oben erwähnten rechten Felsen-Vorsprung und passirten im Vorbeireiten das auf ihm befindliche Fort. Man hat in diesem Felsen eine Art Schneckenweg angelegt, der in langen Krümmungen nach der Stadt hinunterführt. Der Anblick in die Tiefe ist ganz eigenthümlich. Man befindet sich ungefähr 1500 Fuß über der Stadt in beinahe senkrechter Linie und übersieht von hier oben den Hofraum eines jeden Hauses. Wer wie Don Cleofas durch die Dächer der Häuser schauen könnte, würde einen freien Blick werfen können in die Familienscenen der guten Leute dort unten.

Wir waren beinahe vier Stunden ausgewesen. Das Erste, was wir hier erfuhren, war, daß unser Vorrath an Wasser und Erfrischungen in der Zwischenzeit an Bord gegangen war. Wir waren demnach segelfertig, hatten jedoch bereits gestern Abend eine Einladung zum Mittagsessen bei oben erwähntem Capitain Knipe angenommen.

Im Kreise dieser liebenswürdigen Familie verlebten wir noch zwei angenehme Stunden. Das Diner war ganz englisch, aber vortrefflich. Ich war überrascht, beim Dessert einige indische Früchte zu finden, welche hier, nach der Versicherung unserer Gastfreunde, trotz des viel kälteren Klima's vortrefflich gedeihen.

Die Zeit drängte. Wir nahmen Abschied von den Damen; die Herren begleiteten uns an Bord. Hier fanden wir die Mannschaft beschäftigt, die Anker zu lichten. In der Kajüte wurde ein letztes Glas getrunken auf eine glückliche Reise; ein letzter Händedruck sagte den gastfreien Menschen Lebewohl, in deren Mitte wir so angenehme Stunden verlebt hatten.

Ein leichter Wind schwellte die Segel der „Malvina". Die Abenddämmerung verhüllte allmälig das Land unseren Blicken ....

.... Jemand, der nie Europa verlassen hat, kann sich wohl schwerlich einen Begriff machen von der Gastfreiheit der Bewohner ferner Welttheile. Man muß Kolonieen besucht haben und in Indien gewesen seyn, um darüber urtheilen zu können. Mich hat mein Schicksal viel herumgeführt. Ich war am Kap der guten Hoffnung und habe einen Theil von Indien bereist; beinahe 7 Jahre nannte ich es meine Heimat. Jetzt habe ich auf dem Rückwege nach dem Vaterlande auch St. Helena gesehen. Aber überall, wohin ich kam, fand ich Freunde und gastfreien Empfang; Holländer, Engländer und Deutsche nahmen mich mit offenen Armen auf, wohin auch mein Schicksal mich führte. Und nicht allein mir ward solcher Empfang zu Theil. Gewiß kein Reisender wird Indien verlassen, der nicht die Gastfreundschaft seiner Bewohner kennen lernte. Und nur der Mensch, welcher so wie ich in der Welt umhergeschwärmt ist, nur der weiß, was dem Fremdling Gastfreundschaft ist, wie wohl, wie unendlich wohl es thut, wenn er sich auf fremden Plätzen von fremden Menschen herzlich aufgenommen sieht, wenn er sich während der wenigen Stunden seines Verweilens eine Heimat schaffen kann. — Oft bin ich mit schwerem Herzen von dannen gezogen, von Menschen, welche ich in wenig Stunden liebgewonnen hatte; oft habe ich mit Sehnsucht zurückgedacht an die wenigen Augenblicke, welche ich mit ihnen verlebte. Auch St. Helena und die kurzen Stunden, welche ich dort verweilte, werde ich nie vergessen — nie die freundlichen Menschen, welche ich dort kennen lernte. G. Kinder.

Ungarn.

Literatur in den Karpathen.

Siebenbürgen hatte unter Ragotzki eine für die Literatur glückliche Epoche; später blühte diese auf dem südlichen Abhang der Karpathen in der Wallachei unter Pospodar Bessaraba, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts lebte. Damals war Tergoviſt noch die Hauptstadt der Wallachei und des Metropoliten der orthodoxen Kirche von Ungrovalachia; so nennt sich auch jetzt noch das Haupt der wallachischen Kirche, obwohl er in Siebenbürgen und Ungarn nicht mehr viel zu sagen hat, auch jetzt der Sitz desselben nach Bucharest verlegt worden. Unter dem genannten Fürsten Johann Konstantin Bessaraba Brancovan bestand eine Bibel-Gesellschaft in der Wallachei. Von derselben ward in wallachischer Sprache ein Altes Testament von Radan und Mirsu Greitscheni herausgegeben, ein Neues Testament in georgischer Sprache, von dem sich noch ein Exemplar in der Bibliothek der Metropolie in Bucharest befindet. In der Vorrede dieses 1711 von Michel Stephan (in Ungrovalachia) gedruckten Werkes werden noch die in derselben Offizin gedruckten Neuen Testamente in hebräischer, arabischer, lateinischer, griechischer, slawischer, wallachischer und talmudischer Sprache erwähnt. Aus dem Jahre 1701 befindet sich ein im Kloster zu Snagor gedrucktes Missale in arabischer Sprache in der Metropolitan-Bibliothek zu Bucharest; dies Kloster liegt bei Plojest, im Bezirk Prachova. Der Hauptmann Ottelnitschan, der sich mit den orientalischen Sprachen und der alten vaterländischen Literatur viel beschäftigt und jetzt, nachdem er seine Güter in der Kleinen Wallachei verkauft hat, in Bucharest ganz den Wissenschaften lebt, besitzt ein in der Metropolitan-Kirche zu Tergovitsch gedrucktes Paracleticon sive Orologion, ins Wallachische übersetzt von Anthimo, Metropolit von Ungrovalachia, dem Fürsten totius terrae Romanae, d. h. wo Wallachisch gesprochen wird; ferner ein damals ebendaselbst gedrucktes Paracleticum in arabischer Sprache und andere dergleichen typographische Seltenheiten. Unter Anderem besitzt er ein in Aleppo 1708 gedrucktes arabisches Neues Testament, und zwar auf Kosten des Johann Mazeppa, Hetman von ganz Klein-Rußland und der Zaporogischen Miliz, Ritter des Kreuzes des heiligen Apostel-Ordens. Als die Phanarioten den südlichen Abhang der Karpathen beherrschten, verschwand diese allgemeine

Theilnahme am Wissenschaftlichen, und das benachbarte Siebenbürgen in der Mitte der Karpathen überflügelte wieder die Wallachei. Wir theilen über den jetzigen Zustand der Literatur folgende kurze Nachrichten mit.

In Siebenbürgen werden folgende Zeitungen herausgeben:

a) in Clausenburg:

„Erdélyi Hiradó", politisches Blatt; erscheint wöchentlich zweimal. Herausgeber ist Samuel Méhes.

„Vasárnapi Ujság", Volkszeitung zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, mit politischen Nachrichten und nützlichen Unterhaltungen vermischt; erscheint wöchentlich einmal. Redacteur ist Samuel Brassai.

„Mult és Jelen", mit einer Beilage: „Toldalék". Redacteur: Szilágyi Zerenez (d. h. Franz Szilagyi).

„Magyar Gyermekbarát", eine Zeitschrift für Kinder. Redacteur gleichfalls Szilágyi.

b) in Cronstadt:

„Siebenbürger Wochenblatt", mit der Beilage: „Der Satellit des Siebenbürger Wochenblattes".

„Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde".

c) in Hermannstadt:

„Siebenbürger Bote". Beilage: „Transylvania".

Auch giebt es in Siebenbürgen eine wallachische Zeitung, betitelt:

„Gazeta de Transilvania. Foaie pentru minte inima schi literatura".

Nach den Versicherungen der Buchhändler werden hier politische Werke und Romane am meisten gelesen; was die wissenschaftlichen Werke betrifft, seyen hier wenige zu finden, und sie würden auch selten gesucht.

Für den beliebtesten Schriftsteller mag hier Józsika gelten; er giebt zwar seine Werke in Pesth heraus, doch schreibt er sie meistens hier im Lande und entnimmt die Stoffe zu seinen Romanen meistens der vaterländischen Geschichte. Seine bisher erschienenen Werke sind: „Irány", „Vázolatok" (Skizzen), „Zolyomi", „Abafi", „Könnyelmüek", „az utolsó Báthori", „a' Cschek Magyarországon", „Élet és Tündérhon" (eine Sammlung kleiner Erzählungen), „Zrinyi a' Költö".

Farkas Sandor's (d. h. Alexander Farka's) Reise in Nord-Amerika ist auch sehr beliebt. — Szentiváni hat mehrere beliebte Novellen geschrieben; schade, daß er so früh gestorben ist, es wäre ein ausgezeichneter Humorist aus ihm geworden. Viele seiner Werke sind Fragmente geblieben. — Szilágyi's Clio, ein geschichtliches Werk, wurde, so lange es erschien, auch viel gelesen.

Es giebt in Clausenburg zwei größere Buchhandlungen, die von Stein und die von Tiltsch. Der Lesevereine giebt es drei, worunter ein Damen-Leseverein und ein kürzlich entstandener englischer Leseverein. Das reformirte Kollegium hat eine ansehnliche Bibliothek, eine kleinere das katholische und eine noch kleinere das unitarische. Oeffentliche Bibliotheken giebt es in Hermannstadt, Karlsburg und M. Vásárhely. Erstere hat ein Herr Bruisenthal, die zweite der Bischof Battyány und die dritte der Graf Samuel Teleky errichtet.

Mannigfaltiges.

— Vorlesungen über deutsche Literatur in Paris. Herr Philarète Chasles ist nun in den Vorlesungen, die er seit mehreren Jahren am Collège de France über die Literaturen Englands und Deutschlands hält, so weit vorgerückt, daß er im gegenwärtigen Winter-Kursus zum 18. Jahrhundert gelangt ist. Neben Swift, Sterne, Fielding, Smollet ꝛc. handelt er jetzt von Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Kant ꝛc. Hoffentlich ist ihm ein guter Stern zur Seite, damit er über die neuere Literatur nicht in ähnliche Irrthümer verfalle, wie sie die bekannten, von ihm redigirten Feuilletons des Journal des Débats so offen dargelegt.

— Herr Jullien, Uebersetzer des Oberon. Von Wieland's „Oberon" ist kürzlich eine sehr wohlgelungene französische Uebersetzung erschienen, freilich in prosaischem Gewande, wie fast alle auf französischen Boden verpflanzte Dichter des Auslandes, aber es ist auch beinahe ganz unmöglich, irgend eine fremde Dichtung in erträglichen französischen Versen wiederzugeben. So anschmiegend auch diese Sprache ist und wie sehr sie sich auch zu jeder wissenschaftlichen oder diplomatischen Darlegung, mehr als irgend eine andere Sprache, eignet, so unbeholfen ist sie in ihren metrischen Formen und so wenig vermag sie diese dem Genius irgend eines fremden Dichters anzupassen. Unter solchen Umständen wird also eine poetisch gehaltene prosaische Uebersetzung, die des Originales Geist und Gedanken möglichst treu wiederspiegelt, die beste Huldigung seyn, die einem ausländischen Dichter in Frankreich zu Theil werden kann, und eine solche in der That ist die schöne Uebersetzung des Oberon, die kürzlich in Paris erschienen ist. *)

Herr August Jullien, von dem diese Uebersetzung herrührt, hält sich seit kurzem in Deutschland auf, um hier seine in der That gründlichen und von denen seiner meisten Landsleute sehr vortheilhaft sich unterscheidenden Studien fortzusetzen. Herr Jullien versteht nicht bloß unsere Sprache, was bekanntlich von den wenigsten Franzosen zu sagen ist, die über unser Land und dessen Literatur geschrieben, sondern er spricht und schreibt sie auch. In früherer Zeit Mitherausgeber der von seinem Vater gegründeten Revue Encyclopédique, der ausgezeichneten Monatschrift, die während der Restaurations-Epoche blühte und leider später wegen der Hinneigung einiger ihrer Mitarbeiter zum St. Simonismus unterging, hat Herr Jullien noch von jener Zeit her eine Vorliebe für die deutsche Literatur behalten, welcher er jetzt ein erneutes Studium widmet, dessen Früchte er in einer später wieder nach dem Muster der gedachten Revue zu begründenden Zeitschrift niederzulegen gedenkt. Die Vorrede und die Notiz über Wieland, die der Uebersetzer dem Oberon hinzugefügt hat, sind ihrem Zwecke, so wie dem Bedürfnisse der französischen Leser, vollkommen entsprechend.

*) Obéron, poëme héroique par C. M. Wieland. Traduction entièrement nouvelle par Auguste Jullien. Précédée d'une notice et suivie des notes. Paris, 1843.

— Von Tag zu Tag. Das Feuilleton des Journal des Débats, welches über ein Jahr lang durch Sue's Mystères de Paris gespeist wurde, hat jetzt einen neuen Roman, und zwar von Fred. Soulié, begonnen. Dieser Roman erzählt die Begebenheiten nicht, wie sie dem Verfasser schon bekannt sind, sondern wie sie angeblich von Tag zu Tage sich ereignen, und hat deshalb noch gar keinen Namen. Einstweilen trägt er die Ueberschrift: „Au jour le jour", und zwar beginnt er am 25. Dezember, so daß der Verfasser gleich in den ersten acht Tagen Gelegenheit hat, das Fest und die Etrennes eine Rolle spielen zu lassen. Vermuthlich kommt dann auch die Deputirtenkammer, so wie alles Andere an die Reihe, was in die Tages-Interessen eingreift.

Achtung der Mejikaner vor dem Gewerbfleiß. Im alten Mejiko fand die Eintheilung in Kasten nicht statt, wie bei den alten Aegyptern und den asiatischen Nationen; es war indessen gebräuchlich, daß der Sohn das Geschäft seines Vaters fortsetzte. Die verschiedenen Handthierungen waren in Gilden oder Zünfte eingetheilt, wovon jede ein abgesondertes Stadtviertel bewohnte, ihren eigenen Vorgesetzten, ihren Schutzgott, ihre besonderen Festtage und dergleichen hatte. Die Betriebsamkeit stand bei den Mejikanern in großer Achtung. „Befleißige Dich des Ackerbaues, der Federarbeit oder irgend eines anderen ehrenvollen Gewerbes", war der Rath eines alten Häuptlings an seinen Sohn. „So haben es Deine Vorfahren gemacht; wie hätten sie sonst auch sich und ihre Familien versorgen können? Nie hat man gehört, daß der Adel allein im Stande sey, dessen Besitzer zu ernähren." — Eine Philosophie dieser Art mußte (wie der Historiker Prescott bemerkt) den Ohren der spanischen Hidalgos fremd genug klingen; sie haben sich seitdem mit vielem Erfolge bestrebt, so unritterliche und nivellirende Grundsätze auszurotten, und die Nachkommen der alten gewerbfleißigen Mejikaner sind dem Genusse des dolce far niente nicht weniger ergeben als die Spanier und Italiäner.

— Russische Baumeister und Baukunst. Ein Aufsatz des bekannten Literaten Nestor Kukolnik in der Bibl. dla Tschtenija enthält einige interessante Angaben über die Fortschritte der Baukunst in Rußland während der letzten funfzehn Jahre. Sie beschränken sich nicht allein auf die beiden Hauptstädte, sondern machen sich auch im Innern des Reichs, selbst bis Sibirien und dem Kaukasus hin, bemerklich. Von den ausgezeichneteren Architekten der früheren Periode bleiben, außer dem Franzosen Montferrand, dem Erbauer der Isaaks-Kirche und der Alexander-Säule, und dem Italiäner Rossi, dem das Palais des Großfürsten Michael, das Alexandrinen-Theater und andere Gebäude ihren Ursprung verdanken, nur noch W. P. Staffov, der Baumeister der Verklärungs- (Preobrajenskij-) und Dreieinigkeits- (Troizkij-) Kathedrale, des Zarsko-Seloer Lyceums, des Alexander-Kadettenhauses u. s. w., und der Rektor der Akademie der Künste, Melnikov, übrig, der sich besonders durch die in einem ganz neuen Styl aufgeführte Kirche der Altgläubigen in Gräsnaja einen Namen erworben hat. Unter dem jüngeren Geschlecht haben sich, nach dem frühzeitigen Tode Glinka's und A. A. Thon's, der Bruder des Letzteren, Konstantin Andrejewitsch Thon, und Alexander Brullov am meisten hervorgethan — jener durch die Restauration des Kremls in Moskau und dieser, in Verbindung mit Staffov und Anderen, durch den Wiederaufbau des Winterpalastes, so wie durch das großartige Observatorium zu Pulkowa. Nach den Zeichnungen Thon's ist eine große Anzahl Kirchen errichtet worden, die er in einem eigenen (in russischer Sprache abgefaßten) Werke beschrieben hat und in welchen er den byzantinischen Styl zum Muster nimmt. — A. F. Tschedrin, Professor der Architektur an der Akademie der Künste, hat sich mehr mit der Theorie seines Fachs beschäftigt, ohne jedoch der praktischen Thätigkeit zu entsagen; zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Gebäude der St. Petersburger Universität, so wie der St. Wladimir-Universität in Kiew. — Plawov dirigirte den Neubau des Erziehungs-Hauses, Stackenschneider den des kaiserlichen Lustschlosses zu Oranienbaum; ihm ist auch die Errichtung des Palais der Großfürstin Maria, Herzogin von Leuchtenberg, übertragen. Ferner sind noch zu erwähnen: N. E. Jefimov, ein Anhänger des griechischen Styls, wie sein Bruder D. E. Jefimov, des ägyptischen — Walprede, Ober-Baumeister der Tulaer Fabriken, Kosmin, Richter, Gornostajev, Nikitin, Durnov und Kudinov — und von Ausländern: Kavos, Erbauer des Großen Theaters (Bolschoi Teatr) in St. Petersburg, Corsini, unter dessen Aufsicht das schöne Palais des Grafen Scheremetjev errichtet wurde, und Jacquot. — Während dieser 15 Jahre hat man in Petersburg allein 10 große Kirchen, 4 Theater, 3 Triumphbogen, die Alexander-Säule, die Monumente der Feldmarschälle Kutusov und Barclay-de-Tolly u. s. w. aufgeführt und fast alle für die Ministerien und andere Behörden bestimmte Lokale umgebaut oder vergrößert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 6. Januar 1844.

Japan.

Geselliges und häusliches Leben in Japan.

Dieselbe Unbeweglichkeit, die das politische Leben der Japanesen charakterisirt, herrscht auch in ihrem gesellschaftlichen und Privatleben. Um der Ordnung und Stabilität willen ist jede Freiheit, jede Bewegung aufgehoben; jenseits der Sphäre der individuellen Interessen giebt es keinen Aufschwung, keine Thätigkeit; der Zwang macht sich überall fühlbar, und alle Handlungen des Lebens nehmen eine conventionelle Gestalt an. Gleichwohl sind edle und großherzige Gesinnungen den Japanesen nicht fremder als jedem anderen Volk; im Gegentheil, sie treten oft genug mit großer Gewalt hervor, aber sie bleiben unfruchtbar, d. h. sie sind von keiner schöpferischen, gestaltenden Wirkung, von keinem Fortschritt begleitet. Die Annalen Japans bieten überraschende Thatsachen, Beispiele von Hingebung und Heroismus; aber sie haben hier einen ganz abweichenden Charakter; sie bilden eine schöne Seite in der Geschichte, aber Niemand weiß eine Lehre daraus zu ziehen. Oft nehmen die Gefühle der Hingebung und der Ehre, die bei den Japanesen so lebendig sind, eine ganz seltsame Form bei ihnen an und äußern sich auf eine für uns abstoßende Weise. Ein hoher Beamter hat sich Ungerechtigkeiten und Erpressungen zu Schulden kommen lassen, aber er richtet sich selbst, um dem Skandal des Prozesses oder der Todesstrafe zu entgehen; er giebt sich feierlich den Tod, um sich nicht den Tadel seines Souverains zuzuziehen, oder macht sich freiwillig zu seinem Spion. Dieser Gegensatz tritt überall in den Sitten hervor. Die Central- und Lokal-Regierung wacht über die Sicherheit des Eigenthums und unterdrückt im Keime jede Volksbewegung, aber sie tolerirt die Unordnung der Sitten und die Prostitution, sie nährt die Privatfeindschaften der Großen und läßt sie sich gegenseitig aufreiben. Was kann das Privatleben einer solchen Gesellschaft seyn? sie vegetirt mehr, als sie lebt; sie bewegt sich in einem beschränkten Kreise, zwar ohne Erschütterung, aber auch ohne Erhebung. Um von dem Leben dieser, wie jeder anderen, Gesellschaft eine Vorstellung zu geben, müssen wir vor Allem vom Weibe sprechen.

Die Stellung des Weibes in Japan hält gewissermaßen die Mitte zwischen der, die sie in Europa einnimmt, und der, welche ihr der Koran in den muselmännischen Ländern angewiesen hat. Die Treue der Gattin und die Keuschheit der Jungfrau haben dort keinen anderen Wächter als ihr eigenes Ehrgefühl, das allerdings befestigt wird durch die Gewißheit, daß der Tod die unmittelbare Folge ihres Falles seyn würde. Dieses Vertrauen auf die Tugend des Weibes wird von ihr so vollkommen gewürdigt, daß, wie man sagt, eine untreue Gattin in Japan ein unbekanntes Phänomen ist. Der Geist des Weibes wird daselbst mit gleicher Sorgfalt, wie der des Manns, ausgebildet, daher auch unter den geschätztesten Schriftstellern des Landes, Dichtern, Historikern und Moralisten, mehrere Frauennamen figuriren. Im Allgemeinen sind die japanischen Frauen liebenswürdige, muntere Gesellschafterinnen; ihr feines Benehmen, ihre Anmuth in der Unterhaltung sind oft von den Reisenden gelobt worden.

Auf der anderen Seite jedoch werden dieselben Frauen, welche die Gesellschaft und die Zerstreuungen der Männer theilen dürfen, ihr ganzes Leben hindurch in einer Art Vormundschaft gehalten, in der vollständigsten Abhängigkeit von ihren Vätern, ihren Männern und selbst ihren Söhnen; sie genießen keine bürgerliche Rechte; ihr Zeugniß wird vor Gericht nicht zugelassen. Der Mann kann in das Haus, das von seiner rechtmäßigen Frau regiert wird, so viel Frauen zweiten Ranges einführen, als es ihm beliebt, und obgleich diese Letzteren an Würde und Ansehen der Ersteren nachstehen, so lastet doch keineswegs ein Makel auf ihnen; nur haben sie nicht das Recht, sich ihrer Augenbrauen zu entäußern, eine sonderbare Auszeichnung, die der rechtmäßigen Frau allein vorbehalten ist.

Der Mann hat ein unbeschränktes Scheidungsrecht; nur ist er genöthigt, für den Unterhalt der verstoßenen Frau zu sorgen, und zwar dem Range angemessen, den er in der Gesellschaft einnimmt. Aber selbst von dieser Verpflichtung wird er freigesprochen, wenn er einen plausibeln Grund für die Scheidung anführen kann. Unter diesen Gründen steht die Unfruchtbarkeit der Frau obenan. In diesem Fall verliert die arme Unglückliche jeden Anspruch auf eine Unterhalts-Pension. Was die Frau betrifft, so kann sie unter keinem Vorwand auf Scheidung antragen.

Im Innern des Hauses ist die Frau Herrin; aber sie wird in vielen Beziehungen mehr wie ein Spielzeug, wie ein Gegenstand der Zerstreuung für ihren Mann behandelt, als wie ein vernünftiges Wesen, das seines Vertrauens würdig ist; sie hat mehr den Beruf, ihn zu amüsiren, durch ihre Unterhaltung und ihre Talente zu erheitern, als seine Beschäftigungen und Sorgen zu theilen; nicht bloß die öffentlichen, sondern selbst die Privat-Angelegenheiten des Mannes bleiben ihr verborgen, und die geringste Frage, die eine Frau hierüber thun würde, würde als ein Akt unverzeihlicher Kühnheit betrachtet werden.

Man sieht, daß die Lage der Frau in Japan nicht viel besser ist als im muselmännischen Orient; unter der Herrschaft des Koran hat die Frau keine Freiheit, aber sie bildet eine Individualität für sich und steht in vielen Fällen außer Vormundschaft; das Gesetz scheint sie mehr als ein dem Mann feindliches Geschöpf, denn als ein schwaches Wesen zu behandeln, das seines Schutzes bedarf. In Japan dagegen wird sie immer als im Zustand der Minorennität betrachtet. Wie verschieden übrigens die Stellung der japanesischen von der der muselmännischen Frauen ist, zeigt noch folgender Umstand. Ueberall in Japan giebt es sogenannte Theehäuser, die den Reisenden eine Herberge und Erfrischungen darbieten. Die Zahl dieser Häuser ist bedeutend; ihre Besitzer pflegen arme junge Mädchen zu kaufen, denen sie eine sehr sorgfältige Erziehung geben lassen, um sie dann der Prostitution preiszugeben. Die Bildung derselben ist so vorzüglich, daß viele Männer ihre rechtmäßigen Frauen veranlassen, jene Gesellschaft zu besuchen, um ihre Erziehung zu vervollkommnen. Diese Mädchen finden oft einen Mann und sind sogar wegen ihrer geistigen Vorzüge gesucht. Sobald sie einmal Gattinnen geworden, entsagen sie der Unkeuschheit und führen ein exemplarisches Leben. Die Besitzer der Theehäuser, die sich mit diesem schimpflichen Gewerbe abgeben, werden allgemein verachtet, ihre Opfer dagegen nicht. Doch kehren wir zu dem normalen Zustand der Frauen zurück.

Wenn die ersten Symptome der Schwangerschaft einer Frau sich zeigen, so bindet man ihr einen Gurt von rothem Krepp um den Leib unmittelbar unter dem Busen. Dies geschieht mit großer Feierlichkeit und mit besonderen religiösen Ceremonien. Die Wahl der Person, die den Gürtel überreicht, ist von großer Wichtigkeit. Nach den japanischen Gelehrten wird diese Gewohnheit zum Andenken und zur Ehre der Witwe eines Mikado beobachtet, welche vor etwa sechzehnhundert Jahren beim Tode ihres Gatten, in einem Zustand vorgerückter Schwangerschaft, sich den Leib mit einer Schärpe gürtete, sich an die Spitze der verwaisten Truppen stellte und die Eroberung Korea's vollendete. Der Name dieser Amazone, die nach Klaproth selbst aus kaiserlichem Blut stammte, ist Sin-Gu-Kevo-Gu. Diese muthige That erwarb ihr die höchste Gewalt. Die japanesischen Gelehrten sind darüber uneins, ob die genannte Heldin als Mikado anerkannt wurde; so viel ist gewiß, daß sie, so lange sie am Leben blieb, regierte, d. h. neunundsechzig Jahre lang, und als sie in einem Alter von hundert Jahren starb, ward der Sohn, den sie damals kurz nach dem Tode des Kaisers zur Welt brachte, ihr Nachfolger. Mutter und Sohn sind übrigens unter die Gottheiten des Landes aufgenommen worden. Nach der Meinung des Haufens wäre dieser Gurt nur ein physisches Mittel, welches verhindern soll, daß der Fötus die der Mutter bestimmten Nahrungsmittel absorbirt und die Letztere Hungers stirbt. Genug, die rothe Schärpe bleibt auf dem Leibe der Frau bis zum Moment ihrer Niederkunft. Aber damit endigen die Ceremonien, die sie auszuhalten genöthigt ist, nicht. Sobald sie niedergekommen ist, wird sie in ihrem Bett aufrecht gesetzt und durch zwei Reisesäcke unter jedem Arm und einen hinter dem Rücken in dieser Stellung erhalten; so bleibt sie in beständigem Wachen und bei sehr frugaler Nahrung neun Tage und neun Nächte lang sitzen. Was bei dieser seltsamen Gewohnheit am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß für die Gesundheit der Frau keine übeln Folgen daraus entspringen; nur hat man bemerkt, daß die Frauen in Japan viel mehr Zeit als in anderen Ländern brauchen, ehe sie zu vollkommener Kraft und Gesundheit zurückgekehrt sind. Hundert Tage lang nach der Entbindung wird die Frau als krank betrachtet und behandelt. Erst nach Verlauf dieser Zeit nimmt sie ihre Beschäftigungen wieder auf, besucht den Tempel der Familie und entledigt sich der Wallfahrt oder jeder anderen religiösen Handlung, die sie in der Stunde der Gefahr gelobt hat.

Unmittelbar nach der Geburt wird das Kind gebadet, aber weder in Windeln geschnürt, noch in irgend ein Kleid gehüllt, das der Entwickelung seines Körpers schaden könnte. Man entfernt sich von diesem Gebrauch nur bei einer einzigen Gelegenheit: wenn man dem Kinde einen Namen beilegt. Diese Ceremonie findet für den Knaben am einunddreißigsten, für das Mädchen am dreißigsten Tage nach der Geburt statt. Man führt das Kind in den Tempel der Familie: die Bedienten kommen hinter ihm und tragen die verschiedenen Stücke seiner Toilette. Zuletzt kommt eine Magd, die eine Büchse

mit Geldſtücken in der Hand hält, welche für die adminiſtrirende Prieſterin beſtimmt iſt, ſo wie einen Zettel, auf welchem drei Namen aufgeſchrieben ſind. Die Prieſterin überreicht dieſe drei Namen der Gottheit des Tempels, und nach einigen Augenblicken verkündet ſie den von der Gottheit gewählten Namen und legt ihn dem Kinde bei. Die Ceremonie endet mit Abſingen von Hymnen unter Begleitung von Inſtrumenten. Dann wird das Kind in einige andere Tempel gebracht, und zuletzt zu dem nächſten Verwandten des Vaters, der ihm ein Hanfgebinde, als Sinnbild des Lebensfadens, Amulete, Reliquien und zwei Fächer ſchenkt, auf welchen zwei Schwerter, als Symbol des Muthes, gemalt ſind. Drei Jahre lang genießt das Kind die größte Freiheit in ſeinen Bewegungen: man läßt es ganz nackt, und erſt im Alter von drei Jahren giebt man ihm ein ſehr einfaches Kleid, das durch einen Gurt an die Taille befeſtigt wird; zu derſelben Zeit lehrt man ihm auch das Gebet.

Im Alter von ſieben Jahren bekommt der Knabe den Ceremonie-Mantel und den neuen Namen. Für dieſen zweiten Namen giebt es beſondere Ceremonien, wie überhaupt jede Veränderung, jede neue Epoche im Leben eines Japaneſen durch beſondere religiöſe Ceremonien geheiligt iſt. Nach Anlegung des Ceremonie-Mantels kann das Kind ſeine Devotion in einem Tempel verrichten.

Die Kinder werden im Allgemeinen in paſſivem Gehorſam auferzogen und ſo früh an Unterwerfung gewöhnt. Es giebt zwei Arten von Schulen, Elementar- und höhere Schulen. In die erſtere werden alle Kinder, ohne Unterſchied des Geſchlechts und des Ranges, geſchickt. Hier lernen ſie leſen, ſchreiben und die Geſchichte des Landes in ihren Hauptumriſſen. Dieſer Grad der Bildung wird für die unteren Klaſſen als ausreichend, aber auch als ſo unentbehrlich betrachtet, daß es keinen Arbeiter giebt, der ſie nicht beſitzt. Die Kinder höherer Klaſſen gehen von da in die höheren Schulen über, wo man ihnen die Moral und die Sitten und Gewohnheiten, die einem wohlerzogenen Menſchen zukommen, beibringt; die kleinlichſten Geſetze der Etikette und alle Höflichkeitsformen, die ins Unendliche variiren, je nach der ſozialen Stellung des Individuums, werden daſelbſt gelehrt. Die genaue Kenntniß des Kalenders iſt ein unentbehrlicher Theil dieſer Erziehung; denn die Japaneſen halten es für eben ſo gefährlich als unpaſſend, an dem Tage einer ſchlechten Conſtellation ſich zu vermählen, eine Reiſe anzutreten oder irgend ein anderes wichtiges Geſchäft vorzunehmen. Auch Arithmetik und das ganze Geheimniß des harakiri wird den Knaben beigebracht; dies Letztere nämlich iſt die Ceremonie, ſich den Bauch aufzuſchlitzen, wodurch ein wohl erzogener Japaneſe oft genöthigt iſt, ſein Leben zu enden. Es wird nicht bloß die beſte Methode der Operation und die Ceremonien, die ſie je nach den Umſtänden begleiten müſſen, gelehrt, ſondern auch die Fälle angegeben, wo dieſe Art des Selbſtmordes für einen Mann von Ehre unumgänglich iſt.

Während dieſer erſten Lebensperiode werden die Kinder ſehr ſchlecht gekleidet; ihr ſchmutziger und vernachläſſigter Anzug bildet einen ſehr unangenehmen Gegenſatz zu den reichen und glänzenden Toiletten ihrer Mütter, die ſie auf ihren Spaziergängen begleiten. Die Kinder ſollen hierdurch gegen den ſchädlichen Einfluß geſchützt werden, den fremde Perſonen, welche die Schönheit der Kinder bewundern, dadurch auf ihre Geſundheit ausüben können. Es iſt bekannt, daß bei den muſelmänniſchen Völkern, in Aegypten z. B., die Kinder ganz nackt und ſchmutzig gehen, aus derſelben Beſorgniß, und es iſt merkwürdig, in ſo entfernten und in anderen Beziehungen ſo verſchiedenen Ländern daſſelbe Vorurtheil über den Einfluß des böſen Auges zu finden.

Im Alter von funfzehn Jahren wird die Erziehung als vollendet betrachtet. Man ſcheert dem jungen Menſchen das Haupt und giebt ihm einen neuen Namen. Dieſer dritte Name iſt noch nicht der letzte, den er in ſeinem Leben annehmen wird: ein Beamter — und die Hälfte der Japaneſen, die über den arbeitenden Klaſſen ſtehen, iſt im Staatsdienſt beſchäftigt — nimmt bei jedem Avancement einen neuen Namen an; ferner kann ein Subaltern-Beamter nicht denſelben Namen wie ſein Vorgeſetzter führen, ſo daß, wenn ein Beamter zu einem höheren Poſten übergeht, jeder unter ihm ſtehende Beamte, der zufällig ſein Namensbruder iſt, ſofort den alten Namen aufgeben und einen neuen annehmen muß. Dieſer Gebrauch geht ſogar bis zum Thron hinauf und erzeugt große Schwierigkeiten in dem Studium der Geſchichte Japans; es bedarf oft großer Aufmerkſamkeit, um nicht z. B. die Perſon eines Uſurpators aus den Augen zu verlieren und ihn unter den verſchiedenen Namen, die er annimmt, bis er ſich zur Würde eines Siogun emporgeſchwungen, wiederzuerkennen.

Die Ehen werden bei den Japaneſen früh geſchloſſen; da aber jede Mißheirath mit ungünſtigen Augen betrachtet wird, ſo ſind ſelbſt die Perſonen der mittleren Klaſſen oft genöthigt, wie die Fürſten, Frauen zu heiraten, die ſie nie geſehen haben. So hat der Schatzmeiſter von Nagaſaki, deſſen Rang nicht ſo hoch iſt, daß man den Aufenthalt ſeiner Familie in Jedo für nothwendig hält, in jener Stadt Keinen, der ihm an Rang gleichkommt; ſeine Kinder müſſen alſo, da ſie hier keine ihren Verhältniſſen ganz entſprechende Partie finden, ihre Männer und Frauen oft in den Familien der Schatzmeiſter anderer, oft ſehr entfernter Städte ſuchen.

Wenn kein Hinderniß dieſer Art ſich dem Heiratsprojekt entgegenſtellt, ſo giebt der junge Menſch, der für ein junges Mädchen von gleichem Stande Neigung gefaßt hat, ſeine Wünſche zu erkennen, indem er an dem Hauſe ihrer Aeltern einen Zweig von dem Strauch celastrus alatus aufhängt. Durch Annahme dieſes Zweiges drückt man ſeine Einwilligung zu der Partie, durch Verwerfung das Gegentheil aus. Will das Mädchen überdies ſeine Gegenliebe an den Tag legen, ſo ſchwärzt ſie ſich die Zähne.

Die Bedingungen der Ehe werden zwiſchen den Freunden des jungen Mannes und den Geſellſchafterinnen des Mädchens verhandelt; wenn Alles abgemacht iſt, ſo werden zwei günſtige Tage, einer für die Zuſammenkunft der künftigen Gatten, der andere für die Hochzeit, beſtimmt. Inzwiſchen ſchickt der Bräutigam der Braut Geſchenke, wie ſeine Mittel es ihm erlauben; dieſe werden von der Braut den Aeltern zugeſtellt als ein Zeichen der Dankbarkeit für die Erziehung, die ſie von ihnen erhalten hat. Obgleich alſo die Frau in Japan nicht, wie bei anderen Völkern Aſiens, von ihrem Gatten gekauft wird, ſo kann doch ein Mädchen von einiger Schönheit als ein materieller Vortheil für ihre Aeltern betrachtet werden. Uebrigens wird die Braut dem Mann nicht mit leeren Händen übergeben; außer einigen Kleinigkeiten, welche ihm für ſeine reichen Geſchenke überſandt werden, verſehen ſie die Aeltern, nachdem ſie ihr Spielzeug und ihre Puppen feierlich verbrannt, mit einer Ausſtattung und mit mehrfachem häuslichen Geräth, welches Alles am Tage der Hochzeit in das Haus des Mannes gebracht wird. Die Trauungs-Ceremonie beſteht darin, daß unter Gebeten und Segensſprüchen des Prieſters die Braut ihre Fackel am Feuer des Altars anzündet; der Bräutigam zündet dann die ſeinige an der ihrigen an, worauf beide für Eheleute erklärt ſind. Die Neuvermählte iſt weiß gekleidet; ein Schleier von gleicher Farbe wird ihr über's Haupt geworfen und hüllt ſie von Kopf bis Fuß wie ein Leichentuch ein; er zeigt an, daß die Frau nunmehr für ihre Familie todt iſt und nur ihrem Gatten angehört. So gekleidet, wird ſie in einem Palankin, begleitet von Familie und Freunden, in die Wohnung des Gatten getragen. Hier ſteht in einem Saal ein künſtlich gearbeiteter Tiſch, auf welchem eine Tanne und ein Pflaumenbaum in der Blüthe, ſo wie Kraniche und Schildkröten, gemalt ſind. Dieſe Gegenſtände ſind die Sinnbilder der Kraft des Mannes, der Schönheit des Weibes und eines langen und glücklichen Lebens. Auf einem anderen Tiſch ſteht das Geräth, aus welchem der sake getrunken wird, das einzige Getränk, das in Japan bekannt und dieſem Lande eigenthümlich iſt. Die junge Frau nimmt an dieſem Tiſch Platz, gießt den sake ein und reicht ihn in die Runde den Gäſten. Alles dieſes iſt mit zahlloſen Ceremonien begleitet, bei welchen zwei Jugendfreundinnen der Frau als männlicher und weiblicher Schmetterling eine wichtige Rolle ſpielen. Die hierbei beobachteten Ceremonien ſind ſo verwickelt, daß ſie mehrere Wiederholungen erfordern, um gut ausgeführt zu werden. Mit dieſen Libationen enden die Vermählungs-Feierlichkeiten; nun beginnt das Hochzeitsmahl, das aber nur einfach iſt, indem es an die Sitten der alten Japaneſen erinnern ſoll, deren Frugalität und Einfachheit man bei verſchiedenen Gelegenheiten zu feiern pflegt.

Die junge Frau wird endlich in das Haus ihres Mannes oder der Aeltern eingeführt, je nachdem der Vater des Bräutigams es für gut hält oder nicht, ſich zu Gunſten ſeines Sohnes der wichtigen Function eines Familienhauptes zu entäußern. Die mit dieſer Würde verbundenen Pflichten ſind ſehr zahlreich und ſo ermüdend, daß ein Vater, beſonders in den höheren Klaſſen, mit Ungeduld den Augenblick abwartet, wo das Alter des Sohnes ihm erlauben wird, die Bürde eines Familienhauptes auf ihn zu übertragen. Vater und Mutter, ſo wie die übrigen Kinder, treten dann unter die Autorität des älteſten Sohnes.

Das Leben der Männer wie der Frauen iſt in Japan keineswegs mit Arbeiten oder mit ernſten Beſchäftigungen überladen; ſelbſt die öffentlichen Functionen laſſen bei der großen Anzahl von angeſtellten Perſonen viel Muße übrig. Der Tag wird alſo zum großen Theil mit den von der Etikette vorgeſchriebenen Pflichten und mit Vergnügungen ausgefüllt. Zu den erſteren gehören die Korreſpondenz in Chiffern und der Austauſch von Geſchenken. Das Leben der Japaneſen von Rang vergeht in dieſem Wechſel von Briefen und Geſchenken. Die Geſchenke ſind in gewiſſen Fällen eben ſo unveränderlichen Geſetzen unterworfen, wie die wichtigſten Handlungen des Lebens; ſo iſt in manchem Fall die Natur der Geſchenke unwandelbar feſtgeſtellt; in anderen Fällen iſt ſie der Wahl des Schenkenden überlaſſen; doch iſt es ein Fundamentalgeſetz, daß ein Vorgeſetzter dem unter ihm Stehenden nur nützliche Dinge, der Letztere dagegen dem Erſteren nur Gegenſtände des Zeitvertreibs und der Kurioſität ſchenken darf. Unter Standesgenoſſen iſt der Werth der Geſchenke Nebenſache; ein Heft Papier oder ein Dutzend Eier ſind ein angemeſſenes Geſchenk, wenn nur daſſelbe in einer ſchönen, mit einem ſeidenen Bande umgebenen Büchſe überſchickt und das Ganze auf einem Teller mit einem kleinen Bündel farbigen Papiers als Emblem des Glücks überreicht wird. Auch muß jedes Geſchenk, was auch ſein Werth ſeyn mag, von einer Schnitte getrockneten Fiſches von der gewöhnlichſten Art begleitet ſeyn. Der getrocknete Fiſch iſt bei jedem Mahl, dem einfachſten, wie dem glänzendſten, eine unentbehrliche Schüſſel; auch wenn Niemand ſie berühren ſollte, muß man ſie doch den Gäſten anbieten: es geſchieht das zum Andenken an die Frugalität der alten Japaneſen, deren Hauptnahrung dies war.

Das alltägliche Leben und Verkehren iſt bei den Japaneſen einem unwandelbaren Codex der Etikette unterworfen. Wenn zwei Menſchen von feinen Sitten ſich auf der Straße treffen, ſo verbeugen ſie ſich ſehr tief und bleiben einige Augenblicke in dieſer Stellung; eben ſo begrüßen ſie ſich, wenn ſie ſich trennen, und ſie dürfen ſich nicht eher erheben, als bis der eine von ihnen, ſich umwendend, bemerkt, daß der andere außerhalb ſeines Geſichtskreiſes iſt. Bei den Morgenbeſuchen ſetzen ſich Wirth und Gaſt zuerſt einander gegenüber auf ihre Terſe; dann neigen ſie, indem ſie die Hände auf den Boden ſtützen, den Kopf ſo nahe den Knieen als möglich; inzwiſchen macht man ſich die hergebrachten Komplimente, auf welche man von beiden Seiten mit he, he, he antwortet; man bringt den Thee und die Pfeifen, und erſt, nachdem man getrunken und geraucht, beginnt die Unterhaltung. Zuletzt wartet man Konfitüren und anderes Naſchwerk auf, das man mit langen, dünnen, hölzernen Stäbchen ißt. Der Beſucher nimmt, was er nicht eſſen kann, in ein Papier gehüllt, mit, und dieſer bizarre Gebrauch gilt in der guten Geſellſchaft Japans ſo wenig für

unschicklich, daß, wenn man zu einem großen Mahl eingeladen ist, die Gäste nicht vergessen, sich von ihren Bedienten mit Körben begleiten zu lassen, die zur Aufnahme dessen bestimmt sind, was nicht gegessen wird. Bei diesen Mahlen bestehen die Entrées in Vegetabilien jeder Art, mit Inbegriff des Seegrases, in Wild, Geflügel und Fisch. Dieses letzte Gericht ist die Hauptschüssel jedes japanesischen Mahls: man ißt in Japan die Fische jeder Art, selbst die gewöhnlichsten, und die Armen nähren sich von allen Theilen des Wallfisches, selbst das nicht ausgenommen, was nach Auspressung des Thrans übrig bleibt. Die Diners bestehen gewöhnlich aus sieben bis acht Gängen. In den Zwischengängen erhebt sich der Hausherr, macht die Runde um den Tisch und trinkt mit jedem Gast einen Becher Sake. (Schluß folgt.)

England.

Ueber den heutigen Zustand des englischen Theaters.

(Schluß.)

„Durch eine Klassifizirung würde man allen diesen Uebeln zuvorkommen. Die Bühne, die sich auf Trauerspiele und Lustspiele beschränkte, würde die stärkste Gesellschaft zusammenbringen und die besten Stücke geben müssen. Für das tragische Fach existirt bei uns gewiß nicht mehr als eine vollständige Truppe, wenn man alle Rollen gehörig besetzte, für das Lustspiel nicht viel mehr und für die Oper noch weniger — und dieser unbestreitbaren Thatsache zum Trotz werden jetzt Trauerspiele und Lustspiele zu gleicher Zeit in Covent-Garden, Drury-Lane und Haymarket gegeben, während die beiden ersteren auch in der Oper rivalisiren. Sie weigern sich alle drei, ihre Bestrebungen auf ein einziges Fach einzuschränken, und fahren fort, alle Stücke durch einander mit gleicher Mangelhaftigkeit darzustellen. Vor einigen Jahren war es nichts Ungewöhnliches, mehrere ausgezeichnete Künstler, von anderen fähigen Schauspielern unterstützt, in einem Stück auftreten zu sehen; jetzt ist es eine Seltenheit, wetteifernde Talente neben einander zu erblicken. Ein guter Schauspieler muß, so glaubt man, zehn schlechte aufwiegen können. Dürfen wir uns nach diesem wundern, das regelmäßige Drama vernachlässigt zu sehen? Eine einzige gute Truppe, die sich nur diesem Fache widmete und nur ihre eigenen Kosten zu tragen hätte, würde den Direktoren pekuniären Vortheil bringen, statt ihnen, wie bisher, Schaden zu verursachen. Dieser Vortheil würde natürlicherweise von der Popularität des Faches abhängen. Daß ein klassisches Drama gefülltere Häuser machen sollte als eine beliebte Oper oder ein unterhaltendes Spektakelstück, ist eben so unwahrscheinlich, als daß ein episches Gedicht größeren Absatz haben sollte als ein Roman; man brauchte aber auch, wie in manchen Städten des Kontinents, nur an drei Abenden in der Woche zu spielen, wenn man nur gut spielte.

„Noch einige Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluß, den der zu große Umfang der Theater sowohl auf Schriftsteller als auf Schauspieler ausübt. Die ruhigeren Theile eines Stücks werden oft gar nicht und stets nur fragmentarisch gehört, und der fadeste Gallimathias kann für Poesie gelten, da man nur einige hochtönende Worte vernimmt. Die schönsten Stellen gehen deshalb wirkungslos vorüber; selbst Shakspeare ist hier ohnmächtig. Neue Stücke müssen den literarischen Zweck aufopfern und sich den Nothwendigkeiten der Bühne anpassen — Situationen, Ueberraschungen, Tableaux und Knall-Effekte sind daher das Hauptmaterial der dramatischen Schriftsteller geworden, weil sie die einzigen Mittel zum Erfolge darbieten. Aus dieser Ursache rühren die wiederholten Klagen, daß unser Trauerspiel melodramatisch, unser Lustspiel possenhaft sey. Die Beschuldigung ist eben so gegründet, wie sie beschämend ist; unser Witz ist handgreiflich und unser Pathos mit der Theater-Decoration zu vergleichen — es ist roh, schreiend und übertrieben. Schauspielern ist vor Allem eine starke Lunge nöthig; sie müssen brüllen, das Gesicht verdrehen und mit lustigen Schwänken aufwarten können. Sinnige, künstlerische Mimik wäre hier nicht auf ihrem Platz; sie würde unsichtbar bleiben oder höchstens von den Seitenlogen bemerkt werden. Einige Schauspieler ziehen zwar große Theater vor, weil sich ihre Mängel in dem weiten Raume verlieren — der Kritiker erlaubt sich aber in aller Demuth die Frage, warum Julia ihre Liebes-Seufzer mit Stentor-Stimme hervorkreischen und Desdemonen's Vertrauen ihrer Lunge schaden muß? warum Hamlet seine metaphysischen Betrachtungen laut herschreien und Polonius der Gallerie zu Liebe den Hanswurst spielen muß? — Die ausgezeichnetsten Mitglieder des Londoner Theaters — Mrs. Siddons, C. Kemble, Dowton — haben ihr Zeugniß gegen die großen Häuser abgegeben. King, ein Veteran aus Garrick's Zeiten, betrat nie die Bretter der Drury-Lane, ohne sie zu verwünschen. „Wenn Garrick lebte", sagte er, „würde er auf einer solchen Bühne nicht spielen." Nur der berühmte Kean war anderer Meinung; „der Geist", äußerte er, „werde durch ein kleines Theater beengt. Je größer die Bühne, desto besser ist der Schauspieler, und desto weniger machen sich seine Fehler bemerklich, was einen Hauptvortheil bildet." Wer kann jedoch vergessen, wie sehr die wunderbar ausdrucksvolle Physiognomie Kean's zu seinem Erfolg beitrug? Seine Pausen, welche diejenigen, die sein Gesicht nicht beobachteten, für affektirt hielten — Pausen, in denen seine Züge eine ganze Reihe von Gemüths-Bewegungen darstellten und zum Kommentar des Textes dienten — waren für Alle verloren, die sich in einiger Entfernung befanden und umsonst bemüht waren, sein Minenspiel zu unterscheiden. Denken wir uns z. B. den französischen Schauspieler Bouffé, dessen Mimik von allen Pointen, Grimassen und Uebertreibungen frei ist, der aber jedem Blick eine Bedeutung giebt — welchen Eindruck würde er in Drury-Lane hervorbringen? Wer hätte dort in seinem Oncle Baptiste das krampfhafte Zucken der Lippe bemerkt, wo die Verzweiflung mit dem lächelnden Stolze kämpft; wer hätte die Mischung des Trotzes und der Seelenangst wahrgenommen — die Trunkenheit des Kummers eher als des Weins, mit der er von der Schenke nach dem Zimmer seines Bruders eilt? In unseren großen Theatern mußte Bouffé ganz verschwinden, wenn er sein durchdachtes, vollendetes Spiel nicht mit einer elenden Effekthascherei und einigen werthlosen Pointen vertauschte.

„Der Klassifizirungs-Plan würde dem unseligen Gebrauch des „Starring" ein Ende machen; das Interesse eines Stücks würde sich nicht länger in einem einzigen Schauspieler oder sogenannten Stern (star) konzentriren. Die Zusammenwirkung der vorzüglichsten Mitglieder eines jeden Fachs würde die Darstellungen zu einer Stufe der Vollkommenheit bringen, die ihre Anziehungskraft auf das Publikum nicht verfehlen könnte. Eine gute Besetzung des Trauerspiels würde das Lustspiel und die Oper zum Wetteifer anspornen. Die Schauspieler würden nicht auf drei Theater vertheilt seyn, deren Vorsteher sich ihre besten Subjekte gegenseitig wegzukapern suchen und, „sich selbst nicht bereichernd", die Anderen „wahrhaft arm" machen — die Oper würde in dem einen Hause nicht nach einem Tenor, in dem zweiten nicht nach einem Baß schmachten. Die Einwendung, daß eine einzige Bühne für jedes Fach talentvollen Anfängern den Weg zur Auszeichnung versperren würde, ist ungegründet; neue Schauspieler würden dem Personale Neuheit und Mannigfaltigkeit verleihen, und sollte ein zu großer Andrang von Talenten stattfinden, so könnte man ja immer ein zweites Haus eröffnen, da es nicht nöthig wäre, die Zahl derselben zu beschränken. Diese Anordnung zu verwerfen, weil es möglicherweise zu einer künftigen Zeit mehr Dramatiker und Schauspieler geben wird, als man beschäftigen kann, wäre eben so gut ungereimt, als sich dem Colonisations-System aus dem Grunde zu widersetzen, daß die Erde später an Uebervölkerung leiden könne. Daß wir aber im gegenwärtigen Augenblick einen zu großen Ueberfluß an Dramatikern und dramatischen Künstlern hätten, wird sich auch die kühnste Phantasie nicht einbilden."

* * *

So weit der englische Reviewer. Ohne die Richtigkeit seiner Bemerkungen in den von ihm besprochenen Dingen, so wie namentlich auch die Anwendbarkeit derselben auf unsere eigenen Bühnenzustände, in Abrede zu stellen, will es uns doch fast bedünken, daß er mit Bezug auf das englische Theater eine radikale Ursache seines jetzigen Verfalls unberücksichtigt gelassen. Nichts kann nämlich in England gedeihen, wofür sich nicht die öffentliche Meinung mit Entschiedenheit ausspricht, und diese ist, wie wir schon oben bemerkten, seit langer Zeit gegen das Theater erkaltet. Die Gleichgültigkeit der höheren Stände wäre noch zu verschmerzen, da die Zahl ihrer Mitglieder am Ende nur beschränkt ist, aber die Geringschätzung einer ansehnlichen Fraction der gebildeten Mittelklasse, die entschiedene Feindseligkeit einer anderen, hat dem Drama eine unheilbare Wunde zugefügt. Tausende von Familien, die den Shakspeare in ihren Kabinetten mit Begierde verschlingen, würden sich um keinen Preis dazu verstehen, seine Stücke öffentlich aufführen zu sehen — Andere meiden das Theater, weil der Besuch desselben nicht zum guten Ton gehört. Regelmäßige „Theaterbesucher", wie auf dem Kontinent, giebt es in England nur wenige; der Engländer lebt mehr für die Häuslichkeit, verbringt die Abende im Schoße seiner Familie und wohnt vielleicht einmal im Jahre einer dramatischen Vorstellung bei — z. B. um Weihnachten, wo man zum Besten der Schuljugend die von unserem Reviewer erwähnten Pantomimen mit seltener Pracht in die Scene setzt. Das Publikum gehört daher fast ausschließlich den niederen Volksklassen an, und es ist demnach kaum zu verwundern, daß Spektakelstücke und Melodramen die Oberhand über das klassische Drama gewinnen. Ob diesem Radikalfehler durch Palliativmittel, wie sie der Reviewer vorschlägt, abzuhelfen seyn möchte, steht zu bezweifeln, wiewohl wir gern zugeben, daß sie, auf die deutsche Bühne angewandt, eine gute Wirkung nicht verfehlen dürften.

Die Reisen des Kerim Chan.

Ein vornehmer Hindostaner, Namens Kerim Chan, hat unlängst ein Buch über seinen Aufenthalt in England herausgegeben, welches in „Blackwood's Magazin" ausführlich besprochen wird. Der muhammedanische Wanderer äußert sein Staunen, seine Bewunderung und seinen Tadel mit einer natürlichen Offenheit, die recht belustigend ist. Er beschaut die öffentlichen Denkmäler, er fährt auf der Eisenbahn, sieht einen Luftschiffer seinen Flug ins Blaue thun, spricht von der Religion, von Staatsmännern, von englischen Frauen und europäischer Betriebsamkeit, und beschließt sein Werk mit einem philosophischen Abriß der Geschichte Englands! Derjenige englische Fürst, welcher ihm als der gewaltigste von Allen erscheint, ist Heinrich der Achte. Dieser gekrönte Blaubart begeistert ihn wegen seiner rasch wechselnden Ehebündnisse, in denen Herr Kerim Chan wahrscheinlich eine den Sitten Asiens dargebrachte Huldigung sieht, und wegen des Krieges, den er dem Papst erklärte. Mit den Sternkundigen Europa's ist unser Reisender sehr unzufrieden, weil sie das System des Ptolemäus dem Kopernikanischen zum Opfer gebracht und unsere Erde aus ihrer ehrenvollen Stellung im Mittelpunkt des Weltalls gestoßen haben, um sie einen untergeordneten Rang einnehmen zu lassen; dagegen gewährt es ihm große Befriedigung, seine Landsleute endlich darüber belehren zu können, was für ein Ding die berühmte ostindische Compagnie eigentlich sey.

„Ehe ich nach England kam", sagt er, „hatte ich, wie viele Andere, oft genug von dem Kumpani unserer fränkischen Herren (Zeringhi's) reden hören; aber kein Mensch wußte, ob dieses Ding eine Person, ein Heilmittel, eine Waffe, ein Pferd, ein Schiff oder sonst etwas sey: die Meisten hielten es für eine alte Frau, und da unsere Greise sagten, sie hätten schon ihre Väter davon reden hören, so war uns nichts unbegreiflicher, als seine unnatürlich lange Lebensdauer." Dennoch staunt der Chan, daß er noch so viele andere Compagnieen in England findet: Versicherungs-Compagnieen, Eisenbahn-Compagnieen, Kanalbau-Compagnieen u. s. w. Der asiatische Reisende zeigt übrigens einen vaterländischen Sinn, der ihm gewisse für die Zeringhi's wenig ehrenvolle Betrachtungen eingiebt. Er bemerkt unter Anderem: „Diejenigen, welche von der muselmännischen Herrschaft in Indien reden, scheinen an geschichtliche Thatsachen gar nicht zu denken. Ich könnte aus mehr als einem Beispiele darthun, daß jenen Herrschern die Wohlfahrt ihrer Unterthanen beständig am Herzen lag. Schach Dschehan baute eine Straße von Delhi bis Lahohr, also 500 Miglien lang, mit Wachtposten und Karawanserai's, von denen erstere je drei und drei, letztere je zwölf und zwölf Miglien weit aus einander lagen: in den Karawanserai's fanden die Reisenden auf Kosten des Schachs (Groß-Moguls) Obdach und Beköstigung. Außerdem ließen sie Kanäle graben, öffentliche Gebäude aufführen, und wendeten Millionen daran, ohne sich beim Volke wieder dafür bezahlt zu machen, wie hier in England geschieht. Diese Gebäude stehen noch, und werden noch viele Jahre stehen. Was haben aber die Engländer während ihrer 70jährigen Herrschaft in Indien gethan, um der Nachwelt ein dauerndes Andenken zu hinterlassen, falls sie dereinst gezwungen seyn sollten, wieder abzuziehen? Ihre einzigen Denkmäler würden wohl die leeren Flaschen seyn, die sie über das ganze Land ausgestreut. Sie haben viel Geld verschwendet, aber ohne Vortheil für sich oder für ihre Unterthanen. Hätten sie die Millionen, die der thörichte Krieg in Kabul ihnen gekostet, auf die Anlage von Eisenbahnen und Kanälen verwendet, oder auf bessere Schiffbarmachung unserer Flüsse, so wären Tausende von Menschen zwanzig Jahre lang beschäftigt gewesen: Herrscher und Beherrschte hätten Vortheil und Segen davon gehabt."

Rußland.

Neue Forschungen über die skandinavisch-russische Periode.

Der große dänische Gelehrte Finn Magnusen überschickte im vorigen Jahre der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg sein Werk Runamo und die Runen (Runamo og Runerne), dessen ursprünglicher Zweck die Erklärung der berühmten Inschrift auf dem Felsen Runamo zu Blekingen war. Die Forschungen, welche dieser Zweck nothwendig machte, führten den Verfasser zu einer umfassenden Untersuchung des ehemaligen Gebrauchs der Runen-Schrift bei verschiedenen Völkern Europa's außer dem eigentlichen Skandinavien und besonders der Runen-Schrift des Nordens, welche einen von den gewöhnlichen Runen verschiedenen Charakter hat. Ein als Finnen- und Ostseten-Forscher rühmlichst bekanntes Mitglied obiger Akademie, Herr Sjögren, schrieb eine genaue kritische Zergliederung des tiefen und gründlichen Werkes, aus welcher sich ergiebt, daß die skandinavischen Runen, wo nicht vor, so doch jedenfalls seit Gründung der Waräger-Herrschaft in Rußland bekannt und gebräuchlich waren. Dies beweisen zunächst die Grabhügel und Inschriften, welche man in der Statthalterschaft Twer entdeckt hat; ferner eine Probe altrussischer, von dem arabischen Schriftsteller El-Nedim aufbewahrter Schrift, die Herrn Frähn den Stoff zu einer gelehrten Abhandlung geliefert; endlich, und zwar auf die unwiderleglichste Weise, ein 1817 in Schweden ausgegrabenes Brakteat von Elektrum, das eine Runen-Inschrift mit untermengten griechischen oder, nach Sjögren's Meinung, slawisch-kyrillischen Buchstaben enthält. Die Inschrift meldet in altskandinavischer Sprache, daß Fürst Igor sich des Itel-Stromes (der Wolga) für immer bemeistert habe. Sie deutet also nicht bloß auf eine merkwürdige, den Chroniken unbekannte Thatsache aus der Regierung Igor's, des Sohnes Rurik's; sie liefert einen neuen und entscheidenden Beweis der skandinavischen Abkunft Rurik's und seiner Waräger.

Eine andere Arbeit von sehr kundiger Hand sind Krug's, des 80jährigen Veteranen der Akademie, höchst gründliche und mit jugendlicher Geistesfrische durchgeführte Nachforschungen über die „Sprache der ältesten Russen vor ihrer Bekehrung zum Christenthum". Der Verf. beweist, daß die Sprache, deren die ersten Großfürsten und ihre bewaffneten Söldlinge sich bedienten, durchaus nicht slawisch, sondern alt-nordisch (lingua norraena) gewesen sey, wie denn auch Konstantin Porphyrogenet und der Araber Ibn Foslan diese beiden Sprachen als ganz verschiedene einander gegenüberstellen. Die slawische Sprache ist erst nach Einführung des Christenthums in Rußland herrschend geworden, besonders durch die Uebersetzung der Bibel in selbige und durch Abfassung von Jaroslav's berühmtem Gesetzbuche. Die jungen Skandinavier oder Normannen, welche nach Rußland kamen, um bei den Großfürsten Dienste zu thun, heirateten slawische Mädchen, deren Nationalsprache natürlich die Muttersprache ihrer Kinder ward und mehr und mehr sich ausbreitete, weil der Unterricht in den Schulen und die Ermahnungen der Priester mächtig mitwirken mußten, ihr ein Uebergewicht über die Sprache des Nordens zu verschaffen. Selbst der Name Russen ist nicht slawischer, sondern skandinavischer Abkunft.

Ein drittes Mitglied der kaiserlichen Akademie, Herr Baer, hat in den nördlichsten Gegenden des europäischen Rußlands eine eigenthümliche Art, die Steine der Felder in Labyrinth-Form anzuordnen, beobachtet und darüber Bericht erstattet. Proben dieses Gebrauches findet man z. B. in einem Engpasse des russischen Lapplands beim Dorfe Ponoi und auf der kleinen verödeten Insel Wier im finnischen Meerbusen. Die Untersuchungen, welche der gelehrte Reisende angestellt, um Ursprung und Bedeutung des Gebrauchs zu entdecken, haben ihn auf einige merkwürdige, die Geschichte Lapplands betreffende Ergebnisse geführt; eben so ist es ihm gelungen, den Zusammenhang alter norwegischer und russischer Nachrichten über dieses hochnordische Gränzland, die Primat der Polarzwerge, zu ermitteln. Diese Notiz ist nur ein Auszug aus dem großen Werke, welches die beiden nordischen Expeditionen des Herrn Baer zum Gegenstand haben wird.

(Compte rendu de l'Académie impér. d. sciences.)

Mannigfaltiges.

— Lebensbeschreibungen deutscher Frauen. Unter dieser Ueberschrift bringt das neueste Heft der Londoner Quarterly-Review einen sehr ausführlichen Artikel über Rahel Varnhagen v. Ense, Bettina von Arnim und Charlotte Stieglitz. Auch in Deutschland und Frankreich hat man diese drei Namen sehr oft zusammengestellt, obwohl sie weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie nicht zu dem Geschlechte gehören, welches sich das Privilegium des Geistes anmaßen zu dürfen glaubt, und daß die Schriften, die zuerst über sie oder von ihnen selbst herausgegeben wurden, ungefähr um dieselbe Zeit erschienen und von aller Welt gelesen worden sind. Die Quarterly-Review, die bekanntlich ein Organ der Tories und der hochkirchlichen Partei ist, benutzt diese Zusammenstellung auch noch, um auf den ihrer Meinung nach ganz trostlosen religiösen Zustand Deutschlands und auf die untergeordnete geistige Stellung der deutschen Frauen hinzuweisen. Das berühmte Kleeblatt, dessen Lebensbeschreibung die Review giebt, gilt ihr nämlich zwar als Norm, um die Züge zu einem recht grellen Bilde unseres sittlichen und religiösen Lebens zu liefern, als Ausnahme dagegen, wo es darauf ankömmt, dem Geiste unserer Frauen seine Berechtigung und seine Ebenbürtigkeit mit dem der Frauen Englands nachzuweisen. „Sage mir, wo die Rezension steht, und ich will dir sagen, ob das Buch gelobt oder getadelt wird", ist ein auch bei uns in Deutschland immer mehr zur Wahrheit werdendes Wort. In England aber ist es längst ein sich von selbst verstehendes Ding, daß gewisse Bücher unbedingt von der Quarterly-Review heruntergerissen und eben so unbedingt von der Edinburgh-Review gepriesen werden, oder umgekehrt. Also über das Verdammungs-Urtheil selbst dürfen wir uns nicht wundern, und nur ein Interesse der Kuriosität ist es, das die Entscheidungsgründe für uns haben.

Seinen Ausgangpunkt bezeichnet der Kritiker der Quarterly-Review in nachstehenden Worten: „Mit wahrer Herzenspein blicken wir auf die Charakterzüge, die wir in dieser Darstellung wiederzugeben versuchen ... Sünde und Irrthum müssen seyn, das wissen wir; auch ist uns nicht unbekannt, daß wir deren nur allzu viel im eigenen Lande haben. Aber schrecklich ist es, zu denken, daß es eine gebildete, ja eine überaus gebildete Nation giebt, in deren Schooß das moralische Uebel trübseligster Art es wagen darf, — nicht Mitleid, nicht Verzeihung, nein, die laute Bewunderung für sich in Anspruch zu nehmen. Man sollte wahrlich glauben, daß es Fabeln und nicht Thatsachen sind, über die wir berichten, daß hier unmöglich von dem Leben und von den Schriften von Frauen die Rede seyn kann, die den Jüngeren und Unerfahrenen ihres eigenen Geschlechtes als Muster bezeichnet werden. Nicht freilich die unglückliche Charlotte Stieglitz meinen wir, deren Leben ein nachahmungswürdiges Beispiel und deren Tod eine Warnung ist, die Niemand mißverstehen kann; wohl aber meinen wir die Rahels und die Bettinas, von denen Deutschland überströmt und die es als seinen Stolz betrachtet — ja, denen alle jene Macht der Seele und jene Gaben der Einbildungskraft verliehen waren, welche, auf den rechten Weg geleitet, eine Esther Chapone, eine Hannah More und die lange Reihe wohlthuender Schriftstellerinnen erzeugt hätten, denen Alt und Jung in England so tiefen Dank schuldig ist."

— Numismatische Neuigkeit aus Rußland. Ein Baron Chaudoir zu Kiev, Franzose von Geburt und durch sein Werk über russische Münzen schon vortheilhaft bekannt, hat jetzt mehr denn tausend Münzen Japans, Korea's, Annam's, Java's und des chinesischen Reiches, desgleichen mehrere chinesische und japanesische Kassen-Anweisungen und viele als bloße Amulete gebrauchte Tempelmünzen sorgfältig bestimmt und beschrieben. Sein zu St. Petersburg gedrucktes voluminöses Werk in groß Folio, welches von der Beschreibung getrennte lithographirte Abbildungen aller dieser Gegenstände und eine historische Einleitung enthält, ist betitelt: Recueil de Monnaies de la Chine, du Japon u. s. w. Herr v. Chaudoir ist ein eben so fleißiger als bescheidener Forscher, der kein Hehl daraus macht, daß er wegen unzureichender Kenntniß des Chinesischen solche Stellen chinesischer Werke, die ihm nothwendig oder interessant schienen, sich übersetzen lassen, und zwar von Herrn Leontiev, Dolmetsch beim asiatischen Departement des auswärtigen Ministeriums. Derselbe Herr hat auch die Charaktere auf den Münzen sorgfältig nachgezeichnet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Dienstag den 9. Januar 1844.

Italien.

Der Naturforscher-Kongreß zu Lucca.

(Ein Schreiben Adr. Balbi's in Mailand an F. Seebode in Berlin.)

Mitgetheilt von A. Zeune.

Sie wünschten, th. Fr., daß ich Ihnen einen Bericht über unseren fünften zu Lucca versammelten naturwissenschaftlichen Kongreß senden möchte. Bei dem Interesse, welches Sie den positiven Wissenschaften widmen, erfülle ich gern Ihren Wunsch, wenn auch nur mit einer flüchtigen Skizze, da Ihnen ja das Einzelne und Genauere das Diarium des Kongresses und mehr noch die zur Veröffentlichung bestimmten Verhandlungen desselben demnächst bieten werden.

Während die bedeutenden literarischen Notabilitäten Englands, Deutschlands und Frankreichs sich auf den Kongressen zu Cork, Gratz und Angers versammelten, feierte Italien das Fest der fünften Versammlung seiner Gelehrten in dem gewerbfleißigen, freundlichen Lucca, wohin sie der gastliche Beherrscher desselben geladen hatte. Der Gleichzeitigkeit mehrerer wissenschaftlichen Vereine ungeachtet, darf man doch die Zahl der bei dem Kongresse zu Lucca anwesenden Verehrer der positiven Wissenschaften wohl auf fünfhundert angeben, da auch fremde Notabilitäten sich unseren Arbeiten anschlossen und hierdurch, wie bei den anderen Gelehrten-Versammlungen, so auch bei der gegenwärtigen, den Beweis lieferten, daß die Wissenschaft keine besondere Heimat hat, sondern daß sie vielmehr die Bürgerin der ganzen Welt ist.

Am 15. September ward der Kongreß durch eine Feierlichkeit in der longobardischen Basilika zu St. Frediano, einer der ältesten christlichen Kirchen in Europa, eröffnet. Hiernächst begaben sich die bereits anwesenden Theilnehmer am Kongresse in den zu diesem Zwecke prachtvoll restaurirten großen Saal des königl. Gymnasiums, wo der General-Präsident des Kongresses, Marchese Antonio Mazzarosa, ein Name, welcher Italien theuer ist und dem als Gelehrten so wie als eifrigem Beförderer der Wissenschaften ein Ehrenplatz gebührt, einen beredten und an erhabenen Ideen reichen Vortrag hielt, dem der Ausdruck des lebhaftesten Beifalls der Zuhörer folgte.

Hierauf verlas der Professor Ludovico Pacini ein Verzeichniß der Akademieen und gelehrten Societäten, welche Deputirte zum Kongresse gesendet hatten. Unter diesen Societäten befanden sich nicht allein diejenigen, die der italiänischen Halbinsel, sondern auch viele, die dem Auslande angehören; von letzteren verdienen die französische Societät für Universal-Statistik und die medizinische zu Paris, die k. k. agronomische Gesellschaft in Wien so wie die für Schlesien und Mähren und die botanische zu Barcelona besonders hervorgehoben zu werden.

Es schritten hierauf die unter die verschiedenen Sectionen vertheilten Gelehrten zur Wahl ihrer resp. Präsidenten, Vice-Präsidenten und Secretaire, deren Uebersicht hier folgt:

I. Section für Agronomie und Technologie.

Präsident: Graf Gerardo Ireschi;
Vice-Präsident: Graf Ludov. Serristori;
Secretair: Dr. Sanguinetti.

II. Section für Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie.

Präsident: Fürst Carlo Buonaparte;
Vice-Präsident: Ritter Carlo Bassi;
Secretair: Dr. Timoteo Riboli.

III. Section für Physik, Chemie und Mathematik.

Präsident: Ritter Giorgini;
Vice-Präsident: Ritter Ferd. Tartini;
Secretaire: Professor M. Lavagna, Professor Ludov. Giorgi.

IV. Section für Geologie, Mineralogie und Geographie.

Präsident: Marchese Lorenzo Pareto;
Vice-Präsident: Edler Achille v. Zigno;
Secretair: Prof. Leopoldo Pilla.

V. Section für Botanik und Pflanzen-Physiologie.

Präsident: Dr. Bartolo Piasoletto;
Vice-Präsident: Dr. Ludov. Masi;
Secretair: Dr. Ettore Celle.

VI. Section

a) für die Medizin:

Präsident: Ritter Carlo Speranza;
Vice-Präsident: Ritter Salv. v. Renzi;
Secretaire: Dr. Gieronimo Cioni und Dr. Antonio Salvagnoli.

b) für Chirurgie:

Präsident: Prof. Carlo Burci;
Secretair: Dr. Gustavo Secondi.

Bei der Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit Ihrer Kenntnisse und dem Eifer, mit welchem Sie die Literatur der positiven Wissenschaften in Italien verfolgen, werden Sie, werther Fr., schon in den Namen, aus welchen die Vorstände der einzelnen Sectionen gebildet sind, eine Bürgschaft für die wissenschaftliche Bedeutung unseres fünften Gelehrten-Kongresses erkennen. An diese den Wissenschaften so theuren Namen reihen sich noch viele andere an, welche sich auf dem von ihnen bebauten Felde der Wissenschaft einen Ehrenplatz errungen haben. Bei der ersten Section z. B., welche in den Kreis Ihrer eigenen Studien fällt und welche zur Lösung von Fragen aus der Moral und der Statistik bestimmt war, darf man, außer einem Cosmo Rudolfi, dessen Name schon ein Lobspruch ist, nur einen Vegni, einen Parravicini, einen Gera, einen Petiti von Roreto, einen Aporti, einen Giovanelli u. s. w. und insbesondere einen Carlo Buonaparte, einen Renzi und andere berühmte Gelehrte, welche in den übrigen Sectionen ihre Stelle einnehmen, namhaft machen. Die zweite Section zählte unter ihren Mitgliedern einen Paolo Savi, einen Schmidt; die dritte schmückten die Namen Jacobi, Melloni, Mossotti, Carlini, Belli, Ludovico Buonaparte, Piria u. a.; an den Arbeiten der vierten nahmen Halloy, Coquand, Graeberg von Hemsoë, Baccani, Zuccagni, Orlandini, Savi u. s. w. Theil; bei der fünften war ein Parlatore, ein zweiter Savi, ein Targioni Tozzetti, ein Colmeiro u. s. w. u. s. w. thätig; die sechste zählte unter ihren Mitgliedern Trompeo, Turchetti, Griffa, Quadri, Gera, Manfrè u. s. w.

Wenn die jenseits der Berge stattgefundenen Kongresse durch die Wichtigkeit und die praktischen Resultate der auf denselben diskutirten Gegenstände sich ausgezeichnet haben, so gebührt auch der fünften zu Lucca versammelten Gelehrten-Versammlung wegen der Mannigfaltigkeit und Bedeutung der in den Sitzungen derselben erörterten wissenschaftlichen Fragen ein nicht minderes Lob und Interesse. Es würde mich zu weit führen, wollte ich mich mit Ihnen von alle dem, was auf demselben zur Sprache gebracht und angeregt worden ist, unterhalten; doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen wenigstens einige der Gegenstände namhaft mache, welche unsere Gelehrten am meisten beschäftigt haben.

I. Section.

Bericht des Herrn Parravicini über den Zustand der technischen Schulen des lombardisch-venetianischen Königreichs und mit besonderer Rücksicht auf die zu Venedig, welchen Herr Parravicini selbst vorsteht. — Eine Denkschrift des Grafen Serristori, über die Waisenhäuser für Knaben und Jünglinge und mit spezieller Rücksicht auf technologische Lehrgegenstände. — Die Denkschrift des Grafen Petiti von Roreto über die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken und eine andere desselben Inhalts des Herrn Sacchi zu Mailand. — Vorschlag eines Central-Wein-Depots der italiänischen Weine zur Beförderung des Weinbaues und des Handels mit diesem so wichtigen National-Produkte. — Die Section schenkte ihren Beifall einem Vorschlage des Herrn Dragomani, beständigen Secretairs der Academia della Valle Tiberina Toscana, nach welchem Tugend-Preise an die Bauern nach dem Vorgange dieser Sozietät ertheilt werden sollen; u. s. w.

II. Section.

Erörterung des Vorſchlages des Engländers Stricland zur Vereinfachung der Nomenklatur in der Zoologie. — Denkſchrift des Ritter Schmidt über das Vaterland der Hunde. — Ein Schreiben des berühmten Oken über die in der Zoologie gemachten Fortſchritte, welches von dem Präſidenten vorgeleſen wurde. — Es wurde von dem Fürſten Carlo Buonaparte eine ſeinen klaſſiſchen und grandioſen Arbeiten über die Vögel ähnliche Abhandlung über die Säugethiere, Reptilien und Fiſche vorgetragen u. ſ. w.

III. Section.

Außer einer phyſikaliſchen Abhandlung des Ritters Melloni verdient die Mittheilung des Fürſten Ludovico Buonaparte über das Vipern-Gift ausgezeichnet zu werden. — Die Denkſchrift des Ritters Carlini über die neue von ihm bei Aufnahme eines Plans der Stadt Mailand befolgte Methode. — Das Referat des Secretairs dieſer Section über die von ihm in klarem Waſſer aufgefundenen Infuſionsthiere; die Mittheilung des Prof. Taddei über das von ihm zur Erkennung und Unterſcheidung des Bluts im menſchlichen Körper von dem der anderen Thiere entdeckten und angewandten Mittels. — Denkſchrift des Prof. Majocchi über den Elektro-Magnetismus als Bewegkraft. — Eine andere des Prof. Belli über die Formation des Hagels u. ſ. w.

IV. Section.

Der Präſident giebt Kunde von dem Vorhaben der Section, eine Skizze von einer geologiſchen Karte Italiens zu entwerfen. Dieſe Arbeit würde die Reſultate der Studien des trefflichen Pareto über Ligurien und der nicht minder wichtigen Savi's, Palli's, von Zigno's, Sismondi's, Colegno's, Curioni's, Paſini's, Catullo's u. ſ. w. über andere Theile Italiens enthalten. — Eine ſchöne Karte über den Lauf des Serchio, nebſt verſchiedenen Plänen zur Rectification ſeines Bettes, überreicht vom Ingenieur Piazzini. — Wichtige Notizen über die Kohlen der Berge Bamboli und Maſi in Toskana. — Denkſchrift des Grafen Paoli über den Urſprung des Sumpflandes an den italiäniſchen Seeküſten des Adriatiſchen und Tyrrheniſchen Meeres. — Eine andere wichtige Mittheilung des Secretairs Pilla über die aus dem Vulkane emporſteigenden Flammen und die Urſachen der Eruptionen der feuerſpeienden Berge. — Die Section macht einen Ausflug nach dem Sarravezza-Berge, wo dieſelbe die ſilberhaltigen Blei-Minen, deren Ausbeutung von Bottino geleitet wird, und die Zinnober-Minen des Berges Ripa und unter anderen auch die dem berühmten Freiherrn von Mortemert zugehörige Grube in Augenſchein nimmt.

V. Section.

Denkſchrift des Prof. Colmeiro über die Möglichkeit der Herausgabe einer „Spaniſchen Flora", welcher als Einleitung ein Grundriß der Geſchichte der Botanik in Spanien vorausging. — Bemerkungen des Herrn Parlatore über das Central-Herbarium in Florenz, welches durch die Huld des Großherzogs bedeutend vermehrt worden iſt. — Vorleſung des dem Prof. v. Viſiani aufgetragenen Berichts über die Gründung eines italiäniſchen Journals für Botanik.

VI. Section.

Die Reisfeld-Frage; wichtiger Bericht der zu dieſem Zwecke eigens gewählten gemiſchten Kommiſſion, welche unter Berückſichtigung ſämmtlicher zur Löſung dieſer Frage nothwendigen Daten die Kultur für abſolut ſchädlich erklärte. — Eine Denkſchrift des Dr. Ludwig Parola über den therapeutiſchen Gebrauch der „segala cornuta" erhielt die vom Prof. Mazzoni in Florenz für die Löſung dieſer Frage beſtimmte Belohnung von 1000 Lire. — Die Frage, „wie eine für ganz Italien gleichförmige Medizinal-Statiſtik unter Konkurrenz der italiäniſchen Regierungen herzuſtellen", ward von neuem erörtert; die Ideen des Dr. Ferrario in Mailand, welche er ſchon bei Gelegenheit früherer Kongreſſe ausſprach, wurden vollſtändig adoptirt. — Der Graf Porro las einen Bericht über die Gefängniß-Reformen vor, welcher zu den wichtigſten Diskuſſionen Veranlaſſung gab; die Beſchlußnahme ward aber auf die ſechſte in Mailand ſtatthabende Verſammlung verlegt.

* * *

Bei einer General-Verſammlung der italiäniſchen Mitglieder des Kongreſſes ward Neapel zum Vereins-Orte für das Jahr 1845 gewählt. Wie Sie ſchon wiſſen, war Mailand bereits auf dem Kongreſſe zu Padua für die Verſammlung gewählt worden, welche im bevorſtehenden Jahre unter den Auſpizien der öſterreichiſchen Regierung ſtattfinden wird. Dieſe Stadt bezeugte ihre lebhafte Freude über die ihr zugedachte Ehre, die italiäniſchen Naturforſcher in ihren Mauern zu empfangen, durch eine unſerer Gelehrten-Verſammlung gemachte Mittheilung, nach welcher ſie den Entſchluß gefaßt habe, die Summe von 10,000 Lire (8700 Francs) zu einem oder mehreren während des Kongreſſes ſelbſt anzuſtellenden großartigen Experimenten aus dem Bereiche der phyſikaliſchen oder Naturwiſſenſchaften zu bewilligen. Dieſes glänzende und der herrlichen lombardiſchen Metropole würdige Beiſpiel erinnert leicht an jene großartigen, vor kurzem in England angeſtellten Verſuche, deren Reſultate auf dem Kongreſſe zu Cork mitgetheilt wurden, und die beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, auf die Architektur der Handelsſchiffe und auf die Weltſchifffahrt ſelbſt einen bedeutenden Einfluß zu üben.

Am 30. September, dem letzten Tage des Kongreſſes, verſammelten ſich von neuem ſämmtliche Mitglieder in dem großen Saale des königl. Gymnaſiums, um dem Vortrage einer kurzen geſchichtlichen Ueberſicht über die Arbeiten des Kongreſſes abſeiten des General-Secretairs deſſelben, an welchem ſich die Referate der Secretaire der einzelnen Sectionen über die Verhandlungen derſelben anſchloſſen, beizuwohnen. — Eine Rede des General-Präſidenten beſchloß mit beredten, den Ausdruck großer Gedanken enthaltenden Worten dieſe wiſſenſchaftliche und nationale Feier.

(Schluß folgt.)

Japan.

Geſelliges und häusliches Leben in Japan.

(Schluß.)

Der Thee, auf die gewöhnlichſte Art, d. h. durch Aufguß bereitet, wird bei jedem Mahl aufgetragen; er wird übrigens zu allen Stunden des Tages genoſſen, und der Gebrauch deſſelben iſt allgemein unter allen Klaſſen. Es giebt aber eine andere Art, ihn zu bereiten und aufzuwarten, die den reichen Klaſſen eigenthümlich iſt. Es werden die verſchiedenen Sorten Thee zu Pulver gerieben; darauf gießt man kochendes Waſſer und peitſcht das Gemiſch mit einem platten, geſpaltenen Stäbchen, um es ſchäumen zu machen; dieſes Getränk ſoll ſehr angenehm, doch ungemein erhitzend ſeyn. Solche Art Thee iſt ſehr koſtſpielig, nicht wegen der dazu gehörenden Ingredienzien, ſondern wegen des Luxus in Geſchirr und ſeidenen Servietten, den man dabei entwickeln muß: die japaneſiſche Etikette erfordert es ſo; daher wird er auch nur in ſeltenen Fällen gegeben. In dem Zimmer, wo man ihn aufwartet, muß ſich das Bild des Philoſophen Abonze Darma befinden, welcher der Schutzpatron und der Heilige (kami) dieſes Getränks, wahrſcheinlich auch ſein Erfinder iſt. Die Ausſchmückung dieſes Zimmers bei dieſer oder anderen Gelegenheiten iſt eine Kunſt, die ſchwer zu erlernen iſt; es muß darin ein toko ſeyn, d. h. eine Art Niſche mit Fächern von ſeltenem gemeißelten Holz; ein einziges Gemälde, und nicht mehr, nimmt die Mitte der Niſche ein. Ein Gefäß mit Blumen ſteht unter dem Gemälde, deſſen Gegenſtand ſich auf die Feierlichkeit beziehen muß. Was die Blumen betrifft, ſo iſt ihre Menge, ihre Farbe und ſelbſt das Verhältniß der Blätter an den Blumen nach den Umſtänden verſchieden. Die Geſetze, welchen dieſer Gegenſtand unterliegt, ſind in ein Syſtem gebracht und bilden einen Codex, den die jungen Mädchen in den Schulen ſorgfältig ſtudiren.

Trotz dieſer Vorſchriften der Etikette, die uns als ein wahrer Zwang erſcheinen, verſammeln ſich die Japaneſen doch gern in großer Zahl in dieſen Salons; die Damen beſchäftigen ſich mit ihren Schmuckarbeiten, machen Muſik und tanzen. Die Japaneſen lieben die Muſik leidenſchaftlich; ſie geben ihr ſogar einen himmliſchen Urſprung. Nach einer Mythe zog ſich die Göttin der Sonne, beleidigt über das Betragen eines ihrer Brüder, in eine Höhle zurück und ließ die Welt in Dunkel und Verwirrung. Die anderen Götter bedienten ſich der Muſik, um ſie aus ihrem Verſteck hervorzulocken, und es gelang. Die Wirkung japaneſiſcher Muſik auf europäiſche Ohren iſt jedoch weit entfernt, der Vorſtellung zu entſprechen, die man ſich nach dieſem Mythus davon machen möchte. Die Japaneſen haben mehr als einundzwanzig Saiten- und Blaſe-Inſtrumente, außer der Trommel und Pauke (syamsee), ihrem Lieblings-Inſtrument; aber ſie haben keine Idee von Harmonie, und in einem Konzert ſpielen alle Inſtrumente gleichzeitig. Ihre Melodie iſt nicht ausgebildeter; ihre National-Lieder empfehlen ſich weder durch ein kunſtreiche Ausführung, noch durch wilde Originalität. Das hindert ſie nicht, ganze Stunden lang eine Symphonie anzuhören, und ein Mädchen muß im niedrigſten Stande geboren ſeyn, wenn ſie ihren Geſang nicht auf dem Syamſee begleiten kann. In einer ſolchen Réunion muß eine Frau, wenn die Umſtände es erfordern, einen Geſang improviſiren können. Der japaneſiſche Tanz hat den allen orientaliſchen Tänzen gemeinſamen Charakter: er iſt mimiſch und beſteht mehr in den Bewegungen der Arme und des Körpers als der Beine, welche unbeweglich unter den Kleidern verſteckt bleiben. Dieſe Ballets, welche dazu beſtimmt ſind, eine Leidenſchaft zu malen oder eine Scene des gewöhnlichen Lebens, werden von den Frauen ausgeführt. Alle Holländer, welche Gelegenheit hatten, dieſen Tänzen beizuwohnen, verſichern, daß ſie ſehr zwanglos ſind.

Karten- und Würfelſpiele ſind in Japan verboten; es heißt zwar, daß das Geſetz in heimlichen Spielhäuſern übertreten wird, aber die Japaneſen reſpektiren es in ihren Häuſern und ſuchen ſich durch andere unſchuldige Spiele zu zerſtreuen; beſonders ſind Schach und Damenſpiel ſehr beliebt, und eines, das dem moro der Italiäner ſehr ähnlich iſt. Ein eigenthümliches Spiel, das ſie haben, iſt folgendes: eine Puppe wird in ein mit Waſſer gefülltes Gefäß geworfen; die Geſellſchaft umgiebt das Gefäß und folgt den Bewegungen der Puppe unter Begleitung des Syamſee; eine Buße in Sake wird von denen bezahlt, die ſich in ihren Urtheilen über die Bewegungen der Puppe täuſchen. Hierbei iſt die Geſellſchaft ausgelaſſen luſtig, die Regeln der Etikette werden bei Seite geſetzt, und der Spaß endet oft gar nicht nüchtern.

Zuweilen läßt man Muſikanten von Profeſſion, Taſchenſpieler, Seiltänzer und andere Poſſenreißer kommen, auch Erzähler, eine Klaſſe, die von den Erzählern im übrigen Aſien ganz verſchieden ſind. Ihre Aufgabe iſt nicht, Geſchichten, Romane, Thaten der alten Zeit zu erzählen, ſondern alle Gerüchte und Geſchichten der Nachbarſchaft; man ruft oft dieſe Klatſchgeſchichten-Händler an das Bett eines Kranken, um ihn zu zerſtreuen. Zuweilen übernehmen ſie den höheren Beruf, ihrem Auditorium die Regeln der Höflichkeit und gute Manieren zu lehren; überhaupt wiſſen ſie geſchickt das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und obgleich ſie als Poſſenmacher ſich oft grobe Späße und ſehr freie Reden erlauben, ſo bleiben ſie doch immer ſo viel Herren über ſich ſelbſt, um im Nu ihren Ernſt wieder anzunehmen, den Spaß zum Vortheil der guten Sitten zu wenden und die ganze Geſellſchaft zu Ordnung und Anſtand zurückzuführen.

Nach dieſer kurzen Skizze von dem Leben der Japaneſen haben wir noch einige Worte über den Tod und das Begräbniß zu ſagen. Eine große Menge Japaneſen, beſonders aus den höheren Klaſſen, ſtirbt nay boen, d. h. im Verborgenen, ſey es natürlichen Todes oder durch Selbſtmord. Wenn ein Angeſtellter ſtirbt, ſo wird ſein Tod geheim gehalten, und ſeine Familie ändert nichts in ihrer Lebensweiſe, bis die Stelle des Verſtorbenen offiziell ſeinem Erben übertragen iſt. Dieſer Gebrauch kommt oft den Gläubigern eines in Schulden verſtorbenen Beamten zu Gute, denn ſie beziehen ſein Gehalt von dem Augenblick des wirklichen Todes ab bis zu dem, wo derſelbe offiziell bekannt wird. Eine in Ungnade gefallene Perſon überlebt nicht immer dieſen Schimpf; die japaneſiſchen Ideen von der Ehre machen es ihr zur Pflicht, ſich zu tödten. Zuweilen ſchlitzt ſich ein Menſch öffentlich den Bauch in Gegenwart ſeiner bei ihm verſammelten Freunde auf, und zwar, wenn es ſich um eine Ehrenrettung ſeines verkannten Charakters handelt. In den Fällen natürlichen Todes verräth ſich die Trauer einer Familie durch eine allgemeine Hausrevolution; alle Vorhänge, Windſchirme, Couliſſenwände werden weggenommen, unter einander geworfen, ſo wie alle Kleidungsſtücke in den Gemächern zerſtreut. Ein Prieſter ſitzt bei dem Leichnam. Da man annimt, daß die Familie des Verſtorbenen zu tief in Schmerz verſenkt iſt, um ſich mit irgend etwas beſchäftigen zu können, ſo wird die Beſorgung aller Begräbniß-Anſtalten den Freunden des Hauſes überlaſſen. Einer von ihnen beſorgt die Ausſtellung des Körpers, ein Anderer die Vorbereitungen zum Leichenzug, ein Dritter placirt ſich im Staatskleid an der Thür des Hauſes, um die Kondolenzbeſuche zu empfangen; dieſe finden nur außerhalb ſtatt, da man ſich einer Verunreinigung ausſetzen würde, wenn man das Todtenhaus beträte; ein Vierter endlich läßt das Grab aushöhlen. Dieſes Grab, deſſen Stelle gewöhnlich in dem Umring eines Tempels gewählt wird, hat die Form eines Brunnens; die Wände ſind mit einer ſtarken Lage Cement überzogen, damit das Waſſer nicht eindringe. Läßt der Verſtorbene eine Frau zurück, ſo macht man das Grab weit genug, um auch dieſe, wenn ſie ſtirbt, darin aufzunehmen.

Sind alle Vorbereitungen zur Beerdigung beendigt, ſo wird die Leiche gewaſchen und in ein Tuch gehüllt, auf welches der Prieſter einige heilige Charaktere ſchreibt; dann wird ſie ſitzend nach der Sitte des Landes in einen Sarg geſtellt, der die Form einer Röhre hat. Dieſer Sarg wird ſelbſt in ein irdenes Gefäß von angemeſſener Größe eingeſchloſſen. Den Leichenzug eröffnet eine gewiſſe Anzahl von Fackelträgern; die Prieſter mit den heiligen Büchern und dem Weihrauch folgen unmittelbar darauf; dann kommen die Bedienten mit langen Bambusſtäben, an welchen Laternen oder weiße Papierſtreifen mit heiligen Sentenzen befeſtigt ſind; nun folgt die Leiche auf einer Bahre, die mit einem weißen Papierdach in Form einer Kuppel verſehen iſt, über welches ein Bedienter einen Bambusſtab mit einem daranhängenden Blumenkranz hängt. Die Freunde und Bekannten des Verſtorbenen begleiten die Familien-Mitglieder; dieſe letzteren ſind weiß gekleidet. Sämmtliche Frauen, auch die der Familie, jede in einer Sänfte getragen und von ihren Dienerinnen umgeben, ſchließen den Zug.

Prieſter empfangen die Leiche am Eingang des Tempels und ſchreiten unter Begleitung einer Leichenmuſik, die auf kupfernen Becken ausgeführt wird, zur Beerdigung. Die Namen Aller, die der Beerdigung beigewohnt, werden in ein Buch eingeſchrieben, das in der Kapelle des Tempels niedergelegt wird.

In früherer Zeit waren der Tod und das Begräbniß von viel mehr Uebelſtänden begleitet als jetzt. Selbſt in dem unveränderlichen Japan hat die Zeit ihre Herrſchaft ausgeübt; ſie hat die Sitten gemildert und gewiſſe Gebräuche abgeſchafft, die das menſchliche Gefühl empören. Sonſt wurde das Haus, in welchem ein Menſch geſtorben war, verbrannt, und man ließ nur die Materialien übrig, welche zur Erbauung eines Grabmals erforderlich ſind; jetzt begnügt man ſich damit, wenn man das Haus reinigen will, vor demſelben ein großes Feuer anzuzünden, in welches man Gewürze und wohlriechende Oele thut. Früher wurden die Bedienten mit ihren Herren lebendig begraben; ſpäter erlaubte man ihnen, ſich vor der Beerdigung zu tödten. Damals vergaß man nicht, wenn man einen Bedienten miethete, dieſe Klauſel zu beſprechen und ausdrücklich zur Bedingung zu machen. Heutzutage ſubſtituirt man den lebenden Bedienten ihre Bildniſſe.

Rußland.

Gretſch und Cuſtine.

Uns Deutſchen kann es nur recht ſeyn, wenn Franzoſen und Ruſſen ſich nicht vertragen. Beide unſere Nachbarn ſind bekanntlich deutſchem Intereſſe nicht ſehr gewogen, und hätten ſie einmal Luſt, ſich über Deutſchland hinweg die Hand zu reichen, ſo würde dieſes einen harten Stand bekommen, obwohl wir nicht zweifeln, daß deutſche Einigkeit und deutſche Vaterlandsliebe nicht bloß dem Nachbar von der einen, ſondern, wenn es darauf ankäme, zugleich auch dem von der anderen Seite Widerſtand zu leiſten vermöchte. Vorläufig haben wir jedoch von einer ſolchen Vereinigung gewiß nichts zu beſorgen; die Antipathieen des gegenwärtigen Geſchlechtes ſind zu groß, als daß auch nur von dem folgenden ſchon eine völlige Ausſöhnung zu gewärtigen wäre.

Als der Marquis von Cuſtine vor einigen Jahren, durch Berlin kommend, nach Rußland ging, hätten wir von ihm am allerwenigſten ein Buch über dieſes Land erwartet, wie er es geſchrieben. Der Marquis, ein Sohn des erſten franzöſiſchen Generals, der während des Revolutionskrieges in Deutſchland eindrang, jedoch bald darauf angeklagt und guillotinirt wurde, hatte, vermöge des Undanks, mit welchem ſein Vater von ihr behandelt worden war, keinerlei Sympathie für die Revolution behalten, und auch der Juli-Thron ſah ihn unter ſeinen Gegnern. Gleichwohl iſt das Buch keines anderen franzöſiſchen Autors, der über Rußland geſchrieben, ſo voll von Feindſeligkeit, nicht bloß gegen das ruſſiſche Element überhaupt, ſondern auch gegen das regierende Haus insbeſondere. Kein anderes Buch ſcheint aber auch in Rußland ſelbſt ſo tief verletzt, ſo ſehr den Widerſpruch rege gemacht zu haben, als das des Herrn v. Cuſtine. Die Nachricht, daß eine Widerlegung deſſelben vorbereitet werde, und daß der Staatsrath v. Gretſch deshalb ausdrücklich nach Paris gereiſt ſey, geht ſchon ſeit einem halben Jahre durch die deutſchen Zeitungen. Noch in unſerer vorletzten Nummer haben wir die Widerlegung als bevorſtehend bezeichnet, doch iſt ſie uns ſeitdem bereits zugegangen, und zwar in einer Broſchüre, auf welcher die „Neue Akademiſche Buchhandlung" von Karl Groos in Heidelberg als Verlegerin genannt iſt. Die Schrift ſelbſt iſt auch von Heidelberg datirt und war urſprünglich, wie der Verfaſſer in der Einleitung und am Schluſſe ſagt, für eine deutſche Zeitſchrift beſtimmt, doch finden wir erſt jetzt, nachdem die Broſchüre bereits ausgegeben, einige von Paris datirte Mittheilungen daraus in der Augsburger Allg. Zeitung.

Wir wollen hier einige Auszüge aus der von Herrn W. von Kotzebue (vermuthlich einem Sohn Auguſt von Kotzebue's) ins Deutſche überſetzten Schrift folgen laſſen, aus denen man am beſten den Ton und den Charakter der Widerlegung erkennen wird. Herr von Gretſch ſagt von Herrn von Cuſtine:

„Seite 316 beſchreibt er die Ankunft der Kaiſerin in Petersburg, am Bord eines Dampfboots, und ſpottet über die Liebe und Ergebenheit des ruſſiſchen Volks für ſein Herrſcherhaus. Hätte hierüber irgend ein anerkannter Republikaner, ein Wütherich à la Robespierre geſprochen, wir hätten uns nicht gewundert; ſehr ſonderbar aber iſt es, dergleichen aus dem Munde eines franzöſiſchen Marquis zu hören. Vor ſechs Jahren kam einmal, in einem Pariſer Salon, das Geſpräch, in meiner Gegenwart, auf Rußland, auf unſeren Kaiſer, auf die Liebe ſeiner Unterthanen. Einer der Anweſenden ſagte mir offenherzig, er begreife eine ſolche Liebe für das Herrſcherhaus nicht, und alle Franzoſen ſeyen derſelben Meinung. Ich habe ihm geantwortet: „Sie betrachten Ihren König wie einen läſtigen Vormund, von dem Sie ſich, nach vermeintlich erreichter Majorennität ſo ſchnell als möglich befreien möchten. Unſer Kaiſer aber iſt uns ein Vater, wir leben und ſterben mit ihm." Und wie ſollten wir auch nicht Gefühle der Liebe und Dankbarkeit hegen für unſere Monarchen? Die Erhebung der jetzigen Dynaſtie auf den Thron war eine Wohlthat der göttlichen Vorſehung. Was war Rußland vor hundertfunfzig Jahren, und was iſt es jetzt! Unſere Väter lebten glücklich und zufrieden in der glänzenden Epoche der Kaiſerin Katharina; wir verbrachten unſere Jugendjahre unter der Regierung Alexander's, erinnern uns des hellen, freudevollen Anfangs ſeiner Herrſchaft und des verheerenden Sturms, der unſerem Vaterlande mit Zerſtörung und Untergang drohte; wir haben mit ihm gelitten, mit ihm feſtgehalten an Glauben und Hoffnung, und mit ihm triumphirt; wir gehen dem Greiſenalter entgegen unter dem Zepter des Kaiſers Nikolaus, der den Beginn ſeiner Regierung mit beiſpielloſer Selbſtverleugnung und heroiſcher Unerſchrockenheit in der Erfüllung ſeiner Herrſcherpflicht bezeichnet hat; der ſein ganzes Leben unſerem Wohlſeyn weiht und nur in unſerer Liebe und Dankbarkeit und in dem Zeugniß ſeines Gewiſſens eine Belohnung finden kann für ſeine täglich wiederkehrenden Mühen und Beſchwerden. Seine achtzehnjährige Regierung iſt reich an großen Thaten, ungeachtet der Hinderniſſe und des Elends jeglicher Art, das uns das Schickſal geſandt: glücklich und ruhmvoll vollendete er drei Kriege und hielt großmüthig den Thron eines Herrſchers aufrecht, der noch vor kurzem ſein Feind war; er warf ſich kühn einer fürchterlichen, bis dahin unbekannten Krankheit entgegen, die von Aſien her Rußland überzog, und erweckte, ermuthigte, belebte mit Gefahr des eigenen Lebens ſeine zagenden Unterthanen; er vollbrachte ein großes Werk, indem er die Geſetze des Rechts, die bis dahin einem Chaos gleich geweſen waren, ordnen und läutern ließ; er vermehrte den Volksreichthum durch Aufmunterung des Ackerbaues, der Manufakturen, des Handels; er verbeſſerte faſt alle Zweige der Reichsverwaltung, beſonders die Erziehung der für den Civil- und Militair-Dienſt beſtimmten Jugend; er bemüht ſich um die Einführung und Befeſtigung einer verbeſſerten inneren Organiſation unter dem Einfluß der Ordnung und Gerechtigkeit und feuert Wiſſenſchaften (und

Künſte an; durch ſein Familienleben, die Reinheit ſeiner Sitten und die Erziehung ſeiner Kinder ſtellt er uns ein ſchönes Vorbild zur Nacheiferung dar; er lebt in unſerer Mitte wie ein Freund, theilt Beluſtigungen und Vergnügungen mit uns, wandelt einher unter uns wie unter ſeines Gleichen, ohne Glanz und ohne Furcht, die ſeinem Herzen fremd iſt; er miſcht ſich unter das fröhliche Volk und hört unerkannt deſſen Segnungen. Und wir ſollten ihn nicht lieben, ihm nicht zu unſerem eigenen Glücke ein langes Leben wünſchen? Der kurzſichtige Verfaſſer dieſes Buches ſchreibt unſere Anhänglichkeit an den Kaiſer, unſeren Gehorſam der Wirkung der Furcht, der Wirkung des Schreckens zu. Nein! der Schrecken drückt ſich anders aus. Die Furcht wird den Menſchen nicht dazu bringen, dem Schreckbilde entgegen zu eilen. Um alle Wiederholung zu vermeiden, ſage ich ein für alle Mal: als rechtliche und treue Unterthanen, welches Standes und welcher Herkunft wir auch ſeyn mögen, fürchten wir unſeren Kaiſer durchaus nicht; dreiſt gehen wir ihm entgegen, furchtlos ſehen wir ihm in die Augen, bewillkommnen ihn mit aufrichtiger, ehrerbietiger Liebe und ſind glücklich, wenn er mit offenem, wohlwollendem Gruß unſeren Zuruf erwiedert. Wir ſchlafen ruhig in unſeren Häuſern, überzeugt von der Sicherheit, die uns umgiebt, überzeugt, daß unſer Leben, unſere Ehre, unſer Eigenthum heilig und unantaſtbar ſind. Aber, wohl zu merken, ich ſpreche hier nur von rechtlichen und edeldenkenden Leuten. Jeder Uebelgeſinnte, Jeder, der ſein Gewiſſen nicht rein fühlt, wird natürlich den Adlerblick des Kaiſers nicht ertragen können; der parteiiſche Richter, der Bedrücker ſeiner Mitbürger, der Verkäufer ſeines Gewiſſens zittert vor dieſem Blicke, und es verſteht ſich, daß derjenige, der eine Schmähſchrift gegen die Regierung unter ſeinem Kopfkiſſen birgt, nicht ruhig einſchlafen kann und das Summen einer Fliege für das Geräuſch eintretender Häſcher hält."

„Der zweite Band beginnt mit einer Schilderung des Aeußeren des Kaiſers. Der Verfaſſer kann nicht umhin, dem Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, was Ruſſen und Ausländer in Petersburg täglich ſehen; aber mit bewunderungswürdiger Spitzfindigkeit bemüht er ſich, Allem ein verkehrtes Anſehn zu geben, allem Erhabenen und Edlen niedrige und kleinliche Urſachen unterzuſchieben. Das Geſicht des Kaiſer iſt von der Sonne gebräunt; der Marquis belehrt uns, daß er ſein Leben *größtentheils* an der freien Luft, auf Revüen oder auf ſchnellen Reiſen, zubringt. Durchaus nicht. Der größte Theil ſeines Lebens verfließt im Kabinette, bei Staats-Geſchäften; militairiſche Uebungen dienen ihm nur als Zerſtreuung, und dieſe Zerſtreuung iſt in einem ſolchen Grade unzulangend, daß in der neueſten Zeit die Aerzte ihm noch Spaziergänge zu Fuß anempfohlen haben. Er ſteht ſehr früh auf, weiht den Geſchäften ſeine Zeit bis ein Uhr Nachmittags. Um Eins fährt er bisweilen zur Parade, die ſehr kurze Zeit dauert. Dann beſucht er irgend eine öffentliche Anſtalt, eine Schule, ein Kadetten-Corps, ein Hospital. Nach der Tafel kommen wieder die Geſchäfte an die Reihe, und gegen acht Uhr gönnt er ſich endlich einige Ruhe im Theater oder im Familien-Kreiſe. Im Winter beſucht er die von den Großen des Reiches gegebenen Feſte, ſo wie auch öffentliche Maskenbälle, wo er ſelbſt das dichteſte Gedränge nicht ſcheut und ſich ſcherzend mit weiblichen Masken unterhält, die in hohem Grade die Masken-Freiheit zu behaupten wiſſen. Im Sommer ändert ſich ſeine Lebensart: er beſichtigt Kronſtadt und die Flotte; lebt in Zarskoje-Selo und in Peterhof und bringt einige Zeit im Lager und auf Manövern, in der Gegend von Petersburg, zu; aber alles das bringt keine Stockung in die Staats-Geſchäfte; dieſe folgen ihrem gewohnten Gange, und er verläßt ſeinen Schreibtiſch nicht, ſo lange noch ein Papier auf demſelben zu durchleſen oder mit einer Entſcheidung zu verſehen iſt. Während des Brandes des Winterpalais trat der General-Adjutant, Graf Orloff, mit dem Berichte zu ihm, das Feuer nähere ſich ſeinem Kabinette, und fragte ihn, ob er nicht irgend einen Gegenſtand namentlich gerettet wiſſen wollte. „Thue mir den Gefallen", ſagte der Kaiſer, „gehe hinein und ſuche mir das und das Portefeuille herauszuſchaffen: es liegt dort und dort und enthält Dinge von großem Werth für mich — Briefe, die mir meine Frau geſchrieben, als ſie noch meine Braut war," — „Aber die Geſchäfts-Papiere?" — erwiederte der Graf. „Davon iſt nicht ein Blatt drin: Alles haben die Miniſter mitgenommen, mit denen ich gearbeitet." — Was die Reiſen betrifft, ſo unternimmt ſie der Kaiſer durchaus nicht zu ſeinem Vergnügen, ſondern gewöhnlich, um die entfernten Provinzen des ungeheuren ruſſiſchen Reiches in Augenſchein zu nehmen. Im Jahre 1837 ſetzte er ſich allen Gefahren und Beſchwerden einer Reiſe durch die unwirthbaren kaukaſiſchen Länder aus, um die dortige Gegend und ihre Zuſtände genau kennen zu lernen."

. . . „Ich komme jetzt zu dem ſchwierigſten Punkte im Cuſtine'ſchen Werke. Mit unglaublichem Leichtſinn, mit nicht zu beſchreibender Unverſchämtheit und dem offenbaren Wunſche, den Kaiſer und die Kaiſerin zu verleumden, zu ſchmähen und zu kränken, geht er in verſchiedene Einzelnheiten ein und zieht, auf ſeine Manier, Folgerungen aus denſelben. Ich habe weder den Beruf, noch das Recht, auf den Kampfplatz zu treten zur Vertheidigung meines Kaiſers und Wohlthäters — des Wohlthäters und Kaiſers von ganz Rußland. Nur das will ich ſagen, daß der Marquis viel zu ſehen gewähnt, aber faſt nichts wirklich geſehen hat, und daß er aus dem wenigen wirklich Geſehenen die abgeſchmackteſten Schlüſſe zu Tage fördert. Bei der Schilderung des Kaiſers und des Eindrucks, den ſein Antlitz, ſeine Bewegungen, ſeine ganze Art, zu ſeyn, auf ihn hervorgebracht, hat der Marquis die bezeichnenden Charakter-Züge unſeres Monarchen überſehen: jene Wahrhaftigkeit, die aus allen ſeinen Vorſätzen und Handlungen ſpricht; jene Rechtlichkeit und Offenheit in Blick und Wort; jenen unausſprechlichen Edelſinn, der in Allem, was er ſagt und thut, hervortritt. Vollkommen iſt nur Gott allein, und unſer Kaiſer weiß es beſſer als wir, daß er ein Menſch, und als ſolcher menſchlichen Schwächen unterworfen iſt; doch wollte man das ruſſiſche Volk von ſeinem Unterthanen-Eide freiſprechen und es ihm ſelbſt überlaſſen, ſich einen Herrſcher zu wählen, ſo würde die Wahl auf Niemand anders fallen, als auf Nikolaus den Erſten.

„Wie hat der Marquis die Erlaubniß benutzt, der Ceremonie der Trauung in der Hof-Kirche beizuwohnen? Er erhaſcht jede Bewegung, jeden Blick des Kaiſers, macht aus Allem die unvortheilhafteſten und kränkendſten Schlußfolgerungen. Auch der rührende Moment, wo die Kaiſerin ihre Kinder umarmt und ſich dann ihrem Gatten an die Bruſt wirft, entgeht dem Tadel nicht (B. II, Seite 26) „— effusion de tendresse qui aurait pu être mieux placée dans une chambre que dans une chapelle."

„Nach Beendigung der Liturgie küßt der Kaiſer die Hand eines Metropoliten, eines ehrwürdigen Greiſes, des höchſten Geiſtlichen der orthodoxen Kirche: der Alleherrſcher eines halben Welttheils demüthigt ſich vor dem Diener des Altares. Cuſtine bemerkt: „Jamais l'autocrate ne manque une occasion de donner l'exemple de la soumission, quand cet exemple peut lui profiter." Was läßt ſich darauf ſagen? Ich befand mich im Palais am Vermählungstage der Großfürſtin, konnte mich aber nicht bis zur Kirche durchdrängen und überließ meinen Platz Perſonen, die ein größeres Recht darauf hatten. Jetzt bedaure ich es von ganzem Herzen: ich würde die Worte des Marquis berichtigen und den Leſern den genauen Hergang der Dinge mittheilen können."

. . . „Auf derſelben Seite ſteht: „Les Russes ne sont pas encore arrivés au point de civilisation où l'on peut réellement jouir des arts." — Das iſt nicht wahr! wir ſuchen unſeren höchſten Genuß in den Künſten, und Kunſtgegenſtände ſind unſer ſchönſter Luxus. Unſere Künſtler gehen aus allen Klaſſen der Geſellſchaft hervor; einige der ausgezeichnetſten unter ihnen ſind aus adeligen Familien. Der berühmte Medailleur, Graf Tolſtoi, der erſte Bildhauer in Europa (für die Darſtellung von Pferden), Baron Clodt, der Maler Moller (Sohn eines Vice-Admirals), die geſchickten Zeichner General Sapoſhnikoff, Fürſt Gagarin, Fürſt Soltikoff; die Profeſſoren Baſſin, Maikoff und viele andere dienen als Beweiſe des Geſagten. Von der Muſik darf ſchon gar nicht die Rede ſeyn: dieſe zählt ihre Verehrer in den höchſten, wie in den niederſten Kreiſen; von den erſteren brauche ich nur den Violoncelliſten, Grafen Mathieu Wielhorski, ſeinen Bruder, den glücklichen Komponiſten, Grafen Michael Wielhorski, den berühmten Violinſpieler, Flügel-Adjutanten Lwoff (Compoſiteur der ruſſiſchen Volks-Hymne); einen zweiten Violin-Virtuoſen, den Garde-Oberſten Bachmetieff, die Klavierſpielerin Fräulein Bolotnikoff (eine Tochter des verſtorbenen Mitglieds des Reichsraths); die Sängerinnen Fräulein Barteneff (Hofdame) und Fräulein Bikbin zu nennen. Einer Beſchuldigung mit nackten Worten ſtelle ich Namen und Perſonen entgegen."

Mannigfaltiges.

— Der Feldzug gegen Cuſtine. Herr v. Gretſch hat in Frankreich ſelbſt Verbündete gefunden. Das letzte Heft der Revue de Paris vom Jahre 1843 enthält einen von dem bekannten Kritiker J. Chaudes-Aigues unterzeichneten Artikel, der den Angegriffenen viel empfindlicher treffen muß, als die Schrift des ruſſiſchen Literaten, weil dieſer pro domo ſchreibt und Herr v. Cuſtine auch wohl nicht im Geringſten erwartet hat, daß man ihm von Rußland einen Dank nachſenden werde. Es ſind zwar auch in dem Aufſatze des Herrn Chaudes-Aigues manche Spuren der Mitwirkung einer ruſſiſchen Feder zu erkennen, wie z. B. die vertraute Bekanntſchaft deſſelben nicht bloß mit der Literatur und der Wiſſenſchaft der Ruſſen, ſondern auch mit ihren vier Geſetzbüchern von Jaroslaw bis zur Gegenwart, ja ſogar die Kenntniß eigenthümlich ruſſiſcher Inſekten, die Herr v. Cuſtine irrthümlich persica genannt und denen nur ein Ruſſe den Namen zu geben vermag, welchen ſie wirklich führen; gleichwohl iſt der Standpunkt des Kritikers ein völlig franzöſiſcher, und ſeine Beurtheilung des Buches in einem ſo verbreiteten Journal, wie die Revue de Paris, macht in Frankreich einen um ſo ſicherern Eindruck, als der Marquis von Cuſtine wegen ſeiner legitimiſtiſchen Neigungen ohnedies ſchon viele Meinungen gegen ſich hat. Herr Chaudes-Aigues verwahrt ſich dagegen, daß er irgend eine Vorliebe für Rußland oder deſſen Regierung habe, ja, er glaubt ſogar im Intereſſe des Fortſchritts, welchem er huldigt, gegen den Gedanken proteſtiren zu müſſen, als ſey er mit den dort herrſchenden Anſichten irgendwie einverſtanden. Er hält es jedoch im Intereſſe der Wahrheit um ſo mehr für nöthig, gegen das Buch, wie er gethan, aufzutreten, als daſſelbe einen außerordentlichen Erfolg gehabt. „Wir prophezeien dem Verfaſſer", heißt es am Schluſſe des Artikels, „daß ſeinem Buche, ungeachtet dieſes anſcheinenden Erfolges, von der öffentlichen Meinung ſehr bald der ihm gebührende Platz angewieſen ſeyn wird. Tief unter den Anekdoten Ruthière's ſtehend, deſſen liebenswürdige und pikante Seite ihm fehlt, und ſelbſt hinter den Mémoires secrets des Oberſt Maſſon zurückbleibend, deſſen tiefe Ueberzeugung ihm abgeht, wird das Buch des Marquis von Cuſtine keine Spur in der ernſten Literatur zurücklaſſen. Und das mit Recht, denn um es mit zwei Worten zu ſagen: La Russie en 1839 iſt ein oberflächliches und werthloſes Pamphlet."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 11. Januar 1844.

England.

Wachsthum, Handel, Reichthum und Armuth Liverpools.

I. Bevölkerungs-Verhältnisse in England und Frankreich.

Die Volkszahl, die im vorigen Jahrhundert überall stationair war, hat seit funfzig Jahren in Europa unermeßliche Fortschritte gemacht. An diesem Wachsthum haben im Allgemeinen die Städte mehr als das platte Land, und die großen Städte mehr Theil genommen als die kleinen. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge ist zwar die Sterblichkeit in den Städten viel größer als auf dem platten Lande, wo eine einfache Lebensweise und eine reine Luft die Dauer des Lebens verlängern müssen; aber die Anziehungskraft, mit der die großen Massen begabt sind, füllt bald die Lücken wieder aus, die in ihren Reihen sich öffnen. Dies geschieht, indem die ländliche Bevölkerung in die Städte einwandert. Durch höheren Lohn angelockt, strömen die Feldarbeiter in diese großen Märkte der Arbeit herbei und verwandeln sich bald in Hafen- oder Fabrik-Arbeiter. Es scheint, daß auf dem Lande die Reproduction, in den Städten die Consumtion des Menschengeschlechts vor sich geht.

Dieser unterscheidende Zug unseres sozialen Zustandes tritt nirgends mehr hervor, als in England. Kein Land in dem bekannten Theil der Welt enthält eine größere Anzahl von betriebsamen und reich bevölkerten Städten. In Frankreich giebt es außer Paris kaum drei oder vier Städte, wie Lyon, Marseille, Bordeaux und Rouen, die mehr als hunderttausend Einwohner haben. In Großbritanien haben Liverpool, Manchester und Glasgow jede nahe an dreihunderttausend Seelen; Edinburg, Birmingham, Leeds, Bristol, Sheffield und Newcastle haben hundert- bis zweihunderttausend Einwohner. Im Jahre 1836 enthielten die Städte von zehntausend Seelen und darüber in Frankreich eine Bevölkerung von 3,764,219 Einwohnern. In Großbritanien zählten die Städte derselben Klasse schon im Jahre 1831, bei einer allgemeinen Bevölkerung, welche kaum die Hälfte der französischen beträgt, 4,620,000 Einwohner. Zu derselben Zeit beschäftigten sich in England von 100 Personen 28 mit dem Ackerbau, in Frankreich dagegen 68.

Das Uebergewicht, das gegenwärtig die Zunahme der städtischen Bevölkerung über die der ländlichen gewinnt, wird in beiden Ländern durch folgende Zahlen charakterisirt. In Frankreich ist von 1801—1836 die Bevölkerung um 23 Prozent gestiegen. In demselben Zeitraum vermehrte sich die Bevölkerung von Marseille um 32 Prozent, Lille um 33, Toulouse um 34, Lyon um 37, Havre um 60, Paris um 66, Rheims um 90, Saint-Quentin um 100 und die Bevölkerung von Saint-Etienne um 130 Prozent. In England betrug der allgemeine Zuwachs der Bevölkerung von 1811—1831 36 Prozent. In diesem Zeitraum von zwanzig Jahren hat die ländliche Bevölkerung nur um 30 Prozent, die der Städte dagegen, im Durchschnitt, um 53 Prozent zugenommen. Aber der Unterschied ist noch auffallender, wenn man diese Vergleichung auf die bedeutenderen Städte beschränkt; in London beträgt die Zunahme 42 Prozent, in Edinburg und Newcastle 60, in Bristol 65, in Sheffield 70, in Birmingham 72, in Liverpool 75, in Glasgow 95 und in Manchester 150 Prozent.

Unter diesen Erscheinungen sind am merkwürdigsten die Fortschritte der Grafschaft Lancaster. Im Jahre 1801 zählte dieser Distrikt 672,365 Seelen; 1841 dagegen: 1,667,064. Herr Ashworth in seinem Past and present state of Lancashire bemerkt, daß, wenn die Zunahme der Bevölkerung in Lancashire dieselbe gewesen wäre, wie im übrigen Königreich, dieser Distrikt 1841 nur 1,125,924 Einwohner gezählt haben würde, und er schließt daraus, daß die 531,130 Personen, die den Ueberschuß bilden, aus den ackerbauenden Distrikten in die Handels- und Manufaktur-Plätze ausgewandert seyn müssen. Man wird zugeben, daß das, was diese Zunahme der Einwanderung zu verdanken hat, um so bedeutender seyn muß, wenn man bedenkt, daß die städtischen Massen keine Reproductionskraft haben, welche der der ländlichen Distrikte gleichkommt, und daß die Bevölkerung der Städte, sich selbst überlassen, weniger schnell zunimmt.

Lancashire und die Manufaktur-Distrikte überhaupt haben also dem Ueberfluß der Bevölkerung einen Ausweg, eine Zuflucht geöffnet. Statt sich nach außen zu ergießen, wie im 16ten und 17ten Jahrhundert, haben die Bewohner Großbritaniens diese großartigen Kolonieen der Wolle und der Baumwolle gegründet, wo so viele müßige Arme Beschäftigung, so viele Kapitalien ihre Anwendung gefunden haben. Lancashire war in der That das Armen- oder vielmehr das Arbeitshaus Englands im buchstäblichen Sinn des Wortes.

Die ackerbauende Bevölkerung der Grafschaft Lancaster ist nicht sehr zahlreich; sie macht gegenwärtig nur 9 Prozent der Einwohnerzahl aus. Man sieht dort nichts als Städte, Maschinen, Manufakturen, Comtoirs und Bauplätze. Man kann keinen Schritt thun, ohne ein Werk anzutreffen, das von einer Eroberung des Menschen über die Natur zeugt. Kein Theil Englands ist so sehr durchschnitten von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen.

II. Liverpools Geschichte. — Seine Verbindungen mit Amerika und Irland.

Bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts theilten sich London und Bristol in den britischen Handel; Liverpool nahm nur einen geringen Antheil daran. Keine Handelsstadt, selbst New-York nicht ausgenommen, hat einen so jungen und bescheidenen Anfang gehabt. Liverpool oder Litherpool war vor zweihundert Jahren ein Fischerflecken an der Mündung der Mersey, und der Hafen, wo man sich gewöhnlich einschiffte, um nach Irland überzusetzen. Im Jahre 1700 hatte die Stadt keine 6000 Einwohner. Im Jahre 1760 zählte sie 25,787 Einwohner, aber der Hafen hatte jährlich nur 1245 Schiffe aufgenommen, und die Dockzölle hatten der Stadt nur 2330 Pfund Sterling gebracht. Im Jahre 1700 war Liverpool auf den Grundsteuer-Listen nur mit 168 Pfd. 13 Shillings 10 Pence eingetragen, und die Einkünfte des Distrikts von West-Derby, der diese Stadt umfaßt, wurden auf 35,642 Pfd. geschätzt. Welche Kluft liegt zwischen dieser Armuth und dem Glanze der Gegenwart. Die heutigen Einkünfte von West-Derby betragen 2,124,925 Pfd., was eine Vermehrung des Lokal-Reichthums um 5900 Prozent voraussetzt. Liverpool mit seinen Vorstädten zählt eine Bevölkerung von 280,000 Seelen. Seine Docks nehmen jährlich 15,000 Schiffe auf; die städtische Einnahme beläuft sich auf 2 Millionen Thaler, und der reine Ertrag der Staatszölle übersteigt 25 Millionen Thaler. Ein einziger Hafen Großbritaniens bringt also dem Staat mehr als alle französische Häfen zusammengenommen.

Die Geschichte Liverpools zeigt, was der Wille des Menschen im Kampf mit der Natur vermag. Die Holländer haben ihren Boden dem Meere abgetrotzt; die Liverpooler haben das Meer gezwungen, zu ihnen zu kommen. Die Mündung der Mersey bildet eine Art inneres Meer, dessen Sand ihr Bett verstopft, wo die Schiffe bei der Fluth von Wind und Wogen gepeitscht werden, bei der Ebbe dagegen trocken auf dem Schlamm stehen bleiben. Um diesen Gefahren zu begegnen, mußte man Bassins graben, die sich zur Fluthzeit öffnen, bei der Ebbe schließen und so den Schiffen ein konstantes Niveau geben. Dies war das Problem, das man in Liverpool im Jahre 1699 löste, indem man den ersten Wasserbock, den England besaß, öffnete; später wurden noch einige hinzugefügt. Das System der Docks oder flottirenden Bassins ist die bedeutendste Vervollkommnung, die man in die Handhabung der Waaren in den Häfen des Oceans gebracht hat. Der Handel Liverpools hat dieser Erfindung, deren Verdienst ihm gebührt, seine ersten Erfolge und seinen definitiven Aufschwung verdankt. Da die Docks die Kosten für Beladung und Entladung der Schiffe unnöthig machten, so haben die Rheder ihre Ladungen nach dem Hafen gesandt, der ihnen diese Vortheile darbot. Die herrliche Lage Liverpools hat das Uebrige gethan. Als die Mersey zugänglich wurde, kamen die Schiffe aus allen Theilen der Welt dorthin.

Die Anlegung der Docks erklärt nicht allein den Aufschwung Liverpools. Derselbe ist auch vorzüglich der Geschicklichkeit zuzuschreiben, womit seine Bewohner die Umstände zu benutzen verstanden. Die Mittel, die sie anwendeten, waren nicht immer moralisch gut. Im 18ten Jahrhundert, als sie den Handel mit den Kolonieen an London und Bristol übergehen sahen, fingen sie an, den Sklaven-Handel zu betreiben, und von 1750—1770 transportirten sie mehr als 300,000 Sklaven, mit einem reinen Gewinn von 200 Millionen. Später zogen sie den Handel mit den Vereinigten Staaten an sich, den sie heute monopolisiren. Endlich hat sich der Handel Englands mit Irland seit der Union fast ganz in Liverpool konzentrirt.

Was den Handel Liverpools mit den Vereinigten Staaten betrifft, so hat dieser die überraschendsten Schwankungen erfahren, wie überhaupt der Handel Englands mit den Vereinigten Staaten in neuerer Zeit große Katastrophen erlitten hat. Daran sind vorzüglich zwei furchtbare Krisen Schuld: einmal der allgemeine Bankerott der Banken in den Vereinigten Staaten, welcher noch verschlimmert ward durch die Wortbrüchigkeit einiger dieser Staaten, die, nachdem sie von den englischen Kapitalisten Geld geliehen, die Zinsen dieser Anleihen nicht zahlten, und dann die Erhöhung der Zoll-Tarife in Amerika, welche in der Absicht geschah, die entstehenden Manufakturen von Pennsylvanien, Massachussetts und New-York zu beschützen. Nach einer Tabelle über den Werth der Ausfuhren Englands nach den Vereinigten Staaten,

welche den Zeitraum von 1827—1842 umfaßt, hat dieser Ausfuhrhandel in den sechzehn Jahren drei steigende und drei fallende Perioden gehabt. Während er im Jahre 1827 über 7 Millionen Pfd. Sterl. betrug, sank er 1829 unter 5 Millionen, um 1831 wieder auf 9 Millionen zu steigen. Dann fiel er 1831 wieder unter 6 Millionen, um sich 1836 auf mehr als 12 Millionen zu erheben, eine Ziffer, welche sein Culminationspunkt gewesen ist. Im Jahre 1837 tritt ein neues Sinken ein, die Ausfuhren vermindern sich um zwei Drittel; im Jahre 1839 betragen sie wieder nahe an 9 Millionen, 1842 dagegen nur 3½ Millionen, so daß dieser Verkehr, der einen Augenblick 23 Prozent des auswärtigen Handels von England umfaßte, jetzt nur noch 7—8 Prozent desselben ausmacht.

Der Handel Liverpools mit Irland ist gegenwärtig bedeutender als der mit allen anderen Ländern zusammengenommen. Die Ausfuhren Irlands nach England belaufen sich jährlich auf 20 Millionen Pfund Sterling, und die Einfuhren auf wenigstens die Hälfte dieser Summe. Diese Expeditionen vertheilen sich unter Glasgow, Liverpool, Bristol und London; aber Liverpool bekommt den größten Theil derselben. Im Jahre 1833 wurden die Produkte, die Irland in Liverpool einführte, auf 4,500,000 Pfund geschätzt; sie übersteigen heute wahrscheinlich 6 Millionen. Es sind besonders Lebensmittel und Produkte der Landwirthschaft, als Korn, Butter und alle Arten von Vieh, womit England von Irland versorgt wird. Manchester und die Städte, die um Manchester gleichsam eine Pleiade von Trabanten bilden, lebten sonst von den Agrikultur-Produkten der Grafschaft York; jetzt beziehen sie ihre Vorräthe aus Irland. Während die schottische Landwirthschaft London ernährt, ernährt Irland die Grafschaft Lancaster, einen nicht sehr fruchtbaren Landstrich, den die Natur auf Manufakturen angewiesen zu haben scheint, indem sie ihm nur Steinkohlen und Wasser in reichlichem Maße gab. Aber Irland exportirt mit den Produkten seines Bodens auch seine überflüssige Bevölkerung, und Liverpool, das anfangs nur eine Station zwischen England und Irland war, wird so allmälig eine irländische Stadt. Die sächsische Race erhält sich nur in den höheren und mittleren Schichten der Gesellschaft, während die celtische Race die unteren Regionen überschwemmt und die englischen Arbeiter verdrängt, indem sie ihre Dienste für einen niedrigeren Lohn anbietet. Man zählt in Liverpool schon mehr als 70,000 Irländer; sie kommen bandenweise daselbst an, bleich von Hunger und halb bedeckt mit schmutzigen Lumpen; sie bemächtigen sich des Hafens, wo die Ladungen und Ausladungen mit überraschender Schnelligkeit durch ihre Hände gehen, und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr.

III. Liverpool und Havre, Bristol und Bordeaux.

Liverpool verdankt seine Blüthe hauptsächlich der Baumwolle. Die Baumwolle war die Grundlage seines Verkehrs mit den Vereinigten Staaten und mit Irland. Im Jahre 1784 nahmen die Zoll-Beamten in Liverpool acht Baumwollen-Ballen auf einem amerikanischen Schiff in Beschlag, weil sie nicht glauben wollten, daß dies ein Produkt der Vereinigten Staaten sey. Gegenwärtig senden die Vereinigten Staaten 11 bis 12mal hunderttausend Baumwollen-Ballen nach Europa, wovon Großbritanien mehr als zwei Drittel und Frankreich etwas weniger als ein Viertel absorbirt.

Liverpool ist der große Baumwollen-Markt nicht bloß für England, sondern für Europa. Die Manufakturen Belgiens und Deutschlands holen dort den rohen Stoff, der im Allgemeinen auf den Märkten zweiter Klasse, wie Havre, Hamburg und Rotterdam, zu höherem Preise notirt ist. Im Jahre 1833 bekam, bei einer Einfuhr von 930,000 Ballen, Liverpool 840,950, London 40,350 und Glasgow 48,913. Das Verhältniß ist seitdem fortwährend gestiegen: im Jahre 1834 sind in Liverpool 839,285 Ballen, 1835: 968,279, 1836: 1,022,871, 1837: 1,034,000 und 1838: 1,330,430 Ballen eingeführt worden. Außerdem findet man hier beständig 2—300,000 Baumwollen-Ballen in Entrepot, welche den Stand der Preise gegen jede Speculation sichern.

Der Handel Liverpools hat sich mit den Verlusten Bristols und Londons bereichert. Das Sinken Bristols scheint besonders auffallend. Im Jahre 1831 betrug die Zoll-Einnahme in diesem Hafen 1,161,967 Pfd. Sterl., im Jahre 1837 nur noch 1,112,812 und 1840: 1,027,160 Pfd. Bristol hat zwar die größten Anstrengungen gemacht, um die Tage seines früheren Glanzes zurückzurufen. Um seinen Hafen mit London und den südlichen Grafschaften Englands in Verbindung zu setzen, haben seine Negozianten, unterstützt von den Kapitalisten der Hauptstadt, eine riesenhafte Eisenbahn unternommen, die mit ihren Fortsetzungen nicht weniger als 50 Millionen Thaler gekostet haben wird. Auch haben sie, um den Verkehr Großbritaniens mit den Vereinigten Staaten zu besorgen, Dampfböte gebaut, die denen von Liverpool in nichts nachstehen. Trotz dieser Bemühungen, und obwohl Bristol im Irischen Meer dem Atlantischen Ocean und dem Kontinent näher liegt als jeder andere Hafen, nimmt doch der Handel, der diesen Ort einmal verlassen hat, den Weg dahin nicht wieder auf.

Derselbe Umschwung hat in Frankreich seit dem Frieden zwischen Bordeaux und Havre stattgefunden. Bordeaux, das durch seine Verbindungen mit den Antillen so lange geblüht, liegt heute danieder und würde ohne den Stoff, den seine Weine der Ausfuhr darbieten, unter Nantes und Cette sinken. Havre dagegen, das vor 1814 nichts war, hat einen großen Aufschwung gewonnen, als die Manufakturen der Normandie, der Picardie und der Hauptstadt ihm neue Absatzwege öffneten.

Die Geschichte Liverpools ist die von Havre in größerem Maßstabe; es ist ein Feld, das der Hauch der Manufaktur-Industrie befruchtet hat. Es giebt in der Welt keine glänzendere kommerzielle Lage als die Liverpools. In einem Rayon von zwanzig bis zweiundzwanzig deutschen Meilen von dieser Stadt trifft man: die unerschöpflichen Minen von Northwich, in der Grafschaft Chester, welche den größten Theil der 250,000 Tonnen Salz liefern, die von England exportirt werden; die Töpfereien der Grafschaft Stafford, deren Ausfuhr auf mehr als 5 Millionen Thaler gestiegen ist; Birmingham und die Eisenhämmer der Umgegend; Nottingham, Derby und Leicester, wo die Strumpfwirkerei ihren Sitz hat; Sheffield, der Sitz der Messer- und Kurzwaaren-Fabrication; Leeds, Bradford und Halifax, wo die Tuche und wollenen Stoffe fabrizirt werden, und welche für 40 bis 50 Millionen exportiren; Manchester, Stockport, Oldham, Bolton, Rochdale und Preston für die Baumwollenspinnereien; Steinkohlen-Minen in allen Richtungen, endlich die Häfen Irlands für die Verproviantirungen mit Korn und Vieh. Mit allen diesen Werkstätten der Industrie wird Liverpool durch ein doppeltes System von Communicationen, nämlich durch Kanäle und Eisenbahnen, in Verbindung gesetzt. Der Kanal von Leeds und Liverpool, der im Norden Liverpools in die Mersey mündet, verbindet diese Stadt mit Leeds. Der Grand-Trunk-Kanal verbindet sie mit dem Distrikt der Töpfereien und den Grafschaften des Innern, so wie ein kurzer Nebenarm mit Birmingham. Der Bridgewater-Kanal, der die Communication zwischen Liverpool und Manchester bildet, verbindet diesen Hafen mit dem System von Kanälen, dessen Mittelpunkt Manchester ist und das sich nach allen Städten der Umgegend bis Sheffield hin verzweigt.

Der Hafen Liverpools zählt mehr als 80 Dampfböte; dieselben setzen die Eisenbahnen fort, welche Liverpool mit Birmingham, London, Leeds und Manchester verbinden. Sie berühren Irland auf drei Punkten, Dublin, Kingston und Belfast, den Norden Englands in Whitehaven, Schottland in Glasgow, und setzen England in Verkehr mit den Vereinigten Staaten, Portugal, Gibraltar und den Küstenländern des Mittelmeers. Es ist ein unaufhörliches Gehen und Kommen von Menschen und Waaren. Mehr als zweitausend Personen verlassen täglich Liverpool auf den Eisenbahnen und Dampfböten. Eben so viele kommen aus den Städten Englands oder von auswärts. Kaum hat ein Packetboot seine Passagiere auf dem Quai abgesetzt, als ein anderes sich ihm nähert, und man sieht am Horizont den Kamin eines Dampfboots rauchen, das in zehn Minuten den Platz des letzteren einnehmen wird. Im Innern sind die Hotels zur Aufnahme der Reisenden zahlreicher und besuchter als in einer anderen Stadt. Nach London giebt es keine Stadt, wo man reichere Läden und glänzendere Magazine antrifft. Liverpool ist das Emporium Großbritaniens im Westen, so wie London im Osten.

Die Fortschritte Liverpools stehen in England nicht isolirt da; sie repräsentiren vielmehr den Wachsthum des britischen Handels überhaupt und erklären zugleich die Ursachen seiner Größe. Man erzählt, daß bei der Erstürmung der Schanze von Borodino, welche die Russen so hartnäckig vertheidigt hatten, ein englischer Offizier, der als Zuschauer diesem Blutbade beiwohnte, als er die Küraſſiere von Montbrun zu Pferde durch die Bresche eindringen sah, von Bewunderung hingerissen, ausrief: „Bravo, Franzosen, das sind Dinge, die man nur einmal im Leben sieht!" So können auch wir uns aller industriellen Eifersucht entschlagen, um uns mit vollem Herzen über diese Entwickelung eines Handelsgeistes zu freuen, der sich alle Nationen zinsbar gemacht hat. Es liegt in dem Großen und Schönen eine hinreißende Macht, die sich des Geistes wider seinen Willen bemächtigt und die den Menschen fühlen läßt, daß er der Menschheit früher angehört als seinem Lande.

IV. Der Hafen und die Stadt.

Liverpool läßt sich seiner Lage nach mit keiner anderen Seestadt vergleichen. Es hat keinen äußeren Hafen, der in einem Einschnitt der Küste verborgen läge, und auch keinen inneren, wie er bei der Mündung großer Flüsse zu entstehen pflegt. Liverpool liegt noch an der Mersey, doch wird es zugleich fast vom Meere bespült. Wo beide Wasser sich vereinigen, ist eine Batterie aufgepflanzt, der einzige Schutz für so viele aufgehäufte Schätze; doch scheint es, daß diese Kanonen nur der Sitte wegen da stehen, und daß man dort, wo man so reiche Früchte des Friedens gesammelt, keinen Krieg mehr fürchten könne. Die Stadt breitet sich, vom Ufer her gesehen, amphitheatralisch über den Abhang eines Hügels aus. Die Küste ist gleichsam die Arena dieses Handels-Circus: durch das stete Ankommen und Abfahren von Schiffen verändert sie sich in jedem Augenblicke. An ihr entlang ziehen sich parallel dem Flusse die Docks oder Bassins hin, in denen sich die Schiffe, jedes nach seiner Größe, ihren Standort suchen; und die unzähligen Maste mit ihren Segeln und Tauen bilden gleichsam einen Vorhang, hinter welchem der Handels- und Gewerbsverkehr wie ein Bienenschwarm ewig geschäftig summt.

Den Docks gegenüber erheben sich mächtige Häuser von sechs bis sieben Stockwerken, in welche die Waaren gebracht werden, sobald sie aus den Schiffen ausgeladen sind. Etwas weiter hinauf sieht man die Börse und den Packhof, zu denen die Hauptstraßen der Stadt hin münden, und wo zu jeder Stunde des Tages Millionen kursiren. Ungefähr in der Mitte der Stadt, neben dem glänzenden Säulengange der Eisenbahn, stehen zwei Windmühlen, welche man nur noch zu dulden scheint, damit sie dem Fremden die alten Gränzen der Stadt anzeigen. Die Eisenbahn geht bis zur Lime-Street in einem Tunnell, welcher den Reisenden bald zu dem prachtvollsten Stadttheile und dem Mittelpunkte des Verkehrs führt. Ein anderer Tunnell durchschneidet die ganze Stadt und dient zum Transport der Waaren, welche in den Kings-Dock gebracht werden. Im Norden der Stadt liegen die Straßen, welche von der gewerbtreibenden Klasse bewohnt werden, und das Gefängniß, im Westen auf einer Anhöhe die Charité und die Hospitäler. Der südliche Theil der Stadt, den zu Anfang dieses Jahrhunderts die reichen Kaufleute bewohnten, liegt heute fast öde; das zunehmende Getöse des Verkehrs in den benach-

barten Straßen hat die alten Bewohner daraus vertrieben, und sie haben sich auf Landgüter in der Umgegend zurückgezogen; in der Stadt besitzen sie ihr Comtoir und halten sich täglich fünf bis sechs Stunden daselbst auf, doch wollen sie, wie die Kapitalisten zu London, außerhalb der Mauern, gleichsam unerreichbar für die Mühsal des Geschäfts, sich erholen und leben.

Die bedeutendsten Bauwerke von Liverpool sind die Docks, welche mit Granit ausgelegt sind, und die Wasserleitungen; die Unterhaltung beider kostet jährlich zwei Millionen. Prachtvolle Kirchen, Theater und Museen sucht man vergeblich dort; und die ganze Stadt gewährt eigentlich einen traurigen Anblick. Unter einem südlichen Himmel hat auch eine vom Alter geschwärzte Stadt, wie das düstere Toulouse, noch etwas Heiteres und Poetisches; doch in England giebt der Himmel auch den neuerbauten Städten etwas Trübes, Unheimliches; Rauch- und Nebelsäulen wälzen sich durch die Straßen; die Sonne kennt man nur wie aus Märchen, und die Wände der Häuser triefen von Feuchtigkeit.

Wer Liverpool kennen lernen will, der muß es am Abend besuchen, wenn das Gas die Straßen hell erleuchtet. Während des Tages geht Jeder mit angstvoller Geschäftigkeit nur seinen materiellen Interessen nach, und er wagt sich kaum umzusehen, wenn er auf der Straße gerufen wird; die ganze Stadt besteht dann nur in umherwandelnden Rechnungen und Speculationen; doch sobald die Nacht herannaht, werden die Geschäfte abgeschüttelt, und man sucht an Vergnügungen nachzuholen, was man am Tage versäumt hat. Findet man alsdann nicht die Heiterkeit von Neapel, so findet man doch dasselbe Gewühl. Liverpool hatte eine Zeit lang gleich den südlichen Städten seine Theater unter freiem Himmel, vor denen sich das Volk versammelte; doch die häufigen Exzesse, welche dadurch veranlaßt wurden, haben den Gemeinderath genöthigt, sie zu verbieten. So wogt die Menge dann durch die Staßen und weidet sich an dem Glanze der Buden, oder sie singt, ißt und trinkt in den Schenken; die Jüngeren scherzen in den Seitengäßchen mit den herumschweifenden Mädchen und führen wohl eine am Arm durch die Stadt; die mehr aristokratisch Gesinnten begeben sich in die Cafés und großen Gesellschafts-Säle, oder sie entschädigen sich in einem religiösen, philanthropischen oder politischen Meeting durch endlose Reden für die Schweigsamkeit des Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Der Naturforscher-Kongreß zu Lucca.

(Ein Schreiben Adr. Balbi's in Mailand an J. Seebode in Berlin.)

(Schluß.)

Ich darf auch nicht unerwähnt lassen, daß jedem Mitgliede der Gelehrten-Versammlung, außer einer Beschreibung der Stadt und des Herzogthums Lucca aus der Feder des Marchese Mazzarosa, ein Werk, welches man mit Recht zum Muster für dergleichen statistisch-geographische Arbeiten aufführen kann, noch ein vom Prof. Sinibaldi aufgenommener Plan der Stadt Lucca so wie eine von dem berühmten Römer Girometti gestochene Medaille, welche auf der einen Seite das Bildniß des großen Castruccio und auf der anderen eine gastliche Aufschrift trug, als Erinnerungs-Gabe verehrt wurde.

Doch nicht den Wissenschaften allein waren jene denkwürdigen Wochen, während welcher die freundlichen und gebildeten Luccheſen mit den italiänischen Städten, welche bereits früher die Blüthe unserer Gelehrten in ihren Mauern empfingen, einen rühmlichen Wettkampf bestanden, gewidmet; sondern es folgten in einem angenehmen Wechsel auf die ernstesten wissenschaftlichen Arbeiten die glänzendsten Gesellschaften, an deren Spitze sich die hohen, den abwesenden Souverain vertretenden Staatsdiener und einzelne ausgezeichnete Privat-Personen gestellt hatten.

Schon am ersten Tage des Kongresses fand ein glänzendes Frühstück und ein Ball in dem Palaste des trefflichen Präsidenten des Staatsraths und Direktors des öffentlichen Unterrichts, Marchese Mazzarosa, statt; dieser Festlichkeit folgte eine andere nicht minder glänzende bei dem verehrten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Ostini. Am folgenden Tage lud der Ober-Hofmarschall und erste Kammerherr Sr. K. Hoh. des Infanten, Herzogs von Lucca, sämmtliche Sections-Beamte und die ausgezeichnetsten Mitglieder des Kongresses zu einem Dejeuner im Königl. Schlosse ein. Am 28sten fand ein förmliches Dejeuner bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten statt, und am Abend empfing die Academia delle Stanze, welche ihren prachtvollen Saal für die mit Eintritts-Karten Versehenen täglich geöffnet hatte, die Elite der Gesellschaft der Stadt und die fremden Gelehrten zu einem glänzenden Balle. Außerdem ward im Schlosse Mazzarosa noch ein Dejeuner gegeben, und die liebenswürdige Gräfin Persilia Manfi Orsetti beschloß den freundlichen Empfang der Gelehrten in Lucca, indem sie die noch anwesenden Mitglieder des Kongresses zu einem Schluß-Ball am Abend des 30. Septembers einlud.

Endlich muß ich noch erwähnen, daß der Kongreß in eine Zeit fiel, zu welcher in Lucca das heil. Kreuz-Fest gefeiert wurde und wo die mannigfaltigsten Volks-Belustigungen stattfanden, welche letzteren besonders dazu beitrugen, die Stadt in jener Zeit belebt zu machen und den freundlichen, heiteren Eindruck, den dieselbe schon an sich auf die Fremden machte, noch bedeutend zu erhöhen. Unter der Zahl der Unterhaltungen darf ich auch nicht diejenigen mit Stillschweigen übergehen, welche uns die Promenaden auf den Bastien in den Frühstunden gewährten. Diese Spaziergänge gehören in der That zu den schönsten, die man sehen kann; die bewunderungswerthe Vegetation in der Ebene, welche Lucca umgiebt, und die bezaubernde Schönheit der Abhänge, welche es umkränzen, zeichnen sie vor den gleichartigen Modena's und Wiens aus: das Grün der Hügel und Abhänge, welche sich in bläulicher Ferne bis zu den Appeninen verlieren, durchbricht nur das schimmernde Weiß malerisch gelegener Villen und Dörfer. Schöner und mannigfaltiger noch ist diese Aussicht, von dem grandiosen Aquadukte Meister Nottolini's, welcher, seiner geringen Ausdehnung ungeachtet, doch in mehrfachem Betrachte unter die bestausgeführten derartigen Bauten unserer Tage gehört, aus betrachtet.

So also war, wie Sie aus diesen Mittheilungen ersehen werden, unsere diesjährige Gelehrten-Versammlung in Lucca in jedem Betrachte interessant und ihrer Schwestern jenseits der Berge nicht unwürdig: sie ging zum Nutzen der Menschheit nicht verloren; sie gereichte zum Schmucke der edlen Studien Italiens.

Nehmen Sie mit diesen wenigen Zeilen vorlieb, und glauben Sie an die aufrichtige Achtung und Freundschaft

Balbi's.

Mailand, am 10. Oktober 1843.

Schweiz.

Die politischen Stimmungen in der Schweiz und Frankreichs Einfluß darauf.

Wir entlehnen einem längeren Artikel der Bibliothèque Universelle de Genève über die ehemaligen und die jetzigen politischen Stimmungen in der Schweiz die nachstehenden Bemerkungen, die das unbestreitbare Verdienst haben, daß sie mit großer Ruhe und ohne Parteigeist den Gegenstand darstellen. Veranlaßt wurden diese Bemerkungen durch ein Werk, das kürzlich Herr Professor Cherbuliez in Genf, als Seitenstück zu dem bekannten Buche des Herrn v. Tocqueville über Nord-Amerika, über die Demokratie in der Schweiz herausgegeben hat:

„Geist und Gesinnung der alten Schweiz finden sich in folgenden Worten eines ausgezeichneten Genfer Publizisten ausgesprochen: „„Wenn man eine Verfassung entwirft, so muß man bei der Vertheilung der Gewalten von der Idee ausgehen, daß die Inhaber derselben sie mißbrauchen können. Aber das Mißtrauen, das in der Verfassung niedergelegt ist, muß den Bürgern Sicherheit geben. Wenn man bei einer Regierung eine Neigung zur Gewaltthätigkeit bemerkte, so darf man mit der Abwehr derselben nicht warten, bis die Tyrannei sich befestigt hat. Aber wenn man im Allgemeinen eine gute Tendenz bei der Regierung vorherrschen sieht, so muß man ihr zu vertrauen wissen. Eine freie Nation muß wachsam seyn und die Vertheidigung ihrer Freiheit nur von sich selbst erwarten. Aber die Wachsamkeit ist nicht jene ängstliche Unruhe, die über ihr eigenes Geschrei erschrickt .... Das Prinzip und das Band einer freien Regierung haben ihre Wurzel in einem vernünftigen Vertrauen, da das Vertrauen Gränzen haben kann, das Mißtrauen aber keine.“

Die neue Schweiz folgt ganz anderen Grundsätzen. Sie hat gefunden, daß die beste Verfassung ein beständiges Fieber sey. Es sind nun mehr als zehn Jahre, daß sie sich quält, um diesen glücklichen Zustand zu erreichen. Trotz großer Anstrengungen ist sie noch nicht dahin gelangt, und ihre gewöhnlichen Aerzte klagen über zu lange Unterbrechungen. Daher überhäufen sie die arme Patientin mit Reizmitteln. Wird sie endlich dahinterkommen, daß eine solche Diät ihren Tod herbeiführen muß? Es steht zu hoffen, aber auch zu bezweifeln. Man kann sagen, daß man bei einer unnatürlichen Lebensweise nicht lange existiren kann; aber man kann auch sagen, daß man nicht selten Menschen sieht, die, statt den Gewohnheiten, die sie tödten, zu entsagen, dabei beharren, bis der Tod eintritt.

Wie es auch mit dieser Zukunftsfrage sich verhalten mag, wenn man diesen fieberhaften tödtlichen Zustand, dem die Schweiz preisgegeben ist, von Grund aus kennen lernen will, so muß man ein kürzlich erschienenes Werk von Professor Cherbuliez in Genf lesen: „De la démocratie en Suisse“. Der allgemeine Eindruck, den man von der Lektüre dieses Buches davonträgt, ist das betrübende Bild einer moralischen und politischen Unbeständigkeit, die fortwährend zunimmt und die schon in Auflösung übergegangen wäre, wenn nicht alte Gewohnheiten, alte Neigungen noch vorhanden wären, wenn die Maximen, die man ins Werk setzt, nicht Hindernisse fänden. Wenn man dann fragt, welches die Hauptverirrung ist, die eine so schwankende Politik hervorgebracht hat, so wird man leicht finden, daß es die Annahme des revolutionairen Weges als Mittel der Reform ist. „Die Revolutionen in einem Staate sind wie die Ohnmachten bei einem Kranken: er hält einige aus; aber auf die Länge muß er ihnen erliegen. Es gehört ein ganz außerordentlicher Zufall dazu, wenn ein Haus, nachdem man es eingerissen, wieder neugebaut dastehen soll.“ Dieses Wort Voltaire's scheint für uns geschrieben zu seyn.

Wenn man endlich weiter fragt, woher es komme, daß freie Völker, die nichts weniger als Unterdrückung zu befürchten haben, und denen so viele gesetzliche Mittel, ihren Beschwerden abzuhelfen, zu Gebot stehen, sich wie einstimmig auf diese traurige Bahn geworfen haben, so findet man einen großen Störenfried, dessen trauriges Opfer die Schweiz ist. Dieser Störenfried ist Frankreich, das immer nur die bewaffnete Gewalt zu respektiren wußte; Frankreich, für welches die gesetzliche Ordnung, dieses einzige Voll-

werk der Civiliſation, immer ein Spielwerk war, und das noch jetzt, nach ſo vielen traurigen Erfahrungen, nur mit großem Aufwand von Kraft und Liſt ſie aufrecht erhält. Wie hätte die arme Schweiz, die ſchon durch die Stürme des letzten Jahrhunderts ſo heftig erſchüttert wurde, dieſem koloſſalen Vulkan auf ihrer Flanke Widerſtand leiſten ſollen!

Herr Cherbuliez hat in der Einleitung ſeines Buches den Einfluß, den die beiden franzöſiſchen Revolutionen auf die Schweiz ausübten, geſchildert. Die erſte war in ihren Wirkungen mehr verheerend und vernichtend, die zweite mehr auflöſend. Dieſe letztere ſcheint nur Formen zerſtört zu haben: ſie hat weder gemordet noch geplündert, aber ſie hat etwas Schlimmeres gethan, ſie hat methodiſch, in conſtitutioneller Form den Fundamental-Organismus jeder Geſellſchaft, die Subordination der Regierten unter die Regierenden, untergraben. Es giebt jetzt nur Regierende in der Idee und Regierte nur der Form nach. Aber, ſagt man, der Menſch ſoll nicht vom Menſchen als Werkzeug benutzt werden. Von wem ſoll er es aber denn werden? Iſt nicht die Geſellſchaft bloß darum das Meiſterſtück unſeres Geiſtes und das herrlichſte Abbild der Schöpfung, weil ſie alle Geſchöpfe Gottes für ihre Zwecke ausbeutet, den Menſchen wie die anderen und mehr als die anderen, gerade wegen ſeiner höheren Stellung? Auch ſeyd Ihr keineswegs der Anſicht, daß ſie auf den Menſchen und ſeine Arbeiten verzichten, daß ſie aufhören ſoll, ihn als Mittel zu benutzen. Kann ſie dies nun anders als durch Menſchen, und iſt hiermit nicht nothwendig eine Hierarchie mit Kopf und Gliedern, mit Befehlenden und Gehorchenden gegeben? Wenn Ihr Euch darauf beſchränkt, zu verlangen, daß Eures Gleichen nicht willkürlich, ohne Bedingungen, ohne ſozialen Zweck verbraucht werde, dann ſeyd Ihr im Wahren, im Rechten; aber um zu verhindern, daß man den Menſchen mißbrauche, müßt Ihr nicht verhindern, daß man ihn brauche. Es giebt keine wohlkonſtituirten Staaten als diejenigen, wo man zu befehlen und zu gehorchen weiß.

Aber man ſagt, alle Menſchen werden gleich geboren, und einer iſt ſo viel werth als der andere. Seltſamer Irrthum in einem Jahrhundert, das einen Napoleon geſehen und ertragen hat! Hat nicht die Vorſehung unter eine von Gleichheit bis zur Raſerei berauſchte Menge dieſen Rieſen geworfen, um ihren Rauſch zu löſchen? Ich bin nur eures Gleichen! ſchien er jenen angeblichen Republikanern zu ſagen, die noch ſtolz darauf waren, einen Thron umgeworfen zu haben, und er legte ihnen das Gebiß an den Mund und das Geſchirr auf den Rücken: Nun laufet, fliegt, ſterbet. — Und ſie liefen, flogen, ſtarben, und ſie waren zufrieden! Sie hatten Grund, es zu ſeyn, denn ſie waren zu nichts Beſſerem gut, weil ſie ſich unfähig gezeigt, friedlich das Joch der Geſetze zu tragen. Sterben für die Idee eines großen Mannes, heißt auch für einen Anderen arbeiten; es heißt für verirrte Weſen ſo viel, als durch die Thür des Heroismus zur Ordnung zurückkehren.

Mitten in jenen krampfhaften Bewegungen ſchrieb Necker im Jahre 1796: „Wer wird das Wort Neptun's ausſprechen? Wer wird das Quos ego ſagen?“ Wenige Jahre darauf erſchien Napoleon, und das Wort war geſprochen. Wer wird es heute ſagen, da die Rekrudescenz des Uebels aufs neue das Mittel nothwendig macht? Dies iſt das Geheimniß der Vorſehung. Aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie uns ein Quos ego bereit hält, deſſen Organ ſie zu finden wiſſen wird.

Wir theilen aus dem Werk des Herrn Cherbuliez folgende Stelle mit, in der von den Nachwirkungen der Juli-Revolution in der Schweiz die Rede iſt:

„„Um ſich von dem Einfluß, den die franzöſiſche Umwälzung in der Schweiz ausgeübt hat, Rechenſchaft zu geben, muß man von ihrem Zweck und ihren Reſultaten abſtrahiren, die den Bewegungen, welche bald darauf in den Kantonen eintraten, ſehr fern lagen. Man hatte in der Schweiz keine verletzten Charten wiederherzuſtellen, keine Dynaſtieen zu ſtürzen, keine Miniſter in Anklageſtand zu verſetzen. Die Juli-Revolution war für uns nicht durch ihre Mittel, nicht durch ihren Zweck anſteckend. Sie brachte der Schweiz keine neue Theorie, keine politiſche Doktrin, in deren Beſitz ſie nicht ſchon war. Die Ideen, welche die erſte Revolution im Jahre 1798 einführte, waren nicht unthätig geblieben; ſie hatten in den Geiſtern gearbeitet und eine Maſſe von Meinungen, Wünſchen, Unzufriedenheiten gebildet, zu welcher die Declamationen der pariſer Preſſe und die extremſten Ideen der republikaniſchen Partei nichts hinzufügen konnten. Aber die Juli-Tage gaben den Völkern das lockende Beiſpiel eines Aufſtandes, der auf das Recht begründet, mit eben ſo viel Mäßigung als Heroismus vollendet und mit einem glänzenden Erfolge gekrönt ward. Ein Volk hatte ſich in Maſſe und aus eigenem Antrieb für die Vertheidigung ſeiner Freiheit erhoben; es hatte drei Tage lang Mann gegen Mann mit ſeinen Unterdrückern gekämpft: es hatte geſiegt, ohne dieſen Sieg mit irgend einer Anordnung, irgend einem die öffentliche Moral oder die Rechte der Individuen verletzenden Verbrechen zu beſudeln. Nichtsdeſtoweniger war dieſer Akt eine gewaltſame Revolution, von einem Theil des Volkes vollbracht außerhalb jeder conſtitutionellen Sphäre, mit einem Wort ein Aufſtand. Darin lag die Gefahr für die Bevölkerungen der Schweiz, die damals durch Reform-Fragen aufgeregt und über den Widerſtand und die Verzögerungen, welche die Regierungen ihnen entgegenſtellten, erbittert waren.

Der Erfolg des pariſer Aufſtandes, der Enthuſiasmus, den er erregte, die von ſo vielen Stimmen verkündete und von den konſtituirten Körperſchaften einer großen Nation förmlich anerkannte Rechtmäßigkeit deſſelben, endlich eine Nachahmungsſucht, der die Völker wie die Individuen unterworfen ſind, dies waren die unmittelbaren Urſachen jener Reihe von Revolutionen, die im Verlauf eines Jahres den Umſturz der meiſten ſchweizer Verfaſſungen von 1814 herbeiführten. Die Mißvergnügten waren da; ihre Ideen waren reif, ihre Formeln fertig; Frankreich hatte nichts mehr zu lehren. Aber wiewohl die Theorie der Inſurrection bekannt war, ſo war doch die Praxis derſelben außer Gewohnheit gekommen und ſeit den Exzeſſen der erſten Revolution in Mißkredit. Die Inſurrection mußte in der Anſicht der Rechtſchaffenen und der Unzufriedenen ſelbſt wieder zu Ehren gebracht werden durch ein großes Beiſpiel, das ſie als gerechtes, moraliſches, wirkſames, wenig gefährliches und leicht anwendbares Mittel der Reform erſcheinen ließ.

Eine der erſten Wirkungen der Anſteckung oder vielmehr eines von den Symptomen, die ihr vorhergingen, war die ungewohnte Zügelloſigkeit der periodiſchen Preſſe, welche den Regierungen nur die Wahl ließ zwiſchen Strenge oder Nachgiebigkeit. Hätten ſie damals dieſem Symptom mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt, und wären ſie, vorherſehend, was folgen mußte, durch große Konzeſſionen den Volkswünſchen entgegengekommen, ſo hätten ſie vielleicht dem Sturm vorgebeugt. Doch man muß jener unzeitigen Weisheit mißtrauen, die, nachdem außerordentliche Ereigniſſe ſtattgefunden, die für den gewöhnlichen Lauf des Lebens erfundenen Klugheitsregeln auf ſie anwendet. Die meiſten Regierungen zeigten ſich auch geneigt, die Bahn der Reformen zu betreten; aber die revolutionaire Kriſis überraſchte ſie, ehe ſie ſich hatten beſinnen, die Lage der Dinge ſorgfältig prüfen und einen Operations-Plan entwerfen können. Ueberdies wurde der einmal gegebene Anſtoß unwiderſtehlich. Die Revolutionen von Thurgau und Zürich machten die von Aargau und Luzern unvermeidlich, worauf die von Waadtland, Bern und den anderen Kantonen folgten.““

Mannigfaltiges.

— **Ein Drama von Longfellow.** Der nordamerikaniſche Dichter H. W. Longfellow, von dem in dieſen Blättern ſchon mehreremal mit Anerkennung geſprochen worden und deſſen Dichtungen in Deutſchland einzuführen Freiligrath in wohlgelungener Weiſe verſucht hat, iſt jetzt auch als dramatiſcher Autor aufgetreten. „Der ſpaniſche Student“, ſo heißt ein Schauſpiel in drei Akten, das kürzlich in Amerika und bald darauf auch in England von ihm erſchienen.*) Für uns hat dieſes Schauſpiel ein beſonderes Intereſſe, weil derſelbe Stoff darin verarbeitet iſt, der einem bekannten deutſchen Bühnenſtück zum Grunde liegt. Preciosa, das reizende Zigeunermädchen, das P. A. Wolff auf die Bühne gebracht und Karl Maria von Weber mit allem Reichthum ſeines Gemüthes muſikaliſch ausgeſtattet, iſt nämlich auch die Heldin unſeres transatlantiſchen Dichters. Letzterer mag wohl das muſikaliſche Drama Wolff's und Weber's gekannt haben, denn er hat ſich längere Zeit in Deutſchland aufgehalten, aber ſeine Bearbeitung hält ſich treuer als dieſes an die Novelle des Cervantes, aus welcher auch der Stoff zur „Preciosa“ geſchöpft iſt. Ob indeſſen die bekannte einfache Geſchichte des Zigeunermädchens, die auch ſchon Kotzebue für die Bühne bearbeitet hatte, jetzt noch auf dem Theater von Wirkſamkeit ſeyn könne, beſonders wenn ſie nicht von ſo anmuthigen Compoſitionen, wie die Weber'ſchen, begleitet iſt, möchten wir billigermaßen bezweifeln. Die Sprache des Longfellow'ſchen Drama's, das mit Ausnahme der komiſchen Scenen in fünffüßigen Jamben gedichtet, iſt edel und dem Rufe entſprechend, den ſich der Dichter als einer von den Wenigen erworben, die in Nord-Amerika die metriſche Form zu beherrſchen vermögen.

— **Abermals Cuſtine.** Nachdem die Kritiken der Herren Greiſch und Chaudes-Aigues erſchienen **), tritt nun auch das Journal des Débats, das bisher ein diplomatiſches Stillſchweigen über das Werk des Marquis von Cuſtine beobachtet hatte, mit einer Kritik deſſelben hervor. Herr St. Marc Girardin, der Verfaſſer aller leitenden Artikel jenes Blattes über Rußland, hat auch dieſe Kritik geſchrieben. Wer ſeine Artikel kennt, wird nicht zweifeln, daß der Rezenſent eine andere Stellung gegen das Buch nimmt, als die Herren Greiſch und Chaudes-Aigues. Das Journal des Débats gehört zu der Vorderreihe derjenigen franzöſiſchen Organe, die ihre Anthipathieen gegen Rußland ausſprechen. Ja, Herr St. Marc Girardin nennt die Abneigung gegen das ruſſiſche Syſtem, die Herr v. Cuſtine aus St. Petersburg mitgebracht, une haine salutaire, die er ſeinen Leſern mitzutheilen verſtehe. Es iſt dies eine Probe davon, welchergeſtalt die franzöſiſchen Publiziſten die Geſinnungen erwiedern, die das neuere Frankreich in dem heutigen Rußland findet und die, wie wir bereits in unſerer vorigen Nummer angedeutet, eine hinlängliche Bürgſchaft dagegen ſind, daß in der nächſten Zeit ein Bündniß der beiden Länder gegen Deutſchland zu Stande komme. Herr St. Marc Girardin gehört bekanntlich zu den konſervativen Deputirten der gegenwärtig verſammelten Kammer. Er iſt, nebſt Bignon und Riſard, unter den ſieben Mitgliedern der Kommiſſion, die mit Abfaſſung der Adreſſe beauftragt ſind, und wahrſcheinlich wird ihm insbeſondere die Redaction derſelben übertragen. Es ſoll uns daher auch nicht wundern, wenn darin nicht bloß eine ſtarke Anſpielung gegen die Angriffe der Univerſität von Seiten der Biſchöfe, ſondern auch wieder eine Phraſe zu Gunſten der Polen und gegen Rußland vorkömmt.

*) The spanish student. A play in three acts. By Henry Wadsworth Longfellow.

**) Erſtere iſt in Paris unter dem Titel: „Un mot sur l'ouvrage de M. de Custine etc.“ ausgegeben worden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 13. Januar 1844.

Frankreich.

Ueber die Ursachen, welche die Aufnahme der deutschen Philosophie in Frankreich erschweren.

Eine vor kurzem von Herrn Grimblot versuchte Uebersetzung von Fichte's „Wissenschaftslehre" und Schelling's „System des transcendentalen Idealismus" veranlaßte einen Ungenannten, sich im Semeur über dieses Kapitel auszusprechen. Wir halten es der Mühe werth, das Wesentliche seiner unbefangenen und treffenden Erörterungen hier mitzutheilen:

„Zur buchstäblichen Uebersetzung Fichte's und Schelling's gehörte große Geduld, zur Veröffentlichung derselben sogar ein gewisser Muth; denn die deutsche Philosophie ist in der That gegenwärtig nicht sehr in der Mode. Sie büßt den Beifallruf, mit dem man vor funfzehn Jahren ihr verschleiertes Bild begrüßte. Der Enthusiasmus ist dahin, der Schleier ist geblieben. Man ist aus einem Vorurtheil in das andere gefallen. Und das historische Studium der Philosophie muß ja auch vernachlässigt werden, wenn die Philosophie selbst danieder liegt. Damit ist nicht gesagt, daß man sich fürchtet, von ihr zu sprechen: im Gegentheil; wohl aber trägt man Bedenken, sich ihr hinzugeben und die Lösung ihrer Probleme ohne vorgefaßte Meinung zu versuchen, zu folgen, wohin der Weg uns führt, und heimzubringen, was wir finden. Haben wir nicht Alle dafür zu viel Geist und zu viel gesunden Menschenverstand? Die Philosophie, sagt man, forscht nach der Wahrheit. Was ist Wahrheit? Wer kümmert sich um Wahrheit? Die Wahrheit an sich ist gut für Leute, die weder Stellung noch Partei haben, noch haben wollen. Vielleicht giebt's hier und da solche Leute, aber sicher bleiben sie einander selbst gegenseitig unbekannt.

„Zwei Dinge sind von der Philosophie übrig, die Erinnerung und das Bedürfniß. In einer Zeit, wo jede Glaubens-Einheit gebrochen ist, wo die Gefahr dieser Gedankenzersplitterung für Wohlstand, Ordnung und materiellen Frieden sich durch drohende Anzeichen kundgiebt, ist es unmöglich, ein solches Bedürfniß nicht zu fühlen. Auch der jüngste Glaube und seine Symbole, Freiheit und Ruhm, die phrygische Mütze und der kleine Hut, sind vorüber. Der mythologische Sinn des Volkes, jene immergrüne Pflanze, weiß nicht mehr, wo er sich anklammern soll. Der Kirchenglaube hat sich zurückgezogen und einen weit größern Raum leer gelassen, als man vermuthet hatte. Diese Oede ist beängstigend; man möchte gern etwas Anderes an die Stelle setzen. Man verlangt deshalb eine Philosophie anstatt der Religion; Einige wünschen sie vielleicht auch zum Schutze derselben. Wir sehen Menschen, welche gern glauben wollten, aber nicht können, gehindert durch die Einwürfe ihres Bewußtseyns und ihrer Vernunft. Auch mit ihnen muß man auf philosophischem Boden verhandeln, wenn man ihnen auf eine ihren Geist betreffende Frage antworten will. Von allen Seiten ruft man die Philosophie an. Man möchte gern einen allgemeinen faßlichen Gedanken, der die Fragen der Menge beantwortete. Man *möchte* wohl, ja; aber man *mag* nicht. Man mag deshalb nicht, weil man ungefähr weiß, daß es viel Zeit, Mühe und Opfer kosten würde, um nur ernsthaft zu versuchen, ich spreche noch gar nicht vom Gelingen; und weder die philosophischen Schriftsteller noch ihr Publikum wollen eine Wahrheit um diesen Preis erkaufen.

„Die Universität hat längst auf dieses Ziel verzichtet. Sie weiß, wie weit man gehen kann. An die Stelle unabhängiger und tiefer Forschung hat sie plausible Maximen und glänzende Amplificationen treten lassen. Die offizielle Philosophie ist ein Zweig der von schätzenswerthen Talenten gepflegten schönen Literatur.

„Außerdem finden wir noch einige Schulen von höherem und vielleicht edlerem Streben; aber sie sind ganz in der sozialen Anwendung befangen. Der politische Zweck ist die Grundlage dieser verschiedenen Systeme, die man zusammen unter dem Titel *demokratische Philosophie* begreifen könnte. Sie gehen weniger darauf aus, eine Wahrheit zu erläutern, als eine Thesis zu vertheidigen. Das Buch de Saint-Bonnet's über die geistige Einheit (sur l'unité spirituelle) ist vielleicht das einzige Beispiel uninteressirter Philosophie, das sich aus der neueren französischen Literatur anführen läßt; dafür hat es auch wenig Aufsehen gemacht.

„Die Philosophie ist allerdings anstrengend, oft sogar sehr langweilig, und entschließt man sich schon schwer zu einer Anstrengung, so ist man unerbittlich gegen die Langeweile. Daher kommt es, daß man wohl das Bedürfniß fühlt, aber nicht sonderlich um die Abhülfe verlegen ist. Die moderne Civilisation hat uns faul gemacht, aber die Natur hat uns auch für so ernsthafte und verwickelte Untersuchungen zu viel Verstand gegeben. Unsere große Philosophie, die Descartessche, beginnt vergeblich mit einer Protestation gegen den Dogmatismus, wir können doch nicht darüber hinaus. Die Bestrebungen der Neueren suchten stets so rasch als möglich das Gebiet des empirischen Dogmatismus zu gewinnen, um zu den praktischen Fragen zu gelangen, als den einzigen, an welchen unser Temperament uns Interesse finden läßt.

„Der Skeptizismus ist bei uns nur eine Krankheit; er kann uns die Elemente zu einer Methode deshalb nicht gewähren, weil er nicht radikal wird. Denn so verbreitet auch der religiöse Skeptizismus seyn mag, der metaphysische widerstreitet unserem Instinkt. Der empirische Dogmatismus geht von der unabhängigen substanziellen Realität der äußeren Dinge aus, wie von einem Prinzipe, das über die Diskussion hinausliegt. Das ist das System jedes Menschen, der seinen Gesichtspunkt nicht mit Absicht verändert hat; das ist das System des gesunden Menschenverstandes, von welchem eine ehrliche Metaphysik gewiß Rechenschaft zu geben hat. Aber um diesen Dogmatismus zu erklären, muß man sich gefallen lassen, daß seine absolute Wahrheit, wenigstens vorläufig, in Zweifel gezogen werde. Begegnet man unterwegs dem Spinozismus oder dem Fichteschen Idealismus, so muß man sie annehmen, wenn auch nicht als Endresultat, da sie unserem Geiste nicht den Frieden und die Harmonie gewähren, welche aus der Wahrheit entspringen, aber doch wenigstens als neue Ausgangspunkte. Mit einem Worte, um von dem Ufer des Scheines zu dem der Gewißheit zu gelangen, muß man das Meer passiren. Aber wir Franzosen wollen nicht gern den festen Grund unter den Füßen verlieren und suchen deshalb ein Brett, das lang genug wäre, um beide Ufer zu verbinden. Herr Grimblot hat nicht durchaus Recht, wenn er in der Vorrede zu Schelling's Idealismus behauptet, daß Kant bei uns gekannt, begriffen und angenommen sey: gekannt allerdings, begriffen nur zum Theil und angenommen gar nicht. Man nimmt wohl einige Argumente gegen Locke an, aber den Kritizismus? Oder ist die Unpersönlichkeit der Vernunft nicht eben aufgestellt worden, um den Dogmatismus ohne weitere Komplimente zu verabschieden? Wenn auch Kant in Frankreich von Einzelnen angenommen ist, so ist es doch sicher nicht die Schule, die seine Einführung bewirkt oder begünstigt. In der Psychologie hat man den Sensualismus mehr oder weniger aufgegeben, aber nichts Anderes an seine Stelle gesetzt. Dies Alles entspringt aus derselben Ursache. Das Bedürfniß einer religiösen und sozialen Philosophie nämlich macht sich lebendig fühlbar, es ist sogar eine gewisse Neugierde für metaphysische Doktrinen vorhanden: aber es fehlt an Energie der Abstraction und des Willens.

„Die deutsche Philosophie ist zu mühsam aufgebaut, zu paradox, zu schwer zu begreifen; das schreckt ab; so erkläre ich mir wenigstens die Finsterniß, in der sie bei uns noch liegt. Denn die behauptete Unverträglichkeit der französischen und deutschen Methode ist nur ein Vorwand. Die Deutschen, sagt man, vernachlässigen die Psychologie, sie verlassen also das Prinzip des Descartes. Da sie verzichten, irgend eine Gewißheit über das Bewußtseyn des Ich zu begründen, haben sie kein Kriterium mehr für die Wahrheit ihrer Deductionen und bauen mithin in die Luft. — Aber welche deutsche Philosophie bricht denn jedes Band mit der Erfahrung und nimmt ihren Standpunkt außerhalb des Bewußtseyns und des Ich? Doch nicht die Fichtesche, die sich ganz darin konzentrirt? Fichte's „Ich bin" ist doch gewiß ein Faktum, oder vielmehr eben gerade das Faktum.

„Oder verachtet Schelling die Psychologie? Er hat sich über die Unzulänglichkeit der Resultate des vagen Eklektizismus ziemlich hart ausgesprochen; um aber dieses Urtheil zu begreifen, muß man es im Zusammenhange mit seiner gesammten Philosophie betrachten. Und wir finden in allen ihren Phasen nur eine Reihe von Anstrengungen, die entferntliegendsten Gegenstände durch induktive Prinzipien aufzuklären, welche aus dem Selbstbewußtseyn geschöpft sind, so daß seine ganze Philosophie nur eine Entwickelung des Bewußtseyns ist.

„Cousin hatte Recht, gegen Schelling geltend zu machen, daß die Psychologie nothwendig im Wesen jeder Speculation eingeschlossen ist, weil das innere Zeugniß, welches den Philosophen der Wahrheit seines Gedankens versichert, ein psychologisches Faktum ist. Aber es ist ein Unterschied zu machen, den Schelling nicht beachtet hat und über welchen Cousin nicht immer derselben Meinung gewesen ist:

„Die Psychologie erscheint in zwiefachem und sehr verschiedenem Lichte, je nachdem man sie in der Absicht behandelt, Prinzipien in derselben zu finden, oder, nachdem man in ihr Phänomene zu beschreiben und zu klassifiziren sucht,

auf Grund von Prinzipien, die dieser Thätigkeit bereits vorausliegen. Im ersten Falle ist die Psychologie nur die Uebersetzung jener intellektuellen Anschauung, auf welche Schelling sich selbst stützt. Sie faßt das Seyn, wie wir es durch philosophisches Denken in uns finden, sie lehrt uns durch die Betrachtung unseres Seyns das Seyn überhaupt, damit wir überall, wo wir es zu finden glauben, überall, wo unser Denken nach dem Wesen der Realitäten fragt, deren Existenz wir konstatirt haben, die Resultate dieser Intuition anwenden können. Die Psychologie in dieser Auffassung beruht auf der naiven, instinktiven, nothwendigen Affirmation der Identität des erkennenden Ich und des erkannten Ich, sie behauptet, daß wir so sind, wie wir uns erscheinen; sie ist also wenigstens in ihren eigenen Augen eine substanzielle Wissenschaft, mit Hülfe deren man hoffen kann, ein reales Objekt zu erreichen, weil sie selbst ein reales Objekt besitzt. Es ist die Philosophie Maine's de Biran, Fichte's und Schelling's, Platon's und Pythagoras' und Jakob Böhme's.

„Diejenige Psychologie aber, welche mit bereits fertigen Prinzipien die Untersuchung beginnt, welche die Seele „ein Ding" nennt, welche von vorn herein mit anscheinender Tiefe die Substanz von ihrem Accidenz trennt und in dem Ich des Bewußtseyns nur ein Phänomen erblickt, durch welches sich die Substanz der Seele offenbart, die dem Gedanken eben so undurchdringlich ist wie eine jede Substanz; mit einem Worte, diejenige Psychologie, welche von der Annahme ausgeht, daß wir die Seele von außen und nicht von innen betrachten, die kann uns niemals zur Objektivität führen. Sie schneidet alle Wege von der Philosophie zur Ontologie ab. Aus einem skeptischen Prinzip kann nichts Anderes als der Skeptizismus hervorgehen. Ein ausgezeichneter Denker, Felix Ravaisson, hat den Gegensatz dieser beiden Psychologieen bereits vor mehreren Jahren in der Revue des deux mondes angedeutet. Auch der Fehler der schottischen Philosophie liegt darin, daß sie das Ich als ein Phänomen betrachtet. Aber die Schotten haben sich wenigstens die Konsequenz ihres Gesichtspunktes gefallen lassen und auf die Metaphysik verzichtet. Die Psychologie kann nie zur Metaphysik gelangen, wenn sie nicht selbst im Prinzip Metaphysik ist, wie bei Maine de Biran. Mit Maine de Biran aber gelangen wir zum Ursprunge der französischen Schule. Es steht also der Vereinigung unserer Philosophie mit der deutschen kein wissenschaftliches Hinderniß im Wege." —

Im Verlaufe seiner Besprechung wirft der Verfasser sodann die Frage auf, ob für die beiden Uebersetzungen wohl ein günstiger Erfolg zu erwarten sey? Er zweifelt fast an demselben, und zwar schiebt er die Schuld, namentlich was Fichte angeht, auf die Schwierigkeit des Styls im Originale. Deutsche Leser, meint er, von Natur geduldig und fleißig, außerdem durch die Lektüre Kant's und anderer philosophischer Schriften geschult, möchten vielleicht in dieser Hinsicht weniger zu erinnern finden.

Ferner fragt er, ob die übersetzten Werke auch gerade für ein erstes Debüt geeignet seyen, und glaubt bemerken zu müssen, daß die Franzosen, trotz Allem, was bisher für deutsche Philosophie gethan sey, vor Allem einen Leitfaden bedürfen, um sich in der deutschen Philosophie zu orientiren und über ihr Ziel ins Klare zu kommen. Die Uebersetzungen Kant's, selbst wenn sie lesbar wären, genügten dazu nicht, denn der Abstand von Kant und Fichte sey zu groß. Besäßen ja die Deutschen selbst Führer in den Labyrinthen ihrer Philosophie: Uebersichten, Erläuterungsschriften, welche durchdrungen von dem Geiste der neuesten Speculation und dennoch leichter seyen als jene systematischen Arbeiten, denen man überall die Mühe des ersten Schaffens anfühle. Lasse sich diesen Handbüchern auch nicht eine allgemeine günstige Aufnahme mit Sicherheit prophezeien, so gebe es doch ein Publikum in Frankreich, welches sie sehr wohl benutzen könne.

Selbst in den klassischen Texten lasse sich eine geeignetere Auswahl treffen, und die frühesten Schriften Schelling's möchten am passendsten seyn zur Einführung in die deutsche Philosophie.

England.

Wachsthum, Handel, Reichthum und Armuth Liverpools.

V. Die niederen Volksklassen.

Das bunteste Gewühl findet man in Liverpool am Sonnabend Abend; dieser ist für die Stadt allwöchentlich, was der Vormittag des Aschermittwochs in den katholischen Ländern des Kontinents einmal im Jahre ist. Am Sonnabend erhalten die Handwerker und Matrosen ihre Bezahlung, und die Kaufleute haben ihre Rechnungen abgeschlossen und wissen, was sie ausgeben dürfen; die Schenkwirthe, die Kleinhändler in den Buden, die Freudenmädchen und die Spitzbuben wissen, daß es heut Etwas zu verdienen giebt. Die Frauen bezahlen die Waaren, die sie in der vorhergehenden Woche in ihrer Wirthschaft gebraucht haben, und nehmen für die folgende Woche neue auf Kredit. Die Männer der niederen Volksklassen berauschen sich im Wachholder-Branntwein und prügeln sich hier und da auf den Straßen. Die öffentlichen Mädchen ziehen, Arm in Arm gefaßt, über die Plätze und halten den Vorübergehenden fast mit Gewalt auf, indem sie ihn mit ihren Reihen wie mit einem lebendigen Netze umstricken. Die Taschendiebe arbeiten sich in das dichteste Gedränge hinein, und die Polizei, welche die ganze Bewegung überwachen soll, erscheint jeden Augenblick an einem anderen Orte, um alsbald wieder zu verschwinden. Doch sobald die Mitternachtsstunde schlägt, ist das Fest zu Ende; jetzt ist es Sonntag; alle Thore der Stadt werden geschlossen, und die Menge zerstreut sich. Nur hin und wieder noch hört man das Pfeifen der Diebe, die sich ein Zeichen geben, um sich wieder zu sammeln, und den dumpfen Schritt der umherziehenden Wachen.

Ich habe den Jubel in Liverpool während solch' einer Nacht in Gesellschaft des Ober-Intendanten der Polizei, Herrn Whitty, der mich freundlichst begleitete, beobachtet und war besonders verwundert über die Achtung und Zuneigung, welche das Volk der Polizei bewies. Auf dem Kontinent duldet man die Polizei, aus Furcht vor einem größeren Uebel, doch man zeigt ihr häufig einen gewissen Haß und eine Verachtung; und hieran sind ohne Zweifel die Mittel Schuld, deren sie sich bedient. In England hat die Polizei keine geheimen Agenten, und sie denunzirt Niemand; sie sucht den Verbrecher zu entdecken und überliefert ihn der Gerechtigkeit; so schützt sie das Volk und wird von ihm geehrt; an manchen Orten scheint sich diese Achtung des Volkes bis zur Begeisterung zu steigern; in Glasgow z. B. rief man, als ich mit dem Ober-Intendanten der Stadt durch die Straßen ging, jubelnd hinter uns her: „Lang lebe der Hauptmann Miller! Gott segne Euch, Hauptmann Miller!" In Liverpool steht die Polizei zwar nicht in so hohem Ansehen wie in Glasgow, doch darf auch hier der Chef derselben in Begleitung eines einzigen Dieners sich in die verdächtigsten Stadttheile wagen. Herr Whitty wollte mich mit den tiefsten Regionen des Lebens in Liverpool bekannt machen und führte mich darum zuerst in die Straßen zwischen Park-Lane und Wapping, in das den Docks benachbarte Viertel, welches besonders von irländischen Handwerkern bewohnt wird. Es war neun Uhr Abends; die Kinder spielten beim letzten Schein der Dämmerung in Scharen auf den Straßen, und die Frauen standen vor der Thür und blickten uns heiterer an, als die niedrigen, zerbrechlichen Hütten, die sie bewohnten. Wir wanderten durch die Crosbie-Street, eine der Straßen, in denen das Fieber das ganze Jahr hindurch herrscht, und die durch die höchste Unsauberkeit abschrecken. Der Unrath jeglicher Art wird die ganze Woche hindurch auf die Straße übereinander geworfen und gegossen und findet keinen Abfluß, da fast nur die Hauptstraßen von Liverpool mit Kloaken versehen sind. Gleichwohl trifft man hier nicht wie in den ähnlichen von Gott und den Menschen verlassenen Stadttheilen Londons ganze Familien, welche zwischen den vier Bretterwänden eines Stalls gleichsam von der Fäulniß aufgezehrt werden. Die Armuth ist unter den Schattenseiten Liverpools noch nicht die hervorstechendste; doch wahrhaft entsetzlich ist die Ungesundheit der Wohnungen, in welchen der größte Theil der Handwerker und Tagarbeiter lebt. Sie halten sich meist in den Kellern und den verschlossenen Höfen auf, und ehe ihnen das Brod ausgeht, mangelt ihnen daselbst die Luft. Gegen siebentausend Keller werden von zwanzigtausend Menschen bewohnt, und funfzig bis sechzigtausend Menschen wohnen in den Höfen. Die Keller, in denen die Weber in der Picardie und in Flandern sich aufhalten, sind luxuriöse Säle im Vergleich mit diesen Höhlen der Irländer zu Liverpool. Solch ein Keller ist gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß lang und breit und selten über sechs Fuß hoch, so daß ein Mann von mittler Größe ohne Hut zur Noth darin aufrecht stehen kann; Fenster haben die Keller in der Regel nicht, sondern Licht und Luft dringen durch die Thür ein, deren oberer Theil gewöhnlich auf die Straße hinausgeht. Um hinein zu gelangen, steigt man eine fast senkrecht stehende Treppe oder Leiter hinab. Der Boden ist selten mit Dielen oder Steinen ausgelegt, die Ausdünstung der Erde erhöht daher die Schwüle und Feuchtigkeit der Luft noch, welche durch die Ausdünstungen der Menschen in diesen verschlossenen Kasten bereits entsteht. Bisweilen hat solch' ein Keller zwei Abtheilungen, von denen die zweite, welche nur durch die erste Luft und Licht erhält, als Schlafgemach dient. Die jährliche Miethe für einen Keller, in dem sich gewöhnlich drei bis fünf Personen aufhalten, beträgt 35 Thaler; für die Woche zahlt man zwei Shillinge. Für denselben Preis erhält man ein Zimmer im ersten Stock und oft ein ganzes Haus: doch die arbeitende Klasse zieht die Keller vor; und ein Familien-Vater, den ich über den Grund dieser Thorheit befragte, antwortete mir: Ich wohne meiner Kinder wegen lieber nahe an der Straße.

Die Kinder der in den Kellern wohnenden Familien bringen in der That den ganzen Tag und selbst einen Theil der Nacht in den Straßen zu; sie sehen ohnehin schon meist sehr schwächlich und ungesund aus und würden sonst wohl fast alle in der Jugend hinsterben; doch diese Erziehung ist auch mit mannigfachen Gefahren verbunden. Der Haupt-Tummelplatz der Jugend von Liverpool sind nämlich die freien Plätze vor den Docks, und hier üben sich die kleinen Schelme, einzelne Waaren, welche ausgeladen werden, zu entwenden. Im Jahre 1836 bestrafte man nach den Berichten der Polizei sechshundert Diebe, und diese hatten zwölfhundert Kinder zu Gehülfen, welche ihr Gewerbe bei den Docks trieben.

Ein anderer charakteristischer Zug bei der Bauart von Liverpool sind die geschlossenen Höfe, durch welche gewissermaßen doppelte Straßen entstehen. Sie enthalten zwei Reihen von dreistöckigen Häusern, welche einander gegenüber stehen und an die Hauptgebäude hinten angelehnt sind. Ein Zwischenraum von sechs bis funfzehn Fuß trennt beide Reihen, und der Hof kommunizirt mit der Straße nur durch einen schmalen Gang, der so niedrig ist, daß man sich bücken muß, wie bei dem Thore eines Gefängnisses, um hindurch zu kommen. Die dumpfige, verpestete Luft dieser Höfe findet fast nirgends einen Abzug; dazu pflegen die Bewohner noch in einem Winkel des Hofes allen Unrath aufzuthürmen, und wenn sie echte Irländer sind, mästen sie Schweine und halten Esel, welche sie oft in ihr eigenes Zimmer aufnehmen, und denen sie dann gewöhnlich einen besseren Platz anweisen, als sie für sich selbst behalten, so daß die Ausdünstung der Thiere die schlechte Luft noch mehr verdirbt. Solcher Höfe giebt es in Liverpool gegen 2500, jeder von ihnen umfaßt sechs bis acht Häuser; die ganze Stadt aber hat 32,000 Häuser; es besteht somit ungefähr die Hälfte derselben aus so ungesunden Wohnungen.

Jedes Stockwerk enthält ein einziges Zimmer, und ein Haus von drei Stockwerken kostet in einem verschlossenen Hofe fünf bis sechs Pfd. Sterl. für das Jahr; an der offenen Straße kostet eine Wohnung von derselben Größe das Doppelte und oft das Dreifache dieses Preises. Fast die ganze arbeitende Klasse wohnt in Liverpool in den Kellern oder auf den Höfen, und oft aus besonderer Oekonomie in Kellern auf dem Hofe. Eine Verfügung der städtischen Gerichtsbarkeit untersagt den Hausbesitzern schon längst, die Kellerwohnungen zu vermiethen; doch durch den Leichtsinn oder die Armuth des einen und die Habsucht des anderen Theils ist diese Verfügung ohne Erfolg geblieben. In den Kellern befindet sich auch ein großer Theil der Elementar-Schulen, und sie dienen zugleich vielen Reisenden, den wandernden Musikanten, den Bettlern und Landstreichern zur Herberge. Wer drei Pence erlegen kann, dem wird eines der fünf oder sechs Betten, die in einer Kammer stehen, für die Nacht überlassen. Ein Vorhang trennt die Männer von den Frauen; für die am wenigsten Wählerischen aber breitet man nur ein Bund Stroh auf dem Boden, und es legen sich so Viele darauf, als Platz haben; doch zahlen sie für solch ein Nachtlager auch nur einen Penny.

Zwischen der Börse und dem Gefängniß befinden sich mehrere enge Straßen, von denen die Ray-Street und die Highfield-Street die bekanntesten sind. Dieses ist der Hauptsitz der Diebshehler und anderer verdächtiger Personen; fast jeden Tag hat die Polizei dort Nachsuchungen anzustellen, und die Zänkereien, welche fast in jedem Augenblicke dort ausbrechen, warnen den Anständigen schon aus der Ferne, einen so unsauberen Ort zu betreten. Als ich mit Herrn Whitty in die Highfield-Street kam, fanden wir Niemand mehr auf der Straße; alle Bewohner waren schon nach Haus gegangen, alle Fenster waren dunkel; nur ein einziges Haus war hell erleuchtet. In diesem sahen wir etwa dreißig Irländer, welche um die Leiche eines Kindes saßen und bei offener Thür die feierlichen Ceremonien ihres Landes begingen. Unterdessen kamen die Bewohner der Straße, welche sich verspätet hatten, Einer nach dem Anderen an; da sie Fremde bemerkten, schlichen sie schweigend die Mauern entlang, pochten leise an ihre Thür und verschwanden. Ich scheute mich fast, in die Fenster zu blicken, weil ich wußte, daß jeder Engländer sein Haus als ein Heiligthum betrachtet, in welches Niemand ohne seine Erlaubniß dringen darf; allein in Gesellschaft eines Polizei-Beamten kann man mehr wagen als sonst; die Polizei hat auch in diesem Lande der Freiheit ihre Vorrechte. Herr Whitty klopfte an mehrere Thüren, und alsbald wurde uns aufgethan; der Wirth und die Wirthin zeigten uns mit größter Freundlichkeit alle Winkel ihres Hauses, und selbst die Vagabunden, Bettler und sonst verdächtigen Einwohner ließen durch keine Miene uns merken, daß wir unwillkommen waren. In einem engen Raume, der kaum für acht bis zehn Menschen gesunde Luft enthielt, fanden wir oft funfzig beisammen, die auf der bloßen Erde lagen und mit Lumpen bedeckt waren. Die Kellerwohnungen in dieser Straße bestehen meist aus drei Pieces, von denen die erste als Küche, Speisesaal und Schlafgemach dient, während die beiden folgenden nur als Schlafkammern benutzt werden; der Vorkeller wird von der Thür aus erhellt, die beiden hinteren empfangen nur durch schmale Luftlöcher einiges Licht, sie haben in der Regel nicht über acht Fuß Quadratinhalt und sechs bis sieben Fuß Höhe, und darin bringen achtzehn bis zwanzig Menschen, auf halbverfaultem Stroh liegend, die Nacht zu.

Der gleichsam nomadische Charakter dieser unteren Volksklassen in England verhütet bis zu einem gewissen Grade die traurigen Folgen solch' einer Lebensweise. Die Arbeiter strömen zu und ab, und sie haben kaum Zeit, sich einen festen Wohnsitz zu schaffen. Familien existiren in diesen Kreisen eigentlich gar nicht. In dem „Work-house" zu Liverpool befanden sich am 22. Juli 1842, an dem ich es besuchte, 1534 Arme und unter diesen nur 346 Männer, die sämmtlich schon alt und schwach waren; die übrigen bestanden aus 712 meist noch jungen Frauen und 476 Kindern; so daß von den beiden letzten Klassen auf 100 Hülfsbedürftige stets 77 kommen; ein deutlicher Beweis, daß ihre Männer und Väter nur auf die Erhaltung des eigenen Lebens bedacht sind. Im Gefängniß traf ich unter 4360 Verhafteten 1678 Frauen, das beträgt bei hundert durchschnittlich 37. In Manchester kommen im Arbeitshause 70 und im Gefängnisse 20 bis 25 Frauen und Kinder auf hundert Personen. Dieser Unterschied entspringt ohne Zweifel daraus, daß eine Hafenstadt, in welcher der Handel fast die alleinige Erwerbsquelle ist, den Frauen nicht so viele Gelegenheit zum Verdienste bietet, wie eine Stadt, in welcher die Industrie blüht. Nur in sehr wenigen Werkstätten zu Liverpool finden Kinder Beschäftigung.

Um Liverpool kennen zu lernen, darf man nicht versäumen, das Nacht-Asyl (night-asylum) in der Stunde zu besuchen, in welcher das Verhör der Armen, die um Einlaß bitten, beginnt. Es liegt in der Vauxhall-Road, im Mittelpunkte des ungesundesten und von dem größten Elend heimgesuchten Stadttheiles. Die Begründer des Instituts geben sich nicht selbst die Mühe, die Verhältnisse der Unglücklichen, welche als obdachlos hierher ihre Zuflucht nehmen, näher zu prüfen; sondern sie überlassen diese Sorge dem Aufseher des Hauses, einem mürrischen Greise, welcher als bezahlter Diener sich sein Geschäft so leicht als möglich macht. In Edinburg empfangen die Armen, welche in das Nacht-Asyl aufgenommen werden, zuerst ein Brod, dann eine Portion Habergrütze, und hierauf hält der Kaplan des Hauses vor dem Schlafengehen eine kurze Andacht mit ihnen. In Liverpool dagegen wird weder für den Geist noch für den Körper der Unglücklichen Etwas gethan, und daher beweisen auch sie wenig Achtung vor dem Institut. Sie treten ein mit dem Hute auf dem Kopf, sie singen, pfeifen, schreien, zanken sich in den Kammern, in denen stets drei Reihen von Betten über einander gestellt sind, und in denen die höchste Unordnung und Unsauberkeit herrscht. Gleichwohl sammeln sich jeden Abend dichte Schaaren vor der Thür des Hauses. Im Jahre 1842 nahm das Asyl 15,817 Personen auf, von denen viele mehreremals beherbergt wurden, so daß im Durchschnitt allnächtlich 103 dort ein Obdach fanden. Diese Zahl steigt im Winter und fällt im Sommer; im Januar beträgt sie durchschnittlich 123, im Juni 77. Unter den 15,817 Personen befanden sich 1246 Matrosen, 9643 Handwerker und Tagelöhner, 2880 Frauen und 2046 Kinder.

Ich verweilte Abends von acht bis elf Uhr in dem Asyl und hörte die Beweggründe an, welche die Armen geltend machten, um ein Nachtlager zu erhalten. Es stellten sich 78 Männer, Frauen und Kinder ein. Unter diesen befanden sich:

Ein Matrose mit einem hölzernen Bein, den man seine frühere Wohnung zu verlassen gezwungen hatte, weil er die Miethe nicht bezahlen konnte.
Ein Schiffsloch, der sich seit zwei Tagen in Liverpool aufhielt, keine Hülfsquellen hatte und nach Belfast gehen wollte.
Ein Schnitter (harvest-man), der aus Stockport in Irland zurückkehrte.
Ein Tagelöhner aus Matrypport, welcher Arbeit suchte.
Eine Frau mit einem unehelichen Kinde, die man vor zwei Tagen aus dem öffentlichen Krankenhause entlassen hatte.
Eine schottische Frau aus Manchester, die ihren Mann suchte.
Ein Knabe von vierzehn Jahren, der aus der Grafschaft Staffordshire kam, um sich einzuschiffen.
Ein junges Mädchen, welches in einer Fabrik zu Manchester arbeitete und ihre Schwester suchte.
Eine Frau aus Dublin, welche angab, man habe ihr fünf Pfund Sterling, ihre ganze Habe, auf dem Schiffe entwendet.
Ein amerikanischer Matrose, seit fünf Wochen in Liverpool.
Eine Irländerin mit drei Kindern, welche ihren Mann suchte.
Zwei Kinder von vierzehn Jahren, aus Glasgow und Newry kommend und von der Polizei auf der Straße aufgegriffen.
Eine Frau aus Liverpool, die ihr Mann verlassen hatte.
Ein Matrose, aus dem Hospital kommend.
Endlich mehrere verabschiedete Soldaten, Handwerker aus Macclesfield, Birmingham, Warrington und London, welche entweder Arbeit suchten oder auf ein Schiff als Matrosen aufgenommen zu werden wünschten.

Eine andere Folge der steten Fluctuation, in welcher sich die niederen Volksklassen in Liverpool befinden, ist die große Anzahl der meist auf diesen Stand berechneten öffentlichen Vergnügungsörter. 1836 gab es 1600 Schenken, in denen Branntwein, und 585, in denen Bier verkauft wurde, 70 Garküchen für das niedrigste Volk, 20 Tanzsäle und 300 Freudenhäuser, in denen sich 1200 Mädchen aufhielten. Wirthshäuser, in welchen Wachholder-Branntwein geschenkt wird, giebt es verhältnißmäßig mehr als in London, und sie sind eben so glänzend eingerichtet. In den langen, mit Spiegeln und reichen Vergoldungen geschmückten Sälen stehen auf der einen Seite die Tonnen, welche den beliebten Trank enthalten, und auf der anderen sitzen Männer, Weiber und Kinder zu Hunderten auf den Bänken und geben sich, meist finster und schweigend, ihrem Genusse hin. Ich kenne keinen traurigeren Kontrast, als ein Volk in Lumpen, welches in einem Palaste sitzt und sich betrinkt. Die Kinder werden oft systematisch zu Trunkenbolden erzogen; denn wenn der Vater kein Holz und Brod mehr hat, schickt er seine Kinder aus, um für seinen letzten Heller Genevre oder Whiskey holen zu lassen, bei dem die Familie ihr Elend zu vergessen sucht.

Die großen Etablissements bestehen aus einem Kaffehause parterre und einem Schauspiel-, Tanz- und Konzert-Saale im ersten Stock. Diese Etablissements vermehren sich in allen englischen Städten mit jedem Jahre, und es giebt ihrer für jeden Stand verschiedene. In den Sälen, welche die Kaufleute und Handlungsdiener besuchen, herrscht ein gewisser freundschaftlicher Ton, und während die Gäste trinken, singt der Wirth die Lieder aus den neuesten Opern oder spielt sie auf dem Flügel. Frauen werden hier nicht zugelassen. An anderen Orten der Art finden sich nur Matrosen ein, und wenn sie im unteren Geschoß ihre Phantasie mit Grog erhitzt haben, gehen sie hinauf in den Schauspielsaal und ergötzen sich an theatralischen Vorstellungen, welche auf ihren Geschmack berechnet sind. Selbst die Spitzbuben von Fach haben ihre besonderen Vergnügungsörter, wo sich oft zwei- bis dreihundert von ihnen versammeln und durch nicht eben zarte Lieder und Vaudevilles unterhalten lassen.

Die Zahl der öffentlichen Mädchen ist in Liverpool wie in London im Steigen begriffen. Nach offiziellen Berichten zählte man ihrer 1838 am 1. Januar: 1902; 1839: 1659; 1840: 2394; 1841: 2683, und 1842 schon 2900.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Etwas über Erziehung und Unterricht in Amerika.

Wir entlehnen einer neuen Geschichte der Erziehung und Pädagogik von Professor Fritz in Straßburg *) nachstehende Mittheilungen über die Erziehung in den Vereinigten Staaten.

„Zwei Umstände sind es, die in den Vereinigten Staaten großen Einfluß

*) Histoire de l'éducation et de la pédagogique par Théodore Fritz, professeur de théologie à Strasbourg.

auf die Erziehung ausüben: der eine iſt das Gefühl der Freiheit, das durch alle öffentlichen Inſtitutionen genährt wird; der andere iſt das Bedürfniß einer raſtloſen Thätigkeit zur Erwerbung von Vermögen. Der erſtere, obwohl er das Gewicht des väterlichen Anſehens bedeutend ſchmälert, giebt auf der anderen Seite dem Charakter frühzeitig jene Energie und Elaſtizität, die er anderswo nur ſchwer erreicht, und wenn das Bedürfniß ſich mit unermüdlichem Eifer auf induſtrielle Arbeiten und Handelsſpeculationen zu legen in gewiſſen Beziehungen traurige Folgen haben kann, ſo iſt doch die Induſtrie in einem ſo fortſchreitenden Zuſtand, und der Handel hat einen ſo großartigen Charakter, daß der Geiſt des jungen Menſchen dabei gewöhnlich mehr gewinnt als verliert. Die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten, die nicht weniger öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen nähren in vielen dieſer jungen Geiſter etwas Männliches, was ſich bei großen Gelegenheiten nicht verleugnet. Andererſeits tragen dieſelben Einflüſſe nicht ſelten dazu bei, aus dieſen jungen Leuten läſtige Raiſonneurs zu machen: durch die frühe Theilnahme an allen Angelegenheiten werden ſie früh blaſirt, durch das Vorherrſchen der materiellen Intereſſen wird ihr Geſichtskreis beſchränkt. Daher eine Ariſtokratie, die um ſo mehr Anſtoß erregen muß, als ſie mit allen Inſtitutionen des Landes im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint; daher auch in den unteren Klaſſen der Geſellſchaft eine Eitelkeit, vermöge deren oft Individuen aus dieſen Klaſſen ihren Herren Dienſte verſagen, die ſie als Dienſtboten zu leiſten verpflichtet ſind. Dieſer Freiheitsſinn wirkt natürlich auf den öffentlichen Unterricht zurück: die Autorität des Lehrers iſt ſehr ſchwach, Strenge faſt unmöglich."

Doch außer dem extremen Freiheitsſinn, den die Kinder mit der Luft des Landes einathmen, und dem beſtändigen Schauſpiel einer ganz auf Gewinn gerichteten Thätigkeit, ſo wie dem Mangel an Inſtitutionen, die geeignet ſind, das Gefühl des Schönen zu entwickeln, ſind noch zwei andere Umſtände, die auf die Erziehung nachtheilig wirken, nämlich erſtens das Verhältniß der öffentlichen Meinung zu den Farbigen. Herr Fritz bemerkt ſehr richtig, daß jede liberale Erziehung in den Staaten, wo die Sklaverei exiſtirt, unmöglich iſt. Ja, was hilft es, daß es in einigen keine Sklaven giebt, wenn die Neger daſelbſt mit nicht weniger Verachtung behandelt werden? Was hilft es, daß man dieſe armen Leute nicht ſchlagen darf, wenn ſie nichtsdeſtoweniger durch die Sitten von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden! Wird die Humanität dabei weniger mit Füßen getreten? Und welche edeln Gefühle können ſich in den Herzen der Jugend unter dem Einfluß ſolcher Beiſpiele entwickeln?

Ein letztes Moment endlich, das jede gute Erziehung in den Vereinigten Staaten unmöglich macht, iſt die Anarchie der religiöſen Meinungen. Wie ſehr auch die bürgerliche Toleranz zwiſchen den verſchiedenen Konfeſſionen durch die Prinzipien der Conſtitution geſchützt wird, das odium theologicum beſteht dabei gleichwohl. Es iſt bekannt, von welchem Geiſt der Liebe die Sekten gegen einander beſeelt ſind. Aber welchen Einfluß auf die noch nicht gereifte Vernunft der Jugend kann dieſer heftige Krieg zwiſchen Meinungen ausüben, von denen ſich mehrere ausſchließlich die Schlüſſel zum Paradieſe anmaßen? — Mit tiefem Schmerz ſehen die edleren Seelen dieſen Geiſt der Intoleranz ſelbſt in die Schulen eindringen, und daraus iſt es wohl zu erklären, wenn Herr Girard mit einem Legat von 2,000,000 Dollars, welche er zur Gründung des Waiſenhaus-College in Philadelphia vermachte, folgende Klauſel verband: „Ich verlange, daß kein Geiſtlicher, Miſſionair oder Prediger, zu welcher religiöſen Sekte er auch gehören mag, ein Amt in dieſem Kollegium verwalte, und daß ſie unter keinem Vorwand, ſelbſt als Beſucher, in das Innere des genannten College zugelaſſen werden ſollen."

Was wir von dem Mangel jeder guten Erziehung in den Vereinigten Staaten geſagt haben, läßt ohne Zweifel ehrenvolle Ausnahmen zu. Vorzüglich ragt hier der Staat Maſſachuſetts und insbeſondere die Hauptſtadt deſſelben, Boſton, hervor. In dem angeführten Werk lieſt man darüber:

„Die Republik Maſſachuſetts, eine der kleinſten Provinzen der Vereinigten Staaten, iſt eine der bedeutendſten in Bezug auf Unterricht und Erziehung.

„Schon im Jahre 1635, fünf Jahre nach der Gründung des Staats, fand man daſelbſt unentgeltliche Schulen. Später wurde verordnet, daß jedes Dorf von 50 Familien eine Schule für Leſen und Schreiben, und die Orte von 1000 Familien eine lateiniſche Schule haben ſollten. Dieſe Beſtimmungen ſind ſeitdem noch erweitert worden; aber vorzüglich ſeit dem Jahre 1837, wo ein Erziehungs-Rath gebildet wurde, haben öffentlicher Unterricht und Erziehung in dieſem Staate einen raſchen und glänzenden Aufſchwung genommen. Die Zahl der Schulen, der Lehrer und der Lehrerinnen iſt ſehr bedeutend, leider aber iſt die Zeit, welche die Kinder in der Schule zubringen, ſehr beſchränkt: im Durchſchnitt 6 Monat 25 Tage jährlich. Nichtsdeſtoweniger fand man ſchon im Jahre 1832 unter 200,000 Einwohnern nur ungefähr 10 junge Leute von 14—21 Jahr, die weder leſen noch ſchreiben konnten. Seit 1838 iſt dieſes Verhältniß noch befriedigender geworden, beſonders durch die Anlegung neuer Schulen; in dem einzigen Jahre 1840 ſind mehr Schulhäuſer, und zum Theil ſehr ſtattliche, erbaut worden als in den zehn vorangegangenen Jahren.

„Was den Religions-Unterricht anbetrifft, ſo wird derſelbe in Maſſachuſetts nach ſehr erhabenen Ideen geleitet, welche mit dem in mehreren Ländern Europa's herrſchenden Syſtem einen bedeutenden Gegenſatz bilden. Man geht daſelbſt von dem Prinzipe aus, daß der Unterricht in den öffentlichen Schulen religiös ſeyn muß, aber daß die allen chriſtlichen Kirchen gemeinſchaftlichen Dogmen die einzigen ſind, welche daſelbſt gelehrt werden ſollen. Die ſpeziellen Lehren, welche die verſchiedenen Konfeſſionen von einander trennen, ſind ſtreng davon ausgeſchloſſen. Damit dieſe Regel nie verletzt werde, werden in den Schulen nur Bücher zugelaſſen, die mit der Approbation aller Mitglieder einer Kommiſſion verſehen ſind, welche aus den Repräſentanten der wichtigſten religiöſen Meinungen beſteht. Dieſe liberale Maßregel iſt nur von Feinden jeder öffentlichen Verbeſſerung bekämpft worden; ſie hat dagegen die Uebereinſtimmung aller Wohlmeinenden aller Parteien und aller Sekten für ſich, und man hält ſie für ein ſehr weſentliches Mittel zur Beförderung der guten Erziehung des Volks und des allgemeinen Beſten. Auch wird berichtet, daß, obgleich dieſe Boſtoner Schulen mehr als dreitauſend Kinder enthalten, während eines Zeitraums von zehn Jahren nicht ein ehemaliger Schüler derſelben wegen eines Verbrechens verfolgt worden iſt."

Mannigfaltiges.

— Oeſterreichs Finanzen. Das vor einigen Monaten in Paris erſchienene Werk des ruſſiſchen Geheimeraths von Tengoborski über die Finanzen und den Staatskredit Oeſterreichs *) iſt in Deutſchland noch nicht ſo allgemein bekannt, als das Intereſſe, das wir an dem Kaiſerſtaat nehmen, es vorausſetzen läßt. Der Verfaſſer hat unverkennbar aus amtlichen Quellen geſchöpft, da ein Theil ſeiner Angaben noch nirgends gedruckt erſchien und dieſelben auch bisher von den beſtunterrichteten Organen der deutſchen Preſſe, namentlich von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, als richtig anerkannt worden ſind. Zwar hat er zur Vergleichung neben die den Kaiſerſtaat betreffenden Zahlen ſehr oft auch die des preußiſchen und des franzöſiſchen Staatshaushaltes geſtellt, doch die letzteren nur, ſoweit ſie ihm durch die von den Regierungen ſelbſt publizirten Aktenſtücke oder durch die Werke Dieterici's und Dupin's bekannt geworden. Wir erfahren daraus unter Anderem, daß, während ſich die Bevölkerung Preußens zu der Oeſterreichs wie 3 zu 7 und die Staatsſchuld des erſteren zu der des letzteren wie 2 zu 7 ungefähr verhält, die Staatseinnahme dagegen in Preußen auf 4 ſteigt gegen 7 in Oeſterreich, und zwar nicht ſowohl, weil in Preußen die Steuerſätze höher, als weil hier die Repartitions- und Erhebungsart der Steuern vortheilhafter iſt und darum einen größeren Ertrag gewährt. Im Ganzen beliefen ſich die Einnahmen des Kaiſerſtaats im Jahre 1837 auf etwas über 137 (gegenwärtig auf nahe an 150) Millionen Gulden Conventions-Münze. Hiervon wurden im J. 1839 34,730,624 Gulden für Beamtengehalte in Anſpruch genommen, und zwar gab es damals 73,543 Civil-Angeſtellte jeden Ranges, wozu noch 32,728 Bergwerks-Beamte und Arbeiter kommen, ſo daß von 266 Einwohnern Einer in kaiſerlichen Civil-Dienſten iſt. Nachſtehende Tabelle gewährt eine nicht unintereſſante Ueberſicht:

Provinz.	Bevölkerung.	Staats-Einnahme. Gulden.	Beamte.	Gehalte. Gulden.	Prozente der Gehalte von der Einnahme. Guld.	Kr.
Oeſterreich unter der Enns	1,369,000	19,490,000	9,545	7,326,893	37	6
Wien mit den Central-Behörden	.....	.....	14,952	13,333,051	68	25
Lombardei	2,532,000	19,200,000	9,481	4,320,569	22	30
Ungarn	11,973,000	19,990,000	7,984	4,053,712	23	31
Böhmen	4,133,000	16,050,000	7,431	2,646,392	16	29
Venedig	2,148,000	15,040,089	8,383	3,940,214	26	12
Gallicien	4,714,000	12,647,000	9,169	2,677,816	21	10
Mähren und Schleſien	2,154,000	9,160,000	3,157	1,061,133	11	34
Oeſterreich ob der Enns	851,000	5,040,000	3,522	1,674,421	33	13
Steyermark	964,000	4,321,000	2,671	1,437,691	33	16
Kärnthen und Krain	755,000	3,981,000	2,117	977,291	24	33
Siebenbürgen	2,056,000	3,867,000	3,865	1,012,653	26	11
Tyrol	836,000	3,242,000	3,505	1,439,207	44	23
Küſtenland	480,000	2,864,000	2,450	848,531	29	37
Militairgränze	1,192,000	2,639,000	6,030	nicht bekannt	—	—
Dalmatien	392,000	921,000	1,221	477,431	51	50

Folgende Zahlen, die Herr von Tengoborski zur Vergleichung des öſterreichiſchen Ausfuhrhandels mit dem des deutſchen Zollvereins mittheilt, dürften auch unſeren Leſern nicht unintereſſant ſeyn:

Nach einem dreijährigen Durchſchnitte betrugen die Ausfuhren Oeſterreichs 27,063,410 Gulden, die des Zollvereins dagegen 70,610,914 Gulden C. M., ſo daß, da der Kaiſerſtaat über 35, der Zollverein aber nur 27 Millionen Einwohner zählt, letzterer verhältnißmäßig mehr als dreimal ſo viel ausführt als Oeſterreich. In einzelnen Artikeln ſtellt ſich das Verhältniß des Zoll-Vereins und des Kaiſerſtaates folgendermaßen: in Baumwollenwaaren wie 25 zu 2, in Seidenwaaren wie 45 zu 7, in Leinenwaaren wie 29 zu 10 und in Wollenwaaren wie 33 zu 20.

*) Des finances et du crédit public de l'Autriche, de sa dette, des ses ressources financières et de son système d'imposition Par M. L. de Tegoborski. Paris, Renouard, 1842.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 16. Januar 1844.

Italien.

Oper und Schauspiel in Neapel.

Man wirft den Franzosen vor, daß sie eben so rasch vergessen, als sie begeistert waren; die Italiäner reichen ihnen in dieser Hinsicht brüderlich die Hand, ja sie übertreffen sie noch um ein Bedeutendes. Dieser Zug des Volks-Charakters äußert sich am schlagendsten in Beziehung auf das Schauspiel. Die Sucht der Franzosen nach neuen Stücken ist mit der der Neapolitaner gar nicht zu vergleichen. Erstere vernachlässigen ihre Puppen wohl, aber sie zerbrechen sie nicht; sie gleichen vielmehr jenen gutherzigen galanten Frauen, die ihre alten Liebhaber in Freunde verwandeln. Die Pariser Theater kommen gern wieder einmal zu den alten Stücken zurück, und wenn sich der Tages-Geschmack gar zu weit von ihnen abgewendet hat, so giebt man sie bruchstückweise; das Konservatorium bemächtigt sich derselben, und so gehen die Meisterwerke nicht durchaus unter. In Italien begrüßt man eine schlechte Composition wie ein Wunder, weil sie neu ist; bald aber folgt auch sie den früheren, ohne eine Spur ihres Daseyns zurückzulassen. Die Opernhäuser haben kein Repertoire. Ein oder zwei der neuesten Stücke werden einstudirt und halten die ganze Saison, dann verschwinden sie wie dürre Blätter. Freilich, so lange sie in der Mode sind, sind Jedermann Motive aus denselben erinnerlich; man hört sie allenthalben, man giebt sie Improvisatoren als Thema, die Musik-Corps der Regimenter lernen sie auswendig, man braucht sie zu Serenaden, aber mit dem Ablauf des Jahres sind sie unwiederruflich todt. Mozart ist nicht einmal dem Namen nach bekannt. Man weiß wohl, daß einmal ein Mann lebte, der Cimarosa hieß und dessen Stücke zu ihrer Zeit sehr beliebt waren, aber selbst Rossini wäre ohne das Stabat mater schon längst so weit wie Gluck in Frankreich. Othello? Der Barbier von Sevilla? Wie kann man noch so alte Geschichten anhören! sagen die Neapolitaner.

Während des letzten Winters bot das Theater San-Carlo für den Fremden durchaus nichts Anziehendes. Die Sänger waren mittelmäßig, theils über ihre Blüthenzeit hinaus, theils noch in der Ausbildung zurück; aber dennoch zog mich ein geheimer Zauber nach der Oper. Ich konnte nicht ruhig schlafen, wenn ich Linda (von Donizetti) nicht gehört hatte. So farblos diese Musik auch ist, sie scheint unter Neapels Himmel ein neues Leben zu gewinnen. Die südlichen Länder haben die eigenthümliche Macht, eine für die Künste besonders günstige glückliche Stimmung hervorzurufen. Du bist kaum acht Tage in Neapel, so empfindest du auch wie ein eingeborener Italiäner das Bedürfniß, dich zu dilettare, und was man auch eben geben mag, du wanderst nach San-Carlo. Wenn du im Februar bei offenem Fenster dich angekleidet hast, durchstreifst du die Stadt ohne andere Unbequemlichkeit als ein wenig Staub und schlenderst zum Thore hinaus im angenehm gemäßigten Strahl der Frühlingssonne. Die ganze Thätigkeit der menschlichen Maschine ist rascher und lebendiger, das Blut strömt leichter, die Cavatine, welche du im Theater deiner Heimat kritisch abschätzen würdest, durchströmt dich mit Entzücken; das Ballet macht dir Freude, du wirst ein Kind mit dem Neapolitanischen Parterre und kannst kaum den Augenblick erwarten, bis die Räuber des Ballets von dem jungen Lieutenant besiegt werden, dessen Kopf fast unter dem Federbusch verschwindet. Diese Art zu leben kennst du gar nicht in deinem düsteren Klima, wo du in dich gekehrt am Ofen sitzest und selbst die Luft dich quält, die du einathmest.

Die übrigen Theater, in denen man Opern aufführt, sind neben San-Carlo nicht der Rede werth. Das des Fondo ist nur ein Anhängsel zu jenem; man sieht hier dieselben Stücke von denselben Schauspielern. Das Repertoire des teatro nuovo besteht aus französischen Vaudevilles, die man in schlechte komische Opern verwandelt hat.

Das Lustspiel ist in Frankreich natürlichen Todes gestorben. Als es in seiner Blüthe stand, waren hervorragende Originale, lächerliche und schiefe Charaktere genug vorhanden, leicht zu zeichnen und allbekannt, denn sie gehörten größtentheils einer besonderen Coterie an, welche den Ton angab. Gegenwärtig hat sich zwar das Lächerliche und Schiefe in Summa nicht vermindert, weil es sich aber über eine weit größere Anzahl von Individuen ausdehnt, sind seine Verhältnisse kleinlich geworden und für das Lustspiel verloren gegangen. In Italien dagegen haben sich die bedeutenden Verhältnisse erhalten. Der Einfluß gehört Coterieen und Minoritäten, auf deren Kosten das Publikum gern lachen würde. Das Lustspiel könnte unter den günstigsten Verhältnissen auftreten, aber eine höhere Macht schließt ihm den Mund. Deshalb behelfen sich die Theater mit Uebersetzungen aus dem Französischen, nach Scribe und Casimir Delavigne, welche durch die unglaubliche Beweglichkeit der Schauspieler möglichst zu Grunde gerichtet werden. Die stets bombastischen Anschlagezettel verkündigen „das Glas Wasser" als das geschätzteste Stück der neueren Literatur. Für einen Franzosen, der all das in Paris gut aufgeführt gesehen hat, sind diese Uebersetzungen ein wahrer Jammer. Aber auf den kleinen Theatern, die ihres untergeordneten Ranges wegen keine sonderliche Censur zu befahren haben, da blüht das wahre National-Lustspiel, was vom Augenblicke lebt und in seinem kleinen Kreise dem Volke, von dem es erhalten und beklatscht wird, oft die vortrefflichsten Lehren giebt.

An dem Platze del Castello liegt ein ärmliches Haus, welches man für eine Kneipe, aber nimmermehr für ein Theater halten würde. Ein niedriger, gewundener und abschüssiger Gang führt in ein Souterrain, in welchem sich die kleine, aber reinliche und wohl erleuchtete Bühne befindet. Das ist San-Carlino. Zwei Schritte weiter, an demselben Platze, liegt eine andere Boutique ähnlichen Aussehens, das Theater della Fenice. Nach diesen beiden Winkeln hat sich die komische Muse gerettet, die in Italien nie sterben wird. Hier leben noch die Gelegenheitsstücke, die volksthümlichen stehenden komischen Charaktere, die Anreden ans Publikum, wie in alten besseren Zeiten. Hier begann der berühmte Lablache, dessen Andenken in Neapel noch in Ehren steht, seine dramatische Laufbahn.

Die Truppe von San-Carlino besteht aus einem Dutzend vortrefflicher Schauspieler, echte Neapolitaner, was Geberdenspiel, Lebendigkeit, gewaltige Kehle und nie versiegendes Improvisationstalent betrifft. In allen Stücken kehren die vier klassischen Rollen wieder: Pancrazio, Polichinello, der Stotterer mit der gewaltigen Brille und die alte Donna Pangratia, welche jederzeit fest überzeugt ist, daß die jungen Männer sie anbeten. Diese vier Personen haben das Privilegium, das Parterre lachen zu machen. Sie sprechen den neapolitanischen Dialekt, während die anderen Rollen nach den Stücken wechseln und gewöhnlich italiänisch geschrieben sind. Der alte Don Pancrazio repräsentirt die reine Natürlichkeit, Gutmüthigkeit, leichtgläubige Dummheit; Polichinello dagegen die Durchtriebenheit, die Leckerhaftigkeit, die Renommisterei und alle grobsinnlichen Neigungen. Der alte Stotterer mit der großen Brille ist entweder Pancrazio's guter Freund und Bruder oder stellt die Gerichtsschreiber, die Schulzen oder die Polizei-Kommissarien vor. Der Charakter der Alten ist derselbe wie Pancrazio's, nur kommen noch die Schwächen des schönen Geschlechts dazu. Oft spinnen diese vier Rollen eine komische Intrigue unter sich ab, welche in eine andere ernsthaftere eingefugt ist, der Anschlagzettel verkündet dann die doppelte Intrigue unter doppeltem Titel. Don Pancrazio und sein Geselle, der Stotterer, tragen ein schwarzes Beinkleid und eine glatte, ungepuderte Zopfperücke. Der Polichinello ist nicht mißgestaltet wie der des Marionetten-Theaters. Er trägt ein Kamisol und weite faltige Beinkleider aus weißem Leinen. Seine weißleinene Mütze steht aufrecht wie eine Bischofsmütze. Eine schwarze halbe Maske mit langer Nase verbirgt die Hälfte des Gesichts und bewirkt einen vortheilhaften Gegensatz des Starren und des Beweglichen. Die umfangreiche und geschminkte Alte affektirt die Frische und den Reiz der Jugend; sie überlädt die Finger mit Ringen und den Hals mit Halsbändern. In San-Carlino werden diese Charaktere, namentlich Pancrazio und die Alte, von äußerst begabten und gewandten Schauspielern dargestellt. Selbst ihre übertriebensten Possen erreichen nie den Punkt, wo Lachen und Lust sich in Ueberdruß und Ekel verwandeln.

Auch der Rest der Truppe zählt noch verdiente Schauspieler: einen tüchtigen ersten Liebhaber, eine liebenswürdige neapolitanische Brünette und eine vorzügliche Kammerzofe. Aber die Seele des Ganzen ist Altavilla, der Moliere der Gesellschaft. Seit mehreren Jahren, obgleich er selbst kaum fünfunddreißig Jahr alt scheint, spielt man nur seine Stücke; und es ist keine kleine Aufgabe, das Theater San-Carlino zu versorgen. Den ganzen Winter hindurch giebt es jeden Sonnabend ein neues Stück. In derselben Woche wird ein Lustspiel gedichtet und einstudirt und das der vergangenen Woche nebenbei gespielt. Selbst Lope de Vega wäre dieser Arbeit müde geworden und hätte seine Entlassung eingereicht. Altavilla ist am Sonnabend eben so frisch und munter als am Montag. Es begreift sich, daß ein Stück in so kurzer Zeit nicht sorgfältig ausgearbeitet, ja daß es nicht einmal vollständig aufgeschrieben werden kann. Nur der Plan wird hinreichend angegeben, und einige Scenen werden leicht ausgeführt, das Uebrige giebt sich gesprächsweise und bei den Proben. Der Improvisation bleibt ein weites Feld offen. Die Schauspieler wissen ungefähr, in welcher Ordnung die Scenen auf einander folgen. Der Sonnabend kommt, das Publikum ist versammelt, der Vorhang geht auf, Pancrazio erscheint, das Parterre schüttet sich vor Lachen aus. Der Souffleur ist geschickt, die Exposition gelingt, jeder begreift seine Rolle. Man unterstützt sich gegenseitig.

Das Stück schreitet vorwärts. Plötzlich stürzt der Liebhaber in die Coulissen und ergreift den Altavilla: „Was soll ich sagen? was soll ich machen? ich muß auftreten, und meine Scene ist verpfuscht.“ „Erschrick nicht, bester Freund“, sagt der Dichter. „Mache die und die Veränderung in deiner Rolle“, und in der Eile erzählt er ihm eine ganz neue Scene. Polichinello, der keinen Schauspieler auftreten sieht, erräth, daß man etwas ändert und vorbereitet, und unterhält unterdeß das Publikum durch Späße. Inzwischen ist die Lection zu Ende, das Stück ist wieder im Gange, das Publikum hat nichts gemerkt, die Fabel entwickelt sich trefflich, und der Abend schließt mit Lachen und Beifallklatschen. (Schluß folgt.)

Ueber Foscarini und seine Storia arcana. *)

Nachdem Marsand angezeigt hatte, daß unter den Handschriften der Bibliothek des Arsenales zu Paris auch die Storia arcana von Marco Foscarini sey, welche die Begebenheiten des Jahres 1733 und der folgenden Jahre unter Kaiser Karl VI. zum Gegenstand hat, mußte in jedem Freund der Geschichte das lebhafte Verlangen erweckt werden, dieses Werk veröffentlicht zu sehen. Der große Ruf des Verfassers, die glänzenden Glücksumstände, in denen er sich befunden, seine Eigenschaft als Gesandter am Wiener Hofe, die hohe Bedeutung des Zeitalters, auf welches sein Werk sich bezieht, ja der Titel selbst war geeignet, die Wißbegierde ungemein zu reizen. Die Menschen brüten so gern einen großen Theil ihres Lebens über der Entdeckung geheimer Triebfedern der Ereignisse; was Wunder also, wenn sie mit einer Art von Heißhunger um denjenigen sich drängen, der ihnen den Schleier, welcher ein solches Triebwerk verhüllt, zu lüften verspricht.

Schon bei den Alten fehlt es keineswegs an ähnlichen geheimen Geschichten; dahin gehören zum großen Theil die Werke des Tacitus und des Suetonius, welche die Leidenschaften der ersten Kaiser Rom's und das verworrene Gewebe von Staatsstreichen, womit ihre Höflinge auf das Schicksal des großen Reiches so nachwirkenden Einfluß übten, ins hellste Licht stellen. Eines der Geschichtswerke Prokop's gehört in dieselbe Klasse; und die Byzantinischen Schriftsteller, besonders Anna Komnena und Joannes Kantakuzenos, haben einen sehr verwandten Charakter; auch konnten sie nicht wohl Geschichten anderer Art schreiben, da sie in den unglücklichen Zeiten gelebt hatten, wo alle öffentlichen Angelegenheiten nur zu sehr auf den Hof und alles Schändliche, was an ihm zu Tage kam, beschränkt waren. Unter den Neueren war Einer der Ersten, die eine ähnliche Geschichte schrieben, Varillas, Verfasser der Anecdotes de Florence. In seiner Vorrede giebt er Anleitung, wie man in Schriften solcher Art verfahren solle. Was für Dinge wollen doch die Herren Rektoren und Schulfüchse uns nicht beibringen! Zum Lohne für ihre Vorschriften und Regeln, mit denen sie so freigebig sind, rufen wir ihnen nur ins Gedächtniß, daß Varillas bald so gut als vergessen war, und daß ihn, als man einen Roscoe hatte, noch größere Geringschätzung traf. Um die so ernste Wissenschaft der Geschichte würdig anzubauen, müssen wir uns in Lagen befinden, die uns anspornen, die Kenntniß der öffentlichen Wechselfälle aus eigenem Borne zu schöpfen, müssen wir einen Geist haben, der die verschlungenen Fäden durchschaut, ein Herz das ergriffen werden, einen Muth, der das als wahr Erkannte unumwunden aussprechen kann. Solche Eigenschaften sind großen Theils Gaben der Natur und des Glückes; die Kunst thut wenig dazu. Wären die Minister Schriftsteller und nicht von Amts wegen zu oft gezwungen, gegen die Aufrichtigkeit, diese so nothwendige Eigenschaft des Geschichtschreibers, zu sündigen, so könnte man ihnen das ausschließliche Recht der Darstellung und Begründung öffentlicher Begebenheiten zuerkennen. Aber ... aber hätten wir ein Gesetzbuch über die Befugniß zu schreiben, so würden einige wenige Bücher, die man nicht schreibt, geschrieben, und eine Menge anderer, die man schreibt — der Leser vollende die Periode, wie es ihm gut dünkt.

Marco Foscarini hatte einen seltenen Geist und einen glänzenden Stammbaum. Dieser öffnete ihm in der venezianischen Oligarchie den Weg zu Ehrenstellen; jener befähigte ihn, diese Bahn ruhmvoll zu durchlaufen. Sein erstes schriftstellerisches Unternehmen war die Literatur-Geschichte seines Vaterlandes, und was er davon drucken ließ, das bezeugte einen erstaunlichen, mit Scharfsinn gepaarten Fleiß. Nur wenige literarische Bestrebungen sind so mühevoll wie diese; viele andere können mehr Ruhm einbringen, aber keine vermag ein so reicher Quell der Belehrung für den Bearbeiter selbst zu werden; denn die Literatur-Geschichte nöthigt ihn, das tief-innerste Geistes- und Gemüthsleben der Schriftsteller zu durchdringen, die er schildert; noch mehr, er muß den Charakter ihres Zeitalters, ihre Stellung zu den Zeitgenossen, ihre äußeren Schicksale in Erwägung ziehen, muß den gegenseitigen Einfluß der Zeitumstände auf die Tugenden der Schriftsteller und ihrer Tugenden auf Geist und Färbung des Zeitalters berechnen und bestimmen. Man darf wohl annehmen, daß Cicero, indem er an seinem köstlichen Werke De claris oratoribus arbeitete, sich den Weg mehr ebnete, auf dem er die ersten Palmen der Rednerbühne Roms errang. Foscarini zog von den mannigfachen Gebieten der venezianischen Literatur ausschließlich die Werke über Gesetze, die Chroniken und Geschichtbücher in den Kreis seiner Thätigkeit. Die Gesetze sind unstreitig ein sehr wesentlicher Theil der Staatslehren; was die Chronisten und Geschichtschreiber betrifft, so steckte zwar die argwöhnische Republik gewisse Gränzen, innerhalb welcher einige derselben, zumal solche, die ausdrücklich mit Abfassung der vaterländischen Begebenheiten beauftragt waren, sich bewegen mußten; allein es fehlte auch nicht an Männern, die in ihrer abgeschiedenen Zelle mit größerem Scharfsinn und mehr Freiheit den verborgenen Ursachen nachspürten und der Gesinnung, die in den öffentlichen Berathungen waltete. Da Foscarini neben diesen literarischen Arbeiten auch seine Amtspflichten erfüllen mußte, so ging die Praxis bei ihm mit der Theorie recht eigentlich Hand in Hand, und sein Auge mußte ein wunderbares Vermögen zu genauer Beobachtung dessen erhalten, was zu seiner Zeit vorging, eine seltene Schärfe in Erkennung der wahren Gründe der Thatsachen und ein Vorherrschen ihrer Wirkungen, zu welchem klar erfaßte Analogie ihn leitete.

Ein deutliches Beispiel dieser Begabung Foscarini's ist sein umfassender Bericht über den Turiner Hof, ein Bericht, den die eifrigsten Forscher Piemonts nicht selten angegangen sind, um Dinge zu erfahren, welche entweder die Beschränktheit unserer Väter nicht zu erklären vermochte oder ihre Zaghaftigkeit vorsätzlich im Dunkeln ließ. Noch glänzender offenbarten sich Foscarini's Vorzüge in der Storia arcana, die jedoch so beschaffen ist, daß wir nicht wohl einen erschöpfenden Inbegriff derselben liefern können. *)

Wer an Verwaltung der Staatsgeschäfte jemals Theil genommen, der allein vermag es, den Werth der Beobachtungen unseres Verfassers ganz zu schätzen, der allein kann ermessen, wie großen Scharfsinn es erforderte, zu unterscheiden, welche von den gangbaren Meinungen die richtigen waren, und die vollkommene Unhaltbarkeit der übrigen gründlich darzuthun. Solche Urtheile erwartet man nur ausschließlich von Staatsmännern. Wessen Beruf bloße Literatur ist, der kann sich begnügen, darüber zu urtheilen, ob der Stoff einfach und naturgemäß vertheilt, ob der Stil klar und die Sprache rein ist. Wir für unser Theil glauben, daß Leute von gesunder Urtheilskraft, die nicht ausschließlich Freunde des unterbrochenen modernen Stiles sind, die nicht glauben, daß man der Geschichte ihren Königsmantel ausziehen und sie in ein Seiltänzer-Kostüm kleiden müsse — daß solche Leute erachten werden, Foscarini habe für den von ihm gewählten Gegenstand die passendste Form gewählt. Sein Werk ist auch ein neuer und starker Beweisgrund gegen die Meinung derer, welche behaupten, die italiänische Sprache sey zur Bearbeitung politischer Themata nicht geeignet. (Rivista Europea.)

*) Dieses wichtige Werk ist in dem Archivio storico italiano vom Jahre 1843 zum ersten Male abgedruckt.

*) Wir unsererseits können es nur bedauern, daß die italiänische Kritik meistens über den Gegenstand, den sie eigentlich bespricht, wie in dem vorliegenden Falle, nichts zu sagen weiß.

England.

Wachsthum, Handel, Reichthum und Armuth Liverpools.

VI. Statistik der Verbrechen.

Die Anzahl der Personen, welche 1842 in Liverpool arretirt wurden, betrug nach polizeilichen Zeugnissen 15,900, und zwar ergeben sich aus diesem kriminalistischen Budget folgende Verhältnisse:

1. Vergehen gegen Personen oder gegen die öffentliche Ordnung.

Morde oder Versuche zu Morden	8
Gewaltsame Angriffe mit Blutvergießung	20
Doppelehe, Nothzucht u. dergl.	33
Prügeleien	965
Gewaltthätigkeiten gegen obrigkeitliche Personen	308
Lärm auf den Straßen	776
Lärm, von den öffentlichen Mädchen veranlaßt	387
Trunkenheit und Zänkerei	2880
Einfache Trunkenheit	2976
Bettelei	334

2. Vergehen gegen das Eigenthum.

Brandstiftungen	4
Diebstähle mit Einbruch oder mit Gewaltthätigkeit gegen Personen	119
Einfache Diebstähle	3105
Fälschungen	14
Listige Betrügereien	231
Diebstähle von Seiten der öffentlichen Mädchen	528
Diebshehlereien	242
Contrebande	106

Unter 6202 Personen, die als Verbrecher verhaftet wurden, befanden sich 2197, die erst achtzehn Jahr oder darunter waren, und auf 100 kamen durchschnittlich 30 Frauen. Bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen kommen in Liverpool eben so viele Diebstähle vor, als im Departement der Seine, welches 1,200,000 Bewohner zählt; doch kommen auf 100 Verhaftete in Liverpool nur 37 Einwohner, die Uebrigen gehören der bunten Volksmenge an, welche nur vorübergehend sich daselbst aufhält.

Der Hauptmann Miller hat eine interessante Broschüre herausgegeben, welche eine vergleichende Uebersicht der Verbrechen enthält, die während der letzten Jahre in den Hauptstädten Großbritaniens zur Kenntniß der Polizei gelangt sind. Hiernach kommt in London ein Verbrecher auf 24½ Einwohner, in Dublin 1 auf 7, in Liverpool 1 auf 16, in Glasgow 1 auf 22½, in Manchester 1 auf 22 und in Edinburg 1 auf 14 Einwohner. Man sieht, daß sich, und zwar ist dies ein Vorzug, dessen sich nur England rühmen kann, das Laster in der Hauptstadt noch am wenigsten ausgebreitet hat.

VII. Die Polizei.

Das Polizeiwesen ist in Liverpool nach demselben Plane wie zu London eingerichtet. In Frankreich findet man selbst in den geringsten Dörfern die Uniform des Gendarmen, in welcher gewissermaßen das Gesetz verkörpert ist. In England existirt eine Landpolizei nicht, und das Whig-Ministerium hat umsonst gesucht, sie einzuführen; dagegen wirkt die Polizei in den Städten bei weitem mehr, und sie ist wohl das administrative Meisterstück Sir Robert Peel's. Der Erfolg, welchen die Bestrebungen einer obrigkeitlichen Behörde haben, hängt nicht bloß von der Anzahl der verwendeten Kräfte, sondern vorzüglich von der Art, wie dieselben geleitet werden, ab. Wenn eine Menge von Wächtern schon zur Beschützung hinreichte, so könnte keine Stadt der Welt besser geschützt seyn, als Paris. Außer der National-Garde und der Garnison befinden sich hier und stehen zur Verfügung des Polizei-Präfekten: eine Munizipal-Garde von mehr als 2500 Soldaten zu Fuß und 400 zu Pferde, gegen dreihundert Beamte, welche im Büreau Tag und Nacht beschäftigt sind, und über 2000 Kommissarien, Inspektoren, Sergeanten und Agenten aller Art. Gleichwohl herrscht in Paris keine größere Sicherheit als in den übrigen Hauptstädten Europa's; in London aber setzt die Polizei mit geringen Kräften weit mehr durch; die öffentliche Ordnung wird dort seltener gestört als in Paris, und es werden noch, sobald sich in Birmingham, Manchester oder sonst im Lande die geringsten Unruhen regen, einzelne Abtheilungen von Polizei-Beamten aus London auf den Eisenbahnen hingesandt. In Liverpool genügt eine Anzahl von sechshundert Mann, ungeachtet der sehr gemischten Bevölkerung der Stadt, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Es ist schon oben angedeutet, daß die Polizei in Frankreich dem Volke verhaßt ist, während sie in England bei ihren Functionen vom Volke freundlich unterstützt wird; und daß der Hauptgrund hiervon ist, daß die englische Polizei keine geheime Agenten anwendet, da diese nicht nur ein gewisses Mißtrauen in den ganzen bürgerlichen Verkehr bringen, sondern oft noch von sehr unedlem Charakter sind und ihre persönlichen Feinde aus selbstischer Rachsucht der Obrigkeit verdächtigen und sie Verfolgungen aussetzen. In England rühmt sich die Polizei, daß sie nie nöthig gehabt hat, geheime Mittel zu gebrauchen; und sie kann dieselben um so leichter entbehren, da die Bürger nur in gutem Verhältniß zu ihr stehen und durch freiwillige Anzeigen die Verbrecher ermitteln helfen.

Die sechshundert Personen, aus denen die Polizei in Liverpool besteht, zerfallen in zwei Klassen, die Einen leiten die Löschanstalten, beaufsichtigen die Märkte und sorgen für die Beleuchtung und Reinigung der Stadt, die Anderen wachen über der öffentlichen Sicherheit. Damit den Letzteren ihr Amt erleichtert werde, ist die ganze Stadt in zwei Distrikte, den nördlichen und südlichen, getheilt. Jeder Distrikt steht unter der Aufsicht eines Lieutenants und ist in mehrere Sectionen getrennt; über jede Section ist ein Sergeant gesetzt, und sie zerfällt wiederum in mehrere Viertel, denen ein „Watchman" vorsteht, und die nur so groß seyn dürfen, daß sie der Beamte, wenn er langsam geht, in einer halben Stunde bequem durchschreiten kann. Bei Tage trägt dieser nur einen kurzen Stock, bei Nacht eine Laterne, ein schnarrendes Instrument, um im Falle der Noth Lärm zu machen, einen Mantel und eine Art Dolch. Die Sergeanten, Lieutenants und der Ober-Intendant selbst machen Tag und Nacht die Runde, um sich zu überzeugen, ob die Konstabler auf ihren Posten sind. Wer betrunken, schlafend, rauchend oder in Unterhaltung mit einem Frauenzimmer betroffen wird, ist auf der Stelle seines Amtes entlassen; belohnt aber wird nicht der, welcher einen Verbrecher verhaftet hat, sondern der, in dessen Viertel kein Verbrechen vorgekommen ist, weil man annimmt, daß seine Wachsamkeit es verhütet hat. Eine bestimmte Anzahl kräftiger Männer wird Tag und Nacht stets bereit gehalten, damit sie die Befehle der Konstabler vollstrecke, sobald diese mit ihren eigenen Kräften nicht ausreichen.

Es giebt in Liverpool fünf große Polizei-Stationen; bei jeder derselben befindet sich ein Büreau, in welchen die Beamten die nöthigen Befehle erhalten und von den Ereignissen des Tages Bericht abstatten. Die Verhafteten werden bis zum Verhör in den Stationen in eine finstere Kammer gesperrt, welche man wenigstens in ein anständiges Zimmer verwandeln sollte, damit ehrenhafte Bürger, die einmal zu viel getrunken haben und über Nacht eingesetzt werden, den Morgen nicht in solch' einer Höhle zur Seite der Verbrecher erwarten müßten.

Zu dem erfolgreichen Wirken der Polizei trägt vorzüglich noch bei, daß man die Männer, welche in diesem Fache angestellt werden, mit der größten Gewissenhaftigkeit wählt. Sie bestehen meist aus verabschiedeten Unteroffizieren oder aus Handwerkern, welche Schulkenntnisse besitzen und sich durch einen guten Lebenswandel bisher ausgezeichnet haben. Dabei müssen sie groß und von kräftigem Körperbau seyn, so daß sie im eigentlichen Sinne die Blüthe des Volkes sind. Ein „Policeman", sagt man, vermag ohne Waffen so viel wie zwei gewöhnliche Menschen, und dreihundert bewaffnete „Policemen" können einen Aufruhr, der in der Stadt ausbricht, allein unterdrücken.

Die Polizei ist in den englischen Städten ein selbständiges Institut, welches seine besonderen Tribunale hat. Der polizeiliche Magistrat übt die Functionen des Friedensrichters, instruirt die größeren Prozesse, entscheidet die gewöhnlichen Polizei-Klagen und ist zugleich in einigen städtischen Angelegenheiten, vorzüglich wenn es die Privilegien der Stadt gilt, Schiedsrichter. Der Polizei-Kommissarius, welcher die Klagen aufnimmt und sie dem Tribunale vorträgt, ist Jurist und darf von den Bürgern unentgeltlich konsultirt werden. Der Prozeßgang ist rasch, und ich habe in verschiedenen englischen Städten es angehört, wie die Bürger die größte Zufriedenheit mit dieser polizeilichen Gerichtsbarkeit aussprachen. In Liverpool giebt es ein solches Tribunal, in Manchester zwei und in London neun.

Treten wir nun in das Innere dieses Gerichtshofes, so finden wir einen weiten Saal, der in zwei Abtheilungen geschieden ist. In der einen sitzt der Richter, dessen Stuhl auf einer Estrade steht; vor ihm, doch niedriger, nimmt der Polizei-Kommissarius Platz, hinter diesem ein Schreiber, welcher das Protokoll führt, und neben ihm der Kassen-Verwalter, welcher die Gebühren und Geldstrafen einzieht. In der anderen Abtheilung des Saales, aus der ein unterirdischer Gang in das Gefängniß führt, erscheinen die Angeklagten dem Richter gegenüber, zur Rechten desselben sitzen die Polizei-Beamten und die Zeugen, und zur Linken versammeln sich die Bürger, die ein Gesuch bei dem Richter anbringen wollen. Im Hintergrunde des Saales ist ein Amphitheater für das Publikum bestimmt, welches stets sehr zahlreich sich einfindet.

Der Gerichtsgang ist folgender: Zuerst werden diejenigen gerichtet, welche angeklagt sind, städtische Verordnungen übertreten zu haben, hierauf die eigentlichen Verbrecher, und zuletzt wird über die bürgerlichen Streitigkeiten und Gesuche entschieden; bei diesen hat der Richter z. B. zu bestimmen, ob Jemand ein Wirthshaus anlegen dürfe oder nicht, ob er zur Eintreibung einer Schuld Zwangs-Maßregeln anwenden könne und dergleichen. In einer Sitzung entscheidet ein einziger Richter oft mehr als hundert Fälle. Auch bei den Kriminal-Prozessen hat der Angeklagte, obgleich sie summarisch geführt werden, mehr Bürgschaft für die Gerechtigkeit des Urteils als in Frankreich. Hier muß er nach der Verhaftung oft drei Tage warten, ehe er vernommen wird, und alsdann hängt, da das Verhör bei verschlossenen Thüren abgehalten wird, die Entscheidung ganz von der Gewissenhaftigkeit des Richters ab. In Liverpool, wie in den übrigen englischen Städten, hat jeder Konstabler das Recht, die, welche eines leichten Vergehens wegen verhaftet sind, sobald sie hinreichende Bürgschaft zu leisten vermögen, alsbald wieder auf freien Fuß zu setzen. Jedenfalls aber wird der Angeklagte am Morgen nach seiner Verhaftung verhört, und zwar öffentlich, in Gegenwart des Publikums. Der Polizei-Kommissarius oder der Schreiber erklärt mit wenigen Worten die Gründe der Verhaftung, der Richter befragt den Angeklagten über seinen Namen und Stand, und wenn derselbe schon öfter vor Gericht gewesen ist, bringt der Schreiber die früheren Anklagen in Erinnerung. Hierauf werden die Zeugen vernommen, welche ihre Aussage eidlich bekräftigen. Alsdann hält der Anwalt des Verklagten noch ein zweites Verhör mit ihnen ab, um zum Behuf der Vertheidigung zu sehen, ob sie ihrer früheren Aussage nicht irgendwie widersprechen. Der Angeklagte wird nun aufgefordert, zu sagen, was er zu seiner Vertheidigung glaubt anführen zu können. Wenn das Verbrechen unter die Gerichtsbarkeit der Assisen gehört, so läßt der Richter hierauf das Protokoll vorlesen und vom Verklagten unterschreiben und sendet ihn in's Gefängniß zurück, damit die Jury das Urtheil spreche. Wenn es sich jedoch nur um ein leichteres Vergehen handelt, so spricht der Richter das Urtel alsbald selbst, doch darf er den Angeklagten nur höchstens zu einer Geldstrafe von 10 Pfund Sterling oder zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilen. Diese ganze Verhandlung dauert zehn, bisweilen nur fünf Minuten.

Wenn man öfter solchen Verhandlungen beiwohnt, so lernt man die untersten Kreise des Volkes besser als auf irgend einem andern Wege kennen. Es scheint, das man die tiefsten Gründe der Gesellschaft aufgewühlt hat, um diesen Schaum emporsteigen zu lassen. Alle Gestalten, die vor den Zuschauer treten, tragen das scharfe Gepräge ihrer Lebensweise. Die öffentlichen Mädchen, die man bei einem nächtlichen Tumulte aufgegriffen hat, erscheinen halb gekleidet, im höchsten Grade unsauber und in der Regel noch halb betrunken vom vorhergehenden Abende. Neben dem heutigen Vagabunden und Bettler müssen die, welche Hogarts Pinsel unsterblich gemacht hat, für große Herren gelten. Die Pfandleiher, deren es in England und besonders in Schottland sehr viele giebt, haben alle einen verwandten Zug im Gesichte, der von einer Eule und einem Geier entlehnt scheint und eine Mischung von Heuchelei und Habgier ausdrückt. Die Diebe von Profession erkennt man gewöhnlich daran, daß ihr Gesicht auch nicht die mindeste Bewegung verräth, sie verzichten in der Regel auf das Recht, zu ihrer Vertheidigung zu sprechen, und bezahlen den Advokaten nur, damit er die Aussagen der Zeugen verwirre und die Strafe dadurch mildere, denn ohne Strafe davonzukommen sind sie nicht gewohnt. Die irländischen Vagabunden zeichnen sich vor den übrigen aus, und sie haben das Vorrecht, durch die Lebendigkeit ihrer Pantomimen und die Naivetät ihrer Antworten die Versammlung aufzuheitern. Die einzigen Personen von anständigem Aeußeren, welche in diesen Sälen erscheinen, sind die „Gentlemen", die man als Betrunkne in der vorhergehenden Nacht eingezogen hat, und welche für eine nicht unbedeutende Geldstrafe die Erlaubniß erkaufen, ihren Namen zu verschweigen.

In Liverpool sind die Gefängnisse so überfüllt, daß der Richter stets die kürzeste Zeit der Verhaftung dekretiren muß, welche die Gesetze zulassen, um nur Raum für die neuen Verbrecher zu gewinnen. Es sind in der Regel acht bis neunhundert Personen daselbst eingekerkert; dazu steigt die Zahl der Verbrecher noch mit jedem Jahre und gewährt denen, welche sich eines leichten Vergehens schuldig machen, schon eine gewisse Bürgschaft, daß sie unbestraft bleiben. Diese steigende Unmoralität des Volkes hat ihren Grund wohl in der Ueberfüllung der Stadt, welche auch dazu beiträgt, daß die Zahl der Todesfälle noch weit größer ist, als man es nach der Ungesundheit der Wohnungen bereits erwarten könnte. Liverpool ist nicht die unter den europäischen Städten, in welcher das Elend seine höchste Stufe erreicht, doch es ist wohl die, in welcher das Laster die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, und in welcher die größte Sterblichkeit herrscht. In London wird die Ungesundheit einzelner Stadttheile durch die Gesundheit anderer aufgewogen; in Liverpool giebt es nicht eine Straße, welche man gesund nennen könnte. Die tiefliegenden Theile der Stadt scheinen den Bewohnern noch nicht feucht und finster genug zu sein,

sie vergraben sich daher noch in die Keller und Höfe, in die kein Strahl der Sonne dringt; und in den höher gelegenen Stadttheilen drängt sich Straße an Straße und Haus an Haus so dicht, daß es keine freien Plätze, keinen Baum, keinen Strauch giebt, an dem sich Auge und Geist erquicken könnte. Es scheint, daß die Bewohner von Liverpool glauben, die sechs Fuß Erde, die für die Todten hinreichen, genügen auch den Lebendigen.

VIII. Mortalitäts-Verhältnisse.

Nach amtlichen Berichten kommen in England, wenn man die Städte und das Land zusammen nimmt, auf eine engl. Quadratmeile 275 Einwohner; wenn man nur die ein und zwanzig größten Städte des Landes rechnet, so ergeben sich auf eine Quadratmeile durchschnittlich 5045 Seelen; im Einzelnen aber kommen in London 27,423, in Birmingham 33,669, in Manchester 83,224 und in Liverpool 100,899 Bewohner auf die engl. Quadratmeile. In diesen Städten selbst aber ist die Bevölkerung der einzelnen Stadttheile wieder sehr ungleich; so giebt Herr Farr in London einen Distrikt an, in welchem 243,000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, und in Liverpool giebt es nach einer interessanten Broschüre des Doktor Duncan eine von 12,000 Personen bewohnte Gegend, welche, wenn man sie auf eine Quadratmeile ausdehnte, 460,000 Bewohner enthielte.

Die Sterblichkeit steht überall in direktem Verhältnisse mit der Gedrängtheit der Bevölkerung; und zwar stirbt im Allgemeinen in Großbritanien auf dem Lande jährlich einer von 54⅟₀₀ und in den Städten einer von 38⅟₀₀ Einwohnern. In den einzelnen Städten modifizirt sich jedoch dieses Verhältniß bedeutend: in London ist es 1 zu 37⅟₀₀, in Leeds 1 zu 36⅟₀₀, in Birmingham 1 zu 32⅟₀₀, in Bristol 1 zu 32⅟₀₀, in Manchester 1 zu 29⅟₀₀, in Liverpool 1 zu 28⅟₀₀; so daß die mittlere Lebensdauer in London 26½, in Leeds 21, in Birmingham und Bristol 20 und in Liverpool 17 Jahre beträgt.

Doktor Watt zu Glasgow hat gezeigt, daß ein gleiches Steigen der Bevölkerung in Glasgow dieselbe Folge gehabt hat. Im Jahr 1831 betrug die Einwohnerzahl daselbst 202,426, und damals kam auf 41⅟₀₀ Einwohner ein Todesfall; 1841 dagegen zählte die Stadt 282,134 Seelen, und nun starb ein Bewohner von 30⅟₀₀. Duncan weist in seiner Broschüre zugleich nach, wie die durch so unnatürliche Zusammendrängung der Volksmassen verderbte Luft selbst eine Art Gift wird, welches theils geradezu Epidemieen erzeugt, theils die körperliche Constitution der Bewohner im Allgemeinen schwächt und sie so für alle Krankheiten empfänglicher macht. Das Fieber, den Typhus mit eingerechnet, ist in Liverpool weit häufiger als in irgend einem anderen Orte des Königreichs, auf 55 Einwohner kommt ein Fieberkranker, und es sterben daselbst am Fieber jährlich 1800 Personen. Das Verhältniß der durch diese Krankheit herbeigeführten Todesfälle ist in Birmingham 4⅟₀₀, in London 4⅟₀₀, in Liverpool 6⅟₀₀ bei 100 Todesfällen. Noch größere Verwüstung richten in Liverpool die auszehrenden Krankheiten an; es sterben in London an der Auszehrung jährlich 22,027 Personen oder 13⅟₀₀ bei 100 Todesfällen, in Liverpool 4120 oder 18⅟₀₀ bei 100 Todesfällen. Die traurigste Erscheinung aber in diesen statistischen Nachrichten von Liverpool ist, daß unter 100 Kindern 53 sterben, ehe sie das fünfte Jahr erreicht haben; fast alle sterben an Krämpfen, so daß auf 100 Todesfälle überhaupt 14⅟₀₀ kommen, welche in Krämpfen ihren Grund haben.

Natürlich werden die armen Volksklassen, welche in den schlechtesten Wohnungen leben und am dichtesten an einander gedrängt sind, von den Folgen dieser vergifteten Atmosphäre auch am wenigsten verschont. So zählt man in der Castle-Street, in welcher auf einen Einwohner nur 17 Quadratfuß kommen, einen Fieberkranken unter 32 Personen; in der Rodney-Street hingegen, welche für einen Einwohner 57 Quadratfuß bietet, nur unter 237 einen. Die nächsten Umgebungen der Börse sind von 11,860 Personen bewohnt, von denen jede nur einen Raum von 9 Quadratfuß besitzt, so daß auf eine geographische Quadratmeile 657,963 Seelen kämen; zugleich sind hier die Keller und Höfe am feuchtesten und finstersten, und es wird darum hier unter 26 Einwohnern einer vom Fieber heimgesucht. Das Verhältniß der am mindesten volkreichen Stadttheile zu den am meisten bewohnten aber ist überhaupt in Rücksicht der Todesfälle das von 100 zu 177.

Schon am ersten November 1832 hat das Parlament ein Gesetz erlassen, welches den Gesundheitszustand in Liverpool zu verbessern beabsichtigt. Dieses Gesetz, welches nach dem früher für London gegebenen abgefaßt ist, gewährt einige Hoffnung für die Zukunft; es enthält z. B. die Bestimmungen, daß eine Straße mindestens 24 und ein Hof mindestens 15 englische Fuß breit gebaut werden müsse; allein den gegenwärtigen Uebeln hilft das Gesetz nicht ab, zumal, da sogar die für den Augenblick wichtigste Verordnung desselben, daß nämlich die Keller in den Höfen nicht mehr bewohnt werden sollen, bis jetzt noch nicht in Kraft getreten ist.

Die städtischen Behörden in Liverpool sollten, wie dies zu Paris geschehen ist, die Anlegung neuer freierer Straßen und Plätze selbst unterstützen und für die Preise aussetzen, welche gesunde und bequeme Wohnungen für das niedere Volk einrichten. Dies würde zwar noch nicht das ganze Uebel von Grund aus heilen, doch wenigstens die verderblichen Folgen desselben verringern. Es geht den großen Städten in Europa seit einem halben Jahrhundert wie den Kindern, die plötzlich unverhältnißmäßig gewachsen sind; sie bleiben längere Zeit darauf krank und schwächlich, doch endlich sammeln sich die verlorenen Kräfte wieder; und was beim Menschen die Natur thut, das muß bei den Städten die Verwaltung zu thun suchen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Mundt's Vorlesungen über den Socialismus. Am 12. Januar begann Herr Dr. Theodor Mundt die angekündigten Vorlesungen über die socialistischen Systeme, wozu sich ein ziemlich zahlreiches, aus Damen und Herren bestehendes Publikum im Jagorschen Saale versammelt hatte. Es ließ sich erwarten, daß der Verfasser des „Thomas Münzer" derjenigen Zeitmanifestation, die nur eine nach den veränderten Gewohnheiten und Sitten modifizirte Wiederkehr dessen zu seyn scheint, was sich unter den Wiedertäufern des 16ten Jahrhunderts begeben, ein besonders aufmerksames Studium gewidmet habe. In der That knüpfte auch Herr Mundt, nachdem er sich in seinen einleitenden Worten über Zweck und Bedeutung seiner Vorträge ausgesprochen, unmittelbar an die Zeit Luther's an, welcher Letztere, aus dem arbeitsamsten Stamme des deutschen Volkes, aus dem fleißigen Sachsen, hervorgegangen, in der Arbeit die Aufgabe des Völkerlebens erkannt habe, während im Gegensatze zu dieser Ansicht des Reformators das nach Rom blickende Italien das dolce farniente für den höchsten Zweck des Lebens zu halten scheine. Arbeit sey es auch, was unserer Zeit, die der Redner als das protestantische Weltalter des Völkerlebens bezeichnete, vor Allem als Heilmittel ihrer sozialen Krankheiten noththue. Ein anderes Heilmittel, die Wohlthätigkeit, das besonders in unserer nächsten Umgebung viel zur Anwendung komme, so segenreich auch an sich, vermöge doch allein Nichts zu heilen, besonders wenn sie das Uebel nur in seinen körperlichen Erscheinungen bekämpfe und nicht zugleich die Idee der Freiheit, die wir in dieser Anwendung wohl als freie Thätigkeit zu verstehen haben, in der Gesellschaft entwickele. Deutschland aber sey vorzugsweise dazu bestimmt, die aus dem Christenthum selbst hervorgegangene Heilslehre der Menschheit: daß auf der freien Thätigkeit das Wohlseyn der Völker beruhe, auf der Grundlage des Geistes zu einer wahren Wissenschaft der Gesellschaft zu erheben.

Diese geistige Aufgabe Deutschlands hatte der Redner auch in der Einleitung seines Vortrages als dasjenige Moment vorangestellt, welches Vorlesungen wie die gegenwärtigen hier veranlasse, in einem Lande und in einer Stadt, wo man den Socialismus und den Kommunismus nur als fernliegende Erscheinungen betrachte und das Elend des Proletariers höchstens aus der berühmt gewordenen Darstellung eines polizeilichen Romantikers in Paris und seiner deutschen Nachahmer kenne. Bei dieser Gelegenheit verwahrte sich der Redner auch gegen die Besorgniß, die, wie es in einem ihm zugegangenen Schreiben eines in jeder Beziehung hochgestellten Mannes heißt, in einigen Kreisen herrschen soll, daß er die verworrenen Ideen über Recht und Eigenthum, welche in den Köpfen einiger schweizer und französischen Kommunisten spuken, irgendwie adoptiren oder rechtfertigen werde. In der That kann man den Gedanken, der sich in jenen Erscheinungen kundgiebt, vollkommen begreifen und von der Nothwendigkeit durchdrungen seyn, nicht durch Unterdrückung des Gedankens, sondern durch Belehrung und Gesetzgebung einzuschreiten, ohne doch im allermindesten die Ausartungen desselben oder gar seinen Mißbrauch zu Zwecken der Unsittlichkeit gutzuheißen. Ja, man würde sehr unrecht thun, wollte man durch bloßes Ignoriren eine Thatsache leugnen und diese unversehens zu einer Gewalt heranwachsen lassen, die dann um so weniger zu bekämpfen wäre, als man sie gar nicht kennt. Also vor Allem kommt es darauf an, den Erscheinungen ins Auge zu blicken. Und den Beweis, daß man auch bei uns die Thatsache anerkenne und ihr von Innen heraus abzuhelfen bestrebt sey, glaubte der Redner eben in jenen Manifestationen der Wohlthätigkeit und selbst in einer Stiftung zu erblicken, die kürzlich vom Thron herab angekündigt worden und die er einen ritterlichen Kreuzzug zur Bekämpfung des Elends nannte.

— Italiänisches Sortiment in Deutschland. Wer aus Erfahrung weiß, mit welchen Schwierigkeiten es bis jetzt verknüpft war, italiänischen Verlag auf Buchhändlerwegen in Deutschland zu erhalten, der wird gewiß dankbar dafür seyn, daß diesem Uebelstande jetzt durch die Bemühungen einer achtbaren süddeutschen Buchhandlung abgeholfen wird. Herr J. J. Fues in Tübingen hat nämlich die Veranstaltung getroffen, daß ihm die renommirtesten Buchhandlungen in Turin, Florenz, Pisa, Rom, Neapel und Palermo ihren Verlag zusenden und eingehende Bestellungen auf das schleunigste ausführen. Bereits sind uns selbst einige Fälle bekannt, wo Bücher medizinischen Inhalts, die in Rom und Neapel erschienen und die man seit einigen Jahren in Deutschland vergeblich herbeizuschaffen suchte, durch Vermittelung des Herrn Fues sehr bald in den Besitz der Buchhandlungen und Gelehrten kamen, von denen sie verlangt worden waren. Bücher, die in Mailand, Venedig und überhaupt im lombardisch-venetianischen Königreich erschienen, konnte man allerdings auch bisher schon durch Vermittelung einiger Wiener Buchhandlungen beziehen; das übrige Italien war jedoch für den geistigen Verkehr sowohl von als nach dort fast eben so verschlossen wie China. Nicht minder hat Herr Fues Verbindungen mit Madrid angeknüpft, wo jetzt auch die Literatur eine größere Bedeutung zu bekommen anfängt, und so dürften wir bald mit den südlichen Ländern in demselben literarischen Verkehr seyn, in welchem wir uns längst schon mit Frankreich und England, so wie mit dem skandinavischen Norden, befinden.

Hierbei Titelblatt und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 18. Januar 1844.

England.

Sagen und Erzählungen des Mittelalters. *)

Herr Thomas Wright, Mitglied der Percy-Society in London, die sich mit der Sammlung von Volkssagen und Volksliedern beschäftigt, beabsichtigt die Geschichte der Sagen- und Erzählungs-Literatur des Mittelalters zu schreiben und hat einstweilen als Ergebnisse seiner darauf bezüglichen Forschungen bereits im Jahre 1838 Early Mysteries and other latin poems of the twelfth and thirteenth centuries und im vorigen Jahre das in der Anmerkung genannte Werk vorausgesendet, das, trotz der geringen Zeit, die der Verf. darauf verwandt hat, doch eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Sagen und Erzählungen des Mittelalters enthält, die er nur aus den handschriftlichen Quellen des britischen Museums geschöpft hat. Obgleich wir nun schon ähnliche Sammlungen aus früherer Zeit besitzen, so würden, wie Herr Thomas Wright meint, die übrigen Bibliotheken Englands und ganz besonders die des Festlandes mit ihren reichen Schätzen, die darin noch vergraben liegen und nur auf einen glücklichen Finder warten, dieselben bei einer fleißigen Durchsuchung bedeutend vermehren können. Bei dem Sammeln der einzelnen Sagen und Erzählungen drang sich ihm eine Bemerkung auf, die er in seinem verheißenen Werke weiter ausführen will, nämlich, daß ein großer Theil derselben aus dem Orient nach dem Occident gewandert und mehrere auch aus klassischen Schriftstellern entlehnt seyen, obgleich sie durch das gothische Kleid, das sie während der Uebersiedelung angenommen hätten, oft ziemlich unkenntlich geworden wären. Die zwei bekanntesten Beispiele direkter Abstammung aus dem Osten sind die Sammlung von Peter Alfonsus, welche den Titel: „Disciplina clericalis" führt, und diejenige, welche unter dem Namen „Die sieben weisen Meister" so populair geworden ist.

Daß wir so reiche Schätze von mittelalterlichen Erzählungen besitzen, und daß sie sich noch bis jetzt erhalten haben, verdanken wir einer Gewohnheit, welche den Mönchen den Spott der ersten Reformatoren zuzog. Die Prediger nämlich des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts suchten durch Mährchen und Fabeln, von denen sie eine moralische Anwendung machten und denen sie eine mystische Bedeutung beilegten, ihre abstrakten Texte konkreter und ihre Lehren eindringlicher zu machen. Sie mußten daher eine große Anzahl interessanter Mährchen immer bereit haben und sammelten sie aus allen Quellen, die sich ihnen darboten. Je populairer diese Quellen waren, desto besser, weil sie so die Aufmerksamkeit der Zuhörer um so leichter anzogen. Manchmal wandten sie auch die im Volke gangbaren Schwänke, satirischen Anekdoten und gewisse Richtungen des Zeitgeistes moralisch an, — eine Sitte, die wir auch in der neuesten Zeit wieder einige Mal ganz in unserer Nähe erlebt haben; bisweilen benutzten sie auch dazu die Fabliaux und die metrischen Erzählungen oder die sogenannten Komödien der Jongleurs und Minstrels, und nicht selten machten sie Auszüge aus größeren Romanen oder Rittergedichten. Jeder Prediger legte sich zu seinem Gebrauche solche Sammlungen an: — er schrieb die Erzählungen, welche er aus dem Munde seiner Freunde hörte, lateinisch nieder, vermehrte sie aus den bereits vorhandenen Sammlungen oder übersetzte die Geschichten, welche er in einer fremden Sprache las, in das Lateinische. Daher mag es kommen, daß man selten zwei mit einander übereinstimmende Sammlungen findet, und daß eine und dieselbe Geschichte in verschiedenen Manuskripten auf verschiedene Weise erzählt wird. Obgleich diese Sammlungen in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts angelegt wurden, so gehört doch die größere Zahl der noch vorhandenen Handschriften dem 14ten Jahrhundert an. Im 14ten Jahrhunderte nämlich sammelten mehrere Schriftsteller diese Erzählungen mehr systematisch und theilten sie zum Gebrauche künftiger Prediger in Bücher ein. Das merkwürdigste Werk dieser Art sind die bekannten Gesta Romanorum, über deren Schicksale Herr Keller in seiner neuen Ausgabe ausführlich spricht. Die anderen Sammlungen sind meistens aus Kollektaneen-Büchern oder aus Predigten entstanden. Zu dieser Klasse gehört besonders die Summa Praedicantium von Johannes von Bromyard, einem englischen Dominikaner, der in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, und das Promptuarium Exemplorum, eine etwas wüste Compilation aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Aus diesen beiden Sammlungen, von denen die erste im J. 1485 zu Nürnberg und die andere zu Anfange des 16ten Jahrhunderts mehrmals abgedruckt ist, hat Herr Thomas Wright mehrere Erzählungen in seine Sammlung aufgenommen.

Aber nicht bloß durch geschriebene Sammlungen sind, wie wir eben gesagt haben, uns diese Erzählungen erhalten worden, sondern auch durch mündliche Tradition, durch welche sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation fortgepflanzt wurden. Es würde gewiß ein helleres Licht auf die Literaturgeschichte des Mittelalters werfen, wenn man untersuchte, wie diese Geschichten und Sagen in den politischen und religiösen Revolutionen, die auf die Erfindung der Buchdruckerkunst folgten, verloren gingen und dann plötzlich in den Anekdotenbüchern und anderen ähnlichen Werken, die im 16ten und 17ten Jahrhundert verfaßt wurden, wieder erschienen.

Herr Thomas Wright verdient unseren wärmsten Dank, daß er seine Sammlung von Erzählungen bekannt gemacht hat, und wir wünschen mit ihm, daß auch in den Bibliotheken des Festlandes die verborgenen Schätze ans Licht gezogen werden möchten; denn sie sind nicht bloß literarhistorisch wichtig (so ist die Geschichte Nr. CXXVI. De milite conventionem faciente cum mercatore S. 114. die Quelle zu dem Theile von Shakspeare's Kaufmann von Venedig, der von dem Juden Shylock handelt), sondern sie verdienen auch noch in vielen anderen Rücksichten unsere Aufmerksamkeit. Es giebt vielleicht wenige Schriften, welche ein helleres Licht über das Privatleben und die häuslichen Sitten unserer Vorfahren werfen. Sie enthalten charakteristische Anekdoten über die verschiedenen Stände der Gesellschaft; mehrere der in Herrn Wright's Sammlung aufgenommenen schildern den Charakter der Jongleurs oder Minstrels; andere enthalten Bruchstücke aus englischen und französischen Volksliedern; wieder andere beschreiben die Sitten der Mönche und schildern den Volksglauben der alten römischen Kirche. Von den letzten, sagt der Sammler, habe er eine so große Anzahl gefunden, daß er bei der Auswahl derselben zur Aufnahme in seine Sammlung sich habe absichtlich mäßigen müssen, zumal da sie in der Schilderung der Vermittelung und Kraft der heiligen Jungfrau Maria so widerwärtig profan seyen.

Was die Latinität dieser Erzählungen betrifft, so soll es kein herber Tadel seyn, wenn wir sagen, daß das echte Mönkslatein sich darin findet. Da der Styl höchst einfach und die Darstellung verständlich ist, so lassen wir es uns schon gefallen, wenn in den Bedeutungen, Formen und Wortfügungen grobe Verstöße gegen die alte Grammatik vorkommen. So wird in Nr. I. das Partizipium praefatus in passiver Bedeutung gebraucht; in Nr. LXXXVII. ist das Verbum Poenitere persönlich angewandt worden; daselbst heißt es nämlich: Et bene ille numeratis deinde et solutis, poenituit venditor, volens mercatum servare. Was falsche Formen anbetrifft, so findet man nicht selten poteret statt posset: z. B. in Nr. LXXXIX: Non poteret haec pestis mortalitatis cessare nunquam antequam mortuum in fossa humo ponamus etc.

Um auch Proben von der Darstellung zu geben, wollen wir einige der kürzeren Erzählungen in wortgetreuer Uebersetzung mittheilen:

CIV. Die beiden Blinden.

Es waren einmal in Rom zwei Blinde. Der eine derselben rief täglich in den Straßen der Stadt: „Dem ist geholfen, dem Gott hilft"; der andere hingegen rief: „Dem ist geholfen, dem der Kaiser hilft." Da sie dies täglich thaten und der Kaiser es oft hörte, so ließ er ein Brod backen und es mit vielen Geldstücken füllen. Dieses mit Geld gefüllte Brod ließ er dem einen Blinden geben. Da er das schwere Gewicht des Brodes fühlte, so verkaufte er es dem anderen Blinden, als er ihm begegnete. Der Blinde, der das Brod gekauft hatte, trug es nach Hause, und als er es gebrochen hatte und das Geld darin fand, so dankte er Gott und hörte von nun an auf zu betteln. Da aber der andere immer noch in der Stadt Brod bettelte, so rief ihn der Kaiser zu sich und fragte ihn: „Was hast du mit dem Brodte gemacht, das ich dir gestern habe geben lassen?" Er antwortete: „Ich habe es an meinen Freund verkauft, weil es mir träge (crudum) zu seyn schien." Der Kaiser aber sagte: „In der That, wem Gott hilft, dem ist geholfen", und trieb den Blinden von sich.

CXXXVII. Der Minstrel und der König der Franken.

Ein Minstrel soll dem Könige der Franken, der ihn fragte, warum es jetzt nicht mehr so tapfere Soldaten gäbe, wie zu der Zeit, als Roland und Oliver lebten, geantwortet haben: „Gieb mir einen solchen König, wie

*) A selection of Latin stories, from Manuscripts of the thirteenth and fourteenth centuries: a contribution to the history of fiction during the middle ages, edited by Thomas Wright, Esq. London 1842. 8. XV. u. 235 S.

Karl der Große war, und ich will Dir solche Soldaten geben, wie Du genannt hast."

CXXXVIII. Die normännischen Wölfe und die englischen Hunde.

Als der König von England in der Normandie jagte, kam ein Wolf und stellte sich den Hunden entgegen. Ein normännischer Soldat, der den Wolf in Lebensgefahr sah, stand ihm gegen die Hunde bei und befreite ihn. Als aber der König, der sich darüber wunderte, nach der Ursache dieser Handlungsweise fragte, so antwortete er, daß er die normännischen Wölfe mehr liebe, als die englischen Hunde.

(Schluß folgt.)

Italien.

Oper und Schauspiel in Neapel.

(Schluß.)

Am nächsten Sonnabend geht's gerade wieder so. Selten währt eine solche Posse länger als vierzehn Tage. Nicht eine existirt weder gedruckt noch handschriftlich. Altavilla selbst, wenn er einen Augenblick Muße hätte, könnte ohne Zweifel in seinem Gedächtnisse nicht wieder auffinden, was er Alles an Witz und augenblicklicher Phantasie verschwendet hat. Und doch verdiente gar manche jener in den Wind gestreuten Ideen länger zu leben und sorgfältiger bearbeitet zu werden. Es ist traurig, zu sehen, wie eine so herrliche Kraft unter dem Drucke gebieterischer Forderung sich aufreibt.

Moliere nahm, wo er fand. Es läßt sich denken, daß auch der Dichter von San-Carlino sich nicht schämen wird, von seinen Nachbarn zu borgen. Fremde Dramen, Vaudevilles, Tragödien, Alles ist willkommen, um den Plan zu einer Posse zu leihen. Das wahre Improvisations-Genie Altavilla's zeigt sich in der Benutzung eines Ereignisses der laufenden Woche, eines Kapitels der Tagesgeschichte, eines Journal-Artikels. Das Theater della Fenice verfährt eben so, und die Konkurrenz gebietet, nichts unbenutzt vorüber zu lassen. Ich habe während meines dreimonatlichen Aufenthaltes in Neapel wohl sechs solcher Gelegenheitsstücke gesehen.

So wohnte im Hotel della Vittoria eine russische Dame, welche sich nie sehen ließ und nur des Nachts ausfuhr. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, daß diese Dame einen Todtenkopf habe und demjenigen unermeßlichen Reichthum verspreche, der sie ungeachtet dieses gefährlichen Uebelstandes heiraten wolle. Die ehrlichen Fischer und Lazzaroni, eben so leichtgläubig als Don Pancrazio, versammelten sich bereits vor dem Hotel, in der Hoffnung, daß sich die Dame zeigen würde, und fühlten ihrem Muthe weislich den Puls, ob sie auch im Stande seyn würden, den ersten Anblick zu ertragen. Alsbald las man auf dem Zettel des Theaters della Fenice: La Donna colla maschera di morte. Das Stück sprudelte von Späßen und war vortrefflich gelungen.

Eines jener Werke, aus denen man ersieht, daß die italiänische Literatur mit Bolzen nach Spatzen schießt, weil ihr das Pulver verboten ist, gewährte dem Altavilla gleichfalls eine komische Idee. Es war, glaube ich, ein mythologisches Buch, in welchem weitläufig über die elysäischen Felder gehandelt wurde. Am nächsten Sonnabend Abend fragten Pancrazio und seine betagte Ehehälfte einander, ob dieses Paradies der Alten nicht auf Erden liege, und versprachen demjenigen ihre Tochter zur Frau, der sie dahin führen würde. Natürlich kamen der Liebhaber, das Fräulein und Polichinello sogleich überein, die Alten zu täuschen. Einer verkleidete sich als Jupiter, der Andere als Merkur, und Pancrazio wird mit verbundenen Augen in einen Garten geführt. Plötzlich aber erscheint das Dienstmädchen, welches an der Thür gehorcht hatte, in der Gestalt Diana's, mit zwei Küchenjungen, die in Halbgötter verkleidet ihren Wagen mit Höllenspektakel begleiten. Die anderen Götter ergreifen bestürzt die Flucht. Jupiter springt vom Throne, Juno fällt langaus auf die Erde, Merkur wirft seinen Caduceus in die Nesseln und entläuft aus Leibeskräften. Das hatte weder Sinn noch Verstand, aber es war zum Todtlachen.

Die Fabel vieler dieser Stücke ist ein bloßes Lustgebild, das der Wind verjagt. Der Reiz besteht in der Naivetät der Arbeit, der Anspruchslosigkeit und dem Talente der Schauspieler. Um ein Quiproquo ist Altavilla nie verlegen; Polichinello's Faselei und Pancrazio's Dummheit stehen ihm auf die bequemste Weise zu Diensten. Polichinello antwortet auf eine halbgehörte Frage dreimal: ja! während er nein sagen will; und Pancrazio mit seiner schweren Zunge braucht ein Wort für ein anderes.

Die Personen, deren Charaktere dem Publikum bekannt sind, dienen den satirischen Absichten des Dichters vortrefflich. Dadurch allein, daß eine Klasse der Gesellschaft, ein Laster, eine Leidenschaft, unter der Maske Polichinello's oder der Perrücke Pancrazio's dargestellt wurden, hat sie das Lächerliche bereits erreicht. Man braucht nur von ihnen zu reden, um sich auf ihre Kosten lustig zu machen. Altavilla ist besonders ausgezeichnet in der Darstellung von Charakteren aus dem Volke. Er kennt die Sprache der Fischer, der Lazzaroni, der Höferinnen und des Landvolkes. Ihre Schwächen, ihr Aberglaube, ihre Leidenschaften gewähren ihm die herrlichsten Scenen, und auch das Parterre zieht seine Frucht davon.

Oft leihen die kleinen Theater Stoffe von den großen, und ein frostiges, langweiliges Stück wird unterhaltend, wenn es die Scene ändert. So hatte die Truppe der Fiorentini ein Lustspiel gegeben unter dem Titel „nach siebenundzwanzig Jahren". Altavilla gestaltete es zu einer Posse um. Pancrazio war von Seeräubern gefangen worden und kehrt nach siebenundzwanzigjähriger Abwesenheit nach Neapel zurück. Alles in seiner Familie ist umgewandelt. Er bringt Sitte und Sprache seiner Zeit mit, und man spottet über ihn. Man stellt sich, als begriffe man den neapolitanischen Dialekt nicht mehr. Donna Pancrazia spricht französisch, die Kinder radebrechen nur italiänisch. Das Hauswesen ist auf englischen Fuß eingerichtet. Als der gute Mann seine Macaroni verlangt, bringt man ihm eine Tasse Thee. Seine Schwiegertochter schilt und hofmeistert ihn bei jeder Gelegenheit. Er entdeckt ein Komplott der Kammerjungfern, welche ihm sein Silberzeug stehlen wollen. Ein Abenteurer hat seine Enkelin verführt und will sie in der Nacht entführen. Pancrazio sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Kinder um eine Unterredung zu bitten, während Frau und Schwiegertochter ausgegangen sind, und erzählt ihnen seinen Kummer in lächerlichen und rührenden Ausdrücken. Ich glaubte einen Augenblick, daß diese Scene klassisch werden würde, unter Moliere's Händen wäre sie sicher hinreißend geworden. Aber Altavilla hat leider nicht Zeit zur Ausführung und behandelt die schönsten Stellen eben so leicht hin, wie eine Marktschreierposse. Die, wenngleich kurze, väterliche Verzweiflung des armen Pancrazio erregte mir eine tiefe Bewegung, denn es ist nichts rührender, als die Vermischung des Komischen und Empfindsamen. Die Italiäner benutzen diese herrliche Vereinigung zu wenig, obgleich sie gerade ihrem Charakter so zu Gebote steht. Shakspeare's Humor hat bei weitem nicht diesen Reiz, weil die Ironie der Combination stets einen bitteren Beigeschmack verleiht.

Auch phantastische Vorstellungen läßt sich das neapolitanische Publikum gern gefallen, wenn sie nur amüsant sind. Dort kennt man das tiefe Geleis der Gewohnheit nicht, in welchem unsere Theater sich direkt zur Langenweile hinschleppen. Wir leihen unser Ohr mit Vergnügen hundert Abgeschmacktheiten, wenn sie nur aus dem wirklichen Leben geschöpft sind, und widersetzen uns mit falschem sogenannten gesunden Menschenverstande jeder originalen und neckischen Idee. Das kommt daher, weil wir weit weniger beabsichtigen, uns zu unterhalten, als vielmehr, uns ein Ansehen zu geben, Meinungen zu äußern und Urtheile zu fällen.

Während der vierzehntägigen Fastenzeit sind die Masken auf den Theatern Neapels durchaus verboten, und Polichinello verwandelt sich in den Pascariello. Das ist ebenfalls ein schelmischer, faseliger, aufschneidender und naschhafter Diener, aber minder phantastisch als Polichinello. Seine Scherze verlieren mit der halben Maske etwas von ihrer Kraft. Die anderen Rollen bleiben Jahr aus Jahr ein unverändert.

Die alte und naive Gewohnheit, das Publikum anzureden, hat sich in San-Carlino und La Fenice erhalten. Don Pancrazio, Komiker vom Scheitel bis zur Zehe, erfindet jeden Abend in Compagnie mit Altavilla eine neue geistreiche Wendung, mit welcher er das Stück des folgenden Tages oder die Benefiz-Vorstellungen ankündigt. Am Tage vor dem Schlusse der Theater während der Marterwoche war ich in San-Carlino in der Loge einer neapolitanischen Dame. Don Pancrazio hielt seine Allocution in folgender Weise:

„Meine Herren, ich habe viel Kinder, die alle gesunde Zähne besitzen und eine ganze Schüssel Macaroni wie eine Feige verschlingen. Außerdem haben sie mir so viel Gläser zerbrochen, daß ich sie muß aus der hohlen Hand trinken lassen. Ferner muß ich sie künftige Woche mit Ostereiern bedenken. Meine Kollegen und der Herr Direktor wollen mir freundlichst zu Hülfe kommen und am Tage der Wiedereröffnung zu meinem Benefiz ein neues Stück zur Aufführung bringen. Wir werden die Guape (die Renommisten) geben, und ich empfehle mich Ihrer Großmuth."

Darauf machte der Schauspieler im Kostüm die Runde durch den Saal und ersuchte die Honoratioren, ihre Logen gefälligst für die Benefiz-Darstellung zu behalten. — Ich hätte das Stück gern gesehen, aber am Oster-Montag reiste ich nach Sicilien, und bei meiner Rückkehr war es bereits von den Brettern verschwunden. (R. d. P.)

Guiana.

Robert Schomburgk's Reisen im innern Guiana.

Wir sind in den Stand gesetzt, über die Schicksale und Entdeckungen des wackeren deutschen Reisenden auf seiner neuesten Unternehmung in das Innere Guiana's etwas Ferneres mitzutheilen.*) Robert Schomburgk und seine Begleiter befanden sich gegen Ende Juli 1842 am Strome Kaphu, und zwar in sehr bedenklichen Umständen. Die Lebensmittel waren knapp und wenig Aussicht auf ein baldiges Obdach vorhanden. Die Ufer des Flusses sind ein Paar Tagereisen unterhalb seines Entstehens von Tschikiana-Indianern bewohnt; und weiter ostwärts ist das Gebiet des furchtbaren Stammes Kortoi-pityan oder der Tapir-Indianer. Diese Wilden werden von den übrigen Stämmen als Menschenfresser beschrieben. Sie sollen ihre Feinde verzehren und aus den Schädeln der Besiegten Trinkgefäße machen.

„Anlangend jene kriegerischen Weiber, die Amazonen Amerika's" — sagt Herr Schomburgk — „so konnten wir über sie keine genaue Kunde einziehen.

*) Man vergleiche Nr. 99—102 des vorjährigen Magazins.

Unſere gegenwärtige Reiſe ſcheint ſie aus ihrem letzten Aufenthalte, dem oberen Rio das Trombitas, verſcheucht zu haben. Herrera und Acunha melden uns, daß Orellana, als er an der Mündung des Fluſſes Kunuriz (dem jetzigen Trombitas) landete, von Indianern angegriffen worden ſey, unter denen er auch kämpfende Frauen bemerkt habe; und da weder ein Braſilianer noch ein Europäer jemals im Stande geweſen iſt, den Fluß hinan vorzudringen, ſo wurde die Weiber-Republik an ſeine Quellen verpflanzt. Es that uns faſt leid, daß wir die letzte Hoffnung, jene romanhaften Sagen beſtätigt zu ſehen, aufgeben mußten."

Die Geſellſchaft ſteuerte den Wanamu weiter hinan, und als ſie am 3ten Auguſt bewohnte Gegenden erblickte, arbeitete ſie noch friſcher an der Ruderbank, in der Hoffnung, einen Vorrath Lebensmittel zu bekommen. Herrn Schomburgk's Boot war den übrigen voraus, und beim Wenden an einer Krümmung des Fluſſes ſah man zwei Kanoe's mit Indianern. Da Hr. Sch. ein Paar Tage vor ſeinem Aufbruche aus der Niederlaſſung der Maopityans zwei Boten über Land geſchickt hatte, um den Pianaghotto's ſeinen Beſuch anzumelden, ſo hielt er die Heranrudernden für Leute jenes Stammes, die ihn begrüßen wollten. Kaum hatten aber die Wilden ſeine Böte bemerkt, als ſie in größter Haſt entflohen. Die Maopityans im Gefolge des Hrn. Sch. erhielten den Auftrag, ſie anzurufen, da ihre Sprache ihnen bekannt war; allein ſie fanden kein Gehör. Man ſetzte ihnen in möglichſter Eile nach, um ſie zu erreichen, ehe ſie landen und unnöthigen Lärm ſchlagen konnten; allein die Verfolgten ſtießen ſehr bald ans Ufer, ſprangen aus ihren Kanots und rannten ſtracks in die Wälder. Die Böte der Reiſenden landeten ebenfalls, und dieſe folgten ihnen, ohne einen Augenblick zu ſäumen; allein ſie fanden das ganze Hüttendorf verödet. Hangematten, Kaſſada, die noch in den Pfannen briet, Hunde, kurz Alles war im Stiche gelaſſen. Eine Menge Aexte, Meſſer und Pallaſche lag in- und außerhalb der Hütten herum. Dieſe Geräthe waren aus holländiſchen Fabriken, und die Maopityans warfen ihnen habgierige Blicke zu; allein Schomburgk gab ſtrenge Befehle, daß man ja nichts wegnehmen ſolle.

Die an ſich ſchon ſo bedenkliche Lage unſeres Reiſenden drohte durch Verrath und Ausreißen noch bedenklicher zu werden. „Ich war bereits" — ſo erzählt er — „nach meiner Hangmatte zurückgekehrt und fühlte mich unangenehm getäuſcht in meiner Hoffnung, die Pianaghotto's zu treffen, als einer der Wapiſiana-Indianer, die uns von dem Watu Tirabu aus begleitet, mir anzeigte, er habe die Maopityans unter ſich verabreden hören, daß ſie uns um Mitternacht unſerem Schickſal überlaſſen und jeden Artikel von Werth mitnehmen wollten. Mein Entſchluß war bald gefaßt: die ſechs Maopityans wurden in eine der Hütten geſperrt; ich aber ſtellte mich mit einigen unſerer Indianer als Schildwache davor und drohte ihnen, von unſeren Feuergewehren Gebrauch zu machen, die wir vor ihren Augen luden, wofern ſie zu entfliehen verſuchten. Der anbrechende Tag gab uns den ſtärkſten Beweis von ihrem böſen Willen; denn es war kein Artikel von Werth mehr zu ſehen, da ſie in der Dämmerung Alles bei Seite geſchafft hatten. Ich behielt die drei Häuptlinge als Geiſeln und befahl den Uebrigen, das geſtohlene Gut wieder herauszugeben, was denn auch in ein Paar Stunden geſchah. Unſere Lage war im höchſten Grade kritiſch. Da man uns einen Fluß hinaufrudern ſah, der in den Amazonenſtrom mündet, ſo wurden wir für Portugieſen gehalten, und die Kunde, die uns zugekommen war, daß die Indianer erſt unlängſt eine ganze Geſellſchaft Braſilianer gemordet hätten, die den Fluß Dara hinaufuhren, war nichts weniger als beruhigend."

Erſt nach vierzehntägigem Harren und Suchen begegneten die ausgeſchickten Späher einer Familie von Zuramata-Indianern, mit denen man ſchon an der Mündung des Wanamu zuſammengetroffen war. Dieſe Leute ließen ſich leicht bereden, ins Lager zu kommen, von wo die jüngeren Männer, reichlich beſchenkt, abgeſchickt wurden, um die Befürchtungen der Pianaghotto's niederzuſchlagen.

Jetzt nahmen unſere Reiſenden eine nördliche Richtung, den Iriau ſtromaufwärts, und verließen ein zweites Mal ihre Kanots und mit ihnen beinahe ihr ganzes Gepäck, da die wenigen treuen Makuſi's der Geſellſchaft nur die werthvollen Inſtrumente tragen konnten. Herr Sch. hatte den Schmerz, ſeine Sammlung naturgeſchichtlicher und ethnologiſcher Merkwürdigkeiten zurücklaſſen zu müſſen.

Sie ſetzten über den Fluß Iriau, der in den Wanamu mündet, wateten durch Moorland, ſtiegen über Anhöhen von 300—400 Fuß und erreichten am 21. Auguſt den erſten kleinen Fluß, der nordnordweſtlich dem Korentyne zueilt. Die Geſellſchaft befand ſich jetzt wieder auf dem Hochlande, welches das Becken des Amazonenſtroms von den nördlichen Gewäſſern ſondert. Im Verlaufe ihrer Wanderung kamen ſie zu einem Hüttendorfe von Drio-Indianern, die ihnen eine freundliche und herzliche Aufnahme gewährten. Dieſes Dorf liegt unweit der Quellen des Kutari, eines weſtlichen Beifluſſes des Korentyne. Dreißig Miles weiter gegen Oſten wohnen die Kakoipityans oder Adler-Indianer. Ihre nächſten Nachbarn ſind die Maro-Neger von Surinam, mit welchen Drio's und Pianaghotto's in freundlichem Verkehre ſtehen. Sie tauſchen Jagdhunde, Roſte zum Braten der Kaſſada und andere nothwendige Dinge gegen Pallaſche, Aexte und Meſſer ein. Auf den Klingen aller Meſſer, die Herr Sch. ſah, bemerkte er die bekannte Firma J. Lauer. Er ſchätzt die Zahl der Maro-Neger auf ſechs- bis achttauſend Seelen.

Unſere Reiſegeſellſchaft war jetzt, zum dritten Mal auf ihrer mühſeligen Fahrt, genöthigt, Kähne aus Baumrinde zu zimmern, mit denen ſie bis an die Küſte zu gelangen hofften. Am 6. September brach man von neuem auf. An Vorräthen nahmen die Reiſenden einen Korb Mehl und ſo viele Yams-Wurzeln mit, als ihre Fahrzeuge faſſen konnten. An dem Orte der Abfahrt war der Fluß ein bloßer Waldſtrom und oft durch gefallene Bäume von 8 bis 9 Fuß Durchmeſſer gänzlich verſperrt. Man mußte dieſe Stämme zerhauen, um mit den ſchwer beladenen Böten hindurch zu gelangen. Die Fahrt ging eben deshalb ſo langſam von Statten, daß nach ſechstägigen Anſtrengungen erſt 15 Miles zurückgelegt waren.

Der Fluß wird jedoch breiter, wenn er den Amatau von Oſten und den Kuruni von Weſten her aufgenommen hat. Am Zuſammenfluſſe mit letzterem iſt ein ſchöner Waſſerfall, und die vereinigten Gewäſſer bilden einen Strom von ungefähr 300 Yards Breite. Von hier ab hat der Kutari an vielen Stellen ein ſtarkes Gefälle, die, obgleich nicht gefährlich, doch ſehr beſchwerlich waren. Ein noch ſteilerer Waſſerfall, den unſere Reiſenden am 12. September erreichten, zwang ſie, die Böte auszuladen und alle Fracht eine Strecke weit übers Land zu tragen. Das Waſſer ſtürzt hier über zwei Schichten, von denen die erſte 8 — 10, die andere 15 — 18 Fuß hoch iſt, und welche einen prächtigen Katarakt bilden, der durch zerſtreut herumliegende und reichlich mit Glimmer beſetzte Quarz-Blöcke noch maleriſcher wird. Als der Sonnenſtrahl auf dieſe Blöcke fiel, ſchienen ſie zu bewahrheiten, was der unglückliche Raleigh von Guiana ſagte, daß hier jeder Felſen Gold ſey. Wirklich gab Herr Sch. dieſem Waſſerfall den Namen „Sir Walter Raleigh."

Der Lauf des Korentyne war bis dahin nordnordweſtlich geweſen; aber am 19. September nahm er eine andere Richtung, nämlich gerade weſtwärts und oft ſüdweſtwärts; dabei war er von ſo vielen Felſen und Eilanden zerſchnitten, daß ſeine Breite zu einigen 1000 Yards ſich ausdehnte. Ob jemals ein Menſch dieſe Wildniſſe beſucht hat, davon zeugte nichts — Alles war Einöde, Natur in ihrer vorweltlichen wilden Großartigkeit.

Schon waren 14 Tage verfloſſen, und noch konnte man den Wohnort nicht entdecken, welchen die Geſellſchaft, eingezogener Kunde gemäß, ſchon am 10ten Tage hätte erreichen müſſen. Sämmtliche Vorräthe waren aufgezehrt, den Korb mit Mehl ausgenommen, und die Klugheit erforderte, daß man Jedem von der Geſellſchaft alle Tage nur ſechs Unzen Mehl bewilligte.

In den folgenden zehn Tagen gab es nichts als Beſchwerden, Entbehrungen und Gefahren, die von Allen mit Muth und Standhaftigkeit überdauert wurden. Der Korentyne iſt nach Herrn Sch. der gefährlichſte Fluß, dem er jemals in einer Barke ſich anvertraut. Wegen der ungemein häufigen Waſſerfälle mußten die Kanoes oft dreimal des Tages ausgeladen, die Befrachtung einige hundert Schritt weit geſchleppt und dann wieder eingeſchifft werden.

Einige dieſer Katarakten waren überaus großartig und von der ganzen Pracht einer tropiſchen Landſchaft umgeben. Den bedeutendſten derſelben gab Herr Schomburgk die Namen „Friedrich Wilhelm", „Lord Stanley", und „Governor Light."

Die aus Baumrinde zuſammengefügten Kanoes kommen auf die Länge in einen elenden Zuſtand. Die Reiſenden mußten Stücke von ihrer Kleidung abreißen, um die Löcher zu verſtopfen, welche durch ſtündliches Anſtoßen an Felſen immer größer wurden. Ein Kanoe räumte man gänzlich und überließ es ſeinem Schickſal. Mitten in dieſen Bedrängniſſen entdeckte die Geſellſchaft am 24. September, zu ihrer unausſprechlichen Freude, den Pfad, welcher vom Korentyne nach dem Eſſequibo führt; denn wie weit ſie auch noch vom Ziel ihrer Reiſe entfernt waren, ſo verjüngte doch den Muth Aller der Gedanke, daß ſie jetzt eine Gegend des Fluſſes erreicht hatten, die dann und wann von Menſchen beſucht wird; denn bis dahin hatten ſie nur wilde Thiere zu Nachbarn gehabt.

Am Morgen des 28ſten erreichten unſere Reiſenden den Fuß der großen Waſſerfälle, die Herr Schomburgk bereits 1836 beſucht hatte. Das Härteſte war nun überſtanden; doch mußten ſie noch drei bis vier Tagefahrten machen, ehe ſie hoffen konnten, ein Karaiben-Dorf zu erreichen, und ihr Vorrath an Mehl hatte ſich bis auf wenige Pfund — für funfzehn Perſonen; — verringert. „Wenn ich", ſagt Herr Sch., „meine ausgemergelten Gefährten ſo anſah, konnte ich's nicht über's Herz bringen, ſie zu ermahnen, daß ſie friſcher drauf los rudern möchten."

Am Morgen des 1. Oktober war alles übrige Mehl — etwas über zwei Loth für jeden Mann — ausgetheilt. Schon zwei Tage lang hatten die Reiſenden weder Wild noch Fiſche gefangen, und ſelbſt Bergkohl (mountain cabbage), der ihnen ſonſt öfter den Hunger geſtillt, war nicht mehr zu finden. So rafften ſie denn alle moraliſche und phyſiſche Kraft zuſammen, die wohl nur eiſerne Nothwendigkeit ihnen geben konnte, und ruderten zehn Stunden lang ohne Unterbrechung. Ihre bewunderswürdige Ausdauer wurde, als der Abend einfiel, durch den Anblick des erſten Karaiben-Dorfes belohnt. Der Häuptling deſſelben erkannte Herrn Schomburgk und ließ den Bedürfniſſen der Geſellſchaft ſogleich abhelfen.

Am nächſten Morgen ſetzte Hr. Sch. die Reiſe fort, Herren Goodall zurücklaſſend, der ihm mit den Uebrigen am nächſten Tage und mehr nach Muße folgen ſollte. Am 7. Oktober erreichte er die Pflanzung „Eliza and Mary", deren Eigenthümer, ein Herr Jonas, ihn freundlich und gaſtlich aufnahm. Endlich am 13. Oktober hielt die ganze Reiſegeſellſchaft ihren Einzug in Georgetown; und wir können unſere Erzählung nicht paſſender als mit den eigenen Worten des Führers beſchließen: „Nachdem ich nun in einem Zeitraume von beinahe drei Jahren die Kolonie von ihrer Seegränze bis auf zweiundvierzig Miles dieſſeit des Aequators durchwandert bin, kann ich mit freudiger Dankbarkeit ſagen, daß eine gütige Vorſehung über uns gewacht, und daß Keiner von unſerer Reiſegeſellſchaft, ſey es durch Zufall oder Krankheit, ſein Leben eingebüßt hat."

Algier.

Aus dem Briefe eines jungen Thüringers in der Algierischen Fremden-Legion.*)

Arzew, 4. Oktober 1843.

.... Es ging von Toulon nach Algier, von da nach Oran, und dann nach Arzew, wo ich jetzt noch bin. Leider bemerkte ich nur zu bald, in welches gräßliche Corps ich mich engagirt und in welches schreckliche Land ich mich begeben hatte. Diese Legion besteht nämlich aus zusammengelaufenen Lumpen von verschiedenen Nationen, aus Spitzbuben, Züchtlingen, Räubern u. dgl. m. — und dies gilt nicht bloß von den gemeinen Soldaten, sondern auch von den Unter-Offizieren, ja selbst von einem größeren Theile der höheren Offiziere, die wegen Schlechtigkeiten flüchtig geworden sind. — Ferner ist der Krieg hier gar kein ordentlicher Krieg. Da geht es hinaus in einen Tribu und man bringt Weiber und Kinder um; dann kommen einmal die Beduinen in einer Schlucht zum Vorschein und sind augenblicklich wieder verschwunden. So ist es immer dieselbe Leier; der hiesige Krieg gleicht einer Jagd auf wilde Thiere. Ferner ist der Soldat hier gar kein Soldat, abgesehen davon, daß er wie ein Thier behandelt wird. Anstatt zu exerziren, muß man von früh bis auf den Abend mit der Erdart Erde aufhauen, schaufeln, Steine auf Schubkarren zu- und fortführen, Mörtel machen, das Quartier aufputzen, einige Stunden weit her Holz auf dem Rücken zutragen u. dgl. m. Zu allem diesem kommt nun noch die Hauptsache, nämlich das schrecklich ungesunde Klima, was in dem Maße stattfindet, daß man annimmt, es sterben ⅓ der hiesigen Soldaten. Es kommt dieses von der Hitze am Tage und der Kälte während der Nächte, von dem schlechten Wasser u. a. m. — Die Hauptkrankheiten, an denen die meisten Menschen sterben, sind: die Blut-Diarrhöe und das Fieber. Die ersten 14 Tage war ich gesund, doch sobald ich anfing zu arbeiten, ging auch die Diarrhöe und das Fieber an. Zuerst wollte ich mich selbst kuriren; doch da die Menschen kein Erbarmen hatten und ich, trotzdem, daß ich auf der Wache dreimal umfiel, immer noch arbeiten sollte, so begab ich mich endlich ins Spital. Vier Monate habe ich dort gelegen; erst vor einigen Tagen bin ich wieder herausgekommen, aber als ein bloßer Schatten.

Die Kleider, die ich bei mir hatte, sind mir auch in dem Spitzbuben-Corps gestohlen, und bei 2 Gr. Sold, für 5 Tage, ist es unmöglich, sich etwas zu ersparen. — Mit dem Avancement ist es hier sehr schwer für einen ordentlichen Menschen; Lumpe, die sich einzuschmeicheln wissen, avanciren dagegen sehr schnell. Jetzt sehe ich, daß es mir unmöglich ist, eine Zeit von fünf Jahren hier auszudienen. Der Weg, auf dem ich noch am ersten befreit werden könnte, wäre, wenn ich mich remplacirte. Man findet hier zu jeder Zeit dergleichen Leute, wenn man ihnen eine Summe von 130—150 Thlr. giebt, um einen Mann zu kaufen; das Freikaufen bei der Regierung ist sehr theuer.

.... Arzew ist ein bloßer Militair-Ort, wo kein Kaufmann oder Wechsler sich aufhält; ich kann ungefähr noch zwei Monate hier liegen bleiben; dann wird es auf jeden Fall in die Ebene gegen den Feind gehen, und es dauert dann wenigstens ein halbes Jahr, ehe ich wieder einige Zeit ruhig liegen bleibe .....

*) Wir verdanken die Mittheilung dieses an eine Verwandte des Schreibers gerichteten Briefes einem geschätzten Leser unseres Blattes.

Mannigfaltiges.

— Reumont's Vorlesung über die neuere italiänische Literatur. Im „wissenschaftlichen Verein", der in diesem Winter sein Triennium vollendet haben wird, so daß einige fleißige und nie fehlende Damen allenfalls ein philosophisches Tentamen bestehen könnten, hat am vorigen Sonnabend (13. Jan.) Herr Dr. Alfred Reumont über die neuere italiänische Literatur gelesen. Diese genießt in Europa keines sonderlichen Rufes. Alle Welt kennt zwar einige Namen wie Manzoni und Silvio Pellico; das hält jedoch selbst Leute von Bildung nicht ab, zu versichern, daß es sich nicht der Mühe verlohne, die italiänische Literatur nach dem 16. Jahrhundert näher kennen zu lernen, da Alles, was den Stolz Italiens ausmache, älter sey und seitdem nur Nachahmer entweder der eigenen Klassiker oder der Franzosen und Engländer sich breit gemacht hätten. Nun ist an dem letzten Theil dieser Behauptung allerdings etwas Wahres; hauptsächlich in Folge der reactionairen Stellung, die Italien seit dem 16. Jahrhundert dem übrigen, kirchlich, philosophisch und politisch fortgeschrittenen Europa gegenüber einnimmt, hat dasselbe die Wege, die es den romanischen Völkern bis dahin in der Wissenschaft und Kunst, besonders aber in der wahrhaft schaffenden Poesie, vorgezeichnet hatte, verlassen und sich zur Nachtretung auf bereits von Anderen geebneten Bahnen beschränken oder die kleinen Schleichwege aufsuchen müssen, auf denen die weltliche und geistliche Censur zu umgehen war; die herrliche klangvolle Sprache und der geschmeidige Geist der Italiäner haben jedoch trotzdem und zu allen Zeiten den Freunden der Kunst und des Schönen anziehende Momente dargeboten, und besonders unser Jahrhundert, das überall die Geister in Bewegung gesetzt, hat auch in Italien, obwohl dieses nur kurzer Intervallen des Fortschritts sich zu erfreuen hatte, Schlummerndes geweckt und den Funken der Poesie wieder entzündet.

Herr Dr. Reumont, dessen Forschungen zur Geschichte der Sprache und Literatur Italiens in diesem Lande selbst und namentlich in Florenz, wo er sich längere Zeit als preußischer Gesandtschafts-Secretair aufgehalten, die ehrenvollste Anerkennung gefunden, hat uns in seinem leider allzu kurzen Vortrage ein flüchtiges, aber in charakteristischen und treffenden Zügen entworfenes Bild des neueren literarischen und poetischen Lebens der Halbinsel vorübergeführt. Er bemerkte zunächst, daß den italiänischen Höfen des 16. Jahrhunderts in der Regel ein viel zu großes Verdienst um die Förderung der Literatur beigelegt werde; diese hätten vielmehr die Poeten, die in ihrer Abgeschiedenheit Heroen waren, entnervt und zu schmeichlerischen Höflingen gemacht. Wir würden Herrn Dr. Reumont dankbar gewesen seyn, wenn er die Ursachen, die in den drei letzten Jahrhunderten lähmend auf Italiens geistige Richtungen überhaupt eingewirkt, vollständig entwickelt hätte; er begnügte sich jedoch, auf die Thatsachen, auf die Stellung der Dichter des sechzehnten, auf den Bombast des siebzehnten und auf die verweichlichte Poesie Metastasio's im achtzehnten Jahrhundert hinzuweisen, ohne des Prinzips und der Macht, die das und vieles Andere verschuldet hatten, näher zu gedenken.

Um so vollständiger und erschöpfender war Herr Reumont, als er auf sein eigentliches Thema kam, als er den Einfluß der ernster gewordenen Zeit, der despotisch-liberalen Ideen Joseph's II. und der französischen Revolution zu schildern begann, dem das neuere Italien zunächst die dramatischen Dichtungen Alfieri's und die Poesieen Vincenzo Monti's zu verdanken hat. Diese Dichter haben bekanntlich beide gleich starke Inkonsequenzen begangen, jedoch in diametral entgegengesetzter Richtung. Während nämlich Alfieri anfangs für die französische Revolution glühte und sich nachmals mit Heftigkeit gegen das siegende Frankreich wandte, war Monti, der die Franzosen, bevor sie die Alpen überschritten hatten, in seiner „Bassoilliana" auf das entschiedenste angegriffen, später der Festsänger des Königs von Italien, der sich zu Mailand die eiserne Krone aufgesetzt, und nach der Vertreibung des fremden Eroberers war es Monti wieder, der die Hymnen zum Preise Oesterreichs sang. Gleichwohl sind die Terzinen seiner „Mascheroniana", eines Gedichtes, dem er zum Andenken seines verstorbenen Freundes Lorenzo Mascheroni diesen Namen gegeben, die besten, die dem Dante in neuerer Zeit nachgedichtet worden. Dagegen verdienen seine vielgerühmten Trauerspiele „Aristodem" und „Galeotto Manfredi" keineswegs den Ruf, den sie genießen, denn sie entbehren eben so wie die Tragödien Alfieri's, als Nachahmungen Racine's in der Sprache und Charakteristik, und Voltaire's im theatralischen Effekt, des Stempels der eigenen Nationalität. Weniger trifft dieser Vorwurf den „Carmagnola" Manzoni's, mit welchem uns Goethe zuerst bekannt gemacht und dessen Chöre besonders von Herrn Reumont nach Verdienst gewürdigt wurden. Ueberhaupt hat uns das, was er über Alessandro Manzoni und den ihm an Edelmuth des Charakters und an gläubiger Gemüthsstimmung so ähnlichen Silvio Pellico, so wie über den theilweisen Gegensatz Beider, über Giacomo Leopardi, gesagt, am meisten angesprochen. Außer einigen Tragödien Pellico's werden auf den Bühnen Italiens nur auch noch die Trauerspiele Niccolini's: „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Ludovico Sforza" und „Arnold von Brescia" gegeben, von denen uns der Vortragende besonders das letztere als ein mit Shakspeare'schem Geist gedichtetes Werk ersten Ranges schilderte, so daß wir in der That begierig geworden, dasselbe kennen zu lernen.

Von den Dichtern der Lombardei, deren Bewohner Herr Reumont als die rührigsten Italiäner bezeichnete, nannte er uns außer Manzoni und Pellico auch noch Grossi, Prati, Sestini, Luigi Carrer, Berchet und Cesare Cantu*). Weil ihnen die Gegenwart verschlossen ist, suchen diese Dichter in der Vergangenheit Motive, um Italiens Größe oder Trauer zu singen. Daher sind es meistens düstere Stoffe des Mittelalters, die sie entweder in Balladen oder, wenn sie damit ausreichen, in Romanen verarbeiten, und nicht sowohl dieser Wahl halber, als weil es ihnen zuweilen gefällt, Victor Hugo und dessen Schule an Gräßlichkeiten noch zu überbieten, darf sie unser Tadel treffen. Von den Romanendichtern, die sich meistens den schottischen Novellisten zum Muster genommen, sind außer den Genannten auch noch Rosini und d'Azeglio (Verfasser des „Ettore Zieramosca") in Deutschland einigermaßen bekannt, während Ugo Foscolo's „Briefe des Jacopo Ortis", obwohl eine Nachahmung der „Leiden des jungen Werther", doch so durch und durch von nationalem Geist und italiänischer Gluth erfüllt sind, daß sie bei uns wohl mehr gekannt zu seyn verdienten, als es der Fall ist. Als Verfasser des in Italien viel gelesenen, anonym erschienenen Assedio di Firenze (Belagerung von Florenz) bezeichnete uns der Redner Herrn Guerrazzi, doch erklärte er den Beifall, den dieser Roman gefunden, nicht für gerechtfertigt.

Wir haben in dieser Uebersicht nur einen sehr kleinen Theil der Namen genannt, über welche Herr Dr. Reumont gesprochen, glauben jedoch schon hierdurch eine Idee von der Reichhaltigkeit des Inhalts seiner Vorlesung gegeben zu haben.

*) Letzterer hat sich gleichzeitig als Novellist — besonders durch seine „Margherita Pusterla" — wie als Geschichtschreiber — durch eine in ziemlich großartigem Stil angelegte, aber noch nicht vollendete Storia Universale — einen bedeutenden Ruf in Italien erworben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 20. Januar 1844.

England.

O'Connell und die Anfänge der Repeal-Bewegung.

Nach E. A. Moriarty.

Wir haben in Nr. 139 und den folgenden Blättern unseres Magazins vom November v. J. einen ausführlichen Artikel über das irländische Parlament und die Union mitgetheilt, der, obwohl von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Klagen Irlands gerecht seyen, doch die in England selbst wie auf dem Kontinent vorherrschende Ansicht festhielt, daß eine Auflösung der Union eben so nachtheilig für das irländische als für das englische Interesse seyn würde. Anderer Ansicht in dieser Beziehung ist eine vor kurzem von einem Landsmanne O'Connell's, Herrn E. A. Moriarty, in deutscher Sprache herausgegebene kleine Schrift über den irländischen Agitator und die Zustände seines Vaterlandes *) — eine Schrift, die viele schätzenswerthe Data zur Erklärung dessen enthält, was sich vor unseren Augen in Irland begiebt, und die durch den eben vor der Grand-Jury beginnenden Prozeß gegen O'Connell ein neues Interesse erhält.

Bei dem stets von uns befolgten Grundsatze, in Bezug auf Fragen, deren historische, politische oder literarische Motive noch nicht aufgehellt sind, eben so die eine wie die andere Ansicht kennen zu lernen, theilen wir aus dieser beredten Vertheidigung O'Connell's, von welchem der Verfasser sagt: „Geschrieben hat er selbst die Geschichte seines Vaterlandes bis zum Jahre 1829; von da an hat er sie gemacht", ein Kapitel mit, das von dem ersten Auftreten des Agitators nach Erlangung der Emancipation der Katholiken handelt und das um so charakteristischer für die Bezeichnung seiner Wirksamkeit ist, als darin mehrere seiner mit wahrhaft prophetischer Kraft abgefaßten Reden an und über Irland enthalten sind. In der Schrift selbst ist zugleich eine Uebersetzung der historischen Denkschrift mitgetheilt, die O'Connell im Februar 1843 mit einer Widmung an die Königin von England veröffentlicht hat und in welcher die prägnantesten Züge der Unterdrückungsgeschichte seines Vaterlandes vom 12. bis zum 19. Jahrhundert zusammengestellt sind.

„Im Februar 1830 wurde das englische Parlament wieder eröffnet, und O'Connell nahm zum erstenmale seinen Sitz im Hause der Gemeinen ein. Er trat sogleich auf bei der Debatte über die Antwort auf die königliche Rede, bei welcher Gelegenheit er mehrere Angaben des Kanzlers der Schatzkammer in Betreff Irlands berichtigte.

Die Art und Weise, auf welche die Emancipation errungen war — die offene Feindseligkeit des englischen Volkes, welche bei dieser Gelegenheit sich kundgab — das kleinliche, gehässige Benehmen der Regierung in der Vollführung dieser Handlung bloßer Gerechtigkeit — ihre Schüchternheit im Guten und ihre Entschlossenheit im Bösen — dies Alles zeigte dem Sieger O'Connell nur zu deutlich, daß der Genuß der errungenen Rechte einzig und allein von einer fortwährend drohenden Stellung abhing. Er erkannte bald, daß die Hauptstärke Englands in der Tiefe seiner religiösen — wenn auch zuweilen geheuchelten — Gefühle wohne. Der Engländer, welcher durch ununterbrochenen Fleiß sich Vermögen genug erworben hat, um der Ruhe pflegen zu können, widmet sich gewöhnlich der Verbesserung des Ackerbaues und einem frommen Lebenswandel. Nachdem er sein Haus mit Teppichen und schweren Vorhängen hinlänglich nach außen geschützt hat, ist seine erste Sorge, sich mit so viel religiösem Enthusiasmus zu versehen, als nöthig ist, um eine behagliche innere Wärme zu erhalten und seinen geistigen Comfort zu bewahren. Gerade zu diesem Zwecke ist die anglikanische Kirche besonders segensreich; keine Kirche bietet, wie diese, den religiösen Hausbedarf für diejenigen, welche ein thätiges kaufmännisches Leben geführt haben und etwa mit dem sechzigsten Jahre beginnen, vorzüglich an ihr Seelenheil zu denken. Die Lehren dieser Kirche sind gerade streng genug, um ihre Mitglieder fühlen zu lassen, daß es etwas Schweres und folglich etwas Verdienstvolles ist, sich denselben zu fügen; und zu gleicher Zeit sind sie gerade mild genug, um im Geiste des Protestantismus jeden inneren Zweifel zu gestatten. Der neuere Puseyismus ist eine natürliche Folge der katholischen Emancipation. Seine Entstehung ist leicht erklärlich durch die einfachsten Vernunftgründe: Seit der Reformation in England war das einzige Prinzip der protestantischen Kirche ein negatives — das Verleugnen des Katholizismus. So lange, als beide Kirchen im Streite lagen, wurden alle entdeckten Schwächen der katholischen Lehre als Schönheiten der protestantischen Lehre betrachtet. Mit dem Aufhören dieses Streites verschwand Alles, was die anglikanische Staatskirche von den vielen Privatkirchen unterschieden hatte. Alsbald erwies sich die Nothwendigkeit, durch die Einführung verschiedener Förmlichkeiten und ein strengeres Halten auf gewisse Glaubenssachen eine augenfälligere Absonderung zu bewerkstelligen. Der Glaubenseifer, welcher jetzt seine Befriedigung im Puseyismus findet, machte sich ehemals Luft im Kampfe mit Rom, und wie jener Tory aus der alten Schule seinen Haß gegen alle Vorurtheile und — die Franzosen aussprach, eben so liebte der moderne Engländer völlige religiöse Freiheit und — protestantische Oberherrschaft.

Um den für das katholische Irland höchst gefährlichen Folgen dieses feurigen Glaubenseifers Englands entgegen zu wirken, sah sich O'Connell genöthigt, einen eben so mächtigen Hebel zu suchen, um unter seinen Landsleuten eine entsprechende Gegenwehr dem Andrange des englischen Volkes gegenüber zu bilden. Diesen fand er auch: er sprach das kühne Wort „Repeal" aus. Mit diesem einen Worte zündete er ein Feuer an, welches alle Klassen des irischen Volkes erglühen machte — ein Feuer, das, einmal entbrannt, niemals wieder erlöschen sollte. An ihm konnte er die Fackel anzünden, von deren schaurigem Scheine beleuchtet, die feindlichen Maßregeln der englischen Regierung immer einen etwas grauenhaften Anstrich gewannen. Er brauchte es nur anzuschüren, um es aus einem glimmenden Zustande hell auflodern zu lassen. In dieses Feuer warf er und verbrannte darin unzählige Parlaments-Akten, die Statuten der Orangisten, die vielen Registrations-Bills Stanley's und die alten wurmstichigen Charten und Privilegien sämmtlicher irländischen Corporationen; ja, vor seiner Gluth sind sogar Ministerien gewichen.

Kaum einen Monat im Parlament, brachte O'Connell bei Gelegenheit einer Bittschrift der Stadt Drogheda den Widerruf der Union zur Sprache, und obgleich er sich fast allein sah bei der Abstimmung darüber, so hatte er doch seinen Zweck erreicht.

O'Connell gründete sogleich einen Verein zur Aufhebung der Union und richtete eine Reihe von Sendschreiben an das irische Volk, um es zur thätigen Mitwirkung aufzufordern. Aus diesen Briefen theilen wir die folgenden kräftigen Stellen mit:

„„Nein, ich weine nicht länger um Irland; ich zittere nicht länger um sein Geschick. Der Versuch ist gemacht, und das Resultat konnte nicht triumphirender seyn. Die letzten Wahlen haben das Metall erprobt, woraus des irischen Volkes Seele gebildet ist, und es hat sich erwiesen, daß dieses Metall köstlicher, daß es, obgleich zerschlagen, schärfer als brunirter Stahl, reiner als jungfräuliches Gold sey; ein so lauterer, furchtloser, uneigennütziger und lebendiger Geist der Vaterlandsliebe, wie er sich während der letzten Jahre und namentlich während der neuesten Wahlen in Irland gezeigt hat, ist eine seltene Erscheinung in der Menschengeschichte. Man kann zwar sagen, daß die französischen Wähler sich eben so gut gehalten haben; aber dann vergesse man nicht, daß den Franzosen die Kugelung zu Gute kommt, eine Art des Votirens, bei welcher Jeder seine Stimme nach Fug und Gewissen mit vollkommener Sicherheit abgeben kann. Betrachten wir den großen Vortheil, welchen die französischen Wähler durch die Kugelung voraus haben, so behaupte ich keck, daß die Iren in patriotischem Benehmen den Franzosen oder jeder anderen europäischen Nation vorangehen. In dieser, wie in sittlicher und religiöser Hinsicht spricht sich die Ueberlegenheit des irischen über das englische Volk sehr bestimmt und entschieden aus. Was Schottland anbelangt, so flieht dieses karge Volk jede patriotische Aufwallung wie die Pest, und Schriftsteller, Redner und Staasmänner haben sich, mit wenigen höchst ehrenwerthen Ausnahmen, auf die Seite des diebischen Despotismus der niederträchtigen Oligarchie Englands geschlagen. Der Kontrast, welchen Irland darbietet, ist in der That erfreulich. Denke man nach über die moralische Gesammtwirkung, welche die Anstrengungen und Belehrungen des Katholikenvereins in diesem Lande hervorbrachten. Das Volk zeigte sich diesen Belehrungen empfänglich; es hegte die innigste Ueberzeugung, daß endlich ein Verein von Männern entstanden, die keinen anderen Wunsch und keinen anderen Zweck kannten, als die Freiheit und das Glück Irlands. Das Volk nahm daher unsere Rathschläge mit herzlichem Beifall auf und befolgte sie mit Lust und Eifer. Die größte physische Kraft, welche je durch moralische Triebfedern — ohne Anwendung irgend einer Art von Gewalt und ohne einen Tritt über die Schranken der Ordnung — aufgeboten ward, brachte der Katholikenverein in eine friedliche, gesetzliche und verfassungsmäßige Bewegung. Das Ergebniß war unausbleiblicher Erfolg. Freudig verweile ich bei den glänzenden Punkten in der unglücklichen Geschichte meiner Heimat. Glanz ist aber nur, wo irischer Geist waltet. Alles Andere ist trüb' und dunkel, wenn, wie meist geschah, englische Gewalt obsiegte. —

*) Leben und Wirken O'Connell's mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Von E. A. Moriarty. Mit dem Bildnisse O'Connell's. Berlin, Trautwein, 1843.

Nun, Ihr Jünglinge Irlands, höret zu. Ihr jungen Herren, die Ihr durch die Hallen der Hochschule wandelt, seyd so gut und schenket mir Eure Aufmerksamkeit. Ihr nennt Euch Iren; aber erwärmt auch die Liebe zum Vaterlande, die heilige Glut der Bürgertugend, Eure Herzen? Seyd Ihr Iren, oder herrschen die Gefühle der Fremden und der Feinde in Euch? Ihr wurdet geboren während des Kampfes zwischen Bigotterie und Gewissensfreiheit. Haben Eure frühen Vorurtheile die Begeisterung der Jugend in Euch erstickt und den Drang nach Unabhängigkeit in Euch gedämpft?

„„Ihr jungen Katholiken Irlands — Ihr, die Ihr dieses Land das Eurige, die Ihr es Eure Heimat nennet: merket auf und verstehet mich wohl. Die Union hat jetzt dreißig Jahre gedauert. Der Versuch ist fertig. Sie hat keinen Nutzen für Irland hervorgebracht, auch nicht einen. Wenn sie sich eines rühmen kann, so sage man es. Worin besteht er? Wie heißt dieser Vortheil, dieser Gewinn? Wisset Ihr Einen? Ich wiederhole mein Wort: nicht einen. Ich fordere ihre Anhänger heraus — ich stelle mich vor ihre Sachwalter — ich rufe die Feinde Irlands auf — ich flehe, ich beschwöre die Freunde Irlands — ich frage Alle und Jeden: was hat die Union für Irland Gutes gethan? Nichts, nichts, weniger als Nichts. Die Wahrheit erlaubt nicht Einen Nutzen, nicht Einen Vortheil zu nennen. Die Einbildungskraft selbst kann nicht Einen Fall auftreiben, in welchem die Union Irland gefördert hätte, in welchem sein Interesse durch sie gewahrt, sein Wohlstand durch sie unterstützt worden wäre.

„„Ihr, die Ihr noch am Leben seyd von den Unionisten — noch am Leben seyd von jenen niederträchtigen Männern, welche ihr Vaterland an fremde Herrschaft überantwortet und verkauft haben: tretet hervor! Es sind noch Einige von Euch thätig, noch voll Dünkel. Ich schüre die ganze politische Glut Eures Vaterlandshasses wider Euch auf. Ihr müsset Euch vertheidigen, Ihr müsset uns den Nutzen, den Vortheil nachweisen, den das Vaterland, das Ihr verrathet, der Union verdankt. Hat die Union nur eine von all' den Herrlichkeiten verwirklicht, welche man treuloserweise vorspiegelte, so ist es Eure Pflicht, Ihr Unionisten, uns davon zu überzeugen.

„„Allein, da ist Nichts, Nichts! Niemand wird sich erfrechen, zu behaupten, daß diese Maßregel nur Einen Vortheil zur Folge gehabt hat. Verzicht haben wir geleistet auf unsere National-Unabhängigkeit — ausgeliefert haben wir die Pfänder unserer anererbten Rechte der Selbstregierung — zu Narren haben wir uns erklärt und unsere Unfähigkeit ausgerufen — entwürdigt, zur Provinz gemacht haben wir unser Land — Verräther sind wir gewesen an unserer Heimat — wir haben sie dem Fremdling, dem Erbfeind in den Schooß gelegt. Welcher Lohn, welcher Preis, welche Vergeltung, welcher Ersatz ist uns dafür geworden? Keiner, keiner, keiner! Der Sünde Sold ist der Tod. So war der verdiente Sold unserer Schande. Diese eine Wahrheit steht außer Zweifel: Die Union hat Irland keine Rosen gebracht.““

Gegen diesen Repeal-Verein erließ der damalige Vice-König von Irland, der Herzog von Northumberland, eine Proclamation zur Unterdrückung desselben, worauf O'Connell an des letzteren Stelle einen anderen stiftete, der die Sammlung von Bittschriften gegen die Union bezwecken sollte. Im Dezember kehrte er vom Parlamente nach Irland zurück und wurde bei seiner Ankunft in dem Hafen von Dublin von den sämmtlichen Gewerken feierlichst eingeholt. Mittlerweile war Wilhelm IV. dem Könige Georg IV. auf dem Throne gefolgt, und ein Ministerium unter dem Grafen Grey war an die Stelle des Wellington-Ministeriums getreten. Dieser Wechsel brachte jedoch keine Veränderung in O'Connell's Haltung, der Regierung gegenüber, hervor. Er setzte seine Agitationen ungestört fort und wurde in Folge derselben am 17. Januar 1831 mit vier Anderen verhaftet, unter der Beschuldigung: in Waterford eine Verletzung des gegen politische Zusammenkünfte erlassenen Gesetzes begangen zu haben. Anfangs weigerten sich die Regierungs-Bevollmächtigten, ihn gegen Bürgschaft auf freien Fuß zu stellen, wurden aber bald durch seine Vorstellungen überzeugt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die allgemeine Entrüstung des irischen Volkes zu einem unvermeidlichen und höchst ungelegenen Ausbruch kommen müßte. Wisset Ihr denn, sagte er, welche Folgen Eure Unvorsichtigkeit haben wird? Wisset Ihr nicht, daß bei der ersten Kunde von meiner Verhaftung 30,000 Mann sich auf diese Stadt losstürzen werden? Seid Ihr auf einen solchen Ausgang vorbereitet? Werdet Ihr ohne mich den Sturm des allgemeinen Entsetzens beschwichtigen können? Stellet mich vor Gericht und wartet das Urtheil der Jury ab. — Die Bürgschaft wurde angenommen und ein Prozeß in gewöhnlicher Form gegen ihn eingeleitet.

Dieser Vorfall erregte, wie es sich leicht denken läßt, die äußerste Aufregung und Erbitterung in den Gemüthern aller Klassen des irischen Volkes. — Die Sache kam nicht zur gerichtlichen Entscheidung, da eine Auflösung des Parlaments eintrat, ehe der Prozeß zum Verhör reif wurde. Die Minister scheuten sich wohl, das außer Kraft getretene Gesetz, worauf die Klage gegründet war, zu erneuern.

Durch diesen feindlichen Schritt ließ O'Connell sich durchaus nicht abhalten, der Regierung seine thätigste Mitwirkung bei dem wichtigen Reformkampfe zu gewähren. Er hielt bei der Debatte über diese gewichtige Frage eine Rede und trug durch seine Unterstützung anerkanntermaßen hauptsächlich zur Annahme dieser Maßregel bei. Aus der bei dieser Gelegenheit von ihm gehaltenen Rede theilen wir den Schluß hier mit:

„„Die Nationalschuld Englands wird gewöhnlich zu 820,000,000 Pfund Sterling angenommen; aber ich habe die Autorität des ehrenwerthen Mitgliedes für Middlesex — eine Autorität, die in diesem Falle Niemand für ungültig erklären wird — daß nach genauer und richtiger Berechnung ihr Betrag 1100 Millionen Pfd. Sterl. ist. Diese ungeheure Staatsschuld zeigt, wie das Wahlfleckensystem gewirkt hat. Aber doch kann man sagen, trotz dieser Schuld blüht das Land. Warum blüht es? Weil es mit einem milden Klima und fruchtbaren Boden gesegnet ist, weil es zahlreiche und schöne Häfen hat und Minen von Salz und Kohlen in seinem Schoße birgt. Weil es endlose Hülfsmittel in dem Fleiß, dem Unternehmungsgeist und der gewerblichen Geschicklichkeit seiner Einwohner besitzt, und weil seine Verfassung im Ganzen frei ist, obgleich mit Tadelnswerthem vermischt. Mit all diesen Vorzügen sollte das Land seyn, was es früher gewesen ist und was, wie ich hoffe, es auch wieder werden wird — die Beschützerin der Freiheit der ganzen Welt und der Gegenstand des bittersten Hasses für alle Despoten. Der Geist der Freiheit erfüllt die Herzen des Volkes — ihre Banner wehen ewig über unseren Häuptern. Sie wehen jetzt überall, und ich weiß, es giebt kein britisches Herz, welches nicht höher schlüge bei der Nachricht, daß dieses Banner die Kämpfenden zum Siege geführt. Wenn ein Despot die Macht hätte, wie er den Willen hat, einen Theil seiner Unterthanen auszurotten — wenn er sie zwänge, seine Religion anzunehmen, so verschieden sie auch von der ihrigen ist — wenn er die grausamste und niederträchtigste Inquisition einführte und Alles mit Füßen träte, was des Namens der Freiheit würdig ist — wir haben 1000 Millionen Schulden und können uns nicht einmischen. Die Wirkung jenes Systems und nur das hat uns dahin gebracht. Unsere Truppen sind so brav wie immer — unsere Offiziere so tapfer, wie sie nur je über die blutige Wahlstatt hinschritten — aber wir haben 1000 Millionen Schulden. Das ist die erbärmliche Krankheit, die wir dem Wahlfleckensystem zu verdanken haben — das ist der Feind, den ihr nicht besiegen könnt, ohne das ganze Volk durch seine Vertreter in dieses Haus zusammenzurufen, um euch zu helfen. Ehe ich zum Schluß komme, wollte ich noch ein Wort euch ins Ohr flüstern — Irland. Doch will ich jetzt nicht diesen wunden Fleck berühren. Ich will nicht fragen, wie das System in diesem Lande gewirkt hat. Ich will nicht fragen — schreitet der Hunger dort durch die Straßen? Zeigen die dicht gedrängten Keller seiner Städte etwas Anderes als Jammer und Elend? Stiert die Noth dem Volke aus dem bleichen Antlitz? Ich fordere einen Jeden auf, hinzugehen und zu sehen, wie groß das Elend und die Noth in Irland ist, und mir dann zu sagen, ob jenes System gut gewirkt habe. Ich rufe euch an im Namen des Gottes der Liebe — ein Anruf, der, mit der Bitte um eine Gabe aus eurem eigenen Vermögen vereint, nie von euch überhört worden — seyd gerecht gegen Irland. Ich rufe euch an, das, was ihr für das englische Volk thun wollt, auch für das irische zu thun. Hört ihr auf meinen Ruf, so sichert ihr dadurch die Ruhe jenes Landes und findet eine reichliche Belohnung in der Zufriedenheit und Dankbarkeit des Volkes.““

(Schluß folgt.)

Sagen und Erzählungen des Mittelalters.

(Schluß.)

Außer den Sagen und Erzählungen hat Herr Thomas Wright auch ein Manuskript gefunden, welches Fabeln enthält, die dem englischen Cisterzienser-Mönch Odo de Cerinton, der gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, beigelegt werden. Er hat wohl daran gethan, daß er einige derselben in seine Sammlung aufgenommen hat, da mehrere sehr schön und sonst nicht anderswoher bekannt sind. Wir wollen von einer der besten, Nr. LII. S. 50, die Uebersetzung geben:

Die Tauben und die Horneule.

Ein Sperber raubte einmal eine Taube und verschlang sie. Die anderen Tauben hielten Rath, um zu überlegen, bei wem sie sich darüber beklagen sollten, und sie sagten: „Bei der Horneule.“ Die Horneule aber ist ein Vogel mit einem großen Kopfe und größer als der Adler, und die Tauben verklagten den Sperber bei ihr deshalb, daß sie ihnen Gerechtigkeit schaffen sollte, weil er eine ihrer Schwestern getödtet habe. Als die Horneule ihre Klage angehört hatte, so antwortete sie mit einem tiefen Ton und weit geöffnetem Schnabel: „Klok.“ Die Tauben sagten hierauf unter sich: „Ach, wie schön hat sie gesprochen! Sie wird gewiß den Sperber auf einmal verschlingen.“ Der Sperber kam wieder und raubte noch eine Taube. Die Tauben gingen zur Horneule und sagten: „Schaffe uns Gerechtigkeit.“ Sie antwortete: „Klok.“ Die Tauben sagten: „Wie furchtbar hat sie gedroht! sie wird ein sehr gutes Urtheil sprechen.“ — Der Sperber raubte eine dritte Taube. Die Tauben gingen zum dritten Male zur Horneule und baten sie, den Sperber doch zu bestrafen; und sie antwortete: „Klok.“ Als sie dies gehört hatten, so sagten sie: „Was soll das bedeuten, daß sie beständig „Klok“ sagt und uns niemals Recht verschafft? Wir wollen ihr Reich verlassen und sie wie einen Betrüger und Dummkopf behandeln!“ — Daher kommt es, daß die Tauben und die übrigen Vögel über die Horneule, wenn sie sie sehen, herfallen und sie angreifen, und die Horneule nur des Nachts auszufliegen wagt, weil die Vögel sie sonst tödten könnten.

So sagen auch die meisten Könige und Großen, wenn die Armen sich bei ihnen über Beleidigungen beklagen und Gerechtigkeit von ihnen verlangen: „Wir werden euch helfen; wir werden euch helfen!“ Sie sprechen nur das einzige „Klok“, und doch handeln sie niemals. Dies bezieht sich auch auf die unzuverlässigen Versprecher, welche immer sagen: „Klok, klok“, d. h. ich werde geben, ich werde geben; und doch erhält man nichts Anderes von ihnen, als das einzige „Klok“.

Nr. LI. „Von den drei schlechten Aebten“ ist, wenn man nur die Namen ändert, der alten griechischen Geschichte von einer Frau völlig ähnlich, welche

in dem Tempel des Zeus ein langes Leben für den Tyrannen Dionysius erflehte. Als man sie deshalb nach der Ursache fragte, so sagte sie, daß sie einen König gehabt hätten, der ein großer Tyrann gewesen wäre, und daß sie deshalb um seinen Tod gebeten hätte, welcher auch bald darauf erfolgt wäre. Sein Nachfolger wäre aber noch schlechter gewesen, und sie habe ihr Gebet wiederholt. Nach seinem Tode sey Dionysius gekommen, der noch viel schlimmer wäre, als seine beiden Vorgänger, und sie bäte nun für ihn ein langes Leben; denn sie fürchtete, es möchte ein noch weit schlimmerer ihm nachfolgen, in welchem Falle das Volk ganz zu Grunde gehen würde.

Merkwürdig ist noch der Anhang, den Herr Wright seiner Sammlung beigegeben hat und der aus drei Theilen besteht. Der erste Theil enthält gereimte lateinische Fabeln aus dem 13ten Jahrh., die mit der lateinischen prosaischen Fabelsammlung, welche unter dem Namen des Romulus bekannt ist, mit der französischen metrischen Sammlung, die unter dem Titel: „Ysopet I." von Robert herausgegeben wurde, und mit den Fabeln der Marie de France viele Aehnlichkeit haben.

Der zweite Theil des Anhangs bringt einen Abdruck der jetzt so selten gewordenen Fabeln oder vielmehr Erzählungen des Adolfus, der sie, wie er selbst sagt, im J. 1315 schrieb und einem damals berühmten Professor der Wiener Universität, Ulrich, widmete. Sie sind in gutem Latein und in schöner metrischer Form (in Distichen) geschrieben. Sie behandeln meistens Liebes- und Ehebruchsgeschichten und werfen kein günstiges Licht auf den moralischen Zustand der damaligen Zeit. Viele derselben finden sich in dem Haupttheile von Herrn Wrights Auswahl in prosaischer Darstellung wieder.

Am interessantesten und wichtigsten jedoch ist der dritte Theil des Anhangs, der einige sogenannte Komödien und Tragödien, d. h. Geschichten heiteren und ernsten Inhalts in erzählender, aber nicht in dramatisch-dialogischer Form, enthält. Sie sind von Wilhelm v. Blois, dem jüngeren Bruder des berühmten Peter v. Blois, und widerlegen den Kompilator des Artikels in der Histoire littéraire de France Tom. XV. p. 413, welcher glaubt, daß keine Schriften von Wilhelm v. Blois uns erhalten wären. Die Komödie von der Alda, die Herr Professor Endlicher in einer Handschrift der Gedichte des Matthäus von Vendôme fand und die er für ein Werk des Letzteren hielt, weil sie mit dem Style dieses Dichters Aehnlichkeit hat, ist nun ganz entschieden ein Gedicht des Wilhelm v. Blois, da Herr Wright in der Harleyanischen Bibliothek ein vollständigeres Manuskript fand, das die einleitenden Verse enthält, die in dem Wiener und anderen Manuskripten fehlen, und in welchen der Verf. Mehreres aus seinem Leben erzählt und unter Anderem Folgendes von seiner Poesie sagt:

Musa Viennensis Guillelmi sive Blesensis
Scriptores juvenes valit refugitque senes.

Um die Sache ganz außer Zweifel zu setzen, legt auch Peter v. Blois dieses Gedicht seinem Bruder Wilhelm bei, indem er in einem seiner Briefe an seinen Bruder (Petr. Bles. Epist. XCIII.) Folgendes schreibt: — „Nomen vestrum diuturniore memoria quam quatuor abbatiae commendabile reddant Tragoedia vestra de Flaura et Marco, Versus de Pulice et Musca, Comoedia vestra de Alda etc." Diese Stelle ist für die Sitten der Zeit noch darin charakteristisch, daß ein ausgezeichneter Geistlicher einen anderen lobt, daß er solche Unflätereien schreibt, wie die comoedia de Alda enthält.

Endlich wollen wir noch einige Worte über den letzten Artikel des Anhangs sagen. Es ist eine Tragoedia de Affra et Flavio und aus einem Manuskript des 13ten Jahrhunderts gezogen. Obgleich das Manuskript den Namen des Verfassers nicht nennt, so ist es doch im Styl und besonders in dem affektirten Antithesenspiel den Gedichten des Wilhelm v. Blois so ähnlich, daß wir Herrn Wright gern beipflichten, wenn er die Meinung ausspricht, daß es dem Dichter der Alda zuzuschreiben sey. Es enthält die rührende Geschichte einer Frau, die von ihrem Manne mit ihrem Sohne verstoßen und auf eine unfruchtbare Insel verbannt wird. Die Noth, die sie hier erleidet, und die Angst der mütterlichen Liebe um das kleine Kind wird mit den lebhaftesten Farben geschildert.

Am Schlusse unserer Anzeige möge uns noch die Hoffnung auszusprechen erlaubt seyn, daß gewiß jeder Freund der Literatur des Mittelalters sich mit uns freuen wird, daß Herr Thomas Wright diese Auswahl von Erzählungen herausgegeben hat, zumal er sie durch die am Ende beigefügten Noten und durch ein kleines Glossarium derjenigen Wörter, deren Bedeutung in der klassischen Sprache nicht gebräuchlich ist, für den Leser so bequem eingerichtet hat.

Frankreich.

Descartes und die französischen Eklektiker.

Wir theilen über das Verhältniß der ältesten zur neueren französischen Philosophie nachstehende Bemerkungen des Herrn Lerminier mit:

„Die europäische Philosophie steht an einem Wendepunkte. Von den verschiedensten Seiten treten ihr Hindernisse entgegen, und die Schlaffheit und Geringschätzung eines skeptischen Indifferentismus ist ihr nicht weniger gefährlich, als der Hochmuth des industriellen Lebens. Jenseits des Rheins neigen sich viele Geister zum Mystizismus hin, und in Frankreich stört der Ehrgeiz und die Unduldsamkeit der Kirche die Philosophie in ihrer Entwickelung. Fragen, welche die vorhergehende Generation schon abgethan zu haben glaubte, werden aufs neue von Anfang untersucht; und es scheint, daß die Wahrheit eine zweite Eurydice ist, nach der Orpheus, das menschliche Geschlecht, mit größter Anstrengung wallfahrtet und zuletzt doch nur mit dem Dichter ausruft: Ibi omnis effusus labor! Doch verhält es sich in der That so? Ist die philosophische Bewegung, welche die Geschichte durchzieht, nur ein Bild der ewig sich erhebenden und neu entkräftet zurücksinkenden Ohnmacht? Nein; denn die Vergleichung der antiken Philosophie mit der modernen zeigt, daß im Alterthum die Individualität der Philosophen stärker hervortritt, in der neueren Zeit der Gehalt der Systeme bedeutender ist. Als Anaxagoras sein Prinzip aufstellte, daß der Geist die erzeugende und beseelende Kraft des Alls sey, da bekannte sich Perikles, das Haupt der Republik, dazu, Euripides wiederholte es von der tragischen Bühne herab und Archelaus ging bei seinen Forschungen davon aus. So schlug der Gedanke des einzelnen Philosophen in der griechischen Politik, Poesie und Naturwissenschaft Wurzel. Eben so wirkten mehrere Nachfolger des Anaxagoras, besonders Plato und Aristoteles, umgestaltend auf das gesammte griechische Leben ein. Was blieb den Neueren nun nach so reicher Aerndte auf dem Felde der Ideen? Sie gingen von der Bewunderung der Alten aus, und erst durch diese kämpften sie sich zur Selbständigkeit hindurch. Sie lernten von den Alten die Klippen kennen, an denen der menschliche Geist am leichtesten Schiffbruch leidet, und faßten die schwierigsten Probleme einfacher und klarer, als dies die Alten vermocht, welche die Richtigkeit derselben mehr ahnten und fühlten, als erkannten, wie man aus ihren vergeblichen Versuchen, sie zu erweisen, sieht. An Originalität der Ideen sind uns die Griechen ohne Zweifel überlegen, doch Vieles, was sie aufstellten, mußte sich dem menschlichen Geiste, als er zu philosophiren anfing, von selbst aufdringen, und erst der neueren Zeit gelang es, die Richtigkeit mancher schon im Alterthum ausgesprochenen Ansichten zu beweisen.

Wenn man nun von der Höhe eines geschlossenen Systemes auf die Geschichte der Philosophie blickt, so ist man erstaunt, mit welcher Folgerichtigkeit der menschliche Geist sich durch die verschiedenen früheren Stufen auf diesen Punkt erhoben. Man erkennt erst die gleichsam fatalistische Nothwendigkeit, mit der jedes folgende System durch das vorangehende hervorgerufen ist, und die Idee der Gegenwart zeigt sich als das Endergebniß der langen Kette früherer Philosopheme. Auf solch' einer Höhe stand die französische Philosophie nicht, als man vor zweiundzwanzig Jahren eine Art von System sich zu bilden suchte, welches mit der Lehre Condillac's nicht übereinstimmte. Man wandte sich zuerst schüchtern an die schottische Philosophie, die mit den Kräften derer, welche das breite Geleis ihrer Vorfahren zu verlassen sich erkühnten, gewissermaßen in Proportion stand. Die schottische Schule schien eine bequeme Anhöhe zwischen den tiefen Gründen des Sensualismus und den Felsengipfeln des Spiritualismus, die noch unersteiglich schienen. Man rettete sich in dieses Asyl und beging vielleicht nur den Fehler, daß man sich zu lange in demselben aufhielt. Am meisten befremdend war es hierbei, daß ein so klarer und scharfer Geist wie Jouffroy sich so lange unter das Joch der Schotten beugte, die ihm an Talent sicher nicht überlegen waren. Doch man kam faktisch lange nicht über die Schule von Edinburg hinaus, und sie wurde der erste Stein zur französischen eklektischen Philosophie.

Der zweite wurde der Kantianismus. Giebt es eine Metaphysik? fragte man mit Kant; wie weit hat der menschliche Geist ein Recht, zu dogmatisiren? In Deutschland nahm man die Ergebnisse der dreifachen Kritik Kant's in sich auf, ohne bei ihnen stehen zu bleiben, weil sie sich zu sehr zum Skeptizismus hinneigten. Fichte, Schelling und Hegel gingen von Kant aus, doch sie widersprachen ihm und schufen eine neue Metaphysik. In Frankreich blieb man beim Studium Kant's stehen; wo jenseits des Rheins die Exposition zu dem Drama der neueren philosophischen Bewegungen schließt, da zogen unsere Eklektiker sich scheu zurück, und dieses zum großen Nachtheil ihres Systems.

Auf Descartes wurde man erst durch Kant und Reid geleitet. In der ersten Zeit der Reaction gegen Condillac besaß man nicht die Kraft, um sich zum Cartesianismus zu erheben; doch 1824 begann Cousin, eine vollständige Ausgabe der Werke Descartes' zu veröffentlichen, und seitdem wurde Descartes in Frankreich von Allen eifrig studirt, welche auf dem Felde der Philosophie glaubten, eine Stimme abgeben zu dürfen. Es erschienen zahlreiche Analysen, Commentationen und Kritiken einzelner Theile und des ganzen Systems, und vor zwei Jahren stellte die Académie des Sciences morales, in welcher die eklektische Philosophie herrscht, eine auf Descartes bezügliche Preisfrage. Sie forderte, daß man den Charakter und die Folgen seiner Philosophie, besonders seinen Einfluß auf Spinoza darstellte, Leibnitz seinen Platz Descartes gegenüber anwiese und in einer Kritik des Systems die Wahrheit von den Irrthümern desselben schiede. Hierauf krönte sie zwei Schriften: die eine von Bordas-Demoulin, welche sich das Ansehen giebt, als ob sie Descartes erst entdeckt hätte oder doch den Franzosen erst das Verständniß des Cartesianismus zu eröffnen sich herablasse; die andere von Boullier, welcher als disziplinirter Kämpfer der eklektischen Schule die Metaphysik Descartes' durch die Psychologie der Eklektiker kritisirt.

Am frühesten und besten hat über Descartes in Frankreich Jouffroy gesprochen, welcher schon in seinem 1825 erschienenen Fragment über Spiritualismus und Materialismus sagt: Die Abhandlung über die Methode ist die Vorrede zur modernen Philosophie, die Meditationen sind ihr erstes Kapitel. Nicht weil sich Descartes gegen Aristoteles erhob, wurde er von seinem Jahrhundert so sehr bewundert; dies hatten schon Viele vor ihm gethan; sondern weil er an die Stelle der Philosophie, die er zu entthronen kam, ein anderes vollständiges System setzte. Der negativste Geist seiner Zeit war zugleich der affirmativste. Nachdem Descartes an Allem gezweifelt hatte, zweifelte er an Nichts mehr. „Archimedes", sagt Descartes in seiner zweiten Meditation, „verlangte nur einen einzigen festen Punkt, um die Erde aus ihrem Platze zu heben und an einen anderen Ort zu schwingen; so würde ich für mein weiteres

Erkennen große Hoffnungen hegen, wenn es mir gelänge, einen einzigen sicheren und unzweifelhaften Satz zu finden.“ Diesen Satz fand Descartes in seinem Cogito, ergo sum; und mit diesem Ausspruch beginnt das Zeitalter der neueren Philosophie; was man bis dahin im Abendlande Philosophie genannt hatte, war nur ein langer Kommentar zum Aristoteles, welchem der heilige Augustinus den Lorbeer streitig zu machen suchte. Mit Descartes befreite sich die Wissenschaft von dieser doppelten Ueberlieferung, von der griechischen und kirchlichen Autorität. Doch wenn Descartes noch einen Dualismus zwischen der Seele und dem Körper, zwischen dem Geiste und der Materie annahm, so lehrte Spinoza die Identität des Endlichen und Unendlichen, Gottes und der Welt; und die alleinige Substanz wurde der Inbegriff alles Vorhandenen. Spinoza's Moral ist nicht die des Christenthums, doch auch sie ist schön und großartig; sie war bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast unbekannt, da gab 1785 Jakobi seine Briefe über Spinoza heraus, und seit der Zeit durfte in Deutschland Niemand mehr den Philosophen von Amsterdam schmähen. In Frankreich erhob man sich später zu einer Würdigung Spinoza's, doch gegenwärtig ist er auch hier allgemein anerkannt; und seitdem wir Spinoza's Werke in einer ausgezeichneten Uebersetzung von Emil Saisset besitzen, verbreitet sich die Kenntniß derselben auch unter den Laien immer weiter.

Malebranche war, so zu sagen, ein Neu-Platoniker aus der großen alexandrinischen Epoche, der sich in die neuere Zeit verirrt hatte. Er war christlich orthodox, doch dabei neigte er sich zu phantastischer Schwärmerei hin und hatte gleichsam nur eine Lust daran, sich bisweilen auch auf das ebene Feld des abstrakten Denkens zu wagen. So wurde er von den Philosophen und den Gläubigen gleich sehr angegriffen und konnte auf beide keinen tieferen Einfluß üben.

Der gefährlichste Feind des Cartesianismus wurde Leibnitz, der ihn nicht bloß mit der ganzen Kraft seines Genies, sondern mit einer leidenschaftlichen Glut verfolgte. Er glaubte, die Rechte des Christenthums gegen Descartes und Spinoza vertheidigen zu müssen, und er trat nicht allein in die Schranken, sondern die gesammte Geschichte der Philosophie, mit welcher er, wie keiner seiner Zeitgenossen, vertraut war, mußte ihm bei diesem Kampfe beistehen, und ihr verdankte er seine Erfolge mehr als seinem eigenen System, welches den großen Widerspruch enthielt, daß Leibnitz mit dem Anspruch auftrat, für einen strengen Christen zu gelten, und sein Gott doch vermöge der prästabilirten Harmonie die Welt nicht durch einen freien Akt gerade so geschaffen hat, wie sie ist, sondern sie so zu schaffen genöthigt war.

Indem die Eklektiker den Cartesianismus kritisch beleuchteten, mußten sie selbst immer mehr den einseitig psychologischen Charakter ihrer Philosophie erkennen. Descartes erkennt das Wesen der menschlichen Natur erst aus dem Wesen der göttlichen; nachdem er die Identität des Denkens und Lebens ausgesprochen hat, geht er zur Betrachtung Gottes über, und erst mit den Ergebnissen dieser Betrachtung suchte er den menschlichen Geist sich begreiflich zu machen. Die Eklektiker gehen den umgekehrten Weg; sie studiren den Menschen, von der Zergliederung des Ich schreiten sie fort zur Erforschung Gottes, und unwillkürlich finden sie in Gott nur wieder, was sie in sich gefunden, die göttliche Freiheit zeigt sich nur als eine höhere Potenz der menschlichen, und die Theorie wird ein Abschnitt der Psychologie.

Die Eklektiker geben, man möchte sagen, auf Kosten ihres Ansehens, eine große Probe ihrer Unparteilichkeit, indem sie die Geister auf Descartes, Spinoza und Leibnitz hinlenken. Sie regen alle Fragen der Methaphysik, die sie in ihrem System gelöst zu haben glaubten, von neuem an, und dies ist für ein System, welches auf seine Fragen unwiderlegliche Antworten erhält, in einer Zeit, wie der unseren, um so mehr gefährlich, als jetzt die Geister besonders in Frankreich in einer krampfhaften Aufregung zwischen der Speculation und Orthodoxie schwanken und mit gleicher Unbeständigkeit bald von der einen, bald von der anderen Rettung für ihre Seele fordern. Wenn die Philosophie daher sich den früheren Systemen gegenüber, welche sie selbst als Autorität für sich anführt, nicht zu halten vermag, so muß es der Kirche leicht werden, die Nebenbuhlerinnen mit den eigenen Waffen zu bekämpfen und wenigstens in den Augen der Laien den Sieg davonzutragen.

Die eklektische Schule hat der französischen Philosophie wesentliche Dienste geleistet. Sie hat die antike Philosophie zuerst wieder gewürdigt, die Geschichte der Philosophie in ihrem ganzen Umfange dargestellt und einzelne Abschnitte derselben mit großem Fleiße und tiefem Scharfsinn durchforscht, sie hat eine freie Beobachtungsgabe und die Gesetze der Psychologie in ein System vereint, welches, wenn es auch nicht auf unerschütterlichen Prinzipien beruht, doch geistreich ist und von großer Gewandtheit zeugt. Die Eklektiker haben einen bedeutenden Fortschritt auf dem Felde der Philosophie herbeigeführt, doch dieser Fortschritt wird ihnen selbst jetzt gefährlich. Unter den vereinzelten Gedanken und Bemerkungen, die man in Göthe's Nachlaß gefunden hat, treffen wir das schöne Paradoxon: „Es giebt keine eklektische Philosophie, sondern nur eklektische Philosophen“, womit nur gemeint seyn kann, daß ein eklektisches System von jedem seiner Anhänger verschieden gefaßt werden muß, weil die Theile desselben nicht durch innere Nothwendigkeit ein Ganzes bilden, sondern aus den verschiedenartigsten Ganzen nur nach dem individuellen Gefühle des einzelnen Philosophen herausgenommen und neu zusammengesetzt sind. Diesen Mangel an innerer Nothwendigkeit beginnt der größere Kreis der Eklektiker immer mehr zu fühlen. Dazu stellt sich, je schärfer die Prinzipien unserer eklektischen Schule entwickelt werden, auch um so klarer die Schwierigkeit heraus, mit welcher die Eklektiker zu kämpfen haben, wenn sie am Gipfel des Systems in das Christenthum übertreten wollen. Schon Leibnitz und Hegel sind bei diesem Schritte halb zurückgestrauchelt, und doch ist er ihnen unter allen neueren Philosophen noch am besten gelungen; Schelling scheint sich im Alter wie Malebranche in den religiösen Dogmatismus zu flüchten; und wenn dieser Uebergang überhaupt nur eine Bedeutung hat, sobald er bei der konsequenten Durchführung der Grundidee des Systems am Schluß gefordert wird, so scheinen die Eklektiker von Anfang auf diesen Ruhm verzichten zu müssen: da sie das Christenthum wiederum nur durch denselben, wenn auch noch so fein verdeckten, Akt der Willkür an ihr System anschließen können, durch den sie die übrigen verschiedenartigen Bestandtheile desselben vereinigt haben.“

Mannigfaltiges.

— Krause und die deutsche Philosophie in Frankreich. Die Revue Indépendante, die einen immer größeren Einfluß unter den französischen Monatschriften zu gewinnen scheint, bringt in ihrem ersten Hefte dieses Jahres eine aus der Feder des Herrn Pascal Duprat geflossene Lebensskizze des deutschen Philosophen Krause, welcher demnächst eine Kritik seines Systemes folgen soll, das der französische Verfasser als ein „sozialistisches“ bezeichnet, obwohl es mit dem, was man gewöhnlich in Frankreich hierunter versteht, nichts gemein hat. Krause, der im Jahre 1832 in München verstorben ist, lehrte bekanntlich mehrere Jahre in Göttingen, und die Pietät seiner Schüler hat dafür gesorgt, daß uns seine Vorlesungen erhalten sind, die nach seinem Tode von Leonhardi, Schröder, Leutbacher und Anderen herausgegeben wurden. In Frankreich ist Krause zuerst durch seinen Schüler Ahrens bekannt geworden, der im Jahre 1836 in Paris einen Cours de philosophie herausgab und seitdem nach Brüssel an die dortige „freie Universität“ berufen wurde, wo er und Professor Altmeyer nach Krause'schen Heften lesen. Duprat scheint von diesen seinen deutschen Freunden die Vorliebe für Krause überkommen zu haben, und mit ihnen gemeinschaftlich strebt er nun dahin, ihn in Frankreich einzubürgern. Er hält ihn für viel geeigneter, als Hegel und Schelling, den französischen Geist mit deutscher Philosophie zu befreunden, und beruft sich in dieser Beziehung auf ein Urtheil, das Dr. Frauenstädt in Berlin vor einigen Jahren in einer in den Hallischen Jahrbüchern abgedruckten Abhandlung „zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie“ ausgesprochen.

Wie sehr übrigens die deutschen Philosophen in Frankreich, trotz aller Klagen über die Schwierigkeit des Verständnisses ihrer Werke, schon Eingang gefunden, geht selbst aus den Worten des Herrn Duprat hervor, der in der Revue Indépendante unter Anderem sagt: „Seit einigen Jahren dringt Frankreich immer mehr und mehr in das Studium der Denkmale der deutschen Philosophie ein. Wir passiren jetzt unter dem Banner der Wissenschaft den Rhein, wie wir es seit Ludwig XIV. so oft unter dem Banner des Krieges gethan, und vermöge der Verschiedenheit der Sprachen und der Ideen ist der Uebergang des Stromes für unseren Geist eben so schwierig, als er es für unsere Waffen war. Täglich machen wir jedoch Fortschritte in diesen ehrenvollen Eroberungen des Gedankens, und seit dem schönen Buche der Stael, welches die Verbindung des französischen und des deutschen Geistes so würdig einleitete, sind wir um manche Kenntniß reicher geworden. Ein in mehreren Beziehungen vollständigeres Werk — die Geschichte der deutschen Philosophie von Barchon de Penhoen — hat uns bereits eine Uebersicht der philosophischen Systeme unserer Nachbarn gegeben. Die Zeitschriften selbst tragen zu diesen Verbindungen bei, und man kann heutzutage, ohne die deutsche Sprache zu verstehen, doch das Meiste von dem kennen lernen, was Werthvolles in derselben niedergelegt ist. So hat man sich bei uns mit der kritischen Philosophie Kant's bekannt gemacht, so beginnt man auf gleiche Weise das Ich und Nicht-Ich Fichte's zu begreifen, und so sind die ersten Ideen Schelling's, seine absolute Identität, in welcher sich die Idee Gottes selbst verlor, bis zu uns gedrungen. Ja, Hegel sogar, ungeachtet der abschreckenden Strenge seiner Form, wird in unserer Sprache reproduzirt, die in ihrem kosmopolitischen Wohlwollen sich abmüht und quält, um den Laien dieseits des Rheins jene stolze und hochstrebende Logik verständlich zu machen, die, vermöge einer Art preußischer Disziplin, aus der Idee alle Phänomene der Welt hervorgehen zu lassen vermag.“

— Die Budgets der europäischen Staaten. Das französische Staatsbudget rechnet, den neuesten Mittheilungen zufolge, auf eine Einnahme von ungefähr 1277 Millionen Franken (340 Millionen Thaler), während das großbritanische, das die Zinsen einer viermal größeren Staatsschuld und eine Marine zu bezahlen hat, deren Flagge in allen fünf Welttheilen weht, nur ungefähr 1200 Millionen Franken erfordert, wobei nicht zu übersehen ist, daß in England selbst das Geld einen viel geringeren Werth hat, als in Frankreich. Das preußische Staatsbudget beläuft sich auf ungefähr ein Sechstel, das österreichische auf ungefähr zwei Siebentel des französischen, und auch das russische, das auf 110 Millionen Silber-Rubel angeschlagen wird, beträgt nur etwa den dritten Theil des Budgets von Frankreich. Die Einkünfte sämmtlicher deutscher Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs und Preußens, werden auf ungefähr den fünften Theil der französischen Staatseinkünfte berechnet. Hiernach würde ganz Deutschland, mit Einschluß der nicht zum deutschen Bunde gehörenden Länder Oesterreichs und Preußens, nicht voll zwei Drittel dessen an Steuern aufbringen, was das Budget Frankreichs erfordert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Dienstag den 23. Januar 1844.

Lappland.

Ein Winter in Lappland.

Am 13. Juni 1838 verließ die französische Korvette „la Recherche" den Hafen zu Havre und wandte sich nordwärts. Auf derselben befand sich eine Kommission, welche von der Regierung beauftragt war, wissenschaftliche Beobachtungen aller Art anzustellen, damit auch Frankreich an dem Ruhme Antheil erlange, welchen Holland, England und Rußland durch ihre zahlreichen Untersuchungsreisen nach dem Nordpol sich erworben hatten. Am 27. Juni landete die Korvette zu Drontheim, in der alten Hauptstadt von Norwegen, wo sie einige schwedische, norwegische und dänische Gelehrte an Bord nahm, die sich im Auftrage ihrer Regierungen der Expedition anschlossen. Einige Tage darauf segelte man weiter, gelangte zunächst nach Hammerfest, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern an der äußersten Spitze der skandinavischen Halbinsel, wandte sich von hier gegen Spitzbergen und lief am 25. Juli in den Meerbusen von Bellsound, der unter dem 77. Grade nördlicher Breite liegt. Doch verweilte man zum Bedauern der Gelehrten hier nur kurze Zeit und kehrte schon am 12. August nach Hammerfest zurück, wo sich die Kommission theilte. Einige Mitglieder derselben durchzogen die skandinavischen Gebirge, um über Stockholm und Kopenhagen nach Frankreich zurückzukehren; andere reisten direkt mit der „Recherche" wieder heim; die Herren Lilliehook und Siljeström, schwedische Physiker, Lottin und Bravais, französische Marine-Offiziere, und Bevalet, Zeichner, aber blieben in Lappland, um den Winter über physikalische und besonders meteorologische Beobachtungen zu veranstalten. Nachdem sie die benachbarten Küstenstriche besucht hatten, entschlossen sie sich, Bossekop, einen kleinen Ort im Innern einer tief einschneidenden Meeresbucht, zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Die im Norden sich ausbreitenden Gebirge sind hier nicht so hoch und liegen nicht so nahe, daß sie die Beobachtung der Nordlichter beschränkten; der Himmel ist nicht, wie zu Hammerfest, von steten Nebeln verhüllt, und das Thermometer sinkt in Bossekop tiefer als in Hammerfest, wo selten mehr als funfzehn Grad Kälte eintreten und viele Experimente sich daher noch gar nicht vornehmen lassen.

Aufstellung der Instrumente.

Die Personen waren in Bossekop bald untergebracht. Die beiden Franzosen miethteten sich bei einem Kaufmann ein, die beiden Schweden in zwei verschiedenen Bauerhäusern; doch wie sollte man die Instrumente beherbergen? Die Korvette hatte Barometer, Thermometer, Aktinometer, Pyrheliometer, Teleskope, ungeheure Kompasse und selbst einen Apparat zur Grabung eines artesischen Brunnens ans Land gesetzt, welche alle in einem weiten Saale noch wüst über einander lagen. Zunächst beschäftigte man sich mit der Einrichtung eines astronomischen Observatoriums und kaufte zu diesem Zwecke ein kleines hölzernes Gebäude, welches man, da es eine ungünstige Lage hatte, aus einander nahm und auf dem Gipfel eines Hügels wieder zusammensetzte. Nun ließ man massive Untersätze für die Instrumente und einen Ofen im Laboratorium aufführen, auch einen artesischen Brunnen graben, um die Temperatur der verschiedenen Erdschichten beobachten zu können. Diese Geschäfte wären in einem civilisirten Lande sehr bald beendet gewesen; hier aber, wo man mit unwissenden und ungeschickten Lappen und Finnen zu thun hatte, waren sie mit großer Mühsal verbunden, und die Geduld der Gelehrten hatte harte Prüfungen zu bestehen. Dazu kam, daß man der Landessprache unkundig war, das Französische, Schwedische und Norwegische stets unter einander warf und dabei doch gewöhnlich nur durch Zeichen sich verständlichen konnte. Nachdem man ein astronomisches Observatorium glücklich zu Stande gebracht hatte, errichtete man deren noch fünf an verschiedenen günstig gelegenen Punkten und stellte daselbst magnetische und meteorologische Apparate auf. Zugleich pflanzte man in einiger Entfernung vom Ufer einen Mastbaum in das Meer, den man in Grade getheilt hatte, welche durch schwarze Ringe bezeichnet waren, und an dem man mit bewaffnetem Auge aus der Ferne stets die Höhe des Meeresstandes erkennen konnte; denn die Beobachtung der Ebbe und Fluth ist für den Astronomen fast eben so wichtig wie für den Schiffer, da man die Anziehungskraft des Mondes erst dann wird vollständig beurtheilen und dadurch sein ganzes Verhältniß zur Erde näher bestimmen können, wenn man die Einflüsse, welche die Dichtigkeit und der Wärmegrad der Luft, die Beschaffenheit der Küsten und die Winde auf diese Fluctuation des Meeres üben, genau kennt.

Der gestirnte Himmel.

Der nordische Himmel bot den französischen Astronomen einen völlig neuen Anblick. Der Polarstern, der in Paris kaum eine Höhe von 49 Graden erreicht, stand hier fast im Zenith. Viele Sternbilder, die in Frankreich nur in der Abenddämmerung unklar zu sehen sind, blieben die ganze Nacht hindurch am Himmel; während andere, die bei uns nicht untergehen, nur fern am südlichen Horizont auftauchten; so erscheint der Sirius nur wenige Minuten über den schwarzen Gipfeln der Gebirge. Bald nach ihrer Ankunft in Bossekop hatten unsere Beobachter schon Gelegenheit, das interessante Phänomen wahrzunehmen, daß der Mond in den nördlichen Gegenden an dem Tage des Septembers, an welchem er voll wird, einige Augenblicke früher aufgeht, als am vorhergehenden Tage, während er sonst bekanntlich überall auf der Erde jeden Tag etwa drei Viertelstunden später aufgeht. Auch beschrieb die Sonne schon immer kleinere und kleinere Kreise; am 17. November gewahrte man sie in der Mittagsstunde nur noch halb, und am folgenden Tage erschien sie nicht mehr. Nur ein falbes Licht, das mit jedem Tage schwächer wurde, zeigte sich gegen Mittag noch am südlichen Himmel. In der Zeit des Solstitiums (21. Dezember) war dieses Licht zu einem kaum wahrnehmbaren Schimmer geworden, und das ganze Land lag in ewiger Nacht begraben. Mit dem Januar nahm dieser Schimmer wieder an Glanz zu, und am 30sten dieses Monats stieg unter allgemeinem Jubel der Einwohner, welche aus den Fenstern sahen oder auf erhöhten Plätzen standen, das ersehnte Gestirn neu empor. An diesem Tage arbeitet Niemand; man tanzt, man zecht und wünscht sich gegenseitig Glück zu der Auferstehung der Sonne. Dann werden auch die zahlreichen Wetten entschieden, welche während der ununterbrochenen Nacht durch die Abweichungen der Uhren veranlaßt worden sind. In der That hat man, sobald die Sonne nicht mehr aufgeht, kein Mittel, die Uhren zu regeln, und man muß sich auf die Richtigkeit ihres Ganges verlassen; so rühmt Jeder die seine und setzt die der Anderen herab, und ein Einwohner von Hammerfest bot der Kommission getrost eine Wette an, weil die Chronometer derselben, welche jedoch genau mit einander übereinstimmten, von seiner schwarzwalder Wanduhr abwichen. Der Augenblick, an welchem die Sonne erscheint, hebt alle Zweifel, da er präcis den Mittag bezeichnet. Von diesem Tage verweilt die Sonne täglich länger, bis sie zuletzt nicht mehr untergeht. Sie neigt sich alsdann gegen Mitternacht dem Horizonte zu; doch anstatt hinter den Bergen zu verschwinden, hebt sie sich bald wieder und beginnt einen neuen Kreislauf; so daß im Sommer ein eben so langer ununterbrochener Tag herrscht, wie im Winter eine Nacht, und sie sind beide gleich anstrengend und ermüdend.

Seit mehreren Jahren haben die Sternschnuppen die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen. Indem man die Anzahl derselben ungefähr zu bestimmen suchte, fand man, daß sie zu gewissen Zeiten des Jahres, z. B. in der Nacht vom 13. zum 14. November, besonders häufig sind. Um ihre Beobachtungen sicherer und vollständiger zu machen, theilten sich unsere Meteorologen. Lottin und Lilliehook blieben in Bossekop, Bravais und Siljeström begaben sich nach Jupvig, der Wohnung eines Kaufmanns, welche am Ausgang eines großen Seitenarmes der Bucht lag. Sie hatten dadurch den doppelten Vortheil, daß sie einen größeren Kreis am Himmel beherrschen und durch Vergleichung ihrer Höhenberechnungen die Richtigkeit derselben prüfen konnten. In Jupvig angelangt, ließen Bravais und Siljeström ein Zelt auf einer Anhöhe aufschlagen, damit derjenige von ihnen, welcher während der Nacht die Uhr und den Bleistift führte, wenigstens einigermaßen gegen die Rauhheit des Wetters geschützt sey. Ein großes Feuer wurde im Innern des Zeltes angezündet; doch hierdurch entstand ein solcher Rauch, daß die Beiden nur an der Thür, den Rücken gegen den Heerd gewandt, bleiben konnten. Zum Glück fiel das Thermometer am Nachmittage bedeutend und hielt sich über Nacht auf vier Grad Kälte; doch nun folgten mit kurzen Unterbrechungen dichte Schneeschauer, welche alle Beobachtungen hinderten, und der Himmel wurde im Laufe der Nacht wohl zwanzigmal heiter und wieder bewölkt. Dies mochte der Grund seyn, weshalb unsere Meteorologen in jener Nacht nur einunddreißig Sternschnuppen wahrnahmen; und sie mußten ihren Eifer noch theuer genug bezahlen, indem der Eine am Fieber mehrere Tage danieder lag und der Andere eine Augenentzündung bekam. In der Nacht vom 7. zum 8. Dezember zeigte das Thermometer 20—23 Grad Kälte; keine Wolke zog über den Himmel, und diesmal zählten Lottin und Bravais während anderthalb Stunden zweiundfunfzig Sternschnuppen. Während derselben Nacht hatte man, nach späteren Berichten, auch in China, zu New-Haven in Nord-Amerika, zu Brüssel, Parma und Toulon besonders viele Sternschnuppen be-

merkt, und in der Nacht vom 2. zum 3. Januar, in welcher den Herren Quetelet und Wartman die besonders häufige Erscheinung dieses Meteors aufgefallen war, sah man in Bossekop in einem Zeitraum von fünf Minuten stets eine oder zwei Sternschnuppen.

Temperatur.

Bossekop hat im Vergleich zu seiner Entfernung vom Pole ein nicht rauhes Klima. Der Grund hiervon ist die Nähe des Nordmeers, welches durch die verschiedenen Arme des Gulfstream ununterbrochen erwärmt wird. Dieser mächtige Strom heißen Wassers entspringt im Golf von Mexiko, wo er eine Wärme von 27 und mehr Graden hat; er macht einen Bogen um die schottischen Küsten, zieht an den norwegischen entlang und verliert sich endlich im nördlichen Eismeer und im weißen Meer. Die Existenz dieses Stromes kann nicht in Zweifel gezogen werden; denn ich habe selbst am Nordkap zwischen den Kieseln des Ufers ein Samenkorn der Mimosa scandens, einer südamerikanischen Staude, gefunden, und man trifft deren in allen Hütten der Küstenfischer.

Bis zum 7. Oktober 1838 hielt sich das Thermometer über dem Gefrierpunkte; doch an diesem Tage sank es unter denselben, und nach einigem Schwanken blieb es am 17ten auf 12° stehen. Die größte Kälte, welche im November eintrat, war 21° 4′; am Anfang des Dezembers erhob sich das Quecksilber nicht mehr über 10° Kälte und nahm seinen tiefsten Stand am siebenten um Mitternacht ein, nämlich 23° 5′. Von der Mitte des Dezembers an bis zum 22sten trat wiederum Wärme ein; am 18ten hatte man sogar 6°; hierauf folgte den letzten Theil des Dezembers und den ganzen Januar und Februar mäßige Kälte, welche zwischen fünf und zwölf Graden schwankte. Anfangs März sank das Thermometer wieder auf 20° und hielt sich während des ganzen Monats in dieser Nähe; doch mit dem April trat Thauwetter ein, und der Winter war vorüber. Die Ursache dieses häufigen starken Schwankens der Temperatur, welche sich oft in einer Stunde um sechs bis acht Grad verändert, liegt in dem Wechsel der Winde. In Paris ist es im Winter gewöhnlich der Nordost-Wind, welcher die größte Kälte herbeiführt, während der West und Südwest Thauwetter bringen. Der Nordost nämlich streift, ehe er nach Frankreich gelangt, über die Eiswüsten von Sibirien und über die mit Schnee bedeckten Ebenen in Rußland und im nördlichen Deutschland; der Südwest dagegen kommt vom Aequator und athmet auf dem Atlantischen Meere die heißen Dünste des Gulfstream. In Bossekop ist der Südost der kälteste und der Südwest der wärmste; bei dem letzteren wirken dieselben Gründe wie in Frankreich, doch der Südost ist darum so kalt, weil er über die in Schnee und Eis versenkten lappländischen Ebenen weht, ehe er nach Bossekop kommt; selbst der Süd, welcher zuvor die skandinavische Halbinsel durchstreicht, ist hier noch kälter als der Nord, der direkt von dem Eismeere herüber weht, weil das Meer im Winter stets einen höheren Wärmegrad hat als die Erde. (Schluß folgt.)

England.

O'Connell und die Anfänge der Repeal-Bewegung.

(Schluß.)

Herr Attwood beglückwünschte hierauf die Minister wegen eines so neuen und außerordentlichen Verbündeten, wie Herrn O'Connell, der so eben gesprochen. Er beglückwünschte das Haus wegen der Freundschaft, welche jetzt zwischen der Ministerbank und dem ehrenwerthen Herrn stattfinde. Neuerdings aber hätten die politischen Fehden zwischen dem Ministerium und dem ehrenwerthen Mitgliede eine Höhe erreicht, welche die Ruhe des Landes bedrohte. Er hoffe, das seltsame Bündniß wäre kein Zeichen, daß die Minister damit umgingen, das System der Agitation, welches sie in Irland durch Ausnahmegesetze zu unterdrücken so sehr bemüht wären, in England ins Leben zu rufen.

Dieses war der Anfang eines engeren Bündnisses zwischen der Regierung und O'Connell. Es wurde ihm eine Auszeichnung zu Theil, welche — wie der Herzog von Wellington den Ministern vorwarf — die größte war, die jemals einem Juristen gewährt worden, nämlich: es wurde ihm der Vorrang vor allen Sachwaltern zunächst nach den Rechtsbeamten der Krone eingeräumt, wie der Lord-Kanzler in der Gerichtssitzung mit schmeichelhaften Worten ihm ankündigte.

Lord Grey antwortete auf die Beschuldigung der Opposition, als buhle er um die Gunst des großen Agitators, daß er allerdings seine Hülfe schätze, und gestand offen, es wäre seine Absicht gewesen, den Weg der Versöhnung einzuschlagen, O'Connell von seiner bisherigen Bahn abzubringen — er hätte sich aber in dieser Hoffnung getäuscht.

Während der Verhandlungen über die Parlaments-Reform und besonders bei den Berathungen über das irländische Gesetz wurde O'Connell von den Ministern zu Rathe gezogen, und in vielen Fällen gaben sie seinen Vorstellungen Gehör.

Durch seine Bemühungen wurde im Dezember 1831 ein Ausschuß ernannt, um zu berathen über eine Verbesserung der bestehenden gesetzlichen Einrichtung hinsichtlich der Abgaben der Zehnten. Dieses war der erste Schritt zur Erfüllung des feierlichen Versprechens, welches er bei seiner ersten Wahl zu Clare gegeben hatte.

Bei den neuen Wahlen, die nun nach der Annahme der Reform-Bill stattfanden, zeigte sich die unbegränzte Herrschaft, welche O'Connell über die Gemüther seiner Landsleute ausübte, in ihrer ganzen Größe und auf eine Weise, welche nicht verfehlen konnte, die Regierung mit Schrecken zu erfüllen. Von den 105 Mitgliedern, welche Irland in das Parlament schickte, wurden nicht weniger als 40 auf seine Empfehlung und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung gewählt, ihm unter allen Umständen und namentlich auch bei der Frage der Aufhebung der Union beizustimmen. Er selbst ward nach einem schweren Kampfe für die Hauptstadt Dublin erwählt, und fünf Mitglieder seiner eigenen Familie begleiteten ihn in das Parlament. Inzwischen war die ganze Insel vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen, in fortwährende Aufregung gerathen. Es galt bei O'Connell die Abschaffung der gehässigen Zehntenabgabe, und um diese schreiende Ungerechtigkeit zur Anerkennung zu bringen, mußte er das Repealfeuer anschüren. Ueberall wurden Volks-Versammlungen gehalten, in denen man die Trennung von England mit leidenschaftlichem Ungestüm forderte. In dem sicheren Bewußtseyn, daß die englische Regierung nur im äußersten Falle wagen würde, Hand an die Einkünfte der anglikanischen Kirche in Irland zu legen, beschloß er, alle möglichen ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um diesem Erzübel ein Ende zu machen. Die Regierung wähnte, diese Aufregung durch Strenge unterdrücken zu können. Der Marquis von Anglesea, zum Vice-König von Irland erkoren, erklärte im Oberhause, daß man ihm nur sein Husaren-Regiment zu geben hätte, und er würde schon die Ruhe in Irland wiederherzustellen wissen. Man gab es ihm. Um aber den tapferen Helden, der schon bei Waterloo im Dienste seines Königs ein Bein verloren hatte, in der Ausführung seines Versprechens zu unterstützen, brachte der Staats-Secretair von Irland, Lord Stanley, einen Gesetzentwurf in Vorschlag, die „Zwangsbill" genannt, welcher, allen Bemühungen O'Connell's zum Trotze, mit einer unermeßlichen Stimmenmehrheit angenommen wurde. Dieses Gesetz ermächtigte den Statthalter, das Kriegsrecht in verschiedenen Provinzen zu proklamiren, und verlieh demselben Vollmachten, welche schwerlich in Einklang mit dem Geiste der englischen Constitution zu bringen waren. Man erwartete Wunder. Leider aber erwies sich sowohl das Husaren-Regiment, als auch die Zwangsbill als völlig unzureichend. Es half nichts, daß man ganze Landschaften unter das Kriegsgesetz, daß man die widerspenstigen Bauern auspfändete, ihnen ihr letztes Hab und Gut wegnahm: es wurden doch keine Zehnten entrichtet. O'Connell selbst erklärte trocken, daß er keine Zehnten bezahlen, sondern es bis zum Aeußersten kommen lassen würde. Sein Beispiel wirkte mächtig, und die großmüthige Aufopferung des irischen Volks unter seiner geschickten Leitung siegte über die Regierung mit all ihrer Gewalt. Nach zwei Jahren eines erbitterten und fruchtlosen Kampfes, welcher durch die daraus entstandenen blutigen Händel die Heiligkeit der anglikanischen Kirche schändete, entband die Regierung ihren Vice-König seines Versprechens und rief ihn sammt seinem Husaren-Regiment nach England zurück. An seine Stelle schickte sie den beliebten Marquis Wellesley, der milderen Ansichten huldigte und sich an O'Connell wandte, um mit seiner Hülfe den Frieden herzustellen. Hierauf wurde es in Irland allmälig etwas ruhiger, und aus manchen Schritten der Regierung ging die Absicht hervor, den Zustand der Dinge in Irland zu verbessern, und O'Connell wurde zu den besten Hoffnungen berechtigt, die Zehntenfrage endlich erledigt zu sehen. Auch die Parlaments-Verhandlungen des Jahres 1834 begannen in einem durchaus friedlichen, versöhnenden Geiste, bis sie plötzlich durch eine Katastrophe unterbrochen wurden, welche einen neuen Abschnitt in der Entwickelungsgeschichte Irlands bezeichnet.

Die irische Zwangsbill, welche nur auf zwei Jahre genehmigt worden, war jetzt abgelaufen, und die Minister trugen im Unterhause auf eine Erneuerung derselben an, jedoch mit bedeutenden Milderungen. Da erhob sich O'Connell mit der Frage: ob die Bill auch mit Zustimmung der obersten Beamten von Irland eingebracht würde? und als keine bestimmte Antwort darauf erfolgte, ergoß er sich in den heftigsten Anschuldigungen gegen die Minister, indem er versicherte, daß er von ihnen auf das abscheulichste betrogen sey. Es ergab sich später, daß allerdings einige Regierungspersonen, in der Absicht, O'Connell zu gewinnen, ihm unter der Hand die Zusicherung gegeben hatten: die Bill sollte nicht erneuert werden; daß sie jedoch nicht im Stande waren, die Erfüllung dieses Versprechens im Ministerrathe durchzusetzen. Nach einem so unangenehmen Vorfall erklärten sofort Graf Grey im Oberhause und die übrigen Minister im Unterhause, daß sie ihre Entlassung eingegeben hätten. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Austritt der Minister gab ein Brief, der O'Connell auf geheimnißvolle Weise zu Händen gekommen war, und welcher die gänzliche Uneinigkeit der verschiedenen Mitglieder des Ministeriums hinsichtlich der irländischen Politik beurkundete und einige höchst merkwürdige Aufschlüsse über das Verfahren der Beamten lieferte. Das Ministerium Grey löste sich in Folge der Uneinigkeit seiner Mitglieder auf. Lord Melbourne, der ein milderes Verfahren gegen Irland vorschlug, gelangte nun auf kurze Zeit zum Ruder, wurde aber bald mit Hülfe des Hofes von den Tories verdrängt. Hierauf setzte O'Connell Himmel und Erde in Bewegung, um die verhaßten Tories von der Regierung zu entfernen. Es gelang ihm. Bei den neuen Wahlen schickte er sechzig freisinnige Mitglieder in das Parlament, und diese Phalanx gab denn auch den Ausschlag. Als hierauf Lord Melbourne zum zweiten Male an die Spitze der Verwaltung trat, war seine erste Sorge, sich mit O'Connell zu verständigen. Die Stimmen, über welche O'Connell im Hause der Gemeinen zu verfügen hatte, waren hinreichend, den Sieg derjenigen Partei zu sichern, für welche er sich erklärte. Um seine Macht recht zu verdeutlichen und zu gleicher Zeit dem Urtheil eines Andersdenkenden Gehör zu verschaffen, müssen wir billiger Weise aus der Rede eines vornehmen Mannes, des Marquis von Abercorn, hier Einiges mittheilen von dem, was Letzterer in einer Versammlung von mehreren Orangehäuptern der Aristokratie vortrug: „Das Benehmen des Melbourne-Ministeriums ist es, was die heutige Versammlung zusammengeführt hat.

Die niedrige und feindſelige Kriecherei jener Miniſter gegen den Erzrebellen O'Connell hatte ſie in eine Lage verſetzt, daß ihre beſte Sicherheit — mit Burke zu reden — in der Barmherzigkeit derer beſtand, die ſie ihres Schwachſinnes wegen verachteten. Denke ich an ihre Selbſterniedrigung vor dieſem Manne, der in ſeiner Schlechtigkeit und ſeiner Keckheit ein doppelter Verräther iſt, der das Landvolk beraubt, während er ſeinen Souverain verhöhnt, ſo kann ich meinen Unwillen nicht unterdrücken. Ich ſelbſt habe einen edlen Lord im Parlamente — einen, der den Wollſack entehrte und das Oberhaus entwürdigte (Brougham) — den Agitator Irlands vertheidigen und lobpreiſen hören. Und der Mann, der dieſes that, war das Haupt der Geſetze, das Bollwerk der Verfaſſung."

Holland.

Zur Geſchichte der Häringsfiſcherei.

Wenn man die Geſchichte des Handels und der Schiffahrt bei den neueren Völkern durchgeht, ſo findet man, daß erſt ſeit dem Beginn des neunten Jahrhunderts, als Karl der Große, die Einfälle der nordiſchen Piraten vorherſehend, die Mündungen unſerer Flüſſe mit zahlreichen Schiffen bedeckt hatte, die Fiſcher Flanderns, Seelands, Hollands und Frieslands, indem ſie ſich den leichten Fahrzeugen, die von den ſchottiſchen Küſten abgingen, anſchloſſen, auf den Häringsfang ausfuhren. Durch die Streifzüge der Normannen wurde der Fortgang dieſer einträglichen Induſtrie eine Zeit lang gehemmt; als aber die Barbaren des Nordens ſich in der Normandie niedergelaſſen hatten und die Meere wieder ruhig und ſicher wurden, nahmen die kühnen flämiſchen Fiſcher, ohne ferner der Schotten zu bedürfen, ihre weiten Fahrten wieder auf. Die ungeheuren Quantitäten Häring, die ſie jedes Jahr heimbrachten, trugen mächtig dazu bei, den Wohlſtand im Lande zu befördern. Man verkaufte dieſen Fiſch in allen Gegenden der Niederlande, in der Picardie und ſelbſt bis nach Isle de France; da man ihn aber nicht zu konſerviren verſtand, ſo war es eine Gabe der Jahreszeit, die mit dieſer ihr Ende hatte. Gleichwohl ſieht man, daß ſchon 1320 Flandern, Holland und Seeland mit dem Häring einen ſehr ausgedehnten Handel trieben. Er iſt bekannt, wie ſtark ſich dieſer Fiſch vermehrt, und man kann annehmen, daß ſelbſt ein noch ſo thätig betriebener Fang nur ſchwer die Gattung zerſtören würde.

Im Jahre 1397 hatte man einen ſo reichen Häringsfang, daß man nicht wußte, was man damit anfangen ſollte. Die Fiſcher von Biervliet fuhren, — ſo ſtark war ihre Ladung — mit Mühe den Arm der Schelde hinauf, der die Mauern ihres Städtchens benetzte. In dieſem Jahre lebte in Biervliet ein junger Fiſcher voll Muth. Ein Kind des Landes, hatte er jährlich den reichen Vorrath eine kurze Zeit dauern, dann aber verſchwinden ſehen. Er ſchloß aus dem leichten Verkauf des Härings, welcher Vortheil ſich davon ziehen ließe, wenn man ihn in fremde Länder transportiren könnte. Er dachte nach, machte Verſuche und ſah ſich endlich im Beſitz eines Verfahrens, das wir heute nicht mehr bewundern, weil das Einfache und Bekannte uns leicht erſcheint. Da **Wilhelm Beukels**, der Wirkungen ſeines Verfahrens noch nicht ſicher war, ſo wollte er es auf ſeine eigene Gefahr verſuchen, ehe er es mittheilte. Während alſo ſeine Freunde ſich beeilten, die Häringe ihres Fanges von 1397 zu verkaufen, ſo häufte er die ſeinigen, die er in enormer Quantität hatte, auf. Er erklärte, er mache einen Verſuch für das allgemeine Beſte; er werde erſt drei Monate nach dem Fange verkaufen, und wenn ſein Plan gelänge, ſo ſollten alle ſeine Landsleute für das nächſte Jahr eine Entdeckung erfahren, die ſie für immer reich machen müßte. Dieſes kühne Unternehmen erregte ein lebhaftes Intereſſe auf allen Küſten der Niederlande. Die, welche Wilhelm Beukels kannten, hofften viel von ſeiner Geſchicklichkeit. Viele dagegen lachten ihn aus und meinten, er würde bald genöthigt ſeyn, ſeinen verdorbenen Fiſch dem Meere wiederzugeben. Andere bedauerten ihn, daß er ſo aus freien Stücken ſich um einige Hundert Tonnen Häringe bringe, mit denen er, trotz des billigen Marktes, doch ein ziemlich rundes Sümmchen hätte verdienen können. Beukels ließ ſich nicht entmuthigen. Man aß ſchon drei Monate keine Häringe mehr, als Beukels ſeine Magazine öffnete. Alles fand ſich im beſten Zuſtand. Er ließ jeder Familie von Biervliet einen der durch ſeine Methode erhaltenen Häringe bringen. Dieſer eigenthümliche Proſpektus erregte überall Bewunderung und Freude. Die Häringe waren köſtlich. Alle Fiſcher kamen, um Beukels Glück zu wünſchen und ihm die Hände zu drücken. „Wenn du Wort hältſt", ſagten ſie, „ſo werden wir alle reich, und dir werden wir unſeren Reichthum verdanken." — „Am Tage vor der Abfahrt zum nächſten Fange", ſagte er, „ſollt ihr, wie ich euch verſprochen, meine Entdeckung kennen lernen; aber noch kann ich nichts ſagen; ich muß ein ganzes Jahr Zeit haben, um zu wiſſen, daß ich meiner Sache ſicher bin.

Aus aller Munde wurde nun dem jungen Fiſcher ein einſtimmiges Lob zu Theil. Seine Genoſſen fühlten, daß er perſönlich von ſeiner Erfindung einen ungeheuren Gewinn hätte ziehen können: er hätte alle Jahre den Fang ſeiner Gefährten um einen Spottpreis aufkaufen und dann allein dieſen Handel im Großen treiben können. Er zog es vor, großmüthig zu ſeyn. Doch machte er ſchon in dieſem erſteren Jahre bedeutenden Gewinn; man ſprach nur von den Häringen Wilhelm Beukels'. Da die Jahreszeit des Fiſches vorüber war, ſo wollte alle Welt davon eſſen, und mit der Abnahme ſeiner Vorräthe ſteigerte er den Preis.

Inzwiſchen hatten mehrere ungeduldige Fiſcher tauſend Verſuche gemacht, es ihrem Kameraden nachzuthun, aber es gelang Keinem, was zugleich zeigt, daß die Kunſt, den Häring zu ſalzen und einzupacken, noch keine ſo leichte Erfindung war. Am Tage vor der Abfahrt zum Fange des Jahres 1398 verſammelte Beukels ſämmtliche Fiſcher und begann: „Vor Allem, meine Freunde, muß ich euch ſagen, daß nach der Erfahrung, die ich gemacht, der Häring, der vor dem 25. Juni gefangen wird, ſich nicht erhält. Ueberdies", fügte er in ſeinem naiven Glauben hinzu, „muß man den König der Häringe reſpektiren, wenn man will, daß der Fang glücklich von Statten gehe." Hierauf entwickelte er ohne Rückhalt ſein ganzes Verfahren, und ein dankbares Freudengeſchrei ſegnete ſeinen Namen. Seit jenem Jahre wurde der Häringsfang ſtärker als je. Der Häring wurde nun nach allen Seiten bis nach Lyon, Dresden und Strasburg verſandt. Alle Küſten Flanderns ſahen ihren Reichthum verzehnfacht.

In welch bedeutendem Maßſtab übrigens ſchon damals der Häringsfang getrieben wurde, zeigt eine merkwürdige Stelle bei Philippe de Maizières, der am Ende des 14. Jahrhunderts ſchrieb und in dem „Traume des alten Pilgers" erzählt, daß er auf ſeiner Fahrt nach Preußen über Meer Zeuge des Häringsfanges war. „Es iſt allgemeines Gerücht", ſagt er, „daß es vierzigtauſend Böte ſind, die nichts anders thun, als Häring fiſchen. In jedem Boot ſind wenigſtens fünf oder ſechs Perſonen, und außerdem ſind fünfhundert größere und mittlere Fahrzeuge dazu beſtimmt, den Häring, den die kleinen Fahrzeuge fangen, zu ſammeln und einzuſalzen. So ſind alſo dreihundert tauſend Perſonen mit dieſem Gewerbe beſchäftigt." Was Philippe de Maizières ſah, hatte einige Zeit vor Beukels ſtatt. Damals beſchränkte man ſich darauf, den Häring einzuſalzen, was ihn nur ein oder zwei Wochen erhält. Beukels Verfahren, wie es noch heute angewendet wird, iſt folgendes. Sobald der Fiſch aus dem Meer iſt, ſchneidet man ihm die Kehle ab, nimmt die Eingeweide heraus, läßt die Milch und den Rogen, wäſcht ſie in ſüßem Waſſer und legt ihn in ein Faß, das mit einer ſtarken Salzlake von ſüßem Waſſer und Seeſalz gefüllt iſt, wo er zwölf bis funfzehn Stunden bleibt. Sodann wird er abgeſchuppt und, nachdem er oben und unten hinreichend mit Salz bedeckt worden, eingepackt. Dies nennt man den weißen oder den geſalzenen Häring. Um ihn dagegen in den geräucherten Häring oder Pückling zu verwandeln, läßt man ihn doppelt ſo lange Zeit im Salzwaſſer liegen. Dann ſteckt man ihn mit dem Kopfe an kleine hölzerne Spieße, hängt ihn in einen eigens dazu eingerichteten Kamin und zündet darunter ein kleines Feuer an, das man ſo behandelt, daß es viel Rauch und wenig Flamme giebt. Hier bleibt er vier und zwanzig Stunden hängen. Und ſo kann man zehntauſend auf einmal räuchern.

Wilhelm Beukels ſtarb reich und angeſehen und in hohem Alter in der glänzendſten Epoche des Hauſes Burgund im Jahre 1449, ohne je den Stand, den er bereichert hatte, aufzugeben. Die Fiſcher vergaßen nicht, daß ſie ihm ihren Wohlſtand verdankten. Sie errichteten in Biervliet ein Denkmal auf ſeinem Grabe. Merkwürdig iſt noch ein Gebrauch, der von den Fiſchern ſeit jener Zeit auf Beukels Rath beobachtet worden. Jedes Jahr im Anfang des Juni müſſen die, welche zum Häringsfang abfahren, vom Schiffs-Capitain bis zum letzten Matroſen vor dem Bürgermeiſter der Stadt, in der ſie ſich ſegelfertig machen, ſchwören, vor dem 25. Juni um ein Uhr nach Mitternacht kein Netz ins Meer zu werfen. Jeder Capitain bekommt dann ein Atteſt, welches beſcheinigt, daß die Vorſchrift erfüllt worden, und ein Kanonenſchuß verkündet der Flotte der Fiſcherkähne die Stunde, wo ſie ihre Netze auswerfen können. Bis zu dieſem Moment wird nur die Häringsbank aufgeſucht, eine unermeßliche Säule, die bekanntlich aus dem Eismeer kommt. Auch iſt es Sitte, den Fiſch, der gewöhnlich der Säule vorangeht und den die Seeleute Farlo oder Häringskönig nennen, wieder ins Meer zu werfen. Die Fiſcher beobachten ſtreng dieſen Gebrauch. Das Boot, das den erſten Häring gefangen hat, wird von der ganzen Flotte begrüßt. In Holland wurde dieſer erſte Häring ehemals dem Bürgermeiſter von Amſterdam feierlich überreicht und mit einer goldenen Medaille belohnt. Jetzt wird er dem König gebracht und eine Summe Geldes dafür bezahlt.

Als im Jahre 1536 Kaiſer Karl V. die Befeſtigungsarbeiten an der Flandriſch-Seeländiſchen Küſte beſuchte, fragte er auf der Fahrt nach Yſendyk, was es da zu ſehen gebe? „In Yſendyk nichts", antwortete der Steuermann, der die Schaluppe führte; aber wenn Ew. Majeſtät eine gute Stunde von hier das Fort Biervliet beſuchen wollen, ſo werden Sie daſelbſt etwas Großes ſehen, das Denkmal von Wilhelm Beukels." Bei Nennung dieſes Namens zog der Sohn des Meeres ehrfurchtsvoll ſeinen getheerten Hut. „Wer iſt dieſer Beukels?" fragte Karl. Der Steuermann erröthete, die Frage ſchien ihm wehe zu thun. Er begriff nicht, daß man einen ſo verehrten Namen nicht kannte. Armer Steuermann! was würde er heute ſagen, wenn er ſähe, daß in jenen bändereichen Biographien, die mit ſo vielen unnützen Namen angefüllt ſind, Wilhelm Beukels noch keinen Platz gefunden hat. — „Majeſtät", antwortete der Steuermann mit einer gewiſſen Feierlichkeit, „Wilhelm Beukels iſt der Mann, der die Kunſt erfand, den Häring zu ſalzen und einzupökeln." — „Und ihn zu räuchern", fügte ein Fiſcher hinzu, „denn ihm verdanken wir auch die getrockneten Häringe." — „Er hat den Reichthum Flanderns und Hollands geſchaffen", antwortete ernſt Karl V. „Ehre ſey den nützlichen Männern! Das Fort Biervliet hat wenig zu bedeuten, aber wir werden dem Grabe des Wilhelm Beukels unſere Verehrung bezeugen." Dieſe Worte brachten ſchnell die unglückliche Frage in Vergeſſenheit. Der Kaiſer ſchiffte ſich mit ſeinem Gefolge ein; alle Barken, die in der Nähe waren, begleiteten ihn, und als man Karl V. mit der Königin von Ungarn, ſeiner Schweſter, und ihrem glänzenden Hofe ſich vor dem Grabe des alten Fiſchers neigen ſah, da feierte man in ganz Biervliet eines jener Feſte, das die folgenden Generationen nicht vergeſſen.

Mannigfaltiges.

— **Die franzöſiſche Sprache und die Freiheit.** In dem zweiten Bande der hier erſcheinenden „Bibliothek politiſcher Reden aus dem

18. und 19. Jahrhunderts" *) befindet ſich eine überaus charakteriſtiſche, ſeine Zeit ſowohl als ihn ſelbſt bezeichnende Rede des bekannten (erſt vor wenigen Jahren verſtorbenen) Konvents-Mitgliedes Barère über die Vorzüge, welche die franzöſiſche Sprache für den Zweck der Revolution habe, und über die Hinderniſſe, welche namentlich die in Frankreich verbreiteten fremden Sprachen den Freiheits-Ideen entgegenſtellen. Es ſind jetzt gerade funfzig Jahre verfloſſen, ſeitdem dieſe Rede (am 27. Januar 1794) im National-Konvent gehalten wurde, aber trotz der gewaltſamen nivellirenden Maßregeln, die auf den Vorſchlag Barère's damals zur Ausrottung der fremden Sprachen in Frankreich angeordnet wurden, werden noch heutzutage die vier fremden Idiome, die er des Hochverraths an der Republik anklagte, dort geſprochen. Gleichwohl machte ſich die Einwirkung der revolutionairen Maßregeln ſehr bald bemerklich, denn die Deutſchen des Elſaſſes, die, wie Barère ſagt, mit den deutſchen Herren ſympathiſirt hatten und zu Tauſenden mit ihnen ausgewandert waren, lieferten nachmals der republikaniſchen Armee die tapferſten Soldaten, und was die Italiäner Korſika's betrifft, ſo war bereits in dem Augenblick, als Barère ſprach, vor Toulon die Waffenthat geſchehen, die die erſte Stufe der Leiter bildete, auf welcher ein korſiſcher Italiäner zu den höchſten Ehren Frankreichs emporſtieg.

Nachſtehendes ſind die Hauptargumente des Antrages, in Folge deſſen der Konvent verordnete, daß in jeder Landgemeinde der bezeichneten Departements auf öffentliche Koſten ein Lehrer der franzöſiſchen Sprache beſtellt werde, daß die jungen Bürger beiderlei Geſchlechts verpflichtet ſeyn ſollten, ſowohl in dieſer Sprache als in der Erklärung der Menſchenrechte Unterricht zu nehmen, und daß endlich an den Dekadentagen vor dem verſammelten Volke Vorleſungen über die Geſetze der Republik gehalten werden:

„Vier Punkte des Gebiets der Republik", ſagte Barère, „verdienen allein die Aufmerkſamkeit der gegenwärtigen Geſetzgeber zu feſſeln, in Beziehung auf die Dialekte, welche am meiſten der Verbreitung des öffentlichen Geiſtes entgegenzuſtehen ſcheinen, und welche der Geſetzeskunde der Republik und ihrer Ausführung Hemmniſſe bereiten. Neben den alten Dialekten, dem welſchen, gascogniſchen, celtiſchen, weſtgothiſchen, phokäiſchen oder orientaliſchen, welche einige Nüancen in den Mittheilungen verſchiedener Bürger und der Landſtriche bilden, aus denen das Gebiet der Republik beſteht, haben wir bemerkt (und die Berichte der Repräſentanten treffen in dieſem Punkte mit denen zuſammen, welche die verſchiedenen in die Departements geſchickten Agenten erſtattet haben), daß der ſogenannte nieder-bretoniſche und der baskiſche Dialekt, die deutſche und italiäniſche Sprache am meiſten die Herrſchaft des Fanatismus und des Aberglaubens unterſtützt, die Gewalt der Prieſter, der Adligen und Aufwiegler geſichert und gehindert haben, daß die Revolution in neun wichtigen Departements Eingang fand, während ſie die Feinde Frankreichs begünſtigen können.

„Ich fange mit dem Nieder-Bretoniſchen an. Es wird faſt ausſchließlich geſprochen in den vollſtändigen Departements: Morbihan, Finiſterre, Côtes du Nord, Ille et Vilaine und in einem großen Theile des Departements der unteren Loire. Dort erhält die Unkunde das von den Prieſtern und Adligen auferlegte Joch; dort werden Bürger geboren und ſterben im Irthum; ſie wiſſen nicht einmal, ob neue Geſetze vorhanden ſind. Die Bewohner des platten Landes verſtehen nur das Nieder-Bretoniſche; mit dieſem überlieferten Mittel, worin ſie ihre abergläubiſchen Gedanken ausdrücken, halten die Prieſter und Intriganten ſie unter ihrer Herrſchaft, lenken ihr Gewiſſen und hindern die Bürger, die Geſetze kennen zu lernen und die Republik zu lieben. Eure Arbeiten ſind ihnen unbekannt, eure Anſtrengungen für ihre Befreiung werden verkannt. Die öffentliche Erziehung kann dort nicht begründet werden, die Nationalumwandlung iſt dort unmöglich. Das iſt eine unzerſtörbare Abſonderung, die begründet iſt auf dem Mangel an Gedankenaustauſch; und da in den verſchiedenen Departements, wenn auch nur auf dem Lande, verſchiedene Dialekte geſprochen werden, ſo können ſolche Abſonderungen nicht anders aufgehoben werden, als durch Lehrer und Schulmeiſter. Die Folgen dieſes Dialekts, der zu lange Zeit ſich erhalten hat und zu allgemein in den fünf Departements des Weſtens geſprochen wird, ſind ſo fühlbar, daß die Bauern (nach dem Bericht von Leuten, die dorthin geſchickt ſind) das Wort Geſetz mit dem Wort Religion verwechſeln, und zwar in einem ſolchen Grade, daß, wenn die öffentlichen Beamten zu ihnen von den Geſetzen der Republik und den Dekreten des Konvents ſprechen, ſie in ihrer Landesſprache ausrufen: Will man denn unaufhörlich die Religion verändern? Welch' eine künſtliche Verführung muß bewirkt haben, daß Geſetz und Religion in den Gedanken dieſer unſchuldigen Landleute verwechſelt werden! Urtheilt nach dieſem einzigen Zuge, ob es nicht dringend nothwendig iſt, ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Ihr habt den aufgeregten Fanatikern ihre Heiligen entzogen durch den Kalender der Republik, entzieht ſie der Herrſchaft der Prieſter durch Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.

„In den Departements des oberen und niederen Rheins ſpricht der Bewohner des platten Landes dieſelbe Sprache, wie unſere Feinde, und hält ſich folglich auch mehr für ihren Bruder und Mitbürger als für einen Bruder und Mitbürger der Franzoſen, die zu ihm in einer anderen Sprache reden und andere Gewohnheiten haben. Die Macht der Sprachgleichheit iſt ſo groß geweſen, daß bei dem Rückzuge der Deutſchen mehr als 25,000 Landleute aus dem Departement des Niederrheins ausgewandert ſind. Die Herrſchaft der Sprache und des Einverſtändniſſes, welches zwiſchen unſeren deutſchen Feinden und unſeren Mitbürgern dieſes Departements beſtand, iſt ſo unbeſtreitbar, daß ſie in ihrer Auswanderung durch nichts, was ſonſt dem Menſchen theuer iſt, aufgehalten werden konnten, weder durch den Boden, auf dem ſie aufgewachſen ſind, noch durch das Andenken an ihre Vorfahren, noch durch ihre Beſitzungen, welche ſie bebaut hatten. Der Unterſchied der Lebensverhältniſſe, der Uebermuth hat die erſte Emigration hervorgerufen, welche Frankreich Milliarden eintrug; der Unterſchied der Sprache, der Mangel an Erziehung, die Unwiſſenheit haben die zweite Auswanderung herbeigeführt, die faſt ein ganzes Departement ohne Bewohner zurückgelaſſen hat. Auf dieſe Weiſe alſo hat ſich die Gegenrevolution einiger Gränzen bemächtigt, indem ſie ihre Zuflucht zu den celtiſchen oder barbariſchen Dialekten nahm, die wir hätten verdrängen müſſen.

„An einem anderen Ende der Republik findet ſich ein für uns neues, obwohl ſonſt altes Volk, ein Volk, das aus Hirten und Schiffern beſteht, das niemals Sklave noch Herr war, das Cäſar nicht bezwingen konnte mitten auf ſeinem Siegeslaufe durch Gallien, welches von Spanien nicht erreicht werden konnte mitten in ſeiner Umgeſtaltung, und welches die Gewalt unſerer Herrſcher nicht dem Joche der Intendanten unterwerfen konnte, ich meine nämlich das baskiſche Volk. Es beſitzt die äußerſten Zweige der weſtlichen Pyrenäen, wo ſie zum Ozean abfallen. Ihre wohlklingende und bilderreiche Sprache wird von ihnen wie das Siegel ihrer Urſprünglichkeit und die von ihren Vorfahren überlieferte Erbſchaft betrachtet. Aber ſie haben Prieſter, und dieſe bedienen ſich ihrer eigenthümlichen Sprache, um ſie fanatiſch zu machen; dagegen kennen ſie die franzöſiſche Sprache nicht, und folglich nicht die Sprache der Geſetze dieſer Republik. Sie müſſen dieſelbe alſo lernen; denn ungeachtet der Sprachverſchiedenheit und ungeachtet ihrer Prieſter ſind ſie der Republik ergeben, die ſie ſchon vertheidigt haben an der Bidaſſoa entlang und auf unſeren Flotten.

„Ein anderes Departement verdient eure Blicke auf ſich zu ziehen, nämlich das Departement Korſika. Eifrige Freunde der Freiheit, wenn nicht eine Partei föderaliſtiſcher Beamten im Bunde mit den Prieſtern ſie verführen, ſind die Korſen franzöſiſche Bürger; aber ſeit den vier Jahren der Revolution kennen ſie nicht unſere Geſetze, wiſſen ſie nichts von den Entwickelungen und Kriſen unſerer Freiheit. Zu nahe an Italien gelegen, was konnten ſie von dort erhalten? Prieſter, Indulgenzen, aufrühreriſche Adreſſen, fanatiſche Bewegungen. Pascal Paoli, Engländer aus Dankbarkeit, hinterliſtig aus Gewohnheit, ſchwach durch ſein Alter, Italiäner aus Prinzip, den Prieſtern zugethan aus Bedürfniß, bedient ſich mit Erfolg der italiäniſchen Sprache, um den öffentlichen Geiſt zu verdrehen, um das Volk aufzureizen, um ſeinen Anhang zu vermehren; außerdem benutzt er die Unwiſſenheit der Korſen, die nicht einmal das Daſeyn von franzöſiſchen Geſetzen vermuthen, weil dieſe in einer Sprache abgefaßt ſind, die ſie nicht verſtehen. Es iſt wahr, man hat ſeit einigen Monaten mehrere Geſetze ins Italiäniſche übertragen; aber würde es nicht beſſer ſeyn, Lehrer unſerer Sprache dort hinzuſchicken, als Ueberſetzer einer fremden Sprache?

„Bürger, aus dieſen Mängeln iſt der heutige Zuſtand der Vendee hervorgegangen; ſeine Wiege war die Unkunde der Geſetze, ſeine Zunahme lag in den Mitteln, die man gebrauchte, um das Eindringen der Revolution daſelbſt zu verhindern, und dann riſſen die Mächte der Unwiſſenheit, die eidſcheuen Prieſter, die adligen Verſchwörer, die geldgierigen Unruheſtifter und ſchwache oder mitſchuldige Beamten eine klaffende Wunde in der Bruſt Frankreichs auf; vernichten wir alſo die Unwiſſenheit, ſtellen wir Lehrer der franzöſiſchen Sprache auf dem Lande an.

. . . . „Der Föderalismus und der Aberglaube reden hier nieder-bretoniſch; die Auswanderung und der Haß gegen die Republik ſpricht deutſch, die Gegenrevolution ſpricht italiäniſch und der Fanatismus baskiſch. Laßt uns die ſchädlichen und trügeriſchen Inſtrumente vernichten.

. . . . „Wozu noch Weiteres? Während die fremden Völker auf der ganzen Erde die franzöſiſche Sprache lernen, während unſere öffentlichen Schriften in allen Gegenden im Umlauf ſind, während unſer allgemeines Journal und das freier Menſchen von einem Pol bis zum anderen geleſen werden, ſoll man ſagen, daß in Frankreich 400,000 Franzoſen leben, welche vollſtändig die Sprache ihres Volkes nicht verſtehen, und die weder von den Geſetzen, noch von der Revolution, die mitten unter ihnen vorgeht, etwas wiſſen? Laßt uns ſtolz ſeyn auf die Vorzüge der franzöſiſchen Sprache, ſeitdem ſie republikaniſch geworden iſt, und laßt uns eine Pflicht erfüllen. Laſſen wir die italiäniſche Sprache gewidmet bleiben dem Vergnügen, der Harmonie und den Ausdrücken einer weichen und verführeriſchen Poeſie. Geben wir die deutſche Sprache auf, die ſich für unſere Bevölkerung nicht eignet, ſo lange die Feudal- und Militairherrſchaft, deren würdiges Organ ſie iſt, dort beſteht. Ueberlaſſen wir dem Spanier ſeine Sprache für ſeine Inquiſition und ſeine Univerſitäten, bis ſie einmal die Vertreibung der Bourbonen ausſpricht aus ſpaniſchen Ländern. Was die engliſche Sprache betrifft *), die groß und frei war an dem Tage, als ſie ſich mit den Worten bereicherte: Majeſtät des Volkes, ſo iſt ſie nichts mehr als der Ausdruck einer willkürlichen Verwaltung, der Bank und der Wechſelbriefe. Unſere Feinde hatten aus der franzöſiſchen Sprache eine Hofſprache gemacht; ſie hatten ſie erniedrigt. An uns iſt es, ſie zu einer Sprache der Völker zu machen, und ſie wird geehrt ſeyn."

*) Berlin, Voſſiſche Buchhandlung, 1843—1844.

*) Der Redner ſcheint nicht gewußt zu haben, daß das Baskiſche und das Spaniſche, das Niederbretoniſche und das Engliſche ganz verſchiedene Sprachen ſeyen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 25. Januar 1844.

Westindien.

Robert Schomburgk auf Portorico.

Wir theilen hier aus einem älteren, bisher noch ungedruckten Tagebuche unseres Landsmannes einige sehr anziehende Notizen über seinen im Jahre 1834 von St. Thomas nach Portorico unternommenen Ausflug mit. Es trägt dieses Tagebuch noch ganz das Gepräge eines jugendlichen, für alles Neue leicht empfänglichen Gemüthes, während seinen späteren Darstellungen mehr der Stempel einer strengwissenschaftlichen Forschung aufgedrückt ist. Doch auch in den nachstehenden Bemerkungen wird man sehr leicht den aufmerksamen Beobachter und gewissenhaften Darsteller erkennen:

„Leicht tanzte der Kanonenschuß vom Fort über die vom Landwind gekräuselten Wellen des Meeres und verkündete, daß kein Fahrzeug für diesen Abend mehr den Hafen verlassen dürfe, als der Capitain den Befehl gab, das Hauptsegel der „Ellen Gordon" aufzuziehen, um die vom Gouverneur ausnahmsweise erhaltene Erlaubniß zu benutzen, da er so mit dem frischen Landwinde bei Tagesanbruch das Ostende Portorico's erreicht zu haben hoffte. Ich hatte mich schnell zu diesem kleinen Abstecher bei einer Abendpartie des gastfreundlichen Herrn Martinez entschlossen, wo dieser gegen mich äußerte, er würde nach Portorico gehen und schlüge mir vor, ihn dahin zu begleiten; und schon der nächste Morgen sah mich beschäftigt, verschiedene Vorkehrungen zu treffen, wobei ich mich unter Anderem vor das hoch- und wohllöbliche Polizeigericht stellte, um demselben meinen Entschluß mitzutheilen und gehorsamst um die Erlaubniß und einen Paß zu bitten, welches beides mir auch augenblicklich gewährt wurde, nachdem ich den Rothröcken einen halben Johannes auf den Tisch gelegt. — Als wir uns der „Ellen Gordon" in dem großen Boote näherten, hatte diese bereits ihren Anker gelichtet, um sich vor den Eingang des Hafens zu legen, wo wir von dem Capitain am Bord empfangen wurden und mit unseren Freunden den Abschiedsbecher in schäumendem Champagner tranken, worin wir durch den fortrollenden Schall der Kanonen von den weißen Wällen der Festung unterbrochen wurden, während sich das Schiff durch die sich füllenden Segel in jene schaukelnde Bewegung setzte, der jedes Fahrzeug unterworfen ist, sobald es seinen Ankergrund verläßt. Das gut und schnell segelnde Schiff durchschnitt bald mit Vogelschnelle die leichten Wellen, die Maste der im Hafen liegenden Schiffe nahmen eine graue Färbung an, und nur die scharfen Contouren der Hochlande blieben uns noch sichtbar.

Außer dem Herrn Martinez, dessen Hause das Schiff gehörte, befand sich noch ein junger Amerikaner, Agent eines New-Yorker Hauses, und ein Herr Smith aus St. Thomas als Passagiere am Bord. Der Abend war herrlich, und erst spät schlich sich Einer nach dem Anderen aus dem traulichen Kreise, den wir auf dem Verdeck gebildet, um sich dem Schlafe zu überlassen, während ich mich, in meinen Mantel gehüllt, auf dem Deck niederwarf. Ungeachtet des frischen Windes war es drückend heiß. Das gleichmäßige Anschlagen der Wellen an die Planken bei stetigem Winde, ihr einförmiges Gemurmel hat in gleichem Maße etwas Schlaferregendes für mich, wie die gleichmäßig von den Dächern niederfallenden Wassertropfen bei einem leichten Frühregen. Was Wunder daher, wenn ich auch diesmal wider meinen Willen schnell einschlief und erst durch den dämmernden Morgen geweckt wurde. Der Wind hatte sich nach Mitternacht bedeutender erhoben, und unser Fahrzeug arbeitete sich schwerfällig durch die weißumsäumten, aufgewühlten Wogen. Der Sonne erste Strahlen fielen auf die Ebenen von Portorico, während die Hochlande noch in grauen Nebel gehüllt waren, bis die heißen Strahlen der Sonne auch diesen vertrieben hatten und sich nach und nach die freundliche Landschaft vor meinen suchenden Blicken ausbreitete. Da wir noch mehrere Meilen vom Lande entfernt waren, so erschien mir dasselbe anfänglich auch nur als kühn hingeworfene Skizze einer Landschaft, die der Künstler eben im Begriff ist, auszuführen, und deren Vollendung mit jedem Augenblick weitergefördert wird. Am Mittag lagen wir San Juan de Puerto Rico gegenüber. Die Stadt hatte vom Meer aus etwas ungemein Imposantes. Die hohen Mauern, welche die Anhöhe umsäumen, über die hier und da ein Thurm oder ein anderes stattliches Gebäude sich erhebt, während der riesige Moro am Eingange des Hafens drohend Jedem seine Zähne zeigt, der es wagen wollte, sich wider seinen Willen einzuschwärzen.

Der Wind hatte sich immer stärker erhoben, weshalb es auch der Capitain für gefährlich hielt, ohne Lootsen einzulaufen. Ungeachtet der vielfachen Signale nach einem solchen wollte sich doch keiner zeigen; der Capitain mußte sich endlich entschließen, ohne ihn den Versuch zu wagen und sich dem Eingange zu nähern, obschon die Gefahr nicht gering seyn konnte, da fast jeder Matrose und Passagier auf dem Schiffe einen besonderen Unglücksfall zu erzählen wußte. Noch wenige Wochen vorher war ein Fahrzeug gegen die Felsen geschleudert worden und die ganze Bemannung umgekommen.

So aufgebracht nun auch der Capitain über die Nachlässigkeit der Lootsen seyn mußte, so hatten diese doch wieder einen gewissen Entschuldigungsgrund durch einen Vorfall, der sich ein Jahr früher ereignete. Zu jener Zeit hatte sich ein stattliches Fahrzeug unter englischer Flagge dem Moro genähert und nach einem Lootsen signalisirt. In kurzem stach dieser mit seinem stark bemannten Boote in See. Das Schiff, das dem Moro bisher ziemlich nahe gelegen, schien es unterdessen nicht sicher genug zu finden, in dieser gefährlichen Nähe zu verharren, und segelte wieder etwas seeeinwärts, um dort den Lootsen zu erwarten. Wie gewöhnlich hatten sich auch diesmal alle unbeschäftigten und eitlen Dons auf der Anhöhe versammelt, um das fremde Fahrzeug einlaufen zu sehen. Das Boot legte unterdeß an, und die Lootsen stiegen an Bord, um den Befehl am Steuer zu übernehmen, als plötzlich 5—6 der fremden Matrosen in das Boot sprangen, sich der Mannschaft desselben bemächtigten und jenes selbst auf das Deck gezogen wurde. Kaum war dies geschehen, als auch in demselben Augenblick die kolumbische Flagge von allen Masten herabflaggte, unter denen es, trotz des lebhaften Kanonendonners vom Moro, ungefährdet in die See stach und seine Beute auf und davon trug.

Die „Ellen Gordon" hatte sich jetzt den Festungswerken und dem Bereich ihrer Kanonen genähert, als sich auch plötzlich auf dem äußersten Walle ein spanischer Herr in Uniform mit einem Sprachrohr in der Hand zeigte und uns durch dasselbe nach unserer Nation, Herkunft, Absicht u. s. w. examinirte, worauf uns die schon aufgegebene Freude zu Theil wurde, das Lootsenboot ankommen zu sehen, obschon dasselbe nur angekommen zu seyn schien, seinen Lohn in Empfang zu nehmen, da es uns jetzt nicht viel mehr nutzen konnte, indem wir bereits unmittelbar vor dem Hafen lagen. Bald stieß auch ein zweites Boot mit breiter, spanischer Flagge und einem großen Baldachin von der Hafentreppe ab und legte bei unserem Fahrzeug an, worauf los Señores Aduaneros und der Señor Doctor de la Casa de Sanidad an Bord stiegen, obige Fragen von neuem an den Capitain richteten, die Papiere einsahen, dann den Doktor das Schiff untersuchen ließen, ob sich Kranke auf demselben befänden, und uns endlich die Erlaubniß zum Einlaufen und Landen ertheilten, um uns unmittelbar dem Kommandanten vorzustellen, der uns nach Nennung unserer Namen mit einer gnädigen Handbewegung entließ. — Noch aber waren nicht alle Schwierigkeiten überstanden, das nächste war nun, uns von Sr. Excellenz, dem General-Capitain Michel de la Torre, die Erlaubniß einzuholen, uns in der Stadt aufhalten zu dürfen. Unsere Füße mußten uns daher nothgedrungen von der Festung nach dem Schlosse tragen, um dort Sr. Excellenz vorgestellt zu werden. Das Gebäude hat ein düsteres, unansehnliches Aeußere, wobei ein bedecktes, tiefes Thor mit einer Schildwache an jeder Seite in den inneren Hof führt. Nachdem wir in das Innere getreten, wurden wir durch eine hohe Thür mehrere Stufen abwärts durch eine Reihe hoher, düsterer Zimmer mit gothischen Fenstern geführt, die jedoch nichts als die kahlen, nackten Wände und mehrere schweigende spanische Soldaten von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, mit martialischen Schnurrbärten, gezogenem Schwert und finsteren Mienen zeigten. So ging es von Zimmer zu Zimmer, bis in den letzteren einige blasse und vergelbte Gesichter der Offizianten einige Abwechselung in die tödtende Einförmigkeit unserer Wanderung brachten; diese saßen hier und da an einfachen, alten Tischen, wo sie mit ihren Federn eilig und emsig über das schwarzgeränderte Papier hinflogen. Endlich hatten wir das Arbeitszimmer Sr. Excellenz erreicht, wo wir nun unter der strengsten Beobachtung aller Ceremonien vorgestellt wurden. Nachdem diese beendet, verlangte Se. Excellenz unsere Pässe, die er einem der Beamten zur Durchsicht übergab, der dann darüber rapportirte, worauf sich Se. Excellenz erhob und sowohl meinen Gefährten als mir die Hand reichte, eine Gunst, die wir uns nicht zu erklären wußten, da sie gewiß nicht Jedem zu Theil werden mochte, was uns die erstaunten Blicke der Beamten deutlich genug sagten. Jetzt war uns die Erlaubniß, unsere Koffer u. s. w. zu landen, geworden, und als endlich noch die Revision durch die Zoll-Beamten ihr Ende erreicht, durften wir mit jenen ohne weiteren Aufenthalt durch das Seethor schreiten und in das gastfreundliche Haus des Bruders meines Freundes eintreten.

So kurz die Reise auch gewesen, so hatte sie mich doch ermüdet; was Wunder, daß ich daher, kaum in dem mir angewiesenen Zimmer angekommen, auf die einladende Hängematte zueilte, mich in dieselbe warf und einem kurzen Schlummer überließ. Gestärkt durch den Schlaf, sprang ich aus meiner Hänge-

matte und trat an das Fenſter, wo ich über die Parapets den vor mir liegenden Hafen überſehen konnte, — und welch freundliches Bild lag vor mir ausgebreitet! Ragten auch nicht Hunderte von Maſten über den glatten Waſſerſpiegel, ſo wurde dieſer Mangel doch hinreichend durch die zahlloſen Kanoes erſetzt, die ihn nach allen Richtungen, mit Früchten, Fiſchen und Krebſen beladen, durchfurchten und ihm das regſte Leben verliehen. Hatte ſchon dieſer Anblick den wohlthuendſten Eindruck auf mich gemacht, ſo wurde dieſer doch noch vielfach durch meine freundlichen unmittelbaren Umgebungen erhöht, als ich meine Blicke nun rückwärts wandte und die mir angewieſenen Zimmer überſchaute. Gewöhnt an die niederen Wohnungen in St. Thomas, ſchien es mir, als athmete ich hier freier, denn mein Auge maß 26 Fuß, bevor es die Decke erreichte. Zwei hohe, bis zur Decke reichende Fenſter öffneten mir die eben angedeutete Ausſicht, während ihr unterer Theil mit einem geſchmackvollen Geländer geſchützt war und ſie ſelbſt durch Flügelläden verſchloſſen werden konnten. Der Boden war mit glaſirten Backſteinen ausgelegt, und die weißen Wände mit gemalten Guirlanden erinnerten mich lebhaft an das beſcheidene Zimmer im eigenen Vaterhauſe. Ein ſpaniſches Gurtbett und die von mir ſchon benutzte Hängematte luden freundlich zur Ruhe ein. Die eine der beiden Thüren führte in das Innere des Hauſes, die andere öffnete ſich auf eine Gallerie, die um das ganze Haus lief, ſo daß man ſowohl den friſchen Land- als den Seewind genießen konnte. Dies waren meine Zimmer, die in nichts von den übrigen des Hauſes abwichen. Bei Tafel wurde ich mit einem Abbé Romeo bekannt gemacht, der kürzlich von Martinique angekommen und ebenfalls Gaſt des Hauſes war. Wer kennt nicht den franzöſiſchen Abbé aus Molière? — Hier war mir der treueſte Typus eines ſolchen vorgeſtellt worden. Witzig, munter, geſprächig und mit Leib und Leben den Freuden der Tafel ergeben, war er bald an unſerer Tafel der Mittelpunkt der Unterhaltung und der frohen Laune. Hatte ich auch ſpäter oft Gelegenheit, ernſtlich zu bedauern, daß ich des Spaniſchen nicht vollkommen mächtig ſey, ſo wurde mir dieſer Mangel doch ſchon heute lebhaft fühlbar, obſchon Romeo fertig franzöſiſch ſprach und ſo die Lücken, die für mich in der Unterhaltung entſtanden, auf das freundlichſte ausfüllte.

Nachdem ſich die Sonne mehr dem Horizont genähert, wurde ein Spaziergang vorgeſchlagen und mit allgemeiner Zuſtimmung angenommen. — Wer an reinliche, breite Straßen gewöhnt iſt, freundliche Häuſer liebt, bleibe fern von Portorico. Die Bedachung der Häuſer iſt durchgängig platt, dieſe ſelbſt 2—3 Stock hoch; von außen berappt oder auch angemalt; da aber dieſe Malerei oder Berappung ſeit dem Aufbau des Hauſes nicht erneuert iſt, dagegen Regen, Wind und Staub ihr Beſtes gethan haben, die einſtige Malerei zu verwiſchen, ſo haben ſie natürlich eine Färbung erhalten, deren Namen man vergeblich in der Farben-Theorie ſuchen möchte. — Den unteren Stock hat meiſt der Kaufmann, Victualienhändler oder il Barbero de Sevilla eingenommen, deſſen Stube ein wahres Quodlibet von allerhand Merkwürdigkeiten enthält, während die Wände mit Karikaturen und Heiligenbildern überklebt ſind, zwiſchen denen noch ein Paar Guitarren für den müßigen und muſikluſtigen Kunden, — und welcher Spanier ſollte das nicht ſeyn? — Platz finden. Das zweite Stock wird von dem Beſitzer bewohnt, um welches zugleich im Hofe eine Gallerie läuft, die mehr oder weniger geſchmackvoll auf Säulen ruht, zu welcher die Treppe leitet und auf die ſich alle Zimmer öffnen. Wo die Lage des Hauſes es verbietet, dieſe Gallerie ganz um daſſelbe zu führen, vertreten nach der Straße hin ein oder mehrere Balkons die Stelle derſelben, die ſich im dritten Stock wiederholen. — Die Straßen ſind ungemein eng und ſchrecklich gepflaſtert, wozu noch der unendliche Schmutz und die vom Knoblauch-Geruch dicht geſchwängerte Atmoſphäre kommt, da letzterer den Vorübergehenden aus Thür und Fenſter entgegenſtrömt; denn Knoblauch iſt gleichſam das Salz der Bewohner Portorico's.

Die Stadt ſelbſt liegt förmlich auf einer Inſel, da ſie auf der Nordſeite vom Meere, auf der Süd- und Weſtſeite von der Bai beſpült wird, während ſich gegen Oſten ein kleiner Fluß hinſchlängelt, der ſich ins Meer ergießt und zugleich Bai und Meer verbindet. Durch die Kunſt iſt die an und für ſich ſchon feſte Lage der Stadt noch bedeutend verſtärkt, wozu hauptſächlich der Moro und die neue Citadelle St. Chriſtopher mit ihren zahlreichen Thürmen, Wällen und Baſtionen ungemein viel beitragen. Wälle umgeben nicht allein die ganze Stadt, ſondern ziehen ſich auch bis an die Brücke, die dieſe mit dem Feſtlande verbindet, und die durch eine dritte ſtarke Citadelle vertheidigt wird. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß bei der ſo geringen Macht, über die Sir Ralph Abercrombie zu gebieten hatte, ſein Landungsplan nicht glückte und die Engländer nicht allein zurückgeſchlagen wurden, ſondern auch eine bedeutende Anzahl Geſchütz verloren, das jetzt mit prahlender Inſchrift hinter den Wällen ſteht, und das kein Spanier verſäumen wird, jedem Fremden mit Stolz zu zeigen.

Vom Obſervationshügel öffnete ſich uns eine herrliche und weite Ausſicht über das Meer, während zu unſeren Füßen die aufgeregten Wogen in wildem Aufruhr gegen das ſchroffe Ufer anſchlugen und ihren Schaum hoch in die Luft ſchleuderten, in welchem ſich die ſcheidende Sonne in allen Farben des Regenbogens wiederſpiegelte. Doch ſelbſt ohne dieſe künſtlichen Steinmaſſen, hinter denen der Spanier ſich birgt, möchte wohl eine Landung von dieſer Seite zu den Unmöglichkeiten gehören. Ein bedeckter Gang mit zahlloſen Schießſcharten führt außerdem unter dem Schlachthofe und Gottesacker hin. Da ich letzteren gern von dem Wall aus überſchaut hätte, näherten wir uns dieſem, wurden aber von einer nicht fern ſtehenden Schildwache vertrieben, die uns kurz mittheilte: „ſie liebe keine Geſellſchaft.“ So von hier vertrieben, wandten wir uns mehr weſtlich und betraten bald darauf die bedeckten und unbedeckten Gänge, die zu dem Moro führen. Dieſe Baſtille Portorico's ſoll noch dunklere und ſchauerlichere Gewölbe enthalten, als einſt die von Paris; wenigſtens geht die Sage, daß mehrere noch unter dem Waſſerſpiegel des Meeres lägen, in denen der arme, in vollkommener Finſterniß ſitzende Gefangene noch durch das dumpfe Getöſe und Anſchlagen der ſich über ihm brechenden Wogen jedes Augenblickes Schlafes beraubt wird. Leider konnte ich mich von der Wahrheit dieſer Angabe nicht überzeugen, da mir, als Fremdem, der Eintritt in dieſes Labyrinth verſagt blieb. Einer der berüchtigſten Seeräuber wurde ſeit langer Zeit in dieſen unterirdiſchen Gemächern gefangen gehalten, und der eiferſüchtige Spanier ſieht in jedem Fremden einen Spion, weshalb auch ich mich begnügen mußte, die Mauern von außen anzuſtaunen, um mir nach dem Aeußeren das Innere ſo ſchauerlich als möglich auszumalen. Unter den unmittelbaren Umgebungen des Moro zeigte man mir auch ein altes Gebäude, von welchem die Tradition geht, daß es von Columbus erbaut worden ſey; daß die Regierung die größte Sorgfalt anwendet, um es zu erhalten, ſpricht allerdings für die Volksſage. Das erſte Stock enthält mehrere feſte Gemächer mit ſchmalen Fenſteröffnungen und einigen Schießſcharten, während um das zweite eine Art Bruſtwehr läuft, wie ſich hier auch die bewohnbaren Gemächer befinden. — Das Arſenal, an welchem uns unſer Weg vorüberführte, iſt ebenfalls allen Fremden verſchloſſen; ſeinem Aeußeren nach iſt es ein höchſt ſtattliches Gebäude. Mehrere Kanonen vom ſchwerſten Kaliber, ſo wie einige Haubitzen, waren vor ihm aufgeſtellt; überhaupt habe ich bisher noch nie, ſelbſt in den bedeutendſten Feſtungen, ſo viel Geſchütz in Friedenszeiten aufgefahren geſehen wie hier, denn faſt überall ſtößt das Auge auf ſolches. Iſt die Mittheilung, die mir wurde, nicht falſch, ſo befinden ſich allein auf den Wällen 1500 Stücke. Die Anzahl der täglich nöthigen Wachen beläuft ſich auf 300, während die Garniſon beider Citadellen 2000 Mann zählt, die faſt durchgängig aus Spaniern beſteht.

Da unſer Spaziergang bereits einige Stunden gewährt, ſo eilten wir jetzt um ſo lieber der gaſtfreundlichen Wohnung des Herrn M. zu, um uns nach einiger Zeit wieder auf dem flachen Dache des Hauſes zu verſammeln und den herrlichen Abend zu genießen. Mit tauſend und aber tauſend Sternen überſäet, wölbte ſich der dunkelblaue Himmelsdom über uns, während in dem zweifelhaften Dämmerlicht auf den benachbarten Dächern ebenfalls die Bewohner der Häuſer, Nebelgeſtalten gleich, auf- und abgingen und ſich dann und wann die verhallenden Klänge von Guitarren zu uns herüber ſtahlen oder mit den klagenden Stimmen der Troubadours vermiſchten, die wieder von den betäubenden Trommelwirbeln der nahen Wache und der von Aguardiente und Taback heiſeren Stimme des Sergeanten: „Alarto Sentinello“ verſchlungen wurden, das ſich gleich einem Lauffeuer von Poſten zu Poſten fortpflanzte; ja dieſes „Alarto“ verfolgte mich ſelbſt im Schlafe, da unmittelbar unter meinem Fenſter eine Wache Poſto gefaßt hatte. Doch kein Mißgeſchick iſt ſo groß, daß es nicht wenigſtens eine gute Seite hätte, ſo auch hier; denn ich konnte ohne Furcht, von Dieben oder Bravados beläſtigt zu werden, die Fenſterladen offen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Lappland.

Ein Winter in Lappland.

(Schluß.)

An den Wintertagen tritt zu Boſſekop die größte Kälte beim Aufgang der Sonne ein; gegen neun Uhr Morgens iſt die Temperatur die mittlere des Tages; hierauf ſteigt ſie fort bis gegen drei Uhr Nachmittags, und von nun an ſinkt ſie wieder bis zum folgenden Sonnenaufgang. Dieſen Wechſel führt offenbar nur der Einfluß der Sonne ſelbſt herbei. — Die gänzliche Abweſenheit der Sonne zur Zeit des Winterſolſtitiums gab zu neuen, ebenfalls nicht unwichtigen Beobachtungen Gelegenheit. Bekanntlich ſind bei uns die oberen Luftſchichten ſtets kälter als die unteren; doch verhält es ſich in der Nähe des Poles eben ſo? So lange die Sonne ſcheint, iſt es faſt unmöglich, dies zu entſcheiden, da ſie der Erde Dünſte entlockt, welche die untere Luftſchicht erwärmen. Als die Sonne nun nicht mehr aufging, ließen Lottin und Bravais kleine Ballons und Drachen ſteigen, an denen ſie Thermometer befeſtigt hatten, welche den höchſten und tiefſten Punkt, den das Queckſilber eingenommen hat, auch dann noch erkennen laſſen, wenn ſie bereits wieder eine andere Temperatur anzeigen. Dieſe Luftſonden ergaben, daß die Temperatur der Luftſchicht, welche 70—450 Metres von der Erde entfernt iſt, in der Regel wärmer war als in der darunter liegenden, doch daß ſie über denſelben wieder kälter wurde. Die Abweichung dieſer mittleren Luftſchicht von der tieferen und höheren betrug bisweilen ſechs Grad. Der Grund dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung iſt ohne Zweifel, daß der untere dichte Luftſtrom ſich aus der lappländiſchen Ebene herüberwälzt, in welcher der Winter ſehr rauh iſt und oft vierzig Grad Kälte eintreten; die wärmere Luft dagegen, welche vom Meere her kommt, wird hierdurch in die Höhe gedrängt, und ſo beſtehen dauernd zwei entgegengeſetzte Luftſtrömungen über einander, ſo wie, wenn man ein geheiztes Zimmer öffnet, unten die kalte Luft hereindringt und oben die warme ausſtrömt.

Sobald die Kälte im Winter etwas nachließ, fiel der Schnee in großer Menge, doch wenn das Thermometer wieder unter 15° ſank, hörte das Schneien alsbald auf. Dieſelbe Erſcheinung finden wir auch ſonſt beſtätigt; in Sibirien, wo die Winter ausnehmend ſtreng ſind, fällt wenig Schnee, und auf den ſchweizer Alpen liegt der meiſte Schnee in der Gegend, wo die Bäume aufhören, weiter hinauf nimmt er mehr und mehr ab. Nur einmal

ſahen unſere Gelehrten bei einer Kälte von achtzehn bis zwanzig Grad ſtarken Schnee fallen.

Nordlichter.

In unſerer Zone iſt das Nordlicht eine ſeltene Erſcheinung, welche ſtets nur kurze Zeit währt. Zwei oder drei Mal im Jahre bemerken wir am nördlichen Horizonte beim Eintreten der Nacht einen röthlichgelben Schimmer, bei dem wir oft noch anfänglich in Zweifel ſind, ob wir ihn nicht vielmehr für einen Reſt der Abendröthe oder für einen entfernten Brand halten ſollen. Im Norden wäre ein Irrthum dieſer Art unmöglich. Hier breitet ſich das Nordlicht mit glühender Röthe über den halben Himmel. Wie ein ungeheures Feuerwerk flammt es empor und verwandelt ſich in jedem Augenblicke. Der Maler ſucht vergebens dieſe ewig wechſelnden Geſtalten und Farben der auf- und niederſchießenden Lichter feſtzuhalten, und der Dichter verzichtet darauf, ihren Eindruck zu beſchreiben.

Gewöhnlich beginnt das Nordlicht Abends zwiſchen vier und acht. Ein blaßgelber Streifen ſteigt in der Gegend des Nordpols auf und bildet ſich nach kurzer Zeit zu einem Bogen um, deſſen beide Enden ſich auf die Erde zu ſtützen ſcheinen. Innerhalb dieſes Bogens iſt der Himmel tiefſchwarz, doch am äußeren Rande deſſelben färbt er ſich mit einem falben Lichte. Dieſer Bogen ſteht nicht ſtill, ſondern wallt und zittert beſtändig, indem er ſich dauernd vergrößert, doch bald raſcher, bald langſamer. Nach einiger Zeit löſen ſich hierauf einzelne Strahlen von der Wölbung des Bogens und dehnen ſich gerade zum Zenith empor. Ein Theil dieſer Strahlen dringt in den Zenith, ein anderer bleibt plötzlich mitten auf ſeinem Wege ſtehen; neue Strahlen erheben ſich, verſchwimmen in einander oder verlöſchen. Es ſcheint, als ob ein ungeheurer Pinſel über den Himmel wanderte, um mit eigenſinnigen Kreuz- und Querſtrichen ihn nach und nach ganz mit Licht zu übertünchen. Dieſe Strahlen ſind entweder blendend weiß oder blaßgelb, ins Rothe und Grüne ſpielend; ſie werden bald ſchwächer, bald leuchten ſie plötzlich mit brennendem Glanze auf und erhellen die ganze Gegend. Währenddeſſen wölbt ſich der Bogen höher und höher dem Scheitelpunkte zu, ſeine Enden löſen ſich vom Horizonte ab, und nun ſchwankt er, ſtets bewegt, durch die Luft, wie ein mächtiger, vom Winde getriebener Pavillon; er trennt ſich oft in mehrere Stücke, welche wie große Arabesken ſich von einander entfernen und ſich wieder verſchlingen und ſcheinbar ſo niedrig ziehen, daß der Zuſchauer lauſcht, ob er ſie nicht rauſchen hört. Häufig ſteigen neue Bogen am Horizonte empor, ſchwimmen wie Licht-Barken durch den Himmel, ſenden Strahlen und zerſpringen in Stücke, von denen einige bisweilen ſich bis über den Zenith hinaus ſchwingen. Vom ganzen nördlichen Himmelsſaume gehen nun ununterbrochene Strahlenbündel aus, die nach dem Zenith hin konvergiren: der ganze Himmel ſcheint eine feurige Kuppel, und der energiſche Glanz der weißen Strahlen wird durch die rothen, grünen und gelben noch erhöht. Dies ſind die Augenblicke, in denen das Nordlicht ſeine höchſte Pracht zeigt. Bald darauf werden die Strahlen matter; anſtatt der einzelnen Flammenſtreifen ziehen ſich breite, ſchwächer erleuchtete Flächen über den Himmel, deren Umriſſe nicht mehr ſo unruhig ſchwanken, und in deren Innerem das Licht nur noch zittert und gleichſam angſtvoll pocht wie das Herz eines Sterbenden. Bald erſcheinen dieſe Flächen nur noch wie bleiche Gewölke; die Sterne treten hervor, und der Schnee, welcher durch den Widerſchein des Lichtes belebt war, liegt wieder weiß und ſtarr über der Gegend. — Wenn das Nordlicht gegen Morgen eintritt, nimmt man einen kurzen Kampf deſſelben mit der Morgenröthe wahr; doch bald verſchwindet es, denn die Sonne muß ſich noch acht bis neun Grad unter dem Horizonte befinden, wenn der Schein des Nordlichts erkennbar ſeyn ſoll. Nur vom 77ſten Breitengrade an konnte ein Nordlicht am Mittag eintreten. In Boſſekop erſchienen die Nordlichter, welche man der Mittagsſtunde zunächſt wahrnahm, um acht Uhr Morgens und Nachmittags um halb vier. Das Licht iſt gewöhnlich ſo ſtark, daß man eine kleine Schrift dabei leſen kann, und am 18. Februar glänzten die einzelnen Flammenbälle ſo klar, wie der halbvolle Mond, der zugleich am Himmel ſtand.

Ob die Nordlichter in jeder Nacht erſcheinen, iſt noch nicht ausgemacht, doch iſt es wahrſcheinlich. Die Bewohner des Nordens ſelbſt zwar leugnen es; allein ſie bemerken daſſelbe nur dann, wenn es mit hellem Glanze die Fenſter ihrer Wohnungen erleuchtet; alle die vereinzelten und ſchwächeren Nordſcheine dagegen bleiben von ihnen unbeachtet. Dieſe konnten unſeren Meteorologen nicht entgehen, denn Einer von ihnen wachte ſtets die ganze Nacht. So ſahen ſie vom 12. September 1838 bis zum 18. April 1839 hundertunddreiundfunzig Nordlichter, und in ſechs bis ſieben Nächten wenigſtens einen zweifelhaften Schimmer; eine klare Nacht aber, in der ſie gar nichts wahrgenommen hätten, erlebten ſie während ihres Aufenthaltes in Boſſekop nicht. Daß das Nordlicht, wenn der Himmel bewölkt iſt und keine Beobachtungen zuläßt, nicht vorhanden ſeyn ſollte, hat man keinen Grund anzunehmen; es iſt daher einſtweilen wenigſtens glaublich, daß das Nordlicht jede Nacht ſich einſtellt. Ueber die Höhe, in welcher daſſelbe ſich bildet, iſt man ebenfalls noch ſehr verſchiedener Anſicht. Einige Gelehrten behaupten, daß es über unſerer Athmoſpäre entſtehe; während engliſche Reiſende verſichern, daß ſie es unterhalb der Wolken geſehen haben, ja, daß es bisweilen faſt den Boden geſtreift und ſich zwiſchen ſie und andere Gegenſtände gedrängt habe, doch machten ſie ihre Beobachtungen in Nord-Amerika, wo der magnetiſche Pol liegt, und ſo iſt es allerdings möglich, daß die Nordlichter ſcheinbar den Boden ſtreifen; doch haben die Beobachtungen in Boſſekop gezeigt, daß Phänomene dieſer Art trügeriſch ſind und ſich durch Spiegelung der Nordlichter im Schnee und in den Wolken erklären. Nach den übereinſtimmenden Berechnungen der Herren Bravais und Lottin, welche ihre Beobachtungen unabhängig von einander, der eine zu Juppig, der andere zu Boſſekop, angeſtellt haben, bilden ſich die Nordlichter an der Gränze unſerer Atmoſphäre, alſo ungefähr in einer Höhe von zehn Myriametres.

Wirkung des Nordlichts auf die Magnetnadel.

Sobald ein Nordlicht aufſteigt, geräth die Magnetnadel in die größte Unruhe. Der Nordpol dreht ſich nach Weſten und darauf über Norden zurück bis nach Oſten, und erſt nach längerem, höchſt unregelmäßigem Schwanken gelangt die Nadel wieder zu einiger Ruhe. Je mehr ſich das Nordlicht zum Zenith erhebt, um ſo ſtärker wird die Declination der Magnetnadel; am 4. Februar betrug ſie 4½ Grad, alſo den achtzigſten Theil der Peripherie. Wenn das Nordlicht jedoch ſchwach iſt und ſich nur wenig über den Horizont erhebt, iſt ſeine Einwirkung auf den Magnet weit geringer. — Wenn man eine Magnetnadel frei bei ihrem Schwerpunkt aufhängt, ſo hält ſie ſich bekanntlich nicht völlig horizontal, ſondern neigt ſich der Erde in einem beſtimmten Winkel zu. Dieſer Winkel betrug in Boſſekop 76° 20′, und hierbei beſtätigte ſich die ſchon früher beobachtete, höchſt intereſſante Erſcheinung, daß die Strahlenkränze, welche ſich bei hellem Nordlicht am oberen Himmel bilden, und in denen ſich das intenſivſte Licht konzentrirt, gerade an der Stelle erſcheinen, nach welcher die Magnetnadel weiſt, wodurch ein Zuſammenhang zwiſchen dem Nordlichte und dem Erd-Magnetismus außer Zweifel geſetzt wird; allein, worin dieſer Zuſammenhang beſteht, dies iſt noch eines der ſchwierigſten, doch zugleich der intereſſanteſten Probleme der neueren Wiſſenſchaft, und mit der Löſung deſſelben wird wohl das Weſen des Magnetismus und der Nordlichter überhaupt erſt erkannt werden.

* * *

Am 18. April 1839 reiſten darauf Lottin und Lilliehook durch Lappland nach Stockholm. Siljeſtröm wanderte ſpäter durch die norwegiſchen Alpen nach Chriſtiania, und Bravais verweilte noch bis zum September in Boſſekop, um ſeine meteorologiſchen Beobachtungen fortzuſetzen; alsdann reiſte er am Bord der „Recherche", welche zum zweiten Male nach dem Norden geſegelt war, nach Frankreich zurück. Doch auch nach der Abreiſe der Gelehrten werden die von ihnen begonnenen Beobachtungen im gleichen Sinne von den Ingenieuren der Bergwerke von Kaafjord fortgeſetzt, und es liegen ſchon ſeit vier Jahren ausführliche Berichte über die meteorologiſchen Erſcheinungen in jener Gegend vor, aus denen ſich gewiß noch manche intereſſante Folgerung für die Wiſſenſchaft wird ziehen laſſen. Ch. Martins.

Frankreich.

Steinkohlen-Reichthum Europa's.

In einem Artikel des Herrn Michel Chevalier über die kürzlich erſchienene geologiſche Karte von Frankreich, herausgegeben von den Herrn Dufrenoy und Elie de Beaumont, befinden ſich unter Anderem folgende Angaben.

„Frankreich iſt allerdings nicht das ärmſte Land an Steinkohlen in Europa, wir können uns ſogar gewiſſermaſſen reich nennen, aber wir beſitzen doch viel weniger davon als England, und die unſrige iſt auch zu einer guten Verwendung weniger günſtig gelegen. Nach der ſchönen geologiſchen Karte von Großbritanien, die ein wiſſenſchaftlich gebildeter hochherziger Privatmann, Herr Greenough, herausgegeben, beſitzen England und Schottland allein 1,573,000 Hektaren, was im Verhältniſſe zur Oberfläche des geſammten vereinigten Königreiches, welche 31 Millionen Hektaren beträgt, und ohne Rückſicht auf die nicht unbedeutenden Kohlenwerke Irlands über fünf Prozent ausmacht. Frankreich beſitzt nur 280,000 Hektaren, auf eine Geſammtoberfläche von 53 Millionen, was etwa ein halb Prozent iſt. Belgien, welches 3,300,000 Hektaren zählt, beſitzt 133,000 Hektaren Kohlenterrain, was vier Prozent oder acht mal ſo viel iſt, als Frankreich hat. Auch iſt dort die Qualität im Allgemeinen beſſer, und ein großer Theil der Lager befindet ſich auf einer und derſelben Gebietsſtrecke. Frankreichs größtes Kohlenlager, das im Norden, iſt nur 49,000 Hektaren groß; das von Newcaſtle zählt 445,000; das von Glasgow 397,000; das von Derby 277,000; das von Wales 226,000 Hektaren.

Die ſüdlichen Länder Europa's ſind die ärmſten an Steinkohlen: beſonders Italien, Griechenland und die Europäiſche Türkei ſcheinen davon nur wenig zu beſitzen. Auch die öſtlichen und nördlichen Regionen unſeres Welttheils ſind nicht beſſer damit ausgeſtattet: Dänemark, Norwegen und Schweden bieten keine eigentlichen Kohlenlager dar. Das Europäiſche Rußland beſitzt wohl hier und da einige Punkte doch liefern ſie bis jetzt nur wenig Ausbeute; nur im ſüdlichen Theile dieſes Reiches finden ſich Ausnahmen: dort in der Gegend des ſchwarzen Meeres iſt es dem General-Gouverneur der Krim, Grafen von Woronzov, und dem Herrn von Demidov gelungen, reiche Steinkohlenlager zu entdecken.

In Mittel-Europa finden ſich ebenfalls nur mäßige Vorräthe dieſes Brennmaterials. Würtemberg, Bayern, Oeſterreich, Mähren, Tyrol, Steyermark und Illyrien, wiewohl nicht gänzlich ohne Kohlen, beſitzen ſie doch nur in geringer Quantität. In Ungarn ſind einige reiche Lager an der Donau angezeigt, was von großem Werth ſeyn würde. Böhmen iſt in beſſerer Lage. In den Gegenden von Prag und Pilſen, und an mehreren anderen Orten giebt es herrliche Lager, die ein überaus beſcheidener Gelehrter, Profeſſor Zippe, in einem kürzlich erſchienenen Buche beſchrieben hat. Ich ſelbſt erinnere mich, auf den Gütern des Grafen Wurmbrand zu Liblin ein ſchönes Lager von 8—10 Metres Dicke geſehen zu haben. Sachſen und Polen beſitzen einige Minen, die jetzt mit Thätigkeit ausgebeutet werden. Aber von allen Staaten

Deutschlands ist Preußen am reichsten ausgestattet. Schlesien und das Saarbrücker Land sind in dieser Beziehung beneidenswerthe Besitzungen. Das Bassin von Saarbrück zählt nicht weniger als 103 Lager von einem halben bis drei Metres Dicke.

Spanien und Portugal sind an ihren westlichen Gränzen mit reichen Kohlenbassins ausgestattet. Dasjenige von Asturien, dicht am Meere gelegen, wird für die südlichen französischen Departements von großer Aushülfe seyn. Es hat dasselbe seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der Kapitalisten auf sich gezogen. Dort war es, wo vor zwei Jahren Herr Aguado, als er die von ihm erworbenen Kohlenwerke besuchte, vom Tode überrascht wurde. Kürzlich haben daselbst sehr interessante Arbeiten stattgefunden, die der französische Ingenieur Paillette geleitet hat.

Außerhalb Europa's sind bisher noch wenige geologische Studien gemacht worden, und man kennt nur, aber auch sehr oberflächlich, die zu Tage liegenden Kohlenlager. Man weiß jedoch, das China mehrere Kohlenbassins besitzt. Süd-Amerika scheint davon ganz entblößt zu seyn. Nord-Amerika dagegen, wo die Regierungen alle bemüht waren, ihre Gebiete geologisch erforschen zu lassen, ist reich an Steinkohlen. An den Küsten der Fundy-Bay in Neu-Schottland befindet sich ein unermeßliches und unerschöpfliches Lager. Virginien besitzt einige Bassins von guter Qualität aus. Pennsylvanien scheint davon eine noch ausgedehntere Oberfläche zu besitzen als selbst England, und das Thal des Ohio, soll an brennbarem Mineral außerordentlich reich seyn. Pennsylvanien besitzt dasselbe in einem zum häuslichen Gebrauche sich vorzugsweise eignenden Zustande: wir meinen nämlich das Anthracit, das sich auch in Frankreich an mehreren Stellen in großen Quantitäten findet, das wir jedoch nicht recht zu benutzen verstehen, obwohl es nichts Einfacheres giebt, als die sinnreichen Vorrichtungen der Amerikaner, um das Anthracit zu ihren verschiedenartigen Bedürfnissen so nutzbar als möglich zu machen."

Mannigfaltiges.

— Die Inschrift an der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Die bekannte Inschrift „Nutrimentum spiritus" hat seit einigen sechzig Jahren schon das Lächeln der Beschauer erregt. — Ebert, in seinen Ueberlieferungen Bd. 2. Stck. 1. S. 44, sagt, sehr wahrscheinlich: „Als der König den Obersten Quintus Icilius fragte, wie auf Latein nourriture de l'esprit zu geben wäre, und derselbe die Antwort pabulum animi nicht gleich gegenwärtig hatte, so antwortete er nutrimentum spiritus." — Indessen fehlte zeither die Quelle, aus welcher Friedrich die Idee zu seiner Inschrift schöpfte; wir glauben sie in „Sethos, Histoire ou vie tirée des monumens anecdotes de l'ancienne Egypte. A Amsterdam, 1732, in-8°" gefunden zu haben, dessen Verfasser, Abbé Terrasson, indem er von Memphis spricht, T. I. p. 70 sagt:

„Quoique les Egyptiens donnassent le premier rang entre les occupations de l'esprit, aux Sciences naturelles, parcequ'elles vont plus directement à l'utilité publique; ils n'avoient point négligé les connoissances qui sont l'objet de l'érudition. Les conférences s'en tenoient dans une vaste Bibliothèque, que l'on augmentoit tous les jours. Sur la porte étoit écrit en lettres d'or: La Nourriture de l'Ame; inscription plus étendue que celle de la Bibliothèque de Thèbes, sur la quelle le Roi Ismandés qui l'avoit formée avoit fait mettre: Les Remèdes de l'Ame." *)

Sethos ist eine Nachahmung des Télémaque und der Voyages de Cyrus p. Ramsay. Alle drei Werke las Friedrich in seinen früheren Jugendjahren mit größter Theilnahme, wovon sich verschiedene Spuren in seinem Briefwechsel und in seinen Schriften erhalten haben. Mit dem Abbé Terrasson trat er in eine Korrespondenz, von der wir einige Blätter für die neue Ausgabe der gesammten Werke des großen Königs aufzufinden so glücklich gewesen sind. Preuß.

— Der rothe Sarafan. Dieses allerliebste russische Volkslied, komponirt von A. Warlamov, ist kürzlich in zwei verschiedenen Uebersetzungen und Ausgaben bei Ad. Mt. Schlesinger und bei H. Gaillard u. Comp. erschienen. Die eine Ausgabe ist zugleich mit dem russischen Text, die andere dagegen mit der vollständigen Uebersetzung der Einrede des Töchterchens ausgestattet. Das Ganze besteht nämlich aus einem Gespräch zwischen Mutter und Tochter, in welchem die Erstere der Letzteren die Sprödigkeit gegen das Heiraten auszureden sucht. In einer Sammlung von Nationalliedern, wie sie jetzt zur Liebhaberei vieler Musikfreunde geworden, darf natürlich der „rothe Sarafan"**) nicht fehlen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch mit einigen Worten darauf hinweisen, daß die Musikhandlung der Herren C. A. Challier u. Comp. in Berlin jetzt ein ähnliches Unternehmen angekündigt, wie dergleichen schon seit mehreren Jahren in Paris bestehen, nämlich die Herausgabe einer musikalischen Zeitung ***), mit welcher jeder Subskribent ein Billet zu drei während des Laufes des Jahres eigens zu diesem Zwecke in einem hiesigen Konzertsaale zu veranstaltenden Konzerten erhalten soll. Auswärtigen Abonnenten entgeht freilich diese Vergünstigung, doch werden sie dafür — eben so wie die hiesigen — zwei neue Musikstücke, eines für das Pianoforte und ein anderes für eine Singstimme als Zugabe, erhalten. Das erste Blatt dieser wöchentlich erscheinenden Zeitschrift wird am 25. Januar ausgegeben.

*) Diodore Description du Memnonium; livre I. sect. 2.

**) Der Sarafan ist ein Nationalanzug der russischen Jungfrauen.

***) Berliner musikalische Zeitung, redigirt von C. Gaillard.

Bibliographie. *)

Frankreich (1843).

A. de Puibusque Histoire comparée des littératures espagnole et française. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. (Eine von der Académie française gekrönte Preisschrift.)

Dictionnaire des sciences philosophiques; par une société de professeurs de philosophie. Tome 1. 1. livr. 8. Paris. 3 fr. — Vergl. Mag. 1843. Nr. 131. Art. Mannigfaltiges. Das Werk, das aus 4 starken Bänden bestehen soll, zählt allerdings einige ausgezeichnete Gelehrte unter seinen Mitarbeitern. Zu diesen möchten wir indessen keineswegs Hrn. Frank rechnen, Verf. eines, nach dem Urtheile Sachverständiger, sehr schwachen Buches über die Kabbala, weshalb wir es in der „Bibliographie" auch nicht erwähnt.

J. A. B. Mortreuil Histoire du droit byzantin, ou du droit romain dans l'empire d'Orient, depuis la mort de Justinien jusqu'à la prise de Constantinople. Tome 1. 8. Paris. 8 fr.

Edélestand du Méril Mémoire sur la langue des gloses malbergiques. 3 Bog. 8. Paris.

I. Alauzet Traité général des assurances. Assurances maritimes, terrestres, mutuelles et sur la vie. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

Mémoires de la Société médicale d'observation de Paris. Tome 2. 8. Paris. 8 fr.

P. Flourens Mémoires d'anatomie et de physiologie comparées, contenant des recherches sur: 1. les lois de la symétrie dans le règne animal; 2. le mécanisme de la rumination; 3. le mécanisme de la respiration des poissons; 4. et les rapports des extrémités antérieures et postérieures dans l'homme, les quadrupèdes et les oiseaux. 4. mit 8 kolor. Kpft. Paris. 18 fr.

F. Boulanou De la bile, de ses variétés physiologiques, de ses altérations morbides. 8. mit 2 Kpft. Montpellier. 4 fr. 50 c.

J. B. P. A. de Lamarck Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. 2. édition, revue et augmentée de notes présentant les faits nouveaux dont la science s'est enrichie jusqu'à ce jour, par C. P. Desshayes et H. Milne Edwards. Tome 9. Histoire des mollusques. 8. Paris. 8 fr. (Preis aller 9 Bände: 72 fr.)

J. Dumas Mémoires de chimie. 8. mit 7 Kpft. Paris. 7 fr. 50 c.

J. A. Buchon La Grèce continentale et la Morée. Voyage, séjour et études historiques en 1840 et 1841. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

J. Mallat Les îles philippines considérées au point de vue de l'hydrographie et de la linguistique. 11 Bog. 8. mit 1 Tab. Paris.

Lebeuf Recueil de dissertations sur différens sujets d'histoire et de littérature; avec une introduction, une notice sur l'abbé Lebeuf, le catalogue de tous ses écrits et des notes, par J. B. C. G. Tome 1. 12. Paris. 3 fr. — Nur in 305 Ex. gedruckt. Die Notiz ist von einem Hrn. Gauchet. Der Abbé Lebeuf (geb. 1687, gest. 1760), einer der gründlichsten Kenner der französischen Geschichte in ihren Details, ist Verf. äußerst zahlreicher darauf bezüglicher Schriften, die nirgends vollständiger verzeichnet.

Diplomata, chartae, epistolae, leges, aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia prius collecta a de Brequigny et Laporte Dutheil, nunc nova ratione ordinata plurimamque aucta, jubente et moderante Academia inscriptionum et humaniorum litterarum, edidit J. M. Pardessus. Tomus 1. Instrumenta ab anno 417 ad annum 627. 85 Bog. Fol. Paris, imprim. royale. 36 fr.

Guillaume de Nangis Chronique latine, de 1113 à 1300, avec les continuations de cette chronique de 1300 à 1368. Nouvelle édition, revue sur les manuscrits, annotée — par H. Géraud. Tome 1. 8. Paris. 9 fr. — Neuestes von der Société de l'histoire de France herausgegebenes Werk. — Wen ihrem Annuaire historique ist der 8. Jahrgang (pour l'année 1844) erschienen. Ueber ihre Wirksamkeit bis jetzt giebt Nachricht eine Notice sur les travaux de la Société de l'histoire de France, depuis sa fondation jusqu'à la fin de 1842; suivie du réglement de la Société. 3½ Bog. 8. Paris.

F. L. Martin Saint-Léon Résumé statistique des recettes et des dépenses de la ville de Paris, pendant une période de quarante-quatre ans, de 1797 à 1840 inclusivement. 2. édition. 4. Paris. 10 fr.

A. P. Caussin de Perceval Grammaire arabe vulgaire pour les dialectes d'Orient et de Barbarie. 3. édition. 12½ Bog. 8. Paris.

Fac-simile de l'évangéliaire slave de Reims, vulgairement nommé Texte du sacre; publié par J. B. Silvestre. Traduit de slave en latin et précédé d'une dissertation en forme de préface par B. Kopitar. Paris. — Noch im J. 1826 mußte Schaffarik (Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten p. 131) drucken lassen: „Das berühmte slawische Evangelienbuch zu Rheims, worauf die Könige von Frankreich den Eid ablegten, ist in den Stürmen der Revolution untergegangen." Desgleichen beklagt Kopitar den Verlust dieses alten Denkmals slawischer Sprache und Literatur in seinem Glagolita Clozianus (Viudobonae 1836. Fol.). — Seitdem ist dasselbe in Rheims wieder aufgefunden und der dortigen öffentlichen Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben worden. Ja, bald wird man in der eben angezeigten Ausgabe, von Silvestre in Paris (Herausgeber der Paléographie universelle. 4 vol. Fol.) und Kopitar in Wien, ein getreues Fac-simile desselben mit einer Einleitung und lateinischen Uebersetzung besitzen. Die Ausgabe (1 Band von 200 Bog. gr. 4.) erscheint in 10 Liefer. à 8 fr. und ist dem Kaiser von Rußland bedikirt. Zwei Lieferungen sind bereits erschienen. (Merkwürdiger Weise erscheint gleichzeitig zu St. Petersburg die Ausgabe eines anderen ältesten Denkmals slawischer Sprache und Literatur, des Evangeliums des Ostromir, auf Veranlassung der dortigen Akademie der Wissensch. nach der Handschrift der Kaiserl. Bibliothek von Prof. Westekow.)

Hierbei einige die Stadt Rheims (franz. Reims) betreffende bibliographische Notizen. Die Stadt hat eine öffentliche Bibliothek, deren gegenwärtiger Bibliothekar Hr. Louis Paris (Bruder des Hrn. Paulin Paris in Paris), welcher kürzlich mit Leberthais die Tolles peintes — de Reims herausgegeben: Tolles peintes et tapisseries de la ville de Reims, ou la mise en scène du théâtre des Confrères de la passion. Planches dessinées et gravées par C. Leberthais; études des inventeres et explications historiques par L. Paris. 2 vol. 4. mit 1 Atlas Fol. Paris (Drucker Reims) 1843. Jetzt läßt derselbe einen Katalog der Bücher jener Bibliothek drucken, von dem bereits der 1. Band erschienen: Le catalogue des imprimés de la bibliothèque de Reims, avec des notices sur les éditions rares, curieuses et singulières, des anecdotes littéraires et la provenance de chaque ouvrage. 1. Théologie. Jurisprudence. 30½ Bog. 8. Reims. Es existirt daselbst eine Akademie, welche so eben herausgegeben: Annales de l'Académie de Reims. 1. vol. 1842—1843. 31 Bog. 8. Reims. Die daselbst bestehende und von uns einer erwähnte Société des bibliophiles hatte bis vor kurzem überhaupt 13, auch in den Buchhandel gekommene, Bändchen in Duodez herausgegeben. Von anderen neuen Werken über Rheims nennen wir: G. Mariot Histoire de la ville, cité et université de Reims. 4. Reims. Die Ausgabe, von der Akademie auf ihre Kosten besorgt, wird 3 Bände bilden. Hierin erscheint das Werk des Mariot zum ersten Mal in seiner ursprünglichen Gestalt, wie es der Verf. französisch geschrieben; denn die Metropolis Remensis historia (2 vol. Fol. Insulis et Remis 1666—97) ist nichts als eine dem Verf. abgenöthigte verkürzte Uebersetzung des franz. Originales und geht nur bis zum J. 1606, während die neue Ausgabe bis zum J. 1663 gehen wird. — Les actes de la province ecclésiastique de Reims. Publiés par P. Gousset (Erzbischof von Rheims). 2 vol. 4. Reims. — P. Tarbé Trésors des églises de Reims. 4. mit 31 Kpft. von Naquart. Reims. — Eine poetische Merkwürdigkeit von Rheims endlich ist der daselbst geborene und lebende poetische Schuhmacher Gonzalle, dessen Gedichte, mit einer Vorrede von Lamartine, so eben im Druck erschienen: J. L. Gonzalle Poésies, satires et poésies diverses; précédés d'une notice biographique, par E. de B***, et d'une lettre de A. de Lamartine. 15 Bog. 8. Paris (Drucker Reims). 7 fr. 50 c.

Von den einzelnen das Institut royal de France bildenden Akademien ist ohne Zweifel die Académie des sciences die wichtigste. Dieselbe giebt seit dem Jahre 1835 neben ihren Mémoires auch sogenannte Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des sciences (jährlich 2 Bände 4.) heraus. Darin befindet sich, am Ende der Hefte, ein Bulletin bibliographique, welches die der Akademie eingesandten Werke, aber leider sehr ungenügend, verzeichnet. (Die Pariser Akademie, ja fast alle Akademien und gelehrte Gesellschaften, könnten sich in dieser Beziehung den monatlichen Bericht der Berliner Akademie zum Muster nehmen, in welchem die Titel der hier Akademie eingesandten Werke von deren Archivar, Hrn. Hofrath Ulrici, mit großer Genauigkeit gegeben werden.) — Das Institut hat bekanntlich seine eigene Bibliothek, schon jetzt eine der bedeutendsten in Paris, als deren Schöpfer (créateur) wir ihren langjährigen und kürzlich gestorbenen Bibliothekar, Hrn. L. F. Feuillet, genannt finden. (F., geb. 1771, starb den 5. Dez. 1843; seine Stelle erhielt Hr. Landresse.)

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 27. Januar 1844.

England.

Ein Weihnachtsgeschenk von Boz.

Dieses jüngste Produkt des fleißigen Verfassers der Pickwickier ist ein recht zeitgemäßes; denn es hat diejenigen Interessen zum Gegenstande, welche in der allerletzten Zeit den größten Theil der civilisirten Welt, und zwar gerade den nicht Zeitungen lesenden am meisten, beschäftigt haben, nämlich das Weihnachtsfest und die damit verbundenen Freuden — daher führt es auch den Titel: „Ein Weihnachtslied in Prosa oder eine Geistergeschichte zur Weihnachtszeit" *). Auch ist es ein echtes Weihnachtsgeschenk, nicht bloß wegen dieses äußeren Inhalts, sondern auch, weil es von einer eben so edeln, gemüthlichen und philanthropischen Tendenz, wie das Weihnachtsfest selbst, erfüllt ist. Der Verfasser hat damit der Armuth und der Jugend einen großen Dienst geleistet; der Armuth einen materiellen, insofern Niemand das Buch mit wahrer Freude durchlesen kann, ohne von den Gaben, womit ihn Gott gesegnet, auch den Armen etwas hinzutragen, der Jugend dagegen einen geistigen, insofern es die edleren Neigungen des Herzens, besonders den Wohlthätigkeitssinn, weckt. Doch zeichnet es sich wieder vor anderen für die Jugend bestimmten Geschenken dieser Art dadurch aus, daß es nicht bloß für die Jugend gemacht ist; es läßt sich von dem bekannten Humor und Talent des Verfassers erwarten, daß er seinen Lesern nur Solches geben kann, was nicht bloß die Jugend, sondern auch ein gebildeteres Alter interessiren muß. Jedenfalls wird er sich damit in beiden Hemisphären mehr Freunde und einen ungetheilteren Beifall erwerben, als mit den American Notes und dem Martin Chuzzlewit. Doch wir eilen, eine kurze Skizze von dem Inhalt des Buchs zu geben.

Dasselbe ist in fünf Kapitel oder „Staffeln" (staves) getheilt. Die erste Staffel macht uns mit einem hartherzigen, habsüchtigen, alten Geizhals, Namens Scrooge, bekannt, der kein Gefühl für Anderer Kummer hat, weil er auch keine Ahnung davon hat, was Glück ist, oder höchstens einen Haufen von Geldsäcken darunter versteht. Es ist um Weihnachten; die Scene ist das Comtoir des alten Scrooge in einem finsteren Hof. Sein Neffe kommt, um ihm eine „vergnügte Weihnacht" zu wünschen und ihn auf morgen zum Essen einzuladen. Der alte Geizhals ist zornig, nennt Weihnachten eine Schnurre und schlägt die Einladung aus. Nicht ohne einiges Brummen erhält der arme alte Schreiber, Master Cratchit, der den ganzen Tag für funfzehn Stillings wöchentlich auf einem hohen Stuhl in einem kalten kleinen Verschlage schreibt, Urlaub für den folgenden Tag. Ein Nachbar, der Scrooge um sein Scherflein zu einer Subscription für die hungernden Armen bitten kommt, wird mit Flüchen fortgeschickt, und der elende alte Mann geht aus seinem finsteren Comtoir in seine finstere einsame Wohnung, sehr verdrießlich darüber, daß Jeder sich und die Anderen wenigstens an diesem einen Tage im Jahre zu erfreuen sucht. Zu Hause angelangt und sich zum Schlafengehen anschickend, wird er von dem Geist seines früheren Genossen, Jakob Marley (der ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen hat), besucht; dieser warnt ihn vor den bösen Wegen, die er geht, und vor der schweren Kette, die er für seinen ruhelosen Geist nach dem Tode schmiedet, durch sein unaufhörliches Jagen nach Geld während des Lebens. Die Lehre des Geistes ist folgende: „Es wird von jedem Menschen verlangt, daß der Geist in ihm unter seinen Mitmenschen wandeln und weit und breit herumgehen soll; wessen Geist dies nicht im Leben thut, der ist nach dem Tode dazu verurtheilt. Er muß durch die Welt wandern und das mit seinen Augen sehen, woran er nicht Theil nehmen kann, was er aber auf Erden hätte mitgenießen können und wonach er glücklich geworden wäre. Ich trage die Kette, die ich im Leben schmiedete. Ich machte sie Glied für Glied und Zoll für Zoll; ich gürtete sie mir mit meinem eigenen Willen um, und mit meinem eigenen Willen trug ich sie. Ist das Modell derselben dir neu?"

Der Geist beschwört nun andere verirrte Geister herauf, die eben so unglücklich sind als er. „Die Luft war mit Phantomen gefüllt, die hin und her wanderten in rastloser Eile und dabei fortwährend winselten. Jeder von ihnen trug Ketten wie Marley's Geist; einige wenige (wahrscheinlich strafbare Regierungen) waren zusammengekettet; Keiner war frei. Viele hatte Scrooge persönlich während ihres Lebens gekannt. Ihre Qual bestand darin, daß sie alle in menschliche Angelegenheiten hülfreich einzugreifen suchten, aber die Macht dazu für immer verloren hatten.

Der Geist verspricht nun, dem Geizhals drei Geister zu schicken, welche vielleicht ihn zu bessern vermöchten, so lange es noch Zeit sey. Der erste derselben ist der Geist der vergangenen Weihnachten, der, den Scrooge in die Zeit seiner frühesten Kindheit zurückführend und von da durch die Jugend zum Mannesalter, die sanfteren häuslichen Gefühle und Genüsse wieder hervorruft, deren er einst empfänglich war, die aber durch die Sorgen des Gelderwerbs unterdrückt zu seyn scheinen. Nichts ist rührender als seine ängstliche Sorge in der Schule, als alle Knaben außer ihm in ihre glücklichen Wohnungen gegangen waren, nichts heiterer als die Scenen am heiligen Abend bei seinem ersten Herrn, dem alten Fezziwig.

„Der alte Fezziwig legte die Feder nieder und sah auf die Uhr, welche auf die siebente Stunde wies. Er rieb die Hände, knöpfte seinen umfangreichen Rock zu, lachte in sich hinein von den Zähen bis zum Organ des Wohlwollens und rief in einer komfortablen, fetten, jovialen Stimme: „Heda, ihr Jungens, Ebenezer, Dick!" Scrooge's früheres Ich, jetzt in einen jungen Mann verwandelt, kam munter hereingesprungen, begleitet von seinem Mitlehrling. „Dick Wilkins, wahrhaftig!" sagte Scrooge zu dem Geist. „Das ist er. Er war mir sehr zugethan, der Dick."

„Heda, ihr Jungens", sagte Fezziwig. „Heute Abend wird nichts mehr gemacht. 's ist ja heiliger Abend, Dick, heiliger Abend, Ebenezer! Nun geschwind die Fensterladen zu", rief der alte Fezziwig, indem er in die Hände klatschte, „ehe einer sagen kann Jack Robinson."

Man glaubt es nicht, wie schnell die beiden Burschen sich daran machten. Eins, zwei, drei — stürzten sie mit den Fensterladen auf die Straße — vier, fünf, sechs — hatten sie sie eingesetzt — sieben, acht, neun — hatten sie sie eingeschraubt und zugeriegelt, und ehe man bis zwölf kommen konnte, waren sie zurück, keuchend wie Rennpferde.

„Holla ho", rief der alte Fezziwig, von seinem hohen Pult mit wunderbarer Beweglichkeit herabspringend. „Räumt auf, Jungens, damit wir Platz hier haben."

Es ist nichts, was sie nicht hätten wegräumen können, während der alte Fezziwig sah. In einer Minute war es geschehen. Der Boden war rein gefegt und besprengt, die Lampen zurecht gemacht, Holz zum Feuer gelegt, und das Büreau war in einen so bequemen, warmen, trockenen und hellen Ballsaal verwandelt, wie man nur einen in einer Winternacht zu sehen wünschen kann.

Herein kam nun ein Fiedler mit einem Notenbuch und trat zu dem hohen Pult hin und machte ein Orchester daraus und stimmte, daß es anzuhören war wie funfzig Bauchkoliken. Herein kam Mistreß Fezziwig, über und über nur ein großes umfangreiches Lächeln. Herein kamen die drei Miß Fezziwigs, strahlend und lieblich. Herein kamen die sechs jungen Begleiter, deren Herzen in ihren Fesseln lagen. Herein kamen alle die jungen Männer und Frauen, die in dem Geschäft arbeiteten. Herein kam die Hausmagd mit ihrem Vetter, dem Bäcker. Herein kam die Köchin, mit ihres Bruders intimem Freunde, dem Milchmann. Herein kam der Knabe von der anderen Seite der Straße, von dem man glaubte, sein Herr gebe ihm nicht genug zu essen. Herein kamen sie alle, einer nach dem anderen, einige schüchtern, andere keck, einige mit Grazie, andere ohne Grazie, einige drängend, andere zerrend."

Doch wir verlassen die weitere Schilderung der Tänze und Festlichkeiten in Fezziwig's Wohnung und wenden uns zu den Gestalten, die der zweite Geist dem alten Geizhals vorführt. Dieser zweite Geist ist der Geist der gegenwärtigen Weihnachten, der ihm Frieden und Ueberfluß, Glück und Wohlwollen überall zeigt, im Ladenzimmer, in der Hütte, im Bergwerk, im Leuchtthurm und auf dem Schiff zur See. Selbst Cratchit, der in Scrooge's Comtoir für funfzehn Stilling wöchentlich sich abarbeitet, ist heute so glücklich, ja glücklicher als ein König. Wir theilen aus dieser Scene Einiges mit:

„Auf stand nun Mrs. Cratchit, Cratchit's Weib, in einem zweimal gewendeten Staatskleid nur ärmlich aufgeputzt, aber stark in Bändern, welche billig sind und viel Gepränge machen für sechs Pence; und sie breitete die Tischdecke aus, unterstützt von Belinda Cratchit, ihrer zweiten Tochter, die auch stark in Bändern war; während Master Peter Cratchit eine Gabel in eine Kartoffelpfanne steckte und, indem er die Ecken seines ungeheuren Hemdekragens in den Mund nahm, sich freute, sich so stattlich geputzt zu sehen, und sich sehnte, sein frisches Leinen in den fashionabeln Parks zu zeigen. Und nun kamen die zwei kleinen Cratchits, Knabe und Mädchen, hereingetobt, schreiend, daß sie

*) A Christmas Carol in Prose, being a Ghost Story of Christmas. Das Christmas Carol spielt auf die Lieder an, welche in England arme Kinder zur Weihnachtszeit vor den Häusern absingen, und deren auch in Goldsmith's Vicar of Wakefield (cap. 4) Erwähnung geschieht.

an des Bäckers Thür die Gans gerochen und als ihre eigene erkannt hätten, und ſich ſonnend, in wollüſtigen Gedanken an Salbei und Zwiebeln, tanzten dieſe jungen Cratchits um den Tiſch und erhoben den Maſter Peter Cratchit zum Himmel, während er (nicht ſtolz, obgleich er an ſeinem Kragen faſt erſtickte) das Feuer anblies, bis die trägen Kartoffeln, aufwallend, laut an den Pfannendeckel klopften, um herausgenommen und abgeſchält zu werden."

Nachdem die Gans abgefertigt iſt, wird der Pudding der alleinige Gegenſtand von Jedermanns Gedanken. „Aber jetzt, da die Teller von Miß Belinda gewechſelt werden, verließ Mrs. Cratchit, indem ſie zu nervös war, um Zeugen zu ertragen, das Zimmer allein, um den Pudding zu holen.

„Geſetzt, der Pudding war nicht vollkommen ausgebacken! Geſetzt, er zerbricht, wenn er herausgenommen wird! Geſetzt, es iſt Jemand über die Mauer des Hinterhofs geſtiegen und hat ihn geſtohlen, während ſie fröhlich bei der Gans ſaßen! eine Möglichkeit, die den beiden jungen Cratchits das Blut aus den Wangen trieb.

„Holla! Welcher Dampf! Der Pudding war aus dem Keſſel heraus. In einer halben Minute trat Mrs. Cratchit ein, ganz roth, aber ſtolz lächelnd, mit dem Pudding, welcher wie eine gefleckte Kanonenkugel ausſah, ſo hart und feſt war er. Bob Cratchit meinte, er halte es für das Gelungenſte, was Mrs. Cratchit ſeit ihrer Hochzeit gemacht habe. Mrs. Cratchit ſagte, nun da ihr der Stein vom Herzen ſey, wolle ſie geſtehen, ſie hätte ihre Zweifel darüber gehabt, ob ſie auch eine hinreichende Quantität Mehl genommen habe. Jedermann hatte etwas darüber zu ſagen; aber Keiner ſagte oder dachte, daß es für eine große Familie ein zu kleiner Pudding ſey. Das wäre eine Ketzerei geweſen; jeder Cratchit würde ſich geſchämt haben, dergleichen anzudeuten."

Endlich war das Diner abgemacht, das Tiſchtuch wurde abgenommen, der Heerd gereinigt und das Feuer angezündet. Nachdem die Miſchung im Krug gekoſtet und als trefflich befunden worden, wurden Aepfel und Pomeranzen auf den Tiſch gebracht und ein Haufe Kaſtanien ans Feuer gelegt. Dann verſammelte ſich die ganze Familie Cratchit um den Heerd in einem Kreiſe, wie es Bob Cratchit nannte, indem er einen Halbkreis meinte, und hinter Bob Cratchit's Ellbogen ſtand der Glasſchatz der Familie, zwei Sturzbecher und eine Eierrahmenſchale ohne Henkel.

Eine Scene anderer Art wird uns bei dem Neffen Scrooges, Charles und ſeiner Frau, vorgeführt: „Nach dem Thee hatten ſie etwas Muſik: denn ſie waren eine muſikaliſche Familie und wußten, was ſie thaten, wenn ſie ein Rundlied ſangen, beſonders Topper, welcher den beſten Baß herbrummen konnte, ohne daß ihm je die großen Adern am Vorderkopf anſchwollen oder er im Geſicht roth ward. Scrooge's Nichte ſpielte gut auf der Guitarre und ſpielte unter anderen Weiſen ein einfaches, kleines Lied, welches dem Kind, das den Scrooge einſt aus der Koſtſchule geholt, bekannt geweſen, wie der Geiſt der vergangenen Weihnachten ihn erinnert hatte. Als die Muſik erklang, traten ihm alle die Dinge, die der Geiſt ihm gezeigt, vor die Seele; er ward immer weicher und weicher und dachte, daß, wenn er darauf vor Jahren mehr hätte hören können, er die Süßigkeiten des Lebens zu ſeinem eigenen Glück mit ſeinen eigenen Händen hätte kultiviren können, ohne zu dem Todtengräberſpaten die Zuflucht zu nehmen, der den Jakob Marley begraben hätte.

„Aber ſie widmeten nicht den ganzen Abend der Muſik. Nach einer Weile nahmen ſie Kinderſpiele vor; denn es iſt gut, zuweilen ein Kind zu ſeyn, und beſonders Weihnachten, wo der mächtige Stifter deſſelben ſelbſt ein Kind war. Zuerſt ſpielte man Blindekuh. Aber ich glaube ſo wenig, daß Topper wirklich blind war, als daß er Augen in den Stiefeln hatte. Meine Meinung iſt, daß es ein abgekartetes Ding zwiſchen ihm und Scrooge's Neffen war, und daß der Geiſt der gegenwärtigen Weihnachten es wußte. Die Art, wie er jener drallen Schweſter in dem Spitzenſtreifen nachging, war eine Perſiflage auf die Leichtgläubigkeit der menſchlichen Natur. Das Kamingeräth umwerfend, über die Stühle ſtolpernd, an das Piano polternd, ſich in die Vorhänge verwickelnd, kam er überall hin, wohin ſie ging. Er wußte immer, wo die dralle Schweſter war. Er wollte keinen Anderen fangen. Wenn du auf ihn herauf gefallen wärſt, wie Einige thaten, ſo würde er einen verſtellten Verſuch gemacht haben, dich zu fangen, was eine Beleidigung deines Verſtandes geweſen wäre, und würde ſofort in der Richtung der drallen Schweſter fortgetaumelt ſeyn. Sie rief oft, das ſey nicht ehrlich, und das war es auch nicht. Aber als er ſie endlich fing, als er, nachdem ſie unzählige Male mit ihrem ſeidenen Rascheln ihm entſchlüpft war, ſie in eine Ecke drängte, von wo nicht mehr zu entkommen war, da war ſein Benehmen abſcheulich. Denn ſeine Behauptung, daß er ſie nicht kenne, ſein Vorgeben, er müſſe ihren Kopfputz berühren und ſich von ihrer Identität überzeugen, indem er einen gewiſſen Ring auf ihren Finger und eine gewiſſe Kette um ihren Hals drückte, war ſchändlich, unerhört. Wahrſcheinlich ſagte ſie ihm ihre Meinung darüber, als ſie, während ein Anderer die Rolle des Blinden ſpielte, hinter den Vorhängen ſo vertraulich zuſammenſteckten."

Doch wir eilen zum Schluß. Der letzte der drei Geiſter zeigt dem alten Scrooge die Schrecken eines einſamen Alters und Sterbebettes in furchtbarer Wahrheit. Dies, wie alles Andere, wird mit der Herrn Dickens eigenthümlichen Lebendigkeit und Färbung ausgemalt, bis endlich der erſchrockene Mann, indem er ſeinen finſteren, einſamen, unbeweinten Grabſtein betrachtet, im Schlaf aufführt und „als ein weiterer und beſſerer Menſch" erwacht. Der Uebergang in die erſte Abtheilung iſt wirklich reizend. Scrooge ſpringt munter aus dem Bett, kleidet ſich raſch an, läuft lächelnd hinaus, tauſcht mit vielen glücklichen Leuten eine „vergnügte Weihnacht"; giebt einen reichlichen Beitrag für die Armen — zur Entſchädigung für die Verſäumniß früherer Jahre — dem Nachbar, den er den Abend vorher abgewieſen; ſendet den größten Truthahn, den er beim Geflügelhändler finden kann, an ſeinen Schreiber Cratchit, und überraſcht ſeinen Neffen und ſeine Nichte, indem er bei Tiſche zuſpricht; und den nächſten Tag geht er in das kleine finſtere Comtoir als ein fröhlicher Mann und beginnt die Geſchäfte, indem er Cratchit's Gehalt erhöht.

Weſtindien.

Robert Schomburgk auf Portorico.

(Fortſetzung.)

Bereits am Abend hatte ich mit dem Abbé Romeo verabredet, nächſten Morgen mit ihm die Frühmeſſe zu beſuchen; ich war daher auch ſchon früh auf den Füßen, und um 5 Uhr bereits in der Kirche der Franziskaner. Auch ohne die Ermahnungen des Abbé, wußte ich nur zu gut, daß ich mich, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, den kirchlichen Gebräuchen unterwerfen mußte. Eben tauchte ich meine Finger in den Weihkeſſel, als ſich uns eine hohe, jugendliche, weibliche Geſtalt näherte, die ihr Frühgebet in der Kirche verrichten wollte. Ohne an die Folgen zu denken, die für mich aus der Entdeckung, daß ich ein Herege (Ketzer) ſey, entſpringen konnten, reichte ich ihr mit aller mir zu Gebote ſtehenden Zierlichkeit das Weihwaſſer dar. Doch mir war nie Ueberlegung, einer ſchönen Frau gegenüber, gegeben, und daß mich in dieſer letzten Hinſicht die ſchöne Geſtalt der Dame nicht betrogen, zeigte ſich mir augenblicklich, als ſie den Schleier zurückſchlug, um mit der ſchön geformten Hand die heiligen Zeichen zu machen. Hatte mich die Geſtalt angezogen, ſo überraſchten mich die hohe, freie Stirn, die feurigen Augen, die ganze edle Geſichtsbildung, ja ſelbſt die Vorwürfe meines Abbé über meine Verwegenheit waren tauben Ohren und einem verſtockten Herzen gepredigt. Von einem jungen Negermädchen begleitet, kniete die junge Dame vor einem der Heiligenbilder nieder, während wir unwillkürlich in ihrer Nähe Platz nahmen. All' der Pomp der Meſſe konnte heute meine Aufmerkſamkeit nicht feſſeln, da ich mit meinen Gedanken nur bei der ſchönen andächtigen Beterin weilte, und für einen einzigen Blick ihrer glühenden Augen gern alle die Gold- und Silbertreſſen der damit überladenen Heiligen, zu der ſie andachtsvoll emporblickte, hingegeben hätte. Als ſie die Kirche verließ, ſtand auch ich auf und gewahrte beim Heraustreten, daß mir der Abbé, ohne von mir aufgefordert zu ſeyn, ebenfalls gefolgt war. Das Glück war mir günſtiger, als ich erwarten konnte, denn die Dame wohnte in der Nähe meines freundlichen Wirths, wonach es mir nun nicht ſchwer fallen konnte, ihren Namen zu erfahren, wie mir auch Herr M. auf meine Fragen nach den Bewohnern jenes Hauſes mittheilte, daß er mit Herrn Hermanez und der ſchönen Donna Margarita genau bekannt und bereit ſey, mich dort einzuführen. Als ich in Hrn. M.'s Frühſtückszimmer trat, fand ich dort bereits einen jungen Offizier mit einem unendlichen Namen in voller Thätigkeit; da er aber leider eben ſo ſchlecht franzöſiſch als ich ſpaniſch ſprach, ſo konnte ich eben ſo wenig von ſeiner Unterhaltung, wie er von der meinen genießen; ich machte daher unterdeß innigere Bekanntſchaft mit einigen einladenden Schüſſeln und dem trefflichen Klaret, die für mich noch aufgetragen waren, da ſich der Spanier faſt durchgehends mit Früchten begnügt, und Herr M. aus Erfahrung wußte, daß Engländer, Deutſche und Franzoſen die Anſicht hegten, daß nur ſolidere Speiſen, ſelbſt bei dem Frühſtück, den innigen Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele erhalten könnten.

Unſer Abbé war von Martinique nach Portorico gekommen, um durch die Vermittelung des Biſchofs eine beſſere Pfründe zu erhalten, als die, welche er dort bei Faſten und ſchmalen Biſſen bekleidete; er hatte ſich daher unmittelbar nach der Meſſe zu Sr. Eminenz begeben, um dieſem den Wunſch ſeines Herzens wieder ans Herz zu legen. Leider aber beſaß Se. Eminenz kein Herz für ſolch beſcheidenes Begehren, denn unſer jovialer Abbé zeigte bei ſeiner Rückkehr, daß ſeine ewig heiteren Züge auch einen höchſt trübſeligen Ausdruck annehmen konnten.

Donnerſtag, Sonn- und Feſttag Abends 8 Uhr iſt gewöhnlich großer Zapfenſtreich vor dem Gouvernementshaus und dem des Kommandanten der Feſtung. Die ſpaniſchen Damen, die ungeachtet ihres dunklen Teints den Einfluß der Sonne eben ſo fürchten, als meine ſchönen Landsmännninnen vom zarteſten Kolorit, laſſen ſich des Tages nie ſehen, es ſey denn auf dem Wege nach der Kirche. Wie jedoch der Abend herannaht, eilt Alles aus, um in den verſchiedenen Läden die neuangekommenen Stoffe zu beſehen. Unſere Sprache hat kein beſonderes Wort für dieſes intereſſante Geſchäft; denn Einkaufen kann man nicht ſagen, da nichts gekauft, ſondern Alles nur beſehen, und der arme Commis einzig in der ſeltenen Tugend, der Geduld, geübt wird. Die Hoffnung, daß ſich auch die ſchöne Margarita unter dieſen Schauluſtigen befinden möchte, ließ mich verſtohlen die Bitte an Herrn M. ſtellen, ehe wir zum Gouvernementshauſe gingen, die Straße zu durchſtreifen, in welcher die Ausſchnittlager der faſhionablen Welt ſich befänden. Welch ein Treiben und Leben hier und vor dem Gouvernementshauſe! Wir fanden bereits eine Menge Dons und Donna's auf dem freien Platze vor letzterem verſammelt, um den herrlichen Abend zu genießen und ſich an der Muſik zu erfreuen. Eben ſchlug es acht, und mit dem letzten Glockenſchlag gab die türkiſche Trommel das erſehnte Zeichen zum Anfang. Ich muß geſtehen, meine Erwartungen wurden weit übertroffen; die Muſik war ausgezeichnet, und ich hatte nichts mehr zu beklagen, als daß ſie zu kurze Zeit währte. Vom Gouvernementshauſe ſetzte ſich dann der Zug durch mehrere Straßen und Gäßchen über den Marktplatz nach dem Hauſe des Kommandanten in Bewegung, wobei Hörnermuſik mit der vollen Janitſcharenmuſik abwechſelte. Der Herr Kommandant hatte einige Töchter, dieſe Couſinen, Freundinnen und Freunde, und ſo wurde mir

hier jener Genuß länger zu Theil, als vor dem Gouvernementshaus, da die Donna's stipulirt hatten, daß das Musikcorps vor ihren Fenstern zwei statt eines Walzers spiele, zu denen sie sich mit den Herren in raschem Wirbeltanz drehten. — Meine still genährte Hoffnung, Donna Margarita zu begegnen, war nicht in Erfüllung gegangen; dafür erinnerte sich aber Herr M. bei unserer Rückkehr seines Versprechens, mich bei Don Hermanez einzuführen, was auch noch am Abend geschah. Wir fanden Donna Margarita zu Hause, mein lebhafter Wunsch war erfüllt; aber jetzt erst fühlte ich es um so lebhafter, was ich verlor, daß ich des Spanischen nicht mächtig sey, vorzüglich da Donna Margarita ebenfalls nicht besser französisch, als ich spanisch sprach. Im Verlaufe unseres, für den beider Sprachen Mächtigen, gewiß merkwürdigen Gesprächs, fragte sie mich auch, ob ich ein Rechtgläubiger sey? Ich gestand ihr die Wahrheit, und mit schlauem Blick und aufgehobener Hand verwies sie mir, was ich am Morgen gethan, äußerte aber doch später, sie würde morgen die Messe in der Kathedrale hören. Was war natürlicher, als daß ich schon vor Beginn derselben vor dem im altgothischen Styl errichteten riesigen Gebäude stand, das im vorigen Jahrhundert erbaut worden war, bei dem aber der Wunsch, ihm ein alterthümliches Aeußere zu geben, den Baumeister mehr an die Gegenwart als Zukunft hatte denken lassen; denn schwerlich wird es das gegenwärtige Jahrhundert schwinden sehen. Hohe Säulen tragen das Gewölbe, und die gläubige Gemeinde mit ihren Hirten hat nichts versäumt, das Innere so prächtig als möglich auszuschmücken. Ich wählte meinen Platz hinter einer der Säulen, von wo ich die Kirche hätte vollkommen überschauen können, wenn sie mehr erleuchtet gewesen, was wohl auch der Grund war, daß ich unwillkürlich eingeschlafen. Plötzlich erwachte ich, und sah eben Donna Margarita die Kirche verlassen. Meine Müdigkeit war verschwunden, und freundlich nahm sie den von mir angebotenen Arm an, um sie nach Hause zu führen.

Da die Frühstücksstunde noch nicht gekommen, durchstrich ich noch mehrere Straßen, befand mich unerwartet auf dem Marktplatz, und ein Marktplatz in einer Stadt wie Portorico ist wirklich sehenswerth. Dort sieht man wahre Berge der edelsten Früchte, gepaart mit europäischem Gemüse, aufgeschichtet, während an einer anderen Stelle die Riesenmelonen mit Papays vereint, wie große Haufen mächtiger Bomben erscheinen, und das verschiedene Kolorit der grünen Citrone und der goldenen Orange, vereint mit der Königin des Pflanzenreichs, der Ananas, den lieblichsten Farbenteppich bilden; hier wieder stehen und liegen die Thiere des Waldes, das bunte Gefieder der Meereien und die Bewohner des Meeres in Unzahl den Kauflustigen zur Wahl ausgestellt, zu denen sich vom Seethor her in der größten Eile immer neue Reihen von Negern mit gefüllten Körben drängen, um mit ihrer Bürde nicht zu spät zu kommen, denn keinem Farbigen ist es erlaubt, durch das Seethor zu reiten oder zu fahren, vor welchem er von seinem Pferde oder Maulesel steigen muß, um es dann langsam durch das Thor zu führen. Bald darauf schritten andere Karavanen durch das Thor. Zwölf bis sechzehn Neger trugen ungeheure Fässer, vielleicht im Hafen gelandet und für das Innere der Stadt bestimmt, jedes zwischen zwei starken Stangen befestigt, in gleichmäßigem Schritt durch das Thor, wobei jeder Kolonne ein oder zwei Träger mit lauter Stimme Anleitung gaben; ihnen wieder folgten unmittelbar ganze Reihen von Eseln und Maulthieren mit kleinen Fässern Mehl beladen, während die größeren und für ein Thier zu schweren Tonnen von zwei oder vieren, ebenfalls an Stangen befestigt, fortgetragen wurden. Dieses freundliche und belebte Bild menschlicher Industrie und Thätigkeit unterbrach für mich auf eine störende Weise eine lange Reihe Neger, Malcontentos oder Verbrecher, die von einer Anzahl Soldaten unter rohen Flüchen und dem Mißton der schleppenden Ketten durch die Straßen getrieben wurden. Der Zug hatte etwas Schneidendes und Gräßliches für mich, denn jede Miene, jeder Zug der Gefesselten zeigte deutlich die innere Verworfenheit, die dumpfe, versunkene Indolenz, die in sich verschlossene und im Herzen wühlende Rachsucht, den hündischen Gleichmuth gegen die rohe Behandlung. Nur ein einziger junger Weißer von höchstens sechzehn Jahren zeichnete sich durch seine Schwermuth, durch den bitteren Schmerz, der auf seinen schönen Zügen lagerte, unter der ganzen rohen Schaar aus, und tief schnitt es mir ins Herz, wenn ich bei jedem rohen Ausbruch seiner Treiber ihn die Ketten in die Hand nehmen und sie knirschend schütteln sah. Welches Vergehen ihn in diese Gesellschaft gebracht, blieb mir, trotz aller Nachforschungen, dunkel. Gern wende ich mich von dieser Schattenseite jeder größeren Gemeinschaft ab. Portorico wird in kurzem eins der schönsten Theater West-Indiens besitzen. Noch war es nicht beendet, wenigstens die innere Einrichtung. Das Gebäude ist nach einem einfachen aber höchst zweckmäßigen Plane ausgeführt und mag gewiß mehr als 1500 Besucher fassen. Es erhebt sich auf einem freien Platz, nicht weit von der Puerta de la tierra, wobei seine schöne Façade durch eine höchst schwülstige und pomphafte Inschrift verunglimpft wird. Dieses Thor ist ein wahres Labyrinth von gewundenen Gängen. Tritt man in dasselbe ein, so hat man fast mit jeden zehn Schritten um eine Ecke zu biegen, eine Menge Zug- und andere Brücken zu überschreiten und befindet sich dann erst am Eingang eines zweiten dunklen Thores. Hat man endlich auch dieses mit seinen Gängen durchschritten, dann erst athmet man wieder freie Luft, und der weite, blaue Himmelsdom wird dem Blick nicht mehr durch die hohen Häuser und die überdeckten Gänge unterbrochen, obschon noch hier die Festungswerke eine wichtige Rolle spielen und nicht wenig zu dem Eigenthümlichen der unmittelbaren Umgebung der Stadt von dieser Seite her beitragen. Das interessante Bild, welches sich vor mir ausbreitete, wurde noch durch eine Gesellschaft Damen und Herren belebt, die wahrscheinlich von einer Landpartie zurückkehrten. Das Klingeln der Glöckchen der Maulthiere, ihre reich verzierten Zäume und Decken, die farbigen Federbüsche, die schönen Reiterinnen, ihr lebhaftes Gespräch in der klangreichen spanischen Sprache, die hohen Palmen mit ihren gefiederten Bewohnern, der azurblaue Himmel, dabei im Hintergunde die düsteren Wälle mit ihren zahllosen Schießscharten, der dunkel gähnende Schlund des Thores, die hohen Wartthürme, und weiter tiefer die mit Orangen- und Citronenbäumen besetzten flachen Dächer der Stadt, kurz alles vereinigte sich, um mich längere Zeit in sprachlosem Staunen und Entzücken festzuhalten.

Betäubt von den verschiedenartigsten Eindrücken, die meine Umgebungen im Laufe dieses Morgens hervorgerufen, eilte ich jetzt in die Stadt zurück, wo man im Gesellschaftszimmer schon auf mich gewartet und mich beim Eintreten mit stürmischen Fragen nach den erlebten Abenteuern, mit neckenden Anspielungen empfing, die mich endlich völlig stumm machten, was jedoch dem Witze nur noch weiteren Spielraum gab. Bei Tische wurde für den nächsten Morgen eine Partie auf das Land verabredet. Mit dem ersten Dämmerlicht ließen wir uns in einem schnellen Segelboote nach Palo-Seca übersetzen, wo wir unsere Maulthiere bereits vorfanden. Höchst eigenthümlich ist die Art, wie man hier reitet. Der Sattel ist ziemlich hoch und dürfte wohl am ersten mit dem unserer Kavallerie verglichen werden, nur daß er statt mit Leder mit Leinwand überzogen ist. Hinsichtlich der Weichheit des Polsters glaube ich kaum, daß einer dem anderen etwas nachgeben wird. Vor dieser Maschine befindet sich auf jeder Seite des Thieres, befestigt am Sattel, ein Korb, ungefähr 2—2½ Fuß tief, in welche der Reiter seine Füße steckt, wie sie ihm zugleich als Vorrathskammern dienen. Die Thiere wurden nun bestiegen, und im raschen Trott ging es vorwärts durch Thäler und Wälder, „in denen die Goldorange glühte". Schon wollte ein gewisser Stolz in mir wach werden, daß ich mich so schnell in diese Art zu reiten gefunden, als, wie vom Blitz getroffen, mein Thier plötzlich stehen blieb und ich über Hals und Kopf desselben hinweg eben so schnell im Grase saß. Zu dem bösen Spiel gute Miene machend, unterstützte ich meine Gefährten wacker in ihrem ausgelassenen Gelächter, da ich so am schnellsten das Ende desselben herbeiführen zu können hoffte, und saß mit Hülfe des Reitknechts bald wieder im Sattel.

Welch irdisches Paradies könnte Portorico seyn, wenn es nicht in die Hände der trägen und faulen Spanier gefallen wäre, die leider unter allen westindischen Inseln die fruchtbarsten besitzen, von denen aber keine ein so sprechendes Zeugniß menschlicher Lethargie und Indolenz giebt, als ihre Besitzungen. Portorico ist hinlänglich bewässert; ja, die natürlichen Verbindungsstraßen könnten mit geringem Kostenaufwand noch durch künstliche Kanäle und Landstraßen verbunden werden, um die reichen Erzeugnisse des Innern nach den bedeutendsten Handelsplätzen zu bringen; doch eine solche Zeit liegt unter den jetzigen Verhältnissen, wo das Scepter der krassesten Bigotterie mit Centnerschwere auf dem armen Lande lastet, dessen Mutterland mit dem traurigsten Beispiel voranging, wohl für keine Kolonie ferner, als für eine spanische. Der katholische Gottesdienst ist der allein geduldete; nur wer rechtgläubig geboren ist, darf sich dort ansiedeln —, so lautet das Gesetz; obschon die Habsucht und die Goldgier Wege für den Industriellen genug gebahnt, den starren Buchstaben des Gesetzes zu umgehen, und wahrhaft märchenhaft ist es, welche Anziehungskraft der gelbe Schein der Dublonen selbst für den ehrwürdigen Vater in Gott hat. „Wenn der Pfennig im Säckel klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt", — kann man auch auf die Certifikate ausdehnen, die treulich versichern, daß mich der und der Priester als Katholik geboren gekannt hat. Wird diese goldene Gabe von Zeit zu Zeit erneuert und läßt man sich des Jahres ein- oder zweimal in der Messe setzen, so sind alle Schwierigkeiten für den Ketzer entfernt; ja, man bekömmt wohl gar noch einen Beichtschein als Zugabe. Der Reisende, welcher sich nur einen oder zwei Monate auf der Insel aufhalten will, kauft sich beim Bischof Dispensation, während dieser Zeit keine Messe hören zu brauchen. Dies ist Portorico im Jahre 1834.

Rechts und links zogen sich auf unserem Wege Zuckerfelder in unabsehbaren Flächen hin, unter denen sich vorzüglich das Eigenthum eines Engländers und Franzosen auszeichnete. Aber welch' ein Unterschied auch zwischen dieser Besitzung und den übrigen, an welchen wir vorüberkamen! Citronen- und Orangenbäume umsäumten die Felder, die Häuser von schlanken, majestätischen Palmen umgeben und ein freundlicher Garten voller duftender Sträucher, blühender Pflanzen, bepflanzt mit der westindischen Ceder, dem schwefelgelben Hibiscus oder der Portlandia, von denen die zauberhaften Festons der Bignonia herabhängen oder sich von Zweig zu Zweig schlingen, während der leichte Wind uns den herrlichen Wohlgeruch des gelben Jasmin zutrug; kurz Alles, Alles verrieth zu deutlich, daß hier eine andere Hand, als die eines Spaniers waltete. — Welche Sehnsucht auch die Citronen- und Pomeranzenhaine Italiens in den Herzen der Nordländer ins Leben rufen, wie oft sie auch besungen seyn mögen, der unendliche Reiz, der ihnen durch das Kolorit der Kaffeefelder verliehen wird, fehlt ihnen, — Portorico dagegen besitzt ihn in reichem Maße. Erst in dem lebhaften Kontraste des Kolorits der Blätter, der Früchte und der Blüthen, unter deren Fülle sich das dunkelglänzende, grüne Blatt des Kaffeebaums kaum hervorzustehlen wagt, um zugleich einen Wohlgeruch zu verbreiten, der nur von wenig anderen Blüthen übertroffen werden möchte, erst in diesem Kontraste gewinnen die Citronen- oder Orangenhaine jenen unendlichen Reiz, den sich die Phantasie des Nordländers wohl unter Eis und Schnee schuf, doch in Italien nicht zur Wirklichkeit umgeschaffen sah. Schon früher hatte die erste Baumwollen-Plantage einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, da mich ihr Anblick glauben machte, während der Nacht sey durch Zauberei unter den Tropen ein starker Schnee gefallen. Ich fand diese blühende Fläche schön; doch wie weit blieb ein solches Feld im Vergleich zu einem in voller Blüthe stehenden Kaffeefelde, begränzt von Orangen- und Citronenbäumen, zurück!

Bei einer ältlichen Dame, einer Verwandten des Herrn M., stiegen wir ab, die uns auf das gastfreundlichste empfing und uns ihre Zuckerfelder, Vorrathshäuser, Mühlen u. s. w. mit gleichem Stolz wie die nordische Hausfrau ihre Küche und ihre Wirthschaftsgebäude zeigte.

Nachdem wir uns hier einige Stunden aufgehalten und hinlänglich erfrischt hatten, traten wir den Rückweg wieder an, auf welchem wir an dem Beerdigungsplatz eines kleinen Dorfes vorüberkamen, wo mir mehrere Särge auffielen, die in Rücksicht der Form ganz von den gewöhnlichen abwichen. Auf meine Frage nach ihrem Zwecke erfuhr ich, daß es der Spanier für eine große Verschwendung halten würde, wenn man mit dem Verstorbenen zugleich den Sarg begraben wollte. Man legt daher den Todten in einen jener allgemeinen Särge und läßt die Leiche, an dem Grabe angekommen, ganz gemächlich aus jenem in dieses hineinrutschen. Unser Segelboot erwartete uns in Palo-Seca, und bald stiegen wir wieder bei Portorico ans Land.

Am nächsten Morgen riefen alle Glocken, groß und klein, die Gläubigen zur Kirche, wie zugleich das ganze Aeußere der Straßen nur zu deutlich verkündete, daß es Sonntag war. Die Straßen, die während der Woche von Weltgeistlichen, barmherzigen Brüdern, Dominikanern, Franziskanern und wie die übrigen Mönchsorden alle heißen mögen, eigentlich nie leer wurden, waren doch heute von diesen Müßiggängern förmlich angefüllt.

Die spanische Tracht der Damen hat viel Anziehendes, da die hohen, majestätischen Gestalten durch das schwarze Kleid mit der eigenthümlichen Mantilla gleich vortheilhaft gehoben werden, wie durch den enganschließenden Anzug für Kirche und Promenade. Die Französinnen rühmen sich ihres kleinen Fußes, die schönen Spanierinnen übertreffen sie darin bei weitem: das wissen Letztere aber auch, da sie alle nur mögliche Sorgfalt auf diesen verwenden. Ueber das reiche, üppige Haar, durch einen hohen Kamm und ein schwarzseidenes Band festgehalten, wird gewöhnlich ein reichgesticktes Tuch nachlässig geworfen, das ungemein viel zu dem schönen Anzug beiträgt. Ihrer Eroberungen ist sich jede Spanierin gewiß, selbst wenn sie nur mittelmäßig von der Natur ausgestattet ist. Jeder Kirchgängerin folgen zwei, vielleicht auch drei Negerkinder, von denen das eine das Buch, das andere den Teppich und das dritte den kleinen Fußschemel trägt. Sobald die fromme Schöne in der Kirche angekommen ist, wird der Teppich an dem gewünschten Ort ausgebreitet und die Andächtige kniet nieder: hinter ihr ihre Dienerin. Doch nicht allein das Gebet zieht die Dame in die Kirche, sondern auch die Unterhaltung; denn schenkt auch die fromme Beterin im Anfang dem Messelesenden einige Aufmerksamkeit, so fliegt diese doch ziemlich schnell auf und davon, und wer auch ihre Nachbarin seyn mag, bekannt oder unbekannt, die Unterhaltung ist augenblicklich angeknüpft, und wird nur durch das Aufheben der Monstranz gestört, um den abgerissenen Faden derselben augenblicklich wieder anzuknüpfen, bis endlich die Ueberzeugung in ihr lebendig wird, daß sie ihre tägliche Pflicht gegen Gott und die Heiligen erfüllt hat, und sie sein und ihr Haus verläßt.

Wer an die Stille des Sabbaths gewöhnt ist, die in England und Nord-Amerika an diesem Tage herrscht, muß den Kontrast in Portorico gar auffallend finden. Handwerker, Tagelöhner und Neger suchen dann für den Werkeltag Erholung, und vergnügen sich mit Tanzen, Spielen und dergleichen; der Beamte, Bürger und Kaufmann macht mit seiner Familie Ausflüge in das Innere des Landes oder sucht auf irgend eine andere Weise sich zu erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Die freiwillige Geißelung der Koloschen.*)

Ehe die Koloschen unter russische Herrschaft kamen, gehörte es bei ihnen zum guten Ton, sich geißeln zu lassen, um von seiner Mannhaftigkeit einen Begriff zu geben und Leib und Seele zu kräftigen. Jetzt geschieht dies weit seltener und ist auch ziemlich überflüssig geworden.

Die Geißelung wird am Morgen sehr kalter Wintertage, wenn man im Meere sich badet, und am Abend, beim Feuer in der Jurte, vollstreckt. Der Aelteste einer Familie geht an die Küste, läßt ein Bündel kahler Gerten bringen, wählt einige aus, und stellt sich hin, als ob er Jemanden erwartete. Darauf kommt der Beherzteste von Allen, die im eisigen Wogenschwall sich tummeln, aus dem Meere an den Strand gehüpft, bietet demjenigen, der die Gerten in der Hand hält, seine athletische Brust, und dieser haut nun so lange darauf los, bis sein Arm erlahmt, oder bis ein anderer Held aus Neid und Prahlerei den gegeißelten Helden hinwegstößt und seine Stelle einnimmt. Die Tapfersten von Allen sind mit der freiwillig empfangenen Stäupung lange nicht zufrieden, sondern ergreifen noch scharfe Steine oder Messer und ritzen sich Brust und Arme so tief, daß es stark blutet. Dann eilen sie wieder ins Wasser und bleiben so lange darin, bis sie völlig erstarrt sind. Man trägt sie ans Ufer zurück, legt sie auf eine Decke und läßt ihre mit einer blutigen Eiskruste überzogenen Körper an einem tüchtigen Feuer aufthauen.

Diese Morgen-Geißelung ist, wie die Koloschen behaupten, minder schmerzhaft, als man denken sollte, da sie in sehr kalter Atmosphäre stattfindet und nachdem das Wasser den Körper fast unempfindlich gemacht. Desto fürchterlicher ist die Geißelung an Abenden, in der vom Feuer erwärmten Jurte, wenn Alles um die Lohe niederkauert. Auf ein Zeichen des Familienhauptes wird ein ganzes Bündel Gerten hereingebracht und vor demselben niedergelegt. Der Aelteste erhebt sich sofort, ergreift zwei oder drei von den Gerten und fordert Jeden, der Lust hat, zum Empfang einer Tracht Hiebe heraus. Alsbald wirft der Unerschrockenste von den Hausbewohnern seinen Mantel ab und schreitet, wiederum die nackte Brust bietend, heran. Das Familienhaupt beginnt nun aus allen Kräften darauf los zu hauen, und der Gegeißelte hält, indem er abwechselnd Brust, Rücken und Seite preisgiebt, oft so lange Stand, bis sein ganzer Oberkörper mit blutigen Schwielen überdeckt ist, ohne auch nur einmal zu stöhnen oder das Gesicht zu verziehen. Wer alle diese Geißelungen rühmlich besteht, von dem ist man überzeugt, daß er nie einer feigen oder niederträchtigen Handlung fähig seyn werde. Die abendliche Geißelung ist heutzutage fast ganz abgeschafft, da sie, wie schon bemerkt, noch viel schrecklicher ist, als die am Morgen; aber diese beiden Proben der Mannhaftigkeit sind nie zugleich als Zwangs- oder Strafmittel angewendet worden; da es vielmehr für die schimpflichste Selbstbestrafung gilt, wenn man ihnen ausweicht.

(Aus Weniaminov's Zapiski ob Atchinskich Aleutach i Koloschach.)

*) So nennt man die Indianer der Nordwestküste vom Flusse Columbia bis zum Eliasberge.

Mannigfaltiges.

— Verhandlungen der gelehrten ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat. Das zweite Heft des ersten Bandes dieser Zeitschrift ist im vorigen Jahre erschienen und enthält wieder sehr belehrende und anziehende Artikel, als da sind: „Kurze Geschichte der ehstnischen Literatur", von Jörgenson — „Ueber die Flexion des Wortstammes in der ehstnischen Sprache", von Fählmann — „Beiträge zur näheren Kenntniß der Volkssagen und des Aberglaubens der Ehsten", von Boubrig u. s. w. Der literar-historische Artikel, dessen Fortsetzung im nächsten Bande versprochen ist, hat es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich mit Katechismen, Gesangbüchern, Postillen, Bibel-Uebersetzungen u. dgl. zu thun; an Sammlung und Aufzeichnung der sehr anmuthigen Sagen und Volkslieder der Ehsten, die doch allein etwas begründen könnten, was den Titel: „ehstnische Literatur" rechtfertigte, war bis dahin und ist auch später kaum gedacht worden. Wir hoffen, daß die Gesellschaft in ihrem nächstens erscheinenden ehstnischen Lesebuch von den Sagen der Ehsten auch in der Ursprache einen Theil mittheilen werde, wie sie bereits in deutscher Sprache gethan. Da ihre Mitglieder fast ohne Ausnahme deutscher oder skandinavischer Abkunft sind, so darf man, obschon sie ihre Thätigkeit hauptsächlich den Urbewohnern Ehstlands zuwenden, von ihrem wackeren Zusammenwirken noch stärkere Befestigung des Bandes verhoffen, das die deutschen Bewohner der ehemals schwedischen Ostsee-Provinzen zusammenhält. Auch steht die ehstnische gelehrte Gesellschaft mit der finnischen zu Helsingfors und mit dem antiquarischen Vereine zu Riga in freundschaftlicher Verbindung; und während durch die Bemühungen aller drei Vereine die alten Schicksale eines in Trümmern fortlebenden Urvolkes unseres europäischen Nordens ans Licht treten, wird in den Forschern selber das deutsche Bewußtseyn mehr geweckt, oder wenigstens vor größerer Trübung und Verfinsterung bewahrt.

—ō—

— Literarische Verbindung mit China. Auch auf literarischem Gebiete scheint die große chinesische Mauer eine Bresche bekommen zu haben, so daß wir hoffen dürfen, bald mehr von der dortigen Wissenschaft zu erfahren, als uns unsere übrigens schätzenswerthen Sinologen bisher mitzutheilen vermochten. Einem Bericht in der Augsb. Allgemeinen Zeitung zufolge, hat der bekannte Pariser Orientalist, Herr Stanislas Julien, kürzlich auf ganz eigenthümliche Weise ein Werk aus China erhalten, das ihm von großer Wichtigkeit war. Nachdem er nämlich das bekannte religiös-philosophische Buch des Lao-tsö übersetzt hatte, wünschte er auch den chinesischen Philosophen Tschoang-tsö in gleicher Weise zu bearbeiten, doch es fehlte ihm dazu der in Peking herausgekommene große Kommentar. Er wandte sich an den Dolmetsch Herrn Thom, der damals bei dem englischen Heer auf der Ostküste von China war: Thom gab sich umsonst Mühe, das Buch zu erhalten, machte aber, während die Armee vor Nanking lag, die Bekanntschaft eines gelehrten Chinesen, Namens Yen, des Direktors der Salinen der Provinz, dem er seine Noth klagte. Der Mandarin antwortete, daß er das Buch kenne, es sey aber sehr selten, und er wisse nur von dem Exemplar auf der kaiserlichen Bibliothek in Nanking, das nicht käuflich sey. Thom bat ihn, sich zu bemühen, das Buch zu jedem Preis zu erhalten; der Chinese versprach es und brachte nach einem Monat zweihundertunddreißig kleine chinesische Bände, mit der Erklärung, daß dieses der verlangte Kommentar sey. Thom fragte nach dem Preis, und Yen nannte 320 Unzen Silber; Thom war erstaunt über die Summe, aber der Chinese erklärte ihm, daß er, da das Buch nicht käuflich sey, es durch hundert Abschreiber habe abschreiben lassen, wenn Th. aber glaube, daß es seinem europäischen Freund zu theuer sey, so bitte er diesen, es als Geschenk eines Gelehrten an einen anderen anzunehmen, wogegen er sich die Werke des Europäers erbitte. Thom nahm die Bücher, berichtete die Umstände, und Julien bezahlte auf der Stelle die Summe, schickte dem Direktor der Salinen seine Werke und hat vor wenigen Wochen den Kommentar erhalten. Es giebt dies in der That einen hohen Begriff von der Civilisation in China und von der auch dort verbreiteten Achtung für die Wissenschaft.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sitzergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 30. Januar 1844.

Frankreich.

Ueber die katholische Bewegung in Frankreich.

Die neuerlich von einem Theile des katholischen Klerus in Frankreich ausgegangene Bewegung ließ nothwendig tiefer liegende und schon lange arbeitende Ursachen voraussetzen. Diese werden dem aufmerksamen, wenngleich fernstehenden Beobachter zwar in der Hauptsache nicht entgangen seyn, aber den historischen Zusammenhang derselben und ihrer vereinzelten Aeußerungen, welcher die Erscheinung erst in das rechte Licht stellt, konnte nur derjenige verfolgen, der im Bereich der Bewegung selbst stand. Deshalb werden es nicht bloß seine Landsleute dem Herrn Charles Louandre Dank wissen, daß er ihnen in der Revue des deux Mondes die Bestrebungen des Katholizismus seit seinem Wiederaufleben in Frankreich mit dem Anfange dieses Jahrhunderts vorführt. Zwar glaubten wir in dem Aufsatze eine gewisse Gereiztheit zu finden; doch mag diese gerade unter solchen Verhältnissen am ehesten zu entschuldigen seyn und thut im vorliegenden Falle weder der Gesinnung noch der historische Treue des Verfassers merklichen Eintrag. Fern von jeder theologischen Polemik, die nur gar zu leicht einen sehr unangenehmen Beigeschmack gewinnt, und außer der Partei stehend, wollen wir das Wesentlichste aus seinen Bemerkungen herübernehmen, auf rein historische Fakta uns beschränkend.

Wiedergeburt des Katholizismus.

Auf die Revolution folgte naturgemäß eine eben so entschiedene Reaction, und der Anfang des neuen Jahrhunderts wurde als Beginn einer neuen Epoche bezeichnet, in der Politik durch das Konkordat von 1801, in der Literatur durch Chateaubriand's Génie du Christianisme. Unter der Restauration wurde die Entwickelung der katholischen Kirche aufgehalten, und zwar gerade durch die Unterstützung, welche ihr von Seiten einer rückwärts schreitenden Politik zu Theil wurde; seit 1830 aber nahm sie einen neuen Schwung. Die Kirchen sind gefüllt, die theologischen Fakultäten reichlich besetzt, und es wäre mehr als ungerecht, wollte man diesen Erscheinungen durchaus nur Neugierde oder andere unreine Beweggründe unterlegen. Der hauptsächlichste Grund dieser Bewegung liegt vielmehr in der durch die Juli-Revolution bewirkten Trennung der Politik von der Religion; denn bei der Gewissensfreiheit gedeiht der aufrichtige und wahre Glaube; ängstliche Ueberwachung der Orthodoxie von Seiten der Regierung führt nur zur Heuchelei.

Das Wiederaufleben der katholischen Ideen gab sich in der Literatur verschiedentlich kund. Man gründete in mehreren Städten nach dem Muster der gelehrten Gesellschaft der katholischen Universität zu Löwen religiöse Akademieen, welche ihre Mitglieder namentlich aus jungen Leuten heranziehen und den Zweck haben, wissenschaftlich thätige Männer zu ihren Ideen zu bekehren. So besteht z. B. in Paris der Cercle catholique, das Institut catholique, die Gesellschaft de Saint-Paul und in Lyon das Institut catholique.

Noch thätigere Hülfe fand die Propaganda in den Gesellschaften zur Verbreitung guter Bücher, und in besonderen Buchdruckereien, welche zum Theil selbst unter Leitung von Geistlichen stehen. So gründete der Abbé Migne im Jahre 1840 zu Petit-Montrouge eine Buchdruckerei, welche bereits im ersten Jahre 140 Arbeiter beschäftigte und allmälig eine ganze katholische Encyklopädie veröffentlichen soll. Die Kirchen St. Sulpice und St. Thomas von Aquino besitzen gegenwärtig Parochial-Bibliotheken, und die religiöse Presse scheint an Thätigkeit mit der der Bibelgesellschaften zu wetteifern. Dieser Buchhandel, der die schwersten Krisen überstanden hat, hat seine Haupt-Niederlagen in Paris, Lyon und Tours. In Paris erscheinen in der Regel die großen Sammlungen, die Prachtausgaben, die illustrirten Bibeln und Evangelien, in Lyon die billigen und für das Volk bestimmten Ausgaben. Die Durchschnittssumme der jährlichen Erscheinungen seit 1835 für ganz Frankreich ist ungefähr folgende:

Gelehrte theologische Werke	25
Katechismen und Predigtsammlungen	50
Apologistische und mystische Werke	200
Philosophie	8
Heiligenleben	40
Kirchengeschichte	60
Zur schönen Literatur gehörige religiöse Werke	35
Summa	508

Die beim Gottesdienst gebrauchten Gebetbücher sind in dieser Uebersicht nicht mitgezählt; aber die angegebenen Werke übersteigen durch die große Zahl der Abzüge bereits die Anzahl der Erzeugnisse aller anderen Pressen, mit Ausnahme der Universitäts-Buchdruckerei. Abgesehen von dem Bedürfniß und dem billigen Preise, erklärt sich diese außerordentliche Fruchtbarkeit durch den beharrlichen Eifer der Geistlichkeit. Es bestehen nämlich bei mehreren Seminaren wirkliche Boutiquen (boutiques, der stehende Ausdruck für diese Niederlagen), welche für das Bedürfniß des Sprengels zu sorgen haben. Die Ankündigungen werden an die Kirchthüren angeschlagen; der Verkauf geschieht zuweilen in der Sakristei. Den Büchlein wird ein Gebet beigegeben, an welchem Ablaß haftet, und die Dürftigen erhalten sie als geistliche Almosen. Manche Orden beschäftigen sich selbst thätig mit der Ausbreitung dieser Literatur. So findet man bei den Augustinern zu Avignon neben den Brüdern Eremiten und Hospitalitern auch Missionaire zur Verbreitung guter Bücher.

Die Künste haben den Einfluß des Proselytismus eben so wohl erfahren als die Literatur. Im Jahre 1833 befanden sich bei der Ausstellung nur zwanzig Bilder, die für Kirchen geeignet gewesen wären; 1838 bereits sechsundachtzig und 1842 hundertneunundsechzig. In der Baukunst ist die Rückwirkung noch fühlbarer und bringt wenigstens der Kunst selbst einen wesentlichen Nutzen. Die christliche Ikonographie ist zu einer neuen Wissenschaft erhoben worden, und an den Seminaren hat man Lehrgänge der christlichen Archäologie eröffnet. Ja selbst bei der Erbauung von Kirchen hat man das Mittelalter wiederkehren sehen. So baut man gegenwärtig zu Rouen auf dem Hügel der „guten Hülfe" der Jungfrau Maria eine Kapelle; die Arbeiter arbeiten an gewissen Tagen umsonst, und der Erzbischof und der Präfekt schenken Fenster, unter der einzigen Bedingung, daß ihre Wappen daran abgebildet werden.

Aber das religiöse Gefühl des 19ten Jahrhunderts hat auch seine praktische Seite. Erschreckt von dem Elend, das unabweislich im Gefolge der Civilisation einherschleicht; erschreckt von der Härte gesetzlicher Mildthätigkeit und von der oft hervorgetretenen Ohnmacht der Philanthropie, haben die Gläubigen der Gegenwart sich die Ausübung christlicher Liebeswerke aufgelegt; und während materialistische Reformatoren dem Volke von paradiesischen Luftschlössern vorpredigten, reichte die demüthigere und einfältige Frömmigkeit dem verlassenen Dürftigen die Hand. Auch die gleichgültigsten und lauesten Gemüther müssen diesen Bestrebungen ihren gerechten Beifall gewähren und einen etwaigen weltlichen Anflug gern verzeihen. In Paris bestehen für diese Zwecke zahlreiche Gesellschaften aus allen Ständen, und eine Tochter-Anstalt der Gesellschaft des heil. Franz Regis, welche für die Legitimation der Kinder und die bürgerliche und kirchliche Einsegnung der im niederen Volke häufigen wilden Ehen arbeitet, besteht sogar in Konstantinopel. Ausschließlich konfessionelle Rücksichten und Bestrebungen machen sich auf diesem Felde selten bemerklich.

Daneben aber giebt es andere besondere Verbindungen, welche sich hauptsächlich mit dem Proselytismus beschäftigen. Die bedeutendste derselben ist unstreitig die Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens (die Propaganda, l'oeuvre de la propagation de la foi), welche die Missionen durch Gebete und Geldspenden unterstützt. Sie wurde 1832 zu Lyon gegründet und zählt gegenwärtig 700,000 Mitglieder. Ihre Einnahme im Jahre 1841 belief sich auf 2,752,215 Franken, was um so bemerkenswerther ist, als jedes Mitglied nur zu einem wöchentlichen Beitrage von 5 Centimen verpflichtet ist. Die Annalen der Gesellschaft erscheinen in 150,000 Exemplaren. Dennoch sind die Opfer des katholischen Europa's für die Verbreitung seines Glaubens hinter den Bestrebungen der Protestanten zurückgeblieben. Die verschiedenen protestantischen Vereine in Europa haben nämlich im Jahre 1842 für Missionen und Bücher 26,734,474 Franken ausgegeben.

In Paris hat jede Parochie ihre Brüderschaft. Die größte, „die Erzbrüderschaft des heiligen Herzens", geleitet vom Abbé Desgenettes, dem thätigsten und einflußreichsten Apostel des pariſischen Proselytismus, vereinigt in der Hauptstadt 50,000 Seelen. Die politische Gesinnung ihres Vorstehers ist von den Ideen der Revolution himmelweit entfernt, und doch zählt sie sehr viele republikanische Mitglieder und hat gleichsam die Trümmer der „Gesellschaft der Menschenrechte" und die Zerstörer des erzbischöflichen Palastes christianisirt.

Selbst der Jansenismus ist wieder erwacht. Zweihundertundfunfzig Familien haben sich in der Parochie St. Severin in vollkommener Uebereinstimmung des religiösen wie des politischen Glaubens vereinigt.

Auch das Mönchsthum breitet sich aus. Der strengste Orden, die Trappisten, hat die zahlreichsten Stiftungen, und es sind überhaupt in Frankreich binnen weniger als fünfundzwanzig Jahren mehr Klöster gestiftet worden, als

im ganzen siebzehnten Jahrhundert. Die Jesuiten haben natürlich nicht auf die Aufhebung des über sie ausgesprochenen Bannes gewartet; sie haben sich unter verschiedenen Namen und in gefälligen Formen wieder eingestellt und trachten nach wie vor, sich auf Kosten der Weltgeistlichen auszubreiten.

Die Frauenklöster haben sich in noch stärkerem Verhältniß vervielfältigt; in Paris bestehen deren sechsunddreißig. Mit den meisten sind Erziehungs-Anstalten verbunden; andere, wie die Nonnen von St. Michael, nehmen gefallene oder der Versuchung preisgegebene Frauenzimmer auf und retten sie durch Beschäftigung vor Elend, Hunger und Laster.

Die religiösen Gesellschaften, welche sich dem Unterricht der arbeitenden Klassen widmen, nehmen gleichfalls täglich an Ausdehnung zu; 10,375 Lehrerinnen erziehen ungefähr 620,000 Kinder; und die Brüder der christlichen Lehre, deren Anzahl 2136 beträgt, unterrichten in 382 Anstalten unentgeltlich mehr als 164,000 Schüler.

Durch die Beiträge des katholischen Europa's unterstützt, hat das Missionswerk eine bedeutende Ausdehnung erlangt. Man hat in Paris eine Gesellschaft für die Verbreitung des Katholizismus in England gegründet. Die eifrigsten Bestrebungen aber sind China und Oceanien zugewendet, und mehr als Ein französischer Name glänzt in dem Martyrologium des neunzehnten Jahrhunderts. In diesen entlegenen Kämpfen gegen das ungebildete Heidenthum sind Frankreich und England einander oft begegnet, als sollten sie sich auf allen Schlachtfeldern treffen. Der französische Katholizismus hat den Kampf ehrenvoll bestanden; aber in Klein-Asien, wo die Gefahren des Märtyrerthums nicht vorhanden sind, hatte die Religion Unrecht, sich in Politik einzulassen. Die Bestrebungen der Lazaristen daselbst sind auch gescheitert, ja sie waren zum Theil den wahren Interessen des Landes zuwider. Der Kampf im Orient war in der That nicht gegen den Islam gerichtet, denn die Muselmänner sind der Bekehrung unzugänglich, sondern gegen die katholische Kirche des griechischen Ritus, welche man zur Annahme des lateinischen Ritus bewegen wollte. Man übersah, daß die Sache selbst für den Glauben unbedeutend ist, und daß man zugleich den politischen Absichten Rußlands in die Hand arbeitete. Wenn es aber wirklich dem Christenthum galt, verhielt sich Frankreich ganz indifferent, wie damals, als der Patriarch von Smyrna, Konstantinopel und Alexandrien seinen Schutz anflehte.

Lyon ist in der Provinz der thätigste Mittelpunkt in dieser katholischen Wiedergeburt. Es sind aber zwei Parteien zu unterscheiden. Auf der einen Seite steht die aufgeklärte und vernünftige Bevölkerung, konservativ und wahrhaft religiös; auf der anderen die im Jahre 1829 gegründete Congregation. Letztere, bereits im Jahre 1830 mächtig und nach Art der geheimen Gesellschaften organisirt, hat sich in die politische Opposition geworfen. Sie hat die theologische Fakultät angegriffen, zur selben Zeit, als sie die Glieder des hohen Lyoner Klerus vom Wege der Mäßigung abzulenken versuchte. Nach Lyon folgen in zweiter Reihe Nantes und Rennes, dann Bordeaux und Toulouse. Das mittlere, das nördliche und das östliche Frankreich haben weit weniger lebendigen Theil am Werke des Proselytismus genommen, und deshalb sagen die Redacteure der katholischen Statistiken: „Ach, wir haben auch noch ein finsteres Frankreich!“ Sie vergaßen, um gerecht zu seyn, hinzuzufügen, daß der Katholizismus jenes finsteren Frankreich im Allgemeinen aufrichtiger und gemäßigter ist und namentlich von politischen Leidenschaften und persönlichen Interessen in geringerem Grade bewegt wird.

Die Juli-Regierung hat sich der religiösen Bewegung stets geneigt bewiesen. Bereits im J. 1832 beantragte Herr von Montalivet eine Gehalts-Erhöhung für die katholische Geistlichkeit. Das französische Kardinalat wurde 1836 hergestellt. Viele Kirchen wurden neu gebaut oder ausgebessert; die Pensionen der durch die Revolution besitzlos gewordenen Geistlichkeit verdoppelt; die Missionen fanden kräftigen Schutz bei allen Konsulaten und den Stationen der Kriegsschiffe; in Algier wurde ein Bisthum errichtet und ausgestattet und zehn neue Kirchen erbaut; mehr als dreihundert junge, durch den Krieg verwaiste Araber genossen in den Niederlassungen der Trappisten Pflege und Unterricht. Der römische Hof hat seinen Beifall mehr als einmal ausgesprochen und neuerdings an die Stelle des Internuntius oder bloßen Geschäftsträgers einen Nuntius oder Gesandten nach Paris geschickt.

Dies wäre ein flüchtiger Abriß der katholischen Bewegung, insoweit sie lauter und uninteressirt ist. Diesen Thatsachen gegenüber kann man an der religiösen Gesinnung der Gegenwart nicht zweifeln. Aber neben den aufrichtigen giebt es auch Parteimänner; neben dem christlichen Katholizismus einen politischen, literarischen und weltlichen, den man für bestimmte Zwecke und Leidenschaften täglich mehr ausbeutet.

Während der Restauration kämpfte eine Partei, welche ihre ehrgeizigen Absichten mit den Interessen des Himmels bemäntelte und das im Jahre neunundachtzig verlorene Gebiet wiedererobern wollte, gegen die politische Freiheit. Aber als der Tag der Gefahr erschien, vermochte sie nicht, diejenige Macht aufrecht zu erhalten, welche sie selbst zu ihrem Sturze geführt hatte. Nach der Meinung dieser Partei wäre die Juli-Revolution nicht der Sieg eines gemäßigten politischen Prinzipes, sondern die Wiedergeburt der Philosophie des 18ten Jahrhunders, der Triumph des Unglaubens. Rom erkannte alsbald die neue Regierung an, aber jene Partei trennte sich diesmal von Rom; sie begann den Krieg, indem sie der neuen Gewalt Eid und Gebet verweigerte. Von einer anderen Seite war die Souverainetät des Volkes in die Geistlichkeit gedrungen, und es bildete sich innerhalb des französischen Klerus gleichsam ein politisches Zerwürfniß; hier kämpften die Älteren für eine unwiderruflich verschwundene Regierung, dort die Jüngeren für eine romantische Zukunft, für eine Art allgemeiner Republik unter dem Präsidium des Papstes. Die [illegible]ren, weil sie die Vernunftwahrheiten nicht von den offenbarten unterschieden, kamen in der Philosophie dahin, die Vernunft zu leugnen; in der Geschichte riefen sie die Inquisition wieder hervor und die frommen Verbrechen der Ligue; und um einen Vorwand für das Apostelamt zu haben, verleumdeten sie die Einrichtungen und Männer der Gegenwart.

Als die Theologen also weltlich wurden, verkehrten sich die Laien in Theologen. Schon längst hatte die Literatur dieser Verwandlung vorgearbeitet. Chateaubriand und Lamartine waren zwar nicht bis zur Orthodoxie, aber doch zu einem lebendigen Aufschwunge des Gefühls gekommen, und ein Heer von Nachahmern folgte ihrem Geleise. Als wäre Gottes Arm kurz geworden und der Grund der Kirche erschüttert, so boten die Laien zum Zeugniß ihres Glaubens nicht ihr Blut, sondern ihre Dinte. Wir meinen nicht, daß die Theologen auf dem Felde der Religion ausschließlich privilegirt seyen, im Gegentheil, Bewegung ist Leben; aber wir meinen, wer lehren und dogmatisiren will, soll auch die nöthigen Kenntniße und wahren Glauben mitbringen. Wenn die Kirchenväter, wenn die Lehrer früherer Jahrhunderte polemisirend oder apologisirend auftraten, kamen sie mit vollem Herzen und hatten sich zuvor durch ernstes Studium und einsames Nachdenken vorbereitet: heute kommt der erste beste aus dem Getümmel des täglichen Lebens, mit unüberwindlichem Selbstvertrauen, und bringt die Lösung der tiefsten Fragen, an welche St. Augustin, St. Bernhard und Bossuet sich nur mit der Demuth des gründlich gebildeten Geistes wagten, gleich fertig mit.

Durch dieses Gewimmel der verschiedenartigsten An- und Absichten sind die Lehren der eifernden religiösen Partei in eine merkwürdige Verwirrung, voll der seltsamsten Widersprüche, gerathen. Dazu kommt, daß alles Mögliche hineingezogen wird, was die Gegenwart bietet: der Spleen des Byronismus, der Romantismus, alle politischen Parteiungen, alle Leidenschaften des Augenblicks. Jeder predigt, wie ihm die Lust kommt, nicht das Reich Gottes, sondern das Reich seiner Phantasieen und seines Hochmuthes.

Aber die religiöse Partei begnügt sich nicht, das Heil der Welt zu predigen, sie will auch den Gedanken, die Wissenschaft beherrschen, und es verlohnt sich wohl, einmal genauer zuzusehen, mit welchem Rechte sie in dieser Weise aufzutreten wagt. Es versteht sich, daß wir den Katholizismus der Kirche in diese Betrachtung durchaus nicht hineinziehen.

(Schluß folgt.)

Westindien.

Robert Schomburgk auf Portorico.

(Fortsetzung.)

Hinter der Wohnung des Herrn Martinez bot sich mir auf einer der Bastionen eine Scene, die würdig gewesen wäre, von einem Hogarth oder Teniers beobachtet zu werden. Eine ungeheure Menge Neger beiderlei Geschlechts hatten sich dort versammelt, um sich durch die wilden Verschlingungen ihres Nationaltanzes wenigstens momentan in ihre Heimat zurück zu versetzen. Dieser Nationaltanz wird gerade in Portorico reiner erhalten als irgend anderswo, da hier jährlich eine große Anzahl Sklaven aus Guinea eingeführt wird. Der Tanz beginnt in langsamen und abgemessenen Bewegungen, die sich immer mehr und mehr steigern, bis die Tanzenden endlich, in eine Art Extase versetzt, in ihren Sprüngen, Windungen und Verdrehungen kaum noch Menschen gleichen und endlich kraftlos und erschöpft niederfallen, in welchem Zustand ihnen die Acclamationen und Beifallsbezeugungen der Umstehenden der reichlichste Lohn sind. Die Trommel, die den Takt zu diesem Tanze angab und anfangs regelte, bestand aus einem hohlen Baumstamm, wobei sie von den umstehenden tanzfähigen Negerinnen durch eine Art Klapper, durch Klatschen der Hände und Gesang unterstützt wurde. Ein gewaltiger Kreis hatte sich um die Tanzenden gebildet, der im Kolorit alle Zwischenstufen vom Weiß, Olivenfarbigen, bis zum Schwarz zeigte, ja selbst die nicht fern davon stehende Schildwache warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Kreis, nachdem sie sich vorher gehörig versichert hatte, daß sie weder den Besuch eines Ober- noch Unter-Offiziers zu befürchten hatte. Dieselbe Scene wiederholte sich in der Nähe jeder Bastion der Umwallung der Stadt.

Für den nächsten Tag hatte ich mir fest vorgenommen, den Versuch zu wagen, eine Skizze der Stadt von der Landseite her zu stehlen, denn nur so kann ich dieses Unternehmen nennen. Ich legte daher eine gehörige Menge Löschpapier in mein Portefolio und schritt durch das Landthor, jede Pflanze auf den Weg abpflückend und sorgfältig in dasselbe einlegend, um die wachsamen Augen meiner Beobachter glauben zu machen, ich botanisire.

Der Argwohn der Spanier gegen Fremde, in denen sie durchgängig nur Spione sehen, ist wahrhaft lächerlich, weswegen natürlich auch alles Zeichnen und Aufnehmen streng verpönt ist. Dies wußte ich, da mir bereits Herr Capitain St. in St. Thomas einen Beweis aus seinem eigenen Leben dafür mitgetheilt. Dieser hatte vor einigen Jahren Portorico besucht; der imposante Anblick der Stadt hatte ihn so überrascht, daß er sich fest vornahm, eine Skizze derselben aufzunehmen, es möchten auch die Folgen seyn, welche sie wollten. Um dies so unbemerkt und heimlich als möglich zu thun, stellte er sich an die Brustlehne des Schiffes, mit dem er angekommen, und begann auf einer dazu sauber abgehobelten Stelle die Stadt und ihre Werke zu skizziren. Seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet, hatte weder er noch irgend ein Anderer bemerkt, daß ein Boot mit einem Offizier und mehreren Soldaten angelegt und an Bord gestiegen, wo es leider schon zu spät war, die Zeichnung zu verwischen, wie ihn auch der Offizier nicht lange in Zweifel über die Ursache seines Besuches ließ. Die Schildwache hatte ihn vom Wall aus zeichnen gesehen und dies augenblicklich rapportirt. Zu leugnen war jetzt nicht mehr möglich, da der Offizier mit strengen Mienen auf das corpus delicti

hinwies. Herr St. wurde nach dem Moro gebracht und hätte vielleicht dort lange, lange ſitzen können, bevor ſeine Sache vorgenommen, wenn er nicht in der Stadt angeſehene Freunde gehabt, die die Sache zu vermitteln ſuchten, ſo daß nur ein einziges Nachtlager im Moro die Unannehmlichkeit blieb, die aus dieſem Unternehmen für ihn entſprang. Die Skizze war auf Befehl des Offiziers noch in ſeinem Beiſeyn abgehobelt worden. Andere Verſuche hatten noch üblere Folgen nach ſich gezogen, und Don Felix mahnte mich auf meine Aeußerung, das Unternehmen nochmals zu wagen, auf das ernſtlichſte davon ab. Widerſtand und Schwierigkeiten in der Ausführung irgend eines Plans haben mich bisher nur um ſo feuriger angeſpornt, das erwünſchte Ziel zu erreichen, und ſo hatten natürlich die freundlichen Ermahnungen meines Wirthes gerade die entgegengeſetzten Wirkungen. — Als ich nach langem Suchen einen ſicheren und vortheilhaften Platz zur Ausführung meines Planes gefunden, warf ich mich auf meinen Bauch und zeichnete in der unbequemen Stellung wohl eine Stunde, und auf was? — auf Löſchpapier. Nachdem ich die Skizze beendigt, ſchlug ich ſie in einen zweiten Bogen, ſammelte noch einige Pflanzen, die ich in den fraglichen Doppelbogen legte und wanderte nun fröhlich und ſtolz auf das Gelingen meiner Wünſche nach Hauſe, in der feſten Ueberzeugung, daß ich nun nichts mehr zu fürchten habe. Wie groß war aber mein Erſchrecken, als ich von dem wachhabenden Offizier an dem Thore gefragt wurde: Qu'est ce que vous avez ici? auf mein Portefolio zeigend, und mir dies ohne Weiteres aus der Hand genommen wurde. Alles iſt verloren, war natürlich mein erſter Gedanke, Glück zum Moro! Ich gewann jedoch augenblicklich meine Faſſung wieder und antwortete keck und ohne Zögern: Je suis botaniste, ce sont des plantes recueillies dans la campagne, worauf er mir mein Eigenthum nach einer flüchtigen Durchſicht zurückgab. Dem Moro war ich für jetzt glücklich entgangen, daß ich es auch für die übrigen Tage meines Aufenthalts blieb, war das tiefſte Schweigen über das Gelingen meines Unternehmens das einzige Mittel.

Nach dem Frühſtück wurde ein Beſuch im Kloſter der Dominikaner verabredet, wo Herr M. bekannt war. Das Gebäude hat etwas ungemein Impoſantes, wie es zugleich eine der beſten Kirchen Portorico's beſitzt, die in neugothiſchem Geſchmack erbaut iſt und deren gekuppeltes Dach von Säulen, wenn ich nicht irre, in doriſcher Ordnung, getragen wird. Ein Kreuzgang, der ebenfalls auf Säulen ruht, verbindet die Kirche mit den Wohngebäuden, die Zahl ihrer Bewohner war aber nur gering, namentlich an eigentlichen Ordensmitgliedern. Unter dieſen zogen beſonders zwei hohe, intereſſante Geſtalten meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; beide noch Jünglinge, von höchſtens 17—18 Jahren. Die frommen Väter beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Unterricht der Jugend, wie ſie ſich auch in die vornehmeren Familien eingedrängt haben und in dieſen über geiſtliche und weltliche Angelegenheiten herrſchen; ja, wenn man der fama scandalosa Glauben beimeſſen darf, ſo erſtrecken ſich die Verbindungen dieſer geiſtigen Tröſter oft weiter, als es dem Vater oder Ehemann angenehm ſeyn kann.

Früher ſtanden die Dominikaner auch hier der Inquiſition vor; doch die neuere Zeit hat dies ſcheußliche Ungethüm auch aus Portorico verſcheucht. Der das Pallium tragende Biſchof war Vorſitzer, wie er es jetzt noch über das geiſtliche Gericht iſt. Daß ſich dieſes jedoch mit mehr als den causis ecclesiasticis beſchäftigt, ſteht außer allem Zweifel. Die Canonici regulares, an deren Spitze der Erzbiſchof ſteht, verſehen nicht allein den Gottesdienſt in der Kathedrale, ſondern auch noch in einigen Tochterkirchen und im Kloſter der Annunciaden.

Auch die Franziskaner beſitzen hier ein Kloſter und eine Kirche. Der Streit zwiſchen Duns Scotus und Thomas von Aquin ſcheint ebenfalls hierher gedrungen und denſelben Ordensneid in die Herzen der frommen Väter geſtreut zu haben, wie in Europa; denn nie ſah ich zwei Brüder dieſer beiden Orden zuſammen gehen.

Schon ſeit mehreren Tagen war meine Neugier durch die Mittheilung meines Freundes M., daß am Dienſtag einer der größten Feſttage Portorico's gefeiert werden würde, bedeutend geſpannt; konnte und ſollte ich doch die ganze verſchwenderiſche Pracht, den ganzen Pomp der ſpaniſchen Hierarchie zu ſehen bekommen, deren Klerus hier um ſo ſinnberauſchender auftrat, als gerade dies wohl das einzige Mittel ſeyn möchte, die auf einer ſo tiefen Stufe der Kultur ſtehenden Neger und Indianer in ſeinen Feſſeln gefangen zu halten. Alle Altäre waren an dieſem Tage mit den unermeßlichen Schätzen, die die Oberfläche und das Innere der Mutter Erde geliefert, und die der fromme Eifer der Gläubigen geſpendet, wahrhaft beladen. Der Glanz von Hunderten von Kerzen leuchtete den in die Kathedrale Eintretenden entgegen, während die reichen, überladenen Gewänder der Heiligen beiderlei Geſchlechts und des Erzbiſchofs ſammt denen ſeiner Chorherren in dieſem blendenden Glanze wiederſtrahlten.

Aus der Kathedrale eilten wir nach dem Kloſter der Dominikaner, da uns dort eine herrliche Kirchenmuſik erwarten ſollte, die auch wirklich in jeder Beziehung alle meine Erwartungen übertraf und nichts zu wünſchen übrig ließ. Es war ein herrlicher Genuß, den ich lange, lange Zeit hatte entbehren müſſen. Die tiefen Bruſtſtimmen der frommen Väter, der hohe Sopran ihrer Zöglinge, welche die vortreffliche, akuſtiſch gebaute Kuppel in richtigem Wiederhall zurückgab, das präciſe Einſetzen des Orcheſters, kurz die ganze Ausführung der Meſſe würde ſelbſt einen ſchärferen und muſikaliſch gebildeteren Kritiker befriedigt und erhoben haben. Vom Kloſter der Dominikaner gingen wir nun zu dem der Annunciadinnen, um auch hier der Meſſe beizuwohnen, da auch ſie einige helle und klare Stimmen unter den Schweſtern ausgeſucht und einige Muſiker gewonnen hatten, um beim Feſt ihrer Heiligen, der Mutter Gottes, etwas Außergewöhnliches zu haben. Wir betraten die Kirche, als eben die Nonnen ihre Prozeſſionen begannen, die uns das nicht allzu dichte Gitter theilweiſe zu ſehen erlaubte. Als dieſe beendet, konſekrirte der offizirende Beichtiger mehrere Kerzen und begab ſich mit den ihm beiſtehenden Chorherren und Chorknaben nach dem Gitter, das durch die Aebtiſſin von innen und dem Prieſter von außen geöffnet wurde. Nachdem die Aebtiſſin die Hand des frommen Vaters geküßt, empfing ſie die geweihte Kerze, worauf alle übrige Nonnen dem Beiſpiel ihrer Oberin folgten und uns ſo Gelegenheit gaben, ihre Geſichtszüge Revüe paſſiren zu laſſen, was ſie eben nicht allzu ängſtlich zu verhüten ſuchten, ſondern unſeren Augen volle Erlaubniß ertheilten, ſich an ihnen zu weiden. Freilich fand ich nur ein einziges Geſicht unter der großen Zahl, das wahrhaften Anſpruch auf vollendete Schönheit machen konnte. Das noch junge Mädchen war erſt ſeit kurzer Zeit aus dem Mutterlande angekommen, und ſchon drückte ſich die bitterſte Enttäuſchung auf ihren ſchönen Zügen nur zu deutlich aus. Arme Unglückliche!

Hatte der Morgen mit geiſtlichem Pomp und geiſtlichen Uebungen begonnen, ſo ſollte der Abend mit weltlichem Flittergland und weltlicher Luſt enden; denn ein großer Ball beſchloß den feſtlichen Tag, von dem wir als Fremde nicht ausgeſchloſſen waren und auf dem mein Schönheitsſinn reichliche Nahrung fand. Ball ohne Spiel iſt in Weſtindien rein undenkbar; nirgends kann man von dem Manne mit vollerem Rechte ſagen:

> Wenn er nicht hört, nicht ſpricht, nicht fühlt,
> Noch ſieht, was thut er denn? — Er ſpielt.

Rondo, Lotto, Rouge et noir u. ſ. w. waren die einzige Beſchäftigung in den Nebenzimmern des Ballſaals, und die Einſätze bedeutend hoch. Ein Phyſiognomiker hätte bei dem lebhaften Charakter und der ungezügelten Leidenſchaft der Weſtindier ein reiches Feld für ſeine Studien gefunden.

Doch zurück zum Ballſaal, der ſich unterdeß in einen wahren Zauberſaal verwandelt hatte, deſſen tauſendfacher Kerzenglanz ſich tauſendfach in dem reichen Schmuck der Damen wiederſpiegelte, und ich muß geſtehen, noch nie ſo viel vollendete weibliche Geſtalten auf einem ſo unbedeutenden Raum vereint geſehen zu haben, deren natürliche Grazie durch das anſchließende ſeidene Kleid mit dem maleriſchen Spitzenüberwurf nur noch mehr gehoben wurde. Was den Spanierinnen an regelmäßiger Schönheit der Geſichtszüge abgeht, wird überreich durch das feurige, dunkle Auge, die feingezeichneten Brauen, die hochgewölbte Stirn und das reiche, dunkle Haar, deſſen üppige und volle Flechten von dem mit den edelſten Steinen beſetzten Kamme zuſammengehalten waren, erſetzt. Die Spanierin weiß dem Auge einen Ausdruck, ein Leben zu geben, das die in dieſer Kunſt keineswegs unerfahrenen Franzöſinnen bei weitem übertrifft. Doch nicht allein das Auge wird zum Dolmetſcher der Gefühle gebraucht, auch die Finger ſind die verſtohlenen Boten der inneren Wünſche und Gedanken, da durch gewiſſe Bewegungen derſelben ſchnell eine lautloſe Unterhaltung angeknüpft iſt, die alle Empfindungen der ſich Mittheilenden ausdrücken kann, wenn nur Beide nahe genug ſtehen, um die ſubtilen Zeichen auffaſſen zu können. Wohl beſitzen auch wir eine ſolche Zeichenſprache, ſind jedoch nur ABC-Schützen in dieſer Kunſt der ſenſibelſten Applikatur der Finger, während ſie hier die höchſte Staffel der Vollendung erreicht hat. Der rege Erfindungsgeiſt, das lebhafte Verlangen, ja ich möchte ſagen, das unabweisliche Bedürfniß nach Intrigue zarterer Art, läßt jede ſchöne Bewohnerin von Portorico — und welche unter den Tauſenden ſollte dieſe Eigenſchaft nicht für ſich in Anſpruch nehmen! — mit jedem neuen Bekannten eine Zeichenſprache erfinden, die, ſo viel Korreſpondenten ſie auch haben mag, doch nur ihm und ihr leſbar iſt. Ich war durch Donna Hermanez eingeweiht, und obſchon wir an den 24 Buchſtaben der franzöſiſchen Sprache genug gehabt hätten, ſo waren doch durch ihren Scharfſinn noch eine Menge anderer Zeichen aufgefunden, mit denen wir uns nicht allein ganze Wörter, ſondern ſelbſt ganze Sätze in einer einzigen Bewegung mittheilten. Freundinnen unterhalten ſich oft ſtundenlang von den Balkonen über die Straße hinweg, ohne müde zu werden, obſchon ſie gewiß oft genug Gefahr laufen, von jedem mit dieſem Gebrauch Unbekannten für Närrinnen gehalten zu werden, da meiſt das Gelächter über die einander mitgetheilten Ideen, von deſſen Grund der Uneingeweihte keine Ahnung hat, lebhafter iſt, als es die nordiſche Decenz erlauben möchte.

Die gewöhnlichſten Tänze in Portorico ſind Bolero, Gavotte, Walzer und Quadrille, vielleicht auch einmal der Fandango, der jedoch, wie bei uns das Menuet, nur noch als Seltenheit aufgeführt wird. Man walzt ziemlich gut, nur hätte ich gewünſcht, daß die Tanzenden die vielen Figuren weggelaſſen, die für eine Hauptzierde des Walzers gehalten werden, die jedoch meinem Nationaltanz alle Originalität raubten. Da mir faſt jede Theilnahme an der lebhaften Unterhaltung verſagt blieb, ich auch kein ſolch enragirter Tänzer war, daß ich nur getanzt hätte, um zu tanzen, ſo entfernte ich mich, nachdem ich mich einige Mal mit Donna Hermanez im wirbelnden Kreiſe gedreht, um noch einige Vorbereitung zu einer botaniſchen Exkurſion zu treffen, die ich am nächſten Morgen antreten wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Moldau und Wallachei.

Wallachiſche Poeſie.

In Bukareſt hat ſich ein Weimaraner, Herr Wallbaum, als Buchhändler niedergelaſſen, welcher, ungeachtet aller Schwierigkeiten in dieſem noch vor kurzem von Türken ſyſtematiſch verwüſteten Lande, dennoch ſehr viel für Literatur gethan hat. Er hat eine ſehr gute Druckerei errichtet, und die bei ihm erſcheinenden Verlagswerke zeichnen ſich durch typographiſche Schön-

heit aus. So iſt vor kurzem eine Ueberſetzung der „Schuld" von Müllner bei ihm erſchienen, welche Herr Heinrich Winterhalder aus Wien ſo trefflich in das Wallachiſche übertragen hat, daß er jetzt für einen der erſten Literaten in dieſer Sprache gilt. Nicht minder ſchön iſt ein bei Wallbaum erſchienener Band Gedichte von K. A. Roſetti in wallachiſcher Sprache ausgeſtattet, zu denen eine Ueberſetzung des „Manfred" von Lord Byron gehört, die ſehr gefällt. Von ſeinen lyriſchen Gedichten theilen wir folgendes in deutſcher Ueberſetzung, ſo wie zugleich, um unſeren Leſern einen Begriff von der ſchönen wallachiſch-rumaniſchen Sprache zu geben, im Originale mit:

Ich bin anders als ich war.
(Skimbarea mea.)

Nach dem Wallachiſchen des C. A. Roſetti bearbeitet von H. Winterhalder.

Daß ich mich verändert habe,
Sagt die Welt mir immerdar;
Wahrlich, ohne Scherz zu ſprechen,
Ich bin anders als ich war.
Was die Herr'n und Damen trieben,
Schien mir lebenswerth, fürwahr;
Tadelnswerth ſcheint jetzt mir Alles,
Ich bin anders als ich war.

Große Zirkel liebt' ich einſtens,
Wo man fröhlich ſcherzt und lacht,
Und wo Einer auf den Andern
Läſtert und ſich luſtig macht;
Jetzt entflieh' ich weit von dannen,
Seh' ich eine ſolche Schaar.
Ihrerſeits ſcheint mir all' ihr Treiben,
Ich bin anders als ich war.

Sah ich früher einen Richter
Leiſten aufs Geſetz den Schwur,
Hielt ich ihn für unbeſtechlich,
Seiner Pflicht ergeben nur;
Doch heut' dünkt mir, viele ſchwuren,
Die im Stande ſind ſogar
Selbſt die Haut dir wegzunehmen;
Ich bin anders als ich war.

Hört' ich ſonſt die Deputirten
Sprechen, ſich berathen viel,
Dacht' ich mir: das Wohl des Landes
Iſt allein ihr Wunſch und Ziel;
Doch jetzt ſcheint mir, daß ſo mancher
Niemals Patriot noch war,
Landeswohl ihn wenig kümmert; —
Ich bin anders als ich war.

Einſtens glaubt' ich, jeder brave
Biedermann ſey hoch verehrt,
Daß der Wahrheit, dem Talente
Alle Achtung ſey gewährt;
Doch jetzt bin ich andrer Meinung,
Und ich ſah im Traum ſogar
Wackre Männer im Gefängniß;
Ich bin anders als ich war.

Sah ich ſonſt ein ſchönes Mädchen,
Fühlt' ich Liebe gleich zu ihr,
Meine Augen ſtrahlten Sehnſucht
Und ein Engel ſchien ſie mir;
Wie ich heute denk', verſchwenja' ich,
Doch auch jetzt noch immerdar,
Seh' ich Eine, muß ich ſeufzen;
Bin noch immer wie ich war.

Skimbarea mea.

— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
M'am skimbat eu tot' acuma,
— ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Lumea zice ne'ncetat;
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Dar lăsînd'o jos shi gluma,
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Au kuvînt, eu m'am skimbat.
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Ce făcea shi ei shi ele
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Imĭ părea de lăudat;
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Toatĕ acuma imĭ par rele;
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Au kuvînt, eu m'am skimbat.

Ka sĕ fiu în adunare
Miĕ atuncea imĭ plăcea
Shĭ-ĭ gĕseam eu duch prea mare,
Unĭĭ d'alzĭ quând ridea;
Fug acuma kît se poate
Quând ĭĭ vĕz kĕ s'adunat;
Nerozĭĭ imĭ pare toate,
Au kuvînt, eu m'am skimbat.

De vedeam atunci kĕ jurĕ
Un boer judecător,
Eu credeam kĭ nu maĭ furĕ,
Kĕ e sfînt nemuritor;
Astĕzi însĕ mie'mĭ pare,
Cum kĕ multzĭ ce au jurat,
Sĕ'tzĭ ia pilea sînt în stare;
Au kuvînt eu m'am skimbat.

Quând vedeam kĕ se adunĕ
Deputatzi shi vorbesk,
Eu credeam kĕ fapta bunĕ
Totzĭ din suflet o doresk;
Astĕzĭ însĕ mie'mĭ pare,
Cum kĕ unĭĭ nĕ a'nshĕlat,
Kĕ de tzară nu ĭĭ doare;
Au kuvînt, eu m'am skimbat.

Eu credeam cum kĕ cinstitu
Patriot e lăudat,
K'adevĕrn shi talentu
E plăcut shi mult stimat;
Dinpotriv'acum imĭ pare,
Sh'ink' o datĕ am visat,
Kĕ se pun shi la'nkiseare;
Au kuvînt, eu m'am skimbat.

Quând vedeam vre o femee
Frumushikĕ, o iubeam,
Imĭ esha din okĭ skintee,
Kĕ e înger o credeam.
Cum le crez, o tziu în mine,
Dar sh'acuma ne'ncetat
Quând le vĕz, suspin imĭ vine;
N'au kuvînt, nu m'am skimbat.

Mannigfaltiges.

— François Servais. Dieſer berühmte belgiſche Virtuos darf in unſeren Blättern um ſo weniger ungenannt bleiben, als ſie es ſich zur Pflicht machen, auf alles Ausgezeichnete hinzuweiſen, was Literatur und Kunſt des Auslandes uns darbieten. Herr Servais gab am 25. Januar in Berlin ſein zweites Konzert, und dem enthuſiaſtiſchen Beifall nach zu ſchließen, den der Künſtler fand, dürfen wir wohl erwarten, daß er ſich hier noch öfter werde hören laſſen, wiewohl unſer Publikum, das erſt nach und nach Kunde von ihm erhält, ſeine bisherigen Konzerte nur ſpärlich beſuchte und dem Virtuoſen daher wohl auch die Einnahmen zum größten Theil durch die Koſten abſorbirt wurden, die ſich im Konzertſaale mit Einſchluß deſſen, was das Orcheſter erhält, auf nicht weniger als 250 Thaler für den Abend belaufen! Herr Servais hat ſowohl in Paris als in St. Petersburg eine Aufnahme gefunden, die der des berühmten ungariſchen Pianiſten in keiner Weiſe nachſtand, und in der That ſind ſich auch Beide ſehr gleich in der Behandlung ihrer Inſtrumente und in dem elektriſchen Zauber ihres eben ſo rapiden als charakteriſtiſchen Spiels. Während ſeines Aufenthalts in der ruſſiſchen Hauptſtadt erzählten die Zeitungen, es ſey dort einigen hohen Damen von ihrem Arzt unterſagt worden, den Violoncelliſten ferner zu hören, weil dies ihre Nerven zu ſehr angreifen könne; es ſchien uns dies übertrieben, aber nachdem wir Zeugen ſeines Spiels geweſen, halten wir es für glaublich. Herr Servais trug unter Anderem die „Romanesca" vor, ein überaus melodiſches Lied zum Tanz aus dem 16. Jahrhundert, das vielleicht zu gleicher Zeit mit Shakſpeare's „Sommernachtstraum" komponirt und auch dazu wohl geſungen worden ſeyn mag; denn Shakſpeare's Muſik zu dieſem Traumgeſicht ſtammte aus Italien, wie auch der „Bergamasker"-Tanz beweiſt, den er die Athener aufführen läßt. Außerdem trug der Künſtler drei eigene Compoſitionen vor, die eben ſo wie ſein Spiel voll Leidenſchaft und Feuer ſind, zugleich aber auch immer an das Elegiſche ſtreifen. Beſonders war die Erinnerung an den zu früh heimgegangenen Lafont, „Une larme", eben ſo rührend als wirkſam.

— Molière's Denkmal. Bei der am 16. Januar ſtattgefundenen Einweihung des Molière-Denkmals in der Richelieu-Straße in Paris wurden vier Reden gehalten. Der Präfekt des Seine-Departements, Herr von Rambuteau, ſprach im Namen der Stadt Paris, Herr Etienne im Namen der Akademie, Herr Samſon im Namen des Théâtre Français und endlich Herr Arago im Namen der Kommiſſion, die mit Errichtung des Denkmals beauftragt war. Es hat allerdings ſein Mißliches, der vierte Redner über denſelben Gegenſtand zu ſeyn, aber das ausgezeichnete Mitglied des „Längenbüreaus" iſt trotz ſeiner Gelehrſamkeit ſo populair, daß man auf die letzte Rede am begierigſten war. Leider hatte jedoch der berühmte Mann diesmal nicht verſtanden, kurz zu ſeyn; die Rede, die er ablas, wollte durchaus kein Ende nehmen, und da die Ceremonie auf offener Straße bei ſehr kalter Temperatur ſtattfand, ſo fingen die Zuhörer an, ungeduldig und verſtimmt zu werden. Das Schlimmſte aber war ein Witzwort, das dadurch veranlaßt wurde, denn das vergeſſen die Pariſer nicht, ſo lange das Molière-Denkmal ſteht. „On voit bien", ſagte nämlich einer von Herrn Arago's Kollegen in der Akademie, „que ce discours a été écrit au bureau des longitudes!"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 14. Berlin, Donnerstag den 1. Februar 1844.

England.

Die Mabinogion.

Diese Sammlung walliſiſcher National-Sagen, über die wir in Nr. 68 und 69 des Magazins vom vorigen Jahr einen ausführlichen Bericht abſtatteten, iſt jetzt bis zum fünften Theile gediehen. Die Herausgeberin, Lady Charlotte Gueſt, fährt mit lobenswerther Beharrlichkeit fort, die Alterthümer des Kelten-Geſchlechts ans Licht zu ziehen: ein Beginnen, das um ſo mehr an der Zeit iſt, als dieſer lange vernachläſſigte Volksſtamm ſeit kurzem beſtimmt ſcheint, nicht nur in literariſcher, ſondern auch in politiſcher Hinſicht — in Irland durch die Repealer, in Wales durch die Rebekkaiten — eine bedeutende Stelle in der öffentlichen Aufmerkſamkeit einzunehmen. Unter den neuerdings erſchienenen Mabinogion befindet ſich auch der „Traum des Rhonabwy", deſſen wir ſchon in unſerem oben erwähnten Aufſatze gedachten und der zu den älteſten walliſiſchen Legenden gehört. Wir theilen eine kurze Skizze ſeines Inhalts mit, indem wir, was den in mancher Beziehung merkwürdigen und originellen Charakter dieſer Sagen im Allgemeinen betrifft, auf unſere früheren Andeutungen verweiſen.

Madawc (Madok), Sohn des Maredudd, herrſchte im Lande Powys, von Porfoed bis Gwauan in den Hochlanden von Arwyſtli. Sein Bruder, Jorwerth, auf die Ueberlegenheit Madawc's eiferſüchtig, ſtellt ſich an die Spitze einer Kriegerſchaar, verwirft die Anträge des Fürſten von Powys und bringt in England ein, wo er die Bewohner tödtet oder zu Gefangenen macht und ihre Häuſer in Brand ſteckt. Bei Empfang dieſer Kunde ſchickt Madawc ſeine Leute aus, um Jorwerth aufzuſuchen; einer von dieſen Leuten aber iſt Rhonabwy. Er gelangt mit ſeinen beiden Gefährten nach einer alten Burg, die einem hexenartigen Weibe zum Aufenthalt dient und wo er durch einen Sturm gezwungen wird, die Nacht zuzubringen. Auf ein gelbes Kalbfell hingeſtreckt, ſchläft Rhonabwy ein und hat einen wunderbaren Traum. Er ſieht einen Ritter zu Pferde, der ihn und ſeine beiden Freunde verfolgt; wenn das Pferd den Athem ausſtieß, ſo wurden ſie von dem Hauche fortgetrieben — zog es den Athem ein, ſo riß es ſie mit ſich bis an ſeine Bruſt heran. Das Pferd war von kaſtanienbrauner Farbe und der Reiter trug ein buntes Gewand, von welchem die Chronik eine umſtändliche Beſchreibung liefert. Nach verſchiedenen Abenteuern, an denen der König Arthur (Artus) und der Paladin Owain (Gawain) theilnehmen und worin prächtige Rüſtungen und buntfarbige Kleider die Hauptrolle ſpielen, ſchließt die Legende mit folgenden Worten: „Niemand kann dieſen Traum ohne Buch verſtehen, weder Barde noch begeiſterter Seher — wegen der vielen Farben, die auf den Pferden waren, nebſt den wunderbaren Farben der Waffen und Zierrathe, der koſtbaren Schärpen und der mit magiſchen Kräften begabten Steine."

Eine andere Sage, und zwar die letzte in dieſem Bande, hat den Titel: Pwyll, Fürſt von Dyved. Nach den walliſer Geſchlechtsregiſtern war Pwyll (ſpr. Pauill, d. i. Klugheit) der Sohn des Argvel, und in dem Heldengedicht des Barden Taliesin, „Areidden Annwn", wird er auf folgende Weiſe angeredet:

> Göttlicher König! Gewaltiger Herrſcher!
> Der Du die Gränzen der Welt regiereſt!
> Erbaut ward der Kerker des Gwair in Caer-Sidi
> Durch das Gebet des Pwyll und Pryderi.
> Keiner hat ihn zuvor je betreten;
> Die ſchwere blaue Kette bewahrt der Getreue.

Die Sage vom Pwyll iſt mit größerer Sorgfalt bearbeitet, als alle andere dieſes Cyklus. Um einen Begriff von ihrem Styl zu geben, überſetzen wir die Epiſode „von dem Dachs und dem Sacke", worin der Urſprung eines altbritiſchen Volksſpiels beſchrieben wird.

„Der Saal war geſchmückt und ſie gingen zu Tiſch und nahmen alſo Platz: Hevepdd-Hen auf der einen Seite des Pwyll und Rhiannon (ſeine Braut) auf der anderen, die Uebrigen aber jeder nach ſeinem Range. Und ſie aßen und ſchmauſten und ſchwatzten mit einander, und als das Zechen anfing, trat ein hoher, goldlockiger Jüngling ein, von königlichem Anſtande und mit einem Atlasgewand bekleidet. Und als er in den Saal trat, grüßte er den Pwyll und ſeine Gefährten. „Der Himmel grüße Dich, meine Seele!" entgegnete Pwyll; „komm herein und ſetze Dich." — „Mit nichten", ſagte der Andere; „ich erſcheine als Bittender und will meinen Auftrag erfüllen. Meine Sendung iſt an Dich, und ich komme, Dir eine Bitte vorzutragen." — „Welche Bitte Du auch an mich richten mögeſt, wenn es in meiner Macht ſteht, ſo werd' ich ſie gewähren." — „Ach!" rief Rhiannon, „warum gabſt Du eine ſolche Antwort?" — „Hat er ſie nicht in Gegenwart ſeiner Edlen gegeben?" fragte der Jüngling. — „Meine Seele!" ſprach Pwyll, „welche Gunſt verlangſt Du von mir?" — „Die Dame, die ich am meiſten liebe, ſoll dieſe Nacht Deine Braut werden; ich komme, ſie von Dir zu erbitten, nebſt dem Feſt und dem Schmauſe, den Du hier veranſtalteſt." Und Pwyll ſchwieg, wegen der Antwort, die er gegeben hatte. — „Schweige ſo lange Du willſt", ſagte Rhiannon. „Nie hat ein Mann ſchlechteren Gebrauch von ſeinen Sinnen gemacht, als Du von den Deinigen." — „Dame!" erwiederte er, „ich wußte nicht, wer er ſey." — „Siehe, dies iſt der Mann, mit dem ich mich wider meinen Willen vermählen ſollte", ſprach ſie. „Es iſt Gwawl, der Sohn des Clud, ein Mann von großer Macht und großem Reichthum, und wegen des Wortes, das Du geſprochen, mußt Du mich an ihn übergeben, damit nicht Schande über Dich komme." — „Dame!" ſagte Pwyll, „ich verſtehe nicht Deine Antwort. Nie kann ich thun, wie Du ſagſt." — „Uebergebe mich ihm", ſprach ſie, „und ich will es ſo einrichten, daß ich nie die Seinige werde." — „Auf welche Art ſoll das geſchehen?" fragte Pwyll. — „In Deine Hand geb' ich Dir einen kleinen Sack", verſetzte ſie. „Bewahre ihn wohl, und wenn Gwawl das Feſt und den Schmaus und die Zubereitungen von Dir fordert, ſo antworte Du, daß es nicht mehr in Deiner Macht ſteht, ſintemal ich das Feſt Deinen Reiſigen und Knechten gegeben habe. Und was mich ſelbſt betrifft, ſo verſprech' ich, dieſe Nacht übers Jahr ſeine Braut zu werden. Und nach Ablauf des Jahres ſey Du hier und bringe dieſen Sack mit Dir und laß Deine hundert Ritter dort oben im Garten ſeyn. Und wenn er in Luſt und Freude ſchwelgt, komm Du herein in zerlumpter Kleidung und den Sack in der Hand, und fordere nichts als den Sack voll Speiſe. Wenn man aber alle Speiſe und alles Getränk hineinſteckt, was im ganzen Lande zu finden iſt, ſoll der Sack doch nie voller werden als zuvor. Und nachdem man viel hineingeſteckt, wird er Dich fragen, ob Dein Sack ſich nie füllen werde? Sage Du alsdann, daß er ſich nie füllen werde, bis ein Mann von edler Geburt und großem Reichthum aufſteht und die Speiſe mit den Füßen in den Sack drückt und ſpricht: Es iſt genug! Und ich werde ihn hingeben und die Speiſe niedertreten laſſen, und wenn er alſo thut, wende Du ſchnell den Sack um, daß er auf den Kopf zu ſtehen komme, und binde den Sack mit den Riemen feſt. Trage auch ein gutes Hüfthorn um den Nacken, und haſt Du ihn im Sack feſtgebunden, ſo ſtoße in das Hüfthorn, als ein Zeichen für Deine Ritter. Und wenn ſie den Schall des Horns vernehmen, laß ſie herabkommen zu Dir nach der Burg." — „Herr!" ſprach Gwawl, „es geziemt ſich, daß ich Antwort habe auf meine Bitte." — „So viel ſollſt Du haben von dem, was Du erbeten haſt, als es in meiner Macht ſteht, Dir zu geben", erwiederte Pwyll. — „Meine Seele", ſagte Rhiannon zu ihm, „was den Schmaus und das Feſtgelage betrifft, hab' ich Alles den Männern von Dyved gegeben, und den Reiſigen und den Knechten, die mit uns ſind. Dieſes kann alſo nicht verſchenkt werden. Dieſe Nacht übers Jahr wird Dir aber ein Feſt in dieſer Burg zubereitet, damit ich Deine Braut werden möge."

„Alſo begab ſich Gwawl nach ſeinen Staaten, und Pwyll kehrte gleichfalls nach Dyved zurück. Und ſie verbrachten dort Beide das Jahr, bis die Zeit nahte für das Feſt im Schloſſe des Hevepdd-Hen. Dann machte ſich Gwawl, der Sohn des Clud, auf zu dem Feſt, das man ihm zubereitete, und kam nach der Burg und wurde mit großer Freude empfangen. Auch Pwyll, der Häuptling von Annwn, kam in den Garten mit ſeinen hundert Rittern, wie ihm Rhiannon befohlen, und brachte auch den Sack mit. Und Pwyll war in grobe, zerlumpte Kleider gehüllt und trug weite, ſchwerfällige, alte Schuhe an den Füßen. Und als er erfuhr, wie das Zechen nach Tiſche begonnen habe, begab er ſich nach dem Saal und grüßte Gwawl, den Sohn des Clud, und ſeine Geſellſchaft, ſowohl Männer als Frauen. „Gott grüße Dich!" ſagte Gwawl, „und der Segen des Himmels ſey mit Dir." — „Herr!" ſagte er, „möge der Himmel es Dir vergelten. Ich habe ein Anliegen an Dich." — „Dein Anliegen iſt mir willkommen, und wenn Du von mir verlangſt, was billig iſt, ſollſt Du es gerne haben." — „Es iſt billig", antwortete Pwyll. „Ich fordere nur aus Noth, und wollte nur bitten, daß dieſer kleine Sack, den Du hier ſiehſt, mit Speiſe gefüllt werde." — „Ein billiges Geſuch iſt dieſes", ſprach der Andere, „und es ſey Dir mit Freuden gewährt. Bringt ihm Speiſe!" — Eine große Anzahl Diener erhob ſich und begann den Sack zu füllen; aber ſo viel ſie auch hineinſteckten, wurde der Sack nicht voller als zuvor. „Meine Seele!" ſagte Gwawl, „wird Dein Sack denn je voll werden?" — „Er wird es nie, ich ſchwör's beim Himmel", erwiederte Pwyll, „wenn man auch noch ſo viel hineinſteckt, es ſey denn, daß Einer, der Länder und Herrſchaften und Schätze beſitzt, ſich erhebt und mit beiden Füßen die Speiſe niedertritt und ſagt: Es iſt nun genug!" Darauf ſprach Rhiannon zu

Gwawl, dem Sohne Clud's: „Erhebe Dich schnell!“ — „Ich will mich gern erheben“, versetzte Gwawl. Er stand also auf und steckte beide Füße in den Sack. Und Pwyll zog den Sack in die Höhe, so daß er dem Gwawl über den Kopf reichte, band ihn schnell zu und schürzte den Riemen zu einem Knoten und stieß in das Pfifthorn. Und seine Reisigen eilten alle nach der Burg und ergriffen den ganzen Troß, der mit Gwawl gekommen, und warfen sie in sein eigenes Verließ. Und Pwyll warf seine Lumpen ab, seine alten Schuhe und zerrissenen Kleider, und als die Ritter hereinkamen, gab jeder derselben einen Schlag auf den Sack und fragte: „Was ist hier?“ — „Ein Dachs“, sprachen sie. Und auf diese Art spielten sie mit dem Sack, indem sie ihn mit dem Fuß oder mit einem Stabe schlugen. Ein Jeder, der kam, fragte: „Welches Spiel wird hier auf diese Art gespielt?“ — „Das Spiel des Dachses im Sack“, antworteten sie. Und also wurde der Dachs im Sacke zuerst gespielt.“

Frankreich.

Ueber die katholische Bewegung in Frankreich.

(Schluß.)

Die Gelehrten. — Die Apologeten. — Die Historiker.

Die theologische Kritik wird in Frankreich wenig angebaut. Die Professoren der theologischen Fakultät zu Paris, Glaire und Coeur bilden nur eine rühmliche Ausnahme. Die Exegese ist so schwach, daß die Protestanten mit einer gewissen Verachtung erklären, sie zu tief unter ihrem Standpunkte zu finden, um ihr die Ehre einer Besprechung oder Entgegnung anthun zu können.

Unter den Uebersetzern und Kommentatoren der Bibel werden namentlich die Abbés Orsini, Clement und Genoude gefeiert. Worin besteht der Werth ihrer Arbeiten? Der Erste beschränkte sich, die Bibel mit Kupfern für die gebildete Welt zu versehen, und ließ die kleinen Propheten nebst den Apokryphen fort, um einen handlicheren Band zu erhalten; der Zweite gab, in seiner „sozialen Philosophie der Bibel“, eine übrigens lobenswerthe und ausgedehnte theologische Gelehrsamkeit in den Dienst kommunistischer Ideen; der Dritte übersetzte die Bibel, „um frühere Voltaire'sche Gesinnungen abzubüßen, und bestrebte sich, sein ganzes poetisches Gefühl in diese Arbeit zu legen.“ Man erinnere sich, daß Genoude die Gazette de France redigirt.

Bei den aus Laien improvisirten Theologen finden sich merkwürdige Beispiele phantastischer Exegese. So liest man in Steffel's „Auferstehung“: „Was ist der Mensch im irdischen Paradiese? Ein kometarischer Geist. Warum wurde er daraus vertrieben? Weil er mit der Frau den Weg sideraler Schöpfungen betrat.“ Der wahre und aufrichtige Glaube ehrt das Geheimniß schweigend; der unruhige, über sich selbst unklare zieht es mit den gewagten Erklärungen seiner Halbweisheit herab. Sollte man statt solcher plan- und zwecklosen Irrfahrten nicht lieber versuchen, den Doktor Strauß zu widerlegen? Kein Mitglied der Geistlichkeit hat bis jetzt daran gedacht; man hat sich begnügt, ihn in den Index zu setzen.

Der fruchtbarste unter den neueren Apologeten ist ohne Zweifel Genoude. Der Schriftsteller wetteifert mit dem Buchdruckereibesitzer. Chateaubriand schrieb den „Geist des Christenthums“, Genoude schreibt „die Vernunft des Christenthums“; Bossuet verfaßte ein „System der Dogmatik“, Genoude ein „neues System der Dogmatik“; Lammennais gab „Römische Angelegenheiten“, Genoude „Reisebilder aus Rom“, als Einleitung zur „katholischen Dogmatik“. Den Gehalt dieser und zahlreicher anderer Werke lassen wir hier auf sich beruhen.

Es gehört zum Charakter des Glaubens der Gegenwart, daß, wenn das Herz sich sehnt zu glauben, die Vernunft sich dagegen auflehnt und noch zu zweifeln sucht. Es scheint sogar, daß neuere Apologeten, selbst indem sie zu überzeugen suchen, halb unbewußt noch gegen Zweifel kämpfen, die in ihnen selbst aufsteigen. Tertullian's Gegengründe und Beweise genügen heute nicht mehr; man hat die Ergebnisse der neueren Bildung und Forschung hinzunehmen müssen, und es haben sich zwei apologetische Schulen gebildet, eine historische und eine naturwissenschaftliche. Aber beide sind übertreibend ins Bodenlose gerathen; im Allgemeinen fehlt den Stimmführern Geduld und Studium, doch müssen wir bekennen, daß uns gerade auf dem naturwissenschaftlichem Gebiete oft ein redliches, aus wahrem Bedürfniß hervorgegangenes Streben begegnet.

Auch die Geschichte hat die Rückwirkung der religiösen Reaction erfahren. Die katholische Schule scheidet sich in zwei Hälften; die eine vertritt den monarchischen Lyrismus und den sentimentalen Mystizismus, die andere einen möglichst rückwärts gewandten Ultramontanismus, verbunden mit der Unduldsamkeit eines Inquisitors. Der ersten Hälfte gehören Conny mit seiner Geschichte der französischen Revolution, und Laurentie mit seiner französischen Geschichte. Auch Capefigue ist hierher zu rechnen, obgleich er den Katholizismus nur zur Staffage braucht. Außerdem kommen noch einige Universitäts-Professoren hinzu, wie Lenormant, der bei Gelegenheit der Bartholomäusnacht die Theorie heilsamer Schreckensmaßregeln wieder hervorruft. Uebrigens ist die Dürftigkeit der Historiker so groß, daß sie, unbekümmert um den Index, ihre Vertheidigung des Papstthumes bei deutschen Protestanten, wie Ranke und Hurter, borgen und den Text durch Zusätze und Auslassungen zustutzen, so daß deutsche Historiker, wie z. B. Ranke, gegen die Uebersetzungen protestirt haben. — Die Heiligenleben sind, abgesehen von Montalembert's „Elisabeth“, Montreuil's „St. Zite“ und Ratisbonne's „Bernhard“, klägliche Legenden.

An der Spitze der ultramontanen Schule stehen als natürliche Häupter die Jesuiten. Sie sind ganz die alten geblieben und sehen noch heutiges Tages in den Tugenden der Heiden nur glänzende Laster. In der Geschichte des Mittelalters preisen sie Inquisition und Scheiterhaufen; in der Geschichte der Gegenwart sinken sie zum Pamphlet herunter.

Die Philosophen. — Die Utopisten.

Die Schule der ultrakatholischen Reaction sucht ihre philosophischen Autoritäten bei den Todten, denn Ballanche steht in träumerischer Contemplation einsam über den Parteien, Lamennais gehört ihr nicht mehr, Buchez kann man nach seinen metaphysischen Lehren dahin rechnen, aber seine politischen Ansichten trennen ihn von der Schule.

Betrachten wir zunächst die Laien, die sich am lautesten als Stützen des Katholizismus rühmen, so finden wir im Allgemeinen weder positive Kenntnisse noch Orthodoxie, aber viel Excentrizität. Blanc Saint-Bonnet stellt eine schöne Aufgaben, doch seine Philosophie ist, wie er selbst sagt, mit dem Herzen gedacht. Statt wissenschaftlicher Untersuchungen schreibt er Verzuckungen, er verliert sich so weit in den höheren Regionen, daß er herausfindet, daß die Engel den Frauen in der oberen Hälfte des Körpers gleichen; Roselly de Corgues verwechselt Xenophon mit Xenophanes, und Guiraud räumt gar dem Teufel eine größere Gewalt auf Erden ein, als Gotte selbst, wofür ihn den das Seminar exkommunizirt hat. Die Neophyten, welche von dieser ganzen Schule die Aufrichtigsten und Eifrigsten sind, leugnen die Vernunft und zerbrechen also von vorn herein das Werkzeug der Philosophie.

Die Kirche konnte bei diesen Erscheinungen nicht theilnahmlos bleiben. Sie folgte eine Zeitlang de Lamennais. Als aber dieser, ihr Führer, weit das Ziel überschritt, blieb die Geistlichkeit erschreckt in starrer Orthodoxie stehen, aus Furcht, in neue Irrthümer zu fallen; und die Priester, welche seitdem auf das wissenschaftliche Gebiet wagten, gingen vorsichtig vermeidend, wie am Rande eines Abgrunds. Sie beschränkten sich meistentheils auf Handbücher und Leitfaden. Von den siebzig philosophischen Werken, welche im Durchschnitt jährlich erscheinen, gehören der Geistlichkeit kaum zwei oder drei. Bouvier, Bischof von Mans, führt uns im metaphysischen Theile seines philosophischen Lehrbuches ins 15te Jahrhundert zurück, in der Moral lehrt er, daß die Sklaverei an sich durchaus erlaubt ist, in der Politik wendet er die Lehren des Probabilismus auf die Gewissensfrage aller Parteien an. Die Fürsten, sagt er, sind den Gesetzen, die sie selbst gegeben haben, nicht unterworfen, da sich ja Niemand selbst verpflichtet. Er vertheidigt ferner die Rechtmäßigkeit der Staatsstreiche und kommt endlich bis zum licet occidere tyrannum, vorausgesetzt, daß der Tyrann ein Usurpator ist. Und die Institutiones Bouvier's haben die sechste Auflage erlebt und werden in den großen wie in den kleinen Seminaren gebraucht statt der früheren cartesischen „philosophie de Lyon“. — Der Unsinn des Professor Bautain ist, wenigstens in der von Louandre erzählten Straßburger Doktor-Disputation, so abgeschmackt, daß wir es nicht über uns gewinnen können, ihn unseren deutschen Lesern aufzutischen; und nach dieser Probe verdient der Bischof von Straßburg, Herr Trévern, durchaus nur Beifall, daß er mit strengen geistlichen Mitteln einschritt.

Die Utopisten waren zu jeder Zeit die Wandnachbarn der Philosophen, denn es ist in der That eben so leicht, die Welt zu verbessern, als sie zu erklären, und heutzutage, wo so viele Leute ein Eldorado ausbieten konnten, auch die Neo-Katholiken nicht zurückbleiben.

Da finden wir auf der einen Seite, und zwar immer im Namen des Evangeliums, bald eine theokratische Monarchie, bald eine reine Theokratie, gegründet auf die metaphysische Gemeinschaft der Seelen, und in welcher die Aeltern-, Kindes- und Gattenliebe verschwindet, weil sie ja nur eine wechselnde Form des sympathischen Egoismus ist. Bald stoßen wir auf eine mystische Aristokratie, „da ja das geistige Manna, von welchem die Völker leben, von Gott selbst in die Hände des Adels gelegt wurde.“)

Auf der anderen Seite stellt man eine zügellose Demokratie auf, die uns auf Epiphanius oder Thomas Münzer zurückbringt; oder auch eine Theokratie nach dem Muster Gregor's VII. Aber die Ultramontanen hatten diesmal dem Papst einen schlechten Dienst geleistet, denn Gregor XVI. sprach in der Bulle „Sollicitudo ecclesiarum“ vom 5. April 1831 ganz andere Grundsätze aus, im besten Einverständniß mit den rechtlich bestehenden vernünftigen Verhältnissen. Die Restauration ging zu Grunde durch Leute, die royalistischer gesinnt waren als der König selbst; die Kirche leidet durch die Bemühungen derjenigen, die papistischer sind als der Papst.

Die Mystiker und die Thaumaturgen.

Auch der Mystizismus des Mittelalters ist wieder auferstanden, freilich in neuem Gewande. Denn der heutige Mystizismus demüthigt und kasteit sich nicht; nur die kränkliche Gemüthsstimmung, die entnervende Schwäche, die verliebte Ohnmacht ist ihm geblieben. Bonaventura, Ludwig von Blois und die vergessenen träumerischen Mönche, alle mußten aus ihren Gräbern wieder heraufsteigen. Die wiederbelebte Literatur fand auch ein zahlreiches Publikum. Es genügt, auf die „Passion der Schwester Emmerich“ zu verweisen, welche in 14,000 Exemplaren verkauft wurde. Diese Thatsache lehrt übrigens, daß der Neokatholizismus mehr durch das Gefühl als durch Belehrung wirkt, woraus nothwendig eine unbestimmte und haltlose Religiosität hervorgehen muß.

Aber die Mystiker verloren sich alsbald in wüste Phantasieen. Wir finden bei ihnen weder den natürlichen Aufschwung des Glaubens, noch die Poesie der Begeisterung, noch die Erhabenheit des philosophischen Traumes. Auch sie mußten über die vaterländische Gränze gehen und bei Görres in Deutschland Theorieen, Argumente und Ideen borgen.

Die Thaumaturgen haben reichen Stoff an den im Jahre 1830 vom

*) Etudes sur les idées et leur union au sein du Catholicisme. I. 222—25.

Himmel gebrachten unbefleckten Medaillen, an der Bekehrung des jungen Israeliten Ratisbonne durch eine Erscheinung der heiligen Jungfrau in der Kirche des heil. Andrea del Fratte in Rom, und an der heiligen Philomene, der Wunderthäterin des neunzehnten Jahrhunderts, deren Leben bereits in der zehnten Auflage zu Lyon erschienen ist. Es wäre unnöthig und unerquicklich zugleich, bei dieser Literatur länger zu verweilen. *)

Westindien.

Robert Schomburgk auf Portorico.

(Fortsetzung.)

Um den bedeutenden Umweg um das Landthor nicht zu machen, wanderte ich am nächsten Morgen mit einigen Leuten, die mein nöthiges Gepäck trugen, fröhlich und voller Erwartungen durch das Seethor, von welchem ich mich über die Bai setzen ließ; ein Mittel, das fast alle von Südwest Kommenden und nach dem südwestlichen Theil der Insel Gehenden benutzen. Das Uebersetzen geschieht durchgängig auf kleinen Böten, die stets Passagiere haben, da das Fährlohn geringer als gering ist. Der Lärm, das Gedränge und Getreibe, welches in dieser Gegend des Werfts herrscht, übersteigt fast alle Begriffe. Nähert sich irgend Jemand demselben, von dem die Bootsleute glauben, daß er sich übersetzen lassen will, so ist er auch im Nu von einem Kreis von Fährleuten eingeschlossen, unter denen sich jeder durch Ueberschreien der übrigen abmüht, den Neuangekommenen für sein Boot anzuwerben. Jeder versichert bei seinem Schutzheiligen, sein Boot sey das schnellste, schon habe er 5 oder 6 Passagiere, weshalb er augenblicklich absegeln könne, und der Reisende nicht zu warten brauche, und ist der unentschlossene Passagier noch zweifelhaft, wem er Gehör geben soll, dann wird er wohl gar von dem stärksten der kräftigen Innung als gute Beute ergriffen und ins Boot getragen, wodurch schon oft die lächerlichsten Mißgriffe herbeigeführt worden sind.

Obschon sich nur ein schmaler Streifen Landes zwischen der Küste und dem Seethor hinzieht, so ist dieser doch fast völlig mit Gebäuden besetzt, unter denen sich hauptsächlich das Zollhaus und der Versammlungsort der Kaufleute auszeichnen. Die öffentlichen Werfte für die Landung der Waaren und Einschiffung der Produkte der Insel, wie zugleich noch mehrere andere öffentliche Gebäude, rufen natürlich in dieser Gegend ein Leben und Treiben hervor, zu denen jene Bootsleute keinen geringen Beitrag liefern.

Einer der Hauptexportations-Artikel Portorico's ist das Rindvieh, mit dem es fast ganz Westindien versieht, weshalb man auch beinahe täglich ansehnliche Heerden durch das Seethor treiben und in großen Lichterböten nach den für sie bestimmten Fahrzeugen der einzelnen westindischen Inseln bringen sieht. Fast alle englischen, französischen und dänischen Kolonieen werden von hieraus mit dem nöthigen Fleischbedarf versehen. Die Treiber, welche diese Heerden aus dem Innern nach der Küste zum Einschiffen bringen, sind eine ganz eigenthümliche Race, von denen man jedes einzelne Individuum unter tausend Städtebewohnern augenblicklich herausfinden kann. Eben so charakteristisch und eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Thiere an Bord gebracht werden. Will der Eigenthümer derselben die Ausgaben für das Uebersetzen auf den Lichterböten ersparen, so begeben sich mehrere seiner Leute an Bord des Schiffes mit einem Seil, das gerade noch einmal so lang ist, als die Entfernung des Fahrzeuges vom Lande beträgt, so daß die ganze Länge der Entfernung am Ufer bleibt. Hier wird das Thier um Hörner und Leib an das Seil befestigt und nach dem Schiffe gezogen, wobei die auf dem Werft befindlichen Leute mittelst der ihnen bleibenden Hälfte den Cours desselben leiten und regeln. Ist das Vieh von einem Schiffe auf das andere zu bringen, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als dasselbe Verfahren anzuwenden, nur daß der gewaltige Ochse, statt durch das Wasser, unter den merkwürdigsten Bewegungen über den ungewöhnlichen Transport, schwebend durch die Luft gezogen wird. Freilich ist selbst die erstere Transportirungsmethode nicht durchgängig mit günstigem Erfolge gekrönt; oft benimmt sich das ungebändigte Thier so ungeberdig, daß es sich in den Stricken verwirrt, und dann meist, bevor Hülfe herbeikommt, ersoffen ist, oder sich aus Stricken und Banden losreißt und nach dem Ufer zurückschwimmt, in welchem Falle der wenige Minuten vorher noch so volkreiche Platz plötzlich wie durch einen Zauberschlag von allen Zuschauern geräumt ist. Alles sucht sein Heil in der Flucht, das Zollhaus oder das nahe Seethor werden förmlich gestürmt, jeder einzelne fühlt schon die Hörner des wüthenden Thiers an seinem Körper, und ich bin von dem Balkon des Herrn Martinez aus Zeuge von Scenen gewesen, die mir selbst in der Erinnerung noch ein herzliches Lachen erregen. Namentlich war es eine Scene, die ich nie vergessen werde, in welcher ein höchst wohlbeleibter Franziskaner die Hauptrolle spielte. In seine wollene Kutte gehüllt, hatte sich derselbe unter den dichten Haufen gemischt, um der Einschiffung einer Heerde feister Ochsen zuzusehen, die ihn vielleicht lebhaft an die sieben fetten Kühe erinnern mochten, die Pharao im Traume sah, da ich fest überzeugt bin, daß er, treu seinem Gelübde, nichts weniger als ihr Fleisch begehrte. Eines der größten Stücke widersetzte sich mit solcher Kraft der unfreiwilligen Exportation, daß es ihm auch nicht allzu weit vom Ufer gelang, sich der zwängenden Fesseln zu entledigen und nach dem heimischen Boden zurückzuschwimmen. Frap Juan hatte sich in diesem Augenblicke zu einem Nebenstehenden gewandt, um, wie aus seinen lachenden Mienen zu erkennen war, diesem eine witzige Bemerkung mitzutheilen, als plötzlich in der Reserve eine unerwartete Bewegung stattfand, das Avantcorps den Rücken wandte und sich auf den armen Pater stürzte, der, jetzt erst die Gefahr inne werdend, seine Glieder ebenfalls in Sicherheit bringen wollte, woran er jedoch entweder durch seine Wohlbeleibtheit oder durch sein weites Gewand verhindert wurde; denn noch war er nur wenige Schritte vorgedrungen, als er der ganzen Länge nach auf den Boden fiel und hier anfänglich bewegungslos liegen blieb. Das Thier hatte unterdessen bedeutende Fortschritte auf seiner Rückreise gemacht, und setzte bereits seine Füße auf das Ufer. Jetzt kam auch neues Leben in unseren armen Pater, der schon die Hörner und gespaltenen Hufe des schnaubenden Stiers an seinem Körper fühlte. Keiner der früheren Zuschauer eilte zurück, um den Aermsten in seinen fruchtlosen Bemühungen, wieder auf die Füße zu kommen, zu unterstützen, die Furcht und der Selbsterhaltungstrieb hatte in diesem Augenblicke alle die eingeschärften Pflichten gegen den frommen Hirten aus dem Gedächtniß verscheucht, mochte er, in Angst und Todesschweiß gebadet, auch stöhnen und rufen, so viel er wollte, bis endlich zwei nahe stehenden Schildwachen die Pflichten gegen ihren geistlichen Vater über die ihres weltlichen Herrn setzten, ihre Posten verließen und jenen in Sicherheit brachten.

Nachdem ich mich weidlich mit den mich umringenden Bootsleuten herumgeschlagen, gewann ich endlich so viel Raum, in ein Boot zu treten, das mit zwei Knaben bemannt war, die ruhig dem zudringlichen und lärmenden Bemühen der Uebrigen, mich für ihr Boot zu gewinnen, zugesehen und ließ mich von ihnen an das andere Ufer übersetzen, wo ich in eine Mesones, eine Art schlechten Wirthshauses für Maulesseltreiber und ärmere Leute, trat. Ich habe früher vielfach die polnischen, wendischen, und hessischen Wirthshäuser kennen gelernt, und nur zu oft Gelegenheit gehabt, mich über ihren Schmutz, ihren Unrath und den Mangel aller Bequemlichkeit zu beklagen, allein hätte ich damals die Höhlen von Portorico gekannt, es würde wahrlich nie eine Klage über meine Lippen gekommen seyn! Ich miethete mir daher so schnell als möglich ein Maulthier, einen ebenfalls berittenen Guria und einen Treiber, hieß meine Paquetchen Wäsche und so viel Provisionen als etwa nothwendig werden möchten, wenn wir auf keine Posadas stoßen sollten, in die Munitionskörbe packen, lud meine Doppelpistolen, während meine Leute, an die mich Herr M. gewiesen, mit Säbeln bewaffnet waren, und richtete den Kopf des Thieres gegen das Gebirge, das in blauer Ferne den Horizont umsäumte.

Noch vor zehn Jahren konnte Portorico fast als eine große Räuberhöhle angesehen werden, da der Schutz des Lebens und des Eigenthums fast einzig und allein dem Einzelnen selbst überlassen war. Kein Reisender durfte es wagen, die Stadt zu verlassen, ohne eine starke und wohlbewaffnete Bedienung bei sich zu haben, ja selbst diese wurde bei vermögenden und höheren Personen noch durch Soldaten vermehrt, die der Gouverneur nur selten verweigerte.

Unter dem Gouverneur Don Salvadore Malendos war die Insel nicht allein der allgemeine Versammlungsort aller Schleichhändler, der gesetzlosesten Horde Missethäter, die in den Wäldern Portorico's und bei der gänzlich vernachlässigten Sicherheitspolizei vollkommenen Schutz suchten und fanden, nein, auch viele der reicheren und angesehneren Bewohner waren mit in dieses gesetzlose Treiben und in die Seeräubereien verwickelt. Portorico war eine Pirateninsel, und die Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft flohen hierher, um ungestört sowohl auf dem Lande als zu Wasser die scheußlichsten Grausamkeiten auszuüben, worin sie namentlich durch die damaligen politischen Verhältnisse der europäischen Mächte begünstigt und unterstützt wurden. Was Wunder daher, wenn beinah jeder neue Tag neue Berichte über die grausamsten Mordthaten und die frechsten Diebereien brachte; daß kein Reisender sich allein aus dem Bezirke der Stadt wagte, ja selbst in diesem Mordthaten ungestraft verübt wurden. Endlich wurde Don Salvadore Malendos abberufen und Don Michel de la Torre trat an seine Stelle, der augenblicklich das Uebel mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht und Energie bei der Wurzel angriff. Die Miliz wurde bedeutend vermehrt, die Gesetze blutig verschärft, und in bewaffneten Haufen mußten Miliz und Soldaten die Insel durchstreifen. Jeder Verdächtige wurde ergriffen, nach der Stadt vor eine besonders niedergesetzte Kommission geführt, und —, konnte er sich nicht legitimiren, blieb nur ein Schatten von Verdacht auf ihm haften, zum Tode verurtheilt. Eine gleiche Strenge widerfuhr den Alcaldes, die, anstatt das Verbrechen zu unterdrücken, oft selbst Theilnehmer und Hehler der Verbrechen, oder doch der Bestechung zugänglich waren. Unerbittlich, mit eiserner Konsequenz, schritt Michel de la Torre auf dem eingeschlagenen Pfade fort; ohne Rücksicht und Ansehen der Person wurden die Urtheile gesprochen und unparteiisch ausgeführt, und mancher bis dahin angesehene Plantagenbesitzer, mancher reiche und hochmögende Kaufmann, der unter dieser Decke seine Hände tief in den scheußlichen Handel vergraben hatte, mußte den Tod des gemeinen Verbrechers leiden. Namentlich war die Besitzung eines der angesehensten Plantagenbesitzer der Insel vor der Ankunft des neuen Gouverneurs als Depot der geraubten Waaren bekannt, von wo die blutig gewonnene Beute auf mehreren Schiffen, die er, als zu seinem Geschäftsbetrieb nöthig, ausgerüstet, nach dem für Seeräuber aller Nationen offenen St. Thomas oder Eustacius gebracht wurde. Bei ihm glaubte Michel de la Torre mit Recht sein Strafamt beginnen zu müssen, und bevor Jener Zeit gewann, sich durch die Flucht der gerechten Sühne zu entziehen, war sein Haus umringt, er festgenommen und, ungeachtet aller Summen, die er dem Gouverneur bot, vor die Kommission gestellt, die ihn auch für schuldig erkannte und sammt dreißig Verbrechern seines Gelichters vor der Stadt erschießen ließ. Ungeachtet de la Torre von da an sein System streng verfolgt hat, so war doch eine längere Zeit erforderlich, bevor nur den größten und offenkundigsten Verbrechen Einhalt gethan werden konnte, und noch ein eben so langer Zeitraum mag vergehen, ehe völlige Ordnung und Sicherheit auf der Insel einheimisch geworden seyn wird, woran ohne Zweifel hauptsächlich die allzu spärliche Bevölkerung, der lebendige Sklavenhandel und die mit diesem eng verbundenen Uebel die meiste Schuld tragen mögen. Portorico hat bereits eine [illegible]

*) Ein zweiter Beitrag folgt nächstens.

ernstere Warnung erhalten, denn nur durch die eiserne Strenge des Gouverneurs, nur durch die Anwendung seiner ganzen ihm zu Gebote stehenden Macht konnte der letzte Aufstand der Neger unterdrückt werden; — fährt Spanien fort, die Einführung der Neger zu autorisiren, alle nach Portorico geflüchtete Uebelthäter der Nachbarinseln aufzunehmen und zu beschützen, so geht die reichste seiner Kolonieen ohne Zweifel dem Schicksal St. Domingo's unabweislich entgegen.

In gleichem Verhältniß, wie bisher immer noch wenig für die öffentliche Sicherheit hat gethan werden können, liegen auch noch die Landstraßen im Argen; ja selbst die Haupt-Communicationswege befinden sich in einem solch primitiven Zustande, daß sie jeder Regen auf Tage lang fast unbrauchbar macht, und sie an anderen Stellen wieder ohne Schutzwehr an Abgründen hinführen, an denen der geringste Fehltritt den unvermeidlichen Tod nach sich ziehen muß. Glücklicherweise sind Thier und Reiter an diese gewöhnt, und daher Unglücksfälle nur höchst selten.

Bei einbrechendem Abend erreichten wir eins jener traurigen Wirthshäuser, in welchem außer Orangen, die in Ueberfülle vor dem Hause wuchsen, einigen Ananas, die ebenfalls vor diesem gediehen und süßen Limonen, die ich mir nach Belieben pflücken konnte, nichts zu bekommen war. Mein Mantel diente mir auf dem bloßen Boden als Kopfkissen und Decke, und ungeachtet des Verdachtes, den die zerlumpten Gestalten und konfiszirten Gesichter der zahlreich versammelten Gäste in mir hervorriefen, ließ mich meine Müdigkeit diesem doch nicht lange nachhängen, und ein tiefer und gesunder Schlaf befähigte mich, mit Sonnenaufgang meine Reise fortzusetzen. Noch hatten wir nicht lange das ärmliche Dörfchen verlassen, als wir auf eine ganze Karavane Bewohner des Inneren stießen, die mit dem Ueberflusse ihrer kümmerlich kultivirten Felder nach der Stadt eilten. Der lange Zug Maulthiere, beladen mit dem Reichthum des tropischen Himmels, die lebhaften Gesichtszüge und noch lebhafteren Augen der munteren Reiterinnen, geschmückt mit zahllosen Bändern in den grellsten Farben und der bewaffnete Schutz, der den Zug umgab, verlieh dem Ganzen einen Reiz und Zauber, der nur einem südlichen Himmelsstrich eigenthümlich ist. Die Kultur des Bodens und der Vegetabilien ist zwar auch hier hauptsächlich in den Händen der freien Farbigen, doch ungeachtet seiner Indolenz und Liebe zu dem dolce far niente, nöthigt oft genug die Armuth den Spanier, irgend etwas zu ergreifen, wodurch er sein Leben fristen kann. Das Klima, der reiche Boden geben freiwillig, was ihre Eigenthümer bedürfen, und mehr als dieses; die Flüsse ohne Anstrengung einen Ueberfluß von Fischen, wonach jenen weiter nichts fehlt als die Wohnung und Kleidung, die sie sich eben durch den Verkauf ihres Ueberflusses an Produkten des Bodens und Bewohnern der Flüsse bald genug verschaffen, besonders da erstere erbärmlich genug ist und die halbe Nacktheit des Zufriedenen hinlänglich zeigt, daß ihm letztere nicht viel Skrupel macht, eine Lebensregel, die den Kindern schon früh eingepredigt wird, da sie meist bis in das zwölfte und dreizehnte Jahr im vollkommenen Naturzustande herumlaufen; wenn man nicht den gewaltigen Rosenkranz aus den Saamen des Seifenbaums und das große zinnerne oder messingerne Kreuz, als jenem nicht eigenthümlich ansehen will. — Nachdem wir mehrere Stunden geritten, trat das ferne Gebirge immer näher an uns heran, und mit jedem Schritt vorwärts wurde auch die uns umgebende Natur wilder und romantischer. Bald führte uns der Weg durch schattige Palmenwäldchen, in denen es kaum einer anderen Pflanze erlaubt war, Wurzel zu schlagen, nur kleine, aber üppig wuchernde Schmarotzer wanden sich krümmend um die schlanken Schafte, und ungehindert eilt man durch die Reihen der zierlichen Stämme, da kein niedriges Gebüsch oder Gestrüpp den Pfad versperrt. So freundlich und romantisch auch ein solches Palmenwäldchen ist, so hat die Palme für mich doch etwas unendlich reizenderes, wenn sie sich aus der einem reichen, bunten Teppich gleichenden Wiese oder aus anderem Gebüsch erhebt. Eine solche freundliche Landschaft lag jetzt vor uns, die noch vielfach durch eine wohlerhaltene Besitzung und die zahlreichen Rinder- und Pferde-Heerden, die auf den naheliegenden Grasflächen weideten, gehoben wurde. Gastfreundlich hieß uns der Besitzer willkommen.

Ein frugales Frühstück aus Früchten, der herrlichsten mit Schweizerrahm wetteifernden Milch und einer Art schmackhafter kleiner Kuchen aus indianischem Kornmehl, Butter und Honig bereitet, dazu das freundliche und biedere Gesicht des Wirthes, versetzten mich in eine Stimmung, wie sie mir lange nicht eigen gewesen war. Bald kannte ich die ganzen häuslichen Verhältnisse des Letzteren, wobei ich auch erfuhr, daß er im letzten Jahre 20 Maulthiere, 23 Pferde und 25 Kühe verkauft, erstere zu dem Durchschnittspreise von 32 Piaster, die Pferde zu 23 und die Kühe zu 31 Piaster, obschon ihr Werth seit den vergangenen sechs Jahren bedeutend gefallen sey, da er damals das Doppelte erhalten. Das hiesige Rindvieh erreicht nie die Größe des europäischen, was vielleicht an der Zucht oder am Klima liegen mag; eben so verhält es sich auch mit den Pferden, obschon diese wie jene aus dem Mutterlande stammen. Allem Anschein nach hat jedoch die Vernachlässigung der Zucht die Schuld, da ich auf den übrigen Inseln Westindiens Pferde und Rindvieh sah, die in Rücksicht der Schönheit und Stärke dem europäischen Kenner nichts zu wünschen übrig gelassen haben würden. Ist auch der Maulesel von Portorico kleiner als der amerikanische, so steht er doch wegen seiner Dauer und Sicherheit bedeutend höher im Preise als der letztere. Das Pferd ist besonders wegen seines leichten Trittes gesucht, obschon es auch an der Seite seines Bastardbruders in der Mühle gehen muß. — Nicht zufrieden, mich und meine beiden Begleiter gestärkt zu haben, füllte auch unser gastfreundliche Wirth uns noch die Satteltörbe, damit wir bei der Fortsetzung unserer Exkursion keinen Mangel leiden sollten. Der Weg wurde jetzt immer beschwerlicher, die Flora aber auch reicher, und schnell sprang ich aus Sattel und Körben, gab mein Thier dem einen Treiber und bog in Begleitung des anderen in den dichten Wald. Ich kannte die einheimische Vegetation, hatte die von Nord-Amerika und der meisten der westindischen Inseln kennen gelernt, aber einen gleichen Reichthum hatte ich bisher noch nie gesehen, und nur wer selbst Botaniker ist, wird und kann die Gefühle ganz beurtheilen, die mich jetzt beherrschen mußten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Der öffentliche Unterricht in Frankreich.** Die wichtige Frage über die Freiheit des Unterrichts in Frankreich ist bei Gelegenheit der Debatte über die Adresse in der Sitzung der Deputirten-Kammer vom 24sten Januar zur Sprache gebracht worden. Der Deputirte, Herr von Carné war es, der in einem ausführlichen Vortrage, in welchem er auf die Geschichte der französischen Universität einging, den Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Villemain, zu einer nicht minder ausführlichen und zugleich geistvollen Vertheidigung des sogenannten Universitäts-Monopols veranlaßte. Die Diskussion zwischen beiden Männern drehte sich wesentlich um den Punkt, ob die von Napoleon in ihrer heutigen Gestalt begründete Universität mit ihren Fakultäten, Liceen, Colléges ꝛc. eine despotische oder eine freisinnige Einrichtung sey. Herr von Carné behauptete das Erstere, indem er einerseits an die Ideen über Unterrichtsfreiheit erinnerte, welche die konstituirende Versammlung zu Anfang der Revolution dargelegt, und andererseits behauptete, Napoleon's Universität sey ein Institut mit militairischer Disziplin, analog allen anderen Staats-Einrichtungen, die von diesem glücklichen Soldaten geschaffen worden, ja ursprünglich sogar mit einer Art von weltlichem Mönchsthum ausgestattet, indem den Lehrern die in den Unterrichts-Anstalten wohnen sollten, das Cölibat vorgeschrieben gewesen sey. Herr Villemain, der diese Angaben zum Theil berichtigte, wies unter Anderem nach, daß ein Zwang in Bezug auf die öffentlichen Unterrichts-Anstalten gar nicht stattfinde, indem die alte Verpflichtung der Privat-Lehr-Institute, ihre Zöglinge bestimmte Kurse in den Colléges besuchen zu lassen, längst aufgehört, so daß unter etwa tausend Privat- und Pensions-Instituten mehr als 700 wegen zu großer Entfernung von den Colléges oder aus anderen Gründen mit diesen gar nicht in Verbindung ständen. Die größere Anzahl der externen Schüler der Colléges gehe diesen aus dem älterlichen Hause zu. Unter den 34,000 Zöglingen der königlichen und städtischen Colléges seyen 20,000 (interne) Pensionnaire durch die freie Wahl ihrer Aeltern, und nur die kleinere Anzahl der Externen werde ihnen von Privaterziehungs-Anstalten zugeführt. Nicht also die Familienväter fänden sich durch das bestehende Gesetz genirt, sondern nur die frommen Congregationen, die im Gegensatze zu dem Geiste der Zeit, welcher in Frankreich seit beinahe einem Jahrhundert die Sitten und mithin auch den Unterricht säkularisirt habe, gern wieder den letzteren sich aneignen möchten. Dies würde jedoch nichts Geringeres seyn, als der Contrerevolution gestatten, sich der Erziehung der Jugend und der künftigen Generationen zu bemächtigen, während die Regierung es für ihre heilige Pflicht erachte, das von dem Genie Napoleon's gegründete große Werk, natürlich mit den von der Zeit geforderten Verbesserungen, aufrecht zu erhalten.

— **Mailand und die italiänischen Naturforscher.** Die nächste Versammlung der italiänischen Naturforscher, über deren vorjährige Zusammenkunft in Lucca wir in diesen Blättern berichtet haben, wird, wie bereits erwähnt, in Mailand stattfinden. Am 12. September d. J. wird dieser sechste Kongreß italiänischer Gelehrten eröffnet werden. Zu Beamten desselben sind folgende Männer erwählt: Graf von Borromeo zum Präsidenten; der Mathematiker Gabrio Piola und der Physiker Carlo Bassi zu Assessoren, und Herr Cesare Cantu zum General-Secretair. Letzterer hat zugleich von der Stadt Mailand den Auftrag erhalten, eine Beschreibung der alten lombardischen Hauptstadt herauszugeben, an welcher jetzt die ausgezeichnetsten Gelehrten arbeiten: namentlich Graf Litta, der Herausgeber der „Famiglie illustre", der Orientalist Catena, der Archäolog Labus, der Geolog Crivelli, der Astronom Carlini u. A. Dieses Werk, das eine überaus gründliche und schätzenswerthe Arbeit zu werden verspricht, hat die Stadt Mailand den Fremden, die zur Naturforscher-Versammlung kommen, als Geschenk bestimmt.

— **Schiller und Bulwer.** Wie es scheint, hat sich Bulwer nach dem verunglückten „letzten Baron" entschlossen, sein Talent einem neuen Fache zu widmen. Die englischen Blätter kündigen nämlich eine „Uebersetzung der Gedichte und Balladen Schiller's, nebst einer Biographie des Verfassers, von Sir E. L. Bulwer" *) an. Seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ist schon aus mehreren seiner Werke (besonders aus Night and Morning) ersichtlich gewesen, und nach der Bewunderung zu urtheilen, die er bei mehr als einer Gelegenheit für Schiller ausgedrückt, darf man wohl annehmen, daß diese Arbeit im eigentlichsten Verstande „a labour of love" sey. Bedenkt man aber, wie viele und zum Theil höchst gelungene Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte seit einigen Jahren in England und Nord-Amerika (von Longfellow) erschienen sind, so wird man einräumen müssen, daß es keine leichte Aufgabe ist, sich auf diesem Felde noch Ruhm zu erwerben.

*) A Translation of the Poems and Ballads of Schiller, to which is prefixed a Life of the Author. By Sir E. L. Bulwer, Bart.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Berlin u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 3. Februar 1844.

Frankreich.

Michelet's Geschichte Ludwig's XI. und Karl's des Kühnen.

Herr Michelet weiß in seinen Geschichtswerken den trockenen Ernst der Wissenschaft durch die Anmuth eines gedankenvollen und bilderreichen Vortrags zu mildern. Aber auch in Betreff der Gründlichkeit bleibt Herr Michelet hinter anderen, namentlich hinter deutschen Historikern nicht zurück. Seine Darstellung der Geschichte der Jungfrau von Orleans, die wir früher in diesen Blättern gegeben und nach welcher Herr Prof. Friedrich von Raumer kürzlich im „wissenschaftlichen Verein" eine interessante Vorlesung gehalten, hat unseren Lesern den Beweis geliefert, daß Herr Michelet keineswegs die Mühe scheut, auch den Aktenstaub von Jahrhunderten zu durchwühlen und die Prozesse ungerechter Zeiten einer neuen gründlichen Revision zu unterwerfen. Gegenwärtig ist er in seiner Geschichte Frankreichs an die interessante Zeit Ludwig's XI. und Karl's des Kühnen gelangt. Französische, belgische und schweizer Bibliotheken haben ihm für die Darstellung dieser Zeit eine bedeutende Anzahl von Chroniken geliefert, die von seinen Vorgängern entweder zu flüchtig oder gar nicht benutzt worden sind. Er stellt sich, im Besitz eines so reichen Materials, nicht bloß die Aufgabe, jene beiden großen Gestalten, welche als Vertreter ihrer Zeit gelten können, zu zeichnen, sondern ihre gesammte Umgebung, ihre ganze Zeit wieder zu beleben. Es ist bekannt, daß Herr Michelet mit besonderer Vorliebe stets die Geschichte der Provinzen behandelt, welche nach und nach Frankreich einverleibt wurden; diesmal jedoch mußte er eine Provinz schildern, welche glücklicherweise ihre Unabhängigkeit bewahrt hat, nämlich das alte wallonische Belgien, doch kann auch seine Darstellung als Beweis dienen, daß selbst die gründlicheren Schriftsteller und nicht bloß die journalistischen Streifzügler in Frankreich die alten Gelüste nach dem Rhein und der belgischen Maas noch immer nicht aufgegeben. Man höre nur, wie er in nachfolgender Schilderung den belgischen Wallonen zu schmeicheln sucht:

„Lüttich und Dinant, unser wackeres kleines Frankreich an der Maas, welches von feindlichen deutschen Reichsfürsten umringt und halb erstickt wurde, blickten immer nach Frankreich hin. Man hatte gut sagen, daß Lüttich eigentlich deutsch sey und zu Westfalen gehöre, in Lüttich selbst glaubte man es nicht. Man ließ die Maas zu den Niederlanden hinabströmen, doch mit seinen Gedanken wandte man sich aufwärts zu dem schönen Frankreich. Mit ihm fühlte man sich durch die Gleichheit der Sprache und der Gesinnung verbunden, und auch die materiellen Interessen des Lebens leiteten dahin. Lüttich und Dinant trieben Handel mit unseren nördlichen Provinzen an der oberen Maas und machten mit ihren Eisen-, Kupfer- und Messingwaaren hier bessere Geschäfte als in Deutschland, wo man den Bergbau und die Schmiedekunst selbst hoch hielt und die Arbeiten der Nachbarn entbehren konnte.

„Die Blüthe der Gewerbthätigkeit und des Handels in Lüttich schreibt sich von der Zeit her, in der Frankreich zu kaufen anfing. Als unsere Könige dem alten Unwesen der Fehden ein Ende machten und das Land sich in Frieden erholte, begann der Theil der Bevölkerung, welcher von der Scholle lebt und bisher wie ein verfolgter Hase ohne Obdach umhergeirrt war, sich anzubauen. Er baute einen Heerd, schlug einen Kesselhaken darüber ein und hängte einen Kessel oder einen eisernen Topf daran, den er von den Hausirern aus den Schmieden an der Maas kaufte. Bald stieg der Ehrgeiz der neuen Familie; die Frau sparte ohne Vorwissen des Mannes einige Zeit zusammen, was sie in der Wirthschaft erübrigen konnte, und so sahen die Kinder eines Morgens einen goldenen Kessel über dem Heerde hängen, einen aus Messing, dem Dinanter Golde, geschlagenen. Dieser Topf und Kessel vererbten sich nun wie ein Familien-Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn ein Krieg ausbrach, so nahm der Bauer seinen Topf wie Aeneas seine Penaten auf die Schultern und ließ seine übrige Habe verbrennen. Die, welche solche Töpfe zu schmieden verstanden, mußten wenigstens für Brüder oder Vettern der Franzosen gelten, und sie bethätigten ihre Verwandtschaft in unseren unglücklichen Kriegen mit England, in denen so viele verarmte Franzosen in die Ardennen sich flüchteten und zu Lüttich eine freundliche Aufnahme fanden. Welche Provinz war besser französisch als diese wallonische? Sogar die Meister der französischen Musik sind zum Theil aus dieser alten Heimat der Bergleute und Schmiede hervorgegangen; ohne von Gretry und Mehul zu sprechen, waren die besten französischen Musiker seit dem funfzehnten Jahrhundert meist frühere Chorschüler aus Mons oder Nivelle. Der Gesang der Nachtigallen an den Ufern der Maas entlang schien die wahre Stimme Frankreichs zu seyn, und die Stimme der Freiheit selbst. Wer hätte, ohne frei zu seyn, in einem so trüben Lande, unter einem so rauhen Himmel gesungen? wer hätte sich zwischen den Wäldern der Ardennen angebaut? Die Bewohner waren frei, oder sie standen doch nur in einer kaum fühlbaren Abhängigkeit; die ungeheuren Weideplätze konnten sie gemeinschaftlich frei benutzen, und es störte sie Niemand bei ihrem Fleiße in den Schmieden über der Erde und in den Bergwerken unter derselben. Darum strömte auch so viel Volk in jene Gegenden; jeder wollte dort leben und alt werden. Wenn der Wanderer nach langer mühseliger Fahrt endlich von fern eine Schmiede rauchen sah, so dankte er Gott und schritt rascher und fröhlicher über die Erzschlacken hin als über die schwellenden Wiesen der unteren Maas. Nachdem Mandeville die ganze Welt gesehen hatte, ging er nach Lüttich und befand sich so wohl daselbst, daß er die Stadt nie wieder verlassen wollte. Die Unruhen, welche in Lüttich so häufig ausbrachen, waren ein Beweis, daß die Bewohner bei ihren Gewerben nicht in starre Schlaffheit versanken; Parteikämpfe unterbrachen die Genüsse des Friedens und der Freiheit, und man konnte in solch' einer Stadt wohl oft in Besorgniß seyn, doch nie Langeweile empfinden."

Wir sehen hier den dritten Stand in die Geschichte eintreten und durch den Handel und die Gewerbe sich erheben. Die französischen Geschichtschreiber hatten diesen Punkt stets zu sehr vernachlässigt. Hiermit beginnt die moderne Welt sich zu bilden, die Welt, in der die Arbeit, die praktische Thätigkeit an die Stelle der Träume des Mittelalters trat.

„Dinant", fährt Herr Michelet fort, „war durch seine Kupferschmiede in ganz Europa bekannt. Diese Schmiede hatten die Stadt gegründet und ihre Blüthe hervorgerufen; die kleinen Kaufleute, die übrigen Handwerker und wer sonst noch in der Stadt wohnte, der ging und kam, ohne einen festen Sitz hier zu haben, doch die Kupferschmiede lebten seit Menschengedenken in der Stadt, ihre Urältern schon hatten hier gesessen, und wenn sie die Stadt hätten verlassen wollen, so wäre ihr Ruhm verloren gewesen, denn dieser knüpfte sich nicht an ihre Namen, sondern an die Werkstätten zu Dinant. Die Hämmer, welche man zu Dinant führte, schienen belebt zu seyn, und wie unter einer kunstsinnigen menschlichen Hand nahm das rauhe Erz unter ihnen die verschiedensten feinsten Gestalten an."

Aus den reichen Wohnsitzen des Gewerbfleißes führt uns Herr Michelet zu den Thronen und auf die Schlachtfelder jener Zeit. „Der Beherrscher Niederlands, der traurige Pförtner des Rheins, der alle Jahr durch die Ueberschwemmungen des Stroms leiden mußte, wünschte auch an dem Gewinn, den der Strom brachte, Antheil zu haben. Er liebte sein Bier und seine Nebel nicht so sehr, daß er nicht bisweilen nach der heiteren Sonne und den Weinen von Koblenz geschaut hätte. Der Boden, welchen der Strom bei ihm anspült, erinnerte ihn an die Fruchtbarkeit der oberen Rheinufer, und die reichen Schiffe, die zu ihm herabkamen, machten ihn mehr und mehr träumerisch. — Karl der Kühne sah mit Unmuth, daß die blühendsten Striche des Rheinlandes in den Händen der Priester waren. Er fühlte wenig Ehrfurcht vor den freien Städten und den kleinen Fürsten, die den Rhein keck für ihr Eigenthum erklärten, Zölle anlegten und sich die Durchfahrt abkaufen ließen. Er beschloß, so bald als möglich das ganze Treiben dieser kleinen Machthaber mit seiner Hand zuzudecken und für immer zu endigen, und, was seine Hand nicht friedlich schlichten könnte, mit dem Schwerte zu entscheiden. Und mußte es ihn nicht empören, daß weiter am Rheine hinauf die Städte sich an die Schweizer Kuhhirten wandten, um Schutz zu erlangen, an diese früheren Knechte Oesterreichs, die ihre Freiheit nur dem glücklichen Ausgang einer Empörung verdankten und jetzt vergaßen, daß sie, ehe Oesterreich sie unterjocht, zu dem Königreich Burgund gehört hatten? — Von Dijon, Macon und Dole aus gewahrte er jenseit der armseligen burgundischen Grafschaft und des Jura die Alpen, die Pforten der Lombardei, über deren schneebedeckte Gipfel der heitere italiänische Himmel herüberblickte. Weshalb war alles dies nicht sein? Das alte burgundische Reich hatte auch über die Alpenländer geherrscht und segenspendend den Rhein nach Deutschland, die Rhone nach Frankreich und den Po nach Italien ausgesandt. War es unmöglich, diese erhabene Idee, diese schönen Träume zu verwirklichen? War das deutsche Reich nicht in sich zerfallen und herrschten den ganzen Rhein hinauf nicht stete Kriege und eine vollständige Anarchie?" — Diese Hoffnung, sein Reich über das ganze Rhein-Ufer auszubreiten, belebte Karl den Kühnen, und ihr opferte er nach und nach all' sein Besitzthum und seine Kräfte. Sein glänzendes Herzogthum trug den Keim des Verderbens zwar schon in sich, als er zur Regierung kam, doch seine ungezügelten Wünsche beschleunigten seinen Untergang. „Die Gewerke und Künste, welche einst in den Niederlanden geblüht, hatten jetzt im Auslande Aufnahme gefunden; Löwen, Gent, Ypern, Lüttich und Dinant waren für

Europa nicht mehr unentbehrlich; man wußte jetzt auch in England das zu bereiten, was man sonst aus diesen Städten bezogen hatte. Brügge stand zwar noch in hoher Blüthe, doch dies war die bürgerliche Hansa von Brügge, nicht die alte städtische Gemeinde."

„In den Augen Karl's des Kühnen fanden die tadelnswerthen Mittel, deren er sich zu seinem Zwecke bediente, in dem Zwecke selbst ihre Entschuldigung. Er wollte die Provinzen, die jetzt zerrissen waren und in steter Unruhe lebten, wieder vereinigen und ihnen den Frieden wiedergeben. Die einzelnen Ungerechtigkeiten, deren er sich schuldig machte, verschwanden vor dem Bilde der Gerechtigkeit und Ordnung, welche er in so vielen Provinzen herstellen wollte; so sah er in seinem wachsenden Unglück nie eine Strafe für seine Vergehen, sondern nur einen Antrieb, seinem großen Ziel um so eifriger nachzustreben. Er hatte zu viel gewollt; doch zu viel wollen ist eine Thorheit, mit der man oft nur das Wenige, was man besitzt, noch verliert. Aber in jenem Jahrhundert war Manches möglich geworden, was man bis dahin für unmöglich gehalten. Der Infant Don Enrico brachte täglich neue Schätze aus dem Goldlande im Süden; weshalb sollte Karl, sein Vetter, nicht auch Thaten versuchen, die seinem Vater noch unausführbar schienen? Doch als Karl seinen großen Plan durchzusetzen begann, blieb nur das Unglück sein treuer Verbündeter; sein Volk und seine nächsten Diener verließen ihn."

Während Burgund und seine Beherrscher immer tiefer sanken, hoben sich Frankreich und Ludwig XI., der zweite Held dieses Buches, immer mehr. Ludwig XI., der nach einem Liede Beranger's seine Großen, seine Fürsten und Gott selbst, doch am meisten seinen Erben fürchtete, liebte die Jagd. „Er brach", erzählt Herr Michelet, „ungeachtet seiner vielen Kriege oft mit dem frühsten Morgen auf und jagte den ganzen Tag, aß in einer Bauerhütte zu Mittag, unterhielt sich mit den Köhlern im Walde und kehrte erst in der Nacht nach Plessis-les-Tours zurück. Gleichwohl stand er am folgenden Morgen früher als seine Diener auf und durchwanderte selbst bei Nacht sein Schloß, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sey. Eines Morgens ging er in die Küche und fand dort nur einen Knaben, der den Bratspieß drehte und den König noch nie gesehen hatte. „Was hast du von deiner Arbeit?" fragte der König. — „So viel, wie der König von der seinen", antwortete der Knabe. — „Und was hat der König davon?" — „Er lebt, und ich lebe auch." Und der Knabe sprach die Wahrheit; für all' seine großen Anstrengungen hatte Ludwig XI. nichts als sein Leben, um es stets an neue Hoffnungen wagen zu können. Ehrgeizig und herrschsüchtig von Natur, dachte er seit seiner Thronbesteigung nur heute diese Provinz und morgen jene Stadt zu gewinnen, und kam vor Plänen nie dazu, die Früchte seiner Kämpfe zu genießen."

Westindien.

Robert Schomburgk auf Portorico.

(Schluß.)

Beladen mit den reichen Schätzen meines kleinen Abstechers, holten wir nach einiger Zeit den Treiber mit den Thieren wieder ein, der sich unterdeß an einem schattigen Ort gelagert, um sich und den Thieren die nöthige und und für ihn schon zu lange entbehrte Ruhe zu gönnen. Auch wir bedurften derselben; wir gesellten uns daher schnell zu dem behaglich Ausgestreckten, wo ich augenblicklich damit begann, meine Ausbeute unter die zwei kleinen mitgenommenen Pressen zu bringen. Leider sollte dieses Stilleben nur zu schnell unterbrochen werden. An dem bisher klaren und reinen Himmel thürmten sich plötzlich dunkle, schwarze Wolkenmassen auf und näherten sich uns immer mehr und mehr. Nach der Aussage unserer Führer war in der Nähe nirgends eine menschliche Wohnung zu finden. Der Baum, welcher uns Schutz vor den brennenden und sengenden Sonnenstrahlen gewährt, konnte uns einen solchen bei dem ausbrechenden Gewitterstturm nicht mehr geben, und so mußten sich meine Führer nothgedrungen aus ihrer behaglichen Ruhe erheben, um einen besser geeigneten Ort für jenen Fall aufzusuchen. Bald kam auch der eine mit der Nachricht zurück, daß er an dem Ufer eines Waldbaches eine Höhle gefunden, die uns vollkommene Sicherheit verhieße. Um den zweiten Führer zurückzurufen, wurde das verabredete Signal gegeben, und ohne Zaudern zogen wir dem zeitweiligen Zufluchtsort entgegen, in dem wir uns auch bald eingerichtet hatten. Die Höhle selbst bestand aus drei abgerissenen Felsstücken, die sich gegenseitig an einander gelehnt hatten. Der vorher nur tropfenweise gefallene Regen stürzte bereits in Strömen herab und verwandelte den unbedeutenden Walddach in einen reißenden Strom, der seine tobenden Wasser mit Ungestüm den Berg hinabrollte und zahllose Wasserfälle bildete.

Da das Einlegen meiner Pflanzen durch unsere eilige Flucht unterbrochen worden war, setzte ich es nun hier am sicheren Orte fort, während meine Begleiter ein Feuer anzündeten und einer derselben sich, ungeachtet des strömenden Regens, mit meiner Flinte auf den Weg machte, um sein Jägerglück an den wilden Tauben zu versuchen, deren verliebtes Rufen bis in unserer Höhle drang. Der andere hatte eine vom Sturm gefällte Palme in der Nähe entdeckt, die hier verrottete, und durchwühlte nun mit dem Säbel ihre Eingeweide nach der Larve der Calandra palmarum, von denen er auch zu seiner unaussprechlichen Freude einen zahlreichen Kongreß vorfand, die er in ein Tuch sammelte, am nahen Bach von dem anklebenden Schmutz reinigte und dann an dem Feuer mit Oel und Knoblauch briet. So zubereitet, gehört die 1—2 Finger lange Larve zu den Delikatessen der Spanier. Bald kehrte auch unser Nimrod mit seiner Ausbeute, drei Tauben, von seinem Streifzug zurück, und wider Erwarten stand ein von Knoblauch und Oel duftendes Essen auf unserer granitenen Tafel, das noch durch die Vorräthe vermehrt wurde, die uns die Güte unseres Wirths am Morgen eingepackt, während der fortdauernde Regen und Sturm endlich auch den letzten Funken von Hoffnung, meine botanische Exkursion für heute fortzusetzen, erlöschte.

Nach den Registern, die mir ein französischer Pflanzer, den ich kennen lernte, mittheilte, und die dieser mit der größten Sorgfalt über die Regentage und Wassermassen, die dadurch auf Portorico niederfallen, geführt, ergab sich für die letzten 11 Jahre ein Durchschnittsquantum von 118 Zoll. Dieser so ansehnliche Niederschlag mag hauptsächlich seinen Grund in dem ziemlich hohen Gebirge, das sich von N. nach O. zieht, und von mehreren kleinen Landseen umgeben wird, wie zugleich in dem unkultivirten Zustand des Landes selbst haben. Da ich mich während meines Aufenthalts fast durchgehends westlich vom Gebirge befand, so verging auch fast kein Tag, an dem es nicht geregnet hätte; indem sich hier alle Dünste, die von den östlichen Winden gegen das kältere Gebirge getrieben wurden, in den Umgebungen desselben als Regen niederschlugen. Oft belief sich der Regen in einem Tage auf 12 Zoll, und die Zahl der Regentage vom 1. Januar 1829 bis 1. Februar 1830 betrug nach jenem Register 315. — Der anhaltende Regen hatte die Atmosphäre so abgekühlt, daß ich meine Begleiter nach Holz ausschicken mußte, um das Feuer unterhalten zu können, was bei dem nassen Material keine kleine Schwierigkeit war. Mehrere Bündel Gras, die das Feuer abgetrocknet, dienten uns zum Lager, und unter dem Sausen und Brausen des Windes, dem Rauschen des Wassers, dem Gesumme und Gesinge der Musquito's, die das Feuer und der trockne Ort aus der ganzen Umgebung angelockt haben mußte, suchte ich den Schlaf zu erzwingen. Der nächste Morgen bot dieselben trüben, ja noch trübere und traurigere Aussichten dar, da außer dem Regen noch ein dichter Nebel die ganzen Umgebungen unseres Nachtlagers in ein undurchdringliches Dunkel hüllte. Unsere Lebensmittel waren den Abend vorher verzehrt, und zu der langen Weile, die ich in diesem dunklen Loche fühlte, gesellten sich noch die unangenehmen Gefühle, die ein leerer Magen stets im Gefolge hat; auch meine Führer wurden ungeduldig und mürrisch, und ihr häufiges Zusammenflüstern mußte allerdings den Verdacht in mir rege machen, daß sie diese Hungerkur nicht lange auszuhalten gesonnen seyen. Um einer solchen Eventualität zuvorzukommen, holte ich meine letzte Flasche Shrub hervor, theilte mit ihnen und suchte in einem Mischmasch von Spanisch, Französisch und Italiänisch ihnen Trost zuzureden, zu welchem Gemüthzustande sie aber meine Flasche viel geeigneter zu finden schienen. Endlich gegen Mittag schien die Sonne wieder Gewalt über die dichten Regen- und Nebelmassen zu gewinnen, so daß wir auch augenblicklich Anstalt trafen, unsere Höhle zu verlassen. Die kurze Ausflucht hatte jetzt allerdings in vieler Hinsicht ihr Angenehmes verloren, da Alles, was Weg genannt wurde, zu einem grundlosen Schlammbade geworden, und wenn mich die Hoffnung, Pflanzen zu finden, nur wenige Schritte von diesem ab ins Gebüsch trieb, so kehrte ich jedesmal triefend von Nässe zurück. Da mir dieser Zustand bei dem leeren Magen immer unangenehmer wurde, so entschloß ich mich zu einem bedeutenden Umweg, um einige elende Hütten zu erreichen und wenigstens dem letzteren Uebelstande abzuhelfen. Leider wurden unsere Hoffnungen bitter getäuscht, da wir nur mit der größten Mühe und nach einem bedeutenden Gegengeschenk einige Stücke Brod aus indianischem Korn und eine Flasche Aguardiente bekommen konnten. Die schrecklichste Neugier hatte die gesammten Bewohner der erbärmlichen Hütten zusammengerufen, und bevor es meinen Führern möglich wurde, unseren Wunsch nach Lebensmitteln anzubringen, mußten wir uns zuvor den quälendsten Kreuz- und Querfragen unterwerfen. Eine Anzahl nackter Knaben und Mädchen von allen Couleuren, umlagerten unsere Thiere, betasteten Alles, was unter ihre Hände kommen konnte, offenbar in der Absicht, den und jenen nicht allzu befestigten Artikel an Orte zu bringen, wo sie den Gegenstand bei Gelegenheit mit ruhigeren Gefühlen und genauer betrachten konnten, um alle seine Tugenden herauszufinden.

Nachdem wir uns mit den kärglichen Provisionen aus diesem Gedränge glücklich zurückgezogen, stießen wir wieder auf unseren alten Weg, der von jetzt an immer steiler bergan stieg, so daß wir uns auch bald 2000 Fuß über der Meeresfläche befinden mochten. Von hier an gewann die Vegetation ein vollkommen geändertes Aeußere gegen die tiefer gelegenen Abhänge und Thäler. Ganze Gruppen von Heliconien breiteten ihre langgestielten und breiten Blätter in bogenförmigen Krümmungen nach allen Seiten hin aus, während die gelblichen Blüthenscheiden schuppenartig ihrer Krone entsprossen, kleine Cisternen mit klarem Wasser bilden, wodurch der durstige Reisende in ihrer Nähe immer die brennenden Lippen netzen kann. Riesige Bäume verdeckten uns förmlich das Himmelsgewölbe, während das zahllose Heer der Polypodiaceen sich an ihre Stämme anlehnte und diese förmlich einhüllte. Das Calladium arborescens, seguinum und grandifolium bildeten eine Familie für sich, welche von Toleranz nichts zu wissen schien, in der sich nur mit Gewalt die baumartigen Farren einen Platz erzwungen hatten. — Jeder, der irgend ein Lieblingsstudium, ein Steckenpferd hat, das bei jeder Gelegenheit vorgeführt wird, dem er mit Leib und Seele nachhängt, wird auch die Gefühle begreifen, die meine Brust schwellten, als ich hier zum ersten Male die herrliche Cyathea, dies baumartige Polypodium sah. Angewurzelt, sprachlos stand ich vor dem ungeheuren Schaft, sah und sah wieder auf die Riesenpflanze hin, rangirte sie in meinen Gedanken unter die Palmen, bis mir die glänzenden Sporangien auf der Rückseite der Wedel meinen Irrthum bemerkbar machten. Schnell waren Papier und Bleistift aus meiner Tasche und einer meiner Führer den wohl 40 Fuß hohen Wurzelstamm hinangeschickt, um mir einen

Zweig zu brechen. Alle Mühe, alle Unannehmlichkeiten waren vergeſſen, ich reich für alles belohnt, und doch waren mir noch ſo viele Seltenheiten im Laufe dieſes Tages vorbehalten! denn nur zu bald ſollten mein Portfolio, meine Kapſel und Sattelkörbe mit Saururus, Calladium, Pothos, Dracontium, Orchideen, Acrostichum, Masattia, Osmunda u. ſ. w. gefüllt ſeyn.

Bisher hatte mir der dichte Urwald jede Fernſicht verſagt, und nur hier und da war mir auf der ſüdlichen Seite ein Blick in das tiefe Thal oder auf die bewaldete Kuppe eines niederen Berges vergönnt; welcher Genuß aber, als wir gegen Abend den Gipfel erreichten; der trübe Schleier, der den ganzen Tag unſere Umgebungen verdeckt hatte, war durch einen ſcharfen Nordwind zerriſſen und verflogen, und trunken ſchweifte jetzt das Auge über ein ausgebreitetes, üppiges Land und eine noch gränzenloſere Waſſerfläche. Konnte ſich auch dieſe Fernſicht nicht mit der vom Veſuv meſſen, hatten die Thäler auch keine verfallenen Tempel und Paläſte, ſo frage ich doch Italien: zeige mir deine Palmen, deine Urwälder von undurchdringlicher Belaubung! In blauen Nebel eingehüllt, haftete das Auge gegen Norden auf dem fernen Portorico, deſſen weiße Mauern und Umwallungen, dann und wann von den ſcheidenden Sonnenſtrahlen beleuchtet, wie weißliche Blitze durch den lichten Nebel leuchteten, während ſich bis zu ihnen hin ein reiches Gemälde zog, nicht von Villa's, wohl aber von lebensfriſchen Plantagen geſchmückt, nicht mit Weinreben, wohl aber mit Zuckerrohr und den Schneefeldern der in Blüthe ſtehenden Kaffeepflanzungen, deren lebhaftes Grün im wechſelnden Kolorit von den dunkelen Tabacksfeldern durchzogen wurde; wendete ſich dann der Blick gegen Oſten, ſo ſchweifte er trunken über die unzählbaren Inſelgruppen hin, bevor er die ferne, ferne Gränze des Meeres erreichte. Noch war der weſtliche Horizont von den fliehenden Nebelmaſſen getrübt, der öſtliche aber um ſo heller und reiner. Ausgebreitet lagen in dem ſcheidenden Sonnenlicht die Jungferninſeln zu meinen Füßen, wie liebliche Oaſen in einer weiten, unabſehbaren Sandwüſte, unter denen ſich beſonders Bieque, St. Thomas, St. John, Tortola und Virgin-Gorda auszeichneten, alle mehr oder weniger von Klippenreihen umgeben. Südlich ſtreckte ſich St. Croix von O. nach W., bis wieder in dunkler Ferne die ruhig liegende Waſſerfläche von dem hohen Bergrücken St. Domingo's, vielleicht auch durch das hohe Segelwerk eines Dreimaſters oder durch ein beſcheiden dahin getriebenes kleines Fahrzeug gefeſſelt wurde. Die Sonne ſank, doch wo wäre von Giorgione bis auf Pouſſin und Claude Lorrain der Meiſter zu finden, der den zahllos nüancirenden Einklang der duftigen Farben durch ſeinen Pinſel hätte wiedergeben können!

Unſer Nachtlager war noch unangenehmer als den Tag vorher, der Boden feucht und einige dicht belaubte Bäume unſer einziger Schutz. Am nächſten Morgen ging es wieder thalein, und da alle meine Behälter voll, ich geſehen, was ich zu ſehen gewünſcht, ſo wurde der nächſte Weg zur Stadt als der beſte gewählt. Der folgende Morgen brachte uns der Stadt ſchon ziemlich nahe, was uns die mit ſchweren, von Ochſen gezogenen, knarrenden Laſtwagen und mehrere Volantes mit Maulthieren oder mit Maulthier und Pferd beſpannt, deutlich verkündigten. Dieſe Non-Descripts von Vehicles ſtehen auf zwei Rädern und ſind nur an der Vorderſeite mit einem Vorhange von Zeug oder, wenn es ſehr elegant ſeyn ſoll, von feinem Leder verſehen, während die innere Einrichtung alles in ſich vereinigt, dem Darinſitzenden ſeine Lage ſo unbequem als möglich zu machen, da der Arme nur zwiſchen zwei Uebeln zu wählen hat, entweder vor Hitze zu vergehen, oder ſich Staub und Schmutz ins Angeſicht werfen zu laſſen.

Um die ausgebreiteten Plantagen des Don Francesco zu ſehen, bog ich am Abend von der Landſtraße ab und wurde von dem Beſitzer auf das Zuvorkommendſte aufgenommen. Sie gehören zu den bedeutendſten Portorico's, wie zugleich Don Francesco ohne Zweifel der induſtrieſeſte Bewohner der ganzen Inſel iſt. Spät am Abend ſtand ich wieder an der Bay und fand auch zufälliger Weiſe daſſelbe Boot mit den zwei Knaben wieder, das mich ſchon übergeſetzt hatte. Nicht ahnend, daß ich am Ende meines Ausfluges noch einer bedeutenden Gefahr unterworfen ſeyn ſollte, miethete ich das Boot, um mich noch nach der Stadt bringen zu laſſen, obſchon die Wogen ziemlich hoch gingen und der dunkle öſtliche Horizont nichts Gutes verkündete. Aus Vorſicht banden wir Koffer und Preſſen feſt, und mit der Schnelligkeit des Vogels flog das leichte Fahrzeug durch die Wellen.

Plötzlich hörte ich den jüngeren Knaben ſeinem Bruder zurufen: Hermano ay Jesus y Maria vere la mar, esta muy crecida, vere la mar blanco! Ich wandte mich ſchnell um, und mit Schrecken bemerkte ich, daß berghohe Wogen mit weißem Schaum umſäumt ſich auf uns zuwälzten, und ehe es den beiden Knaben gelungen war, das vordere Segel einzuraffen, warf ein gewaltiger Windſtoß ſowohl das kleine Fahrzeug als den nicht befeſtigten eiſernen Ballaſt vollkommen auf die Seite, wodurch jenes das Gleichgewicht verlor und unter Waſſer kam, während wir drei durch das herumſchlagende Hauptſegel in daſſelbe hineingeſchleudert wurden. Im Augenblick der nahenden Gefahr hatte ich unwillkürlich ein Seil des Maſtes ergriffen, ein Zufall, dem ich wahrſcheinlich mein Leben zu danken, da ich nicht ſchwimmen konnte. Nachdem mehrmals die Wogen über mich hinweggegangen, bemerkte ich, daß wir von mehreren Booten mit Leuten umgeben waren, die unſeren Unglücksfall vom Ufer aus geſehen, von denen ich ſchnell dem ungewünſchten Bade entzogen wurde, wie auch durch ihre thätige Hülfe das Boot bald wieder aufgerichtet war. Das Leben war gerettet, doch nicht alle meine Pflanzen, von denen mir ein großer Theil durch das Salzwaſſer verdarben. Der freundliche Empfang des Herrn Martinez und meiner übrigen Bekannten ſöhnte mich bald mit meinem Mißgeſchick wieder aus, obſchon ſelbſt jetzt noch das mar blanco in meinen Ohren wiedertönt, und die weißgeſäumten Wogen ſtets das Waſſerbad in Portorico vor mein inneres Auge zurückführen.

Der Tag unſerer Abreiſe nahete ſich mir ſchneller, als ich es im Herzen wohl wünſchen konnte, da mich jetzt ſo manche intereſſante Bekanntſchaft in Portorico feſſelte, und neben der Erinnerung an jenes Waſſerbad ſind es vorzüglich zwei Augen, die mein Herz mit ſeinen Wünſchen und Gedanken immer wieder dahin zurückziehen. — Das Fahrzeug des Herrn Martinez war nach Jamaica abgefahren, und Herr Martinez, Abbé Romeo und ich nahmen daher in einem regelmäßig nach St. Thomas fahrenden Schooner Paſſage, in welchem wir mit Einbruch des Abends den Moro verließen. Der Schooner, welcher ein New-Yorker Pilotenboot geweſen, gekapert und in Portorico verkauft worden war, mußte uns zehn Paſſagieren, die wir uns auf ihm eingeſchichtet fanden, natürlich als reiner Nothſtall erſcheinen, namentlich, da man in die Kajüte noch eine Menge Kaffeeſäcke geſtaut hatte, und ſich das kleine Gebäude bei dem heftigen Gegenwinde nur mühſam durch die aufgeregten Wogen arbeitete. Noch hatten wir daher kaum den Moro aus dem Geſichte, als auch ein großer Theil der Paſſagiere, und ich unter ihnen, von dem ſchrecklichen Geſpenſt, der Seekrankheit, heimgeſucht wurde.

In 16 Stunden waren wir von St. Thomas nach Portorico geſegelt, zu unſerer Rückreiſe brauchten wir 3 Tage 8 Stunden; wurden wir doch allein von dem widrigen Winde einen ganzen Tag zwiſchen Culebra und Crab-Island zurückgehalten. Die letztere Inſel iſt ein wahrer Zankapfel zwiſchen den Spaniern, Engländern und Dänen geweſen. Wahrſcheinlich wurden die erſten Verſuche zu ihrer Coloniſation von einer Partie Schotten unternommen, die ſie jedoch, zu oft von den in Portorico hauſenden Piraten beunruhigt, bald wieder verlaſſen haben müſſen. Dänen folgten darauf, um ihr Glück zu verſuchen, die jedoch wieder von Engländern vertrieben wurden, an denen die Spanier zum zweiten Mal das Wiedervergeltungsrecht ausübten. Die Spanier gründen ihr Recht auf die Nähe von Portorico, die Engländer auf die erſte Anſiedelung der Schotten, auf was die Dänen, weiß ich nicht. Der General-Capitain in Portorico iſt zugleich über Crab-Island geſetzt, und da derſelbe ſtets eine Perſon autoriſirt, die offizielle Gewalt dort auszuüben, über die Ordnung und Geſetze zu wachen und die Abgaben auf die Exportation des Holzes u. ſ. w. einzunehmen, ſo möchte die Inſel wohl als ein faktiſcher Beſitz der Spanier anzuſehen ſeyn, obſchon England ſein Beſitzrecht noch keineswegs aufgegeben hat, da jeder neue General-Capitain über St. Chriſtopher, Nevis Anguilla und die Jungferninſeln, ſtets auch nach Crab-Island geht, um daſſelbe im Namen der Krone Englands in Beſitz zu nehmen nnd die engliſche Flagge aufzupflanzen, welche natürlicherweiſe nicht länger über daſſelbe weht, als das engliſche Kriegsſchiff in ſeiner Nähe iſt. Crab-Island beſitzt denſelben fruchtbaren Boden wie Portorico, während es ſein Reichthum an Schiffs- und anderem Bauholz wichtiger macht, als viele der übrigen Inſeln. Hierher ſchicken auch beinahe die geſammten Jungferninſeln ihre Schiffe, um das ihnen nöthige Bauholz einzunehmen, wofür ſie der ſpaniſchen Krone jene eben erwähnte Abgabe entrichten müſſen. Die Inſel iſt ungefähr ſechs Leagues lang und zwei breit, wobei ſie ſich von SW. nach NO. erſtreckt. Der Boden iſt äußerſt fruchtbar und ergiebig, was auch nach dem fürchterlichen Orkan im Jahre 1819, durch welchen alle Plantagen in Tortola ſo vollkommen verwüſtet wurden, daß ſie förmlich von neuem wieder angefangen werden mußten, die verarmten Bewohner auf die Idee brachte, Tortola aufzugeben und ſich dort niederzulaſſen. Nur die Liebe zu der väterlichen Scholle ließ ſie von dieſem Plane wieder abkommen, und Spaten, Hacke und Schaufel ergreifen, um den ausgetragenen Boden nochmals zu bearbeiten.

Am Mittag des dritten Tages liefen wir endlich in den Hafen von St. Thomas ein, und unter einem freudigen Seufzer ſtieg ich ans Land, da, ſeit ich den Moro Portorico's verlaſſen, kein Biſſen über meine Lippen gekommen war, und ich alle Qualen der Seekrankheit hatte durchleiden müſſen, deren Spuren jedoch bald durch die väterliche Sorgfalt des Gouverneurs Dr. Donavant verſcheucht wurden.

England.

Die heutige Lage der Waldenſer.

Wir entnehmen über die neueſten Zuſtände der Waldenſer, die ſich ſeit mehr als hundert Jahren auch des Schutzes und der Theilnahme Preußens zu erfreuen haben, nachſtehende Schilderung der Quarterly-Review, die allerdings — was hierbei nicht überſehen werden darf — Materien dieſer Art leidenſchaftslos nicht zu beſprechen vermag:

„In einigen der höchſten und abgelegenſten Thäler der italiäniſchen Alpen lebt ſeit vielen Jahrhunderten ein Völkchen, das ſchon lange, ehe der Name Proteſtanten aufkam, von der römiſchen Kirche ſich losgeriſſen hatte. Zu demſelben war noch kein Touriſt, wenigſtens kein reiſebeſchreibender, gedrungen, als 1823 der Engländer Gilly auf einer gewöhnlichen Vergnügungsreiſe durch Europa von der Hauptſtraße abging und in La Tour, dem Hauptorte der Waldenſer, eine Zeit lang ſich niederließ. Die Schilderung, welche Gilly nach ſeiner Heimkehr von dem unſträflichen patriarchaliſchen Leben dieſer Gemeinden und von den Verfolgungen, die ſie immer erdulden müſſen, entwarf, erregte in England großes Intereſſe, das jedoch nur in einem kleinen Kreiſe nachhaltig blieb. Von einer zweiten Reiſe (1829) zurückgekehrt, traf Gilly in Verbindung mit einem von ihm ſelber geſtifteten Vaudois-Comité Maßregeln zur Gründung höherer Schul-Anſtalten bei den Waldenſern, deren Seelſorger ihre ganze Ausbildung bis dahin in Genf oder Lauſanne hatten erwerben müſſen. Dem Zuſammenwirken ihrer wenigen Gönner in England verdankte das Waldenſer-Volk auch bald die Errichtung des Kollegiums der

Heiligen Dreifaltigkeit in La Tour, aus welchem hinfüro ihre geiſtlichen Oberhirten hervorgehen werden.

Wäre dieſe von England empfangene Wohlthat die einzige geweſen, ſo würde die Kirche der Waldenſer noch tiefer, als wirklich der Fall iſt, unter der anglikaniſchen ſtehen. Allein die Prediger dieſer Gemeinden haben jetzt auch ein eigenes Ritual angenommen, das den Titel „Waldenſer Liturgie" führt, und ein Glaubensbekenntniß formulirt, deſſen Annahme jedem Laien zur Pflicht gemacht wird. Durch dieſe Abgränzung und Bewachung der Lehren ihrer Kirche ſind feſte Prinzipien geiſtlicher Herrſchaft und Einheit wenigſtens vorbereitet; und wir dürfen es ſchon als ein glückliches Ergebniß der neueſten Reformen betrachten, daß kein waldenſiſcher Geiſtlicher mehr — ſo verſichert man uns — im Verdachte ſteht, ſocinianiſche oder neologiſche Ketzerei zu lehren.

Während wir in Demuth und Dankbarkeit die Vorzüge unſerer engliſchen Kirche anerkennen, dürfen wir Denen unſere Sympathie nicht verſagen, die einſt ſo wie wir, ob zwar unter weniger günſtigen Umſtänden, das Joch unſeres gemeinſamen Feindes, der römiſchen Hierarchie, abgeſchüttelt haben. Die wahren Anſprüche der Waldenſer auf Sympathie und thätige Hülfleiſtung von Seiten Englands gründen ſich aber nicht auf den Beweis, daß ihr religiöſes Syſtem in Lehre und Gottesdienſt dem der anglikaniſchen Kirche nahe verwandt iſt, ſondern vornehmlich auf die Verträge, bei denen England, als proteſtantiſche Hauptmacht, zu ihren Gunſten ſich betheiligt hat.

Schon mehr als hundert Jahre vor dem älteſten dieſer Verträge handelte die Königin Eliſabeth nach dem Grundſatze, daß jede Chriſten-Gemeinſchaft, die vom Papſtthum ſich losgeriſſen, ihren thätigen Beiſtand als eine Schuldigkeit in Anſpruch nehmen könne; und ein halbes Jahrhundert vor der Zeit, als jene Verträge England ein beſonderes Recht auf Intervention gaben, machte Cromwell dieſes Recht geltend, „weil es Proteſtantismus ſey, was man in Piemont verfolgte", und meldete dem Papſt, die Kanonen Englands würden im Vatikan gehört werden, wenn er Leute, die, gleich England, den päpſtlichen Irrlehren entſagt hätten, um dieſer Entſagung willen verfolgen ließe.

Im Jahre 1690 ſorgten die beiden damals unter einem Oberhaupte ſtehenden proteſtantiſchen Mächte Europa's, England und Holland, in einem geheimen Artikel ihres Vertrages mit dem Herzoge von Savoyen für die Sicherheit der Waldenſer in Ausübung ihrer Religion und im Genuſſe ihres Eigenthums. Der damalige Herzog beſtätigte kraft dieſes Vertrages ſeine waldenſiſchen Unterthanen in allen ihren Rechten und Privilegien, und geſtattete außerdem England und Holland das Recht künftiger Einmiſchung — ſelbſt auf ſeinem eigenen Gebiete — zu Gunſten dieſer Gemeinden. Der Vertrag wurde 1704 zu Turin feierlich erneuert, und es wurde ihm bei dieſer Gelegenheit eine andere noch merkwürdigere Urkunde einverleibt, ein an die Waldenſer gerichtetes Edikt des Königs Viktor Amadeus II. Die Geſchichte hat wohl kein anderes Beiſpiel mehr aufzuweiſen, daß eine Munizipal-Akte eines der kontrahirenden Theile, die als ſolche nur ſeine Unterthanen anging, von demſelben als Stipulation in einem Vertrage beſtätigt worden wäre. *) Als nachmals derſelbe König Viktor Amadeus ſeinen Verſprechungen zuwider handelte, machte ihm Georg's I. Geſandter im Jahre 1727 deshalb energiſche Vorſtellungen.

Sollte aber der heutige König von Sardinien noch verpflichtet ſeyn, Verträge der vorigen Dynaſtie mit England zu halten? Gewiß wird Karl Albert ſelber dieſe Frage bejahen. Die Revolution, in ihrem weiteſten Sinne von 1788 bis 1815 gefaßt, war eine große allgemeine Fluth, deren Niederſchlag den alten Eigenthümern ihre Landmarken und den Königen ihre Throne zwar eine Zeitlang bedeckte, aber doch unverſehrt ließ. Das Haupt der ſardiniſchen Königsfamilie kam nicht wie ein Murat oder Eugen Beauharnais in den Beſitz ſeines Landes, ſondern er trat ihn wieder an als das angeſtammte Beſitzthum ſeines alten Geſchlechtes. Karl Albert ſelber iſt mit dem Recht auf die Erbfolge in Piemont geboren; er repräſentirt in Turin nicht den Fürſten Metternich und Lord Caſtlereagh, ſondern Viktor Amadeus II. Dieſem Prinzipe gemäß kehrte Viktor Emanuel IV. von ſeiner öden Inſel auf den Kontinent zurück und ſagte ausdrücklich in den erſten Zeilen ſeines Vertrages mit England (gezeichnet zu Wien am 20. Mai 1815), daß er wieder in den vollen Beſitz ſeiner Kontinental-Staaten eingetreten ſey, in gleicher Weiſe, wie er (genauer ſein Vater) ſie am 1. Jänner 1792 beſeſſen, mit Ausnahme eines kleinen, an Frankreich abgetretenen Stückes von Savoyen u. ſ. w. Alſo erbte er die Pflichten eben ſowohl als die Rechte ſeiner Vorfahren. Karl Felix, der vorige König, und Karl Albert, der heutige, übernahmen beim Antritt ihrer Regierung dieſelben Verpflichtungen: es liegt ihnen ob, das Recht anzuerkennen, das feierliche Verträge England geſichert haben, das Recht, der Beſchützer eines Theils ihres Volkes zu ſeyn.

Beſitzt alſo England, wie wir geſehen, das Recht der Intervention zu Gunſten der Waldenſer, ſo oft ihre Sicherheit gefährdet erſcheint, und iſt dieſes Recht auf einen förmlichen und nationalen Vergleich zwiſchen beiden Mächten gegründet: ſo haben wir auch die Verpflichtung, dann und wann den Zuſtand der Waldenſer zu unterſuchen und uns darüber aufzuklären, ob ſie Englands Intervention nicht bedürfen.

(Schluß folgt.)

*) Es heißt im 4ten Artikel des Vertrages: Sa dite Altesse Royale s'oblige aussy de confirmer, comme elle confirme par le présent article, l'article secret du 29ième Octobre 1690, conjointement avec l'édit du 23ième May 1694.

Mannigfaltiges.

— **Koſten der Regierung in Frankreich und in England.** Vor kurzem iſt in London eine leſenswerthe Schrift erſchienen, die eine Analyſe des franzöſiſchen Regierungsſyſtems enthält und die Nachtheile des ſeit den Tagen Napoleon's mit ſo eiſerner Konſequenz durchgeführten Centraliſationsplans auseinanderſetzt, der von einigen Staatsmännern und Publiziſten den freiſinnigeren und dem Nationalgeiſt angemeſſenen Inſtitutionen Englands vorgezogen wird. *) Um zu beweiſen, daß jenes Syſtem auch in materieller Hinſicht verwerflich ſey, wird in der Schrift folgende Ueberſicht der Adminiſtrationskoſten in beiden Ländern mitgetheilt:

Nach den im April v. J. von dem britiſchen Kanzler der Schatzkammer vorgeſchlagenen finanziellen Maßregeln wurden die Ausgaben für das laufende Jahr beſtimmt zu	50,222,000 Pfd. Sterl.
Die Zinſen der Staatsſchuld u. ſ. w. betragen	31,820,000 " "
Es bleiben alſo zum Unterhalt des Heeres und der Flotte, ſo wie zur Beſtreitung aller übrigen Verwaltungskoſten	18,402,000 Pfd. Sterl.
In Frankreich wurden nach dem letzten Budget die jährlichen Ausgaben feſtgeſetzt auf	32,462,124 Pfd. Sterl.
Die Zinſen der Staatsſchuld betragen	15,200,000 " "
Es bleiben demnach für die Armee, die Marine und die Civil-Verwaltung	37,262,124 Pfd. Sterl.

„Es erhellt aus dieſer Ueberſicht", bemerkt der Verfaſſer, „daß die franzöſiſche Regierung faſt doppelt ſo koſtſpielig iſt als die britiſche. Dieſes könnte genügen, um uns von der Einführung des franzöſiſchen Adminiſtrations-Syſtems abzurathen; um aber einen völlig richtigen Begriff von demſelben zu erhalten, müſſen wir dieſe Data einer weiteren Analyſe unterwerfen. Die Totalſumme, die in England nach dem oben erwähnten Budget für das Heer, die Marine und das Artilleriweſen ausgeſetzt wurde, betrug 15,476,000 Pfd. Sterl., ſo daß nur 2,935,000 Pfd. Sterl. für die Verwaltung des Landes übrig blieben. In Frankreich wurden dagegen 18,800,000 Pfd. Sterl. zum Unterhalt der Armee und der Flotte beſtimmt, wonach nicht weniger als 18,462,124 Pfd. Sterl. für die Civil-Adminiſtration erforderlich waren — d. i. ſechsmal ſo viel als für denſelben Regierungszweig in England. Im Jahre 1835 ſtanden 23,578 Individuen im Solde der britiſchen Regierung, deren Gehalt ſich auf 2,786,278 Pfd. Sterl. belief. Zu derſelben Zeit gab es, den Regiſtern zufolge, 900,000 ſtimmfähige Wähler. Da es nun bekannt iſt, daß die Regierung mittelſt ihrer Beamten einen nicht geringen Einfluß auf die Parlamentswahlen ausübt, ſo muß dieſer Einfluß in Frankreich noch weit fühlbarer ſeyn, wo es nur 186,000 Wähler giebt, während das Miniſterium über nicht weniger als fünfmalhunderttauſend Beamtenſtellen verfügen kann, und es mithin nur wenige Familien jener Klaſſe geben mag, die nicht einen Employé der Regierung unter ihren Gliedern zählten."

Wir theilen dieſe Bemerkungen zwar ſo mit, wie ſie in der engliſchen Schrift enthalten ſind, können jedoch nicht unterlaſſen, auf einen dabei nicht berückſichtigten Unterſchied zwiſchen dem franzöſiſchen und dem engliſchen Ausgaben-Budget hinzuweiſen. Während nämlich Letzteres nur etwa 40,000 Pfd. für kirchliche Ausgaben, und zwar für Beſoldung der diſſentirenden Geiſtlichkeit aufweiſt, die anglikaniſche Kirche dagegen ihre eigenen großen Einkünfte beſitzt, bilden die Koſten der gallikaniſchen wie jeder anderen Kirche in Frankreich einen ſehr bedeutenden Poſten des franzöſiſchen Budgets, das in dieſer Beziehung weit mehr zu tragen hat, als irgend ein anderes Budget von Europa. Gleichwohl ſind im Uebrigen die obigen Bemerkungen über die verhältnißmäßig größere Wohlfeilheit der engliſchen Adminiſtration vollkommen begründet.

— **Van der Velde in Frankreich.** Die Franzoſen haben unſeren einſt ſo beliebten und dennoch vergeſſenen Novelliſten jetzt hervorgeſucht und überſetzen ſeine Wiedertäufer, ſeine Huſſiten unter dem neuerfundenen Titel: Epiſoden aus den Religionskriegen in Deutſchland. Es ſcheint faſt, als ſey durch George Sand's letzte Romane das franzöſiſche Publikum empfänglicher für das Intereſſe dieſes Gegenſtandes geworden; indeſſen bieten Novellen, wenn auch Erzeugniſſe eines achtbaren Talents wie des oben genannten, doch nur eine ſehr dürftige Belehrung über geſchichtliche Momente dar.

— **Nante in Amerika.** Eine Newyorker Zeitung enthält eine Theater-Anzeige, die ein wunderliches Pröbchen von verdorbener Sitte und Geſchmacksrichtung abgiebt: Am erſten Weihnachtstage ward: Himmelfahrt eines Säufers und Eckenſteher Nante im Verhör aufgeführt. Die Freiheit geſtattet der neuen Welt, alle Geſchmackloſigkeiten der alten ſich anzueignen und das heilige Feſt in profanſter Weiſe zu beſchließen. Die Anzeige war übrigens deutſch, müſſen wir noch beſonders bemerken, damit Nante ſich nicht etwa einbildet, ihm ſey die Ehre, überſetzt zu werden, widerfahren.

*) France, Her governmental, administrative, and social Organization. London 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 6. Februar 1844.

Asien.

Die alte und die neuere Schifffahrt der asiatischen Völker. Phönizier, Araber, Hindus.

Von Theod. Pavie.

Von der Epoche, in welcher die Phönizier von dem Schauplatze der Welt abtraten, bis zu der, in welcher die Entdeckungen zu Ende des 15. Jahrhunderts so überraschende Ergebnisse herbeiführten, gedenkt die Geschichte keines wahrhaft seefahrenden Volkes und somit auch keiner Unternehmung zur See. Man benutzte die Entdeckungen der Phönizier, ohne sie merklich zu erweitern. In der Letzteren Fußstapfen tretend, herrschten die Karthager unumschränkt über jenen ganzen Theil des Mittelländischen Meeres, welchen viele Jahrhunderte später die auf ihren Trümmern angesessenen Barbaresken unsicher machten. Es ist aber zweifelhaft, ob eines ihrer Schiffe jemals freiwillig über die Säulen des Herkules hinaus gesegelt sey. Hingezogen zu jenen berühmten Städten, welche um die Reihe Stapelplätze des Reichthums der alten Welt waren, und von welchen Alexandrien im Zeitenlauf als die letzte betrachtet werden kann, begaben sich die Handelsleute aller drei Welttheile nach einem herkömmlichen Sammelorte, und es war ihnen nicht darum zu thun, barbarische Länder aufzusuchen oder öde Küsten zu entdecken. Die Galeeren der Kleopatra, so prächtig, daß eine schon hingereicht hätte, die Kosten der Hälfte jener Kriegsflotte zu decken, welche Rom im ersten punischen Kriege ausrüstete, jene vergoldeten ägyptischen Schaluppen waren den Kaik's der Cykladen einigermaßen vergleichbar, oder noch besser den länglichen Dscherm's, auf welchen die Pascha's von Rosette nach Kahira fahren; wie groß sie auch seyn mochten, der kleinste Sturm warf sie hülflos in den Hafen zurück; selten fuhr man von der Küste Syriens nach denen des Peloponnes oder Italiens, von den afrikanischen Häfen nach denen der Halbinsel, ohne wenigstens einmal bei Samos, Mitylene oder den Balearen Schiffbruch zu erleiden. Dies beweist, daß die Fahrzeuge dem geringsten Unwetter nicht trotzen konnten, daß ihre aus Unwissenheit verzagten Lenker, einer Art von Naturtrieb folgend, den Inseln und Vorgebirgen zusteuerten, natürlichen Leuchtthürmen an beiden Seiten ihres Weges.

Mit dauerhafteren, aber auch schwerfälligeren Barken, wegen des reichlicher vorhandenen Holzes, der stürmischeren Meere und der weniger geschickten Schiffbauer, steuerten die Skandinavier oder Normannen, jene rastlos umherstreifenden Beutesucher, am Küstenlande der Ostsee, an beiden Gestaden der Manche, an der Bretagne hin: immer bereit, ihre beinahe abgeflachten Schiffe die Ströme hinaufzurudern, ließen sie sich von den Felsen am Strande mehr noch, als von den Sternen eines oft nebligen Himmels leiten. Sie waren eingeschiffte Krieger, keine Seefahrer.*) Im Zeitalter der Kreuzzüge war die Schifffahrt nur erst ein Mittel zum Zwecke: es handelte sich nicht darum, irgend ein unerforschtes Festland zu erobern, sondern jenen heiligen Boden in Besitz zu nehmen, an dessen sicherer Eroberung nachmals Columbus und später noch Albuquerque nicht verzweifelten, wofern man einem an der europäischen Seite unangreifbaren Feind in den Rücken fiele. Die Alten hatten allerdings ihre Ansiedelungen; schon lange vor Rom's Daseyn war Karthago durch die Phönizier gegründet; die Phokäer setzten sich an den Mündungen des Rhone fest, während die Athener am Ostgestade Sardiniens eine Stadt bauten. Diese Wanderungen verkünden ein Streben der damaligen Völker, ihren Ueberschuß in entfernte Gegenden zu schaffen; es verdient aber hier Bemerkung, daß die Auswanderer, da sie es nicht wagten, quer über das Mittelländische Meer zu fahren, an der nämlichen Seite, wo ihre Mutterstadt lag, die Küste entlang steuerten, um da einen zu ihrer Niederlassung günstigen Ort zu suchen.

Ein phönizisches Geschwader soll im Jahre 604 vor Chr. auf Befehl des Necho, Königs von Aegypten, aus dem Meerbusen von Suez um ganz Afrika gefahren und an den Mündungen des Nil wieder angekommen seyn. Diese Unternehmung wäre in ihrer Art die einzige, welche die Geschichte kennt; sie würde älteren Reisen an Afrika's Ostküste, jenseits der Straße Bab-el-Mandeb, als Ergänzung gedient haben. Jedenfalls hinterließ diese abenteuerliche Fahrt nicht mehr Spuren, als eine fallende Sternschnuppe, und der Weg nach dem Kap wurde auf zwanzig Jahrhunderte wieder abgesperrt. Alle Wissenschaft hat zwar im Osten Keime getrieben; lange vor uns kannte man in China die Eigenschaften der Magnetnadel; allein weder diese noch jede andere Entdeckung führte zu großen Ergebnissen, da Nacheiferung von Außen her fehlte. Schon im ersten Dämmerlichte der historischen Zeit beobachtete man dort die Gestirne, und doch mußten China's Kaiser den europäischen Glaubensboten die Verbesserung ihres sehr mangelhaften Kalenders überlassen; und haben wir nicht erst neuerlich gesehen, wie die Geschützkunst in einem Lande beschaffen ist, wo man seit so vielen Jahrhunderten vom Schießpulver Gebrauch macht? Frühzeitig folgte das Auge des Babyloniers dem Lauf der Planeten und den Bewegungen der Gestirne; ziemlich nahe dem Aequator wohnend, konnten die Hirten von Jemen die Gestirne beider Halbkugeln mit einem Blick umfassen, gleichzeitig den Polarstern und das Kreuz im Süden beobachten; allein die Harmonie der himmlischen Sphären scheint ihnen nur ein angenehmer, für die starre Einförmigkeit ihrer Wüste sie schadlos haltender Zeitvertreib gewesen zu seyn. Sie suchten in diesen leuchtenden, an ihrem stets heiteren Nachthimmel prangenden Körpern die Zukunft zu lesen. Wenn sie gleich in ihrer unermeßlichen Oede sich zurecht zu finden lernten, so haben sie doch schwerlich darüber nachgedacht, hinter welchem in grauester Ferne liegenden Gestade die Sonne wohl untergehen möge. Aegypten, das in den Zeiten seines Glanzes so viele Dinge wußte, kannte die Meßkunst, die in den vier dreikantigen Seiten seiner Pyramiden gleichsam versinnbildet ist, und die Astronomie, da Anaximander den von seinem Lehrer Thales aus Memphis mitgebrachten Thierkreis in Griechenland verbreitete. Aber alle diese in großen Zwischenräumen gemachten, auch wohl vervollkommneten und endlich unter den Trümmern des Volkes, dem man sie verdankte, begrabenen Erfindungen warteten des Europäers, der sie nach einander wieder hervorholen und ihnen mit sinnender Geduld eine regelmäßige Anwendung geben sollte.

Uebrigens thaten die Schiffe jener Zeit eigentlich nur den Dienst von Fähren: sie trugen die Waaren über ein Meer, das zwischen zwei Karawanenzügen lag; und zu so kurzen Reisen oder gleichsam Ueberfahrten bedurften sie keines Kompasses. Vom Mittelländischen bis zum Gelben Meere, durch ganz Asien waren Handelsstraßen angelegt; ehe der Perser, der Araber und Hindu große Kauffahrteischiffe bauten, bedienten sie sich der raschen oder starken Thiere, die Gott ihnen gegeben: des Pferdes, des Kamels, des Elephanten. Der Ursprung der Völker ist, gleich dem der Flüsse, auf den Hochländern im Herzen der Welttheile zu suchen. Erschreckt von der Unermeßlichkeit des Oceans und von seinem beständigen Wüthen an den Vorgebirgen, in deren Umsegelung abergläubische Furcht den gewissen Tod sah, wollte der Mensch lieber Wüsten durchwandern. Und schien es nicht wirklich das Schicksal der alten Seemächte, urplötzlich unterzugehen wie das Schiff im Sturme? Man hätte sagen mögen, daß sie nicht fester im Boden wurzelten, als die schwimmende Bevölkerung, die ein Zufall in ihren Häfen zusammentrieb. Tyrus, Sidon, Karthago, und das Alexandrien der Ptolemäer selbst, obgleich minder ausschließlich Handelsstadt und zugleich eine Königin der Wissenschaft, waren in Vergleichung mit dem ägyptischen Theben, mit Memphis, Baalbek, Palmyra, keine Städte von sehr hohem Alter. In Jahrhunderten, die uns näher liegen, sehen wir, ohne daß der Krieg solche Wechsel herbeiführte, die großen Stapelplätze am Meer auf einmal sich ausleben, sobald eine bis dahin nicht bekannte Bahn gebrochen wird, sobald die Schiffer, eine neue Richtung einschlagend, um unbekannte Vorgebirge steuern und die Erzeugnisse eines fernen Bodens ihrer Quelle möglichst nahe aufsuchen.

Während uns aber aus einem so langen Zeitraum nur sehr wenig von gewagten Unternehmungen zur See berichtet wird, wurden doch wenigstens kurze Fahrten von Hafen zu Hafen immer und sehr zahlreich ausgeführt. Auf diese Weise verschafften sich Assyrien, Aegypten, das Rom der Cäsaren, endlich Byzanz die Schätze des Orients. Die Seide China's, die Gewürze Ceylons und der Molucken, die Perlen von Ormus und Indien, die Sklaven und das Räucherwerk Aethiopiens, die Baumwollenstoffe des Indus kamen durch das Rothe Meer und den Meerbusen Persiens nach dem Abendlande. Jedes Volk, das den Ertrag seines Bodens in die ihm benachbarten Handelsbarken lud, kannte nur den einen gewohnten Stapelplatz; mit der Linken gebend und mit der Rechten empfangend, wußte der Kaufmann kaum, woher die gekaufte Ladung kam und wohin die verkaufte wanderte. Der Handel war damals ein fast geheimnißvolles Band zwischen den Völkern, ein Band, welches der unbedeutendste Krieg an irgend einer Stelle nothwendig zerreißen mußte.

Gleich einem breiten Strome zwischen zwei Welttheilen liegend, di-

*) Ist es dem Verfasser unbekannt geblieben, daß diese Skandinavier so oft und glücklich quer über die Nordsee nach England fuhren, daß sie die Faröer, Island und Grönland unzählige Mal besuchten, überall Kolonieen gründeten und die Ostküste Nord-Amerika's beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung zuerst entdeckten? Oder erscheint ihm ein Seezug dieser Art als eine bequeme Ueberfahrt? Er selbst wird ja wissen, daß man, um von Dänemark oder Norwegen nach Island zu kommen, einem Küstenweg einschlagen kann.

eher zu vereinigen als zu trennen scheint, sah das Rothe Meer schon in ältester Zeit, besonders an seiner asiatischen Küste, Seestädte emporsteigen. Im Grunde der Bai von Akabar entstand Eziongeber, die große Stadt, aus welcher Salomon's Schiffe absegelten, um in Ophir Gold, edle Steine und edle Holzarten zu holen; am entgegengesetzten Ufer öffnete Berenike seinen Hafen den Schiffern Arabiens und den Kaufleuten aus Kleinasien, welche später in der kleinen Rhede von Schawana (Myos-Hormos) Aufnahme fanden und endlich, obwohl in geringeren Verhältnissen, zu Kossair, wo die Karawanen von Kuß und Keneh den Handel unterhalten. Als das Reich der Ptolomäer an der afrikanischen Küste bis zur Straße Bab-el-Mandeb sich ausdehnte, kamen andere Städte ins Daseyn; die bedeutendste derselben war Adulis (Adel), gerade im Angesicht des glückseligen und fruchtbaren Jemen, dessen alte Hauptstadt vor dem Islam ein heiliger Ort war. Kleine arabische Stämme, die lange Zeit mit ihren Heerden an den Küsten von Oman und Aden an der Meerenge Ormus herumgeirrt, ließen sich's allmälig einfallen, kleine Festungen zu bauen. Wer Aden und Maskat nur einmal gesehen, der begreift leicht, daß diese zur Vertheidigung so wohlgelegenen Städte nicht nach und nach befestigt worden sind, wie solche, deren auf's Ungefähr zusammengescharrte Häuser in späterer Zeit von einer Mauer umgeben werden, sondern durch die Eingebung des Ehrgeizes irgend eines Häuptlings. Auch wurden einige derselben Schlupfwinkel für Seeräuber, die, von den Gestaden des persischen Golfes aus, den kleinen Handelsflotten ihren Weg aus Indien nach der Mündung des Euphrats abschnitten, wie ihre Brüder in Tunis und Algier mit europäischen Schiffen auf dem Mittelmeere verfuhren. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die heutige Lage der Waldenser.

(Schluß.)

Welches ist nun der heutige Zustand der Waldenser? Wir verdanken die folgende Kunde darüber hauptsächlich einer Schrift, die kürzlich unter dem Titel „Die Beschwerden der Waldenser" erschienen ist. *) Um den neuen Druck des Volkes sich zu erklären, muß man wissen, daß vom 1. Januar 1838 ab das neue Gesetzbuch Sardiniens in Wirksamkeit trat. Der dritte Artikel desselben besagt, ein anderer Gottesdienst als der römische sey nur mit Rücksicht auf die Gebräuche und besonderen Einrichtungen des letzteren zu dulden; und in einem anderen Artikel heißt es: „die sujets non Catholiques genießen bürgerliche Rechte in Gemäßheit der Gesetze und Einrichtungen, die in Betreff ihrer gegeben und getroffen sind." Diese anscheinend harmlosen Worte werden an Ort und Stelle von beiden Parteien als Erneuerung aller gegen die Waldenser erlassenen Edikte des 16ten und 17ten Jahrhunderts ausgelegt.

„Der Sohn eines waldenser Soldaten" — so heißt es in obiger Schrift — „welcher unter Napoleon diente, wurde, da er in einer Garnison zur Welt kam, wo es keinen protestantischen Geistlichen gab, von einem römisch-katholischen Priester getauft. Bald darauf brachte man den Knaben in die Heimat seines Vaters, wo er als Protestant im Glauben seiner Vorältern erzogen ward und in einer waldenser Kirche das erste Abendmahl empfing. Ein waldensischer Geistlicher traute ihn nachmals mit einer Waldenserin. Diese Ehe wird aber jetzt für eine gemischte erklärt, unter dem Vorwande, daß der junge Mann ein römisch-katholischer Apostat sey, und man hat der Familie einen kostspieligen Prozeß deshalb angehängt."

Zwar erließ der König von Sardinien im Jahre 1794 ein Edikt, worin es ausdrücklich heißt: „Wir erneuern unsere Befehle gegen das Wegnehmen von Kindern, um ihnen die katholische Religion aufzunöthigen; solche Kinder, die bereits weggenommen worden, sollen unverzüglich wieder ausgeliefert werden." Aber diesen Edikten zum Trotze stiehlt man noch immer Kinder, unter dem Vorwande, daß sie unrechtmäßig seyen. Im Jahre 1828 floh eine Mutter mit ihrem Kinde in die Berge, um es nicht ausliefern zu müssen, und führte, von einem Orte zum anderen irrend, ein erbärmliches Daseyn, bis ihr Leiden das Mitleid der Behörden erregte, die den Befehl zu ihrer Verfolgung ausgefertigt hatten. Die Vollstreckung des Befehls wurde aufgeschoben; man ließ das Weib in der peinlichsten Ungewißheit über ihr Schicksal.

Aus der erwähnten Flugschrift erfahren wir ferner, daß im Mai 1840 eine Brüderschaft von acht Missionairen aus den Orden St. Moritz und St. Lazarus zu La Torre, dem vornehmsten Dorfe der Waldenser, errichtet ward. Sobald das für diese Mönche bestimmte Wohnhaus in bewohnbarem Stande ist, werden sie auch geschäftig seyn, Proselyten zu machen, und kein Mittel unversucht lassen, das ihren Zweck befördern kann.

Unter gewöhnlichen Umständen würde in diesem neuen Institute kein Grund zu Beschwerden liegen; allein das ganze Verhältniß der Waldenser zu ihren katholischen Beherrschern erlaubt keine Gegenseitigkeit. Der römische Katholik darf in die Thäler der Waldenser eindringen, nicht aber ein Waldenser in die Ebenen der Katholiken. Ein Katholik darf unter den Waldensern Grundbesitz erwerben, nicht aber umgekehrt. Dem Waldenser ist nicht bloß, wie sich von selbst versteht, jeder Versuch, seinen Glauben außerhalb seiner engen Gränzen zu predigen, verboten; er darf nicht einmal innerhalb derselben dem Proselyten-Eifer seiner neuen Mitbürger, der vorerwähnten Mönche, sich widersetzen; denn eine Klausel in einem der wieder gültig gewordenen Edikte vom Jahre 1602 besagt, daß jeder Protestant, welcher einen seiner Glaubensgenossen, der Katholik werden will, davon abmahnt, dafür gesetzlich zu bestrafen sey; und zwar erstreckt sich diese Klausel sogar auf die nächsten Blutsverwandten. Hören wir die Schrift:

„Es ist den Waldensern unbedingt verboten, ihre älterliche Autorität geltend zu machen, wenn man ihre eigenen Kinder, die Mädchen über zehn und die Knaben über zwölf Jahre, vom protestantischen Glauben abwendig machen will. Im Jahre 1836 wurde einer Familie zu Lucernette und im Jahre 1842 einer anderen zu St. Germain ein Kind weggenommen, beide Kinder unter dem Vorwande, daß sie Neigung zur katholischen Religion gezeigt hätten; denn es ist bekanntlich kein schweres Werk, ein armes, halb ausgehungertes Geschöpf von zehn bis zwölf Jahren dahin zu vermögen, daß es einen Unterricht annimmt, der ihm mit dem Kruzifix in der einen Hand und einem Stück Brod in der anderen geboten wird. Am 2. Mai 1839 wurde dem Jaques Dalmias de David und seiner Frau Marguerite ihr Kind genommen, unter dem Vorgeben, daß es unehelich sey, und nach dem Findelhause zu Pignerol geschickt, obschon die Aeltern Beide geborene Waldenser aus dem Kirchsprengel Villar-Bobi und von dem Pastor dieser Gemeinde gesetzlich getraut waren. Der Vater nahm das Kind einer Amme, die es nach dem Hospital bringen sollte, mit Gewalt aus den Armen, und für diese Selbsthülfe, wie auch für seine Weigerung, einer Aufforderung des Kommandanten der Provinz zu entsprechen, wurden beide Ehegatten auf ein paar Tage ins Gefängniß gesteckt. Erst nach einer Untersuchung, die viele Monate dauerte, stellte man das Kind seinen Aeltern zurück, weil seine eheliche Geburt nun erst vollständig bewiesen war."

„Im August 1842 verbot der Präfekt von Pignerol gewisse Zusammenkünfte in einer Schulstube von La Torre, die zu gegenseitiger Erbauung und zum Lesen der Bibel an Nachmittagen der Sonntage stattfanden, obschon dergleichen Vereine zu den Privilegien gehören, die dem Volke durch Gesetz und Verträge gesichert sind."

„Am 18. Januar 1840 hatte der Intendant der Provinz einen ähnlichen Befehl ergehen lassen, welcher also lautete: „„Nachdem der königliche Staats-Secretair für das Innere davon benachrichtigt worden, daß Waldenser aus Lucernette, Lucerne, La Torre und San Giovanni in dem Gebiete Lucerna, im dasigen Schulhause, an jedem Sonntag Zusammenkünfte halten, und daß dabei viele Personen jedes Alters und Geschlechts sich versammeln, mit lauter Stimme Psalmen singen und auf gleiche Weise ihre Andacht verrichten, wie in den Tempeln der Waldenser üblich: also hat besagter königlicher Staats-Secretair mir angezeigt, daß, sintemal die Orte bestimmt sind, wo der waldensische Kultus geübt werden kann, keine Neuerung oder Vermehrung in der Zahl derselben zulässig ist und die Waldenser zu bedeuten sind, daß jene Zusammenkünfte ein für alle Mal unterbleiben sollen, widrigenfalls die Regierung ihnen durch geeignete Maßregeln ein Ziel setzen wird.""" Die sonntägliche Andacht in der Schule zu Lucernette wurde demgemäß eingestellt, da Lucernette nicht ganz innerhalb der Gränzen lag; allein das ähnliche Mandat gegen die Konventikel von La Torre war ohne Zweifel ganz vertragswidrig und gab einen Beweis, wie sehr man gegenwärtig diesen hülflosen Zweig der protestantischen Kirche in seinen religiösen Rechten zu kränken und zu schmälern bemüht ist."

„Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch, daß ein unter königlichen Auspizien im Jahre 1674 zu Turin gedrucktes Buch, betitelt: Conférences faictes à Turin dans l'Hostel de Ville en présence de Messieurs les Ambassadeurs Suisses, entre les Ministres de S. A. R. et les Députés des Vallées de Lucerne, eine feierliche Anerkennung des Rechtes der Waldenser enthält, jede Art von Gottesdienst an jedem Ort innerhalb der Gränzen, in denen er überhaupt gestattet ist, abzuhalten. La Torre ist unter diesen Orten ausdrücklich namhaft gemacht. „„In den tolerirten Orten" — so heißt es — „sollen nicht bloß Tempel und Predigten, sondern auch alle anderen Uebungen gestattet seyn.""

Von den Beschränkungen, welche den Waldensern außerhalb ihrer Thäler auferlegt sind, wollen wir gar nicht reden. Ihre Regierung kann ihnen die Ausübung jedes freien Gewerbes, den Besitz jedes Fußbreit Landes außerhalb der Thäler untersagen. Sehen wir aber, mit welcher Härte und Strenge man die Waldenser aus der Ebene treibt, wie man die Dekrete, welche ihnen jeden Grunderwerb in der Ebene verbieten, immer erneuert: so müssen wir uns doppelt verpflichtet fühlen, darüber zu wachen, daß ihnen innerhalb ihrer Gränzen Gerechtigkeit gesichert werde. Auch können die Waldenser nie vergessen, daß sie unter der französischen Herrschaft freie Leute waren:

„Als Piemont zu Ende des vorigen Jahrhunderts Frankreich einverleibt ward, wurden die Waldenser mit den übrigen Piemontesern auf ganz gleichen Fuß gestellt und genossen dieselben religiösen, bürgerlichen und politischen Rechte, wie ihre katholischen Landsleute; als aber das Haus Savoyen im Jahre 1814 wieder auf den Thron kam, da entzog der König von Sardinien den Waldensern die Wohlthaten der Emancipation wieder. Sie wurden in Gränzen eingeschlossen, die für ihre Bevölkerung zu eng sind; man erklärte sie für unfähig, jeden militairischen oder bürgerlichen Rang zu bekleiden; außerhalb der Thäler durften sie weder ein gerichtliches Amt übernehmen, noch als Aerzte oder Wundärzte praktiziren; an katholischen Feiertagen wurde ihnen das Arbeiten untersagt — kurz, man unterwarf sie wieder allen Bedrückungen und Demüthigungen einer niederen, verachteten Kaste."

Wenn den Protestanten Frankreichs unter der zurückgekehrten bourbonischen Dynastie alle Rechte blieben, die die Revolution ihnen ertheilt hatte: wie kam es denn, daß die Waldenser durch einen Fürsten, den sie als ihr rechtmäßiges Oberhaupt empfingen, in eine weit schlechtere Lage kamen als während der napoleonischen Herrschaft? Es wäre ein Glück für andere Fürsten und noch ein größeres für ihre Unterthanen, wenn die Waldenser das einzige Volk wären, das nach der französischen Herrschaft (man denke nur an Italien)

*) Statement of the Grievances of the Waldenses. London 1843.

ſich zurückſehnen kann. Die Conſcription war ein Uebel, das wir nicht gering anſchlagen wollen; allein ſie war auch das einzige, welches die Waldenſer als franzöſiſche Unterthanen ertragen mußten, und wie leicht erſcheint es in der Wagſchale gegen die endloſen Plackereien, denen ſie jetzt ausgeſetzt ſind!

Papiſten und ihre Vertheidiger können uns freilich einwenden, daß es einer Nation, die gegen die Katholiken eigene Strafgeſetze gab, nicht wohl anſtehe, über eine Behandlung zu klagen, welcher Proteſtanten anderer Staaten unterworfen ſind, und daß Viktor Emanuel einem britiſchen Geſandten, der ihm die Verbeſſerung der Lage der Waldenſer ans Herz legen wollte, geantwortet haben ſoll: „Emanzipirt die katholiſchen Irländer, und ich will die Waldenſer emanzipiren.“ Um dieſem Einwand zu begegnen, iſt keine Vertheidigung unſerer Geſetze nöthig; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Alles, was in ſelbigen den Katholiken feindlich iſt, aufgehoben ward, und daß die Strafen, die ſie verfügen, ſchon wenigſtens zwei Menſchenalter vor ihrer Zurücknahme kaum angewendet wurden. Uebrigens fordert England den König von Sardinien nicht darum auf, ſeine proteſtantiſchen Unterthanen in ihren Rechten ungekränkt zu laſſen, weil ſie Proteſtanten ſind, ſondern weil ſeine Vorfahren, deren Verpflichtungen er mit ihrer Herrſchaft geerbt, den Waldenſern gewiſſe Rechte durch feierlichen Vertrag garantirt und England und Holland förmlich ermächtigt haben, über ſeine Ausführung zu wachen.“

Frankreich.

Ueber die katholiſche Bewegung in Frankreich.

Zweiter Artikel.

Die Lehrer.

Ein heftiger Streit iſt vor einiger Zeit zwiſchen der Univerſität und der Geiſtlichkeit über die Freiheit des Unterrichts ausgebrochen. Die Feindſeligkeiten dauern noch fort. Eine Beleuchtung ſeiner hauptſächlichſten Aeußerungen wird genügen, um uns ein richtiges Urtheil über denſelben zu gründen.

Die Frage über die Freiheit des Unterrichts wurde im Jahre 1830 durch das Journal l'Avenir zum erſtenmal in Anregung gebracht. Das Publikum und ſelbſt die Geiſtlichkeit blieben damals theilnahmlos. Im Jahre 1837 wurde in der Kammer über einen Geſetzvorſchlag verhandelt, aber es kam zu keinem Reſultate. Im Jahre 1840 wurde die Verhandlung wieder aufgenommen, und diesmal begann ſich eine Bewegung in den Parteien zu zeigen. Die Biſchöfe proteſtirten gegen die Beaufſichtigung der höheren, mit dem Namen „kleine Seminare“ (petits séminaires) bezeichneten geiſtlichen Schulen von Seiten der Regierung. Dieſe Proteſtation, ſeit dreißig Jahren die erſte öffentliche Handlung der geſammten franzöſiſchen Biſchöfe, geſchah in gemäßigter Form. Man verſprach auch, ihre Forderungen zu berückſichtigen, und der Miniſter des öffentlichen Unterrichts verlangte ihr Gutachten zum Behuf des neuen Geſetzvorſchlages. Bis dahin war Alles in geſetzlicher und anſtändiger Weiſe geſchehen; bald aber wurden die Angriffe bitter; man verleumdete die Univerſität, ja man beſtritt dem Staate das Recht, den öffentlichen Unterricht zu überwachen und zu leiten. Der Kampf wurde geführt von drei oder vier Biſchöfen, einigen Seminariſten, einigen Domherren, dem Univers religieux, den legitimiſtiſchen Journalen und den Jeſuiten, welche ihr Hauptquartier in Lyon hatten.

Die klugen Freunde der Alleinherrſchaft bleiben im Hintergrunde und ſchieben willfährige Kämpen vor; aber ſelbſt ſie werden in Verlegenheit geſetzt durch ein Verfahren wie das des Domherrn Desgarets und des Abbé Bédrine. Denn es iſt keine Diskuſſion, keine Antwort möglich, wenn man behauptet: die Univerſität ſey mit dem Blute mehrerer Generationen befleckt; wenn man das ausſchließliche Recht, zu unterrichten und zu lehren, verlangt, weil Chriſtus geſagt hat: gehet hin und lehret; als ob lehret hieße: werdet Profeſſoren. Nach früheren Aeußerungen des Erzbiſchofs v. Bonald zu ſchließen, wird eine ernſtliche Zurechtweiſung für die beiden geiſtlichen Herren auch nicht ausgeblieben ſeyn.

Die theologiſchen Fakultäten ſelbſt ſind verdächtigt worden, bloß deshalb, weil die Univerſität die Grade ertheilt. Der Erzbiſchof von Paris findet dieſes Privilegium ebenfalls ungerecht, und jeder Unparteiiſche muß ihm hierin beiſtimmen, aber zugleich weiſt er alle Pamphlete jener Art entſchieden zurück. Sie gehen zuweilen wirklich bis ins Poſſenhafte. So ſchreibt ein gewiſſer Veuillot in einem „Briefe an den Herrn Miniſter des öffentlichen Unterrichts über die Freiheit des Unterrichts“: „Sie fürchten ſich vor der Kirche, und Sie werden nothgedrungen thun müſſen, was ſie will; denn Sie leben nur, weil ſie es erlaubt.“ Ferner: „Wenn man verſucht, uns Widerſtand zu leiſten, ſo weiß ich nicht, was wir thun werden, aber wir werden gewiß etwas thun. Verſuchen Sie nur, uns das zu nehmen, was wir noch haben, und treffen Sie Ihre Maßregeln wohl, denn mit dem Wenigen, was wir noch haben, können wir Ihnen Alles wieder nehmen.“

Ja, die exaltirten Parteimänner begnügen ſich damit noch nicht, daß ſie die Staatsräthe, Profeſſoren und Docenten hinopfern, auch die Dorfſchulmeiſter und Landpfarrer ſollen fallen. Diesmal iſt es ein wahrhafter Bethlehemitiſcher Kindermord. Die Unglücklichen, die einfältiglich das Angelus läuten und Reſponſorien ſingen, werden des Skeptizismus angeklagt! Fragt ſie doch einmal, was Skeptizismus iſt? Sie werden beſchuldigt, Voltaire zu leſen! O, fragt ſie doch, was denn Voltaire für ein Ding iſt? Sie ſollen ſich beim Schulzen mit revolutionairen Ideen anſtecken! So dringt der Krieg bis in die niedrigſten Hütten.

Wenn nun aber die Univerſität nebſt dem geſammten Unterrichte der Geiſtlichkeit übergeben werden ſoll, ſo läuft der ganze Streit auf die einfache Frage hinaus, ob denn der Klerus die Univerſität wirklich in wiſſenſchaftlicher und pädagogiſcher Hinſicht übertrifft. Eine ſchlagende Thatſache mag als Antwort dienen. Von den durch Geiſtliche geleiteten Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten haben einige (welche man établissemens de plein exercice nennt) auch Profeſſoren aus dem Laienſtande, werden von Inſpektoren revidirt, gebrauchen die Bücher der Univerſität und ſtellen Studienzeugniſſe aus, auf welche die Grade ertheilt werden. Die anderen (die ſogenannten petits séminaires), welche eigentlich nur ſolche junge Leute aufnehmen dürfen, die ſich dem Prieſterſtande widmen, ſind jeder Beaufſichtigung von Seiten der Univerſität durchaus entzogen. Die erſteren, die établissemens de plein exercice, ſtehen unbedingt weit höher, und das bekennen auch alle aufrichtigen Mitglieder der Geiſtlichkeit. *) Und welcher Geiſt herrſcht in den kleinen Seminaren? Die ärgſte Bigotterie, die gröbſte Unwiſſenheit in Hinſicht auf die Bedürfniſſe und Ideen der Gegenwart. Und was für Bücher gebraucht man? Die Mythologie ad maximam dei gloriam, Frau v. Sévigné, korrigirt und gereinigt vom Abbé Allemand, Studien-Direktor im kleinen Seminar zu Valence, die Lebensbeſchreibungen der Herren aus der Vendée, die Geſchichte der katholiſchen Vendée, die Werke Loriquet's und den Robinſon, aber nicht den uns Allen wohlbekannten, ſondern einen von einem ſpaniſchen Mönche, der ſchiffbrüchig auf ſeine Inſel gekommen iſt, umgewandelten und bekehrten Robinſon.

Die Geiſtlichkeit ſollte ſich billigerweiſe ſolchen Reſultaten gegenüber beſcheidener und erträglicher zeigen, denn bei einer genaueren Unterſuchung wäre es leicht, gefährliche Blößen in Menge zu entdecken. Wie z. B. in den Lehrbüchern der Seminare von Paris und Mans deutlich geſchrieben ſteht, daß jeder Menſch über einen anderen Menſchen Beſitzrecht hat, daß der Negerhandel erlaubt iſt und weder der Religion noch dem Naturgeſetz widerſtreitet **); in offenbarem Widerſpruche gegen den Papſt, der im Breve vom 3. Dezember 1839 den Sklavenhandel ausdrücklich als den letzten Reſt heidniſcher Barbarei bezeichnet und denjenigen des Chriſtennamens unwürdig erklärt, der Sklaven zu halten wagt oder auch nur behauptet, es ſey erlaubt, welche zu halten. Die Jeſuiten ſind begreiflicherweiſe bei dieſer allgemeinen Bewegung nicht unthätig geblieben. Freilich können ſie, als geächtet, in Frankreich ſelbſt nur im Geheimen und unter mancherlei Verkleidungen wirken, aber ſie haben über der Gränze, in der Schweiz, zu Guernſey und zu Bougelette in Belgien, Penſionate angelegt, nach welchen ſie die franzöſiſche Jugend locken.

Anfangs drehte ſich der Kampf gegen die Univerſität um rein geiſtliche Intereſſen, allmälig aber fing man an, den Leuten vorzuſpiegeln, daß die Freiheit gefährdet und ſelbſt das Beſtehen des Katholizismus untergraben werde, und die Frage wurde politiſch. Ganz im Sinne des Abbé Bédrine ſpricht der Graf von Montalembert in ſeiner Broſchüre „Pflichten eines Katholiken in der Frage über den freien Unterricht“ der Kirche die abſolute Herrſchaft über Wiſſenſchaft und Politik zu. Sie iſt Königin und Richter zwiſchen Volk und Regierung, wenngleich gegenwärtig von einem „haſſenswerthen Despotismus“ geknechtet. „Die Katholiken“, ſagt er, „haben nichts zu erwarten von den Kammern, nichts von der Krone, aber Alles von ihnen ſelbſt. Die Katholiken Frankreichs ſind zahlreich und begütert. Es fehlt ihnen nur der Muth. Statt den kraftloſen Anhang einer Partei zu bilden, müſſen ſie ſelbſt als Partei auftreten und zu demjenigen werden, was man im parlamentariſchen Stile ein ernſtliches Hinderniß nennt.“ Da haben wir eine neue heilige Ligue.

Dieſer Kampf der Journale und Broſchüren und die thätlichen Eingriffe der Geiſtlichkeit führen übrigens zu weiter nichts, als daß ſie die Erbitterung auf beiden Seiten erhöhen und dem Staate zwei verſchiedene Generationen heranbilden. Die Frage muß ihre Löſung an einem ganz anderen Orte finden und der Streit durch ein Geſetz vor den Kammern erledigt werden. ***) Wenn die Geſetzgebung geſprochen haben wird und die Rechte Aller bekannt ſeyn werden, dann wird auch der Lärm aufhören, und ſelbſt die Univerſität wird gern die nöthig erachteten Verbeſſerungen annehmen.

Die Dichter. — Die Romanſchriftſteller.

Neben der ſchwerbewaffneten Schaar der wirklichen oder doch vorgeblichen Gelehrten fanden ſich als Plänkler auch die Dichter und Romanſchreiber ein. Ihre erſten Feindſeligkeiten reichen nicht über 1830 hinauf. Mit dieſem Jahre wachten allerlei eingeſchlafene Ideen und Beſtrebungen wieder auf, und neben den Freiheitsſchwindel ſtellte ſich der Glaubensſchwindel. Aber ſtatt kräftiger Hülfe brachten die Dichter nur zwei Krankheiten mit: ſchriftſtelleriſchen Ehrgeiz und religiöſe Unduldſamkeit.

Im mittäglichen Frankreich erblühte die neukatholiſche Epopöe, aber ihre Vertreter, Soumet, Guiraud und Reboul ſcheiterten mit ihren Verſuchen. In der Bretagne dagegen entfaltete ſich in beſcheidener Weiſe die religiöſe Elegie. Turquety, der ſtädtiſche Dichter, und Morvonnais, der ländliche Sänger, führen den Reigen. Beide beſitzen ein urſprüngliches Talent, aber ſie haben verloren, als ſie die Polemik und Myſtik in den Bereich ihrer Darſtellung zogen. Die Aufzählung und Beurtheilung der Uebrigen führt auf ein gar zu dürres Feld.

Die Romanſchriftſteller gaben ſich auch in den Dienſt eines Syſtems und vergaßen, daß ſich die Begeiſterung des Glaubens eben nicht erzwingen läßt.

---

*) S. De l'état du Clergé, par M. M. Alliguot frères, prêtres desservans, S. 232.

**) Instructions théologiques à l'usage des séminaires, par M. Bouvier, évêque du Mans, troisième édition, revue et corrigée; Paris, 1839. T. IV. p. 26.

***) Dies iſt denn auch bekanntlich in den letzten Tagen von Herrn Villemain verſprochen und die Erklärung deſſelben mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden.

Man konnte mit Recht über die Verirrungen des neueren Romanes erschrecken: mußte er aber andächtelnd werden, weil er sich atheistisch oder cynisch gezeigt hatte? Wird sich ein vernünftiger Mensch durch leere Erdichtungen bekehren lassen? Und dennoch ist die Zahl dieser Romanschriftsteller so groß, daß sie sich kaum übersehen läßt.

Zur Charakteristik der Gattung möge ein einziges Beispiel dienen, Veuillot's (den wir oben bereits kennen lernten) „Pierre Saintive", erschien im Jahre 1840. Saintive ist in die Jahre getreten, wo man sich einen Hausstand zu gründen gedenkt; aber heiraten ist eine gefährliche Sache. Ich möchte mich wohl verheiraten, schreibt er an einen rathenden Freund, aber ich fürchte die kaufmännischen Verbindungen, wo man nur Geldsäcke zusammenbringt. Und dann sind die liebenswürdigsten Personen im Grunde doch schlecht erzogen und es fehlt ihnen sehr viel. Tugendhaft sind die Mädchen alle, aber wie die Rose einen Morgen lang, d. h. nach vier, fünf glücklichen Jahren sind die Blätter von den ehelichen Stürmen verstoben. Der Mann wird alt und korpulent, und seine Pflicht, aus Vorurtheil Despotismus genannt, erscheint nur noch als der grämliche Wächter der goldenen Aepfel des Vergnügens und der Freiheit. Warum kann ich die Perle nicht finden, die sich ohne Gefahr der Auflösung in den Essig verschwundener Illusionen tauchen läßt. Aber das Cölibat hat auch seine Bedenken. Da findet sich plötzlich eine neue Leidenschaft. Der orthodoxe Held des Romans verliebt sich in zwei Schöne zugleich, eine Heilige und ein Weltkind. Er hält ein langes Tagebuch über die Kämpfe seines Herzens, endlich scheint der Sieg gewonnen, die Bekehrung vollendet. Er entscheidet sich für den Engel, wegen — einer halben Million. Plötzlich erfährt er, daß das fromme Mädchen ihre ganze Habe den Armen bestimmt hat. Die halbe Million ist fort, die Heirat ist aus, er eilt, sein Wort zurückzunehmen, und fällt wieder in den alten Jammer. Da ergiebt sich, daß der Reichthum des Fräuleins aus Gütern besteht, welche dem Vater Saintive's während der Revolution entrissen worden waren. Therese hat diesen Umstand nicht sobald erfahren, als sie beschließt, Alles dem rechtmäßigen Besitzer zurückzustellen. Es erhebt sich ein edelmüthiger Kampf, in welchem Therese siegt. Saintive erlangt sein Vermögen wieder und — tritt ins Seminar, die Braut geht ins Kloster. — Das Urtheil überlassen wir dem Leser.

Die Reise-Literatur, ebenfalls ein sehr umfangreiches Kapitel, ist um nichts erfreulicher. Statt gründlicher Belehrung erhalten wir flüchtige Reisebilder mit zahlreichen Bekehrungsgeschichten und wiederholten Versicherungen, daß der Protestantismus in den letzten Zügen liege. Veuillot und Genoude zeichnen sich auch hier wiederum aus, der Erste in seinen schweizer Pilgerfahrten (Pélerinages de Suisse), der Andere in seinen Briefen über England.

Aber aus diesem weitwuchernden literarischen Elend darf man nicht schließen, daß der Katholizismus durchaus keine ernsten und gemäßigten Federn besitze. Nur bleiben leider die Schriftsteller, welche ihn würdig vertreten können, fast alle stumme Zuschauer des traurigen Kampfes. Wäre es nicht wünschenswerth, daß sie thätig eingriffen, zumal ihr Schweigen so wenig verstanden wird? daß sie jenen unverständigen Eiferern ernstlich ans Herz legten, daß unedle Leidenschaften dem Glauben nur schaden, ihn nie befördern!

(R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— **Bettina im französischen Gewande.** Die dichterische Briefstellerin findet bei den Franzosen viel mehr Anklang und Verständniß, als ihr bei den kühlen vernünftigen Engländern zu Theil ward. Vielleicht ist die treffliche Uebersetzung des Briefwechsels mit einem Kinde von Seb. Albin eine glücklichere Vermittelung; jedenfalls ist die poetische Empfänglichkeit in Frankreich jetzt lebhafter als in England, wo eine Reaction gegen Byron und die Gefühlsschwärmerei sich bemerklich macht. Ein französischer Kritiker bespricht in der Revue des deux Mondes Bettina's Briefwechsel mit Goethe in derselben Weise, wie wir es schon in deutschen Rezensionen gewohnt sind, nämlich ganz hingerissen und angesteckt von dem Poesiefieber des genialen Kindes, so daß die kritische Feder sich unwillkürlich in den Blüthen- und Blätterschmuck eines poetisirenden Stils verirrt und statt des verheißenen Tadels eine Paraphrase des Buchs giebt. Man höre nur, wie der begeisterte Kritiker sich stellenweis ausspricht über Bettina: „Ihre Muse, in deren Hand ein tausendfarbiges Band flattert, schreitet auf gut Glück durch die Ebenen und steigt ohne Müdigkeit auf die Berge, um Libellen mit krystallenem Auge und die Insekten mit goldenen Flügeln zu verfolgen; es ist die Fee der Jugend, die Bettina auf die Pfade der Poesie führt; Niemand versteht es gleich ihr, von dem reichen Leben des Herzens und von den harmonischen Bewegungen der Natur zu erzählen .... seht Ihr sie nicht, wie sie einsam mit verwirrten Locken dahingeht, mit glühender Hand den poetischen Thyrsusstab schwingend, wie eine Mänade des Geistes, wie eine Sappho der Intelligenz!" Diese exaltirte Redeweise hindert unseren Kritiker jedoch nicht, hin und wieder auf die sprüchwörtlich gewordene deutsche Ueberspannung und Träumerei tadelnd hinzudeuten; die in Bettina's enthusiastischer, unnatürlicher Leidenschaft für Goethe ihre höchste Spitze erreicht habe. Abgesehen von diesem nicht überwundenen Vorurtheil gegen die Deutschen und der zuweilen auftauchenden französischen Selbstüberhebung, ist der Beurtheiler Bettina's fast überall von richtigem Sinn und poetischem Geschmack bei der Lektüre ihres Buches geleitet worden.

F. v. H.

— **Charles Nodier.** Dieser eben so liebenswürdige als klassisch gebildete Schriftsteller, den unsere Leser seit vielen Jahren, sowohl durch seine Schilderungen der Revolution, die er als ein lebhaft und treu beobachtender Knabe mit erlebte, als durch seine geistvollen Betrachtungen über die Philosophie der Sprache und über Bücherliebhaberei kennen, ist am 27. Januar mit Tode abgegangen. Nodier war am 29. April 1783 geboren und hat also ein Alter von kaum 61 Jahren erreicht. Er allein fast repräsentirte in der französischen Akademie diejenige Seite derselben, die früher ihren hauptsächlichsten Ruhm ausmachte, nämlich die Gesetzgebung über Grammatik und Sprache. Die letzte Ausgabe des „Wörterbuchs der Akademie" ist unter seiner Leitung veranstaltet worden, doch hat er auch an dem von Boiste herausgegebenen Dictionnaire Universel einen sehr bedeutenden Antheil. Sein Roman „Jean Sbogar" ist zur Zeit viel gelesen worden, doch die meisten Freunde hat er sich durch seine kleinen „vermischten Schriften" (Mélanges) so wie durch seine „Erinnerungen aus der Revolutions- und Kaiserzeit" erworben. In der letzten Zeit hat er Mehreres unter dem Namen Dr. Neophobus geschrieben, was — wie schon aus diesem Namen zu schließen — gegen die Uebertreibungen mancher Sprachneuerer gerichtet war. Vermuthlich wird auch sein Nachlaß noch manches Interessante darbieten.

— **Die italiänische Literatur des 19. Jahrhunderts.** Der treffliche Vortrag über neuere italiänische Literatur, welchen Herr Legationsrath Dr. Reumont am 13. v. M. im „wissenschaftlichen Verein" gehalten und von dem wir in Nr. 8 des „Magazins" eine schwache Analyse gegeben, ist jetzt (Berlin, bei Alex. Duncker) im Druck erschienen, und unsere zu den Freunden der italiänischen Sprache gehörenden Leser haben nun Gelegenheit, sich einen Leitfaden zu verschaffen, der ihnen eine viel reichhaltigere Uebersicht gewährt, als manches Kompendium der Literatur.

Bibliographie.*)

England (1843).

J. Hannett An inquiry into the nature and form of the books of the ancients, with a history of the art of bookbinding, from the times of the Greeks and Romans to the present day; interspersed with references to men and books of all ages and countries. New edition. 8. mit vielen Kpf. London. 6 s.

B. Montague and S. Ayrton Law and practice in bankruptcy, as altered by the new statutes, orders, and decisions. 2. edition, by J. Herbert and S. Miller. 2 vol. 8. London. 2 l. 2 s.

J. Hunter The improved Scotch swing plough: with practical illustrations on plough-making and ploughing, and many other observations in connection with agriculture. 8. mit Kpfn. Edinburgh. 4 s.

T. J. Pettigrew (früher Bibliothekar des Herzogs v. Sussex u. Herausgeber der Bibliotheca Sussexiana) On superstitions connected with the history and practice of medicine and surgery. 8. mit 1 Kpf. London 1844. 7 s.

F. Churchill On the principal diseases of females. 2. edition. 8. mit Kpf. Dublin. 8 s. 6 d.

Die in keiner medizinischen Bibliothek zu entbehrenden Guy's Hospital Reports haben in J. 1843 eine Zweite Reihe begonnen (Vol. I. 8. mit vielen Kpfn. London. 16 s. 6 d.). Sie erscheinen in halbjährlichen Heften, deren zwei einen Band bilden, und werden gegenwärtig von den Herren Barlow, Cock, Birkett, Bromne und Poland redigirt. Die frühere Reihe zählt 7 Bände.

R. Rigg Experimental researches, chemical and agricultural; shewing carbon to be a compound body made by plants, and decomposed by putrefaction. 8. London. 7 s. 6 d.

S. L. Metcalfe Caloric; its mechanical, chemical, and vital agencies in the phenomena of nature. 2 vol. 8. London. 1 l. 15 s.

W. C. Harris The Highlands of Aethiopia. 3 vol. 8. mit 3 Kupfern u. 1 Karte. London 1844. 2 l. 2 s. — Major Harris, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und Verf. der Portraits of African game animals, ging bekanntlich im Auftrage der englischen Regierung nach Schoa und verweilte daselbst 18 Monate. — Ob dies Werk dem ihm vorangegangenen Rufe ganz entsprechen, steht noch dahin.

C. Wordsworth Greece, pictorical, descriptive, and historical. 2. edition. gr. 8. mit vielen Kpf. London. 1 l. 11 s. 6 d.

F. Thackeray Researches into the ecclesiastical and political state of ancient Britain under the Roman emperors; with observations upon the principal events and characters connected with the christian religion during the first five centuries. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. (Ein nachgelassenes Werk des Verf.)

L. S. F. Buckingham Memoirs of Mary Stuart, queen of Scotland. 2 vol. 8. mit Portraits. London. 1 l. 8 s.

Die Society for the publication of oriental texts, zu London, hat ferner im Druck erscheinen lassen: Hâfidh-uldîn Abu'lbarakat Abd-ullah Alnasafi Pillar of the creed of the Sunnites; being a brief exposition of their tenets. To which is subjoined, a shorter treatise of a similar nature, by Najm-uldîn Abu Hafs Umar Alnasafi. Edited by W. Cureton. gr. 8. London. 5 s.

Dante Alighieri Commedia, illustrata da Ugo Foscolo. 4 vol. 8. mit 8 Kpf. u. Facsimile. London. 1 l. 8 s.

The Book of Scottish song; collected and illustrated with historical and critical notices. By A. Whitelaw. 8. Glasgow 1843. 9 s. — Ueber 1200 Lieder enthaltend und vollständiger als alle frühere Sammlungen, deren letzte von R. Chambers (Scottish songs. 2 vol. 8. Edinburgh 1829). Ein anderer Vorzug dieser Sammlung sind die von Hrn. W., neben Anführung seiner Quellen, gegebenen sorgfältigen Notizen über Alter, Verfasser und Inhalt der einzelnen Lieder. Unter den Dichtern, welche dazu beigesteuert, steht Robert Burns, der „High Chief of Scottish song", auch der Zahl der von ihm aufgenommenen Lieder nach, oben an. Ihm zunächst steht Allan Ramsay, der Verf. des Gentle Shepherd u. Herausgeber des Tea table Miscellany. Drittens James Hogg, der „Ettrick Shepherd", auf welchen Robert Tannahill folgt. Von Dichterinnen nennen wir Susanna Blamire (geb. 1747, gest. 1794), mit 5 Liedern, deren Werke (Edinb. 1842. 8.) wir bei ihrem Erscheinen angezeigt und empfohlen haben. — Die äußere Ausstattung dieser Sammlung ist sehr elegant; nur ist der Druck, da das Ganze in einen Band gebracht werden sollte, sehr klein und die Augen angreifend, wie der dieser Bibliographie.

S. T. Coleridge Poetical and dramatic Works. New edition. 3 vol. 12. London. 15 s.

G. P. R. James Arabella Stuart: a romance from English history. 3 vol. 8. 1 l. 11 s. 6 d.

C. Dickens Christmas Carol, in prose; being a ghost story of christmas. With illustrations by J. Leech. 8. London. 5 s.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Vigne Travels in Kashmir. 2. edition. 2 vol. 8. — Tytler History of Scotland. Vol. 9 u. letzt. 11. 8. 6 s. gr. 8. 12 s. Edinburgh (nicht London). — Thornton History of the British empire in India. Vol. 3 u. letzt. — Nursery Rhymes of England, by Halliwell. 3. (verm.) edition. 4 s. 6 d. — Ussher (der Name scheint wirklich in dieser Ausgabe so geschrieben zu sein) Works. Vol. 12. — Knight's Cabinet edition des Shakspere (sic) ist jetzt vollständig erschienen (11 vol. 12. 1 l. 7 s. 6 d.); desgleichen Hansard's Parliamentary Debates für d. J. 1843 (3. series. Vol. 66—71).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 8. Februar 1844.

Nord-Amerika.

Die Religion in den Vereinigten Staaten.*)

Der Verfasser dieses Werks, Herr Baird, ist ein Geistlicher der presbyterianischen Kirche in Amerika, der, wie man aus seiner Vorrede erfährt, „Europa in der Absicht besuchte, gewisse religiöse und philanthropische Zwecke zu verfolgen, welche ihn schon seit sieben Jahren hier zurückgehalten haben. Während dieser Zeit wurde er veranlaßt, den größten Theil des Kontinents zu durchreisen und zu wiederholten Malen in England und Schottland zu verweilen, aus welchem letzteren Königreiche seine Väter vor zwei Jahrhunderten durch Glaubens-Verfolgungen genöthigt wurden, nach der neuen Welt auszuwandern.“ Bei der Herausgabe seines Buchs wurde er von dem Wunsche geleitet, das europäische Publikum nicht nur mit der Geschichte der verschiedenen religiösen Körperschaften Nord-Amerika's, ihrem Geiste, ihren Bestrebungen und ihren Aussichten, sondern auch mit dem Wachsthum der Kultur und dem geistigen Fortschritt des Landes im Allgemeinen bekannt zu machen. Das ganze Werk ist in acht Hauptstücke eingetheilt. Das erste enthält einige vorläufige Bemerkungen, um solche Leser, die mit der Geschichte und den geselligen Zuständen Amerika's weniger vertraut sind, in den Stand zu setzen, das Nachfolgende gehörig zu würdigen. Das zweite behandelt die ursprüngliche Kolonisirung des Landes, welches jetzt die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bildet — den religiösen Charakter der ersten europäischen Ansiedler, ihre Institutionen und kirchlichen Verhältnisse zur Zeit der Revolution von 1776. Das dritte schildert die Veränderungen, die in Folge dieses Ereignisses stattfanden, den Einfluß derselben auf die Nation, den Charakter der Civil-Verwaltung des Freistaats und ihre Rückwirkung auf die religiösen Angelegenheiten. In dem vierten Hauptstück befindet sich eine Auseinandersetzung des sogenannten voluntary system, demzufolge jede Religionssekte durch die freiwilligen Beiträge ihrer Mitglieder unterhalten wird. Das fünfte beschäftigt sich mit der Kirchen-Disziplin, dem eigenthümlichen Charakter der geistlichen Beredsamkeit und den Revivals. Das sechste und siebente schildern die gegenwärtige Stellung der verschiedenen Kirchen, die besonderen Lehrsätze einer jeden, ihre Geschichte und wahrscheinlichen Aussichten, und das achte handelt endlich von den Missionairen und dem Missionswesen. Schon aus dieser Uebersicht geht die Mannigfaltigkeit hervor, die das Werk des Herrn Baird auszeichnet; es umfaßt in der That eine allerdings aus einem etwas beschränkten Gesichtspunkt betrachtete Geschichte der moralischen und religiösen Bildung des nordamerikanischen Freistaats. Die Ansiedlung der westlichen Hemisphäre, die Entstehung einer civilisirten Gesellschaft in jenen unermeßlichen Wüstenein, bildet eines der merkwürdigsten Phänomene der neueren Geschichte, und die strengen Tugenden der britischen Puritaner, die zuerst, das Schwert in der einen, die Bibel in der anderen Hand, auf dem Felsen von Plymouth landeten, haben dem ganzen Staatenverbande einen Stempel aufgedrückt, der ihn auf eine eigenthümliche Weise charakterisirt und den man bei der Beurtheilung seiner Zustände nie aus den Augen verlieren darf. Jene Auswanderer haben ihren Nachkommen einen Geist der Entsagung, der Ausdauer und der Entschlossenheit mitgetheilt, der unumgänglich nöthig war, um die physischen und moralischen Hindernisse zu überwinden, die ihnen bei der Kolonisirung eines so unermeßlichen, von kriegerischen Volksstämmen bewohnten Landes entgegenstanden. Dieser Geist hat sie von den Ufern des atlantischen Meeres bis jenseits der großen Binnenseen und des Mississippi-Stroms begleitet, und das Bild, das unser Verfasser von einem einzelnen Emigranten entwirft, kann mit geringen Abweichungen auf die Tausende angewendet werden, die jährlich ihre Schritte nach den Gefilden des westlichen Eldorado's lenken.

„Sobald Einer nach dem Westen zieht, kauft er ein Stück Land, baut sich ein Haus und widmet sich dem Lichten und der Bebauung des Waldlandes. Binnen kurzem hat er die Wildniß in eine Farm verwandelt; seine Familie wächst auf, und er theilt das Land unter seine Söhne, wenn genug für einen Jeden da ist — wo nicht, so erhalten sie die nöthigen Geldmittel, um sich anderes zu kaufen. Einige von ihnen bleiben auf der von dem Vater geerbten Scholle zurück; diejenigen, welche die Abwechselung lieben und noch unverheiratet sind, veräußern ihren Antheil und begeben sich nach dem sogenannten Gränzlande — d. h. den westlichen Staaten, wo noch unbesetzte, dem Kongreß gehörige Ländereien (public lands) zu Kaufe sind. Hier wählt sich der Ankömmling so viel Land, wie es ihm seine Finanzen gestatten, läßt sich von dem Land-Büreau des Distrikts die Besitztitel aushändigen und geht dann ans Werk, sich eine neue Heimat zu schaffen. Dieses geschieht in der Regel während des Frühjahrs. Nachdem er eine Stelle ausgesucht, die ihm zu seiner Wohnung passend scheint, und die sich gewöhnlich in der Nähe einer Quelle oder eines Brunnens befindet, eilt er, die Bekanntschaft seiner Nachbarn zu machen, die in dem Umkreise von einigen Meilen zerstreut sind. Zum Bau seines Hauses wird ein Tag festgesetzt, an welchem sich die Nachbarn versammeln und dem neuen Ansiedler so energische Hülfe leisten, daß sie vor Abend eine Baumstamm-Hütte errichtet und vielleicht mit Schindeln gedeckt, so wie die Luken oder Oeffnungen für Thüren, Fenster und Rauchfang, angebracht haben. Der benachbarte Forst versorgt ihn mit rohen Brettern, aus welchen der Fußboden und die Thüren seiner Hütte gebildet werden, worauf er zum Bau eines Rauchfangs schreitet. In diesen Beschäftigungen vergeht die nasse Jahreszeit, die ihn in den Feldarbeiten unterbricht, und nach einigen Wochen findet er seine neue Behausung schon in einem ziemlich komfortablen Zustande. Er benutzt die schöne Witterung, um etwa zehn bis zwölf Morgen Landes von dem Strauchwerk zu reinigen und die größeren Bäume auszurotten, zu welchem Zweck er sie ringsum einkerbt, wodurch der Saft am Emporsteigen verhindert wird; dann besäet er die Strecke mit indianischem Korn oder Mais, wie man es in Europa nennt, wozu er leicht einen Pflug, eine Egge und einen Spaten kaufen oder borgen kann. Erlaubt es ihm seine Zeit, so umgiebt er auch das Feld mit einem Pfählerzaun. Sind endlich die Saaten so weit vorgerückt, daß sie von den Eichhörnchen, den Vögeln und dem üppig wuchernden Unkraut keinen ernstlichen Schaden zu befürchten haben, so schließt er seine Hütte zu, übergiebt sie der Aufsicht eines vielleicht ein paar Meilen davon wohnenden Nachbars und kehrt nach dem Vaterhause zurück, das sich in einer Entfernung von 50—300 (engl.) Meilen (oft auch weit mehr) befinden mag. Dort verweilt er bis zum Monat September, verheiratet sich und begiebt sich dann mit seiner jungen Frau, einem Wagen mit zwei Pferden, der seine Habseligkeiten trägt, einigen Ochsen und Schafen, oder auch ohne diese, wenn es seine Umstände nicht zulassen, von neuem und diesmal auf Lebenszeit nach der Wildniß. Auf seiner Farm angekommen, sät er Weizen oder Roggen zwischen dem aufgeschossenen Mais, sammelt das letztere ein und trifft seine Vorbereitungen für den kommenden Winter. Seine Frau nimmt an allen Sorgen Theil, die mit diesem bescheidenen Anfange verknüpft sind; in arbeitsamer Häuslichkeit erzogen, strebt sie durch den Fleiß ihrer Hände der Nothwendigkeit zuvorzukommen, ihr weniges baares Geld zu dem Kaufmann hinzutragen, der in einem kleinen, vielleicht einige Meilen weit entfernten Dörfchen einen Laden oder Store errichtet hat. Ein sparsames und mäßiges Leben bringt die Familie allmälig in eine bessere Lage. Die Baumstammhütte macht einer bequemeren hölzernen oder steinernen Wohnung Platz, die von wohleingehegten Feldern und vollen Scheunen umgeben ist, während zahllose Roß-, Vieh-, Schaf- und Schweineheerden den steigenden Wohlstand der Eigenthümer an den Tag legen. Die Kinder wachsen auf und betreten entweder dieselbe Laufbahn oder widmen sich einer anderen — dem Handel, der Heilkunde, der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit, je nachdem es ihre Neigungen bestimmen.“

Auf diese, mit vieler Treue gezeichnete Skizze einer westlichen Niederlassung folgt eine zweite, in der sie nach Verlauf von einigen Jahren dargestellt wird, wo schon eine bedeutende Anzahl Emigranten sich in der Gegend angesiedelt und den dichten Urwald gelichtet hat. „Nach und nach fängt man an, die Spuren der Kultur wahrzunehmen. Ein Wirthshaus und eine Schmiede bilden den Mittelpunkt des Dorfes, um den sich die Werkstätten eines Schneiders, eines Schusters, eines Stellmachers und eines Hutfabrikanten schaaren; auch mangelt es nicht an einem Sohne des Aeskulap, und ist die Gegend kränklich, so werden bald zwei bis drei seiner Mitbrüder mit ihm rivalisiren. Der Kaufmann eröffnet sein Waarenlager, und wenn die junge Stadt einige Aussicht hat, der Hauptort einer neuen Grafschaft*) zu werden, so eilt gewiß ein halb Dutzend angehender Rechtsgelehrten herbei, um die Bevölkerung zu vermehren und auf Prozesse zu spekuliren. Ehe jedoch die aus den heterogensten Bestandtheilen — aus Eingebornen der älteren Staaten, Irländern, Schotten, Deutschen — zusammengesetzte Kolonie diesen Punkt erreicht, wird gewiß Einer aus ihrer Mitte den Vorschlag thun, eine Kirche oder wenigstens ein Bethaus zu errichten. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß man unter ihnen eine oder mehrere andächtige Frauen oder gottesfürchtige Männer mit ihren Familien

*) Religion in the United States of America. By the Rev. Robert Baird.

*) Die Bezirke, in welche die amerikanischen Staaten eingetheilt sind, heißen sonderbarer Weise noch immer Grafschaften (counties), obgleich dort natürlich von Grafen keine Rede seyn kann.

findet, die nach dem Genuſſe ſchmachten, den Tempel des Herrn zu beſuchen. Was iſt zu machen? Man erbaut ein geräumiges Schulhaus, das auch zu religiöſen Verſammlungen dient, und obgleich ganz einfach aus rohen Balken gezimmert, entſpricht es doch einige Jahre lang dem beabſichtigten Zweck. Da es für alle chriſtliche Religionsparteien ohne Unterſchied beſtimmt iſt, ſo wird der erſte Geiſtliche, der in dieſe Gegend kommt, aufgefordert, einen Vortrag darin zu halten. Ein Baptiſten-Prediger macht wahrſcheinlich den Anfang; ihm folgt ein Presbyterianer oder ein Methodiſt. Späterhin trifft Letzterer die Einrichtung, alle vierzehn Tage hier vorzuſprechen; und nach einiger Zeit giebt der 10—15 Meilen weit entfernte Geiſtliche einer presbyterianiſchen Gemeinde ſeine Einwilligung, einmal monatlich zu predigen. Unterdeſſen vermehrt ſich die Bevölkerung ſo ſtark, daß die Schule, beſonders an Sonntagen, den Zuhörern zu eng wird. Jetzt erbaut man eine hölzerne Kirche, die zwei bis dreihundert Perſonen faſſen kann und eine Hauptzierde des Dorfes bildet. Für das öffentliche Wohl beſtimmt, wird ſie von allen Sekten des Orts benutzt und ſteht in der That einer jeden Religionspartei offen; denn wenn z. B. ein wandernder Swedenborgianer durchkäme und eine Predigt ankündigte, ſo könnte er unbedingt auf ein zahlreiches Publikum rechnen, obgleich nicht ein einziger von ſeinen Zuhörern mit ſeinen religiöſen Meinungen einverſtanden ſeyn möchte. Es dauert jedoch nicht lange, bis ſich die Presbyterianer, Methodiſten und Baptiſten von der Nothwendigkeit überzeugen, einen regelmäßigeren Gottesdienſt herzuſtellen, wozu ein eigener Geiſtlicher und eine eigene Kirche erforderlich ſind. Das alte Gebäude, welches urſprünglich allen Religionsparteien gemein war, fällt daher in die Hände einer einzigen Sekte, oder es wird ganz verlaſſen und nur gelegentlich von einem durchreiſenden römiſch-katholiſchen Prieſter oder Univerſaliſten-Prediger zu ihren Vorträgen benutzt."

Wie man ſieht, geht die religiöſe Entwickelung einer amerikaniſchen Ortſchaft Hand in Hand mit ihrem bürgerlichen Fortſchritt. Zum Beleg des obigen in allgemeinen Zügen entworfenen Bildes dient folgende Notiz über die aufblühende Stadt Montgomery, im Staate Alabama. „Auf einer zum Beſten unſerer wohlthätigen Anſtalten unternommenen Reiſe durch die weſtlichen Staaten der Union, auf der mich ein würdiger Baptiſten-Prediger begleitete, kam ich im Februar 1831 nach dem Städtchen Montgomery. Es konnte damals nur für ein großes Dorf gelten, und wir predigten in einem geräumigen Schulhauſe, das, wenn ich mich recht erinnere, der einzige Ort war, in welchem man religiöſe Verſammlungen zu halten pflegte. Der Gottesdienſt wurde zahlreich beſucht, obgleich ſich eine Kunſtreiterbude in der Nähe befand. Als ich drei Jahre ſpäter dieſelbe Gegend bereiſte, verbrachte ich einen Sonntag und noch einige andere Tage an eben dieſem Orte. Eine ſtaunenswerthe Veränderung war jedoch in der Zwiſchenzeit vorgegangen. Des Morgens predigte ich in einer presbyterianiſchen Kirche, die aus Fachwerk (frames) erbaut und mit Brettern überdeckt war, und in der man wenigſtens 600 Zuhörer placiren konnte. Dieſe Gemeinde, welche 100 beſtändige Mitglieder zählte, hatte einen jungen Mann zum Paſtor, dem ſie ein jährliches Gehalt von 1000 Dollars (1300 preuß. Thaler) verabreichte. Des Abends predigte ich in der Baptiſten-Kirche, die aus Backſteinen aufgeführt, aber noch nicht ganz vollendet war und etwa 300 Perſonen faſſen mochte. Außer dieſen beiden gab es noch eine methodiſtiſch-biſchöfliche und eine methodiſtiſch-evangeliſche Kirche, ferner eine anglikaniſche (Episcopal) und endlich auch eine kleine römiſch-katholiſche Kirche. Dieſe Gebäude waren alle im Verlauf dreier ereignißvollen Jahre errichtet worden."

Die Betrachtungen, die der Verfaſſer über die ſogenannten Revivals of Religion anſtellt, ſind, wie man begreifen wird, in einem apologetiſchen Tone gehalten. Ueber dieſe merkwürdigen Erſcheinungen haben ſchon mehrere Schriftſteller, unter anderen Miß Martineau, Berichte abgeſtattet, die in ihren Details beinahe an die Zeit der Wiedertäufer erinnern. Noch vor einigen Monaten fand eine ſolche Revival in New-York unter den Auſpizien eines gewiſſen Miller ſtatt, der das Ende der Welt prophezeite, die Sünder zur Buße aufforderte und zahlreiche Anhänger fand. In einem uns in dieſen Tagen zugekommenen Privatſchreiben aus Cincinnati leſen wir folgende Nachricht über ähnliche Vorfälle in der Nähe jener Stadt. „Wir hatten hier neulich eine große Revival unter den Methodiſten, die zu vielen Bekehrungen Anlaß gab. Man verſammelt ſich auf einem weiten Felde, und die Prediger halten enthuſiaſtiſche Reden, in welchen ſie die Schrecken der Hölle und die Qualen der Verdammten mit den lebhafteſten Farben ſchildern. Die Zuhörer werden allmälig hingeriſſen; einige Weiber ſpringen auf, heulen, jauchzen und ſchlagen in die Hände, bis ſie erſchöpft niederfallen. Ihre Stelle wird von Anderen eingenommen, die in derſelben Weiſe fortfahren, bis der ganze Platz von Weibern bedeckt iſt, die auf dem Boden hingeſtreckt liegen. Unterdeſſen ertönt ein lauter Halleluja-Ruf, der Prediger klatſcht mit den Händen, ruft den heiligen Geiſt herab und fordert den Allmächtigen auf, die Ungläubigen zu vernichten. Die Weiber, die mit fliegenden Haaren und ſchäumendem Munde eher Beſtialiten als vernünftigen Weſen gleichen, ſtimmen in dieſes Geſchrei ein und bitten den Herrn, herabzuſteigen und die Sünder mit Feuer und Schwert zu ſtrafen. Solche Auftritte ſind übrigens hier durchaus nichts Seltenes, und ſie werden ſo lange fortgeſetzt, bis der religiöſe Paroxysmus vorüber iſt, worauf die Theilnehmer zu ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen zurückkehren."

Scenen dieſer Art werden von unſerem Verfaſſer entweder mit Stillſchweigen übergangen oder höchſtens durch etwas myſtiſche Phraſen angedeutet, die wir jedoch unberührt laſſen, um für einige Notizen über den jetzigen Zuſtand der Volks-Erziehung Platz zu gewinnen: „Nach dem Cenſus von 1840", ſchreibt Herr Baird, „belief ſich die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 14,189,218 Köpfe, unter welchen 549,693 Perſonen von mehr als 20 Jahren weder leſen noch ſchreiben konnten. Ein großer Theil derſelben beſtand ohne Zweifel aus Fremden — Irländern, Deutſchen, Schweizern, Franzoſen — da ſich 13,041 in den ſechs Staaten Neu-Englands (Connecticut, Maſſachuſetts, Maine, New-Hampſhire, Rhode-Island und Vermont) aufhielten, wo der Volks-Unterricht allgemein verbreitet iſt. Daß es einzelne aus Connecticut oder Maſſachuſetts gebürtige Individuen geben mag, die des Schreibens und Leſens unkundig ſind, iſt nicht zu leugnen; daß aber der erſte Staat 526 und der letztere 4448 *) ſolcher Individuen enthalten ſollte, will Keinem glaublich erſcheinen, der den Zuſtand dieſer Provinz kennt. Gewiß waren nur Wenige unter ihnen geborene Amerikaner, und ſelbſt von dieſen Wenigen beſtand der größere Theil aus Blödſinnigen. Es erhellt aus demſelben Cenſus, daß ſich die Anzahl der Primär- und Volks-Schulen auf 47,203 belief, die von 1,845,235 Schülern beſucht wurden. Unter dieſen wurden 468,264 auf öffentliche Koſten und die übrigen auf die ihrer Aeltern und Verwandten unterrichtet. Man wird hieraus entnehmen können, daß der Unterricht in Amerika im Allgemeinen auf das freiwillige Prinzip baſirt iſt; aber obgleich die Schulen überall durch das Volk ſelbſt oder vielmehr durch die Freunde der Aufklärung gegründet und erhalten werden, fangen doch die Staaten allmälig an, bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens, legislative Beſtimmungen zu treffen, um die Vortheile des Unterrichts auf Alle auszudehnen, die ſie zu benutzen wünſchen. Man ſieht jetzt ein, daß es die Rechte der Gewiſſensfreiheit nicht verletzt, wenn der Staat für den Unterricht ſeiner Mitglieder Sorge trägt."

Aſien.

Die alte und die neuere Schifffahrt der aſiatiſchen *Völker*.

II. Araber.

Als das Reich Muhammed's, über ganz Arabien ausgedehnt, auf die beiden Golfe ſich ſtützte, da beſaßen die Saſſaniden, denen plötzlich ein furchtbarer Mitbewerber am Euphrat erwuchs, noch die großen Städte der alten und der damaligen Zeit. Aber ſpäter verlegten die Chalifen vom Hauſe Abbas, Herren der ſchönſten und berühmteſten Länder unſerer Erde, die Hauptſtadt ihres Weltreiches dahin, wo der Reihe nach die Königsſitze der Babylonier, Aſſyrier, Syrer und Parther geweſen, und der perſiſche Meerbuſen ward jetzt auf Unkoſten des Rothen Meeres, was er urſprünglich hätte ſeyn ſollen, der Seeweg, auf welchem Perſiens, Indiens, China's Schätze ankamen, mit einem Worte, der Weg, den einſt die Schiffer aus Oſten einſchlugen, von der Herrlichkeit Ninive's, Babylons, Seleukia's, Kteſiphons angelockt. In dem Maße, als der Islam jenſeits des Meerbuſens ſich verbreitete und in Indien vordrang, knüpften ſich engere Verhältniſſe zwiſchen den Völkern Arabiens und denen von Guſerate, Cambaya, Dekkan; allgemach entſtand an der ganzen Weſtküſte der Halbinſel Oſtindiens ein Verkehr mit den Häfen von Oman und am Eingang der beiden Golfe, welcher faſt ganz durch arabiſche Schiffe geführt ward. Dieſer Zuſtand der Dinge machte den Portugieſen, als ſie das Vorgebirge der Stürme glücklich umfahren hatten, viel zu ſchaffen; und Albuquerque konnte ihm nur entgegenwirken, indem er alle Feſtungen zerſtörte, alle Flotten verbrannte, auf die er in dieſen weiten Gewäſſern ſtieß. Aus einer ſo ruhmvollen Vergangenheit haben die Portugieſen in Goa nichts retten können, als was jedem herabgekommenen Fidalgo bleibt, die Bildniſſe ihrer Ahnen, jener eiſernen, unermüdlichen und unbeugſamen Menſchen, die nicht ihr Vaterland allein, ſondern das ganze ſüdliche Europa für die Demüthigungen rächten, die es von den Muhammedanern hatte erleiden müſſen. Jetzt, da eine Geſellſchaft Kaufleute in einem großen Theile Aſiens ſchaltet und waltet, iſt es ganz natürlich, daß der Handel Arabiens auf friedlichem Wege wieder in Gang kommt. Man möchte faſt ſagen, es ſey in den Gewohnheiten dieſer urſprünglichen Seeleute nichts verändert; die höhere europäiſche Bildung hat ſo wenig Einfluß auf ſie gehabt, ihre Bedürfniſſe ſind in ſolchem Grade dieſelben geblieben, daß ſie, wenigſtens dieſſeit der Inſel Ceylon, noch die nämlichen Erzeugniſſe an die längſt gewohnten Orte bringen und von da abholen. Um Ceylon herumfahren, iſt für ſie eine große Seereiſe, die nur auf Schiffen von heutiger Bauart unternommen wird.

Wenn Du, in Suez anlangend, auf einem und demſelben Gemälde die öden und düſteren Felſen Afrika's und die von der Sonne vergoldeten Dünen Aſiens erblickſt; wenn dann eine Karawane türkiſcher, ägyptiſcher, berberiſcher Pilger, auf den krummen Hälſen ihrer Kameele ſitzend, mit bunten Sonnenſchirmen über den Häuptern, mit länglichen Reiterflinten, Krügen und byzantiniſchen Amphora's an der Seite, plötzlich in ein betäubendes Geſchrei ausbricht: ſo wirf in der Richtung der Moſes-Brunnen einen Blick auf die weite Bai: Du wirſt einen grünen Wimpel an der Segelſtange einer plumpen Schebecke ſehen; dieſes Fahrzeug, deſſen Beſtimmung iſt, die Mekka-Pilger nach Dſchidda zu bringen, gehört zu derjenigen Gattung, welche man Dow nennt; dem Urbilde der meiſten übrigen arabiſchen Schiffe. Sein hohes Hintertheil verlängert ſich, wie an den ſpaniſchen Felucken, über das Steuerruder hinaus; drei Strickwände ſtützen an jeder Seite einen kurzen, unbehülflichen, dem Vordertheil des Schiffes zugeneigten Maſt, welcher ein ſchweres lateiniſches Segel trägt, das an eine, aus zwei zuſammengebundenen Stücken Holz beſtehende Raa feſtgeknüpft iſt. Dieſe ſehr einfache, ja rohe Ausrüſtung zeugt von ihrem hohen Alter; eben ſo die Art, zu ſchiffen. Wie die Boots-

*) Nach den in Nr. 3. des Magazins mitgetheilten Angaben des Profeſſors Friß befanden ſich 1832 im Staate Maſſachuſetts unter 200,000 Einw. nur 10 Perſonen zwiſchen 14 und 21 Jahren, die des Leſens und Schreibens unkundig waren. Auf welche Data ſich dieſe Angabe ſtützt, iſt uns unbekannt.

Leute auf dem Nil, ſo ziehen die Matroſen auf dem Rothen Meer jeden Abend ihre Segel ein; der arabiſche Rheder ahnt nicht einmal das Vorhandenſeyn der ſchönen Karte, welche die engliſche Kriegs-Brigg „Euphrat" entworfen; er ſteuert ruhig an jenen düſteren Geſtaden hin, die von ſeltſam geſtalteten Bergen gerändert und, beſonders in der Gegend von Dſchidda, an vielen Stellen mit verborgenen Steinklippen bewehrt ſind. Die Geduld dieſer Leute verdient Bewunderung; ſie haben drei Monate nöthig, um das ganze Rothe Meer, dem Strichwind entgegenſteuernd, wieder hinanzuſegeln.

Folgende Stelle aus einem Brief des Herrn Abbadie an Herrn Garcin kann von der Lebensweiſe auf arabiſchen Schiffen einen vollſtändigen Begriff geben. „Man ſteht ſehr früh auf; eine volle Stunde vergeht, ehe das Segel gehißt und der Anker aufgewunden iſt. Dann nimmt der Steuermann ſeinen Poſten am Helmſtock ein, und ein Lehrling ſetzt ihn von der Lage der verborgenen Klippen in Kenntniß. Gegen Mittag verzehrt man Brod aus Durra ... Das Fahrzeug ſteht immer ſtill, wenn man zuſammentritt, um zu beten und eine Abendmahlzeit aus Datteln oder Reis einzunehmen. Wie daheim unter ſeinen Stammesgenoſſen, ſo hat der Schiffsführer auch hier keine andere Autorität, als die der Ueberzeugung. Als bei dem Vorgebirge Raß-Muhammed ein ſtarker Windſtoß uns traf, ſagte der Capitain, ohne aufzuſtehen oder Unruhe zu zeigen: „Brüder, es möchte wohl gut ſeyn, wenn wir das Segel einzögen." Die Mannſchaft antwortete nicht und rührte ſich auch nicht von der Stelle. Nach einer Viertelſtunde hatte der Wind das Segel zerfetzt und abgeriſſen; jetzt ſagte der Steuermann kaltblütig: „Unſer Reis (Capitain) hat Recht gehabt — Allah iſt voll Erbarmen!"

Dieſe kleinen Fahrzeuge, meiſtens von 100—200 Tonnen, werden zu Küſtenfahrten an beiden Ufern des Golfes verwendet; ſie beſuchen die Häfen Abyſſiniens eben ſo wohl wie die von Jemen, bringen Vorräthe auf den Markt der Stadt Aden, welche die dortige britiſche Beſatzung von den benachbarten Stämmen kaum erlangt, und empfangen von ihrer Seite die koſtbaren Erzeugniſſe, welche die Somauli's ihnen liefern. In der kleinen Stadt Barbora, welche dem letzteren, weſentlich friedliebenden Volke angehört, wird alljährlich im Januar und Februar ein bedeutender Jahrmarkt gehalten, auf dem die ſchwarzen Kaufleute Oſtafrika's, die Araber an beiden Golfen, die Küſtenfahrer der Sechella's, der Inſeln Mauritius und Bourbon, die Portugieſen von Mozambique einander begrüßen. Es ſind dies Baſars in freier Luft, die von den lauen Seewinden eines Winters, der kaum weniger warm iſt, als unſere Frühlinge, abgekühlt wird. Da drängen ſich die Maulthiere, die Pferde, Eſel und Sklaven aus dem Binnenlande: die Karawanen bringen Gummi, Räucherwerk, Elfenbein und Gold; allein die Waaren werden größtentheils von kleinen Fürſten geſchickt, welche, wie ihre Brüder an Afrika's Weſtküſte, ihre Gefangenen und ſelbſt ihre Unterthanen zu verkaufen kein Bedenken tragen. Die Somauli's, ein Volk afrikaniſchen Schlages und ſo mißtrauiſch, daß ſie den arabiſchen Schiffen ihre Häfen verſperren ſollen, haben gleichwohl in der Umgegend von Mocha Niederlaſſungen gegründet.

Von denjenigen Dow's, die ſich zur Straße Bab-el-Mandeb hinauswagen, faſſen manche 300—400 Tonnen; gleichwohl führen ſie nur einen Maſt und ein Segel. Es ſind 50 Matroſen erforderlich, um die ungeheure Segelſtange zu hiſſen, und dennoch fördert die taktmäßige Bewegung dieſer hundert rüſtigen Arme ſie nur langſam hinauf. Im Oktober, mit Anfang des Strichwindes, beeilen ſich alle dieſe Schiffe, ins indiſche Meer zu kommen; der Gegen-Paſſatwind führt ſie zurück; denn ſie können wegen der beſtändigen Briſen alljährlich nur eine Reiſe machen. Die, welche von Maskat, von dem perſiſchen Buſen oder der Mündung des Euphrat aus in See gehen, haben es beſſer, da jene Winde ſie von der Seite beſtreichen, und fahren in der ganzen ſchönen Jahreszeit nach Gefallen ab und zu. Sobald daher die ſchönen Herbſttage auf dieſem ruhigen Ocean den regelmäßigen Lufthauch wehen laſſen, der erſt aufhört, wenn die ſommerlichen Gewitter ſich einſtellen, verlaſſen kleine Flotten von Dow's die Häfen Mocha's, Dſchidda's, Makalla's (wo die Engländer unter den Augen des kleinen Sultans der Gegend eine Kohlen-Niederlage haben) und ſtrecken ihr Steuerbord mit dem offenen Gange, wo der Nakoda oder Capitain gemüthlich ſeine lange Pfeife raucht und Kaffee ſchlürft, hoch über den Schaum der im hellſten Sonnenlicht funkelnden Wogen. Ein Reiſender, den britiſche Tafeln nicht verwöhnt haben, fühlt ſich auf dieſen Fahrzeugen behaglicher und freier, als in den koſtbaren Dampfböten Albions, wo ihm gleich beim Eintreten erklärt wird, daß er dem martial law, d. h. der militairiſchen Disciplin, unterworfen ſey. Der Schiffsherr liefert ihm nur Holz und Waſſer; für die übrigen Lebensmittel muß er ſelber ſorgen. Dagegen ſtört ihn auch Niemand im Alleinbeſitz der großen Kabine.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Ein verſpätetes, aber nicht zu ſpätes Wort über die „Geheimniſſe von Paris".

Der Nachbar hatte ſich ein neues goldenes Kalb gemacht. Was war natürlicher, als daß wir's jubelnd über den deutſchen Rhein holten und auch um ſeinen Altar tanzten? Ja, wir würden es uns nie vergeben haben, wenn wir nicht verſucht hätten, aus eigener Fabrik ebenfalls ſo ein goldenes Kalb oder ähnliches Gethier zu liefern. Fehlt es doch auch bei uns zu Lande nicht an dem Abſchaum der menſchlichen Geſellſchaft, an Diebesgeſindel und an Proſtituirten, und können wir doch auch mit Spelunken der Lüderlichkeit und des Laſters, ja ſogar mit einer Gaunerſprache aufwarten, ſo gut wie die Pariſer. Was Wunder alſo, wenn die Schriftſteller, die aus ſolchen Dingen ein Studium gemacht, nicht minder belohnt und geehrt ſeyn wollen, wie Herr Eugen Sue? Doch ſchon neigt es ſich da, wo dieſer Ruhm begründet worden, zu Ende mit ihm. Hören wir, wie jetzt, im Jahre 1844, der Nachbar ſelbſt über ſeine Verirrungen urtheilt:

„Keine Zeit" — ſagt das Januarheft der Revue des deux Mondes — „war für die Entwickelung des Romanes mehr geeignet, als die unſrige, und in der That berechtigte auch der Roman kaum noch vor einigen Jahren zu den ſchönſten Hoffnungen, aber zwei Leidenſchaften haben ihn getödtet, die Begierde und die Eigenliebe, oder, deutlicher zu reden, das Streben, Geld zu gewinnen und Aufſehen zu erregen.

„Das Feuilleton, das unſere Zeitungen ſich beizulegen für angemeſſen fanden, riß hauptſächlich die Dichter ins Verderben, denn das Feuilleton lebt und beſteht von der Improviſation; improviſirte Kunſtwerke aber ſind ein Unding. So kam es, daß der Roman von Stufe zu Stufe ſank, und es konnten aus dieſer geſinnungsloſen und vergifteten Verbindung des Dichters mit der Muſe auch eben nur Kinder hervorgehen, die Gift und Tod bereits im Augenblicke ihres Werdens in ſich trugen. So gelangte man endlich dahin, daß man reines Gift unter falſcher Etikette verkauft, daß man ausſchweifend und verworfen iſt unter der Maske eines Moraliſten, daß man als letztes Hülfsmittel Mercier und Retif de la Bretonne aus ihrem Todesſchlafe weckte.

„Retif war der Erſte, der die niedrigſte Klaſſe der Pariſer Bevölkerung auftreten ließ und den Schauplatz ſeines Romans unter einem moraliſchen Vorwande an verpönte Orte legte. Retif war der Erſte, der die ſchamloſe und gleißneriſche Behauptung aufſtellte, ein Weib könne ihren Körper der Unzucht hingeben und doch die Reinheit der Seele bewahren, könne die Schande in vollen Zügen trinken und ſich doch ein jungfräuliches Herz erhalten. Dennoch behaupten Leute, die Retif kannten, daß er, trotz der Immoralität ſeiner Schriften, ein Mann von redlicher Geſinnung geweſen ſey, daß er ſich beſchmutzt habe, ohne es zu ſpüren, und den Koth in der redlichſten Abſicht aufrührte.

„Mercier hat ſich nach der neueſten Mode des neunzehnten Jahrhunderts fein ausſtaffirt, leider nur ſeine Ueberzeugungen im Grabe gelaſſen. Denn was Retif aus übel angebrachtem Inſtinkt und Mercier aus übel verſtandenem philanthropiſchen Eifer thaten, das thun wir für einen weit niedrigeren und erbärmlicheren Zweck: um die Neugierde der Leſer zu reizen. Deshalb ſind wir aber auch ſchon tauſend Meilen über Beide hinaus, denn ihre Schriften hatten nie den Zuchthausgeruch, nie den Parfüm der Proſtitutionshöhlen, wie die unſrigen. Ja, der zweite Fortſchritt, den wir gemacht haben, iſt noch viel bedeutender: während wir den Schlamm aufwühlen, den jede fortgeſchrittene Kultur abſetzt, während wir die Eiterbeulen der Menſchheit mit Wohlgefallen aufdecken und hier und da ein Gemälde abſcheulicher Gemeinheit und Lüderlichkeit einſchieben, lachen wir uns ins Fäuſtchen, weil wir auf unſer Wort hin für Philanthropen und Moraliſten gehalten werden. Denn die Lüderlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts war wenigſtens ehrlich. Wenn man bei Crebillon oder Diderot einkehrte, ſo wußte man, was für Wein man eingeſchenkt erhielt. Heutzutage dringt die Verderbtheit verkleidet überall ein: ſie hat ſich nur mit Philanthropie parfümirt, wie man etwa einen Paß nimmt, um von der Polizei nirgends angehalten zu werden. Faublas iſt zum Tartüffe geworden und hat ſich bei Herrn Orgon feſt eingeniſtet.

„Balzac und George Sand begriffen noch nicht die Macht einer gewiſſen lokalen Färbung, ſie verſtanden die Gaunerſprache nicht. Dieſe Sprache, geholt aus den verworfenſten Orten, von Räubern, Mördern und öffentlichen Mädchen, dieſe Sprache, die uns das Traurigſte vor Augen bringt, was auf Erden erſcheinen kann, das Verbrechen auf ſeiner äußerſten Stufe, der des Spottes, dieſe Sprache iſt in den Roman aufgenommen worden. Molière brauchte wohl den Volksdialekt mit ſeinen poetiſchen Barbarismen und ſeinen treffenden Bildern, aber erſt unſere Zeit konnte den unermeßlichen Abſtand überſpringen bis zu jenem aus Blut und Koth zuſammengekneteten Produkte. Die Barbaren ſind ins Reich der Kunſt gedrungen und haben den Thron erobert; ihre Lumpen ſind der Purpur, ihre Gaunerſprache iſt die Poeſie. Wenn der Leſer zufrieden iſt, daß man ihn gleich auf der erſten Seite in den gröbſten Schmutz führt, ſo verdient er dieſe Behandlung, aber die Kunſt muß ſich dieſer Mißhandlung aus allen Kräften widerſetzen. Die Muſe hat, trotz aller Vergehen, keine ſolche Züchtigung verdient; kein Tribunal würde ſie zur Proſtitution verurtheilt haben.

„Mit der größten Gewandtheit würde man nicht im Stande ſeyn, in einer guten Geſellſchaft gewiſſe Scenen unſerer Romane zu erzählen, ohne den Damen die Röthe ins Geſicht zu jagen. Niemand würde wagen, ſolche Schilderungen zu beginnen, oder, wenn er anfinge, er würde ſie ſicher nicht vollenden. Wie wagt man denn zu ſchreiben und mit ſeinem Namen zu unterzeichnen, was man nicht zu ſprechen wagt? Wie kommen diejenigen, die das erſte Wort nicht ohne Erröthen hören, die euch beim zweiten Stillſchweigen gebieten würden, dahin, euch mit ruhiger Stirn und unveränderter Farbe zu leſen? Damit iſt das Lob unſerer Sitten, nicht das unſrige ausgeſprochen; das Jahrhundert iſt moraliſcher als ſeine Menſchen. Konnte man früher über dieſen Satz ſtreiten, ſo iſt er unangreifbar geworden durch den wunderbaren Beifall, mit dem Eugen Sue's Buch aufgenommen worden iſt.

„Eugen Sue war ein Schriftſteller, der mit leichter Feder glückliche Geſchichts- und Genrebilder hinwarf. Zwar neigte er ſich etwas zum Paradoxen und Bizarren, aber ſeine Bücher, obgleich noch keineswegs Meiſterwerke, gewährten eine angenehme Lektüre und berechtigten zu ſchönen Hoffnungen. Er hat die Erfüllung muthwillig vernichtet. Das herrlichſte Talent beſitzt unter ſeinen Eigenſchaften nothwendig eine minder hoch ſtehende, und dieſe

zieht, wenn sie nicht sorgfältig überwacht wird, die anderen zu sich herab. Das mittelmäßige Talent hat unter seinen Fehlern einen vorwiegenden, der ihm so zu sagen mehr angehört, und auch dieser strebt, über seine Nachbarn die Herrschaft zu erlangen. Dieser Fehler war bei Sue ein lebendiger Hang zu sinnlichen und ordinairen Schilderungen. In Mathilde trat er gegen die früheren Werke etwas zurück, aber nun hat er alle Dämme durchbrochen.

„Paris mit seinem tausendgestaltigen Leben würde dem phantasiereichen und tiefen Beobachter, der das Geheimniß ergründet hätte, wie diese merkwürdige Gesellschaft fühlt und denkt, den Stoff zu dem treffendsten, wunderbarsten und tiefsten Gemälde menschlichen Seyns und Handelns gegeben haben. Wenn aber der Schriftsteller, statt dieser Gesellschaft ins Angesicht und ins Herz zu sehen, statt die Geheimnisse ihres Denkens und Empfindens im Salon, im Wohnzimmer, im Kabinet des Denkers, im Laden und in der Werkstatt zu studiren, was doch wohl dem ungemessensten Ehrgeize genügen könnte, wenn er statt dessen ein Behagen findet, Diebesgesindel und Freudenmädchen in den kleinsten Details ihres Daseyns zu schildern, so schneidet er sein Buch aus dem großen Journal des Polizei-Büreaus, und weit entfernt, die Geheimnisse von Paris zu geben, giebt er nur die Geheimnisse des Verbrechens und der Prostitution. Soll ich jedoch die reine Wahrheit sagen? Hätte ein vorzüglicher Dichter, zugleich begabt mit der Feinheit und dem reinen Gefühl des Moralisten, jenes angedeutete Werk geschrieben, es wäre sicher beim ersten Erscheinen nicht mit so rauschendem Beifall aufgenommen worden, als das Werk Eugen Sue's. Der Grund liegt auf der Hand. Dachte man nur an den Beifall des großen Haufens, so war dies ganz der richtige Weg. Wollt ihr von eurer Reisebeschreibung hunderttausend Exemplare los werden, so macht euch zum Columbus einer Welt von Schmutz.

„Daß die Fabel der Geheimnisse von Paris von vorn herein nicht nur unwahrscheinlich, sondern widersinnig und auf grobe, weder die Kunst noch den Leser achtende Weise zusammengeflickt ist, brauche ich nicht zu erinnern, denn das wäre fast eine Beleidigung für den Leser, der nicht gar zur großen Heerde gehört. Aber auch die Charakterzeichnung ist durchaus verfehlt.

„Die Keuschheit des Pinsels, und ich sage das sicher nicht aus Prüderie, ist bei dem Schriftsteller, welcher Leidenschaften darlegt und in Bewegung setzt, ein Zeichen der Kraft. Der Romandichter läßt den Schleier fallen, wenn seine Hülfsmittel nicht mehr ausreichen zur Schilderung der Gefühle. Verläßt er die eigene Sache und geht er über ins Lager der Sinnlichkeit, so kann er vielleicht den augenblicklichen Lohn haben, aber die Strafe seines Verrathes bleibt sicherlich nicht aus. Er mag ein guter Maler für Körperzustände werden können, er ist's nicht mehr für die Zustände der Seele. Niemand kann zweien Herren dienen. Deshalb ist Sue's Buch zu wahr und nicht wahr genug, deshalb ist es ein zusammengerafften Haufen abstoßender Realitäten und eine Versammlung phantastischer Wesen.

„Mag in der unglücklichen Fleur-de-Marie nicht jeder Keim der Tugend erstickt seyn, mag sie zuweilen Gewissensbisse empfinden, zuweilen weinen, das würde man begreifen; aber es ist absolut unmöglich, daß eine Dirne des niedrigsten Ranges, beschmutzt von unflätigen Liebkosungen, die mit Räubern und Mördern auf Du und Du lebt und den ganzen Tag Branntwein mit ihnen trinkt, ein vollkommenes Muster unschuldiger Anmuth und reizender Scham seyn könne. Das hieße geradezu die Seele vom Körper trennen; wahrhaftig, eine schöne Sophisterei! Und noch dazu giebt sich Herr Sue nicht einmal die Mühe, uns auch nur die geringste Kleinigkeit aus dem unwürdigen Daseyn seiner Heldin zu ersparen! Die Höhle, welche sie bewohnt, die Gäste, welche sie empfängt, werden uns mit peinlicher Genauigkeit beschrieben! Und Fleur-de-Marie wohnt dort, weil es ihr da gefällt, sie ist dahin gekommen, weil sie diesen Schimpf einer mäßigen Arbeit vorzog. Sie hat sich der Kupplerin fast ohne Widerstand hingegeben, und wie billig sie sich retten konnte, zeigt Rigolette, die mit ihr genau in denselben Verhältnissen stand. Wäre sie noch gefallen, von Liebe berauscht, verblendet, verführt! Wäre es der Fall Elsa's! Nein, sie giebt sich kaltblütig hin, für müßige Zeit und ein wenig Brod. Man mag nachsichtig seyn, man mag sie nicht mit Verachtung überhäufen, man mag sie beklagen: aber sie zur Heldin zu erheben, ihr moralische Huldigungen darzubringen — pfui! Sue, die Zumuthung ist zu grob.

„Man erlasse uns die weitere Untersuchung der Charaktere im Einzelnen. Sue kennt keine Nüancen in der Charakterschilderung, er giebt nur die Extreme. Eine Gesellschaft von bloßen Engeln und Teufeln aber ist auf Erden ein Unding. Die Engel der Geheimnisse von Paris sind noch dazu über eine Schablone gemalt.

„Die gelungenste Episode, wenngleich auch noch zu schreiend gefärbt, ist die Geschichte der Familie Morel; aber je mehr sie uns interessirt und rührt, je mehr wir uns mit der Sache des Arbeiters und des Armen beschäftigen, desto mehr müssen wir uns von einem Buche abwenden, welches die Sache kompromittirt, indem es sie vertheidigt, welches, wenn man der Philanthropie schaden kann, ihr die tiefste Wunde beibringt, indem es ihre Fahne aufsteckt.

„Sue besitzt ein außerordentliches Talent der Darstellung, und dies ist sein eigenthümlicher Vorzug, aber sein Stil wird täglich nachlässiger und fehlerhafter. Bei dieser erstaunlichen Schnellschreiberei der gegenwärtigen Literaten denke ich manchmal an Jean Jaques Rousseau, der von seinen langen Spaziergängen oft nur zwei oder drei Perioden mitbrachte, die er hundertmal im Kopfe umkehrte, und denen er oft erst in seinen begeisterten schlaflosen Nächten die letzte Weihe gab; oder an die Marmorplatte, auf welche Boffuet den Fuß stützte, wenn er meditirte oder schrieb, und in welche er zuletzt eine Furche gehöhlt hatte.

„Der Grundgedanke der Mystères de Paris paßt zur Ausführung vortrefflich: er ist ebenfalls ein Paradoxon, ein antisozialer pseudophilanthropischer Sophismus. Und die Wirkung des Buches? — Verderbte Gemüther finden darin ein willkommenes Futter, antisoziale Träumer eine Waffe gegen die Gesellschaft; einfältigen und unschuldigen Herzen aber ist es ein Köder, der sie ins Verderben führt, indem er sie mystifizirt. Wenn dem so ist, war es da nicht Pflicht, unsere Meinung ganz unverholen auszusprechen?

„Doch ist bei jedem Unglück noch ein Glück. Die Geheimnisse von Paris haben wenigstens das Verdienst, daß sie dem Feuilleton-Roman den Todesstoß gegeben haben; eine akute Krankheit hat eine chronische verdrängt. Der Erfolg läßt sich nicht kopiren, und so sind denn auch die Mystères de la Province *) spurlos vorübergegangen. Aber auch der pseudophilanthropische Roman selbst hat seinen Gipfel erreicht, das so unverschämt getäuschte Publikum muß nachgerade die Augen aufthun. Die Literatur kann ein neues Stadium beginnen, zum Geschmack, zur Moral zurückkehren. Wer sich fühlt, dem steht eben eine frische Bahn, eine günstige Zeit offen, wahren Ruhm zu erwerben."

Mannigfaltiges.

— Gegen das Proletariat. Eine Stiftung, die ein überaus segenreiches Resultat verspricht, ist die kürzlich unter den Auspizien der Regierung von den achtbarsten Männern Frankreichs gegründete „Kolonie für Ackerbau und Gewerbe" (Colonie agricole et industrielle) in Petit-Bourg bei Corbeil, wenige Meilen von Paris und sowohl an der Seine, als dicht an der Eisenbahn zwischen der Hauptstadt und Rouen gelegen. Es ist diese Anstalt dazu bestimmt, die Proletarier zu „deproletiren", indem sie ihnen die Sorge für ihre Kinder (proles) abnimmt und diese zu Ackers- oder Gewerbsleuten erzieht. Petit-Bourg ist das historisch berühmte Schloß, in welchem Ludwig XIV. auf seinen Reisen von Versailles nach Fontainebleau abzusteigen pflegte, das unter Ludwig XV. der Landsitz des sogenannten Oeil-de-Boeuf war und das zuletzt dem reichen Banquier Aguado gehörte. Jetzt ist es mit seinen großen Territorien dazu bestimmt, eben so der Sitz der Oekonomie und der Begründung häuslichen Glückes zu werden, wie es früher ein Sitz der Verschwendung und der Zerstörung von Sitte und Häuslichkeit war. An der Spitze des Unternehmens steht eine zu diesem Behuf zusammengetretene und noch in der ersten Ausbreitung sich befindende Gesellschaft (Société pour le patronage dans les ateliers et la fondation de colonies agricoles en faveur des jeunes garçons pauvres), deren Vorsteher der ehrwürdige Präsident des Cassationshofes und Vice-Präsident der Pairs-Kammer, Graf Portalis, ist, welchem als General-Secretair der durch seine Schriften über Armen- und Gefängnißwesen rühmlichst bekannte Herr Allier zur Seite fungirt. Männer aller politischen Glaubensschattirungen haben sich dem edeln Werke als Begründer angeschlossen. So bemerkt man darunter neben dem Erzbischof von Paris und einigen Ministern mehrere der äußersten Linken angehörende Deputirte, wie die Herren v. Beaumont, v. Tocqueville und v. Remusat, ferner den Redacteur des Moniteur Universel, Herrn Grün, den Mitredacteur des Journal des Débats, Herrn Alloury, den Redacteur des Siècle, Herrn Chambolle, und den Redacteur der Gazette des Tribunaux, Herrn Paillard de Villeneuve. Der Artikel 1. des Gesellschafts-Statuts lautet: „Die Gesellschaft hat den Zweck, die jungen armen Knaben des Seine-Departements in den Gewohnheiten eines ehr- und arbeitsamen Lebens zu erhalten. Um diesen Zweck zu erreichen, beschäftigt sie sich damit, den moralischen, religiösen und gewerblichen Unterricht dieser Knaben zu leiten und demnächst zu vervollständigen, indem sie dieselben entweder zu einem Lehrherrn giebt und der Beaufsichtigung der dazu bezeichneten Mitglieder anvertraut oder sie nach den Ackerbau-Kolonieen des Unternehmens sendet." — Die Beiträge zur Gesellschaft sind auf verschiedene Weise festgestellt, und zwar kann man durch einen erhöhten Beitrag sich und seinen Erben das Recht erwerben, in der Anstalt beständig einen Knaben erziehen zu lassen. Ueberhaupt sind die Bestimmungen in Bezug auf die Mitgliedschaft ganz darauf berechnet, recht viele Theilnahme unter den Franzosen zu finden, indem dadurch sowohl ihrem Wohlthätigkeitstrieb, als der schwachen Seite, viel von sich reden zu machen, Raum gegeben wird. Der Wahlspruch der Gesellschaft, der wir vielen Erfolg und auch Nachahmung wünschen, ist: „Mieux vaut prévenir que réprimer."

— Mysteriöses. Außer den „Geheimnissen der Provinz" erscheinen jetzt auch „Geheimnisse der Bastille" (von Jacob, übersetzt von Dr. Diezmann), „Geheimnisse von London" (von Sir Francis Trollop, übersetzt von Dr. L. Eichler), drei verschiedene „Geheimnisse (oder Mysterien) von Berlin" und endlich „Geheimnisse von Rußland" (französisch), von welchen letzteren nicht weniger als dreierlei deutsche Uebersetzungen angekündigt sind! Das Mystische an allen diesen Geheimnissen ist unstreitig mehr mystifizirender als mysteriöser Art. Besonders die „Geheimnisse von Rußland" sind nicht sowohl auf französische als auf russische und andere ausländische Käufer berechnet, denn in Frankreich selbst ist man auf die Entschleierung solcher Geheimnisse, wie diese Art Bücherspeculation sie bringt, kaum noch begierig.

*) Eine Nachahmung, die Balzac und Soulié versucht hatten, um ihre Ladenhüter besser an den Mann zu bringen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 10. Februar 1844.

Italien.

Ueber Zardetti's christliche Alterthümer.

Nach P. Selvatico. *)

Zu den wichtigsten Untersuchungen im Gebiete der christlichen Alterthumskunde gehören ohne Zweifel diejenigen, welche die Symbolik des Christenthums betreffen, theils, weil diese Symbolik die Fackel ist, welche kirchliche Kunst und Kirchen-Geschichte am meisten beleuchtet, anderentheils, weil die Untersuchungen selbst sehr verschiedene Ansichten erzeugen. Einige Schriftsteller sehen in den heiligen Bau- und Bildwerken aus den ersten Jahrhunderten der Kirche nur Symbole der Mysterien des Reiches Gottes; Andere erklären sie für bloße Nachahmungen heidnischer Sinnbilder und Zierrathen; wieder Andere glauben überall die mystische Sprache der Gnostiker zu lesen. Endlich giebt es auch Gelehrte, denen Alles, was man für symbolisch und parabolisch erklärt, als bloße Frucht einer überspannten Phantasie erscheint, und die sich des Lächelns kaum erwehren können, so oft sie von altchristlicher Kunst reden hören.

Wir sind weit entfernt, annehmen zu wollen, daß die Vertheidiger der symbolischen Deutung immer das Rechte treffen und nicht bisweilen zur Verdrehung von Thatsachen sich hinreißen lassen, um sie nur mit ihrem Systeme in Einklang zu bringen. So z. B. werden wir nicht behaupten, Boisserées, dieser gründliche Erforscher der religiösen Baukunst des Mittelalters, habe das Rechte getroffen, wenn er die Einfriedigung des Altars für ein Symbol der strengen Buße hält, in den beiden Thürmen der gothischen Kathedralen die weltliche und die geistliche Macht und in den Kirchenfenstern die Könige und Bischöfe versinnbildet sieht, unter deren edlem Schutze das Dunkel des Heiligthums erhellt wird. Eben so bedenklich ist uns Mazure's Behauptung, der von der geraden Linie abweichende Chor enthalte eine Anspielung auf das gesenkte Haupt des am Kreuze sterbenden Christus; oder die von Daniel Ramée, wonach die oberen Galerieen der gothischen Kirchen Symbole des triumphirenden Christenthums seyn sollen. Auf der anderen Seite aber sind wir überzeugt, daß alle diejenigen in großem Irrthume sind, welche sowohl den im Mittelalter gemalten oder geformten heiligen Bildern, als den architektonischen Einrichtungen der Kirche einen häretischen Ursprung unterlegen oder sie für bloße Capriccio's und nicht für Embleme des katholischen Gottesdienstes erklären wollen.

Eine genaue Prüfung der Thatsachen ist wohl hier, wie allerwärts, das beste Schutzmittel gegen die Extreme; daher Gelehrte, welche den Thatsachen mit Beharrlichkeit nachspüren und nur aus ihnen, nicht aus der Phantasie, ihre Erklärungen schöpfen, um Wissenschaft und Wahrheit sich großes Verdienst erwerben. Ein solcher ist Herr Carlo Zardetti, jetzt Direktor des numismatischen Museo di Brera in Mailand, der uns erst kürzlich eine Beleuchtung verschiedener christlicher Denkmäler, die ihm nicht treffend erklärt schienen, herausgegeben und zu größerer Deutlichkeit die Abbildungen dieser Denkmäler beigefügt hat. **)

Nach vorgängiger Einleitung, worin der Verfasser kurz und bündig darthut, daß die christliche Kunst bis zum 15ten Jahrhundert als ein System zu betrachten sey, dessen sämmtliche Regeln aus dem Inhalt der heiligen Schrift und den späteren Vorschriften der katholischen Kirche abgeleitet seyen, schreitet er zur Deutung eines christlich-symbolischen Gemäldes auf der Wand einer kleinen Kirche zu Aquileja. Die Hauptfigur desselben ist ein gekreuzigter Christus, um dessen Leib eine Rebe sich windet: aus seiner Seite quillt ein Blutstrahl, der durch die Hände einer königlichen Frau strömt und in dem Mund eines Fisches endet. An der linken Seite des Erlösers tödtet ein Krieger einen Drachen, und etwas weiter ab steht eine Frau mit Schleier und langem Kleide.

Dieses Wandgemälde haben schon Bartoli in seinen Alterthümern von Aquileja und der Abt Polidori in einem Artikel der Zeitschrift l'Amico Cattolico besprochen. Herr Zardetti hebt mit vielem Scharfsinn die Irrthümer dieser Beiden hervor und beweist dann, auf Bibelstellen und genaue Vergleichung analoger Denkmäler gestützt, daß der Fisch den (durch Christi Blut) von der Erbsünde gereinigten Christen darstelle; daß die eine Frau Symbol des alten Gesetzes oder der Synagoge, die andere aber Symbol des neuen Gesetzes, d. h. der christlichen Kirche sey.

In Ansehung der Synagoge bemerkt Herr Z. ganz richtig, diese sey von den christlichen Künstlern am häufigsten als Königin mit verbundenen Augen und nach einer Seite geneigtem Haupte, von welchem die Krone herabfalle, dargestellt geworden; in der rechten Hand pflege sie eine Fahne zu halten, deren Schaft an mehreren Stellen zerbrochen sey. Ich für meinen Theil habe diese allegorische Figur an Bildwerken des Mittelalters auch mit einer Krone in der linken Hand und mit der zerrissenen Fahne unter den Füßen gesehen. So findet man sie namentlich an einem groben Basrelief, das wahrscheinlich im Anfang des 13ten Jahrhunderts gearbeitet ist; es schmückt die Pfosten eines alten, in dem Kreuzgang der Kirche Sta. Giustina zu Padua aufbewahrten Thores. Die Beine der Figur kreuzen sich so, als hätte der Künstler eine hinkende Person darstellen wollen, und an einer Seite der kleinen Nische, welche sie umfaßt, liest man in halb-deutschen Schriftzügen: SYNAGOGA. Am rechten Pfosten derselben Pforte, der „Synagoge" gerade gegenüber, ist die Kirche dargestellt: ein gekröntes Weib, das in der einen Hand einen Kelch trägt, wie auf den von Herrn Zardetti erwähnten Denkmälern. Hier steht an einer Seite der Nische das Wort: ECCLESIA.

Ich habe dieses Basrelief darum erwähnt, weil es mir einen wichtigen Umstand aufzuhellen scheint, der meines Wissens noch unbeachtet geblieben. Dieser besteht in jener sonderbaren Kreuzung oder Verkrümmung der Beine, die sich auch auf dem Wandgemälde von Aquileja an der „Synagoge" bemerken läßt, und von der ich ebenfalls anzunehmen geneigt bin, daß sie symbolische Bedeutung habe, wie alles Uebrige. Vielleicht wollte man dabei auf eine Stelle des Propheten Micha (Kap. 4, V. 6) anspielen, wo es heißt: „An jenem Tage spricht der Herr: Ich will die Hinkenden zusammenberufen"; oder auf eine analoge Stelle des Zephanja (Kap. 3, V. 19): „Siehe, ich werde sie alle tödten, die Dich betrübt haben in jener Zeit, und werde den Hinkenden erretten."

Auch Giotto, der die mystische Symbolik der christlichen Kunst so gründlich verstand, hat in der „Kapelle der Verkündigung" zu Padua den religiösen Unglauben mit einem Beine, das sichtlich kürzer ist als das andere, abgebildet und aus Besorgniß, man werde den geheimen Sinn dieser Verkrüppelung nicht alsbald durchschauen, noch darunter geschrieben: „Der Ungläubige hinkt" (Infidelis claudicat), wie noch jetzt auf dem Ueberreste der langen Inschrift zu lesen ist.

Reich an Gelehrsamkeit und gesunder Kritik sind auch Zardetti's Erklärungen zweier Basreliefs der Kirche „San Giovanni in Fonte" zu Verona, auf denen er ebenfalls die Synagoge und die Kirche vereinigt gefunden. Aber noch interessanter ist, was er über die berühmte vordere Altar-Bekleidung zu Basel (Paliotto di Basilea) berichtet, welche Kaiser Heinrich II. (Puffeholz, oder der Hinkende) ausführen ließ, der wunderbaren Heilung zu Ehren, die er durch Fürsprache seines Schutzpatrons St. Benedikt im J. 1019 zu Montecasino erlangt haben soll. Zardetti bemerkte an dieser Altar-Bekleidung nicht den absoluten Verfall der Kunst, von welchem die anderen Denkmäler jenes Zeitalters zeugen, nicht jene Verkümmerung der Figuren und Plumpheit der Zierrathen. Eine sorgfältige Erforschung der Besonderheiten des Stils, welcher dem Stile sizilianischer und neapolitanischer Bildwerke und Gemälde damaliger Zeit sehr nahe kommt, läßt den Verfasser mit Recht in dieser mittelalterlichen Leistung das Werk eines Künstlers aus Unter-Italien erkennen.

Besonders werthvoll ist aber das erwähnte Altarstück von Seiten der christlichen Symbole, die es enthält, und welche viele Gebräuche und Normen der Kirche befriedigend zu erklären scheinen. In den fünf Bögen, welche die Figuren einschließen, sieht der Verfasser den Tempel, den mystischen Sitz Gottes und der Seligen; in den Kardinal-Tugenden: Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Standhaftigkeit, das Symbol der Vollkommenheit, welche im Erlöser, der die Mitte einnimmt, sich abspiegelt. Selbst die Arabesken aus Laub, Zweigen und Blumen erscheinen ihm als Andeutung des Paradieses, des himmlischen Gartens und ewigen Frühlings; und die Thiere, welche der Künstler in diesen Laubgewinden angebracht, als Emblem der Erwählten Christi.

Die Erklärung ist im Ganzen gewiß höchst scharfsinnig; allein sofern sie die Arabesken betrifft, dürfte sie doch weniger haltbar seyn. Zierrathen aus Früchten und Zweigen, mit Thieren untermengt, sieht man gar häufig an den schönsten Ueberresten des heidnischen Alterthums. Sie erscheinen auf Vasen, Grabsteinen und architektonischen Bruchstücken. Man betrachte nur z. B. die Pfosten eines Thores an dem Tempel zu Baalbek und viele Einfassungen an den Thermen des Titus zu Rom, der unzähligen Zierrathen gleicher Art auf den Mauern der Häuser von Pompeji und Herkulanum gar nicht zu gedenken.

*) Einem geachteten lombardischen Kunstkritiker.

**) Monumenti Christiani nuovamente illustrati dal dottore Carlo Zardetti. — Mailand 1843.

Niemand wird eine nahe Verwandtſchaft dieſer Rand-Verzierungen mit denen einer ſo großen Zahl chriſtlicher Monumente verkennen.

Vielleicht wendet man mir ein, dieſe Zierrathen hätten auch bei den Römern ſymboliſche Bedeutung gehabt, die nachmals auf das Chriſtenthum übertragen worden ſey. Ich werde jetzt nicht unterſuchen, wie viel Wahres dieſer Einwand enthalten mag, und bemerke nur, daß ich ſelber, wie Andere vor mir, auf chriſtlichen Denkmälern Manches als aus dem Heidenthum herübergeholt, erkannt habe. Allein ſolche Erborgungen ſind doch wohl nicht anzunehmen, wo die Symbolik mehr der inneren geiſtigen Weſenheit des Glaubens gilt — nicht in den Compoſitionen, in der Auswahl des Typiſchen, oder in jenem Gefühle von Frömmigkeit und Hoffnung, das die Alten niemals kannten, und welches uns aus chriſtlichen Bildwerken ſo hell und wohlthuend entgegenſtrahlt. Dagegen ſind ſie unverkennbar in vielem Nebenwerke, beſonders italiäniſcher Kunſtleiſtungen, zu ſchauen.

Es iſt zu erwarten, daß Herr Zardetti ſeine Gelehrſamkeit und Kritik zum wahren Nutzen der chriſtlichen Symbolik verwenden und, ſey es nun in Form eines Wörterbuches oder einer Geſchichte, ein Werk aus Licht ſtellen werde, worin er, Alles was bei Ciampini, Boldetti, Allegranza, Bottari, Muratori, Gediegenſtes zu finden iſt, vereinigend und chriſtliche Gemälde, Bauwerke und Inſchriften ſorgfältig prüfend, den wahren Sinn vieler religiöſen Allegorieen und Embleme erſchließen wird, die jetzt noch im Dunkeln liegen. Ein ſolches Buch würde Künſtlern, Alterthumsforſchern und Kunſthiſtorikern ſehr zu Statten kommen und der italiäniſchen Gelehrſamkeit noch ein Recht mehr auf den Dank der europäiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt geben. —ch—

Aſien.

Die alte und die neuere Schifffahrt der aſiatiſchen Völker.

II. Araber.

(Fortſetzung.)

Die vornehmſten vom Rothen Meer ausgeführten Waaren ſind Kaffee, Perlen, gedörrte Datteln, Senesblätter, Gummi, und Erzeugniſſe der afrikaniſchen Küſte, als Benzoe, Weihrauch und Myrrhe. Oman liefert Getraide, Thierfelle, Wolle, Kameele und Eſel, die beſonders nach der Inſel Bourbon wandern, Bahrain und das Land an der Mündung des Euphrat verſenden hauptſächlich Pferde, und zwar nach Bombay, wo das britiſche Heer deren immer bedarf. Die Pferde machen die ganze Ueberfahrt, welche zwiſchen Baſſora und Bombay 20 bis 35 Tage erfordert, auf dem Verdecke; ſelten aber fährt das Schiff von einem Orte zum anderen, ohne gelegentlich Station zu machen, wär' es auch nur um der Erneuerung des Waſſervorraths willen. Je fünf Pferde haben einen Stallknecht, und der Capitain verliert die Fracht für Stücke, die unterweges verenden. Um bei drohendem Sturm in eine Bay flüchten zu können, hält er ſich den Küſten möglichſt nahe. Gleichwohl ſchenkt man den muſelmänniſchen Seeleuten ſo wenig Vertrauen, daß keine Verſicherungs-Geſellſchaft jene Dow's in ihre Bücher eintragen will.

Als Sultan Tippu Sahib, in der Abſicht, eine Marine zu gründen, in Onohr Werften herſtellte, ließ er Dow's auf denſelben zimmern, und gewiß würden dieſe Fahrzeuge, die 80 bis 100 Fuß lang, 25 bis 30 Fuß breit und mit Tſchunam und Oel gegen den Wurmfraß überſtrichen ſind, wenn man ſie gehörig ausrüſtete, wenigſtens eben ſo ſtark ſeyen, wie europäiſche Kriegs-Goeletten. Der Araber iſt ein rühriger, verſtändiger, ſtarker und enthaltſamer Seemann; er verſteht es, nicht bloß ſeine eigenen Schiffe, ſondern auch ſolche von europäiſcher Bauart mit Geſchick zu bedienen. Die Marine des Imam von Maskat hat hiervon einen Beweis abgelegt, als ſie in Geſellſchaft britiſcher Fregatten manövrirte. Von allen dieſen kleinen Schächs und Sultanen, die jetzt ohne Erlaubniß des Statthalters von Bombay keine bewaffnete Barke in die See ſtechen laſſen, kann nur der Imam Seid ein mächtiger Fürſt heißen, obwohl auch er ein gezwungener Verbündeter der Briten iſt, die ihm gegen die Wahhabiten beigeſtanden. Dieſer Imam beſitzt ſehr ſchöne Korvetten, die zu Kotſchin und Maulmein von hindu'ſchen und birmaniſchen Werkleuten, aber unter der Leitung europäiſcher Kriegsbaumeiſter, gezimmert ſind. Seine Fahrzeuge wagen ſich bis in die fernen Gewäſſer von Mozambique, wo portugieſiſche Negerhändler ſie bisweilen gekapert und die Mannſchaft als Sklaven fortgeſchleppt haben.

Ein Seitenſtück des Dow iſt das Baggerow oder Baglow, welches mehr dem Golf von Ketſch angehört und am häufigſten von Matroſen aus Oman und Mahrain, zuweilen auch von muſelmänniſchen Hindu's bemannt iſt. Noch maſſenhafter als das Dow, noch breiter im Verhältniß zu ihrer Länge, am Hintertheil ins Gevierte gezimmert, ohne Vorſprung über dem Steuer, führen dieſe gewichtigen Fahrzeuge zwei Kanonen; rechnet man dieſes den Alten unbekannte Geſchütz ab, ſo iſt das Baggerow höchſt wahrſcheinlich noch genau ſo gezimmert und ausgerüſtet, wie zu Alexander's des Großen Zeit. Als ich eines dieſer Fahrzeuge zum erſten Mal erblickte, war ich an Bord eines prächtigen Dampfbootes. Die plumpe Maſſe kam uns mit der ganzen Gewalt ihres rieſenhaften Segels entgegen; die Raa erbebte, indem ſie über den Fluthen ſich bog; ein Haufe Matroſen mit Turbanen, auf das Geländer am Steuerbord gelehnt, betrachtete die brauſenden Räder unſerer Maſchine mit echt orientaliſcher Gleichgültigkeit. Wie alle aus den Häfen Indiens kommende Schiffe, ſo haben auch dieſe eine Bohlen-Bekleidung von Teakholz, das die Eigenſchaft hat, wohl hundert Jahre lang der Einwirkung des Waſſers zu trotzen. Man fällt dieſes Holz an der Weſtküſte Indiens, beſonders in den Wäldern, welche die Hügel und kleinen Berge von Travankohr krönen; allein [illegible] ſchönen Wälder ſind in ſolchem Grade gelichtet worden, daß die britiſche [illegible]gierung vor einigen Jahren daran denken mußte, mit dem koſtbaren [illegible] hinfüro haushälteriſcher umzugehen.

Bombay iſt der große Stapelplatz für den ganzen Handel des weſtli[chen] Oſtindiens, Arabiens, des Golfes von Perſien und wird fortfahren, es zu ſ[einer] bis einſt eine europäiſche Stadt an den Mündungen des Indus ſich erhebt. A[uch] iſt die Menge der großen und kleinen arabiſchen Schiffe, wie der Küſtenfahrer [von] Guſerate und Malabar, die ſeine Rhede beſuchen, unberechenbar.*) Zwiſch[en] den Felſen der Inſel Kolaba und der Malabar-Spitze kann man nicht ſelten den windſtillen Morgen der Monate Dezember und Januar gegen 60 oder lateiniſche Segel zählen, die einander zu berühren ſcheinen. Dieſe breitkielig[en] Barken laufen ein und aus, ohne eine Flagge zu hiſſen, ohne ſignaliſirt zu werden. Und doch, welche Bewegung, welches Leben giebt der Rhede u[nd] dem Hafen dieſe Anhäufung morgenländiſcher Schiffer! Hier füllen Matro[ſen] aus Jemen, im langen blauen Rocke der Ismaeliten, ihre Schläuche, die [ſie] vermittelſt langer Stricke aus Kameelhaaren in die Ziſterne ſenken; [da] miſcht ſich eine ganze Mannſchaft Matroſen vom Golfe, mit ihren runde[n] Turbanen unter Banianen mit rothen abgeflachten Pagri's und hochmüt[higen] Gebern. Etwas weiter drängt ſich der bis an den Gürtel nackte Araber [von] Maskat, deſſen Haupt eine Schärpe umwindet, deren Befranzung auf [den] Hals fällt, zwiſchen Perſern hindurch, die ihre bunte, von Kaſchmirſham[m] zuſammengehaltene Robe kenntlich macht. Die Capitaine oder Nakoda's [ſind] haben ihren weißen polirten und gekrümmten Stab hervorgeholt, gelbe Pa[n]puſchen angezogen und den weiten Kaftan über die Schulter geworfen [und] kauern jetzt im Schatten der Palmbäume, das Auge mehr geſchloſſen als offen, in der einen Hand die Pfeife mit dem Mundſtück aus Ambra haltend, während die andere einen zu Mekka empfangenen Roſenkranz manipulirt. In dieſer Lage ſind ſie aber keineswegs müßig, ſondern machen viele Geſchäfte, die fraglichen Summen nach Tauſenden, Hunderten und Zehnen an den Fingergelenken berechnend. Sind Käufer und Verkäufer einig geworden, ſo hat ein Händedruck, ein bedeutſamer Blick den Werth einer Unterſchrift, und der Handel iſt geſchloſſen, ohne daß der Nachbar erfahren hat, um welchen Preis.

Die arabiſchen Nakoda's beſuchen auch die Häfen Cambaya's, jenes berühmten Landes, von welchem Camoens ſagt, daß Porus hier geherrſcht. Man findet ſie in der reichen Stadt Surate, am Fluſſe Tapti, und in Kalikut, deſſen Zamorin dem großen Albuquerque jene blutige Schlacht lieferte. Man begegnet ihnen an allen Orten, wo ſie auch in früheſter Zeit verkehrten; denn die Seefahrer des ganzen arabiſchen Küſtenlandes und die Völker an den Geſtaden Indiens ſind, ſofern letztere Muhammedaner, durch Bande der Verwandtſchaft mit einander verknüpft. Noch jetzt giebt es zahlreiche Familien aus arabiſch-indiſchem Blute, die an der Küſte Koromandel Labbi's und an der von Malabar Mopilai's heißen, was Schwiegerſöhne bedeutet, weil die Araber indiſche Mädchen geheiratet. Dieſes Miſchvolk, erkennbar an ſeinem ſchmächtigen Wuchſe, ſeinem hohen Schädel und den langen Armen, treibt zwei Gewerbe, die an ſeinen Urſprung erinnern: ſie ſind Matroſen und Wollenkrämpler, wie ihre Vorfahren Schiffer und Hirten geweſen. Die Königin von Kananohr gehört zu einer Mopilai-Familie; ſie ſchickt ihre eigenen Schiffe nach den Meerengen und den Lakediven; ihr kleiner, ſicherer und ehemals durch ein holländiſches Fort vertheidigter Hafen nimmt eine bedeutende Zahl arabiſcher Dows auf. Die Radſcha's von Kotſchin und Tawanohr ſind anders geſtellt. Als Herr ſchöner Provinzen, in welche der Islam nie eingedrungen, die aber eine halbe Million Chriſten zählen, öffnet der Letztere, deſſen Land an Pfeffer und Bauholz beſonders reich iſt, den muſelmänniſchen wie den europäiſchen Schiffern ſeine ſchlechte Rhede, wo die Wellen beſtändig ans Ufer ſchlagen. Dort werden Arbeiten, die man in franzöſiſchen Häfen Galeerenſklaven überträgt, durch ein halbes Dutzend Elephanten verrichtet. Der kleine Fürſt von Kotſchin beſitzt nur noch die Stadt, nach welcher ſein ehemaliges Land betitelt iſt; ſie liegt an einem reizenden Fluſſe, in welchem die Trümmer einer portugieſiſchen Feſtung ſich ſpiegeln. Dort finden die Araber und die Seeleute vom perſiſchen Meerbuſen die vornehmſten Erzeugniſſe Indiens, um welche es ihnen zu thun iſt, im Ueberfluß. Europäiſche Natur- und Kunſterzeugniſſe werden in Bombay allein erhandelt.

Alle Schiffe, die dazu beſtimmt ſind, dieſe Gewäſſer zu befahren, werden in den Häfen der Weſtküſte Indiens gebaut. Man begreift leicht, daß Fahrzeuge, die von dem beſten Holz von der Welt gebaut ſind, und deren Steuerer außerdem ſehr vorſichtig zu Werke gehen, wohl ein Jahrhundert lang brauchbar ſeyn müſſen. Von der ungemein dauerhaften Bauart dieſer ungeheuren Barken kann man auf dem Kai von Kotſchin in der Nähe ſich überzeugen. Die Stadt gleicht einem See-Arſenale: auf den Werften ſitzen die weißen Juden aus Syrien, mit Tauwerk handelnd; hinter den Baſars iſt Holz in Menge über einander geſchichtet; und mitten im Gartenfelde der Stadt beginnen die Seilerwerkſtätten, die bis zum Dorfe Matatſcheri reichen. Dieſes Dorf hat ſchwarze Juden zu Bewohnern, von denen Niemand weiß, woher ſie ſtammen.**)

Ihre weiten Seefahrten um Ceylon herum und nach Bengalen bewerkſtelligen die Araber mit großen und ſchönen Dreimaſtern. Im Oktober aus den Häfen Mocha, Dſchidda, Maskat u. ſ. w. abſegelnd, gelangen ſie um die Zeit des Aufhörens der Südweſtwinde zu den Mündungen des Ganges. Was

*) Man kann die Schiffsbevölkerung Bombay's auf 80,000 Seelen anſchlagen.

**) Sie ſelbſt behaupten, reine Nachkommen der verſchwundenen zehn Stämme Iſraels zu ſeyn; die weißen Juden wollen dies aber nicht zugeben und halten ſie für Baſtarde aus verſchiedenen Völkern, die ſich nur zur moſaiſchen Religion bekennen.

e nach Bengalen bringen, iſt Kaffee aus Jemen, und vor Allem Salz, deſſen Alleinhandel die Regierung ſich vorbehält. Eingetauſcht werden Zucker und ie übrigen oben erwähnten Erzeugniſſe Indiens. Die Meiſten dieſer arabiſchen Bengalen-Fahrer kaufen ſich das Recht, die Flagge der Compagnie zu führen; es verſchafft ihnen den Vortheil, auf allen Märkten Indiens unter günſtigeren Bedingungen Zutritt zu erhalten, Ceylon ausgenommen, welche Inſel der Krone unmittelbar angehört. Ein großer Theil ihrer Fahrzeuge ſind ehemalige Schiffe der Compagnie von ſehr ſtarkem Tonnengehalt. Einmal im Hafen angekommen, den er erſt mit Wiedereintritt des Monſuhn verlaſſen wird, läßt der ſorgliche Capitain ſein Fahrzeug abtakeln und ſeine Weiber in ein für ſie gemiethetes Haus bringen, denn ein reicher Muſelmann führt, wenn er ſo lange von Hauſe wegbleibt, immer ſein Harem mit ſich. Auch ſind die Fenſter des oberſten Stockwerks am Hintertheil des Schiffes mit engem Gitterwerk verſehen, und zwei Diener halten während der Ueberfahrt am Eingang Wache. Ihre temporaire Verſetzung nach den Ufern des Ganges mag dieſen Huri's eben kein großes Vergnügen gewähren; ſie werden in Palankins, die mit einer weit überhängenden Stuhlkappe überdeckt ſind, vom Bord des Schiffes nach dem Harem befördert, wo ſie wie Waaren in einer Niederlage eingeſchloſſen bleiben. Unterdeß arbeiten die Matroſen im Schatten und thun dabei feierliche Züge aus dem indiſchen Tabaksrohre: es ſind Leute von allen Farben, aus allen Winkeln Afrika's und größtentheils Leibeigene des Capitains. Auf der ganzen Welt mag es keine ärgeren Schreier geben als dieſe Matroſen vom Rothen Meere; wie heulen ſie ihr eintöniges salâm 'alek yari! während ihre nervigen Arme die Waarenballen aus dem Kiel ans Ufer hiſſen. Zu Suez begleiten ſie jeden Ruderſchlag mit einem Gebrumm, das einem dumpfen Glockenton gleicht; es iſt der regelmäßige Widerhall des Geſanges, den ein Schiffsjunge im hohen Sopran anſtimmt. Iſt das Tagewerk vorüber, ſo greift die ganze Mannſchaft zu dem weißen Stabe, dem Zeichen der Ruhe; alle ſteigen ans Land und ſchlendern in einer langen Reihe, um ſich nicht zu verlieren, durch die volkreichen Straßen von Kalkutta; ſie gehen in tiefem Schweigen, weil die Arbeit ſie nicht mehr belebt: ſtatten den Moſcheen Beſuche ab, grüßen den verſchrumpften, auf ſeiner Matte kauernden Fakir und kehren erſt dann auf ihr Schiff zurück, wenn die Stunde des Abendeſſens, das aus Waſſer und Datteln beſteht, gekommen iſt. Ein einziger engliſcher Seemann, der aus der Schenke kommt, oder ein franzöſiſcher, der aus dem Kaffeehaus nach den Hütten der Bajaderen eilt, ſetzt die Polizei in größere Verlegenheit, als ganze arabiſche Schiffsmannſchaften, die nicht ſelten ſechzig Köpfe ſtark ſind. Muhammed hat mit einem Verſe des Korans mehr ausgerichtet, als alle Mäßigkeits-Geſellſchaften, trotz der Warnungszettel, die ſie an den Straßenecken anſchlagen laſſen. *) Bemerken wir auch im Vorbeigehen, daß der arabiſche Seemann ſeine religiöſen Gebräuche immer gewiſſenhaft vollzieht; das Faſten des Ramadhan wird von Allen an Bord ſtreng gehalten, und auf der Kranzung des Schiffſchnabels lieſt man in goldenen Buchſtaben fromme Sprüche aus den heiligen Büchern. Einer der Nakoda's, die Kalkutta regelmäßig beſuchen, wird von allen orthodoxen Muſelmännern der Stadt hochgeehrt, weil er aus Ali's Geſchlechte ſtammt und den grünen Turban trägt; ſie umgeben ihn, fallen ihm ſogar huldigend zu Füßen, und er hebt ſie mit vieler Würde wieder auf. Der ernſte und doch ſanfte Ausdruck ſeines Geſichts hat etwas ſo ritterlich Romantiſches, daß man gegen den zwölf Jahrhunderte alten Adel des Mannes nicht unempfindlich bleiben kann. (Schluß folgt.)

*) Einſt Tages ſah ich in dem Baſars von Madras Zettel mit der Ueberſchrift: „Haltet den Dieb!!!“ Unter dem Diebe war nichts Anderes zu verſtehen, als Wein und ſtarke Getränke, kurz die Unmäßigkeit, weil ſie Zeit und Geld ſtiehlt. Unglücklicherweiſe blieben nur Betrunkene vor den Zetteln ſtehen; die guten Leute fühlten ihre Taſchen leer, ohne recht zu wiſſen, wo das Geld hingekommen, und hofften vielleicht, den Aufenthalt des Diebes zu erfahren.

Frankreich.

Die berühmten Frauen.

Herr Victor Couſin beklagt ſich in der Revue des deux Mondes darüber, daß ihm ſeine ernſten Studien keine Zeit übrig ließen, ſich die Freude zu machen, ein Buch über die berühmten, d. h. die großen Frauen des für Frankreich ſo großen ſiebzehnten Jahrhunderts zu ſchreiben, wie Perrault zu ſeiner Zeit ein ſolches über die großen Männer deſſelben Jahrhunderts mit Bruſtbildern und bündigen Lebensabriſſen (1696 und 1700) geliefert habe; er ſagt: „Ich würde meine ganze Seele darin niederlegen, obgleich keine Sylbe von mir ſelbſt darin ſtehen ſollte. Wenn ich etwas werth bin, ſo bin ich es nur deshalb, weil ich das Schöne verehre, und dieſe zärtliche, bewundernde Verehrung für das Schönſte, was auf Erden nach einem großen Manne exiſtirt: eine Frau, die würdig iſt, ihm zur Seite zu ſtehen, möchte ich ausdrücken, möchte ich anſteckend machen, Allen mittheilen durch Hülfe der Kunſt und des Studiums; doch ſollten ſich dieſe nur auf die Darſtellung und Ergründung der reizenden oder finnigen Geſichtszüge beſchränken, denn was vermöchte die Kunſt der Beredſamkeit oder die Gelehrſamkeit über die Frauen? .... Wenn ein Zeitalter eine geiſtige Höhe erreicht hat, ſo dringt der herrſchende Geiſt überall ein, von den Männern gelangt er endlich auch bis zu den Frauen, und ſind dieſe erſt davon berührt, ſo ſpiegelt er ſich aufs mächtigſte in ihnen ab; ihre lebhafte Natur iſt vortrefflich geeignet, die Eigenthümlichkeiten der Mederichlung auszudrücken und zu verbreiten, ſie ſind großartig oder kleinlich, tugendhaft oder verderbt, aber ſie ſind keines halb, ſondern immer zum Aeußerſten im Guten wie im Böſen geneigt, je nachdem der Wind weht. Die Bewegung, der Fortſchritt und der Verfall des Jahrhunderts würde ſich deutlich zeigen in der Reihefolge der verſchiedenen Frauengeſtalten, die anfangs ſo groß und ernſt ſind, dann anmuthiger und ſchwächer werden und überzeugender als eine Galerie von Männerbildniſſen die Scheidewände der Zeiten hervorheben.

„Die Frauen, welche ſich durch ihre Schriften ausgezeichnet haben, würden zwar in meiner Sammlung nicht ausgeſchloſſen werden, aber ich geſtehe, daß ich einen großen Unterſchied zwiſchen einer geiſtreichen Frau und einer literariſchen Frau mache. Ich verehre die erſtere unendlich und habe wenig Geſchmack für die letztere; ich gehöre jedoch keineswegs zu der Schule Molière's hinſichtlich der Frauen. Mann und Weib haben dieſelbe Seele, dieſelbe moraliſche Beſtimmung; es wird dereinſt dieſelbe Rechenſchaft über die Anwendung ihrer Anlagen von ihnen gefordert werden, und es wäre vom Manne eine Barbarei, ſo wie für das Weib eine Schmach, wenn die von Gott verliehenen Gaben herabgewürdigt würden. Entweder iſt die Frau nicht zur Gefährtin des Mannes beſtimmt, oder es iſt ein gottesläſterlicher und thörichter Widerſpruch, ihr die Kenntniſſe zu verſagen, die es ihr möglich machen, in geiſtigen Verkehr mit demjenigen zu treten, deſſen Schickſal ſie theilen ſoll, deſſen Anſtrengungen, Kämpfe und Leiden ſie wenigſtens lindern ſoll. Deshalb ſey ihr frei geſtattet, ihren Geiſt durch alle Arten ſchöner Kenntniſſe und edler Beſchäftigungen zu bilden, wenn ſie nur das höchſte Geſetz ihres Geſchlechts ſtets heilig hält: die Schamhaftigkeit, die Mutter der Anmuth! Das Weib gehört der Häuslichkeit wie der Mann der Oeffentlichkeit; er iſt zum Handeln geboren und bethätigt dies auch noch ſchreibend, denn er kann eben ſo gut mit der Feder eine öffentliche Laufbahn verfolgen, als mit dem Wort oder dem Schwert. Ein ernſter Mann ſchreibt nur aus Nothwendigkeit, weil er ſeinen Zweck auf keinem anderen Wege erreichen kann. Dies iſt ſo ſehr wahr, daß er nur unter dieſer Bedingung gut ſchreibt, und es iſt eine folgereiche Beobachtung, daß die größten Autoren keine Schriftſteller von Profeſſion waren. Ein ſolcher Schriftſteller iſt nur ein geſchickter Handwerksmann, der zum Vergnügen des Publikums beiträgt, der in verdientem Anſehen ſteht und Alles erreichen kann, ſelbſt die Pairswürde von heutzutage, der Alles erlangen kann außer dem Ruhm! Der Ruhm iſt nicht ſo wohlfeil zu haben; er iſt der Ausruf der Dankbarkeit des Menſchengeſchlechts, und das Menſchengeſchlecht geht ſparſam um mit ſeiner Dankbarkeit, es läßt ſie ſich nur durch große Dienſtleiſtungen abringen. — Wenn ich ſo hart über einen Literaten urtheile, was hat da eine Literatin von mir zu erwarten? Wie, eine Frau, die, Gottlob, keine öffentliche Sache zu vertheidigen nöthig hat, ſtellt ſich auf den Marktplatz, und ihre Schamhaftigkeit empört ſich nicht bei dem Gedanken, vor Aller Augen die geheimſten Schönheiten, die rührendſten und unergründlichſten Reize, die ganze Seele, alle Empfindungen, alle Leiden und inneren Kämpfe zu enthüllen, ſie gleichſam dem Meiſtbietenden, der Prüfung des Buchhändlers, des Leſers und des Journaliſten preiszugeben! Das iſt es, was ich faſt täglich mit anſehen muß, und zwar von den achtbarſten Frauen, was ich aber niemals begreifen werde. Ich geſtehe, daß ich hierin vielleicht etwas veraltet bin und einer anderen Zeit angehöre. Wenn Jemand mir beweiſen wollte, daß Frau von Sévigné ihre reizenden Briefe voll unerſchöpflicher Lebendigkeit und anmuthiger Mutterzärtlichkeit habe drucken laſſen wollen, ſo würde ich erſtens antworten: verderbt mir meine Sévigné nicht; ſie war eine Mutter voll wahrer Leidenſchaft und echtem Genie, Ihr wollt mir einen Schöngeiſt aus ihr machen! zweitens, würde ich aber ſagen, irrt Ihr Euch, denn man ſchreibt ganz anders, wenn man gedruckt und geleſen werden will; man kann noch ganz angenehm ſchreiben, aber man hat nicht dieſe Natürlichkeit, nicht dieſe unwillkürliche Anmuth und dieſe reizenden Ausdrücke, die das Herz allein eingiebt; die geſchickteſte Kokette könnte ſie nicht nacherfinden. Jede Frau, die über ihre Empfindungen für das Publikum ſchreibt, unternimmt einen Betrug; ſie macht eine Perſon, und zwar ſchlecht, ſie ſchreibt mit mehr oder weniger äußerer Wärme, aber ohne Seele, denn wenn die Seele ein Recht zum Mitreden hätte, ſo würde die Schreiberin von ihr zurückgehalten werden. Dieſe Regel leidet keine Ausnahme. Doch ſey es wohlverſtanden, daß es ſich hier nicht um die Poeſie handelt: Männer oder Frauen, der Dichtergenius iſt immer ein liebenswürdiges, erhabenes Kind, das nicht weiß, was es ſagt und thut, das ſingt oder ſchreibt, wie Plato es lehrt, unter dämoniſcher Einwirkung. Die Poeſie iſt ein geheiligtes Weſen; wenn ſie in dem Wahnſinn der Begeiſterung ſich der Menge nackt zeigt, ſo iſt es ein verwandelter Körper, und die heiligen Binden bleiben unantaſtbar in den Augen ihrer wahren Bewunderer. Aber die Proſa iſt eine nüchterne Muſe, ſie weiß, was ſie thut, und iſt dafür verantwortlich. Wenn alſo eine Frau in Proſa ſchreibt, ſo iſt ſie bei kaltem Blute, und wenn ſie von ſich ſelbſt redet, ſo iſt dies in meinen Augen ein großer Fehler. Ich kenne nur zwei Entſchuldigungen für eine ſchreibende Frau: ein großes Talent oder große Bedürftigkeit, und ich beuge vor letzterer mich mit mehr Ehrfurcht als vor erſterem. Glücklich geprieſen ſey eine Frau, wenn ſie Talent mit Klugheit verbindet und durch ihre beſcheidenen Arbeiten, nützliche Werke, die den Stempel der Moral und der Frömmigkeit tragen, ihre Familie zu unterſtützen vermag; größtentheils ſind dieſe Früchte ſtiller Abendſtunden fleißige Ueberſetzungen unter dem Schleier der Anonymität. Oder wenn die Nothwendigkeit es erfordert, den Namen zu enthüllen, um der Feder eine reichere Aerndte zu verſchaffen, o ſo verberge die Schriftſtellerin wenigſtens ihr Leben, ſo fliehe ſie das Geräuſch und das Aufſehen der Welt, ſo bleibe ſie am Heerde, berühmt und unbekannt, zufrieden, ein unſcheinbares Glück, Achtung und Zuneigung, zu verbreiten und zu genießen.

„So sehr ich den Roman „die Prinzessin von Cleve" hochschätze und bewundere, so kostet es mich doch Ueberwindung, ihn der Verfasserin, der Frau von Lafayette, zu verzeihen. Daß die edle Dame freiwillig das Schriftstellerhandwerk geübt hat, erinnert immer daran, daß sie ihre letzte Neigung einer sehr traurigen Figur gewidmet hatte, dem stolzen, ränkesüchtigen, kleinlichen, spitzfindigen La Rochefoucauld, der die gewandteste, aber auch die frechste Feder führte, der sein eigenes Leben in seinen Maximen aussprach und der sogar in der Liebe kein Herz hatte, denn er stellte seine frühere Geliebte, die Herzogin von Longueville, unbarmherzig an den Pranger in seinen Memoiren, die er noch zu Lebzeiten derselben veröffentlichte. Er erzählt deutlich, auf welchem Fuße er mit ihr gestanden und wie der Herzog von Nemours sein Nachfolger geworden. Nach Frau von Lafayette sind nur noch drei literarische Frauen des siebzehnten Jahrhunderts bemerkenswerth, die Scudery, die Deshoulières und die Dacier; müßte ich für meine Mutter oder Schwester unter diesen drei Frauen wählen, so zöge ich unbedenklich die Dacier vor, sie war eine vortreffliche, höchst unterrichtete Frau, die sehr wenig von sich selbst gesprochen hat, und deren Uebersetzungen länger dauern werden, als manche sogenannte Original-Arbeiten; ihre Iliade liefert hinlänglich den Beweis für das Gesagte .... Ich würde nicht die Ungerechtigkeit und den schlechten Geschmack besitzen, die Schriftstellerinnen gänzlich aus meiner Galerie berühmter Frauen zu verbannen, ich würde ihnen ihre Stellen anweisen, aber die Ehrenplätze ertheilte ich jenen außerordentlichen Frauen, die eine seltene Geisteskraft und eine auserwählte Seele besaßen, ohne jemals, wenigstens nicht für das Publikum, geschrieben zu haben, wie es die wahre Bestimmung des weiblichen Genius erfordert. Zuerst stände oben an die segensreiche Frau von Chantal, die würdige Schülerin des heiligen Franziskus von Sales, die, wie die heilige Therese, nur lebte, um zu lieben und zu leiden, zu trösten und zu helfen (ihr Sohn war der Vater von Frau von Sévigné). Dann Angelika Arnauld, die sechzehnjährige Reformatorin der Klöster, namentlich Port-Royals; ich habe Briefe gesehen von dieser christlichen Cornelia, in denen sich die naive Größe ihrer Seele hinreißend offenbart. Die Schwestern Pascal's folgen, Jaqueline und Gilberte, beide vollkommen schön, was auch nicht zu verachten ist, die eine geistreich, leidenschaftlich und eigensinnig wie der Bruder, die andere im Schoße tiefster Frömmigkeit alle Neigungen und Gefühle einer Schwester, Gattin und Mutter sich erhaltend. Unter der Fronde giebt es eine reiche Auswahl von diesen Gestalten sehr abstechender Erscheinungen; da sind die Herzogin von Longueville, die Frauen von Chevreuse und von Montbazon u. s. w. Etwas später erscheint die Perle der ganzen Sammlung: Frau von Sévigné, und neben ihr das Kind ihres Herzens, die Gräfin Grignan; die Tochter hatte einen freieren und festeren Verstand als die berühmte Mutter, einen originellen Geist und einen Styl, der vollkommen zu nennen war in seiner edleren Mäßigung, Descartes war ihr Freund. Nicht zu vergessen sind noch Frau v. Rambouillet, Mademoiselle Paulet und die Herzogin von Mazarin, die glänzende, thörichte Hortense. Mit dem fortschreitenden Jahrhundert nehmen schon die Vorzüge unserer Galerie ab, aber es kommen nur schöne Bilder, die La Vallière, als sie zur Louise de la Miséricorde geworden war; in ihren Briefen zeigt sich überall eine schöne Seele. Ihre glückliche und stolze Nebenbuhlerin, die Montespan, wird neben ihre gelehrte Schwester, Frau von Rochechouart, Aebtissin von Fontrevault, gestellt, die das Gastmahl des Plato übersetzte. Das letzte Bild mit kalten, aber noch schönen Zügen ist Frau von Maintenon: man kann keine Sympathie für sie fühlen, die weder die Pflicht, noch ihr Herz, sondern stets nur die öffentliche Meinung berücksichtigte, die keine Tugend und keine Liebe kannte, sondern immer nur nach dem kleinlichen elenden Ziele strebte: in Ansehen zu stehen."

Es ist in der That zu bedauern, daß Herr Cousin gleichsam nur die Rahmen dieser anziehenden Frauenbilder hinstellt und die Ausführung als unmöglich andeutet. Das Interesse für berühmte Persönlichkeiten ist in der jetzigen Zeit stärker als jemals ausgeprägt, es würde ihm dankbar und lebhaft gefolgt seyn bei der angenehmen Beschäftigung, die Lebens- und Herzensgeschichte liebenswürdiger Frauen zu entwickeln. Daß Herr Cousin unter diese übrigens nicht die literarischen Frauen rechnen will, wird gewiß unseren Leserinnen auffallend erscheinen; Herr Cousin hat dadurch vielleicht ein wirksames Mittel angegeben, um den Zudrang zu der schriftstellerischen Laufbahn zu hemmen, denn welches weibliche Wesen wäre wohl stark genug, derselben das angeborene Vorrecht der Liebenswürdigkeit zu opfern! Herr Cousin macht es mit den Frauen wie mit den Kindern, denen man vorsagt: „Nur wenn Ihr artig gewesen, seyd Ihr hübsch." Er tadelt ihre Eitelkeit und benutzt sie doch, freilich in guter Absicht. Ob es wirklich keine liebenswürdige Schriftstellerinnen gegeben hat oder noch giebt, wollen wir hier nicht untersuchen, aber nicht ungerügt können wir es lassen, daß Herr Cousin eine Ungerechtigkeit begeht, indem er den literarischen Frauen die eitle Unbescheidenheit schuld giebt, immer nur von sich selbst zu reden, oder den noch viel schlimmeren Mangel an weiblichem Zartgefühl, mit ihren körperlichen und geistigen Reizen zu prunken und sie der Oeffentlichkeit preiszugeben, ohne zu erröthen; er gebraucht diese und noch andere hyperbolische Redensarten mehr, die ziemlich allgemein nachgesprochen, aber nicht geprüft werden. Allerdings ist bei den Frauen die Subjektivität lebhafter hervortretend als beim anderen Geschlecht, der Impuls ihrer Gefühle ist stärker, sie wenden sich dahin, wo er einwirkt, wie die Pflanze sich einseitig dem auf sie zuströmenden Lichte zuwendet, sie können nur durch die Vermittelung der Selbstempfindung Eindrücke darstellen, ihr Ich bleibt daher sich selbst unbewußt mehr thätig und sichtbar im Vordergrund ihrer Reden und ihrer Schriften, es erzählt uns in naiver Bewußtlosigkeit die eigene Geschichte unter fremden Gestalten und erreicht nicht selten dadurch die überzeugende Wahrheit, die sonst nur der Objektivität möglich ist. Keineswegs geschieht dies immer aus Absicht oder mit kalter Ueberlegung, und fast alle die berühmten Landsmänninnen des Herrn Cousin verdienen seine Vorwürfe nicht; die feine, geistreiche Frau von Lafayette hat nur hin und wieder in der Prinzessin von Cleve das Zittern des eigenen Herzens verrathen, ohne es zu ahnen, und die ehrbare Madame Cottin hat gewiß kein einziges Mal an sich selbst gedacht, als sie die romantische Liebe der schönen Mathilde und Malek Adel's schilderte, ja sogar George Sand und die Staël müssen wir freisprechen, obwohl sie Beide deutlich beim Flammenschein der eigenen Herzensgluth geschrieben haben, aber gerade deshalb mußte jede kalte Absicht, wie die Eitelkeit sie einflößt, ihnen fern bleiben; auch würde Herr Cousin die beiden Letzteren vielleicht selbst zu den Ausnahmen rechnen, die er als von dem Genius der Poesie begeistert, als unzurechnungsfähig bezeichnet. Wenn Cousin sagt, die Frauen sind niemals etwas halb, so irrt er sich gewaltig, ihre Eigenthümlichkeit drückt gerade unsere allgemeine primitive Natur aus, und so wie kein Mensch ganz böse oder ganz gut ist, so sind es die Frauen noch viel weniger, sie sind Alles halb, so daß sogar jede gute Regung noch einen Zusatz von Böse hat; darum können wir auch nicht alle literarische Frauen gegen Herrn Cousin in Schutz nehmen. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— **Kenntniß der Italiäner von Deutschland.** Im Januar-Hefte der in Mailand erscheinenden Rivista Europea, einer Zeitschrift, die übrigens zu den besseren des heutigen Italiens gehört, befindet sich mit der Ueberschrift „Nuove opere letterarie in Germania" ein rhapsodischer Bericht über die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur. Unter den darin vorkommenden Mißgriffen ist wohl der allerseltsamste die Bemerkung, daß der Ritter von Lang, dessen Denkwürdigkeiten jetzt in Deutschland mit so großem Vergnügen gelesen würden, Niemand anders als — Friedrich der Große sey, den man unter jenem Namen habe auftreten lassen. Fast eben so seltsam ist nachfolgende Notiz: „Auch Tomaso Thimau ist einer der kürzlich aufgetretenen jungen Schriftsteller, von welchen sich die deutschen Blätter viel versprechen; er vereinigt in sich die Vorzüge sowohl als die Fehler unserer Zeit." Es wird dann weiter entwickelt, worin diese Vorzüge und Fehler bestehen, zu welchen letzteren auch die „utopistischen Ansichten" des Autors von der heutigen Gesellschaft gezählt werden. Kaum dürfte die elegante Verfasserin des „Thomas Thyrnau" selbst errathen, daß Niemand anders als sie unter jenem jungen Schriftsteller gemeint sey. Auch der Name des deutschen Dichters Arnberg, der in dieser Uebersicht erwähnt wird, könnte uns in einige Verlegenheit bringen, wenn nicht von seinem Roman „Diana" gesprochen würde. Dagegen haben die Namen Gutzkow und W. Alexis die Feuerprobe der Alpen glücklich bestanden. Der „falsche Waldemar" des Letzteren wird unbedingt gelobt; von dem Ersteren aber wird gesagt, daß seine Theatererfolge mit denen von Victor Hugo's „Burgraves" zu vergleichen: sie seyen künstlich und verschwänden vor dem Urtheil der unbestochenen Kritik.

— **Englische Besprechungen deutscher Schriftsteller.** In der Foreign Review steht eine Abhandlung von Archer Gurney über den fleißigen und talentvollen Dichter und Kritiker altdeutscher Heldensagen: Karl Simrock in Bonn; namentlich wird seine Gudrun ausführlich besprochen. Auch werden in demselben Blatte, unter lobender Anerkennung ihres poetischen Werthes, Proben aus einer noch ungedruckten Uebersetzung von Young's Nachtgedanken mitgetheilt. Die neue Verdeutschung dieses schönen Gedichts ist von der auch als eine der talentvollsten Uebersetzerinnen Byron's rühmlichst bekannten Baronin Elise von Hohenhausen geb. von Ochs. Archer Gurney hat wahrscheinlich durch seinen Aufenthalt in Deutschland Gelegenheit zu näherer Kenntnißnahme dieses Werks gehabt, das dem Vernehmen nach demnächst dem Drucke übergeben werden soll.

— **Anforderungen der Chinesen an ihre Gelehrten.** Daß auch in dem „Reich der Mitte" Bücher-Gelehrsamkeit und blinde Fügsamkeit nicht Alles sind, was von den Männern des Wissens verlangt wird, davon zeugt folgende Stelle des kanonischen Buches Li-ki: „Lockt man den Gelehrten mit kostbaren Dingen (Geld, Auszeichnungen u. s. w.), bietet man ihm Genüsse jeder Art: so sehe er dem Vortheil ins Auge und halte sich nach wie vor an das Rechte. Raubt man ihm all seinen Besitz, bedroht man ihn mit Waffen: so sehe er dem Tod ins Auge und ändere seine Ueberzeugung nicht." — Wie es hier mit dem „Rechten" und der „Ueberzeugung" gemeint sey, das thut nichts zur Sache: genug, man verlangt Charakterstärke und folgerechtes Handeln und verdammt feile Gesinnungslosigkeit, sollte auch natürlicher, physischer Hunger, und nicht, was eben so häufig ist, der künstliche Hunger unersättlicher Habsucht dazu bestimmen.

— **Beiläufig.** Auf Befragen und um Mißverständnissen vorzubeugen, erwiedert der Redacteur dieser Blätter, daß die in einer Hamburger Zeitschrift („Jahreszeiten") mit J. L. unterzeichneten Korrespondenzen aus Berlin nicht von ihm herrühren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Dienstag den 13. Februar 1844.

Frankreich.

Lucilio Vanini und der Atheismus.

Von Victor Cousin.

Das sechzehnte Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Revolutionen; es sagt sich vom Mittelalter los und zieht aus, das gelobte Land der neueren Zeiten zu suchen; es gelangt nicht in dasselbe und erschöpft seine Kraft in der Begründung einer Welt, die es selbst nicht kennt und deren Beginn es leugnet. Das siebzehnte hat nichts mehr mit dem Mittelalter gemein; doch je weiter es sich von demselben entfernt, um so entschiedener verläßt es auch die Bahnen des vorhergehenden Jahrhunderts. Es verschwendet seine Kräfte nicht mehr, indem es abenteuerlich die verschiedenartigsten Versuche macht, um seine eigene Bestimmung zu entdecken; sondern es kennt sein Ziel und strebt ihm mit geordneter Thätigkeit zu. Die scholastische Philosophie, welche im dreizehnten Jahrhundert ihren Gipfelpunkt erreichte, ist zu Anfang des sechzehnten abgestorben, doch die Philosophie der neueren Zeit beginnt erst 1637; dazwischen liegt eine Philosophie, welche man die der Wiedergeburt nennen könnte. Ihr Charakter ist völlig negativ; sie verwirft den Scholastizismus, sie wendet sich wieder an das Alterthum, doch nicht, um dasselbe zu erheben, sondern um es als Grundlage zu eigenen Bauten zu benutzen. In Florenz übersetzt man den Plato und die Alexandriner; man gründet eine Akademie, in der viel Enthusiasmus, doch wenig Kritik herrscht, und in der man, wie einst zu Alexandrien, Zoroaster, Orpheus, Plato, Plotin und Proklus, den Idealismus und Mystizismus, wenig Wahrheit und viel Thorheit unter einander mischt. Hier nimmt man die epikurische, dort die stoische und selbst die pyrrhonische Philosophie wieder auf. Gegen Aristoteles zwar kämpft man fast allgemein, doch nur gegen den Aristoteles Albert's des Großen und des heiligen Thomas, den man mit dem Christenthum verschmolzen hatte; dagegen sucht man hin und wieder auf den wirklichen Aristoteles zurückzugehen, und in Bologna greift man durch ihn das Christenthum an. Diese Zeit der Wiedergeburt zeigt uns keinen Denker, welcher sich mit den großen Philosophen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit vergleichen könnte; sie hat kein Werk erzeugt, das einen bleibenden wissenschaftlichen Werth hätte; doch der revolutionaire Geist, welcher die Denker dieses Jahrhunderts beherrscht, ist an sich selbst von der größten Wichtigkeit, weil er die alte Knechtschaft durchbrochen und der modernen Philosophie den Weg gebahnt hat. Descartes und Leibnitz sprechen von der Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts sehr verächtlich, weil sie bei ihrem tiefen, gemessenen Ernst nicht mit jenen ungestümen Glücksrittern des Gedankens verwechselt seyn wollen; doch sie vergessen dabei, daß sie ohne diese Vorgänger ihre eigene Mission kaum so vollständig erfüllt hätten. Die Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts haben nicht sowohl durch ihre Schriften, als durch ihre Tendenz überhaupt, durch ihr Leben und ihren Tod die Philosophie gefördert. Die bemerkenswerthesten aus der Zwischenzeit von Gerson bis Descartes sind Petrus Ramus, Giordano Bruno, Thomas Campanella und Lucilio Vanini.

Petrus Ramus oder Pierre de la Ramée war der Sohn eines Köhlers; er diente im Collége zu Navarra und wurde auf seine Bitten von den Professoren aus Mitleid zu den Vorlesungen zugelassen; später wurde er selbst Professor, wurde entsetzt und wieder zurückberufen, von seinen Feinden unermüdlich verfolgt und zuletzt in der Bartholomäus-Nacht als Protestant und als Platoniker ermordet. Sein Gegner, der Katholik und Peripatetiker Carpentarius, sandte nach Thuar's ausdrücklichem Zeugnisse die Mörder nach ihm aus; sie rissen ihn aus seinem Zimmer, stürzten ihn, nachdem sie sein Geld genommen hatten, mit mehreren Wunden zum Fenster hinab auf die Straße; hier rissen Schüler auf den Antrieb ihrer rachedurstigen Lehrer ihm die Eingeweide aus dem Leibe, peitschten den Leichnam, um Ramus noch im Tode zu schänden, mit Ruthen und schleiften ihn durch die Straßen. Dies war das Schicksal eines Mannes, der zwar nicht eine hohe Originalität, doch ausgezeichnete Kenntnisse und eine sehr edle Gesinnung hatte; der die sokratische Weisheit bei uns einführte und der Erste war, welcher in französischer Sprache eine Abhandlung über Dialektik schrieb.

Giordano Bruno hielt sich an Pythagoras und Plato, und vorzüglich an den Pythagoras und Plato der Alexandriner. Gleichsam berauscht von dem Gedanken der All-Einheit, erhebt er sich zu den kühnsten Speculationen, ohne durch eine Analyse zu ihnen geführt zu seyn und ohne sie durch Gründe auch nur stützen zu können. Er führt auf nicht hinreichend geprüften Prinzipien ein schwankendes Gebäude auf, geht von Plato auf die Eleaten zurück, antizipirt Spinoza und giebt gewissermaßen schon als Dichter, was Spinoza als Mathematiker durchgeführt hat. Er hat das Verdienst, schon vor Galilei auf Kopernikus hingewiesen zu haben; seine Schriften sind, obwohl oft phantastisch, doch stets genial, und die Gründe seines schrecklichen Todes sind nie genau bekannt geworden. Machte man es ihm zum Verbrechen, daß er, noch ziemlich jung, aus dem Dominikaner-Kloster geflohen, in das er aufgenommen war? Wurde er als Protestant so streng gerichtet, oder als Verfasser der kleinen Schrift „la bestia trionfante", in welcher er das Papstthum direkt anzugreifen schien? Oder wurde er nur allgemein des Atheismus angeklagt, da die jetzt so geläufige Beschuldigung des Pantheismus damals noch nicht erfunden war? Diese letztere Vermuthung scheint gegenwärtig so gut wie erwiesen. Ein deutscher Gelehrter und eifriger Anhänger des Papstthums nämlich, der sich in jenen Tagen zu Rom aufhielt, machte sich eine Freude daraus, dem Prozeß und der Verbrennung Bruno's beizuwohnen, und er erzählt, was er hierbei gehört und gesehen, einem seiner protestantischen Landsleute in einem Briefe, den wir hier im Auszuge mittheilen, da er wenig bekannt ist.

Caspar Scioppius an seinen Freund Conradus Rittershusius.

„Es bietet sich mir eine neue Gelegenheit, an Dich zu schreiben. Heute ist Giordano Bruno als Ketzer hier vor dem Theater des Pompejus öffentlich verbrannt worden. Wenn Du es mit angesehen hättest, so würden die umstehenden Italiäner Dir gesagt haben, er werde als Lutheraner verbrannt, und dies würde Dich ohne Zweifel in der Vorstellung, welche Du von unserer Grausamkeit hast, bestärkt haben; doch unsere Italiäner können die verschiedenen Gattungen der Ketzerei nicht unterscheiden; wer nicht päpstlich gesinnt ist, der heißt ihnen ein Lutheraner, und ich bitte Gott, daß sie mit den Meinungen der Ketzer nie so genau bekannt werden mögen, um sie richtiger zu beurtheilen. Ich selbst würde vielleicht dem allgemeinen Gerüchte geglaubt haben, daß Bruno als ein Opfer des Protestantismus sterbe, wenn ich nicht in der Sitzung zugegen gewesen wäre, in welcher sein Todesurtheil ausgesprochen wurde, und wenn ich nicht dadurch die Art seiner Ketzerei kennen gelernt hätte ... (Hier folgt eine Uebersicht der Erlebnisse und Lehren Bruno's.) Es ist unmöglich, all' die furchtbaren Ansichten zusammenzustellen, welche er theils in seinen Schriften niedergelegt, theils in seinen Vorlesungen öffentlich ausgesprochen hat. Mit einem Worte, es giebt keinen Irrthum der heidnischen, keine Ketzerei der älteren christlichen Philosophen, die wir nicht bei ihm wiederfänden. — In Venedig fiel er in die Hände der Inquisition, und nachdem man ihn dort ziemlich lange aufgehalten hatte, wurde er nach Rom gesandt, zu wiederholten Malen vor dem Inquisitionsgerichte verhört und von den angesehensten Theologen seines Verbrechens überführt. Man gab ihm vierzig Tage Bedenkzeit, ob er seine Ketzerei abschwören wolle; anfänglich stellte er sich hierzu geneigt, doch zuletzt vertheidigte er seine Thorheiten von neuem, forderte noch einmal vierzig Tage Aufschub und trieb mit dem Papst und der Inquisition sein Spiel. Am 9. Februar wurde er daher vor den Groß-Inquisitor geführt, und in Gegenwart dreier Kardinäle der Inquisition, welche durch ihr Alter, durch ihre Kenntniß des Rechts und der Theologie und ihre Vertrautheit mit dem Geschäftsgange die angesehensten sind, so wie in Gegenwart des theologischen Rathes, der weltlichen Richter und des Gouverneurs der Stadt, mußte er knieend sein Urtheil anhören. Man legte in demselben sein Leben, seine Studien und seine Ansichten dar; man hob den Eifer hervor, mit welchem die Inquisition ihn zu bekehren gesucht hatte, so wie die Hartnäckigkeit, mit welcher er aller christlichen Liebe seiner Richter entgegengetreten war. Darauf wurde er exkommunizirt und der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben, welche man jedoch bat, ihn mild zu strafen und kein Blut zu vergießen. Bruno erwiederte hierauf nichts als die Worte: „‚Das Urtheil, welches ihr gegen mich aussprecht, beunruhigt euch in diesem Augenblicke vielleicht mehr als mich.'" Die Wache des Gouverneurs führte ihn in das Gefängniß zurück, und man versuchte nochmals, ihn zur Abschwörung seiner Irrthümer zu bewegen. Da dies vergeblich war, hat man ihn heute dem Scheiterhaufen übergeben. Als man ihm das Bild des gekreuzigten Erlösers zeigte, stieß er es mit Abscheu und Wuth von sich. So, mein Geliebter, verfährt man bei uns mit Menschen oder vielmehr mit Ungeheuern dieser Art. — Rom, den 17. Februar 1600."

Thomas Campanella war, wie Bruno, Dominikaner; er kämpfte mit gleichem Eifer gegen Aristoteles, doch sein Platonismus ist schon besonnener; seine eigenen Zwecke stehen ihm klarer vor Augen, und gleichwohl ist die Reform, welche er beabsichtigt, noch umfassender. Voll Begeisterung für das Gute,

bekämpft er die moralischen und politischen Doktrinen Machiavelli's; eingekerkert, vertheidigt er das System des Kopernikus und schreibt eine Apologie Galilei's, während die Inquisition demselben den Prozeß macht. Campanella's Philosophie ging nie über das Christenthum hinaus; er griff die Kirche nicht an, sondern verherrlichte sie, wo er konnte. Doch es scheint, daß er vor Plato und Thomas Aquinas, deren Schriften er besonders studirte, einen so tiefen Abscheu vor der Tyrannei und eine so große Vorliebe für eine auf Philosophie und Tugend gegründete Staatsverfassung überkommen hatte, daß er sein Vaterland von der Despotie der Spanier zu befreien suchte und in den Klöstern und Burgen von Kalabrien eine Verschwörung anzettelte, deren unglücklicher Ausgang für ihn der Beginn zahlloser Verfolgungen und Leiden wurde. Zwar ruht auf dieser Verschwörung noch immer einiges Dunkel. Campanella's neuester Biograph, Baldacchini aus Neapel *), hat in allen Archiven die Akten über den Prozeß seines berühmten Landsmannes vergeblich gesucht; doch scheint sich selbst aus den Zeugnissen der Feinde Campanella's zu ergeben, daß sein Unglück durch seine politischen Bestrebungen veranlaßt wurde. Er selbst schildert seine Leiden in der Vorrede seiner Schrift gegen den Atheismus folgendermaßen:

Ich bin in funfzig Gefängnissen eingekerkert gewesen und habe sieben Mal die härteste Folter ausgehalten. Das letzte Mal bin ich vier Stunden lang gefoltert worden. Mit Stricken, welche mir die Knochen beinahe zerbrachen, fest zusammengeschnürt, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde ich über ein scharf zugespitztes Holz gehängt, welches mir den sechzehnten Theil meines Fleisches aus dem Leibe gerissen und zehn Pfund Blut entzogen hat. Nur durch ein Wunder wurde ich nach sechsmonatlicher Krankheit geheilt. Funfzehn Mal bin ich vor Gericht gezogen worden. Beim ersten Male fragte man mich, wie ich das wissen könne, was ich nie gelernt habe, ob ich einen Teufel in meinem Dienste hätte. „Um das zu erfahren, was ich weiß", antwortete ich, „habe ich mehr Oel gebraucht, als ihr Wein getrunken habt." Ein ander Mal klagte man mich an, daß ich der Verfasser der Schrift De tribus impostoribus sey, welche dreißig Jahre vor meiner Geburt gedruckt worden ist. Ferner sollte ich mich zu Demokrit's Philosophie bekennen, ich, der ich Bücher gegen Demokrit geschrieben habe; ich sollte verbrecherische Ansichten gegen die Kirche hegen, ich, der ich in einer besonderen Schrift gezeigt habe, daß kein Philosoph eine Republik hätte ersinnen können, welche mit der von den Aposteln zu Rom gestifteten zu vergleichen wäre. Auch ein Ketzer sollte ich seyn, ich, der ich einen Dialog gegen die Ketzer unserer Zeit verfaßt habe. Endlich sagte ich, als ich Aristoteles bekämpfte, welcher die Welt für ewig und unveränderlich erklärt, es geschehen Zeichen an Sonne, Mond und Sternen, welche hiergegen sind, und deshalb klagte man mich als Ketzer und Aufwiegler an, und ich wurde wie Jeremias dorthin geworfen, wo weder Licht noch Luft hindringt.

Vanini steht unter Bruno und Campanella. Er besitzt weder die großartige Phantasie des Ersteren, noch die Kraft und Begeisterung des Letzteren, und entbehrt zugleich den Ernst beider. Er war, wie sie, Neapolitaner, doch wurde er dem idealistischen Geiste Groß-Griechenlands ungetreu und gehört vielmehr der Schule von Bologna an. Er ist erklärter Anti-Platoniker und eifriger Bekenner der aristotelischen Lehre, wie sie von Averroes und Pomponatius interpretirt worden ist. Einbildungskraft und Geist zwar finden wir in ihm, doch beide nur in dem Grade, in welchem ihre Vermischung so leicht zu Inkonsequenzen führt, und diese Inkonsequenzen finden wir in seinen Schriften wie in seinen Handlungen; doch steht er seinen beiden Landsleuten wenigstens durch seine Kühnheit und seine Leiden gleich.

Ein so allgemeines Urtheil glauben wir begründen zu müssen; denn Vanini ist noch ein Problem, über welches man zahlreiche Abhandlungen voll der verschiedensten Hypothesen veröffentlicht hat. Man spricht mit Abscheu von dem Scheiterhaufen, der am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Toulouse errichtet worden; man flucht den Richtern, man beklagt das Opfer, doch man weiß noch nicht, weshalb es verdammt wurde. Dasselbe Dunkel, welches auf dem Prozeß Campanella's und Bruno's liegt, verhüllt auch noch die Verurtheilung Vanini's. Das Parlament von Toulouse hat sich wohl gehütet, die Akten eines so gehässigen Schrittes zu veröffentlichen. Kein einziges authentisches Zeugniß ist noch bekannt worden, und man besitzt nur die Erzählung eines nicht unparteiischen Berichterstatters, der unter Vanini's Richtern saß. Doch ist es uns gelungen, neue Zeugnisse aufzufinden und besonders ein wichtiges offizielles Aktenstück zu erlangen, wodurch es uns möglich ist, bedeutende Aufschlüsse über die Veranlassung zu Vanini's traurigem Schicksal zu geben.

Zuerst betrachten wir seine Schriften. Aus denselben erhellt, daß Vanini zu Taurisano bei Neapel geboren ist, daß seine Mutter Beatrice Lopez de Noguera und sein Vater Giambattista Vanini hieß. Sein eigentlicher Vorname scheint Lucilio gewesen zu seyn, doch nennt er sich in seinen Schriften stets Julius Cäsar. Er studirte zuerst in Neapel, dann in Rom und Padua. Unter den Lehrern, deren Vorlesungen er besucht hat, nennt er besonders die beiden Karmeliter Bartolomeo Argatti und John Baccon mit Auszeichnung. Darauf durchreiste er fast alle Länder Europa's, in denen damals Philosophie getrieben wurde. Er spricht von seinem Aufenthalt in Deutschland, Holland, Belgien, zu Genf, in England und hielt sich in Frankreich einige Zeit zu Lyon und Paris auf, ehe er seine verhängnißvolle Reise nach Toulouse unternahm.

In Lyon gab er 1615 seine erste Schrift heraus, das Amphitheater der ewigen Vorsehung, „gegen die alten Philosophen, die Atheisten, die Epikuräer, Peripatetiker und Stoiker gerichtet von Julius Cäsar Vanini, dem Philosophen, Theologen und Doktor beider Rechte." Das Buch ist Seiner Excellenz dem spanischen Gesandten am römischen Stuhle, Franz de Castro, gewidmet. Zwei geistliche Censoren, der General-Vikarius des Erzbischofs von Lyon und ein Professor der Theologie, Prediger und Abgeordneter des Erzbischofs, erklären, daß Vanini's Werk nichts enthalte, was der katholischen Kirche entgegen sey; ja der Letztere findet sogar ein kraftvolles und gewandtes Raisonnement darin, welches auf die heiligen Lehren der angesehensten Theologen sich gründe.

In der That enthält dieses Werk dem äußeren Anschein nach nichts, was dem Katholizismus zuwider wäre. Sobald Vanini auf die Religion zu sprechen kommt, ist er ihr entschiedenster Vertheidiger. In der Vorrede erwähnt er eine von ihm verfaßte Vertheidigung des mosaischen und christlichen Gesetzes gegen die Physiker, Astronomen und Politiker, und eine Vertheidigung des Tridentiner Konzils gegen die Ketzer. Beide Schriften sind verloren, wenn sie überhaupt je vorhanden waren. Er nennt sich den Sohn der heiligen Mutter der katholischen Kirche, giebt vor, in England seines Glaubens wegen verfolgt worden zu seyn, und vertheidigt die Gesellschaft Jesu, welche er das Palladium der römischen Kirche, die Stütze aller Religionen und den rettenden Anker des Menschengeschlechts nennt. Störend ist, wenn man die Schrift liest, nur der übertrieben emphatische Ton derselben, und man glaubt hinter demselben oft eine übel verhüllte Ironie zu erkennen.

Vanini ist ein leidenschaftlicher Gegner der scholastischen Philosophie; er greift sie fortwährend an, sucht sie lächerlich zu machen und schont selbst Albert den Großen und Thomas von Aquino nicht. Ihre Lehrsätze nennt er Hirngespinnste, welche aus der Unwissenheit entsprungen und durch den Eigensinn und die Thorheit genährt sind. Hier finden wir die Verachtung, mit welcher das siebzehnte Jahrhundert auf das Mittelalter zurückblickt. Mit gleicher Geringschätzung spricht Vanini von Cicero und von Plato, „dem alten Weibe"; doch Aristoteles nennt er seinen göttlichen Lehrer, das Haupt der Philosophen, den Diktator aller Wissenschaften und das Orakel der Natur. Er gesteht, daß er in der Schule John Baccon's, des englischen Karmeliters und Herrschers der Averroisten, gelernt habe, auf das Wort des Averroes zu schwören, und nennt auch Petrus Pomponatius den genialsten der Philosophen, von welchem Pythagoras sagen würde, daß die Seele des Averroes in seinen Körper gewandert sey. Diese Sprache ist der des Petrus Ramus, Giordano Bruno und Campanella rein entgegengesetzt; doch begegnet sich Vanini mit dem Letzteren in der Bekämpfung Machiavelli's, den er das Haupt der Atheisten nennt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vita e Filosofia di Tommaso Campanella, da Michele Baldacchini. 2 Bände. 1840 und 1843.

Asien.

Die alte und die neuere Schifffahrt der asiatischen Völker.

(Schluß.)

III. Hindus.

Lassen wir jetzt die arabischen Seeleute ihren Häfen wieder zusteuern und bleiben wir an den Küsten Indiens zurück, so wird es uns bald klar werden, daß die Hindus in der Schifffahrtskunde den Arabern sehr untergeordnet sind. Die sonst so reiche Sanskritsprache und ihre noch lebenden Töchter besitzen äußerst wenige auf das Seewesen sich beziehende Ausdrücke, und der nautische Sprachschatz der Laskaren (indische Matrosen) ist ein buntes Gemengsel indischer, persischer, arabischer, portugiesischer und englischer Wörter. Ihre erste Theorie haben sie, besonders an der Westküste, den Schiffern der beiden Golfe abgelernt, die Praxis aber, wenigstens die künstlichere, den Europäern. Die Eingebornen von Sind, Guserate, Cambaya sind frühzeitig Matrosen und Freibeuter gewesen. Ihre alten Fahrzeuge, Baggerows genannt, befaßen sie immer mit den Arabern gemeinschaftlich, und es ist schwer, zu sagen, welchem von beiden Völkern die Ehre ihrer Erfindung zukommt. Gehen wir weiter nach Süden, so bietet sich uns, besonders in Bombay, eine Art von Küsten-Fahrzeug, das schnell segelt und bis an 200 Tonnen faßt. Die eingebornen Kaufleute des Hafens bedienen sich dieser Schiffe, um die Erzeugnisse des Küstenlandes von Ketsch bis Kap Komorin einzunehmen: man nennt sie Patamar. Bei 75 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 11—12 Fuß Tiefe entfalten diese hübschen Schiffe zwei große lateinische Segel. Der Tandel oder Patron hat ein Dutzend Laskaren unter seinen Befehlen. Wenn die von dem Gahts-Gebirg aufgefangenen Nordostwinde wehen, verläßt das Patamar den Hafen von Bombay mit einer Ladung Salz, oder es läuft wieder ein mit Kokosnüssen, trocknen Rüben, aus denen man den Saft gepreßt hat, Oel, Sandelholz, Pfeffer u. s. w. Auf ihren Fahrten hängen diese Schiffe so weit über, daß man die Kühnheit ihrer Matrosen nur rühmen kann. Hat der indische Seemann auch nicht den Muth, der zu langen Fahrten spornt, so besitzt er doch wenigstens die Unerschrockenheit des Fischers und des Piloten. Während der schönen Jahreszeit, im Januar, Februar und März, verstehen es diese Küstenfahrer, die Land- und Seewinde geschickt zu benutzen, je nachdem sie in die Baien einlaufen oder in die hohe See gehen wollen. Auf dieser ganzen gebirgigen Küstenstrecke giebt es keine Fahrstraßen; der Transport der Waaren kann also nur zur See stattfinden, und er ist bedeutend, da dieser Theil der Halbinsel viel mehr hervorbringt als die Küste Koromandel. In unruhigen Zeiten gab es bewaffnete Patamars, die europäischen Handelsschiffen auflauerten, um sie zu plündern; aber seit Erfindung der Dampfschiffe ist die Seeräuberei ein eben so unverlässiges als gefährliches Gewerbe geworden, und außerdem kennen die Hindus tausend Mittel, im Kleinen zu stehlen.

Bei seiner Stärke und Festigkeit kann das Patamar den Windstößen des

südwestlichen Monsuhn gut widerstehen; dagegen findet man in jener Zeit der Regen- und Gewitterstürme längs des Flusses von Baipuhr andere Küstenfahrer vom zweiten Range, die auf den Strand gezogen sind. Diese heißen Panjani Mantsche (Schiffe von Panjani). Ihr Name erinnert an jenes alte Piratennest, von dem heutzutage kaum noch die Rede ist. Die Mannschaft besteht aus Mopilai's (s. oben), unter dem geistlichen Einflusse ihres Tangals oder Ober-Priesters, der seit Jahrhunderten in derselben Stadt wohnt. Ihre Schifffahrten beschränken sich darauf, daß sie die verschiedenen nutzbaren Dinge, die man vom Kokosbaum und seiner Frucht gewinnt, den aus Palmen gewonnenen Branntwein und ihre breiten fächerartigen Blätter, womit die Fischer und die armen Bauern ihre Hütten decken, in den Umgebungen der Bai von einem Orte zum anderen bringen. Auf dieser ganzen, von Völkern verschiedenen Ursprungs bewohnten Küste haben sich tausenderlei Zweige des Handels und der Betriebsamkeit entwickelt, auch die Transportmittel sind sehr verschiedener Art, indem hier ein beständig bräuender Felsenriff breite und starke Fahrzeuge nöthig macht und dort innere Kanäle (baen-water), die ein enges und ziemlich tiefes Bette haben, den bedeckten Gondeln und gewissen länglichen Barken (snake-boats) gestatten, ihre Fracht auf hundert Umwegen aus einem Dorf ins andere zu schaffen. In diesem so großen und einst zu einem Glauben sich bekennenden Lande giebt es so viele verschiedene Völker, die ihre besonderen Sprachen bewahrt haben und ihre besonderen Erwerbzweige pflegen! Was Ceylon betrifft, so ist dies ein Land für sich, und man erkennt es bald als ein solches, wenn man die langen, seltsam geformten und malerischen Piroguen der Eingebornen sieht, die ins hohe Meer rudern, um den vorübersegelnden Europäern Ketten von unechten Steinen, Tabacksdosen, Messer und anderen Tand von ihrer Arbeit anzubieten. Auch kauft man sich gern ein kleines Andenken an jene Insel, den kostbarsten Edelstein der britischen Krone, so reich ob ihres Elfenbeins, ob der Gewürze ihrer Ebenen und Hügel, ob der Perlen an ihren Gestaden.

Wenngleich schon in sehr früher Zeit Schiffer aus Oman und Jemen, den Strichwinden, deren periodische Wechsel eine leichte Rückkehr verhießen, instinktmäßig folgend, bis nach Ceylon sich wagten, so darf man wenigstens vermuthen, daß sie schwerlich über diese Insel hinausgesegelt; denn sie war unter den Namen Serandib, Lanka und Ling-schan*), womit Araber, Hindus und Chinesen sie belegten, ein bezaubertes Land, der Schauplatz von Kämpfen, welche eine Menschwerdung Wischnu's den bösen Geistern lieferte, und der vorübergehende Aufenthalt Buddha's. Kein Wunder, daß die außerordentliche Fruchtbarkeit ihres Bodens sie Einigen als das wahre irdische Paradies des Alten Testamentes erscheinen ließ. Bei allen diesen Herrlichkeiten hat Ceylon seine Gefahren, seine verborgenen Steinklippen, sein „Bis hierher und nicht weiter", das Gott zu den Menschen wie zur Woge spricht, bevor es ihm gefällt, neue Bahnen zu öffnen. Die Küste Koromandel scheint also nicht, wie die malabarische, ein nachbarliches Vorbild gehabt zu haben; die nautische Kunst wird vom persischen Meerbusen bis zu der Meerenge Manaar immer schwächer, und haben wir Ceylon umschifft, so finden wir sie in ihrer Kindheit. Längs dieser im Allgemeinen sandigen Ostküste Indiens, die weniger gesegnete Kokosbäume als magere Palmen hervorbringt und ohne Häfen ist, würde man vergebens den Ort suchen, wo eine Seestadt hätte gedeihen können. Die Barken, Doni's genannt, sind eben so schlicht und ärmlich wie die Fischerhütten. Sie bleiben auf dem Trocknen, wenn es stürmt; und wie könnten sie auch mit ihrem flachen Boden, der besser geeignet ist, das Fahrzeug am Sande scheitern zu machen, als es über die empörte Woge zu tragen, dem wüthenden Ocean Trotz bieten? Von vier Segeln getrieben, die ein einziger, von einigem ungleichen Tauwerk unterstützter Mast trägt, bald bis zum Rande mit Reis und Kokosöl beladen, bald kaum vier Fuß tief im Wasser gehend, um ohne Hemmniß über die Sandbänke der Meerenge hinweggleiten zu können, fährt das Doni von den Küsten Ceylons nach Karrikal, von Pondichery nach Madras; der Wind in seinem Rücken zwingt es, einen Weg rasch zurückzulegen, der ihm auf seiner Rückkehr ungemein sauer wird. Seine schlechte Bauart giebt ihm zu einer Fahrt gegen den Wind nur geringe Befähigung; es giebt Tage, an welchen die Stärke der Strömungen dem Doni kaum drei bis vier Miglien weit vorzurücken gestattet; allein der Pilot macht sich die schwächsten Landwinde zu Nutze; am Abend wirft er, dem Ufer möglichst nahe, seinen Anker aus: ein gekrümmtes Stück Holz, an welches ein paar dicke Steine befestigt sind; sodann wirft er eine Handvoll Sand und Federn ins Wasser und berechnet die Stärke der Strömung nach der Schnelligkeit, womit der schwimmende Körper von dem untersinkenden sich entfernt. Nach diesem Versuche geht er wieder unter Segel, je nachdem ein mehr oder weniger fühlbarer lauer Wind von der durch die Sonnenstrahlen erwärmten Küste sich erhebt, und steuert in die hohe See, um vor Anbruch der Morgenröthe die Lage des Schiffes zu verändern. Bei Tage sind die Pagoden, denen er gern sich nähert, seine liebsten Leitsterne. Madras ist der Hafen der Doni's; dieser großen Stadt bringen sie die Erzeugnisse der Nachbar-Provinzen, während die Frachtwagen aus Tandschohr zu Lande ein Gleiches thun.

Die beständige Brandung an der Küste Koromandel hat den Fortschritten der dortigen Schiffahrtskunst große Hindernisse entgegensetzen müssen. Da es eine Unmöglichkeit war, mit bloßen Kähnen und selbst mit Piroguen über diese furchtbare Schranke hinwegzukommen, so haben die dortigen Fischer und Seeleute ihr Katimaron und ihre Schellinga immer nach demselben Muster bauen müssen. Das erstere ist nur eine einfache Flöße aus drei oder vier zusammengefügten Bohlen, an den Enden etwas erhöht, auf welcher höchstens zwei Männer knieend oder kauernd rechts und links kurze Ruder handhaben. Wüthet die Brandung recht arg, so stürzt sich der Makua oder Schiffer frisch hinein, theilt den brausenden Wasserschwall mit seinen Armen, schwimmt seiner Flöße nach, wenn sie umgeworfen ist, und bahnt sich kühn einen Weg zu dem großen Schiffe, wohin er eine Botschaft bringen soll. Während der Kriege haben die Katimarons manchen wichtigen Dienst geleistet: ein verläßiger Fischer empfing die Geldsummen oder Depeschen, die an irgend einen vom Feinde überwachten Ort gelangen sollten; er band erstere an seine Balken und steckte letztere in einen Knoten von Bambus. Dank der Farbe des Mannes und seiner Flöße, verrieth nichts im Finsteren den geheimen Courier, der, wenn man ihm ja einmal hart zusetzte, immer noch von der Flöße in die Fluthen springen, an die Küste schwimmen und in den Wäldern sich bergen konnte. Madras und Pondichery haben fast keine anderen Fahrzeuge zum Fischfang; in letzterer Stadt, wo man einige Küstenfahrer sieht, spannt das Katimaron bei festlichen Gelegenheiten sein Segel auf; wenn ein neuer Statthalter ankommt, empfängt ihn eine Schaar dieser kleinen Flöße, mit der französischen Flagge geschmückt, und giebt ihm das Geleite bis ans Land. — Was die Schellinga's betrifft, so sind dies keine Küstenfahrer; allein ihre Bauart ist darum merkwürdig, weil sie, noch einfacher als die Piroguen der Eskimo's, ganz aus Lagen zusammengefügter Bretter bestehen. Vermöge ihrer Elastizität bietet die Schellinga den empörten Wogen Trotz; man sieht sie abwechselnd auf den Häuptern derselben tanzen und wieder in einen Abgrund tauchen, der sie zu verschlingen scheint. Man darf annehmen, daß die Paria's, die diese Fahrzeuge so geschickt zu lenken wissen, in günstigeren Gewässern vortreffliche Matrosen abgeben würden.

Durch den wunderbaren Aufschwung aller Handelszweige in der Hauptstadt des britischen Indiens angeregt, zeigen die Anwohner der Ganges-Mündungen einen lebendigeren Sinn für Seefahrten. Ohne, gleich den Arabern, große und schöne Schiffe zu besitzen, die ihren kleinen Reisen und dem geringen Gewinn, den sie machen, gar nicht angemessen seyn würde, durchkreuzen sie den Meerbusen von Bengalen in seiner ganzen Ausdehnung; mit Sloop's, Goeletten und Brigg's von ziemlich starkem Tonnengehalte besuchen sie Madras, Ceylon und Pegu in Hinterindien. Unter diesen Fahrzeugen, die Schulia's oder Paria's heißen, sind einige am Ganges, zu Islamabad, in Häfen des Birmanenlandes gezimmert, oder es sind englische Schiffe, die ihre ersten Besitzer veräußert haben, weil sie baufällig geworden. Der ökonomische Hindu kalfatert an einem von ihm gekauften Schiffe mit seltener Geduld so lange, bis keine Planke mehr an der anderen hängen will; er nimmt weislich mit dem einfachsten Segelwerk fürlieb und läßt die Reffe, die Bramsegel u. s. w. als unnütz hinweg, um nur seine Mannschaft nicht vermehren zu müssen. Die englischen Lootsen sind für ihn, wie sich von selbst versteht, nicht vorhanden, und er vermeidet die Gefahren des Golfes, so gut er kann, mag er nun auf seine eigene Erfahrung sich verlassen oder der Spur irgend eines europäischen Schiffes folgen. Der britischen Zucht unterworfen, sind die Laskar's verständige und unerschrockene Seeleute, die der Pfeife ihres Hochbootsmannes erstaunlich flink Folge leisten; die Schulia's gehören zum selben Stamme, da aber jener Antrieb, jene Leitung von oben ihnen fehlt, sind sie feig und langsam. Zu gering an Zahl, um ihre Schiffe gehörig zu handhaben, zu schwach, um einen feindlichen Angriff bestehen zu können, fliehen sie schon aus weiter Ferne vor einem fremden Segler, dessen Mannschaft sie vielleicht ohne Umstände ihres Vorrathes an Reis und gedörrten Fischen berauben könnte, oder ihres Wassers, das sie in großen irdenen Kruken an den Fuß der Masten binden. Kenntniß des Kompasses ist unter ihnen sehr selten; die Lenkung des Schiffes ruht ganz in den Händen zweier Steuerer, die einander ablösen und, wenn man einem Lande sich nähert, auch die Functionen des Lootsen verrichten.

Trankebar, Sadras, Masulipatam, Pipley, Balassohr, alle diese einst blühenden Städte werden jetzt von Schulia-Schiffen besucht; da, wo der gesunkene Handel die christlichen Kaufleute nicht mehr hinruft, kommen die Hindus und halten ihre Stoppellese. Man gewahrt sie auch zu Pondichery, zu Madras, und besonders am Ganges, bei Kalkutta, wo ihre Hauptstation ist. Die schlimme Jahreszeit zerstreut sie, gleich den Küstenschiffen, in ihre Häfen; die, welche nach Bengalen zurückkehren, versuchen Schleichhandel mit Salz, indem sie auf der Seite von Orissa durch gefährliche und eben darum wenig betretene Pfade in den Fluß schlüpfen; allein die Wachsamkeit der dreimastigen Goeletten, trefflicher Segler, die bewaffnete Zollbeamten an Bord führen, vereitelt gewöhnlich ihre Versuche. Wenn die heftigen Windstöße aus Südwest die Umkehr des Monsuhn ankündigen, haben die Fahrten der Schulia's im ganzen Golf ein Ende, also gerade in der Epoche, wo die Schifffahrt der Europäer lebhafter wird; jede Schiffs-Mannschaft bringt ihr Fahrzeug unter den Kokosbäumen ihres Dorfes vor den Ueberschwemmungen in Sicherheit. Während die Aerndte unter dem Einfluß eines wohlthätigen Regens heranreift, bauen Krähen ihr Nest in den Mastkörben, der Pühnergeier wählt die entblößten Segelstangen zu seinem Aufenthalt, und der Schulia-Matrose flickt in seiner Hütte an den Segeln. Glücklicher als der europäische Seemann, hört der indische ohne Unruhe das tobende Gewitter, den heulenden Sturmwind; er hat sie vorhergesehen und es für klug gehalten, ihnen nicht die Stirn zu bieten. Jedes Jahr kehrt er in seine Hütte zurück, verzehrt seine Früchte und baut sein Feld.

Die Hindus haben also, gleich den Arabern, ihre großen Schiffe; allein sie sind schlecht ausgerüstet, schlecht bemannt und oft so abgenutzt, daß sie

---

*) Langka ist der einheimische Name; von den Hindus erhielt die Insel den Namen Singhala (d. i. die Löwenbegabte), welches Wort in Silan (Ceylon) verstümmelt worden. Bei den Chinesen heißt sie jetzt Sintan; in älterer Zeit wurde sie gewöhnlich, mit Anspielung auf die Bedeutung des Sanskritnamens Seetsee-kuo (das Löwenland) genannt. Ling-schan heißt Insel Ling (für Lanka). A. d. Ü.

an allen Seiten Waſſer einlaſſen. Wir ſprechen jetzt von Fahrzeugen, die Schiffer von der Küſte zu Erbauern oder wenigſtens zu Beſitzern und Steuerern haben, und nicht von den ſchönen ſogenannten country-ships, deren Eigenthümer Gebern (Parſen), Armenier, Muſelmänner und reiche Birmanen ſind und die unter der Leitung portugieſiſcher oder engliſcher Capitaine alle Häfen von Aſien beſuchen. Das unabhängige Arabien treibt ſeinen Handel ſelbſt; Indien aber, als fremden Beherrſchern unterworfen, überläßt einer mächtigen Nation ſeine wichtigſten Geſchäfte; es bleibt ihm nur der kleine Gewinn, welchen der Küſtenhandel abwirft. Noch heutzutage, wie in den Römerzeiten, verkauft es ſeine Erzeugniſſe, ſtatt ſie in weite Ferne zu tragen, an denjenigen, der von ſelber kommt und ſie abholt.

Der Andere iſt der Ingenieur Meda, ein Mann, deſſen Geiſt, wie ein Hiſtoriker ſich ausdrückt, eben ſo groß war, als das Unglück, das ihn zermalmte. Ihm verdanken die Mailänder zum großen Theile die Wohlthat, den Kanal vollendet zu ſehen, der von Mailand bis zum Ticino unterhalb Pavia führt: denn Meda war 1595 Chef der mit dem Projekte beauftragten Kommiſſion; desgleichen den von Paderno, welcher zur Vermeidung derjenigen Strecken der Adda angelegt iſt, wo viele Felſenſtücke die Fahrt gefährlich machen. Beide Werke ſind zwar erſt in der neueſten Zeit ganz vollendet worden; aber gründliche Sachkenner haben dargethan, daß die Nachfolger Meda's in der Hauptſache nur ſeine Pläne ausführten, des genialen Architekten, der aus Gram über die Verleumdungen, die ihn trafen, am gebrochenen Herzen geſtorben iſt.

(Foglie di Milano.)

Italien.

Die öffentlichen Denkmäler von Mailand.

In der Abſicht, dem Kongreß italiäniſcher Gelehrten, welcher im September dieſes Jahres zu Mailand ſtattfinden wird, eine anziehende Inauguration darzubieten, beſchloß das lombardiſche Inſtitut, dem berühmten Cavalieri ein Denkmal zu errichten. Der Magiſtrat der Stadt, der für dieſes Unternehmen fünfhundert Antheile unterzeichnete, hat außerdem zur Ausführung eines Denkmals, das einige Bürger dem Grafen Pietro Verri errichtet wiſſen wollten, hundert Antheile votirt. So wird die Hauptſtadt der Lombardei innerhalb eines Jahres in ihren Mauern zwei neue Denkmäler emporſteigen ſehen, die ausgezeichneten Mitbürgern gewidmet ſind, von denen der Erſtere bis jetzt nur eine unſcheinbare Herme, der Andere aber gar kein Monument hatte. Ein ſo löblicher und patriotiſcher Gedanke ließ die Frage entſtehen: ob man nun endlich von Mailand ſagen könne, daß es dem Andenken ſeiner berühmten Hingeſchiedenen die alte Schuld abgetragen, oder ob noch inskünftige ein neuer Foscolo mit Recht ſeine Stimme erheben und über dieſe Indolenz der ſo reichen Stadt Klage führen könne?

Zwar beſitzt Mailand aus alter Zeit mehrere ſogenannte Denkmäler, aber ſie repräſentiren nichts weniger, als die Geſchichte dieſer aus ſo vielen edlen Kämpfen ſiegreich hervorgegangenen großen Stadt. Manches derſelben haben die guten Mailänder allerdings in der Abſicht erbaut, gewiſſe Begebenheiten, von denen ſie Zeugen geweſen, im Gedächtniſſe künftiger Generationen zu erhalten. So errichteten ſie bald eine Ehrenpforte bei Gelegenheit des Durchzuges einer Prinzeſſin, die irgendwo Hochzeit feiern wollte; bald erinnerten ſie durch einen Denkſtein an die Erweiterung einer Gaſſe, zum bequemeren Durchzuge der Karneval-Masken; oder ſie ſetzten Jemanden eine Reiter-Statue, weil er pflichtſchuldigſt eine tüchtige Anzahl Ketzer den Flammen preisgegeben hatte. Wer wird aber im Ernſte annehmen, daß die Geſchichte Mailands durch Denkmäler ſolcher Art würdig dargeſtellt und geehrt ſey? Oder will man das grobe Basrelief, womit ein bekanntes Privathaus geſchmückt iſt, für ein genügendes Andenken an den lombardiſchen Bund, jene großartigſte politiſche Schöpfung des Mittelalters, erklären? Und wo findet ſich auch nur ein Stein oder ein ſonſtiges unſcheinbares Zeichen, das den entnervten Nachkommen die herrlichen Siege vorhielte, zu denen ein Marco Visconti, ein Carmagnola, ein Piccinino ihre Vorältern ſo oft geführt haben?

Unter dieſen ſpärlichen Stein- oder Marmor-Denkmälern der heimatlichen Geſchichte ſind mehrere obendrein lügenhaft und verdanken ſchamloſer Schmeichelei ihren Urſprung. So z. B. die Säule San Babila und die Trophäe an der Porta Ticineſe mit ihren Inſchriften; denn Jedermann weiß, daß die Mailänder den feindlichen Venetianern zu Anfang des 16ten Jahrhunderts keine Niederlage beigebracht haben, und daß der Statthalter Fuentes nicht durch den Kanal von Pavia die Gewäſſer des Ticino mit dem Po vereinigt hat.

Der Friede, welcher nun ſchon ſo lange in Italien herrſcht oder auf Italien ruht, hat ihm Muße gelaſſen, die Gefühle der Dankbarkeit zu nähren und zu pflegen. Geld für Monumente hingeben, iſt zwar eine unberechenbar geringfügigere Handlung, als in die Fußſtapfen der Männer treten, denen ſie gewidmet ſind, und deren verklärte Geiſter vielleicht zürnend auf das erlahmte heutige Geſchlecht herabſchauen; allein ſie zeugt wenigſtens nicht von grobem Egoismus und iſt ein Lichtſchimmer in Finſterniſſen, der noch den Glauben an eine Zukunft erhält. Mögen alſo die Italiäner Monumente errichten, ſo lange ſie nichts Beſſeres thun können, und ſeyen ſie dabei vor Allem ſolcher Wohlthäter ihres Vaterlandes eingedenk, an denen deren Zeitgenoſſen ſich ſchwer verſündigt haben. Es kommen namentlich in der Geſchichte Mailands viele ſolcher Märtyrer vor, von denen wir zwei hier nennen:

Der Erſte iſt Benno Gozzadini aus Bologna, welcher 1337 Podeſtà von Mailand wurde. Bekanntlich durfte Keiner dieſes höchſte Amt in der Republik länger als ein Jahr bekleiden. In dieſer kurzen Zeit erſann und vollendete Gozzadini die Ausgrabung des Kanals, der die Gewäſſer des Ticino bis zu den Vorſtädten Mailands führen und ſonach dem Handel, dem Ackerbau und den Gewerben die größten Vortheile verſchaffen ſollte. Die mit der Anlegung des Kanals nothwendig verbundenen Belaſtungen erbitterten Leute, welche bis dahin ſteuerfrei geweſen, und der edle Gozzadini wurde durch verruchten Pöbel in demſelben Kanale erſäuft, den er zum Beſten ſeiner Mitbürger hatte graben laſſen!

Mannigfaltiges.

— Frau von Girardin, L. Rellſtab und Grant. In dem Januarheft der Foreign Quarterly-Review befindet ſich ein literariſch-kritiſcher Artikel, der die neueſten, über Paris und deſſen Zuſtände erſchienenen Werke beſpricht, wie ſie durch Frau von Girardin (in ihren „Lettres Parisiennes") vom franzöſiſchen, durch Herrn Rellſtab (in ſeinem, unſeren Leſern bereits durch eine Notiz, die wir darüber mitgetheilt, bekannten Werke: „Paris im Frühjahr 1843") vom deutſchen, und durch Herrn Grant, den Verfaſſer der zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommenen „Random Recollections of the House of Commons", in ſeiner neueſten Arbeit: Paris and its People vom britiſchen Standpunkt aufgefaßt werden. Frau von Girardin ſchreibt, wie man ſich erinnern wird, unter dem Pſeudonym des „Vicomte de Launay", aber nicht ſelten läßt ſie die männliche Maske fallen und erſcheint in ihrer wahren Geſtalt, als feine, geiſtreiche, mokante und leichtſinnige Pariſerin. „Die Lettres Parisiennes", ſagt der Reviewer, „geben ein treffendes Bild des heutigen ſozialen Lebens. Geiſtreich, unterhaltend, maliziös und von echt franzöſiſchem Witze funkelnd, ſind ſie an heiteren Anekdoten, glänzenden Schilderungen und glücklichen Wendungen unerſchöpflich. Die Satire iſt zwar egoiſtiſch und herzlos, fällt aber bei aller Uebertreibung nie aus dem Tone der guten Geſellſchaft. Der Vicomte hat zwar keinen Zutritt zu jenen großen, feierlichen Hôtels des Fauburg St. Germain, wo der altfranzöſiſche Adel weilt und von deſſen Bezirk die roture verbannt iſt, aber am Hofe Ludwig Philipp's und auf den Bällen des diplomatiſchen Corps iſt er ſtets willkommen; er tanzt in allen Salons und hat eine Loge in der Oper. Wenn Herr von Caſtellane eine Privat-Vorſtellung arrangirt, ſo erhält der Vicomte gewiß einen der beſten Plätze; wenn die Liebhaber des Jockey-Club ein Wettrennen veranſtalten, ſo iſt er ſelten weit entfernt; er iſt mit der Deputirten-Kammer verwandt und hat dort eine mächtige Partei; er hat Gedichte und Schauſpiele herausgegeben und verfügt über ein politiſches Journal, ſo daß er alle erforderliche Eigenſchaften beſitzt, um den zuverläſſigſten Chroniſten abzugeben. Dichter, Schriftſteller, Künſtler — Alle ſind dem lebhaften, geſchwätzigen Pſeudo-Vicomte aufs genaueſte bekannt; er redet und raiſonnirt über Alles, und wenn die Nachahmungen, die ſeine Briefe hervorgerufen haben, als Maßſtab für ihren Erfolg dienen können, ſo müſſen ſie eine hohe Popularität erlangt haben." — Auf unſeren deutſchen Touriſten, Herrn Rellſtab, und auf ſeinen eigenen Landsmann, Herrn Grant, iſt der Reviewer bei weitem nicht ſo gut zu ſprechen wie auf M. le Vicomte de Launay. „Die Briefe der Letzteren", meint er, „ſind witzig, lebhaft und unweiſe (unwise); unweiſe ſind auch die Produkte des Deutſchen und des Engländers, aber auf den Witz und die Lebhaftigkeit der Franzöſin haben ſie auch nicht den entfernteſten Anſpruch. Diejenigen, welche ſich die Mühe nehmen, die beiden Schriftſteller Grant und Rellſtab zu vergleichen, werden eine auffallende Aehnlichkeit der Geſinnung und a prodigious talent at commonplace in ihnen finden. Rellſtab's Empfehlungsbriefe verſchafften ihm die Bekanntſchaft einiger literariſchen Celebritäten; er beſucht ſie, trifft ſie zum Theil nicht zu Hauſe und benutzt ſeine Fahrt im Miethe-Kabriolet, um uns den Tarif und die charakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſer Fuhrwerke mitzutheilen. Er geht nach der Oper und wird gequetſcht; er beſucht die Karnevals-Bälle und iſt enträſtet; er lebt in Paris und wünſcht ſich nach Berlin zurück. Sein Buch iſt mit Details angefüllt, die dem engliſchen Leſer höchſt komiſch erſcheinen; aber wir leben unter Gemeinplätzen, und wir hören gern von Dingen erzählen, die wir täglich ſehen. Das Buch des Herrn R. wird dem Leſer Alles ſagen, was er ſchon weiß, und wenn er nichts Neues daraus erfährt, ſo kann er ſich wenigſtens nach der Lektüre deſſelben mit der Idee ſchmeicheln: „„Auch ich hätte Schriftſteller werden können!"" — Das iſt allerdings ein hartes Urtheil, viel härter als das harmloſe Buch es verdient, das ſelber von ſich ſagt, daß es nichts Neues zu bringen die Prätenſion habe; aber noch viel ſchlimmer als unſerem geſchätzten Mitbürger ergeht es dem unglücklichen Grant unter der Zuchtruthe jenes Ariſtarchs der engliſchen Preſſe. Der Verf. von Paris and its people wird als unverbeſſerlicher blockhead und Ignorant bezeichnet, und nach den von der Review gegebenen Proben ſeines Machwerks zu urtheilen, mögen dieſe Ehrentitel nicht ganz unverdient ſeyn. Wie es ſcheint, brachte er höchſtens ſechs Wochen in der franzöſiſchen Hauptſtadt zu, ohne auch nur die Anfangsgründe der Landesſprache zu kennen, und unter dieſen Umſtänden iſt es allerdings nicht zu verwundern, wenn ſein Bericht über Pariſer Sitten und Zuſtände an Ungereimtheiten und Mängeln jeder Art laborirt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Donnerstag den 15. Februar 1844.

Ostindien.

Reise-Abenteuer im oberen Indien. *)

Unter dem Namen Ostindien wird ein Land verstanden, das sich über einen so unermeßlichen Flächenraum erstreckt, dessen zahlreiche Bewohner so schlagende Kontraste und so merkwürdige Eigenthümlichkeiten darbieten und dessen politische Wichtigkeit sich durch die neuesten Ereignisse auch für uns so sehr vergrößert hat, daß wir jeden neuen Beitrag zur Kenntniß desselben mit Dank aufnehmen. In dieser Hinsicht ist uns das vor kurzem durch den britischen Oberst-Lieutenant Davidson herausgegebene Buch willkommen, da es uns noch dazu in eine Gegend versetzt, welche bisher nur selten von Reisenden betreten oder wenigstens geschildert wurde. Der Verfasser entwirft ein graphisches Bild der äußeren Physiognomie, so wie der Sitten und Gebräuche Ober-Indiens; die Rajahs und ihr orientalischer Pomp, die Nautsch-Mädchen oder Bajaderen, der große Jahrmarkt zu Hurdwar u. s. w. werden uns mit lebhaften Zügen vorgeführt. Seine Beschreibungen sind oft in einem beißenden, satirischen Tone gehalten, wobei jedoch zu erinnern, daß er mit seiner Regierung zerfallen ist, von der er sich mißhandelt glaubt und gegen welche er deshalb die Pfeile seines Witzes und seiner Bosheit zu richten liebt. In den asiatischen Feldzügen ergraut, hat er, wie es scheint, eine etwas streitsüchtige Laune nach Europa zurückgebracht, und die Händel, in welche er mit seinem Verleger, dem Londoner Buchhändler Colburn, gerathen ist, haben ihm in der Literary Gazette eine derbe, obwohl zum Theil unverdiente Zurechtweisung zugezogen.

Die Ansichten, die er uns von den ostindischen Zuständen mittheilt, sind in der That durchaus nicht erfreulich. „Ich habe", schreibt er, „fünfundzwanzig Jahre in diesem Lande zugebracht und es von den Schneegebirgen bis nach Bombay durchstreift; ich darf mich also rühmen, es einigermaßen zu kennen und dem Charakter der Eingebornen nicht ganz fremd zu seyn." Diesen Charakter malt nun der Verfasser mit den schwärzesten Farben, und die armen Hindus können wohl von seinem Richterstuhl appelliren, da er ihnen auch kein gutes Haar läßt. Seinen Behauptungen zufolge erscheinen sie als eine entartete, ruchlose, durch und durch verderbte Menschenklasse. Ist seine Darstellung gegründet, so fällt die Schuld davon hauptsächlich auf die Machthaber der ostindischen Compagnie, deren Vernachlässigung, Willkür und fehlerhafte Politik den Ruin der eingebornen Bevölkerung herbeigeführt haben. „Alle Städte in Indien", versichert er, „liegen, mit wenigen Ausnahmen, in Trümmern. Agra, Burampore, Aurungabad haben weitläuftige Vorstädte, die in Trümmern liegen. Der Dekkan ist ein Schutthaufe. Viele Städte in Mittelindien, die ehemals Hunderttausende von Einwohnern in sich schlossen, haben heutzutage im buchstäblichen Sinne keinen einzigen Bewohner und dienen nur den Leoparden, Tigern, Elenthieren und Büffeln zum Lagerplatz. In dichten Wäldern trifft man auf Tempel, Thorwege, steinerne über 1000 Quadrat-Ellen große Cisternen, backsteinerne Mauern von bedeutender Ausdehnung, unermeßliche Begräbnißplätze und andere Merkmale einer jetzt dahingeschwundenen reichen und überfließenden Bevölkerung. Wären Malthus und Godwin je in Indien gewesen, so hätte jener nie seine berühmten Populations-Theorieen ausgedacht, noch dieser seine zu wenig beachtete Widerlegung derselben geschrieben. Ostindien ist ein großer Wald mit vielen angebauten Stellen; es könnte mit Leichtigkeit eine Volksmenge ernähren, die die jetzige um das Fünffache überstiege — dessenungeachtet ist es ohne Widerrede das ärmste Land in der bekannten Welt."

Wie wir schon oben angedeutet, spricht Herr Davidson herben Tadel gegen die Verwaltung der ostindischen Compagnie und das Betragen der von ihr angestellten Civil-Beamten aus. Von einem Dienerschwarm umgeben, ahmen Letztere die Unzugänglichkeit der orientalischen Despoten nach, und ohne ihre eingebornen Geschäftsträger zu bestechen, ist es fast unmöglich, Gehör bei ihnen zu erlangen. Ein Fall dieser Art begegnete unserem Autor selbst und wird von ihm als Beleg angeführt. „Ein äußerst wohlhabender und geachteter Land-Eigenthümer, der früher in einem bedeutenden Orte die Stelle eines Kotwal bekleidet hatte, bat mich, ihm die Ehre einer Audienz bei der Frau eines hochstehenden Civil-Beamten zu verschaffen, die er oft als Kind auf seinem Knie gewiegt hatte. „Wozu soll ich Sie einführen?" fragte ich. „Warum gehen Sie nicht selbst?" — „Daran ist nicht zu denken", war die Antwort. „Ich darf es nicht einmal wagen, mich der Umzäunung ihres Hauses zu nähern." — „Und warum nicht?" — „Ich will es Ihnen sagen. Wenn sein Haupt-Commis erfahren sollte, daß ich mich seinem Herrn vorgestellt hätte, ohne von ihm die Erlaubniß zu erhalten, so würde er mich sogleich durch irgend eine falsche Anklage beunruhigen oder mir das Besitzthum meines Guts streitig machen und einen Prozeß einleiten, der mich in jedem Fall zu Grunde richten würde. Es ist nicht lange her, daß ich dem *** eilfhundert Rupien gezahlt habe, um falsche Ansprüche zu unterdrücken, die mir, wenn sie vor Gericht gekommen wären, zehnmal so viel gekostet hätten.""

Die Justiz-Verwaltung wird als äußerst mangelhaft geschildert; die Gesetze werden oft umgangen oder ganz vernachlässigt. Die größten Verbrecher, wie z. B. der berüchtigte Raubmörder Gopal, der unserem Verfasser in Calpi begegnete, werden von den Gerichten verschont und können der Regierung ungestraft Trotz bieten. „Gopal, der jetzt zweiundvierzig Jahre zählen mag, ist ein großer, athletischer Mensch, mit einem abschreckenden, schlammigen Auge, in dem sich die Gluth der Hölle spiegelt. Man sagt, daß er funfzehn Diener beständig in Sold habe, und daß ihm in wenigen Stunden dreihundert wohlbewaffnete und entschlossene Männer zu Gebote stehen. Sein Geschäft ist das eines Salz-Schmugglers, und obgleich ärmlich gekleidet, behauptet er, daß seine täglichen Ausgaben mindestens sechs Rupien betragen, die er entweder durch Raub oder Schleichhandel anschaffen müsse. Die Strenge und Wachsamkeit der Calpier Polizei lassen sich nach der Thatsache ermessen, daß Gopal plötzlich in dem Hause eines reichen Kaufmanns erschienen ist, der im Mittelpunkt der Stadt und in dem am dichtesten bevölkerten Theile desselben wohnt — dort nimmt er ganz ruhig, in Gegenwart der zitternden Familie und Dienerschaft, den Kindern ihre goldenen Zierrathen ab und bringt den geängstigten Massjun durch seine Drohungen zum Schweigen. Dieses ist kein einzelner Fall; er handelt vielmehr stets mit so vieler Besonnenheit und einem solchen Takte, daß er sich einen großen Ruf erworben hat und in ganz Calpi in hoher Achtung steht. — Bei seinen Mordthaten geht unser Held mit gleicher Offenheit zu Werke. Vor kurzem wurde ein Sipahi, der mit seinen Ersparnissen nach Hause kehrte, unterwegs am hellen Tage von ihm angefallen und ermordet. Nachdem er seine Beute in Sicherheit gebracht, überlieferte er sich ganz ruhig den Händen der Justiz, indem er mit scheinbarer Aufrichtigkeit gestand, daß er den Sipahi getödtet, weil ihn dieser zuerst angegriffen habe. Es wurde vor Gericht bewiesen, daß der Sipahi völlig unbewaffnet war. Gopal wurde in Folge seines eigenen Bekenntnisses von dem Kriminalgericht in Hamirpore zum Strange verurtheilt; aber ein so zartes Gewissen haben die Feringees (so nennt man in Indien die Engländer), daß er von dem obersten Tribunal in Kalkutta aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde! Wenn man das Geständniß des Verbrechers gelten ließe, meinten die Richter, müsse man es ganz annehmen, und nicht nur den Theil, der zu seiner Verurtheilung führe. *) Gopal wurde auf freien Fuß gestellt und stolzirt jetzt in seinen Feiertagskleidern umher und raucht seine Pfeife in der Verandah des seinem Bruder gehörigen Hauses. Er ist ein lebendes Denkmal britischer Menschlichkeit."

Eine andere merkwürdige Person, mit der unser Verfasser auf seinen Reisen zusammentraf, war die einst berühmte indische Fürstin Begum Sombre. „Der nördliche Theil des niedrigen Eilands im Bette der Gunga war mit einer endlosen Reihe von Zelten bedeckt, in welchen sich die Suite Ihrer Hoheit, der Begum Sombre, aufhielt. Die Fürstin ist seit mehreren Jahren zum Christenthum übergetreten, nachdem sie den deutschen Abenteurer Sombre geheirathet, der als Oberbefehlshaber der Truppen im Dienste eines indischen Nabobs gestanden hatte **); sie wurde aber als eine Spud geboren, die in gerader Linie von Muhammed abstammen sollen. Wie man mir erzählt, hat sie in ihrer Residenzstadt Surdhunna eine prächtige Kathedrale erbaut, und auch hier befindet sich in ihrem Gefolge ein katholischer Priester. Sie wird als äußerst andächtig bezeichnet, und wenn dem Gerüchte zu trauen ist, gedenkt sie, ein kostbares Geschenk nach Europa an Se. Heiligkeit den Papst zu schicken. Sie spricht oft von dem Herzoge von Wellington und behauptet, daß er im Herzen katholisch seyn müsse, weil er die Katholiken emanzipirt hat. In ihrer Physiognomie hat sie viele Aehnlichkeit mit einem alten schottischen

*) Diary of Travels and Adventures in Upper India, by C. J. C. Davidson. London 1843.

*) Nach englischem Rechte wird bekanntlich der Angeklagte nicht zum Geständniß aufgefordert; dieses ist vielmehr ganz ungültig, und muß ihm sein Verbrechen durch glaubwürdige Zeugen nachgewiesen werden.

**) Anderen Nachrichten zufolge war Sombre Franzose von Geburt. Die Begum gebar ihm einen Sohn, der unlängst englisches Parlamentsglied für Sudburn war und sich durch sein exzentrisches Benehmen auszeichnete.

Hochländer; sie ist klein von Gestalt, gegen 95 Jahr alt und ganz in Shawls eingehüllt. Sie hat hohe Backenknochen, ein breites Gesicht und eine Hautfarbe, die weniger dunkel ist als bei den meisten ihrer Landsleute."

Wie alle tropischen Länder, ist auch Indien plötzlichen Störungen der Atmosphäre unterworfen; verheerende Orkane, Gewitter, anhaltende Regengüsse und Ueberschwemmungen sind dort an der Tages-Ordnung. Folgendes ist die Beschreibung eines außerordentlich starken Hagelschlags, der von Herrn Davidson während seines Aufenthalts in jenen Regionen beobachtet wurde. „Es war um die Mitte des Januars, und ich hatte Sanguor verlassen, um mich nach dem drei Märsche entfernten Orte Kahnpore zu begeben. Gegen fünf Uhr Nachmittags wurde der Horizont im Westen durch einen dichten, schwarzen Wolkenstreif verfinstert, der sich bis zur Höhe von etwa 45 Grad erhob, ehe ich besonders darauf achtete. Dann folgten kalte Windstöße, wovon jeder ein Paar Minuten anhielt, und endlich ein Sturmwind, der eine Viertelstunde dauerte, während dessen sich der Himmel ganz umwölkte. Hierauf stellte sich eine vollkommene Windstille ein — dann einige Tropfen Regen, ein kurzer Schauer und eine zweite Stille. Nun erhob sich plötzlich der furchtbarste Donnerton, der je von menschlichen Ohren vernommen wurde; es war, als ob eine Million Reiter über eine marmorne Ebene dahinsausten und schien mir kein bloßer Schall, sondern etwas Neues, Ungeahntes zu seyn. Dieses währte ungefähr eine Viertelstunde. Der Regen hatte die Oberfläche oder das Dach meines Zeltes straff zusammengezogen, und die Hagelschlossen prasselten darauf wie auf einer Trommel. Ich erwartete jeden Augenblick, das Zelt auseinanderstäuben zu sehen, aber die Stricke waren mit Sorgfalt befestigt worden, und es blieb daher unversehrt; doch wurden die Ecken desselben von den aufgethürmten Schlossen niedergedrückt. Sobald das Gewitter vorüber war, eilte ich hinaus und fand die sich vor kurzem noch meilenweit erstreckenden grünen Kornfelder sechs Zoll tief mit Hagel bedeckt, was der Gegend den Anschein eines englischen Winters verlieh. Die Blätter des Burgot, die fast so dick und so hart sind, wie eine Ochsenhaut, waren in Stücke zerschnitten, ungeheure Aeste waren zerbrochen und auf die Erde geworfen worden, ohne daß man es in dem wüthenden Sturme vernommen hätte. Die Spuren desselben erstreckten sich fünf Märsche weit, und die Blätter sämmtlicher Bäume hatten eben so gelitten, wie die des Burgot. Der Orkan hatte westlich von Gopal angefangen, wo er mehrere Zelte eines auf dem Marsch befindlichen Regiments fortirug; in Dschubelpore riß er das Dach des Speisesaals ab, während die Offiziere bei Tische saßen, rollte es wie ein Blatt Papier zusammen und ließ es in der Entfernung von einigen hundert Ellen auf dem Boden zurück."

Wir schließen unsere Auszüge mit einer historischen Reliquie, die aus einer Periode stammt, welche man im Gegensatz zu dem Zustande des Aberglaubens, der Unterdrückung und der Herabwürdigung, in den das jetzige Hindustan versunken ist, dessen goldenes Zeitalter nennen könnte. Es sind die Edikte des Radschah's Pidschädässi, eines buddhistischen Monarchen, der vor zwei Jahrtausenden herrschte, und der sie nebst anderen auf steinerne Säulen graben ließ. „Auf einer der Säulen des Radschah's Pidschädässi findet man nachstehende Gesetze: 1) Das Verbot, irgend ein Thier umzubringen, um es zur Speise oder zu religiösen Opfern zu gebrauchen. 2) Die Anordnung eines medizinischen Systems im ganzen Reiche, sowohl für Menschen als für Thiere. 3) Bestimmung einer alle fünf Jahre zu haltenden Bußzeit und Veröffentlichung der großen moralischen Sprüche Buddha's: Ehre Deinen Vater und Deine Mutter; sey mildthätig gegen Verwandte, Nachbarn und Priester; sey menschlich gegen Thiere; hüte Dich vor Unmäßigkeit; bewahre Deine Zunge vor der Verleumdung. — Wir übergehen einige Edikte, um zu dem sechsten und zehnten zu gelangen. Durch ersteres werden Sittenrichter ernannt, um die Aufsicht über das Volk — über sein häusliches Leben, seine Familien-Verhältnisse, seinen Umgang, sogar über seine Mahlzeiten zu führen. Außerdem werden Missionarien ausgesandt, „„um das Volk in den überfließenden Wahrheiten der Religion zu ertränken, es von den Fesseln der Sünde zu erlösen und ihm die Seligkeit zu gewähren, die alle Begriffe übersteigt."" Dieses ist eine buchstäbliche Uebersetzung. Das zehnte Edikt beginnt mit einigen Bemerkungen über den eitlen Ruhm, den die leeren und vergänglichen Dinge dieser Welt begleitet. Durch höhere Beweggründe geleitet, blickt der Radschah nur nach jenseits, um den Lohn seiner eifrigen, aber demüthigen Bemühungen einzuärndten. „„Das Ganze"", sagt der berühmte Orientalist Prinsep, „„endigt mit einer merkwürdigen Stelle über den Sieg, die, wenn ich recht verstehe, den Triumph über die eigenen Leidenschaften als den Sieg aller Siege bezeichnet, der die Dinge dieser Welt und die Dinge jener Welt überwindet."" Man hat in der Präsidenschaft Bengalen vier bis fünf Säulen dieser Art in mehr oder weniger verstümmeltem Zustande aufgefunden: glücklicherweise kommen die Beschädigungen nicht an einem und demselben Theile jeder Säule vor, so daß es möglich wird, den Sinn des Ganzen zu entziffern."

Frankreich.

Lucilio Vanini und der Atheismus.

Von Victor Cousin.

(Fortsetzung.)

Das „Amphitheater" zerfällt in fünf Abschnitte, welche Exercitien heißen. Vanini handelt in denselben von der Existenz und dem Wesen Gottes, entwickelt die Idee der Vorsehung, widerlegt die Atheisten Diagoras, Protagoras und des Letzteren Nachahmer in neuerer Zeit, welche die Vorsehung leugnen; er löst die Zweifel, welche Cicero gegen die Vereinigung der menschlichen Freiheit und der göttlichen Vorsehung erhebt; vertheidigt die Lehre von der Vorsehung und von der Unsterblichkeit der Seele gegen die Epikuräer; nimmt außer der von Aristoteles und den Averroisten behaupteten allgemeinen Vorsehung noch eine besondere an, welche über jedem Menschen und jedem Dinge waltet; bekämpft mehrere Ansichten der Stoiker und schließt mit der demüthigsten Unterwerfung unter die Oberhoheit des römischen Stuhls und mit einer Hymne an die Gottheit. — Ein zweiter Theil des Amphitheaters sollte die Polemik gegen frühere Philosophen fortsetzen, doch ist derselbe nicht erschienen.

In Einzelheiten läßt zunächst Vanini den zweiten der Beweise, welche Aristoteles für das Daseyn Gottes aufstellt, nicht gelten. Es ist dieses das berühmte, von den ausgezeichnetsten Geistern angenommene Argument, daß die Bewegung, welche von der Materie selbst nicht ausgehen kann, ein ursprüngliches, in sich thatkräftiges Wesen voraussetzt. Dagegen bildet Vanini den ersten, von Aristoteles nur angedeuteten Beweis, sehr aus, daß nämlich die endlichen Wesen zur Annahme eines unendlichen nöthigen. Vanini ist somit kein Atheist; da er jedoch nach seiner wiederholten ausdrücklichen Erklärung keinen anderen Beweis für das Daseyn Gottes zuläßt, so ist seine Theodicee sehr unvollkommen. Er weiß hiernach, wenn er konsequent ist, von Gott nichts weiter auszusagen, als daß er existirt, doch nicht, daß er die endlichen Dinge geschaffen hat. Die Wesenheit dieses Gottes ist durch die allgemeine Bezeichnung erschöpft: Er ist das Wesen der Wesen. Vanini sagt daher von seinem Standpunkte aus mit Recht: „Ihr fragt mich, was Gott sey? wenn ich das wüßte, so wäre ich Gott; denn Niemand kennt Gott und Niemand weiß, was er ist, außer Gott selbst. Doch wenn ich dennoch den thörichten Versuch wagen soll, Gott zu beschreiben, so ist Gott sein eigener Anfang und sein Ende, ohne daß er Anfang und Ende hat oder bedarf. Er ist, ohne in der Zeit zu seyn; für ihn giebt es weder Vergangenheit noch Zukunft. Er waltet überall, ohne irgendwo zu seyn; er ist unbeweglich, ohne einen Platz einzunehmen; er dringt überall hin, ohne sich zu bewegen. Er ist außer allen Dingen und in allen; außer ihnen, ohne von ihnen ausgeschlossen, in ihnen, ohne von ihnen eingeschlossen zu seyn. Er ist gut, ohne eine Qualität, und groß, ohne eine Quantität an sich zu haben, er ist ein Ganzes ohne Theile; Wollen ist bei ihm Können, und sein Wille ist That. Er ist die erste und die letzte That in der Welt überhaupt; er ist Alles über Allem, außer Allem, in Allem, unabhängig von Allem, vor und nach Allem und geschlossen in sich."

Fast alle Bestimmungen sind nur verschiedene Ausdrücke für die Unendlichkeit. Doch in einigen geht Vanini bereits über die Gränzen seines Prinzips hinaus; denn wenn er zum Beispiel von seinem Gotte sagt, Wollen ist bei ihm Können, so fragt man sich, mit welchem Rechte er dem unendlichen Seyn einen Willen beilegt; sobald ihm die bewegende Kraft fehlt, ist ihm alle Möglichkeit eines Wirkens benommen. Vortrefflich jedoch widerlegt Vanini die von Aristoteles und Averroes aufgestellte Ansicht, daß die Welt ewig sey. „Die Welt", sagt er, „hat entweder einen Urheber oder nicht. Hat sie einen Urheber, so ist sie nicht ewig, denn Nichts ist gleich alt mit dem, wodurch es hervorgerufen ist. Hat sie keinen Urheber, so hat sie stets durch sich selbst existirt; allein es ist lächerlich, etwas Endliches für den Urgrund des Seyns zu erklären; die Welt aber ist endlich, das lehrt die Anschauung; sie kann daher nicht durch sich selbst entstanden und somit nicht ewig seyn."

Die Beweisgründe, durch welche die Atheisten ihre Ansichten stützen, stellt Vanini mit so großer Schärfe dar, daß man hierdurch auf den Verdacht gekommen ist, er wolle sie dem Geist der Leser einprägen und füge seine oft sehr schwachen Gegengründe nur hinzu, um die Verantwortlichkeit von sich abzulehnen; doch ist dies nur eine Vermuthung, und man muß erwägen, daß sich Vieles im sechzehnten Jahrhundert noch nicht so gut widerlegen ließ, als man es nach Descartes widerlegen konnte.

Großen Einfluß auf das Geschick der Menschen gesteht Vanini den Sternen zu, und man darf sich hierüber in einer Zeit, in welcher die Astrologie allgemein in so hohem Ansehen stand, nicht verwundern; doch sucht Vanini die Freiheit des menschlichen Willens den Sternen gegenüber stets zu retten. Die Menschen, sagten die Stoiker des sechzehnten Jahrhunderts, handeln nur, wie es die Sterne fordern, welche bei ihrer Geburt herrschen. Dagegen antwortet Vanini: Unsere Handlungen werden nicht unmittelbar durch den Einfluß der Gestirne bestimmt, sie hängen von unserem freien Willen ab, der von den Himmelskörpern nicht beherrscht werden kann, da er materiell ist. Die Gestirne zwingen uns zu keiner That, doch sie können mittelbar bisweilen uns zu denselben leiten; unser Wille nämlich wird durch den Verstand und der Verstand durch die Sinnen-Eindrücke bestimmt; die Sinne aber sind dem Einfluß der Himmelskörper unterworfen; daher können die Sterne zwar auf unsere Handlungen einwirken, doch uns nie zwingen und beherrschen. — In dem ganzen Amphitheater finden wir nichts, was uns berechtigte, Vanini des Atheismus anzuklagen, und auf Grund bloßer Vermuthungen ihn zu verdammen, wäre grausam.

Ein Jahr nach dem Amphitheater erschien zu Paris Vanini's zweites und letztes Werk, die „vier Bücher von den wunderbaren Geheimnissen der Natur, der Königin und der Göttin der Sterblichen". Es enthält physikalische Abhandlungen über den Himmel, die Luft, das Wasser, die Erde und die Erzeugung der lebendigen Geschöpfe und ist, wie uns Vanini selbst sagt, ein Auszug aus seinen „physikalischen Memoiren". Wiederum erwähnt Vanini mehrere Schriften, die er früher herausgegeben habe, doch sind dieselben gänzlich unbekannt. Dieses Werk von den Geheimnissen der Natur nun ist durchaus nicht zu verachten, wir finden hier zwar noch die Physik der Peripatetiker, doch ihrem wahren Geiste nach interpretirt, nicht mehr nach der Weise der Scho-

laſtiker mißverſtanden; ja, man muß der Schrift ein hohes, wiſſenſchaftliches Verdienſt einräumen, wenn man überlegt, daß ſie vor Galilei entſtand, dem Schöpfer der modernen Phyſik, welcher zuerſt die Erfahrung und Berechnung als Grundlage aller Naturforſchung nachwies. Galilei iſt für die Phyſik, was Descartes für die Metaphyſik iſt, und alle Verſuche, welche die Denker des ſechzehnten Jahrhunderts machten, über den Standpunkt des Mittelalters hinauszugehen, blieben unvollkommen, ſo genial ſie oft im Einzelnen waren. Wie im Amphitheater, erhebt Vanini auch hier Ariſtoteles über alle Sterblichen. Nächſt ihm lobt er Alexander von Aphrodiſia ſehr; unter den neueren Phyſikern behandelt er Vives mit Verachtung, doch läßt er Kepler gelten; unter ſeinen Landsleuten erwähnt er Scaliger, Fracaſtor, Cardanus und beſonders Pomponatius oft mit Vorliebe. Zwei Doktoren der Sorbonne, Edmund Corradin, Guardian des Franziskaner-Kloſters zu Paris, und Claude le Petit, erhielten den Auftrag, Vanini's Buch zu prüfen, und ſie erklären in der beigedruckten Approbation ausdrücklich, daß es nichts dem katholiſchen Glauben Widerſtreitendes enthalte, daß es ein geiſtvolles Werk und der Beachtung des Publikums in hohem Grade würdig ſey. Die Sorbonne leiſtet ſomit für Vanini's Orthodoxie gewiſſermaßen Bürgſchaft.

Der Form nach beſtehen dieſe phyſikaliſchen Abhandlungen aus Dialogen zwiſchen Julius Cäſar, dem Verfaſſer und Alexander, einem ſeiner Freunde und Bewunderer, welcher um Belehrung über verſchiedene Naturerſcheinungen bittet. Zugeeignet iſt die Schrift Baſſompierre, dem Manne des Krieges und der Vergnügungen, deſſen Name an der Spitze einer philoſophiſchen Unterſuchung zum Leſen wenig einladet. Doch haben wir das Buch ſorgfältig durchgeleſen, und mit derſelben Ueberzeugung, mit welcher wir Vanini nach ſeiner erſten Schrift für unſchuldig erklärt haben, müſſen wir ihn nach dieſer zweiten ſchuldig nennen. Er ſündigt hier an dem Chriſtenthum, an Gott und an der Moral. Das Chriſtenthum iſt für ihn eine unzuverläſſige Erfindung des menſchlichen Geiſtes, ſein Gott iſt die Natur und ſeine Moral die epikuräiſche, die er auch ſeinen eigenen laſciven Verſicherungen gemäß im Leben bethätigt hat.

Zwar ſucht Vanini noch oft ſeine Angriffe auf das Chriſtenthum ſcheinbar als die Anſichten ſeiner Gegner hinzuſtellen und ſie zu bekämpfen; doch iſt dieſer Schleier, hinter dem er ſeine eigene Meinung birgt, weit durchſichtiger als im Amphitheater. Seine Antworten ſind, wie ſchon Descartes bemerkt, meiſt ſo nichtsſagend, daß er ſie nicht kann im Ernſt gegeben haben. Im Amphitheater iſt, wie er ſelbſt geſteht, Vieles enthalten, was er nicht mehr billigt, doch bezeichnet er daſſelbe nicht näher. Und wenn er ſich auch oft einen gläubigen Anhänger der katholiſchen Kirche nennt, ſo brechen doch überall direkte und indirekte Anſpielungen auf die Unvollkommenheit des Chriſtenthums durch; die Auferweckung des Lazarus iſt bei ihm durch den Einfluß des Mondes bewirkt; bei der Beſprechung der Dämonen, deren Exiſtenz Vanini leugnet, wendet ihm ſein Freund ein: Doch, wenn es keine Dämonen giebt, wie haben die Magier Pharao's alsdann ſo viele Wunder thun können? worauf Vanini antwortet: Die Philoſophen verachten die Geſchichte der Juden. Vom Weihwaſſer ſpricht Vanini ſehr ironiſch: Ich zweifele an der Wunderkraft des Weihwaſſers durchaus nicht, denn der Papſt hat es mit unzähligen Privilegien ausgeſtattet; doch wenn ich als Philoſoph ſprechen ſollte, ſo würde es mir vielleicht ſchwer werden, begreiflich zu machen, woher das Weihwaſſer ſolche Kräfte nimmt. Bisweilen legt Vanini ſeine Angriffe auf das Chriſtenthum ſeinem Freunde Alexander in den Mund, doch billigt er ſie ſtillſchweigend, indem er ſie unbeantwortet läßt; ſo ſagt derſelbe, er preiſe die Kinder glücklich, welche mit ſchwachem Geiſte geboren ſeyen, weil ſie Anlage haben, gute Chriſten zu werden; und Vanini erwidert, wie auf dergleichen faſt immer, nur, daß die Kirche nicht erlaube, ſolche Gedanken zu haben.

Die Welt iſt nach Vanini ihrer Dauer nach unendlich wie Gott; endlich iſt ſie nur ihrer Größe und der ihr inwohnenden Kraft nach. Doch wenn wir die Welt unerſchaffen und unvergänglich nennen, ſo iſt es nur noch ein kleiner Schritt, daß wir ſie überhaupt Gott gleich ſetzen; wenn die Welt ohne Gott entſtanden iſt, ſo kann ſie ſich auch ohne ihn erhalten, und Gott iſt nur dem Namen nach vorhanden; die Welt bedarf ihn nicht, und er hat nicht die Möglichkeit, Etwas zu wirken. Die Unſterblichkeit der Seele weiß Vanini auf dieſem Standpunkte durch keinen einzigen Grund zu ſtützen; er entwickelt alle Gegengründe mit größter Gewandtheit und beruft ſich alsdann, um ſie zurückzuweiſen, auf die Religion. Die Tugend und das Laſter erklärt er offen für nothwendige Folgen des Einfluſſes der Atmoſphäre, der Nahrungsmittel, der von den Aeltern ererbten Neigungen und vorzüglich der Geſtirne.

Bei einer ſolchen Philoſophie muß es die angelegentlichſte Sorge des Menſchen ſeyn, ſich ſo viele Vergnügungen zu bereiten, als möglich. Das Vergnügen iſt dann auch der alleinige Zweck und Beweggrund, welchen die Philoſophie nach Vanini bei den menſchlichen Handlungen anerkennt. Von der Freiheit, der uneigennützigen Tugend, von dem Glücke eines reinen Gewiſſens erfahren wir daher kein Wort; dagegen giebt uns Vanini das reichſte Detail über alle Arten der ſinnlichen Genüſſe, beſonders über die der Liebe. Alle Zeit ſcheint ihm verloren, welche nicht den Liebesfreuden gewidmet wird, und er verfällt aus dem ernſten Tone einer philoſophiſchen Unterſuchung nicht ſelten in die unkeuſchſten Späße. Wir müſſen die Schrift von den Geheimniſſen der Natur darum unchriſtlich und unmoraliſch nennen. Der Schimmer von Deismus, der noch hin und wieder auftaucht, verſchwindet vor der durchgehenden Vergötterung der Natur, welche man heut Pantheismus nennen würde. Weder die Unkörperlichkeit noch die Unſterblichkeit der Seele läßt Vanini gelten, und ſeine Ethik entbindet den Menſchen der Pflicht, ſeine Laſter zu vertreten, wie ſie ihm das Verdienſt raubt, nach eigener Ueberzeugung und vermöge ſeiner Willensfreiheit tugendhaft ſeyn zu können.

Die Ergebniſſe, welche wir aus der Betrachtung dieſer beiden Werke ziehen, ſind ſomit völlig verſchieden. In dem erſten fanden wir nur einige verwegene, doppeldeutige Sätze, doch nirgend eine Lehre, welche uns berechtigte, Vanini als Atheiſten zu verdammen. In dem zweiten Werke dagegen bietet ſich Vanini dieſer Anklage ſelbſt dar; wenn ſich ſeine Verirrungen auch aus dem Charakter ſeiner Zeit entſchuldigen laſſen. Er iſt ein hervorragender Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, welcher den Widerwillen gegen abergläubiſche Verblendung bis zum Kampfe gegen den wirklichen Glauben treibt. Er iſt der Lucian ſeiner Zeit und gleicht dieſem an Geiſt, an leichter Gelehrſamkeit, an beißendem Witz und oft durch ſeinen Cynismus. In einer anderen Zeit wäre Vanini weniger verfolgt worden, und Nichts hätte ihn in eine ſo krampfhafte Aufregung verſetzt, in der wir ihn jetzt von Extrem zu Extrem ſchwanken ſehen.

Als Vanini ſeine Dialoge über die wunderbaren Geheimniſſe der Natur veröffentlichte, war er kaum dreißig Jahr alt. Einige Zeit darauf begab er ſich von Paris nach Toulouſe und erwarb ſich hier wie dort ſeinen Lebensunterhalt, indem er Unterricht ertheilte. Sein Geiſt, ſeine italiäniſche Lebendigkeit und ſein gewinnendes Benehmen führten ihm bald zahlreiche Schüler zu. Er trug, wie es ſcheint, alle Wiſſenſchaften vor, doch vornehmlich Medizin und ſeinen vertrauteren Schülern Philoſophie und Theologie.

In Toulouſe herrſchte damals ein faſt fanatiſcher Katholizismus. Die Inquiſition, welche im übrigen Frankreich nicht hatte Wurzel faſſen können, ſtand hier im höchſten Anſehen, und es währte nicht lange, ſo erhielt die Obrigkeit von Vanini's ketzeriſchen Lehren Kunde; man verhaftete ihn, übergab ihn dem Parlament, und nach einem ziemlich langen Prozeß wurde er verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und dieſe entſetzliche Strafe wurde am 9ten Februar 1619 an ihm vollſtreckt. — Wir theilen uns dieſe Tragödie in drei Akte: den Prozeß, das Urtheil und die Hinrichtung.

1. Der Prozeß.

Worin beſtand die ſpezielle Anklage, die man gegen Vanini erhob? gründete man dieſelbe auf ſeine Schriften oder auf ſeine Vorleſungen oder auf ſeine Sitten, vielleicht auf alle zugleich? Es ſind viele Anekdoten über die erſte Veranlaſſung ſeines traurigen Geſchicks verbreitet worden, und da noch kein authentiſches Dokument gedruckt iſt, ſo iſt es um ſo mehr unſere Pflicht, die oft ſehr widerſprechenden Angaben älterer und neuerer Schriftſteller genau zu prüfen. Darf man der Erzählung des Jeſuiten Garaſſe und des Minoriten Merſenne glauben? ſie ſind Beide wenig jünger als Vanini, doch ſie wohnten den Verhandlungen ſelbſt nicht bei und berichten nur, was ſie gehört und wahrſcheinlich von ihren Ordensbrüdern in Toulouſe, Vanini's nothwendigen Feinden, gehört haben. Ihre Berichte ſelbſt ſind in leidenſchaftlichem Tone abgefaßt, ſo daß man fürchten muß, ſie haben der Wahrheit, auch wenn ſie dieſelbe kannten, nicht ihr Recht angethan. Für ſie iſt der Verurtheilte ein Ungeheuer, von dem ſie die geſchmackloſeſten Gerüchte als Wahrheit erzählen. Die Patianiana et Naudaeana (Amſterdam 1703. S. 51.) iſt nur eine Zuſammenſtellung von ſehr ſchlecht verbürgten Anekdoten. Borrichius giebt in ſeinem noch ungedruckten Reiſe-Tagebuche nur, was er 1660 auf ſeiner Durchreiſe in Toulouſe erfahren. In allen dieſen Darſtellungen mag manches Wahre enthalten ſeyn, doch wie ſoll man es von dem Falſchen unterſcheiden? Der Mercure de France, eine mehr oder minder offizielle Zeitung, widmet bei der Geſchichte des Jahres 1619 eine oder zwei Seiten dem Prozeß und der Hinrichtung Vanini's; doch dieſe kurze Erzählung gewährt nur, was man allgemein über die Sache ſprach und was das Gouvernement zu veröffentlichen für gut fand; ſie täuſcht uns ſchwerlich, doch ſie belehrt uns auch zu wenig.

Zum Glück ſaß damals im Parlament zu Toulouſe ein junger Rath, welcher Vanini im Leben näher gekannt und dem ganzen Prozeß ſo wie der Hinrichtung ſelbſt beigewohnt hatte, und welcher ſpäter, nachdem er erſter Präſident des Parlaments geworden war, eine Geſchichte des franzöſiſchen Volkes ſeiner Zeit ſchrieb, in der er auch Vanini's Prozeß behandelte: ich meine Gramond. Dieſer Hiſtoriker genügt allen Anſprüchen, welche die ſchärfſte Kritik an hiſtoriſche Zeugniſſe macht; er hat Alles, was er erzählt, ſelbſt mit angeſehen, und wie groß auch ſein religiöſer Eifer iſt, ſo verfährt er zu gewiſſenhaft, als daß er im Groll über Vanini's Fehler der Wahrheit zu nahe treten ſollte. Gramond nun erzählt Folgendes:

Um dieſe Zeit (1619) wurde durch einen Beſchluß des Parlaments zu Toulouſe Lucilio Vanini zum Tode verdammt, welchen man faſt allgemein für einen Ketzer hielt, ich aber halte ihn für einen Gottesleugner. Er lehrte die Medizin, doch in Wahrheit verführte er die unerfahrene Jugend: er ſpottete über alles Heilige, leugnete die Göttlichkeit Chriſti und die Exiſtenz Gottes ſelbſt. Alle Ereigniſſe wurden bei ihm nur durch den Zufall herbeigeführt, und die Natur betete er als die Erzeugerin aller Weſen an. Solche Irrlehren trug er in Toulouſe, dieſer heiligen Stadt, vor; und da alles Neue ſeinen Reiz hat, fand er bald zahlreiche Anhänger. Ein Verbrechen, welches ihm in Italien zur Laſt gelegt wurde, nöthigte ihn, aus dieſem ſeinem Vaterlande nach Frankreich zu fliehen. In keiner franzöſiſchen Stadt iſt man jedoch jeglicher Ketzerei ſo abhold wie in Toulouſe. Obgleich das Edikt von Nantes die Calviniſten ſchützt, ſo haben ſie ſich doch nie hier niederzulaſſen gewagt, und die Stadt ertheilt Niemanden das Bürgerrecht, deſſen religiöſe Grundſätze dem päpſtlichen Stuhl nur von fern verdächtig ſind. Daher verbarg Vanini einige Zeit ſeine wahre Geſinnung, doch bald trieb ihn ſeine Eitelkeit, den katholiſchen Glauben zum Gegenſtande beſonderer Erörterungen zu machen, dann ihn zu verſpotten, und vielen Jünglingen imponirte die Kühnheit des Neuerers, ſo daß ſie Alles, was er ſprach, bewunderten und es als eigene Ueberzeugung wiederholten. Man klagte ihn darum an, daß er durch Irrlehre

die Jugend verderbe. Zuerſt ſtellte er ſich nun, als ob er katholiſch rechtgläubig geſinnt ſey, und da man ihm ſein Verbrechen nicht hinreichend beweiſen konnte, ſo ſollte er ſchon wieder freigeſprochen werden, als Francon, ein Edelmann von durchaus unbeſcholtenem Rufe, vor Gericht erklärte, daß Vanini in ſeiner Gegenwart oft die Exiſtenz Gottes geleugnet und die Sakramente der katholiſchen Kirche verſpottet habe. Als darauf der Angeklagte von den Richtern noch einmal über ſeinen Glauben genau befragt wurde, ſuchte er durch viele Beweiſe darzuthun, wie widerſinnig es ſey, zu behaupten, die Natur könne aus eigener Macht irgend Etwas erzeugen. Er erklärte, daß er an einen dreieinigen Gott glaube, wie alle Chriſten; doch ſagte er dies nicht aus Ueberzeugung, und da ſeine Schuld hinreichend erwieſen war, ſo verurtheilte ihn das Parlament nach einem ſechsmonatlichen Prozeß zum Tode. — Ich habe Vanini vor ſeiner Verhaftung, während der Haft und bei der Hinrichtung geſehen. So lange er frei war, führte er ein ungeregeltes Leben und war ſehr vergnügungsſüchtig. Im Gefängniß verließ ihn ſeine Philoſophie, und er ſtarb in Verzweiflung. Als man ſein Zimmer ausräumte, fand man in demſelben eine ungeheure Kröte, welche in einem mit Waſſer gefüllten gläſernen Gefäße verſchloſſen war; man klagte ihn darum auch der Zauberei an; doch er erklärte, wenn man das Thier zu Aſche verbrenne, ſo heile dieſe ein Uebel, das ſonſt unheilbar wäre. Während ſeiner Gefangenſchaft genoß er, um die Richter irre zu führen, häufig das Abendmahl; doch ſobald er keine Rettung mehr hoffen konnte, ſtarb er, wie er gelebt hatte, indem er die Maske fallen ließ." (Schluß folgt.)

Schweden.

Das Karl-Johanns-Lied, vom Baron La Motte-Fouqué.

In der Schleſingerſchen „Sammlung der Nationallieder aller Völker, mit Originaltext und deutſcher Ueberſetzung", einem bereits nahe an ſechzig überaus charakteriſtiſche deutſche, engliſche, franzöſiſche, holländiſche, belgiſche, däniſche, ſchwediſche, ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, neugriechiſche, ungariſche, italiäniſche, ſpaniſche, portugieſiſche, nordamerikaniſche, braſilianiſche und tſcherkeſſiſche Volkslieder umfaſſenden Muſikwerke (für eine Singſtimme und Piano oder Guitarre), iſt eines der gelungenſten und volksthümlichſten der ſchwediſche Folksſang von Kullberg, welchen Baron Friedrich von La Motte-Fouqué in unſere Mutterſprache übertragen hat. Der Dichter des „Sigurd" und der „Undine" hatte dadurch dem greiſen nordiſchen Recken, der jetzt das Volk regiert, von welchem Frankreich einſt die Ahnen der tapferen Ritter ſeiner Normandie empfing, einen Tribut der Verehrung darbringen wollen.

Fouqué iſt ſeitdem heimgegangen, und auch der 81jährige Normannen- und Schweden-König ſcheint ſeinen letzten Tagen nahe zu ſeyn. Als eine intereſſante Reliquie, ſo wie als Probe jener Sammlung, die allen Freunden des Volksliedes in ſeinen verſchiedenſten Weiſen mit Recht empfohlen zu werden verdient, theilen wir den Karl-Johanns-Sang hier mit:

König Karl Johann,
Er kommt zu uns wieder:
Wir ſingen ihm Lieder,
So Kind als Weib und Mann.
Den Thron kräftig ſtützt er,
Sein Volk treu beſchützt er,
Das ſchafft Karl Johann!

Folgt kühn ihm Feind an
In krieg'riſchen Zeiten
Zum muthigen Streiten,
Greis, Jüngling und Mann!
Schwert ward ihm beſchieden,
Doch herrſcht auch im Frieden
Mit Ruhm Karl Johann.

Hold iſt Karl Johann,
Er ſcheint uns ingleichen,
Die Armen, die Reichen,
Das Kind und den Mann.
Bei Großen und Kleinen
Sieht nur nach dem Einen,
Nach Recht, Karl Johann.

Dank Dir, Karl Johann!
Gefahren bezwingſt Du,
All Gutes uns bringſt Du
Für Weib, Kind und Mann.
Daß einig ohn' Fehden
Sind Norweg und Schweden,
Schufſt Du, Karl Johann.

Heil Dir, Karl Johann!
Du biſt uns aus Grauen
Nach blühenden Auen,
So Kind, Weib als Mann.
Du trägſt unſre Schmerzen
Als Vater am Herzen,
Heil Dir, Karl Johann!

Leb' hoch, Karl Johann!
Zur Freiheits-Erhaltung,
Zur Segens-Verwaltung
Für Kind, Weib und Mann!
Bei Königen ein Beſter,
Bei Helden ein Größter,
Leb' hoch, Karl Johann!

Moldau und Walachei.

Notizen über die Donau-Fürſtenthümer.

Der Major Kogalnitſchan aus Jaſſi, welcher in Berlin erzogen worden, giebt Denkwürdigkeiten aus dem Leben Peter's des Großen heraus, die, meiſtens aus moldauiſchen Chroniken gezogen, in der von Behrmann aus Pyrmont dirigirten Druckerei als typographiſches Prachtwerk herauskommen.

Das erſte Fragment erzählt von einem Bojaren Nicolas Milescu, welcher Liebling des Woywoden Stefaniza (der von 1660—1662 regierte) war, der aber dennoch ſeinen Fürſten verrieth, ein Verfahren, wovon die Geſchichte der moldauiſchen Bojaren ſehr viele Beiſpiele liefert. Glücklicherweiſe ward durch einen anderen Verrath der Woywode davon in Kenntniß geſetzt und dem Verräther Milescu wurde die Naſe abgeſchnitten, ſeit welcher Zeit er der Spatar Kirnul (ohne Naſe) genannt ward. In Deutſchland machte ihm ein damaliger Rhinoplaſt eine neue Naſe, und er ward vom Zaren Alexei Michailowitſch als Lehrer ſeines Sohnes, des nachmaligen Kaiſers Peter, angeſtellt und als Geſandter nach China geſchickt.

Auch in dem Abſchnitt über den Feldzug Peter's des Großen am Pruth ſpielt der Verrath der moldauiſchen Bojaren eine bedeutende Rolle, worin ſich beſonders der Lupu von Gavrilizza auszeichnete; Kantakuzeno verrieth ſeinen Vetter, den Woywoden Brankovan. Das Mährchen, nach welchem die Kaiſerin Katharina den Großweſir durch ihren Schmuck beſtochen, um den bereits eingeſchloſſenen Kaiſer zu retten, wird hier am beſten widerlegt. Es war der General Weißmann, ein Deutſcher, welcher im Sturmſchritt geſchloſſene Kolonnen gegen die Türken führte, die durch die von den Grenadieren geworfenen Hand-Granaten ſehr viel litten. Am anderen Tage verſagten die Janitſcharen den Dienſt und wollten ſich nicht mehr ſo mörderiſchem Feuer ausſetzen. Obwohl bei dieſem tapferen Angriff der brave Weißmann gefallen, war doch der Friede die Frucht ſeines Todes. Es wird dabei erzählt, daß dieſer Verluſt den Kaiſer ſo angriff, daß er in Ohnmacht fiel.

Auch in der Walachei ward damals eben ſo Verrath geübt, wie in der Moldau. Kurz, ein erfreuliches Bild giebt uns dieſes Werk nicht von dem ſittlichen Zuſtande des Landes zur damaligen Zeit. Verbeſſern hat ſich derſelbe ſeitdem kaum können, denn die Regenten waren eigentlich nichts als auf ein paar Jahre von Konſtantinopel aus hierhergeſchickte Pächter. Erſt ſeit dem letzten ruſſiſchen Kriege iſt dem Lande eine geordnete Verfaſſung gegeben, und wenn dieſelbe auch in den Händen der unter den alten Verhältniſſen erzogenen Bojaren noch nicht zum Beſten des Landes benutzt wird, ſo werden doch die jungen Leute, welche in Deutſchland erzogen wurden, bald davon den wahren Vortheil zu ziehen wiſſen.

Mannigfaltiges.

— Zur Geſchichtsforſchung Rußlands. Von des Staatsraths A. J. Turgeniew in ruſſiſcher und in lateiniſcher Sprache herausgegebenen „Hiſtoriſchen Denkmälern Rußlands" *) iſt vor einiger Zeit der zweite Band erſchienen. Ein beſonders intereſſantes Denkmal iſt die in dieſem Bande enthaltene Zuſammenſtellung der Korreſpondenz der Päpſte mit ſlawiſchen Fürſten vor der Zeit der ſogenannten Renaiſſance und vor der Begründung des diplomatiſchen Syſtems, das noch heutzutage bei den Verbindungen der europäiſchen Höfe in Wirkſamkeit iſt. Sämmtliche ſlawiſche Fürſten, gleichviel, ob ſie in Ungarn oder in Pommern (z. B. in terra Rugianorum in Selavia), in Polen oder in Böhmen herrſchten, werden in jener Korreſpondenz als Könige oder Herzoge der Reußen oder Rußlands (Reges Ruthenorum, Duces Russiae) bezeichnet. So nennt ſich auch unter Anderen Coloman, König von Ungarn, „Colomanus D. G. Ruthenorum Rex et Slavoniae Dux", und Uroch, Krall der Serben, wird Vrosius Rex Russiae genannt. Ein Schreiben König Ottokar's von Böhmen an Papſt Alexander IV. aus Prag vom 8ten Oktober 1260 giebt über die Schlacht von Heimburg, wo Ottokar, wie er ſchreibt, „mit einer unzählbaren Menge Ungarn, Ruſſen, Polen, Tataren, wilden Kumanen, Szeklern (Siculi), Walachen, ſchismatiſchen Griechen, ketzeriſchen Raizen (Rascienses) und Bosniern" kämpfte, genauen Bericht. Papſt Urban IV. ermahnt dagegen denſelben König im J. 1264, Polen und die Länder des deutſchen Ordens gegen das Eindringen „der ſchismatiſchen Ruſſen, der gotteslaſterlichen Lithauer und der ismaelitiſchen Tataren" zu vertheidigen. — Der größte Theil der übrigen Aktenſtücke dieſes zweiten Bandes bezieht ſich auf drei verſchiedene geſchichtliche Momente, und zwar finden wir hier 1) Berichte der päpſtlichen Nunciaturen von Polen, Wien und Paris über die Verhältniſſe Rußlands vom J. 1584 bis gegen das Ende der Regierung Peter's des Großen; 2) eine Zuſammenſtellung von ſtaatsarchivaliſchen Dokumenten, die über die diplomatiſchen und Handels-Verhältniſſe Rußlands und Englands vom J. 1557 bis zum J. 1605 Aufſchluß geben, und 3) endlich eine reiche Sammlung von Aktenſtücken, die zum größten Theil aus Pariſer, zum Theil aber auch aus Wiener Archiven und Bibliotheken gezogen ſind und Rußlands Beziehungen zu Oeſterreich, zur Pforte und zu Polen während der Regierung Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. von Frankreich beleuchten.

*) Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta, ab A. J. Turgenevio. Petropoli.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Sonnabend den 17. Februar 1844.

China.

Die Staats-Einrichtungen China's und der Charakter seiner Regierung.

Von jeher war die chinesische Staatsverwaltung ein Gegenstand der Verwunderung für die Europäer, und Mancher, der ihr innerstes Wesen nicht kannte und den blinden Gehorsam sah, den die Chinesen ihrer Regierung zollen, suchte denselben aus einer ihnen ganz eigenthümlichen Naturanlage zu erklären. Bei näherer Betrachtung aber ergiebt sich, daß die Allmacht der chinesischen Beamten in zwei Einrichtungen ihre Quellen hat. Einmal nämlich wird über jeden Unterthan die strengste Kontrole geführt, und zweitens sind alle diejenigen, welche durch Verwandtschaft, Freundschaft oder Nachbarschaft mit einander verbunden sind, solidarisch zur Befolgung der Gesetze verpflichtet. Die Beaufsichtigung wird erleichtert durch eine bis in die kleinsten Abstufungen verfolgte Rangordnung und eine Art von Einschachtelungssystem. Denn ein Jeder, so wie er der Diener eines Vornehmeren ist, ist der Herr derjenigen, die an Range unter ihm stehen, so daß die chinesische Staatsverfassung einen militairischen Despotismus zeigt, wie er vielleicht nur noch in Einem Reiche der Erde existirt.

Wer da weiß, daß er sich nur durch eine völlige Isolirung der Wachsamkeit der geheimen oder öffentlichen Emissaire der Regierung entziehen kann, wird sich wohl hüten, die Landesgesetze zu übertreten oder den Befehlen seiner Obrigkeit, seyen sie auch noch so drückend, ungehorsam zu seyn. Er ist gewärtig, daß, wenn er auch persönlich entkommt, seine Verwandten und Freunde für sein Vergehen bestraft werden. Aber auch dann, wenn dieselben die ihm zugedachte Strafe erlitten haben und er sie entschädigen wollte, würde er nicht ohne Gefahr in sein Haus zurückkehren, und gesetzt auch, es sey ihm gestattet, so findet er höchst wahrscheinlich seine Besitzthümer in den Händen der Regierungs-Agenten oder seiner Nachbarn, die sich kein Gewissen daraus machen, Jemanden zu berauben, der dem Gesetze verfallen ist.

Die Chinesen, als Nation betrachtet, können mit einer großen Armee verglichen werden, die unter den Befehlen des Kaisers, als ihres Generalissimus, steht. Diese Armee ist in Regimenter, Bataillone und Compagnieen getheilt, die ihren speziellen Führern und subalternen Offizieren gehorchen. Die Offiziere jeden Ranges und die gemeinen Soldaten sind zu einem passiven und unbedingten Gehorsam gegen ihre Oberen verurtheilt. Sie dürfen schlechterdings nicht an der Zweckmäßigkeit der Befehle zweifeln, die ihnen gegeben werden, und müssen sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ausführen. Dreihundertsechzig Millionen Menschen stehen unter dieser militairischen Zucht, deren Anfänge wir in der Organisation der tatarischen Stämme erblicken mögen, die noch heute in einen rechten und linken Flügel getheilt sind.

Der Kaiser ist alleiniges Oberhaupt der Verwaltung und Ordner der Verfassung. Er wird für den Stellvertreter gehalten, den sich der Himmel ausdrücklich gewählt hat, um die Völker der Erde zu regieren, und vereinigt in seiner Person die beiden höchsten Gewalten, die legislative und die exekutive, ohne Beschränkung oder Kontrole. Man nennt ihn Thien-tseu, den Sohn des Himmels, und, in der That, er ist mit den Vorrechten der Gottheit bekleidet, denn alle Macht ist Ausfluß der seinigen. Die unwissende Menge glaubt, daß die ganze Welt, „was unter dem Himmel ist" (Thien-hia), wie die Chinesen sagen, seiner Herrschaft gehorcht, und die Aufgeklärteren suchen aus Politik diesen Irrthum zu erhalten, der den Regierenden gar sehr zu Statten kommt. Alle Könige der Erde haben dem Kaiser ihre Macht zu danken, und dies ist der Grund der Geringschätzung, mit welcher die chinesische Regierung die auswärtigen Mächte behandelt. Hieraus entspringt auch ihre völlige Weigerung, mit ihnen zu unterhandeln, wenn sie nicht durch Waffengewalt dazu gezwungen wird, und selbst dann noch nimmt sie, besonders ihren Unterthanen gegenüber, den Ton eines Vornehmen an, der sich zu einem Niedriggeborenen herabläßt. Man lese nur in den offiziellen Geschichtsbüchern der chinesischen Dynastieen die Verträge, die zwischen China und seinen Feinden geschlossen wurden. Sie klingen stets wie großmüthige Zugeständnisse von dem „Sohne des Himmels", der so gnädig ist, mit seinen verirrten Vasallen Mitleid zu haben. — Die Chinesen nennen die unumschränkte Macht ihres Herrschers die Gewalt eines Vaters über seine Kinder. In der Theorie ist der Kaiser den Befehlen des Himmels unterworfen, die freilich vielfacher Auslegungen fähig sind; in der That aber steht er unter dem Einflusse der öffentlichen Meinung, der bestehenden Sitten und der Gesetze, die von seinen unmittelbaren Vorgängern erlassen worden sind. Er belehnt seine Diener mit eben der unumschränkten Gewalt, die ihm über das ganze Reich zusteht, damit sie dieselbe in ihren respektiven Verwaltungszweigen ebenfalls üben; nur ist jeder von ihnen seinem nächsten Vordermann verantwortlich.

Es würde schwer seyn, alle Prärogative des Kaisers aufzuzählen, da sein bloßer Wille Gesetz ist. Daher werden wir uns darauf beschränken, eine kleine Anzahl der besonderen Rechte der chinesischen Krone zu nennen.

Der Kaiser ist Oberhaupt jeder Religion. Er allein hat das Recht, den Himmel oder den höchsten Ordner des Universums (Schang-ti) mit den heiligen Ceremonien anzubeten. Er ist die Quelle des Gesetzes und der Gerechtigkeit, von seinem Ausspruch aus giebt es keine Appellation, ihm allein gehört das Recht der Begnadigung, kein Gesetz darf seiner Entscheidung gegenüber geltend gemacht, kein Prozeß gegen ihn eingeleitet werden, und kein Privilegium schützt vor seinem Zorn, wenn es ihm beliebt, auf Augenblicke die eingeführte Ordnung und Sitte zu vergessen. Er ist die Triebfeder der Verwaltung, nur in seinem Auftrage und seinem Namen darf eine Behörde handeln. Alle Hülfsquellen und Einkünfte des Kaiserreichs gehören ihm und er darf nach seinem Gutdünken über sie verfügen. Alle Chinesen, vornehmlich von ihrem sechzehnten bis sechzigsten Jahre, sind ihm zu persönlichem Dienste verpflichtet; kurz, das ganze Land ist seine Domaine.

Der Thron ist in männlicher Linie erblich, wenn keine besonderen Bestimmungen getroffen werden; denn es steht dem Kaiser das Recht zu, sich aus seinen Kindern oder Unterthanen einen Nachfolger zu wählen. Seit langer Zeit aber ist die Thronfolge bei der kaiserlichen Familie verblieben. Oft wird der präsumtive Thronerbe bei Lebzeiten des Vaters noch besonders zum Kronprinzen ernannt und genießt dann gewisse Vorrechte. Bemerkenswerth ist es, daß unter der gegenwärtigen Dynastie diejenigen Kinder, welche im Harem geboren werden, für illegitim gelten und zur Thronfolge unfähig sind.

Die Pflichten, welche dem Souverain obliegen, beruhen lediglich auf der Achtung, die derselbe vor den Grundsätzen der Moral und Politik hegt, wie sie von den alten Philosophen Konfuzius und Mengius und ihren berühmten Schülern ausgesprochen und in den heiligen Büchern, den fünf King's und den Se-schu's niedergelegt sind.

Die Bewohner China's sind wie die Glieder einer großen Familie zu betrachten, die dem Willen ihres Patriarchen unterworfen sind, und nichts besitzen, was sie nicht von ihm erhalten haben und was er ihnen nicht wieder nehmen könnte. Die Freiheit, im wahren Sinne des Wortes, kennen sie nicht, ja selbst diejenige der Ortsbewegung besteht nur theilweise. Auswanderungen in ein fremdes Land sind verboten und einfache Reisen im Innern des Reichs vielen Hindernissen unterworfen. Die Erfindung der Pässe datirt in China aus dem zehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Ungleichheit der Rechte, Ungleichheit der Privilegien sind im Gesetze und in jedem Zweige der Verwaltung zum Prinzip geworden. In allen Bezügen des öffentlichen und Privatlebens begegnet man Verschiedenheiten in der bürgerlichen Stellung und dem Verhältnisse des Siegers zum Besiegten, des Herrn zum Sklaven, des Greises zum Jünglinge, des Vornehmen zum Geringen, des Würdenträgers zum gemeinen Manne. Nur vor dem Kaiser hört aller Standesunterschied auf. Diese Rücksicht wäre eines Mannes unwürdig, der Niemanden über sich erkennt, als den Himmel und seine gottgewordenen Vorgänger. Dagegen versäumen es die Staatsdiener nie, sich in seiner Abwesenheit als die Stellvertreter seiner Allmacht zu zeigen und ihre Untergeordneten pflichtgemäß zu tyranniſiren.

Das Gesetz schützt zwar dem Namen nach das Volk vor Bedrückung und erlaubt ihm die Appellation, wenn es sich ungerecht behandelt glaubt; aber diese Appellation hat selten einen Erfolg. Ist der Kläger von geringem Stande und ohne Geld, so giebt sich die höhere Behörde selten die Mühe, das Verfahren des verklagten Beamten zu untersuchen. Allgemein gilt der Grundsatz, daß man das Volk durch Furcht in Zaum halten müsse. Wo aber dieser Grundsatz in Anwendung kommen soll, da ist auch alles geistige Uebergewicht zu vernichten, alle Forschung nach Wahrheit, alle Spur einer philosophischen Betrachtungsweise der Dinge zu unterdrücken. Dagegen duldete man jenen ausdauernden und emsigen Kunstfleiß, der die Chinesen und ihre wahrscheinlichen Stammgenossen, die Japanesen, vor allen asiatischen Völkern auszeichnet. Dieser allgemein verbreiteten Liebe zur Arbeit und vorzüglich zum Landbau ist es zuzuschreiben, daß sich selten große Strecken Landes in dem Besitze Einzelner befinden, sondern vielmehr der Grundbesitz in viele Tausend kleine Parzellen zerstückelt ist. Wenn nun auch das ganze Reich unleugbar Eigenthum des Kaisers ist und derselbe nach Belieben einem Jeden seinen Besitz nehmen darf, so macht er doch selten von diesem Rechte Gebrauch und in der Praxis ist der Grundbesitz als völlig gesichert anzusehen, obgleich er unter alle Klassen der Gesellschaft vertheilt ist.

Digitized by Google

Kasten, wie in Indien, giebt es in China nicht; doch findet man vielleicht Spuren derselben in der alten Eintheilung des Volkes in Gelehrte, Ackerbauer, Künstler und Handeltreibende und in einem noch jetzt bestehenden Gesetze, nach welchem alle Kinder mit dem Range des Vaters einregistrirt werden und nie aus demselben heraustreten dürfen. Die Bewohner des himmlischen Reichs sind auf mannigfache Weise von einander unterschieden, und werden ängstlich in den Schranken ihrer gesellschaftlichen Stellung erhalten. Die vornehmlichste Unterscheidung ist diejenige zwischen Eingebornen und Fremden. Unter den Letzteren werden die Gebirgsstämme verstanden, die noch nicht unterworfen sind und unter dem Namen Miao-tse und Schan in einigen südlichen Provinzen wohnen, ferner mehrere Fischer- und Schiffer-Völker an der Seeküste und endlich die wirklichen Ausländer, die sich im Lande niedergelassen haben. Sie stehen sämmtlich unter besonderen Gesetzen und sind gewissen Beschränkungen unterworfen, von denen die National-Chinesen frei sind. Zweitens unterscheidet man Sieger und Besiegte, jedoch nicht so, daß die ersteren besondere Vorrechte genössen, sondern indem man die gemischten Ehen zwischen beiden Klassen verbietet, um die Verschmelzung der Stämme zu verhüten. Drittens besteht eine Trennung in Freie und Sklaven. Unter gewissen Einschränkungen steht es jedem Eingebornen frei, sich Sklaven zu kaufen und die Kinder derselben in Knechtschaft zu behalten. Aber auch freigeborene Individuen verlieren gesetzlich ihre Freiheit, wenn sie irgend ein Verbrechen begangen haben, und müssen alle ihre früheren Rechte aufgeben. Sie werden dann, nach dem chinesischen Ausdruck, Staatseigenthum und gehen in die Hände derer über, denen sie der Kaiser überläßt. Eben so abgegränzt sind auch die Verhältnisse zwischen Greisen und Jünglingen, Vater und Sohn, Mann und Frau u. s. w.

Das ganze Volk zerfällt wiederum in zwei Hauptklassen, in die „Geehrten" und die Plebs. Kein Individuum aus der einen Abtheilung darf sich mit einem aus der anderen verheiraten, wenn nicht der bevorrechtete Theil seiner Vorrechte verlustig gehen will. Alle Wege der Ehre und Macht stehen der ersten Klasse offen, vorausgesetzt, daß Fleiß und Fähigkeiten ihnen Erfolge in der Literatur oder Politik sichern. Die Individuen aus dem gemeinen Volke aber sind völlig von den öffentlichen Prüfungen ausgeschlossen, welche in diesem Lande, das so reich an Schulen und so arm an Kenntnissen ist, zu den Aemtern vorbereiten sollen. Diese zweite Klasse umfaßt die Fremden, Sklaven, Bestraften, Scharfrichter, die niederen Polizei-Beamten, die Schauspieler, Charlatane, Bettler und Vagabunde.

In dem dritten Kapitel der ersten Abtheilung des Strafkodex der gegenwärtigen Dynastie, dem Thai-tsing-lin-li, ist von den privilegirten Ständen die Rede; es sind dort acht Arten von Privilegien aufgeführt, die der Besitzende, im Fall er straffällig ist, verliert. Sie heißen: das Privilegium des kaiserlichen Blutes und seiner Verwandtschaft, der langen Amtsthätigkeit, der berühmten Thaten, ausgezeichneter Weisheit, großer Talente, des Eifers und Fleißes, des Adels und endlich der Geburt für die Söhne verdienter Beamten.

Aber, wie auch der Uebersetzer jenes Kodex, Sir George Staunton, in einer Note bemerkt, es giebt in der That keine Privilegien, als die des kaiserlichen Bluts und des Adels, wenn man annimmt, daß es in China noch einen anderen Adel giebt, als welcher aus den Verwandten des regierenden Hauses besteht. Zu diesen gehören alle Verwandte des Kaisers, die von denselben Vorfahren abstammen, alle diejenigen seiner Mutter und Großmutter bis in das vierte Glied, alle Verwandte der Kaiserin bis ins dritte und alle die der Kronprinzessin bis ins zweite Glied.

Sämmtliche Offiziere und Beamte des chinesischen Reichs sind in neun Klassen getheilt, deren jede einen eigenthümlichen Knopf aus Edelstein, Krystall oder Metall als Abzeichen trägt. Jede zerfällt wieder in eine erste und zweite Reihe, aber ohne Aenderung des Knopfes. Für die erste Klasse ist der Knopf aus rothem Edelstein, für die zweite aus rothen Korallen, dann folgen Knöpfe aus blauem, aus purpurnem oder dunkelrothem Edelstein, aus Krystall, aus Achat oder Nephrit und für die drei letzten Klassen aus geprägtem Gold. Die Beamten, welche zu keiner dieser Klassen gehören, tragen das Kostüm der neunten. Es giebt auch noch andere Unterscheidungszeichen an den Knöpfen der Mützen; da dieselben aber wenig zu bemerken sind, wollen wir sie nicht erst beschreiben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Lucilio Vanini und der Atheismus.

Von Victor Cousin.

(Schluß.)

Nächst Gramond ist Malenfant der wichtigste und glaubwürdigste Zeuge für Vanini's Prozeß und Tod. Er war Schreiber beim Parlament zu Toulouse während der ersten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts und hinterließ noch ungedruckte Memoiren über die bedeutendsten Ereignisse, denen er beiwohnte. Wir haben die betreffende Stelle dieser Memoiren in einer Abschrift vor uns und rücken folgenden Auszug hier ein.

„In diesem Jahre (1617) hatten wir den Herrn Lucilio Vanini in Toulouse, welcher aus Taurezano im Königreich Neapel geboren war, und den ich oft bei Le Mazurier, dessen Kinder er unterrichtete, gesehen habe. Niemand hat in unseren Zeiten schöner lateinisch gesprochen; auch war er sehr gelehrt, doch dabei gab er sich den niedrigsten Ausschweifungen hin, vorzüglich der grauenhaften Sünde von Gomorrha. Bei dieser wurde er zweimal auf der That betroffen; man verhaftete ihn und stellte ihn vor Gericht, doch da man wußte, in welcher Achtung er bei Le Mazurier stand, und da seine Beredtsamkeit die Richter blendete, ließ man diese Anklagen wieder fallen. Durch das Ansehen, welches Vanini in Toulouse genoß, aufgemuntert, versuchte er, der von Natur schüchtern und höchst vorsichtig war, nach und nach im Stillen seine atheistischen Ansichten unter den Schülern und den Gelehrten überhaupt auszubreiten, indem er sie zuerst als irrige Ansichten früherer Philosophen aufstellte, die er widerlegen wollte, doch seine Widerlegungen erschienen nie, oder sie waren so schwach, daß die tiefer Blickenden deutlich erkannten, er wolle nur seine eigenen verwerflichen Grundsätze ohne Gefahr lehren. Zuletzt versammelten sich in der Straße, welche zu unserer Universität führt, wöchentlich zweimal zahlreiche Schüler bei ihm, denen er sagte, einen Gott zu fürchten oder zu lieben sey nur eine Thorheit der ungebildeten Menge; die Hoffnung auf ein künftiges Leben müsse der Weise aufgeben, dagegen müsse er das Vergnügen auf allen Wegen aufsuchen, die ihn nicht der Kirche oder dem Staate als einen Verbrecher in die Hände liefern; auch die Kirche und den Thron der Fürsten müsse er jedoch zu untergraben suchen, nur vorsichtig, damit er selbst keinen Schaden dabei leide. Seinen vertrautesten Freunden gestand er noch, er habe sich darum Julius Cäsar genannt, weil er ganz Frankreich der philosophischen Wahrheit erobern wolle, wie es Cäsar dem römischen Senate und Volke erobert habe. Bei Le Mazurier und anderen Personen, die Vanini nicht hoffen konnte durch seine Lehre zu täuschen, stellte er sich katholisch orthodox und heuchelte besonders einen glühenden Haß gegen die Ketzer, so daß die Reformirten ihm sehr abgeneigt wurden. Nach und nach jedoch wurden seine frevelhaften Gesinnungen immer mehr bekannt: doch man scheute sich vor dem Präsidenten Le Mazurier, ihn darüber zu belangen, auch besuchte Lucilio fast täglich die Klosterkirchen und schien andächtig wie der frömmste Christ, wodurch Viele in ihrer Ansicht wieder irre wurden. Zuletzt jedoch verhaftete man ihn, und nun stellte er sich im Gefängniß so gottesfürchtig, daß der Kerkermeister sagte, man habe ihm einen Heiligen zur Bewachung übergeben. Während dessen suchten seine Freunde und Verehrer ihn der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und nur die Inquisition über ihn richten zu lassen, weil er dann wahrscheinlich mit einer kanonischen Strafe davongekommen wäre. Doch der Rath Herr von Catel machte den Prozeß beim Parlament anhängig, und nun war Vanini verloren. Zwar hielt er, als er wegen seines Atheismus verhört wurde, eine herrliche Rede, während welcher er einen Strohhalm, der zufällig auf dem Boden lag, aufhob und an ihm das Daseyn Gottes bewies; ich selbst und alle Versammelten hörten diese Rede mit Vergnügen an, und die Richter beschlossen schon, ihn nur durch Verbannung aus Frankreich zu strafen; doch Catel setzte es durch, daß er dennoch zum Tode verurtheilt wurde."

Daß Catel die Hauptveranlassung von Vanini's Hinrichtung war, geht auch aus einem Protokoll hervor, welches sich von Vanini's Prozeß-Akten noch in Toulouse erhalten hat und von dem ich ebenfalls eine Abschrift besitze. Und sogar unter Catel's Büste im Kapitol zu Toulouse ist noch heute die Unterschrift zu sehen, welche die Ehre oder die Schande, Vanini verdammt zu haben, auf ihn überträgt:

Guilelmus Catel.

. . . . . .
. . . . . Vel hoc uno
Memorandus quod, eo relatore,
Omnesque judices suam in sententiam
Trahente, Lucilius Vaninus, insignis atheus,
Flammis damnatus fuerit.

2. Das Urtel.

Nichts konnte Vanini retten, weder seine Jugend, noch sein Wissen, noch seine Beredtsamkeit; am 9. Februar 1619 wurde er verurtheilt, auf einer Schleife vor das Portal der St. Stephans-Kirche geschleppt zu werden, wo er, in bloßem Hemde knieend, eine Kerze in der Hand und einen Strick um den Hals, Gott, den König und die Richter um Vergebung bitten sollte, um darauf zum Richtplatz geführt zu werden. Ich besitze von dem Urtel, welches sich noch in den Archiven des alten Parlaments zu Toulouse vorfindet, zwei Abschriften; hier wird als Vanini's Verbrechen ausdrücklich der Atheismus angegeben, und es begegnet uns noch der interessante Zug, daß das Wort hérésie im Original bereits geschrieben, doch ausradiert und in „athéisme" geändert ist. Hätte Vanini nämlich nur irgend bloß der Ketzerei angeklagt werden können, so wäre die Inquisition seine Richterin gewesen, und sie hätte ihn gewiß nicht so hart gestraft. Dieses Urtel nun lautet, wie folgt:

„Sonnabend den 9. Februar 1619, verhandelt vor der großen Kammer und der Kammer der kriminellen Gerichtsbarkeit, im Beisein des Ober-Präsidenten Herrn de Mazuyer *), der Präsidenten Bertier und Segla und der Herren Affezat, Caulet, Catel, Molet, Barthelemy de Pins, Mauffac, Olivier, de Hautpoul, Bertrand, Prohenques de Noé, Chastenay, Bezian, Rabaudy und Cadilhac.

„In Folge der Requisition des General-Prokurators des Königs sind die gegen den Neapolitaner „Pompée Ucilio" erhobenen Klagen gewissenhaft geprüft worden, und das Parlament erklärt, daß der genannte Ucilio des Atheismus, der Gotteslästerung und anderer Verbrechen, die sich aus den Prozeß-Akten ergeben, schuldig ist und zur Strafe dem Henker übergeben werden soll. Von diesem wird er im Hemde und einen Strick um den Hals zum Hauptthor unserer erzbischöflichen Kirche des heiligen Stephan geschleift werden und dabei ein Schildchen an den Schultern tragen, auf welchem die Worte stehen: Atheist und Lästerer des göttlichen Namens. Vor der Kirche wird er knieend, barhaupt und barfuß, eine brennende Wachskerze in der Hand haltend, Gott, den König und die Richter wegen seiner Verbrechen um Vergebung anflehen. Darauf wird er vom Henker auf die Place du Salin

*) So wird er hier genannt, während Malenfant Le Mazurier schreibt; doch scheint er weniger Glauben zu verdienen, als dieses amtliche Dokument.

geführt, an einen Pfahl gebunden und, nachdem ihm der Henker die Zunge abgehauen, erdroſſelt werden. Dann wird man ſeinen Leib auf dem Scheiterhaufen verbrennen und die Aſche in die Winde ſtreuen.

(Gezeichnet:) Le Mazuyer. G. de Catel."

Nach dieſem Zeugniſſe ſcheint es zugleich, daß unter den verſchiedenen Namen, die Vanini beigelegt worden, Pompeo Ucilio der richtige iſt.

3. Die Hinrichtung.

Das Urtel wurde alsbald vollzogen. Nach der einſtimmigen Angabe aller Berichterſtatter ließ Vanini, ſobald er es erfuhr, wie ſich Gramond ausdrückt, die Maske fallen und ſtieß die furchtbarſten Gotteslästerungen aus. In den überlieferten Schilderungen derſelben erkennt man jedoch offenbare Uebertreibungen, und es ſcheint nur verbürgt, daß Vanini mit ungebeugtem Muthe zum Tode gegangen iſt. Zwar wollen ihm Gramond und Malenfant auch dieſe letzte Ehre entreißen, doch ihre eigenen Erzählungen zeugen wider ſie, und der Mercure de France ſagt ausdrücklich: „Vanini ging gefaßt und muthig zum Richtplatz. Als er aus dem Kerker trat, ſprach er mit heiterer Miene: „„Wohlan denn, laſſet uns fröhlich ſterben, wie es dem Philoſophen ziemt.““ Er bat nicht um Gnade und ſchritt mit einer Entſchloſſenheit vor, die an prahleriſchen Uebermuth gränzte." Hiermit ſtimmt auch das oben erwähnte Aktenſtück aus den Archiven des Kapitols zu Toulouſe überein. Vanini, ſagt es, ſtarb, wie er gelebt hatte, als Atheiſt. Er glaubte an kein Leben nach dem Tode, darum ſtarb er ruhig und unverzagt, und dies, ſprach er, ſey die Pflicht eines Philoſophen.

Dagegen erzählt Malenfant, der ebenfalls bei der Hinrichtung ſelbſt zugegen war: Als Vanini zum Richtplatz geführt wurde, zeigte er keinen Muth, ſondern Wuth und feige Verzagtheit. Ich habe nie einen Schuldigen ſo zerknirſcht geſehen wie ihn. Sein Mund ſchäumte, ſeine Augen ſchienen glühende Kohlen; er konnte ſich kaum aufrecht erhalten, obgleich er ſelbſt von Zeit zu Zeit ſeinen Muth rühmte. In der That, wenn ein Philoſoph ſo ſtirbt, ſo ſtirbt ein Philoſoph wie ein Verzweifelnder.

Und hiermit übereinſtimmend ſagt Gramond: Als Vanini zur Richtſtätte geführt wurde, verhöhnte er den Franziskaner, der ſein ſtarres, verſtocktes Gemüth noch zu beugen ſuchte; er ſtieß das Kruzifix, das man ihm entgegenhielt, von ſich und rief: Der hat in ſeiner letzten Stunde die Furcht gekannt; ich aber, ich kenne ſie nicht. Doch er log; denn wir ſahen es an ſeinen wilden Geberden, wir hörten es an ſeiner verworrenen Sprache, daß ſeine Philoſophie ihn verlaſſen, und obwohl er wiederholt ſchrie: Ich ſterbe wie ein Philoſoph! ſtarb er wie ein unvernünftiges Thier. Ehe man den Scheiterhaufen anzündete, ſollte er ſeine gottesſchänderiſche Zunge auf das Meſſer legen; dies verweigerte er; darum mußte man ſie mit Zangen aus dem Munde ziehen, und als ſie der Henker durchſchnitt, ſtieß er einen gräßlichen Schrei aus, wie ich nie einen zweiten vernommen habe; man glaubte das Brüllen eines Ochſen zu hören, der geſchlachtet wird. Das Feuer verzehrte ſeinen Leib, und die Aſche wurde in die Winde geſäet.

So ſtarb ein Mann vor nunmehr zweihundertfünfundzwanzig Jahren, welchen die Philoſophie auf Irrwege geführt hatte, und deſſen Verbrechen damit begann, daß nach ſeiner Ueberzeugung Ariſtoteles und Averroes größere Philoſophen waren als Plato und der heilige Auguſtin. Seine Zeitgenoſſen, welche ſeine furchtbare Strafe ſelbſt mit angeſehen, erzählen dieſelbe triumphirend; doch hat man durch ſeinen Tod den Unglauben in Frankreich ausgerottet? Mit jedem Tage faſt erſchienen neue ſkeptiſche, dem Chriſtenthum widerſprechende Schriften. Die Essais des Skeptikers Montaigne wurden das Brevier der Gebildeten. Gaſſendi führte die epikuräiſche Philoſophie wieder zurück. Garaffe und Merſenne ſelbſt, welche über Vanini's Tod jubelten, klagen über die Ruchloſigkeit der Atheiſten, Deiſten und Skeptiker, welche immer weiter um ſich greifen. In Paris allein, behauptet Merſenne, gebe es wenigſtens fünftauſend Atheiſten.

Dies war der Zuſtand der Philoſophie am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Funfzig Jahre ſpäter finden wir Alles verändert. Das drückende Joch der ſcholaſtiſchen Autorität iſt abgeſchüttelt, doch auch die Unſicherheit der erſten Verſuche, einen neuen Standpunkt zu gewinnen, iſt überwunden, und an ihrer Stelle ſteht ein großartiges Syſtem, in welchem die Exiſtenz Gottes und die Unkörperlichkeit und ſomit Unſterblichkeit der Seele durch unerſchütterliche Beweiſe, die aus dem menſchlichen Geiſte ſelbſt genommen ſind, dargethan wird. Dieſe Philoſophie iſt in Einklang mit der Religion, und ſie verbreitet ſich von Paris aus über alle Provinzen; ſie findet ſelbſt in den Klöſtern Zutritt, und nur die Jeſuiten lehnen ſich gegen ſie auf. Kein Scheiterhaufen hat die Irrthümer des Mittelalters verzehren können; über kein Schaffot führte der Weg in die geahnte neue Zeit; ſondern zwei Männer erſchienen mit dem Schlüſſel, welcher die Vergangenheit zuſchloß und das neue Zeitalter eröffnete: Richelieu errichtete Seminarien, in denen die Geiſtlichkeit eine ihres hohen Berufs würdige Ausbildung empfangen konnte, und in denen ſie lernte, daß man die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der Seele durch Vernunftgründe, nicht durch den Henker beweiſen müſſe; und Descartes ſchrieb ſeine Abhandlung über die Methode und ſeine Meditationen.

England.

Die Buchſtabenſchrift eine Erfindung der Babylonier.

Es iſt bekannt, wie viele Hypotheſen über das Vaterland der arabiſchen Ziffern aufgeſtellt worden ſind und wie man neuerdings, allen bisherigen Anſichten entgegen, bewieſen hat, daß dieſelben ihren Urſprung von einigen jüdiſchen Sekten herleiten, die ſie Behufs ihrer myſtiſchen Lehren erfunden hätten. Eben ſo behauptete kürzlich ein Herr Raſmyth in einer Vorleſung an dem königlichen Inſtitute zu London, er glaube die urſprünglichen Formen unſerer heutigen Buchſtaben in den babyloniſchen Ruinen aufgefunden zu haben.

Schon das bloße Wort „Babylon" erweckt eine ſo glorreiche Erinnerung, eine ſo ehrfurchtsvolle Freude an den erfindungsreichen erſten Jahrhunderten der Welt in uns, daß der kleinſte Stein, der aus der Erbſchaft jener Rieſenſtadt erworben wird, für unſere Muſeen einen unſchätzbaren Werth hat. Ihr hohes Alter allein hätte den babyloniſchen Ruinen ſchon unſer Intereſſe geſichert, wenn ſie nicht noch durch einen anderen Umſtand die Aufmerkſamkeit feſſelten. Sie zeigen nämlich deutliche Eindrücke von Charakteren, die in ihrer eigenthümlichen Form mit der Spitze eines Pfeiles Aehnlichkeit haben und deshalb „Pfeilſchrift" genannt worden ſind. Man bemerkt ſie gewöhnlich am Rande der Mauerſteine, das heißt auf derjenigen Fläche, die nach außen ſteht, wenn man ſich die Steine wieder in die Mauer eingekittet denkt.

Die Babylonier hatten ſich an den Ufern des Euphrat niedergelaſſen, in einer Gegend, wo ein eigenthümlicher Thon in großer Menge gewonnen wird. Sie benutzten denſelben und bauten ihre Hauptſtadt ganz aus Thonziegeln, die ſie größtentheils an der Sonne trockneten. Dieſe Art der Trocknung machte es möglich, daß jene Charaktere in das Baumaterial gepreßt werden konnten. Dieſelben können, wie bereits angedeutet wurde, ſelbſt in den komplizirteſten Verbindungen immer auf die Elementarform einer Pfeilſpitze zurückgeführt werden. Herr Raſmyth bemühte ſich zuerſt, zu ermitteln, auf welche Weiſe dieſe Buchſtaben wohl auf den Steinen hervorgebracht wurden, und gelangte durch unmittelbare Beſichtigung ſolcher beſchriebenen Mauerſtücke zu der Ueberzeugung, daß ſie einfach durch den Druck eines dreieckigen Inſtruments auf den noch naſſen Thon entſtanden waren. Beſonders beſtärkte ihn hierin einer von den babyloniſchen Steinen auf dem britiſchen Muſeum, auf welchem ein Buchſtabe mit ſo ſtarken Umriſſen eingeprägt war, daß über die Form und Größe des Inſtruments kein Zweifel bleiben konnte.

Herr Raſmyth glaubt, daß bei dem Eingraben der Lettern der Griffel, oder welches Inſtruments man ſich ſonſt bediente, gegen die Oberfläche des Steins geneigt gehalten wurde. Dies war eben ſo wohl nöthig, wenn man verhüten wollte, daß die Hand den Thon berührte, als vorzüglich um dem Buchſtaben die Form einer Spitze oder eines einſpringenden Winkels zu geben, die er unter jeder Bedingung hat.

Dieſe Züge laſſen ſich, wenn man die obige Behauptung empiriſch beweiſen wollte, leicht auf naſſem Thone nachbilden. Sie liefern übrigens eine ſolche Menge von Combinationen, daß ſie wohl deshalb von den Babyloniern auf allen Mauern und Geſchirren zu den längſten Inſchriften werden benutzt worden ſeyn. Als aber einmal die Pfeilſpitze als Einheit für die Buchſtaben-Formen angenommen war, brauchte das Material, auf welches geſchrieben wurde, nicht mehr gerade naſſer Thon zu ſeyn, wie es unleugbar im Anfange der Fall war, ſondern man benutzte die eingeführte Schrift auch zu Inſchriften auf Stein, Marmor, ſelbſt auf Achat und bewahrte hier immer noch die urſprünglichen Formen.

Die griechiſche Sage erzählt, daß Kadmus die Schriftſprache nach Griechenland gebracht habe; es fragt ſich, ob die älteſten Lettern des griechiſchen Alphabets dieſe Sage bewahrheiten. Der Anſicht folgend, daß Kadmus Phönizier war, die Phönizier aber oder die verwandten Chaldäer mit den Babyloniern in ſehr enger Verbindung ſtanden, unterſuchte unſer Archäolog mehrere altgriechiſche Inſchriften, die das britiſche Muſeum beſitzt, um, wo möglich, in den urſprünglichen Formen des griechiſchen Alphabets Spuren der babyloniſchen Pfeilſchrift zu entdecken. Und wirklich, alle großen Buchſtaben deſſelben laſſen ſich auf Pfeilſpitzen zurückführen oder in ſolche zerlegen. Man denke nur an das *A*, *M* und *N*. Auch merkt man dieſen Inſchriften an, daß die größte Sorgfalt darauf verwendet wurde, jene charakteriſtiſche Form nicht allein in den Umriſſen, ſondern auch in dem eingedrückten Winkel, von dem oben die Rede war, zu erhalten.

Alle Buchſtaben des griechiſchen Alphabets, die den Grundſtrich auf der rechten Seite haben, laſſen ſich auf dieſelbe Weiſe auf jene Primitivform zurückführen. Erſt in den lateiniſchen Inſchriften fingen die Zeichen an, von dem babyloniſchen Urſprunge abzuweichen, der in der ſpäteren Zeit nur noch theilweiſe zu erkennen iſt.

Der Buchſtabe T iſt ein auffallendes Beiſpiel von der ſtufenweiſen Veränderung der urſprünglichen Form, da er in den griechiſchen Inſchriften noch eine ganz markirte Pfeilſpitze zeigt.

Iſt dies nicht ein Beweis mehr für die Neigung des Menſchengeſchlechts, an einmal angenommenen Formen feſtzuhalten? Denn noch heute ſind die großen Buchſtaben in den Alphabeten der meiſten europäiſchen Sprachen ähnlich denen, wie ſie vor vierzig Jahrhunderten in Babylon in Thon eingedrückt wurden.

Mannigfaltiges.

— Gräfin Hahn-Hahn und George Sand. Das letzte Heft der Edinburgh-Review enthält eine ſehr ausführliche und wenn auch für die deutſche Schriftſtellerin nicht überall anerkennende, doch ſie wegen des Fleißes, den der Kritiker darauf verwandt hat, jedenfalls auszeichnende Anzeige der Romane von Ida Gräfin Hahn-Hahn, die ſich bekanntlich jetzt auf einer Reiſe im Orient befindet. Der Reviewer iſt nichts weniger als ein Verehrer der deutſchen Novelliſtik; er behauptet vielmehr etwas paradox, daß von den vierzehn oder funfzehn Tauſend jetzt lebenden deutſchen Schriftſtellern nicht Einer, mit Ausnahme Tieck's, der jedoch ſchon der vorigen Generation angehöre, als Novelliſt einen europäiſchen Ruf erlangt oder entſchiedene Proben von Originalität geliefert habe. Der Kritiker ſcheint überſehen zu haben, daß noch die neueſten Literaturblätter Englands ſehr belobende Anzeigen einer

ins Englische übersetzten Romans von Willibald Alexis (der Roland von Berlin) brachten, und daß zwei deutsche Schriftsteller, die, wenn sie auch bereits seit mehreren Jahren todt sind, doch ihrem Lebensalter und ihrer literarischen Richtung nach der heutigen Zeit noch angehören, mehr als irgend ein anderer ausländischer Novellist, mit Ausnahme von Walter Scott, in England und Frankreich gelesen werden — wir meinen E. T. A. Hoffmann und Chamisso. „Reich an Historikern", sagt unser Reviewer, „fruchtbar an Kritikern, überreich an Metaphysikern und vollgepfropft von Denkern — oder solchen Leuten, welche denken, daß sie denken — hat sich doch der gesammte deutsche Bund während der letzten 25 Jahre völlig unfruchtbar gezeigt an schönwissenschaftlichen Prosaisten, die nicht bei genauerer Prüfung als Nachahmer sich ausweisen, welche von Anfang an einer der bestehenden historischen, philosophischen oder romantischen Schulen sich angeschlossen und beständig, wiewohl unbewußt, einen großen Meister oder ein bekanntes Meisterwerk — in neun Fällen unter zehn ist es Scott oder Goethe, Wilhelm Meister oder Waverley, vor Augen gehabt." — Der Reviewer hat augenscheinlich nicht die geringste Kenntniß von dem in seiner sinnig-phantastischen Weise durchaus selbständigen Leopold Schefer, von dem träumerisch-idealen Justinus Kerner, von dem weder an Goethe noch an Scott erinnernden Baron von Sternberg, von der elegant und wenigstens im Geschmacke des deutschen Publikums schreibenden Verfasserin von „Godwie-Castle", von Berthold Auerbach, H. König und manchen Anderen. Und sind denn die zwar viel angegriffenen, weil sie selbst angreifen, aber jedenfalls mit Geist und Eigenthümlichkeit schreibenden H. Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube und Theodor Mundt keine schönwissenschaftliche Prosaisten (prose writers of fiction)? Haben auch diese keine entschiedene Proben von Originalität geliefert?

Die einzige Ausnahme, die unser englischer Kritiker nach langem Suchen endlich aufgefunden, „die aus ihren eigenen Mitteln schöpft und sich stolz über jede Autorität ihrer Zeitgenossen erhebt", ist ihm die Gräfin Hahn-Hahn, der er selbst den Tadel, der sie oft in Deutschland trifft, daß ihre Romane einen aristokratischen Anstrich haben, und daß sie sich darin meistens nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft bewege, als einen großen Vorzug anrechnet. Sie sey darum doch nicht illiberal, fügt der Kritiker in der liberalen, aber auch immer etwas aristokratischen Edinburgh-Review hinzu, und es sey kein kleiner Vortheil, durch sie ein richtiges Bild vom deutschen Adel zu erhalten, während die meisten übrigen Schriftsteller von diesen exklusiven Gesellschaften nur urtheilten, wie Touristen, die in ein fremdes Land hineingeblickt und über dasselbe ein Buch schreiben.

Nicht uninteressant sind besonders nachstehende Bemerkungen des englischen Kritikers, in welchen er die deutsche Gräfin der französischen Baronin Dudevant gegenüberstellt: „Ein charakteristisches Merkmal unserer Schriftstellerin", sagt er, „ist auch, daß sie niemals den Kreis des Privatlebens überschreitet, um sich in Gebiete der Politik und der Regierungskunst zu begeben. Dieser Zug allein schon unterscheidet sie, und unserer Meinung nach nicht unvortheilhaft, von einer oft in Verbindung mit ihr genannten Schriftstellerin. Gräfin Hahn ist die „George Sand" Deutschlands genannt worden (!), und in der That ist eine oberflächliche Aehnlichkeit der beiden Damen nicht zu verkennen. Beide haben Romane und Reisebeschreibungen geliefert, beide waren unglücklich in der Ehe, aber damit hat auch die Parallele ein Ende. Gehen wir an ihre Schriften und blicken ein wenig unter die Oberfläche, so finden wir zwar unzählige Kontraste, aber keinerlei Moment der Vergleichung. Um sie unter Eine Kategorie zu bringen, müssen wir Frau von Dudevant's spätere Schriften, diejenigen, die einen mystisch-religiösen Charakter haben, ganz außer Acht lassen. In vielen dieser Schriften ist es unmöglich, eine wunderbare Tiefe des Gedankens zu verkennen, verbunden mit echt poetischer Anschauung, allerdings aber auch mit vielem Dunkeln, Ausschweifenden und Fehlerhaften vermischt. Die Parallele, wenn eine solche überhaupt zulässig, muß sich also auf Schriften, wie „Indiana", „Jacques" und „Lelia", beschränken. Diese nun sind zum größten Theil offene oder verdeckte Angriffe auf Gesetze, Sitten und Gebräuche aller Art. Wenn Menschen unglücklich sind, so haben sie sich das, nach der Verfasserin Meinung, selten selbst zuzuschreiben. Irgend ein ungleiches Gesetz ist es, das den Armen drückt, irgend ein künstlicher Kodex von Sitten und Moralvorschriften, der den Reichen genirt. All unser Leiden entspringt angeblich aus Ursachen, die eine aufgeklärtere öffentliche Meinung beseitigen würde, und selbst wenn einzelner Menschen Herz, Geist und Charakter tadelnswerth, so werden ihre Verirrungen der Verdorbenheit oder den falschen Begriffen der Gesellschaft beigemessen. Bereitwillig erkennen wir die schlagenden Gedanken, die warmen Sympathieen und den Drang nach Wahrheit an, welche die Schriften der Baronin Dudevant auszeichnen; wir sind auch durchaus nicht geneigt, sie für eine unsittliche Schriftstellerin zu erklären; ihre Zwecke sind edel, obwohl die Mittel schlecht gewählt; sie erhebt und kräftigt, wenn sie auch zuweilen mißleitet, und niemals verliert sie die beste Grundlage aller Moral außer Augen: die Wichtigkeit der Selbstaufopferung, die Nothwendigkeit gegenseitiger Nachsicht, die heilende, besänftigende und friedenstiftende Kraft der Menschenliebe. Gleichwohl ist es eine gefährliche Lehre, darzustellen, daß Vieles von dem, was die Welt Verbrechen nennt, nichts weiter als Irrthum oder Unglück sey, und wenn auch ein längeres geduldiges Leiden einen kräftigenden reinigenden Einfluß auf die Seele ausübt, so gehört doch mehr esoterische Philosophie dazu, als die meisten Menschen besitzen, um den Sinn von Lelia's Worten zu begreifen, wenn sie ihres jungen Bewunderers Skrupel hinsichtlich ihres Freundes Trenmor mit der Erwiederung beschwichtigt: „Ecoutez, jeune homme, il a subi cinq ans de travaux forcés."

„Nichts von alledem befindet sich in den Schriften der Gräfin Hahn. Das Motto derselben ist vielmehr: „„Wie wenig von dem, was des Menschen Herz erduldet, vermögen Gesetze oder Könige zu verursachen oder zu heilen."" Sie empfindet so stark als irgend ein Geist, der je gelebt, die häufige Ungerechtigkeit der Meinung, und dann und wann bricht sie auch gleichsam in einen verzweifelnden Schrei über die öde und langweilige Monotonie des Lebens aus. Ihre feste Ueberzeugung ist jedoch, daß die Welt ein Ort der Prüfung, ein Feld sey, auf welchem sich die Besten und Weisesten mit ihren Ansichten und Zwecken durchkreuzen, so wie, daß der Mensch niemals glücklich zu preisen, wohl aber es zu seyn verdient. In der Jugend sind wir unglücklich, weil wir die Zukunft nicht antizipiren können, im vorgerückten Alter sind wir es, weil wir die Vergangenheit nicht zu erneuern vermögen, und es liegt mit in dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung, daß die Wirklichkeit hinter der Hoffnung bleibe, und daß der Genuß mit Uebersättigung ende. Sie sagt nicht, daß unsere Herzen furchtbar ruchlos, wohl aber, daß sie furchtbar wankelmüthig seyen; statt uns zu sagen, daß wir den launenhaften Wünschen des Herzens stets folgen sollen, fordert sie uns vielmehr auf, sie zu beschränken, und die willige Erfüllung häuslicher Pflichten prägt sie uns als die beste Beschwichtigung der Ruhelosigkeit ein."

Bibliographie.*)

Frankreich (1843).

Indem wir nachträglich und schließlich noch über einige wichtigere Erscheinungen des J. 1843 berichten, bemerken wir, daß die Zahl derartiger Erscheinungen im J. 1844 bis jetzt sehr gering.

J. François Recherches sur le gisement et le traitement direct des minerais de fer dans les Pyrénées et particulièrement dans l'Ariége, suivies de considérations historiques, économiques et pratiques sur le travail du fer et de l'acier dans les Pyrénées. 4. mit 1 Atlas von 24 Kpft. Paris. 25 fr.

J. de Bertou Essai sur la topographie de Tyr. (Eine in der Académie des inscriptions et belles-lettres gelesene Abhandlung.) 8. mit 2 Kart. u. 1 Kpft. Paris. 4 fr. 50 c.

J. M. Lehuërou Histoire des institutions carolingiennes et du gouvernement des carolingiens. 8. Paris 1843. 8 fr. — Hr. L., auch Verf. einer, in Nr. 18 d. J. 1843 angezeigten, Histoire des institutions mérovingiennes, hat seitdem mit eigener Hand seinem Leben ein Ende gemacht.

Michelet Histoire de France. Tome 6. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Von der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiée par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique (Paris. 4.) sind, seitdem wir derselben zuletzt erwähnt, nachstehende neue Bände erschienen, und zwar in der Abtheilung Histoire politique: Archives administratives de la ville de Reims. Par P. Varin. Tome 2. 1. et 2. partie. — Recueil des lettres missives de Henri IV, publié par Berger de Xivrey. Tomes 1. 2. — Papiers d'état du cardinal de Granvelle, d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon, publiés sous la direction de C. Weiss. Tome 4. — Unter dem Titel Mélanges historiques: Documents historiques inédits tirés des collections manuscrites de la bibliothèque royale et des archives ou des bibliothèques des départements, publiés par Champollion-Figeac. Tome 2. — Als dazu gehörend, finden wir ferner angezeigt: Instructions du comité historique des arts et monuments. 1ij Bog. (1843.)

L'hystoyre et plaisante cronicque de Petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des Belles Cousines sans autre nom nommer, publiée d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, par J. M. Guichard. 8. Paris, Gosselin 1843. 3 fr. 50 c. — Erste kritische Ausgabe dieses um das J. 1459 von Antoine de La Sale geschriebenen und im J. 1517 zuerst gedruckten Romans. A. de La Sale (geb. 1398) nahm Theil an der Redaction der Cent nouvelles nouvelles; auch hält man ihn neuerdings, nicht ohne Grund, für den Verfasser der witzigen Quinze joyes de mariage. Sein vergnüglichstes Werk ist immerhin jener eben genannte Roman. Geschrieben in der besten u. reinsten französischen Prosa des 15. Jahrh., giebt derselbe zugleich ein äußerst lebendiges Bild der damaligen Zeit. — Die bisher erschienenen acht Ausgaben (nämlich sechs Ausg. im 16. Jahrh., eine Ausg. im J. 1724 und eine, angeblich nach Handschriften gemachte, Ausg. im J. 1830) enthalten, abgesehen von der Seltenheit des größeren Theils derselben, sämmtlich einen vielfach entstellten Text. Daher verdient diese von einem Beamten der Königl. Bibliothek nach Handschriften besorgte u. mit einem Glossaire versehene Ausgabe den Dank aller Freunde der französischen Literatur.

J. Racine Oeuvres complètes, avec les notes de tous les commentateurs. 3. édition, publiée par L. Aimé-Martin, avec des additions nouvelles. Tome 1. 8. Paris. 7 fr. — Vollständig in 6 Bänden.

Fénélon Oeuvres, précédées de son histoire littéraire. Edition dirigée par MM. ..., directeurs au séminaire de St. Sulpice. Tomes 1. 2. 8. Lyon et Paris. — Ohne die Histoire littéraire, welche früher einzeln erschien und in Nr. 121 des J. 1843 angezeigt worden.

Wenn, wie neulich bemerkt worden, die Académie des sciences von allen das Institut de France bildenden Akademieen die wichtigste, so ist dagegen die Académie française die bekannteste. Dieselbe hat wiederum einen Band Recueil des discours, rapports et pièces diverses lus dans les séances publiques et particulières de l'Académie française (1820—1839. 4. 25 fr. — 1 Bd. 1820—1839 erschien im J. 1841) dem Druck übergeben. — Diese Akademie, mit ihren 40 Mitgliedern, hat den jeder dem Spott und der Satire vielfach zur Zielscheibe dienen müssen. Unter dem Titel: Les petits mystères de l'Académie française; révélations d'un curieux (1½ Bog. 8. Paris. 3 fr.), gab zuletzt ein Hr. A. de Dresnay eine Schrift heraus, die über jeden der 40 Akademiker etwas zu sagen weiß. — Nodier's jüngst erfolgter Tod ist für die Académie française ein schwer zu ersetzender Verlust. N. gehörte derselben seit 10 Jahren an und besaß den Lehnstuhl Nr. 23. Erst im Dezember war der Dichter Delavigne und im November Hr. Campenon (ein außerhalb Frankreich wenig bekannter Dichter und Kritiker — Poèmes et opuscules en vers et en prose. 2 vol. Paris 1823. 12.) gestorben. Dies soll seit dem Bestehen der Akademie der erste vorgekommene Fall seyn, daß gleichzeitig drei Plätze in derselben erledigt gewesen. (So eben melden die Zeitungen noch, daß der alte Pasquier, ebenfalls Mitglied dieser Akademie, schwer erkrankt sey.)

Die in Paris seit dem J. 1816 erscheinenden, anfänglich von Hrn. Bajot allein, seit dem J. 1834 gemeinschaftlich mit seinem Schwiegersohn, Hrn. Poirré, redigirten Annales maritimes et coloniales haben mit dem Juli des J. 1843 eine wesentliche Erweiterung erfahren. Sie erscheinen in monatlichen Heften, die jährlich vier u. mehr Oktavbände geben, und kosten in Paris 25 fr. Diese Zeitschrift bringt fortwährend viele wichtige geographische Artikel und sollte in dieser Beziehung mehr beachtet werden. — Hrn. Bajot, angestellt im Ministerium der Marine, verdankt man auch das Erscheinen des Catalogue général des livres composant les bibliothèques du département de la marine et des colonies. 3 vol. Paris 1838—43. gr. 8. Ein Exemplar dieses nicht in den Buchhandel gekommenen Katalogs erhielt die hiesige Königl. Bibliothek kürzlich von der französischen Regierung zum Geschenk.

Von Didot's „Bibliothek der griechischen Klassiker" sind Band 18 u. 19 erschienen und enthalten: Diodorus Siculus, ed. Müllerus. Vol. 2. — Euripides, ed. Fix. à 15 fr.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Lisfranc Clinique chirurgicale de la Pitié. Tome 3 u. letzt. 5 fr. (2 Bände: 21 fr.) — Laplace Oeuvres. Tome 2. — Dubois Voyage autour du Caucase. Tome 6 u. letzt. — Mémoires de la Société des antiquaires de l'Ouest. Année 1842. 8. mit 10 Kpft. Poitiers. 2 fr. 50 c. — Barère Mémoires. Tomes 3. 4 u. letzt. — Sévigné Lettres. Tome 6 u. letzt. — Casanova Mémoires. Tome 4 u. letzt. — Champollion Dictionnaire égyptien. Livr. 4 u. letzt. 4 Liefer.: 60 fr. (Vergl. Nr. 72 d. J. 1842, wo der Preis 15 fr. zu lesen.) — Raynouard Lexique roman. Tome 5 u. letzt. — Auch das interessante, auf Befehl des Königs herauszugebende Werk: Paris Essai sur la construction navale des peuples extra-européens (vergl. Nr. 3 d. J. 1842), ist im J. 1843 beendet. 2 vol. Fol. Text u. Kupfer. 200 fr. (In der Bibliographie de la France seit der Anzeige der 1. Liefer. nie wieder erwähnt.)

In Nr. 143 d. J. 1843 lies J. 4 von oben: Pascal Paoli, statt Paul Paoli.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Dienstag den 20. Februar 1844.

England.

Der Londoner Banquier. *)

Die Londoner Banquiers lassen sich in zwei Hauptklassen eintheilen: in die altfränkischen und die modernen. Von den mannigfachen Eigenschaften, die den geldbesitzenden und den geldlosen Menschen charakterisiren, ist das Beiwort, welches einem Damenpferde als Lobspruch ertheilt wird, auch auf den Banquier anzuwenden. Ein Mann, der „sicher" ist, wird auch ein guter Banquier seyn. Was aber diese Haupt-Tugend anlangt, ist sie weder dem Altfränkischen noch dem Modernen unbedingt eigen. Unter den Chefs der vielen unsicheren Firma's, die seit zehn Jahren als insolvent in der Gazette figurirt haben **), waren einige besonders durch ihre alterthümliche Nüchternheit und ihr groteskes Aeußere, andere dagegen durch ihre moderne, windige Eleganz ausgezeichnet. Die Gesetztheit der Ersteren wie die Flüchtigkeit der Letzteren war nur erkünstelt, um die Zahl der Kunden ihres Etablissements zu vermehren.

Jener nüchterne city-banker ist ein Mann, der in seinem Comtoir und seinem Aeußeren das zu haben affektirt, was keines erborgten Scheins bedarf. Seine Kleider und Sitten sind schlicht, seine Equipage einfach, sein Stadt- und Landhaus nett, aber prunklos — mit allen wahren Comforts versehen, aber jeden Anspruch auf verschwenderische Pracht zurückweisend. Josiah Grubbinson (wie wir ihn nennen wollen) wünscht es bemerklich zu machen, daß er sein Geld in Acht zu nehmen weiß, um dadurch zu zeigen, daß auch das Geld anderer Leute bei ihm wohl aufgehoben ist. In seiner gefurchten Stirn, in seinem ernsten Wesen liegt Nichts, das seine Klienten zu Eingriffen in seine Kasse ermuthigen könnte. Der säumige Zahler, auf dessen Conto die Debet-Seite die überwiegende ist, darf dem zurückschreckenden Blick eines Mannes nicht begegnen, der

„kaum gesteht,
Sein Appetit sey mehr für Brod als Stein;"

der jeden Sonntag dreimal zur Kirche geht und seinen Namen durch die Kraft reichlicher Spenden in die Herzen der Kirchenvorsteher seiner Parochie und die Bücher der religiösen und wohlthätigen Anstalten dieser großen Hauptstadt eingetragen hat. Ein so gewissenhafter Mann darf nicht so leicht mit Geständnissen von Geldmangel oder der Unbedachtsamkeit, welche diesen Mangel hervorrief, belästigt werden. Er ist mit einer Dornenhecke seiner eigenen Tugenden umgeben — unverletzbar wie das hölzerne Heiligenbild in seinem krystallenen Schrein. Nachdenkend, ernsthaft, unbeweglich wie er ist, scheint es beinahe ein Verbrechen, den Gleichmuth eines solchen Naturells zu trüben. Der Versuch schon wäre dem Muthwillen ungezogener Kinder zu vergleichen, welche Steine in einen spiegelglatten Teich werfen, um dessen klare Oberfläche mit kräuselnden Wogen zu bedecken. So lange der ernste Banquier

„ruhig wie eine Nonne
In athemloser Andacht"

versunken scheint, vergessen wir, daß seine Anbetung nur die des goldenen Kalbes ist — die allerärgste Abgötterei, die es auf der Welt geben kann.

Die Nüchternheit dieses Geld-Tartüffe's ist ein Kapital, das seiner Firma zwanzig Prozent einträgt. „Qui se ressemble s'assemble", oder „Gleich und gleich gesellt sich gern", sagt das Sprüchwort, und dieses bringt zum Zahltisch des nüchternen Banquiers den nüchternen Bürger — den Mann des Mittelstandes, der einen mäßigen, aber sicheren Verdienst hat, und der sich nach einem sicheren Hause umsieht, um ihn diesem anzuvertrauen. Dorthin rollt also die dunkle, wappenlose Kutsche, die mit ihren beiden fetten, wohlgenährten Pferden von Edmonton hereingerumpelt ist, um den wöchentlichen Check für die wöchentlichen Haushaltskosten in Geld zu verwandeln. Dort erscheint der krüppelhafte Gig, mit rothbäckigen Individuen, deren oberer Mensch mit Stroh gedeckt ist, während ihre unteren Regionen in gesteiften Lederhosen stecken. Dorthin rasselt auch am Sonnabend der Markt-Karren, dem der Muth fehlt, mit geldbeschwertem Beutel nach Ealing oder Battersea zurückzufahren. Die Schenkwirthe, die, mit alleiniger Ausnahme ihrer Kunden, die Nüchternheit in allen menschlichen Wesen lieben, sind überzeugt, daß er der Mann für ihr Geld sey. Und das ist er auch wirklich, da er es als sein eigen betrachtet! Die sorgsame Miene des gesetzten Banquiers flößt seinen getäuschten Klienten die selige Zuversicht ein, daß er den Betrag ihres Guthabens genau berechnet in der Tasche bei sich herumführt und es nicht einmal seinen eisernen Geldkasten anvertrauen mag!

Auch thut er das nicht; er weiß es besser anzuwenden. Der altfränkische Banquier zeigt, wie sehr er den Werth des Depositums zu schätzen weiß, indem er augenblicklich den Betrag zu verdoppeln sucht. In so sicheren Händen muß es reichliche Zinsen tragen; Erzeugung des Geldes ist ja Zweck und Ziel des Banquierwesens. Das Kapital, welches die Markt-Karren und Lederhosen deponirt haben, kehrt, ohne daß sie es ahnen, in ihre Nachbarschaft zurück — es entzündet die Feuer der Ziegeleien und die Oefen der Gas-Anstalten; es füllt die Kufen der Bierbrauer und die Fässer der Branntweinbrenner; es galoppirt in Postkutschen und saust die Eisenbahnen entlang; es durchschneidet die Landenge von Suez und wühlt mit den Rädern der Dampfböte die ruhigen Gewässer des Nigers und des Nils oder die schlammigen Kanäle von China und Batavia auf. Während der fette Butterhändler sein ruhiges Nachmittags-Schläfchen in seiner Wohnstube zu Kennington oder auf seinem weichgepolsterten Sitz in der Methodisten-Kapelle hält und sich dem beglückenden Wahne hingiebt, daß seine schmierigen Banknoten in der eisernen Truhe des Banquiers in gleich müßiger Behaglichkeit schlummern, läßt der gute Mann es sich wohl nicht träumen, daß sie in fumo aus dem hohen Schornstein einer riesenhaften Dampfmaschine verfliegen, daß sie Schachte im Eingeweide der Erde graben oder die Oberfläche derselben mit feenartigen Prachtgebäuden bedecken. Was liegt auch daran? Seine Unwissenheit ist für ihn ein Glück. Sein Geld, d. h. das Geld eines später Betrogenen, kann er bekommen, sobald er es verlangt. Will er Fonds kaufen, so werden sie für ihn gekauft, wie die Makler-Rechnung ausweist, und er lebt und stirbt in dem seligen Traum, in den ihn sein friedlicher Banquier einwiegt — es sey denn, daß die Gaswerke aufflögen oder die Ziegel fallen sollten (wie es den Ziegeln mitunter begegnet) und die sichere Firma mit ihrem altfränkischen Oberbefehlshaber niederreißen.

Selbst in diesem Falle fühlt sich das Schlachtopfer kaum zur Klage berechtigt. Das Cirkular, so plausibel wie das Gesicht des scheinheiligen Verführers, setzt ihm aus einander: „wie eifrig Herr Josias Grubbinson gegen die unglücklichen Konjunkturen angestrebt und sich, zum alleinigen Nutzen seiner Kunden, mit Leib und Seele den Geschäften gewidmet habe; wie seine Bemühungen zu deren Gunsten sein Haar gebleicht und seine Stirn gefurcht hätten — und wie er, als die verhängnißvolle Krisis es dem Hause unmöglich machte, seine Verpflichtungen zu erfüllen, die Zahlungen sogleich eingestellt habe." Das ist der gewöhnliche Styl dieser Rundschreiben. Sollte der Gläubiger mit insolenter Beharrlichkeit nach dem Besitztitel des Familienguts in Kent fragen, so wird man ihn auf die Ehepakten der Mistreß Josiah Grubbinson verweisen, der solches als Heirathsgut verschrieben wurde. Das Stadthaus in Bedford-Square ist Eigenthum des ältesten Sohnes; das Landhaus in Wandsworth wurde den jüngeren Kindern von einer Tante hinterlassen. Mr. Josiah Grubbinson's Amtsrock und sein ehrlicher Name ist Alles, was er dem Konkursgericht in Basinghall-Street zu übergeben hat.

Dessenungeachtet wird der arglose Landmann aufgefordert, den wohlhabenden Banquier zu bemitleiden, der sich nach einem so achtungswürdigen Leben zu Grunde gerichtet sieht. Er müßte ja ein Barbar seyn, um einen Mann nicht zu beklagen, dessen ehrlicher Name in der Gazette zur Schau gestellt wird, nachdem er in allen Deputationen an das Ministerium, in allen

*) Um diese launige, aus Bentley's Magazine entlehnte Skizze ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Londoner Bankers in vielen Punkten von den Banquiers in Deutschland und anderen Theilen des Kontinents verschieden sind. Es herrscht nämlich in England der Gebrauch, daß Kaufleute, Fabrikanten und alle andere Mitglieder der gewerbtreibenden Klassen das Geld, welches sie in ihrem Geschäft einnehmen, bei einem Banker deponiren, den sie für sicher halten (wie Sir William Curtis & Co., Jones, Loyd & Co., Sir R. C. Glyn u. a. m.), und nachher, so wie sie es nöthig haben, ihre Zahlungen durch Checks (Anweisungen) auf denselben machen. Dieser vergütet keine Zinsen und rechnet auch darauf, daß jeder seiner Kunden einen Saldo bei ihm stehen läßt, der sich nach dem Betrag seiner Geschäfte richtet. Auch werden die Wechsel bei dem Banker zahlbar gemacht. Ferner lassen die reichen Edelleute, Grundbesitzer, Kapitalisten oft bedeutende Summen bei ihrem Banker stehen — besonders wenn sich unter den stillen oder öffentlichen Theilnehmern des Hauses ein Mitglied der Aristokratie befindet. — Die Londoner Bankers zahlen in Noten der Bank von England, deren Charter sich auf einen Rayon von 65 engl. Meilen von der Hauptstadt erstreckt, weshalb sie keine eigene Banknoten ausgeben dürfen; sie stehen jedoch mit den Bankers im Innern Englands in Verbindung, welche mehrentheils ihre eigenen Noten ausgeben und bei ihren Londoner Geschäftsfreunden zahlbar machen. Mit den Banquiers des Kontinents haben sie nur die Aehnlichkeit, daß sie Wechsel diskontiren und sich mit Fonds- und anderen Spekulationen abgeben.

**) Bekanntlich enthält das offizielle Blatt the Gazette neben den Ernennungen, Beförderungen, Parlamentswahlen u. s. w. auch die Insolvenz-Erklärungen. To be gazetted ist eine Ehre — to be in Gazette das Gegentheil.

Zinanz-Ausschüssen, in königlichen und kaiserlichen Anleihen und vor Allem in Subscriptions-Listen für Hospitäler, Irrenhäuser und Armen-Institute figurirt hat. Wie kann er unter solchen Verhältnissen sich weigern, das Certifikat *) eines so würdigen Individuums zu unterzeichnen, das nur durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände erdrückt wurde — dem der Krieg in Afghanistan Verderben brachte und die Unfälle in China den Gnadenstoß gaben? — Herr Josias Grubbinson denkt auch nicht daran, das Geschäft fortzusetzen. Es ist seine Absicht, sich ins Privatleben zurückzuziehen und seine Tage auf dem Landgut seiner Frau in Kent, in dem Palaste seines Sohns in Bedford-Square oder auf der Villa seiner Tochter in East-Wandsworth zuzubringen. Die Mühseligkeiten der von ihm zum Besten seiner Kunden unternommenen Speculationen haben seine Gesundheit untergraben und ihn vor der Zeit alt gemacht. Seine Laufbahn ist zu Ende, und er verlangt nur nach Ruhe. Otium — otium sine dignitate ist das Höchste, worauf er Anspruch macht, und diejenigen, welche in Gas-Anstalten und Ziegelbrennereien spekuliren wollen, können diese Speculation allein übernehmen und selbst ihr Glück darin versuchen.

Das Gegentheil des Unrechten ist nicht immer das Rechte, so wie das Gegentheil des Rechten nicht immer das Unrechte ist. Das Gegentheil des feierlichen altfränkischen Banquiers ist aber der des Westendes, Sir Eustatius Consols, der seine Goldfäden im Sonnenschein des Lebens statt im Schatten desselben spinnt und der, statt seine Guineen mit einer kupfernen Schaufel einzustreichen, seine Dreier in einer goldenen austheilt. Dieser Chesterfield unter den Geldmännern gehört zu der zahlreichen Familie der Surface. **) Alles, was an ihm und um ihn ist, weiß er mit einem glänzenden Firniß zu überstreichen. Kleider, Equipagen, Haus, Mobilien, Tisch, Blumen, Gesellschaft — Alles ist forcirt, Alles aufs Aeußerste getrieben. Seine Laufbahn hat er mit einer aristokratischen Partie angefangen, indem er nämlich die funfzigste Cousine eines armen schottischen oder irländischen Lords heiratete, und schickt nun seine Söhne nach dem Etoner Gymnasium und seine Töchter nach Madame Michäus fashionabler Pensions-Anstalt — Alles zum Besten der Firma. Zum Besten der Firma zieht er riesenhafte Pfirsiche und füttert die schönsten Merino-Schafe, die in der Morning Post gehörig angepriesen werden. Zum Besten der Firma giebt er wöchentlich große Diners und veranstaltet während der Saison monatliche Bälle und Konzerte. Zum Besten der Firma werden die Juwelen seiner Frau bei Mortimer und Hunt neu gefaßt, um bei dem nächsten Lever zu glänzen. Zum Besten der Firma ist sein neuer Staatswagen, elegant aber solide gebaut, vor dem Magazin des Kutschenfabrikanten Houlditch zu sehen. Mit scharfem Blick faßt er, wie vor Zeiten John Gilpin (in Cowper's Gedicht), stets den Vortheil des Geschäfts ins Auge. Bei einer öffentlichen Fete hebt er den Fächer einer Herzogin auf, und statt ihr denselben, wie es ein Anderer thun würde, sogleich zurückzustellen, steckt er ihn in die Tasche und übersendet ihn ihr am folgenden Tage mit einem einschmeichelnden Billet, das den Namen des höflichen Sir Eustatius Consols dem Gedächtnisse Ihrer Gnaden in unverlöschlichen Zügen einprägen muß. Man sieht ihn einem stutzerhaften, aber habenichtigen jüngeren Sohn die Hand drücken, oder einem Mädchen von mäßigen Glücks-Umständen einen Stuhl reichen, und wundert sich, weshalb dieses geschieht. Weshalb? Weil der schlaue Banquier von seiner Opernloge aus bemerkt hat, wie jener Honourable ***) der schönen Witwe eines schurkischen, aber steinreichen Nabobs Worte ins Ohr flüsterte, denen sie mit erröthender Wange zu horchen schien — und weil er zuerst entdeckt hat, daß jenes hübsche Mädchen den muthmaßlichen Erben eines der reichsten Herzogthümer aller drei Königreiche in ihren Schlingen festhält. Unwissende Thoren haben die Opernloge der Lady Consols für eine Banquiers-Frau zu kostspielig und pretentiös gefunden. Der Himmel schenke ihnen Verstand! Sie begreifen nicht, daß die Loge eine Rolle spielt, die der Firma zu Gute kommt.

Man durchblättere einmal die Visiten-Liste Ihrer Herrlichkeit, oder vielmehr die Liste der zu ihren Feten ergangenen Einladungen — denn sie ist viel zu vernünftig, um ihre ahnenreichen, aber geldarmen Verwandten einzuladen — und man wird Alles genau nach Adam Riese berechnet finden. Nicht ein Name ist da aufgeführt, der nicht für einige Tausende gut wäre — nicht ein einziges Individuum, das nicht mit liegenden Gründen oder persönlichem Vermögen gesegnet ist. Es ist ein wahres Studium, die Physiognomie des Sir Eustatius an der Thür des Speisesaals und der Lady Consols im Ballsalon zu beobachten, wie sie ihre Kunden — gewesene, gegenwärtige oder künftige — mit Höflichkeiten überschütten. Welche Freundlichkeit, welche Urbanität, welche Biegsamkeit des Nackens und der Kniee! Wie elastisch ist der Knix, den Lady Consols einer verwitweten Herzogin macht, und welche Glorie wirft sie auf jene reiche Erbin aus der City, deren volle Geldsäcke ihr einen Baronet zum Eheherrn erkauft haben!

Die Schmeichelei ist ein süßes Gift; man liebt es, sich den Hof machen zu lassen. Die reichen Müßiggänger, die sich Jahr aus Jahr ein zu den glänzend erleuchteten und mit ausgesuchten Erfrischungen versehenen Feten des Sir Eustatius Consols drängen, können sich nicht enthalten, ihrem freigebigen Wirthe das unbedingteste Vertrauen zu schenken. Und wenn er zuletzt falliren oder sich vom Geschäfte zurückziehen sollte, so können sie auch dann nicht umhin, sich dankbar seiner Artigkeit und seiner Gastfreundschaft zu erinnern. Alles wohl erwogen, mußte ihnen Sir Eustatius als das Muster eines sicheren Banquiers erscheinen. Er machte ja ein so glänzendes Haus; es zeigte sich in seinem Etablissement so viel gediegener Comfort und geschmackvoller Ueberfluß. Es fehlte auch an gar nichts: alte Weine, junge Pferde, neue Gemälde, alte Meister, neue Equipagen, alte Domestiken ... es war fast ihre Pflicht, Sir Eustatius zum Banquier zu wählen, Sir Eustatius und Lady Consols sind auch wirklich eine Art Monsieur und Madame Nontongpah *) in der fashionablen Gesellschaft. Man fragt im Park: „Wem gehören jene schönen Goldfüchse?" — „Der Lady Consols." Man erkundigt sich bei Madame Devy, für wen das prächtige Galakleid mit Spitzenpoints in Arbeit ist? — „Für Lady Consols." Man bewundert bei Kitching eine Garnitur von Smaragden. „Sie sind für Lady Consols." Man wünscht Colinet's Musik-Corps zu bestellen — er ist schon zu Lady Consols' Ball engagirt. Man will ein Konzert geben — die italiänischen Sänger sind alle bei Lady Consols verlagt. (Schluß folgt.)

*) Das Certifikat, oder vielmehr die Bittschrift an den Lord-Kanzler um Bewilligung desselben, muß von einer Majorität der Gläubiger unterzeichnet seyn, wonach der Fallit aller weiteren Verantwortlichkeit enthoben ist und, wenn es ihm gut dünkt, ein neues Geschäft eröffnen kann.

**) Joseph Surface, ein Charakter in Sheridan's „Lästerschule" — das Muster eines weltmännischen Heuchlers.

***) Die nachgebornen Söhne der englischen Grafen und alle Kinder der Vicecounts und Barone führen den Titel: Honourable (ehrenwerth).

China.

Die Staats-Einrichtungen China's und der Charakter seiner Regierung.

(Schluß.)

Nachdem wir diese einleitenden Betrachtungen geendigt haben, wenden wir uns zu den Hülfsmitteln, vermöge welcher der Kaiser sein Reich regiert. Diese Mittel sind, wie wir bereits angedeutet haben, entweder rein *exekutiv* oder mit legislativen Elementen gemischt. Rein legislative Institutionen giebt giebt es in China nicht, die etwa mit den Kammern, Parlamenten oder Senaten der westlichen Nationen verglichen werden könnten.

Die Verwaltung übernehmen drei große Behörden, eine oberste für das ganze Reich, eine lokale für die Hauptstadt und eine dritte für die Provinzen und Kolonieen. Zwei kaiserliche Kollegien vermitteln zwischen diesen Behörden und dem Kaiser und legen ihm die Relationen derselben vor. Allem Anschein nach sind diese beiden Kollegien, das Nui-ko (Privatconseil) und das Kum-ke-tschu (Generalconseil), eingesetzt, um dem Kaiser über die vorkommenden Fälle ihre Ansichten mitzutheilen. In der That aber ist das erste nur ein einfaches Büreau, in welchem die laufenden Geschäfte erledigt werden, während das zweite ein wirklicher Staatsrath ist, der aus den vorzüglichsten Mitgliedern des ersten und vielen anderen hohen Würdenträgern Pekings zusammengesetzt ist. Die Trennung des Nui-ko und des Kum-ke-tschu besteht erst seit ungefähr dreißig Jahren, wenigstens kommt der erstere Name auf keinem Statute oder Edikte aus einer früheren Zeit vor.

Wir entnehmen die Schilderung der Geschäfte dieser beiden Kollegien der Tsei-tsing-hoei-tien oder der Sammlung der Ordonnanzen der jetzigen Mandschu-Dynastie Tsing. Die letzte Ausgabe dieser weitschichtigen Sammlung, von der die Pariser Bibliothek ein vollständiges Exemplar besitzt, wurde 1822 veröffentlicht. Sie liefert eine große Menge von Einzelheiten und beschreibt nicht nur genau das Wesen einer jeden Function, sondern auch die Art und Weise, wie dieselbe ausgeübt werden muß. Zuletzt arten diese Auseinandersetzungen in kleinliche Vorschriften der Etikette aus, die wir billig übergehen.

Das Nui-ko wird von vier ordentlichen und zwei supplirenden Ministern dirigirt, die Ta-hio-sse heißen und einmal Tataren, einmal Chinesen sind. Die übrigen Glieder des Conseils sind: zehn Hio-sse, acht Schi-ku-hio-sse, acht Schi-tu, sechs Tien-ise und eine Anzahl von Secretairen mit anderen unübersetzbaren Titeln. Die Hio-sse sind ex officio auch Beisitzer im Kultus-Ministerium, sechs von ihnen sind Mandschu und vier Chinesen. Sie werden oft als Statthalter nach den Kolonieen geschickt, und in diesem Falle übernehmen die Schi-tu-hio-sse ihre Functionen oder die Glieder des Kollegiums der Han-lin. Von den Ta-hio-sse sind gewöhnlich zwei nur dem Namen nach Präsidenten des Nui-ko, da sie zu Gouverneuren der Provinzen verwendet werden. Die anderen, welche in Peking wohnen, begeben sich täglich zu dem Kaiser, legen ihm die eingegangenen Sachen vor und nehmen seine Befehle entgegen. Ihre Functionen sind: „Ueber die Regierung des Reichs zu berathen, die Gedanken und Pläne, die dem kaiserlichen Geiste entsteigen, zusammenzustellen und zu veröffentlichen, die Verordnungen abzufassen und über deren Ausführung zu wachen. Sie unterstützen also den Herrscher in der „Wahrung der Interessen des Volks." So heißt es in dem Tai-tsing-hoei-tien, was diese letzten Formen der Bestimmung der Functionen in jedem Zweige der höheren Verwaltung anhängt.

Eines von den Geschäften des Privat-Conseils ist es, an der Stelle des Kaisers bei den großen religiösen Ceremonien zu präsidiren, z. B. bei den Opfern, die dem Himmel, der Erde und den Vorfahren des Kaisers gebracht werden, oder bei den offiziellen Feierlichkeiten, die zur Installation eines neuen Kaisers oder des Wahl einer neuen Kaiserin u. s. w. stattfinden. Ihre täglichen Beschäftigungen bestehen darin, die kaiserlichen Edikte zu empfangen,

*) Anspielungen auf ein englisches Lied, welches die Abenteuer eines in Frankreich reisenden John Bull beschreibt, der auf alle seine Fragen: Monsieur, n'entend pas! (Kannit verstahn) zur Antwort erhält. Er bildet sich ein, daß dies ein Eigenname sey, und verwundert sich über die unendliche Menge schöner Sachen, die dem vermeintlichen Monsieur Nontongpah gehören.

dem Kaiſer aber die Denkſchriften und Berichte vorzulegen, die ihnen zugeſchickt werden. Die kaiſerlichen Edikte werden dem Nui-ko von dem Büreau des General-Conſeils zugeſchickt. Haben ſie kein beſonderes Intereſſe, ſo werden ſie in dem Saale des Nui-ko ausgelegt und dort von den Abgeordneten der verſchiedenen Behörden kopirt. Die dem Kaiſer zu übergebenden Berichte bekommt der Nui-ko von den Verwaltungs-Behörden in einem verſiegelten Couvert, wenn ſie geheimer Natur ſind. Dort werden ſie kopirt, ins Mandſchuiſche oder Chineſiſche überſetzt, je nachdem dies nöthig iſt, und bis auf die grammatiſchen Formen geprüft. Wenn die Staatsminiſter des Niu-ko ihre Prüfung beendigt und ihre Meinung gefaßt haben, kleben ſie an den unteren Rand eines jeden Dokuments ein Zettelchen, auf dem ſie in möglichſt kurzen Worten ihre Anſicht vermerken. Iſt eine Wahl zwiſchen mehreren Meinungen zu treffen, ſo kleben ſie ſo viele Zettelchen an, als ſtreitige Anſichten da ſind. Alles dies geſchieht, um dem Kaiſer in der Sitzung Zeit zu erſparen. Er hat dann nur mit einem Pinſel den Zettel zu bezeichnen, der ihm die paſſende Entſcheidung zu enthalten ſcheint. Wenn alle vorbereitenden Proceduren beendigt ſind, ſo werden die Dokumente dem Kaiſer bei Sonnenaufgang am Tage nach ihrer Ankunft überreicht. Hierbei lieſt einer der vier mandſchuiſchen Hio-ſſe jedes Aktenſtück vor und giebt es dann den vier chineſiſchen, welche die Antwort darauf ſchreiben, wenn ſie nicht Se. Majeſtät ſelbſt mit dem Zinoberpinſel zu ſchreiben geruht. — Außerdem iſt der Staatsrath des Nui-ko Großſiegelbewahrer des Kaiſers. Die Zahl der Siegel iſt fünfundzwanzig, von denen jedes in einem beſtimmten Falle gebraucht wird und neben den gewöhnlichen Titeln des Kaiſers noch diejenigen enthält, die ihm, ſeinen Frauen, verdienten Miniſtern und dem Adel nach dem Tode zukommen.

Von dem Kollegium des Nui-ko hängen mehrere Büreaus ab, die mit dem Detail der Geſchäfte beauftragt ſind. Dahin gehören: 1) Das Büreau der kaiſerlichen Siegel und Archive (Tien-the-ting), welches aus ſechs Tien-the und einer unbeſtimmten Anzahl von Schi-tu-hio-ſſe, denen die Botſchaften an das Nui-ko obliegen, zuſammengeſetzt iſt. 2) und 3) Die Büreaus der mandſchuiſchen und chineſiſchen Dokumente (Pentſang). 4) Das mongoliſche Büreau. Die drei letztgenannten haben das Amt, die Berichte und Denkſchriften in verſchiedene Sprachen zu überſetzen, das mongoliſche muß für alle fremden Stämme und Kolonieen die Befehle redigiren und hat zugleich die Aufſicht über die ruſſiſche Schule. In dem fünften und ſechſten Büreau (Piao-thien-tſchü) werden die Antworten, die auf die oben erwähnten Zettelchen geſchrieben werden, vorbereitet, im ſiebenten die Dokumente kalligraphirt, die im Namen des Kaiſers erſcheinen ſollen. In dem achten Büreau befindet ſich eine Kaſſe und verſchiedene Depots von öffentlichen Dokumenten. Hier wäre auch noch das Tſchong-tſchu-ko zu erwähnen, wo die Adelsdiplome und die Titel für die Glieder der kaiſerlichen Familie ausgefertigt werden. Hier fungiren ein Hioſſe und mehrere Tſchong-tſchus, die alle aus den untergeordneten Mitgliedern des Nui-ko gewählt ſind.

Das zweite große Kollegium Kiun-ke-ſchu iſt zuſammengeſetzt aus einem Theile der Ta-hio-ſſe des Privat-Conſeils, den Pu's oder Präſidenten und Vice-Präſidenten der ſechs Miniſterien und endlich aus den vorzüglichſten Gliedern der erſten Behörden der Hauptſtadt. Als Mitglieder dieſes Kollegiums heißen ſie Kiun-ke-ta-tſchin oder „Großoffiziere der Armee". Im Gefühle nämlich, des militairiſchen Syſtems, das man in China befolgt, iſt das Volk hier Armee genannt. Das Thai-tſing-hoei-tien verlangt von dieſem Kollegium, „daß es die kaiſerlichen Entſcheidungen aufſchreibe, bei wichtigen Ereigniſſen im Heere oder Volke ihre Vorſchläge mache und ſo den Souverain in der Erledigung der Regierungsgeſchäfte unterſtütze."

Die Glieder des General-Conſeils verſammeln ſich alle Tage zu ſehr früher Stunde in einem der Höfe des Palaſtes, wo ſie warten, bis ſie der Kaiſer vor ſich ruft. Im Rathe ſitzen ſie auf Matten oder niedrigen Kiſſen, die auf dem Fußboden liegen. Sobald ſie die Entſchließungen und Befehle des Kaiſers niedergeſchrieben haben, ſchicken ſie dieſelben in das Nui-ko, damit ſie von dort aus veröffentlicht werden. Betreffen dieſe Befehle aber Angelegenheiten der Provinzen oder müſſen ſie geheimgehalten oder raſch befördert werden, ſo werden ſie in einem verſiegelten Couvert an den Kriegsminiſter geſchickt, der ſie durch einen ſeiner Couriere expedirt. Bei Berathung über wichtige adminiſtrative Fragen oder über das Betragen hoher Perſonen begeben ſich die Glieder des General-Conſeils entweder zum Theil oder ſämmtlich zu derjenigen Verwaltungsbehörde, von welcher die Frage angeregt worden iſt. In Kriegszeiten müſſen ſie genaue Details über die Landſtriche ſammeln, durch welche die Truppen ihren Weg nehmen ſollen. Sie haben ferner ausführliche Liſten über diejenigen Beamten zu führen, die ſich durch glänzende Thaten Anſpruch auf Beförderung erworben haben, und dieſelben bei irgend einer Vakanz als Kandidaten vorzuſchlagen. Mehrere Mitglieder des General-Conſeils werden als Statthalter in die nordöſtlichen Kolonieen geſchickt, während die Zurückbleibenden die Verſetzungen und Stellenwechſel unter dieſen Statthaltern zu ordnen haben. Um ihnen ein größeres Anſehen in den Augen der gemiſchten Racen zu geben, bei denen ſie den Kaiſer vertreten ſollen, macht ihnen die Krone direkt Geſchenke und bewilligt ihnen noch verſchiedene Nebeneinkünfte. Die Abſendung und Vertheilung ſowohl dieſer Geſchenke, als derer für die mongoliſchen und fremden Fürſten liegt ebenfalls dem General-Conſeil ob. Endlich iſt daſſelbe noch zu einigen literariſchen Arbeiten verpflichtet, wie z. B. zur Abfaſſung der Reden des Kaiſers. Dieſes Kollegium wird in ſeinen Arbeiten von zweiunddreißig Secretairen, Tſchang-king, unterſtützt. Wie der erſte, hat auch der zweite Staatsrath ſeine Hülfsbüreaus, unter denen eines die Aufſicht über die Arbeiten des Kollegiums der Geſchichtsſchreiber hat.

An die Staatsräthe ſchließen ſich die Lo-pu, von deren Organiſation wir ein anderes Mal ſprechen wollen.

Afrika.

Neue europäiſche Niederlaſſungen auf und bei Madagaskar.

Solche und zwar militairiſche Niederlaſſungen zu bewirken, haben namentlich die Franzoſen, die dergleichen bekanntlich ſchon ſeit längerer Zeit auf der Oſtküſte von Madagaskar beſaßen, in neuerer Zeit auch an der Nordküſte dieſer Inſel verſucht; zwar ſcheinen ſie Diego-Suarez, das ſie im J. 1838 von der Inſel Bourbon aus in Beſitz nahmen, wieder aufgeben zu wollen, doch haben ſie ſich dafür der kleinen, aber militairiſch wichtigen Inſeln bemächtigt, die dem nordweſtlichen Madagaskar zunächſt gelegen ſind. Zuerſt ließen ſie ſich die Inſel Mayotte von dem ſogenannten König derſelben abtreten, und ſodann folgte die Beſitznahme von Noſſi-Bay, Johanna, Mohilla und Meomro. Im vorigen Herbſte lagen daſelbſt 11 franzöſiſche Kriegsſchiffe, worunter eine Fregatte von 60 Kanonen. Nicht zu leugnen iſt, daß das große Inſelland Madagaskar mit ſeinem Reichthum an Produkten für diejenige europäiſche Macht, welche einmal die an der Küſte herrſchenden Krankheiten und die zum Theil ſehr kriegeriſchen Bergbewohner im Innern des Landes zu bezwingen vermag, ihrem Handel und ihrer maritimen Bedeutung eine ungeheure Erweiterung zu geben vermag. Ueber die Beſitznahme der Inſel Mayotte liegt uns ein franzöſiſcher Bericht vor, der zwar in der Einleitung etwas abſchreckend lautet, doch wird ſich wohl hierdurch Niemand irre machen laſſen. Die Engländer fangen bereits an, die ganze Wichtigkeit der franzöſiſchen Pläne auf Madagaskar zu erkennen. Der gedachte franzöſiſche Bericht ſagt Folgendes:

„Jeder Verſuch einer Niederlaſſung auf der Küſte von Madagaskar würde mit Recht ein Mißgriff zu nennen ſeyn: 1) weil kein Europäer ſich vor dem Angriffe der dort herrſchenden Fieber ſicher ſtellen kann, ſo daß nach einem Aufenthalte von einigen Monaten wenigſtens die Hälfte unſerer Soldaten dahingerafft wäre und vielleicht nur der achte Theil der ganzen Mannſchaft zum Kriegsdienſte tauglich bliebe; 2) weil die an der Küſte lebenden Eingebornen keine feſten Wohnſitze haben und bei der geringſten Beſchränkung ihrer Freiheit, die ſie hartnäckig vertheidigen, ſelbſt wenn eine ſolche Beſchränkung ihren Intereſſen förderlich wäre, ſich in ihre undurchdringlichen Wälder zurückziehen, und 3) weil die Herrſcherſitze der Machthaber auf Bergen gelegen ſind, von denen herab ſich jeden Augenblick eine Armee von zwanzig- bis dreißigtauſend Mann auf unſere durch die Fieber bereits entkräfteten Soldaten ſtürzen kann. Dagegen wäre eine Niederlaſſung von Europäern in den Gebirgen im Innern des Landes ſehr wohl zu bewerkſtelligen, da 1) das Klima der dort gelegenen Provinzen: Ankova, Beſiler, Ba, dem Körper nicht nachtheiliger iſt, als das der geſundeſten Gegenden von Frankreich; 2) die Bergbewohner durch die Induſtrie an feſte Wohnplätze gebunden ſind und überdies, wenn ſie zu den Küſten niederſteigen, die Fieber eben ſo ſehr wie die Europäer zu fürchten haben; 3) befinden wir uns im Mittelpunkte der Völkerſchaften von Madagaskar und ſind dadurch im Stande, die alten Nebenbuhlerſchaften der einzelnen Stämme und ihre Feindſeligkeiten unter einander zum Vortheile unſerer Stellung zu benutzen.

„Trotzdem bleibt es immer ein bedeutendes Unternehmen, in das Innere von Madagaskar vorzudringen und ſich dort feſtzuſetzen. Diejenigen, welche behaupten, daß einige hundert Franzoſen hinreichend ſeyn würden, ſich dieſer ungeheuren Inſel zu bemächtigen, oder welche die Eroberung derſelben als eine unmittelbare Folge der Beſitznahme von Diego-Suarez betrachten, ſind mit den politiſchen Verhältniſſen von Madagaskar gänzlich unbekannt. Iſt doch ſogar im letzten Jahre in der Deputirtenkammer die Meinung ausgeſprochen worden, daß eine Niederlaſſung auf Madagaskar ein zweites Algerien für uns ſeyn würde, und zwar in einer Entfernung von 4000 Lieues. Leider war dieſe Aeußerung eine bloße Phraſe. Madagaskar wird noch lange für die Meiſten nichts ſeyn, als dasjenige Land, in welchem man ſchneller als irgendwo in der Welt am Fieber ſtirbt, und es ſollte ſchwer werden, vor der Hand wenigſtens, das Gegentheil zu beweiſen.

„Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge gab es nur eine vernünftige Politik für uns, nämlich die, für die Vergrößerung unſeres Einfluſſes ſowohl als Handels, durch die Beſitznahme eines feſten Punktes, zu ſorgen, von dem aus wir unſere ferneren Unternehmungen leiten könnten. Man glaube ja nicht, daß die Regierung Diego-Suarez vernachläſſigt habe. Ein ſo bequemer und ſo leicht zu vertheidigender Hafen konnte unmöglich der Aufmerkſamkeit der Verwaltung von Bourbon entgehen, vielmehr gingen die Beſtrebungen derſelben im Jahre 1837 dahin, Diego-Suarez in den lockendſten Farben darzuſtellen, wodurch das Mutterland bewogen wurde, ſich für die Beſitznahme deſſelben zu entſcheiden. Bald aber erkannten die Verwalter der Kolonie aus Bourbon, daß die gänzliche Unfruchtbarkeit der Umgebungen von Diego-Suarez jede Niederlaſſung daſelbſt vereiteln würde, wenn man ſich nicht zu gleicher Zeit der nordöſtlichen Halbinſel von Madagaskar, eines ſehr unfruchtbaren, ungeſunden Landſtrichs bemächtigte. Auf dieſe Weiſe war man gezwungen, um einen Platz zu erhalten, der, wie man — jedoch ohne hinreichende Beweiſe — ſagt, geſund ſeyn ſoll, ſich in Gegenden niederzulaſſen, deren ſchädliche Einflüſſe auf den Körper klar erwieſen waren, und ſich den Angriffen der kriegeriſchen Nation der Hora's auszuſetzen.

„Es war die Abſicht der franzöſiſchen Regierung und des Gouvernements, der Kolonie einen iſolirten Punkt zu gewinnen, den wir befeſtigen könnten, wo unſere Soldaten vor den Fiebern ſicher wären und unſere Schiffe ausgebeſſert und verproviantirt werden könnten. Der Erreichung dieſer Zwecke aber ſtellte Diego-Suarez unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, da dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln nur dadurch abgeholfen werden konnte, daß ſich ein Theil der Mannſchaft den tödtlichen Angriffen der Fieber und den Ueberfällen der rohen Horden auf der Halbinſel ausſetzte. Durch Krankheit

oder durch Hunger umzukommen, das war die Alternative, welche unſeren Landsleuten bei der beabſichtigten Niederlaſſung geſtellt wurde. Obgleich nun die Regierung in Folge dieſer Uebelſtände ihre Anſiedelungspläne aufgeben mußte, war man doch weit davon entfernt, der Hoffnung, einen günſtigeren Stützpunkt für unſeren Handel zu finden, ganz zu entſagen. Frankreich nahm im März 1841 Beſitz von Noſſi-Bay; doch war dies eine Vorſichtsmaßregel für den ſchlimmſten Fall, denn noch während der Unterhandlungen wegen der Uebergabe dieſer Inſel hatte ſich die „Prevoyante" nach Mayotte begeben.

„Nach einer gefährlichen Fahrt durch Korallenriffe, welche die Inſel einſchließen, gelang es Herrn Jehenne, dem Befehlshaber dieſes Fahrzeuges, zum großen Erſtaunen der Eingeborenen, die engen und gewundenen Päſſe zu durchſchneiden, wohin ſich vor ihm noch kein Europäer gewagt hatte. Man muß bei den Gefahren dieſer Expedition gegenwärtig geweſen ſeyn, man muß die Kaltblütigkeit dieſes tüchtigen Befehlshabers, den Muth und den Dienſteifer ſeiner Offiziere und Schiffsmannſchaft geſehen haben, um ſich eine Vorſtellung von der Freude und dem edlen Stolze zu machen, welche die Bewohner der Korvette durchdrangen, als ſie ſich plötzlich, wie durch einen Zauber, in einem ungeheuren Hafen erblickten, deſſen nur leicht vom Winde bewegte Gewäſſer durch ihre Ruhe einen ſchroffen Gegenſatz bildeten zu den ſtürmiſchen Wogen, die ſich hinter ihnen an den Korallenriffen brachen. Der Kommandant traf in Eile die zur Sicherheit der franzöſiſchen Niederlaſſung nöthigen Maßregeln, und die „Prevoyante" begab ſich nach Bourbon mit einem Briefe, in welchem Andrian Suli, König von Mayotte, ſeine Inſel unter den Schutz von Frankreich ſtellte. Der Gouverneur von Bourbon, Herr von Heli, ſchickte die Korvette im folgenden Jahre nach Mayotte zurück, um wegen der Abtretung der Inſel zu verhandeln und eine hydrographiſche Karte derſelben zu liefern. Die Uebergabe fand in Gegenwart des Königs am 27. April 1841 ſtatt, und die betreffenden Urkunden wurden in franzöſiſcher und arabiſcher Sprache abgefaßt. Seit dieſem Augenblicke iſt Mayotte eine franzöſiſche Station geworden, obgleich wir erſt zu Anfange des Jahres 1843 offiziell davon Beſitz genommen.

„Mayotte liegt an dem nördlichen Eingange des Kanals von Mozambique; der Umfang dieſer Inſel beträgt ungefähr 25 Lieues, der der Felſen, welche ſie umgeben und die Inſeln Andzarudzi, Pomandzi, Bonzi u. ſ. w. einſchließen, 40 Lieues. Die Wege, welche in das Innere des ungeheuren, durch die Felſen gebildeten Hafens führen, machen es eben ſo, wie die im Hafen ſelbſt, einem feindlichen Schiffe unmöglich, ſich die Durchfahrt zu erzwingen. Die Inſel Mayotte iſt eben ſo werthvoll in Bezug auf ihre Hülfsquellen, als in Bezug auf die Leichtigkeit, mit der ſie vertheidigt werden kann. Die nackten röthlichen Berggipfel laſſen in der Ferne auf ein verödetes Land ſchließen, doch zeigen die Abhänge der Berge, die Ebenen und Thäler, in denen die Regengüſſe alle von den höher gelegenen Orten abgeſchwemmte, fruchtbare Erde aufhäufen, die mannigfaltigſte und üppigſte Vegetation.

„Es giebt vielleicht keine einzige Pflanze der Tropengegenden, von der kleinſten bis zum monſtröſen Barbab, die man nicht in zahlloſer Verbreitung auf der Inſel antrifft. Mayotte könnte, wenn es auch nur mittelmäßig ausgebeutet würde, eine Bevölkerung von 20,000 Seelen nähren und Lebensmittel für ein ganzes Geſchwader liefern. Eines bleibt nun noch zu unterſuchen, nämlich die klimatiſchen Verhältniſſe des Ortes.

„Im Allgemeinen ſind die Küſten aller Länder, wo Paletuvièren wachſen, ungeſund, und da es in einigen Gegenden von Mayotte Sümpfe und Paletuvièren giebt, ſo iſt der Aufenthalt in denſelben der Geſundheit nachtheilig. Aber wie gefährlich auch der Einfluß der Sümpfe und der Paletuvièren ſeyn mag, ſo äußert ſich derſelbe doch nur in ihrer unmittelbaren Nähe und beſonders an denen, welche ſich zur Nachtzeit demſelben ausſetzen. So haben z. B. bei Noſſi-Bay, wo ſich Niemand aufhalten kann, ohne eine Beute des Fiebers zu werden, die Schiffe an 150 Metres von der Küſte Anker geworfen und unter der Mannſchaft derſelben, die vorſichtig genug war, wie anſtrengend auch immer am Tage ihre Arbeit auf dem Lande geweſen ſeyn mochte, jeden Abend an Bord ihrer Fahrzeuge zurückzukehren, iſt kein Einziger vom Fieber ergriffen worden. Daſſelbe Verfahren hat man auch in Bezug auf Mayotte beobachtet, da das Eiland Andzarudzi, auf welchem die franzöſiſche Garniſon liegt, an 600 Metres von der großen Inſel entfernt iſt und von einem, mit Ausnahme der Weſtſeite, ſenkrecht ins Meer fallenden Felſen gebildet wird, auf welchem ſich faſt keine Spur von Vegetation zeigt.

„Beinahe eben ſo unfruchtbar iſt die Inſel Pomandzi, ſo daß beide, Andzarudzi und Pomandzi, für uns denſelben Werth haben, welchen Schiffe, die an dieſer Stelle vor Anker lägen, haben würden. Von mehreren Perſonen der Mannſchaft der „Prevoyante", die nahe an zwei Monate in Andzarudzi geblieben waren, um den Wechſel von Ebbe und Fluth zu beobachten, iſt auch nicht einer vom Fieber befallen worden. Ja es hat ſogar ein Offizier, ohne allen Nachtheil für ſeine Geſundheit, einen Monat lang dort geſchlafen, während ein Adjutant des Gouverneurs von Bourbon, Herr Paſſot, der drei Nächte auf der großen Inſel zubrachte, mit dem Fieber zurückkehrte. In dem Jahre, ſeit welchem die Franzoſen auf Andzarudzi in Garniſon liegen, iſt alſo Niemand am Fieber geſtorben. Ohne Zweifel iſt es ſehr zu bedauern, daß Mayotte ungeſund iſt, obgleich man Mittel hat, dieſem Uebel abzuhelfen; doch wenn die Wichtigkeit eines Punktes für eine militairiſche Stellung darauf beruht, daß die Garniſonen ſich ungefährdet an den Orten aufhalten können, die zu ihrer Vertheidigung nothwendig ſind, ſo leuchtet Jedem ein, daß Mayotte gerade dieſes Vortheils nicht entbehrt.

„Es würde uns zu weit führen, von der Bedeutung dieſer Inſel für unſeren Handel zu ſprechen, und wir bemerken nur noch ſchließlich, daß wir durchaus nicht die Abſicht gehabt haben, den Werth von Diego-Suarez herabzuſetzen. Im Gegentheil würde dieſer Hafen für Madagaskar, wenn wir dieſes ſchöne Land beſäßen, das ſeyn, was Breſt für Frankreich. Wir haben nur zeigen wollen, daß Diego-Suarez, als ein iſolirter Punkt, für Frankreich eine unnütze Laſt ſeyn würde, und daß es ſehr thöricht geweſen wäre, ſich ſeiner zu bemächtigen, zur Zeit, als der Muth unſerer Offiziere und der gute Stern Frankreichs uns mit einem Hafen bereicherte, der alle Vortheile von Diego-Suarez verbindet, ohne eine ſeiner Unbequemlichkeiten zu theilen."

Mannigfaltiges.

— Zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. In dem zweiten Hefte der trefflichen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft, die ſeit dem Januar d. J. in Berlin erſcheint und unter Mitwirkung der Herren A. Boeckh, J. und W. Grimm, G. H. Pertz und L. Ranke von Dr. W. Adolph Schmidt herausgegeben wird, befindet ſich eine im Original von Hrn. Profeſſor L. Ranke mitgetheilte ſehr intereſſante engliſche Urkunde zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Es iſt dies die aus den auf dem britiſchen Muſeum befindlichen „Mitchel Papers" gezogene Relation des engliſchen Geſandten Sir Andrew Mitchel über das, was ſich am Hofe Friedrich's des Großen zugetragen, bevor der König im J. 1756 von Potsdam aus nach Sachſen aufbrach und dort durch Einſchließung der ſächſiſchen Armee den Krieg eröffnete. Friedrich v. Raumer erwähnt dieſer die Form von Memoiren habenden Relation im zweiten Theile ſeiner „Beiträge zur neueren Geſchichte", aber viel früher und vollſtändiger iſt ſie, ſo wie die Mitchel Papers überhaupt, von Lord Dover in ſeinem „Leben Friedrich's II., Königs von Preußen" (London, 1832) benutzt. Inzwiſchen iſt es für die Geſchichte des Kriegsausbruches von außerordentlichem Intereſſe, das Aktenſtück ganz und gar zu kennen, und darum iſt die Mittheilung, wie ſie uns hier gemacht wird — ſowohl im engliſchen Original als in einer deutſchen Ueberſetzung — überaus dankenswerth. Sir Andrew Mitchel beſaß zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges das Vertrauen Friedrich's, der ihn oftmals bat, nicht als Geſandter, ſondern als Freund ihm ſeine volle Meinung über Perſonen und Dinge zu ſagen. Sir Andrew, vielleicht kein Diplomat im höheren Sinne des Wortes, iſt aber gerade darum ein um ſo zuverläſſigerer Berichterſtatter, und ſeine einfache Erzählung trägt auch durchweg das Gepräge der Wahrheit. Höchſt naiv iſt beſonders ſeine Verwunderung darüber, daß Friedrich II. ſogar den Inhalt einer geheimen Unterredung kannte, die der Miniſter Fürſt v. Kaunitz mit einem Freunde über die Antwort gehabt, die dem Könige von Preußen auf deſſen in den erſten Monaten des Jahres 1756 in Bezug auf die Rüſtungen der Oeſterreicher wiederholt gemachte Anfragen zu ertheilen ſey. Der König war nicht bloß von Dresden, ſondern auch von Wien aus — durch den ſächſiſchen Geſandten Grafen von Flemming — trefflich unterrichtet. Herrn Dr. Schmidt's Konjektur, daß Mr. Keith, von welchem Mitchel ſpricht, der engliſche Geſandte in Wien war, iſt wohl nicht richtig. Mr. Keith war wahrſcheinlich kein Anderer als der nachmalige Feldmarſchall, ein Landsmann Sir Andrew's und Bruder des Lord Mariſchall, den Friedrich im J. 1750 zum Geſandten in Frankreich ernannt hatte. Auch machen wir auf einen kleinen Irrthum in der Ueberſetzung aufmerkſam, indem es am Schluſſe derſelben nicht heißen muß: „Am Freitage darauf ſtellte er (Friedrich) mir ein gedrucktes Exemplar des Manifeſtes zu, welches ſogleich bei ſeinem Eintritt in Sachſen veröffentlicht werden ſollte" ꝛc., ſondern vielmehr: „Am Freitage vorher hatte er mir Nachmittags" ꝛc., wie aus einer Vergleichung mit dem Originale leicht erſichtlich iſt.

— Der franzöſiſche Buchhandel. Die hohen Bücherpreiſe in Frankreich haben unzweifelhaft zu dem ſo allgemeinen Siege des Nachdrucks, dieſer literariſchen Peſt, beigetragen; bedenkt man aber die großen Geldopfer, die der franzöſiſche Buchhandel, im Gegenſatz zum deutſchen, den Schriftſtellern bringen muß, ſo findet man ſeine gegenwärtige Lage wirklich ſchwierig. Die Gewinnſucht, mit welcher die jetzigen Talente ſich nicht ſcheuen, faſt unerſchwingliche Forderungen zu ſtellen, würdigt die Literatur zum Handwerk herab; mit der kleinlichen Liſt, den einbändigen Inhalt eines Buches zu zwei Theilen auszudehnen, läßt ſich das Publikum nicht lange täuſchen, und ſo lange den Autoren ein Preis gezahlt werden muß, der in keinem Verhältniß zu dem Werth ihrer Arbeit ſteht, ſo lange kann der Buchhandel ſich nicht erholen. Indeſſen iſt es zu hoffen, daß die neu erſtehende Schriftſteller-Generation und die wenigen Autoren, die noch nicht von der allgemeinen Habſucht angeſteckt ſind, einſehen, daß die Zeit und ihre eigene Würde es ihnen zur Pflicht machen, zu der früheren Uneigennützigkeit der Literaten zurückzukehren. Dem Buchhandel bliebe alsdann jedoch noch das Problem zu löſen, wie es anzufangen ſey, daß die Leute, welche Bücher leſen wollen, dieſelben auch kaufen. In Frankreich ſowohl als in Deutſchland machen die Leihbibliotheken die Zwiſchenhändler aus. Leute, die nach ihrer Bildung und geſellſchaftlichen Stellung ſich ſchämen ſollten, ein geborgtes Buch zu leſen, rühmen ſich öffentlich, kein Geld für Bücher auszugeben, und ſetzen lieber Freund und Feind in Contribution, um eine Lektüre zu erlangen, nach der ihnen gelüſtet, ſtatt ihre ſchuldige Beiſteuer zur Unterſtützung der Literatur zu geben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 22. Februar 1844.

Java.

Tjap Gomé.

Erinnerungen eines Deutschen aus Batavia.

Der chinesische National-Charakter ist lärmend, rauschend, beweglich. Er legt sich bei ihren nationalen Festen durch ausgelassene Freude an den Tag. Der Chinese kennt keinen Sonntag und arbeitet fortwährend, bis eines seiner Feste ihn aus dem Geleise seines gewöhnlichen Lebens reißt und in einen Strudel von Vergnügen wirft, woraus ihn vor der bestimmten Zeit Niemand wecken kann. Man biete ihm zehnfachen Lohn in diesen Festtagen; selten oder nie wird sich einer von ihnen dazu verstehen, dafür zu arbeiten.

Eines ihrer größten und prächtigsten Feste ist das sogenannte Tjap Gomé oder Lampenfest. Gegen 9 Uhr Abends fängt es an, sich seinem Glanzpunkte zu nähern, bis gegen Mitternacht der Lärm und die rauschende Fröhlichkeit ihren höchsten Punkt erreicht und wieder ganz allmälig abnimmt, bis es mit der anbrechenden Morgendämmerung gänzlich erstirbt. — Schon vor dem Anfange des chinesischen Kamps (so heißt nämlich das auf Batavia ausschließend dieser Nation eingeräumte Viertel der Stadt) erheben sich zu beiden Seiten des Weges von Bambusrohr zusammengestellte Gerüste, Triumphbögen mit frischgrünen Kokusblättern ausgeschmückt, Façaden und kleine Tempel, die mit einer Menge kleiner Oellämpchen und durchsichtiger Feuerkugeln in Gestalt von Fischen, Seeungeheuern, Drachen u. s. w. festlich erleuchtet sind. Tausende von Menschen in allen Farben, vom weißen Europäer bis zum pechschwarzen Neger von der Küste von Guinea, drängen sich in wogender Masse dem Schauplatze des Festes zu. Eine wildgellende Musik tönt von Zeit zu Zeit aus der Ferne herüber, aufsteigende Raketen und bleiche Leuchtkugeln erhellen auf Augenblicke die Scene, Equipagen und Kabrioleis drängen sich im langsamen Schritt durch die Menge, das gellende Gekreisch der an beiden Seiten des Weges postirten Malayen, die ihre Waaren ausschreien, Schimpfreden und Flüche in allen europäischen und asiatischen Sprachen, Gelächter, Geschrei, Gezänk betäuben die Sinne. Unwillkürlich wird man von dem Strudel fortgerissen, um einem noch größeren Chaos entgegen zu treiben. Ich langte endlich mit heiler Haut vor dem Hause des chinesischen Majors an. Dies ist nämlich der Titel der höchsten obrigkeitlichen chinesischen Person auf Batavia. Er wird von den angesehensten Chinesen gewählt und von der holländischen Regierung bestätigt und steht hinsichtlich seiner Würde auf keine Weise mit China in Verbindung ... Ich postirte mich hart gegen eine Mauer, um nicht von der beständig hin und her wogenden Menschenmasse wieder fortgerissen zu werden, und übersah von hier aus die verschiedenartigen Prozessionen, welche den Hauptgegenstand meiner Neugierde ausmachten.

Zuerst erblickte ich eine riesengroße glühende Schlange, die sich in langen Krümmungen näherte. Die Thiere und Ungeheuer, deren ich noch erwähnen werde, verstehen die Chinesen nämlich sehr künstlich durch Flor und in Oel getränktes Papier nachzuahmen. Diese Schlange z. B. bestand aus geöltem Papier, angemalt mit den grellsten Farben. Inwendig angebrachte Bambusreifen, worüber, wie schon erwähnt, Papier und Flor ausgespannt sind, bringen die nöthige Dicke sehr täuschend hervor. — Die ganze Figur wird durch innen befestigte Lichte erhellt, die durch den rothen Schein, welchen sie durch das geölte Papier werfen, dem Ganzen ein glühendes Ansehen geben. Der ganze Körper war auf langen Bambusstäben befestigt, welche durch Malayen und Chinesen getragen wurden und wodurch, je nachdem jeder Einzelne seinen Stab höher oder niedriger bewegt, die vorerwähnten Krümmungen einer Schlange täuschend nachgeahmt werden können. Der Kopf war auf die abenteuerlichste Art gebildet und mit den schreiendsten Farben bemalt. Vor dem Hause des chinesischen Majors angelangt, begann sie plötzlich aus dem Rachen einen ungeheuren Feuerstrahl zu werfen, der durch inwendig angebrachtes Feuerwerk sehr künstlich hervorgebracht ward.

Man denke sich die Scene, die beständig von einer in den kreischendsten Mißtönen lärmenden chinesischen Musik und von dem Knallen und Zischen des Feuerwerks nach allen Richtungen begleitet wird; die in den verschiedenartigsten Trachten bunt durch einander wogende Menge mit einer in der Ferne auf Augenblicke durch aufsteigende Leuchtkugeln hell erleuchteten Kokusgruppe; überall Lärmen und Geschrei, Leben und Bewegung.

Dieser ersten Figur folgte eine mit Blumen, Kokusblättern, Bändern, Gold- und Silberpapier bunt verzierte Pyramide von ungefähr 20—25 Fuß Höhe, auf deren höchster Spitze zwei allerliebste chinesische Kinder von 5 oder 6 Jahren in festlichen Gewändern standen und wie Wesen aus höheren Regionen lächelnd auf das bunte Gewühl unten herniederblickten. Sie scheinen gleichsam in der Luft zu schweben, da man keinen festen Punkt entdeckt, worauf sie stehen konnten, werden aber durch eiserne Stangen und andere Vorrichtungen, die durch die Kleider verdeckt werden, sicher und bequem getragen. Eines trug einen Büschel Reisähren und blühendes Zuckerrohr in der Hand, als Symbol des Ackerbaus, das andere eine große Muschel mit wohlriechendem Wasser gefüllt, wovon es von Zeit zu Zeit einige Tropfen auf die Menschenmenge sprengte. Das ganze Gebäude war gleichfalls prächtig mit Lampen in rothem, grünem, blauem und weißem Feuer in den verschiedenartigsten Gestaltungen erleuchtet. Im inneren Raum der Pyramide erblickt man auf einer Art Altar ein Götzenbild, umgeben und hell bestrahlt von einer doppelten Reihe kolossaler Wachskerzen. Das Ganze steht auf einem sehr niedrigen Wagen ungefähr einen Fuß über der Erde und wird durch phantastisch gekleidete Chinesen und Malayen gezogen. Diesem folgte eine lange Reihe ähnlicher Dinge, kleine Tempel, künstlich nachgeahmte Felsengrotten, Schiffe u. s. w., alle wetteifernd durch Pracht und Schönheit. Nur eines verdient hier noch einer näheren Erwähnung. Dies war ein Gebäude mit vielen kleinen Thürmchen und wehenden Fähnchen. Das Dach ruht auf vier mit buntbrennenden Laternen umwundenen Säulen, die aus einer großen Flamme zu bestehen scheinen. Im inneren Raum erblickt man eine Reihe Götzenbilder von Wachskerzen erleuchtet. Vor ihnen hocken auf orientalische Art zwei ehrwürdige Greise, deren schneeweißer Bart bis auf die Brust herabwallt. Auf ihren Schultern ruht ein von feinem Rohr geflochtener Korb mit Blumen und grünendem Blätterschmuck umwunden, worin halb versteckt zwei allerliebste kleine Kinder sitzen und lächelnd Blumen unter das Volk werfen. — Diesem folgten wieder eine Menge abenteuerlicher Gestalten und Ungeheuer, feuerrothe riesengroße Hähne mit zwerghaften Reitern in Narrentracht, die rechts und links Schwärmer und kleine Feuerfrösche um sich werfen, bunt bemalte Seefische und Schildkröten mit Tritonen auf dem Rücken, Schiffe mit schwellenden Segeln, welche aus drei Batterieen eine fortwährende Kanonade unterhalten und endlich prasselnd und knallend in die Luft fliegen, Drachen und feuerspeiende Ungeheuer u. s. w. u. s. w.

Während dieser ganzen Prozession, welche beinahe eine Stunde währte, erschallt von allen Seiten die greulichste Musik, begleitet von dem Zischen und Knallen des Feuerwerks. Dazu das Geschrei und der Spektakel vieler Tausende Chinesen und Eingeborner. Kurz, es ist ein Toben und Lärmen, als wenn Himmel und Erde vergehen sollten. — Dies und der Pulverdampf, der sich jetzt wie eine dicke Wolke auf die Scene legte und Alles in einen grauen Nebel hüllte, bewog mich endlich, das Weite zu suchen. Obgleich ich mich förmlich durchschlagen mußte, gelang es mir, und freier schöpfte ich Athem, als ich mich wieder in frischer Luft befand. — Uebrigens sey hier erwähnt, daß nicht in jedem Jahr das Tjap Gomé so prächtig gefeiert wird. Das hier beschriebene war es in einem außergewöhnlich hohen Grade, da sowohl der Gouverneur von holländisch Indien als auch der damals für kurze Zeit auf Batavia anwesende Prinz Heinrich der Niederlande sich zur Beiwohnung dieser Festivität bei dem Major der Chinesen angemeldet hatten, der auf diese Art die Honneurs seiner Nation recht festlich zu machen suchte.

Um den Abend auf eigenthümliche Art zu Ende zu bringen, beschloß ich, mit einigen Freunden bei einem chinesischen Restaurant zu Abend zu essen. Wir durcheilten verschiedene schmale, winkelige Gäßchen und langten auf dem Basar an. Dies ist ein großer viereckiger Platz, wo zu jeder Tageszeit Markt gehalten wird. An den vier Seiten befinden sich die Läden der chinesischen Detailhändler in Schnittwaaren u. dgl., verschiedene öffentliche Spielhäuser, Opium-Herbergen, chinesische Theater (wayangs) oder Restaurationen. Der andere Theil des ziemlich großen Platzes, der durch zwei kleine Flüsse beinahe in vier gleiche Theile getheilt wird, welche durch verschiedene Bambusbrücken mit einander in Verbindung stehen, wird durch Hunderte von Malayen angefüllt, die dort Früchte, Gemüse, Backwerk, Fische und andere Dinge zum Verkauf ausbreiten. Fußhoch aufgestapelte Pyramiden von Ananas, Apfelsinen und anderen indischen Früchten verbergen beinahe den Eigenthümer, der, hinter seinen Waaren auf einem kleinen Schemel mit untergeschlagenen Beinen hockend und von zwei großen dunkelroth brennenden Theerfackeln beleuchtet, den Vorübergehenden mit widerlicher Stimme seine Waaren anbietet. Der ganze Markt wird auf diese Art grell erhellt und bietet mit seinen vielen Hundert braunen halbnackten Figuren in den abenteuerlichsten Trachten ein recht eigenthümlich charakteristisches Bild.

Einige helllodernde Feuer mit einem halben Dutzend halbnackter darum beschäftigter Chinesen zeigten uns den Weg zu unserem souper à la chinoise,

während unsere Geruchs- und Geschmacks-Nerven zu gleicher Zeit angeregt wurden durch einen kräftig gewürzreichen Dampf, der uns entgegenkam. — Wir traten in ein niedriges Zimmer, nur spärlich erleuchtet durch einige große roth und gelb bemalte Talglichte und durch zwei von der Decke herabhängende Laternen von geöltem Papier, welche bei jedem Luftzug hin und her schwanken. Groteske Götzenbilder mit verschiedenen abenteuerlich geformten Köpfen und Leibern, im Hintergrunde das von Räuchergefäßen umgebene scheußliche Bild ihres Wischnu und hier und da an den Wänden angeklebte Streifen rothes Papier, mit schwarzen oder goldenen chinesischen Lettern beschrieben, vollenden die Eigenthümlichkeit der ganzen Scene. Ein halbes Dutzend Tische mit Stühlen umgeben, die bereits theilweis durch Gäste besetzt waren, luden auch uns zum Sitzen ein. Wir nahmen Platz und riefen nach dem Hausherrn, der auch sogleich mit einem „Apa tuwan mau?" (Was wünschen die Herren?) bereit war. Wir bestellten das Nöthige, und ich belustigte mich in der Zwischenzeit, auf die uns umgebende Gesellschaft einen forschenden Blick zu werfen.

Im Hintergrunde hat einer der Tische eine Gruppe Chinesen um sich vereinigt, die mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, allein mit Beihülfe zweier kleinen Stäbchen, ihr Essen verzehrten. Die Tjukanne zirkulirt fleißig und scheint bereits einige Wirkung hervorgebracht zu haben. Tju ist nämlich ein sehr beliebtes chinesisches Getränk, bestehend aus einer Mischung sehr frischen Arrac's und Wasser, die unserem Punsch sehr nahe kommt. Die Conversation geht in chinesischer Sprache, begleitet von sehr lebhaften Gesticulationen mit Händen und Füßen. Schon scheinen sie sehr aufgeregt, und noch mit jedem Augenblick werden sie lauter. Es sollte mich nicht wundern, wenn es zu Schlägen käme, besonders wenn Karten auf den Tisch kommen sollten.

An einem anderen Tisch sitzen drei europäische Soldaten, die für den heutigen Tag Urlaub haben und einmal vergnügt seyn wollen. Sie trinken schlechten Wein, den ihnen der Chinese liefert, und scheinen gleichfalls ziemlich aufgeregt. Dicht neben uns befindet sich eine Gesellschaft Liplappen. Diesen wohlklingenden Namen führen nämlich in Indien die dort geborenen Halb-Europäer, die Kinder gemischten Blutes. Die Gesellschaft besteht aus Damen und Herren in allen Schattirungen von Braun. Der petit-maitre der Gruppe trägt einen hellblauen Frack mit vergoldeten Knöpfen. Leider ist er ihm jedoch mit der Zeit ein wenig zu klein geworden und so viel Mühe er sich auch giebt, es zu verbergen, seine dunkelen Hände ertrotzen sich doch dann und wann die Freiheit, bis über die Knöchel aus den Aermeln herauszutreten und bilden dann einen ganz allerliebsten Kontrast. Die Conversation wird in einer ganz eigenthümlichen Sprache geführt. In einer Phrase hört man 3 holländische und 10 malayische Worte. — Diese Gesellschaft wäre des Pinsels eines Hogarth nicht unwürdig. —

In einem Nebenzimmer scheint gleichfalls eine fröhliche Gesellschaft versammelt zu seyn. Gelächter und Gläsergeklirre tönen häufig zu uns herüber. — Eben wollte ich auch dort einen Blick hineinwerfen, als unser Wirth sich mit einigen stark und kräftig duftenden Schüsselchen näherte und mich auf meinem Sitz zurückhielt.

Jeder von uns erhielt nun seine eigene kleine Schüssel Suppe, im Chinesischen Kim-lo genannt; mit Porzellan-Löffeln, verziert mit chinesischen Charakteren, aßen wir jetzt einen sehr kräftigen Bouillon mit Nudeln, Vermicellis, Krebsen, Gewürz und dergleichen, der sehr gut schmeckt. — Dieser Suppe folgt das sogenannte Camie, das Lieblingsessen der Chinesen. Es ist ein aus hunderterlei verschiedenartigen Ingredienzien zusammengestelltes Ragout. In Würfel geschnittenes Schweinefleisch, Krebse, Austern, Nudeln, japanische Sopa, Zwiebeln, junger unreifer Reis schienen die Hauptbestandtheile zu seyn. Zu diesen gesellen sich jedoch noch viele andere Dinge, welche aus allen Theilen Asiens dazu geliefert werden und Europäern nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Das Ganze ist sehr fett und stark gewürzt und würde gewiß den Beifall manches Feinschmeckers in Europa davontragen. — Diesem folgte ein Ragout mit ostindischen Vogelnestern. So viel man auch von diesen weltberühmten Vogelnestern schreiben und sprechen mag, ich kann ihnen keinen besonderen Geschmack abgewinnen und bin selbst in dieser Hinsicht so profan, daß ich kaum einen Unterschied finde zwischen einer Suppe mit ostindischen Vogelnestern und einer mit französischen Vermicellis. Die Chinesen sind davon so eingenommen, weil sie ungemein stärkend seyn sollen und für Kranke als ein Universalmittel betrachtet werden. Uebrigens sey hier erwähnt, daß von Allem, was in Europa unter dem Namen „ostindische Vogelnester" verkauft wird, nur ein sehr geringer Theil echt seyn kann, und daß selbst dieses wenige Echte wieder von einer sehr geringen Qualität seyn muß. Alles, was im indischen Archipel gewonnen wird, wird sogleich von Chinesen aufgekauft und nach China verschickt. Das Pfund bester Qualität wird auf Batavia oft mit 10 Piastern bezahlt. — Hierauf folgte ein Salat von frischer Sellerie, Krebsen und japanischer Sopa, welcher der chinesischen Küche gleichfalls Ehre machte. Zum Dessert erhielten wir unter dem Namen Kuping tikus (Rattenohren) ein Gebäck von Austern, Mehl, Butter u. s. w. die mit Zucker servirt werden. — Verschiedene Arten aggar aggar d. h. eine Art Seegewächs, wovon ein ganz durchsichtiger, süßlicher Gallert gekocht wird und verschiedenartige chinesische Konfitüren beschlossen das Mahl und diesem folgte die Rechnung in Person unseres Wirthes, der uns das Genossene mit großer Genauigkeit an den Fingern herzuzählen wußte.

Eben wollten wir uns entfernen, als eine sonore Baßstimme in der Nebenstube das bekannte deutsche Lied anstimmte:

Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt

und mit einem kräftigen Chor bei dem „ubi bene ibi patria" begleitet ward. Dies veranlaßte mich, einzutreten. Um einen Tisch saß da eine Gesellschaft von sechs oder acht jungen Leuten, welche einigen Flaschen Rheinwein tapfer zusprachen. Ich gab mich als Landsmann zu erkennen und mischte mich einen Augenblick unter die Gruppe. Alle diese jungen Leute waren Deutsche, aus allen möglichen Theilen unseres lieben Vaterlandes hier unter das Dach eines chinesischen Restaurants um einige Flaschen vaterländischen Weines auf einem Basar in Batavia zusammengeweht .... Jedoch es wurde spät und wir mußten eilen, noch die anderen Merkwürdigkeiten dieses Basars flüchtig durchlaufen zu können. — Zuerst stoßen wir auf eine Reihe Spielhütten, wo Hunderte Chinesen und Malayen sich unglücklich machen. Das Recht, solche öffentliche Spielbuden zu halten, wird durch die holländische Regierung alljährlich dem Meistbietenden verpachtet und bringt ihr auf diese Weise sehr bedeutende Summen ein. Die Spekulanten sind immer Chinesen, und außer den großen Vorrechten, welche ihnen als Banquiers von der Regierung bewilligt werden, wissen sie den armen Malayen noch auf alle Art zu betrügen. Man spielt in diesen Hütten mit chinesischen Karten oder mit Würfeln. Das sogenannte Po-Spiel ist das beliebteste — es wird auf folgende Art gespielt. — In einem zinnernen Becher befindet sich ein Würfel mit vier rothen und zwei schwarzen Feldern. Die rothen bleiben für den Banquier. Die Spieler setzen nach Gutfinden bestimmte Summen auf die schwarzen Felder. Der Würfel fällt. Die schwarzen Felder verdoppeln das durch die Pointeure Gesetzte, die rothen bringen den ganzen Einsatz in die Kasse des Banquiers.

Es ist unglaublich, welchen Reiz dies gefährliche Spiel für die Malayen hat, und der Po-Tisch wird zu keiner Tageszeit leer. — Das Innere einer solchen Spielbude sieht übrigens traurig aus. — Auf einem großen viereckigen Bambustisch hockt der Banquier mit untergeschlagenen Beinen, eine kleine Geldkiste und einige brennende Fackeln neben sich, während die Spieler sich an drei Seiten um den Tisch drängen. Die vierte bleibt dem Banquier und seinen Gehülfen. Die Einsätze sind sehr verschieden. Aermere Malayen begnügen sich mit einigen Kupferpfennigen, während reichere oft hundert Gulden und mehr aufs Spiel setzen. In solchen Spielbuden ist übrigens die größte Vorsicht nothwendig, da es bisweilen vorgekommen ist, daß arme Kerle, die ihr Alles verloren hatten, sich in blinder Verzweiflung auf den ersten besten werfen oder durch die Straßen laufen und jeden, der ihnen in den Weg kommt, verwunden. Dies letztere heißt „Amok" machen. Eine starke Truppe bewaffneter Polizeidiener bewacht daher beständig alle Ausgänge.

In einiger Entfernung fällt unser Blick auf das Innere einer Opiumhütte, die einen schrecklichen Anblick gewährt. Wenn der Malaye sein Alles im Spiel verloren hat, ist dies der Zufluchtsort, wo er Trost sucht. Er giebt mit Freuden sein letztes Kleidungsstück hin, um im Genuß des Opium sein Elend zu vergessen. Auf roh von Bambus aufgeschlagenen Bänken, welche an den Wänden des Zimmers hinlaufen, saßen einige 20 Chinesen und Malayen in bunter Reihe bei einander und ließen die beliebte Opiumpfeife von einer Hand in die andere gehen. Man bedient sich nämlich dazu einer langen Pfeife, deren Kopf mit einer kleinen Quantität Tabak und einer kleinen Opiumkugel von der Größe einer Bohne gefüllt wird. Der Raucher zündet seine Pfeife an und schlürft mit der größten Wollust den Rauch ein oder giebt ihn nach einer kleinen Weile durch die Nase wieder von sich. Wenige Züge genügen, die kleine Opiumkugel zu verzehren und das berauschende Gefühl hervorzubringen, welches der Raucher wünscht. Einmal daran gewöhnt, besteht keine Möglichkeit, ihn wieder davon zu trennen. Auf dem Fußboden einer Nebenstube lagen wie Vieh über einander hingestreckt in gänzlicher Bewußtlosigkeit ungefähr eine gleiche Anzahl. Einige schäumten vor Wuth, stießen die gräßlichsten Schimpfreden aus und wälzten sich mit rollenden Augen, während andere in todtenähnlichem Schlaf lagen, um beim Erwachen Reue, Verzweiflung und bitteren Mangel zugleich auf sich einstürmen zu sehen. Auch hier ist eine beständige Polizeiwache höchst nöthig.

Das Recht zum Halten solcher Opiumhütten und des Verkaufes von Opium verpachtet die holländische Regierung auf Java jährlich dem Meistbietenden und zieht auf diese Art ungefähr 7—8 Millionen Gulden in ihr Kassen.

Wir setzten unseren Weg fort und stießen nach wenigen Schritten auf ein chinesisches Theater oder Wapang. Auf einem jämmerlich von rohen Brettern zusammengeschlagenen Gerüst sieht man hier ein non plus ultra von Unsinn vor sich gehen. Männer und Frauen, aber meistens Kinder in den bizarrsten Kostümen und Charakteren führen dort unter beständiger Begleitung einer kreischenden, die Ohren betäubenden Musik chinesisch-historische Begebenheiten auf die Bühne. Ueber den Inhalt derselben kann ich nicht urtheilen, da Alles in chinesischer Sprache gesprochen oder vielmehr geschrieen wird, aber was die Ausführung anbelangt, so wird jeder eingestehen, der es gesehen, daß die Chinesen in dieser Hinsicht noch auf der allerniedrigsten Stufe stehen. Trotzdem sammeln sich Schaaren von Zuschauern vor diesen Spektakelbühnen, denn sie stehen unter freiem Himmel und kosten Nichts. Die Pächter der Basars, der Spiel- und Opiumhütten müssen sie unterhalten.

Mitternacht ist vorüber. — Nach und nach erstickt das rege Leben nach allen Richtungen. — Auch wir eilten nach Haus.

G. Kinder.

England.

Der Londoner Banquier.

(Schluß.)

Aber weder die Goldfüchse, die Points, die Smaragden, das franzöſiſche Orcheſter noch der italiäniſche Sängerchor werden von Lady Conſols ihrer Seltenheit oder ihrer Kunſt wegen geſchätzt; ihr Haupt-Beſtreben iſt dahin gerichtet, ihr Haus und ſich ſelbſt denjenigen angenehm zu machen, die ſie ihrem Gemahl als Kunden zuführen will. Sie wirft das Netz mit Kühnheit aus und angelt mit goldener Angel; aber ihr Fiſchzug mußte beinah dem wunderbaren Fiſchzuge Petri gleichen, wenn das Spiel ſich lohnen ſoll. Um mit der großen Welt Geſchäfte zu machen, iſt es nöthig, daß von drei Gäſten zwei im Stande ſind, die Koſten des dritten zu tragen, und für jeden Herzog, Grafen oder Baron mit fürſtlichem Einkommen giebt es eine Menge armer Verwandten, ſchmarotzender Freunde und faſhionabler Schwindler, die alle Vortheile der Erſteren aufwiegen und ſie auf Null reduziren.

Ein Geſchäftshaus von dieſer Klaſſe muß nothwendigerweiſe einen Baronet und ein Parlamentsglied unter ſeinen Theilnehmern zählen. Es macht eine gute Wirkung, das Wort: Bart. (Baronet) auf den gedruckten Checks *) zu haben — die Würde eines Senators aber bringt neue Verbindungen zuwege und empfiehlt die Firma der Aufmerkſamkeit des Finanzminiſters (Chancellor of the Exchequer). In früheren Zeiten trug die Portofreiheit der Parlamentsglieder dem Hauſe eine jährliche Erſparniß von einigen hundert Pfund Sterling ein, und auch unter der Herrſchaft des Penny-Portoſyſtems werden die Wahlkoſten durch den Nimbus gedeckt, der ein Mitglied des Parlaments in den Augen ſeiner beſcheideneren Klienten umgiebt, und noch mehr durch die Wichtigkeit, die ihm ſein Votum bei den vornehmeren ertheilt. Ein Sitz im Unterhauſe wird daher von dem Banquier als eine Art Verſicherungs-Anſtalt betrachtet.

Ein renommirter Londoner Banquier iſt der wahre Dives unſeres Jahrhunderts — „in Purpur und feiner Leinwand gekleidet.“ Sein Leben iſt die Quinteſſenz des Comforts. Ein Herzog mit einem jährlichen Einkommen von hunderttauſend Pfund iſt oft um eine Funfzig-Pfund-Note oder noch weniger in Verlegenheit. Ein Herzog wird von Rentmeiſtern, Intendanten, Verwaltern, Advokaten, Banquiers geplündert — der Banquier iſt König über ſeine eigene Kaſſe. Geld iſt Macht und er hat Macht über das Geld. Sein Fuß iſt auf dem Nacken des Stolzen und auf den Gewaltigſten der Ariſtokraten ſetzt er ſeinen Schuh. Aber dieſer Schuh muß von ſo koſtbaren Materialien beſchaffen ſeyn, daß es mehr als problematiſch iſt, ob ein ſolcher Krösus des Zähltiſches auch als ein ſicherer Mann zu betrachten ſey.

Es iſt nicht unintereſſant, die verſchiedenen Mittel zu beobachten, die zur Erreichung deſſelben Ziels dienen. Dem einen Banquier glückt es, ſich bei den Diſſenters beliebt zu machen, einem anderen bei den Quäkern, einem dritten bei der evangeliſchen Partei, einem vierten in der Theaterwelt (und dieſer Erfolg iſt der kitzlichſte von allen). Die Verbindungen der einen Firma liegen in den ackerbauenden Grafſchaften, die der anderen in Amerika, die einer dritten in Cochinchina — der Jargon und die Taſchenſpielerkünſte des ganzen Stammes ſind aber im Allgemeinen dieſelben. Ein tiefer Bückling iſt für ein ſtarkes Depoſitum — ein finſterer Blick für eine unerwartete Forderung bereit. Es iſt uns ſchon öfters eingefallen, daß bei der heutigen literariſchen Verarmung der Poſten eines Privatſecretairs bei einem Londoner Banquier eine ganz annehmbare Stelle wäre. Für den Vorleſer bei einem Theater oder Buchhändler iſt bei weitem nicht die Discretion und die Sprachgewandtheit nöthig, die einem ſolchen Beamten zu Gebot ſtehen müſſen. Jeder Kapitaliſt, oder beſſer geſagt Jeder, der den Ruf eines Kapitaliſten hat und der zu ſeinem Unglück ſeine Bankrechnung einer unſicheren Firma anvertraute, muß die Zahl und die Beredſamkeit der Epiſteln bewundert haben, in welchen man ſich um die Ehre ſeiner Kundſchaft bewarb. Er ſieht ſich plötzlich zum Abgott erhoben und ein Dutzend dienſtbarer Mammons-Knechte im Staube zu ſeinen Füßen kriechen. Nachdem er ſeine Wahl getroffen, wird er ſich nicht wenig beluſtigt fühlen, den Unterſchied des Tons wahrzunehmen, der ſich in dem erſten, von dem neuen Kanzler ſeiner leeren Schatzkammer an ihn gerichteten Briefe kundgiebt. Die Superlative ſind ſchon zu Comparativen herabgeſunken; Mr. Grubbinſon, der ſich im Jahre 1841 als ſein gehorſamſter und ergebenſter Diener unterzeichnete, wird 1842 ſein gehorſamer und ergebener und 1843 ſchlechtweg ſein ergebener Diener. Sobald er ſein Guthaben überſchreitet, hat er ſich auf ein ernſtes Sendſchreiben gefaßt zu machen — und im Fall einer mangelnden Rimeſſe oder eines proteſtirten Wechſels wird er von Herrn Grubbinſon im Namen der Firma benachrichtigt: „es ſey die feſte Regel ihres Hauſes“ oder „die unwandelbare Art, ihre Geſchäfte zu führen“ u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. Nachdem ſie Dich bei den Ohren in ihre Bücher hereingezogen, machen ſie eben ſo wenig Umſtände, Dich mit einem Fußtritt wieder hinaus zu expediren. Um aber den Briefwechſel in dem Zwiſchenraum dieſer beiden Extreme zu führen, die Eintritts-Komplimente und Abſchieds-Sottiſen gehörig zu beſorgen, iſt eine nicht gewöhnliche Schreibfertigkeit und Delikateſſe erforderlich. Wenn es perſönlich geſchieht, ſo iſt der Takt des Herrn Grubbinſon ſelbſt vollkommen dazu hinreichend. Einem ſchwankenden Klienten gegenüber wird dieſer Menſch hart oder weich, wie die Eiſenſtange in der Schmiede. Der Ausdruck ſeiner Züge iſt ſo ungleich, wie eine heiße Sommer- und eine kalte Winter-Sonne; dem mit wohlgefüllten Beutel verſehenen Kunden winken ſie einen freundlichen: „Guten Morgen!“ zu, während ſie dem im Rückſtand befindlichen ein barſches: „Gehen Sie zum Teufel!“ entgegen herrſchen.

*) Die geſtochenen Check- (Einige ſchreiben Checque-) Bücher werden den Kunden von den Banquiers unentgeldlich verabreicht.

Sicherer als der überſtrenge oder leichtſinnig dienſtfertige Banquier iſt der, welcher die Mittelſtraße zwiſchen dem Altfränkiſchen und Modernen hält — der weder um Geſchäfte bettelt noch ſie zurückweiſt, ſich mit der Kundſchaft begnügt, die ihm ſein Vorgänger hinterlaſſen und bemüht iſt, ſie unverringert und ungefährdet ſeinem Nachfolger zu überliefern. Ein ſolcher geht ſtets ſeinen geraden Weg, ohne daß er ſeine Schlingen nach Gimpeln auswirft und ohne daß eine Verſtrickung zwiſchen ſeinem Zähltiſch und ſeiner Mittagstafel ſtattfindet.

Das Geſchäft der Privat-Banquiers iſt, wie man glaubt, ſeit einigen Jahren durch das Ueberhandnehmen der Handels- oder Actienbanken (Joint-Stock banks) ſehr vermindert worden. Wir wiſſen nicht, ob der Vorzug, den man dieſen giebt, von dem größeren Zutrauen herrührt, das man in ihre Stabilität ſetzt, oder ob er nicht vielmehr durch die Abweſenheit alles deſſen veranlaßt wird, was in der Perſönlichkeit des Banquiers Anſtößiges liegen könnte. Der Direktor oder Bevollmächtigte dieſer Inſtitute iſt eine unverantwortliche und unbetheiligte Mittelsperſon, der es nicht darum zu thun iſt, uns die Taſchen zu leeren oder uns Sand, ſey es auch Goldſand, in die Augen zu ſtreuen. Wir ſind nicht der Beleidigung ausgeſetzt, von ihm nur zum Thee gebeten zu werden, wenn der Belauf unſeres, mit dem Hauſe gemachten Umſatzes uns zu einem Diner berechtigt. Er iſt eher eine Maſchine als ein Individuum. Wir können eben ſo wenig daran denken, ſein Betragen gegen uns übel zu nehmen, als uns über die Schickungen des Himmels zu beklagen. Es kann uns nichts daran liegen, ob er in einem Staatswagen oder in einem Gig fährt, oder ob er ſich gar zu der Infamie eines Miethe-Kabriolets herabläßt. Er hat ſein feſtes Gehalt, wie es in den Statuten vorgeſchrieben iſt, und wenn er unſer Geld in gewagten Speculationen todtſchlagen ſollte, ſo würde ihm dieſes nicht einen Deut einbringen. *) Seine Mittagsmahlzeiten werden nicht in der Morning Post angekündigt und ſeine Frau giebt weder Konzerte noch Bälle. Deſto ſicherer iſt die Ausſicht, daß ſein Name nie in einem Winkel deſſelben Blatts unter den Excerpten aus jenem vernichtenden Dokument, der Londoner Gazette, erſcheinen werde!

Unter den Merkwürdigkeiten der Londoner Geldwelt iſt noch die zu bemerken, daß es dort ein oder mehrere Banquierhäuſer giebt, deren Handlungsbücher von der Regierung der Königin Victoria bis zu der der Königin Eliſabeth hinaufreichen. Sie hießen damals Goldſchmieder und ihre Kreditpoſten ſind zum Theil höchſt ſeltſam; es befinden ſich darunter z. B. Becher, Trinkgefäße und Schaumlöffel. Ihre Bücher ſind als unſchätzbare hiſtoriſche Fundgruben zu betrachten und verleihen außerdem ein kommerzielles Adelsdiplom, wenn, wo es mitunter der Fall iſt, der heutige Banquier in gerader Linie von jenem Goldſchmidt abſtammt und ſogar den Taufnamen ſeines Ahnherrn geerbt hat.

„Hier folgt ein Amurath auf Amurath,
Auf Heinrich, Heinrich.“

Das iſt die wahre Legitimität, der wahre Konſervatismus des Königreichs Mammon! Das ſind die unbeſtreitbaren Beweiſe erblicher Vorſicht und Redlichkeit! Eine ſolche Stellung in der Handelswelt wird eine Art von zweitem Gewiſſen. Drei Jahrhunderte des Zutrauens! Zwölf Regierungen finanzieller Weisheit! Es iſt im Geſchäftsleben daſſelbe, was eine von der Magna Charta herſtammende Pairſchaft in der Ariſtokratie iſt. Die meiſten hervorragenden finanziellen Halbgötter ſind jedoch Männer von geſtern, Individuen, welche Fortuna mit einem einzigen Schwung auf den Gipfel ihres Rades gebracht und die ſie vielleicht mit ähnlicher Schnelligkeit hinabrollen wird. Die größten jüdiſchen Namen der heutigen Börſe ſind ſolche, die im achtzehnten Jahrhundert noch unbekannt waren und die vielleicht im neunzehnten dazu dienen werden:

„To point a moral and adorn a tale.“

Das Leben, der Einfluß und die Konnexionen des alten Coutts **) werden eines Tages der Geſchichte anheimfallen und zugleich eine große moraliſche Lehre darbieten. Man wird daraus erſehen, welche Schwächen und Laſter die Anbeter des Mammons dem Gegenſtande ihrer ſchmachvollen Abgötterei vergeben — wie ſie Kameele verſchlingen, die ihnen ein auf ſeine Geldſäcke pochender Millionair aufdringt, und an den Mücken würgen, die um das Haupt der ſchuldloſen Armuth ſummen. — Der wohlhabende Londoner Banquier von der Klaſſe des Herrn Coutts iſt in der That ein „Herr Orakel“. Der Staatsmann bückt ſich vor ihm, die gelehrte Magiſtratsperſon unterwirft ſich ſeinem Ausſpruch — er iſt Herr über Krieg und Frieden. Auf ſeinen Wink ſchließen oder öffnen ſich die Schleuſen, von denen die Wohlfahrt eines Reichs, das Geſchick von Tauſenden abhängt. Der Groß-Sultan iſt nicht unumſchränkter. Iſt er nachgiebig, ſo preiſt man ſeine Großmuth — iſt er unerbittlich, ſo wird ſeine Klugheit ausposaunt. Seine Knauſerei iſt Vorſicht — ſeine Schwäche gilt für Seelengröße. Ob er ſeinen Beutel zuhält oder öffnet, ein großer Banquier kann nie unrecht thun — d. h. bis er ſich inſolvent erklärt.

Wir könnten mehr über dieſes Thema ſagen; es iſt noch lange nicht erſchöpft. Wir wollen indeſſen mit einer Anekdote ſchließen, die als Nutzanwendung des Geſagten dienen mag. Ein Freund klagte einem populairen Rechtsgelehrten die Verlegenheit, die ihm das unerwartete Falliſſement ſeines Banquiers verurſacht habe. „Machen Sie es wie ich“, war die Antwort. „Ich komme nie auf ſolche Weiſe in Verlegenheit; ich habe zwei Banquiers und bin Beiden Geld ſchuldig.“ — Dieſer Wink mag genügen: es giebt in

*) Man hat aber auch Exempel, daß die Direktoren und Kaſſirer der Joint-Stock-Banken mit den Fonds der Geſellſchaft ſpekulirt haben und nachher durchgegangen ſind. Dieſe Anſtalten genießen deshalb bei weitem nicht das allgemeine Zutrauen, welches der Verfaſſer ihnen nachrühmt.

**) Coutts war einer der reichſten Londoner Banquiers, Gemahl der bekannten Schauſpielerin Miß Mellon, der er ſein ganzes Vermögen hinterließ und die in der Folge Herzogin von St. Alban wurde.

allen Zächern Geheimnisse, die man nicht enthüllen darf, und bei allen seinen Fehlern und Vergehungen haben wir doch noch immer eine Art Respekt vor dem „Londoner Banquier".

Frankreich.

Die Behandlung der Wahnsinnigen im Bicêtre.

Von A. Esquiros.

Die gute Behandlung, welche die Wahnsinnigen jetzt erfahren, ist nicht sehr alt. Das Christenthum, das so viele Leiden linderte und überall sich der Gefallenen und Verachteten erbarmte, scheint den traurigen Zustand der Geisteskranken nicht sehr verbessert zu haben. Während des ganzen Mittelalters sehen wir sie auf dem Strohlager der finsteren Kerker mit den Dieben, Mördern und schlechten Frauenzimmern zusammengeworfen. In diesem Zustand sah man einen großen wahnsinnigen Dichter. Den Epilepsie-Kranken, die wegen ihrer Anfälle gleich sehr gefürchtet wurden, ging es nicht besser. Unwissende und barbarische Gesellschaften pflegen das Uebel zu verdammen, statt es zu heilen. Jahrhunderte verflossen, ehe die Stunde des Mitleidens für diese verlassenen Kranken schlug, die theils in der Nacht der Gefängnisse unter Ketten schmachteten, theils, ein Gegenstand des Spottes, in den Städten umherirrten, die öffentliche Ruhe störend und die guten Sitten beleidigend. Selbst die christliche Liebe zog sich erschrocken vor einer Krankheit zurück, die man noch als eine Strafe des Himmels, als die rächende Spur eines zürnenden Gottes betrachtete. Die Kirche beförderte diesen Glauben durch die Exorcismen, und obgleich die Einsetzung des „Narrenfestes" von einem gewissen Mitleid für diese Kranken zeugt, so ist doch weder im praktischen Gebiete des Kultus, noch in den Schriften der Bischöfe eine Spur von einem ernsten Schutz anzutreffen. Die Stimme des heiligen Vincenz von Paula war die einzige, die sich je zu Gunsten der Wahnsinnigen erhob. Die Höfe waren sogar der Schauplatz einer besonderen Verhöhnung dieser Krankheit in der Person der Hofnarren.

Diese Gleichgültigkeit gegen den hülflosesten und mitleidenswerthesten Theil der Menschheit geht aber bis in die neueste Zeit herab. Das Gemälde des Zustandes der Wahnsinnigen in Paris noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ist wahrhaft schauerlich. Im Jahre 1789 war das Hôtel-Dieu noch das einzige Hospital in Paris, welches Geisteskranke zur Behandlung aufnahm; in den abgelegensten, traurigsten und ungesundesten Theil dieser Anstalt verbannt, schleppten sie hier in Einsamkeit und Langeweile ihr Daseyn hin, bis sie, für unheilbar erklärt, nach dem Bicêtre, der Salpetrière oder nach Charenton gebracht wurden. Hier waren sie für immer vergessen und verloren, von hier gab es keine Erlösung, keine Rettung mehr; man hätte auf die Thore dieser Anstalten mit Recht schreiben können: Lasciate ogni speranza, voi ch'intrate. Daher wurden auch im Bicêtre die von den Logenreihen gebildeten Straßen, die eine die Höllenstraße, die andere die Furienstraße genannt. In diese Logen, hundertundeilf an der Zahl, wurden die unruhigsten Kranken gesteckt. Die stupideste Gleichgültigkeit bewegte sich in der Person eines unter dem Namen gouverneur des fous bekannten Aufsehers um diese Unglücklichen herum, deren Seufzer und Klagen in der Luft verhallten. Diese engen Logen empfingen Licht und Luft nur durch eine Oeffnung, die kaum groß genug war, um Nahrungsmittel durchzulassen. Die Feuchtigkeit machte diese Zellen noch unbequemer; ein eisiges Wasser lief fast fortwährend an den dicken Mauern herab und ließ einen grünlichen Schlamm daran zurück, der, wenn er auch von Zeit zu Zeit abgekratzt wurde, immer aufs neue erschien. Im Hintergrunde dieses Grabes bewegte sich ein jämmerliches Wesen: es war der Irre. Die meisten Bewohner dieser Abtheilung des Bicêtre lagen in Trögen, Füße und Kopf an die feuchten Wände ihrer Käfige geschlossen; das Stroh, auf welchem sie lagen, mußte natürlich in Fäulniß übergehen. Mehr als vierzig Kranke, die ihre Kleider zerrissen, blieben nackt; ihre Nahrung war unzureichend und schlecht; alle vierundzwanzig Stunden fand nur eine Vertheilung statt, und nachdem die Unglücklichen ihre Nahrung auf einmal gierig verschlungen hatten, verging der übrige Tag in einer Art von hungrigem Delirium. Aus diesem Heerde der Ansteckung, aus so vielen verpestenden Ursachen erzeugte sich eine enorme Sterblichkeit; Krankheiten ohne Zahl propften ihren Keim auf die, mit der die armen Irren schon behaftet waren. Die Habsucht kam der Gleichgültigkeit zu Hülfe, um die Leiden dieser Opfer zu verschlimmern: nicht zufrieden damit, den Wahnsinn zu verhöhnen, beutete man ihn noch aus. Die Burschen, welche die Besucher begleiteten, machten sich ein grausames Spiel daraus, die Irren zu Handlungen der Raserei anzureizen, um einige Geldstücke in ihre Börsen zu locken. Dieselben Handlungen wurden nachher mit empörender Brutalität bestraft. Jede Zelle hatte eine an die Mauer befestigte Kette; am Ende dieser Kette war ein eisernes Halsband befestigt, um die unruhigen Kranken festzuhalten. Wenn das Halseisen der Grausamkeit der Aufseher nicht genügte, so bediente man sich starker Stricke und oft auch anderer Ketten, die auf den zerquetschten Gliedern der armen Wahnsinnigen schreckliche Spuren zurückließen. Ein Flintenschuß wurde auf einen Kranken abgefeuert, welcher zu entspringen versuchte und schon auf dem Gipfel der Mauer angekommen war. Die gleichförmige Art, wie man im Bicêtre die Narren und Verbrecher behandelte, berechtigte das Dienstpersonal zu gleichen Gewaltthätigkeiten gegen beide. Dazu kam noch die vollständigste Vernachlässigung: nie machte der Chirurg einen Besuch im Quartier der unglücklichen Irren; nur wenn sie dem Tode nahe waren, brachte man sie in die Krankensäle, wo man einige vergebliche Bemühungen an sie verschwendete. Dies war der Zustand Bicêtre's und der anderen Irrenhäuser, als Pinel die Reform dieser Anstalten begann.

In der That konnte auch erst unsere Epoche diesen großen Fortschritt realisiren. Das Christenthum sah im Wahnsinn die Folgen des menschlichen Stolzes, die Strafe für den Versuch des Menschen, die unschuldigen Gränzen der Wissenschaft überschreiten zu wollen, und es stieß jene stolzen Häupter weit von sich, an welche Gott selbst seine Hand gelegt, um ihre Gedanken zu verwirren. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und namentlich die Schule des Doktor Quesnay, machte zuerst einige menschlichere Ideen geltend.

Wie überhaupt jene Philosophie oder vielmehr der philanthropische und aufgeklärte Geist des Jahrhunderts die Menschen von einer Menge anderer Fesseln befreite, so befreite er sie auch von dem Vorurtheil gegen die Wahnsinnigen; diese Befreiung der menschlichen Vernunft fand ihren Wiederhall bis zu jenen unglücklichen Wesen, welche den Gebrauch ihrer Vernunft verloren hatten; die Bewegung des Denkens wurde der Vormund derer, welche aufgehört hatten zu denken: die Rechte des Menschen zogen die des Wahnsinnigen nach sich. Hätte Pinel damals nicht seine Reform unternommen, so würde ein Anderer sie begonnen haben, so lebhaft wurde das Bedürfniß gefühlt. Dieses mindert übrigens durchaus nichts an dem Ruhm des berühmten Arztes, der unter die Bewohner Bicêtre's trat, wie der erstandene Heiland unter die Bewohner der Vorhölle. Seine Ankunft war die eines Messias; es fielen die Ketten, die Handschellen, die Halseisen, womit man die gefallenen Glieder der großen menschlichen Familie fesselte; die Stunde der Freiheit schlug selbst für die Sklaven des Wahnsinns. Indem aber Pinel die Schätze einer unerschöpflichen Sanftmuth auf diese armen Wesen ausschüttete, führte er den Frieden in Bicêtre nicht bloß in den Geist der Kranken, sondern auch in das Herz des Dienstpersonals ein; denn Niemand quält den Anderen aus Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, ohne selbst der erste Sklave seiner Bosheit zu werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Guizot auf dem Katheder. Jules Janin giebt folgende Darstellung einer Guizotschen Vorlesung, natürlich aus der Zeit, wo er noch Professor an der Sorbonne war: „Herr Guizot schritt nach dem Katheder mit festem und etwas feierlichem Tritt. Bei seiner Erscheinung ward das aufgeregte Auditorium mäuschenstill. Er begann seine Rede sogleich, ohne zu stocken; seine Stimme war klar und voll, sein Vortrag imponirend und schneidend. Seine Aussprüche waren meistens kurz, nicht blumenreich und oft sogar ohne Eleganz, aber was ihnen daran abging, gewannen sie dagegen an Macht und Energie. Die Person des Redners entsprach genau seinem Vortrage: Es war ein trotziger, unempfindlicher Blick, der nur in seltenen Zwischenräumen glänzte gleich dem unter der Asche glimmenden Feuer; es war eine düstere Gesichtsfarbe, die durch nichts verändert wird, weder durch Freude noch durch Trauer, weder durch den Stolz eines Triumphes noch durch die Schmach einer Niederlage; es war eine hohe intelligente Stirn, auf welcher keine von den Leidenschaften des inneren Menschen ausgedrückt ist. In dieser alten Sorbonne, die mit bewaffneter Hand die Heiligkeit der römischen Lehren vertheidigt hatte, in diesen durch ihre Geschichte geweihten Räumen, die noch — wenn auch etwas dunkel und verwirrt, doch nicht ohne einen gewissen Respekt — an so viele Doktoren, Vertheidiger, Vollzieher und Märtyrer des römischen Glaubens erinnerten — hier ward Guizot, der Protestant, von einem unbeschreiblichen Gefühl des Sieges belebt, das an solcher Stelle nicht wenig dazu beitrug, seine Beredtsamkeit zu erhöhen. Es war eine Quelle großer Genugthuung für ihn, hier, zwischen den beiden Statuen Fenelon's und Bossuet's gegenüber den Bildnissen von Massillon und Pascal, sprechen und als ein wahrer Sohn Luther's die „Histoire des Variations" so entschieden widerlegen zu können. Ja hier, in der großen Stadt Paris, wo Jedermann mit Allem was jene Helden des Gedankens betrifft, so genau bekannt ist, weiß man auch daß Guizot arm war, daß er sich das Mißfallen der Regierung zugezogen, welcher er in seiner Jugend die loyalsten Beweise seiner Anhänglichkeit und seines Eifers gegeben. Es wird erzählt, daß er eine alte Mutter hatte, eine Matrone aus früherer Zeit, von großer Zärtlichkeit und unerschütterlichem Pflichtgefühl, deren Leben sein Muster in der Bibel suchte, und daß er vor dieser alten Mutter jeden Abend mit den Worten kniete: Segne mich! Es ist bekannt, daß er und seine Frau, eine Frau von Geist und Schönheit, ihr tägliches Brod sich durch literarische Arbeiten aller Art zu verdienen suchten, durch Journal-Artikel, die man ihnen auftrug, durch Korrekturen ꝛc. So verbesserte Madame Guizot mit wunderbarer Geduld die Sprachfehler und die falschen Sätze Letourneur's in dessen Uebersetzung des Shakespeare, während ihr Gatte die kurzen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama schrieb, welche Einleitungen Meisterstücke der Kritik und des Scharfsinns sind — eine traurige Beschäftigung für solchen Mann, für einen Politiker, in dessen Hand einst die Geschicke Frankreichs und einer Revolution ruhen sollten, eine traurige Beschäftigung, sage ich Euch: der Lohnschreiber von Ladvocat, dem Buchhändler, zu seyn. Was war jedoch zu thun? Der größte Dichter des alten Roms war froh, einen Mühlstein zu drehen, um leben zu können. Dergestalt bewunderten Alle Herrn Guizot wegen seines bescheidenen und arbeitsamen Lebens; seine Geduld ward für Resignation gehalten; er ward geehrt für das, was er in seinen Vorlesungen zu sagen wagte, und noch mehr für das, was er Mäßigung genug besaß, nicht zu sagen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 24. Februar 1844.

Belgien.

Ueber den Belgischen Nachdruck.

Es ist weltbekannt, mit welcher Unverschämtheit der belgische Nachdruck die Schätze seiner Nachbarn plündert; es ist nicht minder bekannt, daß alle Verhandlungen, ihn zu unterdrücken oder auch nur zu beschränken, bis jetzt fruchtlos geblieben sind. Die Revue des deux Mondes hat die Erscheinung nebst ihren Gründen kürzlich einer ausführlichen Untersuchung unterworfen, deren Ergebniß wir hier mittheilen wollen.

Vom ausländischen Nachdruck.

Die Sicherheit des materiellen Eigenthums und die des geistigen stehen beim ersten Anblick in einem seltsamen Widerspruche. Das materielle Eigenthum ist ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse in allen christlichen Staaten gesetzlich anerkannt, so daß derselbe Mensch feste und fahrende Habe in zwanzig Ländern zugleich besitzen kann und von zwanzig Gesetzgebungen zugleich geschützt wird: während der Dichter, der Historiker, der Philosoph, dessen Schriften das Herz erheben und die Gränzen des geistigen Gebietes erweitern, nur innerhalb der engen politischen Gränzen seines Landes die Früchte seiner Anstrengung sammeln darf. Der schiffbrüchige Fremde wird nicht mehr ausgeplündert; nur die Literatur hat noch ihr Strandrecht.

Man kann sich verwundern, daß die gebildeten Völker, welche den großen Schriftstellern doch so viel verdanken, ihnen nicht eben so gut durch gegenseitige Verträge allgemeinen Schutz gewährt haben wie den Negern. Dennoch läßt sich der Grund dieses auffallenden Mißverhältnisses erklären. Theoretisch nämlich mißbilligt gewiß ein Jeder den ausländischen Nachdruck, in praktischer Hinsicht aber glaubt ihn Mancher vertheidigen zu müssen. Denn wo diese Art von Nachdruck ihre Werkstätten aufgeschlagen hat, erscheint sie als eine thätige inländische Industrie und hat den großen Haufen derjenigen auf ihrer Seite, welche die inländische Gewerbsthätigkeit glauben auf alle Weise befördern zu müssen, geschähe es selbst auf Kosten der ganzen übrigen Erde. Das darf uns auch nicht überraschen, denn durch die maßlose Konkurrenz ist jeder Fabrikant eigentlich ein wenig Nachdrucker geworden. Wer die Geheimnisse eines ausländischen Verfahrens erstiehlt, wird als Beförderer des Kunstfleißes gepriesen, und wer den Stempel einer berühmten fremden Fabrik auf seine Erzeugnisse setzt, gilt für einen braven Bürger. So bleibt der Fremde ewig ein Feind, ungeachtet der tiefste politische Friede herrscht.

Es giebt kein Volk, was vom literarischen Raube an seinen Nachbarn frei wäre. Die verschiedenen italiänischen Staaten üben den Nachdruck ungehindert gegen einander; in Deutschland ist es erst seit wenigen Jahren durch Preußens Bestrebungen anders geworden. Die beiden bedeutendsten Literaturen, die französische und die englische, haben eben deshalb auch am meisten zu leiden. Die englischen Bücher werden in Leipzig, in Paris und besonders in den Vereinigten Freistaaten nachgedruckt, und der Verlust ist sehr bedeutend, denn Europa ist dem englischen Buchhandel wegen seiner hohen Preise fast unzugänglich, Amerika aber mit sechzehn Millionen englischer Leser wird von den Freistaaten aus versehen. Frankreich jedoch hat seit Ludwig XIV. bis auf die Gegenwart am meisten von dem europäischen Nachdruck gelitten. Der Charakter desselben wechselte zu verschiedenen Zeiten, und es wird für unseren Zweck nicht unnütz seyn, diese Verwandlungen übersichtlich zusammenzufassen.

Geschichte des Nachdrucks französischer Bücher.

So lange die absolute Monarchie in Frankreich regierte, war die Literatur einer drückenden Vormundschaft unterworfen, deren Joche sie sich irgendwie zu entziehen strebte. Damals begann der Nachdruck in Holland, dem Lande der Freiheit. Dort erschienen alle die Pamphlete, durch welche kühne Denker jener Zeit die gewagteren Schläge der Voltaireschen Philosophie vorbereiteten. Der Herausgeber aber, welcher ein Originalwerk gedruckt hatte, machte sich kein Gewissen daraus, auch ein anderes in derselben fremden Sprache geschriebenes Buch nachzudrucken, und merkwürdiger Weise gewährte die Priorität des Verbrechens dem Nachdrucker nach dem holländischen Gesetze Eigenthumsrecht. Es waren übrigens die berühmten Elzevire, welche den französischen Nachdruck allein an sich rissen. Sie thaten es jedenfalls mit dem besten Gewissen, da die öffentliche Meinung damals eine solche Industrie noch nicht brandmarkte. Wenigstens schätzten sie die Meisterwerke, die aus ihren vorzüglichen Pressen hervorgingen, ihres inneren Gehaltes wegen hoch und trugen nicht wenig zur Verbreitung französischer Ideen in Europa bei.

Dieser große Hebel europäischer Popularität, der holländische Nachdruck, beförderte den Ruhm Voltaire's außerordentlich, und Voltaire wußte ihn auch so gewandt zu benutzen, daß sein französischer Verleger oft der Nachdrucker des ausländischen war. Wenn damals der Nachdruck einzelnen Schriftstellern einen materiellen Verlust verursachte, so wurde dieser doch durch den moralischen Dienst reichlich aufgewogen, den er der in Frankreich unterdrückten Denkfreiheit gewährte.

Diese erste Periode des Nachdrucks französischer Bücher endigt mit der absoluten Monarchie. Die Republik und das Kaiserreich waren für ihn sehr ungünstig, ja er schien bereits für immer verschwunden, als Napoleon über ganz Europa gebot. Doch war es nicht sowohl der mächtige Arm des Eroberers, welcher ihn niederhielt, als der zerstörende Einfluß seines Despotismus auf die Entwickelung des Gedankens. Die wenigen Schriftsteller, welche sich damals wie einzelne Palmen in der Wüste erhoben, hätte Napoleon, der abgesagte Feind aller Ideologen, vielmehr ohne sonderliches Mißbehagen durch den Nachdruck der Früchte ihrer verhaßten Arbeit beraubt gesehen.

So geschah es, daß sich gerade mit der wiederbeginnenden geistigen Bewegung in Frankreich auch der Nachdruck wieder erhob. Chateaubriand wurde sein erstes Opfer. Ein Buchhändler war unverschämt genug, ihm die ersten Exemplare seiner nachgedruckten Romane Atala und René zuzuschicken, als er gerade durch Brüssel reiste. Die persönlichen Bemühungen Ludwig's XVIII. beim Könige der Niederlande fruchteten nichts. Der belgische Nachdruck wurde besonders befördert durch den steigenden Preis der französischen Bücher, durch die literarische Bewegung während der Restauration und durch die Aufmunterung des Königs Wilhelm.

Die Verleger, welche sich in Brüssel niederließen, waren meistentheils mittellose Fremde. Doch genügten einige Jahre, um ihre Werkstätten zu sichern und ihrer Konkurrenz ein nachdrückliches Gewicht zu geben, so sehr kamen ihnen die Blüthe der neuen französischen Literatur und die hohen Preise der Pariser Buchhändler zu Statten. Die Unterstützung König Wilhelm's that das Uebrige. Der Nachdruck erfreute sich, so wie alle anderen neu aufblühenden Fabriken, seiner besonderen Gunst, ja man will wissen, daß er ihm Hülfsgelder aus seiner eigenen Chatoulle gewährt habe. Doch wäre es ungerecht, zu behaupten, der König habe dies aus Vorliebe für den Nachdruck selbst gethan, vielmehr glauben wir, da ihm, ungeachtet seines entschiedenen Charakters, der Ruhm, für den constitutionellsten König Europa's zu gelten, sehr am Herzen lag, daß er damit weniger eine Beeinträchtigung der französischen Literatur beabsichtigt habe, als eine Beförderung der von den Bourbonen angefeindeten liberalen Ideen. Deshalb war während seiner Regierung das Pariser Verzeichniß verbotener Bücher zugleich auch fast das Verzeichniß des belgischen Nachdrucks.

Als aber mit der Juli-Revolution und dem Verluste Belgiens für König Wilhelm die Ursache wegfiel, welche den ausländischen Nachdruck in gewisser Hinsicht nothwendig gemacht hatte, als er sich mithin durch nichts mehr entschuldigen konnte, da erstieg er erst die höchsten Stufen seiner Entwickelung. Der Grund davon ist leicht zu finden. Ein funfzehnjähriger Schutz hatte ihn in den Besitz aller möglichen Vortheile gesetzt, als gerade die große Bewegung im Jahre 1830 ausbrach, welche ganz Europa berührte. Während der fünf ersten Jahre der neuen Regierung war die französische Literatur äußerst fruchtbar und in ganz Europa gesucht. Da griffen die Brüsseler Häuser fleißig zu und erlangten eine wahre kommerzielle Bedeutung, und wie es bei kaufmännischen Speculationen von zweifelhaftem moralischen Charakter zu gehen pflegt, panzerten sie ihre Brust mit Horazens aes triplex; mit größter Kaltblütigkeit druckten sie auch die Grobheiten und Beschimpfungen nach, die ihnen in französischen Büchern zu Theil wurden. Wir glauben nicht, daß es jemals die Absicht der belgischen Regierung war, den Nachdruck zu schützen, aber die Presse war seit der Revolution so zügellos geworden, daß die Nachdrucker bei dem geringsten Eingriff in ihre vermeintlichen Rechte ohne Bedenken die Constitution für gefährdet erklärt und dadurch die besten Absichten der Regierung vereitelt haben würden. Selbst die katholische Partei hütete sich, den Nachdruck anzugreifen, so sehr dies auch in ihrem Interesse gelegen hätte. Die Unterdrückung des Nachdrucks in Belgien war so lange unmöglich, als man in derselben eine Frage der inneren Politik sehen konnte. Man mußte abwarten, bis sie, was gegenwärtig der Fall seyn kann, eine einfache Geschäftsfrage geworden war, über welche sich die Parteien nicht mehr täuschen konnten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Behandlung der Wahnsinnigen im Bicêtre.

(Schluß.)

Der Wille eines Menschen, so stark er auch war, hätte nicht hingereicht, ein solches Projekt auszuführen, wenn die Staatsgewalten ihm nicht zu Hülfe gekommen wären. Es war in den letzten Monaten des Jahres 1792; Pinel, der seit einiger Zeit zum Oberarzt von Bicêtre ernannt worden, hatte schon mehrere Male, aber vergebens, um die Autorisation nachgesucht, den Gebrauch der Ketten, womit man die rasenden Irren belastete, abzuschaffen. Die neue Republik glaubte überall die Tyrannei mit ihren finsteren Umtrieben zu sehen. Es ging das Gerücht, daß Royalisten sich unter den Irren im Bicêtre verborgen hielten, und daß sie ihre Freiheit unter Ketten gelegt, um die Aufsicht der Regierung leichter zu täuschen. Pinel, der sich in seinem Gewissen rein fühlte, trotzt diesen leeren Gerüchten und begiebt sich selbst auf das Pariser Stadthaus; hier wiederholt er seine Klagen mit neuer Wärme und fordert im Namen der Menschheit die Reform der Behandlung, welche auf den Geisteskranken lastet. „Bürger", sagt ihm ein Mitglied der Kommune, „ich werde dir morgen im Bicêtre einen Besuch abstatten; aber wehe dir, wenn du uns täuschest und wenn du die Feinde des Volks unter deinen Wahnsinnigen verbirgst." Das Mitglied der Kommune, das so sprach, war Couthon. Am anderen Tage kommt er nach Bicêtre; Couthon will selbst die Irren sehen und verhören; man führt ihn in ihr Quartier, aber er hört nichts als gräßliche Flüche und das eisige Geräusch der Ketten auf den feuchten, widrigen Dielen. Obgleich durch die Ereignisse an düstere Scenen gewöhnt, schrak doch Couthon, der das Brüllen der Emeuten gehört, vor diesen Stimmen und Gestalten des Wahnsinns zurück. Bald ermüdet von der schrecklichen Monotonie dieses Schauspiels und der Vergeblichkeit seiner Nachforschungen, wandte sich der Repräsentant der Kommune an Pinel: „Bürger, bist du selbst verrückt, daß du diese Löwen, die stets bereit sind, ihre Ketten zu zerreißen, loslassen willst?" — „Bürger", antwortete Pinel, „man hat sie zu Rasenden gemacht, indem man sie als solche behandelte: ich wage, von ganz anderen Mitteln viel zu hoffen." — „Gut, mache mit ihnen, was du willst; ich fürchte nur, daß du von ihnen zerrissen wirst." Als Pinel so freien Spielraum bekommen, setzte er seine Ansichten ins Werk, und bald bot das Bicêtre einen anderen Anblick. Anfangs selbst nicht ohne Besorgniß über den Charakter dieser schrecklichen Kranken, entschloß er sich, für die erste Probe nur zwölf loszulassen, und nachdem diese Maßregel gelungen war, ließ er die Ketten von dreiundfunfzig Rasenden fallen, welche, froh, sich wieder frei bewegen zu können, sich bald beruhigten. Diese Unglücklichen, die jeden Monat Hunderte von hölzernen Näpfen zerbrachen, entsagten ihrer Neigung, zu zerstören; Andere, die ihre Kleider zerrissen hatten und sich in der schmutzigsten Nacktheit gefielen, schienen wieder für Anstand empfänglich zu werden. Man bemerkt noch alle Tage etwas Aehnliches in den Heilanstalten; Kranke, die man, wie Mumien, in Fesseln und Hüllen eingewickelt, nach der Vanvresschen Anstalt bringt, werden hier sofort von dem Dienstpersonal in Freiheit gesetzt, und, weit entfernt, ihre Wuth zu verdoppeln, scheinen sie vielmehr sich zu bemühen, durch ein gutes Betragen zu zeigen, daß sie den Werth der ihnen wiedergeschenkten Freiheit zu schätzen wissen.

Man blieb nicht bei dieser einen Reform stehen. Zu einer menschlicheren Behandlung gehörte auch ein besserer Aufenthaltsort als der, welchen die Kranken bisher eingenommen. Die alten Gebäude, die Zeugen ihrer Mißhandlung, machten gesunden und geräumigen Gebäuden, Baum-Alleen und Badesälen Platz. Die alten Zellen, die für schmutzige Bestien paßten und in welchen Einzelne von den Kranken seit dem Anfang der Regierung Ludwig's XIV. geschmachtet hatten, stürzten vor der Bewegung der Ideen zusammen. Das ganze Bicêtre nahm eine andere Gestalt an, besonders das Quartier der Irren, welches bis dahin das häßlichste und vernachläßigtste gewesen war. In der Volkssprache bediente man sich des Beiworts bicêtreux, um ein krankes, vernunftaltetes Gesicht zu bezeichnen, so unerfreulich war der Anblick dieses düsteren Schlosses, des Central-Depots alles Elends und Jammers. Durch die neuen Bauten hat Bicêtre dieses trostlose Aussehen verloren; die neuen Zellen für die Rasenden bieten einen gleichförmigen Charakter der Einfachheit und Wohlanständigkeit, wie er ihrer Bestimmung angemessen ist; ein Bett von Eichenholz, ein getäfelter Fußboden, zwei Thüren, deren eine auf einen im Winter geheizten Korridor hinausgeht, Mauern, die stets trocken sind, bilden das Innere dieser Zellen, wo die seltener gewordenen Wuthanfälle in einer Absonderung, die nichts Barbarisches an sich hat, allmälig sich beruhigen können. Die Humanität braucht sich nicht mehr das Gesicht zu verhüllen vor den physischen Martern, die man zu den moralischen Leiden dieser Kranken hinzufügte: die Zwangsjacke, ein Kamisol von starker Leinwand, mit langen Aermeln, die auf dem Rücken des Kranken zusammengebunden werden, macht die Arme und Hände der Rasenden unschädlich, ohne ihnen die Freiheit der anderen Bewegungen, besonders die des Gehens, zu nehmen.

Aber nicht bloß eine bessere Behandlung wurde durch Pinel eingeführt, auch ihre ganze Lebensweise wurde nach einem neuen Prinzip umgestaltet. Pinel kam auf die Idee, daß die Arbeit ein gutes Zerstreuungsmittel des Wahnsinns seyn müsse; doch starb er, ehe er sein Werk vollenden konnte, und seinen Nachfolgern, den Herren Fellus und Mallon, war diese Aufgabe vorbehalten. Vielleicht war es nicht ohne Gefahr, Händen, welche nicht mehr von der Vernunft regiert wurden, Arbeitswerkzeuge anzuvertrauen. Doch machte man den Versuch; zuerst wurde eine kleine Zahl von Kranken unter der Aufsicht von Wärtern im Innern der Anstalt mit Erdarbeiten beschäftigt. Der Erfolg übertraf die Erwartungen und ermuthigte Herrn Mallon die Arbeit der Wahnsinnigen in größerem Maßstab zu organisiren. Verschiedene Grundstücke, in der Umgegend der Anstalt, die an fremde Päch verpachtet waren, wurden, sobald die Pacht abgelaufen war, der Anstalt übe lassen. Aber der Zustand der Orte war sehr traurig, die zerfallenen Gebäud drohten von allen Seiten den Einsturz; große Terrainstücke lagen brach, d anderen setzte die Ungleichheit des Bodens viele Schwierigkeiten entgegen alles dies nahm unter der fleißigen Hand der Geisteskranken eine andere G stalt an; die sinkenden Mauern richteten sich wieder auf, die alten Gebäu wurden reparirt, es wurden Schlafsäle, Refektorien und Ateliers angeleg Man fand in dieser Kranken-Kolonie Maurer, Zimmerleute, Dachdecke Tischler, Schlosser, Maler, kurz alle Klassen von Arbeitern, welche erforderli sind, um Ruinen in ein bewohnbares Haus umzuwandeln. Wir haben me rere Stunden hindurch die Arbeiten und Bewegungen dieser Wahnsinnig beobachtet, vor welchen die frühere Unwissenheit zitterte; wir sahen sie bewaf net mit Gabeln, Schaufeln, Spaten, Hacken, Dreschflegeln: alle diese gefäh lichen Arbeitswerkzeuge, die bei der Abwesenheit der Vernunft eben so viel Todeswerkzeuge werden könnten, sind ihrer nützlichen und friedlichen Bestim mung nie entfremdet worden. Nicht ein einziger Unglücksfall hat seit mehr al zehn Jahren daselbst stattgefunden. Es scheint, als ob die Arbeit eine geheim Kraft besitze, wodurch alle ihre Werkzeuge in Händen, die scheinbar am wenig sten dazu gemacht sind, sich ihrer zu bedienen, geheiligt und geseiet werden.

Wir haben mit großem Interesse die Arbeiten der Geisteskranken verfolgt aber das sind Dinge, die bei einer Beschreibung immer verlieren. Wenn man dieses Volk von Arbeitern im Gehäge mit dem Bleichen der Leinwand b schäftigt oder eine Walkermühle zur Reinigung der Decken oder Kleidungsstü bewegen sieht, so würde man sich eher in einer Fabrik als in einem Irrenhaus zu befinden glauben: so sehr verwandelt die Regelmäßigkeit der Zahl die armen Wahnsinnigen in ordentliche Arbeiter. Wenn einer von ihnen sich einen Moment vergißt, so beeifern sich seine Kameraden, seinen Fehler wieder gut zu machen und ihn wieder zur Besinnung zu bringen, mit jenem natürlichen Interesse, welches die heilige Gemeinschaft der Arbeit und die Gleichheit des Unglücks dem Menschen einflößen. Jeden Morgen ziehen von Bicêtre mehrere Gruppen von funfzehn bis zwanzig Individuen nach den verschiedenen Punkten, wo der Anbau des Bodens vor sich geht: die Arbeiter, mit Pflug-Instrumenten versehen, durchwandern ziemlich große Distanzen und widmen sich friedlich den ganzen Tag hindurch dem Ackerbau. Die Entweichungen, obgleich viel leichter auf dem Felde, sind doch hier weniger häufig als im Innern der Mauern von Bicêtre. Diejenigen endlich, welche ihre physische Schwäche oder der Zustand ihrer Vernunft nicht hinauszuschicken gestattet, werden in der Anstalt mit Verfertigung von Seilerarbeiten, Strohbuttressen, Strumpfwirkerwaaren und Kleidern beschäftigt. Die Arbeit ist freiwillig, und die Kranken, weit entfernt, sich dagegen zu sträuben, theilen sich mit einer Art Wetteifer in die verschiedenen Aufgaben, welche ihnen die Langeweile der Zeit zerstreuen sollen. Die Arbeit hat übrigens den Hauptvortheil, den Wahnsinnigen Realitäten gegenüberzustellen und so die schlechte Kette der Ideen zu zerreißen, deren endlose Ringe ihre müßige Phantasie immer aufs neue an einander reihen würde. Jedoch muß man es vermeiden, die Kräfte der Wahnsinnigen in Thätigkeit zu setzen, ohne sie nach einem nützlichen Ziel hinzulenken: so hat man die Kranken einer bekannten Anstalt einen Erdfleck umgraben lassen, bloß um ihre Arme zu bewegen; diese zwecklose Bewegung hatte, weit entfernt, den Wahnsinn zu beruhigen, vielmehr die Wirkung, Unordnung und Insubordination hervorzurufen.

Der Wahnsinnige ist ein Mensch, der in und mit sich lebt, statt in und mit der Menschheit zu leben; um ihn zu heilen, muß man das soziale Band, das die Krankheit zerrissen hat, wieder anknüpfen. Gleichwohl scheint es die alte Behandlungsmethode darauf angelegt zu haben, den Kranken immer mehr in sich zu isoliren. Ehemals aßen die Irren von Bicêtre abgesondert in hölzernen Gefäßen, die einen faulen Geruch aushauchten; dieses schmutzige und einsame Mahl hatte nicht nur den Nachtheil, die Kranken außerhalb der Verbindung mit anderen Menschen zu halten, sondern bewirkte auch einen bedeutenden Verlust an Nahrungsmitteln, in Folge des Ekels, den die Nahrung erregte. Doktor Leuret machte diesem Zustand der Dinge ein Ende, indem er in diesen Haufen von Tollen das Prinzip der Gesellschaft einführte. Es wurde ein Refektorium eingerichtet, reinliche Tische bedeckten sich mit den nöthigen Zurüstungen; wir haben diese Tafel gesehen; jeder Gast hat seinen Teller, seinen Löffel, seine Gabel, seinen zinnernen Becher, der wie Silber leuchtet, und sein Messer; denn man hat sich nicht gescheut, zum gemeinschaftlichen Mahle Messer diesen Händen anzuvertrauen, welche die Arbeitswerkzeuge nicht gemißbraucht haben. Es wurden gleich am ersten Tage achtzig Wahnsinnige auserwählt und in Gruppen von zehn Individuen getheilt; in jeder Gruppe ernannte Leuret einen Chef, der die Function bekam, seine Tischgenossen zu versammeln, sie in den Speisesaal zu führen, dafür zu sorgen, daß beim Eintreten jeder den Hut abnehme und sich die Hände wasche, und bei Tafel die Honneurs zu machen. Alles dies ging gleich am ersten Tage mit bewundernswürdiger Ordnung vor sich. Man hat es gewagt, die Existenz des gemeinschaftlichen Mahles der Irren von Bicêtre zu leugnen oder nur eine komische Scene darin zu sehen; doch wir haben selbst einem solchen beigewohnt und erklären, daß es kein rührenderes Schauspiel giebt. Es ist höchst anziehend, Wesen, die früher allen sozialen Gefühlen und Pflichten entfremdet waren, ein lebendiges und liebevolles Interesse an einander nehmen zu sehen. Herr Leuret hat keinem Wärter den Zutritt zur Irrentafel gestattet, er hat sogar verboten, daß die Portionen im voraus geschnitten würden, damit Alles ohne scheinbare Autorität vor sich gehe; das beste Mittel, die Hand-

lungen der Wahnſinnigen zur Vernunft zu rufen, iſt, ſie in Allem wie vernünftige Weſen zu behandeln. Wir glaubten mehr einer Table d'Hôte als einem Diner im Bicêtre beizuwohnen. Jeder Irren-Chef muß den Namen ſeiner Tiſchgenoſſen wiſſen und darauf ſehen, daß Jeder gut bedient werde, und ſie behandeln, als hätte er ſie zu Tiſche geladen. Die Vortheile dieſes Refektoriums ſind unberechenbar; es gehen weniger Lebensmittel verloren, ſo daß die Verwaltung Erſparniſſe macht; die Kranken eſſen mit mehr Appetit, und endlich werden ſie durch dieſen gegenſeitigen Verkehr wieder an Geſellſchaft und Zuſammenleben mit Anderen gewöhnt.

Endlich iſt nicht bloß für die materielle, ſondern auch für eine geiſtige Beſchäftigung der Wahnſinnigen geſorgt worden, damit ſie auch in dieſer Beziehung dem Zuſtand und Leben des Normalmenſchen immer näher geführt werden. Zu den nützlichſten und merkwürdigſten Einrichtungen, womit das Bicêtre in den letzten Jahren ausgeſtattet worden, gehört die Gründung von Schulen, in welchen wahnſinnige Individuen, die faſt alle den armen und unwiſſenden Klaſſen angehören, Unterricht und Zerſtreuung finden. In dieſen Schulen haben wir das merkwürdige Faktum einer einzigen Fähigkeit beobachtet, die bei gewiſſen Kranken den Tod aller anderen überlebt. Dieſe allein übrig gebliebene Fähigkeit ſcheint ſogar die Unthätigkeit des Geiſtes zu benutzen, um ſich ungehemmter auszubilden. Wir ſahen in der Abtheilung des Doktor Voiſin unter einer großen Anzahl von ſehr hübſchen Zeichnungen ein Oelgemälde von feiner und geiſtvoller Manier, das unſer Erſtaunen erregte. Man ſtellte uns den Maler vor: es war ein blödſinniger junger Menſch von zwanzig Jahren, der zärtlich ſeine Lippen an den Abſatz ſeines Schuhes drückte. Es iſt uns in dem Saal der gelähmten Wahnſinnigen ein anderes unheilbares und dem Tode entgegengehendes Individuum gezeigt worden, bei welchem dieſelbe Fähigkeit aus dem allgemeinen geiſtigen Schiffbruch ſich gerettet hat. Es ſcheint, daß dieſe wahnſinnigen Künſtler blindlings und inſtinktmäßig zeichnen, als ob eine verborgene Kraft ihre Hand führe: man ſieht ſie z. B. das Bild eines Löwen beim Schwanz anfangen und bis zum Kopfe fortführen, mit der mechaniſchen Kraft der ſchaffenden Natur.

Herr Leuret läßt auch mit Erfolg abwechſelnd von den Kranken laut vorleſen. Die intereſſanteſten Stellen ſind die, welche die meiſte Aufmerkſamkeit erregen und welche der Stimme des Leſenden eine mannigfaltigere Betonung vorſchreiben. Der komiſche Dialog zwiſchen Triſſotin und Vadius in den Femmes Savantes verfehlt ſelten ſeine Wirkung auf den Geiſt der Kranken. Von der Lektüre zur Ausführung der Theaterſtücke iſt nur ein Schritt, der bald gethan war: man ſpielte alſo im Bicêtre einige Komödien, als die Plaideurs, Brusis et Palaprat, Bär und Paſcha u. a. m. Es war ein neues unerhörtes Schauſpiel: ein Stück, das von Narren vor einem Publikum von Narren geſpielt wurde. In dieſen Räumen, wo das menſchliche Elend ſeit Jahrhunderten den wilden Luxus ſeiner Leiden und Wunden ausbreitete, unter dieſen Gewölben, in welchen bisher nur das raſende Geſchrei des Deliriums einen Wiederhall gefunden, hier die ſchönen Verſe Racine's und die Scherze des Herrn Scribe zitiren zu hören, welch ein Ereigniß! Die Schauſpieler, obgleich aus den mürriſchen Kranken ausgewählt, waren aus Eigenliebe genöthigt, in den Geiſt ihrer Rollen einzugehen, und ſpielten dieſelben ganz angemeſſen, während ſie zugleich in dieſer Uebung eine nützliche Zerſtreuung fanden, die ſie vom Gegenſtande ihres Wahnſinns abzog. Ja, durch dieſe Darſtellung fröhlicher und vernünftiger Menſchen wurden ſie es zuweilen zuletzt ſelbſt. Wir bewunderten neulich die Wirkung des Theaters auf einen großen Schauſpieler der Comédie-Française, der von einer geiſtigen Krankheit beherrſcht wurde, gegen die er ſeit mehreren Jahren vergebens kämpfte. Monroſe betritt die Bretter mitten im Dunkel des Irrſinns: in dem Moment, wo er auf die Bühne kommt, gewinnt er die ganze Klarheit ſeines Geiſtes wieder und giebt die Rolle des Figaro mit wunderbarer Fertigkeit. Am Ende des Stücks, als er von den Bravo's der Zuſchauer begleitet in die Couliſſe tritt, fällt der Schleier des Wahnſinns von neuem auf dieſe verdunkelte Intelligenz. Wir könnten tauſend Beiſpiele von Individuen anführen, die ſeit langer Zeit ſich ſelbſt verloren hatten und ſich wie durch ein Wunder in der Ausübung eines Kunſtwerks oder in einer Gedächtnißthätigkeit wiederfanden. Alle dieſe Fälle rechtfertigen die Darſtellung von Schauſpielen in Irrenanſtalten. Gleichwohl ſind in dieſem Augenblick die Aufführungen von Bicêtre ſuspendirt, wo nicht unterſagt. Wir haben die Bretter, die Leinwand, die Decorationen geſehen, aber das Alles bildet nur noch ein Theater ohne Stück und ohne Schauſpieler; ſie ſind zufolge eines Befehls der Adminiſtration aufgehoben worden. Es ſcheint, daß man Beſorgniſſe gefaßt hat wegen des luſtigen Charakters der von Herrn Leuret ausgewählten Stücke und wegen der großen Zahl von fremden Beſuchern, die dieſen pikanten Wiederholungen beiwohnten. Wir reſpektiren dieſe Motive; aber warum hält man ſo feſt daran, daß ein Hoſpital traurig ſeyn muß? Wäre es nicht vielmehr beſſer, die Einſamkeit und Stille dieſer Orte, die an ſich ſo wenig Erfreuliches haben, vor den melancholiſchen Wahnſinnigen zu verhüllen?

Während wir, geführt von dem Doktor Voiſin, die Höfe der Anſtalt durchwanderten, drang ein Konzertgeräuſch zu unſeren Ohren. Wir begaben uns in dieſe muſikaliſche Sitzung. Blinde und Wahnſinnige ſaßen auf Bänken in einem großen Saal: die Blinden ſpielten Inſtrumente, und die Wahnſinnigen begleiteten ſie mit der Stimme. Die Letzteren befinden ſich bei dieſer Uebung ſehr wohl: ſie verlaſſen den Saal weniger aufgeregt, weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Die Anwendung der Muſik bei der Behandlung des Wahnſinns iſt nicht neu; ſie geht wenigſtens bis auf David hinauf, deſſen Zither die Wuth Saul's beſchwichtigte. In der neueren Zeit ließ man ebenfalls die Wahnſinnigen von Zeit zu Zeit Muſik hören; doch bisher wohnten die Kranken den Konzerten bei, ohne ſelbſt dabei eine Rolle zu ſpielen. Im Bicêtre dagegen nimmt ein Drittel der Kranken thätigen Antheil am Geſang, die Uebrigen hören zu: aber Beide zeigen große Aufmerkſamkeit. Die munteren und kriegeriſchen Lieder ſchienen uns auf die Irren, beſonders aber auf die Blödſinnigen, mehr Wirkung zu machen, als die ſentimentalen. Ein berühmter Künſtler der Oper ließ ſein volles wohlklingendes Organ am Ende des Konzerts in einem tiefen Tenor-Solo hören, ein Organ, das ein unheilbarer Wahnſinn bald für immer verlöſchen muß. Wir verließen den Saal mit ſanften und traurigen Empfindungen. Iſt es übrigens nicht tröſtend, die heiteren Töne der Muſik in denſelben Räumen zu hören, wo ehemals nur das widrige Geräuſch der Ketten erſcholl? Bicêtre hat noch in dieſem Augenblick einen Tanzlehrer und eine Tanzſchule: dieſer Lehrer iſt ein ehemaliger Profeſſor im Zuſtand des Wahnſinns, den man feſtnahm, als er Luftſprünge unter den Galerieen des Odeons machte, und deſſen letzte Fähigkeiten Herr Leuret zum Beſten der anderen Kranken ausbeutet. Man könnte jetzt im Bicêtre auf die Thore dieſes ehemaligen, jetzt zerſtörten und umgewandelten Gefängniſſes ſchreiben, was man vor einem halben Jahrhundert auf den Ruinen der Baſtille las: „Hier wird getanzt" (Ici l'on danse).

Die von den Zeiten der Unwiſſenheit und Barbarei in der Behandlung der Irren zurückgelaſſenen Spuren haben jedoch noch nicht ganz verwiſcht werden können. Es exiſtirt im Bicêtre ein Sicherheits-Quartier, wo alle gefährlichen Irren wie in ein Gefängniß eingeſperrt werden. Einer von ihnen, der ſeine Geliebte bei einer Untreue ertappte, tödtete ſie aus Eiferſucht wie Othello, ein Anderer hat ſeine Frau in kleine Stücke geſchnitten, ein Dritter hat zwei Reiſende in einer Diligence ermordet. Dieſer Letztere behauptet, er ſey das Fleiſch gewordene Wort: er hat die beiden Reiſenden nicht getödtet, ſondern ſie nur „geprüft"; er allein weiß, was er mit ihnen gemacht hat, und er wird ſie, wenn die Stunde gekommen ſeyn wird, der Welt wieder zeigen. Die Meiſten dieſer Wahnſinnigen ſind von den Gerichten mit ſtrengen Strafen belegt worden. Einige ſind ſogar aus dem Bagno gezogen worden durch die Medizin, welche ihren abnormalen geiſtigen Zuſtand gezeigt und ſie ſo der Ungerechtigkeit der Menſchen entzogen hat. Herr Voiſin war im Jahre 1828 bei der Abreiſe der Sträflingskette zugegen. Unter dieſen Unglücklichen, die man einſchmieden wollte, bemerkt der Doktor einen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, der wegen Nothzüchtigung verurtheilt war. Durch ſeine Beobachtungen daran gewöhnt, den Blödſinn an den äußeren Kennzeichen zu erkennen, findet er bald in dieſem jungen Menſchen eines jener ſchwachen und zurückgebliebenen Weſen, die keine moraliſche Freiheit haben. Er geht zu ihm hin, fragt ihn, richtet verſchiedene Fragen an ſeine Kameraden; die Zweifel des Arztes beſtätigen ſich. Die Geſellſchaft war hier im Begriff, den zu ſtrafen, den ſie hätte heilen müſſen. Der Doktor Voiſin hat die Bagno's und Gefängniſſe ſtudirt; es geht aus ſeinen Erfahrungen hervor, daß die meiſten Verbrecher unglücklich geborene Kinder ſind, ſchwache Köpfe mit unglücklichen Geiſtesanlagen, bei welchen die Intelligenz, die moraliſchen Gefühle, nicht einmal einen Kampf mit den Trieben eingehen. Wenn aber dieſes Gleichgewicht geſtört iſt, dann verſchwindet der Menſch und neigt ſich ſo ſehr zum Thier, daß man in ſeinen Handlungen kaum die Spur eines freien Willens erkennt. Nach Voiſin ſind unter fünfundzwanzigtauſend Sträflingen, welche die Bevölkerung der Bagno's bilden, wenigſtens 23,000, welche die Strafe einer mangelhaften Organiſation tragen. Er ſchlägt daher vor, eine Kommiſſion von phyſiologiſchen Aerzten einzuſetzen, welche die wegen ſchwerer Verbrechen gefänglich Eingezogenen beſuchen und über den Zuſtand ihrer Intelligenz berichten ſoll. Dieſe Unterſuchung müßte ſogar der des Inſtructions-Richters vorausgehen: denn der Letztere hat da nichts zu ſehen, wo nicht der Menſch, ſondern die Vorſehung gefehlt hat. Wie dem auch ſeyn mag, die Anweſenheit von Verurtheilten und Sträflingen unter den Irren von Bicêtre iſt ein Reſt jener alten Unwiſſenheit, welche alle Begriffe des Böſen vermiſchte. Lange Zeit ward ſogar das Quartier der Irren in dieſer Anſtalt durch die Nähe der Galeerenſklaven, welche ihren Abgang nach dem Bagno erwarteten, und durch die zum Tode verurtheilten, welche man zum Schaffot vorbereitete, beunruhigt. Dieſe Einrichtung hörte im Jahre 1837 auf, und die Heilanſtalt ward von dem Gefängniß befreit.

Lamartine und Lacretelle über Staat und Kirche.

In Paris iſt die Rede im Druck erſchienen, mit welcher der Profeſſor der Geſchichte, Herr Charles von Lacretelle, ſeine diesjährigen Vorleſungen eröffnet hat. Es iſt ihr ein Brief an Herrn von Lamartine über die Verhältniſſe zwiſchen Staat und Kirche beigefügt. Lamartine nämlich hatte ausgeſprochen, die Feſtſtellung dieſer Verhältniſſe ſey ein noch ungelöſtes Problem, worauf ihm Lacretelle ſchreibt, daß er dieſes Problem für ſo ziemlich gelöſt halte.

Der Verfaſſer beweiſt in ſeiner Eröffnungsrede, daß ſein Gegner die Abſicht habe, Staat und Kirche zu einem vollſtändigen Bruche mit einander zu beſtimmen, und legt beſonderes Gewicht darauf, daß derſelbe ſeinen Leſern zumuthe, unter der Benennung „Staat" ſowohl Regierungen als Körperſchaften zu begreifen, die in ihren Prinzipien und ihrer Geſchichte einander völlig entgegengeſetzt ſeyen. Eben ſo bekämen die Worte: Kirche, Religion, Philoſophie nach und nach die verſchiedenſten Bedeutungen; Kirche z. B. bedeute einmal einen beſtimmten Kultus, dann wieder alle Kulte, ein anderes Mal den Glauben in ſeiner reinſten Geiſtigkeit, oft aber auch nur den Klerus.

Dem Konkordat, das Napoleon mit Pius VII. abſchloß, ſpendet Herr von Lacretelle alles Lob. In dem Zeitraum von vierzig Jahren, erzählt er

uns, hat es Ordnung und Frieden gewirkt; zugleich aber muß er eingestehen, daß der Schöpfer desselben bald zeigte, wie er es nach Willkür auszulegen verstand.

„Der General mit der Kaiserkrone", sagt Herr von Lacretelle, „zeigte sich früh als einen eifrigen Beschützer der kirchlichen Freiheiten, der einzigen, die er uns gelassen hatte; aber kaum machte er Ansprüche, die ihm weder die vier Artikel der Bossuetschen Declaration, noch das Konkordat zugestanden, als Pius VII. Widerstand leistete. Nun sah man mit Staunen den Kampf zweier gleich unbeugsamen Willen, zwischen zwei Männern, deren materielle Macht so ungleich war. Nichts freilich war dem Kaiser leichter, als den Papst gefangen nehmen zu lassen und in Fontainebleau zu bewachen; aber ein neues Opfer konnte er ihm nicht erpressen. Derselbe Papst, der trotz des rauhen Winters und seines Alters über die Alpen gekommen war, um den Kaiser zu krönen, weil er in ihm der Kirche einen gehorsamen Sohn zu gewinnen glaubte, zeigte hier die feste Energie eines Dieners des Herrn, der aus der Hinterlassenschaft seines unglücklichen Vorgängers auch die Märtyrerkrone nicht verschmähte .... Der unglückliche Ausgang des russischen Feldzugs beendigte den Streit, und dem unbeugsamen Gefangenen verblieb der Sieg."

Es ist dies ein ziemlich trübseliger Abriß von der Geschichte des Konkordats zur Zeit des Fürsten, der es abgeschlossen hatte. Herr von Lacretelle bemerkt nur noch, daß der Frieden der Kirche vor der Restauration wiederhergestellt worden sey, und sieht darin ein großes Glück; denn, sagt er, wären die Priester erst 1814 nach Frankreich zurückgekehrt, so hätten ihre antinationalen Gesinnungen denen der Emigrirten die Weihe gegeben.

Unser Autor geht rasch über die funfzehn Jahre der Restauration hinweg. Mit einem einzigen Sprunge steht er in der Juli-Revolution und zeigt uns das Konkordat, wie es Kirche, Religion und Klerus vor den Stürmen der drei Tage schützt, denn „es war in die Herzen des Volkes übergegangen." Bald, sagt er, ward Alles ruhig, das leichte Gewölk zerstob, und über die Kirche ergoß sich der heiterste und friedlichste Tag, dessen sie seit lange genossen hatte.

Herr von Lacretelle stellt sich die Frage, welche von beiden Körperschaften jetzt die Initiative und Verantwortlichkeit des Bruches übernehmen würde? Der Staat würde es nicht thun; denn warum sollte er ohne Veranlassung einen Vertrag mit dem Oberhaupt der Kirche, d. h. mit einer auswärtigen Macht, verletzen? Nach dem Verfasser nämlich ist auch die Besoldung des Klerus eine Staatsschuld und ihre Einstellung ein Bankrott. Auch die Geistlichkeit würde es nicht thun, und damit in Uebereinstimmung, sagt auch der Univers, das bekannte Organ des katholischen Klerus, in einer seiner letzten Nummern: „Die Kirche will keine Losreißung vom Staate; in dieser Hinsicht sind die Wünsche und Meinungen der französischen Bischöfe und des obersten Kirchenfürsten so bekannt, daß sie keines Beweises bedürfen."

Herr von Lacretelle fürchtet ferner die politischen Gefahren, die von einer religiösen Gemeinschaft drohen, wenn dieselbe gänzlich vom Staate unabhängig ist. Er sieht mit Schrecken die Zahl der religiösen Sekten noch größer werden, und was den Unterricht betrifft, so widersteht ihm die Konkurrenz, die Herr von Lamartine vorschlägt. „Alles ist zu fürchten", sagt er, „wenn das Staatsschiff, dieser majestätische Bau, der Frankreich trägt und sein Glück, durch neue Stürme aus dem Wege geschleudert werden sollte, den ihm eine späte und blutige Erfahrung vorgezeichnet hat." Da er Geschichtsforscher ist, so wundert er sich, daß Herr von Lamartine, selbst wo er über Gesetzgebung spricht, den Dichter nicht verleugnen kann; aber wenn er auch bisweilen Miene macht, die Dichter, als inkompetent, ganz vom Kampfplatze zu weisen, wird doch Herr von Lamartine mit den Geschichtsforschern nicht so hart verfahren, denn im Interesse der Meinung, die er unterstützt, sind ausgedehnte historische Studien nöthig.

Mannigfaltiges.

— Das Pariser Publikum für klassische Musik. In einem seiner neuesten Feuilletons bespricht Herr Hector Berlioz die Aufführung einer neuen Symphonie von Felix Mendelssohn im Pariser Konservatorium, einer Symphonie, in welcher er „alle liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und des Herzens ihres Komponisten" wiederfindet, und wobei er folgende, auch auf manches deutsche Symphonieen-Publikum anwendbare Schilderung der Konzerte des Konservatoriums giebt: „Immer noch ist dies der geheiligte Zufluchtsort der eigentlichen Musik, der vermöge ihrer eigenen Kraft lebenden Musik, die weder des Wortes, noch des Tanzes, noch der zeichnenden Künste bedarf. Immer noch ist es dort, und zwar dort allein, wie wir zugeben müssen, wo die Werke der Meister würdig ausgeführt und respektvoll angehört, wenn auch nicht immer begriffen werden. Man geht nicht eben ins Konservatorium, um zu sehen und gesehen zu werden; man flattert dort nicht in den Zwischenakten, wie in der großen Oper, oder bei den Italiänern, von Loge zu Loge. Man geht dorthin aus ganz anderen Gründen: ein Theil der Zuhörer kömmt aus Liebe zur Musik, aus Bedürfniß derselben, und weil sie nirgendwo anders das hören können, was sie Musik nennen; ein anderer Theil kömmt, weil es sehr schwierig ist, in einem so kleinen Saale Platz zu finden, und weil es zum guten Ton gehört, eine Loge zu haben, die so viele Leute gern haben möchten, ohne sie doch zu bekommen. Jene hören zu, empfinden, verstehen, sind glücklich, kurz sie leben. Diese hören, sehen, verstehen nichts, ennüyiren sich mit großem Orchester und verstecken die Unermeßlichkeit ihrer Langeweile hinter einem faden Lächeln, das sie von der italiänischen Oper mitgebracht, das für ein Anzeichen des Vergnügens gilt, aber in der Regel nur auf Leichtfertigkeit, Hand in Hand mit der vollständigsten Unkenntniß, schließen läßt. Für Letztere giebt es „charmante Sachen" in den Symphonieen Beethoven's, „manches Gute" noch in Gluck, man „gewöhnt sich" an die Eigenthümlichkeiten Weber's, aber zuletzt sind es doch die neueren Italiäner allein, die Musik zu machen wissen. Diese Liebhaber der deutschen Muse wider Willen geben in der Regel wohl ihr Logen-Billet ab, wenn der Zettel die Symphonie mit Chören von Beethoven ankündigt, aber auch bei dieser Gelegenheit allein zeigen sie sich, wie sie sind. Dieses kolossale Werk ist ihnen unerträglich, sie haben nicht den Muth, es auszuhalten, ja, sie gestehen dies, und sie entfernen sich, und sie thun wohl daran. Unter jenem Publikum des Konservatoriums giebt es übrigens auch eine wichtige Fraction, die nur der Ausführung halber kommt. Nur die wunderbare Vollkommenheit des Orchesters, nicht aber das, was gespielt wird, ist es, was sie anzieht. Ob man eine Symphonie von Mozart, von Haydn, von Mendelssohn, von Schwenke oder von Beethoven ausführt, das ist ihnen ganz gleich. In ähnlicher Weise gehen die Dilettanti nach der italiänischen Oper, gleichviel was man dort giebt, wenn nur die Persiani oder Herr Rubini singt. Für diese Leute sind die Komponisten eine Art Handwerker, Fabrikanten von Noten, die dazu da sind, für die Ausführenden zu arbeiten, die den Letzteren nur zu oft die Sache erschweren, statt sie ihnen zu erleichtern und die man leider nicht ganz entbehren kann. Aus dieser ziemlich widersprechenden Mischung von Zuhörern ist gleichwohl das aufmerksamste, das ernsteste und das musikalischste Publikum von Paris hervorgegangen. Seit zwei Jahren beklagt es sich über die geringe Abwechselung des Repertoirs, aber es sollte doch auch ein Mittel angegeben werden, um diesem Mangel abzuhelfen. Die Zahl der Komponisten schöner Symphonieen ist nicht groß. Beethoven hat deren neun geschrieben; Mozart und besonders Haydn haben freilich eine größere Zahl geliefert, unter denen uns eine Wahl verstattet ist, aber der größere Theil der gewählten gleicht sich außerordentlich, sowohl durch die Form als durch Charakter und Stil, so daß in den Eindrücken, die sie hervorrufen, eine gewisse Eintönigkeit unvermeidlich ist. Unter den Neueren zählt man viele Nachahmer der drei eben genannten Meister, aber genau betrachtet ist es doch wohl besser, ein Original wieder zu hören und wieder zu bewundern, als die Bekanntschaft blasser und lauer Nachahmer zu machen. Und ein Original jener Art ist auch Mendelssohn, dessen Symphonie uns das Konservatorium in diesem Jahre gebracht hat."

— Typographische Anekdote. Die Foreign Quarterly-Review erzählt folgende interessante Anekdote, die sich auf Chateaubriand's grammatische Construction bezieht: „Im J. 1829 erhielt der Buchdrucker Pinard in Paris von dem nachmals durch das Livre des cent et un so bekannt gewordenen Buchhändler Ladvocat den Auftrag, die sämmtlichen Werke Chateaubriand's zu drucken. Jedermann weiß, daß bei der Vertheilung der Typen zum Gebrauch der Setzer es nicht nöthig ist, alle Lettern in gleichen Zahlen zu liefern. Wenn z. B. die Lettern a und e hundertweise erforderlich sind, so braucht man dagegen nur sehr wenige Typen des Buchstabens z. Nachdem nun die Typen nach dem gewöhnlichen Verhältniß vertheilt waren, fing man in Pinard's Offizin an, die neue Ausgabe Chateaubriand's zu setzen. Nach einem oder zwei Tagen aber wandte sich ein Setzer an den Faktor und verlangte neue Typen des Buchstaben a. Der Faktor drückte darüber sein Erstaunen aus; da er aber sah, daß der Setzer nicht einen Buchstaben a in seinem Kasten hatte, so gab er ihm wieder frische. Gleich darauf trat ein anderer Setzer, der einen anderen Theil setzte und in einem anderen Zimmer arbeitete, in die Stube des Faktors und erklärte, daß er alle seine a verbraucht hätte. Bei dieser Nachricht schöpfte der Faktor Verdacht, daß ein Theil der Typen gestohlen seyn müßte; doch der Setzer überzeugte ihn, daß kein Diebstahl begangen sey, und sagte, daß, wenn die Zahl der a in den gesetzten Bogen gezählt würden, sie mit der an ihn vertheilten Zahl der Typen übereinstimmen würde. Während man über diesen Punkt noch in Unterredung war, kam ein dritter Setzer und zeigte an, daß er alle seine Buchstaben n verbraucht hätte. Ueber diesen sonderbaren Vorfall erstaunt, erzählte Pinard die Sache dem Herrn Raymond, der durch seine philologische Gelehrsamkeit sich einen wohlverdienten Ruf erworben hat. „Was mag der Grund davon seyn", fragte Pinard, „daß so viele Typen a und n bei dem Drucke der Werke Chateaubriand's verbraucht werden?" — „Der Grund liegt auf der Hand", erwiederte Raymond; „Sie werden bald finden, daß in dem Verhältniß, wie der berühmte Schriftsteller a und n anwendet, er auf der anderen Seite e und i spart. Chateaubriand vermeidet so viel als möglich den Gebrauch der relativen Pronomina qui und que und statt derselben wendet er Zeitwörter in der Partizipialform an, die sich auf ant endigt. Dies erklärt hinlänglich den schnellen Verbrauch der Typen a und n in Ihrer Offizin."

— Eine neue Verlegersünde. In Belgien fordern einige katholische Geistliche von den Buchhändlern, welche zur Trauung schreiten, das feierliche Versprechen, niemals wieder einen Roman drucken lassen zu wollen; man will dadurch die unmoralischen Bücher vertilgen, die der belgische Nachdruck aus Frankreich bezieht. Wie viele nachmals wortbrüchige Verleger mögen dort aber schon vor dem Traualtar gestanden haben!

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 27. Februar 1844.

England.

Dublin, von J. Venedey.

Ein Beweis, daß auch das größere deutsche Publikum sich jetzt mehr als früher für die politischen Ereignisse des Tages interessirt, ist wohl, daß, wenn irgendwoher jetzt die Zeitungen ein Ereigniß von größerer Bedeutung melden, auch sofort im Buchhandel mehrere selbständige Werke erscheinen, die sich mit diesem Ereignisse beschäftigen und seine Bedeutung nach allen Seiten hin darzulegen suchen. Gleichzeitig sind uns seit kurzem drei Werke zugekommen, die das Land zum Gegenstand haben, das, trotz seiner Armuth, es wagt, dem reichsten und mächtigsten Lande Europa's den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und das, trotz des Rufes von Rohheit und wilder Leidenschaftlichkeit, in welchem seine Bewohner stehen, doch dem Winke eines unscheinbaren waffenlosen Mannes gehorcht, der durch ein einziges Wort die empörten Wogen zu beschwichtigen weiß.

Von den drei Werken über Irland, die bald hinter einander von Kohl, Moriarty und Venedey erschienen, ist das erste in der bekannten Weise des Verfassers ein mit der Treue eines alten niederländischen Malers entworfenes Bild von dem Leben und Treiben, von dem Elend und den Hoffnungen der grünen Erin; das zweite ist eine Monographie des Agitators von einem seiner in Deutschland eingebürgerten Landsleute, und das dritte endlich eine sowohl vom historischen als vom politischen Standpunkt ausgearbeitete Darstellung der heutigen wie der früheren Zustände Irlands. Das letztgedachte Buch, ein so eben erschienenes Werk in zwei Bänden *), umfaßt die Aufgaben sowohl der Kohl'schen als der Moriarty'schen Arbeit und dürfte sich daher, als ein Leitfaden bei Allem, was jetzt und in der nächsten Zeit die Zeitungen aus Irland berichten, eines großen Publikums zu erfreuen haben. In den Ansichten über die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Union zwischen England und Irland, die jetzt noch auf dem Kontinente verbreitet sind, wird dieses Buch unzweifelhaft eine große Modification bewirken. Der Verfasser schickt seinen lokalen Schilderungen und politischen Betrachtungen eine Geschichte Irlands voran, wobei er unter Anderem sagt:

„Wer einen Blick auf die Karte Europa's wirft, kommt sehr leicht zu dem Schlusse, daß die Union zwischen Irland und England in der Natur, der Lage beider Inseln begründet ist. Und gerade weil dieser Schluß so einfach, so natürlich erscheint, so auf ebener Hand liegt, ist es oft sehr schwer, sich zu überzeugen, daß ein entgegengesetztes Streben das einzig naturgemäße ist. Es ist wahr, die Union zwischen England und Irland ist in der Geographie begründet, — aber die Repeal der Union steht in der Geschichte beider Länder in ganz anderer blutiger Lapidarschrift eingehauen. England hat Irland siebenhundert Jahre mißhandelt und mißregiert und schon hierdurch das Recht verwirkt, Irland noch länger an seinen souverainen Willen zu fesseln. Irland verlangt heute eine lokale Gesetzgebung und Administration für seine lokalen, irländischen Interessen, so hoch und so weit diese reichen. England ist allein Schuld, daß alle Interessen Irlands heute rein irländisch, oft den englischen direkt entgegengesetzt sind. In ganz Europa würde eine solche Forderung kaum den geringsten Anstand finden. In Deutschland hat jeder Staat seine Sonderverwaltung, und es fehlt nur die Gesammt-Organisation, in Preußen jede Provinz ihre lokale Gesetzgebung, in Frankreich jedes Departement seinen Rath. Irland verlangt im Wesentlichen nichts Anderes; nur ist nicht zu leugnen, daß gerade durch siebenhundertjährige Mißregierung Irland in einer Lage ist, England gegenüber eine sehr große, eng abgeschlossene Provinz zu bilden, die fast zu groß ist, um als eine Provinz zu handeln und behandelt zu werden. Das kann und wird dann die Ursache zu vielen Reibungen geben; aber an wem die Schuld? Die Engländer leugnen nicht das Recht Irlands; aber sie sagen: „Das kann uns schaden." Ich denke, Irland darf darauf ungestört antworten: „Möglich, aber was kümmert mich das?" Doch beruht die Antwort Englands auf einem Irrthum, der sehr leicht erklärlich, aber für Politiker, wie die Engländer seyn wollen, fast unbegreiflich. Sie sagen: „Ohne Irland würde England zu einer Macht dritten Ranges herabsinken." Ganz richtig! — aber hat denn England gegenwärtig Irland? Auf der Karte steht's, — aber in der Geschichte heißt's: Nein. England ist heute ohne Irland. Vor der Union Irlands besaß es dasselbe theilweise, seit der Union immer weniger. Wäre Napoleon nicht auch ein Sohn des Glückes gewesen, hätte er gewußt, worin seine eigene Kraft bestand, so würde er auch Englands Ohnmacht erkannt haben. Anstatt Millionen Menschenleben zu opfern, um am Ende seinen Ruhm und seine Macht durch einen Nachtfrost zu verlieren, würde er mit dem zehnten Theile von Kraftaufwand und Opfer England in Irland zernichtet haben. Aber er verlangte von den Irländern nur eine „Diversion" *) für Frankreich. Die Zeiten haben sich geändert. Kommt es zu einem neuen Kampfe in Europa, so werden die Franzosen die Lehren, die sie von Deutschland erhalten haben, wohl benutzen und, mit England im Kriege, die Sache anstatt am Rhein — am Shannon ausfechten. Auch die Völker haben nachgerade mehr und mehr einsehen gelernt, daß gerecht seyn — auf die Dauer auch sehr klug ist. In Zukunft wird man im Falle der Noth von den Irländern keine „Diversion" für den Ausländer, sondern einen Kampf für ihre eigenen Rechte fordern und fördern — sobald sich dazu die rechte Gelegenheit zeigt. Wenn es wahr ist, daß England ohne Irland eine Macht dritten Ranges ist, so ist es heute eine Macht dritten Ranges und hatte seit der Union, von dem Augenblicke an, daß Irland sich wieder in Irland regt, stets nur eine usurpirte Stellung. Wer will bezweifeln, daß Frankreich in Irland mit England in ganz anderer Weise fertig geworden wäre, als es mit Deutschland am Rhein fertig geworden ist? So viel für die auswärtigen Verhältnisse. In den innern nagt Irland an dem Marke Altenglands; doch davon an einer anderen Stelle. Die Auflösung der Union ist die einzige Möglichkeit, Irland mit England wieder zu verbinden. Daß diese Möglichkeit versucht werden sollte, ist zu bezweifeln: ob sie, stattgefunden, Irland und England wieder vereinigen wird, hängt von der Politik, die dann England befolgen würde, ab. Was aber nicht zu bezweifeln steht, ist, daß unter den Verhältnissen, wie sie jetzt zwischen Irland und England bestehen, eines des anderen Untergang unausbleiblich herbeiführen wird. Irland ist in der Lage, wo es den Untergang seines Nachbarn nicht zu fürchten, weil es nichts zu verlieren hat, — und so kann es getrost wie bis jetzt sagen: „Ich werde England so viel schaden, daß es am Ende gerecht seyn wird." Die Frage ist nur, ob dies am Ende nicht das Ende seyn wird? Diese Ansichten und Ueberzeugungen erlangte ich auf meinen Reise- und Rasttagen in Irland. Wie sie entstanden, habe ich zu schildern gesucht, — und so schufen sich die folgenden Darstellungen." —

Wir glauben diese Darstellungen nicht besser erläutern zu können, als indem wir eine Probe daraus unseren Lesern mittheilen. Wir wählen dazu aus dem zweiten Bande die nachstehenden Schilderungen der Ankunft des Reisenden und seines ersten Einblickes in Dublin, wo er sich anfangs nur sehr kurze Zeit aufhalten wollte, jedoch der Reiz dessen, was er in der Hauptstadt wie im Lande kennen lernte, ihn Wochen und Monate lang zu fesseln wußte. Späterhin kommen wir dann auf einige andere Episoden zurück:

„Dublin, den 16. Juni.

„Gestern in London, ein Engländer, und heute in Dublin, ein Irländer. Es lebe der Dampf!

Dieses rasche Vorüberfliegen ist vielleicht mehr als andere Reisearten geeignet, einen allgemeinen Eindruck zurückzulassen. Es ist, als ob man die Inhaltsanzeige eines Buches durchliefe und hier und dort ein Blatt aufschläge und ansähe. Das genügt meist, um einen Begriff, eine Ahnung von Dem zu bekommen, was man in ihm lernen könnte, wenn man's mit Ernst durchläse.

Die Inhaltsanzeige Englands in der Abtheilung: „London bis Liverpool" ist: Grünes, üppiges Land, kleinschöne Genrebilder, nur selten ein Dorf, überall vereinzelte, rein und gesund aussehende große Pachterhöfe; die rothen Ziegelhäuser in den grünen Baumgruppen, von grünen Wiesen und Feldern umgeben, thun dem Auge wohl; die Vereinzelung der Höfe erinnert das Herz an die kalte, vereinzelnde Natur des Engländers. Hier und dort fliegt der Dampfwagen an Verwandtem, an den rauchenden Kaminen der Fabrikanten, diesen Minarets des englischen Glaubens, vorüber. Die große Menge der Viehweiden, im Gegensatze zu den verhältnißmäßig geringen Fruchtfeldern, haben auch ihre Lehre, sind Anticornlaw-Agitatoren in ihrer Art und zeigen, wie Altengland die Ochsen und die Pferde ganz anders in Ehren hält, als die Söhne und Töchter der „Mobility".

Auch ein paar persönliche Erfahrungen machte ich. Ich dachte mir: „Was brauchst du dich zu zieren, als armer Teufel ist es eigentlich deine Pflicht, auf dem letzten Platze zu fahren." Ich hatte bereits meinen Sitz neben einem Bauer, gegenüber einem aus Indien nach Irland heimkehrenden Soldaten ge-

*) Irland, von J. Venedey. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1844.

*) Wolfe Tone II. 314.

nommen, als ich hörte, daß die wohlfeile Fahrt sehr lange dauere, und daß ich nicht zeitig genug ankommen werde, um noch diesen Abend nach Dublin abzusegeln. Wenn ich warten wolle, bis eine Stunde später ein theurer Train abgehe, so werde ich zeitig genug in Liverpool seyn. Ich hatte die Wahl zwischen wohlfeilem Dampfwagen und theurem Nachtlager oder theurer Fahrt und Nachtlager-Ersparungen. Ich zog das gewisse Uebel dem ungewissen vor. O Sparsamkeit — in England.

Das Dampfschiff in Liverpool hatte den Dampfwagen abgewartet; so wurden wir per Omnibus aus- und eingeschifft und waren fünf Minuten später auf der See. Ich hatte London mit sehr zweifelhaftem Wetter verlassen, aber trotz des schlechten Frühjahrs und des ewigen Regens vertraute ich auf meinen Stern und auf das Sprüchlein: Nach Regen folgt Sonnenschein. Mein erster Reisetag war der erste schöne Tag des Jahres. Aber die Nacht war noch viel schöner. Die See war glatt wie ein Spiegel, die Luft rein und klar, als ob es keine Wolken mehr gäbe. Nach und nach neigte sich die Sonne zum Untergange. Und nie sah ich sie schöner und reiner in ihr makelloses Bett hinabsteigen. Es schien, als ob sie selbst zauderte, so lange währte es, bis der letzte Goldstreifen am Himmel verschwand. Und während die Sonne am Horizont zwischen Himmel und Wasser stand, neigte sich unser Schiff von Zeit zu Zeit mit majestätischer Grazie wie zum Abschiede gegen sie hin. Durch diese Bewegung schien dann die Sonne sich jedesmal wieder aus dem Meere herauszuheben und dem Himmel von neuem zuzustreben.

Neben mir saß eine junge Dame, die dem schönen Schauspiele mit derselben Aufmerksamkeit zusah. Es liegt eine annähernde Verwandtschaft in gleichen Gefühlen und Gedanken, und als die Sonne unter war und die Sterne aufgingen, waren wir, ohne uns auch nur angeredet zu haben, schon halbwegs alte Bekannte. Aber gerade die Art, mit der sie so lebendig an diesen Schönheiten theilnahm, die Art, wie sie ihre Theilnahme in ihren belebten Zügen widerspiegelte, schien mir ein Beweis, daß sie keine Engländerin. Ein paar gleichgültige Worte, die ich an sie richtete, und die trauliche Weise, in der sie antwortete, bestätigten mich in meiner Ansicht, und bald hörte ich, daß sie eine Irländerin. Sie sprach mit so viel Liebe, so viel Wärme von ihrem Lande, daß ich sie schon deswegen gern gehabt haben würde. Aber sie war auch sonst eine sehr liebenswürdige Erscheinung. Das Gesicht war nicht regelmäßig, Sommersprossen, die ich freilich erst am anderen Morgen sah, thaten der feinen Haut Eintrag, die Nasenflügel waren ein wenig zu weit ausgeschnitten; aber das Auge war so tief, so schön und doch so mild, und der Mund so voll, so rein, so bittereich, so gnädig zugestehend. Nach den ersten paar Einleitungsfragen kam ein Gespräch über „kleine Nichts" zu Stande, wie ich mich nicht entsinne, je eines in London in Gang gebracht zu haben, und wie sie jenseits des Kanals, in dem Lande des leichtsinnigen, herzigen Franzosenvolkes, an der Tag- und Nachtordnung sind. Mir wurde so wohl zu Muthe, wie es mir lange nicht wieder gewesen war, und ich ahnte, daß ich anderen Regionen zusegelte.

Wie spät es war, weiß ich nicht, aber auf einmal stand die Kleine neben mir auf, sagte freundlich: „Es wird kalt; gute Nacht, mein Herr!" und ging dann leichten Schrittes der Kajüte zu. Erst jetzt merkte ich, daß es Nacht und wirklich kalt und daß nur noch wenige Passagiere auf dem Verdecke geblieben waren. Ich genoß noch eine Weile nach, was mir der Zufall eben gewährt hatte, und ging dann auch in meine Kajüte. O! wenn es keine Frauen gäbe, keine weichen Herzen, alles Blut würde zu Eis gefrieren.

Ich nahm die schöne Nacht und das freundliche Begegnen als ein: Willkommen in Irland! entgegen.

* * *

Den Sonnenaufgang verträumte ich leider, kam aber doch ziemlich früh aufs Verdeck. Meine kleine Freundin war schon oben, aber auch sie klagte, daß sie den Aufgang verschlafen habe. Erst jetzt sah ich recht, wie artig sie (und später lernte ich, daß sie ein Typ irländischer Anmuth und Zutraulichkeit) war. Sie erzählte mir noch sehr viel von ihrem Lande, sagte mir, ich müsse diese und jene Gegend, Landschaft, Wasserfall, See und dergleichen mehr sehen, und war so ohne Hehl, als ob wir viele Jahre gute Bekannte gewesen.

Bald wurden die Ufer sichtbar. Nach und nach traten sie immer lebendiger, immer klarer hervor. Die Anfuhr in der Bai von Dublin ist der Vaterlandsliebe der Irländer ganz würdig. Sie bietet ein sehr schönes Bild. Rechts tritt das Ufer in schroffen, zerrissenen Felsen auf, weiter ab liegt die Insel Eye. Links die weichen Hügelgruppen der schönheit-berühmten Grafschaft Wikklow. Vor diesen Bergen liegt ebenfalls eine kleine Insel mit scharfen Felsen. In der Mitte die Bucht von Dublin mit stets abwechselnden Dörfchen, Kirchen, Sommerhäusern, Festungsthürmen und Hütten. Die reinste Luft, die schönste Sonnenbeleuchtung hob das Alles so klar hervor, wie selten. Meine kleine Freundin war überglücklich, daß ihr Land sich so schön ausnehme.

Auch die anderen Irländer waren sehr froh gestimmt. Ein protestantischer Geistlicher, mit dem ich schon gestern ein paar Worte gewechselt hatte, kam und frug: „Ist's nicht schön, Irland?" Ich antwortete freudig: „Ja, es ist schön!" Und wir plauderten eine Weile. Sein Knabe, der in England in die Schule geht und den er zur Vakanz abgeholt hatte, trat hinzu, und da der Vater gehört, ich sey ein Deutscher, sagte er mir stolz, daß sein Junge deutsch verstehe. Ich frug den Burschen auf englisch, ob dem so sey, und er antwortete keck: Yes, Sir! So frug ich auf deutsch: „Lieben Sie denn die deutsche Sprache?" aber er blieb die Antwort schuldig. Er verstand kein Wort. Ich denke mir, daß der Bursche gerade so gut irisch war, als meine kleine Freundin.

Endlich landeten wir. Ich sagte der ersten Irländerin, die ich auf irländischem Gebiete kennen gelernt hatte, ein freundliches Lebewohl, das sie so herzlich als möglich erwiderte, — und habe mich seitdem hundertmal bei der Nase gezupft, daß ich nicht den Muth hatte, mir Namen und Adresse auszubitten.

Von Kingstown ging ich mit der Eisenbahn nach Dublin, wo ich somit, fast ohne von London bis Dublin die Mutter Erde berührt zu haben, ankam.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Ueber den Belgischen Nachdruck.

(Schluß.)

Gegenwärtige Lage des belgischen Nachdrucks.

Das Jahr 1836 bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte des belgischen Nachdrucks. Zu dieser Zeit waren die industriellen Unternehmungen auf dem Punkte, ihren äußersten Gipfel zu erreichen. Das Fieber gewagter Speculationen hatte seit einigen Jahren alle Köpfe verwirrt. Das Kapital der in Belgien bestehenden industriellen Gesellschaften erreichte während des kurzen Zeitraums von fünf Jahren (von 1834 bis 1838) den Nominalbetrag von 570 Millionen 71,474 Franken. So verwandelten sich auch die bedeutendsten Buchhandlungen in Actiengesellschaften; doch war der Buchhandel zusammt der Papierfabrication in jenen gewaltigen Summen kaum mit 14 Millionen begriffen, von welchen außerdem wenigstens die Hälfte niemals realisirt wurde. Es bildeten sich drei Buchhandlungsgesellschaften: die „belgische typographische Gesellschaft" (Société typographique belge) mit einem Kapital von einer Million in Actien zu 500 Franken; „die Buchhandlungs-, Druckerei- und Schriftgießerei-Gesellschaft" (Société de librairie, imprimerie et fonderie de caractères) welche auf ein Kapital von 2 Millionen nur zwölfhundert Actien zu 1000 Franken ausgab; „die belgische Buchhandlungs- Druckerei- und Papierfabrications-Gesellschaft" (Société belge de librairie, imprimerie et papeterie) mit einem Kapital von anderthalb Millionen. Die Dauer jeder dieser Unternehmungen wurde auf zwanzig Jahre festgesetzt. Daneben konnten sich später noch zwei minder bedeutendere Gesellschaften erheben, die „encyklographische Gesellschaft für Medizin" (Société encyclographique pour les sciences médicales) mit 500,000 Franken und die „Gesellschaft für die Verbreitung guter Bücher" (Société pour la propagation des bons livres), eine katholische Buchhandlung mit einem Kapitale von 4 Millionen.

Der belgische Nachdruck hatte für diese Art der Entwickelung gerade noch den rechten Zeitpunkt getroffen, denn zwei Jahre später, am 17. Dezember 1838, erlag die belgische Bank plötzlich unter der Last ihrer zahlreichen gewagten Unternehmungen. Sie hatte den Nachdruck unter ihren Schutz genommen. Der Kredit wurde so erschüttert, daß das Publikum eben so weit in das Extrem des Mißtrauens umsprang, als es vorher leichtsinnig vertraut hatte, und noch jetzt hat sich die Industrie von dem damaligen Schlage nicht erholt.

Die Buchhandlungs-Gesellschaften haben den Stoß insofern gut ausgehalten, als durch das Sinken ihrer Actien ihre Arbeiten keine Stockung erfahren haben. Der wahre Werth ihres Vermögens betrug im Jahre 1837, das heißt zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, 2,778,500 Franken.

Die Umwandlung der meisten großen Buchhandlungen in Actien-Gesellschaften gab dem Nachdruck erst seine volle Befestigung, da viele Personen von Einfluß Theil nahmen und also ihr Privat-Interesse mit dem des Buchhandels verknüpften. Er hat dadurch Vertheidiger unter den Mitgliedern der Regierungen, der Kammern und der Gerichte gefunden: und man darf sagen, daß er erst seit 1836 eine feste Stellung in der nationalen Industrie Belgiens einnimmt.

Dies ist aber auch der einzige Vortheil, den die Brüsseler Verleger aus jener Umgestaltung ihrer Verhältnisse ziehen konnten, ihre sonstigen Hoffnungen blieben sämmtlich unerfüllt. Die Hauptschuld davon tragen freilich die Verleger selbst, weil sie eine Konkurrenz unter einander selbst begannen.

Die gesammte Thätigkeit des belgischen Nachdrucks drängt sich in Brüssel zusammen, denn die Provinzen und die Gesellschaft für die Verbreitung guter Bücher kommen kaum in Anschlag. Der Markt desselben theilt sich in den einheimischen und den ausländischen. Den letzteren beherrschen die drei großen Gesellschaften fast ausschließlich, auf dem ersteren aber kämpfen eine unglaubliche Menge großer und kleiner Verleger.

Diese unbeschränkte Konkurrenz hat den Nachdruck in eine traurige Lage gebracht, die sich am deutlichsten aus dem Weichen seiner Preise ergiebt. Vor zehn Jahren kostete der Band in 18. (das gewöhnliche Brüsseler Format) 3½ Franken (28 Sgr.), etwas später nur drei, dann 2, endlich 1½ Franken (12 Sgr.). Ja, man ist dabei noch nicht stehen geblieben. Ein Verleger machte vor drei oder vier Jahren den Plan, unter dem Titel: Muséum littéraire eine Sammlung von Romanen in Lieferungen zu 75 Centimen (6 Sgr.) herauszugeben, so daß die Lieferung etwa dem Umfange des früheren Bandes in 18. entsprechen sollte. Aber auch damit war es noch nicht genug. Der Chef eines der drei großen Brüsseler Häuser setzte im Interesse eines von ihm gegründeten politischen Journals das Bändchen auf 35 Centimen (2½ Sgr.) oder vielmehr auf gar nichts herab. Es erhielt nämlich jeder Abonnent des Journals jährlich zweiundfunfzig Bändchen, und da drei andere Journale, um die neue Konkurrenz auszuhalten, dies Verfahren nachahmen mußten, gab es während eines Jahres in Brüssel vier täglich erscheinende Blätter, die wöchentlich ihren Abonnenten einen Band aus der neuesten französischen Literatur schenkten. Rechnet

man in Summa 6000 Abonnenten, so hätte dies jährlich 312,000 geschenkte Bände gegeben. Diese Vertheilung hat neuerdings beinahe ganz aufgehört, aber ihre Wirkung, d. h. der Band zu 35 Centimen, ist bestehen geblieben. So wurde der belgische Nachdruck das Opfer seines eigenen Prinzips.

Der inländische Markt des belgischen Nachdrucks kann keine größere Ausdehnung erhalten. Eine Leihbibliothek in Belgien ist unmöglich, denn jeder kauft, was er braucht. Man ruft die Bändchen überall aus, wie z. B. auf den Bahnhöfen, und kauft sie ohne Auswahl, um zwei oder drei Stunden gezwungener Unthätigkeit auszufüllen. Aber jede Consumtion hat auch ihre Gränze, die sie selbst bei den billigsten Preisen nicht überschreiten kann, und bis dahin scheint es in Belgien gekommen zu seyn.

Der Zustand des auswärtigen Verkehrs ist nicht ganz so ungünstig und verhinderte bisher noch die Krisis, welche der des inneren herbeizuführen schien, doch müssen auch die auswärtigen Preise in einem gewissen Verhältniß zu den inländischen weichen.

Die Hauptmärkte des belgischen Nachdrucks sind nach der Masse der Einfuhr geordnet: Italien, und zwar Florenz, Rom, Mailand, Neapel und Padua; Rußland und Polen; Deutschland, die pyrenäische Halbinsel, Amerika, und zwar obenan die Vereinigten Staaten; Syrien, Klein-Asien, Smyrna, Alexandrien, ohne die auf bloße Speculation unternommenen Sendungen, welche von Antwerpen aus bei Gelegenheit nach neuen Märkten abgehen. Die meisten dieser Märkte hat sich Belgien freilich selbst geschaffen, sie waren vor der Epoche des Nachdrucks der französischen Literatur gänzlich unzugänglich; aber der belgische Nachdrucker, der mit dem Verfasser nichts zu thun hat, kann auch als reiner Fabrikant und Kaufmann verfahren. Kommissionsgeschäfte und relative Werthe, abhängig von dem Rufe des Verfassers, sind ihm unbekannt. Er macht in irgend einer Stadt eine Niederlage und bestimmt einen gewissen Preis für eine gewisse Menge bedrucktes Papier. Hat die Sorte den Konsumenten gefallen, so bestellen sie mehr, wie etwa dieses oder jenes Muster eines Zeuges so gut als ein anderes nach den Herstellungskosten berechnet, aber, weil es gerade Mode ist, in größeren Massen verkauft wird.

Bei alledem ist die Ausfuhr nicht so bedeutend, als man gemeinhin glaubt. Nach den Registern der Zoll-Aemter wurden ausgeführt

im Jahre	Bücher, auf inländisches Papier gedruckt.		Werth.	
1836	90,447	Kilogramme	542,682	Franken
1837	121,871	„	731,226	„
1838	138,190	„	829,140	„
1839	170,743	„	1,033,771	„
1840	147,819	„	893,010	„
1841	168,774	„	1,021,275	„
1842	154,876	„	956,060	„

Damit stimmen im Allgemeinen die Angaben der drei großen Brüsseler Gesellschaften. Es beträgt mithin die jährliche Durchschnitts-Einnahme eher weniger als mehr denn eine Million. Daneben ergab merkwürdigerweise die Einfuhr

im Jahre	Bücher in Bogen, broschirt, kartonnirt oder gebunden.		Werth.	
1836	143,601	Kilogramme	881,100	Franken
1837	149,745	„	923,098	„
1838	159,358	„	973,210	„
1839	153,362	„	939,636	„
1840	148,856	„	916,512	„
1841	154,311	„	952,182	„
1842	162,695	„	1,005,180	„

wovon $\frac{1}{3}$ auf Frankreich kommen. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist darin zu suchen, daß der belgische Nachdruck nur Werke lebender Schriftsteller ausbeutet, die älteren aber dem französischen Buchhandel überläßt.

Aus der ganzen bisherigen Untersuchung ergiebt sich, daß der belgische Nachdruck einer wahren Krisis entgegengeht. Anzeichen derselben haben sich auch bereits in dem Verfahren der Gesellschaften selbst eingestellt. Die klügste derselben nämlich, welche fast nur im Auslande arbeitet und sich von der Konkurrenz im Inlande möglichst fern hält, hat seit einigen Jahren ihre Fabrication allmälig vermindert. Die Société d'imprimerie et de fonderie nämlich hat, mit Ausnahme der fortgesetzten Werke, geliefert:

im Jahre	1837	278	Bände	in 8. u. 18.
„ „	1838	195	„	„
„ „	1839	210	„	„
„ „	1840	197	„	„
„ „	1841	196	„	„
„ „	1842	175	„	„

In einer anderen stehen die Actionaire in offenem Kampfe mit den Direktoren und haben gerichtlich die strenge Handhabung der Statuten verlangen müssen. Alle aber weigern sich, die Zinsen der ursprünglichen Kapitale von 1836 zu bezahlen. Aber wenn sich auch die Umstände der Gesellschaften noch so sehr verschlimmerten, so ist doch keine Aussicht vorhanden, daß der Nachdruck in Belgien je aufhören werde, so lange er einem jeden Spekulanten freisteht. Es muß also für seine Ausrottung etwas gethan werden, und man darf keineswegs hoffen, daß er sich selbst vernichten werde.

Dies wäre die materielle Stellung des belgischen Nachdrucks, welches ist seine moralische? Welchen Einfluß hat er auf den Charakter und den Geschmack des Volkes ausgeübt, was ihn beschützt? War er der eigenen Literatur desselben günstig oder ungünstig, und hat er vielleicht der französischen Literatur, ohne es zu wissen und zu wollen, wesentliche Dienste geleistet?

Die rastlose Lektüre einer Masse mittelmäßiger oder gar schlechter Bücher, zu welcher die raffinirte Industrie des Nachdrucks die Belgier gezwungen hat, mußte nothwendig die Ausbildung eines guten Geschmacks niederhalten; die französischen Ideen dagegen mußten sich so festsetzen, daß an eine eigenthümliche Entwickelung des National-Charakters nicht zu denken war. Die eigene Literatur befördert der Nachdruck insofern, als er ihr seine Märkte öffnet, aber einer freien Entwickelung derselben setzt er ja eben durch seine Erzeugnisse die beengendsten Schranken. Was Frankreich angeht, so verbreitet er freilich dessen Ideen über die gesammte civilisirte Erde, aber er sendet unbekümmert in demselben Pakete Gutes und Schlechtes. Die belgischen Nachdrucker lassen sich in dieser Hinsicht mit den Bukanieren vergleichen, aus deren Niederlassungen später die schönsten Kolonieen entstanden.

Es scheint also der Nachdruck moralisch betrachtet in gewisser Hinsicht ein etwas günstigeres Resultat zu gewähren; da er aber das wenige Gute unfreiwillig und auf ungerechte Weise thut, so ist er darum keineswegs zu loben; wir haben es nur angeführt, um ihn allseitig zu beleuchten.

Ueber die Unterdrückung des belgischen Nachdrucks.

Frankreich muß die Initiative ergreifen, nicht weil seine Handels-Interessen dabei besonders betheiligt sind, sondern es ziemt ihm, als derjenigen Nation, welche durch Intelligenz herrscht, auch in allen Fragen, welche die Rechte der Intelligenz betreffen, als Vorkämpfer aufzutreten. Es muß damit beginnen, bei sich selbst jeden fremden Nachdruck abzuschaffen; vielleicht wird ein solches Beispiel zu edler Nachahmung reizen, wenigstens gewährt es ihm sicher in allen Verhandlungen über den Nachdruck ein bedeutendes moralisches Uebergewicht. Gewährte die Ausführung dieses Vorschlages auch kein unmittelbares Resultat, wie die ungeduldige Gegenwart überall verlangt, so ist dieser Vorwand doch nicht hinreichend, um eine Handlung der Gerechtigkeit deshalb zu unterlassen, denn Alles, was gerecht ist, ist ausführbar, und der Staatsmann soll weiter hinaus sehen und wirken, als auf die nächsten Jahre. Man muß den Fehler im Prinzip angreifen, um ihn von Grund aus zu heilen. England gewährt ein großartiges Beispiel für einen ähnlichen Fall; es hat sich die Ausrottung der Negersklaverei 500 Millionen kosten lassen. Beiläufige Artikel in besonderen Verträgen, wie sie bis jetzt versucht wurde, haben keinen weiteren Erfolg gehabt und könnten im günstigen Falle den Nachdruck aus einer Stadt in eine andere vertreiben.

Wenn Frankreich den Nachdruck abschafft, so würde Belgien zwar nicht ein Gleiches thun, denn es könnte dabei höchstens verlieren, aber seine Regierung wäre gezwungen, dem Nachdruck ihren Schutz zu entziehen. Dazu kommt, daß bei der gegenwärtigen Lage Belgiens Jedermann darauf denkt, dem Handel und der bedeutenden Industrie neue und sicherere Grundlagen zu geben; die beiden politischen Parteien des Landes verschwinden also auf dem neutralen Gebiete kommerzieller und industrieller Fragen und würden kein Bedenken tragen, diesen verhältnißmäßig unbedeutenden Zweig wesentlichen Vortheilen zu opfern, welche man den hauptsächlichsten Fabricationen gewährte.

Dann aber wäre noch ein Zweites zu berücksichtigen. Die Regierung muß nicht sowohl die Sache des Buchhandels oder der Schriftsteller, sondern das Interesse der Nation vertreten, und es steht zu befürchten, daß, wenn der Nachdruck rasch aufhört, die französische Literatur ihre bisherigen ausländischen Märkte verliert. Wenn der französische Buchhandel in der hergebrachten Weise fortfährt, so würde dieser Fall unvermeidlich eintreten, oder der Nachdruck würde aufs neue, nur heimlicher und noch widerlicher, sein Wesen treiben. Der französische Buchhandel muß von dem deutschen und selbst von seinem Feinde, dem belgischen Nachdruck, Thätigkeit, Unternehmungsgeist, billige Preise und die Vereinigung bedeutender Kapitalien lernen.

Es begreift sich, daß dies Alles nicht in kurzer Zeit und nicht ohne kräftige Unterstützung der Regierung ausgeführt werden kann; aber dennoch ist ein günstiger Erfolg sicher zu hoffen, wenn beide, die Regierung und der französische Buchhandel selbst, energisch Hand ans Werk legen.

Afrika.

Jehuda ben Koreisch, der erste Lexikograph der Bibel.

Von Z. Lebrecht.

Der Wanderer im heutigen Nord-Afrika, der dort, wo sich die Franzosen mit den Trümmern der Macht Abdelkadr's schlagen, nur auf verwahrlostes Land, auf Ruinen und auf ein gesunkenes, von Unwissenheit, Armuth und Lastern entstelltes Menschengeschlecht stößt, der ahnt nicht, daß sein Fuß auf das Leichenfeld einer Civilisation tritt, welche vom 7ten bis ins 15te Jahrhundert hier die Küsten krönte; der ahnt nicht, daß am Mittel- und Atlantischen Meer Völker wohnten, welche in der Fülle des arabischen Fleißes den jetzt von der Sahara schon angesteckten Boden zum Garten und zum Sitze der Industrie machten, die mit dem Reichthume ihrer Einbildungskraft für das Leben die süßesten Bethörungen der Poesie gewannen, und die durch die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft den religiösen Fanatismus milderten, um Christen und Juden freundlich die Hand zu reichen. In jenem ungetrübten Verkehr der Wissenschaft geschah es, daß die Araber mit heißer Wißbegier sich

anfangs an die Griechen und die Juden als Schüler anschlossen, um bald die Lehrer derselben zu werden. Die Juden besonders suchten überall, im Morgenlande, in Spanien und in Nord-Afrika, den Unterricht der Araber in der Philosophie, Poesie und Grammatik und wendeten letztere auf die Sprache der Bibel so wie die erstere auf den Inhalt derselben an. Aber erst in der Mitte des 10ten Jahrhunderts unternahm es ein Jude, das Alte Testament durch ein Lexikon zu erklären. Als Gründer seiner Wissenschaft, und mit Rücksicht auf die Vortrefflichkeit seines Versuches, hätte er längst verdient, einen gründlichen Biographen zu finden; dennoch bin ich hier mit folgender schwachen Notiz der erste Biograph des ersten biblischen Lexikographen. *)

Der Vater der hebräischen Lexikographie hieß Jehuda ben Koreisch **) und war aus der Stadt Tohart oder Tahart ***) und hat wahrscheinlich um 930 gelebt. Wie seine Erziehung gewesen, welche Stellung er im praktischen Leben einnahm, wie ausgebreitet seine schriftstellerische Thätigkeit war, wo und wann er gestorben — diese und noch viele andere Umstände, welche man gern aus dem Leben eines Gelehrten kennen möchte, der die ehrenvollsten Eindrücke hinterlassen, dieses Alles wird schwerlich der angestrengtesten Untersuchung zu ermitteln gelingen, da bald nach ihm Grammatiker hervortraten, die seine Leistungen benutzten und seinen Namen durch umfassendere Werke verdrängten †), und da bald darauf diese Grammatiker und die Grammatik selbst durch die, alle wissenschaftliche Thätigkeit absorbirende, alleinseligmachende, talmudische Literatur verdrängt wurden. Sein großer Zeitgenosse Saadia Gaon († 942) würde ebenfalls mit seinen linguistischen Arbeiten, seine Version ausgenommen, verdrängt und vergessen worden seyn, wäre er nicht zugleich der weithin glänzende Meister im Talmud und Oberhaupt der babylonischen Akademieen gewesen. Wäre von den Werken oder dem Werke Koreisch's wenigstens etwas Ganzes erhalten, wir könnten aus diesem selbst Winke für die Lebensverhältnisse des Verfassers gewinnen; allein das Lexikon, welches in der ganzen Welt nur in einem einzigen Exemplar erhalten ist und welches man bisher nachlässigerweise für sein vollständiges Werk hielt, muß ich als einen verstümmelten, wenn auch sehr wichtigen, Auszug denunziren. ††)

Dieser Auszug reicht jedoch hin, den linguistischen Grundsätzen des Verfassers und seiner Kritik, so wie seiner ausgebreiteten Belesenheit und Sprachkunde, die vollste Anerkennung zu verschaffen. Wir wollen nur noch ein Wörtchen von der Persönlichkeit des Verfassers sagen und dann zur Beurtheilung des inneren Gehaltes seines Werkes und seiner äußeren Geschichte übergehen. Freilich aber ist, da nur das Werk die Quelle unserer Nachrichten für die Person des Verfassers ist, die Beurtheilung des einen von dem anderen kaum zu trennen.

Aus mehreren guten, wenn auch nicht unwiderleglichen, Gründen hat sich bei mir die Vermuthung gebildet, Koreisch war praktischer Arzt, oder hat sich wenigstens mit der Arzneikunde beschäftigt. Gewisser aber noch ist, daß er ein Mann von vielseitiger und feiner Bildung war. Er hatte nicht bloß eine erstaunliche Belesenheit im Talmud, sondern auch in den arabischen Dichtern, aus denen er häufig Stellen anführt. Was seine Verbindung mit der arabischen Literatur noch besonders auszeichnet, das ist seine Kenntniß des Korans und dessen Benutzung für linguistische Zwecke. Gewiß eine seltene Erscheinung bei jüdischen Gelehrten, jedenfalls selten bei einem Manne, der sich von strenggläubiger Seite zeigt; und es mag auch dieser Umstand dazu beigetragen haben, den Namen Jehuda's bei seinen orthodoxen Glaubensgenossen zu verdächtigen und dann zu verdrängen. Außer seiner gründlichen Kenntniß des Arabischen verstand er Persisch, die Dialekte der Berbern und wohl auch etwas Griechisch. Alle diese Sprachen benutzt er im Lexikon.

Dieses Lexikon, welches in drei Theile zerfällt und wovon uns die Bodleiana ein Exemplar aufbewahrt, enthält als Einleitung ein Sendschreiben an die Gemeinde zu Fez, in welchem dieser Gemeinde vorgeworfen wird, daß sie das Studium der chaldäischen Paraphrase vernachlässige, obgleich das Targum zur Erklärung der Bibel so nöthig wäre. Er habe sich beim Anblicke solcher Vernachlässigung entschlossen, ein Lexikon zu schreiben, worin die Wichtigkeit des Targum, des Talmud und des Arabischen für das Verständniß der Bibel auseinandergesetzt werden soll. Es wird in der Einleitung nicht gesagt, wie das Werk heißen soll; daß es aber einen Namen trug außer dem des „Sendschreiben" (Risala), könnte man beim Gebrauche der damaligen Zeit voraussetzen. Wirklich versichert uns Abenesra († 1167) l. c., „Jehuda ben Koreisch habe ein Buch der Abstammung geschrieben und es genannt: Vater und Mutter (Ab w'Em)". *) Jedoch aus dem Umstand, daß das Exemplar der Bodleiana gar keinen Namen oder einen anderen trägt, als der von Abenesra angegebene, erhalten wir schon Erlaubniß, zu vermuthen, daß entweder zwei Rezensionen des Werkes vorhanden seyn mußten, oder daß es zwei verschiedene Werke sind. Letztere Annahme ist aber nicht wahrscheinlich, da Abenesra nur ein Buch dem Koreisch zuschreibt und dieses wie das vorliegende Lexikon charakterisirt. Auch ist auffallend, daß die Ueberschrift: „Sendschreiben an die Gemeinde von Fez ... die Wichtigkeit des Targum hervorzuheben" nur zu dem ersten Theile paßt. Endlich tritt die unwiderlegliche Thatsache auf, daß in dem Orforder Kodex alle die Citate fehlen, welche bei den alten Schriftstellern im Namen Koreisch's angeführt werden. Nach diesem wird nun Keiner mehr behaupten, daß wir in genannter Handschrift das ausführliche Werk haben; es ist vielmehr, wie ich fürchte, nur Auszug und zu gleicher Zeit Abkürzung. Aber selbst in dieser verstümmelten Gestalt geht der Geist des Verfassers, der seiner Zeit stark vorausgeeilt, achtunggebietend einher. Koreisch stellt mit kritischem Bewußtseyn den Grundsatz auf, daß die hebräische Sprache nur durch die Schwestersprachen Arabisch und Aramäisch erklärt werden könne; und er weist dieses durch zahlreiche Beispiele und mit vieler Schärfe klar und anschaulich nach. Seine Etymologie ist oft eben so glücklich wie originell, und seine Belesenheit im Talmud läßt in ihm einen Rabbinen vom Fache erkennen. Auch auf Ordnung hält er und giebt die Abschnitte der Bücher an, aus welchen er seine Beispiele schöpft; auch übersetzt er gewöhnlich die angeführten Talmudstellen, Tugenden, die bei Saadia, und selbst bei Abulwalid, geschweige bei anderen Rabbinen, nicht immer geübt werden.

Nun noch ein Wort über das Schicksal des Werkes:

Um 970 hatte die Aufforderung und Belehrung Koreisch's in Fez schon die günstigsten Wirkungen. Wir sehen dort den trefflichen Sprachgelehrten und Lexikographen Dunasch ben Librat, der in seiner Kritik des hebräischen Lexikons des Menachem ben Serug, so wie dieser Spanier selbst, den Koreisch benutzt. **) Auch Abulwalid benutzt ihn, so wie mittelbar es auch Raschi (alias: Jarchi † 1105) thut. Nach Abenesra hat ihn wohl schwerlich ein Schriftsteller im Originalwerke gelesen, und sein Name verschwand aus der Literaturgeschichte. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ward die Aufmerksamkeit ernstlich wieder auf diesen Schatz gelenkt, indem der berühmte Kanzler Shnurrer eine Abschrift in der Bodleiana nahm, sie nach Deutschland brachte, sodann die Einleitung und andere interessante Stellen veröffentlichte. ***) Shnurrer schenkte seinen zierlich geschriebenen Kodex an Gesenius, der ihn im Thesaurus benutzt. †) Endlich kündigte vor zwei Jahren Dr. J. Wetzstein im Literaturblatte des „Orients" an, daß er beabsichtigte, das Werk zu veröffentlichen. Doch bis jetzt hat dieser Gelehrte, welcher im genannten Blatte die von Shnurrer veröffentlichte Einleitung berichtigt wiedergab, sein Versprechen nicht erfüllt, so groß auch der Dienst wäre, der dem wissenschaftlichen Publikum hierdurch geleistet würde.

Mannigfaltiges.

— Sue's Geheimnisse auf der Bühne. Die Mystères de Paris sind nun auch auf die Bühne gebracht worden, und zwar von ihrem Verfasser selbst; Herr Dinaux hat den Stoff bühnenmäßig zugestutzt, Eugen Sue jedoch neben dem Roman die nöthigen Modificationen der Charaktere geliefert. Rudolph, Fürst von Gerolstein, ist im Stücke bloß ein Vater, der seine Tochter sucht, und nicht auch die Vorsehung in Menschengestalt, als welche er im Roman erscheint. Der „Schulmeister", dieses scheußlichste aller Scheusale, ist in dem Stücke ein bloßes Werkzeug der Anderen. „Rigolette", die aus dem Romane ganz herausgenommen werden könnte, ohne daß dem Gang der Ereignisse dadurch Eintrag geschähe, hat auf der Bühne eben so wie „Germain" eine größere Wirksamkeit bekommen. Eben so haben die meisten anderen Charaktere verändert werden müssen, um nicht gegen die Regeln der Bühne zu verstoßen, und dies hat gerade dem Stück Eintrag gethan. J. Janin schrieb über das neue Drama ein zwölf Spalten langes Feuilleton im Journal des Débats — das freilich den Mystères de Paris und ihrem Verfasser besondere Verpflichtungen hat — und sucht das verminderte Interesse des Stückes dadurch zu erklären, daß die Personen des Romans zu bekannt geworden seyen, und daß sich das Publikum vom dramatischen Dichter wohl jede Veränderung historischer Charaktere und Ereignisse gefallen lasse, nicht aber erfundener Personen oder volksthümlich gewordener Stoffe. Die meiste Anziehungskraft hat auch in veränderter Form die Satansgestalt des Advokaten „Jacques Ferrand" behalten, welchen Frédéric Lemaitre, der Typus des bekannten „Robert Macaire", mit vollendeter Meisterschaft giebt.

---

*) Schwerlich wird man die wenigen Worte, die Wolf (Bibliotheca hebraea) ihm gönnt, auch nur für einen Versuch gelten lassen. De Rossi behandelt ihn noch dürftiger; und doch thaten Beide ihre Schuldigkeit. Von jüdischen Quellen verlassen und nicht im Besitze eines Werkes von diesem Manne, wie konnten sie etwas von ihm wissen? Das Wenige, was ich im Folgenden vortrage, ist Ergebniß der Vergleichung des handschriftlichen Lexikons. Doch glaube ich mich bei den Lesern und besonders bei den Leserinnen dieser Blätter verdienter zu machen, wenn ich sie mit gelehrten Belegen zu meinen einzelnen Behauptungen verschone. Inzwischen werde ich über Alles an einem Orte Rechenschaft geben, wo die hier vorgetragene Skizze sich zu einer Abhandlung ausdehnen wird.

**) Bisher immer Karisch, von Wolf Charisch genannt.

***) Abenesra, Einleitung zur Grammatik „Mosnajim". Die Stadt Tahart, welche unter der Dynastie der Rostomiden und später Hauptstadt war, lag da, wo Abdelkader seine so kläglich untergegangene Residenz Tekedempt hatte. Siehe hierüber Magazin 1840, Nr. 93.

†) Menachem ben Saruk; Dunasch ben Librat; Jehuda Chiug, und vor Allen Abulwalid oder Jona ben Gannach.

††) S. unten.

*) Welt und Gagnier stellen die lächerliche Meinung auf, der Name rühre von den ersten Worten des II. Theils „Ab w'Imma" her. Der Name wurde dem Buche vielmehr gegeben, weil es die „Abstammung" der Wörter erklärt. Auch andere Werke solchen Inhalts führen bei den Arabern den Namen.

**) Beide Werke hatte ich handschriftlich vor mir. Sie werden jetzt in Berlin von Herrn Dr. Biesenthal edirt.

***) S. Eichhorn's Allgem. Biblioth. der bibl. Liter. III. 951. ff.

†) Gesenius gab mir 1841 das Exemplar mit nach Berlin, mit dem Auftrage, den Text nebst einer Uebersetzung herauszugeben. Andere Verpflichtungen hinderten mich aber, ans Werk zu gehen, und der Tod des großen Bibelforschers trennte mich vollends von dem Vorhaben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 29. Februar 1844.

Frankreich.

Charles Nodier.

(Nach der Revue de Paris.)

Zum Glück für die Menschheit hat Gott die Geister sparsam über die Erde gesäet, deren Platz nach ihrem Tode leer bleibt, und deren Werth man darum, wenn sie verschwunden sind, erst ganz fühlt. Seit einigen Wochen unterhält man sich allgemein von Charles Nodier, den seine Freunde schon, während er noch litt, beweinten, und in dem Frankreich einen edlen Charakter, einen ausgezeichneten Sprachforscher und einen geistvollen Dichter verloren hat. Besonders der hohe Werth seiner umfassenden akademischen Arbeiten giebt uns die traurige Gewißheit, daß Charles Nodier für uns unersetzlich ist. Dies haben seine Kollegen selbst durch den Mund ihres Präsidenten neulich an Nodier's Grabe ausgesprochen; und der Verfasser der nachstehenden Bemerkungen würde sonst nicht wagen, eine Ueberzeugung zu äußern, von der es scheinen könnte, daß sie nur aus seiner großen Verehrung für den Verstorbenen und aus seinen persönlichen Verhältnissen zu ihm entstanden sey. Der Schutz und die Liebe dieses bewundernswürdigen Mannes war die einzige Erbschaft, welche meine Aeltern mir hinterließen, und der Schmerz über seinen Tod treibt mich, öffentlich von ihm zu sprechen, als ob er hierdurch, wie durch die Erfüllung einer letzten Dankespflicht, gemildert würde. Ich will nicht Charles Nodier's Verdienste um die Literatur würdigen; dies überlasse ich einer geübteren Feder, der ich zu ihrem Werke nur dieselbe Liebe geben möchte, von der ich erfüllt bin; ich will nur von Nodier als dem Menschen sprechen und seinen zahlreichen Verehrern einige Züge mittheilen, welche das Bild, das sie nach seinen Schriften sich von ihm entworfen haben, vervollständigen mögen.

Charles Nodier's Geist schien im Leben fast noch reicher, als er sich in den Schriften zeigt. Er hatte einen gewissen Hang zu ironischem Scherz und war dabei doch sehr gutmüthig und zartfühlend. Wenn er sprach, so ergänzten sich sein Geist und sein Herz gegenseitig; die scharfen Gedanken, welche der Geist gab, milderte das Herz, und sie schienen im Wettstreit zu liegen, welchem von beiden es gelingen würde, das Ohr des Hörers mehr zu fesseln. Er hatte die Offenheit eines Kindes, die Erregtheit eines Jünglings und eine seltene, ungeheuchelte Bescheidenheit. Was er begann, trieb er mit jugendlicher Begeisterung; diese Begeisterung ging aus dem tiefsten Kerne seiner Seele hervor, wenn sie auch oft unter einer Form ans Licht trat, welche den Skeptizismus Voltaire's und die positive Ironie Beaumarchais' zu verrathen schien. Nodier selbst unterschied drei Personen an sich und hat diesen Scherz in der Geschichte des Königs von Böhmen und seiner sieben Schlösser sehr glücklich ausgebeutet, da in dieser gelungenen Satire stets das Bild des Verfassers in seiner dreifachen Gestalt erscheint.

Wenn Nodier im Leben oder in den Schriften von sich selbst sprach, so that er es mit einer fast komischen Bescheidenheit. Die schärfsten Pfeile seines Witzes richtete er gegen sich selbst und verspottete sich oft unter dem Scheine einer so großen Treuherzigkeit, daß man sich verleiten ließ, ihn alles Ernstes gegen seine eigenen Anklagen zu vertheidigen. Darum genoß er auch das Vorrecht, so oft von sich sprechen zu dürfen und damit alle Herzen zu gewinnen. Der tiefe Eindruck, den sein eigenthümlicher Geist machte, wurde noch dadurch erhöht, daß sein ausgezeichnetes Gedächtniß ihm stets den reichsten Stoff für die Unterhaltung bot, und daß sein angenehmes Organ seine Worte noch zu verschönern schien. Seine Gesichtsbildung hatte etwas Sanftes, und doch verrieth sie stets seine innere Bewegung und Leidenschaftlichkeit; seine Augen waren hell und durchdringend, seine Stirn weiß und von einigen wenigen Runzeln überzogen; seine Lippen schienen stets ein ironisches Lächeln unterdrücken zu wollen, und auf seiner Nase, die er selbst gefeiert hat, sah man jenes seltsame Muttermaal, „welches der eigensinnige Finger eines Erzengels ihr aufgedrückt hatte." Von Gestalt war Nodier sehr groß und hager, doch starknochig, und er ging etwas gebeugt.

Sein dichterischer Beruf entschied sich schon früh. Ehe er die Elemente der Grammatik gelernt hatte, entwarf er Komödien; seine Phantasie befähigte ihn wie eine Morgendämmerung der Leidenschaften die tiefsten Gefühle zu schildern, ehe er selbst sie empfand, und seine große Empfänglichkeit für alle Eindrücke der Kunst und Wissenschaft bewog seinen Vater, ihn vor dem zwölften Jahre die klassischen Studien nicht beginnen zu lassen. Zwölf Jahr alt wurde Nodier 1793; er machte Verse und wartete die Zeit ab, in der man ihm die Orthographie gründlicher beibringen würde; er fing im Geheimen Latein zu lernen an, und als sein Vater ihm hierzu die Erlaubniß gab, trieb er es schon mit demselben Eifer und derselben Beharrlichkeit, die er als Mann bei seinem literarischen Wirken zeigte.

Aus jener Zeit ist uns noch folgende Anekdote erhalten, welche für Nodier's Entwickelung ebenfalls bezeichnend ist. Sein Vater war in jener unglücklichen Zeit Präsident des Gerichtshofes zu Besançon; er verfuhr mit pflichtmäßiger Strenge, doch zugleich mit höchster Unparteilichkeit und suchte dadurch den Widerspruch zwischen der Härte des Gesetzbuches und seiner eigenen freundlichen, wohlwollenden Gesinnung zu heben. Wenn der Buchstabe des Gesetzes nicht auf Verurtheilung lautete, so suchte der Präsident Nodier dem Gesetze eine mildere Auslegung zu geben; doch wenn er die Strenge als seine Pflicht erkannte, so war er unbeugsam; seine Vorliebe für das römische Alterthum machte ihn stolz auf das Bewußtseyn, daß er die Gerechtigkeit in antikem Sinne übe. In solchen Grundsätzen war Karl auferzogen worden; doch hatte ein Freund der Familie, Herr von Chantrans, das Herbe dieser Gesinnung durch seinen Einfluß gemildert. Chantrans, den Nodier in seinen „Jugenderinnerungen" und in der „Seraphine" unsterblich gemacht hat, war ein frommer, geist- und kenntnißvoller Patriarch des Ancien-Regime. Karl hielt sich oft ganze Tage bei ihm auf und horchte seinen weisen Lehren. Im Jahre 1793 nun geschah es einst, daß die Nichte des Abbé d'Olivet, eine geachtete Frau von vorgerücktem Alter, verhaftet wurde, weil sie einem Verwandten, der ausgewandert war und an den Gränzen Frankreichs gegen sein Vaterland kämpfte, Geld geschickt hatte. Das Verbrechen war erwiesen, das Gesetz unzweifelhaft; der Präsident Nodier, welchem die Coriolane der Armee von Koblenz selbst nicht sehr gefielen, sah keine Möglichkeit, den Wunsch, Frau von Olivet zu retten, mit seiner Pflicht zu vereinigen. Während die Untersuchung eingeleitet wurde, bewog Chantrans den jungen Nodier, um die Freisprechung der Angeklagten zu bitten, deren vertrauter Freund er war. Der Knabe war von solcher Liebe zu Chantrans erfüllt, daß er für ihn ins Feuer gegangen wäre; er warf sich dem Vater zu Füßen und trug ihm mit Thränen seine Bitte vor. Der Präsident war unerbittlich, und nach einem langen Kampfe erhob sich der Knabe und rief mit entschiedenem Tone: „Bringen Sie denn dem Vaterlande dieses Opfer, ich will ein anderes der Freundschaft und Dankbarkeit bringen; wenn man Frau von Olivet verurtheilt, so endet ein Dolch das Leben Ihres Kindes." Der Präsident wollte den Knaben durch Vernunftgründe überzeugen, daß er seine Bitte nicht erfüllen könne, doch anstatt ihn anzuhören, fuhr Karl fort: „Morgen wird Frau von Olivet freigesprochen, oder Sie haben keinen Sohn mehr!" und mit diesen Worten eilte er zur Thür hinaus. Die Nacht kam, doch er kehrte nicht zurück; die Stunde des Gerichts erschien, und noch immer ließ ihn der Vater vergebens suchen. Als die Gerichtssitzung eröffnet wurde, sah er ihn endlich in einem Winkel des Saales ganz bleich stehen; die Hand hatte er in den halbaufgeknöpften Rock geschoben und hielt darin vielleicht die verhängnißvolle Waffe, welche seine Drohung wahr machen sollte. — Frau von Olivet verdankte ihre Freisprechung den Bitten des Knaben, und wenn der Präsident später an dieses Ereigniß dachte, so drückte er den Sohn oft mit Entzücken an die Brust.

Chantrans war Ingenieur-Offizier gewesen; er war klein von Gestalt, sehr heiteren Geistes, liebte die Natur so wie die Wissenschaften, und unter den letzteren besonders die Botanik und die Entomologie. Als mich Nodier im Jahre 1838 zu ihm schickte, war er fast hundert Jahr alt; gleichwohl fand ich ihn noch geistig kräftig und verlebte fünf herrliche Tage bei ihm. Er erzählte mir, wie er zur Schreckenszeit mit Karl, den sein Vater ihm anvertraut hatte, aufs Land geflohen war, wie er ihn hier in den Anfangsgründen der Mathematik und Botanik unterrichtete, und wie rasche Fortschritte der Knabe machte. Er legte selbst Sammlungen an, die Chantrans noch aufbewahrte, und sein ganzes Leben blieb es seine Lust, die Wälder und Wiesen zu durchstreifen. Selbst in seinen Schriften finden sich häufige Spuren hiervon; oft werden seltene, köstliche Blumen oder Goldkäfer beschrieben, und die Entomologie erzeugte schon früh, ehe er Hoffmann kennen lernte, eine Menge phantastischer Vorstellungen in ihm. Auch sein erster Liebesroman spielte in dieser Einsamkeit. Nodier war früh mit den Romanen der Frau von Montolieu und einiger Deutschen vom sentimentalen Genre bekannt geworden und verliebte sich zu vierzehn Jahren, als ob die glühendste Leidenschaft ihn erfüllte, und doch war es nur die Phantasie, welche sein unschuldiges Gemüth so heftig aufregte. Nichts war ergötzlicher, als wenn Nodier in seinen alten Tagen die platonischen Liebesabenteuer schilderte, welche er bestand, als er noch in die Schule ging.

In demselben Jahre schickte man ihn nach Straßburg, damit er dort seine

Studien fortsetze. Er bezog das Haus des Professor Schneider, eines alten Mönches, der aus seinem Orden getreten war und einen widerlichen Cynismus zur Schau trug. Wie sehnte sich Rodier daher bald nach dem verlorenen Glücke an Chantrans' Seite zurück! Statt des wohlwollenden, nachsichtigen Freundes hatte er hier ein Ungeheuer zum steten Gesellschafter; statt der blühenden Wiesen lagen die von Blut durchströmten Gassen und Plätze einer Stadt vor ihm, die man dem Henker preisgab. Die Gräuelscenen, welche Rodier hier mit ansah, erschütterten ihn so mächtig, daß er zu kränkeln anfing und zu seinem Vater zurückkehren mußte, der ihn nun systematisch mit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bekannt machte. An dieser fand Rodier wenig Gefallen, und er hat mir oft erzählt, wie ihm eine neue Welt aufging, als ihm zufällig ältere französische Werke in die Hände geriethen, und wie er auch seinen Vater für dieselben zu gewinnen wußte, indem er ihn zuerst durch Philipp Desportes und Saint-Gelais anlockte, um ihn dann bis zu Ronsard zu führen. So wurde Rodier, ohne es zu ahnen, schon früh der Vorläufer einer poetischen Umwälzung, für deren Grundsätze er dreißig Jahre später in die Schranken trat.

In seinem siebzehnten Jahre unternahm Rodier, mit zahlreichen Empfehlungsbriefen ausgerüstet, seine erste Reise nach Paris. Hier wurde er bald heimisch im Kreise der Dichter und der hohen und niederen Helden der Literatur, und er war überrascht, die großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Revolution verschont hatte, völlig anders zu finden, als er erwartete. Er kannte sie bisher nur nach den Schilderungen seines Vaters, und so standen sie als großartige, imponirende Gestalten vor ihm; wie traurig enttäuscht wurde er daher, als er sehr aufgeräumte, vor Freuden hüpfende Männlein erblickte, welche in dem seligen Gefühl, ihren Kopf noch auf den Schultern zu haben, nur stets von ihrem Glücke sprachen, die Träume Rousseau's und die bittere Satire Beaumarchais' längst vergessen hatten und nur noch die Romanze pflegten, in der sie Chloris und ihren Blumenstrauß besangen.

Als Rodier 1798 nach Besançon zurückkehrte, gab er seine erste Schrift heraus, die Abhandlung über den Gebrauch der Fühlhörner und über das Gehörs-Organ der Insekten. Drei Jahre später veröffentlichte er seine „entomologische Bibliothek". Zugleich beschäftigte er sich mit sorgfältigen und umfassenden Untersuchungen über die französische Sprache und schrieb schon 1798 sein Wörterbuch der Onomatopoetika, welches allgemeine Anerkennung fand und zuerst den Ruf des damals kaum achtzehnjährigen Jünglings begründete.

(Schluß folgt.)

England.

Dublin, von J. Venedey.

(Schluß.)

Der erste Tag in Dublin.

Meine Regel: „Das Nächste ist das Beste", brachte mich in ein Wirthshaus zweiter Klasse, wo es schon halb irisch aussah und zuging. Mein Zimmer hatte einen unangenehmen Geruch, es fehlten für Jemanden, der aus England kommt, ein halb Dutzend Geschirre auf dem Waschtische; das Linnen glänzte nicht; es war Alles anders, kein rechtes Comfort.

Aber bei dem Frühstück kam erst die Bescherung; — wenigstens vierundzwanzig Sünden gegen den heiligen Geist der englischen Reinlichkeits- und Bequemlichkeits-Etiquette. Das Tischtuch war nicht neu aufgelegt, es fehlten ein paar Gabeln und Messern, es war kein Fuß für jedes Ei da, der Thee kam aufgegossen auf den Tisch, kein Spülnapf für den Theesatz, — u. s. f., u. s. f., u. s. f.

Für einen echten Engländer muß ein solches Frühstück genügen, um vom Anfange bis zum Ende desselben Irland vierundzwanzig Mal wenigstens als ein wahres Hottentotten-, Barbaren- und Kosakenland zu verdammen. Die englische Art verwöhnt sehr bald alle Reisenden und Fremden, die eine Zeitlang in England leben; ein Engländer, der sich von Jugend auf in sie hineingelebt hat, muß sich in Irland am ersten Tage so in allen Fasern seines Seyns verletzt fühlen, daß er nachher schwerlich je im Stande seyn wird, sich mit Irland und dessen Bewohnern wieder auszusöhnen. Ueberhaupt giebt es nur selten Menschen, die den ersten Eindruck zu besiegen vermögen. Führt die Masse vor ein Meisterstück Raphael's, das unglücklicherweise einen Riß hat, und unter Hunderten werden stets Neunundneunzig nicht über den Riß wegsehen können, während nur Einer ihn vergessen und — bewundern wird, was des Bewunderns werth ist.

Nach dem Frühstücke suchte ich einen jungen Mann, Herrn Mc. C., auf, den ich in London kennen gelernt hatte. Da ich nur kurze Zeit in Irland bleiben wollte, so wünschte ich wenigstens gleich von vorn herein mit einem Irländer meine Plane zu besprechen. Hr. Mc. C. war aufs freundlichste zu allen Nachweisen erbötig, und nachdem er mein Anliegen gehört, lud er mich auf nächsten Morgen zum Frühstücke ein, um das Weitere zu verabreden.

Den übrigen Theil des Tages flanirte ich durch Dublin, auf gut Glück aus einer Straße in die andere ziehend. Meines Freundes Haus führte mich in den schönsten Theil der Stadt. Die Sackvillestraße ist eine der imposantesten, die ich kenne. Sie ist so breit, wie sonst nur Plätze und Squares sind, breiter als die Boulevards und die Regentstraße; auf der einen Seite läuft sie in eine Brücke über den Liffey aus, während sie auf der anderen durch ein großes Gebäude mit einem Thurme begränzt ist. In der Mitte ist eine Nelsonsäule, die der Schönheit der Straße gerade so viel schadet, als die Straße ihr selbst. Die Säule unterbricht die Aussicht und erscheint überdies für die Straße zu klein, während diese nur zu groß für jene ist.

Von der Sackvillestraße führte mich der Zufall an dem ehemaligen Parlamentshause Irlands vorüber. Säulen, etwas griechisch-italiänische Baukunst, nichts Neues, nichts Großes. Von hier durch ein Paar Straßen, über ein Paar Squares, kam ich in den südwestlichen Theil der Stadt. Jene Squares sind das fashionable Quartier, von ihnen durch eine oder zwei kleine Straßen kommt man wie durch einen Zauber in ganz andere Regionen. In London zieht sich die reiche Welt vor der armen zurück; wo Straßen aufkommen, in denen die Noth und das Elend zu Hause sind, da fliehen der Reichthum und der Luxus, so rasch sie können. Die schönen großen Squares in dem nördlichen Theile Londons sind nur vom Mittelstande bewohnt, weil die nächsten Gassen Höhlen des Unglücks sind. Das Elend beleidigt den Reichthum und jagt ihm Furcht und Angst ein, und schon das erklärt es halbwegs, warum die Aristokratie Irlands nicht auch in Irland und in Dublin haust.

Diese Straßen der Armen in Dublin sind enge und so krumm, daß man immer nur ein Paar hundert Schritte vor sich hat. Aus allen Fenstern vom ersten Stocke bis zum Speicher hängt Wäsche, die stets nur halb rein aussieht, hervor; selten ein ganzes Hemd, oft Alles in Fetzen und Stücken. Der untere Theil des Hauses ist meist ein Kram, Hunderte sind Trödelbuden für altes Geräthe, alte Kleider, alte Lumpen, und es sieht so aus, als ob der Kehricht der ganzen Welt hier zusammengebracht und zusammengeflickt worden sey. Da ist nichts Ganzes, nichts Reines zu finden; — es juckt Einen nur vom Ansehen.

Unter diesen Buden sind Keller, in denen ganze Familien leben und auf deren Stufen meist ein halb Dutzend Kinder liegen, während die Mutter oder Großmutter über sie hinweg zum Kellerloche heraussieht. Und das Alles ist so schmutzig als möglich. Die Kinder sehen aus, als ob sie nie gewaschen worden, die Alten, als ob das Wasser Geld koste! In den Fenstern liegen meist Neugierige, die sich das Treiben auf den Straßen mit der größten Gemüthsruhe ansehen. Auf der Straße sitzen Jung und Alt, Mann und Weib, die alten Weiber meist rauchend, neben einander und — sonnen sich.

Ja, sie sind sehr glücklich, diese Unglücklichen — glücklich in ihrem Unglück, denn ein guter Geist hat ein Gesetz gemacht, wonach in der Regel mit den Mitteln des Genusses auch das Gefühl des Mangels abnimmt. Ein irländischer Bettler, einer jener gueux, wie ich deren Hunderte in den Straßen Dublins liegen und sitzen sah, würde sich eine Kugel durch den Kopf jagen, sich in seines Palastes Thor aufhängen, wenn er nur acht Tage ein Lordleben führen müßte *).

Auf Schritt und Tritt mußte ich an einzelne Judengassen in Deutschland, oder auch an Zigeunerart denken. Dieses südliche far niente, dieses in der Sonne Liegen, reimt sich schlecht mit dem nördlichen Klima. Aber noch manches Andere erinnert an den Orient und orientalische Art. Der Typ der Weiber, wenigstens der, der mir im Volke am meisten auffiel, ist klein, mit ziemlich großen Köpfen, breiten Gesichtern, breiten, etwas eingebogenen Nasen, feiner, aber bräunlicher Haut, schwarzen Augen und pechschwarzem dickem Haare. Die Abart ist weiße Haut, Sommersprossen und fuchsiges Haar. Oft ist dieser Typ sehr reizend und wird, in den höheren Ständen überdies mehr englisirt, wahrhaft lieblich; — oft ist er aber auch sehr häßlich. Frühreife ist ebenfalls, fast orientalisch, hier; ich sah eine Menge junger Mädchen mit vollen Brüsten und kehrte in einem Bäckerladen ein, wo eine Aufwärterin in üppiger Weibesfülle nur vierzehn Jahre zählte.

Das Elend tritt in Irland anders auf als in England. Die Mehrzahl der englischen Bettler, denen ich in London begegnete, thaten mir im Herzen wehe, denn sie sahen fast alle aus wie die gefallene Größe. Es ist mir in England nie in den Sinn gekommen, bei ihrem Anblicke an Beranger's: Vivent les gueux! zu denken. Sie trugen sämmtlich die Spuren des Bewußtseyns ihres Elends neben den Spuren des Berufes zu Besserem mit unverkennbaren Zügen auf der stolzen Stirn geschrieben. Und ihre Art ist ebenfalls eine andere; sie sind in der Regel stumm, und diese Stummheit ist so unendlich beredt. Sie saßen am Wege, ohne ein Wort zu sagen, und hatten auf den Boden geschrieben: We are hungry. Nie werde ich diese Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, wandernde Gerippe, vergessen, die mitunter, langsam, Psalmen wimmernd, an meinem Fenster vorüberzogen.

O! wenn England betteln muß, so wird kein furchtbarerer Fluch erfunden werden können!

Aber die irischen Bettler sind anders. Ich konnte sie schon in London von den Engländern unterscheiden. Sie sind so beredt, sie haben lange Phrasen bereit, es fließt wie Honig von ihren Lippen, sie wollen interessiren. Und wenn man sie ansieht, so liegt in ihrem Gesicht mitunter so viel Gesundheit, so viel Selbstzufriedenheit, so viel Seelenruhe, daß man trotz der Lumpen und des Schmutzes an dem Ernste der wortreichen Noth zu zweifeln versucht ist. Jeder englische Bettler trägt den Fluch Gottes auf der Stirn, jeder irische hat einen Strahl des Mitleidens eines gnädigen Richters in allen seinen Zügen. Jene sind elend, bodenlos elend, selbstbewußt elend, — diese meist nur arm.

Diese Armuth aber steht hier überall an der Thür des Reichthums. Nicht nur liegen die armen Straßen ganz nahe an dem fashionablen Quartier, sondern man kann auch sicher seyn, daß man kaum einen Schritt thun kann, ohne auf Entblößung und Noth zu stoßen. Ich begegnete einem sehr pompösen Leichenwagen, sechs Pferde, viele Straußfedern und auf dem Bocke ein stolzer Kut-

*) Ich las später eine irländische Volkssage: „Der Wunsch", wonach Jeder eine Minute hat, in der seine Wünsche erhört werden. Paddy wünschte ein Lord zu seyn, und war vierundzwanzig Stunden so elend wie nie vorher, und kann von Glück noch sagen, — daß Alles nur ein Traum war.

ier, in langem, schwarzem Mantel, dreieckigem Hute und weißflackernder rauerschleife. Und neben diesem saß ein Bursche, dessen Fleisch durch seine rfetzten Hosen sah, ohne Schuhe und Strümpfe und in Hemds-Aermeln, e nur ein Kennerblick von einem grauen Wamms zu unterscheiden vermochte. interher kamen mehrere glanzvolle Equipagen und eine lange Reihe von lietwagen. Die Armuth ist hier ein beständiges memento mori des Reich-ums und folgt ihm auf Schritt und Tritt wie der Schatten seinem Körper.

Auf meiner kleinen Reise durch Dublin fiel mir dann noch besonders auf, daß mich die Leute nicht allzu sehr anglotzten und auslachten. Nun — so limm ist's nicht, ich habe mich nun einmal an meinen Schnurrbart gewöhnt. n London fiel das sehr auf — a stranger, — den man als solchen, als Bar-ir, auszulachen, zu höhnen ein Recht hat, ist in London an der Tagesord-ung. Ich begegnete hier in Dublin keinem ähnlichen Gefühle. Irland ist lerant und vor Allem gastfreundlich.

Noch Eins erregte auf meiner Irrfahrt meine Aufmerksamkeit, die beson-re Art Wagen. Kleine, leichte, luftige, einspännige Gefährchen, mit abge-blagenen Bänken zu beiden Seiten, so daß die Gesellschaft sich den Rücken ukehrt. Eine wunderbare Erfindung, so einfach, so ursprünglich als möglich, nd ich möchte darauf wetten, daß sie noch celtischer Herkunft ist. Es ist araktеristisch genug, daß gerade die Irländer, die stets zersplittert waren, ets sich vereinzelten, zu einem Fuhrwerke kamen, das diese Zersplitterung ldlich darstellt. Ein Volk, dem das Gefühl des Zusammenlebens, des Ver-nens tief inwohnt, würde sicher ein solches Fuhrwerk nicht erfunden, sondern nes für eine ganze Gesellschaft erdacht haben.

Diese kleinen, leichten, luftigen Gefährchen sind die Omnibus Irlands. Sonst giebt es keine. Und alle Welt, hoch und niedrig, reich und arm, be-ient sich desselben Fuhrwerkes. Der Charakter Irlands ist demokratisch genug, m auch an diese Gleichheit als etwas Natürliches zu erinnern. Man kann in lle Dem Spielereien und Suchen nach Großem im Kleinen finden; aber ides Geräth trägt mehr oder weniger den Stempel seiner Zeit und der Civi-isation, der es angehört. Die Omnibus und die Eisenbahnen sind die größ-en und unverkennbarsten Demagogen und Demokraten, die es je gegeben hat. Und wer in den Straßen einer Stadt Portchaisen begegnet, der kann getrost agen, daß es in der Stadt Leute giebt, die der Beine Anderer bedürfen, um u gehen. Diese Tragstühle mochten einst sehr natürlich seyn, als die Wagen noch sehr selten waren, und wer nicht durch den Schmutz der ungepflasterten Straßen wandern wollte, sich tragen lassen mußte. Aber mit all unseren Wagen, mit den hundert und tausend Fuhrwerken in den Straßen von Dublin ist ein solcher Tragstuhl eine Art Anklage gegen die Faulheit Derjenigen, die sich ihrer bedienen. Ich sah deren an zwei verschiedenen Orten mehrere bereit tehen, ihrer Kunden harrend.

Müde und matt kam ich in dem Sitzungs-Lokale der Handelskammer, wo mich Hr. Mc. C. als Besucher eingeschrieben hatte, an. Ich fand ein Lesekabinet, wie es in England keine giebt und wie sie in Paris an der Tages-ordnung sind. Und wieder mußte ich denken: „Alles in Allem!" Der Ir-länder, der sich aussprechen muß, der nicht an sich halten kann, der an der Politik seine Lust hat, muß zu einem pariser Lesekabinet kommen, während der kalte, schweigsame, stolze und verschlossene Engländer auch seine Gefühle als Bürger in den engen Kreis seines eigenen Arbeitszimmers verschließen kann.

Am Abende ging ich dann in den Vauxhall-Garden, wo ich das unerwartete Vergnügen hatte, einem Landsmanne zu begegnen. Der „berühmte" Virtuose Herr von Joel (welch ein Glück, daß er wenigstens Herr von ist!) sang dort Jodellieder, machte die Nachtigall, die Lerche, junge Hunde und Schweine, Alles sehr natürlich und ohne künstliche Hülfe von irgend welchen Instrumenten nach. Ich war so stolz, unser großes Vaterland so schön hier vertreten zu sehen; — und um so stolzer, als uns das stolze England nach-gerade die Ehre anthut, Herrn von Joel ꝛc. kurzweg „Herr" zu nennen. Alaf Deutschland!"

Italien.

Die Münzen Mailand's vom 13ten Jahrhundert an. *)

Die geschichtlichen Urkunden, welche das Münzwesen Mailand's betreffen, umfassen nur den Zeitraum von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis 1812. Um das Dunkel früherer Jahrhunderte in dieser Beziehung etwas aufzuhellen, muß man die politische Geschichte angehen.

Der eben erwähnte, dem statistischen Numismatiker sichere Ausbeute ge-bende Zeitraum zerfällt in drei Perioden. Die erste reicht von 1536 bis 1711, als die Könige Spaniens Herzoge von Mailand waren; die zweite oder öster-reichische Periode von 1711 bis 1796, und die dritte oder Napoleonische bis 1814.

In dieser dritten Periode war die Thätigkeit der lombardischen Münze am größten: vom 1. Januar 1808 bis zum 1. Oktober 1813 wurden durch Vermittelung des unermüdlichen Finanz-Ministers, Grafen Prina, in dem Münzhause von Mailand allein, ohne Bologna und Venedig zu rechnen, 102 Millionen italiänischer Lire (Livres oder Franken, während die heutigen österr. Lire nur den Werth von 20 Kr. C. M. haben) geprägt, also durch-schnittlich 17 Millionen in jedem Jahre. Aber auch das österreichische Kaiser-haus hatte sehr viel Geld prägen lassen, seitdem Maria Theresia (1778) die neue Münze in Porta Nuova errichtet und Joseph II. selbiger (1786) das Privilegium ertheilt hatte, alle Arten von Münzen, wie sie aus den übrigen Münzstätten der Monarchie hervorgingen, zu prägen. Eine vollkommen glaubwürdige Liste ergiebt, daß man in den 29 Jahren von 1778 bis 1807 mit österreichischen Stämpeln (denn bei diesen war man auch unter der fran-zösischen Herrschaft geblieben) 385 Millionen italiänische Lire, d. h. durch-schnittlich 13¼ Millionen jedes Jahr, ausgeprägt hatte.

Gehen wir endlich bis auf die spanische Herrschaft zurück, so ist uns hier Argellati, der seine Tabellen auf den Grund offizieller Listen angefertigt, ein sicherer Gewährsmann. Diesen Tabellen zufolge betrug das geprägte Silber-geld 4,019,570 mailändische Mark, d. h. 201,161,324 italiänische Lire; und außerdem hatten die Scheidemünzen einen Silbergehalt von 13½ Millionen Lire. Jedermann weiß, wie ungeheuer die Ausbeute an Silber war, deren Spanien seit Entdeckung der Minen von Potosi (1545) im 16ten und besonders im 17ten Jahrhundert sich erfreute. Ein großer Theil dieser Silber-Massen wanderte über Genua nach Mailand, um daselbst gemünzt zu werden und die damaligen endlosen Kriege in Italien zu unterhalten. Aus dem Golde der Neuen Welt, dessen Verhältniß zum Silber dort noch geringer ist, als in der Alten, wurden in unserer Münze über 48 Millionen Lire an Werth geprägt. Das Kupfergeld aus den mailändischen Münzstätten beläuft sich für jene Periode auf 264,710,777,024 Lire an Werth.

Im 14ten und 15ten Jahrhundert war Mailand ein reiches und mächtiges Herzogthum; daher gewiß auch seine Münze unter den beiden Dynastieen der Visconti und der Sforza sehr blühend gewesen seyn muß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herzog Galeazzo Maria Sforza im Jahre 1474 an der Stelle des sehr unvollkommenen Münz-Systems der letzten Visconti's und seines Vaters Francesco I. ein sehr vorzügliches neues System schuf. Den betreffenden Verfügungen vom 4. Juni des genannten Jahres zufolge sollten binnen drei Jahren 103,000 Mark Silber gemünzt werden, und zwar in Spezies von 10 Soldi bis ½ Soldo. Von den damals geprägten Spezies sind noch heutzutage viele Exemplare vorhanden.

Die unter dem zweiten Sforza begonnene Thätigkeit der mailändischen Münze dauerte fort unter seinen Nachfolgern Giovanni Galeazzo und Lodovico il Moro; eben so in den ersten Zeiten des 16ten Jahrhunderts, wie zahlreiche Münzen aus jener Periode beurkunden.

Was aber für den damaligen großen Ueberfluß an edlem Metalle in Ita-lien am kräftigsten spricht, sind die ungeheuren Reichthümer, welche der Handel mit dem Orient unserer Halbinsel zuführte. Um von dem Verkehre der Lombardei mit Venedig allein (Frankreichs, Englands und Flanderns zu ge-schweigen, in welchen Ländern so viele italiänische Kaufleute sich umtrieben) einen Begriff zu erhalten, lese man nur bei Sanudo die 1421 im Senate Ve-nedigs stattgehabten Berathungen hinsichtlich des Krieges mit Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand, und man wird mit Staunen erfahren, daß der Werth der Kleiderstoffe (robe), die aus den lombardischen Städten nach Vene-dig spedirt wurden, Jahr um Jahr 900,000 Zechinen betrug, ungerechnet die große, auf 1,612,000 Zechinen berechnete Menge des Goldes.

Es ist anerkannt, daß der Werth der Waaren zur Quantität des in einem Lande vorräthigen Geldes in gehörigem Verhältniß steht. Nun aber zeigt der Präsident Carli in seinem Werke: „Von den Münzen und dem Institute der Münzstätten Italiens", wie auch der eben so wackere Numismatiker Bellini in seiner „Abhandlung über die alte Lira Ferrara's", den allgemein verbreiteten Irrthum, wonach die Schätze Amerika's Italien bereichert haben sollten, be-kämpfend, daß Getraide, Wein, Oel und die Lebensmittel überhaupt in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts bei uns gleichen Werth hatten, d. h. mit gleichen Preisen bezahlt wurden, wie in der zweiten Hälfte des 18ten. Es ist also unter den letzten Visconti's und den ersten Sforza's in dem Herzog-thume Mailand nicht weniger Geld in Umlauf gewesen, als unter Maria Theresia und Joseph II.

Man wird uns vielleicht einwenden, es könne ein Münz-System auch in reichen und ausgedehnten Staaten, wegen Mangels an weisen Anordnungen, die Verhältnisse der beiden edeln Metalle betreffend, oder wegen übel berech-neter Habsucht und falscher Oekonomie, verunglücken. Darauf bemerken wir, daß das Verhältniß des Goldes zum Silber in ganz Italien wie 1 zu etwas weniger als 11 (genau wie 1 : 10,973) gewesen ist, und zwar vom Jahre 1200 an, in welchem man das Gold wieder umzuprägen begann, bis 1500, als die Entdeckung Amerika's und der Ueberfluß an Silber, den sie einbrachte, hin-sichtlich des Werthes der beiden edeln Metalle Verwirrung erzeugten. So-dann muß man erwägen, daß Mailand zu damal ausgezeichnete Financiers besaß, welche, da sie über ihrem Jahrhundert und den herrschenden Vorur-theilen standen, ihre Fürsten von allem Streben nach Gewinn in diesem Zweige der Staatsverwaltung abmahnten.

Auf die vorstehenden Betrachtungen gestützt, glauben wir also der Wahrheit nicht fern zu bleiben, wenn wir annehmen, daß zwischen den letzten Jahren des 15ten und dem Anfang des 16ten Jahrhunderts in Mailand wenigstens eben so viel edles Metall zu Münzen geschlagen und ausgeprägt wurde, wie in der Periode von 1778—1807.

Und was wird man erst sagen, wenn man liest, daß einer der Herzoge vom Geschlechte Sforza, Galeazzo Maria, vier sehr schwere goldene Schau-stücke, Jedes ungefähr zehntausend Dukaten werth, von denen Zweien sein eigenes und den Anderen das Bild seiner Gemahlin aufgeprägt gewesen, als

*) Münze in der Bedeutung Münzhaus oder Münzwesen heißt italiänisch zecca, welches Wort das arabische sikke (Münz-Typus und geprägtes Geld) ist. Eben so bedeutet im Spanischen seca Münzstätte, und zequi oder zequin (italiänisch zecchino) die arabische Goldmünze. Man darf dieses Wort nicht mit dem hebräischen schekel (Sekel) verwechseln, das etwas Gewogenes (von schakal, wiegen, wägen) bedeutet, und dem in der arabischen Sprache thakl oder saakl (schwere, auch kostbare Sache), von thakala, schwer, gewichtig seyn, entspricht; in der chaldäischen aber th'kal, wiegen, wägen.

in seinem Schatze befindlich, erwähnt? *) Diese Erwähnung geschieht aber in einer Urkunde vom 4. März 1476, deren Original noch vorhanden ist. **) Ich will diese erstaunliche Masse Gold, größerer Sicherheit wegen, nach dem niedrigsten Maßstabe, der nur möglich, berechnen und verwandle darum die wirklichen goldenen Dukaten in imaginaire zu 32 Soldi Silbergeld, welche seit Galeazzo Visconti neben den wirklichen Dukaten in Mailand zirkulirten. So erhalten wir 16,000 damalige Lire (ungefähr 4000 heutige Zechini) als Werth einer jeden Medaille.

Waren die Visconti's des 14ten und 15ten Jahrhunderts keine reicheren Herren als die Sforza's, so hatten sie jedenfalls durch Geld größere Macht erworben; denn ihr Staat erstreckte sich vom Fuße der Alpen bis ins Herz des alten Etruriens, und vom Tyrrener-Meere bis zum Adriatischen. Groß war schon seit Anfang des 14ten Jahrhunderts der Ueberfluß an edeln Metallen, weil die durch gute Sitten und bürgerliche Freiheit vermehrte Bevölkerung, der von der Hydrostatik mächtig unterstützte Landbau und der auf höchst einträgliche Wollen-Manufakturen gegründete Handel Mailand und Insubrien im 13ten Jahrhundert mehr als jemals bereichert hatten. Dazu kommt noch, daß die hochherzigen Visconti's, deren Faust stets den Degen führte, um ihr Gebiet zu erweitern oder gegen Feinde zu vertheidigen, sehr ansehnlicher Geldsummen bedurften, und dieses Geld gewiß nur in ihren eigenen Münzhäusern prägen ließen, nach dem Beispiel aller anderen italiänischen Fürsten. So scheint denn die Münze der Visconti's von Mailand, rücksichtlich der Größe des Staats und der angehäuften Reichthümer, nach Venedig, Florenz und Genua, diesen drei ob ihres Handels gefeierten Städten des 14ten und 15ten Jahrhunderts, den vierten Rang einzunehmen.

Die Masse des Geldes, welches unter der ersten Dynastie (von dem dritten Decennium des 14ten Jahrhunderts an bis zur Hälfte des 15ten) in den mailändischen Staaten zirkulirte, läßt sich wegen Mangels an Dokumenten nicht mit Sicherheit angeben; allein, Alles wohl erwogen, kann man sie nicht geringer anschlagen, als sie unter den Sforza's sich herausstellte, d. h. auf ungefähr 385 Millionen Lire.

Die letzte Periode, die uns zu betrachten bleibt, das 13te Jahrhundert, ist zwar die merkwürdigste und ruhmreichste in den Annalen unseres Münzwesens, aber zugleich auch, man muß es gestehen, von allen die dunkelste. Bewahrten unsere Musen nicht die prächtigen Münzen aus jenem Zeitalter, so würde der Geschichtforscher in Versuchung kommen, demselben bei der großen Dürftigkeit seiner Quellen in dieser Hinsicht jede höhere Bedeutung für die Numismatik abzusprechen. Allein der Ruhm, welcher dem Münzwesen der damals freien Stadt Mailand gebührt, wird durch die kaiserliche Münze auf eine glänzende Weise gerettet. Es kann nämlich unter dem Gelde dieses Namens, über dessen Ursprung, Gepräge, Güte und Werth in älterer wie in neuerer Zeit so viel geschrieben worden, keine andere als die in Mailand geprägte zu verstehen seyn. Auf Befehl Kaiser Friedrich's I. (1163) in einem Dorfe bei Mailand (welche Stadt kurz vorher zerstört worden) ins Daseyn gerufen, blieb diese Münze unseren Vorältern, als der lombardische Bund sie wieder frei gemacht und in den erneuerten Besitz alles Verlorenen gesetzt hatte. Und wohl waren sie der kaiserlichen Münze zu Mailand würdig, jene Geldstücke aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, jene in allen Sammlungen zerstreuten großen und kleinen Ambrosini, die ersteren von beinahe ganz reinem Silber, die anderen von 0,900 Theilen dieses edlen Metalls, zu denen noch ein Ambrosino aus reinstem Golde im Cimelio Verri kommt. Alle diese Münzen sind mit einfachen republikanischen Emblemen bedeckt, welche beurkunden, daß sie der Periode der bürgerlichen Freiheit angehören.

Da Mailands Herrschaft damals auf die Stadt und ihr Gebiet eingeschränkt war, so kann diese republikanische Münze den herzoglichen, um nicht zu sagen, königlichen Münzen, der Visconti's und der Sforza's nicht an die Seite treten. Doch wird man die Quantität des geprägten Geldes nicht gering anschlagen dürfen, da sichere Kunde von unserer monetarischen Thätigkeit in der Mitte und gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts sich erhalten hat.

Mailand kann sich unbedenklich rühmen, daß schon vor mehr als einem Jahrtausend in seinen Mauern Geld gemünzt worden; denn auf einer Goldmünze des Desiderius, Königs der Longobarden, die noch jetzt in dem Hause des Grafen Pietro Verri aufbewahrt wird, liest man die Worte Flavia Mediolano. Als die Franken in der Herrschaft über Italien den Longobarden folgten, nahm unsere Münze einen Aufschwung, der nicht wieder nachgelassen. Von Karl dem Großen bis in die neuere Zeit zählt man auf mailändischen Goldstücken die Bildnisse oder Insignien so vieler großen Monarchen oder kleineren Fürsten und republikanischen Verfassungen, daß Mailand in seiner numismatischen Fülle und Mannigfaltigkeit nur dem einzigen Rom nachsteht. Auch in Hinsicht des künstlichen Werthes können die alten mailändischen Geldstücke mit den vollkommensten jeder Nation sich messen: man findet nirgends mehr Schärfe und Sauberkeit der Umrisse, mehr Leben und Ausdruck in den geprägten Gesichtern, einen prächtigeren Faltenwurf der Gewänder. Die Prägekunst Insubriens war im vierzehnten Jahrhundert der einheimischen Malerei und Skulptur sehr vorangeeilt. (Riv. Ital.)

*) Die eigenen lateinischen Worte des Herzogs sind: Quatuor medaliae aureae magni ponderis, valoris ducatorum circiter decem millia pro qualibet, quarum duae nostram et duae illustrissimae consortis nostrae effigiem sculptam habent.

**) Es befindet sich in der sehr schätzbaren, vier dicke Bände starken Sammlung handschriftlicher Urkunden (theils Originale, theils Kopien) aus den Regierungen der Sforza's, welche Eigenthum der kürzlich erloschenen gräflichen Familie Paleari gewesen.

Mannigfaltiges.

— Die Universität Leyden. Ein für die Geschichte der religiösen Meinungen in Holland merkwürdiges Ereigniß ist, daß kürzlich an der Universität Leyden, zum erstenmal seit ihrem Bestehen, die Würde des Rector Magnificus einem katholischen Geistlichen, dem vor der belgischen Revolution bei der Universität Gent angestellt gewesenen Professor Schrant, einem geborenen Nordbrabanter, verliehen worden. Die Universität Leyden wurde — nachdem die Stadt zwei sehr strenge Belagerungen der Spanier in den Jahren 1573 und 1574 überstanden und von Wilhelm von Oranien, der die Dämme durchstechen ließ, entsetzt worden war — im Jahre 1575, also zu einer Zeit gegründet, wo die Reformation in Holland Wurzel gefaßt und mit Macht sich auszubreiten anfing. Leyden hatte damals die Wahl, ob es zur Belohnung seiner Ausdauer und Tapferkeit Zollfreiheit oder eine Universität bekommen sollte, und es besaß den in Holland gewiß um so schätzenswertheren Hochsinn, das Letztere zu erwählen. Gewiß gereicht es nun auch wieder der echt protestantischen Universität, die in der neueren Zeit allerdings auch mit einer katholischen Fakultät ausgestattet wurde, zur Ehre, daß sie jetzt keinen Anstand nimmt, einen freisinnigen katholischen Geistlichen an die Spitze ihrer fünf Fakultäten zu stellen. Das mit dieser Universität verbundene königliche Museum für Naturgeschichte, an welchem auch unser Landsmann, der durch seinen Aufenthalt in Java bekannt gewordene Dr. von Siebold, wirkt, ist eines der ersten in Europa, so wie auch ihr „botanischer Garten" der Zeit nach der erste war, der irgendwo angelegt wurde. Er ward nämlich bereits im J. 1577 gegründet, und der berühmte Botaniker Clusius war dessen erster Vorsteher. Die schöne Peterskirche in Leyden ist mit Boerhaves Denkmal, so wie mit den Gräbern Scaliger's, P. Camper's und anderer Gelehrten, geschmückt. Auch ist die Stadt der Geburtsort von Rembrandt, Lucas von Leyden und des bekannten Physikers Muschenbroek.

— Theater auf Neu-Seeland. In Neu-Seeland, diesem jüngsten aller britischen Colonisationsländer, hat mit den europäischen Sitten auch bereits der Geschmack an theatralischen Darstellungen seinen Einzug gehalten. Zu Port Nicholson wurde am 31. Juli v. J. der Grundstein zu einem Schauspielhause gelegt, das den Namen „Victoria-Theater" erhielt. Alderman Lyon hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er unter Anderem sagte, daß der Ort und die Umgebung des neuen Theaters noch vor drei Jahren eine Wüste gewesen. Schon im September konnte die Bühne eröffnet werden, die also noch viel rascher hergestellt worden, als die abgebrannte des Berliner Opernhauses. Komödienzettel dieses „Royal Victoria Theatre Manners-street, Te Aro" sind als Kuriositäten nach London gekommen.

Bibliographie. *)

Schweden (1843).

G. E. Pasch Årsberättelse om teknologiens framsteg, till Kongl. Wetenskaps-Akademien afgifven den 31 Mars 1841. 8. Stockholm. 24 sk. Vergl. unten Berzelius.

A. T. Wistrand Några drag af bordell-väsendets historia och owedligheten förhållande i åtskilliga Europeiska samhällen förr och nu. 8. Fahlun. 28 sk. — P. J. Liedbeck Reflexion öfver Dr. Wistrands skrift: Några drag m. m." 8. Upsala. 12 sk.

Jern-Kontorets annaler 1843. 27. årgång. Häfte 1. 2. 8. Stockholm. 2 rd. — Auch erscheint seit dem J. 1843 in Stockholm eine Tidskrift för Svenska bergshandteringen. 8.

Förhandlingar vid de Skandinaviske naturforskarnes tredje möte, i Stockholm den 13—19 Juli 1842. 8. Stockh. 4 rd. 32 sk.

Svensk botanik. Utgifven af Kongl. Wetenskaps-Academien. Band II (No. 721—774, bearbetat ven G. Wahlenberg und P. F. Wahlberg). 24 Sitt. 8. Stockh. 12 sk.

C. J. Hartman Handbok i Skandinaviens flora, innefattande Sveriges och Norriges vexter, till och med mossorna. 4. (verb. u. verm.) uppl. Stockh. 2 rd. 44 sk.

C. G. Kröningsswärd Flora Dalekarlica. Lanskapet Dalarnes indigena phanerogamer och filices. 8. Fahlun. 20 sk.

J. Berzelius Årsberättelse om framstegen i kemi och mineralogi (1843). Stockh. 2 rd. 16 sk.

J. Hedenborg Resa i Egypten och det inre Afrika, åren 1834 och 1835. Del. 8. mit 23 Kpft., Portr. u. Karten. Stockh. 4 rd. 32 sk.

M. Björnstjerna Die Theogonie, Philosophie und Kosmogonie der Hindus. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R. 8. Stockholm 1843. 1 rd. 8 sk. — Graf B. ist schwedischer Gesandter in London und durch sein Werk über das britische Reich in Ostindien als Schriftsteller bereits bekannt.

P. D. A. Atterbom Svenska slare och skalder eller grunddragen af Svenska vitterhetens häfder. Intill och med Gustaf IIIs tidehvarf teckande. Del 2. 8. Upsala 1843. 2 rd.

J. L. Runeberg Nya dikter. 8. Stockh. 1 rd. 12 sk.

Die beliebte Schriftstellerin Fredrika Bremer hat einen neuen (den sechsten) Band ihrer Nya teckningar ur hvardagslifvet dem Druck übergeben, unter dem Titel: En dagbok. 12. Stockh. 2 rd. 36 sk.

Die Akademie der Wissensch., die Schwedische Akademie und die Akademie des Ackerbaues, in Stockholm, gaben die Fortsetzungen ihrer Abhandlungen: Kongl. Wetenskaps-Academiens handlingar för år 1842. 8. 2 rd. — Svenska Akademiens handlingar ifrån år 1796. Del 20. 8. 2 rd. 8 sk. — Handlingar rörande landtbruket och dess binäringar, utgifne af Kongl. Svenska Landtbruks-Akademien. Del 2. År 1842. 8. 1 rd. 32 sk.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Franzén Predikningar. Häfte 3. — Zetterstedt Diptera Scandinaviae. Tomus 2. — Handlingar rörande Skandinaviens historia. Del 26. Auch mit d. Titel: Nya handlingar rörande Skandinaviens historia. Del 16. — Gustaf III Efterlemnade papper. Utvecklt — af Geijer. Del 2. — Afzelius Svenska folkets sago-häfder. Del 3. — Fryxell Berättelser ur Svenska historien. Del 11. Afdeln. 1. 2. — Dela Gardiska archivet. Utgifven af Wieselgren. Del 19. 2 u. letzt. — Låsthem Sven och Götha Höfdinga-Minne sedan 1520. Del 2. — Dybeck Runa. Häfte 4 u. letzt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 2. März 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

I. Krieg!

(1652.)

In dem großen Saale des Schlosses zum Gravenhaage waren die Generalstaaten in einer stürmischen Debatte versammelt. Die talentvollsten Redner hatten nach einander das Wort ergriffen und die Gemüther auf das Aeußerste erregt. Bald konnte der Einzelne sich nicht mehr vernehmbar machen, der Nachbar stritt mit dem Nachbar, es bildeten sich Parteien; einzelne Gruppen nahmen drohende Stellungen an; die Erbitterung stieg.

„Hier wird nichts Unrechtes verlangt!" rief Johannes van Geldern. „General Cromwell bietet uns freundlich die Hand; er will eine Erneuerung des Traktates von 1495, und die vereinigten Provinzen können nichts Unklügeres thun, als wenn sie diesem Erbieten nicht Gehör schenken!"

„Wir wollen nichts mit diesen Engländern zu schaffen haben!" schrie Abraham Werkenthin von Dortrecht. „Weg mit diesen hündischen Puritanern! diesen Rundköpfen mit dem Worte Gottes auf den Lippen und dem Teufel im Herzen! In die Hölle mit ihrem Lord Protektor! diesem Königsmörder! diesem Dieb!"

„Hört ihn, Brabanter!" rief Lorenz Berghem. „Hört ihn genau. Ihr merkt's wohl, daß dieser offene Haß gegen England nichts ist, als eine versteckte Aufforderung zum neuen Anschluß an Frankreich, der jetzt eben so verderblich seyn würde, als früher."

„Wer wagt's, mir das zu sagen!" entgegnete der Deputirte von Dortrecht. „Wer sagt's, daß wir ein Bündniß mit Frankreich wollen? Sind unsere Provinzen nicht stark genug, um auf eigenen Füßen zu stehen? Ich schleudere die Beleidigung auf Euer Haupt zurück, und bin bereit, meine Ehre mit meinem Degen zu vertheidigen!"

„Wir Alle!" schrieen die Anhänger des kühnen Werkenthin und schaarten sich um den Freund, während die Genossen des Lorenz Berghem sich um diesen drängten und ihn aufforderten, die empfangene Beleidigung zu rächen.

Mitten unter diesen streitenden Parteien stand kalt und unerschüttert der greise Mindert de Frijs. Er wehrte die zahlreich ihn umdrängenden Freunde von sich ab und sagte mit großer Ruhe: „Ihr seyd auf dem Punkte, Euch selbst zu Grunde zu richten. Ich will keine Parteien, ich will einen gemeinsamen Willen, und dessen Ziel muß das Wohl unseres Landes seyn. Wie soll Frieden bestehen im Lande, wenn seine Abgeordneten, die Träger seines Willens, uneins sind in Worten und Werken? Geht und sucht diese erhitzten Gemüther zu beruhigen. Schon ist die Botschaft abgegangen, welche die englischen Gesandten noch einmal hier einführen soll, um unseren endlichen Beschluß zu vernehmen! Geht, meine Freunde, und versucht, was Euer Ansehen, Euer Eifer vermag."

Die Freunde des Mindert de Frijs zerstreuten sich nach allen Seiten, und es gelang ihren redlichen Bemühungen, die Ruhe nothdürftig herzustellen und einem Redner Gehör zu verschaffen, der mit glänzender Beredsamkeit darthat, wie das Heil der vereinigten Provinzen nur in einem Bündnisse mit England zu suchen sey. Er fürchtete nicht, wie Manche thaten, daß dieser Traktat zum Nachtheil des jungen, noch minderjährigen Prinzen von Oranien gereichen könne, und bot alle Mittel auf, die Hörer für sich zu gewinnen. Aber die Furcht vor Englands Anmaßung war zu groß, der im Stillen genährte Haß gegen diese Republik loderte in hellen Flammen auf, und lautes Geschrei übertäubte die Worte des Redners.

„Wir wollen kein Bündniß mit den Puritanern! Wir verachten sie und ihre Kopfhängerei!"

„Führt ihre Gesandten ein und werft ihnen ihren Vertrag vor die Füße!"

„Weg mit diesen Manteiträgern! In den Abgrund des Meeres mit dem britischen Königsmörder und seinem Anhange!"

Diese Stimmung der Volks-Deputirten hatte sich den Bürgern und dem Landvolke, welches schaarenweise in die Stadt gekommen war und den Palast der Deputirten umlagert hielt, mitgetheilt. Als der englische Gesandte seine Wohnung verließ, ward er mit Zischen und Hohngelächter empfangen. Ein Haufe berittener Büchsenspänner geleitete ihn, und ihr Führer sagte zu dem Gesandten: „Eure Herrlichkeit fürchte sich nicht; wir sind zu Eurem Schutze da!"

Oberst Howe sah ihn stolz an und entgegnete kalt: „England ist ein Fels im Meere! Wie auch die Wellen toben, sie netzen doch kaum seinen Fuß."

Als der Gesandte durch das Portal des Schlosses geschritten war, wuchs die Erregung der Menge.

„Habt Ihr's gesehen?" rief ein vierschrötiger Schmiedeknecht. „Excellenz, Mylord Pudding ist hinein. Nun werden sie das Eisen schmieden, weil es warm ist."

„Der Kerl weiß nichts, als von seinem Hammer und seinem Glüheisen zu sprechen", sagte sein Nachbar. „Diese Herren schlagen nicht so massiv darauf los! die sind gewohnt, ihre Angelegenheit feiner einzufädeln!"

„Still, Schneiderseele!" unterbrach ihn ein Dritter. „Wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Hört! Unsere Edelmögenden Herren haben vor, uns an England zu verkaufen; das dulden wir nicht!"

„Wir dulden es nicht!" rief die Menge.

„So recht! Hört Ihr die Glocke? Jetzt beginnt der hohe Rath drinnen. Frisch, Ihr Männer, gebt ihnen einmal deutlich zu verstehen, was unsere Meinung ist."

Die rohen Haufen erhoben ein lautes Gebrüll: „Nieder mit den Engländern! An den Galgen mit den Rundköpfen!"

„So ist's recht!" entgegnete der Aufwiegler und neigte sein Ohr zu einem kleinen verschmitzten Kerl in der Tracht eines Advokaten-Schreibers: „Wie steht's?"

„Alles gut!" flüsterte Jener. „Marquis Chateauneuf hat neuerdings hundert Louis gegeben. Die Kerle sind wie toll. Wenn die Gesandten herauskommen, fliegt ihnen ein Steinhagel entgegen; von ihrer Wohnung bleibt kein Stein auf einander. Gott befohlen!"

Der Schreiber verschwand, und der Aufwiegler schrie: „Nieder mit England! Es lebe Oranien!"

„Warum laßt Ihr nun Oranien leben?" fragte der Anführer eines Haufens verwundert.

„Was geht's Dich an? Du wirst bezahlt, also thue Deine Schuldigkeit! Vivat Oranien!"

„Vivat Oranien!" brüllte der Haufe und zog vorüber.

Die Gesandten erschienen auf der Schwelle des Palastes, geleitet von einer Deputation der Generalstaaten und empfangen von den Bewaffneten. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten langsam durch die drohende Volksmenge. Anfangs vernahm man nur dumpfes Gemurmel, wie das Meer bei dem Nahen des Sturmes aufzurauschen pflegt, aber die Wetterwolke war bereit, sich zu entladen.

Ein Diener des Palastes flog die Freitreppe hinab und mischte sich unter das Volk, bevor die Gesandten sich in Bewegung setzten: „Sie sind abgewiesen!" rief er; „völlig abgewiesen! Der englische Vertrag ist zerrissen! Es giebt Krieg!"

Wie ein Blitz flog diese Nachricht durch die Menge; sie ward mit einem maßlosen Jubel begrüßt. Schreien, Zischen, Pfeifen ward vernommen, die Volkswuth kannte keine Gränzen; Knittel und Aexte wurden geschwungen, Steine flogen durch die Luft; die Bewaffneten vermochten kaum, die Gesandten vor thätlicher Mißhandlung zu schützen. Als sich der Zug der Wohnung derselben nähert, ist die Zerstörung im vollen Gange. Die Thüren sind erbrochen, die Fenster zerschlagen, das Dach wird abgedeckt; Hausgeräth, Papiere, Kleider fliegen auf die Straße, und ein treuer Diener seines Herrn, der sich voll blinden Eifers dem Vandalismus widersetzen wollte, wird von dem Pöbel zerrissen. Da wandte sich Oberst Howe zu dem ihn begleitenden Hauptmann und sagte: „Führt mich sogleich zum Strande, wo die Schiffe unserer harren; nicht länger weile ich in einem Lande, wo das Völkerrecht in solcher Weise mit Füßen getreten wird. Euren Deputirten aber sagt als letztes Wort von meinetwegen: „Es wird ein Tag kommen, wo sie uns um das bitten werden, was sie heute verworfen haben."

Allmälig verstummen die Leidenschaften, die besonnene Vernunft gewinnt die Oberhand. Man fühlt, daß durch den Bruch mit England Vortheile geopfert sind, die andererseits nicht wieder geboten werden. Vorwürfe und Reibungen entstehen, bis endlich der gemeinsame, von der Nothwendigkeit bedingte Beschluß gefaßt wird, unter der Hand die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu vermitteln. Die Generalstaaten, diesmal vollkommen einig, wählen einige gewandte Unterhändler und entsenden sie nach London. Im Palast zu Whitehall werden sie empfangen. Man hört sie ruhig an, verspricht, ihre Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und legt ihnen nach einiger Zeit die Bedingungen vor, unter welchen man geneigt ist, einen neuen Handels-Vertrag abzuschließen. Kaum haben die Gesandten diese Bedingungen vernommen, als

sie sich an Bord ihrer Schiffe begeben und der englischen Küste den Rücken kehren.

Die Gesandten sind mit Ungeduld zurückerwartet worden; als sie endlich landen, empfängt man sie in geheimer Sitzung.

„Nun, edle Herren!" sprach hastig der ehrwürdige Mindert de Frijs, „wie lautet die Botschaft, die Ihr uns von dem Mylord Protektor und seinem Parlamente bringt? Euren Mienen nach zu urtheilen, habt Ihr uns nichts besonders Günstiges zu verkünden."

„Und warum nicht?" lachte höhnisch Lorenz Berghem, der für einen Freund Englands galt und deshalb der niederländischen Gesandtschaft zugetheilt war. „England ist gar nicht so abgeneigt, als Ihr denkt, die abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Ein Wort von Euch, und der Friedens- und Freundschafts-Traktat wird errichtet. Der großmüthige Brite verlangt zu den früheren Zugeständnissen nur noch dreierlei; bewilligt das, und Alles ist in Ordnung."

„Und wie lauten diese neuen Bedingungen?" fragte Mindert de Frijs.

Lorenz Berghem entfaltete ein Pergament und sagte: „Gebt Acht, Edelmögende Herren! Der fromme Lord Protektor diktirte diese Bedingungen zwischen Fasten und Beten; Ihr müßt sie darum mit wahrhaftiger Andacht empfangen."

Zusatz-Artikel I. Als bedingt sich England in der Nordsee, sowohl an seines eigenen Landes Küsten, als auch an denen der Küste Hollands ausschließlich das Recht der Fischerei, namentlich derer der Häringe, und soll keinerlei holländisch Fischerboot unter keinerlei Prätext seine Netze in die See senken von der Mündung des Kanals bis zur Mündung der Elbe, es sey denn, dasselbe wäre von englischer Seite dazu eigens privilegirt worden.

„Unmöglich!" rief Mindert de Frijs, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der Generalstaaten.

„Ist's Euch zu viel, werthe Herren?" fragte Lorenz Berghem. „Habt nur Geduld, es kommt noch besser."

Zusatz-Artikel II. Wenn es sich begäbe, daß holländische Schiffe, seyen es Kauffahrer oder Staatsschiffe, einem englischen Kriegsschiffe zur See begegneten oder ihm vorbeiliefen, so sollen die holländischen Schiffe gehalten seyn, als Ehrengruß ihre Flagge und ihren Wimpel, so wie auch ihre Bramsegel und Klüver, zu streichen, zum Zeichen eines Ehrengrußes, ohne daß die englischen Schiffe genöthigt wären, einen solchen Gruß zu erwiedern, und wenn dies von Seiten eines englischen Staatsschiffes geschähe, wäre es nur der gute Wille des Kommandirenden.

„Höll und Teufel!" rief Egmont van dem Bosche und schlug gegen das klirrende Schwert. „Ist diese Schmachbotschaft am Ende?"

„Geduld, werther Herr!" sagte der Gesandte. „Noch eine kleine Nuß will ich Euch zu knacken geben. Wünsche, daß Euer Edelmögenden sich nicht die Zähne daran ausbeißen. Gebt wohl Acht."

Zusatz-Artikel III. Sollte schließlich es sich begeben, daß ein englisches Kriegsschiff einem holländischen Kauffahrer begegnete, in welchen Meeren und in welchen Breitengraden dies auch immer geschähe, so soll der Befehlshaber sothanen englischen Schiffes das Recht haben, sich an Bord des Kauffahrers zu begeben, um nachzusuchen, ob die Papiere in Ordnung und ob die Schiffe keine Waaren führen, die ihnen nach dem geschlossenen Vertrage nicht zu führen gestattet sind, oder endlich, ob sie sich mit Dingen befassen, welche England Nachtheil und Schaden bringen können: Ingleichen, es den englischen Kriegsschiffen zu gestatten, an Bord der holländischen Kriegsschiffe sich zu begeben und nachzusehen, ob Alles am Bord so eingerichtet sey, wie es von Seiten des Verbündeten erwartet werden dürfe. Dies Alles unter der Klausel, daß Holland auf eine gleiche Vergünstigung nicht rechnen darf.

Eine tiefe Stille herrschte nach diesem Vortrage in der Versammlung, aber es war die unheilvolle Stille, die dem ausbrechenden Sturme vorhergeht. Ein Schrei des Unwillens entfuhr der gepreßten Brust, und jedes Wort vernichtete einen Engländer.

Da sprang der leicht erregte und leicht gerüstete Deputirte von Dortrecht auf und rief mit einer Donnerstimme: „Krieg! Krieg mit England! Es hat unsere Flagge beschimpft! Sie ist mit Füßen getreten, in Koth gewälzt! Mit ihrem Blute muß sie rein gewaschen werden! Krieg! Krieg mit England!"

„Krieg! Krieg!" schrieen die Aufgeregteren.

„Bedenkt, edle Herren!" entgegnete besonnen Mindert de Frijs. „Wir sind auf einen augenblicklichen Krieg nicht vorbereitet. Es fehlt an Schiffen und an Matrosen. Wenn wir unsere Absicht verlautbaren, ehe und bevor unsere Flotte fertig ist, in See zu gehen und, England gegenüber, eine ehrfurchtgebietende Stellung einzunehmen, sind wir tausend Wechselfällen preisgegeben, die nur einen traurigen Ausgang für uns haben können. Mäßigung, edle Herren, Besonnenheit!"

„Besonnenheit, wenn man uns mißhandelt?" rief leidenschaftlich Abraham Werkenthin. „Mäßigung, wenn man unsere heilige Flagge, unser Paladium, mit Füßen tritt? Nur die ärgste Furcht kann solchen traurigen Rath ertheilen."

Mindert de Frijs erhob sich abermals. Ein verachtender Blick strafte den übermüthigen Deputirten: „Niederländer!" sprach der Greis, sich hoch emporrichtend. „Ich habe Eure Schlachten gekämpft zu Lande und auf dem Meere; wie auch die Kriegesfurie tobte, dieser Arm ward nicht müde im Kampfe. Dieses Haupt ist ergraut in Sorgen um das Land. Wer auf Erden darf es wagen, mich des Verraths und der Feigheit zu beschuldigen?"

„Keiner! Keiner!" riefen Viele durch einander. „Ihr seyd ein Ehrenmann! Hoch Mindert de Frijs! Hoch! Redet! Redet!"

Der Greis wollte dieser Aufforderung genügen und erhob seine gewaltige Stimme. Aber er versuchte umsonst, sich vernehmbar zu machen. Der Ruf nach Krieg übertönte jedes besonnene Wort; die Deputirten waren nur von dem einzigen Wunsche beseelt, ihre Flagge von dem ihr widerfahrenen Schimpf zu reinigen.

Die Abstimmung wurde unter der lebhaftesten Aufregung begonnen und vollendet. Keiner zweifelte, was das Resultat seyn würde. Krieg war die Losung, und das fast gemeinsame Votum wurde mit lautem Jubelgeschrei begrüßt.

Frankreich.

Charles Nodier.

(Schluß.)

Das Leben in der Provinz war dem lebendigen Geiste Nodier's bald zu einförmig, er sehnte sich nach Konflikten, nach Abenteuern und setzte sich bald mit allen Staatsgefangenen und allen Verdächtigen, welche in Besançon sich aufhielten, in Verbindung. Die Männer der verschiedensten Parteien waren sicher, ihn zu verführen, sobald sie nur persönlich edel waren und zu ihren Grundsätzen sich aus innerer Ueberzeugung bekannten. Bald erschien der 18te Brumaire, und Nodier, der unter allen Regierungen nur die Freiheit besang und den Despotismus züchtigte, wurde von tiefer Abneigung gegen den ersten Konsul erfüllt, den er auch über dem Ruhme des Kaisers nie vergaß. Im eigentlichen Sinne des Wortes hatte Nodier jedoch keine politische Ansicht. Er hatte nie über Gesetzgebung und Völkerrechte ernster nachgedacht; das Schöne und Edle zog ihn an, und wenn er dies bei einer Partei erblickte, so bekannte er sich zu ihr; zugleich trieb ihn sein Hang zur Ironie und Satire leicht zur Opposition, und sein gefühlvolles, mitleidiges Herz ließ ihn gern die Partei der Verfolgten ergreifen. Religiös zur Zeit der Republik, trat er während des Konsulates zur Gironde, gehörte zu den mißvergnügten Liberalen während der Kaiserherrschaft und feierte unter Karl X. als kühler Royalist die Helden des Konvents. Als ich noch sehr jung war und einem politischen Gespräche, welches Nodier mit mehreren Freunden führte, eifrig zuhörte, ohne es zu verstehen, sagte er zu mir: „Wenn du je in politische Wirren verflochten wirst, mein Sohn, halte dich stets zur Partei derer, welche für ihre Ueberzeugung kämpfen; sie ist die richtige." — Mit solchen Ansichten wird man nicht Minister, doch sie zeugen von einem edlen Sinne, der in jugendlicher Unbefangenheit sich nach Art unserer ritterlichen Vorfahren der Verfolgter annimmt, und dieses Wort schien mir stets die vollständige Lösung aller Fragen über Nodier's politische Laufbahn zu enthalten.

Die ersten Verse, welche ihn berühmt machten, das Gedicht „la Napoléone", sind der Ausdruck seiner glühenden Freiheitsliebe; sein erster Roman, „Stella oder die Geächteten", legt uns seine politischen Sympathieen ausführlicher dar. Beide gab er zu Paris heraus, die Ode im Jahre 1800, den Roman 1802. Das Gedicht machte ungemeines Aufsehen; „es überraschte", wie sich ein talentvoller Publizist ausdrückt, „Bonaparte mitten in seinem Triumphe, und die kräftigen Töne eines kühnen Jünglings, der plötzlich durch die Reihen der besoldeten politischen Poeten brach, drangen wie das Urtheil der Nachwelt zu Napoleon's Ohr. Vergeblich suchte man den Verfasser in allen Kreisen, die des Republikanismus oder des Royalismus verdächtig waren, denn auf beide schien die Napoleone zu deuten; mehrere Personen waren schon verhaftet, unter ihnen der Drucker des Gedichts, als Nodier sich selbst als den Verfasser bekannte, um den Zorn Napoleon's von den Unschuldigen abzuwenden. Er wurde in ein Gefängniß geworfen, und hiermit begann für ihn eine lange Reihe von Leiden und Verfolgungen." Nach einigen Monaten wurde Nodier aus der Haft entlassen und nach Besançon zurückgeschickt, wo er unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt ward. Bald jedoch sah er sich neuen Verfolgungen preisgegeben; er rettete sich aufs Land und floh von Hütte zu Hütte, um sich zu verbergen, und während dessen schrieb er seinen „Maler von Salzburg" und die „Kritik der Wörterbücher". Nach einigen sehr unruhigen Jahren eröffnete er in Dole einen Cyklus belletristischer Vorlesungen, verheiratete sich bald darauf und genoß einige Zeit auf dem Lande alle Freuden des häuslichen Glückes, bis er mehr durch den Mangel als durch den Ehrgeiz wieder nach Paris getrieben wurde und sich durch seine Beziehungen zu den Trümmern der alten Vertheidiger der Freiheit bald neuen Verfolgungen ausgesetzt sah.

Mit der Ruhe, welche Frankreich damals genoß, begann in der Literatur wieder ein freieres Leben. Im Jahre 1810 erregte die „Komödie von den beiden Eidamen" so großes Aufsehen, daß Etienne, ihr Verfasser, aufs leidenschaftlichste und ungerechteste verfolgt wurde. Dies gab Nodier Veranlassung, eines seiner gelungensten Werke zu schreiben. Die Questions de la littérature légale beginnen mit einer edlen Apologie Etienne's, welche dieser nie vergaß, und welche die engere Verbindung beider Schriftsteller herbeiführte, vermöge deren Nodier für das Journal des Débats gewonnen wurde. Da jedoch Nodier's Lage noch immer sehr mißlich war, ließ er sich als Secretair engagiren bei dem Ritter Croft, einem verbannten Engländer, der sich mit Lady Mary Hamilton, einem Blaustrumpf, welcher, ohne die französische Sprache hinreichend zu kennen, unter den französischen Schriftstellern figuriren wollte, in Amiens aufhielt. Die Lady schrieb mit Hülfe ihrer Kammerfrau unverständliche Romane und bat Charles Nodier, sie durchzusehen, ob sie sich nicht irgendwo verschrieben habe; Nodier schrieb den Unterr, der in zwei Sprachen abgefaßt war, darauf zu einem völlig anderen Buche um, und Lady Hamilton hatte die Gewogenheit, in diesem neuen Buche ihr altes wieder zu erkennen; sie veröffentlichte es unter ihrem Namen und, wie mir Nodier sagte, unter dem Titel: „Die Familie Popoli", doch scheint es gänzlich verschollen zu seyn.

Nodier's Schwager, Herr von Tercy, veranlaßte ihn hierauf, nach Illyrien zu gehen, wo er zuerst zum Bibliothekar in Laibach ernannt wurde,

dann zum Secretair des Herzogs von Otranto, des Gouverneurs der illyrischen Provinzen und endlich zum Direktor des französischen Journals, welches Fouché unter dem Titel: „Der illyrische Telegraph", daselbst gründete. Daß Nodier Secretair des Herzogs von Otranto wurde, ist eine der merkwürdigsten Anomalieen seines Lebens, und hier scheinen sich die Extreme zu berühren. Auf seine literarische Produktivität wirkte der Aufenthalt in diesen Gegenden und die Nähe Deutschlands sehr günstig; er erweckte in ihm die Idee zu seinem Jean Sbogar, der jedoch erst 1818 erschien.

Nach Paris kehrte Nodier nach dem Sturze des Kaisers zurück, als die Franzosen, zwischen die feindlichen Bajonette gedrängt, über die Wahl eines neuen Herrschers mit sich zu Rathe gingen. Das große Hinderniß, welches sich den Parisern entgegendrängte, wenn sie an Ludwig XVIII. dachten, war, daß er nicht reiten könne. Man wollte einen König, der hinter Darius, dem Sohne des Hystaspes, nicht zurückstände, und täglich wiederholten die öffentlichen Blätter mit tiefem Ernste: Wir bedürfen einen König, der reiten kann! — „Wählet Franconi", rief Nodier dazwischen, und ganz Frankreich wiederholte seinen Scherz, den ihm die reiterlustige Partei so wenig je vergeben hat, als sich Ludwig XVIII. je seiner erinnerte.

Die Restauration, für welche Nodier gewirkt hatte, wäre dem heftigen Gegner des Kaisers eine Entschädigung schuldig gewesen, doch sie vergaß ihn; und während die Sieger in ihrem Glücke schwelgten, zog Nodier mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Saint-Germain, weil er zu arm war, um in Paris leben zu können. „Jean Sbogar", „Thérese Aubert" und „Adele" folgten bald nach einander, und seine Verhältnisse verbesserten sich allmälig. Er kehrte nach Paris zurück und folgte Geoffroi in der Redaction der Theater-Artikel im Journal des Débats; doch waren diese Feuilletons-Arbeiten ihm höchst unangenehm, und er trat sie, sobald er einen Ersatz dafür erhielt, an Duviquet ab. Diesen Ersatz bot ihm die „Reise durch das alte Frankreich", welche Taylor und de Cailleur 1819 herauszugeben anfingen. Nodier schrieb fast zwei Drittheile der Abschnittes über die Normandie, wozu Taylor die artistischen und Cailleur die archäologischen Artikel lieferte. Eben so groß ist sein Antheil an dem Abschnitt über die Franche-Comté; doch je weiter das Werk vorschritt, um so weniger Zeit konnte ihm Nodier widmen, und seit er Mitglied der Akademie war, hatte Taylor die Redaction fast allein zu besorgen. Eine Reise nach Schottland, welche Nodier in Taylor's und Cailleur's Gesellschaft machte, veranlaßte sein Werk „Trilby oder das Gespenst von Argail", und auch in „Smarra oder die Dämonen der Nacht" zeigen sich noch Reminiszenzen von dieser Reise. In den nächsten Jahren schrieb Nodier mehrere Erzählungen in Prosa und in Versen und lieferte einige sehr gelungene Uebersetzungen. Im Journal des Débats machte er sich in jener Zeit einen kleinen Scherz mit dem General Foy. In einer seiner Reden hatte dieser Ludwig XI. einen Despoten genannt, und den Tag darauf erschien im Journal des Débats ein Brief im Stile des funfzehnten Jahrhunderts, welcher Philipp de Comines unterzeichnet war und Ludwig's XI. Politik mit vielem Eifer vertheidigte. Dieser Brief wurde die Veranlassung, daß Foy, dem der Scherz wohlgefiel, und Nodier die Freundschaft erneuerten, welche sie vor vielen Jahren in Besançon geschlossen, als sich der General noch als Hauptmann der Artillerie daselbst aufhielt; doch nannte Foy seinen Kritiker seit dieser Zeit stets Philipp de Comines.

Zu Anfang des Jahres 1824 zog Nodier von der Rue de Choiseul, in welcher er bisher gewohnt hatte, weg, um sich im Arsenal einzurichten, da er kurz zuvor zum Bibliothekar desselben ernannt worden war. Von nun an fand die französische Literatur im Arsenal die freundlichste Aufnahme; Nodier's Salon, welcher durch die Anmuth und den Geist seiner Frau, seiner Schwägerin, der Frau von Tercy, und seiner höchst liebenswürdigen Tochter belebt wurde, gestaltete sich gleichsam zu den kleinen Tuilerieen der jungen Literatur und der damals erst auftauchenden Schule um, deren erste Werke unter Nodier's Auspizien erschienen. Victor Hugo, Lamartine, Alexandre Dumas, Alfred de Musset, Sainte-Beuve, de Vigny und Andere fanden sich zu mehreren Malen in der Woche bei Nodier ein. Nodier selbst schrieb im Arsenal einige seiner besten Werke, sein Ruhm stieg mit jedem Jahre; 1833 trat er in die französische Akademie ein, und Frankreich ahnt gewiß nicht, daß es einen großen Theil der Genüsse, die ihm Charles Nodier bereitete, der milden, freundlichen Einwirkung der Madame Nodier verdankt. Diese engelgleiche Frau allein vermochte es, Nodier's von Natur so bewegte, stürmische Seele stets ruhig und heiter zu erhalten; auch liebte Nodier sie mit fast kindlicher Zärtlichkeit; er schien nur für sie zu schreiben und ließ keines seiner Gedichte drucken, ohne daß sie ihre Zustimmung dazu gegeben. Nur ein einziges Mal entsinnt sich Madame Nodier, mit ihrem Urtheil nicht durchgedrungen zu seyn; dem Jean Sbogar wollte sie keine Ohrringe zugestehen, doch Nodier opponirte sich und ließ ihm dieselben sogar bei der zweiten Auflage des Buches. Dies ist zugleich der einzige Streit, den Nodier und seine Frau überhaupt während ihrer langen Ehe hatten.

Nodier war in der Unterhaltung höchst interessant und besaß eine seltene persönliche Liebenswürdigkeit. Sein natürlicher Hang, über die Schwächen Anderer zu scherzen, wurde durch die große Güte seines Herzens wieder aufgewogen; und es war oft rührend zu sehen, wie er auch den unschuldigsten Scherz noch durch vorsichtige Ausdrücke zu mildern suchte, um nur ja Niemanden wehe zu thun. Jemanden einen ernsten Tadel zu sagen, war ihm fast unmöglich. Gegen das Ende seines Lebens wurde seine Bibliomanie immer größer, und er fand in ihr Ersatz für alle Genüsse, die er früher geliebt und wegen seiner Kränklichkeit jetzt entbehren mußte. Die modernen Ideen des Fortschritts und unseren Industrialismus und Sozialismus verfolgte er mit seinen Sarkasmen und lebte fast nur seiner Familie, die ihn für seine Leiden durch die zärtlichste Liebe zu entschädigen suchte. In seiner Tochter sah er einen Theil seines Geistes und Talentes wieder aufblühen, und er las in ihrem Gesicht mit Freuden die Geschichte seiner eigenen Jugend. Seine vier Enkel unterhielten und zerstreuten ihn in einsamen Stunden, und so kam er an den Rand des Grabes, ohne es selbst zu ahnen, und er sprach noch vor wenigen Monaten mit mir darüber, daß seine Kontrakte mit den Buchhändlern nun zu Ende gingen und er eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten wolle.

Gegen Ende des vorigen Dezembers wurde Nodier immer kränklicher. Am heiligen Abende sah er zum letzten Male Gesellschaft in seinem Salon. Alles war sehr heiter, nur er schien seinen Tod zu ahnen, denn als er Herrn R..., einem seiner ältesten Freunde, eine Partie Ecarté abgewonnen hatte, sagte er lächelnd, indem er vom Tische aufstand: „Tröste Dich, dies sind die letzten zwanzig Sous, die ich Dir abnehme."

Drei Tage darauf legte er sich zu Bett und stand nicht mehr auf. Während dieser vier Wochen seiner letzten Leiden verlor er die Klarheit seines Geistes nicht einen Augenblick und suchte mit größter Anstrengung seiner Familie zu verbergen, wie viel er litt. Am Tage der heiligen drei Könige war ich mit Dauzats, den er zärtlich liebte, bei ihm; er ließ uns durch mehrere Aeußerungen erkennen, daß er das Herannahen seines Todes fühlte, und sagte uns beim Abschied noch: „Ihr seyd noch jung, und ich habe Euch geliebt; Ihr werdet mich nicht vergessen; doch wie Viele werden so treu meiner gedenken wie Ihr." Bei diesen Worten glitten einige Thränen über seine eingefallenen Wangen; er umarmte seine Tochter und weinte von neuem, doch später ließ er nie mehr eine Anspielung auf seinen nahen Tod fallen; er schien an diesem Tage mit dem Leben abgeschlossen und sich in sein Schicksal ergeben zu haben.

Den Tag vor seinem Ende trat das Fieber doppelt heftig ein: er sprach in der Hitze desselben ununterbrochen, doch seine Worte hatten keinen Zusammenhang. Eine schmerzvolle Krisis zerstörte seine letzten Kräfte, und als er hierauf zu trinken begehrte und aus einer Schale, welche ihm seine Tochter bot, lange und begierig trank, sprach diese: „Ist der Trank gut?" — „Ja", antwortete er mit einem Blicke voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit, „gut, wie Alles, was von Dir kommt."

Sie drückte ihr Gesicht in das Kissen des Sterbenden, um ihre Bewegung zu verbergen. „Ach", sagte er, wenn Du so bei mir bliebest, so würde ich nie sterben!" Und er hatte nur noch zwei Stunden zu leben.

Hierauf segnete er seine Enkel und fragte noch besorgt, ob auch sonst Niemand in der Familie krank sey. Schon wich das Leben aus seinem Körper, die Kälte des Todes schlich über die Glieder; doch sein Geist wurde immer ruhiger und heiterer und schien sich sichtbar zu verklären. Er trug seinem Schwiegersohn auf, allen Bekannten für die große Theilnahme zu danken, die sie ihm noch während seiner Krankheit dauernd erwiesen hatten. Hierauf fragte er nach dem Datum. „Heute ist der 27. Januar", antwortete seine Frau. — „Nun, so denkt an den 27. Januar", sagte Nodier.

Er erkundigte sich, wie spät es sey, und äußerte den Wunsch, den Tag noch einmal anbrechen zu sehen. Dann bat er seine Kinder, mit ihm zu beten, und sie knieten um sein Bett nieder und thaten es. Hierauf mußten sie sich entfernen; sein Schwiegersohn allein blieb im Zimmer. Die Morgendämmerung lichtete sich mehr und mehr; Nodier sank in einen leisen Schlaf, sein Athem begann zu stocken, doch kehrte er mehrere Male wieder zurück; da stieg die Sonne empor und schien hell durch die Fenster, und Charles Nodier hörte zu athmen auf.

Wenige Menschen werden bei ihrem Tode so aufrichtig beweint; wenige haben ihre Sendung auf Erden so schön erfüllt. Die Akademie verliert eine ihrer Zierden in Nodier; die jüngeren Schriftsteller sehen sich eines offenen, liebevollen Freundes beraubt, und das Publikum beklagt den Verlust eines ihrer geistvollsten Lieblinge. Seinen Kindern hinterläßt Charles Nodier Nichts als den Glanz seines Namens, zahlreiche Freunde und das Andenken an seinen eigenen hohen Geist und sein vortreffliches Herz; eine Erbschaft, über der sie ihn gewiß nie vergessen.

Japan.

Die Europäer in Japan.

Die ersten Eindrücke eines Reisenden, wenn er sich den Küsten Japans nähert, sind nichts weniger als angenehm. Die Felsen und Klippen, die einen Theil der Küsten unzugänglich machen, die Nebel, welche oft das benachbarte Meer bedecken, die Stürme, die daselbst toben und diese Felsen zu gefährlichen Punkten für die erfahrensten Seeleute machen, alle diese physischen Hindernisse würden allein schon den Ruf der Ungastlichkeit, in dem diese Länder stehen, rechtfertigen, auch wenn das Mißtrauen, womit alle Fremden dort behandelt werden, die Europäer von jeder Verbindung mit diesen Ländern nicht abschreckte. Doch der Umstand, daß die japanesischen Schiffe oft nicht im Stande sind, gegen die Gefahren dieser Meere anzukämpfen, und ihre gezwungene Begegnung mit europäischen Schiffen bringt beide mit einander in Berührung und gewährt so den Fremden einen Einblick in einige Seiten des Charakters und der Gebräuche des Landes, ehe sie dieses selbst berühren. Doktor v. Siebold, der letzte von den europäischen Reisenden, die uns ihre Berichte über Japan mitgetheilt haben, verdankte einer Begegnung dieser Art seine erste Bekanntschaft mit den Japanesen.*) Nach einem schrecklichen Sturm, erzählt er, entdeckten wir am 5. August 1826 ein schiffbrüchiges Fahrzeug. Es war entmastet und ohne Segel und hatte die Nothflagge aufgesteckt. Wir schickten ein Boot ab, um die Mannschaft zu retten. Die Japanesen empfingen

*) In Folge eines Schreibfehlers ist in der ersten Mittheilung des vorigen Blattes „Java" statt Japan gesetzt worden.

die Holländer, die sie auf der Stelle erkannt hatten, als ihre Retter, und da sie einsahen, daß es ihnen unmöglich war, mit ihrem entmasteten und leckgewordenen Schiff das Land zu erreichen, so entschlossen sie sich, es zu verlassen und sich auf das unsrige zu begeben. Man sollte glauben, daß unter solchen Umständen die Schiffbrüchigen nicht lange überlegen würden, was sie thun sollten, und daß sie mit Freuden jedes Mittel, sich zu retten, ergreifen würden. Aber wenn man mit den japanesischen Sitten und Gesetzen bekannt ist, so wird man sich eher wundern, daß ein japanesischer Seemann selbst in der größten Gefahr es über sich gewinnen kann, sein Schiff zu verlassen und sich auf ein fremdes Fahrzeug zu flüchten. Nachdem das schiffbrüchige Fahrzeug von den Japanesen verlassen war, wurde es auf die dringende Bitte der Letzteren in den Grund gebohrt; ihr eigenes Interesse erforderte diese Maßregel: denn wenn das verlassene Schiff durch irgend einen Zufall die Küste erreicht hätte, so hätte man es der Mannschaft nie verziehen, daß sie bei den Fremden Zuflucht gesucht. Das Aeußere der geretteten Japanesen trug natürlich die Spuren der mehrere Tage hindurch ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren an sich. Nachdem sie sich endlich in ihre neue Lage gefunden, machten sie ihre Toilette, indem sie sich den Bart und die Spitze des Kopfes rasirten. Zuletzt schnitt sich Jeder eine Locke von seinem Haar ab und opferte sie seiner Schutzgottheit, zum Dank für seine Rettung aus so drohender Gefahr.

Die Furcht, das gescheiterte Schiff an die Küste treiben zu sehen, war es nicht allein, was diese Unglücklichen ängstigte. Wenn das holländische Schiff eine andere Bestimmung als nach Nagasaki gehabt hätte, so würde die längere Abwesenheit, zu der sie dann gezwungen gewesen wären, sie bei ihrer Rückkehr der Einsperrung und einer strengen Untersuchung ausgesetzt haben. Im Falle einer weiten Reise hätten sie ihr Bürgerrecht ganz verloren.

Schon am Eingang der Bai von Nagasaki macht sich das Mißtrauen der japanesischen Regierung bemerklich. Auf den Höhen der Küsten sind Wachen ausgestellt, welche beständig das umgebende Meer beobachten; sobald den Behörden von Nagasaki die Kunde von einem in der Nähe entdeckten Schiff zugekommen ist, wird ein Boot abgesendet, um sich nach dem Namen, der Herkunft und der Mannschaft des Fahrzeugs zu erkundigen. Dies geschieht, ohne daß ein Wort gesprochen wird; sowohl Fragen als Antworten werden, auf Papier geschrieben, hin und her gereicht. Das Schiff muß nun zuvörderst an der Stelle, wo es angehalten wurde, weitere Befehle erwarten, wenn es nicht als Feind behandelt werden will. Es werden nun die Bibeln, die Gebetbücher, die Bilder oder Zeichnungen, welche heilige Gegenstände darstellen, kurz Alles, was irgend eine Beziehung zur Religion hat, sorgfältig in eine Kiste gepackt, die man verschließt und versiegelt. Sobald dem Gouverneur von Nagasaki die Antworten des Schiffes mitgetheilt worden, so wird wieder ein Boot abgesendet, um Geiseln zu verlangen, und erst nachdem diese abgeliefert und an den für sie bestimmten Ort geführt sind, erscheint eine japanesische Deputation, mit einem gobanyosi oder Polizei-Beamten von höherem Rang an der Spitze und, auf das Verlangen des Gouverneurs, von einem oder zwei Mitgliedern der holländischen Faktorei begleitet, auf dem Schiff, um sich zu überzeugen, daß dasselbe wirklich eines von den zwei holländischen Handelsschiffen ist, die jährlich nach Japan kommen dürfen. Findet es sich, daß das Schiff ein Schleichhändler ist, so muß es sich sofort entfernen; dabei wird ihm, wenn es an etwas Mangel leidet, Alles, was es braucht, umsonst gewährt, um ihm zu verstehen zu geben, daß man entschlossen sey, keinen verbotenen Handel zu dulden. Ist dagegen an dem Schiff nichts zu erinnern, so läßt der Gobanyosi die Kanonen, Kriegsvorräthe, Waffen jeder Art und die mit den Gegenständen des christlichen Kultus angefüllte Kiste wegnehmen und nach einem Magazin an der Küste bringen, von wo sie das Schiff erst bei seiner Abfahrt wieder zurück erhält.

Bei dem Schiff, auf welchem sich Doktor v. Siebold befand, war Alles in Ordnung; nur zwei Punkte machten einige Schwierigkeiten. Erstens sprach der Doktor das Holländische nicht rein genug; die japanesischen Dolmetscher entdeckten dies sofort und erklärten, daß sie an seiner holländischen Abkunft zweifelten. Zum Glück giebt es in Japan wie anderswo verschiedene Dialekte und Accente; der Doktor antwortete, er sey ein Yama Hollanda oder Gebirgs-Holländer und habe deren Accent. Mit dieser Erklärung war man zufrieden. Die zweite Schwierigkeit betraf die Anwesenheit der Japanesen auf dem fremden Schiffe; dieselben hatten ein langes Verhör zu bestehen und ihren Schritt zu rechtfertigen, was ihnen auch gelang.

Uebrigens werden nur diejenigen Holländer zugelassen, deren Functionen der Faktorei unentbehrlich sind; Frauen werden daher auf keinen Fall geduldet. Wie streng jedes holländische Schiff von der japanesischen Küste ausgeschlossen ist, zeigt folgender Vorfall.

Im Jahre 1808 kreuzte der Capitain Pellew von der britischen Marine in den indischen Meeren, um sich der zwei nach Japan bestimmten holländischen Schiffe zu bemächtigen. Doch fand in jenem Jahre gerade die gewohnte Reise nicht statt wegen der damaligen Ereignisse in Europa. Der Capitain Pellew kam bis in die Bai von Nagasaki. Sogleich ging eine Deputation vom Hafen ab, um sich über das Schiff näher zu unterrichten und Geiseln zu verlangen. Man hielt das Schiff anfangs für ein holländisches; auch hatte es die holländische Flagge aufgezogen. Kaum war aber das Boot, das die Mitglieder der holl. Faktorei führte und das den japanesischen Kommissarien zuvorgekommen war, in der Nähe des fremden Schiffes, als die Holländer von der Mannschaft des letzteren ergriffen und gefangen genommen wurden. Man denke sich das Erstaunen und den Schrecken der Japanesen; sie kehren sofort um, um den Gouverneur zu benachrichtigen. Dieser befiehlt den gobanyosis, die gefangenen Holländer zurückzubringen oder nicht mehr wiederzukommen; zugleich schickt er zu dem Vorsteher der Faktorei, dem opperhoofd, um sich von diesem eine Erklärung des Ereignisses zu erbitten und einen Rath über das, was zu thun sey. Inzwischen lief das Fahrzeug, unbekümmert um die Folgen seiner Vermessenheit, ohne Lootsen in den Hafen. Der Gouverneur war außer sich vor Wuth. Da er für das Schicksal der holländischen Faktorei fürchtete, die seinem Schutze anvertraut war, lud er den Präsidenten ein, sich mit den kostbarsten Gegenständen von Dezima in seinen Palast zu begeben, und sagte zu ihm: „Seyd unbesorgt, Opperhoofd, es ist nun meine Sache, Eure Holländer Euch wiederzuschaffen.“ Kurze Zeit darauf brachte man ein Billet, in welchem einer der gefangenen Holländer zu wissen that, daß das Schiff ein englisches sey, und daß der Capitain Pellew Vorräthe und Wasser verlange. Der Gouverneur war nicht sehr geneigt, das Verlangen zu gewähren; er dachte vielmehr daran, den Angriff zurückzuweisen, und ließ in dem nächsten Kanton, dem des Fürsten von Fizen, um Hülfstruppen bitten. Zum Unglück waren daselbst statt tausend Mann, die beständig daselbst kantoniren sollten, für den Augenblick nur sechzig bis siebzig zugegen, und der Befehlshaber selbst war abwesend. Der Gouverneur, den der Vorwurf traf, so unvorbereitet überrascht worden zu seyn, beschloß, seine Nachlässigkeit durch einen Akt der Verzweiflung wieder gut zu machen. Sein erster Secretair erklärte dem Opperhoofd, Herrn Doeff, er werde auf Befehl des Gouverneurs die Holländer zu befreien suchen. „Auf welche Art?“ fragte Herr Doeff. — „Das englische Schiff“, antwortete der Andere, „hat verrätherisch gegen uns gehandelt; wir werden das Gleiche thun. Ich werde an Bord des Schiffes gehen und es an Freundschafts-Versicherungen nicht fehlen lassen; ich werde den Capitain zu sprechen verlangen und ihn bitten, die Gefangenen herauszugeben; wenn er sich weigert, so werde ich ihn erdolchen und dann mir selbst den Tod geben.“ Der Opperhoofd wandte alles Mögliche an, um dem Gouverneur diesen Plan auszureden, aber vergebens; inzwischen kam einer der Gefangenen auf sein Ehrenwort ans Land, um von neuem Vorräthe und Wasser zu verlangen, und erklärte, daß der Capitain Pellew seine Kameraden zu tödten und alle japanesischen und chinesischen Schiffe zu verbrennen drohe, wenn er irgend eine feindselige oder verrätherische Absicht entdecke. Der Gouverneur willigte mit Mühe in die Rückkehr des Gefangenen; er gewährte nur sehr wenig Vorräthe, um Zeit zu gewinnen und das Schiff im Hafen zurückzuhalten bis zu dem Augenblick, wo er im Stande seyn würde, es zu zerstören. Die Truppen zogen sich nach und nach zusammen; man faßte den Plan, das englische Schiff mit Brandbooten zu verbrennen. Der Capitain Pellew jedoch, nachdem er sich überzeugt, daß die holländischen Schiffe, die er hier suche, nicht da seyen, schickte inzwischen die Holländer zurück und verließ, sich mit den geringen Vorräthen begnügend, ohne Lootsen den Hafen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bernadotte auf Korsika. Herr Mermilliod, Mitglied der französischen Deputirtenkammer, theilt im Journal des Débats eine Reihe von Skizzen der Insel Korsika mit, auf welche wir später noch zurückkommen werden. In einer der letzten dieser Skizzen erwähnt er auch der heilsamen und in Europa fast noch gar nicht gekannten Mineralbrunnen der Insel, von denen einer an Wirksamkeit die wohlthätige Quelle von Vichy noch übertreffen soll. Aber auch das gewöhnliche Trinkwasser Korsika's soll überaus wohlschmeckend und erfrischend seyn. Das von Cardo bei Bastia wurde von Napoleon stets als das beste Wasser der Welt gerühmt — auch nachdem er beinahe in ganz Europa dergleichen gekostet hatte. In Bastia trinkt jeder, der es haben kann, nur Wasser von Cardo, und unserem Reisenden wurde es von einer hochbetagten Frau gebracht, die sich durch dieses Geschäft ernähre. Der armen Frau war einmal ein ganz anderes Geschick zugedacht. Herr Mermilliod erzählt nämlich: „Bernadotte, heutzutage Karl Johann König von Schweden, war im J. 1787 gemeiner Soldat im Regiment Royal-Marine und bei den Arbeiten der Landstraße beschäftigt, die von Bastia nach St. Florent führt. Francesca war damals jung und schön und machte so starken Eindruck auf das Herz unseres Bearners, daß er sich um ihre Hand bewarb. Da er jedoch zur Zeit nichts weiter als seine Uniform besaß, so mußte er mit einem Korb abziehen, und so ist es dann gekommen, daß jene Frau, die mit ihm einen Thron getheilt haben würde, zu dieser Stunde noch Wasserträgerin in Bastia ist. — Bernadotte scheint überhaupt zu der gedachten Zeit große Lust gehabt zu haben, sich zu verheiraten. Bald darauf nämlich ward er Unteroffizier, und da er als solcher mehr Muße fand, die seine Thätigkeit sich immer nützlich zu machen wußte, so füllte er einen Theil seiner Zeit damit aus, für einen gewissen Imbricco, Greffier der Regierung, Akten und andere Dokumente gegen eine mäßige Vergütung abzuschreiben. Es giebt sogar jetzt noch sowohl in den Archiven von Bastia als in denen von Ajaccio eine große Anzahl Aktenstücke von seiner Hand, obwohl man, wie es heißt, den größeren Theil aus leicht zu errathenden Gründen beseitigt hat. Der gedachte Greffier nun hatte zwei Töchter, und es dauerte nicht lange, so war der leicht erregbare Bernadotte in eine derselben verliebt. Sicher ist, daß er sie von Herrn Imbricco zur Ehe verlangte, der jedoch ohne Rücksicht auf die Tressen des Unteroffiziers diesen abwies und ihn sogar, wie ich glaube, aus seiner Amtsstube ganz entfernte, um jedem Einverständniß der beiden jungen Leute mit einemmal ein Ende zu machen.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Dienstag den 5. März 1844.

Spanien.

Die spanische Malerschule.

Wenige Gegenstände in der Geschichte der Kunst versprechen dem Forscher eine reichere Aerndte, als die spanischen Malerschulen. Von Italien, Deutschland, Flandern, Holland und jedem anderen Lande Europa's kennen wir genau alle Werke und Künstler. Bei Spanien ist es anders. Die Halbinsel war bis auf die jüngste Zeit eine terra incognita sowohl in Ansehung der Poesie als der Malerei. So wie man seine Literatur auf ein Buch beschränkt glaubte, nämlich auf Don Quixote, so war seine Malerei von einem Maler, Murillo, repräsentirt. Wie dieser große Künstler sich ohne Vorgänger oder Nachfolger habe bilden können, fragte man nicht, oder man nahm an, daß er ein exotisches oder isolirtes Genie war, welches vielleicht durch Zufall in den italiänischen Schulen gebildet worden.

Erst das Interesse, welches zahlreiche Proben der wunderbaren Kunst der spanischen Maler erregt haben, hat mehr Licht hierüber verbreitet. Doch noch jetzt ist die Kenntniß, die wir von diesen Schulen besitzen, sehr spärlich, und es ist zu fürchten, daß Materialien zu einer vollständigen Geschichte noch nicht existiren. Eine Geschichte der Schule von Sevilla erschien englisch vor ungefähr zwanzig Jahren, worin viele Notizen über die verschiedenen Werke derselben und besonders über die gegeben wurden, die in den Palästen, Galerieen und Klöstern Spaniens und Europa's enthalten sind. Seitdem hat man im übrigen Europa die Ausstellung verschiedener Werke spanischer Meister gesehen, deren Namen bisher noch unbekannt gewesen. Der Ankauf von Marschall Soult's berühmten Murillos durch den Herzog von Sutherland und das Aufsehen, welches sie in England und im übrigen Europa erregten, als sie zuerst im britischen Institut ausgestellt waren, so wie die Einführung vieler anderen Meisterstücke desselben Künstlers, steigerten den allgemeinen Wunsch, von den Malern einer so seltenen und eigenthümlichen Schule etwas mehr zu wissen. Der anarchische Zustand Spaniens, die Armuth, in welche die höheren Klassen und die öffentlichen wie die Privat-Institute des Landes versanken, haben den Ankauf und die Ausführung von Kunstgegenständen, welche in der Eifersucht und dem Stolz der Spanier bisher unübersteigliche Hindernisse gefunden, um ein Bedeutendes erleichtert. Ludwig Philipp hat, dies benutzend, den Baron Taylor mit einer unumschränkten Vollmacht abgesendet, Alles zu kaufen, was er bekommen könne. Das Resultat war die Entstehung einer Galerie im Louvre, welche, mit Inbegriff der von Herrn Standish ihm vermachten, jetzt als einzig in ihrer Art betrachtet werden kann. Wir versuchen es, nach einer so eben in England erschienenen „Geschichte der spanischen Malerschule" *) unseren Lesern eine kurze Skizze derselben zu geben.

Der spanische Styl ist sehr eigenthümlich; er schließt sich in Ton, Farbe und Zeichnung dem flandrischen und venetianischen an und zeichnet sich aus durch seine dunkelen Töne, die Schönheit seines chiaro-oscuro, seine außerordentliche Natur-Treue und die Vollendung des Nebenwerks.

Unter den vornehmsten Malerschulen in Spanien sind zu nennen die von Sevilla, Valencia, Toledo und Cordova.

Der erste Künstler von einiger Bedeutung war Antonio del Rincon, der Hofmaler Ferdinand's und Isabella's. Man vermuthet, daß er Italien besucht habe, da sein Styl dem des Andrea del Castagno und des Ghirlandajo sehr ähnlich ist. Die königliche Kapelle von Toledo und die große Kathedrale wurden von ihm und einem anderen Zeitgenossen, Pedro Berruguete, geschmückt, dessen Manier ganz der des Perugino gleichen soll. Der Verfasser des oben genannten Werkes giebt eine lange Liste von Malern, die in dieser ersten Periode der spanischen Kunst blühten, und es ist zu verwundern, daß deutsche Forscher in ihrem Enthusiasmus für den gothischen Styl, welcher der Dämmerung der Cinquecente voranging, ihre Forschungen nicht in dieses unbekannte Gebiet ausgedehnt haben. Es werden nur wenige Einzelnheiten von diesen Meistern mitgetheilt; auch hat der Verfasser es nicht für gut gehalten, die Quellen anzuführen, aus denen er seine Einzelnheiten geschöpft. Wir wissen daher nicht, ob etwa seltene spanische Bücher darüber existiren, oder ob er persönlich in den Archiven Spaniens Forschungen angestellt hat. Es ist sehr zu bedauern, daß kein spanischer Vasari sich die Mühe nahm, das Leben der Maler seines goldenen Zeitalters zu beschreiben. Pablo de Cespedes, ein ausgezeichneter Künstler, Gelehrter und Architekt, einer jener Männer von allgemeiner Bildung, wie es die Leonardos, Michael Angelos und Albrecht Dürers jener Zeit waren, schrieb zwar ein vollendetes Gedicht über die Malerei und war so ein Vorläufer Du Fresnoy's; aber der größere Theil desselben soll verloren gegangen seyn, auch wissen wir von keinem anderen Fragment, als dem, welches Quintana in seinem Tesoro del Parnaso Español herausgegeben. Aber das Werk des Cespedes konnte nur seine vornehmsten Zeitgenossen gelegentlich erwähnen. Es ist jedoch offenbar, daß Werke über die Geschichte der Malerei und der Maler im Spanischen existiren, sonst hätte der Verfasser des oben genannten Werkes in seinem Anhang nicht eine chronologische Liste von allen spanischen Malern mit Angaben ihres Geburts- und Todesdatums und der Zeit, in der sie blühten, geben können. Hätte sein Werk Ansprüche auf eigenthümliche Forschung, so würde er seine Quellen angeführt haben. Doch auch so wird es dem Liebhaber sehr willkommen seyn. Das Leben der Künstler seit den Tagen Benvenuto Cellini's ist sprüchwörtlich unterhaltend. Jede Biographie ist ein Roman, und die größere Zahl dieser Skizzen steigert nur den Wunsch des Lesers, noch mehr zu wissen von dem Leben, den Abenteuern und Arbeiten von Leuten, die so eigenthümlich begabt und im Allgemeinen der Bewunderung und Achtung so würdig sind.

Obgleich Karl V. einen Titian und Sir Antonio Moore an seinem Hofe hatte, so konnte er sich doch auch rühmen, unter seinen eigenen Unterthanen Männer von kaum geringerem Verdienst zu zählen. Der bewegende Geist dieser Zeit war Luis Vargas, von seinen Zeitgenossen der „korrekte und edle Vargas" genannt, Luis Morales mit dem Beinamen El Divino, dessen Werke kaum von denen Raphael's in seiner zweiten Manier unterschieden werden können; Juan Navarete mit dem Beinamen El Mudo, der ungeachtet seiner Stummheit der Correggio Spaniens wurde; Pablo de Cespedes, welcher Maler, Dichter, Bildhauer, Architekt, Alterthumsforscher und Schriftsteller war und sehr bewandert in Philosophie, Literatur und den orientalischen Sprachen. Sein „Abendmahl" wird als ein klassisches Meisterstück in Spanien angesehen.

Die spanische Kunst hat sich immer durch ihre düsteren Gegenstände ausgezeichnet. Die spanischen Maler lassen nie, wie die Italiäner, ihre Compositionen mit jenen schönen Episoden aus der griechischen Mythologie, mit Werken der Fiction oder der politischen Geschichte abwechseln. Diese Eigenthümlichkeit erklärt sich jetzt aus dem Umstand, daß die Inquisition durch einen regelmäßigen Beamten eine strenge Censur über die Moralität der Staffelei wie über die der Presse ausübte. In der Schule von Sevilla wurde am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Fortschritt gemacht, der zu der Vollkommenheit führte, welche unter Alonzo Cano, Zurbaran, Iriarte und Murillo erreicht wurde, von denen der letzte nicht bloß das Haupt der andalusischen Kunst, sondern sogar der Fürst der spanischen Maler wurde. Unter diesen Meistern erreichte Sevilla seinen höchsten Glanz; es gab dem großen Velasquez die Anfangsgründe der Kunst und hat nicht bloß das Verdienst, mehr Genie als jede andere Stadt in der Halbinsel erzeugt, sondern auch gebildet zu haben.

In Velasquez und Murillo hat der Ruhm der spanischen Kunst seinen Brennpunkt. Der große Portraitmaler, dessen ritterlicher Adel, Einfachheit und lebensvolle Wahrheit mit Titian wetteifert und Vandyke übertrifft, scheint in jeder Beziehung ein Günstling der Natur gewesen zu seyn. Es wird berichtet, daß er einer der vollendetsten Kavaliere seiner Zeit gewesen. Philipp V. von Spanien, der bekanntlich die Malerei leidenschaftlich liebte und selbst kein verächtlicher Künstler war, machte den Velasquez zum Ritter des Ordens von Sanct Jago und zu seinem obersten Kammerherrn, mit einer Reihe von Zimmern in seinem Schloß, wo der König oft Stunden lang in seiner Gesellschaft zubrachte, während er an seiner Staffelei arbeitete. Er starb in Madrid im Jahre 1660, für die Kunst ein unersetzlicher Verlust, und wurde mit großem Pomp beerdigt, unter Begleitung des Hofes, des Adels, der Ritter aller militairischen Orden und einer großen Menge von Künstlern.

Der Styl des Velasquez verbindet viele von den Eigenschaften der italiänischen Schule mit denen der flämischen. In seiner Färbung folgte er den reichen saftigen Tönen und dem Impasto der venetianischen Meister, die er immer vor Augen hatte, und von Correggio erwarb er die Weichheit und Grazie der Lombarden. In allen seinen Werken wird die Natur aufs treueste dargestellt; ja seine Illusionen sind so vollkommen und seine Wahrheit und Farbenmagie so groß, daß die Kunst mit der Natur und Wirklichkeit identifizirt scheint. Obgleich seine Zeichnungen korrekt waren, so wählte er doch nicht immer die besten Gegenstände und Formen aus der Natur; und trotz seiner Besuche in Rom und der öfteren Gelegenheit, die er hatte, das Antike anzu-

*) The History of the Spanish school of painting etc. by the author of „Travels through Sicily and the Lipari Islands". London 1843.

ſchauen, erreichte er doch nie das Ideale, das die großen Meiſter Italiens auszeichnet. Das Portrait ſcheint das Feld zu ſeyn, worin er ſeine größte Meiſterſchaft entwickelte; ſeine beſten Portraits werden kaum von denen Titian's oder Vandyke's übertroffen; ſie beſitzen eine kühne Freiheit und Breite der Manier, welche neben der Energie der Conception, dem ritterlichen Adel und der lebendigen Wirklichkeit, womit er ſie bekleidete, ſie immer zu unbezahlbaren Schätzen machen werden; nicht zufrieden damit, ihnen die unnachahmlichſte Aehnlichkeit zu geben, hob er mit großer Treue alle jene Eigenthümlichkeiten hervor, welche zur Charakteriſtik der geiſtigen Richtungen wie der phyſiſchen Formen des Individuums dienen, und verſchönerte ſie oft durch eine reizende Landſchaft. Einige waren in Titian's Styl, andere nach Rubens oder Vandyke. Seine beſten Portraits ſind in Madrid, nämlich die ſeiner Patrone, Philipp V. und Olivarez, zu Pferde, das des großen Bukaniers Barbaroſſa und eines von der Infantin Margareta Maria von Oeſterreich. Obgleich er an einem Hofe lebte und unter Souverainen und Fürſten, die durch ihren religiöſen Eifer und fanatiſchen Geiſt berühmt waren, ſo malte er doch ſelten etwas aus der heiligen Geſchichte. Wiewohl ferner ſein Aufenthalt in Madrid und ſeine Beſuche in Italien ihm Anregung gaben, ſich in die höheren Regionen der Kunſt emporzuſchwingen, ſo verlor er doch nie ſeinen Geſchmack für Scenen des gewöhnlichen Lebens oder Landſchaften, in welchen letzteren er zuletzt große Fertigkeit erwarb. Auch ſeine Vieh- und Thierſtücke aller Art, die in Spanien zahlreich ſind, ſind ausgezeichnet und können von den beſten holländiſchen nicht übertroffen werden; ſeine Pferde insbeſondere ſind in Ausdruck, Bewegung und Form einzig. Sein chiaro-oscuro und die allgemeine Vertheilung der Lichter ſtimmen immer vollkommen mit der Natur überein, was er ſeinem fleißigen Studium der Kamera Obſkura verdankte; ja, in Allem, was er machte, war die Natur immer ſeine Führerin, und er kann als einer ihrer glücklichſten Nachahmer angeſehen werden. Seine Draperieen ſind wie die des Rubens verſchwenderiſch prächtig, aber anmuthig fließend, ſchön vertheilt und reich gefärbt; doch ſind ſeine Werke im Allgemeinen exotiſcher als die Murillo's und beſitzen weniger von ſpaniſchem Charakter. Er hinterließ viele Schüler, deren ausgezeichnetſter Juan Battiſta Martinez Mazo war, welcher hauptſächlich in Portraiten, Phantaſieſtücken und Landſchaften glänzte, in welchen letzteren er wenige Nebenbuhler hatte; er war ein Gemiſch von Gaspar Pouſſin und Salvator Roſa, und Velasquez bewunderte ſein Talent ſo ſehr, daß er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, obgleich der junge Künſtler keine andere Mittel, ſie zu erhalten, beſaß, als Pinſel und Palette. Seine Anſichten von Pampeluna und Saragoſſa ſind ſeine Meiſterſtücke, welche mit vielen anderen ſich im Madrider Muſeum befinden.

Man hatte immer geglaubt, daß Murillo's artiſtiſche Erziehung mangelhaft geweſen, und daß er keinen anderen Unterricht gehabt, als ſeine Vaterſtadt Granada damals darbot. Wir erfahren jedoch jetzt, daß der unſterbliche Meiſter keineswegs ein ungereifter Mann war. Er machte zwar nicht die Tour durch Italien und Flandern, wie er ſich vorgeſetzt, aber in Madrid erlangte er unter dem Patronat des Velasquez Zugang zu allen Schätzen der Kunſt in den königlichen Sammlungen, den Privat-Paläſten, Klöſtern und Kirchen und kopirte fleißig die beſten Werke von Raphael, Correggio, Titian, Rubens und Vandyke, aus deren vereinigten Vorzügen er jene Weichheit des Tons und jenen Reichthum der Färbung gewann, welche den unterſcheidenden Reiz ſeines Pinſels ausmachen. Zugleich zeichnete er in der Akademie nach den ſchönen Statuen des Alterthums. Murillo's Genius wird von unſerem Verfaſſer folgendermaßen charakteriſirt:

„Da er nie ſein Vaterland verlaſſen und ein treuer Nachahmer der Natur war, ſo war Murillo's Manier weniger exotiſch und mehr ausſchließlich ſpaniſch, als die irgend eines anderen einheimiſchen Künſtlers; in ſeinen letzten Jahren zeigen ſeine Bilder einen ganz eigenthümlichen Styl, deſſen Reize in den bezaubernden Effekten ſeiner Färbung beſtehen; er war beſonders glücklich in der Luftperſpektive und ſchien alle ſeine Umriſſe in Luft zerfließen zu machen. Er iſt berühmt durch die Originalität ſeiner Behandlung und Erfindung, den anmuthig fließenden Charakter ſeiner Draperieen und die Einfachheit, Natürlichkeit und unaffektirte Grazie, die ſeine Figuren auszeichnen; daher verfehlen auch ſeine Gegenſtände ſelten, ſelbſt den ſtrengſten Kritiker zu feſſeln; menſchliche Affekte in all ihrer Mannigfaltigkeit, die Religion mit all ihrer Gluth, Liebe und Wohlwollen wurden nie ſchöner verſchmolzen oder richtiger gezeichnet, und hätte er die Vortheile einer klaſſiſchen Erziehung beſeſſen und eine vertrautere Bekanntſchaft mit der Antike, ſo würde er gewiß den großen Raphael ſelbſt übertroffen haben. Obgleich er in der letzten Periode ſeines Lebens wenig Anderes als heilige Geſchichte malte, ſo hinterließ er doch viele Proben von der Beweglichkeit ſeines Genius und ſeiner Fertigkeit in anderen Gattungen: ſeine Thiere ſind immer wunderbar gezeichnet, ſeine Seeſtücke, obgleich ſehr ſelten, ſind kühn und geiſtreich, und ſeine Blumengruppen waren die vollendetſten Kopieen der Natur. Er beherrſchte durchaus die Schule ſeiner Zeit und widmete ſeine ganze Zeit und Aufmerkſamkeit der Fortbildung der Nationalkunſt. Im Jahre 1660 beförderte er mit Eifer die Gründung einer Akademie in Sevilla, wo er öffentliche Vorleſungen hielt über Anatomie und Zeichnen zum Nutzen junger Künſtler. Alle ſchienen in dieſer Periode mit ihm zu wetteifern oder ihm nachzuahmen; er war der große Schiedsrichter der Kunſt, und ſein Styl war das non plus ultra des Ehrgeizes Aller.

„Murillo ſtarb in Sevilla in den Armen ſeines Freundes Villavicenzio im Jahre 1682, in Folge der Verletzung, die er durch ſeinen Fall in Cadix erhielt; er war von der freundlichſten und liebenswürdigſten Gemüthsart, mild, anſpruchslos und tugendhaft, wurde allgemein bedauert, und erwies ſich als ein unerſetzbarer Verluſt für die Schule von Sevilla, welche von da ab raſch in die korrupteſte Manierirtheit verſank."

Die Bemerkungen, mit welchen das engliſche Werk ſchließt, bilden eine Ueberſicht der Eigenſchaften der ſpaniſchen Malerſchule. Die hervorſtechendſten Züge derſelben ſind große Wahrheit des Charakters, natürlicher Ausdruck, ſchöne Färbung und korrekte, aber nicht erhabene Gedanken; die Meiſter ſtreben faſt allgemein nach den Reizen der venetianiſchen Palette, wie man an dem kräftigen Impaſto, den dunkeln reichen Tönen und den ſtarken Licht- und Schattenkontraſten ſieht, welche faſt alle ihre großen Werke auszeichnen. Ihre Fehler ſind alltägliche Compoſition, Mangel an Adel und idealer Grazie und Schönheit in ihren Figuren und ein gänzliches Fehlen jenes erhabenen Gefühls und Pathos, welches die ausgezeichneten Productionen der italiäniſchen Kunſt ſo beredt macht.

Der Verfaſſer bemerkt: „Die Portraitmalerei wurde immer in Spanien in großem Umfang getrieben, indem man früh von Titian, Rubens und Vandyke Geſchmack für dieſe Gattung erwarb, und faſt alle großen ſpaniſchen Künſtler haben Proben ihres Geſchicks in dieſem beſonderen Gebiet hinterlaſſen. Die heilige Geſchichte jedoch herrſchte vor, indeß werden die Bilder dieſer Art, aus ſchon angeführten Gründen, für die Kunſtliebhaber widrig und abſtoßend durch ihren düſteren Fanatismus, durch die widrigen Gegenſtände, die ſie ſo oft darſtellen, und durch ihre unpoetiſchen Anachronismen. Viele dieſer Künſtler haben jedoch ſowohl Scenen des gewöhnlichen Lebens, als Schlachten, Marine-Bilder und Blumenſtücke, ſehr glücklich behandelt, von welchen letzteren einige mit einer Vollendung und Treue, würdig der holländiſchen Schule, ausgeführt ſind. In der Landſchaft haben alle Schulen Stücke geliefert, welche in Wahrheit und maleriſcher Schönheit nicht zu übertreffen ſind, obgleich ſie im Ton den bezaubernden Schöpfungen Italiens nachſtehen, was der Verſchiedenheit und den Eigenthümlichkeiten der beiden Klimate zugeſchrieben werden kann. Die großen Meiſter der Kunſt in Venedig ſchöpften ihre Inſpiration von den Alpenhöhen des blauen Friaul, von Salvator Roſa und Gasparo Pouſſin, ſo wie auch von all den reichen romantiſchen Scenen Toskana's, den Höhen Roms und Unter-Italiens, die durch ihre großen überraſchenden atmoſphäriſchen Effekte, ſo wie durch die reichen und ſaftigen Tinten, womit man ſie ſo oft bekleidet ſieht, ſo ausgezeichnet ſind; während der ſpaniſche Himmel, obwohl eben ſo hell, glänzend und wolkenlos, eine kalte, blaue Fläche darbietet, die den Abſichten des Malers nicht entſpricht, und die vorherrſchenden atmoſphäriſchen Tinten im ganzen Lande von einem eigenthümlichen Silbergrau ſind, welches zugleich jenen ſilbergrauen Ton erklärlich macht, der nicht bloß die ſpaniſchen Landſchaften, ſondern mehr oder weniger die meiſten Werke der drei Schulen charakteriſirt."

Zum Schluſſe macht der Verfaſſer warnend alle Sammler darauf aufmerkſam, daß, obgleich Spanien noch voll von Bildern iſt, die meiſten, die als Murillos, Velasquezes, Canos, Zurbarans u. ſ. w. angeboten werden, nur Kopieen von Zeitgenoſſen oder Nachfolgern ſind.

Japan.

Die Europäer in Japan.

(Fortſetzung.)

Die Mitglieder der Faktorei kehrten nach Dezima zurück; für ſie hatte dieſes Ereigniß keine weiteren Folgen; für die Japaneſen war es nicht ſo. Eine halbe Stunde, nachdem die Holländer ſich zurückgezogen, verſammelte der Gouverneur die Leute ſeines Hauſes und ſchlitzte ſich in ihrer Gegenwart den Bauch auf. Seinem Beiſpiel folgten die Truppen-Befehlshaber, welche im Augenblick der Gefahr entfernt geweſen waren. Durch dieſen Selbſtmord retteten Alle ihre Familien vor der Schande, welche eine von der Regierung verhängte Strafe nach ſich gezogen haben würde. Der Fürſt von Fizen, welcher zur Zeit der Ankunft des Schiffes ſich am Hofe befand, büßte die Nachläſſigkeit der Beamten, die ihn in der Verwaltung ſeiner Domainen vertraten, mit hundertägigem Gefängniß. Da dieſe Strafe noch zu gering war, ſo übernahm er es ſelbſt, ſie zu ergänzen; doch dieſe Ergänzung kam ihm theurer zu ſtehen, als er anfangs gewünſcht hatte. Indem er ſich gewiſſermaßen den Tod des Gouverneurs von Nagaſaki zuſchrieb, ſo bat er den Staatsrath um die Erlaubniß, dem Sohne deſſelben die Summe von 2000 kobans (ungefähr 30,000 Francs) anzubieten. Der Staatsrath war nicht bloß hiermit einverſtanden, ſondern fügte auch hinzu, daß, damit der Fürſt für den Fall, daß er dies Geſchenk zu erneuern wünſche, ſich nicht wieder an die Regierung zu wenden brauche, es ihm erlaubt ſey, jedes Jahr dem Sohne des Gouverneurs dieſelbe Summe zu zahlen. Der Fürſt verſtand den Wink und unterwarf ſich ihm. Dieſe Antwort des Staatsrathes iſt kein iſolirtes Faktum: ſie gehört vielmehr in die Kategorie der Maßregeln, deren ſich die Regierung bedient, um die Fürſten und Großen arm zu machen.

Der Ort oder das Gefängniß, auf welchen die Holländer während ihres Aufenthaltes in Japan angewieſen ſind, iſt eine künſtliche Inſel oder vielmehr ein Damm in der Bai von Nagaſaki, der vor zwei Jahrhunderten urſprünglich für die Portugieſen angelegt wurde, um ſie ſo viel als möglich vom Lande zu iſoliren. Dieſe Inſel, welche Dezima heißt, iſt 600 Fuß lang und 270 breit und kommunizirt mit der Stadt Nagaſaki durch eine ſteinerne Brücke; doch eine ziemlich hohe Mauer verhindert die Bewohner auf beiden Seiten, ſich zu ſehen. Die Brücke iſt mit einem Thor verſchloſſen, das von einem Detaſchement Polizei-Agenten und Soldaten bewacht wird, welche Niemanden ohne beſondere Erlaubniß den Uebergang über die Brücke geſtatten dürfen.

Die Zahl der Europäer, die auf dieſer Inſel ſich aufhalten dürfen, iſt jetzt auf elf Individuen beſchränkt: Dieſe ſind der Opperhoofd oder Präſident der

Faktorei, von den Japanesen holanda oder boreuda capitan genannt, der Patron des Magazins, ein Secretair oder Buchhalter, ein Arzt, fünf Kommis und zwei Magazinwächter. Es ist nicht erlaubt, europäische Bediente in Japan zu haben: alle Dienste, die der Handel erfordert, werden von Japanesen geleistet. Doch dürfen dieselben nicht die Nacht bei ihren Herren zubringen; sie müssen mit Sonnenuntergang die Insel verlassen und, um dies zu beweisen, sich zu einer bestimmten Stunde vor dem Offizier des Wachtpostens an der Brücke stellen. Kein Umstand, selbst nicht die schwerste Unpäßlichkeit ihres holländischen Herrn, kann die Verletzung dieses Reglements rechtfertigen. Ein neuerer holländischer Reisender beschwert sich sehr bitter über die Entbehrungen, welchen die Mitglieder der Faktorei in Folge dieser Maßregel ausgesetzt sind. „Es geht so weit", sagt er, „daß man nicht einmal heißes Wasser für den Abendthee haben kann." Die einzigen Personen, die von dem Verbot, in Dezima über Nacht zu bleiben, ausgenommen sind, sind jene Frauen, die durch ihr Betragen und ihre Lebensweise sich von der japanesischen Gesellschaft ausgeschlossen haben, denn eine ehrbare Frau kann nicht einmal den Fuß auf die Insel setzen, wie ein Anschlag am Brückenthor ausdrücklich besagt. Unter jenen verlorenen Frauen dagegen finden die Holländer Dienerinnen oder Gesellschafterinnen. Die Kinder, die aus einem solchen Verhältniß entspringen, werden aber als Japanesen betrachtet, und da nach den Bestimmungen des Gesetzes kein Japanese in Dezima geboren werden kann, so muß jede Frau dieser Klasse täglich vor dem diensthabenden Polizei-Beamten am Brückenthor erscheinen, damit eine schwangere Frau bei Zeiten auf japanesischen Boden zurückgeführt und so die im Sinne des Gesetzes unrechtmäßigen Geburten verhindert werden. Nach der Geburt erlaubt man zwar den Müttern, ihre Kinder im Hause ihrer Väter zu säugen; aber von ihrem zartesten Alter an ist das Verhältniß dieser Kinder zu ihren Vätern denselben Bestimmungen unterworfen, wie der Verkehr der Eingebornen mit den Fremden überhaupt. Die einzige Berücksichtigung, die man den natürlichen Gefühlen widerfahren läßt, besteht darin, daß man den Kindern gestattet, von Zeit zu Zeit ihre Väter zu besuchen, und daß diese berechtigt sind, für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder zu sorgen. Uebrigens ist es dem Vater erlaubt oder vielmehr zur Pflicht gemacht, seinem herangewachsenen Sohn ein Amt in Nagasaki oder anderswo zu verschaffen.

So wie ein Japanese in Dezima nicht geboren werden kann, so kann er auch da nicht sterben. Wir wissen nicht, wie dies bei einem plötzlichen Todesfall vermieden werden kann; doch wahrscheinlich nimmt man dann zu dem nayboen oder Geheimniß die Zuflucht. Um nämlich den Schein zu retten, bringt man einen todten Menschen als noch lebend an einen Ort, wo er gesetzlich sterben kann. Dies scheint beim ersten Anblick nur lächerlich, ist aber empörend, wenn man bedenkt, daß eine zu schnelle Translocirung oft den Tod eines Kranken herbeiführen kann, und daß man, um den Forderungen des Gesetzes zu genügen, die Zeit verliert, in welcher der Kranke noch gerettet werden könnte.

Die Häuser, welche die Holländer in Dezima bewohnen, können nicht von ihnen, sondern nur von japanesischen Privatleuten erbaut werden, und die Miethpreise, welche diese dafür erhalten, sind, obgleich von der Regierung bestimmt, doch sehr hoch. Dagegen ist es den Holländern gestattet, diese Häuser nach europäischer Weise zu möbliren, entweder mit Möbeln aus Batavia oder solchen, die in Japan bestellt und gearbeitet sind. Hierbei ist zu bemerken, daß die japanesischen Handwerker mit großer Geschicklichkeit und Präzision die bestellten Gegenstände anfertigen, so verschieden dieselben auch von denen sind, welche sie für die Eingebornen zu machen pflegen.

Die Holländer haben nicht das Recht, sich selbst die Künstler oder Handwerker, die sie brauchen, oder die Kaufleute, mit denen sie handeln, zu wählen. Es giebt für jeden Handelszweig offizielle Lieferanten, und die Preise ihrer Waaren werden von der Regierung auf funfzig Prozent über den Marktpreis des Platzes angesetzt. Dieser Zoll ist, wie man es offen erklärt, dazu bestimmt, die Kosten der über die Fremden geübten Aufsicht zum Theil zu decken. Uebrigens wird von den Holländern kein baares Geld angenommen, so wie sie überhaupt kein Geschäft in baarem Gelde machen, ja nicht einmal Geld bei sich halten dürfen. Sie übergeben daher die Ladungen, die sie mitbringen, den Behörden, welche die Waaren verkaufen, den Ertrag zum Ankauf der von den Holländern verlangten Artikel anwenden und den Präsidenten der Faktorei strenge Rechnung ablegen. Wahrscheinlich hat jenes Verbot in Bezug auf das baare Geld die Absicht, die Bestechung der Agenten zu verhindern.

(Schluß folgt.)

England.

Schiller's und Shakespeare's Charakterisirung der Jungfrau von Orleans.

Ein Beitrag zur vergleichenden Aesthetik.

Eine englische Uebersetzung der Schillerschen Jungfrau von Orleans, die vor kurzem erschienen *), hat einem britischen Kritiker, der sie in seiner Anzeige als höchst gelungen rühmt, zugleich Veranlassung gegeben, über den Unterschied zu sprechen, welcher in der Behandlung desselben Stoffes zwischen Schiller und Shakespeare stattfindet. Es ist nicht zu verwundern, daß er als echter Patriot seinen Landsmann über den Ausländer stellt. Wir werden ihm jedoch gewiß an Patriotismus nicht nachstehen wollen, und zwar um so weniger, als in der That Schiller's Johanna sowohl der historischen Gestalt der Jungfrau als dem poetischen Ideale viel näher steht, als die Hexe des Barden vom Avon:

Der englische Reviewer sagt Folgendes: „Schiller ist der Shakespeare Deutschlands genannt worden; auch wir hegen große Achtung vor seinem Geiste und seinen Werken; es bedarf jedoch nur einer geringen Einsicht in die poetischen Verschiedenheiten, um zu begreifen, daß er mit dem Shakespeare Englands eher in Gegensatz zu stellen, als mit ihm zu vergleichen ist. Wie verschieden z. B. sind nicht die Johanne von Arc des Einen und die einfache Jungfrau Johanna des Anderen! Die Prophetin Schiller's und die Hexe Shakespeare's sind in keiner Beziehung eine und dieselbe Person. Es ist jetzt bekannt, daß der erste Theil Heinrich's VI. nicht ganz Shakespeare's Arbeit ist; doch er nahm den rohen Entwurf des ursprünglichen Verfassers an, änderte und verbesserte ihn, und insofern ist er für das Werk, wie es jetzt ist, allein verantwortlich. Diese Umstände sind wichtig und dürfen nicht übergangen werden; denn wir würden eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir, über Shakespeare sprechend, den Geist des Shakespeareschen Zeitalters vernachlässigen wollten. Diese beiden Beziehungen müssen immer Hand in Hand gehen. Das Trauerspiel: Heinrich VI. trägt den Stempel Shakespeare's und seines Zeitalters an sich und kann deshalb mit Recht dem Schillerschen Drama gegenübergestellt werden, welches den Geist der neueren dramatischen Poesie in ihrem besten Zustand und in ihrer besten Form vertritt. Unter diesem Gesichtspunkte ist es sehr lehrreich, wenn man untersucht, wie der ältere und der neuere Dichter nicht nur die begeisterte Heldin, sondern auch den kriegerischen Talbot behandelt haben. Der Charakter des Letzteren besonders verhält sich bei beiden Dichtern wie ein Schatten zum Körper. Talbot ist bei Schiller eine bloße Nebenperson, und erst in seiner Sterbestunde erhebt ihn der Dichter zu einiger Bedeutung. *) Um einen Vergleich anstellen zu können, ist es nöthig, die Stelle folgen zu lassen, Aufz. III, Auftr. 6:

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

Talbot auf Fastolf gestützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot. Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,
Und ihr, begebt euch in die Schlacht zurück;
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

Fastolf. O, unglückselig jammervoller Tag!
(Lionel tritt auf.)
Zu welchem Anblick kommt ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel. Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!

Talbot. Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Theon in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Stahl dahingeschmettert, lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn. — Rheims ist verloren.
Go eilt, Paris zu retten!

Lionel. Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot. So stromet hin, ihr Bäche meines Bluts;
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne.

Lionel. Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den Feldherrn
An einen sichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten;
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot. Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer hieß dir denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich fesselnd in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt.

Lionel. Mylord, ihr habt nur noch
Für wen'ge Augenblicke Leben. — Denkt
An euren Schöpfer!

Talbot. Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfre besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht; —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitsvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?

Lionel. Mylord, lebt wohl! Der Thränen schuld'gen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Loose schüttelt.
Auf Wiedersehn in einer andern Welt!
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.
(Geht ab.)

*) The maid of Orleans, translated by W. Peter. London, 1843.

*) Schiller hatte auch durchaus keine Veranlassung, in seinem Drama, das eine Episode der französischen Geschichte verherrlicht, einen englischen Feldherrn in den Vordergrund zu stellen; Shakespeare freilich behandelte ein Stück englische Historie, und Talbot's Nachkommen saßen mit unter den Zuschauern seines Heinrich's VI. Darum ist aber auch gerade diese Scene die am wenigsten zu einer Vergleichung geeignete. D. R.

Talbot. Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende, — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth.

Man vergleiche mit dieſer Scene die drei letzten Auftritte des 4ten Akts im 1ſten Theil Heinrich's VI. von Shakeſpeare! Wie erhaben iſt die Epiſode von Talbot und ſeinem Sohne! Wie herrlich der kindliche Entſchluß, welcher an die treue Anhänglichkeit der Ruth *) erinnert! —

Bleibt, geht, thut, was ihr wollt! ich thu' das Gleiche;
Nicht leben will ich an des Vaters Leiche.

Des Vaters Einwilligung; — ſeine väterliche Angſt in der Sterbunde; ſeine Freude über den Muth des Sohnes; ſeine zärtlichen Fragen:

Biſt du nicht matt, Johann? wie fühlſt du dich?
Willſt du noch nicht entweichen aus der Schlacht,
Da dich der Kampf zum Ritter ſchon gemacht?

ſeine heißen Bitten, daß der Sohn jetzt den Pfad der Gefahr verlaſſen möge; die ſtolze Antwort des Jünglings, der ſich nicht erniedrigen will, „ein armſeliges Leben zu retten und den Glanz des Ruhmes zu vernichten"; — dies ergreift die Seele des Leſers oder Zuſchauers mit hinreißender Gewalt. Der Eindruck wächſt, und der Dichter läßt uns keine Ruhe, bis die Scene mit majeſtätiſcher Würde ſchließt. Dann ſpricht der verwundete Vater weiter:

Wo iſt mein zweites Leben? meins entfloh!
Wo mein Johann? mein tapferer Talbot, wo?
Siegreicher Tod! Beſtellt durch Knechtſchaft, ich
Verlache bei der Kraft des Sohnes dich!
Als er mich ſinken ſah und auf den Knien,
Da trieb es ihn, das blut'ge Schwert zu ziehn,
Und wie ein Leu im Hunger, fing er an,
Was Wuth und Unzeduld jemals gethan.
Doch als mein grim'ger Wächter ſtand allein,
Und Keiner kam und kämpfte auf ihn ein,
Riß ihn Erbitt'rung, grollendes Gefühl
Von meiner Seite plötzlich ins Gewühl
Der Frankenſchaar, die dicht um ihn ſich bäufte,
Der Knabe in dem See voll Bluts erſäufte
Den allzukühnen Muth. O meine Blüthe,
Mein Ikarus ſtarb ſtolz in dem Gemüthe.
(Soldaten kommen mit der Leiche des Johann Talbot.)

Diener. O theurer Herr! Da bringt man euren Sohn!
Talbot. Du Schattenarr Tod betaſchſt uns hier zum Hohn;
Doch bald von deiner Tyrannei befreit,
Vereinigt durch das Band der Ewigkeit,
Entſchwingen ſich durch Himmelsräume weit
Zwei Talbots, die zum Trotz der Sterblichkeit.
O du, deſſ' Wunden lieblich ſtehn bei Todtem,
Sprich mit dem Vater, eh' entweicht der Odem:
Zum Trotz dem Tod, ſprich, wenn er's kaum vermeint,
Denk' dir, er ſei ein Franke und dein Feind.
Der arme Knab' ſcheint lachend mir zu ſagen:
Wär' Tod ein Frank', ich hätt' ihn heut erſchlagen.
Kommt, kommt, und legt ihn in des Vaters Arm.
Mein Geiſt erträgt nicht länger dieſen Harm.
Lebt wohl, ihr Krieger! Nun iſt mein die Habe;
Mein alter Arm wird meinem Sohn zum Grabe.
(Stirbt.)

Das iſt das wahre, tragiſche Pathos. Eben ſo majeſtätiſch iſt die folgende Scene. Die Jungfrau von Orleans beſchreibt die hochmüthige, verächtliche Tapferkeit des jungen Talbot, jenes mädchenhaften Jünglings, der es verſchmähte, „von einem Mädchen beſiegt zu werden." Die übrige Handlung iſt ganz geeignet, unſere Bewunderung für den heroiſchen Talbot — „den großen Alciden des Schlachtfeldes, des Franzoſen einzige Geißel, ſeines Feindes Schrecken und ſchwarze Nemeſis" — zu erhöhen. Sogar die todten Leichname des erſchlagenen Löwen und ſeines Jungen flößen den Feinden noch abergläubiſche Furcht ein; während der fromme Sir William Lucy die Prophezeiung ausſpricht, daß

Aus ihrer Aſch' ein Phönix ſich wird heben,
Vor dem ganz Frankreich wird dereinſt erbeben.

Und indem die Herzen der Zuhörer von den Gefühlen überſtrömt werden, welche eine ſolche Kataſtrophe zu erwecken im Stande iſt, fällt der Vorhang auf eine Rieſengruppe von Heldencharakteren.

Schiller's Tragödie iſt regelmäßiger als ihr älteres Vorbild und iſt ein merkwürdig ſchönes Gedicht. Wir freuen uns über die engliſche Ueberſetzung derſelben, die wir mit großem Vergnügen geleſen haben. Peter's Ueberſetzung iſt ein engliſches Gedicht, das von Allen geleſen werden kann, die darin einen mehr poſitiven Genuß, als eine bloße Ueberſetzung ſuchen. Dies iſt ein großes Lob, und der engliſche Leſer kann demnach aus dieſer Ueberſetzung ſo gut wie aus dem Originale über die relativen Verdienſte des Schillerſchen Werkes in Bezug auf Shakeſpeare's Heinrich VI. urtheilen. Wir wiederholen unſeren Ausſpruch, daß der Plan des deutſchen Dramas regelmäßig und die Ausführung ſchön iſt. Hier finden wir nichts von der rauhen Granithärte, wodurch das engliſche Drama ſich auszeichnet, ſondern faſt Alles iſt genauer und richtiger. Schiller's „Johanna" iſt ein treues, hiſtoriſches Portrait. Hier ſtehen wir auf dem Punkte, welcher, ſey es zum Nachtheil oder Vortheil, das moderne Drama von dem älteren ſcheidet. Schiller's Trauerſpiel iſt ein mehr kritiſches Werk; der Geiſt der Analyſis durchdringt jeden Theil. Sie iſt nicht nach alten Legenden, ſondern nach geſchichtlichen Urkunden gearbeitet; ſie iſt ein Kind der wiſſenſchaftlichen Induction. Der Geſchichtsſchreiber und der Metaphyſiker gingen dem Dichter bei dieſer Arbeit voran und haben dem Letzteren die Punkte angegeben, nach denen er arbeiten ſollte. Die älteren engliſchen Barden dagegen nahmen die Legenden und Chroniken zur Hand und wandten ſich an die Annalenſchreiber, welche ſich mehr an Vorurtheile als an Thatſachen hielten und die Geſchichte ſo erzählten, wie das Volk ſie glaubte. Sie war durch die Läuterungs-Prozeſſe des allgemeinen Geiſtes gegangen und dadurch von allem unnöthigen Beiwerk befreit worden. Sie behielt aber doch noch ſo viel Bekleidung, als nöthig war, um ſie vor gänzlicher Nacktheit zu ſchützen, und dies war gerade genug, um die Einbildungskraft und die Gefühle zu ergreifen und ſie auf immer feſtzuhalten. Die aus ſolchen Quellen geſchöpften Elemente eines Dramas wurden in Bezug auf ihre Popularität geprüft, ehe ſie überhaupt dramatiſirt wurden. Nicht ſo iſt es mit den antiquariſchen und metaphyſiſchen Punkten, die durch neuere Forſchung aufgeſtellt werden. Sie ſind am weiteſten entfernt von dem Volksgeiſte und in offenbarem Gegenſatze damit. In einem poetiſchen Werke kommt es daher auf die Geſchicklichkeit das Dichters an, ſie populär zu machen. Er muß ihnen erſt Kredit verſchaffen. Die Laſt, die er zu tragen hat, iſt weit größer, als diejenige, welche ſeine Vorgänger ſich aufbürdeten. Die Wirkung ſeiner Arbeit kann einen edleren und reineren Charakter haben. Bei dem neueren Dichter kann ſich eine Zartheit des Gefühls, eine Klarheit der Auffaſſung und eine hiſtoriſche Genauigkeit der Sitten finden, worauf der ältere keinen Anſpruch machte, doch er hat nicht die Kühnheit, das Feuer und den ſtolzen Enthuſiasmus des älteren Dichters. Jener iſt vielleicht weniger ſchwülſtig, aber auch weniger erhaben. Das Drama oder Gedicht kann dem gebildeten Leſer gefallen und eine öffentliche Aufführung verdienen. Aber Schiller iſt auf engliſchen Brettern verſucht worden und iſt durchgefallen. Das Publikum fand ſeine „Maria Stuart" nicht bloß langweilig, ſondern auch abgeſchmackt. Man verlangte Handlung, während der Dichter nur träumeriſche Seelenlehre gab. Das engliſche Publikum iſt für eine ſolche Gattung von Schauſpielen noch nicht vorbereitet. *)

Mannigfaltiges.

— **Molière und Boſſuet.** Herr Aimé Martin theilte kürzlich im Journal des Débats einige anziehende Data zur Geſchichte des in Paris dem Andenken Molière's errichteten Monumentes mit, wobei er daran erinnerte, daß ſelbſt der berühmte Boſſuet den Namen des größten franzöſiſchen Luſtſpieldichters und Sittendarſtellers anathematiſirt habe. Die Nachwelt, ſagt er, wird dieſes Anathema kaum für möglich halten, beſonders, wenn es ſie mit nachſtehender Anekdote, der letzten aus dem Leben Molière's, zuſammenhält, mit welcher es auch hiſtoriſch zuſammenhängt: An dem Morgen des Tages nämlich, an welchem der Dichter faſt vor den Augen des Publikums mit Tode abging, gaben ſich ſeine Frau und ſeine Freunde alle Mühe, da ſie ihn ſo überaus hinfällig ſahen, ihn dieſen Abend von der Bühne zurückzuhalten, aber vergebens. „Der Menſch", erwiederte er, „leidet lange, ehe er ſtirbt; ich fühle wohl, daß mein Ende herannaht, aber da ſind funfzig arme Arbeiter, die nur von ihrem Tagelohn leben — wer ſoll ihnen heute Abend Brod geben, wenn ich nicht ſpiele?" Alſo ging er und ſpielte den Malade imaginaire, den „Kranken in der Einbildung", während er ſelbſt der kränkſte Menſch war, den es gab; er ſpielte, ging nach Hauſe und ſtarb; „von den Späßen des Theaters", wie Boſſuet ſagte, „hinübertretend vor den Stuhl des Richters, welcher geſagt: „Wehe euch, die ihr lacht, denn ihr werdet weinen." — Ein Jahrhundert ging nach ſeinem Tode vorüber, bevor für das Andenken Molière's etwas geſchah. Erſt im Jahre 1769 kam die „franzöſiſche Akademie" auf den Gedanken, eine Lobrede auf den Dichter in ihrem Schoße halten zu laſſen. Im J. 1778 ließ ſie in ihrer Sitzungs-Halle Molière's Büſte, ſo wie ſpäterhin ſeine Statue, aufſtellen, und zwar durch einen merkwürdigen Zufall — wenn es Zufall war — dicht neben der Statue Boſſuet's!

Die Rue Traverſière, in der ſich das neue, einen öffentlichen Brunnen verzierende Molière-Denkmal befindet, und zwar an der Ecke der Rue de Richelieu, dem Hauſe gegenüber, in welchem der Dichter ſtarb, hat jetzt den Namen Rue Fontaine-Molière erhalten.

*) Das Buch Ruth Kap. 1. V. 17; Ruth ſagte zur Naëmi, die ſie nicht verlaſſen will: „Wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das; der Tod muß mich und dich ſcheiden."

*) Der Verſuch, Schiller's „Maria Stuart" auf die engliſche Bühne zu bringen, war aber auch ein ſehr abgeſchmackter und verdiente keinen beſſeren Erfolg. Kein Volk, das auf ſeine Geſchichte etwas hält, läßt ſich von einer fremden Nationalanſicht heraus, und wäre dieſe auch noch ſo poetiſch, ſeine Heroen darſtellen. Man denke nur an das Bild, das das engliſche Volk ſtets von ſeiner Queen Bess vor Augen hat, und vergleiche dann damit Schiller's Eliſabeth und die Scene ihrer Zuſammenkunft mit Maria Stuart, die bekanntlich niemals ſtattgefunden. Sehr richtig bemerkt übrigens der Reviewer, daß das engliſche Theaterpublikum, welches jetzt nur an ſinnloſen Spektakelſtücken und ſinnloſen Farcen Gefallen findet, für eine Gattung von Schauſpielen, wie die Schillerſchen, „noch nicht vorbereitet" ſey. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 7. März 1844.

Frankreich.

Ueber die katholische Bewegung in Frankreich.

(Dritter Artikel.*)

Die Kanzelredner und die Journalisten.

Auch die Kanzel hatte in der letzten Zeit ein wechselndes Schicksal. Die Restauration brauchte sie zu einem Werkzeuge der Politik und schuf ihr dadurch viele und heftige Feinde; ihr Einfluß nahm ab und erstreckte sich zuletzt fast nur auf die ländliche Bevölkerung und die Frauen. Nur Frayssinous erfreute sich einer großen und wohlverdienten Theilnahme, denn, allem Parteitreiben fern, setzte er an die Stelle jenes intoleranten Orakeltones eine ruhige und durchdachte Untersuchung und bestrebte sich, Vernunft und Glauben im Einklange zu zeigen.

Seit 1830, und namentlich in den letzten Jahren, hat sich der Kanzelton geändert. Die Geistlichkeit hat begriffen, daß die Politik nicht in die Kirche gehört, und hat sich mit seltenen Ausnahmen auf die religiöse Belehrung beschränkt. Auch die geistlichen Behörden haben sich in diesem Punkte streng gezeigt, und erst ganz vor kurzem soll ein Jesuit zu Paris von seinem Orden selbst einen scharfen Verweis erhalten haben, weil er sich legitimistische Ausfälle auf der Kanzel erlaubt hatte. Die Seminare bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den Kanzelrednern. Jene erstarren gleichsam täglich mehr in einer längst abgestorbenen Vergangenheit, diese suchen sich in die engste Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Es haben sich zwei Schulen gebildet; die eine schließt sich, wenigstens der Methode nach, an die Redner des 17ten und 18ten Jahrhunderts, die andere folgt dem freieren Gange des 16ten. Diese letztere Schule beschäftigt sich weit weniger damit, den Irrthum zu bekämpfen, als die Wahrheit zu bestätigen, fast als glaubte sie durch die Untersuchung dem Zweifel neuen Stoff und neue Kraft zu geben. Sie mildert so viel als möglich die Formen und die ausschließenden Lehren des Katholizismus und versucht namentlich auf die gebildeten Klassen durch die Liebe und das Gefühl zu wirken. Ihre bekannten Vertreter sind Deguerry, Coeur, Combalot und Lacordaire. Lacordaire war anfangs Advokat, später nahm er sehr thätigen Antheil an der Redaction des Journals l'Avenir und wurde mit Lammennais genau befreundet. Als Letzterer sich von der Kirche trennte, blieb jener zwar orthodox, aber er folgte dennoch in vielen Punkten den veränderten Ansichten seines großen Freundes. Seine Predigten hatten solchen Erfolg, daß 1200 junge Leute den Erzbischof von Paris in einer Bittschrift ersuchten, dem Redner die Kirche Notre-Dame zu öffnen, um hinreichenden Raum für die Zuhörer zu gewinnen. Herr von Quelen trug Bedenken, auf dies Gesuch einzugehen, denn die Gegenpartei war zu mächtig; man versuchte auf alle Weise, den Schüler des neuen Arius wo möglich ganz zu entfernen, und noch heute hegt ein gewisser Theil der Geistlichkeit eine geheime und oft übel verhüllte Feindschaft gegen Lacordaire. Dadurch, daß er Mönch geworden, hat er freilich diese Bestrebungen ziemlich entkräftet; denn als Abt des Dominikaner-Ordens genießt er bischöflichen Rang in der Kirche, sonst hätten ihn vielleicht schon diejenigen, welche seine Freunde scheinen, zum Schweigen gebracht. Lacordaire, eine kräftige, edle, aber unbeugsame und sich zuweilen selbst widersprechende Natur, ist gewissermaßen der Savanarola der heutigen Kanzelberedsamkeit zu nennen. Er treibt wissenschaftliche Studien, beschäftigt sich mit dem christlichen Sozialismus und mit Politik, preist bald die Ligue, bald die Revolution, und erhebt das französische Volk beinahe zu einem auserwählten Volke Gottes. Er überredet mehr, als er überzeugt. Er erkennt die Siege und Eroberungen der Neuzeit an und versucht zugleich, die edlen Bewegungen der Geister zu Gott zurückzuführen, von dem sie sich seit funfzig Jahren entfernt haben. Er ist weniger ein Theologe als ein Tribun der Religion, welcher die bürgerliche Gesellschaft wieder mit der Kirche aussöhnen will.

Der ausgezeichnetste Vertreter der alten Schule, de Ravignan, besitzt den Ernst, die Korrektheit und die Methode der Prediger des Jesuiten-Ordens, welchem er angehört. Während bei Lacordaire sich eine verworrene Menge neuer Ideen im Katholizismus zu entwickeln scheint, beharrt de Ravignan bei den unbeugsamen Regeln der Ueberlieferung und vergegenwärtigt eine Vergangenheit, welche sich in hartnäckigem Kampfe gegen den Geist der Neuzeit zu behaupten strebt. Die Strenge seines Wesens, sein mönchisches Aeußere, sein salbungsvolles Auftreten geben de Ravignan fast das Ansehen eines Heiligen. Seine Predigten wirken auf die Frauen weit mehr als auf die Männer, weil sie mehr die Einbildungskraft als den Verstand bewegen. Es ist überhaupt mehr die Methode als die Tiefe des Gedankens, durch welche er wirkt. Doch ist er ausgezeichnet, wenn er den Skeptizismus oder die Ketzerei angreift. Weit entfernt, die Vernunft zu verwerfen, ruft er sie vielmehr zu Hülfe, um die Beweise religiöser Wahrheiten zu unterstützen, so daß er in dieser Hinsicht dem früher genannten Bautain geradezu widerspricht.

Es zeigen sich überhaupt merkwürdige Abweichungen und Widersprüche, wenn man die Reden der verschiedenen Pariser Prediger vergleicht, so daß die Rechtgläubigkeit selbst erschrecken und die Philosophie zahlreiche Angriffspunkte finden könnte. Wenn übrigens die Prediger der Gegenwart nicht nur hinter Massillon und Bourdaloue, sondern auch hinter Frayssinous und de Boulogne zurückbleiben, so muß man doch auf der anderen Seite anerkennen, daß ihre Thätigkeit wahrhaft unermüdlich ist. Berühmte Redner aus der Provinz werden auch von Zeit zu Zeit nach Paris berufen, was gleichsam als eine entscheidende Anerkennung ihres Verdienstes gilt. Die Landprediger sind meistentheils hinter den Anforderungen zurück, die man billigerweise an sie machen muß, und nur ihr wohlthätiges praktisches Eingreifen in das Leben der Gemeinde gleicht diesen Fehler einigermaßen aus.

Aber der Einfluß der Kanzel, obgleich man ihn, wie es scheint, bedeutend überschätzt hat, genügte den Männern der Reaction nicht. Man suchte also eine andere Bühne und warf sich auf die Presse, um ungestört von ganz anderen Dingen als von Moral und Liebe zu predigen. Sehr viele Priester schufen sich im Journalismus eine Art Filial für ihren Predigtstuhl, und diese Bestrebungen griffen Tag für Tag weiter um sich. Es möge hier genügen, einen flüchtigen Blick auf den Zustand der religiösen Presse zu werfen.

Die katholische Reaction hat seit 1830 viel Mühe und Geld an die Presse gewendet, aber ihre Unternehmungen hatten meistentheils nur ein sehr vorübergehendes Bestehen. Unter den religiösen Journalen, die einander seit zwölf Jahren folgten, hat ein einziges, l'Avenir, Aufsehen gemacht. Es wurde redigirt von de Lammenais, Gerbet, Lacordaire, de Salinis, de Scorbiac, de Cour und de Montalembert und hatte sich die Aufgabe gestellt, die Kirche aus dem Traume veralteter Ueberlieferung aufzurütteln, sie mit den neuen Ideen in Beziehung zu setzen und zugleich die in vereinzelte Systeme und haltlose Zweifel verirrte und zersplitterte Philosophie um das katholische Dogma zu sammeln. Das war freilich ein großer Gedanke, aber gefährlich für die Kirche, denn um diesen Standpunkt zu behaupten, mußte man von vornherein unumstößlich darthun, daß die katholische Lehre aller und jeder gegenwärtigen Entwickelung der Wissenschaft, der Philosophie und der menschlichen Gesellschaft Genüge leiste. Denn der geringste Zweifel, den man in dieser Hinsicht hätte bestehen lassen, wäre zu gleicher Zeit ein stillschweigendes Bekenntniß gewesen, daß man, wenn nicht eine neue Offenbarung, so doch eine neue und tiefgehende Entwickelung des katholischen Dogma's für nothwendig erachtet habe. Außerdem verlangte das Avenir die vollständige Trennung der Kirche vom Staate, unbedingte Preßfreiheit, Freiheit des Unterrichts und Einziehung des Gehaltes der Geistlichen. An dieser Vereinigung politischer und religiöser Ideen scheiterte es aber, denn es erhoben sich Gegner aus allen Ständen und von allen Farben, die Bischöfe wie die niedere Geistlichkeit, die Konservativen wie die Radikalen und Rom selber. Die Redacteure widerriefen und zogen sich von dem Blatte zurück, nur Lamennais verfolgte den Weg des Abgrundes.

Das Avenir hatte Ideen angeregt; die gegenwärtig bestehenden Journale aber, welche sich als Hüter des Glaubens ankündigen, beschränken sich ohne Ausnahme auf haltlose und sentimentale Declamationen. Heute bringen sie Jubel-Oden auf die Wiedergeburt des religiösen Lebens, morgen Klagelieder über die Gottlosigkeit des Jahrhunderts. Es ist eine vollständige Anarchie, in welcher der Katholizismus vornehmlich als Mittel politischer Opposition ausgebeutet wird. Denn alle Journale der katholischen Reaction sind in der That nur in einem Punkte einig, in dem Kampfe gegen die bestehende Macht; die einen führen ihn offen, die anderen versteckter, alle aber bekennen sich zum Legitimismus.

Die offizielle Zeitung des Neo-Katholizismus ist gegenwärtig der Univers. Er wurde im Jahre 1832 von dem Abbé Migne gegründet, welcher jetzt die katholische Buchdruckerei von Petit-Montrouge leitet. Migne wollte einen Mittelweg einschlagen und erklärte, daß er keiner politischen oder religiösen Partei dienen werde, daß er rein katholisch sey und zwar die Lehren beurtheilen, die Personen aber mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken wolle. Wie sehr hat sich der Univers seitdem von seiner ursprünglichen Richtung entfernt! Durch den Schiffbruch des Avenir erschreckt, hüteten sich die Redacteure des neuen Jour-

*) Vgl. Nr. 13 u. Nr. 16 des Magazins.

nals vor dem Ungestüm, welches ihre Vorgänger ins Verderben geführt hatte, und gründeten den Erfolg ihres Unternehmens auf die Mittelmäßigkeit desselben. Der Avenir hatte versucht, ein Organ der Kirche zu seyn, der Univers wollte nichts seyn, als das Echo der Geistlichkeit, und seine meisten Artikel kommen aus der Feder von Priestern, besonders bischöflichen Secretairen und einigen neu bekehrten, unerfahrenen und jungen Laien. So vegetirte der Univers einige Jahre ohne eigentlichen Zweck und mit einer legitimistischen Farbe, ging durch mehrere Hände und gelangte endlich im Jahre 1836 unter die Direction de Saint-Chéron's, welcher zur Regierungspresse gehörte und dem Blatte einen ziemlich deutlichen dynastischen Charakter gab. Deshalb erklärte sich ein Theil der Geistlichkeit gegen den Univers, er wurde selbst in einigen Seminaren verboten, und die legitimistische Partei gründete die Union catholique, um seinen Einfluß bei der Geistlichkeit zu neutralisiren. Aber schon nach zwei Jahren verloren die Unternehmer die Geduld, weil sie mehr als 200,000 Franken eingebüßt hatten. Sie schwankten einige Zeit zwischen der Quotidienne und dem Univers, entschieden sich endlich für den letzteren und boten ihm ihre Kräfte und ihre Abonnenten an. Der Vorschlag wurde angenommen, und man sah, was bis dahin unerhört war, ein Tagesblatt in dasjenige übergehen, welches es bekämpft hatte. Der Univers fügte den Titel der Union catholique zu dem seinigen. Seine Lage wurde nun freilich schwierig, weil er alte und neue Abonnenten, alte und neue Redacteure befriedigen mußte. De Saint-Chéron legte um diese Zeit seine Redaction nieder, das vermehrte Blatt gab seine bisherige Mäßigung auf und wurde wieder quasi-legitimistisch. Dieselbe Unsicherheit, wie in dem politischen Auftreten, zeigt der Univers auch in religiöser Hinsicht: es fehlt ihm an einer durchgreifenden, sicheren Leitung, an Ruhe und Offenheit. Seine Philosophie dreht sich in ewigem Kreise um die Worte Pantheismus und Rationalismus, seine Kritik ist jederzeit absprechend, oft leidenschaftlich und heftig; mit einem Worte, er überschreitet in jeder Hinsicht die Gränzen des Gerechten und des Wahren. Er erscheint in zwei Ausgaben; die eine täglich, mit Ausnahme des Montags, die andere dreimal wöchentlich in Quart. Die Zahl der Abonnenten beträgt kaum 3000.

Hier herrschte die religiöse Frage vor, in den übrigen Tagesblättern bildet sie nur einen sehr unbedeutenden Anfang zur Politik. Da begegnet uns in der ersten Reihe de Genoude mit der Gazette de France, das monarchische Dogma der Restauration vertheidigend. Chateaubriand hatte gedacht, die moderne Freiheit mit der alten Monarchie zu vereinigen; Genoude, der niemals einen bedeutenden neuen Gedanken gehabt hat, parodirt ihn und versucht 1789 und 1815 zusammenzuschmelzen. Dadurch ist die Politik der Gazette ein beständiger Unsinn geworden. Die Radikalen haben über ihre Demokratie gelacht. Die Legitimisten sind des Jakobinismus beschuldigt; diesen hat sie geantwortet, daß sie nicht demokratisch, jenen, daß sie nicht legitimistisch sey. So ist ihre ganze Macht in Rechtfertigung, Erläuterung und Verleugnung ihrer Lehren aufgegangen, und sie hat einen beständigen Krieg mit den Journalen ihrer eigenen Farbe zu führen. In der Religion ist sie zwar etwas gemäßigter, aber durchaus unbedeutend. Der Katholizismus bringt sie stets auf die Politik, und die ganze Besprechung läuft auf einige immer wiederkehrende wunderliche Behauptungen hinaus: die Regierung hat die Gottlosigkeit in ein System gebracht, die Kirche ist tyrannisirt; man muß die alte Einrichtung derselben wiederherstellen und der Geistlichkeit einen größeren Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes gewähren. Im Jahre 1837 gab die Gazette durchschnittlich 3506 Nummern aus; 1838 noch 3000; 1843 nur noch 3558. Im Jahre 1838 gab sie durchschnittlich 4700 Nummern für die Provinzen zur Post, im letzten Semester des Jahres 1843 nur 2,946 Nummern. Doch beruht die Verminderung der Abonnenten zum Theil auch darauf, daß die Gazette in Rom und den sardinischen Staaten verboten worden ist.

In einer neuen Verwandlung zeigt sich de Genoude in der Nation. Es ist freilich bloß der Titel: denn in Wahrheit ist die Nation nichts anders als ein fortlaufender Kommentar zu den in der Gazette gepredigten Grundsätzen. Die Nation gab im letztvergangenen Semester täglich im Durchschnitt 2886 Nummern aus und beförderte durch die Post, vor ihrer Vereinigung mit dem Etat, 310 Exemplare; die giebt für jedes Departement 6 Abonnenten. Seit jener Vereinigung beträgt die Postsendung 1015 Exemplare.

Die Gazette de France will Heinrich V. und die Demokratie; die Quotidienne dagegen Heinrich V. und die Charte von 1814. Sie steht unter dem besonderen Schutze der Herren Berryer, de Noailles und de Valmy und wird von de Locmaria redigirt. Sie verleiht dem Königthume konstituirende Gewalt und einen ganz anderen Ursprung als den Willen des Volkes. Einmal versuchte sie, einen Schritt vorwärts zu thun, aber die jungen Leute, welche diesen Fortschritt in die Redaction brachten, wurden sehr bald veranlaßt, sich zurückzuziehen, gleich als wäre es in der legitimistischen Partei unmöglich, mit der Gegenwart fortzuschreiten, ohne die Vergangenheit zu leugnen und die eigene Sache in Gefahr zu bringen. In religiöser Hinsicht ist die Quotidienne ohne Zweifel das vernünftigste unter den Parteiblättern. Sie hat zwar auch zuweilen ihre intoleranten Aufwallungen und predigt gegen den Protestantismus und die Glaubens-Freiheit, aber das ist ein feindlicher Fanatismus, welcher durch eine Art von weltlichem Skeptizismus, den sie von Michaud geerbt hat, glücklich gemildert wird. Ihr Grundsatz ist: die konstitutionellen Ideen bekämpfen, heißt der Kirche dienen. Sie zählte im Jahre 1838 durchschnittlich 3500 Abonnenten, im Jahre 1843 gab sie durchschnittlich 3016 Nummern aus.

(Schluß folgt.)

Japan.

Die Europäer in Japan.

(Schluß.)

Alle Japanesen, welche durch ihre Functionen mit den Holländern in Berührung kommen, die Lieferanten, der Arzt, der im Fall der Krankheit oder Abwesenheit des holländischen Arztes seine Stelle vertreten darf, und die als Bediente zugelassenen Personen tragen einen Erlaubnißschein bei sich, vermöge dessen sie, doch nur in den gesetzlichen Stunden, in Dezima aus- und eingehen können. Dieselben müssen aber vor Antritt ihrer Functionen mit ihrem Blute einen Eid unterzeichnen, mit den Holländern in keinen Verkehr zu treten, der mit ihren offenkundigen Functionen nichts zu thun hat, und besonders über die Sprache, die Gesetze, Religion oder Geschichte des Landes ihnen keine Nachricht zu geben. Außer den genannten Personen und den Dolmetschern kann kein Japanese, ohne spezielle Erlaubniß des Gouverneurs von Nagasaki, Dezima betreten; doch sollen Japanesen von Rang, welche diese Formalität vermeiden und doch ihre Neugierde befriedigen möchten, um zugelassen zu werden, sich für Bediente der von ihnen bestochenen Regierungs-Beamten ausgeben.

Die Polizei-Beamten, welche über die Beobachtung dieser Anordnungen zu wachen haben, sind immer in Dezima anwesend, begleitet von einer hinreichenden Anzahl von Dolmetschern; doch lösen sie sich alle vierundzwanzig Stunden ab.

Die Dolmetscher bilden eine besondere Corporation und werden vom Siogun besoldet. Es giebt ihrer bloß für den Verkehr mit den Holländern 60 bis 70; für die Geschäfte der chinesischen Faktorei, die in der Nähe von Nagasaki wie die holländische eingeschlossen ist, ist ihre Anzahl noch größer. Die Dolmetscher können übrigens mit keinem Mitglied der Faktorei allein zusammenkommen; sie sind immer von einem Munizipal-Beamten begleitet, was wahrscheinlich nur deshalb geschieht, um ihrem Verkehr mit den Holländern den offiziellen Charakter zu erhalten, da man nicht annehmen kann, daß diese Beamten, die kein Holländisch verstehen, hierbei als Spione dienen.

Was das sonstige Benehmen der Japanesen gegen die Holländer betrifft, so sind die Nachrichten der holländischen und deutschen Schriftsteller darüber etwas von einander abweichend; der Doktor v. Siebold findet, daß der Opperhoofd selbst mit Verachtung behandelt und beständigen Demüthigungen ausgesetzt wird, und daß er sich dieselben aus patriotischem Eifer gefallen lasse, um seinem Lande das Monopol des japanesischen Handels zu erhalten. Die Holländer dagegen behaupten, daß ihre Landsleute in Japan mit aller Achtung behandelt werden, auf welche ein Fremder in diesem Lande vernünftiger Weise Anspruch machen kann; sie fügen hinzu, daß der Handel selbst ihnen sehr wenig einbringt. So viel ist gewiß, daß die Holländer in Japan schon darum keine große Achtung genießen können, weil sie bloß Handel treiben. Die Vornehmen und die Beamten, selbst die vom zweiten Rang, legen die größte Verachtung für den Handel an den Tag, und es kann also der Chef eines rein kommerziellen Etablissements nicht erwarten, auf einem sehr respektabeln Fuß behandelt zu werden. Dies geht auch daraus hervor, daß er in Bezug auf das Säbeltragen gewissen Beschränkungen unterworfen ist. Bekanntlich ist das Tragen eines Säbels allen Handeltreibenden in Japan streng untersagt, und der reichste Kaufmann entgeht der Demüthigung, öffentlich ohne Waffen zu erscheinen, nur dadurch, daß er von einem armen Adligen die Gunst erkauft, unter die Zahl seiner Diener aufgenommen zu werden; denn die Titulardiener können einen einzigen Säbel tragen. Von allen Mitgliedern der holländischen Faktorei nun hat der Präsident allein das Recht, einen Säbel, und zwar nur einen einzigen, und das auch nur bei feierlichen Gelegenheiten, zu tragen. Diese Verordnung trifft weder die Person, noch die Nation, sondern nur die soziale Stellung, welche der Präsident in den Augen der Japanesen einnimmt.

Doch welches auch der Grad der Achtung seyn mag, den die Holländer in Japan genießen, so vereinigen sich doch alle Schriftsteller darin, die seit langer Zeit in Europa verbreitete Meinung über die Beschimpfungen, die man ihrer Religion zufüge, zu widerlegen. Die Holländer können zwar ihren Kultus dort nicht ausüben; aber man verlangt wenigstens jetzt nicht von ihnen, daß sie ihre Religion verleugnen, oder daß sie die Bilder der Jungfrau und des Gekreuzigten insultiren, indem sie sie mit Füßen treten. Daß sie je ihre Würde als Menschen und Christen so weit vergessen, sich Anforderungen dieser Art zu fügen, als Tausende von japanesischen Christen sich dem Märtyrerthum unterwarfen, dies beruht nur auf Nachrichten ihrer Feinde und Nebenbuhler, der Portugiesen und Jesuiten; daß aber solche Behauptungen Glauben finden konnten, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Holländer ihr erstes Handels-Privilegium im Jahre 1611 erhielten, gerade in dem Moment, wo die heftigsten Verfolgungen gegen die japanesischen Christen und die Missionaire ausbrachen.

Seit der Ankunft der Portugiesen in Japan bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte man das Christenthum und die jesuitischen Missionaire mit einer Toleranz behandelt, die in einem Lande, wo die ganze Autorität des mikado auf der Religion beruht, fast unglaublich erscheint. Daher zählte man, nach den Berichten der Missionaire an ihre Obern in Rom, vor dem Ausbruch der Bürgerkriege zweihunderttausend eingeborne Christen in Japan, unter welchen sich Fürsten, Generale und die Blüthe des Adels befand. In einer gewissen Zeit war sogar der präsumtive Nachfolger des Siogun, wie es hieß, fast bekehrt, und die Zahl der Jesuiten vermehrte sich außerordentlich während der ganzen Zeit der Bürgerkriege und selbst im Beginn der Verfolgungen. Das gegen den christlichen Kultus ausgesprochene Verbot wirkte anfangs nur langsam, bis im Jahre 1637 eine Empörung in dem Fürstenthum Arima aus-

brach, deſſen Bevölkerung zum größten Theil chriſtlich war. Nach den Portugieſen war die Verfolgung, welche von einem neuen Fürſten, einem eifrigen Heiden, gegen die Chriſten angeſtellt wurde, die Urſache dieſes Aufſtandes; die Holländer dagegen behaupten, daß der Aufſtand nur durch die tyranniſche Verwaltung dieſes Fürſten herbeigeführt wurde, und daß die Religion nichts damit zu thun hatte.

Wie dem auch ſeyn mag, der Fürſt von Arima drängte die Inſurgenten, deren Zahl ſich auf ſiebzigtauſend belief, nach einem langen Kampfe auf die Halbinſel Simabara, und da er ſie hier nicht mit eigener Macht bezwingen konnte, ſo forderte er unter Autoriſation des Siogun die Holländer auf, ihm ihre Schiffe und ihre Artillerie zu leihen. Dies geſchah, und dieſe Intervention entſchied das Schickſal der unglücklichen Chriſten von Simabara. Dieſer Krieg ſoll vierzigtauſend Individuen das Leben gekoſtet haben, und der Sieg des Fürſten war von neuen Maßregeln der Strenge gegen die Chriſten begleitet.

Mit jener Behauptung, daß dieſer Kampf kein Religionskrieg war, ſuchen die Holländer das Gehäſſige ihrer Intervention zu bemänteln, obgleich ſie nicht leugnen können, daß die Inſurgenten Chriſten waren. Was ihnen eher zur Rechtfertigung dienen könnte, iſt, daß ſie Alles für ſich zu fürchten hatten, wenn ſie nicht dem Begehren des Fürſten von Arima Folge geleiſtet hätten, ſo wie ſie andererſeits ihrer Bereitwilligkeit in dieſer Beziehung es zu verdanken haben, daß die gegen die übrigen Fremden verhängte Ausſchließung nicht auch auf ſie ausgedehnt würde; denn ſie gaben dadurch zu verſtehen, daß ſie, obgleich Chriſten, doch von den Portugieſen durchaus verſchiedene Chriſten ſeyen.

Seit jener Zeit muß jeder Japaneſe einmal jährlich, indem er die chriſtlichen Bilder mit Füßen tritt, beweiſen, daß er nicht Chriſt iſt. Die Ceremonie findet immer den vierten Tag nach dem Jahresanfang ſtatt, und ſie wird ſo allgemein beobachtet, daß ſelbſt die Kinder an der Mutterbruſt und Menſchen, die an den Gliedern gelähmt ſind, die Bilder wenigſtens mit den Füßen berühren müſſen. Doch werden nur die Eingebornen dazu gezwungen; Fremde pflegt man nur dazu einzuladen, um zu erfahren, ob ſie Chriſten ſind oder nicht. Ja man iſt ſo weit entfernt, von den Holländern etwas Aehnliches zu verlangen, daß man ſie nicht einmal bei der Ceremonie zugegen ſeyn läßt.

Zum Schluß geben wir noch eine Skizze von dem Aeußeren und der Phyſiognomie dieſes Volkes. Die Japaneſen haben alle Züge, welche die mongoliſche Race charakteriſiren, auch die ſchiefe Lage der Augen; aber ſie ſind vielleicht die am wenigſten unangenehmen unter allen Zweigen dieſer häßlichen Race. Klaproth bemerkt, daß ihre chineſiſchen Züge durch eine gewiſſe phyſiſche und geiſtige Energie modifizirt und veredelt werden. Sie ſind im Allgemeinen ſtark, lebhaft und haben einen gefärbten Teint; die jungen Leute und Mädchen haben viel Sanftmuth in den Zügen. Die holländiſchen Schriftſteller verbreiten ſich mit einem gewiſſen Wohlgefallen über die Schönheit der jungen Frauen in Japan. Man findet jedoch den Gang der Perſonen beider Geſchlechter ſehr ungraziös, beſonders den der Frauen; dies hat ſeinen Grund in der Gewohnheit der letzteren, ſich zu ſehr die Taille zu ſchnüren, was zur Folge hat, daß die Beine und Füße ſich zuletzt nach innen wenden.

Die tägliche Kleidung iſt für beide Geſchlechter und für alle Klaſſen der Geſellſchaft faſt dieſelbe, und der Unterſchied liegt mehr in der Farbe, der Feinheit und dem Werth des Stoffs, als in der Form und dem Schnitte der Kleider. Die Kleidung beſteht aus mehreren ſehr weiten über einander geworfenen Roben, die bei den unteren Klaſſen von Leinwand oder Kalicot ſind und bei den höheren von Seide. Dieſe letzteren haben auf dem Rücken und der Vorderſeite des Obermantels, der gewöhnlich durch einen Gürtel an der Taille befeſtigt iſt, das Familienwappen eingeheftet oder geſtickt. Unter einen wallenden Mantel, der einige Fuß nachſchleppt, zieht man eine Menge von Weſten an, nach deren Zahl man den Rang der Perſon beurtheilt. Es heißt, daß man deren zuweilen an hundert trägt, was übertrieben ſcheint, obwohl man hinzufügt, der Stoff, aus dem ſie gemacht ſind, ſey ſo leicht und dünn, daß man mehrere zugleich in die Taſche ſtecken kann. Die Aermel ſind ſehr lang und weit, der untere Theil derſelben dient als Taſche. Der Buſen des Mantels und der Gürtel dienen ebenfalls oft als Taſche, um Gegenſtände von einigem Werth hineinzulegen; in die Aermeltaſche legt man die Blätter von dünnem Papier hinein, die die Stelle von Schnupftüchern oder Servietten vertreten, wenn man ſich ihrer bedient hat, ſo legt man ſie in die Aermel, um ſie wegzuwerfen, wenn man das Zimmer verläßt. Das Koſtüm beider Geſchlechter, ſagten wir, iſt faſt daſſelbe; doch lieben die Frauen die hellen Farben und tragen an ihren Roben geſtickte Garnituren oder Goldfranſen.

Die Leute von gutem Ton tragen an den Schultern eine Schärpe, deren Länge mit dem Rang ſich ändert und bei der Verbeugung, die einer dem anderen macht, gleichſam als Maßſtab dient: Jemand, der einem an Rang über ihn Stehenden grüßt, muß ſich ſo tief neigen, daß die Enden ſeiner Schärpe die Erde berühren; je höher alſo der Rang eines Mannes iſt, deſto länger iſt ſeine Schärpe. An Feſten oder bei feierlichen Gelegenheiten fügt man zu jedem Koſtüm eine Ceremonien-Robe hinzu; dies iſt ein ſehr weiter Mantel von eigenthümlichem Schnit, der über die anderen Kleider geworfen wird. Mit dieſem Mantel tragen die höheren Klaſſen an Galatagen eine Art Pantalon, hakkama genannt, welches ein ſehr weiter, großfaltiger Unterrock iſt, der zwiſchen den Beinen zugenäht und auf den Seiten offen iſt, um nicht im Gehen zu beläſtigen. Ein Modell davon iſt im königlichen Muſeum im Haag zu ſehen. Der Rangunterſchied, den dieſe Pantalons bezeichnen, iſt nur an Galatagen zu erkennen, aber das ſicherſte und bleibende Unterſcheidungs-Merkmal der verſchiedenen Klaſſen liegt in den Säbeln. Die Perſonen der höheren Klaſſen tragen zwei Säbel auf derſelben Seite, einen über dem anderen; die anderen Klaſſen dürfen theils nur einen, theils gar keinen Säbel tragen.

In den Zimmern ſind die Socken die einzige Fußbekleidung der Männer wie der Frauen. Außerhalb des Hauſes trägt man Schuhe, oder vielmehr Sandalen von der unbequemſten Art. Es ſind Sohlen von Stroh oder Holz, die an ihrer Spitze, welche ein wenig über den Fuß hinausreicht, einen Nagel haben, der zwiſchen zwei Fußzehen hindurchgeht. Um dieſe Sandalen ſo zu erhalten, darf man den Fuß nicht heben, ſondern muß ihn ſchleifen, und dies macht den Gang der Japaneſen ſo beſchwerlich und ungraziös. Man legt dieſe Schuhe ab, ſobald man in den Hausflur tritt. Der Kopfputz unterſcheidet die beiden Geſchlechter mehr von einander, als die ſonſtige Kleidung. Die Männer ſcheeren ſich den Kopf von der Stirn bis zum Scheitel; die Haare der Seiten und des Hinterkopfs werden in die Höhe gehoben und auf dem Scheitel in einen Büſchel zuſammengebunden. Einige Klaſſen entfernen ſich jedoch von der allgemeinen Mode; die Buddhiſten wie die Aerzte ſcheeren ihr Haupt ganz, während die Chirurgen ihr ganzes Haar behalten und es als Toupet über den Kopf emporrichten. Die Frauen tragen ein reiches Haar, und zwar gewöhnlich in Form eines Turbans, durch den man mehrere fein gearbeitete Stäbchen von Schildkrötenſchale ſteckt, welche ungefähr funfzehn Zoll lang und von der Dicke eines Fingers ſind. Man ſagt, daß dieſe Stäbchen ſehr theuer ſind, je mehr deren eine Frau trägt, deſto ſchöner findet man ſie friſirt. Bijouterieen und andere Zierrathen ſind nicht im Gebrauch, aber nicht etwa, weil man die künſtlichen Mittel zu gefallen verſchmäht; denn die Frauen legen ſo viel Weiß und Roth auf ihr Geſicht, bis die natürliche Fleiſchfarbe ganz verſchwindet. Die Lippen ſind mit Granat gefärbt und durch goldene Fäden gehoben. Eine verheirathete Frau ſchwärzt ſich die Zähne und reißt ſich die Augenbrauen aus.

Weder Männer noch Frauen tragen einen Hut, außer wenn es regnet; der Fächer wird als hinreichender Schutz gegen die Strahlen der Sonne angeſehen, und was dem Reiſenden, der zum erſten Mal nach Japan kommt, vor Allem auffällt, das iſt dieſer Fächer, den er in der Hand oder am Gürtel aller Leute ſieht. Die Soldaten und die Prieſter tragen ihn eben ſo gut wie die Damen, und die Beſucher empfangen auf ihren Fächern die Näſchereien und Bonbons, die man ihnen aufwartet. Ein Bettler ſtreckt ſeinen Fächer aus, um Almoſen zu empfangen; der Fächer dient dem japaneſiſchen Dandy ſtatt der Gerte, und ein Schulmeiſter bedient ſich ſeiner als Ruthe, um auf die Finger eines ungelehrigen Schülers zu klopfen; endlich wird der Fächer auf einem Geſchirr von eigenthümlicher Art einem Verbrecher der höheren Klaſſen überreicht, um ihm kund zu thun, daß der Moment der Hinrichtung gekommen ſey; er empfängt den Todesſtreich in dem Moment, wo er die Hand nach dem Fächer ausſtreckt.

England.

Gegenwärtiger Zuſtand der engliſchen dramatiſchen Literatur.

Wenn in Deutſchland von allen Seiten Klagen über den Verfall der dramatiſchen Poeſie erſchallen, ſo mag es, wenn es erlaubt iſt, ſich mit etwas Schlechtem zu tröſten, für uns ein nicht geringer Troſt ſeyn, daß auch in England derſelbe beklagenswerthe Zuſtand exiſtirt. Ein engliſcher Kritiker, der die neueſten Erzeugniſſe ſeiner dramatiſchen Landsleute ſummariſch beurtheilt, wirft dabei einen Blick auf das ganze Gebiet der dramatiſchen Poeſie und ſagt mit trauriger Miene: „Täglich werden neue Schauſpiele geſchrieben, gedruckt und herausgegeben; Hunderte, vielleicht Tauſende exiſtiren im Manuſkript, und ihre Verfaſſer hoffen mit Sehnſucht auf ein neues Eliſabethaniſches Zeitalter. Verſuche aller Art ſind ſeit kurzem gemacht worden, eine neue Zeit für das Schauſpiel herbeizuführen; es darf uns aber nicht wundern, daß dieſe Verſuche faſt alle mißlungen ſind. Von den Kritikern ſind verſchiedene Urſachen dieſes Mißlingens angegeben worden. Bei der beſten Abſicht iſt das aufgeführte Schauſpiel mit Nebendingen überladen worden. Aber warum wurde dieſer Fehler begangen? Die Aufführung eines Drama's hat aufgehört, eine Anziehungskraft zu ſeyn, und man nahm deshalb ſeine Zuflucht zu gewiſſen, nicht immer legitimen, aber auch nicht immer wirkſamen Mitteln. Eine von den Urſachen des Mißlingens iſt die geweſen, daß die in der letzteren Zeit erſchienenen Schauſpiele, mit einer oder zwei Ausnahmen, keinen beſonderen Beifall verdienten. Auch giebt es unter den gedruckten Dramen nicht ein einziges, das wir auf unſere Verantwortung den gegenwärtigen Theater-Geſellſchaften empfehlen möchten. Die jetzigen Schauſpieler bilden, trotz der neuen Parlaments-Akte, immer noch wandernde Truppen, wie ihre Vorgänger, und haben in dieſem Zuſtande wenig Ausſicht auf Erfolg und geringe Hoffnung auf Verdienſt.

„Vor ungefähr ſechs oder ſieben Jahren jedoch ſchien die dramatiſche Poeſie etwas Gutes zu verſprechen. Männer von achtbarem Talent, welche wenigſtens Verſe, wenn auch keine Poeſie ſchreiben konnten, — Männer von Geſchmack und poetiſchem Gefühl hatten ſich auf dramatiſche Schriftſtellerei gelegt. Aber ein oder zwei Jahre vor dieſer Zeit war die Sache ganz anders. Kleine Pamphlets, genannt Schauſpiele, Luſtſpiele, Trauerſpiele, alle fünfaktig, füllten die Läden der Buchhändler und forderten unklug zum Leſen auf. Nicht eine einzige Seite, ja nicht eine einzige Zeile derſelben war des Leſens werth. Sie waren ohne Versmaß, ohne Syntax und ohne Sinn geſchrieben. Weit entfernt, daß ihre Verfaſſer Dramatiker waren, konnten ſie nicht einmal Dichter genannt werden. Wer Schauſpiele ſchreiben will, muß ein Dichter und noch etwas mehr ſeyn. Milton und Spenſer waren Dichter, aber ſie waren deshalb noch nicht Shakeſpeare. Der Schwan vom Avon ſchrieb nicht bloß Venus und Adonis; er ſchrieb auch Macbeth. Es wäre gut, wenn Männer, welche die Abfaſſung dramatiſcher Werke unternehmen, ihre Aufmerkſamkeit hierauf richten wollten. Doch auf Einen Mann, der im Bewußtſeyn ſeines Talents ſchreibt, gehen tauſend, die nur aus Laune und Eitelkeit ſchreiben. Schriftſtelleriſche Anfänger ſcheinen keinen Begriff davon zu haben,

daß Schriftstellerei eine Bürde und ein Joch ist; sie nehmen den Titel: Schriftsteller an, ohne ihn durch Fleiß und Anstrengung erworben zu haben. Ihre schwachen Versuche kamen und verschwanden, wie Schatten, und doch wurden sie von ihren Verfassern Schauspiele genannt. Hierauf trat eine bessere Zeit ein, als Männer von Geschmack, wenn auch nicht von Genie, wie Talfourd, Henry Tailor, Sir Lytton Bulwer und einige Andere Werke lieferten, die mit einigem Vergnügen gelesen und gesehen werden konnten. Die Hoffnungen, die man auf sie baute, waren zu übertrieben, und die Mittel, die man zu ihrer Erfüllung anwandte, waren nicht ganz angemessen. Dennoch aber glaubten wir, daß jene werthlosen und verächtlichen Versuche, die vor dieser Periode gemacht wurden, für immer verschwunden wären, und daß es keine geistlosen Verfasser solcher Schriften mehr gäbe; doch die Frucht der Thorheit reift zu jeder Zeit und unter jeder Sonne. Die in diesen Tagen erschienenen dramatischen Produkte sind ein Beweis, daß der Cyklus des literarischen Verdienstes dieser Art sich geschlossen hat; die Zeit, von der man sich eine schönere Blüthe für das Drama versprach, war zu kurz, und der Unsinn, der durch die obengenannten Männer gehemmt zu seyn schien, kehrt mit vollen Segeln jetzt wieder zurück.

„Ein Schauspiel kann eben so wenig ohne Kunst geschrieben, wie ein Gemälde ohne Kunst gemalt werden. Wenn ein Drama gefallen soll, so sind, wie groß auch das Genie des Schriftstellers seyn mag, gewisse Regeln dabei zu beobachten. Selbst wo kein Genie ist, können diese Regeln, wie dies auch häufig die Erfahrung gezeigt hat, einem Drama eine günstige Aufnahme bewirken; sie sind unumgänglich nothwendig. Genie ist zwar ein vortrefflicher Zusatz zu den Regeln; aber ohne diese würde es nur unreife Geburten hervorbringen. Sie sind die unerläßlichen Bedingungen des glücklichen Erfolgs und müssen wohl gekannt und fleißig studirt und angewandt werden, ehe ein Schauspiel seines Namens würdig seyn kann. Der Kritiker darf mit Recht fragen, ob ein dramatischer Dichter dies in Ueberlegung gezogen hat. Ehe er eine fünfaktige Tragödie, die höchste Aufgabe des Genies und der Kunst, schreibt, muß er erst wissen, ob er im Stande ist, ein Melodrama oder auch nur ein leichtes skizzenartiges Stück für ein Marionetten-Theater zu dichten. Wenn er sich des Beifalls auf dieser niedrigen Stufe nicht gewiß seyn kann, so ist es Unsinn, an den erhabensten Beruf des dichterischen Geistes zu denken. Wir tadeln des jungen Dichters dramatische Versuche keineswegs, so schwach sie auch seyn mögen. Er mag schreiben, so gut oder so schlecht er kann. Er muß sogar erst schlecht schreiben, um gut schreiben zu lernen. Ein schwacher Anfang kann ein glänzendes Ende haben. Aber er soll durchaus nichts drucken lassen und nichts herausgeben. Er muß Geduld haben. Die Kunst kommt nicht auf einmal. Das Sprüchwort sagt: Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Wir behaupten jedoch, daß das Leben lang genug ist, um es in vielen Dingen bis zur Meisterschaft zu bringen. Aber zur Vollkommenheit ist Zeit nöthig. Die Dichtung eines guten Schauspiels ist eine der heiligsten Uebungen eines begabten Geistes; es muß jedoch mit der gründlichsten Ueberlegung unternommen und mit der größten Sorgfalt geprüft werden. Der Verfasser darf es nicht eher an das Licht der Welt treten lassen, als bis er selbst fühlt, daß es nicht nur so gut ist, als er es machen kann, sondern so gut, als es durch Fleiß und Kunst gemacht werden kann."

Mannigfaltiges.

— Die französische Deputirten-Kammer. Wir haben schon früher von einem kürzlich in London erschienenen Werke (France and her Organization) gesprochen, das sich durch seine heftige Opposition gegen das doctrinaire Prinzip der jetzigen französischen Regierung, so wie gegen das Centralisations-System im Allgemeinen, auszeichnet. Der anonyme Verfasser kann in der That das für Frankreich genannt werden, was Herr von Custine für Rußland ist, mit dem Unterschiede, daß er an Sachkenntniß, Bitterkeit und satirischer Bosheit den legitimistischen Marquis bei weitem übertrifft, dessen Schrift im Vergleich mit der des Engländers fast mild und nachsichtsvoll erscheint. Man nehme z. B. folgende Schilderung der Deputirten-Kammer, die mit der Bemerkung anhebt, daß, wenn man von den Individuen, die an irgend einem Tage die Barrièren der französischen Hauptstadt passiren, 459 aufs Gerathewohl aussuchen würde, sie gebildeter, verständiger und ehrlicher seyn dürften, als dieselbe Anzahl französischer Gesetzgeber! . . . „Wenn man etwa", sagt unser Engländer, „zwanzig Mitglieder ausnimmt, unter welchen sich De Tracy, Dupont de l'Eure, Cormenin, Arago, Corcelles, Jsambert, Georges Lafayette, Lanjuinais, Allier, Carné und von den Legitimisten Blin de Bourdon, Larochejacquelin und einige Andere befinden, so wird man in allen Uebrigen auch nicht ein Atom von Patriotismus, Rechtlichkeit, Pflichtgefühl oder Achtung für die Volksfreiheiten entdecken können. Dreihundert dieser Deputirten wissen nichts von den wahren Grundsätzen der sozialen und politischen Oekonomie: sie verstehen selbst das doctrinaire System, zu dessen Aufrechthaltung sie beitragen, nur insofern, als es zu ihrem Privatvortheil gereicht . . . Die meisten von ihnen kennen in ihrem eigenen Vaterlande nur die Hauptstädte ihrer Departements, die Straße nach Paris, von dem Innern einer Diligence aus betrachtet, und in Paris selbst den Weg nach den Tuilerieen, den Ministerien, der Kammer und den Theatern. Was Europa betrifft, so giebt es nicht funfzig unter ihnen, welchen die relative Lage der vornehmsten Staaten bekannt wäre, und nicht einer von zwanzigen würde im Stande seyn, die einfachste Frage über die statistischen Verhältnisse derselben zu beantworten. Gegenstände der inneren oder äußeren Politik, die nicht ihre Lokal-Interessen berühren, liegen ganz außer ihrem Bereich — und um diese Thatsache zu verbergen, die ihnen selbst zwar bewußt ist, die sie aber nicht gern der Welt entdecken möchten, ist es den Deputirten erlaubt, ihre Reden vom Blatte abzulesen. Man treibt in Paris ein förmliches Gewerbe damit, Reden für die Deputirten abzufassen, die hierauf einer nach dem anderen die Tribüne besteigen und glänzende Dissertationen über allgemeine Fragen ablesen, ohne einander zu antworten. Zum Unglück der Rede-Fabrikanten, aber zum Glück des Publikums, sind viele Deputirte nicht einmal im Stande, die für sie verfertigten Reden korrekt abzulesen, und sie würden zum ewigen Schweigen verdammt seyn, wenn nicht die ministerielle Strategie eine wichtige Beschäftigung für ihre Lungen erfunden hätte. Auf ein von dem Minister gegebenes Signal ertönt nämlich Beifallsruf, Murren oder ein Schrei nach Ordnung, in einer Abstufung, die mit „Nein! Nein!" beginnt und sich bis zum wüthenden Geheul steigert. Dieses ist bei wichtigen Veranlassungen die Ordnung der Debatten, die gewöhnlich den Triumph des Ministeriums sichert; der schwachköpfige Jacques Lefebvre ruft: Vive le Roi! was sogleich von der ganzen Partei wiederholt wird, und die Versammlung geht frohlockend aus einander." — Nach diesem erbaulichen Gemälde folgen einige interessante Skizzen der vornehmsten französischen Redner; auch der Artikel über die pariser und provinzielle Journalistik ist lesenswerth, indem der Verfasser damit beweisen will, daß die Preßfreiheit in Frankreich nichts als ein Phantom sey, hinter welches sich die schonungsloseste Willkür verberge. Doch mag Obiges genügen, um unseren Lesern einen Begriff von der Tendenz dieses Werkes zu geben, welches, seiner vielfältigen Uebertreibungen ungeachtet, eine merkwürdige Erscheinung in der politischen Literatur bildet.

— Genealogisches über den englischen Adel. Die englische Aristokratie ist bekanntlich die stolzeste oder doch wenigstens die ausschließlichste (most exclusive) in Europa — und zwar nicht ganz mit Unrecht, da sie (mit Ausnahme der ungarischen) die einzige ist, die noch eine mächtige, selbständige Körperschaft bildet. Was jedoch ihren Ursprung betrifft, so ist er, wie mehrere britische Schriftsteller bemerkt haben, ziemlich modern (mushroom); es giebt nur wenige Familien, die in gerader Linie die normännischen Barone Wilhelm's des Eroberer's repräsentiren oder deren Name sich auf der Urkunde der Magna Charta befindet. Einige der vornehmsten Pairs-Geschlechter stammen von Kaufleuten und Gewerbtreibenden ab. So war z. B. der Ahnherr der Grafen von Dartmouth ein Kürschner, Namens Thomas Legge oder Leggett, der zweimal Lord-Mayor von London wurde und dem Könige Eduard III. dreihundert Pfund Sterling lieh, um die Kriegskosten zu seinem französischen Feldzuge bestreiten zu helfen. William Greville, ein Londoner Bürger, „die Blume der Wollhändler" (flower of wool-staplers genannt, war der Stammvater der Grafen von Warwick, denen jetzt das berühmte Warwick-Castle, der Sitz des

Proud setter-up and puller-down of kings,

eigenthümlich angehört. Der verstorbene Marquis und der jetzige Graf Cornwallis sind Nachkommen des Thomas Cornwallis, Kaufmanns und Sheriffs von London im Jahre 1378. Das Haus Wentworth (Marquis von Rockingham und Grafen von Strafford, nunmehr im Mannsstamme erloschen) wurde durch einen Diener des Kardinals Wolsey gegründet, den Heinrich VIII zum Ritter schlug, um seine Treue zu belohnen, die er dem gefallenen Minister erwiesen hatte. John Coventry, Seidenhändler und Lord-Mayor von London, legte im Jahre 1425 den Grund zu der Familie der jetzigen Grafen von Coventry. Der Adel eines würdigen Schneidermeisters, der es gleichfalls bis zum obersten Munizipal-Beamten der englischen Hauptstadt (Lord Mayor) brachte, verdankt die gräfliche Familie der Craven ihre Ehren und Reichthümer und die Verwandtschaft mit den regierenden Häusern Stuart und Anspach Baireuth. *) Von den Aldermännern Cowper und Marsham stammen die Grafen von Cowper und Romney, — von William Ward, Geldschmied und Juwelier Karl's I., die Viscounts Dudley und Ward und der verstorbene geniale, aber excentrische Graf Dudley (der Lord Vincent in Bulwer's „Pelham"), und von den Lord-Mayors Dormer und Hill die Barone Dormer und Berwick. Der Herzog von Leeds ist ein Nachkomme des Sir Edward Osborne, der als Kaufmanns-Lehrling in der City der einzigen Tochter seines Prinzipals, die in die Themse gestürzt war, das Leben rettete und zum Dank ihre Hand und ihr Vermögen erhielt. Der Marquis von Normanby stammt von Sir William Phipps, einem geborenen Neu-Engländer, der seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem Küsten-Fahrzeuge begann und als Gouverneur von Massachusetts schloß. Der verstorbene Lord Gifford war der Sohn eines Krämers in dem Städchen St. Leonhards, und Lord Tenterden hatte einen Barbier zum Vater. Die Antwort des Lords an einen adelstolzen Edelmann, der ihm seine Abkunft vorwarf, ist oft zitirt worden. „Der edle Lord bemerkt, daß ich der Sohn eines Barbiers sey", sagte Tenterden. „Der edle Lord hat ganz Recht. Wäre der edle Lord der Sohn eines Barbiers gewesen, so würde er auch selbst Barbier seyn." Man hat zwar diese Replik schon Anderen zugeschrieben, doch paßt sie ganz zu dem Charakter des alten Oberrichters der Kings-Bench, der sich durch seine Geradheit und derbe Laune auszeichnete. — Wie man sieht, hat also die englische Aristokratie eine starke Beimischung plebejischen Blutes, und sie verdankt es vielleicht gerade diesem Umstande, daß sie bei allen Fortschritten demokratischer Ideen in England noch nie aufgehört hat, einer gewissen Popularität zu genießen.

*) Elisabeth, Gräfin von Berkeley-Cravен († 1828 zu Neapel), war bekanntlich die zweite Gemahlin des Markgrafen von Anspach und Baireuth.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 9. März 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

II. Herperts van Tromp. *)

(1652.)

Eine stattliche Flotte von achtzehn Segeln lag vor dem Texel segelfertig vor Anker. Am Bord des Dreimasters „Rose" wehte die Flagge des Kommandirenden. Die Generalstaaten hatten dem Admiral Martin Herperts van Tromp den Oberbefehl über dieselbe anvertraut, und ungeduldig harrte dieser des Befehls zur Abfahrt. Hastig ging er auf dem Hinterdeck auf und ab, in seiner gewohnten Weise einzelne Worte ausstoßend, die an die nahe stehenden Offiziere gerichtet waren: „Noch nichts! — Zeit verstreicht! — Muth verdampft! — Schlafen im Haag! — Pfui!"

Ein Offizier trat ehrerbietig heran: „Entschuldigt, Herr Admiral, so eben erscheint das blaue Signal auf dem Admiralitäts-Thurm, das bedeutet ...."

„Weiß schon! — Endlich! — Alles klar, die Staatsschaluppe zu empfangen! — Wenn ich diese Engländer! Hier liegen! Pfui!"

Er ging in seine Kajüte, und bald darauf erschien eine Schaluppe der Admiralität, und in derselben Albertus Schout, als Abgeordneter der Generalstaaten. Er ward von den Offizieren mit Ehrerbietung empfangen und in die Kajüte des Admirals geführt. Van Tromp ging dem Gesandten hastig entgegen:

„Lange warten! — Zeit verfliegt! — Unsere Schiffe leiden Noth! — Jetzt?"

„Herr Admiral! die Generalstaaten dürfen in einer so wichtigen Angelegenheit nicht leichtsinnig handeln; es steht zu viel auf dem Wurf, um nicht Alles genau zu überlegen."

„Zeit genug gehabt!"

„Für Eure Ungeduld vielleicht zu viel", antwortete der Deputirte. „Ich bringe Euch die Erlaubniß zum Ankerlichten, zugleich aber auch den gemessenen Befehl, jede mögliche Vorsicht zu gebrauchen. Der Krieg ist ein entsetzensvolles Unglück, und nur im Fall der höchsten Noth sollt Ihr offene Feindseligkeit beginnen. Hört Ihr es wohl, Herr Admiral?"

„Höre! Höre! Klug ersonnen! Hol's der Teufel! England wird noch unsere Flagge anspeien."

„Wenn das ist, Herr Admiral! werdet Ihr wissen, die Ehre der Provinzen wahrzunehmen. Aber Ihr dürft nicht ohne dringende Ursache Menschen und Schiffe opfern. Seyd nicht ungestüm bei dem ersten Anblick der englischen Flagge! Handelt klug und besonnen! Gott mit Euch!"

Der Gesandte kehrte nach dem Lande zurück, und gleich darauf ward der Befehl zum Lichten der Anker gegeben. Mit dem Untergange der Sonne war die Flotte im Schatten der Dämmerung auf hoher See verschwunden.

Am Morgen des 28. Mai segelte die holländische Flotte vor einer leichten Brise dahin. Die Stunde des Deckwaschens war eben vorüber, als der Vortoppmann, der den Utiek hatte, dem wachthabenden Offizier am Bord des voraufsegelnden Admiralschiffes die Nachricht brachte, daß man in zwei Meilen Entfernung ein starkes Geschwader erblicke. Der Offizier fand diese Mittheilung wichtig genug, um dem Admiral desfallsige Meldung zu thun, und ging in dessen Kajüte.

„Ist Blake!" antwortete van Tromp. „Denkt nordwärts herum zu gehen und sich an unsere Häringsschiffe zu machen! Müssen ihn hindern! Schnell! Laßt anlaufen, was wir können! Bin gleich oben!"

Die nöthigen Signale wurden gegeben. Die holländische Flotte braßte so hart auf, als sie vermochte, und segelte fast gleichen Cours mit dem englischen Geschwader, wobei sie diesem unbemerkt näher kam. Schon ragten die Rümpfe aus dem Wasser, und man unterschied die hellen Stückpforten deutlich von den dunklen Farbengängen, welche sie durchschnitten.

„Habt Ihr gezählt?" fragte van Tromp die um ihn versammelten Offiziere. „Einundzwanzig Schiffe sind's; darunter stattliche Bursche! Könnten es wohl mit ihnen aufnehmen."

„Wenn es Gottes Wille wäre!" sagte der erste Lieutenant.

„Was? Gottes Wille!" unterbrach ihn der Admiral. „Sagt vielmehr, der Wille der Generalstaaten! Alle Wetter! Hier kreuzen, uns mit diesen Bitrums komplimentiren, statt ihnen eins auf den Pelz zu brennen und ihnen den Uebermuth zu brechen. Teufel!" Der Admiral ging heftig auf und nieder. Der Wind frischte ziemlich stark auf, und die Flotten kamen sich mit jedem Augenblick näher. Das geübte Auge der holländischen Seeleute erkannte nun auch, daß die Engländer sich nicht damit begnügten, ihren Cours zu steuern, sondern unbemerkt vom Winde abfallen ließen, um diese Annäherung zu begünstigen.

„Noch einen viertel Strich schärfer an den Wind!" befahl van Tromp. „Haben nun Sir Robert Blake mit seinem Geschwader vor uns. Spielt eine vornehmere Rolle als wir. Seht Ihr nicht, wie stolz er auf der Galerie seines Hinterdecks steht? Flagge auf!"

Dem Befehl des Admirals zufolge stieg jetzt am Bord des Admiralschiffes die Staatsflagge auf, und alle andere Schiffe seiner Flotte folgten diesem Beispiel. Drei Minuten vergingen, ohne daß am Bord des englischen Geschwaders irgend eine Veränderung vorging.

Van Tromp stampfte ungeduldig mit dem Fuße: „Was? Können sie unsere Flagge nicht sehen? Segelmeister! Liegt das Schiff so, daß man vom Bord des Engländers aus unsere Flagge nicht sehen kann?"

„Mit Verlaub, Herr Admiral", entgegnete der Segelmeister. „Man kann es nur zu gut sehen, und noch dazu in diesem Augenblicke, wo die Flagge ganz ausweht."

„Admiral Blake scheint sich den Morgenschlaf noch nicht aus den Augen gewischt zu haben!" sagte Tromp höhnisch. „Wollen ihn wecken. Geschützmeister!"

Der Geschützmeister leistete dem Rufe Folge.

„Gebt ihm ein Dutzend Schüsse, Meister! Laßt sie gut knallen, damit sie Se. Herrlichkeit zu erwecken im Stande sind. Alles zu Ehren der Flagge Altenglands. Diesen Spott ertragen zu müssen! Hole der Teufel die Herren Staaten!"

„Ich soll doch nicht scharf?" flüsterte der Geschützmeister dem ersten Lieutenant zu.

„Um Gotteswillen nicht! Wo denkt Ihr hin?"

„Mich ängstigt's, weil der Befehl des Admirals in dieser Hinsicht nicht ganz deutlich, und da möchte ich lieber ...."

„Wollt Ihr den Ausbruch eines Krieges verschulden, der gewisses Elend über zwei Länder heraufführt? Eure Schüsse sind Salutschüsse."

„Wie Ihr denkt! Mir recht!"

„Was ist das für Zögern!" rief van Tromp, mit dem Fuße stampfend. „Vorwärts! Feuer!"

Der erste Schuß hallte über die See hin; ihm folgten die übrigen, langsam und feierlich wie ein stattlicher Ehrengruß.

„Genug! Genug!" rief van Tromp. „Hat seinen vollständigen Salut bekommen! — Schimpf, tausendfacher Schimpf für Hollands Flagge! Wollte, die Herren Staaten wären hier und könnten ihn selbst in Empfang nehmen! — Se. Herrlichkeit sind völlig aufgewacht und läuft wie eine Seequappe. Hollah! Acht, Ihr Herren, dort ist was im Werke!"

Die Schiffe gingen in diesem Augenblick unter starkem Segeldruck. Beide Admiralschiffe lagen sich zur Seite; eben so die übrigen. Die überzähligen Engländer kreuzten längs der stattlichen Front. Auf dem Hauptmaste des englischen Admiralschiffes flatterte ein Signal, auf dem Verdecke desselben herrschte eine unruhige Bewegung, welche van Tromp nicht entgangen war. Gleich darauf zeigte Sir Robert Blake an seinem Bord die Flagge und den Wimpel; die Stückpforten flogen auf, und die Kanonen seines Backbords donnerten über die See hin.

„Endlich!" rief van Tromp. „Ließ sich Zeit ...." Aber der Admiral hielt zusammenfahrend inne. Die Engländer entsandten scharfe Schüsse; die Kugeln flogen in das Takelwerk und in den Seitenbord des holländischen Admiralschiffes und richteten furchtbare Verwüstungen an. Zur selben Zeit feuerten auch die übrigen englischen Schiffe, jedes auf seinen Nebenmann, und ein lautes Hurrahgeschrei erscholl an ihrem Bord zu Deck und zu Mast.

„Friedensbruch!" schrie van Tromp, bleich von Zorn. „Feuer! Feuer! Verflucht diese Hunde ohne Treu und Glauben! — Feuer! — Seht nach dem Schaden, den wir genommen, und bessert ihn aus! Feuer!"

Die Engländer sandten eine zweite Lage; die Holländer antworteten zur selben Zeit; die Kugeln flogen zischend an einander vorüber. Die Schlacht war im vollen Gange.

Die beiden Admiralschiffe hielten wacker gegen einander Stand; ihre Be-

*) Vgl. Nr. 27 des „Magazins".

fehlshaber verließen die Galerie keinen Augenblick und leiteten von dort aus das Gefecht. Als sich Minuten lang beide Schiffe besonders nahe kamen und ein scharfer Wind den Pulverdampf vorüber wehte, lüftete der englische Admiral den Hut, um seinen Gegner zu grüßen, van Tromp aber drehte ihm verächtlich den Rücken und kommandirte Feuer.

Nicht auf der ganzen Linie war das Gefecht gleich. Mehrere holländische Schiffe standen bedeutend im Nachtheil; sie waren, wie die anderen, überrumpelt, aber ihre Führer besaßen nicht Geistesgegenwart genug, sich schnell zu fassen. Die Engländer hatten bereits mehrere Male gefeuert, ehe noch an ihrem Bord der erste Schuß fiel.

Mit heftiger Erbitterung wird der Kampf fortgesetzt. Der Pulverdampf ist so stark, daß man kaum von einem Deck nach dem anderen sehen kann. Am Bord des „Oranien" entsteht Feuer; er bricht aus der Linie, um sich Zeit zum Löschen zu gönnen. Der Engländer, der ihn in Brand geschossen, hält auf die Lücke ab, um die holländische Linie zu durchbrechen. Aber er hat zwischen der Wasserlinie einige schwere Schüsse bekommen, und ist bereits dem Sinken nahe. Auf freiem Wasser angelangt, holt das schwere Schiff über, und die Wellen strömen bereits durch die Kanonenpforten. Er ist bis zum Verdeck eingesunken; die Matrosen und See-Soldaten werfen sich in die Böte, sie stürzen das Spiehrenwerk in die See und klammern sich daran, um zu ihren befreundeten Schiffen zurückzusteuern. Da bricht die Flamme am Bord des „Oranien" heller hervor, sie greift bis zu den höchsten Mastenspitzen, ein lauter Knall, ein heiseres, halbersticktes Hurrahgeschrei, und die letzten Stumpfe des sinkenden Engländers werden mit brennenden Trümmern bedeckt.

Am Bord des „Nassau" schweigen die Kanonen, mit ihm zugleich holt „die Schelde" aus der Linie. Langsam bewegen sie sich abseits und suchen freie Fahrt zu gewinnen. Beide Schiffe haben tapfer gefochten, aber die Munition ist verschossen und das Drittheil der Mannschaft dienstunfähig. Das Takelwerk hängt verwirrt durch einander, die Segel sind durchlöchert. Die englischen Reserveschiffe, die von der Kampflinie aus einen Wink empfangen haben, steuern um dieselbe und folgen mit scharf angezogenen Schooten den weichenden Holländern.

Vier Stunden währt der Kampf; da schweigen allmälig die Geschütze. Eines der Schiffe zieht sich nach dem anderen zurück, keines wird verfolgt. Die Admiralschiffe bleiben am längsten zusammen, endlich weichen auch sie. Als Sir Robert Blake den Luf nimmt, senkt sich die Flagge Englands einen Fuß tief zum kriegerischen Gruß und steigt dann sogleich wieder. Tromp bemerkt es nicht, oder will es nicht bemerken. Er verharrt im finsteren Schweigen, die Lippen sind fest zusammen gekniffen, sein Gesicht ist todtenblaß.

Gegen Abend ist die holländische Flotte beisammen. Von den Engländern ist keine Spur; sie sind nordwärts gesteuert, ohne irgendwie daran behindert zu seyn. Bei der Musterung zählt der Admiral nur funfzehn Schiffe; der „Oranien" ist verbrannt, der „Nassau" und „die Schelde" sind genommen.

Am Bord der „Rose", wo die Flagge van Tromp's frei und luftig weht, erscheint ein Signal, welches die Befehlshaber der verschiedenen Schiffe zu ihm entbietet, und bald darauf kommen die Capitaine an Bord. Der wachthabende Offizier geleitet sie in die Kajüte, wo ihnen der Admiral mit allen Zeichen der Ungeduld entgegentritt.

„Näher, ihr Herren! Nehmet Platz! — Willkommen Alle! Der Frieden ist gebrochen! Schmählich gebrochen! Ist er's?"

„Er ist's!" antworteten die Männer.

„War es unsere Schuld? Haben wir's gethan? Antwortet, Niederländer!"

„Nein!" lautete die Antwort der Capitaine.

„Wir werden einst nach Hause kommen. Die Herren Staaten sind eigensinnig. Darum gilt's, daß wir einig bleiben, in Wort und That, furchtlos und treu. Wir werden nur eine Antwort haben, eine nur: Gegenwehr war die Losung! Ihr waret Zeuge der Demüthigung, die ich uns auferlegte; des Angriffs auf unsere Flagge! Es ist eine schwere Verantwortung, den Krieg zwischen zwei Völkern entzünden, Sünde ist's, Kampf zu bieten, ohne triftigen Grund. Bin ich dieses Verbrechens schuldig?"

„Nein! Nein! Ihr thatet nur Eure Schuldigkeit!"

„Danke Euch, danke Euch, Herren! Wollt Ihr mir dies Zeugniß geben und das Protokoll unterzeichnen?"

Die Offiziere erklären sich bereit. Der Schiffsschreiber hatte bereits eine Erklärung an die Herren Staaten aufgesetzt, sie ward vorgelesen und empfing die Genehmigung der Offiziere. Alle unterzeichneten.

„Ist geschehen! Kehrt nun an Bord zurück. Während der Nacht sucht den empfangenen Schaden so viel als möglich auszubessern, und, wo es nöthig befunden wird, leistet einander hülfreiche Hand. Wenn dann der Morgen dämmert, frisch nach Norden, wo unsere Fischer mit ihren Netzen nach uns auslugen. Mit Gott, Herren!" (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber die katholische Bewegung in Frankreich.

Die Kanzelredner und die Journalisten.

(Schluß.)

Noch weiter zurück ist La France, Journal des intérêts monarchiques et religieux de l'Europe, gegründet im Jahre 1833 von Blacas und Sémalé. Sie will nicht einmal die Charte von 1814 und erkennt nur Ludwig XIX. an. Sie giebt 1400 Nummern aus und erhält sich nur durch die Opfer ihrer Partei.

Das Journal des Villes et des Campagnes ist vornehmlich auf Landpfarrer und Schulzen berechnet. Sowohl in der Politik wie in der Religion hütet es sich, Ideen laut werden zu lassen, und dennoch zählt es unter allen geistlichen Blättern die meisten Abonnenten. In Paris ist es kaum gekannt, seine Versendung mit der Post aber beträgt 6390 Exemplare. Der Ami de la Religion, welcher in 1286 Nummern ausgegeben wird, wäre eigentlich noch wichtiger, denn nach dem Univers soll er das halboffizielle Organ des Erzbischofs seyn.

Wenn man übrigens die Verbreitung der katholischen und legitimistischen Journale im Ganzen betrachtet, so möchte man fast glauben, daß ihnen das Land nur geringe Aufmerksamkeit schenkt, denn es ließe sich mehr als ein Tagesblatt der liberalen oder dynastischen Presse herzählen, welches allein so viel Abonnenten hat, als jene alle zusammen. Eine übersichtliche Zusammenstellung wird auch den Ungläubigsten überzeugen.

Vergleichende Uebersicht der Thätigkeit der katholischen Presse während des letzten Halbjahres 1843.

Titel der Journale.	Juli.	Dezember.
Gazette de France	3,871	3,061
l'Univers	2,581	3,226
La Quotidienne	3,226	3,419
La France	1,290	1,290
La Nation	2,580	4,191 *)
Journal des Villes et des Campagnes	8,067	5,875
l'Ami de la Religion	1,666	1,666
Summe der täglichen Auflage	23,281	22,731

Noch dazu ist die Wirkung dieser Journale in Paris selbst sehr gering, wie sich ergiebt, wenn man von den obigen Summen die Postsendungen nach den Provinzen und dem Auslande abzieht.

Postsendungen der katholischen Presse während des letzten Halbjahres 1843.

Titel der Journale.	Juli.	Dezember.
Gazette de France	2,993	2,810
l'Univers	2,220	2,335
La Quotidienne	2,065	2,510
La France	1,050	1,075
La Nation	460	980
Journal des Villes et des Campagnes	6,500	6,400
l'Ami de la Religion	1,340	1,257
Summe der täglichen Versendung	16,630	17,367

Als Durchschnittssumme ergiebt sich:

Für die Gazette de France	3,358	Abonnenten, von denen	2,946	außerhalb Paris	
" den Univers	2,813	" " "	2,281	" "	
" die Quotidienne	3,020	" " "	2,335	" "	
" la France	1,413	" " "	1,083	" "	
" la Nation	2,986	" " "	678	" "	
" das Journal des Villes et des Campagnes	6,540	" " "	6,396	" "	
" den Ami de la Religion	1,751	" " "	1,286	" "	
Summa	22,081		16,999		

Die Wochen- und Monatsschriften, welche die Aufgabe haben, die katholische Bewegung durch die Literatur zu unterstützen, wie die Tagesblätter solches durch die Politik thun, haben sich in der jüngsten Zeit außerordentlich vervielfältigt; aber mit sehr seltenen Ausnahmen bringen sie nur alle die Uebertreibungen wieder, welche wir fast überall in den Büchern gefunden haben. Es erscheinen deren gegenwärtig zwölf bis funfzehn in Paris, aber nur drei davon, die „Annalen der christlichen Philosophie", die Université catholique und der Correspondant, verdienen beachtet zu werden. Die Annalen der christlichen Philosophie, welche seit 1830 bestehen und 700 Exemplare zur Post liefern, haben sich die Aufgabe gestellt, alles das bekannt zu machen, was der Fortschritt der Wissenschaften an Beweisen und Entdeckungen zu Gunsten des Christenthums zu Tage fördert. Sie bringen Uebersetzungen der vorzüglichsten Aufsätze aus den katholischen Journalen Europa's, und ihre Mäßigung in der Darstellung von Streitfragen ist um so mehr zu loben, als sie täglich seltener wird. Die Université catholique, welche die meisten Mitarbeiter der Annalen auch zu den ihrigen zählt, bespricht die Vorlesungen der theologischen Fakultät, die Verhandlungen der religiösen Gesellschaften; sie giebt Kritiken über Bücher, welche mehr oder weniger auf den Katholizismus Bezug haben, und Studien über bedeutende Personen oder Zeiten der Kirchengeschichte. Der Plan dieser Zeitschrift ist gut; es fehlt ihr leider nur an einer zusammenhaltenden und vermittelnden Leitung, an einem einigenden Grundgedanken. Diese Bemerkung paßt auch auf den Correspondant, der jedoch noch größeres Lob verdient. Der Correspondant, welcher seit 1843 existirt, ist nur die Wiederaufnahme einer früheren Monatsschrift, die unter demselben Titel während der letzten Jahre der Restauration bestand. Er hat in seiner gegenwärtigen Gestalt die vorzüglichsten jüngeren Schriftsteller der katholischen Bewegung vereinigt und bespricht neben den religiösen Fragen auch Philosophie, Politik, Wissenschaften, schöne Literatur und Kunst. Seine Polemik ist gemäßigt und überlegt. Leider sind nur in der katholischen Literatur die ge-

*) Der Zuwachs der Nation im November und Dezember erklärt sich aus ihrer oben erwähnten Vereinigung mit dem Etat.

mäßigten nicht eben die zahlreichsten, und es hält schwer, sich vor den Besuchen der Mäßigen zu schützen; auch dem Correspondant sind sie zuweilen in seine Spalten eingebrochen.

Die Charakteristik der übrigen periodischen Schriften übergehen wir, da sie im Ganzen wenig zu bedeuten haben. Die nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht der Postversendung; wenn man für Paris und die Versendung auf buchhändlerischem Wege ein Drittel mehr in Anschlag bringt, wird man ungefähr die volle Auflage haben.

Postsendungen der religiösen Wochen- und Monatschriften während des zweiten Halbjahres 1843.

	Juli.	Dezember.
Annales de Philosophie chrétienne	689	687
Bibliographie Catholique	884	886
Université Catholique	689	601
Revue Catholique	457	434
Le Correspondant *)	—	—
Revue (jetzt Moniteur) de Paroisses	—	205
Revue de Saint-Paul	—	192
Le Monde Catholique	—	129
La Lecture	—	65
Bulletin de Censure	—	50

Außerdem erscheinen gegenwärtig in den Provinzen neben 200 politischen Journalen etwa 20 religiöse, welche meistentheils den legitimistischen Grundsätzen zugethan sind. Sie vertheilen sich nach den Departements folgendermaßen: — Mittägliches Frankreich: Rhône, Bouches-du-Rhône, Haute-Garonne, Hérault, Vaucluse, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne, Gironde, 9 Journale. — Oestliches Frankreich: Doubs, Meurthe, Meuse, Moselle, Bas-Rhin, 5. — Mittleres Frankreich: Cher, Loiret, Puy-de-Dôme, 3. — Westliches Frankreich: Côtes-du-Nord, Loire-Inférieure, 4. — Nördliches Frankreich: Somme und Nord, 4.

Die Jesuiten haben, um sicher zu gehen, ihr Hauptquartier über die Gränze, nach Freiburg in der Schweiz, verlegt. Ihr Journal trägt den Titel: L'Invariable, nouveau Mémorial catholique, und das Motto: Ubi crux, ibi patria. Nie hat sich der Haß gegen Frankreich und gegen die Einrichtungen und Männer, die seine Stärke und seinen Ruhm bilden, in so schmählicher Weise geäußert, als in diesem Blatte, welches man mit schamloser Stirn in den südlichen Sprengeln Frankreichs verbreitet.

Die Wirkung und die Zukunft dieser gesammten periodischen Presse ist leicht einzusehen. Sie lebt fast nur in Uebertreibungen und kämpft für längst abgestorbene Grundsätze, aber „die Klage, sie weckt die Todten nicht auf!"

(Revue des deux Mondes.)

Polen.

Die Liedersänger in Polen und im Russinenlande.

Historisches Gemälde von K. Wl. Wojcicki. **)

„Dahin sind jene polnischen Barden und Guslaspieler, die mit den benachbarten Druiden wetteiferten, wer am besten die Seinen zur Schlacht anfeuern oder sie am besten beim Mahle ergötzen konnte. Ihre Lieder sind verschwunden aus dem Gedächtniß der Enkel, und ihre verstummte Harfe verwittert in Vergessenheit."

Alexander Chodzko.

I.

Die erste Benennung der Guslaspieler verschwand in unserem Volke zugleich mit dem Andenken an sie selbst. Die alten Lieder, diese Denkmäler entschwundener Jahre, geriethen immer mehr und mehr in Vergessenheit, und nur im Munde der Landleute erhielt sich ein schwacher Wiederhall, nicht geschichtlicher Erinnerungen, sondern nur des eigentlich slawischen Charakters, Geistes und Sinnes.

Nur selten sieht man jetzt die Kobsa, nur selten begegnet man einem zum Erwerb umherziehenden Dudelsackpfeifer (Dudarz), und dennoch gab es deren unter Stephan Batory eine solche Menge, daß der Reichstag vom Jahre 1578 die Verordnung erließ, von jedem Dudelsackpfeifer eine jährliche Abgabe von 24 damaligen Groschen zu erheben. Der Dudelsack und die Leier wiederhallten auf den Burgen der Pane (des hohen Adels) und den Höfen der Schlachta (des niederen Adels); selbst der Ritter, wenn er mit bestäubter Rüstung aus der Fehde heim kam, schämte sich nicht, auf der Kobsa, oder der Leier, oder der Bandura zu spielen. Als der berühmte Held Fürst Samuel Korecki (welchen Twardowski aus Skrypna wohl mit Recht den türkischen Donnergott nannte, siehe Wladyslaw IV. Król Polski i Szwedzki w Lesznie 1649) nach einer unglücklich ausgefallenen Schlacht in türkische Gefangenschaft gerieth, spielte er auf der Kobsa und ergötzte dadurch seine unglücklichen Gefährten (siehe Obraz wieku Zygmunta III. Franciszka Siarczyńskiego T. I.). — Die Kobsa, auch Koza und Duda genannt, war in den Gegenden der oberen Weichsel, die Leier und Bandura dagegen bei den Russinen am gebräuchlichsten. *) Der Dudelsackspieler gab es eine außerordentliche Menge; manche waren in Städten und Dörfern ansässig, viele wanderten auch umher und durchzogen mit der Kobsa und ihren Liedern Dörfer, Gehöfte und Schlösser.

Allein im Russinenlande giebt es einen besonderen Stand, die „Sänger", Spiewacy. Es sind dies Blinde, die jedoch nicht von Natur blind, sondern sich entweder selbst geblendet haben oder von ihren Aeltern geblendet wurden. In Pokucien am Pruth kannte ich einen Alten, der zwei seiner Enkel geblendet hatte. Ein solcher blinder Greis spielt entweder selbst auf der Leier oder wird von einem jungen Sohne begleitet, der ihm auf der Leier accompagnirt.

Rührend ist der noch bis zur Stunde nicht selten sich darbietende Anblick eines solchen blinden Greises, wenn er, den Quersack über der Schulter, auf seinen jugendlichen Sohn gestützt, durch Dörfer und Gehöfte dahin wandert. Der Greis setzt sich nieder: an der Stelle seiner Augen rollen graue, glanzlose Flächen umher; der Sohn an seiner Seite dreht die Wirbel, gewandt schlägt er die Tasten der Leier und entlockt ihr harmonische Laute zur Begleitung bald eines andächtigen Liedes, bald einer trauervollen Dume (Volkslied). Allein der echte Sänger beginnt weder eine alte Dume noch eine lustige Kolomejka, bevor er nicht das Lied vom heiligen Nikolaus gesungen:

„Keinen größern Beschützer giebt es auf Erden (so singt der Leierspieler), als den heiligen Nikolaus; auf ihm ruht all unsre Hülfe, all unser Verstand; er errettet den Gefangenen, die Waise, die Witwe. Hast du gesündigt und betest zu ihm, so führt er dich auf den Weg der Wahrheit, verjagt von dir die reißenden Wölfe und verscheucht des Teufels Hinterlist. — Hort der Waisen, Pfleger der Armen! — Um was du ihn auch bittest, in Allem hilft er dir; und wenn der Tag des schrecklichen Gerichts naht, so ist er der Schutz und Schirm der Sünder."

Wenn der Leiermann diesen andächtigen Gesang geendet, erinnert ihn der Greis an irgend eine Dume, und nun spielt und singt der junge Spielmann desto lustiger die weltlichen Lieder, vergißt aber nicht, sie mit einer lustigen Kolomejka zu schließen.

So ziehen sie von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof; der Blinde füllt seinen Quersack mit Lebensmitteln, sammelt Geld in seinen Säckel und kehrt dann fröhlich in seine Hütte zurück, um in sorgloser Genügsamkeit das Erworbene zu verzehren. Gewöhnlich gehört dieser Panjenko (Herrchen), wie man ihn im Russinenlande nennt, zu den reichsten Leuten der Umgegend; gewiß giebt es im ganzen Dorfe keine reichere Stube, als die seinige, kein Mädchen kleidet sich so gut, wie die Tochter des Panjenko, und groß ist das Ansehen und die Hochachtung, welche er von den Seinigen genießt. Was Wunder, daß der in solcher Sorglosigkeit lebende Vater seine eigenen Enkel blendet, damit sich in seinem Stamme das ehrwürdige Geschlecht des Did (des alten Großvaters) erhalte; denn der Panjenko ist stolz darauf, von sich sagen zu können: Mein Großvater hat's von seinem Großvater, meines Großvaters Vater vom Urgroßvater. — Im Dorfe Matyjewka, am Prut, nicht weit von der Stadt Kolomia (im österreichischen Galizien), traf ich ein echtes Muster dieser Panjenko's. Auch weiß ich ganz bestimmt, daß es in der Gegend von Grubeschow, in den russischen Niederlassungen, vor einigen zehn Jahren ähnliche Blinde gab. Ohne Zweifel existiren sie auch jetzt noch daselbst. — Auch in Polen gab es vor einigen Jahrhunderten blinde Bettler, was ein alter Dialog bestätigt, der 1553 in Krakau bei der Witwe Florianowa in klein Oktav gedruckt wurde, worin eine Hexe, ihre Vergehen eingestehend, unter Anderem sagt:

Was Anderes führte ich einstmals noch aus:
Einem Bettler, gar alt, stach die Augen ich aus;
Doch ein Unglück für ihn war das nimmermehr;
Jedweder gab, wenn er so zog einher,
In seiner Blindheit und Dürftigkeit
Ein Hellerlein gern ihm und schnell bereit.

Die Panjenko's spielen auch selbst auf der Leier. Im Jahre 1832 traf ich auf den Bergen, nicht weit von dem berühmten Wasserfall des Prut, einen jungen blinden Menschen. Zufällig kam zu selber Zeit ein sehender Leierspieler hinzu und fing an zu spielen. Bei den ersten Klängen erbebte der Blinde und bat inständigst, man möchte ihm die Leier geben; seine Finger zitterten, und mit voller Gier streckte er die Hände aus wie nach einem Schatze. Aber der eigensinnige Leierspieler wollte ihm seine Leier nicht geben, und kaum vermochte ihn ein Geschenk, den heißen Wunsch des Blinden zu erfüllen. Da ergriff der Blinde die Leier, freier athmete seine Brust, er neigte den Kopf, legte das Ohr an das Instrument und begann den Wirbel zu drehen, um zu stimmen, während seine kundigen Finger über die Tasten liefen. Eine leichte Röthe trat auf sein blasses Angesicht, er war ganz durchdrungen vom tiefsten Gefühl. Ich gestehe, noch nie sah ich die Leier in den Händen eines so geschickten Meisters. Aber als der Blinde sein Spiel geendet, ließ er die ermatteten Hände kraftlos sinken, lehnte den Kopf an den Felsen, unter dem er saß, und der Schweiß floß stromweise über sein heißglühendes Antlitz herab.

Die Leierspieler besuchen auch häufig die Gegenden an der oberen Weichsel, und die Masuren lieben diese singenden Spieler nicht weniger als ihre berühmten masowischen Dudelsackspieler **) Ich selbst erinnere mich noch eines

*) Wir geben die Zahl des Correspondant nicht mit an, da er damals eben zu erscheinen anfing.

**) Die Aufnahme dieses interessanten Beitrags zur Geschichte des slawischen Volksliedes ist von einigen unserer Leser gewünscht worden und dürfte auch bei den übrigen vollkommen gerechtfertigt seyn.

*) Im Lande Pokucien, zwischen dem Dniester und Pruth, im Dorfe Czertowic, war ein russischer Bauer bekannt, der ausgezeichnet den Dudelsack spielte und mit seinen Liedern und Tänzen die Edelleute ergötzte. Dort hat sich auch das Andenken an ihn noch erhalten.

**) Iwan Pretorowicz nennt in seinem Werk Inventores rerum (Wilna 1608. 4.) die masowischen Dudelsackspieler berühmt.

greisen Leierspielers, der sich in Warschau zeigte. Hochgewachsen, etwas gebeugt unter der Last der Jahre, mit eisgrauem Haar und ehrwürdigem, klarem Antlitz, trug er stets einen weiten hellblauen Mantel mit kurzem Kragen. Unter dem Mantel hatte er die Leier. Er ging von Haus zu Haus, sang alte Lieder und Dumen und zeigte sich auch nicht selten selbst auf Spaziergängen, wo er melancholische Gesänge anstimmte. Ich erinnere mich seiner noch ganz genau; noch sehe ich dieses ehrwürdige, edle Antlitz mit Runzeln bedeckt, diese jugendliche Röthe auf den Wangen, diese langen, grauen Haare, mit denen der Wind spielte; sein langer Mantel — eine ganz ungewöhnliche Tracht unter der geputzten Menge der Bewohner Warschau's, die majestätische Gestalt des Greises, seine zitternde Stimme, welche so trefflich den bebenden Klängen der Leier entsprach: — alles dies wirkte tief auf meine jugendlichen Sinne. Es war dies der letzte Sänger und Leierspieler, den man hier sah; inmitten der französirten und germanisirten Stadt sang er mit dumpfer Grabesstimme seinen alten Gesang, den selbst ein schwaches Echo nicht wiederhallte. Niemand erachtete ihn damals seiner Aufmerksamkeit würdig. Ja ich entsinne mich sogar, wie er einst, aus einem Gasthause kommend, wo er sich nichts hatte erspielen können, weil ihn eine leichtfertige Dirne mit ihrem Kreischen überboten, wie in böser Ahnung zu mir sagte: „Schlimm genug, daß Ihr dem Alten nicht zuhören wollt, der Euch die alte Zeit und ihre Thaten ins Gedächtniß ruft." — Zwei Jahre später, als ich ihn kennen gelernt hatte (in den Jahren 1816 und 1818), im Winter, starb er. Vergebens suchte ich ihn an den Orten, wohin er zu kommen pflegte, und wo ich so oft seinem Spiele und seinen Liedern zugehört hatte; ich sah den Blaumantel, wie man ihn nannte, niemals wieder. Seinen blauen Mantel hatte man ihm umgethan und ihn darin begraben; die Leier aber, auf der nun Niemand mehr spielen konnte, in den Kamin geworfen, um die Stube der armen Familie zu wärmen, bei welcher der Greis gewohnt hatte. (Fortsetzung folgt.)

England.

Englische Poesie.

Eine zu Heidelberg lebende und in ihrem Vaterlande mit Auszeichnung als Dichterin genannte Engländerin, Madame de Crespigny, Tochter des verstorbenen Bischofs von Norwich, hat zu Anfang dieses Jahres unter dem Titel „My Souvenir" eine Sammlung von Gedichten zu Mannheim drucken lassen, die wir der Beachtung aller Freunde englischer Poesie freundlich anempfehlen. Sie dürfte für Deutsche hauptsächlich durch die Menge wohlgelungener Uebersetzungen deutscher Gedichte (von Uhland, Kerner, Chamisso, Grün, Freiligrath, Herwegh u. A.) anziehend erscheinen, die theils von der Dichterin selbst, theils von ihrem und Lord Byron's Freunde, dem durch seine „Conversations of Byron" vortheilhaft bekannten Captain Medwin (jetzt auch schon seit Jahren zu Heidelberg) herrühren. Einige derselben sind ganz vortrefflich und geben Geist und Ton der Originale mit überraschender Treue und in echt poetischer Weise wieder. So haben wir z. B. von Freiligrath's „der Blumen Rache" noch keine englische Nachbildung gesehen, die der von Madame de Crespigny gleichkäme, und ziehen diese selbst der gelungenen Uebersetzung des genannten Gedichtes von Archer Gurney vor, die im vorigen Jahrgange dieser Blätter mitgetheilt wurde. Wir lassen als Probe ein Herwegh'sches Lied folgen.

Ich möchte hingehn.

From the German of Herwegh.

I would go hence — as fades along the sky,
With a lost parting glow — the evening-red;
Thus on the bosom of Eternity,
In slumbre softly-sweet are hushed the dead.

I would go hence — as some „particular star",
In undiminished splendor, sinks from view —
So still — with nought to sully — dim — or mar —
Melt in the depths of Heaven's ethereal blue.

I would go hence — as dies the floweret fair,
And from it's stalk falls off without a sigh;
Mounting on wings of the deflowering air,
In incense, to the shrine of the most high.

I would go hence — as from the valley steams,
On morning's thirsty breath, upcaught, the dew —
Oh would to Heaven that on the solar beams,
My life-lorn spirit might exhale with you.

I would go hence — as dies a dying tone,
Upon the tremulous strings of a faint lyre,
That scarcely from it's earthly matter flown,
Swells on it's maker's bosom to expire.

Thou wilt not hence, — as fades the evening-red —
Nor as a star, in Heaven's blue ether sink:
Rest like no flower its heavily laden head —
Thy spirit's dews no beams of morning drink.

Thou shalt go hence and leave no trace — 'tis best —
But misery first a wreck of thee must make —
Sweet but to sleep on Nature's cradling breast —
But ere that hour — this poor torn heart must break.

Die eigenen Productionen der Dichterin zeugen nicht eben von besonderer Originalität, wohl aber von Wärme und Innigkeit des Gefühls. Die Form ist durchweg glücklich und gebildet. Es sind Klänge einer liebenden und leidenden, einer wie die Perlenmuschel vor der Sturmfluth der Welt und des Lebens sich verschließenden und in der Poesie Trost und Frieden suchenden Frauenseele. Man kann sie nicht lesen, ohne sich zu der edeln und bescheidenen Verfasserin hingezogen zu fühlen. Möge ihr Büchlein auch unter uns viele Leser und Freunde finden. Es verdient es, denn es ist liebenswürdig.

Fr.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Bühnendichter. Herr Xaver Marmier hat für die Revue Brittanique den früher von uns erwähnten Artikel über das deutsche Theater bearbeitet, welchen die Foreign Quarterly Review geliefert. Es werden darin alle dramatische Dichter von Lessing und Goethe bis auf Halm, Gutzkow und Laube besprochen. Konsequent werden darin die beiden Wiener West (Schrepvogel) und Deinhardstein Wesp und d'Einhardstein genannt; Letzteres vielleicht deshalb, weil in Wien bekanntlich Jeder, der einen ordentlichen Rock trägt, auch ein „Herr von" ist. „Zwei deutsche Schriftsteller", heißt es in diesem Artikel, „sind, wie uns scheint, von ihren Landsleuten sehr ungerechterweise vernachlässigt worden; wir üben daher einen Akt der Gerechtigkeit, wenn wir ihr dramatisches Verdienst in das gehörige Licht zu stellen suchen; diese beiden Schriftsteller sind Grabbe und Immermann." Bei Gelegenheit Halm's macht der Herausgeber der Revue Brittanique auf die kürzlich von der Shakespeare-Society herausgegebene „Patient Grissil" von Shakspeare's Zeitgenossen F. Dekker, H. Chettle und W. Haugton aufmerksam, welche sich zur Halm'schen Griseldis ungefähr eben so verhalten soll, wie Marlowe's „Faust" zum Goethe'schen. Es ist bemerkenswerth, daß auch in dem alten englischen Stücke, dessen Handlung, der zum Grunde liegenden Erzählung gemäß, zu Saluzzo in Italien vorgeht, mehrere Personen aus Wales vorkommen, während Halm die ganze Handlung nach Wales an den Hof des Königs Arthur verlegt. Von Halm's „Griseldis" ist übrigens kürzlich eine recht gelungene englische Uebersetzung erschienen.

Bibliographie.*)

Holland (1843).

J. Heringa El. fil. Disputatio de codice Borceliano, nunc Rheno-Trajectino, ab ipso in lucem protracto. Edidit H. E. Vinke. 4. Trajecti ad Rhenum 1843. — Vollständige Angabe der Varianten einer neuer Zeit verloren geglaubten, durch den verstorbenen Heringa wieder aufgefundenen und jetzt der Bibliothek zu Utrecht übergebenen, in Uncialen geschriebenen griechischen Handschrift der vier Evangelien.

F. A. G. Miquel Systema piperacearum. Fasciculi. 1. 8. Roterodami 1843.

Papyri Graeci musei antiquarii publici Lugduni-Batavi. Regis augustissimi iussu edidit, interpretationem Latinam, annotationem, indicem et tabulas addidit C. Leemans. Tomus I. gr. 4. mit 6 Kpfl. Lugduni-Batavorum 1843. 8 fl. 50 c. — In 150 Ex. gedruckt, von denen nur 115 käuflich.

Nederlandsche Muzen Almanak. Jaargang 1844. 8. mit Kpf. u. Portraits. Amsterdam. 2 fl. 60 c.

A. Loosjes, Pz. Dramatische werken. Aflever. 1. Enthaltend: Frank van Borselen u. Jacoba van Beijeren. 4. druk. gr. 8. Amsterdam. 90 c.

Jaarboekje voor den boekhandel voor 1842—1843. 12. 8. mit 1 Portr. 's Gravenhage 1843. — Vierter Jahrgang dieses Jahrbüchleins, das unter der Leitung seines Verlegers, des kenntnißreichen Buchhändlers Hrn. Jacob im Haag, fortfährt, auch für den Literator wichtige Beiträge zu enthalten. So ist das in dem vorliegenden Jahrgange befindliche Verzeichniß der holländischen Zeitungen u. Zeitschriften vollständiger, als irgendwo anders. In dem Verzeichniß der von dem Jahre 1814—1842 aus der Landesdruckerei hervorgegangenen Druckwerke ist dagegen, wenn es auch vollständig, doch die Angabe der Werke ungenau. — Von den übrigen Aufsätzen dieses Jahrganges bemerken wir: Jacob lets over het gezaicht en de drukwerken van Hermanus Schinckel. H. Schinckel, Buchdrucker in Gent, wurde, da er einige gegen die damals herrschende Religion verstehende Bücher gedruckt, im J. 1568 mit dem Schwerte hingerichtet; die Bücher selbst sollten von Henkershand verbrannt werden. Diese, so wie andere von ihm gedruckte Bücher werden hier angegeben und beschrieben. Es existirt über diesen in der Geschichte der Reformation bemerkenswerthen Mann ein besonderes Werk, geschrieben von T. Verburg, einem Nachkommen desselben, unter dem Titel: Den Delftschen Martelaer. Delft 1632. kl. 12., das bald nach seinem Erscheinen zu den großen Seltenheiten gehörte. — (Derselbe) Notices bibliographiques sur Louis Elsevier de Leyde, et son fils Louis, le jeune, libraire à la Haye. Hierdurch wird die Zahl der zweifach als Buchdrucker und Buchhändler in Leyden, Amsterdam, im Haag und zu Utrecht berühmten Mitglieder dieser Familie um zwei Namen vermehrt. Auch in bibliographischer Beziehung giebt der Aufsatz manches Neue. Dem Verf. ist die kürzlich erschienene Analyse des matériaux les plus utiles, pour des futures annales de l'imprimerie des Elsevier; avec deux tableaux généalogiques et leurs armes coloriées. Gand 1842. 46 Seit. 8., nicht unbekannt geblieben. — Ackersdijck († 1843) lets over het ongelacht van den vermaarden Meutschen boekdrukker Petrus Schöffer, naar's Hertogenbosch verhuisd, en aldaar uitgestorven. Ein Enkel nämlich des berühmten Peter Schöffer, Johann Sch., zog von Mainz als Buchdrucker nach Herzogenbusch. Buchdrucker daselbst waren auch dessen sämmtliche Nachkommen, die zuerst den Namen in Scheffer, dann in Scheffers verändert und einzig namhaft gemacht werden, bis zum J. 1796, in welchem Jakob Scheffers als der Letzte seiner Familie starb. — Mit Bedauern ersehen wir aus dem Verzeichniß, daß die beabsichtigte Herausgabe eines Werkes unter dem Titel: Het letterkundig Nederland, sich (theilweise) nicht für immer zerschlagen habe.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: van der Palm Leerredenen. Deel 9. — Mulder Proeve eener algemeene physiologische scheikunde. Stuk 2. — van der Aa Aardrijkskundig woordenboek der Nederlanden. Deel 4. Aflever. 7. — De Vrije Friesland, uitgegeven door het Provinciaal Friesch Genootschap. Deel 3. Stuk 2. — Immerzeel De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders, beeldhouwers, graveurs en bouwmeesters. Deel 3 u. letzt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 31. Berlin, Dienstag den 12. März 1844.

China.

Das alte und das neue China.

I. Die Urzeit China's.

Woher China seine Bevölkerung und Civilisation bekommen, darüber haben wir keine sicheren Nachrichten. Es sind wohl einige Spuren vorhanden, welche auf den rechten Weg leiten können; doch scheinen dieselben noch nicht allgemein bei kompetenten Richtern Glauben gefunden zu haben. So findet man in den Gesetzen des Manu eine merkwürdige Stelle, welche erzählt, daß eine Kolonie von dem Zweige der Kschatrya's, der indischen Kriegerkaste, sich jenseits der Berge in einem Lande, das der Text Maha-Tschin (Groß-China) nennt, niedergelassen habe.

Uebrigens ist die Tradition von der Verwandtschaft der indischen und chinesischen Race, die lange für fabelhaft angesehen wurde, bei den orientalischen Völkern allgemein, und die Chinesen haben sie eben so angenommen, wie die anderen. In der Chronologie geben die Chinesen keine anderen Rechnungen, als die Indier und Chaldäer. Was sie von ihren ersten Racen oder Familien wissen, scheint den Traditionen der anderen Völker entlehnt. Ihre Chronologie steigt bis zu demselben Alter hinauf. Man wird mit einem Wort durch das Studium der chinesischen Bücher selbst zu dem Schluß berechtigt, daß die Civilisation dieses Volkes keine andere Wiege haben konnte, als den indischen Boden oder das alte Baktriana.

Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts glaubten in der Aehnlichkeit der alten chinesischen Schrift mit den ägyptischen Hieroglyphen Spuren zu entdecken, welche auf eine Berührung dieser Völker in einer sehr frühen Epoche hinweisen. Diese Ansicht, welche verfochten ward von dem Orientalisten de Guignes dem Aelteren, der Alles aus Aegypten ableitete, bis auf die indischen Charaktere, die nach ihm in Folge der Eroberungen Alexander's eingeführt wurden, ist heute ohne Anhänger. Es ist jetzt so ziemlich ausgemacht, daß die Eroberungen des Sesostris, die mit einer ersten Zerstreuung der Völker nach dem Osten Asiens zusammenhängen sollen, vierzehn bis funfzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt stattfanden; um diese Zeit nun existirte schon die chinesische Nation, denn ihre geschriebenen Traditionen gehen in ältere Zeiten hinauf. Ferner bedienten sich die Aegypter damals schon alphabetischer Charaktere, und es ist nicht natürlich anzunehmen, daß die Kolonie nur die Kunst der Hieroglyphen und nicht ihr Alphabet auch nach China mitgebracht habe.

Einige Missionaire haben mit eben so wenig Grund behauptet, daß die ersten Bewohner China's aus dem Sennaar stammten. Die Einen erzählen, man finde in den Kings (den heiligen Büchern) und in den ältesten Werken Stellen und Grundsätze, die denen unserer heiligen Schrift so ähnlich seyen, daß man mit Recht daraus schließen könne, daß die ersten Chinesen Bücher gehabt oder mitgebracht, welche den Glauben der ersten Zeiten enthielten. Andere wollen, gestützt auf das Zeugniß des Jesuiten Gozani, der im Jahre 1704 eine Juden-Gemeinde im Centrum China's fand, welche ihre Einwanderung auf das Jahr 200 vor Christus zurückführt, dieses Ereigniß an die Zerstörung des Reiches Israel durch Salmanassar im Jahre 721 anknüpfen, nach welcher einige von den zehn Stämmen dieses Reichs über den Euphrat gegangen und bis nach China gekommen seyen. Die Genauigkeit der chinesischen Annalen, der Mangel jeder Spur einer ähnlichen Bewegung in diesen, so wie die richtige Würdigung der Fortschritte der Chinesen in Wissenschaften und Künsten, stürzt dieses ganze System über den Haufen. Klaproth scheint in dieser Ursprungsfrage der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn. Nach ihm sind die gegenwärtigen Chinesen erst Bewohner dieses Landes geworden nach der Ueberwindung einer Bevölkerung, welche es seit dem höchsten Alterthum bewohnte. Die neuen Kolonisten kamen von Westen, wie man aus dem Ort schließen kann, wohin die Chinesen den ersten Schauplatz ihrer Mythologie verlegen: dies sind die Nan-chan-Berge, die eine der östlichen Gränzen der großen Wüste Gobi bilden; ungefähr dreißig Jahrhunderte vor Christi Geburt aus diesen Gegenden kommend, vernichteten oder unterwarfen sie die barbarischen Stämme, die sie auf ihrem Wege trafen. Einige Nachkommen dieser alten Eingebornen haben sich in den Gebirgen des westlichen China erhalten, wo sie noch den Namen Miao führen.

Was die Gestaltung des eigentlichen China anbetrifft, welches östlich von den Nan-chan- und den tibetanischen Bergen in allmäliger Abstufung bis zu dem östlichen Ocean herabfällt, so kann man dieses große Gebiet in drei physische Regionen theilen: 1) das Alpenland im Osten der Mongolei; 2) das Tiefland, welches den unteren Lauf der beiden großen Flüsse Hoang-ho und Kiang umfaßt, ein sehr fruchtbares Bassin, das aber den Ueberschwemmungen der von der Alpengegend kommenden Ströme ausgesetzt ist, und 3) die südliche Region, die gewissermaßen an der Natur der beiden ersteren Theil hat; denn die Nan-ling-Berge, welche Tonkin von China trennen, ziehen sich unter der Form einer hohen Terrasse bis zum Ocean hin. Diese verschiedenen Gegenden sind im Allgemeinen von hohen Bergen umringt, von denen eine große Zahl mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Seit dem höchsten Alterthum hat der Handel mit Seide (lateinisch serienm) den Ruf von einem großen am östlichen Ende des asiatischen Kontinents gelegenen Reiche nach Europa gebracht; daher waren auch die Chinesen von den Römern und Griechen unter dem Namen Seres gekannt. Der Name Thsin, den dieses Reich von der Dynastie dieses Namens bekam, welche ungefähr 258 vor Christus den Thron bestieg, hat sich eben so früh verbreitet und ist auf verschiedene Art verändert worden: Ptolemäus hat ihn in Sinae übersetzt; andere Geographen oder Reisende haben daraus in Indien Tschina und bei den Arabern und in Europa Sin gemacht. Im Mittelalter nannte man China Kathaï, nach dem Namen der Khitan's von tungusischer Race, die damals Herren der nördlichen Provinzen des Reichs waren. Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tschong-kuï (Reich der Mitte), und Sching-kwo (Nation der Mitte).

Die sichere Geschichte China's geht nur bis zum neunten Jahrhundert vor Christus hinauf. Die Chinesen selbst haben einen sehr weisen Unterschied gemacht, indem sie die früheren Zeiten waï-ki (was nicht Geschichte ist) nennen. Es existiren jedoch Traditionen über die frühere Zeit: so hat sich die Erinnerung an eine Sündfluth, die um 2293 vor Christus stattfand, erhalten. Vor dieser Ueberschwemmung führen die Traditionen mehrere Regierungen an. Yao ist der erste Fürst, dessen im Schu-king, dem ältesten der chinesischen Bücher, Erwähnung geschieht. Seine Regierung reicht bis zum Jahre 2357 vor Christus hinauf. Später wurde ein Fürst, Namens Yu, um 2216, der durch die Dienste, die er nach der großen Ueberschwemmung leistete, sich berühmt gemacht, zum Haupt der um ihn herum zerstreuten Stämme ausgerufen, und seine Dynastie empfing den Namen Hia. Unter ihm ward die Macht, die bis dahin durch Wahl übertragen war, erblich. Man machte weise Anordnungen: das Gebiet ward in neun Provinzen getheilt, welche in ihrer Gesammtheit die Form eines Halbmondes darboten; die Provinz Schensi nahm die Mitte ein. Der Hauptreichthum des Landes bestand in Heerden; doch gab es auch Strecken, die von Kolonisten angebaut wurden, welche in Gruppen von acht Familien vereinigt waren. Auf die Dynastie Hia, welche 440 Jahre dauerte, folgte die der Schang. Um 1100 v. Chr. kam die Dynastie der Tschen zur Gewalt.

II. Geschichte China's bis zur mongolischen Eroberung.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. trat der große Kungsu-tseu auf, der mit der Philosophie der Brahmanen vertraut war. Er sammelte die früheren Jahrbücher und machte daraus eine Encyklopädie, die noch heute der Klasse der Gelehrten zur Richtschnur dient. Dieses Werk, welches der Schuking ist, beginnt mit Yao und endet im Jahre 624 v. Chr. Doch enthält es nicht bloß eine Chronik, sondern auch einen vollständigen Moralkodex. Sein Styl, obwohl lakonisch, ist von merkwürdiger Beredtsamkeit und nähert sich zuweilen dem Erhabenen. Er lehrt darin die sanfteste, aufgeklärteste Moral und läßt alle Geheimnisse der Politik in der Beobachtung seiner Lehren bestehen. Er macht es dem Fürsten zur Pflicht, ein gutes Beispiel zu geben, er beklagt den Krieg und den Despotismus, tadelt den Luxus und ergeht sich im Lobe des Ackerbaues. Noch heute wird Konfuzius in China nicht bloß für einen großen Philosophen und Schriftsteller gehalten: man giebt ihm auch Epitheta, welche die höchste moralische Vollkommenheit bezeichnen, und die man nur mit heilig und göttlich übersetzen kann. Die höchste Ehre, die man ihm in diesem Lande erweisen konnte, war die, daß man ihn zur kaiserlichen Würde erhob, und auch der Kultus, den man ihm widerfahren läßt, ist nur eine Wiederholung der Ceremonien, die man vor dem Kaiser zu beobachten hat.

Die Feudalform, welche Wu-wang, der Gründer der Dynastie Tschen, eingeführt hatte, konnte nicht lange bestehen, ohne daß unter so viele Rival-Staaten Unordnung eindrang: Feindseligkeiten brachen aus, und um 258 v. Chr. bemächtigte sich Huang-ti, der Chef der Provinz Tschin, des Throns und nahm den bis dahin unbekannten Kaisertitel an. Seine Dynastie, genannt Tschin, gab ganz China den Namen.

Seit Jahrhunderten war das nördliche China den Einfällen der Hiongnu's ausgesetzt. Huang-ti machte denselben ein Ende. Nachdem er sie in

mehreren Treffen geschlagen, drängte er sie in ihre Berge zurück. Sodann verband er alle einzelnen Mauern, die von verschiedenen Fürsten zur Beschützung der Gränzen errichtet worden, in eine einzige Linie, die in China unter dem Namen der Mauer von tausend Meilen bekannt ist.

Der Feudalgeist, der mehr niedergehalten als unterdrückt war, hörte nicht auf, das Innere zu bewegen. Huang-ti trat auch dieser Gefahr entgegen: er bekämpfte energisch alle Empörungen; aber vom Argwohn geblendet, trieb er die Tyrannei so weit, die Intelligenz mit dem Banne zu belegen und die historischen Werke den Flammen zu übergeben, besonders die des Konfuzius, dessen Grundsätze, wie er sagte, den Geist des Ungehorsams unter seinen Unterthanen nährten. Dieser Akt des Vandalismus wurde zum Glück durch den schon verbreiteten Gebrauch der Schrift in seinen Wirkungen vereitelt, und zugleich trug einer seiner Generale zur leichteren Verbreitung jener Werke bei durch die Entdeckung des Papiers, des Schreibpinsels und einer einfacheren Art, die Charaktere zu zeichnen.

Der Tod Huang-ti's im Jahre 210 erzeugte eine Reaction, die mit der Erhebung einer neuen Dynastie, der der Han's, endete. Seit dieser Zeit bietet die Geschichte China's keine Lücke mehr. In die Zeit dieser Dynastie fällt auch die Ankunft mehrerer jüdischen Familien in China und die Einführung des Buddha-Kultus. Der Buddhismus ist bekanntlich eine Reform des Brahmanismus. Die Basis dieser Reform war die Verwerfung der Veda's, die Aufhebung der blutigen Opfer und der Kastenunterschiede. Außerdem hat diese Religion noch fünf Haupt-Vorschriften, welche den Mord, den Diebstahl, die Lüge, die Verunreinigung und den Gebrauch des Weins verbieten. Nach vielen Kämpfen gelang es China, die Macht der Hiong-nu's zu zerstören, die in allen Krisen seine Verlegenheiten vermehrten. Eine militairische Regierung ward nun in Central-Asien gegründet, um seiner Herrschaft Achtung zu verschaffen. Die Resultate dieser Souverainetät waren unermeßlich. Handels-Verbindungen knüpften sich auf diesem Wege mit Mawarannahan (Turkestan), Indien, Persien und den im Osten des Kaspischen Meeres wohnenden Völkern an, den Alanen und Parthern. Diese verkauften den Römern nicht rohe Seide, sondern Gewebe, die sie selbst machten. Aus Furcht, sich ihres Gewinns beraubt zu sehen, hatten sie sich immer einer direkten Verbindung zwischen China und dem Occident widersetzt. Die Römer dagegen hatten das größte Interesse, direkt mit China zu handeln, um sich rohe Seide zu verschaffen. Dies bewog den Kaiser Mark Aurel im Jahre 165, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, welche, um die Begegnung der Parther zu vermeiden, sich über's Meer dahin begab.

Es bildete sich nun eine dauernde Verbindung zwischen dem Orient und Occident, welche während der Regierung der Dynastie Han fortbestand. See-Expeditionen gingen von Aegypten und den Ufern des persischen Meerbusens ab, um sich über das Indische Meer nach Kanton oder einem anderen Hafen des südlichen China zu begeben. Diesen Expeditionen verdankt Ptolemäus die kostbaren Nachrichten, die er über diese Länder Asiens mittheilt. Nach den Revolutionen, die den Fall der Han's herbeiführten und das Reich zerstückelten, wurde der Verkehr zwischen Orient und Occident nicht ganz unterbrochen, obwohl gestört. Die Geschichte hat das Andenken der Gesandtschaften aufbewahrt, welche die Kaiser von Rom und Konstantinopel in den Jahren 284, 530, 642, 719, 742, 1081 nach China schickten. Die letzte ist von 1371.

Um 170 nach Christi Geburt brachen in China ernste Unruhen aus, welche die nomadischen Stämme der Sianpi's in der östlichen Mongolei zu benutzen wußten. Zwei Corps machten sich die Gewalt streitig. Eine traurige Institution hatte festen Fuß gefaßt: die Eunuchen, die Herren im Innern des Palastes, hatten täglich an Einfluß gewonnen zum Schaden der Gelehrten, denen bis dahin die Führung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut war. Daher der Ursprung eines Kampfes, der mehrere Jahrhunderte hindurch China in schreckliches Unglück stürzte. Die Eunuchen gewannen die ersten Vortheile und behielten die Gunst des ohnmächtigen Kaisers, den sie in Fesseln hielten. Ein Jahrhundert später vermochte Szu-ma-yan China seine Einheit und seine Kraft wiederzugeben, und er beeilte sich, die durch die letzten Unruhen unterbrochenen Verbindungen mit dem Occident wieder anzuknüpfen.

China war damals weit entfernt von jener Unbeweglichkeit, die es besonders seit zweihundert Jahren zeigt. Wir sehen es vielmehr unaufhörlich in den Angelegenheiten seiner Nachbarn interveniren und zuweilen als Schiedsrichter auftreten. Uebrigens hatten dieselben Ursachen dieselben Folgen. Im Laufe der äußeren Kriege, während deren innere Zwiste die Stellung der chinesischen Kaiser erschütterten, erhoben sich neben dieser sinkenden Gewalt andere Häupter, bereit, die Fürsten zu ersetzen, deren letzte Stunde geschlagen hatte. Trotz der Weitschweifigkeit und der Masse von Thatsachen, die sie enthält, geht die Geschichte China's nicht aus einem gewissen Zirkel heraus, in welchem sie sich auf eine fast einförmige Weise bewegt. Die Unfähigkeit, die Laster oder die schlechte Verwaltung der Regierung erregt erst das Murren, dann den Aufstand des Volkes, dessen Leidenschaften, sobald das Drama vollendet ist, von neuen Häuptern gebändigt werden. In diesen häufigen Dynastieen-Wechseln kehren immer dieselben Ereignisse wieder: die Popularität verläßt einen schwachen und unglücklichen Kaiser und erhebt einen geschickten General, dessen Geist der Glanz des Thrones noch nicht entnervt hat; abgelebten Stämmen folgen kräftigere Schößlinge, welche die Geschicke der Nation leiten, bis auch sie wieder durch frischere ersetzt werden. Dies ist das Schicksal aller großen Monarchieen, vorzüglich aber China's: zwanzig Dynastieen haben im Lauf von zwanzig Jahrhunderten geherrscht, die alle unter günstigen Auspizien begannen, aber bald an den Gefahren eines blinden oder systematischen Despotismus scheiterten.

Nach einer hundertjährigen Existenz scheint die Dynastie der Tschin erschöpft: die Geschichte stellt die letzten Kaiser dieser Familie als schwächlich-gutmüthige Fürsten dar, die, in ein müßiges Leben versenkt, die Leitung der immer verwickelteren öffentlichen Angelegenheiten vernachlässigten, um sich ganz den Uebungen des Buddhismus zu widmen. (Schluß folgt.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

II. Herperts van Tromp.

(Schluß.)

Die Offiziere verließen das Admiralschiff, und am Bord der Schiffe herrschte laute Bewegung. Alle Segel wurden festgemacht, und vor nur wenig Tuch am Fockmast trieben die Fahrzeuge nordwärts mit Strom und Wind. Unterdessen besserte man die Takelage aus, bestattete die Todten, sorgte für die Verwundeten und versuchte, den Schaden herzustellen, den die feindlichen Kanonen in den Breitseiten und den Schanzkleidungen angerichtet hatten. Die Laternen flogen wie Irrlichter über das Verdeck hin, bald in die Tiefe des Raumes tauchend, bald bis zur Höhe des halben Mastes emporfliegend.

Als mit dem ersten Strahl des Morgens am Bord der „Rose" das Signal gegeben ward, daß die Schiffe alle Segel setzen und nordwärts von England steuern sollten, meldete der Decks-Offizier dem Admiral, daß eine Brigg unter holländischer Flagge im Anlegeln begriffen sey und scharf auf das Admiralschiff abhalte.

„Was für eine Art Schiff ist es?"

„Ein Staatenschiff, Herr Admiral. Der Hochbootsmann, der vor Jahren an Bord der Brigg „Juno" gedient hat, behauptet, es sey keine andere als diese."

Ein zweiter Bote trat ein: „Ein Signal von der Brigg; sie verlangt, daß wir beidrehen und eine Botschaft von ihr entgegen nehmen."

Der Admiral entließ die Offiziere, und das Hauptschiff ging in den Wind. Die Brigg hatte ebenfalls beigelegt, und ein Boot stieß ab, welches durch das ruhige Wasser hastig heranschoß. Nach einiger Zeit trat der diensthabende Offizier wieder in die Kajüte:

„Wir bekommen Besuch. Baron van Heemstede, bisheriger Gesandter der niederländischen Provinzen bei dem Parlamente in London und jetzt durch die Generalstaaten abberufen, wünscht Euch zu sprechen. Durch einen Zufall treffen wir auf der Rückreise zusammen."

Van Tromp gebot, den Besuch einzuführen, und brummte dann vor sich hin: „Verdammter Schleicher! — Nie mein Freund gewesen! — Mantelträger!"

Der niederländische Gesandte trat ein: „Gott grüß Euch, werther Herr Admiral! Sey der Herr mit Euch auf allen Euren Wegen und nehme Euch in seinen heiligen Schutz. Wer ihm vertraut, ist wohlberathen und leuchtet ihm ein heller Stern in der Finsterniß."

„Danke! — Kommt aus England? Sprache der Rundköpfe Euch sehr geläufig."

„Ich verstehe Euch nicht, mein tapferer Admiral", sagte der Gesandte scheinbar unbefangen, aber mit einem stechenden Blick und einem lauernden Zug um den Mund. „Habt Ihr einen Groll auf mich geworfen, weil ich einige Male Eure Ansichten in der Versammlung der Generalstaaten bekämpfte, so that ich es in der Ueberzeugung ...."

„Ueberzeugung! Kostet uns zwei Siege zur See!"

„Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich. Unterwerfen wir uns seinem heiligen Willen!"

Der Admiral brach los: „Zum Teufel mit dem Geleire! Weshalb haltet Ihr meine Fahrt auf?"

„Ei, ei, wie ungestüm!" lächelte höhnisch der Gesandte. „Seyd wohl hinter Robert Blake her, um die Ohrfeige von gestern zu rächen? Schwerer Schlag, den die Hand des Herrn unserer Flotte unter Eurer ruhmwürdigen Leitung zufügte."

„Baron! Das ist .... Pfui!"

„Das ist eine Schickung von oben, meint Ihr? Ganz meine Meinung, werthester Herr. Habe Alles bereits von Euren Offizieren erfahren, was die gestrige Angelegenheit betrifft, und werde davon bei meiner Ankunft im Haag die geeignete Anzeige machen. Ich zweifle nicht, daß dieser Unglücksfall Euch die allgemeinste Theilnahme erwecken wird. Aber, was ich denn sagen wollte, Herr van Tromp. Da ist mir der Gedanke gekommen, daß es nicht gegen die Gesetze Gottes gehandelt sey, wenn man versuchte, sich zu rächen, Alles zur Ehre der Provinzen und unserer Flotte, die eine solche Schmach nicht verdiente."

„Rächen? Ja das will ich!" Der Admiral ging heftig auf und ab. „Aber wie?"

„Ich kann dies nicht entscheiden, mein theurer Herr. Auch habt Ihr ja beim Ablegen vom Texel Eure Instructionen empfangen, von denen Ihr kein Haarbreit abweichen dürft, und werdet recht gut wissen, ob eine solche Genugthuung damit im Einklange steht oder nicht."

„Pst! Hei! Saubere Instructionen! Sammtpfötchen zeigen, keine Courage haben! Keinen Lärmen machen! Donnerwetter!"

„Nun ich dächte, bester Herr Admiral, was den Lärmen anbetrifft, so war er so groß, daß man ihn in Whitehall und im Haag zu gleicher Zeit hören

konnte. Hä, Hä, Hä! Müßt bei einem Scherze nicht ein so grimmiges Gesicht schneiden. Nun, was ich Euch erzählen wollte: Streichen mit unserer Brigg längs den Dupns unter Dover; liegen da dreiundzwanzig Schiffe unter den Befehlen Mylords Georg Ascue. Liegen dort geruhig und still, denken an nichts weniger, als an einen feindlichen Ueberfall. He? Schade, daß ihr Eure Instructionen habt. Müßte Einer der Unsrigen hier seyn, frei und unabhängig, der würde es diesem Ascue geben und die Scharte auswetzen, die Blake ihm beigebracht. Nun, Herr Admiral, ich habe Eure Fahrt schon zu lange aufgehalten; lebt wohl! Ich will Eurer daheim bestens gedenken. Den Ascue überlaßt seinem Schicksal; mag er liegen in den Dupns, gedenkt Ihr Eurer Heringsbuisen."

Baron van Heemstede verließ das Admiralschiff und ließ Herperts van Tromp in der größten Aufregung zurück.

„Dieser Heemstede ist nicht mein Freund, aber er ist ein Niederländer! — fühlt den Schimpf unserer Flagge, muß ihn fühlen. Wenn ich. . . ."

Er versank in Nachdenken: „Muß seyn! Werden's mir danken daheim! Hollah!"

Der dienstthuende Offizier trat ein. „Cours nach Dover!" rief ihm van Tromp entgegen. „Signal für die übrigen Schiffe, daß sie uns nachsteuern. Frisch, alle Linnen bei und alle Mann aufs Ded!"

Rasch entfernte sich der Offizier, und gleich darauf schoß die holländische Flotte mit einer Schnelle von sieben Knoten Fahrt durch die aufgeregten Wellen. Bei dem Einbruche der Nacht trat ihnen der weiße Kreidefelsen von Dover im hellen Glanze des Mondes entgegen.

Am frühen Morgen befand sich ein englisches Fischerboot in der Nähe des Admiralschiffes. van Tromp ließ es an Bord beordern und fragte den Führer desselbyn, ob es wahr sey, daß die Flotte des Admiral Georg Ascue im Schutze der Dünen läge?

„Es ist wahr!" sprach der Fischer. „Aber seine Lage ist dort nicht die beste, und wenn ich nur wollte, könnte ich Euch einen Weg zeigen. . . ."

Des Admirals Augen funkelten: „So! Könntest du?

„Es sind meine Landsleute. Aber was will ich machen? Sie geben mir nichts. Habe starke Familie, und die Zeiten sind schwer. Mylord Protektor zieht uns, so zu sagen, das Fell über die Ohren. Wenn sich ein Vertrag abschließen ließe zwischen uns Beiden."

Admiral van Tromp stampfte mit dem Fuß: „Gesindel! Judas verrieth seinen Herrn um dreißig Silberlinge, der da sein Vaterland um eine Back Erbsen."

Der Fischer zuckte die Achseln: „Hunger thut weh! Sind wir Handels eins?"

„Sind's! Ich will Deine Taschen mit Gold füllen! So viel Du willst, sobald Ascue's Flotte mein ist."

„Ich traue Eurem Wort!" sagte der Fischer. „Laßt uns aber den Cours ändern, es ist die höchste Zeit."

Beide gingen nun aufs Verdeck. Der Admiral stellte seinen Offizieren den Schiffer als Lootsen vor, dessen Anordnungen man zu respektiren hätte; dann befahl er ihnen, den übrigen Schiffen Signale zu machen, damit sie dem Admiralschiffe nachsteuerten und sich zum Gefechte bereit hielten. Der Fischer seinerseits schickte sein Boot fort und begab sich an das Steuer, um den Weg anzudeuten, der von jetzt ab verfolgt werden müsse.

Die holländische Flotte, begünstigt von der Fluth und dem leicht aufbriesenden Seewind, gerieth immer näher unter Land, und ihre Stellung wurde immer mißlicher. Mit großer Geschicklichkeit leitete der Lootse die holländischen Fahrzeuge durch die Sandbänke und Untiefen; bald schäumte die Brandung im Lee, bald hinter dem Spiegel, bald an dem Buge, aber stets fand sich eine Furth, durch welche sie hindurchlüpften. Bald war das Ziel ihrer Wünsche erreicht, unfern von ihnen, im völlig freien Wasser, lag die Flotte Sir Georg Ascue's, und zwischen beiden Geschwadern dehnte sich eine lange Düne, über welche die Brandung von allen Seiten hinschlug.

„Wie nun hindurch?" fragte van Tromp mit einem Anfluge von Verdacht.

„Jetzt nicht!" entgegnete der Lootse mit vollkommener Ruhe. „Es ist nun Ebbe, aber mit der höchsten Fluth steht diese Düne tief unter Wasser, und wir können bequem hinüber."

Die Holländer mußten sich gedulden. Die Offiziere fühlten bange Zweifel aufsteigen, der Admiral ging schweigend auf und ab.

Unterdessen veränderte sich die Scene rings umher. Leichte Wolken stiegen auf und flogen vor der Sonne vorüber. Bald war der ganze Himmel in ein dunkles Grau gehüllt, und Nebel stiegen aus den Wellen auf. Ein feuchter Wind wehte, ein feiner Sprühregen schlug den Seeleuten in das Gesicht und machte den Aufenthalt auf dem Verdecke unbehaglich. Möven und andere Seevögel flogen mit lautem Gekreisch landeinwärts, die Brandung rollte donnernd und schäumend über die Düne hin, die, trotz der Versicherung des Lootsen, daß die Fluth schon im Steigen sey, noch höher aus der See hervortrat. Die Vorboten des nahen Sturmes mehrten sich, aber die Holländer achteten nicht darauf; sie sahen, wie die Engländer ihre Anker lichteten und unter dem Schutze des Doverfelsens in eine Bucht segelten, welche sie vor jedem Unglücksfall schützte.

„Sie entgehen uns!" rief van Tromp mit einem stechenden Blick auf den Lootsen.

„Mit nichten!" entgegnete dieser. „Nur noch eine Stunde, und sie sind unser."

Noch war die Stunde nicht verstrichen, als der Sturm losbrach und sich mit furchtbarer Gewalt auf die holländische Flotte warf, die ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Die Schiffe konnten in diesem Netze von Klippen und Sandbänken ihre Segel nicht führen; ehe sie noch über den Bug nach Süden einige Fahrt gewonnen hatten, mußten sie über Stag nach Norden. Am leichtesten wendeten das Admiralschiff und einige andere leichtgebaute Fahrzeuge. Drei Fluitschiffe, die auch zur Flottille gehörten, vermochten sich in diese rasche Bewegung nicht zu finden, sie geriethen fest, und die Brandung schlug von allen Seiten an ihrem Bord hinauf.

Die größten Anstrengungen wurden gemacht; von den havariefreien Schiffen versuchte man Böte herunterzulassen, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen, aber umsonst; man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Die Luft wurde immer schwärzer, eine schwüle Hitze senkte sich auf die Verdecke; der Donner rollte fast ununterbrochen, die Blitze zischten. Ein glühender Strahl schlug in den Mittelmast des Dreimasters „Utrecht", der unfern von dem Admiralschiffe lag, und das Feuer verbreitete sich mit Flügelschnelle nach allen Seiten hin. Umsonst war jeder Versuch, die Gluth zu löschen; die Offiziere und Matrosen sprangen in die Böte, und die darin keinen Platz fanden, stürzten sich kopfüber in die See, um die zunächst gelegenen Schiffe wo möglich schwimmend zu erreichen. Jetzt hatte die Verwirrung den höchsten Gipfel erreicht. Das Gewitter hörte auf, die Finsterniß mehrte sich, endloser Regen stürzte herab, der Sturm heulte furchtbar und richtete die schrecklichsten Verwüstungen in der Takelage an; Raaen und Stengen stürzten herab, durch breite Lecke strömte das Wasser in den Schiffsraum, es schien, als ob die Stunde der Vernichtung des niederländischen Ruhmes heraufgebrochen sey.

„Drei Schiffe in den Grund!" stieß der Admiral im höchsten Zorn heraus; „der „Utrecht" in Flammen, keines ohne Havarie! Furcht und Verwirrung überall!" Sein Auge heftete sich auf den Lootsen, der an der Schanzkleidung lehnte und ruhig nach dem brennenden Schiffe hinübersah, als ob er hier weder ein Geschäft noch eine Verantwortung habe. Als er die Hand des Admirals auf seiner Schulter fühlte, wandte er sich gelassen um und sagte: „Was wollt Ihr?"

„Das ist Dein Werk, verdammter Schurke!"

„Des Himmels Werk, Herr", sagte der Lootse. „Ich vermag nicht den Sturm zu rufen oder den Donner und den Blitz zu regieren. Ich versprach, Euch hierher zu bringen, das habe ich gethan."

„Und fingst mich! Mich, den van Tromp! Weißt Du das, Du hündischer Verräther?"

„Weiß es!" sprach der Lootse. „Ihr seyd ein berühmter Admiral, ich bin ein armer Fischer. Aber, Herr, ich bin Engländer und liebe mein Vaterland, wie Ihr das Eure! Ihr kommt daher, um unsere Flotte zu schädigen und unser Land zu brandschatzen; Ihr wollt den Ruhm unserer Insel vernichten und Euch zu ihrem Herrn machen. Nun, Herr! diesmal ist's mißlungen. Seht auf den Sturm, seht auf die Brandung! Hier ist kein Entrinnen mehr. Mit diesem Tage stirbt Euer Glanz."

Der Lootse stand aufrecht da und blickte stolz um sich her. Van Tromp schäumte vor Wuth; er riß den Säbel aus der Scheide und rief: „Du stirbst mit ihm!"

„Ich weiß! Ich wußte es, als ich an Bord kam. Ich sterbe für England, das mich geboren hat und meine Söhne ernähren wird. Für Euch bin ich ein Feind, ein gemeiner Verräther, ein Hund! Jenseits des Felsens denken sie vielleicht besser von mir! Sterben muß ich, aber nicht von Eurem Degen, noch an Eurer Fockraa! Ich sterbe als ein freier Mann."

Der Admiral hatte den Lootsen niederstoßen wollen, aber als dieser ihm fest entgegentrat und unerschrocken seines Herzens Meinung aussprach, fühlte van Tromp einige Scheu vor dem Muth des einfachen Mannes, und unwillkürlich senkte sich die Spitze seines Degens. Als der Lootse geendet hatte, sprang er auf die Galerie, und ehe ihn Jemand daran verhindern konnte, stürzte er mit dem Rufe: „Hoch England!" kopfüber in die See.

„Solche Waffen gegen uns! Wie kann man siegen?" sagte der Admiral gedankenvoll. „Blase nur, Sturm! Fege die Gluth aus meinem Gesicht! Verdammt dieser Lootse!" Er ging in seine Kajüte und blieb allein.

Als es am anderen Tage abgewettert hatte, gelang es der holländischen Flotte, in einem traurigen Zustande und mit dem Verlust von fünf Schiffen, sich aus dem gefährlichen Netze der Dünen loszuwickeln und auf die hohe See hinauszusteuern. Die Flotte Georg Ascue's lag friedlich in ihrer Bucht und schickte den Holländern ein höhnendes Hurrah nach. Der Wind stand eben heftig in die Bucht hinein und verhinderte die Engländer am Auslaufen, sonst hätte wohl kein holländischer Kiel die Kunde von der Schmach ihrer Flagge heimwärts getragen.

Tromp stand allein auf dem Hinterdeck; seine finstere Laune scheuchte alle Offiziere aus seiner Nähe. Die Erinnerungen an die jüngst vergangenen Ereignisse durchkreuzten seine Seele. „Heemstede!" rief er voll Ingrimm und stampfte mit dem Fuß. „Die Falle war gut!"

Endlich wagte einer der Offiziere, die peinliche Stille zu unterbrechen. Er ging an den Admiral heran und fragte, ob man vielleicht die am wenigsten beschädigten Schiffe nordwärts wenden sollte, um, der ergangenen Ordre gemäß, für die Sicherheit der Fischer zu sorgen. Der Admiral nickte mit dem Kopfe, und der bezeichnete Cours ward eingeschlagen. Nach zwei Stunden liefen sie eine Häringsbuise auf, die nach der holländischen Küste zu abhielt. Der Schiffer stellte sich sogleich unter den Schutz seiner Flagge, und an Bord des Admiralschiffes gebracht, sagte er aus, daß der Admiral Blake die gesammte Flotte der Fischer theils genommen, theils zerstört habe, daß kein einziger davon gekommen sey außer ihm, und daß er noch bis diese Stunde nicht wisse, wie es ihm möglich gewesen wäre, zu entrinnen.

„Nach der Maas! Nach der Maas!" befahl van Tromp, vom Fieber geschüttelt, und begab sich in seine Kajüte. Dem erhaltenen Befehl wurde Folge

geleistet, und langsam rückten die Schiffe vor. Es war keines, das nicht irgend eine bedeutende Havarie hatte, und es gewährte einen trostlosen Anblick, als die Flotte in den ersten Tagen des Juni in die Maas einsegelte.

Mehrere Kriegsschiffe lagen umher; sie gaben den üblichen Salut, aber kein Kommandirender kam an Bord eines der Schiffe, die eine so schmähliche Niederlage erlitten hatten, ihr Unglück war ihr Verderben, ihr Urtheilsspruch.

Polen.

Die Liedersänger in Polen und im Russinenlande.

Von K. Wl. Wojcicki.

II.

Viele Ursachen trugen dazu bei, daß diese Sänger und diese Musik mit der Gusla, dem Dudelsacke und der Bandura bei uns zu Grunde gingen. Die Hauptursache lag jedenfalls in der Vorliebe zum Ausländischen, der Ausbreitung der italiänischen Musik, dem Ueberhandnehmen der zahllosen Menge überseeischer Musiker und dem allgemeiner werdenden Gebrauche ausländischer Instrumente. Johann Gawinski ahnte den ganzen Verfall seines Instrumentes, als er im Jahre 1688 in seinen Idyllen die Grabschrift auf seine Kobsa schrieb, die auch bereits bei dem Adel in Vergessenheit kam.

Ja ona slawna kobza, z derenia zrobiona,
Z cnoty nad cztry swemu panu miubiona,
Dla lutni w kąt rzucona, dziś brzęczę z świerczami!
Ach cudze w cenie, swemi gardzimy cnotami!

Das ist: „Ich, jene berühmte Kobsa, gemacht aus Kornelkirschholz, — wegen meiner Tugenden von meinem Herrn mehr geliebt als die Cither, — um der Laute willen in den Winkel geworfen, schwirre heute mit den Heimchen. — Ach! Fremdes ist in Ehren! unsre eignen Tugenden verachten wir."

Indessen war die Kobsa nach dem Zeugnisse Rej's im 15. und 16. Jahrhundert das Lieblingsinstrument der Schlachta. Wenn ein Edelmann einige Freunde zu einem Gelage zusammenberufen wollte, so setzte er sich bis zur Ankunft der Gäste, um sich die Zeit zu vertreiben, hinter den Ofen, stemmte die Füße an die Wand und spielte sich etwas auf der Kobsa vor (s. Rej's „Leben eines Ehrenmanns"). Und in seinem „Schabernack (figliki)" schildert er auf ausgezeichnete Weise einen Edelmann, welcher an den Dudelsack so gewöhnt war, daß er nach einem anderen Instrumente nicht einmal tanzen konnte.

Ziemianin się ożenił, nasz prostak z dworu,
Nie umiał tańcować bez dudy potworu:
Pannę mu wywiedziono, pięć pluzaków zagrało,
Chłopisko jako wryte, pośród izby stało.

„By my jechać do domu, ja nie pojdę tego,
A co ja wiem, jako z nich mam słuchać którego."
Aż mu potém gdzieś chłopa z dudami nabyli,
Ledwo pana naszego w tanek wyprawili."

„Der Landjunker heiratete, unser Simpel, nach einem Pose (zu einem größeren Edelmann), — und konnte nicht tanzen ohne Dudelsack, der Tölpel. — Man führt ihm das Fräulein vor, fünf Pfeifer spielen auf: — das Bäuerlein aber steht wie eingewurzelt mitten in der Stube. — — „Und sollt' ich auch so nach Hause ziehn, den tanz' ich nicht, — denn was weiß ich, auf welchen von ihnen ich hören soll." — Erst wie sie dann irgendwo einen Bauer mit dem Dudelsack herbeiführten, — da erst brachten sie unser Herrlein mit Noth zu dem Tänzchen."

Der Adel, der zu jener Zeit mit treuer Liebe am Vaterländischen hing, haßte die ausländische Musik. Die Edelleute verstanden selbst auf der Kobsa zu spielen und hielten noch außerdem eigene Dudelsackpfeifer und Banduraspieler. Wenn ein Adliger sich zu einem Gastmale begab, so ging immer ein zu seinem Hofe gehöriger Musikant voraus und spielte auf der Kobsa. Als diese Musikanten später durch Trompeter ersetzt wurden, gab man diesen des größeren Glanzes wegen noch häufig Dudelsackpfeifer bei (Sebastian Klonowicz sagt in seiner Schrift Worek Judaszów: Er geht hinter dem Trompeter, geht hinter der Trompete einher). Im Russinenlande wurden fast bis auf die Gegenwart herab auf den Edelhöfen Banduraspieler gehalten. — Auch in der Krakauer Pflege ist der Dudelsack unter der Benennung Kosa oder Kobsa unter den Gebirgsbewohnern im Gebrauche; in Großpolen wird noch heutigen Tages keine Nationalmusik ohne Dudelsack aufgeführt. Unsere wohlgebildeten Gebirgsbewohner geben bei dem Ton der Kobsa ihre Freude eben so gut durch lebhaftes Schaukeln zu erkennen, als die slowakischen Bergbewohner unter den schneeigen Tatern, wenn sie ihre Gaida (Guda, buda?) hören. In Süd-Rußland ist die Kobsa noch bis diesen Augenblick gebräuchlich. *)

Der großpolnische Dudelsack unterscheidet sich von der Krakauer, der Gebirgs- und der russischen Kobsa vorzüglich dadurch, daß der Spielende ihn nicht selbst aufbläst, sondern sich hierzu eines Blasebalgs bedient, der an der rechten Seite des Dudelsacks befestigt ist; auf diese Weise kann er auch spielen.

*) Die Dudelsackspieler hängen gewöhnlich sehr an ihren Instrumenten. Im Jahre 1837 erhielt ich ein solches von einem Russinen aus Wolynien. Er wollte mir es lange nicht herausgeben, als aber ein Gefährte ihn dazu beredete, so gab er es mir zwar, doch nicht ohne es unter heißen Thränen zu küssen, mehrere Male hin und her zu wenden und endlich zum Abschiede noch ein Lieblingslied darauf zu spielen.

Diesen Dudelsack-, Kobsa-, Bandura- und Leierspielern verdanken wir die Ueberlieferung der ältesten und schönsten Lieder, während das Andenken an die slawischen Guslaspieler gänzlich verschwunden ist. Sie waren die wirklichen Repräsentanten der Kunst, denn sie gingen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und unterrichteten Andere im Liedersange und in der Musik. Von Jedem derselben läßt sich sagen, was das kleinrussische Lied vom alten Widort sagt:

„die alten Schildser kennen ihn,
die alten Thaten lehrt er Euch,
in seinen Liedern lebten auf
die todten Jahre, die todte Zeit."

Wenn ein Leier- oder Dudelsackspieler sich zeigte, so lief das Volk sogleich in Haufen zusammen und ward dann von ihm gewöhnlich mit folgenden Worten angeredet: „Habt ihr guten Leutchen schon die Geschichte gehört?" Und war dann der Dudelsackspieler willens, ein historisches Lied zu singen, oder eine vaterländische Sage, so fing er so an *): „Geschehen ist uns eine Neuigkeit (d. i. Geschichte)." — Kam er aber in ein herrschaftliches Schloß oder in den Hof eines Edelmanns, so bat er gewöhnlich mit den Worten um Gehör: „Hört, ihr Edelfräulein und ihr ehrsamen Edelfrauen!" Und wenn er dann sein Lied endigte, so fügte er nicht selten, wenn er von einer entführten Jungfrau sang, die Lehre an: „Hört ihr Edelfräulein und ihr ehrsamen Edelfrau'n, wie gut es ist, mit Abenteurern herum zu wandern"; oder: „Hört ihr jungen und mannbaren Edelfräulein, wie gar schlimm es ist, von Vater und Mutter zu wandern."

Dieselben Einleitungen, mit welchen wir hier die Leier-, Kobsa- und Dudelsackspieler den Gesang ihrer alten Lieder beginnen sehen, finden sich *auch* bei den großen Sängern, die einige Jahrhunderte vor diesen lebten und von denen sich einzelne Denkmale noch erhalten haben. Dies beweist die königinhofer Handschrift. Auch dort beginnt das Lied von dem Turnier am Hofe des Fürsten an der Elbe mit den Worten:

Tanamenajte starsi mladi — Merkt ihr Alten auf und Jungen!
O potkach i o sjedani. — Hört von Kämpfen, von Turnieren.

Eben so das Lied von Jaroslaw:

Zwestuju wam powiest weleslawna — Ich verkünd' euch hochberühmte Sage,
o welikich potkach, latych bojech; — Von gewaltigen Kämpfen, wilden Schlachten.
nastojte i wes swoj um zbirajte! — Habet Acht und sammelt eu'r Gemüthe!
nastojte i nadiwno wam slechu. — Habet Acht und horcht den Wunderdingen!

In der Sammlung slowakischer Lieder von Kollar (Narodni Zpiewanki T. II. Ofen 1835) befindet sich ein Lied, das gerade so anfängt, wie dieses: „Nesem wam nowinu smutnau", d. i. ich bring' Euch eine traurige Neuigkeit, d. i. Geschichte.

Einen ähnlichen Anfang sehen wir auch in dem „Wort vom Heerzuge Igor's", in diesem Denkmale slawischer Poesie aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts. Darin fängt der alte Sänger so an: „Wäre es nicht schön, ihr Brüder, nach altem Wort zu beginnen die mühsamen Nachrichten vom Heereszuge Igor's u. s. w."

Außer den polnischen Dudelsackspielern kamen auch serbische Sänger in die Gegenden der untern Weichsel, welche auf der Geige und Kobsa alte Weisen spielten und dazu Lieder sangen, wie die Polen und die mannhaften Chorwaten vor Zeiten die Türken geschlagen. Wir haben eine Schilderung aus dem 16. Jahrhunderte, worin die serbischen Sänger und die polnischen Dudelsackpfeifer folgendermaßen erwähnt werden **): „Die Soldaten, die ihr ganzes Leben im Kriege zubrachten, wo sie des Trompeten- und Trommelschalles schon überdrüssig geworden waren, horchten mit Vergnügen den Tönen der Kobsa. Die durchdringenden Zinkenbläser spielen den Kosaken kriegerische Lieder, und diese hören denselben zu, bis ihnen vor Trunkenheit die Augen zufallen."

*) Siehe Wojcic's Piesni ludu Bialochrobatów, Mazurów w Rusi i nad Bugu. T. I. II.

**) Swiatowa rozkosz, 1636, in 4. Im 16. Jahrhundert fing man schon an, sich gegen den Dudelsack zu erklären. Rej liebte ihn nicht und machte sich oft lustig über ihn. — Rysinski verspottet in seinen Gesprächen gleichfalls die Kobsa.

Mannigfaltiges.

— Einsame Haft. In englischen Zeitungen befindet sich ein ausführlicher Bericht des Inspektors der Gefängnisse in den östlichen und nördlichen Distrikten, worin es mit Bezug auf das System der einsamen Gefangenschaft heißt: „Welche Idee man auch von der Wirksamkeit des ausschließlichen Zellensystems haben möge, so hat mir doch eine ganz unwiderlegliche Erfahrung dargethan, daß dieses System auf junge Sträflinge nicht angewandt werden darf, ohne daß die größten Nachtheile für ihre Gesundheit, ihren Geist und ihre Sittlichkeit zu besorgen sind. Ich halte es für durchaus nothwendig, daß die jungen Leute gemeinsam und unter strenger Aufsicht arbeiten, Unterricht erhalten und essen und nur des Nachts getrennt werden. Besonders in den Gefängnissen von Schottland habe ich die beklagenswerthen Wirkungen der durchgehends einsamen Haft auf die jungen Sträflinge wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Diese Wirkungen lagen ganz offen zu Tage, denn schon nach einigen Tagen pflegte es sich zu zeigen, daß die Gesundheit der jungen Leute gelitten habe."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 14. März 1844.

England.

Irische Lieder.

Das fünfte Heft von Jügel's Universal Magazine (ein Unternehmen, beiläufig, das durch stete geschmackvolle Auswahl des Besten aus der englischen Journalistik fortfährt, sich den Dank und die Theilnahme des Publikums zu verdienen) theilt unter der Ueberschrift „Irish Songs" einen vielfach interessanten Artikel über irische Volkspoesie aus Bentley's Miscellany mit, der auch den Lesern unserer Zeitschrift, namentlich im gegenwärtigen Augenblick, nicht unwillkommen seyn dürfte. Wir lassen somit eine Uebersetzung desselben im Auszuge folgen.

* * *

Die glückliche Verbindung von Poesie und Musik in jenen schönen „Irischen Melodieen", mit welchen die Namen von Moore und Stephenson so herrlich verwebt sind, hat überall, wo Sinn für Poesie und Musik herrscht, den irischen Gesängen eine willkommene Aufnahme verschafft. Diese Melodieen haben sich einen Weg über die ganze Welt gebahnt. Moore hat seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, indem er zeigte, daß doch wenigstens etwas Nationales in Irland der Bewunderung werth sey. Niemand in der That hat auf eine reizendere Art die Welt mit den feineren Nüanzen der Gesinnung und des Gefühls bekannt gemacht, die in dem exzentrischen Charakter seiner Landsleute wie „goldene Fäden in einem Rock von Fries" sich durchkreuzen. Es ist sicherlich noch viel von dem alten Geist der Ritterzeit in dem irischen Charakter: in seiner Tapferkeit und seinem glänzenden Muth, in seiner glühenden Vaterlandsliebe und seiner übertriebenen Gastfreundlichkeit; auch ein romantisches Element giebt sich kund in der seltsamen Mischung von Witz und Pathos, von überschäumender animalischer Lustigkeit und tiefer Schwermuth. Alle diese Züge konnten keinen passenderen Ausdruck finden als die Melodieen. Dies mag eine der Ursachen seyn, warum die „alte Musik" ein Echo in jedem irischen Herzen findet, während die Beziehungen, die sich an jede Melodie knüpfen, an das muntere Lied sowohl als an die traurige Weise, sie unzertrennbar an die grüne Insel ketten. Sie sind in jedem Sinn volksthümlich.

Lieder waren eine lange Zeit in Irland die einzige Volksliteratur. Die Bauern haben bis auf diesen Augenblick wirklich noch keine andere Art Literatur. Von Spenser an, und noch vor seiner Zeit, bis auf diesen Tag haben Lieder und Balladen die einzige Literatur gebildet, durch welche Ereignisse von örtlichem oder nationalem Interesse sich ein Andenken des Volkes bewahrten und durch welche sein Geist und seine Leidenschaften einigermaßen unter den Einfluß der Phantasie und Einbildungskraft geriethen. Kein Ereigniß, das mit dem Stand und dem Leben der Bauern in Beziehung steht, entgeht dem Schicksal, in die Form einer rauhen Ballade gegossen zu werden, welche, nachdem sie in üblicher Weise an Markttagen in der kleinen Landstadt gesungen worden, bald ihren Weg in die Schenke und in die Hütte findet. Es wird unsere englischen Leser überraschen, wenn sie hören, daß es in Irland eine Klasse Leute giebt, die verhältnißmäßig in einer Art Luxus leben und als mündliche Veröffentlicher dieser neuen Gesänge auf allen Kirmsen, Jahrmärkten und Hochzeiten, als „wandernde Minstrels", keinen geringen Einfluß ausüben; sie sind es, die mit ihren Geigen und Dudelsäcken die „alte Musik" erhalten, und die überall, wo es ihnen beliebt, einzukehren, des freundlichsten Willkommens gewiß sind. Die Poesie dieser Volkslieder ist im Allgemeinen unter aller Kritik, ja sogar unter aller Beschreibung; und doch, besonders vor der Union, haben sich dann und wann Federn von nicht geringer Berühmtheit herabgelassen, einige Verse dieser Art hinzuwerfen. Wer erinnert sich nicht der Geschichte des armen Goldsmith, während er in Dublin in der äußersten Noth lebte, als „eine Handvoll Erbsen, die ihm eine Dienstmagd schenkte, für ihn ein Luxus waren und er sich hinsetzte und Straßenlieder schrieb, für deren jedes er fünf Shilling vom Drucker der Armesünder-Reden erhielt!"

Moore ist in seinen schönen Melodieen dem Gebrauch aller irischen Barden gefolgt, indem er seine Verse zu Denkmälern von interessanten, wenn auch oft traurigen Ereignissen in seines Vaterlandes Geschichte machte. So ist „Reich und selten der Schmuck, den sie trug" eine poetische Version der Fabel, welche von der inneren Ruhe des Landes erzählt, daß eine junge Dame von Alles übertreffender Lieblichkeit allein und unbegleitet durch jeden Theil des Landes reisen konnte, ohne einem Schimpf oder einer Beleidigung ausgesetzt zu seyn, wiewohl sie noch zu den Edelsteinen, die sie schmückten, „einen goldenen Ring am schneeweißen Stab" trug. Es ist Schade, daß man eine solche Geschichte zu den Fabeln zählen muß; aber, wie Moore selbst in seiner Geschichte von Irland bemerkt, eine Sage der Art ist in jedem Lande zu finden; von unserem eigenen Alfred heißt es ja poetisch, er habe solche Ehrfurcht vor dem Gesetz und der Gerechtigkeit einzuflößen gewußt, daß ein Pilger (wie das Mädchen mit dem schneeweißen Stab) mit Gold und Juwelen das ganze Land durchwandern konnte, ohne Schutz und ohne Belästigung. Eine andere Melodie „Das Thal lag mir lächelnd zu Füßen" bezieht sich auf einen Fall, der unglücklicherweise besser auf Thatsachen gegründet ist. Sie erzählt den Kummer des Königs O'Rourke, als er die Untreue seiner Frau entdeckte, eine Begebenheit, die den denkwürdigen ersten Einfall der Engländer in Irland herbeiführte. Sie kamen nämlich als Verbündete des Verführers, der ihre Hülfe gesucht hatte, nachdem er, wie recht und billig, aus dem Lande gejagt worden war. „Die Harf' in Taras hallet einst" (nach der wunderschönen Melodie von „Molly Astore"); „Der Sängerknabe" und „Das Vermächtniß", sind Lieder aus den Tagen, als Musik und Poesie das Land beherrschten, als die Barden fast angebetet wurden, als sie die Truppen begeisterten und in die Schlacht führten, als sie ihre Thaten und ihren Ruhm feierten, wenn sie fielen. Jene köstlichen Lieder: „O sprich' seinen Namen nicht", und „Sie ist fern von dem Land, wo ihr Krieger schläft" besingen traurige Fälle von irischem Patriotismus und irischer Liebe. Das erste bezieht sich auf die wohlbekannte Geschichte des unglücklichen Emmett, des jungen und enthusiastischen, aber traurig verblendeten Vaterlandsfreundes, der im Jahre 1803 seinen erfolglosen Versuch einer Rebellion auf dem Schaffot büßen mußte. Das zweite erzählt das traurige Schicksal der jungen Dame, die ihn liebte und kurz nach seiner Hinrichtung am gebrochenen Herzen starb! Washington Irving hat diese rührende Begebenheit zum Gegenstand einer seiner schönsten und ergreifendsten Erzählungen gemacht. Von der ersten Melodie ist mit Recht gesagt worden, daß vielleicht ein ähnliches Lied nicht in der Sprache existirt.

Wir haben diese flüchtigen Bemerkungen über einige der Mooreschen Melodieen in der Absicht gegeben, um zu zeigen, welcher Fonds von Ideen-Verbindungen schon mit diesem kleinen Theil irischen Gesanges gepaart ist; aber wenn wir unsere Nachforschungen bis auf die Umstände ausdehnen, welche die Composition der Musik begleiten, so werden sich uns noch viel interessantere Ergebnisse darthun. Irland hat immer einen Schatz von Volksmusik besessen. Wenn wir uns auf die Autorität von nationalen Alterthumsforschern verlassen können, so war die Kunst dort sehr ausgebreitet und erreichte einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit, lange ehe ihre ersten Anfangsgründe den anderen Völkern Europa's bekannt wurden, ja sogar vor der Erfindung der Musiknoten. Zu jener frühen Zeit lebte in dem Lande das Geschlecht „der Barden", die den Druiden unserer Insel glichen. Sie waren eine ausgezeichnete und hochbevorzugte Klasse, dem Adel überlegen, und sogar größeren Einfluß ausübend, als die kleinen Könige der verschiedenen Provinzen. Wie die Druiden waren sie Dichter und Geschichtsschreiber sowohl als Priester des Götzendienstes, der damals herrschte. Ihre Kunstfertigkeit in der Musik war unvergleichlich. Nach der Einführung des Christenthums und der Zerstörung der heidnischen Form des Gottesdienstes, verloren die Barden natürlich ihre Macht und ihre Wichtigkeit als Priester; aber sie scheinen als Dichter und Minstrels einen bedeutenden Einfluß auf das Volk beibehalten zu haben, und sogar bis auf die verhältnißmäßig neuere Zeit hielt jede alte irische Familie ihren „Minstrel", der immer als eine der wichtigsten Personen des Haushalts betrachtet wurde. Diesen Barden und ihren Nachfolgern verdankt Irland, wie es heißt, alle die schönen Melodieen, von denen wir gesprochen haben, und welche nach Herrn Walker (in seinem Essay über die irischen Barden) Jahrhunderte lang blos durch das Ohr erhalten worden seyn müssen, weil die Noten noch nicht eingeführt waren.

Die Sagen, welche die Composition vieler Weisen betreffen, sind außerordentlich interessant und gewähren uns einen guten Blick in die Sitten Irlands in früheren Tagen. Eine Weise, von der sich auch die Worte erhalten haben, verdient besonders Aufmerksamkeit. Es ist das Liebeslied, genannt „Eileen-a-Roon", das Original von Moore's Melodie „Erin, dein Auge, das lächelt und weint"; aber indem er ganz und gar das Sujet des Liedes veränderte, glauben wir nicht, daß er sich von seinem gewöhnlichen guten Geschmack leiten ließ, da die Original-Erzählung vielleicht eine der rührendsten und schönsten in ihrer Art und so einfach und ungeziert ist, daß sich dem Hörer beinahe die Ueberzeugung aufdrängt, sie sey Wahrheit. Die Geschichte ist folgende: —

Carol O'Daly, ein Mann von großem Ansehen in Connought, war einer der vollendetsten Gentlemen seiner Zeit; besonders hervorstechend waren seine Talente in Poesie und Musik. Er warb um Ellen, die junge, liebenswürdige

und reizende Tochter eines Häuptlings, Namens Cavanagh. Sie erwiederte seine Neigung aus warmem Herzen, aber da ihre Verwandten gegen diese Verbindung waren, so sah sich O'Daly genöthigt, das Land zu verlassen, um persönlichen Beleidigungen zu entgehen. Die Verwandten benutzten seine Abwesenheit, um Ellen zu überreden, daß ihr Geliebter falsch gegen sie gewesen und im Begriff sey, sich mit einer Anderen zu vermählen. Nach einiger Zeit gelang es ihnen, Ellen's Einwilligung zur Heirat mit O'Daly's Nebenbuhler zu gewinnen. Schon war der Tag für die Hochzeit festgesetzt, als an dem vorhergehenden Abend der Geliebte zurückkehrt. Kaum hörte er von der beabsichtigten Vermählung, so sucht er, überwältigt von seinen Gefühlen, einen einsamen, wilden Ort am Ufer des Meeres. Hier, von der Liebe begeistert, dichtete und sang er das Lied, welches bis auf diesen Tag ein herrliches Zeugniß für seine Kunst und für sein Herz ablegt. Als Harfner verkleidet, gewann er am nächsten Tag Zutritt unter der Menge, die zur Hochzeit strömte. Es traf sich, daß ihn Ellen, die ihn unter der Verkleidung nicht erkannte, aufrief, seine Kunst in der Musik zu zeigen und etwas für die Gelegenheit Geeignetes vorzutragen. Da war es, wo er mit der ganzen Macht der Empfindung, die der Augenblick ihm eingab, die Harfe schlug. Es waren seine eigenen Gefühle, die aus der selbst erfundenen Melodie sprachen, in welcher er sich an seine Geliebte wandte, und die seitdem genugsam bekannt ist, als:

Eileen-a-Roon. *)

Stets will ich lieben dich,
Eileen-a-Roon!
Segnen dich ewiglich,
Eileen-a-Roon!
O, für dich eilt' ich gern
Irland durch, nah und fern,
Hoffnung, mein Licht, mein Stern,
Eileen-a-Roon!

O, wie gewinn ich dich,
Eileen-a-Roon?
Sag', o, wie minn' ich dich,
Eileen-a-Roon?
Gern ohne Rast und Ruh
Zög' ich der Ferne zu,
Würdest mein Hausweib du,
Eileen-a-Roon!

Drum, willst du ziehn mit mir,
Eileen-a-Roon?
Sag', oder bleibst du hier,
Eileen-a-Roon? —
Nein, ich bin dein, bin dein!
Ziehe mit dir allein!
Einzig dein Lieb soll seyn
Eileen-a-Roon!

Heil hunderttausendmal,
Eileen-a-Roon!
Heil dir ohn' Maß und Zahl,
Eileen-a-Roon!
Heil und Willkommen froh,
Jetzt und für immer so,
Bis Lieb' und Leben floh,
Eileen-a-Roon!

Das Lied hatte ganz die Wirkung, welche der Minstrel erhofft hatte. Seine Geliebte fühlte bald, daß sie in den vorhergehenden Versen persönlich gemeint sey; und in Antwort auf seine Frage, ob sie mit ihm fliehen wolle, oder, wie es in dem süßen Idiom des alten Liedes heißt: „Drum, willst Du flieh'n mit mir, Sag', oder bleibst Du hier, Eileen-a-Roon?" bejahte sie rasch; worauf er in der Extase des Entzückens sein: „Ceud mille failte" (Heil und willkommen tausendmal!) hervorjubelte — den jetzt allgemeinen Ausdruck irischer Gastfreundschaft, der aus diesem Lied entnommen ist. Die Geschichte endet mit der Versicherung, daß solche Liebe wohl belohnt ward, und daß Ellen mit ihrem Geliebten dieselbe Nacht entfloh.

Die Melodie dieses Liedes ist mit den Textworten „Robin Adair" bekannter, und man hat sie gewöhnlich als eine schottische Weise bezeichnet, obgleich die sichersten Beweise für ihren irischen Ursprung vorhanden sind. Robin Adair selbst war ein irischer Edelmann, Vorfahre des Grafen Molesworth, der in Polly Park, in der Grafschaft Wicklow, residirte und im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mitglied des irischen Parlaments war. Händel sagt: „er wünschte lieber Eileen-a-Roon, als die meisten seiner bewunderten Schöpfungen komponirt zu haben"; und Burns, der Dichter, schreibt seinem Verleger Thompson, der ihn ersucht hatte, dem Liede ein „schottisches Gewand" zu geben: „Ich bin einem musikalischen Hochländer begegnet, der mir versichert, daß er sich sehr wohl erinnere, seine Mutter gälische Lieder, sowohl zu der Melodie von Eileen-a-Roon, als zu der von Molly Astore, singen gehört zu haben! Aber die wandernden Minstrels, Harfner und Pfeifer pflegten eben so häufig durch die Wüstenein von Schottland als durch die von Irland zu irren; auf diese Art mag Eine Lieblingsweise beiden zu eigen geworden seyn." Diejenigen unserer schönen Leserinnen, die sich nicht schämen, ein „altes" Lied zu singen, werden in der Begleitung zu „Eileen-a-Roon", wie sie zu den Worten von „Robin Adair" arrangirt ist, eine angenehme Novität finden.

Irischer Gesang ist immer charakteristisch. Wollt ihr Liebeslieder, wo sind sie in reicherer Auswahl, wo rührender und mannigfaltiger, als in Irland? Wollt ihr Witz und Humor, so denkt nur an die Art, wie der arme „Power" „die Haine von Blarney" zu singen pflegte; und was die geselligen, die wahrhaft bachantischen Lieder betrifft, so würde es gegen alle Erfahrung streiten, wenn diejenigen, die sich so gut auf den Werth der Flasche verstehen, ihn nicht in geeigneter Weise oder in geeigneten Weisen zu feiern verstünden. In dieser Hinsicht sind die irischen Minstrels in der That sämmtlich „jeder von ihnen ein König". —

Jemand, der nie in Irland gewesen war, kann sich schwerlich eine schwache Vorstellung von dem Grade machen, bis zu welchem, noch vor ein paar Jahren, die Unmäßigkeit getrieben wurde. Es ist mit Recht behauptet worden, „daß bei fast jedem im Lande begangenen Verbrechen der Einfluß des Whiskey direkt oder indirekt nachgewiesen werden kann". Warburton bemerkt in seiner vortrefflichen „Geschichte von Dublin", daß jenes Spirituosum erst ungefähr um das Jahr 1750 in dieser Stadt eingeführt worden, daß aber die Unmäßigkeit in Rum und Branntwein, den damals gebräuchlichen geistigen Getränken, eben so groß gewesen sey. Die Masse Claret, die zur selbigen Zeit getrunken wurde, war ungeheuer. Im Jahr 1753 belief sich die Einfuhr aus Frankreich allein auf 8000 Tonnen! Es ist unmöglich, die Quantitäten Whiskey zu berechnen, die in Dublin getrunken wurden, ehe Vater Mathew seine moralische Revolution bewerkstelligte; aber Manche werden staunen, wenn sie hören, daß in jener Stadt, in der Thomasstraße, die 167 Häuser zählt, nicht weniger als 62 Schnapsläden sind, oder sonst Orte, wo Whiskey zu kaufen ist. Wir haben uns aus eigener Beobachtung davon überzeugt im Jahre 1840! Dies war nur in Einer Straße; aber gewiß waren nicht alle Straßen wie diese. Nachdem Vater Mathew Dublin besucht hatte, wurden drei Viertel der Branntwein-Verkäufer bankerott. Fr.

*) Der Ausdruck Eileen-a-Roon ist eine der lieblosenden Benennungen, deren es in der irischen Sprache so unendlich viele giebt. Eileen ist das englische Ellen (Helene),

China.

Das alte und das neue China.

(Schluß.)

Mehrere Dynastieen, fast alle verachtet und durch häufige Invasionen gestürzt, erlaubten der kaiserlichen Gewalt nicht, sich zu befestigen, viel weniger, die Initiative zu geben, daher mußte auch das Volk, das so zu sagen seiner Natur überlassen war, sich selbst seinen Kodex, seine Moral wählen. Der Stillstand der Civilisation in China war zum Theil die Folge dieses Mangels an Stabilität in seinen Regierungen, während zugleich die Masse der Nation mehr und mehr getrennt von ihren Herren lebt, und zwar getrennt durch die ganze Kluft einer Sprache.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ward ein neues Volk in Central-Asien herrschend, nämlich die Tukhiu oder Türken, deren Nachkommen noch heute die drei Theile der alten Welt bedecken. Dieses neue Reich bildete sich auf den Ruinen des Reichs der Siampi. Als zwischen ihnen und dem persischen König Anuschirwan wegen des Seidenhandels Feindseligkeiten ausbrachen, so nahm der Letztere seine Zuflucht zu Hiao-wuti, dem damaligen Kaiser von China, und bat ihn, eine Diversion zu machen. Die Intriguen, welche die Regierung dieses Fürsten beständig zerrissen, erlaubten ihm nicht, dieses Gesuch zu gewähren und in einem fremden Kriege Partei zu nehmen. Bald zerfiel das Reich in zwei Theile, deren jeder eine besondere Dynastie an seiner Spitze hatte, der eine eine chinesische, der andere eine vom Siampi-Stamme. Diese Theilung hatte natürlich furchtbare Kämpfe zu Folge, die das Land während des sechsten Jahrhunderts zerrütteten. Im Jahre 582 unterlag die Siampi-Dynastie und machte der der Sui Platz.

Nach mehreren Jahren der Anarchie bestieg die Dynastie der Thangs den Thron im Jahre 610. Wen-wuti, der zweite Kaiser dieser Familie, bezeichnete seine Regierung durch glorreiche Maßregeln; die immer schneller vor sich gehende Auflösung der türkischen Macht kam seinen Plänen zu Hülfe. Er reorganisirt Mittelasien auf einem ähnlichen Fuß, wie es vor achthundert Jahren von dem zweiten Kaiser der Dynastie Han geschaffen worden. Seine Regierung figurirt in der Geschichte des östlichen Asiens als eine der glänzendsten und glücklichsten. Besonders ward dieser Fürst der Stützpunkt des Unglücks; Zirug, der Sohn des von den Arabern gestürzten persischen Königs Dschezdeschero, flüchtete auf ein von Chind abhängiges Gebiet. Auch das römische Reich, das die wilden Proselyten des Islam fürchtete, suchte damals das Bündniß der Chinesen, deren Besitzungen im Westen fast das Kaspische Meer berührten. Damals brachte auch der nestorianische Priester Olopen die ersten Begriffe vom Christenthum nach China. Wen-wuti nahm diesen Missionair wohlwollend auf und befahl, daß man ihn in Stand setze, seine Religion zu verbreiten. Dieses Faktum wird durch ein Monument beglaubigt, das man im Jahre 1625 wiederfand und auf welchem der Grund und das Datum seiner Errichtung erwähnt wird.

Mittel-Asien war im 8ten Jahrhundert in sieben größere Reiche getheilt: im Osten das Chinesische, im Süden das der Hunnae, das außer der chinesischen Provinz dieses Namens einen großen Theil Indiens jenseit des Ganges umfaßte; im Westen das Reich der Chalifen, im Centrum Asiens, im heutigen Tibet, das der Thufan; im Norden dieses letzteren das der Hoeihe (Türken), das von China abhing und im Westen durch die Besitzungen der Thukhischi oder westlichen Türken begränzt war, welche sich von dem Ili-Fluß bis zur Wolga ausdehnten; endlich im Nordosten die Khitans, deren steigende Macht im Bunde mit den Thufans das Lehnssystem zu zerstören drohte, durch welches die chinesische Regierung einen Theil Central-Asiens im Zaume hielt.

Die Khitans beunruhigten abwechselnd die Gränzen China's und die Länder der Hoeihe. Die Tibetaner, die stets erbitterte Feinde der Chinesen waren, griffen sie ebenfalls bei allen ihren inneren Erschütterungen an; ja, es gelang ihnen sogar einmal, sich ihrer Hauptstadt zu bemächtigen und sie zu plündern,

im Jahre 750. Zu allen diesen Leiden, die China heimsuchten, kamen noch die See-Unternehmungen der Araber und Perser. Ihre Flotte erschien vor Tsinghai (Kanton), belagerte diese Stadt und suchte das Weite, nachdem sie sie geplündert hatte.

Inzwischen dauerte der Kampf zwischen den Gelehrten und Eunuchen fort. Die Eunuchen, die während der drei Jahrhunderte der Dynastie der Thangs unumschränkt herrschten, waren der entartete Ausdruck der alten Sitten, einer systematischen Isolirung im Gegensatz zu den weniger abstoßenden Ideen der Gelehrten. Diese Letzteren siegten ihrerseits um die Mitte des folgenden Jahrhunderts, 960, bei der Thronbesteigung der Dynastie Sung, und haben sich fast ohne Unterbrechung bis auf unsere Tage am Ruder behauptet. Sie scheinen ursprünglich weniger Abneigung gegen die Fremden gezeigt zu haben als ihre Nebenbuhler; daher war auch ihre erste Sorge, als sie zur Macht gelangten, die seit den inneren Unruhen unterbrochenen Verbindungen mit dem Occident wieder anzuknüpfen. Die Sung-Kaiser haben öfter Gesandtschaften von Chotan, den arabischen Chalifen und mehreren Ländern Indiens empfangen: die Geschichte erwähnt im Jahre 1081 die des Michael Dukas, Kaisers von Konstantinopel.

China, im Norden durch Stämme von tungusischer Race eingeengt, welche seit dem Fall der Thang-Dynastie die nördlichen Provinzen des Reichs eingenommen hatten und es von jedem Verkehr mit Central-Asien abschlossen, war genöthigt, wenn es diesen Verlust ersetzen wollte, den fremden Handel an seine Flanken zu ziehen. Die Sungs verfolgten diese neue Politik mit Glück; sie knüpften Verbindungen mit den Arabern, deren Unternehmungen damals einen großen Theil des asiatischen Kontinents umfaßten. Der Handel nahm auf mehreren Küstenpunkten des chinesischen Meeres einen lebhaften Aufschwung: die Schiffe der Araber, der seefahrenden Völker Indiens, die von Sumatra, Java, Borneo und den Philippinen sammelten sich in den chinesischen Häfen. Die Straße über den Kontinent kam außer Gebrauch bis zur Erhebung der Familie Dschingischan's um die Mitte des 13ten Jahrhunderts.

III. China unter den Mongolen und bis zum Einfall der Mandschu's.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurden die Mongolen oder Tataren die Herren Asiens. Dschingischan übertrug seinem Sohn Mogli die Führung des Krieges in China und Korea, während er, begleitet von dem Chinesen Thu-thsai, seine Züge nach dem Westen lenkte. Die Geschichte umgiebt das Andenken dieses Ministers mit den größten Lobsprüchen; sie stellt ihn als steten Vermittler zwischen Sieger und Besiegten dar. Er unterstützte seinen Herrn in dem Bemühen, einige Keime der Civilisation unter den Mongolen zu verbreiten; bewandert in allen den Chinesen damals bekannten Wissenschaften, ließ er einen Kalender anfertigen, übersetzte selbst mehrere Werke ins Mongolische, zeichnete geographische Karten und suchte den Geschmack für Kunst zu entwickeln. Die Verordnungen, an deren Abfassung er Theil nahm und welche der neuen Nation als Gesetzbuch dienten, zeigen sowohl die erhabenen Absichten Dschingischan's, als die tiefen Kenntnisse des Ministers.

Nach einigen fruchtlos gebliebenen Vergleichungs-Versuchen gab Mangu, der Enkel des Dschingis, der damals Großchan war, seinem Bruder Kublaï den Auftrag, die Dynastie der Sungs zu stürzen. Der Zug dieses Fürsten gelang vollständig im Jahre 1256. Der letzte Kaiser wurde gefangen genommen und seine Hauptstadt mit Sturm erobert. Chublaï, der mit der Würde des Großchans nach dem Tode seines Bruders bekleidet ward, (1260), gründete eine neue Dynastie, die der Juan (Mongolen) genannt. Sein langer Aufenthalt in China, seine Bekanntschaft mit der Stimmung der Geister daselbst machten ihn fähig, die Sitten des Landes anzunehmen. Er beschützte Wissenschaften und Literatur und organisirte die Verwaltung, indem er das Land in zehn Provinzen theilte, deren jede mit zehn Gerichtshöfen versehen ward, deren Präsidenten Mongolen waren.

Das mongolische Reich auf der Höhe seiner Macht umfaßte ganz Mittel-Asien mit einer Oberfläche von 1600 Meilen Länge von Osten nach Westen und fünfhundert Meilen Breite. Der Mönch Oderich, der es im Jahre 1218 durchwanderte, berichtet, daß es mehr als zweitausend große Städte enthielt. Auch Marco Polo besuchte damals China und kehrte im Jahre 1195 nach Konstantinopel zurück, überhäuft mit Ruhm und Reichthümern. Chublaï verließ bald Karakorum, die Hauptstadt seiner Vorgänger, die nordöstlich von der Wüste Gobi lag: Diese Stadt schien ihm von China, seinem Lieblings-Königreich, zu weit entfernt. Er nahm in Kambalu (Peking) seinen Winteraufenthalt und brachte den Sommer nach der Sitte seiner Nation in einer prächtigen Residenz zu, die in der Mitte einer Ebene erbaut war. Erst um 1275 hatte er China vollständig bezwungen; bis dahin hatte die Partei der Sungs ihr Gebiet Schritt vor Schritt vertheidigt. Er versuchte auch einen Zug gegen Japan; doch ein heftiger Sturm zerstörte seine Flotte.

Da er immer mehr die Unmöglichkeit fühlte, allein das ungeheure mongolische Reich zu regieren und Kriege zu leiten, die funfzehn- oder sechzehnhundert Meilen von seinem Hauptort geführt wurden, so theilte Chublaï seine Staaten in vier Theile, über deren Gesammtheit er aber sich Souverainetät vorbehielt. Er selbst nahm China, das Land von Karakorum, die Mongolei und andere zinspflichtige Staaten, als Korea, das Land der Thufans oder Tibet, die Königreiche Siam, Tonkin und Cochinchina, d. h. das ganze östliche Asien. Seinem Oheim, dem ältesten Sohn des Dschingischan, gab er Mawarannahar oder Turkestan, seinem Vetter Berkhi das Kaptschak, d. h. das ganze Land, das zwischen dem Aralsee, dem kaspischen Meer, dem schwarzen Meer und den westlichen Gränzen Rußlands liegt. Ein anderer Verwandter endlich, Hulago, bekam bei dieser Theilung Charism, Chorasan, Persien, Armenien, Georgien und Alles, was er in Kleinasien und Syrien erobern würde. Diese Theilung, welche die Einheit auflöste, der die Mongolen ihre Macht verdankten, führte ihren Fall herbei.

Die Herrschaft der Juan-Dynastie in China hat ein Jahrhundert gedauert. Dreizehn Kaiser folgten einander auf dem Thron. Ihre Verwandtschaft mit den mongolischen Häuptern, welche die westlichen Staaten regierten, beseitigte anfangs jeden ernsten Grund zu Feindseligkeiten. Als in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Timur seine Laufbahn begann und dadurch der Handel zwischen den beiden Enden Asiens unterbrochen ward, zerstörte diese Krisis die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Nation zur Dynastie der Eroberer, welches ohnehin schon durch die Unklugheit der mongolischen Kaiser, sich mit Fremden zu umgeben, bedeutend geschwächt war. Bei der Nachricht von dem Fall der westlichen Mongolen sprach sich die Unzufriedenheit weniger gezwungen aus, und es bildeten sich Parteien, um das Land von den Fremden zu befreien. Im Jahre 1368 brach die Revolution aus. Hung-wu, ein Mann von dunkler Herkunft, aber großem Verdienst, war der Anstifter derselben. Nachdem er die Mongolen aus China vertrieben, ließ er sich als Kaiser ausrufen unter dem Namen Taï-tsu, und seine Dynastie nahm den Namen Ming an; sie herrschte von 1368 bis zum Einfall der Mandschu's im Jahre 1644. Der letzte mongolische Kaiser, Namens Schun-ti, beeilte sich, mit den Seinigen die Lagerplätze seiner Vorfahren um Karakorum wieder zu erreichen. Die Chalkha's, welche heute das Land im Nordosten der Wüste Gobi einnehmen, sind die Nachkommen dieser alten Mongolen.

(Revue Indépendante.)

Polen.

Die Liedersänger in Polen und im Russinenlande.

Von K. Wl. Wojcicki.

III.

Unter diejenigen, welche nicht historische oder weltliche, sondern geistliche Lieder singen, gehören die sogenannten „Großväter und Schüler" (dziady i żak). An einer anderen Stelle werde ich mich weitläuftiger über die Letzteren aussprechen; jetzt will ich nur Einiges über die Ersteren bemerken.

Schon Simon Starowolski beklagte sich 1625 über die Menge dieser Bettler, die er recht passend „Renner (bieguny)" nannte (Votum o naprawie R. P. 1625). Keine kirchliche Feier, kein Sonn- oder Festtag, selbst keine Hochzeit ging vorüber, ohne daß sich dabei ein Schwarm solcher Bettler sammelte. Sehr treffend sagt das Spüchwort von ihnen: Keine Hochzeit ohne Freiwerber und kein Begräbniß ohne „Großvater". Diese Bettler stellten sich in langen, dichten Reihen an der Kirche auf und fingen oft um die vortheilhaftesten Stellen Schlägereien an, wobei sie sich ihrer Krücken und Stöcke als Waffen bedienten. Neben wirklichen Krüppeln, Armen und zur Arbeit untüchtigen Greisen gab es eine besondere Art Bettler, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vermehrte und ihre gesunden Kinder zu weiter nichts als zur Bettelei erzog und tüchtig machte. Jeder Bettler hatte, als Erbe vom Vater und Großvater her, seinen eigenen Bezirk, den er mehrere Mal des Jahres durchwanderte und so sein sicheres Brod hatte. Das fromme Volk, das in jedem Hülfsbedürftigen einen Lazarus des Evangeliums sah, unterstützte auf diese Art selbst diese Lebensweise. Diese Alten durchzogen Dörfer und Städte, in schmutzigen Lumpen angethan, mit dem Dudelsack in der Hand, eine Tschapka oder einen Hut auf dem Kopfe, Quersack und Tasche auf dem Rücken, in der einen Hand eine Schüssel, in der anderen den Rosenkranz, bewaffnet mit einer knotenreichen Krücke, zuweilen auch mit einer Peitsche zum Abwehren der Hunde, ihrer erbittertsten Feinde (daher auch das Sprüchwort: sie lieben ihn, wie die Hunde den alten Bettler), gestützt auf Krücken und Stelzfüße, um sich das Ansehen von Krüppeln zu geben, mit einem Horne, langem Barte und flehender, demüthiger Geberde. Der Bettler, der das Mitleid durch seine Lumpen erwecken wollte, mußte nicht nur ein gutes Gedächtniß haben, viele Gebete auswendig wissen und fromme Lieder geschickt vortragen können, sondern auch ein Schlaukopf seyn, welcher die geheimen Sorgen und Bedürfnisse der Leute seines ganzen Sprengels errieth und allenfalls nach Kräften benutzte. Nach einigen Gebeten und geistlichen Gesängen, welchen die Landleute andächtig zuhörten, erlaubte man ihm, sich zu erholen und nach Wohlgefallen sich einzurichten. Alsdann hatte er ein bequemes Leben, und mit den Fragen: „Woher kommst du, Alter? Was giebt's Neues?" eröffnete man ein langes Geschwätz über die Chronik des ganzen Bezirks. Ich schweige davon, was die Bettler thaten, wenn ihrer mehrere daheim zusammenkamen, wo sie sich vor Niemand scheuten und bei einem Glase Schnaps ihre ganze Sittenverderbniß bloßstellten, ja oft die schmachvollsten Dinge trieben. Hier rühmten sie sich, wie sie hätten schluchzen müssen, um den Leuten ein Almosen zu entlocken, und wie sie sich verkrüppelt gestellt, um Mitleid zu erwecken; bei solchen Zusammenkünften vertranken und verjubelten sie ihre letzte Kopeke. Mit greinender, weinerlicher Stimme bat der Bettler um eine Gabe; wurde sie ihm jedoch abgeschlagen, dann schickte er dem Verweigernden leise Flüche und Verwünschungen nach.

Zur Zeit von Kirchenfesten sangen sie, eine fromme Miene annehmend, allüberall religiöse Lieder, nicht nur an den Thüren der Bauernhäuser, sondern auch an den Thüren der Edelhöfe. Bei einer solchen Gelegenheit sangen sie ohne alle Musikbegleitung: im Russinenland dagegen verbanden sie mit dem Gesange auch das Spiel auf der Leier.

Von solchen Liedern entsinne ich mich noch eines kleinen Bruchstücks, das von dem jüngsten Gericht und dem Antichrist handelte und die Zuhörer mit Grauen erfüllte.

Donner werden ringsum krachen,
werden Mensch und Thier erschlagen.
Ach! wohin soll'n wir uns flüchten,
wenn wir diese Jahr' erleben.
Antichrist wird üb'rall reiten.
Ofen von Eisen an der Seiten:
Wird, wer nicht an ihn will gläuben,
Jeden in den Ofen treiben.

Am öftersten aber sangen sie das Lied vom Lazarus, welches der Zuhörer Mitleiden am besten erweckte und das etwa folgenden Inhalts war: „Was ist geschehen vor Jahren? — Es war ein reicher Mensch, der hatte Gewand von Silber und Gold. Er aß, trank und tanzte nur, und bankettirte Tag und Nacht und nährte Stolz in seiner Brust. Und obwohl er nun so in Ueppigkeit lebte, so starb doch Lazarus vor Hunger auf dem Dünger. Als ihn der Reiche sah, wandte er sich ab von ihm, und als Lazarus ihn als christlichen Glaubensbruder um Hülfe anspräch, so schmähte ihn der Reiche und spie ihn sogar mit Verachtung an. Lazarus starb in Armuth, aber den Reichen ereilte seine Strafe. Die Teufel stürzten auf sein Schloß los:

W tém śmierć go dusić skoczy,
Na wierzch wyjdą oczy,
Aż z gardła piana toczy.

Da springt der Tod, ihn zu würgen,
auf den Scheitel kriechen die Augen,
ja aus der Kehle rinnt der Schaum.

A w tém okrutni czarci,
Jako na zwierza charci,
Srogim jadem zażarci,

Da reißen grausame Teufel
wie mit grimmem Gift genährt
Windspiele auf das Jagdthier,

Porwali go czém prędzéj
od skarbów, od pieniędzy,
do piekła wiecznéj nędzy.

ihn weg so schnell als möglich
von seinen Schätzen und Geldern,
in der Hölle ew'ge Gluthnoth.

Tam gore od dnia do dnia
Ten niesercźśliwy zbrodnia,
Język jako pochodnia.

Dort brennt von Tag zu Tag
der unglückselige Missethäter,
seine Zunge ist wie eine Fackel."

In diesen Bettlern sehen wir den Ueberrest unserer alten Wallfahrer oder Pilgrimme, welche neben andächtigen Liedern auch morgenländische Mährchen und italiänische Geschichten unter dem Volke ausstreuten, wie man sie noch heutigen Tages auf den Dörfern überall erzählt.

IV.

Wenden wir uns wieder zu unseren Liedersängern. Bei ihnen wurde die ukrainische Kobsa eben so sehr gelobt, als der russische Dudelsack verachtet und verworfen. So heißt es in der Genealogie des Niepdes, Krakau 1635: „Es kommt der Mittag, was hast du zu essen, armer Bursche? — Mußt vor Hunger brüllen, wie ein russischer Dudelsack."

Im 16. Jahrhundert war besonders der masowische Dudelsack beliebt, mit welchem die Wallfahrer umherzogen, die in jener Zeit Kurforen genannt wurden. Sie sangen zu ihrem Instrument fromme Lieder und priesen die Wunder des heiligen Jerusalem.

Auf Masseraden befand sich der Dudelsack und die serbische Geige unter der Musik: „Die serbischen Geigen und die Dudelsäcke betäuben alles Uebrige — wenn die Masken von der Thür her nach dem Saale dringen." — Die Dudelsackspieler duldeten auch keine andere Musik neben sich; vielleicht ahnten sie ganz richtig, daß die ausländischen Sitten sie von ihrem heimischen Boden vertreiben würden. — Diese Verfolgungen begannen schon im 16. Jahrhunderte. Man erklärte sich öffentlich gegen den Dudelsack, und Salomon Rysinski führt ein spöttisches Sprüchwort über ihn an: „Wen die Kobsa erheitert, ist ein großer Glücksvogel." Und ein anderes, in welchem sich der Vorzug der ausländischen Laute ausspricht, lautet wieder: „Der Lautenspieler fängt nicht eher an, als bis der Dudelsackpfeifer schweigt." Gar bald schickte man, wie Gornicki erzählt, Männer nach Italien, das Lautenspiel zu lernen, und wenn man einen zu Grunde gegangenen Verschwender fragte, was er nun machen wolle, antwortete er: „Ich werde auf der Laute spielen und mich davon nähren."

Ganz anders war es in den alten Zeiten, als Polen noch viele größere und kleinere Burgen hatte, die von dem hohen und niederen Adel bewohnt wurden; da gab es für die wandernden Dudelsackspieler ein behagliches Leben, wie dies ein ungenannter Dichter vom Jahre 1633 (in der Szkolna mizeryja w dialog zebrana) recht vortrefflich schildert: „Auf jedem kleinen und großen Schlosse (heißt es da), besonders wenn man neben einem zahlreichen Dienertroß auch noch Musik treibt, giebt man bei den Banketten hinlänglich zu essen und zu trinken."

Die Dudelsackspieler hingen ihre Instrumente, durch die sie berühmt geworden waren, in den Kirchen vor den Heiligenbildern auf, wie dies im Jahre 1622 Kaspar Miaskowski seinem Schwager erzählt: „Das mach' du auch mit deinem Dudelsack, mein Schwager, — nagle ihn irgendwo neben der heiligen Gertrude an; aber mit ihm zugleich auch die Geigen und die Tänze, — und deine Verfolgungen des weißen (schönen) Geschlechts und die Seitenscharwänze."

Im 17. Jahrhundert begann man schon allmälig, die Kobza aufzugeben. Die Musik bestand damals aus serbischen Geigen und Zimbals: „Ein Paar Serben und ein Zimbal, vorwärts nun! zum Kreistanz; und mach' schnell vor deiner Dame einen tiefen Diener!" (In Mathias' Rückkehr aus Podolien 1684.)

Sowohl polnische als russische Edelherren hielten sich ihre Bandurenspiel Als der königliche Prinz Jan Kasimir aus wichtigen Gründen in Frankre gefangen gehalten wurde, so tröstete ihn ein Banduraspieler in seinem M geschick. (Carcer Gallicus Wassenberg.) Christophor Zborowski verwend seinen Banduristen Wojtaschek zu wichtigen Aufträgen; derselbe gab dann der Folge seine Briefe heraus und deckte seines Herrn Unterhandlungen den Feinden des Vaterlandes auf. Auch kennt wohl Jedermann das Lied, die Bandurenspieler von der Frohsinn erweckenden Bandura sangen:

Moja bandura z czystego złota,
Kto na niéj zahraje, temu ochota.

Meine Bandura ist von echtem Gold.
wer sie spielt, den reißt die Freude fort.

Die Banduristen überlebten Dudelsackpfeifer und Kobzaspieler, welche bereits kein Haus mehr besuchten und nur in Gasthöfen und auf Bauerhochzeit aufspielten, während die Banduristen in den späteren Jahren der Regierun Stanislaw August's einen Platz in den Edelhöfen fanden. Der trefflic Maler Orlowski malte ein ausgezeichnetes Bild, das zwei polnische Ed leute, von einem Gelage heimkehrend, darstellte: sie gehen lustig und gu Dinge mit gerötheten Gesichtern einher und hauen mit den Säbeln a die Warschauer Brückenstraße los; hinter ihnen her taumeln trunkene Diene dem ganzen Zuge aber hüpft ein fröhlicher Banduriſt voraus, welcher fi und auf der Bandura spielt.

(Nach der Jutrzenka und den Slawischen Jahrbüchern.*)

Mannigfaltiges.

— Die Sendung Johanna d'Arc's. Ein junger Schweizer, Herr Porchat aus Lausanne, hat die Jungfrau von Orleans zum Gegenstand eines französischen Drama's gemacht, das in Paris unter dem Titel La Mission de Jeanne d'Arc erschienen **). Es ist ein Drama in fünf Abtheilungen (journées), von denen jede mit einem Chor endigt. Die erste Abtheilung spielt zu Domremy, wo in der Weise des Schillerschen Vorbildes dem einfachen Landmädchen die Mission zur Befreiung ihres Vaterlandes sich offenbart. Chinon ist der Schauplatz der zweiten Abtheilung; Johanna wird dorthin durch Baudricourt gebracht und hier dem König vorgestellt. Die dritte Abtheilung spielt in Orleans, wo Johanna dem Kriegsrathe beiwohnt, zum Kampf auszieht und als Verwundete die Begnadigung der Gefangenen erfleht. In der vierten Abtheilung ist die Heldin im Crotoy gefangen; sie weigert sich, ihre Freiheit und ihr Leben durch Verrath zu erkaufen, und den Engländern ausgeliefert, es scheint sie in der fünften Abtheilung nur, um ihr Todesurtel zu hören und den Scheiterhaufen zu besteigen. Wie man sieht, ist das Ganze weniger ein Drama, dessen Theile sämmtlich, eng verbunden, in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte der Handlung zusammentreffen, als eine Reihe von Bildern, die mehr äußerlich als organisch zusammenhängen, um die Jungfrau in der Erfüllung ihrer Mission bis zum Ende ihrer Laufbahn darzustellen. Der Dichter hat sein deutsches Vorbild stets vor Augen gehabt, ist aber dabei doch auch, besonders was die zweite Hälfte des Drama's betrifft, seinen eigenen Weg gegangen. Ob das Stück, das in sehr wohlklingenden Versen geschrieben, jemals zur Aufführung kommen werde, ist wohl zu bezweifeln; jedenfalls muß es aber den Franzosen, als die erste wahrhaft poetische Sühne, die in ihrer Sprache dem von Voltaire so arg mißhandelten Namen der Jungfrau zu Theil wird, eine willkommene Erscheinung seyn.

— Die Londoner City. In der Versammlung der Londoner „Statistischen Gesellschaft" am 19. Febr. las Herr Fletcher den ersten Theil eines im Auftrage der Gesellschaft angefertigten Aufsatzes: „Die Hauptstadt, ihre Gränzen zu verschiedenen Zeiten, ihre gegenwärtige Ausdehnung und ihre örtliche Eintheilung." Die eigentliche City von London, innerhalb der alten Stadt-Mauern, enthält gegenwärtig nicht weniger als 97 Kirchspiele, welche einen Raum von nur 370 engl. Morgen einnehmen, wozu noch außerhalb der Mauern 11 Kirchspiele mit 230 engl. Morgen kommen, so daß die ganze eigentliche City nur 600 Morgen oder weniger als eine engl. Quadratmeile Flächenraum hat. Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts betrug die Bevölkerung innerhalb der Mauern 140,000, war aber, da der Raum weit vortheilhafter zu Niederlagen als zu Wohnungen benutzt werden konnte, im J. 1841 auf 54,626 gesunken. Außerhalb der Mauern der City (aber noch zur City gehörig) betrug die Bevölkerung zu Anfang des letzten Jahrhunderts 69,000, war aber im J. 1841 nur auf 70,382 gestiegen. — Die ganze City von London innerhalb der Mauern bildet ein großes Handlungshaus, wo große und kleine Kaufleute, Krämer u. s. w. zusammenwohnen und die Käufer zusammenströmen. Die Fonds der milden Anstalten der City beliefen sich dabei auf die jährliche Summe von 220,870 Pfd. (1½ Mill. Thlr.), die der Privat-Stiftungen auf 77,000 Pfd. (über ½ Mill. Thlr.) und die der Kirchspiel-Stiftungen der City und der Hauptstadt im Ganzen auf 97,000 Pfd. (650,000 Thlr.). Die Gesammtsumme der Einkünfte der milden Anstalten in London beträgt jährlich ungefähr 400,000 Pfd. und die der gesetzlichen Armensteuer 551,202 Pfd. Sterl.

*) Diese die gesammten slawischen Literaturen umfassende Zeitschrift, aus welcher Vorstehendes eine Probe ihrer Behandlungsweise ist, erscheint von jetzt ab in monatlichen, statt wie bisher in zweimonatlichen Heften und kann, ihrer geschickten Anordnung wegen, Allen empfohlen werden, die sich für das geistig sich entwickelnde Slawenthum interessiren.

**) Paris, Duhochet, 1841.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 16. März 1844.

Belgien.

Niederdeutsche Erinnerungen und französische Antipathieen.

Die Bestrebungen für Erhaltung und Ausbildung der flamändischen oder, wie die Wiederherstellter derselben schreiben, vlaemischen*) Sprache und Literatur gewinnen einen immer weiteren Umfang. Die verschiedenen literarischen Gesellschaften des Landes sind zu einem Central-Verein zusammengetreten, der am 11. Februar d. J. auf dem Rathhause zu Brüssel eine feierliche Sitzung gehalten, in welcher man mehrere Beschlüsse für die Verbreitung jenes Volksdialekts und zur Abwehr des Französischen gefaßt hat. Wir entlehnen aus einem vom Dr. van Swygenhoven darüber erstatteten Bericht Nachstehendes:

„Alle literarische Notabilitäten des Landes waren zugegen. Jeder folgte dem an ihn ergangenen Ruf; Jeder fühlte, daß es sich darum handele, eine starke und energische Demonstration zu machen. Alle, die der Sitzung beiwohnten, haben folgende Erklärung unterschrieben:

„Brüsseler Sprachverein.

„„Wir Unterzeichneten, die Mitglieder der literarischen Gesellschaften Belgiens, die zu Brüssel in allgemeiner Versammlung vereinigt sind, erklären hiermit feierlich, daß wir dem von der königlichen Kommission am 18. August 1839 vorgeschlagenen System der Rechtschreibung, wie dies vom linguistischen Kongreß von Gent am 23. Oktober 1841 modifizirt worden ist, unsere volle Zustimmung geben.**) So geschehen im Rathhaus von Brüssel am 11. Februar 1844.““

„Gleich nach Eröffnung der Sitzung begann Herr Willems von Gent zu sprechen. Nach einer Einleitung, in welcher der Redner den alten belgischen oder vlaemischen Dichtern und Schriftstellern einen verdienten Tribut des Lobes zollt, und nachdem er belgische Nationalität, Sitten und Gesetze vertheidigt, wendet er sich gegen Frankreich und schildert den ganzen verderblichen Einfluß dieses Landes auf Belgien, wobei er die merkwürdigen Worte ausruft: „Ja! unsere größte Tugend besteht darin, daß wir nicht Franzosen seyn wollen“, Worte, die in den Herzen aller Anwesenden ein Echo fanden und von einem allgemeinen Beifallssturm begleitet wurden.

„Der Franzose, fährt Herr Willems fort, liebt Belgien nicht wie ein befreundetes Land, wie ein Land, dessen Glück und Unabhängigkeit er wünscht; er liebt es, wie er seine Maitresse liebt, nicht um sie zu lieben, sondern um sie zu besitzen. Alle Küsse, die Frankreich seit so vielen Jahrhunderten an uns verschwendet, sind lauter Judasküsse.

„Als Herr Willems, bei Erwähnung des Verfalls der vlaemischen Sprache, bemerkte, daß heutzutage mancher Familienvater das Vlaemische, wenn es sich um die Erziehung seiner Kinder handelt, zu verschmähen scheint, während seine Großältern das Französische nur dem Namen nach kannten, da bestätigten rauschende Acclamationen die Wahrheit dieser Bemerkung. Wenn dies nicht Ausartung ist, ruft der Redner, dann kann man sagen, daß ein Maulesel ein Pferd ist. Gewiß, dieses Streben der Aeltern, die vlaemische Sprache bei ihren Kindern zu unterdrücken, ist ein höchst lächerliches.

„Dieses führt den Redner auf das Benehmen der Antwerpener bei der Errichtung der Statue des großen Malers Rubens. Die Antwerpener wollten nicht, daß ihr Fest durch eine fremde Sprache entweiht würde. Im Angesicht des Meisters, im Angesicht eines Belgiers, haben sie die Sprache ihrer Väter, das Vlaemische, gesprochen. — Herr Willems hat auch den vlaemischen Gesang nicht vergessen, einen Gesang, den nur diejenigen verachten, die ihn nicht kennen, ja noch nicht gehört haben. Jedermann kennt die Schönheit und Kraft der deutschen Chöre und Gesänge. Was ist der vlaemische Gesang Anderes, als ein treues Echo der Töne, die an den Ufern des Rheins erschallen?

„Nachdem Herr Willems durch Acclamation zum Präsidenten der Versammlung ernannt worden, nimmt Herr David, Professor an der Universität Löwen, das Wort. Er läßt erst der guten französischen Literatur alle Gerechtigkeit widerfahren und schildert dann in beredten Zügen das Studium der vlaemischen Sprache. Sodann übergiebt der Präsident den Anwesenden folgende Erklärung zur Unterzeichnung: „Die Unterzeichneten fühlen sich verpflichtet, den Herren de Decker und de Korswaren für den edeln Eifer, womit sie in der Repräsentanten-Kammer in der Sitzung vom 31. Januar zu Gunsten der vlaemischen Literatur gesprochen, ihren wärmsten Dank abzustatten.“

„Einige Gesellschaften für vlaemische Literatur waren beschuldigt worden, der neuen Orthographie ihre Zustimmung noch nicht gegeben zu haben. Diese Gesellschaften beeilen sich nun, ihren Namen von der Liste der Protestirenden zu tilgen. Brügge, Ostende und Nieuport erklären, daß sie sich von nun ab den vom Genter Kongreß aufgestellten Regeln unterwerfen. — Herr de Jonghe, Präsident der Brüsseler Gesellschaft, sprach sich dann über die Vereinigung sämmtlicher vlaemischen Gesellschaften des Landes aus. Leider ist die Aussprache des Herrn de Jonghe keine sehr korrekte. Doch die Ideen, die er über diese wichtige Frage aufgestellt, werden ohne Zweifel ihre Früchte tragen. Um zu siegen, muß man einig seyn; Einheit ist die Bedingung jedes Sieges.

„Nachdem noch einige Redner gesprochen, wurden zwei Kommissionen ernannt, die eine, um dem König zu danken für den Antheil, den derselbe an der Erhaltung des Vlaemischen durch die beiden letzten Verordnungen über diese Sprache genommen hat; die zweite soll die Bemerkungen über das zu Gunsten der Vereinigung aller Gesellschaften für vlaemische Literatur geschriebene Reglement sammeln. — Ein poetisches Produkt, vorgetragen von Herrn van Ryswyck aus Antwerpen, wurde zum Schlusse der Sitzung vorgetragen.“

* * *

Es ist schon aus diesem Berichte zu entnehmen, daß die neuerwachte vlaemische Sprachlust weniger auf der positiven Grundlage des mit Holländern und Deutschen gemeinsamen germanischen Geistes, als auf einer Negirung des französischen Elementes beruht, das allerdings in Belgien mehr als irgendwo auf der Gränzlinie von Dünkirchen bis zum Genfer See in das deutsche Sprachgebiet eingedrungen ist. Noch deutlicher geht dies aus den polemischen Artikeln der vlaemischen Presse hervor, die in der letzten Zeit eine außerordentliche Lebendigkeit gewonnen hat. In Brüssel ist seit dem 1. Januar unter dem Titel Vlaemsch Belgie eine Zeitung begründet, die als der Mittelpunkt der wiedererwachten niederdeutschen Erinnerungen einerseits und der Antipathieen gegen Frankreich andererseits zu betrachten. Scheinen die letzteren auch ganz unvermeidlich, wenn eine so beengte Nationalität, wie die belgische, überhaupt zum Durchbruch gelangen will, so möchte doch das fortwährende Losziehen gegen die „Franschen“, wie wir ihm jetzt in den vlaemischen Blättern begegnen, selbst der belgischen Nationalität von Nachtheil seyn, die in dem wallonischen Theile der Bevölkerung ein wenn auch nicht der französischen Politik, doch dem französischen Geiste entschieden sich zuneigendes Element besitzt, das durch die Verhöhnung der Franschen sich selber mit getroffen fühlt. Wir theilen hier als eine Probe der vlaemischen Polemik ein allerdings nicht sehr geistreiches Geschichtchen mit, welches eines der letzten Blätter von Vlaemsch Belgie mit Bezug auf die bekannten Vorgänge von Tahiti enthält:

„Die Historie von Hans Unverzagt.“*)

„Es war einmal ein Franzmann, und dieser Franzmann hieß Dupetit-Thouars, was auf französisch so viel heißt, als Hans Unverzagt. Dieser Hans Unverzagt war ein grimmiger Kriegsheld, so einer, ihr wißt wohl, mit einem Barte wie eine Schuhbürste und einem Knebelbart, ähnlich den schwarzen Schnecken, die des Nachts Löcher in die Kohlblätter fressen. Er sprach zu seiner Mutter: Mutter, back' mir einen Kuchen und flick' mir meine Hosen, ich geh' nach dem Lande Tahiti, um eine Königin zu gewinnen. Seine Mutter backte ihm einen Kuchen und flickte seine Hosen, und Hans trat seine Reise an.

---

*) Spr. vlaamischen; so schreiben die Belgier auch „Maestricht“, sprechen es aber wie die Holländer Maastricht aus.

**) Da das Vlaemische vom Holländischen sich eigentlich nur durch die Schreibung unterscheidet, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn in Belgien gerade über diese so heftige Streitigkeiten ausbrachen, die erst durch den gegenwärtigen Beschluß geschlichtet zu seyn scheinen.

*) Jan Onverzaegt. Die Naivetät des Niederdeutschen, besonders in solchen Geschichten, ist im Hochdeutschen kaum ganz wiederzugeben. Man vergleiche z. B. nachstehenden Anfang mit unserer Uebersetzung: „Daer was eens een franschman, en die franschman heette Dupetit-Thouars, dat is in't fransch te zeggen: Jan Onverzaegt. Die Jan Onverzaegt was een felle oorlogsman, ge weet wel he, met een baerd gelyk een schoenberstel en knevels gelyk de slekken die alle nachten hollekens in de koolblâren byten; hy zei tegen zyn moeder: Moeder, bak my een koek en lap myn broek, ik ga naer't land van Taïti, een koningine winnen. Zyn moeder bakte hem 'nen koek en lapte zyn broek en Jan ging reizen. Dat was my goed.“

Das war nun gut. Nachdem er nun schon weit, weit gereist war, kam er endlich an ein großes Wasser, worüber er nicht konnte. Traurig, daß er über das große Wasser nicht konnte, setzte er sich nieder auf den Strand. Als er nun so da saß, dachte er bei sich: ich habe ja von meiner Mutter einen Kuchen bekommen, und er fing an, hineinzubeißen. Aber wie er so hineinbiß, sieh! da kam ein altes Männchen daher und bat ihn um ein Stück. Hans gab ihm ein Stück, und das alte Männchen sprach: Weil du so brav bist, so kannst du einen Wunsch thun. Hans dachte ein wenig nach. Ich möchte gern, sagte er, im Lande Tahiti seyn, da ist eine Königin zu gewinnen. Das alte Männchen zog nun einen Teppich aus der Tasche, breitete ihn aus und sprach: Da, setz' dich darauf, doch zuvor muß ich dir noch sagen, daß du auf drei Hindernisse stoßen wirst, die du alle drei überwinden mußt, jedoch kann ich dir nur eines davon im voraus angeben: so wisse denn, daß die Königin in einem Palaste von Kokosblättern wohnt, und daß sie darin von einem englischen Drachen mit zwei Köpfen bewacht wird. Der eine Kopf steckt zwischen den Kokosblättern und bläst nichts als Gift in das Herz der Königin, was sie so hochmüthig macht, daß sie gern Herrin der ganzen Welt seyn möchte; der andere Kopf steckt im Eingange des Palastes und thut nichts als Feuer ausspeien, das so roth aussieht, wie die Hose eines französischen Voltigeurs. Niemand konnte noch diesen Drachen besiegen; hast du aber keine Furcht, dann will ich dir etwas geben, was du dem Drachen zuwerfen mußt, und er wird dann mit einem Male seine Kraft verlieren. — Ich habe keine Furcht, erwiederte Hans. Alsdann gab das alte Männchen ihm ein Kügelchen, das es aus einem Stücke des Kuchens geknetet hatte, und Hans setzte sich nieder auf dem Teppich. Kaum saß er aber auf dem Teppich, so verwandelte sich derselbe in ein Schiff, das auf den Wogen des Meeres hin- und hergeschaukelt wurde und geradezu auf Tahiti losfuhr.

„Auf diesem Schiffe befanden sich wohl hundert Soldaten, und Hans Unverzagt, wie ein Admiral angekleidet, stand am Vordersteven und guckte und hatte noch immer das Kügelchen in der Hand. Sie fuhren und fuhren, bis sie endlich an ein Land kamen, wo nichts als Kokosnüsse wuchsen, wo keine anderen Thiere lebten, als Affen und Schlangen, wo keine anderen Menschen wohnten, als Krausköpfe, wo keine anderen Häuser standen, als Lehmhütten. Hier ist es nicht, sagte Hans, und rief durch sein Rohr dem Schiffsvolk zu, weiterzufahren.

„Kaum hatte er aber seinen Befehl gegeben, so sah er auf der Insel eine Flagge wehen, worauf eine goldene Krone gemalt war, so eine, ihr wißt wohl, die oben geschlossen ist, wie die Kaiser Karl's, nur daß sie keine Weltkugel mit diamantenem Kreuze trug. Er sieht das, und sogleich geräth er in eine Katzenwuth, die Manche eine französische Colère nennen, fängt an zu rufen und zu schreien, sie sollten die Segel hinter den Wind halten und der Insel wieder zusteuern; denn, sagte er, dort wächst nichts als Bäume mit großen Blättern, das muß das Land Tahiti seyn, wo die Königin zu gewinnen ist; ich sehe es auch an dem Hochmuthe, den der Drache der Königin eingeblasen hat, sonst hätte sie so Unerhörtes nicht zu thun gewagt. — Sie segelten nach dem Lande, und sobald sie angekommen waren, brannten sie das grobe Geschütz los, um zu sagen: Da sind wir! Die Menschen mit dem krausen Haare hatten solche Angst vor den Kanonen, daß sie davonliefen und sich im Gebüsche versteckten. Hans nahm sein Sprachrohr und schrie, so laut er konnte: Zieht die Segel ein! die Mannschaft nach dem Hintersteven! jedem Manne eine doppelte Ration Genever! Hurrah, der erste Sieg ist gewonnen!

„Das war nun gut. Die Matrosen thaten einen doppelten Zug und stiegen ans Land. Hier trieben sie sich einen Weg durch Gebüsch und Gesträuch und kamen endlich an einen Palast von Kokosblättern, wo der englische Drache mit offenem Rachen die bewaffneten Männer erwartete.

„Das ganze Heer, sobald es das gräuliche Unthier erblickte, schauderte zurück und bebte wie Espenlaub; aber Hans Unverzagt nahm sein Kügelchen, warf es dem Drachen zu, dieser schnappte es auf, wie der Hund einen Knochen, und plötzlich war er in zwei Mann und einen Korporal verwandelt. — Lad'l's Gewehr! Feuer! schrie Hans seinen hundert Soldaten zu, und — plumps! da lagen die zwei Mann nebst Korporal mausetodt auf der Erde! — Das ist der zweite Sieg, dachte Hans und drang ein in den Palast, um den anderen Drachenkopf zu besiegen. Als er nun drinnen war, sah er, daß dieser Kopf sich in einen friedlichen Missionair verwandelt hatte, der Pritchard hieß, seinen Hut nahm, freundlich grüßte und den Palast verließ. — Das ist der dritte Sieg, dachte Hans und klopfte an ein Kokosblatt: dieses ging auf, und er trat in einen Saal, wo die Königin, halb in Ohnmacht, sich zu seinen Füßen stürzte und um Schutz flehte. — Schutz! rief Hans, dir Schutz gewähren, Pomare! ich weiß nicht, wie du solche Worte nur auszusprechen wagst! ich bin ausgezogen, dich zu gewinnen und zu minnen; aber du hast ein Verbrechen begangen, das kein Franzose dir je vergeben kann: denn du trägst eine Krone, die oben geschlossen ist, und das reicht hin, um dich zu meiner Sklavin zu machen.

„Ach, großer Mann!" sprach die Königin Pomare, „es ist wahr, ich trage eine Krone, die oben geschlossen ist; sollte dieses jedoch euch dahinten in dem fernen Lande, von woher du kömmst, erzürnen, so werd' ich's unterlassen: aber ich bitt' dich, laß deine Sklavin in Frieden leben!" Hierauf stieß die Königin mit ihren nackten Füßen zweimal leise auf den Fußboden, und zwei krausköpfige Sklaven brachten auf einer Schildkröten-Schaale jene Krone, die so sehr den Zorn des Hans Unverzagt erregt hatte. Als er nun die Kaiserinnen-Krone, die seiner Meinung nach mit kostbaren Steinen besetzt seyn mußte, etwas näher besah, war es nichts Anderes als eine Kokosnuß, woraus der kunstreiche Bildschneider Do-tai-nomoro-oto-bosko eine Krone geschnitzt hatte, genau nach dem Modell einer anderen Krone, die ihm der französische Pastetenbäcker der Königin geliehen. — Hans Unverzagt nahm mit gravitätischer Miene die Krone von der Schale und überreichte sie seinem Adjutanten; dann hob er die Königin mit vieler Manierlichkeit von der Erde auf und sprach diese vier Worte: Madame, je vous dépossède — und die Königin war Königin gewesen.

„Hans Unverzagt blieb noch einige Tage im Lande Tahiti und dachte bei sich: dieses Federchen werden wir uns auf den Hut stecken! — So weit war nun Alles gut; aber die Königin schrieb an ihre Nichte von England, und die Nichte von England schrieb an den großen König von Frankreich, und der große König von Frankreich schrieb an Hans Unverzagt, daß er eine schlimme That begangen, und daß er der Pomarch ihre Krone wiedergeben müsse.

„Als Hans Unverzagt diesen Brief empfing, war er wie vom Blitze getroffen; er wurde mit einem Male so betrübt, daß man es nicht beschreiben kann. Er ging wieder auf sein Schiff, und kaum war er darauf, so verwandelte es sich wieder in einen Teppich, und er saß wieder am Meeresstrand, gerade dort, wo er zuerst in seinen Kuchen gebissen hatte. Da kam denn auch wieder das alte Männchen daher und fragte: Hans Unverzagt, warum bist du so betrübt? — Hans erzählte sein Ungemach, und als er damit fertig war, sprach das alte Männchen in einem feierlichen Tone: Tröste dich, Hans, denn von diesen Küsten aus haben wir deine tapferen Thaten gesehen. Du hast die drei Siege davongetragen, die ich dir vorprophezeite, und unsere Nation, die alle große Thaten zu belohnen weiß, hat mich beauftragt, dir einen goldenen Ehrendegen zu überreichen, als ein Zeichen ihrer Anerkennung deiner Heldenhaftigkeit! Hans Unverzagt wischte sich eine Thräne aus dem Auge, nahm den Degen voll Dankgefühl an und wollte etwas erwiedern — aber verschwunden war das alte Männchen. — Als nun das Gemüth des Hans Unverzagt ruhiger geworden, besah er sich den Degen etwas genauer und — denkt euch! — was er in der Hand hielt, war nichts Anderes, als ein Stückchen Flittergold.

„Was nun das alte Männchen betrifft, das den Hans so abscheulich betrogen hat, so sagen Einige, die es genauer kennen, daß es jener Geist war, der allgemein bekannt ist unter dem Namen: Esprit français."

Ostindien.

Die Thierwelt von Ceylon.

Am südlichsten Ende der ostindischen Halbinsel erhebt sich eine der größten und schönsten Inseln unserer Erde aus dem Weltmeer. Ihre hohen Gebirge sind von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt; ihr Blumenflor versendet die köstlichsten Wohlgerüche; die Seewinde, die sie beständig fächeln, verbreiten unter ihrem brennenden Himmel eine so liebliche Frische, daß jeder Reisende, wenn er zum ersten Mal dieses Zauberland betritt, ausrufen muß: Hier ist das wahre irdische Paradies. Und wo gäbe es auch, wenn man etwa Kaschmir und die Hochebene Quito ausnehmen will, so entzückende Landschaften und ein so angenehmes Klima?

Dennoch ist Ceylon eigentlich nur für die Thierwelt ein Paradies. Der Mensch hat hier wenig Ruhe und Frieden, da er mit einer unsäglichen Menge von Ungethümen jeder Form und Größe, deren Freßgier nichts stillen kann, beständig kämpfen muß. Unvorsichtige Reisende, die ihr dieses Eldorado besucht, badet euch nicht in jenen Buchten, wo das Meer so durchsichtig und so ruhig erscheint; widerstehet der Lockung, unter den großen Bäumen jener Urwälder zu lustwandeln; entfernet euch mit Grausen von jenen Seen, die so malerische Landschaften in ihrem klaren Gewässer abspiegeln; seyd selbst in euren Wohnungen, im Innern der Städte, beständig auf eurer Hut. Der Feind lauert überall, hier kühn und verwegen, wie Elephant und Tiger, Büffel und wilder Eber; dort gewandt und listig, wie Alligator, Schlange und Skorpion. Einige Anekdoten aus dem Tagebuch des Obersten Campbell werden darthun, daß wir keineswegs gesonnen sind, euch lindische Furcht einzujagen. *)

Wollt ihr von der erstaunlichen thierischen Bevölkerung Ceylon's einen Begriff erhalten, so leset in dem erwähnten Werke Folgendes über eine der vielen Treibjagden, die unser Verfasser anstellen ließ:

„Es war verabredet, daß die Auftreiber mit den Pfeifern und den Tamtam-Spielern von einem Abstande zum anderen in einer großen krummen Linie sich aufstellen und an einem bestimmten Orte wieder zusammenrücken sollten, wo wir, die Jäger, und unsere Malaien auf Bäumen postirt seyn würden, um den einzigen Weg, den die aus ihren Verstecken gejagten Thiere auf ihrer Flucht nehmen konnten, ganz zu beherrschen.

„Schon drei Stunden befanden wir uns an dem verabredeten Orte, als ein Führer (headman) uns anzeigte, daß er die Tamtam's und die Pfeifen unserer Leute hörte, und uns den Rath gab, die Bäume, die wir schon ausgewählt hatten, sofort zu besteigen, um vor jeder Ueberraschung und jedem Angriffe sicher zu seyn. Wir thaten augenblicklich, wie er uns geheißen, und erwarteten nun mit lebhaftem Interesse die Ankunft des feindlichen Heeres. Die Tamtam's und die Pfeifen kamen in der That immer näher, und schon unterschieden wir die Stimmen der Auftreiber.

„Dieses Mal, wie immer, bestand die Vorhut aus einer Schaar Vögeln verschiedener Art, die mit Geschrei über unseren Häuptern hinwegflogen. Bald darauf erschienen Damhirsche, Elenthiere u. s. w. Ihnen folgten wilde Büffel, Schweine, Hunde, Schakals und Hasen. Allein es war nicht unsere Absicht, auf solches Wild Feuer zu geben. „Campbell", flüsterte mir plötzlich mein Gefährte O'Hara zu, „siehst Du den Tiger dort? Soll ich ihm keine

*) Excursions, adventures and field sports in Ceylon. 2 Bände.

Kugel zusenden?" — „„Bei Leibe, nein"", sagte ich ihm; „„schieß nicht und schweige; wir wollen keinem dieser Thiere verwehren, über den Fluß zu setzen.""

„In diesem Augenblick ward unsere Aufmerksamkeit nach der Gegend hingelenkt, wo das Wild herkam. In das Geschrei der Klopfjäger, in die betäubenden Töne der Tamtam's und der Pfeifen mischte sich jetzt ein anderer, den Jägern wohlbekannter Lärm, welcher die Annäherung von Elephanten verkündete. Und wirklich hatten wir kaum den Kopf umgedreht, als auch eine ungeheure Heerde Elephanten, Büffel und Schweine auf den Weg stürzte, den wir beherrschten. Alle diese Thiere nahten unseren Bäumen allmälig bis auf Schußweite; Jeder von uns konnte sein Opfer sich auswählen, und wir schossen fast Alle gleichzeitig. Dies unerwartete Feuern machte die Flüchtlinge so bestürzt, daß sie in verworrenen Haufen dem Flusse zueilten.

„Wir stiegen alsbald hinab und besuchten den Wahlplatz, der mit Todten und Verendenden überdeckt war. Fünf Elephanten lagen entseelt; mehrere andere, obwohl tödtlich verwundet, hatten weiter fliehen können; allein die Führer behaupteten, daß wir in geringer Entfernung ihre Leichname finden würden ....

„Am selben Tage hielten wir eine zweite Klopfjagd; da aber die Linie der Auftreiber an zwei Stellen gesprengt worden war, so konnten wir dieses Mal nur zwei Elephanten, drei wilde Büffel, einen Tiger und zwei Damhirsche erlegen. In Folge der Anstrengungen dieses Tages blieb eine Gegend, die von einer bedeutenden Zahl wilder Thiere fürchterlich verheert worden war, auf einige Zeit von ihnen verschont."

In allen übrigen Ländern der Erde sucht und verfolgt der Jäger das Wild. In Ceylon kommt das Wild oft mit unglaublicher Dreistigkeit dem Jäger entgegen: es rächt sich zuweilen an ganz harmlosen Menschen für die Angriffe, über die es zu klagen hat. Wir wollen einige merkwürdige Beispiele anführen, sagen aber in Parenthese, daß wir unter Wild die ganze frei lebende Thierwelt verstehen, vom Elephanten bis zur Ameise.

Wenn ein Koloniſt, nach ermüdender Tagesarbeit, am Abend einschläft und nicht die Vorkehrung gebraucht hat, um seine isolirte Wohnung Feuer (etwa Fackeln?) anzuzünden, so weckt ihn plötzlich ein gewaltiges Getöse. Es wird einmal ums andere an seine Thür gepocht. Er springt aus dem Bette und eilt ans Fenster. Da erblickt er einen Elephanten, der alles Gemüse in seinem Garten aufgezehrt hat und ihm jetzt einen nächtlichen Besuch abstatten will. Oeffnet man dem unheimlichen Gaste nicht ohne Verzug, so wird er die Thür einstoßen und das Haus zerstören. Um nun ein schreckliches Schicksal abzuwenden, weckt der arme Pachter eilig sein Gesinde, erhebt ein Zetergeschrei, verschießt all sein Pulver und zündet (wo?) ein großes Feuer an.

Du sitzest noch spät in der Nacht und lieſest in einem Buche, dessen Inhalt Dir sehr anziehend ist. Da mit einem Mal verliert die oben an der Decke hängende Lampe ihren Schein, und es entsteht ägyptische Finsterniß. Ein Schwarm Fledermäuse ist in das Gemach eingedrungen, tummelt sich um die Lampe herum und wirkt so eine Zeit lang wie Wolken, die den Mond verhüllen. Die Fledermäuse von Ceylon sind stärker und kecker als die unsrigen. Herr Campbell hatte es einmal im Freien, bei einbrechender Nacht, mit Tausenden dieser Thiere auf einmal zu thun und konnte sie nur dadurch abhalten, daß er einen ungeheuren Knittel beständig über seinem Haupte schwang.

„Ich würde kein Ende finden", — bemerkt der Verf., — „wenn ich alle Wunderdinge dieser Insel beschreiben wollte. Neulich zeigte man mir einen Frosch, der bei dem Versuch, eine Ente zu verschlingen, erstickt war. Freilich hatte dieser Frosch einen gewaltigen Umfang und die Ente war sehr klein gewesen. Man hatte sie beide am Ufer des Flusses todt gefunden, und zwar steckte der Körper der Ente zur Hälfte in der Kehle des Frosches."

Weit gefährlichere Thiere als jene verwegenen Fledermäuse und gefräßigen Frösche schleichen zuweilen in die Wohnungen, ohne bemerkt zu werden, verstecken sich mit vieler Klugheit und erwarten eine günstige Gelegenheit, um ihren Streich auszuführen. Wenn man schlafen gehen will, findet man bisweilen in seinem Bette einen ungeheuren Skorpion, dessen Stich, wo nicht todbringend, so doch sehr schmerzhaft ist. Ich übergehe eine Menge Spinnen und Tausendfüße, denen man auf jedem Schritte begegnet; aber in Betreff der Skorpionen muß ich ein Experiment erzählen, das Oberst Campbell in Colombo angestellt. Der Verfasser wollte nämlich das Problem lösen, ob ein Skorpion, den man rings mit Feuer umgiebt, durch einen Stich sich selber tödtet oder in die Flamme rennt. Er verschaffte sich zwei dieser Thiere und stellte sie mitten in einen Kreis glühender Kohlen, auf die er beständig entzündbare Stoffe warf. Die beiden Skorpione rannten mehrmal mit aufgerichteten Schwänzen im Kreise herum; dann stürzten sie mit einer Art Verzweiflung einer gegen den anderen und versuchten, einander zu stechen, ohne daß die immer heftiger werdende Hitze sie anscheinend geplagt hätte. Herr Campbell nahm schnell einen der beiden Kämpfer heraus und beobachtete den anderen sehr aufmerksam. Das arme Thier blieb anfangs unbeweglich in der Mitte des Kreises; dann suchte es an allen Seiten einen Ausgang, um sich zu retten; endlich stürzte es sich, zum großen Erstaunen der Zuschauer, mitten in die Flamme und war mit einem Sprung hindurch. Allein dieser Akt kostete ihm einen Fuß, der gänzlich verbrannt war. Herr Campbell tödtete den Skorpion sogleich, um seinen Qualen ein Ende zu machen. Der andere wurde von neuem in den Kreis gesetzt, bewies eben so viel Entschlossenheit, kam aber in den Flammen um.

Eines Tages ging Herr Campbell nach einem Spazierritt in sein Kabinet, um ein kaltes Bad zu nehmen. Als er eben sich auskleiden wollte, hörte er ein gelindes Rauschen unter seinem Nachttisch: es rührte von einer prächtigen Cobra de Capello, der gefährlichsten Giftschlange Indiens, her. Sogleich lud er eine Pistole mit kleinem Blei und schritt gerade auf den Feind los. Bei seinem Anblick richtete die Schlange sich empor, zeigte ihm die auf ihren Hals gezeichnete Brille und zischte gräßlich; aber der Schuß zerschmetterte ihr den Kopf. Hätte der Oberst diesen Feind nicht bemerkt, so wäre er des Todes gewesen.

„An einem Nachmittage", so erzählt der Verfasser — „saß ich mit zwei Damen und zwei Herren in einem großen Saale. Wir plauderten von Neuigkeiten, als wir plötzlich ein sehr starkes Geräusch über unseren Häuptern vernahmen. Schon im nächsten Augenblick stürzte das Dach des alten holländischen Hauses, in dem wir saßen, um uns her ein, ohne jemand zu erschlagen; als wir jedoch den freien Himmel über uns erblickten und unsere Person mit Holzsplittern, Ziegeln und Staub überdeckt sahen, eilten wir davon und suchten eine dauerhaftere Wohnung zu gewinnen. Man forschte natürlich nach der Ursache dieses Ereignisses, und es ergab sich, daß alle Balken des Daches, die äußerlich keine Spur von Beschädigung zeigten, in ihrem Innern von unsichtbaren Schanzgräbern, den weißen Ameisen, zerfressen und ausgehöhlt waren."

Bei dem Allen ist man in seinen vier Mauern vergleichsweise immer noch am sichersten. Das Meer wimmelt von Haifischen, die allezeit bereit sind, den Badenden zu verschlingen; nicht minder gefräßige Alligatoren bevölkern die Flüsse und kleinen Seen. Es traf sich zu verschiedenen Malen, daß Oberst Campbell, wenn er an einem Gewässer fischte, gleichzeitig von einem Tiger und einem Alligator beobachtet ward, die in geringer Entfernung von einander am jenseitigen Ufer lauerten, während ein Rudel Affen dem emsigen Fischer Kokosnüsse an den Kopf warf. Ein Freund Campbell's, Dr. M., mußte eines Tages über einen kleinen See, und zwar an einer wenig tiefen Stelle, wo Baumstämme als natürliche Brücken dienten. Zu seinem großen Erstaunen wich Einer von diesen Stämmen unter seinen Füßen und verschwand. Der Doktor verlor das Gleichgewicht und sank bis über die Hüften ins Wasser; sonst aber geschah ihm kein Leid: der faule und grünliche Stamm, auf den er unvorsichtiger Weise seinen Fuß gesetzt, war der Rücken eines ungeheuren Alligators gewesen.

Wer sich's einfallen läßt, im kühlen Schatten irgend eines freistehenden Baumes auf dichtem Rasen ein Schläfchen zu halten, dem kann es leicht passiren, daß er sich beim Erwachen von durstigen Blutegeln ganz überdeckt sieht. Diese scheuslichen Thiere benutzen Deinen Schlaf, um sich einmal an Menschenblut gütlich zu thun. (Schluß folgt.)

Buchara.

Der Wesir von Buchara.

Die Expedition der Russen nach Chiwa und das unglückliche Schicksal der beiden Engländer, Stoddart und Conolly, in Buchara, haben seit kurzem die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums auf diese so wenig besuchten Theile Mittel-Asiens gelenkt. Unsere Nachrichten über die politische und soziale Lage des bucharischen Chanats beschränken sich fast ganz auf das, was in den Reisewerken Meyendorff's, Wood's und des verstorbenen Burnes enthalten ist; eine sehr detaillirte geographisch-statistische Beschreibung desselben, die einen Herrn Chanykov zum Verfasser hat, wird jetzt, dem Vernehmen nach, aus dem Russischen übersetzt. Noch besser lernt man vielleicht das Land und den Geist der Nation aus einem anderen, neuerdings in St. Petersburg erschienenen Buche kennen, welches die „Impressions" eines Ungenannten auf einer Reise durch Taschkent, Chiwa und Buchara mittheilt und interessante, zuweilen etwas romanhafte Schilderungen der dortigen Zustände liefert. *) Wir entlehnen ihm folgende charakteristische Skizze des Groß-Wesirs Kutsch-Begi **), der unter dem Chan Mir-Haider, dem Vater des regierenden Monarchen, an der Spitze der Verwaltung Buchara's stand.

Kutsch-Begi konnte für das Musterbild eines orientalischen Satrapen gelten. Klug, listig, einschmeichelnd, abergläubisch, herrschsüchtig, hielt er alle Mittel für erlaubt, um das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, und betrachtete seine Nebenmenschen nur als Werkzeuge zur Beförderung seiner Pläne. Er genoß das unbegränzte Vertrauen Mir-Haider's, dem er nur den Schatten der Macht ließ, während er ihn durch scheinbaren Eifer und leere Ehrenbezeugungen einzuschläfern wußte.

„Die Begebenheit, die ich jetzt erzählen will", schreibt unser Verfasser, „wird eine Idee von seinem Charakter geben. Als er einst krank und übler Laune war, berichtete man ihm, daß ein Feringe (Europäer), Namens Martin, in Buchara angekommen sey. Kutsch-Begi befahl, ihn ohne weitere Untersuchung ins Gefängniß zu werfen und ihm sein Geld, so wie seine anderen Habseligkeiten, abzunehmen. Man gab ihm zur Antwort, daß der Feringe weder Geld noch anderes Vermögen bei sich habe, daß er aber Etwas besitze, das er nur dem Wesir persönlich zeigen wolle. Er wurde vorgerufen ....

„„Nun, wo ist denn Dein Kleinod?" fragte Kutsch-Begi. „Es wird wohl ein falscher Edelstein seyn. Ich kenne Euch Europäer, aber mich sollt Ihr so leicht nicht betrügen."

---

*) Unter dem Titel: Stranstwowania po zéemli i morâm (Wanderungen zu Lande und zu Wasser). Sie werden dem in der russischen Literatur vortheilhaft bekannten Schriftsteller Kowalewski zugeschrieben, der vor einigen Jahren ein anziehendes Werk über Montenegro (Tschernagora) herausgab.

**) Wie es scheint, ist Kutsch-Begi ein Titel, der den höchsten Staatsbeamten ertheilt wird.

„„Mein Schatz ist — die Wissenschaft", erwiederte Martin mit fester Stimme.

„Kutsch-Begi, dem diese europäische Münze fremd war, hielt die Worte des Gefangenen für Spott und gerieth in Zorn. „Wagst Du es", schrie er, „meinen grauen Bart anzuspeien — die Asche meiner Väter zu schänden!" u. s. w. u. s. w. Martin ertrug die Ausbrüche seiner Wuth mit großer Gelassenheit; als ihm aber endlich der Wesir mit der Bastonade drohte, nahm er noch einmal mit seiner früheren Dreistigkeit das Wort. „Ich werde Dir meine Kunst zeigen", sagte er. „Du bist krank — ich will Dich heilen; Du hast Langeweile — ich will Dich erheitern."

„Kutsch-Begi stutzte. „Das ist der Teufel", sprach er, „und kein Mensch." — Dieses war es gerade, was der Geringe wollte; hier zu Lande war es vortheilhafter, für einen Teufel als für einen Menschen zu gelten. Er gab dem Wesir ein Reinigungsmittel, welches diesen wieder herstellte; dann bereitete er ihm einen aus Weintrauben destillirten Branntwein, und als sich Kutsch-Begi insgeheim dem Genusse des verbotenen Trunkes hingab, konnte er die Kunst des Geringen nicht genug bewundern. Endlich gab ihm Martin noch ein gewisses Elixir, für welches ihm der greise Wesir noch erkenntlicher war. Jetzt war sein Glück gemacht; von nun an beginnt eine lange Reihe Intriguen, bei welchen er die Hand im Spiele hatte.

„Kutsch-Begi liebte das Geld; die Hauptquelle seiner Einnahmen bestand aus Accidenzien. Er lauerte den wohlhabenden Kaufleuten auf, und sobald sich einer von ihnen durch seinen Reichthum auszeichnete, so erschienen Denunzianten, die ihn einer Uebertretung der Vorschriften des Korans, des Gebrauchs der von Muhammed verpönten Getränke, der falschen Maße oder des falschen Gewichts anklagten. Beweise waren immer vorhanden, und nur ein starkes Lösegeld oder selbst die Konfiszirung seines ganzen Vermögens konnte dem Schuldigen das Leben retten. Um dieses zu vermeiden, ging man in Buchara nur in Lumpen gehüllt einher, ließ den Kopf hängen, strich sich mit andächtiger Miene den Bart und verheimlichte nicht nur seine Handlungen, sondern auch selbst die Gedanken. Dessenungeachtet wußte Kutsch-Begi seine Opfer zu finden, und in solchen Fällen hatte er an Martin einen thätigen Gehülfen. Letzterer stand in enger Verbindung mit den dortigen Juden — ob in Folge der Uebereinstimmung im Glauben oder in der Denkungsart, ist unbekannt — und durch sie erfuhr er die Vermögens-Umstände und heimlichen Unternehmungen der bucharischen Handelsleute. Mit der Zeit versiegte aber auch diese Quelle. Der Chan wandte nur geringe Aufmerksamkeit auf die überall durchblickende Armuth — ein heuchlerischer Frömmler, begnügte er sich damit, das Volk in die Moscheen strömen zu sehen, ohne danach zu fragen, ob sie Dankgebete oder Verwünschungen zum Himmel emporsandten. Kutsch-Begi nahm es [illegible] mehr zu Herzen, da die steigende Verarmung ihn mit einer leeren Schatzkammer bedrohte. Er ließ Martin rufen.

„Du bist ein Esel und kein Weiser", sagte er ihm. „Du verstehst es nicht, Gold zu machen. Siehe zu, wie Du mir etwas schaffen kannst."

„Martin hatte längst ein Mittel ausgedacht, das schon in Europa geglückt war, und wartete nur auf die Gelegenheit, es dem Wesir vorzulegen. „Bei Euch im gesegneten Buchara", begann er, „trinkt man so viel Thee, wie in anderen Gegenden Wasser. Man sieht Theehändler an allen Ecken, der Karavanserai's gar nicht einmal zu gedenken. Der Bucharе thut den Mund nicht auf, ohne eine Tasse Thee zu trinken."

„„Allah sey Dank, das Volk des Emirs hat an Allem Ueberfluß. Was geht das mich aber an?"

„„Die kleinen Verkäufer betrügen und bestehlen das Volk", entgegnete Martin. „Verbiete ihnen den Handel — behalte ihn Dir selbst vor oder verpachte ihn."

„Martin erklärte ihm, was das Pachten bedeute, und der staatskluge Minister begriff ihn sogleich; seine Augen glänzten vor Freude. „Du bist in der That ein Weiser!" rief er aus. „Aber der Koran!"

„„Im Koran steht nichts vom Thee", meinte der Geringe. Aber er irrte sich. Die Mulla's bewiesen durch den Koran, daß diese Maßregel den Satzungen des Islam entgegen sey, und widersetzten sich ihm mit aller Macht. Bald darauf starb der alte Emir, und der Glücksstern Kutsch-Begi's ging unter; sein vielversprechender Plan mißlang.

„Mit dem Amt eines Leibarztes verband Martin natürlich auch das eines Astrologen, Wahrsagers u. s. w. Einst gerieth der Chan in einem Anfall kriegerischer Laune auf den Gedanken, ein Heer gegen China auszurüsten; da er sich selbst aber den Gefahren und Entbehrungen eines Feldzuges nicht unterwerfen mochte, so bekleidete er den Kutsch-Begi mit dem Oberbefehl. Diese Ehre war dem Minister sehr unwillkommen. Er bewog den Chan, die Sterne um Rath zu fragen, ob dieser Krieg glücklich seyn werde und auf welche Art er zu führen sey. Man berief Martin, und nachdem dieser den Himmel beobachtet hatte, erklärte er bestimmt, daß der Feldzug gelingen werde — doch sey es zum Heil Buchara's nöthig, daß Kutsch-Begi zu Hause bleibe und das Staatsruder nicht verlasse. Das Heer machte sich unter dem Kommando eines Usbecks (Edlen) auf den Weg; ehe aber zwei Wochen vergangen waren, kehrte es, auf das Haupt geschlagen, in gänzlicher Auflösung zurück. Der Chan befahl den Oberbefehlshaber und den Astrologen hinzurichten, aber Kutsch-Begi rettete den Letzteren. „Was liegt Dir an seinem Kopf!" sagte er zum Chan. „Wenn Du willst, kannst Du ja leicht einen anderen finden. Er ist gewiß der Teufel, und man muß ihn nicht aufbringen."

„Martin entfloh nach Rußland. Das Schicksal Kutsch-Begi's gestaltete sich anders. Seines despotischen Benehmens überdrüssig, entschloß sich der junge Chan Nesser-Ulla, ihn verhaften zu lassen, erschrak aber so sehr vor den Folgen dieser augenblicklichen Entschlossenheit, daß er aus der Stadt eilte und Truppen zusammenzog. Er war bereits auf dem Punkte, nachzugeben, als man ihm berichtete, daß Kutsch-Begi ergriffen und ins Gefängniß geworfen sey. Sein Vermögen wurde konfiszirt, aber Nesser-Ulla schenkte ihm, auf die Fürbitte seiner Mutter, für diesmal noch das Leben. Kutsch-Begi entfernte sich mit Erlaubniß des Monarchen nach einem ihm gebliebenen kleinen Landgute, wo er, die Eitelkeit aller menschlichen Dinge erkennend, als wahrer Philosoph lebte. Einst saß er mit seinen Hausgenossen im Garten, als er eine Rotte von Leuten wahrnahm, die auf ihn zu kamen. „Das sind meine Henker", sagte er mit gleichgültiger Miene. Er hatte sich nicht getäuscht; es waren Soldaten des Chans, die den Auftrag hatten, ihn umzubringen. Kutsch-Begi ging mit derselber Ruhe zum Tode, als er in seinem Garten zu lustwandeln pflegte."

Mannigfaltiges.

— Zeitungen und Zeitschriften in Rußland. In St. Petersburg erscheinen oder erschienen vielmehr im vorigen Jahre in russischer Sprache 17 Zeitungen mit politischen und Handels-Nachrichten und 28 Zeitschriften wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts. In Moskau werden sechs Zeitungen und Zeitschriften gedruckt. Ferner erscheint in jeder Gouvernements-Hauptstadt eine Zeitung, welche politische Nachrichten, die Verordnungen der Regierung, Ereignisse aus dem Gouvernement und hin und wieder auch literarische Miscellen enthält. Solcher Gouvernements-Zeitungen giebt es 43. Außerdem erscheinen an literarischen Zeitschriften: in Kasan die „Gelehrten Jahrbücher der Universität"; in Odessa die „Jahrbücher der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Rußland"; in Warschau der „Morgenstern" (russisch und polnisch); in Kiew die „Sonntagslektüre", und in Wilna der „Courier" (russisch und polnisch, und zwar als Monatsschrift). Im Ganzen giebt es demnach 99 Zeitungen und Zeitschriften in russischer Sprache. In deutscher Sprache werden in St. Petersburg 6 Zeitschriften (eine politische, 3 Handels-Zeitungen und Preiscourante und 2 pharmazeutisch-medizinische Blätter), in Dorpat 4, in Kronstadt 2 (Schiffslisten ꝛc.), in Libau 1, in Mitau 2, in Pernau 1, in Reval 1 und in Riga 6 herausgegeben. In französischer Sprache erscheinen in St. Petersburg 6 Zeitschriften, in Moskau 1 und in Odessa 1; in englischer Sprache in St. Petersburg eine Review und 3 Waaren-Preiscourante und Schiffslisten; in italiänischer Sprache in Odessa ein Blatt mit Handels-Nachrichten, und endlich in lettischer Sprache (in Lemzal, Mitau und Riga) 3 Zeitschriften.

— Deutsche Liedertafel in Manchester. In dem an Spinnereien und Fabriken nur allzu reichen Manchester, das bisher den Ruf hatte, eine der der Kunst am wenigsten zugänglichen Städte Europa's zu seyn, hat sich doch in der letzten Zeit eine Liedertafel Anklang und Theilnahme zu verschaffen gewußt. Allerdings waren es auch in der Dampfmaschinen-Stadt Deutsche, die diese jüngste Tochter der einst von Zelter in Berlin gestifteten ältesten Liedertafel ins Leben gerufen. Vor drei Jahren fand sich eine kleine Zahl junger Kaufleute, meist aus Hamburg, zu gemeinsamem Gesange zusammen und stiftete die „Manchester-Liedertafel," welche seitdem fröhlich gedieh in tüchtiger Ausbildung des Lieder-Quartetts, bei regelmäßiger wöchentlicher Versammlung, öfter durch deutsche Freunde aus Liverpool ergänzt und diese wieder in den gleichen Bestrebungen bei ihren Versammlungen unterstützend. Am 10. Februar feierte diese Liedertafel den dritten Jahrestag ihrer Stiftung in der Albion Musik-Hall durch eine festliche Versammlung der Mitglieder, welche einem zahlreichen Zuhörerkreise Eingeladener, in überwiegender Anzahl Engländer, in trefflich geordneter Abwechselung eine Anzahl gewählter, meist deutscher Musikstücke vortrugen und allgemeine Befriedigung erregten. Eine in Manchester erscheinende Zeitung giebt eine enthusiastische Beschreibung dieses Musikfestes und spricht mit der größten Begeisterung von der außerordentlichen Wirkung der vierstimmigen deutschen Lieder, sowohl ernster, als komischer, wie: „Eine feste Burg ist unser Gott" — „Auf, und laßt die Fahnen fliegen" — „Das A-B-C" —, namentlich aber des Schluß-Quartetts: „Deutsche Worte hör' ich wieder", das die frischen kräftigen Männerstimmen mit vaterländisch feurigem Gefühl sangen, und das auf die Anwesenden eine elektrische Wirkung hervorbrachte. Aus warmem Herzen vorgetragen, erwärmte es die Herzen der Zuhörer, so daß unter stürmischem Beifalljauchzen eine Wiederholung stattfinden mußte, und als die jungen Sänger, zum Dank für die Anerkennung, zum Schlusse noch „God save the Queen" vortrugen, da gerade der Königin Hochzeitag war, kannte der Jubel keine Gränzen. Die englische Zeitung schließt ihren sehr ausführlichen Bericht mit einer glänzenden Anerkennung der deutschen Bestrebungen und mit einigen Nutzanwendungen auf die Engländer.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Dienstag den 19. März 1844.

Frankreich.

Biographische Skizzen, von Mignet.*)

Sieyès. — Broussais.

Emanuel Joseph Sieyès wurde zu Fréjus am 3. Mai 1748 geboren. Da er für die Kirche bestimmt war, so studirte er auf der Universität Paris und erhielt von der Sorbonne den Licentiaten-Grad. Wie die meisten seiner Zeitgenossen, wurde er von dem Geiste der Analyse und des Skeptizismus ergriffen, der zu so neuen und weitumfassenden Plänen sozialer Verbesserungen führte. Vor Allem fesselten ihn die Schriften Locke's und Condillac's, und mit dem Studium der Metaphysik vereinigte er das der politischen Oekonomie. Von dem Bischof von Chartres zum Kanonikus und General-Vikar seines Kirchspiels ernannt, wußte er eine so allgemeine Achtung zu gewinnen, daß ihn die Geistlichkeit von Bretagne zu ihrem Deputirten und die Diözese Chartres in der Folge zum Commissair bei der Chambre Supérieure des französischen Klerus erwählte. Hier lernte er den praktischen Theil der Politik kennen, in deren Theorie ihn seine früheren Beschäftigungen eingeweiht hatten. Unterdessen näherte sich die Revolution mit schnellen Schritten; die von der Nation mit solchem Ungestüm geforderten, von der Regierung mit solcher Hartnäckigkeit verweigerten Reformen wurden täglich nothwendiger, täglich unvermeidlicher. Die Unordnung in den Finanzen, die bereits zwei erfolglose Zusammenkünfte der Notabeln veranlaßt hatte, erreichte endlich eine solche Höhe, daß die Regierung gezwungen wurde, sich an die états-généraux zu wenden.

Wie sollten aber diese Stände berufen werden? Sollten die Stimmen wie im Jahre 1614 nach Klassen oder einzeln abgegeben werden? Sollte im letzteren Fall die Zahl der Deputirten des dritten Standes verdoppelt werden, oder sollte man nur die frühere Anzahl zulassen? Sollte mit einem Worte die Mehrheit der Nation oder eine privilegirte Kaste, das öffentliche Wohl oder das Privat-Interesse vorherrschen? Diese Fragen waren es, die von dem Publikum und von der Regierung selbst aufgestellt wurden.

Sieyès beantwortete sie. Er hatte sich nie zuvor als Schriftsteller versucht; in seine theoretischen und praktischen Studien vertieft, war ihm keine Zeit zum Schreiben geblieben. Sein erstes Auftreten wurde mit einem Erfolge gekrönt, der ihm selbst unerwartet kommen mußte; das weltberühmte Pamphlet: Qu'est-ce que le tiers-état? war die Signalglocke der Revolution. Das, was die Nation seit Jahren geahnt hatte, wurde hier deutlich ausgesprochen; es war das Resultat der vorherrschenden philosophischen Lehren und wurde mit stürmischem Entzücken aufgenommen. Man kann den Inhalt in drei Fragen und deren Antworten zusammenfassen.

Was ist der dritte Stand? — Die Nation.

Was ist er bisher in der politischen Welt gewesen? — Nichts.

Was verlangt er? — Etwas zu werden.

Sieyès behauptete, daß der dritte Stand die ganze Nation sey, und daß er recht gut die beiden anderen Stände, sie aber nicht ihn entbehren könnten; da er 25 Millionen stark wäre, so müsse er wenigstens eben so viele Repräsentanten haben, als die beiden anderen Körperschaften, die aus 80,000 Geistlichen und 100,000 Adligen bestünden, und es müsse ihm erlaubt werden, seine Abgeordneten unter seinen eigenen Mitgliedern und nicht wie bisher aus den Reihen des Klerus und des Militairs zu wählen. Endlich forderte Sieyès den dritten Stand auf, da er keine Kaste, sondern die ganze Nation sey, sich zu einer National-Versammlung zu konstituiren und in dieser Gestalt für das allgemeine Beste zu handeln.

So kühn diese Gedanken waren, wurden sie doch mit einstimmigem Beifall empfangen. Was er anrieth, wurde ausgeführt; aus seinen verwegenen Theorieen wurden noch verwegenere Handlungen. Man berief die Generalstaaten; Sieyès wurde zum Deputirten der Stadt Paris erwählt, und als sich die privilegirten Klassen einen ganzen Monat lang weigerten, in Verbindung mit dem dritten Stande die beiderseitigen Vollmachten zu prüfen, ließ er die Prüfung auch in Abwesenheit jener Klassen vor sich gehen. Er brachte den dritten Stand dahin, sich zu einer National-Versammlung zu konstituiren, und entwarf im Ballhause den entscheidenden, von allen Mitgliedern beschworenen Eid: „Sich nie zu trennen, sondern überall zusammenzutreten, wo es die Umstände erfordern möchten, bis die Constitution bestimmt seyn würde." In der feierlichen Sitzung des 23. Juni, als der königliche Befehl ergangen war, die Versammlung zu schließen, und als der Saal noch von der gewaltigen und hinreißenden Beredsamkeit Mirabeau's wiederhallte, erhob sich auch Sieyès. Er fühlte, daß nach dem, was man zuletzt vernommen, alle Rhetorik nur zahm erscheinen müsse, aber seine eigene Rede war nicht weniger erhaben in ihrer Art. „Wir sind heute", sagte er, „was wir gestern waren. Laßt uns berathschlagen (délibérons)!" Es wurde zur Berathschlagung geschritten, und die Revolution war die Folge.

Sieyès war auch der Urheber des nachher in Ausführung gebrachten Plans, die alten Provinzen in Departements umzuwandeln. Er fuhr fort, an den Arbeiten der National-Versammlung theilzunehmen — als er aber auf Widerstand bei denjenigen stieß, die er zu leiten gehofft hatte, kühlte sein Eifer sich allmälig ab. Ungestüm und gebieterisch in seinen Theorieen, konnte er keine Einwendungen ertragen. Die Diskussionen über die Reichthümer des Klerus erregten zuerst seinen Unwillen. Er hielt die Kirchenzehnten für ungerecht und wünschte sie daher abzuschaffen; da sie aber eine Revenüe von 70 Millionen Francs bildeten, so schlug er vor, sie zur Abtragung der Staatsschuld zu bestimmen, um auf diese Weise die Auflagen ermäßigen zu können. Da seine Meinung unbeachtet blieb und die Zehnten ohne Weiteres aufgehoben wurden, so gab ihm dieses zu seinem berühmten Epigramme Veranlassung: „Sie wollen frei werden und verstehen es nicht, gerecht zu seyn."

Wegen dieses Epigramms angegriffen, wurde er zornig und behauptete von nun an ein hartnäckiges Schweigen. Umsonst bemühte sich Mirabeau, seinen Ehrgeiz anzuspornen; Sieyès schwieg. Man wollte ihn zum Bischof von Paris ernennen; er schlug es aus. Bald darauf wurde er zum Mitglied der Departements-Regierung erwählt; er verließ die National-Versammlung und zog sich aufs Land zurück. So geschah es, daß er an der zweiten Periode der Revolution keinen Theil nahm. Man fragte ihn später, was er während der Schreckensherrschaft gethan habe? „Was ich gethan habe? entgegnete er. „Ich habe gelebt." Indem er am Leben blieb, hatte er in der That das schwierigste Problem jener Zeit gelöst. Nach dem 9. Thermidor trat er wieder als eines der Häupter der gemäßigten Partei im Konvent auf, wo er den Wiedereintritt seiner Freunde, der geächteten Girondisten, vorschlug und durchsetzte. Zum Präsidenten des Konvents und Mitglied des neuen Wohlfahrts-Ausschusses ernannt, nahm er an allen Maßregeln desselben, so wie an den Unterhandlungen mit einigen europäischen Staaten, Theil und ging selbst nach Holland, um den Allianz-Traktat mit der neuen batavischen Republik abzuschließen. Er wirkte auch zum Frieden von Basel mit und that überhaupt sein Aeußerstes, um die Macht und das Glück seines Vaterlandes zu befestigen. Doch weigerte er sich, zur Ausarbeitung der Constitution vom Jahre VIII beizutragen, schlug den ehrenvollen, aber gefährlichen Posten eines der fünf Direktoren aus und zog sich noch einmal ins Privatleben zurück.

Um diese Zeit war es, daß der Abbé Poulle in Sieyès' Zimmer eintrat und ein Pistol auf ihn abfeuerte. Eine von den Kugeln zerschmetterte ihm die Hand; die andere streifte ihn an der Brust. Sieyès legte eine bewundernswürdige Fassung an den Tag. Als er bei der gerichtlichen Untersuchung bemerkte, daß die Beisitzer des Tribunals sich zu Gunsten des Mörders neigten, kehrte er nach seiner Wohnung zurück und sagte dem Portier: „Wenn Herr Poulle wieder vorsprechen sollte, so wirst Du ihm melden, daß ich nicht zu Hause sey."

Bald nachher bot sich ihm eine Gelegenheit dar, die Friedenspläne zu verwirklichen, mit denen er sich schon unter dem Konvent beschäftigte. Sieyès, der einen Platz im Direktorium abgelehnt hatte, willigte ein, als Gesandter nach Berlin zu gehen. Es glückte ihm zwar nicht, ein Bündniß mit Preußen zu schließen; er überzeugte sich jedoch, daß dieser Staat sein Neutralitäts-System beibehalten werde, und berichtete dieses nach Paris. Bei seiner Rückkehr fand er eine allgemeine Entmuthigung; das Direktorium näherte sich seinem Ende. „Ich brauche einen Degen", sagte er und glaubte einen solchen in Joubert gefunden zu haben. Aber Joubert wurde bei Novi getödtet, und Napoleon kehrte bald darauf aus Aegypten zurück.

Aller Augen, Aller Erwartungen waren auf den General Bonaparte gerichtet. Der Sieger in so vielen Schlachten hatte die Phantasie einer kriege-

*) Notices et Mémoires Historiques par Mr. Mignet. Paris 1843. — Der erste Band dieses Werks füllt gewissermaßen die Lücken aus, die der berühmte Verfasser in seiner „Geschichte der französischen Revolution" gelassen. Er enthält nämlich biographische Skizzen einiger der bedeutendsten Personen jener Epoche, von welchen wir die eines Staatsmanns und eines Gelehrten hier mittheilen. Früher bereits hat das „Magazin" einige dieser biographischen Skizzen Mignet's — Destutt de Tracy und Livingston — in freien Bearbeitungen mitgetheilt, und auch Nachstehendes ist nur ein Auszug und keine wörtliche Uebersetzung. Wem es um letztere zu thun, den verweisen wir auf das kürzlich erschienene Buch: „Biographische Bilder von Sieyès, Roderer, Livingston, Talleyrand, Broussais, Merlin, Tracy, Daunou, nebst mehreren Vorträgen in der Akademie, übersetzt von J. J. Stolz. Leipzig, Kehler, 1843."

rischen und erregbaren Nation gefesselt. Der General brauchte Sieyès, um ihn in seinen Plänen zu unterstützen; Sieyès brauchte den General, um für ihn zu handeln. Diese beiden außerordentlichen Männer, die Typen des Gedankens und der That, waren einander gleich nothwendig. Nur zu bald aber wurde der Ruhm des Philosophen von dem des Kriegers verschlungen. Vereint brachten sie den 18. Brumaire zu Stande, der die politische Laufbahn Sieyès' beendigte; sein Scharfblick zeigte ihm sogleich, daß er seinen Meister gefunden habe. Während der Katastrophe jenes Tages bewies er indessen größere Fassung und Entschlossenheit als Bonaparte selbst; erst am folgenden Morgen sagte er: „Wir haben jetzt einen Gebieter; er weiß Alles, will Alles und kann Alles." Die That verdrängte den Gedanken; Sieyès fühlte, daß er zum Rathen, nicht zum Handeln geschaffen sey, und überließ das Staatsruder kräftigeren Händen. Mit ihm verschwand das Reich der Theorieen.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Thierwelt von Ceylon.

(Schluß.)

Selbst die Landstraßen sind unsicher. Mancher Reisende wird, ehe er sich's versieht, von Elephanten, Tigern, Büffeln, Ebern oder Affen angegriffen. Dringst Du aber in den ungeheuren Waldungen der Insel etwas weiter vor, oder verirrst Du Dich gar in denselben, so kannst Du leicht eine ganze Reihe eben so unangenehmer Abenteuer bestehen müssen, wie diejenigen waren, die ein Soldat, Namens Thomas Jones, bestanden und Herrn Campbell erzählt hat. Wir wollen den Erzähler selbst reden lassen:

„Eines Abends war der Himmel so rein, die Luft so frisch, daß ich der Lockung, auf dem Wege nach Trinkomali allein spazieren zu gehen, nicht widerstehen konnte. Ich bemerkte einen schönen Pfauhahn auf einem Baume und warf einen Stein nach ihm; er flog davon und ich lief hinterher; als ich aber die unnütze Jagd aufgab, da sah ich erst, zu meinem großen Schrecken, daß ich den Weg verloren hatte. Ich klimmte einen Baum hinan, um aus der Stellung der Sonne den Punkt zu erkennen, auf den ich losgehen mußte. Kaum hinabgestiegen, eilte ich in der Richtung des Cantonnements vorwärts. Da stand plötzlich in geringer Entfernung ein Elephant vor mir, der mit seinen breiten Ohren seinen Kopf schlug und den langen unbeschäftigten Rüssel in allen Richtungen schwenkte. Es blieb mir nun kein anderer Rath, als einen neuen Umweg zu machen ....

„Unterdeß fiel die Nacht ein; da ich nur eine kurze Strecke weit sehen konnte, so blieb ich eine Weile unentschlossen und wie am Boden gewurzelt stehen. Da hörte ich plötzlich hinter mir den schweren Fußtritt eines Elephanten; und jetzt floh ich, ohne zu wissen, wohin. Je weiter ich lief, desto größer ward meine Furcht und desto mehr verirrte ich mich im Walde. Ganz ermüdet, stieg ich am Ende auf einen Baum um daselbst die Nacht zuzubringen. Ich hatte eben zwischen zwei Aesten Platz genommen, als der Mond aufging. Bald war von allem Geräusche, das mir Schrecken eingejagt hatte, nichts mehr zu hören, und ich glaubte in der Ferne die Felsen von Kurunagalla zu bemerken. Ich stieg wieder hinab und schlenderte weiter; nach einer Stunde aber war ich von neuem gezwungen, auf einen Baum zu steigen. Dieses Mal nahm ich einen ungeheuren Stock zu meiner Vertheidigung mit, für den Fall, daß ich von Bären angegriffen würde, die in diesem Walde sehr zahlreich seyn sollen.

„Die Nacht dauerte mir entsetzlich lange. Ich wagte nicht, ein Auge zu schließen, denn ich sah mehrere Elephanten und ganze Rudel anderer wilden Thiere unter mir vorbeiziehen.

„Als endlich der Tag graute, stieg ich von meinem Baum und wendete mich den Felsen von Kurunagalla zu, die ich von oben gesehen, und die ich, nach meiner Berechnung, in ein paar Stunden erreichen mußte. Unglücklicher Weise entzog sie das hohe Gesträpp meinen Blicken und ich gerieth von neuem in die Irre. Fast athemlos und schon vom Hunger gequält, setzte ich mich auf den Stamm eines abgestorbenen Baumes und stellte düstere Betrachtungen an, als plötzlich eine ungeheure Schlange, die eine schwarze Zeichnung wie eine Brille auf ihrem breiten Hals hatte, sich drohend vor mir aufrichtete: es war eine Cobra de Capello. Die dringende Gefahr gab mir wieder Kräfte; ich rannte davon, aber auf meiner Flucht begegneten mir noch viele Schlangen von jeder Größe und Farbe. Da ich über gefallene Baumstämme schritt, so schauderte ich bei dem Gedanken, auf irgend eines dieser gräßlichen Thiere zu treten.

„Dieser fatale Weg führte mich zum Ufer eines Flusses, wo ich meinen brennenden Durst löschen konnte. Neu gestärkt, beschloß ich, dem Laufe des Flusses zu folgen, in der Hoffnung, daß ich bald einen bewohnten Ort erreichen würde. Ich ging ruhig im Schatten großer Bäume, als ein sonderbares Geräusch über mir mich aufwärts zu schauen nöthigte. Ich bemerkte ein Rudel Affen, die mich verhöhnten. Ich warf sogleich mit Steinen nach ihnen, und sie schleuderten mir zur Vergeltung schöne Kokosnüsse zu, deren Inhalt ich gierig verzehrte.

„Je weiter ich übrigens vorwärts drang, desto wilder wurde die Wüstenei. Sobald der Tag zur Neige ging, nahm ich in den Zweigen eines großen Baumes Platz, wagte aber wieder nicht zu schlafen, weil ich im Schlaf herunterzufallen fürchtete. Dazu war ich bis auf die Haut vom Thau durchnäßt und bebte vor Kälte. Wie konnte ich aber ans Hinabsteigen denken! Ich sah beim Mondschein immer Elephanten unter mir hin und her ziehen, die im Flusse ihren Durst löschten, und hörte von allen Seiten das Gebrul und Gebrüll von Raubthieren.

„Am anderen Morgen war ich ermüdeter und muthloser als jemals; dennoch setzte ich meinen Marsch am rechten Ufer des Flusses fort. Das dichte Gestrüpp zwang mich zuweilen, ins Wasser zu gehen, welches glücklicherweise in dieser Jahreszeit sehr niedrig war. Um die Mitte des Tages fühlte ich eine solche Müdigkeit, daß ich mich auf eine mit Rasen bedeckte Anhöhe niederließ und fest einschlief. Gegen fünf Uhr Abends erwachte ich und setzte meinen Marsch fort. Etwa vierzig Schritt von dem Orte, wo ich geruht hatte, bemerkte ich die frischen Spuren einer Tigertatze. Bei diesem Anblick kniete ich nieder und dankte Gott für seinen Schutz.

„Der Hunger kehrte indeß wieder, und mein Vorrath an Kokosnüssen, den ich mitgeschleppt hatte, war aufgezehrt. Das zwang mich, einen Abstecher in den Wald zu machen, bis ich Affen entdeckte, die mir aus Bosheit neuen Proviant zuwarfen. Während des Schlafes hatte mir die glühende Sonne heftige Kopfschmerzen gemacht, und ich besorgte, ein Fieber zu bekommen. Ich rieb mir die Schläfe mit kaltem Wasser, verzehrte einige Kokosnüsse, versah mich mit Lianen und erkletterte dann einen Baum, auf dem ich mich festband. Diese Nacht war übrigens eben so schlimm wie die vorigen Nächte: das Geheul der Raubthiere, meine Furcht, von Bären Besuche zu erhalten, die scharfe Nachtluft und der eisige Thau hielten mich wach bis zum Tage.

„Als ich beim Anbruch der Morgenröthe vom Baume stieg, war ich von Kälte erstarrt; allein die Strahlen der Sonne wärmten mich wieder, und ich spürte kein Kopfweh mehr. Ich zerschlug die Kokosnüsse, die mir noch blieben, verzehrte den ganzen Inhalt einiger, nahm die Kerne aus der anderen und verwahrte sie sorgfältig in meiner Rocktasche. Da der Wald immer dichter wurde, so dachte ich mit steigendem Grausen an Elephanten und Schlangen; ich versuchte wieder an den Fluß zu kommen, von dem ich abgegangen war. Auf dem Wege dahin bemerkte ich drei Elephanten, zwei große und einen kleineren, die unter den Bäumen friedlich grasten. Der kleine bemerkte mich, lief zu den anderen, als wollte er ihnen Rapport bringen, und ging dann geradeswegs auf mich los. Ich floh in der Hoffnung, Bäume zu entdecken, die ich bequem erklettern könnte; aber die Aeste keines einzigen waren so niedrig, daß ich sie greifen konnte. Plötzlich strauchelte ich über Etwas und fiel in geringer Entfernung von meinem Verfolger zu Boden. Dieser hatte mich im Nu erreicht. Anfangs fuhr er ein Paar Schritte zurück dann kam er wieder heran. Er berührte mich mit seinem Rüssel, roch an mir und drehte mich ein paar Mal säuberlich am Boden um. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er des Spielens müde werden, mich wie eine Nußschale zertreten und dann etwa in die Luft schleudern würde. Da die beiden Alten gar kein Verlangen zeigten, an den Ergötzlichkeiten ihres Söhnleins oder jungen Freundes Theil zu nehmen, und ruhig fortgrasten, so faßte ich einen verzweifelten Entschluß; ich stand rasch auf und schrie aus Leibeskräften. Mein unheimlicher Spielgenoß ergriff vor Schrecken die Flucht, brummte aber den Alten etwas zu, und jetzt rückten alle drei gegen mich an, indem sie Sträucher und junge Bäume auf ihrem Wege zerbrachen oder niedertraten. Die Furcht gab mir Flügel; ich entkam ihnen, gelangte wieder an den Ort, wo ich mir gestern Abend Kokosnüsse verschafft hatte, und erkletterte einen Baum, um mich oben zu verschnaufen. Da ich auf der Flucht meinen Ueberrock sammt Vorräthen im Stiche gelassen hatte, sammelte ich neue Kokosnüsse, die am Boden lagen, und setzte dann meine Wanderung fort, dieses Mal fest entschlossen, von dem Flusse nicht mehr abzugehen. Am Abend desselben Tages war ich so glücklich, Dschambo-Bäume zu treffen, die köstliche reife Früchte trugen; ich that mir an denselben gütlich, es ist eine Art rother und weißer Aepfel, mit Kernen gefüllt, die den Kastanien gleichen. Gern hätte ich mir ein Paar derselben geröstet, aber Feuer zu bekommen, war keine Möglichkeit. Sehr gestärkt und mit herrlichen Vorräthen bepackt, beschleunigte ich meine Schritte; denn es fiel schon die Nacht ein." .....

Es vergingen noch mehrere Tage, ehe der wackere Jones seinen Weg wiederfand. Dabei lebte er gut oder schlecht von Kokosnüssen und brachte jede Nacht auf Bäumen zu. Endlich fand er auch einen, auf dem er schlafen und vor dem Thau geschützt seyn konnte. Indeß zogen ihm seine Beschwerden und Entbehrungen ein hitziges Fieber zu. Eines Morgens fand er einen wirklichen Pfad und bald auch den verdorrten Leichnam eines Menschen, der vermuthlich das Opfer einer ähnlichen Unvorsichtigkeit geworden war. Jones zog dem Leichnam die abgenutzten Kleider aus; allein seine erschöpften Kräfte gestatteten ihm nicht mehr, weiter zu gehen. Er sank am Fuße eines Baumes nieder, den er vergebens zu ersteigen versucht hatte. Hier fand und weckte ihn ein Trupp Eingeborner aus Kadui. Da er zu schwach war, um auf seinen Füßen zu stehen, so trugen ihn diese braven Leute nach Kurunagalla, wo ihm alle benöthigte Hülfe ward. Seine Kameraden hatten ihn schon mehrere Tage in allen Richtungen gesucht und todt geglaubt. Man fürchtete anfänglich, er werde in Wahnsinn verfallen; allein gute Pflege verschaffte ihm wieder geistige und körperliche Genesung.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

III. Anna van Geldern.*)

(1652.)

In dem Staatszimmer ihres Hauses auf der Heerengracht zu Amsterdam saß Anna van Geldern, die reiche und schöne Witwe des Capitains Jan

*) Vgl. Nr. 27 u. Nr. 30 des „Magazins".

Paulusſon, die jüngere Freundin Cornelia Engel's *), die treue Pflegemutter der Kinder de Ruiter's. Um ſie her ſpielten die Kinder des Seemanns, und während ihr Blick voll Zärtlichkeit auf die lieblichen Geſtalten fiel, die faſt Alle das Ebenbild ihrer reizenden Mutter waren, konnte ſie einen Seufzer nicht unterdrücken, der ſich ihrer Bruſt entrang und Gefühle zu offenbaren ſchien, die bisher in der Tiefe ihres Herzens ſchlummerten.

Da trat de Ruiter ein; ernſt, gedankenvoll, auf der Stirn eine Wolke des Trübſinns, die dort heimiſch war, ſeit er dem Todbette ſeiner geliebten Cornelia den Rücken wandte. Theilnehmend ging ihm die Freundin entgegen: „Ihr ſeyd bekümmert, de Ruiter!"

„Die Zeit iſt ſo ernſt", entgegnete der Seemann, „daß ſich zum Frohſinn keine Veranlaſſung findet. Habt Ihr nicht von unſerer ſchmählichen Niederlage vernommen? Die unſelige Uebereilung van Tromp's koſtet uns eine Anzahl unſerer beſten Schiffe; die Generalſtaaten ſind in der größten Aufregung, nicht minder das Volk; ſie verlangen Beſtrafung ...."

„Iſt es möglich!"

De Ruiter lächelte bitter: „Vergeſſen ſind alle ſeine Siege, vergeſſen die Wunden, die er im Kampfe für die Freiheit der Niederlande empfing; das iſt Volksgunſt! Er liegt danieder im verzehrenden Fieber und vermag nicht, ſich zu vertheidigen. Wenn unſer eigenes Bewußtſeyn nicht wäre, wer möchte noch dieſem Volks-Götzen dienen."

„So habe ich es doch am Ende gut gemacht, als ich Euch das Wort abnahm, fortan den Seedienſt aufzugeben und nur Euren Kindern und Euren Freunden zu leben. Ihr habt genug gethan und geſchafft; überlaßt es nun Anderen, das Unebene wieder auszugleichen."

„Nein, Frau Anna, Ihr ſeyd im Irrthum. Wenn ich auch den Stachel des Undanks empfinde, ſo kann ich doch nicht gleichgültig ſeyn gegen das Leid, das uns heimſucht. Jetzt thun Männer noth, die den Muth und die Kraft haben, den Jammer zu enden und Holland die Genugthuung zu verſchaffen, die ihm gebührt. Ich fühl's, daß dieſer Muth in mir lebt, daß mir vielleicht das Glück beſchieden wäre, die Schmach von unſerer Flagge zu nehmen, und muß hier unthätig mich verzehren, weil ich nicht wortbrüchig werden will und Ihr mir mein Wort nicht zurückgeben wollt."

Anna ſprach mit bewegter Stimme: „Hört mich, de Ruiter. Als ich noch ein Kind war, verlor ich bereits meinen Vater; er fiel auf offener See in einem Kampfe gegen Frankreich; meine Zwillingsbrüder, die den Vater begleiteten, blieben an ſeiner Seite. Unſer Haus war verwaiſt: die Mutter ſtarb aus Gram. Als mir mein Gatte die Hand zum Ehebunde reichte, war es tiefer Winter; das kommende Frühjahr ſchmolz die Eisdecke der Maas, er ging in See, und meine Augen haben ihn nie wiedergeſehen. Nun erſcheint Ihr, der Gatte meiner Jugendfreundin, mir ſeit lange theuer und werth; Ihr werbt um meine Hand. Darf ich ſie Euch reichen? Muß ich nicht zittern, Euch zu verlieren, wenn wir von dem Altar zurücktreten? Ach, mein Freund, dürft Ihr mich ſchelten, daß ich ängſtlich einen Schimmer des Glückes zu erhaſchen ſuche, weil es mich bis heute floh, ob ich gleich mitten im Schooße des Reichthums ſchwelge und der Gegenſtand vielfachen Neides bin?"

Haſtig trat ein junger Offizier ein, der zu dem Stabe des Admirals van Tromp gehörte: „Verzeiht, Myvrouw, mein unbeſcheidenes Eintreten. Ich ſuche Herrn de Ruiter; Herperts van Tromp verlangt nach ihm. Der arme Admiral iſt ſehr krank; ich bitte Euch, Herr, geht ſo bald als möglich zu ihm."

„Sogleich! Ich komme ſogleich!" rief de Ruiter. Er reichte Anna van Geldern die Hand und ſah ſie bedeutungsvoll an; ſie ſenkte den Blick zu Boden. Der Vater küßte herzlich ſeine Kinder und entfernte ſich in Begleitung des Offiziers.

Eine Stunde ſpäter meldete ein Diener den Deputirten von Vliſſingen, Herrn Cornelius Lampſin **). Anna entfernte die Kinder und ging dem geehrten Gaſt des Hauſes entgegen.

„Gott grüße Euch, Frau Anna!" ſprach der Greis. „Ich würde ſagen, er ſchenke Euch einen frohen Tag, wenn ein wahrhafter Niederländer in ſo bedrängter Zeit an frohe Tage denken dürfte."

„Ihr kommt aus der Sitzung der Herren Staaten, mein väterlicher Freund, und ſeyd gewiß ſehr ermüdet?" fragte Anna beſorgt, ſich mit liebenswürdiger Geſchäftigkeit für ihn bemühend. „Setzt Euch in dieſen Seſſel und bedient Euch dieſer Erfriſchungen. Was bekümmert Euer Herz, mein edler Freund? Schüttet Euren Kummer aus; Ihr wißt, ich bin Euch innig ergeben und, wie Ihr, eine treue Freundin unſeres gemeinſamen Vaterlandes."

Cornelius Lampſin blickte ſie mit einem trüben Lächeln an: „Und doch handelt Ihr gegen Holland als ſein gefährlichſter Feind."

„Ihr ſcherzt, Vater Lampſin."

„Keineswegs. Wir ſehen uns nach einem Mann um, der in dieſer Zeit der Bedrängniß die Ehre unſerer Flagge wahren ſoll. Van Tromp hat das öffentliche Vertrauen für dieſen Augenblick verſcherzt, und außer ihm iſt nur Einer, der es vermag, uns Rettung zu bringen. Dieſer Eine iſt Michael de Ruiter."

„O nicht doch, edler Herr! Holland hat viel tapfere Offiziere, Alle geſchickt genug, Eure Flotten zu führen und den Kampf mit dem Feinde des Landes auf Tod und Leben zu beſtehen. Wollt nicht ſelbſt Euren Reichthum ſo ſehr verkennen."

„Daß ich es Euch nur ſage, Frau Anna!" entgegnete Cornelius Lampſin. „Die Herren Staaten ſind faſt einſtimmig der Meinung, daß keinem Seemanne der Oberbefehl unſerer Flotte beſſer anvertraut werden könne, als ihm, und in der morgenden Sitzung wird dieſer Gedanke ins Leben treten. Ich kann Euch ſagen, daß das Patent ſchon unter der Hand ausgefertigt iſt und nur der Unterſchrift harrt. Beſinnt Euch wohl, was Ihr thut. In Eurer Hand liegt viel."

Anna warf ſich in die Arme des Greiſes, der an ſie herangetreten war und zutraulich ihre Hand gefaßt hielt: „Was verlangt Ihr von mir!"

„Muth, meine Tochter! Der Mann, den Ihr im Herzen tragt, gehört nicht Euch allein; er gehört dem Vaterlande. Ich weiß, Ihr habt von ihm gefordert, der Seefahrt zu entſagen, und wollt ihm nach beſtandenem Probejahr Eure Hand reichen. Ihr werdet nicht wollen, daß man ihn für feig halte, oder daß er Euch wortbrüchig werde. Ueberlegt es wohl, meine Tochter! und Ihr werdet gewiß das Rechte wählen."

Er drückte ihre Hand und entfernte ſich. Anna van Geldern blieb in tiefer Betrübniß zurück. Sie überließ die Kinder der Sorge ihrer Dienerin und verſchloß ſich weinend in ihrem Kämmerlein. Als de Ruiter am Abend kam, um ſie zu beſuchen, erfuhr er von ihrem Hausdiener, daß Myvrouw unwohl ſey und keinen Gaſt bei ſich empfangen könne.

* * *

Die Kommiſſion der Generalſtaaten, welche mit der Leitung der Marine-Angelegenheiten beauftragt war, hatte ſich bereits am anderen Morgen früh verſammelt und eine endliche Schlußberathung gepflogen. Gegen Mittag ward die Sitzung geſchloſſen. Sogleich verbreitete ſich das Gerücht, die gegen England beſtimmte Flotte werde mit dem nächſten von dem Texel auslaufen, und zu ihrem Führer ſey de Ruiter beſtimmt. Dies verbreitete eine freudige Bewegung unter den Seefahrern aller Klaſſen, denn der ehemalige Seilerjunge von Vliſſingen ſtand in großem Anſehen bei den Offizieren und Matroſen der Flotte, und Jeder hielt es für ein Glück, unter ſeiner ruhmwürdigen Flagge zu kämpfen.

„Laßt uns zu ihm hin!" riefen Einige, und kaum war dieſe Aufforderung ergangen, als ſich mehrere Haufen bildeten, die nach dem Hauſe des Seemanns zogen und zu ſeiner Ehre ein dreifaches Hurrah erſchallen ließen. Er trat unter die Menge, bot ihnen die Hand, und des Hutſchwenkens ward kein Ende.

„Friſch, de Ruiter! Friſch!" riefen Einige. „Hole uns unſere geſtrandeten Schiffe wieder, die der van Tromp in den Duyns hat ſitzen laſſen."

„Ja! Macht es wieder gut! Es war eine Schande für den Tromp ..."

„Halt!" rief de Ruiter erglühend. „Wer wagt's, einen ſo wackeren Admiral zu ſchmähen? Kommt Ihr zu mir daher, um mich zu beleidigen, indem Ihr einen braven Seemann ſcheltet? Van Tromp iſt ein Ehrenmann! Was auf ſeinem letzten Zuge vorgefallen iſt, müſſen wir erſt von ihm ſelbſt hören; er aber liegt krank danieder und kann ſich nicht vertheidigen. Iſt' recht, einen wehrloſen Mann zu ſchelten? Schämt Ihr Euch nicht!"

Die Seeleute ſchwiegen.

„Giebt's einen ruhmwürdigen Tag in der Geſchichte unſerer Flotte, an welchem er fehlte? Wer ſiegte bei Gibraltar? Wer gewann die glänzende Schlacht auf den Godwins? Wer jagte die franzöſiſche Flagge in die Flucht?"

„Van Tromp! Alles van Tromp!" riefen einige Matroſen.

„Ich hab's gleich geſagt!" rief ein Bootsmannsmaat, „ſie ſollten das ungewaſchene Maul halten; ſie verſtünden von dergleichen nichts und hätten zur See nichts zu thun, als ihre Ration Genever zu trinken und tüchtig zuzuſchlagen. Mit Vergunſt, Capitain de Ruiter! Wollt Ihr wohl mit einſtimmen? Ein Hurrah für Herperts van Tromp! Heda, Ihr Alle! friſch! Hurrah!"

Einer kleinen Anzahl von Bürgern, die eine Deputation der Generalſtaaten geleitete, war es unterdeſſen nicht ohne Mühe gelungen, ſich durch die Maſſe der Seeleute Bahn zu machen, und die Deputirten ſtanden dem Seemanne zur Seite.

„Ei, ei! mein werther Herr!" ſagte Cornelius Lampſin, ſcherzhaft drohend. „Was iſt dies? Während wir mit allem Eifer für Ordnung und Ruhe ſorgen, ſammelt Ihr ganze Volkshaufen und laßt die Straßen ſperren, alſo, daß man kaum zu Euch gelangen kann? Wie wollt Ihr es verantworten?"

„Nun liebe Herren! Wenn der Michael mit ſeinen braven Matroſen ſpricht, ſteht es um die Niederlande eben nicht ſchlimmer."

„Weiß es!" entgegnete Lampſin und fuhr mit lauterer Stimme fort: „So recht, Ihr Männer. Es iſt ein gutes Zeugniß, wenn die Matroſen zu ihren Offizieren halten. Einer kann ohne den Anderen nicht beſtehen. So haltet Ihr es auch mit de Ruiter, und wenn das Vertrauen der Staaten ihn wieder an Eure Spitze ſtellen ſollte ...."

„Habe ich es nicht geſagt!" unterbrach der Bootsmannsmaat den Deputirten. „De Ruiter geht wieder zur See, und wir mit ihm. Hurrah!"

„Werthe Herren! Ihr ſolltet nicht unbedacht ein Wort hinwerfen", ſagte der Seemann, und ſeine Augen funkelten vor innerer Luſt. „Aber Ihr habt mir gewiß eine Botſchaft zu vermelden; erzeigt mir alſo die Ehre, mein geringes Haus zu betreten; ich folge Euch, ſobald ich noch ein Wort zu dieſen Männern geſprochen habe."

Die Deputirten traten ein, und de Ruiter wandte ſich an die Matroſen: „Beruhigt Euch, Leute, verhaltet Euch ſtill! Noch iſt nichts entſchieden, gar nichts! Sobald es ſo weit iſt, will ich kommen und es Euch ſelbſt ſagen. Seyd Ihr damit zufrieden?"

„Wir ſind's!"

„So geht an Bord, an Eure Geſchäfte! Euren Offizieren iſt die Ehre der Flagge heilig, daran glaubt, wie an Euer Evangelium, und wenn die rechte Stunde gekommen iſt, ſchlagt zu in Gottes Namen! Morgen früh um zehn Uhr auf Allhuſen's Werft ſollt Ihr hören, was geſchehen iſt!"

Er entfernte ſich, und die Seeleute gingen mit lautem Hurrah, mit Geſang und Geſchrei nach allen Richtungen hin aus einander.

---

*) Die zweite Gemahlin Michael de Ruiter's ſtarb 1650 im September.

**) Der erſte Gönner und väterliche Freund Michael de Ruiter's.

Der Seemann ward von den Deputirten mit unverstellter Herzlichkeit empfangen und ihm verkündet, daß er gemeinsam erwählt sey, um, mit dem Charakter eines Commandeurs bekleidet, die Flotte zu befehligen, welche gegen England entsendet werden solle. Schon sey das Patent ausgefertigt unterm großen Siegel, und man wolle nur noch aus seinem Munde die Einwilligung vernehmen, um es ihm unverweilt überreichen zu können.

Lampsin schloß den Freund in die Arme: „So sehe ich Euch nun auf dem Platz, Michael, auf welchem Euch zu sehen ich so lange getrachtet habe. Als alleiniger Befehlshaber einer Flotte werdet Ihr unsere kühnsten Wünsche erfüllen. Seht nicht hinter Euch, seht vorwärts! Denkt Eurer Jugend und des Thurmes von Vlissingen." *)

„Ich gedenke", sprach de Ruiter. „Wenn ich Euch sagen könnte, was jetzt in mir vorgeht! Aber es wäre ein eitles Beginnen! Wie sehne ich mich hinaus, um mich mit diesen wortbrüchigen Engländern zu messen. Und doch, wenn ich es erwäge, muß ich Bedenken tragen, darf mich noch nicht entscheiden ...."

„Was sagt Ihr?" fragte Cornelius ernst.

„Ihr wißt es ja! Ich gab ihr mein Wort."

„Das will ich nicht gehört haben", sagte der Deputirte, zurücktretend. „Ihr habt unsere Botschaft vernommen, Ihr werdet das Zutrauen des ganzen Landes nicht gering achten und die Person, so wir erwählt, Euch das Patent zu überreichen, nicht zurückweisen."

Die Thür öffnete sich, und Anna van Geldern trat im vollen Schmuck ein. De Ruiter traute seinen Augen kaum, als sie erschien, glänzend schön, mit lebhaft gerötheten Wangen und einem verschämten Lächeln auf den Lippen. Sie trat zu dem Freunde und reichte ihm die Hand:

„Michael de Ruiter! Ich gebe Euch Euer Wort zurück!"

„Wie! Ist es möglich!"

„Ich war eine Thörin, als ich es von Euch verlangte. Ich wähnte, Ihr wäret ausschließlich der Meinige; Ihr gehört dem Vaterlande. Hier, mein Freund, nehmt das Papier; es ist das Ehrengeschenk Eures Vaterlandes."

De Ruiter empfing das Patent: „Ich nehme es mit einem Gefühl der Freude, aber auch der Wehmuth. Ich gewinne an Ruhm, aber Euch verliere ich vielleicht."

„Nein! nein!" rief Anna lebhaft. Sie schaute um sich her. Cornelius Lampsin hatte sich mit den Uebrigen in der Stille entfernt. „Wir sind allein! Hier ist meine Hand, ich bin bereit, zu jeder Stunde vor den Altar mit Euch zu treten."

„Sey es denn, wenn ich siegreich aus der Schlacht wiederkehre; dann reicht Ihr mir den schönsten Lohn."

„Denkt nicht ungleich von mir", sprach Anna von Geldern mit leisem Zagen, „wenn ich unsere Vereinigung fordere, ehe Ihr in den Kampf geht. Es werden Siegesbotschaften kommen, dann muß ich den Leuten sagen können, daß ich ein Recht habe, stolz auf Euch zu seyn; es kann ein Unglück über Euch verhängt werden, eine feindliche Kugel kann Euch treffen, dann soll eine liebende Gattin um Euch weinen. Seyd Ihr mit mir einverstanden?"

„Ich bin glücklich über alles Maaß. Die Leere in meinem Herzen ist ausgefüllt; ich habe ein treues Weib, meine Kinder haben eine liebende Mutter."

„Geleitet mich nun nach Hause, mein Freund! Dort habe ich unsere Angehörigen versammelt, um Zeugen unseres Verlöbnisses zu seyn. Dann mag die Hand des Priesters uns vereinigen, dann geht Ihr an Bord und dann — o, de Ruiter, macht nicht, daß dieses Haupt noch einmal der Witwenschleier verhüllt."

Sie sank weinend an seine Brust; der Seemann schloß sie fest in seine Arme.

Und hätten in diesem Augenblick die englischen Geschütze gedonnert, er hätte sie nicht vernommen.

Mannigfaltiges.

— Französische und deutsche Geschichtschreibung. Wenn es darauf ankömmt, deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur mit französischer zu vergleichen, so werden wir weder das Urtheil eines Franzosen noch das eines Deutschen als maßgebend betrachten dürfen, denn des Einen wie des Anderen Meinung ist durch Vaterlandsliebe, oder durch Erziehung, Gewohnheiten und Gleichheit anderer Verhältnisse für den heimischen Autor mehr oder weniger bestochen. Ein englisches Urtheil ist vielleicht in dieser Beziehung das unparteiischste, denn wenn der Engländer einestheils durch politische Sympathieen, durch das in beiden Völkern vorherrschende Gefühl der bürgerlichen Freiheit und der nationalen Selbständigkeit zum Franzosen sich hingezogen fühlt, so ist er doch andererseits dem Deutschen näher verwandt durch Geist und Charakter, wie durch Sprache und Schreibart, so daß er gewissermaßen zwischen beiden Nationen, zwischen Franzosen und Deutschen, steht. Ueberdies besitzen die Engländer bekanntlich die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber der neueren Zeit, und so hat denn ein englisches Urtheil, das wir hier aus der British and Foreign Review mittheilen, ein vielseitiges Interesse, wenn wir es auch nicht überall als richtig anerkennen mögen:

„Frankreich ist es", sagt der Reviewer, „wo wir die Wissenschaft der Geschichte zu suchen haben. Deutschland erzeugt Monographieen von wunderbarer Gelehrsamkeit und durchdringendem Verstand; Frankreich allein jedoch wird das Vaterland der Geschichtschreibung seyn. Deutschland hat nicht soziale Umwandlungen genug erfahren; es hat den europäischen Revolutionen viel mehr zugesehen, als daran Theil genommen; kurz, es ist kein politisches Land. Frankreich dagegen nimmt gleichzeitig in politischer wie in sozialer Hinsicht einen hohen Rang ein. Es hat die Erfahrung der verschiedensten Regierungsformen gemacht; es ist das Opfer einer Masse politischer Irrthümer gewesen. Mehr als irgend ein anderes Land in Europa weiß es den ruhigen Fortschritt zu würdigen, denn seine Vergangenheit ist nur zu reich an Unbilden und Mißbräuchen, während es doch auch die Gefahren übereilter und unüberlegter Reformen kennen gelernt hat. Die politischen Parteien, von denen es zerrissen wird, suchen stets in der Vergangenheit Argumente für sich und Unglücksweissagungen für ihre Gegner, und wenn ihre Forschungen auch nicht immer ihrer Sache von Nutzen waren, so ist doch dadurch dem Studium der Geschichte eine außerordentliche Regsamkeit verliehen worden. Der deutsche Geist, wie umfassend, scharfblickend und geduldig er auch seyn möge, ist doch viel zu sehr mit den unlösbaren Problemen der Ontologie beschäftigt, um von der historischen Wissenschaft eine richtige Idee zu haben. Die Werke Niebuhr's und Savigny's haben einen außerordentlichen Einfluß geübt, aber sie sind nicht sowohl Geschichtswerke als gelehrte Abhandlungen. Niebuhr hat das Leben der Vergangenheit nicht dargestellt, ja er hat den wahren Sinn desselben nicht einmal begriffen.

„Und was die Philosophen betrifft, so bleiben sie in dieser Beziehung noch hinter den Historikern zurück: Letztere stellen sich doch wenigstens vor das große Buch der Vergangenheit und lesen darin einige Seiten; Erstere aber haben nur die sibyllinischen Bücher der Ontologie vor sich, deren geheimnißvolle Charaktere zu entziffern ihr letztes Resultat ist. Man braucht nur Hegel's „Philosophie der Geschichte" zu lesen, um sich zu überzeugen, daß alle Versuche, die Wissenschaft der Geschichte mit Hülfe der Methoden a priori zu konstruiren, vergebliche geblieben. Die „Philosophie der Geschichte" ist in ihrer Art unbezweifelt ein Werk ersten Ranges, eine vortreffliche Probe der geistreichsten Theorieen, die voll der überraschendsten und anziehendsten Bemerkungen, deren Grundlage aber ein Irrthum ist. Hegel beschränkte sich darauf, die charakteristischen Züge der Vergangenheit zu skizziren und seine historischen Abtheilungen vorzuzeichnen; vergebens aber blicken wir nach einem positiven Gesetz, das auf den Grund dieser mehr oder weniger zulässigen Thatsachen zu erbauen wäre. Auf unsere Fragen wird uns zwar erwiedert, daß jede Geschichts-Epoche nur die Manifestation einer Phase der Idee sey, doch es bleibt dann immer noch die Frage, woher man das wisse. Hierauf wird uns geantwortet, es sey dies eine nothwendige Folge der philosophischen Formel, der Idee des Systemes, und diejenigen, die das letztere anerkennen, werden auch durch nachstehende Erklärung der Vergangenheit, wie sie Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" giebt, vollkommen befriedigt seyn: „Der „Orient wußte und weiß nur, daß Einer frei ist; die griechische und römische „Welt, daß Einige frei seyen; die germanische Welt weiß, daß Alle frei „sind; die erste Form, die wir daher in der Weltgeschichte sehen, ist der „Despotismus, die zweite ist die Demokratie und Aristokratie, die „dritte ist die Monarchie." — Geben wir nun auch einen Augenblick zu, daß dieser Satz richtig sey, welche Folge könnte daraus gezogen werden? Würde uns wohl ein Buch, ganz angefüllt mit solchen Betrachtungen, dazu dienen, den geheimnißvollen Schleier der Zukunft zu lüften? Wie alle Begründer ontologischer Theorieen der Geschichte, begeht Hegel die Ungerechtigkeit, einen Zug — man gestatte uns diesen Vergleich — eines Gesichtes zu skizziren und dann zu behaupten, er habe ein vollständiges und ähnliches Bildniß gezeichnet. Er bemächtigt sich einer Thatsache und will uns glauben machen, diese eine sey der vollständige Ausdruck aller Thatsachen, die in gleicher Weise Beachtung verdienen. So schreibt er: „Das griechische Leben „ist eine wahre Jünglingsthat. Achill, der poetische Jüngling, hat es „eröffnet, und Alexander der Große, der wirkliche Jüngling, hat es zu „Ende geführt." — Dergleichen Bemerkungen wären in einem Gedichte schön zugleich und wahr; in einer „Philosophie der Geschichte" sind sie es jedoch nicht.

„Schließt man demnach von der Philosophie auf die Geschichtschreibung, so darf man behaupten, die Deutschen werden mit ihren heutigen Methoden niemals dazu gelangen, eine Wissenschaft der Geschichte zu schaffen. Mehr dagegen ist von den Franzosen zu hoffen. Letztere besitzen weder jene maßlose Leidenschaft der Speculation, noch jene Vorliebe für das Thatsächliche, welche in gleicher Weise die starke wie die schwache Seite der Deutschen und der Engländer bilden; gleichwohl wissen sie jedoch eben so die Wichtigkeit allgemeiner Ueberblicke zu begreifen, als sie gewissen geschichtlichen Ereignissen die besondere Aufmerksamkeit widmen, die sie verdienen. Der französische Geist hält eine richtige Mitte zwischen den beiden Polen des Gedankens und der That, und auch die Geschichte soll eine ähnliche Stellung zwischen der Theorie und dem Leben einnehmen. Diese Erscheinungen sind es, die uns zu der Schlußfolge berechtigen, daß in Frankreich die Wissenschaft der Geschichte geboren werden wird — wir sagen: geboren werden wird, denn noch hat sie, trotz der großen Anzahl talentvoller französischer Historiker, das Licht der Welt auch dort nicht erblickt."

*) Des Thurmes zu St. Marien, den de Ruiter in seinem dreizehnten Jahre, als er noch als Seilerjunge auf den Werften Lampsins arbeitete, erkletterte, um sich vor roher Mißhandlung sicher zu stellen; ein verwegenes Unternehmen, wodurch er zuerst die Aufmerksamkeit seines Brodherrn auf sich zog.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Beit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 21. März 1844.

Frankreich.

Jules Sandeau und George Sand.*)

Allen Freunden und Feinden der wunderbaren Frau, die sich George Sand nennt, ist es wohl hinlänglich bekannt, daß sie sich diesen Namen aus dem eines geliebten Freundes gewählt, mit welchem sie eine Zeitlang gemeinschaftlich gedichtet hat: Jules Sandeau; es ist eine eigenthümliche Ironie des Zufalls, daß sie ihm den wässerigen Theil (eau) des Namens gelassen und so passend den Sand für sich nahm, den goldenen, glühenden, morgenländischen Wüstensand, den der Ruhm in alle vier Winde getragen und den Leuten in die Augen gestreut hat, daß sie geblendet waren und die Moral nicht mehr erkennen konnten. An dieser Hüterin unseres zeitlichen und ewigen Glücks, an der Moral, hat George Sand sich nur zu oft vergangen, weil sie die Gegnerin derselben, die Sünde, zu reizend, zu schön darstellte; die Apotheosen der sinnlichen Leidenschaft mögen manches junge Auge irregeleitet, manchen reinen Sinn getrübt haben. Es scheint fast, als fühlte dies die Sand jetzt selbst; sie ist älter und ruhiger geworden, der Egoismus der Jugend, der stürmische Schmerz, das heftige Genußverlangen ist überwunden, das Streben nach Sühne, nach wohlthätiger Wirksamkeit tritt unverkennbar immer deutlicher bei ihr hervor; nicht in trockenem Moralisiren oder dunkler Kopfhängerei, sondern in inniger heller Begeisterung für das wahrhaft Schöne, für die Tugend. Sie stellt ein so echtes, lebendiges Vorbild derselben in ihrer Consuelo auf, sie hebt gerade die weibliche Reinheit als den höchsten Schatz hervor und fordert von ihrem Vorbild in den schwierigsten Lagen die makellose Erhaltung desselben, daß man die Aufrichtigkeit ihres Sühneversuches nicht bezweifeln kann. — Anders in der Ausführung, aber ähnlich in der Tendenz, legt Jules Sandeau seine Reue über sein Leben und Lieben an den Tag; er schildert mit ergreifender Wahrheit die traurigen Folgen unerlaubter Verhältnisse, die Versündigungen, welche sich die Liebe gegen die Ehe hat zu Schulden kommen lassen. Die vornehme Welt in Paris bietet ihm Stoff genug in dieser Beziehung und seine eigene Vergangenheit liefert unzweifelhaft die charakteristische Färbung, die erschütternde Wirklichkeit der Situationen dazu; denn es war aller Wahrscheinlichkeit nach Jules Sandeau, um dessentwillen George Sand den häuslichen Heerd verließ. Beide müssen eine harte Schule der Leidenschaft durchgemacht und den Kelch der Trübsal bis auf die Hefen geleert haben, da in ihren Schriften der bittere Nachgeschmack so deutlich vorwaltet. Die Sand hat in jedem ihrer Romane einen stehenden Liebhaber, der statt des Herzens ein Gemisch von Selbstsucht und Sinnlichkeit in sich trägt, an dem sie gleichsam das Rachegefühl ihrer gekränkten Weiblichkeit ausläßt; sogar in den späteren Romanen findet sich dieser Typus noch vor, z. B. in Horace, wo der Held gleichen Namens mit wahrer Meisterschaft als Urbild des männlichen Egoismus dargestellt ist, und in Consuelo ist der leichtsinnige, verderbte Anzoleto eine Abart desselben. Jules Sandeau scheint nicht minder eine kleine persönliche Rache zu befriedigen, wenn er mit grausamer Ironie die Liebe eines Weibes als eine Last und Folter darstellt; sein Roman Marianne schildert eine Frau, die ihrem Geliebten Ehre und Gewissensruhe aufgeopfert hat, ohne daß derselbe es geradezu von ihr verlangte, also gleichsam ein Aufdrängen voraussetzt, wodurch die Weiblichkeit aufs tiefste geschmäht wird. Indessen wird der Gegenstand von Mariannens rücksichtsloser Leidenschaft keineswegs geschont, sondern der Verfasser hat Billigkeitsgefühl genug, ihn als gefühlsroh und egoistisch zu bezeichnen. Die Moral dieses Romans versteht Jules Sandeau überzeugend und ergreifend herauszuheben; es ist die, daß die unglückliche Marianne wie eine Ausgestoßene umherirrt und sich verzweifelnd nach dem selbst verscherzten Paradiese des Familienlebens zurücksehnt, welches sie auf ewig verloren hat. Das Talent der Franzosen für die Detailmalerei psychologischer Wahrheiten zeigt sich in diesem Romane besonders glänzend; obwohl der Ruhm der Sand ihn hierin weit überflügelt hat, so muß man doch zugeben, daß Jules Sandeau ihr ein guter Lehrmeister gewesen seyn muß. Er weiß eine Fülle treffender Bemerkungen auf die pikanteste Weise auszudrücken; es sey zur Probe nur eine hier angeführt, er sagt: „Gewöhnlich geht es den Männern mit ihren Frauen wie mit der Gesundheit; sie nehmen keine Rücksicht darauf, sie schonen sie nicht und merken erst, wenn sie sie verloren haben, wie schwer es ist, ohne sie zu leben.“ Es liegt in diesem Ausspruch eine heilsame Lehre und zugleich ein charakteristisches Moment des Familienlebens, das wirklich so eng mit unserem Fleisch und Blut verwachsen ist, wie die Gesundheit; wer es zerstört, hat hienieden auf kein Glück und keine Ruhe mehr zu hoffen. Jules Sandeau's löblicher Zweck ist eine eindringliche Warnung gegen Verirrungen dieser Art; er predigt die wirksame Moral abschreckender Beispiele in seinen Romanen.

Einer seiner neuesten: Fernand, führt eine besonders energische Sprache, die auch wieder reich an bitteren Sarkasmen gegen das schwächere Geschlecht ist; Fernand liebte eine junge schöne Frau, aber er fühlt seine Leidenschaft täglich abnehmen, während die ihre, nach den Gesetzen des Widerspruchs im Menschenherzen, zunimmt; der Geliebte vermag seine Lage nicht länger zu ertragen; sein Gewissen erwacht in dem Maße, als seine Liebe erstirbt, er schämt sich mit edlem Schmerz der Lüge vor der Welt, des Betrugs vor dem ehrenwerthen Gatten seiner ehmaligen Geliebten, und entzieht sich ihr durch eine Reise, hat aber nicht den Muth, völlig mit ihr zu brechen, weil er fürchtet, sie zu elend zu machen, sie, die ihm so theuer gewesen, die ihm so viel geopfert. Sandeau sagt: „Man liebt noch lange mit dem Gewissen, wenn man schon längst aufgehört hat, mit dem Herzen zu lieben! Jedoch mischt sich in diese Nachliebe auch ein großer Theil von Eitelkeit; welche sonderbare Selbstüberschätzung, zu glauben, daß die Frau, die wir verlassen, nichts Anders thun könnte, als sich aus dem Fenster stürzen oder vor Kummer sterben! Die Frauen lachen unter sich darüber; sie machen sich viel weniger daraus, verlassen zu werden, als wir so gern glauben. Der Beweis ist, daß, wenn wir ihnen treu bleiben, so sind sie die ersten, die uns verlassen. Wohl ist es schwer, diese anscheinend so süßen Fesseln abzustreifen, taub zu seyn für das Schluchzen einer Ariadne, die zerreißenden Klagen einer Kalypso, aber es ist immer unsere Eitelkeit, die uns verblendet und verleitet, die Schmerz- und Zornausbrüche dieser verlassenen Schönen so ernsthaft zu nehmen; sie haben in der Regel guten Trost bei der Hand und wechseln ihre Liebe wie die Eichen ihre Blätter.“ Trotz dieser etwas rauhen Ermuthigungen, die ihm ein Freund zuruft, kann Fernand sich nicht zu einem offenen redlichen Bruch mit seiner unglücklichen Geliebten entschließen; er zieht es vor, sie hinzuhalten und vorzubereiten auf den allerdings von ihm überschätzten Verlust. Hier giebt Sandeau den Frauen eine bittere, aber sehr heilsame Lehre; die Briefe Fernand's sind die tiefsten Demüthigungen der Weiblichkeit; er sagt seinem Freunde: „Ich habe so eben an Arabella geschrieben, ich habe mein Herz so lange gefoltert, bis ich noch einige schwache Funken darin auftreiben konnte; welche Qual, ich wünsche es nicht meinem ärgsten Feinde, einen Liebesbrief schreiben zu müssen an eine Frau, die man nicht mehr liebt.“ Und als Fernand nun gar einen Brief von seiner ehemaligen Geliebten erhält, ruft er aus: „O, dieser Brief ist wie ein grausamer Gläubiger, der den höchsten Preis verlangt für einen einzigen glücklichen Tag des Vergessens“, Fernand ärndtet die traurigen Folgen seines feigen Mitleids; Arabella, durch seine künstlich Lüge und Wahrheit verwebenden Briefe getäuscht, glaubt sich noch wie sonst geliebt, glaubt, er leide durch die Trennung alle die Qualen, die sie selbst empfindet, vergißt alle Pflichten, alle Rücksichten und wirft sich in Fernand's Arme in einem Moment, wo er im Begriff ist, sich mit einem schönen jungen Mädchen zu verloben, für das sein Herz, zum vierten oder fünften Male die erste wahre Liebe empfindet. Jetzt kann Fernand die Erklärung nicht mehr aufschieben, noch zwei Worte, und Arabella wird ihre ungelegene Ankunft, ihre Erniedrigung begreifen — da öffnet sich die Thür, und der betrogene Gatte tritt ein; er scheint Fernand's Absichten zu durchschauen und zwingt ihm mit grausamer Ironie die unglückliche Arabella auf, als eine furchtbare, wenn auch unblutige Rache. In Verzweiflung reist das durch Schande zusammengeschmiedete Paar nach Italien; Arabella macht einen Versuch zum Selbstmord, als sie einsieht, wie unglücklich Fernand sich durch sie fühlt; er rettet sie, obwohl er ein Frohlocken nicht unterdrücken kann bei dem Gedanken, durch ihren Tod seine Freiheit wiederzuerlangen. Endlich stirbt Arabella an der dumpfen Qual ihres elenden Daseyns; sie schreibt voll heftiger Reue an ihren verlassenen Gatten einen Abschiedsbrief, in dem sie ihm sagt, wie vollkommen seine Rache gelungen sey, wie grausame moralische Mißhandlungen sie erlitten habe. Fernand betrauert sie aufrichtig, er kehrt in seine Heimat zurück und überläßt sich wieder der Glückshoffnung in der Liebe jenes schönen Mädchens, das auch ihm treu ergeben geblieben ist. Aber die Nemesis ist noch nicht versöhnt; am Vorabend seiner Vermählung tödtet ihn, im Duell, der beleidigte Gatte Arabellens, dessen Schmerz und Rachegefühl durch den trostlosen Abschiedsbrief derselben aufs neue zu heftig erregt worden war. So endet eine im Uebermuth und Leichtsinn begonnene Intrigue gerecht bestraft, wie es um so ergreifender wirken muß, als Fernand durchaus kein schlechter, sondern nur ein schwacher Mensch ist, in dessen Regungen, Wünschen und Handlungen sich Tausende wiederkennen könnten. Es ist in der That zu bedauern, daß fremde Erfah-

*) Vergl. Nr. 87, Jahrg. 1843.

rungen so wenig nützen, sonst würde Jules Sandeau viel Gutes stiften, viel Wege zum Abgrunde aufhalten können; nur müßte er nicht in den Fehler verfallen, wie bei Fernand, mehr Gewicht auf die Stimme der Klugheit als auf die der echten Tugend und Religiosität zu legen. Er begeht einmal die große Unvorsichtigkeit und sagt: „Liebe, Hingerissenseyn und Glück sind die Entschuldigungen für unerlaubte Verhältnisse", während er sagen sollte, es sind die täuschenden Blumen, die den Abgrund und die Schlange der Sünde verhüllen: Entschuldigung läge eher in den unausbleiblichen Dornen dieser traurigen Giftblumen, wenn davon überhaupt die Rede seyn kann. F. v. H.

Biographische Skizzen, von Mignet.

Sieyès. — Broussais.

(Schluß.)

Sieyès' Ideen wurden jedoch von Bonaparte ihrem vollen Werthe nach erkannt und größtentheils angenommen; vom Jahr 1800 bis 1814 waren alle Constitutionen nach seinen Plänen gemodelt, und Sieyès gab dem Kaiserthum seine legislativen Formen, wie er der Republik ihre Grundideen gegeben hatte. Er selbst enthielt sich jedes Antheils an der Regierung; der Kaiser ernannte ihn zwar zum Grafen, und der Senat erwählte ihn zu seinem Präsidenten, er legte aber diesen Posten nieder und lebte in stiller Zurückgezogenheit von einigen Freunden umgeben, die seine Meinungen theilten.

Das Kaiserreich hatte seine politischen Entwürfe vernichtet — die Restauration störte ihn in seinem Privatleben. Er mußte Frankreich verlassen und brachte funfzehn Jahr im Exile zu, bis die Julitage ihn in das Vaterland zurückführten. Achtundachtzig Jahre alt, starb er endlich in ruhiger Vergessenheit.

Sieyès war ein merkwürdiger Mensch, obwohl von beschränkten Fähigkeiten. Er hatte unermeßlichen Einfluß auf sein Zeitalter; er lieferte die Formeln zu den meisten damals herrschenden politischen Lehren und sah viele seiner Ideen zu Institutionen werden — dies veranlaßte ihn aber zu dem Glauben, daß nur die Ideen von Wichtigkeit seyen. Alles, was theoretisch möglich war, glaubte er auch in der Praxis ausführbar. Hieraus entstand sein halsstarriger Dogmatismus, der ihn bei jeder Krisis veranlaßte, lieber vom Schauplatz abzutreten, als seine Ansichten zu modifiziren. Wie die meisten seiner Zeitgenossen, übertrieb er die Macht der Idee und verwarf jedes Hülfsmittel, das nicht von seiner Philosophie dargeboten wurde. Obgleich er unbedingt der größte politische Denker seines Tages war, hat er nichts geschrieben, was auf die Nachwelt kommen wird.

Ein in seinem Fache eben so ausgezeichneter Mann als Sieyès, durch eben so kühne Neuerungen berühmt und von liebenswürdigerem Charakter, war François Joseph Victor Broussais. Er wurde am 17. Dezember 1772 in Malo geboren, wo sein Vater ein in hohem Rufe stehender Arzt war. Die überhäuften Berufsgeschäfte des Letzteren erlaubten es ihm nicht, sich der Erziehung seines Sohnes zu widmen, der während der ersten zwölf Jahre seines Lebens der Sorgfalt einer liebenswürdigen, aufgeklärten und zärtlich von ihm geliebten Mutter und dem nothdürftigen Unterricht des Curé überlassen wurde. Obgleich also seine regelmäßige Erziehung verzögert wurde, war die Zeit für ihn nicht verloren; er lernte Manches, was auf den Schulen nicht gelehrt wird. Vor Allem lernte er Furchtlosigkeit. Sein Vater schickte ihn oft in der Nacht über's Land, um seinen Patienten ihre Medikamente zu bringen, und da der Knabe nicht selten des Weges unkundig war, so stellte er es dem Pferde anheim, ihn nach der Hütte zu tragen, wo der Vater am Tage vorgesprochen hatte. So durchstreifte er die finsteren Straßen und öden Felder, besuchte manche übel berüchtigte Gegend und unheimliche Stätte und wurde durch wirkliche Gefahren vor abergläubischem Schrecken bewahrt. Schon damals gab er überraschende Beweise jener energischen Kühnheit, die einen Charakterzug seines reiferen Alters bildete.

Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde er nach dem Kollegium von Dinan geschickt, wo er die klassischen Studien mit Erfolg betrieb. Der träge, vernachlässigte Knabe zeigte bald, daß seine geistigen Fähigkeiten zwar unausgebildet, aber nicht geschwächt seyen; er holte nicht allein das Versäumte nach, sondern that es auch denen zuvor, die ihren Kursus weit früher begonnen hatten. Ein treffliches Gedächtniß kam ihm hierbei zu Statten, und dem freien, ungebundenen Leben, in welchem er aufwuchs, hatte er eine frühzeitige Geistesreife zu verdanken.

Er hatte seine Studien noch nicht ganz beendigt, als die Revolution ausbrach. Seine Familie war den Grundsätzen derselben zugethan, und er umfaßte sie mit aller Wärme einer jugendlichen Phantasie. Es galt jetzt zu handeln. Die Preußen waren bis Verdün vorgerückt, und bei der drohenden Gefahr eilte ganz Frankreich zu den Waffen. Der zwanzigjährige Broussais trat in eine Compagnie Freiwilliger ein, wo er zum Sergeanten ernannt wurde und mit der er an dem Vendéekriege theilnahm. In einem Gefechte mit den Chouans lieferte er einen ausgezeichneten Beweis von Körperkraft, Großmuth und Unerschrockenheit. Seine Compagnie war überfallen und geschlagen worden, und auf dem Rückzuge fiel einer seiner Kameraden, von einer Kugel getroffen, ihm zur Seite nieder. Bekanntlich wurde dieser Krieg von beiden Theilen mit der Wuth geführt, die alle Bürgerkriege zu charakterisiren pflegt — keiner gab Pardon, und der Feind war nur wenige Schritte entfernt. Der augenscheinlichen Gefahr, erreicht und niedergemetzelt zu werden, ungeachtet, hielt Broussais an, nahm seinen verwundeten Waffenbruder auf den Rücken und setzte, obwohl mit verminderter Schnelligkeit, seine Flucht fort. Die Chouans gaben Feuer, und eine Kugel ging ihm durch den Hut; er entkam aber glücklich. Als er aus dem Bereich der Verfolgenden war, legte er den Gereiteten auf die Erde nieder — zu seinem Schrecken fand er ihn aber todt. Er hatte nur eine Leiche in Sicherheit gebracht.

Eine Krankheit nöthigte ihn bald darauf, zu seiner Familie zurückzukehren, und nach seiner Herstellung beschloß er, sich, gleich seinem Vater, der Heilkunde zu widmen. In seinen medizinischen Studien machte er bald ungewöhnliche Fortschritte, und nachdem er in den Hospitälern von St. Malo und Brest praktizirt hatte, wurde er zum Wundarzt der Fregatte La Renommée ernannt. Am Vorabend seiner Abreise erhielt er von dem Maire von St. Malo einen Brief, der mit den schrecklichen Worten anfing: „Zittere, wenn Du diese Zeile lieseſt!" .... Die Wohnung seiner greisen Aeltern war von den Chouans angegriffen worden, die sie Beide ermordet und ihre Körper verstümmelt hatten! Der Schmerz und der Unwille des Sohnes waren unaussprechlich; vierzig Jahre später, schreibt Mignet, erblaßte er noch, wenn er dieses Ereignisses gedachte.

In dem Kriege mit England diente Broussais auf den Fregatten „L'Pirondelle" und „Le Bougainville": da er sich aber für etwas Höheres bestimmt fuhlte als für den Stand eines bloßen Schiffs-Wundarztes, so beschloß er nach Paris zu reisen, um dort seine Studien zu vollenden und den Doktorgrad zu erlangen. Er traf im Jahre 1799 in der Hauptstadt ein, wo er sich bald die Freundschaft des berühmten Bichat erwarb, dessen Werke in der Folge einen bedeutenden Einfluß auf seine eigenen Theorieen ausübten. Nach vergeblichen Anstrengungen, sich eine Existenz als praktischer Arzt zu verschaffen, wandte er sein Augenmerk auf die Armee und erhielt den Posten eines Médecin aide-major. Es war im Jahre 1805, als er im Lager ankam, und er begleitete die Truppen nach Ulm, Austerlitz und auf ihrem siegreichen Laufe durch ganz Europa. Broussais war mit allen Eigenschaften ausgestattet, die für einen Militairarzt erforderlich sind; kräftig, unermüdlich, furchtlos, entschlossen und mitleidig, ließ er sich durch keine Gefahren von der Ausübung seiner Pflicht zurückhalten, und mitten im Getümmel des Krieges bewahrte er die ruhige Fassung eines philosophischen Zuschauers. Bald nach Holland, bald nach Oesterreich, bald nach Italien versetzt, hatte er öftere Gelegenheit, die verschiedenartigen Wirkungen des Klima's zu beobachten und den Einfluß desselben auf die verschiedenen Krankheiten zu ergründen. Namentlich war die Schwindsucht der Gegenstand seiner eifrigsten Untersuchungen. Einen im Jahre 1808 erbetenen Urlaub benutzte er, um seine „Histoire des Phlegmasies" herauszugeben, in welcher er die Resultate seiner Beschäftigungen niederlegte und die Meinung aussprach, daß chronische Uebel mehrentheils von schlecht geheilten Entzündungs-Krankheiten herrühren. Die Entzündung, behauptete er, sey der Anfangspunkt des Uebels. Er beschrieb den Gang dieses übermäßigen Reizes, der das Blut in zu großen Quantitäten nach den entzündeten Organen hinzieht, die Functionen in Unordnung bringt, das System zerrüttet und endlich den Tod herbeiführt. Die neuen Ansichten, die er in Betreff der Lungen-Entzündungen entwickelte, waren äußerst merkwürdig; sie wurden aber durch seine Beobachtungen über die entzündlichen Krankheiten des Darmkanals in den Schatten geworfen. Er machte auf die Thatsache aufmerksam, daß dort mehrere Krankheiten ihren Sitz haben, deren Ursprung man bisher anderswo zu suchen pflegte.

Der ungewöhnlichen Verdienste seines Werks zum Trotze hatte es doch keinen besonderen Erfolg. Zu jener Zeit machten Bücher nur wenig Aufsehen; die Kriegsthaten Napoleon's verschlangen jedes andere Interesse. Der Beifall einiger ausgezeichneter Männer, unter anderen Pinel's und Chaussier's, entschädigte indessen den Verfasser für die Gleichgültigkeit des größeren Publikums. Zum Oberarzt eines in Spanien stehenden Regiments befördert, trat er heiteren Muthes die Reise nach der Halbinsel zu Fuß an, voll Vertrauen zu sich selbst und mit dem festen Entschluß, ein neues System in der Heilkunde zu gründen.

Nach dem Frieden von 1814 als zweiter Professor an dem Militair-Hospital von Val de Grace angestellt, begann er endlich die Reformen, mit denen er so lange umgegangen war, indem er seine Lehre von der physiologischen Medizin veröffentlichte. Zur Ausbildung derselben wurde er zum Theil durch einen Zufall veranlaßt, der ihn selbst getroffen hatte. Er war in Norwegen an einem heftigen Fieber erkrankt, und da seine beiden Aerzte entgegengesetzte Mittel anriethen, so beschloß er, keinem von Beiden zu folgen. In der Meinung, daß er dem Tode nahe sey, stieg er mitten im heftigsten Fieberanfall aus dem Bett, setzte sich fast nackt an sein Schreibpult und fing an, seine Papiere zu ordnen. Dieses geschah im Monat Januar, und die Straßen waren mit Schnee bedeckt. Während Broussais auf diese Art beschäftigt war, ließ das Fieber allmälig nach, und ein Gefühl der Frische und des Wohlbehagens verbreitete sich über seinen ganzen Körper. Von einem so unvorhergesehenen Resultate betroffen und gewohnt, jedes Krankheits-Symptom mit Genauigkeit zu beobachten, verwandelte er jetzt seine Unbesonnenheit in ein Experiment, öffnete das Fenster, um die kühlende Winterluft einzuathmen, und labte sich mit einem erfrischenden Trunk kalten Wassers. Er nahm in der Folge bedeutende Quantitäten Limonade zu sich und war in weniger als 48 Stunden ganz wiederhergestellt.

Das System, welches Broussais auf diesen und andere Versuche gegründet hatte, wurde von ihm zuerst in dem Lehrsaal der Rue du Foin — dem klassischen Schauplatze der Vorlesungen Bichat's — auseinandergesetzt. Er fand ein zahlreiches Publikum; das System machte Lärm; sein Ruf wuchs täglich. Die Lehre, die er verkündigte — daß nämlich alle Krankheiten von Uebermaaß oder Mangelhaftigkeit der Irritation herrühren — war neu und faßlich, und er entwickelte sie mit einer eben so seltenen als hinreißenden Beredsamkeit. Spätere Schriftsteller und die Erfahrung haben zwar bewiesen, daß es nur eine übereilte Hypothese war, die einen Theil für das Ganze nahm, aber mit allen Fehlern des Systems kann man nicht umhin, den echt philosophischen

Charakter deſſelben zu bewundern; die Hypotheſe war zwar übereilt, aber es war eine glückliche Uebereilung — einer jener genialen Irrthümer, die der Wiſſenſchaft einen Impuls geben und zur Entdeckung der Wahrheit führen.

Brouſſais erregte unterdeſſen einen Enthuſiasmus, der an die wunderbaren Erfolge der Lehrer des Mittelalters erinnerte. Der Saal in der Rue du Foin wurde bald den Zuhörern zu eng; er begab ſich nach dem geräumigen Theater der Rue des Grès und wurde bald darauf in den Stand geſetzt, ſeine Vorleſungen in dem Hospital des Val de Grace zu halten. Die mächtige Beredſamkeit des Meiſters brachte unter ſeinen Jüngern die exaltirteſten Wirkungen hervor; die Lehre von der Irritation galt für einen mediziniſchen Glaubens-Artikel, der ſeine Fanatiker und im Nothfall ſeine Märtyrer fand. Ein Umſtand, der die franzöſiſche Jugend charakteriſirt, iſt der, daß dieſe Lehre oft Zweikämpfe unter den Studenten veranlaßte.

Mit der mündlichen Entwickelung ſeiner Grundſätze nicht zufrieden, gab Brouſſais ſein berühmtes „Examen des Doctrines Médicales" heraus, in welchem er das Eigenthümliche ſeiner Regeln zuſammenfaßte und eine hiſtoriſch-kritiſche Analyſe der verſchiedenen mediziniſchen Syſteme von Hippokrates bis Pinel mittheilte. Der Erfolg dieſes Buches ſetzte den Triumphen des Verfaſſers die Krone auf und erhob ihn auf eine Zeitlang zum unbeſtrittenen Herrſcher im Reich der Heilkunde.

Die nächſte Stufe ſeiner Laufbahn wurde durch das Werk: de l'Irritation et de la Folie bezeichnet, in welchem er die Pſychologie von der Phyſiologie abhängig zu machen ſuchte. Die Idee hierzu war ſchon früher von Cabanis aufgeſtellt worden; Brouſſais wußte ſie ſeinen neuen Lehren anzupaſſen. Er trieb den Materialismus des Tages aufs Aeußerſte, indem er nichts im Menſchen anerkannte als die Organiſation und körperlichen Functionen deſſelben. Seine neue Schrift gab zu einem wüthenden Kampfe zwiſchen den feindlichen Seiten der Phyſiologen und Pſychologen Anlaß; den heftigſten Widerſtand fand ſie bei den Anhängern der eklektiſchen Schule, die zu jener Zeit aus einer Verſchmelzung der ſchottiſchen und deutſchen Philoſophie gebildet wurde.

Brouſſais, der ſich bisher den Lehrſätzen der Phrenologie widerſetzt hatte, wurde nun durch ſeine eigenen Theorieen zu ihr hingeführt. Dieſes Syſtem beſaß für ihn einen doppelten Reiz; ſeine Neuheit und die Angriffe, denen es ausgeſetzt war, nichts konnte ſeiner ungeſtümen, wißbegierigen, polemiſchen Natur erwünſchter ſeyn. Er predigte es mit gewohnter Energie und mit dem furchtloſen Dogmatismus, der ihn überall auszeichnete.

Er näherte ſich aber jetzt ſeinem Ende. Seit längerer Zeit von einem ſchleichenden und qualvollen Uebel befallen, konnte ihm ſeine Gefahr nicht verborgen bleiben, und er folgte dem Laufe ſeiner Krankheit mit demſelben kaltblütigen Unterſuchungsgeiſt, den er bei ſeinen anderen Beobachtungen an den Tag legte. Er hielt ein Journal, in welches er jede Erſcheinung, jedes Symptom eintrug und worin er die Wirkungen und Folgen derſelben vorausſagte. Auf dieſe Weiſe ſiegte der Philoſoph über den Menſchen. Die drei letzten Tage ſeines Lebens verbrachte er auf dem Lande, wo er, ſeiner zunehmenden Schwäche ungeachtet, mit der Arbeit fortfuhr. Wenige Stunden vor ſeiner Auflöſung diktirte er noch eine mediziniſche Abhandlung. Bald nachher verfiel er in einen heftigen Todeskampf; ein ſo kraftvoller Organismus konnte nicht leicht zerſtört werden — die Agonie dauerte lange. Endlich richtete er ſich im Bett auf, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, ſank zurück, drückte ſich mit faſt erſtarrter Hand die Augenlider zu und verſchied.

Korſika.

Sitten und häusliches Leben auf Korſika.

Von dem Deputirten Mermillod.

Korſika hat bei einem Flächeninhalte von 440 franzöſiſchen Quadratmeilen nur 210,000 Einwohner. Dieſe geringe Bevölkerung iſt nicht nur den Kriegen und Verwüſtungen, welche bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Land faſt unaufhörlich heimgeſucht, ſondern auch der noch jetzt unter allen Ständen vorherrſchenden Eheloſigkeit zuzuſchreiben. In einer auch noch ſo bemittelten Familie denken doch ſelten alle Söhne daran, ihrerſeits eine neue Familie zu gründen. In der Regel verheiratet ſich bloß der älteſte Sohn, um ſo für die Fortdauer der Familie und ihres Namens zu ſorgen; die anderen Brüder (ſolchen Einfluß haben bei ihnen die alten Ueberlieferungen und Gewohnheiten) ſcheinen ihre Beſtimmung nur darin zu finden, dieſem die Pflicht für Erhaltung der Ehre des Namens durch ihre Thätigkeit zu erleichtern. Seine Kinder betrachten ſie gewiſſermaßen auch als die ihrigen. Sie würden es ſich als eine Sünde rechnen, das hundertjährige Erbgut zu zerſtückeln, das vielmehr unter ihren Händen und durch ihre Thätigkeit noch einen Zuwachs erhalten ſoll. Auch hat man in Korſika auf die gleiche Vermögenstheilung der Kinder, wie ſie in Frankreich geſetzlich begründet iſt, freiwillig Verzicht geleiſtet. Die öffentliche Meinung und im Nothfall das edelmüthige Verlangen ſeiner ſich ſelbſt verleugnenden Kinder erheiſchen von dem Familienvater die Vererbung des Vermögens auf ſeinen Erſtgebornen. Dieſer iſt auch in der That der Mittelpunkt aller Sorgen, Opfer und Thätigkeit. Jede Familie bildet eine Art Stamm. Der Vater iſt gleichſam der Patriarch in demſelben; der älteſte Sohn das im voraus beſtimmte Oberhaupt. Man kann die unendliche, dieſen Familiengliedern von allen Seiten gezollte Verehrung und Liebe nicht genug bewundern; man kann nichts Erhebenderes ſehen, als das unbedingte und unbegränzte patriarchaliſche Schutzverhältniß, das aus dieſem freiwilligen Uebereinkommen ſich entwickelt. Wer nicht eine Zeit lang am heimiſchen Heerde des Korſen, in der Stadt wie auf dem Lande, zugebracht, wird ſich ſchwerlich den erhebenden und wohlthuenden Eindruck denken können, welchen jene alterthümlichen Sitten, jene gegenſeitige Selbſtverleugnung, jener Austauſch der Liebe und Hingebung machen, die auf die verſchiedenſte Weiſe zuletzt daſſelbe Ziel erſtreben, nämlich: die Ehre, den Vortheil und die Sicherheit der Familie.

Die Frauen tragen zu dieſem Zwecke auf eben ſo verdienſtliche Weiſe bei. Mit der Erziehung der Kinder, mit der Sorge für das Hausweſen, im Nothfall auch mit Arbeiten außer dem Hauſe beſchäftigt, haben ſie von den Vergnügungen und Feſtlichkeiten nach unſeren Begriffen gar keine Vorſtellung.

Die Mutter iſt die Matrone und Hüterin des Hauſes; während ſie theils durch ihre Sorge und Thätigkeit für die Familie, theils durch Religions-Uebungen, die ſie übrigens mit nicht zu großer Andacht verrichtet, ihr Tagewerk und ihre Beſtimmung zu erfüllen glaubt, ſcheint ſie ſich als ein dem Mann untergeordnetes Weſen zu betrachten, und weit davon entfernt, wie die Frauen auf dem Kontinent, gegen die ihr von Geſetz und Sitte auferlegte Ungleichheit der Geſchlechter zu eifern, geräth ſie vielmehr (wie ich als Augenzeuge verſichern kann) in Erſtaunen darüber, daß unſer Geſetzbuch ihrem Geſchlecht Rechte bewilligt habe, die ihr gegen die Natur der Dinge zu verſtoßen ſcheinen.

Auch die in dieſen herkömmlichen Grundſätzen erzogenen Töchter finden es ganz natürlich, daß ſich die älterliche Sorgfalt und Liebe vorzugsweiſe ihren Brüdern zuwendet, und daß ſie ſelbſt eine unbedeutende Rolle ſpielen, weil ſie zur Fortdauer und Ehre des Namens der Familie nichts beitragen können. Ihr Beruf beſchränkt ſich darauf, in der häuslichen Wirthſchaft an die Hand zu gehen und durch ihre Arbeit zum Auskommen der Familie beizutragen, falls dieſe nicht reich iſt. Für ſie giebt es keine Gütertheilung: hinſichtlich ihrer hat die genueſiſche Geſetzgebung ihre vollkommene Gültigkeit behalten. Man beſchränkt ſich bei ihrer Verheiratung darauf, ihnen eine dem Vermögensſtande des Hauſes angemeſſene Mitgift zu geben, und im Allgemeinen nähert ſich dieſelbe möglichſt dem Antheile, der ihnen nach dem ſonſt gewöhnlichen Gebrauch billigerweiſe zukommen würde. Zwar könnte wohl der Schwiegerſohn nach dem Tode der Aeltern eine genauere Rechnungslegung und eine vollkommene Befriedigung verlangen; beinahe beiſpiellos aber iſt es, daß er hierzu ſeine Zuflucht nehme; ſtillſchweigend hat er bei ſeiner Verheiratung die Bedingungen anerkannt, welche die Sitte ihm auferlegte, und eine Art Gericht der öffentlichen Meinung würde ſich ſeinen Anforderungen entgegenſtellen.

Doch auch zu Gunſten der Mädchen von Seiten ihrer Brüder ſelbſt zeigt ſich nicht ſelten jene von Stolz begleitete Hingebung, die den korſiſchen Familien ſo eigenthümlich iſt. Häufig kann man wahrnehmen, wie ſie, um ihre Schweſtern zu verſorgen, ihren perſönlichen Vortheil ganz bei Seite ſetzen, ſchweren Opfern ſich unterziehen und die Gründung ihres eigenen Hausſtandes aufſchieben; und wenn der Fall eintritt, daß die Schweſtern Witwen werden oder ſonſt Unglück ſie heimſucht, ſo ſteht ihnen jederzeit der heimiſche Heerd wieder offen, ohne daß ſie nöthig hätten, um ihre Wiederaufnahme zu bitten, und ohne Demüthigung, ohne erwartete Dankbarkeit; ſo ſehr ſcheint ihnen dies in der Natur der Sache zu liegen und als ſich von ſelbſt verſtehend, da ſie ja doch von demſelben Blute ſind und bei ihnen der Grundſatz gilt: Alle für Einen, und Einer für Alle.

Uebrigens iſt der Einfluß der Frauen, wenn auch nicht ſo geräuſchvoll ſich breit machend und unausweichlich, wie bei den unſeren, darum nicht minder vorhanden und anerkannt. Bei faſt allen Vorfällen von einiger Bedeutſamkeit wird es der Korſe, unbeſchadet ſeiner Würde, nicht gern unterlaſſen, den Rath und die Anſicht ſeiner Lebensgefährtin einzuholen. Ich habe es aus dem Munde des Biſchofs von Ajaccio ſelbſt, daß es ihm auf ſeinen geiſtlichen Rundreiſen durch den Einfluß der Frauen oft geglückt ſey, Feindſchaften ein Ziel zu ſetzen, gegen welche er mit allen ſeinen ſonſtigen Bemühungen nichts hätte ausrichten können.

Man wird einſehen, daß in einem Lande, in welchem die Civiliſation nur langſam vorſchreitet, die weibliche Erziehung, zumal in den unteren Ständen, noch Vieles zu wünſchen übrig laſſen muß; auch kann man den ſeit einigen Jahren unternommenen Verſuchen, die Mädchen wenigſtens an der Wohlthat des Elementar-Unterrichts Theil nehmen zu laſſen, insbeſondere aber der Stiftung von Schulen, die unter der Leitung der ſogenannten Schweſtern ſtehen, einer Stiftung, deren guter Erfolg in kurzer Zeit alle Erwartungen übertroffen hat, ſeinen Beifall nicht verſagen. Außerdem beſtehen in Baſtia und Ajaccio einige Erziehungs-Anſtalten für Zöglinge aus den höheren Ständen; mehrere Familien endlich ſchicken ihre Töchter in Anſtalten ähnlicher Art nach Frankreich oder Italien.

Die männliche Bevölkerung hat im Unterricht bei weitem bedeutendere Fortſchritte gemacht; man kann ſogar die Behauptung aufſtellen, daß man in Korſika verhältnißmäßig eine weit größere Anzahl von Männern findet, welche Elementarkenntniſſe beſitzen, als in Frankreich ſelbſt. Man iſt erſtaunt, wenn man ſelbſt in den entlegenſten und wildeſten Thälern und Gegenden der Inſel gewöhnliche Hirten fertig leſen und ſchreiben ſieht. Dieſes Erſtaunen wird durch die Beobachtung noch erhöht, daß ſie ſich alle in ihrer Sprache und bei ihren Rechnungen der Zählung nach Mètres und des Dezimalſyſtems bedienen, mit welchem man bei uns nur ſchwer und erſt allmälig ſich befreundet hat. Dies läßt ſich übrigens daraus erklären, daß ihre Vereinigung mit Frankreich beinahe gleichzeitig mit der Einführung jenes Syſtems ſtattgefunden hat, und daß es ihnen, einmal gezwungen, die von den Genueſern bei ihnen eingeführten Anordnungen und Einrichtungen aufzugeben, um ſo leichter wurde, die neuen von den franzöſiſchen Nationalverſammlungen verfügten Vorſchriften ohne Weiteres anzunehmen.

In den Küſtenſtädten und überall ſonſt von nur einigermaßen gebildeten Perſonen wird mit gleicher Leichtigkeit franzöſiſch, italiäniſch und korſiſch geſprochen; letzteres iſt eine abſcheuliche Mundart, die der noch abſcheulicheren Ausſprache wegen nur ein geübtes Ohr verſtehen kann.

Wer nicht den Vorzug beſitzt, aller dieſer drei Sprachen mächtig zu ſeyn, ſpricht wenigſtens korſiſch und italiäniſch; und auf einer ſehr niedrigen Stufe der Bildung müſſen diejenigen ſtehen, deren Sprachkenntniſſe ſich nicht über ihr Kauderwälſch erſtrecken. Viele von denen, welche einer älteren Generation angehören, haben in den berühmten Schulen Italiens ihre Studien gemacht; und man wird es deshalb leicht begreifen, warum, abgeſehen von den Banden, welche ſie ſo lange Zeit an dieſes Land feſſelten, abgeſehen ferner von dem Verkehr und den Verbindungen, welche ſie mit den Haupthäfen deſſelben fortwährend unterhalten, die italiäniſche Sprache und Literatur einen Haupttheil ihrer Kenntniſſe ausmacht.

Ich kann hierbei nicht unerwähnt laſſen, daß ich in mancher mehr wegen der Sittenrohheit ihrer Einwohner als wegen der geiſtigen Bildung derſelben in Ruf ſtehenden Stadt oder in manchem wie eine Oaſe in der Wüſte im Gebirge verſteckt liegenden Marktflecken auf Menſchen geſtoßen bin, deren mannigfache Kenntniſſe den Neid vieler Gebildeten des Kontinents erregen würden.

Es fehlt nichts, als eine beſſere Pflege des Gymnaſial-Unterrichts, um merkwürdige Fortſchritte herbeizuführen. Denn der Korſe beſitzt in der That eine ſo ſchnelle und lebhafte Auffaſſung, daß der Unterricht nur wenig zu thun hat und eine geringe Anleitung genügt, um ſeine reichen Anlagen zu entwickeln. Schon wird den unteren Ständen durch die Frères de la doctrine chrétienne ein Unterricht zu Theil, deſſen Erfolge beinahe wunderbar ſind. Leider haben die kleine Zahl derer, über welche bisher dieſer Orden zum Beſten der Inſel hat verfügen können, und die geringen Gemeinde-Mittel noch nicht geſtattet, ihre Schulen in erwünſchter Zahl zu vermehren.

Die möglichſte Ausbreitung dieſer geiſtlichen Geſellſchaft ſo wie der Militair-Garniſonen (was allerdings komiſch und paradox klingt) thut dieſem Lande Noth und iſt das rechte Mittel, um zur Civiliſation und zum Fortſchritt den Keim zu legen, franzöſiſche Sprache, geſelliges Leben, Sitten, Induſtrie und geiſtige Bildung daſelbſt einzubürgern und manche Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheile zu verdrängen; denn keiner der übrigen Stände lebt in ſolchem Grade im täglichen Verkehr und in genauer Verbindung mit der Maſſe des Volks, iſt in alle Lebensverhältniſſe deſſelben ſo eingeweiht und übt einen ſo nachhaltigen Einfluß auf daſſelbe, als der Lehrer und der Soldat. Für den Sekundär-Unterricht giebt es in Korſika drei Anſtalten: zwei Gemeindeſchulen in Ajaccio und in Calvi und ein königliches Gymnaſium in Baſtia. Letzteres iſt erſt ganz kürzlich geſtiftet, und zwar auf Anregung und Antrieb des Herzogs von Orleans, der ſich überhaupt bei ſeinem kurzen Beſuch der Inſel das ſchönſte und bleibendſte Denkmal in den dankbaren Herzen der Einwohner geſetzt hat.

(Schluß folgt.)

England.

Ueberſetzungen aus dem Deutſchen.

Aus Aachen ſind uns von einer daſelbſt lebenden engliſchen Dame nachſtehende ſehr gelungene Ueberſetzungen zugeſandt worden, die auch in größeren Kreiſen Intereſſe erwecken dürften.

Song.

Translated from the German of Wolfgang Müller, by Mrs. Miles.

My noble bird, my noble bird
Whose pinions never fail,
My message take, my message take
Far far o'er hill and dale.

A poet speaks, a poet speaks
Serene the air shall be,
And spring's soft breath and sunny beams
Shall go along with thee.

Seek thou the East, the banks of Rhine
Thither direct thy wing,
And greeting to a constant heart
From one that loves her bring.

At a high window she'll be found
Mid Myrtle blossoms bright
For oft she gazes towards the west
Impatient for thy sight.

Tell her, that though I happy seem
And join in dance and song,
My thoughts each moment as they flow
To her alone belong.

Then haste my bird, my noble bird
Whose pinions never fail,
And say her thus: I love but thee
But thee o'er hill and dale.

Aix la Chapelle, Nov. 1843.

The Serenade.

From the Sterbeklänge of Uhland, translated by Mrs. Miles.

And who has thus my slumbers broken
With minstrel strains so sweet?
Oh mother dear, say, who comes here
So late thy child to greet?

Sleep on my child, I nothing see
But thy blue eye so mild,
I nothing hear, no sound is here
Sleep on my suff'ring child.

No earthly music meets my ear
No earthly form my sight,
To distant halls an angel calls
O mother dear good night.

Sailors Song.

From the German of Platen, translated by Mrs. Miles.

Oh happy day — reserved by fate
When will you dawn for me?
When my dear home, my long left home
Before me I shall see?

Oh haven! where my weary boat
May rest securely kept,
Oh Maiden! who to honour me
Perchance one tear has wept.

Remember'st thou thy sacred oath?
And holdst thou sweet thy word?
Then adverse fate pursue me not
Nor say that hope has erred.

For still I'll trust, we'll meet again!
Then tarrying watch the sea,
And if a pennon distant waves
That flag belongs to me.

Mannigfaltiges.

— Sprachreinheit betreffend. Die Herausgeber der in Ulm erſcheinenden „Zeitintereſſen" haben alle andere deutſche Zeitungen und Zeitſchriften aufgefordert, ſich mit ihnen zu verbinden, um „ſich des Gebrauchs der deutſchen Sprache in ihrer Reinheit zu befleißigen, ihren ganzen Einfluß geltend machen zu wollen, um dieſen Gebrauch allgemein zu machen und öffentlich durch ihre Blätter dies zu erklären." Auch uns iſt eine ſolche Aufforderung zugekommen, und wir erkennen gern den ſchönen vaterländiſchen Gedanken an, durch die Tagespreſſe, dieſen immer mächtiger werdenden Hebel des Volksbewußtſeyns, auf Einigung und Kräftigung deſſelben zu wirken. Wir ſelbſt haben zu allen Zeiten ſolchen Beſtrebungen uns angeſchloſſen und werden auch ferner gern in dieſem Sinne wirken; aber ein Verſprechen, uns der ausländiſchen in Deutſchland einmal eingebürgerten Wörter ganz zu enthalten, können wir um ſo weniger geben, als wir gerade ſehr oft Gelegenheit haben, wahrzunehmen, wie ſchwer ſich der Sinn mancher derſelben auf andere Weiſe vollſtändig und ohne weitſchweifige Umſchreibung wiedergeben laſſe. Sind doch auch andere Völker keine ſolche Puriſten, wie man es zu ſeyn uns zuweilen ſchon zugemuthet hat. Daß die Schätze der Griechen und Römer den Franzoſen fortwährend zu neuen Wortbildungen dienen, iſt bekannt, aber auch den Engländern und Deutſchen entlehnt jetzt ihre Umgangs- wie ihre Schriftſprache manches Wort zu Bezeichnung neuer Begriffe. Gleichwohl haben ſolche von Zeit zu Zeit wieder auftauchende wohlgemeinte Aufforderungen, wie die der „Zeitintereſſen", mindeſtens das Gute, manche Schriftſteller auf ſich aufmerkſam zu machen, ſo daß ſie vor nachläſſigem Sichgehenlaſſen auf einem Felde ſich hüten, das jedenfalls nur mit einer gewiſſen Zurückhaltung betreten werden darf.

— Die Inſchrift des Steins von Roſette. Ein Korreſpondent des Londoner Athenaeum macht darauf aufmerkſam, daß die von Profeſſor Lepſius in einem ſeiner letzten Schreiben erwähnte, von ihm an einer Mauer des Iſis-Tempels von Philae aufgefundene Inſchrift, welche eine Wiederholung, und zwar eine vollſtändigere, der Worte auf dem bekannten Stein von Roſette iſt, bereits von engliſchen Reiſenden früher entdeckt und namentlich von Salt in deſſen Essay on the phonetic System, London 1825, beſchrieben worden ſey. Salt beſchreibt jedoch die Inſchrift als ſehr verſtümmelt, indem über dieſelbe eine größere Hieroglyphenſchrift eingeſchnitten worden ſey. Profeſſor Lepſius hat daher jedenfalls das Verdienſt, ſie genauer dargeſtellt und auch dasjenige, was ſeinem Vorgänger undeutlich geblieben, entziffert zu haben.

— Denkmälerſucht. Man hat über dieſe in neuerer Zeit beſonders in Deutſchland herrſchende Sucht ſchon vielerlei Bemerkungen gemacht; nirgends jedoch dürfte bis jetzt ein ähnlicher Fall wie der vorgekommen ſeyn, der kürzlich in England zu gerichtlicher Verhandlung kam. Ein im vorigen Jahre zu Norwich verſtorbener Herr Hobart hat nämlich in einer nach ſeinem Tode aufgefundenen letztwilligen Verfügung die Summe von 4425 Pfd. (30,000 Thaler) ausgeſetzt zur Anfertigung einer Reiterſtatue von ihm ſelbſt! Die Erben des Mannes, der erſt durch ſein Denkmal berühmt zu werden hofft, ließen die Gültigkeit dieſes letzten Willens vor dem kompetenten Gerichtshof, dem Ecclesiastical Court, angreifen. Die Doktoren Adams und Robertſon ſtellten die Behauptung auf, daß ein ſo ſeltſames Legat den beſten Beweis liefere, daß der Verſtorbene nicht dispoſitionsfähig geweſen. Der Richter, Sir Herbert Jenner Juſt, ſprach aber das Urtel, „daß, wiewohl das Legat ein Beweis von der übertriebenen Eitelkeit des Erblaſſers, dies doch nicht hinreichend ſey, den Gerichtshof zu überzeugen, daß der Verſtorbene nicht bei Verſtand geweſen." Es wird demnach ein Bildhauer die 4425 Pfd. des Herrn Hobart bekommen und dafür die erſtaunte Welt mit deſſen Reiterſtatue beſchenken.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bei u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 23. März 1844.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt".*)

Wenn wir über Albert's und Consuelo's Leben seit ihrer Verheiratung ausführliche Dokumente uns hätten verschaffen können, so bliebe uns ohne Zweifel über ihre Reisen und Abenteuer noch viel Anziehendes zu berichten. Doch wir können deine Wünsche nicht erfüllen, standhafter Leser, und von dir, ermüdeter, erbitten wir nur noch einige Augenblicke Geduld. Wir verdienen hierfür weder Dank noch Vorwürfe. Von der romantischen Nacht an, in welcher der Bund unserer beiden Helden bei den Unsichtbaren gesegnet wurde, verlassen uns in der That fast alle Zeugnisse, auf welche sich unsere Darstellung bisher stützte; und dies ist der alleinige Grund unseres Schweigens. Die geheime Sendung, welche Albert und Consuelo zu erfüllen suchten, die zahlreichen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, mögen die Ursache gewesen seyn, daß sie mit ihrer Korrespondenz entweder vorsichtiger umgingen oder sie ganz vernichteten. Wir wissen nur, daß ihre Liebe ihnen hielt, was sie versprochen hatte, doch daß das Schicksal die Versprechungen brach, die es in jenen seligen Stunden ihnen zu geben schien, welche sie ihren Sommernachtstraum nannten. Im Uebrigen ist das Leben unserer Helden in so tiefes Dunkel gehüllt, daß sich selbst nicht ergründen läßt, wo die deutsche Residenz lag, in welcher ein Fürst, dessen Namen unsere Dokumente verschweigen, geschützt durch das Gewühl der Jagden und Feste, dem sozialen und philosophischen Bunde der Unsichtbaren zum Vereinigungspunkt diente und den größten Einfluß auf ihre Handlungen übte. Dieser Fürst führte unter ihnen einen symbolischen Namen, doch sind wir mit den Chiffern der Eingeweihten nicht vertraut genug, um zu entscheiden, ob er Christophorus, d. h. Christusträger, oder Chrysostomus, d. h. Goldmund, hieß. Der Tempel, in welchem Consuelo getraut und in den Bund aufgenommen wurde, führte den poetischen Namen „der heilige Graal", und die Richter des Bundes hießen Templer. Es ist bekannt, daß der heilige Graal nach den Sagen aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums in einem geheimnißvollen Heiligthume tief in einer den Sterblichen unbekannten Höhle verborgen war. Die Graalsritter oder Templeisen bewachten in dem Heiligthume den kostbaren Kelch, dessen sich Jesus bedient hatte, um das Abendmahl einzusetzen. Dieser Kelch umschloß die göttliche Gnade, welche symbolisch bald durch das Blut Christi, bald durch seine Thränen dargestellt wurde; wer dieses Bild der Gottesgnade nur erblickte, war geistig und leiblich umgewandelt und konnte, so lange er es sah, weder sterben noch sündigen. Die frommen Paladine, welche als irrende Ritter umherzogen, hatten keinen heißeren Wunsch, als den heiligen Graal zu finden. Sie suchten ihn zwischen dem Eise des Nordens, an den Küsten Frankreichs und in den Wäldern Deutschlands. Um ihr Ziel zu erreichen, stürzten sie sich in ähnliche Gefahren wie einst die, welche in die Gärten der Hesperiden zogen; sie kämpften mit Ungeheuern, mit den Elementen, mit wilden Völkern; sie gaben sich den Qualen des Durstes und Hungers preis und forderten den Tod in allen Gestalten heraus. Einige gelangten in das Heiligthum und wurden durch den Anblick des Kelches umgeschaffen; doch sie verriethen das Geheimniß nie; man erkannte ihr Glück nur an ihrer kräftigen Gestalt, an der Reinheit ihres Lebens und an der Unbezwinglichkeit ihrer Waffen; allein sie lebten, nachdem sie eine so hohe Weihe empfangen, nicht mehr lange, sondern gingen, wie Christus nach der Auferstehung, von der Erde über in den Himmel, ohne die Pforte des Todes zu sehen.

Dies war das Symbol, unter welchem die Unsichtbaren ihre eigenen Bestrebungen darstellten. Mehrere Jahre hofften sie, den heiligen Graal der ganzen Menschheit zugänglich zu machen; besonders Albert suchte mit glühendem Eifer ihre Lehren auszubreiten. Zugleich erhob er sich zu den höchsten Stufen des Ordens, und er muß lange Zeit hierzu gebraucht haben, da man bekanntlich schon einundachtzig Monate bedarf, um die dreiunddreißig Grade des Freimaurer-Ordens zu erlangen; um die fast zahllosen Stufen in der mysteriösen Rangordnung der neuen Graalsritter zu ersteigen, war jedoch weit längere Zeit erforderlich. Wir suchen nun durch das Labyrinth der Thaten und Schicksale der Unsichtbaren den irrenden Stern unseres jungen Paares zu verfolgen, und die Phantasie des Lesers mag ergänzen, was die Unvollkommenheit unserer Quellen zu wünschen läßt.

Es ist wahrscheinlich, daß Consuelo, als sie den heiligen Graal verließ, sich an den kleinen Hof zu Baireuth begab, wo die Markgräfin, Friedrich's Schwester, Paläste, Gärten, Lustwäldchen und Wasserfälle besaß, die im Geschmack des Grafen Podiz zu Roswald, doch mit geringerem Aufwand, angelegt waren; denn diese geistvolle Prinzessin war an einen sehr unbegüterten Fürsten ohne Mitgift verheiratet, und sie hatte doch noch kurz zuvor Kleider mit recht ansehnlichen Schleppen und Pagen mit immer neuen Tressenröcken gehabt. Ihre Gärten oder, um nicht in Hyperbeln zu sprechen, ihr Garten lag in einer reizenden Gegend, und sie ließ daselbst in einem antiken Tempel, der etwas an den Geschmack der Pompadour erinnerte, italiänische Opern aufführen. Sie war eine große Philosophin, das heißt, eine Anhängerin Voltaire's; der junge Markgraf, ihr Gemahl, war dagegen das gefeierte Haupt einer Freimaurer-Loge. Wir wissen nicht, ob Albert mit ihm in Beziehung stand, oder ob er sich von diesem Hofe entfernt hielt, um später mit seiner Frau wieder zusammenzutreffen. Ohne Zweifel aber hatte Consuelo eine geheime Sendung an dem Hofe zu erfüllen, und sie lebte vielleicht in den ersten Zeiten ihrer Ehe absichtlich nicht öffentlich mit ihrem Gemahl zusammen, um die Augen der Menge, welche sie stets auf sich zog, nicht auch auf ihn zu lenken. Ihre Liebe erhielt hierdurch allen Reiz des Geheimnisses, und sie war zugleich eine stillschweigende Protestation gegen die bestehenden Verhältnisse, wodurch sie ihre Thatkraft und Begeisterung erhöhte.

Mehrere italiänische Sänger und Sängerinnen entzückten damals den kleinen Hof von Baireuth. Die Corilla und Anzoleto erschienen daselbst, und Consuelo entbrannte in neuem Zorn gegen den Verräther, den sie erst kurz zuvor allen Qualen der Hölle übergeben hatte. Allein Anzoleto suchte schlau die Zürnende zu begütigen und Gnade vor ihr zu finden; der Ehrgeiz war jetzt die herrschende Leidenschaft des jungen Tenoristen; seine Liebe wurde von dem Verdruß, daß er noch immer nicht berühmt genug war, erstickt, und an die Stelle seiner Genußsucht schien Uebersättigung getreten zu seyn. Er liebte daher weder die keusche Consuelo, noch die feurige Corilla, doch er suchte sich Beide geneigt zu machen, um sich an die enger anzuschließen, welche ihn bei seinem Streben, berühmt zu werden, unterstützen würde. Consuelo ertheilte ihm manchen freundlichen Rath, um die Ausbildung seines Talents zu fördern; die innere Aufregung, welche sie früher in seiner Nähe empfand, verlor sich, und sie bewies ihm jetzt durch Wort und That eine stille Freundschaft, durch welche sich Anzoleto's Eitelkeit bald verletzt fühlte, da er sah, daß er der Primadonna jetzt unbedeutend schien und keinen tieferen Einfluß mehr auf sie zu üben vermochte. So brach bald seine alte Tücke wieder hervor, und er begann neue Intriguen, als die junge Baronin Amalie von Rudolstadt mit der Fürstin von Culmbach, der Tochter des Grafen Podiz, nach Baireuth kam. In jener Zeit sollen, wie indiskrete Berichterstatter versichern, ganz artige und unartige Dramen zwischen Consuelo, Amalie, Corilla und Anzoleto sich entsponnen haben. Die junge Baronin fiel in Ohnmacht, als sie in der Oper zu Baireuth plötzlich den schönen Tenoristen erblickte. Niemand wußte den Grund hiervon; doch Corilla's Scharfblick hatte in demselben Augenblicke auf der Stirn des Sängers ein eigenthümliches Leuchten wie den Stolz der befriedigten Eitelkeit wahrgenommen. Er stand bei der effektvollsten Stelle seiner Rolle, und der Hof, durch die Ohnmacht der Baronin erschreckt, hatte nicht applaudirt; gleichwohl knirschte er nicht, wie sonst, einen Fluch zwischen den Zähnen, sondern um seine Lippen spielte das Lächeln eines vollständigen Triumphes. „Da hast du's", flüsterte Corilla, als sie in die Coulisse trat, zu Consuelo; „er liebt weder dich, noch mich, sondern die kleine Thörin, die seinetwegen sich dem Gespötte preisgiebt. Kennst du sie? wer mag sie seyn?"

„Ich weiß es nicht", erwiederte Consuelo; „doch ich kann dir versichern, daß er sie so wenig liebt, als uns." — „Doch wen liebt er denn?" — „Sich selbst, al solito", sagte Consuelo lächelnd.

Die Chronik erzählt, daß Consuelo am folgenden Morgen in ein entlegenes Bosquet der Residenz zur Baronesse Amalie geladen wurde und daselbst folgendes Zwiegespräch mit ihr hatte. „Ich weiß Alles!" rief ihr Amalie in sehr gereiztem Tone entgegen, ehe Consuelo zu Worte kam; „er

*) Die Anfänge des Romanes, von welchem wir hier die Schlußkapitel liefern, haben wir in Nr. 98, 99 u. 100 des „Magazins" vom J. 1843 mitgetheilt, wo die Verfasserin Friedrich den Großen und seine Jugendfreunde, so wie die ersten Vorstellungen im Berliner Opernhause, schildert. Nachmals haben wir in Nr. 103 u. 104 die Geschichte Consuelo's rekapitulirt, von welchem Romane die „Gräfin von Rudolstadt" die Fortsetzung bildet. Gegenwärtige Erzählung, als „Epilog" des Ganzen bezeichnet, wird auch denjenigen Lesern, die jene Anfänge nicht kennen, vollkommen verständlich seyn, doch gewährt sie mit ihnen zusammen einen vollständigen Ueberblick der beiden letzten Werke George Sand's, welche damit zugleich eine Geschichte Ziska's und der Hussiten in Böhmen (vgl. Nr. 1 des Magazins von 1844), so wie eine Darstellung der Illuminaten und anderer mystisch-politischen Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts, verbunden hat.

liebt Sie, Sie, Unselige, Sie, den lebendigen Fluch meines Lebens; Albert's Herz und auch das seine haben Sie mir entrissen."

„Das seine, Fräulein? Ich weiß nicht . . ."

„Verstellen Sie sich nicht; Anzoleto liebt Sie; Sie sind seine Maitresse, Sie sind es in Venedig gewesen und sind es noch."

„Das ist eine nichtswürdige Verleumdung, oder ein Argwohn, mein Fräulein, der Ihrer unwürdig ist."

„Die Wahrheit ist es. Er hat es mir selbst in dieser Nacht gestanden!"

„In dieser Nacht! Mit welchem Geheimniß machen Sie mich vertraut!" rief Consuelo, indem sie vor Scham und Schmerz erröthete. Amalie begann heftig zu weinen, und ohne es selbst zu wollen, wurde die gute Consuelo bald mit der ganzen unseligen Leidenschaft der Baronesse bekannt. In Prag hatte Amalie Anzoleto zuerst auf der Bühne gesehen. Seine Schönheit hatte sie bezaubert, und da sie nichts von Musik verstand, so hielt sie ihn für den ersten Sänger der Welt und wurde durch die Anerkennung, die er in Prag fand, hierin bestätigt. Sie ließ ihn bitten, ihr Gesangunterricht zu ertheilen, und während ihr Vater, der alte Baron Friedrich, in seinem Lehnstuhl von schnaubenden Meuten und zum Tode gehetzten Ebern träumte, erlag die Tochter der Verführung. Die Eitelkeit und die Langeweile stürzten sie ins Verderben. Anzoleto fühlte sich durch einen so glänzenden Erfolg geschmeichelt und wollte sich durch einen Skandal plötzlich zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit machen; er überredete die Baronesse daher, sie habe Anlage, die größte Künstlerin ihres Jahrhunderts zu werden, er malte ihr das Künstlerleben als ein irdisches Paradies und drang stürmisch in sie, daß sie mit ihm entfliehen und auf dem Theater von Hay-Market in Händel's Opern debütiren solle. Amalie wies anfänglich den Gedanken, ihren alten Vater zu verlassen, als ein Verbrechen von sich, doch im Augenblicke, als Anzoleto Prag verließ, indem er sich über ihre Härte verzweifelt stellte, wurde sie wie von einem Taumel ergriffen und entfloh mit ihm.

Ihr Rausch währte nicht lange. Anzoleto's übermüthiges und rohes Benehmen, das ihm von Natur eigen war, zeigte sich unverhüllt, sobald er nicht mehr den Verführer spielte, und es weckte die Baronesse aus ihren Liebesträumen. Es war ihr daher fast angenehm, als sie drei Monate nach ihrer Flucht in Hamburg verhaftet und nach Preußen geführt wurde, wo man sie, auf Ansuchen derer von Rudolstadt, nach Spandau brachte. Doch der Schmerz über ihren Leichtsinn war so schnell verflogen wie ihre Leidenschaft; sie sehnte sich nur nach der Freiheit, nach der Behaglichkeit des Lebens und nach dem Ansehen, das ihrem Range zustand, und dessen sie sich selbst beraubt hatte. Ueber ihre persönlichen Leiden vergaß sie fast den Schmerz über den Tod ihres Vaters. Erst als sie freigelassen wurde, erkannte sie das ganze Unglück, das ihre Familie getroffen hatte. Doch scheute sie sich vor den Vorwürfen und Sittenlehren ihrer Verwandten; sie bat daher die Markgräfin von Baireuth um ihren Schutz, und die Fürstin von Culmbach, die sich gerade in Dresden befand, hatte es übernommen, sie nach Baireuth zu begleiten. An diesem philosophischen Hofe fand sie eine liebenswürdige Toleranz, welche Andere Leichtsinn genannt hätten. Sie würde sich darum hier vortrefflich eingerichtet haben, wenn nicht die Zauberkraft, welche Anzoleto auf alle Weiber übte, auch sie plötzlich überwältigt hätte. Nach ihrer Ohnmacht war sie allein in den Garten gegangen, um Luft zu schöpfen; hier war Anzoleto zu ihr gestoßen; das unverhoffte Wiedersehen und die Erinnerung an so viele Leiden, die sie seit ihrer Trennung erfahren, hatten ihr Herz weich gemacht und ihre Phantasie erhitzt. Sie liebte ihn auch jetzt noch, doch sie erröthete darüber, und sie gestand ihrer alten Gesanglehrerin ihre Fehler halb mit weiblicher Scham und halb mit philosophischem Cynismus. (Fortsetzung folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

IV. Der Bote des Parlamentes.*)

(25. August 1652.)

De Ruiter hatte seinen Kreuzzug im Kanal beendet und die verschiedenen Convoi's, welche die holländischen Kauffahrer geleiteten, um sich versammelt. Mit einer Flotte von nur achtundzwanzig mäßig ausgerüsteten Schiffen hatte er einem weit überlegenen Feinde Trotz zu bieten und sechzig Kauffahrer zu schützen, als er am Nachmittag des 25. August auf der Höhe von Plymouth, widriger Winde halber, vor Anker ging.

Der Commandeur selbst stand auf dem Hinterdeck des „Neptun" und leitete das Ankern der Flotte. Der Wind wehte ziemlich scharf aus Nordost, und man mußte sich mit einem Platze begnügen, der nicht die bedeutendsten Vortheile bot, wenn hier eine Schlacht geliefert werden sollte.

Im Rücken der holländischen Linie erblickte man einige Kreuzer; der Signalmeister rapportirte das Anfegeln des Ostindienfahrers „Strauß" unter dem Kommando des Friesen Douwe Aukes, der acht Kauffahrer convoyirte und sich bestrebte, die Hauptflotte noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; zu gleicher Zeit gewahrte man in weiter Ferne, fast verhüllt von den Schatten des hereindämmernden Abends, die englische Flotte, einundvierzig Segel stark, die unter dem Befehle Sir Georg Ascue's mit vollen Toppsegeln heranschoß. Eine Stunde später lagen beide Flotten eine doppelte Schußweite aus einander. Alles war wohl vorbereitet, um zu jeder Stunde auch einem unerwarteten Ereigniß zu begegnen; die gemessensten Befehle waren jedem einzelnen Schiffe ertheilt worden, und nach völlig eingebrochener Dunkelheit begab sich der Commandeur in seine Kajüte.

Da meldete der wachthabende Offizier das Heransegeln eines Loggers, der Feuersignale mache und an Bord gelassen zu werden begehre. Der Admiral ertheilte seine Ordres, und bald darauf legte der Logger, der eine englische Flagge führte, seitlängs. Er überbrachte eine Depesche Lord Ascue's. De Ruiter las. Der Inhalt kam ihm unerwartet; er ging einige Augenblicke nachdenkend auf und ab, dann setzte er sich und schrieb eine Antwort, womit der Logger sogleich unter Segel ging.

Der Commandeur ließ seinen ersten Lieutenant rufen und sagte: „Das Schreiben war von dem Kommandanten der englischen Flotte; er meldet mir, daß am Bord seines Admiralschiffes ein Bote des Parlamentes anwesend sey, der mit mir zu sprechen wünsche; er bitte daher um freies Geleit. Ich habe es zugesagt. Uebernehmt Ihr die Wache und sorgt dafür, daß der Gesandte höflich empfangen und, was er immer bringe, in gleicher Weise entlassen werde. Sendet auch Botschaft an die am meisten vorgerückten Schiffe, damit sie den Logger zur Nacht ungehindert passiren lassen. Zu gleicher Zeit aber habt ein wachsames Auge, daß uns nicht der Verrath überrumpele. Wir haben nur eine geringe Anzahl streitbarer Kräfte; der Feind ist uns bedeutend überlegen; aber im ehrlichen Kampfe denke ich ihm doch zu stehen. Mit Gott!"

Um die eilfte Stunde legte der Logger zum zweiten Male an den Fallreep des Commandeur-Schiffes, und zwei Männer stiegen an Bord, die von dem diensthabenden Offizier empfangen und in die Staatskajüte geführt wurden.

De Ruiter empfing seine Gäste mit würdigem Anstande; er bot ihnen Sessel und kredenzte ihnen einen Becher Wein; dann entfernte er seine Offiziere und nahm den Fremden gegenüber Platz, um den Zweck ihres Kommens zu vernehmen.

Der Erste war ein großer, schöner Mann, und seine Uniform bekundete, daß er den Rang eines höheren Schiffs-Offiziers bekleide. Der Andere war kleiner von Wuchs, sonst aber konnte man sein Aeußeres wenig beurtheilen, denn er hatte sich ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt. Das Haupt bedeckte ein platter, breitkrämpiger Filzhut, doch schauten darunter zwei blitzende Augen hervor, die sich fest auf den holländischen Befehlshaber hefteten.

„Da Ihr nicht das Wort nehmt, Ihr Herren!" begann de Ruiter nach einer Pause, „so muß ich glauben, Ihr habt kein rechtes Vertrauen zu mir. Ich betheure Euch aber, daß ich Euch ein freies Geleit ohne allen Vorbehalt gegeben habe, und was auch immer Eure Botschaft seyn möge, Ihr werdet ungekränkt entlassen."

„Wir setzen durchaus keinen Zweifel in Euer Wort", entgegnete der Mann in der Uniform rasch. „Ich stelle mich Euch vor als Sir Georg Ascue, Vice-Admiral der englischen Flotte, und habe nur das Amt übernommen, diesen Herrn an Bord Eures Schiffes zu geleiten. Meine Pflicht habe ich erfüllt, und Ihr werdet mir erlauben, mich zu Euren Offizieren zu begeben, bis die Botschaft verkündet ward, die nur allein an Euch gerichtet ist."

Sir Georg Ascue verbeugte sich mit feinem Anstande und verließ die Kajüte. De Ruiter blieb bei seinem geheimnißvollen Gast zurück.

Der Fremde stand rasch auf und legte den Mantel ab. Er trug ein einfaches ledernes Wamms, ohne alle Abzeichen; an seiner Seite hing ein breites Schwert, auf welches er sich stützte. Sein Auge ruhte fest auf de Ruiter.

„Es ist schon spät", sagte dieser, nicht ohne Zeichen der Ungeduld, „und morgen werden wir früh zur Arbeit gerufen; wenn also . . . ."

„Die morgende Arbeit unterbleibt, mit Eurer Genehmhaltung."

„Wie versteht Ihr das?"

„Wenn wir mit einander unterhandeln, und zu diesem Zwecke bin ich hier, so hoffe ich, wir werden uns verständigen."

„Ist dies vielleicht die unerklärliche Botschaft? In der That, sie ist seltsam genug. Mit welcher Vollmacht kommt Ihr?"

„Mit meiner eigenen."

„Mit Eurer eigenen?" fragte de Ruiter mit Laune. „Ich bezweifle nicht, daß sie bedeutend genug ist; doch habe ich dies erst zu erwägen, wenn ich gehört, was Ihr von mir verlangt."

„Ich will keinen Krieg mit Holland!" sagte der Fremde rasch; „will ihn jetzt nicht. Wäre van Tromp's Leichtsinn und Blake's Stolz nicht gewesen, ich hätte die Unterhandlungen in die Länge gezogen."

„Nun ist es aber nicht geschehen, und England hat den Frieden gebrochen!" antwortete der Niederländer mit großer Ruhe. „Was für ein Ausweg bleibt?"

„Ich finde einen", sagte der Fremde mit großer Bestimmtheit; „dazu ist es aber nöthig, daß die Feindseligkeiten nicht weiter fortgesetzt werden. Hört Ihr, Herr Commandeur, nicht weiter! Darum lichtet Ihr morgen früh die Anker und segelt mit Euren Kauffahrern, wohin Ihr wollt. Ascue soll Euch nicht behelligen."

„Das ist lustig genug!" sagte de Ruiter. „Aber, mein Herr Abgesandter, wenn Ihr meint, daß wir Beiden wirklich befugt sind, im Namen beider Länder Krieg und Frieden zu schließen, so werdet Ihr doch irgend ein Papier, eine Vollmacht besitzen, welches die Bedingungen enthält . . . ."

„Bedingungen? Versteht sich! Da, nehmt dies!" Er überreichte dem Commandeur eine Schrift, welche dieser entfaltete und damit zum Tisch trat. Er las aufmerksam, aber mit jeder Zeile umwölkte sich seine Stirn immer mehr, und kaum an das Ende gelangt, wandte er sich zornglühend um: „Wer darf es wagen, das in meine Hände zu legen?"

„Wie?" fragte der Gesandte, einen Schritt zurücktretend.

*) Vgl. Nr. 34 des „Magazins".

„Was ſteht daran, als Unſinn, Tollheit!“ rief de Ruiter. „Oder wißt Ihr ein beſſeres Wort für das Unternehmen, einen Mann wie mich von ſeiner Pflicht abwendig zu machen? Noch einmal, wer ſchrieb das?“

„Ich!“ entgegnete der Geſandte feſt.

„Und Ihr nennt Euch einen Abgeſandten des Parlamentes? Wahrhaftig, dieſes Dokument iſt des Parlamentes würdig.“

„Was, Parlament! Sagte Euch, ich ſchrieb's! Ich!“

„Und wer ſeyd Ihr?“ fragte de Ruiter dringender.

„Sagt's Euch Euer Geiſt nicht?“ antwortete der Abgeſandte. „Ich ſchrieb's! Ich! Englands Schwert und Geſetz! — Habt Ihr meinen Antrag erwogen? Raſch! Zögern iſt mir unleidlich!“

„Mir auch!“ entgegnete de Ruiter. „Ich glaube Euch zu kennen, Mylord, und bedaure, daß ich Euch nicht die Antwort geben kann, die Ihr vielleicht wünſcht. Was Ihr in dieſer Schrift den Niederlanden bietet, ſind leere Verſprechungen, ohne Gehalt und Garantie. Was Ihr mir perſönlich bietet ... Mylord! Wir liegen unter Englands Küſte; unter der Küſte des Landes, welches das freiſte der Erde ſich dünkt, und wo doch alle Gewalt zu den Füßen eines Einzigen liegt. Vielleicht giebt es dort Männer, die geneigt ſind, ihre Ehre und ihr Vaterland um eines irdiſchen Vortheils willen hinzuwerfen; bis in die Niederlande iſt dieſe Sitte noch nicht gedrungen.“

„Ihr wagt es!“

„Warum nicht? Ehrlich und gerade heraus. Dies Dokument iſt entwürdigend für Euch und mich. Von Eurer Hand aufgezeichnet, muß es einſt der Geſchichte anheimfallen, aber die Zukunft braucht unſere beiderſeitige Schmach nicht zu kennen. Alſo ....“ Er hielt die Schrift gegen das Licht; ſie loderte in Flammen auf.

Der Abgeſandte ſtieß zornig mit ſeinem Schwert auf den Boden; de Ruiter fuhr fort: „Mit dieſer Schrift iſt zugleich jede Erinnerung daran aus meinem Gedächtniß verſchwunden. Mylord! Ihr kehrt wieder unter den Schutz Eurer Flagge, auf den Boden des Landes zurück, das Euch gehorcht; gedenkt inmitten Eurer Söldner ohne Groll eines Mannes, der unerſchüttert auf dem Wege des Rechtes verharrt, aber Eurem Geiſte und großen Gaben ſtets die ſchuldige Achtung zollen wird.“

Der Abgeſandte konnte eine innere Bewegung nicht verbergen: „Und dieſe Empfindung iſt ſtark genug, Euch einem gewiſſen Untergange entgegen zu führen? Unterliegen müßt Ihr bei der Uebermacht, die Euch bedroht.“

„Wie Gott will!“ ſagte de Ruiter ruhig. „Er rufe mich; jeden Tag bin ich zur Rechenſchaft bereit.“

„So falle! Du fällſt als ein Mann!“ ſagte der Abgeſandte. „Ich habe wenige Menſchen achten gelernt; Du biſt einer dieſer wenigen.“

Er gab das Zeichen zum Aufbruch. De Ruiter zog die Klingel. Der wachthabende Offizier trat mit Sir Georg Ascue ein; Beide blieben an der Thür ſtehen. Der Abgeſandte hüllte ſich in ſeinen Mantel:

„Ascue! Wir gehen an Bord! De Ruiter, lebt wohl, Euch bleibt meine Achtung! Wie es auch komme, Ihr habt einen Freund in Whitehall!“

Der dienſthabende Offizier geleitete die Fremden auf das Verdeck zurück und beurlaubte ſich am Fallreep. Gleich darauf ſtieß der Logger ab und ſegelte nach der Richtung, wo die engliſche Flotte lag.

Der erſte Lieutenant begab ſich in die Kajüte und berichtete, daß die Fremden den Bord des Schiffes verlaſſen hätten. De Ruiter bot ihm die Hand und ſagte: „Morgen haben wir einen ſchweren Tag vor uns. Begebt Euch zur Ruhe und ſucht die nöthige Stärke zu gewinnen. „Morgen, mein Freund, iſt unſer Ehrentag, wir fallen oder wir ſiegen.“

„Ich ſtehe an Eurer Seite!“ entgegnete der Lieutenant. „Verzeiht aber der ernſten Stunde die Frage. Ihr blickt ſo feierlich ....“

„Ich fühle mich leicht und frei! Vor einer Stunde war ich trüb und ernſt geſtimmt; dieſer Beſuch hat eine ſchwere Laſt von mir genommen! Denkt meiner in Eurem Nachtgebete und befehlt die Eurigen in der Heimat dem Schutze Deſſen, ohne Den kein Haar von unſerem Haupte fällt. Gute Nacht!“

Der Offizier entfernte ſich tiefgerührt. De Ruiter kniete mitten in der Kajüte hin und betete aus voller Seele. Seine Augen feuchteten ſich, die gefalteten Hände hatte er erhoben: „Verleihe Du mir Macht und Stärke! Ohne Dich iſt Alles thöricht Menſchenwerk, und nur, wo Du mit Deiner Gnade wohneſt, iſt der rechte Sieg. Bewahre mich vor Uebermuth, wenn ich mein Werk gefördert ſehe, und richte meine Seele auf, wenn ich der Gewalt unterliege. Alle, mein Herr und Gott, die in dieſen Schiffen ſich befinden und meinem Schutze anvertraut ſind, empfehle ich Deiner allwaltenden Vaterhand. Stehe Du ihnen bei in der ſchweren Stunde des Kampfes und gieb ihnen die Freudigkeit des Gemüthes, die ſie bedürfen. Dies vor Allem bitte ich: Gieb denen, die morgen in der Heimat Witwen und Waiſen werden, den Balſam des Troſtes, damit ſie in ihren Schmerzen nicht unterliegen, und laß Deine Gnade mit dem Geringſten unter uns ſeyn. Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“

Er ſtand auf, gekräftigt und geſtärkt, und ließ ſich an den Tiſch nieder, wo die Karten aufgerollt waren. Er deutete die Stellung der Flotten an und machte den Schlachtenplan. Kein Schlaf kam in ſeine Augen. Als er Alles genau geprüft hatte, ſtellte er eine Ordre aus, welche den verſchiedenen Capitainen noch vor der Schlacht mitgetheilt werden ſollte. Dann ſetzte er ſich hin, um an Weib und Kind zu ſchreiben, mußte er gleich über dies Beginnen lächeln, da er keine Möglichkeit einſah, dies Schreiben zu befördern. Als er geendet hatte, ſtützte er den Kopf in die Hand und verſank in Gedanken.

Ein Geräuſch ſtörte ihn. Der Uebliemann ſchlug auf dem Verdeck das zweite Glas der Morgenwacht an; ein leichter Schimmer des anbrechenden Tages fiel auf die Kajütsfenſter.

„Es iſt Zeit!“ ſprach der Commandeur vor ſich hin und ging auf das Verdeck.

Korſika.

Sitten und häusliches Leben auf Korſika.

(Schluß.)

Wenn auch die Sitten der Korſen noch bedeutend von den franzöſiſchen abweichen, ſo ſind ſie doch in politiſcher Hinſicht Frankreich aufrichtig zugethan. Was man von einer engliſchen, von der britiſchen Regierung beſoldeten Partei behauptet hat, ſcheint aller Begründung zu entbehren. Vermuthlich hat zu dieſer Meinung der Umſtand Veranlaſſung gegeben, daß allerdings noch eine Anzahl Korſen, welche in der engliſchen Armee oder ſonſt in der Zeit von 1794 bis 1815 dieſem Lande gedient, Penſionen von daher beziehen. Es ſind aber ihrer nicht viele mehr, und überdies ſind ſie faſt ſämmtlich bejahrt und ohne allen Einfluß. Hierzu kommt noch, daß die Sprache, die Religion und der Charakter der Engländer bei den Einwohnern Korſika's viel zu wenig Sympathieen findet, als daß jemals von dieſer Seite etwas zu beſorgen ſeyn ſollte. Es iſt den Engländern hier gerade ſo gegangen wie in Spanien, Sicilien, Italien, ſo wie mit Einem Worte überall da, wo der Zuſtand der Sitten und der Nationalität dem in Korſika gleichkam.

Auch bietet ſogar der Stolz dieſes Volks die ſicherſte Bürgſchaft für ihre Anhänglichkeit. Die Franzoſen ſieht daſſelbe keineswegs als Eroberer und Beherrſcher an. Es erkennt ſehr wohl, daß es vermöge der für beide Völker gleich geltenden Verfaſſung eben ſo gut Antheil an der Regierung über Frankreich hat, als die Franzoſen an der über Korſika. Dafür ſendet es eben ſo wie die Departements im eigentlichen Frankreich Abgeordnete in die geſetzgebenden Verſammlungen und trägt durch dieſe zu Erlaſſung von Geſetzen bei, welche alle Theile des Staates mit gleicher Gültigkeit umfaſſen. Während es aus dem franzöſiſchen Mutterlande Truppen in ſeine Städte und feſten Plätze aufnimmt, ſendet es ſeinerſeits Offiziere und Soldaten in Frankreichs Garniſonen. Auch das ſeit funfzig Jahren auf den verſchiedenen Schlachtfeldern gemeinſchaftlich vergoſſene Blut und der in denſelben Reihen erkämpfte Ruhm mußte zur gegenſeitigen Annäherung der beiden Völker viel beitragen und ſie immer mehr an einander ketten. Endlich, um den Hauptruhm dieſes Volkes nicht zu übergehen, hat es aus ſeiner Mitte Frankreich einen Herrſcher gegeben und ſo demſelben durch funfzehn Jahre ein bei weitem härteres Joch auferlegt, als es jemals umgekehrt der Fall geweſen. Dafür wird aber auch das Andenken an Napoleon ſtets ein unauflösliches Band zwiſchen Korſika und Frankreich bleiben — und dennoch iſt merkwürdiger Weiſe Napoleon durchaus nicht der Held des korſiſchen Volkes. Sein überall, im Saal der Reichen wie unter dem ſchlichten Dache des Armen, heimiſches Bildniß findet man bei ſeinen eigenen Landsleuten kaum hier und da. Wenn man ſich darüber wundert, wird einem aus jedem Munde die faſt unveränderliche Antwort: „Ehre hat uns Napoleon allerdings gebracht, aber kein Heil“, eine Antwort, welche ihren Stolz und die Bitterkeit, die ſein Andenken hervorruft, treffend bezeichnet. Sampierro dagegen und Paoli, beſonders Letzterer, das ſind die Helden des Volkes. Paoli's Namen hört man überall mit Liebe und Verehrung ausſprechen, ſein Bildniß tritt einem an allen Orten entgegen, in jeder Hütte iſt es zu finden. Zu welchen Irrthümern, Fehlgriffen und Uebereilungen Paoli am Ende ſeiner politiſchen Laufbahn von ſeinem Patriotismus ſich auch hat hinreißen laſſen, in ihm ſah doch der Korſe den eigentlichen Vertreter ſeiner Unabhängkeit und ſeiner Nationalität, während Napoleon aus Rückſicht für ſein neues Vaterland nur mit Widerwillen ſich an ſeine Abkunft zu erinnern ſchien und gegen ſein Heimatland undankbar wurde. Völker wie Individuen verzeihen ſolche Täuſchungen nicht: je mehr man von ihm gehofft hatte, weil er viel vermochte, um ſo mehr grollte man ihm, weil er wenig that.

Aus der obigen Schilderung des Familien-Lebens und der Familien-Zuſtände in Korſika wird man auf das Vorhandenſeyn eines zahlreichen Klerus geſchloſſen haben. Ich muß hinzuſetzen, daß er im Allgemeinen geringe Aufklärung beſitzt und überhaupt ſeinem Berufe wenig entſpricht. Wie könnte es auch anders ſeyn, da er ſich aus allen jüngeren Söhnen der reichen wie der armen Familien ergänzt, und da dieſe vermöge der Landesſitte und des väterlichen Willens nur die unabänderliche Wahl zwiſchen dem Prieſter- und dem Soldatenrock haben, ohne daß ihre Neigungen und Anlagen auch nur im Geringſten berückſichtigt werden. Auch findet man nicht ſelten in einem kleinen Dorfe fünf oder ſechs Geiſtliche, ohne irgend eine andere Beſchäftigung, als ihr Brevier abzubeten, ſich ſelbſt und Anderen zur Laſt und ſo ihr Leben hinbringend, bloß zur Verherrlichung der hergebrachten Sitte, welche Jeden zur Eheloſigkeit verdammt, der nicht das Glück hat, der Erſtgeborene der Familie zu ſeyn. Dieſe Prieſter, den größten Theil ihres Lebens ohne Anſehen und Einfluß, durch ihre Unwiſſenheit und ungezügelten Leidenſchaften allen vom Müßiggang hervorrufenen Schwärmereien und Aufregungen zugänglich, zeigten ſich ehemals als die eifrigſten Anſtifter von aufrühreriſchen Bewegungen und Unordnungen. Seitdem hat ſich, wie man anerkennen muß, dieſer Zuſtand der Dinge nach und nach zum Beſſeren gewendet, obgleich die Geiſtlichkeit in Korſika, zum größten Theil in den italiäniſchen Seminarien erzogen, vielleicht noch heute denjenigen Theil der Bevölkerung ausmacht, welcher franzöſiſche Bildung am wenigſten in ſich aufgenommen. Der jetzt hervortretende Fortſchritt in dieſer Hinſicht iſt allein dem gegenwärtigen Biſchof von Ajaccio, Caſanelli, zu verdanken. Lange Zeit an der Spitze einer der Diözeſen Frankreichs, von einem Alles umfaſſenden und ausgezeichneten Geiſte, unermüdlich in der Erfüllung ſeines hohen und ſchweren Berufes, hat er ſchon weiſe Reformen eingeführt

und insbesondere darauf hingearbeitet, den Eintritt in den geistlichen Stand zu erschweren, indem er von denjenigen, welche sich demselben widmen wollen, für ihren Beruf zu demselben, für ihre Moralität und ihre Kenntnisse strengere Bürgschaft verlangte, als bisher der Fall gewesen war.

Daß in Folge der Revolution von 1789 die Klöster verschwunden sind, darf ich als bekannt voraussetzen; wenigstens haben sie aufgehört, Mönchen ein Asyl zu gewähren; heute sind es bloß noch mehr oder weniger erhaltene Ruinen, welche anzeigen, daß man bei ihrem Bau weniger einen geschmackvollen Baustyl und die Vorschriften der Architektur oder die Bequemlichkeit der inneren Einrichtung vor Augen hatte, als das Bedürfniß, Schutz gegen Angriffe zu finden, die man nur zu oft durch selbst begonnene Feindseligkeiten hervorgerufen hatte.

Ein sehr schwerer Vorwurf, den man der korsischen Geistlichkeit mit Recht machen kann, betrifft ihre geringe Beachtung der gesetzlichen Vorschriften hinsichtlich der Ehen. In der That wird es nur zu oft durch ihre Nachlässigkeit oder wohl gar sträfliche Nachsicht vielen Bauern in diesem Lande möglich, in Bigamie zu leben, ohne der gesetzlichen Strafe zu verfallen, und so einen Zustand der Dinge herbeizuführen, der gegen alle Moral streitet und geeignet ist, vielfache Gelegenheiten zu Beschwerden und Feindschaften hervorzurufen.

Ein Paar, das sich vereinigen will, hat weiter nichts zu thun, als vor seinem Seelsorger sein Vorhaben, eine eheliche Verbindung einzugehen, kund zu thun, und kann in den meisten Fällen darauf rechnen, daß derselbe, sey es aus halbem Zwang, sey es aus Gefälligkeit oder Bequemlichkeit, die Einsegnung nicht versagen wird, ohne sich darum zu kümmern, ob die Ehe der Vorschrift gemäß auch schon bürgerlich geschlossen sey. Später macht sich derselbe Ehemann kein Gewissen daraus, mit einer anderen Frau den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, nämlich die Ehe bürgerlich vor dem Maire des Ortes zu schließen und so ein Verhältniß einzugehen, das weder mit der katholischen Religion, noch mit dem französischen Gesetz vereinbar ist. Das Seltsamste aber bei der Sache ist der Umstand, daß beide rechtmäßige Ehefrauen, die eine vor Gott, die andere vor dem Gesetz, unter demselben Dache in einer für uns allerdings schwer begreiflichen Verträglichkeit leben, indem jede von ihnen, ohne irgendwie dem Schicksal vorzugreifen, diesem die Entscheidung über ihre Zukunft anheimstellt und mit Ergebung dem Augenblicke entgegenharrt, wo durch den Tod der einen das Recht der Ueberlebenden eintritt und dieser gestattet, alles das, was zur Vollgültigkeit ihrer Ehe fehlt, zu ergänzen und nachzuholen. Solche Doppelehen findet man besonders in dem westlichen Fiumordo genannten Theile von Korsika.

Was die Kinder aus bloß kirchlich geschlossenen Ehen betrifft, denen das Civilgesetz Namen und Rechte beilegt, welche bei uns als durchaus nicht beneidenswerth gelten, so sind sie in Korsika ihren legitimen Geschwistern im gemeinen Leben ganz gleichgestellt. Es ist auch ganz natürlich, daß man da, wo man schon bei Eingehung der Ehe, wo man doch auf den Fall zu erwartender Kinder Bedacht nehmen konnte, mit den vorgeschriebenen Formalitäten es nicht genau nahm, auch später auf die größeren oder minderen durch die Gesetze bestimmten Rechte der Kinder einen geringen Werth legen wird; und in der That macht man in der Familie selbst gar keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Kindern; der Vater theilt das Vermögen unter sie nach der Sitte oder seinem Willen, und jedes von ihnen unterwirft sich seiner Entscheidung ohne den geringsten Widerspruch, um so mehr, als dieser nicht immer gefahrlos seyn würde, da es dem zurückgesetzten Bastard zuweilen einfällt, seine Büchse zu erproben und zu sehen, ob sie wohl eben so weit tragen möchte, als ob sie dem legitimen Sohne angehörte.

Man könnte hier noch eine andere allerdings nur selten vorkommende Sitte erwähnen, wonach die Verlobten in einer Art Versuchsehe leben, die wie jede andere Ehe betrachtet wird, außer daß ihr die kirchliche und civilgesetzliche Gültigkeit abgeht. Daß eine solche an Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit die oben geschilderte noch weit übertreffende Verbindung wegen der oft dabei vorkommenden Verführungen und Täuschungen zu blutigen Feindseligkeiten Veranlassung wird, kann man sich denken. Erst im Laufe des vorigen Jahres hat sich in der Nähe von Sartene ein solcher Fall der Blutrache ereignet. Das Opfer, Namens Piedinelli, war dieser Rache unschuldig gefallen, denn er hatte seiner Verlobten den Schwur nicht gebrochen, aber er mußte mit seinem Tode für eine Sitte büßen, welche so arg gegen alle Moralität und Gesetze verstößt.

China.

Aus dem Briefe eines Engländers in China.

Amoy*) hat ungefähr die Größe einer Stadt vom dritten Range in England; aber seine Bevölkerung muß ungeheuer seyn, da die Straßen so eng und mit Menschen überfüllt sind. Es ist eine der schmutzigsten Städte, die ich jemals in China oder anderwärts gesehen; aus allen Ecken dringt uns der widerlichste Geruch entgegen und zwingt uns fast, an die Küste uns zurückzuziehen. In jeder Richtung brennen Steinkohlenfeuer, an denen man Speisen jeder Art kocht und schmort. Die innere Stadt ist von einer Mauer umgeben und klein, aber luftiger und im Ganzen auch reinlicher als die Vorstädte. Man geht überall auf wahren Fußpfaden, da es hier keine Art von Fuhrwerk giebt. Ich sah einen Stall mit wenigen plumpen Pferden, die einer obrigkeitlichen Person angehören und vermuthlich zum Reiten benutzt werden.

Der Handel, welcher hier getrieben wird, muß sehr lebhaft seyn, da so viele Schiffe und Dschonken vor der Stadt liegen. Als ich im September (1843) zu Amoy mich befand, zählte ich etwa ein Dutzend größtentheils englischer Schiffe und einige hundert chinesische Dschonken. Opium (so?!), Baumwolle, Baumwollen-Garn und wollene Tuche von englischer Fabrik scheinen die vornehmsten Artikel des Handels mit Europäern zu seyn und werden von den eingeborenen Kaufleuten die Flüsse hinan ins Innere verführt. Die Dschonken verkehren stark mit Formosa und den verschiedenen Städten an der Ostküste.

Während meines hiesigen Aufenthalts machte ich beständige Ausflüge, fuhr bisweilen in meinem San-pan (kleinen Boote) die Flüsse weit hinan und trieb mich in der ganzen Gegend zu beiden Seiten ihrer Ufer herum. Oft führten mich meine Exkursionen in kleine Städte oder Dörfer, deren Bewohner mir die freundlichste Aufnahme gewährten. Nur einmal, und zwar auf der Insel Amoy selbst, in bedeutender Entfernung von der Küste, tönte mir aus vielen Kehlen „Wei li san-pan so-ki" (Fort in Deinen Kahn, Freund!) entgegen; ich aber that das Gegentheil, ging beherzt auf den Haufen los und hatte schon nach wenigen Minuten Alle in die beste Stimmung versetzt, obwohl ich nur ein paar Worte ihrer Sprache verstand. Die alten Männer reichten mir gefüllte Tabakspfeifen, und die Knaben liefen hin und her, um mir Blumen zu pflücken. Als ich jedoch meine Schritte ihrem Wohnorte zulenkte, kamen sie in einige Verlegenheit; sie gaben mir zu verstehen, ich könne in anderen Gegenden, wohin sie deuteten, mehr Blumen bekommen; auch umziehe sich der Himmel, es werde bald regnen, und ich thäte am besten, wenn ich schleunigst mein San-pan bestiege. Ich entgegnete lachend: Wei wi san-pan man-man (Werde mein San-pan nach Gemächlichkeit besteigen!), und ging nach wie vor dem Dorfe zu. Als sie sahen, daß ich hartnäckig blieb, liefen die Kinder vorweg, um meine Annäherung zu melden, und bei meiner Ankunft war schon die ganze Gemeinde in Bewegung, um den „fremden Teufel" zu schauen. Die Verschämteren des schönen Geschlechts guckten durch halb geöffnete Thüren und hinter Ecken hervor. Es war eine drückende Hitze; ich ließ mich im Schatten einiger Banianen nieder und war bald von einigen hundert Gaffern jedes Alters und Geschlechts umringt. Meine Kleider und verschiedene andere Artikel, die ich mit mir führte, wurden launig kritisirt; Einige guckten sogar in meine Rocktasche, und Andere bestürmten meinen chinesischen Bedienten mit Fragen, wer ich sey, von wannen ich käme und was ich hier wollte. Hier wie anderwärts glaubten Viele, ich sey ein Arzneiverständiger; zuweilen brachten mir Mütter ihre Kinder, damit ich sie von Hautkrankheiten kurirte, denen sie sehr ausgesetzt scheinen; und ich verordnete dann solche Mittel, die ihnen wenigstens nicht schaden konnten. Ich darf mir vielleicht schmeicheln, daß ich in den meisten dieser Flecken und Dörfer einen guten Eindruck hinterlassen und so mein Scherflein dazu beigetragen habe, um den Chinesen jener Gegend eine vortheilhaftere Meinung von uns beizubringen.

Die Insel Amoy ist sehr hügelig, und die Hügel bestehen nur aus Kies und nacktem Gesteine, ohne eine Spur von Vegetation. Nur hin und wieder trifft man in den Thälern und Hohlwegen vergleichsweise fruchtbare Stückchen Landes, die mit süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Reis und einigen anderen Stapel-Produkten bepflanzt werden.

*) Amoy oder Emoy (genauer Ha-moy) ist der Name dieser wichtigen Hafenstadt im Dialekte von Fu-kien. In Canton heißt sie Ha-mun; in Kiang-nan, Hia-men, und in Peking, Sia-mon. „Ihre Lage" — sagt Karl Ritter — „gerade der großen Insel T'ai-wan (Formosa) und der zwischen inne liegenden Gruppe der Pescadores-Inseln gegenüber, welche reich an Anker-Stationen für die Vorüberfegelnden durch den Formosa-Kanal, auf der Straße von Hinter-Indien nach Japan, sind, hat ihr in den Augen der europäischen Schiffer in früherer Zeit, da diese auf jenen Gestade-Inseln ihre Stationen zu fixiren suchten, einen besonderen Werth gegeben." — So lange die Holländer auf Formosa eine Niederlassung hatten (1620—62), wählten sie Amoy zum Stapelplatz ihres dortigen Handels.

Mannigfaltiges.

— Schutzzölle und Bettdecken. In einem Lande mit sehr hohen Schutzzöllen, mag es nun Rußland oder Frankreich heißen, hat der Finanz- und Handels-Minister gewiß eine überaus schwierige Stellung. Die zu hohen Schutzzölle haben das mit den zu kurzen Bettdecken gemein, daß sie auf der einen Seite bloßstellen, was sie auf der anderen beschützen. Jeder will nur den eigenen Erwerb geschützt sehen ohne Rücksicht darauf, daß dadurch dem Anderen der seinige erschwert wird. Was geht mich der Garnspinner an, denkt der Landpächter, der auf einen hohen Getraidezoll besteht, und dem Garnspinner wird darum sein Stückchen Brod noch mehr vertheuert. Dagegen sorgt dieser wieder dafür — wie wir es z. B. in Rußland sehen — daß die große Masse des Volkes, die aus Bebauern des Bodens und Gewinnern von Naturerzeugnissen besteht, in das schlechteste Zeug sich kleide, das irgendwo in der Welt fabrizirt wird, und dieses viel höher bezahle, als in anderen Ländern das beste und geschmackvollste kostet. Sehr richtig bemerkt ein neuerer Schriftsteller: Der größere Theil unserer National-Oekonomen und Verwaltungs-Männer hat sich eine Aufgabe gestellt, die völlig unlösbar ist: Sie wollen nämlich ein Mittel finden, alle Interessen des Landes zu befriedigen, und wagen doch nicht, die Zustände zu ändern, in Folge deren diese Interessen einander völlig entgegengesetzt sind, so daß das eine nur auf Kosten des anderen befriedigt werden kann.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 26. März 1844.

England.

Die Poesie der Rebekka-Unruhen. *)

„Welch herrliche Nacht! welch köstlicher Mondschein! Ist dies eine englische Nacht oder eine solche, wie sie Southey am Anfang seines arabischen Gedichts beschreibt? Hier bin ich nun in dem „Distrikt der Unruhen"; hier bin ich auf dem „Schauplatz des Kampfes", im „General-Quartier der Rebekkaitischen Rebellen!" So sprach ich zu mir selbst um ein Uhr des Morgens am 10. September 1843, indem ich mich an das Fenster des Wirthshauses legte, um die Luft einer prächtigen Sommernacht einzuschlürfen. In dem kleinen malerischen Dorfe, in welchem ich mich befand, breiteten die ländlichen Dächer, die Stroh- oder Heuschober und die Bäume der Obstgärten ihre Schatten über die unregelmäßige Straße, ohne daß ein Geräusch die feierliche Stille unterbrach, außer von Zeit zu Zeit das Krächzen des Uhu, des einsamen Bewohners des Glockenthurms, oder das eintönige Murmeln des Baches, dessen Fluthen sich an den Bogen der alten Brücke brachen. Auch bemerkte ich unter den Fenstern das eines Uhrmacherladens, wo ich den Abend vorher, als ich ankam, eine doppelte Reihe von goldenen und silbernen Uhren sah, welche, trotz des Schreckens, den die Thaten Rebekka's verbreiteten, in aller Sicherheit dahingen, ohne anderen Schutz als einen Fensterladen, der zu schwach war, um dem schüchternsten Diebe zu widerstehen.

Diesen Morgen (es ist ein Sonntag) zeigt die Straße eine angenehme Sauberkeit; die Bewohner haben sie gestern Abends so hübsch gefegt — ein neuer Beweis von der öffentlichen Sicherheit. Nur im tiefsten Frieden ist der Geist unbefangen genug, um sich so sorgfältig mit jener Straßentoilette, jener ländlichen Reinlichkeit zu beschäftigen, welche für das englische Dorf so charakteristisch ist. Ich fing an, mit angenehmer Verwunderung zu lächeln, indem ich an die Uebertreibungen jener Presse dachte, die uns Londoner Maulaffen weiß machen wollten, daß die „Bluthunde des Krieges" auf diesen grünen Bergen und in diesen idyllischen Thälern, wo man sich so gern einmal jährlich in dem reinen Sauerstoff verjüngt, losgelassen seyen. — Wie sehr werden Sie Lügen gestraft, meine Herren Zeitungsschreiber, rief ich in einem neuen Selbstgespräch aus, durch den köstlichen Mondschein, den ich heute Nacht bewundert, und durch diese mächtigen Sonnenstrahlen, die jetzt jene hohen und majestätischen Spitzen des Mynedd-dhu (des schwarzen Berges) vergolden. Hätte ich euch geglaubt, ihr täglichen, wöchentlichen und monatlichen Lügner, so würde ich noch jetzt den Dampf der Steinkohle statt dieser köstlichen Atmosphäre einathmen ....

„Verzeihen Sie, mein Herr", unterbrach mich hier ein Reisender, der in demselben Gasthof wohnte und eben so früh auf war, als ich, „haben Sie vielleicht gehört, daß die Zollstätte von Hendy-Gate gestern Abends zerstört worden? Man fügt hinzu, daß der Zoll-Einnehmer getödtet sey. Wenn Sie etwas Näheres erfahren haben, so theilen Sie mir es gefälligst mit, ehe ich nach London schreibe." — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte ich, nachdem ich mich vergebens bemüht, zu errathen, was dieser Herr seyn mochte, der etwas vom Schreiber und etwas vom Gentleman an sich zu haben schien. — „Entschuldigen Sie, mein Herr", antwortete er; „ich scheine etwas zudringlich; aber ich bin nach Wales nur gekommen, um eine politische Korrespondenz zu schreiben, und ich möchte gern unserem Redacteur etwas Substantielles berichten. Ich bin einer von den Reporters der Times."

Es schien mir, als ob sich zwischen mir und dem Mynedd-Dhu, der eben noch von dem ersten Glanze des Tages strahlte, eine finstere Wolke auftürmte, eine Wolke, die aus der ganzen Schwärze bestand, welche die Walzen der gigantischen Dampfpresse der Times überzieht. Die Sonne verlor vor meinen getrübten Augen die Hälfte ihres Glanzes, das Grün die Hälfte seiner Frische; das Murmeln des Baches schien mir jenem dumpfen, fernen Heulen zu gleichen, das dem Aufruhr vorausgeht. Indem ich endlich meiner Phantasie Gewalt anthat und dem Fremden zu zeigen hoffte, daß er das Spiel der Seinigen sey, lud ich ihn zu einem Spaziergang ins Feld ein. Er ging darauf ein, indem er ohne Zweifel glaubte, ich würde ihn zu den rauchenden Ruinen einer Zollstätte führen; aber wir fanden überall nur den Frieden der Natur und den Frieden des Herrn.

Er entschädigte sich dafür, indem er mir bei dem geringsten Gränzstein national-ökonomische Vorlesungen über die übertriebene Zerstückelung des Grundeigenthums und die Menge der Pachtungen hielt. „Aus der Zerstückelung des Bodens", sagte er, „entsteht das Elend des Landmanns. In England möchten unsere Bauern gern besitzen, ohne es zu können: Dort wird ein Gut immer im Ganzen verkauft, hier sehr oft parzellenweise. Der Ehrgeiz hat selbst den geringsten Tagelöhner angesteckt; er borgt, um zu kaufen, und der Wucherismus hat ihn ruinirt, ehe er Alles bezahlt hat. Was die Pachten betrifft, so treibt die Konkurrenz den Preis derselben täglich mehr in die Höhe. Die Bewerber lassen die Pacht versteigern und bieten eine Rente, die höher ist als das, was der Boden mit dem darauf verwendeten Kapital einbringen kann. Kommt der Zinstag, so können sie nicht bezahlen, und wenn sie ihren Nachfolgern Platz machen, haben sie das Grundstück erschöpft. Ueberdies ist nicht bloß der Eigenthümer zu befriedigen, sondern auch der Zehnten-Einnehmer, der Fiskus, endlich der Wucherer in der Stadt. Dies erklärt es, warum ein so malerisches Land mit Unzufriedenen bevölkert ist, die jeden Vorwand ergreifen, um sich einer Auflage zu entziehen. Der Wegezoll ist nichts als eine direkte Auflage, und zwar die drückendste von allen, weil sie keine Frist zuläßt: man muß entweder zahlen oder mit seinem Karren, der mit dem Dünger oder den Produkten der Pacht beladen ist, umkehren. So oft ein Pächter an einen Schlagbaum kommt, sieht er, ehe er die Hand in die Tasche steckt, sich erst rechts und links um, als suche er die Rebekka. Was den Zoll-Einnehmer betrifft, so streckt er die Hand nur furchtsam aus. In seinem Zollhaus eingeschlossen, könnte man ihn mit einer heimlichen Spinne vergleichen, die sich am Rande ihres Loches zeigt, wenn die Fliege mit der Spitze des Flügels ihr Netz bewegt."

So peroririte mein Journalist mitten unter den Herrlichkeiten einer der reichsten Landschaften von Wales.

Als wir nach Llangaddock zurückkehrten, begab sich gerade die Bevölkerung nach der Kirche. Ich wollte eben meinen Begleiter auf die friedliche und fromme Haltung der guten Walliser aufmerksam machen, als er selbst seine Verwunderung darüber äußerte, indem er hinzufügte: „Sollte man es glauben, daß diese frommen Pfarrkinder, die in aller Demuth hingehen, um die liebevollen Ermahnungen des Geistlichen zu hören, nach dem Gottesdienst ganz eben so bereit sind, wie vorher, den Gesetzen zu trotzen, die Polizei-Beamten zu prügeln, ja selbst zu tödten, die Schlagbäume niederzureißen u. s. w.? Alle diese ehrlichen Pächter, sehen Sie, sind Rebekkaiten, ja noch mehr, es ist mehr als Einer unter ihnen, der mit Ungeduld wartet, daß an ihn die Reihe kommt, die Rolle Rebekka's zu spielen, sich als Frau zu verkleiden und unter diesem Kostüm ungestraft mit Jack Cade oder Wat Tyler zu rivalisiren."

Ich fing an zu glauben, daß ich einen Monomanen getroffen. Um ihn von seiner fixen Idee abzuziehen, schlug ich ihm vor, in das Wirthshaus zurückzukehren und daselbst zu frühstücken. Er billigte meinen Vorschlag und benahm sich bei Tische mit einem Appetit, der mir zeigte, daß wenigstens sein Magen gesunder sey als sein Kopf. Laßt uns sehen, sagte ich, ob er vielleicht mit dem Gleichgewicht seiner thierischen Functionen auch den Geschmack für Naturschönheiten wiederbekommen hat? Ich wandte die Augen zu dem erhabenen Mynedd-Dhu. Der Dinternebel war verschwunden, die Sonne strahlte glänzend, das Gras und das Laub war wieder frisch. „Gestehen Sie, sagte ich", daß nichts so sehr den Geist erhebt als die Gebirgslandschaft. Großbritanien würde mir von der Natur enterbt scheinen, wenn es nicht seine Alpen und Apenninen, seine schottischen und gälischen Hochlande hätte." — „Entschuldigen Sie", antwortete mein Begleiter, ein solcher Enthusiasmus ist mir fremd; ich gehöre zur nützlichen und nicht zur poetischen Presse. Was nennen Sie eine Gebirgslandschaft? Ungestalte Steinmassen! Wo kann hier der Pflug eine Furche graben? Welches Wasser kann hier ein Fahrzeug tragen? Wo ist hier eine Straße, auf der Sie nicht beim Hinansteigen die Qualen des Sisyphus und beim Heruntersteigen den Sturz des Vulkan empfinden? Auf den äußersten Spitzen unfruchtbare Moosflechten, zwischen zwei Abhängen ein gähnender Abgrund, dessen trügerische Tiefe Ihnen der Nebel verbirgt. Wenn sich der Mensch hier eine isolirte Wohnung errichtet, dicht neben dem Horst des Adlers, so ist dies eine Höhle von Wilden, die daselbst bald das Leben und die Sitten des Raubvogels annehmen: Zeugen des sind die Marodeurs der Romane Walter Scott's. Sammelt sich ein Dorf daselbst an, so ist es ein Pausen Schweinekoben. Die Feuchtigkeit gräbt wohl, statt eine Wiese zu befruchten, einen See aus. Sprechen Sie mir von jenen Ebenen, wo die Anstrengungen der menschlichen Kunst über die unnütze Natur gesiegt haben, wohin die Industrie eben diese Steinblöcke verpflanzt hat, um sie regelmäßig zu vertheilen in Häuser, Quais, Magazine, Paläste, Theater, Kirchen ...." — „Und in

*) Wir theilen hier die Einleitung zu einer Erzählung mit, welche sich an jene Unruhen anlehnt und die poetisch-historischen Motive, welche dieselben darbieten, andeutet. Der Verfasser derselben erzählt in dieser Einleitung, wie jene Erzählung ihm entstanden sey. Diese selbst ist zu lang und auch nicht bedeutend genug, als daß sie in unseren Blättern Raum finden könnte; nur die Einleitung schien uns ihres eigenthümlichen Humors wegen der Mittheilung nicht unwerth.

Parlaments-Häuser", fügte ich hinzu. — „Ganz gewiß", fuhr er fort, ohne sich irre machen zu lassen, „aber mit einer Galerie für die Zeitungs-Berichterstatter, die, wo möglich, noch etwas bequemer ist als die von Westminster, um daselbst Reden zu stenographiren, die eines Lord Chatam oder Sheridan würdig sind, statt jenes Troglodytenpatois, das man in den schottischen oder gälischen Bergen spricht." — „Wie", rief ich ernst aus, „Sie bewundern nicht diesen Berg, der sich hier vor uns erhebt und der Parnaß Gray's und J. Dyer's war?" — „Im Gegentheil, ich bewundere ihn sehr", antwortete mein Journalist, indem er sich meiner angefangenen Beschreibung bemächtigte, mit dem Bewußtseyn, sie zugleich wahrer und malerischer zu machen; „ich bewundere ihn sehr, seitdem unser Wirth mir während des Frühstücks dieses Billet zustellte, das Sie mir zu lesen erlauben." — „Warum, ich bitte Sie!" — „Weil dieses Billet mir anzeigt, daß heute Abend, beim ersten Einbrechen der Nacht, die Spitze des schwarzen Berges auf einmal von einer hohen Flamme erleuchtet seyn und daß sein Echo weithin das Schmettern eines wohltönenden Horns wiederholen wird . . ." — „Das wird einen großen Effekt machen", sagte ich unschuldig: „was für ein Fest ist heute?" — „Es ist kein Fest: diese Flamme ist ein Signal, das Rebekka ihren Töchtern giebt; dieses Horn wird sie unter ihr Banner rufen. Von Llandelly nach Carmarthen sollen alle Schlagbäume zerstört werden, und morgen werde ich einen Bericht von drei Spalten für die Times haben."

Bis die Nacht erschien, wagte ich nicht mehr, den schwarzen Berg anzusehen. Ich bin ein friedlicher Tourist, der die stillen Reize des Landlebens liebt oder höchstens diejenigen seiner Melodieen, deren Zauber man nur in der Einsamkeit zu würdigen vermag. Bis auf den Abend wenigstens hoffte ich, daß es keine trügerische Ruhe sey, die mich in der letzten Nacht und noch am Sonntag Morgen entzückt hatte. Ich fand einen Vorwand, meinen Gasthofs-Gefährten zu verlassen, um mich ganz meinen ländlichen Illusionen hinzugeben . . . aber mit einbrechender Nacht war er es, der Recht hatte. Mynedd-Dhu wurde von dem Signal Rebekka's beleuchtet: beim Schall des Hornes brachen alle jene Pächter und Bauern, die am Morgen so fromm gewesen, nach dem Berge auf, und am anderen Tage hatte der Journalist Stoff für drei Spalten über die Thaten der guten Walliser.

Einige Tage später traf ich ihn wieder in Llandelly, dann in Llanon, dann noch einmal in Lidwelly, kurz, fast überall, wo ich auf meiner Sommer-Exkursion ein Halt von einen oder zwei Tagen machte. Mit einem Wort, da ich in diesem Jahre nicht die ländliche Muße finden konnte, die ich jedes Jahr in Wäles suche, für dieses Mal meine idyllischen Träumereien mit den dramatischen Empfindungen zu vertauschen.

Als schöngeistiger Tourist suchte ich allerdings zuweilen in den Traditionen der Geschichte, in den Erinnerungen des alten Kampfes zwischen den Wallisern und Engländern etwas, was den kleinlichen Leidenschaften der Gegenwart ein wenig Poesie zu geben vermag. An den Ufern der Toweg las ich zuweilen wieder die entzückende Idylle, die Shakespeare in den ersten Theil seines Heinrich IV. eingeflochten. Auf den Trümmern eines Schlagbaums beschwor ich die große Shakespearesche Gestalt Owen Glendower's, des Bundesgenossen von Percy Heißsporn, herauf, in welchem zugleich die Freiheitsliebe und der Aberglaube des Fürstenthums Wäles im Mittelalter personifizirt sind. Nachdem ich so meinen Muth gestählt, entsagte ich, ein friedlicher Schüler Isaak Walton's, der Angel, und mich mit der Feder bewaffnend, folgte ich tapfer meinem Freunde, dem Journalisten, auf einigen seiner gefährlichsten Ausflüge. Ich wohnte mit ihm einigen Berathungen der Töchter Rebekka's bei; ich erlangte einige Aufklärungen, die es mir wahrscheinlich machten, daß ich das Geheimniß dieser räthselhaften Insurrection errathen hatte; gewissermaßen als Augenzeuge also erzähle ich euch eine Episode aus dieser Geschichte von gestern, aus der ein künftiger gälischer Walter Scott in sechzig Jahren einen neuen Waverley-Roman machen wird.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudelstadt".

(Fortsetzung.)

Nach diesem Abenteuer war der Aufenthalt in Baireuth für Consuelo unerträglich. Die maßlose Eifersucht Corilla's wurde ihr besonders lästig; immer leichtsinnig und doch im Grunde des Herzens immer gut, klagte diese Consuelo bald leidenschaftlich an, bald warf sie sich ihr zu Füßen und bat um Verzeihung. Amalie war durch Consuelo's Ermahnungen dem weiteren Einfluß Anzoleto's entzogen worden; doch Anzoleto hatte sich an ihr rächen wollen, weil sie ihn mit Verachtung verlassen hatte, und nur, um sie sicher zu machen, heuchelte er neue Leidenschaft gegen sie. Jetzt suchte er seine Rache darum an Consuelo zu kühlen; er machte tausend Versuche, sie dem Gelächter preiszugeben; wenn sie auftreten sollte, suchte er sie hinter den Coulissen festzuhalten, wenn er ein Duett mit ihr zu singen hatte, fiel er mitten in ihrer Partie ein und sang mit so großer Sicherheit, daß man glauben mußte, das Versehen sey durch sie verschuldet. Beim Spiel trat er auf die rechte Seite, wenn er auf die linke treten sollte, er suchte sie zum Fallen zu bringen oder sie zu verwirren, so daß sie zu einer falschen Thür hinausging. Diese niederen Tücken glitten an der Ruhe und Geistesgegenwart Consuelo's ab; ernster aber schien Anzoleto's Haß, als sie bemerkte, daß er die unwürdigsten Verleumdungen gegen sie ausstreute, und daß die großen Herren, in deren Augen eine tugendhafte Schauspielerin undenkbar oder doch sehr langweilig war, auf seine Rathschläge eingingen und sie bald zahlreich umwarben und, da sie ihre Keuschheit für Heuchelei hielten, sich mit Anzoleto verbanden, um sie in üblen Ruf zu bringen.

Diese elenden, gewissenlosen Verfolgungen waren der Beginn eines langen Märtyrerthums, welches die unglückliche Primadonna während ihrer ganzen Laufbahn erleiden mußte. So oft sie Anzoleto sah, empfand sie neue Schmerzen, und sie begegnete in ihrem Leben mehr als einem Anzoleto. Mehr als eine Corilla quälte sie mit ihrer Eifersucht, und unter allen diesen Nebenbuhlerinnen war diese erste noch die gutmüthigste. Zu diesen Leiden, welche durch Genossen und Genossinnen auf dem Theater hervorgerufen wurden, gesellten sich noch andere, die bald von den Direktoren ausgingen, bald von den Zeitungsschreibern, bald von den schönen Damen, die sich höchst herablassend zu Consuelo's Beschützerinnen aufwarfen und überrascht waren, bei einem Mädchen dieser Art so viele Tugend zu finden, bald endlich von dem Publikum, welches oft undankbar und parteiisch, die Entwickelung des Talentes in der Regel mehr aufhält als fördert. Doch getreu ausharrend in der Kunst wie in der Liebe, wurde Consuelo nie entmuthigt; sie verfolgte ihre Bahn fest und ruhig, und ihre musikalische Bildung nahm theoretisch und praktisch dauernd zu. Sie strauchelte bisweilen auf der schlüpfrigen Bahn des äußeren Erfolges, doch neue Triumphe erhoben sie wieder; dabei blieb sie stets die reine Priesterin der Kunst in noch höherem Sinne, als Porpora selbst es geahnt hatte, und sie schöpfte dauernd neue Kraft aus ihrem religiösen Glauben und neuen Trost aus ihrer Liebe.

Das Leben ihres Gemahls ist, obgleich er sie auf allen Reisen begleitet, in dichteren Schatten gehüllt als das ihre. Es ist unzweifelhaft, daß er sie nicht zum Rechnungsführer seiner Frau machte und von ihr sich gleichsam erhalten ließ. Auch würden Consuelo's Einnahmen für Beide gar nicht einmal hingereicht haben, da man die Künstler damals noch nicht so glänzend belohnte wie heute; eine Hauptquelle, der niedrigen Gage ungeachtet reich zu werden, waren die Geschenke der Fürsten und Großen, und wenn die Frauen ihre Stellung zu benutzen wußten, sammelten sie Schätze; doch Keuschheit und Mangel an Eigennutz sind nicht Vorzüge, durch welche eine Schauspielerin ihr Glück macht. Consuelo wurde sehr geachtet, sie erregte bisweilen Begeisterung, doch sie hatte keine galanten Abenteuer, und die Schande schenkte ihr keine Diamanten und Millionen. Ihre Lorbeeren blieben unbefleckt, und nur von unparteiischen Händen wurden ihr Kränze auf die Bühne geworfen. Nach zehnjähriger Anstrengung war sie um nichts reicher geworden: ja sie war mit ihrer Einnahme sogar oft nicht ausgekommen, weil sie zu viel für mildthätige Zwecke verwandte, und die „Unsichtbaren" hatten sie noch oft unterstützen müssen.

Was war nun der eigentliche Erfolg des langen Pilgerlebens, welches Albert und Consuelo in Frankreich, Spanien, England und Italien führten? Für die Augen der Welt liegt hiervon Nichts offen da, und ich glaube, man muß in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zwanzig Jahr weiter hinab steigen, um aus den späteren Ereignissen die frühere Wirksamkeit der geheimen Gesellschaft zu folgern. Hatten diese Gesellschaften in Frankreich größeren Einfluß geübt als in Deutschland, wo sie entstanden waren? Die französische scheint dies zu beweisen; doch zeigt auch der spätere europäische Bund der Illuminaten und die riesenhaften Pläne Weißhaupt's, daß der göttliche Traum vom heiligen Graal noch dreißig Jahre später, als die ersten Eingeweihten längst zerstreut oder gestorben waren, nicht aufgehört hatte, die Einbildungskraft der Deutschen zu beschäftigen.

Alle Zeitungen berichten uns, daß die Porporina mit größtem Beifall zu Paris in den Opern Pergolese's, zu London in den Oratorien und Opern Händel's, zu Madrid mit Farinelli, zu Dresden mit der Faustina und Mingotti, zu Venedig, Rom und Neapel in den Opern und Kirchenmusiken Porpora's und anderer Meister sang. Einige Billette Consuelo's an Trenk und an Wanda bezeugen uns ihren Glauben, ihre Zuversicht und ihre Thätigkeit. Auf der Bühne erschien sie zuletzt in Wien . . . . Sie war damals einige dreißig Jahr alt, und sie war, wie man sagt, schöner als in ihrer ersten Jugend. Ihr reines Leben hatte die ganze Fülle ihrer persönlichen Anmuth und ihres Talents herrlich ausgebildet. Sie war von schönen Kindern begleitet, doch man kannte ihren Gemahl nicht, und nur durch Gerüchte wußte man, daß sie einen Gatten besaß und ihm die strengste Treue bewahrte. Porpora war von seinen Reisen zurückgekehrt und brachte eine neue Oper auf dem kaiserlichen Theater zur Aufführung; doch ist aus den zwanzig letzten Lebensjahren dieses Meisters so wenig bekannt, daß ich in keiner seiner Biographieen den Namen dieses Werkes habe finden können. Gewiß ist nur, daß die Porporina die Hauptrolle mit unbestrittenem Erfolge gab, daß der ganze Hof bei der Vorstellung weinte und die Kaiserin selbst geruhte, befriedigt zu seyn. Doch in der Nacht, welche auf diesen Triumph folgte, empfing Consuelo von den Unsichtbaren eine Botschaft, durch die sich ihr Glück bald in Schrecken verwandelte. Schon um sieben Uhr am anderen Morgen hatte sie durch Geld und Beredsamkeit die Wachen des kaiserlichen Schlosses gewonnen und stand vor der Thür des Schlafzimmers Ihrer Majestät.

„Freund", sagte sie zu dem Diener, welcher das Zimmer reinigte, „ich muß mich der Kaiserin zu Füßen werfen; das Leben eines edlen Mannes und die Ehre einer Familie steht auf dem Spiele. Ein großes Verbrechen wird in wenigen Tagen ausgeführt, wenn ich Ihre Majestät nicht noch in dieser Stunde spreche. Ich weiß, daß ihr nicht bestechlich seyd, doch ich weiß auch, daß ihr edel denkt; davon spricht man allgemein, und ihr habt schon für manchen Schritt Vergebung erlangt, bei dem sie ein Anderer vergeblich hoffen würde."

„Gütiger Gott!" rief der Diener, „seh ich Sie wieder, meine geliebte Herrin!" und er schlug die Hände zusammen, daß ihm die Staubbürste entfiel.

„Karl, du? Dank dem Himmel! Albert's guter Engel hat Macht bis in den Palast der Kaiserin. Ich bin gerettet!"

„Albert! Albert!“ wiederholte Karl. „O ſo treten Sie ſchnell ein, Signora, wenn er in Gefahr iſt. Und wenn ich meine Stelle verlöre, ich würde es nicht bedauern; zwar fördere ich hier, Gott weiß es, unſere heilige Sache mehr, als ich es an einem anderen Platze könnte, doch Albert! ... Die Kaiſerin iſt eine gute Frau, wenn ſie nicht regiert“, ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu. „Treten Sie ein; man wird glauben, Sie ſeyen früher gekommen als ich; die Schuld wird auf die Schufte von Kämmerlingen fallen, welche nicht werth ſind, einer Herrſcherin zu dienen, weil ſie ihr nichts als Lügen ſagen.“

Conſuelo trat in das Zimmer, und als die Kaiſerin noch halb ſchlaftrunken die Augen aufſchlug, ſah ſie die Primadonna vor ihrem Bette knieen.

„Was iſt das?“ rief Maria Thereſia, indem ſie die Decke wie ein Tuch majeſtätiſch um die Schultern ſchlug und ſich in der Nachthaube ſo ſtolz und ehrfurchtgebietend auf dem Bettkiſſen aufſtützte, als ob ſie, das Diadem auf dem Haupte und den Degen zur Seite, auf dem Thron ſäße.

„Majeſtät“, erwiderte Conſuelo, „eine Unterthanin, eine unglückliche Mutter, eine verzweifelnde Gattin liegt zu Ihren Füßen und bittet um das Leben und die Freiheit ihres Mannes.“

In dieſem Augenblicke trat Karl in das Zimmer und rief mit verſtelltem Zorne: „Unglückliche, wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?“

„Ich muß deine Aufmerkſamkeit und Treue loben, Karl“, ſprach die Kaiſerin. „So bin ich in meinem Leben noch nicht aufgeweckt worden.“

„Sprechen Ew. Majeſtät ein Wort“, rief Karl, „und ich tödte dieſe Frau vor Ihren Augen!“ Er kannte die Kaiſerin genugſam, um zu wiſſen, daß ſie es liebte, Akte der Gnade vor Zeugen zu üben, und daß ſie ſelbſt vor ihren Kammerdienern gern als große Kaiſerin und als große Frau daſtand.

„Das iſt zu viel Dienſteifer!“ entgegnete die Kaiſerin mit einem majeſtätiſchen und doch zugleich mütterlichen Lächeln. „Entferne dich und laß dieſe arme Frau ſprechen. Sieh, wie ſie weint. Ich bin nicht in Gefahr, wenn ich mit einem meiner Unterthanen zuſammen bin. Was wünſchen Sie, Madame? Doch wie, du biſt es, meine ſchöne Porporina! Du wirſt dir die Stimme verderben, wenn du fortfährſt, ſo zu ſchluchzen.“

„Majeſtät“, antwortete Conſuelo, „ich bin ſeit zehn Jahren vor der katholiſchen Kirche verheiratet. Ich habe mir kein einziges Vergehen gegen meine Ehre vorzuwerfen. Ich habe rechtmäßige Kinder, die ich in der Tugend auferziehe. Ich wage darum ...“

„In der Tugend, wohl, ich weiß es“, fiel ihr die Kaiſerin ins Wort, doch nicht im Glauben. Du biſt ſittlich, hat man mir geſagt; doch du gehſt nicht in die Kirche. Allein ſprich nur. Welches Unglück hat dich betroffen?“

„Mein Gemahl, von dem ich mich nie bisher getrennt hatte, befindet ſich gegenwärtig in Prag; er iſt — ich weiß nicht, durch welche unwürdige Ränke — verhaftet und angeklagt, er habe Namen und Titel annehmen wollen, die ihm nicht gehören, er habe eine Erbſchaft unrechtmäßiger Weiſe an ſich zu reißen geſucht, ſey überhaupt ein Intrigant, Betrüger und Spion und darum ein Hochverräther, den man zu lebenslänglichem Gefängniß und in dieſem Augenblick vielleicht zum Tode verdammen will.“

„In Prag? Ein Betrüger?“ ſagte die Kaiſerin ruhig. „Ich habe einen Fall der Art in den Berichten meiner geheimen Polizei geleſen. Wie heißt dein Mann? Denn du nennſt dich ja nicht nach dem Manne.“

„Liverani heißt er.“

„Ganz recht. Ich bedaure, mein Kind, dich an dieſen Elenden verheiratet zu wiſſen. Er iſt in der That ein Induſtrie-Ritter oder ein Verrückter, der ſich für einen Grafen von Rudolſtadt ausgiebt, welcher ſchon vor zehn Jahren geſtorben iſt, und dem er allerdings ähnlich ſehen ſoll. Er hat ſich bei der alten Stiftsdame von Rudolſtadt eingedrängt, hat ſich ihren Neffen genannt und würde ohne Zweifel die Erbſchaft an ſich geriſſen haben, wenn nicht in dem Augenblicke, in welchem die alte, ſchon kindiſch gewordene Frau ihr Teſtament machen wollte, gute Menſchen ihr Vermögen zum Vortheil der Familie auf die Seite gebracht hätten. Man hat ihn verhaftet, und man hat ſehr wohl daran gethan. Ich finde deinen Schmerz begreiflich, doch ich kann ihn nicht lindern. Wenn es ſich, wie ich wünſche, feſtſtellen läßt, daß Liverani wahnſinnig iſt, ſo wird man ihn in ein Hoſpital bringen, wo du ihn ſehen und pflegen kannſt. Aber wenn er, wie ich fürchte, nur ein Betrüger iſt, ſo wird man ihn etwas ſchärfer bewachen müſſen, damit die rechtmäßige Erbin von Rudolſtadt, eine Baroneſſe Amalie, welche nach einigen Jugendthorheiten jetzt im Begriff ſteht, ſich mit einem meiner Offiziere zu verheiraten, nicht von ihm beunruhigt werde. — Ich will nicht bezweifeln, Mademoiſelle, daß Sie von der Aufführung Ihres Mannes nicht unterrichtet ſind, und daß Sie ſich über ſeinen Charakter täuſchen, ſonſt würde ich Ihre Bitten ſehr unpaſſend finden. Sie können abtreten.“

Conſuelo ſah, daß ſie auf den Schutz der Kaiſerin nicht hoffen dürfte, und daß ſie ihre Angelegenheiten nur verſchlimmern würde, wenn ſie um Feſtſtellung der Identität Liverani's und Albert's von Rudolſtadt bäte. Sie erhob ſich und ſchwankte blaß und einer Ohnmacht nahe zur Thür. Maria Thereſia verfolgte ſie mit forſchendem Blick und rief ſie dann zurück, indem ſie mit weniger trockener Stimme und wie mitleidig ſprach: „Du biſt ſehr zu beklagen. An alledem biſt du unſchuldig, davon bin ich überzeugt. Erhole dich, ſchone dich; die Sache wird gewiſſenhaft unterſucht werden, und wenn dein Mann ſich nicht ſelbſt verderben will, ſo wird er ſich für geiſteskrank halten laſſen, wofür ihn ſeine Richter erklären werden. Wenn du ihm Mittheilungen machen kannſt, ſo laſſe ihn dies wiſſen. Dies iſt der einzige Rath, den ich für dich habe.“

„Ich werde ihn befolgen, und ich ſegne Ew. Majeſtät dafür; doch ohne Ihren Schutz vermag ich nichts. Mein Mann befindet ſich im Gefängniß zu Prag, und ich bin am kaiſerlichen Theater zu Wien engagirt. Wenn Ew. Majeſtät mir nicht noch einen Troſt gewähren und einen Befehl ausſtellen, der es mir möglich macht, dieſe Mittheilung an meinen Mann gelangen zu laſſen, ſo ....“

„Du forderſt viel! Ich weiß nicht, ob Fürſt Kaunitz dir dieſen Troſt zugeſtehen wird, und ob man dich auf dem Theater wird entbehren können. In einigen Tagen ſollſt du hiervon benachrichtigt werden.“

„In einigen Tagen?“ rief Conſuelo, indem ſie ihren ganzen Muth wiedergewann. „In einigen Tagen iſt es zu ſpät; ich muß alsbald abreiſen.“

„Das iſt zu viel“, rief die Kaiſerin; „deine Leidenſchaftlichkeit wird dir Nachtheil bringen, wenn du vor weniger ruhigen und nachſichtigen Richtern ſtehſt als jetzt. — Entfernen Sie ſich, Mademoiſelle.“

Conſuelo eilte zu dem Kanonikus *** und übergab ihm ihre Kinder, indem ſie ihm ſagte, daß ſie alsbald abzureiſen genöthigt ſey und noch nicht wiſſe, wann ſie wiederkehre. „Wenn Sie lange entfernt bleiben, werde ich es bedauern“, antwortete der gute Alte; „doch die Kinder ſollen mich einigermaßen tröſten; ſie ſollen meiner Angela Geſellſchaft leiſten, der ohnehin bisweilen die Zeit bei mir lang zu werden anfängt.“ — Conſuelo drückte die Kinder noch einmal ans Herz und ſagte dann zu dem Greiſe: „Laſſen Sie die Kinder nicht wiſſen, daß ich lange fern bleibe; doch vielleicht kehre ich nie zurück. Vielleicht kommen Schmerzen über mich, von denen ich mich nie erhole, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Beten Sie für mich und laſſen Sie meine Kinder beten.“

Der gute Kanonikus wollte nicht in ihr Geheimniß dringen; doch da ſeine friedliche Seele ſich nicht leicht ein unabwendbares Unheil vorſtellen konnte, bemühte er ſich, ſie zu tröſten; und als er ſah, daß dies nicht gelang, wollte er ſie wenigſtens beruhigen, indem er ſprach: „Wenn du nicht zurückkehrſt, ſo gehören deine Kinder mir an; ich werde für ihre Erziehung ſorgen. Deine Tochter werde ich verheiraten; wenn hierdurch auch Angela's Mitgift etwas geſchmälert wird, ſo wird ſie ſelbſt um ſo thätiger ſeyn müſſen; aus deinen Knaben aber will ich Muſiker machen, darauf verlaß dich.“

„Joſeph Haydn wird dieſe Laſt theilen“, erwiderte Conſuelo, indem ſie dem Kanonikus die Hand küßte, und der alte Porpora wird ihnen einige Lectionen geben. Meine armen Kinder ſind gelehrig, um ihr äußeres Fortkommen bin ich unbeſorgt; doch meine Liebe und meine Rathſchläge, die können Sie allein ihnen erſetzen.“ — „Und ich verſpreche dir, es zu thun“, rief der Kanonikus; „ich hoffe noch ſo lange zu leben, bis ſie erwachſen ſind. Lebe wohl denn, meine Tochter; faſſe Muth und bleibe geſund. Reiſe glücklich und kehre zurück. Gott iſt mit den Guten.“ (Fortſetzung folgt.)

China.

Berichtigungen zu einem Artikel der Revue Indépendante.

Der in Nr. 31 und 32 des Magazins mitgetheilte Artikel der erwähnten Zeitſchrift enthält mehrere Irrthümer und auch ein paar leichtfertige Urtheile.

Woher China ſeine Civiliſation habe? Muß denn jedes Volk ſeine Civiliſation einem anderen verdanken, und dieſes wieder einem anderen, bis man zu irgend einem Urvolke kommt, das im allererſten Beſitze jenes Gutes war und die übrigen Völker direkt oder indirekt damit verſorgte? Und was für ein Urvolk ſoll am Ende gemeint ſeyn? Dieſe Idee wäre eben ſo abenteuerlich, wie die einer Ur-Sprache, auf welche alle Sprachen der Erde ſich zurückführen ließen.

Das Studium der chineſiſchen Bücher (welcher?) ſoll zu dem Schluſſe berechtigen, daß die Civiliſation dieſes Volkes keine andere Wiege habe, als Indien oder das alte Baktriana (!). — Wer die alten kanoniſchen Bücher der Chineſen und ihre Geſchichtswerke ſtudirt hat, der kommt, wenn er nicht wachend in Träume verſunken iſt, auf ganz andere Schlüſſe: er überzeugt ſich, daß die Civiliſation China's und die Indiens einander eben ſo fern ſtehen, als die Sprachen und die Geſichtszüge beider Völker. Einzelne Berührungspunkte ſind allerdings ohne Mühe zu entdecken; dieſe findet man aber auch, wenn man die Chineſen mit jedem anderen Volke zuſammenhält.

Der Verfaſſer begnügt ſich aber nicht einmal mit der ziemlich bekannten Civiliſation des alten Indiens — er verweiſt noch auf eine unbekannte, die des alten Baktriana! Was für Bücher haben ihm denn darüber Auskunft gegeben, wie es damals, als die Chineſen ein Volk wurden, mit Baktriana beſtellt war? Es dürfte wohl gewiſſen Leuten glaubwürdiger erſcheinen, wenn man die Wiege der Bildung eines Volkes im Monde, oder im Planeten Mars, als wenn man ſie im Volke ſelber ſuchte!

Die Tradition von der Verwandtſchaft der indiſchen und chineſiſchen Race iſt im Orient nicht allgemein, und die Chineſen haben ſie durchaus nicht angenommen. Sie behaupten nur, daß ihre älteſten Stammväter aus den Bergen gegen Abend ins nördliche China eingewandert ſeyen. Die Region aber, welche China wahrhaft im Abend liegt, iſt Tibet, deſſen Bewohner den Chineſen in Sprache und Phyſiognomie ohne allen Vergleich ähnlicher ſind, als die Hindus.

In der Chronologie ſollen die Chineſen keine anderen Rechnungen geben, als die Indier und Chaldäer. Um von dem Ungrunde dieſer Behauptung ſich zu überzeugen, leſe man Ideler's Zeitrechnung der Chineſen (Berlin 1839).

Von den drei „phyſiſchen Regionen“ China's ſoll die eine das Alpenland im Oſten der Mongolei ſeyn; aber ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß im Oſten der Mongolei nicht China, ſondern Tunguſien liegt und erſteres im Süden derſelben ſich ausdehnt.

Es iſt richtig, daß die Chineſen ihr Land Tſchong-kue (Reich der Mitte) nennen; aber ein Name wie Shing-kue iſt uns nie vorgekommen; und

wenn er ja exiſtirte, ſo würde er allenfalls heiliges Reich, aber nimmermehr Nation der Mitte bedeuten; denn dieſes wäre Tſchong-min oder, wie die Chineſen ſich wirklich nennen, Tſchong-kue-jin (Leute des Mittelreichs). — Der Name Tſchina iſt allerdings die indiſche Umformung des Namens der alten Dynaſtie Tſ'in; wo der Verf. aber letztere zum zweiten Mal anführt, nennt er ſie ſehr irrig Tſchin: ſo hieß eine ganz andere Dynaſtie, die ungefähr ſieben Jahrhunderte ſpäter regierte, als China ſchon längſt im Auslande Tſchina oder Sin genannt ward. Die größere Uebereinſtimmung jenes Tſchin mit Tſchina iſt rein zufällig.*)

Confucius ſoll mit der Philoſophie der Brahmanen vertraut geweſen ſeyn — warum nicht lieber mit den fünf Büchern Moſis? Es wäre ungefähr daſſelbe, wenn man behauptete, die Dichter der isländiſchen Heldenlieder hätten ihre Inſpiration aus den chineſiſchen Oden des Buches Schi-king geſchöpft. — Derſelbe Confucius ſoll die früheren Jahrbücher geſammelt und eine Encyklopädie daraus gemacht haben, welche der Schu-king ſey. Der Schu-king iſt, mag er nun ſo, wie wir ihn beſitzen, von Confucius oder einem Anderen herrühren, keine Sammlung und noch viel weniger eine Encyklopädie, ſondern ein bündiger Auszug älterer Ueberlieferungen.

Daß ein General des Schi-hoang-ti das Papier und den Schreibepinſel erfunden habe, iſt uns ebenfalls eine neue Notiz geweſen. Unter einem ſo kriegeriſchen Kaiſer, wie Schi-hoang-ti, blieb den Generalen zu Erfindungen dieſer Art keine Muße. Die Haarpinſel waren ſchon vor dem erwähnten Kaiſer bekannt, und das Papier iſt gegen Ende des erſten Jahrhunderts u. Z., alſo ein gutes Theil ſpäter, erfunden. Zur Zeit der Dynaſtie Tſ'in ſchrieb man auf Seidenſtoffe**), wie in früheren Perioden auf Tafeln aus Bambus.

In dem Zeitalter der Han ſollen mehrere jüdiſche Familien nach China gekommen ſeyn: das iſt möglich, aber die chineſiſchen Annalen wiſſen nichts davon. — Aus der eben ſo kurzen als oberflächlichen Charakteriſtik des Budd'aismus könnte man abnehmen, dieſer unterſcheide ſich nur durch Verwerfung gewiſſer Lehren oder Einrichtungen von dem Brahmanismus, während doch ſein weſentlichſter Unterſchied im Gott-Werden jeder Individualität, vor ihrer endlichen Einkehr ins abſolute Seyn, begründet iſt.***)

Die Nachkommen der alten Tu-k'iu oder Türken ſollen noch heute die drei Theile der alten Welt bedecken — Gott behüte! es bleibt in den Maſchen des ungeheuren Türken-Netzes noch ein ſehr anſehnlicher Spielraum für manches andere Volk; auch giebt es anſehnliche Theile unſerer drei Welttheile, in die niemals ein türkiſcher Stamm ſich verirrt hat.

Der Sohn Tſchinggis-Chan's, welcher Nord-China bezwang, hieß Oktai (genauer Ügetei), nicht Mogli; der gefeierte Miniſter aber hieß Je-liu-tſu-tſ'ai, und war tunguſiſcher Abkunft.†) — Der Befreier China's von dem Mongolen-Joche hieß nicht Hung-wu und ließ ſich auch nicht unter dem Namen T'ai-tſu als Kaiſer ausrufen. Sein Name war Tſchu-yuan-tſchang; als er Kaiſer ward, gab er ſeiner Regierung das ehrende Prädikat Hung-wu (gewaltige Tapferkeit), und nach ſeinem Tode erhielt er den poſthumen Namen T'ai-tſu (erhabener Stammherr.)

Σχ.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Tagesſchriftſteller in Frankreich. Herr St. René Taillandier, von deſſen Verſuchen, die neueſten deutſchen Literaturzuſtände aufzufaſſen und darzuſtellen, wir in dieſen Blättern bereits geſprochen haben, liefert uns im zweiten März-Hefte der Revue des deux Mondes einen neuen Abſchnitt ſeiner Beobachtungen. Früher hatte er über die poetiſche Literatur der Gegenwart geſprochen; jetzt ſpricht er über die politiſche. Er theilt die letztere in zwei Epochen: in die des „jungen Deutſchlands" und die der „Jung-Hegelianer", woran er zuletzt einige Betrachtungen über Bettina's Königsbuch reiht, in welchem, nach ſeiner Anſicht, nicht bloß jene beiden, ſondern alle poetiſchen, philoſophiſchen und politiſchen Momente Deutſchlands ſeit funfzig Jahren reflektirt ſind. Die Benennung „junges Deutſchland" kam bekanntlich mit Ludolf Wienbarg's „äſthetiſchen Feldzügen" auf, welche der Verfaſſer nicht etwa einer politiſchen Verbindung, wie es die Giovine Italia war, ſondern der deutſchen Jugend gewidmet, die er mißverſtändlich genug „junges Deutſchland" genannt hatte, welcher nom de guerre nachmals einigen jüngeren Schriftſtellern verblieb, die, ohne unter ſich in ihren Anſichten einig zu ſeyn, ſich doch in einer gewiſſen Oppoſition gegen Hergebrachtes, weniger in der Politik, als in der ſchönen Literatur, begegneten. Herr Taillandier begreift darunter außer Wienbarg, Gutzkow, Laube und Mundt auch noch Ernſt Willkomm, wegen ſeiner „Europamüden". Ueber Alle ſpricht er ein gleiches Verdammungsurtheil; Alle, behauptet er, hätten nur franzöſiſche Ideen ſich angeeignet, und Alle ſeyen an ihrem Mangel an Tiefe geſcheitert. Nicht minder als dieſe erſte, verurtheilt er aber auch die zweite Periode des letzten Jahrzehends unſerer politiſirenden Literatur. In den früheſten Lieferungen von Arnold Ruge's „Halliſchen Jahrbüchern" glaubt er zwar einen Geiſt der Selbſtändigkeit und Gründlichkeit zu erkennen, wie er ſich im franzöſiſchen „Globe" zur Zeit der Reſtauration offenbart habe; nur zu bald ſey ſich dieſer univerſelle Geiſt jedoch untreu geworden und habe ſich auf ein Syſtem, und zwar auf eines der engherzigſten, das der äußerſten Linken unter den Hegelianern, geworfen. „Herr Ruge", ſagt ſein franzöſiſcher Kritiker, „war ſehr ſtark, als er die Philoſophie, die Poeſie und alle Arbeiten des Gedankens aufforderte, aus den Wolken herauszutreten und an die Stelle des todten Wiſſens einer wiedererweckten Scholaſtik die lebensvolle, thatkräftige Wiſſenſchaft zu ſetzen. Leider gab er jedoch dieſe ſchöne Stellung auf, um ſich zum Vertheidiger einer einzigen Sache zu machen, der Lehre der äußerſten Hegelſchen Linken, d. h. des Pantheismus in ſeiner abſchreckendſten Kühnheit, in ſeiner traurigſten Nacktheit. Zwei Irrthümer, von denen einer aus dem anderen hervorging, ſind es, die den „Jahrbüchern" empfindlichen Nachtheil gebracht: zuerſt der Irrthum, daß ſie ſich auf die extremen Grundſätze Bruno Bauer's und Feuerbach's ſtützten, daß ſie zu einem metaphyſiſchen Syſtem ihre Zuflucht nahmen, und zu welchem Syſteme! — um den öffentlichen Geiſt umzubilden, kehrten dieſe Schriftſteller zu jenen ſcholaſtiſchen Barbarein zurück, die ſie hatten bekämpfen wollen — und daher kam es denn, daß die an die Stelle ihrer früheren geſunden Polemik geſetzten krankhaften Theorieen ſie mehr und mehr iſolirten, wodurch ſie endlich dermaßen verwirrt wurden, daß ſie in jene Wuth geriethen, durch welche ihre Feder ſich um alles Vertrauen gebracht hat." — Es hat dieſes Urtheil in einer Pariſer Zeitſchrift um ſo größere Bedeutung, als die Männer, gegen die es hauptſächlich gerichtet iſt, ſich zum Theil jetzt in Paris befinden und dort in der Richtung, gegen welche die Bemerkungen des Herrn Taillandier ankämpfen, mehr noch als je befangen ſind. Der Franzoſe macht es nämlich jenen deutſchen Schriftſtellern zum Vorwurf, daß ſie den Geiſt ihres Vaterlandes herabſetzen und verleugnen. „Seltſames Beſtreben", ruft er, „ſich ſelbſt zu verleumden!" Und an einer anderen Stelle ſagt er: „Als nach den eleganten Leichtfertigkeiten des vorigen Jahrhunderts die franzöſiſche Muſe, neu belebt durch den Spiritualismus Jean Jacques Rouſſeau's und durch die großen Proben der Revolution, mit Frau von Staël über den Rhein zog, um die Ruhe einer erhabenern Philoſophie und die Freiheiten einer romantiſchern Poeſie aufzuſuchen, gab ſie doch darum ihren Charakter nicht auf und entkleidete ſich ihres Geiſtes nicht, ſie ſetzte vielmehr die Bewegung fort, die der Verfaſſer der „Neuen Heloiſe" und die regenerirenden Weltbegebenheiten den Geiſtern gegeben hatten. Wenn aber Deutſchland heutzutage Voltaire als ſeinen Meiſter proklamirt, ſo wird man mich vergebens überreden wollen, daß dies ein wirklicher Fortſchritt ſeines Genius ſey!" ... Ferner: „Als der Adel Frankreichs in jener berühmten Revolutionsnacht ſeine Diplome und Privilegien vernichtete, ſo war dies eine heroiſche Handlung: er opferte Rechte auf, die den großmüthigen Gedanken, von welchen er ſich damals ergriffen fühlte, entgegen waren; aber Ihr — Ihr vernichtet rechtmäßige Anſprüche, ruhmreiche Privilegien Eures Vaterlandes, und um welcher Zukunft willen? Wenn Ihr die Bildniſſe Eurer Väter vernichtet haben werdet, was wollt Ihr an deren Stelle ſetzen?" — Es thut Noth, daß ein ſolches Wort aus der Fremde herübertöne, damit die Unerfahrenen wiſſen, daß das Ausland ſelbſt das Lob nicht achtet, das aus einem Munde kommt, welcher den Geiſt des eigenen Vaterlandes als „niederträchtig" und „erbärmlich" zu bezeichnen wagt.

— Motive des Selbſtmords bei verſchiedenen Völkern Aſiens. Ein Hindu entleibt ſich, um ſeinen Beleidiger durch Gewiſſenspein unglücklich zu machen; ein Chineſe, um ihm einen bedenklichen Prozeß anzuhängen: ein Japaneſe, um ſich ſelber zu beſtrafen, und ein Mandſchu, um ſeine Reputation zu retten. Die beiden Erſteren werden von einer Rache geleitet, die nicht mit energiſcher Geſinnung verbunden iſt; aber auch in ſeinem verzweifelten Entſchluſſe bleibt der Hindu Gefühlsmenſch und der Chineſe Verſtandesmenſch; denn Jener traut dem Feinde noch zu, daß er in ſich ſelber Beſtrafung finden könne, während Dieſer nur auf eine Beſtrafung des Feindes von Außen her rechnet. Der gräßlichſte Selbſtmörder iſt der Mandſchu, weil dieſer die Schande, die ihn getroffen hat, auch an ſeiner Familie kleben ſieht und Frau und Kinder tödtet, ehe er Hand an ſich legt oder in den Reihen der Feinde ſeinen Tod ſucht; der Kälteſte und Reſignirteſte iſt der Japaneſe, denn dieſer ſieht in der Selbſtentleibung die ſchicklichſte Sühne ſeiner verletzten oder vernachläſſigten Pflicht. Der Mandſchu verfährt bei all ſeiner Rohheit am ritterlichſten, der Japaneſe aber am unintereſſirteſten, denn es warten ſeiner keine paradieſiſchen Jungfrauen, wie des muſelmänniſchen Türken, der ſich eben ſo kaltblütig die ſeidene Schnur umlegt.

— Ueberſetzerſchnitzer. Im „Buch der Redner", nach dem Franzöſiſchen von Cormenin (Leipzig, J. J. Weber), findet ſich der ſehr drollige und faſt unglaubliche Paſſus: „weil ihr Zungenbändchen wohlangebunden am Palaſt iſt". Der Ueberſetzer hat offenbar nicht geahnt, daß das franzöſiſche Wort palais auch Gaumen heißt, und daß mit dieſem die Zunge zuſammenhängt, nicht aber mit einem Palaſt.

*) Siehe eine Mitzelle im Jahrgang 1841 des Magazins (Mai-Heft Nr. 54).

**) Ben-tſ'ao-kang-mu, Buch 38.

***) S. zwei Artikel im Jahrgang 1840 des Magazins (Juli, Nr. 81—82, und September, Nr. 112—13).

†) Der Name Yuan, den das mongoliſche Kaiſerhaus in China ſich beilegte, heißt nicht Mongole, ſondern iſt ein chineſiſches Wort, welches die Kraft des Himmels und der Erde bezeichnet, die alles Lebende ins Daſeyn ruft.

Das mit dem 31ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Donnerstag den 28. März 1844.

England.

Die Religions-Verfolgungen in Schottland.
Claverhouse und Dalyell.

Jedem Leser der Waverley-Romane — und wer hätte diese nicht gelesen? — werden die Verfolgungen erinnerlich seyn, welche die presbyterianische Kirche in Schottland, nach der Rückkehr der Stuarts, in den siebziger und achtziger Jahren des 17ten Jahrhunderts zu erleiden hatte. Sie wurden durch alle Handlungen tyrannischer Willkür bezeichnet, zu denen nur Parteienhaß und religiöser Fanatismus führen können, und obgleich Sir Walter Scott, als entschiedener Tory und Hoch-Kirchenmann, eher mit den Unterdrückern als den Unterdrückten sympathisirte, so besaß er doch zu viel echte Humanität, um jene Verfolgungen zu rechtfertigen, wenn er sie auch theilweise zu beschönigen suchte. Dieselbe Epoche wird in einem neuerdings erschienenen, recht interessanten Werke (Traditions of the Covenanters. Edinburg 1843) geschildert; da aber der Verfasser, Herr Robert Simpson, ein presbyterianischer Geistlicher ist, so betrachtet er natürlich die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkt als sein berühmter Landsmann. Der ritterliche Claverhouse, dessen Bild uns aus „Old Mortality" in einem so heroischen Glanze entgegenstrahlt, erscheint hier in einem weniger romantischen und keineswegs vortheilhaften Licht.

„Die Namen Lagg und Claverhouse", schreibt Herr Simpson, „sind heutzutage in den Hütten des südlichen Schottlands fast eben so bekannt, als sie es zu ihren Lebzeiten waren — so schrecklich ist der Ruf, den sich diese Männer durch ihre Verfolgungen erworben haben. Nicht nur von den Non-Konformisten wurden sie gefürchtet, sondern ihre eigene Partei hegte vor ihnen nicht mindere Besorgniß. Die Pächter und kleinen Gutsbesitzer (lairds) waren, ohne Unterschied der Religion, ihren Raubanfällen und gewaltsamen Einbrüchen ausgesetzt. Diese beiden Sündengenossen ermuthigten sich gegenseitig in ihren Schandthaten, bis sie darin eine solche Virtuosität erreichten, daß sie alle ihre Nebenbuhler auf der Bahn ihres Verbrechens hinter sich ließen. Ihrem Uebermuth war nichts zu gewagt, ihrer Grausamkeit nichts zu empörend, und noch jetzt verflucht das schottische Landvolk das Andenken der Bösewichter, die das Blut seiner gottesfürchtigen Vorväter mit so schonungsloser Wuth vergossen.

„Auf ihren Streifzügen durch das Land verbreiteten sie überall Schrecken und Verderben, indem sie die Aeltern ihren Kindern und die Kinder ihren Aeltern entrissen. Einst kamen sie Beide nach einem Ort, der unter dem Namen der Schlucht von Dunscore bekannt war, um eine Familie aufzusuchen, die im Verdacht stand, die geächteten Presbyterianer zu beherbergen. Sie glaubten hier Beute zu finden, denn sie waren habgierige Leute und machten sich niedriger Diebstähle schuldig, die weit unter der Würde ihres Standes waren. Es war ein schöner Herbsttag, und Alle, die zum Hause gehörten, hatten sich auf's Feld begeben, um die Aerndte einzusammeln. Wie es scheint, war das Feld, auf welchem sich die Schnitter befanden, nicht im Gesichtskreise der Truppen, die es sonst ohne Zweifel besucht haben würden, um die Verdächtigen zu arretiren oder sie wenigstens in Betreff der Flüchtlinge zu verhören. Als sie bei der Wohnung ankamen, trafen sie Niemanden zu Hause als ein kleines Mädchen von zehn bis zwölf Jahren. Claverhouse, der listig war und eine scheinbare Gutmüthigkeit heucheln konnte, pflegte arglose Leute dadurch zutraulich zu machen und ihnen ihre Geheimnisse abzulocken; aber Lagg war barsch und gebieterisch und wandte nur Drohungen und Zornworte an, um seinen Zweck zu erreichen. Er redete die Kleine an und suchte von ihr zu erfahren, ob Fremde im Hause gewesen wären; da er aber keine genügende Antwort erhielt, so gerieth er in Wuth und drohte, sie auf der Stelle niederzuschießen. Das Kind brach in Thränen aus und weinte heftig. „Du hast das Spiel verdorben", sagte Claverhouse zu seinem Gefährten; „jetzt wird sie nichts aussagen, wenn es ihr auch das Leben kostet." — Sobald sie fort waren, lief das Mädchen nach dem Felde, um das Geschehene zu berichten. Voller Bestürzung und einen zweiten Besuch der feindlichen Partei erwartend, eilten die Schnitter nach ihren Schlupfwinkeln. In solchen Fällen nahmen sie gewöhnlich ihre Zuflucht zu einer alten, an die Scheune stoßenden Ziegelbrennerei, die man zur Aufnahme einer bedeutenden Anzahl Personen eingerichtet hatte und als eine sichere Freistätte betrachtete. Sie hielten sich dort verborgen, bis die Gefahr auf eine Zeitlang vorüber ging. — So angstvoll und ungewiß war die Lage, in der sich unsere Vorältern befanden; weder in ihren Häusern noch auf dem Felde konnten sie ihren Geschäften nachgehen, weil kriegerische Rotten das Land durchzogen und es wie Räuberhorden plünderten und verheerten."

Einer der hervorragendsten Charaktere jener Zeit war der General Dalyell oder Dalzell, als Feldherr ausgezeichnet, aber hart und grausam bis zur Barbarei. Er verfolgte die unglücklichen Covenanters mit rastloser Beharrlichkeit und hetzte sie gleich wilden Thieren von Berg zu Berge. Im südlichen Schottland gedenkt man seiner noch mit Abscheu, und manche Anekdoten über ihn sind noch im Umlauf. Die folgende ist für ihn nicht ganz so ungünstig, wie es die meisten sind. „Der Sage nach, ritt er einst ganz allein oder mit geringer Begleitung durch Gavin-Moor, eine wilde Haide, die den verfolgten Presbyterianern oft als Zufluchtsort diente und die er passiren mußte, um sein eigenes Haus an den Gewässern des Ar zu erreichen. Als er so diese Wüste entlang ritt, stieß er plötzlich auf einen Menschen, der dicht am Fußpfad in dem hohen Schilfgrase gelagert schlummerte. Dalyell's Pferd scheute und schnaubte so laut, daß der Schläfer erwachte, auf die Füße sprang und den Gegner vor sich sah, der ihn als einen flüchtigen Non-Konformisten erkannte. Dalyell forderte ihn auf, sich zu ergeben; da er sich aber zur Wehr setzte, sprang Jener vom Pferde, zog das Schwert und ging auf den Flüchtling zu, um ihn mit eigener Hand zu erlegen oder gefangen zu nehmen. Aber er irrte sich in seiner Rechnung; er hatte es mit einem Manne zu thun, der die Waffe eben so gut zu führen wußte als sein stolzer Widersacher, und der entschlossen war, sein Leben theuer zu verkaufen. Anfangs schien der Zweikampf gleich und der Ausgang zweifelhaft; in einem glücklichen Augenblicke schlug jedoch der Covenanter mit starkem Arm und einer geschickten Bewegung das Schwert aus Dalyell's Hand, bemächtige sich desselben und kehrte es gegen des Feindes eigene Brust. Ueber diese Wendung des Kampfes bestürzt und den Tod vor Augen sehend, flehte Dalyell den Mann um Schonung, den er mit so vieler Erbitterung verfolgt hatte. Der Sieger, dem es um sein Leben nicht zu thun war, erwiederte, daß er ihn unter einer Bedingung verschonen werde. „Ich will jede Bedingung eingehen, die Ihr mir auferlegt", sagte Dalyell. — „Meine Bedingung ist eine sehr einfache", versetzte der Andere. „Ihr habt nur zu versprechen, daß, sobald man Euch auf Euren Streifzügen eine weiße Fahne entgegenhält, Ihr in der Verfolgung inne halten und unsere Konventikel in Ruhe lassen werdet." Dalyell, dem dies eine leichte Bedingung schien, willigte gern ein, sie zu erfüllen.

„Sobald der Vertrag geschlossen war, eilte der tapfere und großmüthige Covenanter nach den Schlupfwinkeln seiner Glaubensbrüder, um sie davon zu unterrichten. Die Kunde von dem Zweikampf und der eingegangenen Verpflichtung wurde überall unter den Flüchtlingen verbreitet, damit sie das verabredete Signal geben möchten, im Fall jener General sie angreifen sollte. Auf diesen Umstand hatte Dalyell wahrscheinlich nicht gerechnet; er glaubte, daß sein persönlicher Widersacher allein um das Geheimniß wissen werde, und daß er mit diesem nicht oft zusammentreffen dürfte. Letzterer wußte es jedoch allgemein nützlich zu machen, und es entsprang daraus viel Gutes.

„Man hatte bald Gelegenheit, den Erfolg des Planes zu versuchen. Ein Konventikel wurde zu Mitchellslacks in der Nähe von Closeburn gehalten, bei welchem unser heldenmüthiger Covenanter selbst gegenwärtig war. Ein Truppen-Corps eilte herbei, um die Versammlung zu überfallen, und der Zufall wollte, daß Dalyell selbst an dessen Spitze stand. Als sich die Soldaten näherten, bemerkten sie ein weißes Tuch, das an einen Schäferstab befestigt war und im Winde flatterte. Das Signal wurde aufs Gerathewohl aufgezogen, da man nicht bestimmt wußte, ob Dalyell mit den Truppen sey oder nicht; man wollte jedoch die Sache auf die Probe stellen, und der Erfolg war günstig, indem der General, als er die Versammlung aus einander gehen sah, seinen Leuten verbot, sie anzugreifen, und in einer anderen Richtung abmarschirte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dalyell das Geheimniß an irgend Einen aus seiner eigenen Partei mitgetheilt habe, da ihm dieses hätte schaden können und die Umstände, unter welchen er den Vertrag abschloß, ihn in den Augen seiner Oberen nicht entschuldigt haben würden. Man kann auch annehmen, daß es von seinen Gegnern nicht über die Distrikte hinaus verbreitet wurde, über welche sich die Macht Dalyell's erstreckte. In jenen Tagen ging man mit großer Behutsamkeit zu Werke, weil Vieles, sowohl Gutes als Böses, von einer klugen Verfahrungsweise abhing.

„Zu wiederholten Malen wurden die Unternehmungen Dalyell's durch den Anblick der weißen Fahne vereitelt; denn wenn auch derjenige nicht immer zur Stelle war, dem er das Versprechen gegeben, so fanden sich doch Andere, die in das Geheimniß eingeweiht waren. Das verhaßte Tuch entfaltete sich so oft vor seinen Augen, daß er im bitteren Verdruß darüber ausrief, es müsse der Teufel seyn, mit dem er den Vertrag geschlossen, da er überall zu finden sey, wo ein Konventikel gehalten werde. Man versichert, daß Dalyell nie sein Wort gebrochen habe, sondern es stets aufs pünktlichste beobachtete. Obgleich er durch seinen Verfolgungsgeist berüchtigt war, benahm er sich doch

als Mann von Ehre und ahmte die Handlungsweise seines Feindes nach, der ihm so großmüthig das Leben geschenkt hatte."

Die Wahrheit dieser Geschichte muß dahin gestellt bleiben. Man wird leicht einige Widersprüche darin entdecken können, die das Ganze etwas verdächtig machen. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß der Verfasser sein Werk nur für eine Sammlung von Sagen oder Ueberlieferungen (traditions) ausgiebt, so daß man es nicht von einem streng historischen Standpunkt aus beurtheilen darf.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudelstadt".

(Fortsetzung.)

Consuelo ließ sogleich Postpferde vor ihren Wagen spannen, doch im Augenblick, als sie abreisen wollte, hielt sie der alte Porpora auf, von dem sie nicht erst Abschied hatte nehmen wollen, und der bestürzt war, sie verreisen zu sehen. Sie versprach ihm zerstreut, zur Oper am folgenden Tage wieder zurück zu seyn, doch er schien ein Unglück zu ahnen. „Wer in aller Welt", rief er, „denkt im strengen Winter daran, eine Landpartie zu machen? Wenn du dir einen Katarrh holst, ist unser Erfolg morgen dahin. Ich begreife dich nicht. Gestern feiern wir einen Triumph und heute verreisest du."

Die Unterhandlung hielt Consuelo eine Viertelstunde auf und gab der Theater-Direction Zeit, sich an die Behörde zu wenden. Ein Piquet Uhlanen ließ die Pferde wieder vom Wagen spannen. Man bat Consuelo, sich ins Haus zu begeben, und umstellte es mit Wachen, um ihre Flucht zu verhindern. Consuelo bekam einen Fieberanfall; doch sie bemerkte es nicht, sie ging wie geistesverwirrt umher und antwortete nur mit starren, finsteren Blicken auf die Vorstellungen Porpora's und des Direktors. Sie begab sich am Abend nicht zu Bett, sondern brachte die Nacht mit Gebeten zu. Am folgenden Morgen schien sie ruhig und verfügte sich nach Vorschrift in die Probe. Ihre Stimme war nie schöner gewesen, doch ihre Zerstreutheit setzte Porpora in Schrecken. „O unselige Heirat! o teuflische Thorheit der Liebe!" murmelte er im Orchester, indem er auf das Klavier schlug, als ob er es zerbrechen wollte. Der alte Porpora blieb stets derselbe; er sagte: „Alle Liebenden und alle Ehemänner der Welt mögen eher zu Grunde gehen, als meine Oper."

Am Abend machte die Sängerin ihre Toilette wie gewöhnlich. Sie trat auf die Bühne; sie wollte zu singen anfangen, ihre Lippen artikulirten ein Wort, doch es drang nicht ein Ton aus ihrer Brust: sie hatte ihre Stimme verloren. Das Publikum stutzte und erhob sich stürmisch. Die Posleute, welche von ihrem Versuche, zu fliehen, gehört hatten, erklärten ihr Benehmen für einen unverzeihlichen Eigensinn. Man schrie, man lachte, man applaudirte bei jeder neuen Anstrengung der Sängerin. Sie versuchte zu sprechen, doch man hörte keinen Laut. Wie eine unschuldig Verdammte blieb sie mit finsterem Blick, doch stolzer Haltung stehen, sie dachte nicht an den Verlust ihrer Stimme, nicht an den Hohn, den man ihr anthat; sie dachte nur, daß dieser plötzliche Anfall es ihr möglich mache, das Theater zu verlassen und zu Albert zu eilen.

Man schlug der Kaiserin vor, die Sängerin für ihren Starrsinn ins Gefängniß zu werfen, weil sie dort wohl ihre Stimme wiederfinden werde. Maria Theresia zürnte einen Augenblick, doch wenn sie auch bisweilen Vergehen übersah, von denen sie Vortheil zog, so wollte sie doch Niemanden ohne Noth leiden lassen: darum rief sie ihrem Minister zu: „Kaunitz, lassen Sie dem armen Geschöpf einen Paß ausfertigen, und hiermit sey die Sache abgemacht. Wenn sie sich nur verstellt, so vollbringt sie durch diese Verstellung doch eine edle That. Wenige Schauspielerinnen würden ein Leben voll ehelichen Glücks mit einer Stunde erkaufen wollen, in der ihnen ein Triumph auf der Bühne gewiß wäre."

Consuelo reiste nun ab; sie war noch immer krank, doch sie fühlte es nicht. Albert's Prozeß jedoch, welcher allgemeines Aufsehen hätte machen können, wurde in größter Verschwiegenheit geführt, und wir verlieren hier von neuem den Faden der Geschichte aus den Händen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Prozeß in den Hauptzügen dem gleich war, welchen Friedrich von der Trenck um dieselbe Zeit lieferte, und den er nach vielen Jahren verlor. Wer würde gegenwärtig die Einzelheiten von Trenck's Prozeß kennen, wenn Trenck sie nicht selbst aufgezeichnet hätte? Albert hat nichts Schriftliches hinterlassen; wir rücken darum, um die Lücke unserer Erzählung einigermaßen zu füllen, eine kurze Skizze von Trenck's Prozeß hier ein.

Kaum einen Monat, nachdem der Bund des heiligen Graals gestiftet war (ein Umstand, über den Trenck in seinen Memoiren das tiefste Schweigen beobachtet), wurde Trenck zu Magdeburg eingefangen und festgesetzt, und er brachte hier die zehn schönsten Jahre seiner Jugend im Kerker zu. Man kennt seine bewundernswerthen Versuche, zu entfliehen, seine unglaubliche Energie, welche ihn nie verließ; man weiß, wie künstliche Radirungen er mit der Spitze eines Nagels auf zinnernen Bechern ausführte; einige derselben bewahrt man noch jetzt in Deutschland und bewundert den tiefen Sinn der allegorischen Gestalten und versifizirten Unterschriften. Endlich ist bekannt, wie Trenck ungeachtet seiner strengen Haft stets geheime Verbindungen unterhielt, und wie eine hohe Person, seine Geliebte, mit einer ätzenden Flüssigkeit sich das Gesicht entstellte, wie sie ihre eigene Gesundheit zerstörte, um nur einer Ehe zu entgehen, die sie verabscheute. Zehn Jahre machten aus Trenck einen Märtyrer und aus der Geliebten eine alte Frau. Endlich wurde Trenck freigesprochen, wie man sagt, auf Verwendung Maria Theresia's, welche ihn als ihren Unterthan reklamirte. Dieser späte, doch immer noch willkommene Schutz wurde ihm durch denselben Diener Karl verschafft, welchen wir mit Consuelo im kaiserlichen Palast zu Wien trafen; und es giebt über die genialen Intriguen dieses großsinnigen Plebejers noch manche interessante Seite in den Memoiren jener Zeit.

Während der ersten Jahre von Trenck's Gefangenschaft war sein Vetter, der berühmte Pandur, als ein Opfer noch mehr gehässiger und grausamer Anklagen auf dem Spielberg an Gift gestorben. Kaum freigelassen, eilte Trenck, der Preuße, nach Wien, um die ungeheure Erbschaft Trenck's, des Oesterreichers, zu reklamiren. Allein Maria Theresia war nicht gesonnen, sie ihm auszuliefern. Sie hatte von den Thaten des Panduren Vortheil gezogen und hatte ihn für seine Gewaltthätigkeiten bestraft; sie wollte darum jetzt auch noch von seinem Raube Vortheil ziehen und zog ihn in der That. Ihren Plänen kamen die kaiserlichen Mandatarien, die unedlen Agenten, welche man zu Verwaltern der Güter des Panduren ernannt hatte, und die pflichtvergessenen Richter, welche den Urtheilspruch über das Recht der Erbschaft fällen mußten, dienstfertig entgegen. Jeder hatte bei der Hetzjagd seine besondere Rolle zu spielen. Maria Theresia glaubte die des Löwen übernehmen zu müssen; doch es war vergeblich, daß sie einige Jahre darauf die verbrecherischen Genossen der That ins Gefängniß oder auf die Galeeren schickte, sie konnte die ganze Beute doch nicht an sich reißen. Trenck aber war ruinirt, und er erhielt sein Recht nie. Nichts scheint uns ein so scharfes Licht auf den Charakter Maria Theresia's zu werfen, als der Abschnitt in Trenck's Memoiren, in welchem er die Unterredungen darstellt, die er bei dieser Gelegenheit mit der Kaiserin hatte; die herbe Trockenheit, die Verstellung und Habsucht, welche mit den hohen, edlen Eigenschaften dieser großen Frau gemischt waren, treten uns nirgend so klar entgegen, und dabei verfährt Trenck mit aller Ehrerbietung, die dem gekrönten Haupte gebührt. Entschlossen, ihm seine Wünsche nicht zu gewähren, suchte die Kaiserin ihn doch oft zu trösten, ihm Hoffnung zu geben; sie versprach ihm ihren Schutz gegen seine ungerechten Richter, und zuletzt stellte sie sich, als ob sie sich in der Verfolgung dieses edlen Planes selbst verrechnet hätte und im Labyrinthe dieses ungeheuren Prozesses sich nicht zurecht fände; sie bot ihm daher zur Entschädigung den Rang eines Majors und die Hand einer alten, häßlichen, bigotten und koketten Dame an. Als Trenck diese ausschlug, erklärte die Kaiserin, welche es besonders liebte, Ehen zu stiften, ihn für einen Narren, der maßlose Ansprüche mache, dessen Ehrgeiz sie nicht zu befriedigen wisse, und hiermit wandte sie ihm den Rücken, um sich nicht mehr mit ihm zu beschäftigen. Die Gründe, auf welche man sich bei der Einziehung der Güter des Panduren stützte, waren bei den verschiedenen Richtern verschieden gewesen. Ein Tribunal erklärte, daß der Pandur, da er, zu einer infamirenden Strafe verurtheilt, gestorben sey, nicht befähigt gewesen, ein Testament zu machen; ein anderes, daß, wenn auch das Testament gültig sey, es doch die Rechte des Erben, als eines preußischen Unterthanen, nicht sepen; ein drittes, daß die Schulden des Verstorbenen die ganze Erbschaft wegnähmen und dabei noch nicht vollständig gedeckt würden, u. s. w. Trenck blieb arm bis in sein Alter; er verwandte seine Kraft zur Veröffentlichung von Journalen, welche eine für seine Zeit sehr kühne und sichere Opposition machten; er verheiratete sich mit einer Frau seiner Wahl, hatte viele Kinder, und seiner Ansichten, seiner Schriften und wohl auch seiner Verbindung mit den geheimen Gesellschaften wegen dauernd verfolgt, flüchtete er sich endlich in schon vorgerücktem Alter nach Frankreich. Hier wurde er mit dem Enthusiasmus und dem Vertrauen der ersten Zeit der Revolution aufgenommen. Doch bestimmt, das Opfer des traurigsten Irrthums zu werden, wurde er zur Schreckenszeit als verdächtig verhaftet und zum Schaffot geführt. Er ging mit größter Ruhe und Festigkeit zum Tode. Kurz zuvor hatte er ein Melodrama aufführen sehen, in welchem er selbst, seine Gefangenschaft und Befreiung, dargestellt wurde; als er nun auf dem verhängnißvollen Karren saß, sprach er: „Nun, auch dies ist eine Komödie." — Trenck's Memoiren, die mit der Leidenschaftlichkeit eines Jünglings und der Ausführlichkeit eines Greises geschrieben sind, bilden eine der edelsten und anziehendsten Quellen für die Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

V. Die Schlacht vor Plymouth.*)

(26. August 1652.)

Der Morgen des Schlachtentages brach an. Der Himmel schimmerte im reinen Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasserfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Katzenpfoten. Umsonst war bei dieser Windstille die versuchte Annäherung an Englands Flotte; de Ruiter mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Element. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken so wie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenschiff. Am Bord des „Alfred", eines Fregattschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Ascue seine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, womit sie noch einige sechzig

*) Vgl. Nr. 36 des „Magazins".

Kauffahrer beſchützen ſollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte ſie in drei Geſchwader getheilt. Im Centrum befand ſich das Admiralſchiff „Neptunus“ von achtundzwanzig Kanonen, von deſſen Galerie aus de Ruiter den Angriffsplan leitete. Das Geſchwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pietersen van dem Broeke, am Bord des „Weſtergo“; auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenſchiff „Rotterdam“ der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartſen Verhaaf. Bei jedem dieſer Geſchwader befanden ſich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden ſorgfältig geprüft; zehn derſelben, welche wohl bewaffnet waren, ſtellten ſich in die Linie, die übrigen zogen ſich zurück, von dem „Erzengel Michael“ und dem „Prinzen von Oranien“, zwei leichtbewaffneten Schiffen, geſchützt.

Als Alles geordnet war, überflog de Ruiter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgeſenkten Marsſegel ſtiegen in die Höhe, die Schooten der Fock und des Großſegels fielen vor, und mit ſcharfer Backſtagskühlte ſetzten die holländiſchen Schiffe auf die engliſche Linie ein. Jedermann war auf ſeinem Poſten; die Toppgaſten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kiſten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwiſchendeck. Während dieſer haſtigen Beweglichkeit der holländiſchen Schiffe herrſchte auf der engliſchen Seite Todtenſtille, und als de Ruiter mit dem „Neptunus“ die Linie zu durchbrechen ſuchte, ſchlug der Wachtmann auf Georg Ascue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es, im tiefſten Frieden, in dem ſicherſten Hafen läge.

Die beiden Admiralſchiffe liegen einander gegenüber und begrüßen ſich ſogleich mit der glatten Lage; zur ſelben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgeſetzt, und bald iſt Alles rings umher in einen ſolchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächſtliegende zu ſehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain iſt ſich ſelbſt überlaſſen.

Plötzlich friſcht der Wind mächtig auf und reißt die ſtarre Wolke aus einander. Ein flüchtiger Blick iſt den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt ſich, daß dieſe faſt überall angegriffen iſt. Da ſegelt der Oſtindienfahrer „Strauß“, befehligt von dem tapferen Frieſen Douwe Aukes, auf den noch am wenigſten bedrängten Theil der engliſchen Linie ein.

„Hurrah, Jungens!“ ruft Capitain Aukes, den Hut ſchwenkend. „Acht, auf die Geſchütze! Wir wollen uns ein Paar von dieſen ſchmucken Kerlen als Priſen ausbitten und ſie vorher ein wenig mit unſeren Kugeln anbohren! Bramſegel auf!“

Nur mit Zagen haben die Matroſen des Oſtindienfahrers die Befehle ihres Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerſtand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!“ rufen Einige. „Wir ſind im Dienſt der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn ſie uns Arm und Beine zerſchießen?“

„Laß die Holländer für ſich ſelbſt ſorgen!“ ſagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzoſe und kümmere mich den Teufel um ihre Schlachten!“

„Und ich bin ein Ruſſe!“

„Und ich ein Deutſcher! Hamburg iſt mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!“

„Was giebt's da?“ ruft plötzlich eine Donnerſtimme, und die Rieſengeſtalt des Frieſen-Capitains ſteht zwiſchen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächſt Stehenden und ſchlägt ihre Köpfe ſo heftig zuſammen, daß ſie beſinnungslos hinfallen. „Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt, oder nicht?“

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marſen und vom Zwiſchendeck herauf, ſchreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!“ und die Aufregung wird ſo allgemein, daß ſelbſt der Mann am Steuer ſeine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain ſteht einen Augenblick lang ſtarr, und während das Geſchrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt ſein Auge feſt am Boden. Aber plötzlich reißt er ſich empor; einen Blick der gränzenloſeſten Verachtung wirft er auf die tobenden Matroſen, und nach dem Hinterdeck ſpringend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, ſo ſollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Kajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie iſt's? Habt Ihr Luſt zu einem tüchtigen Sprunge ins Blaue hinein, ſo ſagt's, und ich ſpringe mit Euch; ſonſt aber liegen dort die Engländer! Beſinnt Euch ſchnell, die Pulverkammer iſt nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrſcht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute! Ohne Umſtände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es drüben donnert? Das iſt ein luſtiger Todtengeſang! Gute Nacht!“

Er iſt im Begriff, in die Kajüte hinabzuſteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreiſe der Matroſen tritt, die ſchon lange mit einander flüſterten. „Mit Verlaub, Capitain! Könnt Ihr uns unſere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch beſonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Fechten, Capitain! Hurrah unſere Flagge!“

„Hurrah!“ ruft Douwe Aukes und ſchwingt die Lunte um ſeinen Kopf. „Strafft die Marsſegelfalle und holt die Fockſchoote an. Einen halben Strich anluſen am Steuer, da hinein zwiſchen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte raſch vor und ſchoß zwiſchen die bezeichneten Fahrzeuge der engliſchen Linie, die von den Matroſen mit Jubelgeſchrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Frieſe. „Feuer! Werft das große Marsſegel back und viert die Klüverſchoote ab! — Feuer! — Das Schiff ſteht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geſchütze des Oſtindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten ſich feſt in das engliſche Plankenwerk. Die Schüſſe waren ſo wohlgezielt und trafen ſo ſicher, daß ſchon nach der dritten Lage die Seitenborde klafften und das Waſſer von allen Seiten hineinſtrömte, ſo daß ein großer Theil der Leute von den Geſchützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen kommandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten ſie den Kampf mit den Elementen zu beſtehen; das Waſſer ſtieg immer höher, und beide Schiffe ſanken bis zur Deckslaſt unter, während die Matroſen ſich in die Böte oder in die offene See ſtürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir beſorgt! Jetzt iſt freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne feſt! Steuert Cours auf das offene Waſſer hinaus, damit wir ſehen, wo unſere Hülfe ſonſt noth thut! Jungens! Einen Schluck Jenever! Was iſt beſſer, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Udkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Hollah! Ahoi!“ rief Aukes herüber. „Wen haben wir da? Alle Wetter! Das iſt de Ruiter! Friſch, Jungens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erſcholl es von dem Schiffe des Commandeurs, und der Frieſe rief: „Alles wohl auf bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geſchoſſen, und die Paſſage iſt frei.“

„Dank für die gute Botſchaft!“ antwortete de Ruiter. „Mein „Neptunus“ war der Erſte, wie es ſich für ſo'n Heidenkerl von Gott gebührt! Aber noch ſind wir nicht am Ende! Dort ſteuert Lord Ascue; er hat es auf unſer Centrum abgeſehen und will durch, um unſere Kauffahrer zu ſchädigen; nicht umſonſt hat er die Brander an ſich gezogen. Ich will ihm dieſen Biſſen verſalzen! Haltet Ihr mit?“

„Ich halte!“ rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen ſprechen frieſiſch! Feuer! Ha! ha! ha! den Gigbaum gerade durchgeſchoſſen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!“

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus“ und der „Strauß“ auf das engliſche Admiralſchiff ein; dieſes nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht ſich im Centrum und zu beiden Seiten deſſelben möglichſt zu Gunſten der Niederlande ſtellte, hatten die äußerſten Enden der holländiſchen Linie weniger Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenſchiffe, welche dieſen Nationen engliſcher Seits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff, das Feuern wurde faſt keinen Augenblick unterbrochen, und die Seeſoldaten, welche, mit trefflichen Büchſen bewaffnet, in der Mars lagen, zielten ſo gut, daß ſie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegſchoſſen.

Eine dieſer Büchſenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schout-by-Nacht-Schiffes „Rotterdam“ und reißt den Capitain Jan Aartſen Verhaaf zu Boden. Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erſte Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft ſich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr ſeyd verwundet!“

Mit emſiger Sorgfalt beſchäftigt ſich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdeſſen auf das Schiff: die Kanonen des „Rotterdam“ ſchweigen, während die ſechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour“ ein ſtarkes Feuer eröffnen und das holländiſche Flügelſchiff furchtbar zurichten. Da ſchlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überſchaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüſtert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber ſpricht er ernſt: „Achte auf des Landes Dienſt!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann ſprang er auf die Schanze, und während einige Matroſen den Verwundeten in ſeine Kajüte trugen, führte Jener das Kommando weiter. „Rächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer! Da kommt uns Hülfe!“

Die Matroſen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unerſchrocken, nicht achtend den ſicheren Tod, der ihnen aus den ſechzig Feuerſchlünden des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf dieſen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Oranienbaum“ und „der Friede“ erſchienen, um ihn zu entſetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erſcholl es am Bord des „Strauß“, und „Hurrah! Hurrah!“ erſcholl es am Bord des „Neptunus“. Das engliſche Admiralſchiff war furchtbar zugerichtet; es zog ſeine Marsſegel auf, ließ ſie von dem Winde faſſen und jagte zwiſchen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruiter! da läuft er!“ ſchrie Douwe Aukes durch ſein Sprachrohr hinüber. „O Ihro Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gaſt! Ha! Ha! Ha! Mylord Hochmuth iſt klein genug, davonzulaufen! De Ruiter! Hier iſt gut aufgeräumt! Seht! Einer, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu ſagen vergeſſen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen ſie ſo davonkommen?“

„Ihnen nach, Douwe Aukes!“ rief de Ruiter. „Sankt Peter“ und „Geldерland“ ſollen Dir folgen. Gieb wohl Acht, daß Du ſiehſt, wo ſie bleiben!“

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und ſetzte Cours auf den Spiegel des engliſchen Admiralſchiffes. De Ruiter ließ vom Winde ab-

fallen, ſchickte dem Frieſen die genannten Schiffe zur Hülfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade ſchwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg ſonſt erfochten, keines der engliſchen Schiffe hielt mehr Stand; die meiſten ſuchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmernden Abend hineinſteuerten, um nur aus dem Bereiche der ſiegreichen holländiſchen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das engliſche Linienſchiff „Centaur" von ſechzig Kanonen, dem „Weſtergo" des Vice-Commandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel deſſelben faſt erſchöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers ſchwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge ſtreichen oder das Schiff in die Luft ſprengen ſolle, als ſich der Commandeur, der krank danieder lag, von vier Matroſen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht läſſig, Holländer", rief Joris Pietersen, ſich mühſam aufrichtend. „Hier bin ich, Euch zur Seite, mitten unter Euch! Bisher war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich ſie beſiegt, und ſie ſoll mir nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!"

Die Matroſen ſtürzten ſich wieder auf die Schanzen und auf das Zwiſchendeck; die Schlacht begann aufs neue, und während die Geſchütze unausgeſetzt donnerten, rückte das Schiff ſelbſt dem „Centaur" ſo nahe, daß dieſer ſich entſchließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten."

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!" befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles ſehen kann, Alles! Da läuft er ſchon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entſatz!"

Und auf der anderen Seite des Engländers erſchien der „Neptunus". Von beiden Seiten angegriffen und eingeſchloſſen, folgte der „Centaur" dem Beiſpiel ſeiner Freunde; ſeine Maſte bedeckten ſich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus" in ſein Kielwaſſer lenkte.

Auf dem Geſichte Joris Pietersen's ſtrahlte ein ſeliges Lächeln; er ſah ſeine Offiziere um ſich verſammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich ſterbe, auf dem Meer, dem ich gedient mein Lebelang! Ich ſterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich ſterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! — Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen ſchweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von dieſem Siegesplatz! — Grüßt unſeren Commandeur! Lebt wohl! Sieg!" Er ſchloß die Augen und ſank auf ſein Lager zurück. Die Offiziere ſtanden tiefbewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruiter die Verfolgungen aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende ſeines Nächſtkommandirenden und begab ſich zu ihm. Die Hand des Sterbenden faſſend, beugte er ſich über ihn und ſagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Biſt Du ſchon hinüber? Joris Pietersen!"

Der Sterbende ſchlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, lispelte „Sieg!" und hauchte ſeinen Geiſt aus.

De Ruiter war tief bewegt. „Er iſt hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einſt ein ſo beneidenswerther Tod beſchieden iſt! Mitten im Kampfe! Im erſten Rauſche des glücklich errungenen Sieges!"

Er kehrte gedankenvoll an Bord ſeines Schiffes zurück. Hier hatten ſich faſt alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruiter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!"

Aber er wies die Männer ernſt zurück und ſagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland dieſen Sieg. Wir ſtritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüſtete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr ſicherlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm ſey allein die Ehre!"

De Ruiter entblößte ſein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Offiziere, die Matroſen und Soldaten folgten ſeinem Beiſpiel. Der Geiſtliche des Schiffes trat in die Mitte und ſprach ein inniges Dankgebet. Dann ſtimmte er einen feierlichen Lobgeſang an, und dieſer verbreitete ſich von Schiff zu Schiff, bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die Luft war ſtill und ruhig, einzelne Sterne blinkten, am weſtlichen Horizont verſchwamm der letzte Schimmer des Tages, das Meer rauſchte leiſe auf, und die ſchweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

Mannigfaltiges.

— **Franzöſiſche Vorleſungen in Berlin.** Herr Graf von Suzor hat am Abend des 25. März vor einem ſehr zahlreichen und gewählten Publikum eine Vorleſung über franzöſiſche Literatur gehalten, zu der er ſchriftliche Einladungen verſandt hatte. Der Charakter dieſer Vorleſung, die der Anfang oder vielmehr die Probe eines angekündigten Cyklus war, iſt durch den Ort, an welchem ſie gehalten wurde, vollſtändig bezeichnet: nämlich nicht in einem Lehrſaal und vom Katheder herab, ſondern im Schauſpielhauſe, und zwar auf derſelben kleinen Bühne fand ſie ſtatt, auf der uns ſonſt die franzöſiſchen Bluetten zu ergötzen pflegen. Alſo nicht ein wiſſenſchaftlicher Kurſus, ſondern eine leichte Unterhaltung wird uns dargeboten; und dieſe zu finden, darf ſowohl Damen als Herren, beſonders aber denen verſprochen werden, die einen eleganten und wohlklingenden franzöſiſchen Vortrag lieben. Herr von Suzor iſt mit der älteren wie mit der neueren Literaturgeſchichte ſeines Landes vertraut und weiß aus dieſer wie aus jener Epoche zahlreiche kleine Charakterzüge und Anekdoten mitzutheilen, die auch dem unterrichtetſten deutſchen Zuhörer zum Theil unbekannt ſind. Er begann damit, zu erklären, daß jede Zeit ihre beſonderen Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten habe, deren Geſchichte unter den franzöſiſchen Vornehmen, die in dieſer Beziehung immer dem Volke zum Vorbilde gedient, er in raſchen Zügen vorüberführte, indem er hinter einander über Jagden, Troubadours, Schachſpiel, Turniere, Kartenſpiele, Marionetten, Ballet, Theater, Muſik und Pferderennen ſprach. Ein überſichtliches hiſtoriſches Bild ward dadurch allerdings nicht gegeben, aber bei der Erwähnung jeder dieſer Ergötzungen wußte der Vortragende immer ein Geſchichtchen beizubringen. So erzählte er bei Gelegenheit der Marionetten, König Heinrich II. habe ſich in die Figuren des Kaiſers Nero und der Kaiſerin Poppäa (Poppée) ſo verliebt, daß er ſie zur beſtändigen Unterhaltung bei ſich im Zimmer aufſtellte. Natürlich machten dies die Hofleute nach; Jeder ſchaffte ſich eine kleine Kaiſerin Poppée an, und von dieſer ſollen dann die Puppen (poupées) den Namen behalten haben. *)

Von dieſen Vergnügungen kam der Vorleſende auf den Geſchmack an der ſchönen Literatur (gout des lettres), der jetzt mehr als zu irgend einer Zeit verbreitet ſey, und wobei er auf die jetzt auch unter gekrönten Häuptern, Prinzen und Prinzeſſinnen vorkommenden ſchriftſtelleriſchen Talente hinwies. Daß die in München erſchienenen „Theeblätter", auf welchen Herr v. Elsholz als Redacteur genannt war, eigentlich vom Herzog Max von Bayern herausgegeben wurden, war uns neu. Auch die ins Franzöſiſche überſetzten „Betrachtungen über die Muſik" dieſes Prinzen, der ſich jetzt bei ſeiner Tante, der Fürſtin von Wagram, in Paris befindet, rühmte Herr v. Suzor, dem dagegen nichts von den Reiſeſkizzen deſſelben aus Aegypten und dem Orient bekannt zu ſeyn ſchien. Ludwig XVIII. wurde unter Anderem als Mitarbeiter des Herrn Merville an einem franzöſiſchen Drama genannt. Aber ſo ſehr die Literatur auch durch ſolche Mitarbeiter geehrt werde, ſo würden dieſe doch nicht minder dadurch geehrt, daß ſie der Literatur angehörten. Les lettres ennoblissent — und wäre es auch ein Bäcker wie Reboul oder ein Perrückenmacher wie Jasmin, der ſich eine Stelle auf dem Parnaß erworben, ſo ſey dieſe dadurch doch nicht minder würdig beſetzt, als durch den Hochgeborenſten. Aber trotz dieſer Zugeſtändniſſe an den die Geiſter gleich achtenden Geiſt der Zeit, glauben wir doch eine gewiſſe Vorliebe des Herrn Grafen für die Schriftſteller von Geburt wahrgenommen zu haben, wie ſchon aus ſeiner Aufzählung und Nebeneinanderſtellung der heutigen literariſchen Notabilitäten, mit völliger Auslaſſung von Namen wie Thiers, Sue, Janin u. ſ. w., hervorging. Daß ihm Ludwig XIV. ein großer, ja ein ſehr großer König ſcheint, iſt zwar durch die Bedeutung, die er dem Siècle de Louis XIV. beilegt, leicht zu erklären; wenn er jedoch im Gegenſatze zur ſogenannten klaſſiſchen Literatur dieſes Zeitalters dem von Rouſſeau und Frau von Staël geweckten Geiſt der neueren franzöſiſchen Literatur einen nur untergeordneten Werth zugeſteht, ſo glauben wir auch hierin nichts Anderes als eine Liebhaberei für das ancien régime zu erkennen.

Ueberhaupt ſcheint Herr v. Suzor, ſo vertraut er auch mit der Literatur ſeines eigenen Landes iſt, die des Auslandes nur wenig zu kennen. So denkt er ſich die Geiſter in der Schweiz jetzt noch mit einer beſonderen Vorliebe für Geßner's Idyllen ausgeſtattet; in England ſtellt er noch Shakeſpeare und Richardſon als Gegenſätze auf — Richardſon und ſeine Clariſſa, von denen kein Menſch mehr ſpricht! und indem er die beiden Namen Hamlet und Falſtaff nannte, glaubte er die Kontraſte, die ſich im engliſchen Leben überhaupt darbieten, hinreichend bezeichnet zu haben. Herr v. Suzor wird wohl daran thun, ſich auf keine Vergleiche mit dem Auslande einzulaſſen. Sagt er doch ſelbſt, man müſſe ein fremdes Land eben ſo wie eine Frau mindeſtens dreißig Jahre beobachtet haben, um ſie vollſtändig zu kennen. Ungenügend, ja ganz und gar falſch war darum auch die Erklärung, die er vom Romantiſchen im Gegenſatze zum Klaſſiſchen gab, eine Erklärung, die er durch das Beiſpiel vom Apoll von Belvedere, den die Romantiker mit Farben ausſtatten würden, zu erläutern ſuchte. Da halten wir uns doch noch lieber an das allerdings auch ſehr ungenügende Wort der Staël, wonach alle Begebenheiten vor der Zeit des Chriſtenthums dem Gebiete des Klaſſiſchen und alle Begebenheiten nach dieſer Zeit dem des Romantiſchen zu überweiſen ſeyen. Herr v. Suzor hält allerdings auch nicht mehr ganz feſt an den Grundſätzen der alten klaſſiſchen Schule; er ſieht wohl ein, daß ſie auch in Frankreich, trotz aller Anſtrengungen der Rachel und trotz dem halb geglückten Verſuche Ponſard's, ſich nicht mehr ins Leben zurückrufen laſſe, und hat ſich daher ein juste-milieu, eine ſogenannte **eklektiſche Schule**, gebildet, auf deren Thron er den kürzlich verſtorbenen **Caſimir Delavigne** erhebt. Delavigne repräſentirt jedoch — und dies iſt das Höchſte, was wir ihm zugeſtehen können — nur den **Uebergang** von einer Epoche zur anderen, während die romantiſchen Verſuche von Hugo, Alex. Dumas ꝛc. die erſten, allerdings ſehr verfehlten Erzeugniſſe dieſer Epoche ſelbſt ſind. Die Proben, die Herr v. Suzor aus Delavigne's „Schule der Alten" und aus deſſen „Söhnen Eduard's" recitirte, haben wohl das dramatiſche Vorleſer-Talent des Gaſtes in einem angenehmen Lichte zeigen, jedoch an dem einmal in Deutſchland feſtſtehenden Urtheil über Caſimir Delavigne nichts ändern können.

Herr v. Suzor ſchloß mit einer captatio benevolentiae für ſeine deutſchen Zuhörer. Deutſchland und Frankreich, die beiden großen und mächtigen Nationen, verdienten es, ſich vollſtändig zu kennen und zu achten, und hierzu wolle er durch ſeine Vorleſungen beizutragen ſuchen, welche wohl die Uebereinſtimmung der Geiſter hüben und drüben nachweiſen, jedoch auch das Recht und die Weltſtellung jeder Nationalität achten würden.

*) Pupa heißt aber ſchon auf lateiniſch eine Puppe, eine Docke zum ſpielen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 30. März 1844.

Frankreich.

Lallemand über Europa's Zukunft.

Ein Mann, der sich in Frankreich durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen großen Ruf erworben, Dr. Lallemand, Professor an der medizinischen Schule von Montpellier, hat so eben eine Broschüre erscheinen lassen, die, nicht nur wegen des berühmten Autors, der sich als Verfasser bekannt hat, sondern auch wegen ihres originellen, wenngleich nicht in Allem zu billigenden Inhalts, wohl einige Aufmerksamkeit verdienen dürfte. Herr Lallemand, welcher der republikanischen Partei angehört, hat in dieser Schrift, die seinen gewöhnlichen Studien so fern liegt, eine Art politisches Glaubensbekenntniß liefern wollen, worin er, neben Ansichten über jetzige Zustände, auch Hoffnungen oder vielmehr Prophezeiungen in Bezug auf die Zukunft zu geben wagt.

Es ist nicht das erste Mal, daß ein solches utopisches Wahrsagen in der Literatur des uns benachbarten Landes sich vernehmen läßt. Der als sinnreicher Maler der Pariser Sitten und durch seine unglücklichen Neuerungen in der dramatischen Dichtkunst bekannte Mercier hatte schon in seinem Werke, „l'An 2440" betitelt, viel Scharfsinn und Einbildungskraft angewandt, um den Fortschritt oder, wenn man lieber will, die Entwickelung zu schildern, welche nach Jahrhunderten im sozialen Leben sich zugetragen haben könnten. Später fand der Geschichtschreiber Felix Bodin seine Freude daran, einen ähnlichen Roman zu erdichten, der aber, wegen Bodin's frühzeitigen Todes, unvollendet blieb. Der Sozialist Charles Fourier endlich, obwohl er nicht, wie beide Andere, einen vollständigen Abriß der kommenden Zeit entwarf, faßte doch mit Wohlgefallen seine phalansterische Theorie in den Rahmen solcher Träumereien ein.

In manchen Beziehungen erscheint uns Lallemand eben so grundlos als seine Vorgänger von Schwärmerei fortgerissen. Wie er voraussehen will, werden nach hundert Jahren nur noch drei große Mächte in Europa bestehen, und zwar erstlich ein Bund, der Spanien, Portugal, Frankreich, Italien und auch die Niederlande, unter Oberleitung eines Congrès ibergalitale, vereinigt; zweitens Deutschland, von der Ostsee die Donau entlang bis zum Schwarzen Meere sich erstreckend, und drittens das russische Reich, mit zwei um den Vorrang sich streitenden Hauptstädten Konstantinopel und Petersburg. Was England, Polen und Griechenland betrifft, so ist das erstere von dem Verfasser als seinem gänzlichen Verfalle nahe, die polnische Republik als eine zeitige Schutzwehr gegen russische Eroberungssucht, und das letzte als großer Vermittler des Küstenhandels in unserem Welttheil angenommen worden. Die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's sind durch die Aufnahme von Mexiko und Kanada bereichert, leiden aber an den Folgen eines inneren, schauerlichen und langen Krieges, welchen sie gegen ihre Sklaven zu führen gehabt haben. Am entgegengesetzten Ufer des Stillen Meeres steht das wiedergeborene China im Begriffe, mit Indien, das britische Joch abzuschütteln und eine Aera der glänzendsten Wohlfahrt im alten Asien zu beginnen.

Dieser Umriß der prophezeiten Weltkarte wird dem Leser genügen. Bei näherer Betrachtung könnte uns Deutschen ein besonderer Umstand nicht wohlgefallen, nämlich daß der Franzose seinem Lande auch das linke Rheinufer zugeeignet hat. Die Gerechtigkeit muß man ihm aber widerfahren lassen, daß er sich dessen wenigstens nicht durch die Waffen zu bemächtigen wagt, sondern daß er jenes fingirte Streben nach Pariser Konzentrirung dem guten Willen des Rheinvolkes selber zuschreibt. Andere Erläuterungen der von Herrn Lallemand erwarteten Zukunft scheinen uns der Vernunft und der Wahrscheinlichkeit mehr gemäß, so die Errichtung eines in allen Staaten Europa's angenommenen Maß-, Gewicht- und Münz-Systems u. s. w. Es würde uns aber zu weit führen, alle Ansichten zu erwähnen, welche in diesem, nicht ohne durchdringenden Geist und ausgedehnte Forschungen, erdachten Utopien vorkommen. Alle, denen unsere kurzen Andeutungen ein Interesse eingeflößt haben, verweisen wir auf das Buch selber und wollen nur noch Einiges in Bezug auf seinen Titel hinzusetzen.

Das Buch heißt „le Hachych", ein Wort, das Vielen unbekannt lauten mag. Hachych ist nichts Anderes als unser Hanf, jedoch durch die Macht des afrikanischen Klima's umgewandelt und in seiner Wirkung verstärkt. Der Samen davon, in warmes Wasser gethan, liefert ein Getränk, das den Trinkenden in einen begeisternden und traumreichen Rausch versetzt. Diese Art Thee wird von den Arabern leidenschaftlich genossen. Seine merkwürdigste Eigenschaft besteht darin, wie Lallemand sagt, daß er die Ideen desjenigen, der ihn getrunken hat, exaltirt, ihm seine verwickeltsten Pläne in ein klares Licht setzt, seine theuersten Entwürfe als gelungen vorstellt, die Anschauung von dem, wonach er strebt, in vollem Umfang verleiht, ihm, mit einem Worte, den frühzeitigen und ungemischten Genuß alles dessen verschafft, was seinen gewöhnlichen Gedanken, Wünschen oder Leidenschaften entspricht. Auf diese Weise hat der Verfasser oder, um seine Erdichtung anzunehmen, sein junger Landsmann, der, aus Ekel an der Gegenwart, von Frankreich sich entfernt und nach Aegypten reist, durch eine Tasse Hachych die Verwirklichung aller seiner Phantasieen erlangt.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt".

(Fortsetzung.)

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu Albert zurück. Ihn zu enterben und zu ächten, brauchte man nicht so viele Künste. Es genügte, ihn als todt anzusehen und ihm das Auferstehen zu verbieten, da seine Auferstehung unbequem war. Albert hatte wahrscheinlich nichts reklamirt; wir wissen nur, daß zur Zeit seiner Verhaftung die Stiftsdame Wenzeslawa in Prag, wohin sie sich einer Augenkrankheit wegen begeben hatte, gestorben war. Als Albert erfahren hatte, daß sie auf dem Todtenbette liege, konnte er der Stimme seines Herzens nicht widerstehen; er trennte sich auf der österreichischen Gränze von Consuelo und eilte nach Prag, seiner theuren Verwandten die Augen zuzudrücken. Dies war das erste Mal seit seiner Verheiratung, daß er sich wieder nach Deutschland wagte; er hoffte, seine nun zehnjährige Abwesenheit und gewisse Vorsichts-Maßregeln würden bewirken, daß er unerkannt bleibe, und er wünschte nichts, als den Segen seiner Tante zu empfangen und ihr durch seine Liebe und seinen Schmerz noch zuletzt zu beweisen, daß er nicht anders gekonnt. Die fast erblindete Stiftsdame erkannte ihn nur noch an der Stimme; ihre ganze alte Zärtlichkeit brach bald hervor, sie umschlang ihn mit ihren kraftlosen Armen und nannte ihn ihren geliebten Albert, ihren theuren Sohn. Die Baroneffe Amalie und eine Frau aus dem Böhmerwald, welche Albert's Krankenpflegerin in früheren Zeiten gewesen war und nun die Stiftsdame bediente, erschraken über die Aehnlichkeit, welche dieser angebliche Arzt mit dem jungen Grafen hatte. Doch scheint Amalie ihn nicht sicher erkannt zu haben; wenigstens möchten wir sie nicht gern zu den Mitschuldigen bei den Verfolgungen machen, welche für Albert begannen, sobald Wenzeslawa in den Armen des Neffen ihr Leben ausgehaucht hatte. Man nahm ihn gefangen und befragte ihn zunächst über seine Verhältnisse und über die Veranlassungen, welche ihn zu der Sterbenden geführt; man wollte sein ärztliches Diplom sehen, und als er dasselbe zeigte (denn er führte gewöhnlich eines bei sich), erklärte man ihm, daß er nicht Liverani heißen könne, da er sonst, wie gewisse Leute versicherten, Trismegistos geheißen habe. Darauf konfrontirte man ihn mit der Baroneß Amalie, und dies war sein Verderben. Schon unmuthig über die vielen Nachforschungen, die man über ihn anstellte, und der Vorsicht müde, mit der er sich verbergen und verstellen mußte, gestand er seiner Cousine in einem Gespräch unter vier Augen, welches gerichtlich belauscht wurde, offen, daß er Albert von Rudolstadt sey. Amalie erkannte ihn in diesem Augenblicke ohne Zweifel; doch durch ein so unerwartetes Geständniß plötzlich überrascht, fiel sie in Ohnmacht. Hiermit nahm die Sache eine andere Wendung. Man wollte Albert als einen Betrüger verurtheilen. Es wurden Zeugen, welche seinen Tod nicht bezweifelten, beigebracht; sein Grab wurde geöffnet, und es fand sich ein Skelett in demselben, welches man vielleicht am Tage zuvor hineingelegt hatte; man überredete Amalien, daß sie gegen einen Abenteurer auftreten müsse, der sie ihres Eigenthums berauben wolle, und ohne Zweifel ließ man sie nie mehr mit Albert zusammenkommen. Es war vergeblich, daß Albert erklärte, er wolle der Erbschaft entsagen, er wolle sie gerichtlich seiner Cousine zuerkennen; man wünschte den Prozeß zu verlängern und zu verwickeln, und dies gelang vollkommen, sey es nun, daß man die Kaiserin täuschte, oder, daß man ihr vorstellte, die Confiscation des Vermögens sey hier eben so wenig zu verachten wie bei dem Panduren. Um dieses Ziel zu erreichen, machinirte man gegen Amalie selbst; man kam auf ihre Flucht mit Anzoleto zurück, man hob ihren Mangel an Religiosität hervor und drohte ihr endlich im Geheimen, sie in ein Kloster zu sperren, wenn sie ihren Ansprüchen auf die streitige Erbschaft nicht entsage. Sie mußte sich daher mit dem Nachlaß ihres Vaters begnügen und sah sich noch genöthigt, einen Theil desselben als Kosten für einen Prozeß hinzugeben, zu dem man sie gezwungen hatte. Das Schloß Riesenburg und die dazu gehörigen Ländereien wurden konfiszirt, und zwei

Drittheile des Ertrages fielen bald den Richtern und den beim Prozesse betheiligten Unterhändlern zu.

Dies ist unser Kommentar zu dem geheimnißvollen Prozesse, welcher fünf oder sechs Jahre währte, und in Folge dessen Albert durch besondere kaiserliche Gnade als ein gefährlicher Wahnsinniger aus den österreichischen Staaten weggeschafft wurde. Seit jener Zeit wurde ein dunkeles Leben und eine immer größere Armuth das beklagenswerthe, doch von ihnen selbst nicht beklagte Schicksal beider Gatten. Sie nahmen ihre jüngsten Kinder zu sich; die ältesten erzogen Haydn und der Kanonikus unter den Augen und auf Kosten treuer Freunde. Consuelo hatte unwiderruflich ihre Stimme verloren, und Albert's Geistesklarheit schien durch seine Gefangenschaft, durch den Mangel an Wirksamkeit und durch die Leiden, welche seine Gattin ertragen mußte, von neuem gestört zu seyn; doch war ihre Liebe darum nicht weniger zärtlich. Die Unsichtbaren hatten während der Verfolgung Albert's aufgehört, ihm Zeichen ihrer Wirksamkeit zu geben. Ihr ganzer, großer Plan war zerrüttet, und dies vorzüglich durch Charlatane, welche die Begeisterung des Volkes für die neuen Ideen und seine Liebe zum Wunderbaren selbstsüchtig auszubeuten suchten. Als Freimaurer von neuem verfolgt, flüchtete sich Albert nach Frankreich oder England und fuhr dort vielleicht fort, für seine Ideen zu wirken, doch blieben die Früchte dieser Thätigkeit, wenn sie Früchte trug, unbekannt.

Hier tritt eine neue große Lücke in der Geschichte Albert's und Consuelo's ein, und unsere Phantasie weiß dieselbe nicht auszufüllen. Das letzte authentische Dokument, welches wir besitzen, läßt uns unser Paar um das Jahr 1774 wiederfinden, wie es in den böhmischen Wäldern umherirrt. Wir setzen dieses Dokument mit wenigen Kürzungen hierher, und dies ist zugleich unser letztes Wort über Albert und Consuelo, denn von ihrem späteren Schicksal und ihrem Tode ist durchaus nichts bekannt.

Ein Brief Philo's*) an Ignaz Joseph Martinowicz, Professor der Physik an der Universität Lemberg.

Wie die Trabanten ein königliches Gestirn, von seiner Schwungkraft mit fortgerissen, auf seiner Bahn begleiten, so begleiteten wir Spartakus über die schroffen Siege und durch die schweigsamen Schatten des Böhmerwaldes. O Freund, weshalb waren Sie nicht mit uns! Sie würden es vergessen haben, die Kiesel aus dem silbernen Bette der Flüsse hervorzusuchen und, wie Sie sonst pflegen, überall nur den Adern und Gebeinen unserer Mutter, der Terra parens, nachzuforschen. Das glühende Wort des Meisters gab uns Flügel; wir eilten durch Schluchten und über Bergesgipfel, ohne unsere Schritte zu zählen, ohne die Abgründe, die neben uns gähnten, zu erblicken, ohne uns am fernen Horizonte nach einer Herberge umzuschauen, welche uns am Abend aufnehmen könnte. Noch nie schien uns Spartakus so groß und von der allmächtigen Wahrheit so durchdrungen. Die Schönheiten der Natur wirken auf seine Phantasie wie die eines großen Gedichts, und mitten in der Begeisterung verläßt ihn sein wissenschaftlicher Sinn, sein zergliedernder Verstand und sein großartiges Combinationstalent nie. Er erklärt den Himmel und die Gestirne, die Erde und die Meere mit derselben Klarheit, mit welcher er über das Recht und die trockensten strengwissenschaftlichen Gegenstände schreibt. Doch seine Seele scheint größer, wenn er mit seinen auserwählten Schülern frei und allein umherzieht, wenn sich der Azur des gestirnten Himmels über ihm wölbt oder die Morgenröthe, den neuen Tag verkündend, vor ihm emporsteigt, dann erhebt sich sein Geist über Zeit und Raum, er überschaut mit einem Blicke die ganze Menschheit in ihren Einzelnheiten und in ihrer Gesammtheit und interpretirt uns das Schicksal der Throne und die große Zukunft der Völker. Sie haben ihn von seiner Kanzel herab gehört, diesen jungen Mann mit dem sonnenklaren Wort; o, daß Sie ihn nicht auch im Gebirge gesehen und gehört haben, den Mann, in welchem die Weisheit um Jahrzehnte vorausgeeilt ist, und der schon seit Erschaffung der Welt auf der Erde scheint gelebt zu haben.

Als wir zu den Minen von Kuttenberg kamen, begrüßten wir die Erde, welche Ziska's erste Thaten gesehen hatte, und wir neigten uns noch ehrfurchtsvoller vor den Abgründen, welche den alten Märtyrern der Nationalfreiheit zum Grabe dienten. Hier beschlossen wir, uns zu trennen, um alle Punkte des Gebirges zugleich durchsuchen zu können. Cato**) wandte sich gegen Nordosten, Celsus***) gegen Südosten, Ajax†) zog in gerader Richtung von Abend nach Morgen, und Pilsen wurde zum Sammelplatze bestimmt. Spartakus nahm mich mit sich und beschloß, sich auf seinen Wegen vom Zufall leiten zu lassen, indem er auf sein Glück rechnete und auf eine göttliche Eingebung, die uns zum Ziele führen sollten. Ich wunderte mich anfangs, daß er, gegen seine Gewohnheit, diesmal so planlos verfuhr; doch er erwiderte mir: „Philo, ich habe bemerkt, daß du von der Vorsehung mehr begünstigt bist als ich; was du angreifst, gelingt fast immer. Gehe denn voran! ich folge dir, und ich vertraue deinem zweiten Gesicht, dieser geheimnißvollen Helle, auf welche die frommen Fanatiker der Vergangenheit, unsere, der Illuminaten, Vorgänger so zuversichtlich bauten."

Es scheint in der That, daß der Meister Recht hatte. Vor dem Schluß des zweiten Tages hatten wir den Gegenstand unserer Nachforschungen gefunden, und ich wurde auf folgende Weise das Werkzeug der Vorsehung. Wir waren zum Ausgang der Wälder gelangt, und der Weg spaltete sich vor uns in zwei verschiedenen Richtungen. Auf der einen Seite senkte er sich in tiefe Gründe hinab, auf der anderen klomm er an dem sanften Abhange des Gebirges empor. „Wohin wenden wir uns jetzt!" sagte Spartakus, indem er sich auf ein Felsstück setzte. „Ich sehe hier bebaute Ländereien, Wiesen, niedrige Hütten; man hat uns gesagt, daß er arm sey; darum wird er bei den Armen leben. Wir wollen also bei den Hirten des Thales uns nach ihm erkundigen."

„Nein, Meister", antwortete ich, indem ich auf den anderen Weg zeigte, „ich sehe zu meiner Rechten jähe Abhänge und die zertrümmerten Mauern eines alten Gebäudes; man hat uns gesagt, daß er ein Dichter sey, er wird darum die Ruinen und die Einsamkeit lieben."

„Auch gut", entgegnete Spartakus lächelnd. „Sieh, dort steigt der Abendstern empor; weiß wie eine Perle steigt er aus dem rosigen Himmel über den Trümmern des alten Palastes herauf. Wir sind die Hirten, welche einen Propheten suchen, und der Stern wandelt vor uns her."

Wir waren bald zu den Ruinen gelangt. Sie gehörten einem großartigen Gebäude an, welches zu verschiedenen Epochen aufgeführt war; doch ruhten jetzt die Trümmer aus der Zeit Karl's des Großen friedlich neben denen aus der späten ritterlichen Zeit. Nicht die Jahrhunderte hatten diesen Bau zerstört, sondern durch Menschenhände war er in neuerer Zeit gefallen. Es war noch ganz hell, als wir durch den ausgetrockneten Burggraben und durch das zertrümmerte Thor in den Hof traten. Hier fanden wir einen Greis, der auf den Trümmern saß, in bunte Lumpen seltsam gekleidet war und mehr einem Auferstandenen aus der Vorzeit, als einem Sohne der Gegenwart glich. Sein Bart fiel lang und gelblichweiß auf die Brust herab, und auf seinem kahlen Kopfe spielten die letzten Strahlen der Sonne wie auf dem Spiegel eines Sees. Spartakus zitterte und fragte ihn, rasch auf ihn zu eilend, nach dem Namen des Schlosses. Der Alte schien uns nicht zu hören; er heftete seine Augen wie gläsern auf uns, doch er schien uns nicht zu sehen. Wir fragten, wie er heiße; er antwortete nicht; auf seinem Gesichte lag eine gedankenlose, träumerische Ruhe. Spartakus gab ihm eine Silbermünze in die Hand; der Greis näherte sie seinen Augen und ließ sie darauf fallen, als ob er ihren Werth nicht kenne.

„Wie ist es möglich", sprach ich zum Meister, „daß man einen Greis, der seiner Sinne und seiner Vernunft so gänzlich beraubt ist, im wüsten Gebirge ohne irgend einen Führer läßt?" — „Wir wollen ihn zu einer Herberge führen", sagte Spartakus. Doch als wir uns anschickten, ihn aufzurichten, um zu sehen, ob er sich auf den Beinen halten könne, gebot er uns durch ein Zeichen, ihn nicht zu stören, indem er einen Finger auf die Lippen legte und mit der anderen Hand auf den Hintergrund des grünbewachsenen Hofes hinwies. Wir erblickten Niemand, doch bald wurde unser Ohr von dem Klange einer Violine getroffen, und ich habe nie so kräftige, volle, präcise, in die tiefste Seele sich einschmeichelnde Töne auf einer Violine gehört. Das Herz fühlte sich andächtig und doch zugleich kriegerisch aufgeregt. Eine Art Rausch erfaßte den Meister und mich, und wir gestanden uns durch Blicke, daß uns *etwas* Großes, Geheimnißvolles hier nahe sey. Das Antlitz des Greises leuchtete wie in Begeisterung, und ein seliges Lächeln zitterte um seine Lippen; wir sahen, daß sein Geist und seine Sinne noch nicht abgestumpft waren.

Nach einer kurzen herrlichen Melodie trat neue Stille ein, und wir sahen uns gegenüber aus den Ruinen einen Mann in reifem Alter auf uns zukommen, dessen Aeußeres uns mit Ehrfurcht erfüllte. Er hatte ein schönes Gesicht, aus dem ein tiefer, strenger Ernst sprach, und war sehr regelmäßig gebaut; unter dem Arm trug er die Violine und hatte den Bogen durch seinen ledernen Gürtel gesteckt. Seine weiten Beinkleider aus grobem Stoffe, die Sandalen, welche dem antiken Kothurn ähnlich waren, und der lange schafslederne Rock, wie ihn die Bauern an der Donau tragen, schienen den Musiker als einen Hirten oder Ackerbauer zu bezeichnen, doch seine weißen, feinen Hände und sein stolzer Blick protestirten gegen das Zeugniß der Kleidung. Der Meister sah ihn einige Zeit schweigend an; dann drückte er mir die Hand, und ich fühlte, wie die seine zitterte. „Das ist er!" flüsterte er mir zu; „ich wußte nicht, daß er ein Musiker sey, doch ich erkenne sein Gesicht, denn ich habe es in meinen Träumen geschaut."

Der Violinspieler näherte sich uns, ohne die geringste Ueberraschung zu verrathen. Er erwiederte unseren Gruß mit würdevoller Freundlichkeit und sprach, indem er an den Greis hinantrat: „Wohlauf Zdenko, ich gehe fort, stütze dich auf deinen Freund." Der Greis machte eine Anstrengung, um aufzustehen; der Musiker unterstützte ihn dabei mit seinen Armen, und indem er sich unter ihm beugte, um ihm gleichsam zum Stocke zu dienen, schritt er langsam neben ihm her. In dieser Hingebung eines edlen und schönen Mannes, der unter der Last eines in Lumpen gehüllten Greises dahinschlich, lag etwas unaussprechlich Rührendes. Des Meisters Augen füllten sich mit Thränen, und auch ich fühlte mich bewegt, indem ich bald auf unseren Spartakus, diesen genialen Mann der Zukunft, bald auf den Unbekannten blickte, in welchem eine große Vergangenheit begraben zu liegen schien. (Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich ist dies der berühmte Freiherr von Knigge, welcher unter den Illuminaten Philo hieß; der im Briefe erwähnte Spartakus aber ist, nach diesem Namen zu urtheilen, Adam Weishaupt.

**) Ohne Zweifel Xaver Zwack, welcher Hofrath war und als ein Haupt der Illuminaten verbannt wurde.

***) Baader, Arzt der verwittweten Churfürstin von Bayern, Illuminat.

†) Massenhausen, Rath zu München, Illuminat.

(Anmerkungen George Sand's.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VI. Das Wirthshaus zum Ankerstock.*)

(November 1653.)

War ein großes Schenkhaus im Texel, zunächst der See belegen, das hieß zum Ankerstock und hatte zu allen Tageszeiten eine große Zahl von

*) Vgl. Nr. 23 des Magazins.

Gästen. Da strömten aus und ein dienstpflichtige und abgedankte Orlogs-Matrosen, schmucke Ostindienfahrer, mit der bunten Seidenschärpe um den Arm, und lustiges Kauffahrteivolk aus aller Herren Länder. Der Wirth, ein ehemaliger Bootsmannsmaat, der in der Godwinsschlacht sein rechtes Bein eingebüßt und dafür einen Stelzfuß eingehandelt, hielt musterhafte Ordnung im Hause und unter den Gästen, die er in drei Klassen gebracht hatte. Zur ersten Klasse gehörten die, so bezahlten, aber nicht tranken; sie bestand aus Jungmatrosen, Bootsmannsjungen, Kajütswächtern und anderem grünen Volk, das im Geldausgeben nicht beschränkt wurde, aber nur wenig dafür genießen durfte. Die zweite Klasse bestand aus befahrenen Leuten; die durften nicht nur fordern, was sie bezahlten, sondern konnten's auch verzehren, ganz nach ihrem Belieben. Die dritte Klasse endlich, die nicht bezahlte, aber flott verzehrte, waren Veteranen mit und ohne Beine, mit und ohne Augen, ausgewettertes Volk, wie es Morgens früh und Abends spät auf allen Marine-Werften umherhumpelt.

Die große Gaststube in der Ankerstock-Schenke bot eine mannigfache Aussicht. Die Nordfenster zeigten nach der See, wo eben ein Sturm im Anzuge war und die Wellen wild durch einander sprangen. Sie spielten Fangball mit den Schiffen, die auf der Rhede lagen, und die plumpen Fluitschiffe mit ihren Hütten und Backschanzen hüpften so lustig Welle auf, Welle ab, als wären's leichte Jollboote gewesen. Die Ostfenster aber gewährten die Aussicht auf ein stattliches Haus, der Admiralität gehörig, in dessen erstem Stock sich eine Versammlung bewegte, welche die Aufmerksamkeit der in der Schenke versammelten Gäste in hohem Grade erregte. Sie hatten sich Alle an die Fenster gestellt, und obgleich der Wind stark auffrischte und ein feiner Sprühregen niederschlug, waren doch die Fenster geöffnet, um besser sehen zu können, und der Wirth mit dem Stelzfuße stand mitten unter ihnen.

„Da!" rief er lebhaft. „Da ist wieder Einer! Ich kann ihn nicht genau erkennen. Gott stärke meine Augen! Wer in des drei Teufels Namen ist es?"

„Du trinkst so viel Jenever und Wasser den Vormittag über, daß Du am hellen Mittag nicht mehr über die Straße sehen kannst, Ankerstock!" antwortete ein naseweiser Kauffahrer, der sich auf die breite Schulter des Wirthes lehnte. Dieser stieß zum Dank dem Kauffahrer mit seinem Stelzfuß auf die Zehen und sagte gelassen:

„Nun gehen mir die Augen auf, das ist unser de Ruiter! Ein Hurrah für unsern de Ruiter!"

Der Commandeur de Ruiter winkte einen Gruß mit der Hand und wandte sich dann zu einem Manne, der ihm zur Seite trat.

„Hei! Wer ist das? Meiner Seele, das ist van Tromp! Van Tromp, der uns seine Kinder nennt, van Tromp, der Matrosenfreund! Unser Vetervader! Hoch ihm! Hoch!"

So jubelten die Seeleute dem Helden entgegen, und dieser nickte und winkte und deutete hinaus auf die Rhede, als wollte er sagen: „Nun soll's wieder losgehen!"

Aufs neue begann der Jubelruf, der nur durch die Ankunft zweier anderer hoher Flotten-Offiziere unterbrochen ward.

„Wer ist, mit Verlaub, der Vorderste da, mit dem weißen, schmalen Gesicht, der den Kopf zur Erde senkt und die Arme unterschlägt?" fragte ein junger Matrose.

„Weil Du höflich fragst, sollst Du Antwort bekommen", sprach der Wirth. „Wenn Einer von Dir wissen will, wer es ist, so sage nur: Du kennst ihn nicht." Zu einem alten Seemann aber, der im zweiten Fenster lehnte, schrie er hinüber: „Herr Vice-Admiral Jan Evertson scheint sich nicht sonderlich viel aus dem ganzen Handel zu machen. Er sieht aus, als ob er sagen wollte: Wenn's ohne mich geht, ist's auch gut. Doch muß man sagen, wenn er einmal dazwischen ist, schlägt er zu wie tausend Teufel! Darum dächte ich, wir könnten ihm auch ein Hurrah bringen!"

Das geschah; aber es fiel so dürftig aus, daß der Offizier sich nicht einmal umwandte, sondern mit besonderer Gleichgültigkeit in das Haus ging.

„Da kommt Cornelius de Witt!" rief Einer, und ein lautes Murren flog durch die Versammlung. In demselben Augenblick traten Alle von den Fenstern zurück, und diese wurden geschlossen.

„Laßt ihn gehen, diesen Menschenschinder, diesen Tyrannen! Seht nicht nach ihm aus!" riefen die Leute durch einander. „Wen er ansieht, der ist hin! Er hat's böse Auge und kann nicht lachen, bevor er nicht ein unschuldiges Schiffsvolk zuschanden gequält."

So fielen sie von allen Seiten über den Vice-Admiral Witte, Cornelius de Witt, her, der in der ganzen Flotte wegen seiner Grausamkeit und Härte gehaßt wurde und trotz seiner verwegenen Tapferkeit nicht die geringste Theilnahme unter den Seeleuten erwecken konnte.

Noch hatten sich die Gemüther nicht beruhigt, als ein greiser Veteran mit seiner Krücke heranhinkte, der einen jungen Seemann, den er an der Hand hielt, zu den Uebrigen führte.

„Guten Tag, Jungens!" rief der Alte einigen alten Kameraden zu. „Da bringe ich Euch einen Neuen, der, wie Ihr seht, seinen Arm in der Binde trägt. Er hat's gleich zu Anfang tüchtig wegbekommen, sage ich Euch."

„Wo? Wo?" fragten neugierig die Anderen.

„Nun, wo anders als auf der Mittelländischen See, wo Jan van Galen vor Livorno den Engländer wacker frisirt hat und ihm seine Schiffe in Brand steckte. He! Georg, wie viel Schiffe steckte er ihm an?"

„Fünf!" entgegnete der junge Invalide.

„Habt Ihr's gehört? Fünf! Ja, ja! Ich sage es, der Engländer ist seinem Untergange nahe, der Franzose pfeift auf dem letzten Loche, der Däne und der Schwede sind in der Ostsee eingesperrt, und es wird bald auf allen Meeren keine Flagge mehr geben, als die holländische."

„Erzählt, Georg, erzählt!" riefen die Veteranen durch einander. „Nehmt dies Glas! He! Du Jungmatrose, bezahle dafür drei Stüber! — So, Landsmann, trink' und erzähle. Es war wohl der Mühe werth?"

„Das will ich meinen", entgegnete Georg, behaglich trinkend und nach der Pfeife langend, die ihm geboten wurde. „Da kam zuerst der „Bonaventura" an die Reihe, dem alle seine vierunddierzig Kanonen nichts halfen; er mußte doch in die Luft. Ihm folgte der „Samson" und der „Kaufmann", so daß es eine Gluth wurde, die nicht auszuhalten war. Darum salvirten wir uns und trafen auf das Commandeurschiff „Tiger", welches Lord Appleton kommandirte. Sage Euch, er hielt sich tapfer; aber er konnte es nicht verhindern, daß wir uns ihm seitlängs legten und ihn enterten. Ich war einer der Ersten auf dem englischen Deck und erhielt den Hieb im Arm von dem Lord selbst. Er ist wohl zeitlebens nicht mehr zu gebrauchen, aber das schadet nichts, es hat's ein Lord gethan, der gleich darauf erschossen wurde."

„Das ist gut, daß Du auf Ehre hältst, mein Junge!" sagte ein halbblinder Invalide, „ob es gleich ein Teufelholen ist, wer uns den Arm weghaut."

„Auf unserem Commandeurschiff", fuhr Georg fort, „ging es absonderlich heiß her. Die englischen Kanonen sparten nichts an uns, und die zweite Kugel schon, die an Bord kam, schlug so heftig gegen des van Galen Bein, daß man's am Knie abnehmen mußte. Was thut nun van Galen? Hundert Andere hätten sich in die Hängematte tragen lassen, um da zu schreien und zu beten; er aber ließ von dem Zimmermann einen Stuhl zusammenschlagen, darauf band ihn der erste Lieutenant fest, und von dem Dach der Hütte aus kommandirte er lustig: „Frisch! Jungens, frisch! Und Feuer ohne Ende!" Heidi, da hätte ich Den sehen wollen, der zurückgeblieben wäre! Kugeln und Schläge fielen hageldicht, und noch war es nicht Abend, als wir die Engländer ganz und gar verjagt hatten."

„Nun, und das Ende vom Liede?"

„Das Ende vom Liede habe ich nicht mitgesungen, denn ich konnte keinen Degen mehr halten. Ich weiß nur, daß wir uns keine Zeit nahmen, die flüchtigen Engländer zu verfolgen, sondern mit unseren zerschossenen Schiffen genug zu thun hatten, unsere Prisen in Sicherheit zu bringen. Hatten wir auch die Engländer in die Flucht geschlagen, so hatten sie uns doch tüchtig zerzaust. Sind teufelsmäßig gute Seeleute, und es machte uns keine Schande, wenn es Holländer wären."

„Und was wurde aus van Galen, Georg?"

Der junge Invalide legte die Pfeife weg und fuhr mit der Hand über die Augen: „Sie banden ihn vom Stuhle los und trugen ihn zu Boot, denn er sollte ans Land unter des Doktors Messer. Als er über den Reiling gehoben wurde, sah er noch einmal über das Verdeck hin. „Komme nicht wieder an Bord!" brummte er in den Bart, als er in das Boot hinabglitt. Und so war es auch, denn am anderen Morgen war er todt. Fuhr uns Allen durch's Herz, als wir's hörten, denn wir liebten ihn über die Maßen und sahen ihn immer vor uns, wie er auf dem hölzernen Stuhl saß, ohne Bein, aber mit blitzenden Augen und das Hurrah für die Flagge auf den Lippen. Jungens, diesen Tropfen zu van Galen's Gedächtniß!" Er griff nach dem Glase, und Alle tranken still und tief bewegt.

Die ernste Stille ward durch einige neue Ankömmlinge unterbrochen, die mit lautem Halloh in die Schenke stürmten. Der Vorderste von ihnen hielt ein großes Blatt Papier in die Höhe: „Da habt Ihr das Plakat, das Plakat!"

„Was für ein Plakat, Seehund?" fragte der Wirth.

„Stelzfuß, fragst Du das als Wirth, oder als Bootsmannsmaat?"

„Als Bootsmannsmaat!"

„Da will ich Dir's sagen, denn als solcher bist Du mehr als ein schlichter Toppgast, und dann geht es auch Dich an. Aufgeschaut, Ihr Leute; dies Plakat ist ein Plakat, welches die Herren Staaten für uns erlassen haben. Merkt's wohl, für uns! denn es steht darin geschrieben, was der bekommen soll, der irgend eine große That vollbringt oder Unglück hat zur See, mit Verlust von Gliedmaßen und dergleichen."

„Gebt her! Gebt her!" riefen die Matrosen von allen Seiten und streckten die Hände danach aus. Der Seemann aber sprang auf einen Tisch und hielt das Papier hoch in die Höhe: „Ha! Ha! Nicht so eilig mit Euren halben Armen und dreiviertel Beinen! Wenn ich es Euch nun gebe, ist Einer unter Euch, der es lesen und den Anderen verdolmetschen kann? He, könnt Ihr lesen?"

Die alten Matrosen wandten sich verlegen ab, denn sie kannten keinen Buchstaben, und das junge Volk, von dem es mancher verstand, wagte nicht, den Mund zu öffnen. Der Seemann auf dem Tische lachte sie Alle weidlich aus und sagte: „Seht Ihr wohl! Nun hängt es doch von mir ab, was Ihr zu wissen kriegen sollt! Tretet denn her und höret, was die Edelmögenden Herren Euch durch mich zu wissen thun."

„Erstens: Wer ein feindliches Schiff nimmt, der soll dasselbe als sein rechtes Eigenthum behalten, sammt Allem, was an Geld und Geldeswerth innerhalb seiner Planken zu finden ist. Wenn es sich träfe, daß das weggenommene Schiff das Admiralschiff wäre, so soll er noch außerdem 10,000 Gulden, für ein gewöhnliches Schiff aber 6000 bis 4000 Gulden haben, je nachdem es groß ist."

„Hm!" sagte einer der Veteranen mißmuthig. „Was geht das uns an? Dergleichen können wir nicht mehr verdienen; dürfen uns auch nicht darüber freuen, daß es jemals an Einen von uns kommt, denn wie soll ein Matrose Admiralschiffe nehmen? Das müßt Ihr drüben im gelben Hause lesen."

„Die Reihe kommt auch an uns", sprach der Vorleser ruhig. „Gebt nur Acht: Zweitens: Wer von dem feindlichen Admiralschiff die Flagge holt, empfängt eine Belohnung von 1000 Gulden, wer sie von dem Schiffe des Vice-Admirals holt, 500 Gulden, von jedem anderen 300."

„Das ist für junges Volk mit gesunden Armen und Beinen", brummte der Veteran. „Geht uns also auch nichts an. Käme es aber an einen solchen und sie brächten ihn hierher in den Ankerstock, der sollte nicht eher wieder heraus, als bis der letzte Gulden verzehrt wäre."

„Nun kommt's an Dich, Alter!" sagte der Vorleser. „Drittens: Handelt von denen Matrosen und deren Gliedmaßen. Wer zur See im Gefecht oder sonst im Schiffsdienst eines oder das andere seiner Gliedmaßen lädirte oder solches ganz und gar einbüßte, der soll empfangen: Für zwei Augen 1000 Fl., für eines 240 Fl., für beide Arme 1000 Fl., für den rechten Arm 333 Fl., für den linken Arm 266 Fl., für beide Hände 933 Fl., für die rechte Hand 266 Fl., für die linke Hand 240 Fl., für beide Beine 533 Fl., für ein Bein 240 Fl., für beide Füße 333 Fl., für einen Fuß 160 Fl."

Der Vorleser sprang vom Tisch herunter. Alle sprachen und schrieen durch einander: „Georg! Du hast Deinen Arm vor Livorno verloren, ist's Dein rechter oder Dein linker?"

„Hast einen Jeneverschleier vor den Augen, daß Du nicht sehen kannst? Es ist der rechte."

„Dann kriegt er 333 Gulden und noch einen Dank von den Hochmögenden Herren! Georg, wir gönnen Euch die 300, aber die 33 könntet Ihr wohl zum allgemeinen Nutzen verwenden."

Da rollte der Stelzfußenwirth einen großen Armstuhl heran, darin saß ein greiser Matrose, der hatte in einer früheren Seeschlacht beide Augen verloren und erhielt das Gnadenbrod für seinen Leibgulden. „Wie ist's hier mit dem alten Joost? Bekommt der auch seine Augen bezahlt, oder gilt das nur für die Leute, welche von jetzt ab das Unglück haben?"

„Meiner Treu, ich kann's Euch nicht sagen, denn davon steht hier kein gedrucktes Wort. — Still, der alte Joost schläft und hört all unser Toben und Tribuliren nicht. Aber wir können's ja leicht erfahren, denn unsere Admirale sind drüben im gelben Hause."

„Sie sind nicht mehr darin", rief Einer vom Fenster her, „sie sind schon auf der Straße."

„Desto besser!" sagte der Vorleser, „so gehe ich zu ihnen. Kommen Einige von Euch mir nach, damit es nach etwas Stattlichem aussieht." — Er ging hinaus und eine große Anzahl der anwesenden Seeleute sprang oder humpelte hinter ihm drein.

Vor dem gelben Hause, welches der Schenke gegenüber lag, standen de Ruiter und Herperts van Tromp. Die Admirale Evertson und Cornelius de Witt hatten sich schon beurlaubt und schritten nach verschiedenen Richtungen die Straße entlang. Die Matrosen näherten sich dem Eingange des Hauses, respektvoll den Hut in der Hand, und der Vorleser sagte mit einem Kratzfuß: „Mit Verlaub vor Euch, Herr Commandeur, und vor Euch, Mynheer Bestevader van Tromp! Es ist uns da ein Plakat zugekommen, welches von uns und unseren Gliedmaßen handelt."

„Ja! Ja! von Euch, Kinder!" entgegnete van Tromp. „Bezahlen, was Ihr hingebt. Neuer Krieg! Neues Volk! Bald in See!"

„Die Staaten sorgen väterlich für Euch!" fügte de Ruiter hinzu. „Wer von Euch im Dienst des Vaterlandes verstümmelt wird, soll dafür mindestens so viel als möglich eine Entschädigung empfangen."

„Ja, Herr Commandeur!" entgegnete ein alter Seemann. „Verstehe Euch schon. Das ist für die, welche nun herankommen. Aber wir, die schon Arme und Beine früher verloren, wie steht es mit uns, Herr?"

„Ha! Ha! Da stehen wir!" sagte van Tromp. „Nichts da, mit Euch! Nichts da, Kinder! Die Herren Staaten zahlen: Von jetzt ab."

„Arme und Beine steigen von heute ab im Preise", sagte der Veteran. „Unsere sind ja auch längst verwest. Also nichts dafür. Aber, wie ist es mit den Augen? Ist es mit den Augen auch so?"

„Was Augen! Was wollt Ihr mit den Augen?" fragte hastig van Tromp.

„Ich meine nur so, wegen des alten Joost!" sagte der Alte. „Sind funfzehn Jahre her, seit er durch Sprengung einer Kanone die beiden Augen verlor. Um Den hat sich Niemand gekümmert sein Lebstage, und er sitzt Tag ein, Tag aus drüben im Ankerstock und kaut das Gnadenbrod. Das ist hart, meine ich, und es wäre wohl gut, wenn man ihm zu den tausend Gulden verhelfen könnte, welche die Herren Staaten den künftigen Blinden geben wollen."

„Joost!" sagte van Tromp. „Ein Joost verlor die Augen am Bord meines Schiffes .... Donnerwetter! ... Kommt, de Ruiter, wollen den Mann sehen."

Sie traten in die Schenke. Der alte Joost saß noch immer auf seinem Rollstuhl in der Mitte der Stube, denn es hatte ihn Niemand weggefahren. Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände gefaltet. Der Wirth trat zu ihm: „Seht auf, Joost .... ja, so! Hebt den Kopf auf, Kerl, da sind die Herren Admirale, die Euch sehen wollen ... He! Alter! ... Es ist nichts, gestrenge Herren, der hört nicht mehr; er ist eingeschlafen für immer."

„Frieden mit ihm!" sprach de Ruiter und legte seine Hand auf das Haupt des Greises.

„Flennt nicht! Donnerwetter!" sprach Tromp. „Ist mein alter Joost! Focht tüchtig! Wird mich stets ärgern, ihn vergessen zu haben. Wollen ihm das Geleite geben."

Am dritten Tage gegen Abend trugen sie den alten Joost aus der Schenke zum Ankerstock. Zunächst hinter dem Sarge gingen van Tromp und de Ruiter; ein unabsehbarer Zug von Seeleuten schloß sich an. De Ruiter sprach das Gebet, van Tromp warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, dann gingen Beide an Bord ihrer Schiffe, um am nächsten Morgen die Anker zu lichten.

Mannigfaltiges.

— Ueber Consuelo. Die Augsburger Allg. Zeitung theilte kürzlich ein französisches und ein deutsches Urtheil (wahrscheinlich von Levin Schücking) über die Sand und Consuelo mit; der französische Kritiker zürnt über die nebelhaften Theorieen einer sozialen und mystischen Wiedergeburt, denen die Sand in ihren neueren Schriften nachhänge, und bittet sie flehentlich, ihre reiche literarische Begabung zu einer einfachen Erzählung, einer echten Herzensgeschichte zu verwenden und nicht mehr todte Philosopheme in das glänzende Bahrtuch ihres prachtvollen Styls zu hüllen. Consuelo predige und moralisire zu viel, sie rage zu hoch über alle Menschen hinweg; sie sey die Apotheose des Weibes. Das Geschlecht, welches die Männer-Eitelkeit tief unter sich gestellt hat, sey für die Zukunft vollständig durch sie rehabilitirt. Abgesehen von dieser Ironie, unterschreibt der deutsche Kritiker das Urtheil des Franzosen als ein sehr geistreiches; er fügt selbst jedoch viel geistreichere Aussprüche hinzu und bezeigt sich recht wie ein in Herz und Kopf durchglühter Bewunderer der Sand. Fast naiv unterbricht er einmal seine Extase mit diesen Worten: „Ist es ein Wunder, daß eine so einzige, so weiche und dabei so edle, vornehme (?) Erscheinung den deutschen Schriftsteller von Geist (sic!) und Gefühl, der über sie anhebt, unfehlbar jedesmal in ein gewisses Schwärmen versetzt?" — Bislang ist es nicht Brauch bei uns gewesen, sich selbst Geist zuzusprechen; Gefühl zu besitzen, darf man versichern, das ist wenigstens eine tugendhafte Eitelkeit. Uebrigens klingt die Schwärmerei wirklich recht poetisch, ob auch etwas überschwänglich, wenn der deutsche Kritiker von der Sand sagt: „Ihr warmpulsiges Herz pocht in ihren Schriften, und durch die krystallene hellgeschliffene Schale ihrer Form bricht und wirft es seine dunkelrothen glühenden Lichter." — Beide jedoch, sowohl der Franzose als der Deutsche, haben die gelungensten Züge in Consuelo nicht hervorgehoben. Welche köstliche Figur ist z. B. die Tante Wenzeslawa, dieses rührende Bild der Familienliebe, ein Engel in der betrübten Hülle einer häßlichen alten Jungfer; wie fein schattirt sich die menschliche Schwäche des Alltaglebens hier ab bis zu der engelhaften Größe von Liebe und Schmerz, wie der Tod eines Kindes, eines Pflegekindes des Herzens sie erweckt. Und wie feierlich schön ist dieser Tod im Familienkreis geschildert, welche großartige Poesie liegt in Consuelo's Neigung, die erst am Sarge des Geliebten lebendig erwacht, wie eine Auferstehungs-Ahnung; wie ergreifend wirkt neben diesem, ich möchte sagen, seelischen Ernst die heitere regelmäßige Abwechselung der Natur: der wiederkehrende Frühling, der rings um das Trauerhaus sich mit jungem Grün und Vogelgezwitscher ausbreitet. Darin liegt die echte Meisterschaft, die George Sand über Dichtung und Wahrheit übt. F. v. P.

— Noch ein Wort über George Sand. Ein Feuilletonist des Journal des Débats, Herr G. de Molènes, beginnt in einem der neuesten Blätter dieser Zeitung eine Kritik über George Sand's „Consuelo" und „Gräfin von Rudolstadt", die weder mit obigen Aeußerungen unserer verehrten Mitarbeiterin, Fr. F. v. P., noch mit unseren eigenen Ansichten übereinstimmt. Herrn de Molènes zufolge, ist George Sand höchstens berechtigt, zu denjenigen Schriftstellern gezählt zu werden, welche gut erzählen, um Anderen die Zeit zu vertreiben, während sie sich selbst einen Beruf zutrauen soll, den nur ein Mann erfüllen könne, der die Eigenschaften Voltaire's und Montesquieu's, Goethe's und Byron's in sich vereinige — den Beruf nämlich, ihre Zeit umzubilden und ein neues Jahrhundert des Gedankens und der That herbeizuführen. Der Kritiker geht die einzelnen Romane George Sand's durch, um ihr zu beweisen, daß sie eben nur ein Menschenkind, wie viele Andere, sey. Das wollen wir ihm auch gern zugeben, aber wir fragen ihn, welcher heutige französische Schriftsteller wohl eben so viel treue Menschenbeobachtung mit echter Poesie verbinde, wie diese Frau? In ihren früheren Schriften finden sich allerdings noch weit mehr unreine Schlacken als edles Metall; die Richtung jedoch, die sie in ihren letzten Arbeiten genommen, ist davon so verschieden, es ist darin das Walten eines so reichen und mächtigen Genius, das Pulsiren eines so tieffühlenden Herzens zu erkennen, daß es jedenfalls voreilig ist, ein Urtheil über sie abzugeben, wie es Herr de Molènes thut, der ihre Laufbahn bereits für abgeschlossen hält. Die Ansicht des genannten Kritikers dürfte in Deutschland nur von Wenigen unterschrieben werden; ja, es scheint in der That, als ob George Sand jetzt mehr noch auf deutsche als auf französische Leser rechnen könne.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 2. April 1844.

Polen.

Hoene Wronski.

Auf berühmte Männer sind die Nationen eifersüchtig und nehmen sie gern als ihnen Zugehörige in Anspruch. Frankreich hat sich den deutschen Cuvier zugeeignet, Deutschland den böhmisch-polnischen Kopernikus, und Viele zweifeln, ob Trentowski Deutschland oder Polen angehöre. Der Philosoph selbst hat dazu beigetragen, die Zweifel zu mehren, indem er an verschiedenen Stellen seiner Schriften einige Inkonsequenzen ausspricht. Er sagt einmal: „Mein unaussprechlich geliebtes Vaterland, mein Paradies, zürne deinem Sohne nicht, weil er nicht in deiner Sprache schreibt! Für dich zu arbeiten, wäre vielleicht nützlicher, als für ein fremdes Land, wo so viele große Geister blühen.“ Anderswo sagt er: „Es ist das dritte Mal, daß der Verfasser mit seiner geistigen Arbeit vor das deutsche Publikum tritt; heute aber tritt er mit ganz anderen Gefühlen auf, und sein Herz schlägt hoch, da er kraft des erlangten Indigenats zu den Deutschen gehört.“ Die Landsleute Trentowski's, die er ehemalige nannte, begriffen das Dilemma, worin sich der Freiburger Docent befand, auf dessen Ruhm sie stolz seyn wollten, und hielten die Ansicht, daß man als Philosoph Deutscher, als Mensch Pole seyn könne, für bloße Diplomatie. Trentowski, der in den ersten Stadien seines öffentlichen Auftretens vielleicht mehr ausgesprochen, als sein Herz fühlte, ist zu seiner Nation zurückgekehrt und will lieber der Erste in einem Dorfe seyn, als sich durch den großen Haufen der Stadt tummeln. Seinem hohen Verdienste wird die Anerkennung nicht entgehen; sie offenbart sich schon heute. Polen will nicht, daß seine großen Männer ihren Ruhm ins Ausland tragen; es vindizirt sich seine Rechte an ihnen. Mit dem größten patriotischen Eifer ist Professor Krzyzanowski gegen die Ansicht aufgetreten, daß Kopernikus in die Walhalla gehöre; wunderbar genug, daß es noch nöthig war. Aber es wissen auch sehr Viele nicht, daß mitten in Frankreich ein Mann lebt, den kaum seine polnischen Landsleute kennen, und dessen Wirksamkeit so umfassend ist, daß sie ihn als Heros ihrer Wissenschaft ansehen müssen. Man könnte selbst nicht angeben, ob sich Wronski noch den Polen zurechne, wenn nicht einzelne Stellen seiner Schriften die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksale seines Mutterlandes aussprächen.

Wronski wurde in Posen geboren, woselbst sein Vater Hoene Baumeister war. Der talentvolle Jüngling hatte schon in seinem 16ten Lebensjahre den Rang eines Offiziers in der polnischen Artillerie erreicht und zeichnete sich bei der Belagerung von Warschau, so wie in der unglücklichen Schlacht bei Maciejowice aus, wo er mit Kosciuszko in die Gefangenschaft gerieth. Erst im Jahre 1789 wurde es ihm möglich, Rußland zu verlassen und nach Deutschland zu gelangen. Hier fesselte ihn die deutsche Wissenschaft, und er begann seine eifrigen Beschäftigungen mit der Physik, Mathematik und Philosophie. Nachdem er seine wissenschaftlichen Entdeckungen in mehreren Schriftwerken gesammelt hatte und von der Zukunft Hoffnungen hegen durfte, begab er sich nach Paris, um dort seine Manuskripte drucken zu lassen. Die ersten von ihm veröffentlichten Werke waren mathematischen Inhalts, und er trat darin gegen die damaligen Koryphäen der Mathematik in Frankreich, gegen Lagrange und Legendre auf, welche durch ihren Einfluß den Fremdling beinahe erdrückt hätten, wenn nicht das französische Institut ihm Aufmunterung für seine Wirksamkeit gegeben hätte. Das spätere Verhältniß des Schriftstellers zu einem reichen Gönner, Namens Arson, begünstigte die Produktivität des Ersteren, indem es ihn der gewöhnlichen Lebenssorgen enthob. Jenes Freundschafts-Verhältniß war ein so inniges, daß es Wronski nicht aufgeben wollte, obgleich ihn der Fürst Adam Czartoryski mit dem Versprechen einer namhaften jährlichen Pension und dem Anerbieten, sämmtliche Schriften des Mathematikers und Philosophen auf seine Kosten zu veröffentlichen, zu sich nach Polen einlud. Wronski hat jetzt vierzig Jahre im Auslande verlebt und ist demselben als ein Mann von seltener Productionskraft und Originalität bekannt geworden. Seine mathematischen Schriften gehen den philosophisch-theologischen vor. Zu den ersteren gehören:

1) Introduction à la philosophie des mathématiques.
2) Philosophie des mathématiques, worin die mathematischen Elemente a priori erwiesen sind.
3) Résolution générale des équations.
4) Refutation de la théorie des fonctions analytiques de Lagrange.
5) Canons de logarithmes.
6) Philosophie de la Technie, worin die Genesis der Zahl bewiesen wird. Die Generationsfunctionen von Laplace, Euler's Fragmente, Taylor's Zahlenreihen und Lagrange's Theorem sind hier zur organischen Einheit verschmolzen. Das Institut de France hat dem Verfasser wegen dieses Werkes eine ehrenvolle Anerkennung angedeihen lassen.
7) Critique de la théorie des fonctions génératrices de Laplace.

Wronski's Streben geht dahin, die Mathematik mit der Philosophie zu vermitteln und beide zu einer absoluten Wissenschaft zu erheben. Seine Philosophie hat eine vorherrschend praktische Richtung und lehnt sich deshalb gern an die Politik an. Mit der deutschen Philosophie scheint Wronski sehr vertraut zu seyn, so wie er überhaupt seinen tiefen Respekt vor der deutschen Wissenschaft nirgends verleugnet. Der talentvolle Mann wäre vielleicht in der Meinung des Auslandes auch schon höher gestiegen, wenn man seinem öffentlichen Auftreten nicht eine gewisse Charlatanerie zum Vorwurf machen könnte. Er nimmt eine fast prophetische Haltung an und schlägt öfters einen Ton an, der mehr Wissensstolz als philosophische Bescheidenheit ausdrückt. Die geheimnißvolle Magie, welche der Person anklebt, überträgt sich jedoch nicht auf seine Lehre; wir haben keinen Towianski vor uns, sondern Sprache und Gedanke Wronski's zeichnen sich durch Schärfe und Klarheit aus. Ueber Frankreichs intellektuelle und politische Zustände schwingt Wronski eine strenge Geißel, er verachtet die französische Aufklärung und negirt sie fast; Frankreich — sagt er — sey die Wohnung alles Schlechten; statt der Philosophie habe es eine encyklopädische Logomachie, statt der Theologie eine religiöse Gnosimachie; deren Erzeugniß sey die französische verabscheuungswerthe Politik, der Kommunismus und Sozialismus. Mit etwas zu süffisantem Selbstbewußtseyn beginnt daher der Ausländer einen Brief an Ludwig Philipp, womit er diesem eines seiner Werke übersandte: „Sire! c'est pour la deuxième et peut-être pour la dernière fois, que je ressens le devoir de porter la lumière au milieu des ténèbres philosophiques de France, où s'enfantent ces hideuses monstruosités morales de perpétuelles révolutions politiques etc.“ Zunächst zog auf Wronski seine im Jahre 1818 herausgegebene Zeitschrift: Le Sphinx, deren philosophisch-religiös-politischer Inhalt gegen die derzeitige Irreligiosität in die Schranken trat, die allgemeine Aufmerksamkeit der Franzosen. Die leider nur zu rasch eingegangene Zeitschrift erlangte daher großen Einfluß, und das darin verkündigte péril du monde civilisé fand Glauben in den Herzen großer Männer, so daß Kaiser Alexander und Chateaubriand in die Ansichten des Philosophen einstimmten und ihnen Gewicht verschafften.

Im Jahre 1829 erschien: Problème fondamental de la politique moderne, worin eine umfassende Kenntniß der neueren politischen Verhältnisse wahrzunehmen ist. Darauf folgte im Jahre 1831 der erste Theil einer umfangreichen Schrift mit dem mystischen Titel „Messianismus“. Die Gedanken, welche hier zur Sprache kommen, behandelte der Verfasser früher unter dem Titel „Scholianismus“.

Der Messianisme soll nach dem ausgegebenen Prospekt aus fünf Theilen bestehen und den christlichen Pentateuch bilden; zwei Theile sind bis zum Jahre 1840 erschienen, und zwar: Prodrome du Messianisme. Révélation des doctrines de l'humanité und Metapolitique messianique. Désordre révolutionnaire du monde civilisé. Der Prodrom spricht über den heutigen Krankheitszustand der Menschheit, über die geselligen Gebrechen, den Kampf der Gegensätze und dessen Folgen. Der zweite Theil, welcher in der Politik eigentlich nichts Neues mittheilt, behandelt den revolutionairen Zustand Europa's, besonders Frankreichs, die Nichtigkeit der modernen Politik, und schlägt Reformmittel vor.

Zu erwarten sind noch der Paraclétisme messianique. Accomplissement de l'ancien et du nouveau Testament; ferner die Genèse messianique. Génération progressive de l'humanité depuis son origine jusqu'à son terme final — und endlich Apodictique messianique. Fondation péremptoire de la vérité sur la terre. Ob die letzten drei Bände noch erscheinen werden, ist bei dem hohen Alter des Verfassers wohl zu bezweifeln, da er an der Metapolitik allein zehn Jahre gearbeitet hat.

Läßt man sich durch den kabbalistischen Anschein der Wronskischen Schriften nicht abschrecken, so findet man in ihnen den klaren Grundgedanken der Nothwendigkeit einer Reform der politischen und sozialen Welt und das Ziel der Begründung einer transcendentalen Wahrheit.

Sehr interessant ist, was Wronski über den heutigen Zustand Frankreichs sagt, obgleich er manchmal zu dunkel sieht und wir ihm nicht in Allem beipflichten können. Die heutige französische Philosophie — sagt er — sey eine Tochter Deutschlands und des Protestantismus, die auf dem fremden französischen Boden bald mit Gleichgültigkeit, bald mit Verachtung behandelt

werde. Frankreich sey blind am Geiste; es habe statt der Emancipation des Geistes eine Emancipation des Willens. „Il est constant, par les doctrines positives, politiques et réligieuses, qu'il n'existe plus aujourd'hui aucune vérité philosophique dans ce pays (Frankreich) et par conséquent, que les hautes destinées de l'homme y son entièrement méconnues."

Wronski theilt alle herrschende Gegensätze in zwei Kategorieen, die der Freigelassenen und der Abhängigen; beide genießen noch keine wahre Freiheit. Die Ersteren stützen sich auf die Empirie, die Letzteren auf die Offenbarung. Sein Verdienst soll es seyn, diese allgemeinen Antinomieen ans Licht zu führen, beide Parteien in einer absoluten Wahrheit zu vereinen, wovon sie noch keinen Begriff haben. Die eine Kategorie huldigt dem Materialismus, die andere dem Spiritualismus; zu der ersteren gehören Bako, Locke, Reid und die schottische Schule; ihnen gegenüber stehen Cartesius, Leibnitz, Kant, Schlegel und die Wiener (!) Schule. Die Haupt-Kategorieen nehmen alle Nüancen in sich auf, wozu auf der einen Seite der Empirismus, der Sensualismus, der Intellektualismus, der Rationalismus, auf der anderen Seite die Speculation, der Idealismus, der Supernaturalismus, die Mystik u. s. w. gehören.

Das System der Freigelassenen (der Materialismus) beruht auf sieben Punkten:

1) Der Mensch sey die höchste Entwickelung der Natur und das letzte Glied aus der Kette der organischen und lebenden Wesen.
2) Die Verstandesentwickelung habe keine Gränze und sey bedingt durch das Bedürfniß.
3) Der Geist sey der Aether unseres Körpers, daher nicht substanzlos, weil er auf den Körper wirke. Alles Immaterielle habe keine Realität und sey Chimäre.
4) Daher existire nur die Wahrheit, welche die Materie ausdrücke, also die Erfahrung.
5) Lossagung von jener Unwirklichkeit und Allem, was nicht Materie sey, bilde das höchste Wohlseyn, das Gute. Durch den Zustand dieses Wohlseyns sey die höchste Vollkommenheit zu erreichen.
6) Die menschliche Sprache sey eine Verkörperung des Gedankens, eine conditio sine qua non als dessen äußerer Spiegel. Sie sey die Vermittelung des Geistes mit der Außenwelt.
7) Die Welt habe kein Endziel, keine teleologische Gränze, keine Vorherbestimmung. Die äußere Gestaltung der Welt sey das Werk des Zufalls. Die physische Welt werde einem ewigen Tode erliegen.

Das System der gegenüberstehenden Kategorie (der Spiritualismus) hat folgende Grundsätze:

1) Gott schuf den Menschen und verlieh ihm absolutes Wissen; er ist daher ewig.
2) Die hohen Geister, welche den Thron Gottes umgaben, waren die Ursache des Bösen, und vertrieben aus dem Himmel, brachten sie auf die Erde geistige Finsterniß und Tod. Das absolute Wissen des Menschen schwand vor der Sünde. Es läßt sich jedoch durch Verdienste und die göttliche Gnade wiedergewinnen.
3) Die Materie ist nur der Abdruck des schaffenden Geistes, welcher nichts von ihm Verschiedenes hervorbringen kann. Die Welt ist das Andersseyn des schaffenden Gedanken.
4) Das Wohlseyn des Menschen, das Gute, besteht nur in der Erhebung zu Gott, um von dort Licht zu erlangen und den Zustand der Unschuld zu erreichen.
5) Der schaffende Geist ist die exklusive Wirklichkeit; für den Menschen ist nur wahr, was von jenem kommt, daher der Werth und die Nothwendigkeit der Offenbarung.
6) Die Sprache ist das mystische Symbol der Offenbarung Gottes in uns; die Logik, das Werk des revolutionairen Geistes, ist ein System von Fesseln für denselben; sie zeigt ihm überall Gegensätze und entfernt ihn von der absoluten Wahrheit.
7) Die Welt ist nach einem vernünftigen Plane geschaffen. Für das Wissen ist dem Menschen der Glaube gegeben; sein Ziel ist, die göttliche Gerechtigkeit zur Barmherzigkeit umzustimmen; darin liegt seine Erlösung.

Die Freigelassenen wollen allgemeine Freiheit und betrachten als Mittel hierzu die Trennung der Gewalten; der Wille der Mehrzahl hat bei ihnen Ansehen. Die zweite Klasse will Erhaltung der Privilegien und des Herkommens; ihr Mittel ist Concentrirung der Gewalten. In der Diplomatie will die erste Klasse ein Gleichgewicht der Nationen, die zweite Legalität und Heiligkeit der Pflichten; die erstere will den Triumph der Wahrheit, die andere den Triumph der Tugend, und so entsteht eine Antinomie zwischen Wahrheit und Tugend. Im Alterthum gab es solche Antinomieen nicht. Sie sind Erzeugniß der gegenwärtigen Aktivität, die sich aus dem passiven Zustande des Alterthums entwickelt hat. Der Verstand soll für die Zukunft die Vermittelung vorbereiten (le vrai et le bien); die Aufhebung der Gegensätze kann nur vom absoluten Standpunkte geschehen. Mauritius.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt".

(Fortsetzung.)

Wir waren entschlossen, ihm zu folgen und ihn zu befragen, doch wollten wir ihn bei der schönen Liebespflicht, die er übte, nicht stören; darum gingen wir in einiger Entfernung hinter ihm her. Er wandte sich nach der Kapelle, aus der er getreten war, und betrachtete in derselben die zerstörten Gräber, über denen Dornen und Moos wuchsen. Der Greis kniete nieder, und als er wieder aufstand, küßte sein Freund eines der Gräber und schickte sich an, weiter zu gehen. In diesem Augenblick gewahrte er uns in seiner Nähe, und sein leuchtendes und doch sehr mildes Auge verrieth einige Ueberraschung, doch kein Mißtrauen. Er schien mir jetzt über funfzig Jahr alt; die dichten grauen Locken, welche sein männliches Gesicht umwallten, hoben den Glanz seiner großen schwarzen Augen mehr hervor; sein Mund verrieth viel Energie und doch auch naive Einfalt; sein ganzes Wesen war, als ob er zwei Seelen besäße, die eine voll Begeisterung für die himmlischen Dinge, die andere voll Milde für die Schwächen der Menschen.

Wir suchten einen Vorwand, ihn anzureden, als er selbst plötzlich mit seltener Naivetät begann: „Ihr habt gesehen, wie ich diesen Marmor küßte und wie dieser Greis auf die Gräber niederkniete. Haltet dies nicht für Handlungen des Aberglaubens und der Abgötterei. Man küßt das Kleid eines Heiligen, wie man ein Liebespfand auf der Brust trägt. Die Hülle, welche der Mensch nach seinem Tode zurückläßt, ist ein verbrauchtes Kleid; wir treten sie nicht mit Füßen, sondern wir hüten sie noch mit Ehrfurcht, und es macht uns Schmerz, uns von ihr zu trennen. O mein Vater! o ihr geliebten Aeltern! Wohl weiß ich, daß ihr nicht hier verschlossen liegt; diese Steine lügen, wenn sie sagen: Hier ruhen die von Rudolstadt. Die von Rudolstadt wirken über der Erde, wie Gott es will, und unter euch liegen nur Gebeine, Formen, in welche das Leben sich hineinbildet und die es wieder verläßt, um unter anderen Formen zur Erscheinung zu kommen. Gesegnet seyst du, Asche der Väter; gesegnet sey das Gras und der Epheu, der über dir grünt; gesegnet der Stein, der deine Ruhe schützt; doch gesegnet vor Allem der lebendige Gott, der zu den Todten spricht: Ihr sollt auferstehen und in meinem Lichte ewig leben, ewig euch verjüngen und läutern."

„Liverani oder Ziska Trismegistos", rief Spartakus, „treffe ich dich hier auf dem Grabe deiner Väter!"

„Nicht Liverani, nicht Trismegistos, nicht Johann Ziska!" antwortete der Unbekannte. „Gespenster hielten meine unerfahrene Jugend umlagert, doch das göttliche Licht hat sie fortgescheucht, und der Name meiner Väter ist aus meinem Gedächtniß verschwunden. Mein Name ist Mensch; ich bin nichts mehr als die übrigen Menschen."

„Deine Worte sind tief", sprach Spartakus, „doch sie verrathen Mißtrauen. Glaube diesem Zeichen. Wie, du erkennst es nicht wieder?" — Hiermit machte ihm Spartakus Zeichen der Freimaurer höherer Grade.

„Ich habe diese Sprache vergessen", erwiederte der Unbekannte. „Ich verachte sie nicht, doch sie ist für mich unnütz geworden. Bruder, thu' mir nicht weh, indem du glaubst, ich mißtraue dir. Ist dein Name nicht auch Mensch? Die Menschen haben mir kein Unrecht gethan, oder wenn sie es gethan haben, weiß ich es nicht mehr. Das Unrecht, welches die Menschen einander thun können, ist sehr gering im Vergleich zu dem unendlich vielen Guten, das sie einander zu erweisen vermögen, und darüber freue ich mich."

„Doch, herrlicher Mann", rief Spartakus, „gilt die Zeit in deinem Denken und Fühlen für Nichts?"

„Die Zeit existirt nicht. Wenn die Menschen mehr an das Wesen der Gottheit dächten, so würden sie so wenig wie ich die Jahre und Jahrhunderte zählen. Der, welcher fühlt, daß er in Gott lebt, daß er somit von Anfang war und nie zu seyn aufhören wird, was fragt er danach, ob etwas Sand mehr oder weniger in sein Stundenglas rollt? Wenn das Glas voll ist, wird es umgewendet, und der Sand rinnt von neuem; die Hand, aus welcher der Sand rinnt, wird niemals aufhören, ihn zu spenden."

„Du willst sagen, daß der Mensch aufhören kann, die Zeit zu messen und zu zählen, doch daß das unendliche, überreiche Leben nie aufhört, von Gott auszuströmen? Ist es so?"

„Du hast mich begriffen, junger Mann. Allein ich habe noch ein schöneres Mittel, tiefe Geheimnisse zu offenbaren."

„Geheimnisse? Wohl, ich bin hier, um mir Geheimnisse von dir offenbaren zu lassen."

„Höre denn!" sagte der Unbekannte, indem er den Greis auf ein Grab niedersitzen ließ; „dieser Ort erfüllt meine Seele mit besonderer Gluth, und hier will ich bei den letzten Strahlen der Sonne und beim ersten Glanze des Mondes deinen Geist zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten erheben." — Wir zitterten vor Freude, nach zweijährigem Suchen diesen Magus unserer Religion gefunden zu haben, der uns aus dem Labyrinthe unserer Ideen und der Geschichte zum glücklichen Ausgange führen sollte. Doch der Unbekannte ergriff seine Violine und begann mit unbeschreiblicher Kunst zu spielen. Sein Zauberbogen schien uns kriegerische Hymnen zuzufingen; wir sahen Heere mit Bannern, Palmen und mit den geheimnißvollen Insignien einer neuen Religion im Triumphzuge an uns vorüberschreiten. Unter einem Banner standen alle Völker vereint, doch die schönste Ordnung und Ruhe herrschte in ihren Reihen; Begeisterung strahlte aus allen Blicken, doch sie störte die geregelte Thätigkeit nicht. Wir sahen das Schaffen der Menschheit in seinem ganzen Glanze, den Sieg der Menschheit in seiner ganzen Milde, den Glauben der Menschheit in seiner ganzen unendlichen Tiefe.

„Das ist herrlich!" rief ich, als er fünf oder sechs Lieder gespielt hatte; „das ist das Te Deum der verjüngten und allverbrüderten Menschheit, welches den Gott aller Religionen, das Licht aller Menschen preist."

„Du hast mich begriffen", sagte der Musiker, indem er sich den Schweiß und die Thränen, die sein Gesicht benetzten, abtrocknete; „du fühlst, daß die Zeit nur eine einzige Stimme hat, um die Wahrheit auszusprechen. Betrachte

dieſen Greis; er hat mich ſo gut begriffen wie du, und er iſt um dreißig Jahre jünger geworden."

Der Alte ſtand aufrecht; er ging behaglich auf und nieder und ſchlug mit kräftigem Fuße nach dem Takt, als ob er wie ein Jüngling einen großen Plan begeiſtert ausführen wollte. Die Muſik hatte dieſes Wunder auf ihn gewirkt; er ging feſten Schrittes mit uns den Hügel hinab, ohne ſich auf Einen von uns ſtützen zu wollen. Als ſein Gang langſamer wurde, ſprach der Muſiker zu ihm: „Zdenko, ſoll ich dir noch den Marſch des großen Prokop ſpielen, oder den Fahnenſegen der Orebiten?" Doch der Greis machte ihm, als ob er fürchtete, ein göttliches Heilmittel durch zu vielen Gebrauch zu entweihen, ein Zeichen, daß er noch ſtark genug ſey.

Wir näherten uns dem Dorfe, welches wir zur Rechten im Thale liegen ließen, als wir den Weg zu den Ruinen einſchlugen. Spartakus ſagte jetzt zu dem Unbekannten: „Du haſt uns unvergleichliche Melodieen hören laſſen, und ich fühle, daß du uns durch dieſes herrliche Vorſpiel empfänglich machen wollteſt für die Begeiſterung, mit der du bald zu uns ſprechen wirſt. Wie die Pythia und wie die Propheten, wollteſt du dich ſelbſt erheben, um Orakel auszuſprechen, welche von der ganzen Fülle göttlicher Eingebung überfließen. So ſprich denn jetzt! Die Luft iſt ſtill, der Pfad iſt eben, der Mond leuchtet unſeren Schritten. Die ganze Natur ſchweigt, wie um deinen Offenbarungen zu lauſchen, und unſere Herzen ſehnen ſich danach. Unſere eitle Weisheit, unſere ſtolze Vernunft beugt ſich vor deinem begeiſterten Worte. Sprich; der Augenblick iſt gekommen!"

Doch der Unbekannte weigerte ſich, weitere Aufklärungen zu geben. „Was könnte ich dir ſagen", ſprach er, „was ich dir nicht eben in einer ſchöneren Sprache geſagt hätte? Du glaubſt, ich wollte zu deinen Sinnen ſprechen; doch meine Seele ſprach zu der deinen; die Seele der ganzen Menſchheit ſprach durch mich zu dir. Als ich ſpielte, war ich begeiſtert; jetzt bin ich es nicht mehr. Jetzt muß ich ruhen, und du würdeſt daſſelbe Bedürfniß empfinden, wenn du Alles begriffen hätteſt, was ich durch die Töne aus meiner Seele in die deine hinüberleiten wollte."

Vergeblich ſuchte Spartakus dieſen Abend von dem Unbekannten noch eine andere Antwort zu erlangen. Als wir die erſten Hütten erreichten, ſagte er zu uns: „Meine Freunde, folget mir nicht weiter; ſucht mich morgen wieder auf. Ihr könnt an die erſte beſte Thür klopfen; wenn ihr der Landesſprache kundig ſeyd, wird man euch überall freundlich aufnehmen."

In der That brauchten wir das wenige Geld, das wir beſaßen, nicht für ein Nachtlager anzubieten. Die böhmiſchen Bauern ſind gaſtfrei wie die Patriarchen. Man empfing uns freundlich, und als man hörte, daß wir der ſlaviſchen Sprache vollkommen mächtig ſeyen, zeigte man ſich ſehr zuvorkommend und herzlich gegen uns; nur gegen die, welche ſich durch deutſche Worte einführen, iſt das Volk mißtrauiſch. Wir erfuhren bald, daß wir am Fuße des Gebirges und Schloſſes „der Rieſen" uns befanden; denn ſo hatte einer der Vorfahren der Familie Podiebrad in Erinnerung an ein Gelübde, das er auf dem Rieſengebirge gethan, ſeine Güter benannt. Man erzählte uns auch, wie die Nachkommen Podiebrad's nach den Unglücksfällen des dreißigjährigen Krieges ihren Namen aufgaben und ſich „von Rudolſtadt" nannten. Man verfolgte damals nicht bloß Perſonen, ſondern auch ihre Namen, ſo wie die Namen von Städten, Ländern und Familien. All' dieſe Ueberlieferungen haben ſich im böhmiſchen Volke noch lebendig erhalten. Der geheimnißvolle Trismegiſtos, den wir ſuchten, iſt in der That Albert Podiebrad, der vor fünfundzwanzig Jahren lebendig begraben und durch ein noch jetzt unergründetes Wunder dem Grabe wieder entriſſen wurde, der lange Zeit darauf verſchollen war, zehn oder funfzehn Jahre ſpäter verfolgt und angeblich als Betrüger, doch in Wahrheit als Roſenkreuzer und Freimaurer, in Prag eingekerkert wurde; es iſt dies der berühmte Graf von Rudolſtadt, deſſen ungeheuren Prozeß man ſorgfältig verborgen hielt, und der es nie dahin bringen konnte, daß die Identität ſeiner Perſon und des todtgeglaubten Grafen wäre feſtgeſtellt worden. Du ſiehſt demnach, Freund, wie ſehr die Ahnungen unſeres Meiſters Glauben verdienen. Du zitterteſt, als wir, da unſer eigenes Wiſſen unvollkommen war, auszogen, um einen Mann zu ſuchen, der, wie ſo viele andere Illuminaten der früheren Periode, ein betrügeriſcher und frecher Abenteurer ſeyn konnte. Der Meiſter hatte das Rechte gefühlt. Aus einzelnen Berichten und den wenigen Schriften dieſer geheimnißvollen, großartigen Erſcheinung hatte er geſchloſſen, daß dies ein Hüter des heiligen Feuers und der tiefen Ueberlieferung der älteren Illuminaten, ein Eingeweihter des früheren Geheimniſſes, ein Prophet der neuen Lehre ſey. Wir haben ihn gefunden und wiſſen jetzt mehr von der Geſchichte der Freimaurer, von den berühmten Unſichtbaren, deren Wirken und deren Daſeyn ſelbſt wir oft in Zweifel zogen, von den alten und neuen Geheimniſſen, die wir nicht zu erkennen vermochten, weil der Schlüſſel zu den Hieroglyphen verloren war und die alten Eingeweihten entweder todt oder durch elende Furcht zum Schweigen gebracht waren. Das himmliſche Feuer iſt jetzt in unſeren Händen! Unſer Meiſter iſt der Prometheus, der es herabgeholt hat, und Trismegiſtos trug es im Herzen.

Die Erzählungen unſerer freundlichen Wirthsleute hielten uns lange um den ländlichen Heerd wach. Sie fragten nichts nach den Gerichten, welche Albert von Rudolſtadt ſeines Namens und ſeiner Rechte verluſtig erklärten; ſie fühlten die innigſte Liebe zu ihm und den innigſten Haß gegen die öſterreichiſchen Räuber, welche ſich in die Güter getheilt, die Albert zu ſo edlen Zwecken einſt verwandt hatte; ſelbſt Albert's Stammſchloß hatte man zerſtört, um die Steine deſſelben zu niedrigem Preiſe als Baumaterialien zu verkaufen. Fünfundzwanzig Jahre war Albert Podiebrad von den Bauern des Böhmerwaldes entfernt geweſen, doch hatte Niemand unter ihnen ſeinen Tod geglaubt, obwohl ihn alle deutſchen Zeitungen verkündeten; und nun lebte Albert ſeit acht Tagen in den heimatlichen Gebirgen und ging jeden Abend zum väterlichen Schloſſe, um daſelbſt zu beten und zu ſingen. Die Alten im Dorfe, welche Albert in der Jugend geſehen, erkannten ihn unter ſeinen grauen Haaren wieder und fielen nieder vor ihm als ihrem wahren Herrn und alten Freunde. Dieſe Liebe des Volkes hatte etwas tief Rührendes; ſie erfüllte Spartakus mit einer ehrfurchtsvollen Andacht und ſollte ſich an uns ſelbſt noch am folgenden Morgen durch ein unerwartetes Ereigniß bethätigen. — Als wir nämlich mit Tagesanbruch die Hütte verlaſſen wollten, um unſeren Violinſpieler aufzuſuchen, ſahen wir dieſelbe von einer Schaar Bewaffneter umringt, die uns den Ausgang verſperrte. „Verzeiht uns", ſprach der Familienvater ruhig, „daß wir unſere Verwandten und Freunde gerufen haben, damit ſie euch zurückhalten. Dieſen Abend geben wir euch frei." Als wir unſere Verwunderung hierüber ausſprachen, entgegnete unſer Wirth ernſt: „Wenn ihr edel ſeyd, wenn ihr die Pflichten der Freundſchaft und treuen Anhänglichkeit kennt, werdet ihr uns nicht zürnen. Doch wenn ihr niedrige Geſinnungen habt, wenn ihr Spione ſeyd, die unſeren Podiebrad verfolgen und fangen ſollen, ſo dulden wir dies nicht und ſetzen euch nicht eher in Freiheit, als bis er fern genug iſt, um von euch nicht mehr erreicht zu werden." — Wir ſahen, daß dieſes Mißtrauen in den edlen Menſchen erſt in der Nacht aufgeſtiegen war, und wir konnten ihre ängſtliche Treue nur ehren. Doch der Meiſter war in Verzweiflung, daß wir den Hierophanten verlieren ſollten, den wir ſo lange vergeblich geſucht hatten. Er ſchrieb daher in der Freimaurerſchrift an Trismegiſtos. Bald darauf kam eine Frau aus der benachbarten Hütte auf die unſere zu; die Bauern öffneten ehrfurchtsvoll ihren Kreis und flüſterten: „Die Zingara, die Troſtbringerin!" Die Frau trat mit uns in die Hütte und ſchloß die Thür hinter ſich; darauf befragte ſie uns mit größter Genauigkeit durch Zeichen und Formeln der ſchottiſchen Freimaurer. Wir waren überraſcht, eine Frau mit Geheimniſſen vertraut zu ſehen, in die, ſo viel ich weiß, keine andere eingeweiht worden iſt; und das gebieteriſche Weſen und der ſcharfe, forſchende Blick des Weibes flößten uns eine gewiſſe Ehrfurcht vor ihr ein. Sie trug ein geſtreiftes Kleid; ein weiter Mantel von grobem gelben Tuch war faſt in antiker Weiſe um ihre Schultern geſchlagen; ihre rabenſchwarzen Haare waren auf der Stirn geſcheitelt und wurden von einem blauen Bande zuſammengehalten; ihre Augen waren groß und feurig, ihre Zähne weiß wie Elfenbein, ihre Haut gebräunt, doch ſehr fein; unter ihrem Mantel trug ſie eine Guitarre, ſo daß man ſie auf den erſten Blick für eine Zigeunerin halten konnte, und nach ihrem ſtolzen, edlen Weſen ſchien ſie die Königin des Dorfes zu ſeyn. Doch als ſie uns ſagte, daß ſie die Frau des Trismegiſtos ſey, betrachteten wir ſie mit noch größerem Intereſſe. Sie war nicht mehr jung, und doch ließ ſich nicht beſtimmen, ob ſie vierzig Jahre und durch Anſtrengungen früh gealtert, oder ob ſie funfzig Jahre ſey und ſich ausnehmend gut konſervirt habe. Sie war noch jung, und in ihrer Haltung und ihrem ganzen Weſen lag etwas ſo Edles und Zartes, daß man ſie, wenn ſie ging, für ein Mädchen hielt. Auf den erſten Blick hatten ihre Züge etwas Strenges, doch dieſer Eindruck entſchwand bald, und wir glaubten immer mehr und mehr Milde und Anmuth aus dem Geſichte lächeln zu ſehen. Der Ton ihrer Stimme traf unſer Herz wie eine himmliſche Melodie, und wenn wir anfangs erſtaunt waren, unſeren Weiſen durch irdiſche Bande gefeſſelt zu ſehen, ſo erkannten wir bald, daß er in den Reihen des höchſten Adels, des Adels, den die Natur durch die Gaben des Geiſtes und Herzens ertheilt, eine poetiſche Geliebte, eine verſchwiſterte Seele gefunden hatte, um mit ihr durch die Stürme des Lebens zu ziehen.

„Vergebt mir meine Furcht und mein Mißtrauen", ſprach ſie, als wir ihre Fragen beantwortet hatten; „wir ſind verfolgt worden, wir haben viel gelitten. Dank ſey es dem Himmel, mein Freund hat die Erinnerung an ſein Unglück verloren, ihn kann Nichts mehr beunruhigen noch ſchmerzen; doch ich, die Gott neben ihn geſtellt hat, um ihn zu ſchützen, ich muß an ſeiner Statt beſorgt ſeyn und wachen. Eure Geſichtszüge und der Ton eurer Stimme bürgen noch mehr für euch, als die Zeichen und Worte, die wir eben gewechſelt haben; denn man hat unſere Geheimniſſe ſchrecklich mißbraucht, und es giebt ſo viele falſche Brüder wie falſche Propheten. Nach unſeren Erfahrungen ſollten wir Niemanden mehr vertrauen, doch Gott bewahre uns vor ſolchem Egoismus. Die Familie der Treuen iſt zerſtreut; es beſteht kein Tempel mehr, wo ſie ſich im Geiſt und in der Wahrheit vereinigen könnten. Die Eingeweihten haben den Sinn der Myſterien verloren, der Buchſtabe hat den Geiſt getödtet; die göttliche Kunſt iſt unter den Menſchen mißkannt und entweiht worden; doch was ſchadet dieſes Alles, wenn der Glaube noch in einigen Herzen, wenn das Wort des Lebens noch in einem einzigen Heiligthum zurückgeblieben iſt? Aus ihm wird es wieder in die Welt hinausziehen, und der Tempel wird vielleicht durch den Glauben des kananäiſchen Weibes oder durch das Scherflein der Wittwe wieder aufgebaut werden."

„Dieſes Wort des Lebens zu holen, ſind wir hier", rief der Meiſter. „Ihr Gemahl ſoll unſeren Glauben heiligen und den Irrthum von uns nehmen. Laſſen Sie uns denn mit ihm ſprechen."

„Das hängt weder von mir noch von ihm ſelbſt ab", erwiederte die Frau. „Obwohl Trismegiſtos jetzt tief in poetiſchen Träumen lebt, iſt er doch nicht immer inſpirirt. Die Muſik iſt die gewöhnliche Form, in welcher er ſeine Gedanken jetzt ausſpricht. Selten ſind ſeine metaphyſiſchen Ideen klar genug, um ſich über die Sprache des Gefühls zu erheben und in Worte zu kleiden. Ich verſtehe ihn ſtets, doch ihr, die ihr ihn nicht kennt, werdet ihn nicht verſtehen; denn Trismegiſtos iſt, um mit den Worten der nüchtern verſtändigen Menſchen zu ſprechen, geiſteskrank; er leidet, ſagen ſie, an ſtillem Wahnſinn; die Fülle ſeines Genies überſchwillt ſeinen Verſtand, darum glaubt das Volk, ihm fehle der Verſtand, und es wirft ihm Almoſen zu, ihm, der ſeiner Begeiſterung und ſeiner Kunſt wegen überall als ein willkommener Gaſt ſollte

empfangen werden. Doch ich habe meine Kinder gelehrt, daß sie solche Almosen nicht annehmen oder sie nur nehmen, um sie dem Bettler wiederzugeben, dem Gott das Talent, die Menschen zu begeistern, versagt hat. Der Almosen erniedrigt den, welcher ihn empfängt, und verhärtet den, welcher ihn giebt. In der künftigen Verfassung der menschlichen Gesellschaft wird Alles nur Tausch seyn, und durch solch' einen Tausch verschaffen wir uns schon jetzt, was wir bedürfen. Wir erheben durch die Kunst und die Begeisterung die Seelen, welche solcher Erhebung fähig sind, und erhalten zum Dank von dem gastfreundlichen Armen auf unseren Wanderungen einen Platz an seinem Heerde und an seinem Tische. Vor dem Hause des Reichen empfangen wir Nichts für unsere Lieder; wir betrachten ihn wie einen Unglücklichen, der keinen Tausch mit uns eingehen kann, und darum schenken wir ihm die Lieder als Almosen. Wir führen jetzt ein Künstlerleben, wie wir es längst ersehnt haben; denn zu Künstlern hat uns Gott geschaffen, und wir gebrauchen seine Gaben. Wohin wir kommen, finden wir Freunde und Brüder; täglich werben wir neue Schüler für die Kunst, und wenn wir nicht mehr stark genug seyn werden, uns zu erhalten, werden unsere Kinder für uns sorgen. Und wenn sie ein anderer Beruf von uns risse, so werden wir leben wie der alte Idenko, den ihr gestern gesehen habt; nachdem er vierzig Jahre lang die Bauern seiner Gegend durch seine Balladen und seine Lieder begeistert hat, sorgen sie jetzt für ihn wie für einen Freund und ehrwürdigen Vater. Kommt denn mit mir und begleitet uns heute auf unserer Wanderung; vielleicht kommt ein Augenblick, in dem Trismegistos von etwas Anderem als von der Musik zu sprechen vermag. Es ist vergeblich, in ihn zu dringen, die glückliche Stunde kommt von selbst; ein Zufall kann seine alten Gedanken wieder erwecken. Wir reisen alsbald ab. Unser Aufenthalt in dieser Gegend kann Trismegistos in neue Gefahr bringen; denn nirgends können wir so leicht erkannt werden wie hier. Wir ziehen durch den Böhmerwald, die Donau hinauf nach Wien, um unsere beiden ältesten Kinder wiederzusehen, die von Freunden erzogen und unterrichtet werden; denn nicht alle Menschen werden zu Künstlern geboren, und Jeder muß den Weg gehen, den ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat." (Fortsetzung folgt.)

Belgien.

Briefe aus Belgien.

Brüssel, März 1844.

Sie spotteten in Ihrem letzten Briefe über die Literatur meines Landes und meinten, daß da, wo Hochöfen, Puddlingswerke und Gießereien die Tagesfragen bildeten, geistige Productionen gewiß nicht in reichem Maße zu finden. Sie mögen in einiger Beziehung Recht haben, nämlich darin, daß Belgien mehr seine Industrie als seine Dichtkunst anbaut; dessenungeachtet beginnt doch jetzt unsere National-Literatur wirklich festen Grund und Boden zu fassen. — Ein nachhaltiger Erfolg hat kürzlich das Werk eines jungen Dichters, Herrn Wacken, gekrönt, der sein Drama „André Chénier" zur Aufführung brachte. Unsere Regierung ermuthigte die Bestrebungen des jungen Mannes, indem sie ihm eine Summe zukommen ließ, welche ihn in den Stand setzt, seine dramatischen Studien in Paris zu vollenden.

Ein literarischer Versuch, der weniger Beifall geärndtet hat, ist der eines belgischen Diplomaten, welcher den schönen Namen Vilain XIIII. trägt. — Einige Rezensenten haben aus vollen Kräften den Herrn Vicomte lächerlich gemacht, den eigentlich nichts nöthigte, sein in langen Nachtwachen ausgearbeitetes Werk dem Publikum zu übergeben. Im Feuilleton des Politique heißt es: „Es ist ein sonderbares Ereigniß in der Literatur unserer Tage, wenn ein Buch erscheint, das aus der Phantasie eines Mannes entsprungen ist, den seine gesellschaftliche Stellung und sein Vermögen fern halten von der stürmischen Republik der Schriftsteller, von der einzig-wahren Demokratie, wo das Talent den Rang der Leute bestimmt und hundertjähriger Adel vor dem Genie des gestrigen Tages verschwindet. Höchst selten sehen wir einen großen Namen mit dem Wagniß, sein Wappenschild zu besiecken, um unser literarisches Bürgerrecht vor jenen Richtern buhlen, die ein gutes Sonnet sechzehn Ahnen vorziehen. Besonders bitter muß das Mißfallen seines Werkes die Eigenliebe des Herrn Vicomte verwunden, da ja nichts in der Welt ihn zwang, die matten, schwachen, gebrechlichen Kinder seiner Muse der plebejischen Kritik zu überlassen." — Da der Name Vilain XIIII. in Berlin bekannt ist, so unterlasse ich es nicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß der gegeißelte Autor keineswegs der Vicomte ist, welcher während seines ziemlich langen Aufenthaltes in dieser Stadt, wie man erzählt, sehr gefallen hat. Sie wissen doch, daß dieser liebenswürdige Kavalier sich nächstens hier mit Millionen, Millionen und abermals Millionen vermählen wird, obenein aber, und zwar ist das etwas Wichtigeres und Selteneres, mit einem vollkommen wohlerzogenen Fräulein, welches eben so schön als jung, eben so gut als geistreich ist. Welch' glücklicher Sterblicher!

Was unseren viel verpönten Nachdruck betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß dieser, Dank dem Mißbrauch, den man davon macht, mit raschen Schritten seinem Ende naht. Die Herren Verleger A. Jamar und Ch. Hen haben zuerst begriffen, daß man nur durch belgische Schriftsteller ein literarisches Belgien bilden und durch Leistungen belgischer Künstler die Vollkommenheit der Illustrationen fremder Länder erreichen könne. Der allgemeine Beifall hat den kühnen, interessanten Versuch dieser Herren belohnt. — Als Belgier stifteten sie ihrer Heimat ein Denkmal, statteten diese mit einer Geschichte aus. Der jungen Nation gaben sie eine Vergangenheit, denn inmitten der Veränderungen und Umwandlungen, welche während Jahrhunderten ihr Vaterland mit fremden Mächten verbunden hatten, suchten und fanden sie es immer wieder, mit seinen Sitten, seinem Charakter, seinem Geist. Zu der sittlichen Geschichte, — der Erzählung der Thaten und Ereignisse, haben sie das Leben ihrer großen Männer hinzugefügt. Sie haben aus allen Völkern die Helden, berühmten Schriftsteller und Künstler geholt, welche Belgien ihnen geliehen hatte, um sie ihrem Vaterlande huldigend wiederzugeben. Das sind die Elemente dieser Trilogie, welche „Histoire de la Belgique", „Belges illustres" und „Belgique monumentale" benannt ist; drei Nationalwerke, national durch den Gegenstand, den sie besprechen, national, da belgische Schriftsteller sie allein abgefaßt, national endlich, weil belgische Maler sie durch ihre Zeichnungen bereicherten.

In Bezug auf unser geselliges Treiben in dieser Saison glaube ich, daß keine Stadt Europa's (proportion gardée) diesen Winter eine solche Anzahl Feste aller Art, routs, thé dansants, soirées dansantes, vollständige Bälle, d. h. mit Souper ꝛc., wie Brüssel erlebt hat. Der Wirbel der Zerstreuungen war so groß, daß keine unserer jungen Damen Zeit hatte, den Gedanken zu fassen, sich in diesem Winter entführen zu lassen. Nicht eine solche Begebenheit ist uns zu Ohren gekommen, die es verdiente, Ihnen mitgetheilt zu werden, und das will viel sagen, denn es ist Ihnen nicht fremd, daß Belgien (Brüssel besonders) das Land ist, wo sich Vorfälle der Art am häufigsten ereignen.

M. P.

Mannigfaltiges.

— Geschichtsforschung in Italien. Seit einigen Jahren ist in Italien ein neuer Eifer für historische Studien erwacht, und zwar zum Theil angeregt durch die deutsche Publication der Monumenta Germaniae von Pertz. Ein aus Neapel datirter Korrespondenz-Bericht der Augsb. „Allg. Zeitung" sagt darüber: Schon 1834 begann man in Turin die piemontesischen Urkunden aus den Archiven des Landes hervorzusuchen und herauszugeben; in Florenz kommt das Archivio Storico unter Leitung einer Anzahl bedeutender Gelehrten heraus. In Rom bildete sich ein Verein junger strebsamer Männer mit der Absicht, Muratori's große Sammlung in neuer Gestalt, ergänzt und vervollständigt und nach sorgfältiger Vergleichung der Original-Urkunden, neu herauszugeben. Neapel war bis jetzt zurückgeblieben, wenn auch einzelne Werke, wie die Geschichte Siciliens zur Zeit der sicilianischen Vesper von Amati, den dafür die Verbannung traf, und die Geschichte von Montecassino, Zeugniß ablegten, daß einzelne Männer sich auch dort mit Eifer dem Studium der Geschichte hingaben. Der Reichthum der Archive von Neapel und Sicilien konnte bisher noch wenig benutzt werden. Erst jetzt ist in Neapel ein Verein zahlreicher Mitglieder zusammengetreten, um diesen Reichthum an das Licht zu stellen. Nach dem von diesem Vereine veröffentlichten Programme ist es seine Absicht, die Dokumente der Geschichte Neapels und Siciliens vom J. 568, der Zeit der Ankunft der Longobarden in Italien, bis zum J. 1734, der Zeit der Ankunft des Königs Karl von Bourbon in Neapel, herauszugeben. Die Arbeiten werden nach zehn Serien getheilt, deren jede wieder in zahlreiche Unterabtheilungen zerfällt. Für den ersten Zeitraum sind besonders die Gesetze des longobardischen Reiches wichtig, und mit deren Herausgabe, nach den in La Cava und Monte Cassino aufbewahrten Handschriften, wird der Anfang gemacht werden. Die lateinischen Urkunden von Amalfi, Gaëta, Neapel, die griechischen Urkunden aller jener Gegenden werden sich daran anschließen. Jeder solchen Unterabtheilung einer Serie ist ein besonderer Commissair vorgesetzt, der unter den Mitarbeitern sich diejenigen auswählt, welche geneigt sind, ihn in seinen speziellen Forschungen zu unterstützen. Da sich unter den Theilnehmern die ausgezeichnetsten Männer des Königreichs beider Sicilien befinden, da die Unterstützung der Regierung dem Unternehmen wenigstens insofern nicht fehlt, als sie ihm ihre Archive öffnet (wobei aber immer noch zu besorgen, daß sich bei einem oder dem anderen Forscher das Schicksal Amati's wiederhole), so ist davon für die historische Wissenschaft ein großer Erfolg zu hoffen.

— Rußland und Frankreich. Die Schriftenfluth, welche das Buch des Marquis von Custine verursachte, hat noch immer kein Ende. Auf eine Widerlegung des Marquis folgen immer zwei Schriften, die für ihn Partei nehmen oder ihn noch in seinen Angriffen überbieten. Das Stärkste dieser Art sind die von einem gewissen Marc Fournier herausgegebenen Mystères de la Russie, die in Brüssel nachgedruckt und von dort aus in Massen über Europa und Amerika verbreitet wurden. Der Herausgeber behauptet, nach den Notizen eines alten Diplomaten gearbeitet zu haben, doch ist in seinem Büchlein Nichts zu finden, was nicht die chronique scandaleuse französischer und anderer Blätter, besonders seit der Zeit der polnischen Revolution, irgend einmal enthielt oder doch wenigstens angedeutet. Das Journal des Débats brachte in diesen Tagen einen zweiten Artikel des Herrn St. Marc Girardin gegen Herrn v. Gretsch, und ein dritter, worin erklärt werden soll, warum der russische Literat in seiner Entgegnungsschrift fast gar nicht von Peter dem Großen gesprochen, soll noch folgen. Endlich benutzt auch noch der bekannte Kritiker Herr Merimée das für russische Schilderungen in Frankreich erwachte Interesse, um einen Winteraufenthalt in Moskau, den er im J. 1840 gemacht, jetzt, nachdem mehr als vier Jahre seitdem verflossen sind, zu beschreiben und in der Revue de Paris abdrucken zu lassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 4. April 1844.

China.

Ouchterlony's Beschreibung des Krieges mit China. *)

Dies ist die erste regelmäßige Geschichte des Krieges mit China, die bis jetzt erschienen; es ist die schlichte, ehrliche und parteilose Erzählung eines Kriegers, der überall großmüthige Sympathie für diejenigen fühlt, die von den unvermeidlichen Uebeln jenes Krieges leiden mußten. Wenngleich politische Parteien die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Expedition gegen China in Abrede stellten, so scheint man doch jetzt fast allgemein anzuerkennen, daß, wäre auch die Opium-Frage nie angeregt worden, der Ausbruch von Feindseligkeiten in jedem Fall nicht lange ausgeblieben wäre, da die Plackereien von Seiten der Mandschu-Dynastie seit der Gesandtschaft Lord Amherst's beständig zunahmen und jeder kaufmännische Verkehr mit China immer gewagter und schwieriger wurde. Seitdem der kaiserliche Kommissar Lin zu Canton an der Spitze der Geschäfte stand, arbeitete man augenscheinlich darauf hin, alle Europäer, insonderheit aber die Engländer, aus den chinesischen Meeren zu vertreiben, und so blieb diesen nur die Wahl zwischen Fügsamkeit oder einer Kriegserklärung.

Gleich zu Anfang der Feindseligkeiten stellte sich die taktische Ueberlegenheit der Europäer so entschieden heraus, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Capitain Elliot gern mit Kämpfen einhielt und zu Unterhandlungen schritt. Herr Ouchterlony versichert uns, der Kaiser habe Lin's Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen, und es liegt am Tage, daß Ki-schen mit all seinen diplomatischen Kniffen ermächtigt war, einen Frieden abzuschließen. Man hat ferner Grund zu der Annahme, daß eine feingesponnene Intrigue Lin's, der gern wieder ans Ruder kommen wollte, den kaiserlichen Hof zur Verletzung des Vertrages von Ta-ku bestimmte. Ki-schen handelte zwar wortbrüchig, allein er that dies nicht eher, bis er die veränderte Politik seines Hofes erfahren, und verließ sich bis zum letzten Augenblicke mehr auf seine diplomatische Geschicklichkeit, als auf seine Streitkräfte. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten ereignete sich ein Umstand, der die Schlechtigkeit des chinesischen Gouvernements in helles Licht setzte.

„Als das Treffen anfing, sah man, wie vier oder fünf Böte von Wangtung abstießen und den Fluß hinanruderten. Zum nicht geringen Erstaunen unserer Leute eröffneten die Chinesen in der westlichen Schanze sogleich ein Feuer aus Flinten und Drehbassen auf jene Böte und fuhren damit fort, bis sie aus dem Gesichte verschwunden waren. Nachmals ergab sich, daß man jene Böte, die einzigen, die am Landungsplatze der Insel gehalten, dazu gebraucht hatte, um die vornehmsten Offiziere der daselbst stehenden Truppen und ihr unmittelbares Gefolge vom Schauplatz der Gefahr zu entfernen. Daher jenes Feuern, wodurch die unglückliche, so schmählich preisgegebene Garnison ihre Verachtung und ihr Rachegefühl unzweideutig genug ausdrückte."

Im Vertrauen auf den Eindruck, welchen die Zerstörung der Forts an der Bocca Tigris hervorbringen würde, schloß Capt. Elliot nicht bloß einen neuen Waffenstillstand; er räumte sogar Tschu-schan (Tschusan), ohne die kaiserliche Bestätigung des Vertrags abzuwarten. Allein Ki-schen's Absetzung, die wüthenden Proclamationen der Regierung und das verrätherische Benehmen der chinesischen Beamten an der Küste zeigten bald, daß an keinen Frieden zu denken war. Die in vollkommener Uebereinstimmung handelnden britischen Streitkräfte überwanden jedes Hinderniß, und Canton selbst wäre gestürmt worden, hätte nicht Capt. Elliot sich begnügt, die Stadt zu brandschatzen.

Den Kriegszug des Jahres 1842 leitete Sir Henry Pottinger nach einem Prinzipe, das auf Capitain Elliot's fehlgeschlagene Unternehmungen gegründet war. Man sah ein, daß die entscheidendsten Siege in den Provinzen durchaus keinen Eindruck auf den kaiserlichen Hof machten, eines Theils, weil die Mandschu-Dynastie wenig um die chinesische Bevölkerung sich kümmerte, und vor Allem, weil die Behörden falsche Berichte von ihren Niederlagen in die Hauptstadt schickten. Man beschloß daher, die vornehmsten Kriegs-Operationen an den Fluß Yang-tsee-kiang zu verlegen, welcher mit dem großen Kanal-Systeme zwischen Süd- und Nord-China in unmittelbarer Verbindung steht. Auf diesem Zuge mußten die britischen Truppen mit einigen Bergvölkern kämpfen, die von den Mandschu's nie völlig unterjocht worden waren; sie fochten tapfer, allein das britische schwere Geschütz schmetterte sie schaarenweise nieder. Diese unglücklichen Bergbewohner waren vornan, als Ning-po den Engländern wieder entrissen werden sollte; und bei dieser Gelegenheit fiel eine solche Menge von ihnen, daß sie seitdem gänzlich verschollen.

„Viele dieser Leute" — sagt der Verfasser — „wurden verwundet aus dem Trümmerhaufen in der Vorstadt gezogen und von unseren Wundärzten in den Hospitälern behandelt. Sie hatten einen sehr muskulösen Gliederbau, niedrige zurücktretende Stirn, breite, platte Nasen und einen wilden barbarischen Ausdruck. Ohne Zweifel waren sie von der chinesischen Regierung für das Werk jener Nacht schon im voraus gut bezahlt worden; denn man fand bei den Erschlagenen, außer ihren langen und scharfen Messern, kleine Beutel, die fast alle sechs Dollars enthielten. Ein Augenzeuge erzählt folgende Anekdote: „„Als ich mir durch Schutt und Leichen einen Weg bahnte, waren Viele darüber her, den Todten die kleinen Beutel abzunehmen, in welchen man die Dollars entdeckt hatte. Ein Soldat, der den Inhalt eines dieser Beutel zählte, rief mürrisch aus: Hol' Dich der Teufel — Du hast ja einen Dollar schon verpraßt; hier sind nur fünf!""

Bei der Schlacht von Tsi-ki ereignete sich folgender Vorfall, den wir, als mit dem eben Erwähnten kontrastirend, mittheilen:

„Als die Truppen den rechten Flügel der feindlichen Stellung umgingen und die Chinesen aus ihren Verschanzungen trieben, kamen sie durch einige Reihen Zelte auf dem Gipfel des Hügels. Einer der Offiziere bemerkte einen Verwundeten, welcher in der Ecke eines Zeltes auf einem Polster lag und stöhnte. Der Offizier reichte dem Unglücklichen, welcher, nach seinem Mützenknopfe zu urtheilen, ein Befehlshaber war, einiges Wasser und leistete ihm noch andere kleine Dienste. Als er eben das Zelt wieder verlassen wollte, faßte ihn der Verwundete am Arm, deutete angelegentlichst auf einen Haufen Kleidungsstücke und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er denselben aufheben möge. Der Offizier that also, und siehe da, es lag ein schimmernder Haufe Seisi-Silber darunter. Der Verwundete ersuchte ihn durch Geberden, das Geld mitzunehmen; der Offizier that dies, rief die Leute von seiner Compagnie zusammen und gab Jedem von der unerwarteten Beute einen Antheil. Als das Gefecht vorüber war, ging er mit einigen Leuten zurück, um das fernere Schicksal des dankbaren Unglücklichen zu erfahren; allein dieser war bereits mit dem Zelte, in welchem er gelegen, verbrannt."

Zu den gewöhnlichen Gräueln des Krieges in Nord-China kam noch die wilde Verzweiflung der Mandschu, denen es unerträglich war, im Angesichte der von ihren Vorältern unterworfenen Chinesen geschlagen zu werden. Diese Rasenden wollten gar keinen Pardon nehmen, und so oft sie aus einer Stellung vertrieben waren, ermordeten sie ihre Weiber und Kinder. Man lese nur die Scenen, welche sich nach Erstürmung der Stadt Tschin-kiang-fu dem Verfasser darboten.

„In dem Reviere der Mandschu's lagen viele Familien niedergemetzelt in ihren Häusern, ein Anblick, der Jeden ohne Ausnahme mit Wehmuth und Grausen erfüllte. Die Leichname der meisten kleinen Kinder fand man in den Frauen-Gemächern, als hätte jeder Familienvater die Seinigen erst zusammengetrieben, ehe er sie abschlachtete; doch lagen auch viele ermordete Knaben unter den Leichnamen von Soldaten und Pferden auf offener Straße, als hätten sie ihren barbarischen Vätern zu entfliehen versucht. Einige dieser armen jungen Opfer fand man noch am nächsten Morgen im Todeskampfe, es war sowohl diesen Kindern als vielen Anderen, die bereits ausgeathmet hatten, das Rückgrat entzweigeschlagen! — Ein Zimmer in einem Hause, dessen Bewohner ein Mann von Rang und Ansehen gewesen seyn muß, enthielt sieben todte und sterbende Individuen, deren feine Züge und Formen sie als einer höheren Klasse angehörend bezeichneten. Am Boden saß ein gebrechlicher in Thränen zerfließender Greis, vergebens bemüht, zwei jungen Kindern, die recht eigentlich mit dem Tode rangen, vermittelst eines Löffels etwas Nahrung in den Mund zu flößen, und auf einem Bette daneben lag die Leiche einer schönen, jungen Frau. Ein seidenes Tuch um ihren Hals verhüllte die klaffende Wunde, die ihr das Leben geraubt hatte. Eine ältere, gleichfalls entseelte Frau schien vergiftet oder erdrosselt zu seyn; denn ihre Züge waren verzerrt, die starren Augen waren geöffnet und kein Blutflecken zu sehen. Diese lag auf einer seidenen Decke, und nicht weit von ihr ein durch den Hals gestochenes todtes Kind. Die Leichen zweier anderen weiblichen Wesen hingen, mit gedrehten Tüchern um den Hals, an den Querbalken eines engen Erkers. Beide waren jung, die eine kaum aus den Kinderjahren; und trotz der schrecklichen Verzerrung ihrer Züge durch die Art ihres Todes konnte man wahrnehmen, daß sie schön und liebreizend gewesen seyen. Der alte Mann, dessen sehr einfache Kleidung einen Bedienten oder Klienten der unglücklichen Familie anzukündigen schien, gab nur unverständliche Zeichen des trostlosesten Schmerzes von sich. Wir machten ihm begreiflich,

*) The Chinese War: an Account of all the Operations of the British Forces, from the commencement to the Treaty of Nanking.

daß die Todten beerdigt werden ſollten; er drückte dafür durch Geberden ſeine Erkenntlichkeit aus, dann half er die Leichen in den gepflaſterten Hofraum hinabtragen, wo man eine nicht tiefe Grube gegraben hatte. Der gute Alte legte die Todten ſo ſanft und zärtlich, als hätte er ſie zu wecken befürchtet, in das gemeinſame Grab, das mit den Steinplatten wieder geſchloſſen wurde. Die beiden ſterbenden Kinder gaben bald nachher den Geiſt auf, und man begrub ſie an der Seite ihrer Angehörigen. Der alte Mann blieb in der verödeten Wohnung zurück und ward nicht mehr geſehen."

Der britiſche Chef traf nun Vorkehrungen zur Erſtürmung der Stadt Nan-king, und ſelbſt an einen Marſch gegen Pe-king wurde gedacht; aber die Einnahme von Tſchin-kiang-fu, dieſem großen Mittelpunkte der Kanal- und Flußſchifffahrt Oſt-China's, hatte den Krieg ſchon ſo gut als beendet. Es iſt richtig bemerkt worden, daß die Chineſen bei den letzten Unterhandlungen eben ſo offen und ehrlich zu Werke gingen, als ſie bei den früheren verſchlagen und ränkevoll geweſen. Der Grund davon war, daß die Niederlagen der kaiſerlichen Streitkräfte, ſeitdem der Centralpunkt des inneren Verkehrs in den Händen des Feindes ſich befand, nicht länger verhehlt werden konnten. In einem zu Singapohr erſcheinenden Blatte waren neuerlich Auszüge aus chineſiſchen Briefen mitgetheilt, die von den Küſten ins Innere abgingen und aus denen ſich zu ergeben ſcheint, daß einige Perſonen auf allgemeine Volkserhebung zur Austreibung der Mandſchu's rechneten. Obgleich nun die Engländer bei der demagogiſchen Partei nicht ſehr in Gunſt ſtanden, ſo iſt es doch gar nicht unwahrſcheinlich, daß eine Fortſetzung des Krieges jene eifrigen Patrioten bewogen haben würde, ſich um die britiſche Allianz zu bewerben. So viel leidet keinen Zweifel, daß die moraliſche Macht der Mandſchu-Dynaſtie ſehr erſchüttert iſt und eine politiſche Umwälzung in China vor der Thür zu ſeyn ſcheint.

Frankreich.

Albert und Conſuelo, oder der Bund der Unſichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolſtadt".

(Fortſetzung.)

Wir nahmen dieſes Anerbieten mit Freuden an und traten mit der Zingara aus der Hütte; die Wache, welche uns feſthalten ſollte, ließ uns ehrfurchtsvoll hindurch. „Kommt", rief die Frau mit ihrer vollen, harmoniſchen Stimme, „euer Freund erwartet euch unter den Linden. Dies iſt die ſchönſte Zeit des Tages; wir wollen unter Muſik das Morgengebet halten. Vertrauet dieſen beiden Freunden, ſie gehören zu den Unſern und meinen es nur gut mit uns." Die Bauern folgten uns mit Geſang, und die Zingara flüſterte uns im Gehen zu: „Saget es den guten Leuten nicht, daß wir noch dieſen Morgen das Dorf verlaſſen; bei ſolch' einem Abſchiede würden zu viele Thränen fließen, denn wir haben viele Freunde hier. Doch wir ſind nicht ſicher: ein alter Feind könnte Albert von Rudolſtadt auch in ſeiner böhmiſchen Tracht wiedererkennen."

Wir gelangten auf einen grünen Platz, der von herrlichen Linden umkränzt war. Die erſten Strahlen der Sonne ſpielten durch das Laub, und niedliche Häuschen ſahen unter den breiten Aeſten hervor. Fern durch die Thäler zogen die lichten Morgennebel; Alles ſchien erquickt und verjüngt. Ein klarer Bach durchrieſelte den Platz, und mitten auf dem Platze ſaß Trismegiſtos zwiſchen ſeinen Kindern, zwei reizenden kleinen Mädchen und einem Knaben von funfzehn Jahren, der ſchön wie der Endymion der Bildhauer und Dichter war. „Dies iſt Wanda", ſprach die Zingara, „meine älteſte Tochter; die jüngſte heißt Wenzeslawa, und unſer Sohn iſt nach dem beſten Freunde ſeines Vaters benannt. Er heißt Zdenko. Der alte Zdenko hatte eine beſondere Vorliebe für ihn. Ihr ſeht, er hat meine Mädchen auf den Knieen, doch er denkt nicht an ſie; ſein Auge ruht feſt auf dem Knaben, als ob es ſich an dem Anblick nicht ſättigen könnte."

Wir betrachteten den Greis. Thränen floſſen über ſeine beiden Wangen; er ſchien in ſeliger Begeiſterung zu ſchweigen, indem er den Knaben anſchaute, den letzten Sproß der Rudolſtadt, welcher ſeinen Knechtesnamen mit Freuden trug und, vor dem Alten ſtehend, eine Hand in der Hand des Greiſes hielt. Trismegiſtos ſaß zur Seite und betrachtete die maleriſche Gruppe mit ſtillvergnügtem Lächeln und ſtimmte dabei ſeine Violine. „Seyd ihr es, Freunde?" redete er uns mit Herzlichkeit an, als wir ihn ehrfurchtsvoll gegrüßt hatten. „Meine Frau hat euch alſo geſucht? Sie hat wohl daran gethan. Ich habe euch heute ſchöne Dinge zu ſagen, und ich werde glücklich ſeyn, daß ihr ſie hört." — Er ſpielte darauf die Violine, und das Spiel ſchien uns heute noch ſchöner als den Abend vorher; die herrliche Umgebung mochte unſere Empfänglichkeit für die Reize der Muſik erhöhen. Er ſang alte vaterländiſche Balladen und Lieder; die Einen ſeiner Zuhörer ſchienen, wie Zdenko, die Vergangenheit als ein Traumgeſicht wiederzuſchauen; ſie hielten den Athem an und ſchlürften dieſe Fülle der Poeſie gierig ein, wie eine durſtige Pflanze den milden, wohlthuenden Regen; die Anderen ſchienen von einem heiligen Grimme erfaßt zu ſeyn, indem ſie an die Leiden der Gegenwart dachten, ſie ballten die Fauſt, als ob ſie, ihren unſichtbaren Feinden drohend, den Himmel zum Zeugen anriefen, wie man ihre Tugend ſchmähe und ihren angeborenen Adel verhöhne. Man ſchluchzte und ſeufzte, man jubelte dazwiſchen, man ſchrie wie im Wahnſinn. „Freunde", wandte ſich Albert zu uns, indem er ſein Spiel ſchloß, „ſehet dieſe ſchlichten Leute, ſie haben Alles verſtanden, was ich ihnen habe ſagen wollen; ſie werden mich nicht, wie ihr geſtern, über den Sinn meiner Prophezeiung befragen."

„Doch du haſt ihnen nur von der Vergangenheit geſprochen", ſagte Spartakus, der nach jedem Worte Albert's geizig haſchte.

„Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart! welche nutzloſen, überfeinen Unterſcheidungen", erwiederte Trismegiſtos lächelnd; „trägt ſie der Menſch nicht alle drei in ſeinem Herzen? beſteht ſein Weſen nicht aus dieſem dreifachen Elemente? Doch da ihr durchaus Worte hören wollt, in denen eure Gedanken ſich ausſprechen, ſo höret meinen Sohn; er wird euch ein Lied ſingen, das ſeine Mutter komponirt hat und deſſen Worte von mir ſind."

Der ſchöne Knabe trat ſtill und beſcheiden in den Kreis. Man ſah, daß die Mutter, vielleicht ohne eine Eitelkeit dabei zu fühlen, es für Pflicht hielt, auch die äußere Schönheit des Künſtlers zu pflegen. Sie hatte ihn mit beſonderer Sorgfalt gekleidet; ſeine Haare waren zierlich geſtrählt, und die Stoffe ſeiner ländlichen Kleidung waren feiner und trugen lebendigere Farben als die der übrigen Familie. Er nahm den Hut ab, grüßte ſeine Zuhörer mit einem Kuſſe, den er mit den Fingerſpitzen gleichſam im Kreiſe austheilte, und dem tauſend Küſſe, welche ihm eben ſo zugeworfen wurden, antworteten. Hierauf präludirte die Mutter auf der Guitarre, und er ſang, von ihr begleitet, eine ſchöne böhmiſche Ballade von der guten Göttin der Armuth, welche ſeit Erſchaffung der Welt raſtlos die Länder durchzieht, die Tugend und Unſchuld hütet, die Künſte und Gewerbe pflegt, von dem Reichen verflucht wird und den Armen beglückt und mit Liebe, Glauben und Hoffnung erfüllt. Die Worte und Töne des Liedes ſchienen für die Lippen des Jünglings geſchaffen, ſo vollkommen war ſein Geſang; die herrlichen, maleriſch gruppirten Umgebungen erhöhten den Eindruck noch, ſo daß alle Herzen ergriffen waren und alle Augen Thränen vergoſſen.

„Nun haben wir gebetet, meine Kinder", ſprach Albert Podiebrad zu den Landleuten, „jetzt iſt es Zeit, zu arbeiten. Geht auf die Felder, ich will mit den Meinen in den Wald ziehen und die göttliche Eingebung aufſuchen."

„Doch du kommſt auf den Abend wieder?" riefen alle Bauern.

Die Zingara machte eine Bewegung, welche ihre Wehmuth verbergen ſollte, und welche die Umſtehenden für eine Zuſage nahmen. Die beiden kleinen Mädchen, die noch nichts von Reiſen und vom Wechſel der Schickſale begriffen, riefen mit kindlicher Freude: „Ja! ja!" und die Bauern zerſtreuten ſich. Die Mutter gab uns ein Zeichen, und wir verließen das Dorf. Als wir an einem ſteilen Abhange hinaufſtiegen, nahmen wir, ich und der Meiſter, jeder eines der Mädchen auf den Arm, und dies gab uns Gelegenheit, an Trismegiſtos hinanzutreten, der unſere Gegenwart bisher nicht wahrzunehmen ſchien. „Ihr ſeht mich etwas träumeriſch", ſagte er zu mir. „Es wird mir ſchwer, dieſe Freunde zu täuſchen; der Greis, den ich ſo lieb habe, wird uns morgen auf allen Wegen und Stegen des Gebirges ſuchen. Doch Conſuelo will es ſo", fügte er hinzu, indem er auf ſeine Frau wies; „ſie glaubt uns hier in Gefahr; ich freilich, ich kann mir nicht denken, daß wir noch Jemand Furcht einflößen, daß noch Jemand Luſt bekommt, uns zu verfolgen; denn wer faßt unſer Glück? Doch ſie verſichert mir, daß wir auch unſere Freunde in Gefahr bringen, und ich unterwerfe mich ihrer Einſicht. Wenn ihr es freundlich mit uns meint, wie ihr den Anſchein habt, ſo kehret zu Nacht in das Dorf zurück und erklärt den Bewohnern, daß wir nicht Abſchied von ihnen genommen, um ſie nicht *ſo ſehr* zu betrüben, und daß wir ſpäter wiederkommen werden; zu Zdenko könnt ihr ſagen „morgen", denn weiter reichen ſeine Gedanken nicht; ſein „Morgen" umſchließt ſeine ganze Zukunft. Er hat ſich vom menſchlichen Irrthum losgerungen; ſein Auge iſt nur für die Ewigkeit geöffnet, und er iſt bereit, in ſie hinabzutauchen, um ſeine Jugend wiederzugewinnen. Zdenko iſt ein Weiſer, der größte Weiſe, den ich auf Erden getroffen habe."

Dieſe und ähnliche Worte, in denen Albert's Geiſtesverwirrung leis anklang, machten auf ſeine Frau und ſeine Kinder einen eigenthümlichen Eindruck. Sie erröthteten nicht vor uns, ſie verriethen auch keinen Schmerz, ſondern ſie hörten Trismegiſtos ehrfurchtsvoll an, und ſie ſchienen den tiefen Sinn, der unter den oft thörichten Worten verborgen lag, ſtets herauszufühlen. Doch ſprach Trismegiſtos wenig, und wir bemerkten, daß ſeine Frau und die Kinder ihn nur in den dringendſten Fällen zum Sprechen veranlaßten. Die Frau wandte ihren Blick während des Gehens nie von ihm ab, ſo beſorgt war ſie, daß ihm kein Unfall zuſtoße; ſie hatte ſeine Krankheit ſtudirt und hütete ihn mit rührender Aengſtlichkeit. Seine Krankheit, ſage ich, nicht ſeinen Wahnſinn, denn dieſes Wort widerſteht mir bei allen Unglücklichen dieſer Art, und vorzüglich bei Menſchen wie Trismegiſtos; an ihm habe ich begreifen gelernt, weshalb die morgenländiſchen Völker den Wahnſinnigen faſt göttliche Verehrung erweiſen. Sie wiſſen, daß bei dieſem Geiſteszuſtand, wenn man ihn ungeſtört ſich ſelbſt überläßt, ſich durch die Abweſenheit des Verſtandes gerade die Einbildungskraft und das Gefühl zur tiefſten poetiſchen Produktivität entwickeln kann, anſtatt in Stumpfſinn oder in Wuth zu enden. Wer weiß, was aus Trismegiſtos geworden wäre, wenn ſich ſeine Familie nicht wie ein ſchützender Wall zwiſchen ihn und die Welt gedrängt hätte?

Unſere Wanderung ging ſehr raſch vorwärts. Conſuelo trug die Mädchen lange Strecken auf ihren kräftigen Schultern; der Knabe wollte ſie gern hierbei ablöſen und von Zeit zu Zeit eine Schweſter auf den Arm nehmen, doch ſie geſtattete es ihm nicht, weil er noch im Wachsthum begriffen und der Stimmenwechſel bei ihm noch nicht eingetreten war. Wir waren ſchon ſehr ermüdet, als wir durch rauhe Gebirgswege zu einem wilden, romantiſchen Platze gelangten, den man den Schreckenſtein nennt. Wir bemerkten, daß Conſuelo, als wir uns dem Orte näherten, ihren Mann mit noch größerer Aengſtlichkeit beobachtete und dichter neben ihm ging, als ob ſie eine Gefahr oder eine zu heftige Aufregung fürchtete. Doch Trismegiſtos blieb völlig ruhig; er ſetzte ſich auf einen Stein, der auf dem Gipfel eines kahlen Felſen lag, und blickte über die wild umhergeſtreuten Steinblöcke und Baumſtämme dahin. Todesſtille herrſchte in dieſer wüſten Gegend; die Hirten und Holzhauer ſcheuen ſich, ſie zu betreten, und nur von Ebern iſt die Erde aufgewühlt. Im Sande findet man die Fährte des Wolfes und der Gemſe, als ob die wil-

den Thiere ſich hier eine Zuflucht vor den Menſchen ſuchten. Albert ſaß lange träumeriſch auf dieſem Steine, dann blickte er auf die Kinder, welche zu ſeinen Füßen ſpielten, und auf die Frau, welche vor ihm ſtand und auf ſeiner Stirn ſeine Gedanken zu leſen ſuchte. Plötzlich ſtand er auf, kniete vor ihr nieder und winkte den Kindern, ein Gleiches zu thun, indem er ſagte: „Werfet euch nieder vor eurer Mutter, denn ſie iſt der Troſt, der vom Himmel herab den unglücklichen Menſchen geſandt, der Friede des Herrn, der den guten Menſchen gewährt iſt.“ — Die Kinder knieten um Conſuelo und weinten, indem ſie ſich traulich an ſie ſchmiegten. Sie weinte auch und drückte ſie an ihr Herz; darauf ließ ſie dieſelben dem Vater die gleiche Ehre erweiſen. Spartakus und ich, wir waren ebenfalls niedergekniet.

Nach dieſer ſeltſamen Scene ergriff Spartakus den günſtigen Augenblick und redete Trismegiſtos feierlich an, indem er ihm erzählte, was er ſtudirt, wie er ſich angeſtrengt und was er gelitten habe, um das Licht zu erlangen; darauf drang er feſt und eifrig in ihn, uns das Licht zu offenbaren. Ich blieb wie bezaubert zu den Füßen des Weibes ſitzen; meine ganze Seele ſchien in ſie aufzugehen; o, daß ich je ein Weib wie ſie fände, um ihr mein Leben zu weihen! Sie ſchien ergriffen von der Begeiſterung und Innigkeit, mit der Spartakus ſprach. Auch Trismegiſtos war überraſcht; er drückte Spartakus die Hand und winkte ihm, ſich neben ihn auf den Schreckenſtein zu ſetzen. „Junger Mann“, ſprach er zu ihm, „du kommſt, um die Erinnerung meines Lebens wieder in mir aufzuwecken. Als du ſprachſt, glaubte ich mich ſelbſt zu hören, wie ich in deinen Jahren ſtand, als ich mit glühender Seele von den Männern, die durch Alter und Erfahrung gereift waren, die Wiſſenſchaft der Tugend forderte. Ich war entſchloſſen, dir nichts zu ſagen; ich ſetzte Mißtrauen, nicht in dein Wiſſen und die Redlichkeit deiner Abſichten, ſondern in die Empfänglichkeit und die Wärme deines Gemüthes. Auch fühlte ich mich unfähig, die Gedanken, welche ich durch die Gefühlsſprache der Muſik auszudrücken gewöhnt bin, in eine Sprache umzuſetzen, die ich einſt geſprochen. Dein Glaube hat geſiegt, er thut ein Wunder, und ich fühle, daß ich ſprechen muß. Ja“, fügte er hinzu, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte, — uns ſchien es ein Jahrhundert, ſo beſorgt waren wir, daß ihm die Inſpiration wieder entſchwinden möchte — „ja, jetzt erkenne ich dich; ich erinnere mich deiner; ich habe dich geſehen, ich habe dich geliebt, ich habe auf einer früheren Stufe meines Lebens mit dir gearbeitet. Dein Name war groß unter den Menſchen, doch ich habe ihn vergeſſen; ich kenne nur noch deinen Blick, dein Wort und dieſe Seele, von der ſich die meine einſt mit Schmerz losgeriſſen hat. Ich leſe jetzt mehr im Buche der Zukunft, als in dem der Vergangenheit, und ich ſage dir, du wirſt noch groß werden in dieſem Jahrhundert, und große Werke wirſt du vollbringen. Du wirſt geſchmäht, angeklagt, verleumdet, gehaßt, verfolgt, verbannt werden, doch die Idee, welche dich belebt, wird dich nie verlaſſen, und du wirſt ſie ſo großartig ausbilden, daß die Welt ſie nie vergißt, und daß die letzten Schläge, welche den ſozialen und religiöſen Despotismus dahinſtrecken, vielleicht noch aus ihr hervorgehen werden. Du biſt berechtigt, auf Erden zu wirken; was ich fühlte, als du ſprachſt, was du mir von deiner Hoffnung einzuflößen wußteſt, bürgt mir für die Heiligkeit deines Berufes. Gehe denn und zerſtöre; zum Zerſtören hat dich der Himmel geſchaffen. Man bedarf der Zuverſicht, um einzureißen, wie um aufzubauen. Ich habe abſichtlich die Wege gemieden, die du betrittſt; ich hielt ſie für unedel, doch ich irrte; wer mit wahrem Beruf auf ihnen wandelt, der wirkt Edles auf ihnen. Ich wandte mich an die Armen, die Schwachen und Unterdrückten und predigte ihnen durch die Kunſt und die Poeſie; du willſt in der Sprache der Wiſſenſchaft zu den Gelehrten und den Gewaltigen der Erde ſprechen. Du fühlſt die Kraft in dir, welche alle Hinderniſſe überſteigt und Alles verjüngt, was alt und abgelebt iſt. Folge dieſem Triebe denn; führe unſer Werk fort und vergrößere es; nimm die Waffen wieder zur Hand, die auf dem Schlachtfelde, auf dem wir beſiegt worden ſind, jetzt zerſtreut umherliegen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber das Geſetz der Symmetrie im Thierreiche.*)

Linné's analytiſcher Geiſt unterſchied, klaſſifizirte und benannte die Organe der Naturkörper; Goethe's ſynthetiſches Talent erkannte ihre urſprüngliche Gleichheit und zeigte, daß es keine Mehrheit der Formen gebe, nur Veränderungen eines einzigen Grundtypus; Decandolle endlich bereicherte dieſe Lehre mit dem Geſetze der Symmetrie und konnte an allen Blüthen das Streben der Natur nachweiſen, dieſem Geſetze zu genügen. Freilich iſt in den meiſten Fällen die Symmetrie geſtört; dann aber hat die Natur immer Spuren ihres Strebens zurückgelaſſen, wie ein Baumeiſter, wenn er ſein Gebäude nicht vollenden kann, Verzahnungen anbringt, um auf die Regelmäßigkeit ſeines Planes hinzudeuten, an deſſen Ausführung er durch rein materielle Gründe gehindert wird.

Decandolle hatte das Geſetz der Symmetrie nur an den Pflanzen nachgewieſen; Flourens verfolgte es weiter und fand es auch in dem vollkommeneren Organismus der Thiere beſtätigt. Es fehlte nie, und da, wo es ſich dem Blicke des Naturforſchers bei flüchtiger Betrachtung entzog, war es durch ganz ähnliche Veranlaſſungen verhüllt oder verändert, als im Pflanzenreiche. Wir geſtehen, es iſt eine ſchwierige Aufgabe, vor Leſern, bei denen wir wenig Bekanntſchaft mit der Anatomie und Zoologie vorausſetzen dürfen, jenes Geſetz und ſeine Verletzungen in den verſchiedenen Thierklaſſen deutlich zu machen. Dennoch wollen wir den Verſuch wagen, vielleicht rechtfertigt ihre nachſichtige Aufmerkſamkeit unſere Kühnheit.

Betrachten wir einen aufrechtſtehenden Menſchen; er iſt aus zwei ſymmetriſchen Hälften, einer rechten und einer linken, zuſammengeſetzt. Die Linie, oder vielmehr die Ebene, welche beide Hälften trennt, heißt die Mittellinie oder Mittelebene. Einige Organe ſind doppelt, wie die Augen, die Ohren und die Gliedmaßen; andere, ſcheinbar einfach, wie die Naſe, der Mund und die Zunge, ſind in der That aus zwei ähnlichen, an einander gefügten Hälften zuſammengeſetzt. Newton hatte dies ausgeſprochen, und die ſpäteren Anatomen, die es durch ihre Unterſuchungen erhärteten, bemühten ſich, die Gränzen jener Symmetrie aufzufinden. Einige von ihnen, und unter ihnen beſonders Bichat, hatten behauptet, daß der Schädel immer aus zwei ganz ſtreng ſymmetriſchen Hälften zuſammengeſetzt ſey; aber Bichat mußte ſeine abſolute Wahrheit, nach einem frühzeitigen Tode, durch ſeinen eigenen Kopf widerlegen, deſſen eine Hälfte etwas weniger entwickelt war, als die andere.

Schauen wir in das Innere des Organismus. Das Rückenmark, das Gehirn und die Nerven, die von denſelben auslaufen, die Stimm-Organe gehorchen ſtreng dem Geſetze der Symmetrie. Die Lungen, obwohl zweifach vorhanden, ſind dennoch, wenigſtens beim Menſchen, nicht vollſtändig ſymmetriſch. Die rechte Lunge iſt in drei Lappen getheilt, die linke in zwei. Dieſe Verſchiedenheit iſt unbedeutend und entgeht einem philoſophiſchen Zoologen, der das Ganze des Thierreichs betrachtet. Bei den Säugethieren iſt übrigens meiſtens die rechte Lunge mehr getheilt, als die linke; nur die Lungen des Elephanten und Rhinoceros ſind ganz ohne Einſchnitte. Derſelbe Fall findet ſtatt in den Lungen der Vögel, wo auf beiden Seiten völlige Gleichheit herrſcht. Unter den Reptilien iſt die Symmetrie beſonders deutlich bei den Schildkröten, Eidechſen und Fröſchen, verwiſcht aber und geſtört iſt ſie bei den Schlangen. In dieſen Thieren ſind alle Organe in die Länge, faſt bis zur Linie ausgezogen. Ihre Lungen ſehen aus, wie ein fleiſchiger Riemen; aber in dieſem ſchmalen Körper iſt nur für *eine* Lunge Platz, die andere entwickelt ſich kaum oder geht abortiv zu Grunde. So iſt bei der Rieſenſchlange der kleine Lungenflügel um die Hälfte kürzer als der andere, und verſchwindet bei den Ringelſchlangen völlig.

Es giebt Uebergänge oder Zwiſchenbildungen zwiſchen Schlangen und Eidechſen. So hat die Zweihand nur zwei Vorderfüße, der Zweifuß nur zwei Hinterfüße. Die Blindſchleiche, eine kleine Schlange mit goldſchimmernder Haut, die ſich in unſeren Hecken findet, hat die vier Beine der Eidechſen unter der Haut verſteckt. So iſt ſie nach dem äußeren Anſehen eine Schlange, nach ihrem anatomiſchen Bau eine Eidechſe. In den genannten Thieren nun ſteht die Entwickelung der Lungen im Verhältniß zu der Zahl der Gliedmaßen. Zweifuß, Zweihand und Blindſchleiche haben eine größere und eine kleinere Lunge, wie die Schlangen, denen ſie ſich durch das allmälige Verſchwinden der Gliedmaßen nähern.

Die Fiſche athmen nicht durch Lungen, ſondern durch Kiemen, die im gewöhnlichen Leben, jedoch mit Unrecht, Ohren genannt werden und aus über einander liegenden Platten von häutigen Quaſten beſtehen. Dieſe Kiemen liegen ſymmetriſch auf beiden Seiten des Kopfes. Bei den Sepien, den Schnecken, den Krebſen und den Inſekten iſt das Athem-Organ ſymmetriſch. Für den Athmungs-Apparat alſo iſt die Symmetrie die Regel, die Aſymmetrie die Ausnahme.

Gehen wir zu den Organen des Blutumlaufs über. Mittelpunkt dieſes Syſtems iſt das Herz. Dem Anſcheine nach iſt es ebenfalls einfach, in der That aber beſteht es aus zwei ſymmetriſchen Hälften, einer rechten und einer linken. Jede dieſer beiden Hälften enthält zwei Höhlen, von denen die eine das zuſtrömende Blut aufnimmt, während es die andere durch alle Theile des Körpers treibt, um ihnen Nahrung und Leben zu geben. Bei dem Menſchen, den Säugethieren und den Vögeln ſind dieſe beiden Hälften innig mit einander verbunden. Bei den Reptilien und Fiſchen vereinfacht ſich das Herz und reduzirt ſich auf eine Kammer und eine Vorkammer. Dann aber liegt es in der Mittellinie, wie die Naſe, der Mund, die Zunge, und wird durch dieſelbe in zwei ganz gleiche Hälften zerlegt. Die Sepien haben drei Kammern, von denen eine in der Mitte und zwei an den Seiten liegen.

Dies wären die Eingeweide in der Bruſthöhle; wir kommen jetzt zu denen des Bauchs. Hier ſcheint jede Spur von Symmetrie zu verſchwinden. Zur Rechten die große Maſſe der Leber, die durch einen Einſchnitt in zwei Lappen von ungleichem Umfange getheilt iſt; zur Linken die Milz, eingeſenkt in die Windungen der Eingeweide; oben der Magen, quer durch den Leib liegend, und unten die hundert Windungen der Därme. Nur die Nieren, die zu beiden Seiten der Wirbelſäule liegen, genügen dem Geſetze der Symmetrie. Steigen wir aber in die Reihe der Thiere hinab, ſo begegnen wir bald den Beweiſen von der Tendenz der Natur, ein Gleichgewicht unter den Organen herzuſtellen. Bei den Vögeln ſind die Lappen der Leber ſchon faſt von gleicher Größe und liegen der eine rechts, der andere links. Bei den Reptilien und Fiſchen iſt dieſes Organ gewöhnlich unſymmetriſch, nur in einigen Fällen nähert es ſich einer regelmäßigen Form und Lage.

Im Ganzen alſo iſt die Symmetrie konſtant in den äußeren Organen, dem Nervenſyſteme und den Stimmwerkzeugen, und fehlt zum öfterſten in den Organen des Athmens, des Blutumlaufs und der Verdauung. Suchen wir die Urſachen dieſer häufigen Unregelmäßigkeiten, bemühen wir uns, zu erfahren, warum die Natur ihre eigenen Geſetze übertritt. Die ſchwierigen und ſcharfſinnigen Unterſuchungen des Herrn Flourens, die mit eben ſo viel Erfolg als Eifer angeſtellt wurden, werden uns der beſte Leitfaden ſeyn.

Bichat hatte folgenden Grundſatz aufgeſtellt: die Organe des thieriſchen Lebens, d. h. diejenigen, welche uns mit der Außenwelt verbinden, ſind ſymme-

*) Nach des franzöſiſchen Akademikers P. Flourens Études sur les lois de la symmétrie dans le règne animal.

trisch, die des vegetativen Lebens sind es nicht. In der That, durch die Oberfläche unseres Körpers, durch unsere Augen, Ohren, Nerven, durch unser Gehirn treten wir in ein Verhältniß zu den Objekten, welche uns umgeben, und alle diese Organe sind doppelt oder symmetrisch. Die Lungen, das Herz, die Leber, die Eingeweide dienen dem Individuum zur Erhaltung seines Lebens, keineswegs aber vermitteln sie eine Verbindung mit der physischen Welt — und sie sind sämmtlich einfach oder sehr unsymmetrisch. Herr Flourens zeigt, daß diese Unterscheidung wohl für den Menschen paßt, aber gewagt erscheint, sobald sie auf das ganze Thierreich übertragen wird. Die Organe des vegetativen Lebens sind nicht unsymmetrisch, allein ihre Symmetrie läßt sich schwerer erkennen und ist häufiger gestört, als es in den Organen des animalen Lebens der Fall ist. Die Ursache dieser Störungen liegt in der allgemeinen Gestalt des thierischen Körpers. So liegt z. B. der Verdauungskanal immer in der Mittellinie, wenn er mit dem Körper gleiche Länge hat; ist er aber länger, wie dies bei allen Säugethieren der Fall ist, so windet er sich um sich selbst und wird zu einem unsymmetrischen Organ. Wir finden sogar in den äußeren Organen solche Abweichungen. Die Seitenschwimmer z. B., wie die Butten, Flundern u. s. w., haben beide Augen auf derselben Seite. Bei den Narvallen entwickelt sich der lange Zahn, mit welchem sie sich vertheidigen, immer nur auf einer Seite.

Die Organe des subjektiven Lebens sind fixirt; dies begünstigt die Erhaltung ihrer Symmetrie. Die Beweglichkeit des Ernährungs-Apparates aber verhindert weder, daß sich einzelne von seinen Theilen vorzugsweise entwickeln, noch widerstrebt sie dem Drucke, den dieselben von den benachbarten Organen zu erleiden haben. Gehirn, Rückenmark, Auge, sämmtlich sind sie von knöchernen Hüllen umgeben, die sich anfangs nach ihnen bildeten, dann aber ihre Form in Schranken hielten. Nicht so ist es bei den Ernährungs-Organen, die ohne Ordnung in der Bauchhöhle aufgehängt scheinen, wo sie sich unaufhörlich drängen und reiben. So oft sich der Magen füllt, werden alle benachbarte Organe von ihren Stellen verdrängt; auch haben sie eigentlich keinen im ganzen Thierreiche konstanten Platz. So ist die Leber, die bei den Säugethieren rechts sitzt, bei den Fischen auf der linken Seite, bei den Vögeln in der Mitte. Die Milz, welche die Säugethiere links haben, liegt bei den Vögeln ebenfalls in der Mittellinie. Diese Beweglichkeit rührt daher, daß diese Organe mit dem übrigen Körper nur durch Häute oder elastische Bänder zusammenhängen und nicht so innig mit dem Skelett verbunden sind, als die Organe des animalen Lebens.

Die Symmetrie kann zerstört werden oder zu Grunde gehen durch Verkümmerung, Verwachsung, Spaltung und Metamorphosirung eines Organs.

Betrachten wir zuerst die Verkümmerungen. Bei den Vögeln sind die Lungen von ziemlich gleicher Länge, streng gleich sind sie bei der Taube. In dem Zweifuß fängt die eine an, atrophisch zu werden, denn sie ist nur noch halb so groß als die andere; in der Zweihand ist nur noch eine Spur der zweiten Lunge vorhanden; in der Schlange endlich verschwindet sie ganz. Die Leber bietet dieselbe Reihe der Erscheinungen dar. Bei dem Menschen ist sie das unsymmetrischste Organ des ganzen körperlichen Haushalts. Sie liegt in der rechten Oberbauchgegend hart am Zwerchfell und drückt selbst auf die Brust-Organe. Ihre Form ist unregelmäßig, denn sie besteht aus zwei Lappen, von denen der eine dreimal größer ist als der andere; aber wenn wir dieses Organ bei einem Fötus von drei Monaten betrachten, so setzen wir, daß es eben so symmetrisch ist, als beim Vogel, denn es liegt in der Mitte des Bauchs und ist aus zwei gleichen Hälften zusammengesetzt. Nach dem siebenten Monate ist die Symmetrie bereits gestört, der linke Lappen entwickelt sich weniger als der rechte, und im Augenblicke der Geburt ist das Organ weder mehr symmetrisch, noch in der Mittellinie gelegen. Eben so verhält es sich mit dem Magen; anfangs liegt er in der Mittellinie, wie die Zunge und die Speiseröhre, deren Fortsetzung er ist. Später weicht er, von der Leber gezogen, nach rechts, macht einen Winkel mit der Speiseröhre und lagert sich quer durch den Bauch. Man sieht also, daß die unsymmetrischen Organe entweder, wie die Lungen, in einer Thierklasse symmetrisch sind, in einer anderen nicht, oder, wie Magen und Leber, bei dem Fötus Symmetrie haben, bei dem Erwachsenen nicht. In den Augen des denkenden Naturforschers sind beide Erscheinungen identisch, denn der Fötuszustand in der einen Klasse entspricht dem entwickelten in einer anderen, so daß es von gleicher Bedeutung ist, ob man ein Organ in seinem ganzen Entwickelungsgange bei einer Klasse verfolgt oder durch mehrere Glieder der thierischen Reihe, sich von den einfachsten Organismen zu den kompliziertesten erhebend.

Die Verwachsungen, welche bei den Pflanzen eine so große Rolle spielen, sind bei den Thieren ziemlich selten. Der Grund davon ist leicht einzusehen. In den Pflanzen sind alle Organe ähnlich, ich möchte sagen identisch, denn ein jedes ist ein mehr oder weniger metamorphosirtes Blatt. Nicht so verhält es sich bei dem Thiere; seine Organe sind in Gestalt, Gewebe und chemischer Zusammensetzung unter einander verschieden. Nun aber finden Verwachsungen nur unter sehr ähnlichen Organen statt. Jedoch sind die menschlichen Nieren, die beim Fötus aus mehreren Lappen bestehen, bei einem Erwachsenen zu einer ungetheilten Masse verwachsen. Die zusammengesetzten Muskeln, der zweiköpfige und der dreiköpfige am Arm und Schenkel, sind aus der Vereinigung mehrerer Muskeln entstanden und lassen jene Symmetrie vermissen, die man an den einfachen Muskeln findet. Das Herz gehört ebenfalls hierher. Die innige Verwachsung seiner vier Höhlen macht es schwierig, die beiden Theile herauszufinden, aus denen es entstanden ist.

Dieselben Organe, an denen die Verwachsung nachgewiesen wurde, können auf der anderen Seite wieder Beispiele der Zertheilung seyn. Denn man kann mit gleichem Recht behaupten, die menschliche Lunge sey einfach, habe sich aber in mehrere Lappen gespalten, und wiederum, die Lungen der Taube, des Elephanten, des Rhinoceros seyen zu ganzen verwachsen. Es kommt hier nur darauf an, von welchem Gesichtspunkt man ausgeht. In der Botanik ist es augenscheinlich, daß Organe, wie der Kelch und die Blumenkrone, welche viele und deutliche Einschnitte darbieten, aus der theilweisen Vereinigung mehrerer Blättchen entstanden sind. Sollte es sich in der Zoologie eben so verhalten? Die Zehen an den Füßen der Robben sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden, die Flügel der Fledermäuse bestehen aus einer Haut, die zwischen Rumpf, Extremitäten und Zehen ausgespannt ist; der Fallschirm des Galeopithekus oder des fliegenden Affen und des fliegenden Eichhörnchens ist eine häutige Ausbreitung zwischen den Vorder- und Hinterfüßen. Soll man nun einem Naturforscher zumuthen, zu behaupten, daß die Hand des Menschen oder des Affen ein Fledermausflügel sey, an dem die Zwischenhaut unentwickelt geblieben wäre? Und doch könnte man ihm das Beispiel der neufoundländischen Hunde entgegensetzen, deren Zehen an ihrer Basis deutlich die Anfänge einer Verbindungshaut zeigen, der Biber, die unter den Nagern allein Hinterfüße mit Schwimmhäuten besitzen, der Ottern, die unter den Raubthieren die Einzigen mit Schwimmfüßen sind.

Die Metamorphose der Organe ist bei den Thieren, wie wir schon oben auseinandersetzten, weniger allgemein und erweisbar, als bei den Pflanzen. Doch, ist es keine Metamorphose, wenn ein Organ in ein anderes von ganz verschiedener Gestalt und Anwendung verwandelt wird? Und wenn nun die Hand des Menschen bei der Fledermaus zum Flügel, beim Hunde zur Pfote, bei der Katze zur Kralle, bei dem Ochsen zum Schafte — dem scheinbaren Unterschenkel —, bei der Robbe zum Schwimmfuße, bei dem Delphin zur Flosse wird, ist dies nicht in der That eine Metamorphose? Nicht weniger könnte ich an den Elephanten erinnern, bei dem sich die Nase in den Rüssel verlängert, an das Rippenfell der Säugethiere und Vögel, das bei den Fischen als Schwimmblase auftritt, an die Hauthaare, die sich beim Eber in Borsten, bei dem Stachelschwein und Igel in Stacheln, bei dem Gürtel- und Schuppenthier in Platten verwandeln, und in ein Horn beim Rhinoceros. Jedes Organ, das so abweichend in seinem Bau und seiner Bestimmung wird, ist augenscheinlich für metamorphosirt zu halten.

Dies wären die werthvollen, wissenschaftlichen Wahrheiten aus dem Buche des Herrn Flourens im Auszuge und in volksthümlicher Gestalt. Das Buch selbst ist für Gelehrte geschrieben und beschränkt sich auf solche anatomische Thatsachen, welche bis jetzt falsch beurtheilt oder noch ganz unbekannt waren. Außerdem befinden sich in dem Werke ausgezeichnet schöne Kupfertafeln, die nicht nur die Behauptungen des Verfassers bestätigen, sondern auch Belege für die vorzügliche Geschicklichkeit der Künstler sind, die sich dem wenig ansprechenden Geschäfte unterzogen haben, anatomische Zergliederungen abzubilden.

Mannigfaltiges.

— **Spanische Volkspoesie.** Emanuel Geibel, der begabte und anerkannte Dichter, hat sich das Verdienst erworben, eine auserwählte Sammlung von Volksliedern und Romanzen der Spanier in sorgfältiger Verdeutschung herauszugeben (Berlin bei A. Duncker). Das Werk ist sinnigerweise dem Dichter Freiligrath gewidmet, dessen Einfluß auf die poetische Uebersetzungs-Literatur so wohlthätig und anspornend gewirkt hat. Geibel macht diesem Vorbilde alle Ehre, er hat die Treue mit der Schönheit, den Körper der Form mit dem Geiste des Inhalts immer glücklich zu vereinigen gewußt. Die ganze frische Ursprünglichkeit, welche der Volkspoesie eigenthümlich ist, tritt uns aus jeder Strophe entgegen, und die südliche Atmosphäre Spaniens, durchwürzt von Jasmin und Rosen, weht uns daraus an. Liebe und Schönheit, Ehre und Tapferkeit, Rache und blutiger Kampf sind der Stoff dieser wie jeder Volkspoesie, doch waltet ein lebenslustiger scherzender Ton vor, und nur in den Romanzen, die der romantischen Geschichte der Maurenherrschaft entlehnt sind, zeigt sich die drohende Kraft und die melancholische Klage eines untergehenden Volksstammes. Besonders ergreifend ist in dieser Hinsicht die Romanze von der Einnahme Alhama's: „Hastig reitt der Mohrenkönig durch die Gassen von Granada", mit dem Refrain: „Weh um mein Alhama!" — Man bedauert beim Lesen nur, daß nicht eine oder die andere Melodie zu diesen Poesieen mitgetheilt ist, die eine Vermittlerin bei manchen zu schroffen Uebergängen seyn könnte und ein charakteristisches Hauptmoment derselben hervorhöbe, wie denn die Melodie überhaupt eigentlich unzertrennlich vom echten Volkslied ist. Jedoch kann dieser Mangel nicht wohl dem fleißigen Verf. zur Last gelegt werden, er beweist nur, daß derselbe aus Büchern, statt aus dem Volke selbst, schöpfen mußte. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde er seinen erläuternden Bemerkungen auch wohl Aufschlüsse beigefügt haben über die Fortbildung und Erhaltung dieser Poesieen bei den jetzigen Spaniern. F. v. H.

— **Sprache und Charakter.** Der Kritiker Merimée macht in einem Artikel der Revue de Paris darauf aufmerksam, daß die Deutschen den Franzosen das Wort Marsch, die Franzosen den Deutschen dagegen das Wort Halte! entlehnt hätten, was Beides sehr bezeichnend für den vorwärts drängenden Charakter der Franzosen einerseits, und für den ruhigen, überlegenden Charakter der Deutschen andererseits, so wie für das sey, was Beiden noththue.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 6. April 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VII. Die Schlacht der fünf Admirale.*)

(22. Dezember 1653.)

Auf hoher See steuerte eine Abtheilung der englischen Flotte, einige funfzig Segel stark, unter den Befehlen Sir Georg Ascue's. Dieser hatte seinen Cours nach der Mündung der Maas gesetzt. Unsern derselben wollte er sich mit Admiral Monk vereinigen, der eine gleiche Anzahl von Schiffen kommandirte. Beide beabsichtigten, gemeinschaftlich die holländische Flotte anzugreifen, welche seit längerer Zeit wieder vollständig in See war und, wie sie wußten, sich in den Wielingen sammeln sollte. Diese Vereinigung zu verhindern und die Geschwader einzeln durch ihre Uebermacht zu vernichten, war der Zweck der beiden englischen Admirale, und der Anfang schien ihren Plänen und Wünschen hold zu seyn. Am Nachmittage des 21. Dezember lief Ascue das Geschwader Monk's auf; die beiden Flotten vereinigten sich. Es ward beschlossen, bis zum Einbruch der Nacht neben einander zu segeln, dann aber eine weite Linie zu bilden und mit gerefften Marssegeln das Anbrechen des Tages zu erwarten.

In Monk's Kajüte war Alles zu einem feierlichen Empfange der Flotten-Offiziere eingerichtet. Ascue erschien zuerst; ihm folgten die Commandeure und Capitaine der gesammten Flotte.

„Willkommen, Ihr Herren!" sprach Monk zu den Versammelten. „Morgen werden wir wahrscheinlich einen heißen Tag haben. Die Holländer sind wohl versehen und wohlgerüstet; sie sind von tüchtigen Führern begleitet, und es bedarf daher des Muthes und der Entschlossenheit, ihnen wirksam zu begegnen. Hier sind Eure Instructionen, meine Herren! Beherzigt dieselben wohl und weichet nur im Fall der höchsten Noth von ihnen ab. Tritt dieser aber ein, dann handelt selbständig, muthig und stark zur Ehre unseres Landes und unserer Flagge. England ist bis jetzt die Königin des Meeres gewesen und muß es bleiben. Bedenkt das, so ist der Sieg unser. Mit Gott, Ihr Herren!"

Die Offiziere zogen sich zurück, und die beiden Admirale blieben allein.

„Habt Ihr die unzufriedenen Gesichter gesehen, Ascue?" fragte Admiral Monk, der Oberbefehlshaber der Flotte. „Es ist ein Stolz in diesen Söhnen unserer gesegneten Republik, der niemals gestatten wird, daß unsere Capitaine sich blindlings der ertheilten Ordre unterwerfen. Da möchte Jeder für sich ein kleiner Cromwell an Bord seines Fahrzeuges seyn, und leicht gäbe er den Ruhm einer ganzen Schlacht für den stundenlangen Schein einer Herrschergewalt."

„Weiß wohl", entgegnete Ascue. „Daher kommt's, daß wir niemals in diesem Kriege einen entscheidenden Schlag thaten, weil Jeder nach eigenem Gutdünken handelt. Woher denn diese Siege der Holländer? Woher ihre Uebermacht, selbst bei geringerer Zahl? Weil sie einig sind in Wort und That; weil sie gleichnißweise eine Kette bilden, deren Glieder so fest an einander geschmiedet sind, daß man sie nicht zerreißen kann. Ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo wir es bereuen, die vielfachen Privat-Interessen nicht dem großen, gemeinsamen Interesse der Vaterlands-Wohlfahrt geopfert zu haben."

„Es freut mich, Euch von solchen Gesinnungen beseelt zu wissen", entgegnete Monk rasch. „Es wird dies ein herrliches Beispiel für unsere Offiziere seyn, und die Ergebenheit, welche Ihr dem Oberst-Kommandirenden erzeigt, wird nicht wirkungslos für den Dienst der Flotte bleiben."

„Ihr vergeßt", unterbrach ihn Ascue, „daß diese Flotte keinen Oberbefehlshaber hat. Wir sind mit gleichen Vollmachten, Jeder für sich, frei und selbständig, in See beordert und haben von unserem Benehmen nur dem Parlamente Rechenschaft zu geben."

„Wie?" fragte Monk rasch. „Ist dies die gerühmte Einheit . . . ."

„Dem Dienste des Vaterlandes opfere ich freudig Blut und Leben!" sprach Ascue. „Ritterlich werde ich den Holländern Kampf bieten und, will es Gott, den Sieg erringen. In Noth und Tod bin ich Euch verbündet und halte treu zu Euch. Verstehe mich, Monk, verbündet, nicht untergeordnet. Ein einfacher Capitain könnte kein Geschwader kommandiren, auf dessen einzelnen Schiffen Capitaine befehligten; eben so kann auch kein Admiral dem anderen kommandiren wollen. Dies ist hoffentlich auch Eure Meinung, und somit auf Wiedersehen unter dem Donner der Kanonen."

Monk blieb allein: „Das ist das alte Lied nach einer neuen Weise; zwei Admirale, oder zwei Kanonenbootführer, Jeder dünkt sich allein berufen, zu herrschen. Die Folgen dieses Eigensinns werden schwer auf unser Haupt fallen! — Was giebt's?"

Der wachthabende Offizier war eingetreten: „Entschuldigt, Herr Admiral! Ich muthmaße, der Feind ist im Anzuge. Zwar ist es bereits dunkel und ein Blick in die Ferne nicht mehr möglich. Aber wahrscheinlich ist es die holländische Flotte, denn am ganzen Horizont tauchen Lichter auf, die hin und her fliegen; einige niedrig, als ob sie von den Galerieen leuchteten, andere hoch, als ob sie in den Marsen oder gar auf den Bramraaen befestigt wären."

Monk folgte dem Offizier selbst auf das Verdeck. In einem weiten Halbkreis sah man die Lichter schimmern, deren jedes von einem Schiffe leuchtete, doch war die Vertheilung derselben nicht nach nautischen Regeln angeordnet; auf einer Stelle brannten deren mehrere nahe beisammen, anderwärts schimmerte nur ein einzelnes; dazwischen dehnte sich ein weiter, düsterer Raum. „Die Holländer, sie sind's! Ihre Schnellsegler sind fast in unserem Bereich! Geschwind, Herr Lieutenant, lösch unsere Laterne aus, und Befehl an alle Schiffe unserer Flotte, dasselbe zu thun."

Der Lieutenant ging. Nach einigen Augenblicken erschien auf der höchsten Spitze des großen Topmastes im Admiralschiff ein rasches Drehfeuer, das weithin wahrgenommen werden konnte; gleich darauf verlöschten die Laternen in den Marsen und auf der Galerie. Alle Schiffe der englischen Linie folgten diesem Beispiel, und tiefes Dunkel war ringsumher; jedes Schiff der Flotte konnte kaum seinen nächsten Nachbar entdecken. Monk blieb noch einige Zeit auf dem Verdecke, um die Bewegungen der holländischen Flotte zu beobachten, aber umsonst; auch dort verlöschte Licht an Licht, und jede Beobachtung wurde dadurch unmöglich gemacht.

Der Morgen des verhängnißvollen 22. Dezember brach an. Die holländische Flotte bildete einen weiten Halbkreis. Am rechten Flügel desselben, den Schiffen Monk's gegenüber, lag van Tromp mit achtundzwanzig Schiffen; am Bord des „Kampfs", eines Barkschiffs von dreißig Kanonen, wehte seine Admiralsflagge. Die linke Seite stand unter den Befehlen de Ruiter's; seine Flagge wehte am Bord des „Lamm", und zweiunddreißig Schiffe standen unter seinem Befehl. Das Centrum hatte der Vice-Admiral Jan Evertson inne; seine Macht bestand aus sechsunddreißig Schiffen; auf dem Dreidecker „Eintracht" hatte er seine Flagge aufgesteckt. Im Rücken dieser Ehrfurcht gebietenden Flotte kreuzte der Vice-Admiral Cornelius de Witt mit vierundzwanzig Schiffen. Seine Flagge wehte von dem großen Topp des „Orangenbaum".

In der Kajüte dieses letzteren Schiffes waren die drei Admirale und der Commandeur de Ruiter zu ernster Berathung versammelt.

„Mir Alles recht!" sagte Jan Evertson. „Wollt Ihr schlagen, ich schlage; wollt Ihr sie an Euch kommen lassen, ich auch. Mein Centrum ist für alle Fälle gerüstet. Der Oberfeldherr kann befehlen, ich folge. Weiter habe ich mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen; verschont mich mit Berathungen und allenfallsigen Verantwortlichkeiten."

„Kalt, wie immer! Kalt, wie Eis!" polterte van Tromp.

„Aber hart wie Eisen!" fiel de Ruiter rasch ein. „Evertson's Schiff hat Seitenborde, durch die keine Kugel dringt; wenigstens glaubt er es, sobald er im Gefecht ist, und weicht darum selbst der entschiedensten Uebermacht nicht."

„Ich folge den gegebenen Ordres!" sprach Evertson mit großem Gleichmuth. „Stellt sie nur aus. Wo Ihr mich hinschickt, da gehe ich hin; wo ich Stand halten soll, da halte ich Stand, und wenn es schon vor der Thür der Pulverkammer brennte. Das Andere geht mich nichts an."

„Kommt, Herr Vice-Admiral!" sprach van Tromp und winkte Jan Evertson zu sich. „Will Euch meine Ansicht sagen." Er führte ihn an den Tisch, wo die Karten ausgebreitet lagen, und wiederholte den Schlachtenplan, den er mit den anderen Befehlshabern entworfen hatte, und Jan Evertson trug die Anweisungen des Admirals gleichmüthig in seine Schreibtafel ein.

Während dessen ging de Ruiter mit Cornelius de Witt auf und ab. „Ihr hieltet heute Nachmittag scharf hinter meinem Spiegel weg, fast hättet Ihr meinen Gigbaum gestreift!" sagte der Erstere, gutmüthig scherzend.

Cornelius runzelte die Stirn: „Spart Euren Witz, ich bitte. Uebrigens habt Ihr recht, es war unvorsichtig, und der ungeschickte Steuermann ist auf der Stelle durchgepeitscht worden."

„Ich habe sein Angstgeschrei wohl gehört!" entgegnete de Ruiter sehr ernst. „Mensch! Wohin führt das? Ihr erbittert die Matrosen, Ihr entfremdet Euch die Offiziere. An Muth und Tapferkeit weicht Ihr Keinem,

*) Vgl. Nr. 39 des Magazins. Es ist dies der Schluß der Marinebilder aus der Zeit von Tromp's und de Ruiter's.

Ihr beſitzt große, glänzende Eigenſchaften; ſeyd Ihr nicht vermögend, dieſe Schwäche zu unterdrücken?"

Cornelius de Witt lachte bitter: „Fahrt nur fort; ich kenne das. Ich bin ein Tyrann, ein Hund, ich würde ſelbſt unter den weſtindiſchen Pflanzern ein Scheuſal ſeyn. Laßt mich ungeſchoren mit Eurer Weichherzigkeit und Milde. Der Matroſe bekommt, was ihm gehört, Brod, Jenever und Prügel, dafür ſoll er ſeine Pflicht erfüllen und drein ſchlagen. Thut er das nicht, trete ich ihn, wie einen Hund.

„Habt Ihr denn kein Gewiſſen?" fragte de Ruiter bewegt.

„Das Matroſengewiſſen, wie Ihr es nennt, habe ich mit der Kadettenjacke von mir geworfen. Folgt Ihr nur Euren Theorieen der Milde und Barmherzigkeit, Ihr werdet bald ſehen, wohin das führt. Ihr ſchüttelt ihnen ja die Hand, betet mit ihnen nach der Schlacht, habt ein ſtets offenes Ohr für ihre Dummheiten und einen ſtets offenen Beutel für ihre Verſchwendungen. Ihr ſeyd der Heiland und Herrgott aller Schiffsjungen, wie der van Tromp. Bleibt dabei und wandelt fort in Eurer Gottſeligkeit. Mir aber ſoll Keiner meine Anſicht erſchüttern! Keiner!"

„So geht, Grauſamer! Ich fürchte, Ihr werdet es einſt bitter bereuen."

Van Tromp hatte ſeine Mittheilung beendet, und Jan Evertſon ſteckte gähnend ſeine Brieftaſche ein.

„Es iſt Tag!" rief van Tromp laut, „und kein Augenblick zu verlieren! Raſch an Bord! Ich gehe Euch voran! Friſch auf den Feind! Auf Wiederſehen, hier oder dort!"

„Hier! Hier noch!" rief de Ruiter in plötzlicher Aufwallung und ſchloß den Admiral in ſeine Arme.

„Was ſoll das? Geht, de Ruiter! Seyd ein braver Seemann und mein Freund! Haben uns mit einander verhetzen wollen, iſt ihnen aber nicht gelungen. Ich gehe gerade auf Ascue los und hole mir Genugthuung für die Niederlage in den Duyns. An Bord! An Bord!"

Die engliſche und holländiſche Flotte braßten zu gleicher Zeit gegen einander auf. Das Geſchwader van Tromp's ſegelte auf die feindliche Linie ein und forcirte dieſe ſo ſehr, daß er ſie unter fortwährendem Kanonendonner durchbrach. Kaum in ihrem Rücken angelangt, wendete er ſeine Schiffe und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Stärke.

„Hollah!" rief de Ruiter ſeinen Offizieren zu. „Unſer van Tromp iſt ſtark bei der Arbeit. Kommt, wir dürfen nicht länger die Zeit mit dieſen Plänkeleien verderben. Iſt das da vorne nicht die Flagge Monk's? Friſch an ihn heran! Wollen unſer Lamm auf eine fette Weide führen."

Während die Schlacht auf dem rechten und linken Flügel in vollem Gange war, verhielt ſich das Centrum noch unthätig. Nur gemach hatte Jan Evertſon die Segel aufſtraffen laſſen und ließ die Schiffe Ascue's auf Schußweite an ſich kommen. Der erſte Schuß fiel an Bord des engliſchen Admiralſchiffes, und ſeine Kugel fiel vor dem Buge des Evertſon nieder, aber nun ging dieſer über Stag und empfing die Engländer mit einem ſo mörderiſchen und nachhaltigen Feuer, daß die Schiffe derſelben erbebten und mit einem Hagel von Trümmern ihrer eigenen Takelage bedeckt wurden.

Zwei Flotten von faſt zweihundertundfunfzig Schiffen lagen ſich im erbittertſten Kampfe gegenüber. Fünf Admirale befehligten ſie; außer ihnen hatte Holland noch ſeinen de Ruiter und England den Contre-Admiral Goodſon. Letzterer hatte mit achtzehn Schiffen die holländiſche Linie umſegelt und wollte das Centrum derſelben im Rücken angreifen; aber hier flog ihm Cornelius de Witt entgegen, und ſogleich formirte ſich eine Schlacht außerhalb der Schlacht. Die Luft erzitterte von dem Donner der Geſchütze, das Meer rauſchte auf, der Pulverdampf verdichtete ſich zu einem maſſenhaften Gewölk, das auf den Wellen ruhte und hoch zum Himmel emporreichte.

Mit dem Kampfe der Menſchen miſchte ſich der Kampf der Elemente. Ein eiſiger Winterſturm wehte, und die aufgeregten Wellen ſchleuderten die Schiffe auf und nieder; ſie warfen ſie an einander, ſo dicht, daß die Takelage ſich verwickelte und die Kanonenpforten zuſammenſtießen; da ſchwiegen die Geſchütze, und der Kampf begann Bruſt an Bruſt; hier war das Verdeck eines Engländers, dort das Verdeck eines Holländers das Schlachtfeld; Meſſer, Aexte, Schwerter dienten als Waffe, und die Marineſoldaten hieben mit den Kolben der Gewehre auf die Schädel ihrer Gegner ein.

„Das iſt morden, aber nicht ſchlagen!" rief der Contre-Admiral Goodſon, der nach einer ſolchen blutigen Metzelei ſich gewaltſam von dem Schiffe de Witt's getrennt hatte und, von zwei Fregatten gefolgt, nach dem rechten Flügel der Holländer ſegelte, wo van Tromp, der zum vierten Male die engliſche Linie durchbrochen hatte, in einiger Entfernung unthätig lag, um ſeine Leute einen Augenblick verſchnaufen zu laſſen und die Havarie in der Takelage wieder herzuſtellen.

„Da brummt's ſcharf!" ſagte er zu einem ſeiner Offiziere. „Höre gern den Ton! Iſt de Ruiter! Und da, weiter abwärts, Jan Evertſon! Ha! ha! ha! Läßt ſich eher in den Grund ſchießen, als daß er weicht, aus lauter Bequemlichkeit. Gute Muſik heute; die Herren Staaten können im Haag danach tanzen. Schöner Anblick, tanzende Generalſtaaten! Können leicht ſich die Köpfe zerſchlagen! Ha! ha! ha! Da fliegt ein Engländer in die Luft!"

„Und dort treibt eines unſerer Schiffe!" rief der Flaggen-Capitain. „Es iſt ohne Maſten, und ſein Steuer iſt weggeſchoſſen! Befehlt, Herr Admiral, daß wir . . . ."

„Beidrehen!" rief van Tromp. „Böte über Bord! Rettet, was zu retten iſt! Hei! hei! Wen haben wir da?"

„Mich will bedünken", entgegnete einer der Lieutenants, „das ſey die Flagge des Contre-Admirals Goodſon. Es ſind drei ſtattliche Schiffe, die auf uns abhalten."

„Alle Mann ans Werk!" rief van Tromp. „Böte zurück! Hier giebt's friſche Arbeit! Müſſen ſich ſelbſt helfen, Jene da! Kanonen fertig! Segelmeiſter! da hinein!"

Der „Kampf" wurde zwiſchen die beiden Fregatten hineingeſteuert und begann ſogleich das Gefecht. Das dritte engliſche Schiff hielt ſich als Reſerve in einiger Entfernung. Die Schüſſe fielen raſch auf einander und richteten große Verwüſtung an. Van Tromp ſtand oben auf der Hütte, ſein Auge war überall; er leitete den Angriff mit Beſonnenheit. Da fliegt ſein Falkenblick nach dem feindlichen Schiffe, in deſſen Maſtkörben Soldaten mit Büchſen verſteckt ſind. „Lieutenant Wulff! Nehmt Euch in Acht!" ruft der Admiral; der Lieutenant ſpringt bei Seite, eine Kugel ſauſt dicht an ſeinem Ohr vorüber, da ſchwankte van Tromp; er greift in die Höhe, als wollte er ſich an irgend Etwas halten, dann ſtürzt er rücklings über und haucht ſeine Heldenſeele aus. Die verhängnißvolle Kugel drang ihm gerade ins Herz.

„Ich bin hin!" rief er ſterbend. „Habt guten Muth!" Es waren ſeine letzten Worte.

Ein lautes Hurrahgeſchrei erhob ſich an Bord der engliſchen Fregatte; man hatte den Admiral ſtürzen ſehen und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Kraft. Aber ſchon ſtand der muthige Flaggen-Capitain auf der Stelle des Gefangenen und ſetzte das Gefecht fort. „Feuert tüchtig, Leute! Wir wollen unſeren Admiral rächen! Feuer! — Lieutenant Wulff! Keine Signale; Wir müſſen die Trauerkunde verſchweigen, bis nach der Schlacht. Nur, wenn wir an Bord des Herrn de Ruiter eine Botſchaft gelangen laſſen könnten! Denkt darauf!"

„Hei, hei!" rief der Takelmeiſter. „Das war ein verdammter Schuß. Wirft uns die große Raa auf das Deck und zerquetſcht meines Maaten rechten Arm. Toppgaſten ahoi! Neues Rundholz nach oben!" Und die Matroſen verſuchten unter dem Hagel von Kugeln die gemachte Havarie wieder herzuſtellen.

Dem bedrängten Admiralſchiff kam Hülfe; die engliſchen Schiffe wurden abgeſchlagen und nun ihrerſeits verfolgt. Der „Kampf" ſegelte, mit ſeiner Leiche an Bord, langſam vor Topp und Takel in die Linie zurück und gerieth vor den Bug des „Lamm", auf deſſen Hinterdeck de Ruiter ſtand und den Befehl zum Rückzuge aus dem Gefechte ertheilte: „Wie viel Todte, ſagt Ihr?"

„Dreiundvierzig bis dieſen Augenblick, Herr Commandeur!" — „Und Verwundete?" — „In des Doktors Kammern liegen fünfunddreißig, die Alle ſchwer verletzt ſind; was ſich noch auf den Füßen halten kann, iſt nicht mitgezählt." — „So weichen wir. Ein anderes Schiff wird uns aufnehmen, worauf wir das Gefecht mit friſchem Muthe fortſetzen." — „Auch würde es uns hier nicht viel helfen, Herr Commandeur, da unſere Munition zu Ende geht und die Kanonen theilweiſe unbrauchbar geworden ſind." — „Steuert nach van Tromp!" ſagte de Ruiter raſch. „Hei! Was iſt das für eine neue Kanonade! Das iſt Cornelius de Witt; er greift im Rücken an! Und da liegt Evertſon noch, wie ein Kettenhund; er wankt und weicht nicht, aber er ſpeit Feuer und Flammen. Was will das Signal am Maſt des „Kampf"?" — „Es entbietet Euch ſo ſchnell als möglich an Bord, Herr Commandeur." — „Ich komme! Schaluppe vor!"

De Ruiter erſchien auf dem Fallreep des Admiralſchiffes; er blickte um ſich und ſah nur niedergeſchlagene, tiefbetrübte Geſichter.

„Um Gotteswillen! Was iſt hier vorgegangen?"

„Das Schrecklichſte!" war die Antwort, und bald darauf ſtand de Ruiter vor der Leiche des Helden. Er bebte zuſammen und wehrte der Thränen nicht; „Wäre ich vor ihm geſtorben!" ſprach er langſam, und ſeine ganze Seele lag in dieſen Worten. Dann wandte er ſich an den Kommandirenden: „Zieht Euch ſogleich aus dem Gefecht zurück und übergebt die theure Leiche einem ſicheren Schiffe; es kann mit dem Winde ohne Gefahr die Maas erreichen. Mich ſoll ein Boot nach dem „Naſſau" bringen, der nicht weit von hier ſtationirt." Er trat zur Leiche zurück.

„Lebe wohl, guter, lieber, tapferer, unbeſonnener Mann! Du haſt den Tag in den Duyns durch Deinen Heldentod verklärt! Ewig lebt Deines Namens Gedächtniß. — Männer! Verſchweiget ſeinen Tod! — Wir müſſen wieder ans Werk!" Faſt gewaltſam riß er ſich von der Leiche und begab ſich an Bord des „Naſſau", während das Admiralſchiff weit aus der Schußlinie ſteuerte und der Brigg „Luiſe" das Signal machte, ihm zu folgen.

De Ruiter rückte mit dem „Naſſau" in die Linie, und noch einmal entbrannte der Kampf mit erneuerter Wuth. Die engliſchen und holländiſchen Schiffe lagen ſo nahe an einander, daß ſie ſich gegenſeitig entern konnten und das Gefecht unter den Matroſen nur mit ihrer völligen Niederlage endete. Auch der oberflächlichſte Blick über einzelne Theile der Flotte war nicht mehr möglich; man kämpfte Deck an Deck, Mann gegen Mann. Die Kämpfer warfen ihre getödteten Kameraden über Bord, um mehr Platz zu gewinnen, und die See röthete ſich von dem Blute, das von den Verdecken herabſtrömte. Verworren klang durch den Donner der Geſchütze hier ein Siegsgeſchrei, dort der Angſtruf vom Bord eines ſinkenden Schiffes. Alles Gefühl, alle Theilnahme war in den Herzen der Seeleute erſtorben, ſie ſchlugen mechaniſch auf den Feind und folgten blind dem Rufe des Kommandirenden, bis nach ſiebenſtündigem Kampf auch die letzte Kraft gebrochen war. Der Kanonendonner ſchwieg allgemach, nur hin und wieder hallte ein vereinzelter Schuß. Die Schiffe zogen ſich langſam zurück; Freund und Feind leiſteten ſich gegenſeitig Hülfe, um die verwirrte Takelage aus einander zu bringen. Auf dieſem Kampfplatze war kein Sieg, ſondern nur Niederlage; von beiden Seiten gab es keinen Verfolger und keinen Verfolgten. Der Raum zwiſchen den Ueberreſten der beiden Flotten wurde immer größer, und die Umriſſe der Schiffe verſchwammen im Dunkel des hereinbrechenden Abends.

Der Wind wehte eiſig kalt und trieb von allen Seiten eine furchtbare

Wolkenmaſſe zuſammen. Dann wurde es ſtill, und eine dichte Schneemaſſe fiel ſenkrecht über den weiten Schlachtenraum, als ob der Himmel ein Leichentuch über die Gefallenen breiten wollte. Aber die Wellen duldeten es nicht und hüpften gleichgültig über die Begrabenen hinweg.

Frankreich.

Albert und Conſuelo, oder der Bund der Unſichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolſtadt".

(Fortſetzung.)

Hierauf begann zwiſchen Spartakus und Trismegiſtos eine geordnete Unterredung, die ich nie in meinem Leben vergeſſen werde. Trismegiſtos, der zuvor nur durch die Töne der Muſik hatte zu uns ſprechen wollen, wurde plötzlich der ſchärfſte Philoſoph, und Spartakus enthüllte die ganze Gluth ſeiner Seele. Der Eine von ihnen war ein vollkommener Mann, in dem alle Kräfte aufs Höchſte entwickelt und in ſchönſtem Einklang waren, der Andere ſchien ein neu eingeweihter Jüngling, an dem die Begeiſterung erſetzt, was an Erfahrung abgeht.

Ja, nahm Spartakus das Wort, ich fühle einen beſonderen Beruf in mir. Ich habe mich den Großen der Erde genähert, und ich war überraſcht über ihre Unwiſſenheit und die Verhärtung ihres Herzens. O, das Leben iſt ſchön, die Natur iſt ſchön, die Menſchheit iſt ſchön; doch was machen ſie aus dem Leben, der Natur und der Menſchheit? Ich habe lange geweint, als ich mich und die Menſchen, meine Brüder, und die ganze Schöpfung ſolchen Elenden unterthan ſah; und als ich geſeufzt hatte, wie ein Weib, ſprach ich zu mir: Wer hindert mich, daß ich mich ihren Banden entwinde und frei lebe? Doch bald erkannte ich, daß, wer allein frei iſt, nicht frei ſeyn kann. Der Menſch kann nicht allein leben, er iſt an den Menſchen geknüpft; darum fühlte ich die Nothwendigkeit, auch meine Brüder zu befreien, und ich habe edle Herzen gefunden, die ſich mit mir vereinigten; meine Freunde nennen mich Spartakus.

„Ich weiß, du wirſt nichts thun als zerſtören; doch zerſtöre nur, es thut Noth. Eine geheime Geſellſchaft bildet ſich auf deinen Ruf, um die große Ungerechtigkeit, unter welcher die Welt ſeufzt, zu zerſtören; gieb dem Bunde eine im Leben und dem Ewigen, Unwandelbaren wurzelnde Grundlage, damit er erfolgreicher zerſtöre und aus der Zerſtörung einſt die neue Welt ſich erhebe."

Du ziehſt meiner Sendung enge Gränzen; doch ich nehme ſie an; mein Werk mag groß oder klein ſeyn, ich will es vollbringen.

„Was im Rathe Gottes beſchloſſen iſt, das iſt groß. Behalte es dir als eine Lebensregel: Nichts geht unter; und wenn es auch den Sinnen der Menſchen und dem Gedächtniß entſchwindet, ſo wirkt es doch im Geheimen und oft in ganz veränderter Geſtalt fort."

Da du meine Abſichten billigſt, ſo belehre mich denn; eröffne mir die Bahn. Was ſoll ich thun? Wie ſoll ich auf die Menſchen wirken? Soll ich mich zunächſt an ihre Einbildungskraft wenden? Soll ich aus ihren Schwächen Vortheil ziehen, aus ihrem Hange zum Wunderbaren? Du weißt, daß man mit dem Wunderbaren viel Gutes wirken kann.

„Ja; doch ich habe auch das Unglück geſehen, das man damit anrichten kann. Wenn du die höchſte Weisheit ſelbſt kennen wirſt, ſo wirſt du wiſſen, in welcher Epoche der Menſchheit wir leben, und du wirſt die Mittel zu deinen Zwecken ſelbſt wählen können."

Lehre mich denn die höchſte Weisheit.

„Du forderſt viel von einem Manne, den die Menſchen des Wahnſinns angeklagt und unter dieſem Vorwande verfolgt haben."

Ich fordere es von dir, denn ich weiß, was die Weisheit deiner Verfolger werth iſt. Lehre mich die Methode, zu handeln.

„Nun wohl, da du darauf beſtehſt, ſo ſage ich dir, daß die Methode identiſch iſt mit der höchſten Weisheit ſelbſt; auf die Erkenntniß dieſer kommt Alles an."

Spartakus ſchwieg einen Augenblick ſinnend; darauf begann er: Ich möchte aus deinem Munde den höchſten Satz, die Alles in ſich ſchließende Formel dieſer Weisheit hören.

„Nicht aus meinem, ſondern aus Pythagoras' Munde ſollſt du ſie vernehmen; ſie heißt: O göttliche Tetras! Sie haben alle Philoſophen wiederholt, und alle große Religionen haben ſie, nur unter verſchiedenen Bildern und Symbolen, ausgeſprochen."

O, ſprich weiter; und damit ich dich beſſer verſtehe, rufe mir einige dieſer Symbole ins Gedächtniß; dann fahre in der dunklen Sprache des Abſoluten fort.

„Ich kann die Religion in ihrem Weſen und die Religion in ihrer Manifeſtation nicht trennen. Es liegt im Charakter unſerer Epoche, daß man ſie beide zuſammen betrachtet. Doch ſprechen wir zunächſt von Gott. Paßt die Formel auf Gott, das unendliche Seyn? Haſt du über das Weſen Gottes nachgedacht? Ohne Zweifel, denn ich fühle, daß du den Himmel, den wahren Himmel im Herzen trägſt. Sprich denn, was iſt Gott?"

Er iſt das Seyn, das abſolute Seyn. Sum qui sum, ſagt das große Buch, die Bibel.

„Wohl, doch wiſſen wir nichts Beſtimmteres über die Natur Gottes? Hat Gott ſelbſt der Menſchheit nicht mehr von ſich offenbart?"

Die Chriſten ſagen, in Gott ſeyen drei Perſonen vereint, der Vater, der Sohn und der Geiſt.

„Und was ſagen die Ueberlieferungen der alten geheimen Geſellſchaften?"

Sie ſagen daſſelbe.

„Hat dich das nicht überraſcht? Die allgemein anerkannte und ſiegreiche Religion und die geheime, geächtete ſtimmen über das Weſen Gottes mit einander überein. Ich könnte dir beweiſen, daß in den Kulten der Inder, Aegypter und Griechen dieſelbe Dreieinigkeit herrſcht; doch wir gehen zum Menſchen über. Was iſt der Menſch?"

Du legſt mir nach einer ſchwierigen Frage eine faſt noch ſchwierigere vor. Das delphiſche Orakel ſprach, alle Weisheit ergebe ſich aus dem Satze: Menſch, erkenne dich ſelbſt.

„Und das Orakel hatte Recht. Aus der Erkenntniß der menſchlichen Natur entſpringt alle Weisheit. Was lehrt nun zunächſt die Betrachtung des Menſchen über das Weſen deſſelben?"

Der Menſch iſt eine Emanation von Gott.

„Ohne Zweifel, ſo wie alle lebende Weſen; denn Gott allein iſt das Weſen an ſich, das abſolute Weſen. Doch ich hoffe, daß du dies nicht ſo verſtehſt, wie die Philoſophen, die ich in England, Frankreich und in Deutſchland am Hofe Friedrich's geſehen habe: daß du nicht Locke gleichſt, von dem man heute, da ihn Voltaire populär gemacht, ſo viel ſpricht, noch auch Helvetius, noch La Mettrie, deſſen kecker Materialismus am Hofe zu Berlin ſo wohl gefiel. Du wirſt nicht wie ſie ſprechen, daß der Menſch nichts Eigenthümliches habe, was ihn von den Thieren, den Pflanzen und Steinen unterſcheidet. Gott belebt die ganze Natur ſo wie den Menſchen; doch es giebt Abſtufungen in ſeinen Gedanken und daher auch in ſeinen Werken, welche nur die Verwirklichung ſeines Gedankens ſind. Was iſt alſo die eigenthümliche, charakteriſtiſche Formel für den Menſchen?"

Ich verſtehe dich. Du forderſt eine Formel für den Menſchen, welche der für Gott analog ſey. Die göttliche Dreiheit muß ſich auch in allen Werken Gottes kundgeben und vornehmlich im Menſchen.

„Gewiß. Bis ſich jedoch die Philoſophen über dieſe Formel für den Menſchen einigen werden, wird noch lange Zeit dahingehen; und gleichwohl hat ſie ſchon Einer unter ihnen gefunden; nicht Descartes, der ein logiſches Uhrwerk aus dem Menſchen macht, nicht Locke, der ſich in den Tiefen des Materialismus verliert, ſondern Leibnitz, der größte Philoſoph. Er theilte die Verachtung des Alterthums und des Chriſtenthums nicht; er ſagte, daß auch in den Trümmern des Mittelalters ſich noch Perlen finden, und mit ihm ſage ich dir, daß der Menſch eine Dreieinigkeit iſt wie Gott. Er beſteht aus Sinnlichkeit, Gefühl und Erkenntniß, und aus der Einheit dieſer drei erwächſt die menſchliche Tetras, welche der göttlichen entſpricht: hieraus entſpringt alle Geſchichte, alle Politik, hier mußt du ſchöpfen, als an einer ewig lebendigen Quelle."

Du ſchwingſt dich über Abgründe, über die mein Geiſt, weniger kühn und ſtark als der deine, ſo raſch nicht hinweg kommt. Zunächſt frage ich, wie gelange ich von dieſer pſychologiſchen Wahrheit zur Methode des Handelns und zur höchſten Gewißheit?

„Die Methode ergiebt ſich leicht aus ihr", erwiederte Rudolſtadt. „Wenn man das Weſen der menſchlichen Natur erkannt hat, ſo handelt es ſich nur darum, daß man die Menſchen dieſem Weſen gemäß behandelt. Wenn du das Buch der Bücher, die Geneſis, aus welcher das Evangelium ſelbſt erſt abgeleitet iſt, begriffeſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß die Auflöſung des Menſchengeſchlechtes, welche in der Geneſis Sündfluth heißt, keinen anderen Grund hatte, als die Zertrennung dieſer drei menſchlichen Kräfte, welche dadurch von der göttlichen Einheit, in der Intelligenz, Liebe und Thatkraft ewig verſchwiſtert ſind, losgeriſſen wurden. Wenn du aufbauen, wenn du organiſiren willſt, muß daher Noah dein Vorbild ſeyn; doch ich wiederhole es, ich glaube, daß jetzt die Zeit, zu zerſtören, nicht die Zeit, aufzubauen, gekommen iſt. Die drei Kräfte werden ſich von neuem trennen, und hierdurch werden unſere ſozialen, religiöſen und politiſchen Zuſtände untergehen. Die Sinnlichkeit, das Gefühl und die Erkenntnißkraft werden ihre eigenen falſchen Propheten hervorrufen; ſchließe du dich keiner dieſer Parteien an, denn alle drei führen in ſolcher Getrenntheit in Abgründe, die Sinnlichkeit zum Materialismus, das Gefühl zum Myſtizismus, die Vernunft zum Atheismus."

Du offenbarſt mir tiefe Weisheit, doch morgen habe ich dich nicht mehr. Wer wird mich leiten bei der weiteren theoretiſchen Erkenntniß, und wer bei der Praxis?

„Es bleiben dir zuverläſſige Leiter genug. Vor Allem lies die Geneſis, ſuche in ihren tiefen Sinn zu dringen und faſſe ſie nicht bloß als ein hiſtoriſches Buch, wie die Thorheit unſerer Zeit ſie zu faſſen pflegt. Dann lies das Evangelium, nimm es auf in dein Herz und ſuche es durch die Geneſis zu begreifen. Sammle eifrig, was uns von Pythagoras übrig geblieben iſt. Lies auch die unter dem Namen des göttlichen Theoſophen Trismegiſtos erhaltenen Schriften; ich würde den Namen des Erhabenen nie angenommen haben, doch die Unſichtbaren geboten mir, ihn zu tragen. Die Thoren und Pedanten halten dieſe Schriften des Hermes für Erfindungen eines Chriſten aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert; in Wahrheit iſt uns durch ſie die alte ägyptiſche Weisheit überliefert, und es wird eine Zeit kommen, wo man einſieht, daß dieſe Schriften koſtbarer ſind als die platoniſchen, weil Plato erſt aus ihnen geſchöpft hat und in ſeiner Republik die aus ihnen entlehnte Wahrheit nur verkannt und entſtellt hat. Lies jedoch neben Hermes Trismegiſtos auch Plato und die, welche Beide kommentirt haben, vorzüglich den edlen Campanella, welcher furchtbare Qualen ausſtand, weil er träumte, was du träumſt: die menſchliche Geſellſchaft nach den Geſetzen der Wahrheit und Wiſſenſchaft umzugeſtalten. Doch mehr als alle Bücher belehrt dich das Leben ſelbſt; denn die ewige Dreiheit iſt tiefer in uns und in den Sternen ausgeprägt, als in den Werken des Hermes und Plato."

Ohne es zu wollen, wandte ich das Geſpräch auf den Zufall. Meiſter, ſagte ich, was meinſt du damit, daß die ewige Dreiheit in den Sternen ausgeſprochen iſt? Ich ſehe zwar, wie ſich die Bibel ausdrückt, Gottes Ruhm

aus den Sternen leuchten, doch ich erkenne nicht, wie die Sterne jenes ewige Gesetz des Lebens bestätigen.

„Das liegt daran", antwortete Rudolstadt, „daß die Naturwissenschaften noch nicht weit genug ausgebildet sind, und auch, daß du mit ihrer bereits gewonnenen Lehre nicht hinlänglich vertraut bist. Hat man nicht schon in den Untersuchungen über die Elektrizität ein Zusammenwirken dreier Kräfte anerkannt? Steht es nicht fest, daß Elektrizität nie ohne Licht und ohne Wärme erscheint?" — Hierauf sprach Trismegistos von der Natur im Allgemeinen und von der Nothwendigkeit, alle Naturerscheinungen auf ein erstes Gesetz zurückzuführen. „Das Leben", sagte er", „ist Einheit, und die Aufgabe aller Wissenschaft ist, zu erforschen, wie alle besondere Wesen durch das eine allgemeine existiren, ohne deshalb von demselben absorbirt zu seyn."

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Die Reste des Mittelalters in Rhodus. *)

Mehr als drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Rhodus von den Johanniter-Rittern, den späteren Maltesern, verlassen worden, und noch immer zeigt die Insel überall Spuren ihres damaligen Aufenthalts und ihrer Kämpfe mit den Türken. So tritt uns gleich am Eingang des Hafens ein Thurm aus jener Zeit entgegen, welcher den Hafen vertheidigt und noch heute der „Thurm der Ritter" von den Türken genannt wird. Wir ließen den Gouverneur um die Erlaubniß bitten, den Thurm zu besuchen. Eine Wache öffnete uns die Thür; meine Begleiter stürzten sich auf die Treppe, und das Geräusch unserer Säbel auf den tönenden Steinplatten kam mir wie der Wiederhall der schweren Eisendegen der braven Ritter vor. Von der Platform beherrscht man die Stadt. Wenn man sich nur isolirt und vergißt, wie der Ort heißt, wo man sich befindet, so glaubt man eine unserer alten europäischen Städte vor sich zu sehen. Man findet ganz unsere alten Burgen wieder in diesen düsteren Häusern von Quadersteinen mit engen Fenstern und überladen mit Wappenschilden. Runde oder viereckige Thürmchen steigen von allen Seiten empor; einige sind mit den Giebeldächern des Mittelalters versehen, doch die meisten, so wie die Häuser, enden in Terrassen, wo des Abends die Frauen sich versammeln, um die Schönheit der orientalischen Nächte zu genießen. Der Hafendamm ist besetzt mit Kaffeehäusern und hölzernen Betten unter freiem Himmel, auf welchen die Türken auf der einen, die Griechen auf der anderen Seite einen Theil des Tages ausgestreckt liegen. Vor diesen ewigen Rauchern schaukeln die leichten Barken der Levante, beladen mit Früchten, Gemüsen und Wassermelonen, welche die Seeleute ausladen und auf dem Quai verkaufen. Um die Matrosen drängen sich verschleierte Frauen, die in Tuniken von allen Farben gekleidet sind, die Füße in Maroquinstiefelchen, Neger mit zerquetschtem Gesicht, den Kopf mit einem Stück Scharlachstoff bedeckt, Kinder, die fast nackt sind, Juden mit abgetragenen Mänteln, die unter die Menge schlüpfen, ohne Jemanden anzurühren, geschwätzige Griechen mit unverschämten Geberden, Soldaten, die sich in der schrecklichen modernen Uniform genirt fühlen, und reiche Türken, die gravitätisch einhergehen, in lange Pelze mit herabfallenden Aermeln gehüllt.

Wir verließen die Festung, um die alte Stadt, die wir im Vogelfluge überblickt hatten, zu durchwandern. Das Thor der Stadt öffnet sich zwischen zwei starken Thürmen am Ende des Dammes. Die erste Straße, die man hier trifft, ist die der Ritter; sie ist wie die Stadt selbst nur eine Reihe von Häusern aus dem Mittelalter, mit niedrigen Eingängen, mit Wappenschilden, die meist aus Frankreich stammen, versehen. Ich sah hier die Wappen wieder, die ich in Malta, in der Kirche Sankt-Johann, mit Füßen getreten, wo sie durch die Reibung der Schuhe schon abgenutzt waren. In Rhodus, wo sie in den weißen Marmor geschnitten und von jenem reizenden Himmel erhalten sind, welcher das Parthenon und die Statuen Griechenlands geschont hat, springen diese Wappen unversehrt in dem ganzen Stolz der Devisen auf den schwarzen Mauern der Gebäude hervor.

Die Straße der Ritter ist bergig, wüst, voll Gras und beweglicher Steine; unsere Tritte hallten in der Ferne wie auf den Steinplatten eines Kellers. Hier und da öffnet sich ein steinerner Gewölbbogen, der in eine andere schwarze, enge und tiefe Straße führt. Einige vergitterte Fenster waren mit Blumen besetzt; unsere lauten Stimmen brachten Köpfe von Frauen oder Kindern zum Vorschein; kleine Hände entfernten vorsichtig die in die Riegel verschlungenen Pflanzen; die Mädchen blieben beim Anblick der fremden Uniformen einen Augenblick erstaunt, mit halb offenem Munde, stehen und zeigten ihre großen Augen, ihre schwarzen, mit goldenen Zechinen beladenen Haare; als sie dann einem unserer kühnen Blicke begegneten, schlüpften sie wie Vögel in das Laub zurück.

Diese Wohnungen sind Festungen ähnlich; Alles ist schwarz und viereckig vom Grunde bis zum Giebel. Thürmchen, ein Zeichen des hohen Adels unter diesem Volk von Edeln, erheben sich an den Winkeln einiger Häuser; Schießscharten vertheidigen die Thüren. Als ich die Augen in das Innere warf, sah ich einen feuchten Hof, gepflastert mit großen Steinen, zwischen welchen dicht und gerade das Gras wuchs, als ob seit Jahren, vielleicht seit dem Tode oder der Flucht des Herrn, Niemand ihn betreten hätte. In einen von diesen Höfen, an dessen Portal die stolze Devise des Hauses Rieux: A tout heurt Rieux erglänzte, drang ich vor; ein ehrwürdiger Feigenbaum versperrte den Eingang; sammetartiges Moos schmückte die Wände, Fenster ohne Laden öffneten sich hier und da, über den Gewölbbogen glänzte überall das Wappenschild. Ich trat sodann in einen großen Saal, wo die Sonne durch die Fensterbrüstung hineinschien; Schlingpflanzen wanden sich längs der mit Skulpturwerk verzierten Balken, keine Spur verrieth den Aufenthalt des Menschen, und diese Wohnung, die ehemals eine Stätte der Buße unter einem strengen Großmeister und vielleicht ein Haus der Freude und des Genusses unter einem nachsichtigeren Oberhaupt gewesen, war jetzt so still wie ein Grab: nur das Wappen schien zu leben und zu warten. So ist das Innere der meisten Häuser in der Straße der Ritter. Die wohlerhaltenen Façaden tragen alle ihr Wappen, unter welchen ich das der Beaumanoir erkannte, mit der Devise: J'aime qui m'aime, und jene andere: Que ne ferai je pour elle! von der ich später erfuhr, daß sie den Salvaing's in dem Dauphiné angehöre.

*) Aus einem französischen Reisebericht.

Mannigfaltiges.

— Zu Gunsten eines Vaters, dem seine Kinder geraubt wurden. Die nachstehende Aufforderung an Menschenfreunde in unser Blatt aufzunehmen, fühlen wir uns um so mehr veranlaßt, als hier ein Fall vorliegt, in welchem die Gerechtigkeit eines fremden Landes — Englands — für einen in seinen heiligsten Rechten gekränkten Familienvater in Anspruch genommen werden soll. Wir zweifeln nicht, daß Jeder, der die erste Darstellung gelesen, von der hier die Rede ist, das Gefühl der achtbaren Männer auch theilt, welche diesen Aufruf unterzeichneten, und fügen nur noch hinzu, daß uns Herr von Fabeck persönlich bekannt und der Theilnahme, deren er sich in dieser Sache erfreut, vollkommen würdig scheint:

„Aufforderung an Menschenfreunde.

Stellt sich in unseren Tagen ein Ereigniß dar, welches die Theilnahme jedes Menschenfreundes erregen, den Wunsch lebhaft erwecken muß, durch thatkräftige Mitwirkung einem Unglücklichen beizustehen: so ist es das beklagenswerthe Geschick, welches Herrn v. Fabeck so hart betroffen. — — Durch die öffentlichen Blätter ist die Leidensgeschichte dieses unglücklichen Vaters allgemein bekannt. Die von ihm herausgegebene Schrift „Ausgeübter Kinderraub gegen einen preußischen Unterthanen unterm Schutz der Gerichte der freien Stadt Frankfurt" muß das Herz jedes fühlenden Vaters, jedes Rechtlichdenkenden mit Schrecken erfüllen und zum Mitgefühl erwecken. — — Ist das Streben nach Oeffentlichkeit der Justizverwaltung in ganz Deutschland rege, so dürfte Herr v. Fabeck als Opfer eines entgegengesetzten Gerichtsverfahrens vorzugsweise auf den Beistand seiner Landsleute rechnen. — Durch Intrigue, durch Willkür, durch Verhöhnung des Rechts, der Gesetze, sehen wir einen Vater in seinen heiligsten Rechten auf das tiefste gekränkt, der Verzweiflung, dem Untergange ausgesetzt; sehen die von ihm heiß geliebten Kinder, für die er nur gelebt, gelitten, auf ungegründete, ungenügende Anschuldigungen — ohne ihm das Recht der Vertheidigung zu gestatten — unterm Schutz der Frankfurter Gerichte von seinem Herzen gerissen. — Nach beinahe dreijährigem Kampfe und Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel sieht sich endlich der gebeugte Vater durch das Urtel des obersten Gerichtshofes zwar in die ihm rechtswidrig entzogenen Vaterrechte eingesetzt — aber die Gerechtigkeit der Justiz erschien zu spät! — seine Kinder sind nicht mehr im Bereich deutscher Gesetze! — Obgleich sein Recht nun in Händen, steht er dennoch seinen triumphirenden Gegnern hülflos gegenüber. Durch ihre Einwirkung haben sie es auch dahin gebracht, seine finanzielle Lage so zu erschüttern, daß ihm die nöthigen Mittel fehlen, seine Kinder in England aufzusuchen, sein Recht in diesem fremden Lande geltend zu machen, sie ins Vaterland zurückzuführen und für die augenblickliche Existenz der Seinigen gesichert zu seyn. — Wer kann hierbei theilnahmlos verbleiben? wer fühlt sich nicht bestimmt, einem so unglücklichen, in seinen heiligsten Rechten verletzten Vater Hülfe und Beistand zu leisten?! — Ihr habt einem deutschen Ehrenmanne, der sein Haus zu verlieren fürchtete, dasselbe erhalten: werdet Ihr Familienväter, Ihr Menschenfreunde weniger thun für einen deutschen Mitbruder, der für seine Kinder fürchtet? die ohne Euren Beistand auf immer für ihn verloren sind! So ergeht denn, im Vertrauen auf das Mitgefühl und die Thatkraft aller Menschenfreunde des deutschen Vaterlands, die Bitte und Aufforderung: Die Sache dieses tiefgekränkten Vaters zu einer gemeinsamen zu machen und durch Beisteuer ihn in den Stand zu setzen, die Wiedervereinigung mit seinen Kindern — die vielleicht dem Verderben, dem Untergange bloßgestellt sind — zu bewirken. Die verehrlichen Redactionen der verschiedenen Zeit- und Tagesblätter werden angelegentlich ersucht, diesem Aufruf ihre Spalten gefälligst zu öffnen, sich der Sammlung von Beiträgen gütigst zu unterziehen und diese demnächst an das hiesige Banquierhaus Mendelssohn u. Co. zu befördern. Ueber den Erfolg dieses Unternehmens wird zu seiner Zeit öffentlich Rechenschaft gelegt werden. Berlin, im April 1844.

Das Comité des Vereins zur Verwendung der eingehenden Beiträge.

Blesson,	Dr. Dorow,	Gamet,
Major a. D.	Hofrath.	Stadt-Rath.
v. Maliszewski,	Mendelssohn,	Dr. S. H. Spiker,
Oberst.	Banquier.	Bibliothekar."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Dienstag den 9. April 1844.

England.

Die städtische Verwaltung der City von London. *)

Die städtische Verwaltung des eigentlichen Londons (der City) bietet eine seltsame Mischung veralteter Einrichtungen und widerstreitender Elemente dar; es sind die Trümmer eines sozialen Systems, welches nicht mehr den Ideen und Bedürfnissen unseres Jahrhunderts entspricht. Sie wären schon längst in Staub zerfallen, wenn sie nicht von dem Geiste des Egoismus und des Monopols mit einer Hartnäckigkeit vertheidigt würden, die jede Reform unmöglich macht. Während sich Alles um sie her verjüngte, ist die City allein wie eine Reliquie aus dem Mittelalter stehen geblieben. Versuchen wir es, eine Skizze ihrer bürgerlichen Verfassung zu entwerfen.

Die City hat gegenwärtig 129,251 Einwohner, und ihre Lokal-Ausgaben für den Unterhalt der Kirchen und wohlthätigen Institute, für das Pflastern, die Erleuchtung und Reinigung der Straßen, die Polizei, die Gefängnisse, die Irrenhäuser u. s. w. belaufen sich jährlich auf etwa eine Million Pfund Sterling (über 6¾ Mill. Thaler). Das Kirchspiel Mary-le-Bone, ein anderer Bestandtheil jenes ungeheuren Aggregats, welches die Hauptstadt Englands bildet **), verwendet bei einer Bevölkerung von 137,955 Seelen für dieselben Gegenstände nicht mehr als 134,160 Pfd. Sterl. (850—900,000 Thaler). Bei der Vergleichung dieser Zahlen, über die wir uns für den Augenblick jedes Kommentars enthalten, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, woher dieser enorme Unterschied entstehen mag? Wir wissen zwar recht gut, daß die wohlfeilste Regierung nicht immer die beste ist, aber da wir die Wirksamkeit der Munizipal-Einrichtungen der City untersuchen wollen, so müssen wir auch ihre Kostspieligkeit in Erwägung ziehen.

Die Functionen einer Lokal-Verwaltung theilen sich in legislative, ausübende und richterliche, und in den besten Munizipal-Verfassungen hat man es daher für zweckmäßig gefunden, eigene Beamte für jede dieser Klassen zu ernennen, in deren Wahl man sich nach ihren Fähigkeiten und den Garantieen richtet, die sie gegen den Mißbrauch des ihnen geschenkten Zutrauens darbieten. In dem verwickelten Mechanismus der Londoner Corporation ist nichts Aehnliches zu finden; man scheint die Nothwendigkeit einer solchen Vertheilung nicht geahnt zu haben. Die Aldermen, deren es sechsundzwanzig giebt, vereinigen in sich die Functionen von Lokal-Gesetzgebern, ausübenden Beamten und Richtern; sie können nach Gutdünken über die öffentlichen Gelder verfügen und sind weit entfernt, dieses Vorrecht unbenutzt zu lassen. Diese mächtigen Stadthäupter werden von den Bürgern (freemen) der sechsundzwanzig Stadtviertel oder Wards erwählt, in welche die City getheilt ist. Jedes Viertel ernennt einen Alderman, aber da die Viertel von ungleicher Ausdehnung sind und die Anzahl der kleinen die der großen übersteigt, so folgt daraus, daß sich die Gewalt in den Händen einer Minorität befindet, die weder in geistiger noch in materieller Hinsicht die Masse der Bürger repräsentirt. So enthält z. B. das Viertel Farringdon-Without 3030 Häuser — das Bridge-Ward nur 198. Dennoch ernennt jedes von ihnen einen Alderman, und wenn man also die Stimmen nach den Häusern berechnete, so hätte ein Wähler des letzteren Viertels eben so vielen Einfluß als funfzehn Wähler des ersteren. Im Ganzen ernennen 6177 Häuser nicht weniger als neunzehn Aldermen, während 10,289 Häuser nur durch sieben vertreten werden. Diese Anomalie wird noch überraschender, wenn man bedenkt, daß viele der größten Kaufleute zu den Wahlen nicht mitstimmen, weil sie nicht in der City domizilirt sind und daher nicht als freemen betrachtet werden.

Außer der Verwaltung der öffentlichen Gelder sind die Aldermen noch mit anderen wichtigen Vorrechten bekleidet. Erstens haben sie bei allen Fragen, die sich auf die Angelegenheiten der Corporation (Munizipalität) beziehen, ein doppeltes Votum, d. h. als Mitglieder des Common Council (Gemeinderaths) und des Raths der Aldermen. Zweitens fungiren sie als Beisitzer verschiedener Civil-Gerichtshöfe und üben in der City das Amt der Friedensrichter und Polizei-Direktoren (police magistrates) aus. Drittens sind sie mit Austheilung der Privilegien (licences) für die Schankwirthe und Weinhändler beauftragt, woher sich das Interesse erklären läßt, welches diese zahlreiche Klasse an den Aldermen's-Wahlen nimmt. Viertens sind sie aller Verantwortlichkeit gegen das Publikum sowohl als gegen ihre Konstituenten entbunden, da sie auf Lebenszeit erwählt werden und ihre Verhandlungen meistentheils bei verschlossenen Thüren stattfinden. Fünftens haben sie die Aufsicht über die Gefängnisse. Sechstens ist jeder Alderman Aufseher der königlichen Hospitäler, Administrator irgend eines wohlthätigen Instituts, Direktor einer Compagnie oder Zunft u. dergl. m. Siebentens wählen die Aldermen den Recorder oder Präsidenten des Kriminal-Gerichts, dessen Jurisdiction sich über die ganze Hauptstadt erstreckt. Achtens verwalten sie die Polizei in der Vorstadt Southwark, die übrigens eine ganz von der City getrennte Verwaltung besitzt. Neuntens haben sie ein Veto bei den Wahlen der Mitglieder ihrer eigenen Körperschaft, was dem Rechte der persönlichen Ernennung gleichkommt. Endlich wird jeder Alderman, welches auch seine Fähigkeiten seyn mögen, der Reihe nach Lord-Mayor von London und ist vermöge dieses Amtes mit mehreren hohen Prärogativen bekleidet. Er kann, wenn es ihm gutdünkt, die Versammlung des Common Council auflösen und auf diese Weise alle Angelegenheiten der städtischen Verwaltung zum Stillstand bringen, und man hat die Lord-Mayors sogar das Recht aufheben sehen, öffentliche Diskussionen in der City über politische Gegenstände zu halten.

Der Antheil des Löwen ist, wie aus Obigem hervorgeht, dem Corps der Aldermen vorbehalten; der Gemeinderath nimmt in der Londoner Corporation nur eine untergeordnete Stelle ein. Erst seit einem Jahrhundert hat man ihm eine Art Kontrole über die Verwendung der öffentlichen Gelder zugestanden; seit dieser Zeit hat sich zwar seine Lage etwas gebessert, aber das Uebergewicht der Aldermen ist nur wenig geschwächt. Die Verfassung des Gemeinderaths leidet an ähnlichen Gebrechen wie die des Court of Aldermen, obgleich diese von weniger ernsten Folgen begleitet seyn mögen. Die Wahlen finden alljährlich statt, aber da, wie schon erwähnt, die Stadtviertel von ungleicher Ausdehnung sind, so tritt auch hier das Mißverhältniß in der Vertretung dieser Bezirke hervor. In Bridge-Ward werden acht Mitglieder des Common-Council erwählt, wogegen Farringdon-Without mit einer funfzehnmal stärkeren Bevölkerung durch nicht mehr als sechzehn Abgeordnete vertreten wird. Von 206 Mitgliedern, die den Gemeinderath bilden, sind 84 die Repräsentanten von 10,289 Häusern, während 122 nur 6177 Häuser vertreten. Der Gemeinderath ernennt eine gewisse Anzahl der städtischen Beamten — um aber die Verkehrtheit dieser Einrichtungen zu vollenden, werden die beiden Sheriffs, die nach dem Lord-Mayor die wichtigsten exekutiven Beamten der Corporation sind, und der Kämmerer (Chamberlain) oder Schatzmeister weder von den Aldermen, noch von dem Gemeinderath, noch selbst von den domicilirten freemen ernannt, sondern von einer ganz abgesonderten Körperschaft, die aus den liverymen oder Zunftgenossen der verschiedenen Compagnieen besteht.

Die Compagnieen oder Zünfte, deren es neunundachtzig giebt, wurden in der Absicht gestiftet, eben so viele Gewerbszweige zu beschützen, oder, mit anderen Worten, um das Monopol zu begünstigen und jede freie Konkurrenz zu hintertreiben. Die meisten dieser Zünfte, wie z. B. die der Tuchhändler, der Seidenhändler, der Goldschmiede, sind äußerst begütert. Ihre Reichthümer entstehen zum Theil aus den Fonds, die man ihnen zu wohlthätigen Zwecken hinterlassen, zum Theil aus dem seit Jahrhunderten angehäuften Ertrage der Prämien, die für den Genuß ihrer städtischen und politischen Vorrechte eingezahlt werden müssen. Auf die Angelegenheiten der City üben die liverymen einen höchst fühlbaren Einfluß; sie haben das ausschließliche Ernennungsrecht einiger der vornehmsten städtischen Beamten, und gewissermaßen ist es ihnen sogar erlaubt, nicht nur die Mitglieder ihrer Körperschaft, sondern auch das Publikum im Allgemeinen zu besteuern. Ein Kleinhändler, der sich in der City niederläßt, ist nämlich gezwungen, in eine der Compagnieen zu treten, was ihm nach Umständen von 30 bis 100 Pfd. Sterl. kostet. Da er nun, um sich schadlos zu halten, den Betrag dieser Taxe auf den Verkaufspreis seiner Waaren schlagen muß, so ist sie in der That eine dem Publikum auferlegte indirekte Steuer.

Außer den beiden Körperschaften der Bürger (freemen) und Zunftgenossen (liverymen) sind auch die Verwalter der königlichen Hospitäler zu erwähnen, die einige ziemlich wichtige städtische Privilegien genießen. Dieser Anstalten

*) Wir entlehnen diesen Artikel der Westminster Review, dem Organe der extremen whig-radikalen Partei. Daß es mit ihrer Darstellung im Ganzen seine Richtigkeit habe, wollen wir nicht in Abrede stellen; doch verhält es sich mit den Einrichtungen der City wie mit so manchen anderen englischen Verwaltungsformen — sie liefern in der Praxis ein besseres Resultat, als es sich aus der Theorie erwarten ließe. Trotz der von dem Reviewer mit so vieler Bitterkeit gerügten, allerdings bedeutenden Mißbräuche, sind doch in den letzten 10 — 15 Jahren in der City so großartige Neuerungen und Verbesserungen zu Stande gebracht worden, wie wir sie in keiner anderen europäischen Stadt — selbst in dem noch den untadeligsten Prinzipien der politischen Oekonomie verwahrten Paris nicht — bemerkt haben. Anmerk. d. Uebers.

**) Bekanntlich zerfällt London in mehrere (sieben) Bezirke, die ihre besondere Verwaltung haben, und wovon die City, obgleich der Kern des Ganzen, doch nur einen sehr kleinen Theil ausmacht.

giebt es fünf: Christ's Hospital*), St. Bartholomew's, St. Thomas', Bethlehem (Bedlam) und das Hospital oder Gefängniß von Bridewell. Ihre Einkünfte belaufen sich auf fast 130,000 Pfd. Sterl. (850,000) Thaler) und bestehen aus den Zinsen der von wohlthätigen Individuen hinterlassenen Vermächtnisse, die unter die Aufsicht des Mayors, der Aldermen und der Bürger von London gestellt wurden. Die Bürger im Allgemeinen haben sich den unmittelbaren Antheil fast ganz entziehen lassen, der ihnen an der Verwaltung dieser Institute gebührte, und man hat es für gut befunden, den einflußreichen Posten eines Governor käuflich zu machen. Im Jahr 1836 zählte Christ's Hospital vierhundertsechs Governors, von welchen dreihundertdreizehn diese Ehre keinem anderen Verdienst als der von einem jeden eingeschossenen Summe von 400 Pfd. Sterl. zu danken hatten — eine Summe, für welche das mit jenem Amte verknüpfte Patronat einen reichlichen Ersatz bildet. Der That nach liegt die Verwaltung der Hospitäler in den Händen einiger Comités, die ihre Functionen zu verewigen wissen, und man kann es daher für ein Wunder halten, wenn die Einwohner Londons auch nur den dritten Theil des Nutzens aus diesen Anstalten ziehen, den sie ihnen von Rechts wegen gewähren müßten.

Nach dieser Skizze der bürgerlichen Verwaltung Londons wollen wir jetzt die Lasten und Beschränkungen untersuchen, welche die Gemeinde unter diesem System zu tragen hat.

1) Das Bürgerrecht (freedom of the City.) Sobald ein Kleinhändler einen Laden in der City eröffnet, wird er aufgefordert, das Bürgerrecht zu erwerben, wofür er, mit Einschluß des Stempels und der Sporteln, 12 Pfd. Sterling (80 Thaler) entrichten muß. Diese Summe mag einem reichen Kaufmann unbedeutend scheinen, aber einen kleinen Detaillisten oder Krämer kann sie leicht zu Grunde richten. In früheren Zeiten kostete das Bürgerrecht 40 Pfd. (270 Thaler), und der berühmte Watt, der später einen so ausgezeichneten Antheil an der Erfindung der Dampfmaschinen hatte, mußte sich, wegen Unfähigkeit, eine solche Geldsumme aufzubringen, im Anfang seiner Laufbahn aus London entfernen. Im Jahr 1841 ist dem Schatze der City für das an 507 Individuen ertheilte Bürgerrecht der Betrag von 4790 Pfd. Sterl. zugeflossen, wogegen diese 507 Individuen, falls sie auch liverymen sind, die Fähigkeit erlangt haben, bei den Corporationswahlen zu stimmen, so wie auch selbst gewählt zu werden; außerdem sind sie noch von der Matrosenpresse befreit, genießen das Jagdrecht in der Grafschaft Middlesex u. s. w.

2) Das Zunftrecht (livery). Die Compagnieen oder Zünfte waren früher ermächtigt, jeden Einwohner der City zu nöthigen, die livery der Compagnie anzunehmen, der er seinem Gewerbe nach zugehörte. Jetzt wird dieses Privilegium nur noch von den ärmeren Zünften benutzt; die reicheren zeigen sich wenig geneigt, die Zahl derjenigen zu vermehren, mit denen sie ihre Glücksgüter zu theilen haben. Während also der Federviehhändler (poulterer) gezwungen ist, das Zunftrecht seiner Compagnie zu erwerben, welches ihm gegen 30 Pfd. zu stehen kommt, betrachtet man es als eine Gunst, in die Körperschaft der Merchant-tailors (Kleiderhändler) aufgenommen zu werden, und bezahlt sie mit 116 Pfd. Sterl. (Schluß folgt.)

*) Das Christ's Hospital ist jetzt eine Freischule (die sogenannte bluecoat's school).

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt".

(Schluß.)

Ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn Albert diese tiefen Betrachtungen weiter verfolgt hätte, doch schon seit einiger Zeit schien Spartakus ihm mit geringerer Aufmerksamkeit zuzuhören; er fürchtete, daß des Greises Kraft bald entweichen würde, und wünschte darum, ihn zu seinem Hauptthema zurückzulenken. Rudolstadt bemerkte diese Ungeduld seines Zuhörers und sprach: „Du folgst mir nicht mehr; meinst du, daß man von diesem Standpunkte nicht in die Naturwissenschaften eindringen könne? Wenn du das meinst, so irrst du dich. Auf dem Wege, welchen die Naturforschung gegenwärtig eingeschlagen, gelangt man nur zu Nomenklaturen; das hat schon Diderot erkannt. Wenn die Physiker den lebendigen Gott aus der Natur verbannen, wie wollen sie die Natur erkennen?"

O, glaube nicht, rief Spartakus, ihn unterbrechend, daß ich deinen Betrachtungen über die Natur nicht gern Tage lang zuhörte; doch ich zittere, wenn ich denke, daß du bald schweigen wirst, und daß ich doch über einen Punkt vor Allem noch gern aufgeklärt wäre: über die Zukunft des Menschengeschlechts.

„Ich verstehe dich", erwiederte der Greis lächelnd, „ich soll dir von meinem Utopien sprechen. Wohl, ich will versuchen, den Schleier zu heben, der mich so oft von der Zukunft trennt; denn ich fühle, daß die goldenen Träume meiner Poesie nicht verloren sind, wenn ich sie in euer Herz niederlege." — Hierauf gerieth Trismegistos in eine Art von Verzückung; seine Augen strahlten wie Sterne, und vor seiner Stimme erzitterten wir wie vor einem Sturm. Er sprach über vier Stunden, und was er sprach, klang wie ein heiliger Gesang. Er interpretirte uns alle Religionen der Vergangenheit, alle Mysterien der Tempel, Gedichte und Gesetzgebungen, alle Bewegungen und Tendenzen, welche sich im Menschengeschlechte vor uns geltend gemacht. In Dingen, die längst abgestorben scheinen, fand er noch Elemente des Lebens, und selbst aus dem Schatten der Mythen und Fabeln ließ er Funken der Wahrheit hervorsprühen. Er wies den Zusammenhang der Religionen mit der antiken Mythologie nach, zeigte, wie sehr oder wie wenig die einzelnen Gesetzgeber die Bedürfnisse der Menschheit begriffen hatten; die ganze Vergangenheit mit ihren tausendfach verzweigten Schicksalen und Bestrebungen entfaltete er vor uns, die ganze Gegenwart zerlegte er in ihre oft widersprechenden Bestandtheile, und dann schloß er: „Habe ich noch nöthig, euch die Zukunft zu schildern? Steht sie nicht klar vor euren Augen? Fühlt ihr nicht, daß in ihr Alles, was der Mensch bisher geträumt und ersehnt hat, möglich und gewiß ist? Die Wahrheit ist ewig und unbeschränkt, sie muß sich einst verwirklichen; einstweilen lebt sie in uns wie ein Keim, der seine Befruchtung vom Himmel erwartet."

Er sprach noch weiter von der Zukunft, und sein Gedicht von ihr war noch mannigfaltiger und wunderbarer als das von der Vergangenheit; doch ich versuche nicht, es wiederzugeben, weil ich es durch meine Unkraft nur entweihen würde. Ich müßte wenigstens zwei oder drei Jahre arbeiten, um das einigermaßen würdig zu schildern, was Trismegistos in zwei oder drei Stunden sagte. Spartakus hat wie durch einen elektrischen Schlag die ganze Seele des Philosophen in sich aufgenommen; in ihm lebt und wirkt seine Lehre, während ich mühsam auf Worte sinnen muß, sie auszudrücken. In wenigen Jahren vielleicht wird die Weisheit, die Spartakus auf dem Schreckensthron empfangen, in tausend Herzen Wurzel geschlagen haben, und die vielfachen geheimen Gesellschaften, welche jetzt zerstreut und schüchtern hinschleichen, werden sich kühn zu einer Lehre bekennen und einem Gesetze unterwerfen. Während Trismegistos sprach und ich eifrig zuhörte, zitternd, daß nicht ein Wort verloren gehe, zeichnete Spartakus, der auch in der höchsten Begeisterung sich selbst vollkommen in Gewalt hat, Linien und Figuren auf kleine Tafeln, als ob sich ihm die Metaphysik in Formen der Geometrie darstellte; und nach demselben Abend war ich erstaunt, zu sehen, wie er aus diesen Zeichen, die für mich keinen Sinn hatten, die poetisch spekulativen Deductionen des Philosophen mit einer unglaublichen Genauigkeit und Schärfe wieder entwickelte und sie fast noch einfacher und übersichtlicher darstellte, als Trismegistos selbst.

Noch war Spartakus jedoch nicht befriedigt. Die Inspiration schien Trismegistos zu verlassen, seine Augen verloren den Glanz, seine Glieder wurden schlaffer, und die Zingara gab uns ein Zeichen, ihn nicht weiter zu befragen. Doch glühend in der Verfolgung der Wahrheit, achtete Spartakus nicht auf den Wink, sondern drang mit neuen gebieterischen Fragen in den dichterischen Philosophen. Du hast mir das Reich Gottes enthüllt, sprach er, das einst auf Erden sich ausbreiten wird; nun sage mir, was habe ich in der Phase zu thun, in der du mich siehst? Was wird deine Lehre durch mich in dem bevorstehenden Jahrhundert wirken? Ich will nicht umsonst gelebt haben.

„Nichts lebt umsonst", antwortete Rudolstadt, „Nichts geht unter. Keiner von uns ist unnütz. Doch hefte meine Blicke nicht auf solche Einzelheiten, die den Geist nur erschlaffen; ich fühle mich ermüdet, weil ich nur einen Augenblick an sie gedacht habe."

Prophet, du hast kein Recht, solch' einer Ermüdung nachzugeben, rief Spartakus, indem er durch die Gluth seines Blickes gleichsam das schon matte und träumerische Auge des Alten wieder zu beleben suchte. Wenn du dich abwendest von den Leiden der Menschen, bist du nicht der vollkommene Mensch, für den ich dich halte; dann liebst du die Menschen nicht und suchst in deinem Ideal kein Mittel, ihre Schmerzen zu lindern.

„Was forderst du also?" rief der Dichter in neuer Aufregung. „Bist du so stolz, daß du dich für den Einzigen hältst, der zu dem künftigen Glücke des Menschengeschlechtes den Weg bahnen kann? oder glaubst du, daß ich mich für den Einzigen halte, der hierzu begeistern könnte? Doch sprich; ich habe Vertrauen zu dir, weil ich von der Kraft deines Geistes mich ergriffen fühle, und ich glaube an die Wahrhaftigkeit und die künftige Verwirklichung meiner Träume, weil ich fähig bin, sie zu erzeugen, und weil die Menschheit groß genug ist, um das hundertfach in der Wirklichkeit darzustellen, was eines Einzelnen Geist erfaßt hat."

Nun gut, entgegnete Spartakus; über die Bestimmung des Menschengeschlechts befrage ich dich im Namen der Menschheit, die ich wie du voll Angst und Liebe umklammert halte. Ein Zauberschleier verhüllt dir ihre Leiden, doch mit schneidendem Schmerze sehe ich sie täglich. Ich glühe, sie zu lindern, und ich würde die Menschheit eher aus Unerfahrenheit tödten, als ich zugeben würde, daß sie hülflos dahinsiechend stirbt. Du siehst, ich bin ein gefährlicher Mensch, ich kann ein Ungeheuer werden, wenn du nicht einen Heiligen aus mir machst. Du hast die Zukunft mich erblicken lassen, doch diese Zukunft ist noch weit entfernt; Generationen werden noch ohne das Licht dahinsterben. Sage mir denn, was der Menschheit zunächst bevorsteht; sage mir, ob meine Werke verderblich oder heilbringend seyn werden.

Der Dichter schien tiefe Schmerzen zu empfinden. Der Schweiß rann von seiner Stirn. Er blickte Spartakus bald mit Entsetzen, bald mit Begeisterung an, und ein furchtbarer Kampf schien ihn zu erschüttern. Erschrocken umschlang ihn seine Frau mit den Armen und richtete durch Blicke stumme Vorwürfe an Spartakus, den sie gleichwohl mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu ansah. Nie ist die hohe Kraft des Meisters mir so lebendig entgegengetreten, als in diesem Augenblicke, als er die Qualen des Propheten, den Schmerz seiner Frau, den Schrecken der Kinder und die Vorwürfe seines eigenen Herzens nicht achtete, um nur einen Tropfen Wahrheit mehr zu bekommen. Zitternd saß ich daneben; ich fürchtete, die Seele Albert's werde der gewaltsamen Anstrengung erliegen, und Consuelo's Thränen fielen schwer und brennend auf meine Seele. Plötzlich erhob sich Trismegistos, er stieß die Frau und Spartakus von sich, gab den Kindern ein Zeichen, sich zu entfernen; sein Auge schien in einem unsichtbaren Buche zu lesen, in einer Schrift, die flammend am Himmelsgewölbe stand, und sein ganzes Wesen war verwandelt. „Bin ich

nicht der Mensch?" rief er; „stehe ich nicht in lebendigem Zusammenhange mit der Menschheit meiner Zeit? Ich habe Europa gesehen, und ich kenne die Stürme, die in seinem Innern grollen. Freunde, unsere Träume sind keine Träume, das schwöre ich bei der heiligen Natur des Menschen; sie sind es nur in der heutigen Welt. Doch der Wind bläst, wo er will; er wird blasen, und die Welt wird ihr Antlitz verändern." — Hierauf unterbrach er sich selbst: „Wer soll gegen dich kämpfen, Spartakus? Ludwig XV.? ... Friedrich, der Schüler Voltaire's? Doch der ist nicht einmal so mächtig wie sein Meister. Und wenn ich Maria Theresia mit meiner Consuelo vergleiche .... o, welche Beschimpfung!" — Von neuem unterbrach er sich: „Zdenko, du mein Sohn, Sprößling der Podiebrad, der du den Namen eines Sklaven führst, welche Partei wirst du ergreifen? Wirst du dich zu deinem Vater und zu deiner Mutter halten oder zu den Tyrannen der Welt? Wirst du die Sklaverei oder die Freiheit auf Erden gründen helfen? Wenn du dich im Kampfe nicht zu den Sklaven stellst, so verleugne ich dich, ich, der ich von Königen abstamme."

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Wer zu sagen wagt, daß das Wesen der Gottheit, welches aus Schönheit, Güte und Macht besteht, sich nie auf Erden verwirklichen wird, der ist Satan. Wer zu sagen wagt, daß das Wesen der nach Gottes Bilde geschaffenen Menschheit, die Sinnlichkeit, das Gefühl und die Erkenntniß, sich nie rein auf Erden verwirklichen wird, der ist Kain. — Dein starker Wille, Spartakus, wirkt allein so viel wie eine Verschwörung. Wie schwach die Mächtigen auf Erden sind! Sie glauben sich stark, weil sich Alles vor ihnen beugt, und sie sehen nicht, was ihnen droht. Den Adel und seine Krieger, die Bischöfe und ihren Klerus haben sie gestürzt, und darum glauben sie sich stark; doch wenn eure Feinde losbrechen, werden eure süßen Freundinnen, eure Höflinge und Abbés euch nicht vertheidigen. Gehe nach Frankreich, Spartakus, dort wird man bald anfangen, zu zerstören. Frankreich bedarf deiner. Eile, wenn du an dem Werke Theil nehmen willst. Frankreichs Volk ist das bevorzugte der Völker, gehe und verbinde dich mit den Aeltesten des Menschengeschlechtes. Ich höre eine Stimme, die über Frankreich tönt: „Erhebe dich, sey erleuchtet, denn dein Licht ist gekommen, und der Ruhm des Herrn ist auf dich herabgestiegen, und die Völker werden in deinem Lichte wandeln." So sangen die Taboriten einst auf dem Tabor, heute ist Frankreich der Tabor."

Wiederum schwieg er kurze Zeit. „Ich bin glücklich", fuhr er dann lächelnd fort, „Gott sey es gedankt! Ehre sey Gott in der Höhe, wie das Evangelium sagt, und Friede auf Erden! Die Engel sangen einst also; ich fühle mich den Engeln gleich und werde mit ihnen singen. Ich bin immer in eurer Mitte, meine Freunde; ich bin immer mit dir, meine Eva, meine Consuelo, mit euch, meine Kinder, ihr Seelen meiner Seele; doch sind wir nicht mehr in den böhmischen Wäldern, an den Trümmern meines Ahnenschlosses; ich athme das Licht, ich lebe in der Ewigkeit. Ihr saget eben: Das Leben, die Natur, die Menschheit ist so schön, doch die Tyrannen haben alles Schöne befleckt. Wo sind jetzt Tyrannen? Der Mensch ist dem Menschen gleich; die Natur des Menschen ist begriffen, anerkannt und geheiligt. Die Menschen sind frei und gleich, sie sind Brüder. Hört ihr die jauchzende Menge, welche donnernd ruft: Es lebe die Republik, es lebe die Freiheit und Gleichheit! Das war der Wahlspruch, den sich in unserem Bunde die Eingeweihten der höchsten Grade leise zuraunten. Die Zeit der Geheimnisse ist also vorüber; die Sakramente gehören der ganzen Menschheit an, der Kelch gebührt Allen, wie einst unsere Väter, die Hussiten, riefen." — Gleich darauf begann er heftig zu weinen: „Ach, ich wußte wohl", schluchzte er, „daß die Lehre noch nicht weit genug durchgedrungen war; zu wenige Menschen trugen sie noch im Herzen und begriffen sie in der Wahrheit .... Ha, welch' ein Schrecken! Krieg überall, und was für ein Krieg!" — Er weinte lange; wir wußten nicht, welche Gesichte an seinem Geiste vorüberzogen; doch er litt schwer, alle seine Kräfte schienen aufgelöst. Mich schmerzte sein Zustand tief, doch Spartakus blieb bei den Leiden des Propheten unerschütterlich, wie Jemand, der Orakel befragt.

„Herr, Herr!" rief Albert nach langem Weinen, „habe Erbarmen mit uns, wir sind in Deiner Hand, thue mit uns, wie Du willst."

Indem er diese Worte aussprach, streckte er seine Hände nach denen seiner Frau und seines Sohnes aus, als ob er plötzlich des Gesichtes beraubt worden wäre. Die kleinen Mädchen preßten sich ängstlich an sein Herz. Kein Hauch regte sich. Die Züge des Weibes drückten Schrecken aus, der junge Zdenko fragte die Augen der Mutter zitternd, was geschehen sey. Spartakus saß noch stumm da; vor seinem Auge schien die Vision des Dichters noch zu gaukeln. Endlich stand er auf und nahte sich der Gruppe; Consuelo gab ihm ein Zeichen, den Gemahl nicht zu wecken. Dieser blickte mit offenen Augen starr, wie leblos, vor sich hin; nach einer Viertelstunde athmete er tief, seine Augen wurden heller, und er drückte seine Frau und seinen Sohn, die ihn bisher schweigend umfaßt hielten, an sein Herz. Dann erhob er sich und gab ein Zeichen, daß er seine Wanderung fortzusetzen wünsche.

„Die Sonne ist jetzt wohl zu warm für dich", sagte Consuelo; „willst du nicht unter diesen Bäumen etwas schlummern?"

„Die Sonne ist schön", antwortete er lächelnd; „wenn du sie nicht mehr scheuest als sonst, wird sie mir wohlthun." Hierauf nahm er den Reisesack wieder auf die Schulter, der Knabe ergriff die musikalischen Instrumente, und die Mutter die Hände ihrer beiden Töchter.

„Ich habe um euretwillen viel gelitten", sagte sie zu Spartakus; „doch ich weiß, daß man der Wahrheit wegen leiden muß."

„Fürchten Sie nicht, daß diese Krise nachtheilige Folgen habe?" fragte ich besorgt. „Erlauben Sie mir, daß ich Sie weiter begleite; vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn."

„Gott lohne Ihre Theilnahme", erwiederte sie; „doch ich fürchte für ihn nichts als einige Schwermuth in den nächsten Stunden. Auch habt ihr ihn von einer anderen Gefahr fern gehalten, indem ihr seinen Geist so lebhaft beschäftiget; wir befanden uns hier an einem Orte, an den sich die schrecklichsten Erinnerungen knüpfen, und dies hat er nicht bemerkt. Ich wünsche euch denn alles Heil und die Gelegenheit, Gott mit allen euren Kräften zu dienen, wie ihr es wünscht."

Ich hielt die Kinder fest, um sie zu küssen und um den Abschied zu verlängern; doch sie entriß mir dieselben und sagte uns zum letzten Male Lebewohl. Trismegistos nahm nicht Abschied von uns; er schien uns vergessen zu haben. Seine Frau beschwor uns, ihn nicht zu stören. Er ging mit festem Schritt den Hügel hinab; sein Gesicht war ruhig, und er half mit einer gewissen Fröhlichkeit seiner älteren Tochter, die er bei der Hand gefaßt hatte, über die Sträucher und Steine springen. Der schöne Zdenko ging mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester hinter ihm her. Wir folgten ihnen lange mit den Augen, und im Augenblick, als Consuelo, die etwas hinter den Anderen zurückgeblieben war, hinter den Bäumen verschwand, sahen wir noch, wie sie die kleine Wenzeslawa auf ihre breite Schulter schwang und dann ihren lieben Reisegenossen nacheilte, freudig, wie eine wahre Tochter der böhmischen Berge, in dichterischem Glanze leuchtend, wie die gute Göttin der Anmuth.

Und auch wir, Freund, wir setzen unsere Wanderung fort. Das Leben ist eine Wallfahrt, deren Ziel das Leben, nicht der Tod ist. Wir haben die Bewohner des Dorfes nach besten Kräften getröstet, und der alte Zdenko hofft seinen Freund „morgen" wiederzusehen. Unsere Brüder haben wir in Pilsen getroffen, von wo ich Ihnen schreibe, und wir sind im Begriff, neue Wanderungen anzutreten. Auch Sie, Freund, halten Sie sich gerüstet, zur Reise ohne Rast, zur That ohne Ermüdung. Wir gehen zum Triumph oder zum Märtyrertode. *)

George Sand.

Rußland.

Verhandlungen der gelehrten ehstnischen Gesellschaft.

Von dieser Zeitschrift, deren wir bereits zu wiederholten Malen Erwähnung gethan, ist das dritte Heft des ersten Bandes erschienen. Der bedeutendste Artikel desselben: „Ueber die Declination der ehstnischen Nomina", hat den Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Fählmann, zum Verfasser. Das bisherige Chaos der Stammflexionen und Kasusformen dieser merkwürdigen Sprache erhält durch seine glücklichen Bemühungen die erste klare Gestaltung; und somit ist dem Studium der finnischen Sprachenklasse überhaupt großer Vorschub gethan. — Die folgenden Artikel sind: „Fortsetzung und Schluß einer kurzen Geschichte der ehstnischen Literatur", von Jürgenson — „Ueber die Nationalität der Skythen und ihrer Nachbarn, wie Herodot und Hippokrates sie beschreiben", von Dr. Hansen. Dies ist der Anfang einer größeren Arbeit, in welcher dargethan werden soll, daß man unter den Skythen des Alterthums, die schon so Manchem den Kopf verdreht haben, keine Finnen sich zu denken hat, und daß alle Nachrichten über diesen Menschenschlag am besten auf mongolische Stämme passen. Die Parallelen, die der Verfasser zwischen den Sitten, Gebräuchen u. s. w. der alten Skythen und der heutigen Mongolen zieht, sind eben so umsichtig als vorurtheilsfrei gezogen und sehr belehrend. — „Notizen über alte Gräber in der Umgegend Werro's u. s. w. von Pastor Boubrig". — Endlich eine ehstnische Sage, dem Deutschen angeeignet von Dr. Fählmann. Diese erlauben wir uns, wörtlich mitzutheilen:

Koit und Ämmarik. **)

Eine kurze Wonnezeit, die lieder- und blumenreiche Zeit der kürzesten Nächte, entschädigt die Bewohner unseres Nordens für die langen Drangsale des rauhen Winters. In dieser Feierzeit der nordischen Natur, wo Abendroth und Morgenroth einander die Hand reichen, erzählte ein Greis den versammelten Enkeln die Liebesgeschichte Koit's und Ämmarik's; und ich gebe hier wieder, was ich erlauschte.

* * *

Kennst Du die Leuchte in Altvaters Hallen?***) So eben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Widerschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst Du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst Du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt?

Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Ämmarik: „Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht." Und als am anderen Morgen die Sonne ihren neuen Lauf wieder beginnen sollte, sagte er zu Koit: „Dein Amt, Söhnlein, sey, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten." Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen;

---

*) Martinowicz, an den dieser Brief gerichtet ist, war ein ausgezeichneter Gelehrter und enthusiastischer Illuminat, der mit mehreren ungarischen Edlen, seinen Mitschuldigen in einer Verschwörung, 1795 zu Ofen enthauptet wurde. (Anmerkung der Verfasserin.)

**) Die Namen bedeuten Morgenroth und Abendroth.

***) Altvater (wanna issa) war die höchste Gottheit der heidnischen Ehsten und Finnen.

und wenn im Winter sie am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn im Frühling sie die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt: so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Ammarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten den Raum unter Ilmarinen's Zelt mit Liedern.*) — Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen; und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige überging, wurden die Hände gegenseitig auch gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging; und des anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eures Amtes und wünsche, daß ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib.

Die Beiden aber entgegneten wie aus einem Munde: „Alter, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben; denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist."

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahr, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen; und wenn Ammarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß; und die Wange Ammarik's erröthet und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder entzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren; und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's zu lange weilenden Ammarik scherzend zu: laisk tüdruk, laisk tüdruk! öpik!"**)

* * *

Postscriptum. Dem vorliegenden Heft zufolge, hat die wichtige Angelegenheit der Herausgabe eines neuen ehstnischen Wörterbuches gute Fortschritte gemacht; und das erste Volks-Schulbuch in der Landessprache, nach dem von der Gesellschaft entworfenen Plane ausgearbeitet, ist in den Schulen bereits eingeführt worden. Im Verzeichnisse der Mitglieder sind acht Ehren-Mitglieder vorangestellt; darunter befanden sich bis zum Oktober 1843 nur zwei ausländische, namentlich die Professoren Pott in Halle und Schott in Berlin.

Nord-Amerika.

Nord-Amerikanische Sagen.

Peboan und Siegwun, oder Winter und Frühling.

Eine Allegorie der Odschibwäs.

Es dürfte vielen unserer Leser gewiß ein großes Interesse gewähren, mit obiger poetischer Allegorie eines alten europäischen Volkes die nicht minder poetische und einen ganz ähnlichen Stoff behandelnde eines amerikanischen Indianer-Stammes zu vergleichen. Wir entlehnen die nachstehende Sage den von Schoolcraft herausgegebenen Algic Researches, aus welchen wir nächstens noch einige andere anmuthige Erzählungen der Indianer mittheilen werden:

„Einsam saß in seiner Hütte an den Ufern eines gefrorenen Stroms ein Greis. Das Ende des Winters war nahe und sein Feuer fast erloschen. Der Greis schien so alt und er war so verlassen. Seine Locken waren von der Zahl der Tage weiß, und jedes seiner Glieder zitterte. Ein Tag nach dem anderen ging in Einsamkeit an ihm vorüber, und er vernahm nichts, als das Heulen des Sturmes, der den neugefallenen Schnee vor sich her scheuchte.

Eines Tages, als sein Feuer eben verlöschen wollte, näherte sich ihm ein schöner Jüngling und trat in seine Hütte. Seine Wangen waren von dem Blute der Jugend geröthet, seine Augen strahlten im Glanze der Kraft, und Lächeln spielte um seine Lippen. Sein Gang war leicht und schnell. Um seine Stirn schlang sich ein Kranz von wohlriechendem Grase, nicht das Stirnband des Kriegers, und in seiner Hand hielt er einen Blumenstrauß.

„O, mein Sohn", redete der Greis ihn an, „wie freut es mich, dich zu sehen. Tritt herein; tritt herein und erzähle mir deine Abenteuer, erzähle mir, welche fremde Länder du gesehen. Laß uns diese Nacht zusammenbleiben. Auch ich will dir von meiner Stärke und von meinen Thaten erzählen und was ich Alles vollbringen kann. Du sollst dasselbe thun und die Nacht wird uns schnell verstreichen.

Nun zog er aus seinem Beutel eine merkwürdig geschnitzte, alte Pfeife, füllte diese mit Taback, den er durch gewisse Blätter milderte, die er beimischte, und reichte sie seinem Gaste. Als sie geraucht, fingen sie an zu sprechen.

„Ich hauche meinen Athem aus", begann der Greis, „und die Ströme stehen still. Das Wasser wird fest und hart, wie durchsichtiger Stein."

„Ich athme", erwiederte der Jüngling, „und Blumen sprossen von der Ebene auf."

„Ich schüttele meine Locken", fuhr der Greis fort, „und Schnee verbirgt das Land. Auf mein Geheiß fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Athem treibt sie vor sich her. Die Vögel erheben sich von dem Wasser und fliegen in ein fernes Land; die Thiere verbergen sich vor meinem Hauche, und der Boden wird so hart wie Feuerstein."

„Ich schüttele meine leichten Locken", antwortete der Jüngling, „und warme, milde Regenschauer benetzen die Erde. Die Pflanzen erheben ihre Köpfe über die Oberfläche des Bodens, wie die Augen der Kinder, die vor Freude strahlen. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Athems entfesselt die Ströme; wo ich auch wandele, überall erfüllt Musik den Wald, und die ganze Natur jubelt.

Da erhob sich die Sonne; milde Wärme verbreitete sich über die Gegend. Die Zunge des alten Mannes verstummte. Das Rothkehlchen und das Blaukehlchen erhoben ihre Stimme auf dem Dache der Hütte. Vor der Thür begann der Strom zu murmeln, und auf den Frühlingslüften wurde der Duft gerüch der wachsenden Pflanzen dahergetragen.

Als das Licht des Tages sich verbreitete, erkannte der junge Mann, wer sein Wirth gewesen; denn als er ihn anblickte, hatte er das eisige Gesicht Peboan's (des Winters) vor sich, und Ströme ergossen sich aus seinen Augen. Je höher die Sonne stieg, um so kleiner wurde sein Wirth, — bald war er ganz verschwunden. An der Stelle seiner Hütte blieb nichts zurück, als die Miskodid*), eine kleine weiße Blume mit blaßrothem Rande, die früheste Blüthe des Nordens."

Mannigfaltiges.

— Ein Bürger in London. Es kömmt wohl auch bei uns vor, daß ein Stadtverordneter die auf ihn gefallene ehrenvolle Wahl seiner Mitbürger nicht annimmt; ja zum Erscheinen bei den Stadtverordneten-Wahlen selbst hat man noch bis zum vorigen Jahre, in welchem ein wenig mehr Sinn für die Verwaltung des städtischen Gemeinwesens eingetreten war, die stimmberechtigten Bürger durch Strafandrohungen bewegen müssen; aber nirgends ist wohl schon bei uns der Fall vorgekommen, daß sich wie in London ein Bürger, ein einfacher Gewerbsmann, lieber zur Erlegung einer hohen Geldbuße, als zur Annahme eines Amtes und eines Titels entschloß. Herr Thomas Legg, Buchhändler in London, ward nämlich bei den letzten Wahlen der City zu einem Sheriff erwählt, und mit der Würde eines Sheriffs ist sehr viele Ehre, manche Revenüe, welche die Kosten des Amtes wohl ersetzt, und endlich auch die Aussicht verbunden, nach Ablauf des Dienstjahres, wenn während desselben der Sheriff nur irgend einmal die Ehre hatte, mit der Königin in Berührung zu kommen, zum Baronet erhoben zu werden. Alles dies lehnte Herr Legg nicht bloß ab, sondern er erlegte noch obendrein die gesetzlich für solche Ablehnung feststehende Strafe von 400 Pfd. Sterl. (2700 Thaler). Allerdings ist mit den Amtsverrichtungen des Sheriffs, welcher die rechte Hand der ausübenden Gewalt der City ist, die historische Pflicht verbunden, falls sich Niemand finden sollte, der einen zum Tode Verurtheilten hängen will, auch diese Function zu übernehmen, doch ist ein solcher Fall seit mehreren Jahrhunderten nicht vorgekommen, und je aufgeklärter die Zeit wird, um so weniger steht zu besorgen, daß in der großen Stadt London der Sheriff alle seine geschichtlichen Functionen wieder verrichten müsse. Um aber zu zeigen, daß es ihm auch nicht um das Geld zu thun sey, welches das Amt möglicherweise kosten könne, schenkte Herr Legg, als er erfuhr, daß seine Geldbuße dazu bestimmt sey, eine Armenschule zu dotiren, dieser Schule auch außerdem noch eine bedeutende Summe, so wie eine vollständige Bibliothek, die er, als Buchhändler, sich anheischig machte, stets mit dem Neuesten, das auf dem Felde der pädagogischen Literatur erscheine, gratis zu versehen.

— Ludwig XVII. In einem Artikel über die Pariser Begräbnißplätze wird auf einen Grabstein des Kirchhofes vom Père Lachaise aufmerksam gemacht, welcher folgende Inschrift trägt:

Ci-gist E. Lasne

Commissaire préposé à la garde de la Tour du Temple
le 31 mars 1793.

Il a vu, malgré ses soins, achever, dans ses bras
la lente agonie de Louis XVII, le 8 juin 1795.

Es kann diese Inschrift gegen den Herzog der Normandie, Herrn Naundorf, zeugen, aber sie kann, wenn man will, auch für ihn sprechen, denn eine Absichtlichkeit liegt jedenfalls darin, daß jene beiden Daten auf den Grabstein des Herrn Lasne gesetzt worden, wohin sie wohl kaum zu gehören scheinen.

---

*) Ilmarinen (von Ilm, Welt und Wetter) ist Gott der Luft-Regionen, und sein Zelt der blaue Himmelsbogen. Er schmiedet in seiner Esse die Donnerkeile.

**) Eine Nachahmung des Gesangs der Nachtigall. Wörtlich: „Säumiges Mädchen! säumiges Mädchen! Die Nacht wird zu lang!" — Öpik heißt Nachtigall; es läßt sich aber in zwei Wörter zerlegen, ö und pik, von denen ersteres Nacht und letzteres lang bedeutet.

*) Claytonia virginica.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 11. April 1844.

Italien.

Geschichte der italiänischen Poesie, von Dr. E. Ruth. *)

Die Geschichte der romanischen Literaturen ist zwar in neuerer Zeit durch mehrere Monographieen bereichert worden, aber keine derselben, mit Ausnahme der provençalischen, hat seit Bouterwek in Deutschland eine zusammenhängende Darstellung gefunden. Je dringender das Bedürfniß einer solchen sich täglich herausstellte, desto allgemeinere Theilnahme darf sich das eben genannte Werk versprechen. Zwar entwickelt der wohl zu protestantisch auftretende Verfasser weder den blendenden Geist eines Gervinus, noch die strenge Gründlichkeit eines Diez oder Ferdinand Wolf, und der Himmel bewahre ihn vor einem französischen Rezensenten, welcher alsbald triumphirend das alte Lied anstimmen würde, daß die deutschen Gelehrten Alles besitzen, nur keinen Stil; aber sein Buch, zu welchem er den Stoff während eines vierjährigen Aufenthalts in Italien selbst sammelte, enthält eine solche Fülle von ausgewählten und gesichteten Thatsachen, von tief eingehenden Betrachtungen über die Natur des Landes und seiner Bewohner, über die wechselnden Einflüsse der Nachbarn oder erobernd eindringenden Völker, über die Wirkungen allgemeiner mittelalterlicher Institutionen und einheimischer Regierungsformen, daß selbst der strengste Kritiker nicht umhin können wird, ein lobendes Urtheil zu fällen. Wir stehen hier nicht in den kritischen Schranken und sprechen mithin unsere Ansicht nur eben im Allgemeinen aus, ohne eine weitere Entwickelung oder Begründung derselben folgen zu lassen, doch finden wir es der Wichtigkeit des Werkes angemessen, dem Faden desselben folgend, unseren Lesern einen kurzen Abriß davon zu geben.

Italien war durch ein trauriges Verhängniß verurtheilt, sich nie einer nationalen Entwickelung zu erfreuen. Die bereits herrlich aufblühende Bildung der Etrusker wurde von den Römern plötzlich abgeschnitten. Die Römer selbst aber, in ihrem herrschsüchtigen Streben, begeisterten sich wohl für Aeußerungen der Kraft und der Größe, aber die Liebe zur Wissenschaft und Kunst lag nicht in ihrem Charakter. Freilich brachten sie beide später aus Griechenland herüber, aber als eine Beute des Krieges, und deshalb eroberten sie auch nur die Form, welche durch Ostentation erhalten wurde und der Vergnügungssucht diente. Nur Beredsamkeit und Geschichtschreibung vermochten wirklich Wurzel zu schlagen; die Dichtkunst blieb eine reine Kunstposie nach fremden Mustern und verdrängte und verachtete die heimischen Erzeugnisse so wie die heimische Metrik. Deshalb verfiel die Kunst auch sogleich nach der Glanzperiode der Römer in eine unglaubliche Verderbniß. Nicht die Kaiser waren es, welche durch ihre schlechte Regierung den Staat, das Volk und die Kunst verderbten, sondern Senat und Volk waren selbst schon längst moralisch todt, wie am deutlichsten eben daraus hervorgeht, daß sie so schlechte Regenten duldeten. Ja, seit Theodosius besaß kein Römer mehr die Kraft, die Zügel zu führen, und die Regierung gelangte in die Hände von Ausländern. Darum kann auch die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel nicht als Grund für den Verfall von Wissenschaft und Kunst angeführt werden, denn dieser war längst entschieden, begründet in der Vernichtung jeglicher edlen Eigenschaft und Kraft im Volkscharakter, befördert durch die Ausbreitung des Christenthums. Denn seitdem auch gelehrte Männer aus verschiedenen Völkern zur neuen Lehre übertraten, konnte es nicht fehlen, daß sie theils ihre bisherigen Ansichten mit ihr zu verschmelzen suchten, theils eine philosophische Betrachtung und Begründung derselben begannen. Dieser Verwirrung gegenüber machte sich das Streben nach Glaubenseinheit geltend, und die Ketzer-Verfolgungen zeigten sich mit einer nie zuvor gekannten Wuth. Je mehr die freie Forschung durch das Dogma beschränkt war, desto heftiger wurde die den Heiden unbekannte Intoleranz und wendete sich fanatisch zerstörend gegen christliche Sekten wie gegen Heiden, und mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion war zugleich die Vernichtung nicht nur des heidnischen Gottesdienstes, sondern auch der edelsten Erzeugnisse griechischer wie römischer Wissenschaft und Kunst ausgesprochen.

Da brachen die nordischen Eroberer in Italien ein und fanden einen Staat, der sich längst überlebt hatte, gänzlich aufgelöste Sitte und Alles verschlingenden Egoismus, gänzliche Verleugnung der alten Vaterlandsliebe und aller aus derselben sprossenden Tugenden. Das Verderbniß war so groß, daß die Heruler binnen einem Jahrzehnte, die edlen, kräftigen Gothen binnen sechzig Jahren in demselben spurlos versanken. Erst dem dritten Eroberer, den Longobarden, welche auf der vortrefflichen Grundlage der früheren bauen konnten, gelang es, sich zu halten und ihre rettende Kraft fortwährend geltend zu machen. Diese neu eintretenden, naturkräftigen Elemente erweckten Italien endlich aus dem schweren Todesschlafe, für dessen Gewalt gerade die lange Zeit einen Maßstab giebt, welche verstreichen mußte, bis der neue Aufschwung der Bildung, der Wissenschaft und Kunst fühlbar wurde. Die Barbaren hatten die Entwickelung des Volkes nicht niedergehalten, denn Odoaker regierte dreizehn Jahre friedlich, tolerant und gerecht; unter Theodorich's weiser Herrschaft blühten Handel und Gewerbe, und Cassiodor, Boethius, Symmachus, Arator führten den letzten Spätsommer römischer Bildung herauf. Die Trümmer des Alterthums wurden gepflegt und geschützt und für die Erhaltung der noch vorhandenen Gebäude und Statuen eigene Behörden zu Rom eingesetzt. Hätte noch irgend Kraft im entarteten Volke gelebt, so mußte sie unter so günstigen Verhältnissen zur Blüthe gedeihen. Leider dauerte aber auch diese schöne Zeit nicht lange. Die Gothenherrschaft unterlag in einem wüthenden Vernichtungskriege den treulosen Griechen, welche das eroberte Land verheerten und ausplünderten. So raubte Kaiser Konstanz im Jahre 663 alle bronzene Kunstwerke aus Rom, und selbst die bronzenen Dachziegel des Pantheons wurden mit fortgeschleppt; so gebrauchten die in der Engelsburg im Jahre 537 belagerten Griechen zerschlagene Marmor-Statuen als Wurfstücke. Darauf folgten die Longobarden, welche zweihundert Jahre unter einundzwanzig zum Theil sehr talentvollen Königen herrschten; aber die Kirche rief gegen diese freisinnigen Ketzer die gelehrigen Franken zu Hülfe; die Longobarden verloren die Herrschaft, aber nicht den mächtigen Einfluß auf die Entwickelung eines neuen Volksgeistes. Das Lehenswesen war umgestaltend und kräftigend bis in das niedrigste Volk gedrungen, und so geschah es, daß sich bei dem Zerfallen der karolingischen Herrschaft in Ober-Italien eine üppige Fülle republikanischer Kraft entwickelte, daß die Kämpfe gegen Ungarn und Sarazenen das Volk erhoben, während die Römer bei jedem neuen Angriff der deutschen Stämme tiefer gefallen waren. Das Volk feierte den Triumph seiner Wiedergeburt, als der mächtige Barbarossa durch den Frieden zu Konstanz 1183 seine fast völlige Unabhängigkeit anerkennen mußte.

Auch in Süd-Italien waren neben oder nach einander große Völker aufgetreten, die Gothen, die Griechen, die Longobarden, die poetischen, gebildeten und duldsamen Araber, die ritterlichen Normannen, und es bedurfte nur eines Fürsten wie des zweiten Friedrich, um die herrliche Saat zur reichen Frucht zu bringen.

Rom lag zwischen inne, von den Eroberern aus Grundsatz gemieden, ein dunkler Aschenhaufen, auf welchem nur von Zeit zu Zeit eine kraftlose Flamme des ehemaligen Feuers aufblitzte, um alsbald wieder in die allgemeine Nacht zu verschwinden. Auf diesem dunklen Heerde der Schwäche gründete sich mit den Mitteln der Schwäche die durch Finsterniß herrschende Papstgewalt, ein geistiger Despotismus statt des politischen der alten Kaiser. Von hier aus, den egoistischen Zwecken der Kirche dienend, breitete sich Pfaffen- und Mönchsthum über Europa. Die Klöster lagerten sich wie ein Alp über die Länder und erdrückten überall die nationale Entwickelung; Italien seufzte unter der tiefsten Finsterniß.

Aber die Natur und die Zeit übten bald ihre Rechte. Ein glücklicher Himmel, ein Klima voll der reichsten Abwechselung hielten den Geist des Volkes allen Eindrücken offen; eine doppelte langgestreckte Küste am Mittelmeer, der bildungreichsten Wasserstraße, brachte fortwährende Anregung von außen. Venedig, Pisa, Genua häuften unermeßliche Reichthümer als Früchte des aufblühenden Handels; in ihrem Gefolge ging Verfeinerung und Kunstgefühl, welches, sobald es erst erwachte, sich an den von den Vorfahren ererbten reichen Kunstschätzen herrlich heranbilden konnte. Einer bloßen grobsinnlichen und rein materiellen Entwickelung wehrte dagegen das Ritterthum, welches, Empfindung und Gefühl veredelnd, einen großen Theil des Amtes übernahm, das eigentlich der Kirche zugestanden hätte. Im Süden blühte die Bildung und Dichtkunst der Araber, im Nordwesten entfaltete sich die gaya scienza der Provence. So bedurfte es kaum noch eines äußeren Anstoßes, um wie mit einem Schlage einen Liederfrühling hervorzuzaubern. Die willkommene Aufnahme, welche die Troubadours an dem Hoflager Friedrich Barbarossa's in Italien fanden, gaben den zahlreichen Fürsten Ober-Italiens ein rasch befolgtes Beispiel, und bald sammelten sich die provençalischen Dichter an den lombardischen Höfen, hauptsächlich um den Grafen Azzo VII. von Este (1215—1264).

(Schluß folgt.)

*) Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1844.

image
not
available

Publikum spreizen und es durch ihr abgeschmacktes Benehmen zum Lachen bringen. Solche Auftritte fallen täglich in den Gerichtshöfen der City vor; die öffentlichen Blätter sind damit angefüllt. Man sah neulich einen würdigen Alderman, dessen moralisches Gefühl so abgestumpft war, daß er es ganz natürlich fand, seine richterlichen Functionen zu einer Zeit auszuüben, wo er selbst unter Schuldarrest stand und einen Gerichtsdiener stets an der Seite hatte. Wir haben von Schauspielern erzählen hören, die unter der Aufsicht eines Gendarmen spielen mußten, aber eine Magistratsperson, die mit Erlaubniß des Häschers zu Gerichte sitzt, ist eine viel seltsamere Erscheinung.

Die Einkünfte der City von ihren liegenden Gütern belaufen sich auf 55,620 Pfd. Sterl. jährlich und werden zur Unterhaltung einer zahlreichen Beamtenschaar verwendet. Wir nennen darunter nur den Kämmerer (Chamberlain), der die Functionen eines Schatzmeisters verrichtet und (mit Einschluß der Sporteln) ein Gehalt von 4500 Pfd. (circa 30,000 Thaler) bezieht. Vier andere wichtige Offizianten — wenn man nämlich ihre Wichtigkeit nach ihren Salairen messen kann — absorbiren eine jährliche Summe von mehr als 12,000 Pfd. (80,000 Thaler) und zwar: 1) Der Stadtschreiber (City Clerk) etwa 3600 Pfd., wovon er jedoch einige Commis zu besolden hat; 2) der Controleur (Comptroller), der nichts kontrolirt; 3) der Stadt-Prokurator (City Attorney), dessen Einkommen sich nicht genau berechnen läßt; 4) der Remembrancer, der im Verhältniß zu der Wichtigkeit seines Amts sehr schlecht honorirt wird. Er muß nämlich darüber wachen, daß im Parlament keine legislativen Verordnungen getroffen werden, die den Rechten der City zuwiderlaufen, und erhält dafür nicht mehr als 1800 Pfd. (12,000 Thaler) jährlich.

Der Lord-Mayor, der in der City-Hierarchie die Rolle des goldenen Kalbes spielt, hat die Verpflichtung, in den Raths-Versammlungen der Aldermen und des Common Council zu präsidiren, dem Polizei-Gericht im Mansion-House (Stadthaus) vorzustehen und den Ministern Ihrer Majestät und anderen hochgestellten Personen auf Kosten der Bürger die prächtigsten Festgelage zu geben. Der Lord-Mayor kostet der City alle Jahre mehr als 20,000 Pfd. Sterl. (135,000 Thaler). Der am höchsten besoldete Staats-Beamte des Königreichs, der Großkanzler (Lord High Chancellor) erhält als Vorsitzer des Kanzlei-Gerichts und der Pairs-Kammer nicht mehr als 15,000 Pfd. (100,000 Thaler). Mit dem Lord-Mayor verglichen, ist also der Kanzler ein armer Mann; auch hat er nicht, wie Jener, ein Gefolge von Wappenherolden und Trompetern, und es ist sehr natürlich, daß er jeden Anlaß benutzt, den Gastmählern seines gelehrten Mitbruders beizuwohnen. Da man so oft von diesen Zweckessen gesprochen hat, so wird es nicht unpassend seyn, einige der Artikel anzuführen, die bei der Installirung des vorigen Lord-Mayors im Jahre 1842 in Rechnung gebracht wurden.

Mittagsmahl				1000 Pfd.
Portwein	42	Dutzend	zusammen 185 Dutzend Flaschen	600 "
Xeres	32	"		
Madeira	10½	"		
Rheinwein	16	"		
Bordeaux	21½	"		
Champagner	63	"		

Wenn man also fünfhundert Gäste annimmt, so werden im Durchschnitt vier und eine halbe Flasche auf die Person kommen; es ist daher klar, daß die privilegirten Theilnehmer an diesen Schmausen es sich zur Pflicht machen, ihre weniger begünstigten Mitbürger gewissenhaft zu vertreten, indem sie nach Möglichkeit für sie essen und trinken.

Obgleich die Stelle eines Lord-Mayor mit so enormen Einkünften verknüpft ist, so genügen sie doch nicht, um die Unkosten derselben zu decken, und er hat von Glück zu sagen, wenn er nach Ablauf seines Amtsjahrs die Ehre, in einem prächtigen Galawagen zu fahren und den Amphitryon der Minister und des diplomatischen Corps zu spielen, mit einem Defizit von nicht mehr als einigen tausend Pfund aus seiner Privatkasse erkaufen muß. Es gab eine Zeit, wo der Lord-Mayor wirklich als der vornehmste Beamte der englischen Hauptstadt zu betrachten war, und wenn man von jenen feierlichen Prozessionen und jenen verschwenderischen Banketts reden hört, die von den ersten Würdenträgern des Reichs mit ihrer Gegenwart beehrt werden, so wird man natürlich zu der Frage veranlaßt, ob er noch immer eines so hohen Ansehens genießt. „Er ist wohl ein Individuum von anerkanntem Verdienst oder hervorstechenden Talenten — der erste Kaufmann von London — die oberste Magistratsperson einer Weltstadt von zwei Millionen Einwohnern?" — Keineswegs. Er zählt oft Hunderte, die ihm in jeder Hinsicht überlegen sind, und seine Autorität erstreckt sich kaum auf den funfzehnten Theil jener Bevölkerung. Die Ehren, die man dem Lord-Mayor erweist, sind nichts als eine Erinnerung an die Vergangenheit, ein dem Schlendrian gebrachtes Opfer, und dieser Beamte, der mit solchem Pomp umgeben ist, dessen Jahrgelder die Revenüen manches deutschen Fürsten übersteigen, ist oft nichts als der Lieblings-Alderman einer Clique — der würdige Stellvertreter der achtzig freemen von Bridge-Ward.

Nachdem wir auf diese Weise einige der hauptsächlichsten öffentlichen Institute der City gemustert, hätten wir wünschen können, unseren Lesern das Budget ihrer Einnahmen und Ausgaben vorzulegen, aber eine solche Arbeit geht über unsere Kräfte. Man wird kein einziges Mitglied der Corporation finden, das im Stande wäre, eine genaue Berechnung der von ihren Beamten ein- und ausgezahlten Summen anzustellen. Ein großer Theil der Summen geht nicht einmal durch die Hände des Chamberlain, und die Memoiren der verschiedenen Ausschüsse werden nie untersucht. Es giebt zwar Auditoren, aber ihre Pflichten beschränken sich darauf, die von den Ausschüssen auf den Chamberlain entnommenen Summen zu verifiziren. Dessenungeachtet haben wir uns bemüht, einen Anschlag der von der Lokalverwaltung der City dem Publikum auferlegten Lasten zu entwerfen, und wiederholen es, daß sich diese wenigstens auf eine Million Pfund Sterling belaufen. Wenn man sich erinnert, daß die Ausgaben eines an Volkszahl gleichen Kirchspiels (Mary-le-Bone) kaum den siebenten Theil dieser Summe erreichen, so wird man natürlich schließen müssen, daß die glücklichen Bewohner der City unendlich besser bewacht, erleuchtet, regiert werden als ihre sparsameren Nachbarn, daß die Hospitäler, die Gefängnisse, die Märkte der City in musterhafter Ordnung gehalten werden, daß die Justiz aufs trefflichste verwaltet und das Erziehungswesen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht sey. Das Gegentheil findet leider statt, und ein Vergleich zwischen der City und den übrigen Bezirken der Hauptstadt würde keineswegs zum Vortheil der ersteren ausfallen.

Die Hauptgebrechen der Munizipal-Verwaltung der City bestehen in dem Mangel an Centralisation, in der Abwesenheit eines gleichförmigen Systems und in dem vorherrschenden Schlendrian. Das unnütze Räderwerk einer Menge veralteter Institutionen dient nur dazu, den Gang der Maschine zu erschweren und ins Stocken zu bringen. Jedes Kirchspiel, jede Zunft, jede Koterie hat ihre eigenen Interessen, ihre besonderen und ausschließlichen Privilegien, und sie machen nur dann gemeinschaftliche Sache, wenn es gilt, einen Mißbrauch zu vertheidigen. Diese Mißbräuche sind zahllos, aber der schreiendste von allen ist vielleicht jener sinnlose Verschwendungsgeist, der den Bürgern ungerechte und drückende Steuern abpreßt, um sie zu übertriebenen und oft unnützen Besoldungen zu gebrauchen. Ist die Londoner Corporation auch nicht unmittelbar an allem diesem Aufwande Schuld, so giebt sie doch das erste Beispiel desselben und hat sich von jeher allen Verbesserungsplänen widersetzt. Trotzdem ist eine Reform unvermeidlich, und früher oder später muß dieser Augiasstall gereinigt werden. Wem die Ehre wohl vorbehalten ist, diese herkulische Arbeit zu unternehmen und auszuführen? Wir wissen es nicht — das aber behaupten wir mit Zuversicht, daß es möglich wäre, in der Verwaltung der City eine jährliche Ersparniß von nicht weniger als 800,000 Pfd. Sterl. zu bewirken.

China.

Erinnerungen an die Insel Whampoa.

Von einem Engländer.

Als ich den Ankerplatz bei Whampoa besuchte, waren die chinesischen Behörden von den Nachwirkungen des Krieges noch wie gelähmt; Alles ging drunter und drüber; die Briten befanden sich in einem wahren Siegestaumel und zeigten jetzt große Neigung, für einige von den vielen Unbilden, die sie hier zwei Jahrhunderte lang ertragen mußten, Genugthuung zu nehmen.

Der Ankergrund erstreckt sich in einem ziemlich breiten Strome zwei englische Meilen lang, und fast genau in west-östlicher Richtung, zwischen Dane's- und French-Island im Süden, und Junk-Island und der Südspitze Whampoa's im Norden. *) Die beiden erstgenannten Inseln sind hügelig, die anderen beiden aber sehr flach; Junk-Island steht zur Fluthzeit beinahe unter Wasser. Die amerikanischen Schiffe liegen eine Viertelmeile weiter den Strom hinan als die der übrigen Nationen, und der Raum zwischen beiden Ankerplätzen ist den kleinen, die Opium-Schmuggelei betreibenden Schiffen ausschließlich angewiesen.

Wir verlassen unser Schiff an der sogenannten ersten Schranke, wo mehrere, mit Schutt und Steinen angefüllte Dschonken versenkt wurden, um großen Schiffen das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Wirklich ankern diese jetzt in dem Theil des Stromes südlich von Dane's-Island, welcher Blenheim-Reach heißt, zur Erinnerung an jenes Linienschiff, das der Stadt Canton bis auf sieben oder acht Miles nahe gekommen war. Zweihundert Yard's oberhalb der Schranke sind die Ueberbleibsel einer ausgedehnten Sand-Batterie, welche mit hundert Kanonen besetzt und von 2000 ausgesuchten Soldaten der chinesischen Armee vertheidigt war, aber am 27. Februar 1841 durch die Briten zerstört wurde.

Wir nahen jetzt in raschem Laufe den ankernden Handelsschiffen. An unserem Wege liegt der Brunswick-Felsen, welcher in gewisser Entfernung vom Ufer unter dem Wasser verborgen und sehr gefährlich ist. Ich habe mehrere Schiffe wochenlang hier festsitzen sehen und bin einmal selber in einem Schiffe gewesen, das hier sich festrannte, aber glücklicherweise durch die wiederkehrende Fluth erlöst ward, ohne irgend einen Schaden zu nehmen. Dieses Mal sind wir vorsichtiger und steuern um den Felsen herum. Bald kommen mehrere Böte zu uns herangerudert, und das Verdeck füllt sich mit Compradoren, Wäscher-Frauen und anderem Volke, das gern etwas verdienen will; man schenkt ihnen aber nur geringe Aufmerksamkeit, besonders, wenn man zum ersten Male nach Whampoa kommt. Auch der Maat des Fahrzeugs, in welches wir unsere Fracht auspacken, ist angelangt, um uns an den Ort zu geleiten, wo ersteres vor Anker liegt. Wir stehen auf dem Hintertheil unseres Fahrzeuges, mit bewaffnetem Auge, und lassen, indem wir an einem Schiffe nach dem anderen vorübergleiten, unsere neugierigen Blicke über die prächtige, immer wechselnde Scene schweifen.

Kaum liegen wir vor Anker, so erscheint auch schon eine kurze stämmige Figur mit einem Vollmond-Gesichte, deren kleine, freundlich blitzende Augen große Zufriedenheit mit sich selbst und aller Welt verkünden — es ist Herr

*) Whampoa ist eine Verhunzung von Hoang-pu, wie die Insel Hoang-pu (gelbe Bucht) in Canton heißt.

Jemmy A-po, ein wohlbekannter Comprador.*) Die compradores — wir haben dieses Wort den Portugiesen abgeborgt — sind Einwohner von Whampoa, einem Dorfe auf der Insel gleiches Namens, die gegen Gewerbsteuer das Privilegium haben, ausländische Schiffe mit allem Nöthigen zu versorgen.**) Jetzt giebt es zwar auch Nicht-Privilegirte unter ihnen, die also im Stande sind, Lebensmittel wohlfeiler zu verkaufen; allein Erstere verdienen ungleich mehr Zutrauen.

Der Beiname Jemmy ist, wie es scheint, unter den Compradoren fast allgemein, wie der Beiname Sam unter den Bootsleuten***); man irrt sich selten, wenn man einen Comprador mit Jemmy und einen Bootsmann mit Sam anredet. Es haben nämlich sehr viele Chinesen, die mit den Briten starken Verkehr treiben, aus Höflichkeit die englischen Beinamen angenommen, die ihnen von den Matrosen gegeben worden, und diese Beinamen sind nicht selten sehr drollig. Der Fischer z. B., der mit uns von Makao abfuhr, hieß der „junge Cockeye" und war Sohn des „alten Cockeye". Obgleich nun der Name, wie sich's gebührt, vom Vater auf den Sohn übergegangen, führt ihn Letzterer doch mit Unrecht, da man kein Schielen an ihm bemerkt. Er ist ein langer, mürrisch aussehender Bursche, der, um seinen Namen gefragt, so feierlich „young Cockeye" antwortete, daß ich ihm ins Gesicht lachen mußte. Viel komischer ist es jedoch, wenn der Alte selbst, den ich nachmals kennen gelernt, mit fürchterlich schielendem Blick Einem sagt, er heiße: „altes Gökel-Auge" (old cock-eye).

Jemmy A-po giebt auf alle Fragen, mit denen man ihn bestürmt, die äußerst lakonische, aber voll Zuversicht ausgesprochene und volle Zuversicht erweckende Antwort: „can!" (können, d. h. ich kann es leisten oder liefern), und wird nun in die Kajüte geführt, wo er sich bei edlem Kirschwasser gütlich thut und dem Capitain einen Preis-Courant aller verlangten Artikel, z. B. Rindfleisch, Hammelfleisch, Geflügel, Fische, Gemüse aller Art, Orangen, gedörrte Litschi's †) u. s. w., mündlich mittheilt.

Jemmy macht jeden Morgen vor dem Frühstück auf seinen Kunden-Schiffen die Runde. Seine sehr kräftige Stimme verkündet, noch ehe man ihn sieht, daß er an Bord ist; er hat übrigens einen grundehrlichen Charakter und freut sich, wenn man ihm in seiner Wohnung zu Whampoa einen Besuch abstattet. Jemmy beschafft Alles, was man von ihm wünscht, oder verspricht wenigstens Alles; es machte mir Vergnügen, ihn dann und wann mit Wünschen, die er schwer befriedigen konnte, in Verlegenheit zu setzen. „Nun, Jemmy, wo ist die Opium-Pfeife, die Ihr mir gestern versprochen?" ††) — „„Morgen können."" — „Was, morgen? Ich brauche sie heute; und wo habt Ihr den Hut?" — „„O, wie das können?"" — Dann kletterte er wohl an der Seite des Schiffs hinunter und versteckte sich unter das Dach seines Bootes.

Die Zahl der Böte, welche zwischen den Schiffen stets hin- und herrudern, ist sehr groß, und sie sind verschiedener Art. Die gewöhnlichste Art gleicht dem Tanka-Boote zu Makao, ist aber wenigstens zwei- bis dreimal so lang und viel sicherer und zierlicher. Diese Böte sind mit einigen Bögen aus Rohrgeflecht überdeckt, die man eben so leicht rückwärts als vorwärts schieben kann, um sich dem freien Himmel auszusetzen oder zu entziehen. Während meines Aufenthalts in Whampoa miethete ich eines für den Preis von 3 Dollars monatlich; ein Mann, der am Buge saß, handhabte ein kurzes Ruder, und seine recht hübsche und rüstige junge Frau führte die lange Steuerstange. Obschon dieses Paar in seinem Sam-pan kochte, aß, trank und schlief, herrschte doch große Reinlichkeit in demselben; es wurde jeden Morgen gescheuert, und unter dem Mittel-Bogen (d. h. dem mittleren Verdecke aus Flechtwerk) war ein Ruhepfühl ausgebreitet. Das Boot kam jeden Tag in der Stunde, in der es bestellt war, und ruderte erst am Abend nach Whampoa zurück, wo Herr und Frau Sam eine Bambusstange in den Schlamm an der Küste steckten, ihr Fahrzeug an die Stange befestigten und sich dann zur Ruhe begaben.

Die Fahrt in diesen Sam-pans ist sehr angenehm, da sie ungemein schnell und fast ganz ohne Schwanken über den Wasserspiegel hingleiten. Kommt einmal ein heftiger Gewittersturm, so steuert Sam ans Ufer, und hier bieten wir, nachdem wir uns gut verwahrt haben, dem Wüthen der Elemente Trotz. Obwohl diese Böte ohne Vergleich sicherer sind, als die Tanka-Böte, in denen man kaum einmal aufrecht zu stehen wagt, so ist doch etwas Behutsamkeit vonnöthen, wenn ein Sam-pan bei starker Fluth um große Schiffe steuert; denn ein Stoß der gewaltigen Steuerstange giebt ihm eine sehr jähe und scharfe Wendung. Einmal war ich aufgestanden und fiel, als das Boot wendete, kopfüber ins Wasser. Sam packte mich noch zu rechter Zeit an den Füßen, sonst würde ich wohl für Krabben und Fische ein Schmaus geworden seyn; denn wer hier ins Wasser fällt, der ist gewöhnlich verloren, vielleicht, weil eine untere Strömung ihn fortreißt. Doch habe ich oft zwei chinesische Knaben keck herumschwimmen sehen; diese Knaben treiben sich mit ihrer Mutter in einem kleinen Kahne zwischen den Schiffen herum und springen den Flaschen nach, welche von Matrosen über Bord geworfen werden.

Von den Böten der Wäscher-Frauen hing immer ein langer Zug an unserem Schiffe. Hier wurde den ganzen Tag gewaschen, geplättet und geflickt; die nasse Wäsche hing über Leinen und Bambusstangen im Langboote, das vermittelst einer eisernen Kette an den Stern des Schiffes befestigt war, um nicht in der Nacht gestohlen zu werden. Man sieht hier recht malerische häusliche Scenen: während eine Frau wäscht, die andere plättet und die dritte mancherlei zum Trocknen aufhängt, kocht eine vierte, die ein kleines Kind auf dem Rücken gebunden hat, das Essen. Einige Kinder, die bereits laufen können und an deren Hals große hohle Kürbisse befestigt sind, damit sie nicht versinken, wenn sie ins Wasser stürzen, lernen spielend rudern, und oft sind sehr junge Kinder schon recht geschickte Ruderer. (N. M. M.)

*) Die Chinesen von der arbeitenden Klasse in Canton setzen ihrem größtentheils einsilbigen Kindheits-Namen (nicht den Familien-Namen) immer ein A vor, das eine tiefere untergeordnetere Ranges bezeichnet und dessen Schrift-Charakter einem Andreas-Kreuze sehr ähnlich ist. Herr A-po hat aber, wie wir sehen, noch den englischen Beinamen Jemmy (Jakobchen).

**) Sie sollten also eigentlich vendedores (Verkäufer) heißen. Vermuthlich nennt man sie darum compradores (Käufer), weil sie selber von dem, was sie liefern, das Meiste kaufen oder für die fremden Gäste einkaufen müssen.

***) Sam heißt bekanntlich Sämuelchen. Dieses Wort ist den Chinesen sehr mundrecht, da es zugleich auch chinesisch ist und im Dialekte von Canton die Zahl drei bedeutet; daher z. B. Sam-pan, Drei-Ruder.

†) Li-tschi ist eine edle Frucht, welche den botanischen Namen Dimocarpus Litchi erhalten hat.

††) Das heißt doch den Chinesen mit gutem Beispiel vorangehen — welche naive Abscheulichkeit!

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Jungmänner-Gesellschaft in Buffalo. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erschienen im vorigen Jahre nicht weniger als 103 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, was ein Beweis sowohl von der immer zahlreicher werdenden deutschen Bevölkerung des Freistaates, als von der unter ihnen sich erhaltenden Liebe zur Muttersprache ist. Eine dieser Zeitschriften, der „Freimüthige", erscheint in Buffalo am Erie-See, im Staate New-York, einer Stadt, die erst vor etwa zwanzig Jahren gegründet wurde und sich seitdem zu einem Centralpunkte des Handels zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada erhoben hat. Gegenwärtig zählt sie bereits über 20,000 Einwohner, die zum größten Theile wohlhabend und so gebildet sind, daß sie vor einigen Jahren aus eigenen Mitteln eine Universität gegründet, an welcher auch mehrere Deutsche als Lehrer angestellt sind. Ueber eine in dieser Stadt bestehende „deutsche Jungmänner-Gesellschaft" und über die literarischen Unterhaltungen in derselben giebt der Buffalo'er „Freimüthige" folgenden Bericht:

„Wir wohnten am vergangenen Montag Abend einer öffentlichen Versammlung der hiesigen „deutschen Jungmänner-Gesellschaft" bei, bei welcher Gelegenheit mehrere englische und deutsche Vorträge von verschiedenen Mitgliedern gehalten wurden, und glauben gewiß die allgemeine Stimme des anwesenden zahlreichen Publikums auszudrücken, wenn wir den Mitgliedern dieses so nützlichen und für unsere Stadt so ehrenvollen Vereins versichern, daß sicher jeder Anwesende den Versammlungssaal mit der größten Befriedigung und aufrichtigsten Hochachtung des gemeinnützigen Strebens der Gesellschaft verließ. Die drei Scenen aus Shakespeare's Richard III. wurden in jeder Beziehung meisterhaft auf- und ausgeführt, und die Gewandtheit und klare Auffassung, mit der die Rolle Richard's von Herrn S. durchgeführt wurde, würde einem vollendeten Schauspieler, geschweige denn einem Dilettanten, wie Herrn S., Ehre und ungetheilten Beifall gebracht haben. Mit einem Wort, es war nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern, besonders was die theatralische Vorstellung anlangt, ein Genuß für Jeden, an diesem Abend in dem Versammlungs-Lokal der deutschen Jungmänner-Gesellschaft gegenwärtig zu seyn. Einen freundlichen und gut gemeinten Wunsch können wir jedoch im Namen Vieler, die an dem Gedeihen der Gesellschaft aufrichtigen Antheil nehmen, nicht unterlassen, hier öffentlich auszusprechen; es ist der, daß man von Seiten der Gesellschaft doch für die Zukunft auch der deutschen Sprache und deutschen Literatur die gleiche Liebe und Aufmerksamkeit zu Theil werden lasse, die man bis jetzt der englischen zugewandt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Vervollkommnung in der Sprache und Literatur unseres Adoptiv-Vaterlandes nicht allein von großem Vortheil und Nutzen für uns, sondern sogar eine Pflicht ist, die dasselbe von uns fordert, und wir wollen daher keineswegs verneinen, daß der Zweck, den man in dieser Beziehung seither verfolgt hat, ein höchst lobenswerther ist — allein wir sollten doch auch nicht vergessen, was wir der Sprache und der in allen Ländern hochgefeierten Literatur unseres eigenen Mutter- und Geburtslandes schuldig sind; keine Sprache, weder der alten noch der neueren Zeit, kömmt vielleicht, mit Ausnahme der alten griechischen, der deutschen an Sprachreichthum und Sprachfülle gleich — keine Sprache und kein Volk der Jetzt- und Vorzeit besitzt eine in jeder Beziehung, in jedem wissenschaftlichen Fache so glänzend ausgefüllte und besetzte Sprache als die Deutschen. Es ist wahr, England hat seinen Shakespeare, — aber Deutschland hat seinen Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Körner. Wo andere Völker sich mit einem Namen in irgend einem Fache ihrer National-Literatur brüsten, können wir fünf und sechs in der nämlichen Branche aufweisen. Es giebt kein Volk der Jetztwelt, was auf wissenschaftliche Durchbildung so gegründeten Anspruch machen könnte, als das deutsche! Dieses erkennen auch alle andere Nationen bereits willig an; in Frankreich muß die deutsche Sprache in den Volksschulen erlernt werden, in England gilt es gegenwärtig für den höchsten Punkt feiner Bildung, deutsch zu sprechen. Wir kennen gebildete Amerikaner genug, die Summen darum geben würden, wenn sie sich die deutsche Sprache und Literatur nur einigermaßen zu eigen machen könnten: — Sollte die deutsche Sprache nicht Anspruch darauf machen können, in den Verhandlungen der deutschen Jungmänner-Gesellschaft die Hauptrolle zu spielen?"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 13. April 1844.

Nord-Amerika.

Neueste Entdeckungen an der Nordküste Amerika's.

Im vergangenen Jahre erschien der Reisebericht des wackeren Thomas Simpson, welcher von 1836 bis 1839 mit Herrn Dease die Nordgestade Amerika's besuchte, und dessen gewaltsamer Tod (bald nach seiner Rückkehr) bis jetzt noch in Dunkel gehüllt ist. Der Herausgeber seiner musterhaft geschriebenen Erlebnisse und Beobachtungen, ein Bruder des Verstorbenen, schickt der Erzählung Einiges aus dem früheren Leben des Reisenden voran. Im Jahre 1808 geboren, wurde der damals schwächliche und schüchterne Knabe zur Theologie bestimmt; als 18jähriger Jüngling aber leistete er, an baldiger Beförderung zum Prediger verzweifelnd, der Einladung des Statthalters der Hudson's-Bai-Compagnie, Sir George Simpson (vermuthlich eines Verwandten), willig Folge und ging nach Nord-Amerika. Er wurde bei erwähnter Compagnie angestellt und erhielt 1836 den zweiten Oberbefehl der Expedition, die er beschrieben hat.

Wer mit den zahlreichen Werken der Vorgänger Simpson's bekannt ist, für den kann vorliegendes Buch natürlich kaum etwas Neues von besonderem Reiz enthalten. Die Erlebnisse auf einer Polar-Expedition sind ziemlich einförmig; immer gleiche Anstrengungen und Beschwerden, gleiche List und Klugheit, um die Gefahren abzuwenden, mit denen Eis, Nebel, Windstöße und Strömungen drohen. Man könnte die Nützlichkeit solcher Unternehmungen in Frage stellen. Warum ganze Mannschaften bei einer Kälte, die oft bis 60° beträgt, in öden Regionen sich herumtreiben lassen, aus denen nicht einmal etwas zu holen ist? Freilich lockt den heutigen Engländer keine Aussicht mehr auf Handelsvortheile, die eine nordwestliche Verbindung mit Japan oder Kataja ihm gewähren könnte; allein der Handelsgeist spielt auch bei solchen Unternehmungen überhaupt keine oder doch eine sehr untergeordnete Rolle: es ist der Ruhm Alt-Englands und die Bereicherung der Wissenschaft, was hier vorzugsweise in Betracht kommt.

Franklin, Back und Simpson haben zur vollständigen Aufnahme der amerikanischen Nordküste nur wenig übriggelassen. Wenn wir die neueste Unternehmung die Simpsonsche nennen, so geschieht dies nicht aus geringerer Achtung vor dem würdigen Chef der Unternehmung, Herrn Dease, sondern darum, weil Letzterer seinem jungen Subalternen, wo die Gelegenheit es erlaubte, die meiste Arbeit und Beschwerde überließ und alle wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Simpson's Hände legte. Ein Gegenstand ihrer Instructionen war die vollständige Erforschung jenes Theils der Küste im Westen des Mackenzie-Flusses, welchen Franklin und Beechey ununtersucht gelassen und welcher etwas weniger als 9 Längengrade beträgt; doch sollten sie hauptsächlich zu ermitteln suchen, ob das von James Roß sogenannte Land Boothia eine im Westen des Tlewotscho mit dem Festland zusammenhängende Halbinsel oder, wie Back vermuthete, durch eine Meerenge von demselben getrennt sey. Simpson's Beobachtungen lassen über die Richtigkeit der letzteren Ansicht keinen Zweifel mehr: er fuhr selber durch die Meerenge und folgte der Küstenlinie noch etwas über den Punkt hinaus, wo die vorgerückte Jahreszeit Back umzukehren genöthigt hatte. Dagegen scheint es beinahe unzweifelhaft, daß eine andere bedeutende Strecke Landes, deren ununterbrochene östliche Küste von Parry und Franklin bestimmt worden, den ihr beigelegten Namen Halbinsel Melville verdient, daß sie in einer Ausdehnung von etwa fünf Breitengraden nach Norden vorrückt und bei der Repulse-Bai durch einen engen Isthmus mit dem Festlande verbunden ist.

Am 1. Dezember 1836 brach die Expedition von der Kolonie am Red-River nach Athabaska auf. Diese vorläufige Tour von 1277 Statute-Miles war gerade an dem Tage, den man als letztes Ziel gesteckt hatte (1. Februar), beendigt. Auf den ersten drei Tagereisen, bis zum See Manitobah, erlaubten Boden und Wetter den Gebrauch von Pferden und Räderfuhren; allein die übrige Reise wurde zu Fuß gemacht, während Hunde das Gepäck auf Schlitten zogen. Die Station Athabaska (Fort Chipewapan) sollte den Reisenden so lange zum Aufenthalte dienen, bis der wiederkehrende Frühling es möglich machte, den Kupferminen-Fluß hinabzufahren.

Das Erste, was man auf dieser Station beschloß, war, zwei Böte von kleinerer Dimension zu zimmern, und nicht ein großes Boot, wie die Vorschrift buchstäblich lautete. Dieser Maßregel verdankte die Expedition, wie Simpson behauptet, ihren ganzen Erfolg. Der Verfasser giebt an dieser Stelle seines Berichtes erfreuliche Kunde von dem Einflusse der Compagnie auf den Charakter der Tschipiwä-Indianer und von den freundschaftlichen Verhältnissen, in welche dieses Volk jetzt mit den Eskimo's getreten ist. Die Maßregeln wider den Verkauf geistiger Getränke, welche die Compagnie getroffen, die Sorgfalt, womit sie den Indianern alles Nothwendige zufließen läßt, tragen schon herrliche Früchte.

Am 1. Juni 1837 ging die Expedition unter Segel, und am 10ten erreichte sie den Großen Sklaven-See, wo das Eis ihr elf Tage lang ein weiteres Vordringen wehrte; erst am 20sten konnte man in den großen Fluß Mackenzie einlaufen. Fort Good Hope, unter 66° 16′ Breite, die nördlichste Station der Compagnie, wurde am 5. Juli erreicht, und am 9ten gelangte man in den arktischen Ocean. Die Expedition steuerte längs der im Jahre 1826 von Franklin besuchten Küste mühsam westlich und pflog dabei freundlichen, obwohl behutsamen Verkehr mit verschiedenen Eskimo-Familien, bis sie am 23sten Franklin's Return-Reef (Sandbank der Umkehr) erreichte. Hier wurde das Wetter stürmisch und die Temperatur so niedrig, daß die Reisenden ihre Winter-Anzüge hervorholen mußten. Das Eis trieb die Schiffe zuweilen fast außer Gesichtsweite von der Küste ab; doch legten sie auf einer glücklichen 25stündigen Fahrt beinahe den halben Weg zwischen Return-Reef und der Barrow-Spitze zurück, wo Beechey im Jahre 1826 umkehrte. An dieser Küstenstrecke entdeckte man die Mündungen zweier bedeutenden Flüsse. Von einem derselben, den die Gesellschaft Colville nannte, bemerkt Simpson: „Er trennt die Berge Franklin und Pelly, die letzten, welche wir gesehen, und strömt wahrscheinlich durch ein großes, an Pelzwerk reiches, von unbekannten Stämmen bewohntes Land im Westen der Felsenberge.“ Simpson hält diesen Fluß für identisch mit demjenigen, welchen Herr Campbell aus dem Bericht Eingeborner kennen gelernt; und danach müßte sein Lauf wenigstens 1000 engl. Meilen betragen. Herr Campbell, einer der unternehmendsten Männer im Dienste der Compagnie, ist nämlich über die Felsenberge (Rocky mountains) bis zu den Gränzen des russischen Gebietes vorgedrungen; im J. 1839 entkam er mit genauer Noth den mörderischen Nachstellungen der Nahani-Indianer; aber seinen künftigen Unternehmungen wird jetzt wenig mehr im Wege stehen, seitdem in Folge einer Verhandlung mit dem russischen Statthalter, Baron Wrangel, die russische Küstenlinie bis Kap Spencer an die Compagnie verpachtet ist.

Am 28sten legte die Gesellschaft unter 154° Länge bei einem Kap an, welches sie nach dem Gouverneur Simpson benannten. Die Eismassen häuften sich jetzt zusehends, und am 31sten schreibt Simpson: „Die äußerste Kälte und unendliches Eis schienen das weitere Vordringen unserer Böte unmöglich zu machen. In vier Tagen hatten wir nur eben so viele Miles zurückgelegt, und kamen wir erst spät im Jahre wieder in den Mackenzie, so war aller Grund zur Befürchtung, daß unsere Böte im Bärensee-Flusse oder wenigstens bei Fort Franklin im Eise stecken blieben, was unsere künftigen Pläne zerstört haben würde. Ich eröffnete daher unserem Chef ohne Säumen meinen Wunsch, die übrige Küstenstrecke bis „Barrow-Point“ zu Fuße zu verfolgen. Herr Dease gab seine Einwilligung und wollte mit den Böten an Ort und Stelle bleiben, damit der Rückzug der Gesellschaft gedeckt wäre. Der Verfasser wählte fünf Gefährten und begann am 1. August seinen Marsch. Während des mühsamen Vordringens bis Kap Simpson war das Küsteneis von der See her so fest und eben erschienen, daß man Pferde und Fuhrwerk gewünscht hatte, um über den Eisboden bis Point Barrow zu fahren. Unserem Verfasser standen keine solche Transportmittel zu Gebote; als er aber die See offen fand, setzte er sich in ein Umiak, eines der großen Familienböte der Eskimo's, und nun war er des weiteren Marschirens überhoben. Eine Eskimo-Familie, die zufällig mit den Wanderern zusammentraf, gestattete ihnen großmüthig den Mißbrauch ihres Fahrzeugs. Diese Böte gehen nur einen halben Fuß tief im Wasser, und das gemiethete tanzte wacker über die hohen Wogen einer Seezunge von fünf Miles Breite, deren Umgehung zu Lande sehr beschwerlich gewesen wäre. Ohne sich darüber Sorgen zu machen, daß die Vögel landeinwärts flogen und das neue Eis in fürchterlichem Grade sich anhäufte — beides Vorzeichen der herannahenden Winterzeit — trugen die Wanderer von Zeit zu Zeit ihr Umiak über ältere Eisschichten, und am Morgen des 4. August war ihr Ziel glücklich erreicht.

Die „Barrow-Spitze“, der Zielpunkt britischer Unternehmungen von Ost und West, wird als ein langes und niedriges Stück Land aus Kies beschrieben, das etwa fünf Miles in der Breite hat. Die Eskimo's kommen daselbst Sommers und Winters wie an einem Marktorte zusammen. Herr Elson hatte hier im J. 1826, wegen feindseliger Demonstrationen der Eingebornen, keinen Verkehr anzuknüpfen gewagt. Simpson war kühner; trotz ihrer zahlreichen Anwesenheit begann er einen lebhaften und freundlichen Verkehr mit den Eskimo's, die ihm gegen seinen Tabak Stiefeln aus Seehundsfell, wasserdichte Hemden aus Seehundsdärmen u. dgl. abließen. Erst als er wieder ins Boot

stieg, gab ihm ein Versuch, seine Ruder zu stehlen, einigen Grund zum Argwohn. Nicht ohne inneres Widerstreben wendete unser Reisender einem schmalen, aber offenen Fahrwasser, das ihm nach der Behringsstraße zu winken schien, den Rücken und ruderte mit seinen Gefährten wieder ostwärts. Er wurde bald von der Gesellschaft, die ihm ihr Umiak geborgt hatte, voll Freuden empfangen; und als er seinen Wunsch, sich noch ferner desselben zu bedienen, äußerte, willigten vier von ihnen gleich ein, ihn zu begleiten. Diese Leute zeigten vielen Sinn für Musik, indem sie die französischen und hochschottischen Lieder der Gefährten Simpson's mit großem Wohlgefallen anhörten.

Während die oben beschriebenen Unternehmungen vor sich gingen, war ein in Fort Good-Hope gebliebener Theil der Expedition den Bärensee-Fluß hinangefahren und hatte sich an dem gleichnamigen See niedergelassen, um für Winterquartiere der Expedition zu sorgen. Die Fahrt ging zwischen überhangenden bis an vierzig Fuß hohen Eismauern mühselig vorwärts: um dreißig Miles weit zu kommen, hatte man 14 Tage gebraucht, und die Ueberfahrt über den See kostete kaum geringere Anstrengung. Erst am 17. August, dem Tage, an welchem die Küstenfahrer in den Mackenzie-Fluß einliefen, erreichten die Quartier-Erbauer den Ort ihrer Bestimmung, das Fort Confidence.

(Schluß folgt.)

Italien.

Geschichte der italiänischen Poesie, von Dr. E. Ruth.

(Schluß.)

Aber noch waren es nur provençalische Dichter und provençalische Sprache, in denen die Kunst erschien, und selbst talentvolle Italiäner, wie der Genueser Folchetto, sangen in dieser fremden Zunge. Doch hatte sich die italiänische Sprache (wie die übrigen romanischen alle, unter germanischen Einflüssen aus dem alten sogenannten sermo rusticus oder lateinischen Volksdialekt hervorgegangen) bereits so weit entwickelt, daß sie zu dichterischer Darstellung fähig geworden war. Am Hofe des hohenstaufischen Kaisers Friedrich's II. in Sicilien erhob sich dann auch durch die wetteifernden Bestrebungen zahlreicher Dichter, unter denen auch viele Provençalen waren, der sicilianische Dialekt bald zu einer hohen Vollendung. Ciullo von Alcamo ist der älteste bekannte unter jenen Sängern (um 1193). Friedrich selbst, seine Söhne Enzio und Manfred und sein berühmter Kanzler Peter de Vineis übten die neue Kunst. Bald folgten auch die Toskaner mit Versuchen in der Muttersprache und wendeten einen großen Fleiß auf die Reinigung und Veredlung derselben. Ein besonderes Verdienst in dieser Hinsicht erwarb sich Brunetto Latini, der Lehrer Dante's (1260—94). Die zahlreichen übrigen Dialekte haben eine untergeordnete Bedeutung; für den besten erklärt Dante den bologneser, für den schlechtesten (was sich seitdem sehr geändert hat) den römischen. Aber eine allgemeine Schriftsprache war bis auf Dante noch nicht vorhanden. Die unübersehbare Mannigfaltigkeit an Versformen und Reimbildungen, welche die italiänische Dichtkunst jener Zeit mit der provençalischen und deutschen gleichzeitigen Kunst theilte *), so sehr sie auf der einen Seite den Reichthum an Wortbildungen vermehren mußte, vergrößerte auf der anderen auch die Trennung und Verwilderung der Dialekte. Da schuf Dante, über den Dialekten stehend und sie alle mit Freiheit beherrschend, sein großes Gedicht, welches bald durch ganz Italien widerhallte und die erste feste Grundlage einer geregelten Schriftsprache wurde.

Nun folgten auch grammatische Versuche, das gewonnene Gut kritisch zu sichten und nach Gesetzen zu ordnen. Das erste große Verdienst in der Grammatik erwarb sich der Venetianer Pietro Bembo, der seine Forschungen im Jahre 1525 unter dem Titel Prose herausgab. Im Jahre 1587 wurde zu Florenz die Academia della Crusca eröffnet, welche ihren Namen Crusca, Kleie, von dem Beutelkasten führte, den sie im Schilde trug. Ihr Hauptstimmführer, der fruchtbare und mit Recht berühmte Grammatiker Leonardo Salviati, (geb. 1540) entwarf den Plan zu dem bekannten großen Wörterbuche, dessen Vollendung er jedoch nicht erlebte. Leider wurde es durch kleinlichen Parteigeist nur auf Auszüge aus toskanischen Schriftstellern beschränkt. In neuerer Zeit ist für Grammatik und Lexikographie viel gethan worden, eine sichere Begründung und ein wahrer Fortschritt aber ist dann erst zu hoffen, wenn die Italiäner sich zu einem gründlichen Studium fremder Sprachen werden erhoben haben.

Die Wissenschaften, zwischen den Handelsstand und das Mönchsthum eingeklemmt, konnten mit dem Aufblühen der Kunst nicht Schritt halten. Zunächst wurden nur diejenigen gepflegt, welche für das allgemeine praktische Bedürfniß arbeiteten, die Rechtswissenschaft und die Arzneikunde. Die erstere erhob sich mit dem Anfange des 12. Jahrhunderts durch Irnerius, in der bereits seit dem 11. Jahrhundert zu Bologna bestehenden Schule, und begann eine neue Periode mit dem berühmten Glossator des Corpus juris, Accursius, im Anfange des 13. Jahrhunderts. Die Arzneikunde hatte einen seit dem 10. Jahrhundert berühmten Sitz zu Salerno. Die bedeutendste Unterstützung in Süd-Italien fand die Wissenschaft an dem selbst sehr gebildeten Kaiser Friedrich II. und seinem Kanzler Peter de Vineis. Dort finden sich auch die ersten italiänischen Geschichtsschreiber, Ricardo von S. Germano und Matteo Spinello, der zuerst die italiänische Sprache zur Prosadarstellung anwendete. Doch fand sein Beispiel nicht eben zahlreiche Nachfolger, sondern die lateinische Sprache blieb für gelehrte Arbeiten noch lange in Gebrauch und wurde nicht nur von Petrarka und Boccaccio eifrig studirt und zu größeren und ernsten Werken allein angewendet, sondern sie drohte selbst noch im 16. Jahrhundert, die italiänische Sprache zu verdrängen, und Bembo versuchte eifrig, den Ariost zu bereden, seinen Orlando in lateinischen Versen zu dichten.

Die Sphäre, in welcher die italiänische Poesie sich fast allein bewegte und noch bewegt, wurde aber zumeist durch den Charakter der Italiäner selbst bestimmt. Herr Ruth vergleicht diese geistreich mit den Vögeln: ein kunstsinniges, lebendiges, lautes, öffentlich verkehrendes, streitsüchtiges, den Vergnügungen und der Liebe ergebenes, sangreiches Geschlecht, mit mehr Charakter als Urtheilskraft. Daneben herrscht durchgehend das weibliche Element vor. So mit ward die Poesie durchaus subjektiv, Gesang, kurzer Ausdruck des ganz die Seele erwärmenden Gefühls, und Religion und Liebe der Gegenstand und die unerschöpfliche Nahrung dieser Lyrik. Petrarka wurde und blieb demzufolge vergöttert, Dante bewundert, aber auch nicht einmal nachgeahmt. Ausdauer und Tiefe ist kein italiänischer Zug, und selbst einem Tasso war der innere philosophische Zusammenhang in seinem großen Gedichte unbequem. Er reiht unwillkürlich eine Zahl lieblicher Romanzen an einander, die am besten einzeln genossen seyn wollen und auch so in Venedig als Barcarolen genossen werden.

* * *

Neben und nach den bereits genannten Ciullo d'Alcamo, Friedrich, Peter de Vineis, Enzio und Manfred lebten im dreizehnten Jahrhunderte noch mehrere von Liederdichtern, ohne daß sich einer derselben bedeutend vor den Andern ausgezeichnet hätte. Ein besonderes Lob spendet Dante dem Bolognesen Guido Guinicelli, welches durch seine wenigen erhaltenen Gedichte gerechtfertigt wird. Fra Guittone aus Toskana (nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts) ist nicht wegen des Gehaltes seiner Poesieen zu nennen, sondern weil er das Sonett auf die noch heute übliche beschränkte und hemmende Form brachte, welche leider von der italiänischen Lyrik nur allzu begierig ergriffen und festgehalten wurde. Erst Guido Cavalcanti aus Florenz, ein vertrauter Freund Dante's, verließ den Stil der Sicilianer. Zwar beschäftigte er sich vornehmlich mit der Philosophie, aber auch die Sprache und Poesie hat ihm viel zu verdanken, und seine Gedichte sind noch jetzt der Beachtung werth, wenigstens vielen seiner Sonetten Petrarka's vorzuziehen.

Von diesen Erstlingsversuchen wurde die junge Kunst plötzlich durch einen gewaltigen Geist auf den Gipfel erhoben, den kein Späterer wieder erreicht: er hatte die Bahn gebrochen und war sie allein gegangen, seine gewaltigen Fußstapfen reizten kaum einen verunglückten Nachahmer zur Nachfolge. Darum blieb Dante fast ohne Einfluß auf die Richtung der italiänischen Poesie selbst seine Sprache, die er ringend schuf, um seinen großen Gedanken eine würdigen Ausdruck zu geben, wurde über Petrarka's gefeilter und unkräftiger Glätte vergessen, ja sogar ihm zum Vorwurf gemacht.

Weit über seine Zeit erhaben, übersah Dante auch mit sicherem Blick die politischen Verhältnisse. Ihn begeisterte der Plan, durch die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst Italien wieder auf die frühere würdevolle Stellung zu erheben. Kaiser Heinrich VII. schien ihm zu dieser Aufgabe berufen. Dante arbeitete unablässig, die Lösung derselben herbeizuführen, und spähte rastlos nach ausgezeichneten, vorurtheilsfreien Männern, die dem Werke ihre Kräfte leihen sollten. Heinrich kam, aber er wurde leider zu lange in Ober-Italien aufgehalten; Florenz gewann Zeit, sich zu verstärken, Klemens V. bot seine ganze Priesterklugheit auf. Heinrich schloß dagegen ein Bündniß mit Friedrich von Sicilien, der bereits den Krieg mit Glück eröffnete. Da starb plötzlich der Kaiser nach kurzem Krankenlager, wie man vermuthet, durch Vergiftung, am 24. August 1313 im Kastell Buonconvento unweit Siena. Dante's Lebenshoffnung war dahin. Er schloß, wie ein vom Schicksal Besiegter, Frieden mit der Welt, sein Leben wurde dem Geistigen mehr zugewandt, und seine Seele verschloß sich mehr in seinem Inneren. Diese Wendung ist auch in seiner göttlichen Komödie deutlich wahrzunehmen. In der ersten Hälfte steht er mit voller Kraft der Seele in der Gegenwart, theilnehmend an der Geschichte der Zeit, hoffend von der Zukunft: in der letzten wendet er sich mehr dem Geistigen der Wissenschaft zu, die Gegenwart gibt ihm keine Wärme mehr, die Zukunft ist ihm düster.

Aber auch an sich wirken zwei Elemente durch das ganze Gedicht, ein geistiges und ein weltliches. Das erstere, in den letzten Theilen mehr vorherrschend, gab ihm den Plan zum ganzen Gedicht und ist das Resultat aller geistigen Empfängnisse und Vorarbeitungen über Gottes Verhältniß zum Menschen seit den christlichen, arabischen, lateinischen und griechischen philosophischen Schulen. Das andere, was neben jenen sich fast nur im ersten Theile geltend machen konnte, ist die ganze Zeit des Dichters in ihrer konkreten Erscheinung. Beide im Widerstreit, geben dem Gedicht die poetische Lebensfülle und die gefährlichen Klippen, an denen nur eine solche Meisterhand es ungefährdet vorüberführen konnte.

Welch' ein Abfall von Dante zu Petrarka! Im Gegensatz zu der gemeinhin beliebten Auffassung, schildert Herr Ruth, und wir glauben mit Recht, den Letzteren folgendermaßen: „Petrarka ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhmes erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadour-Poesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die

*) Des Verfassers Betrachtungen über Versformen und namentlich über den Reim gehören zu den schwächeren Theilen seines Buches. Freilich waren ihm, wie er an einem anderen Orte sagt, Diezen's treffliche Vorarbeiten nicht zur Hand; auch die ausgezeichneten Untersuchungen Ferdinand Wolf's (Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg, 1841) scheint er nicht benutzt zu haben.

Politik ſpielte, immer den alten Ruhm und die alten Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geiſtlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in ſeinen Schriften die glühendſte Vaterlandsliebe zum Beſten gab, aber nie in ſeinem Vaterland war und nichts dafür gethan hat, der nach ſeinem Charakter und poetiſchem Genie unendlich tief unter Dante ſteht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italiäniſche Poeſie gehabt hat." Die vortrefflich ausgeführte Begründung dieſes Urtheils können wir nur unſeren Leſern im Buche ſelbſt nachzuleſen anempfehlen.

Höchſt bezeichnend für den Charakter des Dichters und ſeiner Werke iſt die Geſchichte eines Sonettes, welches Herr Ruth nach Ugo Foscolo mittheilt. Am Rande der noch erhaltenen Handſchrift ſtehen von Petrarka's Hand folgende Anmerkungen:

„Ich habe dieſes Sonnet auf Antrieb des Herrn (Domino jubente) angefangen den 10. Sept., bei Tagesanbruch, nach meinen Morgengebeten."

„Ich werde dieſe zwei Verſe von neuem machen müſſen, und ſie ſingen (cantando) und ihre Folge umkehren. 3 Uhr Morgens. 19. Oktober."

„Dieſes gefällt mir (hoc placet). 30. Oktober. 10 Uhr Morgens."

„Nein, dieſes gefällt mir nicht. 20. Dezember Abends."

Mitten zwiſchen den Verbeſſerungen ſteht dann:

„Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Eſſen."

„18. Februar, gegen neun Uhr. Jetzt geht dieſes gut, dennoch ſieh ſpäter noch einmal nach (vide tamen adhue)."

und in dieſer Weiſe fort durch die ganze Handſchrift.

Die ſcharfe Unterſuchung des berühmten platoniſchen Verhältniſſes zur Laura möchte ſich nicht mit ſolchen Sprüchen widerlegen laſſen, wie: „es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen."

Doch wir müſſen zum Schluß eilen, zu Boccaccio, mit welchem der erſte Band abbricht. Giovanni Boccaccio, im Jahre 1313 geboren, mußte erſt die Feſſeln des Kaufmannſtandes und der Jurisprudenz durchbrechen, für welche ihn der Vater nach einander beſtimmt hatte, ehe er ſich frei der Literatur hingeben konnte. Der Empfang Petrarka's zu Neapel, bei welchem er zugegen war, trieb ihn zur Nacheiferung, und eine heftige, wahrſcheinlich nicht unerhört gebliebene Liebe zu der ſchönen Prinzeſſin Maria, einer natürlichen Tochter König Robert's, befeuerte ihn zu immer neuen Anſtrengungen. Er verherrlichte die Dame ſeines Herzens in den nun vergeſſenen Romanen Fiametta und Felicopo und in dem Epos Teſeide. Das Decameron dagegen, welches er ſpäter ſchrieb, ſeitdem er Petrarka's Rime geleſen und die Hoffnung aufgegeben hatte, durch ſeine Verſe den erſten Rang nach Dante einzunehmen, ſicherte ſeinem Namen die Unſterblichkeit. Die italiäniſche Sprache verdankt ihm ohne Zweifel unendlich mehr als dem Petrarka, der ſie von der Höhe, zu der ſie Dante erhoben, zu einer bequemen Weichlichkeit herabgezogen und für lange Zeit kaum zu etwas Anderem als zu Sonetten geſchickt gemacht hatte. In Boccaccio's durch das Studium der Alten gebildeter Darſtellung liegt ein großer Ernſt und eine Tiefe, welche dennoch dem Rhythmus und der Harmonie ſeiner Perioden keinen Abbruch thut. Leider wurde auch er bis ins ſechzehnte Jahrhundert über Petrarka vergeſſen. J. J.

Arabien.

Zur Geſchichte des Juwelenhandels.

Von F. Lebrecht.

Vor Allem will ich, in froher Hoffnung auf Vergebung meiner Sünde, bekennen, daß die Ueberſchrift eine Etikette von ſolcher Wahrheit iſt, wie die Etiketten auf den Flaſchen unſeres Johannisbergers. Es wird in dem Aufſatze, der dem Leſer hier bevorſteht, nicht viel vom eigentlichen Juwelengeſchäfte geboten werden. Nach der im Lande verbreiteten Sitte der modernen Schriftſteller könnte ich zwar ein enormes Buch über Juwelenhandel ſchreiben, denn — — ich verſtehe ſo viel davon, wie ½ der Autoren des Meß-Katalogs von dem Gegenſtande ihrer reſpektiven Bücher. Doch da ich bei ſolcher Berechtigung, Bücher zu machen, auch viele andere Gegenſtände behandeln könnte und die Auswahl mir daher etwas ſchwer wird, ſo laſſe ich es ſeyn und ſage hier lieber die Wahrheit, die darin beſteht, daß ich zwei falſche Angaben im Leben des berühmten Moſes Maimonides aufhellen möchte, und wobei auch von Juwelenhandel die Rede iſt. Für die Täuſchung, durch die ſich die Juweliere unter meinen Leſern in Folge der Ueberſchrift verletzt fühlen ſollten, gedenke ich ihnen ſpäter einige Artigkeiten zu ſagen.

Jene zwei falſchen Nachrichten über M. Maimonides ſind: erſtens, daß er in Aegypten anfänglich vom Juwelenhandel gelebt, und zweitens, daß er in Spanien den Islam angenommen habe. Beide floſſen aus einer und derſelben ſchwachen Quelle, haben aber doch ihren trügeriſchen Strom unverſiegbar bis auf unſere Zeit fortgeſetzt und ſchlängeln ſich keck und ſelbſtgefällig durch alle Lebensbeſchreibungen des Mannes. Vielleicht gelingt es mir hier, unter Zuſtimmung der Leſer, einen Stein zur Verſtopfung jener trüben Quelle herbeizutragen und den lügenhaften Ausflüſſen für immer ihre Nahrung zu entziehen. So entfernt aber der Zuſammenhang zwiſchen beiden Thatſachen iſt, ſo iſt doch bei der Widerlegung derſelben Gemeinſchaft genug, um ſie hier neben einander zu behandeln.

Erſter Artikel.

War Maimonides ein Juwelenhändler?

Bevor wir zur Löſung der Frage ſchreiten, müſſen wir ein Wörtchen über den Mann ſagen, an deſſen Leben ſich die Frage knüpft. Moſes, der Sohn Maimon's, der klarſte Denker, der fleißigſte, vielſeitigſte und gewiſſenhafteſte Gelehrte und der glücklichſte Arzt ſeiner Zeit, war zu Cordova 1139 *) geboren. Als die Mohaden in Spanien die Oberhand erhielten und Juden wie Chriſten zur Annahme des Islam zwangen, wanderte M. aus, kam 1167 nach Alexandrien, wo er längere Zeit lebte, und ging von dort nach Kahira, wo er die Stelle eines Leibarztes bei dem großen Saladin erhielt, ein Amt, das er auch bei Saladin's Nachfolger bekleidete. Er ſtarb 1208 **) und hinterließ durch ſeinen Charakter, ſeine Praxis und vor Allem durch ſeine zahlreichen und mannigfachen Schriften einen Namen, der von Moslemin geehrt und bewundert, von Chriſten angeſtaunt und von Juden faſt vergöttert wird. Er iſt noch heute ſtets der erſte Erleuchter derjenigen Juden, welchen nicht auch chriſtliche Bildung zugänglich iſt. Mendelsſohn und viele Andere ſind durch ihn in die Philoſophie und die religiöſe Kritik eingeweiht worden.

Wenn wir den ſchwachen Blick zu einem Geſtirn erheben, das lichtvoll und mildſtrahlend am Firmamente glänzt, ſo wird von einem einzigen grauen Punkte, von dem unſcheinbarſten Flecken unſer Auge ſchon ſchmerzlich berührt, und die Flecken, welche wir aus dem lieblichen Sternbilde eifrig wegwünſchen, möchten wir dann auch in günſtiger Befangenheit wegſtreiten und leugnen. Deshalb haben wir es als unerläßlich betrachtet, an unſere Beweiskräfte für die folgenden Behauptungen einen ſtrengeren Maßſtab zu legen, und wir haben, indem wir uns der Befangenheit verdächtig anzeigen, uns auch uneigennützig einer ſtrengeren fremden Prüfung gern preisgegeben, weil die Liebe zur Wahrheit ſtärker als die günſtigſten Vorurtheile bei uns iſt.

Die Quelle für die Nachricht, daß Maimonides mit Juwelen gehandelt habe, findet ſich in dem (bis jetzt noch handſchriftlichen) „Gelehrten-Lexikon" des Dſchemal Eddin Alkofti († 1249).***) Der Verfaſſer war in Syrien ein vornehmer Herr, und er ſchöpfte ſeine Nachrichten über M. aus dem Munde fremder Menſchen und wahrſcheinlich auch aus dem Munde des Juſuf Alhedſchadſch, eines Schülers des M. Die betreffende Stelle iſt unzweideutig und lautet ſo ****): „Und er (M.) zog aus Spanien nach Aegypten, ſeine Familie mit ihm, und er ließ ſich in Foſtat unter den jüdiſchen Einwohnern nieder, nahm ſeinen früheren Glauben wieder an und ernährte ſich vom Handel mit Edelſteinen und dergleichen Sachen .... Er ließ ſich in die Akademie der Aerzte aufnehmen und wurde zum Leibarzte eines chriſtlichen Fürſten in Askalon berufen, ſchlug aber die Stelle aus."

Von dieſem Dſchemal Eddin nahm der leichtgläubige Biſchof Abulfaradſch die Nachricht in ſeine Historia Dynastiarum auf, und nach ihm verbreitete ſie mancher chriſtliche Schriftſteller mit einer gewiſſen Schadenfreude, deren Genugthuung es war, ſich ſagen zu können: Obgleich Maimonides, ein Handelchen mußte er doch machen! †) Indeß bin ich ſelbſt ſchadenfroh genug, manchen noch lebenden Schriftſteller in ſeiner Schadenfreude zu ſtören, indem ich, mit Gründen gewaffnet, das Faktum erſchüttere. 1) Dſchemal Eddin zeigt in der Biographie des M. ſo viel Falſches und mit beglaubigten Nachrichten in Widerſpruch Stehendes, daß man ihm das Zutrauen der Wahrheit und der Sorgfalt im Forſchen und Prüfen verſagen muß. ††) 2) M., der Sohn eines öffentlichen Richters, hat ſich von Jugend auf nur mit der Wiſſenſchaft in der angeſtrengteſten und vielſeitigſten Weiſe beſchäftigt; woher ſollte er nun plötzlich die Geſchäftskenntniſſe des Handels erlangt haben? 3) Geſetzt aber, ſein großes Genie hätte ſich aus dem Stegreiſe in den neuen Wirkungskreis gefunden, wie würde er an dem fremden Orte, mit Unkenntniß der Lokal-Verhältniſſe und mit üblichen Hinderniſſen von Seiten anſäſſiger Handelsleute kämpfend, erfolgreiche, ſich und ſeine Familie ernährende Geſchäfte treiben können? Was müßte 4) der chriſtliche Fürſt für ein durchlauchtiger Narr geweſen ſeyn, den königlichen Leib zur ärztlichen Behandlung einem Händler zu übergeben! Ihn zum Hof-Agenten, zum geheimen Kommerzienrath ernennen, ja, das ließe ich mir gefallen; aber zum Leibarzte, das wäre zu arg! Eben ſo unbegreiflich wie der fränkiſche Prinz müßte aber 5) die muhammedaniſche Akademie der Aerzte ſeyn, die einen Mann zum Mitgliede aufnimmt, welcher nicht ihrem Stande angehört, und deſſen Auge nicht Krankheiten und Heilmittel, ſondern den Werth von Waaren und die Ausdehnung ihres Vertriebes prüft! Und würde 6) M., von dem wir wiſſen, daß er ein trefflicher Arzt war, nicht leichter, ehrenvoller und ſeiner Stellung als Fremder zuſagender den Nahrungszweig ſeiner Kunſt ergriffen haben, als den eines ihm unnatürlichen Geſchäftes?

Alles dieſes zuſammengenommen, begründet die Unwahrſcheinlichkeit der von dem Araber berichteten Thatſache. Jedoch zeihen wir dieſen keiner Lüge oder abſichtlichen Entſtellung, ſondern der Unvorſicht bei der Verarbeitung

---

*) Nach Anderen 1135.

**) Nach Anderen 1204.

***) Caſiri in ſeiner Bibliotheca Arabico-Hispana giebt aus dieſem Werke, welches er Bibliotheca Philosophorum nennt, ſtarke Auszüge, unter denen ſich auch die Biographie des Maimonides befindet.

****) Caſiri 1, 294.

†) Der Prediger Robe in ſeiner Geographie Paläſtina's macht es den Juden ſogar zum Vorwurf, daß zur Zeit der großen Wallfahrten ſich Obſt- und Brod-Verkäufer in der Nähe der Verſammlungs-Orte aufhielten. „Ohne Handel und Wandel kann dies Volk nicht ſeyn!" ruft er aus. Als wären bei den Wallfahrten zu Mekka nicht muhammedaniſche und bei den Wallfahrten in Loretto nicht chriſtliche Viktualienhändler da!

††) So z. B. iſt er ſo kühn, ſeinen Leſern zu berichten, M. hätte ſich nicht an die mediziniſche Praxis gewagt. Und dennoch iſt es ſo bekannt wie die Exiſtenz des M., daß die ganze zweite Hälfte ſeines Lebens dem Dienſte Saladin's und ſeines Hofes als Leibarzt und dem Dienſte der ausgebreiteteſten Praxis überhaupt gewidmet war. Wer würde einem künftigen Biographen Schönlein's glauben, dieſer habe mit Juwelen oder ſelbſt mit Eiſenbahn-Actien gehandelt, wenn der Biograph uns ſagte, S. habe ſich nicht an die Ausübung ſeiner Kunſt gewagt?!

seines vom Hörensagen empfangenen Stoffes. Denn die Angabe beruht ohne Zweifel auf einem durch falschen Wortsinn oder Auslassung eines Wortes veranlaßten Mißverständnisse. Folgende Annahme wird daher bei jedem umsichtigen, prüfenden Leser den Eindruck der höchsten Wahrscheinlichkeit zurücklassen:

M. verließ gezwungen, vielleicht heimlich, sein Vaterland Andalusien, um in die weite Ferne zu wandern. Was konnte er von seinem Vermögen mitnehmen? Wechsel gab es damals noch nicht; Papiergeld ebenfalls nicht; das am leichtesten Tragbare waren also für ihn, wie für die ganze damals reisende Welt, Edelsteine, die noch dazu damals einen höheren Werth hatten als jetzt. In Aegypten angekommen, ohne Amt, ohne Einkommen von liegenden Gründen oder Kapitalien, was mußte er thun, um zu leben? Er mußte von den mitgebrachten Juwelen verkaufen. Dies that er sicherlich so lange, bis er durch die Ausübung der Medizin das Vertrauen der fremden Stadt und endlich des neuen Hofes erwarb. „Er lebte vom Verkaufen von Edelsteinen und dergleichen", hat man dem Dschemal Eddin berichtet, was dieser oder seine Abschreiber dahin gedreht haben, daß M. von Ein- und Verkauf der Dinge sich ernährt habe. Er hat demnach eben so mit Pretiosen gehandelt, wie Napoleon auf St. Helena, der bekanntlich bei der Gemeinheit der Hudson Lowe'schen Verwaltung seine Kostbarkeiten veräußerte, um sich satt zu essen. Der Handel an sich, und besonders der mit Juwelen, hat freilich nichts Erniedrigendes. Auch Plato soll in demselben Aegyptenlande Geschäfte, und zwar mit Oel, gemacht haben. Ich würde jedem Gelehrten rathen, statt vom Gnadenbrodte der Wohlthätigkeit oder im steten Widerspruche mit der Ueberzeugung zu leben, statt mit Noth und vorgesetzten Launen zu kämpfen, lieber mit Juwelen zu handeln. Dennoch sind Handels-Geschäfte so im Widerspruche mit der ganzen Lebensrichtung und dem Charakter des M., daß die von Dschemal Eddin ausgegangene Angabe, wenn etwas Wahres in ihr enthalten seyn soll, nur durch obige Auseinandersetzung gelöst werden kann.

Mannigfaltiges.

— Die öffentlichen Bibliotheken von Berlin, Paris und London. Seit dem 8ten d. M. sind bei der Königl. Bibliothek in Berlin Bestimmungen ins Leben getreten, die dieses Institut zu einem der am liberalsten verwalteten in Europa machen. Von jetzt ab sind nämlich die hier aufgehäuften Bücherschätze, sowohl im Winter als im Sommer, von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags zugänglich, und zwar nicht blos für den Leser, sondern auch für den Bücher-Entleiher. Letzteres ist um so anerkennenswerther, als bekanntlich die größten Bibliotheken des Auslandes, wie z. B. die englischen und italiänischen, gar keine Bücher verleihen oder dies, wie in Frankreich, nur in besonderen Fällen thun. Bliebe noch ein Wunsch übrig, so wäre es der, daß den gelehrten Kustoden, die oft über ihre überwältigende materielle Arbeit zu keiner geistigen gelangen können, ein zahlreicheres dienendes Personal an die Hand gegeben werde, wie sich dies z. B. jetzt in der Hof- und Central-Bibliothek von München neben den sehr gut besoldeten Unterbibliothekaren findet.

Durch das Beispiel Deutschlands und der Franzosen angeregt, öffnen die Engländer jetzt auch ihre Bibliotheken und Galerieen dem Publikum. Erst seit wenigen Jahren kann der nach London kommende Fremde, ohne beständig in seine Börse greifen zu müssen, ein nationales Denkmal Großbritaniens, das British Museum, besuchen.

Die beiden wichtigsten Institute dieser Art in Paris und London sind: die Bibliothèque Royale in der Richelieu-Straße und das obenerwähnte British Museum in der Great-Russel-Straße. Die eigentlichen Lesezimmer können an jedem Wochentage besucht werden, und zwar auf der Bibliothèque Royale von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, im British Museum aber von 9 bis 4 Uhr im Winter und von 9 bis 7 Uhr im Sommer. Der Vortheil ist auf Seiten des Londoner Lesers; denn sind auch fünf Stunden des Tages zum Lesen hinreichend, so ist es doch eben so gewiß, daß gerade jene fünf Stunden in Paris auch von nothwendigen Geschäften in Anspruch genommen werden, während man in London nicht blos zwei Stunden mehr im Winter und vier Stunden mehr im Sommer lesen kann, sondern auch von diesen sieben oder zehn Stunden nach Belieben einen Theil des Morgens und einen Theil des Abends mit Lesen zubringt und in der Mitte des Tages andere Beschäftigungen vornimmt.

Dagegen muß es, wie gesagt, als illiberal bezeichnet werden, daß die britische Bibliothek dem arbeitsamen Gelehrten jene Annehmlichkeit und Erleichterung nicht gewährt, ihre Bücherschätze auch zuhause benutzen und vergleichen zu dürfen. Ferner ist zu erwähnen, daß die öffentlichen Bibliotheken von Paris Jedermann ohne Unterschied zugänglich sind, während Niemand ohne die Empfehlung eines Beamten oder sonst einer bekannten Person im British Museum Zutritt erhält. Freilich darf auch der Leser in Paris nur solche Bücher berühren, die er dem Beamten anzeigt, während er in London sich selber seinen Bedarf aussucht und nicht einmal verbunden ist, das Buch wieder an dessen Ort zu stellen. In beiden Hauptstädten verdienen übrigens die Bibliothekare von Seiten ihrer Gefälligkeit und Zuvorkommenheit alles Lob, und es ist nicht ihre Schuld, wenn ihr Gedächtniß den Mangel eines guten Katalogs nicht immer ersetzen kann. In dieser Beziehung steht sogar Paris noch hinter London zurück; der Katalog der Königlichen Bibliothek soll immer noch gemacht werden. Begehrt man ein Werk, das schon lange von Keinem verlangt worden, so setzt man den Konservator in peinliche Verlegenheit: wie soll er in dem Labyrinthe von sieben- bis achtmalhunderttausend Bänden sich zurecht finden?

Im British Museum ist ein starkes Drittheil des großen Katalogs schon vollendet. Zwei Exemplare der großen Folianten dieses Bücherverzeichnisses liegen beständig aufgeschlagen. Der Katalog der Bibliothèque Royale dagegen ist kaum angefangen; ja man hält seine Vollendung sogar für ein Ding der Unmöglichkeit. Wäre dies wahr, so würden die 300,000 Bände des Britischen Museums den 800,000 Bänden in Paris vorzuziehen seyn; ja man kann nicht einmal mit voller Gewißheit sagen, daß die Königl. Bibliothek in Paris an Werken reicher sey, als das Britische Museum, da sie von Doubletten wimmeln soll. Einen großen Vorzug geben ihr jedoch ihre vortrefflichen Sammlungen von Medaillen, Kupferstichen und ähnlichen Kunstwerken.

— Nachdrucks-Unwesen. Wir sind schon so gewöhnt, viele unserer Artikel in kleinen deutschen Blättern, besonders in denen der Provinz, nachgedruckt zu sehen, daß wir uns höchstens noch darüber wundern, wenn eines dieser Blätter so ehrlich ist, seine Quelle anzugeben. Was soll man aber dazu sagen, wenn die halbamtliche Zeitung der Hauptstadt eines großen deutschen Staates in ihrem Feuilleton nicht blos fortwährend Artikel aus unserem Blatte entnimmt, ohne es zu nennen, sondern auch noch den Verfassern dieser Artikel die Ehre entzieht, als solche vom Publikum gekannt zu werden? Die „Kirchener politische Zeitung", die unter Anderem in ihrer Nr. 6 vom d. J. drei verschiedene Artikel aus unserer Rubrik „Mannigfaltiges" ohne Quellenangabe bringt, enthält in ihren Blättern vom 30. März bis zum 3. April d. J. unter der Ueberschrift „der Bote des Parlaments" einen vollständigen Abdruck des in Nr. 36 des Magazins befindlichen Marinebildes von Heinrich Smidt. Es ist dabei Alles ohne Weglassung wiedergegeben — mit Ausnahme des Autornamens und der Quelle. Wir glaubten nicht sowohl in unserem eigenen Interesse, als in dem unseres Mitarbeiters gegen ein Verfahren protestiren zu müssen, das dem Schriftsteller nicht einmal die Rücksicht schenkt, ihn als Verfasser einer Arbeit zu nennen, mit welcher man die Leser auf eine wohlfeile Art zu unterhalten weiß.

Bibliographie.*)

Frankreich.

J. Garnier Catalogue descriptif et raisonné des manuscrits de la bibliothèque communale de la ville d'Amiens. 2½ Bog. 8. Amiens. — Die Bibliothek besitzt etwa 1300 Handschriften, großentheils aus dem 11. bis 15. Jahrhundert und vorzugsweise zur Theologie, dem Kirchenrecht und der Geschichte gehörend.

J. Taschereau Histoire de la vie et des ouvrages de Molière. 3. édition, revue et augmentée. 18. Paris. 3 fr. 50 c. — Beste existirende Biographie des Molière, zur Feier des dem Dichter kürzlich zu Paris errichteten Denkmals vom Verf. einer Revision unterworfen; die beste neuere Ausgabe der Werke Molière's, mit einer Biographie, ist die von Aimé-Martin besorgte. Eine so reiche Sammlung von einzelnen Ausgaben auch des Molière, wie in keiner anderen Bibliothek, befand sich in der dramatischen Bibliothek des Hrn. v. Soleinne (vergl. Bibliothèque dramatique de M. de Soleinne. Catalogue rédigé par P. L. Jacob, bibliophile. Tome I. Paris 1843. 8. p. 294 u. folg.), und wurden mehrere derselben auf deren Auction in diesem Jahre zu außerordentlichen Preisen verkauft. — Die Académie française, welche Molière bei seinen Lebzeiten der Ehre der Aufnahme in ihren Schoß nicht gewürdigt, hatte im vorigen Jahre das Denkmal Molière's zum Gegenstand eines Preisgedichts gemacht. Unter den eingegangenen Gedichten trug das der Madame Louise Colet den Preis davon. Gedruckt im vorigen Jahr (L. Colet Le monument de Molière, poème (couronné par l'Académie française); précédé de l'histoire du monument élevé à Molière, par Aimé-Martin. 3 Bog. 8. mit 1 Kpft. Paris 1843. 2 fr.), wurde dasselbe am Tage der Einweihung nach der Vorstellung zweier Molière'schen Stücke im Théâtre français vorgelesen. Madame Colet macht nicht nur schöne Verse, sondern ist auch, wie bereits in Nr. 96 des J. 1843 bemerkt worden, selbst schön. — Jenes Monument ist bekanntlich ein mit der Statue Molière's geschmückter Brunnen. Unlängst nun erhielt Hr. Scribe einen eleganten Flaschenkorb zugeschickt. Als er denselben öffnete, fand er sechs Karaffen — mit Wasser gefüllt und einen Brief, worin man ihm schrieb, dies sey Wasser aus der Fontaine Molière; er möge täglich davon trinken und — künftig bessere Lustspiele schreiben.

J. Crétineau-Joly Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus, composée sur les documens inédits et authentiques. Tome I. 8. mit 2 Portr. u. 3 Facsimile. Paris. 7 fr. 50 c. — Drei andere Bände werden noch in diesem Jahre erscheinen.

Troplong Du pouvoir de l'état sur l'enseignement d'après l'ancien droit public français. 8. Paris. 6 fr. — Dupin Manuel de droit public ecclésiastique français. 12. Paris. 3 fr. — Dies sind von den vielen durch den Streit zwischen der Universität und dem Klerus veranlaßten Schriften bis jetzt die beiden einzigen Werke, welche von anerkannten Gelehrten geschrieben, einen dauernden wissenschaftlichen Werth haben.

J. B. Bousaingault Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

J. F. M. Lelièvre Manuel du voilier, ou traité pratique du tracé, de la coupe et de la confection des voiles. 12. mit 3 Kpft. Cherbourg. 3 fr.

L. F. Trolliet Statistique médicale de la province d'Alger, mêlée d'observations agricoles. 10 Bog. 8. Paris et Lyon.

R. Latour Expériences servant à démontrer que la pathologie des animaux à sang froid est exempte de l'acte morbide qui, dans les animaux à sang chaud, a reçu le nom d'inflammation. 2½ Bog. 8. Paris. — Ein deutscher Arzt will kürzlich die Entdeckung gemacht haben, daß die Quelle der Entzündung anderswo als im Blute zu suchen sey.

Boyer (baron) Traité des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent. 3. édition, publiée par le baron P. Boyer. Tome I. 8. mit 1 Portrait. Paris. 8 fr.

C. Matteucci (Prof. an der Universität zu Pisa) Traité des phénomènes électro-physiologiques des animaux; suivi d'études anatomiques sur le système nerveux et sur l'organe électrique de la torpille, par P. Savi (übers.). 8. mit 3 Kpft. Paris. 8 fr.

Dupuy de Lôme Mémoire sur la construction des bâtimens en fer, adressé à M. le ministre de la marine et des colonies. 4. Paris. 23 fr.

A. Bazin Etudes d'histoire et de biographie. 8. Paris. 7 fr. — Vergl. Mag. 1842. Nr. 42.

C. Robert Les Slaves de Turquie, Serbes, Monténégrins, Bosniaques, Albanais et Bulgares; leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 46. Berlin, Dienstag den 16. April 1844.

Spanien.

Gautier's Tras los Montes.

Die Luft, Vergnügungs-Reisen in Spanien zu machen, scheint allmälig von den Engländern auf die Franzosen überzugehen. Herr Theophile Gautier, ein Schriftsteller von Talent, der unter den französischen Literaten eine geachtete Stelle einnimmt, hat unter dem Titel Tras los Montes (Jenseit der Berge) ein Reisewerk in zwei Bänden herausgegeben, das den werthvollsten Büchern ähnlichen Inhalts an die Seite zu stellen ist.

Die Franzosen reisen weniger häufig, als manche andere Nation; allein mit geringen Ausnahmen, zu denen wir freilich Männer wie Victor Hugo und Soulié zählen müssen, verstehen sie es, mit wahrem Nutzen zu reisen und die Sitten und Gewohnheiten der von ihnen besuchten Völker zu beobachten; auch wecken sie überall persönliche Sympathie, da sie, im Widerspiel mit den Engländern, unter Fremden liebenswürdiger sind, als zuhause.

Herr Gautier besucht Spanien nicht wie ein gewöhnlicher Touriß, der gleichsam nur an der Halbinsel herumtappt, ein Paar Seehäfen und einige der zugänglichsten Städte in Augenschein nimmt, oder höchstens bis Madrid vordringt und wieder umkehrt. Er wandert durchs ganze Land, von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herkules, macht Abstecher, wo er es für gut findet, und kehrt über Catalonien nach Frankreich zurück. Im Anfang der Wanderung findet er seine Erwartungen etwas getäuscht; es macht ihm Verdruß, jene lokale Färbung, jene Originalität zu vermissen, die er allerwärts erwartet hatte, und fast möchte er in seinen Nachtherbergen mit dem Wirthe zanken, weil die Laken und Umhänge der Betten reinlich, die Fußböden gescheuert, die Stubenmädchen hübsch, und sauber gekleidet sind. Für einen Mann, der einer posada (Logis) à la Cervantes sich getröstet hatte, mit ihrem Knoblauchduft, ihrem Fliegengesumme, ihren Maritornessen und Maulthiertreibern, mußte die Täuschung allerdings grausam seyn. Sobald er aber in Castilien eintritt, findet er einigen Ersatz in dem allmälig spanischer werdenden Charakter des Landes und seiner Bewohner.

„Zwischen Pancorbo und Burgos" — so erzählt Herr Gautier — „kamen wir an mehreren halbzerstörten Dörfern vorüber, die sich ausnahmen, als hätte die Sonne sie verkalkt. Ich glaube nicht, daß der Maler Decamps auf seinen Wanderungen im Herzen Kleinasiens jemals einen desolateren Anblick gehabt hat. In dem zerfallenen Gemäuer irrten ein Paar Individuen vom Esel-Geschlechte umher, das hier zu Lande einen ordentlich sinnenden und philosophischen Ausdruck hat, als wär' es seiner Nützlichkeit sich vollkommen bewußt. Außer den Eseln sah man nur noch prächtige Hunde von verschiedener Gattung, unter anderen mehrere ungeheure Windspiele, und hier und da eine Gruppe Bauerkinder, deren Augen aus ihrem langen verworrenen Haar wie schwarze Diamanten hervorblitzten."

Zwischen Valladolid und Madrid macht die Postkutsche eine längere Station zu Olmedo, vormals einer ziemlich bedeutenden Stadt, die jetzt in Ruinen liegt. Ihre einsinkenden Festungswerke sind mit Epheu überwachsen, ihre Häuser größtentheils unbewohnt, und Gras wächst in den Straßen. Olmedo ist nur Eine von den Hunderten spanischer Städte, die nur noch Eulen und Fledermäuse zu Bewohnern haben. Die Entvölkerung der Halbinsel ist schrecklich gewesen; zur Zeit der Mauren-Herrschaft zählte sie 32 Millionen Seelen, die jetzt auf weniger als elf Millionen reduzirt sind.

In Madrid angelangt, besucht Herr Gautier den Prado, das Escurial mit seinen 1100 Fenstern, die Puerta del Sol und alle übrige weltberühmte Gebäude und Plätze dieser Hauptstadt wie auch ihrer Umgebungen. Die Puerta del Sol (das Sonnenthor) ist durchaus kein Thor, sondern eine Kirchenmauer, auf die eine gelbe Sonne gemalt ist. Auf dem freien Platze vor derselben kommen die Müßiggänger und Neuigkeitskrämer von Madrid zusammen. Die Zahl dieser Leute kann nicht gering seyn, da der Platz von acht Uhr des Morgens an sich mit Menschen füllt. Hier hat man seit Ausbruch des Bürgerkrieges mehr Pläne zu Feldzügen entworfen, als 50 Generale in 50 Jahren gethan haben würden; mehr Regierungs-Wechsel sind hier besprochen worden, als jemals, seit Spanien ein christliches Land ist; zu Dutzenden hat man in jeder Woche Minister entlassen, Generale abgesetzt, Schlachten geschlagen und Siege gewonnen. Tag für Tag stehen sie hier, diese politischen Kannegießer von Castilien, mit dem Mantel, dessen Falten immer dieselben bleiben, über der Schulter und dem Cigarrito zwischen ihrem safrangelben Daumen und Zeigefinger.

Von Madrid begiebt sich Herr G. nach Toledo, einer Stadt, die ihm großes Interesse einflößt, obschon ihre spitzigen Pflastersteine jede Straße in eine via dolorosa verwandeln. Die fürchterliche Hitze machte den Durst so unlöschbar, daß eine Reihe Kellner, die den Reisenden immerfort Krüge voll Wasser zukommen ließen, von der Pumpe bis in die Gaststube stand — eine wahre Löschanstalt. Aus Herrn Gautier's Beschreibung dessen, was er in der Kathedrale gesehen, könnte man den Schluß ziehen, daß Spanien, trotz aller Invasionen und Umwälzungen der letzten 50 Jahre, noch Kostbarkeiten genug zum Schmucke seiner Altäre und seiner Heiligenbilder besitzt.

„In einer der Sakristeien" — sagt unser Autor — „verwahrt man den Schatz der Kathedrale, namentlich: prachtvolle Priester-Kragen von Brokat, Gold- und Silberstoff, die schönsten Spitzen, Reliquien-Kästchen aus Email, riesenhafte silberne Leuchter, gestickte Fahnen ꝛc. Ein anderes Gemach bewahrt in Schubfächern und Läden die Garderobe der Jungfrau Maria, einen Schmuck, wie ihn vielleicht Kleopatra selber nicht besessen hat. Man zeigte uns einige Kleidungsstücke: den Stoff des einen konnte Niemand unterscheiden, so gänzlich war es mit Blumengewinden und Arabesken aus den edelsten Perlen, darunter mehrere von erstaunlicher Größe, überstickt. Man schätzte seinen Werth auf einige Millionen Franken!" — Wir erfahren nicht, durch welches Wunder alle diese Schätze den Taschen der Franzosen oder der Parteien im Bürgerkriege entgangen sind.

Von Toledo geht die Reise nach Granada, dem großen Anziehungs-Punkte für die Reisenden in Spanien. Er macht auf dem Wege dahin einige Bekanntschaften und wird durch diese nach seiner Ankunft in mehreren Familien eingeführt. Die spanische Gesellschaft ist jedem Fremden sehr zugänglich, wenn er in den heiteren, ungezwungenen, herzlichen Ton dieser Tertulia's einstimmen kann, deren größter Zauber in der Abwesenheit aller Ceremonien besteht.

„Es ist unmöglich" — sagt der Verf. — „eine noch herzlichere und gastfreiere Aufnahme zu finden, als wir sie in jedem hiesigen Zirkel gefunden haben. Schon nach fünf oder sechs Tagen waren wir mit mehreren Familien auf ganz vertrautem Fuße; sie nannten uns, nach spanischer Sitte, bei unseren Vornamen, und wir bedienten uns gegen Herren und Damen derselben Freiheit, einer Freiheit, neben welcher die höflichsten Sitten und die zarteste Aufmerksamkeit sehr wohl bestehen können. Eine Tertulia beginnt um acht Uhr Abends und dauert bis Mitternacht. Gewöhnlich kommt man im Patio zusammen, einem inneren Hofraume, der mit Stein- oder Marmorplatten gepflastert und von Säulen aus demselben Material umgeben ist. In der Mitte desselben erhebt sich ein Springbrunnen, dessen Wasser auf die ihn umgebenden blühenden Sträucher und Orangenbäume fällt. An der Mauer sind sechs oder acht Lampen befestigt; in den Ecken stehen einige Guitarren, ein Klavier und ein Tisch zum Kartenspiel."

„Jedem ankommenden Gaste bietet die Hausfrau ein Täßchen Chokolade, das gewöhnlich ausgeschlagen wird, und einen Cigarrito, den er selten ausschlägt. Dann schließt er sich an eine der im Patio zerstreuten Gruppen. Die älteren Personen spielen Karte; die Jugend schwatzt, scherzt oder spielt allerlei Gesellschaftsspiele, welche die Spanier in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit besitzen. Droht die Unterhaltung einzuschlafen, so nimmt einer der Männer eine Guitarre vor und stimmt irgend ein komisches andalusisches Lied an, das mit vielen ay! und ola! untermengt ist, oder eine Dame setzt sich ans Klavier, giebt etwas von Bellini zum Besten oder singt eine Ballade, die Breton de los Herreros komponirt hat. Den Beschluß der Tertulia macht oft ein kleiner Ball, bei dem aber leider weder die Jota, noch der Fandango oder Bolero getanzt wird, sondern Quadrillen, Rigodon's und Walzer. Nationaltänze werden jetzt dem Gesinde und den Zigeunern überlassen. Nur einmal, und zwar auf unser dringendes Ersuchen, tanzten die beiden Töchter der Dame, in deren Hause wir uns befanden, einen Bolero; vorher aber verschlossen sie sorgfältig die Fenster und Thüren zum Patio, so groß war ihre Besorgniß, einen Skandal zu verursachen. Die heutigen Spanier sehen verlegen und fast ärgerlich aus, wenn man ihnen von Cachucha's, Castagnetten, Majo's, Manola's, Mönchen, Contrebandisten und Stiergefechten spricht, obschon sie im Grunde ihres Herzens an allen diesen echt nationalen und charakteristischen Dingen großen Geschmack finden."

„Ist der Tanz vorüber, so empfiehlt man sich mit einem à los pies de Ustedes an die Damen und beso à Ustedes las manos an die Herren. Die Antwort ist ein freundliches buena noche oder, wenn es Mehreren gilt, buenas noches (denn Jeder hat ja seine Nacht für sich), und hasta mañana (bis morgen)! — Es verdient Bemerkung, daß in Spanien selbst Leute von der niedrigsten Klasse einander Rücksichten beweisen, zu denen die Brutalität unserer

gemeinen Leute in Frankreich ungeheuer kontraktirt. Freilich kann auch auf ein beleidigendes Wort ein Degen- oder Dolchstoß erfolgen, wie weiland in unserem Frankreich, dessen sprüchwörtliche Artigkeit gänzlich verschwunden ist, seitdem die Sitte, Degen zu tragen, nicht mehr besteht."

Herr Gautier verweilt lange in Granada, besucht die Alhambra zu wiederholten Malen und schenkt auch dem Viertel der Zigeuner gebührende Aufmerksamkeit. Bevor er diese Stadt verläßt, giebt er uns einen bündigen Inbegriff seiner Beobachtungen, die er über den Charakter der Bewohner angestellt:

„Das Leben in Granada hat wenig Abwechselung; öffentliche Belustigungen und Zeitvertreibe giebt es in geringer Zahl. Das Theater ist im Sommer geschlossen; Stiergefechte werden nicht regelmäßig gegeben; an Kasino's oder Klubs fehlt es ganz, und ausländische Zeitschriften findet man nur auf dem Liceo (Lyceum), dessen Mitglieder dann und wann sich versammeln und gemeinschaftlich singen oder Gedichte lesen, auch wohl dramatische Stücke aufführen, die irgend ein junger, zur Gesellschaft gehörender Autor geschrieben hat.

„Jedermann scheint auf das gewissenhafteste mit Nichtsthun beschäftigt: Cigarren-Rauchen, Abfassung von Couplet's und Epigrammen, Intriguen und Kartenspiel füllen die Zeit aus. Man bemerkt nirgends jene Unruhe, jenes Bedürfniß nach Thätigkeit und Wechsel des Ortes, welche die nördlicher wohnenden Völker charakterisiren. Die Spanier sind große Lebens-Philosophen in ihrer Art: sie legen nur geringen Werth auf die Bedürfnisse des materiellen Daseyns, und was man Comfort nennt, das ist ihnen ganz gleichgültig. Von einem herrlichen Klima begünstigt, können sie das Daseyn auf seine einfachste Form zurückführen; ihre Nüchternheit und Mäßigung in allen Stücken erzeugen große Freiheit und Unabhängigkeit — mit einem Worte, sie haben Zeit zu leben. Ein Spanier hält es für überflüssig, ja für thöricht, über die Bedürfnisse des Augenblicks hinauszudenken. Der Handarbeiter, der einige Realen verdient hat, wirft seine geflickte Jacke über die Schulter, greift zu seiner Guitarre, und tanzt und erlustigt sich, bis der letzte Maravedi durchgebracht ist: dann geht er wieder unverdrossen an die Arbeit. Für wenige Realen hat der Mann vom Volke ein köstliches weißes Brod, ein ungeheures Stück Melone und ein Gläschen Anisillo (Aniset). Sein Mantel schützt ihn gegen Nachtfröste, und er lagert sich, wenn er's nicht besser haben kann, unter freiem Himmel oder im Portico eines Hauses.

„Für jemand, der aus Paris oder London, diesen zwei Haupt-Strudeln fieberhafter Rührigkeit, kommt, ist das Leben in Süd-Spanien der auffallendste aller Kontraste — ein Leben, das ganz mit Herumschlendern, geselliger Unterhaltung, Musik, Tanz und Siesta hingeht. Der Fremde staunt über die ruhige Heiterkeit auf allen Gesichtern. Jeder wandelt gemächlich einher, die Schattenseite der Straße wählend, bleibt gern bei Bekannten stehen, um mit ihnen zu plaudern, und macht sich augenscheinlich keine Sorge, ob er früher oder später da ankommt, wohin er gehen will. Die Gewißheit, daß auf der Bahn des Ehrgeizes kein weites Vordringen möglich ist, vernichtet allen Ehrgeiz. Glänzende Aussichten sind der jungen Generation so gut als ganz abgeschnitten: die unternehmendsten Jünglinge gehen nach Manilla oder Havana, oder nehmen Militair-Dienste, in denen sie aber, wegen des schlechten Zustandes der spanischen Finanzen, Jahre lang ohne Sold sich begnügen müssen.

„Von dem fast sprüchwörtlichen Stolze der Spanier habe ich keine Symptome bemerkt. Das Benehmen der Spanier erscheint mir im Gegentheil sehr schlicht und human. Das heutige Spanien ist, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch thatsächlich, ein wahres Land der Gleichheit. Der Bettler ersucht den vornehmsten Mann, sein Papier-Cigarrito an dessen Havana-Cigarro anstecken zu dürfen, und dieser gestattet es ihm ohne affektirte Herablassung — die Gräfin oder Marquise lächelt, wenn sie über die Körper der zerlumpten Proletarier schreitet, die auf den Stufen ihres Palastes schnarchen: und auf einer Reise wird sie im Nothfall kein Bedenken tragen, mit ihrem Kutscher oder Jäger aus einem Glase zu trinken. Ein Engländer, der von Sevilla nach Xerez reiste, ließ seinen Calesero (Kutscher) in der Küche des Gasthofs speisen, was der spanischen Sitte ganz zuwider ist. Der Calesero, welcher in seinem Herzen dachte, ein Ketzer könne sich's schon als Ehre anrechnen, mit ihm an derselben Tafel zu sitzen, verbiß seinen Aerger, bis sie wieder mit einander unterweges waren und eine Art von Wüste, drei bis vier Leguas hinter Xerez, erreicht hatten. Hier packte der sehr nervige Kerl den Engländer plötzlich beim Kragen, schleuderte ihn aus dem Fuhrwerk und sprach: „So, mein Señor! Ihr dachtet, ich, Don Balbino Bustamente y Orozgo, sey nicht werth, an Eurer Tafel zu sitzen; und ich für meinen Theil denke, daß Ihr nicht werth seyd, in meiner Kalesche zu sitzen — Adios!" Der Calesero fuhr weiter, und der Engländer mußte sich zu einer Fußpartie bequemen." (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Neueste Entdeckungen an der Nordküste Amerika's.

(Schluß.)

Simpson traf hier am 29. September ein. Die Gesellschaft fand ihre kleinen und schlichten Wohnhäuschen aus Holz so gut aufgeführt, als das dürftige Baumaterial des Landes erlaubte, aber dem Klima sehr schlecht angemessen. Vom 11. November bis Ende Januar war die Kälte gewöhnlich 32° bis 38° unter Null, einige Mal sogar 50°. Bei 40° lud der Verfasser eine Kugel aus gefrorenem Quecksilber in sein Pistol und schoß sie durch ein zolldickes Brett. Die tägliche Speiseration jedes Mannes betrug, wenn man Vorrath genug hatte, acht bis zwölf Pfund Fleisch — eine ungeheure Quantität, mit der Consumtion in mäßigen Klimaten verglichen!

Am 11. März hatte die Kälte den höchsten Grad erreicht. Ein Spiritus-Thermometer stand auf 60°, ein anderes auf 66°.

Wären Simpson's lebendiger Geist und kraftvoller Körper in dieser langen und langweiligen Absperrung ganz unbeschäftigt gewesen, so hätte er vielleicht mit einer zweiten Kugel aus gefrorenem Quecksilber sein Daseyn geendet. Allein es fehlte ihm nicht an Zerstreuung und Thätigkeit. Seine winterlichen Ausflüge am Großen Bärensee und in der Nachbarschaft erstreckten sich über tausend Miles weit. Am 27. März brach er mit zwei Männern und vier Hunden auf, um das Land zwischen Bärensee und Kupferminen-Fluß, den beabsichtigten Weg nach dem Meere, zu erforschen.

Das nächste große Ziel der Instructionen des Herrn Simpson war die Untersuchung der unerforschten Küste zwischen Franklin's Turnagain-Spitze und der Mündung des Tlewotsche. Zu diesem Ende sollte er durch den Kupferminen-Fluß die Küste erreichen; es stand ihm aber frei, zwei Sommer auf den Versuch zu verwenden. Die Gesellschaft trat nun am 6. Juni 1838 ihre neue Reise an und erreichte am 20sten den Ort, wo der Dease-Fluß in den Kupferminen-Fluß mündet. Die Wasserfälle des letzteren machen das Fahren auf demselben sehr gefährlich: aber Geschick und Ausdauer halfen durch.

„Der Tag" — so erzählt unser Reisender — „war hell und schön, als wir so eine jähe Stelle um die andere hinabglitten. Oft kostete es uns verzweifelte Anstrengung, außerhalb der stärksten Zugkraft (suction) dieser Abhänge zu bleiben, an deren Basis die Brandung fürchterlich schäumte und wüthete. Kurz vor Mittag bekamen wir Franklin's Escape-Rapid (Wasserfall des Entkommens) zu Gesicht, und ein Blick auf die überhangenden Felsen sagte uns schon, daß hier keine andere Wahl blieb, als mit Sack und Pack hinabzuschießen. In einem Augenblick hatte der Strudel uns gefaßt, und ehe wir's uns versahen, wurde mein Boot zu einem isolirten Felsen fortgerissen, den der Wasserschwall beinahe verstreckte. Es blieb uns keine andere Rettung, als zwischen ihm und der hohen östlichen Klippe hindurch zu steuern. Der Befehl war gegeben, und Jeder hielt vor Erwartung den Athem an sich. Ein Strom, der aus einer Höhe von mehr als hundert Fuß auf uns herabstürzte, mischte sich mit dem Gischt aus dem Strudel, und wir erhielten ein fürchterliches Douche-Bad. Der Paß war ungefähr acht Fuß breit, und wären wir zur Rechten oder zur Linken nur um einen Fuß von der Linie abgewichen, so hätte es uns das Leben gekostet; allein unser Boot schoß, Dank der großen Geschicklichkeit Sinclaire's, ganz unversehrt zwischen den Kinnbacken des Todes hindurch."

Vom 1. bis zum 17. Juli wurde die Gesellschaft durch das Eis an der Mündung des Kupferminen-Flusses aufgehalten. Dann krochen sie bis zum 19. August die Küste entlang bis an den von Franklin erreichten Punkt, und hier überzeugten sie sich, daß sie in der Lotterie der arktischen Sommer eine Niete gezogen. Franklin hatte von diesem Punkte aus am 16. August 1821 ein vollständig eisfreies Meer gesehen; vor Simpson's und seiner Gefährten Augen lag aber im Osten ein ununterbrochener, von Schnee schimmernder Eisdamm, der sich mit der neuen Eisgestaltung des nahenden Winters augenscheinlich bald vereinigen sollte: und hinter ihnen, in Westen, rückten die vereinzelten Massen, durch welche die Gesellschaft ihren Weg gebrochen hatte, unter dem Drucke der Sturmwinde dicht an einander. Diese entmuthigenden Umstände bestimmten Herrn Simpson wieder zu einer Fußreise von ungefähr zehn Tagen, und zwar mit sieben Leuten. Herr Drase und die übrigen fünf Leute sollten in einem ihrer zwei Böte nachfolgen, falls Wind und Wetter so umschlügen, daß es möglich würde. Dieses Unternehmen hatte guten Erfolg. Franklin's entfernteste Punkt war am 21sten überschritten, und von einem Kap, das nur wenig darüber hinausliegt, entdeckte man 20 oder 25 Miles gegen Norden ein Land, das von Westen nach Nordosten lief. War dieses Land eine Insel oder ein Theil des Kontinents? ging man die Küste einer Bai oder das Gestade eines kontinairlichen Meeres entlang? Dieses Problem löste sich am 23sten, an welchem Tage Simpson schreibt:

„Die Küste führte etwas mehr gegen Norden. Das Wandern war äußerst beschwerlich; gleichwohl schritten wir muthig vorwärts, indem Alle hinsichtlich des großen Landes im Norden, das gar kein Ende nehmen wollte, voll Erwartung waren. Längs der entfernten Küste desselben warf ein breiter Kanal offenen Wassers die Strahlen der untergehenden Sonne zurück, während das Eis an unserer Küste noch ganz fest saß und viele Miles in die See reichte. Als wir schon am Abend einem hohen Kap uns näherten, war rings herum Land zu sehen, und unsere schlimmsten Befürchtungen schienen bestätigt. Mit dem Gefühle bitterer Täuschung klomm ich die Höhe hinan; aber von dem Gipfel des Kaps eröffnete sich mir eine weite und prächtige Aussicht. Wie durch einen Zauber umgewandelt, rollte die See ihre freien Wogen zu meinen Füßen und weiter als die Blicke reichten nach Osten hin. Eilande von verschiedener Gestalt und Größe waren auf ihrer Oberfläche zerstreut; und das Land im Norden endete in ein mächtiges, ostnordöstlich gewendetes und 30—40 Miles entfernes Kap, während die Küste des Festlands eine südöstliche Wendung nahm. Ich stand auf einer bedeutenden Anhöhe an der östlichen Mündung einer von Eis verstopften Meerenge. Dem ausgedehnten Lande im Norden gab ich den Namen unserer Herrscherin, der Königin Viktoria. Seine östliche sichtbare Extremität nannte ich Kap Pelly, dem Statthalter der Hudsons-Bai-Compagnie zu Ehren, und das Vorgebirge, wo wir lagerten, meinem einzigen Bruder zu Ehren, Kap Alexander."

Es war also nun ein Weg längs der Südküste von Viktoria-Land ostwärts in die See entdeckt; und zwar konnte man diese offene See erreichen, während noch ein undurchdringlicher Eiswall die Küsten des Kontinentes umzog.

Am 29sten traf Simpson wieder mit Herrn Dease und seinen Begleitern zusammen, die bis zum vorhergehenden Tage im Eise versperrt gewesen. Das schlechte Wetter und die vorgerückte Jahreszeit erweckten jetzt bei den Meisten große Sehnsucht nach den Winterquartieren, und Simpson fügte sich widerstrebend dem allgemeinen Wunsche.

Der Sommer 1838 war unseren Entdeckern günstiger als der vorhergehende. Als die Gesellschaft am 19. Juni den Kupferminen-Fluß erreichte, fand sie, daß das Eis zehn Tage früher als im vorigen Jahre aufgehört hatte, stromab zu treiben. Die Wasserstürze wurden mit weniger Beschwerde zurückgelegt; und als man am 18. Juli Kap Barrow erreichte, fand man den weit ausgedehnten Krönungsgolf theilweise offen. Nachdem die Reisenden durch das quer über der Einfahrt zum Kap Franklin lagernde Eis gedrungen waren, gelangten sie da, wo im vorigen Jahre ein ununterbrochener Damm ihnen den Weg versperrt hatte, in einen offenen, zwei Miles breiten Kanal. Am 8. August waren sie bis zum 99sten Längengrad, d. h. ungefähr 11 Grade ostwärts von dem Punkt ihrer Abfahrt, an der Küste hingesteuert. Am 10ten schreibt Herr Simpson:

„Wir steuerten den ganzen Tag zwischen Inseln in nordöstlicher Richtung vorwärts, und Einige besorgten schon, wir seyen vom Festlande ganz abgekommen, bis wir am Abend in ein südöstlich laufendes Fahrwasser kamen. Die Stärke der aus jener Himmelsgegend dringenden Ebbe ließ keinen Zweifel mehr an der Nachbarschaft eines offenen Meeres, das zu der Mündung von Back's Großem Fisch-River führte..... Ich muß aufrichtig gestehen, daß wir nicht darauf vorbereitet waren, ein solches Fahrwasser so weit im Süden zu finden; wir hatten vielmehr darauf gerechnet, daß wir zuvor um das Kap Felix des Capitain Roß fahren würden, in dessen Richtung die Küste noch kürzlich gezogen war. Das ausgedehnte Land, auf welchem jenes bedeutende Kap sich erhebt, bildet die Nordküste der Straße, die wir am 11ten passirt hatten, und die uns am selben Nachmittag durch einen nur drei Miles breiten Kanal in das sehnlich verlangte östliche Meer führte. Ich war der Erste, der diesen prächtigen Anblick hatte, und zwar vom Gipfel eines der höchsten Eilande aus Kalkstein. Die frohe Kunde kam bald an Herrn Dease; und selbst die Kleinmüthigsten unserer Leute vergaßen eine Zeit lang die große Strecke, die wir auf der Rückkehr nach den Winterquartieren zurücklegen mußten."

Ein heftiger Westwind befreite die Reisegesellschaft aus dem Labyrinthe von Inseln, das sie lange aufgehalten hatte, und am 12ten schreibt Simpson: „Als wir um eine sehr scharfe Landspitze an der Windseite unserer Böte fuhren, landete ich und sah eine vollkommene Sandwüste vor meinen Blicken ausgedehnt. Es war Back's Point Sir E. Ogle, das wir endlich erreicht hatten!"

Jetzt hatte unser Reisender seinen Instructionen vollkommen Genüge geleistet; allein er wünschte natürlich, seine Entdeckungen so weit ostwärts über Sir G. Back's Gränze hinaus fortsetzen zu können, als die Jahreszeit es erlauben würde. Er hielt es immer noch für möglich, daß der Isthmus, dessen Vorhandenseyn in der Gegend, die ihm John Roß angewiesen, er bezweifelt hatte, weiter östwärts sich finden könne. Die Mannschaft fügte sich ohne Murren in diese unerwartete Verlängerung ihrer Strapazen — ein Umstand, der ihnen selbst und den Befehlshabern, die ihre Zuneigung gewonnen hatten, viel Ehre macht. Der Große Fisch-River und die anderen Ströme, welche diese Küste erreichen, fließen durch waldlose Strecken, ein Umstand, der die Lage des Küstenschiffers sehr erschwert, da er kein Treibholz als Brennstoff findet und mit rohem Pemmikan und kaltem Wasser fürlieb nehmen muß. Selbst ersteres war auf der Fahrt zwischen den Inseln eine Seltenheit; und ein von Sir E. Back auf der Insel Montreal zurückgelassener Vorrath an Lebensmitteln bestand nur aus Pemmikan, das von Maden wimmelte, und Chokolade, die seit fünf Jahren vermodert war. Allein unsere Reisenden besiegten alle diese Schwierigkeiten und fuhren von Montreal-Island nach der östlichen Küste, zu einem Kap, das etwas nördlich von Kap Hay, der äußersten von E. Back gesehenen Spitze, gelegen ist und welchem sie den Namen „Kap Britannia" gaben. Von dort aus segelten sie bei gutem Wind und wogendem Meere dreißig Miles weiter zu einem anderen Kap, das sie „Lord Selkirk" tauften, und waren am 20sten noch drei Miles vorgerückt, als die plötzliche Rückkehr des Nordostwindes sie in die Mündung eines kleinen Flusses einzulaufen nöthigte.

„Es war uns jetzt" — sagt Herr Simpson — „ganz einleuchtend, daß die rechte Zeit unserer Rückfahrt nach dem Kupferminen-Flusse gekommen sey, und daß fernere Wagnisse nur den Untergang der ganzen Gesellschaft herbeigeführt hätten. Unsere Leute erhielten deshalb die Weisung, ein Denkmal unserer Anwesenheit an diesem Orte zu errichten, während Herr Dease und ich eine drei Miles abliegende Anhöhe bestiegen, um den weiteren Zug der Küste zu sehen. Diese behielt noch fünf Miles weit dieselbe Richtung und schien dann etwas rechts einzulenken. Weit ab lagen mehrere hervorragende Inseln, und im noch entfernteren Nordosten erschien wie zuvor ein blaues Stück Hochland. Dieses nannten wir Kap Sir J. Roß; es ist höchst wahrscheinlich eines der südöstlichen Vorgebirge Boothia's. Wir konnten also kaum bezweifeln, daß wir jetzt den großen Golf erreicht hatten, von welchem die Eskimo's sagten, daß er viele Inseln enthalte, eine Menge Einschnitte habe und im Süden bis auf 40 Miles von der Repulse- und Wager-Bai sich ausdehne. Die Erforschung eines solchen Meerbusens bis zur Fury- und Hekla-Straße würde nothwendig alle Zeit und Kräfte einer anderen Expedition erheischen, die auch ein dem Schauplatz ihrer Untersuchungen viel näher liegendes Winterquartier, als den Großen Bärensee, haben müßte; und wir waren überzeugt, daß die ehrenwerthe Compagnie, die für Entdeckungen schon so viel gethan, mit ihrer Freigebigkeit nicht eher ruhen werde, bis die Nordgränzen des großen Welttheils vollkommen ermittelt seyn würden." (Quarterly Review.)

Nord-Amerikanische Sagen.

Puck-Wudschi-Jnini, oder die Entstehung des Morgensterns.

Eine Sage der Odschibwä.*)

Einst gab es eine Zeit, wo alle Bewohner der Erde gestorben und nur zwei hülflose Kinder, ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, am Leben geblieben waren. Als die Aeltern dieser Kinder starben, schliefen beide. Das kleine Mädchen, das älteste von ihnen, erwachte zuerst. Sie erhob sich, blickte um sich, und da sie Niemand als ihren kleinen Bruder sah, der noch schlief, legte sie sich wieder ruhig nieder. Als das Ende des zehnten Tages herangekommen, bewegte sich auch dieser, ohne daß er jedoch die Augen aufgeschlagen. Als nun abermals zehn Tage vergangen, änderte er seine bisherige Lage und legte sich auf die andere Seite. Das Mädchen wuchs bald zur Frau heran, der Knabe aber blieb sehr klein, und es währte gar lange, bevor er nur kriechen konnte. Nachdem er endlich auch gehen gelernt, machte ihm seine Schwester einen kleinen Bogen und eben solche Pfeile, hing ihm eine kleine Muschel um den Nacken und sagte: du sollst Wa-Dais-Ais-Jmid oder der Mann mit der kleinen Muschel heißen.

Jeden Tag ging er nun mit seinem Bogen und seinen Pfeilen aus, um kleine Vögel zu erlegen. Der erste Vogel, den er tödtete, war eine Meise; und als er diese seiner Schwester brachte, war sie ungemein erfreut. Sie zog die Haut derselben sorgfältig ab, stopfte diese aus und verbarg sie vor ihm. Am nächsten Tage schoß er ein rothes Eichhörnchen. Auch dieses hob seine Schwester auf. Den dritten Tag erlegte er ein Rebhuhn, das sie ebenfalls abzog und wegstellte. So wuchs sein Muth immer mehr, und schon entfernte er sich weite Strecken vom Hause, bis seine Gewandtheit und seine Erfolge auf der Jagd täglich zunahmen und er endlich selbst den Bären, das Reh, das Elenn und andere große Thiere des Waldes tödten konnte. So wurde er ein berühmter Jäger.

Obschon er bereits die volle Reife der Jahre erlangt, so war er doch nicht größer als ein Kind. Als er nun eines Tages auf die Jagd ging, kam er an die Ufer eines kleinen Sees. Es war Winter. Auf dem Eise sah er einen Mann, der Biber tödtete. Dieser Mann schien ihm ein Riese zu seyn; denn als er sich mit ihm verglich, kam er sich wie ein Insekt vor. Er setzte sich nun an dem Ufer nieder und beobachtete die Bewegungen jenes. Als der Mann aber eine hinlängliche Anzahl von Bibern erschlagen, band er sie auf einen Handschlitten, den er mitgebracht, und verfolgte seinen Weg nach Hause. Wie dies der kleine Mann mit der kleinen Muschel wahrnahm, folgte er jenem, schwenkte seine Zaubermuschel, hieb einem der Biber den Schwanz ab und eilte mit der Beute zu seiner Schwester. Als der Fremde aber mit dem Schlitten voll Biber seine Hütte erreicht hatte, war er nicht wenig erstaunt, daß einem der Biber der Schwanz fehlte, denn er hatte den kleinen Krieger mit der Muschel gar nicht wahrgenommen.

Am nächsten Tage ging Wa-Dais-Ais-Jmid wieder zum See; der Mann hatte seine getödteten Biber bereits auf seinen Odaa-bon oder Schlitten gelegt und war eben im Begriff, nach Hause zurückzukehren. Der kleine Mann eilte ihm daher schnell voraus und setzte sich abermals in den Besitz eines Biberschwanzes. Als nun aber der große Mann sah, daß er wieder einen der besten Theile des Thieres verloren, wurde er zornig. „Ich möchte doch wissen", sagte er, „welcher Hund mich so hintergeht. Bekomme ich ihn in meine Gewalt, dann soll er bald die Spitze meiner Lanze kennen lernen." Am folgenden Tage ging er wieder zum Biberdeich, und der kleine Mann mit der Muschel verfolgte ihn auch heute. Der Jäger hatte sich aber so beeilt, daß er Alles schon fertig und bereits seine Wohnung ziemlich erreicht hatte, bevor ihn unser winziger Held einholen konnte. Dieser schwenkte augenblicklich seine Muschel und hieb wiederum einen Biberschwanz ab. Bei allen diesen Schelmenstreichen hatte er sich aber bisher immer unsichtbar gemacht und war daher fortwährend der Entdeckung entgangen. Da nun der Mann sah, daß ihm ein und derselbe Streich so oft gespielt wurde, wuchs sein Zorn so sehr an, daß er endlich in Worten sich Luft machte. Er sah überall nach, ob er nicht irgendwo eine Spur des Diebes entdecken könnte; er fand aber keine, denn sein unbekannter Begleiter war so leise aufgetreten, daß er keine hinterlassen. Da entschloß er sich, am nächsten Morgen sehr früh nach seinem Biberweiher zu gehen, um dadurch dem unsichtbaren Diebe zuvorzukommen. Als nun Wa-Dais-Ais-Jmid den Ort erreichte, fand er zwar die Zeichen der Thätigkeit des großen Mannes, dieser selbst aber war bereits zurückgekehrt. Er folgte der Spur, konnte ihn aber nicht überholen. Als er in der Nähe der Hütte ankam, sah er den Fremden vor dieser, wie er eben damit beschäftigt war, die Biber abzuziehen. Er stellte sich vor ihn hin und dachte bei sich: ich werde mich von ihm sehen lassen. Plötzlich sah der Mann, der Niemand anders war als Manabozho**), empor und bemerkte den kleinen Krieger. Nachdem ihn Mana-

*) Aus Schoolcraft's Algic Researches. Vgl. Nr. 43 des „Magazins".

**) Manabozho ist gewissermaßen der Nationalheld der indianischen Mährchenwelt.

bozho eine Zeit lang betrachtet, sagte er: „Wer bist du denn eigentlich, kleiner Mann? ich habe große Lust, dich zu tödten.“ Der kleine Held mit der Muschel aber erwiederte: „Wenn du auch Lust in dir verspüren solltest, mich zu tödten, so wird dir dies doch nicht gelingen.“

Wie er aber nach Hause kam, sagte er seiner Schwester, daß sie sich nun trennen müßten. „Ich muß dich verlassen“, redete er sie an, „es ist nun einmal so bestimmt. Und auch du“, fuhr er fort, „darfst nicht hier bleiben. Darum sage mir, wo du am liebsten wohnen möchtest.“ Sie antwortete: “Der Wunsch meines Herzens zieht mich dem anbrechenden Tage entgegen. Den Osten hab' ich von jeher am meisten geliebt. Der erste Schimmer des Lichts verbreitet sich aus dieser Richtung über die Erde; für mich ist sie daher der schönste Theil des Himmels. Bin ich dorthin gegangen, mein Bruder, und du siehst die Wolken jener Gegend sich im bunten Farbenwechsel wiederspiegeln, dann kannst du fest glauben: meine Schwester malt ihre Wangen.“

„Und ich, meine Schwester“, fuhr er fort, „werde fortan auf den Bergen und auf den Felsen leben. Dort kann ich dich mit dem frühesten Morgen sehen, dort sind die Wasserströme klar und die Luft ist rein. Von jetzt an wird man mich Puk-Wudschi-Jnini oder den kleinen, wilden Mann der Berge nennen.“

„Doch, bevor wir uns für immer trennen“, fügte er nach einiger Zeit hinzu, „muß ich mich noch aufmachen und einige Manito's *) aufsuchen.“ Er verließ sie daher, wanderte über die Oberfläche der Erde und stieg in diese hinab. Wohin er auch kam, überall wurde er gut aufgenommen, bis er endlich zu einem Riesenmanito gelangte, der einen großen Kessel besaß, welcher fortwährend kochte. Der Riese sah ihn mit strengen Blicken an, nahm ihn in seine große Hand und warf ihn ohne alle Umstände in den Kessel. Durch die Macht seines Schutzgeistes wurde er aber vor jeglicher Gefahr behütet und kam nach vieler Mühe und Anstrengung wieder aus dem Kessel heraus, worauf er dem Riesen entfloh. Da kehrte er zu seiner Schwester zurück, theilte ihr den Ausgang seiner Fahrten und Abenteuer mit und schloß seine Erzählung damit, daß er zu ihr sagte: „Siehe, Schwester, in jedem Winkel der Erde wohnt ein Manito. Außer diesen aber giebt es noch einen, der über ihnen wohnt, weit im Himmel; und dann fand ich einen, der böse war, dieser lebt tief in der Erde. Wir müssen jetzt scheiden. Sobald der Wind aus den vier Winkeln der Erde bläst, dann mußt du aufbrechen, denn die Winde werden dich an den Ort tragen, den ich dir ausersehen. Ich aber eile auf die Felsen und Gebirge, wo alle meine Verwandten fortan gern wohnen werden.“ Augenblicklich wehten die Winde, und wie er vorhergesagt hatte, so wurde auch seine Schwester von diesen gegen den östlichen Himmel getragen, wo sie seitdem immer geblieben; — ihr Name aber ist „Morgenstern“.

Mannigfaltiges.

— **Französische Vorlesungen in Berlin.** Herr von Suzor setzt die Vorlesungen über französische Literatur, deren wir in Nr. 38 des Magazins gedacht, jetzt im Saale des Hotel de Russie fort, wo sich ein gewähltes Publikum, hauptsächlich aus Damen bestehend, am Montag und Donnerstag in den Abendstunden von 7—9 versammelt. In der Vorlesung vom 11. April gab Herr von Suzor eine kurze Recapitulation dessen, was er am 25. März im Saale des Schauspielhauses vorgetragen, wobei er zugleich unserer Kritik und der Bemerkungen, die wir über Einzelnes gemacht, speziell gedachte. Wir sind dem französischen Gaste für die Aufmerksamkeit, die er unseren Worten geschenkt, sehr verbunden und glauben diese nicht besser erwiedern zu können, als indem wir seinen Vorlesungen ebenfalls mit Aufmerksamkeit folgen und uns ein Endurtheil darüber für den Schluß vorbehalten. Für jetzt also nur so viel, daß Herr von Suzor in den ersten Stunden eine kurze Uebersicht der älteren französischen Literatur, und zwar von der Zeit der ersten Ausbildung der Landessprache — die lateinische Literatur der Karolingischen Epoche also noch ausgeschlossen — bis zum Jahrhundert Ludwig's XIV. gab. Zunächst wies der Vorlesende auf den Unterschied hin, der zwischen den provençalischen Troubadours und den nordfranzösischen Trouvères zu machen, welche Letzteren eigentlich erst in der Sprache geschrieben, die wir heutzutage als französisch bezeichnen, während das Provençalische eben so gut italiänisch und spanisch, als französisch genannt werden könnte. Herr v. Suzor empfahl zur näheren Kenntniß der französischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts das Werk eines Deutschen, des Herrn Ernst v. Brunnow in Dresden, der insbesondere über die Zeit der Troubadours geschrieben. Daß er bei Erwähnung des 14. und 15. Jahrhunderts vorzugsweise bei Villon verweilte, finden wir ganz in der Ordnung, da dieser der erste originelle Dichter der Franzosen war, welchem er im 16. Jahrhundert den bekannten liebenswürdigen Kammerdiener Franz des Ersten (des Königs, den die Franzosen ihren Père des Lettres nennen), Marot, an die Seite stellte. Auch auf die Erscheinung, daß jede Epoche der französischen Literatur durch ein Dreiblatt geistreicher Frauen ausgezeichnet war, wies Herr v. Suzor hin. Und wie es scheint, wird er den berühmten französischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen besondere Aufmerksamkeit schenken, was den zahlreichen Damen unter seinen Zuhörern gewiß sehr angenehm seyn wird.

— **Das Staatszeitungswesen der Römer.** Im neuesten Heft der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ befindet sich ein auch für Leser, die nicht Historiker von Fach sind, anziehender Artikel über das Staatszeitungswesen der Römer, von dem Herausgeber Herrn Dr. Schmidt. Es ist dieß Aufsatz unabhängig von den — wie nachgewiesen wird — später erschienenen Arbeiten Le Clerc's und Lieberkühn's geschrieben. Der Salomonische Ausspruch: „Nichts Neues unter der Sonne“ und der Schillersche: „Alles wiederholt sich nur im Leben“ erhält durch diese geschichtliche Studie eine neue Bestätigung. Die Acta populi Romani diurna, oder auch kurzweg Diurna genannt, woraus unser „Journal“ entstand, enthielten zur Kaiserzeit, wie aus den Forschungen unseres Berichterstatters hervorgeht, 1) Hof-Berichte, wie unter Anderem: die Kaiserin habe geruht, an dem und dem Tage die und die Personen in der und der Weise zu empfangen; 2) Senats-Berichte, die etwa den heutigen Berichten über Stände-Versammlungen und Provinzial-Landtage entsprachen; 3) Volks-Berichte, die bei dem stets wachsenden politischen Indifferentismus der Kaiserzeit sich auf die Beschreibung der Volksfesten, Cirkus-Spielen und Gladiatorenkämpfen beschränkten; 4) Magistrats-Berichte, z. B. Mittheilungen aus den Verhandlungen vor den Gerichten, ähnliche Berichte, wie sie die englischen Zeitungen über die Verhandlungen vor dem Lord-Mayor im Mansion-House enthalten; 5) Vermischte Nachrichten, wie die Beschreibung von Leichenbegängnissen vornehmer Personen, Lokal-Anordnungen, Berichte über Bauten, Naturereignisse und Wunder, merkwürdige Vorfälle und Anekdoten, Hinrichtungen ꝛc.; 6) Privat-Anzeigenheiten, wozu namentlich Anzeigen von Geburts- und Todesfällen, von Ehebündnissen und Scheidungen, doch mit Beschränkung auf die höheren Stände gehörten. Mitunter ist's gerade so, als ob man eine deutsche Zeitung liest, nur mit dem Unterschiede, daß die römischen Diurna sich vorzugsweise mit den eigenen Lappalien beschäftigten, während unsere Zeitungen ihr Futter meistens aus dem Auslande beziehen.

Bibliographie. *)

Frankreich.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, publiées par les soins de M. le duc de Luynes. Texte, par A. Huillard-Bréholles; dessins, par V. Baltard. Fol. mit 35 Kpft. Paris 120 fr.

L. Dussieux Géographie historique de la France, ou histoire de la formation du territoire français. 8. mit 24 Karten. Paris 1843. 4 fr.

Raphaël de Jesus Castrioto Lusitano, ou historia da guerra entre o Brasil e a Hollanda, durante os annos de 1624 a 1654, terminada pela gloriosa restauração de Pernambuco e das capitanias confinantes. Obra em que se descrevem os heroicos feitos do illustre J. F. Vieira. Nova edição. 8. mit 1 Portr. u. 1 Lithogr. Paris, Aillaud. 9 fr. — Neue Ausgabe eines, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen portugiesischen Werkes. Selbst holländische Historiker, z. B. van Kampen in der Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa, liefern es bei Erzählung jenes Krieges unbenutzt. Dennoch möchte zu einer unparteiischen Beurtheilung desselben der Vergleich eines portugiesischen Berichts mit den holländischen nicht ohne Nutzen seyn. Der Verfasser, geb. 1614, gest. 1693, ein Benediktiner und Mitarbeiter an der Monarquia Lusitana, war Chronista Mór des Königreichs Portugal; den Titel der ersten Ausgabe obiger Schrift finden wir in einem portugiesischen bibliographischen Werke des J. 1801 also angegeben: Rafael de Jesus Castrioto Lusitano. Entreprezas, e restauraçaõ (sic) de Pernambuco, e das capitanias confinantes. Varios, e bellicos successos entre Portugal, e Belgas acontecidos pelo discurso de 24 annos. Lisboa 1679. 4. — Der Krieg, dessen Held J. F. Vieira, endet bekanntlich für die Holländer mit dem Verluste ihrer sämmtlichen Besitzungen in Brasilien.

E. Bimbenet Relation fidèle de la fuite du roi Louis XVI et de sa famille à Varennes. 8. mit 8 Facsimile. Paris. 7 fr. — Ausführlicher und gründlicher als De Sèze (comte) Histoire de l'événement de Varennes, au 21 juin 1791. Paris 1843. 8.

Souvenirs intimes de M. le comte de Menard, premier écuyer et chevalier d'honneur de S. A. R. Mme. la duchesse de Berri. 2 vol. 8. Paris. 22 fr. 50 c. — Der Verf., geb. 1769, starb 1842. Als Herausgeberin nennt sich Melanie Waldor.

A. Du Mège Histoire des institutions religieuses, politiques, judiciaires et littéraires de la ville de Toulouse. Tome 1. 2½ Bog. 8. mit 2 Kpft. Toulouse.

Hippocrate Oeuvres complètes, traduction nouvelle avec le texte grec en regard collationné sur les manuscrits et toutes les éditions — par E. Littré. Tome 4. Paris 10 fr. — Kritische Ausgabe, deren erster Theil im J. 1839 erschien.

Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre, lithographié d'après le manuscrit zend de la bibliothèque royale et publié par E. Burnouf. Fol. Paris, Dumont 1829—1843. 100 fr. — Erschien in 10 Lieferungen und in einer Auflage von nur 100 Ex. In einer lithographirten Ausgabe mußte sich der berühmte Orientalist schon deshalb entschließen, weil die Königl. Buchdruckerei beim Beginn des Unternehmens noch nicht, wie jetzt, in Zend-typen war. Ebenfalls lithographirt und in einer sehr geringen Auflage erschien zu Bombay 1842: The Vandidâd Sâdé or the Pârsis in the Zand language text Gujarâti character, with a Gujarâti translation, paraphrase and comment, according to the traditional interpretation of the Zoroastrians. By the late Frâmji Aspan diarji and other dasturs. 2 vol. gr. 8. Bombay 1842. Die Kosten dieser Ausgabe trug die Bombay Zweig-Gesellschaft der Königl. Asiatischen Gesellschaft (Bombay Branch R. Asiatic Society) und machte mit einem Exemplar derselben der hiesigen Königl. Bibliothek ein Geschenk.

E. Wacken André Chénier, drame en 3 actes. 4½ Bog. 8. Paris. — Dies Stück eines Belgiers wurde in Brüssel auf dem Théâtre de la monnaie mit solchem Erfolge gegeben, daß sich die dortige Regierung veranlaßt fand, den Verf. zu seiner weiteren Ausbildung auf ihre Kosten nach Paris zu schicken. Vergl. Mag. Nr. 40. Art. Belgien. — Herr Wacken wäre demnach ein belgischer Pensord, die französische Poesie in Belgien aber um ein besonderer Zweig der französischen Poesie überhaupt, der bereits auch seinen Geschichtschreiber gefunden.

P. A. Stapfer Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux; précédés d'une notice sur l'auteur, par A. Vinet. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Verfasser († 1840) wie Herausgeber gehören der Schweiz an.

Neue Auflagen und Fortsetzungen früher angezeigter Werke: **Boucher Méthode d'équitation.** 3. édition. — **Le Glay Histoire des comtes de Flandre jusqu'à l'avénement de la maison de Bourgogne.** Tome 2 u. letzt. — **de Meneval Napoléon et Marie-Louise.** 2. (sehr verm.) édition. 2 vol. 12. — **Girault-Duvivier Grammaire des grammaires.** 11. édition — par **Lemaire.** 2 vol. 8.

In Nr. 30. S. 24 v. o. lies: Buchdrucker in Delft.

*) Geister oder auch Zauberer, die das Menschengeschlecht entweder lieben und ihm vermöge dieser Zuneigung Gutes erweisen, oder dieses hassen und ihm in diesem Hasse allen möglichen Schaden zufügen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. in Berlin, Unter den Linden, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 18. April 1844.

Abyssinien.

Gesandtschafts-Reise nach Abyssinien.

Das alte Aethiopien gehört zu denjenigen Ländern, die nach Erreichung einer gewissen, obschon unvollkommenen Kultur, durch ein Zusammentreffen widriger Umstände der ehemaligen Barbarei anheimgefallen sind. Im Mittelalter als der Sitz des fabelhaften Priesters Johann berühmt, von dem man so wunderbare Legenden erzählte, wurde es eine Zeitlang fast ganz vernachlässigt, bis gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts der bekannte Reisende Bruce die Theilnahme des europäischen Publikums von neuem jenem entlegenen Landstriche zuwendete. Das große abyssinische Reich ist heutzutage in mehrere Staaten zerfallen, von welchen das christliche Königreich Schoa für das mächtigste gilt, und da letzteres einen fanatischen Haß gegen die es umgebenden muhammedanischen Völkerschaften hegt, so ist es eben deshalb geneigt, die Annäherungen glaubensverwandter Nationen mit günstigem Auge zu betrachten. Aus diesem Grunde beschloß die britisch-ostindische Regierung im Jahre 1841, eine Gesandtschaft an den König von Schoa abzufertigen, und wählte zum Chef derselben den Major Harris, der sich schon früher durch seine malerischen Schilderungen des südlichen Afrika's einen vortheilhaften literarischen Ruf erworben hatte und jetzt einen höchst interessanten Bericht über seine äthiopische Sendung mittheilt. *)

Der Hafen von Tadjura, wo der Bevollmächtigte mit seinem Gefolge ans Land stieg, ist 370 (engl.) Meilen von Ankóbar, der Hauptstadt von Schoa, entfernt, und auf der Karavanen-Route zwischen diesen beiden Punkten hatten die Engländer mit Beschwerden und Gefahren jeder Art zu kämpfen. Das Land ist zum größten Theil eine schaurige Wildniß, die mit Felsen und Klippen besäet ist und von einem wilden, viehischen Geschlecht bewohnt, das sich durch seinen blutdürstigen Charakter auszeichnet. Wasser ist nur in Entfernungen von 3 bis 15, 20 und 30 Meilen zu finden, und da die Brunnen im Besitz verschiedener gesetzloser Horden sind, so kann die Sicherheit der Karavanen nur dadurch bewirkt werden, daß man den Schutz der einflußreichsten Häuptlinge zu einem ziemlich hohen Preise erkauft. Die Jahreszeit, die unsere Reisenden zu ihrer Expedition wählen mußten, war besonders ungünstig. Die Schwierigkeiten, welche ihnen die unersättliche Raubgier der Behörden und der Einwohner von Tadjura entgegenstellte, verzögerten ihre Abreise dermaßen, daß sie die Ebene der Tehâma während der Herrschaft des brennenden und ungesunden Südwest-Windes durchziehen mußten, der in den Monaten Juni und Juli über diese wasserlosen Gegenden streicht, so wie es ihnen auch unmöglich gemacht wurde, ihren Bestimmungsort vor dem Eintritt der jährlich stattfindenden heftigen Regengüsse zu erreichen, die den Fluß Hawasch so anschwellen, daß man ihn Wochen lang nicht passiren kann. Die Aussichten unserer Reisenden waren folglich nicht sehr ermuthigend, doch waren sie weit entfernt, sich dadurch einschüchtern zu lassen; am meisten wurde ihre Geduld durch den Aufenthalt in Tadjura auf die Probe gestellt.

„Die Freude", schreibt der Major Harris, „mit der wir von Tadjura Abschied nahmen, war mit der zu vergleichen, die Gil-Blas beim Entkommen aus der Räuberhöhle empfand. Unter allen Bewohnern unseres Erdballs giebt es vielleicht keine so bösartige und widerwärtige als die halbkultivirten Wilden, deren Bekanntschaft wir in dieser Hafenstadt machten. Sie haben sich mit dem vollständigsten Erfolge bemüht, die rauhen Tugenden unverdorbener Naturkinder zu vergessen, ohne dagegen etwas von ihren gebildeteren Nachbarn anzunehmen, als ihre Laster und Gebrechen. Tiefer kann die Menschheit nicht fallen, als die Entwürdigung, in der sie versunken sind. Dieses harte, aber gerechte Urtheil trifft nicht nur das Volk selbst, sondern auch den ohnmächtigen Sultan, Muhammed-Ibn-Muhammed."

Die Bewohner des Landes Adel, welches zwischen dem rothen Meer und dem südlichen Abyssinien liegt, werden mit dem allgemeinen Namen der Adaïel oder Danákil belegt, obgleich dieses, streng genommen, die Bezeichnungen abgesonderter Stämme sind. Sie bedienen sich Alle derselben Sprache, ohne jedoch eine einzige Nation auszumachen, da sie auf einem so weiten Raume zerstreut leben, daß man oft mehrere Tagereisen lang auch nicht eine Spur von Menschen in dieser öden Wüste antrifft, deren Boden von der glühenden Sonne verbrannt ist und nur durch aufgewirbelte Sandsäulen belebt wird. „Seit undenklicher Zeit war in diesen Gegenden Jeder sein eigener König. Die herumstreifenden Horden genießen einer wilden Unabhängigkeit, und ihr zügelloser Freiheitssinn artet in Raub, Zwist und Blutvergießen aus, die hier allgemein vorherrschen. Ein feuriger Himmel breitet sich über ihnen aus und ein Boden von Erz liegt zu ihren Füßen; die Wolken tröpfeln nur selten einigen Regen herab, und die Erde ist ohne Vegetation. Es ist kein Land der Verheißung — kein Land, das von Milch und Honig fließt. Die Wüste erstreckt sich weithin auf jeder Seite, mit heißen Lavasteinen besäet und von einer glühenden Atmosphäre umgeben. Treulosigkeit und Rachsucht sind hier zuhause; die Eigenthümer des unfruchtbaren Bodens ermorden jeden Fremden, der sich ihnen zu nähern wagt, und das Besitzrecht der Wasserquellen giebt zu fortwährendem Hader Anlaß. Die Blutrache wird von den Eingebornen aufs strengste ausgeübt; sie sind in der That eher mit Raubthieren als mit Menschen zu vergleichen, und ihr wilder Charakter ist in ihren düsteren, tückischen Blicken abgespiegelt. Die eine Hälfte der Bevölkerung hat stets den Rächer des Bluts an den Fersen, der ihr auf jedem Schritte nachspürt. — Viele der Adaïel sind im Besitze zahlreicher Kameel-Heerden und treiben einen starken Handel mit Sklaven — ein Geschäft, welches dreihundert Prozent abwirft und für den Kaufmann mit wenig Gefahr oder Mühe verbunden ist; wenn sie aber nicht auf ihren Handelsreisen begriffen sind, so verbringen sie ihre Zeit im Müßiggang und in der gröbsten Sinnlichkeit. Ihr Hauptgenuß ist, schmutzig und träge zu seyn. Sie tragen dasselbe Tuch, ohne es zu waschen, bis es in Lumpen von ihrem Rücken fällt. Sich behaglich sonnend und ihre krausen Locken mit einem spitzigen Stocke ordnend, verbrauchen sie unmäßige Quantitäten Schnupftaback und kauen dicke Rollen Taback mit Asche vermischt, die sie so zwischen der Oberlippe und ihren weißen Zähnen halten, daß dadurch eine Art von Kropf zu entstehen scheint. Wenn sie die Rolle aus dem Munde nehmen, so wird sie stets hinter das linke Ohr gesteckt. Es giebt wohl keine Menschenrace, die eine so widerliche Ausdünstung verbreitet; aber während sie die Luft mit ranzigem Talg und verwesenden thierischen Eingeweiden verpesten, kommen sie nie in die Nähe eines Christen, ohne sich die Nase zuzuhalten.

„Unter den Danákil findet man einige so hämische, häßliche und fratzenhafte Gesichtsbildungen, wie sie kaum in irgend einem anderen Welttheil anzutreffen sind; doch hat die Physiognomie der Mehrzahl einen arabischen Anstrich, der die Ueberlieferungen, die sie von ihrem Ursprunge haben, bekräftigt, und der Spuren ungeachtet, die ungezähmte Leidenschaften ihren Gesichtszügen aufgeprägt haben, ist der Ausdruck derselben nicht selten einnehmend und zuweilen selbst geistreich (intellectual). Kräftig und gewandt sind sie Alle, aber äußerst mager und von lockerem Gliederbau, und mit einem bequemen, schlotternden Gang vereinigen sie noch die nationale Gewohnheit, mit übergeschlagenen Beinen zu stehen. Jung und Alt geben sich unendliche Mühe, ihr Aeußeres so viel als möglich zu entstellen, um dadurch ein recht grimmiges Ansehen zu bekommen. Die Narben, die sie bei Raufereien und in der Schlacht durch Steine und kaltes Eisen erhielten, werden als die höchsten Zierden betrachtet, und Brust und Leib sind gewöhnlich mit mystischen Rhomben und netzförmigen Dreiecken gezeichnet (tättowirt), die mit einem scharfen Stücke Obsidian eingeschnitten werden und der Abbildung einer alten Festung gleichen. Die Oberlippe ist glatt rasirt, wogegen man den dünnen Bart frei an den Backen und am Kinn niederhängen läßt; das Kopfhaar ist grob und lang, und da es von Kindheit an mit Talg und Hammelfett eingeschmiert und der brennenden Sonne preisgegeben ist, so wird es kraus und dick wie Schweinsborsten. Hinten wird es in gerader Linie von Ohr zu Ohr geschoren und bildet so den Stolz des Besitzers, der seine zahlreichen Mußestunden zum Theil damit zubringt, es in gehöriger sphärischer Form zu ordnen."

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Lande der Danákil ist die Wüste Tehâma, mit ihrem Salz-Becken, dem Bahr-Assal. Letzteres wird von unserem Verfasser auf folgende Weise beschrieben:

„Der erste Anblick dieses seltsamen Phänomens macht einen überraschenden, aber keineswegs gefälligen Eindruck. Ein cirundes Bassin, sieben englische Meilen in der Quere, zur Hälfte mit stillem Wasser von dunkelstem Himmelblau, zur Hälfte mit einer festen Masse schneeweißen, glänzenden Salzes bedeckt, welches durch Verdunstung entsteht — auf drei Seiten von hohen, brennend-heißen Bergen umschlossen, deren Fuß sich in den See taucht, und auf der vierten von rauhen, halbformirten Lavafelsen begränzt, die zerbröckelt und zerstreut in verwirrten Massen unterliegen — gleicht es einem verfehlten oder unvollendeten Werke. Der Vegetation und des thierischen Lebens beraubt, erfüllt der Anblick dieser öden Wildniß und regungslosen Wasserfläche, über der eine traurige Stille herrscht und die, wie es scheinen möchte, seit Jahrhunderten dem Dämon der Verheerung zum Tempel dienen, den Fremden mit

*) The Highlands of Aethiopia, by Major W. Cornwallis Harris. 3 Bände.

einem beängstigenden Gefühl .... Kein Laut begrüßte das Ohr; kein Luftzug spielte auf dem Wasser; die glatte Oberfläche des Sees funkelte wie polirter Stahl; kein Wölkchen trübte den brennenden Himmel, und die zornige Sonne stand wie eine feuerrothe Kugel triumphirend im Scheitelpunkt ihres mittäglichen Glanzes, während ihre glühenden Strahlen von den ringsum liegenden heißen Schwefelbergen auf das geblendete Auge des Wanderers zurückprallten. Ein weißer Schaum, der sich an dem abschüssigen Ufer des Beckens zeigte, täuschte den Blick während eines Moments mit dem Anschein des Lebens und der Flüssigkeit; bei genauerer Beobachtung fand man aber Alles unverändert — es war nichts als eine durch die Hitze hervorgebrachte Krystallisirung. Es fehlten nur Vampyre und Ghouls, um die Schrecken dieser fluchbeladenen Stätte zu vollenden, die man für die äußerste Gränze der bewohnten Erde halten möchte. Die Ausdünstungen des Salzsees erfüllten die Luft mit einem dicken, mephitischen Qualm, der uns das Athmen erschwerte. Aufgewirbelte Massen Sandes erhoben sich in schnellen Zwischenräumen in der blendenden Atmosphäre und leuchteten wie riesenhafte Feuersäulen. Haufen von Pferden, Maulesein und Kameelen, die das Stechen der giftigen Bremse bis zur Wuth getrieben hatte, drängten sich unaufhaltsam, mit instinktmäßiger Kenntniß des verderblichen Klima's, in den Schatten des einzigen Busches, und vertheidigten mit Hufschlägen das gewonnene Obdach, wodurch unsere Gesellschaft zum Theil gezwungen wurde, sich nach den dumpfen Höhlen zu flüchten, die sich am Fuße der Berge durch niedergestürzte vulkanische Felsentrümmer gebildet haben und deren bis zum Unglaublichen erhitzte Temperatur das Mark in den Gebeinen verdorrte."

Unsägliche Leiden mußten die Reisenden in dieser gräulichen Wildniß erdulden, wo das Thermometer unter dem Schutz der Mäntel und Sonnenschirme auf 42 Grad Réaumur stieg und nur ein geringer Vorrath ekelhaften Wassers zu haben war. Viele Meilen in die Runde war keine frische Quelle zu finden, und während zwölf Stunden konnten jeder Person nur zwei Quart eines dicken, röthlichen Tranks verabreicht werden, der, weit entfernt, ihren brennenden Durst zu löschen, ihn nur noch vermehrte. Das Wasser war nämlich aus einem unsauberen Brunnen geschöpft und in frische Ziegenhäute gegossen worden, die in- und auswendig mit faulem Talg und starker Eichenborke beschmiert waren, und nachdem man es darin zwei Nächte und zwei sengendheiße Tage auf dem Rücken der Kameele fortgeschleppt hatte, war es in eine butterartige Substanz verwandelt, welche die Luft auf zwanzig Schritte weit verpestete. Dessenungeachtet stritten sich Eingeborne sowohl als Europäer mit Gierde um einen Trunk dieses backsteinfarbigen Gebräues!

Es gereicht den Reisenden zur nicht geringen Ehre, daß sie bei allen Leiden und Entbehrungen es nicht versäumten, geographische und geologische Untersuchungen über diese merkwürdige Gegend anzustellen. Die Oberfläche des Bahr-Assal liegt 570 Fuß unter dem Meeres-Niveau und ein sechs englische Meilen breiter Lavastrom trennt es von dem oberen Theil des Golfs von Tadjura. Wie unser Verfasser muthmaßt, bildete es einst eine Fortsetzung des letzteren, bis es durch eine Gränzscheide vulkanischen Ursprungs davon abgeschnitten wurde. Ulluul und Dus heißen zwei kleinere, aber ähnliche Becken, die nicht weit vom Bahr-Assal in nördlicher Richtung liegen. Das Salz dieser Landseen ist ein Monopol, auf welches die Mudaïto- und Danákil-Stämme großen Werths legen, besonders was die kleineren Seen anbetrifft, die ein feineres Salz liefern. Das Innere des Landes wird von hier aus mit diesem unentbehrlichen Lebensbedürfniß versehen, welches den Einwohnern sogar als Scheidemünze dient.

Die Schrecken des Nachtmarsches, der die Gesellschaft endlich von den Qualen dieser furchtbaren Region befreite, werden mit vieler Lebhaftigkeit geschildert. Auch die stärksten und muthigsten unter den Reisenden waren auf dem Punkte, den Strapazen zu unterliegen. Von den Hunden fielen mehrere todt zur Erde; Pferde und Maulthiere warfen sich ermattet nieder und mußten, so ungern es auch geschah, ihrem Schicksal überlassen werden. Selbst der furchtlose Soldat lag athemlos und von Durst entkräftet am Wege, ohne auf das Zureden seiner Offiziere zu achten und mit Ungeduld den nahen Tod erwartend, der seine Leiden zu beendigen versprach. Zwei Seeleute der „Constance", welche die Expedition begleiteten, mußten nach ihrem Schiffe zurückgebracht werden, wo sie bald darauf starben, und es gab nicht Einen unter der Gesellschaft, der nicht lange nachher die Folgen dieses Zuges und die schädlichen Wirkungen empfunden hätte, die das Klima jener brennenden Salzwüste auf den menschlichen Körper ausübt.

In Guhnguhntsch angekommen, wurden unsere Reisenden durch den Anblick des ersten fließenden Wassers erquickt, welches ihre Augen seit der Abfahrt von den Küsten Asiens begrüßt hatte, und sie schlürften in vollen Zügen das kühle, obwohl etwas salzige Element. „Hier endete" — bemerkt Harris — „der traurige Marsch durch die grauenvolle Tehâma — eine eisenumgürtete Wüste, die in der ungünstigen Jahreszeit, die wir gewählt hatten, dem Reisenden fast unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt. Ohne einmal des gänzlichen Mangels an Wasser und Fourage auf einer Strecke von funfzig Meilen, der vielen schwierigen Gebirgspäße, kaum breit genug, um ein beladenes Kameel durchzulassen, des feindseligen Charakters der umherstreifenden, blutdürstigen Horden und der unwegsamen Straßen zu gedenken, die mit ungeheuren Lavablöcken versperrt und von steilen Abhängen durchschnitten sind, kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß der erstickende Sirocco-Wind, der während der heißen Jahreszeit über diese Sandebene streicht, allein genügen würde, den kräftigsten Europäer innerhalb achtundvierzig Stunden aufzureiben. Welche Temperatur dort vorherrscht, läßt sich nach der Thatsache ermessen, daß funfzig Pfund wohleingepackter Spermazet-Lichter auf der kurzen Reise von Tadjura aus völlig eingeschmolzen und zerronnen waren, so daß nur ein Bündel Dochte zurückblieb. — Selbst auf die Danákil, die vom Knabenalter an gewohnt sind, die glühende Lava der Tehâma zu durchziehen, haben die zerstörenden Eigenschaften derselben einen so starken Einfluß hervorgebracht, daß sie den Salzsee mit dem Namen Feuer bezeichnen."

(Schluß folgt.)

Spanien.

Gautier's Tras los Montes.

(Schluß.)

Zu Malaga besuchte Herr Gautier das Amphitheater für Stiergefechte; und hier hatte er Gelegenheit, den gefeierten Montes, den ersten Torero des Tages, der gerade dort Triumphe feierte, kennen zu lernen.

„Montes" — so erzählt Herr G. — „ist zu Chiclana bei Cadiz geboren. Er mag jetzt in der Mitte der Vierzig stehen, ist etwas über Mittelgröße und hat ein Gesicht von matter Olivenfarbe. Das Bemerkenswertheste an ihm ist die Lebendigkeit und Beweglichkeit seines Auges. Sein Ansehen verdankt weniger Stärke als Gewandtheit und Geschmeidigkeit, und wirklich verdankt er den großen Ruf, der ihm geworden, vor Allem der Richtigkeit seines Blicks, seiner Kaltblütigkeit und technischen Geschicklichkeit. Sobald Montes den Stier ansichtig wird, kennt er dessen Charakter, weiß im voraus, ob das Thier gerade drauf losgehen oder eine Kriegslist gebrauchen, ob es in seinen Bewegungen langsam oder rasch seyn werde u. s. w. Dieses seltene Talent giebt ihm stets ein geeignetes Vertheidigungs-Mittel an die Hand; da er sich nicht selten zu Handlungen der Tollkühnheit sich verleiten läßt, so hat er in seinem Beruf schon manche Wunde empfangen und einige Male ist er besinnungslos aus dem Cirkus getragen worden. An dem Tage, als ich ihn sah, trug er ein Kostüm von apfelgrüner Seide, das prächtig mit Silber gestickt war. Montes ist sehr reich und giebt nur noch aus Neigung oder Ehrgeiz öffentliche Proben seiner Kunst.

„Montes begnügt sich nicht, wie die meisten Matadores thun, den Stier zu tödten, wenn das Signal zu seinem Tode gegeben ist. Er beaufsichtigt und leitet den Kampf, und kommt denen, die in Gefahr sind, zu Hülfe. Mehr als ein Stierkämpfer verdankt ihm seine Rettung. Eines Tages hatte der Stier ein Pferd sammt seinem Reiter niedergeworfen, das erstere furchtbar verwundet und den Letzteren, der unter dem Körper seines Pferdes lag, ebenfalls schon ergriffen — da packte Montes das wüthende Thier beim Schwanz und drehte es drei- oder viermal im Kreise herum, bis man den Picador in Sicherheit gebracht hatte. Zuweilen pflanzt er sich mit verschränkten Armen gerade vor den Bullen hin, und der scharfe, feste Blick des Helden zwingt das Thier, unschlüssig stehen zu bleiben. Alsdann giebt es einen Beifallssturm, der nirgend seines Gleichen findet; eine Art von Delirium scheint 15,000 Zuschauer zu ergreifen; man tanzt wie unsinnig auf den Bänken; jedes Taschentuch wird geschwenkt, jeder Hut in die Luft geworfen, während Montes, die einzige gefaßte Person in dem tobenden Haufen, eine leichte Verbeugung macht, und zwar mit der Miene eines Mannes, der noch viel Größeres leisten kann.

„Dann und wann trifft sich's, daß die Zuschauer selbst ihn um eines seiner Kunststücke bitten. So ruft wohl ein reizendes Mädchen: „Wohlan, Señor Montes; der Sie so tapfer und ritterlich sind — Bitte um ein kleines, ganz kleines Kunststück — Sie werden's doch mir nicht abschlagen — bitte gar sehr!" Dann setzt Montes seinen Fuß auf des Stieres Kopf und springt über ihn hinweg; oder schüttelt ihm seinen Mantel ins Gesicht, wickelt dann, vermöge einer blitzschnellen Bewegung, sich selber in den Mantel, so, daß der anmuthigste Faltenwurf entsteht, und parirt den wüthenden Andrang des Bullen durch einen Seitensprung.

„Trotz seiner großen Popularität erhielt Montes an dem Tage, an welchem ich ihn sah, eine ziemlich rauhe Probe von der Unparteilichkeit eines spanischen Publikums und von dessen begeistertem Sinne für ehrliches Spiel, gegen Thiere wie gegen Menschen. Ein prächtiger schwarzer Bulle ward in den Cirkus eingelassen, und schon aus der Art seines Eintretens weissagte der Kenner, daß er Großes leisten würde. Er vereinigte alle Eigenschaften, die an einem Kampfstiere wünschenswerth sind: seine Hörner waren lang und scharf; seine Beine schlank und nervig; seine große Halswamme und der symmetrische Bau des ganzen Körpers verkündeten ungeheure Stärke. Ohne einen Augenblick zu säumen, stürzte er auf den nächsten Picador los und warf ihn, das Pferd mit einem Stoße tödtend, zu Boden; sechs anderen ging es der Reihe nach nicht besser, und in weniger als einer Viertelstunde hatte das Ungeheur sieben Pferde getödtet. Die Picadores zu Fuße (Chulo's) waren eingeschüchtert; sie schwenkten ihre Scharlachtücher in ehrenwerther Entfernung, ganz in der Nähe der Pallisaden, und schwangen sich hinüber, so oft der Stier Miene machte, auf sie loszugehen. Selbst Montes schien bestürzt, und hatte sogar einmal seinen Fuß auf die Leiste gesetzt, die zwei Fuß vom Boden an den Schranken befestigt ist, um den Stierkämpfern das schnelle Hinübersteigen zu erleichtern. Die Zuschauer jauchzten vor Freude und riefen dem Stier die schmeichelhaftesten Komplimente zu; aber ein neues Heldenstück des starken Thiers steigerte ihren Enthusiasmus aufs Höchste. Der Bulle fuhr mit seinem Kopfe unter den Bauch eines Pferdes, welches ein neuer Picador ritt, hob das Pferd mit einem Rucke so, daß die Vorderbeine desselben auf die Schranke zu liegen kamen, und schleuderte es dann, vermittelst eines Rucks am Hintertheil, sammt seinem Reiter hinüber in den Korridor zwischen der ersten und zweiten Schranke. Ein donnerndes Bravo, das gar kein Ende nehmen wollte,

belohnte den vierfüßigen Kämpfer, der jetzt als Meister des Wahlplatzes herumstolzirte und, in Ermangelung besserer Gegner, an den getödteten Pferden rüttelte.

„Auf Befehl des Alkalden der Stadt rückte nach langer Pause ein Banderillero vor, pflanzte einige Wurfspieße in den Nacken des Bullen, und rannte eiligst wieder davon; doch hatte das Horn der Bestie seinen Arm zerfleischt und den Aermel seiner Jacke zerrissen. Jetzt forderte der Alkalde, obwohl mit lebhafter Opposition von Seiten des Publikums, Montes zur Tödtung des Stieres auf. Es war dies wider die Gesetze der Tauromachie, nach welchen ein Bulle vier Paar Banderilla's empfangen haben muß, bevor er dem Degen des Matador's preisgegeben wird.

„Montes schritt dieses Mal nicht, wie gewöhnlich, bis in die Mitte der Arena vor, sondern stellte sich ungefähr zwanzig Schritt von der Schranke auf, um nöthigenfalls eine nähere Zufluchtstätte zu haben. Auch gab er keines von den beliebten Kunststückchen zum Besten, die ihm so allgemeine Bewunderung erworben haben. Er entfaltete nur seine scharlachrothe Muleta und schüttelte sie gegen den Bullen, der alsbald heranstürmte und schon im nächsten Augenblick, wie vom Blitz getroffen, zusammenstürzte. Der Degen des Matador's war durch die Stirn ins Hirn gedrungen, ein Stoß, der im Gesetzkodex des Stierkampfes verfehmt ist; der Matador soll nämlich über die Hörner hinweg dem Bullen in das Genick stoßen, wodurch er diesem einen Vortheil gewährt und sich selbst größerer Gefahr aussetzt.

„Sobald man über Montes' ungesetzliches Verfahren bei Erlegung des Stiers im Reinen war, brach ein Ungewitter von Schmähungen gegen den Matador los. „Schinder, Henkersknecht, Raubmörder!" tönte es aus vielen tausend Kehlen; Viele riefen sogar: „An den Galgen mit ihm — ins Feuer mit ihm — werft ihn den Hunden vor!" Montes' olivenfarbiges Gesicht wurde vollkommen grün vor Wuth, und ich bemerkte, wie er in seine Lippen biß, daß sie bluteten. Dennoch zwang er sich, unerschüttert zu erscheinen, und stützte sich mit affektirter Fassung auf seinen Degen, dessen Spitze er mit Sand von dem Blute gereinigt hatte.

„So wandelbar ist die Volksgunst. Vor jenem Tage hätte es kein Mensch für möglich gehalten, daß man einen so großen Liebling des Publikums, den Matador der Matadoren, so rücksichtslos bestrafen würde, und noch obendrein für eine Uebertretung, welche in der außerordentlichen Kraft, Geschmeidigkeit und Wildheit seines thierischen Gegners die vollkommenste Entschuldigung, vielleicht sogar Rechtfertigung fand. Montes stieg mit seiner Quadrilla in eine Kalesche und verließ die Stadt, den Staub von seinen Füßen schüttelnd und bei allen Heiligen schwörend, daß er Malaga nie wieder betreten würde."

Moldau und Walachei.

Wahn und Aberglaube bei den Walachen. *)

Der Aberglaube spielt bei allen auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehenden Völkern eine zu bedeutende Rolle, um nicht zu ihrer Charakteristik wesentlich beizutragen; ja, man kann annehmen, daß man, um ein Volk genau zu kennen und richtig zu beurtheilen, auch mit dessen Irrthümern vertraut seyn müsse. Je tiefer eine Nation auf der Bildungsstufe steht, desto mehr Aberglaube wird bei ihr angetroffen, doch hängt derselbe auch häufig von Lokal-Verhältnissen ab; so sind in der Regel die Gebirgs- und Küstenbewohner demselben mehr als die Flächenbewohner unterworfen, und nimmt er bei ersteren einen mehr grauenerregenden, schreckhaften Charakter an, wogegen er bei den Küstenbewohnern mehr düsterer und unheimlicher Natur ist.

Die nicht unbedeutenden Fortschritte, welche die Walachei seit einem Jahrzehend in ihrer geistigen Kultur machte, haben ihren wohlthätigen Einfluß noch nicht bis auf die unteren Klassen der Nation erstreckt. Zwar ist durch Errichtung von unentgeltlichen Dorfschulen in neuerer Zeit der Keim zur Bildung des Landmanns gelegt worden, doch dürfte noch manches Jahr vergehen, ehe derselbe Früchte tragen wird. Dasselbe gilt auch von den drei Seminarien, deren Zweck es ist, dem Lande aufgeklärte würdige Diener Gottes zu geben. Die noch heutzutage herrschende krasse Unwissenheit der Popen (ich spreche nicht von dem höheren Klerus), welche, ohne die geringsten Kenntnisse, oft kaum lesen und schreiben können und die Lehrsätze der Religion mit dem sonderbarsten Aberglauben vermengen, trägt hauptsächlich dazu bei, den Landmann in seinen Irrthümern zu erhalten und zu bestärken.

Am meisten und allgemeinsten verbreitet ist der Glaube an den bösen Blick (deokiatu), von dem auch die höheren Klassen der Gesellschaft nicht völlig frei sind. Man versteht darunter ein böswilliges oder neidisches, oft auch nur bewunderndes Anblicken. Der böse Blick übt seinen Einfluß hauptsächlich auf Kinder und Kindbetterinnen aus, doch sind demselben nicht nur alle Menschen, sondern auch die Hausthiere ausgesetzt; er äußert seine Wirkung durch Unwohlseyn, Uebelkeit und Kopfschmerz. Jeder, sey er männlichen oder weiblichen Geschlechts, hat die Macht, einen bösen Blick zu werfen, vorzüglich aber glaubt man die Personen damit begabt, welche als Kind der Brust entwöhnt und dann wieder gesäugt wurden. Um Kinder vor dem bösen Blicke zu bewahren, klebt man ihnen auf die Stirn zwischen den Augenbrauen etwas Erde und schmückt ihre Häubchen mit rothen Bändern, woran man ein Stückchen Knoblauch oder auch eine Münze befestigt; letzteres wendet man auch bei Kindbetterinnen an. Hat jemanden ein böser Blick getroffen, was auch absichtslos geschehen kann, so muß der Zauber beschworen werden, welches deskintat heißt und wobei ein Glas Wasser, in das man angebrannte Gewürznelken oder glühende Kohlen wirft, nebst einigen mystischen Worten die Hauptrolle spielen. Mit diesem Wasser werden die Schläfen, das Kinn und die Herzgrube des Patienten benetzt, worauf er den Rest austrinken muß.

Aehnlich dem bösen Blicke, doch nicht so harmlos, ist das Messer-stecken (punerea kutzitului), womit es folgende Bewandtniß hat: Jemand, der sich an einem Anderen rächen oder ihm sonst Uebles zufügen will, steckt unter gewissen Beschwörungsformeln, wobei der Name desselben genannt werden muß, ein Messer an einem verborgenen Orte vor der Hausschwelle in die Erde, und zwar so, daß nur das Heft herausragt. Sobald dieses geschehen, fühlt der, dem das Messer gesteckt, d. h. dessen Name genannt wurde, ein heftiges Stechen in der Seite, welches stets zunimmt und, wenn der Zauber nicht gelöst wird, endlich selbst den Tod herbeiführt. Ist durch das Leiden des Unglücklichen die Rache befriedigt, so zieht die Person, welche das Messer steckte, dasselbe aus der Erde, und der Kranke geneset augenblicklich; auf der Klinge des Messers aber kleben drei Blutstropfen. Dieser Zauber kann auch dadurch gehoben werden, daß man seinem Feinde ebenfalls ein Messer steckt.

Der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, gute und böse Zeichen, augures, ist nicht minder verbreitet und stammt ohne Zweifel noch aus den Zeiten der Römer her.

Die Bereitung von Liebestränken und Liebeszauber, so wie das Wahrsagen mit Bohnen oder aus den Planeten, wird gewöhnlich von Zigeunerinnen ausgeübt, welche schlau genug sind, zu den Liebestränken Gegenstände zu verlangen, welche sich die Person, die sich an sie wendet, unmöglich verschaffen kann, und sich beim Wahrsagen stets schwankender, ungewisser oder zweideutiger Ausdrücke zu bedienen, oder auch ihre Orakelsprüche von Bedingungen abhängig zu machen. Sonderbar ist es, daß ihnen die Chiromantie gänzlich unbekannt zu seyn scheint; mir wenigstens ist kein Beispiel bekannt, daß eine Wahrsagerin sich derselben bedient hätte.

Der Gespensterglaube der Walachen gleicht, wie man aus dem Nachfolgenden sieht, dem der verschiedensten Nationen, und scheint, von Fremden hierher verpflanzt, auf dem üppigen Boden der Unwissenheit, von Zigeunern zärtlich gepflegt, reichlich gewuchert und sich völlig eingebürgert zu haben.

Der Vampyr (Strigoiu), der bei den Walachen eine so große Rolle spielt, ist zu allgemein bekannt, um noch etwas darüber zu sagen.

Muma pădurii (die Waldmutter) in anderen Gegenden auch Mioaza noapte (Mitternacht) genannt, ist ein Waldgeist in Gestalt eines kleinen alten Weibes, den Menschen nicht stets feindlich gesinnt, und scheint mit dem in vielen deutschen Volkssagen häufig auftretenden Waldweibchen eine und dieselbe Person zu seyn.

Stafia ist ein Hausgespenst, der Geist eines Verstorbenen, der im Grabe keine Ruhe findet und bei Nacht in seiner einstigen Behausung umherwandelt. Dieses Gespenst ist auf die Gränzen des Hauses beschränkt, welche es nicht überschreiten kann, und wird durch Seelenmessen für den Verstorbenen und durch das Besprengen der Mauern mit Weihwasser gebannt.

Der Surâtor oder Zmeu (Drache) ist ein Gespenst, in das sich Verstorbene verwandeln, welche in heftiger, leidenschaftlicher und unbefriedigter Liebe zu einer Person des anderen Geschlechts entbrannten und in Folge dessen starben. Der Surâtor besucht zur Nachtzeit den Gegenstand seiner Leidenschaft, während derselbe in tiefem Schlafe liegt und keine Ahnung davon hat. Menschen, die den Besuchen eines Surâtor ausgesetzt sind, werden blaß, kränklich und welken sichtbar dahin, bis sie endlich der Tod befreit. Man stellt sich dieses Gespenst gewöhnlich in der Gestalt eines fliegenden Drachen vor.

Der Prikolicin ist nichts Anderes als der bei allen slawischen Völkern bekannte Währwolf. Die Walachen stellen sich denselben mit einem Hundskopfe, Flügeln und Geierklauen vor.

Virkolaci sind eine Art Drachen, welche zu Zeiten den Mond entweder theilweise oder ganz verschlingen. Ist eine partielle Mondfinsterniß sichtbar, so pflegt der gemeine Walache, der sich dieses Naturereigniß nicht zu deuten vermag, zu sagen: Virkolaci au ciupit diu luna (die Virkolaci haben den Mond benagt); ist die Mondfinsterniß aber total, dann sagt er: Virkolaci au minkat luna, (die Virkolaci haben den Mond verschlungen).

Balaur ist eine feurige Schlange, die für den, der sie sieht, Unglück, auch den Tod bedeutet.

Schoïmăritza ist ein weibliches Gespenst, welches am Donnerstage vor Ostern denjenigen Weibern die Finger verbrennt, die den Winter hindurch nicht gesponnen haben.

Zinele, analog mit den uns aus der Mythologie bekannten Nymphen, werden in verschiedene Klassen eingetheilt und sind bald Najaden, bald Dryaden u. s. w.

Jelele sind Luftgeister und stimmen genau mit den Elfen überein. Ein walachischer Dichter erwähnt ihrer in einer Ballade:

Jelele albe sehi mădloase	Ueber den Gräbern, geschmeidige Elfen
Priatre morminte sosi su jukat.	Tanzten den Reigen zu nächtlicher Stund'.

Die hier angeführten Gespenster und Geister sind zwar die bekanntesten, doch bei weitem nicht alle, welche im Gehirn des Landvolks spuken und womit List und Betrug die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ausbeuten.

*) Mitgetheilt von Herrn Winterhalder in Bukarest, Uebersetzer von Müllner's „Schuld" in das Walachische.

Amerika.

Die Urbewohner der neuen Welt.

Es ist eine allgemein sehr verbreitete Meinung, daß die Bewohner der Westveste oder neuen Welt von Jahr zu Jahr mehr abnehmen und in nicht

gar ferner Zeit die Urbevölkerung beider Amerika ausgestorben seyn werde. Dem ist aber nicht so, indem nur die Jägervölker mit dem Ausrotten der Wälder und mit der vorschreitenden bürgerlichen Gesittung verkümmern und endlich aussterben. Aber diese Jägervölker bilden an sich eine so geringe Volksdichtigkeit, daß sie kaum $\frac{1}{20}$ der ganzen Urbevölkerung ausmachen. Der American Almanac für 1842 giebt für Nord-Amerika 29¼ Millionen, für Süd-Amerika 15½ Mill. Bew. und für Mittel-Amerika oder Westindien 820,000 an, also zusammen etwa 46 Millionen, welche Zahl bei der reißend zunehmenden Bevölkerung der Washington-Staaten jetzt vielleicht schon 47 Millionen betragen mag, zumal da die Volkszählungen im Almanach nicht immer ganz neu sind und z. B. für die englischen Besitzungen vom Jahre 1834 herrühren. Die Zählungen in den Vereinstaaten selbst geschahen nur alle zehn Jahre, die erste 1790 und die sechste 1840. Ein großer Fehler dieses in Boston herauskommenden Almanachs ist der, daß die rothe oder einheimische Bevölkerung nicht besonders herausgehoben ist, sondern im Allgemeinen als Gegensatz der weißen Bevölkerung, als farbig (colored) angegeben ist, worunter aber auch die Neger gehören. Ich wendete mich daher an den großen Forscher über die neue Welt (illustrador del nuevo mundo), Freiherrn A. v. Humboldt, um mir von ihm genauere Auskunft über die eigentliche rothe Bevölkerung zu erbitten. Nach seiner bekannten ungewöhnlichen Gefälligkeit, gab er mir über diesen Gegenstand die Angaben von 1822 in folgender Weise:

1) Spanische Kolonieen:		
Mexiko	3,700,000	
Guatemala	880,000	
Columbia, d. h. Venezuela, Neu-Granada und Ecuador	720,000	
Peru und Chili	1,030,000	
Buenos Ayres und Provinzias de la Sierra	1,200,000	
		7,530,000
2) Portugiesische Besitzungen:		
Brasilien	260,000	
3) Unabhängige Stämme:		
Alle Stämme östlich und westlich der Felsgebirge (rocky Mountains) und der Moskitos-Küste in Nord-Amerika	400,000	
Stämme in Süd-Amerika	420,000	
		1,080,000
Nur Nr. 2 und 3 enthält meist Jägervölker, wo eine wirkliche allmälige Abnahme stattfindet; Nr. 1 dagegen eine ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung der Urbewohner. Die damalige Bevölkerung in beiden Amerika, sowohl in freien Stämmen als in europäischen Kolonieen, betrug also		8,610,000

Herr v. Humboldt schreibt mir: „Ich habe keinen Zweifel, daß die rein indianische Bevölkerung von ganz Amerika auf das Wenigste bis 1843 um ein Fünftel zugenommen. Die Abnahme zwischen Mississippi und der Südsee ist darum sehr unwichtig, weil sie eine kleine Totalsumme betrifft." Rechnen wir diesen Bruchtheil noch hinzu, so ist die jetzige Bevölkerung der Urbewohner etwa 10½ Millionen, also fast ¼ der Gesammtbevölkerung dieser beiden Erdtheile.

Durch die ganz neuen Entdeckungen des Herrn Dr. von Tschudi aus Glarus, welcher fünf Jahre in Peru naturgeschichtliche Forschungen machte, ist zugleich das Daseyn dreier Urstämme bekannt geworden, welche eben so unter sich nach der Schädelbildung verschieden sind, wie die drei Urstämme der Kaukasier, Mongolen und Neger der alten Welt. Jene drei Racen der neuen Welt, die Chinchas, Aymaras und Huancas, so verschieden sie wieder unter sich sind, unterscheiden sich doch wesentlich von den drei Urstämmen der Ostveste, indem sie einen Knochen im Hintertheile des Schädels haben, die Zwischenwand (os interparietale), welche sich nur bei den Nagethieren und Wiederkäuern findet. Die Chinchas wohnen an der Küste, die Aymaras auf den Anden und die Huancas auf dem bolivischen Hochlande. A. Zeune.

Mannigfaltiges.

— Das Lesezimmer des British Museum. Der Artikel in Nr. 45 des Magazins über die Benutzung der Bibliotheken enthält einige Angaben über das Britische Museum in London, die wir aus eigener Erfahrung und im Interesse derer erweitern oder berichtigen können, die etwa Gelegenheit nehmen möchten, die Bibliothek jenes großartigen Instituts zu benutzen.

Die Lesezimmer, zu denen man nicht von Great Russell Street, sondern von Montague Place eingeht, sind durch das ganze Jahr geöffnet, außer an Sonn- und Festtagen und den sieben ersten Tagen der drei Monate Januar, Mai und September; und zwar von 9—7 Uhr in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, in dem übrigen Theile des Jahres von 9—4 Uhr.

Die Räume werden im Winter spärlich mit erwärmter Luft geheizt; Mäntel muß man im Vorzimmer lassen, zu dem der Eintritt nur gestattet wird, nachdem man sich einem auf dem Wege dahin stationirten Portier, wenigstens bei dem ersten Eintreten, durch sein Admission-Ticket legitimirt hat.

Da das Britische Museum weder Manuskript noch Buch ausleiht, so sehen sich die Benutzer der Bibliothek lediglich auf die Lesezimmer angewiesen, zwei ansehnliche Säle, die meist sehr besucht sind, und so oft Referent dort war, immer durch die Anwesenheit mehrerer Damen verschönt waren, die theils lasen oder Kupferwerke besahen, theils auf das fleißigste abschrieben, und gelegentlich auch wohl alte Manuskripte zu benutzen schienen. Gewiß eine seltene Erscheinung.

Die Erlaubniß zum Lesen erhält man sehr leicht, gewöhnlich genügt schon die Empfehlung irgend eines ansässigen Bürgers, wenigstens für Engländer, während es für Ausländer, die einem der Bibliothekare bekannt oder empfohlen sind, nicht einmal einer solchen bedarf. Man erhält dann gewöhnlich augenblicklich einen von dem Ober-Bibliothekar vorläufig auf sechs Monate ausgestellten Erlaubnißschein.

Unzulässig sind junge Leute unter 18 Jahren.

Die Lesenden haben keinen Zutritt zu der Bibliothek selbst, noch weniger dürfen sie sich die Bücher selbst holen; wohl aber stehen ihnen die zahlreichen und wenn auch nicht sehr wohl geordneten, doch vollständigen Kataloge der Manuskripte und Bücher (gedruckte für die einzelnen Sammlungen und geschriebene) zu Gebote, und müssen sie sich daselbst aufsuchen, was sie wünschen, wobei ihnen jedoch auch hierbei immer freundlichst Auskunft gegeben ward. Die Titel sind nur genau mit allen Angaben der Kataloge und der Unterschrift des Begehrenden in ein gedrucktes Formular einzutragen, das immer gratis ausliegt und nun einem der vielen anwesenden Diener übergeben wird, der dann am Ende des zweiten Saales, der mit der Bibliothek zusammenhängt, durch ein kleines Fenster reicht und gewöhnlich einige Minuten später die gewünschten Bücher bringt. Die obigen dem Katalog zu entnehmenden Angaben beziehen sich zugleich auf die Stelle des Buches, das somit leicht zu finden seyn muß und fast immer verabreicht wird, da man einmal nur solche Sachen fordern, die verzeichnet und also vorhanden sind, und es sich außerdem nicht oft treffen möchte, daß zur selben Zeit ein Buch schon von einem Anderen gefordert wäre, denn der Benutzenden sind — im Verhältnisse zu Berlin — nur wenige.

Für den Gebrauch der erhaltenen Bücher oder Manuskripte giebt es keine Beschränkungen; man bedient sich der Tinte und Federn, und soll nur dann eine besondere Anzeige machen, wenn man ein Manuskript durchzeichnen oder ganz kopiren will; das Papier darf ferner nicht auf das Buch selbst gelegt werden u. dgl., was sich von selbst versteht.

Jedes Buch oder Manuskript, welches benutzt ist, wird einem der Diener zurückgegeben, oder es wird, wenn man es am folgenden Tage weiter zu gebrauchen beabsichtigt, gegen Auslieferung des Scheines, an einen besondern Ort gestellt, wo es nun eine bestimmte Zeit zur täglichen Disposition bleibt.

Die Directions für die Benutzung des Lesezimmers finden es genügend anzudeuten, daß Silence is absolutely requisite in a Place dedicated to the purposes of study; aber eben dies ist bei der bestehenden Einrichtung unmöglich zu erlangen, und der durch das ewige Aus- und Eingehen und Hin- und Herlaufen der Diener wie der Lesenden, durch das Umschlagen der Blätter, Schreiben und Sprechen herbeigeführte Lärm ist in der That so bedeutend, daß man sich schwer daran gewöhnt.

Ueber die wohl kaum bestimmbare Zahl der Bände fehlen uns die nähern Angaben; die interessante Synopsis of the Contents of the Br. Museum, die 1841 schon die 43ste Auflage erlebt hatte, läßt sich auf die Bibliothek gar nicht ein, sondern spricht nur von Naturgeschichte, Alterthümern und Skulpturen; die anderen uns zugänglichen Quellen nennen wohl die 16 einzelnen durch Kauf oder Schenkung erworbenen Sammlungen, die den Kern der Bibliothek bilden, zu der einer Parliaments-Akte zufolge jeder Schriftsteller oder Verleger ein Exemplar einliefern muß, aber sie geben nicht die Zahl der Bände an.

Prof. Dr. Hoefer.

— Rußlands Handelspolitik. Die Foreign-Quarterly-Review — April 1844 — nimmt von dem im vorigen Jahre erschienenen Werke des Frhrn. von Reden über Rußlands Kulturverhältnisse Anlaß, eine Darstellung von den unglückseligen Folgen zu geben, welche die in diesem Reiche bisher befolgte Handelspolitik nicht sowohl für die Gränznachbarländer als für Rußland selbst gehabt. Wir sehen allerdings, daß das Kaiserreich fast in jedem Jahr eine neue Anleihe machen muß, ungeachtet seine inneren Hülfsquellen fortdauernd sich vermehren, indem nicht bloß die Zahl seiner Einwohner bedeutend zunimmt, sondern auch in seinen sonst so verachteten sibirischen Steppen ein stets wachsender Reichthum an edeln Metallen sich findet, deren Ertrag die Gesammteinkünfte manches europäischen Landes übersteigt. Ist dies jedoch die Lage der Finanzen in einer Zeit des Friedens, wie wird sie sich erst gestalten, wie geringfügig im Verhältniß zu anderen Ländern werden seine Mittel seyn, wenn das Land in einen europäischen Krieg verwickelt wird? Was ist nicht Alles schon in Bewegung gesetzt worden, um dem in jeder Beziehung so verderblichen Schleichhandel ein Ende zu machen? So lange jedoch der russische Zolltarif selbst eine so bedeutende Prämie auf den Schleichhandel aussetzt: so lange man z. B. für eine Elle Tuch, die in Preußen an der Gränze zwei Thaler kostet, in Polen oder Rußland 4½ Thaler erhalten kann, werden keine Cordons und keine Verbannungen im Stande seyn, den Reiz der Gewinnsucht zu unterdrücken, und der Schmuggel, der heute in dem einen Winkel ausgerottet worden, wird morgen in einem anderen um so lebhafter seyn, gleichviel, von welchem Glaubensbekenntnisse die Gränzbewohner auch seyn mögen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 20. April 1844.

Arabien.

Der Kaffee.

Unsere Zeit, welche eine Zeit der Jubiläen ist, würde sich gewiß mit Recht den Vorwurf der schwärzesten Undankbarkeit zuziehen, wenn sie zu Ehren des Kaffees, der doch bei allen übrigen häuslichen und öffentlichen Festen, sie mögen nun einen Zweck haben oder zwecklos seyn, eine der thätigsten Hauptrollen spielt, nicht ein besonderes Fest veranstalten wollte. Denn gleich wie eine Anstalt oder eine Erfindung ihr Jubiläum hat, eben so kann auch eine Gewohnheit, die zum Nutzen und zur Freude der Menschheit ihr Jahrhundert vollendet hat, auf eine allgemeine Erinnerungsfeier Anspruch machen. Ohne Zweifel hat hierzu der Kaffee eine um so größere Berechtigung, als die Kartoffel, ob sie gleich ihm damit zuvorgekommen ist, als er selbst edler ist, als diese. Denn die Kartoffel ist der Philister, der Kaffee der Künstler; die Kartoffel stopft den Magen und beschwert den Leib, der Kaffee erhebt den Geist und erleichtert das Herz; die Kartoffel hat zur Schnecke herabgewürdigt, was durch den Kaffee ein Adler geworden wäre, die Kartoffel ist das Gesetz, der Kaffee die Freiheit. Beide Naturprodukte sind sich nur darin gleich, daß sie jetzt allgemein und unentbehrlich geworden sind. Wie verschieden aber war ihre Aufnahme in Europa! Die Kartoffel ward gleich anfangs als ein gefährlicher Feind des Lebens betrachtet. Man setzte überall ihrer Einführung den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Je mächtiger die Empfehlungen derselben waren, desto trotziger ward die Opposition. In Frankreich und Sachsen war die Erbitterung gegen die Kartoffel so hoch gestiegen, daß es zu blutigen Auftritten kam. Zwangsmittel mußten angewandt werden, um sie einzuführen, was auch endlich, aber erst nach und nach gelang. Man fing allmälig an, einzusehen, daß sie, wenn sonst zu nichts Anderem, doch wenigstens dazu diene, von dem leiblichen Hungertode zu retten. Kein Lob erschallte von begeisterten Lippen zu ihrem Ruhme, und auch jetzt noch nehmen selbst ihre Freunde nur ungern ihre Zuflucht zu ihr. Bei keinem Feste spielt sie eine Rolle; wenigstens ist sie keine Verschönerung des Festes. Von den Gesellschaften und Versammlungen, die zusammentreten, um wichtige und interessante Dinge zu besprechen und zu berathen, wird sie überall stillschweigend ausgeschlossen. Das einzige Fest, was man mit ihrem Beistande feierte, war ihr eigenes Fest, ihr Jubiläum.

Der Kaffee dagegen fand gleich im Anfange seiner Entdeckung die günstigste Aufnahme, sowohl im Orient als im Occident. Die erste Tasse, die getrunken wurde, erwarb dem Kaffee unzählige Freunde und Verehrer. Wo sich zwei oder drei Personen versammeln, stellt er sich ein und ist ein willkommener Gast. Auch ist er der treue Gefährte des einsamen, fleißigen Gelehrten und des armen Dichters im Dachstübchen, der in den Stunden der Nacht niederschreibt, was er am Tage gedacht und beobachtet hat. An allen Freudenfesten und Trauertagen der Menschen nimmt der Kaffee Theil: das neugeborene Kind wird beim Klirren der Tassen in die bürgerliche Gesellschaft aufgenommen; will ein liebendes Paar in den heiligen Stand der Ehe treten, so ist der Kaffee der Brautführer, und dem geliebten Todten wird bei dampfender Schale der schuldige Zoll der Thränen dargebracht. Der Kaffee ist der allgemeine Vermittler aller politischen, philosophischen, literarischen, artistischen und sozialen Unternehmungen; er ist Freund und Mitglied aller Parteien; er ist royalistisch, loyal, legitimistisch und daher auch „gebrandmarkt", constitutionell, radikal, liberal, monarchisch, demokratisch, Doctrinair, Kantianer, Hegelianer, Schellingianer u. s. w. Mit ihm werden Anstellungen befördert, Absetzungen beantragt, Klagen über Staatsgebrechen erhoben, Vorschläge zu Staats-Reformen gemacht, Pläne zu Verschwörungen und Revolutionen entworfen, Geheimnisse anvertraut und Geheimnisse verrathen; mit ihm wird Ehre gegeben und Ehre genommen, Lob ertheilt und Verleumdung ausgestreut. Der Kaffee ist Niemandes Feind; denn selbst diejenigen, die ihn öffentlich verdammen, sind ihm heimlich zugethan. So soll der Gründer der Homöopathie sich den Kaffee haben zu Hause wohlschmecken lassen, obgleich er es nicht schwer fand, zu behaupten, daß der Genuß desselben zu den Schädlichkeiten erster Größe gehöre. Was man an Sokrates gerühmt hat, daß er als Geistes-Accoucheur die Denkfähigkeit der Menschen zur Thätigkeit bringe, dasselbe kann man vom Kaffee rühmen; denn er besitzt die Kraft, die witzige Combination zu befördern. Ohne ihn wenigstens wäre gewiß folgendes geistreiche Wortspiel nicht gemacht worden. Ein junger unverheirateter Landprediger hatte eine schöne Magd in seinem Hause; diese trat einst des Morgens mit der Frage in sein Zimmer: „Herr Pastor! befehlen Sie Thee oder Kaffee zu trinken?" Er antwortete: „Te — quidem vellem; sed quia Pastor sum, — Cave!" — „Ganz wohl!" sprach sie und brachte Kaffee. Besonders aber ist der Kaffee der Freund des schönen Geschlechts geworden, welches ohne denselben fast nichts thun und nichts reden kann. Es ist bekannt, daß die weibliche Zunge nirgends thätiger ist, als bei einer Tasse Kaffee, und es ist kein geringes Lob für ihn, wenn wir demnach behaupten, daß er das Talent der Beredsamkeit entwickelt. Höchst wahrscheinlich wären Demosthenes und Cicero weit berühmtere Redner geworden, wenn sie den Kaffee gekannt hätten. In der Türkei geht die Liebe der Damen zum Kaffee so weit, daß, wenn der Ehemann seiner Frau den Kaffee verweigern wollte, dies ein gültiger Rechtsgrund zur Ehescheidung seyn würde. Schon um des lieben Hausfriedens willen, muß der Türke sich dazu entschließen, seine Ehefrauen Kaffee trinken zu lassen. Im Harem zu Konstantinopel sind sogar besondere Kaffee-Beamte (Kaffengi Baschi) angestellt, unter deren jedem 20 bis 30 Baliagi stehen, die sich bloß mit der Bereitung des Kaffees für die Damen beschäftigen. Durch Damen ist er auch in Europa empfohlen worden. Zuerst trank man ihn 1652 in London, wo eine schöne Griechin, Namens Panphia, welche der englische Kaufmann Edwards aus Smyrna mitgebracht hatte, die Bereitung des Kaffees den Engländern lehrte und ein öffentliches Kaffeehaus anlegte. In Frankreich ist der Kaffee aus Galanterie gegen die Damen eingeführt worden. Soliman Aga, der türkische Gesandte am Hofe Ludwig's XIV., ließ 1669 in Paris mehreren vornehmen Damen das Kaffeegetränk vorsetzen, und diese fanden so vielen Geschmack daran, daß der galante Muhammedaner bei seiner Abreise von Paris ihnen versprach, so viel Kaffee aus Konstantinopel zu schicken, daß es ihnen nie daran fehlen sollte. Das erste öffentliche Kaffeehaus in Paris wurde 1672 von einem Sicilianer, Procopio, errichtet, der die geistreichsten und berühmtesten Männer seiner Zeit zu sich zu locken wußte. Ein Fontenelle, J. Bapt. Rousseau, Saurin, Crebillon, Piron, Voltaire u. A. versammelten sich hier, lasen hier ihre neuesten Werke vor, disputirten, scherzten und erzählten Neuigkeiten; ganz Paris kam bald hierher, um jene Männer zu sehen und zu hören. Dieses Kaffeehaus besteht heutiges Tages noch. In Deutschland wurde der Kaffee erst zu Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt. Das erste Kaffeehaus soll von einem Polen, Kolczizki, bereits im J. 1683 in Wien errichtet worden seyn, welches bis jetzt besteht und mit dem Bildnisse des ersten Unternehmers geziert ist; ja, die Kaiser Joseph und Leopold beehrten selbst das Haus mit ihrem Besuche, weshalb hier auch ein Gemälde, Kastor und Pollux vorstellend, zu sehen ist mit der Inschrift: „Der edelen Brüder Hochgestirn schien einst sogar an diesem dunkelen Orte, den 27. Juli, 1776."

In Preußen hat der Kaffee am spätesten Eingang gefunden. Es ist bekannt, daß am Hofe Friedrich Wilhelm's I. zum Frühstück nur Warmbier genossen wurde und der Thee höchst selten und zwar nur ausnahmsweise erlaubt war, weil ihn die Königin sehr liebte. Erst mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen machte der Kaffee sein Recht geltend, und man nimmt jetzt gewöhnlich das Jahr 1744 an, wo sein Genuß allgemeiner zu werden anfing. Es ist daher an der Zeit, der hundertjährigen Wohlthaten, die der Kaffee den Menschen erzeigt hat, sich dankbar zu erinnern und ihm ein allgemeines Fest zu bereiten. Denn der Kaffee, der so viele, ja alle Feste verschönern hilft, muß auch sein eigenes Fest haben, das ohne Zweifel wegen der allgemeinen Theilnahme, welche dieser Vorschlag erwecken wird, die Krone aller bisherigen Jubiläen seyn muß. Wenn die übrigen öffentlichen Feste meistens von Männern angestellt wurden, so ist es wohl billig, daß die Anordnung und Leitung des Kaffee-Jubiläums den Damen, die ihm so viele genußreiche Stunden und so lebhafte Unterhaltung zu verdanken haben, überlassen werde. Die schönen und liebenswürdigen Freundinnen des Kaffees mögen also hierzu bald einen Plan entwerfen und das Publikum zur Theilnahme aufrufen. Da es jedoch schwer seyn dürfte, zu diesem echten Volksfeste ein passendes Lokal zu finden, indem selbst der Kroll'sche Garten zu klein seyn würde, so gebe ich mit aller Bescheidenheit den Festordnerinnen zu bedenken, ob es nicht am gerathensten wäre, sich hierzu auf den Templower Feldern zu versammeln.

Uebrigens ist der Kaffee schon früher vielfach gefeiert worden, zwar nicht mit Festen und Zweckessen, sondern durch die Poesie. In Arabien, dem Vaterlande des Kaffees, werden so viele Kafferlieder mit Begeisterung gesungen, wie bei uns Weinlieder. Während wir beim Klang der Gläser das Lied anstimmen: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", so singt der Orientale beim Klirren der Tassen: „Der Kaffee erfreut des Menschen Herz". Aus der Menge der arabischen Kafferlieder wollen wir

eines der beliebtesten mittheilen, welches aus dem Arabischen wörtlich übersetzt ist:

Der Kaffee erfreut des Menschen Herz
Und stillt den Kummer und den Schmerz.
Er ist der Männer Wunsch und Streben,
Die nur den Wissenschaften leben.

Der Fromme liebt den süßen Trank;
Denn wird ein Diener Gottes krank,
So fordert er den Trank der Bohne,
Daß ihm sie mit Gesundheit lohne.

Nicht Jeder ihn zu kochen weiß;
Ein guter Kaffee fordert Fleiß.
Ein Moschusduft muß ihm entsteigen
Und seine Zard' der Tinte gleichen.

Der Mensch wird klug und hochgelehrt,
Der viele heiße Tassen leert.
Er lernt die reine Wahrheit kennen
Und kann sich dreist den Weisen nennen.

Wer ihn zu trinken nicht versteht,
Wer gar ihn haßt und ihn verschmäht,
Der ist mit Recht nur zu beklagen,
Gott hat mit Wahnsinn ihn geschlagen.

Der Kaffee ist des Lebens Held.
Wo wir ihn trinken, sind uns hold
Die edlen Männer und die Weisen,
Mit denen Gottes Macht wir preisen.

Endlich ist der Kaffe auch in Europa Gegenstand der Poesie geworden.*) Wir besitzen ein latreinisches episch-didaktisches Gedicht, das die Eigenschaften des Kaffees feiert. Es ist nicht ohne poetisches Verdienst, und deshalb wollen wir es den Wellen der Lethe, in die es ungerechter Weise gefallen war, wieder entreißen. Der Verfasser desselben ist Guillaume Massieu, der 1665 geboren wurde und 1722 in Paris starb. Er war Professor der klassischen Literatur am collége royal in Paris und Zeitgenosse der berühmten Dichter Frankreichs. Da dieses Carmen Caffaeum jetzt selten geworden ist, so glauben wir den Dank der Kaffeefreunde zu verdienen, wenn wir es ihnen in einer wortgetreuen Uebersetzung zu lesen geben:

Der Kaffee.

Ein Gedicht, aus dem Lateinischen des Wilh. Massieu übersetzt.

Wann der Kaffee zuerst an unsre Gestade gekommen,
Und wie des göttlichen Tranks Beschaffenheit, was sein Gebrauch sey,
Dann wie schleunige Hülf' er gegen ein jegliches Leiden
Bringe den Menschen, beginn' ich in leicht hingleitenden Zeilen
Jetzt zu verkünden. — O ihr, die oft des lieblichen Trankes
Lindernde Kraft erkannt, wenn nimmer er eure Erwartung
Täuschte, nimmer betrog mit eitlem Erfolge die Hoffnung,
Send mir geneigt und lauscht jetzt freundlich meinem Gesange!
Jetzt, o Apoll, der du kennst der heilenden Kräuter und Pflanzen
Kraft und verstehst vom Körper zu scheuchen die traurige Krankheit,
Nahe dich gnädig mir! denn auch dieser gepriesenen Gabe
Spender wirst du genannt. — Vergönnt sey's, deine Geschenke
Auf dem Erdkreis rings den Geschlechtern der Menschheit zu rühmen!
Jenseits des libyschen Reichs, weit hinter der Mündung des Nils,
Wo sich in weiten Gefilden das üppige Asien aufschließt,
Offnet sich, reich an mancherlei Gaben und duftenden Hainen,
Freundlich ein Land, vor Zeiten bewohnt von dem alten Sabäern.
Wahrlich, ich glaube, Natur, die gütige Mutter der Dinge,
Weihete diesem Gefild vor allen die zärtlichste Liebe.
Immer wehen daselbst die mildesten Lüfte des Himmels;
Auf dem Boden gedeihn hier Blumen in rauherer Jahrszeit;
Hier entkeimen dem Schoße der Erde verschiedne Gewächse,
Quassia, Zimmt und Myrrhen und Wohlgerüche des Weihrauchs.
Unter der Fülle der Gaben des reichgesegneten Landes
Grünt ein Baum in die Luft, selbst ohne die Pflege des Gärtners,
Zur mittägigen Sonne gewandt und zum wärmenden Südwind;
Nirgends gedeiht er sonst, und auch nicht kannt' ihn die Vorwelt.
Groß nicht ist er von Wuchs; nicht weithinschattende Blätter
Breitet er aus, noch hebet er stolz das Haupt in den Himmel;
Niedrig vielmehr und ähnlich der Myrth' und zähem Gesträuche
Wächst er und trägt auf hangenden Zweigen unähnliche Früchte,
Klein und ähnlich der Bohn' an Gestalt und bräunlich von Farbe,
Auf der Mitte der Rinde von einer Furche gefaltet.
Auch auf unsre Gefilde versuchten es viele der Menschen,
Diesen Baum zu verpflanzen und sorgsam ihn zu erziehen,
Aber umsonst; es entsprach dem Wunsch und dem Fleiße der Pflanzer
Nimmer die Frucht; vielmehr vereitelnd die emsige Mühe,
Welkte die Wurzel, bevor zur Blüthe der Samen gereifet.
Sey's nun, daß am Himmel die Schuld liegt, oder die Erde
Neidisch die passende Nahrung verweigert der Pflanze des Auslands.
Doch, o Freund! wenn irgend dich lockt die Liebe zum Kaffee,
Laß es verdrießen dich nicht, aus fernen arabischen Ländern
Reichlich zu holen die Frucht; denn dort nur liegt die milde
Heimat dieses Gewächses; es floß der liebliche Nektar
Aus dem gesegneten Land zu anderen Ländern; von hieraus
Dann nach Osten und Westen, in sämmtliche Theile der Erde.

(Schluß folgt.)

*) Eine von Professor Röller gedichtete Parodie der Schillerschen „Glocke", die den Kaffee zum Gegenstand hat, ist als eine geistreiche, sehr gelungene Dichtung bekannt.

Abyssinien.

Gesandtschafts-Reise nach Abyssinien.

(Schluß.)

Während des Aufenthalts in Gatzanhatsch wurden ein Korporal und ein portugiesischer Bedienter im Schlafe von den wilden Jsah's ermordet, die sich in das Bivouac stahlen und, sobald man den Allarm gab, nach ihren unzugänglichen Felsen entschlüpften. Der einzige Beweggrund, der sie zu einer solchen Mordthat veranlassen konnte, war die Hoffnung, den verstümmelten Körpern ihrer Schlachtopfer die Siegeszeichen zu entreißen, worein diese Barbaren ihre höchste Ehre setzen. Für jedes Opfer, das wachend oder schlafend unter seinem Messer fällt, ist der Mörder berechtigt, eine weiße Straußenfeder im Haare zu tragen, ein kupfernes Armband anzulegen und einen silbernen oder zinnernen Knopf an den Griff seines Kries (krummen Dolchs) zu heften, während man seine Stärke und Tapferkeit nach den Gräueln schätzt, die er unter diesen Umständen verübt.

Als die Gesandtschaft die friedlicheren und mit einem heilsameren Klima gesegneten Staaten des Königs von Schoa erreichte, nahmen die diplomatischen Schwierigkeiten ihren Anfang. Obschon Sahela-Selassi, der Monarch dieses Landes, manche ehrenvolle und liebenswürdige Eigenschaften besitzt, so ist er dennoch der barbarische Herrscher einer Barbaren-Nation. Sein Geiz und seine furchtsame, argwöhnische Natur geben sich in dem launenhaften Benehmen kund, die den orientalischen Despoten zu charakterisiren pflegt, zu nur durch langsame Schritte vermochten die Engländer seine Gunst zu erwerben. Wulasma-Muhammed, der höchste Civilbeamte des Reichs, war bis ans Ende ihr erbitterter und beharrlicher Feind, und auch die unwissende und lasterhafte Geistlichkeit ergoß sich in laute Verwünschungen der „rothfarbigen Ketzer". Das Volk murrte, und die Zauberer, die sich nach der öffentlichen Stimme richteten, erklärten im Prophetentone, daß Sahela-Selassi der letzte König vom Geschlechte Salomon's seyn werde, der den Thron seiner Väter einnehmen solle. Man sagte den Fremden nach, daß sie Schlangen, Mäuse und anderes Ungeziefer verzehrten, und daß sie in der Absicht nach Schoa gekommen wären, sich mit Hülfe der Magie und der Arzneikunde des Landes zu bemächtigen. Vielen Anstoß gab es unter Anderem, daß die Engländer den halbgebackenen, widerlichen Teig, der ihnen unter dem Namen Brod aus den königlichen Vorrathskammern gereicht wurde, am Feuer zu rösten pflegten; das Volk hielt es für eine unerhörte Gottlosigkeit, das königliche Brod zu verbrennen, und meinte, es würde dadurch Hungersnoth im Reiche entstehen. Ein Soldat, der mit einem metallenen Kruge nach dem Flusse ging, wurde beschuldigt, das Wasser durch Zauberkünste vergiften zu wollen, und man eilte, einen Priester herbeizurufen, um es durch seinen Segen zu reinigen.

Der Widerstand, den die Gesandtschaft in dem Aberglauben eines halbwilden Volks und dem Interesse einer mächtigen Partei fand, mußte ihren Erfolg sehr zweifelhaft machen, aber die britische Ausdauer siegte über alle Hindernisse, und der König gab, auf Fürbitte des Bevollmächtigten, ihm seine Achtung durch drei merkwürdige Gnadenakte zu erkennen. Die Gefangenen, die man bei einem Streifzuge gemacht hatte, den der König in Person anführte, wurden dem unvordenklichen Gebrauch der Schoaner zuwider in Freiheit gesetzt; ein ungerechtes Dekret, welches er in einem Anfall von Zorn erlassen, und wodurch er viele seiner Unterthanen zur Sklaverei verdammt hatte, wurde widerrufen, und endlich schaffte er die grausame Gewohnheit ab, die Oheime und Brüder des regierenden Monarchen auf Lebenszeit einzukerkern. Obschon diese Wohlthat zu spät kam, um den befreiten Gefangenen noch als eine solche zu erscheinen, mußte es unserem Verfasser doch innige Genugthuung gewähren, die Aufhebung einer so barbarischen Sitte veranlaßt zu haben und der Feierlichkeit beizuwohnen, mit welcher diese Handlung der Gnade und Gerechtigkeit vollzogen wurde. „Ein Drittel-Jahrhundert enger Haft hatte tiefe Spuren auf den sieben unglücklichen Nachkommen eines königlichen Stammes zurückgelassen, die von ihrem Kerkermeister in den Audienzsaal eingeführt wurden. Sich auf einander stützend und mit Ketten zusammengeschlossen, die von der Reibung vieler Jahre blank und glänzend waren, konnten sich die Gefangenen nur mit schlotterndem Gang und kurzen, erzwungenen Schritten vorwärts bewegen, die sich eher für Uebelthäter paßten, die zum Fuße des Galgens gebracht werden, als für unschuldige, gemißhandelte Prinzen, denen man die natürlichen Rechte der Menschheit wiedergiebt. Sie wankten zu den Stufen des Throns und fielen, wie ihr rauher Mentor es ihnen angewiesen, vor ihrem glücklicheren Verwandten nieder, den sie nie vorher gekannt hatten und dessen Stimme ihrem Ohre noch fremd war. Sie erhoben sich nur mit Mühe auf den Befehl des Monarchen und blieben vor dem Balkon stehen, indem sie die ihnen so neue Scene mit Augen angafften, denen das ungewohnte Tageslicht beschwerlich fiel. Zuerst richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf den Urheber ihrer langwierigen Gefangenschaft, so wie auf die weißen Fremden, denen sie ihre Erlösung zu verdanken hatten; bald wanderte aber ihr stierer, glotzender Blick nach anderen Gegenständen über, und die herannahende Freiheit schien sie nicht aus der Apathie und dem Stumpfsinn erwecken zu können, die ihnen zur anderen Natur geworden. Im Kerker aufgewachsen, vermochten sie es nicht, die Segnungen der Freiheit zu schätzen. Geist und Körper waren unter dem Gewicht ihrer Ketten erlegen — das Eisen war in ihre Seelen hineingerostet, und während sie nur mit Mühe sich aufrecht hielten, zeigte sich Schmerz und hoffnungslose Niedergeschlagenheit in jeder Linie ihrer tiefgefurchten Züge. In den feuchten Gewölben des Gontscho waren sie mit schweren Banden an den Armen und Knöcheln gefesselt, die durch eine so kurze Kette verbunden sind, daß der Gefangene sich nur in gebückter Lage bewegen kann; dort hatten sie dreißig Jahre lang die endlosen Stunden mit der Verfertigung künstlich geschnitzter Harfen und Kämme vertrieben, die sie

jetzt dem Könige zum Geschenk darbrachten. Der erste Anblick seiner unglücklichen Verwandten hatte bereits den leichten Schatten des Mißtrauens zerstreut, der bis dahin die königliche Stirn bewölkte; er hatte Nichts von ihnen zu fürchten — in den verkrüppelten Körpern der sieben elenden Wesen, die vor ihm kauerten, lag nichts, was der Sicherheit seiner Regierung gefährlich werden konnte. Indem er ihnen die Ketten abnehmen ließ, kündete er ihnen an, daß sie Alle frei wären und ihre übrigen Lebenstage in der Nähe seiner Person zuzubringen hätten."

Die von Bruce mitgetheilten Beschreibungen der abyssinischen Gastmähler werden von unserem Vers. vollkommen bestätigt. Bei einer Gelegenheit waren sechshundert Bauern im Dienste des Staates aufgeboten worden, und da der königliche Lieferant es vergessen hatte, ihnen Proviant verabreichen zu lassen, so gaben sie ihren Hunger durch ein Jammergeschrei zu erkennen. Die Reisenden fanden sich hierdurch veranlaßt, eine Anzahl Ochsen einzukaufen, um sie unter das wehklagende Volk zu vertheilen. „Die Skeptiker, welche die von Bruce gegebene Beschreibung eines ähnlichen Festes bezweifelten, würden sich an dem Schauspiel erbaut haben, das sich uns jetzt auf der königlichen Wiese darbot. Um jedes dem Messer verfallene Opfer drängte sich ein lärmender Menschenhaufe, eilte mit stürmischem Jauchzen darauf zu und ergriff es zugleich bei den Hörnern, den Beinen und dem Schwanz. Es sträubt sich heftig, um aus ihren Händen zu entkommen; mit jedem kräftigen Sprung wird ein Theil der Angreifer abgeschüttelt und zerstreut, aber die stärkeren unter ihnen halten fest und gewinnen nach wüthendem Kampfe die Oberhand. Ein lautes, verzweifelndes Gebrüll ausstoßend, wird der Stier zu Boden geworfen. Zwanzig krumme Messer entteilen zugleich aus der Schreide; ein Strom dunkelrothen Blutes verkündet die Todesarbeit, und die hungrigen Sieger bleiben auf der zuckenden Leiche sitzen, so lange die warme Lebensluft aus dem weit geöffneten Schlunde hervorquillt. Von diesem Augenblick an beginnt das Werk der Zerstörung; die Haut wird an funfzig Stellen aufgetrennt, das warme Fleisch mit den Sehnen in Scheiben geschnitten, vom Knochen geschabt und Stück für Stück im Triumph davongetragen. Gruppen schmausender Barbaren lagern sich in jeder Richtung auf dem nassen Grase, zerreißen das blutige Fleisch mit den Zähnen und verschlingen es pfundweise. Selbst die Eingeweide und der Abfall werden nicht verschmäht. In einer Viertelstunde bleiben von dem Thier nur die Hufe und Hörner übrig, und die den Schauplatz dieser Metzelei umschwebenden Geier, so wie die Hunde des nahen Dorfs, finden nur wenig, womit sie ihren Hunger stillen könnten."

Der Krieg wird in Abyssinien mit einer ausgesuchten Grausamkeit geführt, die bei einem, wenn auch nur dem Namen nach christlichen Volk in Erstaunen setzt. Der Wunsch, sich mit Siegeszeichen zu schmücken, verleitet zu den unmenschlichsten Gräuelthaten, in welchen der Monarch mit seinem Beispiel vorangeht, da er, obgleich durch seine Milde (!) ausgezeichnet, nur zu oft einen wehrlosen Flüchtling mit eigener Hand getödtet und verstümmelt hat. „Neuerdings", schreibt Major Harris, „sind mir einige schauderhafte Verbrechen zu Ohren gekommen, die durch jene Sucht veranlaßt wurden. Ein Amhára von Rang, der nicht im Stande war, den Feinden des Staats die so sehr begehrte Trophäe zu entreißen, verstümmelte mit kaltem Blute den nichts ahnenden Gatten seiner eigenen Schwester, den er in einem unbewachten Augenblicke überfiel; nicht lange nachher aber erschien der Unglückliche, den er für todt auf dem Platze gelassen hatte, zu seiner Bestürzung wie ein Schatten aus dem Reiche der Todten, warf sich zu den Füßen des Throns nieder und flehte laut um Gerechtigkeit. Zur Ehre des Königs sey es gemeldet, daß der Unmensch öffentlich hingerichtet wurde, und daß gleiche Strafe einen anderen Teufel in Menschengestalt traf, der unter ähnlichen Umständen seinen Waffenträger verstümmelte. „Herr!" rief der wehrlose Diener mit bittender Stimme, „ich habe Dir sieben Jahre treu gedient — wie kannst Du mich so behandeln?" — „Du wirst mir heute bessere Dienste leisten, als Du je zuvor gethan", erwiederte der Barbar, indem er die schwarze That vollzog. „Soll ich denn mit Schande nach Hause kehren, Du Brod-Esser?" (Indjra bullal, Brod-Esser, ist ein gewöhnlicher Schimpfname, den man in Abyssinien einem müßigen, nichtsnutzigen Menschen ertheilt.)"

Wir schließen unsere Auszüge mit der Bemerkung, daß es dem Major Harris gelang, den Ruf seiner Landsleute in jenen entlegenen Regionen zu sichern und kommerzielle Verbindungen einzuleiten, welche die anerkannte Thätigkeit des britischen Handelsstandes gewiß aufs beste benutzen wird. Es bleibt nur zu wünschen, daß engere Verbindungen mit dem gebildeten Europa einen vortheilhaften Einfluß auf den Charakter dieser verwilderten Nation hervorbringen und sie veranlassen möge, sich barbarischer Gebräuche zu enthalten, die der Sittlichkeit und dem Christenthum Hohn sprechen.

England.

Die Schrecknisse von London.

Unter dieser Ueberschrift wird man den Versuch eines Romanciers vermuthen, die große Schöpfung des Tageshelden — qui fait la tour du monde — schon durch den Titel zu überbieten. Aber dem ist nicht so. Die Wahrheit, welche dort nur den Einschlag des Gewebes bildet, macht hier den eigentlichen Stoff aus, ohne alle arabeskenartige Einflechtung von Cherubs- und Fauben-Gestalten oder romantischen Erdämes. Die Schreckens-Scenen des dargestellten Schauspiels sind ebenfalls die entlegensten Winkel der Riesenstadt: aber nicht nur die Gassen und Gäßchen, sondern auch die handelnden Personen werden mit ihren wirklichen Namen vorgeführt. Und, was uns als der wichtigste Vorzug erscheint, die Aufmerksamkeit des besseren und einflußreicheren Publikums, welche rege und zu thätiger Abhülfe der geschilderten Mißverhältnisse geneigt zu machen das vorgebliche Ziel des französischen Feuilletonisten war, hat hier die Untersuchung hervorgerufen, so daß von der Kenntnißnahme des Uebels bis zu seiner Heilung keine so große Strecke zurückzulegen seyn wird.

Es handelt sich um die verderblichen Einflüsse der innerhalb der Städte gelegenen Begräbnißplätze, mit besonderer Rücksicht auf London, woselbst seit einer langen Reihe von Jahren schon so manche Warnungsstimme in Betreff dieses Gegenstandes sich hat vernehmen lassen und unbeachtet verhallen mußte. Gegenwärtig haben einige Männer von Fach beim Parlamente darauf angetragen, über die Veranlassungen zur Gefährdung des Gesundheitszustandes in Städten Untersuchungen anstellen zu lassen, worauf sich sogleich ein Comité bildete und den Beschluß faßte, seine Wirksamkeit vorzüglich gegen den obenerwähnten Mißbrauch, „den unheilvollen Ueberrest eines christlichen Barbarismus", zu richten und demnächst zur Feststellung der Thatsachen ärztliche Gutachten, so wie Berichte von Todtengräbern, Kirchendienern und anderen in der Nähe der Kirchhöfe wohnenden Privatpersonen, einzuholen.

Die Ergebnisse, wie sie, nun gesammelt dem Unterhause vorgelegt, zum Theil geahnt und vermuthet werden konnten, großentheils aber jenseits aller Gränzen der Voraussetzung liegen, sind so gräßlicher und schaudererregender Natur, daß wir Bedenken tragen müssen, sie in ihrer ganzen Ausführlichkeit deutschen Leserinnen vorzuführen, wie immer auch vorbereitet dieselben durch den modernen Romantismus seyn mögen, der an solche Stätten nicht ungern seine Scenen verlegt. Es werden jedoch die folgenden einzelnen Züge schon hinreichen, die unermeßlichen, immer drohender werdenden Folgen des Uebels zu beleuchten; wünschen wir seinen Bekämpfern das beste Gelingen, uns aber Glück dazu, daß unsere Zustände den schreibelustigen Nachahmern zu etwaigen „Schrecknissen von Berlin, Wien, Hamburg" keinen Stoff darbieten würden.

Der zuerst vernommene Zeuge, Dr. Henry Heldson, Faktor in einer Eisengießerei und das Amt eines Hülfsgeistlichen bei einer Baptisten-Gemeinde bekleidend, berichtet wie folgt über das gewöhnliche Verfahren bei den Beerdigungen auf Bunhillfields und New-Bunhillfields. — Die sogenannten öffentlichen Gräber werden, nach dem in London allgemein eingeführten Gebrauche, etwa dreißig Fuß tief gegraben, sodann die Särge, ungefähr 16 bis 18, immer einer über den anderen eingesenkt, die größeren Zwischenräume mit Kindersärgen ausgefüllt und zuletzt ein Raum von etwa 2 Fuß bis zur Oberfläche mit Erde gedämmt, worauf dann diese Stelle — aber wegen Mangels an Raum nur für ein Jahr — als besetzt angesehen wird. Zu Zeiten folgten die Särge schnell hinter einander, wie z. B. während der 1837 herrschenden Influenza, wo H. selbst an einem Nachmittage 21 Personen begrub; war dies nicht der Fall, so blieb die Grube auch wohl wochenlang offen oder mit einigen Planken bedeckt, bis die erforderliche Zahl erreicht war, und das Miasma konnte sich gehörig entwickeln und ausbreiten. Diese Art der Beerdigung ist bei der ärmeren Klasse durchgängig eingeführt und hat erst kürzlich einem Mitgliede des Unterhauses zu einer Beschwerde Veranlassung gegeben. Dasselbe mußte bei der behufs einer gerichtlichen Untersuchung angeordneten Wiederausgrabung einer Armenleiche zugegen seyn; es traf sich, daß der Sarg der funfzehnte von oben war, und die bei der Erschütterung so vieler Särge ausströmenden Dünste mußten wohl auf die Anwesenden höchst verderblich wirken.

Bei weitem schrecklicher aber als dieses extraordinaire Ereigniß beschreibt H. seine eigenen täglichen Erfahrungen. „Als nach Verlauf des ersten Jahres die Gräber an einem heißen Sommertage geöffnet wurden, um neue Ankömmlinge aufzunehmen, sah man ganze Schwärme einer Art schwarzer Fliegen, die sich wahrscheinlich aus diesem pestilenzialischen Moder erzeugen, und die, vereint mit den verderblichen Aushauchungen der Grüfte, mir und Anderen die Erfüllung der nothwendigsten Pflichten aufs höchste beschwerlich machten. Ein Todtengräber mußte nach halbstündiger Arbeit in der Grube, von der Hitze und dem unerträglichen Geruche fast bewußtlos gemacht, herausgezogen werden. Mit jedem Sommer nahmen diese Plagen zu; der ganze Grund ward ein ungeheures vollgepfropftes Sarg-Magazin, da jeder Zoll breit Boden benutzt werden sollte, und jene immer wachsenden Fliegenschwärme und pestartigen Dünste machten, daß ich zuweilen wie betäubt und meiner selbst nicht mächtig nach Hause kam."

Ein Anstreicher, John Irwin, sagt aus: „Es sind nunmehr drei Jahre, daß ich in Clements-lane, Clare-market wohne, wo man den zu dem Kirchspiele St. Clement Danes gehörigen Begräbnißplatz von Portugal-Street übersieht, und seit dieser Zeit sind wir, ich und die Meinigen, immer kränkelnd gewesen. Das Sterblichkeits-Verhältniß in dieser Gegend ist sehr bedeutend, und am häufigsten sind die Symptome von typhösem Fieber. Ich hatte einen Miether, Namens Britt, von dem blühendsten Aussehen, der mein Haus wegen seiner stillen Lage gewählt hatte, aber bald, nachdem er es bezogen, am Fieber erkrankte und starb. Seine Frau und zwei andere Hausbewohner, Mr. und Mrs. Rosamond, erlagen derselben Krankheit im Hospitale, wohin sie gebracht werden mußten. Britt aber, der in meinem Hause gestorben war, ward innerhalb zehn Fuß von der Hinterwand desselben begraben, und der Geruch aus dem eine Zeit lang offen gehaltenen Grabe war so unausstehlich, daß ich kein Fenster öffnen konnte, bis endlich ein anderer Sarg darauf gesetzt wurde. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen in der Nachbarschaft, wo sich unter Anderem ein Arbeitshaus befindet, das typhöse Fieber herrschend bleibt."

In Hrn. Samuel Pitt's, eines Kunstschreiners, Aussage kommen noch ärgere Dinge zum Vorschein. — „Ich pflegte eine Kapelle der Baptisten-

Gemeinde in Clements-lane zu besuchen, deren Kellergeschoß als Begräbnißplatz benutzt wurde, und zwar so, daß die Särge ohne alle Bedeckung auf dem Boden standen und die lebende Gemeinde von der todten nur durch leichte Dielen getrennt war, die gar manche breite Ritze zeigten. Während der sieben Jahre, da ich die Kapelle besuchte, war sie in einem erbärmlichen Zustande, es herrschte ein unerträglicher Geruch, und ganz eigenthümliche, wanzenähnliche, aber beflügelte Insekten flogen zu Hunderten umher und setzten sich dem Auditorium in die Kleider, daß man sie, heimkehrend, nicht los werden konnte. Oft bin ich mit peinlichen Kopfschmerzen nach Hause gekommen, auch geschah es nicht selten, daß mehrere Gemeinde-Mitglieder zu gleicher Zeit in Ohnmacht fielen. Die Kapelle wie das Begräbniß waren Eigenthum des darin fungirenden Predigers, Hrn. Howse, der also aus den Beerdigungs-Gebühren, für die Armen zwischen 8 und 15 Sh., ein Haupteinkommen zog. Es waren im Ganzen in dem eben nicht umfangreichen Gewölbe schon an 12,000 Personen begraben worden, aber wie der Raum zu beschränkt ward, mußten die früher Beerdigten Platz machen. Eine Frau, die für den in der Nähe wohnhaften Hrn. Howse die Wäsche besorgte, erzählte, es würde mit dem Holze der Särge unter dem Waschkessel gefeuert; die Gebeine mochten wohl zusammengeschaufelt werden oder fielen in einen durch den Keller gezogenen Kanal, welchen überwölben zu lassen Hr. H. erst auf Einschreiten einer Kommission genöthigt werden mußte."

Es folgen noch viele ähnliche Berichte und Zeugnisse, durch welche dieselben Thatsachen sowohl rücksichtlich der schon genannten als mehrerer anderer Kirchhöfe bestätigt werden. Die Todtengräber Londons wissen Geschichten zu erzählen, daß einem dabei die Haare zu Berge stehen; sie gehen mit den Schädeln nicht besser um, als ihr Vorfahr in Hamlet, aber sein Räthsel würde heutzutage Keiner aus ihrer Zunft errathen. Ihre Gräber liegen mitunter kaum einen Fuß tief von der Erdoberfläche entfernt, und um so leichter kommen sie dann — mit oder ohne höhere Autorisation — an die Särge. Diese müssen, nach einem förmlichen Plünderungssysteme der Kirchendiener, zuerst das Blei hergeben, womit die Fugen gelöthet werden, dann wird das Holz zu ganzen Ladungen weggeführt, um den Küstern ꝛc. zur Heizung zu dienen. Mit den Leichnamen wird dabei echt kannibalisch umgegangen, die noch nicht verwesten werden ohne Weiteres zur Grundlage der neuen Särge gebraucht, Köpfe abgehauen, Beine umhergeworfen und so die menschlichen Ueberreste gewissermaßen zur Düngung des Bodens benutzt, dem dadurch aber verpestende, statt nährende Kräfte mitgetheilt werden. An solchen Stellen sieht man denn auch in den Sommermorgenstunden aus dem dintenschwarz aussehenden, giftgetränkten Boden Dämpfe „wie von kochendem Wasser" emporsteigen, gewöhnlich Todesboten für die Unglücklichen, welche der billigen Miethe wegen in diesen Gegenden ihre Wohnungen zu suchen genöthigt sind. Eben so sichtbar entströmt strahlenartig das verderbliche Gas den oben erwähnten über einander geschichteten Särgen, sobald behufs der Umgrabung oder Erweiterung die Gruben geöffnet werden, und man hat Personen, die sich im Bereiche solcher Ausströmungen befanden, todt hinstürzen sehen, während Andere mit Ohnmachten oder kürzeren Krankheiten davonkamen. Manchen noch weniger disponirten Arbeitern konnte es nichts anhaben, aber in ihren Kleidern trugen sie die tödtlichen Stoffe weiter, besonders in die Wirthshäuser, wo sie bald von den übrigen Gästen auf's strengste gemieden wurden.

Mit dem schwefelartigen kadaverösen Gase, in einer Flasche aufgefangen, sind auch verschiedene Versuche angestellt worden, aus denen sich ergab, daß es wie schon ältere Thatsachen bekunden — durch die Länge der Zeit an schädlicher Wirkung keineswegs verliert und sich, einmal frei geworden, mit äußerster Schnelle überall hin verbreitet. Hierbei wird eines Faktums aus der französischen Revolution erwähnt, daß nämlich die Ausströmungen aus dem Sarge Franz' I. zu St. Denis den gräberstürmenden Sansculotten bald den Tod gebracht hätten. Hr. Walker, der Physiker, welcher jene Experimente vornahm, wäre beinahe selbst ein Opfer seiner zum Wohle der Menschheit unternommenen Bemühungen geworden; das Einhauchen geringer, durch Unvorsichtigkeit aus der Flasche entwichenen Gastheilchen machte ihn auf mehrere Wochen bettlägerig. Nichtsdestoweniger hat er sich diesen so wie anderen auf denselben Gegenstand bezüglichen Untersuchungen mit dem gewissenhaftesten Eifer hingegeben und im Verein mit den Comité-Mitgliedern Colonel Acton, Hrn. Ainsworth und Colonel Fox die Nothwendigkeit bald vorzunehmender energischer Aenderungs-Maßregeln auf das überzeugendste dargethan.

Bei Gelegenheit der für die Zukunft zu entwerfenden Vorschläge erwähnt der Reviewer, aus dessen Mittheilung wir die obigen Notizen entnommen, das schon vor mehreren Jahren erschienene Riesenprojekt eines Hrn. Wilson, der von vorn herein das Prinzip, die Todten unter der Erde zu begraben, verwirft, weil dabei — vorausgesetzt, daß jeder Leiche der von Sanitäts-Rücksichten verlangte Raum gewährt wird — große Strecken Landes für die Anwendung zum Nutzen und Vergnügen der Lebenden verloren gehen. Darum hat Hr. W. den Plan zu einer Gräber-Pyramide entworfen, die, dem Bedürfnisse der Weltstadt für mehrere Jahrhunderte angemessen, vollkommen hinreichenden Raum für fünf Millionen Leichen enthalten und neben welcher die große Pyramide von Gizeh nicht länger ein Weltwunder heißen würde. Die Grundfläche dieses babylonischen Baues sollte nicht mehr als 18 Acres betragen, die Höhe aber die doppelte des Kreuzes von St. Paul's erreichen und das Ganze 1000 Acres unserer Kirchhöfe ersetzen. Wir haben den großartigen Plan auf dem Papiere vor uns: Quadersteine bedecken die Außenseite, und vier Riesentreppen führen nach dem Gipfel, der noch einen Obelisken mit einem Observatorium zu tragen hat. Den Eingang zur Pyramide bildet ein hohes ägyptisches Portal, längs der Seiten laufen terrassenförmige Spaziergänge, an jedem Winkel erhebt sich ein Wachtthurm, und ringsum schließt eine Mauer noch einige Morgen Landes ein, zum Theil zur Aufnahme zierlicher Grabdenkmäler, zum Theil zur Errichtung der nöthigen Gebäude, einer Kapelle, einer Registratur und Wohnungen für Oberaufseher, Wächter, Geistliche und Küster bestimmt. Die Kosten des Ganzen sind auf 2½ Million Pfd. veranschlagt, und nach einer ungefähren Berechnung würde sich dabei in einem Zeitraum von 100 Jahren für die Kommune eine Ersparniß von 12½ Millionen Pfd. ergeben.

Schließlich theilen wir noch einige interessante Details mit, die bei den Verhandlungen des Comité zur Sprache kamen. Ein Redner zeigte nicht ohne Bitterkeit darauf hin, wie dem sonst so praktischen englischen Volke die meisten übrigen Nationen Europa's gerade in dieser hochwichtigen Angelegenheit mit dem besseren Beispiel längst vorangegangen, ja bei einigen sogar die Abschaffung des veralteten Mißbrauches durch Engländer veranlaßt worden.

Sir James Fellowes, 1801 Militair-Arzt bei dem englischen Heere auf der Halbinsel, machte bei Gelegenheit eines in Andalusien ausgebrochenen Fiebers die Behörden auf die Schädlichkeit des Begrabens in den Städten aufmerksam und sie waren erleuchtet genug, um ihn in seinen Maßregeln zur Abhülfe zu unterstützen. General Castaños gab ihm, trotz der feindlichen Verhältnisse Spaniens und seiner Nation, einen aller Orte gültigen Freipaß, und so lang es am Ende, das bezweckte Verbot einzuführen, das in der Cortes-Sitzung 1810 Gesetzeskraft erhielt. Bei dieser war Sir James gegenwärtig und konnte sich seines Werkes erfreuen; aber in sein Vaterland heimgekehrt, erreichte er mit all' seiner Beredsamkeit nicht, was ihm den abergläubischen Spaniern gegenüber gelungen war.

Dasselbe Resultat erzielte, bei einer noch weniger zur Kultur vorgeschrittenen Nation, Colonel Patrick Campbell, früher britischer General-Konsul in Alexandrien. „Jegliche Religionspartei" — heißt es in seiner Aussage — „hatte ihren besonderen Begräbnißort innerhalb der Stadt, Protestanten, Römisch-katholische, Griechisch-katholische, Juden und Armenier: die Mohammedaner hatten deren mehrere, die sich durch die mit den verschiedenen Turbanen verzierten marmornen Grabmäler auszeichneten. Anfangs 1836, kurz nach der verheerenden Pest, sprach ich eines Tages mit Mehmed Ali darüber, und er wollte meine Meinung wissen, ob eine Verlegung der Grabstätten überhaupt zu bewerkstelligen wäre, und ob ich sie für vortheilhaft hielte. Der römisch-katholische Kirchhof war zu jener Zeit besonders mit Todten überhäuft, ich machte den Pascha auf das Schädliche einer solchen Nachbarschaft aufmerksam und versicherte ihn, es würde nicht schwer halten, die Einwilligung der verschiedenen Religions-Oberhäupter sowohl für die beabsichtigte Aenderung als für das Verbot ferneren Beerdigens innerhalb der Stadt zu erlangen. Er schickte mir auf der Stelle den Polizei-Chef zu, mit dem ich in Weitere verhandeln sollte, zugleich ward die Mitwirkung sämmtlicher Mitglieder einer Art von Verschönerungs-Baukommission, deren zeitweiliger Präsident ich war, in Anspruch genommen, endlich zeigte sich ein italiänischer Ingenieur besonders thätig, und so gelang es uns, in kurzer Zeit die Bedenklichkeiten der Andersgesinnten zu überwinden und jeder der oben erwähnten Glaubensgenossenschaften Beerdigungsplätze außerhalb der Stadt anzuweisen. Die Türken haben die ihrigen bei der Pompejussäule, die übrigen Nationen unweit der Landstraße nach Rosette, etwa 1½—2 (engl.) Meilen von der Stadt. Innerhalb derselben darf Niemand ferner bestattet werden, und sie hat durch die Umgestaltung und den Anbau früherer türkischer Begräbnißplätze bedeutend gewonnen."

Die dargestellten Thatsachen dürften nicht nur der Nation, die sich selbst als die gebildetste der Erde zu betrachten gewohnt ist, sondern auch denen unter uns zur Belehrung gereichen, welche meinen, jenseits des Kanales sei alles pures glänzendes Gold; wir unsererseits würden, bei aller Achtung vor dem wahrhaft Großen in Englands Institutionen, den Boden der Freiheit, wenn er Pesthauch und giftige Dünste ausathmet, doch nicht ohne Scheu betreten können.

Mannigfaltiges.

— Die griechisch-russische Kirche. Von des bayerischen Pfarrers E. G. Schmitt Geschichte der griechischen und der russischen Kirche ist kürzlich eine italiänische Uebersetzung in zwei Bänden erschienen.*) „Die Deutschen", sagt ein italiänisches Blatt über dieses Buch, „beschäftigen sich doch mit Allem, was nur irgend ein wissenschaftliches oder literarisches Interesse hat! Zu den älteren Arbeiten, die sie bereits über die griechische und die russische Kirche von Johann Michael Heineccius und von Philipp Strahl besaßen, ist diese neuere, beide sehr ergänzende von Schmitt gekommen, während wir Italiäner, denen doch der Gegenstand, schon wegen des Gegensatzes der morgenländischen zur römisch-abendländischen Kirche, viel näher lag, noch kein Geschichtswerk dieser Art besitzen." — Da Herr Schmitt das Heil der griechischen und der russischen Kirche nur in deren Vereinigung mit der römischen erkennt, so findet natürlich nicht bloß seine Geschichte, sondern auch sein Urtheil Anerkennung in Italien.

*) Istoria critica della Chiesa greco-moderna e della Chiesa russa. — Milano, Pirotta e Comp., 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 23. April 1844

Nord-Amerika.

West Roxbury Community.

Mittheilungen eines in Nord-Amerika reisenden Deutschen.

Wir verließen das enge, geschäftige Boston, das sich rühmt, das Emporium der Künste und Wissenschaften zu seyn, die in dem jugendlichen Amerika Raum zum Keimen finden, und wandten dem gewaltigen, stillen Häuserberge den Rücken. Wie eine Wasserspinne streckt das hochragende Boston die langen, dünnen Brückenbeine über die salzigen Wasser, die es rings umfluthen, und schaut mit der stolzen Kuppel seines amerikanisch-schönen Stadthauses stolz auf die Wogen des anbrausenden Meeres, das es mit sicherer Hand seit Jahren beherrscht, und auf die breiten Spiegel des Charles- und anderer Flüsse, die ihm Kunde von dem Heimatlande bringen, an das es durch eine schmale Landzunge nur leicht, durch seine Interessen so unauflöslich gefesselt ist. Auf dieser Zunge rollten wir im leichten Wagen und auf den herrlichsten Wegen durch lachende Fluren, wie sie nur das wellenförmige Neu-England mit seinen zerstreuten Häusern, die alle wie Lusthäuser reicher Städter aussehen, seinem köstlichen Laube und dem die sorgsamste Mühe gleich dankbar lohnenden Boden aufzuweisen vermag. Die reichlichste Obstfülle zierte die wohlgehaltenen Gärten, das in seinen Formen so gefällige Mais zeigte in üppigen Knollen die Perlenreihen seiner nahrhaften Frucht, das Gold der meist gereiften Kürbisse, deren Zucht in Neu-England mit besonderer Vorliebe betrieben wird, glänzte aus dem dunklen Laube am Boden hervor, und in der Ferne tönte das lockend ladende Glöckchen einer Kirche. An dem heiterklaren Himmel stand eine Sonne, die dem Europäer ganz unbekannt — die Sonne, welche während des Indianer-Sommers dem kühnen Jäger auf seinem Zuge leuchtet und die arme Erde leise und friedlich in den langen, kühlen Winterschlaf einlullt. Die Luft ist so klar, die Contouren so scharf, die ganze Erde so fröhlich und kräftig, daß auch der Mensch dem Einflusse der Außenwelt nachgiebt und fröhlich die Gegenwart zu genießen strebt.

Das Land ist doch schön — sagte die gelehrte Buchhändlerin und Schriftstellerin, Miß Peabody — und lieber hätte ich es noch, wenn es mir nicht ein so peinliches Mißbehagen an der Stadt erweckte. Ein wahres Leben, mag es immerhin höher als die Sterne hinauf streben, ist doch an die Mutter Erde gefesselt. Der sanfte Odem des Klees ist mein Parfüm. Die Töne des Viehes auf dem Felde bilden den natürlichen Baß zu den menschlichen Stimmen.

„Klar, aber hart und — verzeihen Sie mir — fast ungefällig in Ausdruck und Sinn", erwiederte die geistreiche Witwe unseres vielbeklagten Landsmanns Follen; „mir ist genug, daß wir auf dem Lande den Frieden von Außen und Innen finden, den die Städte uns nicht geben können. So sind auch die guten Gemeindeglieder in Roxbury aus dem Getümmel der Städte, der Kinder des Krieges, in die freie Natur gezogen. Unser guter Herr B. kam zuerst durch ein ernsteres Studium der Geschichte der Städte auf den Gedanken der Nothwendigkeit einer Verbesserung unseres sozialen Lebens. Nicht Liebe und Friede, sondern Streit und Krieg trieb das arme Menschengeschlecht zusammen, bis sie vergaßen, wie es sich auf der weiten Flur und unter dem gewaltigen Himmelsdome ergehe. Waren Sie je in Roxbury, Doktor?"

Diese Frage war an den Schreiber gerichtet, der auf bescheidenem Rößlein nebenher trabte, während nach hiesiger Sitte die Damen die Sorge für das eigene Pferd schwesterlich theilten. Ich gestand meine Unwissenheit und erfuhr etwa Folgendes:

Bekanntlich ist in keinem Lande der Erde der Wunsch nach einer Regeneration unserer sozialen Verhältnisse so rege geworden, nirgends Versuche zur Lösung dieses Problemes so häufig gemacht, als in der Union, dem kaum erwachsenen Kinde, dem Lande der Experimente. Fourier zählt hier vielleicht mehr Anhänger, als im eigenen Vaterlande, und überall bilden sich Vereine zu einer neuen Art des Zusammenlebens, bald von reichen, wohlerzogenen Amerikanern, bald von armen, hülf- und trostlos im fremden Lande verlassenen und nur in gemeinsamer Arbeit Trost und Rath findenden Einwanderern. Mehr oder weniger sind sie wohl alle auf Fourier's und seiner Schüler Prinzipien basirt, oft aber freilich zu Verirrungen gekommen, von denen man nicht weiß, ob man sie mehr belachen oder beklagen soll. So sind die fünf deutschen Gewerbs-Vereine, welche allein im Staate Pennsylvanien sich gebildet haben, trotz nicht unbedeutender Kapitalien an Geld und Kenntnissen, mit denen man dort begann, fast alle und gänzlich mißlungen. Die rein amerikanischen Versuche des rationellen Neu-Englands sind im Allgemeinen kaum besser ausgefallen, doch sind die meisten noch so jung und nur erst im Entstehen begriffen, daß sich kaum ein entscheidendes Urtheil fällen läßt.

Das Bedürfniß nach einer Reaction in der Gesellschaft ist jedoch unstreitig allgemein rege, und dies um so mehr, als das soziale Leben der Amerikaner in der That eines der traurigsten ist. Ich will hier nicht der Abwesenheit aller zarteren Gefühle — Rücksichten kennt der Amerikaner gar nicht — erwähnen, die dem in diesem Punkte vielleicht etwas zu weit gehenden Deutschen auffällt; es ist schlimm genug, daß Mann und Frau sich selten während des Tages sehen, während am Abend jener die heißgeliebten Zeitungen, diese ihre Traktate über Anti-Sklaverei, Temperance u. dgl. verschlingt oder gar in die Kirche oder in die im Winter nie ausfallenden, meist höchst traurigen Vorlesungen geht — to see and to be seen. Von innigem Zusammenleben, von gegenseitiger Ergänzung, von Erziehung kann dabei natürlich nicht die Rede seyn. Gesellschaften kennt nur der Reiche, und in ihnen herrscht eine weit strengere und durch ihre Begründung auf Dollarsäcke weit gehässigere Rangordnung, als selbst in den steifsten Zirkeln Berlins. Ueberdies schwindet mit der ersten Einfachheit der Revolution auch die alte wahre Gleichheit immer mehr; bereits sind die Stände streng geschieden, der Advokat, der Arzt und der Geistliche bilden mit dem reicheren Kaufmann eine in der Gesellschaft so gut privilegirte Klasse, wie unser Adel, und die Abstufungen der Geldmacht werden immer deutlicher, immer drückender.

Dies fühlt der unterrichtete und patriotische Amerikaner tief, und daher sein Streben nach einem Wechsel. Schade ist es, daß so mancher aufrichtige Versuch mißlungen, so mancher ehrlich meinende, brave Mann daran gescheitert ist, weil die Sache meist ganz ohne Plan und Grundsatz begonnen ward. Daran sind freilich die äußerst mangelhafte Erziehung und das traurige Sektenwesen hauptsächlich schuld; jene gewährt selbst dem Fleißigsten nur unklare und verwirrte, gewöhnlich höchst unvollständige Begriffe, dieses treibt ihn von einem Extreme zum anderen, und die wahre Grundlage, die Tüchtigkeit und **Wahrheit**, fehlt im Wissen wie im Glauben.

Das wissenschaftlich am weitesten von allen Städten der Union vorgeschrittene Boston hat seit einer Reihe von Jahren und zumal wohl unter dem Einfluß über das Meer gekommener Philosophie sich auch in religiösem und philosophischem Streben an die Spitze der Bewegung gestellt. Deutsche Literatur ist hier eben so bekannt als beliebt; alljährlich ziehen wißbegierige Gelehrte — wie in diesem Augenblick der Ehren-Doktor Parker — nach dem fernen Deutschland und bringen reiche Schätze heim. Unter den Bewegungen dieser Art ist seit neuerer Zeit vorzüglich die des sogenannten Transscendentalismus — eines Namens, der freilich seit Jahrhunderten jeder Neuerung ähnlicher Art im Reiche des Gedankens gegeben worden, hier jedoch recht eigentlich passend ist. An der Spitze stehen ausgezeichnete Männer, wie denn unser Follen selbst, zur Zeit, als er noch Professor an der Universität in dem nahegelegenen Cambridge war, sich offen zu diesem Glauben bekannte; und neben ihnen Frauen wie die Follen, die Peabody und andere von gleicher Auszeichnung. Zumeist aus der Mitte der so „Gläubigen" ist nun der Versuch hervorgegangen, eine Gemeinde zu bilden, welche ihren Gliedern alle politische und moralische Vortheile gewähre, deren Mangel sie bisher so tief empfunden haben.

Aus allen Kreisen der Gesellschaft, verschieden in Alter und Geschlecht, in Erziehung und Beruf, Kenntnissen und Talenten haben sich hier die heterogensten Elemente zusammengefunden und gegenseitig ergänzt. Kaum sind es zwei Jahre, daß die erste Idee einer ähnlichen Unternehmung ins Werk gesetzt ward, und bereits haben sich hundert und einige siebzig Personen dem gemeinsamen Streben angeschlossen. Nichts als das tiefste Gefühl der Nothwendigkeit einer Reform des sozialen Lebens, nichts als die Ueberzeugung, daß diese auf dem einen oder dem anderen Wege zu erreichen seyn müsse, hat diese sich und zum Theil selbst der Sache Fremden zusammengeführt und hält sie noch zusammen. Hierin liegt zugleich der Vorzug und die Mängel des ganzen Unternehmens. Ein wenn auch noch so entschieden empfundenes, im Grunde doch immer nur unklares Gefühl der Unzufriedenheit, oft eine verfehlte Stellung oder getäuschte Hoffnungen genügen allein nicht für Mitglieder einer neuen Kommune: ohne festen Halt und Plan, ohne gesicherte Prinzipien kann der Versuch nicht gedeihen, und doch sind diese immer noch mehr Wunsch und Verlangen als Grundlage des Ganzen. Dennoch ist der Versuch als solcher interessant und das erste Gelingen ermuthigend und um so mehr zu größeren Hoffnungen berechtigend, als es vorzüglich dazu beigetragen hat, die Mitglieder der neuen Gemeinde auf die Nothwendigkeit einer festeren Grundlage aufmerksam zu machen.

Während mir dies und Unwichtigeres mitgetheilt worden, hatten wir die langen, wohlgebauten Vorstädte des mächtigen Boston durchfahren und stiegen allmälig zu jener Hochebene hinauf, welche sich in der unmittelbaren Nähe der

Stadt mehrere hundert Fuß über dem Meeresspiegel erhebt und vom Thale den schönsten, zumal im Herbst mit den reichsten Tinten geschmückten Hintergrund, von oben den Lusthäusern der reichen Kaufleute eine selten übertroffene Aussicht gewährt. Die Neu-England allein eigenen zahlreichen Kirchen mit zierlichen Thürmen ragen aus dunklen Waldungen freundlich mahnend empor, darunter fließt in gefälligen Windungen der Charles-River, auf dessen breitem, der Ebbe und Fluth bis weit hinauf unterworfenem Rücken manche stolze Brigg ihre schneeweißen Segel kühn aufspannt, während zur Linken das freundliche Cambridge mit den unschönen, aber ehrwürdigen Gebäuden seiner Universität liegt und in weiterer Ferne der gewaltige Obelisk des Bunkerhill-Monumentes als glorreiches Siegeszeichen amerikanischer Waffen gen Himmel ragt. Wir eilten an freundlichen, zierlichen Häusern und wohlgehaltenen Gärten vorbei, bis der Weg in weniger angebaute Gegenden führte, wo ihn dichtes von den Schattirungen des Malers Herbst gar wunderlich gefärbtes Laub zu beiden Seiten dicht überschattete und nur hier und da den Blick auf eine herrliche Wiese mit dem selten fehlenden Volk Rebhühner oder auf ein heimlich in dunklem Waldeszauber verborgenes Häuschen erlaubte. Ein gediegener, wohl erworbener Wohlstand spricht sich hier überall aus, in den zierlich weiß gemalten Häusern mit den grünen Jalousieen und fein geschnitzten Giebeln wie den sauber erhaltenen Gärtchen und den mit lebendigen Hecken beschützten reichen Aeckern.

Ein kleiner Bach brauste silberhell einige Ellen von einem einzeln stehenden, seltsam geformten Felsen herab und führte uns mit traulichem Gemurmel bis zu einer zierlichen Brücke — dann einige hundert Schritt rechts, und wir hielten vor dem bedeutendsten Hause der Gemeinde.

Ein weißes, stattliches Gebäude, lang und niedrig, wie die meisten dieser Landhäuser, doch ausnahmsweise vorn mit dichten, üppige Früchte tragenden Weinreben bedeckt, sprach von der Menge der darin Wohnenden, während die kleinen, einzelnen Fenster, die auf einzelne schmale Zimmer schließen ließen, mit den großen, lichten Räumen, welche als gemeinschaftliche Speise- und Wohnzimmer erschienen, von der dem Wohnort Aller aufgeopferten Bequemlichkeit der Einzelnen zeugten. Vor dem Hause dehnte sich in sanftem Abhange eine mit herrlichem Grün bedeckte Wiese aus, an beiden Seiten von sorgsam gepflegten Gärten gesäumt, zur Seite erhoben sich mächtige Scheuern voll reichlicher Aerndte-Vorräthe, im niederen Geschoß zugleich die Ställe für Zugvieh und anderes enthaltend.

Ein Mitglied der Gemeinde empfing uns auf der jedem Besuchenden willkommen heißenden Schwelle des Wohnhauses. Die dem deutschen Rock am ähnlichsten und doch auch mit der gallischen Blouse eng verwandte Kleidung, welche die Kommunisten freiwillig angenommen, stand dem jungen, schlanken Manne gar wohl: die offene, heitere Miene sprach von glücklichen Einflüssen des gemeinsamen Lebens auf einen Charakter, der, wie wir beiläufig gehört, früher gar trübe gewesen, und das ehrliche, blaue Auge blickte uns so traulich, heimisch an, daß wir es lieb gewonnen hätten, wäre uns auch nicht bekannt gewesen, , daß der freundliche Wirth im alten Heimatlande lange gewesen und gar manche duftende Blume aus unserem reichen Liedergarten auf amerikanischen Boden verpflanzt habe.

Man führte uns durch eine freundliche Vorhalle in das gar stattlich, fast prächtig möblirte Parlour, an welches sich in ununterbrochener Folge noch andere Zimmer reihten, die der gemeinsamen Benutzung offen standen: die Einrichtung sprach, wenn nicht von Luxus, doch von größter Bequemlichkeit, und machte es einen sonderbaren Eindruck, einen jungen Mann, der so eben draußen die Ochsen von dem reich beladenen Aerndtewagen gespannt hatte, nach kurzer Reinigung ins Zimmer treten, sich höflich unserem Kreise anschließen und mit bescheidener Freimüthigkeit auf unsere Diskussion über die neue Auflage Schellingscher Philosophie eingehen zu sehen. Das Alles geschah jedoch mit so einfacher Würde, so anspruchslosem Selbstbewußtseyn, daß das Verwundern — denn daran fehlte es deshalb doch nicht — sich gar bald legte und die philosophische Debatte nur zu bald in religiöse Kontroversen, für welche der Amerikaner, namentlich hier, eine übergroße Vorliebe hat, überzugehen drohte. So interessant eine solche jedoch zumal hier hätte seyn können, wo alle Konfessionen an Zahl und Talent fast gleich stark vertreten sind, so machte doch das Erscheinen eines der Oberen dem Gespräch bald ein Ende.

Mit dem Namen eines Oberen darf man jedoch durchaus nicht die Autorität eines preußischen Militair-Vorgesetzten oder auch selbst nur das Ansehen eines Kloster-Beamten etwa verbinden. In der Gemeinde herrscht vollständige Gleichheit, und selbst in der Vertheilung der einem Jeden obliegenden Arbeit bleibt die Wahl der Zeit und der Art der Beschäftigung den Einzelnen überlassen, so daß den Oberen nur die mechanische Kontrole der überhaupt — schlecht oder gut — geleisteten Arbeit und die äußerst mühsame und undankbare Arbeit der Finanz-Verwaltung auszeichnet. Der eben Eingetretene war ein Mann von fast funfzig Jahren, jedoch rüstigem Aussehen, und stellte sich uns mit einfacher Höflichkeit als Herr B. vor; ein Mann, der, wie wir wußten, sein Leben, seine nicht unbedeutenden Talente und ein beträchtliches Vermögen der Idee einer solchen Gemeinschaft, wie die hier versuchte, geopfert hatte. So war er es auch diesmal, welcher eine ansehnliche Farm als ersten Beginn für die West Roxbury Community hergab und die Sache materiell wenigstens ins Leben rief. Er erzählte uns mit tiefem Kummer einen so eben erlebten Verdruß, der manchem Leser vielleicht lächerlich, durch das tiefste Interesse des Erzählenden aber und die Geschichte seiner wahrhaft erhabenen Aufopferungen für die eine große Idee, fast geheiligt ward. Da nämlich die Wahl der Arbeit Jedem ganz überlassen bleibt und außer einigen wenigen Arbeitern die Mehrzahl der Mitglieder den sogenannten gebildeteren Ständen angehört, so finden sich zwar zahlreiche Bewerber für die Stellen als Lehrer, Buchhalter, Vorleser und selbst Gärtner, schwer aber Arbeiter für die mehr mechanischen Arbeiten. So war es den armen Oberen bisher noch nicht gelungen, ein Mitglied der Gemeinde zur Fertigung der doch auch nothwendigen Schuh- und Stiefelarbeit zu bewegen, und so eben hatten die „Damen" der Gemeinde erklärt, daß sie unmöglich ferner die Wäsche sämmtlicher Glieder, namentlich der männlichen, besorgen könnten und wollten. Das war eine Verlegenheit. Geschehen mußte es; die Wäsche auswärts besorgen zu lassen, hätte wie schlechte Wirthschaft ausgesehen und den Ruf der ganzen Anstalt, als die Unausführbarkeit der zu Grunde liegenden Prinzipien beweisend, offenbar gefährdet. Zum Glück war der gute Geist unter den Männern der Gemeinde noch etwas reger, und kaum hatte sich die Nachricht von jener Weigerung verbreitet, als ein Meeting zusammenberufen, Präsident, Vice-Präsident und Secretair ernannt und der Beschluß gefaßt wurde, „daß die Herren der Gemeinde vorläufig und bis zur nächsten General-Versammlung ihre Wäsche selbst besorgen würden." Die ganze Verhandlung war in einer halben Stunde beendigt und gab uns die willkommenste Gelegenheit, von dem blühenden Aussehen der Theilnehmenden, dem lebhaften Interesse, welches sie zeigten und das doch nie zu einer Verletzung des äußeren Anstandes führte, und dem tiefen Gefühle, das sich bei Allen aussprach, auf das günstigste über Einfluß und Erfolg des ganzen Etablissements zu urtheilen.

Nach beendigten Debatten führte uns einer der freundlichen Wirthe zu einem nahe gelegenen, im reizendsten Style englischer Cottage's gebauten, von mächtigen Felsstücken romantisch umlagerten und mit dichten Schlinggewächsen rings bezogenen Häuschen, aus welchem uns einige zwanzig Kinder, Knaben und Mädchen, fröhlich entgegensprangen. Dies sind Pensionaire der Anstalt, welche für ihre Erziehung sorgt und dafür die für hiesige Verhältnisse nicht unbedeutende Summe von 200 Dollars (etwa 300 Thlr. preuß.) jährlich zahlt. Dies ist neben den vorhandenen, großentheils schon konsumirten Kapitalien die einzige Quelle, aus welcher die Anstalt eine baare Einnahme erhält, da im Uebrigen der Ertrag des Gutes doch am Ende kaum zur Bestreitung der eigenen Bedürfnisse ausreicht. Die Kinder sahen wohl und gesund aus, und nach der, was wir später bei ihren Spielen und gymnastischen Uebungen zu beurtheilen Gelegenheit fanden, werden sie in einer natürlicheren und zweckmäßigeren Art erzogen, als die Mehrzahl amerikanischer Kinder. Von den aus Mitgliedern der Gemeinde durch freie Wahl dazu bestimmten Lehrern erhalten sie während des größeren Theils des Tages zwar im Ganzen nur unvollkommenen, nach hiesigen Begriffen jedoch durchaus genügenden Unterricht, während sie in den Mußestunden nach eigener Wahl oder dem Wunsch der Aeltern und Vormünder theils spielen, theils auch auf dem Felde und im Garten angemessen beschäftigt werden, wodurch es Kindern von kaum 12 Jahren oft möglich wird, selbst einen Theil ihrer Erziehungskosten zu bestreiten. Die einzelnen, der Kommune angehörigen Familien vertheilen diese Kinder unter sich, und die letzteren finden dadurch alle Vortheile eines traulichen Familienkreises mit denen einer öffentlichen, zum größeren Theil trefflich besetzten Lehranstalt vereinigt, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Lehrer, was ihnen etwa an Talent und Routine abgehen mag, durch rege Lust und Liebe zur Sache um so mehr ersetzen, als der Beruf selbst und die Auswahl der Lehrgegenstände ganz der eigenen Vorliebe überlassen bleibt. Weniger angemessen schien uns das Prinzip der Lehrer und des Instituts überhaupt, die Kinder allen Gesprächen der Erwachsenen über die heterogensten und abstraktesten Gegenstände beiwohnen zu lassen — eine Maxime, welcher das oft altkluge, unzeitig ernste Wesen und manche verschrobene Gemüthsrichtung einzelner Kinder hauptsächlich zuzuschreiben seyn dürfte.

Durch den wohlbestellten Gemüsegarten, auf welchen die Kommunisten um so mehr halten, als mehrere unter ihnen in dem Bestreben, sich dem Naturzustande möglichst zu nähern, nur Vegetabilien als erlaubte Speise gelten lassen und selbst die Milch vermeiden, begaben wir uns in das Nachbarhaus, wo mehrere neuangekommene Familien sich so eben einrichteten. Vor demselben waren einige Kommunisten eifrig beschäftigt, eine geschmackvolle Terrasse aufzuwerfen, und nahmen kaum durch einen finsteren Seitenblick Notiz von uns. Die einzelnen Zimmer des noch gar unwohnlichen hölzernen Gebäudes glichen mehr kleinen Kammern, in denen zwar der unentbehrliche Teppich nicht fehlte, dafür aber auch keine Spur der Bequemlichkeit oder des gewöhnlichen Luxus zu finden war. Hier und da fanden wir ein besonders phlegmatisches Gemeindeglied in den Armen des Morpheus, in einem größeren Zimmer dagegen eine Anzahl junger Leute, welche sich mit regem Interesse gegenseitig in den neueren Sprachen unterrichteten und dabei einen Schatz von Kenntnissen z. B. in der spanischen und portugiesischen Literatur entwickelten, den man unter dieser Umgebung und Leuten, die eine Stunde zuvor mit unsäglicher Trägheit zwar, aber doch unverdrossen — Zwiebeln geschält hatten, kaum vermuthete. Während ein Arzt, der sich uns angeschlossen, seine Rechnung für einen kranken Kommunisten mit den Oberen ausmachte — die einzelnen Gemeindeglieder haben mit den pecuniairen Angelegenheiten durchaus nichts zu thun, — erklang von dem ersten Hause eine fröhliche Glocke, welche zum Thee rief, der man hier als Abendbrod bereits um 6 Uhr nimmt. Aus den vier Häusern, in welchen die Gemeinde bis jetzt ihre Mitglieder unterbringt, strömten Männer, Frauen und Kinder in meist stillen, aber fröhlichen Haufen herbei. Auch wir folgten einer freundlicher gemeinten als ausgesprochenen Einladung in die große Speisezimmer. Bald füllten sich die aus rohem, kaum gehobeltem Holze gefertigten Bänke, welche von den ziemlich kostbaren Teppichen sonderbar abstachen; die Tische seufzten unter einer Fülle kalter Speisen, Thee, Kaffee und Milch gab es in Fülle und Obst, wie wir es nie schöner haben. Rechts die Männer, links die Frauen und zwischen ihnen die Kinder fielen alle wie ausgehungert über die Speisen her; Einzelne kosteten kaum und verließen sofort die Tafel, und Keiner verweilte länger als etwa zehn Minuten. Nie sahen wir eine

freudenlosere, kältere Mahlzeit. Und doch soll das Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern keineswegs ein so kaltes seyn, vielmehr die eigenthümliche Lebensweise und die völlig ungebundene Freiheit nur zu oft Einzelne über die nothwendigen Gränzen hinausführen. (Schluß folgt.)

Arabien.

Der Kaffee.

(Schluß des Carmen caffaeum von Wilhelm Maſſieu.)

Demnach, was zu bedürfen du glaubſt zu deinem Gebrauche,
Schaffe dir lange zuvor und ſorge, dir reichlichen Vorrath
Jährlich zu ſammeln, und fülle mit ernſtigem Fleiße die Speicher,
Gleichwie, lange zuvor bedacht auf künftige Tage,
Fleißig der Bauer die Saat vom Feld einſammelt und mühſam
Trägt in das Haus und die Sorg' ausdehnt auf kommende Jahre.
Sey nicht minder bedacht indeß auf alles Geräthe;
Nicht vergiß die nöth'gen Gefäße zum Schärfen des Trankes,
Nicht den Topf mit engerem Hals und winzigem Deckel,
Deſſen Bauch aufſchwillt allmälig zu länglicher Rundung.
Haſt du dieſes beſorgt, dann ſey die die nächſte der Sorgen,
Auf dem Feuer die Bohnen zu röſten; und ſind ſie geröſtet,
Schwing' unabläſſig ſodann den Hammer zu häufigen Schlägen.
Bis ſie die Härte verlieren, und bis ſie, gänzlich zermalmet,
Werden zu flüchtigem Staub; denſelben verbirg in ein Säckchen
Oder in eine zu dieſem Gebrauch gefertigte Büchſe;
Dieſe mit Leder umhüllend, beſtreich' mit geſchmeidigem Wachſe,
Daß auch nirgends ſich zeigen die kleinſten der Ritzen und Spalten.
Wenn du nicht jede verſtopfſt ſorgfältig, entfliehen allmälig
Aus den verborgenen Ritzen, verflüchtet, die feineren Theile
Sammt der wirkenden Kraft empor in die Leere des Luftraums.
Auch giebt's, ganz wie Thürmchen geſtaltet, ein künſtliches Werkzeug,
Welches man Mühle benannt; womit die geröſteten Bohnen
Leicht zermalmen du kannſt zu Staub durch häufige Reibung.
Mitten an glänzender Axe erblickſt du beweglich die Rolle,
Welch' in dem knarrenden Werk ſich dreht um die ehrnen Gewinde.
Denn die Spitze der Axe, umgeben von knöchernem Griffe,
Wird mit der Hand gedreht und treibt in beſtänd'ger Bewegung
Tauſendfältig die Roll'; und wenn du ſchüttelſt die Bohnen
Dann hinein und den Griff mit der Hand umdreheſt im Kreiſe,
Sonder Verzug erblickſt du mit Staunen, von gierigen Zähnen
Praſſelnd die Bohnen zerbröckelt, dem flüchtigen Staube vergleichbar.
Gaſtlich eröffnet den Schoß, den Staub aufnehmend, ein Käſtchen
Drunten, dem unterſten Raume der künſtlichen Mühle gefüget.
Doch was halt ich mich auf mit unbedeutenden Dingen!
Größeres rufet mich jetzt; den lieblichen Nektar zu ſchlürfen,
Dränget die Zeit, ſey's, wenn beim erſten Erglänzen der Sonne
Nüchtern der Magen, bereits in der Frühe die Nahrung verlanget,
Sey's auch, wenn nach vollem Genuſſe des leckeren Mahles
Unter der Fülle der reichlich genoſſenen Speiſen er leidet
Und in der Schwäche begehrt den Beiſtand fremder Erwärmung.
Auf denn! wenn der Keſſel erröthet auf lodernder Flamme,
Wenn das Waſſer du ſiehſt zugleich mit dem Staube des Kaffees
Siedend bis hoch an den Rand aufbrauſen, entheb' ihn dem Feuer!
Wird es verſäumt, dann ſchwillt urplötzlich die ſiedende Wallung,
Und in die ſiſchernden Gluthen entſtrömt entfeſſelt die Welle.
Daß dir nicht die Freude verderb' ein ähnlicher Unfall.
Achte bedächtig darauf, wann wogend ſich hebet das Waſſer,
Und wann's wallet und ſchäumt, dann nimm vom Heerde den Keſſel;
Doch ſeh' dreimal und viermal darauf ihn wieder, bis endlich
Dann der Kaffee verdampft und ganz mit dem Waſſer ſich miſchet.
Kunſt erforderts, zu kochen den Trank, und Kunſt, ihn zu trinken.
Nicht in der Weiſe, wie andre Getränke man pfleget zu trinken.
Wann du nämlich ihn rauchend vom lodernden Feuer enthoben
Und der Satz allmälig bis auf den Boden geſunken,
Darfſt du mit Einem Zug nicht gierigen Sinnes ihn trinken,
Sondern ſchlürf' allmälig, und immer während des Schlürfens
Mach' anmuthige Pauſen, geniß' ihn ſaugend in langen
Zügen, ſo lang er glühet und faſt den Gaumen verbrennet.
Dann erſt iſt er geſund, dann dringt er ins innerſte Mark ein,
Schleicht erwärmend ſich ein ſelbſt in die Tiefe des Herzens
Und bethaut mit belebendem Saft die ermatteten Glieder.
Selbſt den feineren Dampf, der von dem Boden der Kanne
Aufwärts ſteigt, ſaugt mit begieriger Naſe ſo Mancher:
Solchen ſüßen Genuß verſchafft ihm der liebliche Brodem!
Doch noch bleibt von unſerm Beginnen die andere Hälfte,
Nämlich des göttlichen Trankes verborgene Kräfte zu künden.
Doch wer wähnet bethört, zu begreifen die herrlichen Gaben
Und durch ſeinen Geſang zu erreichen ſo mächtige Wunder?
Denn ſobald er, ſich leis einſchleichend, ins Innre gedrungen,
Wirkt er drinnen ſogleich und ſtrömt belebende Wärme
Durch den Körper und haucht erfreuliche Kraft in den Buſen.
Iſt die Verdauung gehemmt, ſein Feuer entfernet die Hemmung.
Oeffnet verborgene Pfad' allmälig und weitet die zarten
Röhrchen, in denen gedrängt ſich häufen verderbliche Säfte.
Dann aus ſämmtlichen Adern entfliehet der Same der Krankheit.
Ihr nun (wenn euch lieget am Herzen behagliches Wohlſeyn),
Denen bis auf die Bruſt ſich das Kinn ſchon dreifach herabſenkt,
Denen der ſchwellende Bauch iſt eine beſchwerliche Bürde,
Euch vor Allen geziemt der Genuß des glühenden Trankes.
Denn er zertheilet den Sumpf der verderblichen Säfte, die eure
Glieder beläſt'gen, und treibt aus eurem Körper die Ströme
Perlenden Schweißes hervor; und bald beginnet allmälig
Sich die ſtrotzende Schwulſt des gemäſteten Bauchs zu verlieren
Und die gefährliche Schwere der trägen Glieder zu ſchwinden.
Glückliche Völker, die ſehen mit den früheſten Strahlen des Morgens
Titan begrüßt! nie hatten des Bakchus reichliche Gaben
Euch gefährdet; jedoch es verbietet den Trank des Lyäus
Euch das Geſetz und der Glaube; von Kaffee lebt ihr, und deßhalb
Führet ihr fröhlich und heiter ein kräftig blühendes Leben;
Krankheit kennet ihr nicht; auch nicht die Tochter des Bakchus,
Podagra, Freundin der Pracht, und nicht die Schaaren der Seuchen,
Welch' in unſerm Land ſich zu unſerm Verderben verſchwören.

Aus der Bruſt nicht minder verſcheucht die traurigen Sorgen
Und erfreuet das Herz die Kraft des lieblichen Trankes.
Neulich ſchritt ein Mann, der zuvor den erquickenden Nektar
Nimmer gekoſtet, verdrießlich herum mit ſchleppendem Gange,
Finſteren Blicks und die Stirn gefurcht mit mürriſchen Runzeln.
Doch kaum hatt' er genetzt mit dem dampfenden Tranke den Gaumen.
Als auch bald ſich zertheilten die Wolken der düſteren Stirne
Und dem erheiterten Geiſt die Funken des Witzes entſprühten.
Doch verwundete nicht ſein Witz mit ſpitzigen Stacheln;
Denn das ſüße Getränk weckt nicht die Wuth, zu beleid'gen;
Harmlos iſt's und erregt nur ſtets unſchädliches Lächeln.
Dieſes bewirkt der Trank in den ſämmtlichen Ländern des Oſtens,
Auch mein Frankreich ahmt jetzt nach die Sitte des Auslands.
Denn in den Städten des Landes erbaut es zum Trinken des Kaffees
Gaſtliche Häuſer, geſchmückt mit dem Zeichen des Lorbeers und Epheus,
Welche zur Einkehr winken dem Wanderer. Es nahen von allen
Seiten die Gäſte, ſich herrlich zu laben an dampfender Taſſe.
Iſt der Geiſt durchglüht von der Kraft des wärmenden Dampfes,
Dann entſteht ein neckender Scherz und freundlicher Wettſtreit;
Laut wird nun das Geſpräch, und es hallet das Haus von dem Jubel.
Niemals ſchwächet jedoch den Geiſt der genoſſene Nektar;
Vielmehr, wenn der Schlummer ſich ſenkt auf ſchlafrige Augen,
Warin ſich der Geiſt ſchwach fühlt und die Kräfte des Körpers ermatten,
Schnell von den Augen verſcheucht er den Schlaf und vom Geiſte die Trägheit.
Deßhalb ſollten die oft mit dem lieblichen Thaue ſich netzen,
Welche, gedrungt von unendlicher Laſt langwieriger Arbeit,
Ihren Fleiß ausdehnen bis ſpät in die nächtlichen Stunden.

Doch wer uns den Gebrauch des lieblichen Trankes gelehret,
(Jahre hindurch blieb uns die Kraft deſſelben verborgen,)
Will ich verkünden anjetzt und will beginnen von Anfang.
Ein arabiſcher Hirt trieb auf die gewöhnliche Weide
Einſt die munteren Ziegen; ſie ſchweiften, vom Weg ſich verirrend,
Auf ein wüſtes Gefild; hier ſtand, in herrlicher Blüthe
Prangend, ein Baum in ſtrotzender Fülle unzähliger Früchte.
Plötzlich begannen, da leicht ſie erreichten die niedrigen Zweige,
Abzupflücken ſie jetzt mit begierigen Zähnen die Blätter
Und die reifende Frucht; es reizte der bittre Geſchmack ſie.
Sorglos lag indeſſen der Hirt auf ſchwellendem Graſe
Und erzählt' im Geſang von ſeiner Liebe den Wäldern.
Als der Abend jedoch ihn mahnte, vom Felde zu ſcheiden,
Und die geſammte Heerd' in den ſchützenden Stall er getrieben,
Wollten die Ziegen das Auge zum ſtärkenden Schlummer nicht ſchließen,
Sondern ſie blieben ſo wach in ungewöhnlicher Weiſe,
Daß ſie beſtändig die Nacht hindurch nur hüpften und ſprangen.
Furchtſam ſtaunte der Hirt, ergriffen von plötzlichem Schrecken,
Thöricht wähnend, es hab' ein feindlich geſinnter Nachbar
Ihn durch teufliſche Künſte geblendet. — Nicht fern von der Weide
Lag in traulichem Thal ein heiliges Kloſter, von frommen
Mönchen bewohnt, die täglich ſich übten, die göttliche Allmacht
Laut zu preiſen und würdig zu ſchmücken mit Gaben den Altar.
Aber obgleich zur Mitte der Nacht die dröhnende Glocke
Weithin ſchallt' und die Frommen berief zum heiligen Tempel,
Dennoch ſtanden ſie nicht in der Nacht auf, ſondern Aurora
Fand gar häufig ſie noch auf ſchwellenden Pfühle ſich ſtreckend.
Groß iſt die Liebe zum Schlaf. Hier war Vorſteher des Kloſters
Ein bejahrter Greis, der mild die Mönche regierte,
Hochehrwürdig im Schmuck der Silberlocken des Barts.
Dieſem naht ſich der Hirt und erzählt in der Ordnung den Vorfall,
Hülfe begehrend von ihm. Da lächelt der Prior des Kloſters.
Raſch an den Ort enteilt er, des Vorfalls Grund zu erforſchen.
Als er dorthin gelangt, bemerkt er, wie Lämmer und Mütter
Haſtig bewegen die Beeren des nie geſehenen Strauches.
„Dies iſt der Grund des Uebels!“ ſo ruft er, und ohne zu ſäumen,
Sammelt vom ſtrotzenden Baum er die länglich gerundeten Früchte,
Trägt ſie nach Haus, zermalmt und bereitet ſie mit lauterem Waſſer,
Kocht ſie am Feuer und trinkt entſchloſſen ein dampfendes Schälchen.
Schnell eindringet die Gluth der belebenden Kraft in die Adern,
Strömt durch ſämmtliche Glieder und treibt vom Körper die Trägheit.
Jetzt rühmt freudig der Greis die neu erfundene Gabe,
Und mildthätigen Sinnes vertheilt er ſie unter die Brüder.
Dieſe verfielen ſich zwar, auch noch bei nahendem Abend
Schwelgend am Mahle zu ſitzen und mächtige Humpen zu leeren;
Doch wird's ihnen nicht ſchwer, wie ſonſt, das Bett zu verlaſſen
Und den erquickenden Schlaf ſich aus den Augen zu reiben.

Glücklich iſt der Menſch, der oft mit dem lieblichen Tranke
Gern ſein Herz erfreut; nie lagert ſich Angſt und Beklemmung
Schwer um den Buſen; er geht erfriſcht an die Pflichten des Amtes
Und entleitet dem Bett noch vor dem Lichte des Tages.
Euch auch, denen die Seelen mit göttlichen Worten zu ſpeiſen
Und des Verbrechers Gemüth mit Strafen zu ſchrecken es obliegt,
Euch geziemt es beſonders, zu trinken den lieblichen Nektar.
Denn er ſtärket die leidende Bruſt; dann gießt er belebend
Sein balſamiſches Feuer in ſämmtliche Glieder des Körpers.
Nur er allein giebt auch anmuthige, kräftige Rede.
Euch jedoch, die gequält ihr ſeyd von betäubender Wallung,
Denen das kranke Gehirn ein ſchädlicher Schwindel zerrüttet,
Quillt in dem herrlichen Trank ein glücklich heilendes Mittel,
Welches im Augenblick zertheilt die gefährlichen Leiden.

Auch hat folgende Kraft Apollo der Pflanze verliehen.
Hört und merket ſie wohl! Die Jünger Apollo's erkrankten
Einſt und litten beſchwerlich an heftigen Schmerzen des Kopfes.
Stets noch wuchs das Uebel und drang ins tiefſte Gehirn ein.
Schon litt jetzt an dem Uebel das ganze Geſchlecht der Gelehrten,
Und es verſchwanden die Künſte, verlaſſen von ihren Verehrern.
Einige heuchetn den Schmerz; und in der erdichteten Krankheit
Führen ſie träg und matt ein ganz unthätiges Leben.
Arbeit haſſen ſie jetzt, und einer verderblichen Faulheit
Fröhnen ſie nur und verabſcheun lästige Sorgen und Mühen.
Nichts erfreut ſie mehr, als ein Leben von weichlicher Ruhe.
Doch es ergrimmt' Apoll und konnt's nicht länger erdulden,
Daß ſich weiter verbreite die ſchädliche Seuche und Trägheit.
Aber um ſeinen Jüngern der Krankheit nichtigen Vorwand
Gänzlich zu rauben, entlockt' er dem giftigen Schoße der Erde
Dieſe geprieſene Frucht, die das kräftigſte Mittel gewähret,

Einen ermüdeten Geist zu erneutem Fleiße zu spornen
Und die lästigen Schmerzen des Haupts wohlthätig zu lindern.
Pflanze, du bist den Menschen geschenkt durch göttliche Gnade!
Keine der Pflanzen der Welt kann deinen Rang dir bestreiten.
Denn nur deinetwegen befahren die Schiffer die Meere,
Trotzend, verwegenen Muths, den starrenden Klippen und Felsen
Und der Gewalt der Stürme; du überragest an Werthe
Weit Ambrosia, Dictam und andere duftende Kräuter.
Vor dir entflieht Krankheit; die geht zur Seite Gesundheit
Als ein treuer Begleiter; in deinem heitern Gefolge
Seh' ich das süße Geschwätz und den freundlichen Streit und das Lächeln.

Dr. Fyt.

Frankreich.

Die Pariser Presse.

Paris. Die hiesige Presse ist seit der Wiederkehr der Frühlingssonne in vollem Treiben; sie mauſt sich bis auf den Schweif, läßt die alten Federn fallen und sucht sich neue zu verschaffen. Wenn ich sage, Federn, so ist dies nur eine poetische Metapher, denn die besten Schriften hier sind Actienzeichnungen — Talent und Prinzip hinkt bloß nach. In Deutschland kann die Presse wegen zweier Dinge nicht aufkommen, welche Censur und Posttaxe heißen. Hier kann die Presse nicht zur Wahrheit werden, weil sie vor Allem Geldsache ist. Stempel und Porto — letzteres sehr gering und geregelt, Druck und Papier kosten mehr als das Abonnement. Das „Siècle" verliert an jeder Nummer einen Centime, die „Presse" ebenfalls; sie leben nur von den Annoncen. Die Redaction verliert 100,000 Fr. am Siècle; je mehr Abonnenten er erhält, je mehr verliert das Blatt; es erholt sich aber an den Annoncen, die für 200,000 Fr. verpachtet sind, so daß es doch 100,000 Fr. Profit abwirft. Das hat die Presse zu 40 Fr. verursacht. Der Stempel allein kostet 18 Fr. die Nummer. Die ganze Speculation beruht daher auf den Annoncen, so daß in den Bohémiens de Paris Jemand sehr witzig bemerkt, er wolle ein Journal gründen, wozu jeder Abonnent 4 Fr. jährlich erhält, wenn er es liest. Dies kostet 400,000 Fr. Er verkauft die Annoncen für 500,000 Fr. und hat also 100,000 Fr. Profit. Daß der Journalismus dadurch tief gesunken, ist keine Frage mehr. Deswegen will die Kammer den Stempel abschaffen, wird es aber nicht thun, weil das Ministerium dagegen ist. Der „Constitutionnel" hatte 3500 Abonnenten à 80 Fr. Veron, der ihn kaufte, setzte den Preis auf 40 herab. Er muß also 30,000 Abonnenten haben, um so viel zu gewinnen, als früher mit 3500. Veron hat jedoch einen politischen Beweggrund bei seiner Speculation gehabt. Die Blätter hier bereiten sich alle für die Zeit der Regentschaft vor. Er zahlte Sue 60,000 Fr. für seinen Juif errant, der 10 Bände haben wird, also 6000 Fr. für den Band, den er aber dann ganz besitzt. Sue arbeitet gewöhnlich mit Gubeau, welcher Vorsteher eines Instituts und unter dem literarischen Namen Dinau bekannt ist. Auch die Mystères sind eine Arbeit von diesen beiden Herren. George Sand hat dem neuen Constitutionnel ebenfalls einen Roman für 15,000 Fr. verkauft. Ob die Speculation ihm gelingen wird, ist eine sehr kitzliche Frage. Die Kritik wird ihm hart zu Leibe gehen, und es ist sehr zweifelhaft, ob der alte ewige Jude, trotz des neuen Mäklergeschäfts, die 30,000 Abonnenten zusammentreiben wird.

Die „Revue de Paris" soll vom 1. Mai an als Journal dreimal die Woche erscheinen. Sie wirft Novellen und Romane über Bord und wird nur politische und literarische Artikel bringen. Deutschland besonders wird sie eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie wird alle deutsche Blätter halten, alle neue Bücher, die in Deutschland erscheinen, sich schicken lassen und sie der Kritik unterwerfen. Sie will hier das seyn, was in London das Athenaeum ist, aber großartiger und gediegener. Sie wirbt zu diesem Zwecke tüchtige Kritiker und spart kein Geld. Thiers und Molé werden sie in ihren Schutz nehmen und sie so viel als möglich zu ihrem kritischen Organ machen. Ich werde Ihnen später genauer darüber berichten, denn für Deutschland wird die Revue ein besonderes Interesse haben.

Der „Commerce", dessen politische Grundsätze denen der Republik nahe kamen, ist von der ministeriellen Partei gekauft worden. Wahrscheinlich verlassen ihn die alten Abonnenten, er hatte 3000, aber da die neuen Eigenthümer viel Geld besitzen, so haben sie Muße, es darin zu verzehren. Es ist erstaunlich, wie viel Hunderttausende jährlich hier die Presse verschlingt, und doch fehlt es nie an Geld zu neuen Speculationen.

Auch der „Satan" wird bald mehrermal die Woche erscheinen und politisch werden. Er hat bereits 120,000 Fr. dafür, bedarf aber noch eines Drittheils mehr, um beginnen zu können.

Die „Reforme" stand auf dem Punkte, einzugehen. Sie hatte bereits 80,000 Fr. Schulden. Jetzt hat sich eine Kommission gebildet, die neue Fonds liefert, damit das demokratische Unternehmen nicht zu Grunde geht. Ledru-Rollin, Joly und Arago haben sich an die Spitze gestellt.

Die Redaction der „Democratie pacifique", deren Bestehen jetzt definitiv gesichert ist, wird nun bald wieder die „Phalange" als Revue herausgeben, sobald sie 800 Subskribenten zählen wird.

Der „Artiste", der sehr gesunken war, wurde von einem jungen Dichter, Arsène Houssaye, gekauft und segelt jetzt wieder flott auf voller See.

Hingegen haben fast alle rein literarische Roman-Sammlungen und Theater-Blätter einen gefährlichen Leck: wie namentlich die „Chronique", die „Sylphide" und noch einige andere.

So eben erschien ein neues Wochenblatt, „Le diable à Paris", mit Zeichnungen von Gavarni. Es wird von allen bedeutenden Schriftstellern Artikel bringen.

Ferner erscheint monatlich „l'Almanach du mois". Die „Guêpes" von Alph. Karr sind verschollen, eben so die „Nouvelles à la main". „Satan" hat ihnen vielen Abbruch gethan, obschon er oft ganz witzlos ist, aus Furcht vor den Prozessen, die ihm schon theuer zu stehen kamen.

Taillandier hat, wie Ihnen bereits bekannt seyn wird, einen neuen Artikel in der „Revue des deux Mondes" über das junge Deutschland geschrieben, worin er à peu près über Alles den Stab bricht, am meisten über die Junghegelianer. Die A. A. Z. kündigte das Aufhören des neuen Organs derselben an. Die Thatsache ist wahr, die angegebene Ursache aber falsch. Bis jetzt ist sie ein Geheimniß für die Meisten, die darüber schreiben. Die Verhältnisse sind zu zarter Natur, als daß man so platthin die Wahrheit sagen kann. So viel ist gewiß, daß von vornherein keine Ordnung in dem ganzen Geschäft herrschte, und daß jene Herren Alles ohne die geringste praktische Lokalkenntniß unternahmen.

A. Weill.

Mannigfaltiges.

— **Germanen- und Slawenthum.** Zwischen den „Slawischen Jahrbüchern" und den „Schlesischen Provinzialblättern" hat sich eine Fehde über einen Artikel der ersteren entsponnen, den auch wir in unserem „Magazin" bald nach dem Erscheinen der „Jahrbücher" mißbilligt haben. In der That können wir den Provinzialblättern nur beistimmen, wenn sie den etwas allzu eifrigen Slawomanen bemerklich machen, daß sie kein Recht hätten, Schlesien darum, weil in einem Winkel desselben noch eine Art Polnisch gesprochen wird, für ein slawisches Land zu betrachten. Daß es kein solches mehr sey, hat Schlesien schon vor fünf und vier Jahrhunderten den Polen an unzähligen Schlachtfeldern bewiesen, auf denen es seine deutschen Gränzen vertheidigte. In Schlesien von einer „germanischen Partei" sprechen, wie es die slawischen Jahrbücher gethan, ist so absurd, daß man seinen Augen nicht traut, wenn man es in einer deutsch redenden Zeitschrift liest *). Wenn dem freilich in Schlesien, daß solche Absurdität einer Widerlegung gar nicht erst bedürfe; aber es thut gleichwohl noth, die Slawomanen dann und wann an die Nationalitätsgränze zu erinnern, auf deren Achtung wir, und zwar nicht bloß in Schlesien, sondern auch im Großherzogthum Posen, nicht minder streng halten wollen, als die Polen in ihrem sonst gewiß anzuerkennenden Eifer. Von vielen Seiten wird uns aus dem Großherzogthum berichtet, welchen Fortschritt dort seit dem Jahre 1840 die Kenntniß der polnischen Sprache und Literatur, die durch reiche, freiwillige Beiträge bewirkte Anlegung polnischer Schulen und die Unterstützung slawischer Studien mache. Das ist Alles recht schön, ja bewundernswerth; aber wenn der slawische Eifer sich auch an die im Großherzogthum das Land kultivirende und die Städte erbauende deutsche Bevölkerung macht und um so leichter auf ihre Bekehrung zählt, weil angeblich das Nationalgefühl der unter den Polen wohnenden Deutschen sehr geschwächt seyn soll, so scheinen jene zu vergessen, daß diese einem viel größern Volke angehören, als die Polen jemals waren, und daß das Slawenthum vielleicht noch ein Jahrhundert zu arbeiten haben wird, bevor es sich auf gleicher Stufe der Bildung mit dem Germanenthum befindet.

— **Das System der einsamen Haft in Frankreich.** Die Verbesserung der Gefängnisse kömmt nunmehr auch in der französischen Deputirten-Kammer zur Sprache. Das System der einsamen Haft hat in den Herrn Charles Lucas und Leon Faucher zwei sehr entschiedene Gegner gefunden, von denen der Eine in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften einen Bericht über die Materie vorlas, der jetzt gedruckt ist, und der Andere in einem Artikel der Revue des deux Mondes durch Hinweisung auf die Gefängnisse in Philadelphia und Lausanne darzuthun suchte, daß die einsame Haft eine unverhältnißmäßige Anzahl von Wahnsinns- und Todesfällen veranlasse. **) Bei der mündlichen Erörterung, die in Folge des von Herrn Lucas abgestatteten Berichtes in der genannten Akademie stattfand, traten die Herren von Tocqueville und Berenger, die sich Beide mit dem Gegenstande speziell beschäftigt haben, gegen die Schlußfolgerungen des Ersteren auf. Diese französischen Vertheidiger des amerikanischen Strafsystems haben einen Verbündeten an Herrn Dr. Georg Varrentrapp, dem Redacteur der deutschen Jahrbücher für Gefängnißkunde, gefunden, der jetzt in französischer Sprache eine Abhandlung zur Widerlegung der Herren Lucas und Faucher hat erscheinen lassen. Eine Schrift desselben über den Einfluß der Strafgefängnisse auf die Gesundheit ist bei der von der königlichen medizinischen Gesellschaft in Bordeaux eröffneten Preisbewerbung durch eine goldene Medaille gekrönt worden.

*) In dem betreffenden Artikel der „Slawischen Jahrbücher" heißt es unter Anderem: „In unserem Schlesien geht es dem Slawenthum immer noch sehr hart; unsere Gutsbesitzer und die höheren Stände in den Städten sind fast völlig germanisirt; das Deutsche herrscht in den Kanzleien und im öffentlichen Leben; in Schule und Kirche wird dem Slawenthum mehr Terrain abgenommen; mit einem Worte, wir sind in demselben Zustande oder eigentlich noch in einem schlimmeren, als Böhmen zur Zeit, wo Dobrowsky sein „Lehrgebäude" schrieb. Denn uns steht eine kraftige germanische Partei gegenüber, welche die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen sucht und Schlesien für ein rein deutsches Land erklärt u. s. w."

**) Der gedruckte Bericht des Herrn Charles Lucas ist unter dem Titel: Exposé de l'état de la question pénitentiaire en Europe et aux Etats-Unis im Buchhandel erschienen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Donnerstag den 25. April 1844.

Frankreich.

Einige Gedichte Victor Hugo's.

Von Louise von Ploennies.

Unter den neueren französischen Dichtern verdient wohl Victor Hugo, als das Haupt der romantischen Schule, vor Allen genannt zu werden. Mehr noch als seine Trauerspiele und Romane, haben seine Gedichte unter uns Aufsehen erregt, die meistens sich durch Kühnheit der Erfindung und alle durch pompösen Bilderschmuck und eine vollendete Form auszeichnen. Sein poetischer Bilderreichthum ist mit einer Pracht der Imagination übergossen, welche seine Poesie wahrhaft blendend macht und daher oft unseren neueren deutschen Dichtern zum Vorbild gedient hat. Dies gilt am meisten von den Dichtungen, welche unter dem Namen „les Orientales" bekannt sind.

Während de Lamartine's Poesie sich mehr in idealen und religiösen Richtungen bewegt, Gedanken des Himmels in der Seele zu wecken sucht und alle Erscheinungen der Erde mit höheren und unsterblichen Beziehungen verknüpft, entfaltet Victor Hugo vor unserem Auge die prächtigsten Bilder dieser Welt und überströmt sie mit dem Schimmer einer glühenden, aber mehr sinnlichen Phantasie. Lamartine könnte seiner idealen und träumerischen Richtung nach wohl für einen Deutschen gelten; Victor Hugo dagegen ist ganz der sprühende, geistreiche, glühende Franzose. In den orientalischen Schilderungen hat sich übrigens schon vor ihm Chateaubriand ausgezeichnet. Eine der gelungensten des Letzteren erlaube ich mir hier in meiner Uebersetzung mitzutheilen.

Ballade, von Chateaubriand.

Vom hohen Minaret, umblitzt von Abendhelle,
Ruft jetzt die Gläubigen der Derwisch zum Gebet.
Die Stunde ist's, wo jagt der Löwe die Gazelle.
Nach einer Rose hold mein Fuß zum Garten geht.
O, Tochter meines Herrn, ich trotze allen Strafen,
Türkin mit dunklem Aug', Freundin der Harmonien,
Giebt es ein schöner Loos, als das von deinem Sklaven?
Gebieterin! Gebieterin!

Als sonst zum Ruderschlag sich spannten meine Sehnen,
Da schiffe ich seufzend hin durch die azurne Flut,
Aufs Ruder strömten heiß herab Verzweiflungsthränen,
Ein Zauber hielte mich, beglückte Liebesgluth!
Der schwarze starre Fels, der Leuchtthurm dort im Hafen,
Den wäscht die Meeresflut, entzückt jetzt meinen Sinn,
Die Fackel des Signals, sie leuchtet deinem Sklaven.
Gebieterin! Gebieterin!

Wie göttlich schön bist du in deines Schmucks Schimmer,
Wenn mich der flücht'ge Fuß zum Harem trägt bei Nacht,
Dann wird von deiner Lieb' die reiche Pracht der Zimmer,
Ein Trunk und Blumenduft dem Sklaven dargebracht.
Gefahrvoll selig Glück, wenn wir uns dorten trafen,
Wenn dich mein Arm umschlang, mein liebetrunkner Sinn
Mit deinem Halsschmuck eint den Kettenring des Sklaven.
Gebieterin! Gebieterin!

Den sichern leichten Schritt des weißen Dromedares,
Der dich, o Herrin, trägt, erkenn' ich schon von fern;
Wenn plötzlich du erscheinst, dann gleichest du dem klaren
Glanzvollen Licht des Meers, des Schiffers Hoffnungsstern.
O, süßer grüßt mich nicht die Morgenluft im Hafen,
Die Palm' im Wüstensand' entzückt nicht so den Sinn,
Mißt eines Sultans Pracht sich mit dem Glück des Sklaven?
Gebieterin! Gebieterin!

Der Heimat, der mein Herz begeistert einst geschlagen,
Nicht wehmuthsvoll, wie sonst, mein einfach Lied erklingt.
Es schweben jetzt nicht mehr zur Mutter meine Klagen,
Ich beb', ob Lösegeld mir nicht ein Priester bringt.
Los' meine Fesseln nie! die schwerste wärs der Strafen,
Denn du bist Gott und Welt und Freiheit meinem Sinn,
Den schönen nackten Fuß setz' auf den Hals des Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Einrichtungen einiger Londoner Muster-Gefängnisse. *)

Es giebt in London gegenwärtig neun Kriminal-Gefängnisse, unter welchen vier noch mit den Uebelständen des früheren Straf-Systems behaftet oder wenigstens in ihren Einrichtungen noch so mangelhaft oder so verkehrt angelegt sind, daß die etwa eingeführten besseren Ideen wenig oder gar keine Früchte tragen. Doch machen dieselben nach und nach den besseren Einrichtungen Platz oder nehmen die Reformen der neueren Zeit in sich auf, so daß man hoffen darf, daß binnen kurzem jene Mißbräuche nur noch ein historisches Faktum seyn werden. Das älteste und am meisten berüchtigte unter diesen ist Newgate, das schon zur Zeit des Königs Johann existirte. Obgleich mit der Zeit viele Verbesserungen in Newgate eingeführt worden sind, so ist dieses Gefängniß doch in einem sehr mangelhaften Zustande, weil die gegenwärtigen Lokalitäten die Anwendung eines guten Disziplinar-Systems nicht zulassen. Im Jahre 1836 beklagten sich die Inspektoren der Gefängnisse mit Recht über die Unordnung, die daselbst herrschte. Die Gefangenen konnten sich mit Karten- und Brettspiel die Zeit vertreiben. Sie verschafften sich, allerdings auf betrügerische Weise, Taback und Zeitungen; ja sie konnten sich sogar betrinken. Man fand in dem Gefängniß Brech-Instrumente. Im Jahre 1838 erklärten die Inspektoren, daß dieses große Gefängniß der Hauptstadt eine Pflanzschule der Demoralisation sey. In ihrem letzten Bericht vom 5. April 1843 drücken sie sich so aus: „Da Newgate das große Depot ist, wo man alle Angeschuldigten, die ihr Urtheil erwarten, unterbringt, so befinden sich hier die verdorbensten Subjekte, welche den höchsten Grad von Geschicklichkeit in der Kunst des Diebstahls, die letzte Stufe moralischer Abstumpfung erreicht haben, mit Individuen zusammen, die auf dieser Laufbahn noch Neulinge sind, und die nur zu leicht, zu begierig sich unterrichten lassen, wie man es anfangen muß, um sich mit Glück auf derselben zu bewegen und der Polizei und den Gesetzen ungestraft zu trotzen. Diese Betrachtung wird noch gewichtiger, wenn man bedenkt, daß jährlich an 4000 Individuen in Newgate eintreten, und daß diese Zahl fortwährend im Zunehmen begriffen ist. Ein Fünftel davon wird freigesprochen; eine große Zahl davon sucht, ausgestattet mit mehr Kenntniß und Gewandtheit im Verbrechen und durch ihren Aufenthalt in Newgate im Bösen noch mehr verhärtet, ihre Genossen wieder auf; viele andere werden nur zu einem kurzen Gefängniß verurtheilt und kehren dann ebenfalls bald zu ihren alten Kameraden und Gewohnheiten zurück. In beiden Fällen liegt hier eine unermeßliche Gefahr für die Gesellschaft. Wir protestiren aufs entschiedenste gegen Newgate als eine große Schule des Verbrechens. Wir erklären, daß die Gefangenen, die hier in großer Zahl beisammen und in unbeschränktem Müßiggang leben und häufig von einem Quartier in ein anderes versetzt werden, was nur dazu dient, den Kreis ihrer Bekanntschaften zu erweitern, dieses Gefängniß viel verderbter verlassen müssen, als sie hineingekommen sind."

Doch wir verlassen dieses und die drei übrigen Gefängnisse derselben Kategorie und wenden uns zu den fünf anderen, deren Einrichtung schon viel mehr die Ansprüche erfüllt, die man gegenwärtig an eine Strafanstalt macht. Unter diesen nennen wir zuerst Coldbath-fields, welches als Kriminal-Gefängniß die bedeutendste Anstalt Englands ist. Es werden daselbst die Verbrecher der ganzen Grafschaft Middlesex aufgenommen. In dem Jahre, das mit Lichtmeß 1841 endete, sind daselbst 11,043 Individuen beherbergt worden, wovon 7331 Männer und 3712 Frauen: in einem Jahre betrug die Zahl der Aufgenommenen 12,543. Die Zahl der Gefangenen, die auf einmal hier zusammen sind, beträgt für das Jahr im Durchschnitt 1032. Die Beaufsichtigung einer so großen Bevölkerung und die Anordnung aller Details des täglichen Dienstes und der Polizei in einer so bedeutenden Anstalt erfordert viele Thätigkeit, Einsicht und Festigkeit des Charakters. Der Gouverneur wird von vierundfunfzig besoldeten Agenten, worunter auch zwei Kaplane begriffen sind, unterstützt. Das Gefängniß ist mit einer Mauer umgeben, deren Höhe von achtzehn bis dreiundzwanzig Fuß wechselt, und umfaßt drei gesonderte Hauptgebäude, nämlich: das alte Gefängniß, das im Jahre 1794 erbaut, das neue Quartier der

*) Man vergleiche hiermit Nr. 82 u. 83 des vorigen Jahrgangs, wo wir schon eine Schilderung des Londoner Model Prison aus einem deutschen Reisebericht mitgetheilt haben. Die obige englische Darstellung ergänzt und vervollständigt theils jene erstere, theils umfaßt sie auch die bedeutendsten von den übrigen Londoner Gefängnissen. Bei dem Interesse, das dieser Gegenstand in Anspruch nimmt, glauben wir nicht oft genug darauf zurückkommen zu können. Auch ist der letzte Bericht von dem ersten durch einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren getrennt, während dessen jene Anstalt mancherlei Veränderungen erfahren hat.

Vagabunden, das im Jahre 1830 vollendet, und das Frauengefängniß, das im Jahre 1832 beendigt wurde. Das alte Gefängniß bildet ein Carré mit zwei Flügeln: das Centralgebäude ist in acht Partieen getheilt und die beiden Flügel ebenfalls in acht. Diese Abtheilungen erleichtern die Klassifizirung der Gefangenen; aber Fehler in der Construction heben diese Klassifizirung fast wieder auf. Das neue Quartier der Vagabunden, wo man auch die Diebe unterbringt, besteht aus fünf Flügeln, die in Form eines Fächers aus einem halbkreisförmigen Gebäude auslaufen, und aus vier Höfen, welche durch die Zwischenräume gebildet werden. Das Frauengefängniß ist nach einem ähnlichen Plan, wie das Quartier der Vagabunden, erbaut. Es sind zwei Kapellen vorhanden, eine für die Männer und eine für die Frauen, und der Gottesdienst findet alle Morgen statt. Einige Damen, welche Mitglieder der britischen Gesellschaft zur Besserung der weiblichen Gefangenen sind, besuchen das Gefängniß der Frauen und halten ihnen Vorlesungen aus der heiligen Schrift u. s. w. Das Gefängniß enthält sechs Schulen für den Unterricht der Knaben, eine Schule für Erwachsene, und 36 Treimühlen, deren jede für elf Personen eingerichtet ist. Bei dieser und anderen Zwangsarbeiten wird die Disziplin des Schweigsystems beobachtet: die Gefangenen arbeiten in Abtheilungen, und das Schweigen wird vermittelst einer strengen Aufsicht von Seiten der Beamten und der sie unterstützenden Profoße aufrecht erhalten. Des Nachts schlafen fünfhundertzwanzig Gefangene in getrennten Zellen. Fremde werden in der Woche nur zwei Stunden täglich zugelassen, und zwar nur mit Erlaubniß eines städtischen Beamten, die nur in dringenden Fällen gewährt wird: auch dann findet der Besuch nicht länger als eine Viertelstunde statt, und nur in Gegenwart eines Wächters, der zwischen zwei eisernen Gittern sich befindet, welche den Fremden von dem Gefangenen trennen. Ein Verurtheilter kann keinen Brief empfangen, ehe er sechs Monate seiner Strafe bestanden, und auch dann nur jeden Monat einen Brief. Das Schweigsystem spielt eine große Rolle in der inneren Polizei des Gefängnisses; die Hälfte der in Coldbathfields auferlegten Disziplinarstrafen haben diese Beschränkung zur Quelle. Die Entziehung einer Mahlzeit, die in einer halben Pinte Grütze besteht, ist in dem Kodex des Gefängnisses die geringste Strafe, und die einsame dreitägige Einsperrung bei Wasser und Brod das Maximum.

Wir übergehen zwei andere kleinere Gefängnisse, die ebenfalls zu den besseren gehören, Bridewell in Westminster und Horsemongerlane, um desto länger bei der Schilderung der zwei vortrefflichsten Anstalten der Art, die es in England giebt, der Strafanstalt von Millbank und des Mustergefängnisses von Pentonville, zu verweilen. Doch zuvor noch einige Worte über den Ursprung der im Gefängnißwesen eingeführten Verbesserungen. Den ersten Anstoß hierzu gab Howard's Buch „über den Zustand der Gefängnisse in England und Wäles", das im Jahre 1775 erschien. Dann folgte einige Jahre später das Panopticon oder das „Beaufsichtigungshaus" von Bentham, der im Jahre 1791 Herrn Pitt einen Organisationsplan für ein Gefängniß nach den Prinzipien seines Panopticon vorlegte. Pitt und mehrere von den Ministern waren sehr geneigt, die Ideen des Philosophen zu unterstützen, und die Ausführung dieses Plans wurde nur wegen der Geisteskrankheit Georg's III. aufgeschoben. Doch das Terrain, auf welchem die Strafanstalt von Millbank jetzt steht, wurde schon damals für 80,000 Thaler gekauft, während man für die Hälfte dieser Summe sich einen viel vortheilhafteren Platz hätte verschaffen können. Der Bau des Gefängnisses wurde erst im Jahre 1813 angefangen; es sollte ursprünglich 300 Männer und 300 Frauen aufnehmen. Eine Parlaments-Akte vom Jahre 1814 bestimmte, es solle so vergrößert werden, daß es 400 Männer und 400 Frauen aufnehmen könne, und drei Jahre später wurde diese Zahl auf 600 Männer und 400 Frauen erhöht. Endlich im Jahre 1835 wurde eine neue Erweiterung des Gefängnisses beschlossen: es sollte für 800 Männer und 400 Frauen eingerichtet werden. Gegenwärtig enthält es ungefähr 1100 getrennte Zellen, deren Zahl man leicht, wenn man einige von den größeren wieder theilte, auf 1200 bringen könnte.

Man nimmt übrigens fälschlich an, daß das Isolirungssystem in den Vereinigten Staaten seinen Ursprung fand. Der erste Versuch damit wurde in dem Gefängniß der Grafschaft Glocester gemacht, unter Anleitung des Sir George Paul, eines ausgezeichneten Beamten, der in Verbindung mit Howard und dem Richter Blackstone den Plan zu einem National-Gefängniß entwarf und durch seinen Einfluß die anderen Beamten der Grafschaft bewog, diesen philanthropischen Versuch zu unterstützen. Von 1790 bis 1807 wurde dieses System mit vollständigem Erfolg in Glocester befolgt und erst dann aufgegeben, als die Lokalitäten für die Zahl der Gefangenen zu klein geworden waren.

Die Bauten des Millbank-Gefängnisses haben mehr als drei Millionen Thaler oder 3000 für die Zelle gekostet. Die Anstalt steht unter der Kontrole des Ministers des Innern und unter der unmittelbaren Aufsicht einer Kommission, die aus wenigstens zehn und höchstens zwanzig Mitgliedern besteht, welche von der Königin im Staatsrath ernannt werden. Die Gefangenen sind zum größeren Theil Individuen, die zur Deportation oder zum Tode verurtheilt und deren Strafe in Einsperrung umgewandelt worden ist, und Militairsträflinge. Da die Fälle, wo in Folge der Isolirung Wahnsinn eintrat, sich merklich vermehrt haben, so hat man, wie die Aufsichts-Kommission in ihrem vorletzten Bericht bemerkt, die Strenge des Isolirungs-Systems ein wenig mildern müssen. „Die Aufhebung jedes Verkehrs mit anderen Gefangenen ist jetzt auf die drei ersten Monate der Einsperrung beschränkt: nach Ablauf dieser Zeit wird dem Gefangenen ein beschränkter Verkehr gestattet, indem man ihm erlaubt, während der Freistunden mit zwei oder mehr Gefangenen zu sprechen. Man beobachtet überdies gewisse Regeln der Classification in Bezug auf das Alter, den Charakter und das Betragen der Sträflinge; auch kann jene Erlaubniß suspendirt werden. Die Kommission bemerkt in ihrem letzten Bericht, daß in den achtzehn Monaten vor dieser neuen Einrichtung 15 Gefangene den Verstand verloren haben, während in den achtzehn Monaten, die darauf folgten, nur bei fünfen dieser Fall eintrat. Die Inspektoren der Gefängnisse klagen in ihrem fünften Bericht über das gegenwärtige Disziplinar-System des Millbank-Gefängnisses, als weder geeignet, „durch die Furcht vor der Strafe vom Verbrechen abzuschrecken, noch die Besserung der Sträflinge zu bewirken." Man muß hinzufügen, daß der Gesundheits-Zustand der Gefangenen jederzeit der Erhaltung einer wirksamen Disziplin hinderlich war, indem die niedrige Lage des Gefängnisses am linken Ufer der Themse, die Ausdehnung des schlammigen Bodens in seiner Nähe, der nach jeder Fluth der Wirkung der Atmosphäre ausgesetzt bleibt, endlich die große Zahl von schädlichen Fabricationen in der Nachbarschaft den Aufenthalt daselbst sehr ungesund machen.

Wir kommen zu dem neuesten Mustergefängniß, dem von Pentonville, in welchem man die neuen Theorieen über das Strafsystem mit dem größten Erfolge realisirt hat. In dem Kampfe zwischen dem System des Schweigens, das im Jahre 1835 durch eine Kommission des Oberhauses empfohlen wurde, und dem System der Absonderung scheint die öffentliche Meinung, die eine Zeit lang ungewiß schwankte, sich mehr und mehr dieser letzteren Methode zuzuneigen, die man oft irrthümlich mit der einsamen Einsperrung verwechselt hat.

Das Mustergefängniß, das vor vier Jahren erbaut wurde und der Regierung 85,000 Pfd. Sterl. gekostet hat, soll eine Art Vorbereitungsschule für die zur Deportation nach Vandiemensland Verurtheilten bilden. Man will versuchen, dieselben, ehe sie dahin abgehen, erst von ihren lasterhaften Gewohnheiten und Neigungen loszumachen und ihnen einige sittliche Grundsätze einzuflößen. Nach demselben Prinzip ist das Gefängniß von Parkhurst auf der Insel Wight für die jungen Verurtheilten eingerichtet. In Pentonville werden die Herangewachsenen von 18 bis 35 Jahren aufgenommen, die zu einer Deportation von höchstens 15 Jahren verurtheilt sind. Die Dauer jener Vorbereitung oder Prüfung ist auf achtzehn Monate festgesetzt. Wenn der Gefangene die Anstalt betritt, so erklärt man ihm seine Lage; man sagt ihm, daß er sich in dem Vorhof der Strafkolonie befindet, daß er seinen Verwandten, wenn er deren hat, seinen Freunden und seinen alten Gewohnheiten Lebewohl gesagt hat, und daß er sich nunmehr auf ein arbeitsames Leben in einer anderen Hemisphäre vorzubereiten hat; zugleich aber wird ihm gesagt, daß man ihn in den Stand setzen wolle, irgend eine Profession oder Industrie zu erlernen, mit der er sich sein Brod verdienen könne, daß er moralische und religiöse Unterweisung empfangen werde, die ihm für sein künftiges Leben zur Richtschnur dienen soll, und daß man nach Ablauf von achtzehn Monaten, wenn man im Stande seyn wird, die Wirkung, welche die Disziplin des Gefängnisses auf ihn gemacht habe, zu beurtheilen, ihn nach Vandiemensland schicken werde; hier wird er, wenn seine Aufführung gut gewesen ist, bei seiner Ankunft einen Freipaß bekommen, der seiner Befreiung gleichkommt, mit der Gewißheit, sich durch seine Industrie einen reichlichen Unterhalt zu verschaffen; ist sein Betragen mittelmäßig gewesen, so wird er einen „Prüfungspaß" erhalten, der ihm nur einen beschränkten Theil von dem Ertrage seiner Arbeit sichert und seine persönliche Freiheit harten Beschränkungen unterwirft; ist endlich seine Aufführung schlecht gewesen, so wird er nach der Halbinsel Tasman deportirt werden und wie ein gemeiner Sklave in einer Bande von Sträflingen arbeiten müssen, ohne einen Lohn für seine Arbeit zu erhalten und ohne irgend eine Freiheit zu genießen. Dies sind die Ideen, die man nie aus den Augen verliert, bis zu dem Augenblick, wo der Gefangene von neuem die Schwelle des Gefängnisses überschreitet, um das Schiff zu besteigen, und wo die Gouverneure nach dem Register, das man über sein Betragen geführt hat, entscheiden, in welche von diesen Kategorieen er gehört.

Das Mustergefängniß, das im Norden von London zwischen Pentonville und Holloway in einer hohen und folglich auch gesunden Gegend liegt, bildet eine große Masse massiver Gebäude von grandiosen Verhältnissen. Man zählt darin jetzt ungefähr 500 Gefangene, die alle einem thätigen Regime unterworfen sind. Das absolute Schweigen ist die Regel des Hauses; daher hört man daselbst auch kein anderes Geräusch als den Tritt der Wächter und das Klirren ihrer Schlüssel, wenn sie die Thüren der Zellen öffnen oder schließen. Die Anordnung der Zellen ist folgende: Auf eine Central-Rotunde laufen fächerartig vier Gänge aus, die von gleicher Höhe mit dem Gebäude sind. Diese Gänge werden von den Zellen gebildet, die drei Stock über einander einnehmen; kleine eiserne Treppen führen zu den höheren Stockwerken. Die Gänge sind mit den Buchstaben A, B, C, D, die Stockwerke mit 1, 2, 3, bezeichnet, und da auch die Zellen numerirt sind, so ist es auf diese Art leicht, jede Zelle genau anzugeben. Dieselben Bezeichnungen sind in rothem Tuch auf den Jacken und grauen Hosen der Gefangenen angebracht. Zu gewissen Stunden des Tages führt man die Gefangenen abtheilungsweise hinaus, um in kleinen Höfen frische Luft zu schöpfen. Diese Höfe sind dreieckige Flächen, die in einem Centralgebäude auslaufen, in welchem der Wärter sich aufhält, der so Alles übersehen kann, was vorgeht. — Die Zellen werden durch einen warmen Luftstrom erwärmt, welcher von einem im Erdgeschoß unterhaltenen Heerde durch Röhren in alle Theile des Gebäudes vertheilt wird und durch Löcher, in Metallplatten, die im Fußboden angebracht sind, in die Zellen eindringt, während die schlechte Luft durch andere Oeffnungen oberhalb der Thür entweicht. Dieses Ventilirungs-System läßt nichts zu wünschen übrig; ja, es ist gewiß, daß die Gefangenen von Pentonville eine reinere Luft einathmen, als die vornehmen Bewohner der reichsten Hotels der Hauptstadt.

„In den verschiedenen Zellen, in die ich eintrat", erzählt Jemand, der diese Anstalt neulich besucht hat, „oder deren Inneres ich durch die in den Thüren angebrachten Oeffnungen untersuchte, waren die Gefangenen bei der

Arbeit: die Einen trieben das Schuhmacher-, Andere das Schneiderhandwerk, Mehrere das von Schmieden und Schreinern, Einige das von Webern und Korbmachern. In jeder Schmiedezelle befand ſich eine Schmiede-Eſſe mit ihrem Blaſebalg, ſo wie ein Ambos, Alles natürlich den Dimenſionen des Raumes proportionirt, und wir bemerkten mit Theilnahme den Eifer, womit die Gefangenen ihr Eiſen klopften und ſich ihren anderen Arbeiten hingaben, als hätten ſie darin eine angenehme Zerſtreuung gegen die Langeweile ihrer Einſamkeit gefunden. Es iſt klar, daß eine nützliche und regelmäßige Arbeit, die Geiſt und Körper zugleich beſchäftigt, nothwendig einen heilſamen Einfluß auf den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand ausüben muß; man kann ſogar ſagen, daß der Mangel dieſer heilſamen Beſchäftigung es iſt, welcher die meiſten Gefangenen in ihre gegenwärtige Lage gebracht hat. In einigen Zellen bemerkte ich zwei Perſonen, den Gefangenen und ſeinen Lehrer, und hierbei kann man nicht genug wiederholen, daß viele Perſonen keine richtige Vorſtellung von der Beſchaffenheit des Schweig- und Abſonderungs-Syſtems haben, dem die Bewohner des Model Prison unterworfen ſind. Abgeſehen von der Humanität, womit man für ihre verſchiedenen Bedürfniſſe geſorgt hat, werden ſie in ihren Zellen von den Perſonen beſucht, welche den Auftrag haben, ihnen das Handwerk, das ſie ſich wählen, beizubringen; ferner vom Arzt, dem Geiſtlichen und anderen Beamten der Anſtalt. Zu gewiſſen Stunden des Tages werden ſie abtheilungsweiſe in die Schule geführt, wo ſie, ohne einander zu ſehen, alle vom Lehrer geſehen werden und ſich gegenſeitig leſen hören. Auch den religiöſen Uebungen wohnen ſie in Maſſe bei. Die Kapelle, die im oberen Theil des Gebäudes liegt, iſt ein großer Raum mit Orgel, Kanzel und anderem Zubehör; die Bänke, die ſich ſtufenweiſe über einander erheben, ſind in eine Reihe von kleinen Niſchen getheilt, die ſich zu Bogen abſchließen und in die man von hinten eintritt, ſo daß keiner von den Anweſenden ſeine Nachbarn oder die, welche hinter oder vor ihm ſind, ſehen kann, während der Geiſtliche ſein ganzes Auditorium vor Augen hat."

Die Beköſtigung der Gefangenen iſt folgende: Zum Frühſtück bekommen ſie 2 Taſſen Kakao und 185 Gramme Brod; Mittags einen Teller Suppe, 125 Gramme Fleiſch ohne Knochen, das erſt nach dem Kochen gewogen wird, 185 Gramme Kartoffeln und 135 Gramme Brod; Abends einen Napf Grütze und 135 Gramme Brod. Dieſe Nahrung iſt immer dieſelbe und erfährt keine andere Modification als in der Gattung des Fleiſches, was aber nicht hinreichend ſcheint. Es iſt anerkannt, daß eine verſtändige Abwechſelung in der Art der Nahrungsmittel nothwendig iſt, beſonders Leuten, deren Exiſtenz ſonſt ſo eintönig iſt. Man könnte, ohne Nachtheil, die Quantität und Qualität etwas ſchlechter ſtellen, um ein wenig mehr Mannigfaltigkeit zu erhalten. Ohnedies iſt die Beköſtigung in Pentonville nur zu reichlich, wenn man bedenkt, daß die Individuen, die ſie erhalten, eine Strafe leiden. Man kann behaupten, daß es in Schottland keinen freien Arbeiter auf dem Lande giebt, der ſich und ſeiner Familie eine Nahrung ſchaffen kann, die ſo gut iſt als die, welche man dieſen Sträflingen giebt. Ja, man kann ſagen, daß es keinen Staat in Europa giebt, wo die Bauern, in Maſſe genommen, ſiebenmal wöchentlich Weizenbrod und geſchlachtetes Fleiſch eſſen. Ein Gefangener in Pentonville verzehrt in acht Tagen mehr Fleiſch und Brod, als ein iriſcher Bauer in einem Jahre oder vielleicht ſogar in ſeinem ganzen Leben genießt. Doch kann man den Direktoren ſolcher Anſtalten keinen Vorwurf hieraus machen: ſie ſind nicht ganz frei in ihrem Handeln. Beſtürmt durch das Geſchrei gewiſſer Leute, welche den Dieben und Mördern alle Schätze einer oft ſehr zweideutigen Philanthropie zukommen laſſen, glauben ſie immer noch zu wenig zu thun und laſſen ſich daher lieber eine übermäßige Nachſicht, als Strenge zu Schulden kommen.

Ein wichtiger Theil in dem moraliſchen Mechanismus des Gefängniſſes iſt die Bibliothek, die ſehr gut verſehen iſt. Außer moraliſchen und Erbauungsbüchern enthält ſie viele, die nur Belehrung und Unterhaltung gewähren, und verſchiedene periodiſche Werke, die den Gefangenen nach gewiſſen Reglements geliehen werden: dieſe Anordnung hat bis jetzt die beſten Folgen gehabt. Man kann ſich denken, daß die Geſellſchaft eines anziehenden Buches die Langeweile der Einſamkeit vertreiben und den Gedanken eine neue und beſſere Richtung geben muß.

Was die vollſtändige Verwirklichung der Beſſerungs-Ideen betrifft, die man bei Erbauung des Model Prison vor Augen hatte, ſo iſt noch nicht genug Zeit verfloſſen, um darüber ein ſicheres Urtheil fällen zu können. Bis jetzt iſt die Disziplinar-Einrichtung von Pentonville, die nur eine Modification des Schweig- und Abſonderungs-Syſtems iſt, nur noch als Experiment zu betrachten. So human auch der Plan dazu angelegt, ſo hat man doch vielleicht nicht genug die früheren Gewohnheiten und Richtungen der Gefangenen berückſichtigt, von denen eine große Zahl, trotz der ihnen dargebotenen Auskunftsmittel, in dieſer Einſamkeit, für die ſie nicht gemacht waren, verſchmachten, und nach einer Beſchäftigung im Freien und der Fähigkeit, ihre Gedanken mit ihren Unglücksgefährten auszutauſchen, ſich ſehnen muß. Da die Einſperrung in keinem Fall länger als achtzehn Monate dauern ſoll, ſo iſt es möglich, daß daraus keine bedenkliche Folgen für den phyſiſchen oder moraliſchen Zuſtand der Gefangenen entſpringen. Gleichwohl iſt man geneigt, zu glauben, daß man mit einer etwas weniger ſtrengen Disziplin dieſelben Vortheile mit mehr Glück erreicht hätte. Arbeiten im Freien von verſchiedener Art zu organiſiren, was ſo wünſchenswerth geweſen wäre, iſt mit der Natur der Lokalitäten nicht zu vereinigen geweſen; ſo fehlt es dem Muſtergefängniß, ſo geſund und bequem es auch iſt, an geräumigen Terrains, auf welchen die Gefangenen ſich in Garten- und Ackerbauarbeiten hätten üben können, welche ſie zugleich zu dem Leben der Kolonie vorbereitet und ihren Geiſt und Körper geſtärkt hätten.

Nichtsdeſtoweniger drücken die Kommiſſarien in einem neulich dem Parlament vorgelegten Bericht ihre hohe Zufriedenheit mit dem Zuſtand des Gefängniſſes aus. „Das Betragen der Gefangenen", ſagen ſie, „war durchaus lobenswerth: ſie bemühen ſich, ſich den Regeln des Gefängniſſes zu unterwerfen und von den Mitteln zu moraliſcher Beſſerung und Belehrung, die ihnen dargeboten werden, Gebrauch zu machen. Die Wirkungen dieſer guten Richtung treten ſchon merklich hervor. Der Geſundheitszuſtand iſt in jeder Beziehung befriedigend, und auch die Gefangenen haben im Allgemeinen bedeutende Fortſchritte in den Handwerken, die man ihnen beibringt, gemacht."

Nord-Amerika.

Weſt Roxbury Community.

Mittheilungen eines in Nord-Amerika reiſenden Deutſchen.

(Schluß.)

Nach eingenommenem Eſſen bildete ſich eine Art geſelligen Kreiſes im Parlour. Unſer Doktor ließ ſich mit der geiſtreichen Eliſa F . . ., deren blaſſe, feine Züge und höchſt elegante Coiffure in Verbindung mit dem koſtbaren, tadelloſen Koſtüm ſie eher zu einer großen Dame im Salon einer Pariſer Lionne, als zu einer beſcheidenen Kommuniſtin in Weſt Roxbury zu machen ſchien, in ein ernſtes, lebhaftes Geſpräch über die in Boſton ſehr zahlreiche und geehrte Sekte der Swedenborgianer ein, welcher Eliſa F. ihren Anſichten, wenn auch nicht der That nach angehört.

„Unſere Lehre von einer Entſchädigung", ſagte ſie mit einer Melodie der Stimme und ſanfter Zartheit im Ausdruck, den man bei den Amerikanerinnen im Allgemeinen ſo ganz vermißt, „ſcheint in dieſer kleinen, glücklichen Gemeinde faſt unmöglich gemacht zu werden. Hier entſchädigt Einer den Anderen, und ſelbſt die Ungleichheit der Ausſtattung mit Talenten und Fähigkeiten, die uns in unſerer außen luſtigen und gleich darunter ſo unendlich ſchmerzlichen Welt ſo viele Mühe macht, kann hier nie eine trübe Stunde machen."

„Sie bringen mich da auf eine Frage zurück", antwortete der Arzt, deſſen gewaltiger Knochenbau ſeinem mit ſeltener Thätigkeit und Elaſtizität begabten Geiſte eine wunderbar kräftige Stütze war, „wie die Gemeinde nämlich die gleiche Taxation der Arbeit entſchuldigt?"

„Entſchuldigt?" fiel die ſchöne Suſan A. ein, deren glänzende Augen und abgerundete Röthe auf den Wangen leider zu deutlich die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge verkündeten; „wir entſchuldigen Ihre Frage, aber nicht unſer Prinzip. Iſt nicht alle Arbeit, die für ein gemeinſchaftliches Intereſſe geleiſtet wird, eben darum eine heilige? Glauben Sie, daß die Betrachtung eines eben aufgehenden Samenkornes eine weniger würdige, weniger lehrreiche und ſelbſt wiſſenſchaftliche Beſchäftigung iſt, als das Seciren eines Muskels?"

„Ueberdies, lieber Doktor", fiel der junge Knight ein, deſſen Gedichte ihm nicht geringe Anerkennung verſchafft haben, „beſchäftigen wir unſere Brüder nicht während des ganzen Tages: im Gegentheil, die Arbeitsſtunden ſind geregelt und können von jedem Mitglied nach eigenem Gefallen noch verkürzt werden. Sie wiſſen ſelbſt, daß mir Muße genug blieb, dies und jenes zu ſchreiben, was viel zu ſehr „nach der Lampe riecht", als daß es auf dem Felde entſtanden ſeyn könnte. Und doch ſind mir dort die beſten Gedanken gekommen."

„Auch dürfen Sie nicht vergeſſen", ſagte unſere Freundin Peabody, „daß die Arbeit, je mehr ſie eine rein körperliche iſt, ein deſto größeres Opfer für den ſie Verrichtenden wird und ſchon darum hoch im Werthe ſteigt, wenn wir gar nicht erwähnen wollen, daß intellektuelle Arbeit in ſich ſelbſt mehr Vergnügen und dadurch höheren Lohn gewährt, als eine rein phyſiſche Arbeit."

Der beſte Beweis für die Ausführbarkeit des Prinzips des gleichen Werthes aller Arbeit ſchien uns jedoch die Erfahrung zu ſeyn, daß während der bedeutenden Zeit des Beſtehens der Gemeinde aus der großen Anzahl dort beſchäftigter Perſonen nie die geringſte Klage über dieſen Umſtand laut geworden war. Jeder verrichtete im Gegentheil gern die ſelbſtgewählte Arbeit, und wenn ſich in dieſem Augenblicke Schwierigkeiten zeigten, manche Arbeit innerhalb der Kommune zu erhalten, ſo lagen dieſe mehr in den Hinderniſſen, welche dem Eintreten ganz mittelloſer Arbeiter und Handwerker einſtweilen noch entgegenſtanden.

Während wir uns noch ſo unterhielten, begann im anſtoßenden Speiſeſaale eine Vorleſung über Landwirthſchaft. Die Kommune geht nämlich von der Anſicht aus, daß, da Ackerbau die Grundlage ihrer äußeren Erſcheinung iſt, das Studium der Landwirthſchaft nothwendig einer der wichtigſten Lehrgegenſtände ſeyn muß. Darunter verſtehen ſie jedoch Alles, was in jenes Fach gehört, mithin auch Naturlehre, Mathematik in ihren höheren Zweigen, Buchhaltung u. ſ. w. So war der Gegenſtand des eben gehaltenen Vortrags ein Bericht eines Mitgliedes über die Feſtſtellung des magnetiſchen Poles, und wurde die Vorleſung mit einer Aufmerkſamkeit angehört und einer wiſſenſchaftlichen Tiefe durchgeführt, die dem Saale der Berliner Sing-Akademie Ehre gemacht haben würde. Daß dies einen vortrefflichen Theil der Erziehung der dortigen Jugend ausmacht, iſt wohl ohne Zweifel und wird wahrſcheinlich, als der einzige Unterricht dieſer Art in den Ver. Staaten, um ſo mehr Familien zum Eintritt in die Kommune bewegen, als dieſer Schatz von faſt umſonſt erlangten Kenntniſſen in Verbindung mit den 3—700 Dollars, welche jedes Kind ſich bis zu erlangter Majorennität leicht erwerben kann, ſelbſt bei ſpäterem Austritt eine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft zuſichert.

Leider nöthigte uns der hereinbrechende Abend, den äußerſt intereſſanten Beſuch zeitiger zu enden, als wir wünſchten. Namentlich bedauerten wir,

den verſchiedenen Arten Hausgottesdienſt, welche die Anhänger jedes Glaubens für ſich abhalten, nicht beiwohnen zu können. Als auffallende Erſcheinung darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß, obgleich beim Beginn der Anſtalt kaum dreißig Mitglieder an dieſen religiöſen Uebungen Theil nahmen, ſich jetzt von hundertundſiebzig Perſonen kaum noch zehn davon ausſchließen.

Mit dem freudigen Gefühle, daß wenigſtens dieſer Verſuch ſozialer Reform ohne alles weltliche und Neben-Intereſſe begonnen und in ſeinem Gelingen vielleicht berufen ſey, den glücklichen Beginn einer glorreichen Reformation zu machen, verließen wir die gaſtfreundliche Kommune. Der Mängel waren offenbar noch manche und ſichtbare; aber gerade in Letzterem lag die Möglichkeit und der Weg zur Abhülfe.

Der herrlichſte Mondſchein übergoß mit ſeinem träumeriſchen Lichte die weißen Häuſermaſſen der die Stadt in den reizendſten Lagen umgebenden Dörfer; der weiche Wind brachte uns den ſalzigen Duft des nahen Meeres auf ſeinen Schwingen herüber; ringsum lag Alles in lautloſer Stille, und nur aus der Ferne tönte der verworrene Klang, der eine große Stadt ſchon von weitem verkündet. Auch wir waren ſtill, tief in unſere Gedanken verſunken, und erſt als wir den breiten Spiegel des Charles-River hinter uns und die hell erleuchtete Tremontſtraße mit ihren Paläſten und Theater-Kirchen vor uns hatten, rief die Eine unſerer Freundinnen: „Die beſte Kommune iſt doch in unſerem Herzen!“

Oſtindien.

Elephanten-, Schlangen- und Weiber-Beſänftiger in Ceylon.

Die gefürchtetſten Thiere der Inſel Ceylon, Elephanten und Schlangen, laſſen ſich, trotz der furchtbaren Waffen, womit die Natur ſie begabt hat, von einer Klaſſe von Gauklern bändigen, die man Zauberer nennt. Der Oberſt Campbell zitirt mehrere Beiſpiele dieſer Art.

„Beſonders einer dieſer Menſchen“, ſo erzählt er, „ſetzte mich durch ſeine Geſchicklichkeit und Kühnheit in Staunen. So kaltblütig hatte ich noch Keinen mit der Giftſchlange Cobra de Capello verfahren ſehen. Er beſaß eines dieſer ſchreckbaren Thiere, das er mit ſolcher Zuverſicht ſchlug und reizte, daß ich faſt überzeugt war, er habe es außer Stand zu ſetzen gewußt, ihm das geringſte Leid anzuthun. Dem war jedoch nicht alſo: nachdem er die erboßte Schlange auf ſeine Bruſt gelegt hatte, öffnete er, auf mein Geheiß, ihre Kinnladen und zeigte mir die vollkommen unverſehrten Giftzähne! Ich fragte ihn, ob die Schlange mich wohl beißen würde, wenn ich ſie berührte. „Ganz gewiß“, ſagte er und beeilte ſich, ſie wieder in den Sack zu ſtecken, der ihr als Gefängniß diente. „Würdet Ihr“, fragte ich ihn, „auch eine Schlange, die Ihr im Walde fändet, ſo zu berühren wagen?“ — „Nein“, verſetzte er; „aber ich brauche höchſten zwei Tage, um die wildeſte zu zähmen. Dieſe hier iſt erſt vor vierzehn Tagen eingefangen, und ſeitdem ich ſie beſitze, hat ſie nichts zu freſſen bekommen.“

„Ehe ich von ihm Abſchied nahm, wollte ich ihm ein paar Geldſtücke anbieten, die er aber ausſchlug. Mein Begleiter, ein Eingeborner vornehmen Standes, verſicherte mir, dieſer Mann ſey der geſchickteſte Zauberer auf der ganzen Inſel. Wie war es ihm gelungen, eine ſo erſtaunliche Autorität über den giftigen Wurm zu erhalten? Ich habe nichts davon erfahren können, glaube jedoch, daß er ſeine Erfolge nur ſeiner Kühnheit verdankte.“

Wie ſeltſam dieſe Anekdote auch erſcheinen möge, ſo wird die folgende doch größeres Erſtaunen erwecken. Laſſen wir den Oberſt Campbell wieder das Wort nehmen:

„Capitain L., der jetzt die Garniſon zu Padenny befehligt, war vor kurzem auf die Elephanten-Jagd gegangen. Kaum in den Wald eingetreten, begegnete er einem dieſer Thiere; er nahm den Kopf des Elephanten aufs Korn, drückte aber zu ſchnell ab. Statt den Kopf zu treffen, drang die Kugel in den Hals. Das wüthende Thier ſtürzte ſogleich auf den unbeſonnenen Schützen los, der ſchon faſt im Bereiche ſeines Rüſſels war und keine Hoffnung mehr hatte, einem ſchrecklichen Tode zu entgehen. Aber im ſelben Augenblick ſprang ein Eingeborner aus Kandi herzu, ſprach raſch, aber deutlich ein paar Worte und zwang den Elephanten, ſtill zu ſtehen. Darauf ſtreckte er die Arme gegen ihn aus und ſprach andere Worte mit ſehr ſtarkem Ton. Bei dieſer Geberde und dieſen Worten kehrte der Elephant um und ergriff die Flucht, indem er ein entſetzliches Geſchrei ausſtieß und alle Bäume zerbrach, die ihm im Wege ſtanden. Der Leſer mache ſich einen Begriff von der Verwunderung aller Zuſchauer dieſer unerklärlichen Scene.

„Sobald Capitain L. von ſeinem Schrecken und ſeiner Ueberraſchung ſich etwas erholt hatte, fragte er, wo ſein Retter hingekommen ſey. Man ſagte ihm, er ſey im Dickicht verſchwunden, übrigens würde er keine Art von Belohnung angenommen haben. Auch dieſer Unbekannte galt für einen der geſchickteſten und mächtigſten Zauberer oder Beſchwörer von Ceylon.

„Am ſelben Abend, als wir aus dem Munde des Capitain L. dieſes wunderſame Abenteuer vernahmen, erzählte uns der königliche Ingenieur F. folgendes Erlebniß: Eine Frau aus Kandi, welche zwei engliſche Miles von Kurnugalla wohnte, war von einem ſo außerordentlichen Wahnſinn ergriffen worden, daß man ſie für vom Teufel beſeſſen hielt. Sechs ſtarke Männer konnten ſie kaum bewältigen, ſo erſtaunlich hatten ihre Kräfte ſich geſteigert. Ihre Aeltern ließen einen berühmten Zauberer kommen, von dem ſie glaubten, daß er allein die Unglückliche heilen könne. Ich erhielt nicht ohne Mühe die Erlaubniß, dieſer Art von Exorzismus beizuwohnen. Der Zauberer hatte nur drei kleine Baumzweige mitgebracht. Er begann ſeine Operation damit, daß er alle Anweſenden ermahnte, ſich möglichſt ſtill zu verhalten, indem er ſonſt für Keines Leben einſtehen könne. Dann nahte er der Kranken und gab ihr alle drei Minuten mit den Spitzen der Zweige gelinde Schläge auf den Kopf, die Bruſt, die Arme, Beine und Füße. Als eine halbe Stunde verfloſſen war, befahl er den Männern, die ſie feſthielten, ſie loszulaſſen. Sie ſchien tief eingeſchlafen zu ſeyn. Zwei Stunden ſpäter ſtand ſie auf, anſcheinend ganz ohne Rückerinnerung an das Vergangene, und ging wieder vollkommen ruhig an ihre gewohnten Beſchäftigungen.“

(Excursions, Adventures and Field-sports in Ceylon.)

Mannigfaltiges.

Die Slawen in der Türkei. Ueber dieſes Thema hat ein Franzoſe, Herr Cyprien Robert, der ſich lange Zeit in der Levante aufgehalten und wieder dorthin zurückgekehrt iſt, um neue Beobachtungen zu machen, ein ſehr anziehendes Buch herausgegeben. Die Revue des deux Mondes hat bereits früher Auszüge aus dieſem Buche mitgetheilt, von denen eine Schilderung der Albaneſen in unſer „Magazin“ übergegangen. *) Eben ſo wie dieſes griechiſch-ſlawiſche Volk ſchildert Herr Robert auch die chriſtlich-muhammedaniſchen Bosniaken, die tapferen, aber wilden Montenegriner, die gaſtfreien Bulgaren und die ſangesreichen Serben. Bei dem Intereſſe, das ſich an dieſe ſlawiſchen Völker des Oſtens knüpft, die in einer nicht gar zu fernen Zukunft ihre politiſch-ſoziale Wiedergeburt erwarten dürfen, ſind dergleichen zuſammengefaßte und überſichtliche Studien von um ſo größerem Werthe.

— **Aus Galicien.** Wie groß der Fanatismus noch in einigen ſlawiſchen Gegenden Europa's ſey, wohin der belebende und erwärmende Strahl der Kultur und der Wiſſenſchaft noch nicht hat dringen können, beweiſt uns wieder ein Vorfall im nördlichen Galicien, wo bei Gelegenheit des letzten jüdiſchen Oſterfeſtes die gräuelvollen Scenen von Damaskus beinahe erneuert worden wären. In Tarnow, einer Stadt, die, wenn die Eiſenbahn von Berun nach Krakau erſt vollendet iſt, von Breslau aus in einem Tage zu erreichen ſeyn wird, vermißte man in den letzten Tagen des vorigen Monats einen neunjährigen chriſtlichen Knaben, der unter der Aufſicht eines Vormunds geſtanden. Letzterer ſelbſt machte die Anzeige bei der Behörde und trug darauf an, bei den Juden ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, weil es höchſt wahrſcheinlich ſey, daß dieſe ihn zu ihrem Oſterfeſte geopfert hätten. Der Vormund war ein unwiſſender Landmann; ihm konnte man eine ſolche Idee — wenn er ſie wirklich gehabt — allenfalls verzeihen; aber die Behörde — ſollte man es wohl glauben, daß dieſe noch am Abend des ſelbigen Tages (25. März) das Judenviertel mit Militair beſetzen ließ und nun in der Perſon mehrerer Aſſeſſoren, begleitet von Gränzjägern, Polizei-Beamten und einigen Schloſſern, in die Häuſer der Iſraeliten eindrang, jedes Gemach vom Keller bis zum Boden unterſuchte, alle Schränke, Kiſten und Kaſten öffnen ließ, ja ſogar in einigen Häuſern, wie an den Verſammlungsorten der „Chaſſidim“ — einer ſeparatiſtiſchen Sekte der polniſchen Juden — die Erde aufwühlen ließ, um das angebliche Oſteropfer zu finden! Man kann ſich denken, welchen Schrecken dies, und noch mehr der Umſtand, daß auch einige Tage darauf der vermißte Knabe noch nicht gefunden war, unter den armen Juden verbreitete. Vergebens betheuerten ſie von neuem, was ſchon der berühmte jüdiſche Zeitgenoſſe Cromwell's, Menachem ben Israel, durch den heiligſten Eidſchwur öffentlich bekräftigt hatte — einen Eidſchwur, den ein Jahrhundert ſpäter Leſſing's Freund, der edle Mendelsſohn, wiederholte — daß im Judenthume niemals das teufliſche, fluchwürdige Verbrechen der Menſchenopfer vorgekommen. Der Fanatismus des niederen Volkes hörte darauf nicht, nachdem einmal die Behörde durch ihre Hausſuchung bewieſen, daß ſie ſelbſt an die Möglichkeit des Verbrechens glaubte, und ſicher würde das jüdiſche Oſterfeſt, das am Abend des 3. April anfing, die traurigſten Scenen geſehen haben, wenn nicht glücklicherweiſe an demſelben Tage der vermißte Knabe in einem wenige Meilen von Tarnow entfernten Orte geſund und friſch aufgefunden worden wäre. Dorthin hatte ſich der Kleine vor der grauſamen Behandlung deſſelben Vormunds geflüchtet, der die Anzeige von ſeinem Verſchwinden bei der Behörde gemacht hatte. Die geängſteten Juden waren über dieſe Wiederauffindung ſo erfreut, daß ſie noch an demſelben Abend alle ihre Häuſer illuminirten. „Aber“, ſo ſchreiben ſie von dort, „werden wir auch in der Folge vor der Wiederkehr ſolches furchtbaren, über alle Begriffe unwürdigen und dem Jahrhundert hohnſprechenden Verdachtes geſichert ſeyn? Schwerlich — wenn nicht der unwiſſenden Menge von erleuchteten Behörden dargethan wird, daß ſie einem ſolchen Wahne ſelber entſagt haben.“

*) Vergl. Nr. 22 u. 23 vom Jahre 1843.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 27. April 1844.

Italien.

Italiänische Reisebilder.

Von Paul de Musset.

Capua. — Terracina. — Velletri. — Rom.*)

Ich verließ Neapel am 8. Juni. Die Bucht, der Vesuv und Capri waren mir niemals so reizend erschienen. In meinem Unmuthe wünschte ich den Wagen, der mich davontrug, noch viel abscheulicher als er war. Denkt euch eine alte mit allerlei Gepäck vollgestopfte Kutsche. Das Vorderstück derselben hatte man zu einer Art von Kabriolet umgebaut, welches ungefähr so gestaltet war, wie die kleinen Kastorhüte der englischen Romanheldinnen. Vor dem Wagen her schwankten drei große Schattenbilder von Pferden, zwei zu beiden Seiten der Deichsel, das dritte zehn Schritt vorauf, an langen, niemals straffen Leinen. Noch ehe wir ans Thor gelangten, waren die Rosse bereits dreimal in rührender Eintracht hingesunken und hatten Zügel, Stränge und Kutscher so tief in ihren Fall verwickelt, daß man sie alle losspannen mußte, um die Ordnung wieder herzustellen. Ich saß im Abschiedsschmerz versunken und bemerkte kaum, was um mich vorging.

Da weckten mich plötzlich die Reisegefährten aus meinen Phantasieen, indem sie beim letzten Sturze wie Besessene zu schreien anfingen. Nun gewahrte ich erst, daß die drei Pferde, mit Goldflittern, Pfauenfedern und kleinen Spiegeln bedeckt, ein prächtiges Harlekinsgespann bildeten, würdig, von Cervantes verewigt zu seyn. Mein Nachbar im Kabriolet, ein junger brauner Sicilianer mit krausem Barte, erwies mir den Dienst, mich durch hundert mehr oder weniger bescheidene Fragen zu zerstreuen. Ich erkannte in ihm einen Karthaginenser und taufte ihn Don Hasdrubal, ein Name, mit dem er wohl zufrieden war und den er später, als wir intime Freunde geworden waren, vollkommen rechtfertigte. Durch eine Oeffnung entdeckte ich in der Kutsche selbst einen wohlaussehenden Erzpriester und einen Abbate, dessen Gesicht von Glückseligkeit glänzte, weil ihm als Ziel seiner Reise eine Erbschaft von hunderttausend Dukaten winkte. Den Fond nahm ein sehr gesprächiger junger Arzt ein und eine hübsche Dame, Vorleserin einer deutschen Fürstin, welche in ihr Taschentuch weinte.

Auf der Landstraße angelangt, ging die Fahrt besser von Statten. Um elf Uhr, als die Hitze drückend wurde, kamen wir nach Capua. Meine Reisegefährten gingen bei dreißig Grad Réaumur nach den eine Meile entfernten Trümmern der alten Stadt; ich blieb zurück und philosophirte bei einem Korbe vortrefflicher Erdbeeren über Capua's berüchtigte Reize, über Hannibal und Titus Livius.

Um fünf Uhr, als der Zephyr die Luft abzukühlen begann, stiegen wir wieder in den Wagen und erreichten am Abend das Dorf Sant-Agata, das alte Minturnae, wo die Insekten sich verschworen zu haben scheinen, keinen Reisenden ruhig schlafen zu lassen, seit Marius daselbst eine so traurige Viertelstunde zubrachte. Ich hatte, lesend und rauchend, die Nacht durchwacht und zählte auf den Beistand meiner Reisegefährten, um den Vetturino am Morgen mit Vorwürfen zu überhäufen, weil er uns kontraktmäßig gute Betten und reine Zimmer schuldig war. Man denke sich mein Erstaunen, als ich alle vollkommen befriedigt sehe. Der Karthaginenser und die geistlichen Herren waren stichfest; der Arzt machte große Augen, als ich von Insekten redete, und das Fräulein war frisch wie eine Rose, beklagte sich über nichts, und da sie nur deutsch sprach, wovon Niemand ein Wort verstand, konnte man nicht einmal wissen, was sie dachte. Ich tröstete mich also schweigend mit der Hoffnung auf Terracina.

Kurz hinter Sant-Agata sprangen meine vier männlichen Reisegenossen aus dem Wagen, um das Wunderwerk einer eisernen Brücke anzustaunen, die mit der kühnen Spannung von fünfundzwanzig Fuß über einem Graben hängt, in welchem ein drei Schritte breiter Bach dahinrollt. Von dem erhabenen Eindrucke überwältigt, würdigten sie die herrlichen Trümmer des Aquadukts von Minturnae nicht eines Blickes.

Am Mittage ruhten wir zu Mola di Gaeta, an der Gränze des Königreichs Neapel. Der Wirth behauptet, daß Cicero gerade vor seiner Thür gestorben ist, und wenn man ihn durch Widerspruch reizen wollte, so würde er versichern, daß er ihm selbst zu Hülfe gekommen sey, und seine Magd zum Zeugen aufrufen. Hier sah ich das letzte echt neapolitanische Bild, einen Offizier der Garnison in vollständiger Uniform mit Degen und Hut und Epauletten, der auf einem kleinen Esel eine behagliche Landpartie machte und mit beiden Händen einen mächtigen Schirm ausgebreitet hielt, um sich vor der Sonne zu schützen.

In Fondi gewahrt man bereits, daß man in ein anderes Land gekommen ist. Der Wuchs der Frauen wird schlanker, die Augen größer, die Nase länger und feiner, und die minder schwarzen und lebhaften Gesichter zeigen die klassische Regelmäßigkeit. Die Beweglichkeit weicht allmälig dem römischen Ernste. Der Ton der Stimme wird harmonischer, die Rede langsamer, der Dialekt hört auf.

Man gelangt in die päpstlichen Staaten durch eine steile und malerische Straße. Unser Vetturino passirte unangefochten den vor zehn Jahren so gefährlichen Engpaß von Terracina. Die Räuberei trieb ihr Handwerk deshalb so ungestört, weil Gränzbeamte, Postillone und Bauern zur Bande gehörten und ihren Theil an der Beute erhielten. Der Gränzbeamte untersuchte das Gepäck gewissenhaft. Wenn er nichts Kostbares bemerkte, so bemühte man sich nicht erst; wenn aber die Untersuchung der Reisekoffer ein genügendes Ergebniß zeigte, so benachrichtigte ein auf Schleichwegen abgefertigter Bote die Räuber; der Wagen fand den Hohlweg besetzt, und nachher theilte man brüderlich. Indeß ist diese Industrie durch ihre eigene zu große Bequemlichkeit in Verfall gerathen. Ungeschickte Leute haben sich an Kardinälen vergriffen, welche dieses Verfahren übel nahmen und sich sehr wunderten, als sie bei der nächsten Reise ihren Rock auf den Schultern des Gränzbeamten und ihre Uhr in der Hand des Postillons wiederfanden. Darauf hat denn die päpstliche Regierung Maßregeln ergriffen, und Terracina die sicherste Quelle seiner Einkünfte verloren. Deshalb stiehlt man gegenwärtig nicht mehr so im Großen, aber doch im Kleinen, besonders in den Gasthäusern Taschentücher, Rasirmesser, Pantoffeln und dergleichen.

In Terracina ermangelt man niemals, gesprungene Waschdecken in die Gastzimmer zu setzen und den Werth derselben mit in Rechnung zu bringen, indem man dem Gaste geradezu ins Gesicht sagt, daß er sie zerbrochen habe. Alle Reisenden unseres Vetturino beklagten sich zugleich über diese grobe Lüge. Ich veranlaßte sie, ihre Waschdecken ruhig zu bezahlen und sich dafür das Vergnügen zu machen, sie ganz zu zertrümmern, was einen recht hübschen Haufen von Scherben abgab. Bei dieser unerwarteten Musik erhob sich ein allgemeiner Aufstand, und unser Conducteur, der seine Leute kannte, war wirklich um uns besorgt.

Ich hatte mir von den Pontinischen Sümpfen ein ganz trauriges Bild entworfen. Ich stellte mir eine Kunststraße vor, der man bei jedem Schritte die Arbeit ansähe, welche sie gekostet hätte, und zu beiden Seiten eine Wüste, als sichtbare Spur der verpesteten Luft. Statt dessen fand ich mit Ueberraschung eine von Akazien und Platanen eingefaßte Straße, und auf der einen Seite derselben einen Entwässerungs-Kanal, auf welchem Schiffe mit Binsen und Heu beladen fuhren, auf der anderen ruhig weidende Kühe; ringsum ein frisches, durch den tiefblauen Himmel gehobenes Grün. Hätte uns der Vetturino nicht vor dem Einschlafen gewarnt, um dem Fieber zu entgehen, so würde man unmöglich geglaubt haben, mitten in der Malaria sich zu befinden. Man sieht zwar, daß diese Sümpfe nicht bewohnt sind, aber man fühlt sich geneigt, die Ursache davon in dem Mangel an spekulativem Sinne des umwohnenden Landvolkes zu suchen.

Gegen elf Uhr wurde die Sonne unerträglich. Der Abbé zog seinen Rock aus, der Erzpriester las sein Brevier, indem der Schweiß über sein Gesicht strömte, der Doktor vertrieb sich die Fliegen mit seinem Taschentuche, die junge Vorleserin glühte wie eine Rose, und ich stieß Seufzer aus, welche Berge hätten zersprengen können. Nur der Karthaginenser schaute fortwährend mit strahlenden Augen ins weite Land hinaus. Allmälig bemächtigte sich die Mattigkeit der ganzen Gesellschaft, und die Köpfe begannen zu schwanken. Don Giuseppe bemerkte die Gefahr und ließ alsbald mit einer Stentorstimme ein Lied erschallen. Wir wollten wieder einschlafen, da rief er:

„Wie gefällt den Herren dieses sonetto d'amore?" und rezitirte uns ein Sonnett von Petrarka, dann noch ein anderes Sonnett, dann ein Gedicht von Monti. „Ich könnte Ihnen", fuhr Don Giuseppe fort, „einen ganzen Gesang aus der Gerusalemme liberata hersagen, aber der Orlando furioso geht mir

*) Auf dieser Straße wurden, wie die neuesten Zeitungen berichten, in den ersten Tagen des April, in der Nähe von Terracina, auf päpstlichem Gebiete, zwei von Neapel nach Rom fahrende Extrawagen der Diligence mit 15 oder 18 Passagieren — Deutsche, Engländer, Russen, Franzosen und vier Neapolitaner der Noblegarde — während der Nacht von sechs Räubern angefallen, von denen vier mit Schießgewehr und zwei mit Stöcken bewaffnet waren. Es gelang ihnen der Plan vollkommen; die Passagiere mußten sämmtlich facela a terra machen, und die Räuber plünderten dann nach Herzenslust, so daß die Reisenden von allen Sachen und Baarschaften entblößt in Rom eintrafen.

beſſer, und ich will Ihnen einige Stücke daraus deklamiren.“ Don Giuſeppe hatte ein vortreffliches Organ und rezitirte mit Verſtand. Als wir bei dem Thurm der drei Brücken ankamen, wo die Sümpfe aufhören, brach er ab und ſagte: „Nun, meine Herren, können Sie ſchlafen, die Malaria iſt vorüber.“ Ohne den Conducteuren der königlichen Poſten Unrecht thun zu wollen, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß wenige unter ihnen in der Literatur ſo bewandert ſeyn möchten als Don Giuſeppe.

Hinter Velletri waren zwei Pferde lahm geworden und das dritte hatte den Krampf bekommen; wir entſchloſſen uns alſo, von Albano aus Poſtpferde zu nehmen. Eine plötzliche Biegung der Straße eröffnete uns die Ausſicht auf die weite Ebene, an deren Ende ſich die Peterskuppel erhebt.

„Da iſt Rom!“ rief der Karthaginenſer, und die ganze Geſellſchaft klatſchte in die Hände. Der Eindruck, den dieſe merkwürdige Campagna hervorbringt, iſt der eines Rieſenkirchhofes. Der leichenfarbige Boden iſt erſtorben und ſcheint zu warten, daß der übrige Erdkreis auch nachſterbe. Man iſt von Trümmern umgeben. Gewaltige Waſſerleitungen erheben die Arme ihrer zerbrochenen Bogen. Große Mauerſtücke, die zu ihrem Einſturze noch ein oder zwei Jahrhunderte bedürfen, hängen ſchwebend in der Luft. Einige Gräber, die hundert Stürme überdauert haben, ſtehen noch aufrecht. Von Albano her, auf der Appiſchen Straße, muß man kommen, um das alte Weichbild Roms lebendig zu fühlen. Die nördliche Straße gewährt nicht mehr daſſelbe Schauſpiel.

Während der Zollaufſeher am Thore mit dem Conducteur verhandelte und wir abgeſtiegen waren, um die umhergeſtreuten ehrwürdigen Trümmer zu betrachten, hörten wir plötzlich einen durchdringenden Schrei der blonden Vorleſerin. Sie lag in den Armen eines jungen Mannes, ihres unterweges beweinten Geliebten, eines deutſchen Malers, der ihr auf dem Dampfſchiffe zuvorgekommen war. Auf dem Gipfel ihres Glückes reichte ſie uns die Hand zum Abſchiede und verſchwand.

„Wo wollen die Herren abſteigen?“ fragte der Conducteur. Jeder hatte ſein Quartier, außer mir. Ich fragte den Conducteur um Rath, und er wies mich nach der Straße Borgognona, nicht weit vom ſpaniſchen Platze.

Nach einer Stunde war ich in einem ſchönen, friſchen Zimmer eingerichtet. Unter meinem Fenſter lag ein kleiner Garten mit einem Springbrunnen und einem großen bis zu mir hinaufreichenden Feigenbaum, einige Schlingpflanzen liefen die Mauer entlang. Es war mir, als müßte ich das Haus kennen, und doch konnte ich es nie geſehen haben. Endlich fällt mir ein, daß Hoffmann, der liebenswürdige deutſche Erzähler, in ſeinem Salvator Roſa den Helden in der Straße Borgognona abſteigen läßt und mit wenig Worten das Haus beſchreibt, den dunklen, friſchen Vorſaal, das Gärtchen mit ſeinem Feigenbaum und ſeinen Schlingpflanzen. Die Straße Borgognona hat nur ein Haus mit chambres garnies; es kann nicht anders ſeyn, hier muß Hoffmann gewohnt haben, und iſt er nicht in Rom geweſen, ſo hat er ſehr Unrecht gethan, es zu unterlaſſen.

* * *

Am folgenden Morgen um acht Uhr frühſtückte ich im Café greco unter einer bunten Künſtlerſchaar; denn Alles, was in Europa den Pinſel führt, findet ſich in der alten Kaiſerſtadt zuſammen. Die deutſchen Regierungen und die engliſche ſenden einige Stipendiaten; Frankreich beſitzt eine vollſtändig eingerichtete Akademie im Palaſte Mediceis. Was für ſchöne Hoffnungen ſpielen in den Köpfen der jungen Leute! Wie ſollte man nicht glauben, ein Meiſter werden zu können, da, wo die Meiſterſtücke ſo überflüſſig vorhanden ſind, daß man ſie bis in die Vorzimmer hängt? Man zeichnet, man kopirt, man ſtudirt, man verſucht. Dieſe Begeiſterung iſt edel, das Streben lobenswerth; aber der Tag kommt doch, wo man gewahrt, daß die Gabe der Malerei ſelbſt in den Straßen Roms nicht zu haben iſt. Unterdeß, in Erwartung ihrer Meiſterſchaft, machen ſich die Kunſtjünger das Vergnügen, ſich nach der Beſchäftigung zu kleiden. In Paris oder London würde man nicht wagen, wie ein Portrait von Titian oder Rubens einherzugehen. Im fremden Lande iſt Alles erlaubt. Sammetne Wämſer, breitkrempige Hüte, geſchlitzte Aermel laufen auf allen Straßen. Nicolas Pouſſin lieſt die Zeitung, Guido Reni trinkt ſeinen Kaffee. Van Dyk zündet ſeine Cigarre an der eurigen an. Dieſe verſchiedenen Anzüge ergötzen übrigens das Auge und beleben die Kaffeehäuſer und Spaziergänge ungemein.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Einige Gedichte Victor Hugo's.

Von Louiſe von Ploennies.

(Fortſetzung.)

Eine ſehr gelungene Schilderung von Victor Hugo iſt die Dichtung: „die badende Sarah“, welche wie ein zierlich ausgeführtes Gemälde die ſchöne badende Orientalin uns in ihrer ſchmachtenden Fraglichkeit vor Augen ſtellt. Die glatte, elegante Form des Gedichts legt ſich wie der durchſichtige Waſſerſpiegel über das in Farbenpracht ſchimmernde Bild; ich habe mich deshalb bemüht, die graziöſe Glätte der Form ſo viel als möglich beizubehalten.

Die badende Sarah, von Victor Hugo.

Sarah wiegt auf und nieder
Die Glieder
Im Hammam, drin ſie ruht.
Es ſchaukelt über die Welle,
Die helle
Entſprang aus des Jüliſus Fluth.

Die ſchwanke Schaukel neigt ſich
Und zeigt ſich
Im Waſſerſpiegel rein.
Und lächelnd ſchauet Sare
Die klare
Schneeweiße Form im Wiederſchein.

Die Schaukel ſtreift die Wellen,
Da ſchwellen
Sie an in frohem Gruß,
Weil in der Welle Schoße
Als helle Roſe
Sich taucht der Marmorfuß.

Scheu mit dem Fuße ſchlägt ſie,
Bewegt ſie
Ihr zitternd Bild im Quell.
Mit Roſen überhaucht ſich
Und taucht ſich
Sein Alabaſter in die Well'.

Bleib' hier verborgen ſtehen,
Dann ſehen
In Stundenfriſt wirſt du entzückt
Entlaucht dem Wellenſchoße
Die Ahnungsloſe,
Die Arme auf die Bruſt gedrückt.

Dann, wie ein Stern ſo helle,
Der Welle
Die wunderſchöne Maid entſchwebt.
Sie horchet, ob nichts rauſchet,
Und lauſchet,
Mit Schauern von der Luft durchbebt.

Von dem Gebüſch bedecket,
Erſchrecket
Von jedem Tone, horcht ſie bang.
Selbſt vor der leichten Schwinge
Der Schmetterlinge
Wird zur Granate ihre Wang'.

Was dir des Schleiers Wogen
Entzogen,
Verkündet ihres Auges Glut.
Ihr Aug' umhüllt kein Schleier.
Sein Feuer
Strahlt wie ein Stern in blauer Flut.

Das Waſſer rinnt der Glieder
Perlt nieder
Wie von der Pappel auf den Sand
Als ſie zum Trockenſaale
Sich alle
Perlen geſchwind aus ihrer Scham.

Sarah, die Indolente,
Iſt nicht behende.
Im holden Spiele eilt ſie nicht.
Sie wiegt ſich ſanft und ſchweiget,
Geneiget
Zur Quelle dann, ſie murmelnd ſpricht:

„Ja, wär' ich Sultane,
„Sultane,
„Mit Ambra wär' mein Bad gewürzt,
„Das ſprudelnd aus dem Rachen
„Der Drachen
„Vor einem Marmorthrone ſtürzt.

„Mein wär' der ſeidenweiche,
„Der reiche
„Hammam, der ſich elaſtiſch ſchmiegt.
„Die ſchwellende Ottomane,
„Drauf die Sultane
„Berauſcht von Wohlgerüchen liegt.

„Dann unverhüllt durch Lüfte
„Und Düfte
„Hin wallt' ich, wo die Quelle rauſcht;
„Nicht fürchtend, daß im Dunkeln
„Ich funkeln
„Zwei Augen ſäh', die mich belauſcht.

„Denn Jeder würde zagen,
„Zu wagen
„Den Kopf als ſolchen Frevels Preis.
„Mich ſchützten die Seiducken,
„Eunucken,
„Dunkel von Haut, die Zähne weiß.

„Lang wallten auf den Treppen
„Die Schleppen
„Von meinem prächtigen Gewand,
„Zu der Sandalen Spitzen,
„Die Litzen
„Von Goldſtickern, trägt ſein Rand.

„So fiel zur Fürſtin ſchmücket
Entzücket
Im Traum ſich Sarah, und vergißt,
Daß längſt ſchon auf den Hügeln
Mit Zügeln
Von Licht der Tag entglommen iſt.

Dem Fuß die Tropfen spritzen,
Sie blitzen
Wie Edelsteine auf dem Gras.
Weiß in den Zweigen schimmert
Und flimmert
Ihr Hemd, von klaren Tropfen naß.

Schon wallen durch die Auen
Jungfrauen
Dort Hand in Hand in leichten Reih'n;
Sie schweben auf und nieder,
Die Lieder,
Erklingen hell im Morgenschein.

Und scherzend jede Schöne
Die Töne
Des Morgenliedes rufen läßt:
„Sarah, du Indolente,
„Verschwende
„Die Zeit nicht so beim Aerndtefest!"

Von ihrem Kuß, dem reinen,
Glüht seine Lippe hell,
Das Kind sieht, wie sie weinen,
Und flüstert: Gabriel!
Der Engel legt, sich neigend,
Auf den Mund den Finger schweigend,
Dann auf zum Himmel zeigend,
Entschwebend sie der Stell'.

Die Mutter wähnt, bedränget
Von Träumen sey ihr Glück,
An seinen Zügen hänget
Sie mit besorgtem Blick.
Bewundert stolz ihr Leben,
Hört einen Seufzer schweben,
Und ihre Küsse geben
Dem Lächeln es zurück.

(Fortsetzung folgt.)

So gelungen diese Dichtung auch als ein Gemälde sinnlicher Schönheit zu nennen, ist sie doch auch weiter nichts als ein solches, welches am Ende durch Farbe und Pinsel noch lebendiger dargestellt werden könnte. Es fehlt ihr, meinem Gefühl nach, die eigentliche Poesie. Wie warm und seelenvoll und doch nicht minder schimmernd sind die orientalischen Schilderungen Thomas Moore's, des Irländers. Wie weiß er aus jeder orientalischen Rose auch einen geistigen Duft zu ziehen, während Victor Hugo nur ihre Schönheit giebt. Robert Southey, der sich auf derselben Bahn auszeichnet, läßt uns dagegen kalt, so viel Pracht er auch auf die Ausschmückung seiner Gemälde verwendet. Aber Victor Hugo kann auch seelenvoll und innig seyn, wie es diejenigen seiner Dichtungen beweisen, bei welchen das Herz die Feder geführt hat. Zum Beweis hier zwei seiner lieblichen Lieder. Das erste, „das schlafende Kind", ist ebenfalls reich an poetischem Schmuck, aber die göttliche Weihe des Gefühls wirft einen höheren Schimmer darüber. Das zweite Gedicht, „Sympathie", erinnert in der zarten Färbung in den Bildern, welche der Natur entnommen sind, mehr an Lamartine. Die Dichtungsart, welche wohl dem Genie Hugo's am angemessensten, ist unstreitig die Ode. Aber auch in der Ballade hat er Ausgezeichnetes geleistet, eine derselben, „la grandmère", theile ich mit.

Das schlafende Kind, von Victor Hugo.

Beim niedern Hausaltare,
In dem Alkoven, ruht
Das Kind, das unschuldklare,
In seiner Mutter Hut.
Des Schlummers weich Gefieder
Senkt seine roſigen Lider,
Der Traum erschlickt sie wieder
Für Himmelsglanz und Glut.

Da naht vom Schattenlande
Der Träume bunter Reihn,
Es blitzt im Uferſande
Von Geld und Edelstein.
Er sieht der Sonne Drehen
Es tragen beide Feen,
Die leicht verüberwehen,
Im Arme Seelen rein.

O Träume! reich an Schöne!
Wie strömt das Wasser hell,
Wie locken süße Töne
Im tiefen Grund der Well'.
Wie hold der Schwestern Mienen.
Der Vater ist bei ihnen,
Mit Flügeln, glanzumschienen,
Fliegt seine Mutter schnell.

Und Träume, gränzenlose,
Sie sprießen rasch empor,
Die Lilie und die Rose
Blühn auf im Korridor.
Es murmeln Silberwogen,
Von Fischlein hell durchzogen,
Von gold'nem Schilf überbogen,
Melodisch in sein Ohr!

O Kindlein! schlaf' in Frieden
Und träume immerhin!
Weißt nicht, was dir beschieden,
Wohin die Tage ziehn.
Wie eine Meeresrose
Liegst du im Wellenschoße,
Weißt nichts von deinem Loose,
Wohin die Wogen ziehn.

Das Wissen und die Ahnung
Sind, Kind, dir unbekannt,
Der Sorge finstre Mahnung
Naht nicht der Wiege Rand.
Sie weichet vor dem Scheine
Der Stirn, so unschuldreine,
Und Falten schreibt sie keine
Darauf mit glühn'der Hand.

Wie süß der Unschuld Schlummer!
Die lieben Engelein,
Sie thaten schon den Kummer,
Dein [illegible], Kindelein,
Die hülflos dich gewahren,
Umringen dich in Scharen,
Ihre Thränen fallen, die klaren,
Auf deine Händelein.

Schweiz.

Ein Arbeitsheer zur Bekämpfung der Sozialnoth.

Mancherlei Versuche sind bereits gemacht und zum Theil mißglückt, um der Noth unserer Zeit, dem Brachliegen vieler Menschen- und Arbeitskräfte, abzuhelfen. Erst in den letzten Blättern unseres „Magazins" theilte ein geistvoller Beobachter, ein in Nord-Amerika reisender deutscher Landsmann, einen Bericht über einen solchen Versuch in der Nähe von Boston mit. Aus der Schweiz ist uns gleichzeitig ein anderer Vorschlag zugekommen, der, so viel uns bekannt, noch nirgends gemacht worden, nämlich ein öffentliches Arbeitsheer zu gründen, in welches jeder auf eine bestimmte Zeit eintreten müsse, der seine Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft erfüllen wolle. In diesem Arbeitsheer soll Gelegenheit gegeben werden: 1) die Brodlosen zu ernähren, 2) die Kenntniß der Arbeit allgemeiner zu verbreiten, und 3) durch den Lohn, auf den der Reiche für seinen Arbeitsbeitrag zu verzichten hat, den, der gar nicht mehr arbeiten kann, zu unterstützen. Es ist dieser Plan wohl nicht minder utopisch als mancher andere, doch seiner Originalität wegen theilen wir noch Einiges nach dem „Vorläufer" darüber mit. Der Vorschlagende, ein Professor H. H., sagt unter Anderem:

„Man hat stehende Heere aufgestellt, die das Menschengeschlecht schon manchen Tropfen Schweiß gekostet haben und noch kosten. Entbehren können wir sie nicht, so lange uns noch einerseits Barbaren, andererseits Franzosen mit ihrer Herrschaft zu beglücken bereit sind. Die Möglichkeit einer besseren Einrichtung des Heerwesens geht uns hier nichts an. Preußen hat die Wehrpflichtigkeit auf alle seine Jünglinge ausgedehnt, und das ist schön und recht! Man bedauert nur, daß so viele Hände müßig gelegt sind, und deswegen tauchte von Zeit zu Zeit der Vorschlag auf, das Heer zu öffentlichen Arbeiten zu benützen. Durch diesen Vorschlag wird aber nicht viel gewonnen, vielmehr für die Armen verloren; denn derjenigen Klasse, welche bis jetzt einen Theil ihres kümmerlichen Unterhaltes durch öffentliche Arbeiten gewann, wird dadurch eine Erwerbsquelle entzogen. Soll etwas Ersprießliches daraus entspringen, so müssen einerseits die Verpflichtungen zu diesen öffentlichen Arbeiten und andererseits der Zweck derselben anders bestimmt werden.

„Unsere Vorfahren haben uns den wüsten Boden fruchtbar gemacht, haben Städte und Dörfer gegründet, Straßen und Kanäle angelegt, Schulen gestiftet und tausend und tausend Einrichtungen getroffen, welche der größeren Nachkommenschaft das Leben möglich, zum Theil angenehm machen. Brave Geschlechter sind im Kampfe gegen auswärtige Feinde gefallen, andere sind oft unverdienter Weise in ihren Besitz getreten. Dem sey, wie ihm wolle: wir alle erfreuen uns dieser Vortheile mehr und minder und haben so eine heilige Schuld auf uns. Diese können wir nur dadurch abtragen, daß wir in umfassender Weise das zu Ende bringen, was jene begonnen, d. h. wir müssen es dahin bringen, daß jedem unserer Mitbrüder eine erträgliche, mit der Zeit eine glückliche Existenz zu Theil wird. Dazu müssen alle Hand anlegen, der minder Beglückte wie der mehr Beglückte, ja, dieser um so mehr, als er größere Vortheile von dem zieht, was eine Vorwelt geschaffen hat. Wenn daher ein Staat an alle seine Jünglinge die Verpflichtung persönlichen Arbeitsdienstes, wie gegenwärtig bloß Waffendienstes, auf einige Jahre stellt, so handelt er nur gerecht. Zur Arbeit können dann, da diese sehr mannigfaltiger Art seyn wird, auch der größte Theil derjenigen gezogen werden, die zum Waffendienste untauglich erscheinen. Die Uebung in den Waffen bleibt für die Fähigen ein wesentlicher Bestandtheil ihres Arbeitsdienstes. Die Verpflichtung zum Dienste könnte dann mit früherem Alter als der jetzige Militairdienst anfangen; die Erziehung und der Unterricht, die in dem Hause und in der Heimat oft mangelhaft genug sind, würden unter strengem militairischen Regiment fortgesetzt und fruchtbar gemacht, der Körper durch Arbeit gestärkt und die Seele vor frühem Verderben bewahrt und jeder befähigt werden, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft abzugeben, während jetzt ein großer Theil durch Dummheit und Trägheit, ein anderer durch frühe Ausschweifung zu Grunde geht. So dürften wir hoffen, einmal wieder eine kräftige, schöne und geistig gesunde Nation zu erlangen, während wir jetzt fast alle mehr oder minder Krüppel sind. Die Einrichtungen werden so getroffen, daß denjenigen, die zu einer höheren geistigen Bildung befähigt sind oder die Mittel und den Willen haben, die Möglichkeit dazu gegeben ist, d. h. sie werden in diejenigen Rotten eingetheilt, welche an Orten, wo höhere Bildungsanstalten sind, stehen, keinem aber wird dabei die Entfernung von Gewerben, Handarbeit und Waffendienst erlassen. Dieses Arbeits-

heer erhält sich in allen seinen Bedürfnissen selbst; das dürfte nicht unmöglich seyn. Die Vorgerückteren werden Aufseher, Verwalter, Lehrer; das fehlende Personal für diese Zwecke wird durch Besoldung herangezogen. Das Verbleiben in dem Arbeitsheere nach bestandenen Verpflichtungsjahren und das spätere Wiedereintreten und Austreten eines jeden Ausgedienten, den Lust oder Noth dazu treibt, gegen Unterhalt und mäßige Besoldung, steht jeder Zeit frei. Hierdurch wird der Vortheil erlangt, daß kein Mensch ferner mehr durch Arbeitslosigkeit in Elend und Verzweiflung geräth. — Wir haben freilich bisher nur von der männlichen Bevölkerung gesprochen; aber setzen wir nur erst das einmal ins Werk, für den weiblichen Theil werden sich auch Wege und Stege finden.

„Man wird uns einwenden, daß durch dieses Zusammenziehen der Jugend Ackerbau, Gewerbe und Handel leiden werden. Dies ist nicht wahr: denn erstens arbeitet das Arbeitsheer; zweitens werden diejenigen, die bis jetzt gefaullenzt haben, zur größeren Thätigkeit gezwungen werden; drittens ist noch ein großer Theil ärmeren Volkes da, welcher nicht die genügende Beschäftigung hat: während er die entstandenen Lücken ausfüllen hilft, wird ihm selbst geholfen; viertens werden die Arbeitsrotten so gestellt, daß sie leicht überall zur Hand sind, im Feld (zur Zeit der Aerndte, der Weinlese) und in den Werkstätten, wo sie, wenn es Noth thut, gegen Vergütung aushelfen. Ferner können Meister, die temporär mit Arbeit überladen sind, auch in den öffentlichen Werkstätten unter ihrer Leitung arbeiten lassen. Die Löhne aber werden immer so angesetzt, daß die Arbeitsrotten nicht zur Unterdrückung des gemeinen Arbeiters mißbraucht werden können. Findet übrigens durch diese Einrichtung der Vermögliche nicht mehr so leicht wohlfeile Sklaven, die für ein Sündengeld arbeiten, so ist noch ein weiterer Vortheil erlangt. Eigentlicher Mangel an Arbeitern wird aber nicht stattfinden, besonders, da auch die Freiwilligen in den Arbeits-Compagnieen, deren Zahl immer groß und der Lohn gering seyn wird, jederzeit wieder austreten, wenn ihnen die Möglichkeit eines größeren Verdienstes geboten wird. Endlich werden manche Arbeiten, die für das starke, männliche Geschlecht minder passend und geziemend sind, allmälig mehr wieder zu dem weiblichen Geschlechte zurückkehren und so diesem neue Erwerbsquellen geöffnet werden. Zuletzt, da jeder durch die Zuflucht zu dem Arbeitsheer eine beruhigendere Aussicht für die Zukunft gewinnt, wird auch das ekelhafte Wühlen nach Besitz gemindert werden.

„Was aber schafft das Arbeitsheer? Es wird Berge abtragen und Meere ausfüllen, d. h. es wird Einöden urbar und Flüsse schiffbar machen, Kanäle, Dämme, Straßen und dem unbemittelten Manne, der es nicht selbst vermag, Hütten bauen; es wird die nöthigen Metalle aus der Erde hervorholen, die Magazine des Staats mit den nöthigen Waffen u. s. w. füllen; kurz es wird die Erde zum Paradiese umschaffen."

Mannigfaltiges.

— Verurtheilung Bettina's in Frankreich. Keine deutsche Feder der neuesten Zeit hat schon in Frankreich zu so vielen Kritiken Anlaß gegeben, als die der Frau Bettina von Arnim. Kürzlich haben wir sogar im Semeur, einer hauptsächlich kirchlich-protestantischen Gegenständen gewidmeten Zeitschrift, eine ausführliche Würdigung des religiös-philosophischen Standpunktes der Verfasserin der Correspondance de Goethe avec un enfant gefunden. In der neuesten Lieferung der Revue des deux Mondes ist es ein weiblicher Aristarch, der sich auf den kritischen Richterstuhl gesetzt, um strenges Gericht zu halten über die deutsche Schriftstellerin. Die unter dem Namen Daniel Stern schreibende Gräfin d'Agoult, die Freundin George Sand's und Liszt's, tritt hier mit schwerem Geschütz in die Schranken und hat es auf nichts Geringeres, als auf den Beweis abgesehen, daß der poetische Nimbus Bettinens ein bloßes Nebelgebilde und ihr Genie eine forcirte Genialität sey. Es ist nicht minder die Günderode als der Goethesche Briefwechsel, ganz besonders aber das Königsbuch, worauf sie ihr Urtheil begründet. Ja, auch die musikalischen Compositionen Bettinens, ihre Spontini gewidmeten zwölf Melodieen zu Worten Goethe's, zieht die Französin herbei, um darzuthun, daß ihre deutsche Schwester in derjenigen Kunst, von welcher sie ganz durchdrungen zu seyn vorgebe, völlig unbewandert sey. Strenger als man es selbst von einer unter männlicher Maske schreibenden Frau erwarten sollte, tritt Daniel Stern gegen das Gelüst einiger Frauen unserer Zeit auf, Reformatoren und Gesetzgeber zu seyn.

„Wir wollen nur gestehen", sagt sie, „das sozialistische Königsbuch der Frau v. Arnim hat einen besonders peinlichen Eindruck auf uns gemacht. So sehr uns auch die lyrische Poesie und das ganz eigenthümlich Capriciöse ihres Briefwechsels mit Fräulein v. Günderode berückt und entzückt hatte, so hat uns doch dieselbe Individualität in ihrer Spielerei mit Ideen, welche über das Geschick der Völker entscheiden und jene in ein Fieber von Metaphern ausartende Poesie auf das unangenehmste berührt. Wir bedurften allerdings dieses neuen Beispiels nicht, um die unschöne Thorheit zu beklagen, die stets mehr und mehr unter den Frauen unserer Zeit sich verbreitet, jene Manie, bedeutend zu erscheinen, durch welche sie verblendet und zu so mancher Lächerlichkeit verleitet werden. Die Schwachheit und Leichtfertigkeit des weiblichen Geistes verräth sich am meisten dann, wenn er gelehrt scheinen will oder uns die unreifen Früchte seiner wissenschaftlichen Studien liefert. Man sehe sich die Sache nur genau an und man wird auf dem Grunde überall nur Koketterie und Mode finden. Die Mode übt über die Frauen eine unwiderstehliche Herrschaft; diejenigen, die sie in ihrem Anzug verschmähen, beweisen ihr eine um so größere Servilität in der Wahl ihrer Meinungen. Die Frauen kleiden sich mit Systemen, schmücken sich mit Philosophie und machen Staat mit dem Staate; mit Dintenflecken an den Fingern läßt sich eben so gut schön thun, wie mit Perlen am Halse, und das Erscheinenlassen eines ersten Buches wird heutzutage von ihnen in ähnlicher Weise, wie früher die Vorstellung bei Hofe, vorher eingeübt und unter der Anleitung eines Sachkundigen probirt. In diesem Augenblick hat sich die Mode auf die humanistischen Systeme geworfen, auf die großen sozialen und religiösen Neuerungen. Wenige giebt es unter uns, die der Versuchung völlig widerstanden, sich marschfertig zu machen, um irgend einen Ort der Seligkeit, eines jener unmöglichen Jerusaleme zu erobern, deren Mauern von Nebel und deren Bewohner Phantome sind. Die Frauen haben sich beeilt, für jede Art Utopien eine besondere Fahne zu sticken; tapfer haben sie mit der Feder und mit dem Wort gekämpft, hier für das Phalanstère, dort für Bater Enfantin, und wieder anderwärts für einen Neokatholizismus, welchem Rom hat Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Frau v. Arnim mag sich trösten; auch der Freundin Daniel Stern's, George Sand, werden zärtliche Vorwürfe darüber gemacht, daß sie Judianen, Valentinen, Julietten keine jüngeren Schwestern gegeben, sondern in der neuesten Zeit nur philosophische Söhne gebar. Eine Vergleichung Bettinens mit Frau v. Staël wird aus allen Kräften abgelehnt und, seltsam genug, mit denselben Worten, mit welchen Herr Lerminier in einer anderen Nummer derselben Revue jede Zusammenstellung George Sand's mit jener großen Französin ablehnte. Frau v. Staël kommt endlich wieder ganz zu Ehren unter ihren Landsleuten.

— Die Preßgesetzgebung in Spanien. Ohne Mitwirkung der Cortes, ja ohne die Befolgung irgend einer Vorschrift der spanischen Verfassung hat kürzlich das Ministerium des Herrn Gonzalez Bravo eines der wichtigsten Gesetze, das nämlich über die Presse so wie über Herausgabe der Zeitungen, erlassen — der Zeitungen, die heutzutage in jedem Staate ein so bedeutungsvolles Moment des Gemeinwesens, in einem Repräsentativstaate jedoch eine der ersten Garantieen der Freiheit bilden. Die Gaceta de Madrid vom 11ten d. M. veröffentlicht ein königliches Dekret, durch welches die von der Verfassung gewährleistete und nur durch den einstweiligen Ausnahmezustand suspendirte Freiheit der Presse förmlich aufgehoben wird, an deren Stelle nur ein sogenanntes Preßgesetz tritt. Es enthält dasselbe 112 Paragraphen, von welchen Folgendes die wesentlichsten Bestimmungen sind: Ehe irgend eine Druckschrift ausgegeben wird, muß dem politischen Chef (Gefe politico) oder in seiner Ermangelung dem Alkalden des Ortes und dem Fiskal ein von dem verantwortlichen Herausgeber unterzeichnetes Exemplar zugestellt werden. Ist der Verfasser oder Herausgeber einer Schrift nicht aufzufinden, so haftet der Drucker für ihn. Um verantwortlicher Herausgeber einer Zeitung oder periodischen Schrift seyn zu können, muß man die Erfordernisse besitzen, welche das Dekret vorschreibt, und, falls das Blatt in Madrid erscheint, 6000 Piaster (8000 Thaler), falls in Barcelona, Cadiz, Coruña, Granada, Malaga, Sevilla, Valencia oder Saragossa, 4000, und falls in einer anderen Stadt, 2250 Piaster deponiren. Von diesen Summen werden die Strafgelder eingezogen, in welche die verantwortlichen Herausgeber wegen Preßvergehen verurtheilt werden. Diese Vergehen selbst sind in vier Klassen eingetheilt. Der Artikel 46 setzt fest, daß der, welcher aus Zeitungen fremder Länder Artikel mittheilt oder übersetzt, die in Spanien, dem Gesetze zufolge, eine Anklage herbeiführen würden, in Bezug auf die gesetzmäßigen Wirkungen für den Verfasser derselben gehalten werden soll. Im Falle der Zahlungs-Unfähigkeit werden die Geldstrafen, und zwar 50 Piaster mit einem Monate Gefängniß, abgelöst. Die Regierung und die Gefes politicos können die Ausgabe von Druckschriften suspendiren, sobald der Inhalt derselben, ihrer Ansicht zufolge, die öffentliche Ruhe beeinträchtigt oder gegen die Sittlichkeit verstößt, doch müssen sie diese Schriften binnen 24 Stunden zur Anklage stellen. Um Mitglied eines über die Preßvergehen aburtheilenden Schwurgerichts seyn zu können, muß man die in dem Dekrete festgesetzten Eigenschaften besitzen. Bisher ging das Verfahren durch zwei Instanzen. Ein Schwurgericht erkannte darüber, ob der Beklagte in Anklage-Zustand zu versetzen wäre. Fiel der Spruch bejahend aus, so erkannte ein zweites Schwurgericht, ob und wessen der Angeklagte schuldig sey. Von jetzt ab urtheilen die Geschworenen nur über die Strafbarkeit des Angeklagten und über den Grad derselben. Die Geschworenen fällen ihren Ausspruch nach absoluter Stimmen-Mehrheit. (Bisher waren zwei Drittel der Stimmen erforderlich, um auf Versetzung in Anklage-Zustand oder auf Strafbarkeit zu erkennen.) Gegen diesen Ausspruch ist nur die Einwendung der Nichtigkeit wegen ausdrücklicher Verletzung des Gesetzes zulässig. Die Verfügungen dieses Dekretes sind auch auf Kupferstiche und Steindrücke anzuwenden. Injurienſachen und Verleumdungen, die durch die Presse oder jede andere Art der Veröffentlichung gegen Personen oder Corporationen gerichtet werden, bleiben den ordentlichen Gerichtshöfen vorbehalten. Alle Schriften über Lehrsätze der katholischen Kirche, über die Bibel und Moral des Christenthums sind vor ihrem Drucke der vorausgehenden Prüfung und Genehmigung des Bischofs unterworfen. Die Zeitschriften, welche gegenwärtig erscheinen, müssen sich binnen acht Tagen nach Veröffentlichung dieses Dekretes in die Bestimmungen desselben fügen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Dienstag den 30. April 1844

Frankreich.

Die Erfindung der Guillotine.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Guillotine, die mit dem Blute so vieler unschuldigen Schlachtopfer befleckt ist und deren bloßer Name uns eine der grausenvollsten Epochen der Weltgeschichte zurückruft — daß dieses Instrument von seinen Urhebern in einer menschenfreundlichen Absicht erfunden und vorgeschlagen wurde. Die Vorrechte, die der französische Adel über das Volk besaß, erstreckten sich zur Zeit der Revolution selbst auf die Todesart — der bürgerliche Verbrecher wurde gehängt, der adlige aber geköpft. Als man anfing, auf die Abschaffung aller Privilegien zu dringen, ließ man auch dieses nicht unangetastet, so wenig beneidenswerth es seyn mochte — warum, hieß es, sollte der Edelmann auf eine andere Weise sterben als der roturier? — Mit dieser Frage verband sich eine zweite, deren Lösung die öffentliche Meinung noch mehr beschäftigte — es war dies die Ausrottung des Vorurtheils, welches die Schande des Verbrechers auf seine unschuldige Familie zurückfallen läßt, und welches man für höchst unphilosophisch und den Menschenrechten entgegen erklärte.*) Zu den Verfechtern dieser Ansichten gehörte ein Arzt, Doktor Guillotin, der, obgleich ein Mann von sehr beschränkten Fähigkeiten, sich durch einige kleine Schriften zu Gunsten des dritten Standes eine gewisse Popularität erworben hatte, so daß die Stadt Paris ihn zu einem ihrer Deputirten bei der National-Versammlung erwählte. Bemüht, sich auch hier auszuzeichnen, schlug er mehrere Verbesserungen in Bezug auf das Sanitätswesen und die öffentliche Moralität vor, worin man ihm einige Sachkenntniß einräumen mochte, und welchen sich die Erörterung der Todesstrafe anschloß. Er entwickelte zuerst den wohlgemeinten, aber utopischen Plan, das Vorurtheil gegen die Angehörigen der Verbrecher durch legislative Maßregeln auszurotten, trug dann auf Gleichstellung der Todesstrafe für alle Klassen der Gesellschaft an und behauptete endlich, das Hängen sey eine langsame und folglich unmenschliche Hinrichtungsart, während der Tod durch das Schwert ein augenblicklicher seyn müsse.

Kleine Umstände mischen sich oft in große Resultate. Am 9. Oktober 1789, als die National-Versammlung in Folge der gezwungenen Abreise des Hofes aus Versailles sich nach Paris zu verfügen beschloß, hielt es Doktor Guillotin in der Eigenschaft eines Abgeordneten der Hauptstadt für nöthig, seinen Patriotismus und seine Thätigkeit zu zeigen, um sich bei seinen Konstituenten einer guten Aufnahme zu versichern. Er gab daher seine Absicht zu erkennen, eine Reihe von Propositionen einzubringen, die er den Tag darauf (am 10ten) wirklich vorlegte. Sie lauteten wie folgt:

1) Verbrechen gleicher Art werden auf gleiche Weise bestraft, welches auch der Rang des Verbrechers seyn möge.
2) Die Todesstrafe ist in allen Fällen von gleicher Art; sie findet durch Köpfen statt und wird vermittelst einer Maschine (un simple méchanisme) bewirkt.
3) Da das Verbrechen persönlich ist, so verursacht die Bestrafung eines Verbrechers, welcher Art sie auch seyn möge, seiner Familie keine Schande.
4) Es wird streng verboten, einem Bürger die Bestrafung eines seiner Verwandten vorzuwerfen. Wer es zu thun wagt, erhält von dem Richter einen Verweis, und dieser Verweis wird nicht nur an die Thür des Delinquenten, sondern auch drei Monate lang an den Pranger geheftet.
5) Das Vermögen eines Hingerichteten wird in keinem Falle konfiszirt.
6) Die Körper der Hingerichteten werden auf Verlangen ihren Familien übergeben. Sie werden stets auf die gewöhnliche Weise begraben, und die Todesart wird im Register nicht angeführt.

Diese jedenfalls unzeitigen Vorschläge wurden, wie es scheint, fürs erste vertagt; am 1. Dezember brachte der Doktor sie aber von neuem vor. Der erste Artikel wurde nach geringem Widerstande genehmigt. Ueber den zweiten erhob sich eine Diskussion, bei welcher der Abbé Maury sich mit prophetischem Scharfblick gegen die allgemeine Annahme der Enthauptungsstrafe aussprach — „man würde", sagte er, „das Volk dadurch entsittlichen, indem man es an den Anblick des Blutes gewöhnte." Die Einwürfe Maury's blieben unbeachtet; wer konnte es sich damals träumen lassen, daß die nächste Zukunft sie auf eine so schauderhafte Weise rechtfertigen werde? — An demselben Tage machte aber Guillotin selbst den Debatten durch eine unbedachtsame Aeußerung ein Ende; nachdem er die Einwendungen gegen den zweiten Artikel beantwortet und das Hängen als ein langwieriges und qualvolles Verfahren dargestellt hatte, rief er in triumphirendem Tone: „Mit meiner Maschine schlage ich Ihnen dagegen den Kopf in einem Augenblick herunter (je vous fais sauter la tête dans un clin d'oeil), ohne daß Sie es einmal fühlen." — Es erhob sich ein schallendes Gelächter, mit welchem sich die Verhandlungen schlossen — von den Lachern aber waren nicht wenige bestimmt, binnen kurzer Frist als Schlachtopfer der noch ungebornen Veranlassung ihrer Heiterkeit zu fallen!

Obgleich Doktor Guillotin mit solcher Zuversicht von seiner Maschine sprach, so scheint es doch nicht, daß er bisher auch nur ein Modell derselben verfertigt hätte, und es ist so gut als erwiesen, daß er an der drei Jahre später stattgefundenen Ausführung seines Plans keinen weiteren Antheil nahm. Jener unglückliche Ausbruch seines philanthropischen Enthusiasmus hatte aber die Folge, daß die von ihm vorgeschlagene Maschine mit seinem Namen belegt wurde — und zwar noch ehe sie existirte. Das bekannte royalistische Journal: Les Actes des Apôtres, welches unter der Leitung von Peltier, Rivarol und Anderen die Revolution mit großem Eifer und vielem Witz bekämpfte, machte jene Phrase Guillotin's zum Gegenstand eines Liedes, in welchem das künftige Schreckenswerkzeug seine Taufe erhielt. Es lautet wie folgt:

Auf die unnachahmliche Maschine des Arztes Guillotin, die zum Kopfabschneiden bestimmt ist und nach ihm Guillotine genannt wird.

Guillotin,
Médecin,
Politique,
Imagine, un beau matin,
Que pendre est inhumain
Et peu patriotique.
Aussitôt
Il lui fait
Une supplice,
Qui sans corde ni poteau
Supprime du bourreau
L'office.

Le Romain
Guillotin,
Qui s'apprête,
Consulte gens de métier —
Barnave et Chapelier,
Même Coupe-tête; —
Et sa main
Fait soudain
La machine,
Qui simplement nous tuera
Et que l'on nommera
Guillotine!

Dieses Lied ist schon dadurch merkwürdig, daß es dem Instrument drei Jahre vor seiner Existenz seinen zu trauriger Berühmtheit gelangten Namen gab; es knüpfen sich daran aber noch andere bemerkenswerthe Umstände. Barnave und Chapelier gehörten zu den heftigsten demokratischen Mitgliedern der National-Versammlung und hatten einigermaßen zu den ersten Mordscenen der Revolution beigetragen; Coupetête war ein gewisser Jourdain, der seinen Titel dadurch verdient hatte, daß er den beiden Gardes-du-Corps, Des-Gutes und Varicourt, die am 6. Oktober in dem Palaste zu Versailles ermordet wurden, die Köpfe abschnitt, und der in der Folge durch seine Theilnahme an den Metzeleien von Avignon einen noch schändlicheren Ruf erwarb. Und diese selben Blutmänner — Barnave, Chapelier und Coupetête — fielen alle drei unter dem Beil der Guillotine: Barnave, durch aufrichtige Reue gesühnt, am 29. November 1793, Chapelier am 17. April 1794 und der vom Blute menschlicher Hekatomben triefende Jourdain am 27. Mai 1794.

Die Benennung der Guillotine, die man dem Instrumente auf diese Art im voraus gegeben hatte, blieb, so zu sagen, an ihm haften, obgleich man den Versuch machte, es nach dem Herrn Louis, Secretair des Kollegiums der Wundärzte, Louison zu nennen, indem Letzterer wirklich die Aufsicht über die Verfertigung der Maschine führte, die von Guillotin nur projektirt worden war. Anfänglich gebrauchte man den Ausdruck meistens spottweise, und wir lesen im Moniteur vom 18. Dezember 1789 einige „Bemerkungen über den Antrag des Dr. Guillotin in Betreff einer Maschine, welche Thiere in einem Augenblick enthauptet", worin der Leichtsinn getadelt wird, mit welchem einige Zeitungsschreiber diesen Gegenstand behandelt hätten. Dieses war ohne Zweifel eine Anspielung auf das oben mitgetheilte Lied, das man im Publikum mit vielem Beifall aufgenommen hatte.

Das Instrument, welches so durch einen bloßen Zufall den Namen der Guillotine erhielt, war keineswegs eine ganz neue Erfindung. Spuren eines ähnlichen Apparats finden sich schon im 16ten und 17ten Jahrhundert, und zwar in mehreren europäischen Ländern — in Schottland, England, Deutschland, Italien und sogar in Frankreich selbst. Es erhellt aus Puysegur's

*) Schon im J. 1784 wurde dieses Thema von dem akademischen Verein in Metz zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht. Unter den Bewerbern um diesen Preis findet sich zum erstenmal der Name Robespierre.

Memoiren, daß der Marschall von Montmorency 1632 in Toulouse durch eine solche Maschine hingerichtet wurde. „In jener Provinz", schreibt Puysegur, „gebraucht man eine Art von Beil, das sich zwischen zwei Stäcken Holz bewegt; sobald der Kopf unten auf den Block gelegt wird, läßt man den Strick los, worauf das Beil niederfällt und den Kopf vom Rumpfe trennt. Als Herr von Montmorency das Haupt auf den Block legte, begann ihn die Wunde zu schmerzen, die er in der Schlacht erhalten hatte, wo er in Gefangenschaft gerieth — er bewegte daher den Kopf etwas, sagte aber zugleich: Ich thue dieses nicht aus Furcht, sondern weil mir meine Wunde Schmerzen macht. Pater Arnoul stand dicht bei ihm, als man den Strick fahren ließ, und das Beil fiel mit solcher Gewalt nieder, daß der Kopf völlig vom Rumpfe getrennt wurde, so daß beide nach verschiedenen Seiten hinstürzten."

Es ist um so unerklärlicher, wie Doktor Guillotin seine Maschine für eine neue Erfindung ausgeben konnte, da noch ein oder zwei Jahre vor der Revolution ein ähnliches Instrument in einem der Boulevards-Theater produzirt wurde, als man in einer Harlekinade, genannt: „Die vier Haymonskinder", eine Hinrichtung vorzustellen hatte. Das Sprüchwort, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, wird hierdurch aufs schlagendste bestätigt. Es konnte dem Doktor nicht verborgen seyn, daß man ein Instrument wie das von ihm vorgeschlagene sowohl in Italien als in England gebraucht habe; er blieb jedoch bei dem Entwurfe stehen und gab sich, allem Anschein nach, keine Mühe, Zeichnungen oder Pläne desselben aufzutreiben, obgleich die königliche Bibliothek ihm gewiß reichliche Materialien dargeboten hätte. Seine Idee wurde von weniger bekannten Leuten ergriffen und zur Ausführung gebracht. Ein gewisser Guidon reichte (im April 1792) auf Verlangen des General-Prokurators Röderer dem Gouvernement einen Bericht über die Kosten ein, die mit der Herstellung einer solchen Maschine verbunden seyn würden. Guidon schlug die Kosten auf 3660 Francs an, und als man seine Berechnung übertrieben fand, erwiederte er, daß die Werkleute, aus einem Vorurtheil gegen diese Arbeit, sich nur gegen erhöhten Lohn dazu verstehen wollten. Röderer versetzte, daß ein solches Vorurtheil allerdings existire, daß sich aber andere Personen bereit erklärt hätten, die Arbeit zu unternehmen, wenn man versprechen werde, ihren Namen nicht zu veröffentlichen. Wir setzen also, daß die arbeitenden Klassen noch im April 1792 vor aller Berührung mit einem Werkzeuge zurückschauderten, dessen Operationen bald darauf das Lieblings-Schauspiel des Pariser Pöbels bildeten und das von ihm sogar unter dem Namen der heiligen Guillotine (la Sainte Guillotine) kanonisirt wurde! (Schluß folgt.)

Einige Gedichte Victor Hugo's.

Von Louise von Plönnies.

(Fortsetzung.)

Ganz verschieden von seinen übrigen Poesieen erscheinen seine Liebesgedichte. Sie sind alle zart, seelenvoll und nicht mit dem blendenden Firniß überzogen, welcher den anderen Dichtungen oft einen täuschenden Glanz leiht.

Sympathie, von Victor Hugo.

Weil gern in Sympathieen
Jed' Herz sich neigt,
Und Duft und Harmonieen
Dem Andern reicht.

Weil Eins des Andern Loose
Zu jeder Zeit,
Die Dorne oder Rose
Der Liebe weiht.

Weil neu den Eichen schenket
Der Lenz die Pracht,
Der Schlaf den Gram versenket
In Ruh' bei Nacht.

Weil Schutz der Zweig vor Schwüle
Dem Vogel leiht,
Die Quelle ihre Kühle
Dem Finken weiht.

Weil liebend sich am Strande
Die Woge wiegt,
Und Küsse bringt dem Lande,
Daran sie liegt.

So will mein geistig Leben,
Das dich umschwebt,
Dir gern das Beste geben,
Was in mir lebt.

So nimm denn die Gedanken,
Den Thränen jetzt
Wie duft'ge Blumenranken
Vom Thau benetzt.

Laß endlos dich umweben
Der Wünsche Kranz,
Empfang' von meinem Leben
Die Nacht, den Glanz.

Nimm des Entzückens Grüße
Von Zweifel rein,
Laß Huldigung, o süße,
Mein Lied dir weihn.

Dem Geist, der ohne Hülle
Durchschwebt die Fern',
Sey du in Liebesfülle
Der klare Stern.

Nimm meiner Muse Sehnen,
Das oft erscheint
Bei dir in stillen Thränen,
Wenn du geweint.

O du, die ich errungen
Als himmlisch Gut,
Empfang' mein Herz, durchdrungen
Von Liebesgluth.

Die Ballade „die Großmutter" leidet zwar auch etwas an Ueberladung der Bilder, doch da das Motiv interessant ist, so erscheint dies hier wenig störend als in anderen seiner Dichtungen, in welchen ähnliche Anhäufung von poetischem Schmuck ohne eine höhere verbindende Idee zu finden ist. Chamisso hat es mit Weglassung einiger Strophen ins Deutsche übertragen.

Die Großmutter, von Victor Hugo.

Großmutter! schlummerst du? — Wach' auf! denn nicht bewegen
Sich deine Lippen heut wie sonst vom Schlaf umschwebt.
Oft schien's, daß schlummernd noch sie murmelten den Segen.
Doch, wie die steinerne Madonna, ohne Regen,
Ist heute starr dein Mund, von keinem Hauch belebt.

Warum will sich dein Haupt so tief hernieder neigen?
Zürnst du mit uns, weil wir verfehlten dein Gebet?
Es glimmt der Docht und raucht, die Lampe will erbleichen,
Das Feuer auch erlischt, beharrst du in dem Schweigen,
Umhüllt, der Lampe gleich, uns Kinder bald der Tod!. —

Ja, wie der Lampe Gluth wird unser Leben schwinden,
Was sagst du, wenn erwacht du unsern Tod entdeckt?
Wenn deine Klagen taub das Ohr der Kinder finden —
Du stehst zur Heiligen, und deine Arm' umwinden
Uns lange wohl voll Angst, bis sie uns dir erweckt.

O laß in unserer Hand der deinen Kraft vergehen,
Sing uns das schöne Lied vom armen Troubadour,
Von tapfern Rittern, die, bedient von holden Feen,
Statt Blumen heimgebracht der Dame Siegestrophäen,
Und denen Schlachtenruf süß klang wie Liebesschwur.

Die Zeichen lehre uns, vor Geistern uns zu schützen,
Vom Klausner sprich, der sah beschwingt den Besen ziehn,
Von Gnomenkönigs Kron', darin Rubinen blitzen,
Sag, ob der schwarze Geist in seinen Höllensitzen
Mehr scheut des Roland's Schwert, als Psalmen des Turpin?

Laß in der Bibel uns die schönen Bilder schauen,
Zeig' uns das Christuskind, das heller Schein umfließt,
Auf goldnem Himmelsgrund, die Heiligen, die blauen,
Die Weisen, die dem Stern gefolget voll Vertrauen
Lehr' uns von dem Latein, das Gottes Wort verschließt.

Großmutter! nach und nach erblaßt des Lichtes Schimmer,
Dort um den schwarzen Heerd schwebt leicht ein Schattenheer,
Die Geister dringen wohl zu uns herein ins Zimmer,
Beschließe dein Gebet! Großmutter, schlafe nimmer!
Du, sonst stets unser Trost, erschreckst uns nicht so sehr! —

O Gott, dein Arm wie kalt! Schließ auf den Blick, den schweren,
Du sprachst von einer Welt, dem Ziele unserer Bahn,
Vom Sterben, von dem Grab, von diesem entdemerten
Und trüben Erdensinn — vom Tod — ach uns verklären
Mußt du — du hörst uns nicht? Was ist der Tod — sag an?

Verlassen klagen so die armen Kinder lange,
Der junge Morgenstrahl erweckt die Alte nicht,
Die Todtenglocke hallt mit dumpfem Trauerklange,
Durch die halboffne Thür hat man im Abendlicht
Vor'm öden Lager dort die Kinder knieen sehen,
Die bei dem heil'gen Buch in frommer Andacht stehen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Italiänische Reisebilder.

Von Paul de Musset.

(Schluß.)

Von der porta del popolo den Corso entlang, auf der Piazza di Spagna und in der Straße dei condotti herrscht ein rühriges Leben, aber in den entfernten Stadtvierteln findet man wahre Wüsten, Reihen von Ruinen, Dornbüsche und Gesträuche auf den verfallenen Mauern, und schweigende Gassen, in denen die Tritte melancholisch widerhallen. In den ersten Tagen hat man Mühe, seine traurige Stimmung zu bewältigen, aber Langeweile empfindet man durchaus nicht. Ein eigenthümlicher Reiz, der über diesen großen Trümmern liegt, ruft bald eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Empfindungen hervor, und ein neues Leben geht in euch auf, und noch könnt ihr nicht absehen, wie weit diese neue Welt euch fesseln wird. Ihr fühlt zwei Menschen in euch, den von Rom, und den, der überall anderwärts gelebt hat. Dieser Eindruck wächst von Tage zu Tage, bloß durch die Macht, die die Gegenwart über die Vergangenheit übt. Seyd mißtrauisch gegen die ehrwürdige Hauptstadt. Es ist nicht wie Palermo eine wollüstige Odaliske, die euch berauscht und eure Sinne verführt; es ist nicht wie Neapel eine verführische Kokette, bald scherzend, bald schmachtend, bald plaudernd. Es ist eine alternde Schönheit, die euch nicht in Verwirrung setzt, sondern eueren Geist erhebt, unaufhörlich zu eurer Einbildungskraft spricht und euch ihre Gesellschaft bald unentbehrlich macht. Wenn man von der Leidenschaft zu einer solchen Schönheit ergriffen wird, so darf man nicht fürchten, daß das Feuer jemals verlösche. Ich

habe zu Rom einen Engländer geſehen, der im Alter von zwanzig Jahren London verlaſſen hatte, in der Abſicht, ſechs Monate zu einer pflichtſchuldigen Reiſe in Italien zu verwenden. Er iſt jetzt ſechzig Jahr alt und verſpricht ſich noch immer, ſeine Reiſe zu vollenden, wenn er ſeines Aufenthalts zu Rom wird überdrüſſig geworden ſeyn. Gewöhnlich iſt man nach zwei oder drei Monaten unterjocht. Hat man dieſe Zeit überſtanden, ohne eine Leidenſchaft zu fühlen, dann läuft man keine große Gefahr mehr.

Einer der größten Reize der römiſchen Straßen iſt die reiche Fülle friſchen Waſſers, welches ſich in Springbrunnen auf den Plätzen erhebt, unter den Vorhallen murmelt und aus allen Mauern ſpringt. Die acquajoli ſchlagen ihre Buden um die Waſſerbehälter auf und laſſen ihre Gläſer beſtändig unter den herabfallenden Strahlen ſtehen und bieten Erfriſchungen von einladender Reinlichkeit und Klarheit. Drei Waſſerleitungen genügen gegenwärtig, man kann ſich denken, wie das alte Rom verſorgt ſeyn mußte, als 14 Waſſerleitungen zugleich thätig waren.

Die Herzählung allein der Denkmäler, Muſeen und Galerieen Roms würde ſchon einen mäßigen Band füllen. Ich habe vierzig Tage lang jeden Morgen mehrere Denkmäler und wenigſtens eine Bildergalerie beſucht und doch nicht Alles beſehen. Deshalb braucht der Leſer keine Wanderung durch künſtleriſche Labyrinthe zu fürchten, nur Einzelnes will ich herausheben, was mich beſonders anſprach und nicht in den Katalogen ſtand.

Wenn man eine richtige Vorſtellung von der Größe der Peterskirche bekommen will, ſo muß man wenigſtens bis auf die Plateforme ſteigen, welche ſo breit iſt, daß man ſich auf einem öffentlichen Platze zu befinden glaubt. Ein Maulefel, deſſen man zur Reinigung derſelben bedarf, hat ſeinen Stall und ſeine Wagenremiſe dort oben in einem Winkel.

Mir ſcheint Michel-Angelo's Name der größte von allen, die auf Roms Denkmäler geprägt ſind. Sein erhabener, ſtrenger und myſtiſcher Charakter ſtimmt am beſten zu der ewigen Stadt. Man wird ihm freilich Raphael gegenüber ſtellen. Aber nach meinem Gefühl hätte Raphael eben ſo gut in Florenz oder Neapel leben und ſchaffen können, ohne viel einzubüßen; Michel Angelo's Platz aber iſt zu Rom und nirgends ſonſt. Er allein iſt Roms wahrhaft würdig und echt römiſchen Geiſtes. Man kennt ihn nur halb, wenn man die Sixtiniſche Kapelle und das Grab Julius II. nicht geſehen hat. Leider ſind mehrere ſeiner Werke bereits verſchwunden, wie die Bronzeſtatue Julius II. auf dem Markte zu Bologna, aus welcher der Herzog von Ferrara ſehr geiſtreich eine Kanone gemacht hat, wie eine Leda in Frankreich, welche unter Richelieu's Miniſterium als ein gottloſes Werk zertrümmert wurde, und das jüngſte Gericht wird täglich verworrener. Aber noch bleibt ſein Grabmal Julius II. und ſein Moſes.

Die Bäder des Caracalla erwecken durch ihre ungeheuren Verhältniſſe kein geringeres Erſtaunen als das Koloſſeum. Der Kaiſer badete dort mit ſeinem ganzen Hofe. Darauf ſtreckten ſie ſich auf Ruhebetten um ein weites Gymnaſium und ſchauten den Kämpfen der Gladiatoren zu. Auch Tanz- und Muſikſäle waren vorhanden. Heute geht man auf zerbröckeltem Moſaikboden. Die Natur ſcheint dieſe Trümmer in Beſitz genommen zu haben, um unter ihrem Schmucke die Spuren der kaiſerlichen Orgien zu verbergen. Dichter Epheu ſchlingt ſich um die Pfeiler, die Badeſäle ſind zu Roſenfeldern geworden. Heerden von Mauerſchwalben niſten in den Spalten und ſchwärmen zwitſchernd unter den hallenden Gewölben. Ich kam zufällig an einem Feſttage dahin. Leute aus dem Volke ſaßen im Kreiſe unter dem Schatten der Mauern beim fröhlichen Male und ſprachen jenes reine, wohltönende Italiäniſch, welches man in Zeiten üppiger Weichheit von römiſchen Damen erfunden glauben möchte.

* * *

Alle Reiſehandbücher empfehlen ausdrücklich, das Pfingſtfeſt in Rom anzuſehen. Ich hatte mit Abſicht, zum Theil aus Furcht vor den Engländern, dieſe Zeit für Sicilien beſtimmt. Der Zufall entſchädigte mich für den gehabten Verluſt. Ich kam nach Rom im Juni, gerade zum Peterſeſte, welches ebenfalls mit Erleuchtung der Peterskuppel und Feuerwerk gefeiert wird. Zu Neapel iſt die katholiſche Religion liebenswürdig, zu Rom prächtig und erhebend. Hier müſſen große Sünder ſich bekehren. — Die Erleuchtung der Peterskuppel, welche man von allen Stadttheilen aus ſehen kann, macht einen magiſchen Eindruck, die Girandola der Engelsburg aber bleibt hinter dem Feuerwerke der Juliſeſte zurück.

So ſehr der Neapolitaner den geringſten Zwang verabſcheut, ſo gelehrig und gefällig iſt der Römer. Den Rücken an eine Mauer gelehnt, die Beine gekreuzt, drapirt er ſich und betrachtet gleichſam herausfordernd den vorübergehenden Maler. Er bleibt mit Vergnügen zwei Stunden lang unbeweglich in maleriſcher Stellung. Mit ſeinem ſpitzigen, von der Sonne gebräunten Hut, ſeinem Mantel von unausſprechlicher Farbe, ſeinen büffelledernen Beinkleidern und ſeinen mit rothen Bändern geſchmückten Beinen, mit ſeinem breiten offenen Halſe, ſeiner dunklen Geſichtsfarbe, ſeiner Adlernaſe und den ſchönen Umriſſen ſeiner ganzen Geſtalt erregt er das Intereſſe des Malers eben ſo ſehr als des Zeichners. Die ſchönſten jedoch, die Traſteveriner, verſchmähen den Beſuch der Malerwerkſtätten. Die Bewohner des rechten Tiberufers behaupten, ihr Blut niemals mit dem der Barbaren vermiſcht zu haben. Erbten ſie gleich nicht alle antiken Tugenden, ſo erbten ſie doch den Stolz. Fröhlichkeit, Anmuth, Höflichkeit ſind auf dem linken Ufer eingebürgerte neuere Erfindungen. Man hört nur Worte und Schimpfreden wie: Accidente per te! per la tua familia! guaì a te! Die Mütter ſchlagen ihre Kinder, welche, ſtatt zu weinen, verſuchen, ihnen die Schläge wiederzugeben. Die Rache iſt an der Tagesordnung; man droht ſich mit einem Zoll Dolchſpitze oder mit dem ganzen Dolch, je nach der Höhe der Beleidigung, und hält Wort.

Ich glaubte in Sicilien und Neapel die Hitze einigermaßen kennen gelernt zu haben, aber gegen Ende Juni entdeckte ich zu Rom die Mängel meiner Erfahrung. Der Himmel ſah aus wie geſchmolzenes Erz, und eine brennende Luft trat an die Stelle der Morgenkühle. Vor zwölf Uhr ging Jedermann nach Haus, ſchloß die Läden und ſtreckte ſich bis fünf Uhr aufs Bett. Die Stadt gehörte während dieſer Zeit den Hunden und Cicaden.

Meine nordiſche Natur konnte ſich nicht ſogleich eingewöhnen, und ſo kam es oft, daß ich während der Sieſta wach blieb. Eines Tages faßte ich um zwei Uhr Nachmittags den kühnen Plan, einen franzöſiſchen Maler zu beſuchen, der auf dem Monte Cavallo wohnte. Die Stadt war wie ausgeſtorben. Als ich nach dem Quirinal gelangte, ſchellte ich dreimal an einer kleinen Pforte. Nach zehn Minuten ſteckte eine Alte den Kopf heraus und fragte: Chi è? „Ich komme den Signor *** beſuchen", ſagte ich. Sie ſah mich verwundert an und ſchloß das Fenſter. Nach wieder zehn Minuten hörte ich ſie Luigia! rufen, und nach einer langen Pauſe erſchallte auch die Antwort. Luigia ſchlief am Ende des Gartens. Endlich höre ich ſie ſeufzend die Mauer entlang kommen. Sie fragte mich durch die Thür, eben ſo wie die Alte, und öffnete darauf. Mein junger Maler ſchlief eben ſo wenig als ich; er ruhte nur auf einer Terraſſe. Luigia lief ins Kaffeehaus, um etwas von jenem vortrefflichen Sorbet zu holen, den man granito nennt.

„Man möchte ſich doch endlich", ſagte ich, „zu den Sitten des Landes bekehren." — „Wir wollen's verſuchen", antwortete der Maler, „hier iſt eine Matratze, da können wir bis fünf Uhr ſchlafen."

Kaum begannen mir die Augen zuzufallen, als ſich eine helle Pfeife vernehmen ließ und mein Landsmann ans Fenſter eilte. „Stehen Sie auf", ſagte er, „und geben Sie dieſem Bettler auch einen Bajocco." — „Recht gern", erwiederte ich, „aber wenn Sie mich um jeden vorübergehenden Bettler aufwecken, ſo werden wir vom Schlafe nicht ſonderlich viel verſpüren." — „Wegen der anderen werde ich Sie nicht beläſtigen. Aber dies iſt der Pifferaro; hören Sie ſeine Pfeife?" — „Laſſen Sie ihn pfeifen." — „Scherzen Sie nicht. Dieſer Schurke bringt denen, welche ihm nichts geben, ſicher Unheil. Das iſt hier eine allbekannte Sache. Sehen Sie nur, wie die Nachbarn ihre Bajocco's regnen laſſen." — „Sie ſcheinen auch ſchon vom römiſchen Volksaberglauben angeſteckt zu ſeyn!" — „Ich gebe ihm lieber einen kleinen Tribut, als daß ich mich ſeinem Zorn ausſetze." — „Daran thun Sie ſehr wohl", ſagte ich und erblickte durch das Fenſter einen Greis, der ſich kunſtreich in ſeine Lumpen gewickelt hatte. An ſeinem Hut ohne Deckel prangte eine Faſanenfeder, durch das zerlöcherte Hemd ſah man auf ſeiner Bruſt ein Moſaikhalsband. Am Gürtel hing eine Schiefertafel und eine eiſerne Gabel. Auf dem Rücken trug er einen leinenen Querſack, und die Waden ſchlug ihm ein an rothem Bande herabhängender roſtiger Degen. Sein Bart, ſeine magern Züge und ſeine langen Augenbrauen machten ihn des Pinſels eines Hoffmanns würdig. Die Gabe meines Gefährten nahm er freudig dankend auf, aber mein Bajocco hatte nicht das Glück, ihm zu gefallen, denn er warf mir einen giftigen Seitenblick zu.

„Biſt du nicht zufrieden?" fragte ihn der Maler.

„Basta per lei", ſagte der Bettler, „ma per un ricco forestiere è poco".

Ich war von Neapel aus ſchon an dies „zu wenig" gewöhnt, dem man nicht entgehen kann, ſelbſt wenn man einen Piaſter ſtatt eines Sou geben wollte. Ich erzählte ihm alſo in der burlesken Weiſe der neapolitaniſchen Bettler, daß ich ein poveretto ſey und viel zu wenig mit danaro verſehen, um ihm ein regalo anbieten zu können, wie es ein ſo wohl bewaffneter Edelmann verdiene. Als der Pifferaro ſah, daß ich über den Aberglauben ſpottete und das Land der wahren Bettler kannte, warf er mir einen noch giftigeren Blick zu als vorher und ging pfeifend davon.

„Sie können froh ſeyn", ſagte der junge Maler zu mir, „wenn Ihnen heute nichts Aergerliches zuſtößt." — „Vor Allem", erwiederte ich, „wird mir ein Glück zuſtoßen, da Sie, um mich einzuſchläfern, mir die Geſchichte dieſes birbo erzählen werden; das Weitere wollen wir dann abwarten."

Ich ſteckte ein Cigarro an und richtete mich wieder auf der Matratze ein, während der Maler die Geſchichte des Pifferaro begann: „Verfloſſenes Jahr wohnte dieſer Bettler auf der anderen Seite der Tiber. Statt in den Straßen herumzuziehen, wie gegenwärtig, hielt er ſich am Ponte Rotto auf, einer kleinen Oſteria gegenüber, in welcher er jeden Abend das Almoſen des Tages vertrank. Der Wirth hatte eine ſchöne Tochter von funfzehn Jahren, welche ſtets finſter ſah, galanten Anträgen mit einer Ohrfeige antwortete, ſich übrigens gut aufführte, mild gegen die Armen war und ihre Pflicht that. Zwei junge Traſteveriner machten der ſchönen Giovannina zugleich den Hof. Der eine, Don Veſpaſiano, war ein ſchöner Mann, aber trotz ſeiner Höhe von ſechs Fuß und ſeiner gewaltigen Körperſtärke nicht zum Arbeiten aufgelegt. Der andere, Don Ambrogio, war zwar minder ſchön als ſein Nebenbuhler, aber noch ſtärker. Er ſtellte ſich wie ein römiſcher Kaiſer vor das Wirthshaus, ſchlug ſeinen löchrigen Mantel in Falten, und da er kein Geld hatte, um in die Schenkſtube hinein zu gehen, wartete er, daß Giovannina auf der Schwelle mit ihm plaudern ſollte. Das Mädchen gab dem Veſpaſiano den Vorzug, und wenn ſie Waſſer holte, verweilte ſie gern am Brunnen, in deſſen Schatten er ſchlief, und plauderte mit ihm, zum großen Mißfallen des Don Ambrogio, dem ſie ſtets antwortete, daß ſie zu viel im Hauſe zu thun habe, um ſich bei ihm auf der Straße zu verſäumen. Der Vater wünſchte keinen von beiden zum Schwiegerſohn und öffnete von Zeit zu Zeit das Fenſter, um ihnen einige derbe Schimpfwörter zukommen zu laſſen und ſie anders wohin zu verweiſen. Man antwortete ihm mit allen accidente und guaì! des traſteveriniſchen Wörterbuches und entfernte ſich, um in einer Minute wiederzukommen.

Eines Sonntags fanden die beiden Nebenbuhler etwas Geld in ihrer Taſche und traten in die Locanda. Eine Flaſche Wein hatte ihnen den Kopf

erhitzt, und sie begannen sich wilde Blicke zuzuwerfen, als der Pifferaro von Ponte Rotto seine Pfeife vor dem Fenster erschallen ließ. Vespasiano gab ihm einen Bajocco, aber Ambrogio warf ihm ein Salatblatt ins Gesicht und hieß ihn zum Teufel gehen.

„Don Vespasiano, sey gesegnet", rief der Bettler, „ich werde dir Heil bringen. Du wirst in deinem Vorhaben glücklich seyn." Darauf wendete er seine braunen Augen gegen Ambrogio und lachte ihm ins Gesicht. Am folgenden Tage brachte der Vater den Sohn eines Drechslers, einen geschickten Arbeiter, ins Haus und sagte der Tochter, daß er seine Werbung angenommen habe. Die Tochter nahm den aufgedrungenen Bewerber kalt auf, wagte aber nicht, von ihrer Zuneigung zu Vespasiano zu reden. Don Ambrogio, stets auf seinem Posten, hatte gemerkt, was ihm drohte. Als der Drechsler am späten Abend aus dem Gasthause trat, sprach eine bis an die Augen in den Mantel gehüllte Figur zu ihm: „Ich verbiete dir, wieder in diese Locanda zu kommen." Der junge Mann antwortete, daß er so oft wiederkommen werde, als ihm beliebe. Darauf zog Ambrogio sein Messer, verwundete ihn in die Brust und stürzte sich dann auf ihn, um sein Werk zu vollenden.

„Vespasiano und der Pifferaro liefen auf das Geschrei des Verwundeten herzu. „Hilf ihm nicht", sagte der Bettler, „denke an die Lotterie!" — „Du hast Recht", antwortete Don Vespasiano, „Nummer 13 kommt heraus." Sie ließen also den Mörder sein Werk vollenden. Der Pifferaro bildete eine Ambe aus den Wörtern Mord und Eifersucht. Don Vespasiano lief bei seinen Freunden einige Paoli, und, sey es nun Glück oder prophetische Gabe, die Ambe kam bei der nächsten Ziehung heraus. Vespasiano gewann achthundert Paoli; für ihn fast ein Kapital; und da Ambrogio von der Polizei festgenommen und der Drechsler ermordet war, heiratete er Giovannina. Die Geschichte machte Aufsehen und gründete den Ruf des Pifferaro unerschütterlich. Jetzt wohnt der Bettler an der Porta di Belisario in einer erbärmlichen Hütte, doch hat er jedesmal, wenn er ausgeht, eine reiche Aerndte. Man sieht ihn niemals in den schönen Stadttheilen, er zieht die öden Straßen vor. Wehe dem, der ihm seinen Bajocco verweigert, es droht ihm desselben Tages sicher ein Unglück."

Ehe mein Freund die zweite Geschichte begann, war ich eingeschlafen, und er befolgte mein Beispiel; wir erwachten in finsterer Nacht. In den Speisehäusern wollte man uns nichts mehr geben, die Villa Borghese war verschlossen, und als wir ins Theater kamen, ging eben der dritte Akt an. Das waren die Folgen von der Drohung des Pifferaro's.

Nach einem Monate hatte ich mich vollkommen eingewohnt und wurde gewahr, daß die Zauberstadt mich in ihren Fesseln hielt. Es kostete mir große Mühe, mich loszureißen, und ich ließ dreimal bei dem Vetturino das Aufgeld im Stich, um nur noch einen Tag länger in Rom verweilen zu können.

Mannigfaltiges.

— Gustav Adolph, nach Eric Gustav Geijer. Es sind in der letzten Zeit über das Grab dieses königlichen Helden manche unheimliche dunkle Gestalten geschritten; Barthold zuerst und dann Füllmann haben selbst im protestantischen Deutschland so viele Bedenken gegen die reine Gesinnung und den Charakter des Schwedenkönigs geweckt, der allerdings als ein Ausländer in Deutschlands Kämpfe sich mischte, aber mit dem unverkennbaren Bestreben, diese Kämpfe beizulegen im Geiste der Liebe und des nachmals auf seinen Siegen begründeten Religionsfriedens — daß unsere Leser nachstehende Worte über Gustav Adolph, die wir dem gefeiertesten und mit Recht als die größte historische Autorität in seinem Lande anerkannten schwedischen Geschichtschreiber entlehnen, als ein Wort zu seiner Zeit betrachten werden. Eric Gustav Geijer sagt in dem (1836 erschienenen) dritten Bande seiner Svenska Folkets Historia unter Anderem über den Eindruck, den des Königs Tod hervorrief, Folgendes:

„Gustav Adolph fiel in seinem 38sten Lebensjahre. Niemals hat der Tod eines Mannes einen tieferen Eindruck auf einen ganzen Welttheil gemacht. Wo nur irgend sein Name bekannt geworden, dahin war auch für die Unterdrückten ein Strahl der Hoffnung gedrungen. Selbst die Griechen träumten von der Freiheit aus seinen Händen *), und Gebete für den Erfolg seiner Waffen stiegen am heiligen Grabe gen Himmel empor **). Was mußte er also nicht erst für die Anhänger seines eigenen Glaubens gewesen seyn? Wir können dies wohl begreifen, oder vielmehr es ist kaum möglich, uns einen vollständigen Begriff davon zu machen. Das Gefühl, mit welchem das Volk von Augsburg, in Thränen gebadet, zu dem von Gustav wiederhergestellten evangelischen Gottesdienst strömte; das Gefühl, mit welchem die Einwohner Sachsens, auf ihren Knieen, die Hände dankbar zu dem Helden emporstreckten, der zum zweitenmal ihr Erlöser war, sind der Welt, in welcher wir leben, fremd geworden ***). Damals kannten und empfanden die Menschen die Gefahr, in welcher sie schwebten, und nicht dankbar genug wußten sie dafür ihrem Befreier zu seyn. Wir sprechen hier vom Volke, dessen Mann Gustav Adolph war durch seine Sache sowohl als durch seinen Charakter. Der Einfluß beider reichte weit und überwand sogar die Bande des Hasses und des Vorurtheils; denn er ist vielleicht der einzige Mann, dessen Bild — so groß ist die Macht der Tugend — selbst in der Zeichnung seiner Feinde die Wahrheit noch mit Glanz umgiebt. Nicht Oxenstjerna allein war es, der von ihm sagte: „Er war ein Fürst, der die Furcht Gottes in allen seinen Handlungen und Sachen vor Augen hatte bis zu seinem Tode." Lutherische Theologen sind so weit gegangen, ihn zu einer Art von Heiligen in ihrer Glaubensüberzeugung zu machen. Wenn hierzu kömmt, daß er etwas zu viel von Cäsar und Alexander hatte, die er bewunderte, muß doch andererseits zugegeben werden, daß er seine Zeitgenossen alle an christlicher Toleranz übertraf.

„Daß er auf der Höhe, die er erreicht hatte, das menschliche Geschick erfuhr, daß seine großen Pläne mit ihm starben, gehört, ein wie außerordentlicher Geist er auch war, doch zu dem gewöhnlichen Loose der Menschheit und kann stillschweigend der unermeßlichen Summe vereiteliter Hoffnungen beigezählt werden. Sein ganzes Leben stellt uns eine Größe dar, die leichter empfunden als beschrieben werden kann; es zeichnete ihn jener, keine Schranken kennende Blick über die Welt aus, der alle Eroberer charakterisirt. Wie alle Männer gleichen Geistes, war er weit davon entfernt, von seinem eigenen Glücke überrascht zu werden, wie erstaunlich dies auch seyn mochte, und ein fester Glaube daran ist in jeder Epoche seines Lebens wahrzunehmen. Nichts verhärtet das Herz so sehr als Glück *). Daß Gustav Adolph dessenungeachtet demüthig und einfach war, spricht für seinen Werth als Mensch am lautesten. Er erkannte in seinem Beruf eine Führung von oben, aber er war weit davon entfernt, sich für unumgänglich zu halten; sein Ziel war weit über seine Persönlichkeit hinaus gesteckt. Darum war er wie der großherzige Römer nicht karg mit seinem eigenen Leben. „Gott der Allmächtige lebt", sagte er zu Axel Oxenstjerna in Preußen, als dieser ihn warnte, sich dem Tode so kühn auszusetzen. Ein freudigerer und heroischerer Muth wandelte niemals auf Erden.

„Was hatte er sich dabei als Aufgabe gestellt? Eine große Monarchie unbezweifelt, deren künftige Grundpfeiler in Deutschland der junge Friedrich Wilhelm von Brandenburg (nachmals der große Kurfürst) und Bernhard von Weimar seyn sollten, von denen er dem Einen die Hand seiner Tochter und dem Anderen die seiner Nichte bestimmt hatte. Möglicherweise hatte wohl auch ein protestantisches Kaiserthum seiner Betrachtung sich oft dargestellt. Doch war im Uebrigen nichts festgestellt, nicht einmal in seinem Herzen. Sein Gesichtskreis dehnte sich weit aus, und es machte ihm Vergnügen, in seiner Hand die Fäden vieler Möglichkeiten zu halten. So sehen wir ihn den Vorschlag ergreifen, daß er selbst nach dem Tode Sigismund's von den polnischen Dissidenten zum Könige von Polen erwählt werde. So sehen wir ihn auch in einem Bündnisse mit dem Fürsten von Siebenbürgen, mit den Krimschen Tataren und mit Rußland, um Oesterreichs Interesse sowohl in Polen als in Deutschland zu schwächen. Diese großen Pläne waren nicht die größten, die mit seinem Leben auf dem Lützener Schlachtfelde vernichtet wurden. Aber selbst im Tode siegte er. Darin, daß er dem Gewissenszwang Gränzen setzte, besteht seine Unsterblichkeit, und darum reihet ihn das Menschengeschlecht seinen Heroen an."

Die diesjährige Pariser Kunstausstellung. Zweitausend vierhundert zwei und dreißig Kunstwerke bilden in diesem Jahre die Ausstellung im Louvre. Gegen das vorige Jahr, wo die Ausstellung nicht größer war, als sie in Berlin zu seyn pflegt, ist eine Vermehrung von nicht weniger als 835 Werken eingetreten. Im J. 1843 hatte die Strenge der Kommission, welche über die Zulassung der von den Künstlern eingesandten Arbeiten zu entscheiden hat, zahlreiche Beschwerden veranlaßt. Die Werke bekannter und beliebter Männer waren zurückgewiesen worden; überall hörte man daher Klagen über die Zusammensetzung einer Kommission, die nur aus Akademikern besteht und sich daher von einem gewissen Kastengeist leiten läßt. Eine große Anzahl aller Pariser Künstler wandte sich direkt an den König und bat um eine Modification der bestehenden Einrichtungen. Die Regierung fand sich jedoch nicht veranlaßt, auf diesen Wunsch einzugehen, und so ist es zwar, was die Zusammensetzung der Kommission betrifft, beim Alten geblieben, doch ist derselben von oben herab empfohlen worden, etwas mehr Nachsicht zu üben. Diese Nachsicht nun hat die Kommission nur allzu sehr geübt, und es ist fast Alles, was eingereicht wurde, auch zugelassen worden. Im Allgemeinen bietet daher auch die diesjährige Pariser Ausstellung, obwohl sie viel größer ist, als die vorjährige, noch viel weniger Ausgezeichnetes dar. Doch stimmen die Urtheile aller Berichterstatter darin überein, daß in dieser Sammlung von 2432 Werken der Malerei und der Skulptur ein ganz außerordentliches savoir faire sich kundgebe, d. h. diejenige Fähigkeit, welche die Franzosen auch in allen anderen praktischen und ins Auge fallenden Dingen mehr als irgend eine andere Nation besitzen. Von einer Befriedigung höherer oder gar höchster Kunstanforderungen kann dabei natürlich nicht die Rede seyn; genug, daß sein Werk einen Käufer findet, der es gut bezahlt — in diesem Fall ist auch das Ideal erreicht, nach welchem der französische Künstler gestrebt hat.

*) Ein Plan zur Befreiung Griechenlands durch Gustav Adolph ward Aller Salvius durch den Griechen Romanus Nicephorus zugestellt, wiewohl erst nach des Königs Tode. Palmskjöld's Sammlungen: Acta ad Hist. Reg. Sueci, Appendix, tom. I.

**) Cyrilli Patriarchae Constantinopolitani Litterae ad Axelium Oxenstjerna (manu scripti et tremula) mit Klagen über Eingriffe der Katholiken am heiligen Grabe zum Nachtheile der Griechen.

***) „In Germania plurimi, presertim rustici, si non palam, saltem secrete, Calvini aut Lutheri haeresin sectantur", sagt ein katholischer Zeitgenosse Gustav's, der im kaiserlichen Heere focht. Petri Baptistl Burgi, Genuensis, de bello Suecico Commentarii I. III. c. 2.

*) Sulla, der einzige Mann, so viel mir bekannt, der den Beinamen des „Glücklichen" annahm, war von Natur eher empfindsam als hart (S. sein Leben von Plutarch). Er ward grausam durch seinen Glauben an sein Glück.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 2. Mai 1844.

England.

Die materiellen und moralischen Quellen der irischen Volksnoth.

Während die Artikel, die wir bisher über die irländische Frage mittheilten, mehr die historische und politische Seite des Gegenstandes behandelten, indem darin theils die jüngste Vergangenheit Irlands, die verschiedenen Kämpfe, die es in den letzten funfzig Jahren durchmachte, theils die Parteien und Interessen, von denen es zerrissen wird, und vorzüglich auch die Persönlichkeiten, welche eine Hauptrolle in diesem politischen Parteiengetriebe spielen, namentlich O'Connell, geschildert wurden, fehlte es noch an einer zugleich kurzgefaßten und gründlichen Untersuchung, in welcher das Grundübel Irlands, dasjenige, welches zugleich die Wirkung und Ursache aller anderen ist, die Armuth und Noth der großen Masse seiner Bevölkerung, in seinen materiellen und moralischen Quellen nachgewiesen würde. Eine solche Untersuchung findet man jetzt in einem geistvollen und lehrreichen Artikel der Edinburgh-Review, welcher unter den zahlreichen über die irländische Frage erschienenen Publicationen eine bedeutende Stelle einnimmt und den wir daher ebenfalls unseren Lesern mittheilen.

* * *

Unter dem Namen Irland — beginnt jene Untersuchung — werden zwei sehr verschiedene Länder oder Provinzen begriffen, nämlich die Provinz Ulster oder der Norden, und die Provinzen Leinster, Munster und Connaught, die das südliche Irland bilden. In dem erstgenannten Landestheil findet man wohl mehrere Distrikte, die denen des zweiten ähnlich sind, aber in diesem sehr wenige, die an die Sitten und das soziale Leben des nördlichen Irland erinnern. Was man von dem einen sagt, gilt keineswegs von dem anderen, denn sie sind nicht bloß verschieden, sondern entgegengesetzt. Wir haben es hier im Laufe dieser Darstellung nur mit dem Süden zu thun.

Die Uebel Irlands sind von zweierlei Art, materielle oder physische und moralische. Die materiellen entspringen aus dem Mangel an Kapitalien und an kleinen Eigenthümern; die moralischen sind: Unsicherheit, Unwissenheit und Trägheit. Die letzteren sind offenbar die Folge der ersteren, die wieder durch jene verschlimmert werden. Beide zusammen haben die ganz außerordentliche Lage einer Bevölkerung geschaffen, die unglücklicher und gefährlicher ist als jede andere, wenigstens unter den freien und civilisirten Staaten.

Was zuerst die materiellen Uebel betrifft, nämlich den Mangel an Kapitalien und kleinen Grundbesitzern, so ist zu bemerken, daß das Fehlen der einen oder der anderen von diesen Bedingungen ein Volk nicht nothwendig unglücklich macht. Der Mangel an Kapitalien wird allerdings immer ein Volk der Vortheile berauben, die mit der Theilung der Arbeit verbunden sind. Da es an einem hinreichenden zirkulirenden Medium fehlt, so ist es dazu verurtheilt, nur wenig durch seine Industrie hervorzubringen, nur eine kleine Zahl von Manufakturen zu haben und die Masse seiner Bürger nur ausschließlich mit den Arbeiten des Bodens zu beschäftigen, die in unseren europäischen Klimaten im Allgemeinen einen im Verhältniß zur Zahl der dabei beschäftigten Personen nur geringen Ertrag liefern. Ein solches Volk muß also gleichsam nur aus kleinen Eigenthümern bestehen, wie gewisse französische Departements, gewisse amerikanische Staaten, oder es muß große Lehnsherren und zahlreiche Vasallen enthalten, wie viele Provinzen in Rußland oder Spanien. Was ihm immer fehlen wird, das ist eine Mittelklasse, ein gewerbsamer Bürgerstand. Dieser bildet sich nur aus den Kapitalien. Daher wird ihm auch jene Verbreitung geistiger und moralischer Bildung abgehen, welche durch die Existenz des Mittelstandes begünstigt wird: gleichwohl kann ein solches Volk, wenn nur, wie gesagt, das kleine Eigenthum einen sehr weiten Umfang hat, glücklich seyn. Eine gute Regierung, d. h. eine solche, die den Personen wie den Gütern Sicherheit und den unteren Klassen die Wohlthaten des Unterrichts gewährt, wird ihm erlauben, aufgeklärt und unabhängig zu seyn. Die Verhältnisse des Grundbesitzes werden so beschaffen seyn, daß derselbe nie in zu kleine Parzellen zerfallen kann, damit eine Familie mit hinreichendem Comfort davon leben kann. Jede Familie, die ein für ihre Bedürfnisse hinreichendes Grundstück besitzt, wird ihre ganze Thätigkeit der Verbesserung desselben widmen und gerade das Gefühl des Besitzes wird sie zu weisen Gewohnheiten der Sparsamkeit führen. Nach einer gewissen Zeit wird die Sparsamkeit Kapitalien erzeugen; mit den Kapitalien wachsen die Städte, es bilden sich Manufakturen, und der durch Industrie erworbene Reichthum schafft wieder großen Grundbesitz; es bildet sich eine Aristokratie, ein Mittelstand und eine arbeitende Klasse, und die komplizirtesten sozialen Verhältnisse amalgamiren bald mit einander alle Elemente dieses reich gewordenen, civilisirten, vollständigen Staates.

Denken wir uns dagegen ein Land, wo das Kapital im Ueberfluß da ist, wo aber das kleine Grundeigenthum fehlt. Obwohl dieses Land eben dadurch großen Uebelständen, ja vielleicht politischen Gefahren ausgesetzt ist — Uebelständen und Gefahren, die alle ökonomischen Vortheile aufwiegen, die mit einem solchen Zustand der Dinge verbunden sind — so kann doch daselbst ein allgemeiner Wohlstand gedeihen. Ist das Gebiet bedeutend, so wird ein großer Theil des vorhandenen Kapitals, vielleicht der größte, auf Ackerbau-Arbeiten verwendet werden; der Ueberschuß wird von den Manufakturen und dem Handel absorbirt. Der Boden vertheilt sich so, daß er, wo nicht den möglichst größten Ertrag im absoluten Sinn, so doch den bedeutendsten im Verhältniß zu der darauf verwandten Arbeit liefert. Die Agrikultur wird als eine Sache behandelt, die ein enormes, sey es immobilisirtes, sey es zirkulirendes Kapital erfordert. Und da der Grundherr sich nicht mit der genauen Aufsicht, mit dem Besuch der Märkte befassen will, welchen die direkte Bewirthschaftung erfordert, der Pächter aber andererseits sein Kapital nicht in den fremden Boden vergraben will, indem er ihn fortwährend verbessert, so wird es bald zur Regel, daß fast alle Bau-, Austrocknungs- und Anpflanzungskosten, kurz der größte Theil des immobilisirten Kapitals, aus der Tasche des Grundherrn fließen. Der Pächter giebt nur das zirkulirende und vergängliche Kapital her. Nach und nach wird der Besitz eines Gutes etwas sehr Kostspieliges, und nur die, welche über sehr bedeutende Fonds verfügen, erfreuen sich eines Besitzes, der, da er sehr starke Auslagen erfordern kann, immer nur ungewisse Revenüen giebt, wenn man nicht mit großen Domainen operirt. Der Boden wird direkt von einer Klasse ausgebeutet, die zwar zahlreicher und viel weniger reich als die der Grundherren, die aber doch im Verhältniß zur Masse der Bevölkerung sehr klein und sehr reich ist. In England und in Schottland z. B. wird eine Pacht von 250 Morgen selbst schönen Landes nicht als sehr bedeutend angesehen. Doch ist es selten, daß sie von einem Individuum, das weniger als 2000 Pfund besitzt, in Pacht genommen werden kann. Sehr oft ist vom Grundherrn selbst noch ein größeres Kapital auf diese Pacht, theils in Gebäuden, theils in anderen Arbeiten, verwendet worden, die man von Zeit zu Zeit erneuern muß. In solchem Fall sind der Grundherr und der Pächter wahre Associé's. Ihre Ansichten, ihre Interessen sind dieselben. Der Pächter wird sein Möglichstes thun, um den Grundherrn zu bestimmen, das unbewegliche Kapital zu vermehren, indem er dadurch den Ertrag des beweglichen Kapitals zu steigern glaubt. Der Grundherr sieht mit Vergnügen dieses letztere Kapital wachsen, welches die früher von ihm auf die Verbesserung des Grundstücks verwandten Summen in Werth setzt. Was die ländliche Bevölkerung betrifft, so befindet sie sich allerdings in jenem precairen Zustand, der sie den härtesten Entbehrungen aussetzt, sobald das Land verarmt. Sie besteht aus unglücklichen Arbeitern, die keine andere Hülfsquelle als ihren Tage- oder Wochenlohn haben, außerdem kein Eigenthum, als das ihrer Kleider und ihres Mobiliar, daneben noch ein Schwein, einige Guineen in der Sparkasse und nicht das geringste Stück Land, außer vielleicht einen Garten von einigen Ruthen, dessen Anbau ihre müßigen Augenblicke beschäftigt. Diese Bevölkerung, wenn sie gut geleitet wird, wenn die Armengesetze sie nicht durch ihre falschen Bestimmungen und durch die Fehler, zu denen sie den Vorwand hergeben, demoralisiren, wenn das Land selbst einen gewissen Grad des Reichthums bewahrt, kann zu einem Wohlstand kommen, den die kleinen Eigenthümer eines armen Landes nie kennen. In den reichsten Grafschaften Englands hat ein einfacher Arbeiter bessere Kleidung, Nahrung, Wohnung und Heizung, als die kleinen Eigenthümer Frankreichs oder selbst der Schweiz.

Der ländliche Arbeiter bildet übrigens in diesem Fall nur eine kleine Minorität. Wenn das verbesserte landwirthschaftliche Verfahren eine einzige Familie in Stand setzt, dem Boden abzugewinnen, was für die Consumtion von drei oder vier hinreicht, so suchen alle auf dem Lande unbeschäftigte Arme Arbeit in den Städten. Der Handel, die Manufakturen absorbiren diesen Ueberschuß. Hier geht keine Kraft verloren; die Frauen, die Kinder selbst werden einer regelmäßigen, nach Köpfen bezahlten Arbeit unterworfen. Daraus entspringt für die Arbeiter-Familie eine viel bedeutendere Einnahme, als die Bauern-Familie sie hat, die sie in Stand setzt, durch Klugheit und Nüchternheit die Gegenwart und Zukunft zu verbessern. Die hierauf gegründete Hoffnung hat fast keine Gränzen. Manche reiche Familie blendet uns heute durch ihren Glanz, deren Mitglieder vor ein oder zwei Generationen von der täglich bezahlten Arbeit ihrer Hände lebten.

Dieser Zustand ist übrigens der Gleichheit günstig, insofern, wenn hier der äußerste Reichthum neben der äußersten Armuth existirt, auch eine Menge Mittelstufen in unmerklichen Uebergängen sich bilden. In Großbritanien z. B., wer könnte da sagen, wo der Mittelstand anfängt, wo er endet? Jede Kategorie von Arbeitern zerfällt wieder in Aristokratie, Mittelstand und Plebs; jedes Individuum strebt, die Stufe, die unmittelbar über ihm steht, zu überschreiten, und die ganze Bevölkerung befindet sich in einem Zustand ehrgeiziger Gährung und friedlichen Kampfes, der, wenn er mit dem Glück, das die Ruhe gewährt, unverträglich ist, die Entwickelung des Reichthums, der Macht und der Intelligenz außerordentlich begünstigt.

Doch da, wo das Kapital fehlt und wo der Mangel an Kapital die Zahl der kleinen Eigenthümer vermindert, d. h. wo beide Geißeln zusammentreffen und eine die andere verschlimmert, da ist die Gesellschaft nur in zwei Klassen getheilt, eine, die sehr reich, und eine, die sehr elend ist. Zwischen ihnen giebt es nur Individuen, aber keinen Mittelstand. Der Boden spaltet sich dann ganz natürlich in kleine Pachten, aus dem einfachen Grunde, weil ein Ackerbauer ohne Kapitalien keine großen Grundstücke in Pacht nehmen kann. Diese Zerspaltung macht den Grundherrn eben so abgeneigt, sein Kapital zur Verbesserung des Grundstücks zu verwenden. Er würde vielleicht den Werth desselben durch Austrocknungen in großem Maßstabe verdoppeln, aber dazu braucht er die Einwilligung und oft den Beistand seiner Pächter, und seine Pächter sind arm, unwissend, mißtrauisch. Diese Unglücklichen glauben, daß Alles, was den Grundherren Vortheil bringt, ihnen schadet. Jedenfalls werden sie, wenn man ihre Hülfe in Anspruch nimmt, dieselbe nie umsonst bewilligen. Der Grundherr könnte auch das Loos seiner Pächter verbessern und dadurch die Masse von Arbeit, die sie auf sein Grundstück verwenden, vermehren, indem er ihnen gesunde und bequeme Wohnungen baut: aber da sie damit zufrieden sind, in den Hütten zu wohnen, die sie sich mit einigen Häuten und einigen Schaufeln Lehmerde erbauen, soll er sich, indem er sie besser logirt, zu Ausgaben verstehen, die ihm vielleicht nie erstattet werden? Die Bedürfnisse des Anbaus für eine kleine Pacht sind weit entfernt, die anhaltende Arbeit einer ganzen Familie zu erfordern. Diese Arbeit jedoch würde sich, auf fortwährende Verbesserungen verwandt, bezahlt machen, wenn der Boden denen gehörte, die ihn okkupiren; aber wozu sich in Anstrengungen erschöpfen, die zuletzt nur dem müßigen Grundherrn, dem Fremden, dem Feinde nützen, den man beneidet und heimlich verabscheut? Daher ist, außer in den seltenen Augenblicken, wo die Pacht alle Arme in Anspruch nimmt (zur Saat- und Aerndtezeit), die Arbeit für Lohn überall im Ueberfluß zu haben: es wird zwanzigmal mehr davon angeboten, als Geld da ist, sie zu bezahlen. Dadurch fällt ihr Werth, und sie gewährt nur eine kaum erträgliche, immer precaire Existenz. Die ländliche Bevölkerung — und in einem Lande ohne Kapitalien ist dies fast die ganze Bevölkerung — hat keine andere Hülfsquelle als die Pacht eines Stück Bodens unter jedem Preis und unter jeder Bedingung, die man ihr stellt.

Die, welche sich beklagen, daß der Pachtzins übertrieben ist, daß man den Pächter mit grausamen Forderungen erdrückt, daß man ihm kaum das läßt, was er zu seiner jämmerlichen Existenz braucht, sprechen ohne Einsicht. Der Preis eines Territorial-Nießbrauchs wird, wie der jedes anderen Handelsgegenstandes, dessen Consumtion beschränkt ist, nicht von dem Verkäufer, sondern von dem Käufer fixirt. In England und in Schottland, wenn eine Pacht zu übernehmen ist, ist die Anzahl der sich meldenden Ackerbauer durch das Kapital und die Geschicklichkeit, die erforderlich sind, beschränkt, so wie auch durch den allgemeinen Tarif des absolut nothwendigen Reinertrags. Niemand wird einen Zins anbieten, bei welchem er nicht den Ertrag des angelegten Kapitals realisiren kann. Was die eigentlichen Arbeiter betrifft, so ist für diese der Besitz eines Grundstücks eine Luxussache. Wenn die Gelegenheit, ein solches zu erwerben, sich ihnen mit lockenden Bedingungen darbietet, so greifen sie allerdings zu; aber sie werden dafür kein Opfer bringen und es nie als ein Subsistenzmittel ansehen. In einem Lande dagegen, wo Jeder, der einen Verpachter findet, Pächter werden kann, wo Niemand als Arbeiter eine vortheilhafte Beschäftigung findet, wo der Proletarier nur die Wahl hat zwischen dem Besitz des Bodens, dem Betteln und dem Hunger, wo die Konkurrenz der Anerbietungen durch nichts beschränkt wird, da ist Verhandlung zwischen Grundherrn und Pächter keine besonnene Besprechung mehr, von welcher der Letztere, wenn er einen vernünftigen Preis geboten, sich ohne Bedauern zurückzieht, sobald er für diesen Preis nicht abschließen kann; es ist ein Kampf, gleich dem an den Läden der Bäcker in einer verhungerten Stadt, oder zwischen den Wasserkäufern einer afrikanischen Karavane bei dem Kameel, das die Schläuche trägt. Der Grundherr wird durch übertriebene Anerbietungen gelockt, sein Agent wird heimlich, sey es durch Prämien in Geld, oder durch Versprechungen, gewonnen: man giebt dem fungirenden Pächter Geld, damit er sich in einen anderen Theil des Landes zurückziehe, man sucht die Mitbewerber durch Drohungen zu entfernen; wenn dies nicht gelingt, so rächt man sich an ihnen durch Martern, Verstümmelungen, oft durch einen Mord. Wenn der Handel, den diese Umtriebe zum Zwecke haben, geschlossen ist, so weiß der glückliche Bevorzugte, oder er muß wissen, daß er sich verpflichtet hat, Alles, was den für den Unterhalt seiner Familie unumgänglich nöthigen Ertrag übersteigt, jährlich wegzugeben: vielleicht hat er sogar mehr versprochen, als er bei dem geringen Ausdehnungsmaterial, das er hat, der Erde abgewinnen kann. Und doch weiß er, daß, wenn er nicht bezahlt, man ihn mit der äußersten Strenge vertreiben und er dann aufs Betteln reduzirt seyn wird; darauf basirt er seine furchtbare Rechnung. Auf dem möglichst kleinen Raum das zu produziren, womit er auf das billigste seine ganze Familie ernähren kann, ist seine erste Sorge. Zu diesem Zweck wählt er die reichlichste Gemüsegattung, die am meisten Nahrungsstoff liefert — das ist in unsern Klimaten die Kartoffelart, die man lumper nennt — und auf den übrigen Theil des Grundstücks pflanzt er etwas weniger Grobes, nicht um es zu verzehren, sondern um es zu verkaufen und damit seine Rente zu bezahlen. Wenn er nicht mehr Land bekommen konnte, als der Anbau jener für seinen und seiner Kinder Unterhalt unentbehrlichen Knollen erfordert, so sucht er seinen Pachtzins durch persönliche Leistungen zu bezahlen. So klein auch der Arbeitslohn in Irland ist, der Grundherr findet die Arbeit seines Pächters immer noch zu theuer, erstens weil dieser schlecht genährte Mensch ohne Lust und Muth nichts vor sich bringt, dann weil er nicht immer Gebrauch machen kann von dieser Arbeit, die er jedoch aus Mangel an Besserem annimmt. Wenn die Aerndte eines solchen Pächters mißräth, so schickt er seine Frau und Kinder betteln. Wenn der ganze Distrikt unfruchtbar ist, so entsteht Hungersnoth, die Bevölkerung wird dezimirt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Erfindung der Guillotine.

(Schluß.)

Unterdessen erbot sich ein Strasburger Klavier-Fabrikant, Namens Schmidt, eine Maschine der verlangten Art für 960 Francs zu verfertigen; man ging auf diesen Vorschlag ein — Schmidt wurde in Verbindung mit Herrn Louis gesetzt und ist daher als der wirkliche Erfinder oder Erbauer der nachher allgemein gebräuchlichen Instruments zu betrachten. Diese Thatsache wird durch den Umstand bewiesen, daß, als man später auch den Preis von 960 Francs übertrieben fand: „weil der reelle Werth der Maschine nicht mehr als 305 Livres oder mit Einschluß des zur Aufnahme des Kopfes bestimmten ledernen Sackes 329 Livres sey — da nun dreiundachtzig Instrumente (eins für jedes Departement) geliefert werden müßten, so wären 500 Francs eine hinlängliche Remuneration": man dennoch hinzufügte: „daß Herrn Schmidt, als dem Erfinder, der Vorzug beim Abschluß des Kontrakts eingeräumt werde." Ferner wurde Schmidt, da er sich weigerte, den Kontrakt zu einem so niedrigen Preise anzunehmen, als „l'inventeur de la machine à décapiter" der Gunst des Ministeriums empfohlen, und nachdem man endlich die Errichtung der Maschine in den Departements einem anderen Kontrahenten übertragen hatte, verlangte er, durch ein Patent in seinen Rechten geschützt zu werden, und drohte seinem Nebenbuhler und der Regierung selbst mit einem Prozeß. Wie sich der Streit endigte, ist unbekannt; der letzte Brief über diesen Gegenstand ist vom 6. August 1792 datirt — dann trat der zehnte August ein und in der Anarchie, die hierauf folgte, gingen alle Rechts- und Eigenthumsfragen unter — sogar solche, die sich auf die triumphirende Guillotine selbst bezogen. In allen diesen Verhandlungen ist von dem Doktor Guillotin durchaus keine Rede; wie schon erwähnt, nannte man das Instrument bei seiner ersten Erscheinung die Louison, aber der Name fand wenig Anklang. Herr Louis machte in der That keinen Anspruch auf die Erfindung und wurde bald vergessen, da er, durch eine der Fatalitäten, die sich in der Geschichte dieses unheilschwangeren Werkzeugs so oft wiederholen, in Monatsfrist nach der ersten Aufstellung desselben mit Tode abging.

Während sich dieses zutrug, häuften sich die Verbrecher in den verschiedenen Gefängnissen des Königreichs, und mit einem blutdürstigen Eifer, der nur zu bald von der rächenden Nemesis vergolten wurde, drangen die Lokalbehörden in die Central-Regierung, ihnen ihre Maschinen zuzuschicken. Nach manchen Verzögerungen wurde am 17. April 1792 unter der Aufsicht des Scharfrichters Sanson der erste Versuch mit dem von Schmidt verfertigten Instrument an mehreren Leichen in dem Hospitale Bicêtre gemacht. Der Erfolg war so günstig, daß man den Beschluß faßte, einen zum Tode verurtheilten Straßenräuber, Nicolas Jacques Pelletier, am 25sten desselben Monats mit jenem Instrument hinzurichten. Doch fand die Execution erst am 25sten statt, wie aus einem Briefe Röderer's an Lafayette hervorgeht, in welchem er dem General mittheilt, daß die neue Köpfungsmethode ohne Zweifel einen großen Zulauf auf dem Grève-Platz verursachen werde, und ihn daher bittet, die Gendarmen anzuweisen, daß sie den Platz nicht eher verlassen möchten, bis das Schaffot nebst allem Zubehör weggeräumt würde. In einem revolutionairen Journal, dem „Courrier Extraordinaire, par M. Duplain", finden wir auch unterm 27. April folgenden Bericht: „Paris. Gestern machte man den ersten Versuch mit der kleinen Louison und schnitt einen Kopf ab. Ein gewisser Pelletier — nicht der von den Actes des Apôtres — war der Gegenstand dieses traurigen Experiments. Ich konnte es nie ertragen, einen Menschen hängen zu sehen, aber ich muß bekennen, daß mir diese Art von Hinrichtung einen noch größeren Widerwillen einflößt. Die Vorbereitungen sind schauderhaft und erhöhen die moralischen Leiden des Verurtheilten: was den physischen Schmerz betrifft, so erzählt mir ein Augenzeuge, daß die Sache in einem Nu abgethan wurde. Das Volk schien zu wünschen, daß Herr Sanson seinen alten Galgen hätte, und war geneigt, auszurufen:

„Rendez-moi ma potence de bois,
Rendez-moi ma potence!" *)

*) Eine Anspielung auf den Schlußreim des Volksliedes:

Rendez-moi mon écuelle de bois,
Rendez-moi mon écuelle,

worauf Pelletier kurz vorher eine witzige Parodie geschrieben hatte, in der er die Bemerkung

Der Verfaſſer dieſes Artikels, Duplain, wurde am 9. Juli 1794 ſelbſt guillotinirt. Der Herausgeber der royaliſtiſchen Actes des Apôtres, Pellier (deſſen Name oft auch Pelletier geſchrieben wird), entkam glücklich nach England, wo er ſpäter ein franzöſiſches anti-revolutionaires Journal redigirte und durch den von Napoleon gegen ihn geführten Prozeß berühmt wurde.

Nach jener erſten Probe wurde das neue Inſtrument bald allgemein unter dem Namen der Guillotine bekannt, und einige Tage nach der Hinrichtung Pelletier's wird ſeiner in dem von Prudhomme herausgegebenen Blatte: Les Révolutions de Paris (28. April 1792) auf eine Weiſe gedacht, die es unzweifelhaft macht, daß ſchon vor dem 10. Auguſt die Jakobiner ihre Abſicht nicht verheimlichten, den König auf das Blutgerüſt zu bringen. Einige Zeilen aus Malherbe's Ode auf den Tod Rose Duperier's, die in naiver, aber poetiſcher Sprache das gemeinſame Loos der Sterblichen ſchildern *), werden nämlich dazu gebraucht, um dem unglücklichen Ludwig XVI. das ihm bevorſtehende Schickſal anzudeuten.

Inscription proposée pour la Guillotine.
„Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas nos Rois!"

Was den Doktor Guillotin betrifft, ſo war ſeine ephemere und zufällige Popularität ſchon längſt verſchwunden, noch ehe das Inſtrument zu Stande kam, das ihm ſeine Entſtehung verdankte. Er ſank in ſein früheres Dunkel zurück, welches ihn vor der blutigen Kataſtrophe ſchützte, die ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen traf. Man ſagte und glaubte zwar allgemein, daß er als das Opfer ſeiner eigenen Erfindung gefallen ſey, allein man irrte ſich; er wurde nur unter der Schreckensherrſchaft eingekerkert — angeblich, weil er mit Unwillen den ihm von Danton gemachten Vorſchlag zurückwies, die Aufſicht über die Errichtung einer dreifachen Guillotine zu übernehmen. **) Der 9. Thermidor befreite unter den übrigen Gefangenen auch ihn, und er lebte nachher noch viele Jahre in mäßigen Vermögens-Umſtänden, von ſeinen Freunden geſchätzt, aber durch ein tiefes Gefühl des großen, obwohl vielleicht nicht ganz unverdienten Unglücks niedergedrückt, das ſeinem Namen eine ſo ſchmachvolle Berühmtheit verliehen und ihn ſelbſt dem Abſcheu der Nachwelt preisgegeben hatte. Er erlebte noch die Reſtauration und ſtarb in ſeinem Bette zu Paris am 26. Mai 1814, im ſechsundſiebzigſten Jahre ſeines Alters.

Einige Gedichte Victor Hugo's.

Von Louiſe von Plonnies.

(Schluß.)

In den Dämmerungsgeſängen finden ſich neben größeren Gedichten und der ſehr großartigen Dichtung „Napoleon II." einige ſehr anmuthige poetiſche Blüthen. Wie lieblich iſt z. B. die „Blume und der Schmetterling".

Die Blume und der Schmetterling, von Victor Hugo.

Die arme Blume ſprach zum Schmetterlinge:
Bleib' doch bei mir!
Verſchieden Loos! du eilſt auf leichter Schwinge,
Ich bleibe hier.

Doch weiht die Lieb' mich dir zum Eigenthume,
Den Menſchen fern.
Und weil du Schmetterling gleichſt einer Blume,
Hab' ich dich gern.

Ach, grauſam hält die Erde mich in Banden,
Dich trägt die Luft.
Umſchweben deinen Flug zu ſchönern Landen
Will ich mit Duft.

Nein, hin, wo tauſend duft'ge Blumen ſtehen,
Eilſt du von hier,
Einſam ſeh' ich ſich meinen Schatten drehen
Zu Füßen mir.

Du flatterſt, kehrſt wieder, flichſt dann, um zu ſcheinen
Auf ferner Au,
Drum ſiehſt du mich an jedem Morgen weinen
Kryſtall'nen Thau.

Mein König! daß die Wonne dauernd werde,
Wurzle der mir,
Sonſt gieb mir Flügel, daß ich von der Erde
Aufſchweb' mit Dir!

So viel Gedichte auch auf den intereſſanteſten Stoff unſerer Zeit, den hiſtoriſchen Rieſen Napoleon, erſchienen ſind, ſo ſcheint mir doch keines derſelben die großartige Dichtung Victor Hugo's zu erreichen. Hier ſind ſeine koloſſalen Vergleiche, ſeine pompöſen Bilder, ſeine tönende Sprache ganz am rechten Ort und deshalb von großer Wirkung. Wie ahnungsvoll und großartig iſt ſchon der erſte Theil.

Napoleon II., von Victor Hugo.

Tauſend achthundert eilf. Jahr, wo unzählige Scharen
Vor einer düſtern Welle klagelauten waren
Und harrten auf des Gottes Ja.
Das hundertjähr'ge Reich, ſie fühlten es erzittern,
Zum Louvre, welcher glich Sinai in Gewittern,
Ein jedes Auge ſah.

Und da ſie redeten, zerbarſt die Wetterwolke,
Entlud den glühenden Schatz, und er erſchien dem Volke,
Des Schickſals auserwählter Sohn.
Und das ergriffne Volk ſah mit erſtaunlem Schweigen
Auf hoch erhob'nen Armen ihn der Erde zeigen
Sein Kind Napoleon.

Ein Hauch des Kindes ließ die in den prächt'gen Hallen
Des Invalidendoms gefang'nen Fahnen wallen,
So wie im Wind die Aehren wehn.
Sein ſanftes Schrei, den bald die Amme weiß zu ſtillen,
Läßt in der Freude Ton die Ungeheuer brüllen,
Die dort in eh'rnen Reihen ſtehn.

Und Er — ſein Angeſicht erglüht in ſtolzem Regen,
Die Arme, die gekreuzt ſtets auf der Bruſt gelegen,
Sie ſchloſſen ſich nun auf.
Es lag das Kind vom Vaterarm umſchloſſen,
Und ſeines Auges Liebesblitze floſſen
In mildem Glanz darauf.

Und als er dann gezeigt den Erben ſeiner Krone
Den alten Völkern und den Herrſchern alter Throne,
Erglüht' ſein Aug' in trunknem Schein.
Und wie der Aar, der auf zum Felſen ſich geſchwungen,
Stand er erhaben da und rief, von Luſt durchdrungen:
O, Zukunft! Zukunft! du biſt mein!! —

Ergreifend iſt die Stelle, welche den geſtürzten Adler in der Verbannung ſchildert:

Ihr wißt, was nun geſchah mit dem hiſter'ſchen Rieſen,
Sechs Jahre ließen ihn die Könige verſchließen,
Weit, hinterm weiten Afrika.
Verbannt Kinder! ach, Verbannung iſt ſo traurig,
Wie ſaß der hohe Mann in ſeinem Käfig ſchaurig
Gekrümmt, geſenkten Hauptes da.

Ja, hätt' er nichts geliebt auf Erden, der Verbannte! ...
Doch in der Löwenbruſt ein Vaterherz entbrannte,
Der Sieger liebte ſeinen Sohn.
Zwei Dinge blieben ihm in Kerker und Beſchwerde,
Das Bild von ſeinem Sohn, die Karte unſrer Erde,
Der Genius des Napoleon.

Am Abend, wenn ſein Blick aus dem Alkoven ſtreifte,
Wenn manch vergang'nes Bild dies kahle Haupt umſchweifte,
Was ſuchte dann ſein Aug' wohl in der tiefen Nacht? —
Indeß der Söldner Schaar, die Schildwacht bei ihm ſtehet,
Auf den Gedankenflug der hohen Stirne ſpähet
Und lauernd jeden Zug bewacht.

Die Erſcheinungen, welche der Dichter nun an dem ſinnenden Auge des gefangenen Eroberers vorüberziehen läßt, boten ſeiner Phantaſie ein reiches Feld dar:

Nicht immer waren's, Sire! wohl jene Heldenlieder,
Die mit dem Siegerſchwert Ihr ſchriebt der Erde nieder,
Montmirail, Arcol, Auſterlitz.
Die Pyramiden nicht, die ſteinernen Koloſſe,
Kabira's Paläa nicht und die numid'ſchen Roſſe,
Die an den Euren einſt hinzogen wie der Blitz.

Nicht immer war's der Lärm von Schlachten und von Kämpfen,
Der zwanzig Jahre lang in dichten Pulverdämpfen
Sein Ohr umzog in dumpfem Ton,
Wenn ſeines Mundes Hauch auf den bewegten Wellen
Ließ über dem Gedräng' die Fahnen wehn und ſchwellen
Als ſtolze Maſten der Eskadron.

Nicht Bilder von Madrid, dem Kreml und den Pharen,
Der Diana Morgengruß mit ſchmetternden Fanfaren,
Der Bivouac in dem Sternenlicht.
Und die Dragoner, kühn, mit langen Helmeshaaren,
Die Heldengrenadier', der Lanciers rothe Scharen,
Wimmelnd im Pikenwald wie Mohn im Korne dicht.

Lord Byron, Aleſſandro Manzoni, Lamartine, Caſimir Delavigne, Rodier, Béranger und viele deutſche Dichter haben dieſen Stoff zu mehr oder minder gelungenen Dichtungen benutzt, aber Hugo's großartiges Gedicht iſt wohl der prächtigſte Lorbeer, der auf das Grab des Helden gelegt wurde. Auch der Schluß iſt ergreifend.

Die Beiden ſind nicht mehr! Furchtbar ſchlug deine Rechte
Den Triumphator erſt, den Lenker der Geſchicke,
O, Ewiger! hinab,
Verbrachte daß du alsdann das Strafgericht — verronnen
Iſt ein Decennium, und ſchon haſt du geſponnen
Das Leichentuch für Beider Grab.

---

des Journaliſten Gorſas lächerlich machte, „daß ſelbſt die Hemden der Tanten des Königs dem Volke gehörten."

Rendez-moi les chemises de Gorsas,
Rendez-moi les chemises!

Gorſas wurde in der Folge Mitglied des National-Konvents und war der erſte dieſes Körpers, welcher guillotinirt wurde.

*) Der Tod, heißt es darin, iſt ein grauſamer, unerbittlicher Wüterich, der auf unſerem Flehen ein taubes Ohr zukehrt.

Le pauvre en sa cabane, où la chaume le couvre,
Est sujet à ses lois,
Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas nos Rois.

**) Es unterliegt keinem Zweifel, daß man um dieſe Zeit damit umging, eine doppelte Guillotine in Thätigkeit zu ſetzen. Der berüchtigte Fouquier-Tinville ſagte bei ſeinem Verhör aus, daß er oft innerhalb einer Dekade (neun Tagen) 250 Perſonen vor Gericht ziehen und verurtheilen ließ, das aber der Wohlfahrts-Ausſchuß ſich dennoch über ſeine Langſamkeit beklagt und deshalb habe, vier bewegliche Tribunale (tribunaux ambulatoires) mit eben ſo vielen tragbaren Guillotinen zu errichten.

O Jugend, Macht und Stolz, ihr müßt im Grab' erblassen,
Es möchte wohl der Mensch am Eingang etwas lassen,
Jedoch der Tod, er herrschet: Nein!
Ein jedes Element kehrt heim zu seinem Reichen.
Zur Erde muß der Staub, zur Luft der Rauch entweichen,
Den Namen hüllt Vergessen ein.

Es folgen nun noch einige Verse, in welchen sich der Dichter über Revolutionen im Allgemeinen ausspricht; dann schließt er mit den Worten:

O lange Nacht! Klag' ohne Ende!
Am Himmel nicht ein Fleckchen hell.
Verschlungen von dem Elemente.
Sinkt Mensch und Ladung in die Well'.
Allen der Tod im Meere winket.
König und Königskind ertrinket.
Das kahle, blonde Haupt versinket.
Vater und Kind Neapolen.
Alles verwischt, Alles verflogen.
Well' über Well' ist hingezogen.
Vergessend rauschen hin die Wogen
Um Leviathan und Aleion.

Mannigfaltiges.

— Gustav Adolph. Mit Vergnügen nehmen wir die nachstehenden, an uns gerichteten Zeilen auf:

„Mein Herr Redacteur!

„Wir lesen in der letzten Nummer Ihres Magazins ein Zeugniß des berühmten schwedischen Historikers über Gustav Adolph; erlauben Sie, daß ich ein anderes Zeugniß daneben stelle. Es ist das die Verehrung, welche der große König von Preußen, dessen Haus seit dem Tode des Helden von Lützen als Schutzmacht des Protestantismus dasteht, seinem unsterblichen Vorgänger lebenslang gezollt hat.

Friedrich also, seiner äußeren Stellung, wie seiner innersten Ueberzeugung und Durchbildung nach, durchaus Protestant, fühlte sich stets von Gustav Adolph's gesammten hehren Eigenschaften angezogen. Im vertrauten Kreise, in seinen schönsten Tagen auf Sans-Souci, im Juli 1752, erzählte er seiner Abendgesellschaft die Geschichte seines Lieblingshelden, Gustav Adolph's, mit einer so beseelten Beredsamkeit und auf so rührende Weise, daß Alle, Voltaire an der Spitze, in Entzücken waren. — 1756 am 24. November besuchte Friedrich das Schlachtfeld von Lützen und verweilte zwei Stunden auf demselben, im Angedenken an den unvergeßlichen Geistesverwandten; — und 1771 gewährte es ihm die größte Freude, daß der Oberst Baron Cocceji, auf einer Reise nach Stockholm, ihm ein längst gewünschtes Original-Bild Gustav Adolph's erkaufte, welches in dem königlichen Schlafkabinette von Sans-Souci aufgestellt wurde.

Man möchte sagen, daß der königliche Protektor der preußischen Gustav-Adolphs-Vereine eben so evangelisch mit seinem großen Ahnherrn sympathisirte, wie der hochselige Monarch, durch die Statue in Wittenberg, gleichsam einen Wunsch desselben Ahnherrn in Erfüllung brachte, welcher, in einer kleinen Schrift, das Lob der Reformatoren, namentlich Luther's, als „des Bellerophon, der die Chimäre zerschmetterte", mit Begeisterung erhebend sagt:

„Quand Luther n'auroit fait que délivrer les princes et les peuples du servile esclavage où les tenoit la cour de Rome, il auroit merité qu'on lui érigeât des autels comme au libérateur de la patrie: et n'eût-il déchiré que la moitié du voile de la superstition, quelle reconnoissance la vérité ne lui en doit-elle pas!"

Diese Danksagung, aus dem Evangelium des Herrn unmittelbar Licht, Wahrheit, Tugend schöpfen zu dürfen, ist die Quelle der Begeisterung für die Gustav-Adolph's-Vereine, des großen Schweden-Königs schönster Ruhm.

Mein Herr Redacteur

ganz der Ihrige

den 30. April 1844. Preuß."

— Arnaldo da Brescia. Diese neueste Tragödie Niccolini's, auf die wir zuerst durch Dr. A. Reumont's Vortrag im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen aufmerksam gemacht wurden und von der uns bald darauf italiänische Briefe die Kunde brachten, daß sie auf den römischen Index gekommen, ist uns jetzt in einem hier erschienenen Abdruck zugänglich *), so daß wir Gelegenheit haben, selbst zu beurtheilen, wer mehr Grund hatte: die Kritik zu ihrem Lobe oder die Curie zu ihrem Verbote. Hätten wir in dieser Sache ein censurgerichtliches Urtel zu fällen, so würde es etwa folgendermaßen lauten: „Auf die vom Publikum Italiens geführte Beschwerde haben wir, nach erfolgter Erklärung der Kritik, so wie nach genauer Prüfung des corpus delicti, für recht erkannt, daß die Entscheidung der Kommission des Index, mit Rücksicht darauf, daß Alles, was zugleich poetisch schön, historisch wahr und eines freien Geistes würdig gedacht, vorzugsweise Anspruch darauf habe, in die werthvolle Sammlung der librorum prohibitorum zu kommen, vollständig zu bestätigen und mithin die Beschwerde des neuerungssüchtigen italiänischen Publikums als unbegründet zurückzuweisen sey. V. R. w." — Die Gründe werden Jedem von selbst einleuchten, dem wir sagen, daß die Lehre Arnolds von Brescia: der Kirche Scepter, Schwert und Reichthümer zu nehmen, in dieser Tragödie mit Begeisterung vorgetragen und, wenn auch nicht siegreich, doch zuletzt noch mit der Glorie des Märtyrthums umgeben wird. Und nicht bloß gegen die weltliche Macht der Kirche, sondern auch gegen die Italien von fremder Gewalt auferlegte Geistesknechtschaft ist diese Tragödie gerichtet, die zwar, als eine Episode aus der Geschichte der Hohenstaufen, den Kampf zwischen Kaiser und Papst — zwischen Friedrich Barbarossa und dem als Hadrian IV. auf Petri Stuhl sitzenden Engländer Nicholas Breakspear — zum Gegenstand hat, aber weder für den Einen noch für den Anderen Partei nimmt, weil durch die Vereinigung Beider das nationale Element in Arnold von Brescia vernichtet wurde. In den beiden letzten Monologen des Trauerspiels spricht der Held zuerst seine religiösen Gedanken und dann seine politischen Wünsche für das Vaterland prophetisch aus:

... veggo i Tedeschi
Oltre l'Alpi fuggir, tratta nel fango
L'aquila ingorda, e un popolo redento
Farsi ludibrio della lor corona ...

Die Deutschen überhaupt werden in dem Stücke, in welchem sie eine wichtige Rolle spielen, als Unterdrücker der Freiheit dargestellt, und dies kann dem Dichter nur aus politischen Rücksichten verziehen werden, denn vom Standpunkte seines Arnolds aus wäre es poetischer und wahrer gewesen, wenn der Pöresiarch des 13. Jahrhunderts, der in Rom auf der Engelsburg verbrannt wurde, in die Zukunft schauend, Deutschland als seinen Rächer und als die Wiege der künftigen glücklicheren Bekämpfer seines triumphirenden Feindes bezeichnet hätte.

Im Uebrigen jedoch ist das Trauerspiel Niccolini's an poetischen Schönheiten außerordentlich reich und verdient das Lob, das ihm zu Theil geworden, in vollem Maße. Allerdings ist der Charakter des Stückes ein mehr lyrischer als dramatischer, und zwar sowohl durch den Gang der Handlung, denn Katastrophe schon am Schlusse des zweiten Aktes vorliegt und von da ab bis zum Ende des fünften in Monologen, Dialogen und Chören sich nur hinzieht, als durch die metrische, sehr mannigfaltige Form des Gedichtes. An manchen Stellen, wie z. B. in dem wechselnden Chor der Römer und Schweizer am Schlusse des ersten Aktes, ist es geradezu, als ob man einen Operntext vor sich hätte, den Rossini oder Donizetti in Musik setzen sollte, aber an andern Stellen erhebt sich der Chor wieder zu solcher Kraft und Schönheit, wie er in einem neueren Drama nur noch in Schiller's „Braut von Messina" sich findet, oder er trägt uns eben so sinnige als schwungreiche Parabeln vor, wie z. B. die vom barmherzigen Samariter am Schlusse des dritten Aktes.

Wahrhaft imponirend ist der Chor im fünften Akte, wo Römer und Deutsche an den beiden Ufern der Tiber einander gegenüber lagern. Wir citiren hier nur die Anfangsverse des

Coro di Romani.

All'armi, Romani! fra queste ruine
Udite la voce dell' arme latine,
Che, sorgi, ti grida, o Popolo Re!
L'eterna cittade non muore alla gloria:
Mirate quel tempio che avea la Vittoria:
Il cener dei forti vil polve non è.
I nostri sepolcri son pieni di fatti:
Vi fremono l'ombre degli avi sdegnati
Di lungo servaggio col vile dolor.
Un Barbaro usurpa di Cesare il nome,
E mano straniera gli pon sulle chiome
La nostra corona, del mondo terror.
Qui grida il Tedesco ch'è spento il coraggio
La spada romana risponda all' oltraggio,
E contro il furore combatta virtù.
Ritorni al suo nido, ritorni alla prole:
Dal dì que non segue la strada del sole
Ha l'aquila spresa la vil servitù.

Es erwiedert darauf der

Coro di Tedeschi.

Ognor s'avvallano queste ruine
Che del teutonico valor son fede:
Più giace il popolo che le possiede.
Invan richiamasi quel ch'è passato;
Nè torna all' apice chi al fondo cade:
Roma è lo scheletro d'un' altra etade
Non ha quel popolo seconda vita:
Da polve gravida di sangue e pianto
Nol desta magica forza di canto.

Un principe Tedesco.

Salmi e non fremiti sono per voi
Figli degeneri di antichi eroi:
La stola vestasi, non la loriea
E il ferro Italia mi benedica.

Für den Abdruck dieser dramatischen Dichtung, die bei dem obwaltenden Verbote in Italien kaum mehr zu haben ist, können wir der in vielen Zweigen der ausländischen Literatur so thätigen Verlagshandlung nur dankbar seyn. Die Korrektur hat es an Sorgfalt nicht fehlen lassen, doch vermissen wir mit Bedauern die historischen Erläuterungen, die Niccolini seinem Werke hinzugefügt hat, obwohl die Lebensbeschreibung Arnold's von Brescia als werthvolle Zugabe mit abgedruckt ist.

*) Als Nr. 11 des Teatro Italiano (Berlin, Schlesinger. Pr. 10 Sgr.).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 4. Mai 1844.

Süd-Afrika.

Etwas über die Sprache der Kaffern.

Von den Sprachen der Südhälfte Afrika's, die für uns zum größten Theile noch im dichtesten Dunkel ruhen, sind die kaffrische und die des Betschuana-Volkes wenigstens so weit angebaut worden, daß man von ihrem originellen Charakter sich einen Begriff bilden kann; allein dieser unvollkommene Anbau selber ist noch sehr neu. Der französische Missionar Eugène Casalis ließ im Jahre 1841 eine mit geschickter Hand entworfene Skizze der Betschuana-Sprache erscheinen; der britische Missionar W. B. Boyce aber hatte schon 1834 zu Grahamstown eine Grammar of the Kafir Language drucken lassen, von deren Existenz ich zum ersten Mal Kunde erhielt, als ein ungenannter hiesiger Gönner der linguistischen Studien mir sein eigenes Exemplar des Buches, von einem freundlichen Schreiben begleitet, zum Geschenk übersandte.

Der Verfasser nennt sein Werk die erste Grammatik dieser Sprache, die jemals gedruckt worden (the first Kafir grammar ever printed); im Buche selbst bezieht er sich einige Mal auf Vokabularien, die vermuthlich nur als Manuskripte vorhanden sind. Da er bei Entwickelung und Darstellung der Regeln einer so ungemein schwierigen Sprache nach bündigster Kürze gestrebt, so ist es allerdings, wie er selber befürchtet, nicht ohne Dunkelheiten abgegangen, die aber zum Theil verschwinden, wenn man das Buch wiederholt aufmerksam gelesen, die Methode erfaßt und einen übersichtlichen Standpunkt gewonnen hat.

Schon das Lautsystem des Kaffrischen bietet uns allerlei Merkwürdiges, namentlich in der Konsonanten-Bildung. Der reine R-Laut fehlt den Kaffern; gleich den Chinesen und vielen Völkern Australiens vertauschen sie das R ausländischer Wörter gewöhnlich mit L; dagegen besitzen sie einen verwandten Laut, der, ähnlich dem arabischen Ghain, räuspernd aus der Kehle kommt, und von dem es zwei durch 'r und ʿr bezeichnete Varianten giebt. Drei andere Laute, zu deren Bezeichnung man die Buchstaben c, q und x gewählt hat (Boyce nennt sie klappende, clicks), sind dem Europäer, wenn er sie nicht schon in seiner Kindheit sich angeeignet, unaussprechbar; beim ersten wird die Zunge gegen die Vorderzähne gedrückt; beim zweiten die Zungenspitze gegen den Gaumen, und der dritte wird gar aus den Mundwinkeln hervorgestoßen. — Die Vokale sind alle rein und hell auszusprechen; und der Verfasser folgt bei ihrer Schreibung weislich der deutschen Orthographie. Man bildet gern Diphthongen; der zweite Vokal darf aber nur i oder u seyn, und a verschmilzt oft mit u in o, mit i in e. Jedes Wort lautet in einen Vokal aus; es scheint, als solle die Wirkung der barbarischen clicks, die bisweilen obendrein zwischen andere Konsonanten eingeklemmt sind (gcw, ncw, gqw, nxw), durch eine gewisse Fülle von Selbstlautern gemildert werden.

Die Kaffern-Sprache giebt sich in ihrem ganzen Bau als eine Schwester der Betschuana-Sprache zu erkennen; nur hat sie die allen beiden gemeinsamen Eigenthümlichkeiten kühner und großartiger ausgebildet: sie ist theils gehaltreicher (zu ihrem wahren Gewinne), theils wenigstens viel üppiger entwickelt. Wenige Verhältnisse der Wörter bezeichnet man durch Endungen, bei weitem das Meiste durch Vorsätze und vielfache Umbildung der Anfangslaute, besonders in regierten Wörtern. Wohl nirgends wird handgreiflicher und gewissermaßen despotischer zum Bewußtseyn gebracht, daß alle Satzglieder um des einen Subjektes willen da sind. Während die amerikanischen Sprachen durch gegenseitige Einkörperung der Glieder jeden Satz auch dem äußeren Sinne als ein logisches Wort kundgeben, lassen die südafrikanischen den Häuptling, das Subjekt, in mehr oder weniger durchscheinender Verlarvung aus jedem Winkel hervorblicken. Dort scheint die Einheit des Satzes wie aus gütlicher Verabredung entstanden, hier wie durch das Machtgebot eines Herrschers ins Daseyn gerufen.

Jedes Selbstandswort besteht aus einer Wurzel und einem Präfixe, d. h. einem Bestandtheil ohne eigene Bedeutung, dessen vornehmste Bestimmung die ist, das Selbstandswort als solches kenntlich zu machen. So z. B. sind in den Wörtern inkosi, Häuptling, ihasche, Pferd, umkonto, Speer, abantu, Volk, das in, i, um und aba Präfixa. Es giebt aber besondere Präfixa für die Einheit und besondere für die Mehrheit: so wird aus udade, Schwester, odade, Schwestern; aus umfasi, Weib, abafasi, Weiber, u. s. w.

Das Präfix des Subjektes hat nun die Tendenz, vor jedem abhängigen Worte sich zu wiederholen. Geschähe dies allemal im buchstäblichen Sinne, so wäre eine gar zu rohe und obendrein Konfusion erzeugende allgemeine Nivellirung die Folge davon. Ganz wiederholt es sich daher nur vor dem Adjektiv; den übrigen Worten schickt es gewisse Einzellaute, bloße Fragmente seines Wesens, als seine Repräsentanten zu. Hat z. B. ein Subjektswort ulu als Präfix, und soll das folgende Wort im Genitiv gedacht werden, so wird dessen Präfixe ein bloßes l vorgesetzt, das aber, beiläufig bemerkt, wenn der Anfangsvokal u ist, demselben o substituirt: in uluti lomkonto, Schaft eines Speers, steht das zweite Wort für umkonto; derselbe Genitiv würde aber nach Subjektswörtern mit anderen Präfixen, womkonto, yomkonto, somkonto u. s. w. lauten. Zu größerem Nachdrucke bedient man sich auch wohl einer Reduplication mit euphonischer Lautveränderung: gowomkonto, sesomkonto u. s. w.

Von den Fürwörtern widersetzen sich nur ich und du diesem Einflusse des Subjekt-Präfixes; die dritte Person aber gehört ihm so ganz an, daß sie selbst als Stellvertreterin des Subjekt-Nomens, d. h. im Nominativ, immer nur eine relative Form hat, weil man kein Er (Sie, Es) denken kann, ohne ein Substantiv mit irgend einem bestimmten Präfix im Sinne zu haben. Ihr Nominativ lautet abwechselnd yena, yona, sona, bona, kona, wona; ihr Accusativ, am, li, yi, si, lu, wu u. s. w. Wird der Genitiv, (besitzanzeigend) einem Nomen beigegeben, so hat er, je nach dem Präfixe desjenigen Nomens, das den Besitzer ausdrückt, die Formen ake, alo, ayo, aso, awo u. s. w., und vor diese Formen tritt noch ein Laut, welcher den besessenen Gegenstand repräsentirt. Will man z. B. ihre Frauen sagen, und soll ihre auf Männer, amadoda, sich beziehen, so muß wegen des Präfixes ama von amadoda die Form awo des Pronomens gewählt werden, und dieser Form tritt noch ein b vor, welches von dem Präfixe aba in abafasi, Frauen, verlangt wird: abafasi bawo.

Dieselbe vollkommene Unselbständigkeit zeigen die Demonstrativa, welche, obgleich vor dem Nomen hergehend, nach Maßgabe jedes Präfixes ihre Form wesentlich verändern, z. B. ab-abantu, dieses Volk; el-ihasche, dieses Pferd; esi-sitya, dieser Korb u. s. w.

Das bezügliche Fürwort ist ein bloßer Vokal, a, e oder o (letztere beiden statt a+i und a+u). Es vermittelt die Verbindung des Hauptwortes mit dem Beiworte; denn Beiwörter schließen hier den Begriff des Seyns mit in sich. Außerdem wird vor dem Adjektive das Präfix des Substantives wiederholt, wie oben bemerkt, z. B. um-fasi om-kulu, die Frau, welche groß (ist), die große Frau.*) — Will man zwei Hauptwörter in Apposition bringen, so leidet keines durch den Einfluß des anderen, da sie von einander unabhängig sind; es wird aber dem zweiten eine Präposition vorgesetzt, deren Form von dessen Präfixe bedingt ist, und dieser wieder das bezügliche Fürwort. Man sagt also z. B. nicht: der Mann, welcher Häuptling (ist), sondern der Mann, welcher als (durch, mit) Häuptling existirt. Aus umtu und inkosi wird in diesem Verhältnisse umtu o-y-inkosi. Dieselbe Präposition verknüpft jedes Prädikat mit seinem Subjekte.**) — Um den Genitiv und Accusativ des bezüglichen Fürworts auszudrücken, hat man die Wahl zwischen verschiedenen Wendungen, die wiederum eine reiche Fülle von Formen erzeugen und mit dem sonstigen Charakter der Sprache im schönsten Einklange.

Im Verbum kann nur die abstrakte, als Nomen gebrauchte, Form Präfixa erhalten. Es giebt einfache Verba und solche, die mit gewissen, die Bedeutung abschattenden Hülfswörtern unzertrennlich zusammenhangen. Das Leiden, die Verursachung, Rückwirkung, Gegenseitigkeit u. s. w. bezeichnet man hier, wie in gewissen Sprachen-Klassen anderer Welttheile (z. B. der semitischen, tatarischen, finnischen) und wie in den Neger-Idiomen von Senegambia, durch Zusätze an der Wurzel, z. B. tanda, lieben; tandwa, geliebt werden; tandisa, bewirken, daß Einer liebe u. s. w. Auch die Negation schmiegt sich in verschiedenen Formen dem Verbum an. Von vorn werden Fürwörter angefügt, die aber mit den abstrakt gebrauchten keine oder geringe Aehnlichkeit haben (man vergleiche im Französischen je neben moi; tu neben toi; il neben lui) und, je nachdem sie dieses oder jenes Tempus konstituiren oder konstituiren helfen, auch unter sich verschieden sind. Die erste

*) Um in om-kulu steht für a+um, d. h. für das Relativ und das wiederholte Präfix des Hauptwortes. — In der Betschuana-Sprache fällt hier das Relativ weg.

**) So wird in den slawischen Sprachen das Prädikat dem Subjekte unter gewissen Bedingungen nicht im Nominativ, sondern im Instrumental beigegeben: otot tschelowek byll soldatom (nicht soldat), dieser Mensch war Soldat; so setzen die Araber das Prädikat stets in den Objekts-Kasus, welcher eigentlich adverbialer Kasus ist. Das Prädikat wird in allen diesen Fällen ein zum Verbum der reinen Existenz gehörendes Adverb.

und zweite Person leiden auch hier keine Einwirkung des Subjekt-Präfixes, wohl aber die dritte, welche nach Maßgabe des letzteren uya, liya, siya u. s. w. lauten kann, z. B. der Mensch liebt, umtu uya-tanda; das Volk liebt, iliswe liya-tanda.

Man zählt sechs Arten, drei Zeiten und drei Währungen; für jede Zeit und Währung giebt es aber mannigfache Ausdrucksweisen. So z. B. kann ich war liebend (amabam) durch acht Formen dargestellt werden: benditanda, dibenditanda, danditanda, dabenditanda, dandibenditanda, dayenditanda, dayebenditanda, dayendibenditanda. Da die dritte Person hier, wie im ganzen Verbum, schon des Subjektpräfixes wegen zehn Mal sich verändern kann, so resultiren für diese allein, durch alle acht Formen des Imperfekts, 80 Formen. Und doch handelt sich's hier nur von einer Person einer Unterabtheilung der einen Vergangenheit!!

Die Währung wird auf das gewissenhafteste bezeichnet. Beispiel:

	Unbestimmt.	Unvollendet.	Vollendet.
Gegenwart.	diya-tanda, ich liebe.	diya-wa-tanda, ich liebe jetzt.	di-tandile, ich habe geliebt.
Vergangenheit.	da-tanda, ich liebte.	bendi-tanda, ich war liebend.	bendi-tandile, ich hatte geliebt.
Zukunft.	diya-ku-tanda, ich werde lieben.	diya-ku-bandi-tanda, ich werde liebend seyn.	diya-ku-bandi-tandile, ich werde geliebt haben.

Dieses Wenige mag einen vorläufigen Begriff von einer Sprache geben, die uns in gewissen Erscheinungen den sprachbildenden Geist des Menschen von einer ganz neuen Seite zeigt. Sx.

England.

Die materiellen und moralischen Quellen der irischen Volksnoth.

(Fortsetzung.)

Man wird zugeben, daß wir hier bei Schilderung der Lage der meisten südlichen Grafschaften Irlands nicht übertrieben haben. Es giebt nur drei Mittel, um ein Land aus solchem Elend herauszuziehen: dies ist entweder eine Revolution, welche die Regierung und die Institutionen umstürzt und die ganze Oekonomie der sozialen Verhältnisse verändert, eine Revolution, durch welche die Aristokratie vernichtet und die Pächter in Eigenthümer verwandelt werden, — oder die Schöpfung von Kapitalien vermittelst individueller Thätigkeit und Sparsamkeit, — oder die Einführung fremder Kapitalien. Im ersten Fall würde die gegenwärtige Generation die Veränderung, deren Folgen erst der künftigen Generation zu Gute kämen, mit ihrer Ruhe und Sittlichkeit erkaufen. Zur Wirksamkeit des zweiten Mittels würden Jahrhunderte erforderlich seyn. Niemand eignet sich weniger zur Anhäufung von Ersparnissen als ein kleiner Pächter oder Grundbesitzer. Dem Ersten fehlt die Fähigkeit, dem zweiten im Allgemeinen der Wille dazu. Es bleibt also nur die Einführung fremder Kapitalien übrig: dies ist ein Mittel, das am schnellsten, sichersten und leichtesten wirkt. Aber ein solches Mittel steht einem Lande selten zu Gebote. Ist es ein selbstständiges Land mit eigner Regierung und Institutionen, so wird es einen solchen Beistand nie erlangen, weil es keine Kapitalisten finden wird, die ihre Fonds unter den Schutz fremder Gesetze und einer Administration hingeben werden, für die sie keine Garantie haben und auf welche sie keinen Einfluß üben.

Ist dagegen das Land, um das es sich handelt, der Theil eines größeren Reichs, von welchem mehrere andere Provinzen an unbeschäftigten Kapitalien Ueberfluß haben, — besitzt es außer schiffbaren Flüssen und bequemen Häfen eine gewisse Masse von mineralischen Schätzen und Wasserströmungen, die ihre treibende Kraft den Maschinen der Fabriken unentgeltlich darbieten, — ist sein Boden fruchtbar und, während es an Armen nicht fehlt, nur zur Hälfte angebaut, — dann ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß seine materiellen Leiden nach wenigen Jahren von selbst heilen werden. Alles dies paßt auf Irland. Betrachten wir nur seine materielle Lage, so gleicht es einem großen brachliegenden Feld, wo der Ueberschuß der englischen und schottischen Kapitale hinzuleiten ist, um den Ueberschuß menschlicher Arbeit, den die irländische Bevölkerung zu geben hat, nutzbar zu machen. Der Arbeitslohn ist so niedrig, daß, auch wenn man den geringen Werth der irländischen Arbeit zugiebt, doch bei der Gründung von Manufakturen noch sehr gute Geschäfte zu machen sind. Der Boden selbst bietet die vortheilhaftesten Chancen für die Anlegung von Kapitalien. Aus den von der Armengesetz-Kommission im Jahre 1836 und 1837 gesammelten Aussagen geht hervor, daß der irische Boden nicht das Viertel, ja vielleicht nicht das halbe Viertel dessen bringt, was er mit einem anderen Kulturspstem bringen könnte. Gleichwohl läßt man diese Elemente des Reichthums unbenutzt liegen. Unsere Kapitalisten, die so leicht bereit sind, ihr Geld in die Ferne, nach Spanien, in die Türkei, nach Süd-Amerika, in die Vereinigten Staaten zu schicken, in Länder mit barbarischen, schwachen, illoyalen Regierungen, wo Gesetze herrschen, die nur dem Schuldner günstig sind, dieselben Kapitalisten ziehen sich zurück, wenn es sich um Irland handelt. Es muß also in den Institutionen Irlands, in den Sitten des irischen Volkes etwas liegen, was die britischen Kapitalien von einer so natürlichen, so produktiven Anwendung, wie es die Befruchtung des Bodens, die Beförderung der Industrie in diesem unglücklichen Lande seyn würde, zurückschreckt. Die moralischen Schäden Irlands also sind es, welche die Heilung seiner physischen Leiden hindern; hiermit gehen wir auf die Betrachtung der ersteren über.

Wir haben diese moralischen Krankheiten schon genannt: es ist Unsicherheit, Unwissenheit, Trägheit.

Die Unsicherheit der Personen und Güter in Irland entspringt aus jener Neigung zur Gewaltthätigkeit, zum Widerstand gegen das Gesetz, welches ein Hauptzug des National-Charakters ist und zugleich die Quelle der nationalen Leiden. Hierin unterscheidet sich der Irländer und Engländer am meisten. In England ist die große Mehrheit des Volks loyal: sie liebt und achtet das Gesetz und glaubt daran. Es ist fast unerhört, daß das Civil-Gesetz daselbst den geringsten Widerstand findet. Die Entscheidungen der Gerichte in Privatsachen sind nicht bloß sicher vor der Kritik; Niemand kümmert sich um den gerichtlichen Mechanismus, aus dem sie hervorgegangen sind: so wenig setzt man darin innere Fehler voraus. Jeder, der das Kriminal-Gesetz verletzt, fordert gegen sich die ganze Gesellschaft heraus. Dies Alles ist daraus zu erklären, daß die englischen oder schottischen Gesetze viel häufiger die Interessen des Armen als die des Reichen schützen. Denn wo die Masse von Lohn lebt, sind die Armen immer Gläubiger, die reichen und mittleren Klassen immer Schuldner. Der Mensch, der mit seinen Händen arbeitet, weiß nicht viel von den Gerichten, außer daß, wenn er Beschwerden gegen seinen Brodherrn hat, dieselben hier erledigt werden. Er fürchtet nicht, daß man sie gegen ihn mißbrauche, denn eine lange Erfahrung hat ihm gezeigt, daß die höheren und mittleren Klassen nicht gern einen Prozeß gegen einen armen Schlucker oder Verantwortlichkeit riskiren.

In Irland dagegen ist der Schuldner der Arme, der Gläubiger der Reiche. Die Arbeiter, d. h. eine Million Familien, welche gegenwärtig den Boden von Leinster, Munster und Connaught innehaben, kennen die Existenz der Civil-Gerichte nur als die Quelle der Prozesse, die sie zu bestehen hatten, der Noth, die die Folge davon war, der Vertreibung, die gegen sie verhängt worden. Zu dem unentbehrlichen Dienstpersonal eines Gutes gehören dort zwei Beamte, von denen der eine der Driver, der andere der Process-server heißt. Der Erstere hat das Vieh des zahlungsunfähigen Pächters in Beschlag zu nehmen, der Zweite seine Austreibung zu bewirken. Es giebt Gegenden in Irland, wo der Driver — man mag ihn brauchen oder nicht — von jedem Pächter eine jährliche Bezahlung erhält. Es giebt andere in großer Zahl, wo jeder Pächter jedes Jahr einen ordentlichen Abschied bekommt, der ihn von dem Grundherrn ganz abhängig macht. Es giebt welche, und das noch viel häufiger, wo die Reductionen, die der Grundherr zu bewilligen genöthigt ist, statt eine bleibende Ermäßigung zu bewirken, als nachzuzahlende Rückstände gerechnet werden, die drohend über dem Haupt des Schuldners schweben und dem politischen oder persönlichen Groll des Gläubigers dienen müssen. Die Anzahl der Austreibungen in dreizehn Grafschaften des südlichen Irlands in den Jahren 1826—1833 betrug 10,336.

Ein Gesetz, das solche Wirkungen hat, kann unmöglich des Volkes Achtung erwerben, selbst wenn sein Zweck ein gerechter, seine Anwendung eine unparteiische wäre; daß dies hier nicht der Fall ist, liegt auf der Hand. Jahrhunderte hindurch war der Hauptzweck des Civil-Gesetzes, wie man es in Irland anwandte, nicht, einem Menschen gegen einen anderen Recht zu verschaffen, sondern durch Verführung und Gewalt die große Mehrheit der Einwohner zur Glaubensänderung zu bewegen. Darum wurden die Katholiken von den höheren Beschäftigungen, den Universitäten und öffentlichen Aemtern ausgeschlossen; man verbot ihnen, ihre Kinder studiren zu lassen, Güter zu kaufen, ja selbst sich dem Handel zu widmen, insofern sie von den Corporationen ausgeschlossen waren, welche gewisse Handels-Monopole besaßen. — Das Kriminal-Gesetz hat sich den Haß der Irländer mit Recht nicht weniger zugezogen. Einmal ist es die Stütze, der Arm des Civil-Gesetzes: wenn das eine gesprochen hat, führt das andere aus. Dann diente es lange dazu, Handlungen nicht bloß unschuldiger, sondern sogar verdienstlicher Art zu strafen. So wurde es früher katholischen Priestern zum Verbrechen angerechnet, wenn sie die Ceremonien ihrer Religion ausübten, katholischen Lehrern, wenn sie ihre Zöglinge unterrichteten, katholischen Aeltern, wenn sie ihre Kinder ins Ausland schickten, um ihnen die Bildung zu verschaffen, die ihnen von den Herren des Landes versagt ward, katholischen Pilgern, wenn sie nach gewissen durch eine religiöse Tradition geheiligten Orten wallfahrteten. Ueberdies hatte man die ganze Gerichtsbarkeit in die Hände der Lokal-Aristokratie gelegt, so daß sehr oft ein armer katholischer Pächter seinen protestantischen Grundherrn zum Richter hatte. In solchen Fällen wurde gewiß oft, wenn auch nicht immer, Ungerechtigkeit begangen, aber immer glaubte man daran, und wo es sich um die Wirkung auf die öffentliche Meinung handelt, ist der Verdacht durchaus eben so nachtheilig, als die Wirklichkeit.

Der Haß gegen das Gesetz führt zu den Versuchen, die Macht desselben zu paralysiren, und dies geschieht in Irland dadurch, daß man ihm ein anderes Gesetz gegenüberstellt, ein Gesetz, das aber nicht geschrieben ist, sondern das sich aus einer Menge von Präcedenzfällen von selbst gebildet hat, ein Hülfsmittel, das, obwohl es der Umsturz alles wahren Gesetzes ist, doch so viel Macht und Ansehen besitzt, daß man es mit Recht ein Gesetz nennen kann. Sein allgemeinster Zweck ist, gewisse Bestimmungen des wahren Gesetzes zu vereiteln und die Individuen der reichen Klasse von dieser oder jener Maßregel zurückzuschrecken, welche die Arbeiter oder Bauern als den Interessen ihres Standes nachtheilig betrachten. Es ist verschieden nach den verschiedenen Zeiten und Orten, aber man kann es unter zwei Hauptgesichtspunkten betrachten, als ländliches und als städtisches Insurrections-Gesetz.

Auf dem Lande sucht die Insurrection bald die Herabsetzung des Pachtpreises, bald die Verminderung oder Aufhebung der Zehnten durchzusetzen, bald die Zölle abzuschaffen, bald die der katholischen Geistlichkeit zu zahlenden Gebühren zu beschränken, hier den Arbeitspreis zu erhöhen, dort die Konkurrenz der fremden Arbeiter zu verhindern, immer und überall aber, sich vor der Austreibung zu schützen. Gewöhnlich ist die Veranlassung zur Anwendung

jenes Geſetzes eine Maßregel, die von einem Grundherrn oder von einem Unternehmer von Arbeiten ausgegangen iſt und wodurch ſich die Bauern oder Arbeiter benachtheiligt glauben. Diejenigen, welche unmittelbar davon getroffen werden, oder welche die Anſteckung eines verderblichen Beiſpiels fürchten, gehen von Hütte zu Hütte und gewinnen bald durch Verführung, bald durch Drohungen Helfershelfer, welche ihnen den Eid des Gehorſams ſchwören; dieſe bieten wieder ihre Nachbarn auf, und ſo greift die Verſchwörung um ſich. Die Verſchworenen beſitzen meiſt einige Waffen und verſchaffen ſich noch andere, indem ſie die Häuſer, wo dergleichen aufbewahrt ſind, plündern. Die Anführer verurtheilen dann diejenigen, welche ſich des gefährlichen oder verbrecheriſchen Akts ſchuldig gemacht, zur Tortur, zur Verſtümmelung, ja zuweilen zum Tode. Zuweilen trifft die Familie und die Freunde des Verurtheilten derſelbe Spruch wie dieſen. Zur Ausführung deſſelben läßt man gewöhnlich fremde Bauern aus weiter Ferne kommen. Dieſe improviſirten Henker erhalten außer ihren Reiſekoſten noch einen kleinen Lohn für die Dienſte, die ſie geleiſtet.

Dieſe Beſtrafungen tragen den Charakter, der eine geſetzliche Execution von einer individuellen Rache unterſcheidet. Sie werden nicht gegen eine Perſon, ſondern gegen eine Handlung angewendet; ſie dienen mehr zur Warnung als zur Befriedigung eines Grolls; ſie treffen mehr die Werkzeuge als die Urheber der verhaßten Maßregel. Daher wird gewöhnlich nicht der Grundherr, in deſſen Namen eine Austreibung ſtattgefunden, von den Freunden des vertriebenen Pächters beſtraft, ſondern der Bauer, der den Platz des Letzteren eingenommen; nicht der Herr, der ſeinen Pachtzins in die Höhe getrieben, ſondern der Pächter, der ihn bezahlt; nicht der Pächter, der einen dem Diſtrikt fremden Arbeiter gemiethet hat, ſondern der Fremde, der es gewagt, den Einheimiſchen ihre Arbeit ſtreitig zu machen; nicht der Prieſter, der zu viel fordert, ſondern der Laie, der zu viel bezahlt. So unempfindlich ſie bei den von ihnen verhängten Strafen zu ſeyn ſcheinen, ſo ziehen ſie doch die Drohung, welche vorbeugt, der Ausführung ſelbſt vor. Wenn ſie ſich durch einige eklatante Ermordungen den öffentlichen Gehorſam geſichert, ſo machen ſie ihre Edikte bekannt, worin ſie die und die Handlungsweiſe befehlen oder verbieten. Wer ihnen gehorcht, hat nichts zu fürchten.

Das Geſetz der ſtädtiſchen Aufſtände unterſcheidet ſich von dem anderen nur durch ſeinen unmittelbaren Zweck. Es ſucht eben ſo die Verhältniſſe zwiſchen Arbeiter und Fabrikherrn, wie jenes die zwiſchen Grundherrn und Pächter, zu beſtimmen. Den Gebrauch der Maſchinen zu unterdrücken, die Rohſtoffe nicht anders als im rohеſten Zuſtand von außen hereinkommen zu laſſen, die Stückarbeit zu verhindern, den Lohn des geſchickten und unwiſſenden, des trägen und eifrigen, des ſchwachen und ſtarken Arbeiters gleich zu machen, kurz den Fabrikanten zu zwingen, daß er ſein Kapital, den Mechaniker und Chemiker, daß ſie ihr Wiſſen und Talent nach dem Belieben des kurzſichtigen Arbeiters verwenden, das ſind die Zwecke jener Handwerkergeſellſchaften, die jede iriſche Stadt, in der die Induſtrie noch einigen Spielraum bewahrt hat, beherrſchen. Die Mittel, dieſe Herrſchaft auszuüben, ſind hier dieſelben wie auf dem Lande: Martern, Verſtümmelungen, Mord. In der Rede, die O'Connell am 13. Februar 1838 hielt, indem er die Bildung eines Comité's über die Arbeiter-Aſſociationen vorſchlug, ſagt er: „In Cork ſind in den letzten zwei oder drei Jahren 37 Perſonen mit Vitriol verbrannt worden, ſo daß ſie ihr Geſicht verloren. In Dublin vergeht kein Tag, wo nicht ein ähnliches Verbrechen begangen wird. Am 4. Januar iſt ein Mann furchtbar geſchlagen worden, bloß weil er die Loſung nicht anzugeben wußte, indem er nicht zur Coalition gehörte. Am 11ten ging es einem Manne und ſeiner Frau eben ſo, weil der Mann ſich nicht koaliſirt hatte. Unter den Arbeitern, welche vor der direkten Ausführung dieſer barbariſchen Executionen zurückſchrecken, ſind Manche, die drei Shillings wöchentlich geben zur Beſoldung der Henker, die man in ihrem Namen braucht."

Die zur Unterſuchung der Verhältniſſe der Handwebſtuhlarbeiter ernannten Commiſſarien ſagen in ihrem Bericht: „Man könnte zweifeln, ob es in der Welt eine abſolutere, eine härtere Tyrannei gäbe, als die einer Coalition in Glasgow; aber der Zuſtand von Dublin verhält ſich zu dem von Glasgow wie eine permanente Krankheit zu der Furcht vor einem Rückfall. Die Neigung zur Verletzung, zur Verſtümmelung, zum Mord, die ſich in Glasgow nur in Folge einer langen Arbeitsnoth zeigt, iſt in Dublin etwas Alltägliches."

Es iſt alſo kein Wunder, daß man nicht bloß keine neue Kapitalien in Irland eingeführt hat, ſondern daß ein großer Theil der ſchon geſchaffenen Kapitalien ſich von dieſem Ort des Fluchs entfernt hat. So iſt die ehemals in Dublin blühende Induſtrie der Schiffbauer gänzlich zu Grunde gegangen, ſo haben die Fährleute die mit großen Koſten gegrabenen Kanäle faſt unnütz gemacht. „Irland", ſagt ein Zeuge der Armengeſetz-Kommiſſion, „Irland iſt das Land der Welt, wo die Arbeit am theuerſten iſt. Die Handwerker jeder Art verlangen wenigſtens ein Drittel mehr als in England."

Das Verbrechen, das die Geſetzgeber der Rebellion überall mit ihrer furchtbarſten Rache verfolgen, iſt das, ihren natürlichen Feinden, den Gerichten des Landes, Beiſtand geleiſtet zu haben, und zwar werden hier wieder die Richter, die Geſchworne, der öffentliche Ankläger und der Polizeibeamte, d. h. die Hauptleiter einer verhaßten Maßregel, im Allgemeinen geſchont; dagegen der Angeber und Zeugen können ſich nur durch Flucht der Strafe entziehen. Jedes Individuum, Mann, Weib oder Kind, das ſo unglücklich iſt, vor Gericht citirt zu werden, und ſo unbeſonnen oder ſo gelehrig, daſelbſt zu erſcheinen, hat, wenn es ſich um eine Thatſache der Rebellion handelt, nur zu wählen zwiſchen Lüge, Auswanderung oder Tod. Es giebt Verbrechen, die vor hundert Zeugen, vor ſämmtlichen Bewohnern eines Diſtrikts begangen werden können und die man doch nicht beweiſen kann. Die Verwalter der Gerechtigkeit ſind dadurch genöthigt, ſich mit einem überall anderswo verdächtigen Zeugniß, dem der Mitſchuldigen, zu begnügen. Wenn z. B. eine Gewaltthätigkeit begangen worden, ſo verhaftet man ſofort Alle, von denen man glaubt, daß ſie fähig geweſen, daran Theil zu nehmen, indem man hofft, daß einer von ihnen ſich erſchrecken oder beſtechen laſſen und die anderen verrathen wird. Wenn Alle Stand halten, ſo ſind Alle gerettet, und man fügt zu der langen Liſte unbeſtrafter Verbrechen ein neues hinzu. Wenn dagegen einer von ihnen, aus Furcht, daß ihm ein Anderer mit vortheilhaften Aufſchlüſſen zuvorkommt, ſich beeifert, dem Richter die erforderlichen Beweiſe zu liefern, ſo darf dieſer, ſeiner Sicherheit halber, erſt nach Beendigung des Prozeſſes ſich aus dem Gefängniß entfernen, und dann muß er, ſeine Familie und ſeine Freunde Irland verlaſſen, und zwar für immer.

Vor einer Parlaments-Kommiſſion ſagte Herr Barrington aus: „Wenn ein Spitzbube die Hand in Jemandes Taſche ſteckt, ſo umringen die Umſtehenden den Letzteren und machen ſich um ihn zu thun, um Jenem die Flucht zu erleichtern." Als man Herrn Barrington fragte, ob dieſe Neigung ſich nicht auf die Verbrechen des Bauern gegen ſeinen Grundherrn beſchränke, ob z. B. bei einem Diebſtahl die Bewohner des platten Landes nicht zur Verhaftung des Schuldigen mitwirkten, ſo antwortete er: „Ich habe in gewiſſen Fällen Pächter geſehen, welche die Diebe verfolgten; aber dies ſchien ſo ungewöhnlich, daß man jedesmal ihren unerwarteten Beiſtand reichlich belohnte. Im Allgemeinen ſehen ſie nicht gern, daß Jemand verfolgt wird. Wenn ſie es können, ohne ſich zu kompromittiren, ſo unterſtützen ſie ſeine Flucht. Es iſt ſehr ſchwer, eine Ausſage gegen Jemanden zu erhalten; wenn es ſich aber um ein Alibi oder um einen anderen rechtfertigenden Umſtand handelt, ſo melden ſich die Zeugen zu Hunderten."

Wer bei einem Kriminal-Prozeß irgendwie mitgewirkt hat, iſt, ſelbſt in England, nicht ſicher, wenn er daſelbſt unter iriſchen Emigranten lebt. Zum Belege deſſen wird in dem Parlaments-Bericht über die armen Irländer in Großbritanien ein Faktum angeführt. Ein junger Irländer, der ſich in Wigan niedergelaſſen, benachrichtigte die Polizei, daß in dieſer Stadt zwei Menſchen angekommen ſeyen, welche vor kurzem in Irland wegen Entführung mit Diebſtahl verurtheilt worden und die aus dem Gefängniß entflohen ſeyen. Sobald man von dieſer Anzeige Kenntniß hatte, ſo verſuchten ſeine anderen in Wigan ſich aufhaltenden Landsleute mehrere Male, ihn und ſeinen Bruder zu ermorden. Er wurde endlich ſehr ſchwer verwundet, und alle Beide ſahen ſich genöthigt, die Stadt zu verlaſſen.

Es iſt klar, daß der Mangel an Sicherheit, der aus der Neigung des Volks, gegen die Anwendung der Geſetze zu konſpiriren, entſpringt, die Einführung der Kapitalien verhindern, ihre Entfernung dagegen begünſtigen und in demſelben Verhältniſſe die Triebfedern und Mittel, welche den Reichthum eines Volkes erzeugen, vermindern muß. Wer wird dort beſitzen, wer wird dahin ſein Vermögen verpflanzen, wo daſſelbe keinen Schutz findet? wer wird ſich in einem Lande niederlaſſen wollen, das alle Tage von Unruhen und Aufſtänden bedroht iſt? in einem Lande, wo, nach den energiſchen Worten des Oberrichters Buſhe, „die Häuſer, die Scheunen, die Speicher zerſtört, die Aerndten verheert, die Wieſen vom Pfluge zerriſſen, die Pflanzungen vernichtet, das Vieh verſtümmelt, verwundet, getödtet wird, wo Banden von Verbrechern in die Häuſer kommen, um die grauſamſten Martern auszuüben, wo man an hellem Tage jeden Menſchen ermordet, der den Inſurgenten den geringſten Widerſtand geleiſtet, ihre Handlungen getadelt und ſich geweigert, daran Theil zu nehmen, wo zuweilen ſelbſt die unſchuldigen Mitglieder einer ganzen Familie bei einer nächtlichen Feuerbrunſt als Opfer einer Rache fallen, die ſie durch nichts hervorgerufen"; — ein Land, fügen wir hinzu, wo die Leute, die am meiſten im Stande ſind, ſich zu vertheidigen, die Edelleute auf dem Lande, genöthigt ſind, ihre Fenſter zu ebener Erde zu vermauern, das Licht nur in Ein Zimmer und durch Eine Fenſteröffnung zuzulaſſen, alle andere Ausgänge durch kugelfeſte Barrikaden zu verſtopfen, Schildwachen um ihre Wohnung während der ganzen Nacht und des größten Theils des Tages auszuſtellen, geladene Waffen in allen Schlafzimmern und ſelbſt während des Eſſens auf einem eigenen Tiſche in einem Winkel des Speiſeſaals bereit zu halten. In der That, man begreift den Ausruf des Biſchofs Doyle: „Ich table nicht die absentees ... ich ſelbſt würde absentee ſeyn, wenn ich es könnte!"

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Jacquemin's Vergleichung des franzöſiſchen mit dem deutſchen Ackerbau. *)

Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts und vorzüglich während der letzten zwanzig Jahre hat Deutſchland alle Kraft daran geſetzt, ſeinen Ackerbau zu verbeſſern, und verfolgt, Fortſchritt auf Fortſchritt machend, dieſes ehrenvolle Streben noch heute. Der rationelle Ackerbau hat ſich hier bis in die abgelegenſten Ländereien verbreitet, und „was haben wir", fragt Herr Jacquemin, „während dieſer Zeit in Frankreich gethan? Wir gingen auf dem alten Geleiſe weiter; lange wußten wir gar nichts von den großen und heilſamen Neuerungen, die unſere Nachbarn einführten, und als wir davon erfuhren, blieben wir ganz oder faſt ganz gleichgültig. Die natürliche Folge hiervon war, daß unſere Landkultur ſtehen geblieben iſt und drei Viertheile unſerer ländlichen Bevölkerung von einem rationellen Ackerbau keine Ahnung haben."

*) L'agriculture de l'Allemagne et les moyens d'améliorer celle de la France, précédé d'une introduction sur l'instruction agricole de la populations des campagnes. Plan d'enseignement soumis à la Chambre des Députés et au Gouvernement, par Emile Jacquemin. Paris, 1843.

Im Verfolg seiner Schrift berührt Herr Jacquemin in nicht weniger wahren und energischen Worten eine wichtige Frage. „Nachdem wir jetzt", sagt er, „die Prinzipien und Gesetze besprochen haben, die einer vortheilhaften und vernünftigen Ausbeutung des Erdreichs zu Grunde liegen, müssen wir die Lage der Pächter erwähnen, dieser armen, geplagten Leute, welche im mittleren, westlichen und südlichen Frankreich für Rechnung eines Anderen das Feld bestellen. Ein solcher Meier kann einen Acker nicht liebgewinnen, der ihm nicht gehört; er hat keine Kapitalien und muß sich, was er braucht, gegen große Zinsen von seinem Herrn vorstrecken lassen, außerdem aber die Früchte seiner Arbeit mit ihm theilen. Wie sollte von ihm die geringste Verbesserung in den alten Prozeduren des Ackerbaues zu erwarten seyn? Dazu wären Ausgaben nöthig, großer Verstand, fester Wille und vor Allem gründliche Kenntnisse. Unseren Pächtern aber fehlt alles Andere eben so sehr wie das Geld. Ihre beschränkten Verhältnisse fesseln sie an das Hergebrachte, und ihr Mangel an Einsicht macht sie zaghaft, wenn sie auf eigene Verantwortung eine Verbesserung einführen sollen. Was darf man von der Armuth erwarten, zu der sich die Unwissenheit gesellt?

„Ich weiß", fährt der Autor fort, „daß man in einigen Departements Versuche zu Verbesserungen gemacht hat. Der Verein der Landwirthe von Chateaudun hatte die glückliche Idee, Preise für diejenigen Grundbesitzer auszusetzen, welche mit ihren Pächtern auf die längste Zeit Kontrakt schließen würden. Im Departement du Nord und in einem Theile der Normandie hat man einige Reformen nach deutschem Muster eingeführt. Aber diese wenigen Reformen, die hier und dort versucht wurden, bleiben vereinzelt und ohne Einfluß auf das Ganze. Mit geringen Ausnahmen ist der Ackerbau in dem großen und schönen Loirethale und den fruchtbaren Niederungen des mittleren Frankreichs auf einer niedrigen Stufe der Vollkommenheit stehen geblieben. In den südlichen Provinzen könnte ohne Schaden ein großer Theil des Landes der Weinkultur entzogen und zu Futterwiesen umgestaltet werden, wodurch bald die Production des Getraides, des Oelbaums und Flachses und die der Hausthiere gewinnen würde."

Trotzdem wir anerkennen müssen, daß man auf einigen Punkten Frankreichs Schritte zur Vervollkommnung des Landbaues gethan hat, so ist doch nur allzu klar, daß derselbe in den meisten Provinzen noch das große Werk einer durchgreifenden Reform erwartet, und daß man noch nie daran gedacht hat, die ländliche Bevölkerung für den Ackerbau von Staatswegen zu erziehen, obgleich dies die Grundlage alles Fortschrittes in der Landwirthschaft ist. Indeß wird ein solcher Zustand der Dinge nicht mehr lange dauern können. Frankreich muß zu der Einsicht gelangen, daß ihm eine ungeschickte Behandlung seines Bodens den möglichen Ertrag desselben um die Hälfte schmälert, daß ein großer Theil seiner Bevölkerung auf einem Erdreiche in Armuth lebt, das die Natur mit allen Bedingungen der Fruchtbarkeit reichlich ausgestattet hat. Aber warum wartet man, warum verlängert man eine so traurige Lage? Darf man sagen, man kennt die Mittel nicht, sich aus ihr herauszureißen, wenn sie ringsum England, Belgien, Holland, Deutschland und die Schweiz längst gezeigt haben?

„Ich sage es mit Bedauern", fährt Herr Jacquemin fort, „aber ich sage es, weil es meine Ueberzeugung ist, überall, wo Grundbesitzer und Pächter einander als Herr und Sklave gegenüberstehen, ist ein Fortschritt im Ackerbau unmöglich. Ich weiß wohl, daß diese Knechtschaft in vielen Fällen durch das Wohlwollen gemildert ist, das der Herr seinem Diener erzeigt, durch jene angenehme Leutseligkeit, die dem Franzosen, unbeschadet seiner Würde, eigen ist. Ich kenne auch Güter, auf denen die Pächter einen Kontrakt auf lange Zeit und völlige Freiheit haben. Aber dies sind nur Ausnahmen, und die Mehrzahl unserer Bauern kann nichts unternehmen, einmal, weil es ihr an Kenntnissen fehlt, und dann, weil ihr die Hände gebunden sind.

„Ich wende mich daher an die Gesetzgebung; es gilt hier, eine wichtige National-Angelegenheit zu fördern. Unsere Zeit nimmt keine Entschuldigung für die Verweigerung eines Fortschrittes an; es muß möglich gemacht werden, daß sich Frankreich hinsichtlich seines Ackerbaues auf den Standpunkt der umliegenden Länder erhebe. Das erste Mittel dazu wäre, das Land Leuten zu übergeben, die ihre Beschäftigung verstehen und freie Hand haben, Verbesserungen anzubringen, wenn sie sie für passend halten. Es ist dies Aufgabe der Regierung, die sich zu diesem Zwecke mit Ackerbau-Vereinen berathen und von den respektiven Orts-Behörden die nöthigen Data einziehen muß. Aber diese Vereine müssen nothwendig besser organisirt und einflußreicher seyn, als sie jetzt sind. Kurz, alle Freunde des Fortschrittes müssen der Regierung behülflich seyn, damit sie mit Ausdauer und Festigkeit ein so ehrenvolles Ziel erreiche."

Das Werk des Herrn Jacquemin hat also den Zweck, die Franzosen zur Nacheiferung ihrer überrheinischen Nachbarn anzuspornen. Die Einleitung enthält einen Plan zu einer Ackerbau-Schule und verdient wegen ihrer glücklichen Vereinigung der Theorie und Praxis alles Lob. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den Eintheilungen der Felder und ist durch viele agronomische Tafeln erläutert. „Was zögert Frankreich", ruft der Autor aus, „als Ackerbau-Staat den Rang einzunehmen, den ihm die Natur so deutlich angewiesen hat, und zu seinem alten Ruhme auch diesen zu fügen? Frankreich, das kaum dem Namen nach die Hindernisse kennt, von denen die neuen Verbesserungen den Boden Deutschlands noch nicht haben befreien können, sollte noch länger dem fehlerhaften Eintheilungs-Systeme aus verschollenen Jahrhunderten anhängen und um sich herum Reformen ans Licht treten sehen, ohne sie begierig zu ergreifen?"

In dem zweiten Kapitel bespricht Herr Jacquemin die Zucht der Hausthiere im Allgemeinen, in den folgenden Kapiteln die der einzelnen Arten, ferner die Erzielung guter Wolle, guten Fleisches, kurz alle Gegenstände, die dem praktischen Landwirth die wichtigsten sind. Man wird es einmal unserem Autor Dank wissen, daß er sich mit so großer Energie gegen die ausschließliche Production von Cerealien ausgesprochen hat, wie sie in einem großen Theile Frankreichs herrscht. Will man dem Verfasser genügen, so muß man nach und nach eine vollständige Reform in die Verhältnisse und Beschäftigungen der französischen Bauern bringen. Der neue Geist des Ackerbaues wäre zuerst durch den Schulunterricht in die Landgemeinden zu verpflanzen und dann ganz anzulegen an die hergebrachte Arbeitsweise und die Ackergesetze.

Wie man sieht, entspricht das Buch einem wirklichen Bedürfniß. Jetzt, wo sich der Ackerbau überall aus seinen veralteten Formen und seiner untergeordneten Stellung herausreißt, um wieder den Ehrenplatz unter den Beschäftigungen der Menschen einzunehmen, der ihm gebührt, sind Werke dieser Art von besonderer Wichtigkeit.

Mannigfaltiges.

— Die Cousin'sche Philosophie. Gegen die Alleinherrschaft des Cousinschen Eklektizismus auf der französischen Universität ist jetzt der Professor der Philosophie am Collége Bourbon, Herr SapharY, in einer Schrift aufgetreten, welche L'école eclectique et l'école française heißt. Die französische Schule, die hier der eklektischen gegenübergestellt wird, ist die des verstorbenen Larimoguière, dessen Schüler Herr Sapharp ist, während Ersterer ein Schüler Condillac's war, der wieder als ein Erbe von Descartes bezeichnet wird. In gerader Linie stammt also Herrn Sapharp's Philosophie von der des französischen Altmeisters ab, während der den philosophischen Thron in Frankreich einnehmende Eklektiker, der sich denselben durch die Bajonette deutscher und schottischer Hülfsvölker eroberte, jetzt sich legitim zu machen suche durch die Adoptirung der Lehre des Descartes, die früher von ihm auf das entschiedenste verleugnet worden sey. Dieser Angriff ist jedoch nicht der einzige, den die „philosophie officielle" jetzt erfährt: in der Pairs-Kammer, deren Mitglied Herr Cousin selbst ist, wurde sie von dem jungen Verfasser des „Lebens der heiligen Elisabeth", dem Grafen von Montalembert, sowohl bei Gelegenheit der Diskussion über die „geheimen Fonds", als bei der über den Sekundär-Unterricht, vom klerikalischen Standpunkt aus mit großer Redner-Gewandtheit angegriffen. Herr von Montalembert behauptet, die heutige Philosophie oder, was eben so viel heißt, der heutige französische Universitäts-Unterricht erziehe nichts als Skeptiker; es sey also nothwendig, den Unterricht frei zu geben, wie er es in Belgien ist. Freiheit wollen somit Alle, sowohl die französischen als die eklektischen Philosophen, sowohl die jungen Demokraten als die alten Klerokraten — aber nur für sich; die wahre echte Freiheit, die der gegenseitigen Gestattung der höchsten freien Entwickelung, scheint keine dieser vier Parteien zu wollen.

— Ein revolutionaires Wortspiel. Die Verfasser von Calembourgs, Charaden oder Räthseln, die oft die in Gesellschaften durch Langeweile entstandenen Lücken auf eine heitere Weise auszufüllen wissen, denken gewiß fast nie daran, daß ihre harmlosen Wortspiele für sie schreckliche Folgen haben können. Folgender Vorfall, den eine holländische Zeitung mittheilt, möge ihnen als warnendes Beispiel dienen! Zu der Zeit, als die Subscription für die freiwillige Anleihe alle Holländer in hohem Grade beschäftigte, befand sich der Feldmesser L. zu Heerlen in einem Weinhause, wo er folgendes Räthsel aufgab: „Was ist für ein Unterschied zwischen unserer Regierung und einem Schneider?" Da er nicht so hartherzig war, wie die thebanische Sphinx, so ließ er seine Zuhörer nicht lange in Spannung, sondern gab selbst die Lösung, welche also lautete: „Der Schneider zieht die Menschen an, und die Regierung zieht sie aus." Den anderen Tag ward er vor das Maestrichter Tribunal geladen, das nach dem Gesetz vom 1. Juni 1830 als Recht erkannte, daß der Feldmesser L., weil er sich der Verleumdung der Regierung und der Beleidigung Sr. Majestät des Königs schuldig gemacht habe, zu fünfjähriger Gefängnißstrafe und in die Tragung der Prozeßkosten zu verurtheilen sey. Ein französisches Blatt berichtet diesen Vorfall und bemerkt dazu: „Dem Räthselbefliſſenen ist sein Recht durch die Verurtheilung geschehen, und zwar nicht, weil ein so unschuldiger Scherz den Zorn einer constitutionellen Regierung in Thätigkeit setzen muß, sondern weil die Lösung ein bis zur Lächerlichkeit trivialer Spaß ist. Wir können aber ein interessantes Seitenstück zu diesem Räthsel aus unserer Kaiserzeit liefern und zugleich beweisen, daß die eiserne Polizei des despotischen Napoleon eher einen Scherz verstand, als die beschränkte Monarchie Hollands. Freilich war aber, das wird selbst ein Ausländer gestehen, der Witz des französischen Räthselgebers schneidender und weniger plump. Der Dichter B. nämlich wurde in Gesellschaft vom Sohne eines Ministers unsanft daran erinnert, daß sein Großvater Schneider war. B. wandte sich dann zu dem ministeriellen Jüngling mit der Frage: Was ist der Unterschied zwischen einem Schneider und einem Minister? Als Jener schwieg, fuhr B. fort: Der Unterschied ist: der Schneider strebt aus allen Kräften, dem Zeitgeiste (der Mode) zu huldigen; der Minister strebt aus allen Kräften, den Zeitgeist zu unterdrücken. Als man eine halbe Stunde darauf den hochverrätherischen Witz Fouché berichtete, lachte dieser einen Augenblick und vergaß ihn im folgenden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Dienstag den 7. Mai 1844.

Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Aler. Dumas.

(Erster Artikel.)

Das Corricolo. — Der Dey von Algier und der Polizei-Minister. — Die Geisterrosse. — Der Impresario und der Komponist. — Die Engländer in Italien. — Taub, blind und lahm.

Von dem unerschöpflichen Alexander Dumas ist schon wieder ein neues Werk erschienen; ein Ausflug nach Neapel hat ihm den Stoff zu drei Bänden geliefert, die etwas von Allem und von Manchem recht viel enthalten. Alterthümer, Geschichte, Kunst, Literatur — nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; englische Reisende und italiänische Komponisten, der heilige Januarius und die große Oper, Masaniello und die gettatura, Pompeji und die Polizei-Spione, der Vesuv und die vetturini werden nach einander in leichter, unterhaltender Weise besprochen. Mit seinem gewöhnlichen Takte schlüpft Dumas über die Gegenstände weg, die das stehende Thema italiänischer Reisenden bilden, und läßt seiner Phantasie nur dann die Zügel schießen, wenn er sich von dem betretenen Pfade entfernt. Bei der Fülle von Anekdoten und geistreichen Schilderungen, die uns in seinem Buche entgegentreten, fällt es schwer, eine Auswahl zu treffen; wir haben hier nur über embarras de richesses zu klagen — eine Klage, wozu die Veranlassungen immer seltener werden.

Dumas nennt sein Buch das „Corricolo" und widmet der Erklärung dieses Titels eine kurze, aber charakteristische Vorrede. „Ein corricolo", schreibt er, „ist eine Art von Gig, die ursprünglich für *eine* Person bestimmt und auch nur von einem Pferde gezogen wurde. In Neapel werden aber zwei Pferde vorgespannt und zwölf bis funfzehn Personen nicht im Schritt oder im Trab, sondern im vollen Galopp fortgeschafft, obgleich nur das Stangenpferd zieht und das andere, welches neben ihm gespannt ist und il balancino heißt, seinen Gefährten durch Sprünge und Kapriolen ermuntert, aber weiter nicht arbeitet.

„Man wird natürlich fragen, durch welche Einrichtung man funfzehn Personen in einem Fuhrwerk unterbringen kann, das nur für eine einzige gebaut wurde. Ein altes französisches Sprüchwort sagt: „Wo genug ist für Einen, ist auch genug für Zwei"; so viel ich weiß, giebt es aber nirgends ein Sprüchwort, daß, wo genug für Einen ist, auch für Funfzehn genug da sey. Dieses findet indessen bei dem corricolo statt, wie man aus nachstehender Liste der Passagiere entnehmen wird. Erstens sitzt in der Mitte fast immer ein fetter, schwammiger Mönch, der, so zu sagen, das Centrum eines Knäuels menschlicher Geschöpfe bildet. Auf einem Knie trägt er eine rüstige, rothbäckige Amme aus Aversa oder Nettuno; auf dem anderen ein hübsches Bauerweib aus Bauci oder Procida. An jeder Seite, zwischen den Rädern und dem Körper des Fuhrwerks, stehen die Ehemänner der beiden Damen. Der Kutscher steht auf den Fußspitzen hinter dem Mönche, indem er die Zügel in der linken Hand und in der rechten die lange Peitsche hält, mit der er seine Pferde antreibt. Hinter ihm befinden sich zwei Lazzaroni, die ein- und aussteigen, sich wegbegeben und ihre Plätze Anderen überlassen, ohne daß Jemand auf sie Acht giebt oder ihnen Fahrgeld abfordert. Auf den Stangen sitzen zwei Knaben — vielleicht überzählige Ciceroni der Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, die sich auf dem Wege nach Torre del Greco oder Puzzola eingefunden haben. Endlich schwebt *unter* dem Wagen, in einer Art Netzwerk, das sich mit jeder Schwingung des Wagens vor- und rückwärts bewegt, eine formlose, unkenntliche Masse, schreiend, lachend, singend, kreischend, heulend und brüllend, und in eine Staubwolke eingehüllt, die sie fast unserem Auge entzieht. Diese Masse besteht aus drei oder vier Kindern, die, der Himmel weiß, wem gehören, der Himmel weiß, wohin gehen, leben, der Himmel weiß, wie, und hier sind, der Himmel weiß, warum. Man zähle nun Einen nach dem Anderen — Mönch, Frauen, Männer, Kutscher, Lazzaroni, Knaben und Kinder, füge noch den Säugling an der Brust hinzu, den wir aufzuführen vergaßen, und man wird das Facit von funfzehn Personen herausbringen.

„Es trifft sich mitunter, daß unser corricolo über einen großen Stein fährt und umwirft, wo es dann seine Ladung, nach Verhältniß ihrer Schwerkraft, in allen Richtungen hinschleudert. In solchen Fällen denkt Niemand an sich selbst; die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft wendet sich dem Mönche zu. Hat er Schaden erlitten, so ist die Reise fürs erste vorüber; man trägt ihn nach dem nächsten Hause und legt ihn zu Bett — die Frauen pflegen und hätscheln ihn, weinen über ihm und beten für ihn. Ist der Gottesmann jedoch mit heiler Haut davongekommen, so hat Keiner das Recht, sich zu beklagen; er setzt sich auf seinen alten Platz, die Amme und das Bauerweib nehmen den ihrigen wieder ein, die Uebrigen klettern ihnen nach — die Peitsche knallt, der Fuhrmann ruft seinen Pferden zu, und das corricolo rollt mit erneuerter Geschwindigkeit von dannen."

Wir erfahren zwar aus dieser Vorrede, wie es sich mit einem corricolo verhält, aber wir wissen noch nicht, was unseren geistreichen Verfasser bewog, sein Buch nach jenem entarteten Nachkommen des römischen curriculum zu taufen. Doch Geduld — er wird es uns späterhin mittheilen. Der Stoff wächst so unter seinen Händen, daß er die verlangte Auskunft bis zum zweiten Kapitel verschieben muß. Das erste enthält seine Installirung im Hotel Vittoria, bei dem Gastwirth Herrn Martin Zill, einem berühmten Kunstkenner, Alterthümler, Gemäldesammler und Kuriositätenhändler. Herr Zill giebt seinem Gaste eine Anekdote über den Ex-Dey von Algier zum Besten, der bekanntlich im Jahre 1830 von den Franzosen entthront wurde und sich nach Neapel flüchtete, wo er im Hotel Vittoria abstieg. Das dritte Stockwerk des Hauses wurde ganz von seinen Offizianten und seinem übrigen Gefolge eingenommen: im vierten befand er sich selbst mit seinen Schätzen, und das fünfte oder die Dachkammern hatte er in seinen Harem verwandelt. Nichts konnte dem kunstliebenden Andergisten erwünschter seyn, als die seltenen Waffen, Kleider und Juwelen, die Hussein-Pascha mit sich führte; er hörte nicht auf, sie zu prüfen und zu bewundern, und stand bald mit seinem Gaste auf dem besten Fuß. Es war jedoch beschlossen, daß diese Harmonie ein plötzliches Ende nehmen sollte.

„Eines Morgens trat Hussein-Pascha's Koch (ein pechschwarzer Nubier mit einer so glänzenden Haut, als ob man sie mit einer Schuhbürste polirt hätte) in die Küche des Hotels und forderte das größte Messer, welches dort zu finden sey. Der Oberkoch gab ihm ein großes Tranchirmesser, etwa achtzehn Zoll lang, vom schärfsten Stahl und biegsam wie ein Rohr. Der Neger besah es, schüttelte zweifelhaft den Kopf, nahm es aber dennoch mit. Bald darauf kehrte er indessen zurück und fragte nach einem größeren. Der Koch durchstöberte alle seine Schränke und fand zuletzt eine Art von Hirschfänger, den er wegen seiner ungeheuren Größe fast nie gebrauchte. Hiermit schien der Nubier etwas zufriedener zu seyn; er steckte ihn zu sich und entfernte sich von neuem. Wenige Minuten nachher erschien er zum dritten Mal, gab das Messer zurück und forderte ein noch größeres. Die Neugier des Kochs wurde dadurch gereizt, und er erkundigte sich, wer das Messer verlange, und zu welchem Zweck.

„Der Afrikaner erzählte ihm sehr kaltblütig, daß der Dey, der seine Staaten in einiger Eile verließ, es vergessen hätte, einen Scharfrichter mitzunehmen, und daß er deshalb seinem Koch befohlen habe, ein großes Messer anzuschaffen und seinem obersten Eunuchen, Osmin, den Kopf abzuschneiden, da Letzterer eine so nachlässige Wache über das Serail Seiner Hoheit gehalten habe, daß ein verwegener Giaur eine Oeffnung in der Mauer zu Stande bringen und ein Verständniß mit Zaiden, der Lieblings-Odaliske des Deys, einleiten konnte. Was die Dame beträfe, so wäre es die Absicht Sr. Hoheit, sie in einen Sack zu stecken und bei seinem nächsten Ausflug in der Bai von Neapel dem Verwahrsam der Meergeister zu übergeben. Ueber ein so summarisches Verfahren bestürzt, bat der Koch seinen schwarzen Mitbruder, einen Augenblick zu warten, bis er ihm ein größeres Messer holen würde, und eilte dann zu Herrn Martin Zill, um ihm das Gehörte mitzutheilen.

„Herr Martin Zill lief sogleich zu dem Polizei-Minister, dem er die Sache vorlegte. Se. Excellenz riefen nach ihrem Wagen und begaben sich ohne Verzug nach dem Hotel Vittoria.

„Der Dey lag, von Kissen gestützt, auf einem Divan und rauchte Latakia aus einem Tschibuk, während ein Zkoglan ihm die Fußsohlen kratzte und zwei Sklaven ihm Luft zufächelten. Der Minister verbeugte sich dreimal — der Dey nickte.

„Hoheit!" begann der Gast, „ich bin der Polizei-Minister." — „Ich weiß es", erwiederte der Dey. — „Dann werden Ew. Hoheit den Grund meines Besuchs muthmaßen können." — „Keineswegs. Sie sind mir aber in jedem Fall willkommen." — „Ich komme, um Ew. Hoheit an der Ausführung eines Verbrechens zu verhindern." — „Eines Verbrechens! Welches Verbrechens?" rief der Dey, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und den Redenden mit gränzenlosem Erstaunen betrachtete. — „Es wundert mich, daß Ew. Hoheit noch fragen können", antwortete der Minister. „Wollen Sie nicht dem Osmin den Kopf abschneiden lassen?" — „Das ist kein Verbrechen", entgegnete der Dey. — „Ist es nicht Ihre Absicht, Zaiden ins Meer zu werfen?" — „Das ist kein Verbrechen", wiederholte der Dey. „Ich habe

Osmin für fünfhundert Piaster und Zaiden für tausend Zechinen gekauft, eben so wie ich diese Pfeife für hundert Dukaten gekauft habe."

„Nun", sagte der Minister, „was folgern Ew. Hoheit daraus?" — „Daß mir diese Pfeife gehört, da ich sie gekauft und bezahlt habe, und daß ich sie also in Stücke schlagen kann, ohne daß Jemand ein Recht hätte, etwas dagegen einzuwenden." Indem der Pascha diese Worte sprach, zerschlug er seine Pfeife und warf die Bruchstücke von sich.

„Alles recht gut, was die Pfeife betrifft", entgegnete der Minister; „aber Osmin, aber Zaide?" — „Sind weniger als eine Pfeife", sagte der Dey mit ernster Miene. — „Wie!" rief der Andere, „weniger als eine Pfeife! Ein Mann weniger als eine Pfeife! eine Frau weniger als eine Pfeife!" — „Osmin ist kein Mann und Zaide keine Frau — es sind Sklaven. Ich werde dem Osmin den Kopf abschneiden und Zaiden ins Meer werfen." — „Mit nichten!" erwiederte der Polizei-Chef, „wenigstens nicht in Neapel." — „Hund von einem Christen!" schrie der Dey, „weißt Du, wer ich bin?" — „Sie sind der Ex-Dey von Algier und ich bin der neapolitanische Polizei-Minister, und wenn Ew. Deyschaft grob werden, so werd' ich Sie ins Gefängniß schicken." — „Ins Gefängniß!" wiederholte der Dey, indem er auf seine Kissen zurücksank. — „Ins Gefängniß", bekräftigte der Minister.

„Ganz wohl", sagte Hussein, „ich verlasse noch diesen Abend Neapel." — „Ew. Hoheit können gehen oder kommen, wie es Ihnen beliebt. Ich muß jedoch eine Bedingung hinzufügen; vor Ihrer Abreise müssen Sie beim Namen des Propheten schwören, daß Sie weder dem Osmin noch der Zaide ein Leid thun werden." — „Osmin und Zaide sind mein Eigenthum, und ich werde mit ihnen thun, was mir gefällt." — „Dann werden Ew. Hoheit die Güte haben, sie mir auszuliefern, um sie nach den Landesgesetzen bestrafen zu lassen, und bis dieses geschieht, wird man Ihnen nicht erlauben, Neapel zu verlassen." — „Wer wird mich daran verhindern?" — „Ich selbst."

„Der Pascha legte die Hand an seinen Dolch. Der Minister trat ans Fenster und gab ein Zeichen. In einem Augenblick hörte man das Gepolter schwerer Stiefeln und den Klang von Sporen auf der Treppe; die Thür öffnete sich, und es kam ein riesenhafter Gendarmen-Korporal zum Vorschein, die rechte Hand an der Krämpe seines Huts, die linke an dem Saum seiner Pantalons haltend. „Gennaro!" sagte der Polizei-Minister, „wenn ich Dir auftrüge, diesen Herrn zu arretiren, würdest Du wohl Schwierigkeiten machen, meinen Befehl zu vollziehen?" — „Nicht die geringste, Excellenz!" — „Du weißt, daß sich dieser Herr Hussein-Pascha nennt?" — „Ich wußte es nicht, Ew. Excellenz." — „Und daß er Dey von Algier ist?" — „Excellenz halten zu Gnaden, ich weiß nicht, was das ist." — „Sehen Sie?" sagte der Minister, indem er sich zum Dey wandte. — „Der Teufel!" rief Hussein. — „Soll ich?" fragte Gennaro, indem er ein Paar Handschellen aus der Tasche nahm und auf den Dey zuging, der sich einen Schritt retirirte. — „Nein!" sagte der Minister, „es wird nicht nöthig seyn. Se. Hoheit werden thun, was man von ihm verlangt. Gehe jetzt hin, suche einen Mann, Namens Osmin, und ein Mädchen, Namens Zaide, auf und bringe sie Beide nach der Präfektur." — „Was!" schrie der Dey, „dieser Mann soll meinen Harem betreten?" — „Er ist kein Mann", erwiederte der Minister, „er ist ein Gendarmen-Korporal. Wenn Sie aber nicht wünschen, daß er hineingeht, so können Sie selbst nach Osmin und Zaiden schicken." — „Versprechen Sie mir, sie bestrafen zu lassen?" fragte der Dey. — „Gewiß — nach der äußersten Strenge des Gesetzes." — „Hussein-Pascha klatschte in die Hände; eine verborgene Tapetenthür öffnete sich, und ein Sklave trat ins Zimmer. „Bringe Osmin und Zaiden herunter", sagte der Dey. Der Sklave kreuzte die Hände auf die Brust, beugte den Kopf und verschwand, ohne ein Wort auszusprechen. Nach einem Augenblick kehrte er mit den beiden Schuldigen zurück.

„Der Verschnittene war ein kleiner, runder, dicker Kerl, mit bartlosem Gesicht und kleinen Händen und Füßen. Zaide war eine schöne Cirkassierin — ihre Augenlieder waren mit Kül gefärbt, ihre Zähne mit Betel geschwärzt, ihre Nägel mit Henna geröthet. Beim Anblick Hussein-Pascha's fiel der Eunuch auf die Kniee; Zaide richtete sich stolz in die Höhe. Die Augen des Dey's funkelten, und seine Hand fuhr nach dem Griffe seines Chandschiars. Osmin erblaßte — Zaide lächelte. Der Minister winkte dem Gendarmen, der sich den beiden Arrestanten näherte, ihnen die Handschellen anlegte und sie aus dem Zimmer führte. Als die Thür sich hinter ihnen schloß, stieß der Dey einen Ton aus, der zwischen einem Seufzer und einem Gebrüll schwankte.

„Der Polizei-Minister sah den Gefangenen und ihrer Eskorte nach, bis sie um die Ecke der Strada Chiatamone bogen; dann wandte er sich wieder zum Dey. „Wenn Ew. Hoheit es wünschen, so steht es Ihnen jetzt frei, Neapel zu verlassen", sagte der Beamte mit unerschütterlichem Gleichmuth und einer tiefen Verbeugung. — „Diesen Augenblick noch", schrie Hussein. „Nicht eine Minute länger will ich in einem so barbarischen Lande verweilen." — „So wünsche ich Ew. Hoheit eine glückliche Reise", sagte der Minister. — „Geht zum Teufel!" knirschte Hussein.

„Ehe eine Stunde verflossen war, hatte der Dey ein kleines Fahrzeug gemiethet, ging noch denselben Abend mit seinem Gefolge, seinen Weibern und seinen Schätzen an Bord und segelte um Mitternacht ab, indem er die tyrannische Regierung verwünschte, die einem Manne nicht einmal erlaubt, seine Frauen zu ersäufen und seinen Sklaven die Köpfe abzuschneiden. Am folgenden Tage wurden die Angeklagten vor den Polizei-Minister gebracht und verhört. Osmin wurde für schuldig befunden, geschlafen zu haben, wo er wachen sollte, und Zaide, gewacht zu haben, wo sie schlafen sollte. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit war jedoch im neapolitanischen Gesetzbuche keine Strafe für Verbrechen dieser Art angegeben, und die beiden Delinquenten wurden folglich zu ihrem größten Erstaunen auf freien Fuß gestellt. Osmin ergriff das Geschäft eines Räucherkerzenhändlers, und Zaide wurde als Ladenjungfer in einem Kaffeehause engagirt. Was den Dey betrifft, so verließ er Neapel in der Absicht, nach England zu gehen, in welchem Lande, wie man ihm berichtete, es einem Manne frei steht, seine Frau zu verkaufen, wenn er sie auch nicht ersäufen darf. Er erkrankte indessen unterweges und mußte zu Livorno anhalten, wo er mit Tode abging."

Nach dieser Anekdote, auf die sich das: se non è vero, è ben trovato anwenden läßt, kommt Herr Dumas auf das corricolo zurück. Wie es scheint, hielt er sich in Neapel unter falschem Namen auf, da er bei den dortigen Behörden seiner vermeintlichen republikanischen Gesinnung wegen eben nicht gut angeschrieben ist. Er wünschte deshalb alle Sehenswürdigkeiten in möglichst kurzer Zeit zu besichtigen, ehe sein Incognito ruchbar wurde. „Ich fand," sagt er, „daß Neapel aus drei Straßen besteht, wohin Jedermann geht, und aus fünfhundert, wohin Niemand geht." Jene drei Straßen sind die Chiaja, der Toledo und die Forcella — die fünfhundert namenlosen bilden ein Labyrinth von Häusern, das mit dem von Kreta zu vergleichen wäre, wenn man den Minotaur ausnimmt und die Lazzaroni hinzufügt. Man kann Neapel auf dreierlei Art besehen — zu Fuß, in einem corricolo oder zu Wagen. Zu Fuße geht man überall hin und sieht deshalb zu viel; zu Wagen fährt man nur durch die drei Hauptstraßen und sieht mithin zu wenig — das corricolo ist der goldene Mittelweg, das juste milieu, wofür sich unser Reisende sogleich entscheidet. Er schickt also nach seinem Wirth und erkundigt sich, ob er ein corricolo wochen- oder monatweise miethen könne. Der Wirth räth ihm, ein solches zu kaufen, was aber Herrn Dumas zu kostspielig erscheint.

(Schluß folgt.)

England.

Die materiellen und moralischen Quellen der irischen Volksnoth.

(Schluß.)

Der soziale Zustand, den wir hier geschildert, kann als ein Beleg der gröbsten Unwissenheit betrachtet werden; denn nur aus einer solchen Unwissenheit ist jener beständige Widerstand gegen das Gesetz, jenes System fortwährender Rebellion erklärlich, welche überall, wo sie unbestraft bleibt, z. B. in den ländlichen Distrikten, tiefes Elend, in den Städten eine momentane Erhöhung des Arbeitslohns, dann ganze Monate gezwungener Unthätigkeit zur Folge hat, ein System, wo man Leben und Freiheit aufs Spiel setzt, um dann was zu erkaufen? den Hunger.

Aber die Unwissenheit, die wir der großen Mehrheit des irischen Volks vorwerfen, ist nicht bloß die Unkenntniß der moralischen Prinzipien, welche es beobachten sollten — diese Unkenntniß ist allen unteren Klassen der civilisirtesten Staaten gemein — sondern die Unkenntniß der Regeln ihres Gewerbes, ihrer täglichen Arbeit. Wir klagen in ihnen nicht die unwissenden Bürger und Unterthanen an, sondern die Ackerbauer, die Landleute, die ihr Gewerbe nicht verstehen. Sie wissen nichts von der Abwechselung des Anbaus, von der Erhaltung des Düngers, kurz von irgend einem der Mittel, durch welche dieser Boden, um den sie sich mit den Waffen in der Hand streiten, eine doppelte Fruchtbarkeit gewinnen müßte. Ihre Manufakturen bleiben immer unvollständig und stümperhaft, und der irische Arbeiter, sey es Ackerbauer oder Handwerker, der nach England auswandert, ist fast nie seines Handwerks mächtig genug, um sich über die niedrigsten Dienstleistungen erheben zu können.

Die Indolenz, die Trägheit — die letzte der Ursachen, aus denen wir das Unglück Irlands ableiteten — ist weniger an sich eine Quelle der Unordnung und des Leidens, als die Folge aller anderen von uns angedeuteten Uebelstände. Die irländische Race ist keine von denen, welchen die Natur Haß gegen die Arbeit eingeflößt. In England, in Schottland, in Amerika arbeitet das kräftige Kind Irlands lange und viel. Man sagt zwar, daß er mehr Aufsicht, mehr Anleitung braucht, als die Eingebornen dieser verschiedenen Länder, und daß er weniger fähig ist oder, richtiger, sich weniger bemüht, durch Geistesanstrengung die Schwierigkeiten zu überwinden. Dagegen läßt er sich durch keine Gefahr abschrecken, durch keine bloß physische Ermüdung entmuthigen. Man versetze ihn wieder in sein Land zurück, und derselbe Mensch wird träge. Selbst in Ulster, der Provinz, in welcher, wie schon gesagt, die charakteristische Physiognomie des Volkes am wenigsten hervortritt, findet man nicht bloß die Hütten, sondern selbst die Pachtgebäude in Misthaufen vergraben, von welchen sie mit der leichtesten Mühe befreit werden könnten. Diese Nachlässigkeit erstreckt sich selbst auf den Boden, dessen natürliche Fruchtbarkeit dadurch gehemmt wird. Wir haben zu Hunderten Felder gesehen, wo das Unkraut eben so viel Raum bedeckte als die Erndte. Von dem Tage ab, wo er seine Saat in die Furche niedergelegt, bis zu dem Augenblick, wo das reife Korn die Sichel erwartet, liegt der Bauer und seine Familie um den Heerd gekauert, wenn sie sich nicht mit der Pfeife im Munde auf die Thürschwelle hinstrecken. Und doch würde eine Stunde täglich, die sie darauf verwendeten, ihr Kartoffel-, Hafer- oder Flachsfeld von Unkraut zu reinigen, den Ertrag desselben um ein Drittel vermehren.

Die Trägheit des irischen Handwerkers tritt vorzüglich in jenen Coalitionen hervor, welche die Absicht haben, die Stückarbeit zu verhindern, und die Meister zwingen, Allen einen und denselben Tagelohn zu zahlen, so daß ein guter Arbeiter keinen Antrieb hat, mehr Thätigkeit zu entwickeln, als seine trägen Gefährten. Auch lassen sie jedem Mitglied nur das Recht, eine bestimmte Quantität Arbeit zu machen, indem sie ihn zurückhalten, wenn er darüber hinausgehen will.

Die Trägheit des Pächters rührt vielleicht zum großen Theil daher, daß er die meiste Zeit nur arbeitet, um eine Schuld abzutragen. Was aber die Trägheit des Ackerbauers bei der Bestellung des Feldes, das ihn ernähren soll, betrifft, so ist sie das Resultat mehrerer Ursachen. Zuvörderst ist zuzugeben, daß, um sein eigener Herr und Mentor zu seyn und sich selbst stets zur Thätigkeit anzufeuern, eine Stärke des Willens erforderlich ist, wie sie selbst unter den gebildeteren Klassen selten gefunden wird. Unter den englischen Arbeitern, welche doch die thätigsten in ganz Europa sind, sind die, welche zu Hause für sich arbeiten, ohne einen anderen Herrn über sich zu haben, als ihre Laune, unregelmäßig und träge im Vergleich mit den anderen, obwohl sie in der Sicherheit eines unmittelbar zu realisirenden Gewinns einen ziemlich bedeutenden Sporn haben. Der irische Pächter dagegen, der nur für ein entferntes Ziel arbeitet und dabei von der Gunst der Jahreszeiten abhängt, die alle seine Bemühungen vereiteln können, der Niemanden hat, um ihn zu kontroliren, Niemanden, ihm mit Rath beizustehen, verschiebt natürlich auf morgen, was nicht unumgänglich heute geschehen muß, aufs nächste Jahr, was das laufende Jahr nicht gebieterisch verlangt, bis zuletzt die gute Hälfte der so aufgeschobenen Arbeit gar nicht gemacht wird.

Ueberdies wird die Arbeit durch nichts so sehr gehemmt, als wenn sie einer Steuer unterworfen ist, die mit den Hülfsquellen des Besteuerten zunimmt. Die türkische Regierung brauchte kein anderes Mittel, um die Industrie, den Reichthum und die Bevölkerung der ehemals blühendsten Provinzen Asiens und der Welt zu zerstören. So hat auch die taille den Ackerbau in den fruchtbarsten Gegenden Frankreichs untergraben. Dieser entmuthigende Einfluß ist bei dem irischen Landmann in mehreren Gestalten hervorgetreten. Da die Pachten in Folge der Konkurrenz, welche bei der Bewerbung um dieselben eintritt, einen übertriebenen Werth erreicht haben, so kann die Rente nur unter sehr günstigen Umständen ganz bezahlt werden. Die dadurch entstehende Schuld wird von dem Eigenthümer nicht aufgegeben, sondern, sobald er vermuthet, daß der Pächter sie zu bezahlen im Stande ist, geltend gemacht. Sein Getraide braucht nur etwas dichter zu stehen, seine Hütte reinlicher, seine Kleider in besserem Zustand, seine Nahrung etwas weniger ökonomisch zu seyn, und sofort richtet sich die alte schlafende Forderung drohend an seiner Schwelle empor. Ueberdies hat sich in vielen Distrikten die Gewohnheit gebildet, die Felder eines Gutes unter mehrere Pächter zu vertheilen, welche solidarisch für die Totalrente verpflichtet sind. Dieser Vertrag hat die Wirkung, daß der zahlungsfähige Pächter an die Stelle des zahlungsunfähigen tritt. Nach dieser Taxe ferner, welche selbst wieder nach dem scheinbaren Wohlstand bestimmt wird, richten sich die mehr oder weniger freiwilligen Einkünfte, welche die katholischen Priester von ihren Pfarrkindern ziehen. Die halbjährlichen Gaben, die Accidenzien bei Hochzeiten und Taufen und, was noch bedeutender, die bei diesen Gelegenheiten von den Freunden, die zu dem Familienfest zusammenkommen, erhobenen Steuern, dies Alles richtet sich nach dem höheren oder niederen Anschlag, den die allgemeine Meinung von dem Wohlstand eines Jeden macht. Die Folgen dieses Verhältnisses werden durch ein kürzlich vorgefallenes Beispiel klar werden. In einem katholischen Distrikt des nördlichen Irlands suchte man vor einigen Monaten auf hypothekarische Sicherheit im Namen einer landwirthschaftlichen Gesellschaft eine Anleihe von 300 Pfund. Während der Nacht empfing ein Mitglied dieser Gesellschaft, ein sehr reicher Eigenthümer, den Besuch eines seiner Pächter. Dieser Mensch, dessen ganzes Aeußere auf seine dürftige Lage hinzuweisen schien, erbot sich, die 300 Pfund zu leihen, unter der Bedingung, daß man die Sache geheim halten könne. Man fragte nach dem Grund dieses Geheimnisses, und er antwortete, daß, wenn der Priester erführe, daß er Kapitalien ausstehen habe, er sofort seine Gebühren verdoppeln würde. Das Geheimniß wurde versprochen, und sofort nahm dieser Mann unter einem Balken seines Daches einen wollenen Strumpf voll Bankzettel und Guineen hervor, welche hier die Gelegenheit abwarteten, auf verborgene Weise untergebracht zu werden."

Die Rente des Priesters ist keineswegs die einzige Auflage dieser Art, die man in den letzten Jahren erhoben hat. Da war noch die Rente der katholischen Association, der O'Connells-Tribut, der Repealbeitrag, lauter angeblich freiwillige Contributionen, die aber von den Gebietern der öffentlichen Meinung sorgfältig nach dem scheinbaren oder wahrscheinlichen Wohlstand jedes kleinen Pächters vertheilt werden.

Wir haben kein vollständiges Gemälde des irischen Volks liefern wollen; wir haben den Charakter desselben nur in seinem Verhältniß zur ökonomischen Lage dieses Volks betrachtet. Wir haben uns daher nicht mit seinen guten Eigenschaften beschäftigt, als da sind: die Liebe des Vaters zu seinen Kindern, die kindliche Ehrfurcht, die Liebe und Treue der Gatten gegen einander, die Großmuth, die Bereitwilligkeit, Unglücklichen beizustehen, lauter Tugenden, welche die Irländer in hohem Grade besitzen. Doch haben diese Tugenden nichts mit den hier zu erörternden Fragen zu schaffen. Sollte man uns übrigens einer feindlichen Gesinnung beschuldigen, so verweisen wir auf den Hirtenbrief des Bischofs Doyle, dem man nicht vorwerfen wird, daß er seine Landsleute nicht kennt oder sie ins Schwarze malen will; unter seinen Vorwürfen, die vor zwölf Jahren ausgesprochen wurden, ist jedoch einer, der seitdem seine Wahrheit verloren hat, nämlich der, welcher die Trunkenheit betrifft. Folgendes ist die Art, wie der würdige Prälat seine Glaubensgenossen anredet:

„Welches ist die Quelle eurer Leiden? es ist die Verachtung, die ihr vor euch selbst habt, und die aus einer nur zu gerechten Würdigung entspringt: es ist eure Trägheit, eure Trunkenheit, euer Mangel an Energie und Geschicklichkeit, wenn es sich um die Verbesserung eurer Lage handelt. Das sind eure Laster, Laster, die fast erblich geworden sind und die ihr einer langen, schrecklichen Unterdrückung verdankt: euer Zustand wird jedoch nur dann ein besserer werden, wenn eine unermüdliche Thätigkeit an die Stelle eurer Trägheit treten wird, wenn ihr den Gesetzen gehorchen, wenn ihr euch selbst achten werdet. Bis dahin werdet ihr wohl klagen können, daß ihr unterdrückt seyd, aber die Unterdrückung wird nicht aufhören. Ihr werdet dem Gesetz trotzen, aber der Arm des Gesetzes wird euch nicht weniger treffen.

„Ihr beklagt euch über die übertriebenen Pachtpreise (rackrents); ihr klagt über die Zehnten, den Mangel an Arbeit, über die Austreibungen. Ihr beklagt euch, und nicht mit Unrecht; aber es giebt keine Regierung auf der Erde, welche diese zahlreichen Uebel auf einmal heilen kann. Die Regierung und das Parlament haben ihre Heilung unternommen, aber es gehört Zeit zu einem so großen, so schweren Werk. Auch vermöget ihr selbst mehr dabei, als der Wille der Regierenden oder die Akten der Parlamente. Alle Gesetze, die man seit dem Ursprung der Staaten gegeben, würden aus einem trägen, lasterhaften Volk kein glückliches und reiches machen. Wenn dagegen Jeder, sich des Bösen enthaltend und das Gute nach seinen Kräften ausübend, arbeitsam und nüchtern würde, so würde die Gesellschaft, ohne eines anderen gesetzlichen oder politischen Beistands zu bedürfen, bald Ruhe und Wohlstand erwerben."

R. Harkneß über die klimatischen Verhältnisse der Erde zur Zeit der Steinkohlenbildung.

Dem Studium der fossilen Thiere und Pflanzen, das den Hypothesen über das früheste Lebensalter unserer Erde eine festere Grundlage verlieh, hat die neuere Geologie ihren raschen Aufschwung zu verdanken. Welche Bestandtheile der Erdrinde unsere Aufmerksamkeit auch auf sich ziehen mögen, die Wissenschaft weiß jetzt über die Entstehung derselben, ihr Alter und ihr Verhältniß zu anderen Formationen genaue Rechenschaft zu geben. Natürlich fand die Steinkohle, als der fruchtbarste Boden der Industrie und des Reichthums, die meiste Theilnahme unter den Geologen, und ihre wissenschaftliche Erforschung wurde nicht weniger interessant, als ihre praktische Benutzung vortheilhaft ist.

Der Engländer Harkneß hat sich für seine Abhandlung ein schwieriges Thema gestellt. Wir wollen dieselbe unseren Lesern im Auszuge mittheilen und einige Bemerkungen daran knüpfen, die wir den Annals of philosophical discovery entlehnen:

„Wenige Entdeckungen in den Naturwissenschaften", sagt der Verfasser, „erregen unser Erstaunen in dem Maße, als diejenige, welche William Smith machte. Er beobachtete, daß von allen Schichten, aus denen die Erdrinde besteht, eine jede durch eigenthümliche Versteinerungen bezeichnet ist. Dieser Erfahrungssatz, den wohl die fruchtbarste Phantasie nicht a priori aufgestellt hätte, erwarb seinem Urheber mit Recht den Namen des Vaters der Geologie und ist die Grundwahrheit derselben geworden. Denn jenes Gesetz eröffnete die Möglichkeit, das relative Alter der verschiedenen Schichten zu bestimmen, ja, eine neue Art von Hieroglyphen, enthielten die Fossilien Andeutungen über den allgemeinen Zustand der Erde in jener frühen Zeit, als die Schichten sich bildeten.

„Mit besonderem Interesse suchte man stets zu erforschen, wie die Oberfläche unseres Planeten beschaffen gewesen sey, als sich die Steinkohle bildete. Die Kohlenlager zeigen die Trümmer jener frühesten und üppigen Vegetation, die in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit nur noch in den großen sumpfigen Wiesen der Tropen existirt. Damals reichte sie fast durch alle Breitegrade, und ihre Flora ist im Vergleich zur heutigen so phantastisch, daß man die Schilderung derselben den Roman der Naturgeschichte genannt hat.

„Am auffallendsten indeß bleibt es, daß wir genöthigt sind, für die früheste Existenz der Erde eine Gleichheit des Klima's unter allen Breiten anzunehmen. Diese Annahme gründet sich auf die Thatsache, daß die geographische Verbreitung organischer Schöpfungen in den ersten Zeiträumen größer war, als jetzt. Wir finden nämlich, daß die Gesteine der älteren Gebirge auf ungeheuren Strecken dieselben Fossilien enthalten. Die Silurifelsen in Rußland und Amerika zeigen gleiche Versteinerungen mit denen in England. Die Fossilien in den Devonitschichten Britaniens, Belgiens, Westfalens und Rußlands sind identisch und eben so die Petrefakten des Kohlenkalks in England, Schottland und Rußland aus denselben Pflanzengattungen. Eine Verschiedenheit der Pflanzen nach den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen muß zur Zeit der Steinkohlenbildung gar nicht vorhanden gewesen seyn, denn nicht allein England war in jeder Periode von Vegetabilien bedeckt, deren Analoga wir jetzt in den Tropen finden, sondern auch die Steinkohlenlager der polaren Inseln Melville und Spitzbergen enthalten deutliche Ueberreste dieser Pflanzen. Bei der Formation der neueren Gebirgsmassen oder der Flötzgebirge scheinen die Pflanzenarten schon mehr vertheilt gewesen zu seyn. Folglich war auch das Klima auf der ganzen Erde weniger uniform. In dem neuen rothen Sandstein haben die Pflanzen bereits ihr tropisches Aussehen verloren, und in der Kreide, einer, im Vergleich zu den früher genannten Mineralien, sehr neuen Bildung, sind die einzelnen Arten der Fossilien auf geringe Strecken beschränkt und stimmen schon eher zu den heutigen klimatischen Verschiedenheiten."

Man hat mehrere Hypothesen aufgestellt, um die Gleichmäßigkeit des Klima's, die zur Zeit der Steinkohlenbildung auf der Erde geherrscht haben muß, zu erklären. Unser Autor bekämpft nur die beiden von ihnen, welche unter den Geologen die meisten Anhänger gefunden haben. Man hat erstens vorausgesetzt, die Achse der Erde habe einmal, statt zwischen den beiden Polen zu liegen, in der Ebene des Aequators gelegen, denn, da die Erde die Form eines Ellipsoids habe und sich beständig um sich selbst drehe, so sey außer der gegenwärtigen nur noch diese permanente Achse möglich. Nach dieser Vor-

aussetzung wären diejenigen Gegenden, die jetzt in der heißen Zone liegen, damals Polarländer gewesen. Wie läßt sich aber dann die Bildung der Steinkohlenlager erklären, die wir heute in den Tropen finden? Noch eine andere Betrachtung zeigt die Unzulässigkeit dieser Hypothese. Die elliptische Form der inneren und äußeren Schichten der Erdrinde, die konzentrisch über einander liegen, also unter sich und mit der Erde gleiche Mittelpunkte und gleiche Achsen haben, ist unbegreiflich, wenn man eine frühere Umdrehung der Erde um eine äquatoriale Achse annimmt. Die Schichten wären dann einmal dieser Umdrehung gemäß vertheilt gewesen und hätten später gewiß nicht unvermischt in ihre jetzige Gruppirung übergehen können.

Die zweite Hypothese schreibt die Gleichmäßigkeit des Klima's einem ehemaligen Einflusse der centralen Wärme auf die Erdoberfläche zu. Harkness widerlegt sie mit folgenden Bemerkungen: „Die Erdrinde hat ein so geringes Leitungsvermögen, daß, wie viel Wärme der Erdkörper auch entwickeln mag, dieselbe noch nicht einmal das Eis der Pole schmelzen kann. Auch ist kein Grund vorhanden, warum die Wärmeausstrahlung aus dem Innern der Erde jetzt aufgehört haben sollte."

Der Beweis endlich, den uns der Autor dafür giebt, daß die centrale Hitze damals keinen größeren Einfluß auf die Vegetation übte, als jetzt, liegt in dem bloßen Vorkommen der Steinkohle jenseits der Polarkreise. In jenen Gegenden nämlich, in welchen die Sonne den größten Theil des Jahres niemals über dem Horizonte erscheint, würde die Vegetation durch jene Wärme zerstört worden seyn. Denn in einer Pflanze, die der Wärme, ohne Gegenwart des Lichtes, ausgesetzt ist, werden die Functionen abnorm verändert und die Organe zerfetzt.

Liebig und viele andere Naturforscher glauben, daß der Kohlenstoff, welcher Hauptbestandtheil aller Pflanzen ist, allein durch die Atmosphäre zu ihnen gelange. Da uns nun die Vegetabilien aus der Zeit der Steinkohlenbildung gigantische Formen darbieten und die üppige Flora jener Erdschichten beweist, daß alle Umstände, welche die Entwickelung der Pflanzen begünstigen, damals in hohem Grade vorhanden gewesen seyn müssen, so ist es wahrscheinlich, daß die Atmosphäre zu jener Zeit eine weit größere Menge Kohlensäuregas enthielt als jetzt. Wirklich muß aller Kohlenstoff, der jetzt in den Steinkohlenschichten angehäuft ist, damals gasförmig als Kohlensäure in der Atmosphäre verbreitet gewesen und aus derselben durch die Pflanzen aufgesogen worden seyn, welche später die Steinkohlen bildeten. Brongniart nimmt an, daß in Folge des Ueberflusses an diesem Gase die Luft für die Landthiere nicht athembar war, und seine Meinung wird durch die Thatsache unterstützt, daß die ältesten Spuren der lufathmenden Thiere erst in Formationen gefunden werden, die später als die Steinkohlen entstanden sind. Harkness ist der Ansicht, daß, in Verhältniß zu der Menge der Kohlensäure, von der die Atmosphäre erfüllt war, die Dichtigkeit derselben so vermehrt wurde, daß sie auf die Sonnenwärme anders einwirkte, als es die heutige Atmosphäre thut. Es ist ein bekanntes physikalisches Gesetz, daß die Flüssigkeiten, und wahrscheinlich alle Substanzen, welche nicht regelmäßig krystallisiren, die Wärme im geraden Verhältniß ihres Brechungsvermögens leiten. Da nun aber das Brechungsvermögen von der Dichtigkeit abhängt und, wie wir gesehen haben, die Atmosphäre in den entferntesten geologischen Perioden weit dichter war, als sie jetzt ist, so muß sie auch für die Wärme durchdringlicher gewesen seyn.

Um nun die Gleichheit des Klima's zu erklären, bemerkt unser Autor, daß jene größere Dichtigkeit der Atmosphäre ihre Durchsichtigkeit vermindern und folglich ihre Wärmekapazität vermehren mußte, mochte diese Wärme von der Sonne oder aus dem Innern der Erde kommen. Dies setzte die Atmosphäre in den Stand, eine Vermittelung zwischen den Extremen der Kälte und Hitze zu bewerkstelligen und eine gleichmäßige Temperatur herzustellen. Unter den jetzigen atmosphärischen Verhältnissen z. B. werden im Winter, wo auf gewisse Theile der Erdoberfläche die Sonnenstrahlen am schiefsten fallen, diese Theile nur eine kleine Menge Wärme absorbiren und eine größere, die an ihnen vorbei in den Weltenraum strahlt, verlieren. In jenen Urzeiten aber nahm die Atmosphäre, die damals eine größere Wärmekapazität, als heute, besaß, die vorbeistrahlende Wärme auf und vermochte so eine gleichmäßige Temperatur zu erhalten.

„Nach den vorausgeschickten Betrachtungen", schließt der Autor, „muß es einleuchten, daß der Erdball beim Beginn des Thierlebens und wohl auch in jenen unzähligen Aeonen, die der Schöpfung der organischen Wesen vorangingen, ein wärmeres und gleichmäßigeres Klima besaß, als er jetzt hat. Die Gleichmäßigkeit der Temperatur scheint aus der großen Dichtigkeit der damaligen Atmosphäre hervorgegangen zu seyn, welche selbst wiederum der Menge des Kohlensäuregases zuzuschreiben ist, das der Luft beigemischt war und jetzt in mächtigen Lagern die Rinde der Erde bilden hilft."

Dies wären die leitenden Gedanken in der Arbeit des Herrn Harkness. Wir dürfen nicht verkennen, daß seine Theorie geistreich und die Vertheidigung derselben geschickt ist; indeß möchten wir doch manche seiner Behauptungen nicht unterschreiben.

Er will beweisen, daß die centrale Wärme zur Zeit der Steinkohlenbildung nicht mehr Einfluß auf die Erdoberfläche gehabt habe, als jetzt, und führt zu dem Ende an, daß die Hitze ohne Licht den Pflanzen verderblich gewesen wäre. Dieser Beweis ist leicht umzustürzen. Denn wenn es wahr ist, daß die Polarländer, in denen sich die Kohlenschichten vorfinden, damals mehr erwärmt, aber eben so wenig erleuchtet wurden, als in der gegenwärtigen Epoche der Erde, so muß ja jedenfalls die hohe Temperatur schädlich auf die Pflanzen gewirkt haben, auch wenn dieselbe nicht von der Erde, sondern von der Sonne ausging.

Es scheint uns gewagt, mit dem Verfasser zu leugnen, daß diese centrale Wärme in jenen Zeiten auf die Erdrinde intensiver gewirkt habe, als es jetzt der Fall ist, denn da diese Rinde durch das allmälige Erkalten des Erdballs an Dicke gewinnt, so muß sie damals dünner, also der centralen Wärme zugänglicher gewesen seyn, als heute. Doch die Einwirkung dieses Agens kann von Herrn Harkness ohne Nachtheil für seine anderen Hypothesen zugegeben werden. Uebrigens erinnern dieselben sehr an Beaumont's und Brongniart's geognostische Ansichten. Denn auch Elie de Beaumont spricht davon, daß zur Zeit der Steinkohlenbildung durch die größere Wärme die Dichtigkeit der Atmosphäre auf Kosten ihrer Durchsichtigkeit vermehrt worden sey und in Folge der geringeren Dicke der Erdrinde und ihrer leichteren Zugänglichkeit für die centrale Wärme keine kalte Zone existirt habe. Er behauptet ferner, daß heiße Quellen und Dampfvulkane damals häufiger gewesen, als jetzt; nach jedem Sonnenuntergang aber habe sich der Boden mit Nebeln bedeckt, welche die nächtliche und winterliche Strahlung paralysirt hätten, ohne die Hitze des Sommers zu verringern. Diese Nebel hätten also eine mittlere Temperatur hergestellt und unter dem Einflusse eines warmen, an seiner Oberfläche nur langsam abkühlenden Meeres gestanden, um das Klima gleichmäßig mild zu erhalten.

Diese oder ähnliche Vorgänge müssen stattgefunden haben, um die tropische Vegetation und ihre Trümmer, die Kohlenlager, nach den Polargegenden zu versetzen.

Mannigfaltiges.

— Französisches Jahrbuch der Erdkunde. In Paris ist in diesem Jahre der erste Band eines Annuaire des Voyages erschienen, das alljährlich fortgesetzt werden soll. *) Es ist dazu bestimmt, eine populär gehaltene Uebersicht alles dessen zu liefern, was Bemerkenswerthes irgendwo geschehen, um das Gebiet der Erdkunde zu erweitern und zu bereichern. Aehnliche Berichte, wenn auch nicht so populär gehalten, veranlaßt alljährlich die geographische Gesellschaft in London, und so viel uns bekannt, liefert unser Karl Ritter dazu eine Uebersicht dessen, was alljährlich in Preußen und im übrigen Deutschland für die geographische Wissenschaft geschieht. Sollte es nicht für das deutsche Publikum wichtig genug seyn, im eigenen Vaterlande einen Bericht aus solcher Feder, verbunden mit einer Uebersicht neuer Reisen, geographischer Entdeckungen ꝛc., von Jahr zu Jahr veröffentlicht zu sehen? Das französische Jahrbuch wird mit einem Resumé des voyages de l'année, welches ungefähr 50 Seiten einnimmt, eröffnet. Demnächst folgen 14 Artikel, aus Originalabhandlungen oder Auszügen aus noch nicht veröffentlichten Reisebeschreibungen bestehend, von denen einige sehr interessant sind; und endlich wird eine Reihefolge von Rezensionen bereits erschienener Werke, eine erdkundliche Bibliographie u. dgl. m. mitgetheilt.

— Das Niveau des Schwarzen und des Kaspischen Meeres. Nachstehende Bemerkung des Herrn Hommaire de Hell, die wir dem oben erwähnten französischen Jahrbuch entlehnen, wirft auf diesen von vielen Geographen bereits besprochenen Gegenstand ein neues Licht. Herr Hommaire, der fünf Jahre in den Ländern zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere zugebracht, hat in der neueren Zeit angefangen, seine Forschungen über diese Länder zu veröffentlichen, auf deren Grund das Jahrbuch sagt: „Herr Hommaire hat es bis zur Gewißheit festgestellt, daß der Niveau-Unterschied zwischen dem Asowschen und dem Kaspischen Meere nur 18,304 Millimetres (etwa 7 Zoll) beträgt und nicht 108 Metres (über 350 Fuß), wie Parrot und Engelhart im J. 1812 behaupteten, oder auch nur 25 Metres, wie drei Mitglieder der Akademie von St. Petersburg im J. 1839 erklärten. Er beweist, daß dieser Niveau-Unterschied nicht die Folge einer Senkung des Landes ist, wie einige Geologen voraussetzen, sondern einfach aus einer Verminderung der Gewässer im Kaspischen Meere entspringt. Diese Verminderung schreibt er zum Theil der Trennung der beiden Meere und zum Theil dem Umstande zu, daß die Ströme des Ural, namentlich die Wolga und die Emba, bedeutend an Wasser verloren haben, seitdem jene Gebirge ihrer Waldungen beraubt und die Gegenden an den Ufern der Wolga immer mehr angebaut werden. Unzweifelhaft erscheint es unserem Forscher, daß das Kaspische früher mit dem Schwarzen Meere verbunden war durch die Bassins des Manitsch und des Kuma — eine Linie, die sich auch wieder herstellen würde, falls der Bosporus einmal plötzlich zugedämmt werden sollte, wie dies leicht zu berechnen ist aus einer Summirung der Wasserquantitäten, die dem Schwarzen Meere zum Theil durch Evaporation und zum Theil durch Einströmungen in das Mittelländische Meer verloren gehen. Die bedeutenden Salzseen, welche ansehnliche Strecken im südlichen Rußland bedecken, deuten darauf hin, daß das Kaspische Meer früher viel ausgedehnter war, als es heutzutage ist. Das allmälige Zurückweichen der Gewässer dieses Meeres ist es, was jene merkwürdigen Höhlungen zurückließ, aus denen die Russen so ansehnliche Quantitäten Salz ziehen."

*) Der vollständige Titel desselben ist Annuaire des Voyages et de la Géographie pour l'année 1844, par une réunion de géographes et de voyageurs, sous la direction de M. Frédéric Lacroix.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. · Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 9. Mai 1844.

Ostindien.

Das britische Indien im Jahre 1843.

Vom Grafen von Warren.

Unter dem Titel L'Inde Anglaise en 1843 ist kürzlich zu Paris ein Werk in zwei Bänden erschienen, das zwar einen Franzosen, den Grafen v. Warren, zum Verfasser hat, jedoch einen solchen, der mit dem Gegenstande völlig vertraut ist, indem er zehn Jahre lang in englischen Militairdiensten gestanden und als Offizier Gelegenheit hatte, die Verwaltung des Landes auf mehreren Punkten kennen zu lernen. Der gegenwärtige Stand der Angelegenheiten in Indien hat die Aufmerksamkeit Europa's jenen kleinen Staaten zugewendet, durch deren allmäliges Versinken sich die Besitzungen der Compagnie mehr und mehr erweitern und vielleicht zu kühn jene Gränzen überschreiten, welche sachverständige Männer ihnen gesteckt haben. Wir möchten in Europa gern über die Mittel klar werden, deren sich die Engländer bedienen, um ihre Zwecke zu erreichen; wir möchten die Ursachen einer Macht kennen lernen, deren Wirkungen uns in Erstaunen setzen; nicht die Vergangenheit, selbst nicht die gegenwärtige Lage, sondern das wahrscheinliche künftige Schicksal Indiens ist der Gegenstand, welcher unsere Aufmerksamkeit fesselt. Unter diesen Umständen muß „das englische Indien im Jahre 1843", ein Werk, zu welchem der Verfasser mühsame und gründliche Vorstudien gemacht, das lebhafteste Interesse erwecken. Das Buch zerfällt, wenn wir die ersten Kapitel, in denen der Verfasser malerische Schilderungen des Landes selbst entwirft, bei Seite lassen, in drei Theile, von denen der erste eine gründliche Darstellung der Geschichte des Königreichs Golkonda (Hyderabad), der zweite eine Abhandlung über den Militairdienst in Indien und der dritte allgemeine Betrachtungen über die britische Macht in Asien enthält.

I.

Reise in das Innere Indiens. — Historische Notizen über Golkonda. — Allgemeine Betrachtungen über die Politik Englands. — Hyderabad und der Minister Schandolal.

Wir finden den Verfasser in Hyderabad, der Hauptstadt von Golkonda, wo er die Ernennung zum Unter-Lieutenant in der englischen Armee abwartet. Die Reise von dort in das innere Indien, durch jene wilden Gegenden, in denen man sichere Zufluchtsstätten nur in großen Entfernungen von einander antrifft, legte er mit einem Reisegefährten, einem Capitain vom Ingenieur-Corps, mit mehr Bequemlichkeit zurück, als er es sich hätte vorstellen können. „Der Capitain führte eine ganze Armee in seinem Gefolge; vier Kameele und zehn Affen trugen vier Zelte, von denen das eine, welches viereckig war und nach allen Dimensionen hin eine Ausdehnung von zwanzig Fuß hatte, zum Salon und Schlafzimmer diente. Das zweite, eine Art von kleinem Vorrathshaus, wurde jeden Abend eine Strecke weit vorausgeschickt, damit die Reisenden nach dem ersten Morgenmarsche das Frühstück vorbereitet fänden; das dritte und vierte dienten zum Badezimmer und zur Küche. Außerdem hatten wir auch Wagen in unserem Gefolge, welche zahlloses Gepäck trugen: Tische, Stühle, Feldbetten, Geräthschaften aus Silber und Porzellan, Kisten mit Wein und Bier. Endlich befanden sich bei unserer kleinen Karavane auch einige arabische Reitpferde, welche wir abwechselnd bestiegen und auf denen wir täglich nur fünf Lieues zurücklegten, um dem Zuge Zeit zu lassen, uns einzuholen." So findet der englische Offizier in seinem Zelte allen Luxus, alle Bequemlichkeiten des Lebens, an die er von Jugend an gewöhnt ist. — In dem alten, halbverfallenen, mit langen Windungen von Schmarotzerpflanzen bekränzten Fort Ongola lebt ein englischer Capitain, von seinem Corps ausgestoßen, „weil er einer niedrigen Versuchung nachgegeben und im Spiele betrogen hatte." Dem zweiten Regimente der einheimischen Veteranen attachirt, hat er auf kein Avancement mehr zu hoffen; der Offizier, welcher vorübergeht, tritt nicht in die Wohnung des Verbannten, der, umgeben von seiner treuen Gattin und seinen Kindern, die er sorgsam erzieht, voll Reue über den begangenen Fehltritt, sein Leben in der abgeschlossensten Einsamkeit hinbringt. So ängstlich sind diejenigen, welche der Welt gegenüber als souveraine Herrscher dastehen, auf die Aufrechthaltung der Ehre bedacht.

Wir kommen nun mit dem Verfasser zu den heiligen Gewässern, welche Diamanten, Gold und Edelsteine mit sich führen, zu den Ufern des Krischna, der in der westlichen Gebirgskette entspringt und sich auf der entgegengesetzten Seite in den bengalischen Meerbusen ergießt. Man setzt über diesen Fluß in runden aus Schilf und Palmzweigen geflochtenen Körben, weil seine reißende Strömung längere Fahrzeuge verschlingen würde. Der Krischna bildet die südliche Gränze des Königreichs Golkonda, welches nach und nach von den Mahratten, Mysoriern und hauptsächlich von den Engländern angegriffen wurde. Gegenwärtig hat es einen Flächeninhalt von 47,700 Quadrat-Lieues und eine Bevölkerung von 12 Millionen Einwohner.

Dort, am Ufer des Krischna, wird die Gegend immer wilder, mit jedem Schritte werden Spuren reißender Thiere sichtbar; die Dörfer, welche stets vereinzelter daliegen, sind von Palissaden eingeschlossen und in der Nähe eines jeden Weilers erhebt sich zehn Fuß über dem Erdboden ein hölzerner Käfig, von wo aus die Jäger die Fährten der Ungeheuer erspähen, welche in der Nacht die Dorfbewohner beunruhigen. In dieser gefährlichen Gegend nehmen die Reisenden gemeiniglich aus der Mannschaft des Nizam, des souverainen Herrschers, einen Trupp Reiter zu ihrer Begleitung, welche, gut beritten, mit der langen Lanze und dem krummen Säbel bewaffnet sind.

Die Nähe der Hauptstadt des Reiches Golkonda wird durch nichts angedeutet, wenn nicht etwa durch den Namen shah-rasta (Königsstraße), den man emphatisch einem unbequemen und schwer zu passirenden Fußsteige beigelegt hat. Aber plötzlich enthüllen sich unter dem Tropenhimmel die Kuppeln, die Dome, die vier Spitzen der großen Moschee. Eine Allee führt links in die Nähe von Sekunderabad, neben welchem sich längs eines schönen künstlichen Sees die reizenden Wohnungen der englischen Offiziere der Hülfs-Armee hinziehen; mehr rechts liegt die Straße, welche ein Land von entzückender Vegetation durchschneidet und nach Bolarum, einer anderen Gruppe schattiger Villen, führt. „Man bemerkt leicht, daß der erhabene und mächtige Herr Subadar (Vicekönig) von Dekkan von seiner Armee, durch die Stellung seiner Alliirten, welche ihn in Schach halten, abgeschnitten ist." Das ist das Schicksal aller indischen Herrscher, welche absichtlich oder gezwungen das Interesse der Engländer verletzt haben.

Das Königreich Golkonda, welches bereits im Hinsterben ist, besteht nicht länger als hundert Jahre. Sheyed-Kulichan, Chef eines Corps in der kaiserlichen Armee, wurde von Mohamed-Schah zum Vicekönige von Dekkan berufen und verwandelte, indem er aus den Unruhen, welche das Erbe des Großmoguls verwüsteten, Vortheil zog, das Lehn, welches er als Krieger erhalten hatte, in ein unabhängiges Reich (1732) und beherrschte, mit Ausnahme der Mahrattenstämme an der Westküste, die ganze Halbinsel im Süden des Krischna. Er starb in einem Alter von 104 Jahren und hinterließ seinen fünf Söhnen ein herrliches weit ausgedehntes Königreich, um dessen Besitz sich diese bekriegten und endlich die Hülfe der Handels-Compagnieen, welche sich in den Küstengegenden festgesetzt hatten, in Anspruch nahmen. Durch ein von dem alten Fürsten unterzeichnetes Testament und ein vom Großmogul ausgefertigtes Patent wurde die bestrittene Krone dem Enkel Kulichan's, Muzuffer-Dschung, zugesprochen. Dieser suchte seine Rechte, da er sie selbst zu wahren nicht im Stande war, durch ein Bündniß mit Duplair aufrecht zu erhalten, wodurch Frankreich in einen kaum zu entscheidenden Erbfolgekrieg hineingezogen worden ist, indem die Engländer für den natürlichen Prätendenten, den ältesten Sohn Kulichan's, Nasir-Dschung, Partei nahmen. Muzuffer-Dschung, der, von seinem Oheim besiegt und gefangen, durch achthundert Franzosen, welche wie eine Bombe in die 100,000 Mann des Subadar hineinfuhren, befreit worden war, trat Frankreich aus Dankbarkeit den Bezirk Karikal in der Gegend von Pondichery und die Stadt Mazulipatam ab und kehrte darauf mit einem Corps von 3000 Europäern und 10 Kanonen in seine Staaten zurück. Der Anführer dieses Gefolges war Bussy, der, als Hofmann, Diplomat und Krieger gleich ausgezeichnet, mit der ganzen Macht seiner Ueberlegenheit den schwachen Nabob, dessen Stütze er war, beherrschte. Durch seinen Einfluß erlangte er für die französische Compagnie die Räumung von vier wichtigen Provinzen, welche sie zu Herren eines 100 Lieues langen und im Durchschnitte etwa 20 Lieues breiten Landstriches längs der Küsten von Orissa und Koromandel machten, welcher durch das Meer, durch unzugängliche Gebirge und durch seine Festungen geschützt ist. „Unsere Herrschaft", sagt der Verfasser dieses Werkes, „erhob sich damals auf einer so mächtigen Basis, daß es unseren Nebenbuhlern nur nach vierzigjährigen Anstrengungen und glücklichen Kämpfen gelungen ist, dieselbe Stufe der Macht zu erreichen."

Wir wollen jetzt, nachdem wir einen Augenblick bei dieser glänzenden Vergangenheit verweilt, ein ganzes Jahrhundert übergehen, um die gegenwärtigen Zustände der Staaten des Nizam und das Protektorat der englischen Compagnie zu prüfen. Die Schutzherrschaft, unter welcher Hyderabad gegenwärtig steht, ist wichtig genug, um eine sorgfältige Beleuchtung ihrer Absichten sowohl als ihrer Konsequenzen zu rechtfertigen. Wir können diese Maxime, sich unter dem Vorwande der Hülfeleistung in die Angelegenheiten

eines fremden Staates zu mischen, als eine Allianz betrachten, deren Vortheile ausschließlich der stärkeren der beiden kontrahirenden Parteien zufallen, die jedoch das zu beschützende Land unmerklich in das Joch der Abhängigkeit zwingt. So wie die Amerikaner den Bäumen ihrer Wälder, welche sie urbar machen, die Nahrung entziehen und die Stämme untergraben, damit der nächste Wintersturm sie entwurzele und zu Boden stürze, so sucht die Compagnie ihre Fortschritte zu fördern, indem sie in der Hand des scheinbaren Souverains, dem sie Minister zur Seite stellt, das Scepter läßt und ihn so von seinem Volke und seiner Armee trennt, daß er bei dem geringsten Unwillen, den er unvorsichtig zeigt, den Sturz seines schutzlosen Thrones vor Augen sieht. Je williger sich der Nabob zu der Rolle hergiebt, die man ihn spielen lassen will, um so schneller bewirkt er das Ende seiner Regierung und die unmittelbare Abhängigkeit seines Landes von der Compagnie. Zuweilen auch wartet die Compagnie, scheinbar mit der Bekämpfung gefährlicher Feinde beschäftigt, ruhig den Moment ab, in welchem die friedlichen Alliirten, wenn sie es müde geworden sind, der Regierung eines launenhaften und durch die Bevormundung verächtlich gewordenen Monarchen zu gehorchen, sich freiwillig in die offenen Arme ihrer Schutzherren flüchten. (Schluß folgt.)

Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas.

(Erster Artikel.)

Das Corricolo. — Der Dey von Algier und der Polizei-Minister. — Die Geisterrosse. — Der Impresario und der Komponist. — Die Engländer in Italien. — Taub, blind und lahm.

(Schluß.)

„Die Kosten sind leicht zu berechnen", sagte Herr Martin, nach kurzem Nachdenken. „Das corricolo wird Ihnen zehn Dukaten zu stehen kommen, jedes Pferd dreißig Carlini, das Geschirr eine Pistole — im Ganzen achtzig französische Francs." — „Wie? Ich soll für zehn Dukaten ein corricolo haben?" — „Ein prächtiges sogar." — „Neu?" — „O, Sie verlangen auch zu viel. Es giebt keine neue corricoli. Die Stellmacher dürfen keine solche verfertigen; es ist ihnen von der Polizei untersagt." — „Wirklich? Und wie lange besteht dieses Verbot?" — „Vielleicht seit funfzig Jahren." — „Wie ist es aber in diesem Falle möglich, daß noch ein corricolo existirt?" — „Nichts ist leichter. Sie kennen die Anekdote von Jeannot's Federmesser?" — „Natürlich; es ist ja eine unserer Nationalsagen. Das Heft war funfzehnmal erneuert worden, die Klinge eben so oft, aber es war noch immer dasselbe Messer." — „Eben so verhält es sich mit dem corricolo. Es ist untersagt, neue zu erbauen, aber nicht, neue Räder für alte Kutschkasten zu verfertigen und neue Kutschkasten auf alte Räder zu setzen. Auf diese Art wird das corricolo unsterblich." — „Ich verstehe. Aber die Pferde? Ist es Ihr Ernst, daß ich für dreißig Francs ein Paar Pferde haben kann?" — „Ein herrliches Paar, das Sie mit Windesschnelle davontragen wird." — „Aber was für welche?" — „O, todte, das versteht sich." — „Todte?" — „Nun ja, zu einem solchen Preise konnten Sie wohl keine anderen erwarten." — „Mein lieber Herr Martin, erklären Sie sich näher, ich bitte Sie. Ich reise zu meiner Belehrung, und Kenntnisse aller Art sind mir im höchsten Grade willkommen." — „Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte des Pferdes?" — „Die Naturgeschichte desselben? Buffon's? Gewiß! Das Pferd ist, nach dem Löwen, das edelste aller Thiere." — „Nein, nein, die philosophische Geschichte; die verschiedenen Stufen und Wechselfälle im Daseyn dieser edlen Quadrupeden." — „Nun ja! erst der Sattel, dann die Equipage, dann der Postwagen oder Omnibus, der Fiaker oder die Droschke, und endlich — zum Abdecker." — „Und vom Abdecker?" — „Vermuthlich nach den elysischen Gefilden." — „Mit nichten — wenigstens hier nicht. Vom Abdecker kommen sie zu den corricoli." — „Wie so?" — „Ich will es Ihnen sagen. An dem Ponte della Maddalena, wo man die Pferde stechen läßt, findet man immer Leute, die, sobald man ein Pferd hinausbringt, das Fell und die Hufe zu dem gesetzlich bestimmten Preise von dreißig Carlini kaufen. Statt das Pferd zu tödten und ihm die Haut abzuziehen, nehmen es diese Leute mit und benutzen es so viel als möglich, während es noch lebt. Die Haut ist ihnen am Ende doch gewiß. Das ist es, was ich unter todten Pferden verstehe."

„Was kann man aber mit den unglücklichen Geschöpfen anfangen?" — „Man spannt sie vor die corricoli." — „Ist es möglich! Die Pferde, mit welchen ich von Salerno nach Neapel reiste —" — „Waren gespenstische Rosse, Phantome mit einem Wort." — „Aber sie galoppirten den ganzen Weg." — „Warum nicht? Die Todten reiten schnell."

Für den durch seinen Wirth angegebenen Preis wird Herr Dumas der glückliche Besitzer eines prächtigen, hellrothen corricolo, mit zwei feurigen Rennern bespannt, die halb von dem Geschirr, den Bändern und Glocken verdeckt werden. Er versucht umsonst, selbst zu fahren, da seine Geisterrosse die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Peitsche zu hegen scheinen, und überläßt die Zügel einem Wagenlenker von Profession, mit dem er seine Ausflüge durch Neapel antritt. Zuerst besucht er die Chiaja, die Lieblingspromenade des Adels und der Fremden, dann den mit Läden besetzten und von Spaziergängern wimmelnden Toledo, und endlich die Forcilla, die Straße der Advokaten und ihrer Klienten. Ueber jede von ihnen schreibt er ein Kapitel, ohne jedoch den unbarmherzigen Touristen nachzuahmen, die ihre Leser mit architektonischen und archäologischen Bemerkungen überschütten — die uns mit keiner einzigen verfallenen Kapelle, keiner einzigen wurmstichigen Inschrift verschonen, so oft sie auch von früheren Reisenden geschildert wurden. Herr Dumas beschäftigt sich lieber mit Menschen als mit Dingen, und die drei oben erwähnten Kapitel sind mit merkwürdigen Illustrationen neapolitanischer Sitten, Gebräuche und Charaktere angefüllt. Die Beschreibung des Toledo führt zu einer Skizze des bekannten Impresario Domenico Barbaja, dessen Palazzo in jener Straße gelegen war und der sich von dem Stande eines Aufwärters in einem mailänder Kaffehause zum gleichzeitigen Direktor dreier Theater — des San Carlo, der Scala und der italiänischen Oper in Wien — aufschwang. — Wie es scheint, war er ein Mann von außerordentlicher Energie und originellem Charakter, der unter einem rauhen Betragen und jähzornigen Temperament das trefflichste Herz verbarg.

„Es wäre unmöglich", sagt unser Verfasser, „die Schimpfreden wiederzugeben, mit denen Barbaja die Sänger und Musiker seines Theaters überhäufte, wenn ihm diese mißfielen. Doch wollte ihm keiner von ihnen deshalb übel, da sie recht gut wußten, daß er beim kleinsten Erfolge der Erste war, sie zu umarmen und ihnen Glück zu wünschen; daß er sie im Unglück trösten und bei Krankheiten mit väterlicher Zärtlichkeit pflegen werde. Das Vermögen, welches er nach und nach durch unermüdliche Anstrengungen gesammelt hatte, verwendete er auf die freigebigste Weise und mit wahrhaft fürstlicher Großmuth. Sein Palast, seine Villa, seine Tafel standen für Alle offen.

„Das Genie des Mannes war von eigenthümlicher Art. Er war ganz ohne Erziehung — er vermochte nicht einmal den einfachsten Brief zu schreiben und kannte von der Musik auch nicht eine Note; dessenungeachtet pflegte er seinen Komponisten die nützlichsten Winke zu geben und diktirte mit unglaublicher Leichtigkeit den Plan eines Libretto. Seine eigene Stimme war in höchsten Grade rauh und unharmonisch — durch seine Rathschläge und Anweisungen bildete er aber einige der ersten Sänger Italiens. Seine Sprache war ein mailändisches Patois — er wußte sich jedoch Kaisern und Königen verständlich zu machen, mit denen er Unterhandlungen auf dem Fuße vollkommener Gleichheit führte. Es war der Mühe werth, ihn bei der ersten Vorstellung einer neuen Oper zu sehen, wie er in seiner Loge im San Carlo-Theater dem Könige von Neapel gegenüber saß und sich mit ernster unparteiischer Miene bald zu den Schauspielern, bald zum Publikum wandte. Beging ein Sänger einen Fehler, so war Barbaja der Erste, ihn mit einer Strenge niederzuschmettern, die dem Brutus Ehre gemacht hätte. Sein: Can di Dio! wurde mit einer Stimme hervorgebrüllt, von der die Bühne erdröhnte und die den Schuldigen zum Zittern brachte. Wenn die Zuhörer dagegen eine grundlose Unzufriedenheit bezeigten, so sprang Barbaja in seiner Loge auf und verwies sie zur Ruhe. „Figli d'una vacca! Wollt ihr das Maul halten! Ihr verdient es nicht, gute Sänger zu hören." Wenn der König es zufälligerweise versäumte, zur rechten Zeit zu applaudiren, so zuckte Barbaja die Achseln und ging brummend zur Loge hinaus."

Seinen Eigenheiten zum Trotze war er es, dem Lablache, Tamburini, Rubini, Donzelli, Colbran, Pasta, Fodor, Donizetti, Bellini ihre Ausbildung zu verdanken hatten und der sie zuerst ins Publikums brachte; dieses gilt sogar von Rossini, dessen Meisterstücke für Barbaja komponirt wurden. Ueber jenen berühmten Maestro, „den größten und glücklichsten, aber trägsten und sorglosesten Künstlergeist, der je unter dem blauen Himmel Italiens athmete", theilt Herr Dumas eine gut erzählte Anekdote mit, die wir übrigens schon früher gelesen haben. Es war äußerst schwer, Rossini zum Arbeiten zu bringen; Bitten und Drohungen waren gleich fruchtlos, und der Impresario mußte gewöhnlich zu einer Kriegslist oder selbst zur offenen Gewalt schreiten. So wurde die Oper Othello von Rossini in einer unglaublich kurzen Zeit komponirt, während ihn Barbaja in einem Zimmer seines Hauses gefangen hielt. Der Maestro hatte nämlich dem Direktor versprochen, innerhalb sechs Monate eine Oper zu schreiben; unterdessen lebte er auf Kosten des Letzteren, bewirthete seine Freunde an dessen wohlbesetzter Tafel, trank seine besten Weine und bewohnte seine schönsten Zimmer, ohne an die versprochene Oper zu denken. Eines Morgens aber, da er gerade im Begriff war, eine Lustfahrt anzutreten, fand er seine Thüren verriegelt, und als er den Kopf aus dem Fenster steckte, erblickte er seinen Impresario, der ihm zu verstehen gab, daß er eingesperrt bleiben würde, bis sein Lösegeld bereit sey. Das Lösegeld war natürlicherweise die Oper. Rossini fand kurz darauf Gelegenheit, sich an seinem Tyrannen auf eine höchst pikante Art zu rächen, und am Morgen, nachdem man Othello mit glänzendem Erfolge gegeben, reiste er nach Bologna ab, von der Signora Colbran, Prima Donna des San Carlo-Theaters, begleitet, mit der er sich heimlich vermählt hatte.

Auf die Erbfeinde seiner Nation, die Engländer, ist Herr Dumas sehr schlecht zu sprechen; seine schärfsten Pfeile sind gegen le perfide Albion gerichtet, und die reisenden John Bulls, die nach Italien strömen, um die Gastwirthe zu bereichern und Antiquitäten aus dem neunzehnten Jahrhundert einzukaufen, dienen zum Lieblingsthema seines satirischen Witzes. „Während meines Aufenthalts in Neapel", erzählt er, „kam ein Engländer dort an, der in demselben Hotel abstieg, wo ich meine Wohnung hatte. Er gehörte zu jenen phlegmatischen, hochmüthigen, halsstarrigen Briten, die das Geld als ein Werkzeug betrachten, mit welchem sich Alles durchsetzen läßt und dem Nichts widerstehen kann. Das erste Verdienst war in seinen Augen das Geld; Talent, Ruhm, Geburt wogen federleicht, wenn man liegende Güter oder dreiprozentige Consols in die entgegengesetzte Waagschale legte. Er schätzte oder verachtete die Menschen, je nachdem sie reich oder arm waren, und da er selbst sehr reich war, so schätzte er sich auch sehr hoch.

„Er war direkt aus England zur See nach Neapel gekommen und hatte während der Reise folgende Betrachtung angestellt: Mit Geld werde ich Alles sagen, Alles thun und Alles haben können, was mir gefällt. Er entdeckte bald, daß er sich geirrt habe. Das Dampfboot ankerte im Hafen von Neapel eine

halbe Stunde nach der Zeit, wo es den Paſſagieren zu landen geſtattet iſt. Der Engländer, der äußerſt ſeekrank war und um jeden Preis ans Ufer zu kommen wünſchte, ſchickte zum Hafen-Capitain und ließ ihm hundert Guineen anbieten, wenn er ihm zu landen geſtattete. Die Quarantaine-Verordnungen ſind in Neapel ungemein ſtreng; der Hafen-Capitain hielt den Engländer für verrückt und lachte über ſeinen Antrag. Er fand ſich daher genöthigt, am Bord zu ſchlafen, und machte ſeinem Aerger durch Verwünſchungen der Quarantaine-Geſetze und ihrer Urheber Luft.

„Sobald er ans Land geſtiegen, machte er ſich auf den Weg, um die Ruinen von Pompeji zu beſehen. Da eben keiner von den gewöhnlichen Führern zur Hand war, ſo miethete er ſtatt deſſen einen Lazzarone. Er hatte ſeine geſtrige Widerwärtigkeit nicht verſchmerzt, und um ſich zu rächen, ſchimpfte er während der ganzen Fahrt nach Pompeji auf den König Ferdinand — und zwar im beſten Italiäniſch, deſſen er mächtig war. Der Lazzarone, den er im Wagen mitgenommen, hörte ihn ſehr ruhig an, ſo lange ſie ſich noch auf der Landſtraße befanden. Die Lazzaroni miſchen ſich ſelten in die Politik, und es iſt ihnen gleichgültig, was über Kaiſer oder König geſagt wird, ſo lange man nicht die Jungfrau Maria, den heiligen Januarius und den Veſuv beleidigt. Als ſie jedoch bei der Via dei Sepolcri anlangten, legte der zerlumpte Cicerone den Finger auf die Lippen, als Signal, daß man hier ſchweigen müſſe. Entweder verſtand der Reiſende dieſe Bewegung nicht, oder er hielt es unter ſeiner Würde, darauf Acht zu geben; er fuhr daher in ſeiner Philippika fort.

„Verzeihung, Excellenza!“ ſagte endlich der Lazzarone, indem er mit der Leichtigkeit eines Harlekins aus dem Wagen ſprang — „Verzeihung, Excellenza, aber ich muß nach Neapel zurückkehren.“ — „Warum das?“ fragte der Andere in ſeinem gebrochenen Italiäniſch. — „Weil ich mich nicht gern hängen laſſe.“ — „Und wer darf es wagen, Dich zu hängen?“ — „Der König.“ — „Warum?“ — „Weil Sie übel von ihm reden.“ — „Ein Engländer hat das Recht, Alles zu ſagen, was ihm beliebt.“ — „Das kann ſeyn, aber ein Lazzarone nicht.“ — „Aber Du haſt ja nichts geſagt.“ — „Aber ich höre Alles.“ — „Wer kann es wiederſagen, was Du hörſt?“ — „Der Invalide, der uns durch Pompeji begleitet.“ — „Ich brauche keinen Invaliden.“ — „Dann können Sie Pompeji nicht beſuchen.“ — „Nicht, wenn ich bezahle!“ — „Auch dann nicht.“ — „Aber ich will doppelt, dreifach, vierfach bezahlen — was ſie nur fordern.“ — „Hilft Alles nichts.“

„Hm!“ ſagte der Engländer, indem er in tiefes Nachdenken verfiel, während deſſen ſich der Lazzarone mit dem Verſuch beluſtigte, über ſeinen eigenen Schatten zu ſpringen. „Ich will einen Invaliden nehmen“, begann endlich der Reiſende. — „Ganz wohl“, erwiederte der Lazzarone, „wir wollen ihn nehmen.“ — „Ich werde aber Alles vor ihm ſagen, was mir beliebt.“ — „In dieſem Fall wünſch' ich Ihnen einen guten Morgen.“ — „Nein, nein! Du mußt bleiben.“ — „Erlauben Sie mir wenigſtens, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Wenn Sie in Gegenwart des Invaliden Alles ſagen wollen, was Ihnen beliebt, ſo nehmen Sie einen tauben.“ — „Ha! ha!“ ſchrie unſer Brite, über den Einfall entzückt; „ja wohl, einen tauben! Hier iſt ein Piaſter für Deine glückliche Idee.“ Der Lazzarone eilte nach der Wachtſtube und kehrte bald mit einem ſtocktauben Invaliden zurück.

„Während ſie die gewöhnliche Runde durch Pompeji machten, fuhr der Engländer fort, Seine neapolitaniſche Majeſtät mit allen möglichen Ehrentiteln zu belegen, ohne daß der Invalide ſie hörte oder der Lazzarone darauf Acht gab. Sie beſahen die Via dei Sepolcri, die Häuſer des Diomed und des Cicero, und kamen endlich nach dem des Salluſt, wo ein Fresko in einem der Zimmer unſerem Engländer beſonders auffiel. Er ſetzte ſich ſogleich nieder, nahm Taſchenbuch und Bleiſtift heraus und begann, es zu kopiren. Kaum hatte er jedoch einen Strich gemacht, als der Invalide und der Lazzarone ſich Beide näherten. Erſterer wollte ſprechen, aber der Andere nahm ihm das Wort aus dem Munde.

„Excellenz“, ſagte er, „es iſt verboten, die Freskos zu kopiren.“ — „O!“ ſagte der Engländer, „ich muß dieſe Kopie machen; ich will dafür bezahlen.“ — „Es iſt nicht erlaubt, wenn Sie auch bezahlen.“ — „Aber ich will zehnmal den Werth davon bezahlen. Dieſes Bild muß ich durchaus kopiren — es iſt ſo komiſch.“ — „Wenn Sie es thun, ſo wird der Invalide Sie nach der Wache bringen.“ — „Pah! Ein Engländer hat das Recht, zu thun, was ihm gutdünkt.“ Und er fuhr mit ſeiner Skizze fort. Der Invalide näherte ſich ihm mit unerbittlicher Miene. — „Verzeihung, Excellenz!“ ſagte der Lazzarone; „möchten Sie gern nicht nur dieſes Fresko, ſondern ſo viele andere kopiren, wie es Ihnen beliebt?“ — „Natürlich möchte ich das und werde es auch thun.“ — „Erlauben Sie mir dann, Ihnen einen Rath zu geben. Nehmen Sie einen blinden Invaliden.“ — „Uh!“ ſchrie der Engländer, dem dieſer Wink noch mehr gefiel als der erſte, „jedenfalls einen blinden. Hier ſind zwei Piaſter für den Gedanken.“

„Sie verließen das Haus und dankten ihren Begleiter ab, worauf ſich der Lazzarone nach der Wachtſtube begab und einen ſtockblinden Invaliden miethete, der von einem ſchwarzen Pudel geführt wurde.

„Der Engländer wollte ſogleich nach dem Hauſe des Salluſt zurückkehren, um ſeine Zeichnung zu vollenden, aber der Lazzarone überredete ihn, es eine Zeitlang aufzuſchieben, um keinen Verdacht zu erregen. Sie ſetzten alſo ihre Wanderung fort, von dem Invaliden oder vielmehr von ſeinem Hunde geleitet, der eine Kenntniß der Topographie Pompeji's entwickelte, die ihn zum Mitgliede des archäologiſchen Vereins qualifizirt hätte. Nachdem ſie die Schmiede, das Haus Fortunat's und den Stadtofen beſehen, kehrten ſie nach der Wohnung des Salluſt zurück, wo der Engländer ſeine Skizze beendigte, während der Lazzarone mit dem Blinden ſchwatzte und ſeine Aufmerkſamkeit abzog. Er machte hierauf noch andere Zeichnungen, und in einigen Stunden war ſein Portefeuille ſchon halb voll.

„Sie kamen zuletzt nach der Stelle, wo die Ausgrabungen vor ſich gingen. Man hatte eine Anzahl kleiner Büſten, Statuen und anderer Merkwürdigkeiten entdeckt, die in das benachbarte Haus gebracht wurden. Der Engländer ging hinein und wurde durch eine kleine, etwa ſechs Zoll hohe Figur eines Satyrs angezogen. „O“, rief er, „dieſen Satyr muß ich kaufen.“ — „Der König von Neapel wird ihn nicht veräußern“, entgegnete der Lazzarone. — „Ich will ihn mit Guineen aufwiegen — doppelt aufwiegen.“ — „Er wird nicht verkauft werden“, wiederholte der Lazzarone: „aber“, fügte er hinzu, „ich habe Ew. Excellenz ſchon zweimal guten Rath ertheilt, ich will es jetzt zum drittenmale thun. Kaufen Sie die Statue nicht — ſtehlen Sie ſie.“ — „Ho, ho! Das wäre ganz originell, und wir haben ja einen blinden Invaliden. Vortrefflich!“ — „Ja, aber der Blinde hat einen Hund, der ein Paar gute Augen und ſechzehn ſcharfe Zähne hat, und der auf Sie losſtürzen wird, wenn Sie etwas auch nur mit dem kleinen Finger anrühren.“ — „Ich will den Hund kaufen und ihn aufhängen.“ — „Machen Sie's noch beſſer; nehmen Sie einen lahmen Invaliden, und da Sie hier faſt Alles ſchon geſehen haben, ſo ſtecken Sie die Figur in die Taſche und laufen weg. Mag er Ihnen nachrufen, ſo viel er will, er wird Ihnen nicht nachlaufen können.“ — „Uh!“ ſchrie der Engländer, indem er vor Lachen platzen wollte; „hier ſind drei Piaſter für Dich. Hole mir einen lahmen Invaliden.“

„Um nicht den Verdacht des Blinden und ſeines Hundes auf ſich zu laden, ſtellte er ſich in den Anblick eines von Muſcheln gebildeten Springbrunnens vertieft, während der Lazzarone einen dritten Führer aufſuchte. In einer Viertelſtunde kehrte er zurück, von einem Invaliden mit zwei Stelzfüßen begleitet. Sie gaben dem Blinden drei Carlini, zwei für ihn ſelbſt und einen für ſeinen Hund, und ſchickten ihn fort.

„Sie hatten nur noch das Theater und den Tempel der Iſis zu beſichtigen, worauf der Engländer mit erkünſtelter Gleichgültigkeit den Wunſch äußerte, nach dem Hauſe zurückzugehen, wo die ſo eben ausgegrabenen Gegenſtände niedergelegt waren. Der argloſe Invalide führte ſie wieder hin, und ſie betraten das Gemach, wo man die Antiken in Fächern längs der Wand aufgeſtellt hatte. Während der Engländer umherſchlenderte und die Sachen mit großer Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien, befeſtigte der Lazzarone eine ſtarke Schnur über der Thürſchwelle, ein Paar Fuß von der Erde. Sobald er dieſes gethan, machte er dem Engländer ein Zeichen, der die kleine Statue dem erſtaunten Invaliden vor der Naſe wegſchnappte, ſie in die Taſche ſteckte und, über die Schnur ſpringend, von dem Lazzarone begleitet, Hals über Kopf davonlief. Durch das Stabiſche Thor eilend, fanden ſie ſich bald auf der Straße nach Salerno — ein leerer Miethswagen fuhr eben vorbei, der Engländer warf ſich hinein und erreichte damit ſeine Equipage, die ihn an der Via dei Sepolcri erwartete. Zwei Stunden nachher war er in Torre del Greco und eine Stunde ſpäter in Neapel.

„Was den Invaliden betrifft, ſo verſuchte er zuerſt, über die Schnur zu ſteigen, die ihm den Ausgang verſperrte, aber es war hölzernen Beinen nicht möglich, dieſes zu bewerkſtelligen. Dann bemühte er ſich, ſie aufzubinden, aber mit eben ſo wenigem Erfolg; der Lazzarone hatte ſie in einen Knoten zuſammengeflochten, gegen welchen der gordiſche ein bloßes Knötchen war. Endlich entſchloß ſich der alte Soldat, der vielleicht von Alexander dem Großen gehört hatte, das zu zerſchneiden, was er nicht aufzulöſen vermochte, und zog deshalb ſeinen Säbel. Aber der Säbel war in ſeinen beſten Tagen eben mit ſeiner haarſcharfen Schneide verſehen, und jetzt hatte er gar keine — ſo daß der Engländer den halben Weg nach Neapel zurückgelegt hatte, während der Invalide noch immer an ſeiner Schnur herumſägte.

„Denſelben Abend verließ der Reiſende auf einem Dampfboote die Stadt, der Lazzarone aber verlor ſich unter ſeinen Gefährten, und die ſechs Piaſter, die er empfangen hatte, ſetzten ihn in den Stand, eben ſo viele Monate nach ſeiner Art im Wohlleben zu verbringen.

„Der Engländer war zwölf Stunden in Neapel geweſen und hatte während dieſer Zeit die drei Dinge gethan, die dort am ſtrengſten verpönt ſind. Er hatte auf den König geſchimpft, die Freskogemälde kopirt und eine Statue geſtohlen, und dieſes Alles hatte er nicht ſeinem Gelde, ſondern der Schlauheit eines Lazzarone zu verdanken.“ *)

Mexiko.

Beiträge zum Gelingen der praktiſchen Dieberei.

Die mexikaniſchen Diebe und Betrüger ſcheinen ihren Zunftgenoſſen in der alten Welt ſchon beinahe über den Kopf gewachſen zu ſeyn. Hier einige belehrende Beiſpiele, die wir einem neuen Werke, betitelt: „Mexiko, wie es war und wie es iſt“, entlehnen. **)

„Vor einiger Zeit ſchlenderte ein engliſcher Gentleman ruhig und harmlos die volkreichſte Straße der Hauptſtadt entlang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit den mannigfaltigen, von den Kleinhändlern zum Verkauf ausgebotenen Waaren zuwendend, als er plötzlich fühlte, wie ihm Einer ſeinen Hut ſehr gelind und ſäuberlich vom Kopfe nahm. Ehe er ſich noch umdrehen und den Dieb faſſen

*) Ein zweiter Artikel wird nächſtens folgen.

**) Mexico, as it was and as it is. — Der Verfaſſer, Herr Brantz-Mayer, war von 1841—42 Secretair bei der dortigen Geſandtſchaft der Vereinigten Staaten.

konnte, war dieser schon an zwanzig Schritt weit und verschwand in der Menge. — Ein anderes Mal wurde ein mexikanischer Bürger bei hellem Tag, in einer einsamen Gegend der Stadt, von drei Männern überfallen, die seinen Mantel verlangten. Er protestirte lebhaft dagegen; aber zwei der Angreifer hielten ihn fest, während der Dritte ihm den Mantel von der Schulter riß und davonlief. Jetzt dachte der Beraubte, die Spitzbuben bedürften seiner nicht mehr, und wollte fürbaß gehen; allein sie ermahnten ihn, zu bleiben, und setzten hinzu, das Ergebniß würde angenehmer seyn, als er erwartete. Nach einer Viertelstunde kam ihr Spießgesell wieder und reichte dem Beraubten mit höflicher Verbeugung einen Pfandschein! — „Wir brauchten dreißig Dollars und keinen Mantel", sagte der Spitzbube; „hier ist ein Schein, mit welchem Sie das Pfand für die genannte Summe wieder einlösen können; da nun der Mantel eines so feinen Herrn mindestens hundert Dollars werth ist, so haben Sie bei dem Geschäfte 70 Dollars profitirt — und nun Gott befohlen!"

„Ein Richter in Mexiko, der eben nach dem Tribunale ging, wollte die Zeit genau wissen, suchte aber vergebens in allen Taschen seine Repetiruhr. „Hm!" sagte er zu seinem Begleiter, während sie durch den Volkshaufen am Portale schritten; „da hab' ich einmal wieder meine Uhr zu Hause unter meinem Kopfkissen liegen lassen!" Er ging in die Sitzung und schlenderte, als sie aufgehoben war, wieder nach Hause. In seiner Arbeitsstube fiel ihm die Uhr wieder ein, und er bat seine Frau, dieselbe aus dem Schlafzimmer holen zu lassen. — „Aber lieber Mann", versetzte seine Ehehälfte; „ich habe sie Dir ja vor drei Stunden zugeschickt!" — „„Das ist unmöglich."" — „Ja, gewiß habe ich's gethan, und zwar durch den Boten, der sie für Dich abholen sollte." — „„Was ... Bote? was ... abholen?"" — „Aber Mann, hast Du denn Deinen Kopf auf dem Tribunal gelassen? Du warst kaum eine Stunde fort, als ein ordentlich aussehender Mann eintrat; er brachte einen der größten und schönsten Puterhähne, die ich jemals gesehen, und sagte, es sey Dir auf dem Wege ein Indianer mit Geflügel begegnet, diesem hättest Du den Puter abgekauft und ihm (dem Träger) zwei Realen gegeben, daß er ihn nach Hause brächte und mir anzeigte, ich möchte den schönen Hahn schlachten, rupfen und ins Kühle stellen lassen, weil Du Deine Amtsbrüder auf morgen zu einem leckeren Braten einladen wolltest. Dann setzte er buchstäblich hinzu: Ach! beinahe hätt' ich es vergessen, Señorita — es bittet Sie auch Seine Ehrwürden, der Richter, in die Schlafstube sich zu bemühen und seine Uhr, die er unter dem Kissen liegen gelassen, hervorzuholen und sie mir mitzugeben, weil er ihrer benöthigt ist." — „„Und das hast Du unbedenklich gethan?"" — „Versteht sich." — „„So muß ich Dir sagen, meine Theure, daß der Vogel als Puter kaum so groß seyn kann, wie Du als Gans bist. Ich habe keinen Menschen abgeschickt, um meine Uhr zu holen; der Kerl ist ein Dieb und Betrüger gewesen, und die Uhr ist zum Teufel!"" — Die verdorbene Laune des Richters wurde bei einem schmackhaften Mittagsessen wieder gut; und er beschloß nun, den kostspieligen Puter wirklich mit seinen Amtsbrüdern zu verzehren. Als des anderen Tages die Sitzung zu Ende war, folgte ihm das ganze hungernde Personal, in Erwartung eines köstlichen Genusses, nach seiner Wohnung. Kaum waren sie in den Saal getreten und hatten die gewöhnlichen Begrüßungen ausgetauscht, als die Frau ihrem Eheherrn zum Wiederbesitz der gestohlenen Uhr Glück wünschte. „Wie glücklich bin ich doch", rief sie, „daß der Spitzbube gefaßt worden!" — „„Gefaßt? Ei, das wäre!"" — „Ja, und ohne Zweifel auch schon überführt." — „„Das sind mir wieder einmal Räthsel. Erkläre Dich doch näher, mein Schatz, ich weiß weder vom Diebe, noch von der Uhr, noch von Ueberführung."" — „Ich kann aber doch unmöglich ein zweites Mal betrogen worden seyn — höre nur! Heute um ein Uhr kommt ein blasser und ganz interessanter junger Herr beinahe athemlos hereingestürzt, kündigt sich als ein Gerichtsschreiber an und sagt mir, der Erzspitzbube, der Deine Uhr gestohlen, sey eben in Haft genommen, und es fehle zu seiner vollständigen Ueberführung nur noch ein Gegenstand; dies sey eben der Puterhahn, der aufs Gericht gebracht werden müsse, und zu dem Zwecke sey er (der Schreiber) auf Deinen ausdrücklichen Befehl mit einem draußen wartenden Träger gekommen." — „„Und Du hast ihm den Puter mitgegeben?"" — „Ja, natürlich — wer darf denn auch so etwas nicht glauben und einem richterlichen Befehl sich widersetzen?" — „„O, heiliger Gott! jetzt sind Uhr, Puter und Alles fort; was zum Henker sollen wir denn essen, Señora?"" — Die Dame hatte übrigens, trotz ihrer Einfalt, für ihre Gäste gesorgt, und die ganze Gesellschaft ließ sich's weidlich schmecken."

Mannigfaltiges.

— **Vicomte d'Arlincourt über O'Connell.** Der Verfasser des Pélérin, der seine Pilgerreisen an die Höfe Europa's auch auf die Schlösser Alt-Englands ausgedehnt, hat in seiner bekannten Manier ein neues Reise-Skizzenbuch herausgegeben unter dem Titel: „Die drei Königreiche England, Schottland und Irland". Wir entlehnen diesem Buche Nachstehendes über eine Zusammenkunft, die er bei dem großen Tara-Meeting mit O'Connell hatte: „O'Connell ist groß und stark gebaut; man könnte ihn für einen Ringer der alten Zeit halten. Sein Auge ist lebhaft und intelligent, seine Stimme hell und wohlklingend. Er drückt sich elegant und ruhig aus und mit überzeugender Offenheit. Seine Geberden sind oft würdevoll, und obgleich in seiner Physiognomie etwas Vulgäres liegt, so ist doch seine ganze Haltung majestätisch. Er besitzt überdies alle Vorzüge und Fehler, die einem Volksredner nothwendig sind, indem er abwechselnd rauh und sanft, energisch und nachgiebig, höflich und kurz ist. Unsere Unterhaltung war äußerst lebhaft; er sprach mit tiefer Ehrfurcht von der Königin und mit bitterem Groll von ihrer Regierung. „Wellington", sagte er zu mir, „war sechs Meilen von Tara geboren, und dieser Irländer denkt nur daran, wie er Irland wehe thun kann; aber es soll ihm nicht gelingen, denke ich. Uebrigens hat er mir ein Problem gelöst; er hat gezeigt, daß Einer ohne Thaten von wirklichem Verdienst, ohne höheres Talent, rein durch Glück und Zufall ein großer Mann werden kann. In dem Moment, wo er bei Waterloo im Begriff war, zu fliehen, sah er sich auf einmal als Sieger, und er war der Letzte, der es erwartete." Als ich O'Connell an das Bedenkliche einer Rebellion erinnerte und an die Gefahren, denen diejenigen sich aussetzten, welche Andere auf die Bahn der Empörung führten, antwortete er: „Ich verabscheue den Aufstand nicht weniger als Sie, aber Unterdrückung ist mir eben so verhaßt. Ich werde durch die Macht der Prinzipien, durch den unwiderstehlichen Fortschritt des menschlichen Gedankens siegen, durch den Hauch der Civilisation, welcher der Menschheit ein neues Daseyn schafft, und durch den Beistand eines Gottes der Gerechtigkeit. Ich werde keinen Krieg brauchen." — „Sie können angegriffen — verfolgt werden." — „Verfolgungen! diese mögen kommen, sie können meine Macht nur vermehren." — „Aber wenn das Schwert aus der Scheide fährt, wenn das Beil Ihr Haupt bedroht?" — „O, dann brauche ich nur ein Wort zu sagen, und am folgenden Tage werde ich eine Armee von fünfhunderttausend Mann, ja eine Million, wenn es nöthig ist, um meinem Banner haben." — „Wie würden Sie Ihre Truppen bewaffnen?" — „Nichts leichter. Sie würden die Gewehre und Kanonen des Feindes nehmen. Der Feind selbst würde mit Waffen und Gepäck zu ihnen übergehen. Ich würde auch dann noch ohne Kampf siegen." O'Connell sprach mit überzeugender Beredsamkeit. Dieser alte Mann, der seinem fünfundsiebzigsten Jahre nahe seyn soll, trägt in seinen Zügen und Gedanken noch die ganze Energie eines kräftigeren Alters. Beim Abschiede schrieb er mir folgende Verse auf, die er am Tage vor dem Tara-Meeting dichtete:

Oh Erin! shall it e'er be mine
To wreak thy wrongs in battle line,
To raise my victor head, and see
Thy hills, thy dales, thy people free!
That gleam of bliss is all I crave
Between my labours and my grave.

Tara Hall, County Meath, 14th of August 1843, the Repeal-Year.

— **Die Pflichten des Wehrstandes in China.** In einem Sittenbüchlein der buddhistischen Chinesen, das neben den allgemeinen Lebensregeln auch besondere Vorschriften für einzelne Stände und Berufsarten enthält, finden wir folgenden, das Militair angehenden Paragraphen: „Jeder Kriegsmann sollte immer denken: Ich und meines Gleichen werden vom Volke ernährt. Unser Sold, unsere Kost und Bekleidung — Alles ist durch des Volkes harte Arbeit und saure Plage herbeigeschafft. Was täglich unseren Hunger stillt, was uns gegen den Winterfrost schützt, womit wir unsere bejahrten Aeltern, unsere Weiber und Kinder am Leben erhalten — Alles ist Gabe des Landes und Volkes. Wir wollen stets, auch zur Friedenszeit, unsere Waffen in gutem Stande halten, uns beständig, sey es zu Fuß, sey es zu Pferde, in ihrem Gebrauche üben, keinen Wehrlosen bedrücken, keine Buden besuchen, wo man Thee und Kuchen genießt, und überhaupt nichts thun, was die Ehrfurcht und das Vertrauen des Volkes schmälern kann. Jeder von uns bete täglich zehnmal zu Budd'a, auf daß er in dieser sündhaften Welt unsere sittlichen Kräfte stähle, uns immer geschickt mache, jedes Unheil vom Volke abzuwehren, und nie wanken oder rückwärts schauen lasse, wenn es gilt, unser Leben zu opfern." *)

— **Dankbarkeit eines Chinesen.** Ein englischer Kaufmann, Namens C..., hatte sich viele Jahre in Canton und Makao aufgehalten, als ein plötzlicher Schicksalswechsel ihn aus blühendem Wohlstand in die drückendste Noth versetzte. Ein chinesischer Kaufmann, Namens Tschin-kua, dem er früher Dienste geleistet, streckte ihm die Summe von 10,000 Dollars vor; C... gab ihm darüber einen Empfangschein; der Chinese aber warf den Schein ins Feuer und sagte: „Als Ihr, mein Freund, zuerst nach China kamet, war ich ein armer Mann; Ihr unterstütztet meine Bestrebungen und machtet mich reich. Jetzt hat das Blatt sich gewendet; ich sehe Euch arm, derweil ich selbst mit Ueberfluß gesegnet bin." Diese Großmuth betrübte den Engländer; als Tschin-kua dies bemerkte, sagte er ihm: „Wollt Ihr mir durchaus etwas geben, so bitte ich um ein kleines Andenken an unsere Freundschaft." C... überreichte ihm seine Uhr, und Tschin-kua gab dem Freunde ein altes eisernes Siegel als Gegengeschenk. „Empfanget dieses Siegel", sprach er; „ich habe es lange gebraucht, und es ist ohne inneren Werth. Wenn Ihr aber in Ostindien, wohin Ihr jetzt abgehen wollt, wiederum unglücklich werden solltet, so erhebt in meinem Namen jede fernere Geldsumme, deren Ihr bedürfet: drücket dieses eiserne Siegel auf den Wechsel, und ich werde das Geld zahlen."

(Frazer's Magazine.)

*) Ta'ing-t'u-wen, Kap. 6.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 11. Mai 1844.

Italien.

Paride Zajotti.

Viele unserer Leser erinnern sich vielleicht der zu Anfang dieses Jahres in deutschen und auswärtigen Zeitungen enthaltenen Nachricht von dem plötzlich in der Blüthe des Mannesalters erfolgten Tode des Civil- und Kriminalgerichts-Präsidenten Zajotti in Triest, in welchem Italien einen seiner besten Prosaisten und die Welt einen ihrer edelsten Charaktere verlor. Bald darauf lasen wir von Freundeshand in der Augsb. Allgemeinen Zeitung einen Nekrolog des Verewigten, wobei zugleich darauf hingewiesen wurde, daß sich in dessen Nachlasse desselben ein tiefdurchdachtes, vollendetes Werk gefunden, dessen Herausgabe, und zwar gleichzeitig in italiänischer und in deutscher Sprache, zu erwarten sey. Es betrifft dieses Werk einen, die ganze gebildete Welt auf gleiche Weise interessirenden Gegenstand, nämlich die literarische Erziehung der Jugend, und ist sowohl dieser selbst, als der im Geiste der Humanität und der religiösen Gesinnung — religiös in der edelsten Bedeutung des Wortes verstanden — sich entwickelnden Gesellschaft gewidmet.

Für Deutschland wird das gedachte Werk ein zwiefaches Interesse haben, erstlich weil es von einem in Italien hochgeschätzten Schriftsteller herrührt, auf dessen ganze Richtung und Geistesbildung der seiner Geburtsstätte wie seinem Grabe so naheliegende deutsche Boden einen bedeutenden Einfluß übte — Zajotti war nämlich in Trient geboren, während er in Triest seine letzten Lebenstage zubrachte, und beide Städte gehören bekanntlich zum deutschen Bundesgebiet —; zweitens aber hat ein geschätzter deutscher Dichter, von dem schon lange nichts in Deutschland vernommen wurde, da er seit mehreren Jahren in Venedig und Triest lebt, bei der Herausgabe dieses Werkes zum Besten der hinterbliebenen Familie Zajotti's sich betheiligt; Heinrich Stieglitz, von dem bereits die obenerwähnte nekrologische Notiz in der Allg. Zeitung herrührt, hat nämlich die Uebersetzung des Werkes übernommen und giebt uns darüber in nachstehendem, aus Triest uns zugekommenen Programm eine nähere Mittheilung:

„Die literarische Erziehung der Jugend.

Aus dem Italiänischen des Dr. Paride Zajotti.

„Wenn der Tod des plötzlich in der Fülle seiner Kraft dahingeschiedenen Dr. Paride Zajotti von allen Seiten Italiens mit Recht als ein Schlag betrachtet wird, welcher die ganze Nation in einem der edelsten Nerve ihres Geisteslebens getroffen, so muß für seine zahlreichen Verehrer die Nachricht eine tröstliche seyn, daß in seinem Nachlasse unter Anderem ein völlig ausgearbeitetes Werk sich findet, welches der Verfasser selbst für das Gelungenste unter seinen Schriften hielt. Dieses Werk über „die literarische Erziehung der Jugend" ist von praktischster Wirksamkeit und zugleich das schönste Denkmal, das über dem allzu frühen Grabe dieses Reichbegabten kann errichtet werden. Wie aber ohne Vorführen der Sache selbst ein Bild entwerfen von dem reifsten und inhaltvollsten Geisteskinde eines Mannes, in welchem von jeher Fülle gründlichen Wissens mit einer seltenen Schärfe des Verstandes und einer Innigkeit des Herzens sich vereinigt, die seine von dem melodischen Flusse einer kräftigen und edlen Prosa getragenen Werke längst zu den bevorzugten seines Volkes gemacht? Und nun gar dieses aus dem Mittelpunkte seiner umfassenden Natur hervorgegangene Werk, in welchem eine reiche Lebenserfahrung, auf eigenstem Felde sich ausbreitend und gleichwohl im engsten Raume sich zusammendrängend, mit der ganzen Wärme eines liebevollen Vaterherzens zu Jünglingen spricht, die auf ihrer gefahrvollen und schwierigen Bahn zu warnen, zu stärken, zu leiten, das sichtbar angelegene Bemühn des Sprechenden. „Solch ein Buch, zur rechten Zeit dir in die Hände gegeben, wie viele Irrungen würde es dir erspart, wie oft deine Pfade verkürzt, dein Fortschreiten erleichtert haben! Dieses Buch in die Hände für das Tüchtige und Echte empfänglicher Jünglinge gelegt, wie manchem Irrthum wird es abwehren, wie manchem redlich Suchenden den Weg kürzen, wie manchem seinen Pfad zum Ziel erleichtern!" — Also sagte ich zu mir und fühlte durch das Verlangen, Deutschland einen solchen Schatz nicht vorzuenthalten, mich ermuthigt zu der schwierigen Aufgabe, einer Prosa, wie Zajotti sie schreibt, als Uebersetzer zu genügen. Ich habe es gewagt, und immer inniger fühlte ich mich angezogen, immer stärker fortgerissen von der Sache, je länger ich mich mit ihr beschäftigte. Ein kräftiger Sporn war mir der Beifall des verehrten Mannes, dem noch die ersten Proben zu Gesichte gekommen und der sich an dem Gedanken erfreute, durch diese Arbeit auch bei dem Volke eingeführt zu werden, dessen Geistesleben er von jeher hochgeschätzt; um so mehr werde ich jetzt Alles aufbieten, daß in diesem Werke mit dem unserem Deutschland zugewendeten Theile seines Januskopfes ein dem dahingeschiedenen Freunde lieb gewordener Gedanke baldigst sich erfülle und so zugleich auch bei uns sich ein dauerndes Denkmal über der Asche des Unvergeßlichen erhebe.

„Ich führe nicht zerlegend im Einzelnen auf, was zu sehr als ein Ganzes gedacht und empfunden ist, um nicht jeden Versuch zerstückelnden Auseinanderlegens seiner Natur nach abzuweisen. Was hülfe es auch, wollte man berichten: Der erste Theil handelt „vom Beruf der Jünglinge zur Literatur" — der zweite „von den für die Jünglinge nothwendigsten Studien" — u. s. w . . . ? — Bei weitem mehr schon wäre gesagt, wenn man behauptete, das innerste Wesen dieses Werkes sey eine lehr- und inhaltreiche Entwickelung des als Motto vorangestellten Danteschen: „Sapienza e amore e virtute." Ja, Lehren der Weisheit und Tugend mit geistig durchdringendem Blicke und dem mit seinem Reichthum an Erfahrung doch so jugendlichen Herzen in melodischem Strome der Rede vorgetragen, so ist das Werk, das ich als schöne Frucht des Südens Dir als Frühlingsgabe darbiete, mein Vaterland! Du darfst an vielen Orten die Worte Italien, Italiäner, nur umwandeln in Deutschland, Deutsche — und auch Deine Verhältnisse, Deine Schwächen und Deine Kraft treten Dir vor Augen im klarsten Spiegelbilde des Geistes. Denn wie sehr auch durchdrungen und bis ins Einzelnste eindringend in das Wesen und die Verhältnisse seines Volkes, ist Zajotti nirgend ausschließlich, weder in der Literatur noch im Völkerleben, sondern umfaßt mit weitausgreifend historischem Blicke würdigend und wägend alles Leben, alle Stände, alle Nationen, und wird dadurch um so geeigneter, ein Lehrer und Leiter der Jugend zu seyn, der er mit so viel Innigkeit und Hingebung sich widmet, und deren Rechte er so energisch verficht, wie das gleich in der Vorhalle aufgestellte Bekenntniß darthut:

„Dazu kommt, daß, wenn es wirklich möglich wäre, die Jünglinge von „der öffentlichen Ausübung der Literatur auszuschließen, diese nicht nur ihres „ursprünglichsten Schmuckes entbehrte, nicht nur der schöne periikleische Klage„ruf, es sey der Frühling verloren gegangen, auf sie angewendet werden „müßte, sondern es ergäbe sich der noch beklagenswerthere Nachtheil, daß „in literarischer Beziehung der Ausdruck menschlicher Gefühle allzu unvoll„kommen wäre. In der That, wenn man die Gesellschaft betrachtet, so „bemerkt man leicht, daß die Menschen von selbst sich in zwei Klassen theilen. „Die erste, reich an Fülle der Kraft und vertrauend auf die Zukunft, in „der sie solche verwenden kann, begehrt und hofft; die andere, versehen „mit langer Erfahrung und der Vergangenheit sich anschließend, denkt zu„rück und seufzt. Wenn demnach die Literatur getreu die Neigungen und „Bedürfnisse des Menschen ausdrücken muß, so ist es nöthig, daß die „Jugend als Vertreter der Zukunft und das Alter als Vertreter der Ver„gangenheit zu gegenseitigem Einklang streben, auf daß weder die Erinne„rungen noch die Hoffnungen des menschlichen Geschlechts verloren gehen; „die Erinnerungen, denen wir mit allen Banden des Vortheils und der „Dankbarkeit verkettet sind, und selbst mit jenen der Natur, die uns an „unsere Väter knüpfen, und die nicht minder kostbaren Hoffnungen, welche „das ganze uns noch vorliegende Leben bilden und einerseits mit den hohen „Fortschritten der Menschheit uns verbinden, andererseits mit noch innige„rem Knoten uns den Schicksalen unserer Kinder verschlingen. Wehe der „Literatur, wenn diese beiden Elemente in gegenseitiger Durchdringung „nicht zusammenwirken, ihr Weisheit und Kraft zu verleihen! Ohne religiöse „Hochachtung für die Vermächtnisse der Vergangenheit wird sie ungewiß, „zügellos, frech, eine Literatur hochmüthiger Chimären und unzulänglicher „Versuche. Ohne ein edles Vertrauen auf die Verheißungen der Zukunft „wird sie winzig, furchtsam, unfruchtbar, eine Literatur hohler Worte „und unanwendbarer Entwürfe. Ja, eine wie die andere gleich verwerf„lich, weil gleich unfähig zum Verständnisse der Gegenwart, die gleicher„maßen der Zukunft wie der Vergangenheit bedarf, zwei Literaturen, beide „unvollkommen, weil ausschließlich, beide anmaßend, verachtend, ver„achtet." —

* * *

„Nimm ihn gastlich auf, mein Vaterland, diesen Wanderer, an Inhalt und Wesen dir verwandt, wie wenige südlich den Alpen. Vergilt ihm durch ein herzliches Entgegenkommen und inniges Befreunden all die Neigung und das geistig eingehende Verständniß, welches deutsches Element von je bei ihm ge-

finden und auch künftig in dem in seinem Sinne und zu seiner Ehre fortlebenden Kreise finden wird! —

Triest. Heinrich Stieglitz."

Einem uns zugegangenen Wunsche gemäß, ist die Expedition des „Magazins für die Literatur des Auslandes" (in der Buchhandlung der Herren Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25 in Berlin) mit Vergnügen bereit, auf Paride Zajotti's „Literarische Erziehung der Jugend" entweder in der deutschen Uebersetzung von Dr. Heinr. Stieglitz, oder auch im Originale (Della Letteratura Giovanile) Subscriptionen anzunehmen, deren Betrag (1½ Thlr. pro Exemplar) jedoch erst beim Empfang des durch buchhändlerische Vermittelung eingehenden Werkes entrichtet wird. Pracht-Exemplare desselben in italiänischer oder in deutscher Sprache werden zu 4 Fl. C. M. (2⅔ Thlr.) zu haben seyn.

Tasso's lyrische Gedichte, übersetzt von Karl Förster. *)

Das vorliegende Werk, welches kurz nach der Uebersetzung Petrarka's (1818) im Jahre 1821 (in Zwickau) zum erstenmale erschien, erhalten wir jetzt vielfach vermehrt und verbessert als letztes Vermächtniß aus der hinterlassenen Handschrift des fleißigen und gewandten Uebersetzers, herausgegeben von seiner Witwe mit einer herzlichen Widmung an Ludwig Tieck. Es ist eine sorgfältige Auswahl aus einem reichen, vorher in Deutschland kaum gekannten Schatze von mehr als 1500 lyrischen Gedichten Tasso's. Mag auch vielleicht der Uebersetzer, wie es ja fast einem Jeden geht, der lange mit Liebe an einem literarischen Werke gearbeitet hat, den poetischen Werth derselben etwas überschätzen, so enthält die Sammlung neben minder Bedeutendem doch des Herrlichen genug, um neben dem epischen auch dem lyrischen Dichter unsere Bewunderung und Liebe zu erwerben. Wir erinnern nur an die ergreifenden Sonette: Vissi e la prima etade Amore ec. und Quando avran questi luci e queste ec. (1, 35. 37) und an die leider unvollendete Kanzone O del grand' Apennino ec. (2, 41), in welcher Tasso um den in der Verbannung gestorbenen Vater und um die Mutter trauert, die er als zehnjähriger Knabe verließ, dem Vater zu folgen, und niemals wiedersah. Die Sonette sind ärmer an Inhalt und deshalb öfter gekünstelt, — auch scheinen sie dem Uebersetzer weniger gelungen, freilich mochte ihn auch die unbequeme Form hemmen, — in den Kanzonen aber entfaltet sich der ganze reiche Dichtergenius. In der den Gedichten vorangehenden Abhandlung versucht Förster, die poetische Eigenthümlichkeit Tasso's zu schildern und seine Auffassung derselben aus den Gedichten selbst zu beweisen. Er drängt sein Urtheil zusammen in die Worte: „Tasso war der letzte Romantiker der italiänischen Dichterschule." In dem liebenswürdigen Träumer, der, so lange er lebte, ein Fremdling in der wirklichen Welt blieb, sammelte sich noch einmal das ganze romantische Sehnen des scheinbar schon ganz verschwundenen Mittelalters, um mit einem Schwanengesange auf ewig von der Menschheit Abschied zu nehmen. Darum waren des Ritterthumes Grundpfeiler, Liebe, Ehre und Glaube, auch die Elemente Gottfried's im befreiten Jerusalem, auch die Elemente des Gemüthes unseres Dichters. Und diese romantische Dreieinigkeit erscheint auch in den lyrischen Gedichten wieder, die merkwürdig genug in den ältesten Ausgaben getheilt sind in Rime amorose, rime eroiche, rime sacre e morali. — Die Uebersetzung ist fließend und sauber. Nur selten stören mißfällige Dehnungen oder an ungehörigen Stellen Trochäen statt Jamben. Wir theilen hier die oben erwähnte Klage-Kanzone O del grand' Apennino ec. mit:

O du im Munde Aller,
Doch kleiner Sohn des großen Apenninen,
Deß Nam' weit heller ist als seine Wellen;
Ein Füchtig irrer Walter,
Bin ich um Schutz und Ruhe hier erschienen
An deinen freundlich-holden Ufersteilen.
Die hohe Eich', um die befruchtend schwellen
Deine Gewässer, daß sie weitaus sendet
Die Aest', und Meere denkt und Berg' und Matten,
Breit' um mich ihren Schatten!
Der wirklich heil'ge Schatten, welcher spendet
Jedem in seiner Frische Rast und Pflege,
Schließ in sein Dunkel mich, daß mich die blinde,
Grausame Göttin nicht erspäh' und finde,
Die, blind, mich dennoch sieht, ob Thalnacht'ge,
Ob Bergeshöh'n ich mir zur Flucht erspähe,
Ob durch die Nacht ich gehe
Und unerkannt auf einsam finstrem Stege,
Die so viel Augen, scheint's, mich zu entdecken,
Als Pfeile hat, mit Wunden mich zu schrecken.

Ach! seit ich Luft und Leben
Zuerst geathmet, seit mein Auge offen
Dem Licht, das mir nur heiter nie zu finden,
War ich zum Ziel gegeben
Der Grausamen, und trug, von ihr getroffen,
Wunden, die kaum durch längstes Leben schwinden.
Glorwürdige Sirene mag es künden;
Denn meine Wiege stand an ihrem Grabe.

O, daß beim ersten Streich' ich Grabesstätte
Dorten gefunden hätte!
Doch vom Geschicke ward, ein zarter Knabe,
Dem Mutterbusen grausam ich enthoben.
Der Küss', ach! denk' ich seufzend noch im Herzen,
Der thränenfeuchten, denke noch mit Schmerzen
Feur'ger Gebete, die im Wind zerstoben.
Denn nie mehr sollt' ich Aug' in Aug' ihr blicken,
Nie mehr sie an mich drücken,
Von Mutterarmen eng und fest umwoben;
Dem Vater, gleich Camillen und Askanen,
Folgt' ich, dem Irrenden, auf irren Bahnen.

Verbannt, Armuth mein Erbe,
Wuchs ich heran bei traurig irrem Schweifen.
Zu früh mußt' ich des Unglücks Schmerz erfahren;
Denn in des Jammers Herde,
In herbem Leid, ach! sah zu früh ich reifen
Die Jahre, da sie selbst noch herbe waren.
Sein krank entblößtes Alter, all' die Fahren
Erzählt' ich gern, da jetzt der schmerzensvollen
Seufzer ich selbst nicht sattsam in mir trage,
Um Stoff zu seyn für Klage.
Doch soll ich Andern, als mir, Thränen zollen?
Schon wollen mir nicht g'nug der Seufzer kommen,
Und diese zwei so vollen Quellen reichen
Nicht mehr, all' meinen Jammer auszugleichen.
Vater, o guter Vater, sahst die frommen
Thränen, die ich dem Todten weint' und Kranken,
Die Seufzer, die dir sanken
Auf Bett' und Grab. Zum Himmel aufgenommen,
Darf jetzt nur Preis, nicht Thränen dich begrüßen;
Für mich nur soll mein Auge sich ergießen.

Anmerkungen.

Diese leider! unvollendet gebliebene Kanzone ward von Tasso im J. 1578, bald nach seiner Ankunft am Hofe von Urbino, gedichtet, wohin er von Ferrara geflohen war.

Stanze 1. 2. Kleiner Sohn des großen Appenninen, der Metauro, ein kleiner Fluß, der das Herzogthum Urbino durchströmt. V. 7. Die hohe Eiche, des Herzog von Urbino selbst, der eine Eiche in seinem Wappen führte.

St. 2. Ginguené (Hist. littér. T. V, p. 218) preist mit Recht das so natürliche und doch zugleich so dichterisch ausgesprochene Gefühl in dieser und der folgenden Strophe: „Je ne connois rien", setzt er hinzu, „dans toute la poésie italienne, peut-être même dans Pétrarque, que l'on puisse mettre au dessus." V. 7. Glorwürdige Sirene. Aus der Sage befindet sich das Grabmal einer Sirene in der Nähe von Sorrento, der Vaterstadt unseres Dichters. V. 11. Doch vom Geschicke ward u. s. w. Tasso's Vater, Bernardo, war mit dem Fürsten von Salerno, Ferrante Sanseverino, geächtet worden und kam 1554 nach Rom. Er wünschte die Seinigen um sich zu haben; aber seine zu Neapel zurückgebliebene Gattin erhielt von ihrer stolzen Familie die Erlaubniß nicht, das Schicksal ihres Gatten zu theilen. Torquato allein, damals 10 Jahre alt, wurde dem Vater zugesendet. Jener sah seine Mutter nie wieder. Das Sonett, worin er von ihr Abschied nahm, ist leider verloren gegangen. V. 19. Gleich Camillen, die Tochter des Metabus, der, aus Privernum fliehend, sie mit sich trug. S. Virg. Aen. 11, 539.

Priverno antiqua Metabus cum excederet urbe,
Infantem fugiens media inter proelia belli
Sustulit exilio comitem ec.

St. 3. Tasso's Vater, Bernardo, starb den 4. Sept. 1569. Tasso eilte von Ferrara zu ihm und war in den letzten Augenblicken des Sterbenden Trost. Er selbst war lange untröstlich.

---

*) Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso. Aus dem Italiänischen übersetzt von Karl Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1844. — Bildet das 31ste und 32ste Heft der bei Brockhaus erscheinenden: „Ausgewählten Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen."

Ostindien.

Das britische Indien im Jahre 1843.

Vom Grafen von Warren.

(Schluß.)

Giebt es wohl ein betrübenderes Schauspiel, als das einer Nation, die in Europa sich so gewissenhaft, so eifrig mit dem Glücke der Menschen beschäftigt und ihr wohlthuendes Patronat überall hin zu verpflanzen bemüht ist, und die gleichwohl in Asien das scheußlichste Gewerbe treibt? Den kleinen Sultanen, welche durch das Precaire ihrer Stellung, die von der Laune der Compagnie, oft auch nur von dem Willen des General-Gouverneurs abhängt, darauf hingewiesen sind, dieselbe zu benutzen und zu genießen, spendet England Gold aus vollen Händen, es betäubt sie mit Weihrauch und bedeckt sie mit Schande, es arbeitet an der Auflösung ihrer Reiche, an der Vertilgung der Racen, welche in der Dunkelheit, in der sie eingeschlossen gehalten werden, langsam verkümmern. Nicht vor denen, die mit dem Schwerte zuschlagen, sondern vor denen, die unter Blumenguirlanden den Tod bringen, muß man sich hüten. Und in der That giebt es keine grausamere Ironie, als einen Thron aufrecht zu erhalten, eine sterbende Dynastie ins Leben zurückzurufen, bloß weil man im Augenblicke auf den Empfang der Erbschaft noch nicht hinlänglich vorbereitet ist. — Die Compagnie, welche doch so gar nicht eigennützig ist, beklagt sich von Zeit zu Zeit darüber, daß sie gezwungen ist, ihrem Territorium ein Reich einzuverleiben, welches sich ihr hingiebt, in der Art etwa, wie der Hirsch, um sich vor der Meute zu retten, sich dem Jäger überliefern würde. Herr von Warren bietet uns darüber einigen Aufschluß. „Mit dem Tage, an welchem sich die Compagnie die Herrschaft einer Provinz förmlich zuerkennt, verliert sie einen großen Theil ihrer Vortheile, da sie aufhört, die substanziellen Mittel derselben zu verschlingen. Die gekrönten Vasallen sind die grausamen Instrumente, deren sich die Compagnie bedient, um alles Blut, alle Reichthümer eines Volkes auszusaugen; sie sind politische Marionetten, welche bestimmt sind, den Haß des Volkes zu täuschen. Wenn man nun aber ein Reich in eine englische Provinz verwandelt, so fallen die Kosten des Truppenkontingents auf die Compagnie

zurück, da die neue Provinz zu erschöpft ist, um denselben zu bestreiten. Außerdem strebt man alsdann nach der Ehre einer liberaleren Verwaltung; der Aman (ein bestimmter und konstanter Besteuerungs-Tarif) tritt an die Stelle des Jjarah (willkürlicher Bestimmungen); eine gleichmäßige Steuerversammlung folgt auf die verhaßten Geldererpressungen. Dann kann man keine Dividenden mehr an die Actionaire von Leaden-Hall-Street schicken, dann fehlt es an den Mitteln, dem Luxus eines spharitischen Militair- und Beamtenpersonals zu fröhnen, und man ist gezwungen, einen neuen Schützling zu suchen, dem das Blut abgezapft werden kann, damit der fortdauernde Kreislauf auf diese Weise ununterbrochen bleibe.

Uebrigens darf man England und die Compagnie durchaus nicht verwechseln, vielmehr mißbilligt man in London oft, vom spekulativen Standpunkte aus immer, das, was in Kalkutta geschieht, obwohl, wenn wir den Gegenstand näher ins Auge fassen, sich dieses machiavellistische System, das in indischen Besitzungen in so großem Maßstabe entwickelt wird, als die letzte natürliche Folge der englischen Politik überhaupt herausstellt. Ueber die Zahl der protegirten Städte, deren Untergang durch die schleichende Auszehrung herbeigeführt wird, bieten die von dem Verfasser des englischen Indiens im Jahre 1843 angeführte Liste der noch bestehenden und die Bülletins, die er von ihrem Zustande entwirft, einige Aufklärung. Die unabhängigen Sikhs und einige Staaten in Radschputana befinden sich noch in dem ersten Stadium, in den Staaten von Scindiah, Sattarah, Bareda hat das Uebel bereits mehr um sich gegriffen. In Hyderabad, Indor, Nagpur, Aude, Judpur und Jepur haben jetzt schon die Völker die äußerste Stufe des Elends erreicht. Von Mysore, Kutsch, Travancore, Coschin existirt nur noch der Name; sie sind ganz gewöhnliche englische Provinzen, nur daß die Radschah's, die sich an der Stellung als Steuer-Einnehmer genügen lassen, im Verhältniß zu den Einkünften einen höheren Sold beziehen, als die übrigen englischen Steuer-Einnehmer.

Ferner drängt sich uns die Frage auf, was soll aus dem Adel, aus den Großen eines Landes werden, dessen einheimische Truppen durch eine Armee verdrängt worden sind, in welcher sämmtliche Offizierstellen mit Engländern besetzt sind. Die militairischen Lehen sind das Eigenthum der höheren Klassen, so daß sie, ohne der Würde ihres Standes zu nahe zu treten, die Schaaren, welche sie umgeben und die gemeiniglich aus in der Familie geborenen Dienern zusammengesetzt sind, nicht verabschieden können. — Oder will man den Mittelstand, der seit lange durch das Feudalwesen zu Grunde gerichtet worden ist, durch eine Industrie emporbringen, welche den Kampf mit der englischen Industrie nicht auszuhalten vermag? Der Landmann endlich hat bei den bestehenden Einrichtungen nicht Muth und Thatkraft genug übrigbehalten, um sich durch angestrengtere Arbeit gegen eine periodische Hungersnoth zu schützen, die den zwanzigsten Theil der Bevölkerung dahinrafft, so daß das verarmte Land entvölkert und in eine Wüste verwandelt wird. In dem Maße jedoch, in welchem die Hülfsmittel des Landes geringer werden, wachsen die Bedürfnisse der Compagnie, so daß sie sich in Zukunft vielleicht gezwungen sehen, die Völker, die sie reich gemacht haben, zu ernähren.

Trotz dem herrscht in den Bezirken und in der Stadt Hyderabad selbst noch jene Trunksucht, jener trügerische Pomp, unter welchem der Orient seine Wunden und Leiden verbirgt. In den Wohnungen der Offiziere, welche von einander durch die Hütten der Einheimischen getrennt sind, in den kleinen mit Säulengängen verzierten Palästen findet man die militairische Heiterkeit und ganz besonders die englische Etikette wieder, welche noch gewissenhafter beobachtet wird in einem Lande, wo das conventionelle europäische Formenwesen das Geheimniß der stärkeren Partei ist. Der Dienst im Kontingente ist der einträglichste in ganz Indien, und ein Capitain dieses Corps bezieht einen Gehalt, wie wir ihn einem Marschall von Frankreich geben. Die ganze Armee, welche für die Sicherheit des Nisam wacht, etwa so wie eine am Thore eines Gefängnisses postirte Schildwache für die Sicherheit der Gefangenen, besteht aus 10,500 Mann, unter denen etwa 1300 Europäer sich befinden, und diese Handvoll Engländer hält den Souverain eines Landes, das größer ist als Frankreich, gefangen. Obgleich nun diese Thatsachen allgemein bekannt sind, sind sie doch so außerordentlich, daß man sie niemals ohne ein tiefes Erstaunen vernehmen kann und wir vor Verwunderung nicht daran denken, ihre Ursachen zu erforschen.

Was die Stadt Hyderabad selbst betrifft, so hat sie wie Dehli und Agra Monumente, die aus einer früheren glänzenden Periode ihrer Geschichte herrühren; Moscheen, Triumphbogen, Vormauern mit Zinnen an den massiven Thoren, wie Mokka und Kahira; wir finden auch dort die Balkone, die Thürmchen, die Kuppeln, welche das Auge blenden und einen Eindruck hinterlassen, wie die Täuschung eines Traumes. Jeder, der eine Stadt im Orient besucht hat, wird zugeben, daß es unmöglich ist, ein vollständiges Bild derselben zu entwerfen, besonders von den Städten Indiens, wo die muselmännische Architektur, voll Phantasie und Grazie, sich mit der gewundenen, von bizarren Figuren überladenen, brahmanischen verbindet, wo sich die kühn geschwungene Arabeske mit ihren unzähligen Krümmungen und gebrochenen Winkeln neben dem geheimnißvollen Säulengange findet, der mit monströsen Figuren bedeckt ist. Die Beschreibung von Hyderabad, der Besuch beim Minister Schandulal, die Schilderung des Festes und der Tänze, denen er im Palaste dieses Beamten beiwohnte, machen einen der interessantesten Artikel im Werke des Herrn von Warren aus, so daß wir, trotz Allem, was über diese Materien gesagt worden ist, es doch nicht müde werden, hinter den Schleier zu blicken, welcher so eigenthümliche Scenen verbirgt.

Der Minister Schandulal, dessen wir eben erwähnt haben, ist ein listiger und geiziger Greis, der wahre Typus eines asiatischen Banquiers (er sah sich zuletzt gezwungen, seine Stellung aufzugeben, die er bei der allgemeinen Erschöpfung der öffentlichen Einkünfte nicht mehr halten konnte), den zu charakterisiren folgende Kunstgriffe genügen, deren er sich bediente, seine Schulden los zu werden. In Verlegenheit gesetzt durch eine Forderung von 5,000,000 Francs, welche er befriedigen sollte, bat er den Gläubiger, mit den auf die Angelegenheiten bezüglichen Papieren in sein Kabinet zu kommen, damit die Rechnung in Ordnung gebracht werde. Dort warf man den zu leichtgläubigen Banquier in ein Gefängniß und zwang ihn durch Hunger, eine Quittung über den Empfang der ganzen Summe auszustellen. „Während dieser Zeit ließ man im Hause des Unglücklichen alle Rechnungsbücher verbrennen, die gegen den Minister hätten zeugen können, ohne das Geld zu vergessen, das sich gerade zu der Zeit in der Kasse befand.“ So war der Charakter des Ministers, der bestimmt war, die Angelegenheiten eines unter der Vormundschaft der Engländer stehenden Fürsten zu leiten. Kein Wunder also, wenn ein Volk, welches auf diese Weise bedrängt und gequält wird, früher oder später, ohne zu prüfen, seinen Nacken unter das Joch des Eroberers beugt.

Was diesem Theil des Buches ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß das Gebiet des Nisam, bis auf den Grafen von Warren, von Franzosen fast noch gar nicht besucht worden ist. Man kann es als das letzte der mächtigen Vice-Königreiche betrachten, in welche das Reich des Großmoguls zerfiel, und es hängt an diesem abgestorbenen, vom Wipfel bis zu den Wurzeln verdorrtem Baume, wie eine überreife Frucht, die Jedem zufällt, der die Hand nach ihr ausstreckt.

Frankreich.

Bazin's Lebensbeschreibung Heinrich's IV.

Zu den Schriftstellern, welche es verstehen, bei der größten wissenschaftlichen Gründlichkeit die Geschichte doch anmuthig und unterhaltend vorzutragen, gehört Herr Bazin. Nur selten läßt er sich durch seine Phantasie verleiten, mehr auf interessante Nebenzüge einzugehen, als es für den großen geschichtlichen Zusammenhang nöthig wäre, und selbst dieser Fehler darf in seinem neuesten Werke: „Geschichtliche und biographische Studien“, nicht mehr gerügt werden, da in der Biographie auch die geschichtlich unbedeutendsten Einzelheiten an ihrem Platze sind, sobald sie zur schärferen Zeichnung des Charakters beitragen. Herr Bazin wollte diesmal nichts als ein Portrait von Heinrich IV. entwerfen; er zeigt ihn uns, wie er in seinem Hausrock durch den königlichen Palast geht, wie er mit seinem vielgepriesenen Lächeln und dem vielbewunderten Federbusch zu Pferde sitzt, und daran knüpft Bazin viele Züge, die weniger berühmt sind, als das Lächeln und der Federbusch, und doch mehr bekannt zu seyn verdienen.

Wenn man heute z. B. so viel gegen die in Frankreich herrschende Bestechlichkeit eifert und sich stellt, als ob dieselbe, so wie die Liebe zum Gelde, erst gestern erfunden wäre, was wird man dann sagen, wenn man sieht, daß diese verpönte Sünde schon vor mehreren Jahrhunderten sehr wohl bekannt war, daß den Enkeln daher nicht der Ruhm zukommt, sie erst in die Welt eingeführt zu haben, sondern nur auf der von den Vätern betretenen Bahn rüstig vorgeschritten zu seyn? Nicht bloß auf die Leier eines verzweifelnden Poeten oder auf die Trommel eines hochmüthigen, lärmenden Journalisten hat Heinrich IV. einen goldenen Dämpfer gedrückt; nicht bloß einem neugewählten Deputirten suchte er das Gewissen durch goldene Arznei gegen zu große Skrupel zu sichern; er hatte ganze Städte, unerstürmbare Festungen, reiche Abteien, hohe und niedere Geistliche zu bestechen; er wußte wohl, daß der Degen nicht für alle Arten von Mauern geschaffen, und daß der mit Gold beladene Esel Philipp's von Macedonien auch eine schöne Erfindung sey. Vielleicht die Hälfte seiner Eroberungen verdankt Heinrich IV. solchen diplomatischen Künsten; besonders scheint es auch von seiner guten Stadt Paris, die er so oft vergeblich belagerte, unzweifelhaft, daß er sie mit goldenen Waffen genommen. In Gerard's Schrift: „Heinrich's IV. Einzug in Paris“, scheint es zwar, als ob er im Triumphe eingezogen wäre, doch in der That war sein Einzug sehr wenig glänzend. Am 22. März 1594, einem Dienstage, früh um drei Uhr, also ungefähr drei Stunden vor Tagesanbruch, wurde der König von Herrn von Brissac, von Lhuillier, dem Vorsteher der Kaufmannschaft, und von einigen anderen Verschworenen am neuen Thore erwartet. Dieses Thor hatte Brissac unter dem Vorwande, die Erdschanzen durch Mauern ersetzen zu wollen, erst einige Tage zuvor einreißen lassen. Mehrere Verschworene bemächtigten sich des Thores Saint-Denis. Schon war es vier Uhr geworden, doch der König erschien nicht und auch Niemand an seiner Statt. Langlois, der Bürgermeister, erzählt Lestoile, geht zum Thor hinaus, doch aus Angst, man möchte es hinter ihm schließen, begiebt er sich eilends wieder in die Stadt, ohne Etwas gesehen oder gehört zu haben. Endlich treibt ihn seine Ungeduld von neuem aus dem Thore, und er gewahrt den Herrn von Vitry mit einigen anderen vornehmen Herren, die von wenigen Gewaffneten begleitet waren und sich ohne alles Geräusch nahten. Diesen übergab Langlois das Thor; sie bemächtigten sich der Schanzen zur Rechten und Linken desselben und wendeten die Kanonen, die sie daselbst fanden, gegen die Stadt, um im Nothfall Gebrauch davon zu machen. Der König langte zu derselben Zeit an der Porte-Neuve an und erreichte Notre-Dame, ehe die Bürger erfuhren, daß er in Paris war. Kaum hatte er die Straße Saint-Honoré betreten, als Brissac, dessen Verrätherei ihm die Stadt überliefert hatte, zum Marschall von Frankreich und bald darauf zum Ritter des heiligen Geistes ernannt wurde. Ohne Zweifel war Brissac mit diesem Lohn für seine Dienste nicht zufrieden, denn als Lhuillier bei der Ankunft des Königs demselben die Schlüssel der Stadt

überreichte, sagte Brissac: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; doch Schuller fügte stolz hinzu: „Ja, gebet es ihm, doch verkaufet es ihm nicht." Villeroy, der schon früher dem Könige seine Dienste geleistet hatte und in Folge dessen zum Staats-Secretair ernannt war, hielt hiermit die Schuld des Königs ebenfalls noch nicht für getilgt, wenn man dem eigenen Worte des Königs glauben darf. Als Heinrich IV. nämlich im Oktober darauf nach Fontainebleau reiste, stieg er bei Villeroy ab; er ließ sich alle Milch holen, die sich in Villeroy's Milchkammer vorfand, setzte sich mit zwölf oder funfzehn Personen seines Gefolges um dieselbe und sprach: „Meine Herren, wir essen hier an der table d'hôte; halten Sie sich daran, daß Sie auf Ihr Geld kommen; wir sind bei einem Wirthe, der uns die Zeche schon wird bezahlen lassen."

Nach Villeroy und Brissac kam die Reihe an Villars, der für Rouen, Havre, Harfleur, Montivilliers, Pont-Audemer und Verneuil sich seinen nicht geringen Lohn ausbedang. Er wurde zuerst Gouverneur dieser Städte so wie Fécamps, dann Admiral von Frankreich; außerdem erhielt er fünf oder sechs Abteien in der Normandie, in denen er die treuen Diener des Königs auszuplündern wußte, ferner 200,000 Franken zur Tilgung seiner Schulden und 600,000 Franken Jahrgehalt. Der Herzog von Mercoeur, der sich vier Jahre später, am 28. März 1598, dem Könige ergab, wurde etwas weniger glänzend belohnt. Er erhielt 236,000 Thaler Vergütigung für angebliche Kriegskosten, 17,000 Thaler Jahrgehalt und ein bewaffnetes Gefolge von hundert Mann. Zugleich fand Heinrich IV. hier Gelegenheit, einen seiner Bastarde, den vierjährigen Cäsar de Vendome, zu versorgen, indem er ihn am folgenden Tage im Schlosse von Angers mit Françoise von Lothringen, der sechsjährigen Tochter des Herzogs von Mercoeur, vermählte. Da Heinrich über alle Schönen so gut wie über alle Feinde triumphirte, so hatte er schon mehr natürliche Kinder zu versorgen, als Provinzen wieder zu erwerben, und die Fürsorge des Vaters verleitete die Gewissenhaftigkeit des Monarchen zu manchem Fehltritt. Fast Alle, die in Paris irgend einen Einfluß besaßen, wurden nach Heinrich's Ankunft von ihm auf ähnliche Weise wie die oben Genannten gewonnen. Wer nicht gehängt wurde, den erkaufte man; nur Dubourg, der Kommandant der Bastille, machte eine ehrenvolle Ausnahme, indem er die Bastille mit schwarzer Schärpe verließ und dieses Juwel dem Sieger und Herrn von Paris übergab, ohne eine Belohnung dafür anzunehmen. So zog das Haupt der rechtmäßigen Linie der Bourbonen am 22. März 1594, zweihunderteinundzwanzig Jahre weniger zwei Tage vor dem 20. März 1814, in Paris ein. Bei der Nachricht von seiner Ankunft starben drei Frauen.

Auch Gewaltstreiche erlaubte sich Heinrich IV. nicht selten. Einst schickte er acht Herumstreicher stehenden Fußes zum Galgen, weil man sie in Verdacht hatte, sie seyen nach Saint-Germain gekommen, um den König daselbst zu treffen. Ein ander Mal wollte ein Mann dem Könige eine sehr kluge Katze zeigen; man argwöhnte, er wolle Se. Majestät durch Zauberei vergiften oder sonst verletzen, und der Charlatan nebst seiner schwarzkünstlerischen Katze verschwand im Gefängnisse aus der Reihe der Lebendigen. Eine unglückliche Geisteskranke, die Frau eines Koches, wurde gehängt, weil sie dem Grafen von Soissons angeboten hatte, sie wolle ihn zum mächtigsten Fürsten der Christenheit machen, wenn er ihrem Manne eine Stelle in der königlichen Küche verschaffte. Eben so wurde ein armer Wahnsinniger gehängt, weil er die Rolle eines Prätendenten spielte und nach Rheims gekommen war, um sich als Sohn Karl's IX. krönen zu lassen. Ein betrunkener Pastetenbäcker, welcher sagte, er wolle sich eine Pyramide errichten lassen, und dabei den Namen Jean Chatel murmelte, kam gleichfalls an den Galgen.

Auch in religiöser Beziehung finden wir in der Zeit Heinrich's IV. schon großartige Präludien zum Spiele unserer Tage. Commolet, Lincester, Aubry und sein Vikar, der Franziskaner Guarinus und Andere traten nicht mit geringen Ansprüchen auf. Sie behandelten den König von der Kanzel herab als einen Ketzer, ein in den Banden der Hölle verstricktes Weltkind; selbst die Doktoren der Sorbonne, die von ihm berufen waren, griffen sie auf das bitterste an. Der Pater Duchesne ist eine reine Jungfrau neben jenen Heiligen, denen die Religion das Gehirn verbrannt hatte. Der Fanatismus des Pater Duchesne schonte wenigstens Marat; doch Aubry verhöhnte eines Tages in seiner Kirche Saint-André-des-Arts den Papst selbst. Im Unglauben sind wir, nach den Worten des Dichters, nur Zwerge neben unseren riesigen Vätern. Es ist bekannt, wie Heinrich IV. seine Güter an die Aebte vertheilte, die sich ihm ergaben; das war der Gaskogner gegen die Normannen, und der Gaskogner siegte; doch wenn er nicht gegen Individuen, sondern gegen ganze Parteien auftreten mußte, verfuhr er listiger. Auf die Vorwürfe der reformirten Geistlichen vor seiner Religionsveränderung entgegnete er: „Liebe Meister, wenn man euch erzählt, ich habe gegen die Gebote der Enthaltsamkeit gefehlt, so glaubt es, denn ich bin als Mensch der Sünde unterworfen; doch wenn man mich beschuldigt, ich wolle eure Religion verlassen, so thut man mir Unrecht; in ihr will ich leben und sterben." Die Priester bauten wenig auf dieses Wort, und Einer war so verwegen, ihm dies offen von der Kanzel herab zu gestehen; als nun die Katholiken darauf antrugen, er solle bestraft werden, antwortete Heinrich: Weshalb? er hat ja die Wahrheit gesprochen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die englische Nationalität Shakespeare's. Gegen man ästhetische Urtheile und Kreise in Deutschland, die den großen britisc Dichter eben so einräuchern und vergöttern möchten, wie es häufig mit Goe und Schiller und hin und wieder auch schon mit nicht so hoch stehenden Geist der Nation, wie Tieck oder Tiedge, geschehen, erhebt sich eine Stimme in Foreign Quarterly-Review, in deren letztem Hefte, bei Gelegenheit einer Re von St. Marc Girardin's ästhetischen Vorlesungen, unter Anderem Folgen gesagt wird: „Es giebt sich in unseren Tagen ein Bestreben kund, Shakespe nicht bloß zu vergöttern, sondern auch alles Menschlich-Charakteristische in wegzukritisiren. Dergleichen Aesthetiker, nicht zufrieden damit, ihn als größten der Menschen zu proklamiren, machen ihn in pomphaften und re riösen Verkündigungen zu etwas Uebermenschlichem, frei von allen Unvol kommenheiten und fern von den Einflüssen seiner Zeit. Es ist dies ein g geschmacktes Verfahren. Gerade weil Shakespeare Mensch war, darum b wundern wir ihn. Wäre er von menschlichen Unvollkommenheiten und E flüssen ausgenommen gewesen, wo würde das Wunder seiner Alles überrag den Macht seyn? Deutsche Aesthetiker besonders haben uns durchaus bewei wollen, daß Shakespeare ein kosmopolitischer und nicht ein nationaler Dich war, daß er der ganzen Welt und nicht bloß England gehörte. Sie ha dadurch größer zu machen, daß sie seine Nationalität wegphantasiren. Lä etwa aus lächerlichem Nationalstolz bestreiten wir dies und vindiziren Sh speare als einen Engländer, sondern weil Irrthümer, wie der von Sch kämpfte, zum Nachtheil der Kritik gereichen. Shakespeare gefällt in Deut land; er wird dort fast wie ein nationaler Dichter betrachtet, aber dies ist Folge davon, daß der allgemeine Charakter des englischen und des deutsc Geistes sich gleich ist. Shakespeare wird auch in Frankreich und Italien b wundert; bewundert wegen seiner unverkennbaren Macht, nicht aber weil ihren Nationalgeist ausdrückt. Kein Hausgott ist er ihnen, sondern eine fre Gottheit, die sie in ihrem Pantheon zulassen; denn Shakespeare ist dem Ge nach kein Italiäner oder Franzose, sondern entschieden Engländer: in sei Größe Engländer, in seinen Schwächen Engländer; ja in seinen Späßen u Trivialitäten, in seiner Nachlässigkeit und seinem Mangel an feiner Lebens in seiner Naivetät wie in seinen hin und wieder vorkommenden Unarten ist Engländer. Homer ist nicht durch und durch griechischer, Racine nicht fra zösischer und Goethe nicht deutscher, als Shakespeare englisch ist. Wenn er für alle Zeiten und alle Menschen schrieb, so hat das seinen Grund darin, daß er durch und durch menschlich, wahr und national war, daß seine Größe unvergleichbar, daß in seinen Werken Nahrung für alle Geister und alle Zeiten ist: Unterhaltung für die Jüngeren und Oberflächlichen, Unterhaltung für die Aelteren und Beschaulichen, unendliches Vergnügen und unerschöpfliche Gedanken; aber dabei doch englisch in jedem Athemzug, und zwar der englische Charakter in seiner reinsten Form, bevor der unerquickliche Puritanismus Musik und Malerei, nächtliche Lustbarkeit und leichten Frohsinn verbannt hatte, bevor das Brandmal der Sünde den unschuldigen Lebensfreuden aufgeprägt worden war. Wer Shakespeare liest und seinen Geist mit dem irgend eines ausländischen Dichters zusammenwirft, der hat nur schwache Begriffe von den großen Merkmalen des menschlichen Charakters."

Bibliographie.*)

Holland.

W. Vrolik Tabulae ad illustrandam embryogenesin hominis et mammalium, tam naturalem quam abnormem. Fasc. I. Amstelodami. — De vrucht van den mensch en van de zoogdieren, afgebeeld en beschreven in hare regelmatige en onregelmatige ontwikkeling. Aflever. I. Amsterdam. (Lateinisch und holländisch.) 4. mit 3 Kpft. — Das Ganze auf etwa 100 Liefer., à 3 fl. im Subscript., berechnet.

P. Le Comte Practikale zeevaartkunde en theoretische kennis voor handel en scheepvaart. 4. Amsterdam. Subscript. 43 fl. 46 c. Ladenpr. 43 fl.

C. Leemans Romeinsche oudheden te Maastricht. 8. mit Kpf. u. Karte. Leyden 4 fl. 20 c.

R. J. L. Kuseudrager (Lehrer in Batavia) Verzameling van oudheden en merkwaardige fabelachtige verhalen in de residentie Passaroeang met eene geographische beschrijving dier residentie en eene kaart. 8. Rotterdam. 75 c.

J. L. Terwen Etymologisch handwoordenboek der Nederduitsche taal, of proeve van een geregeld overzigt van de afstamming der Nederduitsche woorden. gr. 12. Gouda. 10 fl. 42½ c.

H. Tollens, Czn. De overwintering der Hollanders op Nova Zembla, gedicht. 8. Leeuwarden. — Prachtausgabe eines älteren Werks des geschätzten holländischen Dichters, mit Holzschnitten von Brewn nach Zeichnungen von van den Bergh.

J. de Vries Edmond. Oorspronkelijke roman, in den trant van C. Dickens. 1. Leyden. 2 fl.

Hesiodi Theogonia, librorum mss. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit D. J. van Lennep. 8. Amstelodami 1842. 3 fl. 30 c.

P. Virgilii Maronis Aeneis. Edidit et annotatione illustravit P. Hofman Peerlkamp. 2 vol. 8. Leidae 1843. 10 fl.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Thorbecke Aanteekening op de grondwet. 2. uitg. Deel 2 (1834) u. letzt. Preis beider Theile: 8 fl. 20 c. — Mulder Proeve eener algemeene physiologische scheikunde. Stuk 3. — Janssen Oudheidkundige mededeelingen. Stuk 2. — van der Kemp Maurits van Nassau, prins van Oranje. Deel 2—4 u. letzt. Preis des vollständ. Werks: 12 fl. 40 c. — Loosjes Dramatische werken. Aflever. 2 (Charlotta van Bourbon. 4. druk.). 3 (Huig de Groot en Maria van Reigersbergen).

Freunden der holländischen Literatur und Bibliographie wird es angenehm seyn, zu erfahren, daß jetzt auch Titel u. Register zum elften Theile, umfassend die Jahre 1829—1843, der in Amsterdam monatlich erscheinenden Lijst van nieuw uitgekomen Boeken ausgegeben worden. Mit dem Jahre 1844 beginnt dann der zwölfte Theil dieses freilich Manches zu wünschen übrig lassenden Blattes.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Dienstag den 14. Mai 1844.

Italien.

Die lombardisch-venetianische Eisenbahn in ihrem Einflusse auf das Geschick Italiens und Deutschlands.

Wenn Kompaß, Schießpulver und Buchdruckerkunst drei Elemente waren, auf welchen die Umgestaltungen der bürgerlichen Gesellschaft, der Unterschied zwischen Leben und Verkehr der alten und Leben und Verkehr der neueren Welt beruhen, so ist die Anwendung der Dampfkraft das vierte, aber das stärkste Element aller bisherigen Umgestaltungen. Die Eisenbahnen vorzüglich sind es, welche unserem Jahrhunderte eine von der bisherigen Weltzeit durch und durch verschiedene Färbung und einen gänzlich getrennten Inhalt geben, und die Geschichtschreiber kommender Geschlechter in später Zukunft werden vielleicht bei der Eintheilung in Weltalter das Mittelalter mit seinen Barbareien und blutvollen Kriegen bis auf den Ausgang der französischen Revolution durch den Sturz Napoleon's führen, die neuere Zeit aber mit der bewegenden Kraft des Dampfes beginnen, deren Benutzung auf Eisenbahnen der Natur eine Verlängerung des menschlichen Lebens abringt, die Bekanntschaft, die Schätze, das Wissen, die Erzeugnisse und den Fleiß fernster Völker zugänglich macht und das Schwert eines allgemeinen Krieges vielleicht für immer zerbricht.

Keine Bahn in Europa aber ist berufen, eine so glänzende Aussicht zu verwirklichen, als die lombardisch-venetianische oder die Bahn von Mailand nach Venedig. Diese eherne Straße trägt auf ihrer Oberfläche, wie viele andere Bahnen, örtliche Vortheile des Augenblicks, aber sie birgt auch den Weg zur Regeneration Italiens und zur höchsten Entwickelung der Wohlfahrt Deutschlands. Wenn jetzt die Wellen des Adriatischen Meeres gewissermaßen den Fuß der Hochalpen bespülen, wenn jede lombardische Stadt ein Seehafen wird, wenn der Reichthum des Bodens, des Gewerb- und Kunstfleißes, am Morgen an der äußersten Westgränze gesammelt, Abends in den Schoß des Fahrzeugs aufgenommen wird, welches ihn an ferne Küsten führt, dann kann der Italiäner nicht länger in trägem Unmuth über die Fremdherrschaft vergessen, daß einst der Welthandel seine Küsten zum Vaterlande hatte, dann muß die Hoffnung bei ihm erstarken, daß in nächster Zeit Italien den Rang und den Glanz unter den Völkern einnehmen werde, der ihm seiner geographischen Lage nach gebührt und den es in so hohem Grade vor Jahrhunderten hatte. Venedig vor Allem, das in den ersten dreißig Jahren dieses Jahrhunderts so beispiellos gebeugt war, darf nun auf die Wiederkehr der schönsten Tage aus seiner früheren Geschichte hoffen, nachdem vom Norden und Westen her sich Personen und Güter in seinem Freihafen mit den Ankömmlingen vom Osten her begegnen. Seit der Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung hat Venedig aufgehört, der Stapelplatz des Welthandels zu seyn, und es mußte von der politischen Höhe herabsteigen, auf welcher europäische Großmächte vor ihm gezittert haben und auf welcher es die Pforte in ihrer wildesten Kraft gedemüthigt. Aber die Eisenbahn kann ihm seinen Reichthum, wenn auch nicht seine politische Größe zurückgeben, indem die Schätze Asiens über das bald mit dem Mittelmeer verbundene Rothe Meer nach seinen Häfen strömen. Schon jetzt zeigen sich die wohlthätigen Wirkungen der Eisenbahn auf seine Bevölkerung und seinen Handel, und Lord Byron, der die Schmach der Stadt in so vielen Versen verewigen wollte, würde das Venedig seiner Zeit nicht wieder in dem jetzigen erkennen.

Aber nicht bloß eine Stadt oder Städte werden der Wohlthat dieser eisernen Kunststraße theilhaft, sondern das ganze Italien, dessen Bevölkerung eine heilsame Metamorphose bevorsteht. Diejenigen, welche bisher träge in ihrer Heimat weilten und warteten, bis der Fremde sie zum Koche, zum Boten, zum Diener seiner Lust oder Läste berief; diejenigen, welche bisher in Aberglauben versunken, welche unthätig zusahen, wie Nachbarvölker ihre Kräfte anstrengten, um Industrie und Wissenschaft zu heben; diese Italiäner werden durch die Eisenbahn gezwungen werden, an der Thätigkeit und dem Verkehr der Völker Theil zu nehmen. Schon der Bau der großen Bahn, der Riesenbrücke *) von der Terra ferma nach Venedig und der vielen Zweigbahnen, die sich, wie von den Alpen herunterstürzend, in die Hauptbahn ergießen, muß Arbeit und Verdienst unter das Volk bringen, das seit Jahren an wenig Arbeit und an wenig Verdienst gewöhnt ist. **) Aber welcher Flor des Verkehrs, welcher Aufschwung der Industrie, der Bildung und der Kenntnisse erwartet dieses schöne Land, wenn es von Bahnen durchschnitten seyn wird, die nothwendig in Folge der ersten Bahn entstehen werden!

Schon zittert Genua für seinen Seehandel, der nach Venedig übergeht, wenn es nicht bei Zeiten sich selbst durch eine Eisenbahn an die lombardisch-venetianische lehnt, und schon gehen von Turin Projekte und Befehle aus, ein Netz von Eisenbahnen über Piemont und die ganze Po-Ebene zu werfen. Auf solche Weise wird jeder Bewohner Ober-Italiens in einer Zeit von wenigen Stunden nach Belieben und Zweck sowohl ans Adriatische wie an das Ligurische Meer gelangen. Daß der Preis des Bodens sehr steigen und der Italiäner veranlaßt werden wird, diesen fleißiger und zweckmäßiger als bisher zu benutzen, geht aus den Umständen augenscheinlich und nothwendig hervor. Bei den Verbindungen durch Eisenbahnen von dem österreichischen Staate, von Bayern, der Schweiz und Frankreich aus, die zum Theil schon im Gange sind, wird der Nordländer sich in Ober-Italien ankaufen, um seinen Winterfitz daselbst zu nehmen, während der Sicilianer, den heißen Sommer seines Landes und den Sirokko fliehend, sich nach den milderen, erfrischenden Alpenthälern ziehen wird. Eine Landpartie nach dem Comersee in den Ferien, ein Besuch des Karnevals von Venedig wird dem Berliner nicht viel mehr Zeit und Geld kosten, als vor zehn Jahren eine Reise nach dem Harze. Bringen wir noch die Folge in Anschlag, daß die Plage und der Fluch Italiens, das Banditenwesen, durch die Eisenbahn gänzlich zerstört wird, da es wohl schwerlich die kühnste und zahlreichste Räuberbande ihren Interessen angemessen finden wird, einen Bahnzug anzugreifen; setzen wir hinzu, daß die Post- und Reise-Verbindung Englands mit Ost-Asien schneller über Deutschland und Triest oder Venedig bewirkt werden kann, als über Marseille, dann haben wir eine Bürgschaft, daß diese Bahn der Keim und der Anfang zur Wohlfahrt und zum Glanze Italiens seyn wird! Wir glauben auch nicht, uns der Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir behaupten, daß künftig die Frequenz der lombardischen Bahn die Frequenz aller Bahnen der Welt übertreffen wird.

Wir haben bisher von der Zukunft Italiens gesprochen und Deutschland dabei kaum berührt; aber letzteres Land wird noch frühere und größere Vortheile von dem lombardischen Bahnnetze ziehen, wenn die Weisheit seiner Fürsten nicht in der Ausführung ihrer verschiedenen Verbindungs-Pläne vom Zufalle oder menschlichen Ränken gestört wird. „Es giebt keine Pyrenäen mehr", sagte einst ein französischer König; „Es giebt keine Alpen mehr", werden bald der Kaiser von Oesterreich und der König von Bayern sagen können! Und diese Leichtigkeit für den Deutschen, sich und seine Güter südlich ans Meer bringen zu lassen, muß noch die Quelle für andere große Zwecke seyn: sie muß für Deutschland Flotten im Mittelmeer erbauen und einen großen Theil des Handels mit dem Morgenlande in seine Gauen führen! Was die italiänischen Hafenstädte im Mittelalter waren, das weiß die Weltgeschichte glorreich zu erzählen; daß sie dasselbe zum Theil wieder werden können, das lehrt ein Blick auf die Karte und auf die Verhältnisse. Die Landenge von Suez wird bald einen Kanal, oder einen Schienenweg, vielleicht beides neben einander auf ihrem Rücken tragen. Seit der Ausdehnung Englands in Ostindien, seit der Erschließung China's ist das Bedürfniß, der Werth und der Umfang des Handels zwischen Asien und den anderen Welttheilen noch ganz anders als vor der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung. Was hindert also Venedig, unter dem Schutze einer deutschen Großmacht, und unter dem Schutze deutscher Bundesflotten, sich seinem früheren Glanze zu nähern? Und was hindert Deutschland, die Erfolge seiner Kunstthätigkeit, die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes selbst nach dem Busen von Bengalen und nach Peking zu führen und dagegen beladen mit den Schätzen des Morgenlandes heimzukehren? Wer würde Deutschlands Kriegs- und Handels-Geschwader hindern dürfen, wenn sie an den afrikanischen Küsten dahin segeln und sich in den Ländern Reichthum und Ansehen erwerben, wo Preußens Kurfürsten im 17ten Jahrhundert Forts und Compagnieen

*) Diese Brücke soll ein Wunderwerk seyn und Alles übertreffen, was bisher dieser Art gebaut wurde. Freilich hat Alexander, der sogenannte Große, etwas Aehnliches vom festen Lande Phöniziens bis nach Tyrus gebaut; aber diejenigen, welche uns stets die Tugenden der Heiden auf Kosten der neueren Zeit loben, werden schwerlich einen Vergleich zwischen diesen beiden Wasserbauten wagen. Der Zweck Alexander's war, durch seinen Bau die größte Handelsstadt zu zerstören und das geistvollste, erfindungsreichste und kunstfleißigste Volk zu morden; der Zweck der Eisenbahn ist, eine zerstörte, große Handelsstadt wieder zu neuem Glanze zu erheben und ein gesunkenes Volk mit Bürgerglück zu lohnen. Die Nachwelt mag das Andenken Alexander's bewundern, segnen wird sie das des Erbauers der Eisenbahn.

**) Der Italiäner macht nicht einmal Reisen von wenigen Meilen zum Vergnügen oder zu Geschäftszwecken, wenn letztere nicht dringend sind. Er schöpft auch daher seine Menschenkenntniß nur aus dem Umgang mit dem Fremden, der zu ihm kömmt. Dies muß durch die Eisenbahn anders werden.

halten? Als vor einigen Jahren ein deutscher Monarch nach Griechenland zu seinem Sohne reiste, da waren alle Zeitungen voll von dem glänzenden Empfange, welcher dem Fürsten von dem Capitain des englischen Schiffes bereitet wurde, das ihn von der deutschen Küste Triests nach Hellas trug. Aber wohl das Herz manches Lesers war voll von Schmerz, daß ein deutscher König von deutschem Boden aus nur auf einem fremden Schiffe reisen kann! *) Jetzt muß die Gestalt der Dinge sich glänzend ändern. Die ganze Nordküste des Adriatischen Meeres wird bald die Schiffe der Bundesstaaten bergen; der deutsche Fürst, der nach dem Grabe Christi pilgert, oder der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, zum Vergnügen oder zu politischem Zwecke reist, er wird das Fahrzeug, das die Flagge seines eigenen Landes trägt, rufen; es wird auch die deutsche Macht selbst den muselmännischen Barbaren strafen können, wenn er sich Anmaßung gegen deutsche Bürger erlaubt; und es wird endlich das stolze Britanien gern die Vermittelung seines Verkehrs mit den Kolonieen und China durch Deutschland empfangen.

Preisen wir daher den weisen Entschluß Oesterreichs, das durch Erbauung oder Unterstützung der lombardisch-venetianischen Bahn der Schöpfer einer schöneren Zeit für Italien wird, und das durch seine Schritte zur baldigen Verherrlichung Deutschlands beitragen wird. F. Lebrecht.

Frankreich.

Bazin's Lebensbeschreibung Heinrich's IV.

(Schluß.)

Bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche vergoß sein Haushofmeister Harley de Sancy, welcher sich ebenfalls bekehrte, viele Thränen, und der Priester nahm bei dieser Rührung Gelegenheit, die versammelte Gemeinde durch Hinweisung auf dieselbe noch mehr zu erbauen. Heinrich fügte lächelnd hinzu: Sancy bleibt Nichts mehr übrig, als den Turban zu nehmen. Dieses Wort ist im Munde eines Mannes, der zwischen Protestantismus und Katholizismus unstät hin- und herwanderte, der sich viermal indifferent zeigte und dreimal zum Renegaten wurde, höchst bezeichnend; es war ihm unbequem, sein eigenes Bild von Anderen zurückgespiegelt zu erblicken. Auch war Sancy nicht der Einzige, welchen Heinrich dies fühlen ließ. Als er einst einen Edelmann, der stets reformirt gewesen war, in der Messe erblickte, fragte er ihn, ob er ihn nicht früher in der Predigt gesehen habe. „Ja, Sire", antwortete der Edelmann. — „Warum kommen Sie also jetzt in die Messe?" — „Aus den Gründen, welche Sie verführen, Sire." — „Ah", lachte der König, „ich verstehe Sie; Sie gehen darauf aus, eine Krone zu erwerben." — Auch diese Aeußerung zeigt uns mit seltener Naivetät, bis zu welchem Punkte Heinrich Protestant und Katholik zugleich war; er widersprach sich selbst hierüber dauernd und führte seine schwierige Rolle doch dreißig Jahre mit bewundernswürdigem Takte durch.

Doch wir bemerken, daß wir dem Leser, indem wir ihm diese allerdings völlig begründeten Züge mittheilen, nur die Rückseite der Bearner Medaille zeigen, wie dies auch Herr Bazin gethan hat. Wenn wir noch ganze Säcke voll solcher Wahrheiten ausschütteten; so würde Heinrich IV. gleichwohl eine edle, liebenswürdige und imposante Gestalt bleiben. Wir wissen nicht, was ein Anderer gethan hätte, um Frankreich aus dem Strudel zu reißen, in den es durch Parteiungen, durch maßlose Anarchie und durch die furchtbarsten Leidenschaften gestürzt war. Man muß gestehen, daß er allein die Gegensätze, welche durch die beiden Parteien seiner Zeit vertreten wurden, in sich zur höheren Einheit erhob. Er war zu sehr Franzose und König der Franzosen, um ein zu eifriger Hugenott oder Katholik zu seyn, und man wird ihn entschuldigen, daß er sich eines religiösen Indifferentismus bediente, um seine großen monarchischen und nationalen Zwecke zu erreichen, wenn man erwägt, wie viele Könige schon Fanatismus geheuchelt haben, um rein persönliche Vortheile daraus zu ziehen. Und wenn er auch alle Tugenden, die man an ihm rühmte, nur halb besaß, wenn seine Milde oft durch die Härte seiner Strafurtheile aufgewogen wurde, wenn seine Großmuth aus schlauer Berechnung hervorging, wenn seine gepriesene Leutseligkeit nur eine Folge seiner feinen Politik war, so kann man doch in seinem Jahrhundert ihm Niemand gegenüberstellen, der großmüthiger und weniger grausam, weniger verstellt gewesen wäre. Seine Natur und die Forderungen seiner Stellung kreuzten sich vielfach; zur Großmuth trieb ihn seine Natur; zur Grausamkeit glaubte er sich oft durch die Staatsklugheit genöthigt. Sein Scharfsinn, der sich in den verschiedensten Verhältnissen so glänzend erwiesen hat, verließ ihn bei zwei wichtigen Schritten; einmal bei der Belagerung von Paris, welche ihm ungeheure Summen kostete und in keinem Falle glücken konnte; dann zwanzig Jahre früher, als er Margarethe von Frankreich, die Schwester Karl's IX. und Tochter Katharina's von Medici, heiratete; hier lief er blind in das Garn, das man ihm gestellt hatte. Diese Heirat war in der That nur ein Vorwand, unter dem man die Häupter der protestantischen Partei nach Paris lockte, um sie sechs Tage nach der Ceremonie in der Bartholomäusnacht zu opfern. Karl IX. pflegte seine Schwester Margot seitdem eine Mausefalle zu nennen, in der man die Hugenotten gefangen habe. Daß diese Ehe nur ein Vorwand war, ersieht man am deutlichsten daraus, daß Katharina von Medici später ihre Tochter fragte, ob sie in dem Benehmen und der Natur ihres Mannes nicht irgend einen Grund finden könne, aus dem sich die Ehe auflösen ließe, und gleichwohl war Heinrich damals auf dem besten Wege, Katholik zu werden.

Heinrich IV. besaß in der That Eigenschaften, welche die Menge gewinnen und ihn populair machen mußten, und wir wundern uns, daß Herr Bazin in dieser Popularität nur ein Vorurtheil sieht. Heinrich war tapfer, geistreich, ein guter Gesellschafter, galant und in allen Lebensverhältnissen höchst gewandt. Er hatte gelernt, arm zu seyn, und blieb auch auf dem Thron sparsam; zwar sah Lestoile einst, wie er für ein gesticktes Taschentuch, welches Frau von Liancourt (Gabriele) erhalten sollte, dem Kaufmann 1900 Thaler zahlte, doch ein andermal, als er für dieselbe Gabriele, die unterdeß Marquise von Monceaux geworden war, einen Ring kaufte, bot er dem Kaufmann, der zwanzig Thaler forderte, sechs Thaler. Solche bürgerliche Gewohnheiten gefielen den Kaufleuten zwar nicht, doch das Volk im Allgemeinen erfreuten sie, weil es sah, wie billig der König seine Freuden erkaufte. Heinrich's Popularität ist ein Faktum, und so viele Fehler man auch an ihm aufdecken mag, sie beweisen nur, was Niemand bezweifelt, daß die Sonne Flecken hat.

Neben Heinrich IV. malt Herr Bazin einige Gestalten aus des Königs nächster Umgebung mit vieler Sorgfalt, besonders Margarethe, seine erste Gemahlin, Duplessis-Mornay und Sully. Die Königin Margarethe, welche so schöne Memoiren hätte hinterlassen können, wenn sie anstatt dessen, was sie sagt, alles das gesagt hätte, was sie verschweigt, ist in der Geschichte weit interessanter als in ihren eigenen Memoiren. Die oft überschätzten Memoiren lassen den Blaustrumpf stets durchblicken; sie stören durch die Selbstgefälligkeit, mit welcher die Königin überall geistreich zu seyn, überall stylistische Studien anzubringen sucht. Sie vergißt, ihr eigenes Herz zu schildern, weil sie irgend ein Citat aus Homer oder eine schöne Phrase über den Neid des Schicksals anführen muß. Sie hat ihren Memoiren ein politisches Interesse geben wollen; dazu besaß sie weder den Geist, noch die Kenntnisse; doch würden dieselben höchst anziehend geworden seyn, wenn sie nur ihr eigenes Bild in seiner ganzen Frische und Anmuth wiedergegeben hätte. Margarethe war bekanntlich eben so frivol als religiös. Nachdem sie den Tag über mit ihren Liebhabern gegen Gott gesündigt hatte, sündigte sie am Abend mit ihrem Gott gegen die Liebhaber; sie folgte diesen beiden Richtungen ihres Geistes so eifrig, daß man nicht weiß, ob sie ihrer Sünde wegen religiös war oder aus Religiosität sündigte. Von all dieser Naivetät finden wir in den Memoiren keine Spur; wir verlangen nicht vollständige Aufrichtigkeit in Angabe der Einzelheiten, diese wäre in ihrem Falle zum Cynismus geworden, doch wir wünschten von der reizenden Sorglosigkeit, mit der sie sich ihrer Natur hingab, nur einige Spuren in den Memoiren zu finden. Nachdem sie sich ihrem ganzen Jahrhundert so offen gezeigt, giebt sie sich die vergebliche Mühe, sich der Nachwelt zu verbergen. Waren ihr die zahlreichen Pasquille, die über sie im Volke verbreitet waren, und von denen Lestoile uns nur einen kleinen Theil erhalten hat, unbekannt? Wußte sie nicht, daß Maynard ihre Liebeshändel besungen hatte? Er selbst sagt in einem späteren Gedichte: „Das Alter stumpft meine Reden ab, und die Kunst verläßt mich, mit der ich einst die Liebeshändel der Königin Margarethe sang." Forderte sie selbst nicht einst von einem anderen Dichter, Davy du Perron, ein Gedicht auf ihren Geliebten La Mole, dessen Kopf sie in der Nacht von dem Schaffot raubte, wo er am 31. April 1571 sein Ende genommen hatte, zugleich mit Coconas, dessen Kopf die Herzogin von Nevers nächtlich entwandte?

Herr Bazin scheint nicht ohne Vorliebe für Margarethe und nicht ohne Abneigung gegen Heinrich IV. geschrieben zu haben. Wir berühren hier nur noch eine Anekdote, durch welche er das Andenken des Königs von Navarra herabwürdigt, obgleich sie durch ein Zeugniß von unbestreitbarer Autorität geleugnet wird. Ich meine die Geschichte von einem Hofballe zu Agen, auf dem die jungen Leute, und unter ihnen der König, plötzlich die Lichter auslöscht und sie die Nacht mit Allem, was sie mit sich bringt, herbeigeführt haben sollen. Dieses Ereigniß leugnet der ernste, sittlich strenge Duplessis-Mornay ausdrücklich und beruft sich dabei noch auf des Königs Schwester Katharina, die nicht minder ernste und strenge Hugenottin. „Man spricht von einem Exceß", sagt Duplessis-Mornay, „der im Jahre 1577 zu Agen vorgefallen sein soll, und verbreitete ihn über die ganze Welt, die alte Schmähung gegen die Hugenotten von den ausgelöschten Lichtern. Wie erbärmlich! Die Frau Marschallin von Monluc, die jetzige Frau von Escars, war zugegen. Mit ihr unterhielt sich der König von Navarra und seine Frau Schwester, eine Fürstin, die über die Mängel unseres Jahrhunderts erhaben ist; möge sie Zeugniß ablegen, ob eine anstößige That oder ein anstößiges Wort an diesem Abend vorgekommen ist, ob man eine Lampe ausgelöscht hat, ob sie nur eine einzige hierauf deutende Silbe vernommen, und ob sie nicht erstaunt gewesen, als man ihr nachträglich erzählte, was sich auf dem Balle zugetragen. Auch entsann ich mich, daß ein Edelmann, der damals nach Frankreich kam, um sich dem Dienste des Königs zu widmen, bei der Nachricht von dieser Begebenheit umkehren wollte, bis ihm Herr von Foix, ein Mann von Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit, in meiner Gegenwart auf sein Ehrenwort erklärte, daß das Ganze eine schamlose Verleumdung sey. Erfunden wurde diese Verleumdung von dem Admiral von Villars, dem Schwiegervater des Herrn von Mayenne, und zwar sollte sie Bordeaux und andere Städte gegen den König von Navarra einnehmen und trug zu der Widersetzlichkeit derselben auch gewiß bei."

Herr Bazin, welcher Duplessis-Mornay eifrig studirt hat, weiß von dieser Rechtfertigung Heinrich's ohne Zweifel; doch er hat der Versuchung nachgegeben, sie zu vergessen, um zu den lustigen Streichen des Königs eine kleine Sünde mehr hinzuzufügen und um auf Kosten eines kleinen Gedächtnißfehlers etwas mehr Geist zu zeigen. Auch Sully wollen wir von einem Vorwurfe zu reinigen suchen, den ihm Bazin macht. Bei Gelegenheit „der erhabenen Zwecke

*) In diesem Falle hätte allerdings auch ein österreichisches Kriegsschiff an der Stelle des englischen die Fahrt machen können; doch auch die österreichischen Kriegsschiffe bieten bis jetzt die eigenthümliche Erscheinung dar, daß ihre Nationalität nicht sowohl eine deutsche als eine italiänische ist. D. R.

Heinrich's und seiner Pläne für eine europäische Republik", welche Sully in seinen „Oeconomies royales" erwähnt, meint Herr Bazin, daß diese Republik in Sully's Schlosse erschaffen worden sey, daß sie auf einer Träumerei des alten Ministers beruhe, der einundzwanzig Jahre nach dem Tode seines Königs Memoiren schreibt und die Vergangenheit in den Himmel erhebt, um die Gegenwart herabzusetzen. „Der geniale Mann", sagt Bazin, „der berufen ist, seine Zeit zu lenken, kennt die Unbeständigkeit der irdischen Schicksale zu gut, um seinen Blick in einer unendlichen Zukunft zu verlieren." Allein diese Zukunft muß Heinrich nicht für so fern gehalten haben, da in der Confession de Sancy, welche mit Sully's Bemerkungen in keiner Weise zusammenhängt, von denselben Ideen des Königs angedeutet werden.

„Ich kehrte aus der Auvergne zurück", heißt es hier, „wo ich erfahren hatte, daß in Rom bei den öffentlichen Disputationen die Vergleichung des Königs von Spanien und des von Frankreich die gewöhnliche Thesis sey. Durch Wahrsagungen, Orakel und durch Deutung des Namen Bourbon suchte man zu beweisen, daß dieser Fürst berufen sey, das Papstthum wieder in das Weltreich, die Kanzel in den Thron, die Schlüssel in Schwerter zu verwandeln und als Kaiser der Christenheit zu sterben. Die Venetianer beteten diese aufgehende Sonne an, und als einst ein französischer Edelmann durch ihre Stadt kam, liefen sie hinter ihm her, wie die Papinianen hinter dem Papste des Rabelais, und riefen: „Haben Sie ihn gesehen?" Als der Edelmann dies bejahte, brachten die besten Maler der Stadt Heinrich's Portrait, und als er eines der Bilder dem Könige ähnlich fand, gab man ihm ein öffentliches Gastmahl. Am Hofe des Kaisers und in Polen siehte man allgemein, daß Gott den Reichsapfel in Heinrich's glückselige Hände legen möge, weil dieser es verstehen werde, alle Religionen zu vereinigen oder allen Duldung zu verschaffen. Man sprach sogar davon, daß Heinrich den Papst wieder zum Bischof von Rom machen solle, damit er selbst die Christenheit unbeschränkter beherrschen könne. Der Herzog von Sachsen ließ in seiner Gegenwart David und Heinrich mit einander vergleichen und belohnte die, welche Heinrich höher stellten; ja, er schickte sogar dem Verfasser der Schrift „Carolus magnus redivivus" eine goldene Kette nach Zürich. Zu welchen Hoffnungen berechtigte nicht solch' ein Ruhm, der durch den glücklichen Erfolg der Kriege Heinrich's noch dauernd erhöht wurde? Kein europäischer Fürst stand kräftiger da als Heinrich; in den meisten Staaten bereiteten innere Zerwürfnisse, wie es schien, eine Umwälzung vor, und Alles deutete darauf hin, daß Heinrich IV. zum alleinigen Haupte der Christenheit berufen sey, denn er war durch die Reinheit seines Glaubens Gott wohlgefällig, und die Völker waren bereit, ihm zu folgen und für ihn zu leiden."

Diese Worte lassen unzweifelhaft, daß die Pläne, von denen Sully spricht, wirklich vorhanden waren, es scheint, daß sie zunächst im Volke entsprangen, doch konnten sie Heinrich nicht verborgen bleiben, und er war gewiß geneigt, darauf einzugehen. D'Aubigné, der diese Worte Sancy in den Mund legt, giebt an, daß er sie schon funfzehn Jahre vor dem Tode des Königs, also vierzig Jahre vor der Veröffentlichung der Sullyschen Memoiren, vernommen habe.

Außerdem handelt Bazin in seiner Schrift noch von Richelieu, von dem Dichter Theophile, von Balzac und in einem besonders schönen Abschnitt von Bussy Rabutin. Doch verfolgen wir diese Untersuchungen nicht weiter, sondern schließen mit einem Ausspruch Heinrich's IV., der auch für die Gegenwart noch bezeichnend ist. Die Geistlichkeit führte damals eine perpetuirliche Klage gegen die Reformation, wie jetzt gegen die Universität; so kam einst der Kardinal von Gondi, Bischof von Paris, mit mehreren Geistlichen zum Könige und beschwerte sich über die hugenottischen Predigten, welche seine Frau Schwester in Paris und sogar im Louvre selbst halten lasse, dies finde die gesammte Geistlichkeit sehr unrecht und unverzeihlich; doch der König erwiederte, er finde es vielmehr sehr unrecht und unverzeihlich, daß man solche Reden in seinem eigenen Hause und von seiner Frau Schwester zu führen wage.

Diese Antwort kam aus dem Munde eines Königs, welchem die Macht seiner Geistlichkeit fünf Jahre lang die Thore der eigenen Hauptstadt verschlossen hatte. (R. d. P.)

Etienne Pasquier und die Jesuiten.*)

Etienne Pasquier wurde im Jahre 1529 zu Paris geboren, im Anfang jenes sechzehnten Jahrhunderts, wo so viele große Ereignisse sich drängen, wo in allen Gebieten des Lebens neue Bahnen eingeschlagen wurden, und wo man so viele Männer von entschiedenerem und energischerem Charakter auftreten sah, als die der folgenden Zeitalter.

Pasquier studirte auf der alten und berühmten Universität von Paris. Der Unterricht war damals weniger vollständig und von einer minder gesunden Kritik beherrscht, als in unseren Tagen; aber man war fleißiger und weniger zerstreut, und man widmete sich mit Eifer dem Studium der Wissenschaft und des Alterthums.

Die Aeltern des jungen Pasquier bestimmten ihn für den Advokatenstand; dies war damals der Höhepunkt aller bürgerlichen Carrièren. Pasquier's Standes- und Zeitgenosse, Loisel, sagt uns dies in seinem Dialogue des Avocats, wo er Pasquier reden läßt: „Kurz, der Advokatenstand war damals so in Ehren, daß die ganze gebildete Jugend, d. h. die aus den besten Häusern der Stadt (Paris), erst in dieser Würde Proben ihres Geistes abzulegen suchte, ehe sie sich um eine Raths- oder andere Stelle bewarb."

Pasquier hat uns in seinen Schriften den Gang seiner Rechtsstudien beschrieben; er preist sich glücklich, daß in dem Jahre, wo er seine Studien begann (1546), Hotomann und Balduin ihre ersten Vorlesungen in den Pariser Schulen hielten; besonders begeistert aber ist er für Cujas, den er in Toulouse hörte. Doch obgleich es in Frankreich so geschickte Lehrer gab, war doch das Vorurtheil zu Gunsten Italiens so stark, daß ein irgend bedeutender Schüler seine Bildung nicht als vollständig angesehen hätte, wenn er nicht die Universitäten jenseits der Berge besucht. Pasquier ging daher auch nach Bologna und hörte die Vorträge des Marianus Socin. Nachdem er promovirt, wurde Pasquier als Advokat beim Pariser Parlament beeidigt, im Jahre 1549, in seinem zwanzigsten Jahre. Nun galt es, sich im Justiz-Palais Bahn zu machen, etwas, was zu jeder Zeit schwer ist, noch schwerer aber unter den vielen großen Talenten war, welche damals den Advokatenstand zierten. Pasquier debütirte mit der Plaidoirie, machte aber keinen großen Eindruck, und doch fing seine Klientel an, sich zu bilden, als eine heftige und anhaltende Krankheit ihn zwang, Paris zu verlassen, und ihn zwei Jahre lang davon entfernt hielt. Man wird im Justiz-Palais schnell vergessen; es haben zu viele Leute ein Interesse dabei, sich auf dem Platz eines Anderen anzusiedeln. Pasquier fand dies, als er zurückkehrte; Advokaten desselben Alters, die er früher weit hinter sich zurückgelassen, hatten ihn überholt, und er spazierte verdrießlich, wie er sagt, zwei Monate im Saal des Palais umher, ohne etwas zu thun. Doch ging auch diese Zeit nicht für ihn verloren; er kehrte mit Vorliebe zu den literarischen Studien zurück, die er schon früher getrieben, und machte sich dadurch geschickt, auch in dieser Beziehung seinem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten. Er legte sich nämlich vorzüglich auf die französische Geschichte, und seine Arbeiten in diesem Fach haben einen wirklichen Werth. Man hatte bis dahin geglaubt, daß man, um Geschichte zu schreiben, nur Ereignisse, Kämpfe, Revolutionen kennen und mit einer gewissen Eleganz beschreiben müsse; daß auch die politischen Institutionen, die sozialen Sitten, die Gesetzgebung zur Geschichte eines Volkes gehören, daß man also, um eine vollständige Geschichte zu schreiben, nicht bloß Literat, sondern auch ein wenig Rechtsgelehrter und Publizist seyn müsse, davon hatte man keine Ahnung. Diese Lücke auszufüllen, war Pasquier vorzüglich geeignet, da er die zu einem Historiker nothwendigen Erfordernisse in sich vereinigte; er besaß eben so viel literarische Bildung, als die geschicktesten Schriftsteller seiner Zeit, und war überdies Staatsmann und ein tüchtiger Rechtsgelehrter. Daher haben auch seine Recherches de la France, deren erste Bücher im Jahre 1560 erschienen, eine große Menge historischer Punkte aufgeklärt, die vor ihm noch gar nicht oder nur sehr mangelhaft behandelt worden waren. Sie beschäftigen sich nicht bloß mit dem Ursprung und der Geschichte aller bürgerlichen und religiösen Institute und der großen Staatskörperschaften Frankreichs vorzüglich unter der dritten Dynastie, sondern enthalten auch Untersuchungen über die französische Sprache und Sitten. Pasquier ließ um dieselbe Zeit das Pourparler du Prince erscheinen, worin er in Form eines Dialogs seine Ansichten über Staat und Regierung auseinandersetzt. Er weist darin mit Unwillen die unverschämte Behauptung eines Gegners zurück, „daß die Völker für die Könige da seyen", und er verlangt, daß der Wille des Fürsten durch den Rath der großen Staatskörper kontrolirt und beschränkt werde. Diese beiden Werke machten seinen Namen auf eine vortheilhafte Weise bekannt; sein Ruf stieg, und er kehrte wieder nach dem Justiz-Palais zurück. Doch um wahrhaft festen Fuß daselbst zu fassen, brauchte er eine jener entscheidenden Gelegenheiten im Leben eines Advokaten, einen jener großen Prozesse, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen und den Ruf derjenigen, die sich zur Höhe ihres Gegenstandes zu erheben wissen, für immer begründen. Diese Gelegenheit bot sich erst 1564 in der Sache der Universität gegen die Jesuiten. Pasquier selbst spricht davon mit Bescheidenheit in seinen Büchern: „Die Jesuiten", sagt er, „nachdem sie Schritt vor Schritt in Paris Fuß gefaßt, stellten sich vor der Universität mit dem Gesuch ein, daß es ihr gefallen möge, sie in ihre Körperschaft zu immatrikuliren, wurden aber abgewiesen."

Die Verfassung der ehemaligen Universität von Paris glich keineswegs der heutigen. Diese letztere ist weiter nichts als die Regierung angewendet auf die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts, auf die Schulen der Städte wie auf die des Staats, auf die Privat-Anstalten wie auf die öffentlichen Schulen, auf die Landschulen wie auf die Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Die heutige Universität ist auf der Grundlage errichtet worden, daß Unterricht und Erziehung öffentliche Angelegenheiten sind, die in das Gebiet des Staats fallen. Die Universität hat also das Monopol der Erziehung, gerade wie die Gerichtshöfe das Monopol der Justiz und die Armee das Monopol der öffentlichen bewaffneten Macht hat.

Die alte Universität hatte ursprünglich nicht einen so allgemeinen, umfassenden Charakter. Es liegt nur Eitelkeit in dem Vorurtheil, welches lange Zeit die Gründung derselben auf die Regierung Karl's des Großen zurückführen zu können glaubte, wie die gegenwärtige Universität sich an die Regierung Napoleon's anschließt. Allerdings gab es seit Karl dem Großen öffentliche Schulen in Paris, wo die Professoren öffentlich Jeden, der hinkam, unterrichteten, aber das war nicht das, was man seitdem die Universität von Paris genannt hat. Erst vom zwölften Jahrhundert ab erkennt man den Keim einer wahren Institution in der freien Vereinigung aller Lehrer von Paris, welche bis dahin getrennt die Theologie, Jurisprudenz, Medizin und die freien Künste lehrten und aus deren Verbindung erst eine allgemeine Corporation der Studien sich bildete. Dieser Gesammtheit der Studien, diesem freiwilligen Zusammenhalten der gelehrten Professoren in der Hauptstadt hat man dann unter Philipp August den Namen „Universität" gegeben. Sodann kamen die Kollegien oder Genossenschaften (und hauptsächlich das der

*) Nach einem Vortrage des General-Prokurators Dupin bei der letzten Eröffnung des Cassationshofes in Paris.

Sorbonne, deren Gründung in die Zeit des heiligen Ludwig fällt), welche mit der Universität, von der sie abhingen, eine mächtige Corporation bildeten unter der Leitung eines Rektors, den diese eifersüchtige Republik alle drei Monate aufs neue wählte. Während der verschiedenen Phasen ihrer Entstehung und Fortentwickelung sah sie sich allmälig mit einer Menge von Freiheiten und Privilegien theils durch die Päpste, theils durch die Könige beschenkt, welche sich darin gefielen, sie ihre „Adoptivtochter" zu nennen und mit ihren Gunstbezeugungen zu überhäufen. Bald hatte diese berühmte Gesellschaft ein Territorium, eine besondere Gerichtsbarkeit und wahre Vasallen in den verschiedenen Professionen, die von ihr abhingen (wie die Drucker, Buchhändler, Buchbinder und Papierhändler).

Da diese Gesellschaft die unterrichtetsten Männer in sich schloß, welche gleichsam den Schmelztiegel aller gesunden Doktrinen bildeten, so sieht man sie in alle große religiöse und politische Fragen sich mischen; sie wird bald von den Päpsten, bald von den Königen um Rath gefragt oder vielmehr zu Hülfe gerufen, und zuweilen intervenirt sie sogar aus eigenem Antrieb mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung im Schoß einer Gesellschaft, welche gewohnt ist, in ihr eine der orthodoxesten Stützen der Kirche, so wie eine der festesten Schutzwehren der Monarchie, zu verehren.

Eine so übermäßige Gewalt konnte sich nicht beständig auf dieser Höhe erhalten. In Folge einer Reihe von Reformen, bei welchen zuweilen, man muß es zu ihrem Lobe sagen, die Universität selbst die Initiative ergriff, war sie in ihre natürliche Sphäre zurückgetreten und sah sich also auf die Function beschränkt, die Jugend zu unterrichten, und auf das Recht, die wissenschaftlichen Grade zu ertheilen, indem sie sich bei Streitigkeiten wegen ihrer Privilegien der höchsten Jurisdiction des Parlaments unterordnete.

So standen die Sachen, als man um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, mitten in den durch die Kirchenspaltung erzeugten Kämpfen und Bürgerkriegen, eine neue Gesellschaft entstehen sah, die sich als Hülfsmacht des heiligen Stuhls gegen die Feinde des Glaubens darstellte.

Der General dieser Miliz, Ignaz Loyola, schickte von Rom aus, wohin er den Sitz seiner Regierung verlegt, einige von seinen Genossen nach Paris, in der Absicht, die neue Gesellschaft in Frankreich einzuführen. Aber trotz der Unterstützung, die sie bei den Guisen, bei Katharina von Medicis und mehreren Prälaten fanden, konnten sie doch keinen Eingang finden weder unter dem Namen Jesuiten, an dem die Christenheit Anstoß genommen, noch unter der Form eines Institut religieux. Aber mit der Schlauheit, die ihnen schon damals eigen war, gedachten sie sich unter einer anderen Farbe und auf eine versteckte Art einzuschleichen. Nachdem sie von Guillaume du Prat, Bischof von Clermont, Geschenke bekommen, die sie in den Stand setzten, zwei Kollegien in der Auvergne und eines in Paris zu gründen, welches sie collége de Clermont nannten, um sich mit dem Namen ihres Protektors zu decken, fingen sie an zu lehren, und gestützt auf eine neue Bulle des Papstes Julius III. vom Jahre 1550, nahmen sie sich heraus, ihren Schülern die akademischen Grade zu bewilligen, ohne sich in irgend einer Weise den Statuten der Universität zu unterwerfen. — Die letztere mußte endlich diesen Unternehmungen entgegentreten. Was thaten nun die Jesuiten? Sie hüteten sich wohl, gegen die Methoden der Universität loszuziehen, auf ihre Professoren zu schmähen oder die Lehrer und Zöglinge mit der Drohung der Excommunication zu schrecken. Vielmehr glaubten sie Alles zu versöhnen, indem sie selbst darauf antrugen, der Universität inkorporirt zu werden; sie wollten nicht mehr als Institut gelten, sondern bloß als collége, als Lehrer, die Schüler annähmen, vorstellten und in dieser Eigenschaft Freiheit des Unterrichts verlangten. Die Universität wollte nun vor Allem wissen, wer diejenigen seyen, welche in ihren Schoß aufgenommen und immatrikulirt seyn wollten. Aber in Folge eines Verhörs, welches ein Muster in der Kunst des Verschweigens bleiben wird, konnte der Rektor, trotz seiner wiederholten Fragen, nicht mehr herausbringen als die berüchtigte Antwort: Sumus tales quales, wir sind, die wir sind, die Leute, die das Collége von Clermont halten. Nunmehr weigerte sich die Universität, sie zuzulassen, und setzte schriftlich die Gründe ihrer Verweigerung aus einander, worüber das Parlament entscheiden sollte.

Die Universität hatte ihre ordentlichen Advokaten; aber die Jesuiten hatten sich derselben bemächtigt, indem sie ihnen im voraus ein geschickt abgefaßtes Memoire vorlegten, worüber diese Rechtsgelehrten unvorsichtigerweise ihre Meinung zu ihren Gunsten einmal ausgesprochen hatten. Dumoulin indessen blieb frei und faßte für die Universität eine kräftige Consultation ab, gestützt auf neun Motive, aus welchen er schließt, daß nichts nachtheiliger sey, als die Zulassung dieser neuen Gesellschaft.

Es handelte sich nun noch darum, den Advokaten zu wählen, der die Universität vertheidigen sollte. Die Freunde, die Pasquier unter den Professoren hatte, beeilten sich, ihn vorzuschlagen, und obgleich er unter einem Barreau, das so reich an berühmten Advokaten war, noch sehr jung schien (er stand in seinem 35sten Jahre), so setzten sie doch in der General-Versammlung durch, daß Pasquier mit der Führung der Sache beauftragt würde. Versoris sollte für die Jesuiten sprechen.

Der Prozeß sollte eines der größten Schauspiele darbieten, das die Audienzen des Parlaments noch gezeigt hatten. Pasquier begriff die ganze Wichtigkeit der Mission, die ihm anvertraut worden. Er machte aus der Frage nicht einen kleinlichen Kampf einer Körperschaft, die im Besitz einiger Vorrechte ist, deren Monopol sie für sich festhalten will. Vielmehr, ohne sich um die Interessen der Universität, seiner Klientin, noch um das der Professoren zu bekümmern, versetzte er die ganze Verhandlung auf das höchste Gebiet des öffentlichen Rechts. Er untersuchte, wer diejenigen seyen, welche den Anspruch machten, die französische Jugend zu unterrichten, was man von ihrer Organisation, von ihrem Zweck, von ihren Mitteln erwarten müsse. Mit einem Wort, er griff das Institut der sich so nennenden Jesuiten in seiner Basis an und bewies ihre Unvereinbarkeit mit der politischen, religiösen und bürgerlichen Ordnung in Frankreich. Er suchte besonders in seinen Richtern die Ueberzeugung hervorzubringen, daß diese Gesellschaft in ihrem Schoße den Keim ernster Gefahren für die Regierung und für die öffentliche Ruhe berge, durch die Spaltungen, die sie zwischen den verschiedenen Körperschaften des Staats hervorzurufen nicht ermangeln würden, indem sie sich bemühten, Alles zu untergraben, um sich selbst an die Stelle zu setzen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Die Philosophie und ihre Gegner in Frankreich.** In vieler Beziehung auch für Deutschland interessant ist der jetzt in den französischen Kammern und Zeitungen stattfindende Streit zwischen Kirche und Universität, zwischen Religion und Philosophie, zwischen Supranaturalismus und Rationalismus, denn es ist im Grunde nur ein Spiegelbild von dem, was in unserm eigenen Lande vorgeht, eine Wiederholung des Kampfes, der auf deutschem Boden zwischen den verschiedensten Parteien, aber im Wesentlichen um dasselbe Objekt geführt wird. Herr Victor Cousin, der in den Kammern die Philosophie vertritt und diese, in seiner Eigenschaft als Pair, gegen die Beschuldigung des Pantheismus und Atheismus zu vertheidigen hatte, befindet sich mit allen anderen philosophischen Mitgliedern der Deputirten- wie der Pairskammer auf dem Standpunkte, den etwa das Centrum der Hegelschen Schule (Marheineke, Gabler, Potho, Rosenkranz) in Deutschland einnimmt, während seine Gegner, die unter sich so verschiedenen Herren von Montalembert und Segur-Lamoignon, weit über die rechte Seite der Hegelianer hinausgehen und sich vielmehr den Münchener und Römischen Gegnern des Hermesianismus, so wie aller Philosophie überhaupt, anschließen. Doch auch die übrigen Nüancen unseres philosophischen Farben-Prisma's finden sich in Frankreich, wenn auch nicht in den Kammern vertreten. So würden die Schüler Larimoguière's und Damiron's mit den Anhängern Schelling's und die Herren Louis Blanc, Proudhon, so wie die philosophischen Mitarbeiter der Revue Indépendante, mit der Farbe Ruge's, Feuerbach's und Bruno Bauer's zusammenzustellen seyn. Letztere freuen sich natürlich über die Angriffe, die jetzt Cousin erfährt, obwohl sie nichts weniger als die Ansichten seiner Gegner theilen. Es wäre ihnen schon ganz recht, wenn das, was sie die „offizielle Philosophie" nennen, eine vollständige Niederlage erlitte, wenn sich Alles darüber einigte, daß es keine Mitte giebt zwischen Katholizismus und Unglauben, zwischen Religion ohne Philosophie einerseits und Philosophie mit Atheismus andererseits. Daß ein großer *Theil* aller Denkenden in der Religion nicht bloß seines Herzens, sondern auch seines Verstandes Befriedigung zu finden vermag, das ist diesen Radikalen der größte Dorn im Auge: denken und glauben — ist ihnen eben so unvereinbar, wie ihren äußersten Gegnern, den Klerokraten, und deshalb jene wunderbare Uebereinstimmung mit ihnen. Wehe darum den Letzteren, wenn ihre Ansicht den Sieg davontrüge, denn sie würden dadurch nur den Triumph derer herbeiführen, die auf der tabula rasa alles dessen, was dem Menschen bisher theuer und heilig gewesen, sich eine Welt nach ihrem besonderen Geschmack erbauen möchten.

— **Die Revue de Paris in neuer Gestalt.** In Deutschland haben lange Zeit die Journale in Oktavform und Wochenheften keinen Eingang finden können; unsere Lesezirkel und Konditoreien sind einmal an die Blattform in Quarto und Folio gewöhnt und die Wochenhefte erschienen ihnen zu buchmäßig, um sie den an der Lektüre nur nippenden Lesern vorzulegen. Gleichwohl haben sich einige bessere Zeitschriften in dieser Form Bahn zu machen gewußt, wie namentlich der „Freihafen", die „Gränzboten", die „Europa" und Andere. Die „Zeitung für die elegante Welt" hat unter Laube's Redaction erst im vorigen Jahre sich entpuppt und ist in die Schmetterlingsflügel der Mode gefahren, und andere Tageblätter sollen im Begriffe seyn, es ihr nachzuthun. Aber während dies in Deutschland geschieht, scheint man in Frankreich schon wieder von den Zeitschriften in Heften zu denen in Blättern zurückkehren zu wollen, und die Revue de Paris, die seit dem Jahre 1829 allwöchentlich in Oktavform und in einem gelben Kleide erschien, ist uns heute zum erstenmale im Formate unseres Magazins zugegangen, und zwar sollen wöchentlich drei Nummern von 12 paginirten und 4 nichtpaginirten Seiten ausgegeben werden. Sie hört auf, eine bloß erzählende und unterhaltende Zeitschrift zu seyn, und will vielmehr auch ein belehrendes kritisches Blatt werden. In politischer Hinsicht bezeichnet sie ihre Stellung als mehr dem linken Centrum angehörig, während bekanntlich die Regierung Ludwig Philipp's ihre Stützen hauptsächlich im rechten Centrum, also auf derjenigen Seite zu finden sucht, die der äußersten rechten am nächsten gelegen ist. In den politischen Zeitungen, meint die Revue, sey die Kritik jetzt verkauft, oder es bestehe dort vielmehr eine Art von gegenseitiger Versicherungs-Anstalt der Autoren, indem die Letzteren zugleich Mitarbeiter an den Feuilletons und daher auch sicher davor seyen, daß ihre Werke getadelt werden. Diese Arbeit nun will die Revue de Paris übernehmen, die damit zugleich einen förmlichen Feldzug gegen das roman-feuilleton eröffnet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 15. Mai 1844.

Frankreich.

Francesco Colonna, von Charles Nodier.

Charles Nodier ist selten richtig beurtheilt worden. Die Einen, von dem Reichthume seines Stils geblendet, sahen nur die Form, der Gedanke selbst aber verschwand ihnen unter der Pracht seines Gewandes; die Anderen, und es giebt deren sehr viel, welche den Gedanken mit der künstlerisch vollendeten Darstellung unvereinbar halten, konnten sein Talent natürlich nicht richtig schätzen und würdigen.

Neue, überraschende und oft tiefe Gedanken vereinigen sich bei Nodier mit einem wunderbaren Stile, den er sich zu schaffen gewußt und dessen Geheimniß er mit ins Grab genommen hat. In manchen seiner Journal-Artikel liegt mehr Phantasie und Gedanken, Schwung und Poesie, als in langen Romanen und berühmten Gedichten, die den Ruhm und Reichthum ihrer Verfasser gegründet haben. Aber Nodier lebte verschwenderisch mit seinem Genie und verstreute seine Schätze planlos unterwegs. Sein reicher Geist versuchte sich in allen Richtungen, im Gedicht, im Roman, in der Kritik, in der Linguistik; und überall zeigte er dieselbe Gewandtheit, dieselbe Ueberlegenheit.

Nodier war ein feiner, geschmackvoller und sicher urtheilender Kritiker, nur übte er aus angeborenem Wohlwollen oft eine zu große Nachsicht. Aber durch diese Milde wurde er zugleich auch der Beschützer jüngerer Schriftsteller, denen er väterlichen Rath und Aufmunterung gewährte. Die Mehrzahl der heutigen literarischen Celebritäten Frankreichs ist unter seinen Flügeln aufgewachsen.

Die Unterhaltung Nodier's hatte gewöhnlich eine sanfte, melancholische Färbung und verrieth eine leidende und enttäuschte Seele. Wie die meisten bejahrten Leute, welche das Leben mit seinem eiteln Treiben erfahren haben, beklagte er sich gern über sein Schicksal. Ungeachtet seines schriftstellerischen Ruhmes, schien es ihm Vergnügen zu machen, die Leiden und Plagen eines Schriftstellers zu schildern. Er schmollte gleichsam mit der Muse um die Liebe, die er ihr unwillkürlich geschenkt hatte. Sein Vater liebte die Schriftsteller nicht. Er sah die literarischen Neigungen seines Sohnes ungern und sparte nichts, um ihn von einer Laufbahn abzumahnen, die ihm keine Zukunft zu versprechen schien. Doch war der Vater selbst vielbelesen und ein Mann von Geist. In seinen Mußestunden schrieb er recht anmuthige Novellen, las sie dann des Abends der versammelten Familie vor, freute sich ihres Beifalls und — warf sein Manuskript ins Feuer.

Charles Nodier kam in seinen vertraulichen Unterhaltungen gern auf seine glückliche Jugendzeit zurück und schilderte sie mit jenem Reize, mit jener naiven Anmuth, die er seinen kleinsten Erzählungen zu geben wußte. Das Bild seiner heimatlichen Berge blieb ihm stets vor Augen, und sein träumerischer Geist kehrte aus dem Gewühl der Hauptstadt, aus dem Glanze des Ruhmes gern in jene friedliche Einsamkeit zurück. Auf dem Lande zu leben, in irgend einem entfernten Weiler seine Tage zu beschließen, war sein liebster Wunsch. Oft bedauerte er, nicht ein Handwerk gelernt zu haben. Da erzählte er denn wohl auch, daß, als er noch sehr jung war, ein elsässischer Tischler, der gewöhnlich in dem Hause seines Vaters arbeitete, oft zu ihm gesagt habe: Junger Herr, Sie sollten mein Geschäft lernen. Man weiß nicht, was kommen kann, und Sie könnten es doch vielleicht eines Tages brauchen. — Warum habe ich, fügte dann der berühmte Schriftsteller hinzu, nicht auf den weisen Rath des ehrlichen Handwerkers gehört; ich bedaure täglich, daß ich ihm nicht gefolgt habe. Wäre ich nicht glücklicher geworden?

So war der liebenswürdige Mann, der anmuthige Schriftsteller, den der Tod kürzlich geraubt hat. Wer ihn kannte, wer sein Talent, seinen Geist liebte, wird gewiß nach den Blättern greifen, die seine letzten Gedanken enthalten. Francesco Colonna ist Charles Nodier's Schwanengesang. Man kann ihn ohne Bewegung nicht lesen: dieses liebliche Gemälde einer reinen und keuschen Liebe, in welchem seine Seele, bereit, das Leben zu verlassen, ihre letzte Flamme ausgehaucht, ihre letzte Thräne vergossen zu haben scheint. Die Fabel der Novelle ist übrigens höchst einfach, ohne die Verwickelungen und außerordentlichen Ereignisse unserer Moderomane. Francesco, der Held dieser Geschichte, ist ein armer junger Maler von niedriger Herkunft, aber seine persönlichen Eigenschaften, sein Talent, sein beginnender Ruhm verschaffen ihm Zutritt in den vornehmsten Häusern von Venedig; er besucht namentlich den Palast der Leonora Pisani, einer der reichsten und schönsten Frauen jener Stadt. Dort hat der arme Künstler häufig Gelegenheit, die junge Prinzessin Polia, die schönste und reichste Erbin Italiens, zu sehen, und wird, wie man bereits erräth, von der zärtlichsten Liebe zu ihr entzündet. Aber er begnügt sich, sie im Geheimen zu lieben, denn das Schicksal hat zwischen ihm und Polia eine unübersteigliche Kluft befestigt. In seiner Verzweiflung entschließt er sich, Mönch zu werden; er will sein Leben und seine Liebe im Schatten eines Klosters begraben. Drei Tage vor jenem, den er zur Ablegung seines Gelübdes bestimmt hatte, wird er zu einer Spazierfahrt bei Leonora Pisani eingeladen. Er kommt mit Polia allein in dieselbe Gondel. Berauscht, bezaubert von den Blicken seiner Geliebten, läßt er sich das Geständniß seiner Liebe entschlüpfen und erfährt, daß er wieder geliebt ist. Die edle Jungfrau will ihrem Stande und ihrem Reichthum entsagen, aber der feinfühlende Francesco kann ein solches Opfer nicht annehmen. Die Gewißheit, geliebt zu seyn, genügt ihm, und er fühlt sich beglückt, daß er diesen süßen Gedanken mit in die Einsamkeit nehmen kann, wo er seine Tage beschließen will. Da er Polia auf Erden nicht besitzen kann, will er sich bestreben, sie für die Ewigkeit zu gewinnen. Noch am Abend desselben Tages verläßt Francesco seine Geliebte auf immer und begräbt sich voll himmlischer Hoffnung in ein Kloster.

In dieser Novelle finden sich alle jene Eigenschaften wieder, welche das Talent Charles Nodier's charakterisiren: dieselbe Biegsamkeit des Stils, dieselbe Reinheit, dieselbe Anmuth der Form, derselbe leichte Scherz. Wie lebendig und ergötzlich weiß er seine Personen zu malen! wie tritt Alles charakteristisch heraus! Giebt es etwas Treffenderes, als folgendes Portrait, welches sich auf mehr als einen unserer Gelehrten anwenden ließe:

„Du erinnerst dich vielleicht unseres Freundes, des Abbé Lowrich, den wir in Ragusa, Spalato, Wien, München, Pisa, Bologna, Lausanne getroffen haben. Es ist ein ausgezeichneter, grundgelehrter Mann, der aber viele Dinge weiß, die man sich glücklich schätzen würde, zu vergessen, wenn man sie wüßte wie er: den Namen des Verlegers eines häßlichen Buches, das Geburtsjahr eines Thoren und tausend Spezialitäten derselben Art. Der Abbé Lowrich hat die Ehre, den wahren Namen des Nicknackius entdeckt zu haben, welcher Starkius hieß, und zwar, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, nicht Polycarpus Starkius, der acht schöne Hendekasyllaben auf die These des Kornmannus de vitibus und auf die These des Kornmannus de vitibus et doctrina scarabaeorum gemacht, sondern Martinus Starkius, der zweiunddreißig Hendekasyllaben auf die Zlöhe geschrieben hat."

Und nun das Kostüm:

„Ein Hut, wie es keinen weiter giebt, auf den Kopf gesetzt, wie man nie einen aufgesetzt hat; ein roth und grün gegittertes, wie ein Bindfaden zusammengeknüpftes Halstuch, das auf der linken Seite um vier gute Zoll über den Rockkragen hervorragte, während es auf der rechten um eben so viel unter demselben verschwand; ein nachlässig gebürstetes Beinkleid, das auf dem einen Beine lang hinabhing, auf dem anderen sich mit einer gewissen Koketterie über dem Stiefelschafte zu einem Wulste faltete; endlich die gewaltige Brieftasche, die unzertrennliche Brieftasche, in der so viel Büchertitel, so viel Bemerkungen, so viel Pläne, so viel Skizzen, so viel für den Gelehrten unschätzbare Seltenheiten liegen, die aber der Trödler nicht aufheben würde. Man konnte sich nicht täuschen, es war Lowrich. Lowrich! rief ich, und wir stürzten einander in die Arme."

Wir könnten aus Francesco Colonna noch manche andere nicht minder geistreiche Stelle ausheben, aber wir ziehen es vor, die reizenden Seiten herüberzunehmen, auf denen uns der Verfasser mit seiner gewohnten Anmuth das letzte Zusammentreffen Francesco's und Polia's schildert.

„Es war im Februar 1466. Der in diesem schönen Lande häufig zeitige Frühling begann, es mit seinem Reichthum zu überschütten. Polia schickte sich zur Rückkehr nach Treviso an, und ihre Cousine verdoppelte die bunten Feste, welche ihr den Aufenthalt in Venedig angenehmer, den Abschied schwerer machen sollten. Es war ein Tag festgesetzt zur Gondelfahrt auf dem großen Kanal und auf dem breiten und tiefen Arme, welcher die Stadt von ihrem Lido trennt. Francesco war unter den Einladungen Leonora Pisani's nicht vergessen worden, und der Brief, den er empfangen hatte, enthielt so liebenswürdige und rührende Vorwürfe über seine lange Abwesenheit, daß ihm eine abschlägige Antwort unmöglich war. Polia sollte überdies, wie wir erzählt haben, am folgenden Tage abreisen, und es läßt sich denken, daß Francesco sie noch einmal zu sehen wünschte, ungeachtet er gewöhnlich kalt empfangen wurde; denn indem er immer weiter über die große Veränderung nachgedacht hatte, welche so plötzlich in ihrem Benehmen vorgegangen war, war es ihm endlich deutlich geworden, daß diese eigensinnige Verwandlung einen anderen Grund haben mußte, als Haß. Er fand sich also auf der Treppe des Palastes Pisani

ein, welche zum allgemeinen Versammlungsplatze für die Abfahrt bestimmt worden war. Die Damen traten auf das verabredete Zeichen, maskirt und in ähnliche Dominos gekleidet, zusammen aus der Halle, und jede wählte nach üblicher Sitte, mit züchtiger Vertraulichkeit, zu welcher die Verkleidung berechtigt, den Reisegefährten, der ihr gefiel. Diese Gewohnheit, anmuthiger und verständiger als jene, die ihr auf Bällen und Gesellschaften gefolgt ist, hatte ferner weit geringere Uebelstände, denn die Frauen sind niemals mehr um ihren Ruf besorgt, als in jenen seltenen Fällen, wo sie ihn allein bewachen müssen. Francesco wartete also unbeweglich und mit niedergeschlagenen Augen, bis man sich seiner erinnern würde, als eine niedliche Hand sich auf seinen Arm legte. Er empfing die Unbekannte mit bescheidener und ehrfurchtsvoller Dienstfertigkeit und führte sie in die bereitstehende Gondel. Einen Augenblick später wogte die zierliche Flotte beim Takte der Ruder auf dem ruhigen Spiegel des Kanales.

„Die Dame, welche sich zur Linken Francesco's gesetzt hatte, schwieg eine Weile, als müßte sie sich erst sammeln und eine unwillkürliche Bewegung bekämpfen; darauf löste sie die Schnüre ihrer Maske, warf diese auf ihre Schultern zurück und heftete ihre Augen auf Francesco mit jener sanften und ernsten Sicherheit, welche erhabenen Seelen das Bewußtseyn ihrer selbst giebt. Es war Polia. Francesco zitterte; er fühlte, wie ein plötzliches Schauern durch alle seine Adern lief, denn das hatte er nicht erwartet. Darauf neigte er den Kopf und bedeckte seine Augen mit der Hand; es war ihm wie eine Art von Entweihung, Polia so nahe zu betrachten.

„Die Maske ist unnütz", sagte Polia; „ich habe keinen Grund, von der Sitte Gebrauch zu machen, welche mir erlaubt, sie zu behalten; die Freundschaft bedarf ihrer nicht, und ihre Gefühle sind zu rein, als daß sie erröthen müßte, sie auszudrücken. Erstaunet nicht, Francesco", fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß ich von meiner Freundschaft zu euch rede, nach so viel Tagen eines strengen Zwanges, wo ihr wohl an ihr zweifeln konntet. Mein Geschlecht ist eigenen Gesetzen der Schicklichkeit unterworfen, welche ihm nicht erlauben, seine gerechtesten Zuneigungen den Urtheilen der Menge preiszugeben, und es ist nichts schwerer, als in richtigem Maße eine Gleichgültigkeit zu zeigen, die man nicht besitzt. Heute verlasse ich Venedig, und obgleich das Schicksal gewollt hat, daß ich in eurer nächsten Nachbarschaft lebe, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir uns niemals wiedersehen. Es ist fortan keine andere Verbindung mehr möglich, als die der Erinnerung, und ich wollte euch kein falsches Bild von mir zurücklassen, noch auch eine traurige und peinliche Idee von euch mitnehmen, welche die Ruhe meines Lebens stören würde. Ich bin dem ersteren durch eine Erklärung zuvorgekommen, welche ich euch schuldig zu seyn glaubte; ich erwarte von eurer Aufrichtigkeit, daß auch ihr mich über das zweite durch ein Bekenntniß beruhigt, was ihr mir vielleicht auch schuldig seyd."

„Seit einem Augenblicke hatte Francesco die Hand von seinen niedergeschlagenen Augen zurückgezogen; er wagte, Polia anzusehen, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre Worte.

„Fräulein", rief er, „Gott ist mein Zeuge! meine Seele hat kein Geheimniß, das euch nicht gehörte."

„Eure Seele hat ein Geheimniß", antwortete Polia, „ein Geheimniß, das eure Freunde betrübt, und dessen Mittheilung zu wünschen gewisse Personen von denen, die euch am meisten lieben, wohl einen Grund haben können .... Wenn man dem Gerüchte glauben darf, so steht ihr auf dem Punkte, mit der menschlichen Gesellschaft durchaus zu brechen und euch in ein Kloster einzuschließen. Ist es wahr?"

„Francesco schien von tausend widerstrebenden Bewegungen ergriffen. Er brauchte einige Minuten, sich zu sammeln.

„Ja, Fräulein", antwortete er, „es ist wahr; alles das war wenigstens noch an diesem Morgen wahr. Ein plötzlich eingetretenes Ereigniß hat seitdem den Lauf meiner Ideen verändert, ohne jedoch meinen Entschluß zu ändern. Ich werde in ein Kloster treten, und meine Zusage ist unwiderruflich; aber ich werde mit getröstetem und freudigem Herzen eintreten, denn mein Daseyn ist vollendet, und ich kenne kein so glückliches auf Erden, welches ich beneiden möchte. In Armuth und Dunkelheit geboren, aber stärker als mein Schicksal, hatte ich mein Unglück nur nach der unendlichen Leere gemessen, in welche mein Herz versunken war; diese Leere ist ausgefüllt durch die selige Hoffnung: ihr werdet mein gedenken!"

„Polia sah ihn freundlich an: „Ich will", sagte sie, „in euren Worten nicht ein bloßes Spiel der Phantasie sehen, oder eine jener schmeichelnden höflichen Redensarten, mit welchen man die Freundschaft hinlänglich zu bezahlen glaubt. Es scheint mir, als wenn diese künstliche Sprache der frostigen Menschen unter uns nicht stattfinden könnte. Ich glaube mithin, daß ich anfange, einen Theil der Dinge, die ihr mir gesagt habt, zu begreifen, bis auf euren Entschluß; aber", fügte sie lächelnd hinzu, „ich begreife sie nicht hinlänglich."

„Ihr werdet sie sogleich besser begreifen", antwortete Francesco ermuthigt, „denn ich werde euch Alles sagen .... Ach!" fuhr Francesco fort, „das ist das Geheimniß, welches eure zu wohlwollende Neugier zu erfahren wünscht und welches meine Vernunft mich in meinem Herzen verbergen heißt. Aber wie kann ich wagen, euch diese traurigen und tief verborgenen Geheimnisse kranker Herzen zu enthüllen, welche Philosophie und Klugheit als eine kindische Schwäche des Geistes betrachten, und über welche die Erhabenheit eures Charakters euch zu weit erhoben hat, als daß ihr ihnen ein anderes Gefühl als Mitleid beweisen könntet? Ich liebte, Fräulein! ...

„Ich liebte, ohne darüber nachzudenken, ohne die Folgen meiner ausschweifenden Leidenschaft zu überlegen, ohne die Zukunft zu fürchten, denn ich lebte ganz und gar den Eindrücken der Gegenwart. Ich liebte ein Wesen, welches die ganze Welt kennen würde, wenn man die seltenen Eigenschaften schilderte, mit denen es bekleidet ist .... Ich liebte sie, ohne daran zu denken, daß sie edel ist vor allen Edeln, reich vor allen Reichen; daß ich der arme Francesco Colonna bin, der unbekannte Schüler Bellini's, und daß alle Anstrengungen eines glücklichen Fleißes mich niemals weiter führen würden, als bis zu einem unfruchtbaren Ruhme. Als die Ueberlegung mich aufgeweckt hatte, als ich mit erschrecktem Auge, mit dem bitteren Lächeln der Verzweiflung den Abgrund übersah, dem ich so weit entgegengegangen war, ohne es zu wissen, da konnte ich nicht mehr umkehren: ich war verloren ...."

„Wer weiß", antwortete Polia lebhaft, „ob sie nicht denselben Schmerz, dieselbe Qual wie ihr empfindet? Wer weiß, ob sie nicht auf den Augenblick harrt, es euch zu gestehen? Was würdet ihr sagen, wenn diese edle und reiche Jungfrau, deren Glanz euch blendet, aber deren Seele wahrscheinlich nicht ruhiger ist als die eurige, was würdet ihr sagen, Francesco, wenn sie euch freiwillig ihre Hand anböte, wenn sie, einer hohen unbeugsamen Macht gehorchend, sie euch versprächte?"

„Was ich sagen würde, Polia?" antwortete Francesco mit kalter Würde, „ich würde sie verweigern. Um diejenige lieben zu dürfen, die ich liebe, muß ich ihrer bis auf einen gewissen Punkt würdig seyn, und mein beharrlichstes Bestreben war, meine Seele zu adeln, um sie der ihrigen näher zu bringen. Aber mit welchem Rechte könnte ich die Privilegien eines hohen Standes annehmen, welche die Gesellschaft mir versagt? Mit welcher Stirn könnte ich mich an den Tisch des Reichthums setzen, da ich nur Dunkelheit und Elend zur Mitgabe habe? O, tausendmal lieber den schrecklichen Gram, der mich verzehrt, als den schimpflichen Ruhm eines von der Welt zurückgestoßenen und von der Liebe bereicherten Abenteurers."

„Ich hatte nicht geendet", unterbrach ihn Polia. „Dies Bedenken ist übertrieben, aber ich begreife und theile es. Die Welt, wie sie ist, verlangt sonderbare Opfer, und jenes wurde euch vielleicht durch euren Charakter geboten; aber ein Charakter wie der eurige könnte es durch eine andere Entsagung ersetzen. Rang und Reichthum sind eigensinnige Gaben des Zufalls, deren man sich entkleiden kann, wenn man will. Der Künstler, der Dichter ist überall derselbe; überall giebt es Erfolge und Ruhm; aber jenseits eines Meeresarms ist die reiche und vornehme Frau, welche die eitlen Privilegien ihrer Geburt abgelegt hat, nichts als eine Frau. Wenn diese Frau zu euch sagt: „Meinem Range entsage ich, meinen Reichthum verlasse ich, ich bin bereit, niedriger und ärmer zu werden als du und dir, als meiner einzigen Stütze, mein ganzes Leben in die Hand zu legen, — Francesco, was würdet ihr antworten?"

„Ich würde ihr zu Füßen fallen", sagte Francesco, „und ihr antworten: Engel des Himmels! behaltet den Rang, den der Himmel euch gegeben hat; ihr sollt seyn und bleiben, was ihr seyd, und der Unglückliche, welcher fähig wäre, sich von dieser zärtlichen und erhabenen Aufwallung eures Herzens hinreißen zu lassen, hätte niemals verdient, einen Platz in demselben einzunehmen. Er kann sich zu euch nur durch eine beharrliche Resignation erheben, welche leicht ist für den Hoffenden und zumal für den, der wieder geliebt wird .... Meine Glückseligkeit ist nun vollendet: sie übertrifft alle meine Hoffnungen, da ihr mir Alles gewährt habt, was ihr bei den Verpflichtungen, die eure Name euch auflegt, vermochtet. Ihr liebt mich, würde ich hinzufügen, und ihr werdet mich ewig lieben, da ihr vor dem Entschluß, euer Leben dem meinigen hinzugeben, nicht zurückschraket. Euer Leben, Geliebte, nehme ich an, ich empfange es als ein heiliges Pfand, von dem ich euch bald vor dem Herrn, unserem Richter, Rechenschaft geben werde; denn das Leben ist kurz, selbst für die Leidenden, was auch die schwachen Herzen sagen. Diese Erde ist nur ein Durchgangspunkt, in welchem die Seelen sich bewähren sollen; und wenn eure Seele, eben so schwach als ergeben, mit der meinigen vermählt bleibt während der Zeit, die uns noch zugemessen ist, so haben wir die ganze Ewigkeit für uns ...."

„Polia schwieg. „Ja! ja!" rief sie dann begeistert, „Gott hat kein heiligeres, kein unverletzlicheres Sakrament eingesetzt. So mußte eine Liebe, wie die eurige, ihre Hoffnung und ihre Pflichten in eine Ehe des Herzens vereinigen, welche den übrigen Menschen verborgen bleibt, und eure Himmelsbraut würde zu euch sprechen, wie ich zu euch spreche, wenn sie euch gehört hätte."

„Sie hat mich gehört, Polia", antwortete Francesco mit einem Strom von Thränen, indem er seinen Kopf in seine Hände sinken ließ.

„Ihr werdet also", antwortete Polia, als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, „in drei Tagen das Mönchsgewand zu Venedig anlegen?" ...

„Zu Treviso", antwortete Francesco: „Das Glück habe ich mir nicht versagen können, sie wenigstens noch zuweilen zu sehen!"

„Zu Treviso, Francesco? wo ihr Niemanden kennt als mich!"

„Als euch!" antwortete Francesco.

In diesem Augenblicke lag die Hand der jungen Prinzessin in der des jungen Malers. „Wir haben nicht bemerkt", sagte sie lächelnd, „daß die Gondel anhielt, und daß sie schon zum Palaste Pisani zurück ist; aber wir haben uns auf Erden nichts mehr zu sagen. Dennoch ist unser letzter Abschied, wenn wir uns recht begriffen haben, nicht ohne Wonne, und unser erstes Wiedersehen wird noch wonnevoller seyn."

„Lebe wohl auf ewig!" sagte Francesco.

„Lebe wohl auf immer!" sagte Polia. Darauf nahm sie die Maske wieder vor und stieg aus.

„Am folgenden Tage war Polia zu Treviso. Drei Tage darauf hörte man vom Kloster der Dominikaner das symbolische Geläut, welches die Aufnahme eines neuen Mönches und seinen ewigen Tod für die Welt ankündigt. Polia brachte den Tag in ihrem Betzimmer zu."

Etienne Pasquier und die Jesuiten.

(Schluß.)

Da die Jesuiten sahen, daß sie in offenem Kampfe nichts ausrichten würden, so ließen sie den Prozeß aufschieben; er wurde erst einige Jahre später nach dem Attentat Jean Chatel's auf die Person Heinrich's IV. 1594 wieder aufgenommen und erkludirt. Aber Pasquier's Plaidoyer fand nichtsdestoweniger einen wunderbaren Wiederhall in Frankreich und im Ausland. Es wurde in alle Sprachen Europa's übersetzt. Der Advokat hatte in der That eine öffentliche Sache vertheidigt. Die Untersuchung, die er angestellt, hatte das Verdienst, schon beim Ursprung des Streites so kühn zu seyn, als alle späteren, und in der That, so oft der Streit sich erneuerte, ist man auf dieses Plaidoyer und auf die Gründe, auf die es gestützt ist, zurückgekommen.

So hatte die Universität die Ehre, in diesem Kampfe nicht als die Vertheidigerin eines beschränkten Corporations-Interesse, sondern der wichtigsten Staatsmaximen zu erscheinen, und am Schluß seiner Rede ließ Pasquier ihr nur Gerechtigkeit widerfahren, indem er den Richtern sagte: „Die Sache, um die es sich hier handelt, meine Herren, betrifft nicht sowohl das Corps der Universität, als Euer Interesse und das Eurer Kinder, kurz der ganzen Nachkommenschaft. Und wenn alle diese Bedenken keinen Eindruck auf Euch machen, so rufen wir zum Schluß unseres Plaidoyer Gott zum Zeugen und erklären feierlich im Angesicht der Welt, daß wir unsere Pflicht nicht versäumt, damit, wenn unsere Besorgnisse sich bestätigen, wenigstens die Nachwelt erfahre, daß es diesem Jahrhundert nicht an Leuten gefehlt habe, die den künftigen Sturm lange vorhergesehen haben! Hoffen wir also, daß unsere Enkel sich erinnern werden, daß die Universität Paris, die erste in Frankreich und der Welt, nie müde war und nie müde werden wird, jede Art von Sekten und Neuerungen zu bekämpfen, erstens zur Ehre Gottes und seiner Kirche, dann um der Majestät unseres Fürsten und endlich um der Ruhe und Sicherheit des Staates willen."

Pasquier setzte dem Ruhm, den er sich erworben, die Krone auf durch eine Uneigennützigkeit, von der das Barreau zu allen Zeiten Beispiele geliefert hat. Er verweigerte das Honorar, welches die dankbare Universität ihm schickte, indem er sagte, „er sey ihr Zögling, und die ganze Zeit seines Lebens stehe ihr zu Diensten."

Pasquier's Ruf war durch diese Vertheidigung so fest begründet, daß er nun im Justiz-Palais weiter blieb. Im Jahre 1585, im Alter von sechsundfunfzig Jahren, beschloß er, öffentliche Functionen zu übernehmen, indem Heinrich III. ihn mit dem Amt eines General-Advokaten an der Rechnungs-Kammer bekleidete. Im Jahre 1588 wurde er zum Deputirten bei der zweiten Stände-Versammlung von Blois ernannt, wohin so viele berühmte Rechtsgelehrte geschickt wurden. Er sah sich so in die Angelegenheiten des Staats hineingezogen, und die große Kenntniß, die er davon hatte, zeigt sich an mehreren Stellen seiner Werke.

Pasquier stand mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit in Verbindung und unterhielt mit ihnen eine gelehrte Korrespondenz. Besonders befreundet war er mit Pierre Pithou und Loisel, die Beide seine Mitschüler, Beide Advokaten und, wie er, eben so sehr Männer von literarischer Bildung als Rechtsgelehrte waren. Unter Pasquier's Namen hat Loisel die unter dem Titel Dialogue des Avocats berühmt gebliebene Schrift herausgegeben. Die Veranlassung dazu bot ein Ereigniß, das damals die Advokatenwelt in Bewegung setzte. Das Parlament hatte nämlich im Jahre 1602 beschlossen, die Advokaten zur Beobachtung eines Artikels der Ordonnanz von Blois anzuhalten, der bisher nie beobachtet worden, und in welchem es heißt: „Die Advokaten sollen gehalten seyn, die Consultationen und andere Schriften, die sie für die Parteien machen, zu unterzeichnen und unter ihren Namenszug mit ihrer Hand zu schreiben, was sie als Honorar erhalten haben." Die Advokaten waren über den betreffenden Parlamentsbeschluß, worin „diejenigen, welche nicht gehorchen wollten, aufgefordert werden, es zu erklären, damit sie aus der Matrikel gestrichen und verhindert werden, ferner die Functionen eines Advokaten auszuüben", so empört, daß sie, 307 an der Zahl, sich versammelten und einstimmig beschlossen, lieber öffentlich ihren Functionen zu entsagen, als sich ein Reglement gefallen zu lassen, das ihrer Ehre so nachtheilig sey. „Denn es sey ihrer Profession durchaus unwürdig, unter der Form eines bedungenen Lohns das Honorar zu verschlingen, das sie nicht forderten, sondern das man ihnen freiwillig anbiete, als Anerkennung so vieler Tugenden und ausgezeichneter Eigenschaften, die zu einem guten Advokaten gehören, besonders der Beredsamkeit." Diese Erklärung wirkte: es war nicht mehr die Rede von jenem Artikel der Ordonnanz von Blois, welchem übrigens die Advokaten mit Recht vorwarfen, „daß er in die Ordonnanz eingeschmuggelt sey, ohne von den Ständen berathen worden zu seyn." Loisel nimmt von diesem Ereigniß Veranlassung, zu den Ursprüngen der Advokaten-Profession hinaufzusteigen; seine Personen sind Pithou, Pasquier und die beiden Söhne des Letzteren, deren er sich bedient, „um die Alten auszufragen." Loisel selbst wendet sich dann an Etienne Pasquier: „Aber, weil wir nun so weit gekommen sind, so macht ihr uns vielleicht die Freude, ihr, die ihr so lange und mit so viel Ehre im Barreau und so bestiffen gewesen seyd, die Alterthümer und Eigenheiten unseres Frankreich zu erforschen, uns zu sagen, was ihr von dem Stand der Advokaten des Parlaments habt erfahren können. Ich meine ihre erste Einsetzung und Fortschritt, die Ehre und Würde ihrer Aemter, und insbesondere uns ihre Namen zu sagen und diejenigen zu bemerken, die einen bedeutenderen Rang unter ihnen eingenommen haben." Pasquier verlangt Aufschub bis zum nächsten Sonntag, um seine Materialien zu sammeln; er verspricht, an diesem Tage ihre Neugier zu befriedigen. Daraus ist in der That die interessanteste Geschichte aller Männer hervorgegangen, welche, seitdem das Parlament einen festen Sitz bekommen, das Barreau und die Magistratur verherrlicht haben.

Im Jahre 1603 legte Pasquier in einem Alter von 74 Jahren sein Amt als Advokat des Königs zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Theodor, nieder. Diese Arten von Substitutionen waren ehemals ziemlich häufig; hier war der Sohn wenigstens ein Mann von Verdienst und fähig, seinen Vater zu ersetzen. Drei seiner Söhne dienten in der Armee Heinrich's IV.; der jüngste wurde bei der Belagerung von Melun getödtet. So von den Geschäften befreit, kehrte der Rechtsgelehrte ganz zu seinen Büchern und Lieblingsstudien zurück und widmete den Rest seines Lebens der Literatur bis zu seinem Tode, der am 31. August 1615 stattfand in seinem 86sten Jahre. Man hat als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß er sich selbst die Augen schloß. Er wurde in der Kirche Saint-Severin beerdigt.

Pasquier war ein Mann von entschiedenem Charakter und hellem Verstand. In den Religionskämpfen findet man ihn unerschütterlich in seinem Glauben und in seiner Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, als Centrum der katholischen Einheit; aber er liebt nicht die Unternehmungen, die Anmaßungen des Ultramontanismus; er verabscheut das Joch der Mönche und ihre Intriguen, er warnt vor ihren Uebergriffen; mit einem Wort, er hält mit gleicher Kraft an den Freiheiten der gallikanischen Kirche fest und an den Grundsätzen, auf denen die Unabhängigkeit der französischen Krone, die Freiheit der Bürger, die Würde des Landes beruht.

England.

Leben Shakspeare's, von Collier.

Als Ergänzung des Berichts, den wir vor kurzem über Knight's neue Biographie des großen britischen Dichters abstatteten, müssen wir hier einige Notizen über das allerneueste Werk dieser Art mittheilen, welches in England erschienen ist. Es ist dieses the Life of William Shakspeare, von Collier, und bildet den ersten Band einer kritischen Ausgabe seiner Werke *), deren Bearbeitung dem Verfasser durch die Freigebigkeit des Herzogs von Devonshire und Lord Francis Egerton's erleichtert wurde, die ihm ihre reichen Bücher-Sammlungen zu Gebote stellten.

Ohne sich, wie Herr Knight, auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen und Hypothesen über die dramatische Laufbahn des Dichters einzulassen, beschränkt sich Collier darauf, die wenigen Thatsachen, die durch Urkunden oder einigermaßen zuverlässige Data beglaubigt sind, einer genauen Prüfung zu unterwerfen und sie von allen Seiten zu beleuchten. Wie er versichert, hat er den mageren Vorrath unserer Kenntnisse durch einige „ganz neue und nicht unwichtige Einzelheiten" bereichert; inzwischen drehen sich die von ihm gelieferten Beiträge meistentheils um untergeordnete Punkte, die ein äußerst sparsames Licht über die Individualität und noch weniger über den poetischen Charakter seines Helden verbreiten. So weist er z. B. nach, daß dieser im Jahr 1596 in Southwark wohnte, indem er in den Archiven des Dulwich College eine Bittschrift der Einwohner jenes Stadttheils aufgetrieben hat, unter welchen sich der Name Shakspeer findet. Ist damit wirklich der „Schwan von Avon" gemeint, so trifft man ihn hier in sauberer Gesellschaft, da sich eine der Bittsteller als „mother Golden the baude" gerirt!

Von etwas größerem Interesse ist „a noate of corne and malt in Stratford Burrough, Warwicke" (Rechnung über Korn und Malz im Flecken Stratford, Grafschaft Warwick) aus dem Jahr 1597, die zur Zeit der damaligen Theurung aufgesetzt wurde und in der Wm. Shackespere als der glückliche Besitzer von zehn quarters Getraide verzeichnet ist. Es erhellt aus diesem Dokumente, daß er auch während seines theatralischen Lebens sich zuweilen in seiner Vaterstadt aufhielt, wie man gleichfalls aus folgender Notiz erfährt, die ihn in der für uns neuen Rolle eines Kapitalisten und Spekulanten darstellt. „Am 24. Juli 1605", schreibt Collier, „schloß William Shakspeare, der of Stratford-upon-Avon, gentleman, betitelt wird, einen Kontrakt über den Ankauf des langen Pacht-Termins der großen und kleinen Zehnten (erstere aus Weizen, Getraide, Früchte und Heu, letztere aus Wolle, Lämmern, Futterkraut u. s. w. bestehend) in den zur Grafschaft Warwick gehörigen Oertern Stratford, Old-Stratford, Bishopton und Welcomb. Der Verkäufer war Ralph Huband, von Ippesley, Esquire, und aus dem jetzt vor uns liegenden Entwurfe des Kontrakts erfahren wir, daß der ursprüngliche Pachtbrief noch aus dem Jahr 1539 datirte und auf zweiundneunzig (fourscore and twelve) Jahre lautete. Er hatte also 1605 noch sechsundzwanzig Jahre zu laufen, wofür unser Dichter sich anheischig machte, die Summe von 440 Pfd. Sterl. zu entrichten, und es geht aus der jener Urkunde angehängten Quittung hervor, daß er vor Ausfertigung derselben den vollen Betrag einzahlte. Man konnte ihn mit Recht als „of Stratford-upon-Avon" bezeichnen, da er dort nicht nur seinen beständigen Familiensitz hatte, sondern auch ansehnliches Eigenthum, sowohl an Häusern als an Ländereien, in der Stadt und der Umgegend besaß. Schon im Jahr 1602 war er mit diesem Titel bezeichnet worden, als er den beiden Combe **) ein Grundstück von 107 Acres abkaufte, um es mit seiner Wohnung New Place zu vereinigen." Auch aus anderen Dokumenten geht es

*) The Works of William Shakespeare, by J. Payne Collier. London, 1844.

**) William und John Combe. Wahrscheinlich war Letzterer der bekannte Wucherer auf den Shakspeare eine beißende Grabschrift verfertigt haben soll.

hervor, daß der Barde von Avon ein eben so tüchtiger Geschäftsmann war, wie später der Dichter von Abbotsford, und daß er bei aller Genialität seinen pecuniairen Vortheil nicht vernachlässigte; so finden wir, daß er im Jahr 1604 einen gewissen Rogers wegen einer Forderung von 1 Pfd. 15 Sh. (für geliefertes Korn) verklagte, und auch im Juni 1610 war bei dem Stadtgericht (borough court) in Stratford ein Prozeß anhängig, den Shakspeare gegen einen seiner Schuldner um eine geringfügige Summe führte.

Ueber die Aeltern des Dichters enthält die Colliersche Biographie einige neue Angaben; von dem Schicksale der übrigen Mitglieder seiner Familie erfahren wir dagegen eben so wenig, wie aus früheren Schriften. Seine Mutter war eine geborene Arden, die siebente und jüngste Tochter des Robert Arden, Ackerbauers (husbandman) aus Wilmecote in der Grafschaft Warwick.*) Sie vermählte sich um das Jahr 1557 mit John Shakspeare, Handschuhmacher zu Stratford, dem sie folgende Kinder gebar: 1. Joan (Johanna), getauft in Stratford am 15. September 1558, soll jung gestorben seyn. 2. Margaret, getauft in Stratford am 2. Dezember 1562, begraben ebendaselbst am 30. April 1563. 3. William, getauft in Stratford am 26. April 1564. 4. Gilbert, getauft in Stratford am 13. Oktober 1566. Er soll bis zur Restauration (1660) gelebt haben, wird aber in dem Testamente seines Bruders nicht erwähnt. 5. Joan, getauft in Stratford am 15. April 1569, verheiratet an William Hart, einen Hutmacher in eben diesem Städtchen. 6. Anne, getauft in Stratford den 28. September 1571, begraben ebendaselbst am 4. April 1579. 7. Richard, getauft in Stratford am 11. März 1573, begraben ebendaselbst am 4. Februar 1612. 8. Edmund, getauft in Stratford am 3. Mai 1580, begraben in der Heilands-Kirche (St. Saviour's Church) zu Southwark am 31. Dezember 1607. „Mary Shakspeare überlebte ihren Sohn Edmund etwa acht Monate und wurde am 9. September 1608 in Stratford begraben. Wenige Umstände in dem Leben unseres großen Dramatikers können mit größerer Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden, als seine Gegenwart bei der Beerdigung seiner Mutter. Die Kindespflicht mußte ihn bei dieser Gelegenheit nach seiner Vaterstadt rufen, was auch durch die Thatsache bestätigt wird, daß er dort am 16ten des folgenden Monats bei einem Knaben, Namens William Walker, zu Gevatter stand. Shakspeare's Mutter wohnte vermuthlich in New Place, dem Hause ihres Sohnes, von wo aus, wie man schließen darf, die Leiche ihres Gatten sieben Jahre vorher zu Grabe getragen wurde. Wenn sie bei ihrer Verheiratung mit John Shakspeare im J. 1557 das Alter der Volljährigkeit erreicht hatte, so mochte sie bei ihrem Ableben etwa zweiundsiebzig Jahre zählen."

Die Nachrichten unseres Verfassers über den alten Shakspeare scheinen die hergebrachte Meinung zu bestätigen, daß er in seinem späteren Alter verarmt sey und sein Leben in dürftigen Umständen beschlossen habe. Knight hatte dies bekanntlich in Abrede gestellt und ihn als einen wohlhabenden Bürger geschildert, der sogar nach dem Stande eines Landedelmanns trachtete. Hiermit ist aber folgendes Dokument aus dem Jahr 1592 in Widerspruch: „Sir Thomas Lucy, Sir Fulk Greville, Sir Henry Goodere, Sir John Harrington und vier Andere waren zu Commissairen ernannt, um Untersuchungen in der Grafschaft Warwick über solche Personen anzustellen, die als Jesuiten, katholische Priester, Flüchtlinge und Sektirer (recusants, nonconformists) bezeichnet wurden. Sie legten am 25. September 1592 dem Geheimen Rath einen Bericht vor, der den Titel eines „zweiten Certifikats" führt und nach den verschiedenen Distrikten, Kirchspielen u. s. w. in Abschnitte getheilt ist. Unter diesen Abschnitten findet man auch einen auf Stratford bezüglichen, in welchem mehrere Recusants aufgezählt werden, die, „den Gesetzen Ihrer Majestät zuwider, den monatlichen Kirchenbesuch vernachlässigt haben, und zwar, wie man glaubt, aus Furcht vor Schuld-Arrest, oder anderer schlimmeren Vergehen halber, oder auch wegen Krankheit, Alter und körperlicher Schwäche." Die genannten Individuen sind folgende:

Mr. John Wheeler.	William Bainton.
John Wheeler, dessen Sohn.	Richard Harrington.
Mr. John Shackspere.	William Fluellen.
Mr. Nicholas Barneshurste.	George Bardolphe.
Thomas James, alias Gyles.	

Diesen Namen gegenüber liest man die eingeklammerte Bemerkung: „Es heißt, daß diese letzten neun aus Furcht vor Schuld-Arrest (process of debt) nicht zur Kirche kommen."" — Nicht wenig überraschend ist es, in diesem Verzeichniß zwei so alte Bekannte — Fluellen und Bardolph — anzutreffen: den ehrlichen wallisischen Feldhauptmann aus Heinrich V. und den rothnasigen Schildknappen des „süßen Jack Falstaff". Jene beiden Stratforder Spießbürger ließen es sich gewiß nicht träumen, daß ihren ehrlichen Familiennamen ein so unsterblicher Ruhm bevorstehe, und daß der Knabe, den sie vielleicht oft auf ihren Knieen gewiegt hatten, sie in der Literatur aller Völker und Zeitalter verewigen würde.

Obgleich John Shakspeare die höchsten Munizipal-Würden seiner Vaterstadt bekleidete, war er doch des Schreibens unkundig, und man hat mehrere Dokumente, worin er sich, statt seines Namens, mit einem Kreuze unterzeichnet. Dessenungeachtet war er, dem Anschein nach, ein Liebhaber des Theaters, da die ersten dramatischen Vorstellungen in Stratford, von denen wir Kunde haben, unter seiner Amtsführung stattfanden. „Der Zeitpunkt ist nicht genau angegeben, aber im Jahr 1569 empfingen die Schauspieler der Königin (the Queen's Players) neun Shillings aus dem städtischen Fonds, während in demselben Jahre die Diener des Grafen von Worcester nur zwölf Pence erhielten. 1573 wurde den Schauspielern des Grafen von Leicester (an deren Spitze der bekannte James Burbage stand) die Summe von sechs Shillings und acht Pence verabreicht, und im folgenden Jahre bewilligte man den unter dem Schutze der Grafen von Warwick und Worcester spielenden Truppen eine Vergütung von 17 Sh. und 5 Sh. 6 Pence. Es ist unnöthig, die Summen anzuführen, die zu verschiedenen Zeiten von dem Amtmann (bailiff), den Aldermännern und den Bürgern auf theatralische Darstellungen verwendet wurden; wir bemerken nur, daß die Schauspieler der Grafen von Leicester und Worcester 1577 von neuem auftraten, und daß im J. 1579 eine Gesellschaft in Stratford erschien, die — ein höchst seltener Fall! — unter dem Schutze einer Dame, der Gräfin von Essex, stand. „Lord Strange's Leute" (die aber nicht Schauspieler, sondern Gaukler waren) traten in demselben Jahre auf und im J. 1580 die Komödianten des Grafen von Derby. 1581, 1582 und 1583 gaben die Schauspieler des Grafen von Worcester, Lord Berkeley's und des Lord Chandos nach einander ihre Vorstellungen, und im folgenden Jahre wurde das Städtchen gar von drei Schauspielertruppen besucht. 1587 theilte der Magistrat Belohnungen an fünf Gesellschaften aus: an die Schauspieler der Königin, an die der Grafen von Essex, Leicester, Stafford und an noch eine, deren Patron nicht genannt wird." Viele der älteren Mitglieder des Londoner Theaters, die Freunde und Genossen William Shakspeare's, stammten wie er aus der Grafschaft Warwick. Burbage und Thomas Greene wurden am Ufer des poetischen Avon geboren, und die Namen Heminge, Sly e und Nicholas Tooley werden in den Musterrollen der Grafschaft für das Jahr 1569 erwähnt.

Aus obigen Andeutungen wird man den Charakter der Beiträge ermessen können, welche dieses Werk zu einer kritischen Lebensgeschichte des Dichters liefert. Das hauptsächlichste Verdienst desselben besteht in der Genauigkeit, mit der es einige, bisher unbekannte oder vernachlässigte Details hervorsucht und zergliedert, die sich jedoch größtentheils eher auf die Familie und Umgebungen Shakspeare's als auf ihn selbst beziehen. Ueber die Hauptmomente seines Lebens: die Wilddiebsgeschichte, seine Heirat und ihre Beweggründe, seine Flucht nach London und dortigen Schicksale, ist nur wenig Licht verbreitet, weshalb auch der Verfasser nach Erörterung der streitigen Punkte seinen Lesern den wohlgemeinten Rath giebt, ihrem eigenen Urtheil zu folgen.

*) Der Familienname des jetzigen Lord Alvanley ist Arden. Ob er mit jenen Ardens verwandt ist, wissen wir diesen Augenblick nicht anzugeben.

Mannigfaltiges.

— Französische Akademie der Frauen. In Paris giebt es jetzt eine weibliche Akademie, die ihre Sitzungen in den Sälen des Athenäums hält. Graf Jules v. Castellane ist der Richelieu dieser neuen französischen Akademie. Die Ansprüche, die zur Aufnahme berechtigen, sind, wie es scheint, bisher noch nicht festgestellt; sobald jedoch der Verein völlig konstituirt seyn wird, wollen die Begründerinnen neue Mitglieder nur durch Wahl und Kugelung aufnehmen. Alle Damen-Celebritäten von Paris, mit Ausnahme von George Sand, die sich ein Mann zu seyn fühlt und daher so stolz war, sich fernzuhalten, haben sich bereits einschreiben lassen. Die ersten akademischen Stühle sind durch die Damen Virginie Ancelot, Desbordes-Valmore, Louise Collet ꝛc. besetzt. Es ist zugleich davon die Rede, akademische Preise zum Werthe von 4000 Fr. zu begründen. Die Revue de Paris berichtet über diese Akademie: „Bereits hat man sich drei- oder viermal versammelt, aber nachdem man lange gesprochen, hin und her gestritten und vom Hundertsten aufs Tausendste gekommen war, hat sich die gelehrte Versammlung über keine der ihr vorliegenden wichtigen Fragen einigen können. Die erste Sitzung ging über den einfachen Vorschlag, eine Alterspräsidentin zu ernennen, aus einander; keine, ja nicht eine Einzige fand sich bereit, eine Ehre anzunehmen, die mit ihren Jugend-Ansprüchen in solchem Widerspruch stand, und Alle verließen daher den Saal. — O, Molière, wo bist Du? — Herr v. Castellane mußte sich entschließen, in den späteren Sitzungen selbst die Präsidentur zu übernehmen; seine Autorität war jedoch nicht ausreichend, Ordnung in die Debatten zu bringen und die weiblichen Eitelkeiten alle niederzuhalten."

— Bibliographie der Freimaurerei. Das unter diesem Titel so eben vom Dr. Med. Georg Kloß bei Joh. David Sauerländer in Frankfurt a. M. herausgegebene Buch (XIV. u. 430 S.), welches auch alle Schriften umfaßt, die in lateinischer, französischer, englischer, schwedischer, dänischer und holländischer Sprache über die Freimaurerei sowohl als über die mit ihr in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften (Tempelherren, Rosenkreuzer, Asiatische Brüder, Illuminaten, Tugendbund, Carbonari ꝛc.) seit dem J. 1723 erschienen sind, giebt von 5393 verschiedenen Schriften Nachricht, abgesehen von den in den Nachlesen und Berichtigungen enthaltenen Zusätzen. Für Freimaurer, so wie für diejenigen, die an der Geschichte dieser seit länger als einem Jahrhundert mit gleicher Uebertreibung verherrlichten und geringgeschätzten Institution ein Interesse nehmen, kann das genannte Buch nur eine willkommene Erscheinung seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 18. Mai 1844.

England.

Lancashire und seine Industrie.

Es giebt vielleicht keinen Fleck auf der Erde, wo die Natur mit solcher Freigebigkeit, wie in der Grafschaft Lancaster, alle Hülfsmittel des Kunstfleißes angehäuft hätte. Flandern hat große Steinkohlenlager und zahlreiche Kanäle, welche den Transport leicht und billig machen; aber es ist ein flaches Land, seine Wasser haben keine Gefälle, und es liegt entfernt von den großen Mittelpunkten der Consumtion. Das Elsaß ist nicht weniger industriell als kriegerisch, aber es fehlt ihm an Mitteln der Communication und an billigem Brennmaterial. Dieselbe Einseitigkeit der natürlichen Vortheile ist in der Schweiz und in Belgien fühlbar. Zürich liegt hundert Stunden von den nächsten Steinkohlengruben und zweihundert von den Häfen entfernt, wo das rohe Material eingebracht und die Manufakturen ausgeführt werden; Gent, der älteste Sitz der Industrie im Occident, hat ebenfalls weder nutzbare Ströme, noch Kohlenlager in der Nähe.

Hier aber fehlt in einem Umkreise von sechzehn Meilen, zwischen den Mündungen der Ribble und Mersey, kein Vorschub, den Natur und Mensch der Industrie leisten können. Die Berge schützen die Gegend vor den Nord- und Ostwinden und senden ihr viele Ströme und Bäche, die um so reißender sind, als ihr Lauf kurz ist und eine große Zahl von Werken treiben. Längs dem Irwell allein sind dreihundert Spinnereien und Färbereien etablirt. Ein unerschöpfliches Steinkohlenlager erstreckt sich durch die Distrikte Salford und Blackburn; Eisen findet sich in den benachbarten Grafschaften York und Stafford, eben so in Wales in Masse; endlich liegt Manchester, die Hauptfabrikstadt von Lancashire, eine Tagereise von London und eine Stunde von Liverpool.

Und solchen Landstrich bewohnen derbe, erfinderische, unternehmende und unermüdliche Leute, die sich zu verschaffen wissen, was sie nicht vorfinden, die Alles von der praktischen Seite betrachten, kurz, die die Industrie aus dem Boden stampfen konnten. Aus dieser Bevölkerung sind gleich große Handwerker, Ingenieure, Manufakturisten und Kaufleute hervorgegangen. In weniger als einem Jahrhundert wurde hier das System der Manufakturen nach allen Richtungen hin entwickelt und ausgebildet, und die europäischen Staaten, die es auf ihr Territorium verpflanzt haben, dürfen nie vergessen, daß Lancashire die Wiege desselben war.

Im Jahre 1738 erfand ein Arbeiter aus Bury, John Kay, das Weberschiff, 1764 ein Weber aus Blackburn, Hargreaves, die Jenny; 1779 verdrängte ein anderer Weber aus der Nähe von Bolton, Samuel Crompton, die Jenny durch die Mule. Eine Verbindung beider, die Mule-Jenny, die sich ganz ohne Hülfe des Arbeiters bewegte, ist dem Genossen Arkwright's, Strutt, zu verdanken, wurde 1790 erfunden und 1825 durch einen Mechaniker aus Manchester, Roberts, vervollkommnet. Die Theorie der Maschinenweberei wurde 1785 von dem Doktor Cartwright entdeckt und 1803 von Horrocks, einem Fabrikanten aus Stockport, zuerst angewendet. In derselben Stadt gelang es Radcliffe und Johnson, nach zweijährigen mühseligen Versuchen, eine Maschine zu konstruiren, welche den rohen Stoff zur Verarbeitung vorbereitete, wodurch der Dampfweberei der Weg gebahnt war. Der größte Ruhm endlich gebührt einem Barbier aus Preston, Arkwright, der alle jene vereinzelten Erfindungen zusammenfaßte und sie von dem Jahre 1782 an auf die Baumwollen-Manufaktur anwendete. Als er aber 1792 zu seinen Spinnereien, die bisher durch Wasser getrieben wurden, Watt's Dampfmaschine benutzte, ward er der Begründer einer neuen Epoche in der Industrie, wie es Guttenberg in den Wissenschaften und Künsten war.

Wir wissen, der Kunstfleiß kam bei seiner Wanderung über die Erde am spätesten nach England. Nachdem ihn in den verschiedenen Jahrhunderten Tyrus, Venedig, die Niederlande, Frankreich und mit ihnen alle Nationen gepflegt hatten, nahm ihn England in seinen Schutz, und er gedieh in diesem Schutze mit einer so wunderbaren Schnelle, daß die Erfolge der letzten drei Generationen wohl den Fortschritten der vorangegangenen zwei Jahrtausende die Waage halten. Was aber England für das civilisirte Europa gethan hat, hat die Grafschaft Lancaster für England gethan. Wo nur ein Zweig des Maschinenwesens auf die Insel verpflanzt wurde, immer setzte er sich endlich in Manchester fest. Denn ehe daselbst die baumwollenen Stoffe fabrizirt wurden, präparirte und wob man dort Wolle. Kurz, seit dem funfzehnten Jahrhundert ist Manchester die Metropole der Industrie für das vereinigte Königreich geblieben.

Die ersten Lehrer Englands in der Manufaktur waren die Flamänder. Eduard III. nahm eine große Anzahl jener Arbeiter auf, die mitten in dem Glanze von Gent und Brügge das allerelendeste Leben führten und, wie ein Geschichtsschreiber jener Zeiten sagt, „früh aufstanden, spät zur Ruhe gingen und nichts dafür hatten als Häringe und verschimmelten Käse. In England, versprach man ihnen, sollten sie Rinder und Schafe nach Belieben, gute Betten und schöne Frauen haben, die Yeomen aber würden sich um die Ehre streiten, ihre Töchter zu heiraten. Und in der That, sie wurden reich, indem sie einen unbekannten Reichthum in ihre neue Heimat brachten. Die Yeomen", fährt derselbe Geschichtsschreiber fort, „die sie in ihre Häuser aufnahmen, erhoben sich bald über die Gentlemen, erwarben große Besitzungen und nahmen Wappen an." Noch heute machen die Manufakturisten Glück in England und erhalten, wenn sie ein Stück Land angekauft haben, ohne große Schwierigkeit den Baronetsrang; aber die Arbeiter würden sich glücklich schätzen, wenn sie nur immer die magere Kost der Flamänder aus dem vierzehnten Jahrhundert hätten, und um, wie die Väter ihrer Industrie, Rinder und Schafe zu haben, müssen sie bis an die Gränzen der civilisirten Welt wandern, nach Kanada, Neuseeland und Australien.

Die Engländer hatten von den Flamändern Wolle walken, färben und weben gelernt, im siebzehnten Jahrhundert lernten sie von den französischen Flüchtlingen die Seidenweberei und das Bedrucken der Stoffe, im achtzehnten, als sie ihre Eroberungen in Indien ausdehnten, fingen sie an, in Baumwolle zu arbeiten. Merkwürdiger Weise kamen die Bewohner von Lancashire auf die Idee, die Baumwollen-Industrie, die sie später mit so großem Erfolg ausbeuten sollten, wieder zu verdrängen. Vielleicht waren sie durch das außerordentliche Umsichgreifen derselben erschreckt worden. Der Erfinder des Weberschiffs, John Kay, mußte nach Paris fliehen, Hargreaves, der keine Theilnahme bei seinen Mitbürgern fand, ging nach Nottingham; 1779 empörten sich die Arbeiter und zerstörten in der Umgegend von Blackburn alle Maschinen, die nicht von Menschenhand getrieben wurden. Die Manufakturisten selbst, welche die Folgen der Neuerungen noch nicht ahnten, unterstützten den Aufruhr und nahmen die Schuldigen gegen das Gesetz in Schutz. Der Großvater Sir Robert Peel's, der nicht nur seine Maschinen verlor, sondern sogar in Lebensgefahr gerieth, zog sich nach Burton in der Grafschaft Stafford zurück und errichtete dort am Ufer des Trent eine Spinnerei, während um Blackburn auf einige Jahre fast alle Maschinenarbeit ruhte. Aber noch befremdender war Folgendes. Als Arkwright durch seine neuen Maschinen bessere Waaren erzielte, als auf dem Markte gefunden wurden, vereinigten sich die Fabrikanten der Grafschaft, um den Verkauf derselben zu verhindern. Arkwright und seine Genossen waren also gezwungen, ihren Speculationen eine andere Richtung zu geben. Aus Spinnern wurden sie Weber. Hören wir, was Arkwright selbst darüber sagt: „Den ersten Versuch machten wir mit gewirkten Strümpfen, und er gelang vortrefflich. Alsbald errichteten wir eine Fabrik für Calicots, die einen außerordentlichen Erfolg versprach; aber ein unerwartes Hinderniß trübte unsere Hoffnungen. Die Aufträge, die wir empfangen, und die sehr bedeutend waren, wurden plötzlich widerrufen. Das Steueramt aber verweigerte unseren Waaren den gewöhnlichen Tarif von 3 Pence für die Elle und verlangte das Doppelte, da die Zeuge, obgleich sie in England fabrizirt waren, als (indische) Calicots betrachtet wurden. Die bedruckten Calicots übrigens wurden gänzlich verboten. Nach vergeblichen Vorstellungen bei den Behörden mußten wir uns endlich an das Parlament wenden, das uns, nachdem wir freilich große Unkosten gemacht hatten, zu unserem Rechte verhalf, obgleich sämmtliche Fabrikanten in Lancashire gegen uns intriguirten."

Durch die Erfahrung klug geworden, machten einige Jahre später dieselben Fabrikanten jenem Manne, der nun nicht mehr der Barbier von Preston, sondern der berühmte Sir Robert Arkwright war, das Eigenthumsrecht und die alleinige Nutznießung seiner Erfindungen streitig. In jedem Kampfe des Einzelnen mit einer ganzen Bevölkerung muß das Individuum unterliegen. So trugen auch die Fabrikherren von Manchester den Sieg über Arkwright davon. Nach einem Monopol von funfzehn Jahren fielen endlich, in Folge eines doppelten Prozesses, seine Erfindungen dem Publikum zu. Die Billigkeit verlangte es so, denn das Talent ist eben so eine Frucht des Landes und seiner Zeit, als des Fleißes, und die Vorsehung beschenkt einen Menschen nicht zu seinem ausschließlichen Vortheil mit glänzenden Fähigkeiten, sondern sie will auch, daß durch dieselben dem Fortschritte des ganzen Menschengeschlechts ein neuer Impuls gegeben werde. Indeß muß man die Undankbarkeit der öffentlichen Meinung gegen Arkwright beklagen. Er war in seiner Heimat weder geliebt noch geehrt, und um sich zu rächen, erweckte er die Konkurrenz in der

Grafschaft Lanark und sagte, mit Anspielung auf seinen früheren Stand, er werde in Schottland ein Messer finden, mit dem er Manchester zu barbiren gedenke.

Die Rivalität stellte sich wirklich ein; indeß ist zu glauben, daß sie überhaupt nicht ausgeblieben wäre und nur durch Arkwright beschleunigt wurde. Hatte doch die Grafschaft Lanark Watt und Adam Smith hervorgebracht, warum sollte man also nicht die Webemaschinen nach Schottland verpflanzen, da man dort von dem Erfinder der Dampfmaschinen die verborgenen Schätze des englischen Bodens benutzen gelernt hatte?

Uebrigens war die Unpopularität Arkwright's nicht bloß diejenige, welche jeder Erfinder erfährt. Die Bewohner der Grafschaft haßten in ihm das Uebermaß ihrer eigenen Tugenden und Fehler. Er war der vollkommenste Typus jener Emporkömmlinge, welche die unermüdlichste Thätigkeit mit einem unbegränzten Ehrgeiz verbinden. Aus folgenden Worten Baines' mag hervorgehen, was ihn gewissermaßen zum öffentlichen Feinde machte: „Die Hauptzüge in dem Charakter Arkwright's waren eine erstaunenswerthe Energie und Ausdauer. Die Leitung seiner zahlreichen Unternehmungen beschäftigte ihn gewöhnlich von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends. Er war schon funfzig Jahr alt, als ihm sein Mangel an Erziehung bei der Führung seiner Geschäfte, besonders bei seiner Korrespondenz, sehr fühlbar wurde. Er raubte alsbald zwei Stunden von seinem Schlafe, um die englische Grammatik zu lernen und sich im Schön- und Rechtschreiben zu üben. Er duldete nichts, was ihn in der Verfolgung seiner Pläne aufhielt. So ließ er sich von seiner Frau scheiden, weil sie, aus Furcht, er könnte über seine Combinationen die Kunden zu rasiren vergessen und die Familie an den Bettelstab bringen, die Maschinen-Modelle zu seinen Versuchen zerbrochen hatte. Arkwright ging mit seiner Zeit äußerst ökonomisch um. Um nicht einen Augenblick zu verlieren, reiste er stets mit vier Pferden und mit der größten Schnelligkeit. Die große Zahl und die Wichtigkeit der Etablissements, die er in den Grafschaften Derby, Lancaster und Lanark errichtet hatte, beweisen, wie große Geschäftsroutine und Geistesklarheit er gehabt haben muß. Bei den meisten dieser Unternehmungen hatte er Theilnehmer, und er wußte sich immer so mit ihnen zu einigen, daß er gewann, selbst wenn jene verloren. Er hatte ein so unbegränztes Vertrauen zu dem Erfolg seiner Maschinen und dem Reichthum, der für England daraus erwachsen müßte, daß er zu sagen pflegte, er werde noch einmal die Schuld des Landes bezahlen. Die Pläne eines solchen Spekulanten mußten kühn und unbegränzt seyn; die ausgedehntesten Handelsprojekte trug er in seinem Kopfe, und er träumte nichts Geringeres, als die Baumwolle der ganzen Erde an sich zu kaufen, um aus diesem Monopol einen ungeheuren Gewinn zu ziehen."

Als Arkwright seine riesigen Pläne entwarf, zu denen ihn das schnelle Aufblühen und der Umfang seines Vermögens zu berechtigen schienen, führte England jährlich kaum mehr als 3—400,000 Ctr. rohe Baumwolle ein. Die Manufakte wurden zu 25 Millionen Thlr. verwerthet und beschäftigten weniger als 100,000 Arbeiter. In unsern Tagen würde Arkwright für einen sehr zaghaften Spekulanten gelten, wenn man ihn mit den Liverpooler Kapitalisten vergleicht, die jährlich mehr als 5 Millionen Ctr. umsetzen und gegen die sich in diesem Augenblicke die Fabrikanten in Manchester vereinigen mußten, um das künstliche Steigen der Baumwollenpreise aufzuhalten. Unter diesen giebt es wiederum Leute, welche jährlich an 30,000 Ballen baumwollene Waaren ausführen und allein bis zu den Häfen, von denen dieselben verschickt werden, 200,000 Thlr. Zoll bezahlen. Auch war es ja ein Fabrikant aus Lancashire, der im Anstaunen dieser industriellen Größe ausrief: „Man eröffne uns den Zugang zu einem anderen Planeten, und wir übernehmen es, dessen Bewohner zu kleiden!"

Und wie blitzschnell ist Manchester nicht selbst emporgeblüht? Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren die Bewohner Krämer und kleine Fabrikanten, kauften in Bolton und den umliegenden Dörfern das rohe Gewebe, färbten es und führten es auf ihren Pferden von Markt zu Markt. Kapitale waren nicht vorhanden, der Handel bestand nur in Detail-Verkäufen, und die Fabrikanten lebten mit der größten Sparsamkeit und aßen und arbeiteten gemeinschaftlich mit ihren Dienstboten. Ein massives Haus galt in jener Zeit für den größten Luxus. Die eigentliche Fabrication geschah in einzelnen, zerstreut liegenden Hütten. Die Weber waren bloße Handwerker; sie kauften das Garn oder ließen es von ihrer Familie spinnen und bekamen bei dem Verkaufe ihr Arbeitslohn mitbezahlt. Die Manufaktur beschränkte sich in Manchester auf Färberei und Appretur, in Bezug auf alles Uebrige waren die damaligen Kapitalisten nur Commissionaire.

Im Jahre 1760 beschäftigte die Baumwollen-Industrie, die sich nun in Lancashire konzentrirt hatte, 40,000 Arbeiter, meistens Weber; zwanzig Jahre später zählte, trotz des Aufschwungs derselben, Manchester kaum 50,000 Einwohner. Im Jahre 1800 enthielt es 32 Dampfmaschinen mit 430 Pferdekraft.

Es ist bekannt, wie unscheinbar die ersten Anfänge des Fabrikwesens waren. Die Maschinen wurden von Eseln oder Pferden bewegt und von Kindern geleitet. Der erste Erfinder der Spinnmaschine, Wyatt, wandte in seinem Etablissement zu Birmingham junge Mädchen an; Arkwright's erste Arbeiter in Nottingham und Crawford waren Kinder. Die furchtbaren Werkzeuge der Industrie, vor denen wir heute zurückbeben und die wir mit den hundert Armen des Riesen Briareus vergleichen möchten, wurden in ihren Ursprüngen von Knaben von sechs Jahren gehandhabt, die man aus den Armenhäusern holte. Verwaiste und verwahrloste Kinder waren es also, die mit ihren schwachen Händen das Pantheon der Manufakturen aufbauten und die Ahnen der ungeheuren Bevölkerung wurden, die jetzt die Fabrikdistrikte füllt.

Die Akte aus dem vierzehnten Jahre Georg's III., die die Steuer auf in England fabrizirte Calicots wieder auf 3 Pence für die Elle herabsetzte, sagt zur Erklärung dieses Nachlasses ausdrücklich, daß mehrere Hundert arme Leute in den neuen Etablissements beschäftigt werden. Diese Bevölkerung ist stets im Wachsen begriffen, obgleich jeder Fortschritt in der Mechanik die nöthige Zahl der Arbeiter verringert. Ein Spinnereibesitzer produzirt heute mehr in einem Tage, als ein anderer in früheren Zeiten in einem Jahre gekonnt hätte. Baines hat berechnet, daß 150,000 Arbeiter mit Mule-Jennys eben so viel leisten, als 40 Millionen mit Spinnrädern leisten würden, denn die Arbeit selbst ist rein automatisch, und der Mensch hat nur die bewegenden Kräfte zu überwachen.

Die Zunahme der Bevölkerung in der Grafschaft Lancaster erklärt sich aus der Zunahme der Production. Während in der Grafschaft die Zahl der Bewohner von 300,000 auf 1,660,000 und in Manchester von 40,000 auf 306,000 stieg, wuchs der jährliche Verbrauch von Baumwolle im Königreiche von 3 Millionen auf 600 Mill. Pfund, der Ertrag der Productionen aber hob sich, ungeachtet des fortwährenden Sinkens der Preise, von 800,000 Pfd. Sterl. auf 36,000,000. Heute besitzt Lancashire drei Fünftheile aller existirenden Baumwollen-Manufakturen, und Manchester allein zählt hundert Spinnereien.

Aeußerst interessant ist die industrielle Topographie Lancashires. In eine Spinne in der Mitte des Gewebes, liegt Manchester umgeben von reichen Städten, mit denen es durch Eisenbahnen verbunden ist und die mehr als Vorstädte der Hauptstadt zu betrachten sind. Die Bahn nach rückt Oldham mit 60,000, Bury, Rochdale, Halifax mit 20,000 Einwohnern in die Nähe von Manchester; die Bahn nach Bolton: Bolton, Preston, Chorley, die zusammen mehr als 100 Spinnereien und 114,000 Einwohner haben; in wenigen Minuten kommt man auf der Sheffielder Bahn nach Staley-Bridge, Ashton, Dunkinfield und Hyde, auf der Liverpooler nach Wigan und Warrington, und die Birminghamer verleibt, so zu sagen, der Stadt Manchester die 30,000 Einwohner von Stockport ein.

Ein Auftrag, der des Morgens von Liverpool abgeht, wird des Mittags in Manchester auf der Börse von den Fabrikanten diskutirt, des Abends ist er bereits unter die Fabriken der Umgegend vertheilt. Binnen weniger als acht Tagen ist die Baumwolle in Manchester, Bolton, Oldham und Ashton gesponnen, in Bolton, Staley-Bridge und Stockport gewebt, in Blackburn, Chorley oder Preston gefärbt und bedruckt und in Manchester appretirt, gemessen und eingepackt. Vermöge dieser Vertheilung der Arbeit unter die verschiedenen Städte, in den Städten unter die Fabriken, in den Fabriken unter die Arbeiter, sind die Maschinen in unaufhörlicher Thätigkeit. Die Ausführung ist fast so rasch wie der Gedanke, und der Mensch wetteifert mit der Allmacht der Schöpfung; er befiehlt: es werde! und es wird.

(R. d. d. M.)

Spanien.

Wanderungen in Spanien im Jahre 1843. *)

Der Verfasser dieses Werks ist Herr Martin Haverty, ein Irländer, der sich im Januar 1843 über Paris nach dem Süden begab und von Perpignan mit der spanischen Diligence nach Barcelona reiste, wo sich bald darauf bedeutende wichtige Ereignisse zutrugen. Hier bestieg er das Dampfboot, welches zwischen dieser Stadt und Gibraltar fährt, und benutzte einen Sturm, der es in Malaga anzulegen nöthigte, um einen Ausflug nach Granada und der Alhambra zu machen. In Gibraltar hielt er sich nur so lange auf, um „Calpe's Gipfel" zu erklimmen und einen flüchtigen Blick auf die Gestade Afrika's zu werfen, setzte dann seine Reise nach Cadix fort, fuhr den Guadalquivir bis Sevilla hinauf und wanderte demnächst über Cordova und den klassischen Boden La Mancha's nach der Hauptstadt Madrid. Diese Route ist zwar nicht ganz neu; sie ist schon von anderen Touristen — wir erinnern nur an Borrow — geschildert worden, die unseren Verfasser zum Theil an Kenntnissen und graphischer Darstellungsgabe übertreffen; aber die politischen und sozialen Zustände Spaniens sind einem so raschen Wechsel unterworfen, daß die gestrigen Beschreibungen schon nicht mehr auf heute passen und man daher stets nach dem Neuesten greifen muß, um in dem Strudel der Begebenheiten nicht den richtigen Standpunkt zu verlieren. Außerdem ist vorliegendes Buch auch an sich nicht ohne Werth; Mr. Haverty spricht als unparteiischer, aber scharfsichtiger Augenzeuge und theilt uns manches Interessante über Ereignisse und Personen mit, die in der Tagesgeschichte oft genannt werden.

Die persönliche Sicherheit, deren man sich jetzt in Spanien erfreut, läßt sich einigermaßen nach folgendem Auftritt beurtheilen, der keineswegs zu den seltenen gehört. Er fand zu Malaga statt. „Es haben einige Fremde damit geprahlt", schreibt der Verfasser, „daß sie hier um Mitternacht allein vom Theater nach ihrem Hotel zurückgekehrt sind, und ich habe auch selbst diese Heldenthat mehrere Male ungestraft vollbracht. Eines Abends ereignete sich jedoch vor meinen Augen eine Scene, die mir die Lust benahm, es je wieder zu thun. Ich hatte mich so eben in meinem Wirthshause — der posada de Danza — auf der Plaza de los Moros — zur Ruhe begeben, als eine Zänkerei auf der Straße mich veranlaßte, ans Fenster zu treten. Ich gewahrte nur drei Personen — einen Offizier von der Armee, der seine Gegner ladrones und asasi-

*) Wanderings in Spain, in 1843. By M. Haverty. London 1844. Zwei Bände.

nos (Diebe und Meuchelmörder) schalt, und zwei Kerle, die einige Schritte von ihm standen und seine Komplimente mit den Ehrentiteln: pesetero, picaronazo (Verfluchter, großer Spitzbube) u. s. w. erwiederten. Der Offizier erklärte, daß er bewaffnet sey und den Ersten niederschießen würde, der sich ihm zu nahen wagte. Die beiden Anderen entgegneten, daß sie gleichfalls bewaffnet seyen und ihn nicht fürchteten — worauf einer von ihnen ein großes Messer zog und sich auf den Offizier stürzte, aber von diesem auf der Stelle todtgeschossen wurde. Sein Kamerad, der noch einige Schritte entfernt war, stieß ein wüthendes Geschrei aus und näherte sich gleichfalls mit Pistol und Messer in der Hand, als der Offizier einen zweiten Schuß that, der nicht ohne Wirkung blieb, denn der Angreifende ließ entweder das Pistol oder das Messer fallen und entfloh. Während dieses Auftritts standen mehrere Personen auf den Balkons, obgleich es fast ein Uhr Morgens war, und einige von ihnen riefen dem Sieger zu, die Flucht zu ergreifen. Ein paar serenos oder Nachtwächter kamen indessen mit ihren Hellebarden und Laternen herbei und wollten den Offizier ins Gefängniß führen; er weigerte sich aber, sie zu begleiten, bis ein Piket Soldaten ankam, um als Zeugen zu dienen, daß der Todte noch ein Messer in der Hand habe und daß der Mord nur zur Selbstvertheidigung begangen wurde. Am folgenden Tage ging der Offizier wieder frank und frei in den Straßen von Malaga umher."

Auf der Reise durch La Mancha traten unserem Verfasser häufig Scenen entgegen, die ihn an die Zustände seines eigenen Vaterlands erinnern mochten, wie sie uns neuerdings durch Kohl und Venedey geschildert worden. „Das eigenthümliche Interesse", sagt er, „welches Cervantes über diese Provinz verbreitet hat, kann dem Auge des Reisenden die Armuth und das Elend nicht verbergen, unter welchem ihre Bewohner schmachten müssen. La Mancha ist die Heimat fast aller lahmen und blinden Bettler, Straßen-Ausrufer und wandernden Musikanten, die nicht nur in Madrid, sondern in ganz Spanien angetroffen werden, und obgleich die Manchegos zum Theil vielleicht eher durch einen natürlichen Hang als durch die Noth bewogen werden, ein solches Vagabundenleben zu führen, so ist es doch gewiß, daß sie in ihrem Geburtslande mit den härtesten Entbehrungen kämpfen müssen. Die Gruppen von Bettlern, die ich in diesem Theile Spaniens wahrnahm, übertrafen an Schmutz und Dürftigkeit Alles, was ich irgendwo gesehen habe. Ich werde nie ein herzzerreißendes Schauspiel vergessen, welches mir eines Abends in der Nähe des Dorfes Puerto Lapiche zu Gesichte kam. Wir bemerkten einen Haufen von achtzehn bis zwanzig Personen, die an der Landstraße versammelt waren, und bei näherer Untersuchung erblickte ich in ihrer Mitte die Leiche einer alten Frau — so dürr und gespenstisch, als ob das Fleisch von den Knochen geweht sey und der nagende Hunger dem Tode nur ein Skelett zurückgelassen hätte. Neben dem Körper saß die geisterhafte Figur eines jungen Mädchens; es war die Tochter der Verblichenen, die kläglich weinte und verzweiflungsvoll ihre mageren, abgezehrten Hände rang. Mutter und Tochter waren auf dem Wege nach irgend einer größeren Stadt begriffen, um dort ihr Brot zu erbetteln, aber Mangel und Ermüdung hatten dem leidenvollen Daseyn der Ersteren ein Ziel gesetzt. Sie fiel auf der Straße nieder, und der Hauch des Lebens war entflohen, ehe man noch dazu gelangte, sie unter das gastfreie Obdach einer benachbarten Hütte zu bringen."

Mr. Haverty befand sich in Madrid, als die Cortes durch die junge Königin in Person eröffnet wurden, und er hatte Gelegenheit, sie in der Nähe zu beobachten, und einen interessanten Vergleich zwischen ihr und ihrer eilfjährigen Schwester anzustellen, der aber sehr zum Vortheil der Letzteren ausfällt. „Kurz nach zwölf Uhr Mittags versammelten sich die Pairs und Abgeordneten in ziemlicher Anzahl und nahmen ihre Sitze ein, indem der einzige anwesende Bischof sich nach dem hintersten Platz zurückzog. Zwei Deputationen verließen das Haus — die eine, um die Königin, die andere, um die Infantin zu empfangen. Nach einigen Augenblicken kehrte die letztere Deputation zurück, und die Infantin Doña Maria Luisa Fernanda erschien in der für Ihre Königliche Hoheit bestimmten Tribüne; sie war in Weiß und Gold gekleidet und strahlte von Schönheit und Unschuld. Das Geflüster im Saale wurde durch ihre Gegenwart unterbrochen, und es erfolgte ein unwillkürliches Murmeln der Bewunderung. Sie schien in der That jene Bilder der Schönheit und des Glanzes zu verwirklichen, mit denen wir in unseren jugendlichen Träumen das Feenreich bevölkern. Obgleich damals nur wenig über eilf Jahre alt, zeigte doch ihre Gestalt das schönste Ebenmaß, und mit kindlicher Grazie und Einfalt lächelte sie auf Alle um sich her, vermeigte sich mit unaussprechlicher Anmuth und blickte von Zeit zu Zeit freundlich nach der oberen Tribüne, in der sich ihre Dienerschaft befand.

„Die Neugier, welche die Erscheinung der jungen Prinzessin erregte, war kaum befriedigt, als die Königin selbst eintrat, von dem Regenten Espartero begleitet und im Gefolge ihres Hofstaats. Sie ist bei weitem nicht so schön als die Infantin, aber von hellerer Gesichtsfarbe; ihre Gestalt ist regelmäßig, Nacken und Arme könnten einem Bildhauer zur Studie dienen, und obgleich sie zu jener Zeit erst das Alter von zwölf und einem halben Jahre erreicht hatte, war sie doch schon zur Jungfrau herangereift. Sie war in weißgestämten Atlas gekleidet und trug ein silbernes mit Diamanten verziertes Diadem, während die große goldene Krone auf einem Tische ihr zur Seite lag. Ihre Schleppe von grünem Sammet, mit Hermelin besetzt, wurde von einem Offizianten ihres Haushalts getragen, und Madame Mina, die Camarera und Gouvernante der Königin, folgte Ihrer Majestät in der gewöhnlichen schwarzen Tracht einer spanischen Dame. Ich bemerkte mit Theilnahme, daß die schöne junge Monarchin sich gleich bei ihrem Eintritt nach ihrer Schwester umsah, mit der sie vielleicht an diesem Tage noch nicht zusammen gekommen war; kein anderes Mitglied ihrer Familie war anwesend, und als sich die Augen Beider begegneten, war unverhüllte kindliche und schwesterliche Freude in ihren Blicken zu lesen. „Wie anmuthig sind die beiden königlichen Waisen!" rief eine Dame aus, die in meiner Nähe saß.

„Die Königin schritt mit Würde auf den Thron zu, aber die Art, mit der sie die Begrüßungen der Pairs empfing, war weder einnehmend noch höflich, und im Allgemeinen bildete die Schroffheit und Heftigkeit, die sich in ihrem Betragen kundgab, einen starken Gegensatz zu der natürlichen Grazie der jüngeren Infantin."

Denselben Eindruck brachte das Benehmen der Königin beim Gottesdienste hervor. „Isabella und ihre Schwester nahmen auf zwei Thronen Platz — die Infantin zur Linken der Königin. Wenn sie niederkaieten, so befanden sie sich außerhalb des Gitters, welches das königliche Gemach von der Kapelle trennt; wenn sie aber saßen, so war die Königin zum Theil dadurch verborgen. Die liebenswürdige kleine Infantin schien ihrer Schwester fast zu viele Aufmerksamkeit zu widmen; es war sichtbar, daß diese der Gegenstand ihrer ganzen Bewunderung und Liebe sey. Sie trugen grünsammetne Hüte, aber in der Folge sah ich sie Beide oft in der spanischen Mantille gekleidet, wofür die Königin eine große Vorliebe zeigt. So oft der Name Ihrer Majestät in der Messe genannt wurde, verbeugten sich die Priester gegen sie, was sie aber nur durch ein leichtes Kopfnicken erwiederte. Hierin, so wie in anderen hastigen Geberden — plötzliches Aufspringen und heftiges Schütteln mit dem Kopfe — legte sie nicht nur eine äußerst mangelhafte Erziehung an den Tag, sondern auch, wie man fürchten muß, einen störrigen, eigensinnigen Charakter. In dieser Hinsicht würde sie ihrem königlichen Vater gleichen, wie sie ihm auch in einer gewissen Roheit des Ausdrucks um Mund und Kinn, obwohl nicht im allgemeinen Umriß der Züge, ähnelt. Nach einer Weile sah ich Ihre Majestät die Geduld verlieren, als sie, der Erklärungen ihrer Hofmeisterin ungeachtet, sich in ihrem Gebetbuche nicht zu orientiren wußte; sie schlug verdrießlich das Buch zu und weigerte sich, mit ihrer Schwester zu sprechen, die vergeblich bemüht war, ihren Zorn zu besänftigen."

Diese Angaben bilden eine Art Kommentar zu den nachfolgenden Ereignissen — der Katastrophe und der Flucht Olozaga's — worüber so verschiedene Meinungen geäußert wurden, und möglicherweise ist die Charakterfestigkeit der jungen Königin (wenn man es so nennen will) bestimmt, einen noch bedeutenderen Einfluß auf das Schicksal ihres Reiches auszuüben.

Frankreich.

Schnitzler's Statistik von Frankreich.

Keine Zeit scheint mehr zu statistischen Untersuchungen aufgefordert zu haben, als die unsere. Ueberall sammelt und veröffentlicht man werthvolle authentische Dokumente; alle Regierungen suchen sich durch genaue Nachforschungen über den Reichthum ihrer Länder zu unterrichten, und sie halten die Ergebnisse dieser Nachforschungen nicht zurück, sondern theilen sie dem Volke mit, damit dieses auch an seinem Theil zur Abstellung der einmal erkannten Mängel beitragen möge. Die französische Regierung hat sich seit mehreren Jahren hierin ausgezeichnet. Der erste Anstoß ist vom Grafen Duchatel ausgegangen; seine statistischen Mittheilungen haben auf die Wichtigkeit solcher Dokumente hingewiesen, und seitdem haben fast alle Minister die weitere Entwickelung der statistischen Verhältnisse festzustellen gesucht und die wichtigsten Data, nach welchen sich diese Verhältnisse beurtheilen lassen, dem Druck übergeben. Schon lange veröffentlicht der General-Direktor der Zölle jährlich treffliche Tabellen, und der Finanz-Minister zieht durch seine vor dem Könige abgelegten Berichte das Publikum mit in das Geheimniß seiner Operationen; gegenwärtig erscheinen ähnliche Uebersichten über die Verwaltung der Bergwerke, der Brücken und Chausseen, über den öffentlichen Unterricht, die Justiz, den Krieg mit Algier, über die Kolonieen, und 1837 ist unter den Auspizien des Königs und auf Befehl des Herrn Martin, des damaligen Ministers der öffentlichen Arbeiten, des Ackerbaues und Handels, eine Statistik von Frankreich begonnen worden, ein großartiges Werk, welches eine Regierung allein unternehmen konnte, und welches die Herren Gouin und Cunin-Gridaine, Martin's Nachfolger im Ministerium, eifrig fortgeführt haben. Unter der geschickten Leitung des Herrn Moreau de Jonnès naht es nun langsam, doch mit um so größerer Gediegenheit, seiner Vollendung.

Seit dem umfangreichen Werke, welches Herbin nebst vielen Mitarbeitern 1802 unternahm und welches jetzt, wenn auch einiger Einzelheiten wegen nicht ganz werthlos, doch veraltet ist, erschienen für die Statistik von Frankreich nur Monographieen, von denen einige freilich sehr verdienstlich waren. Scharfsinnige National-Oekonomen hatten das Land unter bestimmten Gesichtspunkten betrachtet, der Graf Chaptal und der Baron Ch. Dupin unter dem der Industrie, Robin und Chemin-Dupontès unter dem des Handels, Angeville und Dufau unter dem der Bevölkerung; Balbi und Guerry haben vom Unterricht und der verhältnißmäßigen Verminderung oder Vermehrung einzelner Verbrechen gehandelt u. s. w. Doch auch die vortrefflichsten Arbeiten dieser Art haben den amtlichen Dokumenten gegenüber zum Theil ihre Bedeutung eingebüßt; es ist Vieles zur öffentlichen Kenntniß gelangt, was die früheren Forscher nicht ahnen konnten, und besonders ist es von der schätzenswerthen Schrift Schubert's, einer der besten, die über Frankreich erschienen sind, zu bedauern, daß sie vor diesen Mittheilungen der Regierung abgefaßt ist, da mehrere Abschnitte derselben, besonders der über den Handel, jetzt sich völlig anders gestalten, als der Königsberger Statistiker nach dem ihm vorliegenden Material vermuthen konnte.

Es war nun nach diesen verschiedenen Spezial-Arbeiten längst wünschenswerth, daß Jemand die wichtigsten Resultate, welche sich durch dieselben gewinnen lassen, zusammenstellte, da es dem größeren Publikum unmöglich war, die einzelnen Werke zu überschauen. Dieser Aufgabe hat sich Herr J. P. Schnitzler in seiner Schrift „De la création de la richesse ou des intérêts matériels en France; statistique comparée et raisonnée" (Paris 1842, zwei Bände) unterzogen. Der erste Band handelt von der Erzeugung der Produkte, der zweite von der Circulation derselben oder vom Handel. Da es bei der Einmischung der vielen urkundlichen Belege nicht wohl möglich ist, das ganze Werk zu analysiren, so entnehmen wir demselben einige Stellen, in welchen der Verfasser auf den Ursprung und die Geschichte einzelner Zweige der Industrie zurückgeht oder die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs mit denen vor der Revolution vergleicht. So giebt er folgenden Ueberblick über die Production und Consumtion der brennbaren Materialien, zum Theil nach dem 1838 erschienenen Berichte der Verwaltung der Bergwerke:

„Die Steinkohle wird in Frankreich zuerst in einem Schreiben an Heinrich II. vom Jahre 1548 erwähnt. Bis dahin findet sich keine Spur davon, selbst nicht in dem Edikte Karl's VI. vom 30. Mai 1413, der ältesten Urkunde für die auf den Bergbau bezügliche Gesetzgebung Frankreichs. Das Edikt vom Jahre 1601, in dem Heinrich IV. erklärt, daß er von den Steinkohlen, dem Eisen und einigen anderen Mineralien den Zehnten, welcher der Krone zustand, nicht fordere, scheint zuerst Anlaß gegeben zu haben, daß man allgemeiner in Frankreich Steinkohlen zu brennen anfing. Während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entdeckte man mehrere neue Steinkohlenlager, besonders in den Umgegenden von Vigan, Alais, Saint-Gervais, Roujan, Caunette und Ahun, und schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts scheint man an einigen Punkten der Loire regelmäßig Steinkohlen gegraben zu haben. Ein Edikt vom Jahre 1698, welches wie das von 1601 in der Absicht gegeben war, die Ausgrabungen der Steinkohlen zu befördern, verfehlte seinen Zweck und wurde 1744 wieder aufgehoben. Es hatte den Grundbesitzern die Erlaubniß ertheilt, in ihren Ländereien ohne jede Konzession des Königs Kohlen zu graben; doch hierdurch war der Handel mit Steinkohlen jeder Kontrole entzogen, unverständigen Grundeigenthümern war ein Reichthum überlassen, dessen sie sich selbst nicht bemeistern konnten und der unter dem Volke nicht in gehörige Circulation kam. Der König stellte daher 1744 die Steinkohlen wieder in die Reihe der Mineralien, welche nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung gegraben werden dürfen.

„Zwischen 1730 und 1740 wurden die Steinkohlen-Lager von Anzin, Hardingen und Creuzot aufgefunden; neue Entdeckungen folgten, und zu Anfang der französischen Revolution wurden jährlich ungefähr 2,400,000 Centner oder 240,000 Tonnen Steinkohlen ausgegraben; dies deckte jedoch nur die Hälfte der Bedürfnisse, welche man in Frankreich hatte, und es wurden sehr große Massen von Steinkohlen aus Großbritanien eingeführt, wohl drei Viertheile derer, die Frankreich überhaupt vom Auslande bezog; etwa 21 Theile des letzten Viertheils wurden aus Belgien und die übrigen vier Theile aus Saarbrück und Saint-Ymbert bezogen. Seit jener Zeit hat sich dieses Einfuhr-Verhältniß sehr verändert: im Jahre 1837 wurden aus Belgien viermal so viel Steinkohlen nach Frankreich gebracht, als aus England, und gleichwohl brachte man aus England weit mehr hinein, als in früheren Jahren; 1840 aber kamen aus England 3,921,230 und aus Belgien 7,479,840 Centner Steinkohlen nach Frankreich. Die in Frankreich selbst gewonnenen Steinkohlen stiegen in Hinsicht der Menge in folgenden Verhältnissen: wenn man den Ertrag der Ausgrabungen von 1789 als 1,00 setzt, so ist der von 1811 gleich 3,22, der von 1817: 4,18, von 1821: 4,72, von 1827: 7,04, von 1831: 7,32, von 1837: 12,42." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ackermann's französische Syntax. Herr Paul Ackermann, durch mehrere Arbeiten auf dem Gebiete der französischen Sprachforschung rühmlich bekannt, läßt so eben das erste Heft von Untersuchungen über die französische Syntax erscheinen. *) Er giebt in der Einleitung hübsche Bemerkungen über Sprachbildung im Allgemeinen und hebt hervor, daß der menschliche Geist, selbst in den Gränzen einer Nationalität oder einer Sprache betrachtet, so unendlich sey wie die Natur, und daß der Sprachforscher darum so wenig wie der Naturforscher sein ganzes Reich je vollständig ergründen und beherrschen könne. Dann weist er darauf hin, daß die französische Sprache bekanntlich aus dreifacher Wurzel erwachsen ist, aus dem Gallischen (Celtischen), dem Lateinischen und Germanischen, welches letztere wiederum aus den im engeren Sinne deutschen und aus den nordischen Dialekten beigesteuert hat. Aus diesen Bestandtheilen, sagt Herr Ackermann, hat sich der französische Geist unter Einwirkung der scholastischen Philosophie, des römischen Rechtes und des Katholizismus seine Sprache gebildet, deren klassisches Zeitalter mit Malherbe, Regnier, Vaugelas und Corneille beginnt und mit Montesquieu, Voltaire und Buffon schließt; von Rousseau und Condillac ging hierauf eine neue Bewegung aus, welche bis auf unsere Tage fortdauert, doch scheint es dem Verfasser, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sey, in welchem die französische Sprache wieder ihr Gleichgewicht erreicht, indem sie von ihren neuen Erwerbungen das Beste mit dem früheren Besitz hinreichend verschmolzen habe.

In der Schrift selbst stellt Herr Ackermann den französischen Subjunktiv als dem lateinischen, doch nicht dem deutschen, Konjunktiv entsprechend dar, indem der Subjunktiv die Redeform für den nicht wirklich vorhandenen, sondern nur gedachten Inhalt ist. Daß dieser Inhalt des Satzes nur gedacht ist, wird auf doppelte Weise ausgedrückt: einmal wird die Wirklichkeit ausdrücklich negirt (ich glaube nicht, daß —), das andere Mal werden Gründe angegeben, weshalb sie eintreten könnte, oder es wird gewünscht, daß sie eintreten möge (ich bitte, daß —; es ist recht, genügt, daß —). Im Deutschen steht im ersten Falle der Indikativ, im zweiten bald der Indikativ, bald der Konjunktiv, doch mit verschiedenem Sinne: der Satz „es ist recht, daß diese That bestraft wird" schließt in sich, daß sie wirklich bestraft wird und der Sprechende nur sein Urtheil hierüber abgiebt; doch „es ist recht, daß diese That bestraft werde" deutet an, daß der Sprechende die Bestrafung wünscht, ohne zu wissen, ob sie eintreten wird oder nicht; im letzteren Falle sagen wir jedoch lieber: „es wäre recht, wenn die That bestraft würde". Der Subjunktiv drückt daher die Möglichkeit, der Indikativ die Wirklichkeit, der Subj. den Grund, der Ind. die Folge, die schon vorliegende Erscheinung aus; doch wie im Leben sind auch in der Sprache beide oft theils schwer zu scheiden, theils werden sie, um den Gedanken bald entschiedener, kräftiger, bald vorsichtiger, milder auszudrücken, absichtlich vertauscht.

Außerdem giebt Herr Ackermann einige Bemerkungen über die Adverbia ou, devant und über die Conjunction que als stammverwandt mit de in den Verbindungen avant que und avant de, plus que und plus de, moins que und moins de, afin que und afin de; auch hier, wie in dem ganzen Heft, zeigt er feines Gefühl und sorgfältige Beobachtung, und wenn nicht Alles neu ist, so sagt er in der Einleitung selbst, er sey nicht so anspruchsvoll, zu glauben, daß Alles, was er bringe, neu sey.

*) Remarques sur la langue française. Syntaxe. 1er cahier. Nouvelle explication du subjonctif et de quelques conjonctions etc. par Paul Ackermann. Paris, Brockhaus et Avenarius; Berlin, Asher et Comp. 1842. (28 Seiten.)

— Französische Geschichtschreibung. Abbé de Genoude, der bekannte Hauptredacteur der Gazette de France, will jetzt eine Geschichte von Frankreich herausgeben, und es ist bereits zur Subscription auf dieses in zwanzig Bänden erscheinende Buch eingeladen worden. Es scheint, daß die französischen Parteien von historischen Werken, wenn sie in ihrem Geist abgefaßt, einen besonderen Erfolg für ihre Zwecke erwarten. Gleichwie die Demokraten bereits durch Buchez und Roux die Revolutionsgeschichte, durch Louis Blanc die Geschichte der letzten zehn Jahre bearbeiten ließen, und wie in der That auch nicht zu verkennen, daß durch diese Werke ganz andere Begriffe, als die bisher vorherrschenden, über gewisse Personen und Ereignisse verbreitet worden, so will nun auch die entgegengesetzte Partei *an das Forum* der Geschichte appelliren, um ihren politischen Prozeß zu gewinnen. Man hatte sich anfangs an Herrn v. Chateaubriand gewandt, dem jedoch die Aufgabe zu schwierig erschien und der sich damit begnügte, eine Episode aus der Zeit Ludwig's XIV., seine eben vollendete Histoire de l'abbé de Rancé, zu bearbeiten. Mit einer nicht geringen Selbst-Ueberschätzung läßt nun Herr von Genoude in der Gazette sagen: „L'auteur du Génie du Christianisme, ayant renoncé à écrire l'histoire de France, pour des motifs, que la postérité appréciera, lègue sa tâche à l'auteur de la Raison du Christianisme. Quel testament et quel légataire!"

— Die erste holländische Eisenbahn. In einer der letzten Sitzungen des britischen Architekten-Vereins ward über die Eisenbahn von Amsterdam nach Rotterdam ein Bericht des Herrn J. W. Conrad verlesen, der von Herrn C. Manby aus dem Französischen übersetzt worden war. Es geht daraus hervor, daß die gedachte Eisenbahn, die erste in Holland erbaut, unter sehr mißlichen Umständen begonnen wurde, und daß die Arbeiten nur sehr langsam vorwärts schritten, bis der Verfasser zum Ober-Architekten der Bahn ernannt wurde, worauf sie, obwohl immer noch ein sehr mangelhaftes Expropriations-Gesetz die Erwerbung der nöthigen Grundstücke sehr erschwerte, mit Energie angegriffen wurde, so daß die vier Abtheilungen von Amsterdam bis zum Haag in dem Zeitraume vom März 1839 bis Dezember 1843 vollendet wurden und nur noch die fünfte, nämlich die zwischen dem Haag und Rotterdam, mit der man jetzt beschäftigt ist, herzustellen bleibt. Die Länge der ganzen Bahnlinie beträgt 32½ englische oder 11½ deutsche Meilen. Die Kosten scheinen sehr bedeutend gewesen zu seyn, da man sowohl große Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden als ansehnliche Bauten auszuführen hatte. In dem Berichte sind sämmtliche Details enthalten über die abgeschlossenen Bau-Kontrakte, über die Preise und Quantitäten des Materials, über die Gebäude und Brücken, von denen einige aus Gußeisen in großem Styl und sehr sinnreich für den Durchlaß von Schiffen eingerichtet; die eisernen Bogen einer dieser Brücken sind 73 Fuß lang und aus Einem Stück gegossen. Andere Brücken sind von Holz nach dem amerikanischen System angelegt. Fast der ganze Unterbau führt durch sumpfigen Boden und mußte daher auf Faschinen gelegt werden, die zuweilen über Gewässer von großer Tiefe hinweggehen. Der holländische Architekt hat bei dieser Gelegenheit eine neue Methode beschrieben, wie die Köpfe der eingerammten Pfähle unter dem Wasser abzuschneiden seyen — eine Methode, die auch in England eingeführt werden dürfte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Dienstag den 21. Mai 1844.

Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas.

(Zweiter Artikel.*)

Sbirren und Lazzaroni. — Kalabresische Räuber. — La Vendetta. — Ein Orkan in Neapel. — Unser Herrgott und der heilige Januarius.

Das Werk unseres Verfassers gleicht einer bunten Reihe dramatischer Scenen, in welchen der Lazzarone die Rolle des Gracioso der alten spanischen Komödie und des Clown oder des Narren in den Shakspeareschen Stücken spielt. Die witzigen Einfälle und satirischen Bemerkungen, an denen Herr Dumas unerschöpflich ist, werden nicht selten dem Lazzarone in den Mund gelegt, dessen groteske Erscheinung sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch zieht. Neben ihm figurirt sein Freund, der Sbirro oder Gendarme, der, bevor er den Kriegsrock anzog und sich mit Karabiner, Pistolen und Säbel bewaffnete, oft selbst Lazzarone war, und der die Gewohnheiten und die Untugenden seines früheren Standes beibehält. Das Resultat ist ein enges Bündniß zwischen dem Lazzarone und dem Sbirren, die sich zu einem systematischen Angriff auf die Taschen des Publikums vereinigen.

„Als ich", schreibt Dumas, „eines Tages die Toledo-Straße hinunterging, sah ich einen Sbirren arretiren. Dem Jäger des Lafontaine ähnlich, war er unersättlich gewesen, und seine Habgier brachte ihre Strafe mit sich. Der Hergang dieser Sache war wie folgt.

„Ein Sbirre hatte einen Lazzarone auf der That ertappt. „Was hast Du von dem schwarzgekleideten Herrn gestohlen, der so eben vorbeiging?" fragte er. — „Nichts, Ew. Excellenz!" erwiederte der Lazzarone. Ein Sbirre wird von einem Lazzarone jedesmal Eccellenza titulirt. — „Ich habe Deine Hand in seiner Tasche gesehen." — „Seine Tasche war leer." — „Was! Keine Börse, keine Tabaksdose, kein Schnupftuch?" — „Halten zu Gnaden, nichts! Es war ein Schriftsteller." — „Warum versuchst Du es auch bei dieser Art Leuten?" — „Ich entdeckte erst meinen Irrthum, als es zu spät war." — „Komm nur mit nach der Polizei." — „Aber, Excellenz! — da ich nichts gestohlen habe . . ." — „Dummkopf! Eben deshalb. Wenn Du etwas gestohlen hättest, so würden wir uns leicht verständigen können." — „Warten Sie nur bis zum nächsten Mal; ich werde nicht immer so unglücklich seyn. Dem ersten Vorübergehenden werde ich die Tasche auskehren und verspreche Ihnen den Inhalt." — „Gut; aber ich will die Person selbst wählen, damit Du nicht wieder eine schlechte Wahl triffst." — „Wie es Ew. Excellenz gefällt."

„Der Sbirre lehnte sich mit über einander gekreuzten Armen in der würdevollsten Haltung gegen einen Pfeiler; der Lazzarone streckte sich zu seinen Füßen auf das Pflaster nieder. Zuerst kam ein Priester vorbei, dann ein Advokat, dann ein Dichter; aber der Sbirre machte noch immer keine Bewegung. Endlich erschien ein junger Offizier in glänzender Uniform, der, ein Musikstück aus der neuesten Oper trällernd, die Straße entlang schritt. Der Sbirre gab das Zeichen. Schnell sprang der Lazzarone auf und folgte dem Offizier. Beide verschwanden um eine Straßenecke. Es dauerte nicht lange, ehe der Lazzarone mit seinem Lösegeld in der Hand zurückkehrte.

„Was hast Du da?" fragte der Sbirre. — „Ein Taschentuch", erwiederte der Andere. — „Ist das Alles?" — „Alles? Es ist vom feinsten Batist." — „Hatte er nur ein Tuch?"**) — „In der Tasche nur eins." — „Und in der anderen?" — „In der anderen hatte er ein seidenes Tuch." — „Warum hast Du das nicht gebracht?" — „Das wollte ich für mich behalten, Excellenz. Es ist billig, daß wir den Verdienst theilen; eine Tasche für Sie, die andere für mich." — „Aber beide kommen mir von Rechts wegen zu, und ich muß auch das seidene Tuch haben." — „Aber, Excellenz . . ." — „Ich muß es haben, sag' ich Dir." — „Es ist eine Ungerechtigkeit." — „Ha! Wagst Du es, von einem königlichen Sbirren übel zu reden? Fort, ins Gefängniß!" — „Sie sollen das seidene Tuch haben, Excellenz." — „Wie willst Du aber den Offizier wiederfinden?" — „Er ist nach der Strada de Foria gegangen, wo er einen Besuch macht. Ich werde hingehen und an der Thür auf ihn warten."

„Der Lazzarone entfernte sich, bog um die Ecke und stellte sich in einem Thorwege auf die Lauer. Der Offizier kam bald aus dem gegenüberliegenden Hause hervor; ehe er zehn Schritte gegangen war, steckte er die Hand in die Tasche und fand, daß ein Tuch fort sey. „Verzeihung, Excellenz", sagte der Lazzarone, indem er hinzutrat; „ich glaube, Sie haben etwas verloren?" — „Ich habe ein batistenes Taschentuch verloren." — „Ew. Excellenz haben es nicht verloren; es ist Ihnen gestohlen worden." — „Und wer hat es gestohlen?" — „Was geben mir Ew. Excellenz, wenn ich Ihnen den Dieb nachweise?" — „Ich will Dir einen Piaster geben." — „Ich muß zwei haben." — „Du sollst sie haben. Holla! was machst Du da?" — „Ich stehle Ihr seidenes Taschentuch." — „Um mein batistenes zu finden?" — „Richtig!" — „Und wo werden sie beide seyn?" — „In einer Tasche. Derjenige, dem ich dieses Tuch gebe, ist auch im Besitz des anderen. Folgen Sie mir, und beobachten Sie, was ich thun werde."

„Der Offizier folgte dem Lazzarone, der dem Sbirren das Tuch einhändigte und wegging. Letzterer hatte kaum seine Beute zu sich gesteckt, als der Offizier herbeikam und ihn beim Kragen ergriff. Der Sbirre fiel auf die Kniee, aber der Offizier war unerbittlich, und er wurde ins Gefängniß abgeführt. Da er früher selbst Lazzarone war, so merkte er sogleich, welchen Streich man ihm gespielt hatte. Er wollte seinen Verbündeten betrügen und war statt dessen von ihm betrogen worden. Aber weit entfernt, es ihm nachzutragen, wird er es als einen zum Handwerk gehörigen Kunstgriff betrachten und desto mehr Achtung für den Thäter empfinden. Sobald man ihn auf freien Fuß setzt, wird er den Lazzarone aufsuchen, und sie werden die besten Freunde seyn. Wenn aber dieses stattfindet, so nehme man seine Taschen in Acht."

Zu den Personen, die uns von Herrn Dumas vorgeführt werden, gehört auch der verstorbene König von Neapel, Ferdinand IV., dem die Lazzaroni, wegen der ihn im hohen Grade auszeichnenden Eigenthümlichkeit der bourbonischen Physiognomie, den Spottnamen: König Nasone gaben; ferner der Pater Rocco, ein beliebter Kanzelredner, der von dem Pöbel vergöttert wurde, und der Kardinal Parelli, der am meisten durch seine Einfalt bekannt ist — eine Eigenschaft, die, wie man sich leicht denken kann, für seinen Biographen nicht verloren geht. Noch anziehender ist der Bericht über die Bardarelli, eine Räuberbande, die vor einigen Jahren Kalabrien und das Kapitanat beunruhigte.

„Gaetano Bardarelli war ein Kalabrese von Geburt und eines der ersten Mitglieder der revolutionairen Gesellschaft der Carbonari. Als Murat, nachdem er diese Gesellschaft eine Zeitlang begünstigt hatte, sie zu verfolgen begann, flüchtete sich Bardarelli nach Sicilien, wo er in den Dienst König Ferdinand's trat. Er stand damals in seinem sechsundzwanzigsten Jahre und vereinigte die Stärke des Löwen mit der Schnelligkeit der Gemse und dem Auge des Adlers. Ein solcher Rekrut war nicht zu verachten, und man ernannte ihn sogleich zum Sergeanten in der sicilianischen Garde. Als Ferdinand im Jahre 1815 nach Neapel zurückkehrte, begleitete ihn Bardarelli dahin; da er aber keine Aussicht hatte, sich je über eine untergeordnete Stellung zu erheben, so wurde ihm der Dienst verleidet — er desertirte und nahm in den Gebirgen von Kalabrien Zuflucht. Zwei von seinen Brüdern und einige dreißig Straßenräuber und Verbannte sammelten sich um ihn und wählten ihn zum Hauptmann, indem sie das Recht über Tod und Leben in seine Hände legten. In Neapel war er ein Sklave gewesen — im Gebirge war er König.

„Nach der hergebrachten Formel der Banditenhäupter, sowohl in Kalabrien als in den Melodramen, erklärte sich Bardarelli zum Rächer der Unterdrückten und Abhelfer aller Mißbräuche, und bekräftigte seine Erklärungen dadurch, daß er die Reichen ausplünderte und die Armen verschonte. Dieses Benehmen hatte zur Folge, daß die Ersteren vor ihm zitterten, während er bei den Letzteren höchst beliebt wurde. Der Ruf seiner Thaten gelangte endlich zu den Ohren König Ferdinand's, der, über solche Unordnungen erzürnt, Befehl gab, den Banditen ohne Weiteres aufzuhängen. Aber um Jemanden aufzuhängen, sind drei Dinge nöthig — ein Strick, ein Galgen und der Mann selbst. Es war in diesem Falle leicht, die beiden ersteren anzuschaffen — unglücklicherweise fehlte jedoch der Letztere. Gendarmen und Soldaten wurden aufgeboten, den Bardarelli zu fangen, aber dieser war zu listig, um sich von ihnen greifen zu lassen; er schlüpfte ihnen immer durch die Finger. Das Glück, mit welchem er seinen Verfolgern auswich, vergrößerte noch seinen Ruf, und Rekruten strömten in Schaaren zu seiner Fahne. Seine Bande wuchs bald um das Doppelte an, und ihr Anführer wurde dadurch eine so wichtige Person, daß es den Behörden täglich mehr darum zu thun wurde, sich seiner zu bemächtigen. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf; starke Abtheilungen

*) Vgl. Nr. 33 und Nr. 36 des Magazins.

**) In Neapel ist es gebräuchlich, zwei Taschentücher bei sich zu führen — ein seidenes und eines von Batist. Das letztere dient, um sich die Stirn zu trocknen.

Truppen wurden gegen ihn ausgesandt, aber Alles vergebens. Eines Tages war der Prinz von Leperano mit dem Obersten Calcedonio, dem Major Delponte und mehreren anderen Offizieren und einem Gefolge von zwanzig Personen auf der Jagd in einem Walde einige Meilen von Bari entfernt, als plötzlich der Schreckensruf: Vardarelli! ertönte. Die Gesellschaft ergriff eiligst die Flucht, und es entwischten Alle mit der einzigen Ausnahme des Majors Delponte, eines der bravsten, aber ärmsten Offiziere der ganzen Armee. Als man ihm anzeigte, daß er tausend Dukaten als Lösegeld zahlen müsse, frug er lachend, wie er diese Summe auftreiben sollte? Vardarelli drohte hierauf, ihn zu erschießen, wenn das Verlangte nicht bis zu einer gewissen Frist erlegt würde. Der Major erwiederte, daß es nur Zeitverlust sey, darauf zu warten, und wenn Vardarelli seinem Rathe folgen wolle, so möchte er ihn nur gleich erschießen lassen. Der Bandit war zuerst versucht, diesen Rath zu befolgen; er überlegte jedoch, daß der König das Leben Delponte's um so höher schätzen müsse, je weniger er selbst einen Werth darauf zu setzen schien. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; sobald der König erfuhr, daß sein braver Major in den Händen der Banditen sey, befahl er, das Lösegeld aus seiner Privat-Schatulle zu entrichten, worauf der Major seine Freiheit erhielt.

„Aber Ferdinand hatte die Ausrottung der Banditen geschworen, mit denen er wie mit einer unabhängigen Macht unterhandeln mußte. Ein gewisser Oberst, dessen Name mir entfallen ist und dem jenes Gelübde zu Ohren gekommen war, verpflichtete sich, wenn ein Bataillon unter sein Kommando gestellt würde, den Vardarelli, seine beiden Brüder und die sechzig Mann, aus welchen seine Truppe bestand, an Händen und Füßen gebunden in das Gefängniß der Vicaria abzuliefern. Einen so vortheilhaften Antrag konnte man nicht zurückweisen; der Kriegsminister stellte fünfhundert Mann zur Verfügung des Obersten, der ohne Zeitverlust gegen den Räuber auszog. Dieser war durch seine Spione schon von Allem unterrichtet, und auch er that ein Gelübde, daß er seinen Verfolgern ein für alle Mal die Lust benehmen wolle, sich je wieder an dem Vardarelli zu vergreifen.

„Er fing damit an, den armen Obersten einen solchen Tanz über Berg und Thal zu führen, daß der unglückliche Offizier und seine Mannschaft vor Ermüdung fast umfielen; als er sie nun im gewünschten Zustand erblickte, ließ er ihnen um zwei Uhr Morgens eine falsche Nachricht hinterbringen, um sie aufs neue in Bewegung zu setzen. Der Oberst ging in die Falle und brach sogleich auf, um Vardarelli zu überraschen, der, wie man ihm versicherte, sich in einem Dorfe jenseits einer Schlucht befände, durch die nur vier Mann neben einander passiren konnten. In zwei Stunden marschirte er vier italiänische Meilen und sah sich bei Tagesanbruch am Eingang der Schlucht, die ihm indessen so zu einem Hinterhalt geeignet schien, daß er mit seinem Bataillon Halt machte und zwanzig Mann zum Rekognosziren vorausschickte. Nach einer Viertelstunde kehrten diese zurück, ohne daß sie eine lebende Seele angetroffen hätten. Der Oberst besann sich nun nicht länger und rückte gegen den Engpaß vor; aber kaum hatte er die Mitte desselben erreicht, wo die Straße sich zu einem Kessel erweitert, der von hohen Bergen und jähen Abhängen umgeben ist, als plötzlich ein lautes Geschrei vernommen wurde, das aus den Wolken zu kommen schien — erstaunt blickte er empor und sah die Höhen mit Räubern bedeckt, die ihre Büchsen auf ihn und seine Leute anlegten. Dessenungeachtet fing er an, seine Mannschaft so gut zu ordnen, als es die Beschaffenheit des Terrains erlaubte, bis Vardarelli selbst auf einer hervorragenden Felsspitze erschien. „Nieder mit den Waffen, oder Ihr seyd des Todes!" schrie er ihnen mit Donnerstimme zu. Die Banditen wiederholten diese Aufforderung, welche das Echo von allen Seiten zurückgab, so daß die Truppen, die nicht denselben Schwur gethan wie ihr Oberst, und die sich von einem an Zahl überlegenen Feinde umringt glaubten, der Bitten und Drohungen ihres unglücklichen Anführers zum Trotz um Pardon baten. Vardarelli befahl ihnen, ihre Musketen zusammenzustellen und nach zwei verschiedenen Seiten abzumarschiren. Sie gehorchten; der Räuberhauptmann ließ einen Theil seiner Leute im Hinterhalt zurück und stieg mit den Uebrigen herab, die sogleich die neapolitanischen Gewehre durch dasselbe Mittel unbrauchbar machten, welches Gulliver anwandte, um den Brand im Palaste von Lilliput zu löschen.

„Die Kunde von diesem Ereigniß versetzte den König während der ersten vierundzwanzig Stunden in sehr üble Laune; nach dieser Zeit aber gewann die natürliche Heiterkeit seines Charakters die Oberhand — er lachte herzlich und erzählte das spaßhafte Geschichtchen Jedem, der ihm in den Weg kam. Da es nun einem Könige nie an Zuhörern mangelt, so vergingen drei Jahre, ehe der arme Oberst es wagen durfte, sich in Neapel sehen zu lassen und den Spöttereien des Hofes zu begegnen."

Der kommandirende General in Kalabrien nahm die Sache jedoch ernsthafter und schwor, die Banditen zu vertilgen. Durch das Versprechen eines hohen Soldes und anderer Privilegien verlockte er sie, in den Dienst der neapolitanischen Regierung zu treten, wo sie sich als ein sehr brauchbares Gendarmerie-Corps erwiesen. Aber der General konnte seinen alten Groll nicht vergessen, obgleich er wegen des tollkühnen Charakters dieser Leute seine Rache bis zu einer günstigeren Zeit vertagen mußte. Endlich gelang es ihm, die Anführer ermorden zu lassen, während er durch den Anschein großer Entrüstung und die gefängliche Einziehung der Mörder den Verdacht der noch übrigen Banditen einzuschläfern wußte. Sie erwählten neue Offiziere und kamen an einem bestimmten Tage nach der Stadt Zoggia, um ihre Wahlen bestätigen zu lassen. Es blieben nur acht zurück, welche Verrath fürchteten und ihre Kameraden nicht begleiten wollten. Die übrigen einunddreißig nebst einer Frau, die sich nicht von ihrem Manne trennen konnte, gehorchten der Aufforderung des Generals.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Schnitzler's Statistik von Frankreich.

(Schluß.)

Auch folgende Bemerkungen über die Garnspinnereien und den Garnhandel scheinen uns nicht ohne Interesse:

„Der Hanf- und Flachsbau wurde in Frankreich erst unter dem Ministerium Colbert allgemein; bis dahin hatten nur in einzelnen Strichen die Landleute sich ihr Garn selbst bereitet; ein großer Theil der Leinwand, die man bedurfte, wurde aus dem Auslande, besonders aus Deutschland und Rußland, bezogen. Während man in Schottland und im nördlichen England seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts für das Garn schon Spinnmühlen besaß und die englischen Weber 1814 wirkliche Spinnmaschinen einrichteten, fuhr man in Frankreich fort, mit der Hand zu spinnen. Dies war ein Vortheil für die Landleute, welche ihre winterliche Muße zum Spinnen benutzen konnten; doch vermochten sie bei weitem nicht so viel Garn zu liefern, als Frankreich bedurfte, und die Masse der aus Belgien eingeführten Leinwand blieb dauernd sehr groß. Zugleich waren aus den oben angeführten Gründen die Leinwandpreise sehr hoch; wo es irgend anging, bediente man sich daher der baumwollenen Zeuge anstatt der leinenen. Erst 1826 wurde in Frankreich die Maschinenspinnerei eingeführt; aus England bezog man nun noch weit mehr Garn als früher, während 1825 nur 116 Kilogramme eingeführt worden waren, schickte man uns 1836 schon 6,167,731 Kilogramme und im ersten Monat des Jahres 1842 allein 1,136,000 Kilogramme, von denen 1,136,000 alsbald in Arbeit genommen wurden. Die Landleute stießen einen Schrei der Verzweiflung über diesen plötzlichen Umschwung aus. In der Gegend von Roanne allein lieferten noch 1825 2,332 Spinnerinnen 632,500 Kilogramme Garn; 1837 dagegen war ihre Zahl schon auf 5000 geschmolzen, und der Ertrag ihrer Arbeit bestand nur noch in 180,000 Kilogrammen. Dazu verloren die Landleute nicht bloß die Möglichkeit, während ihrer winterlichen Muße etwas zu verdienen, sondern der Flachs, den sie bauten, wurde ihnen nicht einmal abgekauft. Für dieses letztere Uebel wird die Gesetzgebung ein Heilmittel finden; doch der Verdienst der Spinnerinnen ist unwiederbringlich verloren; denn wenn man das Garn auch nicht mehr aus England bezieht, so wird man es in Frankreich selbst auf Maschinen spinnen. Seit der 1826 erfolgten Einführung englischer Maschinen suchen die französischen Maschinenbesitzer mit den englischen zu wetteifern, doch mit geringem Erfolge; 1831 bestanden 37 Maschinenspinnereien, 1839 nur noch 15 oder 16 und von den zwölfen zu Lille waren vier eingegangen.

„Die Kunst, leinene und baumwollene Zeuge zu bedrucken, ist schon ziemlich alt. Anderson sagt in seiner Geschichte des Handels, daß sie schon seit 1676 in Landau bekannt war; und zwar soll der erste Drucker, welcher sich zu Richmond an der Themse niederließ, ein Franzose gewesen seyn. Schon im Alterthum scheinen die Inder die Kunst des Druckens verstanden zu haben; doch in Europa, wo sie erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt wurde, machte sie anfangs sehr geringe Fortschritte. Wir finden sie 1746 zu Mühlhausen, damals einer noch unbedeutenden Stadt, wohin sie durch Samuel Köchlin, J. J. Schmalzer und Johann Heinrich Dolfuß gekommen war. Dieses Unternehmen konnte anfänglich nur geringen Erfolg haben, da die Besitzer nur ein Betriebs-Kapital von 40,000 Franken hatten; um 1756 druckten sie jedoch schon jährlich 30,000 Stücke von 16 Ellen. Im Jahre 1760 aber trat Christoph Oberkampf mit ihnen in Konkurrenz; wie man sagt, besaß er nur ein Kapital von 400 Franken, doch sein Geschäft hatte guten Fortgang; es trugen ihm seine Produkte die goldene Medaille ein. Eine andere Manufaktur dieser Art bildete sich zu Oranien. Die Engländer, Schweizer und Deutsche hatten in ihre Fabriken vielfache Vervollkommnungen eingeführt. Mülhausen ließ seine Formstecher, Drucker und Maler aus der Schweiz kommen. Les Thann, Wesserling, Münster und anderen elsässischen Orten bezog man in Frankreich viele gedruckte Zeuge, und schon 1768 zählte man im Elsaß, Mülhausen mit eingeschlossen, funfzehn Druckereien, wobei wir einige kleine Etablissements in den Thälern der Vogesen nicht mitrechnen. Man nannte die gedruckten Zeuge indische, weil man die weißen Tücher, auf welche man druckte, aus Indien bezog, bis die Engländer die Maschinenweberei erfanden; von diesem Zeitpunkte an erschienen die indischen Tücher nicht mehr auf den europäischen Märkten."

Manches interessante Ergebniß gewinnt Herr Schnitzler durch seine Vergleichung des gegenwärtigen Handels mit dem vor der Revolution. Wir heben aus diesem Theile seines Werkes folgende Stellen hervor:

Darf man glauben, besonders wenn man die Masse des Geldes erwägt, welche gegenwärtig in beständigem Umlauf ist, daß der Handel jetzt in Frankreich weniger bedeutend sey, als vor 1789? Herbin behauptete dies 1802 entschieden, indem er darauf hinwies, daß in Folge der Revolution das Vermögen und die Einkünfte der handeltreibenden Klasse großentheils in die Hände der Landbewohner übergegangen waren. „Von den 130 Millionen", fügt er hinzu, „welche die begüterten Grundeigenthümer in Paris allein verzehrten, kommen jetzt kaum noch 40 Millionen auf gleiche Weise in Umlauf. Der Ueberschuß bleibt auf dem Lande in den Händen der Bauern, welche gegenwärtig die Güter besitzen, die sie früher nur in Pacht hatten; der frühere Pachtzins aber wurde von den Grundeigenthümern in Circulation gesetzt. Ohne daß sich daher die Bevölkerung oder der Gesammtreichthum von Frankreich verringert hätte, ja während der Ackerbau bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist der Handelsverkehr weniger lebhaft geworden, weil die Erzeugnisse der Manufakturen, besonders die Luxus-Artikel, welche für den Produzenten den meisten Gewinn ab-

verfen, in weit geringerem Maße gesucht werden. Nach einer dem Landvolke gleichsam angeborenen Sparsamkeit sucht der Bauer Vermögen zusammenzukaufen, und so verschwindet ein nicht geringer Theil des Reichthums der Nation gänzlich aus dem Verkehr." Diese Bemerkungen Herbin's sind auch noch für unsere Zeit nicht ganz bedeutungslos; doch im Allgemeinen haben sich unsere Handelsverhältnisse allerdings verbessert. Viele Erzeugnisse der Fabriken und Manufakturen sind im Preise sehr gesunken; sie sind dadurch allen Volksklassen zugänglich geworden, und besonders für seine Kleidung entschließt sich das Landvolk darum jetzt zu Ausgaben, an die es früher nicht dachte. Auch der Luxus ist von den obersten Ständen einige Stufen tiefer gestiegen und hat hierdurch eine Menge neuer Bedürfnisse hervorgerufen. Die nahe Berührung aller Volksklassen unter einander hat in der ganzen Nation eine gewisse Sehnsucht nach ruhigem, behaglichem Leben erweckt, welches nur die Reichen sich verschaffen können, das sich der Aermere jedoch so gut zu bereiten sucht, als es jetzt. Wenn man die Masse der eingeführten Waaren im Jahre 1789, zur Kaiserzeit und während der Restauration bis 1828 vergleicht, so findet man in den beiden letzteren Epochen zwar eine bedeutende Verminderung, und erst im Jahre 1830 steht der Handel mit dem Auslande wieder dem von 1789 gleich; doch ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß während dieser ganzen Zeit das Innere von Frankreich weit mehr ausgebeutet worden ist, und daß der Handel im Lande selbst dadurch größeren Aufschwung genommen hat. Ja, es sind sogar mehr Waaren von Frankreich ausgeführt worden als vor der Revolution, wodurch der National-Reichthum gestiegen seyn muß. Gleichwohl fordert das Gedeihen des Handels im Inlande, daß der Handel mit dem Auslande in vollkommenem Gleichmaße mit ihm stehe. Auch mit den anderen europäischen Völkern trat Frankreich erst in genügende Handelsverbindung, als unter Colbert die Industrie zu blühen begann und hierdurch der Handel im Inlande gefördert wurde. Colbert schlug zuerst einen General-Tarif vor, welcher durch ein Edikt Ludwig's XIV. im September 1664 eingeführt wurde und bis zum 5. April 1791 bestand; an diesem Tage trat der neue Tarif in Kraft, welchen die konstituirende National-Versammlung am 2. März desselben Tages dekretirt hatte. Unter dem Ministerium des Kardinal Fleury schätzte man den Ueberschuß, welchen der Handel mit dem Auslande gewährte, schon auf 75 Millionen livres. Die Kolonieen auf den Antillen, wo man seit 1650 Zuckerrohr und seit 1722 Kaffee baute, trugen zum Aufschwung dieses Handels besonders bei, und auch die Kolonieen im asiatischen Indien wirkten bis zum Kriege mit Amerika, welcher für den französischen Handel verderblich wurde, nicht wenig auf denselben ein. Folgende Uebersicht läßt die steigende Blüthe des Handels im achtzehnten Jahrhundert beurtheilen.

	Eingeführte Waaren.	Ausgeführte Waaren.	Gesammtverkehr mit dem Auslande.
1716 . . .	171,295,000 livres.	106,216,000 L.	277,511,000 L.
1731 . . .	196,963,000 „	116,765,000 „	313,728,000 „
1750 . . .	412,760,000 „	257,205,000 „	669,965,000 „
1765 . . .	474,409,000 „	309,245,000 „	783,654,000 „
1785 . . .	656,150,000 „	354,423,000 „	1,010,573,000 „
1792 . . .	929,020,000 „	802,546,000 „	1,731,566,000 „

„Das Dekret des National-Konvents vom 1. März 1793 zerrüttete den französischen Handel, da es den größten Theil der bis dahin vom Auslande bezogenen Waaren nicht mehr einzuführen gestattete. Von dieser Zeit an bis 1836 erreichte der Verkehr mit dem Auslande nie mehr die Höhe, auf der er 1792 gestanden hatte. Nachdem 1815 der europäische Friede wiederhergestellt war, mußte man die zerrissenen Handels-Verbindungen von neuem anknüpfen und besonders eine Handelsflotte schaffen. Zu diesem Zwecke wurde das Gesetz vom 8. April 1816 gegeben, welches der französischen Marine kräftigen Schutz zusicherte. Freisinnigere Ideen führten am 24. Juni 1822 zu dem See- und Handels-Vertrage mit den Vereinigten Staaten und später, am 8. Januar 1826, zu einem ähnlichen mit Brasilien und am 26. desselben Monats zu einem dritten, obwohl minder ausgedehnten, mit England. Dessenungeachtet hatte das Streben, die Einfuhr ausländischer Waaren zu verringern, auf den Tarif vom 1. Oktober 1822 eingewirkt und in verschiedenen Ländern entsprechende Schritte gegen Frankreich hervorgerufen, durch welche besonders der Handel mit den französischen Weinen litt. Doch neue Zollgesetze suchten diesem Uebelstande abzuhelfen, und es wurden zu demselben Zwecke noch mehrere Handelsverträge geschlossen, am 22. September 1838 mit Belgien, am 25. Juli 1840 mit den Niederlanden u. s. w.

„Was man auch gegen einzelne Handelsgesetze Frankreichs sagen kann, so haben sie sich im Ganzen doch für den Handel mit dem Auslande günstig erwiesen, und derselbe ist gegenwärtig noch einträglicher als 1836. Gleichwohl hat er in einzelnen Zweigen sehr verloren. Die Geschäfte, welche Frankreich mit indischen Produkten machte, haben fast ganz aufgehört. Die französische Flotte eilt nicht mehr nach St. Domingo. Die Handels-Verbindungen mit Guinea haben alle Bedeutung verloren. Doch sind sie mit Brasilien, Mexiko, Buenos-Ayres und den anderen früheren spanischen Staaten jetzt um so blühender. Wenn Frankreich mit seinen Kolonial-Waaren in Europa nicht mehr große Geschäfte macht, so macht es um so größere mit den Erzeugnissen seines Bodens und seiner Fabriken in jenen fernen Ländern. Wenn es die Baumwolle, die es in so großer Menge aus den Vereinigten Staaten bezieht, nicht mehr in das Ausland verkauft, so findet es an seinen eigenen Fabrikanten dafür eifrige Käufer. Und wenn man erwägt, daß Frankreich jetzt für mehr als fünfhundert Millionen Produkte aus seinen Manufakturen ausführt, während es deren 1787 nur für 229 Millionen lieferte, und daß es durch die Erzeugnisse eines Bodens nicht weniger als im Jahre 1787, d. i. 309 Millionen, gewinnt, so tröstet man sich über den scheinbaren Verfall einzelner Handelszweige, da die neu hervorgerufene Blüthe anderer dafür vollkommenen Ersatz gewährt."

In den folgenden Bänden seines noch unvollendeten Werks wird Herr Schnitzler von den sozialen, religiösen und intellektuellen Interessen Frankreichs, oder vom Staate, von der Kirche und Schule handeln.

England.

Manchester und seine Bewohner.

Manchester ist eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen, die der Geist unserer Zeit hervorgerufen hat. Eine Total-Ansicht der Stadt von außen giebt kein deutliches und angenehmes Bild. Der Himmel über derselben ist nie klar und die nächste Umgebung dürr und flach. Man sieht die Stadt stets in Nebel gehüllt, der aus dem sumpfigen Boden emporsteigt und von den Rauchwolken der Schornsteine durchbrochen wird. Die Fabriken bekommen dadurch den Anschein des Geheimnißvollen und erinnern an die ewige unterirdische Esse Vulkan's. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, weder eine lange, fortlaufende Linie, noch eine Höhe, die ein regelmäßiges Bild dieses Häuserknäuels gestattete. Kommt man in die Stadt, so erscheint sie weder mittelalterlich, noch modern. Alle Häuser, alle Straßen sehen einander ähnlich, das heißt, Alles erscheint gleich unregelmäßig. Freilich, geht man genauer zu Werke, so entdeckt man auch eine gewisse planmäßige Ordnung in der Anlage der Stadt. Manchester liegt an der Vereinigung dreier kleinen Flüsse, des Irwell, Irk und Medlok. Der Irwell trennt es von der Altstadt oder der Vorstadt Salford, der Medlok von der Vorstadt Choriton, die im Jahre 1801 nur 675 Einwohner hatte und heute deren 30,000 zählt. Die Fabriken liegen rings um die Stadt, längs dem Laufe der Flüsse, von denen Kanäle in das Innere der Stadt führen. An dem Irk, der ein schwarzes und stinkendes Wasser hat, findet man die Lohgerbereien und Färbereien, am Medlok die Druckereien, Maschinenbau-Anstalten und Gießereien, der Irwell aber versorgt die wichtigsten und zahlreichsten Fabriken, die Spinnereien und Webereien. Auch liegen längs seines Laufes die städtischen Gebäude, das Armenhaus, die Unterrichts-Anstalten, die alte Kirche, die Börse auf der einen, die Justiz- und Gefängniß-Gebäude auf der anderen Seite. Eine lange, winkelige Straße, welche die Stadt in der Richtung von Osten nach Westen durchschneidet, enthält an ihren beiden Enden die Läden, aus denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse beziehen. Mehr im Mittelpunkte, in Market-Street und Piccadilly, findet man die eleganteren Gewölbe, die Buchhandlungen und die Buchdruckereien. Das aristokratische Viertel heißt Mosley-Street. Es schneidet Market-Street in einem rechten Winkel und enthält die Comtoire für die Fabrikanten aus Manchester und der Umgegend. In dem Winkel beider Straßen liegen die Depots der rohen Stoffe und der fertigen Waaren.

Die scheinbare Planlosigkeit und Unordnung in der Anlage der Stadt bewirkt ein großes Ersparniß an Zeit und Geld. Man könnte tadeln, daß der Raum für die starke Bevölkerung zu karg zugemessen ist, daß es an öffentlichen Plätzen, Promenaden und luftigen Wohnungen fehlt, aber gewiß, es wäre schwer, die Waaren dem Markte, die Maschinen ihrem Bedarfe und die Fabrication den Transportmitteln näher zu bringen, als es hier geschehen ist. Die Eisenbahnen sind auf Arkaden so weit in die Stadt geführt, daß man sie mit Bequemlichkeit überall erreichen kann. Die Kanäle gehen unter den Straßen fort und verzweigen sich durch alle Viertel, damit die Kohlenkähne bis an die Oefen der Fabriken gebracht werden können.

Manchester bietet weder das lebendige Treiben Liverpools noch Londons dar. Den größten Theil des Tages ist die Stadt still und öde. Die Transporte gleiten ohne Geräusch über die Kanäle, nicht am Fuße von Palästen, wie in Venedig, aber zwischen zwei Linien von Fabriken, welche Luft, Wasser und Feuer unter einander theilen. Auf lange Strecken hört man kein Geräusch als das Zischen des Rauchs und das Stoßen der Kolben in den Maschinen. Nur zu gewissen Stunden des Tages wird die Stadt lebendig. Es geschieht dies, wenn die Arbeiter in die Fabriken gehen oder aus denselben entlassen werden und sie die Straßen zu Tausenden durchziehen, oder wenn die Börse geöffnet wird und die Führer dieses Volks von Arbeitern zu ihrem Kongresse eilen. Doch auch selbst an Tagen, wo die Menschen sich selbst angehören und sich ihren Lieblings-Neigungen hingeben dürfen, sieht es in Manchester ernst und eilig aus; es will keine heitere Miene in dem Kohlendampfe gedeihen.

Doktor Taylor, welcher Lancashire während der kommerziellen Krise von 1841 besuchte, sagt von Manchester Folgendes: „Es ist eine Geschäftsstadt, in der das Streben, sich zu amüsiren, ungekannt ist und die Vergnügungen kaum noch einer Nebenrücksicht gewürdigt werden. Jeder Mensch, dem man auf der Straße begegnet, hat eine geschäftige Miene und einen eiligen Gang. Privatwagen sieht man sehr wenige, unter allen Straßen ist eine einzige, und zwar die neueste, durch elegante Läden geziert, nur einige Gebäude, die sich auch sogleich durch ihre feierliche Bauart auszeichnen, sind dem Gemeinwesen gewidmet, darunter befindet sich ein einziges für das Vergnügen der Einwohner, die anderen sind religiöse, wissenschaftliche oder kaufmännische Anstalten. Die Börse zu Manchester ist das Parlament der Baumwollenlords, das so unumstößliche Dekrete erläßt, als jemals der König von Persien erließ, in welchem aber, im Gegensatz zu allen Parlamenten der Welt, sehr viel gethan und sehr wenig gesprochen wird. Geschäfte von ungeheurer Wichtigkeit werden mit einem Kopfnicken, mit einem einzigen Augenzwinkern oder einem bloßen Achselzucken entschieden, im Vergleich womit der Lakonismus der alten Spartaner ein dummes kindisches Geschwätz ist. Man erinnert sich dunkel und wie v-

langer Zeit her, daß ein Mann auf der Börse einen Scherz zu machen gewagt habe, und spricht davon in Ausdrücken, als wäre die Sarabande in der Peterskirche getanzt worden.

„Was die geistige Höhe betrifft, so wird alles Talent und alle Intelligenz für die großen industriellen Speculationen verbraucht. Im Ganzen findet man nicht mehr Genie als Dummheit. Doch, wie auch der geistige Zustand beschaffen sey, so viel ist gewiß, daß keine Fähigkeit unangewendet bleibt. Ich habe Manchester zu einer Zeit großen kommerziellen Glücks und neuerdings in einer Periode der Stockung gesehen. Damals hätte ein Fremder sich unter eine Gesellschaft von tanzenden Derwischen versetzt glauben können, denen Stillschweigen und gleichzeitig fortwährende Bewegung auferlegt ist. Es schien, als wäre Keiner mehr fähig, länger als drei Minuten auf einer Stelle zu bleiben. Jedermann in Manchester hat den Grundsatz, es sey noch nichts gethan, so lange noch etwas zu thun übrig ist.

„Jedoch während der jüngsten Krise war der Anblick der Börse wahrhaft erschreckend. Alles war niedergeschlagen, wo möglich noch düsterer als zuvor, endlich kam man zu dem Entschluß, eine gewisse Summe, aber nur diese, preiszugeben, da man wohl auf einen einstmaligen Wiedergewinn rechnen durfte. Seyen die Geschäfte lebhaft oder flau, die Börse dauert kaum länger als eine Stunde. So wie die Glocke zwei Uhr schlägt, geht die Versammlung unmerklich und ohne Geräusch aus einander, so daß noch vor drei Uhr das Gebäude so öde und verlassen ist, wie eine ägyptische Katakombe."

Solche Gewohnheiten erklären sich aus dem Ursprunge der Bevölkerung. In den französischen Fabrikstädten z. B. fand die Industrie, als sie eingeführt wurde, bereits einen fertiggebildeten gesellschaftlichen Zustand vor. Mülhausen war eine freie Reichsstadt und richtete sein Fabrikenwesen auf eine eigenthümliche Weise ein. Die Fabrikanten bildeten dort einen Staat im Staate, eine Art von Familie, so eng hielten sie an einander und so väterlich behandelten sie die Arbeiter. Lyon ist eben so ein Sitz der Literatur und der Kirche, als es ein Sitz der Industrie ist. Der Adel und der Klerus haben dort ihre besonderen Viertel, von denen aus sie an der Verwaltung der Stadt theilnehmen. Rouen gehört nicht weniger den Grundeigenthümern als den Fabrikbesitzern. Kurz, es finden sich in den meisten Fabrikstädten des Kontinents alle Elemente, deren Vereinigung die sogenannte Gesellschaft bildet. Aber in Manchester ist die Industrie mit sich allein. Was dort vorhanden ist, ist sich gleich, und was nicht Allem gleich ist, ist fremd. Es giebt nur Herren oder Arbeiter. Diejenigen Wissenschaften, die mit der Industrie in Verbindung stehen, werden in Lancashire gepflegt. Manchester hat eine Gesellschaft für Statistik, und die Chemie steht dort in Ehren, aber Literatur und Kunst sind todte Worte. Das Theater sorgt nicht für Reinigung des Geschmacks und liefert nur derbe Unterhaltungen, wie sie eine beschäftigte Bevölkerung braucht. In Bezug auf die politischen Meinungen ist der Radikalismus vorherrschend. Unter den religiösen Sekten haben die neueren die meisten Anhänger. Manchester enthält mehr Methodisten, Quäker und Independenten, als Anglikaner. In gewisser Hinsicht realisirt diese Stadt das Utopien Bentham's. Hier wird in der That Alles unter dem Gesichtspunkte des Nutzens betrachtet, und das Schöne, Große und Edle wird gewiß nur aus dieser Quelle hervorgehen, wenn es hier überhaupt erscheint.

Wenn in Manchester der Luxus unbekannt ist, so kommt dies nicht sowohl von der Sparsamkeit oder Sittenstrenge der Fabrikanten, sondern vorzüglich daher, daß es dort keinen Adel, weder alten noch neuen, giebt. Die eigentliche Stadt ist nur von den Ladenbesitzern und Arbeitern bewohnt. Die Kaufleute und Manufakturisten wohnen in Villen außerhalb der Vorstädte. Diese räumliche Abgeschlossenheit der einzelnen Familien läßt keine Geselligkeit, also auch keine Rivalität im Luxus aufkommen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— **Die deutsche Philosophie und die französische Geistlichkeit.** Wir theilen zur Vervollständigung dessen, was wir in Nr. 38 des Magazins über die Philosophie und ihre Gegner in Frankreich gesagt, nachstehende Worte aus einer so eben (in der Revue des deux Mondes) erschienenen Abhandlung des Herrn Emil Saisset „über die Philosophie der Geistlichkeit" (De la philosophie du Clergé) mit. Es ist daraus zu ersehen, welchen Einfluß die deutsche Philosophie in Frankreich gewonnen, wo sie nicht bloß mit der Geistlichkeit in Konflikte gerathen, sondern wo auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit erkannt wird, einer gewissen Richtung derselben nicht zu folgen, um nicht wieder auf die kaum verlassenen materialistischen Abwege zu gerathen: „In unserem Jahrhundert", sagt Herr Saisset, „ist die Philosophie nicht mehr das Vorrecht einiger ausgezeichneten Geister oder der Traum einzelner Stuben-Gelehrten. Sie ist vielmehr überall eingedrungen: in unsere Sitten, wie in unsere Institutionen und Gesetzbücher; sie ist in jeder Freiheit, in jedem Rechte, die die Gesellschaft sich errungen. Warum also erklärt die Kirche in Frankreich dem neuen Geist den Krieg? Noch ist der Platz, der ihr eingeräumt ist, immer ein sehr schöner; es kömmt nur darauf an, ihn zu behalten und regelmäßig zu erweitern. Entsage doch der Klerus unnützem Bedauern und vergeblichen Hoffnungen! Zeige er sich vielmehr freisinnig im Schoße einer freisinnigen Gesellschaft, philosophisch zu einer Zeit, in der die Philosophie die nothwendige Nahrung der Geister ist, und friedfertig, da Alles rings um ihn den Frieden liebt und wünscht.

„Die französische Geistlichkeit beunruhigt sich über das Eindringen der deutschen Speculation in unser Land. Hinter dem Pantheismus Schelling's und Hegel's erblickt sie die Exegese von Strauß, und im Angesichte solcher Gegner kann man ihr in der That nicht rathen, waffenlos zu bleiben. Ihr Unrecht ist auch nicht, daß sie sich vertheidigt, sondern daß sie sich schlecht vertheidigt. Statt sich der Philosophie und der Vernunft gegen den Pantheismus zu bedienen, hat sie es leider unternommen, sich des Pantheismus, den sie entstellt und nicht kennt, gegen die Philosophie und die Vernunft zu bedienen. Wenn die Geistlichkeit von einem besseren Gedanken beseelt und treu ihren glorreichen Traditionen, jetzt einen loyalen und rechtmäßigen Kampf gegen den deutschen Pantheismus unternehmen wollte, so würden ihr von allen Seiten Verbündete zuströmen, und zwar selbst aus den Reihen derselben Philosophen, die sie verleumdet und so wenig kennt. Sehen denn nicht aufmerksame Geister an unserem philosophischen Horizonte schon die ersten Dämmerungen einer heilsamen Reaction gegen jene pantheistischen Speculationen, mit denen Deutschland unser Land und Europa erfüllt hat? Seit dreißig Jahren allerdings hat Frankreich die Literatur und die Philosophie der Deutschen durch eine Theilnahme und einen Enthusiasmus geehrt, die bis zur Verzückung sich steigerten. Man fängt jetzt an, entzaubert zu werden und Deutschland, das man besser kennt, mit mehr Ruhe, Discretion und Maaß zu bewundern. In der That war das philosophische Frankreich seit einem Jahrhundert einestheils zu bescheiden und anderentheils zu gelehrig. Es folgte anfangs mit Condillac den Fußstapfen Locke's und der englischen Philosophie; späterhin suchte es in der schottischen Philosophie eine Zuflucht gegen den Materialismus von Cabanis und de Tracy; seitdem von diesem dumpfen Sklavenjoche befreit, sollte es nichts Besseres zu thun haben, als sich in die Arme der deutschen Philosophie zu werfen? Es ist Zeit, daß Frankreich sich erinnere, es brauche nicht Europa zu durchziehen, um seine Lehrer zu finden, und daß, ohne sich den Entdeckungen seiner Nachbarländer zu verschließen, das Vaterland des Descartes vor Allem nur sich selber treu zu bleiben braucht, um keiner fremden Hülfe zu bedürfen."

— **Französische Vorlesungen in Berlin.** Herr von Suzor schloß am letzten Donnerstage den Cyklus seiner im Saale des Hôtel de Russie gehaltenen französischen Vorlesungen. Leider sind wir an mehreren Abenden verhindert gewesen, diese Vorträge zu besuchen, so daß wir ein vollständiges Urtheil darüber nicht abzugeben vermögen. Wir haben jedoch hinreichende Gelegenheit gehabt, bestätigt zu finden, was wir nach der ersten Vorlesung über den französischen Gast ausgesprochen, daß nämlich seine Vorträge mehr unterhaltender als belehrender Art sind, daß seine Darstellungen mehr die Oberfläche als die Tiefe des Gegenstandes berühren, und daß er, seinem ästhetischen Standpunkte nach, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart huldigt. Gleichwohl haben diese Vorlesungen gewiß einen angenehmen Eindruck bei den meisten Zuhörern zurückgelassen, die größtentheils aus Frauen bestanden, denen mit einer philosophischeren, die Sache gründlich behandelnden Betrachtungsweise kaum gedient gewesen wäre, die aber dem galanten Gärtner, der *hier eine Rose*, dort ein Veilchen und da ein Vergißmeinnicht in dem reichen Garten der französischen Literatur für sie pflückte, mit Vergnügen gefolgt sind. Wir haben bereits erwähnt, daß Herr von Suzor in seiner ersten Vorlesung die Anfänge der französischen Literatur berührte und bis zu den Epochen Franz des Ersten und Ludwig's XIII. kam. Am zweiten Abend trug er die Geschichte der Gründung der französischen Akademie durch den Kardinal Richelieu vor und gedachte jenes berühmten Sammelplatzes der schönen Geister des 17. Jahrhunderts, des Hotel Rambouillet, wo auch Bossuet seinen ersten oratorischen Ruhm ärndtete. Demnächst zum Jahrhundert Ludwig's XIV. übergehend, entwickelte er in den folgenden Vorlesungen die unterscheidenden Merkmale der beiden großen Tragiker Corneille und Racine, gab eine Charakteristik der berühmten Essayisten und Moralisten Larochefoucauld, Pascal, Labruyère ꝛc. und wandte sich endlich zu dem liebenswürdigen Fabulisten Lafontaine. Molière und Boileau, diesen beiden Grundtypen des französischen Nationalgeistes, war ein Abend allein gewidmet, an welchem besonders die Geschichte der Marie Mignot, die der Vorleser nach einem bekannten Drama erzählte, die Zuhörerinnen entzückte. Es folgte sodann die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit seinem Geist und seiner Sittenverderbniß, so wie mit seinen Keimen der Revolution, wobei natürlich wieder den hervorragendsten Geistern, Voltaire und Rousseau, die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die revolutionaire und die Kaiser-Zeit lieferten bekanntlich auf literarischem Gebiet wenig oder doch nur eine sehr trockene Ausbeute. Herr von Suzor vindizirte jedoch zweien Schriftstellern dieser Epoche, nämlich André Chenier und Gilbert, von denen der Eine auf der Guillotine und der Andere im Hospital starb, das Verdienst, die neuromantische Schule der Franzosen geweckt zu haben, womit wir jedoch, namentlich in Bezug auf Ersteren, nicht ganz einverstanden sind; wogegen es scheint, daß der Vortragende die Verdienste, welche Frau von Staël in dieser Beziehung ganz unverkennbar hat, nicht genugsam hervorgehoben. Chateaubriand wurde als Beweis aufgestellt, daß das französische Volk seine großen Männer stets zu ehren wisse, auch wenn es mit ihren politischen Meinungen nicht einverstanden sey. Als Repräsentant der neueren Schule, die der älteren, wie die Natur der Kunst oder wie die Leidenschaft dem Ideal, gegenüber gestellt wurde, ward Victor Hugo hervorgehoben. Endlich machte eine Digression über die weiblichen Schriftstellerinnen der Franzosen, wobei natürlich die Staël und George Sand in erster Reihe figurirten, und eine Betrachtung über die sittlichen Zwecke von Eugen Sue's Mystères de Paris den Beschluß der Vorlesungen, deren letzte Worte von den Versammelten auch mit äußeren Zeichen des Beifalls begleitet wurden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Donnerstag den 23. Mai 1844.

Frankreich.

Die Anfänge der National-Oekonomie.

Vauban. — Boisguillebert. — Law.

Ein eben so sicheres als angenehmes Mittel, eine Wissenschaft zu lernen, ist, wenn man ihre Geschichte studirt. Das erste Aufblitzen einer großen Entdeckung, das Herumtappen und die Fehler im Anfang, die plötzlichen Erleuchtungen, mit einem Wort die Lehren der Erfahrung, bilden einen Kursus, der anziehender und oft nützlicher ist, als die trockene Auseinandersetzung der abstrakten Prinzipien. Wenn diese Art des Studiums schon bei jeder Wissenschaft ihre Vortheile hat, so tritt dies noch mehr in der National-Oekonomie hervor. Indem man die allmälige Fortbewegung der administrativen Wissenschaft in den Werken ihrer Meister verfolgt, sieht man gleichsam die Doktrinen und Gesetze, die uns beherrschen, sich entwickeln, und während man die Theorie sich aneignet, macht man sich mit den Schwierigkeiten der Praxis vertraut. Daher ist die Idee, nach welcher jetzt in Paris eine Sammlung der Schriften der berühmtesten Oekonomisten erscheint, so daß sie eine Art ökonomischer Encyklopädie bilden, eine sehr glückliche zu nennen.

Vor der Entstehung der systematischen Schulen, die sich an Quesnay und Smith anschlossen, hatten die politischen Schriftsteller, indem sie in naiver Weise das Elend ihrer Zeit der Unordnung der Finanzen oder der Seltenheit des Geldes zuschrieben, ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das System der Steuern und auf die Bewegungen des Geldes gerichtet. Wegen dieser Tendenz werden sie heute merkantilische oder finanzielle Oekonomisten genannt. Diese erste Reihe, die von Eugène Daire mit biographischen Skizzen und erklärenden Noten herausgegeben wird, umfaßt fünf Publizisten, unter denen wieder drei die bedeutendsten sind: Vauban, der berühmte Ingenieur, der vorzüglich belehrend ist über den Zustand Frankreichs während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Ludwig's XIV., Boisguillebert, der zuerst die Grundwahrheiten der Wissenschaft ahnte, und Law, der berüchtigte Finanz-Minister der Regentschaft.

Heutzutage, wo wir an den regelmäßigen Mechanismus der fiskalischen Einrichtungen, an eine gleiche oder wenigstens von der Mehrheit der Theoretiker für gleich gehaltene Vertheilung der Lasten, an eine leichte und wohlwollende Steuer-Erhebung und an eine überreiche Oeffentlichkeit *) gewöhnt sind, haben wir Mühe, die finanzielle Lage der alten Monarchie zu begreifen. Wenn man die Verwaltung des öffentlichen Vermögens jener Zeit studirt, so empfindet man eine Art Schauer, wie bei der Schilderung einer verborgenen Unthat. Doch dürfen wir jene Zeit nicht zu schnell verurtheilen: wir müssen uns in die Verhältnisse versetzen, aus denen sie hervorgegangen ist.

Die Umwälzung, durch welche das Feudalwesen gestürzt und die moderne Gesellschaft geschaffen wurde, hat auch ihre ökonomische Seite. Das Feudalwesen war ein System, in welchem die sozialen Functionen, und insbesondere der Kriegsdienst, erblich übertragen und mit den Einkünften des zu Lehen gegebenen Besitzes besoldet wurden. Vom höchsten Baron bis zum Leibeigenen herab ärndtete Jeder die Früchte seines Boden-Antheils, unter der Bedingung, auf den ersten Ruf seines Herrn in Waffen zu erscheinen. Ein Vorzug von den jährlichen Einkünften, Gebühren, die bei den verschiedenen Civil-Akten willkürlich erhoben wurden, die gerichtlichen Geldstrafen und Confiscationen bildeten das Budget des Herrn. Nun hätte, abgesehen von der Politik der Könige und dem Aufkommen des Bürgerstandes, eine einzige Thatsache, welche in den unteren Regionen der Gesellschaft vor sich ging, die Feudal-Organisation zerstören müssen, nämlich das Schlechterwerden des Geldes, wodurch der Grundzins oder andere in Geld abgeschätzte Feudalabgaben immer kleiner wurden. „Der höhere Nominalwerth des Geldes" **), sagt der Graf Boulainvilliers, „und die verschiedene Schätzung der Münze hatten den Ertrag der Lehne so sehr herabgesetzt, daß sie, statt ihren Besitzern, wie früher, vollständigen Unterhalt zu gewähren, worauf die Verpflichtung und die Möglichkeit des Dienstes beruhte, um mehr als drei Viertel ihres ursprünglichen Werths verloren hatten." Schon zur Zeit des heiligen Ludwig rechnete man den Verlust auf vier Fünftel an; was wir heute einen Sou nennen, ist ungefähr der zweitausendste Theil des silbernen Sou, welches der hundertzigste Theil des Pfundes zur Zeit der ersten Belehnungen war. Die größten Herren wären allmälig in die äußerste Noth gerathen, wenn sie nicht das Defizit ihrer Finanzen durch Räubereien ausgefüllt hätten. Trotz dieser Hülfsquelle waren ihre Verlegenheiten zuweilen so groß, daß sie die Könige baten, ihnen zu erlauben, ihre Lehne zu verkürzen, d. h. einen Theil derselben durch den Verkauf an Bürgerliche oder an Männer der Kirche zu verwerthen. Fast alle Fürsten, vorzüglich Philipp der Schöne, Karl V. und Ludwig XI. begünstigten eine Tendenz, die mit ihrer geheimen Politik ganz übereinstimmte. Allmälig fand es sich, daß der Feudaldienst unzureichend geworden war. Jetzt eignete sich das Königthum die Beschützung der allgemeinen Interessen an. Auf den Schlachtfeldern bildeten die Soldaten des Königs, regelmäßige und permanente Truppen, die für Geld angeworben wurden, den Kern der Armee; in der bürgerlichen und gerichtlichen Sphäre traten die Leute des Königs, d. h. die besoldeten und absetzbaren Beamten, an die Stelle der erblichen Agenten des Lehnsystems. So konstituirte sich der neuere Monarchismus, ein ökonomisches System, in welchem die öffentlichen Dienste nicht mehr durch den schwankenden Ertrag einer Domaine, sondern durch ein fixes Gehalt in Geld remunerirt wurden.

Die Aufgabe, eine Armee zu unterhalten, eine immer komplizirter werdende Administration zu besolden, hatte nicht wenig Schwierigkeit, zumal in einer Zeit, wo man noch nicht die Mittel kannte, das Geld in raschere Circulation zu bringen. Die besonderen Hülfsquellen des Souverains waren beschränkt: die Zerstückelung des Gebiets, der Antagonismus der Provinzen ließen den Gedanken an die Aufstellung eines National-Budgets nicht aufkommen. Das Königthum war damals noch nicht, wie später, eine Incarnation der öffentlichen Macht, und seine Stimme wäre überhört worden, wenn es in guter Absicht und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes verlangt hätte, daß Jeder zu den öffentlichen Lasten nach seinen Kräften beitrage. Die Intendanten der Krone vermochten nur durch immer neu ersonnene Uebergriffe, Vorwände und Mittel aller Art Ausgaben und Einnahmen in Gleichgewicht zu bringen. Zu dem ursprünglichen Ertrag der königlichen Domaine kamen hinzu die sogenannte taille des gendarmes zur Unterhaltung der regelmäßigen Truppen, die Abgaben der Freilehen oder die Kriegssteuer für die Lehen, die nicht mehr Kriegsdienst leisteten, die Ablösungs-Renten für Lehngüter, die von Bürgerlichen erworben wurden, die oft betrügerischen Vortheile an der Münze, die Steuer der Juden, der Leihhäuser und der Freibürger, die Geldstrafen und Confiscationen. Eine Unzahl von Gebühren, die gutwillig oder mit Gewalt erhoben wurden, bildeten mit der Zeit ein ziemlich respektables Einnahme-Budget. Mit einem Wort, überall und so viel als möglich nehmen, war die Maxime des Souverains, sich den öffentlichen Lasten so viel als möglich entziehen, das erste Gesetz des Unterthanen. Die inneren Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts, die endlosen Kriege des folgenden, die Verschwendungen des Hofes, die Sorglosigkeit der Verwaltung verschlimmerten nur die Unordnung der Finanzen, welche der Krebsschaden der alten Monarchie war.

Beim Tode Ludwig's XIV. beliefen sich die vom königlichen Fiskus erhobenen Auflagen auf 166 Millionen; aber diese Ziffer repräsentirte für jene Zeit eine mindestens viermal größere Summe, als gegenwärtig. Einmal sind, wenn man nur den metallischen Werth des Geldes in Betracht zieht, 33 Livres Tournois gleich 50 Francs unserer Münze; zweitens ist es wenig gerechnet, wenn man die Erhöhung des Waarenpreises und der Handarbeit seit hundertfunfzig Jahren auf das Doppelte anschlägt. Das königliche Budget von 1715 würde also in heutigem Gelde 630 Millionen Francs repräsentiren. Eine solche Last, von einer Bevölkerung getragen, die nicht viel neunzehn Millionen überstieg, kommt den stärksten Budgets unserer Zeit gleich. Ueberdies dispensirten die im Namen des Königs erhobenen Steuern nicht vom Kirchenzehnten, von gewissen Feudal-Gebühren und von den verschiedenen Abgaben, die jeder Profession und jeder Lokalität eigenthümlich waren. Noch mehr: um die durch die Exemtionen der privilegirten Stände entstehenden Ausfälle zu decken, mußte man um so viel den Beitrag der gemeinen Steuerpflichtigen erhöhen, so daß für die Meisten von diesen der Druck zuweilen unerträglich war. So wurde die Taille, eine Fundamental-Abgabe, die unserer Grund- und Mobiliar-Steuer entsprach, nur zum Theil von den adligen und geistlichen Gütern erhoben. Die pays d'état, d. h. die neuerworbenen Provinzen, die eine Art Repräsentation behalten hatten, wie die Grafschaft Artois, die Franche-Comté, das Elsaß, zahlten nur die wirkliche oder Territorial-Taille; die pays d'élection, die dem Belieben der Steuer-Beamten der Krone unterworfen waren, zahlten noch außerdem die persönliche Taille, die willkürlich von allen Einkünften, welches auch ihre Natur seyn mochte, erhoben wurde. Kein Gesetz ordnete den Betrag der Auflage, und die Un-

*) So sind in der vorletzten Session der französischen Kammern an jedes Mitglied derben Rechnungen und Dokumente, die 10,220 Seiten einnehmen, vertheilt worden.

**) Indem man den Nominalwerth eines Geldstücks erhöhte, verminderte man seinen eren oder reellen Werth.

gleichheit der Provinzen unter einander war weniger auffallend, als die der Personen. Man schickte in jedes Kirchspiel Beamte, welche die Steuer eines Jeden nach dem Vermögen, das man ihm zuschrieb, veranschlagten. Da begann zwischen den Agenten des Fiskus und den Steuerpflichtigen eine widrige Komödie, ein Wettstreit von Ueberlistungen und Unredlichkeiten. Einflußreiche Personen konnten leicht durch Bestechungen oder Drohungen den Controleur gewinnen; für die kleinen Leute dagegen war es eine Hauptaufgabe, ihren Wohlstand zu verstecken. Die fleißigen Familien vergruben ihr Geld und bemühten sich, arm zu scheinen. Die Denunciation eines eifersüchtigen Nachbarn konnte sie in einen Abgrund von Trübsal stürzen. Wir übertreiben nicht. „Wenn einer mit heiler Haut davonkommt", sagt Vauban, „so muß er das Bischen Wohlstand, das er hat, so gut verbergen, daß seine Nachbarn keine Ahnung davon haben." — „Nicht selten", fügt der würdige Marschall hinzu, „sah man den reichen Landmann sich des Nothwendigen berauben, sich dem Wind und Wetter mit einem zerlumpten Rock aussetzen, in der Ueberzeugung, daß ein guter Rock den Vorwand hergeben würde, ihn das nächste Jahr höher zu besteuern." Was die Art der Eintreibung betrifft, so waren außer Feuer und Schwert alle Mittel erlaubt, um den Steuerpflichtigen zur Zahlung zu zwingen. Das Erscheinen der Einnehmer setzte gewissermaßen ein Dorf in Belagerungszustand. Da sie sich nicht über den Paß, den sie erregten, täuschen konnten, so wagten die Agenten auch nicht, einzeln zu erscheinen, und nur in Compagnieen von sechs oder sieben wohlbewaffneten Leuten verlangten sie im Namen des Königs den Eintritt in jedes Haus.

Die sogenannten aides, die Ein- und Ausgangszölle, die Salzsteuer, die Tabackspacht oder, nach der Sprache unserer Zeit, die indirekten Steuern, die an Compagnieen räuberischer Pächter überlassen waren, erzeugten Mißbräuche, die nicht weniger drückend für den Einzelnen, nicht weniger verderblich für den öffentlichen Wohlstand waren. Man berechnete im vorigen Jahrhundert, daß die Ausgabe, die erforderlich war, um dem Staat 30 Millionen einzubringen, 60 Millionen und der den Eigenthümern zugefügte Schaden 80 Millionen betrug, so daß man 140 Millionen opferte, um 30 zu gewinnen. Das Salz war durch die Auflagen so vertheuert, daß der Bauer, statt auf die Salzlake zu spekuliren, sich die Würze seiner eigenen Nahrungsmittel nicht gönnte. Es gab sogar viele Provinzen, in denen diese traurige Oekonomie nicht möglich war. Das waren die sogenannten pays de grande gabelle, wo jeder Familienvater genöthigt war, jährlich sein Pflichttheil Salz (le sel du devoir) zu kaufen, d. h. eine gewisse Quantität Salz, die man ihm mit Gewalt zuschickte und die er bezahlen mußte, welches auch seine Bedürfnisse seyn mochten. Indem man einer Gesellschaft die finanzielle Ausbeute eines Landstrichs verpachtete, mußte man sie ermächtigen, diese Lokalität in Barrieren einzuschließen; daher jenes Netz von inländischen Zollstätten, das jeden kommerziellen Aufschwung hinderte. Der Zufall oder die Gunst vermehrte oder verminderte die Lasten jedes Bezirks. Es war z. B. eine Zeit, wo man, im Steueramt von Montes, elf verschiedene Zölle entrichten mußte, um Getränke verkaufen zu können; daher fiel auch die Consumtion daselbst in kurzer Zeit von 60,000 Fässer Wein auf 4000. Boisguillebert hat berechnet, daß die von China oder Japan in Frankreich eingeführten Produkte nur um das Vierfache, die im Innern von einer Provinz zur anderen versendeten Liqueure dagegen um das Zwanzigfache ihres Werthes durch die Zölle vertheuert würden, so daß, wie er hinzufügt, die Bauern des nördlichen Frankreich, welche genöthigt sind, Wasser zu trinken, sich hätten Wein kaufen können, wenn sie, statt aus dem Orleansschen, ihren Bedarf aus China oder Japan bekommen hätten. Obgleich die damals beliebten ökonomischen Theorieen den auswärtigen Handel empfahlen, so hatte man doch nicht weniger als 26 Zölle zu bezahlen, ehe man die Produkte der französischen Fabriken zur See ausführen oder die fremden Ladungen landen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas.

(Zweiter Artikel.)

(Schluß.)

„Es war an einem Sonntag; die Revüe war öffentlich angekündigt worden, und der Marktplatz von Foggia war mit Zuschauern besäet. Die Bardarelli rückten in vollkommener Ordnung ein, bis an die Zähne bewaffnet, aber ohne eine Spur von Feindseligkeit oder Mißtrauen zu zeigen. Als sie den Platz erreichten, hoben sie die Säbel empor und riefen einstimmig: Viva il Ré! Der General erschien auf dem Balkon, um ihren Gruß zu erwiedern; der diensthabende Adjutant kam zu ihnen herunter, und nachdem er die Schönheit ihrer Pferde und den guten Zustand ihrer Waffen gelobt, kommandirte er den Parademarsch vor des Generals Fenster vorbei, welchen sie mit einer Präzision ausführten, wie man sie nur von regelmäßigen Truppen gewohnt ist. Sie formirten sich dann wieder in der Mitte des Platzes und stiegen vom Pferde.

„Der Adjutant begab sich mit der Liste der drei neuen Offiziere in das Haus zurück; die Bardarelli blieben bei ihren Pferden stehen. Da entstand plötzlich eine große Verwirrung und Bewegung unter den Zuschauern; ihre Reihen öffneten sich auf mehreren Punkten, und von jeder Straße, die nach dem Platz führte, sah man eine Kolonne neapolitanischer Truppen vorrücken. Die Bardarelli wurden von allen Seiten umringt. Sie merkten sogleich, daß sie verrathen waren, sprangen daher auf ihre Pferde und zogen die Säbel; aber in demselben Augenblick nahm der General den Hut ab, welches das verabredete Signal war — das Kommando: Faccia in terra! erschallte, die Zuschauer warfen sich platt auf die Erde, die Soldaten feuerten über sie, und neun von den Räubern fielen todt oder schwer verwundet nieder. Diejenigen, welche nicht getroffen waren, sahen nun, daß sie keine Gnade zu erwarten hätten; sie stiegen ab, bildeten ein dichtes Quarré und schlugen sich nach einem alten Kastell durch, in welchem sie Zuflucht nahmen. Nur zwei von ihnen stürzten sich im Vertrauen auf die Schnelligkeit ihrer Pferde in die feindlichen Reihen, schossen ein Paar Mann nieder, durchbrachen die Anderen und entkamen. Die Frau verdankte ihre Rettung einem ähnlichen Wagestück, das sie auf einem anderen Punkte der feindlichen Linie ausführte. Sie feuerte ihre beiden Pistolen mit tödtlicher Wirkung ab, brach durch den Haufen und galoppirte davon. Die Aufmerksamkeit Aller war nun auf die noch übrigen zwanzig Bardarelli gerichtet, die in dem verfallenen Kastell Schutz gefunden hatten. Die Soldaten rückten gegen sie an, indem sie einander Muth einsprachen und sich auf eine hartnäckige Vertheidigung gefaßt machten; zu ihrem Erstaunen aber kamen sie bis an das Thor des Kastells, ohne daß ein Schuß auf sie gethan wurde. Das Thor war bald eingeschlagen, und die Soldaten verbreiteten sich durch die Hallen und Gallerieen des alten Gebäudes. Aber Alles war still und einsam — die Banditen waren verschwunden.

„Nachdem man eine Stunde lang jeden Winkel der Ruine durchstöbert hatte, begann man, an dem Erfolg zu verzweifeln. Ueberzeugt, daß ihre Beute ihnen auch diesmal entgangen sey, waren die Verfolger schon im Begriff, sich zu entfernen, als ein Soldat, der sich bückte, um in eine Kellerluke hineinzusehen, durch einen Schuß getroffen todt niederfiel.

„Die Bardarelli waren nun zwar entdeckt; ihrer habhaft zu werden, war aber noch immer nicht leicht. Statt daher Leute durch einen direkten Angriff einzubüßen, verstopften die Soldaten das Luftloch mit Steinen, stellten eine Wache vor dasselbe, begaben sich dann nach der Kellerthür, die von innen verrammelt war, und häuften brennendes Reisholz und andere feuerfangende Stoffe dagegen, so daß die Treppe sich bald in einen glühenden Ofen verwandelte. Nach kurzer Zeit stürzte die Thür ein, und das Feuer drang wie ein Strom in den Schlupfwinkel der unglücklichen Banditen; es herrschte aber noch immer eine tiefe Stille. Dann wurden zwei Karabinerschüsse gehört; es waren zwei Brüder, die, um ihren Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen, sich gegenseitig erschossen hatten. Einen Augenblick nachher vernahm man eine Explosion; ein Bandit hatte sich in die Flammen gestürzt, und seine Patrontasche war aufgeflogen. Dem Ersticken nahe und ohne Aussicht auf Befreiung, war endlich der Rest dieser Unglücklichen gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; sie wurden durch die Luke heraufgeschleppt, an Händen und Füßen gebunden und ins Gefängniß abgeführt.

„Die acht Banditen, die sich geweigert hatten, in Foggia zu erscheinen, und die beiden, die entkommen waren, sahen sich gleich wilden Thieren verfolgt, von Berg zu Berge gehetzt und von einem Schlupfwinkel zum anderen getrieben. Einige wurden niedergeschossen, andere von den Bauern verrathen, noch andere ergaben sich freiwillig, so daß vor Ende des Jahres alle Bardarelli entweder todt oder gefangen waren. Die Frau, die eine so männliche Unerschrockenheit bewiesen hatte, war die einzige, die jenem Schicksal entging. Man hat nie wieder von ihr gehört."

Wie reizend das Klima von Neapel auch im Ganzen ist, so findet doch unser Verfasser, daß es einige kleine Unannehmlichkeiten mit sich führt, die seine gepriesene Schönheit zum Theil aufwiegen. Er kehrt eines Abends von einem Ausflug in der Umgegend zurück und hat sich kaum zur Ruhe begeben, als er durch einen plötzlichen Orkan aufgescheucht wird, der mit tropischer Heftigkeit wüthet.

„Um Mitternacht, als wir Neapel erreichten", schreibt er, „war das Wetter unvergleichlich, der Himmel wolkenlos, das Meer von keinem Lüftchen gekräuselt. Gegen drei Uhr Morgens wurde ich durch ein furchtbares Getöse erweckt — die Fenster meines Zimmers sprangen auf, und die achtzehn Glasscheiben fielen klirrend zu Boden. Ich sprang aus dem Bette und fühlte das Haus wanken. Ich gedachte des älteren Plinius, und da ich nicht Lust hatte, ein gleiches Schicksal zu erfahren, so warf ich mich schnell in die Kleider und eilte in den Korridor hinaus. Wie es scheint, war mein erster Impuls von den anderen Bewohnern des Hotels getheilt worden, indem sie alle mehr oder weniger angekleidet an den Thüren ihrer Zimmer standen; unter ihnen erschien auch Jadin mit einer Phosphorus-Büchse in der Hand und seinem Hunde Milord hinter sich. „Welcher fürchterliche Zug ist hier im Hause!" sagte er zu mir. Dieser Zug, wie er ihn nannte, hatte so eben das Dach vom Palaste des Prinzen von San Teodoro mit der Dachkammer und mehreren darin schlafenden Bedienten weggeführt. Mein erster Gedanke war an einen Ausbruch des Vesuvs; ein solches Glück war uns aber nicht beschieden — es war nur ein Orkan. Ein Orkan in Neapel ist jedoch nicht ganz dasselbe, was man in anderen Theilen Europa's unter diesem Namen versteht. Von den siebzig Fenstern des Hotels waren nur drei unbeschädigt geblieben; in sieben bis acht Zimmern war die Decke der Länge nach gespalten und das Haus selbst hatte einen Riß von unten bis oben. Acht Fensterladen waren fortgerissen worden, und die Dienstboten liefen auf der Straße hinter ihnen her, wie man an einem windigen Tage seinem Hute nachläuft. Das zerbrochene Glas wurde weggefegt, aber nach einem Glaser zu schicken und neue Scheiben einsetzen zu lassen, war für den Augenblick unmöglich. In Neapel denkt Niemand daran, um drei Uhr Morgens in seiner Ruhe gestört zu werden, und hätte man auch wirklich neue Scheiben eingesetzt, so würden diese bald das Schicksal der alten getheilt haben. Wir waren daher genöthigt, uns, so gut es gehen wollte, mit den Fensterladen zu behelfen; glücklicherweise hatte ich nur einen verloren. Ich legte mich wieder ins Bett und versuchte, einzuschlafen, aber ein heftiges Gewitter scheuchte mich noch einmal auf; ich flüchtete nach den Parterre-Zimmern, wo man zum Theil vor dem Sturme ge-

jützt war. Der Regen goß jetzt in Strömen herab, und es erfolgte eine ündfluth, wie ich sie, außer vielleicht in Kalabrien, noch nie gesehen hatte. n einem Augenblick schien die Villa Reale sich in einen Theil des Meeres zu rwandeln; das Wasser drang bis an die Fenster des Erdgeschosses und über- jwemmte die Wohnzimmer. Gleich darauf berichteten die Domestiken unserem Birthe, daß die Keller voll Wasser seyen, die Weinfässer darin umhertrieben nd sich gegen einander zerschlügen. Wir sahen dann einen mit Gemüse be- denen Esel die Straße herunterschwimmen; der Strom hatte ihn fortgeführt, : wurde in einen offenen Abzugskanal hineingerissen und ertrank. Der Bauer, em er gehörte und der gleichfalls fortgeschwemmt wurde, rettete sich nur da- urch, daß er sich an einen Laternenpfahl klammerte. Es fiel in einer Stunde ehr Regen, als in Paris während der zwei feuchtesten Monate des Jahres.

„Zwei Stunden nach Aufhören des Regens war das Wasser verschwunden, nd ich bemerkte alsdann den Nutzen, den eine solche Ueberschwemmung in leapel hervorbringt. Die Straßen waren rein gewaschen, was dort außerdem ie stattfindet."

Bei einer Schilderung neapolitanischer Zustände konnte der heilige anuarius nicht vergessen werden; Herr Dumas theilt uns mehrere ergötzliche neldoten mit, um die unermeßliche Popularität zu zeigen, deren dieser Schutz- atron Neapels bei dem Volke genießt. „Ich war eines Tages in der Kirche", igt er unter Anderem, „und hörte einen Lazzarone laut beten. Er flehte zu Gott, daß er sich doch für ihn bei dem heiligen Januarius verwenden möchte, m ihn in der Lotterie gewinnen zu lassen!"

Auf eine schlagendere Weise konnten die Religionsbegriffe eines Lazzarone icht angedeutet werden, und mit diesem kurzen, aber charakteristischen Zuge ollen wir unsere Auszüge aus diesem unterhaltenden Werke schließen.

Arabien.

Zur Geschichte des Juwelenhandels.

Von F. Lebrecht.

II. *)

Maimonides' vergebliche Annahme des Islam.

Sträubt sich das Gefühl dessen, der Maimonides' Charakter kennt, gegen ie Behauptung, es habe sich dieser außerordentliche Geist in die Alltäglichkeit es merkantilischen Lebens verloren; so muß das Sträuben einen Grad von Entrüstung erreichen, wenn man sieht, wie leicht es gewissen Menschen wird, ‚das Edle zu schwärzen", wie verleumderisch gewisse Flächlinge dem großen Manne die Märtyrerkraft absprechen und behaupten, er habe bei der Verfol- gung von Seiten der Mohaden in Spanien den Turban genommen. Im Bewußtseyn unserer feurigen Vorliebe für M., haben wir unsere verschiedenen Beweise gegen jene Verleumdung, bevor wir sie in die Welt einführten, auf ie Folter gespannt, um sie zum Geständniß einer geheimen Verbindung mit nserem günstigen Vorurtheile zu bringen; aber sie stehen rein da, und der ffentliche Richter selbst wird sie von jeder Verbindung dieser Art freisprechen müssen. Stellen wir jetzt die Be- und Entlastungszeugen gegen einander!

Die Belastungszeugen schmelzen zu einer einzigen Person zusammen, und war zur Person jenes Dschemal Eddin Alkofti, welcher, wie wir oben esehen haben, den Juwelen-Handel für Maimonides etablirt hat. Seine Worte finden sich bei Casiri **) und lauten, getreu übersetzt, folgendermaßen:

„Als Abdalmumen den Ali Alkumi, der Zejdide ***), der damalige Herr- cher über Afrika und Spanien, bekannt machen ließ, daß Christen und Juden... ntweder den Islam annehmen oder bei Todesstrafe und Confiscation seine Staaten verlassen sollten, da that es auch M. leid, seine Familie und sein Vermögen aufzugeben, und er nahm daher äußerlich den Glauben Muham- med's an, während er heimlich Ungläubiger blieb. So verhielt er sich, bis r Gelegenheit fand, aus Andalusien zu entkommen, und er ging mit seiner Familie nach Fostat (Alt-Kahira), wo er sich unter den Juden niederließ und wieder öffentlich Jude wurde."

Nachdem Dschemal Eddin noch andere Beweise seiner Ungenauigkeit giebt, fährt er so fort:

„Maimonides wurde am Ende seines Lebens noch von einem gewissen Abul Arab ben Moischa verfolgt. Dieser, aus Andalusien nach Aegypten ommend, klagte ihn an, daß er in Spanien Moslem geworden sey, und verlangte seine Bestrafung. Allein Abd el Rahim ben Ali Alfadel †) nahm ich des Maimonides an und erklärte, er sey zum Islam gezwungen worden nd daher nicht gebunden, darin zu verharren."

Diese Erzählung des Alkofti wiederholt Abulfarabsch wörtlich ††), ohne weitere Bemerkung, da ihm als Christ ohnehin nicht viel daran lag, ob Maimonides Moslem geworden oder nicht. Da nun Abulfarabsch nicht als selbständige Quelle bei dieser Nachricht gelten kann, vielmehr des Alkofti Worte unverändert wiedergiebt, so bleibt nur dieser Letztere noch als die Quelle des Märchens übrig, und wir haben die Pflicht, die Reinheit derselben zu untersuchen.

Alkofti, der 40 Jahre nach Maimonides starb, war ohne Zweifel einer der Ersten, die über diesen Mann geschrieben. Sein Werk: „Geschichte der Gelehrten", kann nicht vor 1228 entstanden seyn, aber sehr wahrscheinlich vor 1235. *) Von M. selber, den er persönlich gekannt haben mag, da er seine Jugend in Kahira zubrachte, hat er wohl seine Nachrichten nicht empfangen, und bei den Nachlässigkeiten und Unwahrheiten, die in der Biographie auf- treten, ist anzunehmen, daß er auch bei den Nachkommen des M. nicht an- fragte, vielmehr auf mündliche Gerüchte gebaut, die auf dem weiten Wege zwischen Kahira und Aleppo (wo Alkofti lebte) wohl manches Stadium der Corruption durchlaufen mußten. Verschweigen wir jedoch den wichtigen Um- stand nicht, daß der Geschichtschreiber in langjähriger Freundschaft mit dem genannten jüdischen Arzt und Gelehrten Joseph Alfebti stand, welcher selbst ein Lieblingsschüler von M. war und bis zu dessen Tod mit ihm auch in der Ferne im intimsten Verhältniß blieb. Die Möglichkeit einer Mittheilung von dieser Seite wird wirklich auch in neuester Zeit von einem französischen Ge- lehrten **) zur Wahrscheinlichkeit erhoben, um dadurch eine Bürgschaft für die Wahrheit der Beschuldigung zu gewinnen. Allein bei näherer Beleuchtung müssen die Ankläger des M. alle Hoffnung aufgeben, durch diese Annahme ihre Beweiskraft zu verstärken. Denn 1) hat Alkofti sein Werk mehrere Jahre nach Alfebti's Tod geschrieben und kann sich höchstens nur unvollkommen der Aussagen seines verstorbenen Freundes bedient haben. 2) Unmöglich könnte Alkofti viele andere Ungereimtheiten aus dem Leben des M. bieten, hätte er Mittheilungen von Alfebti gehabt oder diese genau und gewissenhaft benutzt. 3) Hätte Alfebti wirklich von seinem Lehrer solche Dinge erzählt, die ihn in Lebensgefahr bringen konnten, so verdient er als verrätherischer und undankbarer Freund keinen Glauben. 4) Endlich, dieser Alfebti ging wirklich früher im Abendlande bei der Verfolgung zum Muhammedanismus über, schwor ihn aber im Morgenlande wieder ab ***), und es wäre, wenn auch nicht verzeih- lich, doch begreiflich, daß er, seine Schwäche zu decken suchend, sich gern gefallen ließ, wenn man sagte, Maimonides hätte demselben Geschicke sich beugen müssen. Jedoch ehe wir unsere Meinung über die möglicherweise durch Joseph Alfebti vermittelten Nachrichten begründen, müssen wir noch einen scheinbaren Belastungszeugen anführen, in dessen Worten aber gerade der Uebergang zu den Entlastungszeugen gefunden wird. Es ist dieser der berühmte Araber Ibn Abu Osaibia. †)

Dieser, in seiner „Geschichte der Aerzte", sagt: „Maimonides war der erste Arzt seiner Zeit, sowohl in der Theorie wie in der Praxis .... Der Sultan Saladin achtete ihn sehr hoch und nahm ihn zum Arzte .... Man sagt, Musa ben Maimun habe sich zum Islam bekannt, als er in Magreb (Spanien) war, er habe den Koran auswendig gelernt und die muhammeda- nische Jurisprudenz studirt, aber in Aegypten angekommen, sey er wieder ab- gefallen."

Also ein bloßes „on dit" ist noch für den fast gleichzeitigen und in Kahira sich aufhaltenden Ibn Abu Osaibia übriggeblieben, von einer Thatsache, welche der fernlebende Alkofti mit der kühnen Sprache der Gewißheit glaub- würdig zu machen strebt! Das „on dit" ist aber gerade hier die charakte- ristische Einkleidungsform, die für die Umstände sich am angemessensten schickt. Denn meine Leser werden schon längst mit mir den Entstehungspunkt der An- gabe ins Auge gefaßt haben und werden wissen, daß er lediglich in der An- klage des oben bei Alkofti genannten Andalusiers Abul Arab ben Moischa liegt. Nur muß Alkofti selbst die einzelnen Vorgänge bei der Anklage und Vertheidigung untreu dargestellt haben. Bei ihm heißt es nämlich, Abul Arab ben Moischa sey vom Großkadi mit seiner Anklage deshalb abgewiesen worden, weil ein gezwungener Uebertritt keine bleibende Verbindlichkeit auferlege. Hieraus wäre man zu schließen befugt, M. habe seine Apostasie nicht geleugnet, oder sey derselben überführt und nur von seinem Beschützer, dem Großkadi, durch einen wohlwollenden Spruch gerettet worden. Ganz anders aber tritt die Begebenheit aus dem „Man sagt" des Ibn Abu Osaibia heraus, denn dies beweist, daß M. der Schuld wohl bezüchtigt, nicht aber überführt wurde, und „Man sagt" heißt so viel, als: Abul Arab oder Andere haben ihn angeklagt. Vielleicht hat Joseph Alfebti seinem Freunde Alkofti die Ge- schichte der Anklage des Abul Arabs nur des Richterspruchs des Kadi wegen er- zählt; denn Joseph selbst hat, wie wir oben gesehen, den Turban genommen und ist nachher wieder zum Judenthume zurückgegangen, und er selbst schwebte daher unter der Furcht einer Anklage; es mußte ihm der Richterspruch des ägyp- tischen Großkadi daher als Präcedenz willkommen seyn.

Habe ich die Belastungszeugen auf den einzigen Abul Arab reduzirt, so könnte ich dagegen die Zahl der Entlastungszeugen sehr erhöhen; ich will mich jedoch mit den wichtigeren begnügen und hoffen, daß sie ausreichen werden, den hartnäckigsten Beschuldiger des Maimonides von dessen Unschuld zu über- zeugen.

1) Vor Allem hören wir des Angeschuldigten eigene, zum Gesetze nieder- geschriebene, Worte im Jad Chasakah ††): „Alles Gesagte (daß man nämlich einzelne Gebote übertreten darf, wenn bei Nichtübertretung man getödtet

---

*) Vgl. Nr. 43 des Magazins.

**) Bibliotheca Arabico-Hispana I, 294.

***) Der erste König der Mohaden.

†) Dies ist der langjährige Gönner des Maimonides, der Wesir und Liebling Sala- din's. Er wird auch Alkadisani genannt.

††) Abulfaradsch giebt auch bei anderen Gelegenheiten die Worte Alkofti's wieder, den er auch als seinen Hauptführer nennt.

*) Das Leben seines Freundes, des jüdischen Gelehrten Joseph Alfebti, welcher 1226 starb, wird im Buche ausführlich beschrieben, und er erzählt, daß er einige Jahre nach dem Tode ihm (Alkofti) erschienen. Um diese Zeit hatte sich Alkofti von den Staats- geschäften zurückgezogen, um den Wissenschaften zu leben; 1235 aber bewog ihn Melek Al Aziz, das Amt eines Wesirs wieder anzunehmen, und er behielt es bis an seinen Tod.

**) Journal Asiatique 1842 No. 11 p. 37.

***) Er erhält dieserhalb von dem dürftigen Juda Alcharisi (Tachkemoni cap. L.) mitten unter einem Schwalle von Lobpreisungen einen feinen Geißelhieb.

†) Blühte kurz nach Maimonides. Des Letzteren Sohn, Ibrahim, und Ibn Abu Osaibia waren zu gleicher Zeit als Aerzte am königl. Hospital zu Kahira um 1230 ange- stellt.

††) Halchot Jesode Hatora V, 4.

werden soll) findet nur Anwendung, so lange keine allgemeine Verfolgung stattfindet. Dagegen aber, wenn, wie unter Nebukadnezar, ein grausamer König befiehlt, daß Israel seine Religion verlasse oder auch nur ein Gebot aus den Geboten, da muß man sich erschlagen lassen und darf nicht übertreten ....." Daß M. ein Heuchler oder durch andere Laster schlechter Mensch gewesen sey, wagen selbst seine wüthendsten Feinde, deren er seiner Aufklärung wegen genug hatte, nicht zu behaupten. Im Gegentheil erkennen sie mit Bedauern seine hohen Tugenden an, indem sie den Schmerz nicht verbergen können, daß sie in seinem moralischen Leben keinen Gegenstand des Angriffes finden. Würde aber ein solcher Mann die dreiste Stirn gehabt haben, 13 Jahre nach seiner Ankunft in Aegypten obige Worte zu schreiben unter dem bitteren Vorwurfe des eigenen Gewissens, vor 13 Jahren in Spanien diesen Grundsätzen entgegen gehandelt zu haben? Er selber erzählt auch seine Auswanderung aus Spanien und seine Reise über Jerusalem nach Alexandrien, und fügt zuletzt die Worte hinzu: ונצלתי כן השמד d. h. „und so entging ich der zum Uebertritte zwingenden Verfolgung." *)

2) Der heftige Streit, welcher in Europa 25 Jahre nach M. Tode über dessen Werk More Nebuchim geführt wurde, und an welchem fast alle gelehrte Juden Frankreichs und Spaniens theilnahmen, ließ manche feindliche Gesinnung gegen den Mann laut werden, der es gewagt hat, die kasuistischen Gesetzeslehren des Talmud, das Chaos von Exegese und Gebräuchen in eine wunderbare Ordnung zu fügen, und durch den reinsten Ausdruck der Sprache anschaulich zu machen. Selbst wahrhaft fromme Rabbinen aber konnten ihm nicht vergeben, daß er die Gesetze, denen man im gottergebenen Wahn viel lieber blindlings gehorcht, unter Dach und Fach der Philosophie brachte, wie er mit Gewandtheit und Freimüthigkeit im genannten More Nebuchim that. Sie fürchteten (und es lag viele Wahrheit in ihrer Furcht), eine philosophische Begründung der mosaischen Gebräuche giebt diese einer Kritik der Vernunft preis, und vor solchem Richterstuhl erscheint der orthodoxe Glaube niemals ohne Angst und Widerwillen. Man warf, im Kummer über die Gefahr, in welcher der bisher unantastbar gebliebene Rabbinismus schwebte, dem Urheber der Gefahr vor, es sey ihm gleichgültig oder gar erwünscht, die Pfeiler des angestammten Glaubens zu erschüttern, er wäre selbst ein schwacher Gläubiger. In solcher Stimmung mußte die Annahme, M. sey schon einmal Abtrünniger gewesen, ein kräftiges Wasser auf die Mühle der Feinde seyn, es konnte die stärkste Wort-Waffe für sie seyn, zu sagen: „Sehet, er ist ein turbanisirter Jude gewesen!" Und dennoch ist es keinem Einzigen beigekommen, dieses zu sagen! Ja, Alcharisi, welcher dem oben genannten Joseph Abulhedschasch Alfebti seinen Uebertritt vorrückt, feiert an derselben Stelle und oft anderswo die Manen des M. ohne die leiseste Andeutung von Abfall. Wären aber die Verfolger so schweigsam geblieben, wenn sie eine Ahnung vom Uebertritte des Mannes gehabt hätten?

3) Der berühmte Abdallatif erzählt in seiner Selbstbiographie bei Ibn Abu Osaibia **): „Moses Maimonides besuchte mich. Ich erkannte in ihm einen Mann von hohem Verdienste .... Er hat auch für Juden ein Werk geschrieben, betitelt „der Führer" (More Nebuchim) .... Ich habe das Werk gelesen und gefunden, daß es ein vortreffliches Buch ist, geeignet, die Religionsdogmen umzustürzen durch die Mittel, die bestimmt scheinen, dieselben zu festigen." Abdallatif lebte seit 1191 mit öfterer Unterbrechung in Kahira und mußte, da er im Dienste Saladin's und seiner Söhne als ärztlicher Lehrer war, M. Verhältnisse wohl kennen. ***) Um die Zeit von 1190 an muß auch die angebliche Klage des Abularab stattgefunden und Aufsehen gemacht haben. Wie wäre es möglich, daß Abdallatif bei seiner strengen Beurtheilung des More Nebuchim †) nicht die so sehr zu solchem Urtheile passende Mähr von der Apostasie giebt? Sie würde nicht nur dem Abdallatif Gelegenheit gegeben haben, in seiner üblen Laune wegen des von ihm gerügten angeblichen Stolzes des M. diesen in einer Blöße darzustellen, sondern sie ist auch an sich wichtig genug, um bei der Charakterschilderung des Mannes Erwähnung zu verdienen. Das Schweigen des Abdallatif muß demnach als ein vollgültiger Widerspruch der Thatsache betrachtet werden.

Anstatt aber jetzt noch mehrere Widerlegungsgründe zu entwickeln, wollen wir fragen: War es denn auch schlechthin zur Lebensrettung der Juden damals nöthig, die Religion Muhammed's zu beschwören? Die Zeugnisse der Geschichte sagen: Nein! Die Mohaden geboten Uebertritt oder Auswanderung oder Tod; das Mittlere wählten die meisten Juden, das Erstere gar manche; der Tod aber wurde nur gegen den verhängt, welcher im Lande blieb und öffentlich die Gebräuche der Christen oder Juden übte. Ein öffentlicher, feierlicher Akt der Bekehrung wurde nicht verlangt, nur der öffentliche Kultus der Synagoge und der Kirche wurde verboten, und es konnten Jude und Christ unter dem Scheine des Islams auch den Schutz desselben genießen, ohne ihren Glauben abzuschwören. Tausende von Juden flohen in das christliche Spanien und fanden freundliche Aufnahme, besonders zu Toledo, unter dem Schutze des Kaisers Alfonso. Ohne Zweifel war Maimonides unter den Auswanderern, und er lebte wahrscheinlich in Almeria, der damals sehr festen und reichen Handelsstadt Andalusiens. Im Besitze der Christen blieb diese Stadt bis um 1160, wo sie durch Capitulation an die Mohaden kam, die den Einwohnern freien Abzug gestatteten. Daß sich Maimonides zu Almeria nach dem Orient einschiffte, berichtet Leo Africanus ausdrücklich. *) Es sey mir hier noch erlaubt, die Verwunderung auszudrücken, daß Maimonides, der Stolz des Judenthums und eine der ersten Zierden des Menschengeschlechts, inmitten der veredelten jüdischen Literatur noch keinen würdigen Biographen gefunden hat. Welche umfassende Forschungen, welche zahlreiche Lebensbeschreibungen würden ihn zum Gegenstande haben, wäre er nur christlicher Arzt, christlicher Theolog, christlicher Philosoph gewesen!

*) Siehe Journal Asiatique 1842 No. 11 p. 38.

**) S. Relation de l'Égypte par Abd-Allatif .... par M. Silvestre de Sacy pag. 466.

***) Er ist drei Männer wegen, wie er sagt, nach Kahira gegangen, und davon ist einer unser M.

†) Dieses Urtheil des Muhammedaners wird noch heute von den orthodoxen Rabbinen bestätigt. Das Werk More Nebuchim hat nicht nur seine Leser dahin geführt, eine nähere Bekanntschaft mit der heidnischen und arabischen Philosophie zu suchen, sondern hat auch das bisher autokratische Gesetz zur beschränkten, durch Debatte erschütterlichen Monarchie gemacht.

Mannigfaltiges.

— Antigone in Paris. Kaum ist von irgend einer neuen Aufführung schon vorher so viel in den Pariser Blättern gesprochen worden, als von der bevorstehenden Darstellung der „Antigone" des Sophokles auf dem Theater des Odeon. Der junge deutsche Komponist, Herr Julius Stern, früher einer der ausgezeichnetsten Eleven der Berliner Kunst-Akademie, hat das Einstudiren der von Mendelssohn-Bartholdy komponirten Chöre und die Herren Meurice und Vacquerie haben die Bearbeitung des Textes für die Bühne übernommen. Ob der letztere nach bisheriger französischer Weise zugestutzt oder mit größerer Achtung für den griechischen Dichter nach Art der deutschen Uebersetzungen der Alten bearbeitet ist, wird in den uns vorliegenden Berichten nicht gesagt. Es hängt hiervon natürlich ein großer Theil des Erfolgs der Darstellung überhaupt und der Musik insbesondere ab. Die Revue de Paris bezeichnet die Herren Meurice und Vacquerie als „etwas angesteckt von den Uebertreibungen der modernen (romantischen) Schule und deshalb wenig geeignet, die griechische Schönheit zu verstehen und auszudrücken"; doch gerade jener moderne Anstrich flößt uns eine günstige Erwartung ein, denn ein klassischer Perrückenstock mit steifen Alexandriner-Stiefeln würde den alten Sophokles gewiß völlig unkenntlich gemacht haben.

— Lebende Bilder. Herr von Larochefoucauld, Herzog von Doudeauville, hat so eben ein Buch herausgegeben, von dem ganz Paris sich unterhält. Das Buch heißt „Skizzen und Bildnisse" (Esquisses et Portraits) und ist in der That eine wahre Bildergalerie von Figuren in Lebensgröße und en buste, von Schattenrissen und von Karikaturen, die alle mögliche Menschen vorstellen: Staatsmänner und Weltleute, Generale und Philosophen, Dichter und Schauspieler, Geistliche und Deputirte, Gräfinnen und Sängerinnen u. s. w. Der Herzog hat es, wie es scheint, seinem berühmten Namensvetter des 17. Jahrhunderts, dem Verfasser der Pensées, Maximes et Réflexions nachthun wollen, indem er seine Beobachtungen der Welt und der Gesellschaft in aphoristischer Form niederschrieb und herausgab. Während jedoch der alte Larochefoucauld sich lediglich an die Welt des Geistes hielt, hat sich der Herzog von Larochefoucauld-Doudeauville an die der äußeren Erscheinungen und insbesondere an die der Persönlichkeiten gewandt, wobei es natürlich weder an verletzten Eitelkeiten, noch an kleinen und großen Skandalen fehlt. Die Bildnisse sind übrigens in ziemlich bunter Reihe aufgehängt und keineswegs auf die französische Nationalität beschränkt, indem man neben Mlle. Rachel Herrn O'Connell, neben Madame Recamier den Fürsten Metternich, neben George Sand den Abbé de Genoude, neben dem Herzog von Bordeaux den Maurenfürsten Abdelkader und neben dem Marquis von Custine den Grafen von Nesselrode erblickt. Die Frauen der Pariser Gesellschaft nehmen gleichwohl den meisten Raum in dem Buche ein, und da es ungalant gewesen wäre, solche Damen, die weder einen literarischen, noch einen politischen Namen haben, vollständig zu nennen, besonders wenn ihnen in ihren Portraits eben nicht geschmeichelt ist, so sind dieselben bloß durch die Anfangsbuchstaben ihres Namen bezeichnet, was einestheils geeignet, die Neugier und die Skandalsucht zu reizen, und andererseits durchsichtig genug ist, um für Pariser Herr und Leserinnen sämmtliche Figuren erkennbar zu machen.

— Geschichte Gottes. Histoire de Dieu heißt der eben erschienene erste Theil einer „christlichen Ikonographie" (Iconographie chrétienne ist der allgemeine Titel des ganzen Werkes), die Herr Didron, Secretair des Comité der schönen Künste, herausgiebt. Es besteht dieser erste Theil aus einem Band in 4°, in welchem nach Gemälden, Skulpturen, Handschriften, alten Schnitzwerken ꝛc. alle Bilder von Gott dem Vater enthalten sind, wie ihn das Mittelalter dargestellt hat. Die Zeichnungen sind auf das sauberste in Kupfer gestochen, und der erklärende Text ist von Herrn Didron selbst bearbeitet.

— Geschichte der französischen Akademie. Eine solche hat so eben ein Herr Taste unter dem Titel Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française erscheinen lassen, worin die Geschichte jedes einzelnen Platzes der Akademie nach seiner seit der Gründung derselben erfolgten Besetzung gegeben wird. Die Arbeiten Pelisson's, des Abbé d'Olivet und d'Alembert's über die Akademie reichen nur bis zum J. 1770, und während diese immer nur eine die andere fortsetzen, gewährt das neue Werk eine vollständige Uebersicht der Geschichte der Akademie seit deren Begründung bis auf die Gegenwart.

*) De viris illustribus etc. in Fabricius Bibliotheca graeca XIII.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Beit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 25. Mai 1844.

Abyssinien.

Die Engländer und die Franzosen in Abyssinien.

Die Gesandtschaftsreise des Majors Harris nach dem abyssinischen Königreiche Schoa, über die wir vor kurzem einen Bericht mittheilten *), hat unter den literarisch-politischen Organen der Londoner Presse bedeutendes Aufsehen erregt und mannigfache Erörterungen herbeigeführt. Wie schon bemerkt, wurde die Reise in der Absicht unternommen, den Handel Englands mit dem östlichen Afrika zu beleben und neue Verbindungen einzuleiten, welchen Zweck man auch erreicht zu haben scheint; den unmittelbaren Anlaß dazu gab jedoch ein früherer Versuch der Franzosen, sich in jenen Gegenden festzusetzen und wo möglich ihren glücklicheren Nebenbuhlern den Rang abzulaufen. In Bezug auf diesen Gegenstand enthält das Aprilheft der Foreign Quarterly Review einen Artikel, der einen interessanten Ueberblick der diplomatischen Künste und Intriguen giebt, mit welchen sich Frankreich und England, diese ewigen Widersacher, auch in den entferntesten Winkeln der Erde bekämpfen. Unsere Leser werden übrigens bemerken, daß der Reviewer von einem ziemlich einseitig-patriotischen Standpunkt ausgeht und dem Benehmen seiner Gegner immer die gehässigsten Motive unterschiebt; es ist dieses eine Erscheinung, die man an den Publizisten beider Nationen schon gewohnt ist und die uns daher nicht auffallen kann. Ueber die Thatsachen kann jedoch kein Zweifel obwalten, da sie, in ihren Haupt-Umrissen wenigstens, aus den Schriften der französischen Reisenden — Combes, Tamisier und Rochet d'Héricourt — selbst geschöpft sind.

„Die Riesenschritte, mit denen das indische Reich Britaniens nach allen Himmelsgegenden vordringt, der Einfall in Afghanistan, die vorübergehende Besetzung der Inseln im persischen Meerbusen, die Unterhandlungen wegen Sokotra und die Niederlassung in Aden — alles dieses erregte die Eifersucht unserer politischen und kommerziellen Nebenbuhler in beiden Hemisphären. Die Vereinigten Staaten nahmen ihre Maßregeln, uns an einem Punkte aufzuhalten, indem sie unsern Mitbewerber um die Insel Sokotra wurden; der Imam von Maskat bemühte sich, uns die Ufer des indischen Oceans im Norden von Zanzibar zu versperren, während die Franzosen, zuerst unter der Aegide des Herrn Thiers und später mit größerer Vorsicht von der schlauen Politik Herrn Guizot's angeleitet, unsere in Aden errungenen Vortheile dadurch aufzuwiegen suchten, daß sie sich als Bundesgenossen oder Herren in die verschiedenen kleinen Handelshäfen des gegenüberliegenden Festlandes einschlichen. Als Vorspiel bemächtigten sie sich durch Gewalt, Betrug oder Unterhandlung des Hafens Johanna bei der Insel Madagaskar. Hierauf wurde ein einziges Schiff von mäßiger Größe (um keinen Verdacht einzuflößen) nach der afrikanischen Küste abgefertigt, wo es die Erlaubniß zur Beschiffung des Juba-Flusses unterhandeln sollte. Ob aus Furcht vor allen Europäern oder vor den Franzosen insbesondere, wurde ihnen dieses von den muhammedanischen Behörden verweigert. Aber das Pariser Kabinet war auf theilweises Mißlingen gefaßt und ließ sich durch den ersten Fehlstreich keineswegs entmuthigen. Ein kleines Geschwader (wie man sagt, heimlicherweise in Bombay ausgerüstet) erschien bald nachher in der Straße Babelmandeb, indem eine Fregatte nach der anderen hineinstahl, bis dort endlich eine achtunggebietende Kriegsmacht versammelt war. Jetzt begannen die Unterhandlungen von neuem, und diesmal im Ernst. Zum Glück für die Franzosen, nährte Scherif-Hussein, der Gouverneur von Mocha, die feindseligsten Gesinnungen gegen England; er glaubte, vielleicht nicht ohne Grund, daß wir dem Imam von Sana beistehen würden, ihn von seinem Posten zu vertreiben, und nichts konnte ihm daher erwünschter seyn, als die Ankunft unserer Nebenbuhler. Er empfing sie mit offenen Armen und stellte seinen Hafen zu ihrer Verfügung, worauf sie sogleich zu ferneren Operationen schritten. Berbera war dem englischen Interesse unwiederbringlich ergeben; sie richteten also den ersten Versuch gegen Zeyla, welcher Ort zum Theil von Mocha abhängt und den sie mit einem Schlag zu unterwerfen hofften. Wäre es möglich gewesen, die Korrespondenz des französischen Befehlshabers aufzufangen, so hätten wir gewiß einige merkwürdige Details erfahren, die jetzt gänzlich unbekannt sind; so viel ist aber gewiß, daß Ibn-Ismael (der Beherrscher Zeyla's) das Bündniß mit Frankreich zurückwies, und eine Gesandtschaft an den Sultan von Tajura, Mahammed-Ibn-Muhammed, hatte noch weniger Erfolg, indem Letzterer die Agenten des Herrn Thiers unverzüglich aus seinem Gebiet entfernte, da ihre Gegenwart, wie er ihnen bedeutete, seinen Freunden in Aden (den Engländern) mißfallen würde. Wer da weiß, daß Tajura seit undenklichen Zeiten eine Art Tribut an Zeyla entrichtet, und daß Zeyla seinerseits der Stadt Mocha zinspflichtig ist, deren Oberhaupt den Franzosen unbedingt ergeben war, muß diese Vorfälle unerklärlich finden. Die meisten Leser werden sich jedoch des klassischen Ausspruchs Philipp's von Macedonien erinnern, daß ihm keine Festung unbezwingbar sey, der sich ein mit Goldmünzen beladener Esel nähern könne; da nun im Orient an Eseln kein Mangel ist und die Engländer sich ihrer gern bedienen, so wird man leicht errathen können, warum die Abgeordneten des Herrn Thiers in allen ihren Bemühungen scheiterten. Ueberdies wurde es den Behörden von Tajura und Zeyla nicht schwer, sich zu überzeugen, daß eine Macht wie England, welche den Eingang in das rothe Meer beherrscht und eine Flotte von Dampfschiffen besitzt, die ihre schwachen Festungswerke binnen einer Stunde in die Luft sprengen könnte — daß eine solche Macht weit mehr zu fürchten sey als Frankreich, dessen Streitkräfte sie nur von Hörensagen kannten. Das Spiel, welches man in der Straße Babelmandeb gespielt hatte, wurde nun mit eben so geringem Erfolg in Massowah und dann zu Ibb wiederholt, wo man einen Beweis französischer Treue und Redlichkeit ablegte, der die Bewunderung der kultivirten Welt erregen muß. Bei Ankunft des großen Diplomaten war der Scheich abwesend — wie wir glauben, auf einer Pilgerschaft nach dem Grabe seines Propheten begriffen. Er hatte jedoch nach Landessitte seine Gemahlin zurückgelassen. Hier bot sich also den Franzosen eine treffliche Gelegenheit dar, ihre nationale Galanterie zu entwickeln. Die Bevollmächtigten gaben der Dame zu verstehen, daß sie eine Handels-Faktorei in dem Orte zu errichten wünschten, und baten sie, ihnen zu diesem Zweck ein kleines Stück Land zu verkaufen. Vergebens erklärte man ihnen, daß ein solcher Schritt in Abwesenheit des Scheichs nicht stattfinden könne; sie beharrten auf ihrer Forderung, bis die eingeschüchterte Araber-Fürstin sich dazu bequemte, ihnen das abzutreten, was ihr selbst nicht gehörte. Eine Urkunde wurde in arabischer Sprache aufgesetzt, durch welche man ihnen so viel Land einräumte, wie sie zu einem Hause mit Hof und Garten nöthig hatten, und wofür sie das Kaufgeld zur Hälfte baar, zur Hälfte nach einer bestimmten Frist entrichten sollten. Die Gesandten beeilten sich, eine französische Version dieser Akte auszufertigen, um sie nach Paris zu schicken, und beredeten die Fürstin, sowohl das Original als die Uebersetzung durch ihr Siegel zu bestätigen. Statt sich jedoch an die Bedingungen des arabischen Dokuments zu halten, ließen die Agenten Ludwig Philipp's sich durch den französischen Traktat eine Küstenstrecke von 150 engl. Meilen abtreten, über die weder der Scheich noch seine Frau die geringste Autorität besaßen!

Während diese Unternehmungen an der Küste stattfanden, wurde auch das Innere nicht vernachlässigt. Schaaren französischer Spione und Emissarien begaben sich auf den Wink des ehrgeizigen Ministers nach Tigré, Gojam und Schoa, wo sie zum Theil die Vorschriften ihrer Regierung auszuführen, zum Theil ihre persönlichen Zwecke zu erreichen suchten. Bekanntlich hatte die englische Missions-Gesellschaft einige Geistliche nach Abyssinien geschickt, um der unwissenden Bevölkerung ein reineres Christenthum zu predigen; die Gegenwart dieser Männer und der von ihnen ausgeübte Einfluß mußte den französischen Agenten als ein ernstes Hinderniß erscheinen, und sie boten daher Alles auf, die Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Der erste Versuch wurde in Tigré angestellt, dessen grausamer und hinterlistiger Despot, Ubié, die Missionaire bisher aus politischen Rücksichten geduldet und selbst begünstigt hatte. Eine ägyptische Armee, ohne Zweifel von Frankreich ermuthigt und angefeuert, war bis innerhalb dreier Tagemärsche von den Gränzen Tigré's vorgedrungen, und Ubié befürchtete mit Recht, daß Mehmed-Ali die Eroberung von ganz Abyssinien im Schilde führe; so lange also die Aegypter vorrückten, überhäufte er die englischen Geistlichen mit Liebkosungen, da er durch ihre Vermittelung eine Hülfsmacht aus Indien zu erlangen hoffte. Als jedoch Mehmed-Ali, dem Willen Englands gehorchend, seinen Plänen auf Abyssinien entsagte, wurde der Beherrscher von Tigré gegen die Missionaire gleichgültiger und fing bald an, den Einflüsterungen und Versprechungen der Franzosen ein geneigtes Ohr zu leihen. Unter Letzteren befand sich auch ein römisch-katholischer Priester, der, zugleich von Nationalhaß und religiösem Fanatismus entbrannt, den abyssinischen Klerus gegen unsere protestantischen Brüder aufreizte, indem er sie als Ketzer schilderte, in welchem Lichte sie, wie er behauptete, in ganz Europa betrachtet würden. Die weltlichen Emissarien unterstützten ihren geistlichen Mitbruder nach Kräften; man schilderte mit grellen Farben den habgierigen Geist und die verrätherische Politik Englands,

*) Nr. 47 und 48 des Magazins.

welches durch die abgefeimteste Treulosigkeit seine Macht über einen großen Theil von Asien ausgebreitet habe und jetzt längs der Küste des rothen Meeres gegen Abyssinien heranschleiche. Ubié ließ sich wirklich durch diese Vorstellungen einschüchtern; er entzog den englischen Glaubenspredigern seinen Schutz und befahl ihnen, sein Gebiet aufs schleunigste zu verlassen. Dieselben Künste wurden in Amhara, Gojam und Schoa angewendet; überall herrschte französischer Einfluß, und durch eine geschickte, obwohl sparsame Austheilung von Geschenken und noch freigebigere Versprechungen bemühte man sich, den Eingebornen einen Geschmack an französischen Waaren beizubringen. Inzwischen konnten die englischen Waaren nicht ganz von dem abyssinischen Markte verdrängt werden, da ihre größere Wohlfeilheit ihnen den Vorzug sicherte. Man nahm daher seine Zuflucht zu einem anderen Mittel und verbreitete durch einen meisterhaften diplomatischen Kunstgriff das Gerücht, daß die Engländer die Aufhebung des Sklavenhandels beabsichtigten und somit im ganzen Lande, vom Palast bis zur Hütte, den Sklaven gegen seinen Herrn aufzureizen und zu bewaffnen gedächten.

„In der Ausstreuung dieser verleumderischen Gerüchte *) waren zahlreiche Agenten thätig, an deren Spitze man die Herren d'Abadie und den bekannten Rochet d'Héricourt stellen kann. Der französische Minister hatte sich jedoch in der Wahl des Letzteren versehen, da Rochet durchaus nicht der Mann war, sich mit der Stellung eines diplomatischen Abgesandten zu begnügen. Er bildete umfassende und hochstrebende Pläne, deren Erfolglosigkeit sich nur aus dem Umstand erklären läßt, daß der Ehrgeiz des Projektenmachers bei weitem seine Klugheit übertrifft. Im entgegengesetzten Falle wären vielleicht seine Entwürfe zu Thatsachen geworden, und wir würden erzählen müssen, wie Herr Rochet d'Héricourt über Tajura in Schoa ankam; wie er durch seine Geschicklichkeit als Arzt und durch andere Künste sich bei dem Volke beliebt machte und eine starke Partei bildete; wie auf seine Veranlassung der König Sahila-Selassi zu seinen Vätern einging; wie er den erledigten Thron bestieg, die königliche Betsabeh in seinen Harem nahm, sich die schönsten von den fünfhundert Konkubinen seines Vorgängers beilegte, dem englischen (deutschen?) Missionair Herrn Krapf unter der Bedingung, daß er seine Absichten befördern helfe, die Patriarchenwürde anbot, die trägen abyssinischen Priester nach den brennenden Thälern von Gidam exilirte, um dort Baumwolle und Zuckerrohr zu bauen, die unabhängigen Galla's bezwang, den englischen Einfluß vernichtete und seinem ehemaligen Herrn, dem Könige der Franzosen, als Bundesgenossen die Hand reichte. Unsere Leser mögen diese Träume belächeln, aber es ist gewiß, daß der würdige französische Abenteurer mit solchen Plänen und sogar mit noch größeren umging. Auch wäre die Unternehmung so schwierig nicht gewesen, wie es beim ersten Anblick erscheinen mag; wer keck auftritt, hat dort zu Lande schon halb gewonnen Spiel, und hätte sich Rochet nur der Geschenke bemächtigen können, die der General-Controleur Combes und Andere nach Abyssinien gebracht haben — sollen, so würde er zum wenigsten sein Drama begonnen haben.

„Es war dieses jedoch eine kleine Episode, die weder von Herrn Thiers, noch von Herrn Guizot vorausgesehen wurde. Ihre Absicht bestand darin, eine Kette von Festungen längs der Küste Ost-Afrika's anzulegen, die sie mit der Zeit bis nach Aegypten auszudehnen hofften. Anfänglich beschränkte sich ihre Politik zum Schein auf die Einleitung kommerzieller Verbindungen; Frankreich sollte sich das Monopol aller Erzeugnisse des inneren Afrika's sichern, welche in Karavanen durch die Länder Enarea, Kaffa, Kambat, Schoa, Gojam und Anchara bis zu den Gränzen von Sennaar nach dem rothen Meere geführt werden und hauptsächlich aus Straußfedern, Elfenbein, reichen Färbestoffen, kostbaren Harzen, Kaffee, Gewürzen, Gold (sowohl in Staub als in Barren), Pelzwerk und Sklaven bestehen. Die indische Regierung empfand jedoch die Wichtigkeit der Interessen, die hier auf dem Spiel waren, und beschloß nach reiflicher Ueberlegung, einen Gesandten an den König des südlichen Abyssiniens abzufertigen."

Zum Gesandten wurde der Major Harris erwählt, der seinen Auftrag zur vollkommenen Zufriedenheit der Regierung ausführte. In Betreff des Erfolgs seiner Reise verweisen wir die Leser auf den schon von uns mitgetheilten Artikel und bemerken nur noch, daß der Handel mit Abyssinien, nach der Darstellung des Reviewers, den Engländern ein weites Feld zu gewinnreichen Unternehmungen eröffnet. „Die abyssinische Baumwolle", schreibt er, „ist zwar kurzstapelig, wie die von Dalka, aber selbst bei der jetzigen sorglosen Kultur so weich und zart, daß sie fast der Seide gleicht. Wenn britisches Kapital und britische Industrie auf ihren Anbau verwendet würden, so könnte man einen hinlänglichen Vorrath derselben erzeugen, um uns die amerikanische entbehrlich zu machen. Aus Schoa werden Felle und alle mögliche Getraidearten nach den benachbarten Ländern ausgeführt, und die kleinen, im Süden und Westen gelegenen Staaten haben Ueberfluß an den kostbarsten Produkten. Wir finden hier Weihrauch, Myrrhe, Ambra, Moschus, Kaffee — der auf Kameelen nach der Seeküste transportirt und von dort unter dem Namen des Mocha-Kaffees nach Europa verschifft wird — ferner Gold, Löwen-, Tiger-, Panther- und vor Allem schwarze Leopardenfelle, Rhinoceros-Hörner, Elfenbein und die Knochen des Nilpferds (hippopotamus), welches in den Landseen Abyssiniens zu Hause ist. Wenn man daher den natürlichen Reichthum dieser Gegenden erwägt, so ist es augenscheinlich, daß Großbritanien nichts vernachlässigen darf, um seinen politischen und kommerziellen Einfluß im östlichen Afrika festzustellen."

*) Wenn der Reviewer es als verleumderisches Gerücht bezeichnet, daß seine Landsleute den Sklavenhandel abzuschaffen wünschen, so ist dies seinerseits ein höchst merkwürdiger Lapsus.

Frankreich.

Die Anfänge der National-Oekonomie.

(Fortsetzung.)

Bei so vielen Mißbräuchen war man selten im Stande, die Einnahmen mit den Ausgaben in Niveau zu setzen. Um das Defizit auszufüllen, nahm man oft zu verderblichen oder lächerlichen Mitteln die Zuflucht. Man discontirte die Einkünfte der folgenden Jahre; man verkaufte den Städten Exemtionen oder Monopole; man machte sich Geld mit Adelsbriefen; man schuf, um sie zu verkaufen, neue Aemter, mit welchen man ein Gehalt verband, was aber nur versteckte Anleihen waren, welche die Gläubiger des Staats in unnütze Beamte verwandelten. „So oft Ew. Majestät ein Amt schafft", sagte zu Ludwig XIV. der witzige Pontchartrain, „schafft Gott einen Narren, um es zu kaufen." Gott schuf in der That Leute, die einen Stolz darin suchten, die Contreleure bei der Aufstapelung des Holzes (contrôleurs aux empilemens des bois), geschworene Beerdigungs-Ausrufer (diese Charge allein brachte 800,000 Livres ein), Visitatoren frischer Butter (visiteurs du beurre frais), Koster der gesalzenen Butter (essayeurs du beurre salé) u. s. w. genannt zu werden. Diese Extravaganzen hatten ihre lächerliche Seite. Solche Aemter zogen persönliche Exemptionen nach sich, wodurch die meisten in den Geschäften reich gewordene Leute den öffentlichen Lasten sich entzogen.

So war in Bezug auf das Materielle jene Regierung beschaffen, deren politischer und literarischer Glanz uns heute noch blendet. Scheint es nicht beinahe, wie Herr Daire sinnreich bemerkt, daß zur Zeit Corneille's und Racine's, Pascal's und Bossuet's der Himmel Frankreich darum mit so vielen großen Männern auf einmal beschenkte, damit es sich die schlechten Institutionen geduldig gefallen lasse? Selbst wenn Frankreich nicht durch unglückliche Kriege erschöpft gewesen wäre, seine verderbliche Administration hätte es an den Rand des Abgrundes führen müssen. Man kann nicht ohne Schrecken lesen, was Vauban und Boisguillebert von dem Elend ihrer Zeit erzählen. „Nach allen Forschungen, die ich angestellt", sagt der Marschall, „bin ich zu dem Resultat gekommen, daß beinahe der zehnte Theil des Volkes auf die Bettelei reducirt ist und wirklich bettelt, daß von den neun anderen fünf nicht im Stande sind, jenem Almosen zu geben, daß von den vier übrigen drei in einer gedrückten Lage oder mit Schulden und Prozessen überhäuft sind, und daß der letzte Theil, wohin ich die Leute des Degens oder der Robe, die Geistlichen, den Adel, die Beamten, die guten Kaufleute, die Bürger, die von Renten leben und ein gutes Auskommen haben, zähle, nicht mehr als hunderttausend Familien in sich faßt." Eine Untersuchung im Steueramt von Vezelay, deren Ergebnisse aber auch auf andere Bezirke anwendbar scheinen, stellt heraus, daß „der siebente Theil der Häuser danieder liegt, der sechste Theil des Getraides brach und die übrigen schlecht angebaut sind. Boisguillebert ruft in einer Verwandlung edlen Unwillens, die seinen ungeschmückten Worten eine Art Beredsamkeit verleiht: „Muß man den Frieden abwarten, um, mindestens gesagt, zwei- oder dreihunderttausend Kreaturen das Leben zu retten, welche alle Jahr vor Elend umkommen, besonders in der Kindheit, weil es den Müttern an Mangel an Nahrung an Milch fehlt, oder die in einem späteren Alter, da sie nur Brod und Wasser haben und ohne Bett, ohne Kleider und der nöthigen Kräfte zur Arbeit beraubt sind, welches ihre einzige Hülfsquelle ist, ehe sie noch die Mitte ihrer Laufbahn erreicht haben, unterliegen!"

Bei einer solchen Verwirrung wäre jeder Versuch, systematisch eine neue Wissenschaft zu begründen, voreilig gewesen. Den wohlmeinenden Männern, die der Anblick der öffentlichen Noth erschütterte, fiel nur eine Thatsache in die Augen, nämlich die Unordnung der Finanzen. Daher wurden sie zu jener Art von Arbeiten geführt, die ihnen den Beinamen der finanziellen Oekonomisten erwarb. Als ehrwürdige Vorläufer der theoretischen Oekonomisten hielten sie sich an eine Art Empirismus, der das Uebel darlegte, ohne zu seiner Quelle aufzusteigen, und mit redlichem Bemühen das Mittel, ihm abzuhelfen, suchte. Im Gegensatz zu den späteren Schulen beschäftigten sie sich viel weniger mit der Production der Reichthümer, als mit einer billigen Vertheilung des erworbenen Reichthums. Alle ihre Sympathieen sind für die Schwachen, und sie treten aus freien Stücken als Advokaten derjenigen auf, die man unterdrückt, ohne die geringste Hoffnung auf Popularität.

Obgleich daher die ökonomischen Schriften Vauban's und Boisguillebert's uns nur noch als historische Dokumente interessiren können, so ist es doch schwer, sie ohne ehrfurchtsvolle Rührung zu lesen. Der Ingenieur, der einen der größten Namen in seiner Kunst hinterlassen hat, der unermüdliche Soldat, der dreiunddreißig neue Festungen baute, dreihundert alte wiederherstellte, dreiundfunfzig Belagerungen führte und an hundertundvierzig Gefechten persönlich theilnahm, der Marschall Vauban, erwarb sich in der Ausübung der Bürgertugenden ein Verdienst, das viel seltener ist als die militairische Tapferkeit. Durch die Functionen, die er mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch so würdig ausfüllte, genöthigt, Frankreich in allen Richtungen zu durchreisen, verläßt er keinen Bezirk, ohne alle Nachrichten über denselben, die einen Staatsmann interessiren können, gesammelt zu haben: stets begleitet von Secretairen, Kopisten, Kalkulatoren, Zeichnern, opfert er einen Theil seines Vermögens, um alle auf den Krieg, die Marine, die Finanzen, den Handel, die Religion und die allgemeine Politik bezüglichen Fakta festzustellen; handelt es sich aber um Aufklärung über das Loos der Armen, dann übernimmt er selbst die Nachforschung. Auf dem Gipfel des Ruhms und der Gunst, als Ludwig XIV. ihm ausdrücklich befiehlt, sich zu schonen, weil er seine Gesundheit als eine Staats-Angelegenheit betrachtet, benutzt Vauban seine Mußestunden, die Dörfer und das platte Land zu durchstreifen; er dringt in die Strohhütte oder in die Bude, fragt den Landmann über den Tagelohn, den

kaufmann über die Chancen seines Handels aus, indem er überall durch seine Theilnahme Vertrauen erweckt, die Beschwerden notirt, die Meinungen anhört. Diese Nachforschungen brachten die Minister Ludwig's XIV. auf den Gedanken, durch die Intendanten der Provinzen die Dokumente sammeln zu lassen, die auf den materiellen Zustand der Bevölkerungen ein Licht werfen könnten, Dokumente, die im Manuskript aufbewahrt wurden und aus welchen das große Werk des Grafen von Boulainvilliers über den Zustand Frankreichs (l'Etat de la France) nur ein ausführlicher Auszug ist. Mit Recht dürfen wir daher den edlen Krieger als den Schöpfer der Statistik in Frankreich begrüßen und müssen anerkennen, daß, wenn wir den Namen, Vauban die Sache erfunden.

Was uns in Vauban's ökonomischen Schriften anzieht, ist seine innige Sympathie für die Noth des gemeinen Volkes, für „jenen niederen Theil, den man unterdrückt und verachtet, und der doch durch seine Zahl und durch die Dienste, die er leistet, der bedeutendste ist; denn er ist es, der durch seine Arbeit und den Handel, und durch das, was er dem König zahlt, ihn und sein ganzes Königreich reich macht; er ist es, der die Soldaten, die Matrosen und eine große Zahl von Offizieren liefert u. s. w." Ist es nicht merkwürdig, in diesen Worten eines seiner Höflinge an Ludwig XIV. die Prinzipien wiederzufinden, die im Jahre 1789 Sieyes' politisches Glück machen sollten? Aus den edlen Gefühlen, welche Vauban's große Seele bewegten, ging die Schrift: „Entwurf zu einem königlichen Zehnten" (Projet de dîme royale) hervor. Da er sich überzeugt, daß die Hauptquelle des öffentlichen Elends und der Unordnung in den Finanzen das Privilegium der bevorrechteten Stände in Steuersachen sey, so dringt er auf die Abschaffung desselben und auf die Einführung eines Systems, welches die Lasten für alle Bürger gleich macht und die gedrückten Klassen erleichtert, ohne den Schatz zu benachtheiligen. Zu dem Ende schlägt er vor, die Menge der willkürlichen und veratorischen Taxen jener Zeit durch eine einzige Steuer in Naturalien oder in Geld zu ersetzen, deren Betrag, je nach den Umständen, zwischen dem zehnten Theil der Einkünfte als Maximum und dem zwanzigsten als Minimum schwanken sollte. Diese Steuer sollte aus vier verschiedenen Quellen fließen: 1) aus dem Zehnten von allen Früchten des Bodens, in Natura erhoben, ohne Unterschied der Personen oder Orte; 2) aus einem Geldzehnten vom Ertrage der Häuser, Industrieen, Renten, Gehalte, Pensionen und anderer Einkünfte, der vom Fürsten und Prälaten bis zum Arbeitsmann und Lakaien erhoben werden soll; 3) aus einer mäßigen Salzauflage, die ebenfalls für alle Provinzen und Klassen gleichförmig seyn soll, und endlich 4) aus den festen Revenüen der Domainen und den zufälligen Einkünften, als Feudalabgaben, Geldstrafen, Wegezöllen u. s. w., auf welche die Neuerungen nicht so leicht anwendbar seyen.

Vauban stellte solche Ideen nur auf, um seinem Gewissen zu gehorchen. Er täuschte sich nicht über die Chancen des Erfolges; er selbst zählt die Hindernisse auf, woran sein System scheitern werde. Er prophezeit den Zorn der Edlen, die in ihren Privilegien angegriffen, den Widerspruch der hohen Beamten, die in ihrem Despotismus bedroht würden, die Intriguen der Finanzmänner, die Trägheit jener falschen rechtschaffenen Leute, die nur ihre Bequemlichkeit und ihre egoistische Ruhe zu sichern suchen: er fühlt recht gut, daß noch nicht die Stunde gekommen sey, das alte Volk zu retten aus den Klauen dieser Armee von Pächtern und Unterpächtern, mit ihren Commis jeder Art, dieser Staatsblutegel, deren Zahl hinreichend seyn würde, die Galeeren zu füllen, die aber, nach tausend verübten Schurkereien, mit aufgerichtetem Haupt in Paris umhergingen, als hätten sie den Staat gerettet." In der That wurde auch bald durch einen Beschluß der Regierung die Beschlagnahme und Vernichtung des Projet de dîme royale verordnet. „Es war also kein Wunder", sagt hierüber der Herzog von Saint-Simon, „wenn der König, auf diese Weise gegen ihn eingenommen und bearbeitet, den Marschall von Vauban, als er ihm sein Buch überreichte, sehr schlecht aufnahm. Von diesem Augenblick ab waren seine Dienste, seine in ihrer Art einzige militairische Tüchtigkeit, seine Tugend, der Werth, den der König darauf gelegt, so daß er sich selbst zu ihren glaubte, indem er ihn erhob, alles dies war vergessen. Er sah nur noch in ihm einen thörichten Schwärmer für das öffentliche Wohl und einen Verbrecher, der sich an der Autorität seiner Minister und folglich auch an der seinigen vergriffen. Der unglückliche Marschall, der allen französischen Herzen theuer war, konnte die Ungnade seines Herrn, für den er Alles gethan, nicht überleben. Er starb wenige Monate darauf, indem er Niemanden mehr sah, von einem Gram verzehrt, den nichts beschwichtigen konnte und gegen welchen der König ganz unempfindlich blieb." Die Verdammungs-Edikte tragen das Datum des 14. Februar und 19. März 1707, und Vauban starb am 30sten dieses Monats. So unterlag der unerschrockene Krieger derselben Schwäche, die man einem furchtsamen Dichter vorgeworfen hat: wie Racine, starb auch er an einer Ungnade.

Pierre Le Pesant, Herr von Boisguillebert, ist kaum bekannt. Man weiß nur ungefähr, daß er ein hohes Amt in Rouen bekleidete, und daß, nachdem er seine Jugendmuße Uebersetzungen oder literarischen Phantasieen gewidmet, er sich mit den öffentlichen Angelegenheiten ernster beschäftigte. Sein Buch, das er im Jahre 1697 herausgab, unter dem Titel: Détail de la France, ging unbeachtet vorüber. Dies muß das Loos fast aller finanziellen Reformpläne seyn, die im Allgemeinen nur von denen verstanden werden, die ein Interesse haben, sie zu bekämpfen. Der Herzog von Saint-Simon erzählt, daß Boisguillebert von dem Controleur der Finanzen, Pontchartrain, die Ehre erbat, ihm seine Ideen auseinanderzusetzen. „Ich weiß wohl", sagte er, daß Se. Excellenz mich zuerst für einen Narren halten, dann aber in mein System eingehen wird." — „Ich halte mich an das Erste", antwortete der heftige Minister, indem er dem Rathgeber den Rücken wandte. Trotz dieser Zurückweisung befestigten sich die Ueberzeugungen Boisguillebert's immer mehr beim Anblick eines fortwährend zunehmenden Elends. Er beschäftigte sich zehn Jahre seines Lebens damit, sein Buch umzuschmelzen, ihm eine schneidendere Form zu geben, worauf er seine neue Arbeit unter dem pamphletartigen Titel: Le Factum de la France, herausgab. Chamillart war damals Finanz-Controleur. Dieser wohlmeinende Minister, der aber furchtsam und unentschlossen war, weil er einen mittelmäßigen Geist besaß, ließ Boisguillebert kommen, lobte seine Ideen, entschuldigte sich aber, wenn er keinen Versuch damit mache, mit der Unmöglichkeit, in Kriegszeiten eine Radikal-Reform auszuführen. Boisguillebert antwortete nicht dem Minister, sondern dem Publikum; er wagte es, als Supplément au Détail de la France, eine Broschüre von einigen Seiten ans Licht zu schicken, worin er eine lebhafte Aufzählung der verderblichsten Mißbräuche giebt und fragt, „ob man auf den Frieden warten muß", um ihnen abzuhelfen.*) Es gehörte kein geringer Muth dazu, eine solche Schrift im Jahre 1707 zu wagen, gerade zu derselben Zeit, wo Vauban's Schrift unterdrückt wurde. Die Folgen waren jedoch hier nicht so schrecklich; mächtige Fürsprecher nahmen den Schriftsteller in Schutz. Nach einem kurzen Exil in der Auvergne erhielt er die Erlaubniß, sein Amt in Rouen wieder anzutreten. Er starb daselbst im Jahre 1714, geehrt von seinen Mitbürgern als eifriger Beamter, aber als politischer Schriftsteller mit Unrecht verachtet. Alle Literarhistoriker haben ihn vernachlässigt; Voltaire allein hat seinen Namen an acht Mal genannt, und immer in einem Ton der Verachtung, den es schwer ist, zu erklären.

Boisguillebert's praktische Ideen haben mit denen Vauban's so viel Aehnlichkeit, daß die Uebelwollenden dem Marschall einen Vorwurf daraus gemacht, daß er einem obskuren Träumer die Autorität seines Namens geliehen. Gleichwohl versichert Saint-Simon, daß diese beiden Bürger, die für das öffentliche Wohl gleich begeistert waren, sich an demselben Ziel begegneten, ohne sich zu kennen. Wie Vauban schlägt Boisguillebert vor, die verschiedenen Arten der Abgaben durch den Zehnten von allen Gütern oder Revenüen ohne Ausnahme zu ersetzen; aber er will mit Recht, daß dieser Zehnte immer in baarem Gelde und nie in Naturalien erhoben werde. Während Jeder nach seiner Weise eine Noth erklärte, die in den früheren Epochen ohne Beispiel war, wagte Boisguillebert zu sagen: „Eine Reihe von verderblichen Kriegen und die thörichten Verschwendungen des Hofes haben das öffentliche Elend vermehren können, aber sie sind nicht die erste Ursache desselben. Wenn das Geld selten ist, so kommt dies daher, weil es vergraben, und nicht, weil es in fremde Länder ausgeführt wird. Ueberdies ist das Gold und Silber, das ihr aufhäufen wollt, nur als Tauschmittel nützlich; sie tragen zum Reichthum eines Landes bei, bilden aber nicht seinen wahren Reichthum, außer in Indien und Peru, wo sie natürliche Produkte sind. Die Auflagen, über die ihr euch mit Recht beklagt, sind nur darum drückend, weil sie schlecht vertheilt sind; das Geheimniß der Wiedergeburt ist die Aufhebung aller fiskalischen Maßregeln, welche den Ackerbau und den Handel paralysiren; man muß dem Volk Freiheit geben, zu pflügen und zu handeln, oder, mit anderen Worten, reich zu werden." Dies sind im Wesentlichen die Lehren, die aus den Werken Boisguillebert's hervorgehen. Ohne die Uebertreibung des Herrn Daire zu theilen, der in ihm den „Christoph Columbus der ökonomischen Welt" sieht, kann man doch dem Verfasser des Détail de la France jene Gabe der Beobachtung nicht absprechen, die den Erfinder erkennen läßt. Wenn Boisguillebert von seinen Zeitgenossen begriffen worden wäre, wenn ihn jene Begeisterung ermuthigt hätte, die der Erfolg hervorbringt, so würde er wahrscheinlich zuerst das Lehrgebäude der ökonomischen Wissenschaft entworfen und vollständig die Lobsprüche des Herrn Daire verdient haben, der in ihm „den ersten Ring jener gelehrten Kette erkennt, welche später von den berühmten Namen eines Quesnay, Smith, J. B. Say, Malthus, Ricardo und Rossi gebildet wird."

Die vorgeschlagene Reform fand keinen Eingang. Hüten wir uns, auf die Minister Ludwig's XIV. die ganze Schuld zu schieben. So trefflich die Ideen Vauban's und Boisguillebert's auch auf dem Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und der absoluten Gerechtigkeit waren, so fanden sie doch in der Praxis fast unübersteigliche Schwierigkeiten. Die eingewurzelten und in die Sitten übergegangenen Mißbräuche erwerben eine Art Legitimität, die sie mit den natürlichen und unverjährbaren Rechten gleichstellt. Eine regelmäßige Regierung nimmt nicht leicht das Gehässige einer Maßregel auf sich, die einer Beraubung ähnlich sieht und blutige Opfer zurücklassen muß. Die großen Reformen, die alle Interessen durch einander rütteln, erfordern zu ihrer Durchführung den Enthusiasmus einer Revolution. Wir müssen zugeben, daß die Gleichmachung der Auflagen, die 1789 im Sturm durchgeführt wurde, im Anfang des Jahrhunderts nicht ausführbar gewesen wäre. Wie wollte man die Einwilligung der ständischen Provinzen erhalten, welche nur unter der Bedingung, ihre alten Gebräuche, besonders in fiskalischen Sachen, beizubehalten, die Souverainetät der Krone anerkannt hatten? Wie wollte man eine Corporation wie den Klerus vor den Kopf stoßen, die durch ihre Reichthümer eben so mächtig war als durch ihr moralisches Ansehen? Was den Adel betrifft, so hätte er in dem Zahlen einer Geldsteuer eine Art Erniedrigung gesehen; er hätte damit zugegeben, daß der Edelmann nicht mehr würdig war, „mit seiner Person zu zahlen", nämlich im Felde.

Ein Umstand, der noch mehr als die Achtung der bestehenden Rechte dazu beitrug, die Reformpläne zu paralysiren, war die Furcht, die Finanzmänner zu reizen. Sie waren schon die Herren des Friedens und des Krieges, diese Menschen, die, nach Voltaire's Ausdruck, den Staat tragen, wie der Strick

*) Alle Paragraphen dieses Werkchens beginnen mit der Formel: Faut-il attendre la paix pour ...

den Gehängten trägt. Der strenge Vauban hatte gut schreien: „Man muß sich die Ohren verstopfen, seinen Weg gehen und sich mit Festigkeit wappnen.“ Er wußte nicht, daß ein Geldkasten nicht wie eine Citadelle im Sturm erobert wird. In den rückhaltslos despotischen Ländern wird das Gleichgewicht von Zeit zu Zeit durch Staatsstreiche, die gegen die Plünderer gerichtet sind, wiederhergestellt. So ist es nicht in Zeiten, wo die Formen des Rechts geachtet werden; da wissen diejenigen, die am skandalösesten ihr Uebergewicht mißbrauchen, um die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu verletzen, sich am geschicktesten hinter den Buchstaben des geschriebenen Gesetzes zu verschanzen.

(Schluß folgt.)

England.

Die Sklavenarbeit der Londoner Putzmacherinnen.

Es wird so viel von der Philanthropie der Engländer gesprochen, die ihren westindischen Sklaven ein menschenfreundlicheres Loos bereiten und den Negerhandel überall zu unterdrücken streben. Um so schneidender kontrastirt jedoch damit, was in den auf Anordnung des Parlaments gedruckten Berichten über die furchtbaren Mißbräuche der freien Arbeit in England selbst gesagt wird. Wir setzen als bekannt voraus, was darin über die Arbeiten der Kinder in den Bergwerken, in den Stahl- und Eisenwaaren-Fabriken, so wie in den Spinnereien ꝛc., vorkömmt, und theilen hier nur nach der Edinburgh Review etwas über die Qualen der armen Geschöpfe mit, deren Loos es ist, den Putz und den Luxus der reichen Klassen mit ihrem eigenen Elend zu bezahlen.

„Derjenige Theil des offiziellen Berichtes*), welcher von der Lage der in den großen Städten Englands, besonders in London, als Putzmacherinnen und Frauen-Schneiderinnen beschäftigten jungen Mädchen handelt, hat den allerschmerzlichsten Eindruck auf uns gemacht — nicht allein darum, weil die Arbeit dieser unglücklichen Mädchen die angestrengteste von allen ist — auch nicht, weil sie ausschließlich auf dem schwächeren Geschlechte ruht, und zwar in einer Lebensperiode, wo Ueberarbeitung am schädlichsten wirkt — sondern weil diese angestrengteste Arbeit mit allen ihren schädlichen Folgen im Dienste und auf Befehl einer Gesellschafts-Klasse geschieht, deren eigenes Freiseyn von aller Plage und Entbehrung ihr um so mehr die Pflicht auferlegen sollte, die Plagen und Entbehrungen ihrer weniger begünstigten Mitgeschöpfe nicht noch zu vergrößern. Es unterliegt nämlich fast keinem Zweifel, daß weder in den Kattun-Druckereien von Lancashire, noch in den Spitzen-Fabriken von Nottingham, ja kaum in den Werkstätten von Willenhall, und ganz gewiß nicht in den Baumwollen-Spinnereien von Manchester (welche erst vor wenigen Jahren den fäshionäblen Schönen Londons so vielen Stoff zum Mitleid gegeben), Beispiele von so empörender Grausamkeit vorkommen, wie sie jeden Frühling und Herbst ungehindert, und bis heute fast unbemerkt, in den Putzmacher-Anstalten der Hauptstadt verübt werden.

„Die Zahl der Inhaber dieser Putz- und Kleidermacher-Geschäfte beträgt wenigstens 1500, und die Zahl der jungen Mädchen, welche Jeder beschäftigt, wechselt von zweien oder dreien bis 25 oder 35. Man kann in jeder Anstalt durchschnittlich zehn, im Ganzen also 15,000 solcher Arbeiterinnen annehmen. Die tägliche Dauer der Arbeit ist während der Saisen unbeschränkt, indem die Mädchen nie mehr als sechs, oft nur vier, zuweilen nur drei und in einzelnen Fällen nicht über zwei Stunden von den vierundzwanzigen ruhen und schlafen können. Sehr häufig arbeiten sie die ganze Nacht. Hören wir einige der im Berichte wörtlich mitgetheilten Zeugnisse:

„Miß O'Neil, die Inhaberin eines solchen Geschäfts, sagte: „Im Frühjahr ist das Arbeiten an keine bestimmte Zeit gebunden; gewöhnlich dauert es von 6 Uhr, zuweilen von 4 Uhr Morgens bis Mitternacht. Ich selbst habe oft zwei bis drei Monate ununterbrochen so gearbeitet. Es ist, namentlich beim Kleidermachen, gar nichts Ungewöhnliches, daß man wohl dreimal in der Woche die ganze Nacht zu thun hat. In einigen Häusern, wo man die Gesundheit der jungen Schneiderinnen mehr bedenkt, wird um 4 Uhr des Morgens angefangen und Abends 11 Uhr, aber nie früher, aufgehört.“

„Miß ..., welche zehn Jahre lang Aufseherin und Zuschneiderin in einem solchen Geschäfte gewesen, läßt sich in folgender Art vernehmen: „Im Winter pflegt die Arbeit von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends zu dauern; im Sommer von sechs oder halb sechs Uhr bis Mitternacht. Während der fäshionäblen Jahreszeit, d. h. von April bis Ende Juli, kommen noch viel mehr Stunden dazu; giebt es aber vollends eine Gesellschaft bei Hofe, ein großes Fest oder große Trauer, so ist man oft 20 Stunden von 24, bisweilen die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Ich selbst habe einmal drei Monate lang des Tages 20 Stunden gearbeitet.“

„Die buchstäbliche Wahrheit der angeführten und vieler anderen Aussagen wird durch folgendes ärztliche Zeugniß bestätigt. Sir James Clark, Leibarzt der Königin, sagt: „Ich habe die Lebensweise dieser unglücklichen Mädchen so befunden, wie keine Constitution sie lange ertragen kann. Von Morgens sechs Uhr bis Mitternacht in engen Stuben arbeiten, die wenigen der Ruhe gewidmeten Stunden in noch engeren und angefüllteren Gemächern zubringen — das ist eine Lebensweise, die auf den Ruin der Gesundheit ordentlich berechnet scheint, und obendrein in einer Periode, wo Bewegung in freier Luft und angemessene Ruhe zur körperlichen Entwickelung nothwendig sind. Nach dem, was ich in diesen Anstalten selbst beobachtet und erfahren, kann ich kaum glauben, daß Gesundheit und Leben der jungen Arbeiter in unseren berüchtigsten Fabriken noch mehr gefährdet seyn sollten.“

„Und wirklich hat kaum irgend eine Beschäftigung, das Nadel-Schleifen etwa ausgenommen, so viele körperliche Leiden und gefährliche Krankheiten in ihrem Gefolge. Dazu kommt noch, daß die Gefühllosigkeit der Inhaber des Geschäftes die sich unwohl fühlenden Arbeiterinnen oft zur Verheimlichung ihres Unwohlseyns bestimmt, weil sie verabschiedet zu werden befürchten, welche Verheimlichung dann oft eine Verschlimmerung des Uebels, ja völlige Unheilbarkeit zur Folge hat.

„Wie demüthigend muß es doch für jede edlere Weiblichkeit seyn, wenn der Menschenfreund, von so empörender Quälerei und Mißhandlung vieler tausend Wesen des zarteren Geschlechtes sich abwendend, in den offiziellen Berichten über die Lage der Arbeiter in Wollen- und Baumwollen-Faktoreien vergleichungsweise Trost und Befriedigung findet!“

*) Childerns Employment Commission. Ordered by the House of Commons to be printed. Zwei Bände in Folio. 1842—43.

Mannigfaltiges.

— Griechinnen und Griechen, nach Antiken. Unter diesem Titel hat Herr Professor Dr. Theodor Panofka die beiden Vorträge herausgegeben, die er vor zwei Jahren und im letzten Winter im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen gehalten.*) Meistentheils nach griechischen Vasenbildern, zum Theil aber auch nach Münzen und antiken Glaspasten, hat es der gelehrte Verfasser versucht, eine anschauliche Darstellung von dem Leben der Griechinnen sowohl als der Griechen, von der Wiege und den Kinderspielen bis zum Grabe, zu geben. Mehrere Jahrhunderte hindurch, und zwar gerade während der Blüthezeit der Hellenen, haben die Vasen einen sinn- und geschmackvollen Gegenstand des griechischen Luxus gebildet, indem sie in wichtigen Lebensmomenten zu bedeutungsvoll und sinnreich verzierten Geschenken verwandt wurden. „Je natürlicher es nun war“, bemerkt Herr Panofka, „auf den Anlaß solcher Gaben in der Wahl der Malereien, womit man diese Geschenke schmückte, mehr oder minder unmittelbare Anspielungen zu geben, desto weniger darf es Wunder nehmen, wenn gerade in dieser Gattung antiker Kunstdenkmäler vorzugsweise vor allen übrigen das Leben der Hellenen so treu und so mannigfaltig sich abspiegelt.“ Die drei lithographirten Tafeln, die den Vorträgen zur Erläuterung beigegeben sind, enthalten nicht weniger als 56 bildliche Darstellungen, von denen 18 dem weiblichen und die übrigen dem Männerso wie dem sozialen Leben der Griechen gewidmet sind. Manche Anschauung, die der Studirende nur nach und nach aus den schriftlichen Denkmälern der Alten gewinnt, wird hier durch einen einzigen Blick auf die Bildertafel gewonnen, die von einer sachgemäßen und wiewohl von tiefer Forschung zeugenden, doch überall populair gehaltenen Erklärung begleitet ist. Wir zweifeln nicht, daß diese Vorträge gedruckt eben so viele Theilnahme finden werden, als sie bereits bei ihren Zuhörern fanden, und daß nicht bloß den speziellen Freunden des klassischen Alterthums, sondern auch Künstlern und Kunstjüngern, so wie Kunstliebhabern überhaupt, durch diese Schrift ein angenehmes Geschenk gemacht ist.

— Die Schule des Journal des Débats. Herr von Bourquency, bisher Gesandter und jetzt zum Botschafter Frankreichs bei der ottomanischen Pforte ernannt, war in den ersten Jahren nach der Julirevolution einer der Mitredacteure des Journal des Débats, und hat mithin eine eben so rasche als glänzende Carrière gemacht. Die Schule der beiden Herren Bertin hat sich überhaupt als eine der erfolgreichsten ausgewiesen; es giebt bereits eine ganze Bank von Männern, die daraus hervorgegangen und jetzt in den wichtigsten diplomatischen und administrativen Stellungen sich befinden.

— Die Juden in Europa. In einem großen Saal am Hannover-Square in London fand kürzlich ein Meeting statt, in welchem darüber berathen wurde, welches die zweckmäßigsten Maßregeln zur Wiederherstellung des jüdischen Volkes in Palästina seyen. Französische Blätter machen dazu die ironische Bemerkung, es möchte eben so gut an der Zeit seyn, zu berathen, wie die erste assyrische Dynastie wieder einzusetzen, die Stadt Ninive neu aufzubauen oder die Mauern von Troja wieder zu errichten wären. Die Juden Frankreichs, Englands und Deutschlands dächten gerade so daran, nach Palästina zurückzukehren, wie etwa die Magyaren daran denken, ihre asiatische Wiege wieder aufzusuchen, oder wie die Nachkommen der nach Gallien gekommenen Franken sich zu den germanischen Gräbern ihrer Vorfahren zurücksehnten. Dies mag allerdings wahr seyn und selbst auf die orthodoxesten Juden sich anwenden lassen, die die Bitte um Wiederaufbau des Salomonischen Tempels in ihre täglichen Gebete mit einschließen. Ein Anderes ist es jedoch mit den Juden in Polen und Rußland; diesen könnte unter den jetzigen Umständen gewiß kein größeres Heil vom Himmel kommen, als wenn ihnen die Wege nach Palästina, oder — was gewiß noch viel ersprießlicher für sie seyn möchte — nach Amerika geöffnet würden. Einzelne Auswanderungen polnischer und russischer Juden nach diesem Welttheil haben bereits in den letzten Jahren günstige Resultate geliefert; in größerer Anzahl sind diese jedoch von der Regierung bisher nicht verstattet worden.

*) Berlin, Verlag der L. Trautwein'schen Buch- und Musikalien-Handlung (J. Guttentag). 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Dienstag den 28. Mai 1844.

Italien.

Finanzielle und andere Zustände des Kirchenstaats.

Wir entnehmen die nachstehenden Auszüge einem kürzlich erschienenen Werke des französischen Deputirten Fulchiron*), welche mehr als Einen wichtigen Blick in die Ursachen und den Charakter der gegenwärtig im Kirchenstaate herrschenden Gährung eröffnen.

Eine sehr bemerkenswerthe Thatsache ist die geringe Zunahme der Bevölkerung seit vierzig Jahren sowohl in den päpstlichen Staaten überhaupt als in Rom selbst. Nach der letzten offiziellen Zählung betrug die Einwohnerzahl des ganzen Landes 2,732,000 Seelen, die jährliche Zunahme mithin 7500, während sie 28—30,000 betragen müßte, wenn sie in demselben Verhältniß stattfände als in Toskana. Die Einwohner der Hauptstadt werden jedes Jahr einen Monat vor Ostern von den Pfarrern gezählt, welche von Haus zu Haus gehen und die Eigenthümer, Miether und Dienstboten aufschreiben; und die höchste Zahl, welche sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ergeben hat, die von 1841, übersteigt jene von 1800 nur um 5000 Seelen.

Die Juden, deren etwa 10,000 im Lande wohnen, von denen die Hälfte auf die Hauptstadt kommt, werden in den Zählungen niemals mit einbegriffen. Sie werden, wie es heißt, nur vorläufig geduldet, und jedes Jahr erbitten sich ihre Aeltesten und Rabbiner von dem Senator Roms aufs neue die Erlaubniß, in dem erbärmlichen Ghetto wohnen zu dürfen, dessen Gitter jeden Abend über ihnen geschlossen werden; aber dies ist nur eine kränkende Form mehr, denn in der That denkt man so wenig daran, ihnen ihren Aufenthalt streitig zu machen, daß sich, weil sie kein Grundeigenthum besitzen dürfen, ein Herkommen gebildet und Gesetzeskraft erlangt hat, nach welchem die Christen, denen die von ihnen bewohnten Häuser gehören, sie weder aus denselben vertreiben noch die Miethe erhöhen dürfen. Dieses Recht, welches gazzaya heißt, wird so wenig angefochten, daß es oft einen Theil einer Mitgift bildet und an Glaubensgenossen verkauft wird.

Der Werth des Bodens ist verschieden nach den beiden Abhängen des Apennins. Ein Stück Landes, das im Norden der Kette 5 römische Thaler gilt, ist im Süden derselben nur 3 werth. Das kommt daher, weil der Ackerbau in der Romagna und im Bolognesischen Fortschritte gemacht hat, während das Land in den übrigen Theilen der päpstlichen Staaten weder besser angebaut noch einträglicher ist als vor dreihundert Jahren. Pius VII. hat zwar die meisten drückenden Gesetze abgeschafft, durch welche seine Vorgänger den Ackerbau bevormunden wollten, und welche z. B. bestimmten, wie viel Rubbi Landes jedes Jahr mit Kornfrucht besät werden sollten; und die Aufhebung dieser Beschränkungen ist ohne Zweifel eine Verbesserung, aber sie hebt das Hauptübel nicht, nämlich die ungeheure Ausdehnung der dem Adel und der Kirche gehörenden Güter.

Um Gewerbe und Handel ist es nicht besser bestellt. Die jährliche Ausfuhr beläuft sich auf 25 Millionen Franken und besteht größtentheils aus Erzeugnissen des Ackerbaus. Dazu kommen Rosenkränze, Agnus dei und andere Gegenstände religiöser Verehrung, welche jährlich mehr als eine Million einbringen sollen, und Kunstsachen oder Kuriositäten, die von den Reisenden gesucht werden. Die Einfuhr, meistentheils aus Manufaktur-Artikeln bestehend, beläuft sich auf 37 Millionen. Neben den großen Fortschritten der Kupferstecherkunst ist die Buchdruckerei in Rom ganz zurückgeblieben; freilich wird auch außer Reisehandbüchern und antiquarischen Dissertationen fast nichts gedruckt. Ehemals waren Sinigaglia und Ankona bedeutende Plätze, das eine durch seine Messe, das andere als Hafen; aber die Griechen, welche ihren Handel vorzüglich erhielten, haben sich zurückgezogen, weil die päpstlichen Behörden ihnen weder öffentlichen noch Privat-Gottesdienst in den römischen Staaten erlaubten. Dadurch hat Triest, wo von Staats wegen ein griechischer Bischof eingesetzt worden ist, bedeutend gewonnen.

Einen ganz eigenthümlichen Artikel der päpstlichen Einkünfte bilden die Gebühren für die geistlichen Gnaden und Begünstigungen, über welche Fulchiron Folgendes mittheilt: „Wenn man durch die Vermittelung der Dateria (päpstlichen Kanzlei) eine Gnade, eine Konzession, einen Dispens haben will, so wendet man sich an einen Expedienten, das ist eine Art von Prokurator, der bei diesem Departement angestellt ist und die Bittschrift ausfertigt. Für jede dieser Begünstigungen giebt es eine bestimmte Taxe, die so weit als möglich für alle vorkommende Fälle berechnet ist. Der Expedient muß in seiner Bittschrift den durch die Taxe bestimmten Preis angeben und dahinter eine Ermäßigung nachsuchen. Die Dateria hat ein eigenes Büreau, das sich ausschließlich mit diesen Preis-Ermäßigungen, welche componende genannt werden, beschäftigt. Sobald die componende in Ordnung gebracht und bezahlt ist, wird die Sache, nach ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, durch eine Bulle oder ein Breve erledigt. Die Dateria verlangt fast niemals den festgesetzten Taxpreis. Die stärksten Ermäßigungen geschehen gewöhnlich bei Heirats-Dispensen, für welche man nur die Hälfte oder auch noch weniger nimmt; zuweilen begnügt man sich sogar mit dem Zehntel. Die Herabsetzung des Tarifes hängt von den Umständen, von der Stellung der Personen und auch der Länder ab; denn es giebt privilegirte Gegenden, die für gewisse Verwandtschaftsgrade nichts bezahlen. Es ist vorgekommen, daß die Expedienten, welche eine besondere Vergütigung erhalten, falsche oder formwidrige Urkunden geschickt und übermäßige Summen verlangt haben. Die Staaten und die Bisthümer, welche diese Unordnungen vermeiden wollen, bestellen Agenten zu Rom, um diese habsüchtigen Prokuratoren zu überwachen, und dann werden die Konzessionen nur auf ihr Visa angenommen. Der Beaufsichtigende und der Beaufsichtigte sind zu einer gleichen Vergütigung berechtigt, welche der römische Staat auch durch einen Tarif geregelt hat." (Schluß folgt.)

*) Voyage dans l'Italie méridionale par J. C. Fulchiron, député du département du Rhône. Seconde édition, revue et corrigée. 4 Bde. 117½ Bog. 8. Paris 1844. 24 Fr.

Frankreich.

Die Anfänge der National-Oekonomie.

(Schluß.)

Law's Finanz-System.

Um den Abgrund des Defizits auszufüllen, ohne die Steuerpflichtigen zu erdrücken, die Privilegirten zu beeinträchtigen, die Finanzmänner zu reizen, war nichts Geringeres als ein Zauberer nöthig. Ein Mann, eben so blendend durch das Einnehmende seiner Manieren als durch die Ueberlegenheit seines Geistes, fand sich, der gerade für diese Rolle gemacht schien. Es war der Schotte John Law. Derselbe war der Sohn eines reichen Goldschmieds in Edinburg und im zwanzigsten Jahre Herr eines Vermögens, das seine Unabhängigkeit sicherte. Er vereinigte in sich jene Eigenschaften, aus denen damals der Typus des vollkommenen Edelmannes bestand, d. h. geistige Bildung, einen feurigen Redestrom, eine imponirende Haltung, einnehmende Figur und eine seltene Gewandtheit in körperlichen Uebungen. Er theilte seinen eleganten Müßiggang zwischen dem Spiel, den Liebesintriguen und dem Besuch der politischen Zirkel. Die Folgen einer Ehrensache zwingen ihn, auszuwandern. Er besucht in wenigen Jahren Amsterdam, Paris, Venedig, Genua, Florenz, Neapel und Rom, schon ruinirt und auf die zufälligen Hülfsquellen seines Gewerbes reduzirt, findet aber immer Mittel, ein elegantes Leben zu führen, trägt, wie früher, die Grazie eines lockeren Kavaliers, die großmüthige Kaltblütigkeit des schönen Spielers, den Scharfsinn des politischen Roué zur Schau und zeichnete sich besonders aus durch eine angeborene Gabe, finanzielle Probleme zu lösen. Durch die Combination der Chancen des Würfelspiels wird das Spiel für ihn ein vortheilhaftes Gewerbe: gewöhnlich erscheint er mit 100,000 Livres am Pharotisch, und, um schneller zu zählen, läßt er Marken von 18 Louisdor zu seinem Gebrauch anfertigen. Doch die Speculationen des grünen Tisches sind weit entfernt, ihm zu genügen: er öffnet seinem Geiste ein seiner würdigeres Feld. Das Spiel mit den öffentlichen Effekten, ein dunkeles Gewerbe, dessen Geheimnisse damals nur einer sehr kleinen Zahl von Leuten bekannt sind, bringt ihm in kurzer Zeit bedeutende Summen ein, so daß er nach einem Aufwand, der ihn mit den größten Herren auf gleichen Fuß setzt, bei seiner Ankunft in Frankreich 1,600,000 Livres oder 2,857,000 Francs realisiren kann.

Die Art der Existenz, die sich Law geschaffen, hatte seine Aufmerksamkeit auf das Wesen und die Rolle des Geldes, auf die geheimnißvolle Macht des Kredits gelenkt. Ohne gerade das zu seyn, was wir heute einen Oekonomisten nennen, hatte er doch über die ökonomischen Phänomene ein Bewußtseyn erworben, das den meisten Staatsmännern damals fehlte. In einer Zeit der Krisis und fast allgemeiner Geldnoth glaubte sich der glückliche Agioteur, von seinen Theorieen am ersten geblendet, zur Rolle des Reformators berufen. Er bot seine Ideen zuerst seinem Vaterlande zur Benutzung an. Die schottische Bank, die 1695 auf falschen Prinzipien gegründet worden, versuchte sich zu

regeneriren. Da beeilte sich Law, seine finanziellen Entdeckungen in einem starken Memoire, betitelt: Betrachtungen über das Geld und den Handel, zu formuliren, welches er selbst dem schottischen Parlament überreichte; doch gelang es ihm nicht, damit Eingang zu finden. Die Ideen, die er in dieser Zeit entwickelt, sind: das Geld ist das Prinzip der Arbeit und des Reichthums; die edeln Metalle vertreten nur mißbräuchlich die Stelle von Circulationsmitteln. Es hängt vom Fürsten ab, sie durch Papiergeld zu ersetzen, und diese Substitution wird ohne Gefahr seyn, wenn nur die Quantität des ausgegebenen Papiers nicht die Bedürfnisse der kommerziellen Lage übersteigt. Diese Maßregel wird nicht nur der Regierung, die sich das Monopol derselben vorbehält, ungeheure Vortheile bringen, sondern sie wird auch alle produktive Kräfte des Landes in gegenseitigen Verkehr bringen, weil es möglich seyn wird, Allen, die irgend eine Garantie anzubieten haben, ein Nutzungs-Kapital vorzuschießen. — Diese Lehre ist, wie man sieht, eine irrige und gefährliche Uebertreibung der Prinzipien, auf welchen die Wissenschaft des Kredits beruht, eine Uebertreibung, die übrigens bei demjenigen zu entschuldigen ist, der von einer neuen und fruchtbaren Idee, die er zuerst entdeckt hat, noch ganz enthusiasmirt ist. Was die Ausführungsmittel betrifft; so wußte Law sein System den politischen Umständen anzuschmiegen. In Schottland z. B. schlug er die Gründung einer Territorial-Bank vor, die den Eigenthümern Papier geben sollte, welches bis zum Belauf eines gewissen Theils des Werths ihrer Grundstücke obligatorischen Cours haben sollte. Von seinen Landsleuten zurückgewiesen, machte er vergebens Anerbietungen der englischen Regierung, dem deutschen Kaiser, dem Herzog von Savoyen, den Ministern Ludwig's XIV. Er fand endlich Eingang bei dem Regenten, und dieser Fürst, der dem Gerücht nach sich zuweilen mit einem Chemiker eingeschlossen haben soll, um den Stein der Weisen zu suchen, konnte einen Augenblick lang glauben, daß er ihn in den Ideen des schottischen Finanziers gefunden habe.

Was setzte man auch bei einem Versuch aufs Spiel? Der große König hinterließ seinem Nachfolger ein vollständig ruinirtes Königreich. Das Kapital der öffentlichen Schuld, in konsolidirte Renten und in schwebende Schulden getheilt, betrug 2,356,000,000 Livres oder mehr als 4 Milliarden unserer Francs. Obwohl die Steuern auf den Etats mit einer Summe von 166 Millionen figurirten, so überstiegen doch die Netto-Einkünfte gewöhnlich nicht 68 Millionen; für das laufende Jahr war diese schwache Hülfsquelle im voraus absorbirt: kaum konnte man für die letzten Monate des Jahres noch auf das Eingehen von 4—5 Millionen hoffen. Die Einkünfte der folgenden Jahre waren eben so vermindert. Die Durchschnitts-Summe der öffentlichen Ausgaben betrug damals 200 Millionen jährlich; außerdem mußte man auf die fällig werdenden königlichen Schuldscheine vorbereitet seyn, die man auf 700 Millionen anschlug. An Anleihen war nicht zu denken. Ludwig XIV. hatte kurz vor seinem Tode bei den Pächtern und Geldpressern den Höfling spielen müssen, um eine Summe von acht Millionen zu erlangen, wofür er 32 Millionen Schuldscheine, d. h. also 400 Prozent geben mußte. Die einzig mögliche Lösung des Knotens war der Bankerott, ein verzweifeltes Mittel, zu welchem man immer Zeit hat. In dieser Noth gab sich der Regent mit Leib und Seele in die Hände des Schotten, wie man sich ein Jahrhundert früher dem bösen Feind übergeben hätte.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des berüchtigten Systems zu geben, des größten, kühnsten und tollsten finanziellen Experiments, das eine Nation je gewagt hat. Wir können hier nicht die Extravaganzen der rue Quincampoix schildern, noch jene Art von Wunder, welches bewirkte, daß mehrere Monate hindurch die ganze Welt das Gold und Silber verachtete, noch jenen Wahnsinn, der eine Actie von 500 Livres auf 20,000 Livres trieb, um sie später wieder unter einem Louis fallen zu lassen, noch endlich das stupide Staunen des Publikums nach der allgemeinen Revolution aller Vermögen. — Ein gewisser herkömmlicher Zorn verfolgt noch immer das Andenken Law's; es ist, als ob nach mehr als einem Jahrhundert die Seufzer seiner zahllosen Opfer noch immer ein Echo fänden. Doch wenn man sich über die individuellen Leidenschaften erhebt, so muß man eingestehen, daß das Erscheinen des kühnen Abenteurers nicht ohne einigen Vortheil für Frankreich war. Als er dem Regenten seine Dienste anbot, war die Lage so verzweifelt, daß die Geschicktesten keinen anderen Ausweg sahen, als einen offenen Bankerott oder eine Revolution in den Vermögens-Verhältnissen. Man fürchtete eine gefährliche Krise; dem Law'schen System hatte man es zu danken, daß der Bankerott und die Revolution wirklich vor sich gingen, aber unversehens, ohne daß Jemand etwas davon merkte, und im Rausch einer Art von Orgie, nach deren Ende Niemand ein Recht hatte, sich zu beklagen. Die Regierung sah sich von einem großen Theil der Last, die sie drückte, befreit; nachdem alle Kapitalien des Landes in Bewegung gesetzt worden, hatte die lange im Stocken begriffene Circulation wieder begonnen. Wie streng überdies auch der Richter seyn mag, es fehlt dem Angeklagten nicht an mildernden Umständen: diese sind seine redliche Absicht, seine Uneigennützigkeit. Er hätte Schätze bei Seite bringen können: er verschmähte es, selbst einen glücklichen Ausgang vorherzusehen. Als er vor dem öffentlichen Abscheu fliehen mußte, verließ er dieses Land, wohin er ein bedeutendes Vermögen mitgebracht, mit 800 Louisd'or, dem Betrag einer unerwarteten Einzahlung, die er im Augenblick der Abreise erhielt. Er lebte nun noch neun Jahre in Venedig in einem Zustand der Dürftigkeit, der nur durch die günstigen Chancen des Spiels unterbrochen wurde.

Der Publizist interessirt uns hier mehr als der Staatsmann. Law war freilich nicht ein ökonomischer Schriftsteller im strengen Sinn des Wortes; man findet keinen jener Lehrer in ihm, die sich dem Publikum gegenüberstellen und die Feder ergreifen in der Absicht, eine Entdeckung zu popularisiren. Alle seine Schriften sind Aufsätze zur Vertheidigung der Operationen, die er beabsichtigt. Sie verrathen viel Geist und einen merkwürdigen Scharfsinn: gleichwohl enthalten sie theoretische Irrthümer, die in der Anwendung zu einer Katastrophe führen mußten. Law nahm ohne Einschränkung die Ideen an, die zu seiner Zeit in Bezug auf Handelspolitik herrschten. Unter dem Einfluß dieses merkantilischen Systems, das die Anhäufung der edeln Metalle zum Zweck hatte, glaubte er, daß eine Nation, eben so wie ein Privatmann, um so reicher ist, je mehr Geld sie besitzt; sein Irrthum war zu glauben, daß das bewegliche Kapital, das den Tausch erleichtern soll und das nur einen schwachen Theil des Reichthums einer Nation bildet, für sich allein das ganze Vermögen derselben ausmacht. Absolut hinstellen, wie man es oft, selbst seit Law, gethan hat, daß „jede Vermehrung des Geldes den Reichthum eines Landes erhöhe", heißt ein sehr gefährliches Prinzip aufstellen. Die Zunahme des zirkulirenden Kapitals ist allerdings eine große Wohlthat für die zurückgebliebenen Völker, denen das Geld, das erste Werkzeug der Arbeit, fehlt; wenn bei diesen die Bewegung der Kapitalien beschleunigt wird, so scheinen alle früher daniederliegenden Unternehmungen wie durch Zauber ein neues Leben zu bekommen; die müßigen Arme finden leicht eine nützliche Beschäftigung; man bemerkt eine gewisse allgemeine Behaglichkeit, die sich besonders durch die Zunahme der Bevölkerung manifestirt. Wenn dagegen bei einem schon durch die Industrie reich gewordenen Volke eine plötzliche und übermäßige Vermehrung des Geldes eintritt, so kann daraus nur eine allen Interessen, und besonders denen der ärmeren Klasse, nachtheilige Verwirrung entstehen. Da die Sphäre der nützlichen Speculationen erschöpft ist, so wird das überflüssige Kapital sich um jeden Preis nutzbar zu machen suchen; es wird mit sich selbst konkurriren und durch seine Fülle an Werth verlieren. Eine rasche Vertheuerung aller Waaren wird das Gleichgewicht der Glücksgüter aufheben und den Handelsverkehr mit dem Ausland unmöglich machen.

Von einem solchen Extrem war man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts so weit entfernt, daß es schwer war, selbst theoretisch es vorherzusehen. Für die Administratoren war die Vermehrung des Geldes gerade das Problem, worauf Alles ankam. Wie konnte man dieses Ziel erreichen? Die früheren Finanzmänner glaubten, auf das Wort ihrer Lehrer, daß ein Geldstück nur ein repräsentatives Zeichen ist, ein Schein, an welchem das Bildniß des Fürsten die Unterschrift vorstellt und dessen Materie gleichgültig ist. Daher schmolzen sie das Geld um, um aus einem Stück zwei oder drei zu machen, oder, vielmehr, sie begnügten sich damit, die alten Stücke von neuem zu bezeichnen, um ihnen einen höheren Werth zu ertheilen. Law wußte sehr wohl, daß das Geldstück ein Schein sey, der in sich selbst seine Garantie trägt, das heißt, daß sein konventioneller Werth auf seinen inneren Werth als Metall begründet ist. Aber gerade weil Gold und Silber als Waaren den Schwankungen des Fallens und Steigens, der Seltenheit und des Ueberflusses unterworfen sind, so meinte Law, daß es vortheilhaft seyn würde, sie durch Papiergeld zu ersetzen. Das Papier, sagte er, unter guter Garantie und mit weiser Vorsicht ausgegeben, würde einen genau bestimmten Werth behalten und immer im Verhältniß zu den Bedürfnissen des Landes stehen, bei der Leichtigkeit, die man haben würde, die Quantität desselben zu vermehren oder zu vermindern. Es blieb noch übrig, die Garantie des Papiergeldes aufzufinden. Das Streben derer, die heutzutage die unbeschränkte Ausdehnung des Kredits verlangen, war schon Law's Traum. Er wollte die Werthe, die ihrer Natur nach von der Circulation ausgeschlossen sind, mobilisiren, indem er sie durch Scheine repräsentirte. In Schottland rieth er, dem Papier der Bank das Grundeigenthum zum Pfand zu geben; in Frankreich glaubte er einen hinreichenden Reserve-Fonds zu bilden mit dem eventuellen Ertrag der Auflagen und dem Gewinn, den man von den Unternehmungen der großen Seehandlungs-Compagnieen erwartete. Diese Garantieen würden für einfache Anweisungen auf den Platz, die nach gütlichem Uebereinkommen von Hand zu Hand gehen, wie Rentencoupons oder Handelsactien, hinreichen; sie verlieren ihre Haltung für Papiergeld, das einen bestimmten Werth und einen obligatorischen Cours hat. Wenn man will, daß das Papier die Stelle des Geldes vertrete, so muß man ihm eine sichere und unmittelbar zu realisirende Garantie anweisen. Wenn die Scheine der Bank von Frankreich dem Gelde vorgezogen werden, so geschieht dies, weil man weiß, daß die Kasse dieses Instituts, seine Barren und sein Portefeuille einen disponiblen Werth ausmachen, der seine Zettel übersteigt. Wenn die Bank statt eines Metallschatzes einen zehnmal größeren Reichthum in Grundstücken besäße, so würde die Unsicherheit der Realisirung bald ihre Effekten herabdrücken. Was das Versprechen betrifft, die Masse des umlaufenden Geldes den Bedürfnissen des Handels anzupassen, so daß das Geld nie zu billig, noch zu theuer sey, so ist auch dies eine Täuschung. Abgesehen davon, daß es nicht leicht ist, die Bedürfnisse der Circulation zu beurtheilen, so giebt es doch offenbar nur ein Mittel, das überflüssige Papier aus den Händen des Publikums einzuziehen, indem man nämlich reelle Werthe dafür giebt. Nun begreifen wir nicht, wie dies geschehen soll, wenn das Gold und Silber keinen Cours mehr hätte, was Law's fixe Idee gewesen ist. Statt die Circulation des Papiers in Zeiten der Krisis zu beschränken, ist man vielmehr fast jedesmal genöthigt, seine Masse zu vermehren, um das Sinken desselben zu kompensiren. So mußte schon Law für mehr als 24 Milliarden Banknoten ausgeben, ohne die Actien der Compagnieen, und eben so fabrizirte die Republik für 45 Milliarden Assignaten.

Law's Schicksal war in jeder Beziehung seltsam. Dieser Mann, der durch falsche und des Trugs verdächtige Operationen Frankreich einen Dienst geleistet, war als Publizist durch irrige Theorieen der Wissenschaft nützlich. Für immer von allen Neuerungen und Experimenten zurückgeschreckt, verließen sich die Staatsmänner systematisch in das Geleis der Routine und lebten bis zur Krisis von 1789 von einem Tag zum anderen von den traurigsten, finanziellen

Auskunftsmittels. Aber in der Eile des Publikums blieb die Aufmerksamkeit fortwährend auf die Phänomene des Kredits und auf die Wichtigkeit der kommerziellen Operationen gerichtet. Andererseits gab man die Idee einer sogenannten finanziellen Reform auch auf wissenschaftlichem Gebiete allmälig auf. Man sah ein, daß die Spekulation, die am geeignetsten sey, Frankreich wahrhaft reich zu machen, die Ausbeutung der natürlichen Hülfsquellen seines Bodens sey. So entstand die Schule der Physiokraten, welche zuerst die Wissenschaft der materiellen Interessen in ein System brachten und ihr den Namen politische oder National-Oekonomie gaben, der ihr seitdem geblieben ist.

England.

Funfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffs.

Daß die philanthropischen Bestrebungen der Engländer für Abschaffung des Sklavenhandels auch ihre Kehrseite haben, und die Lage derjenigen, um deren Wohl es sich dabei ausschließlich handelt, d. h. der Neger, oft noch dadurch verschlimmert wird, zeigt der kürzlich erschienene Bericht eines englischen Geistlichen über die Zustände auf einem von den Engländern im vorigen Frühling eingefangenen Sklavenschiff. Derselbe war Kaplan auf dem englischen Kreuzer und begleitete den englischen Offizier, welcher an Bord des Sklavenschiffs ging, um von demselben Besitz zu nehmen und für die brasilische Flagge die englische aufzuziehen. „Es war ein seltsames Schauspiel", erzählt er, „das sich uns darbot. Das Verdeck war bedeckt mit nackten Negern, etwa 450 an der Zahl, in tumultuarischer Verwirrung; denn sie hatten sich unmittelbar vor unserer Ankunft gegen ihre Herren empört. Einmal von jeder Kontrole befreit, war die hungrige Bande über Alles, was ihre Begierden befriedigen konnte, hergefallen. Die Einen hatten die Hände voll von dem Mehl der Maniokwurzel, Andere waren mit großen Stücken Schweine- und Rindfleisch bewaffnet, Einige endlich hatten sich aus den Geflügel-Käfigen lebendiges Federvieh geholt, das sie ganz roh verschlangen. Einige tauchten Tücher, die an Bindfäden hingen, in die Wasserfässer, und Andere vergriffen sich auf dieselbe Weise an einer Tonne brasilianischen Rums. Ein Theil unserer Mannschaft, der zu diesem Haufen hinzukam, überfüllte vollends das Verdeck. Mitten in einem unbeschreiblichen Getöse, welches der Ausdruck wahnwitziger Freude war, unterschied man das Geräusch der Ketten, welche die Gefangenen vollends zerbrachen. Es scheint, daß diese Operation mit dem ersten Kanonenschuß, den wir gethan, begonnen hatte, und unsere Matrosen beeiferten sich, denen zu Hülfe zu kommen, die wir noch gefesselt vorfanden. Ihre Freude und Dankbarkeit gegen uns war nicht zu verkennen: sie warfen und wälzten sich auf dem Boden, so viel der Raum es ihnen erlaubte, um uns Füße und Kleider zu küssen, und als dann die Mannschaft des Sklavenschiffs ohne viele Umstände über Bord in das Boot geworfen wurde, das sie als Gefangene nach der englischen Fregatte „Kleopatra" führen sollte, da erscholl ein langer, einstimmiger Freudenruf.

„Man untersuchte nun die Zahl der Neger, die sich auf 447 belief, nämlich 189 Männer, die meist zwanzig Jahr alt waren, 45 Frauen und 213 Kinder; 25 darunter waren krank. Leider wurde der verständige Vorschlag des Capitains, 100 an Bord der „Kleopatra" zu nehmen, nicht befolgt, weil man mit Unrecht vermuthete, daß die Kinderblattern unter ihnen grassirten."

Nachdem von der Mannschaft des „Progresso" (dies der Name des Sklavenschiffs), die aus 17 Personen, meist Portugiesen oder Brasilianern, bestand, zwei Spanier und ein Portugiese an Bord des „Progresso" zurückgeschickt worden, um mit ihrer Erfahrung in Behandlung und Leitung der Neger den Engländern hülfreich zur Hand zu gehen, nahm das Schiff seinen Lauf nach dem Kap, wobei der Verfasser unseres Tagebuchs, Herr Hill, hauptsächlich als Dolmetscher zwischen den Spaniern und Engländern es begleitete.

„Während der ersten Nachtwache", heißt es in unserem Tagebuch unterm 12. April (1843), „hatten wir ein ruhiges Meer; die befreiten Neger schliefen oder lagen ruhig ausgestreckt auf dem Verdeck. Ihre geschmeidigen Glieder verschlingen sich unter einander in einem außerordentlich engen Raum; man konnte beim Mondschein eher verworrene Haufen von Armen und Beinen, als menschliche Gestalten zu sehen glauben. Sie schienen jedoch ganz zufrieden mit ihrer Lage, und Alles ging gut von Statten, so gut als möglich, als eine schreckliche Veränderung eintrat. Um ein Uhr nach Mitternacht fing der Himmel an, sich mit Wolken zu überziehen, und es nahte ein Windstoß. Die Matrosen, welche den Befehl bekamen, rasch die Segel zusammenzuziehen, konnten, durch die auf dem Verdeck ausgestreckten Negerhaufen behindert, dieses Manöver nicht leicht ausführen. „Man bringe die Neger in das Zwischendeck", rief der Capitain, was sofort geschah. Aber die Luft war schwül und drückend; vierhundert Unglückliche, in einem Raum von 37 Fuß Länge, 21½ Breite und nur 3½ Höhe zusammengedrängt, mußten bald den Versuch machen, wieder auf das Verdeck zurückzukommen, um freie Luft zu schöpfen; nachdem man sie zurückgetrieben, wiederholten sie den Versuch; man mußte mit Gewalt die hinteren Luken verschließen und an den vorderen eine Art hölzernes Gitter befestigen. Nach dieser Oeffnung hin, der einzigen, durch welche ihnen Luft zuströmen konnte, drängten sich nun die Neger: sie waren dem Ersticken nahe, vielleicht war es auch nur ein panischer Schrecken, was ihnen ihr Gefängniß unerträglich machte; aber indem sie sich auf das hölzerne Gitter stürzten, sperrten sie gerade die Luft ab, nach der sie so begierig waren. Ueberall, wo sie einen anderen Ausgang zu bemerken glaubten, suchten sie sich Bahn zu machen, und Einigen gelang es in der That, sich durch Oeffnungen von vierzehn Zoll Länge und sechs Zoll Breite hindurch zu arbeiten. Ich kann das Geschrei, das man hörte, mit nichts auf der Welt vergleichen. „Mañana habra muchos muertos", morgen wird es viele Todte geben", sagte zu mir Antonio Bellet, der Spanier.

„Donnerstag den 13. April. Diese Vorhersagung des Spaniers hat sich auf eine schreckliche Art erfüllt. Man hat auf dem Zwischendeck vierundfunfzig entstellte Leichen gefunden, die man ins Meer warf. Einige waren schon vorher durch die Krankheit erschöpft, andere zerquetscht und blutig. Antonio sagte mir, man habe einige gefunden, die erwürgt waren, indem sie sich noch einander an der Gurgel hielten und die Zunge herausstreckten. Einer darunter war ganz zerdrückt, so daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe heraustraten. Die Meisten waren mit Füßen zertreten worden, die Schwächeren von den Stärkeren. Einige, die noch eine zitternde Bewegung verriethen, wurden auf das Verdeck niedergelegt und gaben daselbst ihren Geist auf, nachdem man vergebens versucht, sie ins Leben zurückzurufen, indem man sie mit salzigem Wasser besprengte und ihre Lippen mit etwas frischem Wasser befeuchtete. Die Anderen wurden nun aus ihrem nächtlichen Gefängniß befreit und bekamen Mehl, so wie ihre Ration Wasser, jeder eine halbe Pinte. Sie empfingen sie mit unglaublicher Gier; Einige knieten nieder, um ihres Gleichgewichts sicherer zu seyn, und aus Furcht, auch nur einen Tropfen von der Flüssigkeit zu verlieren, welche die schreckliche Trockenheit ihrer Kehle nach dem Geschrei der Nacht erfrischte. — Da des Abends ein reicher Regen fiel, so kehrten die meisten Neger von selbst in das Zwischendeck zurück, indem man die Luken offen ließ, um ihnen Luft zukommen zu lassen. Aber bald darauf kamen sie im Tumult wieder zurück, als die Matrosen, welche wieder die Ueberfüllung des Verdecks fürchteten, sie zurücktrieben; man war im Begriff, die Luken vor dieser schreienden, verworrenen Masse aufs neue zu schließen, kurz die Katastrophe der vorigen Nacht hätte sich wiederholt, wenn nicht der Lieutenant positive Befehle gegeben hätte. Antonio, den ich bei dieser zweiten Krise herbeirief, wandte sich mit einer Miene des Schreckens ab, indem er rief: „No soy capaz de matarlos como anoche, ich bin nicht im Stande, sie wie die vorige Nacht zu tödten." Als ich ihm aber erklärte, was man von ihm verlange, so eilte er sofort, diejenigen, welche auf das Verdeck stiegen, in eine solche Lage bringen zu lassen, daß sie die Bewegung auf dem übrigen Verdeck nicht hemmen konnten."

Obgleich nun die Scene der ersten Nacht nicht mehr wiederkehrte, so hörte doch damit die große Sterblichkeit der Neger während der ganzen Fahrt nicht auf. Es verging fast kein Tag, wo nicht wenigstens Einer, meist jedoch Mehrere, theils noch in Folge der Scenen der ersten Nacht, theils an Unmäßigkeit, vorzüglich aber an den schädlichen Wirkungen der Hitze und der engen Räume, in welche diese Massen sich zusammendrängen mußten, hinstarben. — Wie sehr ferner die Engländer genöthigt sind, nicht bloß die großmüthigen Befreier, sondern auch die strengen Zuchtmeister gegen ihre unglücklichen Schützlinge zu spielen, zeigen noch folgende Vorgänge: „Wir wurden eines Nachts durch ein ungewöhnliches Geräusch geweckt; man fand, daß dasselbe von sieben Negern herrührte, welche aus den unter dem Zwischendeck angebrachten Fässern Wasser stahlen. Um zu dem Wasser und zu den Vorräthen zu gelangen, muß man täglich die langen Bretter, welche das falsche Verdeck der Sklaven bilden, aus ihrer Lage rücken; diese nächtlichen Plünderer aber müssen, um dieselben Bretter in die Höhe zu heben, Massen von menschlichen Wesen, die auf diesem falschen Verdeck aufgeschichtet liegen, derangiren: daß sie dabei ihre Kameraden verwunden oder verstümmeln, ist ihnen sehr gleichgültig. Ueberdies kann das Wasser in den Fässern nach der Berührung mit den schmutzigen Lumpen, welche die Neger hineintauchen, um des Wassers habhaft zu werden, natürlich nur Ekel erregen. Die kleinen Neger wehrten mit Eifer jede Theilnahme an diesem Raube von sich ab, indem sie in ihrer Sprache schrieen: „Onichi onichi no capean, die Kleinen stehlen nicht." Die Schuldigen erhielten funfzehn bis zwanzig Peitschenhiebe." Gleichwohl kehrte dieser Fall noch öfter wieder. Ein anderes Mal wurden die Schuldigen nicht bloß mit Hieben bestraft, sondern auch an Ketten gelegt, ehe sie in den unteren Schiffsraum zurückgeschickt wurden. „So", sagt der Verfasser, „entspricht in dieser Welt das Ende nicht immer dem Anfang; wir hatten, als wir uns der Prise bemächtigten, damit angefangen, Ketten zu zerbrechen, und jetzt schmiedet man sie aufs neue und fügt noch Peitschenhiebe hinzu."

„Als ich die beiden Spanier fragte, ob sie glaubten, daß man je den Sklavenhandel unterdrücken könne, schüttelte der Eine, Antonio, verneinend den Kopf. Der Andere meinte, daß die Unterdrückung des Handels in Brasilien wegen der Configuration der Küste, welche die Contrebande außerordentlich begünstigt, sehr schwer seyn würde, daß aber die Regierung viel könne, wenn sie nur ernstlich wolle. Dieser Mensch hatte viele Jahre hindurch den Handel mit Havanna getrieben; er erinnerte sich, daselbst an zwanzig Negerschiffe auf einmal vor Anker gesehen zu haben, und es vergingen wenig Tage, wo nicht zwei oder drei ankamen oder abgingen: jetzt kommt, in Folge der eifrigen Bemühungen des Gouverneurs, kein einziges mehr. Acht bis neun Schiffe, erzählt er, deren jedes wenigstens fünfhundert Neger tragen kann, holen jährlich eine Ladung in Quillimane (dies ist einer von den Haupt-Sklavenmärkten des östlichen Afrika). „Aber jetzt", fügt er hinzu, „entkommt nicht ein einziges von ihnen; es ist ein verlorenes Gewerbe." In der That waren schon in den ersten Monaten des Jahres 1843 zwei Fahrzeuge von der „Lilie" gefangen und eines an die Küste geworfen worden; der „Progresso" ist die vierte Prise dieses Jahres. Doch soll einer von ihren Kollegen glücklicher gewesen und vor einigen Wochen an derselben Küste unseren Kreuzern entschlüpft seyn; der Gewinn, den er realisiren wird, wird wahrscheinlich hinreichen, den Verlust der vier anderen zu decken. Der Preis der Neger an der Ostküste Afrika's beträgt un-

gefähr 18 Dollars für die Herangewachsenen und zwölf für die Kleinen. In Rio Janeiro zahlt man für die Männer 500,000 Reis oder 350 Thaler, für die Frauen 400,000 Reis oder 280 Thaler, für die Kinder 300,000 Reis oder 210 Thaler. Man wird finden, daß, wenn man den mittleren Preis nimmt, der Bruttogewinn, bei einer Ladung von 500 Negern, 129,000 Thaler übersteigt.

Kaufpreis für 500 Sklaven à 15 Dollars oder 21 Thaler . .	10,500 Thlr.
Verkaufspreis in Rio à 280 Thaler	140,000 „
Differenz . .	129,500 Thlr.

Der Sold der Mannschaft des „Progresso" betrug 25,000 Reis oder 17 Thaler monatlich; überdies sollte, wenn die Reise glücklich von Statten ging, jeder Mann eine Gratification von 350 Thalern empfangen.

Am 1. Juni, nach einer Fahrt von funfzig Tagen, erreichte das Schiff Simonsbay, nicht weit von der Kapstadt. Die Zahl der Neger hatte sich um 175 vermindert; so viele hatten während der Fahrt ihren Tod gefunden. Von den Ueberlebenden wurden die Stärksten, hundert an der Zahl, nach der Kapstadt gebracht, um daselbst ihre Lehrlingszeit zu bestehen und sich zu freien Arbeitern auszubilden. Sonst waren die Neger, welche von diesen Sklavenprisen nach der Kapstadt kamen, für eine Zeit von sechs bis sieben Jahren als Dienstboten oder Feldarbeiter in die Lehre gegeben worden, wobei der Herr unter Anderem die Verpflichtung übernimmt, den Lehrling sorgfältig und so schnell als möglich im Christenthum unterrichten und taufen zu lassen und ihm dann den Besuch des Gottesdienstes nicht bloß zu erlauben, sondern auch ihn dazu aufzumuntern. Seit dem Januar 1843 hat die Lokalregierung bestimmt, daß die Neger unter zwanzig Jahren nur als häusliche Dienstboten verwandt werden oder zur Erlernung von Handwerken in die Lehre treten sollen, die männlichen und weiblichen Neger, die älter als zwanzig Jahre sind, sollen als Feldarbeiter nur für eine Lehrlingszeit von einem Jahre verpflichtet seyn. Die Pflanzer beklagen sich nun, daß der Zeitraum eines Jahres, für welchen man ihnen den herangewachsenen Neger anvertraut, zu kurz sey, als daß sie in seinen Diensten eine genügende Entschädigung finden könnten.

Die Resultate, die der Verfasser aus allem Vorigen zieht, sind folgende. „Ein Haupthinderniß, welches sich der Abschaffung des Negerhandels in den Weg stellt, ist die Straflosigkeit der damit beschäftigten Individuen. So lange dieselben keine Strafe zu fürchten haben, selbst in den Fällen, wo sie auf frischer That ertappt werden, wird man dem Handel nie ein Ende machen. Die „Kleopatra" nahm bald darauf einen zweiten brasilianischen Negerhändler gefangen, der aber noch keine Sklaven am Bord hatte. Der Capitain dieses Fahrzeugs lachte über die Idee, daß man ihn in Rio als Uebertreter des Gesetzes betrachte; er sagte, er würde, nachdem er sich eine Zeit lang auf dem Kap aufgehalten, wahrscheinlich nach Rio zurückkehren, um daselbst das Kommando eines anderen Negerschiffs zu übernehmen.

„Vor Allem also müssen energische Maßregeln zur Bestrafung dieser Individuen genommen werden. Dies erscheint um so dringender, wenn man bedenkt, daß bei dem gegenwärtig zur Anwendung kommenden Repressions-System die Leiden und die Sterblichkeit der Neger eher vermehrt als vermindert werden. Es ist klar, daß die Beschlagnahme eines Negerschiffs unter ähnlichen Umständen, als ich sie beschrieben, ein viel nachtheiligeres Ereigniß für die unglücklichen Neger als für den Menschenhändler ist. Die Unfälle, die am Bord des „Progresso" nach unserer Besitznahme eintraten, würden gewiß nicht vorgekommen seyn, wenn die Ladung in den Händen der Käufer geblieben wäre. Diese haben nicht bloß das größte Interesse für die Erhaltung einer so kostbaren Ladung, sondern sie sind auch dazu am meisten geschickt, indem sie erstens mit der den Negern angemessensten Disziplin und körperlichen Behandlung vertraut sind, und sodann über den Beistand einer geübten und zahlreichen Mannschaft verfügen. In allen diesen Beziehungen stehen die neuen Herren der Prise im größten Nachtheil. Oft kann ein Kreuzer nur eine sehr geringe Zahl von Leuten an Bord der Prise schicken, eine Zahl, die noch durch Krankheiten vermindert wird. So war unter der Mannschaft des „Progresso" nicht ein Mann, der nicht krank ward.

„Es ist unzweifelhaft, daß das gegenwärtige System nur dazu dient, die Leiden der Schwarzen zu verschlimmern. Wir sind mit Recht stolz auf den Namen eines Wilberforce, dessen Beredsamkeit und Bemühungen es gelang, ganz Europa gegen die Gräuel der Sklaverei zu empören; Andere machen ihm die Ehre, diesen schändlichen Handel vernichtet zu haben, streitig; aber die Wahrheit ist, daß der Handel in diesem Augenblick in einer noch gräßlicheren Weise getrieben wird, als zur Zeit des Wilberforce selbst, und das Blut seiner zahlreichen Opfer erhebt sich gegen uns, die wir, ohne es zu wollen, ihre Leiden verschlimmern.

„Doch so nothwendig auch die genannten Maßregeln zur Bestrafung der Individuen sind, welche sich dem Handel widmen, die Wurzel des Uebels, die Sklaverei selbst, liegt außer dem Bereich aller Strafbestimmungen; denn sie entspringt aus der sittlichen Verderbniß der afrikanischen Stämme. Auf einem großen Theil dieses Kontinents ist der charakteristische Zug des sozialen Lebens das Verhältniß absoluter Sklaverei, in welchem die Bevölkerungen zu ihren Herrschern stehen. Man verkauft und vertauscht die Sklaven in Afrika, wie in Europa Pferde und Hunde. Ich selbst war zugegen, wie ein Häuptling des Innern, der sonst dem Handel ganz fremd war, in Quilimane vier Schwarze seines Gefolges für eine schlechte Harmonika anbot. Die Aeltern verkaufen zuweilen ihre eigenen Kinder. Die Sklaverei würde in diesen Ländern fortbestehen, auch wenn man den Handel abschaffte; um ihr ein Ende zu machen, muß man die Keime der Civilisation unter diese wilden Stämme ausstreuen."

Mannigfaltiges.

— **Die französische Flotte.** Die Schrift des Prinzen von Joinville, die unter dem Titel: Note sur l'état des forces navales de la France erschienen, ist zuerst vollständig in der Revue des deux Mondes abgedruckt worden. Diese Schrift, die ganz geeignet ist, eine große Veränderung in dem System zu bewirken, nach welchem bisher die französische Flotte dirigirt worden, ist eine direkte Beschwerde gegen das Ministerium der Marine, und der Prinz schließt sich damit gewissermaßen den Bestrebungen der Opposition an, d. h. der ehrenhaftesten Opposition, die wirklich das Beste des Landes und zugleich die Befestigung seiner glorreichsten Institutionen will. Der Prinz von Joinville, ein für sein Alter sehr erfahrener Seemann, der bereits die Flotten und die Meere aller Welttheile gesehen, nimmt keinen Anstand, dem französischen Nationalstolz zu erklären, daß die Flotte Frankreichs nicht bloß der von Großbritanien untergeordnet sey, sondern auch bei jedem mit England drohenden Kriege, gleich wie im J. 1840, nichts Besseres thun könne, als sich zu ihrer Sicherheit so eilig als möglich in die französischen Häfen zu begeben. Vor Allem ist es der Mangel einer wirksamen Dampfmarine, den der Prinz beklagt; während England 77 bewaffnete Dampfschiffe zähle, besitze Frankreich nur deren sechs, die im Stande seyen, den Kampf aufzunehmen; seit Jahren zwar habe die Kammer das Geld zu neuen Dampfkriegsschiffen bewilligt, dies sey jedoch immer zu anderen Zwecken, zur Herstellung prächtiger Werfte, Zeughäuser und anderer ähnlicher, viel weniger nöthigen Dinge verwandt worden. Der Dampf scheint allerdings dazu bestimmt zu seyn, der Kriegführung, und zwar sowohl zu Lande als zur See, eine ganz andere Gestalt zu geben. Daß die Eisenbahnen auf die Bewegungen der Heere, auf die Bewaffnung und Vertheidigung der Gränzen und Festungen einen wesentlichen Einfluß üben müssen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Noch wirksamer ist jedoch der Dampf zur See, wo er alle Hinderniße von Wind und Wetter zu besiegen vermag. Eine Dampfflotte bedarf weniger Seeleute, indem die Maschine die Arme der Matrosen ersetzt. Auf einer Dampfflotte können die Marinesoldaten durch das Landheer leicht unterstützt und zum Theil auch ersetzt werden, was für diejenigen Länder, die nicht, wie England, unerschöpflich an tüchtigen Seeleuten, gewiß ein außerordentlicher Vortheil ist und unter gehöriger Benützung von Seiten der Kontinentalmächte allerdings einmal dazu beitragen kann, den Engländern gegenüber eine Marine aufzustellen, die der übrigen gefährlicher zu seyn vermag, als bisher alle vereinigten Flotten des übrigen Europa's.

— **Eisenbahnen in Großbritanien.** In den drei vereinigten Königreichen giebt es jetzt schon Eisenbahnen in einer Länge von 1907 engl. (825 deutschen) Meilen *), die, mit Einschluß ihrer Gebäude und Maschinen, ungefähr 60 Millionen Pfd. Sterl. (mehr als das Doppelte der preußischen Staatsschuld) gekostet haben. Von diesen 1907 Meilen befinden sich 1608 in England, 219 in Schottland und nur 80 in Irland. Um das Eisenbahnsystem der drei Länder zu vollenden, sind noch 2974 engl. Meilen herzustellen, und zwar 1833 in England, 210 in Schottland und 931 in Irland. Der Architekt Whitshaw hat der Society of Arts ein neues System zur Erbauung von Eisenbahnen vorgelegt, wonach die bisher in Großbritanien ungemein hohen Baukosten (die englische Meile kostete durchschnittlich mit Einschluß des Betriebsmaterials ꝛc. über 30,000 Pfd. Sterl., was auf die deutsche Meile 900,000 Thaler beträgt) um die Hälfte verringert werden können.

— **Die erste spanische Eisenbahn.** Diese soll von Barcelona nach der zunächst gelegenen catalonischen Hafenstadt Mattaro gebaut werden und wird eine Länge von ungefähr sechs deutschen Meilen haben. Ungeachtet der sehr gedrückten Lage, in welcher sich Barcelona seit dem letzten Aufstand befindet, seit welcher Zeit auch fast alle seine Fabriken stillstehen, da die Engländer den Bürgerkrieg zu benützen wußten, um das Land — zuletzt noch über Alicante und Cartagena — mit ihren Waaren zu überschwemmen, so sind doch die nöthigen Actien sehr bald dort gezeichnet worden. Es scheint also, daß die jetzt in Mitteleuropa grassirende Eisenbahnactienwuth auch schon nach Barcelona ihren Weg gefunden. Ja, es soll uns wundern, ob nicht irgend ein Berliner Spekulant versuchen wird, auch von dieser Sorte eine Probe auf den hiesigen Markt zu bringen. Besitzen wir doch dergleichen schon aus Italien, Frankreich, Holland, Dänemark und Rußland — warum also nicht auch aus Spanien? Freilich haben wir noch Eisenbahnen genug im eigenen Lande zu bauen und es liegt uns doch wohl viel näher, etwa Stralsund, Danzig und Königsberg mit Berlin, als Flensburg mit Rendsburg, oder Haarlem mit Rotterdam verbunden zu sehen. Was geht diese Rücksicht jedoch den Eisenbahnspekulanten an? Er ist Kosmopolit, und wenn die Actien nur viel versprechen, so ist es ihm ganz gleich, in welcher Sprache und in welchem Lande das Versprochene nicht erfüllt wird. Hoffen wir jedoch, der günstige Zeitpunkt, der sich jetzt darbietet, werde zunächst dazu benützt werden, unser eigenes Eisenbahnnetz herzustellen; dies dürfte zugleich das beste Mittel seyn, zu verhindern, daß das Geld für fremde Bahnen aus dem Lande geht.

*) Die Gesammtzahl der fertigen und befahrenen deutschen Eisenbahnen beträgt jetzt 235 Meilen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Donnerstag den 30. Mai 1844.

England.

Die Eisenbahn-Directionen vor dem Richterstuhle des Publikums.

Vor einiger Zeit gehörten Klagen gegen die Willkür und den Mißbrauch der verschiedenen Eisenbahn-Directionen zu den stehenden, nicht selten leitenden, meist aber eingesandten Artikeln in unseren Tagesblättern. Da fehlte es an Sicherheit, dort an Eleganz; Der wollte Freiheit zu rauchen oder auszusteigen, Jener wohlfeilere Preise, die Meisten größtmögliche Bequemlichkeit, und diese letztere Partei namentlich unterließ niemals die Hinweisung auf das Geburtsland des Comforts, wo sicherlich die dritte Klasse besser situirt sey als die deutschen Primaner. Bald ward die dritte Klasse das Losungswort der Reform und die Sorgfalt für ihre Stellung fast so populär als die Vereine gegen die Thierquälerei; es fehlte nur noch ein Sieyes, um die Beantwortung der Frage: Qu'est ce que le Tiers-Etat? zum National-Interesse zu erheben. Zwar ließen sich auch einzelne Stimmen zu Gunsten der Directionen hören, aber diese mußten natürlich erkauft seyn; die spitzesten Federn sind nicht wirksamer als stumpfe, wenn sie im voraus als feil gebrandmarkt worden. Die Sache der Wahrheit schien nur von Einer Seite geführt werden zu können, wenn man nämlich für die Proletarier zu kämpfen vorgab; die Defensoren hingegen wurden als verkappte Actionairs bezeichnet, denen es nur um eine erhöhte Dividende zu thun sey. Dabei verfehlte die Opposition niemals, die Bahnhöfe, Waggons, Fahrpreise u. s. w. des Auslandes als einzig nachahmenswerthe Muster aufzustellen, und Mancher, der in seinem Leben nicht weiter als von Berlin nach Steglitz gekommen war, konnte nicht Rühmens genug von einer Einrichtung machen, wie sie z. B. zwischen Edinburg und Glasgow bestände.

Wie steht es aber eigentlich in England mit der Stimmung des Publikums? Unsere Eisenbahn-Zeitungen geben uns von dorther nur etwa neue Erfindungen, Zahlen-Angaben der Steigerungs-Verhältnisse der Personen-Frequenz, Unglücksfälle (eine Rubrik, mit der wir glücklicherweise im Rückstande bleiben), kurz Fakta, aber keinen Barometerstand der öffentlichen Meinung. Die Erfahrung indeß hält die Antwort auf jene Frage schon in Bereitschaft: c'est partout comme chez nous; nur daß dort nach den einmal herrschenden großen Dimensionen Alles kolossaler aussieht. Die Mißvergnügten bombardiren mit dem schwersten Geschütze; sie beruhigen sich nicht wie unsere bescheidenen Anfrager mit ein paar Zeilen in den Zeitungen und Magazines, sondern lassen ganze Bücher drucken, worauf dann die Kämpen der Verwaltungen mit dem Kartätschenfeuer der periodicals antworten müssen, nämlich der angestammten Würde einer jeglichen Behörde gemäß mit kleineren Aufsätzen als sie empfängt, die aber immer noch groß genug wären, um ein paar Nummern unserer Zeitungsblätter sammt ihren Beilagen auszufüllen. Wenigstens stehen sich dabei — wenn man die in England üblichen Honorare in Erwägung zieht — die erkauften Advokaten beider Parteien besser, und indem wir hier einen solchen Defensiv-Artikel, der nebenher noch manche interessante Notiz zur Geschichte der Eisenbahnen giebt, im Auszuge mittheilen, meinen wir bei sämmtlichen deutschen Directionen eine Tantième von dem Nutzen, der auch ihnen hieraus erwachsen soll, ansprechen zu können.

* * *

Unsere Zeit kennt keinen Gegenstand von so allgemeiner Einwirkung, keinen, von dem mehr gesprochen und weniger wahre Kenntniß verbreitet worden wäre, als Eisenbahnen. Auch bei der Zusammensetzung des zur Verhandlung ihrer Interessen im Unterhause bestimmten Comité's schien die anfangs vorwaltende Meinung, als dürfe keine zu irgend einer wirklich ausgeführten Bahn in thätigem Bezuge stehende Person Mitglied werden *), für den Grundsatz zu sprechen, das Parlament wie das Land könnten über diese Angelegenheit nirgendwo bessere Belehrung erlangen, als bei der absolutesten Unwissenheit. Indessen hat man später Ausnahmen gestattet, und wenn auch aus dem zuerst publizirten Berichte nicht eben ein Zeugniß glänzender Fähigkeit des Comité's hervorgeht, so berechtigen doch die Namen einiger seiner Mitglieder zu der Hoffnung auf fördernde Wirksamkeit, welche diesem Zweige unserer Nationalkräfte so Noth thut.

In Erwartung nun eines ausführlichen Berichtes — vor dem wir jenen ersten, wie den kleineren Luftballon vor dem größeren, um die Richtung des Windes zu ermitteln, vorausgeschickt betrachten — müssen wir Stoff zur Diskussion über die gegenwärtigen Zustände von jenen anonymen Wundermännern entnehmen, die einen unendlichen Vorrath von Belehrung für die Unwissenden und von Universalmitteln gegen alle Staatsgebrechen bei sich führen. Zuerst jedoch haben wir eine Schuld abzutragen. Wo nur immer von Eisenbahnen gehandelt wird, da sollte der Name ihres eigentlichen Urhebers — noch lange nicht so in des Volkes Munde lebend, als andere minder verdienstvolle Namen — in Ehren gedacht werden, und so wird man uns, wenn wir auf den Beginn seines Wirkens hinzeigen, gern folgen.

Der glückliche Erfolg der Stockton-Darlington-Bahn hat alle andere hervorgerufen; ihrem Erbauer gebührt die Ehre, als Gründer des Eisenbahn-Systems genannt zu werden, und der Ruf, den ein nicht müheloses Streben ihm erwarb, verdient ein dauernder zu seyn. Dann freilich, als die Bahn einmal gebrochen, der Erfolg gesichert, durch die voranleuchtende Erfahrung eines Einzelnen eine unendliche Perspektive, zur allgemeinen Wohlfahrt führend, hell glänzend aufgethan war, — dann waren Tausende spekulativer Geister bereit, sie zu durcheilen. Auch ihnen ist verdienstlicher Einfluß nicht abzusprechen, aber der Dank der Millionen, welche in unserem Vaterlande, in beiden Hemisphären sich der Vortheile der Eisenbahnen erfreuen, möge immer an dem Namen von Edward Pease aus Darlington haften. Die endlosen Kämpfe, die er zu bestehen hatte, einerseits gegen die Ränke der Widersacher, die mit absurden Einwürfen begannen und bis zuletzt die feindseligsten Hindernisse aufthürmten, andrerseits gegen Zweifelei und Vorurtheile sogar bewährter Freunde, überall gegen die maßloseste Unwissenheit — das Alles ist nun freilich vergessen, aber mit Unrecht. Die seines Wirkens Früchte genießen, sollten es wissen, wie er, voll unerschütterlichen Vertrauens zu seiner Ansicht, mit stets erfinderischem Geiste und unbewegtem Gleichmuthe jene Schwierigkeiten allmälig überwand; wie er besonders darin den merkwürdigsten Scharfblick zeigte, daß er ohne alle Hülfe der Erfahrung und bei der völlig freien Wahl der Lokalitäten gerade eine solche zu seinem Probestück nahm, die dem oberflächlichen Ermessen als die ungünstigste erscheinen konnte und sich endlich als die ergiebigste auswies. Noch merkwürdiger vielleicht ist die Divinationsgabe, die ihn George Stephenson's Genie errathen und denselben zum Ingenieur erwählen ließ. Heutzutage, wo der Name dieses Mannes und der seines nicht minder berühmten Sohnes weit und breit bekannt sind, weiß kaum Einer unter Tausenden, daß G. Stephenson von niedriger Herkunft war und zu jener Zeit weder Ruf noch Erfahrung besaß. Pease's durchdringender Blick allein konnte in dem unscheinbaren Erze das edle Metall entdecken, den Genius, der nur einer geeigneten Gelegenheit bedurfte, um seine Macht zu zeigen, den er im buchstäblichen Sinne aus dem Schoße der Erde, aus den Bergwerken nämlich, hervorzog, um die erste Eisenbahn zu konstruiren. Und wie schnell wiederholten sich oder übertrafen einander vielmehr die glänzendsten Erfolge! Gegenwärtig kann Stephenson sich rühmen, sämmtliche Eisenbahn-Anlagen zwischen London und Edinburg entweder dirigirt oder berathend dabei mitgewirkt zu haben.

Der Dampfmaschinenbau gelangte erst nach und nach zu seinem gegenwärtigen Grade von Vollkommenheit, und sollte einst ein Eisenbahn-Museum errichtet werden, so müßte es einige von den frühesten im Gebrauch gewesenen Lokomotiven als historische Kuriositäten aufbewahren; sie würden dasselbe Interesse erregen, wie die Kanonen, welche bei der Schlacht von Cressy angewendet wurden und aus Leder oder einer Art von Faßdauben mit eisernen Reifen bestanden. Eine jener nun antiquirten Maschinen machte die erste Probefahrt neben der von Pferden gezogenen Kutsche; sie gingen zu gleicher Zeit aus Stockton ab, und es konnte die Probe als ein wirklicher Wettlauf betrachtet werden, da die Landstraße und der Schienenweg längs einer bedeutenden Strecke neben einander fortgehen. Während der ersten zwei Meilen zeigte sich ersichtlicher Vortheil auf keiner von beiden Seiten, und die Wettlustigen sowohl unter den Passagieren als den Tausenden von Zuschauern nahmen, je nach ihrer Kennerschaft oder ihren Vorurtheilen, bald für die fleggewohnten Rosse, bald für das dampfsprühende Ungeheuer Partei. Freilich triumphirte am Ende das letztere, — aber welch ein Abstand zwischen so schwankendem Beginne und der durch die bald erfolgte Einführung des Dampf-Cylinders bewirkte Schnelligkeit von 30 (engl.) Meilen pr. Stunde bei der Liverpool-Manchester-Bahn!

War die Kenntniß der Ingenieurs zur Macht geworden, so wollte nun auch die Ignoranz einen Theil davon ansprechen; das allgemeine Interesse an dem Betriebe der Eisenbahnen und an der Wirksamkeit der Maschinenbauer wird bald zu einer um sich greifenden Sucht, ohne alle Kunde des Gegenstandes, mit

*) Derselbe Vorschlag wird gegenwärtig in der französischen Deputirten-Kammer beantragt.

Rath und Verbesserungsvorschlägen bei der Hand zu seyn. Halten sich ja die dörflichen Kannengießer für gewitzigt genug, um Sir Robert Peel und Lord John Russell mit ihren Einsichten zu unterstützen; kein Wunder daher, wenn Schlosser und Grobschmiede mit Leichtigkeit Probleme zu lösen meinten, die von Stephenson und Brunel zu den schwierigsten gezählt wurden. Nur daß jene Thoren keinen Anderen als sich selbst zu täuschen vermögen und gewöhnlich von der Times in ihre Schranken gewiesen werden, während hier die Besserwisserei in allen Kreisen sich verbreitete und dazu in der Presse ein williges Organ fand. Nachdem vollends einige Unglücksfälle vorgekommen waren, vervielfältigten die ungereimten Vorschläge sich wunderbar; alle Zeitungen waren voll der unsinnigsten Verbesserungspläne, die Direktoren wurden unverschämten Geizes, rücksichtsloser Grausamkeit angeklagt und ermahnt, doch endlich etwas zu thun. So ergötzlich wie belehrend ist ferner die Art und Weise, wie von den Juries, welche über die Veranlassungen der Unfälle den Ausspruch zu thun hatten, die Zeugnisse darüber aufgenommen wurden. Die der Sachverständigen wurden kaum berücksichtigt, während man den Ansichten eines Maschinenheizers, Bahnwärters oder Gepäckträgers das unverbrüchlichste Zutrauen schenkte. Die natürlichen Folgen hiervon blieben nicht aus, ungereimte Ansichten wurden immer mehr herrschend, und als man endlich einsah, daß auf diesem Wege noch keine wirkliche Verbesserung zu Stande gekommen war, nahm sich das Unterhaus der Sache an; es ward beschlossen, um das Publikum wie jenen Zauberlehrling vor dem selbstgeschaffenen Ungeheuer zu schützen, die Ueberwachung der Eisenbahnen dem Handelsgerichte zu übergeben. Hiermit schienen alle Parteien zufriedengestellt; das Publikum erfreute sich nun des Schutzes der Regierung gegenüber den Willkürlichkeiten der Eisenbahn-Gesellschaften, während diese, vor den Angriffen roher und unwissender Verfolger sichergestellt, einer erleuchteten, für ihren Ausspruch verantwortlichen Behörde übergeben waren.

Aus Rücksichten der Nächstenliebe wollen wir die von den Beamten jenes Gerichtes zu Anfang dargethane gänzliche Unfähigkeit mit Stillschweigen übergehen; jedenfalls zeigte sich aber der Vortheil eines permanenten Mittelpunktes für die sämmtlichen Eisenbahn-Angelegenheiten des Reiches, wo alle Erfahrung gesammelt, die Resultate überdacht, die Einzeln-Interessen gewürdigt und die bei dem Betriebe betheiligten Personen kontrolirt werden konnten. Die Compagnieen vermochten keine Maßregel in Ausführung zu bringen, welche das Handelsgericht für unangemessen, dem allgemeinen Wohle zuwiderlaufend erklärt hatte, und — was nicht genug gewürdigt werden kann — der Verbesserungswuth der Unberufenen waren wohlthätige Schranken gesetzt. Statt der anonymen Angriffe in den Zeitungen bedurfte es nun regelmäßiger Sendschreiben an Sir Frederic Smith, von welchem Mancher eine offizielle Zurechtweisung als Bescheid zu erhalten sich scheute; die Direktoren blieben von der Unzahl genialer Vorschläge verschont, mit denen nun um so mehr das Eisenbahn-Departement heimgesucht wurde, und nur der wirklich verdienstliche Erfinder mußte wie bisher den Kürzeren ziehen, da seine Mittheilung von dem Wuste des Unnützen, unter welchen sie sich mengen mußte, zurückgehalten und oft ganz erdrückt wurde.

Von dieser langen Abschweifung zu unserem Ausgangspunkte zurückkehrend, wollen wir hier über eine jüngst erschienene Schrift, betitelt „die Reform der Eisenbahnen" referiren. Mr. Warburton hat sie für würdig erachtet, dem Unterhause in aller Form vorgelegt zu werden, weil sie seiner Meinung nach Ansichten und Belehrungen enthalte, die dem Pause bei den in dem gegenwärtigen Eisenbahn-System nothwendig vorzunehmenden Aenderungen zum Nutzen gereichen könnten. Wir brauchen nicht erst hinzuzufügen, daß sie aus der radikalen Schule hervorgegangen ist und wie alle Erzeugnisse derselben eine großartige Centralisations-Maßregel beabsichtigt, die glücklicherweise unausgeführt bleiben wird, weil sie unausführbar ist. In Betracht aber ihres eigentlichen Zweckes muß man sagen, daß niemals mehr augenscheinlich mißwollende Absichten zur Täuschung des Publikums bloßgelegt worden. Die offenkundige Tendenz der ganzen Darstellung ist, den Leser zu überzeugen, daß die Eisenbahn-Gesellschaften, wie sie jetzt eingerichtet sind, dem Gemeinwohl zum Schaden gereichen, daß sie derjenigen moralischen Vergehungen anzuklagen, die, ohne vor dem Gesetze strafbar zu erscheinen, dennoch jede Maßregel rechtfertigen, vermöge deren die Schuldigen ihres mit Unrecht erworbenen Gutes wieder verlustig würden.

Das Eisenbahn-System ist, um des Autors eigene Worte anzuführen, „das drückendste und weitgreifendste Monopol, das zum Verderben des Publikums ersonnen werden konnte, ein niedriges Hülfsmittel zu unrechtmäßigem Gewinn; durch dasselbe wird die Gesammtheit der Nation der Willkür einiger Individuen preisgegeben, die, von keinem anderen Motive als dem des Eigennutzes geleitet, den Reichen eine lastende Abgabe, den Armen eine noch drückendere Beschwerde auferlegen. Die Direktoren besitzen unbeschränkte Rechte, das Publikum zu brandschatzen; die Preise der Beförderung von Gütern und Vieh sind unermeßlich hoch, wie Prohibitiv-Maßregeln zu betrachten, die Waggons dritter Klasse sind legalisirte Mißbräuche, deren sich Niemand würde bedienen wollen, ohne durch den drückendsten Zwang dazu genöthigt worden zu seyn, und die Behandlung der Passagiere dieser Klasse gehört zu den offenkundigen Uebeln, denen solche Unglückliche überhaupt ausgesetzt sind." — Nächstdem finden sich allerlei theils mit einander in Widerspruch stehende, theils an sich selbst absurd klingende Behauptungen. „Der schädliche Einfluß des Eisenbahn-Systems auf die ärmere Klasse wird sich immer mehr zeigen, so wie die bisherigen Arten wohlfeiler Beförderungsmittel nach und nach verdrängt werden." Einmal wird der Gesellschaft zum Vorwurfe gemacht, daß sie nur 12 Sh. 6 Pence fordere, wo sie gesetzlich 33 Sh. beanspruchen könnte, und daraus wird der seltsame Schluß gezogen, „daß die Einmischung der Legislatur in Rücksicht auf die Festsetzung der Passagiergelder ohne praktischen Erfolg geblieben sey." Eben so werden einige Aenderungen der Fahrsätze auf der Blackwell-Eisenbahn, zuletzt eine Herabsetzung von 8 auf 6 Pence als Beweis angeführt, „wie das Publikum der Alternative ausgesetzt sey, sich willkürliche Taxationen gefallen zu lassen oder auf Benutzung der Eisenbahnen zu verzichten." Man hat die Beförderung durch Dampfwagen so vortheilhaft gefunden, daß „die Landstraßen durch die Konkurrenz der Eisenbahnen in Wüsten verwandelt worden sind." Zu gleicher Zeit aber sind „die Preise meist unbillig, oft prohibitiv, unverhältnißmäßig besonders in Vergleich mit den belgischen, im Durchschnitte eben so hoch, ausnahmsweise noch höher als die bisherigen der Stagecoachs, so daß das Reisen jetzt nicht weniger kostet als vor 20 Jahren." So ungereimt das auch klingt, ist nur die Hälfte davon wahr, so bildet es eine schwere Anklage gegen das Eisenbahn-System; wie aber, wenn Alles erlogen ist, was sollen wir dann von dem reformlustigen Autor halten? (Schluß folgt.)

Italien.

Finanzielle und andere Zustände des Kirchenstaats.

(Schluß.)

Als Pius VI. zur Regierung kam (1775), hielten sich Ausgabe und Einnahme ungefähr das Gleichgewicht. Aber schon Pius VI. selbst, unter welchem die Ausgaben beträchtlich stiegen, sah sich genöthigt, das Papiergeld zu vermehren, ohne, wie seine Vorgänger, Baarvorräthe dafür zurücklegen zu können, so daß sein Werth bald nur noch ein conventioneller war. Die Aufhebung der Annaten oder der zufolge des alten mit Frankreich abgeschlossenen Konkordates von den Bischöfen und Aebten für die Bulle ihrer Ernennung von den Einkünften des ersten Jahres an den päpstlichen Stuhl zu zahlenden Steuer setzten die apostolische Kammer (denn so nennt man den heiligen Stuhl, wenn er als zeitliche und administrative Macht betrachtet wird) um dieselbe Zeit in große Verlegenheit. Als der Baron Janet nach der Einverleibung der päpstlichen Staaten in das römische Kaiserreich zur Regulirung der Finanzen nach Rom geschickt wurde, begann er ohne Zögern, die Schuld zu tilgen durch den Verkauf eines Theiles der geistlichen Güter und der Domainen, welche durch Schenkungen, Ankäufe und Confiscationen allmälig angewachsen und, trotz der Freigebigkeit der Päpste zu Gunsten ihrer Familien, noch so beträchtlich waren, daß sie den heiligen Stuhl zum Hauptgrundbesitzer des Landes machten.

Bei der Rückkehr Pius' VII. beeilte man sich, der Geistlichkeit und der Domainen-Kammmer die noch freien Ländereien wieder zuzustellen. Von den bereits verkauften wurden einige gegen Entschädigung der Käufer zurückgenommen, die anderen verblieben ihnen, und die alten Besitzer erhielten eine Vergütung. Durch diese verschiedenen Ausgaben und die jährlichen Renten, welche die Regierung für die ehemals zum Königreich Italien geschlagenen Provinzen übernahm, stieg die Staatsschuld auf mehr als 20 Millionen Thaler, so daß der Schatz jährlich 1,800,000 Thaler an Interessen und Pensionen zahlen mußte. Der Aufstand der Romagna, im Jahre 1831, nach dem Regierungs-Antritt Gregor's XVI., nöthigte den Staat zu neuen Anleihen, sowohl um die Rüstungen zur Unterdrückung desselben bestreiten zu können, als um das Defizit zu decken, welches durch die Verminderung der Abgaben entstand, zu der er sich bequemen mußte, um die Gährung des Volkes zu beruhigen.

Die Staatsschuld ist gegenwärtig eine schwere Last für den Schatz. Nach dem Budget von 1839 erforderte sie 2,831,335 Thaler, oder fast ein Drittheil der Einnahme; und da das Budget ein jährliches Defizit von 700,000 Thalern ergiebt, so kann man leicht abnehmen, welche bedeutende Verlegenheiten daraus entspringen müssen. Deshalb ist auch das Mißtrauen im Lande so groß, daß Niemand daran denkt, sein Geld in römischen Papieren anzulegen, und daß man es gar nicht für unmöglich hält, daß der Papst eines Tages zu dem Mittel greife, welches der Baron Janet mit Erfolg anwendete, und von welchem Clemens VII. im Jahre 1534 vielleicht das erste Beispiel gegeben hat, nämlich zum Verkauf der geistlichen Güter. Es wäre freilich merkwürdig, wenn der heilige Stuhl selbst von diesem Hülfsmittel Gebrauch machen müßte, dessen Anwendung in Frankreich und Spanien er so heftig gemißbilligt hat. Die Geistlichkeit und die Congregationen wünschen sogar, in der bestimmten Erwartung dieses Falles, eine Constitution, die ihr Eigenthum vor den willkürlichen Maßregeln sicherstellen soll, welche die absolute Gewalt ergreifen könnte. Der schlechte Zustand der Finanzen bildet in dem Klagenregister der übrigen Mißvergnügten auch einen Hauptpunkt. Man versichert, daß, wenn die Staats-Ausgaben richtig bezahlt werden, solches nur mit Hülfe der letzten Anleihe geschehe, welche in jährlichen Raten von mehreren Millionen, deren letzte in zwei oder drei Jahren fällig ist, erhoben wird. Wenn diese augenblickliche Hülfsquelle versiegt, bleibt nichts übrig, als die Auflagen zu erhöhen, oder eine neue Anleihe aufzunehmen, woraus sich die Bedenklichkeit der gegenwärtigen Lage begreifen und zugleich ersehen läßt, wie sehr die übrigen Verlegenheiten der päpstlichen Regierung durch diese erhöht werden müssen.

Die Gesammt-Einnahme beträgt 9,091,213 Thaler, unter denen der Ertrag der Lotterie allein mit 1,081,679 Thalern und die Steuer von den Loosen mit 43,434 Thalern figurirt. Da die Steuer von jedem Loose nur einen halben Bajocco oder ungefähr 1½ Pfenning beträgt, so ergiebt sich eine Anzahl von 8,600,000 Loosen, so daß bei einer Bevölkerung von 2,700,000 Seelen jährlich auf den Kopf ungefähr drei Loose kommen! Dieser Theil der Einnahme bildet nun zwar mehr als ein Neuntel der Gesammt-Einkünfte, aber es kommt nur ein Viertel davon in den Schatz, weil die Erhebungskosten sich auf 840,452 Thaler

belaufen. Der moralische Einfluß der Lotterie auf den Charakter der Italiäner ist höchst verderblich. Sie erregt eben so sehr die Habsucht, als sie die Bettelei und selbst den Diebstahl befördert. Die Bettelei ist übrigens so allgemein, daß Fulchiron selbst den römischen Soldaten unter den Waffen und im Dienste hat Almosen verlangen und die Hand ausstrecken sehen.

Auch mit dem Gerichtsverfahren im Kirchenstaat macht uns Herr Fulchiron bekannt. Es werden daselbst von Rechts wegen zwei gleichlautende Erkenntnisse verlangt. Nun geschieht es aber oft, daß die zweiten Richter mit der Ansicht der ersten nicht übereinstimmen, dann muß eine dritte Entscheidung eingeholt werden, und wenn das dritte Urtheil, statt eines der beiden vorhergehenden zu bestätigen, von beiden abweicht, so kann man innerhalb zehn Tagen vor dem Gerichtshofe, welcher es ausgesprochen hat, appelliren: so giebt es Aufschub ohne Ende, was den Parteien außer der Zeit viel Geld kostet. Ueberhaupt sind die Räder der römischen Rechtsmaschine außerordentlich komplizirt. Es giebt verschiedene Gerichte für reine Civil-, Handels-, Kirchen- oder gemischte Sachen, und verschiedenartige Prozesse, je nachdem der Fiskus, Provinzen oder Städte betheiligt sind. Oft sieht man nicht recht ein, warum gewisse Sachen gerade vor gewisse Gerichtshöfe gehören. So erkennt das Tribunal des Kardinal-Vikars über alle Alimentations-Sachen und außerdem über alle nicht kommerziellen, welche Juden oder Neubekehrte betreffen. Die sie betreffenden kommerziellen Angelegenheiten aber entgehen dem Auge der geistlichen Behörde dennoch nicht, sobald die Religion dabei ins Spiel kommt. So erzählte man neulich von einem Prozeß zwischen zwei jüdischen Kaufleuten zu Ankona, in welchem die von Instanz zu Instanz verurtheilte Partei dennoch den Sieg über die andere davontrug, weil es ihr einfiel, katholisch zu werden und an den Papst zu appelliren. Die Angelegenheiten, welche das heilige Haus zu Loretto oder die bei demselben Angestellten betreffen, werden nach einem besonderen Privilegium von dem Civil-Gericht zu Loretto im Namen der zu Rom residirenden Loretanischen Congregation entschieden. Die frommen Vermächtnisse ohne bestimmte Angabe ihres besonderen Zweckes fallen der Baukasse von St. Peter anheim, welche einen eigenen Gerichtshof für die Streitigkeiten besitzt, die aus diesen Vermächtnissen entstehen könnten. Das Inquisitions-Tribunal, welches über die Beleidigungen der Religion erkennt und ein ganz eigenthümliches Prozeßverfahren hat, wird von Tag zu Tag milder und tritt immer mehr in den Hintergrund. Dennoch hat Fulchiron in dem päpstlichen Audienzsaale drei Gemälde gesehen, über welche man längst hätte einen Schleier ziehen sollen. Sie stellen die Pariser Bluthochzeit dar, die Schergen Guise's, welche den Leichnam des Admirals Coligny zum Fenster hinausstürzen, und Karl IX., wie er diese verworfenen Handlungen im Parlamente zu Paris billigt.

Die päpstlichen Staaten besitzen kein Gesetzbuch für Polizei-Uebertretungen. Um nun dergleichen einfache Uebertretungen nicht zu hart zu bestrafen und doch auch nicht ganz ungeahndet hingehen zu lassen, überläßt man sie dem willkürlichen Ausspruche der Richter. Bis vor einigen Jahren gab es eben so wenig ein Kriminal-Gesetzbuch oder eine Kriminal-Gerichtsordnung; man erkannte die Strafen nach den von Zeit zu Zeit erlassenen Verordnungen der Päpste. Diese Strafen aber waren drakonisch und standen mit der Mehrzahl der Fälle, auf die sie angewendet wurden, durchaus in keinem Verhältniß, so daß man sie auch nicht in ihrer ganzen Strenge auszusprechen wagte. Unter dem gegenwärtigen Pontifikat sind diese beiden Lücken ausgefüllt worden. Das Gesetz bestimmt nun folgende Strafen: Die Unfähigkeit, ein öffentliches Amt zu bekleiden, den Verlust der bürgerlichen Rechte, die Geldbuße, die Einsperrung, die Landesverweisung wenn die Verurtheilten Fremde sind, die öffentlichen Arbeiten, als Straßenfegen, Chausseebau, Salinenarbeit, die Galeeren auf eine bestimmte Anzahl Jahre oder auf Lebenszeit, die einfache oder die härtere Todesstrafe. Diese Strafen sind nach den Verbrechen abgestuft; sie sind besonders streng für politische Verbrechen, bei denen man geheime Wege und besondere Formen in Anwendung bringt, woraus deutlich hervorgeht, daß die päpstliche Regierung fortwährend mit dem Gedanken an die Gefahr beschäftigt ist, die ihre Existenz bedroht. Für die anderen Verbrechen ist das gerichtliche Verfahren sehr theuer und langsam. Bis zur Vollstreckung des Urtels verstreichen gewöhnlich vier bis fünf Jahre. Dann ist der Abscheu vor dem Verbrechen und oft sogar die Erinnerung an dasselbe verschwunden, und in der Seele des Zuschauers ist nur ein für die öffentliche Ordnung gefährliches Mitleid zurückgeblieben. Die Gefängnisse, in welche die zur Einsperrung Verurtheilten gebracht werden, lassen sehr viel zu wünschen übrig. Mit Ausnahme der im Jahre 1825 von Leo XII. gegründeten Besserungs-Anstalt für jugendliche Verbrecher, hat Fulchiron für die übrigen alle nur Worte des Tadels. Aber wie wäre es auch anders möglich in einem Lande, wo man, weit entfernt, die Verurtheilten vor dem bösartigen Einflusse zu sichern, den sie gewöhnlich unter sich auf einander üben, vielmehr die Bevölkerung selbst an das Schauspiel von Banditen gewöhnt, welche sich bei den öffentlichen Zwangsarbeiten in den Städten so unbekümmert um Fesseln und Erniedrigung zeigen, als hätten sie gar keine infamirende Strafe auszustehen.

Ueber den Papst als Kirchenfürsten sagt Fulchiron wenig; er begnügt sich, das Verfahren bei seiner Erwählung zu erzählen. „Obgleich Gregor X. und Clemens V. verordnet hatten, daß das Konklave an dem Orte gehalten werden sollte, wo der letzte Papst gestorben wäre, so vereinigt man sich jetzt doch gewöhnlich im St. Peter im Vatikan. Weil man dort nicht heizen kann, so werden, wenn sich das Konklave im Winter versammelt, Thüren und Fenster bis auf kleine Oeffnungen vermauert; im Sommer braucht man diese Vorsicht nicht. Die Eingangsthür wird mit einer besonderen Wache versehen und mit vier Schlössern verschlossen. In den Sälen des Vatikans richtet man so viel Zellen ein, als Wähler vorhanden sind, und jeder Kardinal befestigt an derjenigen, die ihm durchs Loos zufällt, sein Wappen. Nach drei Tagen darf den Kardinälen, welche alle einzeln speisen, nur eine Schüssel servirt werden; und nach fünf anderen Tagen nur Brod und Wein; so ist wenigstens die Regel, obgleich man sie nicht immer streng beobachtet. Zwei Diener, welche Konklavisten genannt werden und gewöhnlich junge Prälaten sind, folgen dem Kardinal, zu dem sie gehören, und schließen sich mit ihm ein. Die Einschließung aber ist streng, denn jede Verbindung oder Korrespondenz mit Außen ist durchaus untersagt. Diese Art von Einsperrung ist selbst so beschwerlich, daß, wenn sich das Konklave während der Sommerhitze in die Länge zieht, oft mehrere Kardinäle sterben.

„Es giebt vier Arten, einen Papst zu wählen. Die erste, wenn ein Kardinal einem seiner Kollegen seine Stimme giebt, zur Adoration geht, indem er ihn zum Papste ausruft, und zwei Drittel der Wähler ihm beipflichten. Dieses ungestüme Verfahren ist oft gelungen, weil Jeder glaubt, daß der Tonangebende schon seine Maßregeln getroffen hat und seiner Sache gewiß ist, und sich Niemand als Feind seines künftigen Herrn erklären will; diese Erwählung ist fast immer einstimmig. Die zweite Art geschieht durch Bevollmächtigung und besteht darin, daß man drei Kardinälen die Ernennung überträgt, welche sie vor dem Erlöschen einer Kerze aussprechen müssen. Die dritte und die gewöhnlichste ist die Abstimmung. Jeder Kardinal legt seine Stimme, versiegelt in den auf einen Altar gestellten Kelch; zur Gültigkeit der Wahl gehören auch zwei Drittel der Stimmen. Die vierte heißt Zutritt und erfolgt, wenn die Stimmen zu lange zwischen mehreren Kardinälen getheilt waren. Des Kampfes müde, stehen einige Kardinäle ab und geben dem ihre Stimme, der schon zuvor die größte Anzahl hatte. Auch diese Erwählung ist aus dem bei der Adoration angegebenen Grunde einstimmig."

Nach dem bisher Erzählten ist es nun freilich merkwürdig, daß Fulchiron den Katholizismus über den Protestantismus erhebt, und zwar nicht sowohl wegen der Dogmen an sich, sondern wegen ihrer Einheit und wegen der administrativen Vollendung. Nur mit fünf abgestuften und von einander abhängigen Behörden, sagt er, reicht die ganze religiöse Verwaltung aus. Diese bewundernswerthe Organisation ist so vollkommen, daß die französische Regierung sie ohne Zweifel nachgeahmt hat und eben keiner weiteren Zwischenglieder bedarf. Man vergleiche:

Papstthum	Königthum.
Kardinalat	Ministerien.
Erzbisthümer	Präfekturen.
Bisthümer	Unterpräfekturen.
Pfarreien	Mairieen.

Dabei aber ist freilich vergessen, daß das Konsistorium der Kardinäle seit Sixtus V. das Recht der Diskussion verloren hat; denn um ihre Einheit zu brechen, errichtete dieser Papst Congregationen und vertheilte sie nach denselben. Seitdem sind sie zu bloßen Räthen geworden, deren Rath der souveraine Papst nach Gutdünken annehmen oder verwerfen kann.

Aber der Geist des Volkes hat sich noch mehr verändert als die Regierungsformen. Die letzten Aeußerungen der im Kirchenstaate herrschenden Gährung waren durchaus nicht so unbedeutend, als man vorgeben wollte. Freilich können die Römer allein für ihre Emancipation nichts thun; ihre politische Zukunft hängt wesentlich von der des Königreichs Neapel ab. Wenn aber dort die constitutionelle Partei eines Tages den Sieg davonträgt, dann darf die weltliche Macht des Papstes in seinen eigenen Staaten gleiche Einschränkungen erwarten, welche nicht nur vom Volke, sondern auch von der niederen Geistlichkeit gewünscht werden, die hierin sich ganz und gar von den großen Würdenträgern der Kirche trennt.

Frankreich.

Napoleon's Gedanken über das Christenthum.

Es erscheinen so eben in Paris die Memoiren des kürzlich verstorbenen Generals Bertrand, dieses treuen Begleiters Napoleon's nach Elba sowohl als nach St. Helena, und daraus ist Nachstehendes entlehnt, was der Verfasser unmittelbar nach einer Unterhaltung mit Napoleon als dessen eigenste Gedanken und Worte niederschrieb:

„Allerdings muthet Christus unserem Glauben eine Reihe von Geheimnissen zu. Er befiehlt uns gebieterisch, daran zu glauben, ohne andere Gründe als jenes furchtbare Wort: Ich bin Gott. Ohne Zweifel bedarf es des Glaubens für diesen Artikel, von welchem jeder andere ein Ausfluß ist. Aber ist einmal der göttliche Charakter Christi zugegeben, so bietet sich die christliche Lehre mit der Präcision und Deutlichkeit der Algebra dar, so daß wir die Verkettung und die Einheit einer Wissenschaft daran bewundern.

„Gestützt auf die Bibel, erläutert diese Lehre am besten die Traditionen der Welt; sie klärt sie auf, und die anderen Dogmen schließen sich eng an, wie die in einander verschlungenen Ringe einer Kette. Das Daseyn Christi ist, ich gebe es zu, von einem Ende bis zum anderen ein ganz mysteriöses Gewebe, aber dieses Mysterium entspricht den Schwierigkeiten, die in allen Existenzen sind: man verwerfe es, und die Welt ist ein Räthsel; nehmen wir es aber an, so erhalten wir damit eine wunderbare Erklärung der Geschichte des Menschen.

„Das Christenthum hat einen Vortheil vor allen Philosophieen und allen Religionen; die Christen machen sich keine Täuschung über die Natur der Dinge. Man kann ihnen weder die Subtilität noch den Charlatanismus der Theologen vorwerfen, welche geglaubt haben, das große Räthsel der theologischen Fragen durch leere Dissertationen über diese großen Gegenstände lösen

zu können. Unvernünftige, deren Thorheit derjenigen eines Kindes gleicht, das den Himmel mit der Hand anfassen oder das den Mond zum Spielwerk haben will. Das Christenthum sagt ganz einfach: „Kein Mensch hat Gott gesehen, wofern er nicht Gott ist.“ Gott hat das offenbart, was er war; seine Offenbarung ist ein Geheimniß, das weder die Vernunft noch der Geist zu fassen vermag. Aber da Gott gesprochen, so muß es auch geglaubt werden. Das ist so verständig wie irgend was.

„Das Evangelium besitzt eine geheime Tugend, etwas kräftig Wirkendes, eine Wärme, die zugleich auf das Verständniß einwirkt und das Herz durchdringt. Man empfindet bei seiner Betrachtung, was wir bei Betrachtung des Himmels empfinden. Das Evangelium ist kein Buch, sondern ein lebendes Wesen mit einer Thätigkeit, einer Macht, die Alles überwältigt, was sich ihr entgegenstellt. Hier liegt es auf dem Tische, dieses Buch aller Bücher (bei diesen Worten berührte es der Kaiser voll Ehrfurcht); ich werde nicht müde, es zu lesen, und zwar täglich mit gleichem Vergnügen.

„Christus verändert sich nicht, er läßt niemals in seiner Unterweisung nach, und die geringste seiner Aussagen trägt den Stempel eben so der Einfachheit als der Tiefe, was den Einfältigen wie den Weisen anzieht, sobald sie ihm nur ihre Aufmerksamkeit schenken.

„Nirgends sonst findet man diese Reihefolge schöner Gedanken, schöner sittlicher Maximen, welche an uns vorüberziehen wie die Schlachtreihen der himmlischen Heerschaar und die in unserer Seele dasselbe Gefühl hervorrufen, das man beim Betrachten der unendlichen Ausdehnung des Himmels empfindet, der in einer schönen Sommernacht von allem Glanz der Gestirne strahlt.

„Nicht bloß unser Geist ist eingenommen, sondern er wird auch beherrscht durch dieses Buch, und niemals ist die Seele einer Gefahr ausgesetzt, die sich in seine Lesung vertieft.

„Einmal Herr unseres Geistes, nimmt das Evangelium unser Herz gefangen. Gott selbst ist unser Freund, unser Vater und wahrhaft unser Gott. Eine Mutter trägt nicht mehr Sorge für das Kind, welches sie säugt. Die von der Schönheit des Evangeliums entzückte Seele gehört sich nicht mehr; Gott bemächtigt sich ihrer gänzlich, er lenkt ihre Gedanken und ihre Vermögen; sie ist sein.

„Welcher Beweis von der Gottheit Christi! Bei einer so absoluten Herrschaft hat er doch nur einen Zweck: die geistige Vervollkommnung der Individuen, die Reinheit des Gewissens, die Einheit mit dem, was wahr ist, die Heiligkeit der Seele.

„Endlich, und dies ist mein letztes Argument, giebt es keinen Gott im Himmel, wenn ein Mensch mit vollständigem Erfolg den riesenhaften Plan fassen und ausführen konnte, sich die höchste Anbetung zu verschaffen, indem er den Namen Gottes usurpirte. Jesus ist der einzige, der dies gewagt, er ist der einzige, der deutlich gesagt und unerschütterlich selber von sich ausgesagt hat: „Ich bin Gott“, was etwas ganz Anderes ist als jene Behauptung: „Ich bin ein Gott“, oder „Es giebt Götter“. Die Geschichte gedenkt keines anderen Individuums, welches den Namen Gottes im absoluten Sinne angenommen hätte. Die Fabel sagt uns keineswegs, daß Jupiter und die anderen Götter sich selbst diese Eigenschaft beigelegt. Es wäre dies von ihrer Seite ein Uebermaß von Stolz, eine Monstruosität, ein abgeschmackter Unsinn gewesen. Die Nachwelt, die Erben der ersten Despoten, haben diese zu Göttern gemacht. Da alle Menschen von gleicher Entstehung, so konnte Alexander sich nicht den Sohn Jupiter's nennen; ganz Griechenland lachte vielmehr über diesen Aberglauben, und eben so ist die Apotheose der römischen Kaiser niemals eine ernste Sache für die Römer gewesen. Muhammed und Confucius haben sich einfach für Agenten der Gottheit ausgegeben. Die Göttin Egeria Numa's ist nichts als die Personifizirung einer in der Einsamkeit des Haines geschöpften Inspiration gewesen. Die Bramah-Gottheiten Indiens sind eine psychologische Erfindung.

„Wie also kömmt es, daß ein Jude, dessen geschichtliche Existenz bewährter ist als die irgend eines Menschen, der zu seiner Zeit gelebt, sich selbst, den Sohn eines Zimmermanns, sogleich für Gott selbst erklärt, für das Wesen aller Wesen, für den Schöpfer aller Dinge? Er maßt sich alle Arten der Anbetung an; er baut seine Tempel mit eigenen Händen, nicht von Steinen, sondern von Menschen. Man bewundert die Eroberungen Alexander's. Doch hier ist ein Eroberer, der zu seinem Besten an sich zieht, mit sich vereinigt und inkorporirt — nicht etwa eine Nation, nein, das Menschengeschlecht. Welches Wunder! Die menschliche Seele mit allen ihren Vermögen wird ein Annexum der Existenz Christi.“

Mannigfaltiges.

— **Die Besteuerung des Eisens.** Die in der Augsb. Allgemeinen Zeitung vollständig mitgetheilte Note des preuß. Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Frhrn. von Bülow, an den diesseitigen Gesandten in London, als Erwiederung auf eine andere Note, die der großbritanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Aberdeen, an den englischen Gesandten in Berlin in Bezug auf die im Zollverein möglicherweise eintretende Erhöhung der Eisenzölle erlassen hatte, ist nicht bloß in politischer Hinsicht ein lesenswerthes Aktenstück, sondern gewährt auch von literarisch-kritischem Standpunkt aus ein großes Interesse. Es wird nämlich der Beweis, daß die Handelspolitik des Zollvereins lediglich in sich selbst und in den Bedürfnissen der deutschen Industrie, nicht aber in mißwollenden oder gar feindseligen Absichten gegen England ihren Grund habe, auf sehr schlagende Weise aus englischen Schriften selbst beigebracht, zu welchem Behufe eine im Januarhefte der Edinburgh-Review enthaltene Abhandlung, so wie die Schriften Macgregor's und Bowring's, in zahlreichen Auszügen zitirt werden. Das nennt man den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen! In der That hat auch wohl England am allerwenigsten das Recht, den Tadel auszusprechen, daß der Zollverein darauf ausgehe, das Eisen, als ein Rohmaterial der ersten Nothwendigkeit, mit einem Zoll zu belegen — England, welches die allernothwendigsten Roherzeugnisse: Getraide, Wolle, Holz, mit schweren Zöllen belastet, mit Zöllen, welche (wie die preußische Note anführt) die Interessen seiner eigenen Konsumenten noch in ganz anderer Weise treffen, als innerhalb des Zollvereins eine geringe Besteuerung des Roheisens oder eine eben so geringe Erhöhung der Steuer des bereits verarbeiteten Eisens dies jemals thun wird.

Wir ersehen übrigens aus jenem Aktenstücke, daß die Berathungen der Staaten des Zollvereins über die künftige Verzollung des Eisens für jetzt noch nicht zu einer Abänderung ihrer bisherigen Tarifsätze in Betreff dieses Artikels geführt haben. Auch ist es nicht uninteressant, folgende Zusammenstellung der verschiedenen Eisenzölle nach den bekanntesten europäischen Tarifen daraus zu entnehmen, weil sie zugleich einen Blick auf die allgemeinen, mehr oder minder liberalen Grundsätze derselben gewähren. Während nach dem Tarif des Zollvereins das Roheisen in dessen Gebiet völlig frei eingeht, wird es in Oesterreich mit 2 Fl. 24 Kr. pro Centner, in Frankreich mit 7 Fr. pro 100 Kilogr., in Belgien mit 5 Fr. pro 100 Kilogr. und in Rußland, wo es für den Eingang zur See ganz verboten ist, zu Lande mit 10 Rubel 30 Kop. pro Berkowetz oder 3 Thlr. 11 Sgr. pro Centner besteuert. Eben so wird das gröbere Stabeisen, nicht minder als der Roh- und Cementstahl, Guß- und raffinirte Stahl, zu einem Thaler pro Centner in das Gebiet des Zollvereins eingeführt, während diese Gegenstände in Oesterreich 3 Fl. 20 Kr. bis 6 Fl. pro Ctr., in Frankreich 28 Fr. 88 C. bis 32 Fr. für 100 Kilogr., in Belgien das Stabeisen 13 Fr. 35 C. für 100 Kilogr. zu entrichten haben, und in Rußland die Einfuhr des Stabeisens zur See verboten, zu Land aber mit 13 Rub. 80 Kop. Silber pro Berkowetz, also etwa 4 Thlr. 15 Sgr. pro Centner belegt ist.

— **Gewerbe-Ausstellungen in Frankreich und Deutschland.** Allem Anschein nach wird die in Berlin im bevorstehenden Herbst stattfindende allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung eben so zahlreich beschickt seyn, als sie ein ehrenvolles Zeugniß dafür abgeben wird, daß die deutsche Industrie, wenn sie auch in einigen Beziehungen hinter der englischen und französischen noch zurücksteht, doch es dreist wagen darf, mit denselben in die Schranken zu treten, obwohl ihr erst seit wenigen Jahren ein großer innerer Markt zur freien Bewegung und zur Entfaltung ihrer Kräfte eröffnet ist. Bekanntlich findet jetzt auch in Paris eine ähnliche Ausstellung statt, die sich dort von fünf zu fünf Jahren wiederholt und immer ein Fest für das zahlreich aus dem Lande wie aus der Hauptstadt herbeiströmende Publikum, noch mehr aber für die Fabrikanten und Gewerbetreibenden ist, die dadurch Gelegenheit erhalten, sich und ihre Waaren von der besten Seite bekannt zu machen. Nicht selten freilich wird diese Gelegenheit auch benutzt, dem guten Publikum Sand in die Augen zu streuen, und die sogenannte Ausstellungs-Jury hat ihre liebe Noth, um nicht zu solchen Puff's die Hand zu bieten. So glaubten bei der jetzigen Ausstellung dreiviertel aller Fabrikanten, welche Waaren dazu geliefert, diese nicht besser empfehlen zu können, als durch die hinzugefügte Bemerkung, der Verfertiger besitze darauf ein Erfindungs- oder Verbesserungs-Patent — dies mochte nun wahr seyn oder nicht. Natürlich sorgte die Jury dafür, daß nicht ein einziges Stück der Ausstellung mit dieser Bemerkung versehen wurde. Weniger zu vermeiden war es, daß in den Sälen in der Nähe der ausgestellten Waaren Adressen und gedruckte Empfehlungen vertheilt wurden. Eine Haupt-Speculation bestand darin, auf die in die Augen fallenden schönen Stoffe die Firma des Pariser Mode-Magazins zu befestigen, von welchem dieselben gekauft worden. Da hierüber von vielen Seiten Beschwerden eingingen, so gestattete man es nicht mehr, doch mochte man nicht hindern, daß die von der königlichen Familie gewählten Gegenstände als solche bezeichnet wurden, was, wenn an sich auch nichts Unangemessenes darin liegt, doch die gleiche Berechtigung, die jeder ausgestellte Gegenstand auf das unbefochtene Urtheil des Publikums hat, gewissermaßen beeinträchtigt. Viele Gewerbsleute schicken auch Sachen auf die Ausstellung, die einzig und allein für diese öffentliche Schau gemacht worden und außer derselben weder einen praktischen Zweck haben, noch irgend auf Absatz zählen. So sandte ein Kaufmann aus Rouen einen Stab aus krystallisirtem Zucker ein, der über zwei Ellen lang und verhältnißmäßig eben so dick ist und die Aufschrift trägt: A Sa Majesté Louis Philippe. Ein zweiter ähnlicher Zuckerstock ist der Königin gewidmet. Wenn der König und die Königin an diesen Stöcken spazieren gehen müßten, so würde es ihnen trotz des süßen Werkzeugs herzlich sauer werden. Aber aller dieser kleinen Mißbräuche ungeachtet wird die Ausstellung mit jedem Quinquennium mehr ein wahrhaftes National-Institut, in welchem sich das ganze Land repräsentirt sieht. Es ist zugleich eine Art Messe, auf der eben so viele und noch mehr Geschäfte abgeschlossen oder Bestellungen gemacht werden, wie in Leipzig oder Frankfurt. Und so wird es hoffentlich auch in Berlin seyn, wenn auch vielleicht der erste Versuch, zu welchem noch dazu die Aufforderungen etwas spät erlassen wurden, manche Nachsicht wird in Anspruch nehmen müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 1. Juni 1844.

Frankreich.

Eine Reise im Garten, von Alphons Karr.

Der Einfluß der Literatur des Auslandes auf die unsrige hat sich seit den letztvergangenen funfzehn Jahren wohl in keinem anderen Gebiete so geltend gemacht als in dem der novellistischen Erzeugnisse; zwei Drittel der erscheinenden Romane sind Uebersetzungen und der Rest — zum geringsten Theile Original. Außer denen nämlich, die ihre Quellen nicht verleugnen und uns Theodor Hook und Paul de Kock mit rühmlicher Treue wiedergeben, oder, der eigenen Schöpfungskraft kühner vertrauend, „frei nach Soulié, Balzac ꝛc." arbeiten, haben wir auch Incognito-Uebersetzer, welche, das durch Uebergewicht jener fremden Eindringlinge bei den echten Deutschen erregte Mißfallen theilend, ihren Uebertragungen lieber den Anschein eines Originals verleihen, indem sie auf dem Titelblatte den Verfassernamen eliidiren, im Buche aber statt Mr. Coaxer Herr Fuchsschwanz und statt Marie-Ange Engelmariechen schreiben; weiter erstreckt sich in der Regel ihre Originalität nicht. Ueber diesen Zustand unrühmlicher Abhängigkeit Lärm zu schlagen und den deutschen Heerbann aufzurufen, möchte wohl vergeblich seyn; es ist nun einmal unsere Gewohnheit, der Exportation nachbarlicher Produkte und dem Transitohandel damit unsere eigenen Interessen nachzusetzen. Fredrika Bremer und Alexander Dumas hätten nimmer den Weg nach England gefunden, wäre nicht, ihnen Popularität zu verschaffen, erst ein 40 Millionen stimmiges Bivat aus Deutschland über den Kanal gedrungen.

Mögen wir uns immerhin gefallen lassen, wenn die Kopisten kopiren; aber daß auch die Kunstjünger zu jeder Arbeit Farben und Leinwand aus der Fremde holen müssen, darob sollte man sich ein wenig ärgern dürfen, denn wir kommen auf diese Weise aus der Vormundschaft gar nicht heraus. Früher wurde noch zuweilen aus der Walter Scottschen Schule mancher tüchtige Abiturient mit dem Zeugniß der Reife und Selbständigkeit entlassen; nun aber, wo jeder Erzähler aufs äußerste verbozt, jede Novellistin bis über die Ohren versandet ist, sind wir an das eigenthümliche Phänomen, mitten in deutschen Original-Romanen lauter verkappte Franzosen und Engländer herumwandern zu sehen, so gewöhnt worden, daß es aufgehört hat, ein Phänomen und eigenthümlich zu seyn. Um so mehr ist es zu verwundern, wenn wir mit allen unseren Nachahmereien so selten dazu kommen, die guten Seiten unserer Vorbilder uns anzueignen. So haben z. B. die französischen Schriftsteller eine gewisse Centripetalkraft, vermöge welcher sie von Zeit zu Zeit, mitten aus ihren Irrwanderungen nach Arkadien, Utopien, Dschimmistan und dem Blocksberge, zur Natur zurückzukehren vermögen, zum reinen, unverfälschten Naturleben, das sie dann mit der ganzen Naivetät eines unverdorbenen Gemüthes aufzufassen und mit einer schönen Begeisterung zu schildern wissen. A. Dumas, der zuerst in Anthony den Typus verschrobenster Zerrissenheit hingestellt, in Térésa, Cathérine Howard und la tour de Nesle das Entsetzliche und Widrige bis zum Gipfel verfolgt und sich dann noch in einer Menge von Romanen an dem Abenteuerlichsten jeder Gattung versucht hat, konnte zu gleicher Zeit in seinen Impressions Naturgemälde von der überraschendsten Wahrheit liefern, in dem Chevalier d'Harmental, einem historischen Roman, dem die Verschwörung des Fürsten von Cellamare zum Hintergrunde dient, ein Liebespaar mit dem zartesten Pinsel malen; und in einer seiner jüngsten Novellen, deren der unermüdliche Vielschreiber immer ein halbes Dutzend zugleich auf dem Rahmen hat, in la robe de noce, schildert er ein Stillleben — ein Engelskind, von einer edlen Mutter in ländlicher Einsamkeit erzogen — das an Jean Paul's beste Manier erinnert, aber weit weniger Manier hat.

Wir müßten uns sehr irren, oder solche Spannkraft ist bei den deutschen Autoren zweiten Ranges nicht zu finden. Haben sie einmal, müde, in ihrer eigenen Person aufzutreten, und gereizt von einem schimmernden Meteor, ihre Maske vorgebunden, und zeigt die geschnittene Fratze nur irgend Spuren von Genialität, so daß ein Publikum daran Gefallen findet: dann können sie nimmehrmehr zurück. Sie haben von der Natur auf ewig Abschied genommen, machen fernerhin ihre Studien auf einem geflügelten Steckenpferde, zwischen Himmel und Erde schwebend, und weder der Kaltsinn gelangweilter Leser, noch die Mahnung eines ehrlichen Kritikers vermag die fremde Tracht ihnen zu verleiden.

Wir wenden uns wieder zu den Franzosen. Hatte außer Sue irgend ein moderner Schriftsteller Ursache, mit seinem Succeße zufrieden zu seyn, so war es Alphons Karr, der in einigen Erstlingsversuchen durch verfehlte Schilderungen deutscher Zustände seine Abstammung mit mehr Glück als Verdienst geltend machte, dabei aber doch einige Tropfen jenes köstlichen echten Humors bei sich führte, der aus dem unfruchtbarsten Erdreich lieblich duftende Blümchen mit Zauberkraft hervorsprießen läßt. Beißender Witz, im Verein mit der durch Janin beliebt gewordenen Wortjonglerie, waren dem französischen Publikum nichts Neues, aber erhöht durch Humor, Naturfinn und eine von allen sozialen Lastern unberührte Sorglosigkeit und Unerschrockenheit zeigten sie sich zuerst in den Guêpes, die, ein zahlreiches Heer von Nachahmern überlebend, sich fünf Jahre lang in Gunst zu erhalten wußten. Obgleich nun Karr für seine gestachelten Kämpfer das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten zum Tummelplatz gewählt und sich mit Glück darauf versucht hat, bleibt er ein so aufrichtiger Verehrer der Natur, daß er es nicht scheut, eben jetzt, mitten unter den kleinen, großen, falschen und echten Geheimnissen, mit einem allerliebsten Frucht- und Blumenstück, einem Idyll in Briefen, aufzutreten. Der Held und Schreiber ist ein Deutscher, Karr's Verehrern unter dem Namen Stephen schon lange bekannt; er hat einen Freund, der vor kurzem eine große Reise nach transatlantischen Gegenden nicht ohne Ostentation und allerlei vornehmen und gelehrten Pomp angetreten; dies erregt in dem sanguinischen Stephen zuerst ein Gefühl von Neid, weil seine Verhältnisse ihm ein Gleiches nicht gestatten, sodann aber die Idee, seinerseits auch eine Reise zu unternehmen, wäre es auch nur innerhalb seines Gärtchens, und die Beschreibung dieser Voyage autour de mon jardin, von der wir einige Bruchstücke folgen lassen, braucht die Vergleichung mit ihrem Vorbilde, X. de Maistre's Voyage autour de ma chambre, nicht zu scheuen.

* * *

In der Morgenfrühe an meinem Fenster stehend, bemerkte ich ein Spinnengewebe im Winkel. Die Jägerin, welche ihre Netze hier eingespannt hatte, war eben mit der Verbesserung eines Schadens beschäftigt, den Tages zuvor die unverhältnißmäßige Größe oder der hartnäckige Widerstand eines Gefangenen verursacht haben mochte. Nachdem Alles wieder in Stand gesetzt war, spazierte die Spinne, obgleich noch einmal so wohlbeleibt als die größte Fliege, ohne Etwas zu zerstören, über ihr Gespinnst hinweg und begab sich in einen dunkeln Winkel auf den Anstand. Ich sah ihr lange zu, sah, wie sich einige Fliegen unvorsichtigen Fluges in das verrätherische Netz verwickelten und vergebens zu entkommen strebten; der weibliche Nimrod eilte herbei, saugte sie ohn' Erbarmen aus, stellte einige zerrissene Maschen wieder her und verbarg sich von neuem in dem Schlupfloche.

Doch siehe, da kommt eine kleinere Spinne herbei, — warum mag sie ihr Netz und ihr Tagewerk verlassen haben? ach, es ist ein Männchen, ein verliebtes Männchen, das nicht mehr ans Jagen denkt, gleich dem Sohne des Theseus, als er die Macht des bogenführenden Gottes empfunden. Jetzt tritt es näher, jetzt wieder zurück, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, — nun endlich hat es die Gränze überschritten, das Gebiet der Geliebten; die erste haarbreite Brücke zittert unter seinen Schritten, und, selber zitternd, von so kühnem Wagniß erschreckt, wendet es sich wieder zur Flucht, aber nur, um von neuem zurückzukehren. Nun wieder einen Schritt vorwärts, nun noch einen, dann steht es still.

Gewiß hast du schon furchtsame Liebhaber gesehen, bist wohl selbst einer gewesen, hast du jemals wahrhaft geliebt; der unschuldige Blick eines schönen Kindes konnte dich zittern machen, deine Stimme stockte, die Worte wollten dir nicht aus der Kehle. — Aber solch hohen Grad von Schüchternheit hast du nirgend gefunden, als hier bei unserem liebenden Sechsfüßler, und er hat seine guten Gründe dazu. Wie bei den Insekten fast durchgängig, ist auch das Spinnenweibchen größer als das Männchen. Hat nun in dem Augenblick, wo dieses sich zeigt, „der Geliebten Herz gesprochen", dann weicht sie wie alle Wesen dem süßen Zauber der Liebe, wird sanft, wie es die Löwin durch ähnliche Gefühle wird, giebt sich hin der Wonne, zu lieben und geliebt zu werden und es sich versichern zu lassen. Dann ermuthigt sie den Blöden, und das Gespinnst wird dem Glücklichen zur romantischen Strickleiter. Aber oft bleibt sie ungerührt, ihre Stunde ist noch nicht gekommen; nichtsdestoweniger nähert sie sich langsamen Schrittes dem zitternden Hippolyt, der vergeblich in ihren Zügen zu lesen sucht, ob er fürchten oder hoffen soll. Ist sie dem bethörten Schwärmer bis auf einige Schritte nahe gekommen, dann stürzt sie auf ihn zu, umarmt ihn und frißt ihn auf.

Bei solchen Gelegenheiten verwandeln sich die alten, in der Regel ziemlich lächerlichen Liebesphrasen in blanke Wahrheit und die von den Liebenden aller Zeiten und Völker erfundenen Metaphern gewinnen eine wirkliche Bedeutung.

Hier haben wir einen Liebhaber, der ſich mit Recht über die Grauſamkeit ſeiner ſchönen Feindin beklagt, den man keiner Extravaganz beſchuldigen darf, wenn er jene verbrauchten Phraſen anwendet: „Soll ich leben oder ſterben? wenn du meine Liebe zurückweiſeſt, ſo haſt du mein Todesurtheil ausgeſprochen!“ —

Mein Held war indeß minder unglücklich oder vorſichtiger. Die Schöne näherte ſich ihm; er erwartete ſie mit ſichtbarer Angſt während einiger Momente, aber plötzlich — ſey es nun, daß die Kokette nicht Verſtellungsgabe genug beſaß und mehr Appetit als Liebe blicken ließ, oder war er nicht von jenem heiligen Feuer erfüllt, mit welchem man allen Gefahren Trotz bietet — er ergriff das Haſenpanier mit ſolcher Haſt, daß ich ihn im Nu aus dem Geſichte verlor. Eben ſo war er der Grauſamen entgangen, die ruhig in ihren Hinterhalt zurückkehrte, um auf eine andere Beute zu lauern.

Ich hatte ſolchen Scenen ſchon oft beigewohnt, denn einen großen Theil meines Lebens habe ich auf dem Lande, und zwar allein, zugebracht und der Betrachtung der Pflanzen und Thierchen von jeher viele Zeit gewidmet; aber diesmal machte das kleine Liebesdrama, deſſen ungeſehener Zuſchauer ich geworden, einen beſonderen Eindruck auf mich und führte mich in Gedanken wieder zu dir, mein Freund. Die Sucht, zu reiſen, ſagte ich mir, iſt doch im Grunde nur eine eigenthümliche Art von Geiſtesunruhe, und die Reiſenden ſuchen oft in weiter Entfernung mit großem Koſtenaufwande ſogenannte neue Eindrücke, während ſie in ihrer Heimat ſich niemals die Mühe gegeben, über oder unter ſich zu ſchauen, wo die ſeltenſten und ihnen unbekannteſten Dinge vorgingen. Da iſt er denn nun auch fort, dachte ich weiter, — ich meinte dich — und vielleicht macht er eine Reiſe um die Welt, ohne daß ihm eine ſo ſeltſame Liebesſcene vor Augen kommt, wie ich ſie eben an meinem Fenſter beobachtet.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch bei Jasmin, dem poetiſchen Haarkräusler.

Miß Luiſa Coſtello, eine engliſche Touriſtin, welche alle Departements von Frankreich, eines nach dem anderen, durchforſcht und alle ſechs Monate mit drei Bänden, bald über die Bretagne, bald über die Normandie, nach London zurückkehrt, hat in dieſem Frühling eine „Wanderung in Bearn und nach den Pyrenäen“ vom Stapel laufen laſſen. Miß Coſtello ſucht überall die „Löwen“ auf, im weiteſten Sinn, den dieſes Wort in England hat, wo es nicht bloß einen Dandy, ſondern alle Arten von Helden und ſeltſamen Thieren, Kunſtmonumenten und Naturmerkwürdigkeiten bedeutet; ſie entdeckt ſolche da, wo man vor ihr keine ahnte, in Mans, Loudun, Poitiers und La Rochelle. Bordeaux gefällt ihr nicht ſehr, trotz einer ſchönen Parade, welche von einem der Löwen der alten kaiſerlichen Garde kommandirt wurde, und einer trefflichen Militairmuſik, welche die Bordeleſerinnen beſſer zu ſchätzen wiſſen. Miß Coſtello tadelt die Farbe der Garonne, die ihrer Meinung nach zu enge Brücke, die Quais, die Alleen von Tourny u. ſ. w. Doch giebt ſie zu, daß die Griſetten pikant ſind, und bewundert ihren maleriſchen Kopfputz. Was vielleicht Miß Coſtello gegen Bordeaux mißgeſtimmt hat, iſt, daß ſie mit der Idee, die berühmte Durandal, Roland's Degen, daſelbſt in der Kirche des heiligen Severin zu begrüßen, hinging. Auch nach Agen kommt ſie, wo ſie das außerordentliche Glück hat, einen ganzen Tag mit dem letzten der Troubadours, dem Perrückenmacher Jasmin, zuzubringen. Miß Coſtello iſt von Agen ſtolz wie eine zweite Clémence Iſaure zurückgekehrt. Wenn ſie nicht von einem Capitoul mit Lorbeer gekrönt, ſo kann ſie doch der Welt erzählen, daß ſie von Jasmin friſirt worden:

„Wir traten ein“, erzählt ſie, „und wurden von einer brünetten Frau mit ſchwarzen Augen und anmuthigem Lächeln empfangen, welche uns benachrichtigte, daß ihr Mann eben damit beſchäftigt ſey, den Zopf eines Kunden zu machen; aber er würde ſich freuen, uns zu ſehen, und bitte uns, in das Hinterzimmer zu treten ... Sie zeigte uns einen Lorbeerkranz, den die Stadt Toulouſe dem Dichter geſchickt hatte, einen Becher mit einer Inſchrift ihm zu Ehren von den Bürgern der Stadt Auch, eine Uhr mit Kette und Siegelring vom König Ludwig Philipp, einen Smaragdring von dem verſtorbenen Herzog von Orleans. „Hier iſt auch“, ſagte ſie, „ein ſchönes Tafel-Service von der Stadt Pau, welche auch Feſte meinem Mann zu Ehren gab; hier iſt ein Bijou von einem engliſchen Geſandten, hier ein Siegelring von einem großen Lord; hier ſind andere Perlen und Koſtbarkeiten von Fremden aller Nationen, die das Gascogniſche gar nicht verſtehen.“ Als wir von der Betrachtung aller dieſer ſchönen Sachen etwas müde waren, öffnete ſich die Thür, und der Dichter ſelbſt erſchien. Seine Manieren waren unbefangen und angenehm. Er nahm unſere Komplimente mit Ungezwungenheit und als ein Mann, der an Huldigungen gewöhnt iſt, auf, indem er es bedauerte, daß er zu heiſer ſey, um uns etwas vorleſen zu können. Er ſprach mit einem ſtarken gascogniſchen Accent, ſehr raſch und feurig. Er erzählte uns die Geſchichte ſeiner Erfolge, wie ſein Großvater ein Bettler und ſeine ganze Familie ſehr arm geweſen, daß er aber jetzt ſo reich ſey, als er nur wünſchen könne, da er ſeinen Sohn in Nantes gut untergebracht habe. Hierauf zeigte er uns das Portrait ſeines Sohnes und ſprach von ſeinen glücklichen Anlagen, worauf ſeine kleine unruhige Frau hinzufügte, dieſer junge Mann ſey zwar kein Dummkopf, habe aber nicht den Geiſt ſeines Vaters. „Das iſt wahr“, ſagte Jasmin, welcher, ein ſo guter Vater er auch iſt, doch nicht zugiebt, daß ſein Sohn mehr Geiſt habe als er. Ich ſprach von einem Artikel einer engliſchen Review über ſeine Werke; er hatte ihn geſehen, Lord Durham hatte ihm denſelben zugeſchickt und ihm auch einen Beſuch gemacht. „Ich kenne Ihren Mical mouri“, ſagte ich. Dies war genug, um ihn ſeine Heiſerkeit und alle ſeine Leiden vergeſſen zu machen. „Sie ſollen nicht glauben“, ſagte er, „daß dies meine beſte Compoſition iſt; es iſt nur meine erſte. Ich will es verſuchen, Ihnen einige Verſe aus Abuglou und Françounetto zu leſen: Sie werden entzückt ſeyn; aber wenn ich mich wohl befände und Sie mir das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft ſchenkten, würden Sie ſich über meine arme Margarino und meine arme Françounetto todt weinen.“

Uebrigens iſt Miß Coſtello vielleicht ein wenig indiskret, daß ſie uns alle kleine Eitelkeiten ihres Helden verräth. Sollte es wahr ſeyn, daß Jasmin keinen großen Dichter als ſich kennt? „Ich bemerkte“, fährt Miß Coſtello fort, „daß er die Poeſie der Troubadours wiederhergeſtellt. „Kennen Sie deren Lieder?“ fragte ich, „Sie, der Sie ſo würdig ſind, ſich an ihre Spitze zu ſtellen?“ — „Ich bin in der That ein Troubadour“, antwortete er mit Energie, „aber ich ſtehe viel höher als Alle. Sie waren nur Schüler, Anfänger: ſie haben nie ein Gedicht wie meine Françounetto gemacht; es giebt keine Dichter mehr in Frankreich, es kann keine geben; die Sprache erlaubt es nicht. Wo iſt das Feuer, der Geiſt, die Zartheit, die Kraft des Gascogniſchen? Das Franzöſiſche iſt nur eine Leiter, auf der man zur erſten Etage des Gascogniſchen aufſteigt.“

Miß Coſtello kehrt nach ihrer Pyrenäenreiſe nach Agen zurück und macht einen zweiten Beſuch bei Jasmin, der gerade an dieſem Tage für die Engländer und Engländerinnen enthuſiasmirt war. Er hatte eben eine Nummer des Athenaeum empfangen, worin man einige ſeiner Gedichte überſetzt hatte; er zweifelte nicht, daß durch dieſe Ueberſetzung ſein Name ſich bis nach China verbreitete. Die Eiſenbahnen und die Dampfböte waren nur erfunden worden, um ſeine Poeſie raſch um die Welt zu tragen. Er wollte engliſch lernen, um erſtens über die Treue ſeines Ueberſetzers zu urtheilen und dann Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem er Moore und Burns ins Gascogniſche überſetzte. Um das Glück voll zu machen, war der Ruhm nicht allein gekommen: er hatte auch von Paris eine Medaille, einen Brief der Herzogin von Orleans und eine Penſion vom König erhalten.

„Er las uns dann zwei neue Gedichte vor, beide voll Anmuth und Naivetät. Während der Vorleſung war ſeine Frau zugegen und ſehr beſorgt, ob wir auch verſtänden. „Siehſt du denn nicht“, ſagte ihr Mann, ungeduldig über ihre Unterbrechungen, „ſiehſt du nicht, daß ſie weinen?“ Dies war ein unwiderlegliches Argument, und er wurde nicht mehr unterbrochen. Nachdem wir ihm unſere Bewunderung ausgedrückt, ſagte er: „Man hat mich der Eitelkeit beſchuldigt; aber, was wollen Sie? Ich bin ein Kind der Natur und kann meine Gefühle nicht verbergen. Der einzige Unterſchied zwiſchen mir und einem Dichter, der ſich in der großen Welt bewegt, iſt, daß er dieſe Eitelkeit zu verbergen weiß, während ich ſie vor aller Welt zur Schau trage.“ Seine Frau nahm mich bei Seite und fragte mich, wie viel Geld es Jasmin koſten würde, um eine Reiſe nach England zu machen; dann verbeſſerte ſie ſich ſchnell und ſagte: „Bin ich närriſch? Es wird ihm in der That nichts koſten; denn Eure Königin hat dieſen Artikel geleſen und kennt alſo ſein Verdienſt; ſie wird wahrſcheinlich nach ihm ſchicken, wird alle Reiſekoſten bezahlen und ihm in London große Feſte geben!“ Ich empfahl dem dichtenden Haarkräusler, zu warten, bis man ihn holen ließ; doch verſprach ich dem glücklichen Paar, ihm die Wirkung mitzutheilen, welche Jasmin's Poeſieen auf den Geiſt Ihrer Majeſtät hervorgebracht hätten.“

England.

Die Eiſenbahn-Directionen vor dem Richterſtuhle des Publikums.

(Schluß.)

Daß das Reiſen auf Eiſenbahnen jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit für ſich habe, hielten wir bisher für eine unbeſtreitbare Thatſache. Durch Zahlen-Angaben wird ſie beſtätigt von dem Autor eines kürzlich erſchienenen „Briefes über die Geſetzgebung in Betreff der Eiſenbahnen“. Nachdem er nachgewieſen, daß die Kutſcher und Conducteurs dem Paſſagier durchſchnittlich drei Farthings pr. Meile koſteten, fährt er fort: „So lange man für 1 Pfd. 7 Sh. von Liverpool nach London, für 17 Sh. von Mancheſter nach Darlington, für 8 Sh. von Leeds nach Derby, für 2 Sh. 6 Pence von York nach Hull, für 1 Pfd. 5 Sh. 6 Pence von London nach Leeds, für 1 Pfd. 2 Sh. 6 Pence und für 14 Sh. von London nach Birmingham, für 20 Sh. und 12 Sh. 6 Pence von London nach Briſtol, für 17 Sh. und 11 Sh. von London nach Holſtone und für 4 Sh. 6 Pence von Liverpool nach Mancheſter reiſen kann, wird die bloße Verſicherung eines Comité's nicht hinreichen, das Publikum glauben zu machen, es ſey vermittelſt der Perſonenwagen wohlfeiler expedirt worden, oder der ärmeren Klaſſe erwachſe daraus ein Nachtheil, wenn ein billiges Beförderungsmittel durch ein noch billigeres verdrängt wird.“

Was nun die Behandlung der Paſſagiere dritter Klaſſe betrifft, ſo hat ſich nirgends ſonſt mehr Pſeudohumanität gezeigt, als in dieſer Angelegenheit. Viele äußern laut, es ſey Sache der Menſchlichkeit, für größere Bequemlichkeit der dritten Wagenklaſſe Sorge zu tragen; ſie vergeſſen nur hinzuzufügen, daß ſie ſelber aus Erſparniß ſich ihrer bedienen. Wer ſo, indem er die edelſten Grundſätze an den Tag legt, zugleich ſein Geld ſparen und ſich mehr Comfort verſchaffen kann, dem wird der Vorrath zarter Geſinnungen nicht ausgehen. Dabei laſſen ſie es aber nicht bewenden, ſie haben ein förmliches Syſtem zur Aufwiegelung des Armen; es iſt eine Beſchimpfung für ihn, daß man ihm zumuthet, einen ſolchen Waggon zu beſteigen, und die Plätze, die doch ſicherlich weit bequemer ſind als die Außenſitze in den Landkutſchen, werden Pähner-

ſteige titulirt. Während aber die menſchenfreundlichen Autoren mit aller Macht der Beredſamkeit für die unglücklichen Paſſagiere das Wort führen, die zu ſolchem Gefährte verdammt ſind, klagen die Direktoren in ihren Meetings darüber, daß die Reichen gar zu oft davon Gebrauch machen; Kaufleute, Banquiers, Prälaten, Parlaments-Mitglieder, die auf Unglück nicht den geringſten Anſpruch machen und Beſchimpfung ſich ſonſt keineswegs gefallen laſſen, knöpfen Ueberrock und Taſchen zu und fordern Billets zur dritten Klaſſe.

Wenn ferner diejenigen, welche auf die Bedeckung der Wagen dritter Klaſſe dringen und die Unmenſchlichkeit der Direktoren, den Armen dem rauhen Hauche des Winters bloßzuſtellen, anklagen, wirklich keine andern Gründe hätten als die der Humanität, — warum führen ſie dieſelben nicht auch den Eigenthümern der Landkutſchen zu Gemüthe, die ihre Außenſitze unbedeckt laſſen? Sind nicht die Verdeck-Paſſagiere der Dampfböte in kalten Nächten noch weit ſchlimmer daran? Hat ſie etwa jemals der Capitain eingeladen, in die Kajüte zu kommen, und bekümmert ſich, weil er es nicht thut, irgend ein leitender Artikel in der Times darum, wenn die St. George-Compagnie ihre Dividende theilt? Und die Eiſenbahnen allein ſollten eine Ausnahme machen, für ſie ſollte der überall eingeführte Brauch ſich umkehren und der Arme, welcher 2 Sh. 6 Pence bezahlt, dieſelben Vorrechte genießen, als der Reiche für ſeine 3 Sh. 6 Pence?

Ueber die „durch das Monopol der Eiſenbahnen in Wüſten verwandelten Landſtraßen" hören wir Mr. Laing: „Im Jahre 1834, wo, die Liverpool-Mancheſter-Bahn ausgenommen, kaum eine andere bedeutende Bahnlinie ausgeführt war, betrug die Einnahme der Chauſſeegelder in England und Wales 1,431,609 Pfd.; 1839, als die meiſten Hauptbahnen bereits im Gange waren, ergab ſie 1,532,956 Pfd. Statt alſo durch die Anlage der Schienenwege einzubüßen, vermehrte ſich das Einkommen der Chauſſeen vielmehr um ſieben Prozent; noch merkwürdiger wird dies Reſultat durch die Thatſache, daß die Zunahme in den Grafſchaften am höchſten ſtieg, wo das Eiſenbahn-Syſtem am vollkommenſten ausgebildet war, nämlich

in Stafford	von	48,553 auf	54,648 Pfd.
„ Lancaſter	„	132,126 „	142,653 „
„ York	„	147,569 „	171,522 „

und in Lancaſhire betrug ſie zwiſchen der Periode der Eröffnung der Liverpool-Bahn und dem Jahre 1838 funfzehn Prozent."

Wie aber durch die fortwährenden Verunglimpfungen der Motive und Handlungsweiſe der Directionen die Verblendung des Publikums bis zur Hintanſetzung ſeiner eigenen Intereſſen geſteigert wird, wäre kaum glaublich, lägen nicht auch dafür die Fakta vor. Wo das Monopol-Syſtem angefeindet wird, da — ſollte man meinen — müßte die Einführung der freien Konkurrenz mit Freuden begrüßt werden. Aber von Vorurtheilen wird alle geſunde Vernunft unterdrückt; die Leute wollten und mußten nun einmal unzufrieden ſeyn; das Aufkommen der Konkurrenz und der dadurch bewirkten wohlfeileren Fahrpreiſe erregten neue Erbitterung, und einige Individuen, von dem Reformen-Autor „patriotiſche" genannt, ſcheuten keine Ausgaben, um ſich wo möglich dieſer Vortheile zu berauben. Das muß unſeren Leſern wie ein Märchen klingen, darum wollen wir ihnen die Sache im Zuſammenhange erzählen.

Wer von London nach Derby will, hat die Wahl, entweder bei Rugby auf die Midland-Counties-Bahn überzugehen oder über Hampton auf der Birmington-Derby-Bahn weiter zu reiſen. Beide Geſellſchaften wetteiferten nun in der Herabſetzung der Fahrpreiſe für diejenigen, welche die ganze Linie benutzen (trough passengers), während für die Mittelſtationen, wo keine Konkurrenz ſtattfinden konnte, z. B. von Derby nach Leiceſter, ſich die Preiſe unverändert auf ihrer Höhe erhielten. Zuletzt — Mai 1843 — kam es ſo weit, daß ein trough passenger von London nach Derby für die ganze Länge der Midland-Counties-Bahn, d. i. von Derby bis Rugby gerechnet 49 Meilen, nur einen Stilling zu entrichten hatte. Wo der Streit zweier Parteien zu ſolchen Reſultaten für die friedlichen Zuſchauer führt, da ſollte doch wohl der Friedensſtifter fern bleiben. Was ſagte aber das „patriotiſch geſinnte Publikum"? Es fand ſich aufs empfindlichſte gekränkt, ſolche Beleidigung des Rechtsgefühls hatten ſelbſt Eiſenbahn-Direktoren bis dahin ſich nimmer erlaubt; durch dieſe Herabſetzung war der Fahrpreis von Derby nach Rugby geringer geworden als der für die kürzere Strecke nach Leiceſter, — das war mehr als menſchliche Geduld zu ertragen vermochte. Bittere Sarkasmen ließen ſich vernehmen darüber, daß nunmehr ein Theil größer ſeyn ſolle als das Ganze; ein arithmetiſcher Witzling folgerte, die Geſellſchaft müſſe, da ſie für die Hälfte einer Diſtanz viermal den Preis der ganzen anſetze, für ein Viertel derſelben acht mal ſo viel verlangen. Man bedachte nicht, daß dieſe Beſchwerde den theureren Preis nicht herunterbringen, die durch ſie bewirkte Aufhebung der Konkurrenz aber den billigeren erhöhen würde: die beleidigte Regula-de-tri mußte gerächt werden, mochte dieſe Rache immerhin dem armen Reiſenden bei jeder Fahrt 10—11 Sh. koſten. Und es iſt ihnen wirklich gelungen! „tu l'as voulu!" ſagen wir jedesmal, wenn wir dieſe Strecke bereiſen, — die Konkurrenz hat aufgehört.

So paradox es auch klingen mag, es iſt darum nicht minder wahr, daß, während kleine Wohlthaten mit Dank aufgenommen werden, größere meiſt Unzufriedenheit erregen. Einige Geſellſchaften machten gute Geſchäfte und waren demzufolge im Stande, für die Wünſche des Publikums in glänzendſtem Maßſtabe Sorge zu tragen. Dies ließ die Reiſenden ganz vergeſſen, daß ſie es mit Privat-Unternehmungen zu thun hatten und, ſtreng genommen, das ihnen Vergönnte zu fordern keineswegs berechtigt waren; ſie betrachteten die Eiſenbahnen wie die Pariſer das Louvre, als ein National-Eigenthum, das Jedermann benutzen könne, ohne Jemanden dafür verpflichtet zu ſeyn. Wenn einzelne Kaufläden durch Verzierung mit koſtbaren Teppichen und Kronleuchtern die Kunden anlocken, ſo kömmt es Keinem von dieſen in den Sinn, überall ein Recht auf ſolche Dinge anzuſprechen; ließen jedoch einige Directionen die Wagen zweiter Klaſſe mit Spiegelſcheiben, Hängelampen und Polſtern verſehen, ſo zog man daraus den Schluß, die Paſſagiere hätten zu ſolchen Comforts aller Orten gegründete Berechtigung, und es ſey himmelſchreiend und ein Beweis ſchmutzigen Geizes, ſie ihnen vorzuenthalten.

Ueberhaupt aber vergaß man, je mehr durch das Geleiſtete die kühnſten Erwartungen übertroffen wurden, daß dergleichen Forderungen auch nothwendig da ihre Gränze finden mußten, wo ſie anfingen, das Einkommen zu erſchöpfen. Niemand dachte an die überſchwenglichen Herſtellungskoſten einer Eiſenbahn; man klagte nur über Tyrannei der Monopole, und als die Geſellſchaften durch klare Berechnungen darlegten, daß die Befriedigung ſo maßloſer Wünſche ihre Kräfte überſtiege, wurden ſie von weiſen Theoretikern der Geſchäftsunkunde beſchuldigt, die ſich ſelber im Lichte ſtehe. Eure Preisherabſetzung, ſagte man ihnen, hat ſich nur deswegen nicht vortheilhaft gezeigt, weil ihr nicht weit genug gegangen ſeyd; hat eine Reduction von 10 Prozent Verluſt ergeben, ſo verſucht es mit 20; wird's noch nicht beſſer, mit 40; will auch dies nicht helfen, mit 60; wollt ihr aber ſprechenden Erfolg ſehen, dann ſtreicht nur gleich 80 Prozent der bisherigen Fahrpreiſe, — probatum est. Wem fallen hierbei nicht Mr. Morriſon's Pillen ein? Biſt du krank? nimm nur 10 Pillen. — Es iſt ſchlimmer danach geworden; nimm 30. — Noch keine Wirkung? nimm 100. Bei einer gerichtlichen Unterſuchung ergab ſich, daß Jemand, auf dem Todbette liegend, 300 dieſer Pillen täglich genommen hatte und wirklich geſtorben war. Der Arzt hatte es ihm freilich vorher geſagt, er werde durch ſeinen Eigenſinn ſich unfehlbar den Tod zuziehen, da der hartnäckige Kranke ſich nicht bequemen wollte, die Doſis zu verdoppeln.

Bei dem Perſonenwagen zwiſchen Liverpool und Mancheſter betrugen die Preiſe 10 und 6 Sh., kamen aber durch die Trinkgelder für Kutſcher und Conducteur auf 12 und 8 Sh. Die Fahrpreiſe auf der Eiſenbahn machen 6 Sh. 6 Pence 4 Sh. und 6 Pence, ſo daß der Reiſende beinahe 50 Prozent Gewinn hat. Sollte man nun, wohlfeiler, ſchneller, ſicherer und bequemer als früher befördert zu werden, nicht für einen Vortheil und die Veranlaſſung dazu für eine Wohlthat halten? Und doch hat man vermittelſt einer höchſt merkwürdigen Logik herausgebracht, daß die Veränderung aller Welt zum Schaden gereiche. Man verglich nämlich die jetzigen Preiſe nicht mit den früheren, ſondern mit denen, die erlangt werden könnten, wenn man Verhältniſſe zu Grunde legte, die gar nicht vorhanden ſind. Wären die Productionskoſten z. B. um die Hälfte billiger geweſen, würde der Gewinn der Unternehmer ganz oder zum Theil zu Gunſten der Nation konfiszirt, ſo könnten die Paſſagiere bei weitem wohlfeiler und bequemer fahren, und da dies nicht geſchieht, iſt jeglicher Nutzen, den die Compagnie aus dem Unternehmen zieht, ein unrechtmäßiger, auf den Ruin des Volkes berechneter. Das erinnert uns an eine Anekdote von einem engliſchen Quäker, der mit dem Beſitze ungeheurer Reichthümer eine gränzenloſe Freigebigkeit verband. Derſelbe erhielt eines Tages einen Brief aus Amerika, deſſen Schreiber, ihm gänzlich unbekannt, ihn um ein Darlehen von 1000 Pfund anſprach. Er gehöre, hieß es im Briefe, derſelben Religionsgenoſſenſchaft an, bedürfe des Geldes zu einer Handelsunternehmung, welche den ſicherſten Erfolg verhieße, und habe ſeine Zuflucht zu Herrn R. genommen, weil deſſen glänzende Vermögensumſtände ihm bekannt ſeyen. Bei den Quäkern wird gegenſeitige Unterſtützung ohnehin als die heiligſte Pflicht erachtet, hier mochte gerade das Sonderbare der Forderung einen günſtigen Eindruck gemacht haben, genug, Herr R. gewährte ſie zur Hälfte, erlaubte dem Bittſteller, 500 Pfund auf ihn zu ziehen, die Tratte ward honorirt, und der Empfänger ließ drei Jahre lang nichts von ſich hören. Nach Verlauf dieſer Zeit meinte R. mit Recht ſein Darlehen zurückfordern zu können, und erließ an den Amerikaner einen höflichen Mahnbrief. Die Antwort lautete, mit der Schuld habe es ſeine vollkommene Richtigkeit, auch ſey die Unternehmung aufs beſte gelungen, ſo daß die 500 Pfd. einen Gewinn von 1500 gebracht hätten; indeſſen möge Herr R. ſich gütigſt erinnern, daß die Anleihe eigentlich 1000 Pfd. hätte betragen ſollen, vermittelſt deren das Geſchäft eine doppelt ſo große Ausdehnung erhalten und demzufolge auch den doppelten Gewinn abgeworfen haben würde. Für den Betrag von 1500 Pfd. alſo werde er, der Schreiber, Herrn R., durch deſſen Verfahren er dieſe Summe augenſcheinlich eingebüßt, als ſeinen Schuldner betrachten und erwarte nun aufs baldigſte die Ausgleichung des gegenſeitigen Guthabens.

Das ehrenwerthe Mitglied für Bath hat ein anderes Mittel in Bereitſchaft. Es ſtellt nicht in Abrede, daß die von ihm beantragte Verbeſſerung der dritten Wagenklaſſe auf der Bahn zwiſchen London und Bath der Great-Weſtern-Compagnie zum Schaden gereichen könne, „trägt aber dennoch kein Bedenken, darauf anzutragen, das Parlament möge ſie nöthigen, für die Bequemlichkeit des Armen zu ſorgen." Wem ſollen nun die Koſten dieſer Bequemlichkeit zur Laſt fallen? Die Actien-Inhaber ſagen: wir wollen ſie nicht tragen. Mr. Roebuck's Antwort iſt fertig: „Ich bin Parlaments-Mitglied, und will euch ſchon dazu zwingen." Natürlich, der Fall ereignet ſich gar oft, daß das ehrenwerthe Mitglied für Bath einen ſeiner Konſtituenten daheim oder dieſer ihn in London beſuchen will, und da ſtimmen denn Beide dahin überein, daß es angenehmer iſt, die Reiſe auf eine bequeme Weiſe für 12 Sh. 6 Pence zu machen, als für 20 Sh.; Mr. Roebuck fordert demzufolge die britiſche Geſetzgebung auf, die Geſellſchaft zu zwingen, daß ſie ihn und ſeine armen Freunde für den herabgeſetzten Preis zuſammenführe, übrigens bleibe es ihr ja unbenommen, die ſolchergeſtalt verbeſſerten Waggons auch fernerhin dritter Klaſſe zu benennen.

Digitized by Google

Der Great-Western-Actionair erlaubt sich, hiergegen Einwendungen zu machen. Er habe, sagt er, sein geringes Vermögen halb in pennsylvanischen Obligationen angelegt und für die andere Hälfte zehn Great-Western-Actien gekauft; die Dividende der letzteren betrüge 5½ Prozent oder 55 Pfund jährlich, die er nothwendig zu seinem Lebensunterhalte bedürfe; jeder Penny, den der arme Mann aus Bath — derselbe, der sich bei dem Herrn dort, welcher so eben das Wort gehabt, beklagt hat — bei seiner Fahrt ersparen wolle, müsse aus seiner Tasche kommen, und er könne ihn wahrlich nicht entbehren; die spitzbübischen Pennsylvanier hätten ihn schon um die Hälfte seines mäßigen Einkommens betrogen, und er hoffe, die ehrenwerthen Herren würden ihm den Rest nicht noch mehr schmälern wollen. Wäre es aber wirklich ihr Ernst, die beabsichtigten Aenderungen ihm gewaltsam aufzuerlegen und sein Einkommen dadurch auf 45 Pfund jährlich herabzusetzen, so hätten sie ihm das wenigstens vorher sagen sollen, er würde dann sein Geld in der Bank gelassen und es nicht in Eisenbahn-Actien angelegt haben. Er sey übrigens versichert, daß der reiche Mr. Rousell, der ihm früher acht Prozent garantirt habe und, ließen ihn die Herren nur allein schaffen, sicherlich Wort halten würde, so etwas nun und nimmermehr zugeben könne. Endlich vergißt der hart Bedrängte, nachdem er sich in diesen Reden erschöpft, voll gerechten Unwillens die dem Parlament und der unleugbaren persönlichen Würde seiner Mitglieder schuldige Achtung und erklärt dem Hause rund heraus, sie hätten zu solchem Verfahren kein Recht; ihn um 10, um 5 Pfund, ja auch nur um 5 Pence jährlich ärmer zu machen, um sie dem Herrn Dingsda oder seinen Konstituenten in die Tasche zu stecken, sey ein offenbarer Raub, — das müsse er sagen, und wenn sie ihn darum einsperren ließen, und mit einem Worte, es solle und dürfe nicht geschehen.

Angenommen nun, das Wohl der Nation und das des armen Reisenden aus Bath überwögen dennoch, nach der Ansicht des Hauses, alle diese Argumente, und die Zwangsmaßregel würde zum Gesetz erhoben, wie sollten wir es betiteln? Britische Gerechtigkeit, spartanische Strenge oder pennsylvanische Ehrlichkeit?

Es ist nun einmal hergebracht, wenn von Eisenbahn-Gesellschaften die Rede ist, sie gleichsam als abstrakte Wesen oder als öffentliche Anstalten — wie die Schatzkammer, die Post u. s. w. — betrachtet zu sehen, deren Mehr- oder Mindereinnahme auf den Einzelnen keinerlei Einfluß hat, während sie in Wirklichkeit aus lebenden, athmenden Bürgern zusammengesetzt sind, die Weib und Kinder zu ernähren haben. Es ist ein gar gewaltiger Unterschied dazwischen, ob ihr den Etat der Marine umstößt oder eine Eisenbahn-Compagnie nöthigt, die dritte Klasse so schnell zu befördern als bisher die zweite. In jenem Falle wird der Regierung der Rath ertheilt, zwei Kriegsschiffe statt der beabsichtigten drei bauen zu lassen, in diesem macht ihr vielleicht einem armen Actionair den Vorschlag, das Feuer auf seinem Heerde auszulöschen und seine Kinder hungrig zu Bette zu schicken. Der edle Herr selber, der ohne Weiteres die Meinung äußert, die Direction müsse die Armen auf eine wohlfeilere Weise reisen lassen, — würde er es nicht höchst ungereimt finden, seinen Nachbar etwa so anzureden: „O, Russell, dort auf der Landkutsche nach Bath fährt Einer auf einem Außensitze; er hat kein Geld, die Nacht ist naß und kalt, wollt Ihr nicht für ihn einen Platz im Fond bezahlen?" Und wer würde es Russell verdenken, wenn er entgegnete: „Mein bester Roebuck, ich wüßte wahrhaftig nicht, weshalb ich um arme Leute, die mir ganz fremd sind, mich kümmern sollte, besonders da ich selber nie anders als auf dem Außensitze fahre; interessirt Ihr Euch für den Mann und wünscht ein gutes Werk zu thun, warum bezahlt Ihr denn nicht für ihn?"

Einen gänzlich verschiedenen Charakter trägt der bereits angeführte Brief „über Gesetzgebung in Betreff der Eisenbahnen"; Mr. Warburton würde ihm freilich nicht seinen Schutz angedeihen lassen, und uns fehlen die Mittel, ihn dem Hause der Gemeinen so angelegentlich zu empfehlen. Aber mit Vergnügen sehen wir darin gemäßigte und vernünftige Grundsätze ausgesprochen; endlich übernimmt es doch Einer, der Nation zu sagen, daß Gerechtigkeit und Billigkeit zu handhaben besser sey, als die Eisenbahn-Directionen mit Schimpfnamen zu belegen, unangemessen aber, über scheinbare Gewaltthätigkeiten Klage zu führen und zu gleicher Zeit mit Gewaltmaßregeln seine Endzwecke durchsetzen zu wollen. Lange genug hat man mit Humanität, Liberalität und ähnlichen Phrasen „im Namen der unterdrückten Armuth" um sich geworfen und mag gern einen Autor anhören, der statt aller Empfindelei die guten alten Maximen, „daß Ungerechtigkeit nirgends rathsam sey, daß, was Einer haben wolle, er auch bezahlen müsse", zum Wahlspruch nimmt.

„Die Unternehmung der Eisenbahnen", sagt der Autor, „gründet sich auf einen ausdrücklichen und feierlichen Kontrakt zwischen den Eigenthümern derselben und der Nation, vermittelt durch die constitutionellen Organe der drei Bestandtheile des Reiches. Wie ist dieser Kontrakt erfüllt worden? Man hat Privatgrundstücke zu einem höheren als ihrem eigenthümlichen Werthe angekauft. Die Passagiere werden weit schneller, billiger, sicherer und bequemer befördert, als jemals versprochen oder erwartet wurde, und so haben die Gesellschaften ihren Antheil der Verpflichtung, nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach, ja über beide hinausreichend, in Erfüllung gebracht. Was haben sie dagegen erhalten? Sorgen, Noth, Aerger, Verantwortlichkeit, Beleidigungen aller Art. Welchen Gewinn haben sie gezogen? Durchschnittlich gerechnet, ziehen sie von ihrem Vermögen nicht die üblichen Zinsen. Ist es nun nicht himmelschreiend, daß man sich die möglichste Mühe giebt, sie auch dieser zu berauben, daß sie dem Publikum als geizige, gefühl- und ehrlose Monopolisten geschildert werden, welche die Kräfte des Landes aussaugen und, von keinem anderen Triebe als von dem der Habsucht geleitet, dennoch durch ihre Unwissenheit ihr eigenes Interesse gefährden?"

Von den gemachten Gesetzesvorschlägen erwähnen wir nur kürzlich, daß der Autor wünscht, die Regierung möchte sich besonders bei der Construction neuer Eisenbahnen betheiligen und ihre Mitwirkung zum voraus von der Festsetzung billiger Fahrpreise abhängig machen, welche eben durch dieselbe ermöglicht würden. Den bereits stehenden Bahnen könnten unter derselben Bedingung andere Vortheile gewährt werden, z. B. Ermäßigung der Steuern, Schutz gegen die neu sich bildende Konkurrenz. Dagegen aber sollte die mit dem immer zunehmenden Verkehr nothwendig steigende Dividende einer alle fünf Jahre stattfindenden Revision unterliegen und, sobald sie sich über das gesetzlich zu bestimmende Maximum von sieben Prozent erhebe, eine Herabsetzung der Fahrpreise zur Folge haben, welche vorzugsweise der dritten Klasse zu Gute kommen solle.

„Ob übrigens", sagt der Autor am Schlusse, „das Maximum der Dividende gerade sieben Prozent und das der Fahrpreise für die dritte Klasse drei Farthings pro Meile betrage, darauf kommt es weniger an, als daß eben ein Maximum festgesetzt und eine periodische Revision und Preisherabsetzung eingeführt werde. Dies könnte freilich durch den Ankauf sämmtlicher Bahnen von Seiten des Staates erlangt werden, der die Verwaltung derselben, etwa wie die der Post, einer besonderen Behörde übergäbe. Doch halte ich für eine weise Regel der Staatspolitik, daß die Regierung keinerlei geschäftliche Angelegenheit solcher Art übernehme, so lange sie von Privatpersonen verwaltet werden kann. Geschehen aber muß jedenfalls etwas, und nächst der gänzlichen Unthätigkeit ist nichts so gefährlich als fortwährendes Aufschieben, bei dem Zeit und Gemeinwohl verloren gehen."

Mannigfaltiges.

— Pierre Leroux. Dieser gedankenreiche Mann hat sich von der Redaction der Revue Indépendante gänzlich zurückgezogen und hat überhaupt lange nichts von sich hören lassen. Nur noch in den neueren Schriften George Sand's leben seine philosophischen Theorieen fort. Dagegen soll er sich in der Zurückgezogenheit ernstlich damit beschäftigt haben, seine vorlängst schon angekündigte Erfindung eines vereinfachten Buchdruckverfahrens zu vervollkommnen und der Bekanntmachung entgegenzuführen. Es wird behauptet, diese Erfindung gebe der Kunst Guttenberg's eine völlig veränderte Gestalt, und Jeder werde dadurch in den Stand gesetzt, eben so leicht zu drucken, als er schreiben kann. Leroux, der die Buchdruckerkunst in frühester Jugend erlernt und auch viele Jahre ausgeübt hat, will sich in seinem Werke als Buchdrucker und als Philosoph zugleich verewigen, denn wo die Presse in Jedermanns Händen ist, da kann die Verbreitung ihrer Werke nicht mehr unterdrückt werden und da ist die Censur unmöglich. Man sieht der Publication der neuen Erfindung in sehr kurzer Zeit bereits entgegen.

— Englische Schriftstellerinnen in Paris. Die beiden Schriftstellerinnen, Misses Strickland, deren „Königinnen von England" in achttausend Exemplaren verkauft wurden, fanden sich hierdurch aufgemuntert, noch acht Bände zu dieser Geschichte der englischen Frauenherrschaft hinzuzufügen. Sie sind mit Empfehlungen an Herrn Guizot von London nach Paris abgegangen und wollen sorgfältig alle Bibliotheken und besonders die Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten benützen; sie sind jetzt bei den Königinnen aus dem Hause Stuart, wollen aber von Marie von Este nicht eher sprechen, als bis sie jenes Schloß von Saint-Germain besucht, das jetzt so entweiht ist, indem daraus eine Straf-Anstalt gemacht worden. Auch Mistreß Austin, die Uebersetzerin Ranke's und Raumer's, ist ebenfalls in Paris; sie übersetzt jetzt für das Haus Longman Ranke's Geschichte der Reformation, worauf Mignet vielleicht wartet, ehe er die seinige herausgiebt.

— Geschichte der Jesuiten. Der französische Graf Alexis von Saint-Priest, dessen „Geschichte der königlichen Gewalt" wir in diesen Blättern ausführlich erwähnten, hat jetzt eine Geschichte der Jesuiten, so wie namentlich ihrer Vertreibung aus Portugal, Spanien und Frankreich und ihrer Unterdrückung durch Clemens XIV., herausgegeben. Es ist in dieser Schrift allerdings nicht viel Neues enthalten, ja kaum etwas mehr, als was sich in jedem guten Handbuch der Weltgeschichte, z. B. in unserem Becker, über die Geschichte der Jesuiten findet; das Ganze ist jedoch anziehend geschrieben, und bei dem Zeit-Interesse, das der Gegenstand hat, wird es auch viel gekauft und gelesen.

— Napoleon's Gedanken über das Christenthum. Unter dieser Ueberschrift haben wir in der letzten Nummer des Magazins nach französischen Zeitschriften einen Aufsatz mitgetheilt, der den Memoiren des Generals Bertrand entlehnt seyn sollte. Wir erfahren jedoch jetzt, daß dasselbe Glaubensbekenniniß Napoleon's sich bereits in einem 1841 in Paris erschienenen Buche abgedruckt findet, und zwar wird dort der General Graf von Montholon als Gewährsmann für die Echtheit dieses Aktenstückes bezeichnet. Die vom General Bertrand hinterlassenen Papiere sind noch uneröffnet, dürften aber wohl jedenfalls interessante Dinge enthalten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Dienstag den 4. Juni 1844.

Frankreich.

Erste Aufführung der Antigone in Paris.

Glänzender noch, als erwartet wurde, war der Erfolg der Aufführung der Sophokleischen Antigone in Paris. Der Eindruck, wie ihn dortige Blätter schildern, gleicht ganz demjenigen, den das Stück in Deutschland überall hervorgerufen, wo es vor Gebildeten aufgeführt wurde, die sich jenem Eindruck mit voller Seele hingaben. Was werden nun so manche deutsche Kritiker sagen, die in der Aufführung der Antigone überhaupt, noch mehr aber in der Theilnahme, die sie in Berlin und an einigen anderen Orten fand, eine Versündigung an dem Geschmacke unserer Zeit, einen Hemmschuh für den Fortschritt des allerdings nur allzu sehr zurückgekommenen deutschen Thespiskarrens erblickten? Was werden sie sagen, wenn sie hören, daß man in Paris, wo es doch noch eine ganz andere Bühnen-Produktivität giebt als bei uns, gerade den Beifall, den diese Antigone findet, als einen schlagenden Beweis dafür ansieht, daß der Geschmack des Publikums doch noch nicht so gesunken sey, als man bisher angenommen? Vielleicht erleben wir es nun, daß, nachdem Paris geruht hat, der Sache seinen hohen Beifall zu schenken, einige deutsche „Kapitalen", unter deren Würde es ist, an Etwas Geschmack zu finden, das in Berlin gefallen hat, das Ding doch auch einmal probiren wollen. Einstweilen aber sey es uns vergönnt, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß selbst hier, wo man seitdem freilich allerlei andere, sehr mißglückte Versuche gemacht, die edle Antigone nun schon so lange wieder schweigt, während Papageyen und Elstern um die Wette schwatzen dürfen auf unserer Bühne.

Wir wollen es versuchen, aus den uns vorliegenden Pariser Zeitschriften Einiges über die dortige Aufführung der „Antigone" mitzutheilen. Die Revue de Paris sagt:

„Lange vorher sprach man davon. Aufrichtig zu gestehen, man traute der Sache nicht recht, und diejenigen selbst, die der Antike stets huldigten, sagten sich doch ganz leise, daß die Antigone des Sophokles seit den zwei- bis dreitausend Jahren, da sie zum erstenmale gegeben worden, etwas veraltet seyn müsse. Man verhehlte sich nicht, daß es jetzt nur noch sehr wenig Leute gäbe, die an dem Geschick der Labdakiden ein Interesse nehmen oder denen etwas daran liege, zu wissen, ob der Körper des Polyneikes gegen die Befehle Kreon's unter den Mauern von Theben begraben worden. Aber das Theater des Odeon hatte eine genaue und treue Reproduction der von Aeschylus erfundenen und von Sophokles vervollkommneten griechischen Scene angekündigt, und so kam es denn, daß alle Welt vom „Proscenium" und von der „Thymele" sprach. Geheimnißvoll unterhielt man sich von den Bewegungen des Chors um den Altar des Bacchus, die Strophe von der Rechten zur Linken, die Gegenstrophe von der Linken zur Rechten und die Epode beim Stillstehen singend, wie es der Dichter Stesichoros vorschreibt. Endlich, und das gehörte keineswegs zu den am wenigsten anziehenden Dingen, hieß es auch, daß dabei etwas musizirt würde. Kurz, als der Tag dieser in Deutschland wiedergeborenen griechischen Aufführung herankam, dachte man, jedenfalls werde es wohl ein unterhaltendes Schauspiel seyn. Man ging der Kuriosität halber hin, weniger auf die Schönheiten des Stückes, als auf die Inscenesetzung begierig, weniger um eine Tragödie des Sophokles, als um die Musik Mendelssohn's zu hören. Was uns betrifft, so gestehen wir in aller Demuth, daß wir, ungeachtet der hohen Achtung und Bewunderung, die wir stets den Meisterwerken des Alterthums gezollt, doch weit davon entfernt waren, das zu erwarten, was an diesem denkwürdigen Abend sich ereignete. Gleichwohl freuten wir uns aufrichtig, noch bevor wir seinen Erfolg kannten, über einen edeln Versuch, der der Kunst zum Nutzen gereichen mußte; wir wünschten uns Glück zu dieser Rückkehr zu poetischen Liebhabereien und zu literarischen Solennitäten, die uns unendlich würdiger scheinen, als so Manches, was heutzutage die Welt beschäftigt.

„Eine ungewohnte Menge umwogte also gestern Abend den Eingang des Odeons. Mit etwas Einbildungskraft und gutem Willen konnte man glauben, das Volk von Athen zu sehen, wie es sich unter dem Portikus eines seiner Theater drängt. War man einmal im Saale, dem Proscenium und dem mit Weinlaub umrankten Altar des Bacchus gegenüber, so konnte man in einem Augenblicke des Selbstvergessens sich nach Perikles, Alcibiades, Aspasia und Sokrates unter den Zuschauern umsehen. In der That boten an diesem Abend die Logen und das in ein Amphitheater verwandelte Parterre einen ungewohnten Anblick dar. Wir sagen freilich nicht, daß hier die religiöse Stimmung eines griechischen Auditoriums herrschte, aber die gewöhnliche Theaterstimmung war es auch nicht; vielmehr war eine gewisse Bewegung, ein unfreiwilliges Vorgefühl dessen, was da kommen sollte, nicht zu verkennen. Doch still! Der Vorhang, statt sich zu heben und hinter der Decke zu verschwinden, senkt sich und zeigt uns das eigentliche Theater, erhöht um einige Fuß und durch eine Doppeltreppe mit dem Proscenium verbunden, das den Gesängen und Bewegungen des Chors vorbehalten ist. Die Scene ist in Theben in der Vorhalle des Palastes von Kreon."

Nachdem der Kritiker hierauf einen Ueberblick von dem einfachen Gange des Stückes gegeben, von welchem Niemand glauben sollte, daß er im Stande wäre, ein so verwöhntes Publikum wie das heutige zu fesseln, fährt er, sich unterbrechend, fort: „Lassen wir die Handlung inzwischen fortschreiten und sich majestätisch und ernst entwickeln, wie der Marsch des Chors der Greise, und wenden wir uns wieder einen Augenblick zum Publikum, um dessen Physiognomie zu beobachten. Der Saal ist stumm. Eine seit langer Zeit im Theater nicht wahrgenommene Bewegung hat sich aller Gemüther bemächtigt, so groß, so siegreich, so ewig dauernd ist der Reiz des wahren Schönen! Man hört zu, man bewundert, man ist ergriffen, man schaudert und, siehe da, jene religiöse Stimmung, die wir eben noch vermißt hatten, ist im ganzen Saale verbreitet. Je mehr die Handlung fortschreitet, um so mehr steigt auch das Interesse. Inzwischen scheint es, daß hier und da noch manche Regung nicht hervortreten mag, vielleicht aus Scham, überrascht zu werden, sie, die sonst so rebellisch ist. Aber als Antigone, dem Tode nah, ihre letzten Klagen, diese unendlich rührenden Klagen, an den Chor richtete; als sie nach den Worten

„O Thebisches Lands heimathliche Stadt,
und Götter des Stamms!
fort schleppen sie ohne Verzug mich!
Ihr Edlen der Stadt, der Thebäischen, seht
von dem Fürstengeschlechte mich übrig allein,
welch Loos ich erleid' und von Welchen, hinwen
ich das Heilige heilig gehalten!" *)

voll Verzweiflung den Altar des Bacchus umfaßte und sich bittend zu den Füßen der Greise hinwarf; als endlich die Wachen unbarmherzig sie, in einen schwarzen Schleier gehüllt, der ihre bleiche Gestalt umfloß, hinwegtrugen, da brach der Beifall los. Thränen, ja Thränen, wahre schöne Thränen flossen auf mehr als Einem Antlitz; das war nicht mehr Paris, das war Athen zur Zeit des Perikles, Beifall jauchzend dem großen Sophokles und sich bereitend, ihn zu krönen."

Der Kritiker berichtet nun die Katastrophe des Stücks bis zum Schluß-Chor, welchemnach, um glückselig zu seyn, vor Allem die Weisheit noththut, und fügt dann noch hinzu:

„Der Eindruck, den die Aufführung dieses Trauerspiels gemacht, das nach mehr als zweitausenddreihundert Jahren jünger erscheint, als so manche Meisterwerke, die kaum zehn Jahre zählen, war viel tiefer, allgemeiner, feierlicher, ja um das rechte Wort zu gebrauchen: religiöser, als wir je gehofft hätten. Die Menge war aus Neugier gekommen und wie zu einem Divertissement: um Musik zu hören und Decorationen zu schauen. Sie entfernte sich bewegt, ergriffen, ernst und vielleicht besser, gleichwie beim Hinausgehen aus einem Gotteshause. Es ist uns mehr als einmal vorgekommen, daß wir an dem poetischen Geschmacke unseres Volkes verzweifelten; jetzt haben wir mehr Hoffnung. Nein, man darf nicht an einem Publikum verzweifeln, das, nachdem es so viele schlechte literarische Zeiten durchgemacht, sich bis zu diesem Grad den Instinkt, die Liebe und das Verständniß des Großen, des Schönen, des Einfachen und des Rechten zu bewahren wußte. Dieser Instinkt, diese Liebe und dieses Verständniß, die wir für todt gehalten, sie waren nur eingeschlummert. Daß es, um sie zu wecken, einer Tragödie des Sophokles bedurfte, dies zu erwägen, überlassen wir der modernen Schule, die sich noch heutzutage bescheiden die junge Schule nennt.

„Geben wir jetzt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Man hat großen Lärm von der Mendelssohnschen Musik gemacht, und wir würden nichts dagegen haben, wenn diese Musik nicht selbst so vielen Lärm machte (!). Der Chor war bei den Alten unzweifelhaft nur eine von Instrumenten begleitete Modulation, durch welche die Worte nicht bedeckt wurden. Die Athenienser hielten zu viel auf diesen Theil ihres Schauspiels, um zuzugeben, daß er dem

*) Uebersetzung von Aug. Boch.

Reichthum der Harmonie zum Opfer gebracht werde. Dies hat Herr Mendelssohn nicht hinreichend erwogen. Um eine solche Instrumentation zu überwinden, mußte der Chor nothwendig unter der antiken Maske gesungen werden, welche zu gleicher Zeit dazu diente, die Stimme und die Züge zu verstärken.*) Die Choristen vom Théâtre-Italien haben ihre Aufgabe vortrefflich gelöst; die Gruppirungen und Evolutionen waren eben so schön als imposant.

„Viel hatte man von der Pracht der Inscenesetzung gesprochen; mit dem Vitruv in der Hand hätte man vielleicht einige Ungenauigkeiten derselben bezeichnen können, doch das soll uns wenig kümmern. Wenn die Decorationen ärmlich (soll wohl heißen: einfach) sind, so sind die Kostüme dagegen glänzend und reich. Es liegt übrigens in dieser ungenügenden Scenerie etwas Naives, das seinen Reiz und seine Anmuth hat. Wir erkennen gern an, daß sich das Odeon durch diese Aufführung um die wahre Kunst verdient gemacht; nur schmeichle man sich nicht, den Sophokles verjüngt zu haben; Sophokles ist es, der uns verjüngt hat. Die Uebersetzer, die Herren Meurice und Vacquerie, junge Männer von Talent und Zukunft, haben nicht selten mit Glück die Fülle und Einfachheit des griechischen Gedichts wiedergegeben. Die Aufgabe war keine leichte; nicht selten sind sie daran auch gescheitert. Aber es ist schon eine Ehre, ihr hin und wieder genügt zu haben. Boccage als Kreon und Mlle. Bourdier als Antigone haben Auge und Herz der Zuschauer in gleicher Weise entzückt."

Eine Reise im Garten, von Alphons Karr.

(Schluß.)

Unter welchem Himmelsstriche die Menschen auch wohnen, wie sie sich auch kleiden oder nicht kleiden mögen: sie bewegen sich doch immer im Kreise um dieselben vier oder fünf Leidenschaften, die sich im Wesentlichen nirgendwo, in der Form nur wenig hier und da verschieden zeigen. Ja es scheint die Natur, wie im Großen überhaupt so besonders in Bezug auf den Menschen, mehr an unveränderlichen Regeln haftend, während sie mit Blumen und Insekten die lieblichsten Phantasiespiele treibt. In den handbreiten Stückchen smaragdgrünen Mooses, das hier zu meinen Füßen liegt, ist sicherlich von Liebe und Haß und Kämpfen, von Wundern und Verwandlungen mehr zu sehen, als wir anderswo zusammen oder einzeln betrachtet haben. Wohlan denn, reis' ich aus, zum Trotz aller Narren, die daheim die Augen fest zuschließen und sie erst zweihundert Meilen hinter ihrer Vaterstadt zu öffnen beliebten, zum Trotz aller stolzen Weltumsegler und Entdecker will ich eine Reise machen, Merkwürdigkeiten zu beschreiben und Geschichten zu erzählen haben, — ich will mein Gärtchen bereisen. Hier, mein Freund, werde ich deine Heimkehr abwarten, du wirst mich unter meinem Feigenbaume oder in meiner Geisblattlaube finden, und dort sollst du die Strafe aller Reisenden zu bestehen haben, die, daß sie zurückgekehrt sich sagen müssen, die Welt sey überall dieselbe.

Und was denkst du eigentlich dort drüben zu sehen? Mit welchem Stolze wirst du uns in deinem ersten Briefe — wenn du überhaupt in den Prairieen Schreiblust und Schreibematerialien hast — mittheilen, du habest tätowirte, mit verschiedenen Farben bemalte Weiber gesehen, die Ringe in der Nase trügen? — Und deswegen mußtest du eine so große Reise machen? Eine Straßenweite Weges hätte dich zu deiner Schwägerin geführt, die, wie hundert andere Frauen, Meister, Original und Kopie in sich vereinigend, Roth und Weiß auf Stirn und Wangen, Schwarz auf die Augenbrauen, Blau auf die Aderlinien aufträgt und sich Ringe durch die Ohren zieht wie die Wilden durch die Nase. Der oder jener Knorpel — das läuft doch wohl auf Eins hinaus.

Wollte es dir etwa nicht gelingen, hier von übergroßer Hitze und maßlosem Froste gequält zu werden, daß du sie dort aufsuchen willst? Ist's vielleicht ein unbekanntes Fieberchen, eine fremdartige Pest, ein ganz eigenthümlich interessanter Aussatz, den du dir zu holen gedenkst? Sind die Fliegen, welche hier unsere Sommerfreuden stören, dir etwa nicht unleidlich genug, und mußt du durchaus ein Paar tausend Meilen weiter, um dich von Muskitos zerstechen zu lassen?

* * *

Eben erst hab' ich meine Reise angetreten, Liebster, und schon finden sich allerlei Schwierigkeiten in Betreff der davon zu entwerfenden Beschreibung. Für's erste bin ich in Zweifel über das Maß der Wegesstrecke, die man nothwendigerweise zurückgelegt haben muß, um in der Erzählung zu jenem klangvollen Präteritum berechtigt zu seyn, das die Reisebeschreiber so gern gebrauchen: Wir reisten ab, wir umschifften, wir bemerkten, wir frühstückten u. s. w. Darf ich mich bereits dieses deskriptiven Tempus bedienen, und wenn ich es nicht darf, wird mein Bericht auch für vollgültig angesehen werden?

Ferner fällt's mir schwer aufs Herz, wenn ich bedenke, welch' unberechenbaren Vortheil du, mein Freund, mit so vielen anderen Reisenden vor mir voraus hast. Wenn in deinen Schilderungen etwas Außergewöhnliches, etwas Ueber- oder Unnatürliches, kurz Unglaubliches sich fände, und ich wollte den Zweifler machen oder auch meiner Verwunderung nur ein ganz leichtes ungläubiges Kopfschütteln beigesellen: wie würdest du mich mit gravitätischem Ernste bedeuten, ich möchte doch nur selber hinreisen, mir durch eigenes Anschauen die Ueberzeugung holen, die so beschränkter Erfahrung freilich nicht zuzumuthen sey u. s. w.; du weißt wohl, daß ich mich hüten werde, die zweitausend Meilen dir nachzumessen. Mir entgeht ein solches Hülfsmittel gänzlich. Wenn ich auf den Schauplatz meiner Fahrten hinweisen will, so kann ich höchstens sagen: sieh dich um, rechts oder links, oder: dort auf dem Rosenstrauch am Ende der Allee, auf dem Veilchen da zu deinen Füßen, oder: wenn du dich überzeugen willst, so mußt du ein wenig seitwärts gehen, sonst zertrittst du mir meinen Beweis. Wie muß ich Armer mich also streng an die historische Wahrheit halten, während ihr Anderen diese Tugend füglich entbehren könnt, die nur einen Mangel an Phantasie voraussetzen läßt!

Du hast mich, verehrter Freund, beim Abschiede dein Reisekostüm sehen lassen, zum Dank dafür muß ich dir wohl auch das meine beschreiben. Es besteht aus einem alten, dir nicht unbekannten schwarzsammetnen Schlafrocke, ditto Mütze und Pantoffeln von gelbem Marocquin. Waffen führe ich nicht mit mir. Um drei Viertel auf sechs trete ich aus meinem Arbeitszimmer, die Sonne hat heute schon eine Strecke ihres Weges zurückgelegt und weht zarte Vergoldung um mein Häuschen, ich steige jetzt drei Stufen abwärts und befinde mich in China. In China? ja wohl, ich werde doch wahrhaftig nicht mit einer Lüge debütiren. Mein Häuschen ist von unten herauf mit Glycinen überrankt. Die Glycine ist eine Schlingpflanze, deren Blätter denen der Akazie ähnlich sind und die eine Menge blaßblauer Blumenbüschel von dem süßesten Geruche trägt. Sie ist ursprünglich in China zu Hause, und du bewunderst sie vielleicht jetzt eben an Ort und Stelle und bist bei des genußthuenden Gefühles bewußt, schon die Betrachtung einer so köstlichen Pflanze verlohne der Mühe, ein Paar Monate seekrank gewesen zu seyn, ein Paar Wochen hindurch in Lebensgefahr geschwebt und einige Tage lang ein Vorgefühl vom Hungertode empfunden zu haben.

Ich habe oben von einem Veilchen gesprochen, und so will ich gelegentlich bemerken, daß das Veilchen zu denjenigen Blumen gehört, dem Hunderte von Dichterlingen, die es nur vom Hörensagen kannten, ihre Festreden und Gemeinplätze gewidmet. Damit man mir kein feindseliges Vorurtheil zuschreibe, lade ich Jedermann ein, meinen schönen Rasen zu besuchen, den ich ganz und gar mit Veilchen aller Gattungen habe besäen lassen. Und wie sorgfältig bin ich mit dem Plätzchen umgegangen! einen Halbkreis schattiger Bäume habe ich ringsherum gesetzt, damit die Sonnenstrahlen nur gemildert auf die zarten Blümchen hindurchscheinen. Aber die Wahrheit muß ich darum doch sagen; ich kenne das Veilchen, eben weil ich es liebe, ich kann mich nicht täuschen, denn ich liebe es mit allen seinen Fehlern: das Veilchen ist — die Romanschreiber und die Versmacher und die Sonettenkrämer mögen sagen, was sie wollen — nichts weniger als bescheiden.

Wie in aller Welt die Leute nur darauf gekommen seyn mögen, das Veilchen für bescheiden auszugeben? — Weil es sich unterm Grase verbirgt? Da hält es die Natur verborgen, nicht die Bescheidenheit. Als wenn man den Bettler darum für demüthig halten wollte, weil er in der Lehmhütte zur Welt gekommen. So nennt doch eher das Gold bescheiden, das sich im tiefsten Schoße der Erde verbirgt und selbst da, wo es gefunden wird, als ein so unscheinbares Erz hervortritt, daß Niemand den glühenden Allerweltsfreund darunter vermuthen möchte; nennt die Diamanten bescheiden, die sich noch mehr verstecken als Gold, und deren Glanz erst nach mannigfacher Müh' und Arbeit sich zeigt!

Aber das Veilchen! Geboren wird's freilich im Grase, doch was spinnt es für Ränke an, um sich daraus hervorzuarbeiten! abgesehen von seinen Farben, vermöge deren es die Blicke auf sich zieht, prunkt es nicht mit dem ihm so eigenthümlichen Geruche, daß auch ein Blinder darauf aufmerksam werden muß? — Es ist bis zu den Häuptern der Kirche, den Bischöfen und Erzbischöfen, emporgedrungen, die gleichsam seine Livree tragen; es hat noch mehr vermocht, hat alle seine Nebenbuhler aus der Nähe schöner Frauen verdrängt, und wie es sich nur zu zeigen beginnt, siehst du in der großen Oper Hunderte von reichgeschmückten Damen mit dem bescheidenen Veilchenbouquet. Das weiß sich für seine obskure Abkunft schadlos zu halten, es gehört zu der Gattung der modernen Cincinatusse, die sich nur unter der ausdrücklichen Bedingung zurückziehen, daß man sie hinter dem Pfluge hervorhole, um Konsuln, Generale, Diktatoren aus ihnen zu machen.

Ich muß euch noch eine seiner Intriguen entdecken, die es anwendet, sich Geltung zu verschaffen. Die anderen Blumen haben nichts dagegen, wenn man ihren Wohlgeruch ihnen entwendet und zu Essenzen benutzt, und die Parfümfabrikanten bieten uns mitten im Winter die Düfte der Rosen, Jasminen, Heliotropen ꝛc. Das Veilchen allein läßt sich sein Aroma nicht aus seinem Kelche nehmen, und die Geruchkünstler müssen sich begnügen, aus irgend einer Iriswurzel einen nachgeahmten Veilchenduft hervorzubringen, dessen Unterschied von dem echten ihr im Frühlinge leicht erkennt. „Willst du Veilchenduft athmen, mein schönes Kind, so mußt du warten, bis ich wiederkomme; begnüge dich einstweilen mit Rosen, mit Jasmin, und wenn die Blumen dir auch fehlen, der Parfümeur zieht dir den Duft auf Flaschen, aber mich, meine Schöne, mich muß erwarten lernen, wer Verlangen nach mir trägt." So spricht das bescheidene Veilchen.

---

*) Oberflächlich wie dieses musikalische Urtheil ist, läßt es sich vielleicht dadurch entschuldigen, daß der Kritiker augenscheinlich eine mehr literarische als künstlerische Richtung hat; aber selbst musikalische Rezensenten vom Fach, wie z. B. Hr. Hector Berlioz, haben über die Musik zur Antigone ein, wenn auch anerkennendes, doch sehr ungenügendes Urtheil gefällt.

England.

Englands Reichthum und sittliche Macht.

Wie die Mehrung der Productionskraft eines Volkes die öffentliche Moral zu fördern abzweckt, so ist diese von ihrer Seite der mächtigste Hebel des Reichthums. Die innige Wechselwirkung, die, unseres Erachtens, zwischen der Verbesserung der öffentlichen Moral und der Zunahme der Production besteht, zeigt sich auf eine schlagende Weise in dem großen statistischen Werke des Engländers Porter, welches er den „Fortschritt der Nation" betitelt hat.*) Die von diesem gewissenhaften Statistiker zur Erklärung des Zustandes der Gesellschaft im vorigen Jahrhundert eingewebten Sittenschilderungen erregen heutzutage ein wahres Staunen. Man fragt sich während des Lesens, wie es möglich war, daß eine Nation unter dem Einflusse solcher Umstände den geringsten Fortschritt machen konnte. Nehmen wir auf der anderen Seite an, unsere Väter wären mit einem Seherblicke begabt gewesen, der ihnen urplötzlich die unermeßliche Entwickelung von Hülfsquellen geoffenbart hätte, die ein halbes Jahrhundert in England herbeiführen sollte: so würden sie gewiß in gleichem, ja in höherem Grade gestaunt haben. Die Ursache des wunderbaren Phänomens dürfte aber Vielen von uns eben so verborgen seyn, wie sie es unseren Vätern gewesen wäre; sie liegt in der schnell nach einander erfolgten Abschaffung vieler Dinge, die ihnen als materiell nützlich und philosophisch weise erschienen. Die sichtbare Veränderung in den äußerlichen Dingen ist nicht geringer als die in den Meinungen. Werfen wir einen Blick auf das heutige Europa, so finden wir leider noch manchen Staat, der den alten Sauerteig zu hegen und zu pflegen bemüht ist; allein die Bürger solcher Staaten haben vor unseren Vätern wenigstens den Vortheil, daß sie Vergleichungen anstellen können. Man darf also hoffen, es werde nicht bei müßiger Vergleichung bleiben und ein immer stärkerer Impuls zum Handeln, zum Heraustreten aus dem Schlendrian, sich rege machen.

In einem dem Zustande der arbeitenden Klasse gewidmeten Kapitel bemerkt Herr Porter, daß die Bevölkerung in keinem Lande der Erde thätiger beschäftigt ist als in England. Den Zählungslisten von 1831 zufolge, waren unter 5,812,276 Individuen männlichen Geschlechts von 20 Jahren und darüber:

Bei Feldarbeiten Beschäftigte	2,470,111
Beim Handel und in Manufakturen	1,888,768
Bei verschiedenen Arbeiten	698,588
Dienstboten	132,811
Banquier's, Geistliche und mit freien Künsten Beschäftigte	275,904

„Eine so bedeutende Menge Arbeiter", bemerkt Herr Porter, „muß, unterstützt von der unberechenbaren Macht der Dampfmaschinen, ungeheure Reichthümer schaffen. Diese Reichthümer sind zwar noch sehr ungleich vertheilt; aber die Ungleichheit ist in beständigem unverkennbarem Abnehmen; die arbeitenden Klassen haben ihre Lage seit einem halben Jahrhundert merklich verbessert. Bei dem Handarbeiter giebt sich diese Verbesserung in Kleidung und Speise, bei den mittleren Klassen aber in dem comfortabeln Zustand ihrer Wohnungen zu erkennen. Die Behausungen der Handarbeiter gewähren, besonders in großen Städten, noch immer einen sehr traurigen Anblick; in dieser Beziehung steht es so schlimm, daß Herr Porter den Fabrikherren räth, dem Uebel unmittelbar abzuhelfen: sie sollen die Arbeiter entweder in den zur Fabrik gehörenden Gebäuden zweckdienlich unterbringen, oder den Tagelohn erhöhen und den Ertrag dieser Erhöhung an sich behalten, um dafür die Wohnungen der Arbeiter wohnlicher und der Gesundheit zuträglicher zu machen. Ein Versuch dieser Art in der großen Fabrik des Herrn Thomas Ashton zu Hyde hat die besten Ergebnisse herbeigeführt. „Jeder Shilling, den ich auf Verbesserung der Lage meiner Arbeiter verwendet" — sagte erst vor kurzem der ehrenwerthe Herr Ashton — „hat mir schwere Zinsen getragen." Es leidet keinen Zweifel, daß der am besten logirte Arbeiter gesunder und kräftiger seyn, also auch mehr Arbeit thun werde.

Wir wollen nun einige der in den übrigen Abschnitten enthaltenen merkwürdigen Dokumente so bündig, als nur irgend angeht, analysiren, und zwar nach der von dem Verfasser befolgten Ordnung:

Häuser.

Die Durchschnittszahl der Bewohner jedes Hauses in Großbritanien hat seit Anfang dieses Jahrhunderts nur sehr wenig sich verändert; dies beweisen folgende Thatsachen:

Jahre.	England.	Schottland.	Irland.
1801	5,47	—	—
1811	5,28	—	—
1821	5,76	6,11	5,91
1831	5,63	6,03	6,21
1841	5,44	—	6,14

Die bloße Kenntniß der Zahl der Häuser in verschiedenen Epochen kann auf den gesellschaftlichen Zustand ihrer Bewohner kein Licht werfen. Man gelangt aber zu einigen Folgerungen in dieser Beziehung, wenn man den zeitweiligen Veränderungen in ihrem Werthe Aufmerksamkeit schenkt:

*) Der vollständige Titel des Porterschen Werkes ist: „Fortschritte Großbritaniens vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Tage".

Besteuerung.	Zahl der Häuser. (1812.)	(1821.)	(1830.)
10 bis 20 Pfd. St.	146,209 (49,11 %)	172,708 (49,21 %)	227,604 (51,44 %)
20 „ 40 „ „	94,403 (31,70 %)	108,878 (31,02 %)	130,445 (29,48 %)
mehr als 40 „ „	56,438 (19 %)	69,379 (19,77 %)	84,433 (19,08 %)

Nach der Besteuerung berechnet, war der jährliche Ertrag der Häuser:

im Jahre 1812	8,495,802 Pfd. St.	
„ „ 1821	9,414,430 „ „	erhöht um 10,81 %
„ „ 1831	12,351,573 „ „	„ „ 31,20
„ „ 1833	12,603,912 „ „	„ „ 2,04

Wir müssen aber hinzusetzen, daß eine große Anzahl Häuser in England der Besteuerung entging, namentlich die Gebäude der Pachten und die von Ackerbauern bewohnten Häuser.

Die Gesammtzahl der bewohnten Häuser betrug:

Jahre.	England.	Schottland.	Irland.
1801	1,467,870	—	—
1811	1,678,106	—	—
1821	1,951,973	341,474	1,142,602
1831	2,326,022	369,393	1,249,816
1841	2,753,295	—	—

Vergleichen wir die Zunahme der Bevölkerung und der Zahl der mit 10 bis 40 Pfd. Sterl. und darüber besteuerten Häuser, so ergeben sich 30,13 % für die Bevölkerung, 48,08 % für die Zahl der mit 10 bis 40, und 19,08 % für die höher besteuerten Häuser.

Indem Herr Porter diese Ergebnisse mit demjenigen zusammenhält, wonach die Zahl der 5 bis 10 Pfd. Sterl. eintragenden Häuser sehr wenig zugenommen, zieht er den Schluß, daß die arbeitende Klasse diese letzteren verlassen habe, um die mit 10 bis 20 Pfd. Sterl. besteuerten zu bewohnen, daß folglich ihr Zustand besser geworden sey. Allein diese Substitution ist wohl nur die Wirkung einer bedeutenden Zunahme der städtischen Bevölkerungen, wodurch größere Häuser nothwendig geworden sind.

Was den Wohlstand der mittleren Klassen und den Aufwand der Reichen betrifft, so haben diese unzweifelhaft in starkem Verhältnisse zugenommen. Der gestiegene Ertrag der Luxussteuern lehrt dies augenscheinlich.

Dienstboten.

Zahl der Personen, die nach der Anzahl ihrer Dienstboten zu verschiedenen Zeiten besteuert worden sind:

1812.	1821.	1831.	1840.
86,093	85,757	101,808	109,814

Die Verminderung, welche die Ziffer des Jahres 1821 mit Rücksicht auf das Jahr 1812 darbietet, ist merklich genug. Wäre sie im Verhältnisse zur Bevölkerung gestiegen, so hätte die Ziffer vom Jahre 1821 um 13% mehr, d. h. 96,966 betragen müssen. Diese Verminderung kann vernünftigerweise nur dem Ersparungs-Systeme beigemessen werden, welches die mittleren und höheren Klassen, in Folge der Vertheuerung aller Verbrauchs-Artikel während des Krieges von 1812 bis 1815, sich auflegen mußten.

Berechnen wir den Lohn, die Beköstigung u. s. w. eines männlichen Bedienten auf 60 Pfd. Sterl., so dürften wohl die zu diesem Zwecke verwendeten Summen in England betragen haben:

1812	5,165,580 Pfd. Sterl.
1821	5,145,420 „ „
1831	6,108,480 „ „
1836	6,343,140 „ „
1839	6,398,680 „ „
1840	6,388,840 „ „

Fügt man zu diesen Kosten den Unterhalt von 670,491 weiblichen Dienstboten, die im Jahre 1831 gezählt wurden, so erhält man, ihren Lohn auf 45 Pfd. Sterl. anschlagend, eine Totalsumme von 29,575,665 Pfd. Sterl.

In Irland giebt es keine Gesindesteuer für männliche Dienstboten; und dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb sie dort verhältnißmäßig zahlreicher sind, als in England. Im Jahre 1831 zählte man in Irland 98,742 männliche und 253,135 weibliche Dienstboten. Nehmen wir nun an, daß ebendaselbst der Lohn eines Bedienten überhaupt 45 und der einer Magd 25 Pfd. Sterl. betrage, so ergiebt sich für das ganze Königreich eine Gesammtausgabe von 40,347,830 Pfd. Sterl.

Pferde und Fuhrwerke.

Die Zahl der Reit- und Zugpferde stellte sich in den Jahren 1838 und 1840 also heraus:

	Luxus-Pferde.	Nothwendige.	Steuerfreie.
1838	152,973	156,391	535,485
1840	154,286	163,065	539,894

Die Gesammtzahl der Pferde war also im erstgenannten Jahre 844,849 und im letztgenannten 857,245.

Goldene und silberne Geräthschaften.

Vor dem Ende des Krieges waren Messer und Gabeln in den meisten Wirths- und Bürgerhäusern aus Stahl gearbeitet, heutzutage werden in jeder nur etwas über die arbeitende Klasse sich erhebenden Familie diese Tischgeräthschaften in Silber gefunden; und dennoch ist das Totalgewicht der goldenen und silbernen Geräthschaften in der Periode von 1807 bis 1815 bedeutender gewesen, als in den Jahren 1830 bis 1837. In ersterer Periode betrug es für das goldene Geräth 50,750 Unzen und für das silberne 8,290,157; in letzterer dagegen für das goldene nur 48,432 und für das Silberzeug 7,378,651 Unzen. Man hat diese Verminderung auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Als die Banknoten im Werthe gesunken und die edeln Metalle gestiegen waren, verwandelten Viele einen Theil ihres Vermögens in Gegenstände aus Gold und Silber, und außerdem setzte der ansehnliche Gewinn, welchen die außerordentliche Erhöhung des Preises der Feldfrüchte während des Krieges den Eigenthümern und Pachtern verschaffte, diese Leute in den Stand, ihr bewegliches Vermögen zu vermehren. Beide Ursachen fielen in der späteren Periode weg, wogegen die Fabrication der plattirten Waaren zu solcher Vollkommenheit gedieh, daß sie in vielen Haushaltungen dem Silberzeuge substituirt wurden.

Vornehmste Verbrauchs-Artikel.

Nahrung und Kleidung.

Da die vornehmsten, zum Verbrauche dienenden Erzeugnisse des britischen Bodens und der britischen Betriebsamkeit in England niemals unmittelbar besteuert worden sind, so ist es immer unmöglich gewesen, die Verhältnisse, in welchen sie dem Handel übergeben worden, auch nur annäherungsweise zu beurtheilen. So kennt man bis heute weder den mittleren jährlichen Ertrag an Feldfrüchten nach einzelnen Acre's Landes, noch den Flächenraum des Bodens, der zu diesem Anbau bestimmt ist, noch endlich den Belauf des Verbrauchs an Feldfrüchten für jeden Kopf. Die Regierung breitert sich, sobald es angeht, den Kaufleuten der City vom Indigo oder von jedem anderen exotischen Erzeugnisse den Ertrag mitzutheilen; hinsichtlich des Getraides aber, dieser zum Lebensunterhalt nothwendigsten Sache, hat man noch an kein Mittel gedacht, um in jedem Jahre genau zu erfahren, ob die Aerndte den Bedürfnissen angemessen ist. Die unheilvollen Wirkungen dieser Nachlässigkeit mag ein Beispiel darthun. Es leidet jetzt keinen Zweifel mehr, daß die sehr unzureichende Aerndte von 1837 schon ganz aufgezehrt war, ehe die von 1838 auf den Markt kommen konnte; ohne den Vorrath an ausländischem Getraide in den Magazinen würde vor der Ankunft neuer Zufuhren eine wahre Hungersnoth in England ausgebrochen seyn. Hätte man den Belauf der Aerndte des Jahres 1837 zu rechter Zeit ermittelt, so wäre das eingeführte Getraide viel früher auf den Markt gekommen und die entsetzliche Theurung wäre vermieden worden, welche das Jahr 1838 den Armen in England so drückend gemacht hat.

Zucker.

Folgende Quantitäten raffinirten Zuckers sind in den Jahren 1801, 1812 und 1821 ausgeführt und im Lande verbraucht worden:

	1801.	1811.	1821.
England und Schottland . .	3,341,496 Ballen.	3,398,367 B.	3,149,455 B.
Ausfuhren	350,639 „	106,046 „	677,708 „
Verbrauch auf den Kopf . .	30 Pfd. (!)	29 Pfd.	19 Pfd.
Desgl. in Irland	6 „	7 „	6 „

Obgleich der Zoll auf den Zucker weniger hoch ist, als während des Krieges, so glaubt Hr. Porter doch, daß er zum Nutzen des Verbrauchs und selbst im Interesse des Schatzes noch vermindert werden könnte. Er begründet diese Behauptung durch folgende Tabelle, aus der man wirklich ersieht, daß die Staatskasse bei Erhöhung des Zolles im Jahre 1805 nichts gewonnen, ja, daß die Einnahme bei seiner Verminderung im Jahre 1831 gestiegen ist:

Jahre.	Bevölkerung.	Zoll.	Einnahmen.
1801 . . .	16,338,102	20 Sh.	3,066,163 Pfd. St.
1811 . . .	18,547,720	27 „	3,183,505 „ „
1821 . . .	21,193,458	27 „	4,077,706 „ „
1831 . . .	24,029,702	24 „	4,650,589 „ „
1841 . . .	26,711,694	24 „	5,114,390 „ „

Hr. Porter läßt dieser Tabelle ein anderes nicht minder interessantes Dokument folgen: es ist eine auf die letzten zehn Jahre sich beziehende Berechnung des Einflusses des Zuckerpreises auf den Verbrauch. Nehmen wir das Jahr 1835 aus, in welchem die arbeitenden Klassen Englands ungemein gut gestellt waren, so ergiebt sich, daß die Verringerung des Verbrauchs immer mit der Erhöhung des Preises zusammenfällt. Im Jahre 1839 war eine Erhöhung von 2 Pence für das Pfund hinreichend, den Verbrauch innerhalb 6 Monaten um 25,000 Tonnen zu verringern. In diesem Zeitabschnitt betrug die mittlere Verbrauch-Summe für die wohlhabenden Klassen 40, für die ärmeren Klassen nur 6 Pfd. pr. Kopf. Bei dieser Gelegenheit tadelt Hr. Porter den übertriebenen Schutz, welchen das Mutterland der Zucker-Erzeugung seiner Kolonieen auf den Antillen gewährt. „Welches" — so ruft er aus — „ist das Ergebniß dieses Schutzes gewesen! Die Einfuhr aus jenen Kolonieen, die im Jahre 1831 auf 200,000 Tonnen gestiegen war, ist im Jahre 1840 auf 110,000 herabgesunken; und obwohl die britischen Entrepot's, vermöge einer Veränderung der Tarife, welche den Zucker Bengalens auf demselben Fuße zuließ, wie den der Antillen, im selben Jahre einen Zuwachs von 12,500 Tonnen erhielten, hat der Verbrauch dennoch, und zwar in beträchtlichem Verhältnisse, abnehmen müssen. Viele englische Oekonomisten waren der Meinung, daß die Regierung den ungeheuren, auf ausländischem Zucker haftenden Zoll herabsetzen möchte; wogegen Andere, ebenfalls in großer Zahl, annehmen, eine wichtige Frage der Moral und der Humanität, der glückliche Erfolg der Sklaven-Emancipation, erheische, daß die Regierung den Schutz, welchen sie den Erzeugnissen der Antillen gewährt, fortbestehen lasse. „Wir haben" — so sagen Letztere — „die Freiheit der Neger mit 20 Millionen Pfd. Sterl. erkauft. In ihrer früheren Lage brauchten diese Unglücklichen nicht für die Mittel ihres Unterhalts zu sorgen; das war Sache ihrer Herren. Wenn wir ihnen nun die Nothwendigkeit auferlegt haben, von der Arbeit ihrer Hände zu leben, so stellen wir sie gleich im Anfang der Ausübung ihrer Freiheit der furchtbaren Konkurrenz mit fremden Erzeugnissen bloß; wir rauben ihnen jedes Mittel zum Unterhalt und zwingen sie, eine Wohlthat zu verfluchen, die ihnen nur Elend und Verzweiflung bringt." — Diese Art, zu folgern, sey sie nun begründet oder nicht, hat die Regierung bis heut in ihren Reform-Plänen aufgehalten und wird es noch lange thun. Indeß macht der gegenwärtige Stand der Dinge aus der Abschaffung der Sklaverei eine lästigere Maßregel für England, als man anfänglich gedacht hatte. Wirklich belief sich der Preis von 3,764,710 Tonnen Zucker, die im J. 1840 verbraucht wurden, nach offiziellen Berichten auf 9,156,872 Pfd. Sterl., während eine gleiche, aus Brasilien oder der Havana eingeführte Quantität dem britischen Konsumenten nur 4,141,181 Pfd. Sterl. gekostet haben würde.

Herr Porter zeigt nun vermittelst sehr einfacher Berechnung, wie viel der Schatz von 1837 bis 1840 gewonnen haben würde (den Verbrauch von 1831 als Mittelsumme gerechnet), wenn der Zucker der britischen Kolonieen nach wie vor mit 24 Sh. und 5⅝ die Tonne besteuert gewesen wäre, der ausländische Zucker aber auf dem Fuße von 30 Sh. und 5⅝ zugelassen worden wäre. Es ergiebt sich aus dieser Berechnung, daß, in Folge der außerordentlichen Einnahmen der Mauth, das Budget nicht bloß in keinen Rückstand gekommen, sondern daß noch ein Ueberschuß von 1,157,896 Pfd. Sterl. vorhanden gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ursprung der Namen der nordamerikanischen Staaten. Maine erhielt diesen Namen im J. 1638 von Maine in Frankreich, dessen Besitzerin damals Henriette Marie Königin von England war. New-Hampshire war der Name, den ein Gebiet erhielt, welches die Plymouth-Compagnie durch Patent vom 7. November 1639 dem Capitain John Mason überwies, welcher damals Gouverneur von Portsmouth in der englischen Grafschaft Hampshire war. Vermont wurde so von den Einwohnern in ihrer Unabhängigkeits-Erklärung vom 16. Januar 1777 genannt, und zwar vom französischen verd, grün, und mont, Berg, also eigentlich Grünberg. Massachussetts hat seinen Namen von einem Indianerstamm, der in der Nähe von Boston seine Wohnsitze hatte, und zwar heißt es in ihrer Sprache so viel als die „blauen Hügel". Rhode-Island, eigentlich Rhodus-Eiland, heißt so zu Ehren der Insel Rhodus im Mittelländischen Meere, und zwar seit dem J. 1644. Connecticut trägt den indianischen Namen des Flusses, von dem er durchströmt wird. New-York hat nicht von der Stadt York in England, sondern nur mittelbar von derselben, nämlich vom Herzog von York und Albany, dem dieses Gebiet verliehen wurde, seinen Namen. Pennsylvanien ward im Jahre 1681 nach William Penn so genannt. Delaware erhielt 1703 diesen Namen von der Delaware-Bucht, an der dieser Staat liegt, welche letztere nach Lord de la War, der in dieser Bucht seinen Tod fand, genannt wurde. Maryland nannte König Karl I. dieses Gebiet zu Ehren seiner Gemahlin Henriette Marie, in dem an Lord Baltimore verliehenen Patente vom 30. Juni 1632. Virginia verewigt die jungfräuliche Königin (Virgin Queen) Elisabeth von England und erhielt diesen Namen 1584. Carolina (Nord- und Süd-) ward bereits 1564 von den Franzosen zu Ehren Karl's IX., des Königs der Pariser Bluthochzeit, so genannt. Georgia trägt den Namen Königs Georg III. seit 1772. Alabama heißt so seit 1817 nach seinem vornehmsten Flusse. Mississippi ist als Staat seit 1800 so genannt, und zwar nach dem bekannten Strom dieses Namens, welcher in der Indianersprache so viel bedeutet als „Vereinigung vieler Flüsse". Louisiana erhielt seinen Namen von den Franzosen zu Ehren Ludwig's XVI. Tennessee heißt so wie sein vornehmster Fluß seit dem J. 1796, und zwar bedeutet das Wort so viel als „gebogener Löffel". Auch Kentucky trägt den Namen seines Hauptflusses, und zwar seit 1782. Illinois (spr. Illineus) ist ebenfalls ein Fluß, nach welchem der Staat im J. 1809 genannt wurde, und bedeutet das Wort so viel als „Männerstrom". Indiana verleugnet seinen indianischen Ursprung nicht und heißt so seit 1802. Ohio trägt den Namen seines südlichen Gränzflusses seit 1802 und Missouri den seines Hauptstromes seit 1821. Michigan ward 1805 nach dem See an seinen Gränzen so genannt, und Arkansas, abermals ein Fluß, ist als Name eines Staates seit dem J. 1819 bekannt. Florida ward von Juan Ponce de Leon im J. 1572 so genannt, und zwar, weil es am Ostersonntag entdeckt wurde, welcher auf spanisch Pascua Florida heißt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Weit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 6. Juni 1844.

Frankreich.

Das Leben Rancé's, beschrieben von Chateaubriand.

„Mein erstes Werk wurde zu London geschrieben im Jahre 1797, mein letztes zu Paris im Jahre 1844, zwischen beiden liegen nicht weniger als siebenundvierzig Jahre; dreimal die Zeit, welche Tacitus als einen langen Raum des menschlichen Lebens bezeichnet: Quindecim annos, grande mortalis aevi spatium.“ Dieser Gedanke würde unwillkürlich im Leser aufsteigen, auch wenn ihn der Verfasser nicht ausgesprochen hätte. Es ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Chateaubriand durch „Atala“, durch den Génie du Christianisme sich an die Spitze der Literatur seiner Zeit stellte. Neue Generationen traten auf, verfolgten die Bahn, die er gebrochen, begeisterten sich an der Quelle, die er erschlossen, aber Keiner übertraf den Meister. Und heute, wo Viele ermattet, wo die Besten dahingegangen oder verstummt sind, da ist er noch übrig mit frischem Geiste, da offenbart er sich uns noch einmal in seiner alten Kraft und Herrlichkeit.

Aber nicht nur die Literatur empfand das Wehen seines Geistes, auch die religiöse Bewegung der Gegenwart gehört ihm in gewisser Hinsicht, in ihrem besseren Theile. Es ist unverkennbar, daß, so wie der Génie du Christianisme ihren Anfang bezeichnete, so auch das Leben Rancé's in ihr seine Berechtigung hat und von ihr seine Würdigung verlangt.

Chateaubriand selbst scheint an dieses unmittelbare Interesse seines Buches für die Gegenwart nicht recht zu glauben, und dies ist der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann. Er hat sein Werk dem Andenken des Abbé Séguin gewidmet, eines alten Geistlichen, seines Beichtvaters, der vergangenes Jahr im Alter von 95 Jahren gestorben ist. „Auf den Wunsch meines Beichtvaters“, sagt er, „habe ich die Geschichte des Abtes de Rancé geschrieben. Der Abbé Séguin sprach oft mit mir von dieser Arbeit, und ich empfand einen natürlichen Widerwillen dagegen. Doch machte ich Studien; ich las, und das vorliegende Leben Rancé's ist die Frucht dieser Lektüre.“ Diese Willfährigkeit des berühmten Verfassers ist rührend, aber eben so bewundernswerth ist der sichere Blick des alten Beichtvaters, der im Herzen seines Beichtkindes vielleicht deutlicher las, als dieses selbst, und die geheimen Saiten entdeckte, welche mit dem Geiste Rancé's harmonirten.

Doch wir überlassen es dem Leser selbst, die Betrachtung weiter zu führen, indem wir einige Skizzen aus dem Leben des berühmten Abtes aus dem Referate Sainte-Beuve's in der Revue des deux Mondes herübernehmen.

Armand Jean Le Bouthillier de Rancé, geboren 1626, Neffe eines Finanz-Direktors und des Bischofs von Aire und des Erzbischofs von Tours, Geschwisterkind des Staats-Ministers Chavigny, wurde schon als Kind tonsurirt, mit Pfründen ausgestattet und zum geistlichen Erben seines Onkels von Tours bestimmt. Man leitete ihn indeß zu den theologischen und Profan-Wissenschaften an und überließ ihn dem Strome der Welt. Zwölf Jahr alt, besorgte er eine Ausgabe Anakreon's, mit einem griechischen Kommentare und einer griechischen Dedication an seinen Pathen, den Kardinal Richelieu. Man hat den Kontrast dieser vorzeitigen Ausgabe mit der künftigen Bestimmung des Kindes oft hervorgehoben. Eines Tages erwähnte sie ein Besuchender in la Trappe gegen den frommen Abt. Dieser antwortete, daß er alle ihm übrig gebliebenen Exemplare bis auf eines verbrannt und dieses eine dem Herrn Pelisson, der ihn nach seiner Bekehrung in la Trappe besuchte, gegeben habe, und zwar nicht als ein gutes, sondern als ein schön ausgestattetes und gebundenes Buch; daß er in den beiden ersten Jahren seiner Zurückgezogenheit, ehe er Mönch geworden, die Dichter wieder habe lesen wollen, daß aber in dieser Lektüre ein geheimes, sehr gefährliches Gift unter Blumen verborgen sey und er deshalb, um nicht seine alten Ideen wieder aufzuwecken, das ganze Vorhaben aufgegeben habe. Rancé zögerte also nicht, sondern war rasch und schnell entschlossen, als der ernste Kampf begann.

Die verschiedenartigsten Studien beschäftigten die Wißbegierde des jungen Rancé; er trieb selbst eine Zeit lang Astrologie. Dabei vernachlässigte er aber die Theologie keineswegs, erwarb sich mit großem Ruhme die Doktorwürde und predigte beredt. Dem zwölf Jahr älteren Retz schien er, wenn nicht in der Politik, doch in den widersprechendsten Zerstreuungen nachzustreben und war auch nach seiner Art einer der roués jener ersten Regentschaft, er scheute sich nicht vor dem Hotel Montbazon, war mit allen Gliedern der Fronde befreundet und machte gern eine Jagdpartie mit Herrn von Beaufort. Sein Aeußeres war einnehmend, sein Wuchs schlank, seine Gesichtszüge geistreich, die Stirn hoch, die Nase ein wenig gebogen, die Augen voll Feuer und sein Benehmen liebenswürdig und ehrfurchtgebietend zugleich. Man begreift kaum, wie er bei einer zarten Constitution so verschiedene Anstrengungen ertragen konnte; überdies ergriff er Alles mit einer hartnäckigen, unermüdlichen Thätigkeit, die er später in ein einziges Geleis drängte; es war fast, als strebte er, mit möglichster Eile den jungen Mann in sich zu tödten. Oft fuhr er nach einer Jagdpartie am Morgen zehn bis zwölf Meilen, um zur bestimmten Stunde in der Sorbonne zu predigen. Sein Wort hatte die Gewalt eines Bergstromes, wie später die Rede Bourdaloue's, aber er rührte mehr und sprach minder rasch. Seine Heftigkeit wurde durch die feinste Hofbildung gemildert.

Mit Bossuet wurde er schon auf der Schule bekannt und befreundet, und dieser sprach später nie von ihm, ohne von einer heiligen Bewunderung durchdrungen zu seyn.

Zu dem unruhigen Leben Rancé's stellten sich zu Zeiten warnende Zufälle ein, welche ihn trafen und ihm zu denken gaben. So ging er eines Tages mit seiner Flinte in einer damals unbewohnten Gegend hinter der Kirche Notre-Dame Vögel zu schießen, als eine Kugel, welche von der anderen Seite des Flusses kam, in seine Jagdtasche schlug. Er fühlte lebendig die Gefahr, welcher er entgangen war, und rief: Was wäre aus mir geworden, wenn Gott mich in diesem Augenblicke abgerufen hätte.

Kurz vor seiner Bekehrung war Rancé Deputirter bei der allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit, welche von 1655 bis 1657 gehalten wurde. Er zeigte sich sehr thätig und trat selbst in Opposition gegen den Hof, wenigstens in Beziehung auf seinen Freund, den Kardinal Retz. An den übrigen Tagesfragen nahm er geringeren Antheil, und den Jansenistischen Streitigkeiten blieb er ganz fremd. Unmittelbar darauf traf ihn der Tod der Frau von Montbazon (1657), von dem man so viel erzählt, den das Gerücht mit einer romantischen Legende ausgeschmückt hat, und über den er selbst stummer als das Grab geblieben ist. Man erzählte, daß Rancé sich gerade auf dem Lande befand, als Frau von Montbazon, die schönste Dame des Hofes, welche ihn stets allen Anderen vorgezogen hatte, starb; daß er, ohne von ihrem Tode unterrichtet zu seyn, zurückkehrte, sich geradezu in ihr Zimmer begab, dessen geheimen Zugang er wußte, und seine Angebetete nicht bloß todt, sondern sogar geköpft antraf; denn die Chirurgen hatten, wie das Gerücht ging, den schönen Kopf abgeschnitten, um sie in den zu kurzen Sarg zu bringen. Die Phantasie der Erzähler blieb nicht auf halbem Wege stehen; es lag ja nahe, hinzuzufügen, daß dieses so theure Haupt von Rancé fortgenommen und später der Gegenstand seiner Meditationen in la Trappe wurde.

Das Wahre an der Sache ist (wie Saint-Simon, ein wohlunterrichteter und glaubwürdiger Zeuge, erzählt), daß Frau von Montbazon in wenigen Tagen an den Masern starb; daß Rancé bei ihr war, sie nicht verließ, ihr die Sakramente reichen ließ und bei ihrem Tode zugegen war. Kurz darauf reiste er nach seinem schönen Landgute Veretz in Touraine und dachte immer ernstlicher über den unersetzlichen Verlust nach. Die Zurückgezogenheit vergrößerte nur seinen Schmerz; eine schwarze Melancholie trat an die Stelle seiner früheren Heiterkeit; die Nächte wurden ihm unerträglich, bei Tage durchstreifte er Feld und Wald und rief den Namen derjenigen, die ihm nicht antworten konnte.

Rancé war eine große, eine starke Seele. Er begriff alsbald, daß er verloren hatte, was er nie wieder gewinnen konnte, daß auf den Trümmern von gestern ein minder bedeutendes Leben zu beginnen, selbst eines edlen menschlichen Stolzes unwürdig sey. Eine leise innere Stimme begann, ihn auf die Gnade des Erlösers hinzuweisen.

Er war damals (1657) einunddreißig Jahr alt; sechs Jahre verflossen bis zu seinem Eintritt ins Noviziat (Juni 1663), und während derselben wuchs und reifte sein Entschluß. Er brach allmälig seine verschiedenen Verbindungen, verkaufte sein Erbtheil zum Besten der Armen, entzog sich dem geistlichen Ehrgeize seines Oheims, des Erzbischofs von Tours, entledigte sich seiner Pfründen und behielt nur die arme Abtei la Trappe übrig. Doch empfand er in der ersten Zeit ziemlich starken Widerwillen gegen das Mönchsleben, denn noch waren in ihm die Vorurtheile des Weltmannes und des Vornehmen gegen die Kutte mächtig, und die ehrenwerthesten Männer, welche er um Rath fragte, bestärkten ihn nicht in seinem Vorhaben. Eines Tages spazierte er mit seinem Freunde, dem Bischof von Comminges (Gilbert von Choiseul), in der Diöcese dieses Letzteren an einem sehr einsamen Orte, von wo aus man in geringer Entfernung die hohen Gipfel der Pyrenäen erblickte. Der Bischof bemerkte die Aufmerksamkeit, mit welcher Rancé diese wüsten Gebirge betrachtete, und vermuthete ein Geheimniß. Gewiß suchen Sie, sagte er, einen günstigen Ort

für eine Einsiedelei. Rancé erröthete und leugnete es nicht. Wenn dem so ist, antwortete der Bischof, können Sie nichts Besseres thun, als sich an mich wenden. Ich kenne diese Berge und weiß in denselben so schreckliche, von allem Verkehr so gänzlich abgeschnittene Orte, daß Sie Ihre überspanntesten Wünsche befriedigt sehen werden. Rancé mit seiner natürlichen Heftigkeit nahm des Bischofs Rede buchstäblich und bat, sie ihm zu zeigen. Ich werde mich wohl hüten, entgegnete der Prälat lächelnd, diese Orte sind so verführerisch, daß man Sie nicht wieder fortbringen könnte, wenn sie einmal hingekommen wären.

Vergebens riethen dieser Bischof und andere wohlwollende Freunde Rancé, der richtigen Mittelstraße, welche stets der Charakter der wahren Tugend gewesen ist, auch in seiner reuigen Büßung zu folgen. Gerade der Mittelweg war seinem Charakter am meisten zuwider und seinen Gedanken am unerträglichsten. Er habe bald begriffen, sagte er, daß ein gemächlicher Zustand stiller Frömmigkeit einem Menschen nicht gebühre, dessen Jugend sich in solche Verirrungen verloren habe.

Deshalb wandte sich Rancé auf dem einmal betretenen Wege nicht ein einziges Mal um. Entschlossen, aus dem bloßen Verwalter der Pfründe la Trappe regulairer Abt zu werden, trat er am 13. Juni 1663 als Novize in das Kloster von Perseigne, von der strengen Observanz von Citeaux, und wurde am 13. Juli des folgenden Jahres in der Martinskirche zu Séez zum Abte geweiht. Am 14ten geht er nach la Trappe, jetzt achtunddreißig und ein halbes Jahr alt, und Gott gewährt ihm noch sechsunddreißig Jahre zur Erreichung seiner frommen Absichten. Die arme Abtei war in jeder Hinsicht verfallen. Schon bei einem früheren Aufenthalte, im Jahre 1662, hatte er den Ort von den alten sechs Mönchen befreien müssen, die nur diesen Namen führten, im Uebrigen aber in allerlei Unordnung lebten. Trotz der Gefahr, von ihnen erdolcht oder in den Teichen ertränkt zu werden, hatte er Stand gehalten und selbst die angebotene Hülfe eines benachbarten Kavallerie-Obersten, de Saint-Louis, zurückgewiesen. Die Mönche bequemten sich endlich, auf die Zusicherung eines Jahrgehaltes, zum Abzuge, und an ihrer Stelle wurden sechs andere aus Perseigne eingeführt. Eben so mußte man für das materielle Bedürfniß sorgen, die verfallenen Gebäude wieder bewohnbar machen, Vieh und Nachtgevögel daraus vertreiben und Mauern und Gräben herstellen. Durch diese ersten Anstrengungen fand endlich die Abtei de Notre-Dame de la Maison-Dieu de la Trappe zwischen ihren neuen Teichen in ihrem waldbekränzten Thale ein Haus des Gebetes und des Schweigens wieder.

Kaum hatte der große Büßer, wie Chateaubriand ihn nennt, begonnen, als er noch einmal aufgehalten wurde, indem er sich zu einer Versammlung seines Ordens nach Paris und dann im Interesse desselben als Abgeordneter nach Rom begeben mußte. Es handelte sich um einen sehr verwickelten, schon lange schwebenden Prozeß. Ein Theil des Cisterzienserordens hatte sich reformirt und wollte sich der Gerichtsbarkeit des Generals entziehen, der diese Reform nicht billigte. Dazu kamen noch andere Disziplinar-Fragen. Rom hatte sich der Sache angenommen und schien, wie gewöhnlich, dem Herkommen mehr geneigt als der Neuerung, obgleich die Neuerung nur eine Rückkehr zum Alten war. Rancé reiste also nach Rom (1664) mit einem ihm beigegebenen Kollegen, dem Abbé du Val-Richer. Auch hier bewahrte er oder steigerte vielmehr noch die strenge Lebensweise seiner letztvergangenen Jahre, während er zugleich seine frühere Feinheit und Gewandtheit wiederfand. Eines Tages, als er die Sache verloren glaubte, hielt er sich für unnütz, überließ den Abschluß seinem Genossen und reiste ab, ungeduldig, seine geliebte Einsamkeit wiederzusehen. In Lyon trafen ihn Briefe von Rom und Paris, welche seine Hast tadelten. Dem Gelübde des Gehorsams getreu, kehrte er ohne Murren nach Rom zurück, hielt die langweiligen Verhandlungen bis ans Ende aus und kam erst wieder, als der Prozeß verloren war und er sich seine Wüste noch einmal redlich verdient hatte. Er gelangte dahin am 10. Mai 1666 und beschäftigte sich von nun ab nur damit, für sich und die Seinen die Buße wahrhaft ins Werk zu setzen, über die man anderwärts disputirte.

Die Geschichte von la Trappe bietet in den folgenden Jahren nur einen unmerklichen, schweigenden und verborgenen Fortschritt. Die strenge Lebensweise, welche daselbst herrschte, wurde für Viele ein unwiderstehlicher Reiz; sie strömten aus den benachbarten Klöstern herbei, und Rancé mußte sie zuweilen gegen diese vertheidigen, die sie zurückhalten wollten. Gegen 1672 war la Trappe zu seiner Vollendung, zur Höhe seines Rufes gelangt.

Doch hatte Rancé auch seine Verleumder und seine Gegner. Le Roy, Abt von Haute-Fontaine, griff ihn an wegen der zu strengen Ascetik; Nicole nahm Partei für Mabillon, gegen die zu große Beschränkung der Studien von Seiten Rancé's. Aber dem Bestreben des frommen Abtes selbst ließen die Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren. Er wurde bald das Orakel der Wüste; die Bekehrten und die tugendhaften Seelen wallten zu ihm. Der vertriebene König von England und die Herzogin von Guise (Tochter Gaston's von Orleans) besuchten ihn jährlich, der Marschall von Bellefonds hatte ein Haus in der Nachbarschaft, Saint-Simon's Aufenthalt in la Trappe ist bekannt.

Als Rancé die Last der Jahre zu fühlen begann, wünschte er, seine Würde niederzulegen und seinen Nachfolger mit Augen zu sehen. Man ernannte den von ihm vorgeschlagenen Dom Zozime, der einige Monate darauf starb (1696). Die zweite Wahl war unglücklich, und der Erwählte, Dom Gervaise, mußte wieder abgesetzt werden. Endlich hatte Rancé die Genugthuung, die Abtei in guten Händen zu sehen, unter der Leitung des Dom Jacques de la Cour (1698), und erwartete ruhig den Tod. Er starb in den Armen seines Bischofs am 27. Oktober 1700.

Armandi's militairische Geschichte der Elephanten.

Unter diesem etwas sonderbaren Titel*) hat ein ehemaliger Artillerie-Oberst, Herr P. Armandi, ein ganz interessantes Werk ans Licht gestellt, dessen Zweck in den ersten Zeilen der Vorrede ausgesprochen ist: „Alles, was zur Kriegskunst der Alten gehört, haben theils gleichzeitige, theils neuere Schriftsteller genugsam beleuchtet. Der Kriegsdienst der Elephanten ist der einzige Punkt in der Taktik des Alterthums, dem noch Niemand eine besondere und methodische Untersuchung gewidmet, trotz aller imposanten Erinnerungen, welche diese furchtbaren Thiere in der Geschichte hinterlassen haben. Von Alexander dem Großen bis auf Cäsar, d. h. in den drei an großen Begebenheiten reichsten Jahrhunderten des Alterthums, gab es in den um das mittelländische Meer gruppirten Ländern fast keinen Krieg, bei welchem nicht die Elephanten, entweder als Mittel zum Siege oder als Ursache von Niederlagen, eine große Rolle gespielt hätten. Diese Betrachtungen und das Anziehende des Gegenstandes selbst haben mir den Gedanken eingegeben, die Lücke nach Kräften auszufüllen."

Die Nachforschungen, welche der Oberst anstellen mußte, um seiner Aufgabe zu genügen, die Sorgfalt, womit er an den echten Quellen geschöpft, und seine Gewissenhaftigkeit, die ihn von jeder Behauptung zurückhält, zu deren Gunsten er keine gelehrte Citate vorbringen kann, geben seinem Werke eben so vielen archäologischen und geschichtlichen als kriegswissenschaftlichen Werth. Es ist in drei Bücher abgetheilt und von vielen belehrenden Anmerkungen begleitet.

Der Verfasser beginnt mit einer Uebersicht dessen, was man von der Naturgeschichte des Elephanten kennt, von seinem Instinkt, seinen Sitten und den Mitteln, die man zu seiner Gefangennehmung und Zähmung anwendet. Er beweist, daß die Völker Indiens im ganzen Alterthum der ungeheuren Kraft und der Klugheit dieser Thiere zu verschiedenen Zwecken, besonders aber im Kriege sich bedient haben, und daß die mächtigsten Fürsten bedeutende Elephantenheerden unterhielten, die bis an 5000, 6000, ja 9000 Stück zählten. Aber die Geschichte ihres Gebrauchs im Kriege beginnt für uns erst mit der Schlacht am Hydaspes, welche Alexander gegen den hochherzigen Porus gewann. Wir erfahren umständlich die denkwürdigsten Unternehmungen der Nachfolger des großen Eroberers, an deren Erfolgen die Elephanten großen Antheil hatten. Dann kommen die berühmten Kriege der Karthaginenser und des Jugurtha gegen die Römer; dann endlich die macedonischen und syrischen Feldzüge, bei welchen die Römer selbst von einem Mittel Gebrauch machten, das sie bis dahin ihren Feinden gelassen und auf welches sie nie großes Vertrauen setzten. Das Buch schließt mit der Niederlage der Arverner und der Allobroger (122 v. Ch.), welche Fabius zum Theil den Elephanten bei seinem Heere verdankte. Später scheinen die Römer dieser Thiere sich nicht mehr bedient zu haben, da der Elephant seine Wuth oft gegen seine eigenen Lenker kehrte, statt sich auf die Feinde zu stürzen.

In dem zweiten Buch handelt der Verfasser von der Methode, wonach man die Elephanten zu Gefechten einübte, von der Stelle, die sie in der Schlachtordnung einnahmen, und der Art, wie man, theils zu ihrem eigenen Schutze, theils, damit ihr Angriff noch mörderischer würde, sie bewaffnete. Die kleinen Thürme, die auf dem Rücken der Elephanten angebracht wurden, können, wie der Verfasser zu beweisen sucht, nie mehr als vier oder fünf Streiter enthalten haben.

Sehr umständlich und interessant belehrt uns Herr Armandi auch über die Mittel, welche das Alterthum erfann, um den Elephanten zu widerstehen und Menschen und Pferde gegen ihren schreckbaren Anblick abzuhärten.

Der Elephant wurde nicht bloß in offener Feldschlacht gebraucht; er that auch sehr gute Dienste, wenn man über Flüsse setzen wollte, ja selbst bei Belagerungen und beim Angriffe der Verschanzungen, wo er Palissaden ausreißen und die Brustwehren niederstoßen mußte. Durch Elephanten konnte man eine Anzahl Streiter schnell mit den Festungswerken eines Ortes in gleiche Höhe bringen, besonders wenn die Oertlichkeit einigen Vorschub that. Bekanntlich bauten die Alten unter solchen Umständen Bollwerke aus Erde (aggeres), von deren Obertheil man die Festung angreifen konnte; die Elephanten thaten also bei Belagerungen den Dienst wandelnder Aggeres, die an allen Punkten sich aufstellen und nach Erforderniß auch zurückziehen ließen. Es leuchtet von selbst ein, daß sowohl die Thiere als ihre Thürme mit eisernem Panzer bekleidet seyn mußten, um den Pfeilen und Brandgeschossen der Belagerten zu widerstehen.

Die Perser wendeten dieses Mittel oft an, wenn sie die festen Plätze Mesopotamiens belagerten; und allem Anschein nach konnten die also beladenen Elephanten den Mauern so nahe kommen, daß die von ihnen getragenen Soldaten mit den Vertheidigern der Festung handgemein wurden. Dann und wann befestigte man Mauerbrecher und andere schwere Wurfmaschinen auf ihrem Rücken.

Dürfen wir Aelian oder dem von ihm zitirten Ktesias Glauben beimessen, so gab es auch Elephanten, die man zur Erschütterung und zum Einstoßen der Mauern der Städte dressirt hatte. Ein König von Indien besaß, wie dort erzählt wird, 3000 solcher lebendigen Mauerbrecher. Der geschätzte Historiker und Naturbeobachter Agatharchides (er lebte ungefähr zwei Jahrhunderte vor u. Z.) spricht von dieser Thatsache als von einer beglaubigten und fügt hinzu, man habe diese Elephanten Mauernzerstörer (τειχοκαταλύται) genannt. Auch Aristoteles sagt, der Elephant zertrümmere Mauern, indem er dagegen-

---

*) Histoire militaire des éléphants.

stoße oder mit seinen Hauzähnen sie unterwühle; und ein verständiger Beobachter versichert sogar, er habe in Indien Elephanten gesehen, die eben beschäftigt gewesen seyen, eine Mauer niederzureißen.*) Sie stießen, sagt er, mit der ganzen Kraft ihres Körpers und ihres Rüssels, den sie einwärts gekrümmt hielten, gegen dieselben. Man hatte die Rüssel mit Leder bekleidet, um sie gegen Verwundung zu schützen.

Als Mahmud von Ghisne, der große Zerstörer Indiens, den Chalaf, König von Sedschestan, gezwungen hatte, in die Festung Tak zu fliehen, welche mit ihren breiten Gräben und sieben Reihen Festungswerken für uneinnehmbar galt, ließ er die Gräben ausfüllen und die Werke und Mauern durch Elephanten zerstören. Viel mehr Bewunderung verdient aber, daß es ihm gelungen seyn soll, diese Thiere durch Maschinen bis zur Höhe der Brustwehr der Festung aufzuwinden, wo sie die Vertheidiger mit ihrem Rüssel packen und mit den Hauzähnen durchbohren konnten.

Unter Cäsar und den ersten Kaisern dienten die Elephanten nur bei den Spielen im Cirkus und bei Triumphzügen. Mit einigen Einzelnheiten über diesen Gegenstand schließt der Verf. sein zweites Buch.

Das dritte Buch ist der Kriegsgeschichte des Elephanten im byzantinischen Reich und im Mittelalter gewidmet; es reicht bis zu der Epoche, wo die Einführung der neuen Artillerie diese Thiere gänzlich von den Schlachtfeldern verbannte.

England.

Englands Reichthum und sittliche Macht.

(Fortsetzung.)

Kaffee.

Dieselben Thatsachen, welche Herr Porter in der Geschichte des Zuckers hervorgehoben, finden wir in der des Kaffees wieder; diese sind in folgender Tabelle zusammengefaßt:

Jahre.	Pfunde Kaffee.	Zoll auf 1 Pfund.	Verbrauch des Einzelnen.
1801	750,861	1 Sh. 6 Pence.	— Pfd. 1,00
1811	6,390,122	— „ 7 „	— „ 8,12
1821	7,327,283	1 „ — „	— „ 8,01
1831	21,842,264	— „ 6 „	1 „ 3,49
1841	27,298,322	— „ 6 „	1 „ 7,61

Nach diesen Dokumenten war der Kaffee bei einer Mauth-Abgabe von 1 Sh. 6 P. auf das Pfund nur für die reichen Klassen ein Verbrauchs-Artikel. Von 1801 bis 1811 wird der Zoll auf 7 Pence herabgesetzt, und der Verbrauch steigt in dem Verhältnisse von 750 : 8; von 1811 bis 1821 wird der Zoll wieder auf einen Shilling erhöht, und der Verbrauch sinkt, im Verhältniß zur angewachsenen Bevölkerung, tiefer als im Jahre 1811; endlich steigert eine neue Verminderung des Zolls im J. 1825 den Verbrauch um 200% und mehrt die Einkünfte um 100,000 Pfd. Sterl.

Da die Kolonieen auf den Antillen seit 1835 dem Begehr nach Kaffee nicht mehr genügen konnten, so stiegen die Preise in dem Grade, daß die Pflanzer des britischen Indiens daran dachten, ihren Kaffee auf den englischen Markt zu schicken, obschon er hier mit einem Differential-Zoll von 3 Pence das Pfund belegt war. Der Zoll ward, nachdem der amerikanische Kaffee als unzureichend sich herausgestellt hatte, auf 6 Pence überhaupt reduzirt, und der Verbrauch, welcher in den fünf vorhergehenden Jahren stetig geblieben, nahm sofort wieder einen Aufschwung, blieb aber bald aus derselben Ursache, d. h. weil die Quantität des Kaffees den Bedürfnissen nicht genügte, von neuem stetig. Man transportirte jetzt Schiffsfrachten Kaffee, die, als ausländisches Erzeugniß, in England mit einem Zoll von 1 Sh. 3 P. das Pfund belegt worden wären, nach dem Kap der Guten Hoffnung, um sie von da nach britischen Märkten zu verführen, wo man sie als aus einer britischen Kolonie kommend betrachtete und ihnen nur 9 P. für das Pfund Zoll auflegte. Ein solcher Zustand der Dinge war offenbar dem Schatze und den Konsumenten gleich nachtheilig. Man hat durch Herabsetzung der auf dem auswärtigen Zucker lastenden Zölle dem Uebel abhelfen wollen; allein trotz dieser Verringerung bleibt dem Pflanzer in den britischen Kolonieen noch ein Vortheil von 37 Sh. per Tonne über die auswärtige Konkurrenz.

Thee.

Verbrauch desselben im Ganzen und Einzelnen in verschiedenen Epochen:

Jahre.	Zoll.	Gesammt-Verbrauch.	Verbrauch des Einzelnen.
1801 ...	20% von Thee unter 2 Sh. 6 P. u. 50% vom theuerern	20,237,753 Pfd.	1 Pfd. 3,75
1811 ...	96% vom Werthe.	20,702,809 „	1 „ 1,10
1821 ...	96% von Thee unter 2 Sh. und 100% vom theuerern	22,892,913 „	1 „ 0,62
1831 ...	(eben so)	29,997,101 „	1 „ 3,02
1841 ...	bestimmter Werth-Zoll	36,675,667 „	1 „ 5,04

Man darf nicht vergessen, daß der Theehandel bis 1833 Monopol in den Händen der ostindischen Compagnie und der Verbrauch einerseits durch die Erhöhung und die Art der Einnahme des Zolles, auf der anderen durch die zu große Höhe des von der Compagnie willkürlich bestimmten Preises erschwert war. Als man im Jahre 1833 den Theehandel mit China freigegeben hatte, war es nicht schwer, vorauszusehen, daß die Preise fallen würden, und mit ihnen der Zoll ad valorem. Dies geschah wirklich.

*) Foucher d'Opsonville in seinen Observations philosophiques sur divers animaux étrangers.

Malz.

Der Verbrauch des Malzes hat seit ungefähr einem Jahrhundert in England abgenommen, was man theils der Erhöhung der Malzsteuer, theils dem immer allgemeineren Gebrauche von Thee, Kaffee und Spirituosen, die das Bier immer mehr verdrängen, zuschreiben muß. Folgende Tabelle zeigt die verschiedenen Schwankungen im Verbrauch dieses Lebensmittels für das Vereinigte Königreich:

Jahre.	Scheffel.	Steuer.	Verbrauch des Einzelnen.
1801 ...	19,643,345	—	1,20
1811 ...	29,676,827	—	1,60
1821 ...	29,393,411	—	1,38
1831 ...	39,252,269	2 Sh. 7 P.	1,62
1841 ...	36,164,285	dg.	1,22

Von 1740 bis 1790 hatte der Verbrauch für jeden Kopf 3,00 betragen, und zwar bei einer mittleren Steuer von 9 P.

Gebrannte Wasser.

Verbrauch derselben von 1802 bis 1841, für das Vereinigte Königreich:

Jahre.	Gallonen.	Verbrauch des Einzelnen.
1802	9,338,036	0,50
1812	9,213,795	0,40
1821	9,822,373	0,40
1831	21,845,408	0,90
1838	26,486,543	1,02
1840	21,859,337	0,82
1841	20,042,333	0,77

In Irland ist die Verminderung im Verbrauche des Branntweins am auffallendsten gewesen. Von 12,296,342 Gallonen (im J. 1838) sank er auf 7,401,051 im J. 1840, und auf 6,485,443 im J. 1841. Man verdankt dieses Ergebniß den Anstrengungen eines Mannes, des unermüdlichen Apostels der Mäßigung, Theobald Mathew.

Der Verbrauch ausländischer Spirituosen stellt sich in verschiedenen Epochen wie folgt:

Jahre.	Gallonen.	Zoll.
1802	2,431,577	—
1812	195,693	—
1821	1,013,400	—
1831	1,268,198	22 Sh. 6 P.
1838	1,232,574	eben so.
1841	1,186,104	22 Sh. 10 P.

Die Absperrung der britischen Häfen gegen die Erzeugnisse Frankreichs und Hollands erklärt die starke Verminderung, welche sich im Jahre 1812 bemerken läßt. Seitdem hat die Erhöhung des Zolls zur Lähmung des Verbrauchs beigetragen. So kam bei einem Zoll von 11 Sh. 4½ Pence auf die Gallone im Jahre 1802 ein Fünftheil einer Gallone auf den Kopf; wogegen man im Jahre 1841 bei einem Zoll von 22 Sh. 10 P. nur ein Drittheil rechnen konnte. Es ist schwer zu begreifen, wie die Regierung in Friedenszeiten den ungeheuren Zoll fortbestehen lassen kann, der im Jahre 1812 nur als eine Kriegswaffe gegen Frankreich dienen sollte.

Weine.

Verbrauch derselben im Vereinigten Königreiche, von 1811 bis 1841:

Jahre.	Gallonen.	Verbrauch auf den Kopf.
1801	6,876,710	0,411
1811	5,629,722	0,200
1821	4,701,058	0,231
1831	6,212,264	0,255
1838	7,200,376	—
1841	6,185,160	0,267

Der Zoll auf die französischen und übrigen fremden Weine betrug in England (Wales einbegriffen) für jede Gallone:

Jahre.	Französische Weine.	Andere fremde Weine.
1801	10 Sh. 2 P.	6 Sh. 9 P.
1811	13 „ 8 „	9 „ 1 „
1821	13 „ 9 „	9 „ 1 „
1831	5 „ 6 „	5 „ 6 „
1841	5 „ 6 „	5 „ 6 „

Im vorigen Jahrhundert war der Wein-Verbrauch in England bedeutender. Um 1700 konnte man fast eine Gallone auf das Individuum rechnen; jetzt kaum über ein Viertheil. Die übermäßige Erhöhung der Zölle hat zum Ergebnisse, daß sie den Import der höheren Sorten ausschließlich begünstigt, daher nur noch wohlhabende und reiche Leute Wein trinken können.

Vor dem Methuen-Vertrage (1703) verbrauchten die Engländer eine bedeutende Quantität französischer Weine; da aber in Folge dieses Vertrags eine Differenz von 50% zum Vortheil der portugiesischen Weine die französischen traf, wurden letztere nur noch in unbedeutenden Quantitäten eingeführt. Die Wirkung des Vertrags von Methuen hat in dieser Beziehung im J. 1831 aufgehört, indem von da an der Zoll sämmtlicher fremden Weine ohne Unterschied auf 5 Sh. 6 P. die Gallone herabgesetzt worden ist. Die französischen Weine haben bei dieser Veränderung des Tarifs nichts gewonnen, da der britische Gaumen an den starken alkoholischen Port-Weinen größeren Geschmack findet. Es läßt sich sogar bemerken, daß der Verbrauch der französischen Weine gerade um die Zeit, als das den portugiesischen zugestandene Privilegium aufhörte, abnahm.

Bier.

Die Summe der in England verbrauchten Biersorten ist, nach Tonnen berechnet, folgende gewesen:

Jahre.	Starkes Bier.	Schwaches und Tafelbier.	Abgabe. Starkes.	Abgabe. Tafelbier.	Consumtion auf den Kopf.
1801 . . .	4,735,574	1,691,955	8 Sh.	— Sh. 3 P.	24,10
1811 . . .	5,902,903	1,649,564	10 "	— " 3 "	25,19
1821 . . .	5,575,830	1,439,970	— "	— " — "	20,12
1829 . . .	6,559,210	1,530,419	9 "	1 " 11½ "	21,20

Diese Zahlen geben jedoch die Consumtion nicht genau an, da sie nur nach dem Ertrage der Abgaben berechnet sind; nun aber wird die Abgabe nur von dem zum Verkaufe bestimmten Biere genommen, nicht von der sehr beträchtlichen Quantität, die man zu häuslichem Gebrauche fabrizirt.

Tabak.

Der Gebrauch des Tabaks hat seit 1801 abgenommen, ein Umstand, den man auch hier der Erhöhung der Steuer zuschreiben muß.

Jahre.	Verbrauch an Pfunden.	Verbrauch auf den Kopf.
1801	16,904,752	16,03
1811	21,376,267	18,44
1821	15,598,152	11,77
1831	19,533,841	12,44
1841	22,309,360	13,10

Baumwollenstoffe.

Es ist sehr schwer, das in den Baumwollen-Manufakturen verwendete Kapital und den jährlichen Gesammtwerth ihrer Erzeugnisse abzuschätzen. Herr Mac Culloch schlägt in seinem „Wörterbuch des Handels" den Werth der Erzeugnisse dieses ersten Zweiges der britischen Betriebsamkeit auf 34 Millionen Pfd. Sterl. an. Herr Baine erhält in einer für das Jahr 1833, in dessen Verlaufe ungefähr 282 Millionen Pfund Rohstoff verarbeitet wurden, angestellten Berechnung die Summe von 31,388,693 Pfd. Sterl. als Werth der dem Handel übergebenen Produkte. Davon waren für 18,459,000 Pfd. Sterl. ausgeführt worden; alles Uebrige diente zum inländischen Bedarfe. Nimmt man die Formel des Herrn Baine an, d. h. berechnet man den Werth der Fabrikate nach dem verwendeten Rohstoffe, so werden sich für 1841 folgende Ergebnisse herausstellen: 437 Millionen Pfund Baumwolle sind in jenem Jahr in die Manufakturen gekommen und in Produkte von 48,641,343 Pfd. Sterl. Werth verwandelt worden; und davon hat man für 24,668,618 Pfd. Sterl. ausgeführt.

Im Jahre 1833 wurden 496,352,096 Yards Baumwollenzeuge ausgeführt, und der deklarirte Werth derselben belief sich auf 12,451,060 Pfd. Sterl., d. h. ungefähr 6 Pence die Elle. Im Jahre 1839 stiegen die Ausfuhren auf 731,450,123 Ellen, und der deklarirte Werth betrug 16,378,445 Pfd. Sterl., also durchschnittlich 5½ Pence die Elle weniger als 1833, ein merkwürdiger Fortgang in der Fabrication.

Seide.

Die Quantitäten Rohseide und gesponnener Seide, welche jährlich in die britischen Manufakturen kamen, waren:

1836	4,533,455 Pfund
1837	3,731,403 "
1838	3,837,951 "
1839	3,638,397 "
1840	4,062,613 "
1841	3,413,356 "

Der Werth der Produkte muß mindestens auf 69 Sh. das Pfund geschätzt werden, was mit Einschluß der eingeführten Quantitäten einen inneren Verbrauch von mehr als 12 Millionen Pfd. Sterl. ergiebt. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts betrug er kaum den vierten Theil dieser Summe; und obschon in der Epoche, als das Verbot ausländischer Erzeugnisse durch einen Differential-Zoll ersetzt ward, die Seidenstoffe ein Mode-Artikel geworden waren, so überstieg der Werth der jährlichen britischen Manufaktur-Erzeugnisse doch nicht die Hälfte des Verbrauchs von 1841. Das Aufheben dieses Verbots durch die britische Regierung war eine kühne Maßregel; denn die Fabrikanten behaupteten, sie würden jetzt unfehlbar zu Grunde gehen. Was erfolgte gleichwohl? der Geschmack an Seidenstoffen wurde bald darauf allgemein; die inländische Fabrication nahm einen unvorhergesehenen Aufschwung und ist jetzt im blühendsten Zustande. Herr Porter, ein aufgeklärter und gewissenhafter Anhänger der Handelsfreiheit, behauptet, dieser Zustand würde noch blühender seyn, wenn man, statt den ungeheuren Schutzzoll von 30% an die Stelle des Verbotes treten zu lassen, den britischen Fabrikanten sofort in die Nothwendigkeit versetzt hätte, die Manufakturen des Festlandes mit gleichen Waffen zu bekämpfen.

Herr Porter zeigt hierauf in einer sehr merkwürdigen Tabelle, daß das augenfälligste Ergebniß des Zolls von 30% die Contrebande mit französischem Zeuge in sehr großem Maßstabe gewesen ist. So erhellt aus den durch die Verwaltung der Douanen in Frankreich bekannt gemachten Dokumenten, daß von 1837 bis 1841 5,344,416 Pfd. französischer Seidenstoffe in England eingeführt, an der englischen Douane aber nur 2,691,866 Pfd. deklarirt worden sind, was einen Unterschied von 50,,,% zum Vortheil der Contrebande ausmacht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Memoiren aus dem Jahre 1806. Ein interessantes Buch ist so eben in London unter dem Titel: „Historische Denkschrift über eine Mission an den Wiener Hof im Jahre 1806" erschienen. *) Verfasser derselben ist der jetzt in stiller Zurückgezogenheit lebende britische Staatsmann Sir Robert Adair, der zu einer Zeit, wo England Alles aufbot, um die Kontinental-Mächte für sein Interesse gegen Frankreich zu gewinnen, als britischer Gesandter nach Wien und von da 1807 nach Konstantinopel ging, wo er in der denkwürdigen Zeit bis 1810 als Botschafter verblieb. Seine Schrift enthält zahlreiche Auszüge aus Depeschen, die er jedoch nur „mit Erlaubniß der Behörden" publizirt — ein Zug, durch welchen er sich von dem etwas indiskreten Verfasser der „Lebensbilder aus dem Freiheitskriege" wesentlich unterscheidet, wobei ihm freilich zu Statten kommt, daß eine englische Behörde in Bezug auf historisch gewordene Zustände die Rücksichten nicht kennt, die eine deutsche zu nehmen pflegt. Darum wirft aber auch diese Schrift auf manche Ereignisse und Situationen der damaligen Zeit ein ganz neues Licht, und werden wir nicht unterlassen, bei nächster Gelegenheit ausführlicher darauf zurückzukommen.

— Geschichte der französischen Poesie zur Kaiserzeit. Wir haben bisher von einer französischen Poesie zur Kaiserzeit gar nichts gewußt, wir haben wenigstens nicht geglaubt, daß die Verse, die damals in Frankreich gemacht wurden, irgend etwas Besseres werth seyen, als vergessen zu werden, und nun schreibt gar Jemand ein dickes Buch in zwei Bänden, welches er sehr ernst eine „Geschichte der französischen Poesie zur Kaiserzeit" nennt. **) Der Verfasser, Herr Bernard Jullien (nicht mit dem ehemaligen Redacteur der Revue Encyclopédique und mit dessen jetzt in Deutschland lebendem Sohn, dem Uebersetzer von Wieland's Oberon, Herrn Aug. Jullien, zu verwechseln), ist Professor am Pariser Athenäum, einem wissenschaftlich-literarischen Institut, an welchem Laharpe im vorigen Jahrhundert seinen Cours de littérature gehalten und das noch die alten Traditionen zu bewahren sucht, während rings umher Alles in der Literatur wie in der Wissenschaft einen neuen Anlauf genommen und in einer anderen Richtung begriffen ist, die, wenn auch das Ziel noch fern zu liegen scheint, doch jedenfalls im Vergleiche zu dem Standpunkt des Athénée eine Richtung des Fortschritts ist. Jenen alten Herren zu Liebe hat jedoch Herr Bernard Jullien zu beweisen gesucht, daß die Poeten der Kaiserzeit keineswegs so zu verachten seyen, wie die neuere Schule stets behauptet, und zu diesem Zwecke hat er ein Verzeichniß von Namen und von Schriften zusammengestellt, die kein Mensch mehr kennt, wie z. B. Houdan-Deslandes, A. P. Dutramblay, Bautour und Cadet-Roussel. Bisher hat es wohl Geschichten todter Sprachen und einst lebender Literaturen gegeben; dies ist aber die erste Geschichte einer Literatur, die niemals gelebt hat, sondern gleich todt zur Welt gekommen ist.

— Barthélemy ohne Mery. Wie sehr nicht bloß ein Dichter, sondern auch die Muse auf den Hund kommen kann, beweist der bekannte Poet Barthélemy, der früher mit Mery associirt war, mit ihm das schöne Gedicht Napoléon en Egypte (deutsch von Gustav Schwab) schrieb, darauf die „Nemesis" herausgab und durch Gerüchte von seiner Verkaufung an das Ministerium, so wie von seiner Art, sich Geld zu machen, allerlei verdrießliche Händel sich zuzog. Gegenwärtig hat er zwei große Dichtungen, die eine in drei und die andere in zwei Gesängen, herausgegeben, deren poetische Würdigkeit schon durch ihre Titel hinreichend bezeichnet ist. Die eine heißt: L'art de fumer, ou la Pipe et le Cigare, poëme en 3 chants, und die andere: Syphilis, ou le Mal et le Remède, poëme en 2 chants!

---

*) An historical Memoir of a Mission to the Court of Vienna, in 1806. By the Right Hon. Sir Robert Adair, G. C. B. With a selection from his Despatches, published by permission of the proper authorities. — London, 1844.

**) Histoire de la poésie française à l'époque impériale ou Exposé par ordre des genres de ce que les poëtes français ont produit de plus remarquable depuis la fin du dix-huitième siècle jusqu'aux premières années de la restauration.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 8. Juni 1844.

Spanien.

Briefe über Spanien. *)

I. Königin Isabella II. und ihr Hof.

Madrid, 30. September 1843.

Seitdem die Königin von ihrem Ausfluge nach San Ildefonso und dem Eskurial nach Madrid zurückgekehrt ist, habe ich öfter Gelegenheit, sie an öffentlichen Empfangtagen und im Prado zu sehen, wo sie häufig mit ihrer Schwester, der Infantin Luisa, und einem kleinen Gefolge spazieren fährt. Sobald sie sich zeigt, entblößt Jedermann das Haupt, die Wagen halten, die Damen erheben sich von ihren Sitzen und bleiben stehen, bis sie vorüber gefahren ist. Bei öffentlichen Versammlungen und Festbarkeiten sind stets Bildnisse der Königin ausgestellt, denen das Volk, wie den Bildern der Heiligen, seine Huldigung darbringt. Geht sie in das Theater, so wird das Schauspielhaus reich ausgeschmückt und glänzend erleuchtet. Im Augenblicke, wo sie in ihrer Loge erscheint, stimmt das Orchester den Königsmarsch an, während die versammelte Menge die Königin mit einem Sturm von Vivats empfängt, Blumen und Kränze aus den Logen und Galerieen regnen und Vögelchen, mit vielen bunten Bändern, losgelassen im Saale umherfliegen. Zugleich ist es Sitte, daß ihr bei ihrem Eintritt ins Theater auf silbernen, mit Blumen bekränzten Schüsseln ein elegant gebundenes Exemplar des angekündigten Stückes und ein auf Seide gedruckter Theaterzettel überreicht wird. Im Uebrigen ist es von Alters her eingeführt, daß Niemand, so lange die Königin dem Schauspiele beiwohnt, zu applaudiren wagt oder gar ein Zeichen der Mißbilligung hören läßt. Alle Zuschauer, Männer und Frauen, kehren während der Zwischenakte der königlichen Loge das Gesicht zu.

Es ist immer ein Volksfest, wenn sich die Königin im Publikum zeigt; auch wird ihr Erscheinen im Theater gewöhnlich einige Tage vorher angekündigt, und ihr und der Infantin Namen figurirt auf den Anschlagezetteln neben der Liste der Schauspieler. Dann sind die Preise der Plätze erhöht, denn nur an solchen Tagen werden die Billet-Büreaus von der Menge belagert, da man in Madrid, mit Ausnahme der Stiergefechte, die Schauspiele nicht besonders liebt. Zu den Vorstellungen aber, in denen man die Königin erwartet, legt alle Welt, Mann und Frau, Reich und Arm die Festtagskleider an, und Jeder zeigt Scheu und Ehrfurcht in der Atmosphäre der königlichen Würde, wie wenig auch diese Würde der Pracht und Größe der alten spanischen Monarchie noch gleichen mag. Man gab gestern das Ballet „die Gipsy". Die Ballets, welche man aus Paris hierher verpflanzt, werden hier mit weit weniger Präcision ausgeführt, als dort; besonders sind die Frauen nachlässiger und ungraziöser, aber auch ungebundener und kecker als auf der großen Oper zu Paris. Eine Pariserin, glaube ich, würde sich vor den Pirouetten der spanischen Tänzerinnen die Augen verhüllen, und dennoch verlangt man, vermöge eines wahrhaft feinen Nationalgefühls, den größten Anstand, sogar Sprödigkeit für die Nationaltänze, und würde die Dolores vom Theater des Variétés auspfeifen, wenn sie in Madrid tanzte, wie in Paris.

Das Königthum ist also, wie Sie sehen, in Spanien noch gewissermaßen von einem Heiligenschein umgeben und durch einen eigenen Kultus gefeiert. Diese Ehrfurcht vor der königlichen Majestät ist hier eine überlieferte Gewohnheit und von dem Charakter des Spaniers untrennbar, muß aber unsere Verwunderung um so mehr erregen, als die Sitten im Allgemeinen völlig demokratisch sind. Man sieht noch heute nicht selten spanische Große mit ihrer Dienerschaft auf brüderlichem Fuße leben, Minister sich mit ihren Subalternen duzen und sogar Generale so freundschaftlich mit ihren Untergebenen verkehren, als ob die militairische Disziplin keine Schranke zwischen sie gesetzt hätte.

Die Königin wird als Königin und als Spanierin geliebt. Die Opfer, welche die Nation seit zehn Jahren ihrer Sache gebracht, die Hoffnungen, welche ihre Thronbesteigung erweckt hat, alles Blut, das in dem siebenjährigen erbitterten Kampfe vergossen worden, knüpft das Volk an die Königin. Sie ist die Ursache seines Unglücks, sie muß auch die Bringerin besserer Tage seyn. Unter den Augen des jetzt lebenden Volkes ward sie geboren und wuchs sie heran. Es sah sie in der zärtlichen Pflege ihrer Mutter, dann als Waise und Spielball der Parteien. Darum hat das Volk sie in seinen Schutz genommen; es sammelt sich um ihren Thron und ruft in allen politischen Ungewittern des Landes ihren Namen, als Zauberwort des Friedens und der Versöhnung.

Isabella II. ist das Unterpfand einer Epoche der Wiedergeburt, das Banner eines neuen Zeitalters, das dem Lande Glück und Ruhe bringen soll. Alle Parteien hoffen von ihrer Regierung, die Einen freisinnige Prinzipien erwartend an der Stelle der alten Vorurtheile, die Anderen einen Schutz suchend gegen die Zerstörungswuth der Neuerer und deren Träume von dem Glücke der Gesetzlosigkeit. Darum ist die Königin auch überall vorzugsweise Gegenstand der Unterhaltung und zahlreicher Aufmerksamkeiten. Man erzählt sich, was sie gesprochen hat, und prophezeit aus ihren unbedeutendsten Handlungen für die Zukunft des Landes.

Isabella wird am nächsten 10. Oktober ihr dreizehntes Jahr erreichen. Sie ist für dieses Alter hinlänglich entwickelt und hat jenes kränkliche Aussehen verloren, das einst ihre Mutter in lebhafte Besorgniß versetzte. Ihre Stirn ist breit und hoch, und ihr hervorragendes Kinn erinnert an das Geschlecht der spanischen Bourbonen. Alle, die zu ihrem näheren Umgange zugelassen sind, rühmen ihre Freundlichkeit, Offenheit und Heiterkeit. Wenn sie spricht, belebt sich ihr Gesicht und nimmt jenen Ausdruck der Würde und Hoheit an, der die Züge ihrer Mutter auszeichnet. Die schönen blauen Augen geben ihrem Blicke etwas Sanftes und Sinnendes, das ganz die Güte und Empfänglichkeit ihres Gemüthes ahnen läßt. Als man ihr anzeigte, daß die öffentliche Ceremonie ihrer Majorennitäts-Erklärung bald stattfinden würde, stellte sich ihr die Amme ihrer Schwester, eine Bäuerin aus der Gegend von Madrid, vor, um ihr Glück zu wünschen. Die Königin warf sich ihr in lebhafter Aufregung in die Arme und konnte nicht ohne Thränen von ihr Abschied nehmen.

Die regste und aufrichtigste Zuneigung hat immer zwischen den beiden königlichen Waisen bestanden. Eine rührende Eintracht herrscht unter ihnen und eine Zärtlichkeit, die sich in jedem Augenblicke kundgiebt. Man erinnere sich nur des naiven und gefühlvollen Briefes, den die junge Infantin an ihre Schwester richtete, als dieselbe majorenn erklärt werden sollte, und den alle Zeitungen damals ihren Lesern mittheilten.

Die Königin Marie Christine, der selbst ihre Feinde einen bewundernswürdigen Takt und ein großes Herrschertalent nicht absprechen können, wachte mit der größten Sorgfalt über die Erziehung ihrer Töchter. An der Seite ihrer Mutter sahen sie sowohl die exaltirten Huldigungen einer berauschten Volksmenge, als auch die Meutereien von Lagranja, Barcelona und Valencia. Die Liebe Isabellens zu ihrer Mutter hat der langen Trennung und allen Anstrengungen getrotzt, die unter der Regentschaft Espartero's von ihren Vormündern gemacht wurden, sie ihr zu entfremden.

Marie Christine hat durch ihr Beispiel und ihre Lehren ihren Töchtern eine tiefe Ehrfurcht vor den Geboten der katholischen Religion eingeprägt. Jüngst begegneten die Königin und die Infantin, auf der Rückkehr von einer Spazierfahrt, dem heiligen Sakrament, das man nach der Kirche von San Gilles trug. Sie stiegen alsbald vom Wagen und gingen, von den Ehrendamen begleitet, zu Fuß nach der Kirche, wo sie auf den Knieen lagen, bis die Ceremonie beendigt war. Als die Königin und ihre Schwester wieder herauskamen, wurden sie von einem enthusiastischen Jubel empfangen, und die Straße wiederhallte von dem Rufe: Viva la reina y l'infantada! so erbaut war die Menge von diesem Akte der Frömmigkeit.

Seit der Abdankung Marie Christinens lebten die Königin und ihre Schwester fast isolirt im Schlosse. Ihr Vormund Arguelles, ihr Studien-Direktor Quintana und besonders einige Lehrer erfüllten sie mit Mißtrauen oder Widerwillen. Einer von diesen, ein gewisser Lujan, hatte ihnen einmal einige Ereignisse aus der Geschichte Ferdinand's VII. zu erzählen und that dies auf so rücksichtslose und unpassende Weise, daß die Königin von einem Nervenanfall ergriffen wurde.

In den beiden letzten Jahren waren ihre Hauptbeschäftigungen Musik und Malerei. Die junge Königin, vor der man stets den wahren Grund der Entfernung ihrer Mutter geheim gehalten hatte, versäumte keine Gelegenheit, ihre Liebe zu derselben zu zeigen. So lernte sie mit sichtlichem Eifer alle diejenigen Musikstücke, die sie mitsammen gehört hatten, und in ihren ersten Versuchen im Zeichnen waren es wiederum die Züge ihrer Mutter, die sie sich bemühte, darzustellen. Natürlich war keine andere Aehnlichkeit in dem Bilde, als die mit dem Ideale, das sie von der Mutter in ihrem Herzen trug.

*) Die folgenden Briefe sind einem größeren Werke des französischen Capitains Fantti entnommen, das so eben unter dem Titel „L'Espagne en 1843 et 1844" erscheint und neben der Geschichte der letzten Parteikämpfe interessante Sittenschilderungen enthält.

Madame Mina, die Gouvernante der Prinzessinnen zur Zeit Espartero's, hatte selbst nur eine mangelhafte Erziehung genossen und immer fern von der Welt gelebt. Als pflichttreue und ehrbare Dame, wußte sie alle Intriguen mit Klugheit zu hintertreiben, die angezettelt wurden, um zwischen der Königin und dem Sohne des Don Francisco ein unpassendes Verhältniß herbeizuführen. Aber da sie weder das alte Régime, noch die constitutionelle Regierungsweise, noch überhaupt den Geist der Zeit kannte, so wußte sie ihre erhabenen Zöglinge eigentlich nicht für ihren einstigen Beruf zu erziehen. Sie hatte keine anderen Zwecke, als ihnen Frömmigkeit, Milde und Liebe zur Arbeit einzuprägen.

In dem Retiro, einem Lustschloß der Königin, war ein kleines Stück Land der Feldarbeit gewidmet, der sich die königlichen Kinder unterziehen mußten. Madame Mina ließ sie hier in ihrer Gegenwart mit der Hacke in der Hand arbeiten, in der Meinung, so am besten zu zeigen, wie sich das Volk seinen Unterhalt erwerben müsse. Diese Arbeit von einigen Minuten war für die Prinzessinnen mehr ein Vergnügen und eine Erholung und für die Höflinge ein Vorwand, ihnen zu schmeicheln. Man ließ in ihrer Abwesenheit den Garten pflegen, so daß er rasch gedieh, dann machte sich die Königin eine Freude daraus, die Erzeugnisse desselben dem Regenten und den hohen Würdenträgern, als Früchte ihrer eigenen Anstrengungen, zu schicken. In diesem Retiro befand sich auch eine kleine Hütte, die man Casa del pobre, das Haus des Armen, nannte. Sie war eingerichtet wie die Wohnung eines gewöhnlichen Bauern. Eine Gliederpuppe, die einen Kranken vorstellen sollte, lag in einem Bette und konnte vermittelst einer Feder aufstehen und sich setzen. In dieses Haus wurde die Königin oft geführt, um das Elend der niederen Volksklassen kennen zu lernen. Indeß war diese Spielerei nur eine Belustigung für sie, und sie nahm keinen anderen Eindruck aus der Casa del pobre mit, als bei uns die Kinder aus dem Marionettentheater. Solcher Art waren noch im letzten Jahre die gewöhnlichen Zerstreuungen der Königin, obgleich man, so nahe ihrer Majorennitäts-Erklärung, ihren Geist wohl schon hätte auf die ernsten Angelegenheiten des Staates richten sollen.

Die junge Königin empfängt die Fremden, die man ihr vorstellt, mit der größten Leutseligkeit. Als ihr von dem Herzoge von Glücksberg die französischen Deputirten Daru und Fould vorgestellt wurden, drückte die Marquisin von Sta. Cruz ihr Bedauern darüber aus, daß die Königin nicht französisch verstehe. Der Fehler liegt an den Erziehern der Königin, die auf Befehl Espartero's mit ganz besonderer Sorgfalt darüber wachten, daß sie sich ja nicht mit der französischen Sprache beschäftigte. Länger indeß wird ihr die Sprache der Höfe und der Diplomatie nicht fremd bleiben dürfen.

Herr Olozaga, ihr jetziger Studien-Direktor, bildet sie mehr für den Beruf einer constitutionellen Königin. Sie lernt nun französisch, und zwar, indem sie bald die öffentlichen Verhandlungen der constitutionellen Staaten, bald die Reden der verschiedenen Souveraine Europa's übersetzt. So hat sie Olozaga z. B. die Antwort des Herzogs von Nemours auf die anmaßende Rede des Maire's von Mans übersetzen lassen.

Die Königin zeigt im Allgemeinen viel Fassungskraft und Gewandtheit. Ihre Beobachtungsgabe und ihr überlegtes Benehmen sind von der besten Vorbedeutung. Sie weiß die Königin, trotz ihres zarten Alters, schon mit Würde zu spielen. Bei feierlichen Gelegenheiten, an den Gala- und Besamanos-Tagen, wie man am spanischen Hofe sagt, überrascht sie durch ihre Einfachheit und ihren Ernst, und es ist leicht an ihrer taktvollen Haltung zu erkennen, daß sie bereits die Pflichten und die moralische Verantwortlichkeit fühlt, die ihr erhabener Beruf ihr auflegt.

England.

Das Elend der Fabrikarbeiter in Manchester.

Man unterscheidet unter den 200,000 Arbeitern, die in Manchester leben, leicht die 35,000, welche geborene Irländer sind. Die Engländer gehen in kleinen Gruppen, oder gar einzeln, wenn sie nicht einen Gegenstand von augenblicklichem und allgemeinem Interesse mit einander zu debattiren haben, wie etwa eine Erhöhung des Arbeitslohns oder eine Abkürzung der Arbeitszeit. Die Irländer sind in fortwährender Aufregung. Oft versammeln sie sich zu Hunderten an der Ecke von Ankoats-Street und dem Wege nach Oldham. Einer von ihnen liest laut die Neuigkeiten aus Irland vor, oder eine Rede O'Connell's, oder Cirkulare des Repeal-Vereins. Sie hängen fest an einander und sind auf das erste Signal im Augenblicke zu Tausenden beisammen. Noch vor wenigen Jahren bildeten die irländischen Arbeiter die verworfenste Klasse der Bevölkerung. Ihre Wohnungen waren schmutzig und ungesund und ihre Kinder vernachlässigt. Elend, Fieber, Trunksucht, Liederlichkeit und Diebstahl waren bei ihnen heimisch. Zu ihnen vorzüglich schlugen sich alle Vagabunden und Taugenichtse. Alle Tage gab es in ihrem ekelhaften Viertel Schlägereien, und nicht selten floß Blut.

Diese Umstände, deren in sehr vielen Parlaments-Akten aus den letzten zwölf Jahren erwähnt wird, haben jetzt eine bedeutende Veränderung erlitten. Pater Mathew, unterstützt von der katholischen Geistlichkeit, ist es gelungen, jene Unglücklichen aus ihrer Erniedrigung emporzuziehen. Sie betrinken sich nicht mehr, folglich sind die Schlägereien seltener. Am Sonntag den 22. Juli 1843 legten 20,000 von ihnen das Gelübde ab, sich des Branntweins zu enthalten; am Montag brachte die Polizei nur halb so viel Betrunkene und Ruhestörer ein, als gewöhnlich. Die Schenkwirthe schrieen Verrath, denn manches Branntweinhaus, das seit Jahren 50 Stammgäste hatte, sah sich plötzlich auf 15 reduzirt. Sehr merkwürdig ist die Art, wie die Geistlichkeit über die Erziehung der Kinder wacht. Hier, wo die jüngsten Kinder, während die Aeltern in den Schenken sind, sich selbst überlassen, barfuß und in Lumpen durch die Straßen laufen und die Polizei jährlich mehr als 5000 solcher verwahrlosten Geschöpfe unterbringt, halten die katholischen Priester des Abends ihre Kapellen offen, gewissermaßen wie ein Asyl, wo die jungen Mädchen und Knaben fromme Lieder singen und das Wort des Heilands hören können. Ich sah an einem Sonntag 5—6000 von diesen Kindern eine feierliche Prozession mit dem Banner des heil. Patrick halten, und die Reinlichkeit und Züchtigkeit dieser Menge von Kindern war der rascheste Fortschritt, den ich je beobachtet hatte.

Im Ganzen hat die Ordnung in Manchester die Oberhand gewonnen. Seit den neuen Polizei-Einrichtungen sind die Straßen ruhiger, vielleicht auch sicherer. Man hat nicht mehr nöthig, wie vor zwölf Jahren, besondere Konstabler zu requiriren, um die Straße frei und die schlechten Subjekte in gehöriger Entfernung zu erhalten, wenn die Familien zum Gottesdienst gehen. Die jetzige Polizei zählt 390 Personen und steht unter einer sehr energischen Leitung.

Doch die Masse der Arbeiter ist keineswegs schon von Grund aus gebessert und die Zahl der Verbrecher sogar im Wachsen begriffen. Seit drei Jahren haben die Verhaftungen jährlich um 1000 zugenommen. Es geschehen täglich 40—50 und jährlich zwischen 15 und 18,000. Es verhält sich also in dieser Hinsicht Manchester wie Liverpool. Freilich darf man nicht vergessen, daß Manchester täglich an 8000 Fremde hat, unter denen sich nicht wenige Vagabunden aus Schottland und Irland befinden. Diesen ist ebenfalls eine Anzahl der Unordnungen zuzuschreiben, welche die Polizei zu überwachen und zu registriren hat.

Angriffe auf Personen sind hier seltener als in Liverpool, dagegen diejenigen auf das Eigenthum wenigstens eben so zahlreich. Die Verbrecher von Profession konzentriren sich vielleicht nicht so in Manchester, als in den Sitzen des Handels und der Aristokratie; die Orte, wo das Geld gewonnen wird, mögen den erfahrenen Spitzbuben weniger konveniren, als diejenigen, wo man es zu seinem Vergnügen ausgiebt. Dafür aber wird hier der Betrug vorzüglich kultivirt. Rohe Stoffe zu stehlen, ist allgemein und bleibt das erste Mal ungestraft. Selbst die Kinder werden früh darauf eingeübt. Deshalb finden aber auch die Mädchen aus den Fabriken schwer einen Dienst in der Stadt; die Mädchen vom Lande, die für ehrlicher gelten, werden ihnen meistens vorgezogen.

Vom Jahre 1836 bis 1842 ist die Zahl der Verbrechen in England um 50 Prozent gestiegen; in den Fabrik-Distrikten um 100. Frauen und Kinder nehmen daran, wie man weiß, einen sehr großen Antheil. In Liverpool begehen die Frauen von 100 Verbrechen 51, doch in Manchester nur 43. Das Verhältniß stellt sich noch mehr zu Gunsten der Frauen in Manchester heraus, wenn man die Statistiken der groben Verbrechen vergleicht; dann kommen auf die Frauen in Liverpool 54, auf die in Manchester nur 28 Prozent. Aehnlich verhält es sich mit der Zahl der jungen Verbrecher. Unter 100 Delinquenten sind in Liverpool 22, in Manchester 13, in London 20 junge.

Die Prostitution hat in den Fabrikstädten nicht dieselbe Ausgelassenheit und Oeffentlichkeit, als in den Hauptstädten und Seehäfen, aber es ist die Frage, ob sie darum dort weniger verbreitet sey. In Liverpool beschäftigen die Prostituirten die Polizei unaufhörlich. Diebstahl, Schlägerei, Ruhestörung, Trunkenheit, Alles ist ihnen geläufig. Sie stehen daher unter der genauesten Kontrole. In Manchester machen sie der Polizei sehr wenig zu schaffen, und ihre Zahl ist in den öffentlichen statistischen Berichten gar nicht oder falsch angegeben. So erwähnt der Bericht von 1840 285 Spelunken mit 629 Prostituirten. Indeß man braucht nur mit Eintritt der Nacht durch die Straßen in der Nähe der Börse zu gehen, so kann man allein schon 600 treffen. Zu diesen muß man nun noch diejenigen rechnen, welche zu einem etwas höheren Stande gehören und sich nicht so weit erniedrigen, die Vorübergehenden anzurufen. Ein Missionair, Logan, der in dieser Beziehung die Manufaktur-Distrikte persönlich untersucht hat, behauptet, daß in Manchester 1500 Prostituirte leben.

Ich begleitete den Polizei-Chef bei einer nächtlichen Rekognoszirung durch das Hauptquartier der Prostitution und fand weniger ekelhafte Sitten, als in anderen Städten. Dies läßt sich aus zwei bestimmten Umständen erklären. Einmal ist Manchester der Sammelplatz, wenn ich so sagen darf, der anständigsten Prostituirten, weil es der Sammelplatz der feinen Roué's ist. „Es giebt kein Haus erster Klasse in Rochdale", sagt der Missionair Logan naiv, „da die Gentlemen Manchester besuchen." Andererseits kann in den unteren Klassen die öffentliche Prostitution nur wenig verbreitet seyn, da die geheime hier so im Gange ist, daß die Keuschheit, anstatt Regel unter den Frauen zu seyn, immer mehr und mehr Ausnahme wird.

Die Zahl der Frauen überschreitet in Manchester die der Männer um drei Prozent. Wo Protestantismus herrscht und es keine Klöster giebt, kann dieses Mißverhältniß unter den Geschlechtern nicht ohne schlimme Rückwirkung auf die Sitten bleiben (!). Die Natur hat es so eingerichtet, daß die Zahl der männlichen Geburten überwiegt. Denn, da die Chancen der Sterblichkeit unter den Männern größer sind, kann nur durch einen Ueberschuß an männlichen Geburten das Gleichgewicht unter beiden Geschlechtern erhalten werden. Jede Gemeinde aber, in der es weit mehr oder weit weniger Frauen als Männer giebt, muß entarten. Die Manufaktur-Distrikte, wo die Frauen und Kinder überwiegen, befinden sich in keiner besseren Lage als die englischen Straf-Kolonieen, in denen auf zwei Männer eine Frau kommt.

Außerdem begünstigt das heutige Manufaktur-System keineswegs eine Regelmäßigkeit der Sitten. Indem man so viele Männer, Frauen und Kinder mit einander zusammenbringt, ohne ihnen eine andere Gemeinschaft als die der Arbeit zu gestatten, erzeugt und nährt man Leidenschaften, die später nicht mehr zu zügeln sind. Die Vermischung der Geschlechter und die warme Atmosphäre der Fabriken wirken hier auf den Organismus, wie die Sonnenhitze in den südlichen Ländern, und entwickeln die Pubertät, ehe Alter und Erziehung das sittliche Gefühl entwickeln können. Die Mädchen in den Fabriken kennen kein Schaamgefühl. Ihre Redeweise ist derb und obscön, und sie verheiraten sich entweder sehr früh oder gehen verbotene Verbindungen ein, die sie noch mehr verderben, als die unzeitigen Ehen. In den Zwischenstunden der Arbeit trifft man häufig auf entlegenen Straßen oder in Schenken Paare von Arbeitern und Arbeiterinnen im Dienste des Lasters.

Es ist wahr, daß in den Ackerbau-Distrikten die Zahl der unehelichen Kinder größer ist als in den Fabrik-Distrikten. Aber dies beweist nichts zu Gunsten der Moralität der letzteren. In jenen hat, nach der Aussage des Doktor Smith, fast jede unerlaubte Ehe die Geburt eines Kindes zur Folge; hier gehört dieser Fall zu den Ausnahmen. Nach dem Doktor Hodgkin ist die Fruchtbarkeit der Frauen immer gering, wo sehr früh geschlechtliche Gemeinschaften eingegangen werden und eine gewisse Promiscuität der Frauen herrscht.

Die Zügellosigkeit ist in den dichten Massen dieser Bevölkerung auf eine solche Höhe gestiegen, daß statistische Beobachtungen keine bestimmten Zahlen mehr ermitteln können und nur die eigene Anschauung ein Bild dieses sittlichen Elends zu geben vermag. Der Prediger Ball erzählt: „Ein Kind, das meine Sonntagsschule besucht, ist notorisch eine Prostituirte.“ Ich selbst befand mich einst in Begleitung eines Polizei-Beamten in einer Spelunke letzten Ranges. Dort machte ein Mädchen von feiner und anständiger Haltung die Bedienung, und als ich mich danach erkundigte, was sie nach solchem Orte verschlagen hätte, erfuhr ich, sie arbeite täglich dreizehn Stunden in einer Fabrik, dann müsse sie ihrer Herrin die Spuren der Orgien der vergangenen Nacht verwischen helfen und später, wenn es nöthig ist, die Messalinen des Instituts in ihrem edlen Handwerk ersetzen. Diese Vereinigung von Ordnung und Arbeitsamkeit mit der tiefsten Entartung und Liederlichkeit läßt sich nur aus der Abwesenheit alles moralischen Sinnes erklären.

Wo die Jugend solche Lebensweise führt, können natürlich die Familienbande nicht fest seyn. Die Berichte der Polizei erwähnen, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1842 122 Personen vor Gericht gezogen wurden, weil sie ihre Kinder verlassen hatten. Eine Kommission des Parlaments vom Jahre 1834 giebt folgende Details: In einer einzigen Spinnerei, die 170 Arbeiter hatte, verheiratheten sich binnen weniger als drei Jahren 24, nämlich 13 Frauen und 11 Männer. Unter den Frauen hatte eine drei Kinder vor ihrem zweiundzwanzigsten Jahre, vier zwei und neun waren Mütter vor ihrer Verheirathung. Nach einer zwölfmonatlichen Ehe waren vier schon von ihren Männern getrennt. Von allen dreizehn konnte eine ein Hemd nähen und vier die Wäsche besorgen. Von den elf Männern konnten vier ihre Namen schreiben und zwei eine einfache Addition zu Stande bringen; aber Kartenspielen hatten Alle in den Schenken gelernt.

Der Branntweingenuß richtet in Manchester nicht so große Verheerungen an, als in Liverpool und Glasgow. Trotzdem sind die Schenken unzählbar, in denen die Arbeiter ihre kurze Mußezeit verbringen. Nach einem offiziellen Bericht vom Jahre 1840 hat Manchester 1314 Schenken, in denen theils Bier, theils Branntwein gereicht wird, und 400 kleine Restaurationen. Von dem Umsichgreifen der Branntweinpest kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß, wenn sich die Bevölkerung verdoppelte, die Whisley-Buden auf das Vierfache ihrer Anzahl stiegen.

Vor zwanzig Jahren war das Trinken noch in Manchester ein Vergnügen, das verschämt und in der Stille genossen wurde. Man ging verstohlen durch ein Seitenthürchen in die Schenken, die ziemlich finster waren und kein lockenderes Abzeichen hatten, als ein Licht hinter dem Fenster. Jetzt, da das Trinken zur Sitte geworden ist, hat die Gewohnheit den Sieg über die Schande davongetragen, und was sonst Männer erröthen machte, bringt heute weder Frauen noch Kinder in Verlegenheit. Mit der Zeit wurden die Gasflammen in die Schenken aufgenommen, die Thüren wurden erweitert, aus dem Schoppen ward ein Laden, aus dem Laden eine Art Palast. Man erlaubte das Kartenspiel, man lockte durch Musik, Tanz, durch die Aufführung von Schauspielen, wie sie die verderbte Menge ergötzen konnten. Anfangs fanden diese künstlerischen Belustigungen nur im Winter statt, jetzt hört man hier, wie in Liverpool, in den hohen Sälen des öffentlichen Vergnügens täglich Leier, Klavier oder Violine spielen. Eines von diesen Gebäuden, das nicht weit von der Börse, am Eingange der Victoriabrücke liegt, versammelt jeden Abend bis elf Uhr an tausend Personen auf einmal. Am Sonntag spielt man, um den Lärm etwas zu dämpfen, auf dem Klaviere oder der Leier Psalmen und geistliche Lieder.

Die Bierverkäufer, die mit ihren glücklichen Rivalen, den Destillateuren, nicht Schritt halten können, bieten den Konsumenten, um sie in ihre Hallen zu locken, unerhörte Bequemlichkeiten. Während der Arbeiter, um sich in Branntwein zu besaufen, oft gezwungen ist, in einer von den 500 Leihbuden, die ihm zu Gebote stehen, seinen Rock oder den Shawl seiner Frau zu versetzen, überheben ihn die Bierwirthe dieser Verlegenheit und nehmen die Bezahlung für ihr Getränk in Naturalien an, in Butter, Mehl, Zucker, sogar in Kleidungsstücken. Reichen aber auch diese liberalen Anerbietungen nicht hin, um dem Etablissement Kunden zu schaffen, so schicken die Wirthe ihre Kommis aus, die die Arbeiter abpassen und herbeilocken müssen, wenn sie aus den Fabriken kommen. Das letzte Mittel endlich, sich Gäste zu erkrotzen, ist, daß die Bierhäuser kreditiren, während die Branntweinläden baar bezahlt werden müssen.

Ein Schriftsteller Braidley, der ebenfalls statistische Beobachtungen in Manchester angestellt hat, stand eines Abends vor der Thür einer Destillation und zählte binnen 40 Minuten 112 Männer und 163 Frauen, die zu den schon vorhandenen Gästen hinzukamen. Dies gäbe also für eine Stunde 412 Menschen. Es giebt auch manchen Schenkwirth, der sein Gift an einem Abend an 2000 Personen vertheilt. Die Frauen sind vielleicht noch mehr der brutalen Trunkenheit ergeben, als die Männer. Mütter sind unsinnig oder entmenscht genug, ihre Kinder, die den Branntwein mit der Milch einsaugen, an den Gelagen theilnehmen zu lassen. So zerstört die Trunksucht vollends die Familienverhältnisse, die schon durch die täglichen Beschäftigungen hinlänglich erschüttert sind. Die Arbeit trennt die Kinder von den Aeltern, den Mann von der Frau, und ist das Tagewerk beendigt, so geht Jeder, wohin ihn seine Leidenschaften rufen. Die Männer theilen sich zwischen Bier und Branntwein, den Weibern bleibt keine Wahl, sie suchen in dem letzteren Trost und Vergessen.

Die Schenken sind die ersten Häuser in Manchester, die geöffnet, und die letzten, die geschlossen werden. Schon zwischen fünf und sechs Uhr Morgens werden sie von den Arbeitern und Arbeiterinnen besucht, die hier durch den Weg zu den Fabriken nehmen. Man könnte behaupten, daß die Fabrikherren selbst diese traurigen Laster zu begünstigen scheinen, denn die meisten von ihnen bezahlen den Arbeitern ihren Wochenlohn in den Schenken, und zwar immer am Sonnabend Abend, wo es ihnen am schwersten werden muß, den Versuchungen zu widerstehen. In gewissen Spinnereien bekommen die Kinder außer ihrem festgesetzten Lohn noch eine wöchentliche Prämie, die aber sogleich in Branntwein verausgabt wird, so daß es das Ansehen hat, als hätte man im Sinne gehabt, sie recht früh in die Laster der Erwachsenen einzuführen. Man denkt dabei unwillkürlich an die Staaten des Alterthums, welche die Erniedrigung der Sklaven begünstigten, damit ja ihre Vernunft nicht erwache und mit ihr das Streben nach Freiheit.

Die Arbeiter haben seit einigen Jahren mit Hülfe der Fabrikherren Vereinigungen unter einander gegründet, Bibliotheken angekauft und selbst Lehrer bezahlt, die sie in Geschichte, Physik und Chemie unterrichten sollten. Leider werden diese ehrenvollen Schutzmittel gegen die Unwissenheit und Langeweile erst von Wenigen benutzt. Man zählt noch nicht mehr als höchstens sechs solcher Ressourcen. Die Schenke bleibt für die englischen Arbeiter, was der Markt im Alterthume für das Volk war. Dort versammeln sie sich und besprechen ihre Interessen. Alle Verbindungen zu vorübergehenden Zwecken, alle permanenten Vereine halten dort ihre Sitzungen. Man zählte 1834 30,000 Arbeiter, die an abgeschlossenen Gesellschaften theilnahmen, die also eben so viele Bier- oder Branntweintrinker waren.

Der Sonnabend Abend und der Sonntag sind die Zeit in der Woche, wo sich das Volk am meisten berauscht. Warum, fragen wir, benutzt es auf diese Weise seine Mußestunden? Wie, folgt es aus unseren Sitten und Institutionen, daß der Tag, den die Religion dazu bestimmt hat, den Menschen über das Alltagsleben zu erheben, in England den Orgien oder dem Müßiggange gewidmet wird? Es liegt dies an einem wesentlichen Mangel unserer modernen gesellschaftlichen Einrichtungen, daß wir nämlich keine National- und keine religiösen Feste mehr haben. Die gymnastischen Wettkämpfe, in denen unsere Väter ihre Erholung suchten, sind außer Mode gekommen, die kirchlichen Ceremonien, die den Geist aus der Sphäre des Gewöhnlichen und Prosaischen emporheben, können vor dem praktischen Ernste unserer Tage nicht mehr bestehen. In den meisten Ländern sind wenigstens dramatische Darstellungen an die Stelle religiöser Aufzüge getreten und können unter der Leitung einer klugen Regierung sehr wirksame Mittel der Volkserziehung werden. Aber in den dürr protestantischen, wo, wie in England, ein beschränkter Puritanismus jede weltliche Freude von sich weist und am Sabbath keine andere geistige Nahrung zuläßt als die Bibel, wissen die arbeitenden Klassen, die man zu einer stumpfen Unbeweglichkeit verdammt, der Langenweile, die an ihnen nagt, nicht anders zu entfliehen, als indem sie sich durch geistige Getränke aufregen. Je strenger dort also die Gesetze über die Sonntagsfeier seyn werden, desto größer wird die Zahl der Stammgäste in den Schenken seyn. Schottland ist unendlich mehr puritanisch als England; aber es ist auch der klassische Boden der Säufer.

Ich kenne nichts Abstoßenderes als diesen dürren, fleischlosen englischen Protestantismus. So lange die Sekten noch Begeisterung haben, können sie noch Proselyten machen, aber auch dann thun sie den Gemüthern mehr Gewalt an, als sie sie bezaubern. So erhob sich ganz Schottland auf den Ruf des wilden Knox, so mögen auch die neueren Erfolge der Methodisten zu erklären seyn. Schwindet aber diese wilde Begeisterung, so fällt auch die Sekte in sich zusammen. Man stelle sich nur auf die Mosley-Straße in Manchester, oder die Dale-Straße in Liverpool und passe auf, welcher Art die Familien sind, die schweigend und in sich gekehrt zur Kirche gehen. Man kann sich darüber nicht täuschen, sie gehören fast ausschließlich der Mittelklasse an. Die Arbeiter bleiben vor ihren Thüren oder gruppiren sich auf den Straßen, bis nach dem Schlusse des Gottesdienstes die Schenken geöffnet werden. Die Religion erscheint ihnen unter so düsteren und harten Formen, sie spricht so wenig zur Einbildungskraft und zum Gemüthe, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie ein Privilegium der Reichen bleibt und aus den Uebrigen Parias macht. (Schluß folgt.)

Englands Reichthum und sittliche Macht.

(Schluß.)

Eisen.

Der Verbrauch dieses Metalls in England hat seit 30 Jahren in ungeheurem Grade zugenommen. Es folge hier die Production der binnenländischen Fabriken, nach Tonnen berechnet, desgleichen das Quantum der Einfuhr und Ausfuhr, von 1806 bis 1840, für das Vereinigte Königreich:

Jahre.	Fabrication.	Einfuhr.	Ausfuhr von Stangeneisen.	Innerer Verbrauch.
1806 . . .	258,000	27,411	41,554	243,857
1823 . . .	452,000	9,667	56,788	550,625
1825 . . .	581,000	14,997	45,352	639,745
1828 . . .	703,000	13,934	77,239	798,367
1835 . . .	1,100,000	17,571	219,204	1,005,496
1840 . . .	1,500,000	13,263	283,323	1,136,111

Diese rasche Zunahme der Production verdankt man der Schmelze in erhitzter Luft, einem Verfahren, welches den Preis des Metalls um ein Bedeutendes verringert.

Im Jahre 1840 zählte man in England und Schottland 464 Hochöfen, und die Chiffre ihres Ertrages vertheilte sich in folgender Art:

Oertlichkeiten.	Tonnen Eisen.	Tonnen Kohlen (bei der Fabrication verbraucht).
Wald von Dean	15,500	60,000
Süd-Wales	505,000	1,436,000
Nord-Wales	26,500	110,000
Northumberland	11,000	38,500
Yorkshire	56,000	306,500
Derbyshire	31,000	129,000
Nord-Staffordshire	20,000	83,000
Süd-Staffordshire	407,150	1,582,000
Shropshire	82,750	409,000
Schottland	241,000	723,000
	1,396,400	4,877,000
Summe der bei den Puddlingswerken verbrauchten Kohlen		2,000,000
		6,877,000

Der niedrige Preis des Eisens in England gestattet seine Verwendung zu sehr vielerlei nützlichen oder merkwürdigen Dingen, namentlich zum Bau von Dampfschiffen. Im Jahre 1820 wurde der „Aaron Manby", das erste britische Dampfboot aus Eisen, gebaut und begann sogleich seinen Depeschen-Transport zwischen London und dem Festlande. Dieses jetzt 23 Jahr alte Schiff hat in seinem Kiele niemals Reparaturen nöthig gehabt. Ein zweiter, nicht minder glücklicher Versuch fand 1825 auf dem Flusse Shannon statt. Im Jahre 1832 fuhr die „Elburke" aus der Maschinenbau-Anstalt der Herren Mac-Gregor und Comp. von Liverpool nach der Küste Afrika's und zweimal den Niger hinan. Seitdem hat ein einziger Maschinenbauer, Herr John Laird zu Birkenheat bei Liverpool, 45 eiserne Dampfböte gebaut, deren Total-Gewicht sich auf 12,000 Tonnen beläuft. Die Zahl der eisernen Dampfböte, die seit 1830 vom Stapel liefen, beträgt angeblich 150. Unter den größten nennen wir die „Guadeloupe", eine Dampf-Fregatte von 788 Tonnen, welche Pairhans-Kanonen mit 68pfündigen Kugeln führt, vor allen aber den „Great-Britain", der erst kürzlich vom Stapel gelaufen ist. Seine gigantischen Verhältnisse sind, wie folgt:

Länge	320 engl. Fuß
Breite	51 „ „
Höhe (vom untersten Schiffsraum an)	31 „ „
Wasserzug	16 „ „

Die Maschine hat 1000 Pferdekraft. Das Fahrzeug wird durch die Archimedische Schraube in Bewegung gesetzt.

Betrachten wir jetzt noch den mittleren Preis des Eisens in Glasgow, von 1835 bis 1843:

1835	4 Pfd.	2 Sh.	6 Pence die Tonne
1836	6 „	13 „	— „ „ „
1837	4 „	12 „	— „ „ „
1838	4 „	10 „	— „ „ „
1839	4 „	5 „	— „ „ „
1840	3 „	18 „	— „ „ „
1841	3 „	7 „	6 „ „ „
1842	2 „	10 „	— „ „ „
1843	2 „	5 „	— „ „ „
1844 (bedeutend gestiegen, so daß die Preise jetzt höher als seit vier Jahren sind).			

Kupfer.

Perioden.	Durchschnitts-Quantität des Minen-Ertrags.	Durchschnittliche Ausfuhr.	Verbrauch im Innern.
1801—1810	7,271 Tonnen	3,677 Tonnen	3,694 Tonnen
1810—1820	8,377 „	4,596 „	3,472 „
1820—1830	11,094 „	6,182 „	4,912 „
1830—1840	14,324 „	8,034 „	6,290 „

Wir schließen mit einigen statistischen Bemerkungen des Herrn Porter über den Verbrauch an Fleisch, Brod und anderen Nahrungsmitteln:

Eine Familie, die in einem der reichsten Viertel von London wohnt und aus Mann, Frau, sechs Kindern und zehn dienenden Personen besteht, konsumirte im Jahre 1840:

6,668 Pfd.	Fleisch, oder die Person täglich	1,0144 Pfd.,	jährlich 370½ Pfd.
5,100 „	Brod, „ „ „ „	0,7762 „	„ 283½ „
541 „	Butter, „ „ „ „	1,2172 „	„ 30⅛ „

In einem bedeutenden Handelshause Londons, das aus 114 Personen beiderlei Geschlechts, die alle erwachsen sind, besteht, wurden im Jahre 1841 verzehrt:

34,984 Pfd.	Fleisch, oder die Person täglich	0,3066 Pfd.,	jährlich 306⅛ Pfd.
40,464 „	Brod, „ „ „ „	0,3734 „	„ 333 „

Wir müssen bemerken, daß in den beiden angeführten Häusern keine bestimmte Quantität Nahrung dem Einzelnen zugemessen war; dies ist aber im nachstehenden Beispiele nicht der Fall:

In einer Kinderbewahr-Anstalt, die alle Jahr im Durchschnitt 290 Kinder beiderlei Geschlechts enthält, beträgt der jährliche Verbrauch:

46,415 Pfd.	Fleisch, oder die Person täglich	0,4444 Pfd.,	jährlich 160 Pfd.
90,780 „	Brod, „ „ „ „	0,8678 „	„ 313 „

Nachdem Herr Porter solchergestalt in dem ersten Theile seines Werkes die Fortschritte derjenigen Verbrauchs-Arten gewürdigt hat, über welche die Rechnungs-Auszüge der Zoll-Aemter und des Schatz-Amtes ihm glaubwürdige Dokumente lieferten, geht er zum Studium der Bewegung über, die im persönlichen und sachlichen Eigenthum stattgefunden. Diese wird Gegenstand eines zweiten Artikels seyn.

Mannigfaltiges.

— **Mysterien der Mysterien.** In Paris erscheinen bekanntlich „Wahre Mysterien von Paris", herausgegeben von Vidocq, ehemaligem Chef der geheimen Polizei. Mit diesen wahren Mysterien hat es aber eine ganz eigene Bewandtniß, und wir erfahren darüber Nachstehendes: Ein unbekannter Literat hat nach dem Muster des Sue'schen Buches ein Manuskript vollendet, das er zum Buchhändler trägt. Dieser zuckt die Achseln und meint, der Markt sey schon zu überhäuft mit dieser Waare, und wolle man jetzt noch ein Buch der Art anbringen, so müsse es einen effektmachenden Namen an der Stirn tragen. Beide kommen nun überein, dem alten Vidocq den Vorschlag zu machen, daß er seinen Namen hergebe, wofür ihm ein Honorar von 6000 Fr. angeboten wird. Der Verfasser der vielgelesenen Diebes-Memoiren ging auf den Vorschlag ein; vermuthlich hatte er gehört, daß auch in Deutschland einer seiner Kollegen eine Nachahmung Sue's herausgebe, und besser als dieses war das französische Machwerk jedenfalls. Gleichwohl bat er sich dasselbe zur Durchsicht aus; man kann doch unmöglich unter seinem Namen ein Buch erscheinen lassen, das man nicht einmal gelesen hat. Kaum ist jedoch das Manuskript in Herrn Vidocq's Händen, als er erklärt, es nur unter viel vortheilhafteren Bedingungen, als die ihm angebotenen, herausgeben zu wollen, und zwar „herausgeben" in beiden Bedeutungen des Worts. Hiergegen ward zwar von den Betheiligten eine Klage eingeleitet, doch bald darauf einigten sich die Parteien, und so ist denn das Buch wirklich unter Vidocq's Namen erschienen. Inzwischen macht der Verleger ein viel schlechteres Geschäft damit, als der frühere glänzende Absatz der Memoiren des ehemaligen Chefs der geheimen Polizei ihn hatte erwarten lassen. Der Markt ist in der That zu überfüllt mit schlechten Nachahmungen Sue's, dessen Mystères, wie jetzt die französische Kritik behauptet, selbst nur eine Nachahmung der „Memoiren des Teufels" von Soulié seyn sollen. Wir haben die letzteren nicht gelesen und wagen daher weder einen Vergleich noch ein Urtheil. Doch glauben wir, daß, wenn die Mystères nicht besser wären als die Mémoires du diable, sie uns gewiß eben so unbekannt geblieben seyn würden, als diese. Die auch ins Deutsche übersetzten Mystères de Londres von (angeblich) Francis Trollop sind übrigens eine noch viel größere Beutelschneiderei als die Vrais Mystères de Paris. Letztere tragen doch wenigstens noch die Farbe der Lokalität, wenn auch mit dem Pinsel eines Pinsels aufgetragen; der Verfasser der Mystères de Londres dagegen soll sich nicht länger als drei Wochen in London und in England überhaupt aufgehalten haben, weshalb denn auch Alles, was er darstellt, aus Pariser Zuständen abgezogen ist und den Charakter der naivsten Unwissenheit an sich trägt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Dienstag den 11. Juni 1844.

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

I. Die Theater seit 1789.

Bis zur Revolution gab es in Frankreich nur wenige Theater, die von der Regierung ein Monopol hatten. Erst die konstituirende Versammlung hob auch hier jede Beschränkung auf. Das Gesetz vom 19. Januar 1791 erklärte, daß „jeder Bürger ein öffentliches Theater errichten und Stücke jeder Art aufführen lassen könne", wenn er nur eine einfache Erklärung hierüber an die Munizipalität des Ortes abgebe. Man konnte also spielen, „wo man wollte und was man wollte". Natürlich schossen nun die Theater-Unternehmungen wie Pilze aus dem Boden empor. In Paris allein zählte man in der schrecklichsten Zeit der Revolution nicht weniger als vierzig. Diese schrankenlose Freiheit war der Kunst eben so wenig förderlich als der Industrie. Die dramatische Literatur gerieth in Verfall, ungeachtet des Erfolges einiger schätzbaren Produkte. Die Konkurrenz unter den Spekulanten richtete Vieler Vermögen zu Grunde. Noch größer war das Uebel in polizeilicher und moralischer Beziehung. Der Minister des Innern sagt in einem Bericht vom 5. März 1806: „Eine Menge von kleinen Theatern in der Hauptstadt macht sich täglich eine schwache Einnahme und die traurige Ehre streitig, die letzte Klasse des Volks durch rohe Schauspiele anzulocken und die Jugend durch Schulen zu verderben, welche der Gesellschaft nützliche Subjekte entziehen, ohne würdige Jünger der Kunst zu bilden. In den Departements treten unbekannte Menschen auf, welche Theater eröffnen, Abonnements annehmen und Anleihen machen; bald darauf schließen sie mit einem Bankerott, der unbestraft bleibt, und bereichern sich auf Kosten des Publikums und der Gläubiger."

Napoleon wollte diesen Unordnungen ein Ende machen. Im Juni 1806 setzte er fest, daß künftig jede Eröffnung eines Theaters von der Regierung autorisirt seyn müsse; auch sollte dieselbe das Recht haben, jeder Bühne eine bestimmte Klasse von Schauspielen vorzuschreiben. Im Juli 1807 wurde die Zahl der Theater in Paris auf acht reduzirt, nämlich vier große und vier kleinere. Die übrigen sollten vor dem 15. August geschlossen werden; von diesen wurden zwei bald darauf wiederhergestellt, und so besaß Paris nun zehn Theater. Jede dieser Anordnungen hatte ihren besonderen Zweck. Bei der Autorisation von Seiten der Regierung sollte sich dieselbe überzeugen, daß der Unternehmer die erforderlichen Mittel besitze, und zugleich vermittelst einer Caution die Rechte aller dabei betheiligten Personen, so wie die Ausführung der Bedingungen des Privilegiums, sichern. Die Theilung der Gattungen, die jedem Theater eine bestimmte Klasse von Studien anweist, bereitet dem Publikum würdigere Genüsse und verhindert die Herabwürdigungen klassischer Stücke, welche auf die Bühnen einer höheren Ordnung so entmuthigend wirken. Die Beschränkung der Zahl bringt die Theater in das richtige Verhältniß zu den Bedürfnissen der Bevölkerung und beugt dem Eindringen einer maßlosen merkantilischen Konkurrenz in das Gebiet der Künste vor. Der Kaiser hielt es auch für Pflicht, die Oper und das Théâtre-Français unter den besonderen Schutz des Staates zu nehmen; er betrachtete sie als National-Institute, deren Glanz auf Kosten der gewinnsüchtigen Privat-Speculation unterhalten werden müsse. Daher unterwarf er die kleineren Bühnen einer Steuer an die Oper, welche den zwanzigsten Theil ihrer Einnahme betrug; dem Théâtre-Français aber und der komischen Oper gab er das Eigenthum derjenigen Stücke ihres Repertoire's, die öffentliches Gut geworden waren, während er bestimmte, daß kein anderes Theater Stücke aus ihrem Repertoire aufführen dürfe, ohne Autorisation der Eigenthümer und ohne ihnen eine nach gegenseitigem Uebereinkommen festgesetzte Retribution zu zahlen. So stand an der Spitze der musikalischen Theater die große Oper, unter ihr die komische Oper mit der Opera-Buffa. Die Tragödie und die höhere Komödie, die damals in großer Gunst standen, sind gleichsam das Erbtheil des Théâtre-Français, dem das Odeon nur für die Komödie beigesellt ward. Für die minder Gebildeten öffnen sich die Gaité, das Ambigu-Comique, welche dem Melodrama, die Variétés und das Vaudeville, die der Gattung gewidmet sind, von der das letzte Theater seinen Namen bekommen; später tolerirte man noch die Porte-Saint-Martin für das ländliche Drama und Ballet und den Cirque-Olympique für die Reitkunst.

Damals war das Theater in einem blühenden Zustand. Die Oper erregt zwar noch nicht jenen etwas einseitigen Enthusiasmus, woran das Genie Rossini's das Publikum gewöhnen sollte; ja ihre Unterhaltung legt dem Staat, trotz der verschiedenen Vorrechte, die man ihr eingeräumt, drückende Opfer auf. Auch die Italiäner, deren Talente von wenigen Kennern geschätzt werden, sind noch nicht die Lieblinge des Publikums. Aber die komische Oper macht das Glück der Gesellschaft, von der sie ausgebeutet wird; sie vereinigt in sich so geschickte Schauspieler, daß man kaum bemerkt, daß sie zugleich sehr geschickte Sänger sind. Die Privat-Theater befriedigen die Schaulust der arbeitenden Klassen in anständiger Weise. Die unter der Restauration gegründete literarische Schule pflegt gern die kaiserliche Periode mit Verachtung zu behandeln; wie es sich auch mit den literarischen Verdiensten jener Zeit verhalten mag, so viel muß man zugeben, daß die damalige Theater-Ordnung einen lebhaften Wetteifer unter den Schriftstellern und Schauspielern entwickelte und zum materiellen Gedeihen der Theater viel beigetragen hat.

Das Gesetz, das dieser Einrichtung zu Grunde liegt, besteht noch heute; denn die Gesetzgebung vom September 1835 hat nur die Prinzipien bestätigt, welche die Juli-Revolution eine Zeit lang in Frage stellte. Nur haben in der letzten Zeit neue Konzessionen, die man leichtsinnig, und ohne die Bedürfnisse des Publikums und das Interesse der Kunst zu berücksichtigen, bewilligte, das zum Gedeihen der Theater erforderliche Gleichgewicht aufgehoben. Was die Theater der Departements betrifft, so werden die bedeutendsten Städte des Königreichs von 28 stehenden Truppen exploitirt; 18 Arrondissements-Truppen versehen die größeren Städte einer gleichen Anzahl von Kreisen, die eigens hierzu abgesteckt sind; 22 wandernde Truppen durchziehen die kleineren Orte derselben Arrondissements; 4 Truppen endlich stehen außerhalb dieser Kategorieen. Die meisten bedeutenden Städte tragen aus ihren Mitteln zur Erhaltung ihrer Theater bei; an manchen Orten belaufen sich diese Beiträge auf 80,000 Franken. Die Stadt Rouen, die sich bisher dieser Last entzogen, wird als eine Ausnahme angeführt.

II. Die Theater-Censur.

Trotz der verfassungsmäßigen Preßfreiheit unterliegen sowohl in Frankreich als in England die dramatischen Aufführungen einer präventiven Censur, und obwohl die konstituirende Versammlung hier, wie überall, die unbeschränkteste Freiheit verkündete, konnte sich doch das Theater der Aufsicht der Behörde nicht entziehen. Wo es die Regierung nicht that, übten die Factionen eine furchtbare Censur aus. Am 31. August 1792 erklärte die legislative Versammlung, indem sie von neuem die Freiheit der Bühnen-Vorstellungen sanctionirte, „daß sie damit keineswegs den polizeilichen Anordnungen vorgreifen wolle, welche sie wegen des Einflusses der Theater auf die Sitten und die schönen Künste für nothwendig finden könnte". Während der Schreckenszeit mißbilligte der Konvent den Beschluß des Pariser Gemeinderaths, welcher das Stück l'Ami des lois verbot, erklärte aber zugleich, daß „jedes Theater, auf welchem Stücke dargestellt würden, die die Tendenz hätten, den öffentlichen Geist irre zu führen und den schimpflichen Aberglauben des Königthums wieder zurückzurufen, geschlossen und die Direktoren verhaftet und nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollten", und in demselben Moment billigte er die Schließung des Théâtre-Français, „weil die Schauspieler und das Repertoire desselben aristokratischen Geistes beschuldigt wurden." Niemals wird irgend eine Censur so drückend seyn, als solche Drohungen und in einer solchen Zeit; daher beeiferten sich auch Theater und Schriftsteller um die Wette, die vorausgehende Prüfung der Stücke als eine Gunst nachzusuchen. Wir haben den Brief eines Schriftstellers jener Zeit gesehen, welcher um die Censur der Polizei bat, weil der Direktor des „Theaters der Sansculotten", den sein Titel noch nicht hinreichend beruhigte, kein Stück anders als unter dieser Bedingung annehmen wollte. Bekanntlich hatte das Dekret vom 12. Germinal des Jahres II. die Minister abgeschafft und an ihre Stelle zwölf Kommissionen eingesetzt: die Kommission für den öffentlichen Unterricht hatte die Aufsicht über die Schauspiele und Nationalfeste. Diese Kommission erließ am 25sten Floreal ein Edikt, das nicht publizirt wurde und welches ausdrücklich die Censur wiederherstellt, indem es allen Theatern befiehlt, ihr Repertoire mitzutheilen. Man hat die in Folge hiervon eingereichten Bogen und die Bemerkungen der Administratoren jener Zeit aufbewahrt. Nichts giebt ein besseres Bild von jener Epoche. Binnen drei Monaten werden von 151 censirten Stücken 33 verworfen und 25 werden verändert. Das ganze ehemalige Repertoire wird einer Prüfung unterworfen; die Censur erklärt die unschuldigsten Werke für „schlecht", fast alle Komödien Molière's, Nanine, Beverley, den Prahler, das Spiel der Liebe und des Zufalls, den Verschwender, den Spieler,

den Advokaten Patelin und zwanzig andere Komödien; sie fordert Verbesserungen in dem Devin de village, dem Familienvater, der Metromanie, in Lemierre's Wilhelm Tell, obwohl man diesem schon den anderen Titel: les Sansculottes Suisses gegeben hatte; der Ausgang im „Brutus" und in „Cäsar's Tod" muß verändert werden; „Mahomet" wird als „Parteihaupt" verboten. Dafür werden folgende Stücke zugelassen; wir kennen nur ihre Titel, die aber hinreichend den Inhalt andeuten: Wieder ein Priester, Keine Bastarde mehr in Frankreich, die Päpstin Johanna, Aesop ein Republikaner, der Tod Marat's, der Geist der Priester, die Verbrechen des Adels. Die Theater kommen diesen Verstümmelungen zuvor; sie zeigen an, daß man die Qualificationen der verdächtigen Personen verändert hat. Das Ambigu-Comique schreibt, daß man „in allen alten Stücken statt monsieur das Wort citoyen setzt". Das Repertoire der komischen Oper endet mit der Bemerkung: „Die obigen Stücke mit dem Zusatz arrangée sind solche, in welchen große Herren vorkamen; die, welche diesen Zusatz nicht haben, waren nicht in diesem Fall und enthielten nichts, was an die alte Ordnung erinnerte."

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Briefe über Spanien.

II. Ein Besamanos-Tag der jungen Königin.

Madrid, 10. Oktober 1843.

Die Königin vollendet heute ihr dreizehntes Jahr. Die Regierung hat diesen Geburtstag mit der größten Pracht gefeiert. Gestern Abend brachten vierzehn Musik-Chöre, Militair- und Privat-Kapellen, unter den Fenstern des Schlosses Ihrer Majestät eine lange Serenade. Heute Morgen erschienen die Minister, der ganze Hof und die Servidumbre, die Beamten des Palastes, vor der Königin, um ihr ihre Huldigung darzubringen. Mittags versammelten sich das ganze diplomatische Corps, die Generale, Bischöfe, Offiziere der Garnison und alle Körperschaften der Stadt im Schlosse und erwarteten die Königin in dem Thron- und in dem sogenannten Uhr-Saal.

Wer nicht Augenzeuge war, wird sich kaum einen deutlichen Begriff von der Großartigkeit und Pracht machen können, mit welcher die Ceremonie des Handkusses vollzogen wurde. Die Königin und ihre Schwester waren in weiße, goldgestickte Roben gekleidet, über welche sie grüne, reich mit Edelsteinen besetzte Mantillen trugen. Werthvolle Brillanten glänzten in ihren Haaren. Der größte Theil der Damen, die Ihre Majestät umgaben, die Fürstinnen von Sta. Cruz, Medina-Celi, Villa-Hermosa, Alba, Noblejas, Abrantes, Miraflores trugen weiße Roben und darüber grüne, goldgestickte, oder blaue, silbergestickte Mantillen.

Um die Mittagstunde kam die Königin aus ihren Zimmern und setzte sich auf den Thron. Ihre Schwester, die Infantin Doña Luisa, nahm zu ihrer Linken, eine Stufe niedriger, Platz. Zur Rechten des Thrones standen der jetzige Vormund, der General-Capitain Castaños, und der Graf Sta. Colonna, zur Linken die Aya (Hofmeisterin), Marquise von Sta. Cruz, und alle Hofdamen in einer Reihe. Hinter dem Throne standen die Minister, die Generale und die Hofleute.

Diese Ceremonie, die an den meisten Höfen nicht mehr gebräuchlich, ist mir immer sehr imposant erschienen. Ich habe sie in zwei Monarchieen gesehen, die einander in ihren Prinzipien völlig entgegengesetzt sind, in Rußland und Spanien. In Madrid aber, muß ich gestehen, ist sie mir majestätischer vorgekommen. In Rußland steht die Kaiserin während der Ceremonie, die erste Reverenz gilt dem Kaiser, der zur Rechten der Kaiserin placirt ist, und die Männer machen nur eine leichte Verbeugung, indem sie ihr die Hand küssen. Dem Kaiser wird nie die Hand geküßt, während dies in Spanien allen Gliedern der königlichen Familie geschieht. Die Königin sitzt auf dem Thron, und ein Jeder beugt ehrfurchtsvoll, ehe er ihre Hand küßt, ein Knie vor ihr.

Der General Narvaez trat, in seiner Eigenschaft als General-Capitain, zuerst zum Handkuß vor. Ihm folgten alle Generale und viele Offiziere der Garnison, und diesen die Staats-Körperschaften und die Vertreter der Bürgerschaft. Der Infant Don Francisco war durch eine Unpäßlichkeit abgehalten, am Hofe zu erscheinen, die übrigen Glieder seiner Familie aber waren gegenwärtig.

Als die Ceremonie beendigt war, erhob sich die Königin und trat an das diplomatische Corps heran, das dem Throne gegenüberstand und Zeuge der ganzen Feierlichkeit gewesen war. An Jeden von den Repräsentanten der verschiedenen Mächte richtete sie mit Anmuth einige passende Worte, und den französischen Geschäftsträger konnte sie schon in seiner Sprache nach der Gesundheit des Königs und der königlichen Familie fragen.

Während der ganzen Feierlichkeit bewahrte die Königin, obgleich Aller Augen auf sie gerichtet waren, einen unbefangenen Ernst. Ihre Art zu grüßen, die Gesten und Mienen, mit denen sie ihre Worte begleitet, sind würdig und frei von aller Künstelei, so daß ihre Umgebung darüber erstaunt ist, wie rasch sie sich in die Rolle einer liebenswürdigen und achtunggebietenden Königin hineingelebt hat.

Um vier ein halb Uhr fuhren die Königin und die Infantin in einem bedeckten Wagen zur Grundsteinlegung des künftigen Kongreßhauses. Eine Abtheilung Kavallerie eröffnete den Zug, die Offiziere der Leibgarde ritten in Parade-Uniform unmittelbar vor dem Wagen Ihrer Majestät, an den Seiten der Kriegs-Minister und der General Narvaez. Die Dienerschaft der Königin war äußerst reich gekleidet, die Jokey's nach alter spanischer Mode. Die Linientruppen bildeten Spalier durch alle Straßen, die der Zug passirte. Fenster und Balkons waren glänzend ausgeschmückt, und eine unübersehbare Menge drängte sich längs dem Wege der Königin, die für jedes Zeichen der Theilnahme einen anmuthigen Dank und Gruß hatte. Ein aus Holz gezimmertes, aber reich verziertes Zelt war zur Aufnahme der Königin bestimmt. Der Platz, den der neue Kongreß-Palast einnehmen soll, war mit werthvollen Tapeten bedeckt, auf denen man Plätze für den Hof und die hohen Beamten reservirt hatte. In gewissen Zwischenräumen hatte man Maßbäume aufgerichtet, an denen die Banner Castiliens flatterten.

Vor dem Throne standen auf Tischen, die mit Sammet bedeckt waren, die Geräthschaften, welche bei der Ceremonie gebraucht werden sollten. Der Minister und eine Kommission, die für diese Feierlichkeit ernannt worden war, führten die Königin und ihre Schwester auf ihre Plätze. Der Conseil-Präsident hielt eine angemessene Rede. Die Königin näherte sich darauf dem Orte, wo der Stein aufgehängt war, den man einsenken wollte, der Minister des Innern reichte ihr eine goldene Kette, die mit den Stricken in Verbindung stand, an denen der Stein heruntergelassen wurde. Darauf übergab man ihr eine silberne Kelle und etwas Mörtel in einer silbernen Schüssel, wovon sie selbst einen Theil auf den Stein strich. Dann verlas der Minister des Innern die Akte der Ceremonie, die von allen Ministern unterzeichnet war, und reichte der Königin ein Bleikästchen, in welches sie verschiedene Münzen, ein Exemplar der Constitution von 1837, die Akte der Ceremonie mit dem betreffenden Gesetz-Artikel, die Journale jenes Tages und die Kelle legte, deren sie sich bedient hatte. Dann legte man einen zweiten Stein darüber.

Nach der Feierlichkeit begaben sich die Königin und ihre Schwester in den Prado, wo sie einer großen Musterung beiwohnten, die General Narvaez veranstaltete. Die vollkommenste Ordnung und die größte Ruhe herrschten während des ganzen Tages. Des Abends war die Stadt erleuchtet.

England.

Das Elend der Fabrikarbeiter in Manchester.

(Schluß.)

Der aristokratische Charakter der Gesellschaft trägt ebenfalls das Seinige zu diesen Zuständen bei. Wenn nämlich das Volk an einem schönen Sonntage aus Manchester herausgehen wollte, wo sollte es hingehen! Die Stadt hat keine öffentlichen Promenaden, keine Gärten, nicht einmal eine Gemeindewiese. Die Bevölkerung, die der dumpfigen Stadtluft entfliehen will, würde auf die staubigen Landstraßen angewiesen seyn. Der größte Theil des englischen Landes gleicht einem fortlaufenden Parke, selbst noch im Umkreise von Manchester, und die armen Arbeiter sitzen davor, wie die Hebräer vor dem gelobten Lande. Die Aristokratie hat den grünen Boden unter sich getheilt und lebt dort in Ueberfluß, aber es scheint, als fürchte sie auch nur ein Theilchen den Menschen zu ihrem Vergnügen zu überlassen, die die Säulen ihres Reichthums und ihrer Macht sind. Selbst die Kirchhöfe und die botanischen Gärten sind Sonntags geschlossen. Was bleibt also übrig, als die Schenke?

Diese Art, den Tag des Herrn zu begehen, ist nicht neu in Manchester. Als Karl I. im Jahre 1618 aus Schottland kam und die Grafschaft Lancaster durchreiste, fand er, daß die Arbeiter, nachdem sie sich die ganze Woche schwer gemüht hatten, sich nicht einmal Sonntags eine Erholung gönnten. Später erkannte er, daß auch die Einwohner der anderen Grafschaften, nur nicht in solchem Grade, an diesem Fanatismus litten. Er erließ daher ein Edikt, das gegen die Gewalt protestirte, welche den Neigungen des Volks durch die puritanischen Prediger angethan würde, und bestimmte, daß es nach dem Gottesdienste den Männern und Frauen gestattet sey, sich allen erlaubten Erholungen hinzugeben, als da sind: Tanzen, Springen, Voltigiren, Bogenschießen, Maibäume pflanzen, und, was den Puritanern als Götzendienst erscheinen mußte, die Frauen sollten die Kirchen mit Blumen und Blättern schmücken dürfen. — Die Revolution von 1688 unterdrückte diese merkwürdige Reaction der Stuart's gegen die religiösen Vorurtheile Großbritaniens im Keime, und aus dem lustigen England wurde das fromme. Lord John Manners erzählt in einer neuen Broschüre, daß Georg I. die Idee hatte, die Volksfeste und Spiele wieder herzustellen; aber was vermögen die Pläne eines einzelnen Menschen, selbst wenn er ein König ist, dem Geiste einer Religionsgemeinschaft gegenüber, der sich in den Sitten des Landes verkörpert hat?

In den Manufaktur-Distrikten ist die arbeitende Bevölkerung periodischen Krisen ausgesetzt, welche die Arbeit suspendiren, die Familien dem Hunger preisgeben, kurz, dieselben Wirkungen hervorbringen, wie eine schlechte Aerndte in den Ackerbau-Distrikten. Es giebt, ohne gar von dieser vorübergehenden Noth zu sprechen, in den großen Fabrikstädten immer einen Fonds von Elend, der von Jahr zu Jahr wächst. Trotz des erhöhten Lohnes und der unausgesetzten Arbeit verarmt Manchester immer mehr, je älter es wird. Von 1829 bis 1833, also vor der Reform der Armengesetze, verdoppelte sich die Zahl der Armen. Seit dem Armengesetze von 1834 herrscht in der Verwaltung der öffentlichen Mildthätigkeit mehr Ordnung als früher, auch das Ausgabe-Budget für die Armen ist kleiner geworden, aber dessenungeachtet ist Beides, Ausgaben sowohl als Armuth, wieder im Steigen begriffen.

Das deutlichste Zeichen des Elends in Manchester ist, wie unter dem armen Volke in Paris, die Leichtigkeit, mit der sich die Arbeiter entschließen, in ein Hospital zu gehen, wenn sie krank werden; dort werden auch in Manchester die meisten Kinder geboren. Wo Geburten und Sterbefälle in so großer

Anzahl außerhalb der Familie unter dem Schutze milder Anstalten vorkommen, da steht es schlecht um den gesellschaftlichen Zustand.

Das Elend wirkt seinerseits wieder zurück und bringt Unmäßigkeit hervor, denn in den ärmsten Quartieren von Manchester findet man die meisten Branntweinstuben. Am nachtheiligsten aber wirkt es auf die arbeitenden Klassen, daß ein großer Theil der Arbeiter nicht in Manchester ansässig ist. Diese fremden Arbeiter sind nicht mit denen zu vergleichen, welche alljährlich aus Lothringen und Limousin in der guten Jahreszeit nach Paris kommen und dort sechs bis sieben Monate als Maurer, Steinhauer und Zimmerleute an den Bauten arbeiten. Dies sind Leute, die einen eigenen Heerd und eine eigene Familie haben, zu der sie jeden Winter wieder zurückkehren. Sie verkehren nur mit einander und mischen sich nicht unter die Vagabunden, von denen die Kneipen wimmeln. Der Gedanke an die ferne Heimat schützt sie vor Liederlichkeit und Verschwendung. In Manchester aber sind es ganze Familien, die von Stadt zu Stadt, von Fabrik zu Fabrik ziehen, um Arbeit zu suchen, und nirgends zu Hause sind. Diese Unglücklichen wohnen in schmutzigen Herbergen, oft mehrere Familien in einer Stube, und zahlen 3 Pence für das Bett. Ihre enge, verpestete Wohnung kommt ihnen aber weit theurer zu stehen, als dem ansässigen Arbeiter seine gesunde. Da sie in den Tavernen essen, können sie nicht ökonomisch leben, obgleich sie sich zu der kränklichen Kartoffelkost bekennen. Um das Unglück voll zu machen, ist ihr Lohn meistens geringer als der der etablirten und schon bekannten Arbeiter. Aus den Berichten der statistischen Gesellschaft geht hervor, daß im Jahre 1836 12,300 Arbeiter in Herbergen wohnten.

Doch dies ist noch nicht Alles. Die Arbeiter sind in Berührung mit den Bettlern, Spitzbuben und Prostituirten, und es ist daher nicht nur ihre Moralität, sondern auch ihre Gesundheit gefährdet. „Die Eigenthümer dieser Fiebernester", sagt Doktor Ferriar, „stellen in jede Stube so viel Betten, als nur hineingehen. Diese Betten stehen so eng neben einander, daß kaum ein Mensch durch die Zwischenräume gehen kann. Das Schauspiel, das diese Orte während der Nacht darbieten, ist wahrhaft kläglich. Alle Betten sind besetzt von Männern, Frauen oder Kindern; auf dem Boden liegen die ekelhaften Lumpen, in die sie gekleidet waren, und ihre Habe. Die dunstige und heiße Atmosphäre ist für Jeden unerträglich, der aus der freien Luft in diese Kammern kommt. Doch auch am Tage sind sie nicht gesünder. Immer findet man mehrere Personen im Bette. Einer ist krank, ein Anderer ruht von den Orgien der vergangenen Nacht aus, ein Dritter hat keine Arbeit und vertreibt sich auf diese Weise die Zeit, oder er schläft am Tage, weil er von irgend einem nächtlichen Gewerbe lebt. Die Fenster bleiben beständig verschlossen, für Luftzug ist nirgends gesorgt, und die verderbte Atmosphäre vergiftet die neuen Ankömmlinge, die gegen ihre gefährliche Einwirkung noch nicht durch Gewohnheit abgestumpft sind. In den Kellerwohnungen wird immer die hinterste Kammer zur Schlafstube benutzt, da sie aber gewöhnlich kein Fenster hat, erhält sie nur durch die Thür Licht und Luft. Den Krankheiten also ist hier das günstigste Terrain eröffnet. Die Ausdünstungen einer in solchen Wohnungen zusammengedrängten Menschenmasse wirken nicht weniger kontagiös, als verwesende Leichname oder schmutzige Straßen ohne Abfluß. Doktor Howard, der erfahrenste Arzt in Manchester, bemerkt, daß die Fieber in dieser Stadt vorzüglich im Winter wüthen, also zu einer Zeit, wo sich die Herbergen übermäßig anfüllen und die Sonne zu wenig Wärme ausstrahlt, um alle Unreinigkeiten einer großen Stadt zersetzen zu können. Im Jahre 1832 grassirte die Cholera besonders in den Herbergen und richtete dort solche Verheerungen an, daß allein in einem Hause von 18 Personen acht starben."

Bis zur Erscheinung der Cholera hatten sich die Behörden wenig um den inneren Zustand der Stadt gekümmert. Zu dieser Zeit aber errichtete man in aller Eile ein Gesundheits-Comité, das die Armen-Viertel untersuchte und eine Schilderung derselben veröffentlichte, die in ganz England einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervorbrachte. Jetzt erfuhr man, daß von 687 Straßen 284 gar nicht, 53 nur theilweise gepflastert und 352 durch Unrath und fauliges Wasser fast unwegsam gemacht waren. Von 6951 Häusern, welche die Kommission besuchte, waren 2565 so infizirt, daß augenblicklich eine Chlorkalk-Räucherung nöthig war; 960 fand man baufällig, 1435 feucht, 452 ohne Vorrichtungen zum Luftzug und 2221 ohne die unentbehrlichsten Mittel zur Reinlichkeit. Die folgende Schilderung der Viertel Klein-Irland und Gibraltar mag zeigen, in welchem Koth und welcher verpesteten Atmosphäre die ärmsten Arbeiter leben mußten.

Klein-Irland liegt auf einer niedrigen, morastigen Landzunge, die häufigen Ueberschwemmungen und den ungesunden Ausdünstungen des Bodens ausgesetzt ist, zwischen einer Abdachung, über die die Straße nach Oxford führt, und einem Arme des Medlok, der durch eine Art von Schleuse gedämmt ist. Die Häuser liegen so tief, daß die Schornsteine, obgleich sie ziemlich hoch sind, doch kaum die Höhe der Landstraße erreichen. Der Fleck ist klein und hauptsächlich von der ärmsten irischen Bevölkerung bewohnt. Mehrere Häuser haben Keller, die kaum das Niveau des Medlok erreichen und gewöhnlich einige Zoll weit mit Wasser gefüllt sind. Hier verbergen sich die Diebe und Banditen Manchesters, denen die wirklichen Bewohner nur zu sehr in Neigungen und Sitten ähnlich sind. Ferner ist Klein-Irland von zwei Reihen der größten Fabriken eingeschlossen, die mit dem Rauche ihrer Essen diesen Sitz des Jammers bedecken.

Auf der anderen Seite der Stadt, an dem Ufer des Irk, gegen den die Bievre in Paris, selbst ehe sie gereinigt ist, klar wie ein Gebirgsbach erscheint, liegt Gibraltar. Es besteht aus einer Gruppe von verfallenen Häusern, die in einen Kessel zwischen zwei sich begegnenden Abdachungen gebaut ist und vom Irk umflossen wird. Eine ungeheure Gerberei, von acht Stockwerken Höhe, welche die Luft durch den Gestank ihrer Felle verunreinigt, wirft ihren Schatten über die traurigen Wohnungen. Den Fluß weiter aufwärts liegen Leim- und andere Fabriken, und diesseits desselben ein Kirchhof. Man gelangt hierher nur durch sehr enge und bedeckte Gassen, die in die Straße Long-Millgate münden, und muß auf Steinstufen bis an das Wasser herabsteigen.

So standen die Sachen vor acht Jahren. Seitdem hat man zwar viele Reformen versucht, aber noch ist wenig vom Erfolge zu sehen. Dr. Howard findet den Zustand sogar trauriger. In der That haben auf dem offenen Platze, der den Mittelpunkt von Klein-Irland bildet, die Bewohner mehrere Schweineställe errichtet, die, wo möglich, den Platz noch schmutziger machen. Ohne Zweifel ist keine Mühe und Ausgabe gescheut worden, um den Gesundheitszustand zu verbessern, viele Straßen wurden seitdem gepflastert, viele Abzugs-Kanäle angelegt, auch werden die Reinigungs-Anstalten besser geleitet und überwacht; aber diese theilweisen Fortschritte bedeuten nichts im Vergleich zu dem, was noch zu thun ist. Je öfter die inneren Theile der Stadt gereinigt werden, sagt Dr. Howard, desto mehr Schmutz häuft sich in den Vorstädten an, und wenn man hierzu rechnet, daß die Leute ohne Umstände alle Unreinigkeit auf die Straße werfen, so kann man erwarten, daß diese Straßen bald mit den Kloaken, die man neuerdings angelegt hat, rivalisiren werden. Diese Schilderungen erinnern an Walter Scott's Dorf Tully-Veolan, das bloß von Hunden und Schweinen rein gehalten wurde. Was diese nämlich von dem Schutt und Koth nicht fraßen, blieb vor den Thüren der Häuser liegen.

Manchester ist, nach dem Ausspruch eines anderen Arztes, Roberton, eigentlich nur ein ungeheures Dorf, das ohne Plan gebaut ist. Jedes von den acht Quartieren, aus denen die Stadt besteht, hat seine besonderen Polizei-Gesetze. Ausgenommen in den Hauptstraßen, darf jeder Eigenthümer bauen, wie und wohin es ihm beliebt, ohne sich an ein Reglement zu kehren. Man kann solid oder leicht bauen, sich Lachen auf der Straße graben oder todte Hunde und Katzen vor die Thür werfen, nichts von alledem beunruhigt die Polizei.

Es werden jährlich 5000 Pfd. Sterl. auf die Straßen-Polizei verwendet. Aber die Einrichtung derselben ist mangelhaft, und die Summe reicht nicht aus. Die Straßen erster Klasse werden täglich einmal, die der zweiten alle vierzehn Tage, die der dritten alle Monat gereinigt. Jedoch für Instandhaltung der Höfe und Armen-Viertel ist keine Summe ausgesetzt. Man sieht, die städtische Verwaltung in Manchester ist nicht weniger aristokratisch, als die in London und Liverpool. Auch hier besteht die Stadt aus zwei Städten; auf der einen Seite: Licht, Raum, Gesundheitsmaßregeln; auf der anderen Alles, was die Existenz vergiften und abkürzen kann: Ueberfüllung der Wohnungen und der Familien, Dunkelheit, Feuchtigkeit, schlechte Atmosphäre!

Man darf sich also nicht darüber wundern, daß die Sterblichkeit in den verschiedenen Klassen der Einwohner nicht gleich groß ist. Die mittlere Lebensdauer für die höheren Stände (professional persons and gentry) ist 38, für die Krämer, die oft in ungesunden Gewölben leben, 20 und für die Fabrikarbeiter und Tagelöhner 17 Jahre. Dagegen stirbt in dem Kirchsprengel Brougthon, einer von Manchester abhängigen Landgemeinde, von 63 Menschen einer. Welche staatsökonomische Abhandlung würde beredter sprechen, als die einfache Vergleichung dieser Zahlen? Ein unnatürlicher Zustand ist es, in welchem eine Klasse von Menschen, so zu sagen, das Monopol der Existenz an sich reißt, in welchem ein Fabrikherr viermal so alt wird als sein Arbeiter, in welchem für den größeren Theil das Leben ohne Mannes- und Greisenalter mit der Jugend zu Ende geht. — Gewöhnlich sterben in den Manufaktur-Distrikten eben so viele Personen vor dem zwanzigsten Jahre, als in den anderen Distrikten, selbst in London, vor dem vierzigsten sterben. Von 1000 Kindern, die in der arbeitenden Klasse zu Manchester geboren werden, erliegen 570 vor ihrem fünften Jahre. Diejenigen, welche das dreißigste Jahr überleben, ältern schnell; ein Spinner ist schon zu 30 Jahren zur Arbeit unfähig. Das Aussehen der Arbeiter bestätigt diese traurigen Schilderungen. Sie sind blaß und hager, ihren Physiognomieen fehlt es an Leben. Die Frauen sind nicht schön, die Männer mehr reizbar als kräftig. Die Regimenter, welche in Lancashire ausgehoben sind, ertragen, nach der Aussage ihrer Offiziere, die Beschwerden nicht. Es ist augenscheinlich, daß sich die Race verschlimmert. Einige fühlen diese Versunkenheit ihrer Gattung selbst, wie folgendes Aktenstück beweist, das ein 51jähriger Arbeiter im Jahre 1833 in die Hände der Untersuchungs-Kommission legte:

„Als ich 1801 nach Manchester kam", erzählt er, „waren die Arbeiter besser genährt und gekleidet, sittlicher und kräftiger als jetzt. Die heutige Generation von Kindern ist schwächer, als es die damalige war. Sie saugt keine so nahrhafte Milch; die Mütter können sich nicht mehr mit den Kindern beschäftigen, sie sind lasterhaft und schamlos geworden. Als ich anfing, bei der Baumwollen-Fabrication zu arbeiten, waren die Arbeiter nicht direkt zu dieser Manufaktur vorbereitet worden. Man nahm Tischler, Zimmerleute, selbst Kohlengräber und machte Spinner aus ihnen. Sie bekamen guten Lohn, obgleich diejenigen die schlechtesten Arbeiter waren, welche man aus anderen Gewerken herübergenommen hatte. Diese Leute brachten in unsere Fabriken Frauen mit, die, gleich ihnen, nur im Freien zu arbeiten gewohnt waren. Ihre Kinder, die in den Manufakturen erzogen wurden, hatten schon eine schwächere Constitution, und die Kinder dieser Kinder haben sie noch schwächer. Die Erinnerungen aus jener Zeit werden meinem Geiste stets gegenwärtig bleiben. Ich sehe noch so deutlich meine damaligen Genossen vor mir, als wären sie nie gestorben. Die Menschen, welche mich jetzt umgeben, sind ihnen

nicht ähnlich. Ich lebe bereits in der dritten Generation von Arbeitern. Noch einige meines Alters sind übrig, die ihr Leben damit hingebracht haben, die Mule-Jenny zu drehen, aber ihr Geist ist schwach geworden und vertrocknet. Sie sind den Kindern ähnlicher als sich selbst, so wie sie vor zwanzig Jahren waren. Ich kenne mehrere Beispiele von Fabrikarbeitern, die in ihrer Jugend für klug galten und jetzt, obgleich sie jünger sind als ich, ihre geistigen Kräfte verloren haben. Die lange Arbeitszeit und die Hitze in den Spinnereien bringen geistige und körperliche Erschöpfung hervor. Die Arbeiter haben keinen Appetit, sie greifen darum zum Branntwein oder Bier, werden Spieler und Trunkenbolde, vergiften ihren Körper und schwächen ihren Geist. Ueberdies entziehen sie, was sie auf diese Weise ausgeben, den Bedürfnissen ihrer Kinder."

Was hier von den Arbeitern in Manchester gesagt wird, kann mit demselben Rechte auf die Arbeiter in allen Hauptsitzen der Industrie angewendet werden. Die Wynds in Glasgow sind von eben solchen Banden bewohnt, wie Klein-Irland und Gibraltar. Die Rue des Etaques in Lille, das Viertel Martainville in Rouen bieten, natürlich in geringerer Ausdehnung, ebenfalls das Schauspiel der Noth und Prostitution dar. Die Klasse der Fabrikarbeiter entartet auf dem Kontinent wie in Großbritanien, sie liefert uns skrophulöse, kampfesunfähige Bürger, die ihr Vaterland aufregen, ohne es vertheidigen zu können.

In diesen arbeitenden Haufen trifft man auf einen ganz eigenthümlichen Widerspruch: Noth und Arbeit, die größten Laster und der emsigste Fleiß liegen neben einander. Im Allgemeinen sind Völker nur arm, weil sie keine Industrie haben, und ihre Moralität steht immer im Verhältniß zu ihrem Fleiße. Unsere moralischen Bücher sind voll von Sprüchen, die diese Behauptung wiederholen, unsere Gesetze verbieten den Müßiggang, kurz die moderne Gesellschaft scheint die Arbeit zu ihrer Göttin gewählt zu haben. Ich mag mich diesem Kultus nicht widersetzen. Ich weiß, daß die Arbeit nicht nur dem Bösen die Thür verschließt, sondern auch den Körper stärkt und den Willen kräftigt, der sich durch sie die Elemente unterwirft. Ich weiß, daß die Arbeit sogar das Gesetz des Daseyns ist, aber man darf sie so wenig wie die Muße mißbrauchen. Der Mißbrauch der Arbeit bei den Völkern des Nordens führt eben so sicher zur Entartung der Seele und des Körpers, als das Farniente bei den Völkern des Südens. Die Parlaments-Akten der letzten funfzehn Jahre in Bezug auf die Manufaktur-Distrikte geben den besten Beweis für diese Behauptung.

Mehrere Aerzte haben erklärt, daß das Uebermaß der Ermüdung nothwendigerweise die Arbeiter darauf bringe, sich durch geistige Getränke zu ermuntern. Andere meinen, daß diese Abspannung die sinnlichen Begierden erwecke und begünstige. Die Frauen, da sie die Beschäftigungen der Männer theilen, fallen natürlich denselben Lastern anheim. In manchen Spinnereien werden sie täglich siebzehn Stunden beschäftigt, von denen volle funfzehn und eine halbe auf die Arbeit kommen. Was die Kinder betrifft, so sieht man sie, besonders in Schottland, nach einer mühevollen Woche den Sonntag im Bette zubringen. Es giebt keine Pflichten, keine Erziehung mehr in den Familien. Die Mütter, um sich nicht während der Fabrikzeit mit den Kindern beschäftigen zu dürfen, geben ihnen ein Opiumtränkchen, andere lassen die Säuglinge unter der Aufsicht ihrer kleinen Brüder oder Schwestern, woher es geschah, daß in einem Jahre unter 407 auf unnatürlichem Wege Gestorbenen 110 Kinder waren, die durch siedendes Wasser oder durch Feuer verbrannt wurden. Entgehen die Kinder diesen Gefahren, so wachsen sie ohne die Spur einer Bildung ihres Gemüths und Geistes auf. In den Glasgower Wynds und gewiß auch in Manchester giebt es Kinder, die eine völlig thierische Lebensweise führen und nicht einmal Namen haben.

Wir dürfen es nicht leugnen, das englische Volk und vorzüglich die Einwohnerschaft der Grafschaft Lancaster ist zur Arbeit geschaffen. Die Natur verlieh ihm hierzu einen unbeugsamen Willen und Nerven von Stahl. Die Lancastrier sind ohne Widerrede die besten Arbeiter der Erde, ihrem rastlosen Eifer verdankt die Industrie die raschesten und zweckmäßigsten Methoden; aber eben diese fieberhafte Thätigkeit, die über das Maß hinaus gespannt ist, muß sie entnerven. Das Ueberarbeiten, over-working, ist eine Krankheit, welche Lancashire England, England Europa eingeimpft hat; Manchester ist ihr Typus, und das ganze Land, selbst die Verfassung, ist von ihr getränkt. Die Politik geht hierin gleichen Schritt mit der Industrie. Die Mitglieder des Unterhauses widmen den Tag ihren Privatgeschäften und die Nacht der Diskussion der Staats-Angelegenheiten. Soll nun noch Zeit geschafft werden für Studium, Korrespondenz, politischen und freundschaftlichen Umgang, was wird dann das Leben, als eine Parforcejagd? (Léon Faucher. — R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— **Antigone in Berlin und Paris.** J. Janin, der bis jetzt über die Aufführung der Antigone geschwiegen, ist in seiner nun im Journal des Débats erschienenen Beurtheilung nicht minder entzückt davon, als es bisher noch alle Stimmen waren, die sich darüber aus Paris vernehmen ließen. Wir gönnen dem greisen Tieck, der von der jungen deutschen Kritik und selbst von dem nicht mehr der jüngeren Generation angehörenden edeln Grillparzer, aus einem sonst ganz löblichen, hier aber am unrechten Ort angebrachten Eifer für die Gegenwart, wegen seiner Wiedererweckung des antiken Drama's angegriffen wurde, diesen ihm vom Auslande bereiteten Triumph. Es hat uns Freude gemacht, mit Bezug auf unsere Bemerkung in Nr. 67 des Magazins zu vernehmen, daß die „Antigone" auf unserer Bühne bald, ja vielleicht noch vor Ausgang dieses Monats, wieder gegeben werden soll, und zwar hat Herr Hendrichs an der Stelle des nach Dresden abgegangenen Herrn Ed. Devrient die Rolle des Hämon übernommen. Wir wollen dafür gern auf die Wiederholung eines anderen Stückes verzichten, das, wenn es auch der deutschen Literatur selbst angehört und dem Wiedererwecker der „Antigone" viel näher steht, als diese, doch auf das Leben in der Gegenwart keinen Anspruch mehr hat.

Wir lassen hier aus Janin's Feuilleton einige Bemerkungen folgen: „Das sind fürstliche Spiele, und in der That scheint es uns, daß es ein wahrhaft königlicher Gedanke war, den berühmten und gelehrten Dichter Tieck und den großen Meister Mendelssohn zu einer Reproduction der Antigone des Sophokles aufzufordern. Wie der Dichter und der Komponist es angefangen, die Wiederaufführung eines Stückes möglich zu machen, das vor nicht weniger als zweitausend zweihundert vier und achtzig Jahren gegeben wurde? Wir vermögen das nicht zu sagen, doch so viel scheint uns ausgemacht, daß Ludwig XIV. selbst bei den Festen des jungen Versailles nicht besser bedient seyn konnte, als es Se. Maj. der König von Preußen war. Eine edle Unterhaltung, eine wissenschaftliche Unterhaltung, ja eine vortreffliche Protestation, und zwar eine, die von sehr hoher Stelle kömmt, gegen die Uebertreibungen und das Delirium des heutigen Theaters! Welcher Triumph, an den er gewiß nicht dachte, für den alten Sophokles, zum zweitenmale vor seinen Richtern zu erscheinen und von diesen durch eine Bewunderung von zweiundzwanzig Jahrhunderten und durch den Beifall der Welt absolvirt zu werden! Ja, sein Triumph ist um so größer gewesen, je unvorhergesehener und unverhoffter er war. Langsam stellte man sich ein, wie zu einer Jahrmarkts-Neuigkeit; „na, das wird recht kurios seyn", meinten die Einen, während die Anderen, gewissermaßen im Namen Racine's, stolz und gütig bemerkten: „Zu seiner Zeit hätten wir es gewiß nicht besser gemacht." Die Ironie schwebte auf allen Lippen, das Mitleid zuckte von allen Schultern: Nun, wir werden sehen und lachen! Plötzlich fällt der Vorhang; wir befinden uns einem Altar, einer Tempel-Façade gegenüber u. s. w." — Herr Janin schildert nun den Eindruck ganz so, wie wir ihn schon kennen, wirft jedoch die Frage auf, ob nicht die Rolle des „Wächters", den er mit dem Todtengräber im Hamlet vergleicht, mit einer lachenden Maske gespielt werden müßte, zu welchem Behufe er auf das Urtheil zweier gelehrten Forscher, der Herren Victor Leclerc und Patin, sich beruft. Am Schlusse seiner Betrachtungen sagt er: „Wie groß auch die unbezweifelbare Erniedrigung des modernen Theaters, die Ermüdung der Einen, die Erschöpfung der Anderen und die Langeweile der Schauspieler seyn möge, welche der der Zuschauer fast gleichkömmt: man kann doch nicht sagen, daß unsere Seele keinen Raum mehr für die großen Empfindungen habe, wenn man gesehen, mit welchen Thränen und Entzückungen diese Antigone begleitet ward. Hier ist Leidenschaft und Wohllaut, Geist und Glaube, Schrecken und Anmuth, Zorn und Klage, göttliche Schönheit und sittliche Größe, Alles, ja Alles ist hier!"

— **Straßenecken-Intelligenz.** Man kennt die Marktschreier-Anzeigen an den Berliner Straßenecken. „Der Geldmangel hat aufgehört", erzählt uns Einer mit ellenlangen Lettern, der damit sagen will, daß man nicht viel Geld zu haben braucht, um sich bei ihm Dinge anzuschaffen, die wie Kleidungsstücke aussehen, während ein Anderer versichert, es sey dem, der ihm die Waare in Kommission gegeben, nur um Verlust zu thun, denn für den Gewinn habe bereits die letzte Lotterieziehung gesorgt. Wir wissen nicht, ob diese industriösen Leute in Paris und London gewesen und dort die Kunst, vielen Lärm um Nichts zu machen, gelernt haben; jedenfalls aber ist die Uebereinstimmung merkwürdig, die zwischen den dortigen Marktschreiern und den hiesigen stattfindet. In Paris richtet Einer auf ganz ähnliche Weise wie jener deutsche Geldspekulant die gewiß sehr vielen Anklang findende Frage an das Publikum: „Avez-vous besoin d'argent?" „Haben Sie Geld nöthig?" Die Antwort kann man sich leicht denken. Ein Anderer lockt durch mysteriöse Anzeigen; er weiß, das Publikum liebt die Pariser „Geheimnisse", auch wenn es sich dadurch betrogen sieht. Also er macht nichts weiter bekannt, als: — „40 francs, r. M..... N° ..." Das Nähere in dem und dem Büreau. — Geht der gute Pariser nun nach dem Büreau hin, so wird ihm dringend empfohlen, für 40 Fr. ein Jahres-Abonnement auf dieses oder jenes Journal zu nehmen, von welchem ihm sogleich eine Anzahl Probeblätter eingehändigt wird und welches außer den allerneuesten Neuigkeiten auch Erzählungen von George Sand, Sue ꝛc. enthält. Und wer kann solcher beredten Empfehlung widerstehen? Nur Eines ist an Pariser Straßenecken nicht zu finden, der Anschlag nämlich, der jetzt immer zahlreicher an den Berliner Eckhäusern wird: „Hier dürfen keine Zettel angeklebt werden." Als ob die Ecke dem Hauseigenthümer allein und nicht auch der Stadt und dem Publikum gehörte! Mit demselben Rechte könnte ein Hauswirth anschlagen lassen: „Hier dürfen keine Straßenlaternen befestigt werden." Die Anschlagezettel wie die Straßenlaternen sind für das Publikum und nicht für die Hauswirthe da, und diese müssen sich die einen wie die anderen gefallen lassen. Was sollte das Publikum wohl anfangen, wenn es allen Eckhäusern einfiele, dieselbe exklusive Gesinnung zu hegen? Es wäre am Ende auf das Haus des Königs beschränkt, auf das Schloß, das allerdings diesen Aristokratismus nicht übt, das aber bei allem seinem Umfang doch nicht groß genug ist, um den Bedürfnissen der „Intelligenz" einer Stadt von 350,000 Menschen zu genügen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 13. Juni 1844.

England.

Sir Robert Adair als Gesandter in Wien.

1806.

Als Fox im Jahre 1806 ans Ruder kam, war es seine angelegentlichste Sorge, den Frieden Europa's auf festem Grunde herzustellen. Er sandte Lord Yarmouth und späterhin Lord Lauderdale zu unmittelbarer Unterhandlung mit Napoleon nach Paris und seinen Freund Mr. Adair nach Wien, um in mehr indirekter Weise, mit Hülfe Rußlands, auf Oesterreich einzuwirken, daß es Frankreich gegenüber eine unabhängigere und gebietende Stellung einnehme. Aber der schrankenlose Ehrgeiz, die eitlen Hoffnungen Napoleon's, gegründet auf Fox's vermeintlichen Jakobinismus, des Letzteren unzeitiger Tod, die Schlacht bei Jena, Oesterreichs Zaghaftigkeit und endlich der Friede zu Tilsit zerstörten alle Aussichten auf einen allgemeinen Friedensbund, dem England hätte beitreten können, und schon 1808 erhielt Mr. Adair eine Note von dem österreichischen Minister Grafen Stadion, der man es ansehen konnte, daß sie von französischem Einflusse diktirt war, und die dahin lautete, daß „alle diplomatische Verbindungen zwischen Oesterreich und England als aufgehoben zu betrachten seyen und sein Herr, der Kaiser, ihn beauftragt habe, Mr. Adair, so wie den zu seiner Gesandtschaft gehörigen Personen, ihre Pässe verabfolgen zu lassen.

Dieser kurze Zeitraum seiner Wirksamkeit am österreichischen Hofe bietet dem gewandten Staatsmanne den interessanten Stoff zu den in dem kürzlich von uns erwähnten Buche *) gegebenen Mittheilungen, die nach der ursprünglichen Absicht des Verf. erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Wir finden darin Auszüge aus seiner diplomatischen Korrespondenz, durch eingestreute Notizen über den damaligen Stand der politischen Angelegenheiten unter einander verbunden, so daß sie dem Leser zu einer übersichtlichen Anschauung derselben verhelfen. Das einleitende Memoire bespricht mit Ausführlichkeit die irrthümlichen Ansichten einiger ausländischen Schriftsteller, besonders Bignon's, über die vermeintlichen Zwecke, welche Fox in seinen Unterhandlungen verfolgt hat; ja es scheint die Zurechtweisung des eben genannten französischen Autors und die Vertheidigung Fox's gegen die Anklage, die Interessen seines Vaterlandes den revolutionairen Ansichten für eine Zeit lang nachgesetzt zu haben, ein Hauptzweck unseres Verfassers, und dieser kontroverse Charakter seines Buches war es, was ihn veranlaßte, es gegen die erwähnte frühere Absicht schon jetzt ans Licht treten zu lassen, um selbst für das darin Behauptete stehen und andere noch lebende Zeugen zur Bekräftigung der Wahrheit aufrufen zu können.

Nach Pitt's Tode war Napoleon selbst das Haupthinderniß des Friedens. Er hatte den umlaufenden Gerüchten von Fox's Vorliebe für Frankreich und seiner Geneigtheit, die französischen Interessen zu vertreten, um so eher Glauben geschenkt, als sie von Feinden wie von Freunden dieses Staatsmannes verbreitet worden waren. Mit den antiquirten Ansichten eines europäischen Gleichgewichtes oder dem Systeme internationaler Bündnisse, meinte Napoleon, würde er von dieser Seite gänzlich verschont bleiben, und setzte später, als er seinen Irrthum gewahrte, eine Sinnesänderung von Seiten des englischen Ministers voraus. Derselben Ansicht ist auch Bignon in seiner „Geschichte von Frankreich". Sir R. Adair widerlegt sie gründlich, indem er uns zur Unterstützung der seinigen die offiziellen Korrespondenzen, besonders zwischen Fox und Talleyrand, vorlegt. Fox habe, sagt er, während des ganzen Laufes der Unterhandlungen mit Napoleon dieselbe Aufrichtigkeit und Geradheit an den Tag gelegt, als zu Anfange, und niemals „esoterische" Gesinnungen zu Gunsten Frankreichs blicken lassen; dies gehe aus der ganzen mitgetheilten Korrespondenz klar genug hervor, um die Trüglichkeit von Bignon's Schlüssen zu beweisen und zu gleicher Zeit darzuthun, daß nicht durch Fox's Tod der Bruch der Verhandlungen herbeigeführt worden sey, sondern daß lange vorher, ja noch vor der Sendung Lauderdale's, Fox die moralische Ueberzeugung gehabt, Friede mit Napoleon gehöre zu den unmöglichen Dingen.

Wir übergehen den historisch-politischen Theil des Buches, in welchem die inneren Motive der Höfe von Oesterreich und Preußen während der beiden ereignißreichen Jahre dargelegt sind, und geben einige Auszüge von mehr diplomatischem Interesse.

Fox's Instructionen. „Unser Gesandter in Wien vor mir war Sir Arthur Paget, der in Folge der Veröffentlichung einer seiner Depeschen sich bewogen fand, abzudanken. Er hatte darin über die wahren Ursachen der Ulmer Capitulation und die Fehler des letzten Feldzuges Bericht abgestattet und natürlicherweise in einer solchen ihrem Wesen nach vertrauten Korrespondenz die Namennennung derjenigen hochgestellten Personen nicht vermieden, mit welchen er in seiner gegenwärtigen Stellung zu verhandeln hatte. Fox hatte nicht daran gedacht und sagte mir noch beim Abschiede viel Rühmliches von seinen Berichten. Regelmäßige Instructionen empfing ich von F. nicht. Ein auf langjährigen Umgang gegründetes Wohlwollen mochte ihm die Ueberzeugung einflößen, daß ich das Zutrauen nicht mißbrauchen werde, welches er auf so merkwürdige Weise mir bezeigte. Als ich ihn nämlich um Instructionen anging, entließ er mich mit den Worten: „„Ich habe Ihnen keine zu geben; reisen Sie nach Wien und lassen mich die Ihrigen empfangen.""" — Nichtsdestoweniger hatte er schon früher einige Punkte als meiner besonderen Aufmerksamkeit würdig bezeichnet, unter Anderem mir besonders empfohlen, bei meiner ersten Konferenz mit dem Grafen Stadion die Aeußerung zu machen, „„Oesterreich scheine, nach der Meinung unseres Kabinettes, vor der ihm drohenden Gefahr nicht genugsam auf der Hut zu seyn."" Und so legte ich denn auch wirklich dem Grafen gleich bei der ersten Zusammenkunft unsere An- und Absichten ganz unverhohlen vor. Ich sagte ihm, daß England, obgleich von dem Systeme, fremde Mächte zu einem Kriege gegen oder ohne ihr eigenes Interesse durch Anbietung von Subsidien zu bewegen, gänzlich entfernt, dennoch fest entschlossen sey, Oesterreich in einem Defensivkriege zu unterstützen, den es für den Fall neuer Anmaßungen von Seiten Frankreichs etwa unternehmen möchte, und unterließ nicht, jene Worte Fox's hinzuzufügen, „„Oesterreich scheine vor nahen Gefahren nicht genugsam auf der Hut zu seyn.""

Diplomatische Schwierigkeiten. Bei dem Sturze des Whig-Ministeriums ward Lord Pembroke als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien geschickt, um Sir R. Adair's Posten einzunehmen. Dieser aber war bei dem österreichischen Hofe sehr gut angeschrieben; der Kaiser weigerte die Anerkennung Lord Pembroke's als Gesandten, indem Mr. Adair kein Abberufungsschreiben eingereicht, die Sendung P.'s als Bevollmächtigten ein solches nicht ersetze und er demzufolge Jenem keine Abschieds-Audienz bewilligen könne. Der Autor theilt sein Schreiben an Canning mit, den er aufforderte, den Knoten zu zerhauen. Am Schlusse desselben heißt es: „Wien ohne eine Abschieds-Audienz zu verlassen, dürfte im höchsten Grade unangemessen erscheinen, besonders nachdem ich vernommen, daß der Kaiser mir die hohe Ehre erzeigt hat, sich für mein ferneres Verweilen an seinem Hofe zu verwenden. Und so werde ich es denn Ihnen Dank wissen, wenn Sie mich so bald als möglich einer Verlegenheit entreißen, deren Wesen in seinem ganzen Umfange Niemand besser erfassen und fühlen kann, als Sie." — Dieser Brief blieb unbeantwortet, jedoch kehrte Lord Pembroke nach einigen Monaten nach England zurück und überließ Sir R. Adair die fernere Verwaltung.

Aber wie Napoleon's Macht sich zur Allmacht erhob, so wuchs auch sein Uebermuth, und die Rückwirkung desselben schlug dem bisher so begünstigten Staatsmanne ein diplomatisches Schnippchen, das ihn sowohl an sich, als wegen der erforderlichen Satisfaction, nicht wenig in Verlegenheit setzte. Hören wir ihn selbst.

Etikette. „Bei dem kaiserlichen Souper pflegen nicht immer die Ambassadeurs, wohl aber die Minister zweiten Ranges gegenwärtig zu seyn; sie werden zur Rechten des Kaisers placirt und zum Gespräch mit ihm von Zeit zu Zeit durch die Vermittelung des Ober-Ceremonienmeisters aufgefordert. Freilich giebt es für die Priorität bei diesen Audienzen keine vorgeschriebene Ordnung, nach dem bis jetzt herrschend gewesenen Gebrauche jedoch hatte der britische Gesandte den Vorrang, sowohl wegen besonderer Achtung für die Person seines Monarchen, als auch in Rücksicht auf den Rang, welchen die britische Nation unter den europäischen Großmächten einnimmt. Eine Abweichung hiervon hatte nur manchmal zu Gunsten des sächsischen oder des neapolitanischen Gesandten stattgefunden; dieser hat das verwandtschaftliche Verhältniß beider Höfe, jener den persönlichen Vorzug für sich, das älteste Mitglied des corps diplomatique zu seyn.

„So mußte es mir denn höchst befremdend, ja anstößig erscheinen, daß, nachdem der sächsische und der neapolitanische Gesandte der kaiserlichen Unterredung gewürdigt worden, nun der Ober-Ceremonienmeister nach einander die Gesandten von Bayern, Württemberg und Preußen zu dieser Ehre berief. Für einen Moment war ich in Zweifel, ob ein längeres Verweilen von meiner

*) Vgl. die Miscelle in Nr. 68 des Magazins.

Seite angemessen seyn würde. Da indeß ein so auffallender Schritt als meine plötzliche Entfernung aus dem Hofzirkel mich in die Nothwendigkeit gesetzt haben würde, eine Genugthuung solcher Art zu verlangen, wie sie zu gewähren Oesterreich bei dem gegenwärtigen trübseligen Zustande seiner Angelegenheiten hätte Anstand nehmen müssen, so fand ich es für besser, einen anderen Weg einzuschlagen, und blieb zunächst ruhig, bis mein Name genannt wurde, was nach der Entlassung des preußischen Gesandten geschah.

„Am nächsten Tage, der zur Präsentation der Fremden bestimmt war, machte ich dem Grafen Stadion meine Aufwartung und theilte ihm mit, daß ich nach dem gestrigen Vorgange unmöglich wieder in dem Zirkel erscheinen könne, wenn die Uebergehung, die ganz das Ansehen einer absichtlichen habe, nicht auf eine entsprechende Weise wieder gut gemacht würde; daß ich also darauf bestehen müsse, heute zuerst, unmittelbar nach den Ambassadeurs, Zutritt zu haben und dabei die mich begleitenden Landsleute vorstellen zu dürfen. Einige Diskussionen hierüber, in welchen Graf Stadion betheuerte, daß der Veranlassung meiner Beschwerde nichts Absichtliches zu Grunde läge und er mir dieses schriftlich zu wiederholen erbötig sey, schlossen mit der Zusicherung der verlangten Satisfaction, die mir auf eine Weise werden sollte, daß sie der allgemeinen Beachtung nicht entgehen könne. Nachdem ich noch zur Bedingung gemacht hatte, daß der Graf diese Angelegenheit unmittelbar mit dem Kaiser bespreche, und auch dies mir zugestanden ward, empfahl ich mich. Das Versprochene geschah; ich ward sogleich nach dem russischen Botschafter, und noch vor dem französischen — zufolge einer persönlichen Aufmerksamkeit des Generals Andreossy für mich — von beiden Kaiserlichen Majestäten angeredet und hatte hierauf die Ehre, der Kaiserin die anwesenden Engländer vorzustellen."

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

II. Die Theater-Censur.

(Schluß.)

Daß die Theater-Censur unter Napoleon ausdrücklich wieder eingeführt wurde, versteht sich von selbst, und eben so bestand sie unter der Restauration. Erst nach der Juli-Revolution rief sie wieder lebhafte Reclamationen hervor, und die Regierung selbst war einen Augenblick bedenklich. In Ermangelung der Censur, welche suspendirt wurde, mußte man zu gewaltsamen Maßregeln die Zuflucht nehmen, willkürliche Verbote aussprechen und sie mit Hülfe der bewaffneten Macht unterstützen, ohne darum Aufführungen vorzubeugen, die eben so sehr der Ordnung als dem sittlichen Gefühl Hohn sprachen. Entweihungen des Heiligsten kamen auf der Bühne vor; man sah einen Schauspieler auf der Bühne das Kruzifix mit Füßen treten; in dem Drama „der ewige Jude" wurde Christus im Hintergrund des Theaters von der Hauptperson bemerkt. Die Politik bemächtigte sich des Vaudeville's. Herr von Montalivet, Minister des Innern, hatte, mehr der allgemeinen Bewegung als persönlichen Ueberzeugungen folgend, ein Gesetz vorgeschlagen, welches auf das System der Repression basirt war; dieser Gesetzentwurf erregte selbst die Klagen derer, denen man damit einen Gefallen zu thun geglaubt, und erlangte nicht einmal die Ehre einer Diskussion. Das Gesetz von 1835 hat diesen Schwankungen durch die förmliche Wiederherstellung der Censur ein Ende gemacht.

Nach diesem Gesetze übt eine Kommission von vier Censoren im Ministerium des Innern das Censoramt über die neuen Stücke aus. In sieben Jahren sind 4119 Werke, die aus 7432 Akten bestehen, censirt worden; 2045 sind ohne Weiteres zugelassen worden, 1945 haben Veränderungen erfahren, und 129 sind ganz gestrichen worden. Das Gutachten der Kommission wird fast immer von dem Minister bestätigt. Die Manuskripte werden der Kommission von den Direktoren übergeben, deren Unterschrift bezeugt, daß das Stück von ihrem Lese-Comité angenommen ist. Diese vorgängige Annahme ist eine erste Empfehlung, besonders von Seiten der großen Theater: es ist billig, daß die Kommission, ehe sie ihre Arbeit beginnt, sich überzeugt, daß das Stück die Aussicht hat, gespielt zu werden. Die Prüfung muß in den ersten zehn Tagen nach der Uebergabe stattfinden. Wenn die Kommission ihre Arbeit geendigt und die Elemente zu einer Entscheidung gesammelt hat, dann werden die Schriftsteller oder Direktoren mit ihren Bemerkungen gehört. Anfänglich wurde der Ausspruch der Kommission den Betheiligten von den Büreaus des Ministeriums mitgetheilt. Die Schriftsteller beklagten sich, daß man sie richte, ohne sie zu hören, und die Kommission selbst bedauerte es, nicht die Motive ihrer Entscheidungen mittheilen zu können. Man hielt es für nützlich, gütliche Konferenzen anzuordnen, in welchen zwar Zudringlichkeit und persönlicher Einfluß manche Zugeständnisse erschleichen konnten, die aber die Censur wenigstens gegen die heftigen Angriffe sicherten, denen eine ihrem Wesen nach willkürliche und den beiden reizbarsten Interessen, dem Ruf und dem Vermögen, feindlich gegenüberstehende Gewalt ausgesetzt war.

Es ist unmöglich, einen Kodex der Censur abzufassen; sie hat eine zarte und gefährliche Mission. Die Sitten beschützen, ohne die oft heilsame Schilderung der Zügellosigkeit und des Lasters zu unterdrücken, die Tradition einer ehrbaren und anständigen Sprache erhalten und jedes unzüchtige Wort streichen, ohne die Kühnheiten zu unterdrücken, welche das Beispiel unserer Väter und die Schriften der berühmten Autoren auf dem Theater eingebürgert haben; die Institutionen und die öffentlichen Gewalten vertheidigen, ohne die Schwächen des politischen Lebens den Urtheilen des Parterre zu entziehen; endlich die Konvenienzen jeder Gattung, die Bedürfnisse und den Geschmack jedes Publikums würdigen und mit gleicher Sorgfalt Prüderie und Ungebundenheit, Schwäche und Intoleranz vermeiden, das sind die Pflichten dieser Censur, und man braucht sie nur zu nennen, um zu zeigen, wie viel Takt und Einsicht sie erfordern. Was die Art betrifft, wie diese Aufgabe gegenwärtig gelöst wird, so könnte man fragen, ob man nicht dabei zuweilen zu nachsichtig in Sachen der Moral und bei politischen Anspielungen zu streng ist. Wenn es wahr ist, daß die Bühne der Spiegel des Lebens seyn soll, so kann ihr die Schilderung unserer politischen Sitten nicht untersagt werden: man erschrickt zu leicht über die geringste Anspielung, und wer weiß, ob Tartuse und die Hochzeit Figaro's heute zugelassen worden wären, wenn sie nicht die Allmacht Ludwig's XIV. und Beaumarchais' unermüdliche Beharrlichkeit vor der Scheere der Censur gerettet hätten.

III. Die dramatischen Schriftsteller. — Die Tantième.

In den ersten Zeiten des modernen Theaters existirten die Rechte der Schriftsteller, wenigstens in ihrer gegenwärtigen Form, nicht. Die Schauspieler kauften, vor der Vorstellung, das Stück; der Preis war sehr schwankend. Quinaut endlich setzte es durch, daß man ihm bei jeder Vorstellung mit einem Theil der Einnahme bezahlte. Doch erst im Jahre 1697 wurde es den Schauspielern durch ein Reglement zur Pflicht gemacht, diesen Antheil zu zahlen. Bis dahin hing die Sache von gegenseitiger Uebereinkunft ab. Molière's Truppe zahlte an Corneille 2000 Franken für die Berenice und 2000 für den Attila. Dieselbe Summe wurde, aber ausnahmsweise, Molière für das Fest de Pierre bewilligt. Bekanntlich schrieb Molière seine Meisterstücke nur aus Gefälligkeit. Gewöhnlich wurde die Einnahme von der Truppe, nach Abzug der Kosten, in sechzehn Theile getheilt, wovon die 14 Schauspieler, zu denen Molière gehörte, jeder einen Theil und der Schriftsteller zwei bekamen. Später, im Laufe des 18ten Jahrhunderts, wurde, immer nach Abzug der Kosten, die Einnahme in 18 Theile getheilt. Der Schriftsteller erhielt davon zwei für die Stücke von fünf Akten; die 16 anderen gehörten den Schauspielern. Stücke von drei oder einem Akt hatten nur auf einen Theil Anspruch.

Diese Regeln bezogen sich nur auf die Comédie-Française. Bei der Oper wurden durch Kabinetsbeschlüsse, von denen der letzte aus dem Jahr 1778 ist, den Schriftstellern 200 Franken für jede der zwanzig ersten Vorstellungen ihrer Werke, 150 für die zehn folgenden und 100 für die übrigen bis zur 40sten bewilligt; nach dieser hatte der Schriftsteller nichts mehr zu fordern. Für die kleinen Werke von einem Akt sank dieses Honorar auf 80, 60 und 50 Franken. Auf den Bühnen zweiter Klasse wurden die Ansprüche nach gegenseitigem Uebereinkommen festgestellt. Die Comédie-Italienne versprach, außer dem gewöhnlichen Honorar, dem Schriftsteller, dessen Werk in funfzehn Vorstellungen 40,000 Livres bringen würde, 1000 Livres. Sein Richard Löwenherz soll Sédaine 12,000 Livres eingetragen haben. Uebrigens wurden die von der Comédie-Française zum Vortheil der Schriftsteller festgestellten Bedingungen durch mancherlei Spitzfindigkeiten geschmälert. So schloß die Gesellschaft den Ertrag für die auf ein ganzes Jahr vermietheten Logen von der Einnahme aus: sie wollte nur die jeden Abend an der Kasse erhobenen Summen mit den Schriftstellern theilen. Auch die Abschätzung der Kosten gab zu vielen Zwistigkeiten Anlaß: die Schriftsteller glaubten großmüthig zu handeln, wenn sie hierfür 800 Livres täglich statt 900 bewilligten. Am leichtesten zu mißbrauchen war die Klausel des Reglements, welche diejenigen Stücke, deren Einnahme bei drei hinter einander folgenden Vorstellungen ein bestimmtes Minimum nicht erreichte, für Eigenthum der Gesellschaft erklärte. Dieser Zustand unterhielt eine traurige Spannung zwischen den dramatischen Schriftstellern und ihren nothwendigen Organen. Die Letzteren hatten damals den Zauber des Talents, die Macht der Mode für sich; aber ihre Gegner hatten das Glück, in Beaumarchais einen Vorkämpfer zu finden, der seines beißenden Spottes wegen sehr gefürchtet ward. Ihm hauptsächlich haben die dramatischen Schriftsteller ihre gegenwärtige bessere Stellung zu verdanken. Auf den Haupttheatern bestehen jetzt hierüber folgende Bestimmungen: Die Oper giebt für jede der 20 ersten Vorstellungen einer großen Oper 500 Franken, welche der Komponist und der Verfasser unter sich theilen. Nach der zwanzigsten Vorstellung sinkt das Honorar auf 300 Franken. In der Comédie-Française bekommt der Schriftsteller für fünf Akte den 12ten Theil von der ganzen Einnahme, für drei Akte den 18ten, für einen Akt den 24sten Theil. In der Opéra-comique beträgt das Honorar für ein großes Werk von 3 oder 5 Akten 8½ Prozent von der Einnahme, nach Abzug der Armengebühr, 6½ Prozent für zwei Akte und 6 Prozent für einen Akt. Auf den anderen Theatern wird das Honorar meist von der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller vorgeschrieben, welche allmälig alle Theater-Directionen zur Bewilligung von 12 Prozent von der Brutto-Einnahme zu zwingen sucht. Für die Provinz erheben die Schriftsteller eine feste Steuer, die nach der Gattung des Werks und der Größe der Stadt abgeschätzt wird. Bekanntlich hat der König von Sardinien durch eine besondere Vergünstigung die geistigen Eigenthumsrechte der französischen Schriftsteller in seinen Kontinental-Staaten anerkannt.

Wenn man die Eigenschaft eines dramatischen Schriftstellers nur denjenigen beilegt, von welchen Stücke auf einer der französischen Bühnen aufgeführt werden, so kann man sagen, daß wir deren 500 besitzen; aber die Zahl der Unglücklichen, die in chimärischer Hoffnung auf Ruhm und Vermögen für das Theater arbeiten, ist viel größer. Eine Menge von Schülern und eingebildeten Narren, deren Nullität ihnen die niedrigsten Kreise der Literatur versperren würde, liegen fortwährend den Direktoren, den Examinatoren, den Künstlern in den Ohren und erregen ihnen einen Widerwillen, unter welchen vielleicht einige gute Produkte, die in der Fluth der übrigen untergehen, zu leiden haben. Drei Viertel der vorgelegten Stücke — und das ist wenig

sagt — verrathen eine Unfähigkeit, welcher nur die Einfältigkeit des Verfassers gleichkommt. Einer schickt eine Hochzeit Figaro's, die er in Verse gebracht, der Andere einen „neuen Tartufe", in welchem er einen katholischen und einen protestantischen Geistlichen mitten im Schwarzwald mit einander in Konflikt bringt. Auch die schon bekannten Autoren, welche die Gewohnheit haben, in Compagnie zu arbeiten, werden auf die ermüdendste Weise heimgesucht: die Stücke regnen bei ihnen; zuweilen werden ihnen sogar die seltsamsten Anerbietungen gemacht. So wurde einmal ein berühmter Schriftsteller von einer Frau, welche ihm gestand, daß sie Köchin sey und für den Augenblick ohne Stelle, ersucht, sie zur Mitarbeiterin anzunehmen.

Die Einnahmen der Schriftsteller werden im Durchschnitt auf 800,000 Franken jährlich für Paris und 200,000 für die Provinzen angeschlagen, wobei noch gewisse Nebenvortheile, die wir später anführen werden, nicht gerechnet sind. Von diesen Einkünften gehen in Paris 2 Prozent und in den Departements 15 Prozent ab für die mit ihrer Einziehung beauftragten Agenten. Von dieser Million bleibt dem großen Haufen nur ein sehr magerer Theil, nachdem der Antheil der Löwen davon abgezogen worden. Gar viele goldene Träume enden in bitteren Täuschungen. Gleichwohl führt das Beispiel einiger glänzenden Stellungen und der Reiz, den gewisse Verbindungen für junge und feurige Gemüther haben, dem Corps der dramatischen Schriftsteller fortwährend neue Rekruten zu, und, wenn man Alles in Allem nimmt, ist unter den verschiedenen Carrièren, die den Männern von der Feder offen stehen, das Theater diejenige, die noch am meisten Hülfsquellen bietet.

IV. Die Schauspieler. — Das Konservatorium.

Die allgemeine Lage der Schauspieler hat viele Aehnlichkeit mit der der Schriftsteller. Vor der Revolution war die öffentliche Meinung noch mehr gegen sie, als die Gesetze; die konstituirende Versammlung hob auch hier jedes Vorurtheil auf. Seitdem genießen sie dieselben Rechte, wie die übrigen Bürger, und dieselben Auszeichnungen können ihre Talente oder Dienste belohnen. Unter der Restauration wurde Talma in einem Pariser Wahl-Kollegium zu den Functionen eines Skrutators berufen; seit 1830 hat ein Künstler der Oper für Dienste, die er in der Nationalgarde leistete, das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Literaten, die in ihrer Jugend auf dem Theater aufgetreten waren, sind in die Akademie aufgenommen worden und haben ehrenvolle Aemter bekleidet. Auch sind die Schauspieler nicht mehr den willkürlichen Verhaftungen ausgesetzt, die sie unter dem ancien régime bedrohten. Doch sind diese Verhaftungen zuweilen nothwendig gewesen, um ein gereiztes Publikum zu beruhigen und den Künstler, der seinen Zorn auf sich gezogen, gegen Mißhandlung zu schützen. So ist es Perlet unter der Restauration ergangen. Doch diese außerordentlichen Fälle haben dem Rechte keinen Eintrag gethan, und wir glauben nicht, daß sie sich seit 1830 wiederholt haben.

Die Zahl der Schauspieler in Frankreich beträgt 3000; in älteren Dokumenten wird sie auf 8000 angeschlagen. Vielleicht rechnete man darunter jenen Haufen, der fortwährend die Theater umschwärmt und mit Angst den großen Tag des Debüts erwartet. Was die wirklichen Schauspieler betrifft, so finden sich in ihrer Lage große Ungleichheiten: nur die Ausgezeichnetsten bringen es zum Reichthum, die größere Zahl schleppt eine elende Existenz hin. Besonders in der Provinz ist ihre Lage sehr precair: die Theater der kleineren Städte, die wandernden Truppen bieten ihren Mitgliedern kaum die Mittel, ihr Leben zu fristen. Das Theater ist eine gefährliche Laufbahn: es lockt eine unerfahrene Jugend und bietet dem reiferen und besonders dem Greisen-Alter nur Demüthigung und Elend. Diese Uebel haben die Theilnahme edler Menschen geweckt. Im Jahre 1840 bildete sich unter den dramatischen Künstlern ein Verein, einen Hülfsfonds zu gründen für die, welche der Hülfe am meisten bedürftig sind. Der Erfolg dieses Vereins hat den Wünschen seiner Stifter entsprochen. Im Jahre 1843 hatten die unter den Gesellschafts-Mitgliedern, mehr als 1700 an der Zahl, gesammelten Subscriptionen, die Bälle, die Benefiz-Vorstellungen ein Kapital von 94,206 Franken zu Stande gebracht, das zum Theil zum Ankauf einer Staatsrente von 3000 Franken verwendet wurde. Nothleidenden Künstlern werden monatliche Unterstützungen gezahlt, armen Greisen, die unter der Last des Alters erliegen, sind Pensionen ausgesetzt.

Die Schule der meisten dramatischen Künstler ist die Praxis. Nur eine gewisse Anzahl bildet sich in dem Konservatorium, einer vom Staat gegründeten Pepiniere zur Ausbildung von Musikern und Schauspielern. Das Konservatorium, ursprünglich eine einfache Gesangschule, wurde durch Kabinetsbeschluß vom 3. Januar 1784 ins Leben gerufen und am 4. April eröffnet. Im Jahre 1786 wurde auf den Antrag des Baron von Breteuil ein Kursus für Declamation daselbst eröffnet und Molé's Leitung anvertraut. Da man Schauspieler für die großen Theater daselbst bilden wollte, so hielt man es für nothwendig, ihnen auch eine gewisse wissenschaftliche Bildung zu geben: daher wurde ein Lehrstuhl für französische Sprache, Geschichte und Geographie gegründet. Der General-Commissair des königlichen Hauses, Herr de la Ferté, wohnte den alle drei Monate stattfindenden Prüfungen bei, und nach dem Examen wurde ein Bericht über die Anlagen und Fortschritte der Schüler dem Minister vorgelegt. Dieses Institut wurde von der Revolution zerstört, aber schon am 18. Brumaire des Jahres II unter dem Namen Institut national wiederhergestellt und am 16. Thermidor des Jahres III als Konservatorium der Musik reorganisirt. Der Kaiser interessirte sich ebenfalls dafür: die Zahl der Lehrstühle wurde vermehrt. Das Dekret von Moskau schuf 18 Stellen für Zöglinge des Théâtre-Français und errichtete von neuem einen Lehrstuhl für Grammatik, Geschichte und Mythologie mit Anwendung auf die dramatische Kunst. Die Restauration gab dem Konservatorium den Titel Ecole de déclamation. Im Jahre 1830 wurde die Declamation wieder von der Musik verdrängt; erst 1836 wurde der Lehrstuhl für erstere wiederhergestellt, aber nicht der für Literatur. Im Jahre 1842 hat man die öffentlichen Vorstellungen der Schüler, im Kostüm und bei Tage, die unter der Restauration verboten waren, weil man fürchtete, sie könnten den Theatern Eintrag thun, wieder eingeführt. Das Konservatorium hat der Musik große Dienste geleistet und Tausende von Instrumentisten gebildet. Sein Werth für die Comédie-Française steht weniger fest und wird von sehr verständigen Leuten bestritten. Indeß ist der größte französische Tragiker, Talma, aus seinen Klassen hervorgegangen. Keine Schule kann die Eigenschaften geben, die von der Natur kommen; aber eine Schule wie das Konservatorium kann wenigstens die guten Traditionen bewahren, ohne welche die höhere Komödie ihren Glanz verliert.

Paris im Jahre 1844.

Unter allen französischen Werken ist Paris, das lebendige Buch, wohl eines der anziehendsten. Es enthält in seiner eigenen Geschichte fast die Geschichte des ganzen Königreichs. Von seinen ersten hölzernen Häusern und Mauern an bis zu den prunkenden Palästen unserer Tage ist Paris stets in Umwandlung begriffen gewesen, und aus der Zerstörung hat es sich stets in reicherer und vollendeterer Gestalt erhoben. Werfen wir nur einen Blick auf den Plan von Paris, wie es 1782 war, so sehen wir, daß fast alle Gymnasien, Museen, Kirchhöfe und viele andere öffentliche Bauten und Anlagen noch nicht bestanden, doch daß die alten Kirchen und Klöster fast alle jetzt verschwunden sind. Ein halbes Jahrhundert hat das Aeußere der Hauptstadt völlig verändert; auf das religiöse Paris, welches zweiundsechzig Pfarren besaß, folgte das philosophische der Revolution und das kriegerische der Kaiserherrschaft. Noch heute werden dauernd durch die langen Häuserreihen, welche die Communication erschweren, neue Straßen gebrochen; die engen alten Straßen werden erweitert, die krummen zu geraden umgeschaffen. Bei Veränderungen dieser Art ist große Sorgfalt nöthig, damit nicht manche lebendige Tradition verloren gehe. So wissen wir z. B. nicht, ob die Vertauschung der alten oft charakteristischen Straßennamen mit neuen, zwar bisweilen wohlklingenderen, doch bedeutungsloseren, immer gut zu heißen ist. Die Rue de la Mortellerie erinnerte an die Schrecken einer Seuche, die einst dort gewüthet hatte; jetzt heißt sie bedeutungslos Rue de l'Hotel de Ville. Von der Rue du Long-Pont war es weltbekannt, daß Voltaire dort gewohnt; heute ist sie ohne Grund zur Rue de Jacques de Brosse umgetauft. Die Rue du Roi doré forderte die schlaffste Phantasie auf, sich einen in Gold gehüllten, auf Golde thronenden König der grauesten Vorzeit, etwa Salomo, auszumalen; bei ihrem jetzigen Namen „goldene Straße" (rue Doré) kann man sich kaum Etwas denken.

Die Baukunst hat nie so lebendig wie jetzt auf die Umgestaltung von Paris hingearbeitet, und die Wuth des Bauens, von welcher wir befallen scheinen, hatte oft schon mehr verderbliche als erfreuliche Folgen. So wurden noch vor einigen Jahren in dem königlichen Gebäude zu Charenton die Geisteskranken mit dem besten Erfolge verwahrt und geheilt. Doch da die morschen Mauern einzustürzen drohten, fing man an, ein ungeheures Gebäude zu errichten, welches gegenwärtig beinahe vollendet ist und allerdings als ein großartiges Monument der neueren Baukunst gelten kann; doch in welchem Verhältniß steht der Umfang des Gebäudes zu der Anzahl der Kranken? Die Hülfsquellen des Instituts für Verpflegung der Geisteskranken haben sich durch den ungeheuren Bau erschöpft, und andere, weit dringendere Bedürfnisse können nun nicht gehörig befriedigt werden; die Kranken haben fürstliche Gemächer, doch ihre Möbel, ihre Kleidung und Nahrung eignet sich für Bettlerhäuser. Der dirigirende Arzt der Anstalt hat von Anfang mit besonnenem Eifer gegen diesen unsinnigen Bau protestirt, und wenn es gelänge, die traurigen Folgen desselben nach und nach einigermaßen wieder zu beseitigen, so verdankt man dies nur seinen rastlosen Bemühungen.

Besondere Aufmunterung verdienen alle die Unternehmungen, welche die Lage der armen Volksklasse zu verbessern bestimmt sind. Wir freuen uns darum, daß man in unseren Tagen besonders darauf bedacht ist, die feuchten Stadttheile auszutrocknen, mehr öffentliche Brunnen anzulegen, die Gasbeleuchtung auch in die entlegeneren Stadttheile einzuführen. Auch hat man neuerdings angefangen, Bäume innerhalb der Stadt zu pflanzen, und es wäre wünschenswerth, daß man deren so viel als irgend möglich pflanzte, da das Laub zur Reinigung und Erfrischung der Luft viel beiträgt. Andere Fortschritte, welche Paris zum Besten der untersten Stände gemacht haben soll, sind nur scheinbar; man weist mit Stolz auf die eleganten Häuser hin, denen in den Stadtvierteln St. Victor, de la Grève, de la Cité die alten armseligen Hütten gewichen sind; doch mit den Hütten sind die alten Einwohner fortgegangen, sie haben sich nach allen Seiten zerstreut, wie die Vögel des Waldes, den man abhaut; die Stadttheile, in welche sie sich geflüchtet haben, sind hierdurch nur noch ungesunder geworden, als sie schon waren, und die früheren Wohnplätze dieser Armen werden von einer völlig neuen Bevölkerung eingenommen. Ueberhaupt steht die Einwohner-Anzahl in den ärmeren Stadttheilen durchaus in keinem Verhältniß zu der in den reicheren, und die städtische Verwaltung sollte auf diese traurige Erscheinung mehr ihr Augenmerk richten. Auf einem Flächenraume, der kaum tausend Bäume ernähren könnte, sind nach statistischen Berechnungen funfzehnhundert Menschen zusammengedrängt; es giebt Häuser, in denen eine ganze Familie auf den Raum von sechs Metres im Quadrat angewiesen ist; woher sollen die Unglücklichen, welche ihre Armuth in solche Höhlen bannt, frische Luft bekommen? Die Schwindsucht und das

ganze Heer der Lungenübel sind ihre beständigen Nachbarn, sie finden hier die reichste Beute. Natürlich muß dieses äußere Elend der Menschen auch auf ihre geistigen Zustände zurückwirken, indem man, wenn man seine Lage nicht zu verbessern weiß und sie sich doch nicht schlimmer denken kann, sich durch wilde Vergnügungen zu betäuben sucht oder in finsterem Groll gegen das Schicksal sein Gemüth verhärtet.

Wenn man die Bevölkerung von Paris betrachtet, so scheint sie auf den ersten Anblick, gleich dem gediegenen Metall, eine kompakte gleichartige Masse; doch wenn man sie schärfer untersucht, findet man, wie im Innern der Erde, verschiedene Abstufungen, die sich als Reste immer älterer und älterer Formationen darstellen. Alle Spuren des Mittelalters sind durch die Revolutionen noch nicht vertilgt; das Zeitalter Ludwig's XIV. klingt noch in manchen Einrichtungen und Sitten, ja selbst in einzelnen Charakteren nach, und so hat jede bedeutendere Periode der französischen Geschichte noch jetzt im Leben ihre Vertreter. Die National-Oekonomen, welche mit den Menschen wie mit Sachen umgehen, sind durch Nichtbeachtung dieser wesentlichen Verschiedenheiten oft zu falschen Ergebnissen gelangt. In keiner großen Stadt aber ist vielleicht die Bevölkerung in Betreff der Moralität so höchst verschieden wie in Paris; eine unendliche Zahl von Stufen führt vom höchsten Ideal des Philosophen hinab bis in die untersten Sümpfe des rohsten, abscheulichsten Verbrechens, und wie fast die ganze französische Geschichte sich an dem gegenwärtigen Paris noch studiren läßt, so bietet dasselbe für die ganze Ethik die reichste Auswahl von Beispielen. Aus den Wohnungen der ärmsten, moralisch entartetsten Volksklasse treten wir in die Gefängnisse, Hospitäler und Asyle. Die letzteren sind bestimmt, diejenigen Unglücklichen aufzunehmen, deren Geisteslicht getrübt oder erloschen ist. In dem Irrenhause zu Bicetre ist jeder Kranke gehalten, dreißig Sous für den Tag zu zahlen, und wenn sich bei ihm und seinen Verwandten diese Summe nicht auftreiben läßt, so wendet man sich an seine Vaterstadt. Wenn daher ein Armer auf einige Zeit in Wahnsinn verfällt, so sieht er sich bei seiner Wiederherstellung in der Regel seiner letzten Habe beraubt. So kam ein junger Mann vom Lande vor einiger Zeit nach Paris; er hatte sich von einer Witwe seines Dorfes fünfhundert Franken geborgt, um ein Geschäft damit zu beginnen; doch kaum hat er die Hauptstadt betreten, so wird er geisteskrank; man bringt ihn nach Bicetre; er wird achtzehn Monate hier behandelt, und als er endlich geheilt entlassen wird, theilt man ihm mit, daß die fünfhundert Franken, die man bei ihm gefunden, die Kurkosten gerade decken. So wird der Arme hülflos in die Welt zurückgestoßen, als ob ihn Räuber ausgeplündert und ihm das Leben aus Barmherzigkeit geschenkt hätten. Erklärt es sich hieraus nicht zum Theil, weshalb besonders bei Armen, die einmal wahnsinnig gewesen, nach der Heilung so häufig Rückfälle eintreten? Wäre es nicht an der Zeit, daß man in Paris wirkliche Hospitäler für die Geisteskranken einrichtete? Die entsetzlichste aller Krankheiten wird von der Wohlthätigkeit am schlechtesten bedacht. Der bedrängten Lage der Armen vermögen die Sparkasse und das Leihamt nur wenig und meist nur auf sehr kurze Zeit zu Hülfe zu kommen; verlockend und darum gefährlich aber sind die Privat-Lotterieen, welche hier und da in der Stadt gehalten und nicht genügend überwacht werden. Das bewegteste Leben drängt sich in Paris um die Börse zusammen; die Philosophie, die Kunst und Literatur, die Politik und Alles, was sonst noch den Stolz des Menschengeschlechts ausmacht, verschwindet hier, es hat kein Recht mehr auf die Leidenschaften der Menschen; nur das Steigen und Fallen des Courses bewegt hier die Geister. Die Börse ist die Kathedrale des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch in religiöser, intellektueller und sozieller Beziehung ist Paris noch in dauernder Umwandlung begriffen. Formen und Ideen, die noch vor wenigen Jahren durch ihre Neuheit überraschten, sind heute veraltet, und wer die Gedanken des Tages nicht keck zu erfassen vermag, der bleibt stets hinter der Zeit zurück. Die Mauern und Straßen von Paris sind ein großes steinernes Buch, in welches die Revolution ihre Freiheitsphilosopheme und das Kaiserthum seine Siegeshymnen eingeschrieben hat und in das noch jedes Jahr zur Erinnerung für die Nachwelt seinen Wahlspruch nachträgt. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Taillandier und die politischen Liederdichter Deutschlands. Ein neuer Artikel des Herrn St. René Taillandier über die deutsche Literatur der Gegenwart beschäftigt sich mit den „demokratischen Liederdichtern". Es sind darunter die Herren Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Prutz, Georg Herwegh und Anastasius Grün verstanden. Letzterer wird mit Unrecht als Begründer der Schule bezeichnet, da die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" nicht die geringste Beziehung zu den „unpolitischen Liedern" oder zu den „Gedichten eines Lebendigen" haben und viel eher in Wilhelm Müller's Griechen- und Freiheitsliedern, noch mehr aber in den nicht-erotischen Poesieen Heine's Anknüpfungspunkte zu den politischen Gedichten unseres Jahrzehends zu finden sind. Freilich stellt unser Kritiker aber auch den österreichischen Grafen wegen seines schönen Maßhaltens viel höher als seine Nachfolger, von denen er Prutz gar nicht für einen Dichter, sondern nur für einen Verfasser gereimter politischer Abhandlungen will gelten lassen. Er erkennt zwar in Hoffmann von Fallersleben eine gewisse echt deutsche Gutmüthigkeit, in Dingelstedt Talent und Aufschwung — wiewohl einen bedeutenden Abfall von dem Augenblick an, da der kosmopolitische Nachtwächter nach Wien kömmt — und in Herwegh eine bedeutende poetische Ader; sie haben jedoch Alle, wie er sagt, die Muse oft genug kompromittirt und die Gränzlinie nicht einzuhalten gewußt, welche die Poesie von einem Zeitungs-Artikel trennt. „Vor Allem wünschte ich", fügt er hinzu, „daß diese Schriftsteller ihre allzu hochgehenden Prätensionen, ihre allzu kühnen Versprechungen aufgäben. Die Einfachheit, das aufrichtige Streben ist es, was man bei allem diesem geräuschvollen Treiben vermißt. Politische Poesie, demokratische Poesie, unabhängige Poesie, was heißt das? Trauen wir doch solchen Aushängeschildern nicht! Ihr wollt politische Dichter, populäre Schriftsteller seyn, wollt, wie Ihr sagt, mit dem Volke reden und seine politische Bildung beginnen oder vollenden; sehr schön! Thut es nur, ja thut es noch mehr, aber sagt es weniger. Ein guter Theil unserer Literatur ist, wie ich denke, populärer Art, und zwar mit viel größerem Rechte als diejenige, die sich rühmt, es zu seyn. Ohne vom 18ten Jahrhundert zu sprechen, erwähne ich nur Molière's, Lafontaine's, Boileau's, die es gewiß nicht verschmähen, zum Volke herabzusteigen, aber thun sie es wohl jemals mit solcher Prätension! Ja, in Deutschland selbst könnten wir auf manche Scene Schiller's, auf manche Ballade Uhland's hinweisen, die mehr geeignet ist, gesunde Ideen über Recht und Freiheit zu verbreiten, als die dickleibigsten politischen Abhandlungen. Marquis Posa wird allezeit von größerem Einfluß seyn, als ein kommunistischer Gleichheitsprediger."

— Grizka Osnowjanenko. Am 20. August v. J. starb zu Charkov der russische Literat Kwitka, bekannter unter dem Namen Grizka Osnowjanenko, im fünfundsechzigsten Jahre seines Alters. Obgleich er seine schriftstellerische Laufbahn erst spät begann, so gehört er doch zu den fruchtbarsten und beliebtesten Autoren seiner Nation. Er schrieb Romane, Novellen und Schauspiele, von welchen die in kleinrussischer Mundart abgefaßten (Marusa, Serdeschna, Olçana u. a.) für die vorzüglichsten gelten. Seine Stärke lag besonders im Rührenden und Gefühlvollen; witzige und launige Schilderungen gelangen ihm weniger, da es ihm dazu an Geschmack und Weltkenntniß mangelte. In seiner Jugend hatte er in der Garde gedient, nahm aber als Rittmeister den Abschied und ist seitdem vierzig Jahre lang nicht aus seiner Vaterstadt gekommen, wo er mehrere öffentliche Aemter bekleidete und sich um die Verbesserung der Hospitäler und Gefängnisse verdient machte. — Ein anderer russischer Schriftsteller von Bedeutung, der Staatsrath Iwan Mjatlev, ist im Anfang d. J. zu St. Petersburg mit Tode abgegangen. Er war der Verfasser der launigen „Sensationen der Frau von Kurdjukov auf einer Reise ins Ausland", die in halb-russischen, halb-französischen Versen geschrieben sind und zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten.

— Das Fegefeuer des heiligen Patricius. Zu Lough-Derg im nördlichen Irland befindet sich eine Höhle, die mit vulkanischen Dünsten angefüllt ist und aus der ein giftiger Qualm emporsteigt. Sie war im Mittelalter unter dem Namen St. Patrick's Purgatory (Fegefeuer des heil. Patricius) bekannt, und wie man glaubte, konnten hier die Lebenden von ihren Sünden gereinigt werden, ohne nach ihrem Tode genöthigt zu seyn, sich dieser Operation von neuem zu unterwerfen. Ehe es jedoch dem Gläubigen erlaubt war, diesen Reinigungsort zu betreten, mußte er sich an den Bischof des Kirchsprengels wenden und ihm gewisse Sporteln entrichten, worauf er seine Sünden beichtete und in dem nahe liegenden Kloster eine Zeitlang mit Gebet und Fasten zubrachte. Um Sonnenuntergang begab sich dann der Büßende nach dem Eingang der Höhle. Drang er zu weit vor und wurde er durch die mephitischen Ausdünstungen betäubt, oder verfehlte er in den Irrgängen der Höhle seinen Weg, so daß er nicht wiederkam — nun, dann hatten ihn böse Geister zur Hölle entführt, was man seinem Mangel an Glauben zuschrieb. Wenn er dagegen am anderen Morgen zurückkehrte, und besonders, wenn er Visionen zu erzählen hatte, wie sie eine aufgeregte Phantasie oder die durch den Qualm hervorgebrachte Betäubung leicht erzeugen konnte, so hielt man seine Reinigung für vollständig und glaubte, daß seine Seele sich unterdessen von seinem Körper getrennt habe. Auf diese Weise erlangte das Fegefeuer des heil. Patricius einen bedeutenden Ruf. Einem holländischen Mönche, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts eine Wallfahrt nach Lough-Derg unternahm, war es vorbehalten, diesem Aberglauben ein Ziel zu setzen. Als er bei dem See ankam, wendete er sich an den Prior des Klosters mit der Bitte, ihm den Eingang zu gestatten. Der Prior verwies ihn an den Bischof, da aber der Mönch arm war, so fand er es schwer, eine Audienz bei dem Prälaten zu erhalten. Nachdem ihm dieses endlich gelungen, fiel er vor dem Bischof nieder und bat ihn um Erlaubniß, das Fegefeuer des heil. Patricius zu betreten. Der Bischof forderte eine Geldsumme, die, wie er sagte, ihm von jedem Pilger entrichtet werden müsse; als jedoch der Mönch seine Armuth vorschützte, gewährte er ihm nach vielen Bitten die verlangte Erlaubniß. Der Mönch kehrte hierauf zu dem Prior zurück, vollbrachte die üblichen Ceremonien und wurde in die Höhle eingelassen. Dort blieb er die ganze Nacht, vor Furcht zitternd und des Besuchs der Dämonen gewärtig — aber der Morgen erschien, ohne daß er etwas erblickt hätte. Mit dem Erfolg seiner Wallfahrt unzufrieden, eilte er nach Rom und beklagte sich bei dem Papst Alexander VI. über den ihm gespielten Betrug. Der Papst wurde hierdurch veranlaßt, die Zerstörung des sogenannten Purgatoriums anzubefehlen, was mit großer Feierlichkeit am Tage des heiligen Patricius (1497) ausgeführt wurde. *)

*) St. Patrick's Purgatory, an essay on the legends of Purgatory, Paradise, and Hell, current through the Middle Ages. By Tho. Wright.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 15. Juni 1844.

England.

Die Gesetzgebung über Eisenbahnen in England.

Eine Gesetzgebung über den Verkehr in Eisenbahn-Actien giebt es in England nicht und ist dort auch nicht denkbar. Eisenbahn-Actien sind wie Bergwerksklure oder wie gezogene Wechsel die flüssig gemachten Kapitale, die in den Minen des Gewerbfleißes und des Handels stecken, und der Staat, dessen Politik fast ausschließlich darauf gerichtet ist, der Industrie seiner Angehörigen die weitesten Bahnen zuhause wie in der ganzen übrigen Welt zu eröffnen, wird sich wohl hüten, den Mitteln, die zur Erleichterung dieses Verkehrs dienen, irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Allerdings sind diese Verkehrs-Erleichterungen manchen Mißbräuchen ausgesetzt: der gezogene Wechsel dient eben so zur Unterstützung eines wohlbegründeten und wohlverdienten Kredits, als zur Realisirung von Schwindelplänen und zur Bevortheilung Anderer, aber es ist nicht möglich, diese Mißbräuche von den vielen Segnungen jener Verkehrs-Erleichterung zu trennen, und so begnügt man sich denn, der Polizei und den Gerichten die Sorge dafür zu überlassen, daß solche Mißbräuche, wo sie nachzuweisen sind, nicht unbestraft bleiben. In England ist der Verkehr mit sogenannten Scrips (Quittungsbogen) ganz eben so ungehindert wie der mit vollringezahlten Actien. Daß die mit ersteren verbundenen Gefahren, eben wegen der Kleinheit der dazu nöthigen Kapitalien, verhältnißmäßig viel größer sind, ist ganz unzweifelhaft; aber um einige Unbesonnene zu warnen, sich vor dem Feuer zu hüten, noch bevor sie sich die Finger verbrannt, hält man es nicht für nöthig, den Gebrauch des Feuers zu untersagen oder zu erschweren. Was also die Gesetzgebung in England erwägt, betrifft nicht Dinge, die bereits im Verkehre feststehen und die sich durch die Erfindung der Eisenbahnen in ihren Prinzipien nicht geändert haben, sondern eben nur diejenigen neuen Verhältnisse, die eine neue Erfindung in den Beziehungen zwischen dem Staat und seinen Angehörigen hervorgerufen hat. Bei der großen Bedeutung aber, welche die Eisenbahnen täglich mehr für die ganze Welt erhalten, dürften die Beobachtungen und Erfahrungen Englands für den Kontinent von besonderer Wichtigkeit seyn, und wir fahren daher fort, dasjenige in dieser Beziehung mitzutheilen, was dem Wirkungskreise unseres Blattes nicht gar zu fern zu liegen scheint.

Die vom Parlament bestellte Eisenbahn-Kommission war mit der Untersuchung folgender Fragen beauftragt worden: 1) Welche neuen Bestimmungen können zum Vortheile des Publikums und zur Verbesserung des in Ansehung der Eisenbahnen gegenwärtig befolgten Systems in die dem Parlamente schon vorliegenden oder binnen kurzem vorzulegenden Eisenbahn-Bills aufgenommen werden? 2) Welche nützlichen Veränderungen lassen sich treffen in Bezug auf die Vorlegung und Untersuchung dieser Bills im Parlamente? 3) Auf welche Weise lassen sich die Interessen des Publikums mit denen der bestehenden Gesellschaften am vortheilhaftesten vermitteln? Die Kommission hat darauf den folgenden Bericht abgestattet und die angehängten Vorschläge beigefügt.

1) Die Kommission hat damit begonnen, zu untersuchen, auf welche von den obigen Fragen sie ihre Aufmerksamkeit zunächst zu richten habe, und hat sich dafür entschieden, in dem gegenwärtigen Berichte und den angehängten Vorschlägen nur die künftig zu erbauenden Eisenbahnen ins Auge zu fassen.

2) Die Anzahl der Eisenbahn-Bills, welche gegenwärtig dem Parlamente vorliegen, die sichere Voraussetzung, daß ihm eine große Anzahl anderer in den nächsten Sessionen werde vorgelegt werden, der wachsende Beifall, welchen die Eisenbahnen bei den Grundbesitzern derjenigen Gegenden finden, durch welche sie geführt werden sollen, die beträchtliche Verminderung der Baukosten, die relative Sicherheit, mit welcher gegenwärtig die Anschläge entworfen werden können, die Zunahme des inneren Handels und der Ueberfluß an disponiblen Kapitalien, die Wahrnehmung endlich, daß die englischen Kapitalisten geneigt zu seyn scheinen, ihr Geld nicht mehr in oft unglücklich ablaufenden auswärtigen Unternehmungen anzulegen, berechtigen die Kommission, zu glauben, daß das Dampfsahrwesen binnen wenig Jahren eine gewaltige Ausdehnung erreichen wird.

3) Unabhängig von der Bildung neuer Gesellschaften, können auch die bereits bestehenden sich zuweilen veranlaßt finden, Bills nachzusuchen, durch welche sie, vermöge neuer vom Parlamente ihnen verliehenen Privilegien, ihre Lage zu verbessern gedenken.

4) In Folge dessen ist die Kommission der Ansicht, daß in einem Augenblicke, in welchem das Parlament, sowohl in Hinsicht auf die Bildung jeder neuen Gesellschaft, als auf die Vermehrung der Privilegien einer großen Anzahl alter Gesellschaften, die volle Macht in Händen hat, die Gelegenheit nicht günstiger seyn kann, um an die gesetzliche Bestätigung, welche die Parteien in ihrem Privat-Interesse nachsuchen, solche Bedingungen zu knüpfen, die das allgemeine Interesse erfordert und deren Zweckmäßigkeit die Erfahrung gezeigt hat.

5) Man würde sich jedoch täuschen, wenn man in der Eisenbahnfrage das allgemeine Interesse dem der Gesellschaften widerstrebend oder auch nur von diesem verschieden glaubte. Es ist in der That von durchaus nationaler Wichtigkeit, die Kapitalien zu ermuntern, daß sie für die materielle Verbesserung des Landes arbeiten; und selbst die täglichen Klagen über das Monopol der Eisenbahnen geben ein Maß für die erstaunlichen Vortheile, welche ihre Circulation gewährt hat, und zwar nicht sowohl in Folge der speziellen Privilegien, sondern in Folge der Schnelligkeit, Billigkeit und Sicherheit, wodurch sie in der That in den Distrikten, die sie durchschneiden, das Monopol erlangt haben. Die Kommission glaubt nicht, daß sich analoge Fälle im Gebiet der öffentlichen Arbeiten finden lassen, wo das Interesse des Publikums sich mit einem mäßigeren Gewinn der Unternehmer vereinigte.

6) Im Verlauf der Untersuchung hat die Kommission stets die Ueberzeugung festgehalten, daß das Parlament keine Maßregel ergreifen darf, welche an seiner Absicht, die verliehenen und nicht nachweislich mißbrauchten Privilegien zu achten, Zweifel erwecken und die im Werden begriffenen Gesellschaften entmuthigen könnte.

7) In Beziehung aber auf projektirte Bahnen kommen andere Gesichtspunkte in Betracht. Die Kapitalisten nämlich, welche beabsichtigen, sich mit Eisenbahn-Speculationen zu befassen, müssen, falls sie nicht durch freiwillige Unvorsichtigkeit die Vortheile ihrer Stellung verscherzen wollen, von der theuren Erfahrung ihrer Vorgänger reichen Vortheil ziehen, so daß sie dort, wo die Unternehmer vor ihnen aufs Ungewisse hin wagen mußten, mit relativer Sicherheit ihre Entwürfe machen können. Indem sich also die Gefahr vermindert hat, haben die Gesellschaften auch weniger nöthig, auf die Möglichkeit außerordentlicher Vergünstigungen zu hoffen, um sich für ihre Kosten zu decken.

8) Die regelmäßige und rasche Zunahme des Handels in den letzten Jahren und die gegenwärtig in England herrschende außerordentliche Produktivität berechtigen zu glauben, daß sich die Locomotion bald in sehr bedeutenden Verhältnissen erweitern wird, und daß mithin die Eisenbahnen eine glänzende Zukunft erwarten dürfen.

Es läßt sich nicht berechnen, in wie weit die Erbauung neuer mit den bereits bestehenden mehr oder minder in Konkurrenz tretenden Eisenbahnen die Einnahmen dieser letzteren schmälern kann. Sollte dieser Fall hier und da eintreten, so steht zu befürchten, daß, wenn der den bestehenden Bahnen schuldige Schutz und das allgemeine Interesse nicht in engere Beziehung gebracht werden, die dort angelegten Kapitale eine unnütze Entwerthung erfahren, und daß ein neuer Zuschuß beträchtlicher Fonds nöthig wird, ohne verhältnißmäßigen Vortheil der Actionaire; aber es kann auch eben so leicht geschehen, daß die neu zu erbauenden Bahnen mit den alten nicht konkurriren und diese sich gegen das erheben, was man als Aufmunterung dieser Art von Speculation zuzugestehen schuldig ist.

9) Indem die Kommission sich für den Augenblick an diese letztere Hypothese hält, kann sie nicht umhin, anzuerkennen, daß, obgleich die gegenwärtigen Gesellschaften das Monopol, was sie in der That ausüben, den zahlreichen Vortheilen verdanken, die sie der Circulation gewährt haben, dieses Monopol nichtsdestoweniger von dem Publikum mit einer sehr lebendigen Eifersucht betrachtet wird, welche mit dem wachsenden Gewinn der Gesellschaft zunehmen muß. Es könnten sich dann sehr unangenehme Fragen ergeben über die Absicht, in welcher das Parlament die Bildung dieser Gesellschaften bestätigte. Um ihnen vorzubeugen, wäre es wohlgethan, für die neuen Gesellschaften der Regierung das Recht der Intervention, welches in der Berechtigung, ihre Privilegien zu revidiren, bestände, für eine größere oder geringere Reihe von Jahren vorzubehalten.

10) Der Grund übrigens, daß die Gesellschaften dem Publikum die angegebenen Dienste erweisen, darf die Gesetzgebung nicht abhalten, auf Mittel zur Erhöhung ihrer Bedeutung zu denken. Es ist ein Faktum, daß in England das System der hohen Tarife vorwiegt, und daß der Durchschnitt der Fahrpreise, die schwer auf Handel und Gewerbe lasten, weit höher ist als in den anderen Ländern, welche Eisenbahnen besitzen. Die Kommission glaubt hinzusetzen zu müssen, daß bei dem System absoluter Unabhängigkeit der Gesellschaften von der Re-

gierung eine Herabsetzung der Fahrpreise, wenigstens in der nächsten Zeit, nicht zu hoffen ist, selbst wenn die Gesellschaften sich zu einem Versuche verstehen wollen und das erste Ergebniß dieses Versuches nicht ungünstig für die Einnahme ausfiele. Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich eine Frage, welche die Kommission nur andeuten will, nämlich ob es nicht nützlich wäre, wenn die Regierung sich bestrebte, in kürzerer oder längerer Zeit eine Herabsetzung der Fahrpreise zu erreichen oder geradezu ins Werk zu setzen; und obgleich es übereilt und unklug seyn möchte, diese Frage ohne Rücksicht auf die übrigen vorweg zu beantworten, so ist doch die Kommission einstimmig der Meinung, daß sie die Regierung alsbald in reifliche Erwägung zu ziehen habe, um bei günstiger Gelegenheit eine geeignete Lösung bereit zu haben, wenigstens für alle diejenigen Fälle, in denen die Gesetzgebung nicht durch unwiderrufliche frühere Verpflichtungen gebunden ist.

11) Der Einfluß, welcher aus den den Gesellschaften ertheilten Privilegien und aus ihrem steigenden Wohlstande entspringt, so wie die durch diesen Einfluß fortwährend erregte Eifersucht, können unter gewissen Umständen zu schweren Mißverhältnissen führen. Obgleich die Kommission nicht glaubt, daß diese Hypothese unfehlbar oder binnen kurzem in Erfüllung gehen müsse, so reicht es in ihren Augen hin, daß sie wahrscheinlich ist, um sie zu den Beweggründen hinzuzufügen, welche den Staat bestimmen müssen, sich ein Recht des Einschreitens und der Beaufsichtigung für die projektirten Eisenbahnen vorzubehalten.

12) Die Kommission weiß wohl, daß man gegen das Einschreiten der Regierung hinsichtlich der Verwaltung künftiger Eisenbahnen einwenden kann, daß diese Maßregel unvollständig sey, wenn sie nicht in gleicher Weise auf die bestehenden Eisenbahnen angewendet werde; aber sie war der Meinung, daß im letzteren Falle das Parlament ohne die Zustimmung der Gesellschaften diejenigen Bestimmungen nicht treffen könne, die es in der Bestätigungs-Bill neuer Eisenbahnen von Rechts wegen festsetzen darf, und sie konnte übrigens auch nicht angeben, auf welchen Grundlagen ein allgemeines Abkommen beruhen müßte, welches man mit so zahlreichen und so verschiedenartig organisirten Körperschaften abzuschließen hoffen könnte. Nach den Zeugnissen von Personen, die bei den bestehenden Eisenbahnen als Eigenthümer oder Verwalter beträchtlich interessirt sind, hat sie jedoch ein Recht, zu glauben, daß die Gesellschaften eine lebendige Besorgniß vor den Folgen hegen, welche eine zu große Anzahl übel angelegter, abenteuerlicher Projekte auf den Handel und die Börse üben können, und daß sie deshalb aufrichtig wünschen, unter gegenseitig vortheilhaften Bedingungen sicher bestimmte Verbindungen mit dem Staate einzugehen. Die Kommission hofft sogar, daß eine gewisse Anzahl der bestehenden Gesellschaften auf die Grundlagen, welche das Parlament für die projektirten Bahnen annehmen kann, ein Abkommen einzugehen geneigt seyn wird.

13) Das Parlament wird nicht ermangeln, zu bemerken, daß die wichtigen Gründe, aus denen zur Zeit, als die Eisenbahnen nur noch gewagte Versuche waren, den Gesellschaften vollständige Freiheit des Verfahrens verliehen wurde, nicht mehr dieselbe Kraft haben, und daß, wenn es weise war, die ersten Bahnen weder einer Untersuchung des Tarifs noch dem Ankaufsrechte von Seiten des Staates zu unterwerfen, es heute vernünftig seyn wird, in Beziehung auf die neuen Bahnen anders zu verfahren.

14) Aber wenngleich die Arbeiten der ersten Unternehmer zum Vortheile künftiger Gesellschaften eine Menge verderblicher Chancen beseitigt haben, so bleibt doch noch ein Unbekanntes zu ermitteln; es handelt sich nämlich darum, zu wissen, welches die Resultate des Eisenbahn-Systems in zwanzig oder dreißig Jahren seyn können. Die Kommission ist deshalb der Meinung, daß es unvorsichtig wäre, Maßregeln zu treffen, welche die Freiheit der Gesetzgebung oder der Regierung für die Zukunft beschränken könnten. Die Gefahren dieser Einschränkung können eines Tages sehr bedeutend werden, und sie ist der Ansicht, daß die Regierung sich hinreichende Macht vorbehalten muß, um bei gegebener Gelegenheit kräftigen Gebrauch von derselben machen zu können, während sie in gewöhnlichen Fällen nicht in Anwendung zu kommen braucht.

15) Die Kommission ist geneigt, zu glauben, daß diese Macht, wenn sie gemäßigt und genau begränzt ist, möge sie nun dem Parlament oder der Regierung vorbehalten bleiben, künftige Gesellschaften keineswegs entmuthigen kann; im Gegentheil würde sie das Zutrauen der Actionaire vermehren. In der That würde die Gewährleistung, welche der Staat also im Interesse des Publikums verlangt, die Eifersucht vermindern, mit welcher das Monopol der gegenwärtigen Gesellschaften betrachtet wird. Und auf der anderen Seite könnten die Gesellschaften hoffen, daß für sie auf lange Zeit hin in der sie regelnden Gesetzgebung keine ungünstige Veränderung getroffen werden würde, und daß man nicht mehr, wie gegenwärtig, eine stets wachsende Anzahl von Eisenbahn-Entwürfen für Gegenden würde auftauchen sehen, welche bereits mit Bahnen versehen sind, da die Ausführung solcher Entwürfe nur unnützer Weise beträchtliche Kapitalien verschlingt, das Geld seltener und theurer macht und die Actien der bestehenden Gesellschaften entwerthet.

16) Die Kommission beschränkt sich für diesmal darauf, ihre Ansicht von den Wirkungen der Konkurrenz der projektirten Bahnen mit den alten durch die Bemerkung anzudeuten, daß die neuen Bahnen nicht sowohl eine Ermäßigung der Fahrpreise, als eine Entwerthung des Kapitals der bestehenden Gesellschaften zur Folge haben möchten, da die Herabsetzung der Fahrpreise in dem gegenwärtigen Eisenbahn-System, selbst unter dem Einfluß der Konkurrenz, vielleicht niemals oder doch erst in unbestimmter Zukunft zu Stande kommen kann. Doch will sie nicht leugnen, daß die Möglichkeit, die Konkurrenz zu ermuntern, oder im Nothfalle selbst zu schaffen (obgleich das ein theures und nur Palliativmittel ist), in den Händen des Staates von großer Wichtigkeit werden kann, für den Fall, daß die Gesellschaften, obgleich sie den reichlichen Ertrag großer Vergünstigungen genießen, die Fahrpreise erhöhen, oder sich weigern wollten, dieselben freiwillig herabzusetzen.

17) Bei den vorstehenden Bemerkungen über die Gefahren einer zu großen Beförderung der Konkurrenz hat die Kommission nur solche projektirte Bahnen im Auge gehabt, welche den Ertrag der bestehenden Bahnen durch andere Mittel zu vermindern beabsichtigten, als etwa durch Abkürzung der Entfernung zwischen zwei bedeutenden Städten, oder durch die Eröffnung neuer Verbindungen in Gegenden, die deren noch entbehren. Im letzteren Falle müssen die projektirten Bahnen nur nach ihrem inneren Werthe untersucht werden.

18) Außerdem, daß die Kommission vorschlägt, dem Staate das wichtige Recht vorzubehalten, nach einer bestimmten Zeit zwischen einer Herabsetzung der Fahrpreise oder dem Ankauf der Bahn zu wählen, ist sie noch der Meinung, daß das Parlament den neuen Bahnen in Beziehung auf die Wagen der dritten Klasse und den Staatsdienst gewisse Bedingungen auflegen soll, die jedoch an sich nichts Lästiges haben.

19) Die Kommission hat noch mehrere der ihr vorgelegten Fragen zu studiren. So hat sie sich noch nicht über die Veränderungen ausgesprochen, die in der Abfassung von Eisenbahn-Bills oder in der Weise, sie dem Parlamente vorzulegen, getroffen werden könnten. Sie hat sich ferner noch Rechenschaft zu geben von dem Zustande der Gesetzgebung und ihrer Ausübung in Beziehung auf die Kirchsprengel-Taxe und das Beaufsichtigungsrecht der Regierung über Eisenbahn-Projekte, bevor sie dem Parlamente vorgelegt werden, zu untersuchen; ferner: ob man die Ertheilung neuer Privilegien an bestehende Gesellschaften nicht an gewisse Bedingungen knüpfen könnte, als: Vereinigung von Gesellschaften, Vergrößerung des Gesellschafts-Kapitals u. s. w; auf welchen hauptsächlichen Grundlagen sich ein freies Abkommen mit den Gesellschaften schließen ließe, wodurch der Regierung das Recht bliebe, zwischen Ankauf der Bahn und Revision der Fahrpreise zu wählen; endlich, in welchem Geiste ein allgemeines Eisenbahn-Gesetz abgefaßt seyn müßte, welches sowohl die bestehenden als die künftigen Gesellschaften berücksichtigte und den Zweck hätte, für den Wohlstand des Landes den Nutzen dieser Communicationswege zu erhöhen. Damit aber kein Uebelwollender die letzten Worte falsch auslege, beeilt sich die Kommission, hinzuzufügen, daß nach ihrer Ansicht das Recht zu Gunsten des Staates, in die Verwaltung der Eisenbahnen einzuschreiten, in die engsten Gränzen eingeschlossen werden muß.

20) Der Kommission bleibt noch übrig, die Vorschläge beizufügen, welche diesen Bericht abschließen sollen. Sie hat sich bemüht, sie so viel als möglich mit den vorhergehenden Betrachtungen in Uebereinstimmung zu bringen. Obgleich sie dieselben als Ergebniß einer reiflichen Erwägung vorlegt, *steht sie* dennoch nicht an, zu erklären, daß einige derselben, namentlich *derjenige, welcher* sich auf den Zeitraum von 15 Jahren und die Dividende von 10% bezieht, modifizirt werden könnten, ohne in der Hauptsache ihre Kraft zu verlieren.*)

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

V. Die Konkurrenz der Theater.

Dem äußeren Anschein nach sollte man glauben, daß die französische Bühne sich in einem blühenden Zustand befinde. Daß dem aber nicht so ist, beweisen schon die materiellen Resultate. Seit zwölf Jahren sind die Falliffements der dramatischen Unternehmungen fast ohne Unterbrechung auf einander gefolgt, und fast alle Pariser Theater, einige zu wiederholten Malen, sind davon betroffen worden. Einundzwanzig Privilegien haben ihre Inhaber gewechselt; achtzehn Unternehmungen haben ihre Kosten nicht gebracht. In den Departements ist es nicht besser gegangen. Es giebt keine Stadt, die nicht ihre Opern-Truppe verlangt, ohne darum auf die Komödie, das Melodrama, das Vaudeville zu verzichten. Paris bringt nicht mehr jene kleinen Sachen von leichter und wenig kostspieliger Ausführung, welche sonst das Repertoire der Provinz bildeten. Daher verlangt man jetzt bei allen Neuigkeiten außergewöhnliche Schauspieler und einen großen Aufwand in der Scenerie. Große Geld-Ausgaben setzen täglich die Existenz der Unternehmungen aufs Spiel. Daher ist auch die Verwaltung der Provinzial-Theater so riskant geworden, daß man nicht leicht einen Stellvertreter für die abgehenden Direktoren findet, trotz der Opfer, welche die meisten Städte bringen, um ein Schauspiel zu behalten.

Die Lage der großen, vom Staat subventionirten Theater in Paris ist ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten. Die Oper, die ein enormes Budget zu tragen hat und nicht im Stande ist, ihr Repertoire zu erneuern und die Künstler, die sie verloren hat, zu ersetzen, scheint einer ernsten Krise entgegen zu gehen. Die komische Oper verdankt ihr Heil nur der glücklichen Idee, einige Werke der alten Schule, welche für die gegenwärtige Generation pikante Neuigkeiten sind, wieder aufzufrischen. Das Théâtre-Français ist, trotz der neulich in alle Theile seiner Verwaltung eingeführten Oekonomie, über Finanz-Verlegenheiten nicht erhaben. Die einträglichen Erfolge der Mademoiselle de Belle-Isle, des Verre d'eau u. s. w., besonders die wunderbare Popularität der Demoiselle Rachel, haben eine Zeit lang die täglichen Einnahmen auf die Zahl der glücklichsten Jahre dieses Jahrhunderts hinaufgetrieben; aber einerseits ist ein bedeutendes Defizit eingetreten in der jährlichen Logenvermiethung, die im Jahre 1812 138,000 Franken brachte; andererseits hat die maßlose Ver-

*) Die darauf von der Kommission gemachten Vorschläge folgen in nächster Nummer.

mehrung aller Kosten und die Ueberlast von 190,000 Franken jährlicher Pension, die den abgedankten Schauspielern auszuzahlen sind, das Budget der Ausgaben so bedeutend erhöht, daß die associirten Künstler der ersten französischen Bühne keine ihren Talenten entsprechende Remuneration genießen würden, wenn ihnen nicht von der vom Staat bewilligten Subvention von 200,000 Franken ein festes Gehalt gesichert wäre. Der Gesellschafts-Antheil betrug 23,336 Franken im Jahre 1810, 22,992 im Jahre 1814. Gegenwärtig bezieht Demoiselle Rachel allein eine Summe von 42,000 Fr., welche besondere Vergünstigung aber dadurch vollkommen gerechtfertigt erscheint, daß sich aus den Registern ausgewiesen hat, daß von 1838 bis 1843 die von dieser Dame gegebenen Vorstellungen eine Summe von 1,550,132 Fr. einbrachten.

Die erste Quelle aller dieser Verlegenheiten ist die unbesonnene Vermehrung der Theater. Das Dekret von 1807 hatte die Zahl derselben auf acht festgesetzt. Der Cirque-Olympique ist nicht zu rechnen, da er fast ausschließlich für die Reitkünste bestimmt war. Später wurde die Porte-Saint-Martin noch gestattet; aber die Schwankungen derselben sollten bald zeigen, daß die Berechnungen des ersten Dekrets den Bedürfnissen des Publikums entsprachen. Die Porte-Saint-Michel war während der Jahre 1808 und 10, 13 und 14 geschlossen.

Unter der Restauration rechtfertigte der Zuwachs der Pariser Bevölkerung die Bewilligung eines neuen Privilegs. Das Gymnase-Dramatique wurde im Jahre 1820 eröffnet und erfreute sich einer Blüthe, die es einer mächtigen Protection, der Gewandtheit des Direktors und dem Talent des Herrn Scribe verdankte. Im folgenden Jahre erhielt eine Gesellschaft von Literaten und Künstlern die Autorisation zu dem Panorama-dramatique, das sich aber nur zwei bis drei Jahre mit Mühe erhielt. Nachdem dieses Unternehmen eingegangen war, gestattete man die Eröffnung der Salle des Nouveautés, so daß eigentlich von 1807 bis 1830 die Zahl der Theater nur um zwei zugenommen hat.

Erst nach der Juli-Revolution fing man an, die Privilegien ins Maßlose und ohne Ueberlegung zu vermehren. Im Jahre 1831 wurden autorisirt das Palais-Royal, die Folies-Dramatiques, das Theater Molière, 1832 das Panthéon, 1833 das Theater Ventadour, 1835 die Porte-Saint-Antoine, 1837 das Theater Saint-Marcel, 1841 die Délassemens comiques. Einige Bühnen, die ohne Autorisation in der Banlieue von Paris eröffnet worden, wurden von der Polizei geschlossen; aber ein Privilegium, das erst 1837 erlischt, hatte Paris mit einem Gürtel von Theatern umgeben. In diesem Augenblick sind von 28 Unternehmungen, die autorisirt oder nur tolerirt sind, 25 in Paris geöffnet und 12, unter denen 6 wenig bedeutend sind, vor den Thoren in der Banlieue. Von den 5 großen oder königlichen Theatern sind 3 der Oper, 2 der Tragödie und Komödie gewidmet; 4 Privat-Theater exploitiren ausschließlich das Vaudeville; 9 sind dem Melodrama und dem Vaudeville zugleich angewiesen; die 5 Säle, die eigentlich nur für Reitkünste und ähnliche Kuriositäten bestimmt sind, greifen ins dramatische Genre über, indem sie Pantomimen, Farcen und Vaudevilles geben; 2 Säle, von denen einer neulich durch Feuer zerstört worden, spielen für die Kinder. Die Privilegien des Theater Molière, der Salle des Nouveautés und des Théâtre de la Renaissance werden gegenwärtig nicht benutzt und müssen als erloschen betrachtet werden. Den Theatern der Banlieue ist kein besonderes Genre vorgeschrieben. Diese verschiedenen Anstalten sind nicht die einzigen, die jeden Abend den Beutel des Publikums in Anspruch nehmen. Die Konzerte, die Bälle sind überall erlaubt; der Gesang ist in Säle eingeführt, wo der Eintritt weniger kostet, als das niedrigste Billet der privilegirten Theater. Ausstellungen und Merkwürdigkeiten aller Art ziehen überdies noch die Schaulust auf sich. Im Sommer fesselt ein Reiter-Theater die Spaziergänger in den elysäischen Feldern. Die Administration scheint alle mögliche Mittel aufzubieten, um das Volk der Hauptstadt zu zerstreuen: eine Sorgfalt, die ohne Zweifel lobenswerth ist, deren Wirkungen aber nicht hinreichend vorhergesehen und berechnet worden sind.

Man wird einwenden, daß die Vermehrung der Theater mit der Zunahme der Pariser Bevölkerung Schritt gehalten hat. Dies ist aber nur zum Theil wahr. Im Jahre 1808 zählte Paris ungefähr 600,000 Seelen; die letzte Zählung von 1841 ergiebt etwas über 900,000 Seelen: dies wäre eine Vermehrung um die Hälfte. Nun ist allerdings die Einnahme der Theater in demselben Verhältniß gestiegen; aber es ist die Frage, wie sie sich unter die verschiedenen Theater vertheilt hat. Aus einem vergleichenden Tableau der jährlichen Einnahmen von 18 Theatern in den Jahren 1807 bis 16 und 1833 bis 42 geht allerdings hervor, daß die jährliche Einnahme der ersten Periode um mehr als die Hälfte kleiner ist als die der zweiten. Jene beträgt (natürlich im Durchschnitt) 4,813,744, diese 7,104,964, das Plus also bei der letzteren: 2,291,220 Franken. Nun kommen von jenen 18 Theatern nur zehn für beide Perioden in Betracht, während acht erst der zweiten angehören; diese letzteren hatten in dieser Periode eine Einnahme von 1,768,933 Franken. Jenes Plus nun von 2,291,220 Franken kommt theils sämmtlichen neuen, theils nur einigen von den älteren zu Gute, während die übrigen von diesen in der zweiten Periode ein bedeutendes Minus ergeben. Fünf nämlich von jenen alten Theatern, wie die französische Oper, die italiänische Oper, der Cirque Olympique, die Porte-Saint-Martin, das Vaudeville haben durch bedeutende Erweiterungen und Ausgaben die Ziffer ihrer Einnahmen gewaltsamer Weise in die Höhe getrieben; sie haben also in der zweiten Periode eine Summe von 1,107,201 Franken jährlich mehr eingenommen. Zieht man diese von jenem Plus ab, so bleiben für die neuen Unternehmungen nur noch 1,184,018 Franken, eine Summe, die kaum hinreichend war, um drei von den nicht subventionirten Theatern zu erhalten. Hiernach durfte man also höchstens drei Theater zu der von Napoleon festgesetzten Zahl hinzufügen. Die Konzessionen, die über diese Gränze hinausgingen, haben die nothwendige Folge gehabt, die Einnahme von fünf der älteren Theater zu vermindern, und zwar um 584,916 Franken; rechnet man diese zu den obigen 1,184,018, so erhält man die 1,768,933 Franken, welche die neuen Theater wirklich eingenommen.

Auch folgende Berechnung zeigt, daß Paris zu viel Theater hat. Die 17 geräumigsten Schauspielsäle bieten dem Pariser Publikum ungefähr 26,000 Plätze. Man hat berechnet, daß, um die täglichen Kosten dieser verschiedenen Theater zu decken, die jährlich auf 8,200,000 Fr. abgeschätzt werden, man täglich 11,000 Billets bezahlen müßte. Wenn die 26,000 Plätze beständig besetzt wären, so würden die Theater-Verwaltungen den enormen Gewinn von 55 Prozent von der Brutto-Einnahme realisiren; zieht man aber von der Pariser Bevölkerung alle Diejenigen ab, welche aus tausend verschiedenen Gründen selten oder nie das Theater besuchen, bringt man ferner die Konkurrenz anderer öffentlicher Orte in Anschlag und die Menge von Zuschauern, die umsonst eintreten, so wird man begreifen, daß es den Theatern schwer werden muß, täglich 11,000 zahlende Zuschauer heranzuziehen. Rechnet man ferner auf das Jahr 340 Tage, wo gespielt wird, und multiplizirt man hiermit die mittlere Einnahme jedes Tages, welche mit Inbegriff der vom Staat bewilligten Subventionen höchstens 28,000 Franken, nach Abzug des elften Theils für die Armen aber nur 26,000 Franken beträgt, so ergiebt sich in der That eine Summe, welche dem oben angeführten Kostenbetrage von über 8 Millionen Franken gleichkommt; aber die Einnahmen vertheilen sich nie gleichmäßig. Sobald ein Theater die Menge anlockt und fesselt, müssen die anderen darunter leiden. In der jetzigen Ordnung der Dinge sind die Theater ein Spiel des Zufalls, wo für einen Kühnen, welcher gewinnt, mehrere Unglückliche zu Grunde gehen. — Wir haben eben von dem Antheil der Armen gesprochen, welcher täglich von den Einnahmen abgezogen wird und zwar den elften Theil derselben beträgt; auch dies ist eine Last, die für die Verwaltungen oft sehr drückend seyn muß. Diese Steuer brachte für die 18 Theater, die während des Jahres 1842 in Paris in Thätigkeit waren, die Summe von 723,816 Franken.

Noch einige Urtheile über die Aufführung der „Antigone" zu Paris.

Zur Vervollständigung unserer früheren Mittheilungen geben wir hier noch einige Notizen über den Erfolg der „Antigone" in Paris. Zwar hat man in Deutschland bereits angefangen, diesen Erfolg erklärlicher als bei uns zu finden, weil das französische Theater angeblich unmittelbar an die klassischen Werke der Alten anknüpfe; wer dies jedoch behauptet, der hat von dem Wesen der französischen Tragödie, wie sie von Corneille und Racine geschaffen wurde, eine nur sehr oberflächliche Kenntniß. Die Behandlung griechischer oder römischer Stoffe war dort zwar immer mit einer conventionellen Auffassung der Aristotelischen Einheiten verbunden; Griechen und Römer blieben jedoch dabei immer Franzosen, und zwar mit Allongenperrücken und Reifröcken. Viel näher stehen sich, wie auch schon einige Pariser Kritiker richtig bemerkt haben, was den wahren Ausdruck der Leidenschaft betrifft, Shakespeare und Sophokles, als die Klassiker der Franzosen und die der Alten. Und ist es auch außerordentlich naiv, so liegt doch eine gewisse Wahrheit darin, wenn ein kleines französisches Theaterblatt bemerkte, daß schon Sophokles jenes Talent der Bühnentechnik besessen habe, welches den modernen Melodramenschreibern so eigen sey. Eug. Sue kann sich Glück wünschen, daß er ein paar tausend Jahre nach den griechischen Tragöden lebt; sonst hätte der Succeß der „Antigone" seine Popularität wirklich verdunkeln können: die Zeitungen hätten Sophokles um Roman-Feuilletons bestürmt, denn schon ist die Uebersetzung seines Trauerspiels von Meurice und Vaquerie in dieser Form publizirt worden. Die Presse ist es, das Blatt Emil von Girardin's, worin das Stück vollständig mitgetheilt wird, und es klingt wunderlich genug, wenn man neben dem Namen des Sophokles, den das Alterthum auf die marmornen Zeittafeln von Paros grub, jetzt unter jedem Feuilleton die stehenden Worte liest: „Die Fortsetzung morgen." Gewiß, als Sophokles den Feldherrn-Titel erhielt, als er den Preis in dem tragischen Wettkampf davontrug, in einem Maß Oel und einem Olivenkranz bestehend, würde er nicht wenig überrascht gewesen seyn, wenn irgend ein Tiresias seiner Zeit ihm prophezeit hätte, daß er einst der Mitarbeiter und Kollege der Herren Balzac, Soulié, Sue und Janin seyn werde. Der Kontrast ist freilich stark genug, aber in die griesgrämlichen Klagen der Revue de Paris, daß auf diese Weise die Industrie unserer Zeit das Herrlichste verderbe und die schönsten Namen entweihe, braucht man deshalb nicht einzustimmen. Warum soll es eine Entweihung seyn, wenn die großen Gedanken eines Sophokles solchergestalt ins Volk einer modernen Hauptstadt eindringen; waren sie ja doch auch in Athen fürs Volk bestimmt!

Auch Jules Janin hat sich, wie bereits erwähnt, mit einem Urtheil, das oft von tiefer Einsicht in die Schönheiten dieses antiken Drama's zeugt, über die Aufführung im Odeon vernehmen lassen. „Soll man sagen", ruft er aus, „ob dies ein Drama ist, oder ein Fest, eine Schule oder ein Theater, eine religiöse Feier oder eine Tribüne, auf der die wichtigsten politischen Fragen verhandelt werden, man weiß es nicht; so viel ist sicher, es ist von alledem etwas: ein Fest durch die poetische Pracht; eine Schule durch die Weisheit der Lehren; eine politische Arena durch die stets wiederkehrenden Anspielungen auf die Angelegenheiten der Stadt; ein Drama durch den furchtbaren Eindruck der Handlung; eine Komödie durch die Possenhaftigkeit gewisser Figuren;

ein Gebet endlich, ein beredtes, öffentliches Gebet, in welches alle Stimmen der Stadt Athen sich mischten. Ein Gebet vor Allem, stets und überall! Ein Psalm an die unsterblichen Götter, um die flüchtigen Leidenschaften der Sterblichen zu beruhigen. Das sollten auch die ersten Mysterien des Mittelalters seyn; nur fand das vierzehnte Jahrhundert leider keinen Sophokles, Aeschylus oder Euripides!"

Janin spricht in Obigem von einer Komödie in dem Trauerspiel; dies bezieht sich auf die Person des Wächters, und wohl ohne es zu ahnen, trifft hier das ästhetische Gefühl des französischen Feuilletonisten mit dem Urtheil zusammen, welches wir schon vor Jahren von unserem berühmten Kenner des griechischen Alterthums in seinen Universitäts-Vorlesungen über die „Antigone" aussprechen hörten. Böckh nannte den Wächter einen komischen Kerl, einen humoristischen Kauz, eine fast Shakespearesche Figur und entwickelte daraus die geistvollsten Ansichten über antike Kunst und Poesie, von der man oft das Charakteristische und den gemischten Styl ganz ausgeschlossen geglaubt hat. Der französische Kritiker trifft in seinem Ausspruch hiermit zusammen, indem er sagt: „Offenbar ist in der griechischen Dichtung der Wächter eine komische Person; er hat etwas von dem Kirchhofshumor des Todtengräbers im „Hamlet"; man lese nur mit Bedacht Alles, was der Wächter sagt, und man wird sich überzeugen, daß diese Rolle im Alterthum mit einer komischen Maske gespielt wurde. Tieck, der Deutsche, wagte diesen dramatischen Effekt nicht zu den übrigen hinzuzufügen; unsere jungen gewandten französischen Uebersetzer, die sich ihrer Arbeit mit so viel Liebe unterzogen, sind hierin dem deutschen Vorbilde gefolgt; es scheint mir aber, daß dies eine zu verbessernde Ungenauigkeit ist, und daß man unsere gelehrten Autoritäten Leclerc und Patin hierin zu Rathe ziehen sollte." Einen pikanten Vergleich macht J. Janin bei der Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Kreon und dem Chor. „Kreon", sagt er, „behandelt den Chor ungefähr so wie Ludwig XIV. als Kind das Parlament von Paris, mit einer Peitsche in der Hand."

Sehr erfreut ist der Kritiker, einmal eine Tragödie aus der antiken Welt ohne die Perrücken Corneille's, Racine's und Voltaire's ihren Gang nehmen zu sehen. „Eine schöne Kunst", sagt er, „ist doch diese erste Kunst. Sie verschmäht alle unsere kleinen rhetorischen Umschweife, unsere gemachten Effekte, unsere Vertrauten und Vertrautinnen, die eine Rolle spielen wie die Heu-Emballage in einem Reisekoffer. In einer Tragödie des Sophokles oder Euripides geht und kömmt man, ganz so wie wir in ein Haus eintreten oder daraus hinweg gehen, ohne zu sagen, wie und warum, womit im Drama wie im Leben viel Zeit gewonnen wird."

Mendelssohn's Musik findet Janin so erhaben, „daß es kaum zu ertragen sey, sich dabei in weltlichen, frivolen Räumen, unter jungen Elegants und niedlichen geputzten Damen zu befinden." Auch in Gedichten ist dem Komponisten gehuldigt worden, von denen eines, nachdem es den Dichter gepriesen und mit Entzücken darauf hingewiesen, daß man nun das wahre Griechenland auf der Bühne schaue, während man bisher nur seinen Schatten gesehen, sich mit folgenden Worten an Mendelssohn wendet:

Et toi, chantre divin de cette belle fête,
Mendelssohn, qu'une fleur couronne aussi la tête,
Oui, la plus belle fleur, car de l'antiquité
Tu lyre nous transmet la sévère beauté.

Unter all diesem Enthusiasmus aber hat es auch an einem Thersites nicht gefehlt, der noch dazu in dem Moniteur mit seinen scheelsüchtigen Mäkeleien und bornirten Absurditäten sich breit macht. Es ist der weise Kunstrichter Sauvage, der als französischer Klassiker hier wunderbarer Weise mit einer Fraction der deutschen Kritik harmonirt, indem er als Resumé seines Urtheils hinstellt: „Kurz und gut, diese Rückkehr zu den ersten Versuchen (!) der Kunst kann nur als Gegenstand einer Neugier von erträglich gutem Geschmack betrachtet werden. Dergleichen ist bizarr genug, um das Publikum anzulocken, und nicht ganz so bizarr, um zur Karikatur zu werden." Man denke, es ist selbst, wie Herr Sauvage anführt, einem Rotrou nicht gelungen, dem Stoff der „Antigone", den er im Jahre 1638 in Paris auf die Bühne gebracht, Erfolg zu verschaffen, „obgleich die Tragödie des Sophokles nur die letzte Hälfte der seinigen bildete und er sein Stück durch Scenen und Details, die er den „Phönizierinnen" des Euripides und der „Thebaide" des Seneca entlehnte, bedeutend verstärkt hatte!" Bald verschwand diese „Antigone" wieder von der Bühne, und doch war sie, wie Herr Sauvage erklärt, Rotrou's, des Verfassers von „Wenceslav", nicht unwürdig. „Und auch im Jahre 1787", fügt dieser Aristarch hinzu, „als die Versuche von Ducis und Laharpe, unserer Bühne die Meisterwerke des Alterthums anzupassen, das Publikum doch schon mit der griechischen Einfachheit etwas vertraut gemacht haben mußten, und als unser Theater so große Talente aufzuweisen hatte, vermochte eine „Antigone", welche Doigny schrieb, nur drei Vorstellungen zu erleben." Und mit Rotrou und Doigny will nun der alte Sophokles selbst in Konkurrenz treten und wohl gar auf ein besseres Loos hoffen! In der That, ein Unternehmen von titanenhaftem Uebermuth! Um von dem musikalischen Urtheil des Herrn Sauvage eine Vorstellung zu geben, sey nur angeführt, daß er dicht hinter einander einmal von Mangel an Melodie und bloßen gelehrten harmonischen Combinationen in den Mendelssohnschen Chören spricht und dann wieder in ihnen eher ein „von Leipziger Kaufleuten oder Jenaer Studenten in einer Kneipe angestimmtes Trinklied" zu hören glaubt, als den ernsten Gesang thebanischer Greise des Heroenalters. Genug von diesem Gallimathias, und um den Eindruck davon zu verwischen, theilen wir noch einige Bemerkungen des gelehrten Kritikers, Herrn Charles Magnin, aus der Revue des deux Mondes mit.

Dieser hätte es gern gesehen, wenn statt der „Antigone", die einen rein religiösen Stoff der Griechen behandelt, ein eigentlich heroisches Drama, wie etwa „Oedip König" oder die Oresteische Trilogie des Aeschylus, gewählt worden wäre, doch er sieht ein, daß es zunächst darauf ankam, den in Berlin mit Erfolg gemachten Versuch zu wiederholen und die von Mendelssohn komponirte Musik dabei zu benützen. Er wundert sich jedoch, daß die gelehrten Archäologen von Berlin dem Letztern gestattet haben, eine Ouvertüre zu geben. „In Athen", sagt er, „ging in der Blüthenzeit des griechischen Theaters der menschlichen Stimme nichts voran, wenn es nicht etwa der Ruf des Herolds war, welcher den Dichter und den Chor, der eben an die Reihe kommen sollte, davon benachrichtigte. Später gab, um jede plötzliche Ueberraschung zu vermeiden, ein Trompetenstoß den Schauspielern und den Choreuten das Signal ihres Erscheinens auf der Scene. In Rom, zur Zeit des Augustus, kündigte ein „Claudianisches Donnerrollen" *) den Anfang des Stückes an." — Herr Magnin stellt über die Ausgänge und Treppen des Proscениums ganz ähnliche Betrachtungen an, wie wir sie von deutschen gelehrten Kritikern gelesen haben; aber auch das Kostüm giebt ihm zu kritischen Bemerkungen Anlaß, und besonders das des Chors erscheint ihm zu ärmlich, da die vornehmen Bürger Thebens, hier, bei einer Dionysosfeier, in prächtigen goldgestickten Gewändern hätten erscheinen müssen. Der Musik Mendelssohns vermag er, da sie die Worte zu sehr verhüllt, nur theilweisen Beifall zu schenken. Und auch dieser klassisch gebildete Kritiker wird durch Sophokles nicht an Corneille oder Racine, sondern an Shakespeare erinnert. Die erschütternde Scene nämlich, in welcher Kreon den Leichnam seines Sohnes Hämon herbeiträgt, mahnt ihn lebhaft an den alten Lear mit dem Leichnam seiner Tochter Kordelia in den greisen Armen. „So begegnen sich", ruft er, „die Genien der Kunst in den verschiedensten Zeitaltern!"

Mannigfaltiges.

— Die Werke des Herrn Thiers. Wie man erfährt, hat Herr Thiers seine „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" vollendet, doch wird es noch einige Monate dauern, ehe er sie der Presse übergiebt, da er sie erst noch einer sorgfältigen Durchsicht unterwerfen will. Das Werk soll aus zehn Bänden bestehen und von dem Buchhändler Paulin verlegt werden. Das Kapital, das zur Herausgabe erforderlich war, ist durch drei oder vier vermögende Individuen zusammengebracht worden, unter denen sich der Banquier Cerfbeer befindet. Bei Ablieferung des Manuskripts wird Herr Thiers die Summe von 500,000 Francs empfangen, ohne daß irgend ein Abzug für die Karten, Bücher und anderen Dokumente stattfindet, die er zu seiner Arbeit brauchte und deren Werth sich auf 20,000 Francs belaufen soll. Es ist interessant, diese Data mit der Aufnahme zu vergleichen, die das erste Werk des berühmten Verfassers, die „Geschichte der französischen Revolution", in der Buchhändlerwelt erfuhr. Der erste Band dieser Schrift erschien im Jahr 1824 oder 1825 als das gemeinschaftliche Produkt der Herren Bodin und Thiers; der Name des Ersteren verschwand jedoch bald vom Titelblatt. Zu jener Zeit bewohnte Herr Thiers ein bescheidenes Zimmer in der Rue Montesquieu, seine Mittel waren gering und seine Existenz unsicher. Nach Herausgabe des ersten Bandes wurde er mit den Buchhändlern Lecointe und Durey einig, ihnen das ganze, damals noch unvollendete Manuskript für 16,000 Francs zu überlassen; als aber der steigende Ruf des Verfassers seiner Schrift eine größere Wichtigkeit verlieh, wurde das Honorar durch gegenseitige Uebereinkunft auf 30,000 Francs festgesetzt. Nach den Julitagen fand die „Geschichte der Revolution" einen so reißenden Absatz, daß die Verleger dadurch ihr Glück machten, weshalb sie auch der oben angegebenen Summe noch 70,000 Francs hinzufügten.

— Signora Assandri in St. Petersburg. Die in der russischen Hauptstadt erscheinenden „Vaterländischen Notizen" (Otetschestwennya Sapiski) theilen einen nicht uninteressanten Artikel über die italiänische Oper-Gesellschaft mit, die während des vergangenen Winters das Publikum St. Petersburgs entzückte und dort Lorbeern und Silberrubel in Hülle und Fülle ärndtete. Nachdem der Kritiker den Sternen erster Größe, Rubini, Tamburini und vor allen der Viardot-Garcia, den gebührenden Tribut seiner Bewunderung gezollt, kommt er auch auf eine Sängerin zu sprechen, die auch bei uns noch in gutem Andenken steht. „Gegen Signora Assandri", schreibt er, „ist unser Publikum ungerecht gewesen. Diese Sängerin besitzt eine angenehme Stimme und gute Methode und hat in Paris und London bedeutende Rollen mit Erfolg gegeben. In Norma sang sie Adalgise, in Anna Bolena Jane Seymour neben der berühmten Grisi. In Berlin war sie als Prima-Donna der italiänischen Oper eine Lieblingssängerin, und die Berliner Journale beklagen noch immer ihren Abgang. Hier debütirte sie als Norma — eine Rolle, die weder ihrer Stimme noch ihrem Aeußeren angemessen ist — und wurde daher von dem Publikum mit einer zu großen, bei uns ungewöhnlichen Strenge aufgenommen .... Es versteht sich von selbst, daß man weder Signora Assandri noch Herrn Pasini mit Rubini und der Viardot-Garcia vergleichen muß, doch ist ihnen weder Talent noch Stimme abzusprechen, und im Belisario haben sie uns einen wahrhaften Genuß verschafft."

*) Claudianus tonitrus hieß das von Claudius Pulcher verbesserte Verfahren zur Nachahmung des Donners in den römischen Theatern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Dienstag den 18. Juni 1844.

Italien.

Philosophie und Politik in Italien.

1. Rosmini. — Tarditi; Tomaseo; der Marquis von Cavours. — Die Jesuiten; Dmowski; Gioberti.

Der Staat der Neuzeit ist eine Schöpfung der Intelligenz; deshalb erstehen ihm zweierlei Gegner: die Ultrakatholiken und die Utopisten. Die Ersteren betrachten ihn als eine atheistische Macht und predigen die Suprematie des römischen Hofes: der Begränztheit des Staates stellen sie die Universalität der Kirche gegenüber. Die Anderen stoßen sich an die Barrièren, durch welche der Staat die Völker trennt, und erbauen auf einer falschen Auslegung des Evangeliums ihr schwankendes Ideal universaler Brüdergemeinschaft.

Der tyroler Priester Rosmini, zu katholisch, um den Staat nicht zu bekämpfen, zu aufgeklärt, um seine Macht zu verkennen, will ihn verbessern. Aus der neuen Philosophie, die er sich aufgebaut hat, leitet er eine neue Apologie des Christenthums und folgert danach in Beziehung auf die allgemeine Herrschaft der Kirche: die Individuen sind bestimmt, die Massen zusammenzuhalten, die Männer ohne Vaterland und ohne Familie (die Geistlichen) müssen alle Vaterländer und alle Familien regieren; also müssen sich alle Staaten der Herrschaft der Kirche unterwerfen, welche ihrerseits den Staaten die Verwaltung aller politischen und materiellen Interessen überlassen muß.

Rosmini entwickelt seine Theorieen mit großer dialektischer Kraft und Gewandtheit, weil aber in ihm der Priester und der Philosoph sich stets begegnen, konnte es nicht fehlen, daß er sich in die schwersten Widersprüche verwickeln mußte, und daß sein System zuletzt auf einen Zirkel hinausläuft. Dieselbe Ursache bestimmte seinen Einfluß in Italien. Zuerst wandte er sich nur an die Gläubigen; dreißig Jahr alt, gründete er den geistlichen Orden, dessen Haupt er gegenwärtig ist.*) Seine Frömmigkeit, sein Rang, seine Eigenschaft als Geistlicher, seine Reisen, seine persönlichen Beziehungen zum Papste, seine politischen Grundsätze, sein Haß gegen die Liberalen, der Eifer, mit welchem er die Revolution bekämpfte, alles dies vereinigte sich, ihm Ruhm und Ansehen bei der Geistlichkeit zu verschaffen. Bald aber erregten seine wiederholten Angriffe auf die revolutionairen Theorieen die Aufmerksamkeit eines anderen Publikums. Doch ließ sich Rosmini von den Liberalen nicht einschüchtern, sondern verfolgte seinen Weg. Es öffneten sich ihm die Schulen Piemonts und fast alle Seminare Ober-Italiens. Aber die beharrliche Konsequenz, mit der er die Folgerungen des Priesters wie die des Denkers weiter führte, erweckte ihm doppelte Feinde, neben den Liberalen die Gesellschaft Jesu. Rosmini kämpfte gegen Alle. Den Einen antwortete er mit dicken Bänden, den Anderen mit Journal-Artikeln. Die literarische Fehde trägt in Italien einen anderen Charakter als überall anderwärts. Politik, Einrichtungen, Herkommen sind eben so verschieden und verwickelt als die Sprache; und der Kampf der widersprechendsten Bestrebungen, durch persönliche Rivalität und Eifersucht geschürt, bricht auf dem wissenschaftlichen Felde um so heftiger los, als er auf dem politischen nicht durchbrechen darf. Daraus erklärt sich die ungemeine Breite der philosophischen Schriften und ihr Mangel an Eleganz. Jeder Gedanke muß nach allen Seiten gewendet, in allen seinen Folgen erläutert, bis ins kleinste Detail ausgeführt, mit allen früheren oder gegenwärtig herrschenden Ansichten verglichen werden, um ihn so verschieden gebildeten und gesinnten Leuten annehmbar zu machen. In Deutschland, Frankreich, England giebt es ein ganzes Volk von ausgezeichneten Gelehrten und eine Art von wissenschaftlichem Instinkt, der das Talent bis auf eine gewisse Höhe hebt und ihm die Mühe erspart, weiter hinabzusteigen. Jeder muß nothwendig das herrschende System entweder annehmen oder bekämpfen. In Italien giebt es mehr Genie als Talent, mehr Talent als Gelehrsamkeit, und sobald nicht ein durchaus überlegener Geist die Bewegung der Ideen beherrscht, fällt Alles in der buntesten Verwirrung aus einander. Darum ist es auch in Rosmini's Fehde zuweilen fast unmöglich, Anhänger und Gegner zu unterscheiden.

Seine bedeutendsten Schüler sind Tarditi, Tomaseo und der Marquis von Cavours. Tarditi hat eine Vertheidigung seines Meisters geschrieben, ein sauberes, festes und schon wegen der bloßen jesuitischen Umtriebe, die es aufdeckt, sehr beachtenswerthes Buch. Tomaseo, ein halber Dichter und halber Philosoph, verirrt sich im literarischen Enthusiasmus vom Gefühl zur Vernunft, von der Vernunft zum Gefühl, treibt in Metaphern und Wortspielen um und ändert Begriff und Bild je nach den Bedürfnissen seines Beweises. Cavours behauptet, daß die Philosophie, seit Descartes äußerlich fortgebaut, innerlich untergraben, in Rosmini einen neuen Ausgangspunkt gefunden habe. Neben der Vernunft-Erkenntniß, als der natürlichen, bedürfen wir durchaus der übernatürlichen, welche wir als offenbarte Gnadengabe des Glaubens und der Liebe erhalten.

Bei den Gegnern des tyroler Philosophen finden wir nicht dieselbe Einheit der Tendenzen. Der Liberalismus ermangelte Rosmini gegenüber der Festigkeit, auch hat die Censur Eines und das Andere unterdrückt, die Philosophen aber beschränkten sich darauf, die idealistischen Tendenzen der neuen Lehre anzugeben. Nur die Jesuiten haben gegen den neuen Denker einmüthig ihre alten Praktiken spielen lassen. Pater Dmowski begann die Angriffe zu Rom in einem lateinischen Buche, das aus lauter vergifteten Komplimenten bestand. Einige Monate später erschien unter dem falschen Namen Eusebio Cristiano, ohne Angabe des Druckorts, ein Pamphlet und wurde zu gleicher Zeit in Lucca, Turin, Genua und anderen Städten verbreitet. Von Untersuchung ist darin keine Rede, sondern mit reinen Verleumdungen wird Rosmini ohne Weiteres als Nachfolger Luther's, Calvin's, Bay's, Quesnel's und Jansenius verketzert. Ohne von seiner Philosophie oder Politik zu sprechen, beschuldigten ihn die Jesuiten, daß er die Erbsünde leugne. Die Anklage wurde bei den Bischöfen, Obrigkeiten, selbst bei den Königen verbreitet und auch das Volk nicht vergessen; in Lucca erzählten sich arme Frauen von der großen Ketzerei des Hauptes vom Orden der christlichen Liebe.

Rosmini vertheidigte sich auf seine Weise durch ein Buch, in welchem die Gewalt der Wissenschaft durch den moralischen Unwillen gehoben wurde.*) Viele Theologen Ober-Italiens erklärten sich gegen die unsichtbaren Verleumder. Der Papst schritt ein und legte den Jesuiten Schweigen auf. Die ehrwürdigen Väter veränderten demnach ihre Taktik und verkündigten die Erscheinung einer neuen, wahrhaft orthodoxen Philosophie. Rosmini mußte einem Gesandten Gottes Platz machen; dieser Apostel war der Abbate Vincenzo Gioberti von Turin.

Der Herr Gioberti, ein schwarzgalliger Schriftsteller, unzufrieden mit Allem, nur höchst zufrieden mit sich selbst, ist in seinen Schriften wie in seinem Leben mit Allem, was ihn umgiebt, in beständigem Widerspruch. Abgesehen von der Ritterlichkeit und den lichten Augenblicken, erinnert er an den Helden des Cervantes. Zu Turin war er revolutionair und mußte deshalb Piemont verlassen. Er flüchtete nach Brüssel und wurde dort, bloß weil er in einem freien Lande war, ultramontan und ein abgesagter Feind der Freiheit. Er schlägt los auf den Fortschritt, auf die Revolution, auf Napoleon, ja sogar auf die Leute, die seine eigenen Lehren bekennen; denn er will einzig dastehen und lehrt unverhohlen, daß es keine Philosophie mehr in Europa gebe, mit Ausnahme der seinigen. Italien besitzt gegenwärtig die ersten Denker der Welt, aber er, Herr Gioberti, ist allen Denkern unendlich überlegen; er allein ist orthodox, er allein übt einen wohlthätigen Einfluß, er muß jeden Ruhm überflügeln, seine Philosophie muß der Grundstein der katholischen Kirche werden. Wie er seine Bücher macht, lehrt er selbst. „Es ist nicht schwer", sagt er, „mit den Schriftstellern der Gegenwart sich zu verständigen, wenn man nur gewissen Worten statt ihrer eigentlichen Bedeutung die entgegengesetzte giebt. Ungeübte Leser können anfangs vielleicht Anstoß nehmen, aber das giebt sich bald mit einiger Uebung. Wenn ihr also z. B. leset Fortschritt, so setzt dafür Rückschritt; wenn ihr sebt Demokratie, so denkt Oligarchie des Pöbels; statt Freiheit leset Knechtschaft, und Alles geht prächtig." Herr Gioberti hat in dieser Weise alle Bücher verkehrt gelesen: kann man sich wundern, daß er einige Dutzend Bände ohne Sinn und Verstand geschrieben hat? Unglücklicherweise giebt der Paß kein Genie, und der Herr Abbate ist genöthigt, alle Gemeinplätze der theologischen Schule in persönliche und nationale Angriffe auf die Schriftsteller und Völker umzusetzen.

Frankreich, sagt der Herr Abbate, steht an der Spitze der Civilisation, weil die Frivolität der Charakter der neueren Völker und Frankreich die leichtsinnigste aller Nationen ist. Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine können sich mit den abscheulichsten Dichtern und Prosaikern vergleichen, welche die italiänische Literatur in der Zeit ihres Verfalles besudelt haben. Lamennais, de Maistre,

*) Der Orden der christlichen Liebe wurde gegründet 1828, durch eine Bulle feierlich bestätigt den 20. September 1839. Er verlangt die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Der Papst ernannte Rosmini zum General des neuen Ordens. Er zählt gegenwärtig vier Häuser in Piemont, Missionen in England und eine Schwesterschaft.

*) Filosofia della Morale. Milano 1841.

Bonald sind Apologeten der Barbarei und beweisen eine ganz besondere Unwissenheit und Frivolität. Bossuet ist ein aufgeblasener Schriftsteller und hat die schrecklichste aller Ketzereien, die Freiheit der gallikanischen Kirche, vertheidigt. Cousin ist nur ein Pappstoffel (une bonne pâte d'homme), im Grunde Schüler Condillac's, und hat weder Malebranche gelesen noch Spinoza begriffen. Mit Descartes verfährt der Herr Abbate besonders familiair. Mein lieber Descartes, sagt er, nur ein Narr konnte solche Bücher schreiben wie du. Zwar findet der humane Kritikus nicht einen einzigen neuen Einwand auf, aber der miserable Descartes steht doch weit unter dem indischen Philosophen Gotham; selbst in Mexiko giebt es Spuren einer Philosophie, welche der aus Descartes' Schule hervorgegangenen überlegen ist; und die neuere Philosophie, die Tochter des Cartesianismus, ist weit weniger christlich, als die des Aristoteles war. Descartes verdient die Bastonnade.

Im Jahre unseres Herrn 1839 sah der Herr Abbate Gioberti den Verfall der Civilisation, faßte ein tiefes Mitleid, und nachdem er sich über den Schriften Descartes' satt gelacht hatte, entschloß er sich, uns zu Hülfe zu kommen mit einer Theorie des Uebernatürlichen.

Zuvörderst hat er denn ein sicheres Mittel entdeckt, um den modernen Unglauben zu zerstören. Die Mysterien und die Wunder können nicht in Zweifel gezogen werden, denn wir haben ein besonderes Vermögen für die heiligen Dinge, und was die Vernunft nicht glaubt, das muß das Vermögen des Uebernatürlichen glauben. Diesem Vermögen ist in den letzten Jahrhunderten großer Abbruch gethan worden, man muß es stärken und entwickeln.

Nachdem der Herr Gioberti also den Glauben befestigt hat, geht er an die Herstellung der Philosophie. Er greift etwas weiter aus als Reid, der den Instinkt zum Zeugniß der Wahrheit machte, und lehrt, daß wir durch unmittelbare Anschauung nicht nur die Natur, sondern auch den Schöpfungsakt und Gott erkennen. Darauf setzt er an die Stelle von Cousin's Causalität die Schöpfung ex nihilo. Wenn wir nun aber Gott, die Schöpfung und die Welt unmittelbar erkennen, wozu bedürfen wir der Offenbarung? Wir brauchen ja nur die Augen aufzuthun. Wozu der Kirche? wir sind ja alle infallibel. Auch hier weiß der Herr Abbate Rath. Die unmittelbare Anschauung ist allerdings vorhanden, für einen Jeden in jedem Augenblicke; aber wir erkennen sie nicht, wir bedürfen, um sie zu erkennen, der Reflexion und außerdem der Offenbarung. Die Anschauung also wird nur erkannt durch eine zweite Anschauung, die Reflexion ist l'intuito dell' intuito; das Vermögen, zu reflektiren, aber kann sich nur mit Hülfe des Wortes, folglich der Offenbarung, entwickeln. Daraus ergiebt sich, daß das Wort den Gedanken beherrscht, daß die Philosophie und die Civilisation dem Worte unterworfen sind, und daß alle Irrthümer von der Fälschung des göttlichen Wortes herkommen. Daraus ergiebt sich ferner, daß all unser Unglück, die Verschiedenheit der Racen, die Kriege, die falschen Religionen u. s. w. mit der Sprachen-Verwirrung beim Thurmbau zu Babel begonnen haben. Seitdem wurde das Privilegium des Wortes der Synagoge anvertraut; von der Synagoge überkam es die Kirche, welche mithin keine andere Bestimmung hat, als die geheime Wissenschaft der Synagoge zu lehren und zu überwachen. Also ist außer der Kirche weder Tugend, noch Erkenntniß, noch Lebensprinzip; der Papst ist infallibel wie die Anschauung, und ihm haben die übrigen Sterblichen Philosophie, Wissenschaft, Politik, kurz alle ihre Gedanken zu unterwerfen.

Beiläufig erzählt uns der Herr Abbate auch die ganze Weltgeschichte vom Thurmbau zu Babel bis zur französischen Revolution, theilt rechts und links nach Gelegenheit Segen oder Verwünschungen aus, widerspricht sich unaufhörlich, weil er aller Welt widerspricht, und wirft Alles zusammen, wie es ihm gerade einfällt, die italiänische Kirche zu Descartes und Odin zu Hegel. Der Schluß des ganzen Gallimathias lautet: Gott schafft die Geschöpfe, eben so schafft der Papst die Civilisation; die Souverainetät des Volkes muß verworfen werden, weil die Geschöpfe nicht Gott schaffen. Da nun der Papst in Italien ist, so muß der Papst Italien erheben, Italien aber die Völker Europa's ihrer Barbarei entreißen. Rom soll also die Conföderation der italiänischen Könige beherrschen, Italien die Hegemonie aller Völker wieder übernehmen, Kolonieen besitzen, Rußland bekehren, den Glauben in Deutschland wiederherstellen und England bei seiner bevorstehenden Krisis zu Hülfe kommen.

Bei Gelegenheit seiner Welt-Verbesserung warf der Herr Gioberti seine Augen auch auf Rosmini, lobte ihn und bot ihm seine Allianz an. Der tyroler Geistliche antwortete durch einige sehr höfliche und sehr frostige Seiten. Dem Turiner Abbate fiel es gar nicht ein, daß Jemand an seinem Genie zweifeln könne, bis Tarditi in der bescheidensten Weise ihm begreiflich machte, daß trotz seinem Talente die Ontologie, die Psychologie und der Papst in seinen Büchern in beständigem Kriege lägen. Man denke sich die Wuth des Abbate! Er schmähte, verleumdete, denunzirte, sparte weder Skandal noch List; der Rosminianismus sollte in Italien ausgerottet werden als ein von den Barbaren geholtes Gift, als eine Lehre, die zum Nihilismus, zum Pantheismus, zum Atheismus und zu allen möglichen Ketzereien führe. Er schrieb zwei dicke Bände und sagte seinen Gegnern, daß es eine Höflichkeit sey, grob mit ihnen zu verfahren, daß er aus seiner gewöhnlichen Anständigkeit und Mäßigung herausgehen wolle. Das kam den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu gerade zu gelegener Zeit; selbst zum Schweigen gebracht durch den römischen Hof, unterstützten sie den neuen Kämpfer der Kirche mit allen ihren Kräften. Rosmini antwortete Gioberti nicht ein Wort, sondern fuhr fort, die Jesuiten zu bekämpfen, und Gioberti, sich selbst getreu, behauptet gegenwärtig: Man thäte einem so frommen Manne wie Rosmini sehr Unrecht, wenn man annehmen wollte, daß er noch in seinen abscheulichen Ketzereien beharre; Rosmini antwortet nicht, er hat sich also bekehrt. Uebrigens ist der piemontesische Abbate sehr erzürnt auf seine Landsleute: die Undankbaren wissen sein Genie nicht zu schätzen, noch weniger aber seine frommen Denunciationen, sein Lob Karl Albert's und seine Verherrlichung des römischen Hofes.

Rosmini aber, von den Ultrakatholiken und den Liberalen angegriffen, von den Jesuiten verfolgt, verirrt sich immer tiefer auf seinem falschen Wege. Er greift die Freiheit an im Namen der Freiheit, bekämpft die, welche von seinem Wissen einen wirklichen Nutzen ziehen, und will durchaus kein anderes Publikum als eine Klasse von Leuten, die seinen Ideen ganz fremd sind. Schon ist er Oesterreich verdächtig geworden, welches seine religiösen Stiftungen mit Mißtrauen betrachtet. Er strebt, sich in seiner Sekte zu isoliren, welche eine Fraction derjenigen Partei bildet, die man als die weltliche bezeichnen könnte. Ein kurzer Ueberblick der politischen Lage Italiens wird die ganze Haltlosigkeit derselben zeigen: ihre religiösen Illusionen und ihr Egoismus vereinigen sich jetzt zu einem letzten Kampfe gegen die Organisation des modernen Staates jenseits der Alpen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Gesetzgebung über Eisenbahnen in England.

Vorschläge der Kommission in Beziehung auf die neuen Eisenbahn-Bills.*)

1) Die Kommission schlägt vor, daß künftig jede gesetzliche Genehmigung projektirter Eisenbahnen, sowohl Haupt- als Zweig-Bahnen und Verbindungs-Linien, an folgende Bedingungen geknüpft werde:

2) Wenn nach Verlauf einer zu bestimmenden Anzahl Jahre die jährliche Dividende ....ℓ beträgt oder diese Höhe kurz nach der genannten Frist erreicht, so hat die Regierung das Recht, entweder, nach dem Durchschnitt der Dividenden nach einer zu bestimmenden Anzahl Jahre, die Bahn anzukaufen, oder den Tarif in der Weise zu reguliren, daß die besagte Dividende, vorausgesetzt eine den vorhergehenden Jahren gleiche Frequenz, nicht über ....ℓ beträgt; doch verpflichtet sich die Regierung in dem letzten Falle, so lange der neue Tarif dauert, die Dividenden auf der angegebenen Höhe von ....ℓ zu erhalten.

3) Das Recht der Regierung, eine Eisenbahn während einer bestimmten Anzahl Jahre, und mit oder nach dem Ablauf einer gewissen Frist, nach dem Durchschnitt der Dividenden anzukaufen, findet statt, welches auch immer die Höhe dieser Dividenden seyn mag.

4) Die Anzahl der Jahre, nach deren Ablauf die Regierung das *genannte* Recht der Revision erlangt, wird auf funfzehn festgesetzt, zu *rechnen vom 1sten* Januar des Jahres, in welchem das Parlament die Erlaubniß zum Bau ertheilt hat.

5) Die Höhe der Dividende, welche die Regierung berechtigt, den Tarif zu revidiren, wird auf 10ℓ festgesetzt.

6) Die Anzahl der Jahre, nach deren Ablauf der Staat die Bahn ankaufen kann, wird auf 25 festgesetzt.

7) Der Durchschnitt der Dividenden, welcher dem Ankaufspreise zu Grunde gelegt wird, wird nach den drei letzten Jahren berechnet.

8) Handelt es sich um eine Zweig- oder Verbindungs-Bahn, so wird die Verwaltung dieser Linie von der der Hauptlinie vollständig abgesondert. Die Bücher dieser Verwaltung sind der Aufsicht der Regierung unterworfen und müssen auf ihre erste Anfrage vorgelegt werden.

9) Ergeben sich Schwierigkeiten in Hinsicht auf die wirkliche Höhe der jährlichen Dividenden, so wird die Eintheilung in jedem Falle Schiedsmännern überlassen.

10) Wenn die Regierung unter den angegebenen Bedingungen von ihrer Revisionsbefugniß Gebrauch macht, so hat sie das Recht, diejenigen Maßregeln anzuwenden, welche sie zweckmäßig erachtet, um dem Publikum alle Vortheile eines herabgesetzten Tarifes zu sichern.

11) Die Gesellschaften der neu zu erbauenden Bahnen sind gehalten, jeden Tag einen Zug dritter Klasse zu stellen, der aus verdeckten und mit Sitzen versehenen Wagen besteht. Die Schnelligkeit dieses Zuges muß, mit *Einschluß* des Aufenthaltes auf der Station, nicht weniger als zwölf (*englische*, 2¼ deutsche) Meilen auf die Stunde betragen, das Fahrgeld für die Meile einen Penny (10 Pfennige); an Gepäck sind jedem Reisenden sechsundfunfzig Pfund erlaubt. Das Uebergewicht wird nach dem niedrigsten Satze der anderen Züge berechnet. Kinder unter drei Jahren sind frei, Kinder von drei bis zwölf Jahren zahlen die Hälfte.

12) Die Staats-Abgabe von der Einnahme dieses Zuges darf nicht über die Hälfte der von den anderen Zügen erhobenen betragen.

13) Das Handels-Ministerium hat vollständige Gewalt in Beziehung auf die Erfüllung der genannten, den neuen Gesellschaften aufzulegenden Bedingungen; es kann eben so jeder neuen Bestimmung Rechtskraft verleihen, von der es besondere Vortheile für das Publikum erwartet; es besitzt ferner vollständige Oberaufsicht über Alles, was die dritte Wagenklasse angeht, als über die Schnelligkeit, die Einrichtung der Wagen, die Verhältnisse zu den Zweigbahnen und andere Einzelheiten; aber diese Kontrole darf sich durchaus nicht über den genannten Zug hinaus erstrecken.

14) Die Gesellschaften der projektirten Bahnen sind gehalten, auf das Verlangen der kompetenten Behörde die Truppen mit Waffen, Bagage und Munition für einen Preis zu transportiren, der einen Penny auf die Meile

*) Vgl. die vorige Nummer des Magazins.

für jeden Soldaten, zwei Penny für jeden Offizier und zwei Penny für jede Tonne Bagage und Munition nicht übersteigt. Außerdem ist jedem Soldaten und Offizier dasselbe Gewicht an Bagage erlaubt, als den Reisenden der dritten und zweiten Wagenklasse. Der Zug, welcher die Truppen transportirt, besteht aus bedeckten, mit Sitzen versehenen Wagen.

15) Die Post-Verwaltung hat das Recht (auf die gewöhnlichen im gleichen Falle von der Regierung und den bestehenden Gesellschaften angenommenen Bedingungen), die Beförderung der Felleisen mit einer vom General-Inspektor zu bestimmenden Schnelligkeit zu verlangen. Desgleichen kann sie unter denselben Bedingungen, denen ein gewöhnlicher Reisender unterliegt, einen Schirrmeister befördern lassen, mit Paketen, die das dem gewöhnlichen Reisenden für Bagage zugestandene Gewicht nicht überschreiten oder für den Ueberschuß nach dem Tarif der Gesellschaft berechnet werden. Es versteht sich, daß das genannte Recht die Post-Verwaltung nicht ermächtigt, die Verwandlung eines speziell für Frachtgüter bestimmten Zuges in einen gewöhnlichen Zug zu verlangen, oder irgend welche Kontrole für die Gesellschaft in Beziehung auf einen gewöhnlichen Zug zu üben.

16) Die Regierung hat das Recht, die Eisenbahnen zu bezeichnen, welche, in Hinsicht auf die Ausführung der angegebenen Maßregeln als neue Linien betrachtet werden sollen.

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

VI. Die Association der dramatischen Schriftsteller.

Eine andere Quelle von Uebelständen liegt in der eigenthümlichen Stellung und der Gewinnsucht der dramatischen Schriftsteller. Hier müssen wir vor Allem von der Association der dramatischen Schriftsteller sprechen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts traten, auf Beaumarchais' Antrieb, die dramatischen Schriftsteller zusammen, um eine Corporation zum Schutz ihrer Rechte zu bilden. Ein erster Vertrag wurde im Jahre 1794 von Méhul, Cherubini, Sédaine, Picard und einigen anderen minder einflußreichen Schriftstellern unterschrieben. Im Jahre 1801 wurde der Kontrakt erneuert und zählte 95 Unterschriften. Aehnliche Gesellschaften, die zu verschiedenen Zeiten gestiftet worden, verschmolzen 1829 in die „allgemeine Association der Schriftsteller". Die Zwecke derselben sind: 1) die gegenseitige Vertheidigung der Verbundenen gegenüber den Theater-Verwaltungen; 2) die minder kostspielige Einziehung des Schriftsteller-Honorars; 3) die Bildung eines Hülfsfonds für die Mitglieder, ihre Wittwen, Erben der Verwandten. Diese Gesellschaft, die im Jahre 1837 noch erweitert worden, besteht jetzt aus 420 Schriftstellern. Ein von sämmtlichen Mitgliedern erwählter Ausschuß vertritt sie und führt ihre Geschäfte. Sie hat immer die ersten dramatischen Schriftsteller in ihren Reihen und an ihrer Spitze gezählt. Die Dienste, die sie den Autoren leistete, sind zahlreich und bedeutend: die Verfolgung und Bestrafung der von mehreren Theater-Directionen begangenen Unterschleife, die mit mehr Regelmäßigkeit und Wohlfeilheit vor sich gehende Einziehung des Honorars, die eifrige Vertheidigung der Interessen aller Einzelnen zeigen von der Wirksamkeit ihres Einflusses. Der Hülfsfonds hat vielen Nothleidenden geholfen; von 1819 bis 1843 sind an 70,000 Franken zu diesem Zwecke verwandt worden. Die Gesellschaft hat selbst den Familien derer, die, seit langer Zeit gestorben, ihr nur durch ihren Ruhm angehörten, die Hand gereicht.

Wenn man diese Thätigkeit der Gesellschaft nur loben kann, so muß man andererseits den Mißbrauch beklagen, den sie von ihrem Einfluß gemacht und der die nachtheilige Folge gehabt hat, daß die Schriftsteller dadurch selbstsüchtiger geworden sind und daß sie vor Allem an Gewinn, an den Ruhm und das Interesse der Literatur aber gar nicht denken. Sie, die lange Zeit die Opfer der Theater-Verwaltungen waren, nehmen jetzt eine grausame Rache an ihnen. Sie mißbrauchen, um ihre Forderungen geltend zu machen, die Konkurrenz der Direktoren, die zunehmende Seltenheit der guten Stücke, den krankhaften Hunger der Menge nach Neuem. Sobald ein dramatischer Schriftsteller einiges Ansehen gewonnen hat, genügen ihm die gewöhnlichen Tarife nicht mehr; er verlangt außergewöhnliche Vortheile. So ist seit 1830 der Gebrauch eingeführt, den Schriftstellern, deren Namen eine Garantie des Erfolges abzugeben scheint, eine **Lesepramie** zu bewilligen, d. h. das Theater muß 1000 Franken für jeden Akt zahlen, um das Manuskript eines Stückes zu erlangen, das vielleicht vollständig durchfallen wird. Für die großen Stücke ist dies ein Vorschuß von 5000 Franken, wodurch die ersten Kosten der Inscenesetzung um eben so viel vermehrt werden. Einige Schriftsteller bleiben hierbei nicht stehen. Sie legen dem Theater die Verpflichtung auf, eine Schauspielerin zu engagiren, deren Dienste nicht unentbehrlich sind. Findet es sich, was nicht ohne Beispiel ist, daß die engagirte Künstlerin ganz unnütz ist, so muß man ihren Gehalt von zwei bis drei Jahren, d. h. 8—10,000 Franken, bei der Berechnung jener ersten Kosten mit in Anschlag bringen, und diese wachsen dadurch auf 15,000 Fr. an. Es giebt Schriftsteller, deren Charakter zu edel ist, um sich auf engherzige Speculationen einzulassen. Diese sind wieder selten über die Schwächen der Eitelkeit erhaben. Um wenigstens den Schein des Erfolges für sich zu haben, verlangen sie, daß ihren Stücken eine gewisse Anzahl von Vorstellungen gesichert werde, oder gar, daß man eines ihrer älteren Stücke, über die das Publikum schon den Stab gebrochen hat, wieder aufnehme.

So sind, während der Ertrag der Theater-Unternehmungen eine bedeutende Abnahme erfuhr, die Emolumente der Schriftsteller, die kühn oder einflußreich genug waren, um als Herren zu reden, fortwährend gestiegen. Lassen wir die Zahlen sprechen. So kann man den Ertrag eines Operntextes berechnen, einer jener großen Opern, wohlverstanden, die von einem renommirten Schriftsteller geliefert werden und denen die Musik eines Rossini oder Meyerbeer mehr als 100 Vorstellungen sichert:

Leseprämie für 5 Akte	5,000 Fr.
Verkauf des Textes an den Verleger	3,000 „
Das Drittel, das der Verfasser des Textes von dem Preise der Partitur (30,000 Franken) erhält	10,000 „
Zwanzig erste Vorstellungen, à 250 Fr.	5,000 „
Achtzig folgende Vorstellungen, à 150 Fr.	12,000 „
Honorar für die Provinz, ungefähr	5,000 „
	40,000 Fr.

Vierzigtausend Franken für die hundert ersten Aufführungen eines jener Gedichte, die sehr selten einen bleibenden literarischen Werth haben! Robert der Teufel ist 250mal gespielt worden!

Die Erfolge auf dem Théâtre-Français sind ebenfalls sehr einträglich; wir theilen hiervon einige Beispiele mit:

Namen der Werke.	Anzahl der Vorstellungen.	Ertrag für das Theater.*)	Ertrag für den Schriftsteller.
Die Templer	81	267,318 Fr.	22,275 Fr.
Die beiden Schwiegersöhne	52	160,891 „	13,416 „
Das Hoffräulein	57	172,011 „	14,407 „
Sylla	75	319,429 „	26,625 „
Valerie	67	289,980 „	24,187 „
Die Schule der Alten	149	441,862 „	36,822 „
Heinrich III.	76	207,733 „	17,311 „
Hernani	72	160,360 „	14,075 „
Ludwig XI.**)	114	153,615 „	17,[illegible] „
Die Söhne Eduard's	157	280,955 „	28,413 „
Bertrand und Raton	156	251,879 „	27,491 „
Angelo	66	146,652 „	17,221 „
Don Juan d'Austria	116	238,413 „	24,867 „
Die Cameraderie	87	168,102 „	19,008 „
Mademoiselle de Belle-Isle	78	183,142 „	20,202 „
Das Glas Wasser	116	235,270 „	24,600 „
Eine Kette	80	135,216 „	16,268 „

Zu diesem Antheil von der Theater-Einnahme muß noch der Verkauf des Manuskripts und das Kontingent der Provinz gerechnet werden. So kann man den Ertrag der „Schule der Alten" für den Verfasser auf mehr als 60,000 Franken berechnen. Die Templer, Sylla, die Söhne Eduard's haben gewiß mehr als 40,000 Franken gebracht, die meisten anderen angeführten Stücke an 30,000 Franken.

Man sollte glauben, daß bei einer so glänzenden Belohnung ihrer Bemühungen die Schriftsteller mit einander wetteifern würden, jene schönen und edeln Werke zu schaffen, welche zugleich Vermögen und Ruhm bringen. Aber in der literarischen Industrie, wie in allen anderen, ist es bequemer, für den Haufen zu arbeiten, als für ein auserwähltes Publikum. Wenn die Triumphe auf dem Théâtre-Français ruhmvoll und einträglich sind, so sind sie auch selten und schwer. Ueberall anderswo ist der Erfolg, nämlich der Erfolg, welcher zum Ruhme führt, nicht einmal nothwendig, um sein Glück zu machen. Man braucht nur jährlich zehn bis zwölf Akte Melodramen oder Vaudevilles für die Boulevards zu fabriziren. Mit einem Roman, den man zerschneidet, einem Ereigniß, das man ausbeutet, einem Schauspieler-Debüt, das man für sich benutzt, mit dem halben Antheil an einem und dem Viertel an einem anderen Stück, mit dem zwölf Prozent für Paris und der kleinen Einnahme aus der Provinz, mit dem Ertrage der Billets endlich, die man, je nachdem es Regen- oder schönes Wetter ist, theurer oder billiger verkauft, kann man jährlich ein ganz hübsches Sümmchen zusammenbringen. Ein Schriftsteller, dessen Fruchtbarkeit ein ganz außergewöhnliches Verdienst bildet, soll in gewissen Jahren mehr als 140,000 Franken eingenommen haben. Es ist wohl begreiflich, daß eine Anzahl von ausgezeichneten Schriftstellern 40—50,000 Fr. jährlich gewinnt; aber unter dieser Aristokratie, in einer Verborgenheit, die den mittelmäßigen Talenten gerade günstig ist, findet sich eine ziemliche Anzahl von Dialog-Fabrikanten, deren jährliche Einnahme den Gehalt bedeutender Aemter übersteigt.

Ein sehr fruchtbarer Einnahmezweig für die Autoren der kleinen Theater ist der Handel mit den Billets. Sonst wurde ihnen nur eine kleine Zahl von Billets bewilligt. Durch die Konkurrenz fortgerissen, haben die Direktoren die Zahl derselben um die Wette vermehrt, und jetzt werden sie nicht mehr als eine freiwillige Gratification, sondern als eine Zugabe zum Honorar betrachtet, so daß es dem Schriftsteller freisteht, den Werth derselben zu realisiren. In der Opéra-Comique haben die Autoren oder Komponisten, die eine gewisse Zahl von Akten geliefert, für ihre Person unentgeltlichen Eintritt auf Lebenszeit; ist die Zahl der gelieferten Akte so groß, daß sie dem Komponisten den Anspruch auf zwei

*) Nach Abzug der Armengebühr.

**) Dieses und die folgenden Stücke haben Prämien erhalten, welche bei dem Schriftsteller-Honorar mitgerechnet sind.

oder drei Entrées gewährt, so kann er sie abtreten, wenn er will. Bei den Aufführungen ihrer eigenen Sachen können Autor und Komponist für ein großes Werk über 16 und für ein kleines über 8 Plätze verfügen. Bei den meisten Vaudeville-Theatern ist das Verhältniß noch stärker. Ein einziger Akt gewährt hier das Recht, Billets für 36 Franken zu beziehen. Diese um den halben Preis verkauften Billets thun denjenigen Eintrag, welche an den Kassen verkauft werden. Ein Bevollmächtigter der Autoren ist der Hauptagent dieses Handels, welcher täglich den Autoren, deren Name auf den Zetteln prangt, mehr als 1000 Franken bringen soll. Wenn man den Verkauf der Billets und den Verkauf der jährlich gedruckten 2 bis 300 Stücke an die Buchhändler mitrechnet, so beläuft sich das Budget unserer dramatischen Literatur auf ungefähr 1,500,000 Franken.

Wie sind die Schriftsteller zu dieser den Theatern so verderblichen Stellung gekommen? Durch eine Coalition von der Art derer, welche in der Sphäre der industriellen Speculationen vom Gesetz verpönt sind. Es war eine Zeit, wo sie von den Theater-Directionen mit Uebermuth behandelt wurden; dieses unbillige Verfahren hat die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller ins Leben gerufen. Diese Gesellschaft übt jetzt eine despotische Gewalt, ihr Ausschuß setzt sich an die Stelle der einzelnen Mitglieder und schließt für sie fast alle Verträge. Derselbe besteht aus Pairs, Deputirten und bedeutenden Schriftstellern und wird überdies von dem beißendsten Theil der Presse unterstützt. Die Mitglieder der Gesellschaft dürfen keine Verträge schließen, in welchen sie schlechtere Bedingungen eingehen, als die sind, welche von ihr vorgeschrieben werden: mehr fordern ist erlaubt; aber wer sich mit weniger begnügt, muß eine Geldstrafe von 6000 Franken zahlen. Wenn ein Theater die Forderung der Gesellschaft nicht anerkennt, so wird es in Verruf erklärt, d. h. der leitende Ausschuß entzieht ihm auf einmal an einem bestimmten Tage und ohne Ausnahme sämmtliche Stücke der Mitglieder des Vereins. Seine Entscheidung ist für sämmtliche Mitglieder bindend, bei Strafe von 6000 Franken. Die dramatischen Agenten, welche in allen Städten Korrespondenzen unterhalten, um die Interessen der Autoren daselbst wahrzunehmen, werden von dem Verein als seine speziellen Mandatare betrachtet. Schriftsteller, die sich außerhalb des Vereins stellen, würden sich dieser Agenten nicht bedienen können und also nicht im Stande seyn, ihr Honorar in der Provinz zu erheben. Ein Theater steht nie einem einzelnen Autor gegenüber: es hat immer mit einer zahlreichen Corporation zu thun, deren kollektiver Wille unwandelbar ist. — Noch ist anzuführen, daß der Verein mit der komischen Oper und dem Odéon Verträge geschlossen hat, welche ihm bei der Aufführung von Stücken, die National-Eigenthum geworden sind, einen Antheil an der Einnahme zusprechen. Derselbe wird zwar nur zu mildthätigen Zwecken verwendet; aber jedenfalls geht hieraus hervor, wie groß der Einfluß dieser Gesellschaft ist und was sie durchzusetzen vermag.

Mannigfaltiges.

— **Der Fund eines Chaldäers in Jerusalem.** Die Augsburger Allgemeine Zeitung und nach ihr die Allg. Preußische Zeitung erzählen, wie vor kurzem ein aus dem Institute der Propaganda zu Rom in sein Vaterland heimkehrender Chaldäer in der sogenannten Absalons-Grotte zu Jerusalem durch wunderbare Berührung seines Stabes einen Kodex des Pentateuchs gefunden; wie ferner der englische Konsul und Bischof Alexander dem Zögling der Propaganda seinen Fund abkaufen wollten, der Chaldäer aber dem Reize des Metalls edel und glücklich widerstanden und den Kodex nach Rom geschickt habe, wo man ihn für hochwichtig zur Kritik des A. T. zu halten beabsichtigt. Die Leser des Berichtes zerfallen, wie wir zu vermuthen uns nicht enthalten können, in zwei Klassen. Die eine, und zwar die kleine Minorität, wird in beneidenswerther sancta simplicitas nicht anders glauben, als daß der Kodex aus der Handbibliothek des Prinzen Absalon selbst ist, und wird nicht nur in kritischer Freude jubeln, ein so altes Dokument zur Berichtigung der Lesearten erlangt zu haben, sondern sie hat noch mehr, sie hat nun einen unumstößlichen Beweis dafür, daß der Pentateuch zur Zeit David's schon vorhanden war, was sogar Herr Professor Leo in Halle nicht glaubt. Dagegen wird die andere Hälfte der Leser, und zwar die große Majorität, mit unbarmherziger Skepsis sich folgende Fragen stellen: 1) Ist der Hergang der Sache nicht ein Wagenfeldisches Sanchuniathon-Stückchen? — 2) Die Propaganda darf und wird sie für die Kritik des A. T. etwas thun? — 3) Wenn der Kodex wirklich so alt ist, wer hat ihn in Jerusalem lesen können? — 4) Wenn man die Kritik so im Herzen trägt, wie der gute Chaldäer, so hätte man wissen sollen, daß der Kodex weit zugänglicher hinter den Mauern der Absalons-Höhle ist als in den Bibliotheks-Gräbern zu Rom, warum also ihn den Jesuiten überantworten? Oder soll er gerade, weil man Kritik fürchtet, den unsauberen Händen der Ketzer entrissen und vergraben werden? — Zum Troste der gelehrten Welt, die nun nichts mehr von diesem Kodex sehen und hören wird, sagen wir ihr, daß es bei den jüdischen Gemeinden Synagogen-Rollen giebt, aus denen der Pentateuch im Jahres-Cyklus öffentlich vorgelesen wird. Der Ritus befiehlt, daß der Pentateuch zu diesem Gebrauche auf Pergament geschrieben seyn muß. Er befiehlt aber auch, daß die Rollen, welche wegen Beschädigung der Schrift oder des Pergaments außer Gebrauch kommen, als geweihte Gegenstände betrachtet, nicht zu profanen Zwecken verwendet, sondern an verborgene Orte gelegt und zuweilen vergraben werden. Eine solche Rolle ist unser Chaldäer aufgefunden, wenn er sie nicht von einem der polnischen Juden, von denen Jerusalem wimmelt, gekauft hat. J. L.

— **Schiller's Wilhelm Tell in Rußland.** Die russische Literatur besitzt zwei metrische Uebersetzungen dieses Meisterwerks; die eine von Rotschev (der auch Shakspeare's Macbeth und Victor Hugo's Hernani übertragen hat) kam 1830 heraus — die zweite erschien voriges Jahr in Moskau und ist die Arbeit eines Herrn Müller, von dem wir schon einige Gedichte und Novellen im Moskwitjanin gesehen haben. Seines deutschen Namens ungeachtet scheint der Uebersetzer sein Original nicht immer ganz verstanden zu haben; so giebt er unter Anderem die Stelle im ersten Aufzuge, wo Rudenz bei der Nachricht von der Blendung seines Vaters ausruft:

> Hinüber will ich — — — — — — —
> Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern;
> Aus allen seinen Reisigen heraus
> Will ich ihn finden —

auf folgende Weise wieder:

> Und von dem Landvogt fortre ich zurück
> Des Vaters Augen, oder seinen Knechten
> Reiß' ich sie aus!

Es ist offenbar, daß der Uebersetzer hier Reisige mit reißen verwechselt. Trotz dieses und einiger ähnlichen Schnitzer wird die neue Version des Tell im Ganzen von den russischen Kritikern gelobt und soll die frühere weit übertreffen.

Bibliographie.*)

Frankreich.

de Châteaubriand (vicomte) Vie de Rancé. 8. Paris. 6 fr. — Eine wohlfeile Ausgabe von Châteaubriand's Oeuvres in 10 Bänden gr. 18. à 1 fr. käuflich Dito: ne. Die davon erschienenen ersten zwei Bände enthalten den Génie du christianisme. — Auch der Verfasser der Saison du christianisme, Hr. v. Genoude, läßt eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten: Oeuvres, publiées par A. Delaforest. Tome 1. 2. Paris. 7 fr. 50 c. Gleichzeitig erschien eine Biographie de M. de Genoude, par un collaborateur du journal La Bourbonnais. 12 Beg. 8. Paris.

A. Leroux Pneumatologie. Nouveau système philosophique sur l'origine et le but final de toutes les choses —, pour servir d'introduction à la Religion de l'avenir. 1. Paris. 7 fr. 50 c.

F. Bouillier (Prof. in Lyon) Théorie de la raison impersonelle. 2. Paris. 6 fr.

P. J. G. Cabanis Rapports du physique et du morale de l'homme, et lettre sur les causes premières; avec une table analytique, par Destutt de Tracy. 2. édition, augmentée de notes et précédée d'une notice historique et philosophique sur la vie, les travaux et les doctrines de Cabanis, par L. Peisse. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Die Notiz des Hrn. Peisse findet sich in keiner früheren Ausgabe der Rapports, deren erste vom J. 1802. 2 vol. 8. Außerdem gedruckt in den Oeuvres complètes. 5 vol. Paris 1823—25. 8.; so daß obige Ausgabe im Ganzen die neunte!

Boitard Nouveau manuel complet des instrumens d'agriculture et de jardinage les plus modernes. 8. mit 106 Kpft. Paris. 12 fr.

J. G. A. Lugol Recherches et observations sur les maladies scrofuleuses. 1. Paris. 7 fr.

J. L. Brachet Traité complet de l'hypocondrie. 8. Paris et Lyon. 9 fr.

G. F. Etoc Demazy Recherches statistiques sur le suicide, appliquées à la hygiène publique et à la médecine légale. 8. Paris. 4 fr. 50 c.

Mémoires de la Société géologique de la France. 2. série. Tome 1. 1. partie. 4. mit 6 Kpft. Paris. 13 fr. — Dieselbe giebt seit dem J. 1831 auch ein Bulletin heraus.

P. Marchegay Archives d'Anjou, recueil de documens et mémoires inédits sur cette province. 3½ Beg. 8. Angers.

Note sur l'état des forces navales de la France. 3½ Beg. 8. Paris, imprim. de Fournier. — Dies ist die zuerst in der Revue des deux Mondes gedruckte, dann in mehrfachen Ausgaben als besondere Broschüre verbreitete Denkschrift des Prinzen von Joinville, welche wegen der Persönlichkeit ihres Verf. so großes Aufsehen erregt, und bei deren Abfassung und Bekanntmachung Hr. Thiers jedenfalls die Hand mit im Spiele giebt. — Man vergl. damit den kurz vorher von der Regierung publizirten Etat de la marine et des colonies. 10. février 1844. 29½ Beg. 8. Paris, imprim. roy.

Tarif général des douanes de France, dressé et publié par les soins de l'administration, et approuvé par le ministre secrétaire d'état des finances. 37 Beg. 4. Paris, imprim. roy. (Renard.) 8 fr. — Neue offizielle Ausgabe des französ. Zolltarifs nach einer langen Reihe von Jahren. Die dieser vorhergehende Ausgabe vom J. 1822, zu den 10 Supplementband kam, war äußerst selten geworden und wurde vollständig bis mit 150 Fr. bezahlt. — Hierbei machen wir aufmerksam auf die durch den Engländer Macgregor veranstaltete Sammlung von Zolltarifen: Commercial tariffs and regulations of the several states of Europe and America, deren zuletzt erschienener 18. Band Spanien enthält.

Drei andere durch den Streit des Klerus mit der Universität veranlaßte französische Schriften sind: Libri Lettres sur le clergé et sur la liberté de l'enseignement. 1. Paris. 4 fr. — H. de Blanzy Histoire critique et législative de l'instruction publique et de la liberté de l'enseignement en France. 2 vol. 8. Paris. 10 fr. — A. de Salut-Priest (comte) Histoire de la chute des jésuites au 18. siècle. 1. Paris. 7 fr. 50 c. (Mit neuen Aufschlüssen zur Geschichte Friedrich's II.)

T. Tastet Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française depuis la fondation jusqu'à nos jours. 1635—1844. Tome 1. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Auf vier Bände berechnet.

Pierquin de Gembloux Idiomologie des animaux, ou recherches historiques, anatomiques, physiologiques, philologiques et glossologiques sur le langage des bêtes. 8. Paris. 6 fr.

Anecdota nova descripsit et annotavit J. F. Boissonade. 8. Paris. 10 fr. — Nova genannt mit Rücksicht auf die von demselben Hellenisten herausgegebenen Anecdota graeca codicibus regiis. 3 vol. Paris. 1829—33. 8.

F. S. Constancio Novo diccionario critico e etimologico da lingua portugueza. 2. edic. 12½ Beg. 4. Paris. — Sehr zu empfehlendes Wörterbuch. Das von der Lissaboner Akademie herausgegebene Wörterbuch blieb angefangen: Diccionario da lingua portugueza. Tomo 1 (A). Lisboa 1793. Fol. (Fehlt bei Ebert und Brunet!)

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 74. Berlin, Donnerstag den 20. Juni 1844.

Rußland.

Neue Petersburger Skizzen von Treumund Welp.*)

Der Verfasser der „Petersburger Skizzen", die vor einigen Jahren in drei Bänden in Leipzig erschienen, hat sich veranlaßt gesehen, aus seinen Papieren nachträglich die Materialien zu einem vierten Bande zu sammeln, der unter obigem Titel das Licht der Welt erblickt hat. Daß Herr Treumund Welp seitdem nicht von neuem die russische Hauptstadt besucht habe, möchte wohl Jeder voraussetzen, der die drei ersten Bände gelesen, die dem Verfasser wohl schwerlich die schmeichelhafteste Aufnahme bei dem Herrn Oberpolizeimeister und anderen hohen Gönnern der Skizzen-Literatur verschafft haben würden. In der That tragen auch fast sämmtliche neue Skizzen das Gepräge eines älteren Datums, und nur zu dem ersten Kapitel, das eine sehr glänzende Apologie des Kaisers enthält, scheinen dem Verfasser neuere Mittheilungen zugegangen zu seyn, die — obwohl dies nicht ausgesprochen wird — augenscheinlich die Bestimmung haben, manche Urtheile und Angaben des Marquis von Custine zu widerlegen. Die übrigen Kapitel des neuen Buches sind hauptsächlich der Darstellung von Volksfesten und Lustbarkeiten der russischen Hauptstadt gewidmet, wie namentlich der Osterzeit in St. Petersburg, dem ersten Mai in Katharinenhof, der Brautschau im Sommergarten am Pfingstsonntag, der Herbstpromenade in St. Petersburg und der Newaweihe, also sämmtlichen Jahreszeiten vom Eintritte des Frühjahrs bis zum Winter, und die launig und leicht, wenn auch mit einiger Nonchalance des Styls, hingeworfenen Skizzen werden eben so gern gelesen werden wie die in den vielverbreiteten drei ersten Bänden.

Etwas, das vielleicht nicht in diesen Band gehört, da es nichts weniger als eine Petersburger Skizze ist, hat uns doch am meisten interessirt, nämlich eine Betrachtung über den Brand von Moskau, die ein Beitrag zur Aufhellung dieses vielbesprochenen historischen Geheimnisses ist. Der Verfasser sagt darüber S. 309 seines Werkes:

„Durch genauen Umgang mit Zeitgenossen jener denkwürdigen Periode des Napoleonischen Unterganges, die schon damals in hohen Stellungen der Staatsverwaltung Rußlands sich befanden, ist es mir bis zur höchsten Evidenz klar geworden: daß keinesweges Rostopschin den alten Zarensitz Moskau anzünden ließ, noch eine anderweite, vorbereitete Anzahl verschworener Patrioten dies Weltereigniß vorsätzlich herbeigeführt, wie dies nachträglich russische Ruhmrednerei vielfältig behauptete. Personen, die in den allervertrautesten und nächsten Stellungen zum Kaiser Alexander gestanden, versicherten mir: daß dieser Monarch nicht das Geringste von dem Brande im voraus gewußt, denselben aufrichtigst beklagt habe und unter keiner Bedingung seine Zustimmung zu solch einem Beginnen gegeben haben würde. In der That darf man nur oberflächlich den Charakter Alexander's studiren, um sogleich das Vage der Behauptung eines Einverständnisses dieser Art einzusehen. Rostopschin selbst hat alle ihm gemachten Anmuthungen auf das klarste und bündigste widerlegt, obschon davon in Rußland, meines Wissens, wenig oder nichts veröffentlicht ist; denn anfänglich dachte Niemand daran, wegen zu großer Bedrängniß, und später ging es viel zu sehr drüber und drunter, als daß dergleichen hätte zur Sprache kommen können, bis man endlich darauf verfiel: das Ereigniß als ein Produkt des glänzendsten Patriotismus entweder geradezu hinzustellen, oder doch diesen Schein darauf ruhen zu lassen. Ich glaube fest überzeugt seyn zu dürfen, daß der Erfinder dieser Behauptung dem wahren Patriotismus entfernter als jeder Andere gestanden habe; denn dieser hat Thaten anstatt der Ruhmreden!

„Als ich einst bei einem russischen Vornehmen, dessen seltene Geradheit ich bewundern gelernt, diesen Vorfall zur Sprache brachte, sagte er mir mit dürren Worten: „„Was man Ihnen auch hierüber berichten mag, man hat alle Ursache, zu vermuthen, daß der diebeslustige, moskovische Pöbel eine zufällig ausgebrochene Feuersbrunst weiter verbreiten half! So viel ist sicher: es war kein Gedanke daran, daß russischer Seits ein offizieller Plan zu Grunde gelegen, die Stadt zu verderben, oder daß irgend eine angesehene Person an der Spitze gestanden habe; Rostopschin war so erstaunt als wüthend über den Brand, dies darf ich Ihnen versichern, indem ich — wie Ihnen vielleicht bekannt ist — wohl davon hätte unterrichtet seyn können, ja müssen, wäre so etwas im Werke gewesen.""

„Diese Erklärung gewann an Wahrscheinlichkeit, je länger ich mich in Rußland aufhielt und je genauer ich das russische Städtewesen begreifen lernte. Wenn man betrachtet, welch große Menge Häuser noch jetzt in Moskau sich vorfinden; wenn man bedenkt, in welch höherem Grade dies 1812 der Fall war; wie Holzgebäude in allen Stadttheilen und Straßen vorherrschten; wenn man gesehen: welche Verheerungen das Element, unter diesen Holzbauten, selbst in Petersburg schon anrichtete und noch anrichtet, obgleich dort die Lösch-Anstalten sehr prompt zu seyn pflegen, wenn der Kaiser bei dem Feuer erscheint, was stets der Fall zu seyn pflegt, sobald er sich in der Stadt oder in deren Nähe befindet; wenn man in Erfahrung gebracht: wie lau dagegen eben diese prompten Löscheinrichtungen gehandhabt werden, sofern der Monarch abwesend ist, und wenn man endlich den Fatalismus der Russen etwas näher kennen gelernt hat, so findet man gar nichts Ungewöhnliches oder Hervorgesuchtes in dem welthistorischen Brande.

„Moskau war 1816 von Allem verlassen, was zur anständigen Welt gezählt werden durfte; nur Pöbel, diese eigentliche Hauptbevölkerung russischer Städte, gegen welchen der anständige Theil jederzeit nur die Rolle des Appendix spielt; nur Volk oder Hefe fand sich noch vor, als die Franzosen einrückten, und es ist in Friedenszeiten gar nichts Unerhörtes, von einem gelinden Brändchen sprechen zu hören, das ein stehlustiges Publikum veranstaltete, wenn gerade Stockung in den übrigen Theilen der Praxis herrscht. Nun sehen diese Lieblingskinder Merkur's die Scheleni franzuski das Hausrecht überall usurpiren; was sollten sie warten, bis nichts mehr übrig war? Dazu kam noch, daß fast alle Polizei verschwunden war, die man gewöhnt ist, bei Feuersbrünsten lärmen, schreien, anordnen, fluchen, prügeln und stoßen zu sehen und zu hören, so daß ohne deren Spektakel man im tiefsten Frieden brennen lassen würde, was brennen wollte, vielleicht eben nur, weil ein Hauptingredienz aller Feuersbrünste fehlte und die Russen ohne dasselbe kaum recht an deren Existenz glauben würden. Fällt es doch mir schwer: die einfachste Straßenprügelei zweier Menschen in Petersburg für möglich zu halten, ohne daß mindestens drei uniformirte Polizei-Offiziere, vier bis sechs sehr bekannte Mitglieder der geheimen Polizei und ein höchst unschuldiger Budotschnik (Straßenwächter) als Intervenienten dabei floriren.

„Ich bin fest überzeugt: trotz der vielen steinernen Häuser, gehörte — bei mangelndem Polizeispektakel — nur ein wenig günstiger Wind und die Abwesenheit des Kaisers dazu, um selbst das prächtige Petersburg in Asche zu legen; geschweige also Moskau in Kriegeszeiten, verlassen von der Polizei und von Allem, was zur vornehmen Welt gezählt werden konnte. Was in aller Welt könnte die niedere, meist aus Leibeigenen bestehende, Volksklasse noch heute in Rußlands Hauptstädten an den Besitz fesseln, woran sie keinen Theil haben soll? Der Mensch aber, welcher sein Leben im Kampfe gegen die Elemente wagen soll, um Besitzthümer zu beschützen oder zu retten, muß inniger ins Interesse gezogen seyn, als es der arme, gemeine Russe ist und war. Engere Bande, als die zwischen Herren und Knechten bestehenden, müssen vorhanden seyn, um das Volk aufopferungsfähig zu machen oder zu erhalten; denn wer ist es, dem bei Bränden die meiste Gefahr zu bestehen zugemuthet wird? Ist es nicht derjenige Theil des Volkes, auf welchem eben auch alle andere Gefahr und schwere Arbeit lastet? Je gelockerter die Bande der Menschen nun sind; je mehr sie auf bloßes Miethlingswesen ohne herzliche Anhänglichkeit oder auf Leibeigenschaft und Sklaverei basirt werden, um so weniger dürfen die Bevorzugten im Falle der Noth mit Gewißheit auf Hingebung und aufopfernden, guten Willen rechnen. Häufige Feuersbrünste sind überall stets sichere Zeichen gesunkener Moralität, erschlafften Christenthumes, zerfallenen oder nicht stattfindenden Gemeinewesens! Die Beherrscher von Ländern, in denen Feuersbrünste an der Tagesordnung sind, mögen nicht allzu große politische Unternehmungen auf den guten Willen ihrer Unterthanen basiren; denn die treue Taube fliegt in den Flammentod, ehe sie ihr Nest im Stiche läßt, während der freche Spatz das Weite sucht, wenn Gefahr nahet! Der Brand Hamburgs könnte uns viel lehren, wenn uns nicht die Ichsucht verblendete. —

„Der ärgste Unsinn nur konnte behaupten: „Napoleon habe die Stadt anzünden lassen." Der Brand hat dem Manne zu viel Kopfweh gemacht, als daß er sich dies hätte selbst herbeiziehen sollen. Wohl möglich, daß die Fahrlässigkeit der Soldaten des französischen Heeres den ersten Ausbruch des Feuers verursachte, allein planmäßig geschah dies auf keinen Fall.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach machte sich der Brand in Moskau, wie sich so viele denkwürdige Ereignisse zu machen pflegen, „zufällig", wie man sich gern ausdrückt. Eigentlich aber und besser gesagt: „natürlich"; d. h. in Folge eines Zusammentreffens der Umstände, das den Ereignissen vollkommen angemessen

*) Schwetschke, 1844. In Kommission bei L. Herzg.

war. In diesem Sinne genommen, war allerdings der Brand vorbereitet; allein unwillkürlich und absichtslos.

„Hätten die zweifelsohne von Napoleon vor dem Ausbruche des Krieges nach Rußland gesandten Kundschafter sich genau vom Zustande des russischen Volkes, von den Verhältnissen seiner Vornehmen und von seinem Städtewesen zu unterrichten gestrebt, so würden sie ihrem Herrn das so unerwartete Ereigniß mit ziemlicher Gewißheit haben voraussagen können, und der ganze Feldzugsplan wäre ein anderer geworden; man hätte ohne Zweifel Petersburg forcirt, um in näherer Verbindung mit dem verbündeten Deutschland zu bleiben; man würde Schweden die Hand gereicht haben, und das alte Moskau stände vielleicht heute noch, wäre noch mehr französirt, als es ohnehin der Fall ist. Jedenfalls würde Napoleon vor allen Dingen die Nothwendigkeit einer strengen, französischer Seits zu errichtenden Feuer-Polizei erkannt und sie ins Werk gesetzt haben. So aber waren es Franzosen, die nach Rußland gingen, im Bewußtseyn, daß sie dort nichts mehr lernen könnten; man amüsirte sich, flog in den Gesellschaften umher, um sich russischen Wind einblasen zu lassen und denselben weiter zu befördern. Dem Kaiser, der von seiner Idee eingenommen war und ohnehin einer Opposition niemals viel Raum gab, kamen solche Facilitätsberichte eben gelegen, und anstatt sich in Zäumung des skythischen Rosses bei der Dame Geschichte Rath zu erholen und den zwar langsamen, aber sicheren Weg einer Küstenbesetzung einzuschlagen, ergriff er seine beliebte Maßregel des Zermalmens auf einen Druck.

„Erst als Moskau eingeäschert dalag und die große Kälte über das obdachlose französische Heer kam, begriff man russischer Seits, was man hätte veranstalten sollen und was das Geschick für die Russen gethan. Das Geschick aber befindet sich ganz in derselben Lage, wie in der Welt überall der Untergebene zum Höheren; die That verrichtet natürlich der Niedere, und fällt sie schlecht aus, so trägt dieser mit vollem Rechte die Schuld nebst Schande, Nachtheil und Zubehör, denn welches Ohr steht dem Unglücklichen offen? Gelingt aber die Sache, wer anders trägt den Ruhm, die Ehre, den Vortheil u. s. w. als der, welcher den Befehl gab? Ein Kind sieht ein, daß dies so seyn muß, und die ausübende Hand hat keinen Mund, ihren Antheil vertheidigend wahrzunehmen, daher auch nirgend Ohren für Beschwerden. Untersteht sich gelegentlich eine Hand, Ohrfeigen auszutheilen, so findet man Mittel, ihr Zuchthausgeschmeide anzulegen, und das von Rechts wegen.

„Wie natürlich also, daß die Russen keinen Anstand nahmen: sich den Brand als Ergebniß kluger Voraussicht zuzuschreiben; so wie man, im Falle eines schlimmen Ausganges, sicher diesem Schicksalsstreich alle Schuld in die Schuhe geschoben haben würde. In Petersburg war man kurz nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Brande ganz kopflos. Alexander war zu keinem festen Entschlusse zu bewegen, und erst, als die strenge Kälte anfing, dem Feinde ein arges Schach zuzurufen, ermannte man sich, besah den Stand des Spieles und schritt tapfer zum „Matt", so wie männiglich Muth bekömmt, wenn der Feind den Rücken kehrt oder augenscheinlich schwach wird. Hätte man Moskau nach einem Plane angezündet, weshalb nach dem Brande noch Schwankungen: ob man wegen Frieden unterhandeln solle? Alle Zeitgenossen bezeugen und bestätigen die Ungewißheit in diesem Punkte! Napoleon durfte wissen, wie die Sachen am Hofe zu St. Petersburg standen, so hätte vielleicht ein rascher, drängender Abgesandter, wie etwa Caulincourt, einen glorreichen Frieden kurz nach dem Brande geschlossen, und man hätte diesen als Nothwendigkeit des Abschlusses angegeben. Napoleon war aber zu halsstarrig; seine Kraft war bereits im Sinken und bestand nur noch in einem Trotze; die Hand des Höchsten schwebte über ihm wie einst über Nebukadnezar und hatte die Geißel der Menschheit fahren lassen, weil sie vergessen, daß sie nur in dieser Hand etwas seyn konnte. Napoleon stieß die Leiter, auf welcher er seine Höhe erstiegen, das Volk, mit Füßen, gleich einem echten Emporkömmlinge!

„Wir haben alle Ursache, höchst vorsichtig in der Aufnahme von geschichtlichen Darstellungen zu seyn, die uns aus Rußland jederzeit zugekommen sind; diese Vorsicht wird um so nöthiger, je jünger solche Darstellungen sind. Die Russen gleichen in Betreff ihrer Geschichte sehr den Franzosen und deren Memoirenschreibern. Letztere setzen sich am Schlusse ihres Lebens erst nieder, um zu schreiben, wenn die Zeit der Thaten vorüber ist. Großsprecher und Selbstschmeichler von Haus aus, schmücken sie ihre Handlungen auf das schönste aus, ohne es auf eine Hand voll Noten ankommen zu lassen. Sie sind durch viele Repetitionen ihrer Fictionen, das Leben hindurch, dermaßen darinnen verrannt, daß sie selbst zuletzt für strenge Wahrheit halten, was nur ausgeschmückte Fabel genannt zu werden verdient. Namentlich ist ihrem Patriotismus nicht über den Weg zu trauen. Wenn wir Deutschen in der Regel hierin zu wenig thun, so gilt vollkommen der umgekehrte Fall bei Franzosen und — Russen!

Italien.

Philosophie und Politik in Italien.

II. Die Parteien. — Liberale; Absolutisten; Gibellinen; Welfen.

Abgesehen von den lokalen Rivalitäten, kann man vier Parteien in Italien zählen: die Liberalen, die Absolutisten, die Gibellinen und die Welfen, wenn wir mit den letzteren Namen die Anhänger Oesterreichs und des Papstes bezeichnen. Die zahlreichste Partei ist die liberale; die drei anderen können sie nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn sie sich vereinigen. Die liberale Partei ist zwar vollständig von den Staatsgeschäften ausgeschlossen, macht aber nichtsdestoweniger ihren Einfluß überall bemerklich. Seit ihrem Entstehen durch die französische Revolution hat sie ihre Angriffe ununterbrochen fortgesetzt. Die Regierungen haben alle mögliche Mittel erschöpft, um sie zu unterdrücken, aber sich dadurch nur das Mißtrauen und den Haß der Völker zugezogen; die Verfolgungen schüchterten für den Augenblick ein, setzt bewundert man die Märtyrer. Die Reste der Napoleonischen Partei, die große Majorität des Bürgerstandes, die gesammte Jugend, selbst die aufgeklärtesten Beamten, ein bedeutender Theil der Aristokratie und alle die einzelnen gebildeten Männer, denen die Regierungen unerbittlich jede Laufbahn verschließen, bilden diese täglich wachsende Partei, die nur auf eine Gelegenheit wartet, um loszubrechen. Trüge sie zu Neapel oder Piemont den Sieg davon, so wäre dies für das übrige Italien entscheidend. Sie hat ihre überspannten Mitglieder, die Republikaner; aber diese Fraction, welche der übrigen Partei vorauseilen will, schadet sich selbst durch zu große Hast am meisten.

Die absolutistische Partei ist der Kraft nach die zweite. Piemont, Neapel und Toskana sind vielleicht die einzigen Staaten, in denen das Volk noch einigen Enthusiasmus für die regierenden Dynastieen bewahrt hat. Indeß giebt es überall Rechte der Geburt, persönlichen Ehrgeiz, positive Interessen, und eben so überall bei den Massen einen Hang zur Trägheit, und bei den Reichen eine vage Furcht vor den Folgen der Revolution. Diese Ursachen, nebst der Gewohnheit und der passiven Gewalt des status quo, bilden immer noch ein bedeutendes Gewicht in der Waagschale der bestehenden Regierung. Der Absolutismus ist gehaßt, Niemand wagt, ihn zu vertheidigen, und ohne Oesterreichs Hülfe könnte er sich auch nicht erhalten; doch giebt die Unbeweglichkeit der absoluten Regierungen denselben den falschen Schein der Festigkeit, und dies genügt, um eine Lage, welche schwierig zu ändern scheint, wenn nicht zu billigen, doch zu ertragen.

Außerdem giebt es eine gibellinische Partei, oder wenigstens eine österreichische Macht. Vergessen wir nicht, daß die Lombardei im 16ten Jahrhundert die spanische Herrschaft ohne sonderlichen Widerstand annahm. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ging sie eben so passiv an Oesterreich über. Sie war so vollständig zu Grunde gerichtet, daß sie selbst das Gefühl ihres Unglücks und ihrer Unabhängigkeit verloren hatte. Die Regierung Maria Theresia's und Joseph's II. verwischte die Spuren der spanischen Verheerungen. Die österreichische Herrschaft bekundete sich durch nützliche Einrichtungen und wurde bald in Italien heimisch. Weit entfernt, die Industrie zu bekämpfen, begünstigte sie dieselbe vielmehr; weit entfernt, die neuen Ideen zu verfolgen, hob sie mehrere Klöster auf. Sie brachte das Land vorwärts, zu großem Aergerniß der Bigotten: der Wiener Hof beschützte Beccaria gegen den Adel von Mailand. Die Revolution veränderte Alles; drei Jahre Republik verlöschten alle Erinnerungen. Als aber Italien unter Napoleon's Hand gerieth, bildete sich aus Haß gegen die neuen Ideen und die französische Herrschaft eine österreichische Partei. Im Jahre 1814 gingen die Orthodoxen und der Adel den österreichischen Armeen entgegen und wünschten die alte gute Zeit Joseph's II. oder vielmehr Maria Theresia's. Oesterreich wußte alle Hoffnungen zu unterhalten, ohne sie zu verwirklichen. Trotz der Bitten seiner ergebensten Unterthanen, achtete es die Produkte der Revolution, ließ den Adel unter der Herrschaft des gemeinen Rechtes und die Geistlichkeit in dem Zustande, in welchem es dieselbe gefunden hatte. Dies Verfahren rechtfertigt nicht, erklärt aber die Macht der österreichischen Regierung. Piemont, Modena, Rom, Neapel unternahmen thörichte Gegenrevolutionen; Oesterreich hielt sich in den durch die Nothwendigkeit vorgeschriebenen Gränzen und benutzte alle Thorheiten. Bald erhoben sich Aufstände in Palermo, in Turin; die Lombardei wachte erschreckt auf. Die italiänischen Fürsten waren der Gnade Oesterreichs anheimgegeben. Mehrere Regierungen überließen sich, von österreichischen Heeren unterstützt, blutigen Reactionen. In der Lombardei hatten die kaiserlichen Truppen kein einziges Gefecht zu liefern; die Verschwörer wurden verfolgt, aber ihr Leben geschont. Seit 1814 ist die österreichische Verwaltung stets dieselbe geblieben, unbeweglich, unparteiisch. Mit Ausnahme Toskana's, ist von allen Regierungen Italiens die Verwaltung Mailands und Venedigs am geordnetsten, am meisten von neuen Ideen durchdrungen. Die italiänischen Fürsten fühlen auch ihre untergeordnete Stellung dem Kaiser gegenüber und finden sich gedemüthigt. Oesterreich kennt seine Macht, weiß, daß es den Fürsten unentbehrlich ist, und hat seine Pläne, die es beharrlich verfolgt; im Jahre 1814 hat es sich durch die Erwerbung Venedigs verstärkt, 1831 hat es sich den Weg nach Rom geöffnet. Unterdeß übt es eine Art von Polizei in allen Staaten der Halbinsel aus, überwacht sie, verursacht retrograde Bewegungen, verhindert Zugeständnisse. Dadurch ist bei den italiänischen Fürsten eine gewisse Rivalität entstanden, ein Widerwille, die Verantwortung für gewisse Handlungen auf sich zu nehmen, welche sie für unnütz halten, und eine geheime Hof-Opposition, die zwar ohnmächtig, aber doch vorhanden ist.

Diese Opposition bildet den Mittelpunkt der Partei, welche man die welfische nennen könnte. Rom ist bedroht, und die geistliche Anhänglichkeit an Rom zieht einige Fürsten in diese Reaction gegen Oesterreich. Wenn der König von Sardinien die Sache des Vaterlandes unterstützt, so thut er es nur deshalb, weil sie in seinen Augen mit dem Katholizismus zusammenfällt. Man begünstigt deshalb die Geistlichkeit und vermehrt die an sich unschuldigen Jesuiten, da sie brauchbar sind zur Ergänzung der Polizei, zur Bekämpfung der revolutionairen Tendenzen und vielleicht auch zum Widerstande gegen Oesterreich. Ist Oesterreich liberal? Sicherlich nicht! Irreligiös? Noch weniger, aber es ist gibellinisch und bewahrt dem italiänischen Katholizismus gegenüber ein gewisses Mißtrauen. Es hat die Erniedrigung Heinrich's IV. nicht vergessen; es verbietet, ultrakatholische Journale herauszugeben oder

von auswärts über die Gränze zu bringen; es verwirft den Obskurantismus de Maistre's, und selbst der Rosminianismus ist ihm verdächtig. Eben so wenig duldet es die Jesuiten; sie haben zwei Häuser in Wien, in denen das Volk schon zweimal Feuer angelegt hat. Dagegen bleibt es ganz unbesorgt bei Allem, was nicht direkt die Politik berührt.

III. Der Kirchenstaat. — Die Politik Italiens.

Es ist begreiflich, daß die Italiäner, an der Hülfe Frankreichs und am Gelingen der Aufstände verzweifelnd, bei ihren schlechten geistlichen und weltlichen Regierungen, ihrem Lande zuweilen jene von Dante geträumte ghibellinische Einheit wünschen. Die Gegenpartei weist diese Bestrebungen im Namen einer strengen Moral und der Religion zurück. „Das hieße das heilige römische Reich in Italien wieder aufrichten", ruft ein piemontesischer Schriftsteller aus, „das wäre thöricht; seyd ihr Jung-Ghibellinen, so will ich Jung-Welfe seyn." *) Man weist auf die alte Ohnmacht des römischen Hofes und glaubt es ganz an der Zeit, dieselbe wieder herzustellen. Unbegreifliche Thorheit! Man muß das Römerthum nach seinen Früchten beurtheilen. Die Gerichtshöfe, die Finanzen, der Staatsrath, die öffentlichen Aemter, Alles befindet sich zu Rom in den Händen der Geistlichkeit. Der Titel eines Prälaten öffnet alle Laufbahnen, er ist die erste Bedingung jeder politischen Existenz. Also, um in Rosmini's Sprache zu reden, die Leute ohne Familie und ohne Vaterland haben sich einer zahlreichen Bevölkerung bemächtigt, haben sich organisirt und sind durch nichts verhindert worden, die Folgen des Prinzipes, welches sie vereinigte, zu entwickeln. Die Kirche hat hinlängliche Zeit gehabt, sich auszubreiten und ihre Einrichtungen zu vervollkommnen. Was ist die Folge?

Der Besitz, die Arbeit, die Kapazität, der Reichthum, die Industrie, die Wissenschaft, mit einem Worte alle Elemente, welche den Staat bilden, bewegen sich gegenwärtig vollständig außerhalb der Regierung. Die Aristokratie der Prälaten ist unveränderlich, unzugänglich, unfehlbar geblieben: niemals wurde einem hohen Würdenträger ein Fehler zur Last gelegt: überdies sind die Würdenträger unabsetzbar, und selbst wegen schlechter Amtsführung kann ein Mitglied der Ruota nur dadurch entfernt werden, daß man es befördert, d. h. zum Kardinal erhebt. Die Gesinnung der Kaste hat sich niemals auch nur einen Augenblick verändert; Galilei ist heute eben so geächtet wie vor zweihundert Jahren; die Inquisition veröffentlicht regelmäßig ihre Edikte; die Lehre, die Ceremonien, die Rechtshöfe, nichts hat sich verändert. Durch eine Verordnung vom 10. März 1834 verdammte die Inquisition zu Forli die Nekromantie, die Astrologie, die muhammedanischen und heidnischen Gebräuche, und die christliche Mutter, welche einem jüdischen Kinde ihre Brust reicht. Im Jahre 1828 verurtheilte der Kardinal Giustiniani, Bischof von Imola, die Gotteslästerer zur Durchbohrung der Zunge und versprach den Angebern zehn Jahre Ablaß. — Gerade durch den Mangel des Familienlebens, welches durch seine Natur nothwendig in den Fortschritt und die Bewegung der Zeit gezogen wird, ist der römische Hof bis zum heutigen Tage auf dem Punkte stehen geblieben, wo er im 15. Jahrhundert war. Der Luxus, die Etikette, die Verwaltung, die Ausgaben, Alles ist genau so geblieben, wie es in der Zeit war, als die Reichthümer Europa's und Amerika's nach Rom strömten. Die Welt ist fortgerückt, die Pülfsquellen sind versiegt; da werden der Bevölkerung des Kirchenstaates die nothwendigen Summen ausgepreßt, und gerade der Besitz und die Familie wird die Beute der Regierung. Um die Kommunen gründlich auszubeuten, ernennt die Regierung die Verwalter derselben, und zwar wählt sie diejenigen, welche am servilsten sind und am wenigsten besitzen, folglich die Abgaben mit leichtem Herzen bewilligen, ohne sich um die Folgen der vermehrten Auflage zu kümmern. So besitzen die dreißig Räthe von Faenza zusammen weniger Land als die beiden vom Rathe ausgeschlossenen Haupt-Grundeigenthümer. Ueber den Kommunen steht der Provinzial-Rath. Auch dieser wird von der Regierung gewählt, sofern sie die Wähler wählt und ein veto für die ihr nicht gefälligen Kandidaten hat. Die Willfährigkeit dieser Provinzial-Repräsentanten ist unbegränzt. Straßen, Kanäle, Häfen, alle Staats-Ausgaben fallen den Kommunen zur Last; der Staat macht sich frei davon, die Regierung regiert nicht. Je weiter man in der Hierarchie aufsteigt, desto größer werden die Mißbräuche. Die Regierung wird gehandhabt von zweiundsiebzig Fürsten, den Kardinälen, welche auf Staatskosten verhältnißmäßig reicher und prächtiger leben, als die Glieder einer königlichen Familie in einem monarchischen Staate. Favoriten, auch wohl Favoritinnen haben Einfluß auf die Besetzung der Aemter und auf die Staats-Unternehmungen; der Nepotismus ist keineswegs gestorben. (Schluß folgt.)

*) Le Speranze dell' Italia vom Grafen Balbo; ein förmliches Manifest gegen Oesterreich, vom Gesichtspunkte des Turiner Hofes aus, abgefaßt von dem edelsten und ritterlichsten aller Welfen. Balbo will die Türkei an Oesterreich geben, Polen an Preußen, oder umgekehrt Preußen an Polen; er glaubt, daß Frankreich und England sich vereinigen werden, um die Türkei Rußland, Italien Oesterreich zu entreißen.

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

VII. Die Schauspielergehalte, der Bühnenluxus und die Claqueurs.

Die Forderungen der Schauspieler, die bei der Menge am beliebtesten sind, sind in unserer Zeit immer größer geworden. Kurz vor der Revolution waren 9000 Franken jährlich ein glänzendes Gehalt, welches durch Kabinetsbeschluß den ersten Subjekten der Oper gesichert wurde, und unter Napoleon waren die Anspruchvollsten mit 18 bis 20,000 Franken zufrieden: heute giebt es welche, die 50 bis 60,000 Franken jährlich erhalten. In der italiänischen Oper bekommen mehrere erste Subjekte mehr als 40,000 Franken für sechs Monate und sammeln außerdem noch in den öffentlichen oder Privat-Konzerten, in denen sie singen, enorme Summen. In der Opéra-Comique begnügten sich vor 30 Jahren Elleviou und Martin, Madame Scio und Rolandeau mit 25 bis 30,000 Franken jährlich; heute bewilligt dasselbe Theater Gehalte von 40 und 60,000 Franken. Die ausgezeichneten Künstler, die ehemals die Zierde der Variétés bildeten, erhielten 6000 Franken, eben so viel diejenigen, welche die Menge nach dem Vaudeville- oder den Melodramen-Theatern zogen. Heute verlangt ein erstes Subjekt 30 oder 40,000 Franken. Die Gehalte der Schauspieler zweiter Klasse, die ehemals 3 bis 4000 betrugen, sind auf 8, 10 und 12,000 gestiegen. Dieselben Erscheinungen zeigen sich in der Provinz. Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Gehalte der ersten Rollen doppelt so groß geworden sind als vor 30 Jahren. Die Sänger besonders beuten den musikalischen Fanatismus unserer Zeit mit Erfolg aus. In den Städten von einiger Bedeutung sind mittelmäßige Stimmen kaum mit 25,000 Franken zufrieden.

Diese renommirten Schauspieler, die man so theuer bezahlen muß, geben nicht immer eine unfehlbare Bürgschaft des Erfolgs. Es giebt ein anderes Anziehungsmittel, das jetzt in großem Maße angewendet wird: das ist der Luxus der Decorationen und der Bühnenpomp. Unter dem Vorwand, die Lokalfarbe treu wiederzugeben, macht man aus der Bühne ein blendendes Panorama; man spricht zu den Augen dieses Publikums, dessen Herz man nicht mehr zu rühren weiß. Obwohl der Preis der Plätze, mit wenigen Ausnahmen, nicht gestiegen, ja mehrere Unternehmungen die Nothwendigkeit erkannt, ihn herabzusetzen, sind doch die Kosten der Inscenesetzung fortwährend in die Höhe gegangen. Der Schneider, der Maler, der Maschinist, die Figuranten erheben eine enorme Steuer von den Theatern. Man versichert, daß die Oper 95,000 Franken bei der Aufführung der „Jüdin" und 54,000 für „Dom Sebastian" ausgegeben. Das Ambigu hat für das Festin de Balthasar 30,000 Franken, die Porte-Saint-Martin für die „Tausend und eine Nacht" 45,000 Franken verbraucht. Man könnte noch andere Thorheiten aufzählen. Die jährlichen Ausgaben der Comédie-Française für Kostüme, Decorationen und Material haben sich um 40,000 Franken vermehrt, seitdem das sogenannte „moderne Drama" aufgekommen ist. Es ist der Mühe werth, diese Progression durch einige Zahlen zur Anschauung zu bringen.

Aufführungskosten

bei dem alten System.		bei dem neuen System.	
Tragödie.		*Ohne Prämien (für das Manuskript).*	
Die Templer	3,270 Fr.	Heinrich III.	11,592 Fr.
Sylla	7,685 „	Der Mohr von Venedig	15,370 „
Komödie.		Hernani	18,518 „
Zwei Schwiegersöhne	2,630 Fr.	*Mit Prämien.*	
Schule der Alten	3,532 „	Ludwig XI.	22,716 Fr.
		Die Söhne Eduard's	11,845 „
		Angelo	26,755 „
		Caligula	43,811 „
		Die Popularität	12,741 „

Doch sind in dieser Beziehung bei der Comédie-Française in den letzten Jahren Reformen gemacht worden. So sind für glänzend ausgestattete Stücke, wie das Glas Wasser und die Hochzeit unter Ludwig XV., die Ausgaben auf 8—9000 Franken reduzirt worden, wobei selbst die Prämie schon mitgerechnet ist.

Ein anderer Kontrast, der nicht zum Vortheil unserer Zeit ausfällt, ist folgender. Zu jener Zeit, wo die Inscenesetzung eines neuen Stücks so wenig kostete, waren die ersten Vorstellungen eine aufrichtige Berufung an das Urtheil des Publikums: alle Freunde des Theaters, Leute von gewissenhaftem, einsichtsvollem Urtheil oder auch Enthusiasten, kamen hier zusammen und bezahlten auch ihren Platz. Die Folge davon war, daß selbst ein mittelmäßiges Stück die Kosten des Theaters bei der ersten Aufführung deckte. Dies ist jetzt anders. Sey es, daß die Schriftsteller den Grundsatz haben, dem Publikum, dessen Verachtung sie affektiren, ihre Werke aufzudringen, oder daß die Administrationen Bedenken tragen, das Schicksal eines Stückes, für welches sie große Auslagen gemacht, unparteiischen Richtern preiszugeben, genug, man setzt sich ein Auditorium von gefälligen Freunden, die nicht bezahlen, und von Beifallklatschern, die selbst bezahlt seyn wollen, zusammen. Es wäre von Interesse, den Ertrag der ersten Vorstellungen in früheren Zeiten und unter dem Einfluß unserer neuen literarischen Gewohnheiten zu vergleichen. Man würde bemerken, daß damals Stücke, die nicht gefielen, bei der ersten Probe zwei- oder dreimal mehr brachten als die, welche sich heutzutage dem Publikum durch den Namen ihrer Verfasser vorzüglich empfehlen. *)

Auch die meisten Schauspieler bedürfen einer solchen Aufmunterung: sie zweifeln ohnehin an ihren Kräften, und das verachtende Stillschweigen des Publikums würde sie vollends entmuthigen. Darum sind besoldete Beifall-

*) Bei der Comédie-Française brachte die erste Aufführung der schwächsten Stücke immer 4 bis 5000 Franken in die Kasse, eine Summe, welche die Kosten der mise en scène gleich am ersten Tage deckte. So brachte der Hercule au Mont Oeta (1787) 4000 Fr., Montmorency, eine im Jahre 1800 gespielte Tragödie, 5391 Fr., der „achtungswürdige Greis" (1801) 4326, der Tod Heinrich's IV., Tragödie, (1806) 5608 Fr. Heutzutage bringen große Werke von unbestrittenem Verdienst selten 2000 Franken.

klatſcher, welche die Heiterkeit oder den Enthuſiasmus ſpielen, um den Saal zu beleben und den Schauſpieler anzufeuern, eine traurige, aber nothwendige Zugabe jeder dramatiſchen Aufführung. Das Publikum ſelbſt ſieht es gern, daß man ihm bis zu einem gewiſſen Grade Gewalt anthut und es aus ſeiner Apathie weckt. Aber man hat dieſen Charlatanismus auf eine ungeſchickte Weiſe gemißbraucht. Sonſt urtheilte das Parterre in letzter Inſtanz; heute herrſchen daſelbſt die claqueurs mit einer Unverſchämtheit, welche die anſtändigen Zuſchauer verſcheucht. Der Chef, der dieſe Beifall-Maſchinen leitet, iſt eine wichtige Perſon. Wir haben einen Kontrakt geſehen, durch welchen eine ſolche Charge für Geld einem Anderen übertragen wird, wie die Praxis eines Advokaten oder Notars. Der Unternehmer verpflichtet ſich, „Alles zu thun, was von ihm abhängt, um den neuen Stücken Succeß zu verſchaffen.“ Er muß „die Debüts der Schauſpieler unterſtützen und denen, die man ihm bezeichnen wird, zu Hülfe kommen.“ Dafür wird eine beſtimmte Zahl von Billetten zu ſeiner Dispoſition geſtellt. Man wird vielleicht glauben, daß die Unglücklichen, die den Winken dieſes Entrepreneurs folgen müſſen, für das Opfer ihres Abends bezahlt werden. Dem iſt aber nicht ſo: ſie zahlen vielmehr, um zu applaudiren. Es ſind gewöhnlich Arbeiter, welche, um die in ihrer Klaſſe faſt allgemeine Schauluſt zu befriedigen, ſich gern ein Billet für die Hälfte des Preiſes geben laſſen und die andere Hälfte mit Klatſchen bezahlen.

Nicht alle Claqueurs ſind Abends im Theater. Andere werden außerhalb dafür bezahlt, daß ſie die Stücke, nicht durch Trommeln mit den Füßen protegiren, ſondern indem ſie in den Anzeigen und Feuilletons ein Victoria anſtimmen. Einige Directionen ſollen bedeutende Summen in jährlichen Penſionen, Gratificationen, Mahlzeiten, Geſchenken ausgeben, um ſich die Gunſt der Publizität zu erhalten. Man muß von dem Publikum eine ſehr traurige Meinung haben, um zu glauben, daß es ſich von den ungeſchickten Lobſprüchen, die ohne Ausnahme allen Neuigkeiten gewiſſer Theater gezollt werden, täuſchen läßt.

Außer den Claqueurs und Journaliſten hat noch eine kaum glaubliche Zahl von Perſonen jeden Abend unentgeltlich oder zu ſehr niedrigen Preiſen Zutritt zu den Theatern. Die Menge ſucht ſich ſelbſt; man fühlt ſich nicht wohl in einem leeren Saal. Darum vertheilen viele Direktoren Billets, die nur einen Frank koſten: als wäre die fremde Konkurrenz noch nicht genug, ſchafft ſich das Theater ſelbſt eine Konkurrenz. Andere Directionen achten noch zu ſehr ihre Kunſt, um einen Rabatt darauf zu ſetzen; ſie vertheilen an ſchlechten Tagen mit vollen Händen die Billets an Jeden, der ſie nehmen will. Man hat behauptet, dieſe Billets ſeyen eine Art von Lockſpeiſe, um eine Menge von Zuſchauern ins Theater zu ziehen, in welchen man dadurch das Bedürfniß nach dramatiſchen Erregungen weckt. Wir glauben eher, daß man die Schauluſtigen ſo daran gewöhnt, ſich dieſes Vergnügen zu ſchaffen, ohne die Börſe zu öffnen, und daß man den Genuß bei denen abſtumpft, welche ihn ſo leicht für nichts erlangen können. Jedenfalls wird ſo eine bedeutende Summe dem Theater-Budget entzogen. Im Jahre 1830 und 1831 kam die Sache zur Sprache; die Verwaltung der Hospitäler ließ eine Zählung der an den Kontrol-Büreaus vorgezeigten Freibillets veranſtalten. Der Werth derſelben wurde 1830 auf 1,135,652 Fr. und 1831 auf 1,164,730 Fr. angegeben. Seitdem hat dieſer Mißbrauch noch zugenommen. Statt ihm Einhalt zu thun, ſuchen die Agenten der Behörde, ſo oft ſie können, für ſich ſelbſt davon Gebrauch zu machen. Die Theater, beſonders die, welche von der Regierung ſubventionirt werden, müſſen ohne triftigen Grund gewiſſe Logen und Entrées unentgeltlich liefern. Es iſt ein Zeichen von Einfluß, von Kredit, ins Theater kommen zu können, ohne zu bezahlen. Logen, die im Intereſſe des öffentlichen Dienſtes hohen Beamten eingeräumt werden, gehen von Hand zu Hand und bieten einer Reihe von Schauluſtigen, die jedes amtlichen Charakters entbehren, für nichts die beſten Plätze. Man hat die Verluſte, die hieraus entſpringen, berechnet: ſie ſind enorm. Der Miniſter des Innern hat in jedem der fünf königlichen Theater eine Loge täglich; die Polizei-Präfektur und die Präfektur des Departements haben täglich zuſammen 15 Logen in den verſchiedenen Theatern; die unteren Polizei-Beamten haben gleichwohl noch ihr perſönliches Entrée. Zu dieſen bleibenden Konzeſſionen kommen noch die beſonderen Geſuche, die zurückzuweiſen faſt unmöglich iſt. Napoleon geſtattete dergleichen nicht. Im Jahre 1802 legte man ihm einmal das Verzeichniß der Logen vor, die in der Oper von den konſtituirten Behörden eingenommen wurden. Auf dieſer Liſte ſtanden die drei Konſuln, der Staatsſecretair, die Miniſter des Innern und der Polizei, der Secretair des Miniſters des Innern. Napoleon nimmt die Liſte und ſchreibt darunter: „Vom 1. Nivôſe ab werden alle Logen bezahlt werden.“ Im Jahre 1807 wurde die Maßregel verallgemeinert durch ein Edikt, in welchem die Worte vorkamen: „Niemand hat das Recht, ein Vergnügen unentgeltlich zu genießen, das der Unternehmer Jedermann verkauft. Die Behörden werden alſo nur für die Zahl von Individuen, die zu der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit unumgänglich nöthig ſind, unentgeltliches Entrée fordern.“

So viele Mißbräuche haben ihre Früchte getragen. Die dramatiſche Kunſt befindet ſich in einer gefährlichen Kriſis. Der Geſchäftsgeiſt hat bei den Dichtern die Begeiſterung des Talents ertödtet. Viele von ihnen ſind nach einem glänzenden Anfang immer tiefer herabgeſtiegen bis zu den unterſten Bühnen: dann haben ſie das Theater mit dem Feuilleton vertauſcht, das ein Spekulant mit Gold bedeckt, und dieſe Feuilletons wieder in ſchlechte Dramen zerſchnitten. Die guten Schauſpieler werden täglich ſeltener: es geſchieht nichts, um die Abgehenden zu erſetzen. Die Tragödie wäre faſt ganz vernachläſſigt, wenn nicht Demoiſelle Rachel durch den Wetteifer, den ſie bei den anderen tragiſchen Künſtlern erregte, durch ihre eigenen Erfolge ſie wieder ins Leben gerufen hätte. Die Traditionen, die guten Manieren gerathen in Vergeſſenheit: die Theater rekrutiren ſich faſt nur in den unteren Klaſſen. Der Müßiggang, der Hang zur Verſchwendung, der Reiz einer unter den Künſtlern nur noch zu häufigen Leichtfertigkeit, die Abneigung gegen den väterlichen Stand entführen den Werkſtätten ohne Nutzen für die Kunſt mittelmäßige junge Leute, denen es an Erziehung und oft an jenem Enthuſiasmus fehlt, der die Erziehung erſetzen kann. Die Generation jener alten Liebhaber, deren wohlwollende Strenge für die Künſtler ſo koſtbar war, iſt verſchwunden. Statt ihrer herrſcht jetzt die wenig aufmerkſame, wenig einſichtsvolle Kritik der Journale, die immer nur in übertriebenen Lobſprüchen oder abſoluten Verdammungen ſich bewegt und die Einen aufgeblaſen macht, die Anderen entmuthigt und das wahre Publikum, das ſich ſeinen eignen Empfindungen nicht mehr zu überlaſſen wagt, betäubt. Daher iſt auch dieſes von Natur ſo leichtgläubige, gutmüthige Publikum äußerſt mißtrauiſch geworden und behandelt die Autoren, wie es von ihnen behandelt worden iſt. Es ermüdet ſchnell und verlangt unaufhörlich nach Neuem, und nachdem es ſo oft getäuſcht worden, hat es ſein Vertrauen zu den geachtetſten Namen unſerer Zeit verloren. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Spaniſche Kontraſte. Während die beiden Königinnen von Spanien ihren Einzug in der Hauptſtadt Cataloniens halten und ihr Premier-Miniſter, General Narvaez, ſie mit dem Pomp militairiſcher Aufzüge und chevaleresker Einholungen umgiebt, herrſcht in Barcelona wie im ganzen übrigen Catalonien in Folge eingetretener Handelsſtockungen die größte Noth unter der arbeitenden Bevölkerung. Mehrere Fabriken haben ihre Thätigkeit ganz eingeſtellt, und zwar unter Anderem auch das Haus Ping-Marti, eines der ausgedehnteſten Etabliſſements in Spanien, das noch vor wenigen Jahren ein Kapital von drei Millionen Thaler hatte. Diejenigen Häuſer, die die gegenwärtige Kriſis zu überſtehen vermochten, haben die Arbeitslöhne herabſetzen und die Zahl ihrer Arbeiter vermindern müſſen. Bevor noch die Königinnen in die Bäder von Caldas ſich begeben, will ihnen eine Deputation der Arbeiter eine vollſtändige Ueberſicht des unter ihnen herrſchenden Nothſtandes vorlegen. Es wird dies einen merkwürdigen Kontraſt zu dem mittelalterlichen Turnier, das die vornehmen jungen Leute der Königin Iſabella in den prachtvollſten Koſtümen veranſtalten, ſo wie zu den neuen Uniformen abgeben, in welche General Narvaez die Regimenter geſteckt hat, die die Namen der beiden Königinnen tragen. In der That ſcheint aber auch, um in Spanien jetzt Miniſter zu ſeyn und Ordnung in das Chaos zu bringen, mehr dazu zu gehören, als beurtheilen zu können, ob die Linie eines Bataillons ſchnurgerade ſey, und ob nicht das Regiment der Königin Chriſtine raſchere und wirkſamere Evolutionen mache als das der Königin Iſabella II.

— Quellenforſchung. In Frankreich giebt es einen Mann, Namens Fortuné Rour, der ſich weit und breit einen Ruf als Quellenbezeichner erworben. Der Mann iſt nicht etwa ein Geſchichtsforſcher oder überhaupt eine wiſſenſchaftliche Autorität, ſondern ein einfacher Bauer, der, wie manche Geognoſten aus der Oberfläche den inneren Gehalt des Bodens zu beurtheilen vermögen, ſo auch auf der Stelle anzugeben vermag, wo in den an Quellen nicht ſehr reichen Gegenden Waſſer anzutreffen, wenn gegraben wird, weshalb er denn auch allgemein le sourcier heißt und wie eine Art Wundermann betrachtet wird. Er behauptet, daß er über den Stellen, wo Waſſer zu finden, einen leichten Dunſt erkenne, den Niemand ſonſt wahrnehmen kann. Dies iſt wahrſcheinlich ein kleiner Betrug, da vielmehr anzunehmen, daß es irgend ein charakteriſtiſches Merkmal des Bodens iſt, durch welches ſich das Daſeyn der Quellen kundgiebt; ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie ſoll darum auch den Verſuch gemacht haben, dem Mann im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſeine Kunſt abzukaufen.

— Neue Zeitſchrift in Jaſſi. Seit dem Anfange dieſes Jahres erſcheint zu Jaſſi eine „wiſſenſchaftliche und litterariſche Zeitſchrift“, die dieſen Titel führt. Die erſte Nummer derſelben giebt die Ueberſicht des Planes dieſer Zeitſchrift und bemerkt bei den daſigen Cenſur-Verhältniſſen ausdrücklich: „Unſer Gegenſtand wird kein politiſcher ſeyn; weder auswärtige noch innere Staats-Angelegenheiten ſollen beſprochen, ſondern nur Original-Abhandlungen gegeben werden, die ein wiſſenſchaftliches Intereſſe haben und die zugleich die romaniſche Literatur bereichern können. Das Blatt zerfällt in drei Abtheilungen. Die erſte Abtheilung wird Abhandlungen enthalten über Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Landbau, und Nachrichten über die Entdeckungen und Forſchungen der Gelehrten. Die zweite Abtheilung wird National-Oekonomie, romaniſche Jurisprudenz und vaterländiſche Geſchichte behandeln. Die dritte Abtheilung endlich wird ſich mit der vaterländiſchen Literatur und mit den Fortſchritten derſelben in der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen beſchäftigen.“ Die Redaktoren ſind M. Kogalnitſchan, der in Berlin ſtudirte, P. Baliſch in Wien, J. Ghika in Paris, Alexandri, ein ſehr beliebter vaterländiſcher Dichter, und Negruzzi desgleichen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 22. Juni 1844.

Nord-Amerika.

Politische und soziale Zustände in den Vereinigten Staaten.

Nach „Godley's Briefen aus Amerika".

Die Negersklaven. — Bevorstehende Auflösung der Union. — Amerikanischer Unternehmungsgeist. — Der jüngste Tag und das tausendjährige Reich. — Das Erziehungswesen und seine Mängel. — Naturschilderungen. — Der Niagara.

Man hat die britischen Reisenden in den Vereinigten Staaten nicht ganz mit Unrecht angeklagt, daß sie die dortigen Zustände — den Entwickelungsgang einer Nation, die sich noch in der ersten, übermüthigen Kraft der Jugend befindet — von einem zu ungünstigen und eben deshalb einseitigen Standpunkt aus betrachten und die sich ihnen aufdrängenden Mängel und Verirrungen mit übertriebener Schärfe beurtheilen. Was die Empfindlichkeit der Amerikaner am meisten verletzt, ist der satirische Ton, dessen sich ihre Gegner, von Mrs. Trollope und Basil Hall bis auf Dickens herab, zu bedienen pflegen, und da bekanntlich Familienzwiste stets mit der größten Erbitterung geführt werden, so hallt die Presse und die Literatur der beiden stammverwandten und in vielen Rücksichten so überaus ähnlichen Völker von gegenseitigen Vorwürfen und Recriminationen wieder. In einem ruhigeren, unparteiischeren Geiste sind die „Briefe aus Amerika" des Herrn Godley abgefaßt*) — eines irländischen Reisenden von Bildung und Charakter, der sich in seinen religiösen Grundsätzen dem gemäßigten Puseyismus, in seinen politischen aber der konservativen Partei des „jungen Englands" anschließt und die Mißbräuche des britischen Faktoreisystems der verschrieenen Negersklaverei Amerika's gegenüberstellt.

Die Ansichten des Herrn Godley über die Sklaverei werden in Europa wohl den wenigsten Beifall finden; er hält sie für eine unter gewissen Umständen nothwendige und der menschlichen Natur analoge Institution und vertheidigt die Pflanzer und Sklaven-Eigenthümer des Südens auf Kosten der Abolitionisten, die ihm als unberufene Zeloten erscheinen. „Je mehr", schreibt er, „die Abolitionisten sich bemühen, ihre Grundsätze auszubreiten, desto schroffer treten ihnen die Southrons (Südländer) entgegen. Herr Calhoun, den man den Anführer und das Organ der Sklavenbesitzer nennen kann und den sie bei der nächsten Präsidentenwahl mit ihrer ganzen Macht unterstützen werden, ist vor kurzem so weit gegangen, die Sklaverei als eine glorreiche Institution zu bezeichnen, die der Eckstein einer freien demokratischen Regierungsform sey und, wie er hoffe, sich in alle Ewigkeit erhalten werde (!!!). Vor zwanzig Jahren hätte man nicht gewagt, eine solche Meinung auszusprechen, und man war sogar nicht ungeneigt, die Strenge der auf die Sklaverei bezüglichen Gesetze zu mildern; jetzt werden sie aber aufs schärfste vollzogen, namentlich was den Unterricht betrifft, so daß es nach wenigen Jahren kaum einen Sklaven geben wird, der zu lesen und schreiben verstände. Die Ursache hierzu liegt in der beharrlichen Verbreitung der Abolitions-Schriften, die zum Theil höchst gefährliche Lehrsätze enthalten, weshalb ich mich auch nicht über die ergriffenen Vorsichtsmaßregeln wundern kann. Der Senator Preston sagte neulich im Kongreß: „Wenn wir in Süd-Carolina einen Abolitionisten fangen, so werden wir ihn aufknüpfen" — und es erhob sich keine Stimme des Tadels oder des Widerspruchs.**) Ich wiederhole es, daß, wenn man die von den Abolitionisten aufgestellten Grundsätze und die Mittel, deren sie sich bedienen, in Erwägung zieht, man die Eifersucht und Reizbarkeit des Südens in dieser Hinsicht nicht tadeln kann; es handelt sich hier um Tod und Leben. Den Lehren und Rathschlägen der Abolitionisten zufolge, müßten die Sklaven in Masse aufstehen, ihre Herren berauben und sie nöthigenfalls ermorden, wenn es ihnen nur dadurch möglich ist, die Freiheit zu gewinnen, die ihnen von Rechts wegen zusteht. Wo solche Lehren gepredigt werden, sind die Sklaven-Eigenthümer verpflichtet, den Wirkungen derselben zuvorzukommen und die Möglichkeit eines glücklichen Aufruhrs zu verhüten. Unterdessen entfliehen die Sklaven in Schaaren, indem ihre Freunde, die Abolitionisten, längs der ganzen Linie von Virginien bis Kanada regelmäßige Stationen errichtet haben, um sie aufzunehmen und weiter zu befördern.

„In den nördlichen Staaten ist die öffentliche Meinung über diese Frage getheilt; die unteren Klassen, vorzüglich die Irländer, sind meistens Anti-Abolitionisten, da sie einen natürlichen Widerwillen gegen die Schwarzen hegen und nach Aufhebung der Sklaverei eine große Einwanderung derselben aus dem Süden befürchten, was den Arbeitslohn herabdrücken würde. Selbst in Boston, wo die Abolitions-Partei am stärksten ist, erhob sich neulich bei einem meeting, als ein Neger das Volk anreden wollte, ein so furchtbarer Tumult, daß die ganze Versammlung aus einander gesprengt wurde. Dennoch wird die Partei immer zahlreicher, und schon jetzt ist es den Südländern fast unmöglich, ihre flüchtigen Sklaven in den Staaten Neu-Englands zu verhaften, obgleich die Constitution ihre Auslieferung vorschreibt. Noch vor kurzem ereignete sich hier ein Beispiel, daß ein Herr seinen Sklaven mit Handschellen gefesselt wegführen wollte, was einen so allgemeinen Unwillen erregte, daß es fast zu einem ernsthaften Aufstande gekommen wäre; dieses wurde nur dadurch verhindert, daß einige menschenfreundliche Individuen eine Summe Geldes zusammenbrachten und den Sklaven seinem Eigenthümer abkauften, der sich wahrscheinlich mit einem niedrigen Preise begnügte. Durch solche Auftritte wird viel böses Blut erzeugt, und zwar nicht nur unter den Fanatikern, welche den Zorn Gottes auf die Sklavenbesitzer herabrufen, sondern auch bei der ganzen von Herrn Adams geleiteten Fraction der Whig-Partei, die das Interesse der nordöstlichen Staaten vertritt. Sie bemerkt, daß letztere nicht den ihnen gebührenden Einfluß auf die Verwaltung der Republik ausüben, und schreibt es der engen Verbrüderung zu, welche das gemeinschaftliche Band der Sklaverei unter den südlichen Staaten hervorbringt. Diese haben eine Uebereinkunft mit der ultrademokratischen Partei im Norden geschlossen, die, um sich den Beistand des Südens in ihren radikalen Ideen zu versichern, die Sklaverei und andere Einrichtungen desselben in Schutz nimmt. Im Süden ist dagegen eine der Sklaverei abholde Minorität unbekannt; durch das Band der stärksten persönlichen Interessen an einander geknüpft, bilden seine Staaten eine feste Phalanx, die bei vorkommenden Zwistigkeiten fast immer den Sieg davonträgt. Alles, was der Norden bei solchen Gelegenheiten thun kann, beschränkt sich darauf, die Gegner mit einer Auflösung der Union zu bedrohen, wenn die Sklavenstaaten ihren Einfluß zu fühlbar machen. Ein solches Ereigniß (das jedoch nur Wenige ernstlich herbeiwünschen mögen) würde für beide Parteien schädlich seyn, obwohl der Süden ungleich mehr darunter leiden würde, da es die Neger leicht ermuthigen dürfte, das auf ihnen lastende Joch abzuschütteln."

Der Verfasser glaubt, daß eine Katastrophe dieser Art fürs erste nicht zu befürchten sey. Ueber eine solche Frage kann nur die Zeit entscheiden; indessen ist man in Amerika selbst der Meinung, daß eine Trennung des jetzigen Staatenverbandes in nicht ferner Zukunft bevorstehe. Die Abweichung des Volks-Charakters, der Bildung, die sich kreuzenden und mitunter schroff gegenüberstehenden materiellen und politischen Interessen geben stets zu neuen Reibungen Anlaß, welche die verschiedenen Sectionen des Landes in ihrer gegenseitigen Antipathie bestärken. Vermuthlich würde die Union in drei Republiken zerfallen, wovon die eine aus den östlichen und nordwestlichen Staaten bis an den Mississippi und Ohio, die zweite aus den mittleren und südöstlichen und die dritte aus den südwestlichen Staaten (Louisiana, Alabama, Mississippi, Arkansas, vielleicht auch Tennessee, Kentucky und Missouri) bestehen würde. An letztere dürfte sich wahrscheinlich auch Texas anschließen; nimmt man aber diese Provinz schon jetzt in die Union auf (wozu es nur noch der Beistimmung des Senats bedarf), so würde ein solcher Schritt ohne allen Zweifel zu neuen Zerwürfnissen führen und den Scheidungsprozeß noch mehr beschleunigen.

In seinen Ansichten über den amerikanischen Charakter stimmt Godley mit dem trefflichen Beobachter de Tocqueville überein und läßt den vielfach verleumdeten Yankees Gerechtigkeit widerfahren. Er bemerkt mit Recht, daß sie den Engländern fast in allen Stücken gleichen und nur die guten und bösen Eigenschaften derselben übertreiben. „Energie, Unternehmungsgeist, Beharrlichkeit, Thätigkeit, gesunden Verstand und Mannigfaltigkeit der Hülfsquellen

*) Letters from America, by J. Rob. Godley. — London 1844. Zwei Bände.

**) In der Stadt Alton, die nach dazu in einem nördlichen Freistaate (Illinois) gelegen, wurde im November 1837 ein Methodisten-Prediger, Namens Lovejoy, der ein gegen die Sklaverei gerichtetes Journal herausgab, von einem Pöbelhaufen in seiner Wohnung überfallen und umgebracht. Ref. befand sich damals in der Nähe und erinnert sich recht gut, daß selbst eifrige Abolitionisten es nicht wagten, ein Wort des Tadels gegen die Mörder auszusprechen, und alle Schuld auf die Unvorsichtigkeit des Ermordeten schoben, da man ihm schon zweimal seine Buchdruckerpresse zerbrochen und gedroht hatte, das dritte Mal es ihn selbst entgelten zu lassen. — Zu Nashville (im Sklavenstaate Tennessee) wurde ein reisender Krämer aus Neu-England ergriffen, bei dem man mehrere Exemplare einer Abolitionsschrift entdeckte, die er, wie man glaubte, unter die Neger austheilen wollte. Zur Strafe wurde er ausgepeitscht, mit Theer überstrichen, in Federn gerollt und in diesem Anzuge über die Gränze geschafft. — Ueberhaupt ist es in den Sklavenstaaten verboten, abolitionistische Schriften und Journale mit der Post zu versenden oder sie in den Buchläden feilzuhalten. So streng wird die Censur in dem republikanischen Amerika gehandhabt!

— Alles, mit einem Wort, was zur materiellen Kultur beiträgt und worin die Briten den Kontinental-Europäern so überlegen sind — besitzen die Amerikaner in einem noch höheren Grade als wir. Sie übertreffen uns in diesen Eigenschaften überall, wo sich ihnen ein freies Feld zur Ausübung derselben darbietet. Ihre Schiffe segeln besser und werden mit weniger Leuten bemannt; ihre Ansiedler zahlen höhere Preise für ihr Land, als unsere eigenen Kolonisten, und verkaufen doch ihre Produkte billiger; in administrativem Talent, in der Verwaltung eines Hotels oder eines Schiffes, eines Gefängnisses oder einer Faktorei sind sie unvergleichlich. So wie ich näher mit ihnen bekannt wurde, hörte ich auf, hierüber zu erstaunen; je mehr ich das Land durchreiste, desto mehr bewunderte ich die überall herrschende Intelligenz — nie habe ich einen dummen Amerikaner getroffen; ich habe nie einen einzigen Mann getroffen, aus dessen Umgang man nicht Belehrung schöpfen konnte, der nicht mit der Welt und den Geschäften vertraut war und sähig schien, eine Carrière im Leben zu machen. Es mag zum Beweis der allgemeinen Thatkraft und Aufgeweckheit dienen, daß fast jeder Amerikaner die Politik kennt und ein lebhaftes Interesse daran nimmt; fast Jedermann liest täglich ein Dutzend Zeitungsblätter und wird Dich (wenn Du ihm zuhören willst) stundenlang über den Tarif, die Bank-Frage und den Ashburton-Vertrag unterhalten." — Diese Schilderung ist insofern ganz richtig, als sie sich auf die östlichen und zum Theil auf die südlichen Staaten (natürlich mit Ausnahme der Sklaven) bezieht; im Innern des Landes, in Ohio, Illinois u. s. w. sind jedoch manche Gegenden zu finden, deren Bewohner an Unwissenheit und Rohheit den arbeitenden Klassen Europa's nur wenig nachgeben. Inzwischen ist bei ihnen allerdings eine gewisse Intelligenz bemerkbar, die nicht immer von der Bildung abhängt. Einen merkwürdigen Kontrast zu der anglo-amerikanischen Bevölkerung bilden die deutschen Bauern in Pennsylvanien, die „nichts gelernt noch vergessen" zu haben scheinen (außer zum Theil ihre Sprache) und deren Stumpfsinn dort sprüchwörtlich geworden ist. Sie nehmen an den Fragen und Ereignissen des Tages keinen Antheil, bauen weder Schulen noch Kirchen und kümmern sich nur um den Broderwerb, der ihnen bei der Fruchtbarkeit des Bodens und dem trefflichen Markt, den ihre Produkte in Philadelphia und der Umgegend finden, in reichlichem Maße zufließt.

Ueber den berüchtigten Propheten Miller, dessen Erscheinung, wie die des eben so notorischen Joe Smith, sich mit dem gepriesenen good sense der Amerikaner schwer vereinigen läßt, enthalten die Briefe des Herrn Godley Folgendes: „Von New-York begab ich mich nach Newark, einer Stadt auf dem Wege nach Philadelphia, um dort einer Feldpredigt der Milleriten oder Second Advent Christians beizuwohnen, die das Ende der Welt auf den 14. April 1843 verkündigen und ihre Theorie durch eine eigenthümliche Deutung der Apokalypse unterstützen. Auf einem wüsten Stück Landes in der Nähe der Stadt waren ziemlich viele Zelte aufgeschlagen, einige zu Speisesälen, andere zu Schlafkammern bestimmt, während ein sehr großes als Kirche dienen sollte. Ich bemerkte auch einige Buden, in welchen Traktate zu Gunsten der Lehrsätze Miller's verkauft wurden; zahlreiche Menschengruppen schlenderten umher, die zum Theil aus Gläubigen, zum Theil aus Neugierigen bestanden. Den Kern der Versammlung bildete eine Gruppe von Predigern mit ihren Familien und Bedienten, denen die Zelte gehören und die das ganze Land nach Beduinen-Art durchziehen, sich auf acht oder zehn Tage in jedem Orte niederlassen, der ihnen passend dünkt, Plakate und Ankündigungen bekannt machen und tägliche Versammlungen mit Gesang und Gebet abhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Philosophie und Politik in Italien.

* (Schluß.)

Was die Finanzen betrifft, so wachsen die Auflagen mit der Staatsschuld von Jahr zu Jahr. Ravenna votirte im Jahre 1832 20,000 Thaler, 1843 60,000 Thaler. Die Verwaltung, welche Pächtern überlassen ist, verzehrt einen großen Theil des Einkommens, und die Last der Unordnung fällt auf die Unterthanen. Ein Faktum aus tausenden möge zur Charakteristik der Unordnungen genügen. Man trägt in den päpstlichen Staaten französisches Tuch; in Ravenna wurden binnen einem Jahre wirklich zwei Stück Tuch versteuert. — Die vertrauten Bedienten der Kardinäle geben Audienzen, verleihen Begünstigungen, verkaufen Monopole, beschützen häufig den Schleichhandel und sind jederzeit vor dem Gesetz sicher.

Die Gerichtshöfe vollenden die Verwirrung. Schlecht bezahlte, unter dem politischen Einfluß der Regierung gewählte, in den Städten verachtete, verkäufliche Richter verwalten die Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit nach Gesetzen, die eben so alt sind als das Papstthum selbst. Sie verfügen die Bastonnade ohne weitere gerichtliche Förmlichkeiten, die Strafe ist dem Verbrechen niemals angemessen, die Todesstrafe wird ohne Ziel und Maß verhängt, die Gesetze variiren nach den verschiedenen Provinzen, und der Gerichtsgang schleppt sich von Appellation zu Appellation im Schneckenschritte. Außerdem sind die Zinsen hoch, der Wucher erlaubt, die Industrie gehemmt, die Verbrechen oft unbestraft, der Handel Null, der Ackerbau beschränkt und niedergedrückt.

Nichts also hat sich in der Regierung verändert. Deshalb ist sie gezwungen, ihre Stützen außerhalb der Bürgerschaft und selbst des Adels zu suchen. Sie läßt die kleinen Grundbesitzer gegen die großen stimmen und vertraut die Verwaltung der Gerechtigkeit Leuten, welche nicht das geringste moralische Ansehen besitzen. Seit 1814 hat sie, um sich zu erhalten, kein Bedenken getragen, die persönliche Sicherheit der Unterthanen zu opfern. Der Polizei-Direktor zu Pesaro (1832), ein Albioni, war früher wegen Fälschung von Wechseln angeklagt. Der Polizei-Direktor zu Faenza, ein Conti, war zur Zeit des Königreichs Italien mehrere Mal in Haft, weil er des Raubes und der Nothzucht an einem siebenjährigen Kinde überwiesen worden war. Der Polizei-Direktor zu Rom, ein Barbone, war ein Bandit, auf dessen Kopf die Kommune von Velletri einen Preis von 6000 Thalern gesetzt hatte. Mastoso, einer der gefürchtetsten Banditen der Provinz Frosinone, wurde zum Capitain im Heere ernannt. Fontana war vom Tribunal zu Ferrara 1830 als Fälscher verurtheilt worden und saß 1832 über politische Gefangene zu Gericht. Ganz neuerdings mußte der römische Hof selbst den Polizei-Direktor von Cesena zu den Galeeren verurtheilen. Er hatte die Polizei-Archive an den Wurstmacher verkauft; das stürzte ihn, denn seit langer Zeit vermuthete man schon, daß er in geheimem Einverständniß mit den Banditen der Provinz stehe. Kein Bürger soll Waffen tragen, und doch gedeiht das Räubergesindel, und die unbewaffnete Bevölkerung, besonders in manchen Gegenden, steht zwischen zwei Feuern, den Räubern und den Soldaten. Gegen die Liberalen ist Alles erlaubt; sie können selbst des Mordes gewärtig seyn. Im Jahre 1835 wurde ein sehr geachteter sechzig Jahr alter Notarius, Farini, der keinen Feind im Lande hatte, getödtet, offenbar von Polizei-Agenten. Die Familie, die Kommune, die Orts-Obrigkeit verlangten Gerechtigkeit: ein Kardinal antwortete von Rom ex officio, daß man Gott danken müsse für die Befreiung von einem der gefährlichsten Liberalen. Die Feindseligkeit der Regierung gegen die Unterthanen geht so weit, daß man die Schulen von militairischen Posten bewachen läßt. Der Obskurantismus ist bis dahin gediehen, daß man kalligraphische Institute unterdrückt hat, damit die jungen Leute (sagt das Edikt) nicht die Schriften verfälschen lernen. Es ist sehr zu bedauern, daß unsere theologischen Zeitschriften nicht ein Verzeichniß der römischen Censur-Verbote geben, da würde man zu lesen finden, daß Dichter zu einer Geldstrafe verurtheilt worden sind, weil sie Agamemnon den König der Könige genannt, Andere verbannt, weil sie die Vestalin in Scene gesetzt haben ohne Respekt für die Priester des Heidenthums. Selbst die Marionetten werden verfolgt, denn Alles ist für diese Prälaten verdächtig, überall erblicken sie Verschwörungen gegen ihre Existenz. — Die Armee bestand und besteht auch aus Leuten ohne Vaterland und Familie. Die Schweizer genügten nicht, da wurden denn Söldner aus der Hefe des Volkes angenommen, welche wegen ihrer schlechten Aufführung von Bauern und Handwerkern fortgeschickt worden waren und gegenwärtig in offenem Kampfe mit der Bevölkerung leben.

Ein sehr charakteristischer Vorfall aus dem Jahre 1831 möge hier noch Platz finden. Die Bevölkerung der Romagna hatte sich erhoben. *Die Diplomatie*, welche doch gerade nicht im Verdachte des revolutionairen *Fanatismus* steht, verlangte: 1) daß die Kommune ihre Verwaltungs-Behörde selbst ernenne; 2) daß die Provinzen ihre freien Abgeordneten haben sollten; 3) daß der Staatsrath säkularisirt werde; 4) daß Besitz, Talent und Industrie befähigen sollten zur Bekleidung öffentlicher Aemter; 5) daß man an eine Verbesserung der Finanzen und der Rechtspflege denke. Der römische Hof nahm das Memorandum an, die österreichischen Truppen zogen sich zurück, und der Kardinal Bernetti widerrief diese Konzession sogleich durch das motu proprio vom 15. Juli. Warum nahm der römische Hof sein Wort zurück? Weil er es unmöglich halten konnte: denn dieses rein administrative und keineswegs politische Zugeständniß hätte den modernen Staat in seiner ganzen Kraft organisirt, die Bewegung würde sich allmälig von der Kommune bis zum Staatsrathe ausgebreitet und die Geistlichkeit ohne Finanzen gelassen haben. Dann wären die Geistlichkeit, die Kardinäle und der Papst über kurz oder lang der Gnade des Staates anheimgefallen und von diesem als bloße Verwalter öffentlicher Aemter auf einen Jahrgehalt beschränkt worden. Durch das motu proprio brachen die Unruhen aufs neue aus; die österreichische Armee schritt noch einmal ein und wurde zu Bologna vom Volke jubelnd empfangen. Trotz dem Memorandum, trotz der Nothwendigkeit einer Reform, trotz dem unschuldigen Charakter dieser Bewegung, welche nicht einen Tropfen italiänisches Blut gekostet hatte, wurde die alte Regierungsform wieder hergestellt, und der Kardinal Albani unterzeichnete eine unendliche Anzahl politischer Straferkenntnisse. Die Tyrannei der Prälaten wurde so groß, daß man vor einigen Jahren zu Bologna eine Verschwörung Ferdinandes zu Gunsten Oesterreichs entdeckte. Viele Unterthanen des römischen Stuhles würden seiner Herrschaft die österreichische vorziehen, obgleich sie diese keineswegs lieben, und man muß gestehen, daß die kaiserliche Verwaltung, verglichen mit der römischen, eine große Wohlthat wäre.

Die neue welfische Partei kämpft in der Romagna gegen die Entwickelung des Staates, in Rom gegen die drohende finanzielle Krisis, in Ober-Italien vertheidigt sie die Sache des Absolutismus gegen die Liberalen und gegen Oesterreich. Scheinbar greift sie die österreichische Herrschaft an, in der That aber könnte sie ohne die Gegenwart des kaiserlichen Heeres nicht bestehen. Der Patriotismus dieser Partei ist im Grunde nur ein Vorwand, um Italien allen fremden Ideen zu verschließen und dem europäischen Fortschritte zu entziehen. So haben im Namen des Nationalruhmes die Ultrakatholiken jenseits der Alpen alle ihre großen Männer verfolgt. Bruno entehrte das Land in den Augen Roms, Beccaria und Filangieri schändeten ihre Heimat. Kein Fortschritt begann, ohne den Widerstand dieses religiösen Patriotismus zu erfahren. Giannone von Neapel, ein aufrichtiger Katholik, wagte im Jahre 1720, auf die gewaltigen Reichthümer der Geistlichkeit hinzuweisen. Kaum war seine Geschichte Neapels erschienen, als Adel, Geistlichkeit und Volk sich gegen ihn erhoben. Die Frauen auf dem Markte brauchten seinen Namen als Schimpfwort; in den Straßen sang man Spottlieder auf ihn; Adelige ließen

vor ihren Häusern dieses „abscheuliche Buch" verbrennen; Giannone war in Gefahr, gesteinigt zu werden; der österreichische Vice-König, außer Stande, ihn zu beschützen, mußte ihn verbannen. Giannone flüchtete nach der Schweiz. Eines Tages wollte er nach einem Dorfe Savoyens zur Beichte gehen. Man unterstützte ihn aufs freundlichste, damit er einige Stunden dort verweilen könne; aber das war ein Verrath: er wurde in dem Dorfe festgenommen und in ein Gefängniß in Piemont geworfen, in welchem er nach zwanzig Jahren starb. Das ist ein Bruchstück aus der Geschichte der welfischen Partei, die sich in Italien national nennt.

Die Nationalität ist seit einiger Zeit ein Stichwort geworden, welches die verschiedenen Parteien je nach ihren verschiedenen Ideen und Absichten ausbeuten. Damit aber ist gar nichts gewonnen; denn die Nationalität läßt sich nicht nach Theorieen umformen, man muß sie nehmen, wie sie eben ist. Die Zertheilung in unabhängige Staaten ist für Italien fast eine Nothwendigkeit; denn die Geschichte lehrt, daß wie die übrigen Staaten der Neuzeit groß wurden mit der wachsenden Einheit, so Italien groß wurde mit der Vielheit und durch die Trennung; denn dadurch gewannen die vorherrschend praktischen Talente hinreichenden Raum und Gelegenheit, ihre Thätigkeit zu entwickeln. Glücklicherweise erhebt sich bereits eine schon zahlreiche Macht, welche den richtigen Gesichtspunkt für die Wiedergeburt des Vaterlandes erkannt hat. Frei von allen einseitigen Theorieen, erkennt sie die Hülfe in dem europäischen Gedanken des constitutionellen Staates, dessen Name schon eine unwiderstehliche Wirkung in Italien übt. Sie fürchtet nicht, das Vaterland den fremden Ideen zu öffnen, denn sie kann sich auf die Völker verlassen, welche ihre Schule durchlaufen haben und für den constitutionellen Staat reif geworden sind. Es wäre thöricht, den Völkern in einem so großen Werke vorzugreifen; aber es wäre absurd, ihnen die Grundsätze einer vergangenen Zeit einreden zu wollen, im Widerspruche mit den Ideen, den Bedürfnissen und der Bildung der Gegenwart. Ferrari. (Revue des deux Mondes.)

Frankreich.

Zur Geschichte der französischen Gewerbe-Ausstellung.

Ludwig XI. war der erste französische König, welcher daran dachte, die Gewerbe aufzumuntern; doch zeigte sich der Fortschritt nur langsam. Ludwig's Nachfolger wurden durch ununterbrochene äußere und innere Kriege oder durch eigene Unfähigkeit an der weiteren Verfolgung dieses Bestrebens gehindert. Erst Heinrich IV. und Sully gaben den Künsten und Handwerken wie dem Ackerbau einen neuen Anstoß. Sully ließ unter Anderem in den Gärten der Tuilerieen und Fontainebleau's zwanzigtausend Maulbeerbäume pflanzen, und der König gewährte den Tapeten- und Spiegel-Manufakturen und der Ausbeutung der Bergwerke die kräftigste Unterstützung. Unter Ludwig XIV. belebte Colbert den Gewerbfleiß und wußte Frankreich auf einige Zeit mit den benachbarten Völkern, selbst für diejenigen Artikel, die bisher ausschließlich vom Auslande bezogen worden waren, auf gleiche Stufe zu erheben. Colbert gründete außerdem die Handwerker-Innungen mit ihren Geschwornengerichten und Meisterrechten und veranlaßte dadurch die Organisation der Industrie, als eine natürliche Folge dieser Schöpfung. Aber diese Organisation führte den schweren Uebelstand mit sich, daß sie jedem Fortschritt eine Schranke setzte, insofern sie den Erfinder hinderte, seine Entdeckungen fruchtbringend zu machen, weil er sich unmöglich in alle Innungen, die von denselben berührt wurden, aufnehmen lassen konnte.

Deshalb machte die Industrie in Frankreich, trotz aller partiellen Aufmunterungen, bis zur Revolution keine sonderlichen Fortschritte. Als aber durch die konstituirende Versammlung die Schranken der Innungen aufgehoben worden waren, ergoß sie sich, unaufhaltsam vorwärts dringend, in das weite Feld unbeschränkter Konkurrenz. Sie befand sich dabei anfangs recht wohl, aber gegenwärtig beginnt sie zu begreifen, daß die Anarchie auch eine Geißel ist, und daß man die Arbeit in geregelte Verhältnisse bringen muß, wenn die großen Kapitale nicht alle seit einem halben Jahrhundert gemachten Fortschritte allein zu ihrem Vortheile verschlingen und alle aus der anfänglichen Befreiung der Gewerbtreibenden entsprungenen Wohlthaten vernichten sollen.

Als nothwendige Folge der unbeschränkten Konkurrenz ergab sich ein gewaltiger Kampf, in welchem sich die Industriellen den ersten Rang streitig zu machen suchten, anfangs mit den erlaubten Waffen des Wetteifers und der Tüchtigkeit, später durch Intrigue, durch Charlatanerie und selbst durch die unverschämtesten Lügen. Es ist endlich Zeit, für dieses stets wachsende Uebel ein durchgreifendes Heilmittel zu suchen.

Unter dem Direktorium, im Jahre 1797, entwarf der Minister des Innern, Franç. de Neufchâteau, den Plan zu einer allgemeinen französischen Gewerbe-Ausstellung, mit welcher ein Volksfest, die Feier der Gründung der Republik, verbunden werden sollte. Die erste Ausstellung wurde im Jahre 1798 eröffnet, zunächst nur für die fünf Schalttage (17. bis 21. September) des Jahres VI; wurde aber um fünf Tage verlängert. Sie fand auf dem Marsfelde statt und war glänzend, obgleich sich nur 110 Ausstellende eingefunden hatten, an deren Spitze Didot, Conté, Bréguet standen, die sich seitdem einen europäischen Ruf erworben haben.

Die große Industrielle Heerschau sollte bei jeder Jahresfeier der Gründung der Republik wiederholt werden; in Folge der eingetretenen Ereignisse aber kam sie erst drei Jahre darauf, unter dem Konsulate, wiederum zu Stande. Diese zweite Ausstellung fand im Louvre statt, wo man für 210 Ausstellende hundert Hallen gebaut hatte. Nach Napoleon's Idee sollte die Industrie-Ausstellung zu gleicher Zeit eine Art von Messe werden. Der Moniteur erzählt unterm 26. September 1801, bei Gelegenheit des Besuches der Ausstellungen durch die drei Konsuln: „Der erste Konsul unterhielt sich mit den verschiedenen Künstlern und Fabrikanten über den Preis ihrer Waaren, über die gegenwärtige Quantität ihrer Fabrikate, über die Ausdehnung, welche sie ihrer Fabrication geben zu können hofften, über die Zahl der Arbeiter, die sie beschäftigen; er sagte ihnen, daß er hoffe, die nächste Ausstellung werde eben so weit über der gegenwärtigen stehen, als die gegenwärtige über der des Jahres VI, daß man auf dieser auch die Meisterwerke der Manufakturen Lyons und des mittäglichen Frankreichs finden werde, welche diesmal nichts geschickt haben, weil ihnen der Plan der Ausstellung zu spät bekannt worden. Er fügte hinzu, daß nach seiner Absicht die Zeit der Ausstellung künftig eine Meßzeit seyn (que l'époque de l'exposition fût celle d'une foire) und einen Geschäftsmittelpunkt bilden solle, während welcher die Künstler und Fabrikanten die Frucht ihrer Anstrengungen und Erfolge ärndten könnten, weil die Käufer dann ausgezeichnetere Fabrikate und mäßige Preise vereinigt fänden." Dieselbe Idee eines großen industriellen Marktes ist in der Verordnung, welche die Ausstellung von 1806 bestimmt, wieder ausgesprochen, aber niemals ausgeführt worden; es wäre zu wünschen, daß ein so fruchtbarer Gedanke dennoch ins Werk gesetzt würde.

Die Ausstellung vom Jahre 1801 zeichnete sich aus durch die scharfsinnige Erfindung des Jacquardschen Webestuhls. Diese Erfindung, welche seitdem eine industrielle Revolution verursacht hat, wurde mit einer bescheidenen Bronce-Medaille belohnt. Eben so war es mit Carcel's Lampen. Montgolfier's Papierfabrik und des älteren Ternaux Fabrik feiner Tuche erhielten goldene Medaillen.

Im folgenden Jahre wurde zur selben Zeit und am selben Orte die dritte Ausstellung mit 540 Konkurrenten eröffnet, unter denen sich auszeichneten: der Goldarbeiter Odiot, der Optikus Lerebours, der Mechanikus Calla und der berühmte Feilenfabrikant Raoul.

Besonders beträchtlich war die Zahl der Ausstellenden bei der vierten Ausstellung, die 1806 auf der Esplanade des Invalides stattfand. Man zählte 1422 Fabrikanten, welche von allen Punkten Frankreichs, selbst aus den meisten der mit dem Kaiserreiche vereinigten neunundzwanzig neuen Departements gekommen waren. Italien wurde vertreten durch die Seiden Nizza's, den Sammet Genua's, den Tüll Turins, den Marmor Piemonts; die Schweiz durch die Uhren Genfs; Belgien durch Brüssels Spitzen und Gents Leinwand.

Die schweren und traurigen Ereignisse, welche sich so rasch folgten und so viele Verwickelungen mit sich führten, verhinderten die Industrie lange Zeit, sich zu einem Wettstreit zu vereinigen. Erst 1819 erschien unter dem Ministerium des Herrn Decazes eine königliche Verordnung, welche für jedes vierte Jahr eine allgemeine Gewerbe-Ausstellung festsetzte. Dreimal, 1819, 1823 und 1827, wurden die Gewerbtreibenden in die Säle des Louvre berufen und entsprachen in ziemlich gleichbleibender Anzahl dem Aufrufe der Regierung. Diese drei Ausstellungen zählten 1662, 1648 und 1795 Fabrikanten, und obgleich sie, wie die Zahlen beweisen, keine große Ausdehnung erreichten, wollen wir ihnen doch Gerechtigkeit widerfahren lassen und nicht, wie ein damaliger origineller und geistreicher, aber keineswegs unparteiischer Berichterstatter (Jobard), behaupten, daß sie vorzüglich durch die Anzahl und Schönheit der Kirchen-Ornamente glänzten. Die Industrie hat seit 1806 offenbar ungeheure Fortschritte gemacht. Die Maschinen haben der gesammten Wollenfabrication einen neuen Umschwung gegeben. Der so lange verkannte Jacquard erhält endlich eine goldene Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion für seine Stühle für erhaben gewebte und gemusterte Zeuge. Dobo erhält eine silberne Medaille für das Spinnen der Kammwolle. Ternaux bereichert Frankreich mit der Cachemirfabrication. Die Lithographie kommt aus Bayern nach Frankreich und macht gewaltige Fortschritte. Besonders die Metallurgie verfolgt mit reißender Schnelligkeit einen neuen Weg in der Fabrication des Stahls, des Blechs, des Messings, des Zinks, des Platins und des gewalzten Kupfers. Eben so die Chemie; Payen führt das Erdharz ein, Chevreul erfindet die Stearinlichtbereitung, Pelletier und Caventou das schwefelsauere Quinin.

Alle unter der Restauration gemachten Fortschritte offenbaren sich 1834 und 1839. Im ersteren Jahre waren auf dem Konkordia-Platze vier geräumige Pavillons erbaut. 2447 Ausstellende hatten sich eingefunden, und ihre Produkte unterschieden sich gegen früher besonders durch eine merkliche Herabsetzung der Preise, welche ohne Zweifel der stets ausgedehnteren Anwendung der Dampfmaschinen zuzuschreiben ist. Die niedrigen Preise machen sich namentlich bei Webereien aller Art bemerklich.

Der Wetteifer der Fabrikanten ist so groß geworden, daß die Ausstellung von 1839 nach den Champs-Elysées verlegt werden mußte. Aus neunundsiebzig Departements waren 3381 Ausstellende erschienen. Die Fortschritte einer fünfjährigen Frist machten sich überall bemerklich; sie sind nicht ausgeblieben bei der neuesten Wiederholung des großartigen Schauspiels.

Das Gebäude, welches die gegenwärtige Ausstellung birgt, bildet ein gewaltiges Rechteck von 20,000 Metres (über 60,000 Fuß); es besteht aus Holz und Leinwand und ist mit zahlreichen Simsen und Friesen verziert, welche aus zu Brei aufgelöstem und wieder getrocknetem Hanf gemacht worden sind. In der Mitte befindet sich der gewaltige Maschinensaal. Hier stehen in dichten Schaaren die cyklopischen Werkzeuge, an die Ungeheuer vorsündfluthlicher Zeiten mahnend, ein Geheimniß für den beschauenden Laien. Vier große Seitengalerieen enthalten die Produkte der Fabrikanten aus vierundachtzig Departements, aus Algerien, Bourbon, Pondichery, Guadeloupe. Noch einige Jahre, und die Champs-Elysées werden zu eng. Denn wenn erst das große Eisenbahnnetz vollendet ist, und wenn der gewerbliche Wetteifer sich von Paris aus über ganz Frankreich verbreitet hat, wird auch das gegenwärtige Miß-

verhältniß verschwinden, nach welchem aus dem Seine-Departement 2235, aus dem gesammten übrigen Frankreich aber nur 1728 Fabrikanten erschienen sind, nach welchem von der Nieder-Seine 136, von der Gironde dagegen nur 21 und von den Rhone-Mündungen nur 12 Vertreter sich eingestellt haben. Dann wird man auf eine neue Methode der Ausstellung oder auf eine strenge Auswahl denken müssen, denn schon jetzt braucht man mehr als zwei Stunden, um das Labyrinth flüchtig zu durchlaufen, und kein Gedächtniß vermag das Alles festzuhalten, was ihm im Durchgehen besonderer Beachtung würdig schien.

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Philosophie im Ausland, nach Rosenkranz. Endlich ist das längst erwartete „Leben Georg Wilhelm Friedrich Hegel's beschrieben durch Karl Rosenkranz" erschienen. Es bildet dasselbe einen Supplementband zu Hegel's Werken und ist zum Theil aus Materialien zusammengestellt, die dem Verfasser von der Familie des Verstorbenen geliefert wurden. Dieses reichhaltige Buch, das nicht bloß die Geschichte eines außerordentlichen Geistes, sondern zugleich ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Philosophie ist, wird zur Widerlegung mancher Mißverständnisse dienen, die über Hegel und seine Philosophie unter denen verbreitet sind, die den Einen wenig kannten und die andere entweder gar nicht kennen oder nach den willkürlichen Constructionen seiner Gegner und einiger seiner angeblichen Schüler beurtheilen. Wir lassen hier aus der geharnischten Vorrede des Verfassers einige Stellen folgen, die auf das Interesse sich beziehen, das die deutsche und insbesondere die Hegelsche Philosophie im Ausland erregt hat.

„Jede wahre Philosophie", sagt Herr Rosenkranz, „ist als nationale zugleich eine allgemein menschliche und im großen Gange der Menschheit ein unentbehrliches Glied. Sie hat das Vermögen der absoluten Verbreitungsfähigkeit durch alle Völker, und es kommt für ein jedes die Zeit, wo es die wahrhafte Philosophie der anderen Völker sich aneignen muß, will es anders seinen eigenen Fortschritt sichern und fördern.

„Hat man dies eingesehen, so wird man das Verhältniß der Hegelschen Philosophie zu Deutschland wie zum Auslande richtig würdigen. Sie ist eine echt deutsche Philosophie, worin der schwäbische Tiefsinn dem preußischen Scharfsinn sich verbündet hat. Eine exklusiv preußische ist sie gar nicht. Das Mißtrauen Deutschlands gegen sie als ein Mittel der preußischen Herrschlust ist verschwunden. Der Verdacht gegen sie als eine preußische Staats-Philosophie ist bis so weit aufgelöst, daß gegenwärtig wohl Niemand mehr durch ihr Studium sich besonders anstellungsfähig zu machen wird beigehen lassen. Aber als deutsche Philosophie ist sie auch vor allen Dingen Philosophie und hat dadurch das Interesse auch des Auslandes erweckt. Genau genommen, beschränkt sich jedoch dasselbe auf Frankreich. In Italien macht die Curie durch ihr Verbot das Studium der deutschen Philosophie unmöglich; in England hat man praktisch zu viel zu thun, sich spezieller darauf einzulassen; die Times spottete über die Aufmerksamkeit, welche wir dem Kampf Schelling's mit der Hegelschen Schule zu Berlin widmeten, und meinte, wir seyen abstruse Schwärmer, denn der ganze Unterschied zwischen Hegel und Schelling bestehe zuletzt darin, daß der Erste sehr dunkel und der Zweite noch dunkler sey; in Skandinavien und Dänemark wird der deutschen Philosophie ein sehr lebhafter Antheil geschenkt, der aber mehr passiver Art, ein treufleißiges Erlernen ist, das durch Ebbe Sam. Bring zu Lund sogar ein Ordbok för att befordra Studerandet af Hegels Skrifter *) hervorgerufen hat.

„Frankreich aber, was man auch gegen es haben möge, ist dasjenige Land, in welchem außer Deutschland gegenwärtig allein ein tieferes Bedürfniß der Philosophie, eine umfassendere Kenntniß ihrer Literatur, ein nicht bloß gelehrtes oder utilistisches, sondern auch aus echt spekulativem Trieb entstammendes Interesse herrscht. Die Franzosen haben nicht nur den Gegensatz des ideologischen Sensualismus und des gnostischen Mystizismus zu vielgliedrigen, großen Schulen ausgebreitet; sie haben mehr gethan; sie haben ihn in einer neuen Richtung aufzuheben begonnen, welche während der Restaurationszeit als die sogenannte eklektische Schule entstand. Damals, als Cousin vor einer begeisterten Schaar von fast achthundert jungen Männern in den Sälen des Kollegiums du Plessis seine Vorträge über die Moral und ihre Geschichte hielt; damals, als das Ministerium durch seine Entlassung ihm die höchste Popularität, die glühendste Hingebung der Pariser Jugend, die Aufmerksamkeit und Achtung aller Edlen und Freisinnigen schuf; damals, als er das Studium der Platonischen und Kartesianischen Philosophie energisch zu erneuen Anstalt machte, ward von ihm auch zuerst der Grund zu einer innigeren Wechselwirkung zwischen französischer und deutscher Philosophie gelegt. Welche Schwächen Cousin auch späterhin habe blicken lassen, dieses Verdienst wird ihm bleiben. Das historische Studium der Philosophie ist durch ihn mächtig angeregt und von ihm aus über alle Akademieen Frankreichs und über alle Zweige der Philosophie verbreitet; Schelling und Hegel sind durch ihn den Franzosen in ihrem Zusammenhang mit Kant und Fichte bekannter geworden und zu Unvermeidlichkeiten für die philosophische Bildung gemacht.

„Ich will dies Thema hier nicht weiter verfolgen. Nur eine Bemerkung muß ich noch hinzufügen. Es wird nämlich bei uns Deutschen gegenwärtig das Verhältniß unserer Philosophie zur französischen theilweise wieder ganz und gar entstellt. Einige jüngere deutsche Schriftsteller, durch eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Lage bewogen, haben sich in der Erneuung der Invektiven gefallen, welche Voltaire, Diderot, d'Alembert und Andere gegen die korrupte Theologie des vorigen Jahrhunderts, noch mehr gegen die sittliche Corruption des Klerus schleuderten. Indem sie Hegel's Anerkennung des Muthes und Geistes jener Männer aus seiner Geschichte der Philosophie in ihre Aeußerungen einmischten, haben sie die Vorstellung erweckt, als ob Hegel im Grunde, wenn man nur seine wirkliche Konsequenz verfolge, mit dem Système de la nature als der Bibel des Atheismus vollkommen übereinstimme. Dies ist ein großes Hegel angethanes Unrecht. Indem nun jene Repristination eine Reaction hervorrief, ging man in ihr so weit, die französische Philosophie überhaupt wieder zu verdammen und den Unterschied zu übersehen, der zwischen der gegenwärtigen und zwischen der des vorigen Jahrhunderts besteht. Dies ist ein großes Cousin, seinem Gegner Lerour, Lamennais, Bonald, Virey, Jouffroy, Damiron, Royer-Collard, dem jüngeren Bonnet, Matter und so vielen Anderen angethanes Unrecht. Mit den Abfertigungs-Phrasen von Seichtigkeit und Frivolität der Franzosen ist nur noch bei den Unwissenden auszukommen. Ich beklage daher, daß man bei uns ernste Bemühungen, den Wechselverkehr zwischen der deutschen und französischen Philosophie lebendiger zu machen, sogleich wieder aus dem Gesichtspunkt einer Gallomanie verurtheilt hat."

. . . . . .

„Die Hegelsche Philosophie ist in religiöser Beziehung wesentlich protestantisch. Protestantismus nenne ich diejenige Gestalt der Religion, welche die Versöhnung Gottes und des Menschen durch die Gewißheit begründet, daß das Wesen des menschlichen Selbstbewußtseyns das göttliche Selbstbewußtseyn zu seinem Inhalte und deshalb die Freiheit zu seiner Form hat. An und für sich wäre freilich zu wünschen, daß die Philosophie zunächst als eine Wissenschaft wie andere auch behandelt würde, deren Resultate als solche weder den Staat noch die Kirche etwas angehen. So wenig die Mathematik verantwortlich dafür gemacht wird, wenn sie eine neue Kurve, oder die Zoologie, wenn sie ein neues Thier entdeckt, oder die Medizin, wenn sie eine neue Operations-Methode erfindet u. s. w., so wenig müßte auch die Philosophie vom Staat oder der Kirche für ihre Forschungen verantwortlich gemacht werden dürfen; denn auch die Philosophie ist als Wissenschaft selbständig und von ihrer eigenen Nothwendigkeit abhängig. Aber man weiß wohl, wie wenig ihr solche Selbständigkeit gewährt wird und wie die Welt, wenn von einer Philosophie die Rede ist, vor allen Dingen nach dem politischen und kirchlichen Glaubensbekenntniß derselben trachtet, um je nach dem Ausfalle desselben ihr Interesse für oder gegen sie bestimmen zu können. So ist denn die Hegelsche Philosophie auch auf ihre Religiosität, auf ihr Christenthum angesehen. Der Kardinal-Secretair Lambruschini erklärt sie danach für unchristlich; die pfründenreichen, aber wissensarmen anglikanischen Erzbischöfe erklären sie in der Fiasterniß ihrer apphilosophischen Theologie in dicken Büchern für eine gefährliche Erneuung des brahmanischen Pantheismus; die hierarchischen Pietisten erklären sie für unchristlich u. s. w. Und doch ist sie selbst stets in dem Glauben gewesen, erst recht christlich zu seyn und daher außerhalb ihrer selbst noch viel Unchristenthum zu bekämpfen zu haben. Sie hat sich als protestantisch bekannt und wird dem Protestantismus die Oriflamme der Freiheit durch die Selbsterkenntniß und das Selbstwollen des ewig Wahren stets vorantragen."

— Bereicherung der französischen Literaturgebiete. Den sogenannten belles-lettres — der schönen Literatur — des Jahrhunderts Ludwig's XIV. stellte die Restaurationszeit die bonnes-lettres — die gute Literatur gegenüber, welche die heutige neokatholische Partei in Frankreich in eine heilige Literatur — les saintes-lettres — verwandelt, indem diese Benennung vor kurzem durch eine Rede des Erzbischofs von Lyon förmlich sanctionirt worden. An der Spitze der saintes-lettres steht der Graf von Montalembert, der seine Laufbahn bekanntlich durch eine Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth begann und sich zuletzt durch seinen in der Pairskammer bewiesenen Eifer gegen die Universität und insbesondere gegen die Philosophie auszeichnete.

— Deutsche Literatur in Nord-Amerika. In den Vereinigten Staaten machen in diesem Augenblicke einige Uebersetzungen von „Lebensbildern" des Verfassers des „Virey" und der „Transatlantischen Reiseskizzen" vieles Aufsehen. Es bestehen nun diese Darstellungen die Feuerprobe, ob sie wirklich so aus dem amerikanischen Leben gegriffen sind, wie sie uns Deutschen erschienen. In Boston werden Vorlesungen über deutsche Literatur gehalten und mit großer Theilnahme besucht. Der Dichter Longfellow, der — wie auch unseren Lesern bereits durch einige Proben bekannt ist — Gedichte Freiligrath's sehr gelungen übersetzt hat und diesem jetzt bei einer Herausgabe deutscher Proben amerikanischer Poesie behülflich ist, wird im Herbst ein umfangreiches Werk über die Gesammtliteratur aller Nationen mit englischen Uebersetzungs-Proben veröffentlichen. Seine genaue Kenntniß deutscher Literatur insbesondere und seine gelungenen Uebersetzungen werden den Amerikanern jedenfalls einen bedeutenden Blick in deutsches Geistesleben öffnen.

*) Wörterbuch zur Erleichterung des Studiums der Hegelschen Schriften.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 76. Berlin, Dienstag den 25. Juni 1844.

Schweiz.

Die Schweiz in ihren historischen, politischen und sozialen Beziehungen zu Deutschland und Frankreich.

Wir theilen hier aus französischer Feder einen Artikel mit, der vielerlei nützliche Winke für uns enthält. Denn er zeigt uns, wie die Franzosen auch auf dieses Gränzland, das seinem germanischen Charakter stets treuer geblieben, als das Gränzland der Blaemingen, einen geistigen Einfluß zu gewinnen suchen; er weist uns aber auch indirekt auf das hin, was Deutschland zu thun hat, um sich die in politischer Beziehung sehr werthvolle Freundschaft der Schweiz zu erhalten:

„Die Vergangenheit hat aufgehört, ehrwürdig und unantastbar zu seyn in unserer schonungslosen, zerstörungslustigen Zeit. Ihr tiefes Grab, über das sich Jahrhunderte auf Jahrhunderte schichten, schützt sie nicht mehr. Eine Todtenbeschwörerin, steht die Wissenschaft vor dem Grabe, läßt die Schatten erscheinen und zwingt sie, ungeblendet von phantastischen Bildern und geharnischt vor historischem Respekt, zum Geständniß der Wahrheit. So wird jedem Volke in unseren Tagen eine neue Geschichte gegeben. Jahrhunderte lang sprach Europa mit Bewunderung von Wilhelm Tell, von der Verschwörung auf dem Rütli, von den glorreichen Schlachten jener Zeit; aber eben diese große und allgemeine Bewunderung machte unsere lauernde Kritik mißtrauisch. In der Schweiz und in Deutschland gelang es ihr, die schönen alten Traditionen zu untergraben; denn einerseits waren solche Untersuchungen ein Reizmittel für den Geschmack der übersättigten deutschen Gelehrten, andererseits störten die Wunder bei dem Aufbau einer Philosophie der Geschichte. Ueberdies hat die Schweiz einmal eine wichtige Rolle in Europa gespielt, vornehmlich mit den Päpsten des funfzehnten Jahrhunderts, mit Julius II. und seinem Minister, dem Kardinal von Sitten und Bischof von Wallis. Ihre militairischen Republiken waren zu derselben Zeit entstanden, als der Bürgerstand und das moderne Königthum. Sie waren es auch, die, mit dem letzteren verbunden, den ersten Krieg zur Erhaltung des Gleichgewichts führten. Sie besiegten Karl den Kühnen und lieferten den Fürsten Italiens eine Armee, mit deren Hülfe sie das Feudalwesen zerstören und das moderne Regierungssystem einführen konnten. Als das Königthum fiel, waren die Schweizer noch immer an seiner Seite, und sein Sturz gab auch der ausgearteten Eidgenossenschaft den Todesstoß. Politische Reformen und Revolutionen haben hier, wie überall, die Gemüther bewegt und Spuren zurückgelassen, und dennoch wurde die Schweiz nicht wie die anderen Länder, obgleich sie in Sprache, Sitten und Meinungen ein Abriß des heutigen Europa und ein Museum des vergangenen ist.

Die Schweiz hat, neben ihrer merkwürdigen Natur, um derentwillen man sie vorzüglich besucht, auch kein unbedeutendes wissenschaftliches Interesse, das aber bis jetzt weniger ausgebeutet ist, als man glauben sollte. Das Land ist moralisch, wie äußerlich, getheilt und verästelt, und wenn die Gränzen von Außen nur einen kleinen Kreis bilden, so durchziehen sie das Land nach Innen in unzähligen Furchen und Falten. Dennoch besichtigen Reisende und Gelehrte die Schweiz nur im Fluge.

Deutschland, das im Herzen die Schweiz wenig liebt und, vermöge eines traditionellen Widerwillens, nie geliebt hat, bekümmert sich von allen Ländern noch am meisten um sie. In jedem Sommer trifft man Schaaren von Deutschen auf den Bergen und in den Gasthäusern. Das Oberland ist für sie das gelobte Land der Naturschönheit und — soll ich es sagen? — des guten Essens. Aber die Deutschen kennen doch im Allgemeinen die Schweiz nur sehr oberflächlich. Ihre Natur- und Geschichtsforscher, ihre Philologen und Juristen studiren sie allerdings mit Ernst und Eifer, wühlen in den Gebirgen, den Bibliotheken, den alten Verfassungen und alten Karten und verfolgen Sitten und Dialekte bis in die letzten Zufluchtsorte, an denen die Gegenwart lange vorübergegangen ist, ohne sie zu bemerken. Wenig Jahre vergehen, in denen nicht mehrere deutsche Gelehrte die Schweiz zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen. Vornehmlich sind die Dialekte eine unerschöpfliche Fundgrube für ihren Forschungsgeist, und es hat sich ereignet, daß ein thurgauischer Bauer manche Stelle der Nibelungen besser zu erklären wußte, als die Berliner Philologen, so wie die Pariser Herausgeber der romanischen Epopöen gewiß mit großem Nutzen einen Bauern der französischen Schweiz als ihren Mitarbeiter hätten aufnehmen können. Man weiß ferner, daß Niebuhr, als er seine Untersuchungen über den Ursprung Roms schrieb, die alten Institutionen der Schweiz und selbst die kühnen Parallelen, die Johannes Müller zwischen seinem Vaterlande und den Republiken des Alterthums gezogen hatte, vor Augen gehabt habe. So erläutert Niebuhr die eigenthümliche Mischung und Entwickelung der römischen Plebejer, in deren Kaste der Adel der besiegten lateinischen Völkerschaften aufgenommen war, indem er die Lage derselben mit derjenigen der alten burgundischen Vasallen im Waadtlande vergleicht, die, trotzdem sie Adel und Vermögen behielten und selbst mehrere Privilegien hatten, nichtsdestoweniger, gleich dem letzten Bürger und Bauer, den Berner Patriziern unterthan waren. Was die Hauptkapitel der schweizerischen Geschichte betrifft, wie die Entstehung der Eidgenossenschaft und ihr Verhältniß zum deutschen Reiche, so sind diese von deutschen Geschichtsforschern vielfach und gründlich besprochen worden.

Indessen, einige Gelehrte ausgenommen, macht man sich in Deutschland, wie bei allen Nachbarvölkern der Schweiz, die seltsamsten und unrichtigsten Begriffe von diesem Lande. Die allgemeine Meinung stellt sich dasselbe als eine wilde, sich selbst überlassene Gegend vor; von den politischen und sozialen Verhältnissen aber weiß sie nichts. In Frankreich ist die Kenntniß davon ebenfalls sehr mangelhaft; man urtheilt dort zu sehr nach dem Augenschein, aber man würdigt wenigstens den demokratischen Geist der Kantone, obgleich man sich nicht bewußt wird, worin das Wesen desselben liegt. Es ist dies eine politische Richtung, die den Einzelnen in sein volles Recht einzusetzen strebt, also der französischen, zu centralisiren, völlig entgegengesetzt ist.

Deutschland hat nicht bloß einen wissenschaftlichen Zweck, indem es sich für die Schweiz interessirt. Es studirt nicht nur die Geschichte dieses Landes, sondern vindizirt sie für sich selbst, spricht der Schweiz die eigene Nationalität ab und zeigt ihr das einige Deutschland, diese tausendjährige Chimäre, als den Mutterschoß, in den sie zurückkehren muß. Erst vor kurzem sind lange Abhandlungen geschrieben worden, um sie zum Anschluß an den Zollverein zu bewegen; ja die deutschen Publizisten haben stets die naive Behauptung aufgestellt, daß der westfälische Friede nur die Reichsunmittelbarkeit der Schweiz festgesetzt habe, nicht aber ihre Trennung vom Reiche. Dem Allen widerspricht die wirklich vorhandene Antipathie zwischen beiden Völkern, die aus der Verschiedenheit ihrer Charaktere hervorgegangen ist und nicht weniger tief wurzelt, als diejenige, welche in der Stammverschiedenheit ihren Grund hat. In der That, man kann behaupten, daß es der Schweiz schwerer werden würde, eine deutsche Provinz zu werden, als es dem Elsaß wurde, sich Frankreich einzuverleiben, und wer weiß, ob die deutsche Schweiz nicht an Sitten, Geist und Charakter weniger deutsch ist, als die französische französisch.

Woher mögen diese Unähnlichkeiten zwischen zwei benachbarten Völkern zu leiten seyn, die doch ursprünglich ein einziges Volk waren und von denen das größere das andere eigentlich hätte sich amalgamiren müssen? Schon die Sprache ist hierbei vielleicht nicht ohne Einfluß. Der schweizerische Dialekt ist weit mehr eine Original-Sprache, als das romanische Patois der französischen und italiänischen Schweiz. Ein wenig zugestutzt, aber immer noch sehr weit vom Hochdeutschen entfernt, ist er in den Chroniken, National-Werken und Staats-Urkunden Schriftsprache gewesen. Er hat also bei weitem mehr Lebens-Elemente in sich, als diejenigen Dialekte, die in den nichtdeutschen Kantonen einheimisch sind, und während diese so im Verschwinden begriffen sind, daß sie nicht einmal mehr in allen Dörfern gesprochen werden, erhält sich der schweizerische Dialekt weit besser. Er wird in den Städten angetroffen und ist die Sprache der Tagsatzung. In den Dörfern, selbst in denjenigen, die jährlich von Tausenden von Fremden besucht werden, geschieht es nicht selten, daß einem Deutschen, der in seiner reinen Muttersprache die einfachste Frage an einen Mann aus dem Volke richtet, geantwortet wird: „Herr, ich verstehe kein Französisch."

Aber die Verschiedenheit der Sprachen, die doch mit der Zeit einmal verschwinden muß, kann nicht der wesentliche und einzige Grund der nationalen Abneigung zwischen Schweizern und Deutschen seyn. Die schweizerische Nationalität ruht auf einer weniger materiellen als moralischen Grundlage; sie ist schwerer zu fassen, wurzelt aber desto tiefer. Man muß sie in den Traditionen, Sitten und Einrichtungen, in der Geschichte suchen, und nicht nur im Klima und der Figuration des Bodens. Was die Nationalität macht, ist der Charakter, und ein Volk, das nichts Eigenthümliches hat, als eine besondere Sprache, ist darum noch keine Nation.

Die Schweizer sind vor Allem ein ackerbauendes, kriegerisches und republikanisches Volk. Selbst wo sie sich der Industrie widmen, haben sie das ländliche Leben nicht aufgegeben. Die Weber im Kanton Zürich, die Uhrmacher in Neuchatel leben durch das Land zerstreut oder in Dörfern, während in

anderen Ländern die Fabrikanten in große, ungesunde Städte zusammengehäuft sind. Gewöhnlich beschäftigt das Gewerbe nicht alle Glieder einer Familie, oder, wenn es der Fall ist, so doch nur einen Theil des Tages, während der Rest den Feldarbeiten gewidmet ist. Diese Mischung der Industrie mit dem Ackerbau hat gewiß dazu beigetragen, daß selbst in den industriellen Kantonen die ursprüngliche Sitte weniger verwischt worden ist als anderwärts. An allen Punkten der Schweiz tritt uns daher etwas Nationelles entgegen, das sie besonders von Deutschland unterscheidet, wo es nur ein Familienleben, kein öffentliches oder Nationalleben giebt.

Den Deutschen gegenüber fühlen sich die Schweizer um so eher ein Volk, um so eher Herren über ihren Grund und Boden, als ein Jeder unmittelbar verpflichtet ist, ihn zu vertheidigen. Dann haben ihre Väter so oft die Oesterreicher und Schwaben in ihren Freiheitskriegen besiegt, so oft für fremde Könige die Landsknechte geschlagen, daß den Enkeln noch ein geheimer Stolz auf ihren alten Ruhm und ihre alte Feindschaft mit den Deutschen, selbst in unserer friedlichen Zeit, im Herzen geblieben ist, und ob sie gleich in Deutschland große Heere, ausgezeichnete Generale, kurz, im Vergleich zu den ihrigen, ungeheure militairische Hülfsquellen sehen, so stehen sie doch keinen Augenblick an, sich für bessere Soldaten zu halten, als die eingeübtesten Deutschen. Endlich ist es das politische Leben und die republikanische Sitte, die den Bruch zwischen Deutschland und der Schweiz vollständig macht. Ich spreche hier weniger von der Staatsform als von dem politischen Bewußtseyn, das in den meisten deutschen Ländern noch nicht vorhanden ist. In beiden Theilen der Schweiz ist sich das gesellschaftliche Leben sehr ähnlich, denn es ruht auf gemeinschaftlichen Grundlagen, und, wie man es auch beurtheilen möge, so viel ist sicher, daß es seinen eigenen Charakter hat und sich von dem der benachbarten Länder scharf unterscheidet. Es ist schwer, es denen deutlich zu machen, die es nicht selbst beobachtet haben, und selbst demjenigen, der sich lange Zeit in demselben bewegte, wird es nicht leicht gelingen, es zu beschreiben. Das politische Leben ist ein Familienleben, in welchem Jeder den Anderen kennt und grüßt und darum nur besser beobachtet. Es ist das Leben der kleinen Städte, nur mit dem Unterschiede, daß hier keine kleinbürgerlichen Interessen, sondern die größten Staatsfragen entschieden werden. Im Uebrigen ist es sehr geordnet und eng begränzt, zuweilen langweilig, aber arbeitsam und nothwendiger Weise ökonomisch. Man kann sich keinen Begriff davon machen, mit wie strengem Fleiße und wie geringen Ansprüchen die Schweizer ihr Vermögen erwerben, dessen Fonds in jedem Augenblicke gefährdet ist und vielleicht von neuem gewonnen werden muß, da Lavinen und Bergströme das urbare Land bedrohen. Indeß haben zu allen Zeiten, sogar bei den Alten, die Helvetier für reich und, gleich allen Bergbewohnern, für geizig gegolten. Strabo nennt sie „ein Volk, das viel Geld hat"; „dieses geizige Völkchen, das sich über einige Millionen, die man ihm genommen hatte, gar nicht zufrieden geben konnte", sagte Thiers in unseren Tagen von ihnen. Dieser Reichthum ist aber vielmehr eine allgemeine Wohlhabenheit, die z. B. mit den Geldmassen, die in England bei einzelnen aufgehäuft sind, nicht im geringsten zu vergleichen ist. In der Schweiz ist Jedermann Grundeigenthümer, und mit wenigen Ausnahmen, die der Industrie zu verdanken sind, ist ein großes Vermögen sehr selten. Das Volk in Masse ist reich, weniger die einzelnen Bürger. Dies aber ist der wahre, sichere und segenbringende Reichthum, der nur durch Sparsamkeit und Arbeit bewahrt wird und nicht so für den Luxus als für das Nützliche und Nothwendige sorgt.

Diesem einförmigen und ernsten Leben kann Glanz fehlen, aber weder Reiz noch Würde. Nur Geduld und Muth muß man haben, um sich daran zu gewöhnen und hinein zu arbeiten. Es ist merkwürdig, wie wenig sich in dieser Hinsicht die deutschen Flüchtlinge den Schweizern akkommodirt haben. Die Gemeinschaft der Sprache, die politische Uebereinstimmung scheinen sie nach der Schweiz zu ziehen, aber nichts ist verschiedener als die alte, solide, der Ordnung holde helvetische Freiheit und die Träume der deutschen Demokraten. In Zürich und den anderen Kantonen, wo man sie aufgenommen hatte, mußte man sich nach und nach von ihnen lossagen, da sie sich durchaus nicht assimiliren ließen. So konnten sich auch Zwingli und Luther, wie sehr sie auch Jeder des Anderen bedurften, nie mit einander vereinigen; der praktische ernste Sinn der Schweizer wird mit dem ziel- und maßlosen deutschen Geiste nie gemeinschaftliche Sache machen.

Diese Verschiedenheit äußert sich ferner nicht nur in den Gewohnheiten des Lebens, sondern auch in der Literatur. Leibnitz hat die Bemerkung gemacht, daß die Schweizer in der deutschen Sprache einige Ausdrücke und Wendungen erfunden haben, die sich durch ihre Kürze und Schärfe auszeichnen. Die schweizerischen Dialekte unterscheiden sich, trotz ihrer antiken Rauhheit, in gewisser Hinsicht vortheilhaft von der Schriftsprache in Deutschland. Sie haben kräftige und malerische Archaismen, lebendigere, bezeichnendere Wendungen, eine weniger verschlungene Construction und einen rascheren und einfacheren Gang. Wenn der Styl der heutigen schweizer Schriftsteller auch weniger kunstvoll ist, als der ihrer deutschen Nachbarn, so ist er dafür frei von dem unerquicklichen Gemisch abstrakter und poetischer Prosa, in welchem man sich jetzt in Deutschland gefällt und das für die Philosophie, Geschichte, Theologie und alle andere Wissenschaften angewendet wird.

Was aber Deutschland der Schweiz entfremdet, das nähert ihr Frankreich. Hier findet sie das politische Bewußtseyn, den praktischen Sinn, den Charakter der Mündigkeit wieder, den wir an ihr gerühmt haben.

Der Verlauf der Geschichte bestätigt übrigens diese Sympathie der Schweiz für Frankreich. Von dem Augenblicke an, als beide Völker ihr fremdes Joch abgeschüttelt hatten, Frankreich das englische, die Schweiz das österreichische, verbanden sie sich mit einander. Seitdem, von Granson und Murten bis Polotsk und der Beresina, floß ihr Blut in einem Strome in hundert Schlachten. Sie leisteten sich gegenseitig die größten Dienste, und immer werden die Schweizer auf die Worte Louvois': „Man könnte eine Straße von Paris nach Basel mit den Thalern pflastern, welche die Schweizer von Frankreich bekommen haben", mit dem Oberst Stuppa antworten können: „Man könnte einen Kanal von Basel bis Paris mit dem Blute füllen, das die Schweizer für Frankreich vergossen haben." Wir geben gern zu, daß bei beiden Völkern die Nothwendigkeit vorhanden war, sich mit einander zu verbinden. Um selbständig zu seyn, mußten die Schweizer vor Allem sich von den Deutschen entfernen, und dafür war viel gethan, wenn sie sich an Frankreich anschlossen. Diesem gegenüber erhielt auch der Unterschied der Sprache stets ihre Nationalität ungefährdet. Noch heute herrscht eine natürliche Neigung für Frankreich in der Schweiz, da Gemeinschaft des politischen Interesses vorhanden ist, nur haben die Freunde der Allianz mit Frankreich, zu Gunsten des neuen Systems der Neutralität, Widersacher gefunden.

Ungeachtet der unaufhörlichen Parteikämpfe ist die Schweiz blühend. Freilich hört man urtheilen, daß sie seit 1830 gesunken sey und besonders Mangel an großen Staatsmännern und Diplomaten habe. Man könnte antworten, daß, wenn es an Menschen fehlt, die Lage der Schweiz die diplomatischen Geschäfte übernimmt, denn „les Suisses sont circonspects", wie Voltaire sagt. Beruhigen wir uns dabei, daß, wenn von einem politischen Wirken der Schweiz nach Außen wenig zu merken ist, hierin eine Folge des Neutralitäts-Systems erblickt werden muß. Und, bei diesem passiven Verhalten der Schweiz nach Außen, von welcher Seite ist sie am wenigsten bedroht und hat sie die meisten Vortheile zu erwarten? Gewiß von Frankreich aus. Die kleinern deutschen Staaten sind zu schwach, Preußen ist zu entfernt und, weil es Neuchatel beherrscht, nicht populär genug, Oesterreich ist zu lange der nationale Feind gewesen, als daß alles Mißtrauen gegen dasselbe könnte erloschen seyn. Von Frankreich aber, wir wiederholen es, wird die Schweiz nie etwas Ernstliches zu besorgen haben, denn sie ist während dreier Jahrhunderte unter seinem Einflusse, ja ein Werkzeug in seinen Händen gewesen und ihre Unabhängigkeit ist nie angetastet worden.

Diese politische Freundschaft abgerechnet, hat sich in den Beziehungen zwischen beiden Ländern viel geändert. Frankreich ist nicht mehr, wie einst, das zweite Vaterland der Schweizer, und wie gering auch ihr nationales Einverständniß mit Deutschland sey, so geben sie sich doch dem intellektuellen Einflusse desselben hin. Selbst in den Kantonen, die an Frankreich gränzen, ist die Kenntniß der deutschen Sprache verbreitet und wird immer mehr zum Bedürfniß. Die Fachstudien werden in Deutschland vollendet. Von Genf, Lausanne, Neuchatel und Freiburg geht jährlich eine große Anzahl junger Leute nach München, Wien und Berlin, um Theologie, Philosophie, Philologie, selbst Medizin, Natur- und Rechtswissenschaft zu studiren. Manche machen beide Reisen, sowohl nach Deutschland als nach Paris; haben sie aber zu wählen, so wählen sie die erstere. Dies hat einen praktischen Grund, denn einmal sind in Deutschland die Ausgaben geringer, und dann ist die Gelegenheit gegeben, deutsch zu lernen. Ferner glauben die Aeltern ihre Söhne dort sicherer und auch wissenschaftlich besser versorgt, da man vor der deutschen Gelehrsamkeit in der Schweiz große Hochachtung hegt.

Noch vor kurzem war es anders. Die Soldatendienste in der Fremde setzten Schweizer jeden Ranges in Verbindung mit Frankreich, und ihr militairisches Vaterland war ihnen zugleich die höchste Bildungsschule. Die protestantischen Schweizer freilich hatten eine andere Quelle ihrer Civilisation, nämlich Holland. Man ging nach Leyden, wie man heute nach Heidelberg geht, und mehrere Schweizer wurden dort berühmte Professoren. Doch war Holland zu jener Zeit selbst ein literarischer Zufluchtsort für die Franzosen, und die Schweizer, welche daselbst studirten, entgingen daher so ganz dem französischen Unterrichte nicht. Dies Alles bewirkte, daß die gebildeten Klassen in der Schweiz halb französirt waren. Haller, Bonstetten, Besenval schrieben mit Leichtigkeit französisch; Müller schwankte, ob er nicht für sein großes Nationalwerk ebenfalls diese Sprache wählen sollte; ein Berner Vogt jener Zeit schrieb französische Verse, die in unseren Tagen gesammelt und herausgegeben wurden. Jetzt findet man vielmehr Beispiele vom Gegentheil. Der Naturforscher Agassiz aus Waadtland hat mehrere seiner Werke deutsch geschrieben. Die Augsburger Zeitung und das Morgenblatt haben in diesem Theile der Schweiz französische Korrespondenten, die ihnen deutsch geschriebene Artikel zuschicken. Man hat sogar Deutsche auf den Hochschulen der französischen Schweiz als Lehrer angestellt. Die große Anzahl deutscher Postulanten, ihre unbestreitbare Gelehrsamkeit und die Meinung, daß Alles, was in Frankreich von einiger Bedeutung ist, sich nach Paris zieht, haben den Deutschen diesen Vorzug verschafft, den sie sogar oft vor den Eingebornen erhalten haben. Natürlich hat dieses Uebergewicht eine Reaction hervorgerufen, und in Lausanne und Genf fängt man bereits an zu behaupten, daß man in der Bevorzugung der Deutschen zu weit gegangen sey. Die Bewohner dieser Kantone sind romanischen Ursprungs, und wiewohl sie ihren Institutionen und der Schweiz sehr ergeben sind, so fühlen sie sich doch nicht zu der literarischen Richtung ihrer germanischen Landsleute hingezogen.

Ziemlich lange hielt sich die romanische Schweiz von den Bewegungen des französischen Geistes fern, und sie hat manche Anstrengungen zu machen, um ihn zu erreichen; aber sie wird sich denselben unterziehen, denn in ihm findet sie ihr wahres Lebenselement. War es nicht auch die direkte oder indirekte Hülfe Frankreichs, durch die sie zur Zeit der burgundischen, der Reformations- und Revolutionskriege in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde? Die französische Richtung, die sie in den Verband hinübernahm, bildet heute einen integrirenden Theil des schweizerischen National-Charakters und kann nicht aufg-

geben werden, ohne das eidgenössische Gleichgewicht zu stören und ein Uebergreifen des germanischen Elements herbeizuführen. Je mehr dieser Theil der Schweiz seine französische Eigenthümlichkeit bewahren wird, desto mehr wird er sich und der ganzen Schweiz nützen; denn wir wissen, daß erst, seitdem sich zur Zeit der Zurücknahme des Ediktes von Nantes französische Flüchtlinge dort niedergelassen hatten, die besprochenen Kantone einen Rang in Europa einnahmen und in der Eidgenossenschaft Wichtigkeit erlangten. Die religiösen Flüchtlinge aus Deutschland haben, beiläufig gesagt, weniger Gutes in der Schweiz gestiftet. Die Wiedertäufer, die sich im sechzehnten Jahrhundert daselbst festsetzten, haben Zwietracht und Unordnung in das Land gebracht, so wie die politischen Flüchtlinge unserer Zeit sich nur mit Widerstreben in ihre neue Heimat fügen.

Bei alle dem wäre es thöricht, den Vortheil und die Nothwendigkeit des deutschen Einflusses auf die Schweiz zu leugnen. Nur das Uebergewicht desselben, wollten wir behaupten, wäre für den National-Charakter gefahrbringend. Aber es ist kaum zu glauben, daß die ununterbrochene Aufmerksamkeit, welche die Deutschen der Politik, Industrie, Geschichte, jedem literarischen und wissenschaftlichen Ereigniß der Schweiz widmen, aus einer unnützen Theilnahme entspringe. Bewege sich z. B. der Aargletscher nur einen Fuß vor- oder rückwärts unter dem geduldigen Auge des Herrn Agassiz, der dort jeden Sommer sein Zelt aufschlägt, alsbald ist man in Deutschland bei der Hand, dies einzuregistriren und zu besprechen. Dasselbe ist der Fall bei bibliographischen und archäologischen Entdeckungen. Die deutschen Journale sind stets auf der Höhe der Ereignisse in der Schweiz, vornehmlich sogar in der französischen. Um nur von historischen Schriften zu reden, haben die Untersuchungen über Tell und den Ursprung der Eidgenossenschaft die deutschen Gelehrten, Kritiker und Zeitungsschreiber lange Zeit beschäftigt. Die Heidelberger Universität hat sie zum Thema einer Preisaufgabe gemacht. In Frankreich kennt man den größten Theil dieser Werke nicht, obgleich auch französische Ereignisse dem Stoffe derselben nicht fremd sind. Die neue historische Schule in Frankreich hat sich wenig um die Schweiz gekümmert. Guizot und Thierry haben sich mit Frankreich und England beschäftigt, Barante entlehnt, was er von der Schweiz erzählt, aus Johannes Müller, der nebst Zschokke der einzige in Frankreich gekannte Historiker der Eidgenossenschaft ist. Dazu hat der Letztere, trotzdem er oft als eine bedeutende Autorität zitirt wird, Müller nur mit Gewandtheit excerpirt. Aber das Studium der schweizer Geschichte ist auch schwer. Sie gleicht einem Alpenthale, das erst am Ende mühsamer Wege seine Schönheiten enthüllt. Beginnt ihr eure Wanderung, so glaubt ihr euch auf flacher Erde, die Gegend erscheint leicht zugänglich, geordnet, zwar rechts und links geschlossen, aber fern am Horizonte in die Ebene mündend. Ihr steigt, das Thal wendet sich, der Gesichtskreis wird enger, die Berge richten sich in die Höhe, die Wildbäche stürzen in wildem Geräusch. Noch ist Alles scharf begränzt und mit Händen zu greifen, aber fremdartig, und schon fühlt ihr euch von der Erde entfernt. Endlich gelangt ihr auf einen wüsten Gipfel, undurchdringliche Gletscher empfangen euch, geheimnißvoll erklingt der Widerhall aus den unbeweglichen Eismauern, und in der stummen Einsamkeit begegnet eurem suchenden Auge nur ein phantastischer Felsen, oder eine Menschengestalt, die halb in den Wolken verschwindet."

Nord-Amerika.

Politische und soziale Zustände in den Vereinigten Staaten.

Nach „Godley's Briefen aus Amerika".

(Fortsetzung.)

„Der Patriarch und Prophet dieser Karavane ist Herr Miller selbst, von dem die Sekte ihren Namen hat; er war früher Baptisten-Geistlicher im Staate Vermont und begann vor acht bis zehn Jahren seine Theorie zu veröffentlichen, derzufolge unsere Erde künftiges Jahr verbrannt werden und das neue Jerusalem an ihre Stelle treten soll, wo Christus mit seinen Heiligen tausend Jahre lang regieren wird. Daß dieses gerade künftiges Jahr stattfinden soll, hat Furcht und Schrecken unter dem Volke verbreitet, und hierauf eben beruft er sich, um die Wahrheit seiner Prophezeiung zu bekräftigen, da er sonst keinen so nahen Termin bestimmt haben würde.*) Was mich betrifft, so halte ich ihn nicht für einen Betrüger, sondern für einen Fanatiker; gegen einige von den Predigern hege ich aber starken Verdacht — ihre Mienen und ihr Benehmen machen einen üblen Eindruck, und sie haben viel Geld in Händen, da bei jeder Versammlung und von allen Neubekehrten Subscriptionen eingehen. Ich hatte das Glück, Miller selbst predigen zu hören. Seine Rede, welche etwa zwei Stunden dauerte, wurde in einem großen Zelte vor drei- bis vierhundert Zuhörern gehalten; er spricht mit vieler Geläufigkeit und scheinbarem Eifer, aber es mangelt ihm ganz an Klarheit und Methode, und ich sah mich außer Stande, ihm in seiner Exegese der biblischen Prophezeiungen zu folgen. Nachdem er geendigt hatte, erhob sich ein junger Mann und sprach eine Zeit lang mit großer Heftigkeit, indem er seine Bekehrung zum Millerismus erzählte, die nur sechs Stunden zuvor stattgefunden habe; auch hätte er nie Miller's Buch gelesen, sondern wäre allein durch die Bibel überzeugt worden. „Wir sind keine Milleriten", rief er, „sondern Schriftgläubige (Scripturelles) — die Bibel und nur die Bibel ist unsere Richtschnur." Dieser Mann war ein Methodisten-Prediger. Hierauf folgten noch mehrere Reden; Einige sprachen mit großer Bitterkeit gegen ihre Widersacher, Andere, nach Miller's Beispiel, in einem versöhnlicheren Geiste, ohne die Ungläubigen ganz und gar zu verdammen. Es wurde viel gebetet und gesungen, und während des Gottesdienstes erschallte von Zeit zu Zeit unter den Zuhörern ein: Amen! Gelobt sey Gott! und ähnliche fromme Ausrufungen. Mehrere Frauen und selbst einige Männer weinten heftig, aber im Ganzen herrschte nur eine geringe Aufregung; auch war hierzu kein Anlaß, da es sich bloß um eine kritische Untersuchung gewisser Bibelstellen handelte. Indessen gingen die Redner oft in deklamatorische Abschweifungen und unzusammenhängende Phrasen über, indem sie ihr Thema (das bevorstehende Ende der Welt) als erwiesen annahmen und die Sünder zur Buße ermahnten, wobei ihre Gemeinde am meisten mit ihnen zu sympathisiren schien. In der That, wenn man wirklich die Ueberzeugung hätte, daß die Welt innerhalb sechs Monat in Feuer aufgehen und das jüngste Gericht eintreten werde, so würde es der Bußpredigten nicht bedürfen; aber es giebt nur Wenige, die ernstlich daran glauben. Uebrigens bin ich der Meinung, daß man die enthusiastischen Gefühle, welche die Revivals und Feldpredigten (camp meetings) in Amerika hervorbringen, zu sehr übertrieben hat, daß sie nur einen geringen Einfluß auf das Gemüth und den Charakter der Nation ausüben, und daß sie im Ganzen zu wohlthätigen Resultaten führen." *)

Die sozialen Verhältnisse der „Empire city" (wie die New-Yorker ihre Stadt zu nennen lieben) werden von unserem Verfasser mit treffenden Zügen geschildert. „New-York", sagt er, „ist das Paris sowohl als das Liverpool Amerika's, indem es diese beiden entgegengesetzten Charaktere auf eine seltsame Weise in sich vereinigt. Dieselben Leute, die den Morgen als emsige und gewinnsüchtige Geschäftsmänner in Wall-Street verbringen, schlendern am Abend als müßige und stutzerhafte fashionables durch Broadway **) und verthun ihr Geld eben so schnell, wie sie es erwerben. So wenig man es von den Amerikanern erwarten möchte, ist es doch gewiß, daß sie an verschwenderischer Freigebigkeit alle andere Nationen hinter sich lassen; es giebt keinen persönlichen Genuß, den sie sich aus Sparsamkeit verweigern, und jeder Handlungs-Commis in New-York, der es nur irgend in seiner Macht hat, wendet im Verhältniß mehr auf Essen, Trinken, öffentliche Vergnügungen und modischen Anzug, als die meisten Pairssöhne in England. Dies ist eine sichtbare Folge des Handelsgeistes, der dieselbe Wirkung auf eine Nation hervorbringt, wie das Spiel auf den Einzelnen; die Schnelligkeit, mit der man Reichthümer erwirbt, und die Ungewißheit ihrer Dauer erzeugen eine Gleichgültigkeit gegen das Sparen, und den Wunsch, das augenblickliche Lächeln Fortunens nach Möglichkeit zu benutzen. Plötzliche Glückswechsel fallen zu häufig vor, um Sympathie oder Besorgniß zu erregen, und Carpe diem etc. ist vorzugsweise das Motto der New-Yorker Philosophie. Ich habe so eben einige Billardzimmer und Speisehäuser in Augenschein genommen und bin über ihre Zahl und die Pracht ihrer Einrichtung erstaunt. Der Mangel an Klubs trägt viel zum Gedeihen dieser Anstalten bei, während die Ueberhandnahme der ersteren es verursachen mag, daß die Londoner Hotels von denjenigen des Kontinents sowohl als Amerika's überflügelt werden."

Das Erziehungssystem in den Vereinigten Staaten wird von unserem Verfasser entschieden mißbilligt, und zwar aus Gründen. „Die Studirzeit auf den amerikanischen Universitäten ist gewöhnlich mit dem achtzehnten Jahre beendet, so daß der Jüngling zu einer Periode in die Welt tritt, wo wir noch mit vorläufigen Studien beschäftigt und zum Theil sogar noch auf der Schule sind. Die Amerikaner sind stolz auf den früh gereiften Verstand ihrer Kinder, und in der That habe ich noch kein wirkliches echtes Kind angetroffen; es sind lauter kleine Herren und Damen, die wie ihre Väter und Mütter gekleidet und fast eben so gesetzt in Anstand und Benehmen sind. So geht es durchs ganze Leben — die Knaben sind Männer, und die Männer und Frauen altern vor ihrer Zeit. Vorwärts! ist bei ihnen das Losungswort, und da sie Alles schneller machen als andere Leute, so leben sie auch schneller.

„Herr F., an den ich Empfehlungsbriefe aus England und Boston hatte, verschaffte mir Gelegenheit, die Hochschule (central high school) in Philadelphia zu besehen, die auf eine eigenthümliche Art organisirt ist. Dieses Institut ist eine Freischule, in welche die talentvollsten und wohlgesittetsten Zöglinge der Primairschulen und Gymnasien (grammar schools) aufgenommen werden, um ihre Erziehung zu vollenden. In den unteren Lehranstalten Philadelphia's befinden sich dreißigtausend Kinder und in der Hochschule etwa dreihundertfunfzig. Die Knaben werden hier in einem Alter von zwölf Jahren zugelassen und bleiben vier Jahre, während der man ihnen „alle Dinge und noch einige andere" lehrt: Mathematik, Chemie, Natur-Philosophie, vergleichende Anatomie, Französisch, Spanisch — kurz sämmtliche physikalische Wissenschaften und die neueren Sprachen. Das Institut ist äußerst kostspielig und steht unter guter Leitung; die zahlreichen Professoren werden trefflich besoldet und sind, wie es mir schien, ihrem Amte gewachsen, aber das ganze System ist, meiner Ansicht nach, auf einer grundfalschen Basis errichtet, und ich kann es nur als eine gelehrte Charlatanerie betrachten. Die Theologie ist

*) Unter den Anhängern Miller's ging die Verblendung so weit, daß im Frühjahr 1843 mehrere Bauern es unterließen, ihre Felder zu bestellen, da es bei dem eintretenden jüngsten Gericht doch unnütz seyn würde. Als der 14. April wider alles Erwarten ohne eine solche Katastrophe vorüberging, verlegte sie Miller auf das J. 1844, aber das Fehlschlagen seiner ersten Prophezeiung scheint ihm den größten Theil seines Anhanges geraubt zu haben; wenigstens schweigen die amerikanischen Blätter seit einiger Zeit über ihn und seine Sekte.

*) Man vergleiche über diesen Gegenstand unseren Artikel: Die Religion in den Vereinigten Staaten, in Nr. 17 des Magazins. Den wohlthätigen Einfluß der Revivals u. s. w. möchten wir übrigens sehr bezweifeln.

**) In Wall-Street befinden sich die meisten Comtoirs und Waarenlager der Banquiers und Großhändler, so wie die Börse, mehrere Banken u. s. w. Broadway (der breite Weg) ist dagegen für die New-Yorker das, was die Boulevards für die Pariser und die Linden für die Berliner sind.

natürlicherweise ausgeschlossen und folglich größtentheils auch die Sittenlehre (Ethik) und Methaphysik, die sich nicht gut von ihr trennen lassen (!); dem Vorurtheil gemäß, welches man hier zu Lande gegen das Studium der Klassiker hegt, werden diese gleichfalls sehr vernachlässigt; das wirksamste Mittel, den Geschmack zu läutern und das Urtheil zu bilden, bleibt also unbeachtet, während die überwiegende Aufmerksamkeit, die man den physikalischen Wissenschaften erzeigt, das Gemüth des Lernenden ganz auf das Sichtbare, Materielle Utilitarische beschränken muß." (Schluß folgt.)

England.

Gefängnisse und Verbrecher in Schottland.

Die Haupttendenz der Zellengefängnisse ist bekanntlich: den Gefangenen zu isoliren, ihn dem verschlimmernden Einfluß, den der Umgang mit seinen Strafgenossen in den bisherigen Zuchthäusern auf ihn ausübte, zu entziehen und ihn wahrhaft gebessert in die Welt zurückzuschicken. Es ist keine Frage, daß dieser Zweck in vielen Fällen erreicht wird, und daß wenigstens mehr verlorene Subjekte gerettet und einem vernünftigen Leben wieder zugeführt werden, als durch die frühere Strafmethode. Doch würden diese Fälle noch viel häufiger seyn, wenn nicht ein Uebelstand außerhalb des Gefängnisses die guten Wirkungen desselben wieder aufhöbe: dies ist die Hülflosigkeit und Verlassenheit, in der sich die Sträflinge nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse befinden, das Mißtrauen und die Verachtung, mit der sie von der Gesellschaft überall zurückgestoßen werden, und welche ihnen den Weg der Ehre und des Guten fast zu versperren scheint. Dieser Uebelstand ist längst erkannt worden, aber es ist noch wenig oder nichts geschehen, um ihm abzuhelfen. Auch tritt er bei dem neuen System viel auffallender hervor, als früher, weil bei den früheren Einrichtungen die Sträflinge wirklich unfähig waren, in die Gesellschaft zurückzukehren, insofern sie eher verschlimmert als gebessert das Gefängniß verließen, während bei dem neuen System wenigstens der Wille der Gefangenen die beste Richtung bekommen hat. In England, wo das Zellensystem immer mehr Ausdehnung gewinnt, hat man darüber schon merkwürdige Erfahrungen gemacht. So äußert sich darüber ein englisches Journal bei einer Schilderung des Zellengefängnisses von Perth in Schottland, das dem Pentonvilleschen in London ganz ähnlich ist:

„Alle Aussagen stimmen darin überein, daß dieser großartige Plan für die Besserung der Verbrecher durch sorgfältige Behandlung im Gefängniß größtentheils ohne Erfolg bleiben muß, wenn man nicht auch Anstalten trifft, welche geeignet sind, ihren Rückfall nach der Entlassung zu verhindern. Die Entlassung kommt für Viele einer Ausstoßung oder Verbannung gleich. Ein aus seinem Kloster vertriebener Mönch ist nicht hülfloser als diese Menschen, wenn der Tag erscheint, wo sie das Gefängniß verlassen müssen und wieder auf ihre individuellen Anstrengungen angewiesen sind. In Glasgow sind vierzig Personen, die meist von gesundem Körper, ungeachtet der strengen Disziplin des Absonderungssystems, freiwillig ins Gefängniß zurückgekehrt, um nur Nahrung und Obdach zu finden. Zwar sind jetzt keine solche Gefangenen mehr daselbst vorhanden, aber bloß aus dem Grunde, weil die, welche sich daselbst befanden, wieder austreten mußten und alle neue Meldungen der Art zurückgewiesen wurden, da man gesetzlich nicht befugt ist, die Fonds des Gefängnisses zur Erhaltung von Personen zu verwenden, die sich freiwillig der Einsperrung unterwerfen. Die Folge hiervon ist nun gewesen, daß eine Anzahl von Personen, die durch ihre Bereitwilligkeit, auf ihre Freiheit zu verzichten, sich schwerer Arbeit, der einfachsten Kost und allen Regeln eines Gefängnisses zu unterwerfen, gezeigt hatten, daß sie aufrichtig einem schuldvollen Leben zu entgehen und auf die Bahn der Rechtschaffenheit zurückzukehren wünschten, dem Verbrechen wieder anheimfielen, weil ihnen kein Weg zu ehrlichem Erwerb geöffnet war. Fast die Hälfte von Jenen, welche so aus dem Gefängniß in Glasgow ausgewiesen worden, sind schon als Uebelthäter wieder dahin zurückgekehrt. Ein dreizehnjähriges Mädchen unter diesen, welche durch ihren Fleiß, ihre Gelehrigkeit und gutes Betragen sich die höchste Zufriedenheit des Gouverneurs und der Vorsteherin erworben, deren Aeltern oder Heimat aber ihr kein schützendes Asyl boten, wurde einen Monat nach ihrer Entlassung wieder ins Gefängniß gebracht und ist jetzt im Begriff, deportirt zu werden."

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Flotte. Der erste Versuch zur Bildung einer deutschen Flotte, der in diesem Jahre durch Ausrüstung der mit 14 Kanonen umgürteten „Amazone" gemacht worden, welcher bald auch einige bewaffnete Dampfschiffe folgen dürften, hat bereits die Aufmerksamkeit des Auslandes erregt. Die Revue de Paris sagt darüber in einem Artikel, welcher Progrès du Zollverein überschrieben ist: „Unerheblich, wie dieser erste Schritt auch scheint, zeigt er uns doch, daß der Zollverein entschlossen ist, die nöthigen Opfer nicht zu scheuen, um auch unter den Seestaaten den ihm gebührenden Rang einzunehmen. Was ist auch natürlicher, als ein solcher Entschluß! Weit entfernt, durch ihn überrascht zu werden, sollten wir uns vielmehr wundern, daß es so lange gedauert hat, bevor man dazu kam. Die lange Küstenstrecke, die vielen Häfen, die Deutschland besitzt — was nützten sie ihm in jetzigen Tage? Bremen, Hamburg, Lübeck, sind es nicht Seeplätze ersten Ranges? Sind ihre Matrosen nicht berühmt auf allen Meeren und selbst [illegible] wegen ihrer größeren Brauchbarkeit geachtet? Sind die Mündungen der [illegible] und der Weser nicht zu jeder Jahreszeit bedeckt von einem [illegible]? Welchen Grund giebt es also gegen eine deutsche Marine? [illegible] anderen geben, als den, der selbst die Existenz einer deutschen [illegible] bisher sehr zweifelhaft gemacht. Mit Einem Worte: die Aristokratie [illegible] und der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den großen Seestädten [illegible] den verschiedenen deutschen Staaten. Die Hansestädte haben sich [illegible] und seinen Handel auf Kosten der binnenländischen Städte erweitert, [illegible] da es ihnen unmöglich ist, ihr Monopol gegen das Mutterland aufrecht zu halten, so stützen sie sich auf das Ausland. Der Rückenhalt der [illegible] England und der der anderen Rußland. Diese Rivalitäten sind es, welche einen deutschen Welthandel unmöglich machen, und um sie zu paralysiren, [illegible] des Zollvereins Bestrebungen auf die Erreichung einer deutschen Handelsflotte gerichtet. Ja, die Einheit, die von politischem Standpunkt aus bisher noch problematisch war, ist mit einemmale, vom Standpunkt des Handels und der materiellen Interessen aus, zu einer Wahrheit geworden, die [illegible] mehr und mehr von den Deutschen begriffen wird."

— Der Krieg gegen Marokko. Muley Abderrahman, Kaiser von Marokko, der es jetzt gleichzeitig mit zwei europäischen Mächten, mit Spanien und mit Frankreich, aufnehmen will, ist — wenn sein Stammbaum echt ist, wofür wir nicht einstehen mögen — ein direkter Nachkomme, und zwar im 36sten Grade männlicher Linie, von Ali, dem Schwiegersohne Mohammed's, und also auch ein Urenkel des Propheten selbst. Mit solchem Ursprung geborenen Manne, der an der Spitze eines fanatischen Volkes steht, ist nicht zu spaßen, und gälte es etwa, einen Angriff gegen die Hauptstadt Fez in Marokko zu unternehmen, so möchte er auch heutiges Tages eben so gut gelingen, wie der, den König Sebastian von Portugal im 16. Jahrhundert versuchte. Dagegen würde eine Zerstörung der marokkanischen Seestädte Tanger und Tetuan durch französische und spanische Schiffe eher möglich sein, wenn nicht England durch diese Seestädte seine Besatzung in Gibraltar verproviantiren ließe und darum ein Interesse hätte, sie in ihrer jetzigen Verfassung erhalten zu sehen. Vorläufig dürfte es also schwerlich zu einem Krieg zwischen Frankreich und Marokko kommen, wenn auch das Erstere Alles versuchen wird, um den Kaiser Muley Abderrahman, der bisher den Emir Abdelkader auf jede mögliche Weise unterstützt hat, zur Achtung der Neutralität zu bewegen. Zufällig haben in diesem Augenblicke auch Schweden, Dänemark und Holland Kriegsschiffe nach den marokkanischen Gewässern gesandt, so daß sich die Flotten fast aller europäischen Nationen vor Tanger begegnen werden. Schweden und Dänemark denken sich durch diese Expedition von dem schmachvollen Tribut zu befreien, den sie seit Jahrhunderten den Marokkanern für die Erlaubniß bezahlen, sogenannte Türkenpässe zu erhalten, und da dies ein Bestreben ist, mit dem mehr oder weniger auch die Sicherheit des deutschen Seehandels im mittelländischen Meere zusammenhängt, so wollen wir ihm vollständiges Gelingen wünschen, in der Hoffnung, daß auch die deutsche Flotte bald im Stande seyn werde, dem afrikanischen Raubgesindel, dem durch die französische Eroberung Algiers zwar theilweise, aber noch nicht gänzlich das Handwerk gelegt worden, Respekt einzuflößen.

Die Dynastie der Aliden, deren siebenter Fürst der regierende Kaiser Muley Abderrahman ist, herrscht in Marokko erst seit dem J. 1669, und zwar folgte sie den berühmten Dynastieen der Almoraviden, der Almohaden, der Merinaiten und der Saaditen, von denen die beiden ersteren bekanntlich ein Jahrhunderte lang in Spanien geherrscht und den Ruhm der Mauren in Europa verbreitet hätten. Seitdem jedoch sind sowohl die Fürsten als das Volk ganz aus der Art geschlagen. An die Stelle der ritterlichen und tapfern Männer jener Zeit, unter denen Wissenschaft und Kunst blühten, ist eine Horde fanatischer Barbaren getreten, die nur durch die eiserne Zuchtruthe ihrer kaiserlichen Tyrannen in Ordnung gehalten werden, während die Nachkommen der unter ihnen noch lebenden rein arabischen Stämme, so wie die handeltreibenden Juden — deren Anzahl im Sultanat Moghrib-al-Aksa auf 220,000 sich belaufen soll — unter dem schimpflichsten Drucke leben. Des gegenwärtigen Kaisers Urgroßvater, Muley Arschid, war der größte Wütherich, der jemals ein Volk regierte, mit welchem verglichen die berüchtigtsten Tyrannen des Alterthums wahre Menschenfreunde waren. Er soll mehr als 5000 Menschen eigenhändig getödtet und dabei die furchtbarsten Martern ersonnen haben, indem er Männer zersägte, Weibern die Brüste einklemmen ließ u. dgl. m. Weder seine Günstlinge noch die Frauen seines Harems waren vor seiner Grausamkeit sicher, und seinem eigenen Sohne ließ er zur Strafe eine Hand und ein Fuß abhauen. Es wird behauptet, daß er nicht weniger als 900 Söhne und 300 Töchter gehabt habe, die jedoch sämmtlich mit Ausnahme zweier Söhne nicht als legitim galten. Zwischen diesen beiden Söhnen brach nach dem Tode des an einer furchtbar schmerzhaften Krankheit gestorbenen Vaters ein Erbfolgekrieg aus, in welchem der Jüngere siegte, der darauf den Aelteren ermorden ließ und eben so grausam regierte als sein Vater. Muley Abderrahman gelangte im J. 1822 den Thron besteigen, gleicht seinen Vorfahren nicht durch Gemüthsart; er wird vielmehr als der Mildeste seines Geschlechtes gerühmt, aber was in diesen Regionen als Milde erscheint, würde in Europa noch als der härteste und blutigste Despotismus angesehen werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Donnerstag den 27. Juni 1844.

Ostindien.

Die englische Regierung in Ostindien.

Unsere Leser werden sich vermuthlich noch der Schrift des Grafen von Warren über Ostindien erinnern, von der das Magazin eine Uebersicht mittheilte und die so heftige Angriffe auf die britische Verwaltung jenes Landes enthielt. Wie es scheint, hat dieses Werk auch in England einige Aufmerksamkeit erregt, und wir finden in der Foreign Quarterly Review einen längeren Artikel zur Widerlegung der darin aufgestellten Behauptungen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der französische Reisende sein Gemälde mit zu grellen Farben entworfen hat, und obgleich es sogar aus englischen Quellen, z. B. aus den Memoiren des Obersten Davidson*), hervorgeht, daß die Verwaltung Hindustans an mancherlei Gebrechen leidet, daß Mißbräuche stattfinden, und daß die Eingebornen oft mit Härte behandelt werden, so ist der jetzige Zustand des Landes doch in jedem Falle den Zeiten seiner einheimischen Despoten, eines Aureng-Zebe oder Tippu Sahib, vorzuziehen, und noch weniger dürfte es Ursach haben, sich nach den nordischen Befreiern zu sehnen, deren Erscheinen am Ufer des Indus, wie Herr von Warren versichert, das Signal zum Umsturz der britischen Herrschaft geben würde. In dem erwähnten Artikel bemüht sich der Reviewer — wie uns scheint, mit Glück — die Beschuldigungen des französischen Reisenden zu entkräften, und wir theilen daher den Haupt-Inhalt desselben mit, indem wir seine Recriminationen und Ausfälle gegen Frankreich und die französische Regierung, als nicht zur Sache gehörig, bei Seite lassen.

* * *

Eines der untrüglichsten Zeichen der Unterdrückung und der Rechtlosigkeit, die sich in dem gesellschaftlichen Zustande eines Landes kundgeben, ist es, wenn die Reichen gezwungen werden, den Schein der Armuth anzunehmen, um ihren Wohlstand zu verheimlichen. Dieses fand zu jeder Periode der Mogul-Herrschaft statt, wie auch der oberflächlichste Kenner der Geschichte Hindustans wissen muß; reiche Leute hatten dort stets die Gewohnheit, ihre Schätze zu verbergen oder sie größtentheils in Juwelen anzulegen, um sie leichter fortschaffen zu können, wenn die Nothwendigkeit eintrat, aus dem Lande zu flüchten. Aus eben dieser Ursache haben auch Schikarpur und andere muselmännische Städte das ärmliche und widerliche Ansehen, das sie noch heutzutage charakterisirt. Eine dumpfe Steinmauer wird vor den Häusern aufgeführt, um den Eindruck hervorzubringen, daß auch inwendig Alles traurig und elend sey; der erste Vorhof trägt denselben Charakter an sich — so wie man aber tiefer in das Gebäude eindringt, wird das Auge durch Anzeichen des Luxus und des Glanzes betroffen, bis sich endlich in den geheiligten Räumen der Zenana die volle Pracht des Orients entfaltet. Die Engländer waren aber nicht lange im Besitz von Ostindien, als dieser Geschmack allmälig zu verschwinden begann. Anfangs noch mißtrauisch, brachten die Hindus nur furchtsam und stufenmäßig ihre Reichthümer ans Tageslicht. Sie konnten sich nicht gleich überzeugen, daß die alte Ordnung der Dinge wirklich vorüber sey; als sie aber zuletzt entdeckten, daß die britische Regierung ihnen die Steuern nur nach gerechten und festen Prinzipien auferlegte und der Reichthum nicht länger als Verbrechen galt, so ließen sie ihrem natürlichen Hange freien Lauf und umgaben sich öffentlich mit aller Pracht und allen Annehmlichkeiten des Lebens, die ihnen zu Gebot standen. Von der Erbauung großartiger und geräumiger Häuser schritten die Eingebornen zur Anlegung von Gärten und Meiereien; sie wurden leidenschaftliche Blumen-Liebhaber, zogen die schönsten ausländischen Gewächse, schufen Parks und Plantagen und ergötzten sich an dem üppigen Wuchs ihrer grasreichen Ebenen. Demzufolge giebt es jetzt in Bengalen Tausende der lieblichsten Gärten, zu deren Ausschmückung die Compagnie durch unentgeltliche Verabreichung kostbarer Pflanzen und blühender Gesträuche aus ihren Treibhäusern und Baumschulen in Kalkutta beigetragen hat. Bei genauerer Erkundigung würde auch Herr von Warren gefunden haben, daß die Zucht der Hausthiere sich in Indien außerordentlich verbessert, und daß die Eingebornen nunmehr mit ungewöhnlichem Fleiß und Erfolg die höheren und kostspieligeren Zweige des Ackerbaus betreiben — ein Stand der Dinge, der sich mit dem allgemeinen Elend und der Noth, die, seiner Meinung nach, in ganz Indien herrschen sollen, durchaus nicht verträgt. Seine Darstellung der zuweilen stattfindenden Hungersnoth zeugt entweder von einer groben Unwissenheit oder einer gänzlichen Entstellung der Thatsachen. Unter der Regierung des Groß-Moguls und der eingebornen Radschahs waren die Brod-Theuerungen ein stehendes Uebel; die Aerndten fielen schlecht aus, das Volk, durch Armuth und Despotismus entmuthigt, hatte keine Mittel, sich gegen einen Mißwachs zu schützen, und Tausende wurden daher bei solchen Gelegenheiten durch einen frühzeitigen Tod hingerafft. Unglücksfälle dieser Art fallen aber jetzt nur selten vor. Erstens wird das Land besser und in größerer Ausdehnung angebaut; zweitens wachen die Behörden eifriger über die Wohlfahrt des Volks, und drittens wird der Handel jetzt richtiger verstanden und durch geeignete Maßregeln befördert, so daß der Mangel in einer Provinz durch den Ueberfluß einer anderen gedeckt wird. Hätte sich Herr von Warren auf seinen Reisen nur umgesehen, so würde er die weitläuftigen, der Compagnie gehörigen Getraide-Magazine erblickt haben, die nur zu dem Zweck errichtet wurden, um die Wiederkehr der schrecklichen Scenen zu verhüten, die sich unter den Kaisern, deren Freigebigkeit er so rühmt, zu ereignen pflegten.

Der beschränkte Raum dieses Aufsatzes verbietet uns, die Wohlthaten aufzuzählen, welche Indien der britischen Regierung zu verdanken hat: auch ist dieses nicht der Ort, sich in Details einzulassen. Wir wollen indessen einige Umstände anführen, die unseren Lesern einen richtigeren Begriff davon geben können, was wir zum Besten der Hindus gethan haben und in welchem Lichte wir demzufolge von ihnen betrachtet werden. Die eingebornen Regierungen, sie mögen Hindus oder Muhammedaner seyn, haben nie dazu beigetragen, das Leben oder das Eigenthum ihrer Unterthanen zu sichern. Dessenungeachtet ist das Volk geneigt, seine stammverwandten Herrscher, die denselben Propheten verehren oder sich vor denselben Götzen beugen, mit größerer Ehrfurcht zu betrachten, als die fremden Eroberer: es ist dieses eine der eingewurzelten Schwächen der menschlichen Natur, wenn man es überhaupt eine Schwäche nennen will. Aber die Zeit und mit ihr die Erfahrung hat die Bekenner des Islam sowohl als des Brahmanismus allmälig zu dem Schlusse gebracht, daß Gerechtigkeit und gutes Regiment, wenn auch unter einem Christen, besser sey, als das Gegentheil unter der Herrschaft eines wahren Gläubigen. Einer solchen Ueberzeugung folgend, wandern die Bewohner der unabhängigen Gränzstaaten einer nach dem anderen aus und kommen in unser Gebiet herüber — nicht, wie man nach Warren's Schilderung meinen sollte, um die Tyrannei aufzusuchen, sondern um ihr zu entgehen. Durch die in ihrem Vaterlande herrschende Anarchie verscheucht, überschreiten sie truppweise ihre Gränze und bestürmen die englische Regierung mit Bitten, das Land ihrer Geburt von der Zuchtruthe seiner Despoten zu befreien. Ich spreche hier natürlich nur von dem ehrlichen und fleißigen Theile der Bevölkerung: die Horden kriegslustiger Abenteurer, welche Indien überschwemmen, sind freilich anderer Meinung. Da sie ein müßiges Leben führen und sich nur vom Raube nähren, so ziehen sie begreiflicher Weise die sozialen Einrichtungen vor, die ihr Gewerbe am meisten begünstigen, und wenden sich daher in Haufen nach jenen unglücklichen Theilen Hindustans, in welchen durch die unverzeihliche Mäßigung der Compagnie noch die alte despotische Regierungsform besteht. Wir können den Staat Gwalior als Beispiel anführen, der sich noch der Wohlthaten einer angestammten Herrschaft erfreut und den folglich Herr von Warren zu den glücklichen und zufriedenen Gemeinwesen zählen würde. Man gewahrt dort einen Fürsten, der unter der herabwürdigendsten Vormundschaft schmachtet; eine Frau als Regentin, die von einem anmaßenden und raubgierigen Minister beherrscht wird; Truppen, deren Sold unbezahlt bleibt und die sich nur durch Plünderung der Landleute ernähren; fortwährende Zwistigkeiten unter den Häuptlingen, Aufruhr unter den Soldaten, Unzufriedenheit und Armuth im Volk, Besorgniß vor einer feindlichen Invasion und das Bewußtseyn, derselben nicht widerstehen zu können. Das sind die Vortheile, deren sich die Einwohner von Gwalior zu rühmen haben! In einer ähnlichen Lage befand sich früher die Provinz Kutsch, bis die Engländer dort einen vorherrschenden Einfluß gewannen, obgleich sie nicht selbst die Regierung übernahmen. Mit ihrem Erscheinen hörte die Anarchie auf, die Willkür verschwand, das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe wurde hergestellt, Handel und Gewerbfleiß blühten unter dem Schutze der Regierung in jeder Stadt und jedem Dorfe empor, und bald wurde das ganze Land der Sitz des Ueberflusses und der Zufriedenheit. Beispiele dieser Art könnte man zu Hunderten anführen, und zwischen den Staaten der Compagnie und denen der eingebornen Fürsten ist derselbe Unterschied zu bemerken, der sich im Nilthale zwischen dem angebauten Boden und der Wüste kundgiebt.

Es muß den Engländern als kein geringes Verdienst angerechnet werden, daß sie durch ihre unermüdlichen Anstrengungen dem empörenden System des

*) Man vergl. die Auszüge in Nr. 20 des Magazins.

Thuggismus beinahe ein Ende gemacht haben. Die Mehrzahl unserer Leser wird sich gewiß erinnern, daß es in Ostindien eine organisirte Mörderbande gab, die unter dem Namen der Thuggs bekannt war und fast in allen Theilen des Landes hauste. Diese Menschen waren so zahlreich und verübten ihre Mordthaten mit solcher Heimlichkeit und einem so beständigen Erfolg, daß es höchst gefährlich wurde, eine Reise ohne Eskorte zu unternehmen. In jeder erdenklichen Verkleidung gesellten sie sich zu dem Wanderer und begleiteten ihn in traulichem Gespräch auf seinem Wege, bis sich der günstige Augenblick zur Ausführung ihres Vorhabens zeigte, wo sie ihn dann erwürgten oder niederstachen. Jetzt hat sich aber dieses sehr geändert, und wenn Herr von Warren jenes Land noch einmal besuchen würde, so könnte er auf jeder im Gebiet der Königin oder der Compagnie befindlichen Heerstraße reisen, ohne sich der mindesten Gefahr zu unterwerfen. Die brahmanischen Schüler des Hassan-Suba, welche den Fanatikern des Alten vom Berge nachahmten, ohne jedoch ihrem Handwerk den romantischen Charakter zu verleihen, der jene grausamen Widersacher der Kreuzfahrer mit einer Art poetischen Glanzes umgab, sind durch den Major Sleeman größtentheils ausgerottet worden.

Wie schon erwähnt, liegt es nicht in unserer Absicht, auch nur den zehnten Theil der Wohlthaten namhaft zu machen, die uns Indien zu verdanken hat. Gewöhnlichen Beobachtern scheint es, daß keine Fortschritte geschehen, weil unsere Verbesserungen nicht mit Trompetenschall angekündigt werden. Um ein Land zu civilisiren, muß man, nach den in Frankreich gangbaren Ideen, jeden Distrikt mit einer Rhazzia heimsuchen, durch unkluge Neuerungen die hergebrachten Vorurtheile der unterworfenen Völker beleidigen, alles Bestehende umstoßen und das an seiner Stelle errichten, was den Eingebornen am meisten mißfällt. Dieses ist die aufgeklärte Gesittungs-Methode, die in Algerien befolgt wird und die Herr von Warren den Engländern als Vorbild aufstellt! — Mit Recht oder Unrecht haben wir in Hindustan allerdings einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen. Alle durch ihren alterthümlichen Ursprung geheiligte und von den Eingebornen verehrte Institutionen sind unangetastet geblieben, wenn ihr Einfluß unserer politischen Herrschaft nicht zu feindlich entgegen stand, und in dieser Hinsicht ist unsere Milde so weit gegangen, daß manche Staatsmänner sie als übertrieben getadelt haben. Wenn man jedoch bedenkt, daß ein unvorsichtiger Schritt zu ernsten Resultaten führen konnte, so wird man am Ende eingestehen müssen, daß wir weise gehandelt — jedenfalls haben wir es nicht an Vorsicht und Schonung fehlen lassen. Es verflossen mehrere Generationen, ehe man die teuflischen Gebräuche des Suttih*) abschaffte. Gegen den Kindermord konnten wir schon früher einschreiten, da er weder durch ein positives Gesetz anbefohlen, noch durch die National-Religion vorgeschrieben war, sondern nur das Vorurtheil und den Kastenstolz zum Ursprung hatte. Ferner geschah es erst nach reiflicher Ueberlegung, als wir uns jener unterdrückten Volksklassen annahmen, die schon der Zufall der Geburt zur Herabwürdigung verdammte. Wir gingen nur vorsichtig tappend unseren Weg weiter und unternahmen es nie, eine Neuerung einzuführen, ohne erst die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es mit Sicherheit zu wagen sey. Nichtsdestoweniger wird der unparteiische Beobachter, der mit Hülfe der Geschichte den Zustand Indiens betrachtet, ehe Großbritänien dort seine Herrschaft errichtete, und ihn mit der jetzigen Lage jener weiten Regionen vergleicht, die ungeheure Reform entdecken, die wir darin bewirkt haben. Tausende von Vorurtheilen, die in dem Gemüth der Eingebornen so tiefe Wurzel gefaßt hatten, daß ihre Dauer ewig schien, sind spurlos verschwunden. Glieder der Priesterkaste folgen jetzt ohne Widerwillen, ohne Anstand zu nehmen, unseren Fahnen jenseits des heiligen Flusses, um in Länder einzudringen, deren Besuch ihnen früher den Verlust aller ihrer Privilegien zugezogen hätte. In unserem Heere kämpft der Hindu zur Seite des Muselmanns, der Bramin zur Seite des Pariah; die Uniform der Compagnie veredelt Jeden, der sie trägt. Die Erziehung und selbst die Sprache Britaniens machen reißende Fortschritte, und unsere indischen Unterthanen genießen jetzt des im Orient so seltenen Vortheils einer einheimischen Presse, welche die Kunde von dem, was sich im Lande zuträgt, durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Durch die Presse kann der Hindu erfahren, mit welcher Sorgfalt die britische Regierung über sein Bestes wacht, wie schnell sie die geringste Kränkung bestraft, die man sich gegen ihn zu Schulden kommen läßt, und wie angelegentlich die Wohlfahrt seiner im Dienste der Compagnie stehenden Landsleute von ihr gesichert wird, indem selbst nach dem Geständniß des Herrn von Warren die alten und verstümmelten Soldaten besser versorgt werden, als solches in irgend einem anderen Staate geschieht. Die gränzenlose Wohlthätigkeit Großbritaniens hat ihre geheiligten Pflichten auch in Indien nicht vernachlässigt. Ueberall hat man Anstalten getroffen, die den Dank der Eingebornen von allen Religionen und allen Kasten erwecken müssen. Der milde Geist des Evangeliums hat sich auch im Kriege fühlbar gemacht. Die Rachsucht ist dem Engländer unbekannt: ist der Feind überwunden, so verschwindet auf dem Schlachtfelde jedes Gefühl der Erbitterung, und sein Beispiel hat auch den Sipahi oft mit gleichem Edelmuth beseelt. Zum Beweise wollen wir nur eines Umstandes erwähnen, der sich im Kriege mit Beludschistan zutrug. Als unsere Regimenter den Feind mit Musketen- und Kanonenfeuer niederschmetterten, stürzten sich die Frauen der Beludschen, den Koran auf dem Kopf, zwischen beide Heere und warfen sich, um Pardon bittend, vor ihre Landsleute. In einem Augenblick hielten sowohl die britischen als die eingebornen Truppen im Feuern ein und erlaubten dem Feind, seinen Rückzug auszuführen, ohne ihm auch nur eine einzige Kugel nachzusenden. Diese Anekdote, so wie das einstimmige Zeugniß aller Offiziere der englisch-ostindischen Armee — der Generale Nott und Pollock und selbst des Herzogs von Wellington — genügt auch, um die durch Herrn von Warren gegen die Sipahi vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen, die nur von Unwissenheit oder von bösem Willen herrühren können. Wenn er die indischen Truppen als ein feiges, zusammengelaufenes Gesindel schildert, so ist es ihm gewiß nicht so sehr um die Wahrheit zu thun, als um die Russen zu einem Feldzuge aufzumuntern, von dem er den Untergang der britischen Herrschaft zu erwarten scheint, der aber, unserer innigsten Ueberzeugung nach, nur zum Verderben der Angreifenden gereichen würde.

*) Das Verbrennen der Wittwen mit dem Leichnam ihres Gatten.

Nord-Amerika.

Politische und soziale Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Außer den politischen und moralischen Betrachtungen, in welchen die Hauptstärke Herrn Godley's zu liegen scheint, enthält sein Buch auch einige anziehende Naturschilderungen; doch fand er sich hier, wie schon andere Reisende vor ihm, in seinen Erwartungen getäuscht — statt der wilden Erhabenheit einer jungfräulichen Natur fand er im Ganzen nur Zahmheit und Monotonie. „Man ist über den Charakter der amerikanischen Scenerie im Irrthum", bemerkt Cooper in seinem Wyandotté. „Die weiten Landen, die riesenhaften Flüsse, die tiefe Einsamkeit der Wälder, die unermeßliche Ausdehnung der Prairies haben uns verleitet, den Begriff der Großartigkeit damit zu verbinden — einen Begriff, der sich nur selten darauf anwenden läßt. Die Scenerie derjenigen Theile des amerikanischen Festlandes, die dem angelsächsischen Geschlechte zugefallen sind, erhebt sich nur selten zu einer Stufe, die einen solchen Beinamen verdiente, und auch dann hat sie es mehr einem Neben-Umstande, wie z. B. den endlosen Wäldern, als dem natürlichen Anblick des Landes zu verdanken. Für den, der an die schauerliche Erhabenheit der Alpen, die mildere, aber doch wilde Großartigkeit der italiänischen Seen oder die feenhafte Schönheit der Küsten des Mittelmeers gewohnt ist, muß Nord-Amerika, als Ganzes betrachtet, zahm und uninteressant erscheinen, obgleich es Ausnahmen besitzt, in welchen man Reize dieser Art bis zu einem hohen Grade der Anmuth vereinigt findet." Mit diesem Urtheil eines beliebten nordamerikanischen Schriftstellers*) ist unser Verfasser ganz einverstanden. „Das Land zwischen Saratoga und Lake George", sagt er, „ist hügelig und mit Wald bedeckt — anfangs recht hübsch, aber in die Länge von ermüdender Einförmigkeit. Zahmheit ist der große Fehler amerikanischer Naturscenen, wie er der letzte ist, den man erwartet hätte. Nichts kann ungegründeter seyn als die Ideen, die sich der Reisende aus der alten Welt von der Erhabenheit und Majestät bildet, welche die spurlosen Wälder, die weiten Seen und die mächtigen Flüsse Amerika's darbieten müssen. In der Phantasie kann er sich allerdings der gränzenlosen Einöden erfreuen, die sich nach allen Seiten um ihn ausbreiten, und über die Ohnmacht des Menschen vor den Werken des Schöpfers moralisiren — auf die unmittelbare Anschauung hat dieses aber keinen Einfluß. Das Auge hat nur einen beschränkten Gesichtskreis, und wenn Alles innerhalb seines Bereichs zahm und einförmig ist, so gewährt es keinen besonderen Trost, über die geographische Ausdehnung eines solchen Landes nachzudenken. Nun gibt es aber in dem nördlichen Theil Amerika's nur wenige hervorragende Züge; fast nie bemerkt man einen rauhen, zackigen Bergrücken oder einen nackten, steilen Felsen. Die Hügel sind meistens rund und niedrig und bis zum Gipfel mit Vegetation bedeckt; das Kolorit ist gleichfalls eintönig, mit Ausnahme einer kurzen Periode im Herbst — weder Natur noch Kunst bieten einige Mannigfaltigkeit dar, indem es sowohl an dem dunkelblauen Haidekraut und dem grauen Stein der europäischen Gebirge als an dem lächelnden Reichthum einer dichtbevölkerten Gegend mangelt. Die bemerkenswürdigste Ausnahme bilden die weißen Berge (White Mountains) in New-Hampshire; im Allgemeinen wird aber der Reisende sich täuschen, wenn er in diesem Theile Amerika's erhabene Naturscenen zu erblicken hofft. Dagegen wird er nicht selten anmuthige, idyllisch-schöne Landschaften antreffen, deren dichte Waldungen und spiegelglatte Seen ihn in schweigende Träumereien wiegen und das Leben eines Jägers oder Einsiedlers vergegenwärtigen."

Ohne eine Schilderung des Niagara würde ein amerikanischer Tourist sein Werk für unvollständig halten, und so oft man diese weltberühmten Fälle schon beschrieben hat, bieten sie einem aufmerksamen Beobachter noch immer Gelegenheit zu neuen und interessanten Mittheilungen. „Ich bin", schreibt Godley, „so verwirrt von dem Anblick und dem Getöse des Wasserfalls, daß ich beinahe vergesse, was ich in den letzten zwei Tagen gethan habe. Die Wahrheit zu gestehen, ist jedoch der Schall lange nicht so betäubend, als ich es erwartete: ich glaube nicht, daß wir ihn in der Entfernung von mehr als einer halben Meile hörten, und obgleich in diesem Augenblick alle Fensterscheiben im Haus rasseln und das ganze Mobiliar erzittert, ist das Geräusch des Falles, der nur etwa vierhundert Ellen entfernt ist, doch keineswegs angreifend oder überwältigend — es ist eher ein tiefer, summender Ton, dem fernen Donner ähnlich. Wir kamen auf dem See Ontario mit einem Dampfschiff von Kingston herauf und landeten an dem amerikanischen Ufer des Niagara-Flusses, in Lewiston, von wo uns die Eisenbahn in einer Stunde nach einem Dorfe, Namens Manchester, brachte, welches zwar in der Nähe des Wasserfalls ge-

*) Die Vergleiche, die Cooper in verschiedenen seiner Werke zwischen dem Hudson und dem Rhein, der Bai von New-York und der von Neapel, Lake George und dem Genfer See u. s. w. anstellt, und der Vorzug, den er den europäischen Landschaften giebt, sind ihm in Amerika sehr übel genommen worden, da seine Landsleute sich gerade auf den grandiosen Charakter ihrer Naturscenen am meisten zu Gute thun.

legen ist, aber keine Aussicht auf denselben gewährt. Nach Tische überschritten wir die nach der Ziegeninsel (Goats Island) führende Brücke und standen in fünf Minuten auf einem Felsen, von dem wir den britischen oder Hufeisen-Fall (Horse-shoe fall) übersehen konnten. Nun werde ich zwar nicht so anmaßend seyn, den Wasserfall beschreiben zu wollen, und wenn ich es thäte, würden Sie auch dadurch nicht viel klüger werden; ich will nur bemerken, daß, wenn der erste Anblick mich unbefriedigt ließ, die Schuld an mir lag. Statt nämlich mit der Aussicht zu beginnen, die sich von dem sogenannten Tafel-Felsen (Table rock) auf der britischen Seite darbietet, wo man den großen Fall gerade vor sich hat und ihn in gehöriger Entfernung betrachtet, wurden wir verleitet, unsere Stellung ganz nahe in einer Ecke desselben zu nehmen, von wo aus man unmittelbar in den Abgrund hineinsieht, so daß der aufspritzende Schaum, der in Wolken in die Höhe steigt, uns die wahre Gestalt und Ausdehnung des Kataraktis verbarg. Als ich ihn nachher aber wirklich sah, konnte ich nicht begreifen, wie man unbefriedigt seyn könne — wenigstens habe ich keine Vorstellung davon, was man denn eigentlich zu sehen wünscht. Allerdings bringt der Niagara auf uns, die wir unser ganzes Leben hindurch Beschreibungen davon gelesen, Gemälde und Modelle davon gesehen haben, nicht denselben Eindruck hervor, wie auf den ersten Weißen, vielleicht einen Jäger oder Pelzhändler, der plötzlich und unvorbereitet aus der Wildniß trat und dessen Augen sich an diesem Wunder ergötzten. Ich sollte glauben, daß Staunen und Ehrfurcht ihn fast seiner Sinne berauben mußten, und kann mir seine Versuche denken, es denjenigen zu beschreiben, die nie ein solches Phänomen erblickt hatten — denn es ist die Eigenthümlichkeit Niagara's, daß „nihil simile aut secundum", nichts Aehnliches oder damit zu Vergleichendes, auf der Welt zu finden ist *). Meine Gedanken kehren fortwährend zu dieser Idee zurück. Es giebt gewiß keine Natur-Erscheinung, die einen so starken Eindruck macht als ein solcher Wasserfall; in der unwiderstehlichen Gewalt, mit der sich die Wassermasse herabstürzt, liegt etwas unsäglich Erhabenes. Demzufolge ist es die Masse des Wassers, nicht die Höhe des Falls, die am meisten zu der großartigen Wirkung desselben beiträgt. Im Niagara ist der Fall nur hundertvierzig Fuß hoch, aber die Breite des Flusses beträgt ober- und unterhalb des Kataraktis eine Viertelmeile (engl.) und er ist tief genug, um eine Fregatte auf seinem Rücken zu tragen. Die Farbe des Wassers, wie es vom Felsen hinabrollt und ehe es sich in weißen Schaum verwandelt, ist ein blasses Seegrün, worin sich die wechselnden Farben des Regenbogens mischen, so wie der Wind den Wasserstaub in verschiedenen Richtungen treibt und dieser von den Sonnenstrahlen bespiegelt wird. In allen Abbildungen dieses Wasserfalles herrscht ein großer Fehler — der nämlich, daß dem kleineren Fall oder dem auf der amerikanischen Seite eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt wird. Allerdings muß es sehr schwierig seyn, dieses zu vermeiden, da er eben so hoch und fast auch so breit ist, so daß man beim ersten Anblick leicht getäuscht werden kann; aber da wohl kaum der vierte Theil des Flusses diese Richtung nimmt und, wie ich bereits gesagt, die Wirkung des Falls hauptsächlich von der Wassermasse abhängt, so gelangt man, nach genauer Betrachtung seines Nebenbuhlers, am Ende dazu, jenen mit gleich unverdienter Geringschätzung zu behandeln und ihn als einen gewöhnlichen, nur etwas stark angeschwollenen Mühlendamm anzusehen, obgleich man nicht ermangeln würde, ihm auf jeder anderen Stelle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — — Wir waren thöricht genug, hinter den Fällen durchzugehen — eine höchst unangenehme Partie, wozu man die Kleider wechseln muß, indem man durch und durch naß wird und sich auf einen Schnupfen gefaßt machen kann, während sie am Ende doch nicht lohnt. Man stolpert mit gebücktem Haupt unter einem fortwährenden Staubregen einen engen Fußsteig entlang, bis man Termination rock erreicht, vor welchem der unerbittliche Führer unter keiner Bedingung umkehren läßt. Es ist recht schön, von dem erhabenen Gefühle zu sprechen, welches jener ungeheure, uns von der Welt abschneidende Wasservorhang einflößt; ich kann nur bemerken, daß man eine sehr lebhafte Einbildungskraft besitzen muß, um sich an erhabenen Gefühlen zu ergötzen, während man unter einem blendenden Schauerbad von kaltem Wasser steht, und da unglücklicherweise, mit Ausnahme eines Rheumatismus, nicht die mindeste Gefahr vorhanden ist, so hatten wir nicht einmal den Trost, uns mit der Ausführung einer Heldenthat schmeicheln zu können. Als Gipfel des Unsinns bot uns der Führer bei unserer Rückkehr Marken an, die uns zum Beweise dienen sollten, daß wir Termination rock wirklich erreicht hätten. Trotz aller Warnungen fahren aber die Reisenden fort, diesen „Lion" zu besuchen, um nur davon erzählen und sich des Wagestücks rühmen zu können — ein Beweggrund, der die meisten Reiseabenteuer veranlaßt!"

Zum Schluß noch einige Betrachtungen über die beiden Heloten-Geschlechter, die dem Triumphe des Europäers in der neuen Welt zum Opfer und Zeugen dienen — das eine, der ursprüngliche Herr des Bodens, von den weißen Ankömmlingen seiner Habe beraubt und durch die Einimpfung fremder Laster entwürdigt, das andere von den östlichen Gestaden des Oceans nach dessen westlichen Ufern versetzt, um sie mit dem Schweiße seines Angesichts zu befruchten.

„Der Indianer- und der Negerstamm, beide, wie es scheint, bestimmt, der Uebermacht des kaukasischen zu weichen, bieten in jeder anderen Hinsicht einen merkwürdigen Kontrast dar. Der rothe Mann scheint von der Natur alle zur politischen Größe nothwendigen Eigenschaften empfangen zu haben, mit Ausnahme — wenn ich mich so ausdrücken darf — der Zähmbarkeit. Bei manchen bemerkenswerthen Vorfällen hat er geistige Kraft, Regierungstalent, Beredsamkeit, Energie und Selbstbeherrschung gezeigt; Tecumseh, der in der Schlacht an der Themse (in Amerika) fiel, war ein zweiter Hermann, und in den Annalen der Indianerkriege findet man die Namen von Häuptlingen, die unter günstigeren Umständen den Gipfel des kriegerischen und politischen Ruhms erreicht haben könnten: aber sie hatten mit Untergebenen und Genossen zu thun, denen die Grundlagen des sozialen Prinzips, gegenseitige Mitwirkung, Subordination, Fleiß und Vertheilung der Arbeit, beinahe fremd waren, so daß die außerordentlichen, aber vereinzelten Kraft-Anstrengungen der Individuen an der systematischen und beharrlichen Feindseligkeit ihrer Widersacher scheitern mußten. Dessenungeachtet liegt etwas Edles und Ergreifendes in dem indianischen Charakter — etwas, das Achtung und Bewunderung gebietet, obgleich es mit dem vorgerückten Standpunkt der heutigen Civilisation und dem Geiste des Christenthums unvereinbar ist. Der Neger, im Gegentheil, hat gerade das, was dem Indianer fehlt; er ist ein Hausthier, und wir müssen unser natürliches Gefühl der Religion und der Philosophie zum Opfer bringen, um es anzuerkennen, daß er als der Besitzer einer unsterblichen Seele im Angesicht des Allmächtigen demjenigen gleich steht, dessen Joch er auf Erden zu tragen bestimmt scheint und der verpflichtet ist, ihn für Seinesgleichen zu achten. Der Indianer meidet seinen Unterdrücker; der Neger wirft sich ihm zu Füßen. Der Indianer zieht die Unabhängigkeit und die Entbehrungen seiner Wildniß den Fleischtöpfen Aegyptens vor; der Neger, sich selbst überlassen, ist hülflos und elend — er muß Gesellschaft und sinnliche Vergnügungen haben. Man gebe ihm nur vollauf zu essen und zu trinken, man erlaube ihm, zu tanzen, zu singen und der Liebe zu pflegen, und er wird keine weitere oder höhere Ansprüche machen und die Herabwürdigung seiner Race nur wenig empfinden. Mit der alleinigen Ausnahme des Toussaint, ist mir kein Beispiel eines Negers bekannt, der sich in der Politik, den Waffen oder der Literatur ausgezeichnet hätte; und obgleich ich jede Rücksicht auf die Schwierigkeiten und Hindernisse nehme, die sich ihnen hierin entgegenstellen, so genügen diese nicht, um die Thatsache zu erklären, daß, trotz der von mehreren Negern genossenen Vortheile einer guten Erziehung und des anregenden Einflusses eines beständigen Umgangs mit den Weißen, sich, mit der oben erwähnten Ausnahme, weder in Amerika noch in Westindien einer von ihnen unter seinen Landsleuten ausgezeichnet oder sich an die Spitze derselben gestellt hat. Die natürliche Ueberlegenheit der Indianer ist, vielleicht unwillkürlich, von den Weißen anerkannt und auf eine merkwürdige Art durch den verschiedenen Gesichtspunkt angedeutet worden, aus dem sie die Vermischung mit den beiden Stämmen betrachten. Einige der ersten Familien in den Vereinigten Staaten sind stolz darauf, ihren Ursprung von indianischen Häuptlingen herzuleiten (die Randolphs in Virginien rühmen sich z. B. ihrer Abkunft von Powhattan *), und ich habe selbst Mischlinge getroffen, die man (und mit Recht) den Weißen aus reinem Blut in jeder Hinsicht gleich schätzte. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß bei den Negern gerade das Gegentheil der Fall ist. Caeteris paribus scheinen wir den rothen Menschen natürlicherweise als unseres Gleichen anzunehmen; ist es nur die Wirkung des Vorurtheils, daß wir es unmöglich finden, mit dem Schwarzen eben so zu verfahren?"

Es ist dieses eine Frage, die unser Verfasser nicht zu entscheiden wagt und die wir, seinem Beispiele folgend, der Beurtheilung unserer Leser überlassen, da wir uns nicht getrauen, sie auf eine erschöpfende Weise zu beantworten. Daß aber eine angebliche Ueberlegenheit der weißen Race die Knechtung der schwarzen rechtfertige oder entschuldige, können wir in keinem Falle einräumen.

*) Der Rheinfall bei Schaffhausen mag dem Niagara — longo intervallo — am nächsten kommen.

*) Powhattan war der Häuptling eines Distrikts in Virginien, wo sich die Engländer bei ihrer ersten Ansiedelung im Jahr 1608 niederließen. Seine Tochter Pocahontas vermählte sich mit dem Hauptmann Rolfe, von dem die Randolphs in weiblicher Linie abstammen. Zu dieser Familie gehörte John Randolph von Roanoke, einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Staatsmänner neuerer Zeit.

England.

Englands Reichthum und Macht.

Zweiter Artikel. **)

Persönliches Vermögen.

Der wachsende Reichthum an beweglicher Habe zeigt sich nach Herrn Porter besonders schlagend in der Zunahme der Lebensversicherungen. Zwar fehlen ihm genaue Angaben, doch berechnet er annähernd das Kapital der verschiedenen Gesellschaften auf 40,000,000 Pfd. (fast 267 Millionen Thaler); und diese Schätzung scheint nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß eine derselben, die Equitable, allein schon ein Viertel jener Summe besitzt.

Eben so betrachtet er die Feuerversicherungen als ein Zeichen der Vermehrung des persönlichen oder beweglichen Reichthums. Nach den Stempel-Listen ergab sich das Resultat:

Jahr.	Versicherter Werth.	Verhältniß der Zunahme.
1801	232,242,225 Pfd.	—
1821	408,037,332 „	75,69 %
1841	681,539,839 „	193,41

Mit Hülfe dieser und einiger anderen Maßstäbe berechnet Herr Porter die Zunahme des persönlichen Vermögens wie folgt:

1814	1,200,000,000 Pfd.
1824	1,500,000,000 „
1834	1,800,000,000 „
1841	2,000,000,000 „

**) Vgl. Nr. 67 des Magazins u. ff.

„Der Zuwachs von 800 Millionen während vierundzwanzig Friedensjahren", fügt er hinzu, „begreift sich leicht, wenn man die bedeutenden Verminderungen, die seit 1815 in unserem Ausgabe-Budget vorgenommen worden sind, beachtet. Während der letzten zehn Kriegsjahre belief es sich durchschnittlich auf 83 Millionen, seitdem aber hat es sich nicht über 50 Millionen erhoben. Diese Differenz allein würde schon die 800 Millionen ergeben."

Das Haupt-Dokument für die Schätzung des unbeweglichen Vermögens ist die zu verschiedenen Zeiten angestellte Berechnung zum Behufe der Einkommen-Steuer. Sie ergab:

Jahr.	Jährliche Einnahme.	Kapital (Produkt der Einnahme × 25).
1803	38,691,394 Pfd.	967,284,850 Pfd.
1812	55,784,533 „	1,394,613,325 „
1842	72,800,000 „	1,820,000,000 „
		(12,133,000,000 Thaler).

Im Jahre 1798 schlug der Doktor Dieke den Grundbesitz in Großbritanien auf 995,000,000 Pfd. an. Es ergiebt sich also, die Richtigkeit der Schätzung vorausgesetzt, von 1798 bis 1842 ein Mehrwerth von beinahe 100 pCt.

Aus den Sparkassen läßt sich zwar wohl nicht unmittelbar in geradem Verhältnisse auf den allgemeinen Wohlstand schließen, doch beweisen sie wenigstens eine moralische Verbesserung der arbeitenden Klassen, und befördern durch die Erhöhung der Thätigkeit die Production. Sie zeigten folgendes Verhältniß:

Jahr.	Deponenten.	Niedergelegte Summe.
1836	599,326	18,805,884 Pfd.
1838	703,236	21,393,312 „
1841	841,204	24,474,689 „

Verwendung der Kapitale.

Die Hauptrubrik der Privat- und Staats-Unternehmungen bilden die öffentlichen Arbeiten. Alle große Städte, besonders die Hauptstadt, haben mit großen Kosten gemeinnützige Werke geschaffen, als Hospitäler, Gefängnisse, Schulen, Börsen, Schiffswerfte, Springbrunnen, Museen, Kanäle und Eisenbahnen.

Folgendes ist die Liste der vom Parlamente bestätigten Eisenbahnen, bei der jedoch zu bemerken, daß über die beigesetzten Anschläge stets hinausgegangen werden mußte.

Jahr.	Bills.	Kapital.	Jahr.	Bills.	Kapital.
1831 ...	15	1,799,875 Pfd.	1837 ...	64	13,853,799 Pfd.
1832 ...	11	567,685 „	1838 ...	21	2,096,198 „
1833 ...	12	5,325,333 „	1839 ...	28	6,599,438 „
1834 ...	16	2,421,953 „	1840 ...	27	1,468,332 „
1835 ...	21	4,864,633 „	1841 ...	9	1,375,000 „
1836 ...	47	23,389,665 „			

Die theuersten Eisenbahnen waren:

London-Birmingham	6,000,000 Pfd.
Great-Western, über	6,000,000 „
London-Southampton	2,300,000 „
North	3,200,000 „

Es wurden mithin in Eisenbahnen über 80 Millionen Pfd. Sterl. (gegen 534 Mill. Thaler) angelegt; außerdem wurden auf die gewöhnlichen Straßen während derselben Zeit gegen 6 Millionen Pfund verwendet; endlich arbeiteten noch einige Gesellschaften ebenfalls mit gewaltigen Kapitalen zu sozialen Zwecken, unter welchen die Gesellschaften zu London mit 2 Mill. Pfund in erster Reihe stehen.

Am meisten aber offenbart sich der steigende Reichthum Englands in den Fortschritten der Fabriken und des Handels. In allen gewerbfleißigen Städten hat sich die Zahl der Dampf- und anderen Maschinen im Allgemeinen verfünffacht, oft verfechsfacht. Eben so ist die Zahl der Kauffahrteischiffe in beträchtlichen Verhältnissen angewachsen. Man vergleiche:

Jahr.	Schiffe.	Tonnengehalt.
1803	20,893	2,167,863
1814	24,418	2,616,963
1841	30,032	3,512,480

Unter der letzten Zahl befinden sich 656 Dampfschiffe, von zusammen 104,845 Tonnen und 75,000 Pferde Kraft.

Außerdem sind die englischen Kapitale in reichem Maße nach dem Kontinent und nach Amerika gegangen. Die Vereinigten Staaten haben allein in den letzten fünf Jahren über 35 Millionen Pfd. Sterl. erhalten, theils als Darlehn, theils als Betriebs-Kapital für Kanäle, Eisenbahnen und Banken. In den Jahren 1824—25 bildeten sich englische Gesellschaften für die Ausbeutung der Goldbergwerke Süd-Amerika's und namentlich Mexiko's, mit einem Gesellschafts-Kapital von fast 5 Millionen Pfund, welches gegenwärtig beinahe gänzlich verloren ist. Die neuerlich entstandenen Gesellschaften für den An- und Verkauf von Ländereien in den englischen Kolonieen Nord-Amerika's und Australiens haben mehr als zwei Millionen Pfund zusammengebracht. Andererseits haben auch die Verbesserungen des Ackerbaues gewaltige Kapitale in Umlauf gesetzt. Ein einziger Grundbesitzer, der Graf von Leicester, hat binnen wenig Jahren für die Verbesserung seiner weitläufigen Domainen mehr als eine halbe Million Pfund ausgegeben. Endlich ist es allbekannt, daß ein großer Theil der Kontinental-Anleihen aus englischen Geldern besteht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Kaiser von Rußland und Horace Vernet. Noch immer sind englische sowohl als französische Blätter voll von Artikeln über den achttägigen Aufenthalt des Kaisers Nikolaus in London, und auch über den Eindruck, den der Monarch mitgenommen, so wie über den, welchen er zurückgelassen, erschöpft man sich in Vermuthungen. Man hat den deutschen Blättern oft vorgeworfen, daß sie viel zu viel mit den kleinen Begebenheiten großer Herren sich beschäftigen, aber auch die von Parlament und Kammern so stark in Anspruch genommenen Zeitungen unserer politisch gebildeteren Nachbarn sind in Betreff des nordischen Monarchen hinter dieser Schwäche ihrer deutschen Kollegen nicht zurückgeblieben. Kürzlich noch hat es ihrem Scharfsinn viel beschäftigt, was eigentlich den berühmten Maler Horace Vernet von Paris nach London geführt, zur Zeit als sich der Kaiser dort befand, und nun giebt die Revue de Paris folgenden Aufschluß darüber:

„Vor zwei Jahren, als Horace Vernet in der russischen Hauptstadt sich befand, wurde er eines Tages zum Diner nach der am Meere gelegenen kaiserlichen Villa Alexandria bei Peterhof geladen, wo man in einem engern Zirkel beisammen war: nur der Kaiser, die Kaiserin, die Großfürstin Olga, der französische Maler und einige der vertrautesten Personen des kaiserlichen Hofes waren anwesend. In dem Augenblick, als man sich zur Tafel setzte, traf ein Courier ein. Der Kaiser öffnet die Depesche und ruft: „O mein Gott, der Herzog von Orleans ist aus dem Wagen gestürzt! Doch scheint der Fall nicht so bedenklich, daß man sich zu beunruhigen braucht. Vermuthlich — fügte er hinzu, indem er die Depesche zusammenfaltete — ist es ein ähnlicher Sturz wie der, den ich vor sechs Monaten gethan; morgen werden die Zeitungen die Nachricht bringen, er sey gestorben, und in vierzehn Tagen erfahren wir, daß der Prinz vollkommen wieder hergestellt sey." — Die einen Augenblick unterbrochene Conversation war bald wieder aufgenommen; man sprach über dies und jenes, und der Kaiser zeigte sich geistreich, liebenswürdig, voll Offenheit und Zuvorkommenheit. Gegen das Ende des Diners trifft jedoch ein zweiter Courier ein, und dieser bringt die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Orleans. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese Depesche machen mußte, die wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel kam, denn die erste Depesche hatte durchaus nicht darauf vorbereitet. Der Kaiser theilte die furchtbare Nachricht nicht ohne Bestürzung mit, und nach einigen der Sache angemessenen Worten, denen man die innere Bewegung ansah, zog sich der Kaiser nach seinen Zimmern zurück. Alle persönliche Antipathieen hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und die alten Abneigungen gegen den jüngeren Zweig der Bourbonen waren einer rein edelmüthigen, menschlichen Bewegung gewichen. Das war nur noch der Vater, der Familienvater, der die Seinen vor Augen hatte und dabei einen anderen königlichen Vater beklagte, welcher eben vom Schicksale so hart getroffen worden. Wenn der Kaiser in diesem engen Zirkel die Tafel verläßt, so ist es Sitte, ihn nicht zu begleiten; er zieht sich allein nach seinen Zimmern zurück, und wenn er Jemand zu sprechen wünscht, so läßt er ihn zu sich rufen. Diesmal war es Herr Horace Vernet, der bald darauf zu Sr. Kaiserl. Majestät befohlen ward, welche sich lange Zeit und zwar in den wärmsten Ausdrücken mit ihm über das Ereigniß vom 13. Juli unterhielt, und als der Künstler seine Absicht zu erkennen gab, sofort nach Paris zurückzukehren, sagte ihm der Kaiser, indem er ihm die Hand reichte: „Gehen Sie mit Gott; Sie sind es dem Könige schuldig: trösten Sie ihn und sagen Sie Sr. Maj. besonders, wie sehr ich das Unglück empfinde, das ihn betroffen, wie sehr ich und meine Familie Theil nehmen an dieser ihm auferlegten neuen Heimsuchung; sagen Sie ihm das ja, lieber Vernet, und wenn je" .... Hier brach der Kaiser ab, indem er mit der Hand an die Stirn faßte. Dergleichen Worte vergessen sich nicht, und ohne daß man, wie so viele Journale, sich auf Konjekturen zu legen braucht, darf man wohl in diesen Worten den Anlaß zu der rein auf Courtoisie beruhenden Mission suchen, die Herr Horace Vernet bei dem Kaiser Nikolaus während seines Aufenthalts in London hatte. Herr Horace Vernet besitzt das Vertrauen des Königs; er war es, der den Beileidsbezeigungen des Kaisers als Dolmetsch diente; darf man sich also wundern, daß der König die Gelegenheit dieses Besuches in London ergriff, um der erhabenen Person für die bei so schmerzlicher Gelegenheit bewiesene Theilnahme zu danken, und daß er dazu den Mann ausersah, der jene Worte des Friedens überbracht hatte und der übrigens beim Kaiser sehr gern gesehen ist?"

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Sonnabend den 29. Juni 1844.

England.

Die Wollen-Manufaktur in Leeds.

(Nach den französischen Berichten von Léon Faucher.)

Nächst Lancashire, über dessen industrielle Verhältnisse wir vor einiger Zeit Mehreres mitgetheilt haben, ist der westliche Theil der Grafschaft York der reichste und wichtigste Manufaktur-Distrikt Englands. Hier werden, freilich in geringerem Grade, der Industrie dieselben Vortheile geboten, als dort. Kohlenlager, Wasser, Communicationsmittel, Kapitale, eine zahlreiche und thätige Bevölkerung, kurz alle wesentliche Erfordernisse der Fabrik-Arbeit sind vorhanden, ja in Yorkshire ist die Industrie noch unmittelbarer aus den Verhältnissen des Bodens hervorgegangen, als in der Grafschaft Lancaster; denn Manchester bezieht seinen rohen Stoff, die Baumwolle, aus fernen Ländern, während den Tuchfabriken in Leeds die Heerden Yorkshire's und Northumberlands den größten Theil ihrer Wolle liefern.

In Lancashire wird fast durchgängig nur Baumwollen-Manufaktur betrieben; in der Grafschaft York ist die Industrie freilich nicht zu solcher Höhe und Ausbreitung gediehen, aber sie ist mannigfaltiger. So fabrizirt man Eisen- und Stahlwaaren vorzugsweise in Sheffield, wollene in Bradford, Huddersfield und Halifax, leinene in Knaresborough und Ripley, während die Stadt Leeds der Mittelpunkt für beide Gattungen der Weberei und Spinnerei ist.

In England, wie überall, scheint die Baumwollen-Manufaktur bereits ihren Höhepunkt erreicht zu haben, dagegen die Wollen- und Leinenweberei noch im Aufschwunge begriffen zu seyn. Dies hat seinen Grund offenbar darin, daß Baumwolle weit früher in Fabriken verarbeitet wurde, als Wolle und Garn. Aber eben, weil die Fabrikanten von Leeds noch weit von dem Reichthume ihrer Kollegen in Manchester entfernt sind, theilt ihre Stadt auch mit Manchester nicht die traurige Berühmtheit, die Metropole des Elends zu seyn. In den Fabriken der Grafschaft York ist das Arbeitslohn durchschnittlich höher, als in Lancashire und Lanark, und was die Meister betrifft, die an ihren eigenen Stühlen weben, so weiß man allgemein, daß sie am schlechtesten gestellt sind, wenn sie baumwollene Waaren fabriziren. Auch hat die Wollen- und Leinen-Manufaktur seit Anwendung der Dampfkraft ihr Terrain gewechselt, während die Baumwollen-Fabrication ihren alten Platz behalten hat. Erstere hatte nämlich ursprünglich ihren Sitz in den Grafschaften Norfolk und Gloucester, mußte aber, seit die Kohlen ein Hauptbedürfniß der Fabrication wurden, eine Gegend verlassen, die ihr dieselben nicht liefern konnte. Es giebt freilich noch viele Etablissements in den genannten Grafschaften, sie können indeß mit denen in Yorkshire nicht gleichen Schritt halten. Dies liegt aber nicht sowohl in den ungünstigeren äußeren Verhältnissen, als vorzüglich in dem Charakter der Fabrikanten. Die Tuch-Fabrication ist komplizirt und verlangt eine sorgfältige Ueberwachung. Die Fabrikbesitzer in Yorkshire sind thätig, beleben die Arbeit durch ihre Gegenwart, stehen auf und speisen zu gleicher Zeit mit ihren Arbeitern. In Gloucester aber waren sie durch langen Wohlstand verweichlicht, überließen Geschäftsführern die Sorge für ihre Manufakturen, mischten sich unter den Adel, kauften Ländereien und entzogen hierdurch ihrem Geschäfte ansehnliche Kapitalien.

Außerdem ist das Uebergewicht der Tuch-Fabrication in Yorkshire noch dem Umstande zuzuschreiben, daß neben dem Prinzip, alle Operationen der Bereitung in einer und derselben Fabrik zu Ende zu bringen, auch noch eine Theilung der Arbeit besteht, die aus jeder einzelnen Operation eine besondere Industrie macht. In der Stadt Leeds wird die Wolle unter einem Dache gefärbt, gesponnen, gewebt, gewalkt und appretirt, während in den dreiunddreißig Dörfern, die in der Umgebung der Stadt liegen, diese verschiedenen Prozeduren in verschiedenen Werkstätten vorgenommen werden. Hat ein Weber ein Stück Tuch fertig gearbeitet, so bringt er es zum Verkaufe nach Leeds. Hier sind zwei große Hallen, eine zum Verkauf der rohen, die andere zu dem der präparirten Tuche. „Um sechs Uhr des Morgens im Sommer, um sieben Uhr im Winter", erzählt der Statistiker Adolphus, „fängt die Marktglocke zu läuten an. In einigen Minuten hat sich ohne Lärm und Unordnung die Halle gefüllt, die Bänke sind dicht mit Tuchen bedeckt und jeder Fabrikant steht hinter seiner Waare. Sobald die Glocke zu läuten aufhört, treten die Käufer und Unterhändler ein und gehen zwischen den Waarenreihen auf und ab. Wenn ihnen ein Stück zusagt, neigen sie sich zu dem Tuchmacher, und mit ein paar leisen Worten ist das Geschäft abgeschlossen; Jeder sagt sein Gebot, und sie sind augenblicklich entweder einig oder der Handel ist abgebrochen. Nach einer Stunde ist Alles zu Ende und für zwölf- bis funfzehntausend Pfd. Sterl. Tuch gekauft worden."

Durch die Theilung der Arbeit also wird es auch den Leuten von geringem Vermögen möglich, mit den Fabriken zu konkurriren, zumal seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in jedem Dorfe um Leeds öffentliche Spinnereien und Walkereien bestehen, an denen jeder Weber durch Actien betheiligt ist. Freilich gefallen sich die kleinen Fabrikanten nicht sonderlich in der Nähe so vieler und großer Fabriken und fürchten, über kurz oder lang von ihnen erdrückt zu werden. Sie haben auch, natürlich fruchtlos, durch Petitionen bei dem Unterhause Beschränkungen für die Benutzung derselben zu erwirken versucht. Die Zahl und Bedeutung der Tuchmacher ist daher im Sinken, und man wird nicht lange zögern dürfen, in die Gegend von Leeds und Huddersfield zu reisen, wenn man die Weber-Republik noch im Gange finden will. Die Dampfwebereien müssen mit der Zeit diese Handwerker zu Grunde richten, und bald werden sich dieselben nach einem anderen Erwerbszweige umsehen müssen oder sich nicht mehr ernähren können. In Manchester z. B. ist es schon der Fall, daß ein Webermeister nur fünf Shilling in der Woche verdient, während die Weiber in den Fabriken acht bis neun haben.

Es ist bekannt, daß in den Tuch-Manufakturen die Arbeiter besser bezahlt werden, als in den Baumwollen- und selbst in den Seiden-Fabriken. Dies mag daher kommen, daß die Wollen-Arbeit eine größere Muskelkraft erfordert und darum Frauen und Kinder von derselben ausgeschlossen sind. Der Webestuhl ist breiter und schwerer zu handhaben, als der für baumwollene und seidene Stoffe. Nun aber steht es fest, daß das Arbeitslohn, indem es das Verhältniß der nöthigen und der vorhandenen Zahl von Arbeitern ausdrückt, je nach den Bedürfnissen der untersten Klasse derselben bestimmt wird. In England geben die Weber, welche zu Hause an Stühlen weben, als die ärmste Klasse, den Maßstab. In allen Manufakturen, in denen Frauen und Kinder mit den Männern arbeiten und ein Mann die Arbeit übernimmt, die ein Kind zu Stande bringen könnte, wird derselbe nur wie ein Kind bezahlt; wo aber Frauen und Kinder von der Fabrication ausgeschlossen sind, ist das Arbeitslohn hinreichend, um die ganze Familie des Arbeiters zu ernähren. Hieraus wird klar, welch ungeheure Veränderung in Leeds die Dampfweberei hervorbringen muß. Mit der Zeit werden die Männer von der Fabrication entfernt und nur Weiber und Kinder gebraucht werden.

Die Tuch-Manufaktur, obgleich sie weniger auf die Ausfuhr angewiesen ist, als die der Baumwolle, hat doch nicht die Solidität der letzteren und ist nicht unbedeutenden Fluctuationen unterworfen. Ueberhaupt beherrscht England, was seine fertigen Gewebe anbetrifft, durchaus nicht alle Märkte, während es freilich mit seinen Gespinnsten alle Welttheile überschwemmt. Denn da der Preis der fertigen Waare von der Taxe des Weberlohns und der Genügsamkeit der Weber abhängt, so werden die flandrischen und deutschen Weber, die mit elender Kleidung und Kartoffelkost zufrieden sind, billigere Waare herstellen können, als die englischen, die mehr Energie als Geduld haben. In der Spinnerei aber, die mehr von dem mechanischen Genie, dem Speculationsgeiste und den Kapitalien abhängt, wird kein anderes Volk die Engländer erreichen. Die Deutschen verbrauchen eine ungeheure Menge englischer Wollengespinnste, während die französische Regierung in Bezug auf dieselben Prohibitivgesetze erlassen und dadurch in der That den Fabriken in Leeds, aber nicht weniger den französischen geschadet hat, die jetzt theurer verkaufen müssen und weniger beschäftigt sind. Denn beschränkende Zollgesetze sind stets zweischneidige Schwerter, die der ausländischen Industrie nicht schaden können, ohne die inländische zu gefährden.

Wir gehen zu dem Zustand der Fabrik-Arbeiter in Leeds über. Da die Wollen-Manufaktur die Haupt-Industrie der Stadt ist und die Atmosphäre weniger verunreinigt, als die Baumwollen-Fabrication, da die Arbeitszeit kürzer, der Lohn höher, die Bevölkerung weniger zahlreich ist, nicht so viele Irländer dort sind und weniger Frauen und Kinder in den Fabriken beschäftigt werden als in Lancashire, da endlich auch die Wohnungen ziemlich billig, geräumig und luftig sind, so sollte man glauben, daß die arbeitenden Klassen hier auch moralischer und glücklicher seyn müssen und die Sterblichkeit, die, ich möchte sagen, in den großen Fabrikstädten epidemisch ist, hier weniger Verheerungen anrichte. Aber die Nachlässigkeit der Polizei-Behörden und die Anhäufung von 362 Dampfmaschinen auf einem verhältnißmäßig engen Raum machen die Stadt zu einer der ungesundesten.

Nur am Sonntag sieht man in Leeds die Sonne. Während der Woche gleichen die Straßen den Gängen einer Kohlenmine; der Aire, welcher die

Stadt durchfließt, wird fast gedämmt von dem hineingeworfenen Unrath; die Luft ist dick, und die Menschen leben auf einer Anhöhe, welche die beste Gelegenheit zur Bewässerung und Ventilation giebt, wie in tiefen Gruben. Von 586 Straßen und Gassen waren vor einem Jahre erst 68 gepflastert, und Kooksasche und Koth liegen in großen Haufen vor den Häusern der Armen. Die häufigste Krankheit ist die Lungenschwindsucht und die Sterblichkeit, je nach den verschiedenen Vierteln und Beschäftigungen, wie 1 zu 23, 30 oder 36. Eine Ueberfüllung der Stadt ist durchaus nicht vorhanden, denn während man in Newcastle auf ein Haus 9 und in London 7 Bewohner rechnet, kommen in Leeds nur 4 auf ein Haus, und doch ist hier die Sterblichkeit bei weitem größer. Freilich begegnet man auch Kammern, in denen eine ganze zahlreiche Familie wohnt, deren Boden nie gefegt wird und deren Wände niemals geweißt worden sind. Dann steht in einem Winkel der Webestuhl, in einem anderen ein Schwein, während die Familie, so gut es angeht, auf einen Haufen von Lumpen niederhockt. Keiner wechselt je ein Kleidungsstück, und was die Branntweinhäuser von dem Lohne übrig lassen, wird für Brod und Kaffee ausgegeben.

In solchen Orten kann natürlich Anstand und moralisches Gefühl keine Stelle finden. Wo die Menschen wie die Thiere leben, müssen auch ihre Sitten thierisch werden; die Prostitution ist daher rücksichtslos und der Incest nicht selten in Leeds. Im Allgemeinen muß man in Rücksicht auf den moralischen Zustand die Arbeiter in zwei Klassen theilen. Die eine besteht aus den regelmäßig beschäftigten Individuen, die sich im Ganzen ehrenwerth betragen, sich mit ihrem Schicksal begnügen und, gleich ihren Maschinen, einen einförmigen Lebenslauf führen vom ersten Januar bis zum letzten Dezember. Ihre einzige Schwachheit ist, sich am Abend nach der Arbeit ein wenig zu betrinken. Dann thun sie es aber so billig als möglich und sind am anderen Morgen um fünf Uhr wieder an der Arbeit. Die zweite Klasse von Arbeitern sind diejenigen, welche erst, wenn die Fabriken sehr viele Aufträge haben, Beschäftigung finden und in den Tag hinein leben. Diese sind es, welche die Gefängnisse und Armenhäuser füllen und unter denen die niedrigste Trunksucht und die schamloseste Prostitution heimisch sind. Ueberhaupt hat Pater Mathew in Leeds den geringsten Erfolg gehabt. In seiner Suite befanden sich kaum 1500 Proselyten, die noch dazu meist Irländer waren.

Die Zahl der Verbrecher ist in Leeds verhältnißmäßig geringer als in Manchester, dagegen die Entsittlichung unter den Kindern in eben so schrecklichem Fortschritt begriffen, als dort. Das Geld, das dieselben erwerben und zu den Bedürfnissen der Familie beisteuern, macht sie von der väterlichen Aufsicht frei und nimmt ihnen jedes Gefühl von Achtung und Gehorsam gegen die Aeltern. Sie geriren sich wie Erwachsene, trinken, rauchen, spielen, halten sich Maitressen und veranstalten, da sie keine Pferderennen beschaffen können, Hundewettkämpfe. In den Branntweinstuben findet man Knaben, die nicht höher sind als der Tisch. Sie haben auch, wie in Manchester, ihre eigenen Schenken, ihre Theater und Bälle, auf denen sie in der Zügellosigkeit debütiren.

Baines, der Herausgeber des vielgelesenen Leeds Mercury, sucht trotzdem zu beweisen, daß, wie die Manufaktur-Distrikte die ackerbauenden Grafschaften geistig übertreffen, jene auch moralisch über diesen ständen. Auf dem Kontinent hat man die gleiche Frage längst entschieden und stellt daselbst die ländliche Bevölkerung in sittlicher Beziehung weit über die industrielle. In England aber ist wohl Veranlassung, zu schwanken, denn hier beginnt der Ackerbau dieselben Prinzipien anzunehmen, als die Industrie. Bei uns sieht einem Fabrik-Arbeiter physisch und moralisch nichts weniger ähnlich, als ein Bauer; in England fängt sich dieser Unterschied zu verwischen an. Der Landmann hat dort keine eigenthümliche Tracht und geht im schwarzen Rocke der Städter hinter dem Pflug her. Die Feldarbeiter sind nicht seßhaft und wandern, wie die Fabrik-Arbeiter, von Grafschaft zu Grafschaft, um Arbeit zu suchen. Ferner giebt es auf dem Kontinent, selbst da, wo der Landbesitz in wenige und große Dominien getheilt ist, fast keine Tagelöhner unter den Landleuten, sondern meist Pächter und Maier, die mit einem Antheil an den Früchten des Bodens bezahlt werden; in England dagegen ist die unabhängige Arbeit eine Ausnahme, so daß das Land so gut wie die Städte seine Proletarier hat, die in schlechten Zeiten der Gesellschaft zur Last fallen.

Der englische Ackerbau zeigt außerdem noch seine Verwandtschaft mit der Industrie in folgenden Einrichtungen. Das Kirchsprengel hat das Recht, die Kinder derjenigen Familien, die auf der Armenliste stehen, sobald sie neun Jahr alt sind, aus dem älterlichen Hause zu nehmen und, gleichviel mit oder ohne Zustimmung der Aeltern, zu einem Pächter in die Lehre zu geben, der natürlich ihre Kräfte so viel als möglich ausbeutet. Während der ganzen Lehrzeit hat der Vater keine Gewalt über sein Kind und ist oft sogar außer aller Communication mit ihm. Die Folgen dieses Systems sind dieselben, welche die zu frühe Verwendung der Kinder in den Fabriken und Kohlengruben hat. Man macht sie unabhängig von der väterlichen Vormundschaft und legt ihnen eine widernatürliche Sklaverei auf. Man gewöhnt Vater und Sohn, sich den häuslichen Lasten zu entziehen und dieselben auf das Kirchsprengel zu wälzen. Ferner miethet man in England für die Zeit der Aerndte, um dieselbe in der kürzesten Zeit zu Ende zu bringen, von einem sogenannten Bandenführer (gangmaster) große Haufen von Arbeitern und Arbeiterinnen, die derselbe nimmt, wo er sie findet und, wie eine Heerde, von einem Aufseher nach dem Aerndefelde transportiren läßt. Der Grundeigenthümer bekommt so seine Arbeit prompt und billig gethan, der Tagelöhner aber muß für so wenig Geld als möglich so viel als möglich arbeiten. Da man ferner auch hierbei die Kinder schon von ihrem sechsten Jahre an gebraucht, ihnen also alle Gelegenheit raubt, in die Schule zu gehen, und außerdem bei der Wahl der Arbeiter natürlich nicht auf Moralität, sondern auf Körperkraft sieht, so wird die Sittlichkeit unter der ackerbauenden Bevölkerung in eben so traurigem Zustande seyn, als sie es bei den Fabrik-Arbeitern ist. Wird diese Richtung, die eine unmittelbare Folge des ungeheuren Umfangs der einzelnen Grundbesitzungen ist, sich weiter entwickeln, so werden die verderbten Städte sich nicht mehr aus dem Lande rekrutiren können und die Fortschritte des Ackerbaues mit dem moralischen Falle der Bevölkerung Hand in Hand gehen.

Englands Reichthum und Macht.

(Schluß.)

Moralischer Zustand.

Der moralische Fortschritt Großbritaniens ist mit dem materiellen nicht eben Hand in Hand gegangen, vielmehr lehren die Berichte der Kriminal-Justiz: 1) daß in England und Wales die Zahl der wegen Verbrechen oder Vergehen Angeklagten seit 1800 sich verfünffacht hat; 2) daß sie in Irland von 1805—1839 sich versechsfacht hat; 3) daß sie in Schottland sich ebenfalls von 1805—1839 versechsfacht hat.

Periode.	Männer.	Frauen.	Summe.	Verurtheilt.	Zum Tode verurtheilt.	Hingerichtet.	Davon als Mörder hingerichtet.
1805—1811 . . .	3,460	1,381	4,841	2,878	375	58	9
1817—1825 . . .	11,335	2,134	13,469	9,048	1,147	88	15
1837—1841 . . .	20,736	4,684	25,420	18,383	153	11	9

Die hauptsächlichsten Thatsachen, welche sich aus der Vergleichung dieser Zahlen ergeben, sind: 1) die beträchtliche Zunahme der Angeklagten; 2) die eben so rasche Zunahme der Verurtheilten; 3) eine merkliche Verminderung der Zahl der Frauen in der Totalsumme der Angeklagten; 4) die Verminderung der Verurtheilungen zum Tode.

Die Zahl der Angeklagten ist von 1805—1841 um 502% gestiegen, während die Einwohnerzahl sich nur verdoppelt hat. Im Jahre 1805 kam 1 Angeklagter auf 2498 Seelen, im Jahre 1841 kommt 1 auf 573. Im Jahre 1805 kam 1 Verurtheilter auf 1,65 Angeklagte, im Jahre 1841 kommt 1 auf 1,38. Im Jahre 1805 ist das Verhältniß der Frauen zu den Männern in der Totalsumme der Angeklagten 1 zu 1,26; im Jahre 1841 1 zu 4,26. Im Jahre 1805 verhalten sich die Verurtheilungen zum Tode zu den anderen Verurtheilungen wie 1 zu 7,20; von 1815—1833 wie 1 zu 9,20; von 1834 bis 1841 wie 1 zu 60. Im Jahre 1805 verhielten sich die Hinrichtungen zu den Todesurtheilen wie 1 zu 31,49; im Jahre 1841 wie 1 zu 8. Endlich kommen im Jahre 1805 auf 1 Hinrichtung wegen Mordes 6 wegen anderer Verbrechen, während von 1837—1841 fast alle Hinrichtungen an Mördern vollzogen wurden.

Von der so außerordentlich angewachsenen Zahl der Angeklagten ist jedoch nicht unmittelbar auf eine mit den Anklagen in gleichem Verhältniß fortschreitende Anzahl von Verbrechen zu schließen, sondern es sind noch mehrere wichtige Nebenursachen in Betracht zu ziehen, welche nur die Anklagen, keineswegs aber die Verbrechen vermehrten; nämlich 1) die Einführung der vortrefflichen Maßregel, daß den Klägern und den Zeugen ihre Kosten und Auslagen erstattet werden; 2) die Vereinfachung des Kriminal-Prozesses; 3) die wachsende Geschicklichkeit der Polizei; 4) die Milderung der Kriminal-Gesetzgebung. Letztere zeigt sich am schlagendsten in der Versicherung Redgrave's: „Wären die im Jahre 1841 abgeurtheilten Verbrechen und Vergehen im Jahre 1831 abgeurtheilt worden, so würden wir statt 18 Todesurtheile 215 haben."

Aus einer weiteren Untersuchung der Verbrechen ergiebt sich, daß (von 1834—1841) nur diejenigen gegen das Eigenthum (Raub, Diebstahl, Hehlerei, Fälschung, Falschmünzerei u. s. w.) zugenommen, die gegen Personen aber um 3,24% abgenommen haben. Ferner lehrt eine Zusammenstellung der ackerbautreibenden Grafschaften mit den gewerbtreibenden, daß die Zahl der Angeklagten in jenen um 498, in diesen um 4996 zugenommen hat, während sich die Einwohnerzahl der ersteren nur um 55, die der letzteren aber um 908 vermehrt hat. Ueberdies beweist Porter, daß die größte Zahl der in den ackerbautreibenden Gegenden verübten Verbrechen gerade solche sind, deren Ausübung in den fabrikreichen Gegenden bei größerer Leichtigkeit größeren Vortheil verspricht.

Das Alter der Angeklagten wird in den englischen offiziellen Berichten erst seit 1836 angegeben; die nachstehende Uebersicht ist auf 100 Individuen berechnet:

Alter.	Von 1836—1839.	Von 1838—1841.
12 Jahr und darunter . . .	1,65	1,77
12 — 16 Jahr	9,78	9,89
16 — 21 „	29,13	27,82
21 — 30 „	31,61	31,40
30 — 40 „	14,68	15,20
40 — 50 „	6,81	7,12
50 — 60 „	3,19	3,11
Ueber 60 „	1,21	1,54
Unbekannt	1,88	2,14

Das Verhältniß ist also im Lauf der Jahre ziemlich dasselbe geblieben.

als traurige Thatsache stellt sich die wachsende Anzahl der jugendlichen Verbrecher (unter 16 Jahren) heraus. Von 1836—1838 wurden 6572 Knaben und 1162 Mädchen verurtheilt, und in den drei folgenden Jahren stieg die Zahl auf 7667 Knaben und 1576 Mädchen. Die Regierung hat seit mehreren Jahren diesem Uebel durch Einrichtung von Besserungs-Anstalten für jugendliche Verbrecher zu steuern versucht. Eine derselben, das Reformatory prison auf der Insel Wight, scheint günstige Resultate geliefert zu haben.

Ebenfalls erst seit 1836 wird der Bildungszustand der Angeklagten angemerkt, und zwar nach den folgenden fünf Rubriken:

Jahr.	Bildung unbekannt.	Können weder lesen noch schreiben.	Lesen u. schreiben unvollkommen.	Lesen u. schreiben gut.	Besitzen höhere Bildung.
1836 . . .	562	7,033	10,983	2,215	191
1839 . . .	636	8,196	13,570	2,461	78
1841 . . .	629	9,220	15,732	2,053	126

Von 143,591 Individuen, die in einem Zeitraume von sechs Jahren vor Gericht gestanden haben, besaßen 129,441, oder mehr als 90 %, gar keine, 696 höhere Bildung, und nur 13,474 konnten gut lesen und schreiben; unter den ersteren waren 25,334 Frauen oder 19,57 %; unter den zweiten 28 oder 4,14 %; unter den dritten 1272 oder 9,44 %.

In Schottland scheint die Kriminal-Justiz thätiger besorgt zu werden als in England. Die Ursache davon ist, daß es in Schottland ein mit der Verfolgung der Verbrechen beauftragtes öffentliches Ministerium giebt, was den Betheiligten sehr lästige Ausgaben an Zeit und Kosten spart, vor denen sie sich sonst, zum großen Nachtheil des allgemeinen Rechtsgefühls, gewöhnlich scheuen. Die Beamten des öffentlichen Ministeriums haben überdies die Verpflichtung, jedes ihnen bekannt gewordene Verbrechen sogleich zu untersuchen, ohne, wie in England, die Verhaftung des Verdächtigen abzuwarten. — Das Verhältniß der Angeklagten zur Einwohnerzahl ist günstiger, das der Frauen zu den Männern ungünstiger, das der Bildung und des Alters ungefähr dasselbe als in England, nur ist die relative Anzahl der jugendlichen Verbrecher größer.

Irland ist merkwürdig durch das wunderliche Schwanken der jährlichen Anzahl der Verbrechen und Vergehen. Ihre Summe im Jahre 1836 war 23,891; sie fiel im folgenden Jahre ohne bemerkbaren Grund auf 14,804, d. h. um 38 %; dieselbe Anzahl erhielt sich im Jahre 1838 und stieg 1839 plötzlich auf 26,392, d. h. um 67 %. — Die Zahl der jugendlichen Verbrecher ist verhältnißmäßig geringer als in England.

Korsika.

Leben und Sitten in Korsika.

Von dem französischen Deputirten Mermillod.

Zweiter Artikel.*)

Die Hochzeitsgebräuche haben in einem großen Theile von Korsika noch immer das Charakteristische aus früherer Zeit. Gewöhnlich werden die Hochzeiten Abends gefeiert: die Verwandten des Bräutigams versammeln sich bei demselben und holen mit ihm die Braut in ihrer Wohnung ab, welche diese in gleicher Weise von allen ihren Angehörigen begleitet verläßt; beide Familien begeben sich nun zum Maire, sodann in die Kirche, für deren Beleuchtung man auf das bestmögliche gesorgt hat. Während des Zuges werfen junge Mädchen der Braut Weizenkörner als Zeichen des Ueberflusses und des Wohlstandes zu, während Andere Blumen und Honig ihr darreichen, als Symbole einer heiteren und glücklichen Zukunft, und Alle ihr viel Glück und Wohlergehen und Kinder männlichen Geschlechts wünschen — buona ventura e figli maschi.

Nach der Trauung kehrt man in das Haus der jungen Frau zurück, wo eine große mit Wein, Gebäck, vielerlei Zuckerwerk und anderen Erfrischungen reich besetzte Tafel die Gäste erwartet. An diese setzen sich das junge Ehepaar, so wie die Verwandten desselben und die ältesten oder vornehmsten Personen aus der Gesellschaft. Die übrigen Gäste bleiben stehen; sobald aber jene aufgestanden, nehmen sie ihren Platz ein und theilen sich in die Ueberreste der Mahlzeit, wobei es ohne Zwang und ziemlich munter hergeht; ja es ist sogar Gebrauch, daß Jeder einige Leckerbissen für seine Familie mit nach Hause nimmt.

Am anderen Tage beeilt sich jeder der Gäste, der jungen Frau einen großen Kuchen, den sie broccio nennen und der im Geschmack unserer Mandeltorte ziemlich nahe kommt, zu schicken, so daß oft ein- bis zweihundert solcher Kuchen in dem Hochzeitshause gleichzeitig sich zusammenfinden.

Uebrigens weichen diese Gebräuche, je nach der Oertlichkeit, mehr oder weniger von einander ab, aber das Charakteristische derselben verschwindet mit jedem Tage immer mehr. Was bei den Hochzeiten von der alten Sitte treu festgehalten wird, ist, daß dabei weder Musik, noch Tanz, noch sonstige Lustbarkeiten, Spiele oder laute Vergnügungen stattfinden; man müßte denn die Flintenschüsse dahin rechnen, welche man während des oben geschilderten Zuges, vor den Fenstern des Zimmers, in welchem das Hochzeitsmahl abgehalten wird, und sogar während der Tafel, den Gästen zum Besten zu geben kein Bedenken trägt.

Die Freude der Korsen ist in der That ernst und gemessen. Unsere Lustbarkeiten und Vergnügungen haben einen etwas ausgelassenen Charakter, der nicht nach ihrem Geschmack zu seyn scheint: in dieser Beziehung sind sie keine Italiäner; und wenn nach einem alten Gebrauch während des Karnevals einige Tänze bei ihnen vorkommen, so werden diese bloß von Männern, und zwar in abenteuerlicher Frauentracht, ausgeführt, während Frauen und Mädchen darauf beschränkt sind, bloße Zuschauerinnen hierbei abzugeben.

Auch die Gebräuche bei der Bestattung der Leichen fangen an, in vielen Orten das eigenthümliche Gepräge, das sie sonst hatten, zu verlieren. Bekannt ist aus der trefflichen Schilderung von Mérimée die unheilverkündende Art und Weise, mit welcher die Leichenbegängnisse eines unter den Streichen der vendetta gefallenen Verwandten vor sich gingen, die ausgelassene und maßlose Trauer seiner nächsten Angehörigen, die von seiner Familie und seinen Freunden ausgestoßenen Flüche und Verwünschungen, die ronceri oder Gesänge aus dem Stegreif, mit welchen die Frauen seine Eigenschaften priesen und ihm Rächer zu erwecken suchten. Wir wollen uns darauf beschränken, zu schildern, wie man es hinsichtlich der Leichenbegängnisse in den weniger feierlichen Fällen zu halten pflegt, sobald nämlich der Tod kein gewaltsamer war, sondern durch die Gesetze der Natur hervorgerufen wurde.

Nach einem höchst wunderlichen althergebrachten Vorurtheil wurde eine Frau in früheren Zeiten selbst für einen solchen unter den natürlichsten Umständen eingetretenen Tod ihres Mannes gewissermaßen verantwortlich gemacht. Und wirklich sah sich die bedauernswerthe Wittwe oft der übelsten Behandlung von Seiten der Verwandten des Verstorbenen ausgesetzt; nicht selten kam es vor, daß sie nur unter den heftigsten Schlägen und ärgsten Mißhandlungen diesen Rasenden entrinnen konnte. Dieser Gebrauch sollte, wie man sagt, den Frauen gleichsam zur Warnung dienen und sie anfeuern, über das Leben und die Gesundheit ihrer Männer desto sorgfältiger zu wachen.

Diese Gewohnheit war indessen nicht allgemein verbreitet; einem anderen, dem Volke mehr zur Ehre gereichenden Gebrauch zufolge vereinigten sich die Verwandten der Familie zu dem Beschluß, einen Theil des Sonntags zu opfern, um die Wirthschaft des Verstorbenen so lange zu besorgen und fortzuführen, bis seine Kinder herangewachsen und selbst im Stande seyn würden, dieselbe zu übernehmen.

Die Leichenbegängnisse haben unter allen Umständen einen etwas theatralischen Anstrich. Kaum hat der Tod eine Wohnung heimgesucht, so wird das Feuer des Heerdes ausgelöscht und Thüren und Fensterladen geschlossen. Darauf wird die Leiche gewaschen und nach Anlegung der besten Kleider auf die Erde oder einen Tisch gelegt. Frauen, die für solchen Dienst häufig Lohn erhalten, stellen sich gleich den Klageweibern des Alterthums um den Todten herum und erheben ein Klagegeschrei, reißen sich die Haare aus und preisen seine Tugenden in Versen, die sie an ihn richten, als wenn er sie hören könnte, und in welchen sie ihn fragen, warum er die Seinigen verlassen, ob er sich etwa über Mangel an Liebe von Seiten seiner Frau oder Kinder zu beklagen gehabt habe u. s. w; bei jedem Besuch eines Verwandten oder Freundes bricht ein neues Klagegeschrei aus. Dieses, so wie das ganze Unwesen, erreicht aber den höchsten Grad, wenn die Leiche, nachdem das Gesicht enthüllt worden und jeder der Anwesenden nach der Reihe sie auf den Mund geküßt hat, nach ihrer letzten Wohnung gebracht werden soll. Da entsteht eine Art Kampf zwischen dem Geistlichen und den Weibern, welche ihn mit Schimpfreden, ja sogar mit Schlägen zurückzuhalten suchen; dieses ärgerliche Schauspiel hört gewöhnlich nicht eher auf, als bis man mit Ernst und Gewalt demselben ein Ende macht, es sey denn, daß man zur List seine Zuflucht nimmt und die Leiche verstohlener Weise fortzubringen sucht. Daß auf dem Kirchhofe dieselben Auftritte sich wiederholen, kann man sich denken.

Dieses aus einer früheren rohen Zeit sich herschreibende Verfahren findet jetzt bei allen Bewohnern des Landes, die nur einigermaßen aufgeklärt sind, durchaus keinen Anklang mehr, und ihr Beispiel oder ihr Ansehen hat schon dazu beigetragen, dasselbe in seinen Ausartungen zu beschränken und in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Dafür haben die Wohlhabenderen unter ihnen einen Gebrauch eingeführt, welcher eben so sehr der Anhänglichkeit an einen geliebten Todten die gewünschte Nahrung giebt, als er jeden Gefühlvollen anspricht und den Geschmack befriedigt.

Wenn man die über Bastia, Ajaccio und Corte amphitheatralisch sich erhebende Landschaft ins Auge faßt, so wird man am Meeresufer oder an dem sanft sich abdachenden Gebirge mitten in den Weinbergen und Orangenwäldern weiße, den algerischen Marabuts ziemlich ähnliche kleine Gebäude erblicken, welche von weitem wie geschmackvolle kleine Villa's aussehen. Dies sind die Wohnungen der Todten. Diese Gräber enthalten eine Kapelle und sind von Blumen und schattigen Bäumen umgeben. Hierher wallfahrten die Hinterbliebenen; in der Regel versehen sie diesen Ort mit Erfrischungen und Mundvorräthen, und finden so bei heißer Tageszeit Schutz und einen angenehmen Ruhepunkt, immer des Augenblicks gewärtig, der sie mit den geliebten Hingeschiedenen wieder vereinigen soll.

Wenn die alte schweizerische Gastfreiheit heutzutage nichts weiter mehr ist als eine Redensart, so ist dagegen die korsische noch eine Wahrheit. Allerdings ist diese Tugend weniger lästig in einem Lande, in welchem der Verkehr so erschwert und die Reisenden so selten sind; auch wird sicherlich und nothwendiger Weise eine bedeutende Abnahme derselben merkbar werden, sobald es den Touristen einfallen wird, diese Insel mit ihrer Gegenwart zu beglücken und zum Gegenstande ihrer Wanderungen auszuersehen; zur Zeit aber muß man den Korsen das Zeugniß geben, daß jene Tugend noch in voller Geltung, und zwar gepaart mit wahrer Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, besteht. Und

*) Vgl. Nr. 35 u. 36 des Magazins.

was würde aus dem unglücklichen Reisenden werden, wenn diese Tugend nicht geübt würde und er sich nach einem Nachtlager für Geld umsehen müßte? Denn nur in Bastia und Ajaccio findet man anständige Gasthäuser oder etwas dem Aehnliches. Wer aber die elenden Wirthshäuser in Calvi, Sartene oder Corte in Anspruch nehmen muß, ist wirklich zu beklagen. Hat der Reisende dagegen in Korsika einen Freund, nur einen einzigen Freund, so mag er übrigens noch so unbekannt und weder mit Kredit- noch mit Empfehlungsbriefen vom Kontinent versehen seyn; eine Zeile von seiner Hand genügt, um ihm überall die Pforten zu öffnen, und er wird nicht nur an allen Orten, wohin er sich auch wenden mag, eine aufrichtige und liebevolle Aufnahme finden, sondern man wird sich sogar den Gast einander streitig machen. Auch hält zu diesem Zwecke jede nur einigermaßen bemittelte Familie in ihrem Hause ein Zimmer in Bereitschaft, das sogenannte „Fremdenzimmer", das sie selbst niemals bewohnt, und das sie, zum Nachtheil der übrigen Zimmer, welche oft desto stiefmütterlicher behandelt werden, mit allen erdenklichen und mit ihren Vermögensverhältnissen nur irgend verträglichen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten für ihre Gäste ausstattet.

Mannigfaltiges.

— **Frankreich in Jerusalem.** Auffallend ist der ungemein ausführliche Bericht aus Jerusalem, den französische Blätter *) über die dortige Feier des Namenstages des Königs der Franzosen bringen. Die ganze Bevölkerung — Christen, Juden und Muselmänner — hatte sich, wie dort gemeldet wird, vereinigt, um dem 1. Mai ihre Huldigung darzubringen. Die Türken riefen: „Es lebe der Sultan von Frankreich!" die katholischen so wie die orientalischen Christen und die Juden ließen in arabischer, italiänischer und französischer Sprache den Ruf: „Es lebe der König!" ertönen. Am heiligen Grabe wurde zum erstenmale zu solcher Feier ein Hochamt gehalten; die Priester des heiligen Grabes stimmten das Exaudiat mit den Worten an: Domine, salvum fac Regem nostrum Ludovicum Philippum, und selbst der Mufti so wie der Pascha und die Efendis ließen es an Theilnahme nicht fehlen. Ersterer ließ dem französischen Konsul, Grafen von Lantivy, sagen: „daß er heiße Gebete zu Gott emporsende für das Wohlseyn des Königs und für die Erhaltung des alten Bündnisses und der engen Freundschaft zwischen den beiden Padischahs." — Vergleicht man diesen Bericht mit einem in der Revue des deux Mondes vom 1. Juni enthaltenen Artikel über die Lage der englischen und französischen Agenten in den Gegenden des rothen Meeres und des persischen Meerbusens, so wird man über die große Bedeutung, die dem Geburtstagspomp in Jerusalem beigelegt wird, nicht zweifelhaft seyn. In diesem Artikel wird nämlich Klage darüber geführt, wie sehr es der englische Einfluß dem französischen auch in solchen Ländern zuvorzuthun suche, wo, wie in Palästina und Syrien, Frankreich, als Beschützer des Christenthums im Orient, seit Jahrhunderten ein historisches Vorrecht habe. Namentlich wird auf Jerusalem hingewiesen, wo die Ernennung eines anglikanischen Bischofs augenscheinlich nur den Zweck habe, auch in religiöser Beziehung Macht und Einwirkung zu bekommen, wie sie bisher nur Frankreich und nächst ihm Oesterreich geübt habe. Der 1. Mai hat also diesmal als Gelegenheit dienen müssen, darzuthun, daß der alte französische Einfluß, und zwar nicht bloß auf die katholischen und orientalischen Christen, sondern auch auf die Juden und Muselmänner Jerusalems, noch ungeschwächt sey.

— **Die katholische und die anglikanische Kirche in Irland.** Das britische Parlament ist neuerdings über den in jeder Session vorkommenden Antrag, die übertriebene Dotation der anglikanischen Kirche in Irland zum Besten der katholischen etwas einzuschränken, zur Tagesordnung geschritten. Sir Robert Peel erinnerte daran, daß bei der vor nunmehr funfzehn Jahren bewilligten Emancipation der Katholiken ausdrücklich stipulirt worden sey, es dürfe in den Verhältnissen der bestehenden Kirchen nichts geändert werden. Auch hätten ja die katholischen Kirchen Irlands selbst erklärt, daß sie keine Besoldung vom Staate annehmen würden. Letzteres ist allerdings wahr, bezieht sich jedoch eben nur darauf, daß sie keine andere Dotation verlangen, als diejenige, deren Lasten ihre Pfarrkinder jetzt schon zum Besten einer anderen Kirche tragen müssen. Um von diesem Mißverhältnisse einen Begriff zu bekommen, braucht man nur zu erwägen, daß die Protestanten ungefähr den zehnten Theil der irländischen Bevölkerung, also 800,000 Seelen bilden, und daß die Einkünfte der Geistlichkeit dieses Bevölkerungstheiles die ungeheure Summe von 650,000 Pfd. Sterl. (4,400,000 Thaler) betragen. Es ist dies mehr als die Hälfte dessen, was das katholische Frankreich für die Bedürfnisse des Kultus von 30 Millionen Einwohnern seiner Geistlichkeit bewilligt. Während in Frankreich, wenn man das Verhältniß der Dotation zur Anzahl der Glaubensgenossen zum Grunde legt, die katholische Geistlichkeit ungefähr einen Franc vom Kopf erhält, bezieht die anglikanische Geistlichkeit in Irland 21 Fr. vom Kopf. In keinem anderen europäischen Lande findet sich ein solches Mißverhältniß, und zwar auch nicht in dem eigentlichen England. Die anglikanische Bevölkerung von England und Wales beträgt ungefähr 14 Millionen Seelen, welche zwei Erzbischöfe, 14 Bischöfe und 10,701 Kirchspiele zählen; die 800,000 Anglikaner Irlands besitzen dagegen ebenfalls 2 Erzbischöfe, 10 Bischöfe und 2500 Kirchspiele. Von den beiden irländischen Erzbischöfen hat der von Armagh ein jährliches Einkommen von 17,000 Pfd. (115,000 Thaler). Der Bischof von Derry bezieht 14,000 Pfd. (95,000 Thaler) und einer der am schlechtesten ausgestatteten irländisch-anglikanischen Bischöfe, der von Clonfert nämlich, 3000 Pfd. (20,000 Thlr.) jährlich. Dagegen leben die angesehensten katholischen Bischöfe Irlands, und zwar nur durch die freiwilligen Beiträge ihrer Diözesanen, von 5 bis 600 Pfd. (3300 bis 4000 Thlr.) jährlich. Bekannt ist übrigens auch, daß in sehr vielen Fällen die anglikanischen Pfarrer Irlands bloße Sinekuren sind, so daß es z. B. 41 große Sprengel mit Gehalten für anglikanische Geistliche giebt, in welchen nicht ein einziger Anglikaner lebt, und in 157 anderen Sprengeln sind zwar einzelne Anglikaner, aber keine Geistlichen ihrer Konfession angesessen.

— **Naturwissenschaftliche Notizen aus Paris.** Der bekannte akademische Berichterstatter des Journal des Débats, Dr. Alex. Donné, welcher auf Amici's, des berühmten florentinischen Physikers, Anwesenheit in Paris hinweist, macht zugleich auf ein neues Mikroskop aufmerksam, das Herr Amici angefertigt und welches alle bisher bekannten Instrumente dieser Art übertrifft. Dem italiänischen Gelehrten ist es nämlich gelungen, eine zwölfhundertmalige Vergrößerung mit einer Deutlichkeit und einem Lichte herzustellen, wie sie den besten Pariser Mikroskopen schon bei einer sechshundertmaligen Vergrößerung abgehen. Herr Amici, bereits unter Napoleon's Herrschaft über Italien als Astronom und Optiker ausgezeichnet, ist auch Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Friedensklasse des Ordens pour le Mérite, gehört jedoch dem französischen Institut noch nicht an. Mit dieser Anzeige verbindet Herr Donné eine Notiz über einen jüngeren Gelehrten, dessen geistvolle Anwendung des Mikroskopes auf das Studium der Naturgeschichte der organischen Wesen in ihrem normalen und in ihrem kranken Zustande, sowohl in der Schweiz als in Frankreich, Aufmerksamkeit zu erregen beginnt. Es ist dies Herr Dr. Lebert, Brunnenarzt zu Lavoy und Vor im Kanton Waadt und — wie wir hinzufügen können — ein in Berlin gebürtiger Zögling deutscher Universitäten. Derselbe hat bereits gemeinschaftlich mit Herrn Professor Prévost in Genf mehrere treffliche Denkschriften über die Bildung der Blutumlaufsorgane so wie über die des Blutes selbst herausgegeben und ist jetzt im Begriff, ein großes Werk unter dem Titel: „Recherches cliniques et microscopiques de physiologie médico-chirurgicales" erscheinen zu lassen, welches die Frucht der umfassendsten mikroskopischen Beobachtungen des thierischen Organismus vom Embryo an bis zu den komplizirtesten Krankheits-Erscheinungen ist.

— **Die Radikalen und die Deutschen in den Vereinigten Staaten.** Der bekannte in Amerika akkreditirte englische Staatsmann und Schriftsteller Herr Featherstonhaugh hat kürzlich eine Reise durch die Vereinigten Staaten beschrieben, die in mancher Beziehung unsere Aufmerksamkeit verdient. **) Herr Featherstonhaugh behauptet nämlich, der jetzige tobsüchtige und gewaltthätige, weder die Sittlichkeit noch die wahre Freiheit fördernde Geist in einem großen Theile der Vereinigten Staaten schreibe sich lediglich von der Zeit her, wo das „allgemeine Stimmrecht" (das bei der Gazette de France und den britischen Radikalen in so großem Ansehen stehende „Suffrage universel") die Macht des von jedem Demagogen leicht für sein persönliches Interesse zu gewinnenden Pöbels an die Stelle des Einflusses von Intelligenz und Besitzthum gebracht habe. Wir werden in einem größeren Artikel auf dieses Buch zurückkommen, können jedoch nicht umhin, eine Bemerkung des Verfassers zu rügen, die auf dessen von nationalen Vorurtheilen begränzte Ansicht hindeutet. Am Schlusse seiner Einleitung spricht nämlich Herr Featherstonhaugh die Hoffnung aus, daß diejenigen Staaten, die sich jetzt weigern, den Verpflichtungen ihrer Gläubiger nachzukommen, so ehrenhaft seyn würden, ihren Entschluß bald zu ändern. In dieser Beziehung sagt er dann im weiteren Verlaufe des Werkes von dem reichsten Staate der Union: „Das unehrenhafte Benehmen Pennsylvaniens hinsichtlich der Nichtbezahlung seiner Schulden darf man mit Recht den dort sehr zahlreichen Deutschen beimessen." Worauf begründet sich dieses „mit Recht?" Die Deutschen in Pennsylvanien sind meistens Landleute, Schafzüchter und Jäger, von denen immer gesagt wird, daß sie sich um die Politik wenig kümmern, und gerade diese sollten den Staat zurückhalten, seinen Verpflichtungen nachzukommen? Sehr richtig bemerkt die Londoner Literary Gazette: „Es wäre doch in der That sehr merkwürdig, wenn eines der ehrlichsten Völker Europa's unter dem Einflusse des amerikanischen Klima's zu einer Vereinigung von Schurken würde!"

*) Man vgl. das Journal des Débats vom 21. Juni.

**) Excursion through the slave states from Washington on the Potomac to the frontiers of Mexico; with sketches of popular manners and geological notices. By G. W. Featherstonhaugh.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Sechsundzwanzigster Band.

Juli bis Dezember.

1844.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Juli: Die Memoiren des Marquis von Pombal (Das Erdbeben von Liſſabon. — Die Verſchwörung der Tavoras). 81.

November: Coſta Cabral und ſeine Ordonnanzen. 136.

Spanien.

Juli: Die kleinen Journale in Spanien. 83. — Zur Geſchichte Don Juan's in Spanien und in anderen Ländern. 84. — Die Wiederbelebung der Wiſſenſchaften in Spanien und der Einfluß Frankreichs auf dieſelben. 90.

Auguſt: Die neueſte ſpaniſche Literatur. 94.

Oktober: Gibraltar und ſeine Bevölkerung. 123. — Der Renegat Ripperda. 128. — Reiſebilder aus Spanien. Von Edgar Quinet. I. Die Reiſe nach Madrid. 131.

November: Reiſebilder aus Spanien. Von Edgar Quinet. II. Madrid. 132. — III. Die Stiergefechte. 137. — Calderon. 141.

Frankreich.

Juli: Die Univerſität und die Geiſtlichkeit. 79. — Leben und Sitten in Korſika. Von dem franzöſiſchen Deputirten Mermilliod. 79. — Neue Darſtellung des Aufruhrs in den Cevennen. 80. — Der Aufſtand der Seiden-Arbeiter in Lyon. Nov. 1831. 82. — Neuigkeiten auf dem Gebiete der angewandten Phyſik (Luftballons aus Kautſchuk und Kupferblech. — Luftlokomotiven. — Schießpulver, das nicht explodirt). 82. — George Sand, eine Charakteriſtik. 88. — Thiers über den Sekundär-Unterricht und die Philoſophie. 89.

Auguſt: Kanäle und Eiſenbahnen. Von E. Teiſſerenc. 99.

September: Die Popularität Jasmin's, des Wiederherſtellers der Poeſie der Troubadours. 107. — Die mediziniſchen Einrichtungen in Frankreich und Italien. 112. — Savigny's Ideen in Frankreich. Von Pascal Duprat. 113.

Oktober: Der gegenwärtige Stand der franzöſiſchen Induſtrie (I. die Gewerbe-Ausſtellung, ihre Vortheile und Nachtheile. — II. Die Elemente der Induſtrie. — Das Eiſen und deſſen Verarbeitung. — III. Frankreichs vornehmſte Ausfuhr-Erzeugniſſe in Metall-Arbeiten, Glas, Porzellan und chemiſchen Produkten. — IV. Frankreichs Handel und Induſtrie in ihren Beziehungen zum Ausland. — Seiden-, Wollen-, Leinen- und Baumwollen-Fabrication. — V. Antheil der Geſetzgebung an der Landes-Induſtrie.) 118—121. — Eine neue Ausgabe von Händel's Werken in Frankreich. 121. — Eine Sängerin des achtzehnten Jahrhunderts. 123. — Die deutſche Gewerbe-Ausſtellung. 124. — Erinnerungen an Bichat. 125. — Die innere Organiſation des franzöſiſchen Unterrichtsweſens. 129.

November: Die Sparkaſſen, mit beſonderer Rückſicht auf die in Paris. 132. — Franzöſiſcher National-Verein zur Abhülfe der arbeitenden Klaſſen. 134. — Charles Fournel's Gedichte. 136. — Die Kunſt, die geiſtigen Fähigkeiten nach den Formen der Hand zu beurtheilen. 141. — Das Mikroſkop im Dienſte der Medizin. 142. — Die Kinder der arbeitenden Klaſſen in Paris. 144. — Die modernen Troubadours. 144.

Dezember: Die Erziehung der Taubſtummen in Paris. 149. — Ueber den Zuſtand der Fabrication in Mülhauſen. 150. — Ein berühmter Roman. 152. — Ueber Spar- und Verſorgungskaſſen. 152. — Jules Janin über den galliſchen Rhetor Auſonius. 155. — St. Marc Girardin über das Gefühl der Bewunderung. 156. — Neue Beobachtungen bei der Gasfabrication (Verbeſſerung der Gasröhren. — Das Gas-Ammoniak, ein treffliches Düngmittel) 156.

Italien.

Juli: Die deutſche Sprache an der italiäniſch-tyroler Gränze. 81.

Oktober: Leben und Meinungen des Dichters Leopardi. 130.

November: Niccolini's „Arnaldo da Brescia". 133. — Eine Stimme aus Neapel über einige gelehrte Geſellſchaften in Berlin. 135.

Dezember: Die Kunſt-Ausſtellung in Mailand. 146. — Der Verein zur Beſſerung entlaſſener Sträflinge in Mailand. 147. — Bericht über den induſtriellen Zuſtand Mailands. 153.

Holland und Belgien.

Auguſt: Niederländiſche Dichter. Von Louiſe von Ploennies. 93. — Holländiſche Marinebilder. Von Heinrich Smidt. I. Nordiſche Wirren. 102. — II. Die Schlacht vor Kronborg. 104.

September: Holländiſche Marinebilder. III. Nach der Schlacht. 106. — IV. Fortgang des nordiſchen Streites. 108. — V. Die Feſte vor Amal. 113. — VI. Im Oreſund. 115. — VII. Vor Kierteminde. 117.

Oktober: Holländiſche Marinebilder. VIII. Der Ritterſchlag. 119. — Vlaemiſche Märchen. I. Das Märchen von Dreizehn. 126. — II. Vom Tiſchtuch, Stock, der Geige und dem Mantel. III. Von unſerm Herrn zu Sankt Peter. 130. — Frau Louiſe von Ploennies in Belgien. 131.

November: Ueber die Schriftſteller Gents und die vlaemiſche Bewegung. Von Louiſe von Ploennies. 137.

Dezember: Vlaemiſche Dichter. Von Louiſe von Ploennies (J. J. de Laet). 148.

Schweiz.

Auguſt: Der Einfluß der Sonnenflecken auf die Temperatur der Erde. 103.

November: Einweihung von La Harpe's Denkmal. 136.

Dezember: Die Schweizer Geſchichtsforſcher. 147.

England.

Juli: Georg Brummel, der letzte Dandy aus der Zeit Georg's IV. 79. — Einiges aus Porter's engliſcher Statiſtik (Elementarſchul-Unterricht. — Briefpoſt. — Zeitungsſtempel). 82. — Ueber Gedächtniß oder die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen. 84. — Der Poetenwinkel in der Weſtminſter-Abtei. 91.

Auguſt: Die Provinzialismen der engliſchen Sprache. 96. — Birmingham und ſeine Induſtrie (I. Die Vortheile der kleineren Fabrication. II. Birmingham und ſeine Nachbarſchaft). 97 und 100. — Ueber das Erzgeburtsrecht und die Majorats-Geſetze in England. 98. — Das junge England. 101. — Etwas über Gifte und Vergiftungen. 102.

September: Notizen über das Privatleben der engliſchen Großen im dreizehnten Jahrhundert. 109. — Martin Chuzzlewit und das Darſtellungstalent des Herrn Dickens. 110. — Zur Geſchichte der wichtigſten abergläubiſchen Meinungen und Speculationen (I. Aſtrologie, Alchymie, das Roſenkreuzerthum. — II. Gottesurtheile und Hexen-Prozeſſe). 111 und 115. — Elektriſche Telegraphen. 114.

Oktober: Sidonia, ein jüdiſcher Banquier des 19. Jahrhunderts. Nach dem „Coningsby" von Benj. d'Israeli. 122. — Ueber den Zuſtand der Muſik in England (Privat-Mittheilung aus London). 124. — Phyſiologie des britiſchen Parlaments (I. Das Unterhaus. — II. Das Oberhaus). 125 und 128. — Cromwell's Charakter, nach Robert Southey. 127.

November: Prof. Beneke's Erziehungs- und Unterrichtslehre. 138. — Ueber den Werth und das Weſen des engliſchen Geſchwornengerichts. 139. — Theodor Hook. 142.

Dezember: Eine Apologie Richard's III., Herzogs von Glouceſter und Königs von England. 145. — Eine Schrift zu Gunſten des beſtehenden Fabrik- und Maſchinenweſens. 148. — Richard Lalor Sheil. 149. — Zur Geſchichte des Blitzableiters. 150. — Die hiſtoriſchen Phantaſieen des

jungen Englands. 153. — Zur Geſchichte der Eiſenbahnen in England. 154. — Spazierreiſe von Athen nach London. 155. — Umriſſe einer Geſchichte der Natur. 156.

Dänemark.

Dezember: Chriſtian Winther's „Beichtſtuhl". 151.

Schweden.

Dezember: Der Amaranten-Orden (Aus Anders Fryxell's „Königin Chriſtine"). 156.

Polen.

Juli: Die polniſchen Emigranten im Jahre 1843. 80. — Aus dem galiziſchen Podolien. 83. — Das Slawenthum in Schleſien und der Kaſchubismus. 91.

Auguſt: Albrecht, Bintras und Towianski oder die Propheten des Jahres 1842. 93. — Der Berliner Lehrſtuhl für ſlawiſche Literatur. 95. — Anfänge der Buchdruckerkunſt in Polen. 99. — Ein Brief George Sand's an Adam Mickiewicz. 105. — Antiquitäten-Sammlungen im Großherzogthum Poſen. 105.

September: Polniſche Literatur. Lelewel. 106. — Ueber Ariſtokratie, Liberalismus und Demokratie in Polen. 110. — General Kopec und die Tſchukiſchen. 117.

Oktober: Bartolomiej Nowodworski. 120. — Der Frohndienſt der großen Welt. 126.

November: Ludwig Kropinski. 143.

Rußland.

Juli: Nothwendige Berichtigung. 86. — Ruſſiſche Sagenbilder von Wilhelm Müller. 87. — Der gegenwärtige Zuſtand der ruſſiſchen Marine. 91.

September: Das Paſſiren der Linie. 109. — Die Bäder des Kaukaſus und die Tſcherkeſſen. 111.

November: Die Minen des Ural. 135.

Ungarn.

November: Wanderungen in Ungarn. 133.

Griechenland.

Auguſt: Neuere Forſchungen des franzöſiſchen Archäologen, Herrn Le Bas. 92. — Zur Geſchichte der griechiſchen September-Revolution. 100.

Syrien.

November: Eine Reiſe durch die Wüſte von Gaza. 144.

Arabien.

Oktober: Kariſch oder Koraiſch? 129.

Perſien.

Auguſt: Chodzko über das perſiſche Theater. 103.

Buchara.

November: Colonel Stoddart, Capitain Conolly und Dr. Wolff. 140.

Oſtindien.

Juli: Orientaliſche Gräuelſcenen. 85. — Indiſche Skizzen. I. Das brahmaniſche Lyceum in Poonah. 88. — II. Das Reich der Mahratten. 90.

Auguſt: Indiſche Skizzen. III. Eine Winterreiſe an der Weſtküſte. 92.

September: Hitopadeſa. 115. — Der Sipahi. 116.

Oktober: Indiſche Gedichte in deutſchen Nachbildungen von A. Höfer. 118.

Java.

Juli: Aus dem Tagebuche eines Deutſchen auf Java. I. Batavia. 87. — II. Das alte Batavia. — III. Weltevreden und Umgebung. 94. — Der frühere und der jetzige Gottesdienſt auf Java. I. Brahmanismus und Buddhismus. 105. — II. Mahammedanismus und Chriſtenthum. 106.

November: Javaniſche Nationalfeſte. I. Ein Tigergefecht. — II. Ein Fiſchzug. 138. — III. Jagd. — IV. Theater und Tänzerinnen. 139. — V. Spiele, Gaukler, Volksgebräuche, Aberglauben. 140.

China.

November: Die ſtädtiſchen und Hof-Beamten in Peking. 143.

Dezember: Die Civil- und Militair-Behörden der chineſiſchen Provinzen. 145.

Aſien.

November: Die Sage vom Theophilus. 137.

Marokko.

Auguſt: Bilder aus Marokko. I. Das Harem eines Mauren. — II. Orientaliſcher Aberglauben. — III. Mauriſche Heilige. 93. — Ueber die Bevölkerung Marokko's und die Chancen eines Krieges mit Frankreich. 97. — Bilder aus Marokko. IV. Ein arabiſches Gaſtmahl. — V. Der Weibermarkt. — VI. Eine mauriſche Religionsfrage. 101. — VII. Die Vollziehung eines Todesurtels. 104. — VIII. Abreiſe aus Tanger. — IX. Mauriſches Landvolk. — X. Ankunft in Larasch. 107.

November: Religiöſes und geiſtiges Leben in Marokko. 135.

Algerien.

Auguſt: Die mauriſchen Aerzte in Algerien. 98.

Aegypten.

September: Mehmed Ali und ſeine Verdienſte um die Buchdruckerei in Aegypten. 112.

Nord-Amerika.

Juli: Nordamerikaniſche Sagen (Der rothe Schwan). 89.

September: Eine Reiſe in den Weſten. 108. — Aus den Schilderungen der ſüdlichen Unionsſtaaten von Featherſtonhaugh. 112.

Oktober: Zur See und zu Lande, von J. Fenimore Cooper. 129.

Dezember: Gregg's Reiſe durch die Prairies von Nord-Amerika. 148. — Religions-Zuſtände in den Vereinigten Staaten (Sektirer, Mormonen und Atheiſten). 151. — Ein Beſuch in Bordentown beim Grafen Survilliers. Von einem Amerikaner. 151.

Texas.

Oktober: Ein Ausflug nach Texas. 119.

Mexiko.

September: Die mexikaniſchen Indianer. I. 116.

Oktober: Die mexikaniſchen Indianer. II. Scenen aus Chinantla. 118. — III. Scenen aus dem Lande der Mazatekken. 122.

November: Mexikaniſche Reiſe-Abenteuer. Von Platon v. Tſchichatſchev. 139.

Süd-Amerika.

Juli: Die Freiſtaaten vom Rio de la Plata. I. Montevideo. 85. — II. Buenos-Ayres. 86.

Braſilien.

Auguſt: Braſilien im Jahre 1844. I. Rio-Janeiro. 96.

September: Braſilien im Jahre 1844. II. Ein Ausflug in das Innere. 106.

Oktober: Der Diamanten-Diſtrikt in der Provinz Minas-Geraës. 120. — Bahia und der Negerhandel in Braſilien. 128.

November: Umſchau in Rio-Janeiro. 141.

Geſellſchafts-Inſeln.

November: Ein engliſcher Bericht über die Ereigniſſe auf Tahiti. 134.

Bibliographie.

Frankreich: 81.

England: 97. — 98.

Holland: 124.

Schweden: 107.

Mannigfaltiges.

Juli: Napoleon's letzte Unterhaltung mit Karl Johann. 79. — Karl Johann's letzte Worte. 79. — Fredrika Bremer. 79. — Der ewige Jude von Eug. Sue. 80. — Die Carbonari-Pläne von 1831. 80. — Eisenbahn-Actien und Staatspapiere. 81. — Pariser Honorare. 81. — Ein jüdisches Parlament. 81. — Literarisches Eigenthum — auch auf fremdem Boden? 82. — Shakspeare's Krug. 82. — Bonaparte gegen den Pauperismus. 83. — Frankreich und Marokko. 83. — Der Herzog von Montmirail. 84. — Ausstellungs-Kongresse. 84. — Hoheit und Durchlaucht. 85. — Slawische Vorlesungen in Breslau und Berlin. 85. — Europäische Celebritäten in Amerika. 85. — Chinesische Waarenanpreisung. 85. — Paganel über Preußen. 86. — Literarische Geschäfte en gros. 86. — Berichte über die palästinensischen Juden. 86. — Politische Reden. 86. — Wörterbuch von Schuster und Regnier. 87. — Ein Legat von Shelley. 87. — Shakspeare-Vorlesungen. 87. — Zur Frage über das geistige Eigenthum im Ausland. 88. — Neue russische Mysterien. 88. — Die Reaction gegen Eisenbahnen. 88. — Witterungszustände in Paris. 88. — Polnische Beurtheilungen von Giesebrecht's historischen Studien der Wenden. 88. — Alexander von Humboldt's Cosmus. 89. — Fauriel. 89. — Kremer's Briefe aus Krakau. 89. — Die afrikanische Guano-Insel Itschaboe. 89. — Raphael's Geburtshaus in Urbino 90. — Hand und Fuß. 90. — Frankreichs Literaturgeschichte. 91. — Rodier's Bibliothek. 91. — Detmold's Randzeichnungen. 91.

August: Die Eisenbahn von Livorno nach Florenz. 92. — Der ewige Jude in Spanien. 92. — Der ewige Jude in Deutschland 92. — Franz Lieber und der Staats-Secretair Upshur. 93. — Pantheon und Lotto in Florenz. 93. — Berichtigung in Bezug auf die Livorno-Florentinische Eisenbahn. 94. — Alfieri's Haus in Florenz. 94. — Das Löwener Bier. 94. — Geistiges Eigenthumsrecht der Ausländer in Frankreich. 95. — Das Recht der Uebersetzungen und die Gesetzgebung darüber. 95. — Das Ausland und das Attentat vom 26. Juli. 96. — Das Jahr 1845. 96. — Deutsche Geschichtswerke in England. 97. — Englische Reiseberichte aus Deutschland. 97. — Die Juden in Ungarn. 97. — Zur Erinnerung an Alex. von Humboldt's Rückkehr aus Amerika. 98. — Die Brüder Schomburgk. 98. — Eröffnung der ersten deutschen Gewerbe-Ausstellung. 99. — Joseph Bonaparte und seine Familie. 99. — Die englischen Reviews. 100. — Nach Paris, um unser Glück zu machen. 100. — Neue Hypothese in Bezug auf die ägyptischen Pyramiden 101. — Die Sternschnuppen als Wetterpropheten. 101. — Mehmed Ali's Abdankung. 102. — Alex. von Humboldt's Dankesworte. 103. — Deutsche Dichter und Jung-Hegelianer vor der französischen Kritik. 103. — Noli me, Tangere! 104. — Der deutsche Lope de Vega. 104. — Aus Galizien. 104. Herder's hundertjähriger Geburtstag. 105.

September: Ausstellungen an der Ausstellung. 106. — Mogador und der marokkanische Handel. 107. — Polnische Literatur. 107. — Erfindung der Hängebrücken durch die Chinesen vor 1600 Jahren. 107. — Die Küste von Marokko. 108. — Fürst Lichnowsky's Portugal. 109. — Zöglinge der Pariser polytechnischen Schule in Rußland. 109. — Eine französische Weihe der Kraft. 109. — Titmarsh und Punch. 110. — Englischer Kunstverein. 110. — Pensionen auf der englischen Civilliste. 110. — Die Reisen des Fray Gerundio. 110. — Das alte Polen. 110. — Ein Engländer über das deutsche Zeitungswesen. 111. — Voß, ein hypothetischer Name. 112. — Napoleon's letzte europäische Zeilen. 112. — Ausländische Kunstwerke auf der Berliner Ausstellung. 113. — Italiänische Geschichtskritik in Deutschland. 113. — Kant, Schelling und Humboldt. 114. — Depping's Sammlung spanischer Romanzen. 114. — Die Deutschen in Rußland. 115. — Eine russische Lobrede auf die Tscherkessen. 115. — Medizinisch-topographische Skizze von St. Petersburg. 116. — Russisches Urtheil über Jean Paul. 116. — Young's Nachtgedanken. 116. — Oesterreich und der italiänische Zollverein. 117.

Oktober: Französisch-belgische Verträge. 118. — Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika. 118. — Der wissenschaftliche Kongreß in Mailand. 119. — Eugen Sue und der Ortsrichter in Möckern. 119. — Das syrische Wien und das orientalische Berlin. 120. — Herr Leclerc über die Berliner Gewerbe-Ausstellung. 120. — Zweiter Artikel des Constitutionnel über die Berliner Gewerbe-Ausstellung. 121. — Toleranz im heutigen Spanien. 121. — Fanatismus im heutigen Frankreich. 121. — Lord Brougham und Laharpe. 122. — Syrisch-Aegyptische Gesellschaft. 122. — Die Bernstein-Here. 122. — Berichtigung. 123. — Französische Puffs in Marokko. 123. — Der Kunstsinn auf der deutschen Gewerbe-Ausstellung. 124. — Chaucer in Deutschland. 124. — Gasbeleuchtung in Berlin und London. 125. — Rossini auf seinen Lorbeern. 125. — Rossini und seine Statue. 125. — Die Moskitoküste, eine deutsche Kolonie. 126. — Prof. Mitscherlich und der Stein der Weisen. 126. — Der literarische Verein in Stuttgart. 127. — Gräfin Hahn-Hahn im Orient. 127. — Italiänische Berichte über deutsche Bühnendichter. 128. — Aus Madrid. 128. — Frankreich, Deutschland und Rußland. 129. — Erlaucht, Durchlaucht und Hoheit. 129. — Das Riesen-Teleskop des Grafen von Rosse. 130. — Die Geologie und die Bibel. 130. — Ostindische Vierteljahrsschrift. 130. — Heiberg's dramatische Schriften. 131. — Das gelehrte Italien. 131. — Berühmte Bäume. 131. — Gottesdienst der russischen Gefangenen. 131.

November: Eine neue Sünde. 132. — Béranger. 133. — Akademische Ehren. 133. — Mügge's Reise in Schweden. 133. — Dlle. Jenny Lind. 133. — Ein Schreiben Ludwig's XVI. und der Seinigen. 134. — Balbi und das Pariser Annuaire des Voyages. 134. — Lebensdauer der Kriegsschiffe. 134. — Friedrich Hurter und sein Uebertritt zur katholischen Kirche. 135. — J. van den Hage's Erzählungen. 135. — Arbeiter-Unterstützungs-Gesellschaften in Italien. 136. — Afrikanische Sprachen. 136. — Die Eingebornen in Guiana. 136. — Französischer Panslawismus. 137. — Skizzen aus Konstantinopel. 137. — Capefigue's französische Geschichte im Zeitalter der Reformation. 138. — Deutsche Novellistik in England. 139. — Victor Hugo. 139. — Egmont auf der Pariser Bühne. 140. — Mickiewicz und Towianski. 140. — National-Subscription für Rowland Hill. 140. — Phosphorescenz der Körper. 140. — Die arbeitenden Klassen in Deutschland und Frankreich. 141. — Lesekabinet für die arbeitenden Klassen. 141. — Gegen Dampfkessel-Explosionen. 141. — Die atmosphärische Eisenbahn. 142. — Bücher-Sammlungen in Wien. 142. — Deutsche und italiänische Musik in London. 143. — Ein Shakspearesches Manuskript. 143. — Das Verschwinden eines Stromes in Asien. 143. — Zunftwesen im Königreich Sardinien. 144.

Dezember: Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen in Italien. 145. — Eisenbahn von Mailand nach Venedig. 145. — Land- und Wasserbedrängnisse in Italien. 145. — Bittschrift der französischen Arbeiterklassen. 146. — Nothstand in Paris. 146. — Feuilleton-Literatur. 146. — Die Berlioz'schen Konzerte. 146. — Verein von Krankenpflegerinnen in Hamburg. 147. — Shakspeare in seiner Vaterstadt. 147. — Unterlassungssünde. 147. — Jean Calas, Voltaire und Mary Lafon. 148. — Christliche Institutionen in Karthago. 148. — Kinder der Arbeiterinnen in Paris. 149. — Berliner Witze in England. 149. — Neues Weihnachtsgeschenk von Dickens. 149. — Der Chef des Claqueurs. 150. — Presse und Censur in Aegypten. 150. — George Sand und Eugen Sue vor der Assisen der Poesie. 151. — Die polnische Emigration in Paris. 151. — Deutscher Hülfsverein in Paris. 152. — Die Noth der arbeitenden Klassen in Paris. 152. — Neue Nachtpolizei in der französischen Hauptstadt. 152. — Die britische Seeherrschaft. 153. — Der Führer in London. 153. — Deutsche Literatur in Frankreich. 154. — Deutsche Literatur im Elsaß. 154. — Irischer Begriff von einem Gentleman. 154. — Naphthaisirtes Gas. 154. — Maria Stuart, eine französische Oper. 155. — N. Gretsch in Paris. 155. — Der polytechnische Verein in Paris. 156.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Dienstag den 2. Juli 1844.

Frankreich.

Die Universität und die Geistlichkeit.

Der Gesetz-Entwurf über den Sekundär-Unterricht in Frankreich, der, nachdem die Pairs-Kammer einige die Gerechtsame der Universität beeinträchtigende Aenderungen darin vorgenommen, jetzt der Deputirten-Kammer vorliegt, wird wohl in der diesjährigen, ihrem Ende entgegengehenden Session nicht mehr zur Erledigung kommen. Einstweilen hat sich jedoch die von der Kammer ernannte Kommission, zu deren Vorsitzenden Herr Odilon Barrot erwählt worden, mit der Vorberathung des Gesetz-Entwurfs beschäftigt, und nach Allem, was bisher in französischen Blättern darüber verlautete, werden nicht bloß die von den Pairs hinzugefügten Bestimmungen, wonach dem Unterrichtsrath der Universität der Staatsrath an die Seite gestellt, der philosophische Unterricht auf den Gymnasien mehr eingeschränkt und die akademische Gerichtsbarkeit aufgehoben werden soll, in der Deputirten-Kammer keine Gnade finden, sondern diese wird auch den ursprünglichen Gesetz-Entwurf, insofern darin schon manche Bestimmungen enthalten waren, welche wie Zugeständnisse an die Geistlichkeit aussehen, bedeutend modifiziren. Bereits hat Herr Thiers sich in den Büreaus auf sehr bedeutungsvolle Weise vernehmen lassen; seine Rede schließt sich entschieden den Vorträgen an, die Herr Cousin in der Pairs-Kammer gehalten, der hier fast allein der Vertheidiger der Lehrfreiheit und des philosophischen Unterrichts war, während diejenigen beiden Minister, die vermöge ihrer amtlichen Stellung — Herr Villemain als Minister des öffentlichen Unterrichts und Herr Martin du Nord als Justiz- und Kultus-Minister — zur Wahrnehmung der Rechte der Universität vorzugsweise berufen sind, sich ziemlich passiv verhielten. Die drei bedeutenden Reden, die Herr Cousin in der Pairs-Kammer gehalten, sind jetzt in einem besonderen Abdruck erschienen, und wenn es wahr ist, daß ihm, wie es heißt, von Schelling in Berlin ein schriftlicher Dank dafür zugegangen, daß er die Philosophie und die Lehrfreiheit so trefflich vertreten, so würde dies für die Sache selbst, bei dem Ansehen, das der philosophische Veteran auch in Frankreich besitzt, von großer moralischer Einwirkung seyn.

Weniger philosophisch als die Reden Cousin's, aber desto mehr mit schlagenden Argumenten ad hominem ausgestattet, war der Vortrag, den Herr Thiers über den Gegenstand in den Büreaus der Deputirten-Kammer gehalten, und der, da dort nicht die Schnellschreiber wie in den öffentlichen Sitzungen Platz nehmen, bisher nur in einzelnen Bruchstücken in das Publikum gekommen. Wir theilen daraus einige der merkwürdigsten Stellen mit, obwohl auch deutsche Zeitungen bereits — nach einer anderen Version — Mehreres darüber veröffentlicht haben.

„Ihr sagt immer", rief er der klerikalischen Partei zu, „die Jugend müsse religiös erzogen werden; sehr wohl; ich erkenne an, daß dies im Interesse der Familien und der Gesellschaft sey, aber ich habe Euch noch niemals sagen hören, daß man die Jugend auch im wahrhaften Geist unserer Zeit und unserer Institutionen, in den Gesinnungen der Vaterlandsliebe erziehen müsse, die einem großen Volke so wohl anstehen. Ja, auch ich will, daß man fromme Menschen erziehe, aber nicht minder, daß man sie zu guten Bürgern und guten Franzosen mache. Darum jedoch kümmern sich die Leute wenig, welche die Jugend den Händen der Universität entziehen wollen, um sie den Herren Jesuiten von Freiburg oder ihren Geistesverwandten in Frankreich zu überliefern. Ich gehe direkt auf das Ziel los und nenne die Sachen bei ihren Namen. Alle Eure Bemühungen laufen darauf hinaus, das Lehramt den Laien zu entziehen und den Jugendunterricht der Geistlichkeit zu übertragen. Dem aber widersetze ich mich und werde ich mich immer aus allen Kräften widersetzen. Das Wort „Unterrichtsfreiheit", das Ihr im Munde führt, ist bloß für die Gelegenheit ersonnen, um dahinter Euren eigentlichen Zweck zu verstecken. Ihr wollt uns damit ganz einfach um funfzig Jahre zurückbringen und dergestalt unvermerkt eine kleine Contrerevolution ausführen. Die französische Revolution hat Alles säkularisirt: die Gesellschaft, die Regierung, den Unterricht; sie hat Frankreich, ja ganz Europa säkularisirt, und nichts Geringeres wäre es, als ihr Werk zerstören, wenn wir den Unterricht durch geistliche Corporationen wieder ertheilen ließen.

„Ich weiß sehr wohl, was man sagen wird: man wird uns Gottlose nennen, die keine Religion in Frankreich wollen. Das sind jedoch abgeschmackte Verleumdungen, über die man sich muß hinwegsetzen können, wenn das Staats-Interesse es erheischt. Heutzutage ist es kein Verdienst mehr, von sich zu sagen, daß man den religiösen Ideen huldige; vor funfzig Jahren hätte darin ein Verdienst gelegen, jetzt aber ist es fast zur Modesache geworden. Beinahe nehme ich Anstand, zu sagen, wie ich in dieser Beziehung denke, um nicht das Ansehen zu bekommen, als folgte ich bloß einer Mode des Tages. Also ohne den Ideen des Augenblickes schmeicheln zu wollen, erkläre ich, daß mir eine glaubenvolle Nation hundertmal lieber ist, als eine glaubenlose; eine glaubenvolle ist viel angeregter, wenn es sich um Werke des Geistes, viel begeisterter, wenn es sich darum handelt, ihre eigene Größe zu vertheidigen. Hätte ich in meiner Hand diese Wohlthat des Glaubens, so würde ich sie über mein Vaterland öffnen, unter der Bedingung jedoch, daß sich mit dem Glauben die Duldung und die Geistesfreiheit verbinde, ohne welche kein wahrhaft Gebildeter heutzutage noch leben mag.

„Aber meint Ihr denn, die Jugend werde gläubig werden, wenn Ihr sie der Geistlichkeit überliefert? Ich glaube das durchaus nicht und berufe mich dabei auf ein schlagendes Beispiel. Das 18. Jahrhundert, dieses wegen seines Unglaubens so verrufene Jahrhundert, aus welchen Händen ist es hervorgegangen? Aus den Händen der geistlichen Corporationen. Und die gegenwärtige Generation, die, wie man mir zugeben wird, den religiösen Ideen viel mehr sich zuneigt, als ihre Vorgängerin — denn wenn sie auch nicht gerade gläubig, so ist sie doch mindestens achtungsvoll gegen die Religion — wer war ihre Lehrerin? die Universität! Wie kommt es nun, daß die Universität frömmere oder doch mindestens die Religion mehr achtende junge Leute liefert, als die Oratorianer und die Jesuiten? Dies kömmt lediglich daher, daß man dem Glauben der Jugend keine Gewalt anthat; die Universität hat, obwohl sie ihr religiösen Unterricht ertheilte, doch gewissermaßen ihre Freiheit geachtet und nicht einen bestimmten Zweck vorangestellt; und das Gemüth der jungen Leute, sich selbst überlassen, hat sich der Gottlosigkeit nicht in die Arme geworfen, denn das menschliche Herz, wenn es weder gedrängt noch umhüllt wird durch Prätensionen von außen, wendet sich lieber den religiösen als den entgegengesetzten Ideen zu. Stellt mir nur Professoren, wie die von Freiburg, in ganz Frankreich an, und ich verspreche Euch einen zweiten Voltaire; ja, wollte Gott, er wäre dann auch eben so verständig und geistvoll, wie der erste war.

„Und dies ist noch nicht Alles. Wenn Ihr die Jugend katholischen Priestern übergeben wollt, so werdet Ihr doch wohl nicht verlangen, daß auch die Protestanten und die Juden ihre Kinder zu ihnen schicken. Es bedürfte also eines besonderen Unterrichts für jede Glaubensgenossenschaft, und wir würden dann ein katholisches, ein protestantisches und ein jüdisches Unterrichtswesen besitzen. Auf diese Weise stellt Ihr uns die Gesellschaft wieder her, wie sie vor 1789 war, eine Gesellschaft, in welcher es statt Franzosen nur Burgunder, Provenzalen, Bretons, Flamänder, Adelige, Bürgerliche, Katholiken, Juden gab. Die französische Revolution hat diese Unterscheidungen in den Hintergrund geschoben, indem sie eine Nation aus uns machte, die denselben Geist, dieselben Rechte wie dieselben Pflichten hat. Ihr schönstes Resultat ist eben die Einheit in allen Stücken. Einheit der Verwaltung, der Finanzen, der Rechtspflege besitzen wir, also müssen wir sie auch im Unterrichtswesen haben. Und was ist die Universität anderes, als eben die Einheit des Unterrichts?"

England.

Georg Brummell, der letzte Dandy aus der Zeit Georg's IV.

Auch der Dandysmus, d. h. die Mode, die Eleganz, die äußere Form, hat ihre Helden, ihre Märtyrer gehabt; wir wollen hier das Leben eines solchen darstellen. Ernstere Leser, denen es um Reelles, wahrhaft Bedeutendes aus den Zuständen des Auslandes zu thun ist, werden vielleicht diesen Artikel überschlagen wollen, in der Meinung, daß hier nur ein lustiges Geschichtchen ohne tiefere Bedeutung zum Besten gegeben wird. Dem ist jedoch nicht so; allerdings handelt es sich hier nicht um große politische, wissenschaftliche oder künstlerische Interessen; gleichwohl ist der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, erstens psychologisch merkwürdig, zweitens ist er für die Kulturgeschichte nicht unwichtig, und drittens greift er sogar in die politische Geschichte Englands ein, insofern unser Held eine Zeit lang mit den bedeutendsten politischen Personen seiner Zeit in Verbindung gestanden und der Charakter derselben hierdurch zur Anschauung kommt.

England ist das Paradies der Dandy's; ja es giebt dort eine Dynastie von Souverainen der Mode, die mehr als ein Jahrhundert daselbst geherrscht hat und erst in unseren Tagen erloschen ist. Der Londoner Dandy ist in

Versen und in Prosa besungen worden. Bulwer und Moore haben mit Vorliebe über ihn geschrieben. Von Sir George Hewitt, aus dem Etheridge, ein komischer Schriftsteller, seinen Foppling Flutter gemacht hat, bis auf Nash, der die Bäder in Bath erfand, hat diese Dynastie einen Cyklus durchlaufen, der durch seine Lächerlichkeiten merkwürdig und für die Schneider sehr einträglich war. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts war es Wilson, ein Offizier der Armee von Flandern, der in London so viel Aufwand machte, daß man glaubte, er habe die Diamanten einer deutschen Prinzessin gestohlen, Wilson, den Law im Duell tödtete, als er von Schottland ankam. Dann erschien Fielding, welcher die alte Herzogin von Cleveland heiratete; er war der Orlando der Conversation. Edgeworth, von welchem Steele gesprochen hat, besuchte die Kaffeehäuser von Charing-Cross; er wird nur noch nebenbei genannt. Diese ganze Reihe von Königen der Mode bietet einen seltsamen Kontrast von tiefem Elend und blendenden Triumphen. Es giebt Einige darunter, die erst allmächtig geherrscht haben und zuletzt Hungers gestorben sind. Andere, welche mit der Schönheit des antiken Apoll in der Welt der Mode auftraten, haben sich nachher in lebendige Mumien von abschreckender Häßlichkeit verwandelt. Was zuerst ihr Ruhm war, wurde ihre Schmach, und ihre Trümmer schienen oft so schrecklich, daß man an den Glanz ihrer Jugend nicht glauben wollte. Aber Keiner hat alle Schicksalswechsel dieses Geschlechts mehr in sich vereinigt, als Sir George Brummell, der Enkel eines Zuckerbäckers von Bury-Street und „der letzte der Dandy's".

Man hat kürzlich seine Lebensgeschichte herausgegeben. Es ist dies eine sehr interessante Galerie, in welcher das englische high life von 1790 bis 1812 auf eine pikante Art sich abspiegelt. Ein Gentleman voll Originalität, der Capitain Jesse, hat sich zu Brummell's Homer gemacht, und man muß gestehen, daß er dieser Aufgabe vollkommen gewachsen war. Er hat sich ganz auf den Standpunkt seines Helden gestellt, d. h. er hat die Existenz eines Dandy anschaulich beschrieben. Handelt es sich z. B. um Brummell's Toilette, so drückt sich der Geschichtschreiber so aus: „.... Er widmete seine umwälzende Energie hauptsächlich der Kunst, eine Kravatte anzulegen. Damals wurden sie noch von keiner Wäscherin gesteift. Dieser Theil der Kleidung wurde überhaupt sehr vernachlässigt. Brummell zwang alle Kammerdiener zur Annahme einer leichten, farb- und geruchlosen Stärke, die er mit eigenen Händen anfertigte und zu der er dann großmüthig das Rezept hergab. Von diesem Augenblick an war die Revolution vollendet, und die Kravatten bekamen in der Toilette die Bedeutung, die man ihnen nur zu lange vorenthalten hatte."

Man kann nicht umhin, einem Geschichtschreiber Achtung zu schenken, der seine Personen mit so viel Gewissenhaftigkeit schildert. Wenige Menschen haben übrigens mehr als Brummell sowohl diese Sorgfalt des Schriftstellers als die Achtung der Nachwelt verdient. Er war ganz aus einem Stück, wie Bonaparte und Byron, mit denen er übrigens auch den Ruhm des Tages theilte. Geboren im Jahre 1778, hätte er, wie sein Vater, vermittelst der Protection des Sir Charles Jenkinson, des ersten Lord Liverpool, vom Laboratorium zu den Büreaus des Schatzes übergehen können; aber in der Schule von Eton trat schon der Charakter des Menschen so entschieden hervor, daß dadurch seine ganze Zukunft bestimmt wurde; denn durch Schultriumphe, nicht in Mathematik, im Griechischen, in Geschichte, sondern in guten Manieren, in Toilettenkünsten und durch eine große gesellige Gewandtheit deutete er schon damals den künftigen Dandy an. Offenbar giebt es ein besonderes Genie für die Uebungen des Körpers, für die Oekonomie des Kostüms, für die Kunst, das Physische oder Aeußere am Menschen zu vervollkommnen. Brummell hatte diese himmlische Gabe bekommen, und wenn Fourier ihn gekannt hätte, so würde er ihn zu dem Träger der affection hémimode gemacht haben, die im Phalanstère sechzigjährigen Junggesellen die Gunst der jüngsten Mädchen verschaffen soll.

In Eton hieß er schon the Buck, der Wüstling. Er hatte das Leben so früh als möglich gekostet: zu funfzehn Jahren war Brummell des Daseyns müde; doch statt demselben ein Ende zu machen, zog er es vor, da sein Vater ihm 30,000 Pfund hinterließ, lieber Husaren-Offizier zu werden, und trat, nachdem er Oxford verlassen, in das zehnte Regiment, das dem Prinzen von Wales gehörte. Man bemerkte sogleich an ihm, ich will nicht sagen seine Schönheit, aber nach Byron's Ausdruck eine „gewisse ausgesuchte Originalität der Toilette". Später, auf der Terrasse von Windsor, bei den Levers des Regenten, sprach man sogar von einem „Styl Brummell's".

„Seine Figur", sagt Herr Jesse, „war lang und sein Teint blond; der Schnurrbart spielte etwas ins Röthliche, was zu einem hellen kastanienbraunen Haar nicht schlecht abstach. Uebrigens hatte er in seinen Zügen nichts Feines oder Schönes; nur die Haltung des Kopfes war edel. Nie hat man auf demselben Schädel mit so viel Glück zugleich die Bestätigung und Widerlegung der Gallschen Lehren gefunden, als hier. Brummell's Stirn war prächtig, und doch war dieser Mensch nichts weniger als eine große Intelligenz; dagegen trat der Höcker der Eigenliebe oder der Selbstachtung desto stärker daran hervor."

Man hat versucht, ihn unter dem Bilde Trebeck's in Granby, einem Roman von Lister, zu malen; aber was der Roman uns nicht wiedergiebt, das war die erste pikante Begegnung des schönen Brummell mit dem Prinzen von Wales auf der Terrasse von Windsor, im Jahre 1794. Das ganze fashionable England war hier versammelt; da war Selwyn, der Herzog von Queensberry, der Marquis von Herdford, Lady Jersey, der Oberst Leigh, der General Hammond u. s. w. Der Enthusiasmus dieser Crème der Fashion war in der That groß.

„Wirklich", sagt der Capitain Jesse, „sah man so viel Geschmack in dem Ensemble seiner Toilette und so viel Vollendung im Einzelnen; man war so geblendet von der Sicherheit, Ungezwungenheit, Eleganz, ja Einfältigkeit des Menschen, einer Einfältigkeit, die auf dieser Höhe des Styls weniger ein Fehler als eine Kunst ist; man war endlich so überrascht, in einem Kinde den Instinkt wiederzufinden, der sich bei den ersten Roué's des Hofes verloren hatte, daß die Palme sich wie von selbst um seine Stirn legte, und daß, trotz der Neider, unter dem Beifall der schönen Frauen, der Prinz von Wales ihn zu seinem chevalier d'honneur erklärte u. s. w."

Es ist heute außer allem Zweifel, daß Brummell sich viele Mühe gab und daß er nicht einen seiner Siege ohne lange Studien errang. Nichts ist leicht in diesem Leben, am wenigsten die Kunst, zu gefallen, in einer so beschränkten, dürftigen Sphäre, wie es die Kultur des Aeußern ist. Die Erben von Schweitzel und Davidson in Corkstreet, die von Weston und Meyer in Conduitstreet, berühmte Schneider, denen seine Klientel Millionen eingebracht, können von den Bemühungen und Nachtwachen des berühmten Dandy erzählen. Meyer besonders hätte vielleicht Memoiren schreiben können, die eben so interessant wären, als die des Capitains Jesse: der berühmte Kleidermacher ist mit Segenswünschen für Brummell gestorben, von welchem er nie einen Shilling verlangt hatte. Was hätte nicht seine Wäscherin schreiben können! Brummell's Wäsche wurde auf dem Lande gewaschen; es war dies eine sehr wichtige Operation, an der er allerdings nicht persönlich Theil nahm, die er aber ganz und gar aus der Ferne leitete. In seiner Jugend, in dem Moment seines Triumphs, trug er nie Parfüms; in der zweiten Hälfte seines Lebens, um das Jahr 1810, ward er anderer Meinung, und der Capitain Jesse, der die sorgfältigsten Forschungen über diesen scheinbaren Mangel an Logik in dem System des Dandy angestellt, hat nichts gefunden, wodurch er gerechtfertigt werden könnte.

Damals, nämlich im Jahre 1794, war Brummell sechzehn und der Prinz von Wales sechsundzwanzig Jahr alt. Beide wurden sogleich enge Freunde, und zwar nahm ihre Freundschaft jenen seltsamen Charakter der Intimität an, daß es der Thronerbe war, der hier sich die sklavische Nachahmung des Zuckerbäcker-Enkels zur Aufgabe machte. In einigen Monaten war es dem Sohn Georg's III. unmöglich, den Sohn des Laden-Inhabers von Bury-Street zu entbehren. Damals hatte der Prinz ein kleines Haus in Hampshire, einige Meilen von London, Carnsjod genannt, das oft von Fox's Verwünschungen gegen das Spiel und von den von Sheridan improvisirten Oden an Bacchus wiederhallte. Brummell ward der gezwungene Gast dieser Orgien. Man kann sich denken, daß sein Avancement bei den Husaren rasch von Statten ging. Wir finden ihn 1796 als Capitain; er war übrigens ein sehr schlechter Offizier. Der Militairdienst scheint für Brummell nur ein Vorwand zur Uniform und eine Rechtfertigung seiner Anwesenheit bei Hofe *gewesen zu seyn*. Niemand gewiß trug besser als er jenen englischen Frack, der die Reise um die Welt gemacht hat. Auf den Paraden, bei den Uebungen zeichnete er sich nur durch Versehen aus; er gehorchte keinem Befehl, er übertrat die gewöhnlichsten Regeln der Disziplin, und gleichwohl waren alle Blicke, alle Urtheile für den verführerischen Fähnrich. Ein wahrer Murat des Boudoir, besaß er das Talent, da zu gefallen, wo Andere sich lächerlich gemacht hätten, und was unter den Militairs in einem soldatischen Lande Unwillen erregt hätte, gereichte Brummell am Hofe Georg's III. und unter den Augen der Madame Fitz-Herbert zum Ruhm.

Wie weit der noch so junge Brummell schon damals die Impertinenz trieb, eines der wirksamsten Mittel seines vorübergehenden Triumphes, zeigt folgende Thatsache. Das zehnte Regiment empfing eines Tages aus den Kriegs-Büreaus die Ordre, in Manchester zu garnisoniren. Manchester war für Brummell ein Land, wo Wölfe und Bären hausen, eine Art Tauris. Er konnte sich die Existenz außerhalb der Sphäre, in welcher Regentstreet und Buckinghampalace lag, nicht denken. Er ging also zu dem Prinzen von Wales und sagte ihm: „Sollte es wahr seyn, daß das 10te Regiment in Manchester garnisoniren wird?" — „Ja, Jemmy", antwortete der erstaunte Prinz. — „Aber Ew. Hoheit bedenken nicht, daß es mir unmöglich ist, in Manchester zu leben." — „Es ist wahr, der Minister hat daran nicht gedacht." — „Wohlan, man gebe dem 10ten Regiment eine andere Garnison." — „Aber, mein Theurer, Sie spaßen; die Armeelisten sind fertig, der Dienst für das laufende Jahr ist bestimmt." — „Es giebt mehrere Kavallerie-Regimenter in Großbritanien, aber nur einen Brummell in der ganzen Welt. Ich werde nicht nach Manchester gehen." — „Und wohin willst du denn gehen?" — „Nach Brighton höchstens." — „Jemmy, das 10te Regiment wird also nach Brighton gehen, aber du wirst England zu Grunde richten!" Bei diesen Worten brach der Prinz von Wales in ein närrisches Gelächter aus. Brummell hatte einer Grille halber die ganze Administration Englands in Konfusion gebracht.

Sein Widerwillen gegen jeden Ort, der nicht der Schauplatz seines Ruhms war, bewirkte, daß er nie den Fuß in die City setzte. Ein sehr reicher Handelsherr bat Brummell dringend um die Ehre, wenigstens ein Mal den Liebling des Prinzen an seiner Tafel zu empfangen. Jemmy hatte schon seine 30,000 Pfd. Sterl. hinreichend in Anspruch genommen, um den Werth dieser Höflichkeit und den Kredit des Kaufmanns richtig würdigen zu können. „Mein lieber Herr", sagte er ihm ins Ohr, „ich werde bei Ihnen speisen; aber um Gotteswillen, sagen Sie es Niemanden." Diese Anekdote, die vom Capitain Jesse verbürgt wird, könnte vielleicht den Glauben erregen, daß Brummell wenig Geist hatte. Er hatte im Gegentheil viel Geist, aber nur in Antworten. In dieser Hinsicht hielt seine Fruchtbarkeit seiner Impertinenz das Gleichgewicht. Es steckte in ihm Falstaff, gepfropft auf Figaro; eben dadurch hat er sich zu Grunde gerichtet.

Von 1796 ab nahm Brummell's Gunst rasch zu. Die verschwenderischsten

und aristokratischsten Schlösser Großbritaniens stritten sich, wie die Negozianten der City, um die Ehre, ihn wenigstens vierundzwanzig Stunden in ihrer Mitte zu besitzen. Er ward in Woburn-Abbey, in Chatsworth, in Belvoir, im Pavillon und bei dem Herzog von York empfangen. Diese letzte Gastfreundschaft vergaß er nie: er wurde dadurch gewissermaßen in das Innerste der königlichen Familie gezogen. Seine Dankbarkeit war um so rührender, als sie selbst die Prüfungen des Unglücks überlebte.

Als er arm und unbekannt in Calais bei einem Bücherhändler, Leleur, wohnte, ließ ihm ein Londoner Verleger durch seinen Wirth tausend Pfund für die Herausgabe seiner Memoiren anbieten. Es war zur Zeit der Allmacht des Regenten, im Jahre 1814. Wenige Bücher würden mehr Aufsehen gemacht haben; Georg IV. ward gehaßt, und der Hofnarr des Prinzen wäre der populäre Geschichtschreiber desselben geworden. Ueberdies wußte Brummell viele geheime Geschichten, und zwar solche, die nur er wissen konnte. Herr Leleur, dem er Geld schuldig war, drang sehr in ihn, den Antrag anzunehmen. Seine Verlegenheit war groß; der Regent vergaß ihn. Brummell jedoch weigerte sich. — „Ich habe", sagte er zu Leleur, „der Herzogin von York versprochen, bei Lebzeiten Georg's IV. und seiner Brüder nichts zu schreiben. Diesen Eid werde ich bis an mein Sterbebett beobachten. Ich habe kein anderes Mittel, die Güte, welche die Prinzessin ehemals gegen mich bewies, zu vergelten, und ich werde mein Wort halten."

Der Glanzpunkt in Brummell's Leben war die Vermählung des Prinzen von Wales mit Karoline von Braunschweig. Dieses Ereigniß stellte ihn mehr als je in ein vertrautes Verhältniß zu dem künftigen Monarchen, und die falsche Stellung, in der sich der Regent in Folge seiner heimlichen Verbindung mit Mistreß Fitz-Herbert befand, ermuthigte den Günstling, immer impertinenter zu werden und der englischen Gesellschaft ein Schauspiel darzubieten, das interessanter als je war. (Schluß folgt.)

Korsika.

Leben und Sitten in Korsika.

Von dem französischen Deputirten Mermillod.

Dritter Artikel.*)

Die Mäßigkeit und Genügsamkeit der Korsen ist eben so berühmt als ihre Gastfreiheit. Die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Mannes besteht in grobem Gerstenbrod, noch öfter in broccio, das ist Schaf- oder Ziegenkäse, und in ein wenig polenta, eine Art Hefenklöße von Kastanienmehl. Man kann behaupten, daß die nüchterne und einfache Lebensweise der Korsen eine der Hauptursachen ihrer geringen Neigung für Handarbeiten ist. Allerdings trägt auch ihr Stolz hierzu bei; denn sie halten es mit der Würde des Mannes für unverträglich, häuslichen Verrichtungen sich zu unterziehen oder gar fremde Aecker für Lohn zu bearbeiten. Da sie nur wenig baares Geld besitzen und wenige Bedürfnisse kennen, so beschränken sie sich darauf, nur so viel von ihrem Boden anzubauen, als zur Bestreitung ihres Unterhalts nothwendig ist; den größten Theil ihrer Aecker lassen sie als Brachland oder vielmehr als Makis liegen.

Die Makis (eine Korrumpirung des italiänischen Wortes macchia, Gehölz) sind Gebüsche von Strauchholz, das vier bis acht Fuß hoch wächst und gewöhnlich aus Erdbeersträuchen, Buchs-, Myrthen-, Lorbeer- und Mastixbäumen und großem Haidekraut besteht. Sie dehnen sich nicht nur über die Thäler und zwar oft über den schönsten Theil derselben aus, sondern ziehen sich auch an den Abhängen des Gebirges hin, die sie mit ihrer undurchdringlichen und üppigen Vegetation bedecken. Vergebens würde der Wanderer in ihnen nach einem betretenen Fußwege suchen, oder nach menschlichen Wohnungen, wenn man nicht eine hier und da einzeln stehende, wild aussehende Hütte dahin rechnen will; da ist weit und breit kein lebendes Wesen anzutreffen, außer einigen Banditen, oder Hirten, die den Ersteren nur zu oft als Kundschafter behülflich sind, oder endlich magere Viehheerden mit schwarzer und grober Haut, die selbst eben so hart gegen alle Unbilden der Witterung, als ihr Fleisch es ist für den Zahn, dem das nicht beneidenswerthe Loos zu Theil wird, es kauen und seine Kraft an demselben erproben zu müssen.

Von einem Flächenraume von 884,430 Morgen nehmen die Makis, wie man berechnet hat, zum mindesten $\frac{17}{20}$ ein. Von dem Ueberrest kommen $\frac{2}{20}$ auf die eigentlichen Waldungen und Felsen und bloß $\frac{1}{20}$ auf das wirklich angebaute Land. Diese furchtbare Ausdehnung und dieses immer weitere Umsichgreifen der Makis hat, wie man wohl denken kann, zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die an der Spitze der Verwaltung dieser Insel standen, auf sich gezogen und ihren Scharfsinn für Anwendung geeigneter Mittel zur Abhülfe in Anspruch genommen. So gab es Einige, welche zu diesem Zwecke nichts Geringeres in Vorschlag brachten, als diese Makis in Masse durch Feuer zu vertilgen; Andere, welche mit dieser Ausrottung eine Speculation verbinden und sie nutz- und gewinnreich machen wollten, riethen, dabei methodisch zu verfahren, die Verbrennung nur immer zu einem Theil und Schritt vor Schritt zu bewerkstelligen, die gewonnene Asche zu großartigen Pottasch-Siedereien zu verwenden, und so diese unwirthbaren und bisher unbenutzt gebliebenen Flächen durch das Feuer möglichst auszubeuten. Der Gedanke war neu und eigenthümlich genug, und vielleicht verdankte er es gerade diesem Umstande, daß er keinen Beifall fand; die Gefahren eines wenn auch methodisch angelegten und geleiteten Brandes waren hinreichend, um von diesem Plane abzuschrecken. Indessen hat der Korse gar nicht nöthig, zu so feinen Berechnungen und so scharfsinniger Anwendung der Industrie seine Zuflucht nehmen zu müssen, um ohne Vorwurf dieses schnelle Mittel der Urbarmachung ergreifen zu können. Fällt es ihm einmal ein, den Makis etwas Boden abzugewinnen und seine Saat über die Gränzen auszudehnen, auf welche schon seine Vorfahren sich beschränkt hatten, so ist die Arbeit nicht zu groß: erst räumt die Sense unter diesem dünnen, aber lästigen und hinderlichen Gesträuche auf, das sie fast mit derselben Leichtigkeit wie die Kornstaude durchschneidet; dann, wenn die Blätter und Stämmchen durch die Sommerhitze vertrocknet sind, vollendet ein brennender Spahn oder ein Stück Feuerschwamm die Arbeit, indem er Alles in Asche verwandelt, welche wiederum eine reichhaltige und vortreffliche Düngung gewährt. Der Bauer wirft nunmehr, ohne weiter etwas zu thun, seinen Samen auf diesen improvisirten Acker, führt die Egge ein wenig darüber hin, und kann einer außerordentlich reichlichen Aerndte versichert seyn, nur muß er natürlich jedes Jahr dieses Verfahren wiederholen; eine wirthschaftsgemäße Bearbeitung und Zurichtung seines Ackers mit Anwendung des Pfluges oder Grabeisens, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, würde man vergebens von ihm verlangen, es müßten ihm denn gar keine Makis in seiner Nähe zu Gebote stehen und die geringe Ausdehnung seines Besitzthums ihm nicht gestatten, so aus dem Vollen zu wirthschaften.

Eines der beklagenswerthesten Hindernisse der Vervollkommnung und Ausbreitung des Ackerbaues in Korsika erwächst aus dem ungesunden Klima in den dem Meere nahe gelegenen Ebenen. Und doch scheint gerade in diesen Gegenden die außerordentliche Ergiebigkeit eines Bodens, der durch seine Lage einer die Fruchtbarkeit befördernden Ueberschwemmung ausgesetzt ist, die Industrie besonders in Anspruch zu nehmen. Wer diese fruchtbare und ausgedehnte Landfläche besucht, wird einsehen, welche unermeßlichen Hülfsquellen sie der menschlichen Thätigkeit darbietet, und wie sehr die Verwaltung Ursache hat, sich die Sorglosigkeit zum Vorwurf zu machen, mit welcher sie die dortige Bevölkerung alljährlich einer Seuche zum Opfer werden läßt, welche durch zweckmäßig geleitete Arbeiten und Anstalten, die gar nicht so kostspielig sind, als man glaubt, in kurzer Zeit würde verschwinden müssen. Vorzüglich in der Zeit der Aerndte treten diese bösen Dünste ein und zwingen den Schnitter, die Ebene schleunigst zu verlassen und in die höher gelegenen Gegenden zu flüchten, wenn er nicht ein Kind des Todes werden will. Auch sieht man die Landleute noch vor Sonnenuntergang ihre dringendsten Feldarbeiten verlassen und nach ihren oft weit entlegenen Dörfern eilen; denn in den Abend- und Morgenstunden steigen ungesunde Dünste auf, die sich aus den Sümpfen entwickeln und den Keim zu Wechselfiebern verbreiten, deren Anfall selten ein gutes Ende nimmt. Die Sorge für den gehörigen Abfluß der von dem Gebirge kommenden Gewässer, die Einrichtung von Deichen gegen den zeitweisen Andrang des Meeres, der vermehrte Anbau von Pflanzungen, welche die Feuchtigkeit der Luft einsaugen, das würde die Pflicht der Regierung und das Mittel seyn, die Bewohner dieser Küstenstriche sicher zu stellen, welche sie nur ungern und gezwungen verlassen, weil ihnen hier allein die Möglichkeit geboten ist, die Elemente des Wohlstandes und des Fortschritts zu entwickeln, welche bisher nicht benutzt zu haben man ihnen unbilliger Weise zum Vorwurf macht. Es würde zu weit führen, eine Hülfsquelle ausführlich zu beleuchten, mit welcher die Natur Korsika sehr reichlich ausgestattet hat, nämlich jene unzähligen Steinbrüche von den mannigfachsten Marmorarten, von Granit, Porphyr u. s. w., welche der traurige Zustand der Straßen so uneinträglich macht, als wenn sie gar nicht vorhanden wären. Welche glückliche Zukunft kann einem Lande vorbehalten seyn, in welchem man, außer den genannten Schätzen, unter demselben Breitegrade alle möglichen Erzeugnisse aus den verschiedensten Zonen, aus der gemäßigten wie aus der heißen, antrifft; wo neben unseren Obstbäumen, unserem Weinstock, dessen Erzeugnisse nur gekannt zu seyn brauchten, um den spanischen Gewächsen gleichgestellt zu werden, der Maulbeerbaum, die Palme, der Feigenbaum, der Orangen- und Oelbaum u. s. w. eine üppige Vegetation entfalten und durch ihren außerordentlichen Wuchs in Erstaunen setzen! Während Frankreich für seine Oele und rohe Seide noch immer dem Auslande tributpflichtig ist, gehört ihm zwanzig Stunden von seiner Küste eine Insel, welche allein den ganzen Bedarf in diesen Artikeln decken würde, wenn eine einsichtsvolle Verwaltung die dort vorhandenen Fundgruben auszubeuten verstände, und welche selbst in dem jetzigen Zustande verwahrloster Kultur und vernachlässigter Industrie mindestens für fünf oder sechs Millionen Franken Oel zur Fabrication ausführt. Welche Höhe wird diese Ausfuhr erst erreichen, wenn man sich entschließen wird, sich nicht bloß auf die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens zu verlassen, sondern die Pflanzungen zu vermehren und auf eine bessere Methode im Anbau und in der Pflege derselben zu denken, um das Erzeugniß zu veredeln. Und so würde es mit allen übrigen Erzeugnissen derselbe Fall seyn.

Auch die Fischerei, welche in den Meerbusen und an der Küste von Korsika eine reichliche Ausbeute gewährt, haben die Einwohner in ihrer Sorglosigkeit und Unerfahrenheit fremder Industrie überlassen.

Der Antheil, welchen Korsika vorkommenden Falles an der Entwickelung der französischen Seemacht haben würde, ist nicht unbedeutend. Die Zahl der in die Listen aufgenommenen Seeleute beläuft sich zur Zeit auf 4257, wovon 3038 auf den Bezirk von Bastia kommen.

Bastia verdankt seiner Lage gegenüber der italiänischen Küste, welche man vom Hafendamme aus bei heiterem Himmel erblicken kann, seinem lebhaften Verkehr und der Vorliebe seiner Einwohner für das Seeleben eine Ent-

*) Vgl. Nr. 78 des Magazins.

wickelung im Handelswesen, welche sich nothwendiger Weise mit jedem Jahre steigern muß. In der That stellt es von 345 korsischen Fahrzeugen allein 368 in See, die theils zur einheimischen Schifffahrt, theils zur Küstenfahrt bestimmt sind, worunter vier Dampfschiffe sich befinden, diejenigen nicht mit begriffen, welche für Rechnung des Staats den Dienst zwischen Marseille und Korsika versehen.

Die geringe bis jetzt auf der Insel bemerkbare Thätigkeit zur See scheint sich auf Bastia zu beschränken. Mit ungefähr 14,000 Einwohnern ist diese Stadt beinahe der einzige Hafenplatz für die französische und fremde Einfuhr, und der Zoll-Ertrag hat seit zehn Jahren in einem sehr merkwürdigen Verhältnisse zugenommen.

Der Hafen von Ajaccio, mitten in dem prächtigen Meerbusen gleichen Namens gelegen, bietet bei weitem nicht den lebendigen Seeverkehr dar, wie der von Bastia. Seine Lage an der entgegengesetzten Küste der Insel ist allerdings weniger günstig und außerhalb des Handelsweges zwischen dem Orient und den italiänischen Handelsplätzen. Dafür besorgt er die Verbindung mit Afrika, und in vielen Fällen hat er den Kriegs- und Handelsschiffen, welche zwischen Frankreich und Algerien kreuzen, eine herrliche Zufluchtsstätte abgegeben. Die Stadt selbst, der Sitz der Departemental-Verwaltung, mit einer Bevölkerung von höchstens 8000 Seelen, zeichnet sich durch modernen Geschmack und Regelmäßigkeit im Baustyl aus. Schnurgerade und wohlgebaute Straßen, Spaziergänge, so weit das Auge reicht, mit Orangenbäumen bepflanzt, prachtvolle Häuser, durch dasjenige, in welchem der Kaiser das Licht der Welt erblickte, nicht in Schatten gestellt, öffentliche Gebäude aller Art in herrlichem Baustyl, ein Museum u. s. w., das sind, in Verbindung mit einem köstlichen Klima, die Reize dieses Ortes.

Auch an Mineralquellen fehlt es in Korsika nicht, obwohl sie in Europa beinahe unbekannt sind; und zwar sind sie nach der chemischen Analyse gehaltreicher, als viele sonst berühmte warme Mineralwässer. Unter anderen nennt man die Bäder von Caldaniccia, welche vielleicht die von Vichy an innerer Güte übertreffen, die Quellen von Guagno, Petricola, Orezza, welche von einer Menge von Kranken aus den verschiedensten Gegenden der Insel und selbst Italiens besucht werden.

Obwohl Korsika ausnahmsweise von indirekten Steuern befreit ist, und die direkten im Vergleich mit dem Departement Lozère (das ihm in dieser Hinsicht am nächsten kommt) in dem Verhältniß von 1 Frank 20 Centimes zu 3 Fr. 44 C. stehen, so hat doch seit einigen Jahren die Gesammt-Einnahme außerordentlich zugenommen, und man ist zu der Annahme berechtigt, daß der Zeitpunkt näher ist, als man glaubt, wo die Einnahmen endlich mit den Ausgaben ins Gleichgewicht kommen werden, welchen letzteren der Mutterstaat bis jetzt mit einem bedeutenden Zuschuß zu Hülfe kommen muß, der sich vor kurzem noch auf mehr als fünf Millionen Franken belief.

Ohne in das Spezielle einzugehen und bloß um eine allgemeine Uebersicht zu geben, sey hier erwähnt, daß vor dem Jahre 1831 die Gesammtsumme der erhobenen Steuern 353,833 Fr. nicht überstieg, während sie sich im Jahre 1842 bis zu 1,025,403 Fr. steigerte, den Ertrag der Kommunal- und Departemental-Auflagen ungerechnet. Und was noch mehr sagen will: die Zahl der Patente, welche 1831 nur 4050 betrug, erreichte 1842 die Höhe von 6716.

Das Ergebniß unserer genaueren Beleuchtung und Darlegung des moralischen und physischen Zustandes von Korsika kann nur ein günstiges seyn, und man wird diesem Lande in jedem Betracht eine glückliche Zukunft prophezeien müssen. Die Keime seines zunehmenden Wohlstandes sind beinahe erst seit dem Jahre 1830 zu einer kräftigeren Entwickelung gekommen; vorher war von einer solchen wenig wahrzunehmen, denn weder das Kaiserthum noch die Restauration hatten für dieses Land etwas Wesentliches gethan. Mit der Juli-Revolution aber hat in der That eine neue Aera für Korsika begonnen; und wenn man in Betracht zieht, wie jede Reform besonders anfangs mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat; wenn man bedenkt, daß selbst die vom Mutterlande zugeflossenen Unterstützungen die beabsichtigte Wirkung nicht immer erreichten, indem sie auf Hindernisse stoßen mußten, die in der Natur der Menschen oder Verhältnisse begründet waren; daß endlich dem Erfolge der diesem Departement bewilligten Zuschüsse durch die Unerfahrenheit oder Unredlichkeit der mit ihrer Verwendung Beauftragten, so wie dadurch, daß man sie überhaupt nicht auf das Beste und Nutzbarste anzulegen verstand, beträchtlicher Eintrag geschehen ist, so wird man einsehen, daß man von den unter solchen ungünstigen Umständen erlangten Vortheilen auf die zukünftig zu hoffenden keinen Schluß ziehen kann; bei einer weisen Benutzung der Vergangenheit werden diese, so zu sagen, in einer mathematischen Progression zu nehmen und wird eine um so zufriedenstellendere und glänzendere Zukunft zu hoffen seyn. Die zur Zeit unbestreitbar schon gewonnenen Vortheile bestehen in der gänzlichen Umwandlung und Veredlung der Sitten der Einwohner, in den Fortschritten des Volksunterrichts, in der Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes durch Ausbreitung der Kultur, Erhöhung des Werths von Grund und Boden und Belebung des Handels und der Schifffahrt. Frankreich befreie jene weiten Ebenen, welche für den Staatsschatz wie für die Einwohner die Quelle ungeahnter Einnahmen werden könnten, von den ungesunden Ausdünstungen der stehenden Gewässer, durch welche sie unwirthlich und unnutzbar werden; es vollende jene mit so großen Kosten angefangenen Kunststraßen, deren hier und da zerstreut liegenden Bruchstücke für den Verkehr ohne Nutzen, dem Lande aber eine Last sind; es erneuere oder beendige die herrlichen Häfen, mit welchen die Natur jene Küsten ausgestattet hat, und in wenigen Jahren wird es für seine Opfer und Anstrengungen reich belohnt sich sehen, was schon jetzt der Fall seyn würde, wenn diese immer nur darauf berechnet gewesen wären, eine Besitzung dauernd an das Mutterland zu fesseln, von welcher aus es seine Küsten beschützen, auf ganz Italien einen bedeutenden Einfluß gewinnen und sich zum Herrn des Seeweges nach Aegypten, nach dem adriatischen Meere und dem Orient aufwerfen kann.

Mannigfaltiges.

— **Napoleon's letzte Unterhaltung mit Karl Johann.** In den von Professor Erik Gustav Geijer verfaßten „Personalien" Karl's XIV. Johann, Königs von Schweden und Norwegen, die bei dem feierlichen Leichenbegängnisse desselben am 26. April d. J. in der Ritterholmskirche zu Stockholm von der Kanzel verlesen wurden und die an eben so treffenden als freimüthigen Bemerkungen über den verstorbenen Monarchen reich sind, lesen wir unter Anderem Folgendes über dessen letzte Unterredung mit Napoleon:

„Die auf den Fürsten von Ponte-Corvo gefallene Wahl zum Kronprinzen von Schweden war vom Kaiser weder bewirkt noch begünstigt worden. Er hat dies selbst gestanden — gestanden, daß die Wahl für ihn in mehr als Einer Beziehung mit Gefahren verbunden sey, und daß er ein Opfer bringe, indem er ihr beipflichte. Napoleon brachte dieses Opfer einem Prinzipe: ein Volk hatte einen Helden auf seinen Thron berufen, und durch die Wahl des Volkes trug er ja selbst seine Krone. Zum Prinzen sagte er: „Sie werden nicht glücklich; die Schweden verlangen mehr, als ein Sterblicher ihnen zu geben vermag." — Die Entbindung von dem Eid der Treue, welchen der Prinz als Vasall und Unterthan Frankreichs geleistet hatte, ließ sehr lange auf sich warten; endlich erklärte der Kaiser, daß, einem Beschlusse des kaiserlichen Staatsrathes zufolge, diese Entbindung nicht eher erfolgen könne, als bis der Prinz das Versprechen unterzeichnet habe, niemals gegen Frankreich die Waffen zu führen. Karl Johann antwortete mit Lebhaftigkeit: „Ew. Majestät selbst können mir eine solche Bedingung unmöglich auferlegen wollen. Ja, wenn Ew. Maj. auch fernerhin darauf bestehen, so fordern Pflicht und Ehre von mir, daß ich auf eine Wahl verzichte, die Ew. Maj. gebilligt und ich demgemäß angenommen habe." — Napoleon schwieg einige Augenblicke, indem er einen durchdringenden Blick auf den Prinzen richtete, und sagte dann: „Nun, so reisen Sie. Mögen unsere Geschicke sich erfüllen!" Die letzten Worte sprach der Kaiser wiederholt aus, und zwar das zweitemal mit lauterer Stimme. Er wandte darauf die Rede auf das Kontinental-System und auf Schwedens Verpflichtung, sich demselben zu unterwerfen. Der Prinz erwiederte: „Ich weiß noch nicht, wie die Verhältnisse in meinem neuen Vaterlande gestaltet sind; ich bitte daher, daß Ew. Maj. mir die nöthige Zeit vergönnen mögen, um selbst über die Ansichten der Schweden so wie über die wahren Bedürfnisse des Landes urtheilen zu können." — „Wie viel Zeit bedürfen Sie dazu?" — „Bis zum Monat Mai", war die Antwort. — „Ich gestatte Ihnen diese Frist, dann aber erklären Sie sich: Freund oder Feind!" — Das waren die letzten Worte Napoleon's an den Kronprinzen von Schweden."

— **Karl Johann's letzte Worte.** Professor Geijer, der den Inhalt der obigen Unterredung gewiß aus des Königs eigenem Mund hatte, theilt in seinen „Personalien" zugleich Folgendes von den letzten Worten mit, die der König auf seinem Sterbelager diktirte: „Ich wünsche den Tod nicht, aber ich fürchte ihn auch nicht. Mein Leben hat über achtzig Jahre gedauert, und die Natur fordert ihre Rechte. Niemand findet sich, der eine Bahn wie die meinige durchlaufen — wo man auch die Jahrbücher der Welt aufschlagen möge. Ich habe Völker gelenkt, stets wachsam über ihre Gerechtsame. Als Napoleon das Land angriff, dessen Geschicke mir anvertraut waren, fand er in mir einen Rivalen. Die Ereignisse, welche Europa umgestaltet und ihm seine Selbständigkeit wiedergegeben haben, sind bekannt, und auch der Antheil, den ich an ihnen genommen. Man studire unsere Geschichte von Odin's Zeit bis auf unsere Zeit und sage mir: ob nicht die Skandinavische Halbinsel von Gewicht in der Wagschale der Weltgeschicke sey."

— **Fredrika Bremer.** Nicht bloß in England, sondern auch in Nord-Amerika sind die Erfolge dieser schwedischen Schriftstellerin, besonders in der weiblichen Lesewelt, eben so glänzend wie in Deutschland. Die bekannte Mistreß Mary Howitt hat die „Neuen Skizzen aus dem Alltagsleben" übersetzt und dazu eine Einleitung geschrieben, worin sie namentlich auf die neu-amerikanischen Uebersetzer der Bremer loszieht, indem sie ihnen den Vorwurf macht, daß sie das schwedische Original gar nicht vor sich gehabt, sondern nur nach deutschen Uebersetzungen gearbeitet hätten. Da jedoch bei dieser Gelegenheit Mrs. Howitt etwas unfein mit den Yankees umgeht, so hat sich ein Kritiker in Boston veranlaßt gesehen, ihr in der North-American-Review nachzuweisen, daß auch sie viel besser gethan haben würde, wenn sie ihre Uebersetzungen nach dem Deutschen bearbeitet hätte, indem ihre direkte Uebersetzung so viele finanentstellende blunder und falsche Auffassungen enthalte, daß ihre mangelhafte Kenntniß des Schwedischen über allen Zweifel dadurch festgestellt werde. An Benützung der deutschen Versionen hat es indessen Mrs. Howitt auch ohne diesen Rath nicht fehlen lassen; nur ist sie wahrscheinlich an eine der wohlfeilen Fabrik-Uebersetzungen gerathen, die dazu beigetragen haben mögen, ihre eigene Unkenntniß des Schwedischen noch zu erweitern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 4. Juli 1844.

Frankreich.

Neue Darstellung des Aufruhrs in den Cevennen.

„Die Geschichte der Prediger in der Wüste", dies ist der Titel eines neuen Buchs, welches die Schicksale der Häupter und Pastoren der protestantischen Cevennenbewohner nach der Aufhebung des Edikts von Nantes zum Gegenstand hat. Das Buch ist sehr lesenswerth, leidet aber an der Originalität, daß der Verfasser den Kern des französischen Nationallebens während der drei letzten Jahrhunderte im Protestantismus finden will, und zwar insbesondere bei den Bauern der Cevennen, in jener kleinen Kamisarden-Theokratie, die sich mit großer Mühe einige Jahre gegen Ludwig XIV. behauptete. Ja, nach ihm hätte das Languedoc, das zwischen dem beweglichen Guienne und der leichten Provence liegt und wie sie ein Kind des alten Roms ist, allein in seinem energischen Charakter die an der strengen Brust der alten lateinischen Wölfin eingesogene Milch bewahrt. Nach dem Untergang des westlichen Kaiserthums widerstanden die Munizipal-Institutionen, die sich in die Mauern von Nimes, Toulouse, Narbonne geflüchtet hatten, den Gothen, Franken, Arabern und kamen so zu den Albigensern, welche, für sie sterbend, die Pflege und die kostbaren Trümmer derselben dem reinen Calvinismus vermacht hätten. So wäre die Freiheit, durch die antike Tugend gegründet, trotz der Barbarei, zu den „Reinen" des 11ten Jahrhunderts übergegangen, und von diesen, trotz der Feudalzeit, zu den „Heiligen" des 16ten, welche allein die Tradition derselben bis zu den großen Männern der Revolution fortpflanzten. Solche Ansichten bedürfen kaum einer Widerlegung, doch zeigen sie, mit welcher Liebe und Begeisterung Herr Peyrat, der übrigens selbst ein Languedocer ist, seinen Gegenstand behandelt.

Es ist bekannt, daß die Cevennenbewohner, nachdem sie durch die Dragonnaden zum Katholizismus bekehrt worden, bald einen Widerwillen gegen ihre neue Religion faßten. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes von ihren Pastoren verlassen, flohen sie die Kirchen und lebten scheinbar ohne Religion, versammelten sich aber des Nachts in ihren Häusern. An die Stelle des proskribirten öffentlichen Kultus trat der häusliche, wo das Familienhaupt der Priester war. Bald genügte nicht mehr der enge Raum des Heerdes, und in ihrer steigenden Exaltation versammelten sich alle diese armen Familien in den Wäldern und auf den Bergen, „in der Wüste", wie sie sagten. Wenn sich ihre Haufen in die nächtlichen Versammlungen begaben und sich in den Thälern verirrt hatten, so folgten sie dem fernen Ton der Gesänge, um sich wieder zurecht zu finden. „Wir flogen", sagt einer von diesen Erleuchteten, „wenn wir diese göttlichen Lieder hörten. So groß auch unsere Müdigkeit war, so dachten wir doch nicht mehr daran, sobald der Gesang der Psalmen unser Ohr erreichte." Wenn sie einen einsamen Gipfel erreicht hatten, so stieg der Beredteste oder der größte Fanatiker des Trupps auf einen Felsen oder auf einen Baumstamm und predigte. Ein Prophet verkündete, daß Gott zum Trost der Gläubigen „einen großen Tempel von weißem Marmor, mit Goldfäden und den Gesetzestafeln geschmückt, würde herabfallen lassen vom Himmel in das Thal von Saint-Privat." Ein Anderer: „Daß er bald dem Volk eine Leiter zeigen würde, die von der Erde zu den Pforten des Paradieses reichte." — „Sehet ihr die feurige Taube, die auf Cabrit herabsteigt?" rief ein Dritter, und Cabrit fiel wie vom Blitz getroffen, wand sich in heftigen Konvulsionen und fing dann an, ebenfalls zu prophezeien, und zwar immer die nahe Erhebung der Kinder Gottes und den Untergang Babylons. Bald gab es keine Stadt, keinen Flecken und fast keine Hütte mehr, die nicht ihren inspirirten Redner hatte, und ehe ein Jahr verging, zählte Languedoc nicht weniger als achttausend gottbegeisterte Bauern oder Handwerker. Merkwürdig ist es auch, daß Alle, wenn sie vom Geist ergriffen waren, französisch sprachen; war aber die Inspiration vorüber, so kehrten sie zu ihrer gewöhnlichen Sprache, dem romanischen Patois der Cevennen, wieder zurück.

Doch sie beschränkten sich nicht immer aufs Prophezeien, und wehe den katholischen Priestern, wenn diese Bauern einmal von schwarzen Ochsen träumten. „Brüder", sagte einst Abraham Mazel, „ich hatte kürzlich eine Erscheinung; ich sah große, sehr fette schwarze Ochsen, welche die Gewächse eines Gartens abfraßen, und eine Stimme sagte zu mir: Abraham, vertreibe diese Ochsen! und als ich nicht gehorchte, wiederholte diese Stimme ihr Gebot, und ich vertrieb sie. Dieser Garten nun ist, wie es mir der Geist seitdem offenbart hat, die Kirche Gottes; die schwarzen Ochsen, die sie verwüsten, sind die Priester, und die Stimme, die zu mir sprach, ist der Ewige, der mir befohlen hat, sie aus den Cevennen zu verjagen!" Sofort werden Verschworene gesammelt und bewaffnet, und am anderen Morgen wird der Erzpriester der Cevennen, der übrigens ein Mann von grausamem Charakter war, in seinem Hause überfallen und dieses angezündet, und als er, um nicht lebendig zu verbrennen, sich aus dem Fenster stürzt, wird er von zweiundfunfzig Messer- und Säbelstichen durchbohrt. „Hier hast du", sagten die Mörder, „für meinen Vater, der unter dem Rade starb! Hier für meinen Bruder, der auf die Galeeren geschickt worden! für meine an Gram gestorbene Mutter! für meine Schwester, meine Freunde, die sich in der Verbannung, im Gefängniß oder im Elend befinden!"

Unter den Gestalten dieser neuen Prädikanten, welche während der Dragonnaden ihre Mission mit dem größten Muthe fortsetzten und die außerordentlichsten Mühseligkeiten ertrugen, um zuletzt auf dem Schaffot oder Galgen zu enden, zeichnen sich vorzüglich aus Claude Brousson und Francois Vivens. Der Letztere war ein Wollkämmer, von kleinem Wuchs und hinkend von Geburt, aber voll Beweglichkeit und Kühnheit. Er hatte nach der Widerrufung des Edikts von Nantes, noch ganz jung, 1686 „in der Wüste gepredigt" vor mehreren Tausend von Männern, Weibern und Kindern, die über Berge und Thäler mit den aus den Flammen geretteten Psaltern und Bibeln herbeiströmten und in allen möglichen bizarren Formeln beteten und Gott priesen. Louvois hatte damals einen Augenblick lang die Idee, diejenigen Cevennenbewohner, die keinen Handel trieben und denen die Rauheit des Klima's einen wilden Sinn einflößte, aus ihren Bergen wegzuführen. Da er ihren Aufstand einigen verbannten Pastoren zuschrieb, die heimlich in das Land zurückgekehrt seyen, so erließ er eine Bekanntmachung, die jeden in Frankreich verborgenen Geistlichen zum Tode, die Männer, die sie versteckten, zu den Galeeren, die Frauen zu ewiger Einsperrung und ihre Häuser zur Demolirung verurtheilte. Aber alle diese Strenge war vergebens. Nun bot der Gouverneur der Provinz den Dragonern für jeden Prediger, den sie in ihre Gewalt bekämen, funfzig Louisd'or, für jede Versammlung, die sie überraschen würden, funfzig Pistolen. Die Dragoner griffen mehrere Versammlungen an und hieben einen Theil derselben nieder, während sie einen anderen an den Bäumen aufhingen. Aber die Predigten dauerten nichtsdestoweniger fort, und der kriegerische Hinkende war die Seele derselben, so daß der stolze Minister mit ihm unterhandeln mußte. Vivens erbot sich endlich, Frankreich zu verlassen, wenn er Alle, die ihm folgen wollten, mitnehmen könne, und nun sah man diesen Wollkämmer seine fanatischen Schaaren durch das ganze Königreich bis zu den Häfen des Mittelmeers und des Oceans führen, wo protestantische Schiffe sie aufnahmen. Er selbst ging nach Holland, wo alle verfolgte Geister damals ein Asyl fanden.

Aber auch nach Vivens' Entfernung dauerte die Insurrection fort; die Hügel der Cevennen boten ihr unzugängliche Schlupfwinkel. Vergebens legte man, um sie zu unterdrücken, mehr als hundert große Straßen im Lande an und baute in Menge feste Schlösser, in welche man Milizen legte, die, beim Rühren der Trommel, überall gleichzeitig handeln und eine Armee von 40,000 Mann bilden konnten. Es war damals die Zeit, wo der feurigste unter den französisch-protestantischen Theologen die mystischen Hoffnungen seiner Religionsgenossen durch die Publication seiner Erklärung der Apokalypse wieder belebte, worin er die Erfüllung der Prophezeiungen oder die nahe Befreiung der Kirche verkündigte, indem er durch die Combination einiger geheimnißvollen Zahlen im 11ten Kapitel der Apokalypse herausbrachte, daß drei und ein halb Jahre nach der Revocation oder dem Tod der wahren Kirche, der im Oktober 1685 stattgefunden, also im April 1689, ihre Wiederauferstehung und der Untergang Roms eintreten würde.

Bald ging die Extase von den Alten auf die Kinder über. Ein Mädchen von zehn Jahren, das die Kühe hütete, sah in einem Strauch einen weißgekleideten Engel, der ihr verbot, in die Messe zu gehen, und die Unglückliche ertrug lieber Tortur und Tod, als daß sie ihre Erzählung widerrufen. Ein Knabe zog ganze Schaaren nach sich, die ihm Tag und Nacht von Berg zu Berg folgten und sich, wie er, nur von dem Wort des Lebens und hier und da längs der Hecken von einigen Aepfeln und Nüssen nährten. Von Zeit zu Zeit rief der Prophet ihnen zu: „Bereuet, ihr Unglücklichen, thut Buße, daß ihr zur Messe gegangen seyd!" Und das ganze Volk fiel auf die Erde und wiederholte mit Schluchzen: „Herr, Herr, Barmherzigkeit!"

Als Vivens hörte, daß Cevennenbewohner, die freiwillig auswanderten, von der Regierung, trotz der Verträge, nach Spanien, Italien, ja selbst nach Amerika deportirt worden, glaubte er sich seines Eides entbunden und kehrte zurück. Bald organisirte er eine furchtbare Insurrection, sammelte

Waffen, Pulver, Kugeln und setzte das Land in Schrecken, indem er seine Feinde mit unsichtbarer Hand erreichte. Unter seinen Schlägen fielen mehrere Geistliche, welche die Protestanten verfolgten; ein Priester erhielt, als er das heilige Sakrament trug, bei hellem Mittag einen Dolchstoß; Andere, so wie Offiziere der Milizen, wurden in ihren Häusern oder auf den Straßen todt gefunden. Endlich gelang es der Miliz, ihn in einer Höhle zu überraschen und nach hartem Kampf zu tödten.

Das Gegenbild zu Vivens stellt der sanfte Claude Brousson dar. Er hätte ruhig bei seiner Familie in Lausanne bleiben können, wo er Advokat war, aber die Noth seiner Brüder ließ ihm keine Ruhe. Obgleich schon alt und von zarter, durch das Studium überdies geschwächter Constitution, durchwanderte er doch allein Tag und Nacht die Cevennen, überall predigend, taufend und andere geistliche Dienste verrichtend. Dieser sanfte und zärtliche Mensch sprach zu seinen Zuhörern nur unter den Symbolen der Lämmer und Tauben. In einer seiner Reden, die er nachher, gesammelt unter dem Titel „Mystisches Manna der Wüste", herausgab, nahm er seinen Text aus dem Lied der Lieder von Salomo: „Meine Taube, die du dich in den Spalten der Felsen versteckst, laß mich deinen Blick sehen, laß mich deine Stimme hören, denn deine Stimme ist süß und dein Blick ist reizend." Die Sulamitin, welche die Liebe des Nachts auf dem Libanon umherirren läßt, wird in Brousson's Munde das Symbol der Kirche, die durch die Verfolgung genöthigt ist, auf die Berge zu fliehen und in den Wüsten zu schweifen. Auf einer Reise in Bearn fand er endlich, was er suchte, das Märtyrerthum. Bei seiner Gefangennehmung leistete er keinen Widerstand, wie Vivens, sondern ließ sich ruhig fesseln, wie er auch einmal die Gelegenheit, zu entfliehen, unbenutzt vorübergehen ließ. Nach dem Urtheilsspruch sollte er erst die ordentliche und außerordentliche Tortur bestehen, dann gerädert und nach dem Tode noch gehängt werden. Aber auf Befehl des Gouverneurs Bâville, der nach einer Unterredung mit ihm nicht umhin konnte, diesen Mann von dem gewöhnlichen Haufen der Rebellen zu unterscheiden, wurde er erst erdrosselt und dann gerädert.

An diese beiden verschiedenen Typen, Vivens und Brousson, besonders aber an den Ersteren, schließen sich die vorzüglichsten Häupter und Propheten des Aufstandes an: Séguier, Laporte, Roland, Cavalier, Castanet u. s. w.

Séguier, ein Mann von funfzig Jahren, war ebenfalls Wollkämmer. Er hatte die allgemeine Ermordung der Priester beschlossen und thätig die Hand ans Werk gelegt, indem er überall auf seinem Wege mit Feuer und Schwert wüthete, und immer zur Ehre der neuen Kirche, „der weißen und reinen Taube"; denn Brousson's Sprache war in der Wüste populär geworden, und, die Hände mit Blut besprützt, hörten diese wahnsinnigen Fanatiker nicht auf, unter Thränen der Zärtlichkeit zu seufzen: „Meine Taube, die du dich in den Spalten der Felsen verbirgst, laß mich dein Gesicht sehen, deine Stimme hören ..... Erhebe dich, meine Freundin, und komme; denn der Winter ist vorüber, die Stürme haben aufgehört, die Blumen knospen und die Zeit der Lieder ist da. Hörst du nicht das Lied der Turteltaube? Der Feigenbaum treibt seine Knospen und die Rebe entsendet einen köstlichen Duft. Erhebe dich, meine Freundin, meine Schöne, und komme zu mir."

(Schluß folgt.)

England.

Georg Brummell, der letzte Dandy aus der Zeit Georg's IV.

(Schluß.)

Ein Theil des 10ten Husaren-Regiments hatte die Ordre, die Prinzessin bei ihrer Landung auf der Rhede von Greenwich zu empfangen. Man geleitete sie bis zum Palais von Sanct-James. Brummell war auf seinem Posten als Capitain, und im Gefolge des Prinzen als Ehrenkavalier. Diese doppelten Functionen gaben ihm das Recht, an allen Vermählungs-Ceremonien Theil zu nehmen. Brummell's Einfluß trat sogar bei der ersten Zusammenkunft auf eine Art hervor, welche Karoline zu seiner unversöhnlichen Feindin machen mußte. Man weiß, daß diese unglückliche Frau einem Lande, einer Erziehung und einer Familie angehörte, wo die britische Etikette wahrhaft gehaßt ist. Karoline konnte es nicht schlechter treffen, als in die Gesellschaft von zwei Menschen zu fallen, deren Leben ausschließlich von der Etikette beherrscht war. Der Prinz schwor nur bei Brummell, der seinerseits ganz England seinen Willen diktirte. In Greenwich kehrte Karoline, um ihre Toilette zu wechseln, bei Sir Hugh Palliser ein. Sie lachte so gutmüthig über die Etikette, mit der man sie schon hier bei der Anlegung ihres ersten Hofkleides belästigte, daß alle Zuschauer dieser seltsamen Scene unwillkürlich an Marie-Antoinette erinnert wurden. Man reist nach London ab; neues Unglück! Lord Malmesbury, der Ceremonienmeister, der Karoline bei dem Prinzen von Wales einführen sollte, findet sich nicht ein. Karoline dringt, ohne gemeldet zu werden, in das Palais. So viel Geringschätzung gegen das Decorum macht den Prinzen von Wales bestürzt. Beim Anblick seiner Frau erblaßt er und sagt, sich auf einen Lehnsessel stützend: „Madame, Ihre Schuhe sehen sehr schlecht aus."

Dieses Wort schien von Brummell eingegeben zu seyn; Karoline verstand es und vergaß es nicht.

Damals wohnte der Günstling in Chesterfield-Street, wo er oft den Prinzen mit seinen Vertrauten zu Tisch empfing. Brummell hatte damals nur zwei Sattelpferde und keinen Wagen, aber er war darum nicht weniger der Souverain von White und Almack. Uebrigens hat, wenn man dem Capitain Jesse glauben darf, der Ehrenkavalier der königlichen Hochzeit immer die Gerüchte über die skandalösen Ereignisse der Vermählung selbst für falsch erklärt. Sein Zeugniß ist um so gewichtiger, als er sich über den Regenten zu beklagen hatte: man pflegt seine Feinde nicht zu schonen, oder man müßte glauben, daß Brummell's Seelengröße der Frivolität seines Ruhmes gleich kam. Dann wäre er wirklich ein großer Mensch gewesen.

Bald beschäftigten seine Einfältigkeit, seine Impertinenz und seine Bonmots die hundert Mäuler der Fama. Um das Salz seiner Antworten zu würdigen, muß man sich auf englischen Standpunkt stellen. Mehr als eine Antwort Brummell's würde in jedem anderen Lande für eine Grobheit gelten. In London betrachtete man solche Impertinenzen als Genialitäten des Dandyismus. Uebrigens prallten die Demüthigungen an ihm ab, ohne eine Spur zurückzulassen. Man hätte sagen können, daß die öffentliche Meinung ihn, in Uebereinstimmung mit ihm selbst, als ein ganz apartes Wesen betrachtete. Dies machte seine Stärke aus. Es war unmöglich, ihn zu kompromittiren oder zu verletzen. „Brummell", schreibt der Capitain Jesse, „war eben so wohl unberührt als unberührbar." Selbst die Kränkungen haben mehr zu seinem Ruhm beigetragen, als seine Triumphe.

Eines Abends, als Brummell sich zu einer Fête bei der Herzogin von Dungannon begab, war er genöthigt, da seine finanziellen Verhältnisse schon eine bedenkliche Gestalt angenommen hatten, einen Fiaker zu nehmen. Er verließ den Wagen in einiger Entfernung von der Hausthür, um nicht die Demüthigung erfahren zu müssen, daß man ihn öffentlich aus einem solchen Wagen aussteigen sehe. Diesen Zweck glaubte er erreicht zu haben; aber als er rasch durch das Vorzimmer eilte, faßt ihn ein Lakai zu seiner großen Verzweiflung am Arm und sagt zu ihm: „Entschuldigen Sie, mein Herr; hier sind Strohdecken für diejenigen, welche sich die Schuhe beschmutzt, indem sie zu Fuß hierher kamen."

Am anderen Morgen war Brummell das Gespött Londons. Aber seine Einfältigkeit wußte von diesen Kränkungen der Eigenliebe Vortheil zu ziehen, und er verstand sich eben so gern dazu, der Hofnarr des Publikums als der des Prinzen zu seyn. Ueberdies fehlte es ihm nicht an Repressalien. Weder Rang noch Alter schützten vor den Angriffen des Dandy, und da man nicht das Recht hatte, zu zürnen, weil er ein Mensch ohne Gewicht war, so hatte er, wenn sein Wort nur witzig oder wenigstens heiter war, immer die Lacher auf seiner Seite. Der Herzog von Bedford fragte ihn eines Tages um seine Meinung über einen Anzug. Der Herzog glaubte sich vortrefflich ausgestattet. Brummell nimmt seine Lorgnette, besichtigt den Herzog vom Scheitel bis zur Zehe, zuckt die Achseln und sagt lachend, indem er eine Pirouette macht: „Bedford nennt dieses Ding einen Anzug!"

Man begreift, daß solche Impertinenzen, indem sie ihm *viele Feinde schufen*, Brummell's Sturz herbeiführen mußten. Er vergaß so sehr jede Vorsicht, daß er sich selbst den Haß der Mistreß Fitz-Herbert zuzog, der heimlichen Liaison des Regenten, die während seines ganzen Lebens, selbst in der Ungnade, auf dem Geist des Prinzen großen Einfluß übte. Von diesem Augenblick ab war der Dandy verloren.

Herr Charles Ellis, gegenwärtig Lord Seaford, hatte den Prinzen von Wales zu einer Landpartie nach Claremont geladen. Brummell hörte es und begab sich, seiner Gewohnheit nach, mit vieler Würde ebenfalls dahin. Aber der Prinz schickte ihn geradezu fort, indem er ihm endlich gestand, daß seine Anwesenheit der Mistreß Fitz-Herbert mißfalle, und daß die Partie fehlschlagen würde, wenn er nicht nach London zurückkehrte.

Nachdem einmal dieser sonderbaren Stellung der erste Stoß gegeben war, folgten die anderen Schläge mit großer Schnelligkeit auf einander. Brummell sah seinen Kredit sinken; nie hatte er übrigens mit einer sehr mäßigen Revenue seine ziemlich bedeutenden Ausgaben bestreiten können. Auch beging er den Fehler, die Zeit seines Glanzes nicht zu einer vortheilhaften Verheirathung zu benutzen. Welche Bürgerstochter von Westminster, und zwar von den reichsten, hätte sich nur einen Augenblick besonnen? Man hat viel von einer insolenten Phrase gesprochen, die Brummell im Champagnerrausch sich gegen den Regenten erlaubt haben soll: „George, ziehe die Glocke." Aber dieses Wort lag nicht in seinem Charakter. Er achtete in der That in seinem Freunde den Titel des Souverains von Großbritanien. Die wahre Ursache seiner Ungnade war, daß Brummell sich den Regenten für die Zeit, wo dieser keinen Toilettenmeister mehr brauchte, nicht unentbehrlich zu machen verstand. Sobald das Embonpoint dem Prinzen von Wales nicht mehr erlaubte, mit seinem Günstling in der Eleganz der Taille und der Manieren zu wetteifern, und die Nähe Brummell's demüthigend ward für einen Herrn, der sich durch seinen Egoismus auszeichnete, war der Dandy wieder, was er gewesen war, d. h. der Enkel des Zuckerbäckers von Bury-Street.

Als Brummell bemerkte, daß die Hülfsquellen ihm ausgingen, faßte er einen kühnen Entschluß. Da er ohne Vermögen nicht im Stande war, gegen die Ereignisse der Zeit anzukämpfen, welche Wellington, Blücher und so viele Andere zu den einzigen Löwen des Tages machten, wollte er wenigstens eine philosophische Erfahrung über den Werth menschlicher Freundschaft machen, und schrieb zu diesem Zweck am 16. Mai 1816, nachdem er noch einmal bei Watier komfortabel gespeist, folgendes lakonische Billet an Sir Scrope Davies: „Mein lieber Scrope, schicken Sie mir doch zweihundert Pfund Sterling. Die Banken sind geschlossen, und alle meine Fonds stecken in den Dreiprozents. Ich werde Ihnen dies übermorgen früh wiedergeben. Ihr guter Freund, George Brummel." Sir Scrope Davies antwortete ihm sogleich auf eine nicht weniger lakonische Weise: „Mein lieber George, ich bin wirklich in Verzweiflung, aber alle meine Fonds stecken in den Dreiprozents. Ihr guter Freund, Scrope Davies."

Nachdem er diese Antwort gelesen, erschien Brummell noch an demselben Abend wie gewöhnlich auf dem Balkon der Oper. Wie ein Wechselagent, der zu stark à la hausse spekulirt und den eine schwere Liquidation zwingt, eine Wiesbadener Kur zu brauchen, wollte auch er bis zum letzten Augenblick eine gute Miene zeigen; überdies sagt schon der lateinische Historiker: oportet imperatorem mori stantem. Er starb in der That auf der Bresche. Um Mitternacht existirte der Dandy nicht mehr. Mit dem Rest seines väterlichen Erbtheils, etwa 5000 Thaler, die er auch nicht einmal auf eine legale Weise zusammengebracht, eilte Brummell inkognito mit vier Postpferden nach Dover; er landete in Calais, ehe das Westend und seine Gläubiger nur erfahren hatten, daß er London verlassen habe.

In Calais, wo er vier Jahre blieb, begann Brummell ein zweites Leben, das gewiß nicht weniger interessant ist als das erste. Man sprach in London von seiner Flucht vierundzwanzig Stunden lang, und dann sprach man nicht mehr von ihm. Brummell machte sich über seinen Fall Illusionen und gründete sich in einer kleinen Stadt Frankreichs jene Herrschaft von neuem, die ihm an der Themse entschlüpft war. Man nannte ihn bald den König von Calais. Nachdem er bei dem armen Buchhändler Leleur Quartier genommen, welcher in seiner provinzialstädtischen Verlagshandlung gewiß keinen Roman hatte, der sich dem Leben Brummell's vergleichen ließ, verwendete er sofort, was ihm an Kapital übrig blieb, um seine Wohnung im Styl der Regierung Ludwig's XIV. zu möbliren. Dieser letzten Phantasie des armen englischen Dandy verdankt die gegenwärtige Mode der Ameublements ihr Daseyn. Seine Sammlung von Porzellanvasen und Dosen, die seinen Ruin in London begonnen, vollendete denselben in Frankreich. Ein Gegenstand des Mitleids für die dort wohnenden Franzosen und der Neugier für die durchreisenden Engländer, verbrachte er sein Leben nicht ganz ohne Zerstreuung. Er war die Merkwürdigkeit einer Stadt geworden, die deren nicht viel besitzt, und die Lohnlakaien machten die Reisenden auf den König von Calais aufmerksam, als handelte es sich um eine alte Kirche oder um einen Rest antiker Baukunst.

Als Georg IV. nach Calais kam, um eine Reise nach Hannover zu machen, wurde Brummell von Herrn Leleur, von dem großbritanischen Konsul in dieser Stadt und überhaupt von allen Personen, die sich für das Loos dieses gefallenen Günstlings interessirten, bestürmt, die Gelegenheit zu benutzen, um wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Der Dandy hatte viel von seiner Eitelkeit verloren. Doch nichts konnte ihn bestimmen, den Fürsten um eine Audienz bitten zu lassen. Er hielt sich auf der Straße, die der erlauchte Reisende passirte, ohne ein Wort hervorzubringen, mit niedergeschlagenen Augen. Man hatte es einzurichten gewußt, daß der König von England wenigstens Brummell von seinem Wagen herab sah. „Goddam", sagte Georg IV., „ich glaube, das ist Brummell!" Aber der Wagen entfernte sich, der Monarch äußerte sich nicht weiter, und man mußte den Ex-Dandy zu Herrn Leleur tragen, wo zu dem moralischen Schmerz, den ihm dieser demüthigende Schritt bereitet hatte, noch ein heftiger Nervenanfall hinzukam.

Abends im Theater glaubte der Konsul ein Mittel zu finden, das am Morgen Mißlungene wieder gut zu machen. Der König verlangte eine Dose; der Beamte, mehr wohlmeinend als gewandt, überreichte ihm eine prächtige Dose aus Brummell's Sammlung, welche Georg IV. sehr gut kannte und an die sich sogar eine sehr geheime Geschichte seiner Jugend knüpfte. „Ich kenne diese Dose", sagte der Monarch, indem er sie erstaunt betrachtete; „woher haben Sie dieselbe?" — „Sie gehört nicht mir", antwortete der Konsul zitternd. „Es ist ein Stück aus der Sammlung des Herrn Brummell." — „Ah", rief Georg, „Brummell ist hier! Warum besucht er mich nicht?" — „Sire!" — „Er soll morgen kommen. Ich werde ihn mit Vergnügen empfangen." Der Konsul verläßt entzückt die Loge; man sagt es Brummell, und Alles wird zu dem Besuch vorbereitet. Aber in der Nacht bringt der Londoner Courier dem König Depeschen, welche die Stunde seiner Abreise beschleunigen, und als Brummell erscheint, nehmen die Wagen den Weg nach Hannover. So ging diese Gelegenheit verloren.

So lange Georg IV. lebte, konnte B. nicht einmal eine Unterstützung von der königlichen Kasse erhalten, die niemals, so oft man auch das Gegentheil gesagt hat, ihm auch nur einen Thaler zukommen ließ. Wilhelm IV., der wohlwollender war, glaubte sich verpflichtet, einem Manne zu Hülfe zu kommen, den er bei dem Herzog von York kennen gelernt und der überdies der Freund des Prinzen von Wales gewesen. Dieses Zeichen der Erinnerung kam zu rechter Zeit. Nachdem Brummell die Hülfsquellen seiner Freunde erschöpft, erlangte er durch den Herzog von Clarence, als derselbe König geworden, daß das englische Ministerium seine Ernennung zum Posten eines Konsuls in Caen bestätigte, wo er zwanzig Jahre fast ohne Gehalt und in einer sehr prekären Weise lebte, was für ihn um so schmerzlicher war, da ihm die geringsten Entbehrungen schwerer wurden als jedem Anderen. Uebrigens muß man zur Ehre der Einwohner und besonders der Jugend der Normandie sagen, daß die Franzosen von Caen die herzlichste Humanität, die zartesten Rücksichten für diesen Mann bewiesen, der sich gerade einen sehr entschiedenen Haß gegen Frankreich vorzuwerfen hatte. Die französischen Emigranten in London, unter der Republik und unter Napoleon, waren oft der Gegenstand seiner gröbsten Sarkasmen gewesen. Durch eine in London von Lord Alvanley, dem Herzog von Beaufort und anderen seiner ehemaligen Genossen eröffnete Subscription ward er vorübergehend aus dem Abgrund seines Elends gezogen, um bald wieder desto tiefer hineinzufallen. Endlich ließ ihn ein Banquier verhaften, und man setzte ihn in das Gefängniß von Caen.

„Ich sah ihn", sagt Herr Jesse mit Schmerz, „ich sah ihn in diesem Gefängniß (am 5 Mai 1835). Er war in einem allen Gefangenen gemeinschaftlichen Zimmer, wo nur drei Betten waren, welche diese Herren edelmüthig unter sich theilten. Am anderen Tage schrieb er mit einem Zahnstocher ein Billet an einen seiner Freunde, um ihn von seiner Lage zu unterrichten. Man fand Mittel, ihn aus dem Kerker zu ziehen, aber dieses Ereigniß hatte seiner Vernunft und seiner Gesundheit den letzten Stoß versetzt."

Brummell vegetirte nur noch bis 1840. Der Dandy jedoch trat in den geringsten Details dieses Lebens hervor. Der größte Theil seiner Hülfsquellen, der sonst in Dosen und Porzellan vergeudet ward, wurde jetzt für Wäsche verwendet. Oft sogar hatte dieser Mensch, dessen Wäsche einst mehrere Meilen von London weggefahren wurde, um in ein reineres Wasser getaucht zu werden, oft hatte dieser Mensch nicht mehr Kredit bei seiner Wäscherin, und bei einer Wäscherin der Nieder-Normandie obendrein. Man sah ihn in den Straßen von Caen, wie er sich, wie ein junger Geck, beäugelte und sich sorgfältig hütete, seinen Hut abzunehmen, selbst wenn er Frauen grüßte, um nicht den Neigungswinkel, den er ihm auf seinem Kopfe gegeben, zu derangiren. „Ich schäme mich fast", sagte der beste Schneider der Stadt zum Capitain Jesse, „ich schäme mich fast, einen Gentleman in dieser Lage zu sehen, der so viel in der Welt von sich reden machte." Obwohl der Schneider dies sagte, so gab er doch selbst Brummell seine Kleider nicht umsonst.

Im März 1840 verschied endlich Brummell in den Armen des Herrn Armstrong, eines englischen Kaufmanns, der in Caen wohnte, bei den soeurs du Bon-Sauveur. Der Günstling eines Königs und einer Nation mußte so in einem Hospital sterben. Er war 62 Jahr alt; sein Exil hatte 24 Jahre gedauert. Man beerdigte ihn auf dem protestantischen Theil des Stadtkirchhofes, und sein Grabstein, verborgen in der Nekropole einer französischen Stadt, aus der die Eroberer Englands hervorgingen, wird noch lange ein Zeugniß ablegen von der Undankbarkeit und dem Egoismus Georg's IV.

Polen.

Die polnischen Emigranten im Jahre 1843.

Die äußeren Vorgänge unter den Emigranten gelangten in den letzten Jahren zu keiner Bedeutung; dagegen waren dieselben Zeugen einer immer lebhafter hervortretenden Entwickelung im Geiste, welche die Brücke zu jenem Organismus bilden soll, den die Parteien aus der Zerrissenheit der Interessen herausgestalten wollen. Die Verschiedenheit der Ansichten und ihre Bethätigung soll zu einem harmonischen umfassenden Endziele geleitet werden, woran Alle ihre Berichtigung finden können. Es herrschen in der Emigration zwei Gedanken; der eine gehört der Vergangenheit, der andere der Zukunft an. Letzterer ist Ausdruck der Demokratie, deren abgeschlossene Gesellschaft seit fünf Jahren ihres Bestehens für die Vorbereitung einer moralischen Revolution Polens kämpfte. Sie trachtet nach Verallgemeinerung ihres Prinzips und konzentrirt ihre Bestrebungen in der schriftlichen Propaganda, welche mit dem Manifest der demokratischen Gesellschaft gegen Czartoryski begann, das in mehrere Sprachen übergegangen ist und seiner Partei im Auslande den Sieg gewinnen half. Nächst dieser allgemeinen Wirksamkeit gehörte es zur Thätigkeit der Demokraten, ihre Leute für spezielle Dienste auszubilden. In ihren Händen ruht die Wissenschaft und die Technik.

Ihre Literatur, der sie eine besondere Aufmerksamkeit schenken, hat mehrere Organe, und zwar:

1) Pismo towarzystwa. Die Schrift geht vom historischen und philosophischen Gesichtspunkt zugleich aus, und ihre Tendenz ist, den Gedanken der Emigration zu rechtfertigen.
2) Der polnische Demokrat, welcher die politische Polemik gegen die anderen Parteien führt.
3) Noworocznik demokratyczny (demokratischer Almanach), welcher die Berichte erstattet über die Thätigkeit der Emigration.

Ferner hält ein Mitglied der demokratischen Partei einen Kursus öffentlicher Vorträge über die Kriegskunst.

Als Organ für Geschichte erscheint „Przegląd dziejów polskich" (Revue der polnischen Geschichte), eine Schrift, die sich vorzugsweise mit dem Alterthume beschäftigt.

Die Artillerie-Schule in Metz und die Staatsschule in Paris hatten auch in diesem Jahre Polen unter ihren Zöglingen, welche gleichfalls die demokratische Partei gesandt hatte. Die Haupt-Section der letzteren ist in Paris. Die Geld-Einnahme dieser Gesellschaft betrug:

vom Dezember 1841 bis dahin 1842	17,836 Fr.
für Bedürfnisse der Gesellschaft wurden verwendet	14,118 „

Es genossen überhaupt 717 Individuen aus der Kasse dieser Gesellschaft Unterstützung.

Die aristokratische Partei ist in der „Literarischen Gesellschaft" repräsentirt, deren Präsident Fürst Czartoryski und deren Vice-Präsident Graf Plater ist. Bei ihrem Entstehen zählte die Gesellschaft 187 Mitglieder, am 3. Mai 1842 ebenfalls nur 163. Sie bildet die Vorhut der Emigration und will ihren Grundgedanken vermitteln; den Vorwurf der Aristokratie lehnt sie von sich ab. Ihre vorzügliche Thätigkeit besteht in der Sammlung und Veröffentlichung von Materien, die das alte polnische Königthum betreffen. Sie edirte überhaupt 1900 Schriften.

Die Richtung ihrer Arbeiten ist:

1) Schutz der Preßfreiheit;
2) Aufklärung der Verhältnisse des Heimatlandes;

3) Dankerklärungen für die Freunde Polens;
4) Aufzeichnung der Geschichte des todten Polens;
5) Erhaltung seiner Denkmäler.

Eine spezielle Thätigkeit besteht in den wissenschaftlichen Zusammenkünften, dem Ablesen von Aufsätzen und dem Auftreten in fremden Journalen, um die polnische Frage im Auslande nicht kompromittiren zu lassen. Die Gesellschaft weist jede bestimmte Farbe ab und fügt sich den Bedürfnissen. Die polnische Frage zu repräsentiren, hält sie sich nicht für autorisirt. Anfangs war die Gesellschaft nach dem Muster des Vereins der Freunde der Wissenschaft in Warschau organisirt; die späteren Bedürfnisse haben ihr eine andere Gestalt gegeben. Ihr Schwerpunkt ist Czartorysli, an dessen Persönlichkeit sich das Haupt-Interesse der Mitglieder knüpft. In London besteht ein Hülfsverein dieser Gesellschaft mit 23 Mitgliedern.

Ein zweiter Verein der Aristokraten ist die „naukowa pomoc" (für Unterstützung der Wissenschaft), dessen Präsident ebenfalls Czartorysli ist. Mickiewicz gehört zu den Mitgliedern desselben.

Die Einnahme des Vereins betrug im verflossenen Jahre ... 74,604 Fr.
Die Ausgabe ..... 59,386 „

Außerdem besteht die Gesellschaft wohlthätiger Damen, deren Präsidentin die Fürstin Czartorpska ist, welche die Schriftstellerin Hoffmann zur Seite hat. Die Einnahme des Vereins, welche aus Bällen, Verlosungen, theatralischen Vorstellungen floß, belief sich auf ..... 219,315 Fr.
so daß am Ende des Jahres ein Bestand von ..... 22,536 „
in der Kasse blieb.

Den vorgenannten beiden Parteien steht die Mittelpartei gegenüber, deren Haupt Lelewel ist. Ihre Organe sind der „orzel bialy" (weißer Adler), „nowa polska" (Neu-Polen), „zjednoczenie" (Vereinbarung) und „emigracya polska". Die Tendenz dieser Gesellschaft ist ultraromanisch. Lelewel hat ihr jedoch diese nicht aufgebürdet.

Die Gesellschaft alter Krieger besteht, wie die vorhergenannte, in Brüssel und ist vom General Rybinski gegründet, nachdem dieser durch den Tod der Gräfin Malachowska zu einem Vermögen von 200,000 Fr. gelangt war. Die Besserung seiner äußeren Verhältnisse riß ihn aus seiner früheren Stille und veranlaßte ihn, sich zum Haupt einer Partei zu machen. Der alte General wollte sich in der von ihm begründeten Gesellschaft eine unumschränkte Gewalt vindiziren; seine Usurpation rief jedoch Streitigkeiten hervor, welche vielleicht noch nicht geschlichtet sind. Er stützt in der Politik jetzt alle Hoffnung auf fremde Mächte und sucht Einverständnisse mit den Kabinetten. In der Adresse an die französische Deputirten-Kammer sagt er: „In Eurer Hand liegt Polens Loos. Ihr habt das Recht der Initiative bei der wichtigsten Frage dieser Epoche ...."

Die Gesellschaft für nationale Kinder-Erziehung wurde 1841 gebildet. An ihrer Spitze steht der General Dwernicki; sie zählte bei ihrem Entstehen 13 Mitglieder. Die verstorbene Gräfin Malachowska vermachte der Gesellschaft 50,000 Gulden. Der Unterricht begann, nachdem mit Hülfe jenes Geldes die nothwendigsten Veranstaltungen getroffen waren, mit dem Schuljahre 1842. Die Zöglinge dieser Schule, welche in Kleidern und Sprache ihre Abstammung verrathen, verursachen jedoch so erhebliche Kosten, daß die Anstalt bei ihren jetzigen Fonds auf keine Weise bestehen kann.

Zur Gesellschaft der Gewerbefreunde gehören die Theilnehmer der Centralschule für Kunst und Industrie.

Die Towianskische Sekte ist im Magazin schon ausführlich besprochen; die Meisten halten heute diesen Messias für einen simplen Visionair.

Unter mehreren kleineren Instituten besteht ferner die sogenannte Fonds-Kommission, welche erst neu gebildet ist. Die Gräfin Malachowska, geborene Fürstin Sanguszko, hinterließ der Kommission 100,000 Gulden, welche in zehn Jahren verwandt werden sollen. Es werden für dieses Geld Gesundheitshäuser gemiethet, worin die Armen untergebracht werden, sobald sie erkranken. Wenn innerhalb dreier Jahre die Rückkehr der Emigranten in die Heimat erfolgt, so soll der Ueberrest des Fonds zu politischen Zwecken verwendet werden. Die Kommission soll auch die Begründung einer Spital-Brüdergesellschaft projektiren.

Unter den Bibliotheken ist die bedeutendste in der Straße Sauffayes, welche, auf Kosten der naukowa pomoc erhalten, einen jährlichen Beitrag von 1200 Francs zieht und 10,000 Bände zählt. Die Bibliothek der demokratischen Gesellschaft in Versailles hat nur 1000 Bände; die Pariser in der Straße Battoir St. André sucht ihren Werth in Zeitschriften, die sie hält.

Aristokratische Klubs giebt es zwei, von denen jetzt einer im Palais-Royal haust.

Zu bemerken sind noch die drei Lehrkurse von Polen, und zwar der geschichtliche von Mickiewicz, der zweijährige Kursus der Kriegskunst von Wysocki, welcher in polnischer Sprache vorträgt, und der Kursus der législation industrielle von Wolowski im Conservatoire des Arts et Métiers.

Von den im Laufe des Jahres erschienenen Schriften sind ihrem Inhalte nach:

historisch	17
politisch	9
literarisch	8
für Kriegskunst	3
religiös	4
demokratische Zeitungen	6
aristokratische	3
für die Mittelpartei	3
überhaupt ...	53

Mauritius.

Mannigfaltiges.

— Der ewige Jude von Eug. Sue. Der Pariser Constitutionnel enthält endlich die ersten Kapitel des seit seiner Umwandlung in ein 40 Frankenblatt mit so vielem Pomp angekündigten Feuilleton-Romans von Eugen Sue: „der ewige Jude". In einer Anmerkung wird nicht bloß der Nachdruck dieses Feuilletons in Frankreich, sondern auch in Deutschland, so wie jede andere deutsche Uebersetzung, als die bei Kollmann in Leipzig „unter Mitwirkung des Herrn Wesché" erscheinende, untersagt. Herr Sue versichert, seine Rechte in dieser Beziehung ausschließlich dem Herrn Kollmann übertragen zu haben, welcher jede andere Ausgabe als Nachdruck verfolgen werde. Da nun in Deutschland bereits mehrere Abdrücke des Originals und etwa zehn verschiedene Uebersetzungen des „ewigen Juden" angekündigt sind, so würde dies — wenn Herr Kollmann Ernst machte — jedenfalls zur gerichtlichen Entscheidung einer interessanten Preßfrage Anlaß geben. Kaum ist jedoch anzunehmen, daß sich bei den so verschiedenartigen Gesetzgebungen Deutschlands Herr Kollmann irgendwo in seinem angeblichen Rechte geschützt werden wird. Denn Niemand kann — und dies gilt überall als Axiom — mehr Rechte auf einen Anderen übertragen, als er selbst besitzt. Nun hat aber Herr Sue, so lange es in dieser Beziehung keinen internationalen Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich giebt, kein Autorrecht in unserem Vaterlande — er müßte denn Angehöriger eines deutschen Staates seyn und als solcher darthun können, daß nicht auf Frankreich, sondern auf Deutschland sein geistiges Eigenthumsrecht sich gründe. Letzteres ist, so lange nicht internationale Verträge bestehen, durch welche ein Gegenseitigkeitsrecht begründet wird, wesentlich nationaler Art; Niemand aber kann zu gleicher Zeit zweien verschiedenen Nationen angehören, auch wenn er in beiden Sprachen zu schreiben versteht. Selbst ein in deutscher Sprache in Frankreich erscheinendes Buch würde in Deutschland keine Ansprüche auf Schutz gegen Nachdruck machen können, um wie viel weniger also, wenn es das französische Erzeugniß eines ausschließlich französischen Autors ist. Und wollen wir es auch als einen Fortschritt anerkennen, wenn sich einmal beide Nationen über ein Gegenseitigkeitsrecht verständigt haben, so können wir doch nicht eher eine Pflicht uns auferlegen lassen, bis uns auch das damit verbundene Recht eingeräumt worden. Die von Herrn Wesché angefertigte Uebersetzung ist allerdings durch das deutsche Gesetz gegen Nachdruck geschützt, aber Niemanden kann es darum verwehrt seyn, eine minder eilfertige und zugleich bessere — oder auch noch schlechtere — Uebersetzung des Originals zu veranstalten, als diejenige, die bei Herrn Kollmann erschienen. Wir sprechen hier ganz ohne persönliches Interesse, denn nachdem wir die ersten Kapitel des „ewigen Juden" gelesen, haben wir nicht die geringste Lust, auch nur eine Probe aus demselben unseren Lesern mitzutheilen, noch viel weniger aber, den bereits angekündigten zehn Uebertragungen noch eine eilfte hinzuzufügen. Ja, wir haben es von Anfang an für eine Schmach des deutschen Literaturmarktes gehalten, sich so auf Discretion einem französischen Autor zu überlassen und dessen Gedanken zu adoptiren, auch wenn diese vielleicht gegen unsere eigene Nationalität gerichtet sind. *) Spielen doch in der That schon die ersten Kapitel des neuen Romanes — nachdem der Prolog an der Behringsstraße zwischen Sibirien und der Nordküste von Amerika eröffnet worden — mitten in Deutschland, in Möckern (oder wie Herr Sue schreibt: Mockern) bei Leipzig. Jedermann weiß aus dem Epilog „Gerolstein" zu den Mystères de Paris, wie wenig Herr Sue in Deutschland zuhause ist, wie ungeschickt seine Darstellungen deutscher Verhältnisse sind — und nun denke man sich, welche Genüsse dem deutschen Leser bevorstehen, dem hier in Möckern ein von den Jesuiten in Freiburg bekehrter sibirischer van Aken, Namens Mordok, vorgeführt wird, der mit einer furchtbaren Menagerie herumzieht und dessen Tiger und Hyänen nichts Geringeres als verkörperte Geister der Hölle zu seyn scheinen!

— Die Carbonari-Pläne von 1831. Ein in der Revue de Paris enthaltener Artikel behauptet, daß es die Absicht der italiänischen Verschworenen im Jahre 1831 gewesen sey, den Herzog von Modena zum constitutionellen König von Italien zu machen, daß namentlich der bekannte Ciro Menotti, früher ein persönlicher Freund und Vertrauter des Herzogs, diesen Plan angeregt und bei den Verschworenen in Bologna zur Sprache gebracht, und daß nur die Vereitelung des von Frankreich anfangs aufgestellten Prinzips der Nicht-Intervention fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Italiens auch die Ausführung jenes Planes vereitelt habe. Daß der Herzog von Modena selbst um diesen Plan gewußt und ihn gebilligt, wird zwar ebenfalls behauptet, doch wird diese Behauptung ohne weitere Beweise hingestellt, so daß sie das Ansehen einer kleinen Retorsion hat, da bekanntlich der Herzog von Modena bis auf diese Stunde den aus der Juli-Revolution hervorgegangenen König der Franzosen noch nicht anerkannt hat.

*) Und was werden unsere Uebersetzer thun, wenn etwa die deutsche Censur auf die Probe gestellt wird?

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 6. Juli 1844.

Portugal.

Die Memoiren des Marquis von Pombal.

Das Erdbeben von Lissabon. — Die Verschwörung der Tavora's.

„Die Geschichte des Marquis von Pombal", schreibt ein neuerer portugiesischer Schriftsteller, „liefert den Beweis, daß liberale Institutionen sich nicht durch despotische Maßregeln begründen lassen. Die großartigen Schöpfungen Pombal's in Portugal und Karl's III. in Spanien stürzten mit ihren Urhebern zusammen, weil diese nicht zugleich den wahren Patriotismus und die Liebe zur Freiheit schaffen konnten. Das Ministerium des Einen und die Regierung des Anderen ließen, wie zwei leuchtende Meteore, bei ihrem Verschwinden nichts zurück, als Gründe zum gerechten Tadel gegen ihre Nachfolger, die ihre Macht nicht auf gleiche Weise anzuwenden wußten."

Nur wenige Minister haben während ihrer Verwaltung einen größeren Raum in den Augen ihrer Zeitgenossen ausgefüllt, als Pombal — nur wenige sind nach ihrem Falle mehr verleumdet und mißverstanden worden. Er hatte, wie Wallenstein, das Unglück, daß seine unversöhnlichen Feinde, die Jesuiten, „ihn überlebten und seine Geschichte schrieben", und wenn man bedenkt, daß die Verfolgung, welche diese berühmte Körperschaft in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts zu erdulden hatte, von Pombal ausging, so ist es beinahe zu entschuldigen, wenn ihre Darstellungen sich nicht eben durch Unparteilichkeit auszeichnen. Eine neue Biographie des portugiesischen Reformators, die neulich in London erschienen ist *), leidet nun zwar eher am entgegengesetzten Fehler, indem der Verfasser, der eine Stelle bei dem Marschall Saldanha, dem Enkel Pombal's, bekleidet, mitunter in einen etwas zu lobredenden Ton verfällt; da er jedoch nicht nur zu den Lissaboner und Londoner Archiven Zutritt hatte, sondern auch aus Wien und Paris mit wichtigen diplomatischen Aktenstücken unterstützt wurde, so hat er ein äußerst interessantes und lehrreiches Werk zu Stande gebracht, welches für das Studium der Geschichte Portugals unentbehrlich ist. Wir entlehnen daraus seine Beschreibung zweier der merkwürdigsten Ereignisse jener Zeit — des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 und des Mordversuchs gegen den König Joseph, der zu der Aufhebung des Jesuiten-Ordens führte.

Niemals ging die Sonne mit größerer Pracht in jenem milden südlichen Klima auf, als an dem denkwürdigen Morgen des ersten November 1755. Die Natur schien vertrauensvoll in der ruhigen Schönheit des heiteren, dunkelblauen Himmels und in der lautlosen Stille der Atmosphäre zu schwelgen. Die stolzen Paläste und majestätischen Tempel Lissabons spiegelten sich in dem breiten Busen des Tajo, dessen krystallene Fluth nicht von dem leisesten Hauch bewegt wurde. Friede und Sicherheit hatten (so schien es) ihren Wohnsitz an seinen Ufern aufgeschlagen und spielten sorglos auf seinen klaren Gewässern. Aber ach! Binnen wenigen Stunden verwandelte sich dieser Anblick in Scenen des Schreckens, des Elends und der Zerstörung; es war, als ob die bösen Geister der Finsterniß, plötzlich von ihren Banden gelöst, sich der unglücklichen Stadt bemächtigt hätten und sie mit Erdbeben, Raub, Mord und Gewalt heimsuchten. Die Natur schien aus ihren Gränzen zu treten, ihrem wohlthätigen Einflusse zu entsagen und ein rächendes Strafgericht über die Menschheit zu halten.

Es war am Tage Aller Heiligen und die frommen Bewohner Lisboa's waren auf dem Wege nach den zahlreichen Kirchen begriffen, die man, dem Feste zu Ehren, wie gewöhnlich aufs glänzendste erleuchtet hatte, als vier Minuten nach neun Uhr die ersten konvulsivischen Stöße empfunden wurden, und bald nachher stellte die prächtige Stadt nur einen Haufen unförmlicher Ruinen dar. Diejenigen, die nicht unter den zuerst niederstürzenden Trümmern verschüttet wurden, eilten voll Schrecken und Verwirrung, sich durch die Flucht vor der ihnen drohenden Gefahr zu retten, und flehten den Allmächtigen mit rasenden Geberden und verzweifelndem Geschrei um Hülfe, während die fallenden Gebäude sie zerschmetterten und die gähnenden Abgründe erbarmungslos sie verschlangen. Von allen Seiten drohte ein unvermeidlicher Tod; Einige flohen nach dem Hafen, in der Hoffnung, dort Sicherheit zu finden, aber auch hierin sahen sie sich getäuscht, indem das Erdbeben den Strom in so gewaltige Bewegung gesetzt und seine Fluthen so angeschwellt hatte, daß er seine Ufer überschwemmte und Alles, was in seinem Bereiche war, fortirug. Die größten Schiffe versanken unter den aufgeregten Wellen, während andere, von ihren Ankern gerissen und wüthend im Kreise getrieben, in dem Strudel verschwanden oder gegen einander geschleudert und durch den furchtbaren Stoß zertrümmert wurden. Um die Schrecken dieses traurigen Anblicks zu vermehren — während die Tempel des Herrn, die Paläste des Adels und die Wohnungen der Bürger in eine große Ruine zusammenstürzten — brach in einem und demselben Augenblick auf verschiedenen Stellen Feuer aus und wüthete so unaufhaltsam, daß es Alles zu zerstören drohte, was das Erdbeben übrig gelassen! — Selbst nach drei Menschenaltern, die seit jener Unglücks-Epoche verflossen sind, bleibt es schmerzhaft, bei dem Uebermaß des allgemeinen Elends und den einzelnen Scenen herzzerreißender Leiden zu verweilen. Welche Verzweiflung erwartete die Ueberlebenden! Die zartesten Bande waren plötzlich aufgelöst — Gatten betrauerten ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter suchten ihre Kinder und Kinder riefen trostlos nach ihren Aeltern; ganze Familien verschwanden aus den Reihen der Lebendigen und wurden in ein gemeinschaftliches Grab versenkt. Mitten unter dem Jammer und der Verwirrung, welche diese grausenvolle Katastrophe bezeichneten, gaben die Gefängnisse ihre Bewohner von sich — und über das Unglück frohlockend, welches ihre Fesseln brach, überließen sich diese Bösewichter ungestört ihren Begierden und verübten die abscheulichsten Verbrechen. Von Wein berauscht und nach Gold durstend, streiften sie in der ganzen Stadt umher, plünderten, mordeten und griffen zu jedem Mittel, um ihre Habsucht zu befriedigen und ihre Lüste zu stillen — als ob die Grausamkeit der Menschen das Strafgericht Gottes vollenden sollte.

Allein in Lissabon kamen über dreißigtausend Personen um, und auch Setubal und Algarvien hatten stark gelitten. Die königliche Familie befand sich glücklicherweise in dem Palaste zu Belem, eine kurze Strecke von der Hauptstadt, als das furchtbare Ereigniß stattfand; bestürzt und rathlos stand der König im Kreise seiner zitternden Höflinge. Nur Pombal behielt die Fassung. „Was ist in dieser schrecklichen Heimsuchung der göttlichen Vorsicht anzufangen?" fragte ihn der König. — „Man begrabe die Todten und verpflege die Lebenden" (auf portugiesisch: Senhor, enterrar os mortos, e cuidar nos vivos!) war seine stoische Antwort — eine Antwort, die allein genügt haben würde, ihn unsterblich zu machen. Und es war bei dieser Gelegenheit mehr als bei irgend einer anderen, daß er jene unüberwindliche Ausdauer, jene unerschütterliche Standhaftigkeit, jene Thatkraft, Klugheit und Fruchtbarkeit in der Auffindung neuer Hülfsquellen entwickelte, die ihn während seiner siebenundzwanzigjährigen Verwaltung charakterisirten und seinen Ruhm durch ganz Europa verbreiteten. Schleunige, energische Maßregeln waren nothwendig, um der in Lissabon herrschenden Anarchie ein Ziel zu setzen; Pombal warf sich schnell in einen Wagen, der schon auf ihn wartete, und eilte nach der Scene des Unglücks, um die Gefahr zu theilen und die Drangsale der Bewohner durch jedes Mittel zu erleichtern, welches die Menschlichkeit vorschrieb und die allgemeine Sicherheit verlangte. Er war überall, wo seine Gegenwart nöthig schien; weder bei Tage noch bei Nacht verließ er seinen Wagen, und in einer unglaublich kurzen Zeit wurden zweihundert Dekrete veröffentlicht, welche die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung, die Beherbergung des obdachlosen Volks, die Vertheilung der Lebensmittel und die Beerdigung der Todten zum Gegenstande hatten. Es wurde Niemanden gestattet, Lissabon ohne schriftliche Ordre zu verlassen, damit diejenigen, welche den ersten Schrecken zur Plünderung der Kirchen und Privathäuser benutzt hatten, nicht mit ihrer schändlich erworbenen Beute aus der Stadt flüchten möchten. Den Verwundeten und Heimatlosen wurden eigene Quartiere eingeräumt und Lebensmittel aus allen Theilen des Landes herbeigeschafft und unentgeltlich unter das Volk vertheilt. Da man fürchtete, daß die Pest sich noch zu den Drangsalen gesellen würde, mit denen die unglückliche Stadt zu kämpfen hatte, so wurde Befehl ertheilt, die Leichname zu sammeln und mit Gewichten beschwert in die See zu werfen; aber obgleich diese nützliche und zur Erhaltung der Lebenden unumgängliche Maßregel mit Gutheißen und Bewilligung des Patriarchen getroffen wurde, verfehlten doch die Jesuiten nicht, sie in der Folge dem Minister zum Verbrechen zu machen. — Schaaren verworfenes Gesindel, zum Theil Verbrecher, die aus den Gefängnissen entsprungen waren, schweiften in den Ruinen der Stadt umher, raubten, plünderten und verbreiteten neue Angst unter dem Ueberrest der Einwohner; es wurde daher ein Dekret erlassen, daß Jeder seinen Namen, sein Gewerbe und seine Unterhaltsmittel anzugeben habe, und wer nicht genügende Auskunft ertheilen konnte, wurde als Spitzbube und Landstreicher ins Gefängniß gesteckt. Als aber, dieser strengen Verordnung zum Trotz, die Straßen noch immer von Räuber- und Mörderbanden durchzogen wurden, die Jeden ausplünderten, der ihre Habgier erregte, die Frauen

*) Memoirs of the Marquis of Pombal etc. By John Smith, Private Secretary of the Marquis of Saldanha. 2 vols.

schändeten und Alle umbrachten, die sich ihren Gewaltthaten widersetzen wollten, so ließ Pombal an der Thür fast jeder achtbaren Familie Bewaffnete aufstellen, die Tag und Nacht Wache halten mußten. Um endlich die Schuldigen ohne Aufschub bestrafen zu können, wurde das Kriegsgesetz proklamirt und Jeder, den man auf der That ertappte, augenblicklich hingerichtet. Diese wohlberechneten und energischen Maßregeln stellten die Ruhe, so wie die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, schnell wieder her, und Pombal konnte nun seine Aufmerksamkeit dem Wiederbau und der Verschönerung der Stadt zuwenden.

Unterdessen nahm auch das Ausland an dem Unglück, welches Lissabon und die Portugiesen betroffen hatte, warmen Antheil und beschränkte sich nicht auf unnützes Mitleid, sondern leistete ihnen auch thätige Hülfe, um das durch eine so furchtbare und unerwartete Katastrophe veranlaßte Elend zu lindern. Aus allen Theilen Europa's flossen Beiträge ein: England allein sandte mit gewohnter Freigebigkeit so bedeutende Vorräthe an Rindfleisch, Butter, Mehl, Weizen, Zwieback, Reiß, Kleidungsstücken, Handwerksgeräthe u. s. w., daß sie, mit Einschluß des baaren Geldes, auf die Summe von 97,200 Pfd. Sterl. geschätzt wurden. Diese Thatsache hat der Verfasser aus den Dokumenten geschöpft, die sich in dem britischen Staats-Archive (State Paper Office) befinden. Die Auszüge derselben, welche durch das ganze Werk zerstreut sind, haben ein ganz besonderes Interesse, indem sie nicht nur viel Licht über die Details des Erdbebens verbreiten, sondern auch einen Begriff von dem Stande der Dinge in Portugal während des Pombalschen Ministeriums geben.

* * *

Wir wenden uns jetzt zu einem der merkwürdigsten Umstände in dem Leben Pombal's, der seinen Feinden zum Hauptgrund ihrer Anklagen gedient hat, aber zu gleicher Zeit beweist, daß der König Joseph ein Mann von festem Charakter war und nicht, wie ihn Einige darstellen, ein Blödsinniger, der sich von seinem Beichtvater leiten und von seinem Minister beherrschen ließ. Es war dieses der Mordversuch gegen den König im Jahr 1758.

Das Haupt der Verschwörung war der Herzog von Aveiro, der ein Hofamt um die Person des Königs bekleidete. Er wird als ein Mann von unbegränztem Ehrgeiz, stolz, habgierig und von jeder guten Eigenschaft entblößt, geschildert. Der nächste im Rang war der Marquis von Tavora, den man, wie es scheint, als ein Werkzeug in den Händen der Verschworenen betrachtet hat, der aber vielmehr, wie aus den Briefen des englischen Gesandten Pay hervorgeht, den Mordplan zuerst einleitete — und zwar war es das Verhältniß seiner Schwiegertochter, der jungen Marquise von Tavora, zu dem Könige, welches seine Eifersucht und Rachgier erweckt hatte. Der Sittenfreiheit ungeachtet, die, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, zu jener Zeit unter den portugiesischen Damen herrschte, wurde doch sehr auf Familienehre gehalten und eine Beleidigung derselben ging nie ungerächt vorüber. Die übrigen Theilnehmer am Komplott waren Luiz Bernardo und José Maria de Tavora, Söhne des alten Marquis, Dom Jeronimo d'Atayde, Graf von Atouguia, und fünf Andere von geringerem Rang. Am 3. September 1758 stellten sich die Verschworenen längs des Weges auf, wo der König vorbeikommen sollte; sie waren in mehrere Detachements getheilt, und als der König um eilf Uhr Nachts sich in einem mit zwei Pferden bespannten Kabriolet (einer sogenannten sege), nur von einem einzigen Diener begleitet, näherte, traf er auf die erste Abtheilung der Mörder, die aus dem Herzoge von Aveiro und einem gewissen Joaõ Miguel bestand. Sie waren Beide zu Pferde und mit Musketen bewaffnet, welche sie gegen den Wagen abfeuerten; glücklicherweise ging eines der Gewehre zu früh los und das andere fehlte. Der erschrockene Kutscher gab seinen Pferden die Peitsche und jagte im schnellsten Galopp davon, aber bald begegnete er dem Antonio Alvarez Ferreira und José Policarpo, die ihre Gewehre von hinten in den Wagen hinein feuerten. Sie waren mit gehacktem Blei geladen und verwundeten den König an mehreren Stellen. Hier zeigte Joseph eine außerordentliche Geistesgegenwart: er rief dem Kutscher zu, umzukehren und nach dem Hause des königlichen Wundarztes zu fahren, um seine Familie, die auf dem Schlosse zurückgeblieben war, nicht zu beunruhigen. Dieser Befehl rettete ihm das Leben, indem er dadurch dem Hinterhalt entging, worin sich die anderen Verschworenen befanden.

Nach der Herstellung des Königs wurden Schritte gethan, um die Urheber des Attentats zur Strafe zu ziehen; es ist nur zu bewundern, daß dieses nicht früher geschah, da erst am 9. Dezember das Manifest erschien, welches einen Preis auf ihre Ergreifung setzte. Am 13ten desselben Monats wurden der Marquis von Tavora, seine beiden Söhne, seine vier Brüder, seine Schwiegersöhne, der Conde d'Atouguia und der Marquês d'Alorno, so wie Dom Manoel de Sousa Calhariz, verhaftet und mit einigen ihrer Bedienten nach den Gefängnissen von Belem gebracht, während man die Marquise von Tavora in ein Kloster sperren ließ. Außer den Obigen wurden noch der Graf Obidos, Antonio da Costa Freire, der General-Prokurator und der Graf von Ribeira arretirt, und den Jesuiten ward verboten, sich aus ihren Häusern zu entfernen. Das Tribunal, welches die Verschworenen zu richten bestimmt war, versammelte sich am 12. Januar 1759 und fällte nach einer genauen Untersuchung seinen Ausspruch. Er lautete, daß der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora mit Stricken um den Hals nach dem Marktplatze von Belem geschleift und dort aufs Rad geflochten, worauf ihre Körper verbrannt und die Asche in das Meer geworfen werden sollten. Ihre Wappen wurden zerbrochen, ihre Ehrenzeichen ausgelöscht, ihr Vermögen konfiszirt, ihre Häuser niedergerissen und Salz auf deren Stätten gestreut. Luiz Bernardo und José de Tavora, der Graf von Atouguia, Braz José Romeiro, Joaõ Miguel und Manoel Alvarez wurden zu derselben Strafe verurtheilt, mit der Ausnahme, daß sie zuerst erdrosselt wurden, ehe man sie aufs Rad flechten ließ. Antonio Ferreira und Policarpo sollten lebendig verbrannt werden; da jedoch Letzterer geflüchtet war, so konnte man ihn nur im Bildniß verbrennen. Die Marquise endlich wurde aus Rücksicht für ihren Rang und ihr Geschlecht zur Enthauptung verurtheilt. Diese Urtel wurden am folgenden Tage buchstäblich vollzogen, indem man die Leichen, das Schaffot und selbst die zur Hinrichtung gebrauchten Werkzeuge verbrannte und ihre Asche in den Tajo warf. Der Name Tavora wurde geächtet und der Vergessenheit übergeben, und der Fluß, der diesen Namen führte, hieß von nun an „der Todes-Fluß".

Daß der Anschlag im höchsten Grade verbrecherisch war, und daß die Königsmörder das strengste Urtheil verdient hatten, ist gewiß, aber solche Strafen tragen eher den Stempel der Rachsucht als der Gerechtigkeit. Gräuel, wie diese, verfehlen gewöhnlich die Absicht, die sie zu erreichen bestimmt waren, und die Familie Tavora hatte in der Folge Gelegenheit, die blutige Strenge des Richterspruchs ihrem Feinde Pombal einigermaßen entgelten zu lassen, obgleich er keinen größeren Antheil daran hatte, als die Mitglieder des Tribunals, welches die Schuldigen zur Untersuchung zog und das Urtel über sie sprach.

Frankreich.

Neue Darstellung des Aufruhrs in den Cevennen.

(Schluß.)

Nachdem er endlich zu lange ausgeübt, was er das Gericht Gottes nannte, wurde Séguier in einem Gefecht gefangen und nach Florac geführt. Unterwegs fragte ihn der, welcher ihn gefangen genommen: „Nun, Elender, wie hofft du nach so vielen Verbrechen behandelt zu werden?" — „Wie ich dich behandelt hätte, wenn ich dich gefangen genommen." Mit ruhiger und stolzer Miene erschien er vor seinen Richtern und antwortete immer nur mit biblischen Stellen. — „Euer Name?" — „Pierre Séguier." — „Warum nennt man euch Esprit?" — „Weil der Geist Gottes in mir ist." — „Eure Wohnung?" — „In der Wüste und bald im Himmel." — „Bittet den König um Gnade!" — „Wir haben keinen König als den Ewigen." — „Habt ihr nicht wenigstens Gewissensbisse wegen eurer Verbrechen?" — „Meine Seele ist ein Garten voll Schatten und Quellen." Nachdem ihm die Hand abgehauen worden, sollte er lebendig verbrannt werden; bis auf den Scheiterhaufen ruhig und stolz, sagte er hier zum Volke: „Brüder, wartet und hoffet auf den Ewigen! Der verheerte Karmel wird wieder grünen, und der einsame Libanon wieder blühen wie eine Rose."

Séguier's Nachfolger, Laporte, aus einer Familie von Schweinehändlern, war im Alter von 45 Jahren Schmiedemeister. Sein Neffe, Roland, ein junger Bauer von großer Intelligenz und Beredsamkeit, half ihm das ganze Land von den Cevennen bis zum Meer insurgiren. Der Neffe warb Rekruten zum Ruhm Israels; der Oheim lehrte die Kinder Gottes den Gebrauch der Waffen, so daß diese Haufen von Hirten unter seinen Händen eine wohldisziplinirte, kriegerische Armee wurden, die sich in fünf Legionen theilte. Auf seine Veranstaltung wurden alle Grotten, welche die Bergbewohner so oft während der Religionskriege seit den Albigensern bewohnt hatten, regelmäßig in Speicher, Keller, Hospitäler, Pulvermagazine und Arsenale jeder Art verwandelt. Ihre Speicher füllten sich mit dem Korn der Abteien und katholischen Dörfer, mit dem Salz der Küste, dem Oel der Rhone-Ufer, den Kastanien von Gevaudan.

Als Laporte an seinen Wunden gestorben war, nahm sein Neffe, Roland, einstimmig erwählt, den Titel eines „Generalissimus der Kinder Gottes" und „Königs der Cevennen" an. Die Schönheit des jungen Chefs und der natürliche Adel seiner Manieren scheinen nicht ohne Einfluß auf seine Erhebung gewesen zu seyn, indem eine junge Kastellanin eine Leidenschaft für ihn gefaßt hatte, die nicht rein mystisch war. Er hatte einen Secretair, der seine Briefe schrieb; das Siegel des Propheten stellte einen Arm dar, der aus einer Wolke reichte und einen Degen schwang, mit der Inschrift: „Roland furieux". Im Ausland hielt man ihn für einen großen Herrn, für einen neuen Herzog von Rohan, und die Königin Anna erwies ihm die Ehre, ihm einen geheimen Agenten zu schicken, den er in seiner Grotte aufnahm. Roland speiste allein oder mit einem seiner Lieutenants, für den es eine Ehre war, zu seiner Tafel zugezogen zu werden. Das gewöhnliche Mahl, das er dem Jourdan, einem Boten Villar's, anbot, bestand aus einem Hasen, zwei Hühnern und einem Ragout von Gemüsen. Die Brigaden lebten nicht schlechter als der Chef, indem sie immer, außer zahlreichen Heerden, Haufen von gesalzenem Fleisch hier und da versteckt hatten. Bald erklärte sich ihr Chef für den unumschränkten Herrn der klösterlichen und geistlichen Güter, und ließ die Pächter, welche die Einkünfte derselben nicht in „das Lager des Ewigen" brachten, fusiliren.

Man kann sagen, daß unter Roland die Kamisards eine wahre militairische Theokratie nach dem Muster der mosaischen bildeten. Der Chef und unter ihm seine fünf Lieutenants übten die höchste Gewalt mit allen weltlichen und geistlichen Attributen aus. Jeder der fünf Stämme hatte seine Henker, die mit dem Beil die Sprüche der Propheten vollzogen. Während der Execution lag die ganze Truppe auf den Knieen und betete. Die Hierarchie der Stämme war nach dem Dezimalmodus organisirt, dem natürlichsten und ältesten: es gab Führer von zehn, von funfzig, von hundert.

Das Prinzip, nach welchem die Chefs gewählt wurden, scheint folgendes gewesen zu seyn. Ueber die Geburt, das Vermögen, die gewöhnliche Intelligenz setzte man die Inspiration, deren es vier Stufen gab, nämlich: das avertissement, der souffle, die prophétie und das don, welches das kostbarste und seltenste war. Roland hatte das don, und wurde darum auch einstimmig

zum oberſten Chef erwählt. Uebrigens waren ſie Alle inſpirirt; Alles, was ſie thaten, ſowohl für den General, als auf eigene Rechnung, geſchah auf Befehl des Geiſtes. „Wenn es zum Kampfe ging", erzählt einer von ihnen, „und der Geiſt mich durch die Worte geſtärkt: Fürchte nichts, mein Kind, ich werde dich führen, dir beiſtehen, dann ging ich in das Gefecht, als wäre ich mit Eiſen bekleidet geweſen oder als hätten die Feinde nur wollene Arme gehabt. Mit dieſem Beiſtand ſchlugen unſere zwölfjährigen Knaben rechts und links wie tapfere Männer. Die, welche keine Säbel und Flinten hatten, verrichteten Wunder mit Stangen und Schleudern, und der Musketenhagel mochte uns um die Ohren pfeifen und uns Hüte und Aermel zerreißen, er beunruhigte uns nicht mehr als ein gewöhnlicher Hagel." Die Engel kämpften mit ihnen: „Ich ſah öfter", erzählt ein Anderer, „inſpirirte Perſonen der beiden Geſchlechter, die in der Verzückung die offenen Augen nach dem Himmel gerichtet hatten; ſie ſahen dann Heere von Engeln, zuweilen Kämpfe der Engel gegen die Menſchen."

Unter Cavalier, Roland's Nachfolger, nahm der Aufſtand ein Ende. Cavalier der im Jahre der Aufhebung des Edikts von Nantes geboren worden, hatte die letzten Predigten Brouſſon's gehört und unter Vivens an dem Morde des Erzprieſters Theil genommen, der das Signal des Aufſtands geweſen war. Er war damals ſiebzehn Jahr alt. Er wuchs ſchnell an Geiſt und Kraft in dieſem rauhen Leben der „Wüſte". Liſt und eine ſelbſt in dieſen Bergen unerhörte Kühnheit ſcheinen vorzüglich ſeine Unternehmungen ausgezeichnet zu haben.

Als er einſt auf der Landſtraße ein königliches Detachement, das nach Italien ging, niedergehauen, zieht er das Kleid des getödteten Kommandanten an, ſteckt eine ſeiner Brigaden in die Uniformen der todten Soldaten und marſchirt an ihrer Spitze, mit der militairiſchen Marſchroute verſehen, nach einem benachbarten Flecken, indem er zugleich ſechs Kamiſarden vom wildeſten Ausſehen gebunden mit ſich führt. In dem Flecken erſcheint er vor dem Bürgermeiſter: „Mein Herr, ich habe die Kamiſards geſchlagen und ihnen ſechs Gefangene abgenommen; der Sicherheit halber wird es gut ſeyn, ſie im Schloß zu deponiren; melden ſie es dem Kommandanten; ich habe den Befehl dazu vom Herrn von Baville." Bei dieſem gefürchteten Namen öffnen ſich alle Thüren; man nimmt den angeblichen königlichen Offizier ehrfurchtsvoll auf, man ladet ihn ein, in dem großen Saal des Schloſſes zu ſpeiſen. Man lacht, man ſingt, man trinkt auf die baldige Ausrottung der Kamiſarden, Roland's und dieſes verdammten Cavalier. Inzwiſchen ſchleichen ſich die Genoſſen des glücklichen Banditen, die zuerſt draußen geblieben waren, in das Fort und unter verſchiedenen Vorwänden bis in den Saal. Als ſie vollzählig ſind, ſteht Cavalier auf, dies war das Signal: der Kommandant und alle ſeine Leute werden niedergemacht. Man bemächtigt ſich der Waffen und der Kriegs- und Mundvorräthe und zieht unter Lobgeſängen ins Gebirge zurück; ſie hatten ihren Pſalm noch nicht vollendet, als ein Blitz hinter ihnen die Nacht erhellte: das Schloß, an welches Cavalier beim Abzug Feuer angelegt, ſprang in die Luft.

Ein anderes Mal hatte die Truppe dieſes kühnen Geſellen vier Mauleſel und einen Jeſuiten gefangen genommen; dies war ein doppeltes Feſt, denn die Mauleſel waren mit Milchſchweinen, Schinken, jungen Hühnern und trefflichem Wein beladen; der Jeſuit war einer von den Miſſionairen, welche das Kreuz gegen die Kinder Gottes predigten. Als ausgehungerte Leute ſchloſſen die Kamiſarden den Jeſuiten ein und ſetzten alle Bratſpieße in Bewegung, indem ſie den Tod des Kindes Loyola's für den Nachtiſch aufſparten. Mitten im Schmaus hatten ſie die barbariſche Idee, den armen Gefangenen kommen zu laſſen, um ſich im voraus an ſeiner Angſt zu weiden. Einer von dieſen Propheten lud ihn ein, ſich zu Tiſche zu ſetzen, indem er ihm ein gefülltes Milchſchwein, das noch unberührt war, vorſetzte. „Du haſt Hunger?" ſagt er.

„Ja." — — „Iß, Pater, nimm das beſte Stück . . . Doch warte! wiſſe, daß das Glied, das du abſchneideſt, ſofort dir ſoll abgeſchnitten werden! Wohlan, iß." — „Ich habe keinen Hunger mehr." — „Du mußt eſſen", ſchrieen Alle: „iß, und auf der Stelle." Mehr todt als lebendig ſprach der Unglückliche ſein Benedicite, und als er fertig iſt, fängt er wieder an, dreht ſein Schwein hin und her, ſieht ſeine Gäſte an, blickt zum Himmel hinauf und ſeufzt. — „Spute dich!" riefen Alle, Säbel und Meſſer ſchwingend. Endlich legt der gute Pater mit frommer, reſignirter Miene ſeine Lippen an die Oeffnung des Hintertheils des Thieres und verſchlingt, ſtark ziehend, die faſtige Füllung deſſelben. Sofort applaudirten ihm die Kamiſarden mit einem wilden Gelächter, und Cavalier läßt ihn zu ſich kommen und wünſcht ihm Glück zu ſeiner Geiſtesgegenwart „Wahrlich, Hochwürdiger, du verdienteſt ein Kamiſarde zu ſeyn; denn auch wir leben nur von liſtigen Streichen. Doch wir brauchen Leute von Muth, und den haſt du nicht: alſo gehe und erzähle deinen Brüdern alles Leid, was dir die Kinder Gottes gethan haben."

Solche Züge ſcheinen mehr den Abenteuern eines Räuberhauptmanns, als dem Leben eines Propheten und Heiligen anzugehören. Und doch kann man die Tiefe und Aufrichtigkeit des religiöſen Gefühls ſelbſt bei den Luſtigſten und grauſamſten Geſellen unter dieſen Kamiſarden nicht in Zweifel ziehen. Als der Geiſt ſie verlaſſen hatte, nach der Unterdrückung des Aufſtandes und ihrer Zerſtreuung, war Cavalier am engliſchen Hof vorgeſtellt worden, und die Königin Anna fragte ihn, ob der Geiſt noch ferner ihn beſuche. Verwirrt, wie eine Jungfrau bei der Erinnerung an ihre erſte Liebe neigte dieſer Eiſenmann den Kopf, weinte bitterlich und antwortete nichts.

Man weiß, wie dieſes unglückliche Land um 1704 durch Villars' Talent und ſeine gerechte und väterliche Verwaltung beruhigt wurde. Der Reiſende, der heute dieſe Berge durchwandert und an die tragiſchen Ereigniſſe denkt, deren Schauplatz ſie waren, kann nicht umhin, die vollkommene Ruhe dieſer gaſtlichen Bevölkerung zu bewundern. Es ſcheint beim erſten Blick, daß die Spuren der Verfolgung eben ſo ſehr aus ihrem Geiſt, wie vom Boden verſchwunden ſind. In einigen Bezirken jedoch haben die Einwohner ihre Tempel noch nicht aufgerichtet und beten noch immer in der Wüſte. „Wie oft", ſagt Herr Peyrat, „hörte ich auf meinen Wanderungen in der Ferne eine einfache, etwas monotone, aber tief religiöſe Pſalmodie, welche die Winde zu mir herantrugen. Ich beſchleunigte die Schritte und entdeckte bald am Saum eines Waldes auf einer Prairie zwei oder drei Gläubige, die mit frommer Andacht die Predigt eines Paſtors hörten, der auf einem Felſen am Fuß einer alten Eiche ſtand. Alle Kirchendienſte ſind kalt gegen dieſe Anbetung in der Einſamkeit, mitten in einer lebendigen Natur, die ihre majeſtätiſche Stimme mit dem Geſang des Menſchen vermiſcht, unter dieſem Himmel, deſſen transparente Tiefe den myſtiſchen Blicken der Seele das Bild des Unſichtbaren zeigt. Die Andacht verdoppelt ſich, wenn dieſe Wüſte, wie das Champ-Domergue, ein durch die Gebete und Kämpfe der Vorfahren geheiligter Boden iſt. Dieſer Paſtor iſt der Geiſtliche von Vialas, der patriarchaliſche Nachkomme von Elie Marion. Jene jungen Katechumenen tragen die Namen der Krieger und Märtyrer; denn die alten religiöſen Familien exiſtiren faſt alle noch. Die Séguiers ſind zahlreich in den Weilern und Dörfern bei Mageſtavols. Die Cavaliers, denen es auch wohl geht, haben Ribaute verlaſſen; aber der Stamm der Laporte, von denen ein Zweig ſich nach Saint-Jean-du-Gard verpflanzt hat, blüht noch im väterlichen Hauſe in Maſſon-Beyran."

Italien.

Die deutſche Sprache an der italiäniſch-tyroler Gränze.

In einem Artikel, den die Augsb. Allg. Zeitung über die „Sprachgränzen in Tyrol" enthält, wird darüber Klage geführt, daß da, wo ſich das deutſche und das italiäniſche Idiom begegnen, das erſtere immer mehr Terrain dem letzteren abtreten muß, und zwar ſelbſt unter urſprünglich deutſchen Stämmen, die ſich Jahrhunderte lang mitten in ihrer wälſchen Umgebung die Sitten und die Sprache ihrer Vorfahren zu bewahren gewußt. Jedem Völker- und Sittenbeobachter muß dies als eine Anomalie erſcheinen. In früherer Zeit nämlich war die Kultur der Italiäner der der Deutſchen weit überlegen. Während die Sprache der Erſteren, ſo wie ihre Poeſie und ihre Literatur überhaupt, früh ſchon einen weit verbreiteten Einfluß erlangt hatte, blieb das Deutſche ein vernachläſſigtes rauhes Idiom. Und gleichwohl widerſtanden die über die Alpen verſchlagenen deutſchen Stämme dieſem Einfluß und bewahrten den germaniſchen Kern ihres äußeren wie ihres inneren Lebens. Und jetzt, da anerkanntermaßen die Italiäner hinter den Deutſchen weit zurückgeblieben, jetzt laſſen ſich jene Stämme durch die fremde Nationalität verſchlingen? Wir finden hier nicht etwa, wie in Lothringen und Elſaß, das Uebergewicht eines Herrſchervolkes und die kompakte Einheit einer Nation dem ſchwachen Selbſterhaltungstrieb eines vereinzelten und eroberten Stammes gegenüber, ſondern im Gegentheil: Tyrol iſt durchgehends ein deutſches Land, es gehört zum deutſchen Bunde und ſeine Herrſcher ſind die Nachfolger der deutſchen Kaiſer. Was kann alſo der Grund ſeyn, daß wir hier täglich, mitten im Frieden, an Land und Leuten verlieren? Gewiß bleiben wir der Wahrheit nicht fern, wenn wir dieſen Grund in religiöſen Einflüſſen ſuchen, die in Rom ihre Wurzel haben. Der deutſche Stamm iſt dort nun einmal der Ketzerei verdächtig, und beſonders auch in Tyrol haben ſich in neuerer Zeit Anwandlungen der Art gezeigt. Alſo was iſt natürlicher, als daß man da, wo beide Sprachen gemiſcht ſind, das Italiäniſche auf Koſten des Deutſchen zu begünſtigen ſucht, indem man den deutſchen Gemeinden italiäniſche Prieſter giebt und durch die Sprache der Kirche allmälig die des Hauſes zu verdrängen ſucht!

Der Berichterſtatter der Allg. Zeitung faßt ſeine diesfallſigen Bemerkungen in folgendem, jedes deutſche Herz betrübendem Reſultat zuſammen: „Werfen wir nun einen Blick auf das geſammte Deutſchthum in den Bergen ſüdlich von Salurn, ſo ſtellt ſich nach Allem dar, daß es da wie dort in ſchneller Abnahme, daß wahrſcheinlich unſere Zeit beſtimmt iſt, die letzten germaniſchen Laute im italiäniſchen Gebirge verklingen zu hören. Was die ſieben und dreizehn Gemeinden auf den venediſchen Alpen betrifft, ſo war ihr Volksthum unter den Flügeln des Löwen von Venedig ſo geehrt, daß ihre Beamten und ihre Geiſtlichen des Cimbriſchen kundig ſeyn mußten, weswegen denn auch Letztere bis ins ſechzehnte Jahrhundert faſt ausſchließlich aus Deutſchland, zum Theil aus weiten Fernen, aus den Bisthümern Breslau, Trier, Meißen ꝛc. herbeigerufen wurden. Jetzt iſt das anders, und es bildet freilich einen ſeltſamen Kontraſt, daß die deutſche Sprache, die dort das italiäniſche Venedig ſchützte, unter dem deutſchen Oeſterreich ausſtirbt. Es ſcheint Niemand zu Herzen zu gehen, daß dieſe alterthümliche Mundart dem Untergang geweiht iſt. Den Herren in Verona und Vicenza iſt allerdings nicht zuzumuthen, daß ſie ſich darüber erbarmen ſollten. Aber daß auch die Deutſchen von Palai, von Fülgreit, von Lafraun und Luſerna, dieſe auf tyroliſchem Boden gelegenen Bergbewohner, der adminiſtrativen Bequemlichkeit zu Liebe ſich zu verwälſchen verurtheilt ſind, daß auch über ihnen, „die Norne waltet wie über andere deutſche Mundarten, die gewagt haben, nach Wälſchland hinunterzuſteigen", dies iſt etwas auffallend und für den „Tudescomanen" faſt ſchmerzlich. Wenn man die Sprachkämpfe betrachtet, die auf anderen Marken des deutſchen Vaterlandes, in Belgien, in Schleswig geſchlagen werden, wenn man mit Freuden gewahrt, wie dort begeiſterte Vorkämpfer aufſtehen, den ſchlummernden Volksgeiſt wecken und aller Entdeutſchung männlich wehren, ſo darf man ſich andererſeits wohl verwundern, wie auf dem ſüdlichen Rande in

einer Zeit, deren Losungswort die Nationalität geworden ist, mehrere Tausende von Deutschen ohne Sang und Klang, unbeachtet und vergessen zu Italiänern werden, in einem Lande, das zu Deutschland gehört, zum größten Theile von Deutschen bewohnt wird, und daher gewiß der deutschen Pfarrer und Schullehrer genug aufbieten könnte, um die Wankenden zu halten und dem einreißenden Fremdthum zu steuern, so daß wenigstens nicht mehr der Beichtstuhl zu Hülfe genommen würde, um, wie Schmeller von Terragnolern gehört hat, durch Verweigerung der Absolution zum Gebrauch einer fremden Sprache zu zwingen. Jetzt wäre bei der hohen Sittsamkeit, die den deutsch-tyrolischen Klerus auszeichnet, wohl auch nicht mehr zu fürchten, daß die Pfarrkinder, wie im Jahr 1456 die Cimbern von Enego, den Bischof bitten müßten, ihnen italiänische Geistliche zu geben, poichè i Tedeschi tengono delle donne e menano la lora vita sull' osterie. Bald wird der Pilger, der hier nach den Deutschen fragt, auf die Friedhöfe gewiesen werden, wo wälsche Leichensteine die letzten deutschen Todten decken, und wenn etwa einmal die Zeit drängen wird, die deutschen Häupter im Lande zu zählen, dann werden die Nachkommen den Jetztlebenden die Frage stellen: warum habt ihr diese aufgegeben und wälsch werden lassen?"

Mannigfaltiges.

— Eisenbahn-Actien und Staatspapiere. Ein hiesiger Kaufmann, Herr G. Ferdinand Oppert, hat so eben ein kleines Schriftchen unter dem Titel: „Flüchtige Betrachtungen über den sogenannten Actienschwindel und das bezügliche Gesetz vom 24. Mai 1844" erscheinen lassen *), dessen Inhalt mit dem, was wir in der Einleitung zu dem Artikel „Die Gesetzgebung über Eisenbahnen in England" (Nr. 72 des Magazins) gesagt, im Wesentlichen übereinstimmt und worin zugleich einige interessante Vergleichungen der gegenwärtigen Eisenbahn-Actien-Periode mit den früheren Staatspapier-Emissionen angestellt sind. Daß es unrecht sey, die ersteren mit größerer Strenge zu behandeln als die aus Staats-Anleihen herrührenden Obligationen, weist der Verfasser unter Anderem an einem schlagenden Beispiel nach. Der §. 4 des preußischen Gesetzes vom 24. Mai d. J. lautet nämlich: „Den öffentlich bestellten und vereideten Mäklern und Agenten wird bei Strafe der Amts-Entsetzung hierdurch untersagt, in Papieren, welche über die Betheiligung bei ausländischen Actien-Unternehmungen oder Anleihen vor Berichtigung des vollen auf die Actien oder Obligationen einzuzahlenden Betrages ausgegeben worden sind oder künftig ausgegeben werden, irgend ein Geschäft zu unterhandeln, zu vermitteln oder abzuschließen, ohne Unterschied, ob dasselbe sofort von beiden Theilen erfüllt wird oder nicht." — „Wie aber", fragt darauf Herr Oppert, „wenn es nichts als einer Form bedarf, um jenes Verbot gewissermaßen auf legalem Wege illusorisch zu machen? Rußland z. B. baut Eisenbahnen zwischen St. Petersburg, Moskau und Nebenstädten, will oder wird sie bis Odessa führen; es fertigt aber für die Hundert- und mehr Millionen Silberrubel, die diese immensen Werke erfordern werden, nicht Dokumente über die Totalbeträge aus und zieht darauf Partialzahlungen ein, sondern es emittirt Obligationen im vollen Betrage — je nach dem Bedarf — in Serien von acht oder zehn und zwölf Millionen Silberrubel, welche — beiläufig gesagt — vorzugsweise an der Berliner Börse zu Gelde gemacht werden. Hier ist mithin nur die Form geändert; denn wenn — was wir freilich nicht zu beurtheilen vermögen, obgleich man es bei jeder Serie, die ins Publikum gebracht wird, versichert — die intendirten Bahnen wirklich mit dem Betrage jener Emissionen gebaut werden, so sind diese Obligationen nichts weiter als Dokumente pro rata, d. i. eine Quote des gesammten Anlage-Kapitals, für welches hier der Staat die Stelle der Gesellschaften einnimmt — wenngleich jene über einen volleingezahlten Nennwerth lauten. Sie sind gewissermaßen bedenklicher für den Verkehr, weil man den Umfang der benöthigten und successive auszugebenden Summen noch gar nicht kennt. Die Gesellschaften dagegen haben statutenmäßig ein fest ausgesprochenes Anlagekapital, und auch sie könnten, wenn es ihnen verstattet würde, dieselben Modalitäten für ihre Theilzahlungen annehmen."

Der Verfasser, der sich gegen den Gedanken, als wolle er irgend einem Schwindel oder ungesetzlichen Treiben auch nur entfernt das Wort reden, ausdrücklich verwahrt, stellt seiner Schrift folgende vom französischen Finanz-Minister im J. 1839 in der Deputirten-Kammer ausgesprochene Worte als Motto voran: „Enfin l'agiotage est à déplorer sans doute, mais il est au nombre de ces maux qui sont inséparables de certaines combinaisons. Toutes les fois, que vous faites appel au crédit public, c'est apparemment parceque vous avez des chances favorables à lui présenter; et au moment où vous prononcez le mot de chance, vous rendez possible certaines exagérations, auxquelles nul mode d'intervention ne saurait vous soustraire, pas plus le mode de garantie que celui de la loi."

*) Berlin, Julius Springer.

— Pariser Honorare. Herr Eug. Sue, der für die zehn Bände seines „ewigen Juden" — die wenigstens anderthalb bis zwei Jahre lang das Feuilleton des Constitutionnel füllen werden, da der Roman darin nicht in ununterbrochener Folge, sondern in getrennten Abtheilungen erscheint — von den Herausgebern jener Zeitung hunderttausend Fr. Honorar erhält, hat außerdem einem Pariser Buchhändler das Verlagsrecht dieses Werkes für 110,000 Fr. verkauft. Hiervon wird er jedoch den Buchhändlern Charles Gosselin und Bethune 30,000 Fr. zahlen müssen, da diese vor vier oder fünf Jahren einen Vertrag über das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke mit ihm abgeschlossen, worin zugleich ausdrücklich stipulirt ist, daß ihnen Herr Sue, falls er eines seiner Bücher einem anderen Verleger überlassen wolle, für jeden Band eine Entschädigung von 3000 Fr. zahlen müsse. Nach den ersten Kapiteln des neuen Romans zu urtheilen, dürfte nun aber mit diesem Juden Niemand ein besonders Geschäft gemacht haben, als eben die Herren Charles Gosselin und Bethune.

— Ein jüdisches Parlament. Die kürzlich erschienene Early History of the Jews erwähnt eines Parliamentum Judaicum, das von König Heinrich III. in England im Jahre 1241 zusammenberufen ward. Der König richtete ein Ausschreiben an die Sherifs aller Grafschaften, denen aufgegeben wurde, am Sonntage Quinquagesima sechs der reichsten Juden aus jeder Stadt, oder bloß zwei aus solchen Orten, wo deren nur wenige wohnten, vor ihn nach Worcester zu deputiren, um mit ihnen über sein eigenes und ihr Bestes zu unterhandeln. Zugleich ward den Sherifs gesagt, daß, wenn die Juden nicht erscheinen, der König dies so hart ahnen würde, daß sie lebenslang daran denken sollten. Groß war zugleich das Erstaunen und die Angst der Juden, die nicht wußten, wie der König mit einemmal dazu komme, sich mit ihnen über sein Bestes berathen zu wollen, nachdem er und seine Vorfahren sie stets wie Sklaven und Hunde behandelt hatten. Sie stellten sich jedoch ein, und hatten nun die Ehre, aus des Königs eigenem Mund zu vernehmen, daß er sie zusammenberufen habe, um mit ihnen die Wege und Mittel zu berathen — ihm zwanzigtausend Mark Silber zu liefern. Das war in jener Zeit eine fast unerschwingliche Summe, aber Einwendungen durften die Herren Abgeordneten nicht machen, und nur die eine Erleichterung ward ihnen gewährt, daß sie nur die Hälfte der Summe zu Johanni, die andere Hälfte aber erst zu Michaeli einzuzahlen brauchten.

Bibliographie. *)

Frankreich.

E. de Ochoa Catalogo razonado de los manuscritos españoles existentes en la Biblioteca real de Paris, seguido de un suplemento que contiene los de las otras tres bibliotecas publicas (del Arsenal, de Santa Genoveva, y Mazarina). 4. Paris, imprenta real (Barrois). 18 fr. — Den von Marsand und Paris herausgegebenen Verzeichnissen der in der Königl. Bibliothek zu Paris befindlichen italiänischen und französischen Handschriften sich würdig anreihend. — Eine Frucht jener handschriftlichen Studien des Hrn. Ochoa, eines in Paris lebenden gelehrten Spaniers, ist auch die nachfolgende Ausgabe: Rimas inedidas de Don Luigo Lopez de Mendoza, marques de Santillana; de Fernan de Guzman, señor de Batres, y de otros poetas del siglo XVI, recogidas y anotadas por E. de Ochoa. 27½ Bog. 8. Paris.

F. Thibert Musée d'anatomie pathologique. Bibliothèque de médecine et de chirurgie pratiques, représentant en relief les altérations morbides du corps humain. 19½ Bog. 8. mit 1 Kpft. Paris.

J. Brenton (Verf. der Histoire financière de la France) Précis historique des ordres de chevalerie, décorations militaires et civiles, reconnus et conférés actuellement par les souverains régnants en Europe et dans les états des autres parties du monde. 3 mit 106 Kpft. Paris. Schwarz: 30 fr. Kolorirt: 120 fr.

C. Lacretelle Histoire de l'assemblée constituante. Nouv. édition. 2 vol. 8. Paris.

H. Wheaton (nordamerikan. Gesandte in Berlin) Histoire des peuples du nord, et des Danois et des Normands depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre par Guillaume-de-Normandie, et du royaume des Deux-Siciles par les fils de Tancrède de Hauteville. Edition revue et augmentée par l'auteur et le traducteur. Traduit de l'anglais par P. Guillot. 8. Paris. 11 fr.

E. Augier La cigue, comédie en 3 actes et en vers. 12. Paris. 1 fr. 50 c. — Neuerdings mit besonderem Erfolg in Paris aufgeführt. Der talentvolle Verf. hat für den Andenken seines Großvaters Pigault-Lebrun gestiftet.

F. de Lamennais Oeuvres complètes. Nouv. édition. 10 vol. 12. Paris. 30 fr.

A. Mickiewicz Pisma wierszem i prozą. Wydanie 7e. (vertheilert u. vermehrt.) 4 vol. 16. Paryż. 24 fr. — Unter den Augen des Dichters besorgte Ausgabe seiner Schriften.

Venture de Paradis Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue berbere, Revus par P. A. Jaubert et publiés par la Société de géographie. 33½ Bog. 4. Paris imprim. roy. — Eine bereits im J. 1788 an Ort und Stelle gefertigte Arbeit über die Berbersprache, deren Handschrift aus dem Nachlasse des Verf. in den Besitz der Pariser Königl. Bibliothek gelangte, und, wie wir vermuthen, besonderer Abdruck aus dem von der Gesellschaft herausgegebenen Recueil de voyages et de mémoires. — Ohne Angabe des Verf. erschien gleichzeitig ein Spécimen de la langue berbère; par J. D. D. 14 Bog. Fol. Paris. (Lithographirt.)

Jeux de cartes tarots et de cartes numérales du 14. au 17. siècles, représentés en 100 planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif; publiés par la Société des bibliophiles français. 8½ Bog. Fol. mit 100 Kpft. Paris, imprim. de Crapelet. — Zu 32 Fr. Groß-papier Fol. m. 100 Kr. ill. Fol. gedruckt; nur die letzteren sind käuflich. Ueber die von der Société des bibliophiles français sonst herausgegebenen Werke vergl. man Brunet unter: Mélanges.

Im Laufe dieses Jahres sind zu Paris zwei neue archäologische Zeitschriften entstanden, nämlich die Revue archéologique. Redig. von Galibabaud (Herausgeber der Monumens anciens et modernes). 8. Monatlich. Jahresspr. 25 fr. — und die Annales archéologiques. Redig. von Didron (Herausgeber der Iconographie chrétienne). 4. Monatlich. Jahresspr. 30 fr.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Balmes Le protestantisme comparé au catholicisme. Tome 3. — Lebeau Code des brie, mandats et échéances. Nouv. édit. — Becquerel Traité de physique — dans ses rapports avec la chimie. Tome 2. — Fulchiron Voyage dans l'Italie méridionale. 2. (Schl.-) édit. 4 vol. 8. 24 fr. — Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Tome 7 (Mu—Ny). Daraus besonders abgedruckt: L. G. Michaud Vie publique et privée de Napoléon Bonaparte. 8. mit Portr. u. Facsim. 5 fr. Derselbe Michaud, Hauptredacteur des Werkes, bearbeitete auch den Art. Nodier, in welchem er, abweichend von allen jüngst erschienenen Beurtheilungen des Verstorbenen, wohl ein zu hartes Urtheil über N. fällt. Sicherlich ist es eine Ueberschätzung des bescheidenen Mannes, wenn seine Vaterstadt Besançon daran denkt, ihm eine Statue zu setzen. (Die neue Ausgabe der Biographie univers. ist bis zu Tome 6 [Brea—Carm] vorgeschritten.) — Du Mège Histoire des institutions religieuses — de Toulouse. Tome 2. — Valmiel Ramayana — par Gorresio. Vol. 2.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 9. Juli 1844.

Frankreich.

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

November 1831.

(Aus dem dritten Bande von L. Blanc's „Histoire de dix ans".*)

Während Paris der größten Aufregung preisgegeben war, glimmte in Lyon der Bürgerkrieg. In Lyon waren es aber nicht, wie in Paris, politische Fragen, welche die Geister in Verwirrungen stürzten und die Gemüther mit Leidenschaft erfüllten. Hier hatte das Uebel tiefere Wurzeln. In der Vorstadt Croix-Rousse vegetirte eine ungeheure Bevölkerung, welche einer mühseligen und für sie fast unfruchtbaren Arbeit hingegeben war. Die Seiden-Arbeiter schmachteten nicht bloß unter dem Drucke des Elends; sie waren auch das Opfer der ungerechtesten Verachtung. Diejenigen, die sie bereicherten, betrachteten sie als einen niedrigeren und gemeineren Menschenstamm; der schreckliche Tribut, den die ungesunde Wohnung und die übermäßige Arbeit in den Werkstätten von ihnen erhoben, lieferte der Verachtung nur neue Waffen, und die schmachvolle Bezeichnung „Canuts" schloß alle Formen ihres Elends in sich. Welche Gedanken mußten die Nächte dieser Parias der modernen Civilisation ausfüllen, wenn sie beim Scheine der Lampe, die in einem schmutzigen Loche brannte, ihre Webstühle für die friedlich schlafenden Reichen in Bewegung setzten? Und dennoch ging ihre Empörung nicht aus ihrem Willen, sondern aus dem Verhängnisse der Umstände hervor, als ob das Elend seine Nahrung und das Prinzip seine Dauer in sich selbst fände!

Um sich eine richtige Vorstellung von dem blutigen Drama zu machen, das wir beschreiben wollen, ist es nöthig, die Organisation der Lyoner Fabriken zu kennen. Sie waren 1831, was sie noch jetzt sind. Die Seiden-Industrie beschäftigte 30—40,000 Arbeiter. Ueber dieser Klasse, welche von einem Tage zum anderen Tage lebte, stand die der Werkstattsführer, die 8—10,000 Mann stark seyn mochte; von diesen war Jeder Besitzer von vier oder fünf Webstühlen und beschäftigte die Arbeiter, denen er die Arbeits-Werkzeuge lieferte, gegen Zurückbehaltung des halben, vom Fabrikanten gezahlten Lohns. Die Fabrikanten, die etwa 800 Mann stark seyn mochten, bildeten eine dritte Klasse zwischen den Werkstattsführern und denjenigen, die unter dem Namen der Commissionairs ihnen den rohen Stoff lieferten; dies waren wahre Parasite und recht eigentlich die Blutegel der Lyoner Industrie. So lasteten die Commissionairs auf den Fabrikanten, welche wieder die Werkstattsführer drückten; und diese waren genöthigt, das Joch, das sie selbst trugen, in aller Schwere auf die Arbeiter niederfallen zu lassen. Daher ein ununterbrochener Druck; daher im Schoße dieser Klasse, welche die Last aller dieser übereinandergeschichteten Tyranneien trug, ein geheimer Haß, der in den Herzen gährte und sich endlich in zornigem Geschrei Luft machte.

Dennoch hatte die Blüthe der Lyoner Fabriken die Gefahr für lange Zeit beschworen. So lange ihnen die Arbeit nicht unter menschenmörderischen Bedingungen auferlegt worden war, hatten sich die Arbeiter mit dem bescheidenen Lohne begnügt, der ihnen das Leben fristete. Aber Umstände, welche der Juli-Revolution vorausgingen und ihr fremd waren, hatten den Lyoner Fabrikaten geschadet. Zahlreiche Seidenstühle waren in Zürich, Basel, Bern, Köln entstanden; und auch England befreite sich allmälig von dem Tribute, den es der Stadt Lyon so lange bezahlt hatte. Zu dieser Ursache des Unterganges für die Arbeiter kam noch eine zweite und wirksamere. Seit 1824 hatte sich die Zahl der Lyoner Fabrikanten in starkem Verhältnisse vermehrt, und zu den Wirkungen der fremden Konkurrenz, welche doch nur die einfachen Stoffe traf, war das Unheil einer inneren Konkurrenz gekommen, welche die äußerste Gränze erreichte. Einige Fabrikanten fuhren fort, sich zu bereichern; aber die meisten, die ihren Gewinn schwinden sahen, ließen ihren Verlust auf die Werkstattsführer fallen, welche wiederum einen Theil der sie drückenden Last den Arbeitern auflnden. Von 4 bis 6 Fr. fiel das Lohn des verständigen und fleißigen Arbeiters allmälig auf 40, 35, 25 Sous; im November 1831 verdiente der Arbeiter, der bei der Fabrication der einfachen Stoffe beschäftigt war, nur noch 18 Sous bei einer Arbeit von 18 Stunden täglich. So war also der Druck durch alle Stufen der industriellen Stufenleiter hindurchgegangen. Als die unglücklichen Arbeiter sich selbst das Brod für ihre Frauen und Kinder streitig machen sahen, stießen sie einen Nothschrei aus. Selbst die Lage der Werkstattsführer wurde hart; die Herabsetzung der Preise für die Façons erlaubte ihnen nicht mehr, die Last hoher Miethen und die Verluste zu tragen, welche sich aus den häufigen Arbeitsferien ergaben. Die Klage wurde allgemein; Werkstattsführer und Arbeiter vereinigten ihre Leiden; und aus diesem Viertel des Elends, welches die Croix-Rousse hieß, hörte man ein zunächst wirres, sodann aber furchtbares und ungeheures Geschwirr ertönen.

Lyon hatte seit einiger Zeit einen Präfekten, der es gut verstand, den Volksleidenschaften zu schmeicheln und sie zu leiten. Herr Bouvier-Dumoulard sah bald ein, daß man in dem Zustande, worin sich die Dinge befanden, entweder die arbeitende Bevölkerung ausrotten oder ihre Forderungen befriedigen müsse. Er entschied sich für das Letztere. Unglücklicherweise war sein Ansehen in Lyon nicht fest begründet. Er wurde von der Munizipal-Verwaltung, einer mißtraulschen Gewalt, unter deren Streichen schon sein Vorgänger Paulze d'Ivoy erlegen war, nicht nachdrücklich unterstützt; noch bedenklicher war, daß er im General-Lieutenant Roguet einen Feind hatte. Der Graf Roguet war ein tüchtiger Soldat, aber er war auch nur das. Die Klagen der arbeitenden Bevölkerung waren nach seiner Ansicht nur der Ausbruch einer meuterischen Unzufriedenheit, und diese Stimmung, verbunden mit seinen persönlichen Antipathieen, machte ihn nicht sehr geeignet, die Pläne der Munizipal-Verwaltung zu unterstützen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten machte sich Bouvier-Dumoulard ans Werk. Zunächst suchte er das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, indem er sich als den Verfechter ihrer Interessen darstellte. Sie forderten die Festsetzung eines Tarifs mit einem Minimum; diese Forderung war gerecht; er traf seine Maßregeln, um sie durchzusetzen. Am 11. Oktober 1831 hatte der Rath der Werkverständigen folgende Erklärung entworfen:

„In Betracht, daß es allgemein bekannt ist, daß viele Fabrikanten ein zu geringes Lohn für die Façon bezahlen, ist es nützlich, daß ein Tarif das Minimum für den Preis der Façon festsetze."

Obgleich dieser Rath der Werkverständigen sich durch ein sonderbares Zusammentreffen auf Veranlassung des General-Lieutenants Roguet versammelt hatte; so beschloß doch Herr Bouvier-Dumoulard, jener Erklärung, die vollkommen mit seinem Plane zusammenfiel, Folge zu geben, und am 15ten versammelte er unter seinem Vorsitze die Handels-Kammern, die Maires von Lyon und der drei Vorstädte. Es wurde beschlossen, daß die Grundlagen eines Tarifs zwischen 22 Arbeitern, von denen 12 schon von ihren Kameraden abgeordnet waren, und 22 Fabrikanten, welche die Handels-Kammer bezeichnete, festgestellt werden sollten.

Gewiß entsprach nichts so sehr den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Vorausgesetzt selbst, daß diese Maßregel nicht gesetzlich gewesen wäre, vorausgesetzt, daß sie nicht 1789 durch die konstituirende Versammlung, 1793 durch den Konvent und 1811 durch das Kaiserthum genehmigt worden wäre, so wurde sie doch durch den Stand der Dinge gebieterisch verlangt. Tausende von Arbeitern bewiesen durch das Uebermaß ihres Elends die Tyrannei der vermeintlichen Freiheit der Verträge, welche die Fabrikanten für sich in Anspruch nahmen. Mehrere Tausend Arbeiter drohten Lyon mit ihrer Verzweiflung. Sollte man zwischen den Gesetzen der verletzten Menschlichkeit und dem unvermeidlich gewordenen Bürgerkriege unthätig schwanken? Die Macht, welche unter solchen Umständen nicht willkürlich zu seyn versteht, muß abdanken. Man ist unwürdig, Menschen zu befehlen, wenn man, um sie zu retten, nicht viel zu wagen und selbst seinen Kopf aufs Spiel zu setzen fähig ist.

Bouvier-Dumoulard hätte also den Tarif selbst festsetzen können und müssen; er war nicht so kühn und begnügte sich, die beiden Parteien einander gegenüberzustellen. Aber die Unrichtigkeit der Begriffe, welche sich im Publikum über die Rechte des Handels und über die Freiheit der Verträge verbreitet hatte, war so groß, daß das Benehmen des Präfekten, wie furchtsam und gesetzlich es auch gewesen, dennoch von den Fabrikanten aufs lebhafteste getadelt und als ein Mißbrauch der Gewalt erachtet wurde. Die Arbeiter sahen dagegen fast eine Wohlthat in dem, was nur eine strenge und nothwendige Ausführung der Gesetze der Gerechtigkeit war. Am 21. Oktober wurde eine neue Versammlung im Hotel der Präfektur zusammenberufen. Die 22 Fabrikanten, welche die Handels-Kammer auserwählt hatte, standen hier den 12 Abgesandten der arbeitenden Klasse gegenüber. Aber die Fabrikanten machten bemerklich, daß sie, als von Amts wegen ernannt, ihre Kollegen nicht vertreten könnten. Die Abgesandten der Arbeiter dagegen sollten ihre Zahl auf 22 bringen. Eine dritte Versammlung wurde nun ausgeschrieben, damit die Fabrikanten Zeit hätten, Bevollmächtigte zu ernennen. Indeß wurde die Krisis immer drohender.

*) Eine Uebersetzung des ersten Bandes, von L. Buhl, ist so eben hier in der W. Hermes'schen Buchhandlung erschienen.

Zahlreiche Versammlungen von Arbeitern bildeten sich alle Abende auf den öffentlichen Plätzen; Volksredner durchstreiften die Gruppen, machten auf die Grausamkeit dieser Verzögerungen aufmerksam und fragten, ob man, um dem Arbeiter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lange warten wolle, bis ihn der Hunger selbst zur Klage unfähig gemacht habe. Der 25. Oktober war für die definitive Erörterung des Tarifs angesetzt worden. An diesem Tage sah die Stadt Lyon von zehn Uhr Morgens an ein seltsames und rührendes Schauspiel: Eine ungeheure Menge zog in guter Ordnung und schweigend von der Höhe der Croix-Rousse herab, wanderte durch die Stadt und bedeckte den Platz von Bellecour und den Platz der Präfektur. Es war dies die hungrige Menge der Arbeiter, welche ihr Schicksal erfahren wollten. Sie blieben hier einige Zeit, ohne einen Schrei, eine Drohung auszustoßen: sie waren weder mit Flinten, noch mit Säbeln, noch selbst mit Stöcken bewaffnet; nur flatterte eine dreifarbige Fahne über ihren Köpfen, und ihre Führer trugen einen kleinen Stab, um sich kenntlich zu machen und die Disziplin zu erhalten.

Wie friedlich aber auch diese Demonstration seyn mochte, so fürchtete doch Bouvier-Dumoulard, daß sie zu Verleumdungen Anlaß geben könne; er begab sich daher unter die Arbeiter, stellte ihnen vor, daß sie nicht das Ansehen gewinnen dürften, als wollten sie den Tarif mit Gewalt erobern, und erklärte ihnen endlich, daß die Sitzung nicht eher eröffnet werden sollte, als bis sie sich zurückgezogen haben würden. Es wurde **Es lebe der Präfekt!** gerufen, und das Volk begab sich langsam, in guter Ordnung, das andere Volk durchschreitend, welches stumm vor Erstaunen war, in sein Quartier zurück.

Zwischen den Abgeordneten der einen und der anderen Partei entspann sich nun eine Erörterung über die schreienden Mißbräuche, welche in die Fabrication eingedrungen waren, namentlich aber über die Abfassung des Tarifs, und die Mäßigung der Arbeiter war so groß, daß die „lancés", welche zwölf Tage früher noch mit 8 Sous bezahlt worden, zu Gunsten der Fabrikanten um ein Achtel herabgesetzt wurden. Der Tarif wurde von beiden Seiten unterzeichnet, und man beauftragte den Rath der Werkverständigen, die Ausführung zu überwachen; ein Tag wurde für jede Woche eingesetzt, um an demselben die Klagen zu vernehmen, zu denen die Unredlichkeit Veranlassung geben könnte.

Diese große Nachricht brachte eine ungemeine Bewegung hervor. Die Arbeiter zitterten vor Freude; am Abend illuminirten sie ihre Häuser und gaben ihren Enthusiasmus durch Tänze und Gesänge kund, welche bis tief in die Nacht hinein dauerten.

Uebrigens waren sie so wenig geneigt, ihren Sieg zu verfolgen, daß ihre 22 Abgeordneten ihre Entlassung einreichten. Aber Bouvier-Dumoulard forderte sie dringend auf, davon abzustehen, entweder um dem bösen Willen der Fabrikanten eine dauernde Schranke entgegenzusetzen, oder weil er eine nahe Katastrophe fürchtete und sich in der arbeitenden Klasse einen Einfluß sichern wollte.

Die Aufregung ging nun aus dem Lager der Arbeiter in das der Herren über. Unter den Fabrikanten gab es ehrenwerthe und aufgeklärte Männer. Diese freuten sich über den Tarif; sie betrachteten ihn als einen nothwendigen Zügel für die Habgier der Spekulanten und als ein sicheres Mittel, die unheilvolle Bewegung der Konkurrenz zu mäßigen. Aber dies waren die Gesinnungen der kleineren Zahl, und die Nachricht von der Einsetzung eines Tarifs war kaum bekannt geworden, als sich auch schon der Zorn der Fabrikanten in Vorwürfen und Drohungen Luft machte. „Das ist eine unerträgliche Tyrannei!" riefen sie heftig aus. „Man spricht von der Einwilligung unserer Abgeordneten, aber sie ist ihnen durch die Furcht entrissen worden. Von wem hatten übrigens diese Abgeordneten ihre Vollmachten? Von einer Versammlung, in welche sich viele von uns nicht hatten begeben wollen. Und was ist dieser Tarif anders als eine kühne Verletzung der Freiheit der Verträge? Wo sollten wir künftig Sicherheit finden, wenn es der Macht freistände, in die Industrie einzugreifen und den stürmischen Forderungen der Arbeiter ihre Unterstützung zu leihen?" So erhitzten sie sich gegenseitig durch leidenschaftliche Reden. Einige weigerten sich, den Tarif zu vollziehen; der Rath der Werkverständigen verurtheilte sie. Die Aufregung wurde von Tag zu Tag lebhafter. Endlich um die Zeit des 10. November versammelten sich 400 Fabrikanten und unterzeichneten eine Denkschrift, in welcher sie energisch gegen den Tarif protestirten, sich über die ungerechten Anforderungen der Arbeiter beklagten, welche, wie sie sagten, übertriebenen Lohn forderten, **weil sie sich an künstliche Bedürfnisse gewöhnt hätten.** Drohende Gerüchte verbreiteten sich nun in der Stadt; selbst Bouvier-Dumoulard wurde eingeschüchtert; am 17. November las man einen Brief von ihm im Rathe der Werkverständigen vor, in welchem gesagt war, daß der Tarif nie Gesetzeskraft gehabt, für Niemand verpflichtend sey und höchstens als eine Ehrenabkunft die Grundlage der Verträge zwischen Fabrikanten und Arbeitern bilden könne. Andererseits verbreitete sich das Gerücht, der Handels-Minister in Paris habe die Deputirten der Rhône bei sich versammelt und die Einsetzung des Tarifs und das Benehmen des Präfekten gemißbilligt. Zu gleicher Zeit gebrauchte man alle mögliche Mittel, um die Civil-Behörde zu strengen Maßregeln zu bewegen. Der General-Lieutenant Roguet wollte das Gesetz über die Zusammenrottungen anschlagen lassen, um ähnliche Manifestationen, wie die am 25. Oktober, zu verhindern. Die Linientruppen blieben acht Tage lang in den Kasernen, und die Hälfte der Mannschaft blieb angekleidet. Endlich wurden die Posten durch National-Gardisten der ersten Legion, die hauptsächlich aus Fabrikanten bestand, verstärkt.

So viel bedurfte es kaum, um die Arbeiter in Unruhe zu bringen. Die Abweichungen vom Tarif wurden immer zahlreicher; der Rath der Werkverständigen, der von seinen ersten Entscheidungen abging, weigerte sich, die Uebertreter des gegebenen Versprechens zu strafen: in dieser äußersten Lage beschlossen die unglücklichen Weber, eine Woche lang alle Arbeit einzustellen; sie sollten während dieser Zeit ruhig und anständig spazieren gehen, und sie kamen überein, daß sie diejenigen Fabrikanten, die sich ehrenhaft und gerecht gegen sie bezeugt, freundlich begrüßen wollen.

Aber gerade diese Mäßigung mußte den Stolz ihrer Feinde erhöhen. Hochmüthige Herausforderungen ergingen an sie. Ein Fabrikant empfing eines Tages die Arbeiter mit Pistolen auf dem Tische. Ein anderer äußerte sogar: „Wenn sie kein Brod im Leibe haben, werden wir ihnen Bajonnette hineinschieben." Der Sturm näherte sich: er war unvermeidlich.

Am 21. November, einem Sonntage, sollte zum Empfange des Generals Ordonneau eine Musterung der National-Garde auf dem Platze von Bellecour stattfinden. Diese Musterung brachte alle Elemente des Zwiespalts zusammen, welche in der Bevölkerung von Lyon vorhanden waren.

Nicht alle National-Garden hatten damals in Lyon dieselbe Uniform. Die Einen, und dies waren die Reicheren, hatten sich gleich nach der Juli-Revolution ausgerüstet und trugen die Uniform der Restauration. Die Anderen, und dies waren die Aermeren, die Werkstättführer, trugen eine Uniform, wie sie durch das Gesetz über die National-Garde vorgeschrieben war. Diese Verschiedenheit der Uniform gab von Seiten der Ersteren zu beleidigenden Bemerkungen Anlaß. Die Anderen antworteten durch Drohungen.

Alles schien also für den folgenden Tag eine Schlacht zu verkünden. Am Abend begegnete man bekümmerten oder düsteren Gesichtern in den Straßen; man hätte meinen sollen, der Haß liege in der Luft, die Jeder einathme. Bouvier-Dumoulard wollte sich in Begleitung der Maires, Militair-Kommandanten und Anführer der National-Garde zum General-Lieutenant Roguet begeben, um die zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Aber der General-Lieutenant konnte den Präfekten nicht leiden und weigerte sich, ihn zu empfangen. Beklagenswerthe Weigerung! Aber in einer Gesellschaft wie die unsrige ist, kann das Leben von Tausenden von Menschen von solchen Umständen abhängen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten aus dem Gebiete der angewandten Physik.

Luftballons aus Kautschuk und Kupferblech. — Luft-Lokomotiven. — Schießpulver, das nicht explodirt.

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist neuerdings wieder auf die Luftschifffahrt gerichtet worden. Ein Herr Kirsch hat in Paris, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, mit einem Ballon aus Kautschuk — Gummi-Elasticum — eine glorreiche Fahrt gemacht. Er legte dreißig Meilen in drei Stunden zurück und kam in einem Städchen der Champagne zur Erde. Der Maire dieses Städchens und sein Adjunkt, die den hohen Reisenden freundlich bewirtheten, waren die Ersten, bei denen derselbe Anerkennung für seine Verdienste fand. Eigentlich war das Aufsteigen eines Ballons aus Kupferblech angekündigt worden; doch befindet sich dieser noch in der Werkstätte und wird schwerlich die Konkurrenz mit demjenigen des Herrn Kirsch aushalten können. Es hat sich nämlich, nachdem er bereits vollendet war, gefunden, daß da, wo die Metallplatten mit einander verbunden wurden, ganze Reihen mikroskopischer Löcher entstanden sind, die beim Aufsteigen dem Gase einen Durchgang gestatten würden. Um diese Wunden zu schließen, meint man, wäre nur etwas Gold nöthig. Leider aber ist solcher Balsam sehr selten, und daher könnte es sich ereignen, daß der Metallballon seinem gewandten Rivalen aus Gummi-Elasticum die alleinige Beherrschung der Lüfte werde überlassen müssen. Und, genau betrachtet, wäre dies kein Verlust. Denn in dem Kupferballon würde eine geringe Störung hinreichen, die Verbindungen der Blechplatten locker zu machen, der Luftschiffer aber möchte, ein moderner Icarus, mit dem Leben seine Tollkühnheit büßen. Ja, es ist sogar Pflicht, von jedem Versuche mit diesem Ballon abzustehen, da, wie wir sehen, seine Construction auf falschen Voraussetzungen beruht. Der Stoff jedoch, aus welchem Herr Kirsch seinen Ballon angefertigt hat, erfüllt alle Bedingungen einer sicheren und langen Fahrt. Der Kautschuk ist auf beiden Seiten mit Leinwand überzogen und auf diese Weise völlig resistent und undurchdringlich gemacht. Da ferner die Nähte der beiden Leinwandstücke nicht mit einander korrespondiren und außerdem auch durch den zwischenliegenden Kautschuk getrennt werden, so ist eine Entweichung des Gases durchaus nicht zu befürchten. Die Anwendung dieses Materials ist also für die Aeronautik ein wahrer Fortschritt, dem die alten papiernen Montgolfieren schon sehr fern liegen.

Eben so wenig als bei den Luftfahrzeugen, beruhigt sich die Technik bei den Lokomotiven, wie sie jetzt auf unseren Eisenbahnen in Anwendung sind, so vollkommen sie uns auch scheinen mögen. Ja, es sieht aus, als würde über kurz oder lang der Dampf entthront werden und nicht länger der unentbehrliche und allgewaltige Hebel aller Industrie und allen Verkehrs bleiben. Es ist bereits bekannt, daß man versucht hat, auf den Eisenbahnen den Dampf durch atmosphärische Luft zu ersetzen. Man schlug zu dem Ende vor, längs der ganzen Bahn zwischen beiden Schienen einen Cylinder zu legen und in demselben durch Maschinen, die an verschiedenen Punkten des Weges aufgestellt werden, einen leeren Raum zu erzeugen. Der atmosphärische Druck würde dann leicht einen Stempel in diesem Cylinder bewegen und dieser seinerseits einem Convoi die Bewegung mittheilen können. In Irland soll eine Bahn, die nach dieser Methode konstruirt ist, bereits befahren werden, und selbst in Frankreich war die Rede davon, eine der projektirten Bahnen auf solche Art einzurichten. Wir erinnern an diese Idee, weil sie eine andere hervorgerufen hat, welche bedeutende Verbesserungen bietet und besonders darin unseren Beifall verdient, daß sie die Construction jener ungeheuren Cylinder

umgeht, die von den Erfindern der atmosphärischen Eisenbahn längs der ganzen Ausdehnung der Schienen gelegt werden.

Nach dem neuesten Vorschlage nämlich ist der leere Raum völlig zu entbehren und nur der Luftdruck die bewegende Kraft. In einem Cylinder, der selbst ein Theil der Lokomotive ist, wird die Luft auf drei Atmosphären verdichtet, so daß also zwei zur Hervorbringung der Bewegung zu Gebote stehen. Ueber diesem Cylinder, der das unterste Stück des Apparates ist, befindet sich ein zweiter, von fast gleichen Dimensionen. Derselbe nimmt die verdichtete Luft auf und überträgt sie auf diejenigen Stücke der Maschine, von welchen die rotirende Bewegung der Räder abhängt. Ein Spiel von Ventilen, das äußerst sinnreich eingerichtet ist, vermittelt die Verbindung des einen Cylinders mit dem anderen; überhaupt ist das Werk mit solcher Umsicht und Präzision gebaut, daß z. B. nur gerade so viel Luft aus dem ersten Cylinder in den zweiten strömt, als die Maschine eben verbrauchen kann. Mit jedem Zoll Weges aber, den die Lokomotive zurücklegt, vermindert sich die Masse der Luft und mit ihr der Druck. Das Reservoir muß deshalb von Zeit zu Zeit gespeist werden. Dieses Amt könnten nun Maschinen übernehmen, die hin und wieder längs der Bahn aufgestellt werden, oder man würde, wenn dies zu kostspielig seyn sollte, zu schon vorhandenen Werken, die in der Nähe wären, seine Zuflucht nehmen.

Diese neue Verbesserung in der Locomotion der Maschine ist eben so einfach, als leicht auszuführen. Die Realisirung derselben scheint auf kein Hinderniß von Bedeutung stoßen zu können. Denn der Mechanismus ist so wenig komplizirt, daß kaum eine unvorhergesehene Stockung zu befürchten steht. Und dies ist noch nicht Alles. Der Erfolg eines technischen Unternehmens hängt vor Allem von seinem relativen Kostenaufwande ab, und manche geistreiche Idee hat nie die Theorie verlassen, weil sie an dieser Klippe scheiterte. Man hat also Berechnungen angestellt, vergleichende Tabellen entworfen und endlich gefunden, daß die Unterhaltung und Herstellung der atmosphärischen Lokomotiven dreimal weniger kostet, als die der Dampfwagen. Der Erfinder der neuen Lokomotiven heißt Pecqueur. Er hat in seinem Hause ein Modell seiner Maschine aufgestellt, die auf Schienen geht und keinen Zweifel über den Werth der Erfindung übrig läßt.

Zugleich mit dieser hat die französische Akademie der Wissenschaften noch eine andere bekannt gemacht, die vielleicht noch freudiger aufgenommen werden wird, die nämlich, daß man dem Pulver nach Belieben die explodirende Kraft geben und nehmen kann. Die Akademie hat die Versuche gesehen, es ist also kein Mißtrauen mehr möglich. Pulver-Magazine werden von nun an Feuer fangen können, und man wird so ruhig dabei seyn, wie bei einem anderen Brande; die Arbeiter in den Pulver-Fabriken werden Unvorsichtigkeiten begehen dürfen und nicht mehr mit dem Leben dafür büßen müssen. Und doch ist das Verfahren so einfach, daß man sich wundert, warum derjenige, der das Pulver erfunden hat, nicht auch zugleich dies erfand. Urheber der Entdeckung ist ein sehr verdientes Mitglied der Akademie, der Artillerie-Offizier Piobert. Sein Vorschlag ist folgender:

Man mische das Schießpulver mit Salpeter oder Kohlenstaub, so wird man es durch keinen Versuch zum Detoniren bringen können. Es wird zwar vom Feuer ergriffen werden, aber nicht auflammen, sondern, wie Kalk, der gelöscht wird, unter Zischen zerfließen. Um die Explosion wieder möglich zu machen, darf man nur ein Sieb anwenden, durch welches die fremden Stoffe leicht ausgeschieden werden können. Manipulirt man aber nicht mit körnigem, sondern mit zerstampftem Pulver, so muß man die Kohlentheilchen etwas stark wählen, dann geht das Pulver durch das Sieb, während die Kohle zurückbleibt. Die Anwendung des gepulverten Bleierzes hat dasselbe genügende Resultat geliefert. In einem der neuesten Versuche hat man zwei Tönnchen mit Pulver, das auf solche Weise präparirt war, über einander gestellt und das untere entzündet, und siehe da, in dem unteren verglimmte das Pulver, während das obere unversehrt blieb. Die Wärme-Entwickelung war so gering, daß schon die Holzböden der Tönnchen, durch welche beide Pulvermengen getrennt wurden, das Umsichgreifen des Feuers verhindern konnten. Dieser letzte Versuch ist nicht von dem Erfinder selbst gemacht worden, sondern fand in Rußland unter den Augen des Großfürsten Michael statt. Die Entdeckung ist schon geraume Zeit alt, aber man hatte sie vergessen, und der Autor selbst sprach nicht mehr davon. Er sah ohne Zweifel, daß sie nicht nach Verdienst gewürdigt wurde, und überließ es der Zukunft, ihm Anerkennung zu verschaffen. Wie erstaunt muß der französische Akademiker gewesen seyn, dieselbe zuerst in dem fernen Rußland gefunden zu haben! Uebrigens kann er gewiß seyn, daß sich die russische Regierung nicht auf die Erwerbung des wissenschaftlichen Faktums beschränken, sondern seinen Vorschlag bald in allen Pulvermühlen und Magazinen in Ausführung bringen wird. Wir brauchen nur an den elektrischen Telegraphen zu erinnern, in Bezug auf welchen Rußland ebenfalls dem übrigen Europa vorangegangen ist. Man hat mit demselben in Italien, Frankreich und England experimentirt, aber nur in Rußland einen errichtet. Die Telegraphenlinie geht aus von dem Kabinette des Kaisers in Zarskoje-Selo und mündet im Hause des ersten Ministers in Petersburg. Die Communication soll mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit und Geschwindigkeit stattfinden. Die Einrichtung ist so vollständig, daß das elektrische Fluidum sogar eine Glocke in Bewegung setzt, um den Anfang der Korrespondenz anzuzeigen.

England.

Noch Einiges aus Porter's englischer Statistik. *)

Elementarschul-Unterricht.

Erst im Jahre 1839 wurde vom Parlamente für den Volks-Unterricht die ziemlich geringe Summe von 30,000 Pfd. (200,000 Thalern) bewilligt und im Februar desselben Jahres einer Kommission übergeben, mit der Weisung, Muster- und Elementarschulen anzulegen. Es ist traurig zu erzählen, daß diese 30,000 Pfd. erst nach dreitägigen Kämpfen, mit einer Mehrheit von nur 275 gegen 273 Stimmen, bewilligt wurden, und daß einige Monate nachher mit einer Stimmenmehrheit von 229 gegen 118 eine Motion durch das Oberhaus ging, durch welche die Königin ersucht wurde, die Kommission für den öffentlichen Unterricht wieder aufzuheben. Die Regierung verfolgte jedoch ihren Weg, und die Kommission, welche noch jetzt besteht, hat die schönsten Resultate geliefert und fährt fort, einen heilsamen Einfluß auszuüben.

Nach Zeugnissen, welche im Jahre 1833 dem Unterhause vorgelegt wurden, die aber Herr Porter mit außerordentlichem Mißtrauen erwähnt, gab es im Jahre 1818 in England 19,326 Schulen, die täglich, und 5543, die nur des Sonntags geöffnet waren. Die ersten wurden von 605,704, die anderen von 425,493 Kindern besucht. Vorausgesetzt also, daß die Sonntagsschüler nicht doppelt zählen, würden im Jahre 1818 in England und Wales 1,031,197 Kinder die Wohlthat des Elementar-Unterrichtes genossen haben, giebt auf eine Bevölkerung von 11,846,057 Seelen 1 Schüler auf 11,49. Nach denselben Zeugnissen betrug die Anzahl der Kinder, welche im Jahre 1833 die Schulen besuchten, 2,825,837, von denen 1,276,947 in die täglich geöffneten und 1,548,890 in die Sonntagsschulen gingen. Von der Totalsumme 2,825,837 aber muß man 152,195 Kinder abziehen, welche, wie sich später ergab, doppelt gerechnet worden waren; bleiben 2,673,642; giebt auf eine Bevölkerung von 14 Millionen 1 Schüler gegen 5,23 Einwohner, und auf 3,432,023 Kinder von 5 bis 15 Jahren 1 auf 1,30.

Wären diese Berichte genau, so müßte man schließen, daß England unter diejenigen Länder Europa's gehörte, in denen der Elementar-Unterricht am allgemeinsten verbreitet ist. Aber Herr Porter sieht sich genöthigt, zu gestehen, daß der Unterricht, welcher in den englischen Schulen ertheilt wird, so unbedeutend ist, daß die Kinder bei ihrem Austritt aus der Schule wenig weiter sind, als sie bei ihrer Aufnahme waren. „Die Lehrer", sagt er, „haben zu ihrem Amte keine andere Berechtigung, als ihre vollkommene Unfähigkeit, die sie verhindert hat, eine andere Stellung zu finden." Von 102 in die Besserungs-Anstalt zu Parkhurst gebrachten Kindern, welche, mit Ausnahme von achten, sämmtlich Schulen besucht hatten,

lasen 20 ziemlich gut,			
28 lasen schlecht,			
14 konnten kaum buchstabiren,			
30 konnten gar nicht lesen,			
und doch hatten 2 die Schule besucht	8	— 12	Jahr
5 „ „ „	5	— 8	„
21 „ „ „	3	— 5	„
44 „ „ „	1	— 3	„
22 „ „ „	weniger als 1 Jahr.		

Die Berichte über den Elementar-Unterricht in Schottland sind zuverlässiger. Hier besitzt in der That, mit sehr wenigen Ausnahmen, jede Parochie mindestens eine Schule. Uebersicht der Schülerzahl:

	1823.	1836.	1837.
In Parochial-Schulen	56,232	57,332	61,921
„ anderen Schulen	101,459	119,350	128,318
	157,691	176,682	190,239

In Irland steht der Elementar-Unterricht seit 1831 unter der Aufsicht eines Kollegiums, welches den Titel führt: Kollegium der Kommissarien für den National-Unterricht. Seit dieser Zeit hat der Elementar-Unterricht daselbst reißende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1834 zählte man 789 Schulen mit 107,642 Schülern; 1841 schon 2337 Schulen mit 381,849 Kindern. Nach dem letzten Berichte der Kommissarien sollten 1842 382 neue Schulen eingerichtet werden und noch 48,000 Schüler aufnehmen.

Briefpost. — Zeitungsstempel.

Mit dem 10. Januar 1840 trat der neue Portosatz von 1 Penny (10 Pfennige) für Briefe vom Gewicht einer halben Unze in Kraft. Die Wirkung einer so durchgreifenden Veränderung machte sich bald fühlbar. Das General-Postamt zu London allein hat seit dieser Zeit befördert:

Im Jahre 1839	21,087,892	Briefe	
„ „ 1840	48,035,411	„	Zunahme 127,88
„ „ 1841	67,818,879	„	„ 221,60

Nach den ersten sechs Monaten von 1842 läßt sich auch für dies Jahr eine bedeutende Zunahme erwarten. Trotz der raschen Vermehrung der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstandes, war die Einnahme der Post seit 1810 beinahe stationair geblieben. Herr Porter erklärt diese Erscheinung aus dem stets wachsenden Unterschleif durch heimlich besorgte Briefe. Die Einnahme der Post betrug:

*) Vgl. Nr. 67 und Nr. 77 des Magazins.

Von 1810—1820	1,481,706 Pfd.
„ 1820—1830	1,506,238 „
„ 1830—1840	1,577,968 „
„ 1840—1841	530,160 „

Vor 1836 zahlten die englischen Zeitungen an Stempelgebühren für den Bogen 4 Pennys (3½ Sgr.). Durch diese hohe Auflage wurde die Verbreitung der Blätter ersten Ranges sehr gehemmt, und es entstanden eine große Menge billiger Winkelblätter, welche ohne Geschick und Gewissen redigirt wurden und sich ausschließlich an die arbeitende Klasse wendeten, auf die sie einen verderblichen Einfluß ausübten. Die Regierung sah sich endlich genöthigt, eine im März 1836 vom Parlament angenommene Ermäßigung auf 1 Penny festzusetzen. Die Verbreitung der Zeitungen hat seitdem bedeutend zugenommen. Die Zahl der gestempelten Exemplare betrug von 1833—1837 35,576,056 und warf 359,826 Pfund ab; sie ist allmälig auf 61,495,503 angewachsen, also fast um 73 %. Freilich lieferte sie im Jahre 1841 nur eine Einnahme von 244,416 Pfund oder ½ weniger als 1833. — Die Zahl der gedruckten Zeitungs-Blätter hat von 1839—1842 in London um 30 %, im Vereinigten Königreiche dagegen nur um 5,40 % zugenommen.

* * *

Herr Porter schließt mit einer gründlichen und ausführlichen Untersuchung des auswärtigen Handels, als der Hauptquelle der Wohlfahrt Englands. Die nachstehende Vergleichung ist das Resultat dieses Kapitels.

Werth der Ausfuhr.

	Nach den Kolonieen.	Nach den anderen Märkten.	Verhältniß in %.
1832	10,140,979 Pfd.	36,150,594 Pfd.	72,78
1841	15,153,632 „	51,634,623 „	70,66

Kauffahrteischiffe.

	Für die Kolonialschifffahrt.	Tonnengehalt.	Für die Kontinentalschifffahrt.	Verhältniß in %.	Tonnengehalt.
1832	10,805	2,031,209	35,601	64,41	5,706,451
1841	13,564	3,064,837	56,302	67,16	9,418,547

So hat also, trotz der häufigen industriellen Krisen, der auswärtige Handel Englands fortwährend zugenommen. Ungeachtet aller Hindernisse, hat es seine Production niemals aufgehalten und seine Ausfuhr in stets wachsendem Maße fortgesetzt. Wenn ein Absatzweg sich verschloß, bahnte es sich neue, friedlich oder mit Gewalt, offen oder heimlich. Die Verbreitung seiner Produkte ist für England allerdings eine Lebensfrage, und mit dem Eintreten einer wirklich gefährlichen Konkurrenz von Seiten irgend einer anderen großen Macht muß sein Verfall beginnen. Aber diese Möglichkeit liegt noch in weiter Ferne, denn es hat vor allen anderen gewerbtreibenden Völkern Vortheile voraus, die ihm auf lange Zeit ein entschiedenes Uebergewicht sichern, als da sind: die Billigkeit und die gute Qualität seiner Fabrikate, sein Ueberfluß an Kapitalien, seine zahlreichen Seestationen, der Kredit und der Einfluß seiner auf der ganzen Erde verbreiteten Handelshäuser, die außerordentliche Sorgfalt, mit der es seine Handelsflagge und seine geringsten Bürger in allen Gegenden der Welt beschützt, die Raschheit und Gewandtheit, mit welcher es seine Agenten von den Bedürfnissen jedes Platzes zu unterrichten, die Geschicklichkeit und Beharrlichkeit, mit der es zu kolonisiren und dadurch neue Handelswege für die Zukunft vorzubereiten versteht, die Geschicklichkeit endlich, mit welcher es seine Erzeugnisse dem Geschmack und selbst dem Eigensinn der fremden Konsumenten anzupassen weiß.

Mannigfaltiges.

— **Literarisches Eigenthum — auch auf fremdem Boden?** In einem in der Vossischen Zeitung (Beilage vom 6. Juli) befindlichen Artikel über literarisches Eigenthum spricht Herr Buchhändler Enslin in Bezug auf das von Herrn Eug. Sue dem Herrn Kollmann in Leipzig übertragene Recht eine andere Ansicht aus, als die von uns in Nr. 80 des Magazins hingestellte. Bei dem Ansehen, das Herr Enslin in der Buchhändlerwelt genießt, ist sein Urtheil in solcher Angelegenheit jedenfalls von Gewicht, und obwohl wir auf unserem particulairen Standpunkt nicht damit übereinstimmen, indem wir das Autorrecht mit der Nationalität wesentlich verbunden erachten, so glauben wir doch die Ansichten des Herrn Enslin zur Ergänzung unseres eigenen Artikels hier mittheilen zu müssen. Herr Enslin stellt sich auf den Standpunkt der positiven Gesetzgebung gegen den Nachdruck, und zwar des königl. preußischen Gesetzes vom 11. Juni 1837 und des königl. sächsischen vom 22. Februar 1844. Dem ersteren zufolge, sind Uebersetzungen dem Nachdruck gleich zu achten, „wenn der Verfasser eines Buches solches gleichzeitig in verschiedenen lebenden Sprachen hat erscheinen lassen und ohne seine Genehmigung eine neue Uebersetzung des Werkes in eine der Sprachen veranstaltet wird, in welchen es ursprünglich erschienen ist.“ Am Schlusse des betreffenden Paragraphen wird sogar bestimmt, daß, wenn der Verf. auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe bekannt gemacht, daß er eine Uebersetzung und in welcher Sprache herausgeben wolle, so soll diese Uebersetzung, wenn sie innerhalb zweier Jahre nach dem Erscheinen des Originales erfolgt, als mit dem Original gleichzeitig erschienen behandelt werden.*) — Ferner beruft sich Herr E. auf §. 38 des preußischen Gesetzes, in welchem es heißt: „Auf die in einem fremden Staate erschienenen Werke soll dieses Gesetz in dem Maße Anwendung finden, als die in demselben festgestellten Rechte den in unseren Landen erschienenen Werken durch die Gesetze dieses Staates ebenfalls gewährt werden“; wobei er den §. 40 des französischen Dekrets vom 5. Februar 1810 zitirt, lautend: „Les auteurs, soit nationaux, soit étrangers, de toute ouvrage imprimé ou gravé, peuvent céder leur droit à un imprimeur ou libraire ou à toute autre personne, qui est alors substituée en leur lieu et place pour eux et leurs ayant-cause.“ **)

Was das sächsische Gesetz vom 22. Februar 1844 betrifft, so führt Herr Enslin dessen §. 11 und 12 an, welche lauten: „§. 11. Der durch dieses Gesetz geordnete Rechtsschutz wird Ausländern nur insoweit gewährt, als sie nachzuweisen vermögen, daß in dem Staate, dessen Angehörige sie selbst sind, hiesigen Angehörigen ein gleicher Rechtsschutz gewährt werden würde. Von Seiten der Angehörigen anderer deutscher Bundesstaaten bedarf es einer solchen Nachweisung zwar nicht; es ist jedoch der ihnen zu ertheilende Rechtsschutz denselben Beschränkungen der Dauer unterworfen, welchen er nach der Gesetzgebung ihres Landes unterliegt. §. 12. Ein Ausländer wird rücksichtlich der Gewährung des Rechtsschutzes einem sächsischen Staats-Angehörigen dann gleich behandelt: a) wenn er das zu schützende Recht erwiesenermaßen unmittelbar oder mittelbar von einem hiesigen Staats-Angehörigen erworben hat; b) wenn er mit einer hierländischen Buch- oder Kunsthandlung für gemeinschaftliche Rechnung eine Vervielfältigung in einer hierländischen Buchdruckerei veranstaltet und die inländische Handlung sodann den Rechtsschutz zugleich für den Ausländer in Anspruch nimmt und in beiden Fällen die im §. 14 erwähnte Bescheinigung (ein sogenannter Verlagsschein) ausgewirkt worden ist.“ — Diese Gesetzesstellen sind es, die Herrn Enslin veranlassen, die Frage, ob Herr Kollmann den vollständigen Rechtsschutz gegen Nachdruck so wie gegen anderweitige deutsche Uebersetzungen des Juif errant beanspruchen dürfe, sowohl in Bezug auf Preußen als auf Sachsen unbedenklich mit Ja zu beantworten.***)

— **Shakspeare's Krug.** Es giebt eine Reliquie dieser Art, die dem unsterblichen Dichter unzweifelhaft gehört haben soll und sich jetzt im Besitze der Witwe des Waffenschmieds Fletcher in Gloucester befindet. Auf einer Nachlaß-Auction, wo er zuletzt versteigert wurde, hat ihn die Besitzerin für neunzehn Guineen (133 Thaler) und die Auctionsgebühren erstanden. Der Krug ist ungefähr neun Zoll hoch und von gewöhnlichem weißlich-gelben Steinzeug. Er ist der Länge nach in acht Abtheilungen modellirt, die auch der Breite nach wieder getheilt sind und in denen sich ziemlich grobe Relief-Abbildungen der verschiedenen Gottheiten der griechischen Mythologie befinden. Von Shakspeare ward dieser Krug nebst anderen Sachen auf seine Schwester Joan vererbt, die mit William Hart zu Stratford verheiratet war. Die Harts, welche nachmals nach Tewkesbury zogen, bewahrten diesen Krug mehrere Generationen hindurch als ein kostbares Familienstück, und erst vor wenigen Jahren kam er aus ihrem Besitze. Mrs. Fletcher, die ebenfalls von der Familie Hart und von Shakspeare's Schwester abstammt, hat nun diese Reliquie wieder in ihre Familie gebracht und will sie um keinen Preis wieder verkaufen.

---

*) Scheinbar spricht dies zwar für die Theorie des Herrn Enslin; folgen wir jedoch dem Gesetzgeber auf die Spur seiner Intentionen, so möchten wir darin schwerlich die Absicht antreffen, einem ausländischen Autor, der einen wirklichen oder Scheinvertrag mit einem inländischen Buchhändler abschließt, in Deutschland aber weder Original noch Uebersetzung ursprünglich herausgiebt, dadurch gleiche Rechte mit inländischen Autoren zu verleihen. Der preußische Gesetzgeber hatte augenscheinlich immer — wie dies auch aus vielen anderen Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Juni 1837 hervorgeht — die Möglichkeit vor Augen, daß der Autor selbst sein Werk geistig erweitern, verbessern, oder sonst verändern wolle und daher auch ausschließlich Herr darüber bleibe. Hat also ein unter deutschem Rechtsschutz stehender Schriftsteller sein Werk zugleich in deutscher und französischer Sprache herausgegeben, so kann kein Anderer dieses Werk aus dem Französischen wieder ins Deutsche oder umgekehrt übersetzen, denn dadurch würde in den ursprünglichen Intentionen des Autors möglicherweise Gewalt angethan. Dies ist jedoch auf eine Uebersetzung, die der Verfasser nicht selbst veranstaltet und ursprünglich vertritt, keineswegs anzuwenden. Die Geistesarbeit ist hier nicht mehr die des Autors und kann eben so gut und vielleicht noch besser von einem Dritten, als von dem Zweiten verrichtet werden.

**) Wenn diese Bestimmung hinreichend wäre, auch ausländische, im Ausland in fremden Sprachen schreibende Autoren gegen den Nachdruck in Frankreich zu schützen, so würden sicher bereits die zahlreichen englischen Schriftsteller, die seit fünfundzwanzig Jahren von Galignani und von Baudry in Paris nachgedruckt worden und die seit fünfundzwanzig Jahren über diese Piraterie laut genug Klage führen, davon Gebrauch gemacht haben. Es bedürfte ja nur eines Scheinabkommens von Bulwer, Bez, James ꝛc. mit irgend einem Pariser Buchdrucker oder Verleger, um jede Speculation Galignani's oder Baudry's zu verderben, und doch ist ein solcher Versuch, so viel uns bekannt, noch niemals seit dem Jahre 1810 gemacht worden! Vielmehr ist man in London wie in Paris fortdauernd der Ansicht, daß es zur rechtlichen Anwendung jenes Dekrets auf ausländische, im Ausland in fremden Sprachen schreibende Autoren erst eines internationalen Vertrags bedürfe.

***) Wir unsererseits finden auch die in dem königl. sächsischen Gesetz gestellte Bedingung nicht erfüllt; denn zuvörderst ist nachzuweisen, daß in Frankreich unter gleichen Umständen den sächsischen Angehörigen ein gleicher Rechtsschutz gewährt würde, d. h. ob, wenn ein Leipziger Autor seine deutschen Erzählungen gleichzeitig in Sachsen und in Frankreich drucken und in Paris darauf von irgend Jemand eine französische Uebersetzung anfertigen ließe, dadurch die letztere gegen andere Uebersetzungen und das Original gegen Nachdruck geschützt wäre. Wir bezweifeln es, so lange uns nicht Beweise beigebracht werden, und zwar nicht blos aus der musikalischen Welt, die, weil sie eine Universalsprache spricht, allerdings die Nationalität der Autoren nicht beachtet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Dehe u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 11. Juli 1844.

Spanien.

Die kleinen Journale in Spanien.

Wenn Einer durch die jüngsten Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel beunruhigt worden ist, so ist es sicher der Xefe político von Madrid, Don Antonio Benavides, Professor am Athenäum, Freund, Rathgeber und rechte Hand des vorigen Premier-Ministers Gonzalez Bravo; denn selbst ein stärkerer Mann hätte Vorlesungen über neuere Philosophie nicht mit der nöthigen Objektivität halten können, wenn ihm zugleich oblag, eine aufgeregte spanische Hauptstadt in Zaum zu halten, den General Narvaez, den Senat und den Kongreß vor den drohenden Angriffen empörter Volkshaufen zu schützen, oder die Flucht Olozaga's zu überwachen. Und dies war nicht Alles. Noch protestirten die Journale der Exaltados gegen das Ministerium Bravo; jeden Morgen schleuderte das Eco del Comercio seinen Kriegsruf in die Stadt, und jeden Abend vergrollte derselbe durch alle Kaffeehäuser und Theater in dem ultraprogressistischen Gesumme der „Pornis" (el Moscardon). Eines schönen Tages aber ward es plötzlich still. Don A. Benavides hatte eingesehen, daß es ihm radikal unmöglich sey, eine so tumultuarische Stadt zu lenken und zugleich seinen philosophischen Unterricht fortzusetzen. Das aufrührerische Geschrei um ihn her drohte, ihn zu betäuben, und er befahl allen großen und kleinen Journalen, die bisher das neue Ministerium bekämpft hatten, zu schweigen. Man gehorchte ohne Widerrede, zumal es der junge Methaphysiker für logisch erachtet hatte, den Gehorsam gegen seinen Befehl durch eine Schwadron Ulanen zu unterstützen.

Vier Monate darauf ordnete Bravo durch ein Dekret die periodische Presse und legte ihr ziemlich harte Bedingungen auf. Aber wie würden sich dadurch die spanischen Publizisten haben beschränken lassen, die die Feder handhaben, als führten sie die Büchse in den Thälern Biscaya's oder in den Ebenen von Lampurdan? Es waren der exaltirten Partei wenigstens sieben bis acht Organe bewilligt worden, da sie sich gegenwärtig in sieben bis acht Fractionen spaltet. Alsbald fingen die Republikaner im Eco del Comercio ihre wüthenden Declamationen von neuem an, im Clamor publico erging sich die Fraction Cortina-Madoz in trüben Betrachtungen, während die Anglo-Ayacuchos sich unter den Schutz des Espectador schaarten, der jeden Morgen mit wehmüthigem Blicke nach der Küste von Gibraltar sieht und den Siegesherzog erwartet, daß er am Horizont erscheine und seine Sonne noch einmal aufgehen lasse über Spanien. Die genannten Blätter sind die drei Koryphäen der Oppositions-Presse, gegen welche der Tiempo und Heraldo in Prinzipien-Fragen, der Castellano und die Post-Data, was die politischen Personen betrifft, das Wort nehmen. Es würde eine schwere Arbeit seyn, wenn wir alle kleine Blätter Madrids nach ihren politischen Nüancen ordnen wollten, die das Dekret Bravo's ins Leben gerufen hat, wie der fächelnde Wind, den der Manzanares zuweilen nach einem heißen Tage in die ermattete Stadt schickt, plötzlich alle Guitarren ertönen macht von einem Ende Madrids zum anderen. Die meisten dieser Zeitschriften sind eigentlich literarischen Inhalts, auch bestehen in Spanien, wie in Frankreich, besondere Vorschriften für politische Journale, und dennoch mischen sich jene in die Diskussionen über die Regierung und die Kammern, wenn welche vorhanden sind. Als Probe wollen wir nur anführen, daß neulich ein ganz kleines Madrider Blatt eine ansehnliche Belohnung für denjenigen aussetzte, der ihm eine Nachricht über Se. Excellenz den Marquis von Bilama, Minister des Auswärtigen, geben würde, da derselbe bereits seit einem Monate zwischen Schloß Windsor, den Tuilerieen und den Bädern von Caldas umherirre.

Man kann sich denken, wie Madrid, das noch jüngst, während des Belagerungszustandes, einen so traurigen Anblick darbot, durch dieses Charivari von Streitschriften, durch das tägliche Wortscharmützel, durch die beißenden Epigramme, welche in den Zeitungen hart hinter den Proclamationen des Don A. Benavides und den Tagesbefehlen des Generals Mazarredo stehen, aufgeregt wird. Diese spanische Presse, man muß es gestehen, gewährt einen seltsamen Anblick. Alles stößt und mengt sich da, Poesie, Wissenschaft, Politik, Philosophie, die edelsten Gefühle und die verderblichsten Leidenschaften, die stolze, edle Sprache der castilianischen Courtoisie und die unwürdige, rücksichtslose der castilianischen Grobheit. Nichts ist da wie im übrigen Europa, und der Federkrieg ist in Spanien eben so eigenthümlich, als es der Krieg mit Kanonen und Flinten ist. In der Juventud española, der Minerva, dem Semanario recreativo, in der Voz de la Razon erneuern täglich ganze Plejaden von Poeten und Bataillone von Kritikern den alten Streit der Klassiker und Romantiker, doch habt Ihr Elegieen, Dithyramben, Satiren, ästhetische Abhandlungen und Kritiken genug gelesen, dann erzählt man Euch auch noch von der gestrigen Revolution, der heutigen Emeute und dem morgenden Pronunciamiento. Der Artista spricht von Gemälden, aber nicht weniger begeistert und nicht weniger kritisch, als hätte man auf der letzten Ausstellung im Lyceum wenigstens zehn Zurbarans, funfzehn Velasquez oder zwanzig Murillo's gesehen. El Trovador, el Observador theatral, el Manzanares beurtheilen die Dramen und Opern der Theater de la Cruz, del Circo und del Principe, aber ihr Lob wie ihr Tadel ist excentrisch, oder ihre ganze Kritik besteht darin, zu zeigen, wie man aus einem französischen Stück, nach Umänderung des Titels, ein spanisches gemacht hat. El Tocador (die Toilette) ist der Favorit der lebendigen und perfiden Marquesas, die jeden Morgen mit ihren schwarzen Augen die galanten Mysterien der Alkala- und Fuencarralstraße begierig aus ihm schlürfen. Ad vocem Mysterien, könnten die Madriderinnen höchstens eine Herzogin von Lucenay liefern, sind aber trotzdem immer noch eben so von den Pariser Koketten verschieden, als es vor hundert Jahren die Herzoginnen Chateauroux und Parabère von den Herzoginnen Alba und Peñafiel waren. Santa Maria de los desemperados! Heilige Jungfrau der Revolten! bewahre ferner die spanische Literatur vor philanthropischen Fürsten, edlen Chourineurs, gewissenlosen Vicomtes und pflichtvergessenen Advokaten!

Aber kehren wir zum Thema zurück. Neben dem nationalen Buffo theilt der französische oder italiänische, el Arlequin, ganz im Spaße, den stolzesten Namen in der Politik und Literatur recht tüchtige Schläge aus. Der nationale Buffo aber ist der Domine Lucas, eine würdige und fette Personnage, welche der inkarnirte Volkswitz ist, wie es ehemals Sancho Pansa war. Eigentlich, wenn wir ehrlich sprechen wollen, hegen wir starken Verdacht, daß der Domine Lucas kein Bürger, sondern ein Bürgerlicher ist, dem das Schicksal der Massen wenig am Herzen liegt. Er liebt den Comfort und sträubt sich durchaus nicht gegen eine gewisse Eleganz, es ist Sancho Pansa, der im französischen Paletot und mit Glacée-Handschuhen in der Oper sitzt und durch eine goldene Lorgnette umherspäht, wie seine alten Kameraden, die liebenswürdigen und unsterblichen Helden des Cervantes, geworden sind. Ach, Cervantes hat uns nicht getäuscht, Don Quijote ist wirklich todt — die Zeit der edlen Thorheiten ist vorüber, und zumal in unserem Jahrhunderi des Egoismus hätte der Ritter von der traurigen Gestalt seinen Namen verdient. Wie Schade übrigens, daß er den jüngsten Cortessitzungen nicht beiwohnen konnte, er, der ja „so viel Verstand hatte und wie ein Bischof sprach." Aber nein, armer Sancho, klage nicht zu sehr, daß er die Krankheit nicht überlebte, die ihm die Vernunft wiedergab! Würde er inmitten der unheilbaren Verderbtheit unseres Zeitalters seine Tugend, Loyalität und Unschuld behalten haben? Und welcher Skandal wäre es gewesen, wenn er Pronunciamiento's und Revolutionen mitgemacht und endlich seine Rossinante gegen eine der schönen Karossen vertauscht hätte, die den Zorn der kleinen Journale auf die Häupter Peña-Florida's und Gonzalez Bravo's zogen! — Und du selbst, Sancho? Ich weiß, du liebst das Blutvergießen nicht; noch ein halbes Jahrhundert, und du bist so wohl genährt, als Michel oder Jacques Bonhomme, und sitzest so still zu Hause, als irgend ein guter Bürger eines guten Staates, dein Sohn bewirbt sich um ein solides Amt, etwa das eines Domainen-Verwalters, deine Tochter singt sentimentale Lieder zum Piano, deine Frau legt die Mantille ab, denn eine Mantille ist eine zu gemeine Tracht für die Frau eines Capitains der Stadtgarde, und kleidet sich französisch.

Wir erzählten oben, wie die spanischen Journale Quodlibets seyen und die politischen Epigramme die Literatur beherrschten und große Freude in der Stadt verbreiteten. Man darf sich nicht wundern, daß dies schon stattfand, als die letzte Revolution noch nicht beendet war. Denn man tanzte in Madrid, als Bilbao belagert wurde, man tanzte, als Gomez und Guergué die südlichen Provinzen verheerten, und man sollte Anstand genommen haben, zu lachen, wenn hin und wieder einmal ein Flintenschuß fiel, der das Ende eines armen Proskribirten anzeigte? Selbst die ernstesten Journale fühlen, wie die anderen, das Bedürfniß, sich zu erlustigen. Dem Eco del Comercio werden wöchentlich mehrere satirische Anhänge beigegeben, nämlich el Zoilo, el Esceptico und el Campanero de San Pablo (Glöckner von St. Paul), welche die literarischen und politischen Verdienste, die sich eben geltend machen wollen, abwägen. Der Clamor publico ergötzt wöchentlich seine Leser durch die Gespräche Fray-Gerundio's und Tirabeque's, die nicht selten die spottende Gutmüthigkeit des berühmten Padre Isla erreichen, des Cervantes der Mönche. Gegen die böswilligen Erfindungen der ultraprogressistischen Partei vertheidigen sich die Moderados nur durch die Post-Data, die indeß den Kampf wacker aushält und die Genugthuung genießt, daß in ganz Spanien die ministeriellen Journale bis hinauf zum Heraldo ihre beißenden Antworten wiederholen. Merkwürdiger-

weise haben diese Witzgefechte einen ganz unscheinbaren Anfang gehabt und wurden mit auffallender Mäßigung geführt. Tirabecque fragte mit aller Ruhe, durch welchen Fußschemel die Herren Bravo und Peña-Florida in so glänzende Karossen gekommen seyen. Aber war es nicht ganz natürlich, daß die Herren an ihm vorüberfuhren, ohne zu antworten, und ihm die Karossen den weißen Staub der Fuencarralstraße ins Gesicht wirbelten? Durfte Tirabecque dies übel nehmen?

Doch wer den spanischen Charakter kannte, wußte im voraus, daß ein so rührender Austausch von höflichen Malicen nicht lange dauern konnte. Von Tag zu Tag wurden die Worte derber, die Geberden drohender, die Stimmen lauter, bis man Grazie und Scheu abwarf und statt der Publizisten sich Manolos gegenüberstanden, mit dem Schimpfwort im Munde und dem Dolche in der Hand. Das Eco del Comercio, das in der ersten Zeit eine sehr spaßhafte Hochachtung für seine Tia (Tante), die Post-Data, an den Tag legte, erklärt jetzt unumwunden, daß ihm ihr Gebelfer ganz ausnehmend unerträglich sey. Ihrerseits schäumt die Tia vor Wuth, sie werde sich nicht mehr mit Epigrammen die Zeit verderben, doch, ehe sie andere Maßregeln ergreife, freue sie sich, der verdammten Clique des Eco zeigen zu können, was sie von ihr halte. Darauf folgt ein eleganter Holzschnitt, der den Kopf eines Maulesels oder Esels darstellt, oder man sieht eine ernste Personnage mit dem Kopfe einer Dogge, die sich in dem Büreau des Eco vor einem mit Papieren beladenen Tische breit macht. Ein ander Mal sucht man unter den Wölfen, die seit den letzten Kriegen die Ebenen Castiliens schaarenweise heimsuchen, die Stoffe für diese zarten Gemälde. Wir sind nur so weit von Madrid entfernt, daß uns das Salz solcher Späße zu oft entgeht. Würden es die Madrider Pamphletisten wie gewisse Redacteure kleiner Pariser Journale machen und selbst ihre Portraits ediren, dann möchte es uns leichter werden, jene feinen Anspielungen zu verstehen. Und diese liebenswürdige Manier weiß man von Cadix bis Irun der Hauptstadt herrlich nachzuahmen. In Loria entspann sich vor kurzer Zeit ein Zank zwischen dem Maraßon und dem Omnibus. Der Maraßon sprach so energisch, daß der embustero, der bellaco (Lügner, Schurke) von Omnibus in den Grund gebohrt wurde. Das unglückliche Journal hörte auf zu erscheinen, und sein großmüthiger Gegner machte für ihn auf der Stelle folgende Grabschrift:

Aqui yace, aqui reposa
El Omnibus semanal,
Que jamas hizo otra cosa
Que mentir ... pobre animal!

„Hier liegt, hier ruht der wöchentliche Omnibus, welcher in seinem Leben nichts Anderes that, als lügen" .... Was den Ausruf am Ende dieser reizenden Strophe betrifft, so werden sich ihn unsere Leser selbst übersetzen können, so wenig Spanisch sie auch sonst verstehen mögen.

Jeder wird mit uns bedauern, daß Männer von Geist und Muth in so klägliche Verirrungen fallen konnten, daß man mit Nadeln oder, wie die Arrieros, mit Messern auf einander losgeht, wenn man in Navarra und in den Ebenen von Arragonien im Kugelregen gestanden, daß man mit unnützen Zänkereien die Zeit hinbringt, wenn noch so viele öffentliche Schäden zu heilen, so viele blutende Wunden zu verbinden sind.

Frankreich.

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

In der Versammlung, welche in Abwesenheit des General-Lieutenants in der Präfektur gehalten wurde, beschloß man, die fünf Thore, welche von Lyon nach Croix-Rousse führen, von Tagesanbruch an zu besetzen; daß ferner ein Bataillon der National-Garde von der Croix-Rousse mit 300 Mann Linientruppen sich um 6 Uhr Morgens auf dem Platze dieser Vorstadt versammeln sollte, um Zusammenrottungen zu verhindern; daß vier Bataillone der National-Garde von Lyon und eines der National-Garde von la Guillotiere sich zur selben Zeit auf den betreffenden Plätzen versammeln sollten. In Folge der Verblendung oder der Schwäche der Behörde wurde jedoch keine dieser Anordnungen getroffen. Der Maire von Croix-Rousse wiegte sich in verhängnißvolle Sicherheit ein, und der General Roguet beantwortete die Anzeige der von der Versammlung getroffenen Maßregeln in folgender Weise: „Herr Präfekt, es ist unnütz, mir zu schreiben und mir eine Requisition wegen der morgen zu ergreifenden Maßregeln zu schicken; Alles, wovon Sie sprechen, war schon zwischen den Herren Maires von Lyon, von Croix-Rousse und mir festgesetzt worden. In dieser Hinsicht, wie hinsichtlich meines festen Entschlusses, die Ruhe in Lyon aufrecht zu erhalten, können Sie ohne alle Unruhe seyn."

Der General-Lieutenant machte sich wunderbare Illusionen über seine Stärke. Die Garnison von Lyon belief sich auf 3000 Mann; sie bestand aus dem 60sten Linien-Regiment, aus drei Schwadronen Dragonern, aus einem Bataillon des 13ten Regiments und aus einigen Compagnieen vom Genie. Auch konnte man noch auf das 60ste Linien-Regiment, welches nach der Juli-Revolution aus den Trümmern der königlichen Garde gebildet war, verbunden mit Leuten, die sich gegen Karl X. geschlagen hatten, kaum rechnen. Bouvier-Dumoulard hatte deswegen in dringenden Worten an den Minister geschrieben; aber dieser, der durch Portefeuille- und Parlaments-Intriguen in Anspruch genommen wurde, hatte diesen Reclamationen, so wie denjenigen, welche sich auf die Mißverständnisse zwischen der Militair- und Civil-Behörde bezogen, nicht nachkommen zu müssen geglaubt. Diese Unvorsichtigkeit wurde leider durch Andere als die Schuldigen gebüßt: nach dem Tage des 20. November legten sich Viele zum Schlafe hin, für welche diese Nacht die letzte war!

Um den schrecklichen Kampf, der bevorstand, richtig aufzufassen, muß man das Schlachtfeld kennen. Die Stadt Lyon zieht sich zwischen zwei Flüssen hin, dem Rhône, welcher nach Osten fließt, und der Saône, welche nach Westen fließt. Im Norden, und auf einer Anhöhe, welche die Stadt Lyon beherrscht, liegt die Vorstadt Croix-Rousse, welche fast ganz von Seiden-Arbeitern bewohnt wird. Zwischen Lyon und der Croix-Rousse, auf einem höheren Punkt als diese letztere, liegt eine Anhöhe, von welcher zwei lange Wege nach Lyon hinabführen, der eine links, la Grand'-Côte, der andere rechts, der Karmeliter-Steg. Die beiden Wege sind an ihrem unteren Ende durch die Karmeliterstraße verbunden, welche von Fabrikanten bewohnt wird, die also die Arbeiter über ihren Häuptern haben. Im Norden, auf dem westlichen Ufer des Rhône und längs der Seiten der Croix-Rousse, breiten sich die Vorstädte Saint-Clair und Brosse aus. Oestlich und südlich liegen die Viertel les Broteaux und la Guillotiere, welche der Rhône von Lyon trennt; im Westen liegt die Vorstadt Saint-Just und im Süden zwischen den beiden Flüssen die Halbinsel Perrache. Les Broteaux und la Guillotiere sind durch drei über den Rhône führende Brücken verbunden, die Brücke von la Guillotiere, die Brücke Morand und die Brücke Lafayette.

Die Topographie war dem General-Lieutenant Roguet nur sehr unvollkommen bekannt; überdies war er krank, und es würde ihm schwer geworden seyn, die Insurrection zu verhüten.

Am Montage, den 21. November, versammelten sich die Seiden-Arbeiter um acht Uhr Morgens 300 oder 400 Mann stark in der Croix-Rousse. An ihrer Spitze stand einer ihrer Syndiken, und sie waren mit Stöcken bewaffnet. Ihr Zweck war keineswegs, den Fabrikanten eine Schlacht zu liefern. Sie wollten nur, daß bis zur Anerkennung des Tarifs alle Webstühle stillstehen sollten, und einige von ihnen durchzogen die Werkstätten, um diejenigen ihrer Gefährten, die noch arbeiteten, zu entfernen. Unterdeß trafen 50 oder 60 National-Gardisten ein; der Offizier, der sie anführte, rief: „Meine Freunde, wir müssen diese Canaille wegfegen", und die National-Gardisten rückten in Folge dessen mit vorgehaltenem Bajonnett vor. Nun werden auch die Arbeiter erbittert, umzingeln das Peloton, entwaffnen die Einen und jagen die Andern in die Flucht. Bald wurden die Gruppen zahlreicher, aber kein feindlicher Gedanke beseelte sie. Man sprach ernstlich davon, die friedliche Aufstellung in den Straßen vom 25. Oktober zu erneuern. Zu diesem Zwecke reichten sich die Weber die Arme und fingen an, zu je Vieren die Grand'-Côte hinabzusteigen. Die Grenadiere der ersten Legion, die vorzüglich aus Fabrikanten bestand, gingen der Kolonne entschlossen entgegen. Ihr Zorn war aufs Höchste gestiegen, und mehrere derselben zogen aus ihren Patrontaschen Patronen hervor, die sie vertheilten. Etwa in der Mitte der Grand'-Côte traten sich die beiden Haufen gegenüber; die Grenadiere gaben Feuer, und acht Leute wurden schwer verwundet. Alsobald zieht sich die Kolonne unordentlich zurück, steigt unter verzweiflungsvollem Geschrei die Grand'-Côte wieder hinauf und verbreitet sich wie ein wüthendes Meer in der Croix-Rousse. Im Augenblicke erhebt sich ein ungeheures Geschrei; jedes Haus speit Kämpfer aus, welche mit Stöcken, Schaufeln, Steinen, großen Gabeln bewaffnet sind; einige hatten Flinten. Die Eifrigsten laufen unter dem Rufe: „Zu den Waffen! Man ermordet unsere Brüder!" hin und her. Barrikaden werden in jeder Straße von Frauen und Kindern erbaut; zwei Kanonen, welche der National-Garde von Croix-Rousse gehören, sind in der Gewalt der Insurgenten, welche sich unter Entfaltung einer schwarzen Fahne mit den tiefen, rührenden und düsteren Worten: „Arbeitend leben oder kämpfend sterben!" nach Lyon in Bewegung setzen. Es war fast elf Uhr. Bouvier-Dumoulard hatte sich nach dem Rathhause begeben, welches sich auf dem Platze des Terreaux nicht weit vom Kapuziner-Viertel befindet. Man trägt den General-Lieutenant Roguet, der wegen seiner Schmerzen nicht gehen konnte, hierher. „General", sagte der Präfekt heftig zu ihm, „ich fordere Sie auf, Patronen vertheilen zu lassen." — „Sie haben mir keine Befehle zu geben", antwortete der Graf Roguet; „ich weiß, was ich zu thun habe."

Um 11½ Uhr wurden die Patronen vertheilt, und der Präfekt erschien mit dem General Ordonneau an der Spitze einer Kolonne, die aus National-Garden und Linientruppen zusammengesetzt war. Schon war am hochgelegenen äußersten Ende der Grand'-Côte eine starke Barrikade errichtet worden. Die vom Präfekten und General Ordonneau befehligte Kolonne erklimmte den Steg, der sehr steil und von Häusern besetzt ist, die alle von Arbeitern bewohnt sind. Plötzlich stürzt ein Hagel von Dachziegeln, Steinen und Kugeln auf die Kolonne; der Präfekt wird von einem Kiesel getroffen; mehrere Männer in seiner Nähe werden verwundet, und die Kolonne weicht zurück. Die National-Garde der Croix-Rousse hatte sich mit den Arbeitern vereinigt. Zwei Offiziere verlangen mit dem Präfekten zu parlamentiren. Er folgt ihnen, überschreitet mit ihnen die Barrikade und begiebt sich auf den Balkon der Mairie der Croix-Rousse, um das tumultuarisch unter seinen Fenstern versammelte Volk anzureden. Von Zeit zu Zeit werden seine Worte durch den schrecklichen Ruf: „Arbeit oder den Tod!" unterbrochen.

So weit waren die Sachen gekommen und die Feindseligkeiten schienen eingestellt, als das Gewehrfeuer auf drei verschiedenen Punkten von neuem begann. Die Kanonen donnerten. „Rache! Rache! Wir sind verrathen!" riefen die Arbeiter aus. Eine erbitterte Bande umringte nun den Präfekten, entriß ihm seinen Säbel und schleppte ihn mit gezogenem Degen nach einem Hause, wo er gefangen gehalten wurde. Der General Ordonneau, der sich zu ihm begeben hatte, wurde ebenfalls ergriffen und zum Arbeiter Bernard geführt, der ihm das Leben rettete.

Während dieser Zeit schlug man in verschiedenen Vierteln Generalmarsch. Die Quais, die Plätze, die Straßen füllten sich mit National-Gardisten und

Soldaten. Indeß erreichte der Bürgerkrieg an diesem Tage noch nicht das Innere der Stadt.

Eine Schwadron Dragoner, die durch eine Batterie der Artillerie der National-Garde unterstützt wurde, erklimmte unter lebhaftem Gewehrfeuer die Karmeliterstraße und stellte sich auf der Höhe auf. Aber von den Dächern der Croix-Rousse herab schossen die Arbeiter auf die Artilleristen und Reiter. Der Boden war bald mit Todten und Verwundeten bedeckt. Indeß dauerte der Kampf fort, und das Bataillon der National-Garde, welche von Herrn Prévost befehligt wurde, leistete kräftigen Widerstand, als ein Schreiben vom General Ordonneau überbracht wurde, in welchem dieser das Bataillon zum Rückzuge aufforderte. Dem Kommandanten Prévost war die Gefangenschaft des Generals nicht bekannt; er gehorchte.

Während dieser Zeit wurde der gefangene Boudier-Dumoulard von Bewaffneten umringt, welche ihn sehr energisch aufforderten, Befehle zur Auslieferung von 40,000 Patronen und 500 Stückpatronen zu unterzeichnen. Er weigerte sich; aber unter seiner Umgebung herrschte furchtbare Aufregung. Man hatte unter sein Fenster vier Leichname mit dem Rufe geworfen: „Hier sind vier Opfer, wir müssen ein fünftes haben, um sie zu rächen." Die Worte sprachen eine Gesinnung aus, welche nicht alle Arbeiter theilten. Mehrere derselben, und auch Lacombe, einer ihrer Führer, behandelten den Präfekten mit Zuvorkommenheit. Sie boten ihm sogar an, ihm zu seiner Flucht unter einer Verkleidung behülflich zu seyn. Ein solcher Versuch war aber mit Schande und mit Gefahren für ihn verbunden. Gegen Ende des Tages begab er sich unter die Arbeiter und sagte zu ihnen: „Hört mich; wenn Ihr einen Augenblick glaubt, daß ich Euer Interesse verrathen habe, so behaltet mich als Geißel zurück; wenn Ihr mir aber nichts vorzuwerfen habt, so lasset mich nach meiner Verwaltung zurückkehren, und Ihr werdet sehen, daß ich nicht aufhören werde, als guter Vater zu handeln." Diese Rede machte Eindruck; die Einen wollten, daß man ihm die Freiheit geben solle; Andere, die mißtrauischer waren, wiesen solche Großmuth als unklug zurück. Endlich, gegen acht Uhr Abends, wurde er freigelassen und begab sich nach Lyon, umgeben von einem Haufen, in welchem die Worte „Verrath" gemurmelt wurden, die übrigens von dem Rufe: Es lebe der Präfekt! Es lebe der Vater der Arbeiter! übertönt wurden.

Boudier-Dumoulard fand im Saale des Rathhauses den General-Lieutenant Roguet, dem er die Hand reichte. Eine offene, aber zu späte und unfruchtbare Versöhnung! Die Anhöhe war von den Dragonern und Artilleristen verlassen worden; man hörte nur noch in Zwischenräumen einige Flintenschüsse; aber der General Ordonneau, der seine Freiheit erst am folgenden Tage erlangte, war noch in der Gewalt der Insurgenten, und die Weber wachten in der Croix-Rousse, gelagert um Wachtfeuer, welche sie angezündet, und beweinten ihre gefallenen Brüder und sannen auf Rache für den folgenden Tag.

Halten wir einen Augenblick an, um eine der bedauernswerthesten Sonderbarkeiten dieses verhängnißvollen Tages zu beobachten. Man hat gesehen, welche Ursachen die Arbeiter zur Insurrection trieben: keine politische Leidenschaft hatte sie bewaffnet, und sie ahnten zu dieser Zeit kaum, daß ihr Schicksal von einer radikalen Veränderung der Regierungsform abhängen könne. Die Politiker hatten dagegen nur den Gedanken, die Staatsmacht umzustürzen, und dachten nicht daran, der gesellschaftlichen Ordnung neue Grundlagen zu geben. Es gab also kein wirkliches Band zwischen den Arbeitern und dem lebendigsten und edelsten Theile des Bürgerthums. In Lyon gab es, wie auf fast allen Punkten Frankreichs, viele Republikaner, aber wenig Demokraten. Es traf sich also, daß mehrere Republikaner sich gegen die Arbeiter bewaffneten. In Folge eines wohl zu entschuldigenden, aber traurigen Irrthums glaubten sie, es komme darauf an, Lyon vor der Plünderung zu bewahren, und so waren sie gerade diejenigen, welche den Kampf mit dem größten Nachdrucke führten. Mehrere wurden verwundet, Andere wurden getödtet und unter diesen Herr Schirmer, einer der ehrenwerthesten Fabrikanten von Lyon. Am Dienstage sah man indeß auch Republikaner auf die Seite der Insurgenten übertreten, so daß Männer, die durch ihre Ansichten und durch die Freundschaft aufs engste verbunden waren, sich, ohne es zu wissen, in zwei entgegengesetzten Lagern befanden. Solche Mißverständnisse sind nur zu häufig und liefern in den Bürgerkriegen die schrecklichsten Episoden.

Am Dienstag den 22sten ließ der General-Lieutenant Roguet eine Proclamation anschlagen, die in der Nacht gedruckt worden war. Diese Proclamation hatte keine andere Wirkung, als daß sie die Gemüther noch mehr entflammte; sie wurde überall wüthend zerrissen. Die Sturmglocke von St. Paul läutete wie an allen Tagen großen Unheils; der Generalmarsch wurde in allen Vierteln geschlagen, und die Insurrection begann von neuem.

Das 40ste Linienregiment war um 2 Uhr Nachts von Trévoux angekommen. Man detachirte einige Soldaten desselben, welche, verbunden mit zwei Compagnieen des 13ten Regiments, die Côte des Carmélites erklimmen und die Anhöhe der Croix-Rousse erobern sollten. Aber die Arbeiter der Straße Tholosan und der benachbarten Straßen gingen dieser Abtheilung wüthend entgegen und zwangen sie, die Waffen zu strecken. Die Wege, die von der Croix-Rousse nach Lyon führen, waren also vollkommen frei. Die ungeheure Masse der Arbeiter stürzt sich auf die Stadt, überschwemmt sie von allen Seiten, verbreitet sich auf den Plätzen, in den Straßen, überall und erfüllt alle Oerter mit den in ihr tobenden Leidenschaften. Das Ertönen der Alarm-Glocken, der Wiederhall der Kanonen, der Pulvergeruch, der Anblick des Blutes hatte den so ansteckenden Geist der Revolution schon überall hin verbreitet. Rings um Lyon sah man fast in demselben Augenblicke die Viertel les Broteaux, la Guillotière und Saint-Just sich erheben. Der General Roguet, welcher die arbeitende Bevölkerung von les Broteaux verhindern wollte, auf Lyon einzudringen, ließ eine Batterie am Hafen Saint-Clair auffahren. Und während die Kanonenkugeln über den Rhône wegflogen und dieses unglückliche Viertel einäscherten, unterhielten die Fabrikanten von den Fenstern der Häuser am Rhône aus ein mörderisches und fortgesetztes Feuer auf les Broteaux. Der Kampf war allgemein geworden. Die Stadt war mit Barrikaden bedeckt. Alle Posten waren nach einander entwaffnet worden; in der Gallerie de l'Argue hatte ein Republikaner, Drigeard-Desgarnier, Jagdflinten aus seinem Magazin an das Volk vertheilt; drei Waffenläden waren gestürmt worden; ein Theil der National-Garde war auf Seite der Insurgenten getreten und hatte sie mit Patronen versehen; endlich kämpften die Arbeiter, die den Kampf mit Stöcken begonnen hatten, nur noch mit Flinten. Im Pflanzengarten wehrte eine Handvoll Insurgenten mehrere Compagnieen ab. Eine Bande Frauen und Kinder erstürmte die Kaserne des Bon-Pasteur, erhielt sich aber nur mit Mühe in der Straße de l'Annonciade, die vom Platze Nouville und vom Hause Brunet's, welche die Insurgenten inne hatten, beherrscht wurde.

Indeß marschirte Lacombe, ein entschlossener und in den Vorstädten sehr einflußreicher Mann, an der Spitze einer zahlreichen Kolonne, die aus den Bewohnern von Saint-Georges bestand, nach der Brücke Lafayette. Ehe er hier anlangte, hatte er Parlamentairs abgeschickt, welche mit Flintenschüssen empfangen wurden. Er schickte sich zum Angriffe an, als man ihm meldete, daß die Soldaten, die in den Carmes-Déchaussés kasernirt waren, seiner Truppe in den Rücken zu fallen drohten. Er ändert nun seinen Plan, eilt nach der Kaserne, bemächtigt sich derselben und wendet sich nach dem Célestiner-Platze, wo sich schon ein tumultuarischer Zusammenlauf gebildet hatte. Hier befand sich ein unerschrockener junger Mann, Michel Angelo Périer. Er trug die Juli-Decoration im Knopfloche. Beim Anblicke dieses Zeichens, an welches sich so viele Erinnerungen knüpften, wird Périer enthusiastisch umringt und umarmt; ein Arbeiter reicht ihm seinen Karabiner mit den Worten: „Sie haben im Juli für die Sache des Volks gekämpft: Sie werden auch jetzt für diese Sache kämpfen." Michel Angelo Périer ergreift lebhaft den Karabiner und sagt: „Ja, meine Freunde, auch heute werde ich die Sache des Volks verfechten; es ist die Eurige, es ist die meinige, es ist die Sache Aller. Es lebe die Republik!" Es lebe die Republik! riefen eine Menge Stimmen. Und der Zug setzte sich nach dem Rathhause in Bewegung.

Als die vom Célestiner-Platz ausgegangene Kolonne an der Ecke der Rue-Neuve anlangte, sah sie sich einer Abtheilung der Linie gegenüber, welche auf dem Platze du Plâtre stand. Der kürzeste Weg nach dem Rathhause war durch die Straße Sirène. Aber wenn man in diese eindrang, so wurde ein furchtbares Blutbad veranlaßt. Michel Angelo Périer trat auf den Offizier zu, der die Abtheilung befehligte, und hierauf zu den Seinigen zurückkehrend, stieg er auf eine Barrikade und forderte Jene auf, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Kolonne wählte nun den Weg durch die Rue-Neuve und langte auf dem Quai de Retz an. Kugeln regneten aus allen Fenstern auf sie herab, und Dragoner galoppirten heran. Diese wurden mit Flintenschüssen empfangen; aber die Kolonne war aus einander getreten, um den Dragonern einen Durchgang zu öffnen, und mehrere derjenigen, welche die Spitze bildeten, stürzten unordentlich in eine kleine mit Bäumen bepflanzte Promenade, die durch ein Geländer vom Quai getrennt war. Man kämpfte auf diesem Punkte und längs dem Rhône mit außerordentlicher Erbitterung. Von der Brücke Morand aus schoß ein Neger fast mit jedem Schusse einen Dragoner oder Artilleristen nieder, und seine Freude machte sich in ausdrucksvollen Geberden und in wildem Geschrei Luft. Ein Schuß warf Michel Angelo Périer in dem Augenblicke zur Erde nieder, wo er an der Ecke einer Straße am Quai auf einen National-Gardisten anlegte, der am Fenster stand. Sein Freund Péclet erhielt zwei Schüsse in den Arm. Man trug sie Beide blutend weg: die Insurrection verlor in ihnen die beiden einzigen Männer, welche ihr wenigstens für einige Tage eine politische Richtung hätten geben können.

(Schluß folgt.)

Polen.

Aus dem galizischen Podolien.

Der Zustand der hiesigen Bauern, welche, trotz der humanen Bestrebungen der Regierung, immer noch die wahren Knechte ihrer Herren sind, ist ein sehr beklagenswerther. Sie müssen ihre Tage und Nächte für den in Wohlgerüchen schwelgenden Edelmann arbeiten und verdienen sich dadurch weiter nichts, als dessen Mißhandlung und Verachtung.

Sein Palast liegt getrennt von den ärmlichen Hütten des Dorfes, mit Zierrathen und Parks umgeben, und während hier die Musik eines rauschenden Banketts schallt, ertönt in der Hütte des Bauern das Wimmern der hungrigen Kinder, welche mit ihren Aeltern nach Brod rufen.

Der Bauer arbeitet für den Herrn die ganze Woche und muß dann noch das Wenige, was er für sich erarbeitet hat, Jenem abtreten, sein bestes Getraide, sein bestes Stück Vieh, seinen besten Bienenstock u. s. w., einem Magnaten, in dessen Salon man die besten Wiener Möbel, sächsische Porzellane und überseeische Kostbarkeiten findet. Ein Theil des Elends fließt unmittelbar aus dem Mangel an Intelligenz unter dem Adel, dessen Erziehung, durch modische Gouvernanten bewirkt, ihr ganzes Fundament auf einem paar ausländischen Phrasen hat, und deshalb liegt die Hauptquelle des Uebels in dem Verhältniß des Bauern zu seinem Herrn und dessen Stellvertreter. Letzterer ist in der Regel ein gänzlich roher, allem Menschengefühl entfremdeter Emporkömmling, der das Talent hat, durch sein äußeres Erscheinen und sein Prügel-Instrument, den einzigen Dolmetsch seiner Gefühle, den nöthigen Rigorismus aufrecht zu erhalten. Einem Menschen von Bildung

und feinerer Sitte wird das Amt eines Verwalters im galizischen Podolien nicht anvertraut; denn er muß zugleich der despotische Herr seiner Untergebenen und der niedrigste Diener seines Herrn seyn können, dem er schmeichelt, Geheimnisse zuträgt, vor dem er nie eine Meinung hat und zu dessen Füßen er sich krümmt. Aber außerhalb des Hauses ist dieser sogenannte Oekonom den Bauern gegenüber ihr absoluter Gewalthaber, weil der Herr sich um die Wirthschaft, die er entweder nicht verstehen will oder mag, durchaus nicht kümmert, da seine Zeit der Jagd, dem Spiel und den Festen gehört.

Unter den Augen des Oekonomen muß der Bauer an der Arbeit des Herrn seinen Schweiß vergießen; er muß statt der drei pflichtmäßigen Schaarwerkstage von einem Sonntage bis zum anderen für eine Entschädigung von ein paar Loth Salz oder einem halben Quart Branntwein arbeiten, während er für seine eigene Aerndte nur die kurzen Mondnächte und die Sonntags-Nachmittage übrig behält, wenn er nicht in dieser Zeit Straf-Arbeiten zu verrichten oder bei dem Getraide seines Herrn Wache zu halten hat. Die eigene Aerndte geht ihm also oft gänzlich verloren. Dabei verfährt man gegen ihn, wenn er das Interesse des Herrn vernachlässigt, oder sein Vieh demselben einen Schaden angerichtet hat, mit der grausamsten Strenge, sollte er auch vollständigen Ersatz geleistet haben. Körperliche Züchtigung kommt bei den geringsten Anlässen in Anwendung.

Auch der Oekonom bedient sich der schwachen Kräfte der Bauern; denn auch er hat eine Wirthschaft, die ihm unentgeltlich von seinen Sklaven bestellt werden muß. Wollte man gegen ihn klagen, so würde man vom Herrn an ihn zurückgewiesen, und man verschlimmerte sich nur seine Lage.

Aber Herr und Oekonom sind nicht die Einzigen, welche das arme Volk bedrücken und aussaugen. Es kommt noch der Inhaber der Dorfschenke, ein Jude, hinzu, der durch den Bauer und für den Herrn lebt. Er hat mit dem Gutsherrn feste Kontrakte, wonach aller Bedarf an Branntwein von den Dorfbewohnern bei großer Strafe von ihm entnommen werden muß. Zu diesem Behuf hat er seine Spione, welche den Schleichhandel verhindern, resp. bestrafen. Hat der Bauer entweder an den Herrn, oder den Oekonomen, oder den Juden eine Forderung, so muß er sich mit Branntwein abfinden lassen; will er sich verheiraten, so ertheilt der Herr nicht eher den Erlaubnißschein, als bis der Bräutigam bei dem Dorfschenker, je nach seinem Vermögen, Branntwein entnommen hat, dessen Quantität ihm vorgeschrieben wird und oft 100 Quart erreicht.

Auf diese Weise wird das Volk gewaltsam zur Unmäßigkeit gezwungen, und es herrscht neben der größten Armuth die tiefste Dummheit und Immoralität. Es kommen viele Diebstähle vor, die zwar der Herr gewöhnlich mit der härtesten Grausamkeit inquirirt, aber nicht verhindern kann.

Die Regierung hat überall Dorfschulen für Knaben eingeführt, aber sie kann nicht wissen, wie das Schulwesen in den Dörfern betrieben wird. Der Lehrer, welcher Kantor der Kirche und aller Bildung fremd ist, giebt seinen Zöglingen, die sich in seiner Wohnstube befinden, die Scenen von Trinkgelagen und Skandalen preis; Alles, was er lehrt, sind ein paar Kirchengesänge. Für Mädchen giebt es keine Schulen; vielleicht ist dies auch besser.

Diese Schilderung der Armuth, Unwissenheit, Immoralität und des gesammten Elends der galizisch-podolischen Bevölkerung ist keine Uebertreibung, sondern aus der Anschauung der wirklichen Zustände entnommen, und es würde uns beim Hinblick auf dieselben an allem Troste fehlen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß es dem kräftigen Arme der Regierung bald gelingen wird, alle jene Leiden zu mildern. (Orędownik.)

Mannigfaltiges.

— Bonaparte gegen den Pauperismus. Der Prinz Napoleon Louis Bonaparte hat aus seinem Gefängniß eine neue Broschüre erscheinen lassen, und zwar diesmal über die große Frage unserer Zeit, über den Pauperismus, über die Ursachen, die denselben erzeugen, und über die Mittel, ihn zu beseitigen. *) Die Ursachen sind nach ihm: die Zerstückelung des Bodens, die ungeregelte Konkurrenz in der Industrie, der Mangel an Absatz im In- und Ausland, und die schlechte Vertheilung oder schlechte Verwendung der Steuern. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser seine Untersuchungen auf Frankreich beschränkt. Das Mittel, das er vorschlägt, ist die Anlegung von ackerbauenden Kolonieen. Dazu sind drei Dinge erforderlich: eine oder mehrere Bodenstrecken, ein Anlegungs-Kapital und eine Organisation. Der Boden soll von den 9,190,000 Hektaren unbebauten Landes, die es in Frankreich giebt, genommen werden. Das vom Staate vorzuschießende Kapital würde nach den Berechnungen des Prinzen 300 Millionen Franken betragen. „Nach Verlauf von vier Jahren würden die Kolonieen, während sie einer großen Zahl von Arbeitern Unterhalt gewähren, schon einen Gewinn abwerfen. Nach zehn Jahren würde die Regierung eine Grundsteuer davon erheben können, welche die Interessen ihres Darlehns übersteigen würde, nicht zu gedenken der natürlichen Vermehrung der indirekten Auflagen, deren Ertrag immer mit der Consumtion steigt, welche selbst wieder in demselben Maße, wie die allgemeine Behaglichkeit, zunimmt. „Was die Organisation betrifft, so schlägt der Verfasser vor, die arbeitende Klasse in eine hierarchische Corporation zu organisiren, mit Chefs von verschiedenen Graden, die frei von ihr erwählt und sie der Regierung oder den Privat-Industrieen gegenüber vertreten würden. „Nach Verlauf von fünf Jahren", sagt er, „würden diese Kolonieen 206,400 Familien und 153,166 unverheiratete Arbeiter zählen und so wenigstens die zahlreichsten Elemente des Pauperismus absorbirt haben." „Ein Theil des Ertrags der Kolonieen", fügt er hinzu, „wird die Mittel gewähren, das Kapital der Association fortwährend zu vermehren durch den Ankauf neuen Bodens; dies ist einer der Hauptvortheile unseres Projekts; denn jedes System, das nicht die Mittel zu beständiger Erweiterung in sich schließt, ist mangelhaft. Es kann wohl für den Augenblick einige gute Resultate herbeiführen, aber wenn die Wirkung, auf die es abgesehen war, realisirt ist, dann stellt sich der Uebelstand, den man aufheben wollte, aufs neue ein. Hier dagegen werden die ackerbauenden Kolonieen immer im Stande seyn, ihr Gebiet zu erweitern und neue Arbeiter zu beschäftigen. Wenn es in Frankreich keinen hinreichend billigen Boden mehr giebt, so wird die Association Kolonieen in Algier, in Amerika anlegen. Sie kann sich einst über die ganze Erde ausbreiten; denn überall, wo ein Morgen urbar zu machen und ein Armer zu ernähren seyn wird, wird sie mit ihren Kapitalien und ihrem Heer von Arbeitern zur Stelle seyn."

*) Extinction du Pauperisme. Par le Prince Napoléon Louis Bonaparte.

— Frankreich und Marokko. Folgende Notizen über die inneren Verhältnisse in Marokko, die wir der Revue des deux Mondes entlehnen, sind, wenn sie auch die Farbe der französischen Partei-Ansicht tragen, unter den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Interesse: „Das Volk ist in Marokko roher und unwissender, als in irgend einem anderen muhammedanischen Lande und deshalb für den blindesten religiösen Fanatismus empfänglich. Der Kaiser erhält nur mit Mühe und Gefahr sein Ansehen aufrecht, zumal seine beiden Staaten, Fez und Marokko, da sie weder gleiche Sitten noch eine gemeinsame Geschichte haben, kein Ganzes ausmachen. Ein gesetzmäßiger Zustand herrscht nur in derjenigen Gegend, in welcher Muley-Abderrahman residirt. Er soll klug und gewandt seyn, aber nur, wo er gegenwärtig ist, findet er Gehorsam; ist er diesseits des Atlas, so hat man sich jenseits desselben von ihm losgesagt, und umgekehrt. Es fehlt an einem Centrum, das mit allen Punkten des Landes in Verbindung steht, und daher kann es geschehen, daß die einzelnen Stämme in den verschiedenen Gegenden des Reiches ungestraft in offenem Kriege mit einander leben. Die Schuld dieser Ohnmacht trägt, neben dem Mangel einer geregelten Verwaltung, die geringe Anzahl zuverlässiger Soldaten, die dem Kaiser zu Gebote steht. Dieselben sind Neger und nur halb disziplinirt. Mehmed Ali, hat Muley-Abderrahman längs der Küste des mittelländischen Meeres, die ihm noch am ergebensten gesinnt ist, das Handels-Monopol an sich gerissen. Fez aber, die alte heilige Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, ist noch bis heute nicht völlig unterworfen und hintertreibt durch seinen Einfluß auf die gläubige, den alten Traditionen anhängende Masse des Volkes die Centralisation des Reiches, so daß der Kaiser genöthigt worden, seinen ältesten Sohn als Statthalter in die rebellischen Provinzen zu schicken. Hier war es auch, wo Abdelkader seine Verbindungen anknüpfte und für den Sultan von Marokko ein gefährlicherer Rival wurde, als alle diejenigen, welche ihm seit zwanzig Jahren den Thron streitig gemacht haben. Das Königreich Fez, das sich vom Fuße des Atlas bis an die französisch-algierische Gränze erstreckt, ist der Heerd dieser mehr religiösen als politischen Aufregung, die der ehrgeizige Emir, der Held und Märtyrer des Islams, Angesichts des Kaisers im Namen des Propheten unter den Stämmen hervorruft. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen die Ereigniße betrachtet werden, welche jüngst im Beginn von Algerien sich zugetragen. Es handelt sich also in Frankreich nicht darum, der marokkanischen Regierung gegenüber Recht zu behalten, denn diese ist nicht weniger in Sorge über Abdelkader und seine Intriguen, als Frankreich selbst, sondern eine fanatische Coalition soll besiegt und der gute Wille des Kaisers, Frieden zu halten, unterstützt werden. Nichts wäre den Franzosen leichter, als Tanger und Tetuan zu bedrohen und auf den Werften von Larache und Rabat die wurmstichigen Ueberreste der marokkanischen Marine zu zerstören, aber würde dies ihre Angelegenheiten in den Provinzen Fez und Tafilet fördern? Abdelkader würde man nicht schwächen und dem Kaiser noch mehr die Hände binden. Hierin liegt das ganze Problem, aber es kann nur den Ereignißen überlassen werden, dasselbe zu lösen. Der Krieg wird nicht mit dem Herrscher, sondern mit seinem Rivalen und dem Volke geführt, und die Unterhandlungen geschehen mit einer Regierung, die augenscheinlich keine Macht hat, ihre Zugeständniße zu erfüllen. Aus diesen Gründen scheiterten auch die Vermittelungsversuche, die England so rasch bei der Hand war, zu machen. Dafür aber hat die englische Intervention den französischen Interessen nicht wenig geschadet, indem sie die Differenz zwischen Spanien und Marokko beilegte."

Die genannte französische Zeitschrift behauptet übrigens, daß der mit dem Kommando der nach Marokko gesandten französischen Flotte beauftragte Prinz von Joinville dieses Kommando gegen die ursprüngliche Absicht des Ministeriums erhalten habe, welches dasselbe dem Contre-Admiral Parseval-Deschenes hatte anvertrauen wollen. Der Prinz sey jedoch an die Direction des französischen General-Konsuls in Marokko, Herrn Denion, gebunden, welcher seinerseits so gemessene Instructionen von Herrn Guizot erhalten habe, daß dem Ersteren wohl schwerlich ein Feld zu seiner Thatenlust sich öffnen werde.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 13. Juli 1844.

Spanien.

Zur Geschichte Don Juan's in Spanien und in anderen Ländern.

Es ist wohl die Frage aufgestellt worden, von welchen Büchern man glaube, daß sie zum Zweck der Wiederbelebung einer neuen geistigen Welt bleiben müßten, wenn alle andere untergingen. Einige haben da die Bibel, den Homer und Goethe's Faust, Andere die Homerischen Gesänge, die Dramen Shakespeare's und eine Anzahl Goethescher Dichtungen genannt, wieder Andere noch andere Werke, je nachdem sie nach eigenthümlicher Stimmung oder Ueberzeugung das Höchste auf dem Gebiete des geistigen Lebens erkannt zu haben glaubten. Sollte man eine ähnliche Frage auf die Schöpfungen der Tonkunst anwenden wollen, so braucht man kein tief Eingeweihter zu seyn, um zu errathen, daß im Gebiete der Musik, mit Ausnahme der geistlichen oder Kirchenmusik, Mozart's Don Juan oben an stehen würde, und daß die Liebhaber wie die Kenner der Musik in Deutschland von der Herrlichkeit dieser Oper eben so erfüllt sind, wie das deutsche Volk von der Vorzüglichkeit der Werke seines unsterblichen Schiller. Es hieße nun Eulen nach Athen tragen, wenn man zum Lobe jenes mannigfaltigen und gewaltig bewegten musikalischen Lebensbildes voll deutscher Sinnigkeit und italiänischen Schmelzes ein neues Lied erheben oder schildern wollte den süßen Zauber verbrecherischer Sinnlichkeit, den Taumel frecher Lust, die klagende Sehnsucht reiner Liebe, den Schmerz blutig verletzter kindlicher Liebe und beleidigter weiblicher Ehre, die Wuth und die Drohung der Rache, den frechen Trotz des Uebermuthes und das Grauen der beleidigten Geisterwelt. Alles dies bildet von den ersten Akkorden der glanzvollen Ouvertüre an ein Gemälde, in welchem alle zarte und starke, reine und unreine Bewegungen des Gemüths durch einander gehen und einen inneren Aufruhr hervorbringen, der sich mit einem überwältigenden, ahnungsvollen Schauer endigt, wozu das letzte Finale, nachdem es erst in frevelnder Lustigkeit angegangen ist, das Werk herrlich zu einem Ganzen abrundet.

Alle diese Vorzüge sind hinlänglich bekannt und von den tüchtigsten Kennern in das rechte Licht gesetzt worden, am geistreichsten, aber auch am kühnsten, in E. T. A. Hoffmann's phantasiereicher Skizze des Don Juan. Es ist übel, daß jenes südliche, glühende Kolorit, welches dort Hoffmann, dem großen Tondichter nachempfindend, in seine Schilderung *) gelegt hat, wohl den Wenigsten von denen bekannt geworden ist, die auf deutschen Theatern in der Mozartschen Oper beschäftigt sind. Läßt sich also über die Musik der Oper wenig Neues sagen, so dürfte dagegen wohl der Held derselben einer genaueren Betrachtung werth und eine Abhandlung über die ursprüngliche Sage vom Don Juan und über die Abwandlung, welche sie in den verschiedenen Bearbeitungen oder Nachahmungen erfahren hat, den Freunden der Tonkunst nicht unangenehm seyn. Eine solche nun haben wir auf den nachstehenden Seiten zu geben versucht.

Die Geschichte vom Don Juan findet sich in den Chroniken von Sevilla und lautet im Wesentlichen, wie folgt. Don Juan Tenorio, aus einer berühmten Familie der sogenannten Vierundzwanziger in Sevilla, brachte in einer Nacht den Komthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte: der Komthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß; diese Kapelle und die Statue des Komthurs wurden etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franziskaner, welche schon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Strafe zugedacht hatten (denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz), lockten ihn in einer Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie sogleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe sich an des Komthurs Statue vergriffen und sey dafür von ihm in die Hölle gestürzt worden.

Diese Erzählung bildet die Grundlage des ältesten Drama's von Don Juan, welches die spanische Literatur besitzt. Es ist dies el burlador de Sevilla, d. h. der Verführer von Sevilla, von Tirso de Molina. Dieser dramatische Dichter verdient eine ausgezeichnete Stelle neben Spaniens berühmtem Lope de Vega, wofür auch der Umstand zeugt, daß sich seine Stücke noch bis in die letzte Zeit auf den spanischen Bühnen erhalten haben, während die Dramen Calderon's und Anderer von denselben längst verschwunden sind. Von Tirso's Lebensumständen ist selbst in Spanien wenig bekannt, und der Fleiß des Literators Ochoa hat nur auffinden können, daß Tirso im Jahre 1620 in das Kloster der heiligen Jungfrau von der Gnade zu Madrid ging, als er bereits sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, woraus sich schließen läßt, daß er etwa 1570, sieben oder acht Jahre nach Lope, geboren ist. Im Jahre 1645 ward er zum Comendador des Klosters zu Soria erwählt, wo er, wahrscheinlich 1648, starb. Er war also Geistlicher; es wird berichtet, daß er Magister der Theologie, Prediger, Beisitzer des Ordens-Generals gewesen sey und eigentlich Gabriel Tellez geheißen habe. Tirso de Molina war sein Schriftstellername, unter dem er zahlreiche Dramen und Novellen, „die Obstgärten von Toledo" (los cigarrales de Toledo) verfaßt hat, die in den Jahren 1616 bis 1636 in Madrid erschienen sind und von denen ein Theil noch ungedruckt ist. Unter die Zahl seiner Dramen gehört auch Don Juan, ein Stück, das sich durch die energische, in Licht und Schatten kräftig abwechselnde Zeichnung des Helden, durch den blendenden Farbenschmelz der Situationen und überraschenden Wechsel, und durch eine eben so geschmeidige als kraftvolle Sprache in hohem Grade auszeichnet, so daß es der Uebersetzung vollkommen würdig war, die neuerdings C. A. Dohrn mit großem Glücke *) gegeben hat.

Das Stück, in welchem der Dichter uns das wahre Wesen des romanischen Lebens darstellt, zerfällt in drei Tage (jornadas), welche die gewöhnlichen Abschnitte sind. In den ersten Scenen des ersten Tages hält sich Don Juan in Neapel auf, wohin er aus Spanien wegen seiner Liebeshändel verbannt ist. Aber er treibt hier den alten Unfug fort. In nächtlicher Stunde verführt er im Palaste des Königs von Neapel die Isabella, die Braut des Herzogs Octavio, die in der Dunkelheit in ihm ihren Geliebten in den Armen zu halten glaubt. Erst an der Stimme erkennt sie den kühnen Betrüger, verräth sich aber durch ihr Hülferufen selbst dem Könige, welcher dem spanischen Gesandten, Pedro Tenorio, Don Juan's Oheim, befiehlt, den Verwegenen einzufangen. Dieser aber will ihn aus Verwandtenliebe, und weil sich der Neffe ihm so edel und ritterlich ergiebt, retten; Don Juan benutzt die gute Gesinnung und springt aus den Fenstern des Schlosses in die unten stehenden Kastanien, so daß Don Pedro sich durch dies plötzliche Entweichen beim Könige entschuldigen kann. Dann weiß derselbe auch den Verdacht auf Octavio zu lenken und ist diesem ebenfalls zur Flucht nach Spanien behülflich, um genaueren Erkundigungen zu entgehen, wenn er verhaftet würde. Auf der Flucht leidet Don Juan Schiffbruch mit seinem Diener Catalinon (dem Leporello der Oper), dem der Dichter einen solchen Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisirender Frechheit gegeben hat, daß er vollkommen würdig ist, der Diener dieses Herrn zu seyn. Die Wellen treiben Beide an einen stillen, friedlichen Fischerstrand, und man fühlt aus der reizenden Darstellung in der achten Scene des ersten Tages sich von dem südlichen Hauche der Landschaft von Tarragona angeweht: es ist Morgen, fern aus dem Meere taucht die Sonne auf, „lichtdurchglüht und blitzend rollen die sapphirblauen Wogen zum Ufer." Hier wohnt die reizende Fischerin Tisbea, die alle Huldigungen der Männer aus der Umgegend verschmäht; sie rettet und unterstützt — eine zweite Nausikaa — den Don Juan, und dieser untergräbt zum Lohne freventlich den süßen Frieden des Mädchens. Tisbea erliegt seinen Verführungskünsten; ihre Schönheit und hingebende Lieblichkeit können Don Juan nach dem Genusse nicht mehr fesseln. Auf Tisbea's eigenen Rossen entflieht Don Juan hohnlachend — was eigentlich dem spanischen Ritter wenig ansteht — und die Verlassene bricht in die lautesten Klagen aus, die, so wie die ganze Darstellung dieser Liebes- und Fischer-Scene, eine durchaus wahrhafte, von dem frischesten Leben erfüllte Dichtung sind.

Der zweite Tag zeigt uns Don Juan wieder in Sevilla. Aber auf die Klage von Neapel her wird er einstweilen nach Labrija verbannt und soll sich dann mit der von ihm beleidigten Isabella verheiraten; denn nach Sevilla gekommenen Octavio bestimmt der König zur Gattin des Gonzalo von Ulloa, Groß-Komthur vom Calatrava-Orden, Tochter Anna, ein Mädchen,

> der zur Mitgift worden,
> Was man an Tugend nur sich wünschen kann,
> Und wunderschön ist sie wie Ros' und Lilien,
> In Wahrheit nenn' ich sie Stern von Castilien.

Dadurch wird Don Juan, in dem Octavio seinen Feind nicht erkennt, schon auf diesen Phönix der spanischen Schönheiten aufmerksam, noch mehr aber durch den Marques de la Mota bestärkt, einen Genossen seiner Ausschweifungen, der ihm eröffnet, wie er von Donna Anna geliebt sey, sie aber von dem Vater gehindert werde, die Seinige zu werden, da der König ihr einen anderen Mann gewählt habe. Zwischen den beiden Männern beginnt nun eine wahre Roué-Unterhaltung von einer Freiheit der Rede, daß eine deutsche Bühne sie würde

*) Sie steht in den Phantasiestücken in Callot's Manier I. 117—141.

*) Spanische Dramen. Th. 1. Berlin 1841.

kaum ertragen können. Es ist dies um so auffallender, wenn man bedenkt, daß Tirso als Geistlicher diese Scene mit einer Sicherheit und Meisterschaft hinwerfen konnte, wie wir es in anderen Verhältnissen und in Zeichnung der untersten Menschenschichten bei Shakspeare bewundern. Aber man hat nach Stahr's richtiger Bemerkung *) dabei zu bedenken, daß die Geistlichen in Spanien zu jener Zeit im Mittelpunkte des Lebens standen, eben so gut in der lebhaftesten Strömung der bürgerlichen Gesellschafts-Verhältnisse als in den mächtigen und geheimnißvollen Hof- und Kabinets-Bewegungen, und daß, wenn irgend Jemand, sie damals das Leben zu ihrer zweiten Schule hatten. Also — Don Juan wird von Liebe zu der schönen Anna ergriffen; ein ihm durch das Fenster zugeworfener Brief derselben zur Bestellung an ihren Geliebten reizt ihn, die Jungfrau statt des Marques mit derselben Hinterlist zu berücken, die ihm bei Isabella geglückt war, und den Marques erst in einer späteren Stunde zum Stelldichein zu lassen. Vergebens ergehen an ihn die feierlichsten Worte seines Vaters, vergebens bittet ihn Catalinon, inne zu halten und behutsam zu seyn; Don Juan spottet der Thränen des greisen Vaters und bedroht seinen Diener, der dann zuletzt in folgende Worte ausbricht (Sc. 7):

Herr, Du bist ja offenbar
Aller Weiber Erkorsar,
Und durch Aufruf sollte man
(Wenn's ja eine noch nicht wüßte)
Jedes Mädchen gründlich warnen,
Wie sie sich vor Deinen Garnen
Auf das strengste hüten müßte.
„Weiber, nehmt Euch ja in Acht
Vor dem schlauen Unheilstifter,
Spaniens Generalverführer."

Mittlerweile ist es Nacht geworden; Marques de la Mota kömmt, zum verliebten Abenteuer gerüstet; Musikbanden ziehen über den Platz. Don Juan erscheint, und der Marques erklärt ihm, daß er, bevor er sich zu Donna Anna, der Dame seines Herzens, verfüge, erst eine portugiesische Schöne in der Schlangengasse besuchen wolle. Es ist dies eine Schamlosigkeit, die einen merkwürdigen Beleg zu der sittenlosen Verworfenheit giebt, die damals den Kern altspanischer Ritterlichkeit so beispiellos zerfressen haben mußte, daß Tirso es wagen konnte, solche Worte einem Hidalgo in den Mund zu legen, der am Ende des Stücks der Gemahl der gefeierten Donna Anna wird. Jetzt wechseln Don Juan und der Marques die Mäntel, und der Letztere läßt „Spaniens Generalverführer" einstweilen zu Donna Anna gehen, um ihm auch einen Zeitvertreib zu gewähren, so lange er bei der Portugiesin weilt. „Jedenfalls", sagt er, „verwechselt jene ihn und mich." Donna Anna aber erkennt schnell den Verräther, ihr Geschrei weckt ihren Vater, der (wie in der Oper) mit gezogenem Schwerte herbeieilt und von Don Juan erstochen wird. Eiligst entflieht dieser nun mit seinem Diener, und der ganze Zorn des Königs, der den Tod eines seiner treuesten Ritter innig beklagt, richtet sich gegen den Marques, dem der Prozeß gemacht werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Schluß.)

Schon erklärte sich der Sieg überall für die Arbeiter. Die meisten National-Gardisten, auf welche die Fabrikanten gerechnet, entfernten sich entmuthigt. Die Linientruppen setzten den Insurgenten einen schlaffen und unentschlossenen Widerstand entgegen. Diese waren noch voll von den Erinnerungen an 1830 und wendeten nun gegen die Liberalen den Unterricht an, den sie von den Liberalen erhalten hatten. Man hatte den Soldaten von 1830 gesagt, daß das Vergießen von Bürgerblut das größte Verbrechen sey; man hatte zum Abfalle des 30sten Linienregiments am 29. Juli Beifall geklatscht. Konnten die Soldaten dies 1831 vergessen haben? Sie glaubten, daß, wenn das Pariser Volk Recht gehabt habe, sich 1830 für die Aufrechterhaltung einer Charte zu erheben, die es nichts anging, so habe das Lyoner Volk ein noch größeres Recht, sich 1831 für die Aufrechterhaltung eines Tarifs zu erheben, der es verhindern sollte, Hungers zu sterben. Daher fand die Sache der Arbeiter bei den Truppen selbst eine geheime Sympathie, welche den Triumph der Insurrection begünstigte.

Um 7 Uhr Abends war Alles zu Ende. Da der Capitain Pelour sich nicht mehr bei der Pulvermühle von Serin halten konnte, die er den ganzen Tag über vertheidigt hatte, so vernagelte er seine beiden Kanonen, warf eine große Masse Pulver in die Saône und trat den Rückzug an. Bei Annäherung der Nacht waren die Truppen auf den Platz les Terreaux zurückgedrängt, und die Behörde hatte nur noch einen Punkt inne, das Rathhaus, welches von allen Seiten umzingelt wurde. In dieser Lage hielten der Graf Roguet, der Präfekt und die Repräsentanten der Munizipalität Rath mit einander. Der Rückzug wurde beschlossen. Es war Mitternacht. Noch hörte man das Brausen der empörten Stadt, und auf verschiedenen Punkten brannten die Wachthäuser und die Zollgebäude, die während des Kampfes angezündet worden waren. Man entwarf verschiedene Erklärungen:

„Heute am 22. November 1831, um Mitternacht,
haben sich die unterzeichneten Behörden im Rathhause versammelt; gegenwärtig waren: der General-Lieutenant, Ober-Befehlshaber der 7ten und 19ten Militair-Division, Graf Roguet; de Fleury, Marechal-de-Camp des Genie; Vicomte von Saint-Genies, Marechal-de-Camp, Kommandant des Departements des Rhône; Bouvier-Dumoulard, Staatsrath, Präfekt des Rhône; Duplan, General-Prokurator beim königlichen Gerichtshofe; de Boisset, erster Adjunktus in Stellvertretung des Maire; Gros, Adjunktus des Maire; Gautier, Munizipalrath, in Stellvertretung des Adjunktus.

In Erwägung, daß nach zwei Tagen hartnäckiger Kämpfe, in welchen leider zu viel französisches Blut vergossen worden, die Linientruppen aufs Rathhaus zurückgedrängt sind, wo sie von einer unermeßlichen bewaffneten Menge umringt werden; daß diese Truppen, die ermüdet sind, die bedeutende Verluste erlitten haben, denen es an Munition und Lebensmitteln fehlt, die sich nicht anschaffen lassen, geneigt scheinen, wie die Anführer derselben erklären, einen unnützen Kampf nicht fortzusetzen; daß mehrere wichtige Posten zu den Angreifenden übergegangen sind;

daß von der National-Garde, die 13,000 Mann stark ist, nur noch 100 Mann unter den Waffen stehen; daß es in dieser äußersten Lage, wie die Generale einstimmig erklären, vergeblich seyn würde, das Rathhaus noch länger zu vertheidigen;

daß diese verlängerte Vertheidigung unfehlbar das Resultat haben würde, die Angreifenden aufs Höchste zu erbittern und die Belagerten und die Stadt selbst den beklagenswerthesten Katastrophen auszusetzen;

erklären dieselben einstimmig nach reiflichen Berathungen in mehreren Sitzungen,

daß das einzige Mittel, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und die Verwüstung der Stadt zu verhüten, in der Aufgebung der Position des Rathhauses besteht, um eine vortheilhaftere außerhalb der Mauern einzunehmen, so daß die Beziehungen mit den Lokalbehörden nicht unterbrochen werden: zugleich spricht der Rath einstimmig den Wunsch aus, daß der Präfekt auf seinem Posten verbleiben möge."

Man gab also das Signal des Rückzugs. General Roguet, der sehr leidend war, wurde auf sein Pferd gehoben. Die Truppen, die er befehligte, bestanden aus dem 66sten und mehreren Bataillonen des 40sten und 13ten Regiments. Hierauf folgten einige Abtheilungen der National-Garde, die einige Kanonen mit sich führten. Ein Posten von Arbeitern stand an der Barriere Saint-Clair, auf dem Wege der sich zurückziehenden Truppen. Als der General Roguet sich dieser Barrière näherte und das erste Pfeifen der Kugeln hörte, sagte er zu denen, die ihn begleiteten: „Jetzt athme ich wieder frei; der Pulvergeruch giebt mir das Leben wieder; ich befinde mich hier weit besser, als in den Sälen des Rathhauses." Hierauf gab er den Befehl, die Barrikaden durch Kanonenschüsse einzustürzen. Die Nacht war heiter, und die Bajonnette glänzten im Mondenschein. Alle Glocken läuteten. Der Ruf: *Zu den Waffen!* ging in den Vorstädten von Mund zu Mund und rief hier eine allgemeine Bewegung hervor; alle Fenster waren mit Insurgenten besetzt. Die Truppen mußten durch das Feuer der Insurgenten über zahllose Barrikaden, welche die Artillerie nicht ganz umstürzen konnte, hinwegmarschiren, und sie gelangten traurig und erschöpft mit ihren Kranken und Kanonen in Montessuy an. Der General Fleury war von einer Kugel getroffen worden und hatte seinen tödtlich verwundeten Adjutanten zu seinen Füßen niederstürzen sehen. Der Kampf in dieser Vorstadt war blutig; aber hier hatte der Bürgerkrieg seine letzten Opfer getroffen und seinen letzten Schrei ausgestoßen.

Unterdeß kämpfte die im Rathhause versammelte Behörde mit Furcht und Unentschlossenheit. In dem Viertel des Terreaux erhob sich stürmisches Getöse. Der Präfekt und die Mitglieder der Munizipalität beschlossen, sich nun ebenfalls zurückzuziehen und sich ins Präfektur-Gebäude zu begeben, wo sie folgende Erklärung verfaßten, welche gleichsam das Testament der in den letzten Zügen liegenden Macht war:

„Heute am Mittwoch den 23. November 1831, um 2 Uhr Morgens, erklären und bestätigen wir Unterzeichnete, die im Präfektur-Gebäude versammelt sind, folgende Thatsachen:

1) daß in Folge der traurigen Ereignisse, die in der Stadt während des 21sten und 22sten d. M. stattgefunden haben, alle militairische Kräfte jeder Waffengattung, die der Gendarmerie und die der National-Garde unter dem Befehl des General-Lieutenants Roguet gezwungen worden sind, um Blutvergießen und die Schrecken des Bürgerkrieges zu verhüten, um 2 Uhr Morgens das Rathhaus, das Zeughaus und das Pulverhaus, welche Stellungen sie noch besetzt hielten, zu räumen und sich aus der Stadt zurückzuziehen:
2) daß wir, die Unterzeichneten, gleichfalls gezwungen worden sind, den Posten des Rathhauses durch die Truppen der Insurrection, die sich aller Punkte bemächtigt hatten, besetzen zu lassen;
3) daß in diesem Augenblicke die vollständigste Desorganisation in der Stadt herrscht, daß die Insurrection sich aller Punkte bemächtigt hat, und daß die Gesetze und die Behörden ohne Kraft sind."

Die Unterzeichner dieser kläglichen Erklärung hatten kaum das Rathhaus verlassen, als sich auch schon die Insurgenten einstellten. Die Thüren wurden ihnen vom Schauspieler Anéreau geöffnet: einige Abenteurer setzten sich hier mit einigen Häuptern der Sectionen als provisorischer Generalstab fest. Die Regierung von Lyon war jetzt getheilt zwischen Lachapelle, Frédéric, Charpentier, Anführern der Arbeiter, und Périnon, Rosset, Garnier, Dervieux, Zilhol, Männern, welche die arbeitende Bevölkerung nicht kannte, welche sich aber nahmen, was in Tagen der Verwirrung jedem Unruhigen gehört.

Was that nun diese insurrectionelle Macht? Lachapelle, Frédéric, Charpentier hatten im Kampfe nichts Anderes gesehen als eine Veränderung des Tarifs. Périnon, Rosset, Garnier, Dervieux, Zilhol hatten in derselben wiederum nur eine politische Erschütterung gesehen. Jene wollten, daß das

*) Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1842, Nr. 21.

materielle Schicksal des Volkes verbessert würde; diese, daß die Monarchie der Republik weiche. Von dem Einflusse, den die Veränderung der Macht auf die sozialen Combinationen üben kann, gab sich Niemand Rechenschaft. Pérénon gehörte seinen Ueberzeugungen nach dem Prinzipe an, welches 1830 unterlegen war. Rosset war ein Greis, dem die Gewohnheit der Verschwörungen eine Art fieberhafter Energie gegeben hatte, welche durch das Alter nicht geschwächt worden war. Garnier hatte keine politische Religion. Dervieux und Zilhol waren aufflimmernde und haltlose Geister. In solche Hand legte das Glück das Schicksal der Lyoner Insurrection. Das Volk, für welches der Gehorsam das stärkste Bedürfniß ist, wurde von Betäubung befallen, als es sich ohne Herrn sah. Es empfand Furcht vor seiner Herrschaft und dachte jetzt nur noch daran, diejenigen, die es gestürzt hatte, wieder zu erheben, um ihnen die Gewalt, deren Last es nicht tragen konnte, zurückzugeben.

Der Adjunktus des Maire, Herr Boisset, war bald wieder ins Rathhaus zurückgekehrt. Herr Gautier und der Central-Kommissarius, Herr Prat, folgten ebenfalls bald. Auch Herr Bouvier-Dumoulard sah ein, daß es kein besseres Mittel gebe, den Arbeitern die Früchte ihres Sieges zu entreißen, als sie selbst dazu zu gebrauchen. Er ließ Lacombe mitten in der Nacht rufen. In dem Augenblicke, wo der Abgesandte des Präfekten ankam, stand Lacombe an der Spitze einer Bande bewaffneter Männer und belagerte den Posten des Zeughauses. Er antwortete, er würde sich erst nach der Einnahme des Postens in die Präfektur begeben, und hielt Wort. Dumoulard empfing den Anführer der Insurgenten mit vielen Zeichen der Achtung und des Vertrauens; er schmeichelte seiner Eitelkeit, und es wurde ihm nicht schwer, den Einfluß zu gewinnen, den eine an den Gehorsam gewohnte Seele, die Gewohnheit des Befehlens und der Zauber der Gewalt verleihen. Lacombe wurde vom Präfekten zum Gouverneur des Rathhauses ernannt; und trunken von seiner neuen Größe begab er sich dorthin, nicht um die Insurrection zu leiten, sondern um sie zu zügeln.

Von Seiten Lachapelle's, Frédéric's und Charpentier's konnte kein lebhafter Widerstand stattfinden; aber Pérénon und Garnier waren nicht geneigt, die Macht, die sie dem Zufalle und ihrer Kühnheit verdankten, aus den Händen zu geben. Mit Beistimmung Rosset's, Dervieux's und Zilhol's veröffentlichten sie eine heftige Proclamation, welche das Gepräge der legitimistischen Meinungen Zilhol's trug; sie wurde an allen Ecken der Stadt angeschlagen. Um ihr mehr Gewicht zu geben, hatten die Verfasser die dem Volke bekannten und theuren Namen: Lacombe, Lachapelle, Frédéric, Charpentier darunter gesetzt.

Auch Rosset begab sich zu Dumoulard und forderte denselben auf, ihm die Gewalt zu übergeben. Aber Dumoulard hatte sich schon mit den einflußreichsten Arbeitern verständigt; er hatte die Natur dieser ungebildeten Geister geprüft, und er wußte schon, wie weit bei einer lange geknechteten Klasse die Betäubung und die Verwirrung des Sieges gehen können. Er antwortete mit Festigkeit.

Indeß drohten seiner Macht ernstere Gefahren, Männer mit zerrissenen Kleidern und flammenden Augen zogen nach dem Hotel der Präfektur. Sie traten ein mit dem Hute auf dem Kopfe und mit der Flinte in der Hand. Sie brachten die Proclamation, die Pérénon entworfen hatte, und forderten unter Drohungen die Entwaffnung der ersten Legion. Herr Dumoulard hielt sich gut und umgab sich alsobald mit den einflußreichen Arbeitern, die er am Morgen hatte berufen lassen. In einer heftigen und pathetischen Rede wußte er ihnen, den natürlichen Anführern einer Armee von Proletariern, die Ueberzeugung beizubringen, daß politische Institutionen, unter deren Herrschaft sie nichts gegen den Hunger schützt, dennoch ihre ganze Ehrfurcht und Liebe verdienten. Vermuthlich glaubten sie das, denn sie unterzeichneten augenblicklich folgende Proclamation, welche ein unsterbliches Zeugniß des Mangels an Umsicht und des Leichtsinns des Volks ist.

„Lyonneser, wir Unterzeichneten, Anführer der Sectionen, protestiren laut gegen den Anschlag, der mit den Unterschriften Lacombe's als Syndikus und Charpentier's, Frédéric's und Lachapelle's versehen ist, und welcher bezweckt, der rechtmäßigen Behörde den Gehorsam zu entziehen.

Wir fordern alle gute Arbeiter, so wie alle Klassen der Gesellschaft, welche Freunde des Friedens und der Einigung sind, die zwischen allen wahren Franzosen bestehen soll, hiermit auf, sich mit uns zu vereinigen."

Die Bemühungen des Präfekten wurden übrigens durch die Thätigkeit der Munizipal-Behörde wunderbar gut unterstützt. Boisset und Gautier hatten sich frühzeitig im Rathhause festgesetzt, um hier schrittweise ihren Einfluß geltend zu machen. Als geschickte Höflinge einer Souverainetät, der sie nur schmeichelten, um sie zu zerstören, fraternisirten sie mit den Arbeitern und unterließen nichts, um die politischen Männer, welche nach einem Antheile an der insurrectionellen Bewegung strebten, in Verdacht zu bringen. Sie meinten, es wäre doch sonderbar, daß Pérénon und seine Mitschuldigen unter eine aufrührerische Erklärung die Unterschriften braver und ehrenwerther Arbeiter gesetzt hätten, welche vielleicht dadurch und in einem egoistischen Interesse beschimpfendem Tadel und vielleicht unerbittlicher Strafe ausgesetzt würden: daß darin eine Fälschung und ein Verrath enthalten sey, und daß die Unterzeichneten es sich schuldig seyen, nachdrücklich zu protestiren.

Aufgeregt durch diese Rede, beklagten sich Lacombe, Frédéric, Charpentier, Lachapelle in der That mit vieler Bitterkeit über den Gebrauch, den man von ihren Namen gemacht hatte, und stürmische Erörterungen erhoben sich im Rathhause. Gegen Ende des Tages herrschte hier furchtbare Unordnung. Rosset, der sich Anhänger gesucht hatte, erscheint plötzlich an der Spitze eines bewaffneten Haufens. Er ergeht sich in Drohungen gegen die alte Munizipal-Behörde, welche in diesem Augenblicke allein durch Herrn Etienne Gautier repräsentirt wird. Hier wendet er sich an die Anführer des Volks und wirft ihnen vor, daß sie die Sache des Volks aufgeben, die ihnen anvertraut worden. „Der Maire und der Präfekt sind nichts mehr!" ruft Dervieux aus; „das Volk allein befiehlt heute: es hat das Recht, seine Führer zu wählen." Herr Gautier, der auf einem Lehnstuhle stand, suchte von diesem herab diese tumultuarische Scene zu beschwichtigen und beschwor die Menge, der gesetzlichen Behörde treu zu bleiben, als Zilhol mit entflammtem Gesichte und mit einer Pistole in der Hand auf Lacombe losstürzt und ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen droht. Der Augenblick war entscheidend, aber um eine solche Rolle zu spielen, hatten die Männer, welche die politische Bewegung leiten wollten, weder genug Halt, noch waren sie gebildet genug. Sie waren den Arbeitern wenig bekannt und sprachen eine neue Sprache, welche der Menge höchstens durch ihre Gewaltsamkeit hätte einleuchten können, wenn nicht durch die Führer selbst Verdacht gegen sie auf eine geschickte Weise verbreitet worden wäre. Die Anstrengungen Rousset's, Zilhol's, Dervieux's scheiterten vollständig. Sie entfernten sich wüthend, und Dervieux sagte zu der Menge, als er das Rathhaus verließ: „Unglückliche! Ihr wollt nicht auf uns hören; Ihr werdet es bereuen; aber dann wird es nicht mehr Zeit seyn." Ein Tag hatte hingereicht, um das siegreiche Volk in die Gewalt der Anführer des besiegten Bürgerthums zu bringen.

Uebrigens war die Stadt Lyon nie besser bewacht worden, als während des wunderbaren 23. November. Der erste Gedanke der Arbeiter, als sie sich der Stadt bemächtigt hatten, war, sich in den reichsten Vierteln zu vertheilen, um hier die Ruhe aufrecht zu erhalten und das Eigenthum zu schützen. Man sah Männer in Lumpen, welche mit unruhiger Thätigkeit an den Thüren der Münze und des General-Einnahme-Gebäudes Wache hielten; man sah arme Arbeiter Schildwache vor den Häusern stehen, aus welchen die Fabrikanten hervorgebrochen waren, um sie anzugreifen. Mit einem merkwürdigen Uebermaß von Großmuth ließen die Sieger den Häusern der Fabrikanten, die sich am unbarmherzigsten gegen sie gezeigt hatten, einen besonderen Schutz zu Theil werden. Indeß zündete man vor dem Kaffeehause la Perle und vor dem Hause Oriol, von welchen aus die Fabrikanten den ganzen Tag auf das Viertel les Broteaux geschossen hatten, einen großen Scheiterhaufen an. Die Möbeln und die Waaren, welche diese Häuser enthielten, wurden in die Flammen geworfen. Hierauf beschränkte sich die Rache des Volkes. Gestohlen wurde nichts, und das Volk erschoß auf der Stelle zwei Menschen, welche mit Paketen unter den Armen flüchteten. Diejenigen Arbeiter, welche nicht die Häuser der Fabrikanten bewachten, suchten die blutigen Spuren des Kampfes zu verwischen. Die Einen verrichteten Krankenwärterdienste in den Sälen des Rathhauses, wo fliegende Lazarethe aufgestellt worden waren; Andere beschäftigten sich damit, Tragbahren zu bauen und die Verwundeten ins Rathhaus zu schaffen, wo sich deren bald 300 zusammenfanden; Andere endlich suchten in den Straßen die Leichname ihrer Freunde auf. Für Viele war dies schmerzliche Geschäft unnütz, da eine Menge Getödteter in die beiden Flüsse geworfen waren.

Während die Arbeiter sich diesen frommen Sorgen hingaben, dachten die Bürger, die sich von ihrer Betäubung erholt hatten, an den folgenden Tag und trafen ihre Maßregeln. Als Arbeiter verkleidet, mischten sie sich unter die Posten, so daß die alte Behörde sich bloß zu zeigen brauchte, um Anerkennung und Gehorsam zu finden. Am Abend verließ Dumoulard das Hotel der Präfektur bei Fackelschein. Gefolgt von einigen ergebenen Männern, begab er sich nach und nach auf alle Posten. Bei jedem Halte vergrößerten Bürger in Jacken und Mützen seinen Zug, der fast aus 600 Personen bestand, als er beim Rathhause anlangte.

Von diesem Augenblicke gewannen die der kranken und stumpfen Gesellschaft auferlegten Formen ihre Herrschaft wieder. Die Behörde fuhr nichtsdestoweniger fort, einige Arbeiter zu ihren Berathungen hinzuzuziehen, und unter anderen auch einen Drahtzieher, Namens Buisson; man mußte das Volk einige Tage hinhalten. Man eröffnete auch eine Subscription zu Gunsten der Arbeiter, und mehrere angesehene Fabrikanten unterschrieben starke Summen, die nie eingezahlt wurden.

Endlich, am 3. Dezember Mittags, verkündete eine Proclamation die Ankunft des Kronprinzen und des Marschalls Soult. Sie zogen durch die Vorstadt Vaise an der Spitze einer zahlreichen Armee mit kriegerischem Pompe, brennenden Lunten und Trommelwirbel in Lyon ein. Der Marschall Soult hatte im Lager von Reilleux, wo ihn der General Roguet erwartete, die Truppen getroffen, welche sich während des Aufstandes in Lyon befunden hatten. Der Minister Ludwig Philipp's, der König geworden war, weil 1830 die Truppen Karl's X. nicht auf das Volk hatten feuern wollen, der Marschall Soult, warf den Soldaten die Schlaffheit ihres Widerstandes auf eine strenge Weise vor. Die Soldaten hörten ihn erstaunt an.

In Lyon entfaltete er eine noch drohendere Strenge. Die Entwaffnung der Arbeiter wurde bewerkstelligt, die National-Garde aufgelöst, Lyon als eroberte Stadt behandelt. Und wie um das Volk fühlen zu lassen, daß man Alles verkenne, was Lobenswerthes in seinem Edelmuthe und Beruhigendes in seinem freiwilligen Zurücktreten gelegen, gab man Lyon eine Garnison von 20,000 Mann und schloß allmälig die Croix-Rousse mit einer Reihe Forts ein.

Es gab jetzt keinen Grund mehr, den Tarif zu vollziehen! Die Regierung, nicht zufrieden, demselben ihre Bestätigung zu verweigern, setzte Herrn Dumoulard ab wegen des Antheils, den er an diesem Akte der Gerechtigkeit genommen, und vergaß so die unbestreitbaren Dienste, welche dieser Präfekt der Sache des Königs geleistet hatte. Dumoulard war krank, als der Kronprinz seinen Einzug hielt. Am 6. Dezember wurde er vom Marschall Soult aufgefordert, die Stadt zu verlassen, sollte er auch nur zwei Meilen weiter gehen, um einen besseren Gesundheitszustand abzuwarten. Er verließ also die Stadt, die er der königlichen Gewalt erhalten hatte, verjagt wie ein Missethäter, mit leidender Gesundheit, mit wundem

Herzen, in einer ſtrengen Jahreszeit und, wie er ſelbſt ſchreibt, mit Hinterlaſſung einer beſtürzten Familie, die aus drei Generationen von Frauen beſtand, worunter eine Mutter von 82 Jahren und mehrere kleine Kinder. Er hatte an der Feſtſtellung des Tarifs Theil genommen!

England.

Ueber Gedächtniß oder die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen.

(Nach Fraser's Magazine.)

Ich traf vor kurzem im Garten der Tuilerien mit einem alten Univerſitätsfreunde zuſammen. Er begleitete eine junge Dame, die ſich ihm, wie es ſchien, nur mit Mühe begreiflich machen konnte und noch größere Schwierigkeit fand, ihren Kavalier zu verſtehen. Als ſie ſich bald darauf trennten, kam mein alter Bekannter auf mich zu und klagte mir, wie ſchwer es ihm werde, franzöſiſch zu ſprechen. „Sie wiſſen", bemerkte er, „daß ich immer ein ſchwaches Gedächtniß hatte, aber ich kann mich eher auf Thatſachen als auf Worte beſinnen." — An dieſem einzigen Ausdruck würde ich ſogleich meinen Mann erkannt haben. Thatſachen gingen ihm über Alles, und er hieß deshalb auf der Univerſität nur: the Man of Facts. Der überlegenſte Geiſt war für ihn derjenige, der die meiſten Thatſachen kannte. Als man ihn fragte, wie er ſein Examen beſtanden habe? antwortete er: „Ziemlich gut"; bedauerte jedoch, daß ihm weniger Thatſachen bekannt wären, als den Profeſſoren, die ihn geprüft hatten, und ſeufzte über ſein ſchlechtes Gedächtniß.

Nun kann aber nichts irriger ſeyn, als es ſeine Ideen über dieſen Gegenſtand waren. Es giebt Leute, die eine außerordentliche Maſſe Thatſachen kennen, ohne darum klüger zu ſeyn. Das Gedächtniß iſt von zweierlei Art: die erſte iſt ein rein mechaniſches Werkzeug, wie bei denjenigen, welche Namen, Zahlen und gewiſſe Thatſachen behalten — die andere iſt das Reſultat eines auf die Gefühle hervorgebrachten Eindrucks, und die Klage über Mangel an Gedächtniß verräth gewöhnlich die Stumpfheit eines wichtigen Theils der intellektuellen Fähigkeiten. Talentvolle Männer beklagen ſich ſelten über ihr Gedächtniß und finden keine Schwierigkeit, ſich das zuzueignen, was einen Theil ihrer geiſtigen Genüſſe bildet. Wer Sinn für die Poeſie hat, wird ſich vielleicht nicht erinnern können, in welchem Jahre die Schlacht von Hohenlinden ſtattfand — hat er aber je Campbell's Gedicht: On Linden, when the sun was low etc. geleſen, ſo wird er es nie vergeſſen. Er mag es nur einmal geleſen haben und vielleicht nicht eine Zeile daraus herſagen können, aber es iſt unauslöſchlich ſeinem Geiſte aufgedrückt — er kann es nach Belieben hervorrufen. Es gehört ihm eben ſo gut wie dem Verfaſſer. Der Mann ohne Gedächtniß oder ohne Eindrucks-Fähigkeit, was daſſelbe ſagen will, kann das Gedicht oft geleſen haben und wird doch nichts davon verſtehen; ſeine Augen ſind darüber hingeglitten, aber es iſt nicht in ſeine Seele eingedrungen. Sein Ohr mag vielleicht den Schall der Worte wiedererkennen, aber das Ding ſelbſt iſt ſeinem Gedächtniß entſchlüpft — und zwar aus dem beſten aller Gründe: weil es nie da war. Das ſchwache Gedächtniß, über welches ſich Leute dieſer Art beklagen, iſt mit Falſtaff's Taubheit zu vergleichen: „Es iſt die Krankheit des Nicht-Hörens, das Uebel des Nicht-Aufmerkens, womit ich behaftet bin." Shakſpeare, der Alles erfaßte und jede Erſcheinung in ihrem wahren Lichte zeigte, hat auch eine richtige Definition des Gedächtniſſes mitgetheilt. Als der Geiſt dem Hamlet: „Gedenke mein!" zuruft, erwiedert dieſer: „Ja, ſo lang Gedächtniß hauſet in dem verſtörten Ball." — Das iſt es gerade, was wir behaupten — daß nämlich das Gedächtniß-Vermögen durch Eindrücke bedingt wird. Hamlet antwortet, daß ihm das Vergeſſen unmöglich ſey; daß nur die Vernichtung der moraliſchen und phyſiſchen Welt ihm die Erinnerung der Scene rauben könne, deren Zeuge er geweſen. Es hing nachher nicht von ſeinem Willen ab, ſie zu vergeſſen oder ihrer zu gedenken — ſie bildete fortan einen Theil ſeines moraliſchen Daſeyns, der nur mit ſeinem Untergang aufhören konnte. Eben ſo verhält es ſich auch mit anderen Gegenſtänden — was einen ſtarken Eindruck hervorbringt, kann nie vergeſſen werden; es iſt vielleicht nicht immer zur Hand, aber es iſt immer vorhanden, und es kann durch Umſtände in ſeiner ganzen Friſche wieder ans Licht gerufen werden. Der Mann ohne Gedächtniß iſt ein ſolcher, deſſen Gemüth nicht ſo organiſirt iſt, um dauerhafte Eindrücke zu empfangen — der ein Buch lieſt und vergißt, wo er aufhörte — was uns zwar Allen paſſiren kann, aber bei denjenigen gewöhnlich iſt, die ſich über ein ſchwaches Gedächtniß beklagen.

Bei dieſer Definition wird körperliche und geiſtige Geſundheit vorausgeſetzt, denn durch nichts wird das Gedächtniß ſo geſchwächt als durch phyſiſche Störungen. Es kann durch organiſche Krankheiten vernichtet, oder unterbrochen, oder eingeſchläfert werden; alle äußere Lebensfunctionen können erſtorben ſeyn; aber ſobald die Hinderniſſe beſeitigt ſind, die ſeine Thätigkeit lähmen, kehrt das Erinnerungs-Vermögen in voller Kraft zurück. Dieſes wird unter Anderem durch nachſtehenden Fall bewieſen, den der verſtorbene Sir Aſtley Cooper in ſeinen Vorleſungen anführt. „Ein Matroſe, der von der Raa ſeines Schiffes geſtürzt war, wurde nach dem Hospital in Gibraltar gebracht, wo er mehrere Monate im bewußtloſen Zuſtande verblieb; von dort wurde er nach England zurückgeſchickt, wo man ihn in dem St. Thomas-Hospital aufnahm. Er lag auf dem Rücken mit nur wenigen Zeichen des Lebens; er athmete zwar, ſein Puls ſchlug, und ſeine Finger bewegten ſich etwas, aber mit dieſer Ausnahme ſchien er jeder Kraft des Geiſtes, des Willens und der Empfindung beraubt. Bei der Unterſuchung ſeiner Wunde fand ſich eine Niederdrückung am Kopfe vor, und er wurde dreizehn Monat und einige Tage nach ſeinem Sturze trepanirt. Der Patient richtete ſich vier Stunden nach der Operation im Bette auf, und als man ihn fragte, ob er Schmerzen habe, legte er ſogleich die Hand an den Kopf. Vier Tage darauf war er im Stande, das Bett zu verlaſſen, und einige Tage ſpäter konnte er bereits über ſeine Empfindungen Rechenſchaft geben. Er erinnerte ſich des ihm zugeſtoßenen Unfalls, aber von jenem Zeitpunkt an bis zur vollbrachten Operation (d. h. während einer Periode von mehr als dreizehn Monaten) war ſein Geiſt in einem Zuſtande gänzlicher Unthätigkeit geblieben. Von Allem, was ſich in der Verwundung, welche die Niederdrückung des Schädels veranlaßte, bis zur Entfernung des Knochen-Fragments, das ſie hervorbrachte, ereignet hatte, war ihm nichts erinnerlich, weil in dieſer ganzen Zeit das Senſorium (Sinn-Organ) keinen Eindruck empfangen hatte." Hier war eine offenbare Trennung der phyſiſchen von der geiſtigen Exiſtenz.

Der Wundarzt Mayo hat einen Fall erwähnt, wo ein doppeltes Bewußtſeyn bei temporairem Verluſt des Gedächtniſſes ſtattfand, und der, obgleich in metaphyſiſcher Beziehung etwas undeutlich, die Macht der Eindrücke zur Genüge beweiſt. Wo dieſe die ihnen gebührende Kraft beibehalten, kann das Erinnerungs-Vermögen nicht auf die Dauer verloren gehen; ein phyſiſches Hinderniß mag ſeine Aeußerungen eine Zeit lang erſchweren, aber ſobald dieſes Hinderniß entfernt wird, muß das Gedächtniß von neuem triumphiren.

Ich glaube alſo, daß wir nicht Unrecht hatten, unſeren Freund eines Mangels an Empfindungs- oder Eindrucks-Fähigkeit zu beſchuldigen, der ihn nur eine beſchränkte Anzahl Thatſachen in ſich aufnehmen ließ, und ſeine Klagen über ſchwaches Gedächtniß waren eben ſo ungerecht als grundlos, weil die Speiſe, die dem Geiſte zur Nahrung dient, erſt gehörig verdaut und geordnet werden muß, ehe ſie den intellektuellen Zuſtand hervorbringt, der ein kurzes Gedächtniß unmöglich macht.

Mannigfaltiges.

— Der Herzog von Montmirail. Herr Eugen Sue hat in der Geſchichte ſeines „ewigen Juden" nicht bloß einen ganz neuen Marſchall von Frankreich, einen Herzog von Montmirail, creirt, ſondern auch die Schlacht von Montmirail in das Jahr 1815, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba verlegt, während ſie bekanntlich im Februar 1814 geliefert wurde, als Napoleon den Verbündeten zwiſchen der Marne und Seine gegenüberſtand. Zwar ließ Herr Sue einige Tage darauf im Conſtitutionnel erklären, *Montmirail* ſey ein Druckfehler für Ligny, aber das wäre doch ein kurioſer *Druckfehler*, der ſich dreimal wiederholte, und zwar ſowohl als Schlacht- *wie als Herzogs*-Name! Und woher ſollte denn gerade Montmirail, dieſe Schlacht, oder vielmehr dieſe Reihe von Gefechten, in welcher Napoleon wirklich, wie Herr Sue dort ſchreibt, ſeinen alten Ruhm bewährte, dem Setzer oder dem Schreiber in die Finger gekommen ſeyn, wenn es nicht aus dem Kopfe des Autors floß? Nachdem man Letzteren jedoch auf das Quiproquo aufmerkſam gemacht, wird fürderhin der alte General Peter Simon, der Napoleoniſche Haudegen, der nachmals in Oſtindien gegen die Engländer focht und in Deutſchland zwei Töchter, Namens Roſa und Blanca, beſitzt, nicht mehr Herzog von Montmirail, ſondern Herzog von Ligny heißen. Mehrere eilfertige deutſche Ueberſetzer haben indeſſen bereits dem Herrn Sue aufs Wort geglaubt, daß nach Napoleon's Rückkehr von Elba im Jahre 1815 eine Schlacht von Montmirail geliefert worden, und ſo iſt es denn auch bereits in einigen Heften, Wochen- oder Tageslieferungen deutſch abgedruckt. Was hat aber eine ſo unſchuldige Namensverwechslung zu bedeuten? Erzählen doch unſere Ueberſetzer dem Herrn Sue auch nach, daß die preußiſchen Soldaten im Jahre 1815 haufenweiſe durch die Bauern in der Champagne getödtet worden — eine Unwahrheit, in deren Adoption ſich gewiß eine noch viel größere Selbſtverleugnung als in der Verwechslung von Montmirail mit Ligny zu erkennen giebt!

— Ausſtellungs-Kongreſſe. Bei Gelegenheit der letzten großen Gewerbe-Ausſtellung hat ſich in Paris eine Art von Fabrikanten-Kongreß gebildet, der in der Weiſe der Gelehrten- und namentlich der Naturforſcher-Verſammlungen von Zeit zu Zeit zuſammentreten will, und zwar immer an denjenigen Orten, an welchen eben eine Gewerbe-Ausſtellung ſtattfindet. Zunächſt alſo will dieſer Kongreß, der aus franzöſiſchen, deutſchen, belgiſchen und anderer Länder Induſtriellen beſteht, in Berlin wieder zuſammenkommen, wo die Ausſtellung bekanntlich im Monat Auguſt beginnt, aber wohl erſt gegen die Mitte des September völlig zu Stande gekommen ſeyn wird, da für die meiſten Fabrikanten die Friſt, die ihnen ſeit der erſten darüber erfolgten Bekanntmachung zur Vorbereitung und Einſendung ihrer Arbeiten gelaſſen, viel zu kurz iſt. An mannigfaltigen und ſchönen Gegenſtänden wird es indeſſen nicht fehlen, obwohl man ſich hier und da von dieſem Feſte der deutſchen Induſtrie ſelber auszuſchließen ſcheint. Jedenfalls dürfte die Lokalität der Ausſtellung in Berlin großartig und des Feſtes würdig ſeyn, da das von Schlüter gebaute Zeughaus mit ſeinen ungeheuren Dimenſionen dafür eingerichtet wird. Eine Ueberſchwemmung, wie ſie das hölzerne Gebäude in den Champs-Elysées heimgeſucht, iſt hier wenigſtens nicht zu beſorgen. Der Weg, den die Beſuchenden von der großen Eingangspforte des Zeug-, Zeuch- und Zeighauſes bis zum Ausgang zurückzulegen haben, wird, bei dem kürzeſten Verweilen in den verſchiedenen Räumen, doch wohl über vier Stunden dauern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bert u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 85. Berlin, Dienstag den 16. Juli 1844.

Süd-Amerika.

Die Freistaaten vom Rio de la Plata.

I. Montevideo.

Seit Uruguay durch den Vertrag von 1828 sowohl von Brasilien als von Argentina (la Plata) unabhängig geworden ist, hat seine Hauptstadt Montevideo sich zu einer beträchtlichen Blüthe erhoben. Die Blokade von Buenos-Ayres durch die Franzosen hat auch dem Handel einen anderen Weg gewiesen, und die Schiffe, welche früher mit Mühe den Rio de la Plata hinaufsegelten, legten nun in Montevideo an. Diesen durch die Nothwendigkeit herbeigeführten Vortheil hat Montevideo sich auch nach der Aufhebung der Blokade erhalten, da seine Regierung geregelter und minder despotisch ist als die von Buenos-Ayres. Letztere Stadt könnte nur dann ihr früheres Uebergewicht wiedererlangen, wenn die Schifffahrt auf dem Parana und dem Uruguay vollkommen frei und sicher würde; denn gegenwärtig wird durch den Krieg der Provinzen mit der Hauptstadt und durch die Ansprüche des General Rosas auf den ausschließlichen Besitz des Paraguay die freie Zufuhr der Erzeugnisse aus dem Innern nach Buenos-Ayres gehindert.

Politische und persönliche Rivalität der Parteihäupter hat nun schon seit einer Reihe von Jahren blutige Kriege zwischen den Freistaaten unterhalten, und noch ist kein Ende derselben abzusehen, obschon die unermeßlichen Ufer des Plata beiden Staaten Raum genug gewährt zur Entwickelung eines blühenden Wohlstandes. Frankreich, wegen seiner zahlreichen dort lebenden Unterthanen zum Einschreiten berechtigt, hätte durch entschiedenes Auftreten den persönlichen Leidenschaften wohl ein Ziel setzen können, und es scheinen deshalb die in den Kammern neuerdings gehörten Vorwürfe hinreichend begründet.

Montevideo hatte vor zwanzig Jahren kaum 15,000 Einwohner, gegenwärtig zählt es 40,000, von denen zwei Drittel Eingeborne, mit Einschluß der aus Argentina eingewanderten; das letzte Drittel besteht aus Fremden, und zwar meist aus Basken, Franzosen und Spaniern; die Zahl der Engländer und Sarden ist gering, obgleich der größte Reichthum sich in den Händen englischer Kaufleute befindet. Aber die französischen Kaufleute beginnen mit den englischen zu wetteifern, wobei ihnen die Vorliebe der Bewohner für französische Fabrikate zu Statten kommt. In den ersten Vierteljahren von 1842 haben fünfundsiebzig französische Schiffe den Markt zu Montevideo besucht. Die noch junge französische Bevölkerung gewinnt mit jedem Jahre einen festeren Halt; zahlreiche baskische Arbeiter-Familien bereichern la Plata durch ihre Gewerbthätigkeit. Gegen Ende des Jahres 1842 schlug man die Anzahl der französischen Basken auf 10,000 an, arbeitsame und einsichtige Leute. Sie entfernen sich nicht gern von der Stadt; man braucht sie als Pflasterer und Maurer und besonders gern als Arbeiter in den Pökel-Anstalten (Saladeiros) und bei den Ziegel- und Kalköfen, wodurch sie freilich genöthigt werden, die Stadt zu verlassen.

Ihren alten Gewohnheiten getreu, vergnügen sich die Basken an jedem Festtage mit Ballschlagen, ihrem Lieblingsspiele, und haben sich zu diesem Behufe in der neuen Stadt eigene Säle gebaut. Selbst der ärmste Tage-Arbeiter hält es für unerläßlich, jeden Abend seinen Kaffee in Gesellschaft einiger Freunde zu trinken. Dieser Hang zu geselligem Vergnügen sichert die Einheit der baskischen Bevölkerung, wogegen die unter den ausgewanderten Franzosen überall herrschende Zwietracht und Feindschaft um so mehr absticht.

Die Basken schicken ihre Ersparnisse nach Frankreich. Ein Kaufmann, welcher diese Angelegenheit besorgte, schätzte die jährlich von diesen Arbeitern heimgesandte Summe auf mehr als zwei Millionen Franken. Denn das Tagelohn ist so hoch, daß selbst ein ungeschickter Arbeiter täglich einen Piaster verdient. Freilich braucht er monatlich gegen funfzehn Piaster für Wohnung und Kost, aber der Handwerker, der eben nur dieselben Ausgaben hat, kann täglich drei Piaster verdienen.

Die alte Stadtmauer ist der rasch anwachsenden Bevölkerung zu eng geworden, man hat nach allen Seiten hinausbauen müssen, und so ist eine neue Stadt entstanden, regelmäßiger und luftiger als die alte. Doch bietet die Nähe der Küste so viel Vortheile, daß die Magazine noch in der alten Stadt liegen. An der Stelle der alten Ringmauer stehen neue Häuser, welche selten mehr als zwei Stockwerke haben; den Ort der früheren Citadelle nimmt jetzt der Marktplatz ein. Schon knüpft sich die rasch anwachsende Stadt durch nette Landhäuser an den Serro, welcher auf der entgegengesetzten Küste des von dem Meerbusen gebildeten Halbkreises liegt und woselbst sich die großen Pökel- und Lederzurichtungs-Anstalten befinden. Die Gewalt der Pamperos, durch welche das Wasser des Plata selbst in der Bucht um fünf bis zehn Fuß steigt, machen die Küste unbewohnbar, und deshalb sind alle Häuser in einiger Entfernung von den vom höchsten Wasserstande erreichten Punkten auf Hügel gebaut. Bis jetzt hat man noch keine Kunststraße angelegt, um die Verbindung zu erleichtern, die deshalb vorzugsweise zu Wasser stattfindet, aber häufig durch Winde unterbrochen wird, die so heftig sind, daß größere Schiffe während ihrer ganzen Dauer von der Communication mit dem Lande abgeschnitten bleiben.

Die öffentlichen Gebäude Montevideo's sind unbedeutend, nur die einfache, aber großartige Domkirche ist erwähnenswerth; denn Montevideo ist keine alte Stadt, und die Herrschaft der Portugiesen war niemals so gesichert, daß man hätte an die Errichtung von Prachtgebäuden denken können. Die Verwaltung der Banda Oriental hat nur für Magazine und Zoll-Aemter gesorgt; doch ist bereits ein hölzerner Hafendamm vorhanden, die Straßen werden geebnet und gepflastert, und man hat sogar vom Hafen nach dem Hauptmarkte der neuen Stadt eine Eisenbahn anlegen wollen. Ein englischer Kaufmann hat sich erboten, einen steinernen Hafendamm und steinerne Quais zu bauen, wenn man ihm die Abgabe für das Ausladen der Schiffe auf funfzehn Jahre überlassen will. Das dem Meere abgewonnene Erdreich soll zur Erbauung großer Speicher dienen.

Im Jahre 1832 verkaufte die Regierung die Grundstücke, auf denen sich die neue Stadt erhebt, das Quadrat von tausend Vares (à 32 Zoll) zu 12,000 Franken, von welchen ein Viertel sogleich, das Uebrige binnen acht Jahren bezahlt werden mußte. Seit 1840 wird, je nach der verschiedenen Lage, die Vare derselben Grundstücke mit 16—25 Franken bezahlt. Am Meeresufer kostet die Vare 85 Franken.

Im Jahre 1831 kostete, je nach der Entfernung von Montevideo, die Quadratmeile von 3600 Vares 3—8000 Franken; im Jahre 1835 schon 10—12,000, und im Jahre 1841 wurden vier Suertes von 2700 Vares, welche vierzig (französische, vierundzwanzig deutsche) Meilen von der Stadt entfernt lagen, mit mehr als 20,000 Franken bezahlt.

Eine von den Herren Deinell und Richard kürzlich angelegte Stearinlicht-Fabrik hat bereits eine bedeutende Ausdehnung erreicht; sie verwerthet den früher fortgeworfenen Talg der getödteten Thiere. Trotz der Kosten der ersten Einrichtung in einem Lande, wo alle zur Fabrication nöthige Ingredienzien an Ort und Stelle bereitet werden müssen, liefert die Fabrik ihre Lichte um ein Drittheil billiger als die französischen, mit denen sie in der Güte des Erzeugnisses wetteifert. Da die Vereinigten Staaten ganz Amerika mit Lichten versehen, so kann das französische Etablissement zu Montevideo, wenn es gut geleitet wird, in eine vortheilhafte Konkurrenz treten und jenen auf den meisten Märkten Süd-Amerika's den Rang ablaufen.

Die großen Pökel-Anstalten können kaum Hände genug finden, um die Tausende von Thieren zu tödten und abzuledern, welche man ihnen so eilig als möglich aus dem Innern zuschickt, weil man befürchtet, daß sie später in die Hände der Soldaten fallen könnten. Vor einigen Jahren benutzte man bloß die Häute, welche eingesalzen oder an der Sonne getrocknet wurden; gegenwärtig schickt man die Hörner nach Europa, mit den Knochen heizt man die Ziegel-Oefen, die Haare werden verkauft und das Fleisch der gesunden Thiere an der Sonne getrocknet und nach Brasilien oder der Havanna geschickt. Da die Luft la Plata's während der Sommerhitze durchaus frei von Feuchtigkeit ist, so trocknet das Fleisch rasch und erhält sich sehr gut.

Man schätzt ein Rind auf 12—15 Franken, und da die Unterhaltung der Heerden fast nichts kostet, ist über dieser mühelosen Einnahme der Ackerbau durchaus vernachlässigt worden. Auf 15,000 Quadratmeilen fruchtbaren und für alle Getraide geeigneten Bodens gewinnen 150,000 Einwohner bis jetzt noch nicht so viel, um die Mehl-Einfuhr aus den Vereinigten Staaten und Sardinien entbehren zu können, wobei noch der Umstand in Betracht kommt, daß die ländliche Bevölkerung wenig Brod ißt und fast nur von dem Fleische ihrer Heerden lebt. Drei Männer steigen zu Pferde und sprengen ins benachbarte Feld, um einen der dort umherirrenden Ochsen zu jagen. Der eine wirft dem Thiere eine Schlinge um den Hals, welche das an dieses Verfahren gewöhnte Pferd durch seinen Widerstand zuzieht; der Ochse verliert den Athem, stürzt, und ein Messerstich in die Kehle endigt sein Leben. Sobald die letzten Zuckungen vorüber sind, wird das Thier an Ort und Stelle abgeledert, die Haut und die besten Stücke Fleisch mitgenommen und das Uebrige den Raubvögeln zurückgelassen. In einer halben Stunde ist das Geschäft vollendet. Das Fleisch wird in kleine Stücke geschnitten und an das Ende eines Stockes

gespießt, welchen man mitten in das flackernde Feuer gesammelter Dornreiser stellt. Die Gauchos essen dieses Fleisch, wenn es noch blutet, und der Geschmack ist wirklich angenehm. Zuweilen legt man auch das Fleisch sammt der Haut auf Kohlen, deren Hitze nicht groß genug ist, um die Haut ganz zu verbrennen, und dieser asado con cuero wird als ein besonders vorzüglicher Braten gerühmt. Bei allen öffentlichen Festlichkeiten werden auf dem Markte Ochsenviertel gebraten und den Gauchos überlassen. Da Jeder sich nach Kräften zudrängt, wird das Fleisch schon zerstückt, noch ehe es gar ist, und die blutigen Reste in allen Straßen herumgeworfen. Es ist ein Glück, daß die Luft la Plata's so rein ist, daß aus der Verwesung so vieler Thiere keine bösartigen Krankheiten entstehen. Es ist gar nichts Seltenes, daß man bei einem Spaziergange in der nächsten Umgebung Montevideo's an zwanzig todte Ochsen findet.

Die Provinz Maldonado ist, in Hinsicht auf Ackerbau, die reichste der Banda Oriental. Ihre Bewohner, meistentheils Kanadier, ruhige und gutmüthige Leute, haben an keinem der Kämpfe theilgenommen, durch welche la Plata verheert worden ist.

Der wahre Reichthum Uruguay's besteht gegenwärtig in seinen Heerden; der Anbau des Landes wird namentlich durch die Furcht vor den Verheerungen der Soldaten gehindert. Der bedeutendste Grundbesitz gehört Engländern oder Brasilianern, doch wohnen die Besitzer nicht auf ihren Landgütern, sondern haben sie meist in Hoffnung auf künftigen Gewinn gekauft. Uebrigens nehmen die Rinderheerden, ungeachtet des Kriegszustandes, nicht fühlbar ab, nur die Estancias, in deren Nähe sich Truppen lagern, erfahren vorübergehende Verluste. Denn da der Soldat dreimal mehr Fleisch wegwirft, als er verzehrt, erfordert der Unterhalt von fünf Gauchos mehr als der von funfzig unserer Soldaten.

Die Constitution von Uruguay ist zwar, wie alle in der Begeisterung für eine neue Freiheit entworfene Constitutionen, mangelhaft, aber sie bietet doch Gewähr der Ordnung und Beständigkeit. Der gegenwärtige Präsident der Banda Oriental ist Fructuoso Ribeira. Seine Präsidentschaft sollte im März 1843 ablaufen, ist aber verlängert worden, weil der Krieg die Wähler verhinderte, sich zu versammeln.

Fructuoso Ribeira verdient als Verwalter gar keine Achtung. Dem Spiel und der Ausschweifung ergeben, verzettelt er die Einkünfte der Republik, während große Thätigkeit und große Ordnung nöthig wäre, um den Kampf mit Vortheil zu bestehen. Als ausgezeichneter General besitzt er aber das Vertrauen des Heeres und die Liebe des Landvolks und findet in ihnen die Stütze, welche die Bürger und Kaufleute, über seine Finanz-Verwaltung besorgt, ihm verweigern. Als schlauer Kopf weiß er jeder falschen Stellung auszuweichen, aber den heftigen Parteien gegenüber entbehrt er jener Charakterfestigkeit und Willenskraft, die den General Rosas charakterisirt. Bald beherrschend, bald beherrscht, braucht er seine Macht viel mehr, um gemeine Leidenschaften zu befriedigen, als um sich an seinen Feinden zu rächen. Die Anhänger Oribe's haben die Fehler Ribeira's in ein grelles Licht zu stellen gewußt, um viele der angesehensten Einwohner Montevideo's für sich zu gewinnen.

Oribe war Präsident von Montevideo zur Zeit der Blokade von Buenos-Ayres. Seine ersten Beziehungen mit Frankreich waren äußerst freundlich, bald aber erhoben sich Schwierigkeiten, die zu weiteren Verwickelungen führten. Oribe legte sein Amt nieder und ging aus Haß gegen Frankreich nach Buenos-Ayres zu Rosas. Kaum war er dort angekommen, als er seine Abdankung als eine erzwungene widerrief und ein langes Manifest erließ über die Treulosigkeit und Niederträchtigkeit, mit der sich der Contre-Admiral Leblanc und die französischen Agenten gegen den Staat Uruguay benommen, indem sie den Rebellen Fructuoso Ribeira gegen ihn unterstützt hätten. Nach der Aufhebung der Blokade erlangte Rosas freie Hand und machte Oribe zum Werkzeug seines Hasses. Mit den Truppen von Buenos-Ayres bekämpfte dieser nun die früher von ihm regierten Bürger.

Oribe hat als Präsident von Uruguay hinlängliche Beweise seiner Thätigkeit gegeben; er wußte Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen; aber unerbittlich in seiner Rache, vergießt er Blut, wie es ihm beliebt. Seine Anhänger sagen freilich, daß er keine Rache üben werde, wenn er wieder zur Präsidentschaft gelange; aber wer kann sich auf diese Versicherung verlassen? Der Kampf zwischen Ribeira und Oribe ist und bleibt ein Prinzipienkampf. Ribeira repräsentirt die gemäßigte, den Fortschritt und die Civilisation beschützende Partei; Oribe ist nur das Werkzeug eines blutigen, jeder Civilisation feindseligen Despotismus.

Ribeira hat nur einen einzigen Minister, Vidal; die einzelnen Abtheilungen der Verwaltung stehen unter Secretairen, die zwar nur unter der besonderen Aufsicht des Ministers handeln sollen, aber in der That die Leitung der Geschäfte vollständig in Händen haben. Die Zölle, welche fast die gesammte Einnahme bilden und bei einer geregelten Verwaltung jährlich über 30,000,000 Franken eintragen könnten, bringen wenig über die Hälfte und werden oft Kaufleuten für Vorschüsse im voraus überlassen. Diese Leichtigkeit, Gelder auf die Zölle zu erheben, ist eine Hauptursache der Verschwendungen. Die Anordnung der Finanzen macht, bei den durch die nothwendige Unterhaltung eines Heeres verursachten Ausgaben, die schon gefährliche Stellung Ribeira's noch schwieriger, während der Gegner durch eine Republik unterstützt wird, deren gesammte Kräfte, in einer einzigen Hand vereinigt, mit Festigkeit und Einheit wirken. Eine Beschreibung des zweijährigen Krieges, nach allen Märschen jener irregulairen Truppen-Corps und nach den Scharmützeln, bei denen es zwei oder drei Todte giebt, würde uns ermüden. Oribe ist endlich vor Montevideo angelangt, welches nur durch einen rasch aufgeworfenen Wall vertheidigt wird. Ribeira mit seinen Truppen hat das flache Land hinter ihm inne, während die zu Montevideo ansässigen Franzosen eine Legion gebildet und die Vertheidigung der Stadt übernommen haben. So stehen gegenwärtig die Sachen. Da aber Oribe die Stadt nicht hat auf den ersten Streich erobern können und seine Zufuhr schwierig und unsicher ist, muß der erste Schlag seine Niederlage und die Befreiung Montevideo's herbeiführen.

Man ist erstaunt, mitten unter diesen Kriegen und Parteispaltungen so sanfte Sitten und so wenig Verbrechen zu finden. Der Mord ist unbekannt, der Diebstahl selten; gäbe es in Europa nur halb so leichte Gelegenheit, Uebles zu thun, und dieselbe Ungestraftheit als hier, so wären unsere civilisirten Länder unbewohnbar. Der Gaucho ist brav und thätig; auf seinem Pferde erträgt er die größten Anstrengungen; wo es gilt, ist er kühn und listig; da er sein eigenes Leben wenig achtet, kann er aus Gleichgültigkeit grausam werden, obgleich er von Natur edelmüthig und gastfrei ist. Die von dem General Rosas abhängigen Gauchos sind durch die tägliche Gewöhnung scheußlich wirklich grausam geworden und unterscheiden sich dadurch merkwürdig von den Bewohnern Montevideo's, während sie zugleich lehren, welchen Einfluß das Beispiel eines Oberhauptes auf solche Naturmenschen ausübt.

Für das gesellige Leben bietet Montevideo wenig. Die Frauen sind hübsch und anmuthig, aber über den Debatten für oder gegen Ribeira vergessen sie Tanz und Vergnügen. Doch übt man natürliche Gastfreundschaft; der Fremde wird zuvorkommend aufgenommen und bald mit in ihre politische Unterhaltung hineingezogen. Die spanische Tracht ist den französischen Moden fast durchaus gewichen, nur tragen die Damen statt des Hutes einen sehr wohlkleidenden schwarzen Schleier. — Das Theater ist so schmutzig, daß man sich kaum hineinwagen kann, und klein und finster; man spricht von der Erbauung eines neuen. — Die Umgebung der Stadt ist öde und baumlos. Man erblickt nirgends endlose, einförmige Pampas, oder den Serro, über welchem sich ein Fort erhebt.

Die Regierung von Montevideo hat sich jederzeit dem Fortschritt und der Aufklärung günstig gezeigt. Die Kammern bewahren eine würdevolle Unabhängigkeit, welche von der Regierung durch die Annahme und Ausführung ihrer Beschlüsse anerkannt wird. Deshalb ist auch in diesen schweren Zeiten Vertrauen und Sicherheit nicht erschüttert worden. Die Reclamationen fremder Bevollmächtigter drehten sich aus demselben Grunde nur um politische Streitpunkte; und für Alles, was Handel und Eigenthum angeht, waren die Gerichtshöfe beständig geöffnet und entschieden mit anzuerkennender Unparteilichkeit.

Die in den spanischen Kolonieen einst so mächtige Geistlichkeit hat sich bei allen diesen Ereignissen sehr verständig benommen. Die Regierung hat sie dafür zu achten gewußt und sie niemals als bloßes Mittel gebraucht. Ihre Thätigkeit ist rein religiös geblieben, obgleich ihre politische Einmischung sehr gefährlich hätte werden können.

Spanien.

Zur Geschichte Don Juan's in Spanien und in anderen Ländern.

(Fortsetzung.)

In der sechzehnten Scene des zweiten Tages geräth Don Juan in eine ländliche Gesellschaft. Gaseno feiert die Hochzeit seiner Tochter Aminta mit Patricio, in denen wir die Vorbilder der kleinen, lüsternen, verliebten Zerline und des gutmüthigen Tölpel Masetto sehen. Die fremden Männer werden sogleich zur Theilnahme am Feste eingeladen, Don Juan nimmt Platz neben der Braut, sucht sie durch seine Schmeicheleien zu bethören, und vergebens warnt Catalinon vor den Fäusten der Bauern. Sein Herr ist nun einmal in die schöne Bäuerin verliebt, Patricio mag seine Sorge und Eifersucht aussprechen, wie er will, er wird bethört. Denn der verwegene Don Juan zeigt ihm (in der zweiten Scene des dritten Tages) einen Brief von seiner Aminta, in dem sie ihn eingeladen habe, sie zu besuchen:

Und ich eilte, zu gewähren.
Meinem Worte halt' ich Stich.
So verhält sich diese Sache;
Macht mir Platz, seid nicht bethört,
Weil ich Jedem, der mich stört,
Ganz gewiß das Garaus mache.

Patricio erwiedert darauf:

Soll ich wählen, so ist jede
Wahl mir durch dein Wort erspart,
Frau und Ehre sind der Art,
Daß sie leiden vom Gerede.
Eine Frau, von der man schwätzt,
Deren Ruf kommt leicht ins Stocken:
Frauen sind ja wie die Glocken,
Die nach reinem Klang man schätzt.
So erwirbt sich ganz gewiß
Uebeln Leumund eine jede,
Die zu sehr ist im Gerede,
Denn ihr Ruf hat einen Riß.
Lade Dich an ihrem Kusse,
Herr, ich will mich gern bescheiden;
Lieber todt als Schmach erleiden
Bei so schmerzlichem Verdrusse.

Don Juan spottet des Bauern, der so auf seine Ehre hält, die auf dem Lande ihren Zufluchtsort gefunden habe, nachdem sie aus den Städten geflohen sey, und eilt nun als vermeintlicher Bräutigam zu Aminta. Diese ist trostlos über die traurige Hochzeit, beklagt ihres Patricio Trübsinn und verwünscht den Ritter, bis dieser plötzlich in ihrem Schlafzimmer vor ihr steht. Vergeblich hat Cata-

linon wieder seinen Herrn gebeten, aufs Gewissen zu überlegen, was er thut, ihn an den Tod und an Gottes Richterstuhl erinnert — Don Juan heißt ihn schweigen und schickt sich an, seinen „Trug" (so nennt er es selbst) ins Werk zu richten. Die fünfte Scene zwischen Don Juan und Aminta ist, trotz alles Verführerischen, welches die Situation bietet, mit vieler Decenz geschrieben und könnte auf deutschen Theatern mit Anstand dargestellt werden. Aminta erschrickt gewaltig, als der Ritter bei ihr eintritt, sie wehrt jede Annäherung, sie nennt seine Erzählung von Patricio's Verzichtleistung und von seiner heißen Liebe nur „Lügenflimmer", sie traut allen seinen Worten und Versprechungen nicht, bis er ihr endlich mit den heiligsten Eiden und Verfluchungen seiner selbst, wenn er untreu werden sollte, auf sein Ritterwort die Ehe verspricht. Dann erst erklärt sie „sein zu seyn mit Seel' und Leib" und verläßt mit ihm die Scene. Es ist hier wieder, als habe dieser Don Juan, trotz seines mephistophelischen Wesens, das ihn auch hier im Augenblicke der Gewährung seines heißesten Wunsches in die Worte ausbrechen läßt: „O wie wenig kennst du den Verführer von Sevilla", die magische Kunst der Klapperschlange üben können; es ist, sagt Hoffmann, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden.

Unterreß haben die Verwandten des Don Juan mit des Königs Zustimmung beschlossen, das der Herzogin Isabella zugefügte Unrecht durch eine Heirat derselben mit Don Juan gut zu machen. Aber Jene sinnt auf Rache wegen der ihr in der Nacht zugefügten Beleidigung und verbindet sich dazu mit Tisbea, die ihr herbes Leid und der von Don Juan erlittene Hohn gleichfalls zur bitteren Rache anspornt. Endlich verfolgen auch Donna Anna und der Marques den Mörder des Komthurs, und dieser muß sich von neuem mit Catalinon verbergen. Dies geschieht zufällig in einer Kapelle, in welcher das Grab und die auf Befehl des Königs errichtete Statue Don Gonzalo's sich befinden. Don Juan ladet diese im tollen Uebermuthe zum Abendessen bei sich ein. Jetzt folgt die Tafelscene in Don Juan's Zimmer; erst ist Alles froh und heiter, bis man das gespenstische Klopfen vernimmt. Niemand will öffnen. Don Juan thut es endlich selbst; da steht der Komthur vor ihm. Eine der originellsten Scenen des Drama's entwickelt sich jetzt. Der Geist spricht nur wenige Worte, dann setzt er sich zu Tisch; Don Juan, zwar heimlich verlegen, aber ohne im mindesten die männliche Haltung zu verlieren, zwingt seinen bebenden Diener, den stummen Gast durch Witz zu erheitern. Das Gespräch fällt auf die Schönen, die Don Juan verführt hat; Catalinon zählt sie an den Fingern her, aber bei Donna Anna's Namen unterbricht ihn Don Juan und heißt ihn schweigen. Nun erhebt sich der Geist und winkt, man soll ihn mit Don Juan allein lassen, der, seinem Worte folgend, die Diener entläßt und dann also zu ihm spricht:

Die Thüre
Ist verschlossen: Deines Wortes
Bin ich jetzt gewärtig: rede,
Was willst Du, Gespenst, Bösen?
Leidest Du im Fegefeuer?
Fordern Du Satisfaction?
Was begehrst Du? ich verstande
Dir mein heilig Ehrenwort,
Das zu thun, was Du gebietest.
Weißt Du nicht an Gottes Thron?
Fährst in Sünden Du dahin?
Sprich, ich leihe Dir mein Ohr.

Der Ritter soll, so entgegnet der Geist, zur Abendmahlzeit um zehn Uhr des folgenden Tages zu ihm in die Kapelle kommen. Don Juan verspricht es mit seinem Ritterworte, so wahr er Tenorio heißt. Gemessenen Schrittes verläßt der Komthur darauf das Gemach, und Don Juan sieht ihm unverwandt nach, bis er verschwunden ist.

Himmel (ruft er jetzt), steh' mir bei! Der Schweiß
Ueberläuft mich wie ein Strom,
Und doch ist mein Innerstes
Wie erstarrt von schwerem Frost!
Als er meine Hand ergriffen,
War die Kraft des Druckes so,
Daß ich an die Hölle dachte;
Denn die Gluth war übergroß.
Und dagegen, als er sprach,
Hauchte er von sich solchen Frost.
Wie wenn aus dem tiefsten Abgrund
Eine Eiseskälte zog.

Aber sein unerschütterlicher Muth und eine ihrer selbst gewisse Kraft läßt ihn gleich hinzusetzen:

Doch, das ist nur Spuk, den meine
Einbildung mir unterschob;
Furcht, und noch dazu vor Leichen,
Die verzeiht man Bauern wohl,
Doch da man lebend'ge Ritter
Nicht im mind'sten scheuen soll.
Wenn sie Geist und Sinne haben,
Was liegt an der Todten Drohn?
Morgen geh' ich zur Kapelle,
Wohin mich der Geist entbot;
Daß Sevilla mich bewundre,
Staunend über meinen Trotz.

In der eilften Scene betritt er die Kapelle. Auch hier ist Alles so glücklich durchgeführt, daß die Aesthetik des Furchtbaren ein Musterbild davon abnehmen kann. Zuerst des feigen Dieners Witz dem steinernen Komthur gegenüber; dann Don Juan's Kampf männlichen Stolzes und männlicher Furcht, die etwas von der tragischen Plastik griechischer Trauerspiele haben; ferner die dumpfen, strafenden Worte des Komthurs; zuletzt der feierliche Bußgesang hinter der Scene, durch den Don Juan all sein Blut erstarren fühlt. Der Komthur fordert seine Hand, muthig reicht er sie ihm, aber in demselben Augenblicke schreit er auf, daß Gluth und Flammen ihn martern. Darauf entgegnet Don Gonzalo:

noch kein Vergleich
Gegen Deine künftgen Qualen;
Unerforschlich, o Don Juan,
Sind des Himmels Wunderpfade,
Und dich soll nach ew'gem Rathschluß
Eine Todtenhand bestrafen.
Daß auf diese Art Du büßest,
Das ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten.

Vergebens versucht Don Juan, den Geist mit dem Dolche zu verwunden, und gesteht erst jetzt, Donna Anna nicht entehrt zu haben, weil sie in ihm den falschen erkannt habe. Dann ruft er nach einem Beichtiger, schreit laut auf, von glühendem Schmerz gefoltert, und sinkt endlich unter des Komthurs feurigem, brennendem Händedruck todt zu Boden. Catalinon entflieht, blaß vor Schrecken. Im Palaste des Königs war indeß Alles zu Don Juan's Glück vorbereitet; er soll, namentlich um seines verdienten Vaters willen, Verzeihung erhalten, ein angesehenes Hofamt bekommen und Isabella heiraten, trotz Octavio's Widerspruch. So zurückgewiesen, stößt der Letztere auf die betrogene Aminta, die ihren Gemahl am Hofe aufsucht, und benutzt ihre Klage vor dem Könige zu seiner Rache an Don Juan. Auch Tisbea erscheint und verlangt Gerechtigkeit, da Don Juan ihr ebenfalls die Ehe versprochen habe. Und da nun auch durch Zeugen der Marques de la Mota darthut, wie ihn Don Juan als falscher Freund getäuscht habe, so geräth König Alfons in Zorn und befiehlt, den Frevler hinzurichten, wogegen sogar der Vater jetzt keinen Einspruch erhebt, „daß der Himmel nicht mit Blitzen ihn bestrafe, wenn sein Sohn so schändlich handelt." Jetzt erscheint Catalinon und berichtet Don Juan's Tod, so wie auch sein Geständniß, daß Donna Anna's Ehre unbeschädigt sey. Ueber seiner Leiche versöhnen sich die durch ihn getrennten Paare, und der König gebietet, das Grabmal des Komthurs nach Madrid zu bringen, damit es eine Warnung sey für die spätesten Tage.

So viel über den Don Juan des Tirso, bei dessen Betrachtung nicht übersehen werden darf, daß er überall das Gepräge eines spanischen Caballero trägt, und daß das Drama, wie wir es vor uns haben, ein reines Erzeugniß katholischer Poesie ist, worüber in Stahr's Beurtheilung desselben lesenswerthe Bemerkungen stehen. (Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Orientalische Gräuelscenen.

Den zahlreichen Berichten, die in England über die letzten ostindischen Feldzüge erschienen sind, schließt sich ein neues Werk an, welches vor einigen Wochen die Presse verließ und den Titel: Journal of a March from Delhi to Peshawur and thence to Cabul führt. Als Verfasser nennt sich der Lieutenant Barr. Der gegenwärtige Zustand jener Regionen, besonders Scinde's, wird darin mit den düstersten Farben geschildert; Despotismus und Anarchie gehen Hand in Hand, und die unmenschlichen Sitten und Vorurtheile geben täglich zu den grauenvollsten Auftritten Anlaß.

„Ein Schauspiel", heißt es unter Anderem, „welches wir dicht bei unserem Lager erblickten, konnte als Musterbild orientalischer Barbarei dienen. Es war ein Unglücklicher, den man an den Beinen aufgehängt und in dieser schrecklichen Lage einem langsamen Tode überlassen hatte. Nach dem grauen Haare und Bart zu urtheilen, muß es ein bejahrter Mann gewesen seyn, aber da der Körper über einen Monat gehangen hatte, so konnten wir die Züge nicht unterscheiden — um so weniger, als das Gesicht durch Raubvögel zerfressen war. Die Umstehenden erzählten uns, daß er ein Kind ermordet habe, um sich der silbernen Zierrathen zu bemächtigen, die sich an den Händen und Füßen desselben befanden; war dieses der Fall, so hatte er die Todesstrafe zwar verdient, aber die Art und Weise, auf welche sie an ihm vollzogen wurde, gaben ein noch völlig rohes Volk zu erkennen. — Als wir uns Dingie näherten, wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen hauptsächlich aus Weibern und Kindern bestehenden Volkshaufen gelenkt. Wir ritten darauf zu, um die Ursache des Gedränges zu erfahren, und bemerkten in ihrer Mitte einen auf dem Boden hingestreckten Menschen, dem man vor einer halben Stunde, eines Diebstahls wegen, beide Hände abgehauen hatte. Ein leichtes Zucken war das einzige Lebenszeichen, das er noch von sich gab, aber er war bewußtlos, was auch sehr natürlich war, da das Blut in Strömen von ihm herabfloß. Niemand wagte es, ihm beizustehen, und er blieb daher in diesem traurigen Zustande liegen. Ihm zur Seite lag der Klotz, der zum Block gedient hatte, aber die Hände waren fortgetragen worden, um auf dem Platze aufgestellt zu werden, wo er den Diebstahl begangen. Wir wünschten ihn nach unserem Lager zu bringen, als wir ihn aber fortschaffen wollten, widersetzten sich die Eingebornen, da er nach den Landesgesetzen verurtheilt sey und wir kein Recht hätten, uns einzumischen. Wir vernahmen jedoch bald nachher zu unserer großen Freude, daß ihn seine Freunde insgeheim weggebracht hätten, und daß noch einige Hoffnung sey, ihn am Leben zu erhalten, indem man die Arme, um das Blut zu stillen, in siedendes Oel tauchen würde. Doch glaube ich kaum, daß er zu retten war. Zu derselben Zeit fanden noch zwei Hinrichtungen statt, die jedoch nicht von so grausenvollen Umständen begleitet waren. Das ganze Ver-

brechen dieser Unglücklichen bestand darin, daß sie eine Kuh getödtet hatten! Das Blut dieses geheiligten Thieres, des Stellvertreters ihrer Gottheit, konnte nach der Ueberzeugung der Sikhs nur durch den Tod derer gesühnt werden, die es vergossen hatten. Unser Weg führte uns fast unter dem Baume vorbei, an welchem man einen der Verbrecher aufgeknüpft hatte, dessen Körper dort so lange als Warnungszeichen hängen wird, bis er von Raubvögeln verzehrt wird oder von selbst in Stücke fällt. Der zweite Schuldige war am entgegengesetzten Ende der Stadt hingerichtet worden."

Ein eben so schreckliches Ereigniß, bei dem der Verfasser selbst gegenwärtig war, fand bald nachher zu Futtehpuhr statt. „Ich ließ", schreibt er, „unter den Mauern der Festung Halt machen, um die Pferde meines Trupps füttern zu lassen, und während dessen fiel eine empörende Scene vor, die ich leider nicht im Stande war, zu verhindern, obgleich sie sich kaum zwanzig Yards von meinem Bivouac zutrug. In der That war das Trauerspiel beinahe zu Ende, ehe ich davon Kenntniß hatte. Wie es scheint, hatte eine Chaiber-Horde einen glücklichen Streifzug gemacht und eine Menge Kameele fortgeschleppt, die zu der Garnison des Forts gehörten, so wie einige Sikh-Krieger, denen die Wache dabei übertragen war. Sobald man davon Nachricht erhielt, wurde ihnen ein Detachement Truppen nachgeschickt; da Letztere aber die Räuber nicht mehr antrafen, so griffen sie an deren Stelle zwei Individuen aus demselben Stamm auf, die an dem Ueberfall durchaus keinen Theil hatten, sondern ruhig ihres Weges gingen. Diese Unglücklichen blieben die ganze Nacht über in engem Gewahrsam und wurden am folgenden Morgen, als ich bei dem Fort ankam, nach dem Richtplatz geführt, der sich in der Nähe meines Lagers befand. Ich bemerkte ein großes Gewühl, vermuthete aber, daß es Sikhs wären, die sich auf dem Marsche nach Peschauer empört hätten, obgleich ich die Bestimmung des trockenen Reisigs nicht begreifen konnte, das sie mit sich schleppten, da ich die unglücklichen Gefangenen nicht wahrnahm. Als die Sikhs still hielten, bildeten sie sogleich einen so dichten Kreis, daß man nicht unterscheiden konnte, was darin vorging; ich wandte mich daher nach einer anderen Seite. Das Geschrei: Putthur se maro! (Steinigt sie!) zog meine Aufmerksamkeit von neuem an, und ich erblickte eine starke Flamme, die sich hoch über die Köpfe der Zuschauer erhob. Ich ahnte sogleich, daß hier eine neue Unthat begangen werde, und fragte einen anständig gekleideten Sikh, der ruhig neben mir stand, was hier geschähe? „Man verbrennt ein Paar Chaibers", antwortete er mit vieler Gleichgültigkeit und erzählte mir, wie diese Elenden in die Hände seiner Landsleute gefallen seyen. Ich drückte meinen Abscheu über diese Grausamkeit aus. „Was thut's?" entgegnete er, „wir haben es eben so mit den beiden Chalsa's gemacht, die wir gestern Abend einfingen." Das sind die Folgen des Hasses, der zwischen diesen Völkerschaften besteht! Ich hörte später mit einiger Genugthuung, daß die Leiden des einen Schlachtopfers ein baldiges Ende erreicht hatten, da er in der Todesangst seine Bande zerriß und sich unter die Feinde stürzte, die ihn mit ihren Säbeln niederhieben. Sein Gefährte war nicht so glücklich; indessen dauerten auch seine Qualen (aber welche Qualen!) nicht länger als höchstens fünf Minuten, da die dürren Zweige ein so wüthendes Feuer hervorbringen, daß er gewiß nach wenigen Augenblicken verbrennen oder ersticken mußte."

Mannigfaltiges.

— Hoheit und Durchlaucht. Die Hoheitsfrage der sächsischen und der anhaltischen Herzoge beschäftigt jetzt auch die französischen Blätter, die ziemlich übereinstimmend der Ansicht sind, daß einem Fürsten, der alle Hoheitsrechte übe, der Hoheitstitel schon dem Sprachgebrauch nach zustehe. Wir erwähnen des Gegenstandes hier hauptsächlich, weil die Revue de Paris behauptet, die französische Sprache wisse die deutschen Prädikate „Hoheit" und „Durchlaucht" nicht zu unterscheiden, und könne sie beide nur durch „Altesse" wiedergeben. Dies ist ein Irrthum unserer französischen Kollegin. Allerdings setzt der neuere französische Sprachgebrauch für „Durchlaucht" immer „Altesse"; die wörtliche Uebersetzung dieses Prädikates ist jedoch Sérénité und Sérénissime, welche freilich eben so veraltet sind, wie das lateinische Serenitas und Serenissimus, von denen letzteres, selbst im deutschen Kurialstyl, noch vor kurzem gebräuchlich war, sich aber jetzt nur noch in dem englischen Serene Highness erhält. Auch für das Prädikat „Erlaucht", das noch in einer Urkunde von 1472 „irlichte" lautet, giebt es ein besonderes lateinisch-französisches Wort, nämlich „Illustris", „Illustrissimus", über welchem das Serenus und Serenissimus (durchlauchtig und durchlauchtigster) stand. „Votre Sérénité Electorale" (Ew. Kurfürstliche Durchlaucht) wurden von Ludwig XIV. und Ludwig XV. eben so die Dogen von Venedig und von Genua wie die deutschen Kurfürsten angeredet. In noch früherer Zeit war übrigens sowohl „Illustrissimus" als „Serenissimus" und „Durchlauchtigst" nur ein Prädikat der Kaiser und Könige, während andere Fürsten blos „Hochgeboren" hießen. Kaiser Karl IV. gab zwar schon im J. 1375 den weltlichen Kurfürsten das Prädikat „Durchlaucht", doch die übrigen auf dem Reichstage Sitz und Stimme habenden Fürsten erhielten es erst im 17. Jahrhundert. Der erste Fürst, der es sich selbst beilegte, war der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der im Jahre 1659 seinen Unterthanen befahl, ihn nicht mehr „Hochgeboren", sondern „Durchlauchtigst" zu nennen. Dies wurde jedoch von Kaiser und Reich damals noch nicht anerkannt. Die älteste Urkunde über das einem Fürsten von diesen ertheilte Prädikat Durchlaucht ist vielmehr vom J. 1664 und betrifft den Herzog von Württemberg. Eine andere Uebersetzung des lateinischen Serenitas waren die Titel „Klarheit" und „Lauterkeit"; so wird in der im Jahre 1384 unterzeichneten Vorrede des deutschen Nationale der Erzherzog Albrecht III. von Oesterreich „Ewr. Clarhait" und „Ewr. Lauterchait" angeredet. Es scheint, daß es die Bestimmung aller dieser und ähnlicher Prädikate (wie Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Hochedelgeboren ꝛc.) sey, mit der Zeit immer anderen zu weichen, und daß eben so in der Sprache wie im Leben die untergeordneten Stände allmälig mehr in die Vorrechte der höheren eintreten. — Das Geschichtchen, das die Revue de Paris erzählt, wonach die Herzoge von Sachsen und von Anhalt sich früher einmal geweigert, ein unabhängiges Fürstenthum Johannisberg anzuerkennen, weshalb nun Fürst Metternich ihnen den Hoheitstitel verweigere, ist wahrscheinlich von ihr selbst erfunden.

— Slawische Vorlesungen in Breslau und Berlin. Während im Laufe dieses Semesters Professor Cielakowski an der Universität zu Breslau Vorlesungen über die polnische Grammatik unter Vergleichung der polnischen Sprache mit der altslawischen oder der sogenannten Kirchensprache gehalten hat und hauptsächlich die — dem unter Professor Purkinie's Auspicien bestehenden Slawen-Verein angehörigen — studirenden Slawen, meistentheils Polen, zu seinen Zuhörern zählte, hat in Berlin Doktor Cybulski in einer Privat-Vorlesung über die polnische Literatur seit ihrem Beginn, sodann in einer öffentlichen über die polnische Poesie seit dem Auftreten Mickiewicz's oder seit dem Beginn der romantischen Epoche von 1820 gehandelt. Durch die angestrengten Bemühungen des gelehrten Docenten dürfte es bald gelingen, in den Wald der polnischen Literaturgeschichte älterer Zeit, der bisher noch ein undurchdringliches Dunkel bildet und verhältnißmäßig in der polnischen Wissenschaft die wenigsten Arbeiter gefunden hat, das nöthige Licht zu bringen. Er besitzt dazu Willen und Kraft, sich dieses Verdienst zu erwerben, und wird dem Vernehmen nach binnen kurzem seine Vorlesungen durch den Druck veröffentlichen, um auch das größere Publikum mit den Erfolgen seiner Thätigkeit bekannt zu machen. Ohne Zweifel haben wir von einem Manne, dem nicht nur alle slawische Sprachen zugängig sind, sondern der sich auch mit der Geschichte jedes Slawenstammes an deren Quelle befreundet hat, ein Produkt zu erwarten, welches durch Gelehrsamkeit und Allseitigkeit ein vielfaches Interesse erweckt.

— Europäische Celebritäten in Amerika. Den neuesten New-Yorker Blättern zufolge, erwartet man in den Vereinigten Staaten den Besuch dreier ausgezeichneten europäischen Gäste — des Paters Mathew, des Novellisten Bulwer und des „größten jetzt lebenden Pianisten" Liszt. Wie man hofft, wird der Apostel der Mäßigkeit durch seine Anwesenheit dazu beitragen, den Zwiespalt auszugleichen, der sich seit kurzem zwischen den Irländern und den Native Americans kundgegeben hat, so wie der einigermaßen in Verfall gerathenen Sache des Teetotalismus einen neuen Aufschwung zu verleihen. Was den Verfasser des Pelham betrifft, so wissen die guten Leute in New-York nicht recht, ob seine Ankunft zu wünschen oder zu fürchten sey, da das Beispiel des einst von ihnen so gefeierten Dickens bewiesen hat, daß auch die schmeichelhafteste Aufnahme nicht immer genügt, den britischen Touristen ein günstiges Urtheil über ihre transatlantischen Verwandten abzulocken. Dagegen wird Liszt mit offenen Armen empfangen werden und gewiß einen eben so großen Enthusiasmus erregen, wie in einigen Hauptstädten der alten Welt. „Dieser Künstler", schreibt der Herald, „wird bei uns einen ungeheuren Eindruck hervorbringen. Seit dem Triumphzuge Fanny Elsler's haben die europäischen Virtuosen unser Land als eine Art Eldorado betrachtet, und obgleich ihre Hoffnungen sich nicht immer verwirklicht haben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß, jung, interessant und talentvoll wie er ist, dem genialen Ungar ein glänzender Erfolg bevorsteht."

— Chinesische Waaren-Anpreisung. Ein englisches Journal theilt folgende Uebersetzung der Laden-Ankündigung eines Dinten-Fabrikanten in Canton mit, die den Beweis liefert, daß die chinesischen Dinten-Fabriken ihre Waaren eben so gut anzupreisen wissen als die in Berlin: „Im Laden Tae-sching — dem höchst glücklichen — sehr gute Dinte — feine! feine! Alter Laden; Urgroßvater, Großvater, Vater und ich selbst machten diese Dinte; schön stark; sehr stark; mit Sorgfalt gesammelt, mit Bedacht ausgesucht. Ich verkaufe sehr gute Dinte, die mir sehr hoch zu stehen kommt. Diese Dinte ist schwer — so auch Gold. Kein Anderer macht solche. Das Auge des Drachen funkelt und blendet — so auch diese Dinte. Andere, welche Dinte machen, thun es nur um elenden Gewinn und betrügen; ich aber mache sie des Namens wegen. Viele Akwan-tsae's (Edelleute) kennen meine Dinte: meine Familie hat nie betrogen; sie hatte immer einen guten Namen. Ich mache Dinte für den „Sohn des Himmels" und für alle Mandarinen des Reichs. Wie das Gebrüll des Tigers nach allen Seiten hinschallt, so auch der Ruf des Drachen-Juwels (d. h. der Dinte.) Kommt, all' ihr Akwan-tsae's, kommt nach meinem Laden und merkt euch das Schild Tae-sching neben der Thür. Es ist in der Seau-schwuy-Straße (kleinen Wasserstraße) außerhalb des südlichen Thors." — Interessant wäre es, zu erfahren, ob es bei den Chinesen auch Ausverkäufe wegen glücklicher Actien-Speculationen oder wegen einer bevorstehenden Reise nach Italien u. dgl. m. giebt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Donnerstag den 18. Juli 1844.

Süd-Amerika.

Die Freistaaten vom Rio de la Plata.

II. Buenos-Ayres.

Der Plata, welcher bei Montevideo mehr als funfzehn (französische, neun deutsche) Meilen breit ist, hat bei Buenos-Ayres noch zehn Meilen. Aber seine Tiefe nimmt bis dahin beträchtlich ab, und zahlreiche Sandbänke machen die Schifffahrt für größere Fahrzeuge schwierig. Die vierzig bis funfzig Meilen lange Ueberfahrt von einer Hauptstadt zur anderen erfordert zuweilen mehr als fünf Tage, und die Kosten des Lootsens sind beträchtlich, für eine Kriegs-Korvette z. B. gegen 2000 Franken. Fahrzeuge, welche tiefer als zehn Fuß gehen, müssen auf der Rhede bei Martin Garcia, neun Meilen von der Stadt entfernt, anlegen. Längs der Küste von Buenos-Ayres liegen zerstreute Felsen, und die Böte halten etwa einen Flintenschuß vom Ufer an; von da ab fährt man auf dreispännigen Wagen mitten durch Wasser und Felsen in vollem Trabe ans Land. Dies Verfahren ist nicht nur unbequem, sondern auch kostspielig; deshalb rechnet man, daß der Transport einer Schiffsladung von der Rhede nach dem Zoll-Amte mehr kostet, als von Europa nach Buenos-Ayres.

Die Fahrt auf dem Plata ist nicht nur gefährlich, sondern auch einförmig und traurig, denn die Ufer sind niedrig, das Wasser gelb und schlammig, und man ist froh, wenn man sein Ziel erreicht hat. Buenos-Ayres trägt den Charakter einer großen Stadt. Die Gebäude und die Thürme geben ihr fast ein monumentales Ansehen, welches mit den auf beiden Seiten sich anschließenden Landhäusern und Gärten einen ganz angenehmen Anblick gewährt. Ein durch eine Erhebung des Bodens gebildeter und zum Theil mit Bäumen bepflanzter Quai zieht sich von der Citadelle bis zum Retiro, einem durch die Niederlage der englischen Truppen berühmten Platze. Die Erinnerung an die Capitulation der Engländer, durch welche sie Buenos-Ayres aufgaben, lebt als eines der ruhmvollsten Ereignisse in den Herzen aller Einwohner. Der heitere Eindruck aber, welchen der Anblick von der Seeseite her gemacht hat, weicht einem anderen, sobald man die Stadt selbst betritt. Die schweigenden, verödeten Straßen mahnen an die blutigen Scenen, denen sie so oft zum Schauplatz dienten. Wiederholte Revolutionen haben die Bevölkerung von Buenos-Ayres gelichtet und zerstreut; mehr als sechstausend Familien leben gegenwärtig durch ganz Amerika versplittert; diejenigen, welche die Hoffnung der Rückkehr nicht aufgegeben, haben sich vorzüglich zu Montevideo niedergelassen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit in ihr Vaterland zurückkehren zu können.

Es war das Unglück aller spanischen Kolonieen, daß sie, einmal vom Mutterlande unabhängig, auch für die Republik, für die Verfassung der Vereinigten Staaten reif zu seyn glaubten. Aber es ist eine große Kluft von der politischen Theorie zur praktischen Ausführung, und keiner dieser improvisirten Demokraten konnte sie überschreiten. Für diese Bevölkerung, welche aus Instinkt die Autorität liebt und achtet, hätte eine aufgeklärte Monarchie gepaßt; aber sie verwarfen Alle die Monarchie, als unverträglich mit den Fortschritten, die sie gemacht zu haben glaubten. Nun erhoben sich für die beiden Systeme der Gesammt-Republik und des Föderativ-Staates leidenschaftliche Männer, welche jedoch, wie man sich an Ort und Stelle überzeugen kann, den Unterschied beider Systeme selten klar anzugeben gewußt hätten. Die Männer, welche sich durch Thatkraft und Geschicklichkeit zu Repräsentanten dieser Ideen aufschwangen, gelangten abwechselnd ans Ruder, und die Staaten büßten ihre Theorieen und Feindschaften. Am meisten litt Buenos-Ayres. Es hatte zuerst das Zeichen zur Unabhängigkeit gegeben und ist bis diesen Tag noch nicht auf einen Augenblick zur Ruhe gekommen.

Unter der Präsidentschaft Ribadavia's wurde Buenos-Ayres von Männern verwaltet, welche den Fortschritt liebten, aber zu viel Vertrauen in sich selbst setzten. Zu den blutigen Parteiungen im Innern kam der Krieg gegen Brasilien, der durch die nothwendig gewordene Bewaffnung der Bevölkerung die Bewegung vermehrte. Diese Bewegung wurde von den Freunden des Föderativ-Systems benutzt und der General Rosas zum Präsidenten eingesetzt, nachdem man die Häupter der Gegenpartei vertrieben hatte. Dies geschah im Jahre 1835.

Buenos-Ayres, auf allen Seiten von Pampas umgeben, die sich bis an den Fuß der Kordilleren erstrecken, ist wegen der Beschaffenheit des Landes und der Lebensweise der Bewohner eine durchaus unhaltbare Eroberung; denn wenn die Landbewohner nicht durch gleiche Interessen mit den Herren der Stadt verbunden sind, so führen sie die Heerden, von denen die Stadt lebt, einige hundert Meilen weiter ins Innere. Jede Verfolgung wäre unnütz. Deshalb konnte auch die französische Blokade zu keinem Ziele führen, und es blieb nur die Hoffnung übrig, daß die allgemeine Mißstimmung den Präsidenten zu Konzessionen bewegen würde. Die Feinde des General Rosas, die Häupter der Einheits-Partei, hatten unterdeß, von Frankreich aufgemuntert, ein Heer gerüstet, wurden aber in Folge der Unthätigkeit ihres Anführers, des Generals Lavalle, geschlagen, und durch die Vermittelung Englands gab Frankreich nicht nur seine Ansprüche auf, sondern überließ auch die von ihm zum Widerstande ermunterte Partei der Rache des General Rosas. Der Vertrag mit Letzterem wurde am 29. Oktober 1840 von Herrn von Mackau abgeschlossen.

Rosas hatte die Gauchos des flachen Landes aufgeregt und fürchtete nun, daß sie sich gegen ihn selbst wenden könnten. Hatte er aber dem Herrn von Mackau Bedingungen vorschreiben können, so glaubte er sich auch stark genug, einen Nebenbuhler zu vernichten und beide Ufer des Plata sich zu unterwerfen. Der ehemalige Präsident von Montevideo hatte dort noch eine Partei; er wurde das Werkzeug des General Rosas. Die Armee, deren Forderungen man fürchtete, entfernte sich unter Oribe's Befehl von der Hauptstadt; wer dem General verdächtig war, mußte eintreten, und so blieb in Buenos-Ayres nur ein einziger Mann zurück, der nach Gutdünken über alle Hülfsquellen der Argentinischen Republik schaltete.

Rosas war ursprünglich Besitzer einer nicht eben beträchtlichen Estancia, lebte seiner Familie und beschäftigte sich mit seinen Heerden. Seine Kühnheit im Reiten und seine Geschicklichkeit im Schlingen- und Kugelwerfen hatten ihm die Bewunderung der Gauchos erworben. Gezwungen nahm er am Parteikampfe Theil; die Gauchos erhoben ihn an die Spitze. Das System, welches er befolgt, ist die Vernichtung der höheren und aufgeklärten Klassen zu Gunsten der niederen Klassen, die alle Gewalt in seine Hand gelegt haben. Da der größte Grundbesitz und der gesammte soziale Einfluß Leuten gehörte, welche sich dieser auf die Anzahl der Massen gestützten Diktatur widersetzten, so mußten ihre Häupter fallen, ihre Güter wurden eingezogen. Der Despotismus dieses Mannes, der sich nirgends blicken läßt, dessen Befehle aber pünktlich vollzogen werden, hat etwas Bizarres und Schauerliches.

Die Beharrlichkeit und die Willenskraft eines Mannes, der ohne alle theoretische Kenntniß der Staats-Verwaltung gegen innere und äußere Hindernisse kämpfen mußte, ist, zumal in diesen Ländern, bewundernswürdig, wo eine ruhige und überlegte Energie fast unbekannt ist. Er vereinigt in sich allein die gesammte Verwaltung: Krieg, auswärtige Angelegenheiten, Zölle, Alles besorgt er selbst bis ins kleinste Detail. Aus übergroßem Mißtrauen braucht er nur Menschen, die neben ihm durchaus keine Bedeutung erlangen, aber eben deshalb ihn auch bei seinen Arbeiten nicht unterstützen können. Er arbeitet täglich über funfzehn Stunden in Staatsgeschäften, schläft wenig, ißt alle vierundzwanzig Stunden einmal und bezahlt mit seiner Ruhe die Freuden unbeschränkter Gewalt. Wenn der General Rosas Buenos-Ayres einmal verlassen kann, so geht er auf einige Tage nach einem freundlichen Landhause, das er nahe bei der Stadt besitzt. Hier erscheint er wie ein anderer Mensch; er ist zugänglich für Jedermann, fröhlich, selbst ausgelassen lustig. Da beschäftigt er sich mit ländlichen Arbeiten, da spricht er von dem Glück des Landlebens, von dem Frieden, den er genoß, als er noch mit Frau, Tochter und Sohn in einem einzigen Zimmer lebte und an nichts weiter dachte, als wilde Rosse zu bändigen und der anstrengenden Uebungen zu pflegen, in denen er Alle übertraf.

Alle Gewalt war also in Rosas' Hand gelegt; er drängte die Kammern, wie er sagte, aus Ueberdruß an den Geschäften, sie zurückzunehmen; die Versammlung hob seine Bedenken und verlängerte seine Diktatur. Seine Politik ist nothwendig unerbittlicher Despotismus im Innern und unaufhörlicher Krieg nach Außen. Das Land ist zwar schwach bevölkert (man schätzt die Einwohner nur auf 300,000 Seelen), aber fruchtbar, mild, reich an schiffbaren Flüssen und in jeder Hinsicht zu hoher Blüthe berufen; durch diese Herrschaft muß es verarmen. Die Heerden bleiben sich nun selbst überlassen und vervielfältigen sich nicht so rasch als unter der pflegenden Hand des Menschen; die Besitzer der Estancias scheuen jede Ausgabe, da sie fürchten, die Frucht derselben zu verlieren; die kräftigen Männer werden überdies zu Soldaten ausgehoben.

Das Ausgabe-Budget belief sich im Jahre 1841 auf 18 Millionen Franken, mit Einschluß von 4 Millionen fälliger Schuld; die Einnahme erhob sich nur auf 17 Millionen. Im Jahre 1842 wurde die Ausgabe auf 19 Millionen

berechnet, worunter 10 Millionen zur Erhaltung des Kriegsstaates; die Einnahme konnte nur auf 15 Millionen gebracht werden, was für ein einziges Jahr ein Defizit von wenigstens 4 Millionen giebt. Seit 1842 ist der Krieg noch thätiger fortgesetzt worden, die Ausgaben haben zugenommen, die Einnahme konnte nur abnehmen. Die Regierung besitzt zwar ein bedeutendes Vermögen in den eingezogenen Gütern der Einheitsmänner; aber der Verkauf solcher Güter ist schwer zu bewerkstelligen bei dem unsicheren Zustande einer Regierung, die morgen gestürzt seyn kann.

Der Ackerbau ist eben so vernachlässigt als zu Montevideo, aber das Brod ist hier viel theurer, weil die Einfuhr des Mehles verboten ist. Der Wohlstand des Landes hat sehr gelitten; es braucht wenigstens fünf Friedensjahre, um wiederum so reich zu werden, als es beim Anfange der Bürgerkriege war. Als die französische Blokade aufgehoben wurde, lagerten in den Magazinen drei Millionen Häute. Könnte sich die Bevölkerung sicher der Viehzucht hingeben, so würde sich die jährliche Ausfuhr ohne Zweifel bald zu dieser Zahl erheben. Die Einfuhrzölle schwanken nach den Marktpreisen; sie sind hoch und machen, zu den Transport- und Ausladekosten gerechnet, die billigsten Waaren Europa's ziemlich theuer. Alle Magazine liegen voll englischer Waaren, aber ihr Vertrieb ist durch die Schließung des Parana und Uruguay gänzlich in Stocken gerathen. Die Unordnung wird vollständig durch ein unsicheres Papiergeld, die einzige Münze Argentina's, die aber nur innerhalb der Gränzen des Landes gilt.

Buenos-Ayres verdankt seinem Präsidenten Bernardino Ribadavia die Einführung der sächsischen Merinos im Jahre 1823. Seitdem haben sich die Merinos auf beiden Ufern vermehrt, und auch französische sind eingeführt worden. Das Fleisch wird von allen Einwohnern als Nahrung verschmäht, und es ist schwer, ihren Widerwillen zu überwinden. Der Handel mit Wolle, vor zwanzig Jahren noch unbekannt, hat gegenwärtig schon eine große Ausdehnung erreicht und kann einer der bedeutendsten Handelszweige werden, wenn die Vermehrung der Heerden mit gleicher Schnelligkeit als bisher fortschreitet. Eine Epidemie, die im Jahre 1838 an dreihunderttausend Stück fortraffte, hat die Ausfuhr der Wolle nicht merklich vermindert.

Es giebt in la Plata zwei einheimische Schafarten: das Schaf von Ober-Peru ist hoch und schlank, die Wolle sehr weiß, lang und fein; das Schaf der Pampas ist hoch und von starkem Gliederbau, seine Wolle minder lang, aber dichter und kraus ohne spiralförmig gewunden zu seyn, das bräunliche Haar ist fein und fest.

Außerdem giebt es drei sehr verschiedene Wollen: 1) lange, schlichte und strenge Wolle, von dem ausgearteten oberperuanischen Schafe; 2) dichte und krause Wolle, von dem ausgearteten Pampasschafe; 3) spiralförmig gedrehte, kurze und spröde Wolle, von den ausgearteten europäischen Merinos.

Montivideo führte früher viele Maulthiere nach Brasilien aus; dieser Handel hat aber seit dem letzten Kriege aufgehört. In Buenos-Ayres zieht man wenig Maulthiere, auch die Pferde sind klein und unansehnlich. Die Gauchos sind unerschrockene, aber eben nicht stattliche Reiter. Ihr Sattel ist in mehrere Abtheilungen getheilt, welche für die Nacht ein sehr schlechtes Bett abgeben; er ist eben so flach, aber länger als der französische Sattel; die Steigbügel sind sehr eng und nur für die große Zehe eingerichtet. Für die Pampas ist dieser Sattel unstreitig sehr zweckmäßig. Die Pferde stürzen im vollen Rennen oft in Rattenlöcher, und der ungeschickte Reiter, der nicht über den Kopf des Pferdes fortvoltigiren kann, ist fast täglich in Gefahr, Arme und Beine zu brechen.

Der Ruhm der Gauchos besteht in der Geschicklichkeit, mit der sie die Schlinge werfen. Ein mehr als dreißig Fuß langer Riemen ist mit dem einen Ende an den Schenkel des Reiters befestigt, das andere läuft in eine bewegliche Schlinge aus. Diese Schlinge wird um den Kopf geschwungen und nach dem fliehenden Thiere geworfen. Trifft sie Hals oder Füße, so zieht sie das Thier durch seinen Widerstand zu. Die Aufgabe des Pferdes ist nun, die Erschütterungen des Riemens auszuhalten, bald nachzugeben, bald Widerstand zu leisten; der Reiter versucht indeß das Thier nach einem Orte zu ziehen, wo er es bequem niederwerfen kann. Diese Art des Schlingenwerfens, welche man lacaara muerte nennt, ist gefährlich und erfordert große Uebung; man hat mehr als ein Beispiel, daß durch die Verwickelung des Riemens den Reitern die Beine zerbrochen worden sind.

Die Mexikaner verfahren auf minder gefährliche Weise. Ihr Sattel hat einen hervorstehenden Knopf, um welchen sie den Riemen winden, wenn sie die Schlinge geworfen haben, und das Pferd muß sich alsdann gegen das Thier vertheidigen, welches es fortziehen will; überdies bleibt den Gauchos noch der Ausweg übrig, den Riemen abzuschneiden, wenn sie das Thier nicht bändigen können.

Die Schlinge hängt beständig am Sattel des Gaucho oder des Soldaten. Widerspenstige Leinpferde, Ochsen, Hammel, Alles wird mit der Schlinge gebändigt oder gefangen. Dazu kommen die Bolas, drei bleierne Kugeln, von denen zwei um den Kopf geschwungen, die dritte festgehalten wird, bis man sicher ist, das Thier mit dem Wurfe zu erreichen. Diese beiden Werkzeuge und der Dolch machen die gesammte Bewaffnung des Gaucho aus und nützen ihm in diesen weiten Ebenen bei seinen raschen Pferden zur Erreichung seines Unterhaltes mehr als unsere Feuergewehre.

Mitten unter diesen blutigen Händeln haben die Frauen von Buenos-Ayres ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit zu bewahren gewußt. Sie empfangen den Fremden gastlich und ungezwungen, daß er darüber die endlos widerhallenden Verwünschungen vergißt. Der Ruf „es lebe die Conföderation, nieder mit den wilden Einheitsmännern" ist Nationalruf geworden und kündigt nach dem Schluß der Abendgesellschaften die Mitternachtstunde an.

Die Provinzen der Republik Argentina versuchen gegenwärtig, die Bande zu brechen, welche sie an die Hauptstadt knüpfen. Corrientes wollte sich unabhängig erklären und hatte bereits Schritte gethan, um von den französischen Bevollmächtigten zu erfahren, ob ihre Unabhängigkeit anerkannt werden würde. Alle Provinzen gehorchen dem General Rosas nur aus Zwang, und ein einziger Unfall des Präsidenten kann einen allgemeinen Aufstand in denjenigen Provinzen herbeiführen, die sich schon während der französischen Blokade gegen ihn erklärt hatten. Es ist aber auf lange Jahre hinaus weder Ordnung noch Sicherheit in Argentina zu erwarten, denn entweder bleibt die Schreckensherrschaft des einen Mannes bestehen, oder die Gegenpartei erlangt das Uebergewicht und mit ihm die Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache. Durch die Sperrung des Parana und des Uruguay hat Buenos-Ayres seinen Vorzug als Centralmarkt verloren, und die Ausfuhr beschränkt sich auf Leder und Wolle aus der Provinz Buenos-Ayres allein.

Frankreich hat sich durch den unrühmlichen Vertrag vom Oktober 1840 in eine schwierige Stellung zu Buenos-Ayres gebracht und fährt nichtsdestoweniger fort, den Weg der Vermittelung bei dem General Rosas zu versuchen. Es verläßt seine zehntausend Basken zu Montevideo, die aus Noth zu den Waffen greifen mußten, um den fünfhundert Franzosen zu Buenos-Ayres eine zweifelhafte Hülfe zu gewähren.

England ist entschiedener aufgetreten. Es schloß im Jahre 1842 einen Vertrag mit Montevideo zur Einrichtung einer Fluß-Dampffahrt. Rosas wollte den Abgeordneten Gordon nicht reisen lassen; darauf ging dieser nach Montevideo, erhielt von Ribeira die nöthigen Transportmittel und setzte seinen Weg zu Lande fort. Die im Dienste von Buenos-Ayres stehenden englischen Marine-Offiziere sind abberufen, und Rosas scheint von der englischen Regierung gänzlich aufgegeben worden zu seyn. Es wäre wohl möglich, daß England eines Tages zu Montevideo eine weit einflußreichere Stellung behauptete als zu Buenos-Ayres, und daß für Frankreich auf beiden Ufern des Plata nur die zweite Rolle übrig bliebe. (Revue Indépendante.)

Spanien.

Zur Geschichte Don Juan's in Spanien und in anderen Ländern.

(Fortsetzung.)

In einer ganz anderen Art ist derselbe Gegenstand von Molière behandelt worden, wie es bei einem französischen Bearbeiter unter ganz verschiedenen Verhältnissen der Zeit und des Landes nicht anders erwartet werden konnte. Das spanische Drama war gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in einer italiänischen Uebersetzung in Paris bekannt geworden und mit vielem Beifall auf dem italiänischen Theater aufgeführt. Die comediens du roi, an deren Spitze Molière stand, veranlaßten ihn, denselben Stoff in einem Lustspiel zu behandeln, und so schrieb er das unter dem Namen: le festin de Pierre bekannte Stück, welches zuerst am 15. Februar 1665 aufgeführt wurde. Es gewann aber nicht denselben Beifall wie die anderen Stücke des großen Dichters, und hat sich nur in der Bearbeitung des Thomas Corneille, der die Prosa in Verse umwandelte, längere Zeit hindurch auf dem französischen Theater behauptet.

Die Handlung des Stücks ist nach Sicilien verlegt. Wir erblicken zuerst Don Juan mit seinem vertrauten Diener Sganarello, Beide sind aus der Heimat entflohen, weil Don Juan seiner Gemahlin Elvira schon nach kurzer Ehe überdrüssig geworden war. Ihre Verwandten verfolgen den Flüchtling, und gegen einen Diener derselben, Gusman, entwirft Sganarell ein Bild seines Herrn, das eben nicht geeignet ist, die Treue des Dieners in ein besonderes Licht zu stellen. Je t'apprends, sagt er, que tu vois en Don Juan, mon maitre, le plus grand scélérat que la terre ait jamais porté, un enragé, un chien, un diable, un turc, un hérétique, qui ne croit ni ciel, ni saint, ni Dieu, qui passe cette vie, en véritable bête brute, un pourceau d'Epicure, un vrai Sardanapale, qui ferme l'oreille à toutes les remonstrances chrétiennes qu'on lui peut faire, et traite de billevesées tout ce que nous croyons. Un mariage ne lui côute rien à contracter; il ne se sert point d'autres pièges pour attraper les belles; et c'est un epouseur à toutes mains. Dame, demoiselle, bourgeoise, paysanne, il ne trouve rien de trop chaud ni de trop froid pour lui: et, si je te disois le nom de toutes celles qu'il a épousées en divers lieux, ce seroit un chapitre à durer jusqu'au soir. Eine ähnliche Schilderung giebt Don Juan, dem bereits wieder ein frisches Landmädchen, Mathurine, gefällt, in der zweiten Scene von sich selbst; die ihn ereilende Elvire wird mit vieler Höflichkeit zurückgewiesen und ihr erklärt, daß er unmöglich länger mit einer Frau zusammen leben könnte, die eine verlobte Braut des Himmels gewesen sey, und die sich von ihm hätte aus einem Kloster entführen lassen. Dagegen mißglückt ihm sein Plan, mit dem oben genannten Mädchen zu entfliehen, und kaum ist sie ihm aus den Augen, so verliebt er sich in ein anderes Landmädchen, Charlotte, entzweit sie mit Pierrot, ihrem Verlobten, und weiß in einer sehr belebten und komischen Scene (Akt 2 Sc. 5) den beiden Mädchen, die ihn an sein gegebenes Eheversprechen erinnern, mit vielen schönen Worten zu schmeicheln, sie beide hinzuhalten, bis ihm gemeldet wird, daß eine Anzahl bewaffneter Reiter durch den Wald sprengen, um ihn aufzusuchen. Auf diese Nachricht muß er sich von den Schönen trennen. Nun schweifen Don Juan und Sganarell im Walde umher und führen sehr unerbauliche Gespräche über Gott, Christenthum und Unsterblichkeit, bis sie in der Tiefe einen Mann gewahren, den drei andere ergriffen haben. Don Juan stürzt hinzu und befreit den Bedrängten, in dem er bald Don Carlos, den Bruder seiner Gemahlin Elvire,

erkennt, der ausgezogen ist, um die Ehre der Familie zu rächen. Don Juan bleibt unerkannt, bis Don Alonzo, der andere Bruder, erscheint und nicht wenig erstaunt ist, in ihrem Todfeinde den Lebensretter seines Bruders zu finden. Don Carlos verhindert den Kampf zwischen Beiden, redet sehr pathetisch zum Frieden und verläßt den Don Juan in der festen Zuversicht, daß er thun werde, was ihm Ehre und Ritterpflicht gebieten. Aber dieser ist weit davon entfernt, zu Elviren zurückzukehren; er ist ihrer überdrüssig (ma passion est usée pour donc Elvire), er will in der Liebe die möglichste Freiheit. Unter solchen Reden erblickt er das Grabmal und die Bildsäule eines Komthurs, den er vor kurzem getödtet hatte, und in frevelm Muthwillen gebietet er seinem Sganarell, Jenen zum Abendessen einzuladen. Mit höchstem Widerstreben gehorcht der zaghafte Diener, und die Statue neigt ihr Haupt, zum Zeichen der Einwilligung.

Im vierten Akte treffen wir auf eine sehr belustigende Scene, wo Don Juan mit einem Uebermaß von Höflichkeit, wie sie die großen Schuldner zu jener Zeit in Frankreich gegen ihre Gläubiger immer vorräthig hatten, einen Kaufmann aus seinem Hause treibt, ohne daß dieser nur hat zu Wort kommen können. Hierauf erscheint Don Juan's Vater und bittet den Sohn auf das eindringlichste, ein anderes Leben zu beginnen; auch Elvire, die verlassene Gattin, vereinigt mit ihm ihre Bitten, sie redet ohne Haß, ohne Rachsucht, nur die Sorge für das Wohl seiner Seele führt sie zu ihm. Aber Don Juan hat auf des Vaters bewegliche Rede nur die herzlose Antwort, daß er sich doch niederlassen möchte, er würde dann mit mehr Bequemlichkeit sprechen können (Monsieur, si vous étiez assis, vous en seriez mieux pour parler), und Elviren ladet er ein, doch bei ihm zu verweilen, weil, wie er gleich darauf mit argem Hohne seinem Diener sagt, ihr Traueranzug, ihr schmachtender Blick und ihre Thränen wieder einige Funken des Feuers angefacht hätten, das er bereits für ganz erloschen gehalten habe. Als alle sich entfernen, beginnt Don Juan sein Mahl, treibt allerhand Kurzweil mit den Bedienten und meint, daß er nun daran denken wolle, sich zu bessern, als nach lautem Klopfen die steinerne Statue zum Schrecken Aller erscheint; nur Don Juan bleibt gefaßt. Er empfängt die Einladung des Komthurs und verspricht, mit Sganarell zu kommen. Alles ist hier wie in dem spanischen Originale: sogar die Schlußworte sind beibehalten, und Don Juan sagt zu Sganarell: prends ce flambeau, worauf die Statue erwiedert: on n'a pas besoin de lumière, quand on est conduit par le ciel. Bei Tirso:

warte doch, ich will Dir leuchten

und darauf die Entgegnung:

laß das, mich erleuchtet Gott.

Um in Don Juan seinen Zeitgenossen einen Spiegel aller Laster und Sünden vorzuhalten, mußte ihn Molière noch als vollendeten Heuchler (hypocrit) erscheinen lassen. L'hypocrisie, läßt er ihm in der zweiten Scene des fünften Aktes sagen: est un vice privilégié qui de sa main ferme la bouche à tout le monde, et jouit en repos d'une impunité souveraine. Durch einen solchen frommen Heuchelschein und durch erkünstelte Demuth in Wort und Geberden hintergeht er zuerst seinen Vater und versetzt den alten Mann in die höchste Freude über die Besserung seines Sohnes; dann weigert er sich, den Brüdern Elvirens irgend eine Genugthuung zu geben oder gar die verstoßene Gattin wieder zu sich zu nehmen, weil der Himmel ihm dies untersagt habe, sonst würde es ihm ja nicht an Muth fehlen, seine Sache mit dem Degen auszufechten. Dem Sganarell, der voll Verwunderung seinen Herrn so fromm und gut sprechen hört, setzt dieser in einer in vortrefflicher französischer Prosa geschriebenen Stelle, die an die ähnlichen im Tartuffe erinnert, aus einander, welches die Eigenthümlichkeiten und Vortheile eines solchen Heuchelsystems wären, und steigert zum Schrecken des Dieners seine Lasterhaftigkeit. Aber immer näher schreitet die Nemesis, erst in der Gestalt abenteuerlicher Geistergestalten, wo bei Tirso die geisterhaften Klänge und Bußpsalmen hinter der Scene von weit größerer Wirkung sind, dann in der marmornen Bildsäule des Komthurs. Er erscheint, um ihn zum Mahle abzuholen, aber wie ihm Don Juan die Hand reicht, fühlt er in sich alle Qualen eines höllischen Feuers, der Donner rollt über seinem Haupte, Blitze zucken über ihm, die Erde öffnet sich und verschlingt den Sünder, der zur Höllenqual verurtheilt ist. Denn Feuergarben erfüllen den Ort seiner Versenkung, als symbolische Hindeutung auf das Fegefeuer, dem er jetzt nicht mehr entrinnen kann.

Wie sehr sich dieser Don Juan bei Molière von dem bei Tirso unterscheidet, springt leicht in die Augen. Der Spanier ist das treue Abbild seiner Zeit und seines Standes; der Franzose kann gleichfalls nicht das Zeitalter Ludwig's XIV. verleugnen, aber er fand doch schnelleren Eingang in andere Länder, wenngleich einige Stellen in ihm nur für französische Zuschauer geschrieben sind. Dahin gehört unter Anderem der Spott über die Aerzte, der sich aus den damaligen Verhältnissen Molière's genügend erklärt, der scharfe Tadel des Zweikampfs, und ganz besonders die Schilderung der Heuchler und Devoten, wodurch Molière's Stück sogar in den Ruf der Gottlosigkeit und Unkirchlichkeit kam und der Verfasser vielfach bedroht wurde, bis Ludwig XIV. ihn in den Schutz seiner königlichen Macht stellte.*) Nach Beglassung dieser rein französischen Zuthaten ist nun Molière's Don Juan auch auf italiänische und deutsche Bühnen übergegangen, und in Mozart's Oper sind die Grundzüge, ja einzelne Scenen, wie sich aus der obigen Uebersicht ergiebt, dem französischen Lustspiele nachgebildet, obgleich der Verfasser des Textes unstreitig auch das spanische Stück in einer italiänischen Uebersetzung gekannt haben muß.

*) Ausführlicheres hierüber steht in den Anmerkungen zu Aimé-Martin's Ausgabe der Oeuvres complètes de Molière (Paris 1824) T. IV. p. 3—5.

Nun läßt aber die Schönheit der Mozartischen Musik es leicht übersehen oder es wenigstens als unbedeutend betrachten, wem wir den Text derselben zu verdanken haben. Und doch war der Urheber desselben ein Mann von einem keineswegs gewöhnlichen Talente. Der Abbate Lorenzo da Ponte, aus Ceneda im Trevisanischen gebürtig, der nach vielen Wechselschicksalen sein Leben in den Vereinigten Staaten von Amerika beschloß, war der Verfasser. Dieser Abbate scheint, wie der Pariser Scribe in einer späteren Zeit, von den Komponisten der damaligen Zeit als das Universal-Genie für alle Opern-Texte angesehen worden zu seyn, denn zu gleicher Zeit mit Mozart bemühten sich (wie da Ponte selbst berichtet) zwei der berühmtesten italiänischen Tonsetzer, Salieri und Martini, ihn für sich zu gewinnen. „Ich dachte", sagt er in seinen Memoiren*), „daß es nun Zeit wäre, meine poetische Ader wieder zu beleben, die mir ganz trocken erschienen war, als ich für Peticchio und Reghini (zwei untergeordnete italiänische Komponisten) geschrieben hatte. Dazu boten mir die drei Maestri Martini, Mozart und Salieri Gelegenheit, die alle Drei von mir zu gleicher Zeit einen Text haben wollten. Ich liebte und achtete sie alle Drei und erwartete von allen Dreien eine Entschädigung für die früheren Mißgeschicke und einen Zuwachs meines kleinen theatralischen Ruhmes. Ich dachte also daran, ob es nicht möglich seyn würde, alle Drei auf einmal zu befriedigen und drei Opern auf einmal zu schreiben. Salieri wollte keinen Original-Text von mir haben. Er hatte in Paris die Musik zur Oper Tarare (von Beaumarchais) geschrieben, wollte ihr nun den Charakter eines italiänischen Drama's und eine italiänische Musik geben und verlangte deshalb eine freie Uebersetzung von mir. Mozart und Martini überließen mir gänzlich die Wahl. Für Jenen wählte ich Don Giovanni, ein Gegenstand, der ihm außerordentlich gefiel, und für Martini den Baum der Diana, da ich ihm ein angenehmes Sujet geben wollte, das sich zu seinen lieblichen Melodieen paßte, die man in der Seele empfindet, die aber Wenige nachahmen können. Nachdem ich die drei Sujets gefunden, ging ich zum Kaiser Joseph II., der die Musik an seinem Hofe sehr hegte und pflegte, setzte ihm meine Idee aus einander und sagte ihm, daß es meine Absicht sey, diese drei Werke zu gleicher Zeit zu schreiben. „Das wird nicht gehen", antwortete der Kaiser. — „Wohl möglich", erwiederte ich, „aber ich will es versuchen. Ich werde Nachts für Mozart schreiben und an die Hölle des Dante denken, am Morgen für Martini und werde den Petrarka zu studiren glauben, und am Abend für Salieri, der mein Tasso seyn soll." Der Kaiser fand meine Parallele sehr schön, und kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, so fing ich an zu schreiben. In 63 Tagen waren die beiden ersten Opern, Don Juan und der Baum der Diana, fertig und beinahe zwei Drittheile der dritten."

Um diese Zeit, es war in den ersten achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, lebte Mozart zu Wien und hatte sich durch den Idomeneo, den er im Jahre 1780, im vierundzwanzigsten Lebensjahre, zu München auf die Bühne gebracht hatte, durch die Entführung aus dem Serail (im Jahre 1782) und durch zahlreiche Klavier-Compositionen, Sonaten, Variationen und Konzerte einen sehr geachteten Namen erworben und die Aufmerksamkeit des Kaisers im hohen Grade auf sich gezogen.**) Aber ungeachtet dieses großen Ruhmes lebte er ohne Einkünfte, ohne bestimmte Anstellung. Klavier-Unterricht und abonnirte Konzerte für einen geschlossenen Zirkel des höheren Adels waren noch die ergiebigsten Quellen seines Unterhaltes, auf dessen Vergrößerung ihn auch sein seit dem Jahre 1783 erweiterter Hausstand zu denken nöthigte. Im Jahre 1785 machte Beaumarchais' Lustspiel le mariage de Figaro in Paris das größte Aufsehen und ward auch auf deutschen Theatern oft dargestellt. Kaiser Joseph beauftragte Mozart, dasselbe für sein italiänisches Hoftheater in eine Oper zu verwandeln. Dies geschah in dem genannten Jahre, und Mozart erhielt, wie es damals in Wien der Gebrauch war, den Ertrag der dritten Vorstellung. Dieser mag aber nur gering gewesen seyn, denn die Oper gefiel zuerst nur wenig. Hierdurch gekränkt, blieb Mozart bis kurz vor seinem Tode entschlossen, für Wien keine Opern mehr zu schreiben, sondern trat in Verbindung mit Guardasoni, dem Unternehmer einer zwar kleinen, doch vortrefflichen Opern-Gesellschaft, die abwechselnd in Prag, Warschau und Leipzig spielte. Dieser Verbindung gemäß sorgte Guardasoni, der allerdings ein unterrichteter, aber auch nach italiänischer Weise ein kärglich steuernder Impresario war, für die Texte und zahlte für die Composition eines jeden — hundert Dukaten, doch unter der Bedingung, daß die Partitur sein Eigenthum verblieb und Mozart keine Abschrift, weder des Ganzen noch einzelner Stücke, an Directionen oder Liebhaber überlassen durfte. Alle solche Vortheile behielt der umsichtige Mann sich selbst vor. Für diesen Ehrensold also komponirte Mozart gegen den Winter 1787 den Don Giovanni in Prag, und er hat niemals eine größere Summe erhalten; ein Seitenstück zu jenen einunddreißig Gulden, die Gellert für seine Fabeln als — ein Trinkgeld empfing.

Hier ist der Ort, einer musikalischen Sage zu gedenken. Mozart soll nämlich die Composition der Ouvertüre zum Don Juan, als die Oper längst fertig war, von Tag zu Tag verschoben haben und noch den Tag vor der Aufführung, als die besorgten Freunde glaubten, nun säße er am Schreibtische, ganz lustig spazieren gefahren seyn. Endlich am Tage der Aufführung, am frühen Morgen (nach Anderen in der vorhergehenden Nacht), habe er in wenigen Stunden die Ouvertüre komponirt, so daß die Partieen noch naß in das Theater getragen worden und die Kopisten nur mit Mühe die Abschriften beendigt hätten. Gegen namhafte Gewährsmänner dieser Anekdote erinnert Hoffmann in den „höchst zerstreuten Gedanken über das Theater"***), daß sie albern und

*) Die zu New-York im Jahre 1819 in drei Bänden gedruckt sind.

**) Rochlitz: Für Freunde der Tonkunst II. 237 ff.

***) Phantasiestücke in Callot's Manier II. 85.

prosaisch toll sey, und daß man jedem rüstigen, schnellen Notenschreiber dieselbe Bewunderung zollen könnte. „Glaubt Ihr denn nicht", fährt der Begeisterte fort, „daß der Meister den Don Juan, sein tiefstes Werk, das er für solche, die ihn in seinem Innersten verstanden, komponirte, längst im Gemüthe trug, daß er im Geiste das Ganze mit allen seinen herrlichen, charaktervollen Zügen rundete und ordnete, so daß es wie in einem fehlerfreien Gusse dastand? Glaubt Ihr denn nicht, daß die Ouvertüre aller Ouvertüren, in der die Motive der Oper schon so herrlich und lebendig angedeutet sind, nicht eben so gut fertig war, als das ganze Werk, ehe der große Meister die Feder zum Aufschreiben ansetzte? Ist jene Anekdote wahr, so hat Mozart wahrscheinlich seine Freunde, die immer von der Composition der Ouvertüre gesprochen hatten, mit dem Verschieben des Aufschreibens geneckt, da ihre Besorgniß, er möchte die günstige Stunde zu dem ihm mechanisch gewordenen Geschäfte nicht mehr finden, ihm lächerlich erscheinen mußte."

(Schluß folgt.)

Rußland.

Nothwendige Berichtigung.

Der überaus freundliche Beurtheiler meiner „neuen Petersburger Skizzen" in Nr. 74 dieser Blätter nennt das, was ich in diesem Schlußbande über den Kaiser Nikolaus gesagt, „eine glänzende Apologie" und setzt hinzu: „es scheine nach neueren Materialien verfaßt und dazu bestimmt zu seyn, manche Urtheile und Angaben des Marquis von Custine zu widerlegen."

Dergleichen Voraussetzungen muß ich um so entschiedener von der Hand weisen, als sie durchaus gegen die Wahrheit verstoßen und mich offenbar bei meinen Lesern in einen häßlichen Verdacht bringen, weshalb ich darin den sonst so nachsichtsvollen Berichterstatter gar nicht wieder zu erkennen vermag, denn eine derartige Zumuthung ist nichts weniger als freundlich! Ich kann versichern, das über den Kaiser Gesagte bereits im Jahre 1841 niedergeschrieben zu haben und zwar nach Notizen, die ich lange vorher in Petersburg gemacht. Was ich den Worten einer jetzt verstorbenen, bei Hofe sehr bewanderten Person nachberichtete, ist getreulich von mir angeführt, und eben so das, was ich aus inniger Ueberzeugung und aus eigener Anschauung geschöpft, als solches hinzugefügt.

Zum Apologisiren hatte ich niemals Geschicklichkeit und Neigung; wohl aber drängt es mich fortwährend, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zum blinden Parteimann bin ich indessen gleichfalls unbedingt verdorben; dagegen schützte mich allzeit etwas Skeptik. Darum hoffte ich allerdings, man werde **mir**, den Kaiser von Rußland betreffend, im Vaterlande Glauben schenken und dem **Menschen** Gerechtigkeit widerfahren lassen, was man auch gegen den **Politiker** einzuwenden haben möchte. Es verdroß mich in der That, daß man bei uns an Nikolaus so vielfach nur zu tadeln fand, und mein Gefühl sagte mir sogar, wie höchst unklug darin gehandelt wird; **denn jeder Tadel, der neben gerechter Anerkennung von Vorzügen ausgesprochen wird, macht um so tieferen Eindruck bei allen Bessergesinnten**, und diese sind es ja doch vor Allem, die man im Auge haben soll!

Gegen den Marquis von Custine ließe sich wohl sehr Vieles schreiben, denn — um mit seinen eigenen Worten zu reden — er hat sehr, sehr oft mal vu und nur äußerst selten bien deviné. Es ist kaum zu begreifen, daß sich bis jetzt nur ungeschickte Gegner zu seinem Buche gefunden, die lediglich Uebel — ärger machten. — Wenn ich also keineswegs vertreten möchte, was der Marquis von Custine geründigt und geschrieben; wenn ich dem geistreichen Greisch auch vollkommen Recht gebe, der im Gespräch gelegentlich fallen ließ: „Wir Russen könnten weit Stärkeres, weit Wahreres als Custine von unseren Zuständen sagen, wenn es die Verhältnisse gestatteten"; so soll es mir doch selbst im Traume nicht einfallen, die Schaar der Custineschen Widerleger vermehren zu helfen. Ja, ich gestehe offen: der Eindruck, den das Custinesche Buch bei uns und namentlich in Frankreich gemacht, ist ein ganz richtig empfundener und muß eben darum unbezahlbar genannt werden, so wie er unberechenbar war. Custine hat den glänzendsten Beweis geliefert, daß man im Einzelnen sogar meist Unrecht haben könne, um dennoch im Ganzen Recht zu behalten, und darin liegt eben die schwer zu umschiffende Klippe, welche sich jedem seiner Widerleger entgegenstellt.

Ich finde es hier am geeigneten Platze, einige Worte über ein Gerücht zu sagen, das mündlich umläuft und wonach ich durch russisches Gold bestochen worden seyn soll, die Skizze „vom Kaiser" im Schlußbande meiner Petersburger Skizzen zu schreiben. Diese Gemeinheit kann nur in einem Gemüth entsprungen seyn, wie es deren leider so viele giebt und von denen gesagt werden kann: sie seyen stets bestrebt, den Schmutz ihrer eigenen Erbärmlichkeiten auch auf Andere zu übertragen. Doch wozu sich ereifern! Jeder, der mich kennt, weiß auch, daß ich jederzeit im Besitze des Hauptrequisits aller **echten** Literatenschaft war, im Besitze einer bodenlosen Leertasche! Damit widerlegt sich doch endlich eine dergleichen jämmerliche Zumuthung am gründlichsten!

Treumund Welp.

Mannigfaltiges.

— Paganel über Preußen. Ein hochgeschätzter Freund unserer Zeitschrift — Herr Direktor Dr. Hitzig — theilt uns folgende Notiz mit: „Paganel in der Histoire de Joseph II. Empereur d'Allemagne (Paris, Didot, 1843) sagt S. 378 von Preußen: „„Wer Preußen in der Wirklichkeit gesehen, wer Gelegenheit gehabt hat, seine bewunderungswürdige Armee zu beobachten, wer die kräftige Munizipal-Verfassung dieses Landes und sein eben so einfaches als thätiges Administrations-System, wer die wohlverstandene Würde jedes Einzelnen, die hier herrscht, wer die hohe Stellung, welche die philosophische Bildung erreicht hat, und das innige Band kennt, das zwischen dem Regenten und dem niedrigsten seiner Unterthanen besteht; für den ist Preußen eine kräftige rationale Organisation.""

— Literarische Geschäfte en gros. Drei verschiedene Pariser Zeitungen, das Siècle, die Démocratie pacifique und das Commerce, enthalten jetzt in ihrem Feuilleton Romane, deren tägliche Fortsetzung die Unterschrift des Herrn Alex. Dumas trägt. Da dieser Schriftsteller in seinem Pult nichts fertig liegen läßt, ohne es drucken zu lassen, so ist anzunehmen, daß er diese drei Romane, mit Namen „die drei Musketiere", „eine korsische Familie" und „eine Tochter des Regenten" gleichzeitig geschrieben oder in diesem Augenblick noch gleichzeitig vollendet. Nun frägt es sich, ob irgend Jemand, und wäre er auch ein noch so geistreicher Kopf, wohl im Stande ist, zu gleicher Zeit drei verschiedene Erzählungen zu entwerfen, dreierlei Intriguen anzuspinnen und drei verschiedenen Werken seine Studien, wie seine Einbildungs- und seine Darstellungskraft zu widmen? Der Dichter von Mozart's Don Juan, Signor da Ponte, behauptete zwar, daß er drei Operntexte zugleich gedichtet (man vergl. den heutigen Abschnitt des Artikels zur Geschichte Don Juan's ꝛc.) doch ist noch ein großer Unterschied zwischen dem bloßen Ordnen und Versifiziren gegebener Stoffe und der Dichtung einer völlig dem Gebiete der Phantasie angehörenden Erzählung — obwohl jene Fertigkeit seltener scheint als diese. Jedermann giebt zu, daß die gleichzeitige Herstellung dreier solcher Romane, wie der oben erwähnten, materiell und mathematisch etwas Unmögliches sey. Folglich bleibt nichts weiter übrig, als die Vermuthung, daß zwei von diesen drei Romanen gar nicht von Herrn Dumas herrühren und daß er seinen Namen unter die Arbeiten unbekannter Autoren setzt, mit denen er wahrscheinlich das Honorar theilt. Das nennt man seine Geschäfte en gros betreiben!

— Berichte über die palästinensischen Juden. Kürzlich sind zu gleicher Zeit zwei Schriften über Palästina und dessen jüdische Bewohner in England ausgegeben worden. Die eine, welche eigentlich nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für einen Kreis von Freunden und Bekannten geschrieben ist, rührt von einer Dame her, von Lady Montefiore, der Gattin des bekannten Sir Moses Montefiore, der im Jahre 1838 in Begleitung der Ersteren die Reise nach Aegypten und Syrien zum zweitenmal unternahm, um dort seine Glaubensbrüder gegen die fanatische Beschuldigung des Gebrauches von sogenanntem Osterblut in Schutz zu nehmen. Lady Montefiore führte auf dieser Reise ein Tagebuch, welches jetzt im Druck erschienen ist und vornehmlich von der Lage der jüdischen Gemeinden in Palästina eine ungeschmückte einfache Schilderung enthält. *) Denselben Schauplatz, und zwar ebenfalls vornehmlich die jüdischen Gemeinden in Palästina, bespricht die Schrift der Herren Keith, Black, Bonar und Mac Cheine, die im Auftrage der Kirche von Schottland eine Reise unternommen hatten, um den Zustand der Juden in Europa und Palästina kennen zu lernen und darüber zu berichten. Schon des Gegensatzes halber verdienen diese beiden Schriften neben einander gestellt zu werden: die schottischen Geistlichen haben natürlich das religiöse wie das soziale Leben der Juden mit andern Augen betrachtet, wie die jüdische Dame, doch wird auch ihnen von allen Berichterstattern Wärme der Darstellung und Wohlwollen auch gegen die Andersgläubenden nachgerühmt. **)

— Politische Reden. Der so eben in der Boß'schen Buchhandlung erschienene vierte Band der „Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert" enthält folgende Reden: Glaubrecht über die hannoversche Verfassungs-Angelegenheit; Kölczey über die stätige Ablösbarkeit gutsherrlicher Rechte; Lónyay über Volkserziehung; Gagern über Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschwornengericht; Duttlinger über die Verantwortlichkeit der Minister; Jordan gegen ministerielle Verschwendung; Aschbach über die Urlaubs-Reskripte; Bekk über provisorische Gesetze; Danton zu seiner Vertheidigung; Louvet gegen Robespierre; Guizot über den Durchsuchungs-Vertrag; Thiers über die Regentschaft; O'Connell zu seiner Vertheidigung; Grattan über das Verhältniß Irlands zu England; Deák über die stätige Ablösbarkeit gutsherrlicher Rechte; Balogh über die ungarische Opposition, und Klauzal über die gemischten Ehen. Die ungarischen, süddeutschen und französischen Redner verhalten sich beinahe so wie ihre Weine zu einander. Biographische Notizen sind in diesem Bande über Danton, Grattan, Guizot, Louvet, O'Connell und Thiers mitgetheilt.

*) Das Buch führt den Titel: Notes from a private Journal of a visit to Egypt and Palestine, by way of Italy and the Mediterranean (Not published). London, 1844. Die von dem Herrn Oberrabbiner Dr. Fränkel in Dresden herausgegebene „Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums" giebt darüber einen ausführlicheren Bericht.

**) Von dieser zweiten Schrift ist bereits eine französische Uebersetzung erschienen unter dem Titel: Les Juifs d'Europe et de Palestine. Voyage de MM. Keith, Black, Bonar et Mac Cheine, envoyés par l'Eglise d'Ecosse. Traduit de l'Anglais. Paris, 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 20. Juli 1844.

Java.

Aus dem Tagebuche eines Deutschen auf Java.

I. Batavia.

Die Hallen liegen nieder — die Gärten sind zerstört.
Uhland.

Batavia liegt einige tausend Schritt von dem schlammigen Seestrande entfernt in einer wiesigen Fläche, welche ringsum von Morästen und unter Wasser stehenden Reisfeldern umgeben ist. Ein sehr langer Kanal, der von einer doppelten Reihe starker Pfahl- und Mauerwerke gebildet wird und ziemlich weit in die See hinausläuft, gewährt die Einfahrt nach der Stadt; ihn muß jeder Reisende, welcher Batavia besucht, passiren.

Das Bild der nächsten Umgebung dieses Kanals (Zeehoofd genannt) berechtigt zu äußerst geringen Erwartungen. Der Anblick ist traurig und öde. An dem Pfahlwerk, welches hier und dort von dem beständigen Anströmen der Brandung bedeutend gelitten hat, kleben Austern und grüne Seepilze, die großen Nägel, welche es zusammenhalten, verrosten und fallen ins Wasser; kurzes, vertrocknetes Gras und krüppeliges Unterholz bedecken das Land zu beiden Seiten, — eine vereinzelte Strand-Batterie, mit deren Ausbau man beschäftigt ist, und hier und dort eine ärmliche Hütte von Bambus sind die einzigen Spuren menschlicher Nähe. In dem schmutzig grünen Wasser des Kanals liegen in langer Reihe die kleineren Küstenfahrzeuge und chinesischen Fischerböte vor Anker — hier und dort ein schlank gebautes Kreuzboot, welche die Regierung gegen Seeräuber aussendet. Erstere sind schmutzig und kahl und versaulen — grüner Schlamm wuchert auf dem Holzwerk. Vom Deck starren drei oder vier malayische Matrosen mit javanischen Stroh-Zigarren im Munde in gleichgültiger Ruhe die vorbeirudernden Boote und Prauen an — geflochtene Strohsegel liegen zum Trocknen in den Strahlen der Sonne ausgebreitet — ein Lampongscher Affe ergötzt sich mit Klettern und Zähnefletschen in dem ärmlichen Tauwerk — dann und wann passirt eine Prau oder kleines Fahrzeug mit Waaren, um sie an Bord der Schiffe zu bringen, welche auf der Rhede in Ladung liegen — ein schmales Canu, mit Früchten, Papageien und Affen beladen, womit der Besitzer nach der Rhede hinausfährt, um damit Handel zu treiben — ein einzelnes Schiffsboot, welches unter dem monotonen Gesange der malayischen Bootsleute an langen Tauen nach Art der holländischen Ziehschuten längs der Pfahlwerke gezogen wird; — solchergestalt ist der erste Eindruck, welchen Batavia auf den Fremdling hervorbringt.

Die jetzige Stadt Batavia besteht aus einigen wenigen, aber ziemlich regelmäßig gebauten Straßen. Die Häuser sind meistens weiß angestrichen und beinahe ohne Ausnahme zwei Stockwerke hoch. Verschiedene, durch Mauerwerk eingehegte Kanäle durchschneiden die Stadt nach verschiedenen Richtungen, aber das Mauerwerk fällt stellenweis in Stücken und stürzt in den dunkelschlammigen Fluß hinab, der lautlos vorüberzieht. — Einzelne hochgewölbte Brücken verbinden die verschiedenen Straßen und gestatten den unten passirenden Fahrzeugen und Böten aller Art den Durchzug.

Die ansehnlichste und bedeutendste Straße der Stadt ist die am sogenannten „großen Fluß", wenngleich auch dieser große Fluß nichts mehr und nichts besser ist, als seine geringeren Gefährten, ein seichter, schmutziger Kanal, der nur während der Regenzeit zu einem rascheren Laufe anschwillt. Er bildet die Mitte dieser Straße, so daß dadurch eigentlich zwei Straßen entstehen, jede mit der Front nach dem Wasser zugekehrt. Sie sind ziemlich breit, aber ungepflastert, so daß während der Regenzeit ein dicker, beinahe undurchdringlicher lehmiger Schmutz dieselben bedeckt. Die Geschäfts-Lokale der Faktorei der niederländischen Handels-Gesellschaft und der angesehensten Kaufmannshäuser Batavia's drängen sich hier dicht an einander. Längs der Häuserreihe laufen breite Trottoirs und regelmäßig gepflanzte Baumreihen, welche den Weg beschatten; — hart am Strande des Flusses ziehen sich in langer Linie die sogenannten Loodsen hin. Dies sind mit Ziegel gedeckte Schauer, getragen von hölzernen Pfeilern, welche dazu dienen, um die Waaren, welche hier täglich empfangen oder verladen werden, vor plötzlichen Regenschauern zu schützen. Die Fahrzeuge, womit die Waaren vom Bord der Schiffe geholt oder dahin gebracht werden, heißen Prauen; sie können auf dem bereits öfter erwähnten Kanal bis vor die Speicher der Kaufleute vordringen und werden dort durch Culis oder Tagelöhner unter den Augen der Eigenthümer entlöscht oder verladen. Die Häuser sind in dieser Gegend der Stadt groß und massiv gebaut. Wenn man hineintritt, so findet man geräumige Säle und ausgestreckte Räume, wo Waaren und Produkte aus allen Theilen der Welt aufgestapelt liegen. Die Gemächer sind hoch und luftig; über den Thüren und Fenstern sieht man künstliches Schnitzwerk mit einer jahrelangen Staubkruste bedeckt, worunter noch hier und dort die Spuren früherer Vergoldung hervorschimmern; denselben Schmuck tragen die Treppengeländer. Der Fußboden ist belegt mit rothen gebackenen Fliesen, und mächtig große Glasthüren führen aus einem Gemach ins andere. Alles spricht hier von vergangener Größe — die gute alte Zeit blickt dem Beschauer aus der Vergoldung und dem zierlichen Schnitzwerk entgegen, denn in diesen Räumen wohnten und weilten vor Jahren die Holländer der guten alten Zeit, die weißbepuderten Kaufherren der Ostindischen Compagnie, deren Schiffe den Ocean nach allen Richtungen befuhren, die Holländer aus jenen Tagen, wo der unermeßliche Handelsverkehr dieses kleinen Ländchens es zum Stapelplatze der ganzen Welt machte, wo Fürsten und Könige zitterten vor der Macht holländischer Bürger. Doch die große Zeit ist vorbei — Jahre sind in rascher Folge darüber hinweggeeilt und haben mächtige Veränderungen mit sich gebracht. So auch in Indien. Da, wo früher jene großen Kaufleute lebten und dachten, im stolzen Bewußtseyn ihrer Macht — lagern jetzt nur Waaren-Stapel — Zucker, Kaffee, Reis zu Bergen aufgethürmt. Die hohen Gemächer sind zu Speichern und Waaren-Niederlagen umgestaltet; die vergoldeten Zierrathen, worauf die Eigner oft mit Stolz geblickt haben mögen, sind verstaubt und schämen sich der Gegenwart, der Holzwurm zerfrißt sie, und Spinnen umweben sie ungestört; die großen Flügelthüren verrosten in ihren Angeln, und nur während weniger Stunden des Tages schallt menschlicher Schritt und menschliches Leben in diesen öden Räumen wieder.

Batavia ist in neuerer Zeit, hauptsächlich in den letzten 25 Jahren, gänzlich von Europäern verlassen. Die ganze Bevölkerung hat sich einige englische Meilen landeinwärts nach Weltevreden gezogen, und nur die Geschäfts-Lokale der Kaufleute und ein geringer Theil der Büreaus der Regierung rufen einen Theil der europäischen Bevölkerung in den Stunden von acht Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags dahin zurück. Man lernte allmälig einsehen, daß die ungesunden Ausdünstungen der vielfältigen Kanäle und Flüßchen, welche Batavia durchschneiden, und besonders des schlammigen Seestrandes und der umliegenden Reisfelder nicht anders als schädlich auf die Gesundheit der Bewohner einwirken konnte, und es wurde von Seiten der Regierung auf Mittel gesonnen, diesem Uebelstande so viel wie möglich abzuhelfen. Die Kanäle und Gräben, welche man nicht zum Verkehr unumgänglich für nothwendig hielt und worin stehendes Schlammwasser oft in den brennenden Strahlen der indischen Sonne in Fäulniß überging und die Luft verpestete, wurden zugeworfen. Der größte Theil der Büreaus der Regierung, so wie sämmtliche Kasernen und Offiziers-Wohnungen, wurden nach Weltevreden verlegt, und nur die nöthigsten Büreaus, welche nicht entfernt werden konnten, blieben in Batavia. Zu diesen gehören das Zoll-Büreau, die ausgebreiteten Entrepôts und Speicher der Regierung und die Polizei-Büreaus. Allmälig folgte auch die Bevölkerung diesem Beispiel; man zog sich mehr und mehr von dem Seestrande zurück, neue Gegenden entstanden in der Nähe von Weltevreden, Häuser wurden gebaut, und auf diese Art entstand Weltevreden, Ryswyk, Noordwyk, Tanabang, Cramat und andere Viertel der neuen Stadt, welche jetzt ein großes Ganze bilden, während Batavia allmälig gänzlich verlassen ward, so daß schon seit Jahren kein Europäer mehr während der Nacht sich innerhalb seiner Ringmauer aufhält.

Einen besonderen Theil der jetzigen Stadt Batavia bildet das sogenannte chinesische Camp, d. h. das von der Regierung ausschließlich dieser Nation angewiesene Stadtviertel. Wenngleich sich auch zwischen den europäischen Häusern der Stadt einzelne von Chinesen bewohnte Häuschen und Läden eingedrängt haben, so ist die Zahl dieser doch im Verhältniß zu der großen Masse nur sehr gering. Das chinesische Camp liegt in unmittelbarer Nähe des bereits erwähnten großen Flusses und erstreckt sich in unabsehbarer Ausdehnung in nicht großer Entfernung vom Seestrande hin. Es besteht aus Tausenden und aber Tausenden kleiner Häuser und Häuschen, die, eng auf einander gepreßt und gleichsam in einander verwachsen, ein Labyrinth von Gängen, Straßen und Häusergewirre bilden, worin sich nur sehr wenig Europäer zurecht zu finden wissen und welches von vielen Tausenden dieser indischen Juden bewohnt wird. Hunderttausende von Chinesen sind auf der ganzen Insel vertheilt, von denen gewiß ein sehr großer Theil auf Batavia und die Umgegend zu rechnen ist. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Zahl der in dieser Gegend ansässigen auf 40—50,000 anschlage. Auch das chinesische Camp wird von einer Menge Gräben und Kanäle durchschnitten. Die Häuser

sind größtentheils klein und niedrig, mit vielen Winkeln und Ecken — stellenweise wahre Barracken, welche ihrem Einsturz nahe sind. — Nur hier und dort erhebt sich ein größeres und ansehnlicheres Gebäude aus der Häusermasse hervor und bezeichnet die Wohnung eines der reicheren Kaufleute. Das ganze chinesische Stadtviertel gleicht einem ununterbrochenen Laden, wo die verschiedenartigsten Artikel von Europa, Asien und Amerika zum Kauf ausgeboten werden.

Die Chinesen und Araber, aber ganz besonders Erstere, haben den ganzen Kleinhandel auf Java und im indischen Archipel an sich gerissen. Die europäischen Importeure setzen ihre Artikel, mit Ausnahme weniger, welche in die mehr fashionablen europäischen Detail-Laden übergehen, beinahe ausschließlich an Chinesen ab. Daher die unermeßliche Menge verschiedener Artikel, welche hier zu Kauf liegen. Englische, holländische, französische und deutsche Manufaktur-Waaren in allen Arten und Gattungen, Birminghamer Scheeren und Messer, Chemnitzer Strümpfe, sächsischer Flanell, französische und schweitzer bunte Tücher, Glasperlen, englische Nähnadeln, Garn, deutsche Glas- und Galanterie-Waaren lagern hier in jedem Laden neben einander. Es giebt wenig Dinge, wonach man in diesem Chaos umsonst fragen würde. Doch auch Artikel chinesischer und indischer Industrie findet man hier. Chinesisches Porzellan, seidene Stoffe, Confituren, Regenschirme von geöltem Papier, Fächer und Stickereien ꝛc. Außerdem werden auf Batavia beinahe alle Handwerke ohne Unterschied durch Chinesen betrieben. Sie sind Tischler, Schmiede, Schneider, Schuhmacher, Gold- und Silber-Arbeiter, Bäcker u. s. w., und überall, wo der Blick umherschweift, sieht man Leben und Treiben — rege Thätigkeit und Bewegung. Dabei liegt es durchaus nicht im chinesischen National-Charakter, irgend etwas mit Ruhe zu verrichten; wo Chinesen sind, da ist Lärm und Geschrei, und hier, wo so viele thätige Hände sich auf einem kleinen Raum zusammenfinden, steigt die ihnen natürliche Lebhaftigkeit oft zu einem betäubenden Lärmen. Dazwischen rollen Wagen und Kabriolets durch die engen Straßen, in denen beständig Malayen, Chinesen, Araber und Europäer auf- und niederwogen. An den Seiten der Straßen hart an den Häusern breiten industriöse Fruchtverkäufer und Garköche ihre tragbaren Waaren aus und rufen die Vorübergehenden an. Dazwischen durch drängen sich Lastträger mit Kisten oder Ballen, Fischverkäufer, Limonadenhändler und Müssiggänger, Polizeidiener u. s. w., und bilden ein beständig wogendes, abwechselndes Gemälde.

Die Chinesen auf den größeren Plätzen Java's stehen unter Aufsicht aus ihrer Mitte gewählter Chefs, welche den Titel Major und Lieutenant haben. Der Major der Chinesen auf Batavia heißt Ton Engoan und ist ein stattlicher noch junger Mann mit schwarzem Schnurrbart. Bei festlichen Gelegenheiten und öffentlichen Bällen, z. B. am Geburtstage des Königs von Holland, werden diese Repräsentanten der chinesischen Nation vom Gouverneur eingeladen und erscheinen dort in ihren reich gestickten, geschmackvollen Galla-Kostümen.

An verschiedenen Stellen des chinesischen Camps werden täglich große Märkte oder Basars gehalten, wo Früchte und Gemüse aller Art, frisches Fleisch, Fische, Austern, Krebse, Eier und hunderterlei Arten verschiedenartiger Lebensmittel verkauft werden. In der Nähe solcher Basars, wo der Zusammenfluß der Menge natürlich am größten ist, bestehen gewöhnlich Restaurationen, Spielhäuser, Opiumhütten und chinesische Theater oder Wayanas.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Zur Geschichte Don Juan's in Spanien und in anderen Ländern.

(Schluß.)

Die köstliche Oper hatte, wie die Hochzeit des Figaro, das merkwürdige Schicksal, daß sie in Wien bei der ersten Vorstellung nicht gefiel, während sie in Prag, wo sie im Oktober 1787 zuerst gegeben wurde, die lebhafteste Bewunderung hervorbrachte. Es wurde nun geändert, Arien gewechselt, und dennoch gefiel die Oper nicht. „Die Oper ist göttlich", sagte Kaiser Joseph, „vielleicht schöner als der Figaro, aber es ist kein Gericht für die Zähne meiner Wiener." „Ich erzählte", fügt da Ponte hinzu, „dies dem Mozart, der, ohne sich darüber zu beunruhigen, ganz gleichmüthig sagte: „Wir wollen ihnen Zeit lassen, es zu kauen." Auch irrte er sich nicht; die Oper wurde öfters gegeben, und mit jeder Vorstellung nahm der Beifall zu, und die Herren Wiener zählten den Don Giovanni zu den schönsten Werken, die je auf einer Bühne dargestellt worden sind." Und so denkt das deutsche Publikum noch im Jahre 1844, nachdem das unsterbliche Werk seit siebenundfunfzig Jahren, also seit länger als einem halben Jahrhundert, seinen Platz auf allen Bühnen Europa's behauptet hat. Aber wahrhaft zu beklagen ist es, daß eben diese sich wenig darum kümmern, daß Don Juan in seiner echten und ursprünglichen Gestalt auf den Brettern erscheine. Denn die verschiedenen deutschen Uebersetzungen, die auf unseren Bühnen gebraucht werden, leiden an Schwerfälligkeiten und prosaischen Verunstaltungen, und die beste von allen, die Rochlitzsche, scheint nirgends eingeführt zu seyn. Dazu ist der deutsche Dialog mit so vielen Nuditäten und Plattitüden ausgestattet, und die rohen Späße sind so veraltet, daß sie höchstens der Gallerie einige Aufheiterung gewähren, und daß sogar in diesen Regionen manche Späße des Leporello neuerdings in Berlin ausgezischt worden sind. Mozart's Meisterwerk ist jedoch kein mit Arien untermischtes Sing- und Trauerspiel, sondern eine musikalische Tragödie, deren tiefer Ernst durch die Folie des heiteren Scherzes, wie bei Shakspeare, nur um so wunderbarer hervorgehoben wird. Warum wird also nicht einmal der Versuch gemacht, die poetische Bedeutung, welche E. T. A. Hoffmann in seiner geistreichen Auffassung der Oper gezeigt hat, wenigstens annähernd wiederzugeben? Die veralteten Gespräche und Späße, welche bei den deutschen Aufführungen an die Stelle der von Mozart in anmuthigster Leichtigkeit komponirten, dialogischen Rezitative gesetzt sind, und manches Fremdartige aus Molière's Don Juan, was in da Ponte's Textbuche nicht steht, würden dann wegbleiben und dafür die ursprünglichen Rezitative vernommen werden, den Schluß aber würde jenes herrliche, selbst christlich-versöhnende Finale machen, worin Leporello den Untergang Don Juan's erzählt, der Liebe Octavio's und Anna's durch den kirchlichen Bund Sühne gegeben wird und Elvire ihren Entschluß ausspricht, in ein Kloster zu gehen. Es wäre dazu freilich nöthig und zugleich sehr wünschenswerth, daß die Furien wegblieben und das infernalische Feuerwerk ausfiele; sollte aber einmal die Schaulust der Menge doch befriedigt werden, so ließe sich dies durch irgend eine Pracht-Decoration am Schlusse ersetzen.

Um so erfreulicher war es, daß das Königstädtische Theater zu Berlin am 19. April 1843 eine Aufführung des Don Juan in italiänischer Sprache, von italiänischen Sängern und mit den vollständigen Rezitativen, wie Mozart das Werk ursprünglich geschrieben hatte, veranstaltete. Den Kunstfreunden, den Verehrern des herrlichen Werkes, war es erwünscht, die schönen Melodien und die großen dramatischen Scenen einmal auf dieselbe Weise singen zu hören, zu welcher die Töne von dem Meister gedichtet worden waren, also Sinn, Rhythmus, Accent in voller Uebereinstimmung. Aber auch für das größere Publikum war die Aufführung ein Gegenstand des lebhaftesten Interesse, weil es wohl in keiner Oper so zu Hause ist als gerade in dieser und sich daher auch ohne Verständniß der fremden Sprache den Inhalt des Textes überall gleich zu vergegenwärtigen wußte.

So wünschenswerth nun ein anderer deutscher Text des Don Juan ist, um der Oper ihre wahre Hoheit wiederzugeben, so auffallend ist es, daß eine andere Oper Mozart's sich gerade durch einen schlechten deutschen Text gehoben hat. Wir meinen die Zauberflöte und Schikaneder's Text dazu, des Unternehmers, Direktors, Dichters und ersten Komikers des Vorstadttheaters an der Wieden in Wien, eines kecken, possirlichen Mannes, der durch die Zauberflöte Hunderttausende gewann, während Mozart bis wenige Monate vor seinem Tode, wo ihn der Kaiser zum Kapellmeister bei St. Stephan ernannte, in unverdienter Armuth schmachtete und mit Frau und Kindern von 800 Gulden leben mußte. Nun ist die Zauberflöte ein Mittelding zwischen ernster und komischer Oper, arm an Motiven, die das Herz ergreifen, aber reich an Abgeschmacktheiten — und doch wußte Mozart dies Werk durch die Kraft seiner Kunst so hoch hervorzuheben, daß es noch jetzt auf den größten Bühnen gesehen wird. Aber, wie unglaublich es erscheint, nicht Mozart's Musik allein eroberte sich den ungeheuren Erfolg vor nunmehr funfzig Jahren, sondern auch Schikaneder's Text hatte seinen Antheil daran. Poetisches Verdienst erkannte man wohl schwerlich in demselben, aber Gegenstand und Behandlung waren zeitgemäß. Denn die Oper war neu in jener Zeit eines unbestimmten Dranges nach einer neuen Offenbarung und einer Sehnsucht nach dem Mystischen, mitten unter den Versuchen, durch die geheimen Lehren der Rosenkreuzer und Cagliostro's das wankende Gebäude des Staats und der Kirche zu stützen. Auf diese Weise glaubte man Menschenglück und Menschentugend zu gründen, und so fanden Sarastro's Sentenzen stürmischen Beifall, man ahnte tiefe Weisheit hinter den Pforten des ägyptischen Tempels, und die Feuer- und Wasserproben so wie der Aufzug der trompetenden Isis-Priester vertrugen sich vortrefflich mit dem Geschmacke der großen Menge und der Vielen, die in der französischen Revolution den Frühling der Menschheit zu begrüßen meinten. Das hatte Alles Schikaneder wohl bedacht und konnte es schon mit seinem schlechten deutschen Texte wagen, ohne etwa den Spott zu reizen, der jetzt bei dürftiger Bühnen-Ausstattung und bei musikalischen Mängeln gar zu leicht gereizt wird.

Wir wenden uns noch einmal zum Don Juan zurück und gedenken der Verwandtschaft, welche in dieser Sage und in der von Faust liegt. Dem Erste werden für ihre Frevel vom Weltgeiste zermalmt, Don Juan wegen seiner Auflehnung gegen die sittliche, Faust gegen die übersinnliche Weltordnung. Der Erste, der diese beiden Mythen poetisch gestaltete, war der Schöffe Nikolaus Vogt zu Frankfurt am Main, der Lehrer und Freund des Fürsten Metternich, in dessen Schloßkapelle auf dem Johannisberge sein Herz ruht. Nach ihm versuchte Grabbe, diese Parallele dramatisch durchzuführen. In der Anlage seiner Tragödie: „Don Juan und Faust" (1829) erkannte er richtig, wie fruchtbar der Gedanke sey, die beiden Extreme des Männlichen nach der sinnlichen und geistigen Seite in tragischer Verknüpfung zu produziren, aber es erforderte dies auch bei aller Stärke der Phantasie Grabbe's und bei aller Gluth der Leidenschaft, die er auszudrücken weiß, einen Moment der glücklichsten Erfindung und die reifste Durchbildung. Beides aber fehlt; die Handlung ist roh und ungelenk, die zartesten Stellen verlieren durch groteske Gedankensprünge und unpassende Anspielungen auf Zeitverhältnisse und Zeittendenzen, ja die beiden bekannten Personen, Don Juan und Faust, weisen nach Immermann's Urtheil *) in jeder Scene zu sehr das Taufzeugniß leiblicher Abkunft von Mozart und Goethe auf, ohne sich als geistige Söhne dieser Väter zu bewähren. Die Handlung geht bald in Rom, bald in einem Zauberschlosse auf dem Montblanc vor, welches der Ritter (der Goethesche Mephistopheles) hat für Faust erbauen müssen. Don Juan und Faust lieben Beide mit größter Gluth die schöne Anna, die Tochter des Gouverneurs Don Gusman, der zugleich spanischer Gesandter in Rom ist. Faust entführt das Mädchen, nachdem sie Don Juan mit jener unwiderstehlichen Kraft, die ihm Gewalt über jedes weib-

*) Memorabilien II, 27.

liche Herz giebt, in der höchſt ergreifenden erſten Scene des zweiten Akts ſich ganz zu eigen gewonnen hatte, ohne daß ſie aber die Seinige werden will. So kömmt Fauſt dem Nebenbuhler zuvor, der die Geliebte ebenfalls rauben wollte und im Tumulte ihren Verlobten, Don Octavio, erſtochen hat. Ein gleiches Schickſal erfährt der Gouverneur im Zweikampf für die gekränkte Ehre ſeines Hauſes, worauf Don Juan, der auf des Teufels Rath Donna Anna ihrem Räuber entreißen will, von Fauſt's Geiſtern am Fuße des Montblanc mit ſeinem getreuen Leporello aufgehoben und durch die Luft wieder nach Rom zurückgeführt wird. Nun folgt die Einladung der Statue des Gouverneurs zu Don Juan's Gelage, wie in der Oper; der Ritter naht ſich, um ſein Opfer zu empfangen, immer enger umſchleicht er den Don Juan, und als Fauſt gleichfalls erſcheint, voll grimmiger Wuth, weil Donna Anna ihn bis zu ihrem Tode gehaßt und ihre feurige Liebe zu Don Juan erklärt hatte, als er den Teufel, als den ſchadenfrohen Urheber ſeines Unglücks, verzweifelnd anfällt, ſo packt ihn dieſer und erdroſſelt ihn. Am Schluß erſcheint die Bildſäule des Gouverneurs; wir gerathen in eine wilde, ſtürmiſche Scene, der aber Niemand den Vorzug vor der ähnlichen Mozartſchen geben kann, Don Juan wird vergeblich zur Reue und Beſſerung ermahnt, endlich vergeht er unter dem Händedruck des Gouverneurs, der Teufel faßt ihn, um ihn an den Fauſt zu ſchmieden, und Don Juan verſinkt mit ihm unter dem Ausrufe: ſein letztes Wort auf Erden ſey: „König und Ruhm und Vaterland und Liebe.“ Schon dieſe letzten Worte würden hinlänglich ſeyn, um die bizarre, wenn auch dichteriſch elektriſirte Weiſe zu bezeichnen, in welcher Grabbe die Sage vom Don Juan dramatiſirt hat.

Noch weit mehr aber iſt die Poeſie der Sage verkannt in Braun von Braunthal's Don Juan (Leipzig 1842), und an ihre Stelle ein unverſtändliches, in den Wolken ſchwebendes Etwas geſetzt, an dem kein Leſer Behagen haben wird und worüber ſelbſt einzelne kräftige Scenen und eine reiche, geſchmückte Sprache ohne den ſonſt wünſchenswerthen Eindruck bleiben. Dieſer Verfaſſer hat ganz vergeſſen, daß Don Juan ohne den ſteinernen Gaſt eben ſo wenig beſtehen kann als Fauſt ohne den Teufel, und daß ihm ein luſtiger, furchtſamer Diener, er mag nun Leporello heißen oder anders, eben ſo unerläßlich iſt wie dem Fauſt ſein pedantiſcher, altkluger Famulus. Statt deſſen giebt er ihm zum Helfershelfer ein myſtiſches Weſen, Atheos genannt, den perſonifizirten Atheismus, mit deſſen Hülfe jeder Wunſch dem genußſüchtigen Manne befriedigt wird, bis die Nemeſis ihr Opfer ereilt. Von ſeinem Helden ſagt der Dichter:

Don Juan iſt's, der Mann des Lebens,
Der Held des Sexus, der klüg're Fauſt,
Der mit dem Erdgeiſt nicht vergebens
Die holde Wirklichkeit durchbrauſt;
Der nicht umſonſt den Geiſt gebändigt,
Der einem Traum nur hin ſich gab,
Der, wie er anhub, auch geendigt,
Und kraftbewußt ſank in das Grab.

Dieſen epikuräiſchen Helden treffen wir zuerſt auf dem Kirchhofe in Madrid, ſchlummernd auf einem Grabſteine, denn er iſt eine Wette eingegangen, die Nacht hier zuzubringen. Das Bündniß mit Atheos wird abgeſchloſſen, Iſaura, ſeine Geliebte, erweckt ihn mit einem Kuſſe, es wird gekoſt und geſcherzt, bis die Diener der Inquiſition Iſaura's Liebesbetheuerungen abkürzen. Jetzt tritt ein junges Mädchen, Roſa, auf. Don Juan erblickt ſie entzückt, ſie hält ihn für ihren Geliebten, ſieht zwar bald ihren Irrthum ein, giebt ſich ihm aber auf der Stelle ganz hin, indem ſie betheuert, es müſſe wohl Carlos' Engel ſeyn, den ſie jetzt küſſe. In der zweiten Abtheilung iſt Neapel der Schauplatz ſeiner Thaten. Noch genußſüchtiger als je, fährt er mit Atheos in den Krater des Veſuvs, und als er unter aufſchlagenden Flammen aus demſelben emporſteigt, erblickt er Pamela, die ſchöne Tochter eines engliſchen Touriſten. Sie ſehen und umarmen ſich eins; die Britin erhebt ein Zeitergeſchrei, fügt ſich aber bald, bezeugt dem kühnen Spanier ihre Liebe und geht ab — ohne wieder zu erſcheinen. In London (dritte Abtheilung) ſucht Don Juan mit Atheos den Valentinskeller auf; die Scene iſt eine Nachbildung der in Auerbach's Keller, bis auf die kleinſten Züge. Unter Anderem heißt es:

Ihr ſcheint mir luſtige Geſellen,
Die ſich das nächt'ge Eimerlei
Im miſeradeln Tagesbereich'
Gar bunt verſtehen aufzuhellen
Und Gott und Kirch' andel zu prellen —
Was aber ſauft ihr ſchlechten Wein!

Don Juan hat mittlerweile die Kellnerin Jenny ſehr anziehend gefunden; auf ſeinen Wunſch läßt ſie Atheos mit ihrem Spinnrade verſinken und macht, daß die übrigen wüſten Geſellen, von Wein berauſcht, über einander herfallen und ſich gegenſeitig ermorden. Ueber ihnen ſtürzt dann der Keller zuſammen! Wie weit entfernt iſt das Alles von dem köſtlichen Humor der Goetheſchen Keller-Scene. Don Juan und Atheos eilen nach Paris. Hier verliebt ſich der Erſtere in eine Marquiſin, die er, wie alle andere, verläßt und worauf er nach Madrid zurückkehrt. Roſa begegnet ihm wieder, ohne daß Don Juan ſie erkennt. In ihr erſcheint nun die Nemeſis. Sie ladet ihn zu ſich ein und kredenzt ihm den Giftbecher. In fieberhafter Liebesluſt reißt er die Geliebte an ſich, die ihn mit ſich fortzieht nach dem Kirchhofe.

Ich bin ein Weib, das hingeſtoßen
In des Vergeſſens ſchauerliche Nacht
Ein heißgeliebter Mann,
Nachdem mein Irdiſches er genoſſen,
Mich um die Ewigkeit gebracht:
Ein Weib, ein ſchwaches Weib, das auch nur Thränen
Im glühenden Durſte ſeiner Seele fand;
Ein armes Weib, das ſeine ganze Habe,
Der Tugend ſtrahlenden Demant,
Der rein, wie Gottes Morgenſtern, gebrannt,
Gelegt in eines Manns Verſchwenderhand,
Hier — dort — an jenem Grabe!

Bei dieſen Worten erzittert Don Juan; der Schleier fällt; er erkennt die frühere Geliebte, die aber todt in ſeine Arme ſinkt, denn auch ſie hat Gift getrunken. Nun bemächtigt ſich ſeiner die heftigſte Reue; er bricht in laute Klagen aus, und während ihn geiſterhafte Geſtalten umſchweben und Poſaunenſchall erklingt, erliegt er langſam dem genoſſenen Gifte.

Ich maßte mir der Götter Leben an,
Und nun zerrinnt der bunte Fieberwahn!
Verfehlt und eitel war mein Erdenſtreben,
Denn klar vor mir im Tode ſteht das Leben.

So zeigt der Schluß ein philoſophiſch-didaktiſches Ziel, das dem Dichter durch das ganze Stück vorgeſchwebt zu haben ſcheint und bei einer Bühnen-Vorſtellung dem dramatiſchen Effekte hinderlich ſeyn muß.

Einer ſolchen ſittlichen Erregung iſt aber das Werk, welches unter allen, die ſich nach Mozart den Don Juan zum Gegenſtand erwählt haben, das berühmteſte geworden iſt, durchaus fremd. Wir meinen Lord Byron's Don Juan, jenes Gedicht, welches Goethe*) das Unſittlichſte genannt hat, was jemals von der Poeſie hervorgebracht worden iſt. Sein Inhalt iſt wunderlich, wild, ſchonungslos, die übermäßige Freiheit wird zur Frechheit, die eheliche Zärtlichkeit, Gattentreue, edle Frauenliebe, chriſtliche Religion werden auf das bitterſte verhöhnt und alle Tugenden nur als läſtiger Zwang dargeſtellt; aber dabei iſt es ein gränzenlos geniales Werk, und die Menſchenfeindlichkeit, die in die herbſte Grauſamkeit ausartet, wechſelt wieder mit einer Menſchenfreundlichkeit ab, die ſich in die Tiefen der ſüßeſten Neigung verſenkt. Den Namen ſeines Helden nahm Byron aus der Mozartſchen Oper, weil ihm gerade für ein ſolches wildes, nur dem Genuſſe hingegebenes Daſeyn kein anderer beſſer zu paſſen ſchien, als dieſer Urtypus aller Wüſtlinge. Das bezeugt gleich der Anfang:

„Mir fehlt ein Held! — „Ein Held, er ſollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht.“
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich zweifelnd quälen,
So ſagt die Zeit: er ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Und nachdem der Dichter eine Anzahl neuerer Helden genannt und beklagt hat, daß vieler anderer Verdienſte von keinem Sänger verewigt worden ſind, wiederholt er:

Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Dieſen Helden läßt er uns zuerſt in Sevilla, ſeiner Vaterſtadt, erblicken, von Mutter Ines verzogen und ſchon in jungen Jahren ſehr hübſch und ſehr verliebt. Mit der ſchönen Donna Julia beſteht er ſeine erſten Abenteuer. Vom eiferſüchtigen Ehemanne, trotz aller Künſte, doch noch ertappt, flieht er aus Julia's Hauſe und geht zu Schiffe. Den Untergang des Schiffes und die grimmige Noth, die er mit wenigen Leidensgefährten in einem kleinen Boote auf offener See erfährt, hat Byron gräßlich ſchön geſchildert. In den Armen der zärtlichen, reizenden Haidee, der Seeräuberstochter, findet er Rettung, dann heiße Liebe; Beide durchleben die glücklichſte Zeit (die Zwielichts- und Abendſtunde iſt mit unnachahmlicher Zartheit im dritten Buche beſungen), bis Lambro, Hedchen's Vater, heimkehrt. Man hatte ihn todt geglaubt; er iſt aber ſehr verwundert über den fremden Eindringling, reißt ihn, trotz aller Bitten, aus Hedchen's Armen, läßt ihn binden, zu Schiffe bringen und ſendet ihn auf den Sklavenmarkt nach Konſtantinopel. Hier wird er für das Serai erhandelt; man legt ihm Mädchenkleider an und führt ihn zur Fürſtin des Harem, der üppigen, feuerſprühenden Gulleyaz. Aber Don Juan denkt noch an Hedchen, und wie die Orientalin „Kapital's Intereſſen“ wollte, da weiſt er ſtolz und kalt ſie ab:

Geſang'ner Adler paart ſich nicht; ich bin
Nicht Sklav der Sinnluſt einer Sultanin.

Vom augenblicklichen Tode auf Befehl der ſchwer Beleidigten rettet ihn die Ankunft des Sultans. Er wird zu den anderen Frauen des Harems geführt, und hier zeigt ſich im fünften Geſange Lord Byron als Meiſter in erotiſchen Bildern. Die Rache der Favoritin ſchlummert indeß nicht; ſie ſieht ihr Geheimniß entdeckt; Don Juan mit der ſchönen Dudu ſollen ſterben. Die Ausführung dieſes grauſamen Befehls erfahren wir nicht vom Dichter, der uns von Liebesſcenen in das Kriegsgetümmel führt. Es iſt der Sturm der Ruſſen auf Ismail, die türkiſche Veſte, den uns Byron auf das anſchaulichſte gemalt hat. Don Juan ficht tapfer mit; auf den Trümmern der Stadt findet er Leila, ein ſchönes Kind, und nimmt ſie mit nach Petersburg, wohin ihn der ruſſiſche Feldherr ſendet. Hier findet an dem ſchönen Manne die Kaiſerin Katharina („ſie liebte Alles im Plural“) großes Behagen; er ſteht bald in der Morgenröthe ſeiner Günſtlingſchaft, aber Neid und Haß umgarnen ihn, er erkrankt, und die Kaiſerin ſucht den Liebling durch eine diplomatiſche Sendung nach London zu entſchädigen. Von ſeinem Vaterlande weiß Byron nun viel Schlechtes zu ſagen; ſeine politiſchen Widerſacher trifft bitterer Spott

*) Sämmtl. Werke XLVI. 313.

und Hohn, sein Held aber gefällt den Frauen in England wie in Spanien, wie auf der griechischen Insel und wie in Konstantinopel. Lady Adeline entführt ihn auf ihre prächtige Villa, und wie sehr auch Byron feind der hohen Aristokratie ist, so kann er doch nicht der Versuchung widerstehen, die Reize eines englischen Herbstes im Hause des reichen und vornehmen Lord auf das anmuthigste zu schildern. Dort macht Lady Aurora Raby, „ein Engel, himmlisch, hold und licht", einen besonderen Eindruck auf Don Juan's Herz; er fängt an, sich, Lady Adelinen zum großen Verdruß, ordentlich in sie zu verlieben. Aber die jungfräuliche Schönheit verschließt sich vor ihm. Eine dritte vornehme Frau, die Herzogin Fitz-Fulk, „eine schöne, vollentblühte Blonde, begehrenswerth, begehrt und celebrirt", wirft ihre Netze mit mehr Glück nach Don Juan aus. Das Gerücht, es gehe ein Mönch in dem alten Schlosse um, weiß sie schlau zu benutzen; sie erscheint als solcher im langen, grauen Gewande in Don Juan's Schlafzimmer. Aber er, ohne Furcht, faßt die heilige Gestalt an, und statt daß im spanischen Drama Don Juan in dem feurigen Händedruck des Commandeurs vergeht, so umfängt ihn im englischen Gedichte die üppige Gestalt der Herzogin Fitz-Fulk.

So endigt hier das Ganze mit einem gewöhnlichen Rendezvous und einer oft dagewesenen Verkleidung. Wie ganz anders ergreift der Schluß der Mozartschen Oper in seiner ahnungsvollen Tiefe der Gefühle, die der Komponist zu erregen gewußt hat! Auch sein Don Juan ist in wüste, freche Sinnlichkeit versunken, auch er reizt und verlockt jedes weibliche Herz, dem er nahe kommt; aber als er der Erscheinung des blutigen Schatten, der von ihm Rechenschaft fordert, trotzt und spottet, da vernimmt man den Marmortritt der Nemesis und Don Juan geht unter im wildesten Taumel. Wie passend ist ferner zum Ernste der Scherz gemischt, denn Leporello ist, wie Osmin, Figaro und Papageno, ein Musterbild musikalischer Humoristik, wodurch sich Mozart's Meisterschaft auf diesem Gebiete der Tonkunst vor Beethoven, Spohr und Karl Maria von Weber glänzend erwiesen hat. Und in welch einem hohen Sinne ist Elvire aufgefaßt. Sie ist der sanfte Rachegeist der Liebe, der dem unbarmherzigen Gerichte vorausgeht und das noch immer geliebte Opfer desselben, wo möglich, zu retten wünscht. In dieser Rolle liegt der reinste sittliche Geist des Stückes.*) Die unermüdliche Liebe der edeln Elvire zu dem Wüstling deutet an, wie viel an ihm verloren geht, daß seine Natur ursprünglich edel und er der reinsten Liebe würdig wäre, wenn ihn nicht die Gewalt der Sinnlichkeit zu Boden und ins Verderben risse.

Nicht leicht konnte also wohl der Festtag des vierten Septembers 1842, an welchem in Salzburg das imposante Standbild Mozart's enthüllt wurde, in den Abendstunden passender beschlossen werden, als mit der Aufführung der geisterhaften Ouvertüre zum Don Juan beim weithin leuchtenden Scheine unzähliger Fackeln. J.

Rußland.

Russische Sagenbilder von Wilhelm Müller.**)

Bei der Beurtheilung von Wilhelm Müller's Schriften***) wird es sich nach der verbreiteten Bekanntschaft, welche derselbe unter dem lesenden Publikum erlangt hat, nicht mehr darum handeln, seine novellistische Thätigkeit und Fähigkeit in Behandlung der schönwissenschaftlichen Stoffe zu erörtern, sondern es wird der tiefere hinter der Form liegende Werth seiner Productionen, im vorliegenden Falle hauptsächlich das wissenschaftliche Interesse seiner Schriften in Frage kommen. Das Letztere ist namentlich in den beiden sich auf slavischem Boden bewegenden Sagengemälden so sehr vorherrschend, daß der oberflächliche Leser, welcher alles Instruktive zurückweist und blos unterhalten werden will, im ersten Augenblicke an diesen wilden historischen Scenen der russischen Vergangenheit kaum ein Genüge finden wird. Jedoch wer nur irgend Lust hat, Charaktere zu beobachten, wie sie uns die Wirklichkeit der Geschichte aufstellt, und sich an ihrer konzisen, ruhigen Durchführung zu weiden, der wird nicht ohne Wohlbehagen an den lebhaft wechselnden Bildern verweilen, die ihn durch eine schöne, kunstvolle Verschlingung von Geschichte, Sage und Erfindung hindurchführen.

Bei der „Eroberung von Sibirien" liefern vorzugsweise das hereinbrechende Christenthum und die Theilnahme der Deutschen an jenem historischen Ereigniß erhebende Momente und bringen uns den Stoff der Erzählung so nahe, daß wir ein lebhaftes Interesse in ihm finden müssen. Da die Sagengemälde nach den ältesten slawischen Chroniken bearbeitet sind und der Autor eine seltene Kenntniß der historischen Zustände jener von ihm gezeichneten Gegenden bekundet, so hat diese Bearbeitung für den Geschichtsforscher einen gleichen Werth, wie für den Freund unterhaltender Lektüre. Dem Letzteren dürfte indeß die Häufung von Fremdwörtern weniger angenehm seyn, wenn er deren slawischen Ursprung nicht kennt und auf die Etymologie nicht eingehen will. In der That sind auch viele Begriffe mit slawischen Ausdrücken gegeben, die sich eben so richtig in der deutschen Sprache bezeichnen lassen; z. B. Gostinnoi Dwor der Gasthof, Deti Bojarski Bojarenkinder, Pewza der Sänger, Molodetz der Jüngling u. s. w.

Weniger häufig sind die slawischen Ausdrücke in „Groß-Nowgrod" — und die Erzählung ließ sich daher ungestörter; die einzelnen nationalen Ausdrücke dienen nur dazu, dem Vortrage Kraft und eigenthümliches Kolorit zu geben. Ihre Anwendung ist deshalb hin und wieder sogar nothwendig, und wir haben fast bei allen Romantikern, welche jene wilden Steppen zeichnen wollten, die ähnliche Erscheinung, daß sie sich der nationalen Worte nicht enthalten können. So hat Czajkowski in seinen ukrainischen Nationalsagen sich eine eigene Sprache geschaffen, die nur deshalb lächerlich und unbequem wird, weil sie zu große Willkür in der Wortbildung und Fügung verräth. Bei Wilhelm Müller ließ uns dieser Trieb, den Personen seiner Erzählung ihre charakteristischen Benennungen in den Mund zu legen, nur die Tiefe seines Gefühls erkennen, das ihn mitten in die Scene der Handlung versetzte und gewissermaßen aus dem Leben heraus sprechen ließ. Es ist ein kräftiges dichterisches Feuer, welches sich durch die Erzählung hinzieht und namentlich in der Schilderung fortreißend auf den Leser wirkt. Darum verräth auch das Ganze einen nothwendigen inneren Faden und einen gleichmäßigen gediegenen Guß. Wir zweifeln nicht, daß die russischen Literaten sich beeilen werden, diese werthvollen Sagenbilder ihren Landsleuten durch eine Uebertragung zugänglich zu machen. R.

*) De Witte in Heinr. Melchthal I. 131.

**) Jermak und seine Genossen, oder die Eroberung von Sibirien; Groß-Nowgrod oder der Freistaat der russischen Slawen; von Wilhelm Müller. Berlin, E. G. v. Puttkammer, 1843.

***) Der Verfasser ist mit dem verstorbenen Dichter der „Griechenlieder" nicht zu verwechseln. Er hat sich namentlich durch seinen Almanach: „Des Bettlers Gabe", bekannt gemacht.

Mannigfaltiges.

— Wörterbuch von Schuster und Regnier. Dieses neueste und vollständigste aller uns bekannten deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbücher liegt uns nunmehr vollendet vor.*) Jedermann ist bekannt, welche Fortschritte in der neueren Zeit die Naturwissenschaften namentlich in Frankreich und in Deutschland gemacht. In beiden Ländern ist die Wissenschaft mit einem Schatze von neuen Begriffen und Ausdrücken bereichert worden, deren vollkommenes Verständniß von großer Wichtigkeit ist, die aber bisher noch in keinem Wörterbuche zusammengetragen waren. Herr Dr. Schuster, ein geborener Hannoveraner, der als praktischer Arzt in Paris lebt und als Uebersetzer mehrerer naturwissenschaftlichen Werke bekannt ist, hat sich das Verdienst erworben, zuerst eine lexikographische Arbeit dieser Art zu unternehmen und die naturwissenschaftlichen und medizinischen Ausdrücke durch die entsprechenden wissenschaftlichen sowohl als im gemeinen Leben üblichen Benennungen zu übersetzen und mit einer kurzen Erklärung zu versehen. Abgesehen jedoch von dieser Spezialität, ist das neue Wörterbuch auch in allen anderen Beziehungen sehr vollständig, wie uns sowohl die Vergleichung einzelner Artikel mit denen in anderen Wörterbüchern, als ein kurzer praktischer Gebrauch, den wir davon gemacht, überzeugt hat. Die Abhandlung jeder Stammwurzel beginnt, wo solches statthaft, mit einer etymologischen Angabe, und zwar mit Durchführung der Wortform vom Gothischen oder Isländischen herab zum Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Englischen, Deutschen durch alle germanischen Idiome; oder vom Griechischen, Lateinischen, Slawischen u. s. w. je nach Beschaffenheit einer nachweisbaren Etymologie. Das Französische ist von Herrn A. Regnier, Professor der Rhetorik und der deutschen Sprache am Collége Charlemagne in Paris durchgesehen, und auch in dieser Hinsicht sind also Bürgschaften für die Genauigkeit gegeben. Der Preis des Werkes, 4 Thaler für 132 Bogen in Lexikonformat, ist bei der trefflichen Ausstattung aller Bücher des Weberschen Verlags sehr billig zu nennen.

— Ein Legat von Shelley. Percy Bysshe Shelley, der unglückliche Dichter, der im J. 1822 seinen Tod im Mittelländischen Meere fand, damals jedoch die Seinigen in Dürftigkeit hinterließ, trägt jetzt dazu bei, die alten Tage eines anderen englischen Schriftstellers, des Herrn Leigh Hunt, sorgenfrei zu machen. Kurz vor seinem Tode hatte nämlich der Dichter gegen seine Frau die Absicht ausgesprochen, falls er einmal zu Vermögen gelange — und sein Vater, Sir Timothy Shelley, war ein sehr reicher Mann — mit seinem Freunde Hunt redlich zu theilen. Nun ist kürzlich Sir Timothy mit Tode abgegangen, und das Erste, was dessen Enkel, der jetzige Sir P. Percy Shelley, nach dem Antritte seiner Erbschaft that, war, daß er im Namen seines Vaters dem Herrn Leigh Hunt eine jährliche Rente von 130 Pfund (nahe an 900 Thlr.) aussetzte, die nach dem Tode desselben auf dessen Witwe übergehen soll.

— Shakspeare-Vorlesungen. In ähnlicher Weise wie Herr Karl von Holtei uns von Zeit zu Zeit Vorlesungen dramatischer Werke, namentlich Shakspeare's, zu halten pflegt, hält jetzt der bekannte tragische Schauspieler Kemble Vorlesungen Shakspearescher Dramen in London. Dort wie hier ist der Zustand des recitirenden Schauspiels von der Art, daß eine vollkommene Aufführung alter guter Stücke kaum mehr vorkömmt und besonders der heroische Schatten Shakspeare's nur selten über die Bretter schreitet. Kemble, der früher die Hauptrollen in den Shakspeareschen Stücken mit glänzendem Erfolg gegeben, hat sich seitdem auch in die übrigen Rollen so hineinstudirt, daß er die Charaktere meisterhaft zu nüanciren weiß und seine Vorlesungen allgemein als eine treffliche Schule der Declamation gelten.

*) Leipzig, Verlag der J. J. Weberschen Buchhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Dienstag den 23. Juli 1844

Frankreich.

George Sand, eine Charakteristik.

Wer die breite Heerstraße verläßt, um nach eigenem Ermessen auf neuer, selbstgeschaffener Bahn vorwärts zu dringen, im bürgerlichen Leben sowohl als auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der muß sich darauf gefaßt machen, von allerlei Leuten, berufenen und unberufenen, die allerverschiedenartigsten Zurechtweisungen, bald mitleidige, bald grobe, zu erfahren. Die Kritik, welche mit der bürgerlichen Polizei oft an Urbanität und Scharfsinn wetteifert, wird nicht ermangeln, ihn auf das Regelwidrige und Unverständige seines Verfahrens aufmerksam zu machen, und nur Wenige werden auf die natürliche Frage verfallen, ob der Verirrte denn auch wirklich ein Verirrter sey und nicht vielmehr guten Grund gehabt habe, die Heerstraße mit Absicht zu verlassen. Ein solcher bedauernswürdiger Verirrter ist nach dem Urtheil der Meisten George Sand; einer der verhältnißmäßig seltenen Kritiker, die nicht nach der bloßen einzelnen Erscheinung, sondern nach der Reihenfolge der Erscheinungen und ihren Gründen urtheilen, ist Paul Rochery, welcher in der von George Sand selbst gegründeten Revue indépendante, doch, wie es scheint, durchaus unabhängig von der berühmten Schriftstellerin, ihre gesammte schriftstellerische Laufbahn zu würdigen versucht.

Der Roman (so beginnt unser Kritiker) ist die populäre, die demokratische Form des Gedankens. Die reine Idee kann nur philosophischen Köpfen gefallen; um in weiten Kreisen zu wirken, muß sie Fleisch und Blut annehmen. Daher die Fluth der Romane, welche künftig nur wachsen, nicht abnehmen kann.

Die Griechen saßen horchend um den Rhapsoden; die Nachkommen Agamemnon's, Achill's und Ulysses' brauchten Kämpfe der Götter und Heroen. Die gepanzerten Ritter des Mittelalters lauschten dem fahrenden Sänger oder dem eigenen Genossen, dem Kunstdichter, wenn sie Karl's und Arthur's und ihrer Paladine Thaten verherrlichten. Aber schon war ein anderes Element eingedrungen; es herrschte nicht mehr allein die physische Kraft, denn unter dem Panzer schlug ein christliches, ein germanisches Herz. Wir, des Christenthums Söhne und der Philosophie, wir erbten von ihnen das neue Element der Liebe und bildeten es aus zu höherer Vollendung, wir stellten an den Platz der rohen Gewalt die Macht der Idee.

Das Mittelalter war versunken mit seiner romantischen Herrlichkeit, die kräftigen Geschlechter waren vergangen, die Liebe zur raffinirten Galanterie ausgeartet; aber die Götter sterben nicht. Mitten unter der verderbten Gesellschaft baute Rousseau Juliens Altar. Von diesem Tage an wurde die wahre, gewaltige, tugendhafte, bis ans Grab unerschütterliche Liebe begriffen. Das Ideal des Mittelalters kam wieder, schöner und segnender, als es je geleuchtet hatte, denn es wurde nun die Grundlage des Verhältnisses des Mannes zum Weibe.

Ein Mann hatte den fast erstorbenen Funken zum hellen Feuer wieder angefacht, aber in Sachen der Liebe, ist da nicht die Frau der nothwendigste Theil? Sie ließ lange auf sich warten. Rousseau war der einzige gefühlvolle Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts; Frau v. Staël, reicher an Kopf als an Herz, wurde nicht seine Erbin. Der Platz an Rousseau's Seite blieb leer bis auf George Sand.

Die Liebe! ist der wahre Titel ihrer Schriften, die Liebe der Wegzeiger auf ihrem ganzen Pfade.

Die ewige, die himmlische Liebe war George Sand's Ideal beim Anfange ihrer Bahn, auf ihr allein wollte sie den Tempel der Ehe gründen. Sie hatte im eigenen Leben, sie hatte an Anderen das traurige Loos der meisten Ehen, das Elend der Frauen hinreichend erfahren.

Im Feuer der Jugend, in der ersten Begeisterung für das Wahre und das Schöne will man nur kämpfen, nur siegen, kennt keine Hindernisse, keine endliche Schranke; denn im Bewußtseyn, das Rechte zu wollen, begreift man noch nicht, wie es möglich seyn kann, sich den Verhältnissen unterzuordnen, sich in die Menschen zu schicken. Die Wahrheit lieben und verkündigen ohne Zorn, in ruhiger Hoffnung, und von künftigen Jahrhunderten die Erfüllung der heißesten Wünsche sicher erwarten: diese Höhe des Geistes ist erst das Ergebniß langer, bitterer Jahre. Des Ideals erste Offenbarung ist der Kampf. So begann denn auch George Sand mit zwei Büchern, in denen die Macht und die Rechte der Liebe ausgesprochen und durch mehr oder minder direkte Angriffe gegen eine Einrichtung behauptet werden, von der sie nur zu oft mißkannt worden sind. Sie malte die Liebe zuerst tief, heimlich, ergeben, geduldig, in Ralph; dann kräftig, überströmend, wüthend, in Benedikt. Nun schrie man, daß sie die Abschaffung der heiligsten Einrichtung, die Umkehr der menschlichen Ordnung predige, daß sie sich selbst bis zur freien oder besser gemeinen Frau gewisser Sektirer verirrt habe. Wen der Verfasserin ausdrückliche Versicherungen des Gegentheils nicht beruhigten, der hätte bei ein klein wenig gesunder Ueberlegung finden müssen, daß man bei dem in jeder Zeile hervortretenden Sehnen nach einer ewig dauernden, ewig brennenden Liebe Mann und Weib nicht zu einem vorübergehenden Bande verurtheilen kann, ohne in den gröbsten Widerspruch zu gerathen; der hätte bemerken müssen, daß, mit Ausnahme Indiana's (wo die fantastische Lösung eben sowohl die künstlerische als philosophische Unerfahrenheit der Verfasserin bezeugt), die Ehe das Ziel aller ihrer Helden ist. Aber freilich, es vermögen nur Wenige, Dogma und Religion, Faktum und Prinzip zu unterscheiden. Meint man unter George Sand's Angriffen auf die Ehe die Mißbilligung jener aus unlauteren, aus zeitlichen und endlichen Absichten, gleich einem Geschäft, abgeschlossenen Verbindungen, dann ist es unnütz, sie zu vertheidigen; behauptet man aber, daß sie die Möglichkeit einer dauernden Vereinigung von Mann und Frau geleugnet, so handelt man unverständig, abgeschmackt. Die unauflösliche Vereinigung zweier Herzen, das ist eben der Traum Georgé Sand's. Träume! — Ja wohl, göttliche Träume, ohne welche die großen Seelen nicht leben können. Aber diese Träumer leiten die Welt.

Diesen göttlichen Typus der Liebe in ihrer vollkommenen Macht und Reinheit, so wie sie seyn muß, um die Vereinigung zu gründen, aus welcher die Familie entspringt, hat George Sand in ihren ersten Schriften freilich noch nicht erreicht. Noch ist das Herz, der Enthusiasmus zu übermächtig. Da sie bei den Männern Kraft ohne Gerechtigkeit, und Brutalität und Egoismus findet, und glaubt, daß die Ursache dieser Fehler in der ungleichen Stellung, in den Gesetzen, oder vielmehr in den ungerechten Einrichtungen einer Gesellschaft liege, welche Alles von der Frau und nichts vom Manne verlangt, so träumte sie eine Liebe, die von einem Austausch gleicher Reichthümer, von vollkommener Gegenseitigkeit lebte. Das ist ein Irrthum. Denn die Frau giebt stets mehr, als sie empfängt. Leben und lieben ist zweierlei für den Mann, für die Frau unterschiedslos. Der Mann denkt und liebt, die Frau liebt und denkt. Vollkommene Gleichheit in der Liebe ist mithin unmöglich.

Mit Lelia endet der erste Abschnitt, der des Kampfes, der Ungewißheit, der Verzweiflung, und es eröffnet sich eine neue Bahn des Vertrauens und der Ruhe. Lelia schließt zugleich den skeptischen Zirkel der Gegenwart, zu welchem Faust, Manfred, René, Obermann gehören; Wissen und Liebe sind die Halbkreise, welche sich zusammenfügen. Aber die Gränze des Satzes ist eben so die Gränze des Gegensatzes, und aus dem letzten Schrei der Verzweiflung beginnt sich die Harmonie der Beruhigung aufzulösen.

Verdienten diese Bücher den Vorwurf der Unsittlichkeit? Bei denen freilich, die Alles behalten wollen, um Alles zu besitzen, bei denen, die jede Veränderung als einen Raub an ihnen und ihren Erben betrachten, bei denen, die gern die Welt in ewigen Schlaf wiegen möchten, um in ihrer Ruhe niemals gestört zu werden, bei denen, die dem Kranken, wenn er schreit, einen Knebel in den Mund stecken wollen. Aber es ist vergeblich; hört die Dichter, sie weissagen euch die Zukunft, sie erläutern euch die Gegenwart, sie schütteln euch aus trügerischer Ruhe. Nicht die Ideen sind gefährlich, denn sie erheben; gefährlich, unsittlich ist nur das, was den Geist und die Kraft des Willens niederdrückt. Die Ketzer des einen Jahrhunderts wurden noch stets die Evangelisten des folgenden.

George Sand war auf ihrem engen und einsamen Pfade bis zur Verzweiflung Lelia's, bis zum heroischen, aber unfruchtbaren Selbstmorde Jacques' gelangt; sie begriff jetzt, daß der Gesellschaft etwas fehlte, um diese Liebe dauernd, um die Männer reiner und die Frauen würdiger zu machen; sie war zu der Entwickelungsstufe gekommen, die das französische Volk eben selbst nach der Ueberwindung des 18ten Jahrhunderts erreicht hatte. Im 18ten Jahrhundert hatte die absolute Herrschaft des nüchternen Verstandes zwar den Aberglauben der vergangenen Zeit zerstört, aber auch den Menschen verurtheilt, ewig am Boden zu kriechen, ohne Enthusiasmus, ohne Ideal, ohne Größe. Wissen schien des Menschen einzige Bestimmung zu seyn. Voltaire, Montesquieu, Helvetius, Diderot wetteifern an Geist und Witz, aber sie sind Alle kalt wie Eis. Das Herz war gestorben, die Welt war leer. Die Erben des reichen Schatzes im 19ten Jahrhundert begriffen erst, daß, wie der göttliche Platon lehrte, die Seele nicht einen, sondern zwei Flügel hat, daß der

Mensch nicht nur ein wissender ist, sondern auch fühlend. Diese zweite Idee, von Liebe und Glauben, ist heute zwar fast allgemein herrschend geworden, aber sie bedurfte einer zwanzigjährigen Bewegung, um zu erstarken. Dies ist das Geheimniß im Spiridion. Eine Handschrift wird gesucht, in der man ein neues Evangelium zu entdecken hoffte, aber sie verkündigt nur offenbaren Bruch mit der Vergangenheit und Ansprüche an die Zukunft.

Man hat Spiridion getadelt als ein philosophisches Werk. Als ob Poesie und Philosophie grundverschiedene Dinge wären! Der Dichter und der Weltweise wandeln auf demselben Felde, nur auf verschiedenen Wegen, und können beide genau dasselbe Ziel erreichen. Die Unendlichkeit gehört Beiden: der Eine faßt sie auf unter dem Gesichtspunkte des Schönen, der Andere unter dem des Wahren: der Eine ist der Prophet, der Andere der Priester: der Eine glaubt, der Andere beweist: der Eine sagt: ich bin überzeugt, denn ich fühle: der Andere: ich bin überzeugt, denn ich weiß; dem Einen dient die Kunst, dem Anderen die Wissenschaft.

Philosophie und Poesie haben sich zur schönsten Harmonie vereinigt in den sieben Saiten der Lyra, einem eben so neuen als kühnen Gedichte, was nur für denjenigen leicht verständlich wird, der George Sand auf ihrem früheren Wege gefolgt war. Die Lyra und ihre sieben Saiten stellen die menschliche Seele vor, mit all den Kräften ausgerüstet, welche Gott und der Fortschritt der Menschheit ihr gegeben haben. In des Logikers Albertus Händen bleibt die Lyra stumm und unnütz: aber Helena, die Personification des Gefühls, setzt sich durch die Musik, die Sprache des Gefühls, in Beziehung mit derselben, von ihrer Hand allein ertönen die Saiten. Das Erste und Höchste, wonach das Sehnen der menschlichen Seele geht, ist Gott. Dies Gefühl erfüllte das Herz des Menschen am ersten Tage der Schöpfung: so läßt auch Helena zuerst die goldenen Saiten ertönen, die Harmonie des Unendlichen und des Glaubens. Albertus will durch die raisonnirende Vernunft zur Einsicht der begeisterten Gesänge Helenens kommen, und die goldenen Saiten zerbrechen unter seinen Fingern. Es bleibt ihm noch das Gefühl der Natur und die Hoffnung, in den minder erhabenen Tönen der silbernen Saiten. Auch sie springen unter seinen neugierigen Händen. Von den stählernen Seiten klingen nur irdische Melodieen. Der Mensch, bloß auf den Menschen beschränkt, hat die Beziehung zu Gott und dem Weltall verloren, Glaube, Hoffnung und Liebe sind entflohen; die eiskalte Wissenschaft hat Alles zerstört. Aber es bleibt noch eine Saite der Lyra übrig, von minder reinem Metall als die übrigen alle, und doch wird sie die Menschheit retten. Albert hat den himmlischen Gesang der goldenen Saiten nicht begriffen, der Klang der ehernen wird ihn durchdringen; er wird Helena lieben. Kann sie seiner unendlichen Liebe nur in der Unendlichkeit Genüge leisten, so wird durch seinen Tod das Gefühl den Weg zu ihm finden, dem er so lange widerstrebte. Nun ist Albertus kein unvollkommener Mensch mehr, seine Seele wird eine Lyra, deren Saiten alle zugleich erklingen. — Wenn über dieser schönen Entwickelung eines so abstrakten Gedankens Leute eingeschlafen sind, so ist das eben nicht ein großes Wunder. Es giebt ganz ehrenwerthe Leute, die im Stande sind, bei Mozart's Don Juan zu schlafen. (Schluß folgt.)

Java.

Aus dem Tagebuche eines Deutschen auf Java.

I. Batavia.

(Schluß.)

Auch die Araber bewohnen ein eigenes, mehr abgelegenes Viertel des jetzigen Batavia, welches mit dem chinesischen Camp zusammenstößt und das Camp der Araber heißt. Die Straßen sind hier öde und schmutzig, die Häuser düster und verfallen — Alles dumpf und drückend. — Die Araber, deren Anzahl jedoch um sehr Vieles geringer ist, als die der Chinesen, treiben gleichfalls Kleinhandel in allen möglichen Artikeln — verschiedene sind sehr reich und Besitzer mehrerer Küstenschiffe.

Unter den öffentlichen Gebäuden des jetzigen Batavia verdienen einer näheren Erwähnung das Stadthaus, die Bank und die Börse. Erstgenanntes ist ein altes ehrwürdiges Gebäude, welches durch seine Lage und Größe einen imposanten Anblick gewährt. Es ist über hundert Jahr alt und enthält die Polizei-Büreaus, die Gerichtshöfe, das Waisenamt und das Sequestrat. — Die Bank ist ein sehr großes massives, aber ganz schmuckloses aufgeführtes Haus in der Nähe des großen Flusses. Das Gebäude hat sich im Laufe der Jahre besser und solider bewährt, als die Bank selbst, denn diese ist schon seit Jahren nicht mehr im Stande, ihre Noten, welche „Auf Sicht an Inhaber" bezahlbar sind, einzulösen, und hält sich nur noch aufrecht durch den Schutz der Regierung, welche fortfährt, Noten in Ermangelung anderer zirkulirender Münze anzunehmen und auszugeben. — Die Börse ist ein oblonges, von einer dreifachen Säulenreihe getragenes Gebäude in geschmackvollem Styl — steht auf einem freien grünen Platze unweit der Bank und würde zur Zierde der Stadt nicht wenig beitragen, wenn es einigermaßen unterhalten würde. — Die Batavischen Kaufleute halten jedoch keine Börse, und darum bekümmert sich auch Niemand um das Gebäude. Große Spinnen und Fledermäuse machen allein Anspruch darauf und hausen darin ungestört. Der Kalk fällt von den Wänden, und die Steine guken schaamroth hervor. Die malayische und chinesische Jugend der Umgegend macht es zu ihrem Tummelplatze, wenn nicht einer der zunächst wohnenden Kaufleute es zum Aufbewahren seiner Arrakfässer oder zum Kalfen von Zellen benutzt. Alle drei oder vier Monat wird das Lokal einmal gebraucht, um daselbst die Auctionen der Regierung abzuhalten, wahrscheinlich das einzigemal, daß es ausgefegt wird, wenn es geschieht.

Außerdem verdient noch erwähnt zu werden die alte, in einem abgelegenen Stadtviertel befindliche Kirche, ein Ueberbleibsel vergangener Zeit. Das Gebäude ist schmucklos, aber stimmt mehr zur Andacht, als die modernen Kirchen Batavia's. Alles ist hier alt und spricht von besseren Tagen: auf dem Kirchhofe schlafen einige der alten Gouverneure dieser Insel.

Nachdem ich auf diese Weise versucht habe, einige schwache Umrisse des jetzigen Batavia zu geben, wollen wir einen flüchtigen Blick werfen auf die Ereignisse des Tages, wie sie sich in seinen Straßen und Häusern auf einander drängen.

Es ist halb sieben Uhr Morgens. Ein dichter Nebel liegt auf der Stadt und deren nächster Umgebung und hüllt sie in ein ungewisses Grau. Giftige Dämpfe und Ausdünstungen entsteigen während der Nachtstunden den Kanälen und umliegenden Reisfeldern und bleiben darauf liegen wie feuchte Wolken. Die Straßen sind öde und leer, die Laternen verlöschen eine nach der andern. Vor den Häusern der Kaufleute dehnen und recken sich die malayischen Nachtwächter auf ihren ärmlich von Bambus aufgeschlagenen Lagerstätten — herrenlose, aussätzige Hunde, die Paria's des Hundegeschlechtes, laufen über die Straße und suchen nach Nahrung — ein einzelner, schlaftrunkener Stallknecht führt die Pferde seines Herrn nach der Schwemme. Im chinesischen Camp wird es allmälig lebhafter — hier und dort öffnet sich eine Thür, und ein müdes Gesicht guckt heraus und reibt sich den Schlaf aus den Augen. — Allmälig steigt die Sonne höher und macht einige schwache Versuche, die nebligen Massen zu zertheilen. Es wird lebendiger — die Läden der chinesischen Kleinhändler öffnen sich nach und nach, und die Nachtwächter packen ihre Lagerstätten zusammen. Ein einzelner Wagen rollt durch die Straßen, um einen Schiffs-Capitain, der die Morgenkühle benutzt, an Bord seines Schiffes zu fahren. — Eine Stunde später kommt Leben und Thätigkeit. Die Handwerker gehen an ihr Tagewerk — Frucht- und Gemüse-Verkäufer eilen durch die Straßen, ihre Waaren ausschreiend, — die Garköche postiren sich an den Ecken. — Einzelne Gruppen Kulis oder Lastträger begeben sich träge auf die Plätze vor den Häusern der Kaufleute, in deren Dienst sie Beschäftigung zu finden gewohnt sind, und erwarten dort, nachlässig auf den Trottoirs ausgestreckt, bis die Comtoirs sich öffnen und ihre Dienste in Anspruch nehmen.

Etwas nach 8 Uhr lassen sich die ersten Wagen und Kabriolets hören, welche die frühesten der Kaufleute und Beamten der Regierung nach ihren verschiedenen Comtoiren führen, bis allmälig mehr und mehr folgen und gegen 9 Uhr eine beinahe ununterbrochene Reihe verschiedenartiger Fuhrwerke durch die Straßen rollen. Die meisten Kaufleute und höher gestellten Beamten fahren in Wagen, während die jüngeren und die Commis auf den verschiedenen Kaufmanns-Comtoiren sich des leichten javanischen Kabriolets — in der Landessprache Bendie's genannt — bedienen, die zwar weniger bequem und elegant sind, aber, mit einem munteren Pferde bespannt, pfeilschnell auf den während der trockenen Jahreszeit herrlichen Wegen dahin eilen. — Während der Westmonsun oder Regenzeit vom November bis März entsteht in den besuchtesten Straßen der Stadt durch die anhaltenden Regengüsse und Ueberschwemmungen der verschiedenen Kanäle tiefer Schmutz, — ja bisweilen steht das übergetretene Wasser Wochen lang Fuß hoch in den Straßen stehen und erschwert, besonders in den niedriger gelegenen Stadttheilen, die Communication bedeutend.

Gegen 9 Uhr öffnen sich allmälig die Thüren der Comtoire, die Straßen werden lebhaft, und das Geschäftsleben beginnt. Die jüngeren Leute von den verschiedenen Comtoiren, Holländer, Engländer, Franzosen, Deutsche und Belgier, widmen ein halbes Stündchen vor Anfang der Comtoir-Arbeiten dazu, sich auf der Straße die Neuigkeiten des vergangenen Tages mitzutheilen, die letzte Vorstellung im Theater oder die Vorfälle des gestrigen Balles in einem der verschiedenen Klubs zu erörtern: viele besuchen auch auf ein Viertelstündchen die Auctionen, denn es ist in Batavia jeden Tag Auction und häufig zwei an einem Tage.

Das eigentliche Geschäftsleben fängt also erst um halb zehn Uhr an. — Die Prauen mit Waaren, welche vor den Speichern der Kaufleute in den bereits erwähnten Kanälen liegen, werden durch Hunderte von Kulis oder Tagelöhnern unter nicht geringem Geschrei und Lärmen entlöscht — andere leere mit Reis, Zucker, Pfeffer, Kaffee, Gewürzen und Farbestoffen, Arrak, Tamarinden, Rotting, Fellen und verschiedenen anderen Produkten des indischen Archipels beladen. Die ganze Stadt, aber hauptsächlich die Gegend am großen Fluß, bietet um diese Zeit des Tages ein belebtes Gemälde. — Kulis laufen nach allen Richtungen mit ihren Lasten über die Straße — hier werden Zucker- oder Arrak-Fässer, oder Zucker, Kanaster ꝛc. gerollt und in die bereit liegenden Prauen verladen — dort werden Eisenstangen entladen, — Kaffee und Reis gewogen und Alles bei gutem Wetter auf freier Straße. Das Gelärm und Geschrei der Arbeiter, das Klirren und Niederfallen der Eisenstangen und das monotone Zählen der verschiedenen malayischen Aufseher, welches in einer lauten, singenden Weise geschieht, vermischt sich mit dem gellenden Ausruf der Federviehhändler und Fruchtverkäufer, dem beständigen Gerassel der Wagen, die während des ganzen Tages die Stadt durchkreuzen; denn selbst die kleinen Entfernungen in der Stadt kann man während der trockenen Jahreszeit der brennenden Sonnenhitze, während der Regenzeit aber des Schmutzes wegen nicht zu Fuß zurücklegen, — Alles geschieht hier in Wagen oder Bendie. Ein jeder Kaufmann (mit Ausnahme einiger sehr sparsamer) hält für diesen Zweck eigens einen Wagen oder Bendie, welche während des ganzen Tages angespannt vor der Thür stehen, so daß man jeden Augenblick davon Gebrauch machen kann. Die Benutzung dieser Stadt-Equipagen steht Prinzipalen und

Commis gleich zu: wer einen Geschäftsweg zu machen hat, steigt ohne Umstände hinein und läßt sich dahin fahren. Man bedient sich hierzu gewöhnlich der zwar nicht eleganten, aber sehr bequemen bengalischen Palanquin-Wagen, welche auch auf Java viel in Gebrauch sind. Auf den Straßen drängen sich Europäer aller Nationen, Chinesen, Araber, Malayen, Armenier, Bengalesen und alle mögliche Völkerschaften des indischen Archipels im bunten Gemisch durch einander. Alle Sprachen Europa's und Asiens hört man hier zu gleicher Zeit an sein Ohr schlagen. Alles ist Lärm und Getöse, und selbst die heißesten Mittagsstunden bringen hierin keinen Stillstand. — In den Häusern bleibt es ziemlich kühl, da alle Fenster mit grünen Jalousieen hermetisch verschlossen bleiben, bis die große Hitze des Tages vorüber ist. In den Comtoiren der Kaufleute geht während dessen der eigentliche Handel Batavia's vor sich, von dem das Leben und Treiben draußen nur ein schwaches Bild giebt: hier werden täglich sehr bedeutende Summen umgesetzt und das Handels-Interesse Europa's und Asiens in Verbindung gebracht, — hier schlägt eigentlich der Puls der rastlosen Geschäftigkeit nach außerhalb.

Gegen Mittag wird ein wenig gefrühstückt. — Auf einigen Comtoiren, wo liberale Gesinnungen herrschen, geschieht dies für Rechnung der Prinzipale gemeinschaftlich — in den Läden der Detailhändler wird selbst beinahe Jedermann dazu eingeladen, der sich augenblicklich gerade dort befindet — auf den meisten Comtoiren muß jedoch Jeder, der frühstücken will, für sich selbst sorgen. — Die Stunde von 12 bis 1 Uhr wird so gewöhnlich der Erholung gewidmet, d. h. man frühstückt, erfreut sich des Genusses einer Manilla-Cigarre, nimmt eine Zeitung zur Hand oder schwatzt mit seinen Nachbarn, bis es gegen 1 Uhr wieder an die Arbeit geht. Uebrigens sey hier bemerkt, daß an beschäftigten Tagen diese Freistunde ganz wegfällt und selbst dem Frühstück nur wenige Minuten gelassen werden, und daß im Allgemeinen auf den Comtoiren in Batavia, wenn man das Klima in Betracht zieht, viel gearbeitet wird.

Die Batavischen Detail-Läden oder Toco's sind einer näheren Erwähnung nicht unwerth. — Die Batavischen Tocohalter beschränken sich nicht etwa, wie die europäischen Kleinhändler, auf einen oder einige Artikel, sondern verkaufen in ihren geräumigen Magazinen alle mögliche Sachen zugleich. — Die Verschiedenheit von Waaren, welche in einem Batavischen Toco zu Kauf ausgeboten werden, geht ins Unglaubliche, und es giebt gewiß wenig Artikel, wonach man vergebens fragen wird. Manufakturen und Kleiderstoffe aller Art, Mode- und seidene Waaren, Stickereien und Toilette-Artikel, Parfümerieen und Gold- und Silber-Arbeiten, Mobilien, Gemälde, Spiegel, Lampen jeder Gattung, Glas und Krystall, Sättel und Geschirre, Uhren, Schmuck, Service, Damen- und Herrenhüte, Shawls und Blonden, papier de luxe, Jagdmesser, Necessaires, Spieldosen, alle mögliche französische und deutsche Galanterie-Arbeiten, Pulver und Schroot, Spielkarten, Peitschen, Barometer, plattirte Waaren, Fußteppiche, Spielzeug, japanische und chinesische lakirte und Elfenbein-Arbeiten und Seidenzeuge und eine unendliche Verschiedenheit anderer Artikel liegen in den geräumigen Lokalen geschmackvoll arrangirt zu Kauf. Was man in Europa in vier bis fünf verschiedenen Läden suchen muß, findet man hier vereint. Frankreich, England, Holland, Deutschland, China, Japan und Indien liefern ihre Produkte in den Laden eines Batavischen Tocohalters. — Die Auswahl obiger Artikel ist jedoch gering im Vergleich zu der in dem Artikel Getränke und Delikatessen aller Welttheile, welche man hier zu Kauf findet. Alle Sorten französischer und holländischer Weine vom Champagner bis zum gewöhnlichsten Medoc, Rheinweine, spanische Weine und Cap Constantia, englisches Ale und Porter, Nassauer Selterswasser und holländische Biere, französische Liqueure, Butter, Limburger und alle Arten anderer Käse, Schinken, Rauchfleisch, Braunschweiger Mettwurst, Heringe, pommersche Gänsebrüste, Kaviar, Neunaugen, Anchovis, alle Arten europäischer Gemüse, in luftleeren Blechdosen präparirt, welche sich auf diese Art sehr gut halten, als Schotenerbsen, Spargel, Artischocken u. a., Sardines à l'huile, Wildpret und Kalbfleisch, Lachs, feine Ragouts, Trüffel- und Gänseleber-Pasteten, französische Suppen, Alles in luftleeren Blechdosen u. s. w. — alle mögliche Konditor-Waaren und Kuchen, Bonbons, gebrannte Mandeln, Pfefferkuchen, chinesische Confitüren, Ingwer, japanische Soya, englische Pyes, französische Gelées, Capsche Früchte ꝛc., kurz Hunderte von Artikeln, welche man selbst in großen Städten Europa's nicht haben kann, findet man in diesen Toco's, und selbst der gourmand stößt beim Durchlesen der oft Seiten langen Listen dieser Artikel, welche die Tocohalter in der Batavischen Zeitung dem Publikum anbieten, auf Namen, welche ihm noch unbekannt sind. Es ist unglaublich, für welche Summen, trotz der hohen Preise, von diesen Artikeln abgesetzt wird, und nur auf diese Weise läßt es sich erklären, wie es möglich ist, daß im Jahre 1842 einzig und allein an Delikatessen und Getränken nach amtlichen Bekanntmachungen für 1,036,500 Fl. auf Java importirt wurden.

Gegen 3 Uhr wird es in der Stadt allmälig stiller; um diese Zeit werden die Büreaus der Regierung geschlossen, und die Beamten fahren nach Hause. Das Gewühl auf den Straßen wird allmälig geringer, die größte Arbeit des Tages ist gethan.

Die Kaufleute bleiben, je nachdem sie mehr oder weniger beschäftigt sind, bis 5 oder 6 Uhr und fahren häufig erst im Mondenschein oder mit Fackellicht nach Hause. Die gewöhnliche Stunde ist jedoch 5 Uhr. Ein Comtoir schließt sich nach dem anderen — ein Wagen rollt nach dem anderen zu Stadt hinaus. Die Straßen werden still und öde — das Tagewerk ist vollbracht, und das rege Leben erstirbt nach allen Richtungen. Vor den Thüren der Comtoire sammeln sich die im Lauf des Tages daselbst beschäftigt gewesenen Kulis und theilen auf den Trottoirs die gemeinschaftlich verdienten Kupfer-Deute *).

*) Ein Gulden hat 100 Deute.

Die Fruchtverkäufer gehen nach Hause, die Garköche packen ihren tragbaren Kochapparat zusammen, die Kulis ziehen in kleinen Gruppen aus den Straßen, — die bald ganz öde und ausgestorben sind. — Die Lampen werden angezündet — die Nachtwächter machen ihre Lagerstätte zurecht. — Die Nacht bricht herein, und mit ihr Todtenstille auf den Plätzen, wo vor wenigen Stunden noch Alles so bunt durch einander wogte. Nur in einzelnen Theilen des chinesischen Camps, in der Nähe der Märkte und Spielbuden, bleibt es noch lange lebhaft.

Ostindien.

Indische Skizzen.

1. Das brahmanische Lyceum in Poonah.

Poonah (spr. Punah), die Hauptstadt der westlichen Mahratten, zwischen Bombay und Hyderabad (spr. Heiderabad), war zur Zeit der englischen Invasion eine der Zufluchtsstätten des Brahmanismus und theilt mit Benares die heilige Mission, durch ein brahmanisches Lyceum die alten Traditionen vor dem Untergange zu schützen. Das Gebäude dieses Lyceums ist ein alter Palast der früheren Mahratten-Peschwa's und besteht aus mehreren Flügeln, die durch ziemlich enge Höfe von einander getrennt sind. Jeder Hof ist von einem Kanal mit stets fließendem Wasser umgeben, die Thüren sind niedrig, die Treppen eng, die Fenster zwar verziert, aber ohne Glas. Die hinteren Zimmer, jüngst noch die stillen, isolirten Zellen des weiblichen Theiles der regierenden Familie, werden jetzt von jungen Zöglingen bewohnt, aber auch diese sind so ruhig und in sich gekehrt, daß man glauben sollte, das Gynäceum habe sich in ein Kloster verwandelt. Eine Ehrenwache aus Eingebornen, deren Kleider und Waffen die alte Sitte in ihrer völligen Reinheit wiedergeben, besetzt die Halle am Eingange. Diese Soldaten, die Cipayen (Sepoys) liegen rings auf Holzbänken: nur wenn ein Lehrer vorübergeht, erheben sie sich ehrfurchtsvoll. Es ist nämlich die Anwesenheit derselben eine Ehrenbezeugung, welche die Kriegerkaste und die ganze hindusche Bevölkerung den allmächtigen Brahmanen erweist.

In den vordersten Sälen wird der Elementar-Unterricht ertheilt. Knaben aus allen Ständen lernen dort Mahrattisch lesen und, was sehr schwierig ist, die Kursivschrift auf ihre ursprünglichen Sanskritformen zurückführen. Zum Unterrichte im Schreiben werden schwarze Tafeln benutzt, auf welche mit weißer Farbe Buchstaben gemalt sind. Die Kleinen machen den Anfang ihrer Uebungen damit, daß sie mit dem Finger die Umrisse dieser Buchstaben verfolgen. Für die herangewachsenen Schüler giebt es sechs Klassen, in denen, wie die Brahmanen versichern, die Summe alles menschlichen Wissens gelehrt wird. Der Unterricht besteht nämlich in Grammatik, Logik, Poesie, Astronomie, Medizin, Rechts- und Religionsphilosophie. Jede dieser Disziplinen wird in fünf Jahren absolvirt, und wer nach dreißig Jahren den sechsten Kursus beendigt hat, wird als Pandit (Doktor sämmtlicher Fakultäten) aus der Anstalt entlassen. Da aber natürlich die heilige Sprache, das Sanskrit, das Latein der Inder, die Seele allen Unterrichtes ist, so werden auch, wie viele Wissenschaften man immer lehre, dieselben, damit sie nichts an ihrer Heiligkeit verlieren, so bleiben, wie sie vor Jahrhunderten waren. Die Grammatik ist fast zur abstrakten Wissenschaft geworden, und ihre Regeln werden nach beinahe algebraischen Formeln bestimmt. Die Logik, Nyaya, ist von den Hindu-Schriftstellern sehr ausführlich behandelt worden, oft mit der albernsten Pedanterie: dafür aber sind auch die Schüler, nach Beendigung dieses Studiums, nie mehr um einen Beweis verlegen. Was die Poesie betrifft, so hat sie unleugbare Schönheiten in ihrem Rhythmus und ihren Bildern. Der Lehrer skandirt die Verse, läßt sie den Schüler wiederholen und erklärt sie ihm nach einem geschriebenen Sanskrit-Kommentar, oder durch Bemerkungen, die er in der Volkssprache macht.

Wir haben diese Angaben einer Reisebeschreibung des französischen Touristen Throd. Pavie entnommen und fahren mit seinen eigenen Worten fort: „Diese Vorlesung über National-Poesie interessirte mich mehr, als alle übrige; denn die Werke der Einbildungskraft, wo sie auch entstanden seyn mögen, sind Eigenthum der ganzen Menschheit. Die Studenten saßen auf dem Boden und hatten ihr Manuskript auf den Knieen, denn ein Jeder ist verbunden, seinen Text zu kopiren. Sie verfolgten mich, als ich unter ihnen stand, verstohlen mit ihren Blicken und schienen sich meine Neugierde nicht erklären zu können. Die Einen betrachteten mich unwillig, als beleidigte ich sie mit meiner Zudringlichkeit; dies waren die jungen Brahmanen aus den kleinen Städten der Umgegend. Andere, deren Familien mehr mit der Welt verkehrten und die in Bombay gewesen waren, schienen zerstreut und verlegen, vielleicht, weil sie sich der Mangelhaftigkeit ihres Unterrichtes im Vergleich zu dem europäischen bewußt waren. Der Lehrer war aus Achtung vor den englischen Gentlemen, von denen ich dort eingeführt worden war, von seinen Kissen aufgestanden. Ohne Zweifel war er in seinem Text zu Hause; er erklärte ihn mahrattisch für seine Zuhörer und hindustanisch für uns und that dies mit einer gewissen Glut und einer augenscheinlichen Selbstzufriedenheit. Aber von wissenschaftlicher Kritik, wie wir sie von einem europäischen Professor zu hören gewohnt sind, war keine Spur in seinem Vortrage. Das Studium der Astronomie begreift zugleich das der Mathematik. Die Lehrsätze und Beweise sind in Verse gebracht und prägen sich leicht dem Gedächtnisse ein, aber es fehlt ihnen an Genauigkeit, denn die Hindus sind so wenig im Rechnen geübt, daß sie, über eine gewisse Zahl hinaus, nur von Millionen und

Myriaden reden. Das Wunderbare und Unbegreifliche ist ihnen selbst in den Zahlen ein Bedürfniß, und sogar, was sie genau ermitteln können, hüllen sie in Uebertreibungen und nebulöse Phrasen. Ihre Astronomie ist eine Astrologie, und ihre Handhabung der Medizin sieht aus wie Zauberei. Sie gestehen zwar ein, daß das Studium an Leichen die erste Bedingung einer vernünftigen Heilkunde ist, aber ihr Abscheu vor einem Kadaver läßt sie nie eine Section ausführen. In dem Saale der medizinischen Klasse sah ich zwei junge Leute abgesondert in einem Winkel stehen; sie vermieden alle Berührung mit ihren Kollegen, weil — hundert Meilen von Poonah einer ihrer Verwandten gestorben war und sie darum unrein waren auf vierzig Tage. Welche Kluft liegt zwischen dieser heiligen Scheu vor dem todten menschlichen Körper und dem Mangel an Achtung, mit welchem in unseren anatomischen Theatern die Studirenden zuweilen die sterblichen Ueberreste eines Menschen behandeln! Die philosophische Klasse bildet den Inder zum Bürger. Hier werden ihm die Sittenlehren, die Pflichten und Gesetze seiner Kaste eingeprägt. Dieser Unterricht könnte sehr ersprießlich werden, wenn die Brahminen, indem sie die alten Texte erläutern, nach und nach Dogma und Ritus von ihren vielen unnützen Beimischungen säuberten. Dergleichen aber fällt ihnen nie ein; sie wollen nur so viel wissen, als man sie gelehrt hat, und übertragen dies wieder buchstäblich auf ihre Schüler, die ihnen im Lehreramte folgen und wieder ohne selbstständige Forschung ihre Kenntnisse auf ein künftiges Geschlecht verpflanzen werden. Uebrigens, da es ein Religionsgesetz verlangt, zu lernen und zu lehren, so haben die Lehrer weder das Ansehen von Pädagogen, noch sind die Schüler störrisch und lärmend. Keinem von beiden Theilen ist die Wissenschaft eine Last, und Jeder ist von Achtung durchdrungen für die Materie seiner Lection.

„Die Einrichtung, daß der Unterricht immer in den Händen der einen Kaste blieb, hat einestheils den Lehrern die Routine verschafft, durch welche sie sich auszeichnen, anderentheils ist sie eine Hauptursache gewesen, daß sich der Brahmanismus so lange und so unverfälscht erhalten hat. Die Panditš in Poonah sind weit entfernt, zu glauben, daß ihr Reich zu Ende sey. Sie haben jetzt eine europäische Neuerung angenommen, die lithographische Presse, vermöge welcher sie bereits einige Texte ohne Hülfe fremder Arbeiter herausgegeben haben. Die englische Regierung unterstützt die Anstalt durch Geld, da sie sich, bei der geringen Anzahl von funfzehn Schülern in einer Klasse, nicht selbst erhalten könnte. Diese Unterstützung ist der Honigkuchen, den man Feinden hinwirft, deren Einfluß Besorgnisse erregt, und mit dem man die Intriguen zum Schweigen bringen will, zu denen die Brahminen gar sehr geneigt sind."

Mannigfaltiges.

— Zur Frage über das geistige Eigenthum im Ausland. Auch im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" ist bei Gelegenheit der tausend und ein Uebersetzungen, die jetzt von Eug. Sue's „ewigem Juden" erscheinen, die Frage zur Erörterung gekommen, inwiefern ausländische Autoren in Deutschland nicht bloß gegen Nachdruck, sondern auch gegen anderweitige als die von ihnen selbst veranlaßten Uebersetzungen geschützt sind. Auch dort sind die Ansichten so divergirend, wie sie es nothwendig über einen Punkt seyn müssen, den die Gesetzgebungen aller Länder unentschieden lassen, und zwar darum unentschieden lassen, weil kein Land durch seine Gesetzgebung Ausländern Rechte einräumt, die die eigenen Angehörigen nicht besitzen: so lange also deutsche Verlagswerke keinen Rechtsschutz in Frankreich genießen, können auch französische Verlagswerke keinen Rechtsschutz in Deutschland erhalten, denn sonst hätten wir ja den Franzosen ein doppeltes Recht eingeräumt, während wir selbst nur ein einfaches besitzen.

Wiewohl wir aber die Einräumung dieses Rechtes lediglich an die Bedingung eines internationalen Vertrages knüpfen, und obgleich wir es sowohl des Rechtsgrundsatzes halber, als wegen des Vortheils, der daraus den Literaturen erwachsen kann, für wünschenswerth halten, daß solche internationale Verträge zu Stande kommen, so glauben wir doch, es würde dem Begriff des geistigen, des künstlerischen Schaffens völlig widersprechen, wollte man durch einen solchen Vertrag dem Ausländer auch die alleinige Verfügung darüber einräumen, wer sein Werk übersetzen soll. Nicht die geistige, sondern nur die mechanische Reproduction kann und soll das Nachdrucks-Verbot treffen, denn sonst würden dadurch Privilegien geschaffen, die der Literatur und der Kunst viel nachtheiliger wären, als der Nachdruck selbst. Schon ist das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 in dieser Beziehung viel zu weit gegangen, indem es das Inkupferstechen, das Lithographiren und das Inholzschneiden eines Gemäldes von der Erlaubniß des Malers oder seines Rechtsnachfolgers abhängig machte. Hier ist die Achtung vor dem ursprünglichen Gedanken des Künstlers so weit getrieben, daß sie eine andere Kunst der seinigen unterordnet und nicht eine mechanische, sondern eine geistige Reproduction untersagt. Noch weit mehr wäre dies aber der Fall, wenn wir denselben Grundsatz auch auf das Gebiet der Uebersetzung eines Werkes aus einer in die andere Sprache übertragen wollten. Unter der Herrschaft eines solchen Prinzips hätten wir auf den deutschen Shakspeare von der Meisterhand eines Schlegel und eines Tieck verzichten und uns mit der Arbeit Wieland's oder Eschenburg's begnügen müssen. Würde dies aber nicht ein wirklicher Verlust für die Literatur und eine Versündigung gegen den Geist des großen britischen Dichters seyn? So viel uns bekannt, existirt auch nur in einem einzigen Lande eine Bestimmung dieser Art. In Holland nämlich, wo der Literaturmarkt so klein ist, daß mehrere Uebersetzungen desselben Werkes keinen Raum neben einander haben würden, wird die zuerst angezeigte Uebersetzung gegen jede Konkurrenz geschützt. Was ist aber auch der Erfolg davon? Daß Holland fast von keinem fremden Werk eine vollkommene Uebersetzung besitzt, obgleich fast nichts als Uebersetzungen aus dem Französischen, Deutschen und Englischen dort erscheinen. Ja, weil die Uebersetzung selbst eben so geschützt ist, wie ein Original, nimmt sich fast Niemand, der Schriftsteller-Honorar erwerben will, die Mühe, etwas Anderes zu thun, als aus fremden Sprachen zu übersetzen.

— Neue russische Mysterien. Das außerordentliche Glück, das zwei Bücher auf dem großen Weltmarkte gemacht: Custine's „Rußland im J. 1839" und die „Mysterien von Paris", ruft immer noch neue Speculationen in demselben Genre hervor. Ein Buch, das beiderlei Aushängeschilder mit einander verbindet, sind die jetzt bei Pagnerre in Paris erscheinenden Mystères de la Russie, welche in 30 Lieferungen, à 50 Cent., ausgegeben werden, von denen jede von einem Stahlstich oder Holzschnitt begleitet ist. Schon der Buchhändler, bei dem dieses neue Werk erscheint — Pagnerre ist der Verleger Timon's, Louis Blanc's, Lamennais' ꝛc. — kann als eine Bürgschaft dafür gelten, daß es nicht die allersüßeste Frucht sey; die erste Probe, die wir davon gekostet, übertrifft jedoch selbst die Erwartungen, die wir von ihrer Herbheit gehabt. Dieses Buch, dessen Verfasser nicht genannt ist, hat augenscheinlich ein Mann geschrieben, der durch und durch von Haß gegen Rußland erfüllt ist, und wir irren wohl nicht, wenn wir einen der in Paris lebenden exilirten Polen für den Verfasser halten. Der Verleger rechnet auf einen sehr großen Absatz, denn er hat eine Auflage von vielen Tausenden veranstaltet, die er gleichzeitig in Frankreich, Deutschland und England verbreiten läßt. Es ist dieses Buch, wie er selbst in der Ankündigung sagt, kein bloßes Pamphlet, sondern eine förmliche Manifestation, „ein vermöge seines Zweckes und seiner Tendenz überaus wichtiges Werk, das sich jedoch von Anfang bis zu Ende so leicht wie ein Roman lesen läßt."

— Die Reaction gegen Eisenbahnen. Die Post, welcher in Deutschland der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich nur langsam vorwärts bewege, macht sich in Frankreich gar zum Herold des Krebsganges. Die französischen Postmeister haben sich nämlich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, worin die Ausbreitung des Eisenbahnsystems in Frankreich bekämpft werden soll. Die Zeitschrift ist so ehrlich, sich la Réaction zu nennen, doch wird dies eben nicht dazu beitragen, ihre Popularität zu vermehren. Diese Reaction wird eben so wenig wie irgend eine andere bewirken können, daß Einrichtungen und Verbesserungen unterbleiben, die von der Zeit dringend gefordert werden.

— Witterungszustände in Paris. Nach einer Durchschnittsberechnung zählt man in Paris jährlich 57 heiße Tage, 58 Tage, an welchen es friert, 12, an welchen es schneit, 180 mit Nebel und 140 mit Regen. Hieraus ersieht man, daß in Paris die Laune des Wetters eben so veränderlich sey wie die seiner Bewohner, und daß das sogenannte nordische Klima, das wir in Deutschland haben, das der Pariser um nichts zu beneiden habe. Auch wird behauptet, daß die Feuchtigkeit der dortigen Atmosphäre mit jedem Jahre mehr zunehme, was man zum Theil der Lichtung der Wälder und der Verarmung der Quellen, zum Theil aber auch dem Anwachsen der Bevölkerung beimessen will, die den Boden um Paris zu einem immer weiteren Focus der Feuchtigkeit und der Ausdünstung mache. Durch chemische Experimente soll dargethan seyn, daß die atmosphärische Luft von Paris und seinen Umgebungen weit mehr Wasserdampf enthalte als die auf dem Lande, besonders in solchen Gegenden, die von den großen Mittelpunkten der Bevölkerung entfernt liegen.

— Polnische Beurtheilungen von Giesebrecht's historischen Studien der Wenden. Die „Wendischen Geschichten" von Ludwig Giesebrecht haben an dem in Polen berühmten und im Auslande durch seine „Rechtsgeschichte der Slawen" bekannt gewordenen Maciejowski einen sehr kompetenten Richter gefunden. Er erkennt bei seiner in der „Warschauer Bibliothek" enthaltenen vorläufigen Kritik die Treue des Verfassers in Benutzung der ihm zugänglichen historischen Quellen und seine möglichste Parteilosigkeit an, zugleich bedauert er aber, daß der gelehrte Verfasser wegen Unbekanntschaft mit den slawischen Sprachen, die ihm in denselben bereit liegenden Vorarbeiten nicht habe nützen können und deshalb dem slawischen Forscher in der Geschichte nichts Neues gebracht, so wie auch den Geist der slawischen Nationalität verkannt habe. Sodann sucht Maciejowski zu beweisen, daß Professor Giesebrecht Unrecht habe, wenn er die an der Elbe wohnenden slawischen Stämme ihrer Abkunft nach für identisch halte; dieselben seyen vielmehr zweifältiger Abstammung, slawischer und litthauischer. Ferner seyen dieselben nicht durch Unkultur und Immoralität, wie Giesebrecht behauptet, untergegangen, sondern hätten in Aufklärung und moralischer Kraft mit den Germanen des Tacitus auf gleicher Höhe gestanden und wären nur deren physischem Uebergewicht unterlegen, dem sie in der Folge auch ihre Sprache geopfert hätten, ohne ihren slawischen Charakter zu verleugnen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Donnerstag den 25. Juli 1844.

Nord-Amerika.

Nord-Amerikanische Sagen.

Der rothe Schwan.*)

Drei Brüder hatten in früher Jugend ihre Aeltern durch den Tod verloren; selbst der älteste von ihnen war noch nicht einmal im Stande, vollkommen für den Unterhalt seiner jüngeren Brüder zu sorgen, obschon er Alles that, was in seinen schwachen Kräften stand, damit diese keinen Mangel litten. Daß sie aber dennoch nicht verhungerten, schien mehr durch übernatürlichen Beistand, als durch seine Hülfe und die Nahrungsmittel, die ihnen ihr Vater hinterlassen, verhindert zu werden. Ihr Vater aber war ein Einsiedler (Pai-gwud-aw-diz-zid) gewesen, hatte seine Hütte fern von den Dörfern seines Stammes aufgebaut, und seine Kinder waren daher, als er und sein Weib gestorben, ohne Verwandte, ohne Freunde zurückgeblieben; ja, jene wußten nicht einmal, ob es noch andere Menschen außer ihnen gäbe, wußten nicht, wer ihre Aeltern gewesen, denn als diese gestorben, war der Aelteste noch zu jung, um sich jetzt ihrer erinnern zu können. Ungeachtet sie nun so einsam und verlassen lebten, so verzweifelten sie doch nicht, sondern gebrauchten ihre schwachen Kräfte, so weit es gehen wollte, und lernten so nach und nach jagen und Thiere tödten. Der älteste Bruder wurde bald ein gewandter Jäger, und nimmer war von da an Mangel an Nahrungsmitteln in ihrer Hütte. Vorzüglich aber zeichnete er sich durch seine Gewandtheit im Erlegen des Büffels, des Elenn und des Hirsches aus, in welcher Kunst er seine Brüder gar treulich unterrichtete, sobald diese ihm nur auf die Jagd folgen konnten. Nachdem diese nun selbst jagen und für ihren Unterhalt sorgen konnten, faßte der Aelteste den Entschluß, sie zu verlassen und andere Wohnungen aufzusuchen, versprach ihnen aber zugleich, sobald es möglich, zurückzukehren und ihnen Weiber mitzubringen. Seine Brüder waren jedoch damit nicht einverstanden, und sagten, sie könnten sich nicht von ihm trennen. Maujeekewis, der zweite der Brüder, lehnte sich laut gegen diesen Vorschlag auf und sagte: „Was willst du denn eigentlich mit denen, die du zu holen beabsichtigst, machen? — wir haben so lange ohne sie gelebt, daher können wir es auch fernerhin.“ Seine Worte wurden gehört, und die drei Brüder blieben wieder einige Zeit bei einander.

Eines Tages kamen sie unter einander überein, daß jeder von ihnen ein Männchen von der Art Thiere erlegen sollte, in deren Jagd er die meiste Geschicklichkeit besäße, um sich aus der Haut des erlegten Thieres Köcher zu machen. Was sie beschlossen, führten sie auch aus, und verfertigten sich dann eine Menge Pfeile, um ihre Köcher damit zu füllen und so für jeden Vorfall vorbereitet zu seyn. Bald darauf gingen sie auf die Jagd, um zu versuchen, wer am ersten mit einem erlegten Wild nach Hause kommen würde und dieses dann noch so zubereiten könnte, als ob er die Anderen bewirthen wollte; Keiner aber sollte ein anderes Wild erlegen, als ein solches, das er gewöhnlich zu jagen pflegte. — Sie gingen nun auf verschiedenen Wegen fort. — Noch war Odjibwa, der Jüngste, nicht tief in den Wald gedrungen, als er auch schon auf einen Bär stieß, ein Thier, das er jedoch nach ihrer gegenseitigen Uebereinkunft nicht erlegen durfte. Dessenungeachtet verfolgte er ihn, schoß einen Pfeil ab und tödtete damit den Bär. Wider ihre Wette, begann er augenblicklich, der Beute das Fell abzuziehen, als plötzlich etwas in seiner Nähe die ganze Luft röthete. Er rieb sich die Augen, denn er glaubte, er täusche sich; doch alles Reiben änderte die Sache nicht, die rothe Färbung blieb dieselbe. Endlich vernahm er aus der Ferne ein fremdartiges Geräusch. Anfänglich hielt er dies für den Ton einer menschlichen Stimme, doch nachdem er dem Geräusch eine Strecke gefolgt war, erreichte er die Ufer eines großen See's und entdeckte den Gegenstand bald genug, den er suchte. Etwas vom Ufer ab, saß auf dem Wasser des See's ein wundervoll schöner, rother Schwan, dessen Gefieder vielfach in den Strahlen der Sonne wiederglänzte und der dann und wann jenes Geräusch hervorbrachte, das er vorher gehört.

Da sich der Schwan dem Anschein nach noch nicht außer dem Bereich des Pfeils befand, so zog er die Bogensehne mit Kraft und Ueberlegung an, — fort flog der Pfeil, aber ohne Wirkung fiel er vor dem Schwan nieder. Pfeil folgte nun auf Pfeil, bis endlich der Köcher leer war. Ruhig blieb der Schwan auf seiner früheren Stelle, schwamm im Kreise herum, streckte den langen, schlanken Hals aus oder tauchte den Schnabel in das Wasser, als habe er die Pfeile, die nach ihm geschossen, gar nicht bemerkt. Odjibwa eilte nach Hause, raffte alle Pfeile, die ihm gehörten, zusammen, vergaß auch die seiner Brüder nicht, sprang zum See zurück, verschoß aber auch diese gleich vergeblich. Dann stand er still und schaute traurig nach dem schönen Vogel. Da erinnerte er sich plötzlich, daß seine Brüder gesagt, in dem Medizinbeutel ihres verstorbenen Vaters befänden sich auch drei magische Pfeile. Fort eilte er: denn die Begierde, den Schwan zu tödten, hatte alle Einwürfe gegen die beschlossene Handlung beschwichtigt. Zu jeder anderen Zeit würde er es für einen Frevel gehalten haben, nur den Medizinbeutel seines Vaters zu öffnen; jetzt aber ergriff er mit Hast selbst die drei Pfeile, warf alle übrige Gegenstände desselben in die Hütte und eilte athemlos nach dem See zurück. Noch schwamm der Schwan auf diesem herum. Er nahm seine Stellung, schoß den ersten Pfeil mit großer Genauigkeit ab, ohne den Vogel aber zu treffen. Der zweite Pfeil kam jedoch dem Vogel viel näher; als er nun den letzten Pfeil auflegte, fühlte er seinen Arm kräftiger und sicherer, und indem er die Sehne mit großer Festigkeit anzog, sah er, wie der Pfeil den Hals des Schwans unmittelbar über der Brust durchbohrte. Doch der Vogel breitete jetzt langsam seine Flügel aus, schlug diese mehrmal auf und nieder, erhob sich dann vom Wasser in die Luft und zog gegen die sinkende Sonne. Getäuscht in seinen Hoffnungen, stand Odjibwa einige Augenblicke traurig da, denn er fühlte wohl, daß seine Brüder gerechte Ursache hätten, mit ihm zu rechten. Plötzlich sprang er in das Wasser, sicherte zuerst die beiden zurückgebliebenen magischen Pfeile, denn den dritten trug der Schwan mit sich davon, und eilte diesem dann nach, da er hoffte, daß dieser nicht weit mehr würde fliegen können, — den Pfeil mußte er wiederhaben.

Fort flog er; seine Schnelligkeit im Laufen war bekannt, denn er konnte einen Pfeil abschießen und ihm dann so schnell nachlaufen, daß dieser noch weit hinter ihm zur Erde fiel. Ich kann schnell laufen, dachte er in seinem Herzen, und muß den Schwan früher oder später auffinden. So eilte er über Berge und über Prairieen, immer gegen Westen, bis fast zur Nacht, ruhte nicht, sondern wollte sich erst später einen Platz zur Ruhe während der Nacht aufsuchen. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung ein verworrenes Geräusch, das von Menschen zu kommen schien, da es ganz klang, als fällten Einige Bäume, wobei die Streiche der Art durch den Wald tönten. Als er aus dem Wald heraustrat, stieg eben die Sonne ihrem Ruheplatz zu, und gern hätte auch er jetzt einen Ruheplatz gefunden, wo er schlafen und etwas zu essen finden konnte, denn ohne einen Bissen hatte er die Heimat verlassen. Alle diese Wünsche konnten aber den Eifer in der Erreichung seines Zweckes nicht dämpfen, da er wohl fühlte, daß er diesen nur dann erreichen würde, wenn er standhaft dabei verharrte.

Unerwartet bemerkte er plötzlich in einiger Entfernung auf einer Anhöhe eine große Stadt. Er richtete seine Schritte dahin und hörte bald den Wächter, Mudjee-Kokokho, der noch etwas höher stand, um sogleich Nachricht zu geben, wenn sich ein Freund oder Feind näherte, ausrufen: „Es kommt ein Fremder!“ Ein lauter Schrei verkündete, daß sie es alle vernommen. Der junge Mann kam zur Stadt und wurde von dem Wächter in die Hütte des Häuptlings gewiesen. „Hier mußt du hineingehen“, sagte Jener und verließ ihn. „Komm herein, komm herein“, rief ihm der Häuptling zu, „setze dich dorthin“, und wies dabei auf die Stelle, wo seine Tochter saß, „das ist der Ort, wo du dich niedersetzen mußt.“ Bald gaben sie ihm etwas zu essen, frugen ihn aber nur wenig, denn er war ein Fremder. Nur wenn er sprach, antworteten ihm die Anderen. Nachdem es dunkel geworden, sagte der Häuptling: „Tochter, nimm die Moccasins unseres Schwiegersohns, sieh, ob sie zerrissen, und ist dies der Fall, dann bessere sie aus und bring sein Bündel herein.“ Dem jungen Mann kam es ganz befremdend vor, daß er so freundlich aufgenommen wurde, und er nahm, ohne daß er es gewollt, die Tochter zur Frau, obschon das junge Mädchen schön war. Sie nahm aber seine Moccasins, die er abgelegt hatte, nicht sogleich auf, und es mißfiel ihm, daß sie so lange zögerte. Als sie diese endlich aufhob, nahm er sie aus ihrer Hand und hing sie selbst auf. Dann legte er sich nieder, dachte an den Schwan und entschloß sich, mit Tagesanbruch wieder aufzubrechen. Mit dem frühesten Morgen erwachte er, redete die junge Frau an, erhielt aber keine Antwort. Da berührte er sie leise:

*) Aus dem von Schoolcraft unter dem Titel Algic Researches herausgegebenen Märchenkranze der Indianer Nord-Amerika's, von welchem wir bereits früher Proben mitgetheilt. Gegenwärtig erscheint hier in der Grotiusschen Buchhandlung (C. Reimarus) ein mit Abbildungen geschmackvoll ausgestatteter „Märchensaal aller Völker“, herausgegeben von Dr. H. Kletke. Wir haben dem Herrn Herausgeber gern gestattet, auch dasjenige dabei zu benützen, was für seinen Zweck in früheren Jahrgängen unseres Magazins enthalten ist.

„Was fehlt dir?“ frug sie und wandte ihm den Rücken zu. — „Sage mir“, redete er sie nun an, „wann ist der Schwan hier vorübergeflogen, ich verfolge ihn; komm daher mit heraus und zeige mir die Richtung, in welcher er fortzog.“ — „Glaubst du etwa, ihn fangen zu können?“ erwiederte sie. — „Ja“, antwortete er. — „Naubesah (Thorheit)“, entgegnete sie wieder; doch trat sie mit vor die Hütte und zeigte ihm die Richtung, die er einschlagen müsse. So lange die Sonne noch nicht aufgegangen war, ging der junge Mann auch nur langsam, als dies aber geschehen, eilte er mit seiner früheren Schnelligkeit vorwärts. So lief er den ganzen Tag, und als die Nacht hereinbrechen wollte, war er nicht wenig erfreut, sich abermals in der Nähe einer anderen Stadt zu befinden, wo er wieder den Wächter verkünden hörte: „Es kommt ein Fremder!“ Schnell hatten sich die Männer des Ortes versammelt, um den Fremden zu sehen. Auch hier hieß man ihn in die Hütte des Häuptlings treten, wo er ganz auf dieselbe Weise empfangen wurde, wie in der vorhergehenden Nacht; nur daß die junge Frau noch schöner war und ihn viel freundlicher behandelte. Obschon sie ihn dringend bat, etwas zu verweilen, so konnten seine Gedanken doch nicht von dem Ziele seiner Reise abgezogen werden. Ehe der Morgen anbrach, frug er die junge Frau, wann der rothe Schwan vorübergezogen, und bat sie zugleich, ihm den Weg zu zeigen. Sie that dies und sagte: „Gestern, als die Sonne zwischen Mittag und pungishemoo — ihrem Ruheplatz stand.“ So lange die Sonne noch nicht aufgegangen, setzte er seinen Weg wieder langsam fort, als sich diese aber erhoben, stellte er seine Schnelligkeit erst auf die Probe, schoß einen Pfeil ab und eilte ihm nach. Der Pfeil fiel immer noch hinter ihm zur Erde. So lief er den ganzen Tag, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Als die Nacht hereinbrach, bemerkte er die Hütte eines alten Mannes, und als es dunkel geworden, sah er einen hellen Schein, der aus jener kleinen, niederen Hütte hervorbrach. Er ging diesem vorsichtig entgegen und lugte durch die Thür, wo er einen alten Mann in der Hütte wahrnahm, der seinen Rücken an dem Feuer wärmte und sein Haupt auf die Brust gebeugt hatte. Er glaubte daher, der alte Mann wüßte es nicht, daß er in der Nähe der Thür stände, aber er täuschte sich; denn sobald er in die Thür schaute, rief ihm Jener zu: „Tritt herein, Nosis (mein Enkel); nimm deinen Sitz mir gegenüber; trockne deine Sachen, denn du mußt ermüdet seyn, ich will dir daher etwas zu essen bereiten.“ Odjibwa that, wie ihm geheißen. Darauf sagte der alte Mann, den er bald für einen Zauberer erkannte: „Mein Kessel mit Wasser steht am Feuer“, und augenblicklich erschien auf sein Geheiß ein kleiner ehrner Kessel am Feuer. Dann nahm der alte Mann ein einziges Korn Mais, eben so eine einzige Heidelbeere, und warf sie beide in den Kessel. Da der junge Mann sehr hungrig war, so dachte er bei sich: die Aussichten auf das Abendessen sind sehr kümmerlich. Aber weder ein Wort noch ein Blick verriethen seine Gedanken. Bald kochte es in dem Kessel, und der alte Mann befahl ihm, diesen etwas vom Feuer zu rücken. „Nosis“, sagte er, „nimm dir selbst“, und damit reichte er diesem einen Teller und einen Löffel aus demselben Metall wie der Kessel. Der junge Mann nahm Alles, was in dem Kessel war, und fühlte sich tief beschämt, als er bedachte, was er gethan; doch ehe er sprechen konnte, sagte der alte Mann: „Nosis, iß, iß“; und bald darauf sagte er abermals: „Nimm dir selbst aus dem Gefäße.“ Odjibwa war aber nicht wenig erstaunt, als er den Kessel wieder gefüllt sah; er nahm nochmals den ganzen Inhalt heraus, und schnell war der Kessel wieder gefüllt, bis er endlich seinen Hunger vollkommen gestillt, worauf der Zauberer zum Kessel sprach und dieser seine gewöhnliche Stelle in der Hütte einnahm. Der junge Mann lehnte sich nun gemächlich zurück und lauschte den Worten seines Wirthes, der ihn ermahnte, zu beharren, da er so sein Ziel erreichen würde. „Dir mehr mitzutheilen“, fuhr er fort, „ist mir nicht erlaubt: fahre so fort, wie du begonnen, und du wirst dich nicht täuschen. Morgen wirst du abermals die Hütte eines alten Mannes erreichen, aber der, den du nach diesem sehen wirst, wird dir Alles sagen, was du zu thun, um zum Ziel deiner Reise zu gelangen. Oft schon ist der rothe Schwan hier vorübergeflogen, aber die, welche ihm folgten, sind nicht wieder zurückgekehrt; sey fest in deinem Entschluß, sey auf Alles vorbereitet.“ — „Das will ich“, antwortete Odjibwa, und Beide legten sich nieder, um zu schlafen. Früh am Morgen stand schon der Kessel des alten Mannes bereit, damit sein Gast sich noch stärken könnte, bevor er aufbräche. Ehe dieser den alten Mann verließ, gab Letzterer ihm noch seinen Rath mit auf den Weg.

Zufriedener, als er es, seitdem er die Heimat verlassen, gethan, trat Odjibwa heute seine Reise an. Die folgende Nacht fand ihn wieder in der Gesellschaft eines alten Mannes, der ihn freundlich empfing und ihm auch seinen Weg für den Morgen zeigte. Da er hoffte, daß er nun den Mann treffen würde, der ihm sagen sollte, was er thun müsse, um den rothen Schwan in seine Gewalt zu bekommen, so verfolgte er heute mit einem immer leichteren Herzen seinen Weg. Bei Einbruch der Nacht erreichte er die Hütte des dritten alten Mannes. Ehe er aber noch an der Thür angekommen, hörte er diesen schon rufen: „Nosis, tritt herein.“ Er trat daher unmittelbar hinein und fühlte sich ganz wie in der Heimat. Der alte Mann bereitete ihm sein Abendessen vollkommen auf dieselbe Art wie die früheren, wie auch dessen Kessel ganz von demselben Metall und von derselben Größe war.

Als Odjibwa gegessen, redete ihn jener an: „Junger Mann, das, was du zu vollbringen gedenkst, ist schwierig. Eine Menge junger Männer sind in derselben Absicht an mir vorübergeeilt; keiner aber ist jemals zurückgekehrt. Sey auf deiner Hut, und wenn deine Schutzgeister mächtig sind, dann kann dir es doch vielleicht gelingen. Der rothe Schwan, den du verfolgst, ist die Tochter eines Zauberers, der von jedem Dinge vollauf hat, seine Tochter aber höher als Wampum *) schätzt. Einst trug er eine Mütze von Wampum, die seinem Skalp angewachsen war, aber es kamen mächtige Indianer, Krieger eines entfernt wohnenden Häuptlings, und sagten ihm, daß die Tochter ihres Häuptlings am Rande des Grabes stände; sie verlange daher nach seinem Skalp von Wampum, um zu genesen. „Wenn ich diesen nur sehen kann, so wird dies mich schon heilen“, sind die Worte, die sie fortwährend spricht, und wir sind daher gekommen, um ihn von dir zu erbitten.“ Nachdem sie den Zauberer lange Zeit gedrängt, gab er endlich nach, sich von ihm zu trennen, da er wirklich glaubte, daß jene ihn nur in der angegebenen Absicht von ihm forderten; — als er ihn jedoch abnahm, blieb sein Haupt kahl und blutig zurück. Viele Jahre sind seitdem verronnen, das Haupt aber ist noch nicht geheilt. Die Krieger waren aber nur in betrügerischer Absicht zu ihm gekommen und treiben jetzt Hohn und Spott mit dem Skalp, den sie tanzend von Dorf zu Dorf tragen, und bei jeder Verhöhnung, die dem Skalp widerfährt, muß der alte Mann vor Schmerzen tief aufstöhnen. Die Indianer sind aber viel zu mächtig für den Zauberer, und zahllose junge Männer haben sich bereits geopfert, um ihm den Skalp wieder zu verschaffen; — doch alle ohne Erfolg. Wie dich, hat der rothe Schwan schon Manchen verlockt, den Entschluß zu fassen, den Skalp wieder zu gewinnen. Wem es aber gelingt, der wird den rothen Schwan als Preis erhalten. Am Morgen wirst du deinen Weg fortsetzen und gegen Abend zur Hütte eines Zauberers kommen; ehe du dich dieser ganz genähert, wirst du bereits sein tiefes Stöhnen hören. Dieser wird dich nun augenblicklich hereinrufen; außer ihm wirst du Niemand sehen. Dann wird er dich nach deinen Träumen fragen und über die Macht deiner Schutzgeister. Er wird dich bitten, zu versuchen, ihm seinen Skalp wieder zu verschaffen; wird dir die Richtung angeben, die du einzuschlagen, und wenn du, wie ich sicher glaube, dich dazu bereit finden lässest, dann, mein Sohn, schreite muthig vorwärts; beharre auf dem Vorsatz deines Herzens, und ich hoffe, du wirst siegen.“ — „Ich will es wagen“, sagte der junge Mann. Nachdem er am Morgen aus dem magischen Kessel gegessen, setzte er seine Reise fort. Wie ihm vorhergesagt, — am Abend erreichte er jene Hütte und vernahm das Stöhnen des Zauberers. „Komm herein“, rief dieser, schon ehe noch der junge Mann die Thür erreicht. Als er in die Hütte trat, sah er das blutige Haupt und hörte das schmerzliche Stöhnen. „Setz dich nieder, setz dich nieder“, redete ihn der alte Mann an, „ich will dir unterdeß etwas zu essen bereiten.“ Er that dies ebenfalls ganz auf dieselbe Weise wie die früheren. „Du siehst, wie arm und verachtet ich bin“, fuhr er fort, „ich muß alle meine Bedürfnisse selbst zubereiten.“ Er sagte dies aber nur, um es zu verheimlichen, daß der rothe Schwan hier war. Odjibwa aber bemerkte bald, daß die Hütte in zwei Theile getheilt war, und hörte auch dann und wann ein raschelndes Geräusch in jenem Theile, welches ihn fest überzeugte, daß sich Jemand dort befinden müsse. Nachdem er seine Lederstrümpfe und Moccasins abgelegt und gegessen, erzählte ihm der alte Mann, wie er seinen Skalp verloren; erzählte ihm von dem Spott und Hohn, den jener erdulden müsse, von den Schmerzen, die er deswegen auszustehen, von seinem brennenden Verlangen, jenen wieder zu besitzen, von all den erfolglosen Versuchen, die er bereits gemacht, und von der Zahl und Macht, die diejenigen besäßen, welche jetzt den Skalp im Besitz hätten. Dann zeigte er ihm den Weg, auf dem er am besten und wahrscheinlichsten wieder zu erlangen sey, stachelte durch Erzählung der Gefahren, die dabei zu überstehen, den Stolz und das Ehrgefühl des jungen Mannes auf, und erwähnte endlich auch solche Gegenstände, die einen Indianer reich und glücklich machen müßten. Dann und wann unterbrachen tiefes Stöhnen und Seufzen seine Rede, wo er dann ausrief: „O, wie verächtlich behandeln sie ihn!“ Odjibwa hörte mit feierlicher Aufmerksamkeit seinen Worten zu. Endlich frug ihn der Alte nach seinen Träumen, nach den Träumen (oder was er sah, als er schlief) aus jener Zeit, als er gefastet und sein Gesicht schwarz gefärbt, um sich Schutzgeister zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

*) Der Wampum ist ein hieroglyphischer Schmuck der Indianer, der früher aus der bekannten Species einer Seemuschel bestand, an deren Stelle nach dem Eindringen der Europäer bunte Porzellanstückchen traten, die auf eine höchst künstliche Weise in ihre Gürtel geflochten werden und so die Stammsiegel bilden. Es ist das Werthvollste, was ein Indianer besitzen kann, daher dient er auch als Unterpfand u. s. w.

Frankreich.

George Sand, eine Charakteristik.

(Schluß.)

Vom häuslichen Mißverhältniß ausgehend, war George Sand zum vollendeten Begriff der Liebe, zum Begriff der Religion gelangt. Ein noch tieferer Schmerz mußte ihre gefühlvolle Seele treffen bei dem Anblick der bürgerlichen Mißverhältnisse. Gott ist gut und gerecht, er kennt keine Auserwählten im Sinne unserer sozialen Aristokratie. Der französische Handwerksbursch (Le Compagnon du Tour de France) sollte den Arbeiter gegen den Besitzer vertheidigen, sollte die Frage aufstellen: ob es denn Recht sey, daß überall der Proletarier dem Bürger geopfert werde; ob der übermäßige Reichthum auf der einen, die übermäßige Armuth auf der anderen Seite eine dauernde bürgerliche Ordnung gewähren könne; ob die Reichen bei einem solchen Schauspiel Freuden ohne Gewissensbisse genießen können; ob man glauben muß, daß Gott die Sklaverei auf Erden nicht will, oder ob man ihn verwünschen soll, weil er einen Theil seiner Geschöpfe zum Dulden, den anderen zum eben so beklagenswerthen Loose bestimmt hat, jenen diese schimpfliche Herabwürdigung aufzulegen. Zu Rom konnte der Herr seinen Sklaven tödten: er war unschuldig vor dem Gesetz,

aber nicht vor der öffentlichen Meinung. In unseren Tagen kann der Herr den Arbeiter vor der verschlossenen Thür seiner Fabrik vor Hunger sterben lassen, ohne daß sein Glückszustand oder sein Ruf darunter leidet. Welche Zeit scheint euch die bessere?

George Sand dachte nicht, wie der gefühllose Egoist hinter seinem vollen Kasten: Ergeben wir uns drein! Die Resignation ist erst dann eine Tugend, wenn alle übrigen erschöpft sind. Im Namen der ewigen Gleichheit des Menschengeschlechts verlangt sie die Lösung jener Fragen, die uns seitdem noch näher gerückt worden sind. — In diesem schönen Romane herrscht aber weder Zorn noch Verwünschung. Das Bewußtseyn der guten Sache hat der Verfasserin einen ruhigen und heiteren Glauben gegeben, vor welchem jede Aufregung der Seele verschwunden ist. Statt die Unterdrücker zu schelten, hat sie weiser gehandelt und aus der verachteten Klasse der Proletarier selbst die Helden ihres Romanes genommen; sie hat gezeigt, daß diese Menschen so gut wie wir Ehrenhaftigkeit, Einsicht, Sittlichkeit, Poesie, Einbildungskraft besitzen, und noch etwas mehr, nämlich Thatkraft, Glauben, Hingebung. Die Helden des Romans sind nicht erlogen, wie diejenigen Leute sich einbilden, welche sich fürchten, das Volk kennen zu lernen und es größer zu finden, als sie wünschen; es sind zwar nicht unmittelbare Abdrücke des wirklichen Lebens, aber poetische Bilder von Seelen aus dem Volke.

Also auch dieser Roman ist ein nothwendiges Moment in der Entwickelung George Sand's. Die Stoffe wechseln, die Bestrebungen sind dieselben. In einer Zeit, in welcher so viele Fragen zugleich ihre Lösung erwarten, muß auch die Begeisterung des Dichters mannigfaltig seyn; Mannigfaltigkeit ist aber nicht Widerspruch.

Gleichheit der Einzelnen in der Familie, Gleichheit der Menschen in der Menschheit, klarer und wahrer Begriff der Gottheit, all dies hängt an einander und ist bei George Sand mit Bewußtseyn vereinigt. Alle frühere Bestrebungen sind zu einem Ganzen zusammengefaßt in dem großen Romane, der in die beiden Abtheilungen Consuelo und die Gräfin von Rudolstadt zerfällt. Von reineren Religionsgefühlen beseelt, in einer Gesellschaft, die auf einer höheren Stufe der Gerechtigkeit und Billigkeit steht, erscheint Sand's erstes Ideal, die Liebe, wieder, in Albert und Consuelo, aber rein, ruhig, erhaben, wie wir sie oben wünschten und wie sie sich im Verlauf entwickelte. Das Werk ist umfangreich, aber ein großes Gemälde erfordert einen großen Rahmen. Die Erfahrung und der Erwerb von zehn Jahren sind hier durch eine einzige Kraftanstrengung vereinigt. Auch hier: das ideale Band der Gatten durch die Liebe. Die Verfasserin verzweifelt an der Möglichkeit, diesen Gedanken in der Gegenwart verwirklicht zu sehen, sie appellirt an die Zukunft. In der geheimen Welt, wo Albert und Consuelo ihr wahres Leben leben, wird ihre Ehe erst geschlossen werden, wenn sie durch die Liebe als möglich und unauflöslich wird bewiesen seyn. Hier kommen alle Fragen über die Unauflöslichkeit der ehelichen Verbindung zu Tage. George Sand's Meinung, gerade herausgesagt, ist: daß man, ehe man die Verbindung für ewig erklärt, Gatten haben muß, welche einer so erhabenen Einrichtung würdig sind. Welche Wahrheit liegt in Wanda's beredten Worten, wenn sie zeigt, wie auf der einen Seite das Gesetz den Gatten Treue gebietet und auf der anderen unsere Sitten ganz dazu gemacht sind, sie zu vergiften. Man gebe aber ja Acht, es handelt sich durchaus nicht darum, morgen die Ehe abzuschaffen und mit Alfred de Musset zu sagen:

> J'abolis la famille et rompe le mariage,
> Voilà! Quant aux enfants, en feront qui pourront.
> Ceux qui voudront trouver leurs pères, chercheront.*)

Und doch verstehen es viele Leute so. Es handelt sich ja aber nicht um Gesetzgebung, nicht um Regelung des praktischen Lebens, sondern um die Wahrheit in ihrer absoluten Reinheit; und es ist doch wohl kein Verbrechen, mit Plato zu denken, daß die Sitten die Gesetze machen, und nicht umgekehrt. Es giebt etwas Besseres, als die Ehescheidung zu verbieten, nämlich Gatten zu haben, die sie niemals wünschen können. Das Verbot der Ehescheidung verlangt eine Unmöglichkeit, einen Traum, verlangt das Ideal. Der Vollendung aber nähern wir uns, wenn wir nach der Vollendung streben, und es ist dem Dichter nicht nur erlaubt, sondern er hat sogar die Aufgabe, sie zu suchen und den gefundenen Weg seinen Zeitgenossen mitzutheilen und sie zur Betretung desselben zu ermuntern, damit die Menschen eines Tages dahin kommen, die Heiligkeit der Einrichtung nicht mehr zu verkennen, sie nicht mehr für eine Last, sondern für die süßeste Bestimmung des Menschen zu halten. Um aber dereinst zu diesem allerdings höchst wünschenswerthen Zustande zu gelangen, brauchen wir doch sicherlich nicht die bestehende Ordnung umzukehren, sondern nur einsichtig auszubilden. Aber so wie es ein Recht der Gesellschaft ist, die Einrichtung aufrecht zu erhalten, so ist es auch ein Recht seiner Glieder, zu erforschen und auszusprechen, warum das reinste aller menschlichen Gesetze so viel Opfer fordert, und dadurch zu lehren, wie großer Anstrengungen die Welt noch bedarf, um dieses Gesetzes würdig zu werden. Im Prinzip also sind wir weit entfernt, über Immoralität zu schreien, und billigen George Sand's reformatorische Bestrebungen. Aber wir glauben, daß sie in der Wirklichkeit die Herrschaft der sogenannten emanzipirten Frau eben so wenig wünscht als wir.

Nun endlich haben die George Sand gemachten Vorwürfe ihren rechten Sinn erhalten. Man hat sie unmoralisch und revolutionair genannt. Unmoralisch aber heißt bei ihr: Feindin der Vorurtheile; revolutionair will sagen: Feindin der bürgerlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Beide Benennungen zusammen aber bezeichnen eine Seele, welche die Gerechtigkeit inbrünstig liebt und um dieser Liebe willen viel, sehr viel gelitten hat.

*) Wir lassen die Verse absichtlich unübersetzt, da wir uns nicht die Geschicklichkeit zutrauen, solche Brutalität roh genug wiederzugeben.

Thiers über den Sekundär-Unterricht und die Philosophie.

Der Bericht, den Herr Thiers im Namen der Kommission an die französische Deputirten-Kammer über den Gesetz-Entwurf hinsichtlich der künftigen Stellung der Universität abgestattet, ist nunmehr in allen Pariser Zeitungen abgedruckt. Wird er dort vielleicht auch weniger gelesen als der der bloßen Lust am Schauderhaften fröhnende, gleichzeitig mit jenem abgedruckte Bericht über den Vergiftungs-Prozeß der Madame Lacoste, so hat er doch ein intelligenteres Publikum, nämlich dasjenige für sich, das sich für die Geschichte des Geistes und für den Fortschritt der Zeit interessirt. Der Bericht des Herrn Thiers zeichnet sich durch seine vor allen Dingen praktische Seite aus; er legt die Frage so deutlich dar, daß jede Einsicht darauf einzugehen vermag, und damit hat er sie, wie uns scheint, schon zur Hälfte entschieden. Keineswegs will er das Recht der Familie, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, dem des Staates zum Opfer bringen, wie es dem Geschichtschreiber der Revolution wohl zugetraut worden. Mit Anerkennung und Beredtsamkeit sprach er allerdings von den großen Ansichten, die darüber der National-Konvent und der Kaiser Napoleon gehabt; aber er meinte, der Geist unserer Zeit würde sich mit diesen Ansichten nicht mehr vertragen. Der Konvent und der Kaiser hätten nur eine Autorität über das Kind anerkannt: nämlich die des Vaterlandes; heutzutage sey man jedoch der Ansicht, das Kind gehöre zweien Autoritäten zugleich an: der des Vaters, welcher in ihm den Fortsetzer der Familie, und der des Staates, welcher in ihm den künftigen Bürger, d. h. den Fortsetzer der Nation, erblicke. Die Beziehungen dieser beiden Autoritäten, ihre verschiedenen Berechtigungen und Einschränkungen waren es, was Herr Thiers auf das klarste auseinandersetzte, indem er darlegte, wie der Staat, ohne die unverletzlichen Rechte der Familie zu beeinträchtigen, doch zum Schutze des Kindes, selbst gegen die väterliche Autorität, wenn sie im Irrthume sich befinde, einzuschreiten befugt sey.

Hiermit hatte er dem Staate das Recht nicht bloß der Beaufsichtigung, sondern auch der Leitung des öffentlichen Unterrichtes vindizirt, von welchem er den Sekundär-Unterricht, der den Menschen während der ganzen Dauer seiner Kindheit beschäftigt und ihn in den ganzen Umfang der menschlichen Kenntnisse einführt, als den wichtigsten bezeichnete. Bei dieser Gelegenheit machte er eine Bemerkung über die banalen Phrasen gegen den Gymnasial-Unterricht, die auch in Deutschland ihre Anwendung finden kann. „Wer hätte nicht sagen hören", bemerkte er, „man lehre den Kindern Griechisch, Lateinisch und die Geschichte der alten Republiken, eigentlich aber nichts von dem, was sie im Leben brauchen könnten, und so träten sie in dasselbe mit der Kenntniß der Vergangenheit, aber mit Unkenntniß der Gegenwart ein! Solche Ansichten, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich zu verbreiten anfingen, führten während der Revolution eine allgemeine Umwälzung in den Studien herbei. Nur von Mathematik, Physik, Naturgeschichte und neueren Sprachen war damals die Rede. Der erste Konsul, als er den öffentlichen Unterricht reorganisirte, zögerte nicht, zu Rollin's Methode zurückzukehren, und trug kein Bedenken, die Jugend wieder mit den alten Republiken Roms und Athens vertraut zu machen. Dieser große Geist wußte, was er that, und es wäre sehr verkehrt, wenn wir jetzt in Irrthümer zurückfallen wollten, über die heutzutage von allen unterrichteten Männern das Urtheil gesprochen ist. Ja, wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, die alte Literatur, die griechische und die lateinische Sprache müssen den Kern des Jugend-Unterrichts bilden. Wollte man diesen Zustand der Dinge ändern, so würde, wir wagen es zu behaupten, der Geist der Nation sehr bald entarten. Die Kindheit ist besonders passend zum Studium der Sprachen, weil in diesem Alter der Geist zu Uebungen des Nachdenkens wenig, dagegen zu Gedächtniß-Uebungen sehr geeignet ist. Die Wörter, welche man in diesem Alter im Kopf ansammelt, bleiben ihm bis zum spätesten Alter eingeprägt. Will man also den Geist des Kindes beschäftigen, ohne ihn zu bald zu ermüden, so muß man ihn mit dem Studium der Sprachen nähren, und welche unter allen eigneten sich besser hierzu, als die Sprachen der Wissenschaft, und namentlich die, welche man, sobald man erst ins Leben eingetreten, nicht mehr zu lernen Gelegenheit hat? Einmal zum reifen Alter gelangt, umgiebt uns die gegenwärtige Welt, und fordert uns auf allerlei Weise auf, englisch und deutsch zu lernen; die Griechen und Römer aber leben nur noch im Gedächtniß der Menschen und gemahnen uns nicht durch tausend positive Interessen, ihre Sprachen zu lernen. Wer das Alterthum kennt, der würde gewiß über die Vernachlässigung untröstlich seyn, die es ihm unmöglich gemacht hätte, es kennen zu lernen. Ohne die alten Sprachen aber lernt man es nicht kennen, man erhält dann nur ein mattes, unvollkommenes Bild davon: und doch ist das Alterthum, sagen wir es nur dreist einem auf sich selbst stolzen Jahrhundert, das Schönste, was es auf der Welt giebt. Abgesehen von seiner Schönheit, hat es für die Jugend noch einen Vorzug ohne Gleichen, es ist einfach. So wie aber der Körper des Kindes einfacher Nahrungsmittel bedarf, eben so auch seine Seele. So wie man den Geschmack der Jugend nicht durch zu starke Reizmittel abstumpfen darf, so darf man auch ihren Geist nicht durch die oft ins Uebertriebene ausartende Schönheit der neueren Literatur zu sehr aufregen. Homer, Sophokles, Virgil müssen im wissenschaftlichen Unterricht den Platz einnehmen, welchen Phidias und Praxiteles im Kunst-Unterricht behaupten. Auch sind es ja nicht bloß Worte, was man den Kindern mit dem Griechischen und Lateinischen lehrt, sondern edle, erhabene Dinge: die Geschichte

der Menschheit unter einfachen, großen, unauslöschlichen Bildern. Und in einem positiven und etwas gewöhnlichen Jahrhundert, wie das unsrige, das, wenn es auf einen Augenblick von den materiellen Interessen sich entfernt, in der Kunst nur falsche und übertriebene Farben sucht, in einem solchen Jahrhundert die Jugend von diesen Quellen des antiken, des einfachen Schönen ablenken, hieße das nicht unsere moralische Erniedrigung beschleunigen? Lassen wir die Kindheit beim Alterthum wie in einem ruhigen, friedlichen und gesunden Asyl, dazu bestimmt, sie frisch und rein zu erhalten. Die Zeit der wirklichen Welt, der positiven Interessen wird immer noch früh genug kommen; beschleunigen wir ihr Herankommen nicht durch die Erziehung."

Eben so wenig wie das Studium der alten Sprachen will Herr Thiers den Unterricht in der Philosophie missen. „Es ward neuerlich", sagte er, „ein Geschrei gegen die philosophischen Studien erhoben, welches in Erstaunen setzen muß, wenn man bedenkt, daß es sich inmitten einer Generation erhebt, die noch vor wenigen Jahren gegen die Regierung entrüstet war, welche die Vorträge der Herren Cousin und Guizot schließen ließ. Wie, sollen wir dazu verurtheilt seyn, stets das alte Schauspiel des Widerspruchs und Wankelmuths zu geben! Im Jahre 1793 wollten wir nur die Freiheit, fast ohne Regierung; im Jahre 1800 nur die Regierung, ohne alle Freiheit; im Jahre 1806 nur den Ruhm; im Jahre 1815 nur die Ruhe; im Jahre 1825 priesen wir die Dienste, welche Voltaire und Rousseau der Gesellschaft geleistet; und jetzt wüßten wir die religiösen Ideen nicht mehr mit dem Studium der Philosophie zu vereinigen! Man bedenke, daß die Welt auf uns sieht; und daß sie nicht geneigt ist, uns nachsichtig zu beurtheilen. Man bedenke, daß sie uns wie Personen behandelt, denen man nichts mehr verzeiht, wäre es auch nur, um sich an ihnen dafür zu rächen, daß sie zu lange hinter einander auf dem Schauplatz gewesen. — Wir wagen es gar nicht, die Frage, ob die jungen Leute in der Philosophie zu unterrichten seyen, ernstlich zu untersuchen. Wir schämen uns fast, eine solche Frage uns zu stellen. Wie, wenn unsere Kinder nun Worte wie folgende hören: Das ist ein skeptischer Geist, oder das ist ein dogmatischer Geist; wenn man vor ihnen von Epikur oder von den Stoikern spricht, von Plato oder Aristoteles, von Descartes oder Spinoza; wenn man sagt, die Einen hätten Gott geleugnet oder erkannt, die Anderen an Allem gezweifelt, selbst an ihrem eigenen Daseyn, — so sollten unsere Kinder dies Alles nur von Hörensagen wissen und nicht durch sich selbst, wenn sie nicht etwa aus Zufall oder Neugier in einer Mußestunde ein Buch darüber nachschlagen. Das ist unmöglich!"

Das von den Pairs dem Gesetz-Entwurf hinzugefügte Amendement, daß der Staatsrath eine entscheidende Stimme darüber haben soll, welchergestalt die Philosophie in das Studien-Programm aufzunehmen sey, ward natürlich von Herrn Thiers bekämpft. Die Staatsverwaltung, sagt er, hat mit der Philosophie nichts zu thun. „Man lasse die Gelehrten in ihrer Zurückgezogenheit mit Hülfe der Zeit zwischen Leibnitz, Descartes und Kant ihr Urtheil fällen, aber man mische nur nicht Wissenschaft und Politik zusammen. Mag die Politik, wie ein Ton, der die dichtesten Körper durchdringt, bis zu einem gewissen Grade im Asyl der Wissenschaft wiederhallen, mag sie einen entfernten Einfluß darauf ausüben, immerhin, nur sey derselbe so gering als möglich. Denn wollte man das Schicksal der Studien an die Veränderungen der Politik knüpfen, so würde am Ende in dem Programm jedes neuen Ministeriums auch ein Artikel über die Philosophie enthalten seyn müssen. Mit dem einen Ministerium würden wir Locke bekommen, Leibnitz mit dem anderen. Hüten wir uns vor solchem eben so widerlichen wie knabenhaften Standal. Die Politik hat des Erbärmlichen genug, man füge nicht auch noch das Lächerliche hinzu."

Im Widerspruche mit diesen Ansichten scheint zu stehen, was Herr Thiers demnächst über eine sogenannte Staats-Philosophie und über die der Lehrfreiheit aufzuerlegenden Beschränkungen äußert. Er sagte nämlich: „Wir wüßten nur einen scheinbaren Vorwurf, der dem philosophischen Unterricht, so wie er jetzt mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln umgeben ist, gemacht werden könnte; das wäre der, daß die Freiheit des menschlichen Geistes behindert werde, daß demselben, wie man gesagt hat, eine „Staats-Philosophie" aufgedrungen würde. Und in der That gestattet man den Professoren nicht, beliebige Lehren vorzutragen. Wir fragen jedoch, ob man ungefähr hundert Professoren, worunter einige noch sehr jung, wenn auch sehr gelehrt sind, über ihr ganzes Gebiet sich verbreiten und nach der Verwegenheit ihres Geistes und Alters die unerhörtesten, ja vielleicht unheilvollsten Lehren vortragen lassen möchte, die Einen vielleicht einen mystischen Spiritualismus, die Anderen einen häßlichen Materialismus lehrend und solchergestalt das Schauspiel einer schrecklichen geistigen Anarchie gebend? Dann würden sich Vorwürfe von allen Seiten erheben, und mit Recht; die Ueberwachung aber ist keine Tyrannei. Darum, weil in den Colléges nicht diese oder jene Lehre vorgetragen wird, ist der menschliche Geist noch nicht in Fesseln geschlagen. Wo die Wissenschaft sonst auftritt, außer in den Schulen, ist sie frei; und wenn es Jemanden gefiele, eine selbst unselige Lehre zu predigen, so stände die Presse ihm offen, die das eigentliche Werkzeug der Wissenschaft ist. Noch mehr; die jungen Leute, welche examinirt werden, um akademische Grade zu erwerben, sind nicht gehalten, sich zu dieser oder jener Doktrin zu bekennen. Wenn man sie examinirt, so fragt man danach, ob sie die wesentlichen Begriffe der Wissenschaft innehaben, aber man hütet sich, von ihnen irgend etwas zu fordern, was auch nur von fern einem Glaubensbekenntniß ähnlich sehen könnte. Man hat sie nach den moralischsten und humansten Grundsätzen unterrichtet, und dann überläßt man sie der Einwirkung der Zeit und ihrem eigenen Geiste. Jene Staats-Philosophie, über die man sich beklagt, ist also nichts weiter als eine ganz einfache und unvermeidliche Ueberwachung, die zu unterdrücken höchst gefährlich wäre. Und es sey uns erlaubt, unser Erstaunen darüber auszusprechen, daß gerade die Männer, welche am lebhaftesten die Sache des Klerus vertheidigen, am lautesten gegen die Staats-Philosophie schreien; denn diese Ueberwachung, die man als Staats-Philosophie bezeichnet, ist nur zu Gunsten der Religion eingeführt, damit die Wissenschaft mit ihr im Einklang bleibe und zu denselben moralischen Schlüssen führe."

Den ganzen Inhalt seines über drei Stunden dauernden Vortrages resumirend, sagte Hr. Thiers endlich am Schluß: „Wir wollen unseren Zweck nicht verhehlen; wir wollen Schutz für die Religion und ihre Diener; wir wünschen, wie jeder Aufgeklärte es wünschen muß, den Sieg der Religion über die Gemüther, aber wir wollen dem Klerus nicht den öffentlichen Unterricht preisgeben. Mögen die Geistlichen als Individuen daran Theil nehmen, nicht besser als dies: das gegenwärtige Gesetz soll ihnen diese Freiheit sichern; aber als Corporation können wir sie nicht zulassen. Wir wollen, daß die Lehrer der Jugend unseres Gleichen seyen, durchdrungen, so wie wir, vom Geiste der Revolution, fähig, Bürger voll Hingebung fürs Vaterland, voll Anhänglichkeit an die Institutionen ihres Landes, zu bilden. Die Kirche ist eine hohe, eine erhabene Gewalt: man kann ihr aber nicht gestatten, das gute Recht für sich allein zu haben. Sie hat zum Heil der Welt über die Verfolgungen triumphirt, denen sie ausgesetzt war; über die ehrerbietige, aber unbeugsame Vernunft wird sie nicht triumphiren."

Mannigfaltiges.

— Alexander von Humboldt's Cosmus. Ueber dieses mit Begierde erwartete Werk des großen Naturforschers findet sich in einer ausländischen Zeitschrift — in der Foreign Quarterly Review — folgende Notiz: „Cosmus, diese neueste Arbeit aus Humboldt's Feder, wird in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen und ist, wie wir mit Grund versichern können, ziemlich weit vorgerückt. Es ist nicht wie die meisten anderen Werke des berühmten Schriftstellers französisch, sondern deutsch geschrieben, wird jedoch, wie wir vernehmen, fast gleichzeitig in einer französischen, einer englischen und einer italiänischen Uebersetzung herauskommen. Es wird dasselbe einen rein wissenschaftlichen Charakter haben. „„Die Welt wird sich vielleicht darüber wundern"", sagte Humboldt ganz vor kurzem, „„daß ich in meinem vorgerückten Alter ein Werk von solchem Umfang, wie eine physikalische Erdbeschreibung, unternehme."" Es ist uns auch mitgetheilt worden, daß eine englische Uebertragung von Humboldt's „Ansichten der Natur" *) von sehr geübter Uebersetzer-Hand (Mrs. Austin?) unter der Feder sey."

— Fauriel. Die französische Literatur und die Wissenschaft haben durch das am 15ten d. M. erfolgte Ableben des Herrn J. Fauriel einen neuen empfindlichen Verlust erlitten. Der Geschichtschreiber des südlichen Gallien (Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans Germains) und der Sammler und Uebersetzer der „Neugriechischen Volkslieder" hat sich durch diese Arbeiten ein schönes Denkmal gesetzt. Seine auf tiefe Studien und umfangreiches Wissen sich stützende Kritik hätte der französischen Wissenschaft noch viele treffliche Dienste leisten können, denn unsere Nachbarn haben eben keinen Ueberfluß an solchen in der Stille fortarbeitenden gründlichen Gelehrten. Fauriel war Adjunkt der königlichen Bibliothek in Paris und Professor der neueren Literaturgeschichte. Er war im Jahre 1790 geboren und hat daher nur ein Alter von 54 Jahren erreicht.

— Kremer's Briefe aus Krakau. Diese in polnischer Sprache erschienenen Briefe, die ein vollständiges System der Aesthetik enthalten sollen, bilden nach dem Urtheil der polnischen Kritiker eine neue Epoche für die schönen Wissenschaften in Polen und sollen in kritischer Hinsicht höchstens noch in zwei anderen Literaturen Europa's ihres Gleichen haben. Wir wissen jedoch, wie geneigt man ist, seine Leistungen zu überschätzen, wenn man, wie jede beschränkte Literatur, dem Guten nicht viel Gleiches an die Seite zu stellen hat.

— Die afrikanische Guano-Insel Ischabor. Die Insel, wo man das Guano sammelt, liegt an der südwestlichen Küste Afrika's, kaum dreiviertel Meilen vom Ufer. Sie besteht aus einem nackten Felsen von etwa einer Viertelmeile im Umfang und hat weder Erdreich noch die geringste Spur der Vegetation, ist aber zwanzig Fuß hoch mit Guano bedeckt. Die Vögel auf der Insel gehören zum Penguinen-Geschlecht und können nur eine kurze Strecke fliegen, da sie statt der Flügel mit einer Art Flosfeder versehen sind. Wie man glaubt, war der Capitain des Schiffes, welches das Guano nach England brachte, das erste menschliche Wesen, das die Insel betreten hat, da man sich ihr, wegen der starken Brandung, nur mit Mühe nähern kann. Als er landete, vermochte er kaum einen Schritt zu thun, ohne auf die Vögel zu treten, welche durchaus keine Scheu vor ihm zu haben schienen, sondern ihm, da er barfuß war, mit dem Schnabel in die Füße pickten, und als er seine Flinte abschoß, flatterten sie nur um ihn her, indem sie ein Geschrei ausstießen. Regen ist dort unbekannt, und frisches Wasser ist mehrere hundert (engl.) Meilen längs der Küste nicht anzutreffen.

*) Tübingen 1808.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 90. Berlin, Sonnabend den 27. Juli 1844.

Spanien.

Die Wiederbelebung der Wissenschaften in Spanien und der Einfluß Frankreichs auf dieselbe.

Es ist beinahe überall in Europa die Meinung verbreitet, daß sich Spanien seit drei Jahrhunderten fast gar nicht an den Fortschritten der Intelligenz betheiligt hat, und daher mag es gekommen seyn, daß man alle jene ernsten Bestrebungen übersah, durch welche die Spanier in der neuesten Zeit versucht haben, sich auf die geistige Höhe der civilisirtesten europäischen Völker zu schwingen. Doch von Zeit zu Zeit tönt aus dem Kanonendonner und dem Gewirre der Bürgerkriege eine edle Dichterstimme zu uns herüber; und dies sollte uns locken, neben dem politischen und finanziellen Interesse, mit welchem Spanien seit so vielen Jahren die Zeitungen und uns unterhält, auch den literarischen Bewegungen der Halbinsel Aufmerksamkeit zu schenken. Frankreich zumal hätte die Pflicht, sich wärmer für dieselben zu interessiren, als es bisher geschehen ist; denn wenn je ein Volk Einfluß auf die Kultur eines anderen gehabt hat, so kann dies von den Franzosen in Bezug auf die Spanier gesagt werden. Indeß ist es stehende Redensart in allen Büchern, die jetzt über Spanien erscheinen, daß dasselbe in Geschichte, Religion und Philosophie wenigstens um drei Jahrhunderte zurückgeblieben ist, und dabei giebt sich Niemand die Mühe, diesen harten Vorwurf durch Thatsachen zu rechtfertigen. Aber würde man deren auch in einem Lande finden, das, wie immer, so auch 1789 und 1830, Frankreich benachbart war?

Französische Ideen zogen mit Philipp V. in Madrid ein und nahmen, wie oft auch die Pyrenäen noch eine Scheidewand verschiedener politischer Neigungen seyn mochten, sicherer und auf längere Zeit von Spanien Besitz, als die Admiralé Isabella's der Katholischen von Amerika's Inseln und Kontinent. Bossuet war derjenige französische Schriftsteller, der den großen Geistern seiner Zeit den Weg nach der Halbinsel eröffnete. Seit seinen Oraisons funèbres und seiner Histoire universelle erschien kein bedeutendes Buch in Frankreich, das nicht jenseits der Pyrenäen übersetzt und kommentirt worden wäre. Wie groß aber auch in Madrid und den Provinzen die Begeisterung für die Werke des französischen Geistes gewesen, so darf man doch aus dieser Begeisterung nicht den Schluß ziehen, daß Spanien zu jeder Zeit französische Doktrinen und Meinungen gelehrig angenommen habe. Denn im Süden ist der Enthusiasmus nicht, wie bei den nördlichen Völkern, ein seltenes und folgenreiches Ereigniß, sondern da sind Herz und Kopf stets in Aufregung, der Enthusiasmus ist die Regel, und eine nüchterne Art, die Dinge zu betrachten, die Ausnahme. Leider aber kommt hier die Aufregung fast immer von Außen, nicht daher, daß ein Gedanke, lange im Geiste wogend, endlich in Fleisch und Blut übergegangen, seine Fesseln sprengen und zur That werden will, und darum ist sie eine fieberhafte Kraftanstrengung, die ihr Maß nicht kennt und eine traurige Abspannung zurückläßt. So kam es, daß seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Spanien der Reihe nach alle französische Prinzipien mit Feuer aufnahm und der Reihe nach mit Kälte wieder fallen ließ.

Aus diesen fluktuirenden Prinzipien aber schlug sich nach und nach in den Gebildeten der Nation ein philosophisches Bewußtseyn nieder, das bereits angefangen hat, seinen eigenen Weg zu gehen im Denken, im Glauben und Wissen. Spanische Publizisten sind jetzt aufgetreten und haben eifrig gegen den französischen Einfluß protestirt.

Das Spanien von 1844 mag sich in Sachen des Geistes einen neuen, seiner Originalität angemessenen Weg bahnen können, aber von der Thronbesteigung Philipp's V. an bis heute ward es zu dieser Regeneration seines geistigen Lebens durch französische Ideen herangebildet. Es ist freilich nicht zu verschweigen, seit zwei Jahren haben sich die spanischen Schriftsteller ernstlich auch mit der deutschen Gedankenwelt beschäftigt; aber wie fremdartig würde sich in Madrid, Valencia und Granada die Königsberger oder Berliner Philosophie ausnehmen, wenn ihr die Franzosen nicht erst ihr teutonisches Kostüm genommen hätten. Durch Cousin's Schriften wurden Kant, Schelling und Hegel auf der Halbinsel eingeführt, so wie die Spanier überhaupt die großen Denker aller Nationen durch Franzosen kennen lernten, durch Michelet Vico, durch Jouffroy Locke, durch Voltaire Newton, Clarke, Bolingbroke, durch die Encyklopädisten Hobbes und Baco.

Montesquieu und Rousseau schrieben Spanien eine große Bedeutung für den einstigen Kulturzustand Europa's zu, und vielleicht hätte dasselbe bereits diesen Erwartungen entsprochen, wenn es nicht zur Zeit der französischen Revolution zu schlecht regiert worden wäre. Die einzigen Männer, welche damals die alte Zeit sanft in die neue hätten hinüberführen können, wurden vom Hofe entfernt. Olavide verschwand in den Gefängnissen der Inquisition, und Jovellanos ward durch eine Hofkabale seines Einflusses beraubt. Von der Abdankung Karl's IV. bis zum Tode Ferdinand's VII. verschlimmerte sich die Lage Spaniens von Tag zu Tag durch die thörichtsten politischen und administrativen Mißgriffe. Die französischen Ideen, nämlich die des Fortschritts, gährten nur still in den Köpfen Weniger, denn Verbannung, Gefängniß und Todesstrafe traf diejenigen, welche sich laut zu ihnen bekannten. Künste, Wissenschaften, schöne Literatur, Alles war schon kräftig aufgesproßt und wurde von grausamen Verächtern des Menschenglücks niedergehalten und zerknickt. Den öffentlichen Unterricht, für den schon viel gethan worden war, suspendirte man in Universitäten, Gymnasien und Elementarschulen. Dies Letztere war ein großes Unglück für Spanien; denn verwüstete Felder kultivirt man wieder, zerstörte Städte baut man von neuem auf; aber wie wird der Friede auf Männer wirken, die unter Bürgerkriegen herangereift sind und die Wohlthat der Erziehung nie genossen haben?

Seit 1833 aber haben, man muß es eingestehen, alle Ministerien, so viel ihre Zeit und Autorität es gestattete, an der Hebung der Wissenschaften und Künste gearbeitet. In Madrid, Barcelona, Valencia, Sevilla, Cadix, Gibraltar, San Sebastian gründete man kameralistische Fakultäten. Die Professuren des Natur- und Völkerrechts, die von Karl III. kreirt und von Karl IV. aufgehoben worden waren, wurden wiederhergestellt. Besonders aber hob sich der Elementar-Unterricht, zumal die Regierung alle Reformen in demselben sehr begünstigte. In den Jahren 1834 und 1840 errichteten sogar die revolutionairen Junten Universitäten und Gymnasien; sie dekretirten selbst die Gründung eines National-Pantheons. Aber man verfuhr zu rasch und ohne bestimmten Plan, deshalb scheiterten die meisten dieser Unternehmungen. Die Professoren wurden gar nicht oder schlecht besoldet und überließen darum ihre Stellen unfähigen Leuten, die sich etwas Ruhm erwerben wollten. Die Jugend, durch den Krieg an ein vages und rauhes Leben gewöhnt, interessirte sich wenig für den höheren Sekundär-Unterricht.

Die Regierung also war, wie wir sehen, wenig glücklich in der Errichtung dieser Anstalten, und es blieb einem Kreise spanischer Jünglinge vorbehalten, segensreichere Institute ins Leben zu rufen. Es mag ein erhebendes Schauspiel gewesen seyn, in einem Lande, das unter Wehen an seiner sozialen Wiedergeburt arbeitet, eine kleine Anzahl junger Leute zusammentreten zu sehen, um die Verbreitung freier Ideen auf sich zu nehmen, die einst die Kraft und das Wesen neuer Institutionen werden sollten. Die einzigen Schulen, welche stark besucht werden, sind von der Jugend geöffnet und die populär gewordenen Lehrstühle von ihr gegründet worden. Dies geschah Angesichts der alten Universitäten von Alcala, Cervera und Salamanka, die sich trotz der Bemühungen des Ministers Esparlero's, Gomez de la Serna, nicht mehr von ihrem Falle erheben konnten. Das Publikum unterstützte jene edlen Jünglinge von allen Seiten; aber ihre größte Genugthuung war es, daß ältere ausgezeichnete Männer sich ihren Bestrebungen völlig anschlossen. In Barcelona, Sevilla, Granada drängte man sich in Massen in die Auditorien, um zwanzigjährige Professoren die lange vergessene schöne Sprache der Wissenschaft reden zu hören. Auf allen Punkten des Königreichs entstanden Lyceen und literarische Vereine, zahlreicher als die Liebeshöfe im Mittelalter, kurz das Interesse war allgemein für die jungen Apostel der Wissenschaft und Kunst. So außergewöhnlich aber mußte in diesem Lande der Exaltation das Mittel seyn, das die Lust an Tumult und Gemetzel durch mildere Neigungen und Beschäftigungen verdrängen konnte.

An der Spitze dieser geistigen Bewegung stand das Madrider Athenäum. Es ist revolutionairen Ursprungs und ward in der politischen Krise kurz vor der französischen Intervention eröffnet. Als Ferdinand VII. den Thron wieder bestieg, hatte er nicht erst nöthig, die Schließung des Athenäums zu dekretiren, Lehrer und Schüler waren, so wie die Reaction zu Stande kam, verschwunden. Aber nach dem Tode Ferdinand's und dem Falle seines Rathgebers Zea-Bermudez rückte die Jugend mit Jubel wieder in die verlassenen Säle ein, denn die Wiedereröffnung des Athenäums gehörte, so zu sagen, mit zum Programme der Revolution.

Die Regierung hat weder zur Gründung noch zur Unterhaltung dieses Instituts Geld hergegeben. Die Kosten werden von einem Vereine von ungefähr fünfhundert reichen und berühmten Spaniern bestritten, während die Professoren ihr Amt als eine bloße Ehrenstelle betrachten und den Unterricht gratis ertheilen. Das Athenäum, das zur Zeit seiner Gründung mehr die Gesinnung

als die Wissenschaft vertrat, ist bei seiner Wiederherstellung nach dem Muster der Sorbonne und des Collége de France reorganisirt und zu einem Pantheon umgebildet worden. Von anderweitig bekannten Männern lehrten an dem Athenäum seit 1833 Martinez de la Rosa, Pedro Pidal, Gonzalo Moron, Antonio Benavides. Mit Ausnahme des Redacteurs des Eco del Comercio, Fernando Corradi, gehören die jetzigen Lehrer alle den Moderados an. Diese Betrachtung ist wichtig, denn jene Professoren sind von entschiedenem Einfluß auf die Cortes, und ihnen zum Beispiel hatte Gonzalez Bravo seine Erhebung zum Minister zu danken. Sie nehmen die ersten Stellen im Staate ein und sind besonders in den zahlreichen Kommissionen thätig, die zur Revidirung der Gesetze ernannt worden sind. Von ihnen also sind die freisinnigen Ideen in den Staatsdienst eingeführt worden, aber eben darum ist zu fürchten, daß ihr Ehrgeiz in diesem Lande der kecksten Pläne sie verleiten werde, den Unterricht der Jugend zu vernachlässigen, um bequem für die Vergrößerung ihres politischen Einflusses sorgen zu können.

Nach dem Vorbilde des Madrider Athenäums sind auch in den Provinzen Lyceen gegründet worden, von denen besonders das in Valencia in Geschichte, Staatswissenschaft und Anatomie bedeutenden Ruf erlangt hat. Jedes Lyceum gab früher eine monatliche Revue heraus, die auch belletristische Arbeiten enthielt. Die beste war die Civilizacion in Barcelona, die nach dem Bombardement den Titel Sociedad annahm und Catalonien, wo jetzt der Handel vorherrscht, seinen alten wissenschaftlichen Ruhm wiederbringen möchte. Sie wird von einem sehr hoffnungsvollen jungen Geistlichen, Don Jaime Balmes, redigirt.

Die Centralisation des geistigen Lebens hat indeß in Spanien auch schon schlimme Früchte getragen. Die studirende Jugend, welche aufgefordert war, Journale und Revuen herauszugeben, mußte darauf kommen, literarische Wettkämpfe einzuführen. Sie wählte das bequemere Feld der Belletristik, und diese ist es, nebst der Musik, welche jetzt die Hauptbeschäftigung auf den Lyceen ausmacht, während die ernsteren Studien fast ganz in den Hintergrund gedrängt sind. Man lebt übrigens an solchem Lyceum in heiterer Geselligkeit. Die elegante Welt der Stadt veranstaltet dort prächtige Feste, auf denen man sich mit dramatischen Darstellungen, mit Instrumental- und Vokal-Konzerten unterhält. Doch darf man nicht glauben, daß die Lyceen darum allen guten Einfluß auf die Sitten und Ideen des Publikums verloren haben. Die Gebildeten und Freisinnigen bleiben immer die Crème jener Gesellschaften, verschiedene Stände vermischen und verständigen sich mit einander, und die Einen gewinnen Geschmack, die Anderen Vorurtheilsfreiheit. Ueberdies ist mit jedem Lyceum noch jetzt ein Lesekabinet und eine Bibliothek verbunden. Auch haben die meisten dieser Anstalten Elementarschulen gegründet, die von ihnen sehr reich dotirt und gewissenhaft beaufsichtigt werden. Um die ernsteren Studien wieder in Gang zu bringen, wäre vielleicht nur nöthig, daß die Regierung den Professoren eine hinreichende Besoldung aussetzte. Dies ist auch zu erwarten, denn an der Spitze der Regierung stehen eben jene Männer, durch deren schönen, jugendlichen Eifer 1836, 38 und 40 jene wissenschaftlichen Institute ins Leben gerufen wurden. Man darf hoffen, daß sie das angefangene Werk wieder aufnehmen und glorreich zu Ende führen werden.

Leider absorbirt, bei den schwankenden Verhältnissen des Staats, die Politik des Tages noch fast alles Talent, und die gelehrte Forschung hat manchen Freund aus den Reihen des jungen Spaniens wieder an dieselbe verloren. Die meisten Redacteure der Madrider Zeitungen, die sich jetzt in maß- und taktlosen Schmäh-Artikeln verfolgen, haben einst friedlich neben einander das Feld der Wissenschaften bebaut. Nur die Revuen widerstehen dem Strudel der politischen Leidenschaften und behaupten die Würde der Literatur. Natürlich ist auch ihnen der Staat die Hauptsache, aber darum eben bleibt ihre Sprache ernst und würdig, und deshalb kultiviren sie jene Studien, welche Regierungen begünstigen müssen, wenn sie ihre Völker glücklich machen wollen.

Wir schließen also mit der Behauptung, daß sich jetzt die jungen Führer der geistigen Bewegung in Spanien auf eigengewähltem und zum Ziele führendem Wege befinden. Dem Ernste ihrer Gesinnungen dürfen wir um so weniger mißtrauen, als es in Madrid fast ungewöhnlich ist, einen Schriftsteller zu bezahlen. Wie die Soldaten, besitzen die spanischen Schriftsteller in vollem Maße das sufrimiento, jenen eigenthümlichen Stoizismus, der ihnen alle Prüfungen und Entbehrungen leicht macht. Haben sie in der Politik eine Niederlage erlitten, so trösten sie sich mit ihren Erfolgen in der Poesie; sind ihre Gedichte oder Dramen durchgefallen, so hoffen sie auf ihren Ruhm als Staatsmänner oder Offiziere. Und es giebt wirklich kein Volk in Europa, bei dem junge Leute ohne Mittel und Bekanntschaften leichter ihre Anlage geltend machen könnten, als in Spanien. Darum aber wird der Gesammtheit, die zu ihrer Fortbildung so vieler Talente bedarf, auch keines von allen entgehen, die ihr die Vorsehung geschenkt hat.

Nord-Amerika.

Nord-Amerikanische Sagen.

Der rothe Schwan.

(Schluß.)

Der junge Mann erzählte ihm einen seiner Träume; der Zauberer aber seufzte: „Nein, das ist er nicht." Der junge Mann theilte ihm einen anderen mit. Jener seufzte wieder: „Das ist er nicht!" Der junge Mann erzählte ihm noch zwei oder drei. Bei jedem aber stöhnte der Zauberer und sagte mürrisch: „Nein, nein, das sind sie nicht". Da dachte der junge Mann in seinem Herzen: Wer bist du denn? seufze und stöhne so viel du willst, ich erzähle dir keinen meiner Träume mehr. Bald darauf redete ihn aber der Zauberer abermals in einem bittenden Tone an: „Hast du keine Träume mehr von anderer Art zu erzählen?" — „Ja", erwiederte der junge Mann und erzählte ihm einen. „Das ist er, das ist er", rief Jener aus, „du wirst mir das Leben zurückbringen. Das ist es, was ich wünschte, daß du es sagen möchtest", und er freute sich sehr. „Willst du aber auch nun gehen und es versuchen, mir meinen Skalp wieder zu verschaffen?" — „Ja", antwortete der junge Mann, „ich will gehen und den Tag nach morgen*), wenn du das Geschrei des Kakak**) hörst, so sagt dir dieses, daß mein Unternehmen geglückt; sey daher bereit mit deinem Kopfe, stecke ihn augenblicklich durch die Thür, damit ich dir ohne Zögern den Skalp aufsetzen kann." — „Ja, ja", antwortete der Zauberer, „wie du sagst, so soll es geschehen." Früh am Morgen brach Odjibwa zu seinem gefährlichen Abenteuer auf, und um die Zeit, wo sich die Sonne gegen ihre Heimat neigt, hörte er das Gelärm vieles Volkes. Er befand sich jetzt gerade in einem Walde und bemerkte, wie er aus diesem heraustrat, anfänglich nur wenig Menschen, je weiter er aber vorschritt, um so zahlreicher wurden diese. Als er nun vollends auf die Ebene trat, waren ihrer Köpfe so viele als Blätter der Bäume. Im Mittelpunkt der Ebene sah er einen Pfahl, und an diesem einen Gegenstand, der sich hin und her bewegte; — dies war der Skalp. Dann und wann erzitterte die Luft von dem Sa-sa-quan, denn sie tanzten den Kriegstanz um den Skalp. Ehe sie ihn noch bemerken konnten, verwandelte er sich in einen Nonoskau-si (Kolibri) und flog auf den Skalp zu.

Als er an einigen von denen vorüberflog, die herumstanden, berührte er fast ihre Ohren und machte das summende Geräusch nach, das dieser Vogel hervorbringt, wenn er fliegt. Diese sprangen auf die Seite und fragen sich unter einander, was dies wohl gewesen seyn könnte? Unterdessen hatte er beinahe den Skalp erreicht; da er aber befürchtete, man möchte ihn bemerken, sobald er diesen von dem Pfahl losbände, verwandelte er sich in ein Me-sa-be-wa-an (jedes leichte Ding, das von der Luft getragen wird) und ließ sich langsam und leicht zum Skalp tragen. Er band diesen los und flog langsam damit fort, denn er war ihm zu schwer. Daher konnte er ihn auch kaum halten und es beinahe nicht verhindern, daß ihn die Indianer wieder herabrissen. Als diese sich den Skalp fortbewegen sahen, erfüllten sie die ganze Luft mit ihrem Geschrei: „Er ist von uns genommen, er ist von uns genommen!" Der Skalp selbst bewegte sich noch immer bloß einige Fuß über ihren Köpfen hin. Das Gelärm und Geschrei des Volkes war gleich den zerschellenden Wogen nach einem Sturme. Bald aber hatte Odjibwa über sie den Sieg davongetragen, worauf sie es aufgaben, ihn fernerhin zu verfolgen. Nachdem er sich noch eine Strecke von ihnen entfernt, verwandelte er sich in einen Kakak und flog schnell mit seinem Preise davon, wobei er das Geschrei erhob, das jener Vogel ausstößt.

Auch der Zauberer war unterdessen allen jenen Vorschriften nachgekommen, hatte augenblicklich, so wie er das Geschrei vernommen, seinen Kopf zur Hütte hinausgestreckt und hörte bald den Flügelschlag des Vogels. Plötzlich stand Odjibwa vor ihm und gab ihm mit dem Wampumskalp einen heftigen Schlag; die Glieder des Zauberers reckten sich aus und zuckten in der Wirkung des Schlages; der Skalp saß fest, und der junge Mann trat in die Hütte. Er setzte sich hier nieder und fühlte sich ganz heimisch. Da nun der Zauberer eine sehr lange Zeit brauchte, ehe er sich wieder erholte, so glaubte der junge Mann, er habe ihn getödtet, und als er nun endlich die Zeichen des zurückkehrenden Lebens bemerkte, war er sehr froh. Zuerst bewegte sich Jener hin und her und setzte sich dann in die Höhe. Wie sehr erstaunte Odjibwa aber, als er in ihm nicht einen alten Mann, vorgerückt an Jahren und Hinfälligkeit, sondern den schönsten jungen Mann vor sich stehen sah! „Dank dir, mein Freund", redete dieser ihn an; „du siehst, daß du mir durch deine Bereitwilligkeit und deine Tapferkeit meine frühere Gestalt wieder verschafft hast. Wie es bestimmt war, so ist es geschehen; — du hast den Sieg davongetragen." Der junge Zauberer nöthigte ihn nun, einige Tage bei ihm zu bleiben, und sie wurden warme Freunde. Niemals erwähnte aber der Zauberer in ihren Gesprächen des rothen Schwans. Endlich kam der Tag herbei, an welchem Odjibwa seine Rückreise antreten wollte. Der junge Zauberer vergalt ihm seine Bereitwilligkeit und Tapferkeit reichlich; er gab ihm verschiedene Arten Wampum, Kleider und lauter solche Sachen, die ihn zu einem einflußreichen Mann machen mußten. Obschon nun Odjibwa's Neugier in Bezug auf den rothen Schwan auf das Höchste gestiegen war, so beherrschte er doch seine Gefühle und erwähnte dieses mit keinem Worte, denn er fühlte wohl, daß sich dies nicht schicken würde, da der Andere, dem er einen so großen Dienst erwiesen, dessen Gastfreundschaft er jetzt genoß, der ihn so reichlich beschenkt, bisher noch kein Wort über den rothen Schwan gesprochen, sondern ihn auf das eifrigste verborgen hatte.

Odjibwa's Reisebündel war fertig und er eben damit beschäftigt, die Abschiedspfeife zu rauchen, als ihn der junge Zauberer so anredete: „Freund, du kennst die Absicht, in welcher du so weit herkamst. Du hast dein Vornehmen ausgeführt und mir dadurch eine große Schuld auferlegt. Deine Beharrlichkeit darf nicht unbelohnt bleiben; wenn du aber alle deine Unternehmen mit gleichem Muthe wie dieses auszuführen suchst, so wirst du sie alle vollbringen. Meine Pflicht hält mich hier zurück, obschon ich sehr glücklich seyn würde, wenn ich mit dir gehen könnte. Ich habe dir bereits Alles gegeben, was du bedarfst, so lange du leben wirst; doch ich sehe, du scheuest dich, von

*) Der indianische Ausdruck dafür ist, Awas-Waubang, — der Tag jenseits morgen.
**) Eine Habichtart.

dem rothen Schwan zu reden. Ich gelobte, daß ich den, welcher mir meinen Skalp wieder verschaffen würde, durch den Besitz des rothen Schwans belohnen wollte." Er rief dann und pochte an die Scheidewand der Hütte. Die Thür öffnete sich, und der rothe Schwan trat den feurigen Blicken Odjibwa's entgegen. Dieser war eine wunderschöne Frau, und als sie in all ihrer Schönheit vor ihm stand, würde es ihm unmöglich gewesen seyn, ihre Reize zu beschreiben, denn diese schienen nicht dieser Erde anzugehören. „Nimm sie mit dir", sagte der junge Zauberer, „es ist meine Schwester; behandle sie gut, denn sie ist deiner werth, und was du für mich gethan, verdient eigentlich noch mehr. Sie ist bereit, mit dir zu deinen Verwandten und deinen Freunden zu gehen, und ist dies immer gewesen, so lange du hier warst; geh, meine guten Wünsche begleiten euch Beide." Dann blickte sie ihren Mann sehr freundlich an, der nun von seinem Freunde wirklich Abschied nahm, und gefolgt von dem Gegenstande aller seiner Wünsche, wandte er seine Schritte rückwärts.

Sie wanderten gemächlich den Weg zurück und erreichten nach zwei oder drei Tagen die Hütte jenes dritten alten Mannes, der Odjibwa aus seinem Zauberkessel gespeist hatte. Dieser war ebenfalls sehr freundlich und sagte: „Du siehest jetzt, was dir deine Beharrlichkeit genützt; handle immer so, und du wirst in Allem, was du unternimmst, glücklich seyn."

Als sie am folgenden Morgen im Begriff waren, aufzubrechen, nahm der alte Mann einen Beutel von der Wand der Hütte, gab diesen dem jungen Mann und sagte: „Nosis, ich gebe dir diesen; er enthält ein Geschenk für dich, und ich hoffe, du wirst bis in dein hohes Alter glücklich seyn"; dann sagten sie ihm Lebewohl und setzten ihre Reise fort.

Bald erreichten sie die Hütte des zweiten alten Mannes, und auch hier war ihre Aufnahme ganz wie bei dem ersten; auch er gab ihnen ein Geschenk und sprach den Wunsch aus, daß sie glücklich leben möchten. Dann gingen sie fort und kamen in die Stadt, die der junge Mann bereits auf seiner Reise besucht. Der Wächter zeigte ihre Ankunft an, und Odjibwa wurde in die Hütte des Häuptlings gewiesen. Dieser wies ihn auf einen Platz in der Nähe seiner Tochter und sagte: „Setze dich hier nieder, mein Schwiegersohn. Und auch du", fuhr er fort und wandte sich an den rothen Schwan.

Die Tochter war eben mit etwas in der Hütte beschäftigt und suchte auf jede Weise ihre Gleichgültigkeit über das, was in der Hütte vorging, an den Tag zu legen; denn sie erhob nicht einmal ihren Kopf, um sich nach denen umzusehen, die eben gekommen waren. Bald darauf sagte der Häuptling: „Bringe Jemand das Bündel meines Schwiegersohns herein." Als dies geschehen, öffnete der junge Mann einen der Beutel, die er von den alten Männern bekommen. Er enthielt Wampum, Kleider und verschiedene andere Sachen; diese schenkte er seinem Schwiegervater, und Alle waren über den Werth und Reichthum der Geschenke erstaunt. Nun erst sah die Tochter des Häuptlings empor, warf einen verstohlenen Blick auf das Geschenk, auf Odjibwa und sein wunderschönes Weib, hörte auf zu arbeiten, blieb aber den ganzen Abend schweigsam und nachdenkend. Sie sprachen dann unter einander über Odjibwa's Abenteuer, bis diesem der Häuptling sagte, daß er am Morgen seine Tochter mit sich nehmen möchte; der junge Mann erwiederte: „Ja"; dann redete der Häuptling auch seine Tochter laut an und sagte: „Tochter, sey am Morgen bereit, mit ihm zu ziehen."

Unter den Versammelten befand sich aber auch ein Maujikewis, der schon lange in seinem Herzen gewünscht hatte, das junge Weib zu seiner Frau zu nehmen. Erzürnt sprang er daher auf und rief laut: „Wer ist denn dieser Fremdling (womit er den jungen Mann meinte) eigentlich, daß ihm diese da für ein paar Geschenke folgen darf? Ich will ihn tödten", und damit hob er ein Messer, das er in seiner Hand hatte, hoch empor, verwundete den jungen Mann aber nicht, sondern wartete, bis ihm Einige den Arm hielten, und setzte sich dann wieder nieder; denn er war ein zu großer Feigling, als daß er das ausgeführt, was er drohte. Früh am Morgen brachen sie unter den Wünschen ihrer neuen Freunde auf und erreichten gegen Abend die andere Stadt. Der Wächter gab das Zeichen, und eine Menge Männer, Weiber und Kinder versammelten sich, um sie zu sehen. Auch hier wurden sie wieder in die Hütte des Häuptlings gewiesen, der sie willkommen hieß und zugleich sagte: „Schwiegersohn, du bist willkommen." Dann wies er diesem seinen Platz neben der Tochter an, und hier setzten sich auch die beiden Frauen nieder.

Nachdem man geraucht und gegessen hatte, bat der Häuptling den jungen Mann, die Abenteuer seiner Reise zu erzählen, damit sie von Allen, die in der Hütte jetzt versammelt wären und die noch kommen würden, um ihn zu sehen, gehört würden. Aller Augen aber waren mit Staunen und Verwunderung auf den rothen Schwan gerichtet, denn sie war so schön. Odjibwa theilte ihnen seine ganze Geschichte mit. Später erzählte ihm der Häuptling, daß seine Brüder in der Stadt gewesen, um ihn hier zu suchen, daß sie aber wieder zurückgekehrt wären und schon alle Hoffnung aufgegeben hätten, ihn jemals wieder zu sehen. Da er nun so glücklich und so tapfer gewesen, so möchte er nur seine Tochter mit sich nehmen. „Denn", fuhr er fort, „obgleich deine Brüder hier waren, so hatte sich doch Traurigkeit und Kummer auf ihre Herzen gelagert; sie traten daher in keine unserer Hütten, frugen nur nach dir und kehrten wieder zurück. Nimm du daher meine Tochter, — behandle sie gut, und dies wird uns noch enger mit einander verbinden."

In den Städten muß es immer etwas Albernes und Plumpes geben, so auch hier. Unter den in der Hütte Versammelten befand sich auch ein Maujikewis. Nachdem nun der junge Mann seinem Schwiegervater Geschenke gegeben, wie er es auch in der ersten Stadt gethan, sprang dieser Maujikewis in Zorn auf und frug höhnisch: „Wer ist denn dieser Fremde eigentlich, daß er die besitzen soll, die ich haben will?" Der Häuptling gebot ihm Stillschweigen und untersagte ihm, Streit zu beginnen, am wenigsten aber mit dem, der sein Gastfreund sey. „Nein, nein", rief Jener, versuchte aber, Odjibwa zu schlagen. Dieser jedoch verachtete seine Drohungen und achtete ihrer nicht. Da schrie Jener immer lauter: „Ich will, ich muß sie haben"; bis ihn ein Schlag des Häuptlings mit der Kriegskeule zur Erde warf. Als er wieder zu sich kam, schalt ihn der Häuptling über seine Thorheit und befahl ihm, hinauszugehen und den alten Weibern Geschichten zu erzählen.

Odjibwa traf nun seine Vorbereitungen und lud eine Anzahl Familien ein, mit ihm auf seine Jagdreviere zu gehen, denn dort gäbe es Wild in Fülle. Sie waren dazu bereit, und am Morgen hatte sich eine große Anzahl versammelt, um den jungen Mann dahin zu begleiten; auch gab ihm der Häuptling mit vielen Kriegern eine weite Strecke das Geleit. Als dieser nun umkehren wollte, hielt er an Odjibwa eine Rede und erbat den Segen des großen Geistes für seinen Schwiegersohn.

Nachdem Odjibwa mit seinen Begleitern mehrere Tage gewandert war, kam er in die Gegend seiner Heimat; er ging nun allein nach der Hütte; die Anderen aber ruhten aus. Als er in diese eintrat, fand er Alles in der größten Unordnung und mit Asche bestreut. Auf der einen Seite saß sein ältester Bruder mit geschwärztem Gesicht und weinend mitten in Asche, — auf der anderen aber sein Bruder Maujikewis, ebenfalls mit geschwärztem Gesicht. Den Kopf aber hatte dieser mit Federn und Schwanendaunen bedeckt und sah dabei so wunderlich aus, daß der junge Mann das Lachen nicht unterdrücken konnte, denn dieser stellte sich so vom Schmerz und Kummer ergriffen, daß er nicht einmal die Ankunft seines Bruders bemerkte. Der Aelteste dagegen sprang auf, schüttelte Odjibwa die Hand, herzte und küßte ihn und war so ungemein glücklich, diesen wieder zu sehen.

Nachdem Odjibwa gefunden, daß Alles gut war, sagte er seinen Brüdern, daß er jedem ein Weib mitgebracht. So wie Maujikewis das Wort „Weib" hörte, sprang er plötzlich auf und rief: „Was, bist du eben zurückgekommen?" Dann eilte er nach der Thür, um hinaus nach den Frauen zu sehen, sprang lachend herum und jubelte: „Frauen! Frauen!" Dies war der einzige Willkommen, den er seinem Bruder gab. Odjibwa sagte ihnen nun, daß sie sich waschen und zurecht machen sollten, denn er wolle jetzt hingehen und die Frauen hereinführen. Maujikewis sprang immer noch herum, fing an, sich zu waschen, sah aber jeden Augenblick zur Thür hinaus, ob die Frauen schon kämen. Als diese hereingetreten, rief er: „Ich muß diese haben, — nein, diese", wußte aber eigentlich gar nicht, welche. — Jetzt setzte er sich einen Augenblick nieder, sprang wieder auf, sah sich die Frauen abermals an, lachte und geberdete sich wie ein Thor.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt und sich Alle gesetzt hatten, übergab Odjibwa die eine der Frauen seinem ältesten Bruder und sagte: „Diese Frauen wurden mir gegeben, ich überlasse aber jedem von euch eine, denn dies war meine Absicht von Anfang an." Maujikewis aber räusperte sich und sprach: „Ich glaube auch, drei Weiber würden zu viel für dich gewesen seyn." Der junge Mann führte dann die eine zu Maujikewis und sagte: „Mein Bruder, hier ist eine Frau für dich, — lebe glücklich." Maujikewis beugte sein Haupt nieder und stellte sich beschämt, warf aber doch dann und wann einen verstohlenen Blick auf seine Frau und vergaß dabei auch die beiden anderen Frauen nicht. Endlich beschäftigte er sich bloß mit seinem Weibe und that, als ob er schon Jahre lang mit ihr verheiratet sey. „Weib", sagte er, „ich will hinausgehen und jagen", und fort eilte er.

Einige Zeit lebten sie alle glücklich und in Frieden; ihre Stadt nahm zu, die Bewohner vermehrten sich, und es gab Alles in Fülle unter ihnen. Eines Tages aber entstand Streit unter den beiden älteren Brüdern, weil Odjibwa die verzauberten Pfeile ihres verstorbenen Vaters genommen; dies warfen sie ihm vor, schalten ihn und meinten, er müßte nun andere herbeischaffen. Dabei beabsichtigten sie aber weiter nichts, als daß er sich entfernen sollte, damit einer von ihnen dann den rothen Schwan erhalten könnte. Als er diesen eines Tages wieder hatte zuhören müssen, sprang er auf und sagte: er wolle gehen. Maujikewis und er begaben sich daher in eine Hütte, um zu schwitzen und sich zu reinigen. Doch selbst an diesem Orte, der doch geheiligt war, schalt ihn Maujikewis wegen der Pfeile. Er erwiederte abermals, daß er gehen wolle, und seinem Worte getreu, verließ er sie am folgenden Morgen. Als er nun lange, lange gegangen, kam er an eine Oeffnung in der Erde, und indem er in diese hinabstieg, erreichte er die Wohnungen der Verstorbenen. Das Land war schön, verlor sich aber in weiter, weiter Ferne, und er sah verschiedene Thiere in großer Menge. Die ersten, an denen er vorüberkam, waren Büffel, die ihn zu seinem großen Erstaunen wie Menschen anredeten. Sie frugen ihn, warum er gekommen, wie er herabgestiegen und was ihm die Kühnheit gegeben, die Wohnungen des Todes zu besuchen. Er aber sagte ihnen, daß er nach verzauberten Pfeilen suche, um seine Brüder dadurch zu beschwichtigen. „Recht schön", antwortete der Anführer der Büffel, der aus lauter Knochen bestand, „ja, ja, wir kennen das", und damit sprang er mit seinen Begleitern etwas auf die Seite, als wenn sie erschrocken wären. „Du bist zu einem Orte gekommen", fuhr der Büffelgeist dann fort, „den bisher noch kein Lebender betreten. Du mußt aber augenblicklich zu den Deinen zurückkehren, denn deine Brüder drängen deine Frau, um ihr Unehre anzuthun; du aber wirst viele Jahre sehen und glücklich leben und glücklich sterben; in unseren Wohnungen darfst du jedoch nicht weiter vorwärts gehen." Odjibwa sah jetzt, wie er glaubte, nach Westen und bemerkte ein helles Licht, gleich als wenn die Sonne in ihrem Glanze scheint, konnte aber keine Sonne wahrnehmen. „Was für ein Licht ist dies dort?" frug er. Der Büffel, welcher aus lauter Knochen bestand, antwortete: „Es ist der Ort, wo diejenigen wohnen, die gut waren." „Und die dunkle Wolke?" frug Odjibwa wieder. „Mudji-ixzhi-wabe zewin

(Thorheit)", antwortete der Büffel. Odjibwa frug nun nicht mehr und stand unter dem Beistand seiner Schutzgeister wieder auf der Erde; sah die Sonne ihr Licht verbreiten wie immer und athmete die reine Luft. Alles Andere aber, was er in den Wohnungen des Todes und auf seiner Reise dahin sah, wie auch das, was er auf dieser kurz vor seiner Rückkehr vollbrachte, ist unbekannt. Nachdem er lange herumgewandert, um zu erfahren, wie er sein Volk glücklich machen könnte, traf er eines Abends wieder in der Nähe seines Dorfes oder seiner Stadt ein, und nachdem er an allen Wohnungen vorübergegangen und bei der seinigen angekommen war, hörte er seine Brüder in hochmüthigen Worten mit einander sprechen, denn sie stritten sich um den Besitz seines Weibes. Diese aber war immer treu geblieben und hatte die Abwesenheit oder den Verlust ihres Mannes beklagt; aber sie hatte ihn mit dem Stolz der Tugend beweint. Der edle Mann hörte ihnen so lange zu, bis er von ihren bösen Gesinnungen überzeugt war. Dann trat er mit der strengen und selbstbewußten Würde eines braven und tapferen Mannes in die Hütte. Er sprach kein Wort, sondern legte die verzauberten Pfeile auf seinen Bogen, zog diesen ihrer ganzen Länge nach an und streckte beide Brüder todt zu seinen Füßen nieder.

So endete der Streit zwischen den Söhnen des Einsiedlers, und Odjibwa oder der Mann mit der ursprünglichen oder gesammelten Stimme lebte ein glückliches Leben mit dem rothen Schwan.

Ostindien.

Indische Skizzen.

II. Das Reich der Mahratten.

Das Land der westlichen Mahratten, Maharashtra (das große Königreich), war, ehe es die Engländer in Besitz nahmen, ein Föderativstaat. Die einzelnen Reiche hingen ziemlich lose mit einander zusammen, bis sie im Jahre 1816, zur Zeit, als die ostindische Compagnie einen bedeutenden Krieg mit dem Staate Nepal führte, ihren Bund erneuerten, um dem Umsichgreifen der Engländer Schranken zu setzen, obgleich sie bisher, freilich gezwungen, die Bundesgenossen derselben gewesen waren. Fünf bis sechs Fürsten, unter denen der Peschwa von Poonah der mächtigste war, sollten zu gleicher Zeit an verschiedenen Punkten die Waffen ergreifen und hätten gewiß die englische Macht, die damals bei weitem nicht so befestigt war, als heute, in große Gefahr gebracht. Lord Hastings merkte, was im Werke war, und traf seine Anstalten. Er hatte Alles gewonnen, wenn es ihm gelang, die Radschah's von einander zu trennen; ist erst Einer ins Garn gegangen, dachte er, so wird er nur mit Gefahr für sein Leben seine Befreiung zu versuchen wagen.

Badschi-Rao, der Fürst von Poonah, hatte im Frühjahr des Jahres 1817 Truppen ausgehoben und seine Familie mit seinen Schätzen in das Gebirge geschickt, ehe noch die Vorbereitungen für den Aufstand weit gediehen waren. Die Engländer benutzten diesen Augenblick, überraschten ihren verdächtigen Bundesgenossen und zwangen ihn, zur Strafe für seine schlechten Absichten, englische Besatzung in seine Städte zu nehmen und 34 Lak's Rupien (anderthalb Millionen Thaler) in den Schatz der Compagnie zu zahlen. So kam das Geld, das er gesammelt hatte, um den Krieg gegen die Engländer zu führen, in die Hände derselben. Ferner wurde er zu einem neuen Allianz-Vertrage genöthigt und mußte sich härtere Bedingungen gefallen lassen, als ihm früher auferlegt gewesen waren. Während der Unterhandlungen hatten die Truppen der Compagnie Zeit, sich auf allen Seiten vor einer Ueberrumpelung zu schützen, die Hindu's auf den Bergen aber konnten sich sammeln und die Stellungen und Schwächen des Feindes ausspähen. Als das Fest des Durga-Pudscha gefeiert werden sollte, entfalteten sich große Reihen bewaffneter Banden auf den Wegen, die aus der Ebene von Poonah nach dem Parvati-Hill führten. Es ist dies ein heiliger Hügel in der Nähe der Hauptstadt, einst das Kapitol der Mahratten. Er trägt drei Pagoden, in denen noch heute Parvati, Tochter des Himala, Königs der Gebirge, Kartikaya, Gott des Krieges, und Vischnu angebetet werden. Dort also erschienen die bewaffneten Hindu's. Der englische Statthalter, der Alles wohl errieth, verlangte von Badschi-Rao Erklärung über diese kriegerischen Bewegungen. Man wolle, antwortete der Peschwa, dem Feste in diesem Jahre einen ungewöhnlichen Glanz geben. Und in der That, ergreifender und ernster konnte die Feier nicht seyn. Die Hindu's versteckten sich nicht länger, Musketen und Lanzen glänzten in der Sonne, und stolz auf ihre Menge, sah die letzte mahrattische Armee auf das kleine Lager der Engländer herab, das, schon wie zersprengt, sich in der weiten Ebene verlor. Badschi-Rao stürzte sich auf den Oberst Burn; aber die Disziplin und das europäische Feldherrntalent waren stärker als die Massen. Der Peschwa ward weit hinter seine Hauptstadt geworfen, und seine Bundesgenossen, die mit ihm zu gleicher Zeit an anderen Punkten des Landes aufgestanden waren, unterlagen, wie er. Was blieb dem mächtigen Mahratten-Häuptling übrig? Viermal war er geschlagen, er hatte kein Heer, keine Festung mehr, selbst nicht ein Asyl in den Bergen, in dem er sicher gewesen wäre. Da überlieferte er sich selbst dem englischen Gouverneur, und man bewilligte ihm eine ehrenvolle Capitulation, setzte ihn mit starkem Jahrgehalt zu den anderen pensionirten Radschahs nach Benares, in die wahre Metropole des Brahmanismus, und läßt ihn dort Pagoden bauen und von seinem alten Ruhme träumen.

Indeß wollte man die Mahratten nicht ohne das Schattenbild eines Fürsten lassen. Pertab-Singh, ein Nachkomme des berühmten Siwadschi, ward aus seiner Verborgenheit, in der ihn der Peschwa zu leben gezwungen hatte, hervorgesucht und in Sattarrah, einer Stadt mit einigen Festungswerken, von den Engländern als Nominalkönig installirt. Er regiert da ein kleines Territorium mit anderthalb Millionen Bewohnern und liefert als Tribut an die Compagnie ein Kontingent von fünfhundert Reitern und viertausend Mann Kavallerie. Als das Banner des alten Mahratten-Helden Siwadschi wieder eben da aufgepflanzt war, wo er einst gelebt hatte, sagten die Engländer, das mahrattische Königthum sey von ihnen wiederhergestellt worden. Von den Waffen, mit denen sie ihre Freiheit vertheidigt hatten, besitzen die Bewohner von Poonah noch fünf Kanonen, die den Brahminen in den Tempeln auf Pravati-Hill zur Verwahrung gegeben worden sind und an öffentlichen Festen ertönen. Jene schlauen Brahminen also, in denen die Engländer mit Recht ihre natürlichen und unermüdlichen Feinde sehen, haben die Unabhängigkeit ihres Landes überlebt. Sie, die einst die Könige regierten, haben von ihren Würden keine übrig behalten, als die von Lehrern der Jugend und Pflegern der Götzenbilder.

Mannigfaltiges.

— **Raphael's Geburtshaus in Urbino.** Urbino, die Vaterstadt Raphael's, besitzt kein Denkmal, ja nicht einmal eine Inschrift zur Erinnerung an den großen Maler. Der jetzigen römischen Regierung ist freilich kein Interesse für den Nationalruhm Italiens zuzumuthen, aber mit Recht wird den Bewohnern Urbino's selbst von den Nachbarstädten vorgeworfen, daß sie kaum etwas davon zu wissen scheinen, wer ihr großer Landsmann gewesen, dem die ganze Welt eine fast göttliche Verehrung weiht. Das Haus, in welchem Raphael geboren wurde, wo er seine Kinderjahre zubrachte und seine ersten Werke malte, ist vor allen anderen Häusern der Stadt nicht ausgezeichnet und gehört jetzt ehrlichen Bürgersleuten, die zwar recht gut wissen, wer darin einst gewohnt, dies jedoch dem Fremden mit der allergleichgültigsten Miene erzählen. Es scheint fast, als begreifen sie nicht, wie man so weit herkommen und so hoch steigen könne — Urbino liegt nämlich auf dem Gipfel eines Berges — bloß um sich ein Haus zu betrachten, das eben nicht anders aussieht, als die übrigen Häuser, die in derselben Straße stehen. Nachdem man sich jedoch in den Zimmern dieses Hauses überall hat herumführen lassen und im Begriffe ist, fortzugehen, fällt es der Hauswirthin ein, zu fragen, ob man nicht auch die Madonna sehen wolle? — Welche Madonna? — Nun die, die Raphael als Kind in dem Zimmer seiner Mutter al fresco gemalt. — Natürlich ist man voll Freude, dies noch zur rechten Zeit zu erfahren, und die Frau zieht nun an einer Schnur, die an der Wand herunterhängt: ein kleiner grünwollener Vorhang öffnet sich und zeigt uns eine ziemlich gut erhaltene Malerei, die Jungfrau mit dem Kinde darstellend, eingefaßt von einem Gypsrahmen. Bis jetzt war es noch Niemanden eingefallen oder hatte wenigstens noch Niemand gewagt, dieses Heiligthum plündern zu wollen. Es mußte dazu ein Engländer, einer jener vandalischen Bilderstürmer à la Lord Elgin, Namens Willis, nach Urbino kommen. Dieser Herr Willis kaufte das unschätzbare Freskobild für 60 Zechinen (ungefähr 200 Thaler), um es aus der Wand herausschneiden zu lassen. Als sich jedoch die Nachricht hiervon in Urbino verbreitete, fing der Stadtrath doch an, sich zu erinnern, daß man der Stadt das Schönste rauben wolle, was sie von ihrem unsterblichen Landsmann besitzt; der Kardinal-Legat der Provinz, der während des Sommers in Urbino residirt, ward angegangen, sich in die Sache zu mischen, und man brachte sogar das Doppelte des von dem Engländer gezahlten Angeldes zusammen, um den Kauf rückgängig zu machen. Hoffentlich wird die Stadt nun auch dafür sorgen, daß sich ein solcher Vandalismus nicht wiederhole. In Rom hieß es, es sey eine Subscription eröffnet, um Raphael's Geburtshaus anzukaufen und es unter den Schutz der öffentlichen Behörde zu stellen.

— **Hand und Fuß.** Die bekannte spanische Tänzerin, Señora Lola Montes, die sich an mehreren Orten durch ihre Tapferkeit, besonders in dem Kriege mit Gendarmen und Polizei-Sergeanten, bemerklich gemacht, hält sich jetzt in Paris auf, wo sie durch ihre außerordentliche Geschicklichkeit als Pistolenschützin einen größeren Ruf erlangt hat, als durch ihre Pirouetten und Entrechats. Auf dem Schießplatze von Lepage befindet sich eine Scheibe, die von den Pistolenkugeln der tapferen Andalusierin ganz durchbohrt ist, und zwar so, daß fast jeder Schuß von ihr doublirt worden, was ihr die bekanntesten Schützen nicht nachzumachen vermochten. Ueber der Scheibe ist als Siegeszeichen der Handschuh der Dame aufgehängt. Es sieht fast aus, als hätte die Tänzerin unzufrieden mit den Pariser Theaterkritikern, ihnen diesen Handschuh als eine Verwarnung hingeworfen, in Zukunft rücksichtsvoller und galanter zu seyn. Was ihr der Fuß nicht an Beifall einträgt, das denkt sie, soll ihr die Hand erwerben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Dienstag den 30. Juli 1844.

Rußland.

Der gegenwärtige Zustand der russischen Marine.

(Nach dem United Service Magazine.)

Der Zustand der russischen Seemacht ist noch wenig bekannt, so wie man überhaupt nicht recht weiß, welchen Rang man derselben einräumen soll, da sie noch nicht die Feuerprobe eines Kampfs mit England bestanden hat. Wir geben im Nachstehenden einige Mittheilungen über diese, welche zunächst Rußlands politische Stellung unter gewissen Konjunkturen der Zukunft andeuten und sodann auch einen Beitrag zur Charakteristik der sittlichen Zustände dieses Landes liefern. Zuvor einige Bemerkungen über das Verhältniß der Seemächte überhaupt England gegenüber.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Marine bei den verschiedenen Nationen betrachtet, so wie die durch die Einführung der Dampfschifffahrt hervorgebrachten Veränderungen, so kommt man zu einem doppelten Schluß: erstens, daß das Uebergewicht Englands zur See nie größer und entschiedener war als jetzt, und zweitens, daß die relative Bedeutung dieses Uebergewichts wesentliche Modificationen erfahren hat, insofern jeder Kampf gegen dasselbe jetzt mit der raschen und vollständigen Vernichtung des Gegners enden muß. Bisher war eine besiegte Marine noch nach ihrer Niederlage furchtbar; selten war sie ganz vernichtet oder auch nur auf völlige Ohnmacht reduzirt; die Flotten des Siegers waren Jahre lang genöthigt, den Hafen zu bewachen, in den sich ihre Trümmer geflüchtet hatten. Das wird in Zukunft anders seyn. Der Dampf, die Anwendung der hohlen Wurfgeschosse, die größere Vollkommenheit, die man täglich in der Concentration der Bordfeuer erreicht, neutralisiren die Vortheile jener von Forts geschützten Häfen, in welchen eine geschlagene Flotte sonst ein sicheres Asyl fand. Welcher Wind, welche Strömungen werden den Sieger bei der Verfolgung des Feindes hindern, sich rasch mit Hülfe des Dampfs nach jedem beliebigen Punkt hinzubegeben? Welche Befestigungen können der Artillerie der Schiffe widerstehen, sobald man derselben jede beliebige Stellung geben kann? Dabei sprechen wir hier noch nicht von den ungeheuren Hülfsquellen, die der Dampf als Zerstörungsmittel bietet, in Verbindung mit dem Gebrauch des Eisens statt des Holzes, des Eisens, das, mit mehr Kraft als das Holz, je nach der Gestalt, die man ihm zu geben weiß, wie Kork schwimmen kann: ein ganz neuer Zweig der Kriegskunst ist hier im Werden begriffen.

Die Geschichte giebt uns Beispiele von feindlichen Marinen, von denen die minder mächtige oder minder glückliche ihrer Nation im Ganzen mehr Vortheile verschaffte, als ihre siegreiche Nebenbuhlerin der übrigen. Solche Anomalien werden in Zukunft nicht mehr vorkommen; denn es ist klar, daß von jetzt ab jedem Staat, der gegen eine überlegene Seemacht Krieg führt, seine Marine nicht etwa verhältnißmäßig, sondern absolut nutzlos seyn wird. Diese Wahrheit, so wie die Schwäche aller fremden Seemächte ohne Ausnahme in einem Kampf mit Großbritanien, sind Thatsachen, die sich allen verständigen Geistern aufgedrängt haben.

Obwohl zuzugeben ist, daß die dänischen, holländischen, griechischen und schwedischen Seeleute als solche denen aller anderen Völker, mit Ausnahme der Engländer, überlegen sind, so giebt es doch nur drei Mächte, welche, in Betracht des Umfangs ihrer maritimen Streitkräfte und ihrer Hülfsquellen, als eigentliche Seemächte betrachtet werden, nämlich Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten. Daß dieselben einzeln gegen England nichts ausrichten, bedarf keines Beweises; es ist also nur die Frage, ob sie vereinigt etwas vermögen. Jedenfalls muß England, wenn es eine dieser drei Mächte angreift, darauf gefaßt seyn, sich mit allen dreien in einen Kampf verwickelt zu sehen, der auf immer über die Herrschaft des Meeres entscheidet. Denn je mehr ihnen das Uebergewicht der englischen Seemacht zum Bewußtseyn kommt, desto mehr werden sie fühlen, wie wichtig es für sie ist, so oft eine von ihnen mit England in Kampf seyn wird, eine Gelegenheit zu benutzen, die sich nicht mehr mit gleichem Vortheil darbieten wird, sobald eines von den Mitgliedern der Coalition erdrückt ist. Zwischen dieser Politik und der Aufgebung jeder Idee, der englischen Uebermacht gegenüber eine Marine zu unterhalten, ist ihnen allein die Wahl gelassen.

Vergleichen wir nun die Streitkräfte und Hülfsquellen dieser drei Mächte mit denen Englands, so finden wir, daß dieses letztere dreimal so viel Seeleute besitzt als seine drei vereinigten Gegner, daß es zur Noth viermal so viel Dampfböte ins Meer schicken könnte, als die ganze übrige Welt, und endlich, daß es allein in sich die pekuniären Hülfsquellen finden würde, die zur Bestreitung so riesenhafter Rüstungen erforderlich sind.

Die Handels-Marine Großbritaniens besteht in runden Zahlen aus 27,000 Segelfahrzeugen von über dreißig Tonnen, deren gesammter Tonnengehalt sich auf drei Millionen beläuft. Die Handels- und die Kriegs-Marine beschäftigen mehr als 220,000 Matrosen; dazu kommen noch 130,000 Mann auf den Fischerböten und den Fahrzeugen unter dreißig Tonnen, was also einen Totalbestand von 370,000 Seeleuten ergiebt.

Die vereinigten Handels-Marinen von Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten belaufen sich nur auf 1,700,000 Tonnen (wobei natürlich die innere oder Flußschifffahrt nicht mitgerechnet ist). Die Gesammtzahl der in diesen Staaten bei der Schifffahrt beschäftigten Individuen übersteigt nicht 240,000, wovon 100,000 wenigstens den Namen Seeleute nicht verdienen.

So hat Frankreich 3000 Fahrzeuge von über 30 Tonnen, die zusammen 600,000 Tonnen repräsentiren. Die Mannschaften seiner Handels- und Kriegs-Marine, seine Fischer, Fährmänner u. s. w. belaufen sich, mit Inbegriff der Leute, die ihren Dienst zur See abgelegt haben, nicht auf 90,000 Individuen. Das Tonnengehalt der Handels-Marine der Vereinigten Staaten beträgt nach den offiziellen Registern zwei Millionen, wovon auf die Seeschifffahrt nur die Hälfte kommt; die Zahl der Mannschaften beträgt 90,000, wovon die Hälfte bei der Flußschifffahrt beschäftigt ist und 25,000 englische Unterthanen sind, die man vermittelst eines starken Soldes auf englischen Schiffen angeworben hat. Doch sind gerade diese Republikaner noch die furchtbarsten Gegner Englands, namentlich durch die vielen Ateliers, welche bei ihnen zur Erbauung der Lokomotiven und Maschinen für die zahllosen Fahrzeuge ihrer Seen und Flüsse beschäftigt sind und vermittelst deren sie leicht große Dampfschiffe herstellen können.

Rußland hat keine Handels-Marine, mit Ausnahme einiger Böte und anderer Fahrzeuge, die nur ungefähr 10,000 Hinnen beschäftigen, während seine Kriegs-Marine 50,000 Matrosen oder Marine-Soldaten zählt.

Großbritanien besitzt 120 Linienschiffe und 140 Fregatten. Im Jahre 1840 zählte man in der ganzen übrigen Welt nur 175 Linienschiffe und 195 Fregatten; hiervon kamen auf die Vereinigten Staaten, Frankreich und Rußland zusammen 120 Linienschiffe und 117 Fregatten.

Die Thatsachen und Zahlen beweisen also erstens, daß die englische Gesammt-Marine denen jener vereinigten Mächte numerisch überlegen ist, und zweitens, daß die Kriegs-Marine Englands im Verhältniß zu den Hülfsquellen, die seine Handels-Marine darbietet, die kleinste ist, und daß, wenn es diese Hülfsquellen in gleichem Grade, als seine Rivalen, benutzen wollte, es auch numerisch allen Marinen der Welt zusammen überlegen wäre.

Wir gehen jetzt zur russischen Marine insbesondere über. Es ist schwer, von der russischen Marine und überhaupt von den Einrichtungen Rußlands zu sprechen, ohne an Denjenigen anzuknüpfen, welcher der Gründer derselben war und dessen Biographie die ruhmvollste Periode ihrer Geschichte enthält. Als Peter I. den Plan faßte, auf den jüngst eroberten Inseln des Newa-Delta's, unter den Kanonen der Schweden, eine Stadt und eine Flotte zu erbauen, so lag in diesem Gedanken eine Kühnheit, die der Erfolg gerechtfertigt hat. Wenn wir einige Jahre später sehen, wie er seinen Triumph-Einzug in die Hauptstadt hält, die aus dem Schoße der Sümpfe emporgestiegen war, mit gerechtem Stolz jene Wohnungen und Paläste betrachtend, die an der Stelle der Binsen sich erhoben hatten, begrüßt von dem Zuruf eines Volkes, da, wo er sonst nur das Geschrei der Möwen und das Quaken der Frösche gehört hatte; wenn die Geschichte uns erzählt, daß dieser Einzug nach einem Seesiege stattfand, der über die Schweden mit derselben Flotte erfochten worden, die einige Jahre früher noch nicht existirt und deren Schöpfung er geträumt hatte, ohne einen einzigen Arbeiter zu haben, um seine Schiffe zu erbauen, die noch aufrecht im Walde standen, ohne einen Matrosen, sie zu lenken, ohne einen Hafen, sie aufzunehmen; wenn wir solche Wunder betrachten, so müssen wir gestehen, daß uns die Geschichte der Vergangenheit nichts Aehnliches darbietet, außer etwa die Entwickelung der römischen Seemacht gegenüber dem maritimen Uebergewicht der Karthager. Es ist bekannt, daß Peter selbst einer der kühnsten und geschicktesten Seemänner seiner Zeit war, und daß er alle auf den Schiffbau bezügliche Kenntnisse bis in das tiefste Detail besaß, daß er mit einem Wort selbst Zimmermann, Matrose und Steuermann war. Daher wußte er auch besser als jeder Andere die Tauglichkeit der Matrosen und Offiziere, die er aus dem Ausland kommen ließ, zu beurtheilen. So schlug er mit der neugeschaffenen Flotte die

eines kriegerischen Volkes, das seit tausend Jahren auf dem Wasser sich bewegte. Doch muß man wissen, daß die Schweden, die zu Lande die trefflichsten Soldaten sind, zu Wasser sich mehr durch ihre tollkühne Tapferkeit als durch Geschicklichkeit ausgezeichnet haben, und daß sie als Seeleute erst nach den Engländern, Holländern und Dänen kommen.

Leider hat die russische Marine nicht gehalten, was ihr Anfang versprach, und ihre Kindheit war die glänzendste Zeit ihres Daseyns. Sie war seit Peter I. nie so furchtbar gewesen als unter diesem, und in unseren Tagen ist sie eine der schlechtesten in Europa geworden. Obgleich sie funfzig Linienschiffe zählt, die mit 50,000 Soldaten bemannt sind, so würde man doch am Bord jedes dieser Schiffe, wenn man nur zwei Drittel davon in Aktivität setzen wollte, eine so kleine Anzahl von mittelmäßigen Matrosen haben, daß die Manöver nicht besser als auf chinesischen Kriegs-Dschonken ausgeführt werden würden. Als Peter die russische Marine schuf, mußte er voraussetzen, daß sie sich immer auf eine entsprechende Handels-Marine stützen würde. Eine solche hatte sich allerdings auf der großen Küstenstrecke, die er Rußland längs des finnischen Busens gab, bilden können, wenn man früh die nöthigen Maßregeln getroffen hätte, um sie gegen die fremde Konkurrenz zu schützen. Aber die Nachfolger dieses Fürsten, die selbst keine Seeleute waren, wußten nicht, daß es nicht in der Macht eines Zars steht, Seeleute durch Ukase zu schaffen. Daher wurde die Handels-Marine vollkommen vernachlässigt. Es giebt in der ganzen Ostsee keinen russischen Matrosen am Bord eines Handelsschiffes; die Mannschaften der wenigen handeltreibenden Schiffe bestehen ausschließlich aus Finnen, Deutschen, Dänen und Schweden. Zwar besteht ein Gesetz, wonach jedes Fahrzeug mit russischer Flagge einen russischen Capitain haben muß; aber mag nun das Schiff einem Russen gehören oder, wie es meistens der Fall ist, einem Ausländer, man pflegt, um dem Gesetz zu genügen, einen Nominal-Capitain, eine Art verantwortlicher Redacteur, am Bord zu haben. Es ist dies ein Bauer, der zuweilen nichts vom Seewesen versteht; er bekommt etwa 10 Thaler monatlich, und sobald das Schiff außerhalb des Hafens ist, übernimmt ein Finne oder ein Fremder das Kommando, und nicht selten sieht man dann den Stroh-Capitain bei seinem Nachfolger die bescheidenen Functionen eines Kochs übernehmen. Die Matrosen der russischen Kriegs-Marine rekrutiren sich wie die Soldaten der Land-Armee unter den Bauern. Ihre Organisation, ihre Disziplin, ihre Uniform sind ganz militarisch. Von den 50,000, welche die Marine braucht, sind 30,000 in der Ostsee und 20,000 im Schwarzen Meer stationnirt. Die der Ostsee, welche großentheils aus dem Auswurf der Land-Rekruten bestehen, sehen eben so miserabel als schwerfällig aus. Da sie von den sieben Monaten, während welcher die Schifffahrt nicht durch Eis gehemmt ist, nur einen kleinen Theil auf dem Meere zubringen, so kommen die Meisten von ihnen nicht dahin, die Seekrankheit ganz zu überwinden, und da die Sendung von Schiffen auf eine fremde Station große Kosten nach sich zieht, indem dann der Sold mehr als verdreifacht wird (der Unterschlagungen, welche sich die Offiziere erlauben, nicht zu gedenken) so läßt man sie in dem Süßwasser des finnischen Meerbusens zwischen Kronstadt und Reval umherkreuzen, wo sie bei gutem Wetter nie das Land aus dem Gesicht verlieren können. So lange sie nicht mit einem unruhigen Meer zu thun haben, manövriren sie noch so ziemlich; ihre Unwissenheit und ihr Ungeschick können ein Lächeln erregen, aber Ordnung und Disziplin werden streng beobachtet. Tritt aber ein Sturm ein, dann überlassen die Offiziere das Kommando des Schiffs einigen der ältesten Seeleute am Bord, da die wenigen praktischen Kenntnisse, die die Mannschaft besitzt, sich gewöhnlich mehr unter diesen als unter den Kommandirenden finden. Wenn dann diese vorher in ihrem Hochmuth so brutalen Offiziere auf einmal freundlich und bescheiden werden, dann fühlt die Mannschaft, daß die Zügel der Disziplin erschlafft sind, alle Welt spricht zugleich, und wofern nur die Zungen nicht durch die Seekrankheit gebunden sind, glaubt sich Jeder im Recht, seine Meinung abzugeben. — Schiffe, die man nach einer ausländischen Station schickt, werden mit der Auswahl der Matrosen und Offiziere bemannt, um dem Ausland eine möglichst vortheilhafte Idee von dem Zustand der russischen Flotte zu geben. Merkwürdig ist es auch, daß die Flotte der Ostsee eine große Menge Juden zählt, und zwar gehören dieselben zu den besten Seeleuten der russischen Marine.

Die Nahrung des russischen Matrosen in der Heimat ist beinahe dieselbe, wie die des Soldaten; im Ausland wird er besser genährt und bezahlt, doch die langen Fasten, die er gewissenhaft beobachtet, und das Roggenbrod lassen ihn auch hier nicht zu einem besseren Aussehen kommen. Was die Marine-Offiziere betrifft, die in Kadettenschulen erzogen werden, welche während der Hälfte des Jahres am Bord kleiner Miniatur-Kriegsschiffe gehalten werden, so erreicht die Unwissenheit derselben das Aeußerste, und ist nur erklärlich durch die Gleichgültigkeit, den Widerwillen, den sie laut gegen das Seeleben aussprechen. Es ist sehr gewöhnlich, junge Offiziere erklären zu hören, daß sie im Fall eines Krieges den Seedienst mit der Kavallerie vertauschen werden. Von ihrer Unerfahrenheit geben jene hoffnungsvollen jungen Admiräle schon auf der Newa die besten Proben, wo man ihnen das Kommando der Staats-Dampfböte anvertraut. Obgleich der Fluß breit und so frei ist, als die Themse bei Purfleet, so ist es doch selten, daß sie nicht einem anderen Fahrzeug Schaden zufügen, aber immer ungestraft, weil man stets die Schuld auf den verletzten Theil schiebt, welcher weiß, daß er nichts Besseres zu thun hat, als zu schweigen. Wir kennen nur einen Fall, wo der Kommandant eines Staatsschiffes in Folge einer Kollision dieser Art nicht ohne Tadel davongekommen ist; es war ein Offizier, der an hellem Tage an das Geländer des englischen Quai anstieß und mit seinem Bugspriet zwei große Steine zertrümmerte: fünf Tage zuvor hatte er eine Brig in den Grund gebohrt; aber man bewies auf irgend eine Art, daß die Schuld an der Brig lag, und es wäre bei dem Geländer eben so geschehen, wenn nicht der Quai dem Kaiser gehörte.

Nach der Polizei und den Gerichtshöfen werden die Unterschlagungen am ärgsten in der Marine getrieben. Nie segelt ein russisches Schiff in die Ostsee, ohne einen Anker zu verlieren oder seine Taue zu beschädigen, und ein kleiner Sturm löst sich immer in eine lange Liste von Vorräthen und Kanonen auf, die man ins Meer geworfen haben will, die aber der alte Neptun selten bekommen hat. Als die russische Flotte zur Zeit Alexander's als Geißel in England zurückgehalten wurde, wurde bekanntlich jedes Tau und jedes Segel öffentlich von den Offizieren verkauft. Wir glaubten immer, daß dies nur darum geschehe, weil die Unterhaltung dieser Schiffe, von denen man so nur das nackte Gerippe stehen ließ, England zur Last fiel; die Erfahrung jedoch hat uns bald belehrt, daß dieser Handel in der russischen Marine etwas Gewöhnliches sey und in großem Maßstab selbst unter den Augen des Kaisers getrieben wird.

Wir könnten einen ganzen Band mit Unterschleifen anfüllen, die im Departement der Marine begangen werden: einige strenge Maßregeln, die von Zeit zu Zeit vom Kaiser und seinen Ministern genommen werden, um den Fortschritt dieses eingewurzelten Uebels zu hemmen, sind ohne Wirkung. Vor einigen Jahren schickte der jetzt regierende Kaiser eine Kommission nach Kronstadt, um die Arsenale versiegeln zu lassen und das Inventarium darüber zu machen; aber durch einen sonderbaren Zufall wurden die Arsenale in derselben Nacht durch eine Feuersbrunst verzehrt. Und doch verriethen selbst die Trümmer des Brandes ein Faktum, das überall anderswo unglaublich scheinen würde: man fand daselbst die Kanonen einer Fregatte wieder, welche vor einigen Jahren in der Ostsee mit allen Vorräthen und Kanonen untergegangen war, wie der Bericht des Befehlshabers an den Marine-Minister besagte. Man hatte also vorsätzlich eine Fregatte ohne Artillerie und Munition ausgeschickt, bloß in der Absicht, sie zu zerstören und die Vorräthe, die sie am Bord hatte, zu verkaufen. Der Kaiser Alexander war bekanntlich von nachsichtiger Gemüthsart; als man ihm einst einen ähnlichen Unterschleif berichtete, machte er bloß die charakteristische Bemerkung: „Sie würden mir meine Linienschiffe stehlen, wenn sie wüßten, wo sie sie hin thun sollen."

Es ist nicht lange her, daß die Offiziere der russischen Marine noch Sporen trugen. Diese Sitte ist ungefähr zu derselben Zeit, als in Schweden, unmittelbar nach dem Zuge Nelson's gegen Kopenhagen, aufgegeben worden. Da der schwedische Admiral von seinem Souverain beauftragt wurde, bei dem König von Dänemark die von der Politik vorgeschriebene Verzögerung seines Beistandes zu entschuldigen, verfolgte ihn das Volk in Kopenhagen, das in einem sehr aufgeregten Zustande war, auf der Straße und rief ihm nach, als es seine Sporen bemerkte: „Das ist der Admiral, der die schwedische Flotte an seinen Fersen hängen hat!"

(Schluß folgt.)

England.

Der Poeten-Winkel in der Westminster-Abtei.

Vor Gower und Chaucer hatte England keine Dichter zu begraben, und Gower war ein reicher Mann, der Geld genug hatte, um solches für die Errichtung seines eigenen Monuments und das Lesen einer jährlichen Messe für seine Seele zurückzulassen. Die Messe hörte zur Zeit der Reformation auf, aber das Monument existirt noch in der Erlöserkirche in Southwark, wo man des Dichters Kopf auf drei steinernen Büchern ruhen sieht. Der Morgenstern der englischen Poesie, der alte Geoffrey Chaucer, wurde in den Klöstern der Westminster-Abtei begraben, d. h. außerhalb des Gebäudes; aber ein Doktor und Gelehrter von Oxford, Namens Nikolas Brigham, ließ dessen Asche im Jahre 1555 nach ihrer gegenwärtigen Ruheſtätte bringen, nach dem südlichen Kreuzgang der Kirche, und errichtete dem alten Dichter das Monument, das man noch heute im Poets' Corner, dem Poeten-Winkel der Westminster-Abtei, stehen sieht.

Spenser starb in King-Street, in Westminster, am 16. Januar 1598 oder 99, und zwar, wie man erzählt, „aus Mangel an Brod". Er lehnte zwanzig Goldstücke, die ihm der Graf von Esser schickte, ab, indem er sagte, er habe leider keine Zeit, sie auszugeben. „Er wurde", sagt Campbell, „seinem eigenen Wunsche gemäß, neben Chaucer begraben, und die berühmtesten Dichter der Zeit folgten seinem Leichenzuge und warfen Verse in sein Grab." Zwanzig Jahre nach seinem Tode errichtete Daniel's freundliche Gönnerin, die Gräfin Dorset, ein Monument zu seinem Gedächtniß. Der nächste große Dichter, der im Poeten-Winkel begraben wurde, war Francis Beaumont, „Fletcher's Gefährte, Jonson's geliebter Freund". Sein Todestag ist unbekannt, aber er wurde am 9. Mai 1615 oder 16 begraben. Er war erst 30 Jahr alt, als er starb, und sein älterer Bruder, der Dichter von Bosworth-Field, schrieb ihm das Epitaph: Thou shouldst have followed me, but death, to blame, Miscounted years and measured age by fame. Kein „großes Herz" fand sich, sein Gedächtniß in Marmor zu ehren, und der Genosse Fleicher's schläft noch unter einem rauhen, namenlosen Stein.

Drayton, der im Jahre 1631 starb, wurde in Westminster-Abtei begraben, aber nicht im Poeten-Winkel, sondern, wie Heylin sagt, der an seinem Begräbniß Theil nahm, unter der nördlichen Mauer, nahe einer kleinen Thür, welche zu den Stiftshäusern hinausführt. Dieselbe Gräfin von Dorset, welche Spenser's Monument errichtete, setzte auch Michael Drayton eine Marmor-

Büste, und Jonson oder Quarles gaben dazu die edle Grabschrift, die im Poets' Corner noch halb zu lesen ist. Im Jahre 1637 folgte Ben Jonson seinem Freunde Drayton ins Grab. Auch Ben wurde in Westminster-Abtei begraben, aber nicht im Poeten-Winkel; warum, ist unbekannt. Er ist in dem nördlichen Flügel des Schiffes begraben, mit der kurzen Inschrift: O Rare Ben Jonson.

Der nächste in Westminster-Abtei begrabene Dichter kam wieder nach dem Poeten-Winkel. Dies war Thomas May, der Uebersetzer Lukan's und der Geschichtschreiber des langen Parlaments. Aber man ließ May nicht zu lange daselbst liegen. Unter der Restauration wurde sein Körper herausgenommen und in eine Grube auf dem benachbarten Margarethen-Kirchhof begraben. Noch größere Beschimpfungen erwarteten Cromwell, Ireton, Bradshaw und Blake.

In Chertsey, an der Themse, starb am 28. Juli 1667 Abraham Cowley. Der Körper wurde zu Wasser von Chertsey nach Whitehall gebracht. Evelyn war bei seines Freundes Begräbniß und beschreibt dasselbe. Er wurde neben Chaucer und Spenser begraben. Im März 1668 starb in seinem Amtshause in Scotland-Yard Sir John Denham, der Dichter von Cooper's Hill. Er starb wahnsinnig, und wir haben von seiner Beerdigung im Poeten-Winkel keine Nachricht. Er wurde jedoch dicht bei Cowley begraben, dessen „Tod und Begräbniß unter den alten Dichtern" er in einem der besten seiner Gedichte gefeiert hat. Davenant folgte Denham in weniger als einem Monat und wurde an der Stelle begraben, die May früher eingenommen. Dieser Umstand ist merkwürdig. Nach Jonson's Tode bewarben sich Davenant und May um den vakant gewordenen Lorbeer. Davenant erhielt ihn, was sich May so sehr zu Herzen nahm, daß er aus diesem Grunde allein, wie die feindliche Partei behauptet, sich dem Parlament gegen den König anschloß.

John Dryden war der nächste große Dichter, der im Poeten-Winkel begraben wurde. Anfangs sollte er ein Privatbegräbniß in einem benachbarten Kirchhof bekommen, und schon war der Leichenzug im Gang, als er unterbrochen und rückgängig gemacht wurde, und zwar auf Vermittelung des witzigen Grafen von Dorset und des zweiten Lord Jefferys, des Sohnes des bekannten Judge Jefferys. Die Leiche des Dichters wurde nun auf das Gesuch dieser Männer in das Haus des Herrn Russell, eines berühmten Leichenbesorgers, gebracht, um daselbst einbalsamirt zu werden. Von Russell's Hause ward sie in das Kollegium der Aerzte gebracht, wo sie zehn Tage auf dem Paradebett lag. Ehe sie von hier nach der Westminster-Abtei gebracht wurde, hielt Dr. Garth eine lateinische Rede zum Lobe des Verstorbenen; auch sang man die Horazische Ode: Exegi monumentum aere perennius, die in Trauermusik gesetzt wurde, unter einem Konzert von Trompeten und andern Instrumenten. Der Leiche zogen mehrere Reiter in Trauer und eine Musikbande voran; es folgten ihr 20 Kutschen mit 6 Pferden und 24 mit 2 Pferden. So beschreiben die damaligen Zeitungen das Begräbniß; hiernach wird man das, was Farquhar davon sagt, nicht übertrieben finden: „Ich komme eben", sagt er, „von Master Dryden's Begräbniß, bei welchem ihm, statt David's Psalmen, eine Ode von Horaz gesungen wurde, woraus Sie schließen können, daß wir einen Dichter eines christlichen Begräbnisses nicht für würdig halten. Der Pomp der Ceremonie war, glaube ich, geeigneter für Hudibras als für ihn, denn die Cavalcade war sehr burlesk: doch er war ein außerordentlicher Mann und wurde auf eine außerordentliche Weise begraben; denn ich glaube, man hat ein solches Begräbniß noch nie gesehen."

Nicholas Rowe, der am 16. Dezember 1718 starb, war der nächste Dichter, den man im Poeten-Winkel begrub. Nach Verlauf von sechs Monaten wird Addison an demselben Ort begraben. Dieser Schriftsteller starb in Holland-House in Kensington am 17. Juni 1719. Er wurde, eben so wie Rowe, des Nachts begraben. Von Mistreß Siddons sagt Campbell: „Es war ihr eigner Wunsch, daß man sie mit der größten Einfachheit beerdige, und ich muß sagen, daß ich ihr Grab in der Vorstadt mit sanfteren Empfindungen der Wehmuth besuche, als müßte ich mich ihm in der Westminster-Abtei nähern „durch Reihen von Kriegern und durch Königsgräber."

Prior war der Zeit nach der nächste, der im Poets' Corner beerdigt wurde. „Es ist mein Wille", sagt er, „daß ich in der Stille in der Westminster-Abtei begraben werde, und daß, nach Bezahlung meiner Schulden und Begräbnißkosten, ein Monument zu meinem Andenken errichtet werde, worauf die öffentlichen Aemter, die ich bekleidete, angegeben werden können. Die Inschrift kann von Dr. Robert Freind gemacht werden, und die Büsten in Marmor von Coriveaux. Für dieses letzte Stück menschlicher Eitelkeit will ich, daß die Summe von 500 Pfund weggelegt werde."

Congreve folgte Prior, aber der witzige Dramatiker ist nicht im Poeten-Winkel begraben, sondern von Königen und Dichtern so weit als möglich. — Am 4. Dezember 1732 starb Johnny Gay, der letzte wahrhafte Dichter, der seit damals bis auf Campbell im Poeten-Winkel begraben wurde. Auch David Garrick fand hier seine Ruhestätte am 1. Februar 1779. Das Leichentuch hielten damals der Herzog von Devonshire, Graf Spencer, Lord Camden, Graf von Ossory und Viscount Palmerston. Vierundzwanzig von den vorzüglichsten Schauspielern der beiden Theater, und Dr. Johnson und andere Mitglieder des „Klubs" begleiteten den Mann zum Grabe, von dem es hieß, daß sein Tod auf eine Zeit lang die Heiterkeit der Nationen getrübt habe.

Dr. Johnson folgte bald seinem Freund und Schüler Garrick ins Grab. „Sein Begräbniß", sagt Boswell, „wurde von einer respektablen Anzahl von Freunden begleitet, besonders von Mitgliedern des literarischen Klubs, die in der Stadt waren." Der große Lexikograph liegt dicht bei seinem Freunde Garrick. — Richard Brinsley Sheridan starb in Saville Row am 7. Juli 1816, und am 14ten wurde er in dem südlichen Kreuzflügel von Westminster begraben.

Man sieht, daß keineswegs alle englische Dichter in Westminster begraben sind; ja gerade die bedeutendsten und berühmtesten unter ihnen vermißt man daselbst. Shakespeare wurde, wie Jeder weiß, im Chor der Kirche zu Stratford begraben, wo ein Monument zu seinem Andenken steht. Marlowe liegt im St. Paulskirchhof in Deptford, Fletcher und Massinger im Kirchhof des Erlösers in Southwark; Milton im Kirchhof von St. Giles in Cripplegate, Pope in der Kirche zu Twickenham, Swift in St. Patrick's in Dublin, Savage im St. Peterskirchhof in Bristol, Parnell in Chester, Dr. Young in Welwyn in Hertfordshire; Thomson im Kirchhof zu Richmond in Surrey, Collins in der St. Andrewskirche in Chichester; Gray im Kirchhofe zu Stoke-Pogeis, wo er seine „Elegie" dichtete; Goldsmith im Kirchhof der Temple-Kirche; Falconer im Ocean; Churchill im St. Martins-Kirchhof in Dover, Cowper in der Kirche zu Dereham; Chatterton in einem Kirchhof zu Holborn, Burns im St. Michaels-Kirchhof in Dumfries; Byron in der Kirche zu Hucknall bei Newstead, Crabbe in Drybrugh-Abbey, Southey in der Crosthwaite-Kirche bei Keswick; Shelley unter einem der alten moosbewachsenen Thürme, die das alte Rom umgeben, Keats neben ihm, „unter der Pyramide, welche das Grabmal des Cestius ist".

Der letzte englische Dichter, der erst vor einigen Wochen in der Westminster-Abtei beerdigt wurde und dessen Begräbniß jene Erinnerungen an die übrigen Gräber des Poeten-Winkels hervorgerufen hat, ist Thomas Campbell, der Dichter der „Vergnügungen der Hoffnung" und von „Hohenlinden", der gewiß nicht geringere Ansprüche als irgend ein anderer Dichter unserer Generation auf ein solches Begräbniß hatte.*) Man bemerkte unter denen, die dem Dichter die letzte Ehre gaben: den Herzog von Argyll, den Grafen von Aberdeen, Lord Morpeth, Lord Brougham, Lord Campbell, Lord Leigh und Sir Robert Peel (die Träger des Leichentuchs), Lord Strangford, Lord Dudley Stuart, Sir John Hobhouse, den belgischen Gesandten, Herrn Macaulay, Herrn d'Israeli, Sheil, Sir Percy Shelley, Monkton Milnes, John Pamner, Dr. Croly, Lockhart u. A. Als der Körper dem Boden anvertraut ward, warf einer der polnischen Verbannten auf den Sarg ihres Freundes einige Erde, die er von dem Grabe des großen Cosziusko mitgebracht.

Polen.

Das Slawenthum in Schlesien und der Kaschubismus.**)

In Betreff des slawischen Elements in Schlesien hat sich zwischen den „Slawischen Jahrbüchern" und den „Schlesischen Provinzialblättern" ein Streit entsponnen, worin mehrere Journale Partei ergriffen, die demselben eine unnöthige Ausdehnung gegeben haben. Wiewohl der Worte genug gewechselt sind, scheinen die streitenden Theile dennoch die Waffe nicht legen zu wollen, und die Slawischen Jahrbücher drohen in ihrer letzten Lieferung eine kräftige Erwiderung Mosbach's auf den in den Schlesischen Provinzialblättern enthaltenen Artikel des Dr. Wuttke an. Wenn wir einerseits die Kompetenz des letztgenannten geachteten Schriftstellers in Rücksicht des streitigen Gegenstandes auch nicht unbedingt anerkennen, indem derselbe durch die Behauptung, daß nur noch in einem Winkel Schlesiens eine Art polnischer Sprache existire, seine Unbekanntschaft mit diesem Idiom bekundet, so können wir doch noch weniger von Mosbach ein entscheidendes Wort in dieser Sache erwarten, da uns nicht fremd ist, welche von Parteileidenschaft diktirte Sprache Mosbach in polnischen Zeitschriften führt.

In dem Interesse, zur Vertheidigung dieses unerquicklichen Kampfes mitzuwirken, konnten wir uns nicht enthalten, hier Einiges über den streitigen Gegenstand mitzureden. Wenn die „Jahrbücher" von einer slawischen Nationalität in Schlesien sprechen und die Behauptung aufstellen, daß diese Provinz noch mit zwei Drittheilen ihrer Bevölkerung dem Slawenthum angehört, so hat schon das „Magazin für die Literatur des Auslandes" diesen Irrthum einigermaßen zu widerlegen gesucht — und wenn andererseits die „Provinzialblätter" sogar den Bewohnern Oberschlesiens alle Kennzeichen des Slawismus absprechen, so hat schon die „Deutsche allgemeine Zeitung" sie vom Gegentheile belehrt. Im Allgemeinen dürfte man also dahin einig seyn, wenn der bisherige Streit nicht ganz vergeblich geführt seyn sollte, daß Oberschlesien noch etwa der Hälfte nach von polnischem Element durchdrungen sey, Niederschlesien dagegen nur wenige Ueberbleibsel desselben enthalte. Die Slawischen Jahrbücher machen der preußischen Regierung den Vorwurf, daß sie keine amtliche Zählungen vornehme, um dadurch das Verhältniß des slawischen Elements zum deutschen festzustellen, und halten jede hier und da in der „Preußischen Staats-Zeitung" gefundene Zahl für ein Zugeständniß der Regierung an das slawische Element. Dieser Vorwurf ist jedoch unbegründet; denn die amtlichen Veröffentlichungen der Einwohnerzahl der preußischen Monarchie vom Jahre 1838 beweisen, daß denselben eine genaue Zählung vorangegangen. Nach derselben gehörten unter 14 Millionen Bewohnern der Monarchie 2,102,000 nicht dem deutschen Sprachstamme an, und zwar kamen von den Letzteren 1,946,000 Seelen auf das slawisch-polnische Idiom, nämlich

*) Die älteren Leser unseres Magazins werden sich gewiß noch mit Vergnügen der in den ersten Jahrgängen enthaltenen Darstellungen aus Algier von Thomas Campbell erinnern.

**) Von der Warthe eingesandt.

772,000 auf das Großherzogthum Posen, 517,000 auf die Provinz Preußen und 500,000 auf Schlesien. Außerdem sind dem slawischen Idiom 4000 Kaschuben im Köslíner Regierungs-Bezirk, sodann 11,500 Mähren, 10,500 Böhmen, 76,000 wendische Lausitzer und 146,000 Litthauer in den Bezirken Königsberg und Gumbinnen beigezählt.

Mit diesen Zahlen-Angaben stimmt auch Schaffarzyk größtentheils überein, und in Beziehung der Bewohner Schlesiens insbesondere differirt auch Bandtkie's Zählung, den ohne Zweifel Jeder für einen zuverlässigen Gewährsmann ansieht, wenn man berücksichtigt, daß seine Berichte noch aus dem Jahre 1820 herrühren und die Verhältnisse sich inzwischen nothwendig änderten, nicht wesentlich von der offiziellen Veröffentlichung (vergl. Bandtkie's Analekten und die mrowka Poznańska vom J. 1823). Anlangend das vermeintliche Zugeständniß, so mißverstehen die „Jahrbücher" entweder die Natur eines solchen, oder verbinden damit einen falschen Begriff, wenn sie dort einen moralischen Zwang muthmaßen, wo nur eine freiwillige Entschließung der Veröffentlichung zu Grunde liegen konnte, worin sich die Regierung nicht selbst wird täuschen wollen.

Bandtkie zählte zu der besagten Zeit in Oberschlesien 500,000 und in Niederschlesien 200,000, überhaupt also 700,000 polnische Bewohner; er fand an der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens damals noch alle Zeichen ihres Ursprungs, dagegen fand er die Sprache der Niederschlesier damals schon so weit germanisirt, daß sie zwar noch ihre natürlichen Keime enthielt, sich jedoch nicht mehr als Büchersprache eignete, und dem Hochpolnischen gegenüber nur das Verhältniß einnehmen konnte, welches das Plattdeutsch dem Hochdeutsch gegenüber einnimmt. Es herrschte nicht einmal mehr auf der Kanzel eine reine polnische Sprache. Insofern hielt Bandtkie sie für unfähig, länger eine Schulsprache zu bleiben. Seit seiner Zeit hat aber der allmälig wirkende Einfluß der deutschen Intelligenz dem slawischen Idiom unzweifelhaft so viel Terrain abgewonnen, daß sich die Differenz zwischen der amtlichen und der Bandtkieschen Zählung vollständig aufhebt. Im Einverständniß mit dem vorgenannten Schriftsteller, berichtet Fiedler, nach angeblich achtjähriger Beobachtung der Verhältnisse, im Posener „Tygodnik literacki" über dieselben. Derselbe giebt, ungeachtet seiner offenbaren Vorliebe für das slawische Element, dennoch zu, daß nur in der Gegend von Brieg, welche er nach der älteren Eintheilung der Provinz zu Niederschlesien mitzählt, ein polnischer Dialekt existire, der sich in der Schriftsprache fortpflanzen lasse. Uebrigens sey unter den Protestanten Schlesiens, und Niederschlesien zählt bekanntlich die Mehrzahl derselben in Schlesien, die polnische Sprache sowohl aus der Familie, als aus der Kirche und Schule verschwunden. Die Regierung hat in Anerkennung dessen, daß in der Gegend von Brieg die polnische Sprache noch eine wissenschaftliche Bedeutung habe, die Einführung der polnischen Sprache auf dem Schullehrer-Seminar in Brieg angeordnet. In Oberschlesien, wo sich die polnische Sprache an einzelnen Orten noch in voller Reinheit erhalten hat, ist für die Schulen die Instruction vom Jahre 1834, betreffend den Unterricht in gemischter Zunge, und der Nachtrag derselben vom Jahre 1837 eingeführt. Die Wirksamkeit dieser Instruction näher zu erörtern, ist hier nicht der Ort; wir verweisen jedoch in dieser Beziehung auf die in Berlin bei C. G. von Puttkammer eben erschienene Schrift: „Preußens Verhältniß zu seinen polnischen Landestheilen", welche eine Erörterung jener Instruction enthält. Wenn wir gut unterrichtet sind, so bilden namentlich in diesem Augenblick die slawischen Verhältnisse Schlesiens einen Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der höchsten Staats-Behörde, und wir zweifeln nicht, daß dieselbe sich beeilen werde, jedes wirkliche Bedürfniß der schlesischen Polen zu beseitigen.

Anlangend den Kaschubismus, so enthalten die Slawischen Jahrbücher eine geharnischte Streitrede gegen das von Seiten der Behörden in Bezug auf dieses Idiom befolgte Verfahren, welche mit den hochtönenden Worten schließt:

„Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein!"

Solcher Eifer einzelner Slawomanen, der sich nicht entblödet, sogar von einer Nationalität der Kaschuben zu sprechen und sie der deutschen gegenüber zu stellen, erfordert wohl, daß ihm andererseits die Nationalitätsgränze angewiesen werde. Wenn eine Sprache, welche von der polnischen, an die sie sich anklammert und deren Rechte sie in Anspruch nimmt, kaum als ebenbürtig anerkannt wird, in einem deutschen Staate dennoch fast gleiche Rechte mit der letzteren genießt, so dürfte in der That kein Grund zu Beschwerden vorliegen. In den Schulen steht ihr die Instruction von 1834 und resp. 1837 zur Seite, in den Gerichten wird mit den sich dieser Sprache bedienenden Parteien nach Maßgabe der bestehenden Gesetze verfahren. Die Hauptklage gründet sich darauf, daß die kaschubische Sprache in den Gerichtshöfen von den Dolmetschern mißhandelt werde, und daß die Regierung von den Geistlichen in ihren amtlichen Jahresberichten den Gebrauch der deutschen Sprache verlange, indem sie hierbei die Voraussetzung ausspricht, daß jeder Gebildete jener Gegend der deutschen Sprache mächtig seyn werde. Was die Gerichtssprache betrifft, so liegt das Uebel, wie angenommen wird, schwerlich in der Leichtfertigkeit bei Anstellung von Beamten und Dolmetschern, welchen die kaschubische Sprache nicht hinlänglich bekannt ist, sondern vielmehr liegt der Grund der schwierigeren Verständigung mit den Parteien in der Verdorbenheit der Sprache selbst, die kaum mehr eine Norm für ihre Richtigkeit hat — und was das Verlangen der Regierung an die Geistlichen, deutsche Berichte einzureichen, anlangt, so ist sie damit schon deshalb in ihrem Rechte, weil es für jeden Staatsbeamten eine Hauptbedingung ist, der Landessprache mächtig zu seyn, und die Geistlichen sich so weit ganz in dem Verhältniß der Beamten befinden. Unseres Wissens giebt es auch unter den Kaschuben keinen Pfarrer, dem die deutsche Sprache fremd wäre, und der Gebrauch der Volkssprache erscheint demnach nur als eine Bequemlichkeit desselben. Nach der amtlichen Zählung kommen, wie wir vorhin gesehen, 4000 Seelen auf das kaschubische Idiom; die Slawischen Jahrbücher zählen dagegen an einem Orte 40,000, am anderen 100,000 Kaschuben. Sehr genau scheinen sie es also nicht zu nehmen; es scheint nur darauf anzukommen, das Verfahren der Deutschen zu mißbilligen, — während man die rohe Germanisirungs-Methode des Mittelalters vergißt, und jetzt von der preußischen Verwaltung verlangt, daß sie die kaschubische Nationalität mit einem Schlage wieder herstelle.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs Literaturgeschichte. Kürzlich ist in neuer Band der großartigen Histoire littéraire de France erschienen. Dieses Werk, dem kein anderes Land der Welt ein ähnliches an die Seite zu stellen hat, ward von den Benediktinern zu St. Maur begonnen und ist von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres fortgesetzt worden. Die ersten zwölf Bände, die in dem Zeitraume von 1733 bis 1763 erschienen, umfassen die Geschichte der französischen Literatur von der frühesten Zeit bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die Fortsetzung des Werkes blieb dann bis 1807 suspendirt, in welchem Jahr dieselbe von Napoleon der zweiten Klasse des Institutes aufgetragen wurde. Ein die Herausgabe leitendes Comité ward ernannt, das aus den Herren Guinguené, Brial, Pastoret und Saint-Croix bestand. Nach dem Tode Guinguené's (1816) und Saint-Croix's (1820) wurden deren Stellen durch die Herren Amaury und Duval besetzt. Die in den Jahren 1814, 1817 und 1820 erschienenen Bände XIII, XIV und XV vervollständigen die Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts. Der nächste Band, im J. 1824 publizirt, ist der französischen Literatur des 13. Jahrhunderts gewidmet, dessen Geschichte auch noch in den vier folgenden Bänden fortgesetzt ist. Der kürzlich erschienene Band enthält zahlreiche zum Theil bisher noch ganz unbekannt gewesene biographische Notizen über viele französische Troubadours und eine vollständige Kritik ihrer Werke. Im J. 1832 lebte von dem ursprünglichen Herausgeber-Comité nur noch Herr Pastoret. Er sowohl als die Herren Duval, Petit-Radel und Emeric David, welche nach einander gewählt wurden, starben im Laufe weniger Jahre, so daß die Leitung des Unternehmens sich zuletzt in gänzlich neuen Händen befand, nämlich in denen der Herren Felix Lajard, Leclerc, Paris und Fauriel, von denen der Letztgenannte vor einigen Tagen ebenfalls durch den Tod abgerufen worden ist.

— Nodier's Bibliothek. Die Bibliothek des verstorbenen Charles Nodier, obwohl nicht von großem Umfang, hat doch bei ihrer letzthin stattgefundenen Versteigerung nicht weniger als 68,000 Fr. (18,000 Thaler) eingebracht. Allerdings hat dazu nicht weniger die außerordentliche Beliebtheit Nodier's, von dem Jeder gern ein literarisches Andenken besitzen wollte, als der große bibliographische Werth der Bücher beigetragen, deren bloßer Katalog schon dem Kenner und Liebhaber einen Hochgenuß gewährte, denn jeder Band, den Nodier in seine Bibliothek aufnahm, war ein Juwel. Die Gelegenheit, guterhaltene alte Werke zu kaufen, kömmt seltener vor, als man gewöhnlich glaubt. Hiervon lieferte auch Nodier's Bibliothek manchen Beweis, indem darin Sachen fehlten, die in der Sammlung eines solchen Bibliophilen zu finden Jeder gewiß erwartet hatte. So scheint es vielleicht unglaublich, daß Nodier nicht einen einzigen Virgil besaß. Was ist wohl leichter anzuschaffen, als ein Virgil? Doch ein Liebhaber wie Nodier begnügt sich mit keiner anderen Ausgabe, als mit einem „Elzevir", gedruckt Anno 1636 und womöglich in dem alten Einband jener Zeit. Nun hatte aber Nodier niemals Gelegenheit, sich den Virgil zu verschaffen, den er für den einzigen vollkommenen hielt, und da er kein Exemplar von geringerem Werth besitzen wollte, so ist es ganz natürlich, daß sich in seiner Bibliothek gar kein Virgil fand.

— Detmold's Randzeichnungen. Das Ausland scheint zu glauben, daß wir nur dicke und unwitzige Bücher schreiben, denn die Foreign Quarterly Review beginnt eine Anzeige der „Randzeichnungen" des hannoverschen Advokaten Detmold mit den Worten: „Wunderbar! Da ist ein Buch sehr klein und sehr witzig, und dennoch ein deutsches Buch!" Gleichzeitig erzählt sie folgende, den Verfasser betreffende Anekdote: „Es giebt ein lithographirtes Bild eines hannoverschen Finanz-Ministers, das den Mann mit einer Papierrolle in der linken Hand darstellt, während er die rechte an das Herz drückt. „„Das ist sehr treffend"", bemerkte Detmold, als er das Bild sah; „„der Minister hält das Budget in der einen und mit der anderen Hand doch er das Defizit.""

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 1. August 1844.

Griechenland.

Neuere Forschungen des französischen Archäologen, Herrn Le Bas.

Herr Philipp Le Bas, Mitglied der französischen Akademie der Inschriften, ist von der Regierung mit einer gelehrten Sendung nach Griechenland und Klein-Asien beauftragt. Französische Journale enthalten zwei neuere Briefe dieses geistreichen Alterthumsforschers, in welchen er in gedrängter Kürze über seine Forschungen im alten Karien und seine merkwürdigen Entdeckungen in jener Gegend berichtet. Wir glauben, daß unseren Lesern mit einer Mittheilung dieser Briefe um so mehr gedient seyn wird, als sich darin einige interessante, unter Anderem auch auf das alte griechische Theater sich beziehende Wahrnehmungen befinden und überdies die Schreibart dieses Gelehrten frei von jenem Pedantismus der Auffassung und des Styls ist, der so manche sonst verdienstvolle archäologische Berichte ungenießbar zu machen pflegt.

„Smyrna, 20. April 1844.

„Ich habe Smyrna am 20. Februar unter sehr traurigen Auspizien verlassen. In dem Augenblicke, wo wir uns auf den Weg machen wollten, als unsere Pferde gesattelt warteten und unser Gepäck bereits aufgeladen war, wurde Herr Landron *) von einem so heftigen Gehirnleiden ergriffen, daß er sich genöthigt sah, das Bett zu suchen, anstatt sich freudig aufs Pferd zu schwingen, um neue Länder und Meisterwerke zu schauen. Dies war am 15ten oder 16ten. Ich wartete einige Tage, in der Hoffnung, es wäre nur ein Unwohlseyn ohne weitere Folgen; als sich aber das Uebel nur verschlimmerte, berieth ich mich mit meinem lieben Henri **), und erlangte von seiner Freundschaft, daß er bei dem Kranken blieb und ihm seine Pflege unter der Leitung eines geschickten Arztes widmete; indessen reiste ich nach Stratonicea ab. Die dreimonatliche Verlängerung, welche der Minister bewilligt hatte, schien mir nur in Berücksichtigung einer solchen Lage gewährt zu seyn, und ich konnte sie um so weniger ablehnen, als es sich meinerseits darum handelte, meine wichtige Entdeckung von Geronthrä zu vervollständigen.

Ich reiste also am 20sten ab und nahm den kürzesten Weg; ich wendete mich nach Guzzel-Pissar oder Aïdin, durch die oft überschwemmte Ebene des Kaistrus. Am zweiten Tage begann der heftige Regen von neuem, welcher mich fünf Wochen in Smyrna gefangen zurückgehalten hatte, und als die Nacht uns in der Umgegend von Tireh überraschte, waren wir nahe daran, uns mitten in den Sümpfen zu verirren, was uns alsdann gezwungen hätte, in der unangenehmsten Lage von der Welt zu übernachten. Glücklicherweise schickte uns die Vorsehung einen Führer, und wir konnten endlich das Ziel unserer Bestimmung erreichen.

Mit Stillschweigen übergehe ich unser langes Umherirren nach einem Nachtlager, den Abend ohne Erfrischung, die Nacht in einem Stalle und noch schlimmere Dinge. Dergleichen Details würden mich zu weit führen. Am anderen Morgen dauerte der Regen fort. Was war zu thun? Tireh, wenn's auch an der Stelle des alten Tyrrha liegt, bot kein Denkmal dar, welches mich hätte zum Aufenthalt veranlassen können. Aïdin war höchstens anderthalb Tagereisen entfernt. Ich beschloß also, abzureisen, wie immer während dieser ganzen Exkursion, von meinem Dragoman Baptist Gaspar begleitet. Die einzige Intelligenz dieses ehemaligen Sakristan der Lazaristen in Konstantinopel bestand darin, den Inhalt seiner Börse auf Kosten der meinigen zu vermehren, und er suchte seine unverschämte Spitzbüberei unter der heuchlerischen Maske einer frommen und reinen Seele zu verbergen. Ein großer Theil des Tages ward damit hingebracht, den Berg Mésogis zu erklimmen, ein steiler Spitzberg, auf dem unsere Rosse wohl zwanzigmal zusammenstürzten, wenn sie in den Schluchten zwischen den Seitenwänden unseres Weges nicht weiter konnten. Den übrigen Theil des Tages führte uns der Weg über den Rücken der Bergkette, welche das Thal des Kaistrus von dem des Mäander trennt, eine wilde, aber fruchtbare Gegend, welche ich von ganzem Herzen bewundert hätte, wäre der fatale Regen nicht gewesen, welcher ganz allein meinen Enthusiasmus bedeutend abkühlte. Da kein Anzeichen vorhanden war, daß er bald aufhören würde, die Nacht herannahte, Guzzel-Pissar noch vier Stunden entfernt war und der Weg nur Schwierigkeiten und Gefahren darbot, so beschlossen wir, in der Hütte eines Zöllners zu rasten, welche, mit dem glänzenden Namen eines Kaffeehauses geschmückt, kaum etwas mehr Schutz, als die freie Luft, darbot, wo uns aber der Rauch fast blind gemacht hätte.

Am anderen Morgen endlich sah ich mein Ziel vor Augen, nachdem ich wenigstens dreißigmal denselben Sturzbach überschritten hatte, der in der Mitte einer sehr pittoresken Bergschlucht dahinbraust; gegen Mittag gelangte ich zum alten Tralles. Dort wiederum drei Tage Gefangenschaft; der Regen, der einen Augenblick aufgehört hatte, stürzte mit neuer Heftigkeit herab. In Tralles sammelte ich jedoch in der Pause zwischen zwei Regengüssen alle noch vorhandenen Inschriften und betrieb mein Geschäft als Archäolog mit gewohnter Gewissenhaftigkeit. Nachdem ich dem Pascha meinen Besuch abgestattet hatte, um einen „Cavas" zu erhalten — einen Gendarm zur Eskorte. — welchen er mir mit der größten Freundlichkeit gewährte, wurde der Himmel klar, und ich eilte in die Mitte der Thäler und Gebirge Kariens. Meine Begleitung ward nun durch besagten „Cavas", den braven Suleiman, vermehrt, ein ehemaliger Janitschar, der nicht recht wußte, wie er seinen Kopf auf den Schultern behalten hatte, und sich für vergangene Leiden damit tröstete, daß er mit Baptist, unter der Bedingung einer brüderlichen Theilung, ein Bündniß schloß, sich auf meine Kosten zu mästen. Dabei war er ganz erfüllt von Ergebenheit und rügte es sogleich mit seiner Peitsche, wenn etwa irgend ein Türke oder Christ für den Béizadé, den Sohn des Fürsten (diesen Titel giebt mir der Ferman des Sultans), nicht alle Rücksichten und den vollkommenen Respekt hatte, wie ihn der Beherrscher der Gläubigen vorgeschrieben.

Von Aïdin wollte ich mich auf dem geradesten Wege zum Thale des Marspas begeben, doch nöthigte mich die Ueberschwemmung der Flüsse zu einem Umweg von einer Tagereise. Ich verdanke diesem Umstand die Entdeckung einer Inschrift, welche alle Ungewißheit der Gelehrten über die Lage von Alabanda aufhebt, wo sich zur Zeit des Plinius das oberste Gericht von Karien befand. Vier Meilen von dort, in dem Thale Karpuli, erhebt sich, noch ganz aufrecht erhalten, eine ehemalige Stadt mit ihrer Akropolis, ihrem Theater, ihren Mauern, Gebäuden und Gräbern; Alles in Granit; ein imposantes Schauspiel! Doch welchen Namen trägt diese Stadt, die so vielen Stürmen trotzte? Nichts ist vorhanden, das ihn uns nennen könnte; unmöglich ist's, nur eine einzige Inschrift aufzufinden. Der größte Theil der Reisenden glaubt, es sey Orthosia. Ich würde eher geneigt seyn, Alinda darin zu sehen, den Zufluchtsort der Königin Adda von Karien, als Alexander Halikarnassus belagerte; ich werde diese Meinung jedoch nur mit Vorbehalt äußern und gestatte Ihnen, bis auf weitere Belehrung davon zu glauben, was Sie wollen."

„Athen, 10. Mai 1844.

„Ich bin Ihnen die weitere Erzählung meiner letzten Reise in Klein-Asien schuldig; — wo aber war ich stehen geblieben? Ich hab' es ganz und gar vergessen. Zur Sicherheit will ich bei meiner Abreise von Tralles wieder beginnen.

Es war am 26. Februar. Der Regen hörte nicht auf und weissagte mir vielleicht unübersteigbare Hindernisse; ich hatte noch mehrere große Flüsse zu passiren. Ganz unerwartet, durch einen glücklichen Zufall hörte er plötzlich auf, in dem Augenblicke, wo ich im Begriff war, die sumpfige Ebene zu durchwandern, welche der Mäander in zahllosen Krümmungen durchfließt. Es war mein Glück, denn trotz der Kraft meines Pferdes wäre ich ohne diese Gunst des Himmels große Gefahr gelaufen, in dem Schlamme irgend eines Morastes stecken zu bleiben, ehe ich das Ufer des Flusses erreichen konnte. Ich spare Ihnen die Details meiner Ueberfahrt auf einem dreieckigen Floß, dessen Unterlage aus schlecht verbundenen Planen besteht und das dem Ueberfahrenden um so weniger Sicherheit darbietet, da die Türken unter allen Schiffern die unerfahrensten und ungeschicktesten sind. Auf dem linken Ufer angekommen, nahm ich zu meinem größten Mißvergnügen wahr, daß der direkte Weg nach dem Thal der Tschina, welches der Gegenstand meiner nächsten Untersuchungen seyn mußte, seit zwei Monaten nicht gangbar sey, und sah mich genöthigt, darauf zu resigniren und einen Umweg zu nehmen. Am Abend legten wir uns zu Jurtusch nieder (welch' ein Name!), am Eingang einer Bergschlucht, der wir am anderen Tage drei Stunden lang folgten. Wir frühstückten neben dem Zelte gutmüthiger Turkomanen. Hier könnte ich eine Episode einschalten, womit ich Sie jedoch verschonen will, damit es nicht scheint, als wolle ich in die Fußstapfen des Herrn von Chateaubriand treten. Ein armes junges Weib, schön, bleich, von Fieber verzehrt, zu der ich hingeführt wurde, weil den Türken jeder Europäer ein Arzt ist. — Oeffnen Sie das „Reisebuch von Paris nach Jerusalem", lesen Sie, was dem berühmten Wanderer in gleicher Lage be-

*) Ein junger Architekt, welcher Herrn Le Bas als Zeichner begleitet.

**) Herr Musson, ehemaliger Zögling des Herrn Le Bas, welcher ihn begleiten wollte und auf eigene Kosten reist.

gegnete; es wird um Vieles besser seyn, als Alles, was ich Ihnen hier sagen könnte. Eine Stunde später erreichte ich das langersehnte Thal.

Der gute Genius der Archäologen hatte mich geführt. Hätte ich den gewöhnlichen Weg eingeschlagen, so wäre mir eine Entdeckung entgangen, über die mein Freund Ansart vor Freude außer sich seyn wird; sie wird sein ausgezeichnetes Werk über die alte Geographie um eine positive Wahrheit bereichern. Während Suleiman und Baptist sich mit dem Aga des Dorfes Chachmar herumstreiten, damit er uns die Mittel erleichtere, über den Fluß zu setzen, welcher dem Thal seinen Namen giebt; während dieses Streites also trete ich in den Hof einer Moschee und lese dort auf einer Marmorsäule, aus welcher die Türken einen Springbrunnen gemacht, eine griechische Inschrift aus der Zeit des Kaisers Konstantin, welche mir anzeigt, daß ich fünf römische Meilen von Alabanda entfernt bin, dem Hauptgerichtsort einer karischen Provinz, als Klein-Asien ein Theil des römischen Reichs war. Es war dies also ein Meilenstein, welcher noch jetzt den Platz inne hatte, auf welchem ihn die Stellvertreter der kaiserlichen Macht vor funfzehn Jahrhunderten hatten aufstellen lassen. „Wie weit bin ich von Arab-Hissar? Arab Hissara katsch sahat kaldé?" frug ich den Imam der Moschee. — „Bir Butschull", antwortete er mir, d. h. eine und eine halbe Stunde. Dort mußte also wohl die fragliche Stadt liegen. Es beweist dies, wie nützlich es ist, in die Höfe der Moscheen zu treten, vorzüglich aber türkisch zu verstehen. Ohne Kenntniß dieser Sprache und ohne meinen Besuch in der dschami (Moschee) würde der fatale Streitpunkt ewig an irgend einem modernen Namen kleben, der auf den Karten in der Nähe von Alabanda verzeichnet ist.

Eine Meile von Chachmar fließt die Tschina, der alte Marsyas, über welchen wir hinweg mußten, um uns in das Thal von Karpusli zu begeben. Dort befinden sich Ruinen, deren Untersuchung mir sehr am Herzen lag. Jetzt entsinne ich mich übrigens, daß ich Ihnen diesen Theil meiner Reise schon erzählt habe, meine Schiffahrt auf dem Kamelrücken, mein Unglück in dem fraglichen Thale, wo ich, von der Finsterniß überrascht, von Cavas und Gepäck getrennt, mich allein mit meinem Dragoman verirrte und die Nacht beinahe unter freiem Himmel zubringen mußte, was am 27. Februar in einer sumpfigen Ebene gerade nicht sehr angenehm gewesen wäre. Ich habe Ihnen von den herrlichen Ruinen zu Démirdschidéréi erzählt, welche man für die von Orthosia hält; daß ich ferner gern Alinda darin setzen möchte, den Zufluchtsort der Königin Adda, zur Zeit von Alexander's Feldzug. Auch habe ich Ihnen gesagt, daß ich in das Thal der Tschina zurückgekehrt war, daß ich zu Arab-Hissar übernachtet hatten, dessen Lage trefflich mit der Beschreibung übereinstimmt, welche der Geograph Strabo von Alabanda giebt; daß ich ferner hier die Ruinen eines Theaters und eines Tribunals gefunden, aber glücklicherweise nichts mit den weit berüchtigten Skorpionen zu thun bekam, welche sich hier seit grauer Vorzeit vermehren. Sie wissen zugleich (oder ich habe ein sehr schwaches Gedächtniß und verwechsele den Brief, welchen ich Ihnen von Syra aus geschrieben, mit der Erzählung meiner Odyssee, wie ich sie meinen Begleitern bei unserer Wiedervereinigung mittheilte), Sie wissen, sage ich, daß ich mich von Alabanda nach Tschina begeben habe, von welchem Orte einige Gelehrte behaupten, es läge an der Stelle von Cascinia, was jedoch sehr zweifelhaft ist; und von da nach Yldhina, wohin man das alte Lagina mit weit größerer Wahrscheinlichkeit verlegt. Ich habe Sie, wenn ich mich nicht irre, bis nach Stratonicea, dem Hauptort meiner Exkursion, geführt.

Dort fand ich Diocletian's berühmtes Edikt wieder, welches auf den äußeren Seitenwänden des Seiropeiums eingegraben ist, und kopirte viele andere Inschriften, freilich von geringerer Bedeutung, welche aber schätzenswerth sind, da man sie noch nicht veröffentlicht hat. Nach fünf Tagen, die mit kopiren, abdrucken, nachgraben, die Erde mit den Nägeln durchwühlen hingebracht wurden, verließ ich die Trümmer der Stadt, welche zu Ehren der schönen Stratonice gebaut wurde, und zwei Tage später war ich in Mylasa. Welche reiche Aernte in dieser Stadt! Was für unbekannte Schätze bereicherten meine Kollektaneen. Acht Tage lang habe ich geschrieben, geschrieben und immer geschrieben, und immer bisher noch Ungekanntes. Denken Sie meine Freude! Ich verdanke dieses Glück einem Landsmann, Herrn von Salmon, einem Arzt, der nach einem abenteuerlichen Leben in allen Gegenden Europa's, in Aegypten und Asien, sich in diesem Winkel Anatoliens niedergelassen und verheiratet hat, um hier der Stammvater ehrlicher Leute zu werden. Seinem Titel eines Ekim-Baschi hatte ich es zu verdanken, daß die Gitter und Riegel fielen vor dem Archäologen, welcher zum ersten und einzigen Male auf seiner Reise durch die Gunst dieses Talismans in das Innere türkischer Häuser dringen konnte, Heiligthümer, welche gewöhnlich den „Dschaurs" (Ungläubigen) verschlossen sind. Beinahe 150 Inschriften! Alle lang und unvollständig, denn das ist ein Verdienst mehr; in der That, was wäre der Epigraphist, hätte er nicht bei der Wiederherstellung seinen Scharfsinn anzustrengen?

Doch das ist nicht Alles: ich habe nicht allein Inschriften kopirt: ich habe mehr gethan, ich habe dergleichen mit hinweggenommen. Und was für Inschriften! Nichts Geringeres als drei Dekrete aus der Zeit des Artaxerxes Mnemon und des Satrapen Mausolus, des Gemahles der berühmten Artemisia.

Am 16. März verließ ich Mylasa und hatte die Zitrone bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt. Die gelehrten Reisenden mögen es nur unterlassen, diesen Weg wieder zu nehmen; ich habe ihnen nicht die kleinste Aehre zur Nachlese gelassen. Jetzt handelte es sich darum, einen Tempel wieder aufzufinden, welcher sich den Reisenden bis jetzt unerforschlich gezeigt hatte. Und welch' ein Tempel! Nichts weniger und nichts mehr als der des Jupiter Labrandenus, Kariens Schutzgott, der Gott des Doppelbeiles. Man hatte ihn an mehreren Orten zu sehen geglaubt, namentlich zu Ajakli, aber keine der bezeichneten Lagen stimmte mit Strabo's Angaben überein. Da erkletterte ich nun die Gebirge im Norden von Mylasa, durchforschte die Felsen und Abgründe von allen Seiten und rief: „Labranda! Labranda!" Doch nur das Echo gab mir Antwort. Abends nahmen wir unseren Aufenthalt in Turbet, einem kleinen Dorfe, das durch das Grab eines heiligen Muselmanns berühmt ist. Dort, am Abend, befrug ich beim Rauche des „Tschibuk" und bei Kaffee ohne Zucker die zahlreichen Pilger, welche, einem sehr lästigen Gebrauch huldigend, mit gekreuzten Beinen, die Pfeife in der Hand, um den Kamin saßen, in dessen Nähe ich den Ehrenplatz auf einem Polster inne hatte, welches, vom Vater zum Sohn, Insekten bewohnen, die viel lästiger sind, als alle Pilger in der Welt. Ich erfuhr von ihnen, daß man ungefähr eine Stunde weiter westlich, auf dem Wege von Mylasa nach Tralles, ein altes Schloß erblicke, Eski Kalé oder Eski Hissar, von Mylasa ungefähr drei Stunden entfernt. Das mußte Labranda seyn, welches Strabo 68 Stadien nördlich von der oben genannten Stadt verlegt. Denken Sie sich die Ungeduld, mit der ich den anderen Morgen erwartete. Ich schlief kaum ein, und beim ersten Strahle der Sonne machten wir uns auf den Weg, zum großen Mißvergnügen Suleiman's und Gaspar's, welche es nicht lieben, sich früher fortzubewegen, ehe sie reichlich gefrühstückt und ihren „Kief" gemacht haben. Unser Führer geleitete uns auf beinahe unwegsamen Fußpfaden zu dem heißersehnten Ort, welchen man jetzt Jalla nennt. Endlich hatte ich den Gegenstand meiner ermüdenden Forschungen erreicht, ich war zweifelsohne in Labranda. Strabo sagt, der Tempel des Jupiter Stratius an diesem Orte sey sehr alt. Alles in den Trümmern des Tempels zu Jalla zeigt ein hohes Alter an. Er gleicht in Nichts allen denen, welche ich bis jetzt gesehen habe. Kein Peristyl, vier Mauern mit regelmäßigen Steinschichten, drei offene Fenster nach Süd und Nord, ein Fenster rechts und links von dem Thore der Halle und im Süden und Norden des Portikus, mitten im Schutt zwei jonische Säulenschäfte von weißem Marmor, welche Architrav und Gebälk unterstützen mußten, wenn überhaupt einer existirt hat.

Dieser Tempel war ein Wallfahrtsort für alle Karier der Umgegend und namentlich für die Mylasier. Noch jetzt kommen die in Mylasa wohnenden Griechen jährlich in der schönen Jahreszeit dorthin, um einige Tage vergnügt zu verleben, was die Genauigkeit meiner Ansicht über diesen Ort besser bestätigt, als alle Inschriften und Münzen. Noch einen entschiedenen Beweis geben die zahlreichen Spuren des heiligen Weges, welcher, nach Strabo, von Mylasa nach Labranda führte, und welche stellenweise sehr gut erhalten sind. Die Rinnen und Unterstützungsmauern sind noch an einigen Orten vorhanden, und der Weg ist fast eben so lang, als die heilige Straße, welche von Athen nach Eleusis führte. Meine Entdeckung scheint mir also außer Zweifel zu seyn, und da ist nun ein Gegenstand der Freude mehr für meinen Freund Ansart.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Der gegenwärtige Zustand der russischen Marine.

(Nach dem United Service Magazine.)

(Schluß.)

Die russische Marine wurde ehemals hauptsächlich von fremden, meist englischen und holländischen Offizieren, kommandirt. Peter der Große scheint der einzige gute russische Admiral gewesen zu seyn, wie Suwaroff der einzige große Feldherr, den diese Nation hervorgebracht hat. Einige Engländer im Dienste Rußlands haben sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet, so unter Anderen der Renegat Paul Jones und der Admiral Elphinstone, welche Beide unter Katharina den Russen dienten. Damals fand der Zug nach Morea statt, wo der Graf Orloff, nachdem er die Griechen zur Empörung gereizt, sie so schmählich in Stich ließ. Nach der Schlacht in der Bai von Tschesme, wo die Zerstörung der beiden Admiralschiffe von dem Brand der ganzen türkischen Flotte begleitet ward, schlug Elphinstone vor, nach Konstantinopel zu segeln und sich desselben durch einen Handstreich zu bemächtigen, oder es wenigstens zu zerstören. Da Orloff dieses Projekt als unausführbar verwarf, so segelte Elphinstone allein ab, erzwang die Durchfahrt durch die Dardanellen, dreißig Jahre, ehe Duckworth's Geschwader dasselbe Manöver wiederholte, landete im Angesicht der Hauptstadt und speiste zu Lande, dann fuhr er aufs neue durch die Meerenge und widerlegte so am besten die kleinmüthigen Besorgnisse Orloff's. Der ungestüme Schotte, unwillig über die schlechte Leitung einer Expedition, in welcher das Glück die Existenz der türkischen Hauptstadt in die Hände des Siegers gegeben hatte, wenn derselbe seinen Vortheil zu benutzen verstanden hätte, ergriff in einem Anfall von Wuth das Steuer seines Schiffs und warf es an einen Felsen. Die Wogen schienen so viel Unerschrockenheit zu ehren: das Schiff ging unter, aber Elphinstone entkam. Er ging nach Petersburg: seine Dienste waren so ausgezeichnet gewesen, seine Klagen über die Führung der Expedition so gegründet, daß man es nicht für gut hielt, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; doch blieb er ohne Belohnung und Beschäftigung bis zu dem Augenblick, wo er seine Entlassung einreichte, die man mit Vergnügen annahm. Auch Paul Jones wurde, auf Englands Ansuchen, verabschiedet, aber mit reichen Geschenken.

Die russische Regierung scheint jedoch erkannt zu haben, daß es nach anderthalb Jahrhunderten hohe Zeit sey, daß ihre Flotte sich ihre eigenen Admirale erziehe. Daher sind auch seit einigen Jahren wenig Ausländer zu dieser Würde erhoben worden; ja, es ist schon sehr lange her, daß die Engländer zur russischen Marine gar nicht mehr zugelassen werden, obwohl sie von den übrigen Zweigen der Civil- und Militair-Verwaltung keineswegs ausgeschlossen sind. Nach der Lection, die Rußland erhielt in Folge seiner Kriegs-

erklärung gegen England unter dem Kaiser Alexander, wo sämmtliche englische Offiziere ihre Entlassung einreichten, wird man diese Vorsicht sehr natürlich finden.

Die Flotte des Schwarzen Meeres ist in einem viel besseren Zustand als die der Ostsee; die Matrosen haben mehr Erfahrung, und die Mannschaften werden großentheils unter der maritimen Bevölkerung der Küsten, unter den Bewohnern Klein-Rußlands und den Kosaken rekrutirt. Uebrigens bestehen hinsichtlich der Offiziere dieselben Gebräuche; sie treten sogar hier bei der größeren Entfernung der Central-Regierung noch mehr hervor. Die tschernomorischen Kosaken liefern ein Kontingent für den Dienst der Arsenale, und ihre persönliche Unerschrockenheit macht sie furchtbar in dem Dienst der Kanonen-Schaluppen und Galeeren, zu welchem sie hauptsächlich gebraucht werden. Sie haben übrigens mehr als Eine Aehnlichkeit mit den malaiischen Piraten.

In der Ostsee bestehen die Marine-Anstalten aus den Werkstätten von Ochta an dem rechten Ufer der Newa, oder vielmehr eines ihrer Arme, etwas oberhalb Petersburg und aus den Bassins und Arsenalen, die davon abhängen. Der schöne Hafen von Kronstadt, die erste Schiffsstation des Reichs, den die Kunst so stark befestigt hat, als sie es ohne Hülfe der Natur vermag, nimmt eine niedrige und sumpfige Insel ein am Eingange des Golfs, in den die Newa mündet; fünfhundert Kanonen beherrschen und beschützen die Zugänge zu demselben. Die nächste große Station ist Reval, wo sich die zweite Abtheilung der baltischen Flotte befindet; Reval ist eben so befestigt und enthält Bassins, Arsenale und Werften. Der wichtigste Hafen nach Reval auf der südlichen Küste des finnischen Meerbusens ist Baltisport, weil dieser sich zuerst der Schifffarth öffnet; zuweilen ist sie daselbst nur einige Wochen durch das Eis gehemmt. Alle Häfen der finnischen Küste sind mehr oder weniger befestigt; aber die Werke, die den Hafen und die Arsenale von Helsingfors vertheidigen, sind eben so merkwürdig durch ihre Ausdehnung als durch ihre Stärke. Im Schwarzen Meer ist die Hauptschiffsstation Sebastopol, ein Platz, der eben so stark durch die Natur als durch die Kunst ist. Die Admiralität ist noch in Nikolajeff, dessen Lage viel weniger vortheilhaft ist; doch soll sie nächstens nach Sebastopol verlegt werden.

Im Jahre 1839 zählte die vereinigte russische Flotte 30 Linienschiffe, nämlich 7 Schiffe von 100 Kanonen und drüber, wovon 2 im Bau begriffen waren, 23 von 80—100 Kanonen, wovon 5 im Bau begriffen waren, und 20 von 70—80 Kanonen; Fregatten zählte sie 25, nämlich 4 von 60 Kanonen und 21 von 36—50 Kanonen, wovon eine noch im Bau begriffen war.

Ein unentbehrliches Element jeder Seemacht sind jetzt die Dampfschiffe; deren haben die Russen in den Stationen der Ostsee ungefähr funfzehn, wovon 2, der „Bogatir", der in Colpenas in Rußland, und der „Kamtschatka", der in Amerika erbaut ist, Dampffregatten sind; aber da die Regierung im Fall eines Krieges alle Hülfsquellen, die sie unter ihren Händen hat, benutzen würde, so muß man hierzu noch die Dampfböte rechnen, die der Privat-Industrie gehören, und wir haben dann mehr als funfzig zusammen. Die meisten derselben sind in den Werkstätten von Baird oder Auchta erbaut worden, und die Maschinen kommen aus den Werkstätten von Colpenas. Die Maschinen des „Bogatir" sind nicht schlecht. Von einigen der übrigen kann man dasselbe sagen. Auf dem Schwarzen Meer hat die Regierung 17 Dampfschiffe, worunter mehrere eine Kraft von 240 und 260 Pferden haben; sie sind alle englischen Ursprungs. Vier große Dampfschiffe sind auch voriges Jahr wieder aus England angekommen. Diese englischen Dampfschiffe sind im Ganzen besser als die in der Ostsee; dagegen finden sich im Schwarzen Meer wenig Dampfschiffe, die Privatleuten oder Gesellschaften gehören, so daß die Regierung hier über nicht mehr als 25 Dampffahrzeuge verfügen könnte. Es ist zu bemerken, daß man in der Ostsee wie im Schwarzen Meer nur Steinkohlen aus New-Castle braucht, da das Holz, selbst in den Stationen der Ostsee, viel theurer ist und sein Volumen einem Fahrzeug nicht gestattet, sich hinreichend mit Feuerungsmaterial zu versehen, um sich von der Küste entfernen zu können.

Folgendes sind die Sold-Verhältnisse der russischen Marine:

Es erhält	Jährlich.
Ein General-Admiral	3380 Thlr.
Ein Admiral	1410 „
Ein Vice-Admiral	1125 „
Ein Contre-Admiral	850 „
Bei den Garden der Marine.	
Ein Capitain erster Klasse	625 Thlr.
Ein Capitain	500 „
Ein Lieutenant	400 „
In der übrigen Marine.	
Ein Capitain erster Klasse	500 Thlr.
Ein Capitain	425 „
Ein Lieutenant	315 „
Ein Aspirant	240 „

Hieraus geht hervor, daß das Gehalt eines General-Admirals wenig mehr beträgt, als in Colpenas ein englischer Ingenieur erhält, daß der Sold eines Admirals genau dem eines jungen Commis im englischen Magazin zu Petersburg entspricht und der eines Lieutenants dem gewöhnlichen Gehalt eines Bedienten in dieser Hauptstadt. Die Marine ist, wie die Armee von Georgien und die vom Kaukasus, eine Art Zuflucht für die Leute, die keine andere Hülfsquelle haben, und sie zählt daher wenig Offiziere, die ein persönliches Vermögen besitzen; doch sieht man alle Tage Marine-Offiziere, die nicht einen Heller über ihren Sold haben, ihren Champagner zu 4 Thalern die Flasche trinken.

Merkwürdig ist es, daß von dem Augenblick an, wo ein russisches Schiff in aktiven Dienst gesetzt wird, die Fäulniß es ergreift; daher sind wenigstens zwei Drittel der Fahrzeuge, aus denen die Flotte der Ostsee besteht, in einem mehr oder weniger vorgerückten Zustand der Verderbniß. Die Marine und die Schiffsbauer schreiben dieses Faktum einer besonderen Eigenthümlichkeit des Ostseewassers und der schlechten Qualität des Holzes zu. Was das Ostseewasser betrifft, so muß die Eigenthümlichkeit, die man ihm zuschreibt, von sehr besonderer Natur seyn, da sie nur auf die Schiffe der Regierung wirkt. Beim Holz dagegen mag die Angabe gegründet seyn; es ist entschieden, daß das russische Eichenholz von einer sehr untergeordneten Qualität ist, wie auch das von Kanada und der kalten Länder überhaupt, wo das Wachsthum dieses Baumes, auf einige Monate des Jahres beschränkt und durch die Hitze und Feuchtigkeit beschleunigt, zu rasch vor sich geht. Doch der Hauptgrund des Uebels liegt wahrscheinlich in dem frischen Holz, das die Schiffbauer der Regierung brauchen und das sie, wie trockenes Holz sich bezahlen lassen oder von den Lieferanten als solches empfangen.

Alles Nebenwerk der russischen Kriegsschiffe ist von trefflicher Qualität. Ihre Segel, ihre Taue sind die besten, die es giebt. Die Verdecke, das Tauwerk werden in der bestmöglichen Ordnung gehalten; doch das geübte Auge eines wahren Seemannes erkennt gleich an der bloßen Anordnung der Seile und Taue, daß die Hand eines wahren Matrosen hier nicht gearbeitet hat; sein strenger Geschmack wird sich von einer eiteln Verschwendung von Kupfer verletzt fühlen, einem den meisten nichtenglischen Marinen gemeinsamen Fehler, und wenn er hinabsteigt, wird er finden, daß aller Schmutz, von dem man sorgfältig das Verdeck befreit hat, unter eben diesem Verdeck eine Zuflucht gefunden zu haben scheint. Die ungeheure Masse von Unreinigkeiten jeder Art, womit man den Matrosen erlaubt, das Fahrzeug anzufüllen, hat nichts, was ihr verglichen werden kann, außer dem Ameublement der Offizierstuben. Da man in Rußland im Allgemeinen nicht weiß, was ein möblirtes Zimmer ist, so hat jeder Offizier sein Mobiliar, das ihm gehört. Wenn also ein Marine-Offizier den Sommer am Bord zubringen will, so nimmt er das ganze Ameublement seiner Winterwohnung mit. Wir sahen einen Aspiranten eine Menge von Kisten, zwei Kanapees und ein Fortepiano an Bord nehmen, außer seiner Küchenbatterie, die eine kuriose Mannigfaltigkeit von Kasserolen, Bratpfannen u. s. w. enthielt, seinem Theegeschirr und dem Bildniß seines Schutzpatrons.

Von allen Provinzen Rußlands ist Finnland die einzige, die ihm gute Seeleute liefern kann; aber sie sind, trotz der Ausdehnung seiner Küsten, nichts weniger als zahlreich, und überdies haben sie auch einen großen Widerwillen gegen den Seedienst. Alles in Allem betrachtet, glauben wir nicht, daß im Fall eines Krieges mit England die russische Flotte einer gleich großen englischen einen wirksameren Widerstand zu leisten vermag, als die chinesischen Dschonken, und wir könnten uns auf bedeutende Autoritäten berufen, wenn wir behaupten, daß, obwohl die Befestigungen Kronstadts eine solche Unternehmung schwer und gefährlich machen, es nichtsdestoweniger möglich ist, eine Flotte selbst im Umkreis dieses Hafens zu zerstören und den Eingang zu demselben zu erzwingen vermittelst eines Opfers an Menschen, dessen Maximum im voraus bestimmt werden kann, und zwar mit mathematischer Gewißheit, wie die Genie-Offiziere die Einnahme eines der künstlichen Forts an der französisch-belgischen Gränze in einer gegebenen Zeit berechnen können.

Ein erfahrener Seemann von jener zahlreichen Race der Smiths und Johnsons, von denen Byron in seinem Don Juan spricht und die seit Peter I. im Dienste Rußlands ihr Glück suchte, hat uns versichert (und er hat am Bord der türkischen und portugiesischen Flotte gedient), daß es ihm schwer seyn würde, eine Marine anzugeben, deren Kriegsschiffe bei gleichen Kräften nicht die der Russen schlagen würden.

Die russischen Diplomaten haben also von ihrer Marine viel mehr Vortheil gezogen, als die russischen Admirale gekonnt hätten, und diese aus der Ferne so furchtbaren, in der Nähe so unschädlichen Flotten erinnern uns an die hölzernen Kanonen, womit Eduard III. bei der Belagerung von Calais der braven Garnison dieser Stadt imponirte. Doch vergessen wir nicht, daß Calais diesen Kanonen seine Thore öffnete, obwohl sie nur von Holz waren.

Ostindien.

Indische Skizzen.

III. Eine Winterreise an der Westküste.

Der Winter besteht in Indien in einer Reihe heiterer Tage, deren Hitze durch frischere Luftströmungen gemildert wird, als sie in der übrigen Zeit des Jahres jenen Gegenden zu Theil werden. Nur die zartesten Bäume verlieren dann ihr Laub und von den ewig grünen erleiden kaum einige eine vorübergehende Stockung ihrer Lebensthätigkeit. Unter den Tropen erweckt diese Zeit nicht einmal jene Schwermuth, die die ersten Boten des Herbstes in unserem Gemüthe erregen. Man fühlt, daß die Natur in einen Halbschlummer versenkt ist, aus dem jeder warme Sonnenblick sie erwecken kann; diese Hoffnung liegt zu nahe, als daß eine trübe Stimmung in der Seele Wurzel fassen könnte, und anstatt sie zu fürchten, erwartet man mit Ungeduld jene Monate, in denen sich die Sonne um einige Grade senkt und in Stadt und Land das Leben aus der Apathie zur Frische erwacht. Fruchtbringende Wolken umziehen den Himmel, tränken die Erde und segnen die Aernten. Nun aber müssen die verschiedenen Landstriche ihre Produkte gegenseitig austauschen, weite Reisen und Transporte müssen gemacht werden, und auch diese begünstigt die kühlere

Temperatur. Die längeren Nächte erquicken die Erde reichlicher mit Thau, die allgemeine Frische kräftigt die Menschen, daß sie die Mühen ihrer Berufsgeschäfte ertragen, und ermuthigt die Thiere, daß sie belastet die Berge übersteigen und den Sand der Ebenen durchwaten. Auch für die Europäer ist der Winter die Zeit der Reisen und Ausflüge. Die Einwohner von Bombay verlassen ihre Insel und machen Wasserpartieen nach den Grotten von Elephanta und den Höhlen von Salsetta. Manche versteigen sich sogar bis Elora, wo die räthselhaften Monumente, die einem so hohen Alterthum angehören, daß es dem Geist schwindelt, nach ihrem Ursprunge zu forschen, den Reiz eines Wunders üben. Ohne die Inschriften zu verstehen, ohne die Symbole entziffern zu können, glaubt man sich doch wenigstens auf Augenblicke in die Geheimnisse gestorbener Geschlechter eingeweiht und in die Geburtsstätte der Menschheit blickend.

Man sey von Europa gekommen und wolle sich akklimatisiren oder von der Hitze in einer reinen Athmosphäre erholen, so wird man in die Berge von Mahabeliswar oder nach der Gegend von Poonah reisen; ja man braucht nur einige Wochen den erstickenden Staub Bombay's eingeathmet zu haben, um sich recht nach den Bergen zu sehnen, welche die Bucht, der Insel gegenüber, begränzen. Aber diese Fahrt muß zwischen Dezember und Februar gemacht werden, jenem Winter, der den Andern alle belebende Frische bietet, mit welcher unser Frühling uns nur sparsam bedenkt. Ein kleiner Fluß ist die Straße, die von Bombay durch die Insel an das Meer führt. Die Ueberfahrt nach dem indischen Festlande geschieht in reizenden Barken und gewöhnlich des Nachts, da man gern einen Wind benutzt, der dort vom Abend bis drei Uhr Morgens weht. Bald hat man die großen europäischen Schiffe und die schwerfälligen asiatischen Schaluppen hinter sich gelassen, die der Handel zu Hunderten um die englische Pflanzstadt versammelt. Die Ruhe wird tiefer, die Nacht klarer, die Wellen hüpfen nach den Melodieen, die der Wind rings auf den Inseln aus den Kokosbäumen lockt. Erst zerrissene finstere Felsen, dann ein minder rauhes, tieferes Ufer und endlich die Mündung eines kleinen, ruhigen Flusses empfangen die Barke am Festlande. Die indischen Matrosen schlafen, in lange Stücke weißen baumwollenen Zeuges, wie in Leichentücher, gehüllt; der Steuermann singt mit dumpfer Stimme, und aus den Binsen antwortet ihm der Kranich mit dem Ton einer nachhallenden Thurmglocke. Die Wasservögel schlafen so wenig, als die Gewässer, die keines am Abend von ihrem Lauf und ihrem Gemurmel ausruhen.

In Panwell legt man vor Anker. Es ist dies ein wichtiger Handelsplatz, der Bombay mit den Städten des Innern und besonders mit den verschiedenen Mahrattenstaaten verbindet, die jetzt zu dem Territorium der Compagnie geschlagen sind. Hier langt man zur Zeit der Morgenröthe an, aber noch gehen die Hindu's nicht an ihre Berufsarbeiten, sondern baden und reinigen sich erst nach ihren religiösen Vorschriften mit einer gewissen Weitschweifigkeit. In jenen Gegenden, wo die Menschen so vermehrt sind, daß es scheint, als müßte die Person ihren Werth verlieren, erinnert ein Jeder sich täglich, daß er von Gott stamme, und sey er aus dem Fuße Bramah's oder aus seinem Haupte hervorgegangen, sey er zum Amboß oder zum Hammer geboren, immer wird der Hindu seine sterbliche Hülle ehren und für sie sorgen, wie für einen Tempel.

Engländer würden jetzt nach den sumpfigen Ebenen vorauseilen, durch welche der Weg von Panwell in das Gebirge führt, um eine Schnepfenjagd zu veranstalten, die dort die reichste Ausbeute verspricht. Wir Anderen, deren Fuß das erste Mal das heilige Land der Inder betritt, werden uns andächtig die Ruinen der alten Festung aus den Zeiten Aurung-Zeb's aufsuchen, die 1682 von dem mächtigen Mahrattenfürsten Sambadschi zerstört wurde. Panwell selbst wird uns merkwürdig seyn, da es kein einziges europäisches Gebäude enthält und den Anblick eines weiten Basars bietet, der rings von schönen Bäumen beschattet ist und von den Karawanen aus dem Innern, von den Tambourins der Bajaderen, dem Geschrei der Bettler und dem Gesange der Fakir's belebt wird. Von den Sümpfen hinter Panwell aus erhebt sich das Land terrassenförmig bis an das Ghautsgebirge, das sich von dem Flusse Tapti bis an das Kap Konnorin erstreckt. Es ist ein Naturgesetz, daß die Enden der Kontinente, die weit in das Wasser hineinragen, von einer Gebirgskette, wie von einer Wirbelsäule, durchzogen und gefestigt werden. So geschieht es in Italien durch die Appeninen, in Süd-Amerika durch die Anden. Die Ghautis reichen nicht in die Schneeregion, wie die Anden, aber sie bieten durch ihr terrassenförmiges Absteigen zum Meere ganz das Ansehen derselben, wie sie in Chili sind. Die Berge sind hier und da von Porphyr durchbrochen, aus welchem die indischen Künstler einst ihre kolossalen Götterstatuen meißelten. Große Bergkessel, die wie ausgetrocknete Seen aussehen, werden von alten breiten Straßen, nach Art der römischen, durchzogen und die Straßen von wilden Palmen eingefaßt. Andere verwandte Bäume, meist von einem Fluge schwarzer Geier gekrönt, erheben sich vereinzelt aus einem Kreise dornigen Gesträuchs oder aus dem Bette eines versandeten Bachs. Diesseits der Berge, dem Meere zu, sind die Verhältnisse des Bodens der Kultur wenig günstig, jenseits aber, nach dem Innern des Landes, liegen, mit der üppigsten Vegetation verschwenderisch geschmückt, die ländergroßen Gärten, die Pfleglinge des indischen Winters.

Mannigfaltiges.

— Die Eisenbahn von Livorno nach Florenz. Neuerdings heißt es, daß diese Bahn ihrer Vollendung entgegengeführt werden soll. Bekanntlich war zur Erbauung dieser 15 Meilen langen Linie eine Actien-Gesellschaft mit einem Kapital von 30 Millionen Toskanischer Lire (ungefähr 7 Millionen Thaler) zusammengetreten; die Ausführung erwies sich jedoch bald sehr mangelhaft, und zwar schob der dabei angestellte englische Ingenieur alle Schuld auf die toskanischen Architekten, denen der Bau nachmals anvertraut worden war. In der That hatten dieselben die Schienenlage mehreremal ändern lassen, indem sie behaupteten, daß das zu den Unterlagen verwandte Cypressenholz durch Eichenholz ersetzt werden müsse, welches letztere in Italien sehr selten und daher ungemein theuer ist. Unzählige Schikanen verzögerten den Fortgang der Arbeiten; kurz, die Fonds und die Zeit, die dazu bestimmt waren, die ganze Linie zu vollenden, reichten kaum hin, die etwa zwei Meilen lange Strecke von Livorno nach Pisa auszubauen. Allerdings waren auch einige Schwierigkeiten hinzugekommen, die man nicht vorhergesehen hatte und die alle Berechnungen umstießen. So zeigte sich, daß die ganze Ebene von Pisa eben so wie das Arno-Thal angeschwemmtes, sehr kompressibles Terrain sey, und daß die Schienen überall einer Grundlage von Pfählen bedurften. Man kann sich denken, wie sehr dadurch der Bau vertheuert wurde. Es heißt nun — da nicht wohl anzunehmen ist, daß neue Actionnaire, selbst im Auslande, für die Vollendung des Unternehmens sich finden werden — der Großherzog, der gern Alles thut, was zur Verbesserung seines Landes gereicht, und der ein sehr ansehnliches Privatvermögen besitzt, werde die nöthigen Kapitalien gegen Prioritäts-Actien vorschießen. Gleichzeitig läßt eine lucchesische Gesellschaft eine Zweigbahn von Lucca nach Pisa erbauen. In jedem Falle wird die Eisenbahn, bevor sie vollendet ist, der großherzoglichen Polizei noch Manches zu thun geben. In Florenz, in Livorno und in allen zwischen diesen beiden Städten liegenden kleineren Orten giebt es nämlich eine ganze Bevölkerung von Vetturini, die sich durch die Eisenbahnen in ihrem Gewerbe bedroht sehen, und die nun bei ihrer Leidenschaftlichkeit und ihrem Mangel an Einsicht zur Ergreifung derjenigen Mittel, welche die Eisenbahn ihnen an die Hand giebt, um derselben Reisende von allen Seiten zuzuführen, sich die gröbsten Excesse gegen das neue Unternehmen gestatten. Als die Dresdner Diligencen auf der Straße von Florenz, Pisa und Livorno eingerichtet wurden, rotteten sich die Vetturini zusammen und spannten die Pferde von den neuen Wagen ab, die sie zertrümmerten und in den Arno warfen. Lange Zeit mußte darauf die Diligence von einem Dragoner-Piket begleitet werden. Eben so wird auch die vollendete Eisenbahn von ganzen Regimentern bewacht werden müssen, um die Schienen vor den Angriffen der Vetturini zu beschützen.

— Der ewige Jude in Spanien. Die spanischen Zeitungen sind hinter den deutschen nicht zurückgeblieben: sie haben nämlich auch eine die andere in der Uebersetzung des Juif Errant, je nachdem derselbe vom Constitutionnel geliefert wurde, zu überbieten gesucht. Aber wenn schon in Deutschland manche Täuschungen eingetreten, indem der bisher erschienene erste Band furchtbar langweilig ist und man doch nun bon gré mal gré auch die noch zu erwartenden neun Bände übersetzen muß, so sind die Spanier doch durch Herrn Eug. Sue in eine noch viel größere Verlegenheit gesetzt. Es zeigt sich nämlich, daß der Juif Errant zugleich eine Art von Feldzug gegen die Jesuiten und gegen die allzu römische Gesinnung überhaupt sey. Was ist nun in dem trotz aller Revolutionen immer noch gründlich katholischen Spanien zu thun? Sollen sich die Zeitungen dieses Feuilletons halber ihre Abonnenten vertreiben, oder sollen sie, wie sie es mit George Sand's „Gräfin von Rudolstadt" gemacht, die Censurscheere nehmen und Alles wegschneiden, was einen religiös-philosophischen humanistischen Anstrich hat? Einer der deutschen Uebersetzer, der sich mit dem „ewigen Juden" in einer ganz ähnlichen Verlegenheit befinden soll, wird ihnen vielleicht den besten Rath ertheilen können.

— Der ewige Jude in Deutschland. Einen interessanten Beitrag zur Beurtheilung der deutschen Uebersetzungskunst liefert Herr Direktor Dr. Hitzig, der uns folgende (zugleich in der Vossischen Zeitung, jedoch mit einem sinnentstellenden Druckfehler enthaltene) Notiz mittheilt:

In dem ewigen „ewigen Juden" von Sue wird die Medaille, deren Avers die Inschrift

Victime de L. C. D. J.

trägt, künftig bei der Entwickelung offenbar eine große Rolle spielen. Welche — das weiß vielleicht der Verfasser selbst noch nicht; gewiß haben aber die Uebersetzer noch keine Ahnung davon, und dennoch können sie jenen entscheidenden Avers nicht bei Seite liegen lassen. Was hatten sie nun zu thun? Unseres Erachtens ihn einfach kopiren; wenigstens aber ihn nicht so übertragen, wie es Hr. W. L. Weché in seiner, von Sue selbst anerkannten Uebersetzung, Erstes Bändchen, Seite 39, thut: nämlich „Opfer des L. C. D. J." Denn wenn diese Uebertragung zutreffen sollte, müßte, was nicht eben wahrscheinlich ist, es sich so fügen, daß die Anfangsbuchstaben vier französischer Worte, L. C. D. I., auch als Anfangsbuchstaben zugleich die vier deutschen entsprechenden Worte bezeichneten, sonst ist „Opfer des L. C. D. J.", wie jetzt zu lesen steht, ein baarer Unsinn. Ein schlimmes Labyrinth, in welches sich Hr. W. L. Weché verirrt hat. Wir sind begierig, wie er sich herausfinden wird. — Sollen wir übrigens eine Vermuthung über die räthselhafte Aufschrift äußern, so ist es folgende. Die Medaille wird von dem ewigen Juden herrühren. Auf diesen kann die Bezeichnung passen Victime de l. c. d. J., wenn man sie also deutet: Victime de la croix de Jésus? Wäre dies richtig, hätte Herr Weché den Avers so widergeben müssen: „Opfer des K. J. (Kreuzes Jesu)." Doch, dies ist eben nur eine Hypothese — wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, — nämlich der Zeiten, die den zehnten Band uns bringen.

Hitzig.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bett u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 3. August 1844.

Marokko.

Bilder aus Marokko.

Wir theilen hier einige Bruchstücke aus einem neulich in London erschienenen Werke mit, das den Titel: Western Barbary, its wild tribes and savage animals führt und von Drummond-Hay, Sohn des britischen General-Konsuls in Tangier, herrührt. Der Verfasser reiste von dieser Hafenstadt nach dem Innern Marokko's, um der Königin von England „ein Berberroß von echter Race" zu holen, und da er von früher Jugend auf mit der Sprache und den Sitten der Eingebornen vertraut war, so möchten wohl nur Wenige im Stande seyn, eine treuere Schilderung jenes halbwilden Reichs zu entwerfen, das gerade in diesem Augenblick eine gewisse Rolle in der europäischen Politik spielt. Zum Verständniß des zunächst folgenden Auszugs bemerken wir nur, daß Herr Hay mit seiner Gesellschaft (einem Spanier und mehreren Arabern) durch einen reichen maurischen Kaid oder Adeligen zum Besuch eingeladen wurde, und daß er die Gelegenheit benutzte, um das Harem seines Wirths in Augenschein zu nehmen.

1. Das Harem eines Mauren.

Nachdem wir die Wohnung des Kaid betreten hatten, wurde unsere Gesellschaft in einen kleinen Garten geführt, wo die Verbena Louisa, der Jasmin und die Rose in üppiger Blüthe standen. Das dichte Laub der Weinreben schützte unseren Pfad vor den brennenden Strahlen der September-Sonne, und wir ergötzten uns an dem Anblick der herrlichen Trauben, von welchen sich einige durch ihre längliche, schlanke Form auszeichnen und in der poetischen Sprache der Araber „Mädchenfinger" genannt werden. Vor einem Alkoven, zu dem ein paar Stufen hinaufführten, spielte eine klare Fontaine, deren funkelnde Wasserfluthen einen lieblichen, erquickenden Duft verbreiteten; hier fanden wir unseren Wirth, der, wie gewöhnlich, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen auf einer reichen Decke saß und sich auf kostbar gestickte Kissen stützte, die den Luxus seines Divans vollendeten. Etwas hinter ihm stand, seines Winkes gewärtig, ein junger bronzefarbiger Sklave, der mit weitaufgesperrten Augen die „Nazarener" angaffte. Drei sauber gearbeitete Stühle waren für uns in Bereitschaft, die vielleicht ein freundschaftlich gesinnter Gouverneur von Tangier aus den Zeiten unseres „lustigen Königs Karl" *) dem Ahnherrn des Kaid verehrt hatte. — —

Während unser Wirth meinen Gefährten die Namen der Dörfer herzählte, die von den Fenstern seines Harems aus zu sehen waren, entfernte ich mich, über eine Nomenklatur ungeduldig, die ich schon auswendig wußte, und schlenderte langsam durch die verwickelten Gänge und Räume, die den labyrinthartigen Bau eines maurischen Palastes ausfüllen. Endlich begann ich, über die Folgen meiner Kühnheit etwas unruhig zu werden, und war im Begriffe, zurückzukehren, als eine Thür, durch deren Spalten man mich gewiß beobachtet hatte, sich plötzlich öffnete und die Huris — schwarz, weiß und gelb, alt und jung, fett und mager — hervorstürzten. Zu entkommen war unmöglich, und eine vorrilige Bewegung hätte mich in den schlimmsten Verdacht bringen können — ich blieb also wie eingewurzelt stehen und wurde bald von den mächtigen Klauen einer pechschwarzen Dame ergriffen, die eine genaue Untersuchung mit mir vornahm. „Seht!" rief sie, „hab' ich Euch nicht gesagt, daß die Nazarener Mund, Nase und Ohren haben, gerade wie die Muhammedaner?" — „Seht doch!" sagte eine Andere, indem sie meine Hand nahm, „ein, zwei, drei, vier, fünf Finger — eben so wie bei uns!" — „Aber was ist das?" schrie eine Dritte, indem sie mich bei den Rockschößen faßte. „Gewiß verbirgt er hier seinen Schweif!" — „Und er lacht sogar!" riefen sie Alle aus. Ich konnte mich allerdings des Lächelns nicht erwehren, obgleich mir wirklich Angst wurde, daß der Kaid meine Abwesenheit entdecken möchte; in der That befand ich mich jetzt mitten unter der verbotenen Frucht, deren Reize jedoch bei weitem nicht so groß waren, wie meine Phantasie sie mir vorgemalt hatte. Die meisten dieser Damen hatten ein Lebensalter erreicht, wo die Schönheit der maurischen Züge ganz verschwindet, an die nur das große, gazellenartige Auge erinnerte, das sie mit allen weißen Frauen der westlichen Berberei gemein hatten. Das hier so bewunderte jugendliche embonpoint war einer schwammigen Fettigkeit gewichen, die ihre einst vielleicht so symmetrischen Formen gänzlich entstellte. Nach maurischem Geschmack hat ein Frauenzimmer den Höhepunkt ihrer Schönheit erreicht, wenn sie eine vollwichtige Kameel-Last bildet. Ich bemerkte nur eine in diesem bunten Kreise, die für eine mauritanische Venus gelten konnte. Es war ein junges Mädchen von etwa funfzehn Jahren — der Blüthezeit dieses frühreifen Landes, wo die weiblichen Reize nur selten den zwanzigsten Sommer überleben. Ihr Teint war äußerst weiß, und der schwarze Streif des Kohol (Kûl) gab ihren dunkelbraunen Augen einen schmachtenden Ausdruck; ihr Korallenmund war, nach den Worten des maurischen Dichters, „rund wie ein Ring", und ihr schwarzes Haar, mit silbernen Schnüren geflochten, wallte üppig um ihre Schultern. Diese sylphengleiche Gestalt war mit einem hellgrünen Kaftan bekleidet, der bis unter die Kniee reichte und über dem sie eine Robe von leichter Gaze trug, welche durch einen rothen Gürtel von Fezer Seide um den Leib befestigt war. Die weiten Aermel ihres Kaftans waren an den Handgelenken offen und zeigten bei jeder Wendung einen alabasterweißen Arm, von einem einfachen, aber massiven goldenen Armband umschlossen; ihre Beine und Füße waren bloß, da sie in der Eile die Pontoffeln vergessen hatte, und sowohl die Füße als die Hände waren orangengelb mit Henna gefärbt. Ueber den Kopf hatte sie ein leichtes Musselintuch geworfen, aber in dem plötzlichen Tumult überwältigte die Neugier ihre natürliche Schüchternheit, und sie stand ganz entschleiert vor mir. An dem lärmenden Gespräch der Uebrigen hatte sie keinen Theil genommen; jetzt aber verhüllte sie halb ihre lieblichen Züge und flüsterte ängstlich: „Still, still! Mein Vater wird Euch hören, und was wird dann aus diesem jungen Christen werden?" — „Was kümmert das uns?" rief ein tonnenartiges Weib mit großen, rollenden Augen, welches mir die Favorit-Sultanin dieser buntscheckigen Gesellschaft schien, da sie am prächtigsten von Allen gekleidet war. „Warum hat der Christ gewagt —" Bevor sie ausreden konnte, wurde sie durch die rauhe Stimme ihres Eheherrn unterbrochen. „Was bedeutet der Lärm? Wo ist der andere Nazarene?" Und seine schweren Fußtritte kamen immer näher und näher. Weg flogen die mich umringenden Geister, schwarze, weiße und graue! Das junge Mädchen entfernte sich zuletzt und schien weniger erschrocken als die Anderen. Indem sie ihren Schleier dicht um das Gesicht zog, so daß nur ein holdes Auge zu erblicken war, flüsterte sie mir hastig zu: „Fürchte Dich nicht, Nazarene. Sage meinem Vater, daß es unsere Schuld war; er ist sehr gutmüthig, und Du bist so jung." Glücklicherweise hatte ich eine Rosenknospe an der Brust; ich überreichte sie ihr mit dankbarem Lächeln, und sie flog ihren Gefährtinnen nach. „Heda, junger Schelm!" rief der dicke Kaid, indem er mich beim Kragen faßte, während ich meinen Kopf etwas unsicher auf den Schultern zu fühlen begann. „Kah, kah, kah!" brüllte er mit wiederhallendem Gelächter. „Der Knabe (mein Kinn war noch glatt) ist unter meinen Frauen gewesen. Weißt Du, daß Du den Tod verdienst?" Und er machte mit der Hand die Pantomime, als ob er mir den Dolch über die Kehle zöge. „Du möchtest meine Gazellen entführen? Nicht wahr, Du junger Nazarene?" — „O, mein Herr!" stammelte ich hervor, „wenn ich Euch mißfallen habe, so müßt Ihr es meiner Unwissenheit zu Gute halten. Bei mir zu Lande ist es gebräuchlich, daß man vor Allem den Damen seine Achtung erweist." — „Ach, Du Gauner!" lachte er. „Ihr Nazarener müßt ein schönes Leben führen. Kah, kah, kah! Ich muß nach Eurem Lande gehen; wie man mir erzählt, habt Ihr Euer Paradies schon auf Erden. Kommt mit mir in die Küche; ich habe da eine schwarze Schönheit zur Köchin, der Ihr Eure christliche Achtung erweisen könnt."

2. Orientalischer Aberglaube.

Nichts konnte dem Erstaunen gleichen, das mein spanischer Freund und ich in dem wilden Dorfe hervorbrachten, durch welches unsere Reise führte. An jeder Thür standen ganze Familien, uns mit glotzenden Augen anstarrend, während die jüngeren Kinder, voll Schrecken über eine so seltene Erscheinung, zurückwichen. Ein Jüngling, der kühner als die Anderen war, näherte sich unserer Gesellschaft und fragte den Hadschi, was wir für Geschöpfe wären? Der Hadschi erwiederte gravitätisch, daß wir Dschins oder böse Geister seyen, die er eingefangen habe und nach Larache führe, um sie von dort nach dem Lande der Nazarener zu verschiffen; worauf der Bursche heulend nach seiner Hütte entfloh. Wie mir der unglückliche Davidson *) erzählt hat, herrscht in den Theilen der Levante, die nur selten von Reisenden besucht werden, der

*) Das als Festung und Hafenstadt wichtige Tangier, welches die Portugiesen im 15ten Jahrhundert unter dem Könige D. Alfonso V. erobert hatten, wurde im Jahre 1663 als Mitgift der Infantin D. Katharina, Braut Karl's II., an England abgetreten. Nach dem kinderlosen Tode Katharinens fiel es wieder an Portugal zurück, mußte aber in der Folge den Mauren überlassen werden.

*) Der englische Reisende Davidson wurde vor einigen Jahren im Innern von Marokko ermordet, als er im Begriff war, nach Timbuktu vorzudringen.

allgemeine Glaube, daß die Franken in Verbindung mit Hexen, Dämonen und überirdischen Wesen stehen. Er hatte mehr als einmal dieses Vorurtheil benutzt, um sich aus der Lebensgefahr zu retten, in der er sich unter den wilden Stämmen jener Gegenden befand. Davidson war kahl und trug ein Toupet. Als er einst von einem Haufen Araber umringt wurde, die seine Habseligkeiten zu plündern begannen und ihm mit dem Tode drohten, rief er ihnen plötzlich zu, die Macht der Christen zu fürchten, und warf seine Perrücke mit den Worten zur Erde: „Da ist mein Haar; Eure Bärte werden folgen!" Die Araber flohen, indem sie ihre Beute im Stich ließen. Bei einer anderen Gelegenheit, als er astronomische Beobachtungen machte, wurde er von einem Haufen zudringlicher Araber so eingeengt, daß er seine Arbeit nicht fortsetzen konnte. „Ihr Thoren! Sucht Ihr den Untergang?" sagte er endlich, indem er sich zu ihnen wandte. „Erkennt die Macht des Nazarenen!" Hierauf winkte er einen der Scheichs zu sich und ließ ihn durch den Sextanten blicken, während er den Index langsam bewegte und den Barbaren merken ließ, wie die Sonne ihre Bahn verlasse und sich der Erde nähere. Blaß vor Schrecken, warf der Araber nach einem einzigen Blicke sich ihm zu Füßen und bat um Gnade, indem er ihn anflehte, ihre Heerden und Aerndten zu verschonen und sie nicht, wie es seiner Ueberzeugung nach in der Macht des Nazarenen stand, mit Seuche und Mißwachs heimzusuchen.

3. Maurische Heilige.*)

Wir hatten kaum das Arsenal des Sultans verlassen, als wir einem abstoßenden, aber in Marokko nicht ungewöhnlichen Schauspiel begegneten; es war ein Blödsinniger, der hier für heilig gilt. Mit Ausnahme eines buntfarbigen Sacktuchs, welches ihm die Schultern und den Rücken bedeckte, war er so nackt wie am Tage seiner Geburt; sein Haar war lang und zottig, und sein Bart reichte bis zur Mitte der Brust; in der Hand trug er einen kurzen Speer mit metallenen Platten und Stückchen rothen Tuchs verziert. Als ihn unsere Begleiter wahrnahmen, stiegen sie vom Pferde, beugten sich vor ihm nieder und küßten ihm die Hand. Da ich nicht in so enge Berührung mit ihm zu kommen wünschte, so warf ich ihm eine kleine Geldmünze hin, worauf das unglückliche Wesen einige Dankworte murmelte und dann, mit der Würde eines Pascha's auf mich zuschreitend, mich mit einer herablassenden Miene beim Kragen ergriff und mir in die Augen spuckte. Ich war mit den Sitten dieser Leute hinlänglich vertraut, um dieses für ein großes Kompliment anzuerkennen; doch konnte ich mich nicht enthalten, ein saures Gesicht zu machen, und wollte eben mein Taschentuch hervorziehen, um den Unflath abzuwischen, als mein Reisegefährte Mallem-Achmed ausrief: „O, gebenedeiter Nazarene! Was Gott gegeben, muß der Mensch nicht auslöschen. Du wirst glücklich seyn — Sidi-Mometz, der Begeisterte, hat Dich angespeit. Du wirst glücklich seyn!" — Da es unnütz war, gegen den Aberglauben anzukämpfen, so mußte ich den heiligen Speichel auf meinem Gesichte trocknen lassen. Wahnsinnige oder Idioten werden in der Berberei mit allgemeiner Ehrfurcht betrachtet. Die Mauren behaupten, daß Gott die Vernunft dieser Wesen im Himmel zurückbehalten habe, während ihr Körper noch auf der Erde wohnt; wenn sie sprechen, so ist ihre Vernunft auf eine Weile zu ihnen wiedergekehrt, und ihre Worte müssen dann als Orakel geschätzt werden. Man läßt diese Unglücklichen in nacktem Zustande durch die Straßen paradiren, wo sie unvorsichtigen Europäern nicht selten gefährlich werden. Ein französischer General-Konsul wurde vor einigen Jahren beinahe durch einen solchen Heiligen umgebracht, und im Jahre 1830 entrann ich selbst mit genauer Noth diesem Schicksal. Ich ging zufällig mit meiner Schwester am Meeresufer unter den Wällen von Tangier spazieren, als ich etwa 70 bis 80 Ellen von uns einen wild aussehenden Menschen erblickte, dessen zerzaustes Haar ihn als einen Marabut bezeichnete und der mit einer langen Flinte nach mir zielte. Wir waren gerade in der Nähe eines Felsens, hinter dem wir Schutz suchten und wo wir eine Zeitlang in der Hoffnung verweilten, daß der Wahnsinnige die Geduld verlieren und sich entfernen würde. — aber er blieb unbeweglich, und die Vorübergehenden, die ich um Hülfe ansprach, schüttelten den Kopf, brummten etwas von Sidi-Tayeb (so hieß nämlich der Heilige) und gingen ihres Weges. Unterdessen war die Fluth im Steigen begriffen, und es blieb uns bald nur die unangenehme Wahl, zu ertrinken oder erschossen zu werden. Wir zogen es vor, das Letztere zu wagen, und während also meine Schwester in einer anderen Richtung wegeilte, schritt ich gegen ihn vor, um seine Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. Der Wahnsinnige zielte und gab Feuer, und ich hörte die Kugel hinter mir ins Wasser zischen. Ich wollte sodann einen Pfad hinaufrennen, der nach dem Theil des Stadtwalles führte, wo er stationirt war; da ich jedoch bemerkte, daß er seine Flinte von neuem lud, so hielt ich es für das Beste, einen zweiten Schuß in solcher Nähe nicht abzuwarten, sondern meiner Schwester zu folgen. Ich ergriff daher die Flucht und war bald außer seinem Bereich.

*) Ueber die maurischen Heiligen oder Marabuts vergleiche man den Artikel: Das Reich Fez und seine Bewohner, in Nr. 32 und 33 des Magazins vom vor. Jahr.

Griechenland.

Neuere Forschungen des französischen Archäologen, Herrn Le Bas.

(Schluß.)

Mir fehlt die Zeit, um Ihnen noch von den zahlreichen Gebäuden zu erzählen, deren Trümmer ich beschaute; lassen Sie uns von dem Stadium der Gräber, so geschwind, wie möglich, nach Süden hinabsteigen und uns nach Mandalliah begeben. Ehe wir jedoch dort ankommen, wollen wir in Ajakli anhalten; in diesem Namen möchte ich gern eine Korrumpirung von Herakles finden, einer Stadt, welche nicht weit von Mylasa liegen konnte. Man sieht dort die Ueberreste eines Theaters, einer Festung, aber vorzüglich eines Tempels nach der korinthischen Ordnung, der nie vollendet wurde und dessen Gründung nicht weiter als das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgehen kann. Dies, unabhängig von anderen, noch stärkeren Beweisgründen, läßt es nicht zu, ihn für den Tempel des Jupiter Labrandenus zu halten, wie es noch ganz kürzlich Herr Fellows gethan hat.

Von Mandalliah, einer kleinen türkischen Stadt, wo ich zwei recht bemerkenswerthe Inschriften fand, habe ich mich dem Meere genähert, eine Gebirgskette erklettert und mich in die kleine Ebene von Assyn-Kalési begeben. Eine Stunde von dort liegen die Ruinen von Jasos. Hier habe ich mich drei Tage aufgehalten und damit beschäftigt, auf den Mauern eines Theaters Inschriften zu entziffern, welche von meinen Vorgängern für unleserlich erklärt waren. Mit gehöriger Geduld gelangte ich dahin, den größten Theil derselben zu verstehen und zu kopiren. Darunter ist vorzüglich eine, welche gewiß alle Gelehrten und selbst die Laien als eine merkwürdige Entdeckung betrachten werden. Aus diesem Monument folgt nämlich mit Gewißheit, daß ehemals zu Theos eine Gesellschaft dionysischer Künstler existirte, welche, als eine Art von dramatischem Konservatorium, die tragischen und komischen Schauspielertruppen der Hauptstädte Klein-Asiens mit Musikern und dem unentbehrlichen Hülfepersonal versorgte. In der That ist das fragliche Monument nichts Anderes, als ein Protokoll, nach welchem die Gesellschaft unter anderen Anerbietungen beschließt, eine Schauspielertruppe nach Jasos zu senden, deren Bestand sie, wie folgt, festsetzt:

Flötenspieler	Themistles und Phölas.
Tragiker	Posidonias und Sosipater.
Komiker	Agathardos und Mörias.
Citharöde	Zenotheus.
Citharist	Apollonius.

Nichts ist vergessen, nicht einmal Figuranten und Statisten. Sollte man nicht glauben, man habe eine Ankündigung vor sich, wie man sie in den Städten Italiens beim Anfang des Karneval an den Straßenecken findet, oder in unseren Provinzialstädten beim Anfange des Theaterjahres? Nichts Neues unter der Sonne! Was die Uebereinstimmung noch treffender macht, ist, daß man den Fall vorausgesehen hat, wo einer der bezeichneten Künstler zur festgesetzten Zeit nicht auf seinem Posten wäre und auf diese Weise die Vorstellungen unmöglich machte. Er muß alsdann eine Strafe von 1000 Drachmen erlegen, nicht mehr und nicht weniger. Die einzigen Entschuldigungen, die er geltend machen kann, sind Krankheit und schlechtes Wetter.

Es wäre interessant, diese Inschrift mit der schönen gemalten Vase im Museum von Neapel zu vergleichen. Sie haben mich über eine Zeichnung derselben lange nachdenken sehen. Sie werden sich erinnern, daß man darauf eine Schauspielertruppe erblickt, welche, bereits ganz angekleidet, um ein satirisches Drama aufzuführen, die Masken in der Hand, plaudert und den Anfang erwartet. Die Flötenspieler und der Citharöde sind zugegen und stimmen ihre Instrumente.

Bei dem Citharöden fällt mir eine komische Anekdote im Strabo ein (lib. XIV, cap. 2, §. 21), die von einem Künstler handelt, der nach Jasos gekommen, um sich dort hören zu lassen (es war vielleicht mein Zenotheus). Es lohnt der Mühe, sie zu kennen.*)

Doch nicht ohne Anstrengung, mein werther Freund, bin ich dahin gelangt, diesen Sieg über die Zeit zu gewinnen, welche alle Dinge zerstört. Drei Tage mußte ich in den seltsamsten und unbequemsten Stellungen verbringen, bald im Regen, bald in der Sonnenhitze; wer wird's mir denken!

Während ich beschäftigt war, die dramatischen Annalen von Jasos zu sammeln, wurde ich mit einem Besuche angenehm überrascht. In der Mitte dieser einsamen Trümmer, welche bald von Mastixbäumen, Seidelbast und wilden Oelbäumen allen Blicken entzogen seyn werden; in der Mitte dieser Trümmer, welche wenigsten fünf Meilen von dem einzigen Dorfe dieser ehemals so reichen Küste entfernt sind, erblickt man in der Regel nur Heerden, welche, dem Anscheine nach, ohne Hirten, auf das Gerathewohl umherirren; der Besitzer dieser Heerden gewährte mir Zerstreuung bei meinem mühsamen Tagewerk. Ich erfuhr bald von ihm, daß er ein Grieche, von Mylasa gebürtig, sey und daß sein Reichthum, wie der der homerischen Helden, vorzüglich in zahlreichen Viehheerden bestehe. Ich frug ihn nach seiner Wohnung, und er zeigte mir ein Grab, eine Meile entfernt, am Fuße des Gebirges. Er frug mich seinerseits über die Gegenden, in welchen wir uns befanden, über ihre frühere Geschichte, und theilte mir mit, daß einige Stunden weiter auf der südlichen Seite des

*) Die Stelle im Strabo lautet folgendermaßen: „Die Einwohner von Jasos beziehen den größten Theil ihrer Subsistenzmittel aus dem sehr fischreichen Meere, während hier das Erdreich unfruchtbar und mager ist. Darauf bezieht sich folgende Erzählung: Die Einwohner von Jasos waren eines Tages versammelt, um einen Sänger zu hören, der sich auf der Cither begleitete. Eine Zeit lang hörten sie ihm ruhig zu; kaum aber ertönte die Marktglocke und zeigte den Eintritt der Fluth an, als alle Welt ihn plötzlich verließ, um zum Meer zu laufen, ausgenommen ein Taube. Der Sänger rühmte sich ein, der Mann sey entzückt von seiner Stimme, näherte sich ihm und dankte ihm vielmals für die Ehre, die er ihm erzeige. Er wünschte ihm zugleich Glück, so viel Geschmack für Musik zu haben, während die Anderen, so sprach er, hinwegegangen seyen, sobald sie den Ton der Glocke gehört hätten. „Was sagt Ihr?" unterbrach ihn der Taube, „ist das Zeichen mit der Glocke schon gegeben?" — „Ja doch", erwiederte der Sänger. — „Dann lebt wohl", sprach der Taube, und er ging hinweg wie die Anderen.

Golfes sich antike Trümmer befänden, welche beinahe eben so bedeutend seyen, als die, welche mich in diesen Triften angezogen hätten. Er fügte hinzu, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, mich hinzuführen, wenn nicht die neuliche Ankunft eines kretischen Schiffes, das ihm einen großen Theil seiner Stiere abkaufen wolle, ihn nöthigte, sein Nachtlager auf einige Tage nicht zu verlassen.

Als ich Jasos verließ, war meine Absicht, gegen Norden emporzusteigen, um Smyrna auf dem kürzesten Wege wieder zu erreichen; doch wie konnt' ich der Versuchung widerstehen, als der erste Besucher einer antiken Stadt zu nahen? Es handelte sich um eine Verzögerung von drei Tagen. Ich gab also Befehl, Alles vorzubereiten, um uns nach Külük, einem kleinen Handelsflecken, zu begeben, in dessen Nähe ich Tuzlassé-Assaré und die Ueberreste einer der zahlreichen Städte finden mußte, welche sich ehedem an der Küste der Halbinsel Halikarnassus erhoben. Am Abend des 21sten kam ich in Külük an, und am folgenden Morgen (22sten) durchstreifte ich einen Hügel, bedeckt mit architektonischen Trümmern, mit einem Tempel, Stadium, Theater und einigen Inschriften, wovon mich leider keine über den Namen meiner Entdeckung belehrte. War es Passala, der Hafen von Mylasa? ich glaube es nicht. Passala lag, aller Glaubwürdigkeit zufolge, viel weiter nach Osten, denn dieser Punkt ist wenigstens sechs Wegstunden von Mylasa entfernt. Eben so wenig war es Bargylia; die Stelle, wo diese Stadt einst gestanden, muß man 9 Stunden weiter nach Westen suchen, an einem Orte, der noch heute denselben Namen, wenn auch etwas korrumpirt, trägt, in Bartelia. Dies folgt wenigstens aus den Unterweisungen, welche mir zu Külük ein alter griechischer Capitain, Giorgio Pankosta, von Patmos gab, der diese Seestriche seit seiner Kindheit unaufhörlich bereist. Was war es also? Ich glaube es zu wissen, doch will ich Ihnen mein Geheimniß nicht verrathen. Außerdem bin ich genöthigt, meine Ideen über diesen Punkt erst zur Reife gedeihen zu lassen und einige Untersuchungen vorzunehmen, zu welchen mir hier die nöthigen Bücher fehlen.

Am anderen Morgen sah ich zum zweiten Male die Ruinen von Ajakli, welche für mich das Heraklea in Karien seyn werden, bis man mir das Gegentheil beweist, was, wie ich glaube, sehr schwer halten wird. Am 24sten übernachtete ich in Bassi, am Ufer des Sees gleichen Namens, und sah, leider nur aus der Ferne, die noch aufrechtstehenden Mauern von Heraclea Latmii, das heutige Kapukéré. Den 25sten reiste ich nach Jeronda ab, wo man noch jetzt die Ueberreste eines Tempels des Apollo Didymus bewundert. Am 27sten war ich zu Milet, am 29sten zu Priene, am 30sten zu Panionium, am 31sten zu Ephesus und am 2. April langte ich wieder zu Smyrna an. An allen den eben aufgezählten Orten habe ich einige Inschriften gesammelt, die meine Vorgänger übersehen hatten, vorzüglich aber in Priene, von wo ich eine beträchtliche Ergänzung des Dekrets mitbringe, durch welches die Rhodier, als Schiedsrichter, die gegenseitigen Gränzen der Samier und Prienienser festsetzten.

Am 10ten schiffte ich mich nach Syra ein, voller Ungeduld, meine Gefährten wiederzusehen. Zuerst mußte ich mich als Gefangener in einem Lazareth häuslich niederlassen, mich waschen und reinigen lassen und acht Tage harren, bis die Stunde der Befreiung schlug. Ich erspare Ihnen die Beschreibung dieses sonderbaren Karavanserais, wo sich Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiäner, Griechen, Türken und Araber vereinigt fanden, getrennt lebten, ihren Gebräuchen folgten, in demselben Hofe umherwandelten, ohne einen Berührungspunkt zu haben, und mit mehr oder weniger Geduld das ewige Einerlei der Gefangenschaft ertrugen. Ich komme nun zum 14. April, an welchem Tage mir eine angenehme Ueberraschung zu Theil ward, der Besuch meines lieben Henri, welcher mir entgegengekommen war. Herr Landron war, noch sehr leidend, in Athen zurückgeblieben. Endlich am 19ten wurde ich in Freiheit gesetzt und schiffte mich am 21sten nach dem Piräus ein, wo ich am 22sten landete.

Bei meiner Ankunft in Athen habe ich mich zuerst mit unseren Modellen beschäftigen müssen; ich habe davon 11 neue Kisten anfertigen lassen, welche am Ende der nächsten Woche nach Paris unterwegens seyn werden.*) Ist dies geschehen, so werden wir nach dem Norden Griechenlands abreisen, wo wir ungefähr einen Monat zu verweilen gedenken.

Indem ich mich mit diesen Sorgen befasse, vernachlässige ich meine Hauptbeschäftigung, die Inschriften, durchaus nicht. Es existiren hier beinahe 2400; es handelte sich jedoch darum, diejenigen zu kennen, welche man bereits veröffentlicht hat, und zu wissen, bis zu welchem Punkt es genügend geschehen ist. Ich müßte daher alle kopiren, welche der Abdruck vom vorigen Jahre nicht deutlich genug wiedergegeben hatte; dies ist jedoch eine Arbeit, die man ohne Störung fortsetzen und liegen lassen kann. Was ich jetzt abbreche, werde ich bei meiner Rückkehr beendigen.

*) Wenn diese Sendung in Paris angekommen seyn wird, hat die Schule der schönen Künste Folgendes von mir empfangen: 14 Platten vom Fries des Parthenon; 3 Fragmente von der Vormauer des Tempels der ungeflügelten Victoria; 12 Fragmente von dem Fries desselben Denkmals; 1 Metope des Parthenon; 6 Statuen, Statuetten und Hermen; 10 Votiv-, Trauer- und andere Bastreliefs; 3 Köpfe und Büsten; 2 Grabsäulen; 1 Vase und 8 architektonische Fragmente.

Ich werde noch modelliren lassen: 1) das vollständige Sims des Parthenon mit dem Anlauf des Giebels und der Winkelkrümmung; 2) einen großen Theil der Ordnung des Erechtheustempels; 3) einige Details vom Tempel der Minerva polias (Beschützerin der Stadt); 4) Sims und Säulenstuhl des Pandrosiums. Man wird sonach die vollkommene Ordnung der vier schönsten Tempel des Alterthums besitzen. L. V.

Polen.

Albrecht, Bintras und Towiański oder die Propheten des J. 1842.

(Nach der Pszczela.)

Als von dem slawischen Katheder in Paris das Orakel erscholl: „daß nach göttlicher Fügung drei Nationen, die französische, die jüdische und die slawische, die Mission erhalten hätten, das Menschengeschlecht zu erlösen", da wunderte sich noch Mancher über den neuen Gedanken dieser Trinität, bis plötzlich drei Messiasse gleichzeitig auf die Bühne traten, und zwar der Israelit Albrecht, der Franzose Bintras und der Slawe Towiański, eine Dreieinigkeit, welche, mit der göttlichen Gnade dieser Sendung beschenkt, deutlich zeigte, welchen Nationen sie das Schicksal des Menschengeschlechts anvertraue. Es ist daher in heutiger Zeit wichtig genug, diese Erscheinung mit authentischen Beweisen zu verfolgen und zu beleuchten.

Sprechen wir zuerst von Albrecht.

Christian Albrecht, ein Sachse und angeblich Israelit *), veröffentlichte zu Anfang des Jahres 1834 eine kleine Schrift, worin er nach der Behauptung, daß ihm durch die Gnade Jehova's große Geheimnisse entdeckt worden seyen, die nahe bevorstehende Erlösung des Menschengeschlechts weissagt. Die sächsische Regierung, schien den Propheten anfangs nicht zu beachten, aber als dieser offenen Aufstand zu predigen begann, übergab ihn dieselbe den Gerichten, welche ihn zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilten. Während dieser ganzen Gefangenschaft erhielt Albrecht kein anderes Buch in die Hand, als das alte Testament, und da ihm die Emigration der Polen noch frisch im Gedächtniß war, so fand er in der Bibel auch bald die Bestimmung und Prophezeiung ihrer Schicksale und machte in seinem mystischen Grübeln die Zukunft Polens zu seiner fixen Idee.

Es dauerte nicht lange, so war jeder Buchstabe der Bibel auf Polens Loos übertragen. Zunächst entdeckte Albrecht in Polen das Paradies Adam's und der Eva mit allen seinen Flüssen, dem Baum mit der verbotenen Frucht und der Schlange; sodann die Verbreitung der Familie Adam's nach allen Weltgegenden und die allgemeine Sündfluth, bis endlich die Arche Noah's auf dem Berge Landskrone unweit Krakau stehen blieb. Nach diesen Entdeckungen war es Albrecht nicht schwer, zu ermitteln, daß Polen nichts Anderes sey, als das Judäa des Alterthums; daß die Polen, Nachkommen David's aus dem Stamme Juda, von Sela, Selawa oder Slawa abstammen; daß aber insbesondere die Lechiten Sela's Sohn, Namens Legh oder Lech, zum Stammvater hätten u. s. w. Wie nun die Polen Nachkommen David's aus dem Stamme Juda, so seyen die Deutschen Nachkommen David's aus dem Stamme Levi. Im Fortgange der Zeit hätten die römischen Barbaren diese beiden Nationen unterjocht und für lange die Spuren ihrer Abkunft vertilgt, aber Jehova habe Erbarmen gehabt mit dem unglücklichen Volke David's, und nach der Befreiung Israel's aus der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft im Lande Altai-Ararat an der Wolga, dasselbe hinübergesandt zu den unterjochten Lechiten an der Weichsel (eigentlich Bethlehem — Euphrat), die im Verein mit ihren Brüdern, den Letten, Sarmaten und allen Slawen, siegreich nach Deutschland gegangen seyen und den Stamm Levi vom römischen Joche befreit hätten. Auf ähnliche Weise interpretirt Albrecht die alte Geschichte des übrigen Europa's, das nichts Anderes ist, als das verheißene Land Kanaan — oder das Königreich Sion, welches die Propheten verkündigten.

Da wir uns bei diesen Träumereien Albrecht's nicht länger aufhalten wollen, so verweisen wir auf seine zwölf in Vers und Prosa erschienenen Schriften.**) Dort erfährt man, daß Jesus Christus in Krzeszowice bei Krakau geboren, daß die Hauptstadt Sion's, Hebron, nichts Anderes als Krakau sey; daß Abraham zusammt seiner Gattin Sara, Isaak mit seiner Rebekka und Jakob mit seiner Lea in Krakau begraben liegen, dicht neben den Gräbern der polnischen Könige; daß Rachel in Galizien, und zwar im Sanoker Kreise, geboren sey, wo man noch bis heutigen Tages auf der Gränze der Kreise Szeszow und Jasielsk ihr Grab sehen könne; daß die berühmten Berge Grisim und Ebal, worauf die zwölf Altäre der zwölf Stämme Israel's standen, zwei Berge zwischen der Bukowina und Ungarn sind; daß die große Schlacht Josua's mit den fünf Königen von Kanaan in Galizien bei der Stadt Gallim oder Hallim, d. h. Halicz, stattfand; daß Gideon — Rothreußen, Kasira — Lemberg, Beroth — Köln, Jearom — Prempsl seyen; daß Amalek sich offenbart habe im Hause der Bourbonen, Ismael in Wilhelm Tell, und unzählige andere Abgeschmacktheiten.

Wäre Albrecht hierbei stehen geblieben, so hätten wir seiner kaum erwähnt; aber er begnügt sich nicht mit der Enthüllung der Vergangenheit, sondern greift auch in die Dinge der Zukunft ein und bekundet sich als einen Propheten, einen Auserwählten und Gesandten Gottes. „Die Hand des Ewigen" — sagt er in einer seiner Schriften — „ruht auf mir. Er offenbarte mir seinen ewigen Willen, auf daß ich ihn Euch offenbarte. Denn es geschah, daß der Ewige mich einst hinstellte in ein großes Feld (Europa — Babel) und mir zeigte eine unzählige Menge nackter Skelette (die Bevölkerung des heutigen Europa's) und zu mir sprach: Menschensohn! glaubst du, daß diese Skelette auferstehen können? ... Und ich antwortete ihm: Jehova, Du weißt es. Und da sprach Jehova: Weissage diesen Skeletten! Und ich fühlte,

*) Albrecht war in Altenburg von protestantischen Aeltern geboren und ist den 13ten Juli d. J. in einem Hospitale des Kantons Bern, wo er als Gemüthskranker aufgenommen wurde, mit Tode abgegangen. D. A.

**) Leipzig bei Ludwig Schreck. Die namhaftesten sind: 1) der Einzug Israel's in Europa; 2) ein Sendschreiben an das Haus Rothschild; 3) der Weg nach Sion.

daß der prophetische Geist in mich trat. Höret die Worte Jehova's, welche er redet durch meinen Mund."

Es existirt ein Gerücht, daß Fräulein Deybell in Augenblicken großer geistiger Erhebung um das Haupt Towiański's zwölf, dagegen Gut nur sieben und Mickiewicz nur drei oder nach Umständen nur einen Stern flimmern sieht. Mit Bezug hierauf sagt Albrecht in seinem „Weg nach Sion": Kurze Zeit nach dem Aufstande der Polen oder der Söhne Judäa's vom 29. November zeigte sich eines Abends über Polen oder Judäa eine große Helle, und darunter wunderbare Gestalten. Aber die Polen waren damals noch nicht so geistig erhoben, um das Zeichen zu sehen. Sie sahen nur die Helle, nicht die Gestalten darin. Aber es stand dort in jenem Lichtglanze eine schöne Jungfrau, die Füße auf den Mond (das Heidenthum) gestützt und das Haupt der Schlange (den Despotismus) tretend, und um ihr Haupt glänzten zwölf Sterne (das Bild der zwölf Stämme Israel's). Nach Albrecht ist diese Jungfrau das Bild Polens, nach Towiański, der Mutter Gottes, der Leiterin seiner Schicksale. „Jene Jungfrau" — schreibt Albrecht weiter — „war schwanger und rief: „Gott mit mir!" Und ein zweites Zeichen stieg am Himmel auf; es war ein blutiger Drache mit vielen feurigen Köpfen, der zu Schlitten von Norden wegfuhr. Und er legte sich zu den Füßen der Jungfrau und umkreiste sie mit seinen Köpfen, um ihre Frucht zu verschlingen. Aber die Jungfrau rief mit starker Stimme: Gott mit Euch! und ganz Judäa rief: Gott mit uns! und schrieb das Wort auf seine Schwerter und Fahnen. Und obgleich es den Drachen nicht überwältigen konnte, hinterließ es doch der Welt zwei große Männer —?? und Mickiewicz sprach Orakel, wenn er sagte: „es wird Zeiten geben, wo die Könige und Generale Bischöfe und Erzbischöfe werden!"

Mit diesen Prophezeiungen war Albrecht im J. 1840 bei Mickiewicz in Paris, aber der Professor nahm damals keine Rücksicht auf den Propheten. Doch heute gesteht Mickiewicz selbst, daß Albrecht in der That eine göttliche Sendung habe, aber ihm durch seine Abkunft anstößig sey. Da Albrecht mit seinen Prophezeiungen in Paris kein günstiges Terrain fand, so begab er sich auf Jehova's Geheiß nach der Schweiz, so wie Towiański nach Havre, um dort persönlich mit Jehova zu sprechen. Und da legte er das weiße Gewand der Leviten an, begann öffentlich die Geheimnisse zu verkündigen, die ihm Jehova anvertraut hatte, und das Schweizer Gouvernement setzte den Propheten ins Tollhaus, woraus er entlassen sich wieder nach Paris zurückbegab. Die Leser erinnern sich vielleicht eines Ereignisses, worüber zu seiner Zeit die französischen Blätter berichteten: daß ein deutscher Jude, welcher vor einem Wachthause in Paris gestanden, die Soldaten aufgefordert habe, die Waffen abzulegen, mit den Worten: „Die Zeit ist gekommen, daß der durch die Waffen stirbt, der eine Waffe trägt." Es war dies unser unglücklicher Prophet, der sich aus dem Irrenhause der Schweiz nach Paris begeben hatte, um nach Charenton zu gelangen. Das geschah im Herbst 1841, zu derselben Zeit, wo zu Paris sich Towiański erhob. Bekannt ist, daß Towiański im Jahre 1834, als Albrecht in Sachsen mit seinen Orakeln auftrat, sich ebenfalls in Dresden befand und dort eine ähnliche Lehre auszustreuen begann *), dort sogar in einem jungen Dichter seinen heutigen Mickiewicz und in einer jungen Dame seine heutige Deybell gefunden hatte. Es ist bemerkenswerth, daß, als der Prophet Albrecht ins Gefängniß gerieth, auch der Messias Towiański verschwand und dann erst wieder zum zweiten Male in der Welt erschien, als Albrecht, aus dem Gefängniß entlassen, mit seinen orakelnden Schriften aufs neue auftrat. Es liegt nichts daran, zu wissen, ob Albrecht und Towiański in Compagnie oder Jeder von ihnen auf seine eigene Hand Orakel spendete, aber so viel ist gewiß, daß, wenn man die Prophezeiungen Albrecht's und Towiański's genauer betrachtet, man nur solchen Unterschied zwischen ihnen findet, wie ihn die jüdisch-deutsche Abstammung Albrecht's und die katholisch-slawische Towiański's nothwendig erzeugen mußte. Wie Albrecht sich einen Chłopicki und Radziwill aussuchte, so fredte Towiański, etwas besser bekannt mit den letzten geschichtlichen Ereignissen, nach der Freundschaft Skrzynecki's und Lelewel's, später Mickiewicz's, bei dem Albrecht nicht hatte Anklang finden können. Die Sache hat nunmehr die Wendung erhalten, daß Towiański eigentlich das Instrument geworden ist, das Albrecht gefertigt und Mickiewicz mit Saiten bezogen hat; wer darauf spielt, ist bis jetzt noch unbekannt.

So viel von Albrecht, jetzt von Bintras.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Mauricius, Polens Literatur- und Kultur-Epoche.

Mannigfaltiges.

— Franz Lieber und der Staats-Secretair Upshur. Wir haben in diesen Blättern schon manchmal Gelegenheit gehabt, des Rufes und des Ansehens zu gedenken, die unser Landsmann, Herr Dr. Franz Lieber, als Schriftsteller und als Lehrer in Nordamerika genießt. Seitdem er (1829—33) mit Wipplesworth und Bentford die große Encyclopaedia Americana herausgegeben, übt er, sowohl in seiner Stellung als Professor der Geschichte und der Staats-Oekonomie am Süd-Carolina-College in Columbia, wie durch seine Schriften, unter denen wir namentlich die auch in deutscher Sprache erschienenen „Erinnerungen aus einem Zusammenleben mit Niebuhr" und einige Abhandlungen über Gefängnißwesen und einsame Haft erwähnen, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das geistige Leben in den Vereinigten Staaten. Gegenwärtig befindet er sich zu einem Besuche in Deutschland, das er nicht aufgehört hat, trotz seiner Einbürgerung und trotz aller Ehren in der Fremde, als sein Vaterland zu lieben, welches er niemals geschmäht und nie herabgewürdigt hat, wie dies leider so manche Deutsche thun, die im Auslande leben. Wie sehr Herr Lieber in den Vereinigten Staaten geachtet ist, beweist unter Anderem auch das Schreiben, welches ihm der amerikanische Staats-Secretair Herr Upshur — derselbe, der kürzlich auf einem Staats-Dampfboote durch das Springen einer Kanone auf so traurige Weise das Leben verlor — aus freien Stücken an die Gesandten der Vereinigten Staaten in Europa mitgab. Es lautet daſſelbe folgendermaßen:

„Staats-Departement.
Washington, 26. Dezember 1843.

Meine Herren!

Dieses Schreiben wird Ihnen durch Herrn Franz Lieber, Professor am Süd-Carolina-College, einen Bürger der Vereinigten Staaten, überreicht werden, der bei uns sowohl als im Ausland als Schriftsteller, so wie durch seine ausgezeichneten Leistungen in der Wissenschaft, rühmlichst bekannt ist. Herr Lieber macht zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Europa, und es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, ihn bei Ihnen einzuführen und Sie zu ersuchen, ihm jede Aufmerksamkeit und Erleichterung zu gewähren, die in Ihrer Macht steht, ihm zu verschaffen. Seine persönlichen Verdienste, seine Stellung in der Gesellschaft und sein Rang in der literarischen Welt berechtigen ihn zu der höchsten Berücksichtigung. Hochachtungsvoll Ihr ꝛc.

An die diplomatischen und konsularischen Vertreter der Vereinigten Staaten." (gez.) Upshur.

— Pantheon und Lotto in Florenz. Wer den Palast der Staats-Kollegien (palazzo degli uffici) zu Florenz kennt, der im oberen Stockwerke eine der herrlichsten Gemälde-Galerieen enthält, erinnert sich ohne Zweifel an die leeren Nischen, die in jedem der achtundzwanzig Pfeiler des inneren Hofes angebracht sind. Ein bekannter florentinischer Kunstfreund, Batelli, schlug vor zwei Jahren eine Subskription vor, um von ihrem Ertrage diese Nischen mit den Statuen der berühmtesten Florentiner zu schmücken. Der Vorschlag fand bei den reichen florentinischen Herren großen Beifall, und man ging sogleich ans Werk. Die Ausführung wurde den geschicktesten Bildhauern übertragen, und bald nahmen Lorenzo der Prächtige, Michel Angelo, Galiläi und Boccaccio die ihnen bestimmten Ehrenplätze ein: aber der Eifer der ersten Unternehmer erkaltete rasch. Die Kasse der Gesellschaft wurde leer, und Batelli konnte ihr, trotz aller Bemühung, keine neuen Zuflüsse erwerben. Das Pantheon schien also auf die vier genannten Männer beschränkt bleiben zu müssen, als einem Patrizier ein vortrefflicher Gedanke einfiel, dessen Ausführung das Nationalwerk ohne weitere Kosten für die ersten Unternehmer vollenden sollte. Seit undenklichen Zeiten haben die Florentiner, wie überhaupt alle Italiäner, eine unüberwindliche Leidenschaft für das Lotto. Zahllose Mönche, Wahrsagerinnen und Propheten durchziehen das Land und verkaufen Nummern, die sicher gewinnen. Ferner bietet das überall verbreitete Traumbuch so verführerische und so leicht begreifliche Deutungen, daß, wenn Jemand eben nur von Feuer oder Wasser, von Taufen, Hochzeit, Begräbniß bei sich oder in der Nachbarschaft träumt, er das Geheimniß der nächsten Ziehung zu besitzen glaubt und lieber sein Hemde verkaufen, als die Gelegenheit versäumen würde. Diese Leidenschaft wird von den Regierungen geschickt ausgebeutet und macht eine Hauptquelle ihrer Einnahme aus. Vergebens predigt man den Staaten Italiens Zollverein und politischen Föderalismus nach dem Muster Deutschlands: die Regierungen können über diese Art der Eintracht nicht ins Reine kommen, doch über das Lotto haben sie sich längst vereinigt. In Florenz verkauft man Loose von Lukka und Rom, und umgekehrt. Durch dieses Mittel kann man wöchentlich einmal spielen; und damit die Armen dieses Vergnügen eben sowohl genießen können als die Reichen, hat man den einfachen Einsatz auf sechs Pfennige herabgesetzt. Auf diese schwache Seite der Florentiner spekulirt der Patrizier. Er denkt: das Volk liebt das Lotto; es kann freilich schon jeden Sonntag spielen, aber es wird entzückt seyn, wenn man ihm ein Extravergnügen gewährt, gleichviel, unter welchen Bedingungen. — In Folge dessen hat die Gesellschaft, von der die Gründung des National-Museums ausgegangen ist, die Erlaubniß nachgesucht und erhalten, jährlich vier tombola oder außerordentliche Lotterieen ziehen zu lassen, wofür der Einsatz einen Paolo (2½ Silbergroschen) beträgt. Ein Drittel des gesammten Einsatzes fällt als Gewinnst an die Spielenden zurück. Von den anderen beiden Dritteln sollen die Statuen bezahlt werden. Die Rigoristen schreien über Entweihung und Immoralität: sie entrüsten sich, daß man ein edles und patriotisches Werk mit Hülfe einer niedrigen Leidenschaft zu Stande bringen, daß man das Volk noch mehr verderben will, indem man den Beutel des Armen seines geringen Inhalts beraubt, und zwar nicht sowohl, um ihn an einer guten Handlung zu betheiligen, als vielmehr durch den bloßen Reiz eines geträumten Gewinnes. Die also errichteten Statuen kosten den Reichen nichts; aber sie werden der Nachwelt ihren schimpflichen Ursprung erzählen. *)

*) Beim Schlusse unseres Blattes geht uns, in Bezug auf die in der vorigen Nummer enthaltene Notiz über die Eisenbahn zwischen Livorno und Florenz, eine Berichtigung zu, die wir im nächsten Blatte mittheilen werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 6. August 1844.

Spanien.

Die neueste spanische Literatur.

Wir haben vor kurzem (Nr. 90 des Magazins) die Umstände mitgetheilt, denen in Spanien die Belletristik und die Wissenschaften ihren Aufschwung seit den letzten zehn Jahren verdanken, und werden heute eine Uebersicht dieser neuverjüngten Literatur zu geben versuchen.

Vor allen anderen zahlreich sind die historischen Werke. Das Studium der Nationalgeschichte wird durch die überaus vielen Spezial-Chroniken unterstützt, die sich in jeder Provinz, ja in jeder Ortschaft vorfinden; aber freilich ist diese große Masse von Material auch Grund gewesen, daß bis jetzt noch keine vollständige Landesgeschichte erschienen ist und die Historiker immer nur kleine Abschnitte derselben bearbeitet haben. Zwar hatte im Jahre 1738 Philipp V. die Madrider Akademie ausdrücklich in der Absicht gegründet, daß dieselbe ein Inventarium aller spanischen Chroniken und als authentisch anerkannten Dokumente, nach Art unserer Monumenta Germaniae, aufnehme; indeß ist es auch hier nie weiter, als bis zu einzelnen schätzenswerthen Arbeiten gekommen.

In der neuesten geschichtlichen Literatur ist, in Betreff des Styls, das beste Werk „der Krieg der Spanier gegen Napoleon" vom Grafen Toreno. Der erste Versuch einer philosophischen Geschichtsschreibung wurde von Eugenio Tapia gemacht, doch betrachtet dieser Autor die Vergangenheit seines Landes, oft dem Stoffe unangemessen, noch unter dem Lichte der Reflexionen deutscher und französischer Denker, besonders Savigny's und Guizot's. Weit besser ist diese Aufgabe in der Historia de la Civilizacion de España von Gonzalo Moron gelöst, der zugleich die einzige brauchbare allgemeine Weltgeschichte, die es in Spanien giebt, verfaßt hat. Großen Ruf haben ferner die historischen Schriften von Bermudez de Castro, Joaquin Pacheco, dem früheren spanischen Gesandten in Paris, Marquis von Miraflores, und vielen Anderen, die keine Historiker von Fach sind. Unter den Letzteren möchten Pidal, Benavides und Donoso-Cortes die bekanntesten seyn. Die Geschichte der spanischen Kirche wurde mit Geist und Gelehrsamkeit von Balmes und Romo bearbeitet, für die der alten National-Literatur jedoch ist das Werk des Nicolas Antonio aus dem 17. Jahrhundert immer noch das beste. Sehr auffallend bleibt es, daß die spanischen Schriftsteller so wenig für die Rechtsgeschichte ihres Vaterlandes gethan haben, obgleich dasselbe auf seine Staats-Einrichtungen im Mittelalter stolz seyn darf. Ein gewisser Lucas Cortes hatte zwar gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein schönes Werk über spanische Rechts-Antiquitäten geschrieben; als aber sein Nachlaß versteigert wurde, kaufte ein Däne das Manuskript, gab es deutsch unter dem Titel „Aufgedeckte Mysterien der spanischen Themis" heraus, und noch in diesem Augenblick ist dies Buch seinem Vaterlande nicht vindizirt worden. Für die arabischen Alterthümer wurde in unserer Zeit nur von Pascual Gayangos etwas gethan, der, von der orientalischen Gesellschaft in London beauftragt und unterstützt, die Geschichte der maurischen Dynastieen von Ahmed den Mohammed in englischer Sprache herausgegeben hat. Früher würde es in Spanien für Gotteslästerung gegolten haben, wenn sich ein Geschichtsforscher mit den Arabern beschäftigt hätte, und wir haben dafür einen schrecklichen Beweis in dem Verfahren des Kardinals Ximenez, der im Jahre 1499 fünftausend arabische Manuskripte auf einmal verbrennen ließ. — Schriftsteller über Numismatik und die anderen eigentlich antiquarischen Wissenschaften giebt es in Spanien zur Zeit noch nicht.

Der einzige Repräsentant der Philologie ist Aribau, und auch dieser wird, da er jetzt Redacteur des Corresponsal ist, wohl den gelehrten Forschungen entsagt haben. Doch noch bedauerlicher ist es, daß die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien in Spanien fast völlig danieder liegen. Die alten Universitäten, an denen dieselben einst blühten, haben nur noch eine offizielle Existenz, und von dem Athenäum in Madrid und den Lyceen in den Provinzen sind noch keine ernstliche Versuche gemacht worden, die genannten Wissenschaften zu heben. Der Direktor der Madrider Sternwarte, Sanchez Cerquero, ist der einzige Mann in Spanien, der sich gründlich mit Astronomie beschäftigt, und es hat ihm seit zehn Jahren kaum gelingen wollen, einige Schüler heranzubilden. Im Jahre 1843, noch unter der Regentschaft Espartero's, wurde Arago von dem Minister Serna aufgefordert, den naturwissenschaftlichen Unterricht in Spanien zu ordnen; indeß zerschlug sich die Sache in Folge der bald darauf ausgebrochenen Revolution.

Staatsökonomische Werke sind, bei den bewegten, noch einer soliden Basis entbehrenden Zuständen der inneren Politik, natürlich sehr zahlreich. Die Verfasser derselben sind meistens den richtigen Weg gegangen, haben zuerst die einzelnen Provinzen statistisch untersucht und dann ihre Verbesserungen vorgeschlagen. Als größte Autoritäten gelten hier Pidal, Serna, Mora und Herrera. Andere kommen leider noch nicht aus den Abstractionen der Rechtsphilosophie heraus und vergessen über Prinzipienfragen und Theorieen die dringenden konkreten Bedürfnisse des Augenblicks. In Rücksicht auf die Gesinnung vertheidigen alle die freien Institutionen, und es erscheint jetzt kein Buch, das Vorrechte für den Adel oder die Geistlichkeit verlangte. Der spanische Adel ist, als solcher, schon lange in völlige Bedeutungslosigkeit versunken, denn ihm fehlte von jeher das feudale Element, dem der Adel anderer Länder die Basis seiner Herrschaft verdankt. Noch auffallender aber ist es, daß die Geistlichkeit, die ehemals ein so absolutes Regiment in Spanien führte, jetzt mit Wärme die constitutionellen Freiheiten vertheidigt und, in schönem Gegensatze zu der französischen, nicht daran denkt, einen Staat im Staate zu bilden, und den Bürger über den Priester setzt. Schon die Philosophie des 18. Jahrhunderts hatte den Ordens-Klerus, der der wahre Feind politischer Freiheit ist, in Spanien gestürzt. Während des Freiheitskrieges kamen die Mönche wieder zu einigem Kredit, als sie aber zur Belohnung ihrer Bemühungen die Restitution ihres alten Einflusses verlangten, büßten sie diese Anmaßung im Jahre 1834 mit dem Verlust ihrer Reichthümer und ihrer Unabhängigkeit. Der Säkular-Klerus, der stets von ihnen unterjocht worden war, sah dies mit Freuden, und wird daher nie zu ihren Gunsten die Sache des Volkes verlassen.

Doch mag die Freiheit in Spanien noch so heiß und von allen Ständen geliebt werden, nie wird man dort über die Anarchie hinauskommen, so lange es der Literatur noch an *einem* Buche fehlt, einem gemeinschaftlichen Gesetz-Kodex für das ganze Königreich. Spanien hat eine Constitution, aber kein bürgerliches, kein Kriminal-, kein Handelsrecht; die Mißbräuche in der Handhabung der Gesetze sind ungeheuer und werden durch den bloßen Wechsel der Beamten und die vagen, allgemeinen Reformen, die bis jetzt vorgenommen wurden, nicht abgeschafft.

Ueber die Armee und Marine existirt ein Buch von dem obengenannten Moron; über Finanzen, Ackerbau und Industrie ist von Olivan, Cabanillas, Herrera und vielen Anderen geschrieben worden. Wo diese Männer Verbesserungen vorschlagen, stützen sie sich auf französische, englische und deutsche Erfahrungen, und es ist wohl zu hoffen, daß aus ihren Werken einst die soziale Reorganisation Spaniens hervorgehen werde.

Wir gehen zu den philosophischen Werken über. Von allen jenen Schriftstellern, welche die Geschichte und Politik philosophisch behandelt haben, beschäftigen sich nur sehr wenige mit Metaphysik und Psychologie. Hier gelten wiederum Balmes und Moron, die wir bereits oben erwähnt haben, für die Gelehrtesten und Geistreichsten. Mit ihnen wetteifern Rio und der Professor des Athenäums Garcia Luna. Hierher würde auch der berühmte Martinez de la Rosa vermöge seines Espiritu del siglo (Geist des Jahrhunderts) gehören, aber diesem Buche fehlt es an einem abgegränzten Stoffe, und es läßt sich dasselbe daher kaum unter eine bestimmte Rubrik bringen, denn es berührt alle Fragen der Politik, Geschichte und Philosophie, ohne ein politisches, geschichtliches oder philosophisches Werk zu seyn. Von den eben genannten Männern, Rosa ausgenommen, schreiben Balmes und Moron über Geschichte der Philosophie, Luna und Rio über Logik und Psychologie. Sie sind sämmtlich Spiritualisten und sehr gelehrige Schüler der französischen Philosophen Collard, Cousin, Jouffroy und Remusat, sie besitzen die vollständigste Einsicht in alle Systeme, die seit den griechischen Schulen in der Metaphysik geherrscht haben, aber sie erfinden kein neues. Andere sind so lange philosophisch, als es sich darum handelt, die Freiheit der Seele zu konstatiren; haben sie sich aber hierüber beruhigt, dann rufen sie das Dogma zu Hülfe, um die Ideen, die der Geist, nach seinen Gesetzen sich bewegend, gewonnen hatte, zu vervollständigen. Uebrigens ist der heutige spanische Katholizismus keine so befremdende Erscheinung in einem philosophischen Buche, als es der frühere war; er ist nicht mehr der grausame Fanatismus des Torquemada und wird, wenn er in der Politik das Prinzip der Freiheit begünstigt, wohl auch dem Gedanken seine Schranke erweitern.

Espartero's Minister des Innern, Serna, war eben beschäftigt, den philosophischen Unterricht auf der Halbinsel zu ordnen, als der Aufruhr gegen den Regenten ausbrach und die Geschäfte des Friedens suspendirte. Die Studenten schlossen sich der Insurrection an und die Professoren der Philosophie reisten ins Ausland, um die verschiedenen Doktrinen an Ort und Stelle zu studiren

und, während ihre Schüler die materielle Freiheit erfochten, ihnen die geistige zu holen. Die meisten von ihnen befinden sich gegenwärtig in Deutschland.

Die spanische Belletristik, zu welcher wir uns jetzt wenden, ist, ihre einstmalige Blüthe vergessend, im 18. Jahrhundert auf beklagenswerthe Irrwege gerathen, indem sie sich einer sklavischen Nachahmung ausländischer Werke schuldig machte. Besonders sind die Werther und Manfred auf spanischem Boden gediehen und haben zu einer Zeit in wenig Romanen gefehlt. Endlich traten mehrere Männer, die die Unwürdigkeit dieses Zustandes ihrer Literatur fühlten, gegen denselben auf. Es waren besonders Zarate, Hartzembusch und Lista, die die Originalität der spanischen Poesie von dem Untergange retten wollten; aber diese Herren beurtheilen die Repräsentanten der fremden Literaturen, Goethe, Byron, Lamartine und Andere, zu unbestimmt und oberflächlich, als daß man glauben sollte, sie seyen sich jener Originalität und ihrer Unterschiede von derjenigen anderer Völker vollkommen bewußt. So betrachten die genannten Kritiker Werther, Faust, René, Manfred, kurz alle Helden der romantischen Schule, nur als Ausnahms-Naturen, als poetische Capricen, die die Phantasie hinreißen, deren Richtungen, Stimmungen und Grundsätze aber in ganz Europa von der Vernunft verdammt werden. Wir wissen Alle, wie sehr sie sich irren und wie jene Helden Rousseau's, Goethe's, Chateaubriand's und Byron's Personificationen der gesellschaftlichen Zustände und Gedankenrichtungen ihrer Zeit waren. Im Hintergrunde ihrer Erscheinung lag der Skeptizismus, der dazumal in Deutschland, England und Frankreich Herz und Kopf entzweite. Wie aber paßten diese Qualen eines geängstigten Gemüths nach Spanien, das nie die Autorität des Dogma's zu leugnen, von der Philosophie verführt worden war? Die lebenden Dichter Spaniens gehören sämmtlich der romantischen Schule an und haben mit geringer Ausnahme noch nichts gethan, als aus deutschen, französischen und englischen Versen, aus Goethe, Byron, Lamartine, Hugo, Musset Gedichte zusammengeflickt, die entweder schlecht übersetzt oder ohne Zusammenhang sind. Darum hat auch keiner von ihnen einen bestimmten Charakter, heute ist er philosophisch, morgen gläubig, übermorgen humoristisch, je nachdem es seine Originale verlangen. Die Gedichte machen den Eindruck von Dissonanzen, man fühlt, es sind Ergüsse einer fremden Leidenschaft und Gedanken einer fremden Philosophie.

Die spanischen Dichter schreiben mit zierlicher Hand die Schönheiten ihrer Natur ab, aber sie reproduziren sie nicht erst in ihrem Gemüthe; doch der Styl ist nichts ohne den Gedanken, und es giebt keine Kunst ohne wahre Begeisterung. Was ist in den Meistern der modernen Poesie das Geheimniß der Beredtsamkeit? Das innige Verhältniß zwischen Form und Inhalt, zwischen den einfachsten Erscheinungen der Natur und einem fühlenden Gemüthe und tiefdenkenden Geiste. Die Natur, sagt man, ist ein Buch; ohne Zweifel, und ein so schönes, daß sich stets die Menge mit Bewunderung um die Männer gedrängt hat, die es zu lesen, oder vielmehr zu machen wußten, denn die Natur liefert nur die einzelnen Worte der schönsten und reichsten Sprache, die Aufgabe ist, sie so an einander zu reihen, daß sie zum Gedicht werden. Vor Allem aber müssen die Gedanken und Gefühle, die sie ausdrücken, aus euch selbst, aus der Bildung, in der ihr lebt, nicht aus der eines anderen Volkes genommen seyn, und weil die spanische Poesie die erste Bedingung nicht kennt, hat sie ihren alten Glanz verlieren müssen.

Aber der Verfall der lyrischen Poesie in Spanien ist bei weitem nicht so groß als der des Theaters. In unserem Jahrhundert ist die dramatische Poesie bis zum Jahre 1833, wie die spanischen Kritiker selbst eingestehen, nur um vier Poductionen bereichert worden; was noch von Theaterstücken geschrieben wurde, sagen sie, war entweder mittelmäßig zum Verzweifeln, oder unerträglich schlecht. Die spanischen Theaterdichter lebten von Plagiaten, und dieser Schlendrian hatte ihre Einbildungskraft so entnervt, daß sie sogar verlernten, ein fremdes Stück zu bearbeiten, und die französischen Dramen, Opern, Vaudevilles, selbst die Zauberstücke von den Boulevards wörtlich übersetzten, oder vielmehr travestirten.

Eine neue und würdige Bahn in Dramen und Romanen brach der Herzog von Rivas, Don Angel de Saavedra, jetziger Gesandter in Neapel. Die Sitten und Traditionen liefern ihm den Stoff zu seinen Werken, und, wenn er auch zuweilen eine gewisse Byronische Ironie zeigt, die ihn nicht recht kleiden will, so werden dieselben doch stets werthvoll bleiben. Andere lyrische und dramatische Berühmtheiten der neuesten Zeit sind Castro, Donzel, Grijalba, vor allen Anderen aber Zarate, Herreros, Hartzembusch und Zerilla. Es giebt kein Volk in Europa, das mehr poetisches Element hätte als die Spanier; alle Leidenschaften, alle Gemüthsstimmungen exaltiren bei ihnen, ihre Liebe ist liebender, ihr Krieg ist wilder als anderswo, in ihren Sitten und Handlungen liegt Poesie, und man trägt sich dort wie in den Dramen Calderon's und Lope's oder in den ernsthaften Späßen des Cervantes. Ginge diese Poesie des Volks-Charakters in die Bücher über, so würde Spanien bald wieder seyn, was es vor dem 18. Jahrhundert war, die glänzende Heimat der Lyriker, Romanschreiber und Dramatiker. Anklänge begrüßen wir schon in Masse in den Oden, Episteln und Balladen Zerilla's und Doncels und bald werden die alten castilischen Töne mit ihrem Reiz und ihrer Würde wieder erwacht seyn.

Als satirischen Schriftsteller erwähnen wir Romanos, den Herausgeber des Panorama Matritense, por un curioso parlante (Madrider Panorama von einem neugierigen Schwätzer). Für das Theater ist in der allerneuesten Zeit außerordentlich viel gethan worden. Vom Mai 1843 bis zum Februar 1844 wurden auf den Theatern de la Cruz, del Circo und del Principe in Madrid an hundert neue Stücke aufgeführt, unter denen dreißig Originalien waren. Wir begrüßen diese Erscheinung nicht nur im Interesse der Literatur, sondern auch, weil nirgends wie in Spanien der dramatische Dichter Hand in Hand mit dem Publizisten und dem Staatsmanne gehen und bildend auf die Massen wirken kann.

Polen.

Albrecht, Vintras und Towiański oder die Propheten des J. 1842.

(Nach der Pszczela.)

(Schluß.)

Peter Michael Vintras, die Frucht eines zweideutigen Verhältnisses, zählt heute etwa 35 Jahre, und ließ sich nach mannigfaltigen, nicht sehr ehrenvollen Lebensschicksalen in der Mitte des Jahres 1839 in der unteren Normandie (zu Tilly-sür-Seule) unweit Caen nieder, wo er mit einem Papierfabrikanten Geoffroy ein Compagniegeschäft errichtete. Doch das Unternehmen erforderte große Auslagen, und die Societät konnte nur durch ein Wunder zu denselben gelangen. So geschah denn ein Wunder. Der heilige Josephus offenbarte nämlich Vintras: „er, Vintras, sey derjenige, welchen Gott erwählt habe, unter dem Namen Stratanael's das Werk der Gnade und Barmherzigkeit (oeuvre de la Misericorde) zu verkündigen." *) Die besagte Papiermühle wurde nun durch viele Wunder berühmt. Von allen Seiten kamen Neugierige und Fromme, aus deren Glauben, Dummheit und Gutmüthigkeit Vintras tausendfachen Nutzen zu ziehen wußte. Er erpreßte persönlich und direkt nichts von ihnen, bediente sich aber hierbei der göttlichen Vermittelung. So verflossen nahe an drei Jahre, und die Papiermühle blühte an allem Vorrath, als ganz improvisatorisch sich plötzlich der menschliche Richter in das göttliche Werk mischte und den Abgesandten des Himmels vor die Schranken des irdischen Tribunals zog.

Wir werden die Leser mit den Einzelnheiten dieses charlatanischen Prozesses nicht behelligen; zu anderer Zeit hätten wir ihm kaum ein Wort gegönnt, aber heute, wo der Towiańscismus noch an der Tagesordnung der Emigrations-Geschichte ist, worin auch dieser Prozeß einschlägt, können wir ihn nicht mit Stillschweigen übergehen.

Geoffroy, einer der thätigsten Vertrauten des Vintras, behauptet, es sey einst an einem Morgen des Jahres 1839 in der erwähnten Papiermühle dem Vintras ein bettelnder Greis erschienen, welcher bei seinem Abgehen unbemerkt bei dem Empfang des Almosens einen von oder an den vermeintlichen Ludwig XVII. **) geschriebenen Brief, welcher den Rath enthielt, sich zur katholischen Kirche zu bekehren und auf die Londoner Post abgegeben war, in dem Zimmer des Vintras zurückgelassen habe. In diesem Ereigniß sah Geoffroy etwas Uebernatürliches, und Vintras, um seine Meinung befragt, vertraute ihm das Geheimniß, daß jener Greis in der Gestalt eines Bettlers nichts mehr oder weniger als der heilige Joseph gewesen sey, der auf göttliches Geheiß an der Erlösung des Menschengeschlechts arbeite und sich sowohl der Hülfe des Vintras als Ludwig's XVII. hierbei bediene. Geoffroy war gläubig, und der heilige Josephus besuchte seit dieser Zeit Vintras sehr häufig, und machte ihn in kurzem sogar mit dem Erzengel Michael, der Mutter Gottes, ihrem Sohne, und sogar mit Gott dem Vater bekannt, die der Reihe nach dem Vintras erschienen.

Ob Geoffroy in der That an diese heiligen Offenbarungen glaubte, oder nur vor den Gerichten den Gläubigen heuchelte, ist nicht ausgemacht; genug, er war einer der Ersten von denen, die Frankreich durchliefen und erzählten: daß Peter Michael Vintras „durch Gottes Gnade berufen sey, das Werk der Barmherzigkeit zu vollenden." Ihre Keckheit war erstaunlich, und dennoch fanden sich sogar Leute von höherer Bildung unter ihren Adepten, ja, ein allgemein geachteter Greis, der Baron von Razac, öffnete auf Vintras' Befehl seine Chatoulle und machte sein Schloß zum Heiligthum für die in der Papiermühle fabrizirten Wunder. Dieser Umstand gab dem Erlösungswerke einige Bedeutung. Von allen Seiten eilten Schüler herbei, die man in Reihen von sieben organisirte, und deshalb septaines nannte. Nur eine Reihe, die septaine sacrée genannt, hatte, wie sich im Prozesse zeigte, mehr als sieben Köpfe. Sie stand an der Spitze des Gnadenwerks und erhielt die Ordnung und Einheit im Wirken; ihre Beschlüsse waren verbindend für die ganze Gesellschaft, und sie hatte außerdem die Gabe der Untrüglichkeit. Vintras trat nicht in die Formation einer Reihe, sondern stand als der Gesandte des Herrn über der Gesellschaft und ihrem Werke. Wenn die heilige Reihe nicht berathen konnte, oder Streit und Zweifel entstanden, dann ging Vintras in der Einsamkeit mit sich selbst zu Rathe, fiel in eine Verzückung und der heilige Joseph offenbarte ihm sofort, wie die Schwierigkeit zu lösen sey. ***)

Der Ausdruck: das Wort muß Fleisch werden, ist heute Jedermann verständlich, und obgleich die heilige Reihe des Vintras diese Ueber-

*) Le Prophete Pierre-Michel Vintras et joints, prevention d'escroquerie et d'abus de confiance. Agen 1842.

**) Es ist der bekannte Naundorf gemeint, der sich auch Herzog der Normandie nennt und jetzt zu London in dürftiger Armuth lebt.

***) Jeder Schüler nahm den Namen irgend eines apokryphen Heiligen an, der dem Vintras durch den Erzengel Michael genannt wurde; so existirten unter ihnen die Namen: Amenerael, Azanael, Etribael, Ruthmael, Lautheracl, Thomeracl. Jeder Schüler trug an der Brust ein blaues Zeichen mit der Aufschrift: Maria ist unbefleckt, rein und ohne Sünde. Die Gesellschaft hatte außerdem ihre Vestalin in der Person der Schwester Martha's, mit dem Titel einer Patriarchin, die das heilige Feuer in drei Lampen auf drei Altären bewachen mußte. Auf einem dieser Altäre war das Ciborium mit der Hostie, worauf auf Vintras' Befehl eine unerschöpfliche Quelle von Blut floß, dessen Tropfen, auf Leinwand gebracht, für ungeheure Preise verkauft wurden. Der zweite Altar gehörte der Jungfrau Maria, der dritte dem Erzengel Michael.

zeugung ebenfalls theilte, so konnte sie doch nicht umhin, zur Bewahrheitung derselben über die Zwecke der Gesellschaft und namentlich ihres Meisters Vintras, die Personification der höchsten göttlichen Weisheit, eine Broschüre zu veröffentlichen. Dieselbe trug die Aufschrift: Et renovabis faciam terrae, und zeigte sogleich, daß sie ein Werk göttlicher Eingebung, und Jeder, der ihrem Inhalt widerspreche, ein Atheist und ihres Fluches würdig sey. Sie verkündigt zugleich, daß die Zeit der Erlösung des Menschengeschlechts nicht fern sey, und Alle zur — That und zum Opfer einladend, sagt sie: „Gesegnet sind, die zuerst sich vereinigen im Werke der Barmherzigkeit, denn wenn die Erde in Strömen Blutes fließen wird, so wird es ihre Sünden abwaschen, und kein Haar wird von ihrem Haupte fallen, und sie werden seyn die Felsen des Meeres, woran sich ohnmächtig die Wellen brechen."

Nach dieser, den Gläubigen trostreichen, den Nichtgläubigen schrecklichen Prophezeiung folgt das Bild des Propheten, den Gott für seine Zwecke berufen hat. „Ein Mensch, bescheiden und frei von allem weltlichen Hochmuth, fremd politischem und religiösem Hader, einzig in das Glück seiner Familie vertieft, geneigt für Aufopferungen und Ruhe, gefühlvoll, langmüthig und barmherzig, und so vorsichtig in der Rede, daß er von den Geheimnissen des Himmels nicht ein Wort zu viel verräth."

Die Berathungen und Konferenzen (communications) des Meisters Vintras mit dem lieben Gott und den anderen Heiligen, seine Offenbarungen und allegorischen Träume nehmen den größten Theil der genannten Schrift ein. Vergleichungshalber fügen wir zur Probe einige Worte bei, welche einst der h. Joseph dem Vintras diktirte: „Bald wird Gott offenbaren, was er bisher geheim hielt. Die entartete Welt kennt sich selbst nicht. Und dennoch schreien die Weltlingen gegen die Wahrheit; denn sie vermögen in ihrem Unglauben und ihrer Verblendung den Allmächtigen nicht dazu, das Menschengeschlecht zum fünften Male zu segnen, wie er es schon vier Mal gethan. Und Gott segnete das Volk zum ersten Mal in Adam, seinen Stamm vermehrend, wie die Sterne am Himmel; das zweite Mal in Noah und seiner Familie, das menschliche Geschlecht von seiner unendlichen Sünde reinigend; das dritte Mal in Abraham, alle Völker zum heiligen Glauben berufend; das vierte Mal in Jesus Christus, ihnen die Erlösung schenkend, und er segnet das Menschengeschlecht zum fünften Mal in Peter Michael (Vintras), den er in seiner Gnade erwählte, um der Erde das Himmelreich zu bringen. Denn es stehet geschrieben: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes (Matth. 6, 33), und jetzt ist die Zeit der Erfüllung."

So ist also Vintras der Vollender dessen, was Christus nicht konnte; er ist der Christus höherer Potenz; und wer zweifelt noch, daß jede Dummheit ihre Anhänger findet, wenn mitten im aufgeklärten Frankreich im Jahre 1842 solche Tollheiten einen ausgedehnten Beifall fanden und der Betrüger noch während seines Prozesses die unzweideutigsten Zeichen seltener Verehrung erfuhr! Wer kann sich wundern, daß unter den zur Schwärmerei und zum Aberglauben geneigten polnischen Emigranten ein ähnlicher Betrüger gleichen Erfolg hat? *)

Ueber Towiański haben wir im „Magazin" schon früher gesprochen; wir fügen deshalb hier nur noch ein Dokument bei, welches beweist, welche Geltung der polnische Prophet bei einem Theile seiner Landsleute besaß und zum Theil noch besitzt. Bei Gelegenheit seiner Verbannung aus Frankreich richtete seine Partei an den französischen Minister des Innern folgendes Schreiben:

Monsieur le Ministre!

Nous soussignés avons appris, qu'André Towiański vient d'être expulsé du territoire français par ordre du Gouvernement. Nous ignorons les motifs de cet ordre, il ne nous appartient pas de les apprécier; mais nous savons, avec quel acharnement la malveillance avait poursuivi Towiański durant son séjour parmi vous. Nous savons, que personne n'est venu de la part de l'autorité lui demander des explications sur la cause des attaques, auxquelles il a été en butte. Nous craignons, que la calomnie n'aurait surpris la réligion du Gouvernement, et, dans ce cas, nous vous devons, Monsieur le Ministre, nous le devons à vous même, de rendre un temoignage éclatant à la vérité, en nous portant tous ensemble, et chacun en particulier, garants de la pureté des intentions et de la conduite de l'homme dont vous sommes amis et disciples.

André Towiański connu dans son pays comme citoyen probe et vertueux, longtemps magistrat à la cour suprême de Lithuanie, entouré de l'estime de ses compatriotes et respecté même par l'administration russe, quitta, il y a deux ans, sa terre natale, abandonna une fortune considérable, qui doit avoir été confisqué par le gouvernement russe, laissa ses cinq enfans sur le sort desquels il y a lieu de tout craindre et vint en France nous apporter la parole de salut.

Ce n'est pas le lieu, Monsieur le Ministre, de vous raconter tout le bien que sa parole opérait parmi nous. Elle nous réconciliait avec Dieu, avec nous mêmes et avec nos pénibles dévoirs; elle nous rassermissait dans nos sentimens de Chrétiens et de Polonais; elle guérissait les maladies du corps et de l'âme. Elle nous a régénérée! Nous avons réconnu cette parole être celle de vérité et de vie; nous avons réconnu André Towiański pour un de ces hommes que la Providence envoie aux peuples dans les grandes époques de sa miséricorde.

Nous nous sommes promis solemellement de garder cette parole au fond de nos ames; il nous est douloureux de rester separés de lui qui l'a fait germer, qui avait de force de la faire fructifier.

Son absence, chacun de nous la sent comme la plus grande des peines, qu'il ait eu à subir dans une vie déjà si souvent et si cruellement éprouvée.

Agréez etc.

Folgen 45 Unterschriften mit Titeln und Würden. Dieselben gehören jedoch meistens der aristokratischen Partei an; die demokratische Partei, welche Towiański, da er mit seiner religiösen auch eine politische Sendung verbinden zu müssen glaubt und den Gedanken des Panslawismus ausbreitet, für einen Feind ihrer wahren Interessen hält, leistete ihm bis jetzt den kräftigsten Widerstand. Sie erklärt seinen zu Fleisch gewordenen Gedanken für eine fixe Idee, eine Manie oder Hallucination und leitet ihn aus den heutigen Zuständen der Emigranten und der Stellung Towiański's in derselben als eine natürliche Erscheinung ab. Es giebt außer ihm unter den Emigranten noch eine große Anzahl von Dämonomanen, und es ist gar kein Zweifel, daß die unter den Polen so sehr um sich greifende Dämonomanie auch bei ihnen zuerst die Männer finden wird, welche diesen Gegenstand in ein wissenschaftliches System bringen. Trentowski hat darüber höchst Interessantes niedergeschrieben, und vielleicht tragen wir in diesem Blatte die Hauptgedanken jener Abhandlung nach.

*) Ob Towiański Vintras persönlich kannte, wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß er nach Havre und Rouen reiste, von wo es nicht weit nach Tilly-sur-Seule ist, und daß die französische Regierung gerade in derselben Zeit Towiański des Landes verwies, als Vintras zu Caen zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Java.

Aus dem Tagebuche eines Deutschen auf Java

II. Das alte Batavia.

Wenn der Reisende, welcher Batavia besucht, einige ärmliche Straßen verfolgt, wo jetzt in kleinen, winkeligen, düsteren Häusern Portugiesen und Malayen wohnen und schmutzige nackte Kinder sich auf den Straßen herumtummeln — wenn er sich nicht abschrecken läßt durch das zudringliche Nachstarren der alten Weiber unter den ärmlichen Hausthüren und durch die schlechten Stellen des Weges, welche man nur zu Pferde im langsamen Schritt zurücklegen kann, sondern seinen Weg in paralleler Linie mit dem Seestrande westlich fortsetzt, dann gelangt er nach einer halben Stunde Reitens in eine ganz fremdartige Gegend. — Er stößt auf eine lange Reihe alter verfallener Portale, aber vergebens sucht sein Auge die Häuser, welche einst dazu gehörten; — von einigen sieht er hier oder dort traurige Ruinen, — Steinhaufen, auf denen Unkraut wuchert und woran üppige Rankengewächse emporsteigen, Spuren von früheren Garten-Anlagen — uralte Tamarindenbäume deuten auf regelmäßige Alleen, welche früher hier bestanden haben; man sieht einzelne zertrümmerte Statuen mit grünen Pilzen bewachsen, die den Beschauer düster traurig anstarren. — Ueber dem Kanal, welcher sich längs dieser Häuserreihe schweigend dahinzieht, hängen Ueberreste von Brücken, welche zu den hohen Portalen führten; aber die Bohlen verfaulen und stürzen in den Kanal hinab, — das Mauerwerk fällt zusammen oder versteckt sich hinter der Masse Schwämme und feuchter Vegetation, womit es bedeckt ist. Trümmer von Lusthäusern und Pavillons blicken hier und dort zwischen den Bäumen hervor. — Statt der großen Häuser, welche einst zu allen diesen Ruinen gehört haben müssen, sieht man einzelne inländische Bambus-Wohnungen, höchstens ein halb von Steinen und halb von Planken aufgeführtes düsteres Gebäude, wo reichere Malayen oder Portugiesen sich niedergelassen haben. Statt „der duftigen Gärten im blüthenreichen Kranz" entstehen ärmliche Gemüse-Anlagen und Sirie-Gärten; einzelne Kokuspalmen und vom Winde zerrissene Pisangbäume schauen traurig und verstört dazwischen — der Kanal verschlammt und Sumpf-Lilien treiben auf der Oberfläche — Wasserpflanzen aller Art vegetiren üppig an seinen Ufern — in der Umgegend dehnen sich Reispflanzungen und Moräste aus und verpesten die Luft mit ihren stinkenden Ausdünstungen. — Alles ist hier feucht und öde, — versunken und verfallen.

Und wenn der Reisende zwischen dieser Umgebung stundenlang weiter geritten ist und, ermattet von den brennenden Sonnenstrahlen, den Rückweg antritt, dann fragt er, zu Hause angelangt, wohl nach der Deutung dieser Ruinen. — Aber von zehn Bewohnern des jetzigen Batavia's werden kaum zwei oder drei etwas von ihrem Daseyn wissen. — Kaum einer wird ihm sagen können, daß diese verfallenen Trümmer die einzigen Ueberreste sind des alten, mächtigen, reichen Batavia, — daß eine lange Reihe großartiger Landhäuser die Aristokratie Batavia's dort vereinte, — daß dort das Batavia lag, welches man einst Regina Orientis nannte.

Doch die Zeiten sind vorbei — die Bewohner jenes Batavia modern schon längst in ihren Gräften — die Häuser fielen in Trümmer — ihr Name verscholl, und nur äußerst selten verirrt sich der Fuß eines Reisenden in jene Gegend.

Auch östlich vom jetzigen Batavia, auf Jacatra und Antjol, trifft man derartige Ruinen, aber diese sind schon mehr verschwunden. Ein sehr breiter Weg, beschattet von hohen alten Bäumen, gewährt dadurch einen der angenehmsten Spazierritte in den kühlen Morgenstunden einige englische Meilen weit bis nach der in der neueren Zeit errichteten Redoute Antjol, wo er sich dem Seestrande nähert.

III. Weltevreden und Umgebung.

Ein langer, schnurgerader Weg, von dem längs seiner Seite hinlaufenden Kanal Molenvliet genannt, bildet die Verbindung zwischen Batavia und der

neuen Stadt. Er ist stellenweise mit europäischen Wohnungen aus neuerer Zeit eingefaßt, unter denen einzelne große und geschmackvolle Gebäude sich auszeichnen. Im Allgemeinen ist diese Gegend jedoch nicht mehr beliebt, wenngleich sich in ihrer Nähe, d. h. am südlichsten Ende von Molenvliet, verschiedene der größten öffentlichen Gebäude der neuen Stadt zusammendrängen, unter diesen das Hôtel des Gouverneurs, die Societät „Harmonie" und das Museum. — Man hat sich in neuester Zeit immer weiter vom Seestrande entfernt, und betrachtet jetzt selbst schon diesen Theil der neuen Stadt als den Morästen und der schlammigen Küste zu nahe, und zieht sich daher mehr und mehr davon zurück. Die Häuser und Grundstücke dieses Quartiers verlieren daher alljährlich mehr an Werth.

Die Verlängerung des Molenvlietschen Weges, welche noch stets gerade fortläuft, heißt Tana-Abang und geht ungefähr noch eine englische Meile weiter ins Land hinein. — Diese Gegend kann mit einigem Recht das englische Viertel der neuen Stadt genannt werden, da sie größtentheils von Engländern bewohnt wird. Die Häuser sind hier groß und geschmackvoll und von ausgestreckten Garten-Anlagen umgeben, die Miethen theuer, und nur wohlhabende Leute lassen sich hier nieder.

An das südlichste Ende von Molenvliet, da, wo das sehr große und geschmackvolle Gebäude der Societät „Harmonie" steht, schließen sich östlich die Stadtviertel Rijswyk und Noordwyk an, durch einen von Baumreihen beschatteten kleinen Fluß geschieden. Die Häuserreihe am südlichen Ufer des Flusses heißt Rijswyk, die am nördlichen Noordwyk. Beide Straßen stehen mit der Front nach dem Fluß und bestehen aus großen und geschmackvollen Gebäuden, unter denen sich auf Rijswyk das Hôtel des Gouverneurs, ein sehr schönes und im eleganten Styl aufgeführtes Gebäude, auszeichnet.

An Rijswyk schließt sich südlich das Koningsplein oder der Königs-Platz, ein sehr großer freier Grasplatz, der, von drei Seiten von einer Reihe der schönsten und größten Häuser und ringsum von schattigen Alleen eingefaßt, zu den schönsten Zierden der neuen Stadt zu zählen wäre, wenn nicht zwei Uebelstände dies verhinderten. Der erste und größte besteht darin, daß der Platz so ungeheuer groß ist, daß dadurch das Imposante der ihn bekränzenden Häuserreihen gänzlich verloren geht. Die Entfernung von einer Seite zur anderen ist so weit, daß man die Häuser der gegenüberliegenden Seite, welche überdies noch durch die sie umgebenden Gärten halb versteckt werden, gar nicht unterscheiden kann. Der zweite Uebelstand ist der, daß wenig für die Unterhaltung des Platzes gethan wird. Kein Mensch bekümmert sich darum; der Regen spült große Löcher hinein und bleibt während des größten Theils des Jahres in schmutzigen Pfützen darauf stehen; Unkraut und Gestrüppe schießen üppig darauf empor; Kühe und Büffel weiden beständig ungestört darauf umher. — Und doch ließen sich auf diesem Platze die schönsten Park-Anlagen machen, wodurch zugleich für das Batavische Publikum ein schattiger Spaziergang entstände, der bis jetzt noch gänzlich fehlt.

Durch einen breiten schattigen Baumgang mit dem Königs-Platze verbunden, schließt sich daran östlich der Waterloo-Platz und in dessen Umgebung verschiedene weniger bedeutende Straßen, welche mit ihm gemeinschaftlich den eigentlichen Flecken Weltevreden bilden. — Der Waterloo-Platz ist viel kleiner als der erstgenannte; jede seiner Seiten mag ungefähr 300—400 Schritt lang seyn. Von drei Seiten wird er von den Offiziers-Wohnungen der Regierung umschlossen, die sich in langer Reihe unter einem gemeinschaftlichen Dache hinziehen. Sie sind von außen freundlich und geschmackvoll, wozu die lange Säulenreihe, welche vor ihrer Front hinläuft und, mit dem Dache verbunden, eine lange offene Gallerie bildet, nicht wenig beiträgt, — auch von innen bequem und wohnlich eingerichtet. Hinter der südlichen Häuserreihe befinden sich die Kasernen der Truppen, die Artillerie-Magazine und ein großes Hospital. — Diese ganze Gegend bezeichnet man mit dem Namen Campement. Die vierte östliche Seite des Waterloo-Platzes bildet das sogenannte Palais, ein palastartiges, sehr großes und äußerst geschmackvolles Gebäude mit plattem Dach, welches in neuerer Zeit unter der Herrschaft des Marschalls Daendels entstanden ist, der es ursprünglich zum Hôtel der Gouverneure bestimmt hatte. Zu späterer Zeit ward es jedoch den Büreaus der Regierung eingeräumt, welche in diesem großen Gebäude konzentrirt wurden. Diese und die Druckerei der Regierung finden in dem geräumigen Lokale Platz, welches täglich durch viele Hundert Beamte, die hier zusammenströmen, belebt wird. — Die Front des Gebäudes ist einfach, aber imposant — zwei große, von hohen Pfeilern getragene Hallen bilden die Einfahrt für die Fuhrwerke der Beamten. — Die Souterrains in der Mitte dienen als Hauptwache und Arrestzimmer. Fernere Zierden des Waterloo-Platzes sind: die katholische Kirche, die Loge „der Stern im Osten", die Offiziers-Sozietät „Concordia" und unweit davon das Theater.

Der Platz an und für sich ist nicht so verwildert, als der Königs-Platz, welches jedoch nur dem täglichen Exerzieren der Garnison zu danken ist, die dafür sorgt, daß er wenigstens während der trockenen Monate zugänglich ist.

Den Namen „Waterloo-Platz" hat er von einer Säule, welche zur Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo hier aufgerichtet wurde. Auf ihrer Spitze steht der holländische Löwe, und eine lateinische Inschrift auf dem Piedestal belehrt Jeden, der es lesen will, daß die Holländer mit Beihülfe einiger Engländer und Preußen die Schlacht ruhmvoll gewonnen hätten. — Ein eigener Zufall hat den Löwen auf der Spitze gekrönt. — Man bemerkte nämlich vor einigen Jahren ein kleines Pflänzchen gerade auf seinem Kopfe, wahrscheinlich aus einem Samenkörnchen entsprossen, welches der Wind dort hinauf geführt hatte. — Allmälig wird es größer und bildet mit seinem feinen Laube etwas, was einige Aehnlichkeit mit einer kleinen Krone hat.

Parallel mit dem Waterloo-Platze, aber viel länger fortlaufend, zieht sich in mehr östlicher Richtung Gunong-Saharie hin. Die Verlängerung dieser Straße nach dem Seestrande zu heißt Jacatra und läuft bis an die Stadt Batavia. Jacatra ist ganz von Engländern verlassen und auch Gunong-Saharie ist in Verruf, da es in Folge der daselbst liegenden Reisfelder und Moräste ungesund seyn soll. — Miethen und Häuser sind hier billiger als in den meisten anderen Vierteln, und dies, verbunden mit der unmittelbaren Nähe der Büreaus, ist der Grund, weshalb viele der geringeren Beamten nach dieser Gegend ziehen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Berichtigung in Bezug auf die Livorno-Florentinische Eisenbahn. Da der in Nr. 22 des „Magazins" befindliche Artikel über die Eisenbahn von Livorno nach Florenz dazu beitragen könnte, hierorts befindliche, nicht näher unterrichtete Actionairs dieser Bahn, in Bezug auf ihre darauf angelegten Kapitale, besorgt zu machen, so dürfte es rathsam erscheinen, zur Beruhigung derselben darauf hinzuweisen, daß jedenfalls der Redaction jenes Aufsatzes nicht die genügende Sachkenntniß zum Grunde gelegen hat.*) Es wird gesagt, daß die Fonds, die dazu bestimmt waren, die ganze Linie von Livorno nach Florenz zu bauen, also 30 Millionen Lire, bereits auf die 2 Meilen lange Strecke von Livorno nach Pisa aufgewendet werden mußten, ja kaum dazu hinreichten, während doch erst 13 Prozent dieser Summe oder circa 4 Millionen Lire eingezahlt worden sind, und damit die genannte Strecke nicht nur fertig gebaut, sondern auch hinlänglich mit Betriebs- und Transportmitteln versehen werden ist. Ferner heißt es, daß, wegen des angeschwemmten Terrains, die Schienen überall einer Grundlage von Pfählen bedurft haben, während auf der Kostenrechnung der fertigen Bahnstrecke dafür nur etwa 53,000 Lire (12,000 Thlr. preuß.) erscheinen, eine, in Betracht des sumpfigen Bodens zwischen Livorno und Pisa, unerhebliche Ausgabe. Das Arnothal in der Nähe des Flusses bietet dagegen durchaus vortheilhaftes Terrain, und die Weiterführung der Bahn von Pisa aus dürfte sich demnach voraussichtlich bedeutend billiger herstellen. Was die Befürchtungen für die Bahn Seitens der Bettarini betrifft, so müssen wir diese dahingestellt seyn lassen, jedenfalls dürften dieselben jedoch übertrieben seyn, und da die Bahn nur streckenweise eröffnet wird, so werden sich, bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, gewiß ganz neue Course für diese Fahrzeuge herausgestellt haben, auf welchen sie den Verlust der früheren genügend wieder ersetzen werden. Schließlich können wir noch mittheilen, daß die Frequenz der Strecke von Livorno nach Pisa unbedingt eine sehr günstige zu nennen ist, und können zu dessen Beglaubigung folgende Data geben:

Es befuhren die Bahn im April	34,210	Personen
im Mai	56,234	„
im Juni	55,217	„
zusammen	145,661	Personen.
Einnahme für April, Mai, Juni . . .	144,223	Lire
ab sämmtliche Betriebskosten	78,636	„
bleiben netto	65,578	Lire zur Verzinsung der eingezahlten 4 Millionen Lire, oder pro Jahr circa 7 pCt.

Die in dem gedachten Artikel geäußerte Meinung, als bedürfe es zum Weiterbau des Zutritts neuer Actionaire oder der Creirung von Prioritäts-Actien, widerlegt sich nach Obengesagtem demnach von selbst. S.

— Alfieri's Haus in Florenz. Ein edler Florentiner, Graf Masetti, hat dieses auf dem Lung' Arno gelegene Haus angekauft, um es der Nachwelt mit allen seinen Erinnerungen an den Dichter zu überliefern. Zu diesem Zwecke hatte er auch über der Eingangspforte eine Marmortafel mit der Inschrift anbringen lassen: „Vittorio Alfieri, Fürst der italiänischen Tragödie, dichtete hier zum Ruhme und zur Wiedergeburt Italiens und starb in diesem Hause." Diese Inschrift hat jedoch Anstoß erregt — man weiß nicht, ob wegen des Principe dell' italiana Tragedia oder wegen der Rigenerazione d'Italia — kurz, sie mußte auf den Antrag eines auswärtigen Hofes, zum großen Aerger der auf ihren Landsmann stolzen Florentiner, wieder abgenommen werden.

— Das Löwener Bier. Am 23. Juli wurde in dem brabantischen Dorfe Wespelaer die Ehe des Vicomte Vilain XIIII., belgischen Gesandschafts-Secretairs in Berlin, mit Fräulein Marneffe eingesegnet. Die junge Braut ist eine der reichsten Erbinnen in Belgien; das Vermögen ihres Vaters, das man auf mehr als eine Million Fr. jährlicher Renten schätzt, stammt von einem großen Geschäfte in Löwener Bier her, und zwar hat es Herr Marneffe von einer entfernten Verwandten geerbt, die ihn in einem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartet hatte, zum Universalerben einsetzte.

*) Derselbe war nach einem in der Revue de Paris vom 13. Juli befindlichen Artikel bearbeitet. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Donnerstag den 8. August 1844.

Holland und Belgien.

Niederländische Dichter.

Von Louise von Ploennies.*)

In einer Zeit, wie die unsrige, wo der geistige Verkehr der Nationen, beinahe eben so lebhaft wie der materielle, die verschiedensten Produkte austauscht und würdigt, ist es gewiß auffallend, daß die Literatur eines stammverwandten Volkes, der Niederländer, beinahe ganz davon unberührt geblieben ist. Wir haben uns schon lange mit der Idee beruhigt, daß in Holland, dem Lande der Prosa, nichts Poetisches zu suchen und zu finden sey. Früh schon hat man uns erzählt, die Muse habe in der feuchten Atmosphäre der Nebel und Kanäle ihre Schwingen nie frisch und freudig entfalten können; vor dem riesigen Flügelschwung der Windmühlen erschrocken, habe sie einen mitleidigen Blick auf das arme Land geworfen und sey ihm für immer entflohen. Mußten wir auch gelegentlich den schimmernden Farbenbogen bewundern, welchen die Muse der Malerei über diese monotonen Nebelflächen ausgespannt hat, so waren wir doch alsbald bereit, diese lebendige Farbenpracht mit dem sinnlichen Glanz und der tieferen Gluth der italiänischen Malerei zu vergleichen und sie dagegen kalt und matt zu finden. Und doch ist es gerade die Eigenthümlichkeit einer Nation, die sich in ihren Kunstwerken offenbart, welche diesen ein besonderes Interesse verleiht. Die Malerei der Niederlande besitzt so viel wirkliche Schönheit, Kraft und Originalität, daß sie schlagend auf unsere Ueberzeugung wirkt, wenn sie auch nicht immer im Stande ist, uns auf Flügeln der Begeisterung in das Reich der Ideale zu tragen. Die niederländischen Maler sollten darum keine Götter und Heilige, keine idealen Gestalten durch Farbenbann zu beschwören suchen, aber sie sollten dagegen die wirkliche Welt, namentlich die historischen Momente, verewigen. Wie sehr sie dieser Aufgabe gewachsen sind, haben uns in der neuesten Zeit die herrlichen historischen Bilder bewiesen, welche so allgemeine Anerkennung in Deutschland fanden. Die Geschichte der Niederlande ist so reich an Ereignissen, in welchen die hohe moralische Kraft, Einfachheit und Aufopferung dieses Volkes hervortritt, daß ihnen dieser tiefe Schacht der Vergangenheit unerschöpflichen Stoff darbietet. Ungefähr eben so verhält es sich mit ihrer Poesie. Das Ideale, Sentimentale gelingt ihr selten, dagegen weiß sie das rein Menschliche, das ursprünglich Wahre und Edle mit einer Kraft und Gluth, das Kindliche und Gemüthliche mit einer Naivetät und Innigkeit darzustellen, welche ergreifend auf jedes reine Herz wirken müssen.

Der größte Dichter der Holländer, Vondel, bei uns kaum dem Namen nach bekannt, wird mit Recht der holländische Shakspeare genannt. Geboren 1578, übertrafen seine lyrischen Dichtungen Alles, was gleichzeitig bei uns die schlesische Dichterperiode lieferte, und die Trauerspiele, welche ein Jahrhundert später die tragische Muse in Deutschland ins Leben rief, stehen den Tragödien Vondel's bei weitem nach. Auch die holländische Sprache, obgleich Eines Ursprungs mit der unseres Vaterlandes, erfreute sich bei weitem früher einer höheren Ausbildung. Im dreizehnten Jahrhundert begannen einige Dichter, unter welchen Jakob von Maerlant der bedeutendste, in der Sprache, welche bis dahin nur Volkssprache gewesen, zu dichten. Doch machte die Poesie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nur geringe Fortschritte in Holland; dagegen erhob sie im sechzehnten Jahrhundert sich in reicher und duftiger Blüthe. Peter Hooft, der Vorgänger und Freund Vondel's, geboren 1581, war der Vater der holländischen Tragödie und zugleich derjenige, welcher eine regelmäßige Form der Dichtkunst in Holland einführte. Mit ihm zugleich blühten Vondel und die beiden lieblichen Dichterinnen, Anna und Marie Tesselschade Visscher. Der unter uns bekannte holländische Dichter Cats ist als Volksdichter in seinem Vaterlande geschätzt, doch gestehe ich, daß seine Dichtungen nicht geeignet sind, ein warmes Interesse zu erwecken. Ich erlaube mir darum, Einiges über Vondel zu sagen, auf dessen großartige Schöpfungen mich einer der ausgezeichneteren vlaemischen Dichter der Jetztzeit, Prudens van Duyse, aufmerksam gemacht hat. Die vlaemischen Dichter, welche in der neuesten Zeit von einem so schönen und warmen Eifer für ihre National-Poesie begeistert sind, haben sich zu dem ehrenwerthen Streben vereinigt, ihre Muttersprache dem Druck und den Banden zu entreißen, in welchen das Franzosenthum sie so lange gefangen hielt. Sie sind von einem so heiligen Patriotismus erfüllt, daß dieser an und für sich schon das Interesse ihrer germanischen Brüder erwecken müßte. Aber auch die Resultate, welche bis jetzt daraus hervorgegangen, verdienen in jeder Hinsicht unsere anerkennende Beachtung, und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich es für eine Schmach unseres Geschmackes halte, daß die Frivolitäten eines Paul de Kock, nebst so manchem anderen französischen Raketenfeuer, fortwährend das Interesse des deutschen Lesepublikums in Anspruch nehmen, während wir für die ehrenwerthen Leistungen eines uns stammverwandten Volkes bis jetzt ganz antheillos geblieben sind. Hoffentlich wird eine kräftigere Stimme einst tiefer ausführen, was ich nur anzudeuten wage.

Vondel.

Vondel, wie schon erwähnt, in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren, ist noch heute der Stolz seines Vaterlandes. Von niederländischen Aeltern in Köln am Rhein geboren, verlebte er die ersten Jahre in unserem Vaterlande. Seine Aeltern zogen später mit ihren Kindern nach Holland, und Vondel entfaltete schon früh die reichen Gaben, welche ihn später zur Zierde seines Landes machten. Schon in seinem dreizehnten Jahre wurde er unter die besseren Dichter seiner Heimat gezählt. Doch fehlte es seiner frühesten Jugend an klassischer Ausbildung, und erst im Alter von 26 Jahren widmete er sich dem Studium der lateinischen und griechischen Sprache. Virgil wurde sein Lieblingsdichter, und seine Werke sollen reich an Nachahmungen des großen Dichters seyn. Seine ersten Dichtungen behandeln meistens Stoffe aus dem alten Testament. Die erste Tragödie Vondel's, welche bedeutendes Aufsehen in seinem Vaterlande machte, war Palamedes. Unter griechischem Gewand ließ er in derselben ein Zeitereigniß über die Bühne schweben, welches wohl geeignet war, die wärmste Theilnahme der holländischen Nation zu erwecken. Es war die Enthauptung Oldenbarneveld's, welche er hier dramatisch behandelte. Diese Tragödie zog ihm bedeutende Unannehmlichkeiten und eine Geldstrafe zu und gelangte erst nach 40 Jahren zur Aufführung. 1628 machte Vondel eine Reise nach Dänemark und Schweden, wurde am Hofe Gustav Adolph's freundlich empfangen und widmete demselben eine schöne Dichtung. 1637 erschien sein Gysbrecht von Amstel, welche Tragödie sich bis zur heutigen Zeit auf der Amsterdamer Bühne erhalten hat. Bald darauf bestätigte seine Tragödie „die Jungfrauen" seine Hinneigung zum katholischen Glauben, zu welchem er später wirklich überging. Unter seinen Tragödien werden, nach dem Urtheil der Kritiker, „Lucifer" und „Maria Stuart" als die bedeutendsten hervorgehoben. Die erste namentlich ist voll reicher Phantasie. Da ich den ersten Akt in diesen Blättern mittheilen werde, so will ich keinem Urtheil vorgreifen und erlaube mir nur zu bemerken, daß seine reichen Schilderungen des Paradieses, welche unwillkürlich zu einem Vergleiche mit Milton's verlorenem Paradies auffordern, diesem vorangegangen sind. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Auffassung Milton's großartiger, erhabener und einfacher, dagegen die Schilderungen Vondel's reicher, glühender, vielleicht sinnlicher nenne. Vondel's Werk erscheint mir wie ein Rubens neben einem Raphael. Schon die Versart Milton's, die einfachen Jamben, machen einen großartigeren Eindruck als der von Vondel gewählte Alexandriner, den ich auch in der Uebersetzung beibehalten, welcher ich eine kurze Darlegung des Motivs voranzuschicken mir erlaube.

Der Erzengel Lucifer, einer der mächtigsten Anführer der himmlischen Schaaren, von Hochmuth, Ehrgeiz und Eigenliebe erfüllt, entbrennt in Neid gegen Gottes höchste Macht und den irdischen Herrscher der Erde. Dieser Neid wird gesteigert, als der Erzengel Gabriel, der Herold des höchsten Willens, im Himmel das Mysterium des Wortes, welches in Fleisch und Bein geboren werden soll, bekannt macht. Lucifer, um dieser Erhöhung der menschlichen Natur zu göttlicher Macht und Größe vorzubeugen, läßt im Himmel die Fackel des Aufruhrs lodern. Er führt die Schaar der Abtrünnigen gegen die vom Erzengel Michael angeführten treugebliebenen Heerschaaren des Himmels. Besiegt, reißt er aus Rache den Menschen mit in seinen Untergang, während

*) Die geschätzte Dichterin, von der unser Blatt bereits manche sehr gelungene poetische Uebertragung aus dem Englischen und Französischen mitgetheilt, hat sich in neuerer Zeit auch dem in Deutschland so vernachlässigten oder vielmehr gar nicht gekannten Holländischen und Vlaemischen zugewandt. Dr. J. W. Wolff, der Herausgeber der auch von uns zur Zeit angezeigten „Niederländischen Sagen", schreibt: „Seit der Vater der schlesischen Dichterschule, Opitz, des Gentners Heinsius Gesänge ins Deutsche übertrug, blieb Deutschland kalt gegen die vlaemische Poesie." Nicht minder sind auch die holländischen Dichter kaum dem Namen nach unter uns bekannt. Um so mehr freut es uns, ein so schönes Talent, wie das der Frau von Ploennies, den noch so wenig betretenen poetischen Frucht- und Blumengärten unserer niederländischen Stammverwandten und Nachbarn zugewandt zu sehen. Möchte doch einstweilen eine poetische Verbrüderung mit denselben herbeizuführen seyn, während die Prosa — bald wegen des Zuckers und bald wegen des Eisens, hier wegen der Rheinsperre und dort wegen des Scheldezolles — noch manchen Strauß mit ihnen auszufechten hat. D. R.

er und seine Anhänger in die Hölle zu einer ewigen Buße verwiesen werden. Das Stück schließt mit der Verheißung des Erlösers, welcher das Haupt der Schlange zertreten und den Menschen seiner göttlichen Bestimmung wieder entgegenführen wird.

Personen:

Belzebub, Belial, Appollio, abtrünnige Anführer.
Gabriel, Verkünder der himmlischen Geheimnisse.
Chor der Engel.
Lucifer, Lieutenant.
Luciferaner, rebellische Geister.
Michael, Anführer.
Raphael, Schutzengel.
Uriel, Stallmeister Michael's.

Die Scene ist im Himmel.

Erster Akt.

Erste Scene.

Belzebub, Belial, Appollio.

Belzebub.

Mein treuer Belial ist auf Windesflug enteilt,
Um zu erforschen, wo Apollio verweilt.
Es hat ihn Lucifer, der Fürst, hinabgesandt,
Auf daß er Kunde bring' einmer vom Erdenland
Und Adam, welchem Gott gerufen in das Leben,
Vom schönen Aufenthalt, den ihm der Herr gegeben.
Doch Zeit ist's, daß er heim jetzt kehr' von jenem Stern,
Denn ihm genügt ein Blick, auch ist er nicht mehr fern,
Denn rasch ist er und treu, und seine Kräfte weiht
Er seines Königs Thron voll Eifer jede Zeit.

Belial.

O du, dem Lucifer geschenket sein Vertrauen,
Sieh, wie Appollio sich dort vor uns erhebt.
Sieh, wie er nach und nach durch alle Kreise schwebt
Und schneller als der Wind durchstreift die Himmelsauen.
Dort, wo durch das Gewölk des Engels Flügel bricht,
Folgt glänzend seiner Spur ein langer Strom von Licht;
Schon athmet er die Luft des Himmels ein, die reine,
Schon leuchtet ihm der Tag, die Sonn' im prächt'gen Scheine,
Darin sie strahlend bricht sich im Krystall-Azur.
Die Himmelskörper all' sehn staunend seine Spur,
Wenn er verüberfliegt so rasch und göttlich schön;
Doch einen Engel nicht wähnt dann ihr Aug' zu sehn.
Nein, eine Flamme scheint er jenem Sternenchor.
So schnell entschwebet nicht ein flüchtig Meteor.
Sieh, eben langt er an, er hat vollbracht den Lauf,
Und einen goldnen Zweig bringt er zu uns herauf.

Belzebub.

Appollio, sag' an, was bringst du, welche Kunde? —

Appollio.

Ich flog, wie du geheißt, hinab zum Erdenrunde,
Und dieser goldne Zweig, den meine Hand hier wiegt,
Entsprieß dem Ort, der tief zu unsern Füßen liegt.
Den andre Luft und Sonn' mit reiner Gluth umfließen.
Du magst aus dieser Frucht auf jenen Garten schließen,
Den einem Menschen gab der Ewige zum Theil,
Den er mit milder Hand gesegnet, ihm zum Heil.

Belzebub.

Auf seinem goldnen Laub seh' ich in klaren Flimmern
Den hellen Morgenthau wie Aetherperlen schimmern.
O, welcher süße Duft aus diesen Kelchen taucht,
Darauf der Farbenglanz so wunderbar gehaucht.
Wie Gold und Purpurgluth auf diese Frucht gesenkt.
Daß durch Berührung man sie zu entweihen denkt.
Ihr Anblick schon allein erweckt ein heiß Verlangen,
In welchem Wonnereiz muß diese Erde prangen!
Ja, der Glückselige, der diese Früchte bricht,
Vermißt des Himmels Glanz und seine Manna nicht.
Ist unser Paradies dem Adam's zu vergleichen,
Soll denn der Engel Glück dem Glück des Menschen weichen?

(Fortsetzung folgt.)

Java.

Aus dem Tagebuche eines Deutschen auf Java.

III. Weltevreden und Umgebung.

(Schluß.)

Südöstlich an Weltevreden und den Königsplatz schließt sich der Parapattansche Weg. — Obgleich die Gegend beliebt ist, stehen hier nur wenig Häuser, da nur eine Seite des Weges damit bebaut ist. Die gegenüberliegende, welche davon, wie gewöhnlich, durch einen kleinen Fluß und eine seitlängs gepflanzte Baumreihe geschieden wird, besteht aus inländischen Kampongs oder Dörfern und Fruchtgärten, zwischen denen hier und dort die Schilfdächer der malayischen Bambushäuser hervorblicken.

Der fashionablste und beliebteste Theil der neuen Stadt zieht sich in südöstlicher Richtung von Parapatan noch ungefähr zwei englische Meilen weiter ins Land hinein. — Die Quartiere Kramat, Salemba und Meester Cornelis bilden ihn. — Sie bestehen aus einer langen, ununterbrochenen Reihe der schönsten und größten Landhäuser. Alle sind von ausgedehnten und geschmackvollen Garten-Anlagen umgeben, und dem Fremden, welcher eine hohe Idee von Batavia zu bekommen wünscht, rathe ich, in den Nachmittagsstunden von 5—7 eines Sonntags diese Gegend, in einen bequemen Wagen gelehnt, vor seinen Blicken vorübergleiten zu lassen. Der Weg ist um diese Zeit mit den glänzendsten und geschmackvollsten Equipagen der fashionablen Welt Batavia's bedeckt, die pfeilschnell an ihm vorüberrollen — später überrascht ihn bei der Zurückfahrt die glänzende Erleuchtung der meisten Häuser, und — er wird seinen Zweck gewiß erreichen.

Dieser schöne Theil der neuen Stadt ist erst in der neuesten Zeit entstanden. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der Häuser in dieser Gegend beinahe verdoppelt, und noch alljährlich entstehen neue, besonders wurde in den letzten Jahren die östliche Seite des Weges, welche noch verschiedene freie Grundstücke darbot, stark bebaut. — Diese Gegend ist, wie bereits erwähnt, die fashionablste der neuen Stadt — die Luft ist frisch und rein, und man hält sie zugleich für die gesundeste. Die Grundstücke und Miethen sind hier aber auch in Folge dieser verschiedenen Umstände sehr theuer, und nur wohlhabende Leute und höhere Beamte und Kaufleute lassen sich hier nieder.

Meester Cornelis ist ein kleines Fort, ungefähr vier englische Meilen vom Seestrande entfernt, welches zu Zeiten der Landung der Engländer auf Java eine bedeutende Rolle gespielt hat. — Die umliegenden Häusergruppen haben von ihm ihren Namen. Unter diesen zeichnet sich besonders das unterdings errichtete Thee-Etablissement der Regierung — ein kolossales Gebäude — vortheilhaft aus. In der Nähe von Batavia wird zwar kein Thee gebaut, aber das ganze Quantum dieses Produktes, welches in den inneren Provinzen Java's gewonnen wird, wird hier noch einer näheren Bereitung unterworfen, sortirt und auf chinesische Weise verpackt.

Seit einigen Jahren hat sich die Theekultur im Innern Java's sehr ausgebreitet und scheint den Erwartungen der Regierung zu entsprechen; — sie ist Monopol, wie leider der größte Theil der Produkte Java's. Dieses Thee-Monopol wurde so weit getrieben, daß es auf Batavia selbst unmöglich war, sich eine Handvoll Blätter zu verschaffen, um die Qualität des Produktes danach beurtheilen zu können, und erst im vorigen Jahre fing die Regierung an, einige hundert kleine Kistchen für den Bedarf des Batavischen Publikums öffentlich in Auction zu verkaufen. — Die Kauflust erwies sich jedoch als sehr gering. Die Chinesen boten beinahe gar nicht, und nur einige Europäer kauften curiositatis causa einige Kisten.

Hinter Meester Cornelis, längs der großen Poststraße nach Buitenzorg (einem kleinen Platz, 24 englische Meilen von Batavia, der Residenz des Gouverneurs), stehen noch verschiedene schöne Landhäuser. Man wohnt hier angenehm, aber ziemlich einsam, und die große Entfernung von den Büreaus schreckt Viele ab, sich hier niederzulassen.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung der neuen Stadt will ich es versuchen, ein Bild zu entwerfen von der Bauart der indischen Häuser und ihrer Eigenthümlichkeiten.

Charakteristische Kennzeichen derselben sind folgende: Sie sind, mit Ausnahme von neun oder zehn, alle einstöckig und ohne Ausnahme weiß angestrichen. — Platte Dächer, wie in vielen anderen Plätzen der Tropenländer, sind auf Batavia beinahe gar nicht in Gebrauch. Die heftigen Regengüsse während der Regenzeit und die dadurch von oben eindringende Feuchtigkeit sollen davon die Hauptursachen seyn. In Folge desselben Uebelstandes liegen die meisten Häuser einige Fuß hoch aus dem Grunde und sind dennoch während der nassen Jahreszeit feucht und kalt. Beinahe jedes Haus ist mit zwei breiten, von schlanken Pfeilern getragenen Gallerieen versehen. Die vor dem Hause heißt Veranda, die hinter ihm Pondopa. — Diese Säulengänge sind ganz offen und meistens, wie die inneren Zimmer, mit Gemälden, Lampen, Sophas, Tischen und Stühlen möblirt und tragen nicht wenig zur Verschönerung der Gebäude bei. Die Abendstunden von 7—11 bringt man gewöhnlich in diesen luftigen Gallerieen zu.

Die innere Eintheilung der Häuser ist verschieden und dem Klima angemessen; die Gemächer sind hoch und luftig, der Wind spielt durch eine Menge Thüren und Fenster und erregt in vielen eine beständige, höchst unangenehme Zugluft. — Der Fußboden besteht in den meisten aus rothen Fliesen, welche gewöhnlich mit Matten von spanischem Rohr (calamus rottang) überdeckt sind, welche auf Java und Sumatra durch die Eingebornen sehr künstlich verfertigt werden. In den eleganteren Häusern trifft man statt dieser Fliesen polirte weiß- und schwarzgraue Marmorsteine, welche, in regelmäßige Würfel gelegt, einen äußerst eleganten Anblick gewähren; diese werden natürlich nicht mit Matten bedeckt. — Dielen findet man nirgends. — Thüren und Fenster sind sehr hoch und mit grün oder gelb angestrichenen Jalousieen versehen, welche während der heißen Tagesstunden sorgfältig verschlossen gehalten werden und zu gleicher Zeit eine angenehme Kühle und ein gewisses behagliches Halbdunkel in den Zimmern erzeugen. Die Wände sind inwendig weiß angestrichen, und würden einen sehr traurigen Anblick gewähren, wenn man sie nicht mit großen Spiegeln und Gemälden in goldenen Rahmen und bronzirten Mauerlampen zu schmücken wüßte. — Jedes Zimmer hat eine oder mehrere hängende Lampen aufzuweisen; in dem Gesellschaftszimmer hat man deren gewöhnlich eine große mit drei oder vier Glocken in der Mitte, eine andere an jeder Seite und außerdem verschiedene stehende Lampen auf den Tischen, welche in vielen Häusern jeden Abend brennen. Auf den Vor-Gallerieen bedient man sich der sogenannten Stolpen, d. h. Glas-Vasen, in deren Mitte eine Nachtlampe brennt. Lampen, Gemälde und Spiegel sind, außer Pferde und Wagen, die Hauptgegenstände des Batavischen Luxus. — Es giebt dort viele Häuser, die jeden Abend von dem Lichte von 15—20 verschiedenen Lampen wiederstrahlen, und die öffentlichen Lokale sind jeden Abend brillant erleuchtet. Die meisten Häuser sind elegant möblirt, und obgleich europäische Mobilien in den letzten Jahren

sehr theuer waren, so sucht sie doch ein Jeder, dessen Mittel es einigermaßen erlauben, aber leider auch Viele, deren Mittel es nicht erlauben. Man sucht sich sein Haus so behaglich als möglich einzurichten, da man im stillen Familienleben in Indien eigentlich allein den wahren Genuß des Lebens suchen muß.

Bei allen Häusern Batavia's befindet sich ein schönes, seiner Größe angemessenes Grundstück. Vor dem Hause und an den Seiten benutzt man es zu Garten-Anlagen, welche man durch niedrige, aber meistens geschmackvolle Verzäunungen oder lebende Hecken von der Straße oder dem Grundstück des Nachbarn scheidet. Jedes Haus steht also auf diese Weise mitten in einem großen Garten. Auf dem hinteren Hofe ziehen sich in langer Reihe an jeder Seite die Nebengebäude hin, zwischen deren Fronten jedoch wieder ein geräumiger freier Platz bleibt, der auch gewöhnlich in Gärten umgeschaffen wird.

Unter den Nebengebäuden versteht man, außer den vorderen großen Zimmern darin, welche gewöhnlich zu Logis-Zimmer für Gäste oder Fremde benutzt werden, auf Batavia die Wohnungen für die Bedienten (deren jede mittelgroße Haushaltung 10—12 nöthig hat), Küche, Speisekammer, Wagenremise, Badezimmer, Pferdeställe ꝛc. Alle diese verschiedenen Gebäude stehen auf dem Platze hinter dem Hause, und wenn außer diesen noch Raum für einen Garten, und oft für einen großen Garten, da ist, so kann man sich leicht eine Idee von den Dimensionen des Ganzen machen. Bei den meisten Häusern sind die Nebengebäude massiv und mit Ziegeln gedeckt, bei den kleineren ganz oder theilweise, wie die Wohnungen der Eingebornen, von Bambus-Rohr mit Dächern von getrockneten Blättern oder Atap, welche an europäische Schilfdächer erinnern.

Ein Spaziergang in den Abendstunden in einer der schönen Straßen der neuen Stadt Batavia macht auf den Fremdling einen ganz eigenthümlichen Eindruck. — Die hohen Baumgänge, welche die Straßen bekränzen, und die hell erleuchteten Häuser, umgeben von grünenden Gärten, bilden den Rahmen des Gemäldes. — In den von Säulen getragenen Veranda's sieht man die Familien und deren Freunde traulich neben einander sitzen; Thüren und Fenster stehen weit offen, so daß man das ganze innere Meublement übersieht, — ja häufig ist die innere Eintheilung derartig, daß man das ganze Haus und im Hintergrunde wieder die dunkel belaubten Bäume sehen kann. Alles ist frei und luftig — immergrün und fröhlich, aber die Menschen sind steif und still, und nur selten hört man Lachen und frohes Gespräch.

Wagen und Kabriolets rollen nach allen Richtungen über die Straßen; viele erblickt man schon in weiter Ferne an dem hellen Schein zweier brennenden Bambus-Fackeln, welche durch zwei hinten aufstehende malapische Bedienten gehalten werden, einige fügen zu diesen noch das Licht der vorn angebrachten Laternen, während bescheidenere Fuhrwerke und Kabriolets sich gewöhnlich mit einer Fackel begnügen. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick in den besuchten Gegenden, alle diese verschiedenen Feuerpunkte mit den Augen zu verfolgen, welche hier und dort, wie bunte Irrlichte, in der dunklen Nacht auftauchen. Zu diesen gesellen sich noch die kleineren Fackeln, womit die Eingebornen des Abends auf den Straßen gehen, da sich nach polizeilichen Verordnungen nach Eindruch der Dunkelheit Keiner ohne solche Fackel auf der Straße sehen lassen soll, und die flackernden Oel-Lämpchen der Fruchtverkäufer, welche sich des Abends an den Straßenecken postiren. — Vor den Thüren hört man bisweilen den eintönigen Gesang eines Malayen oder die monotone Melodie einer inländischen Bambus-Flöte. Mehr aus der Ferne schallt das lärmende Getöse chinesischer Musik von den Basars oder Märkten herüber, oder der rohe Gesang betrunkener Soldaten, welche besonders in der Nähe des Campements des Abends ihr Wesen treiben, bis sie um 8 Uhr der Wachtschluß und gleich darauf der Zapfenstreich in die Kasernen zurückruft. Dazwischen tönt das monotone Gequäck unzähliger Frösche, welche sich in den Kanälen und Flüßchen im Wasser aufhalten, oder das lange ausgedehnte Geheul indischer Hunde, deren Zahl Legion zu nennen ist, beantwortet Haus an Haus von anderen Hundefreunden, bis es endlich in weiter Ferne allmälig erstirbt. — Das Geschrei und Gezirp der indischen Eidechsen und unzähliger anderer kleinen Thiere, und alle Stunden der dumpfe Ton der hohlen Bambus-Röhre, womit in den verschiedenen Wachthäuschen die Stunden geschlagen werden. — Alle diese verschiedenartigen Töne machen ein beständiges Geräusch, welches den Fremdling in der ersten Zeit oft vom Schlaf abhält.

Aber nichts vermag die eigenthümlichen Schönheiten einer indischen Mondscheinnacht zu schildern — sie sind die schönsten Stunden des dortigen Lebens. Die Atmosphäre ist dann kühl und kosend — die Helle wetteifert mit dem Tageslicht, und die Schatten zeichnen sich scharf und deutlich ab. Oft habe ich stundenlang die Straßen durchzogen und mich der schönen indischen Natur gefreut — oder sinnend gestanden und die bunten Bilder der Vergangenheit und Gegenwart vor meinem Geiste vorübergleiten lassen. Jene Erinnerungen rechne ich zu den schönsten meines Lebens.

Polen.

Der Berliner Lehrstuhl für slawische Literatur.

Nachdem durch die Errichtung eines Lehrstuhls für die slawische Literatur an der Berliner Universität den Wünschen derjenigen Genüge geschehen, welche in der nunmehr offenbar gewordenen Wichtigkeit dieses östlichen Elements die Nothwendigkeit erkannten, dasselbe zur allgemeinen Kenntniß und Anerkennung zu bringen, so muß daran gelegen seyn, zu wissen, welches die nächsten Früchte der wohlwollenden Anordnung des Staates und des Eifers der Einzelnen in Verbreitung tieferer Einsicht in die slawischen Verhältnisse sind. Daß Berlin unter seiner zahlreichen, nach Intelligenz strebenden Jugend auch die Möglichkeit bieten würde, das neue Bildungs-Element förderlam zu machen und ihm eine weiter ausgreifende Bedeutung zu geben, läßt sich eben so wenig bezweifeln, als sich annehmen ließe, daß die ursprüngliche rege Theilnahme für die Lehrvorträge sich in der Folge beträchtlich schwächen sollte. Denn, so wie dieselbe sich bis jetzt erhalten hat, so wie ferner die wissenschaftliche Regsamkeit in der studirenden Welt und namentlich unter den hier anwesenden Polen in erfreulichem Zunehmen begriffen ist, kann auch kein Bedenken entstehen, daß die Erfolge der Lehrvorträge neutralisirt werden möchten.

Herr Dr. Cybulski, welchem der Lehrstuhl seit seiner Begründung anvertraut ist und welcher in den ersten Semestern die allgemeine Geschichte der slawischen Völkerstämme hauptsächlich behandelt hat, trägt im laufenden Sommerhalbjahre in einer Privat-Vorlesung die Literaturgeschichte der Polen von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart, sodann in einer öffentlichen Vorlesung die Geschichte der neueren polnischen Poesie vor. Die Vortrags-Sprache ist der ursprünglichen Anordnung gemäß die deutsche; es tritt jedoch oft das Bedürfniß ein, dieselbe der Erläuterung des Gegenstandes halber mit der polnischen zu vertauschen, besonders vor lauter polnischen, der deutschen Sprache nicht hinlänglich mächtigen Zuhörern, wie sie in diesem Semester das Kollegium bilden. Da die Anwendung der polnischen Sprache ohnehin für den Docenten, welcher sich die nöthige Gewandtheit in der deutschen angeeignet hat, keine Erleichterung ist, so kann es nur in seinem Interesse liegen, durch Gebrauch der letzteren den Kreis seiner Zuhörer zu vermehren und in der höheren Orts vorgeschriebenen Art seinen Vorlesungen eine allseitige Theilnahme zu verschaffen.

Es muß bei dem bisherigen Mangel an tieferer Bearbeitung der polnischen Literatur eine gründlichere Aufklärung derselben von ausgedehnter Wichtigkeit seyn. Und dennoch wurde die polnische Literaturgeschichte als solche erst seit wenigen Jahren ein Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung, während man sich früher an Bibliographieen genügen ließ, und noch heute ist man über ihren Begriff so sehr im Schwanken, daß man sie von der Geschichte anderer Zustände und von heterogenen Staats- und Volksverhältnissen nicht zu trennen vermag. Das einzige Werk über polnische Literatur, welches größere Beachtung verdient, ist das von Wiszniewski; aber auch dieses erwirbt sich noch kaum den Namen einer Literaturgeschichte, indem es nur eine Sammlung unendlich vieler Materialien darstellt, die zum Theil mit der Literatur des Landes in keinem Zusammenhange stehen.

Deshalb hat es Dr. Cybulski versucht, einige Ordnung in diesen wichtigen Zweig des Wissens zu bringen. Indem er die Literaturgeschichte nicht anders als die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes auffaßt, lehnt er sie allerdings an die materiellen Verhältnisse des Volkslebens an, jedoch nur so weit, als nöthig erscheint, um aus den äußeren Zuständen die Kultur-Verhältnisse zu abstrahiren. So stellt er vor die Literaturgeschichte die Kulturgeschichte, läßt beide Hand in Hand gehen, und macht die letztere zum Boden der ersteren. Insofern die Geschichte eine rein politische und materielle Bedeutung hat, bleibt sie zur Seite liegen. Im Uebrigen wird die Geschichte der Literatur hauptsächlich in ihrer spezielleren Beziehung auf das polnische Volksleben ins Auge gefaßt, wenngleich sie Zustände zeigt, welche eine Gleichheit und Gemeinsamkeit mit ihren slawischen Schwestern bekunden, und welche dieserhalb des besseren Verständnisses wegen nicht übergangen werden können. Jedoch liegen diese Zustände fast nur in frühester Zeit, im slawischen Heidenthum. Als der Westen und die kirchliche Reformation ihren Einfluß nach Polen auszubreiten begannen, da ward jene Gemeinsamkeit des slawischen Ideenkreises durch das Christenthum gesprengt, der Charakter der Völkerstämme individualisirte sich, und die Literatur trat zuerst in nationalen Anfängen auf. Zu dieser höheren Wichtigkeit der Literatur des 16. Jahrhunderts findet Dr. Cybulski den Grund, darauf näher einzugehen und bei seinen literarischen Erscheinungen, die jedoch immerhin nicht in ihrer Einzelnheit, sondern nur im Zusammenhange und Vergleiche mit ihren Zeitgenossen in Betracht kommen, länger zu verweilen. — Wir können uns mit dieser Behandlungsweise der polnischen Literatur nur vollkommen einverstanden erklären und uns in dieser Beziehung den Ansichten Mickiewicz's nicht anschließen, welcher in seinen Vorträgen stets den politischen Einfluß der slawischen Literaturen nach Außen kehrt und dieselben nicht um ihrer selbst willen, sondern nur der Politik wegen zu behandeln scheint. Es leidet darunter nicht nur die Freiheit der Wissenschaft, sondern ein Streben nach Analogieen und äußeren Konsequenzen zerreißt auch zugleich den wahren historischen Zusammenhang und verhindert die klare Einsicht in die Zustände. Vor den Franzosen konnte eine in der Politik getränkte Wissenschaft und mußte mehr ansprechen, doch in Deutschland wird die objektive historische Wahrheit bessere Dienste leisten.

Die zweite Vorlesung Dr. Cybulski's über die neuere polnische Poesie behandelt den durch das Auftreten Brodzinski's und Mickiewicz's seit dem Jahre 1820 entwickelten Kampf der alten klassischen mit der neuen romantischen Dichtkunst. Jene Epoche, unstreitig die wichtigste für die polnische National-Literatur, brachte eine völlige Umgestaltung der bestehenden Literatur-Verhältnisse, indem der Inhalt sich über die Form erhob und dort neues Leben einhauchte, wo früher die Starrheit eines nahen Todes gewohnt hatte, dort eine glänzende Produktivität hervorrief, wo die wissenschaftliche Thätigkeit, in dem Gefühle, daß sie an ihrer äußersten Gränze angelangt sey, sich darauf beschränkte, die Schätze der Intelligenz zu sammeln und zu bewahren. Die Bibliomanen wurden abgelöst von den Skriptomanen, und die Literatur wurde ein neues Lebenselement. Während dieselbe noch zu Kar-

pinski's Zeit, nach dessen eigenen Worten, neben dem Volke herlief, stellte sie sich jetzt mitten in dasselbe hinein, und es gehört mit zu Dr. Cybulski's Verdiensten, daß er von der ältesten Zeit her aus der abgeschiedenen exotischen Stellung der Literatur uns dennoch den, wenngleich losen, Zusammenhang derselben mit dem Volksgeiste nachweist, welcher jetzt scheinbar so plötzlich vor Augen tritt. Daß derselbe stets vorhanden war, läßt sich nicht verkennen, obwohl die fremde Bildung der Literatur und deren Durchdringung mit allen existenten Atomen der Wissenschaft ihr lange Zeit das Ansehen gaben, als stehe sie in einem gewissen Gegensatze zur Volksthümlichkeit. Eine Kluft war vorhanden, indem das niedere Volk von dem Einflusse der Literatur gänzlich getrennt blieb, der gebildete Theil desselben gehörte aber immer noch mit zur Nation und bewahrte seine eigenthümlichen Gefühle, wenn er denselben im Auslande auch fremde Formen und Zeichen gab. Eben deshalb wurde auch die Vermittelung der Gegensätze durch diese selbst möglich, ohne das Hinzutreten eines neuen Moments.

Wir erwähnten schon, daß Dr. Cybulski die polnische Literatur an und für sich ohne besondere Rücksicht auf die der Stammgenossen behandelt, und wir finden in diesem Umstande zugleich den Gegensatz des heute vielfach in Aufnahme gekommenen Prinzips des Panslawismus ausgesprochen. Der Docent sieht die slawischen Sprachen allerdings als Töchter einer gemeinsamen Mutter, aber nicht mehr als Dialekte eines Sprachstammes an. Er setzt sie in das Verhältniß der romanischen Sprachen zu einander, deren Auflösung in einen Universal-Dialekt doch nur einem Phantome gleichen könnte. Wenn nun die Sprache, und zwar deren gemeinsame Gleichheit, die erste Bedingung für die allgemein slawische Vermittelung und Verständigung bilden müßte, so offenbarte sich hier das Hinderniß in der entschiedenen Hauptsache. Außerdem würde der Mangel an Gemeinsamkeit in den historischen Schicksalen und Erinnerungen den Anschluß der Stämme an einander eben so wenig begünstigen, als die Verschiedenheit der Kulturzustände und Bildungsinteressen. Es kann von nichts mehr, als von einer literarischen Wechselseitigkeit die Rede seyn, und wenn einzelne Stimmen in der Slawenwelt weiter gehen und die Wechselseitigkeit als eine materielle verstehen, so bekunden sie eine Unkenntniß der wahren Zustände und Bedürfnisse und erliegen in ihren Ansichten dem mächtigen Gegendrucke derjenigen, welche die Idee des Panslawismus als Phantom verhöhnen. M.

Mannigfaltiges.

— Geistiges Eigenthumsrecht der Ausländer in Frankreich. Die „Berliner Musikalische Zeitung", die seit dem 1. Juli ihr Format vergrößert und ihre Typen in der Weise anderer musikalischer Blätter latinisirt hat, scheint, bei der Theilnahme, die sie gefunden, auf ein längeres Daseyn rechnen zu können, als ihre Vorgänger in Berlin gehabt, besonders, wenn es ihr gelingt, neben den jüngeren Kräften, die für das Blatt arbeiten und unter denen wir namentlich die Herren Flodoard Geyer und Julius Weiß bemerkten, auch einige ältere, in der musikalischen Literatur bereits anerkannte Namen zu gewinnen. In einigen ihrer letzten Nummern fand diese Zeitung auch Gelegenheit, die Fragen über geistiges Eigenthumsrecht des Inländers im Ausland zu erörtern, zunächst allerdings vom musikalischen Standpunkt, der sich wohl nicht ganz auf das literarische Gebiet übertragen läßt. In Nr. 21 derselben wurde bereits darauf hingewiesen, daß Frankreich das Eigenthumsrecht deutscher wie aller anderen ausländischen Komponisten vollständig anerkenne, diesen Rechtsschutz jedoch an gewisse Bedingungen knüpfe: die französische Ausgabe des Werkes eines ausländischen Komponisten hat nämlich nur dann Ansprüche auf Eigenthumsrecht, wenn sie mit der ausländischen an Einem Tage erscheint *) und sich das Eigenthumsrecht direkt von dem Komponisten und nicht z. B. von einer Antheils-Cedirung des ausländischen Verlegers an einen französischen herschreibt. Interessant ist, daß gerade in diesen Tagen eine auf jene Fragen sich beziehende Entscheidung des Tribunal de Commerce de la Seine erfolgt ist, deren Resultat in Nr. 27 der Berliner Musikalischen Zeitung ebenfalls mitgetheilt wird. Die Verleger Escudier in Paris hatten das Verlagsrecht der Oper I Lombardi alla prima Crociata von dem italiänischen Komponisten Verdi gekauft, Schonenberger in Paris dagegen einige Nummern ohne Berechtigung drucken lassen und zu seiner Vertheidigung angeführt, daß die Oper ursprünglich für Italien geschrieben und auch dort verlegt sey. Dieser Einwand und einige minder bedeutende wurden abgewiesen, Escudier's Gerechtsame anerkannt, und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen: Das Dekret vom 5. Februar 1810, welches die Dauer der Eigenthumsrechte der Verfasser geregelt hat, erkennt Einheimischen und Fremden gleiche Rechte zu, und kein Einheimischer kann dadurch seines Rechtes im Inlande verlustig werden, daß er im Auslande sein Werk publizirt. Selbst den Umstand, daß die Publication des ausländischen Werkes im Auslande früher geschehen sey als im Inlande, läßt das Tribunal nicht als einen Grund der Rechtsverwirkung (déchéance) für den Verfasser gelten, der, wenn er die Formalität des Depots erfüllt, einen vollständig gleichen Rechtsschutz mit dem Inländer genießt. **)

Wir ersehen hieraus von neuem, wie ausgedehnt dieser Schutz in Frankreich ist, und welches wahrhaft freisinnigen, mit den engherzigen Grundsätzen seiner Behandlung der Erzeugnisse ausländischen Gewerb- und Kunstfleißes in recht grellem Widerspruch stehenden Gastrechtes sich das aus der Fremde stammende geistige Erzeugniß dort zu erfreuen hat. Aber wie anerkennenswerth auch diese Achtung der Idee ist, so möchten wir sie doch in ihrer etwas zu weit getriebenen Konsequenz nicht zur Nachahmung empfehlen. Denn es streift beinahe ans Lächerliche, wenn Victor Hugo nicht dulden wollte, daß Donizetti's nach einem Trauerspiele des Dichters bearbeitete italiänische Oper „Lucrezia Borgia" auf Pariser Theatern gegeben werde; und doch hat der französische Richter, aus purer Konsequenz, die Ansprüche Hugo's für begründet erklärt. Eben so haben auch schon die Verfasser von Romanen und Erzählungen durchgesetzt, daß ihre Stoffe nicht ohne ihre Zustimmung von dramatischen Dichtern auf die französische Bühne gebracht werden!

— Das Recht der Uebersetzungen und die Gesetzgebung darüber. Die jetzt in Brockhausschem Verlag erscheinende und von Dr. A. Berger redigirte „Allgemeine Preßzeitung" enthält einen längeren Artikel über „das Recht der Uebersetzungen, entwickelt aus den positiven Gesetzen", von welchem uns die beiden ersten Abschnitte in den Nummern 61 und 62 dieses Blattes vorliegen. Es wird darin die Frage untersucht, ob sich aus dem Rechte des Autors auf sein Werk auch ein Vorrecht auf die Uebersetzung desselben herleiten lasse, zu welchem Behufe die Gesetzgebungen von 16 deutschen und 6 fremden Staaten einer Prüfung unterzogen werden. Wir haben bereits kürzlich erwähnt, daß in Holland ein Gesetz besteht, wonach jede erste Uebersetzung, die zu amtlicher Anzeige gebracht wird, gegen die Konkurrenz anderer Uebersetzungen geschützt ist. Aus der Preßzeitung ersehen wir, daß auch das Regulativ zum kursächsischen Mandat vom 18. Dezember 1773 eine ähnliche Bestimmung enthielt. Derjenige Verleger nämlich, welcher eine Uebersetzung zuerst in das Protokoll der Leipziger Bücher-Kommission eintragen ließ, erwarb hierdurch nicht bloß das ausschließliche Verlagsrecht an diese Uebersetzung und Schutz gegen Nachdruck derselben, sondern zugleich den Vorzug vor allen Anderen, welche ebenfalls eine Uebersetzung desselben Werkes durch einen anderen Uebersetzer veranstalten wollten. Dieser Schutz währte mit gleicher Kraft und Wirkung, wie ein Privilegium, zwar nur zehn Jahre lang, allein vor Ablauf dieser Frist konnte der Verleger seine Uebersetzung aufs neue einzeichnen lassen und behielt dadurch allemal vor einem Anderen den Vorzug. Hingegen war dieser Schutz auch an eigenthümliche Bedingungen geknüpft; denn der Verleger mußte die eingezeichnete Uebersetzung längstens binnen einem Jahre dem Publikum ganz oder bei großen Werken wenigstens zum Theil liefern; er mußte ferner, wenn er dies nicht konnte, die Ursachen, welche ihn daran verhinderten, bei Zeiten anzeigen, widrigenfalls er seines Rechtes verlustig wurde; auch war besonders anbefohlen, daß „jeder Verleger für gute und tüchtige Uebersetzungen Sorge zu tragen" habe; denn „wenn eine in Druck ergangene Uebersetzung nach angestellter Untersuchung schlecht und fehlerhaft befunden" wurde, werde man „ein ernstes Einsehen haben, auch nach Befinden einem Anderen eine verbesserte Uebersetzung zu ediren verstatten." Diese merkwürdige Bestimmung wurde jedoch schon in §. IV des Mandats vom 10ten August 1812 dahin erläutert und abgeändert, „daß das durch eine solche Eintragung oder auch durch eine Privilegirung zu erlangende ausschließliche Recht gegen den Nachdruck derselben Uebersetzung schützen, hingegen der Verlag und der Verkauf anderer, von jener nach dem Ermessen der Bücher-Kommission sich wirklich und nicht bloß durch einige unbedeutende Abänderungen unterscheidenden Uebersetzungen desselben Buches neben der eingezeichneten oder privilegirten Uebersetzung unverwehrt seyn solle." Hiermit stimmen auch, wenigstens der Hauptsache nach, alle anderen Gesetze, welche diesen Punkt berühren *), überein. Nur der Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien bestimmt Art. 3, daß Derjenige, welcher ein außerhalb des Gebiets der beiden Staaten erschienenes Werk in eine der beiden Landessprachen übersetzt hat, verbieten kann, daß in Frankreich und Sardinien dasselbe Werk in derselben Sprache übersetzt werde.

---

*) Dies wird durch das unten folgende Urtel des Pariser Handelsgerichts keineswegs bestätigt.

**) Wörtlich heißt es (nach der France Musicale vom 14. Juli) in dem Urtel des Tribunals: Attendu que le décret du 5 février 1810, qui a fixé la durée de la propriété des auteurs, a reconnu des droits égaux pour les nationaux et les étrangers; Que, pour admettre que la publication à l'étranger enlève à un auteur étranger son droit de propriété, il faudrait admettre que les nationaux eux-mêmes perdent ce droit par la publication de leurs oeuvres à l'étranger, puisque la loi ne fait aucune distinction entre les droits des uns et des autres; Attendu que rien dans la loi ne justifie cette doctrine, déjà repoussée par la jurisprudence à l'égard des nationaux; Que ce serait admettre une déchéance, que les déchéances comme les priviléges sont de droit étroit, et ne sauraient être appliquées par assimilation; Attendu que la loi n'a prononcé aucune déchéance contre les auteurs soit nationaux, soit étrangers, qui auraient publié leurs oeuvres à l'étranger avant de les publier en France, ou qui n'auraient pas fait le dépôt avant cette publication; Que le droit de publier résulte évidemment du droit de propriété et ne peut en aucune façon lui porter atteinte; Que le dépôt n'est qu'une formalité nécessaire à l'auteur quand il veut exercer son droit, mais ne constitue pas le droit lui-même, qui naît de la création de l'ouvrage; Qu'aucune époque n'ayant été fixée pour remplir cette formalité, l'auteur peut s'y soumettre quand il juge convenable de faire valoir ses droits; Attendu que les auteurs peuvent céder leurs droits à des tiers, qui sont alors substitués à leur lieu et place; Attendu que de ce qui précède, il résulte que l'auteur de „I Lombardi alla prima Crociata" ou ses ayans-cause, peuvent faire valoir leurs droits de propriété sur les morceaux dont ils ont fait le dépôt etc. etc.

*) Mit Ausnahme der holländischen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 10. August 1844.

Brasilien.

Brasilien im Jahre 1844.

(Moralische, politische, kommerzielle und finanzielle Lage.)

I. Rio-Janeiro.

Es ist gar nicht leicht, eine genaue und vollständige Kenntniß des brasilianischen Staates zu erlangen. Um das Land und seine Einwohner kennen zu lernen, reicht selbst ein verlängerter Aufenthalt in den Hauptstädten nicht hin: in das Innere des Landes muß man eindringen, dort, wo der europäische Einfluß nur halb seine Macht ausüben konnte, erkennt man das Volk, dort enthüllen sich auch die zahllosen Hindernisse, welche in diesem Reiche das Emportauchen des materiellen Glückes und der Civilisation verhindern. Als ich la Plata verließ, um mich nach Rio-Janeiro zu begeben, war ich fest entschlossen, vor keiner Schwierigkeit zurückzubeben, welche eine Reise in das Innere dieser Länder darbieten konnte. Um diesen Preis allein war ich im Stande, die in Rio-Janeiro gesammelten Notizen über die Lage des Landes zu vervollständigen. Die Eigenliebe der Brasilianer trug nicht wenig dazu bei, meine Neugierde zu steigern. Wenn man ihnen glauben wollte, wäre Brasilien der Mittelpunkt südamerikanischer Civilisation; einst würde ein Tag kommen, wo es mit den Vereinigten Staaten wetteifern und allen Völkern von Mittel-Amerika zum Muster dienen könnte. Ohne Zweifel hat Brasilien herrliche Hülfsquellen, der Boden ist jahraus, jahrein produktiv; und doch — fragt sich der Reisende, der in Rio-Janeiro landet, ob die Rolle, die dies entartete portugiesische Geschlecht spielen will, seinen Kräften gemäß ist, so wird die Antwort nicht lange auf sich warten lassen; freilich in einem Sinne, der mit den Träumen des brasilianischen Stolzes durchaus nicht übereinstimmt.

Das freundliche Anerbieten des Admirals Massieu de Clerval überhob mich der Unbequemlichkeit, die Reise von la Plata nach Rio-Janeiro auf einer jener englischen Goeletten zurückzulegen, welche den Depeschendienst zwischen Montevideo und Brasiliens Hauptstadt verrichten. Nach einer glücklichen Fahrt von kaum acht Tagen erreichten wir die Bai von Rio-Janeiro. Ich hatte Zeit genug, mich an dem fremdartigen Anblick zu erfreuen, welchen die Gebirge, die diese Bai umgeben, darbieten; besonders aber der Corcoval, dessen Gipfel viel Aehnlichkeit mit einem menschlichen Profil hat. Widrige Winde hielten uns beinahe 3 Tage im Angesicht dieser bizarr abgeschnittenen Bergspitzen auf. Endlich, nach Sonnenuntergang, konnten wir die an den Seiten eines engen Kanals gelegenen Paläste umsegeln. Die Seebrise, welche sich täglich während der stärksten Hitze erhebt, macht die Einfahrt leicht, während man, um herauszusegeln, die Landbrise abwarten muß, die immer des Abends herrscht. Die Bai, spärlich erhellt von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne, machte nicht den Eindruck auf mich, welchen ich erwartet hatte. Sie ist so weit, daß der Blick ihre Erstreckung nicht umfassen kann; man bleibt unbefriedigt vor einer Masse von Bildern, die man vergebens um einen Mittelpunkt zu gruppiren sucht. Nur beim Eintritt in die Bai kann man das Ganze der Landschaft erfassen. Das Meer, dessen ruhige Gewässer sich bis zum Fuß des Gebirges „dos Orgaos" erstrecken, ist mit den lieblichsten Inseln besäet. Der „Zuckerhut", der Corcoval beherrschen eine Gruppe pittoresker Hügel. Die Stadt Rio selbst verliert sich im Raume; es ist schwer, über ihren Umfang zu urtheilen; die Kirchen la Gloria und San Theresa sind die einzigen Gebäude, die man unterscheiden kann.

Mit Angst erwartete ich die langweiligen, martervollen Untersuchungen der Zoll-Beamten und war angenehm überrascht, indem ich bei meiner Landung (an einem Festtage) keine menschliche Seele erblickte, die meine Effekten zu visitiren verlangt hätte. Der französische Gesandte, Baron von Langsdorff, war bei seiner Ankunft in Rio-Janeiro weniger glücklich. Als er, mit seinem Portefeuille unter dem Arm, ans Land stieg, wurde er von einem Zoll-Offizianten angehalten, der es ihm mit Gewalt entreißen wollte. Herr von Langsdorff leistete Widerstand; seine Einwendungen wurden jedoch nicht gehört, und ohne die Dazwischenkunft einiger Brasilianer, welche dem Agenten die Stellung des Herrn von Langsdorff auseinandersetzten, wären die Papiere des Gesandten der Untersuchung eines brasilianischen Zoll-Beamten unterworfen gewesen.

In Rio-Janeiro angelangt, konnte ich sehr bald wahrnehmen, wie viele Hindernisse eine Reise in das Innere dieser Länder darbieten würde. Ich wollte Minas Geraës, die wichtigste Provinz Brasiliens, durchwandern, mußte also zu diesem Zweck genaue Nachrichten zu erhalten suchen. Die Minister sowohl als die Männer, welche man mir als ausgezeichnet durch Geist und Stellung genannt, hatten durchaus keine Kenntniß von den Hülfsquellen dieser Provinz. Kaum kann man von den Einwohnern Brasiliens einige (meistens aber unvollständige) Notizen über die Gegend, welche sie bewohnen, erlangen. Niemals wird man einem Staatsmanne begegnen, der über die innere Lage der Provinzen eine auf Thatsachen begründete Meinung äußern könnte. Man ist genöthigt, seine Zuflucht zu den Abhandlungen der verschiedenen Reisenden zu nehmen, welche Brasilien untersucht haben. Rio-Janeiro, Hauptstadt des Reiches und Mittelpunkt der Regierung, dient allen Leuten zum Aufenthalte, die ihr Glück durch die Staats-Angelegenheiten zu machen hoffen. Dort begegnen sich alle Personen, die einstmals in den Revolutionen der Provinzen eine Rolle spielten und nun die Belohnung ihrer Ergebenheit einfordern oder den furchtsamen Ministern Bedingungen vorschreiben. Was die weltlichen Zerstreuungen betrifft, so bietet Brasiliens Hauptstadt dem Europäer wenig dar. Die Einwohner weichen dem Umgange mit Fremden aus; nur einige Familien, die früher in Europa gelebt haben, kommen dem Reisenden freundlich entgegen und behandeln ihn mit Zuvorkommenheit. Der Hof, anstatt die Gesellschaft zu beleben, ist immer trantig und ernst; der Kaiser flieht die Welt, und Festlichkeiten sind so selten, daß man nicht davon reden kann. Die Etikette ist sehr bizarr. Seit langer Zeit herrschte die Sitte, daß des Kaisers Schwestern nur mit Frauen tanzen durften; der Prinz von Joinville hat zuerst dieses seltsame Gesetz gebrochen. Es steht zu hoffen, daß die Gegenwart einer jungen Kaiserin, welcher die Vergnügungen eines heiteren Hofes zur süßen Gewohnheit würden, eine glückliche Veränderung in dem eintönigen Leben des brasilianischen Hofes hervorbringen wird.

Für den Fremden ist der Aufenthalt in Rio höchst traurig. Die Frauen sind in ihrer Häuslichkeit kaum bekleidet, deshalb genirt sie jeder Besuch, und man wird durch die Eifersucht der Männer noch mehr entfernt. Nur auf einigen Bällen findet man Gelegenheit, die Brasilianerinnen zu beobachten. Sie nahen sich, aufs prächtigste gekleidet, doch bieten die schönen Gewänder keinen Ersatz für den Mangel an Grazie, und dieser Luxus des schlechten Geschmackes überrascht nur auf unangenehme Weise. Außer diesen feierlichen Gelegenheiten gehen die Brasilianerinnen nur aus, um sich in die Kirche zu begeben; sie haben weder die Leichtigkeit noch die Gewandtheit der Spanierinnen und sehen in ihren Festgewändern nur beladen und unbehaglich aus. Züge, schmale Taille, schöne schwarze Augen, eine mehr kupfrige als braune Hautfarbe, dichtes Rabenhaar, das sind ungefähr die vorzüglichsten Reize der Brasilianerinnen. Es giebt vielleicht in Rio vier oder fünf Frauen, die man wirklich schön nennen kann, die anderen haben weder Reiz, noch sonst etwas Verführerisches. Ihre Frechheit im Blick, ihr Cynismus in der Unterhaltung flößen fast immer eine unüberwindliche Abneigung ein. In Spanien bilden die Frauen die Seele des gesellschaftlichen Lebens, Alles beugt sich ihrem Einfluß; in Brasilien schmachten sie in dem Stande so tiefer Niedrigkeit, daß man sich genöthigt sieht, sie ihrer Einsamkeit zu überlassen. Die Unwissenheit und Eigenliebe der Bewohner von Rio machen unglücklicherweise die Unterhaltung der Männer nicht angenehmer als die der Frauen. Man ist also auf einsame Spaziergänge beschränkt, welche, Dank der herrlichen Lage der Stadt, sehr anziehende Zerstreuungen darbieten; wenn man aber die Vergnügungen der Welt genießen will, so muß man sie bei den Gesandten fremder Mächte aufsuchen.

Um die Traurigkeit zu überwinden, welche sich des Fremden am ersten Tage seiner Ankunft bemächtigt, ist wirklich Brasiliens bewunderungswürdiges Klima erforderlich; nicht weniger trägt aber die herrliche Gegend dazu bei, welche sich um Rio nach allen Seiten hin erstreckt. Die Stadt selbst zählt wenig bemerkenswerthe Gebäude: der Palast des Kaisers ist ein großes viereckiges Gebäude ohne Architektur, überdies noch unvollendet; die Kirchen, die öffentlichen Gebäude sind solid aufgeführt, doch ohne Zierde. Der einzige bemerkenswerthe Bau ist der Aquadukt, welcher die Gewässer des Corcoval in das Innere von Rio-Janeiro führt. Er wurde von den Portugiesen aus dem Ertrag der Bergwerke aufgeführt und 1740 vollendet. Die Straße Uvidor ist die vornehmste; sie wird mit der rue Vivienne in Paris verglichen und bietet wirklich dem Auge einige schöne Magazine dar, deren Eleganz und guter Geschmack mit den schmutzigen Buden der anderen Stadttheile sehr kontrastirt.

Große Zwischenräume trennen Rio von seinen Vorstädten, und die Verbindung dieser verschiedenen Punkte wird nur durch unegale, schlecht gepflasterte und schlecht unterhaltene Wege hergestellt. Ich betrachtete es als ein wahrhaftiges Märtyrerthum, wenn ich mich in einem schlechten Cabriolet nach San-Cristoval, der Residenz der Kaisers, begab. Die fremden Gesandten und alle reichen Brasilianer bewohnen niedliche Häuser in den Vorstädten Cacete und

Botofago. Man iſt zwar hier von dem Mittelpunkte der Geſchäfte entfernt, doch iſt die Luft ſo rein und der Aufenthalt in den Landhäuſern bietet ſo viel Angenehmes dar, daß man dieſe eine Unbequemlichkeit leicht darüber vergißt. Außerdem macht auch der eintönige Klagegeſang der Neger, welche in der Stadt beſtändig die Kaffeeſäcke hin und her tragen, einen höchſt traurigen Eindruck.

Muß man auch in der Stadt das Vergnügen des Spazierengehens entbehren, ſo wird man doch hinreichend durch den Reiz entſchädigt, welchen Exkurſionen auf das Land darbieten. Ein paar Ausflüge längs dem Ufer der Bai oder in die umliegenden Dörfer reichen hin, um einen Begriff von dem Reichthum und der Schönheit des Landes zu geben. Ueberall herrliche Lagen, bewunderungswürdige Ausſichten, überall überraſcht die tropiſche Natur durch ihre unendliche Anmuth und ihre Größe. Mit dem größten Vergnügen erinnere ich mich noch immer der herrlichen Abende, die ich im botaniſchen Garten zugebracht; in der Mitte dichter Bambusgebüſche, umgeben von Bäumen, deren Laub mir unbekannt, bewunderte ich dieſe mächtige, ſorgfältig gepflegte Vegetation. Pflanzungen von Kaffee und Thee machten zugleich darauf aufmerkſam, daß dieſer Garten auch von materiellem Nutzen ſey. Die Lage des Inſtituts iſt hinreißend: ein prächtiges Thal von waldigen Berggipfeln umkränzt. Alles trägt in dieſer jungfräulichen Natur einen Stempel der Größe, den Europa mit neidiſchem Blicke betrachten könnte, wenn es nicht köſtlichere Vorzüge beſäße, die freilich wohl weniger geſchätzt werden.

Holland und Belgien.

Niederländiſche Dichter.

Von Louiſe von Ploennies.

(Fortſetzung.)

Vondel's Lucifer. Schluß.

Appollio.

Wohl iſt es wahr, o Herr! der Glanz, der uns erhellt,
Und unſre Seligkeit bleicht vor der Erdenwelt;
Denn Eden's Wunderpracht, die ich erſt kaum verließ,
Iſt reicher, herrlicher wie unſer Paradies.

Belzebub.

So ſuche, was du ſahſt, in Worte treu zu faſſen.

Appollio.

Der Reiſe Schilderung wirſt du mir, Herr, erlaſſen.
Beſchreiben will ich nicht des Fluges raſche Eile,
Mit welcher ich durchzog neun Kreiſe, die wie Pfeile
Sich um ſich ſelber drehn mit ſolcher ſchnellen Haſt,
Daß der Gedanke ſelbſt nicht ſolche Eile faßt.
Bald durch die Wolken taucht' ich unterm Monde nieder
Und wiegte ſchauend mich auf meinem Lichtgefieder.
Fern ſpähte da mein Blick, weit über'n Meeresrand,
Das rings die Erd' umfpült, nach jenem Morgenland.
Da ſah ich einen Berg den blauen Himmel ſäumen,
Von dem ein Waſſerfall herniederſtürzt mit Schäumen.
Vier Ströme raſch und voll dem Fluthenſturz entquellen,
Die rauſchend in das Thal vom Berg herniederrollen.
Da flog ich alsbald zu jenes Berges Höh'n,
Und ſah von dort hinab ins Thal, ſo wunderſchön.

Belzebub.

Beſchreibe mir getreu des Gartens ſchönen Grund.

Appollio.

Der Erdenkugel gleich iſt Edens Garten, rund.
Aus ſeiner Mitte ſteigt der Berg mit jener Quelle,
Daraus vier Ströme ziehn durchs Thal mit raſcher Welle.
Sie kühlen und erfriſchen die Bäum' und Pflanzen alle
Und theilt in Bäche ſich, die gleichen dem Kryſtalle.
Der Onyx ſtrömet hier und des Bdellion Strom.
So hell der Sterne Glanz auch ſcheint am Himmelsdom,
So bleicht er vor der Pracht, dem ſchimmervollen Scheine,
Darin in Eden ſtrahlt die Saat der Edelſteine.
Der Erde Bruſt durchglüht tiefgoldne Adern dort,
Das Höchſte hat Natur vereint an dieſem Ort.

Belzebub.

Und ſag', iſt ihre Luft wie unſre herrlich auch?

Appollio.

O, reiner, herrlicher iſt keines Engels Hauch.
Die Luft, die athmet ein des Menſchen ird'ſche Bruſt,
Umſtrömt ihn immerdar mit friſcher Lebensluft,
Mit Blüthen, ewig neu, ſchmückt ſich des Gartens Au,
Sie einen Duft und Glanz, belebt vom reinſten Thau,
Der kühlend niederſinkt vom Himmel jede Nacht.
Die Sonne, ſey es nun, daß ſie erſteht voll Pracht,
Sey's, daß ſie untergeht, theilt aus den Lebensſtrahl
In immer richt'gem Maß dem hochbeglückten Thal.
So Alles, was ihr frommt, wird jeder Frucht und Pflanze,
Und Alles blüht und reift zugleich im höchſten Glanze.

Belzebub.

Den Menſchen ſchildre mir, der lebt im Paradieſe.

Appollio.

Blind müßt' er ſeyn, der jetzt der Engel Loos noch prieſe,
Wenn er den Menſchen ſah, der jede Kreatur,
Die ihn umgiebt, beherrſcht auf dieſer Siegesflur.
Verſammelt ſah ich dort wohl hunderttauſend Arten,
Die eigenthümlich all' ihr Leben offenbarten.
Die traten ſtolz den Grund, und jene ſah ich fliegen,
Und andre wieder ſind auf blauer Fluth ſich wiegen.
Die Nahrung leb' Geſchöpf vom Elemente nimmt.
Für das der Himmel es durch die Geburt beſtimmt.
Wer beſſer könnte wohl ſie ſchildern all' und kennen
Als Adam, dem's vergönnt, ſie alle zu benennen.
Der Thiere König ſah ich ihm zu Füßen liegen,
Sein mähnumwalltes Haupt liebkoſend an ihn ſchmiegen.
Der Tiger ſchmeichelnd ſich vor ſeinem Herrſcher wand,
Es ſenkt der Stier ſein Horn, der rieſ'ge Elephant
Neigt ſeinen Rüſſel ihm, der Bär weiß nichts vom Grimme,
Der Geier und der Aar tauſchen des Menſchen Stimme,
Und ſelbſt das Behemoth, der Drache, Leviathan
Erkennen huldigend des Menſchen Herrſchaft an.
Nicht ſchildern kann ich die der Melodieen Leben,
Die, reich an Harmonie, das Landgewild' durchſchweben,
Nicht jenen Frühlingswind, der ſanft durch Blätter ſäuſelt,
Den Blüthenſtrauß am Bach melodiſch ſchwellt und kräuſelt.
Dies Alles einet ſich im wonnevollen Chor,
Und ewig neu entzückt, lauſcht willig ihm das Ohr.
Ja, hätt' ich ganz erfüllt, was du mir zugemeſſen,
Ich hätt' in Adam's Reich das Himmelreich vergeſſen.

Belzebub.

Die Beiden ſchildre mir, die dieſe Flur durchwallen.

Appollio.

Nie hat im Himmel mir ein Weſen ſo gefallen.
Es konnte Gott allein ſo herrlich, ohne Fehle
Vereinen leib'ſchen Leib mit einer ew'gen Seele.
Des Menſchen edle Form des Schöpfers Kunſt beſiegelt,
In ſeinem Angeſicht ſich ſeine Seele ſpiegelt.
Ob mich Erſtaunen ſchon ob der Geſtalt bemeiſtert,
Es hat ſein Angeſicht vollkommen mich begeiſtert.
Der Gottheit Strahlen ſind's, die in dem Auge brennen,
Die heilige Vernunft iſt ſiegend zu erkennen.
Es ſenket ſtumm das Haupt der Thiere bunt Gewimmel.
Der Menſch allein erhebt das ſeine ſtolz zum Himmel.
Zum Schöpfer blickt er auf, der ihm das Licht gegeben,
Und jubelnd darf ſein Wort den Ewigen erheben.

Belzebub.

Er lebt ihn nicht umſonſt, wie reich ward er verſorgt!

Appollio.

Er waltet wie ein Gott, dem Alles ringsgehorcht.
Sein denkend heller Geiſt iſt edlerm Stoff entſproſſen,
Doch iſt er unſichtbar in jedes Glied ergoſſen.
Das Haupt iſt ſein Palaſt, dem Geiſt ward ew'ge Jugend,
Erkenntniß, Ahnungskraft und Würde, Freiheit, Tugend.
Verſtummend huldigen die Geiſter dieſem Könige.
Bald füllet er die Welt, macht ſie ſich unterthänig.
Durch einen Einzigen reift eine Saat der Seelen,
Drum hieß der Ew'ge ihn dem Weibe ſich vermählen.

Belzebub.

O, ſag' mir, was du denkſt vom Weibe, ihm beſchieden.

Appollio.

Sobald ich ſie erblickt, entfloh mein heil'ger Frieden.
Sie wallt' an Adam's Hand durch Haine, grün und licht.
Da mit dem Flügelpaar deckt' ich mein Angeſicht.
Es blieb von Zeit zu Zeit der Hochbeglückte ſtehen,
Um das geliebte Weib begeiſtert anzuſehen.
Da ſah ich eine Gluth um ſeine Züge ſchweben,
Ein heilig Feuer ihm die reine Bruſt beleben.
Ich ſah, wie ſelig er in Liebe ſie umſchloſſen! —
Ach! daß von ſolchem Glück die Engel ausgeſchloſſen!
Wie traurig unſer Loos, wie einſam und allein,
Dem nicht beſchieden iſt ſolch reizender Verein,
Was frommt uns Seligkeit, was iſt der Himmel werth,
Da er der Liebe Glück, da er das Weib entbehrt?

Belzebub.

So alſo mehret ſich des Menſchen Zahl auf Erden?

Appollio.

Groß wird ſie durch den Bund der Kraft und Schönheit werden.
Das Bild, das erſt der Menſch in ſeiner Seele ſchafft,
Tritt irdiſch dann ans Licht durch ſeiner Liebe Kraft.
Die Liebe führt das Paar in heil'ger Gluth zuſammen,
In jeder Bruſt entglüht, vereinen ſich die Flammen.

Belzebub.

O, ſchildre Zug für Zug mir dieſes junge Weib.

Appollio.

Wo fänd' ich Farben wohl, zu ſchildern ſolchen Leib!
Der Pinſel der Natur vermöchte es allein,
Und tauchen müßt' ich ihn in hellen Sonnenſchein.
Gleich ſchön iſt Mann und Weib, gleich herrlich und vollkommen,
Adam hat Majeſtät und Herrſcherbild bekommen,
Eva den holden Reiz, die Anmuth und die Milde,
Der Liebe Grazie ruht auf dem ſchönen Bilde;
Es ſieht ihr Auge an mit wunderbarem Licht,
Unwiderſtehlich iſt im Lächeln ihr Geſicht.
Des Himmels Engel all' erſcheinen häßlich ganz,
Wenn ſich dem Blick enthüllt der Jungfrau Morgenglanz.

Belzebub.

Wie, ſollte Liebe dich für dieſes Weib durchdringen?

Appollio.

Ich hab' an dieſer Gluth verſengt die Engelſchwingen.
Wahr iſt's, ich ſchied mit Schmerz von dieſem Erdenland,
Dreimal hab' ich das Haupt nach ihm zurückgewandt.
Kein Seraph, der durchſchwebt des Himmels lichte Reiche,
Lieb', der mit ein'gem Recht dem Weibe ſich vergleiche.
Das goldne reiche Haar, wie eine Glorie wallt
Es um das ſchöne Haupt, fließt nieder zur Geſtalt.

Sie scheinet, wenn sie naht, dem Schoß des Lichts entsprossen,
Von einem neuen Glanz ist dann der Tag umflossen;
Wohl ist die Perle klar und Perlenmutter rein,
Doch reiner ist das Weib wie lichter Perlenschein.

Belzebub.

Doch was frommt all dies Glück dem Menschen, da so bald
Gleich einer Blume Reiz verblühet die Gestalt? —

Appollio.

So lang' in Edens Reich die goldne Frucht noch spriest
Am Lebensbaum, den stets der drei'ge Quell begießt,
Und das beglückte Paar von dieser Frucht sich nähret,
Ist auch das Leben ihm vom Ewigen gewähret.
Unsterblich wird der Mensch und sein Geschlecht auf Erden,
Er wird den Engeln gleich, was sag' ich, größer werden.
Vermehren wird er bald sein Reich und weiter tragen,
Wer wird in seinem Flug ihn aufzuhalten wagen?
Den Engeln ward es nicht, wie ihm, von Gott gegeben,
So mitzutheilen, zu verdoppeln so ihr Leben
Bis ins Unendliche — sag', was soll daraus werden?

Belzebub.

Daß mächtiger als wir bald wird der Herr der Erden.

Appollio.

Wir sehn mit Staunen bald die Macht vom Erdensohne,
Ist sie auch jetzt gebannt in eine niedre Zone.
Bald wird er kühn empor in unsre Reiche dringen,
Sich einen stolzern Thron im Himmel zu erringen.
Läßt es der Ew'ge zu, was frommen unsre Waffen?
Denn für den Menschen nur hat Gott die Welt geschaffen.

Belzebub.

Ich hör' Trompetenklang und Stimmenton erschallen,
Appollio, geh', schau, was dorten vorgefallen.

Appollio.

Der Engel Gabriel, gefolgt von Engelchören,
Naht, daß des Herrn Gebot wir durch den Herold hören.

Belzebub.

Des Erzengels Befehl zu hören, seid bereit.

Zweite Scene.

Gabriel, die Vorigen.

Gabriel.

Ihr Bürger dieser Welt, ihr lust'ge Engelschaaren,
Vernehmet, was durch mich euch Gott will offenbaren:
Es hat die höchste Huld, aus deren Gnadenschoß
Unendlich sich ergießt, was heilig und was groß,
Die nimmer sich erschöpft durch Wohlthun und Erbarmen,
Ob noch so viel sie schenkt, nie kann an Lieb verarmen,
Die keine Kreatur begreift — in ihrer Milde
Hat einen Menschen sie geschaffen sich zum Bilde.
Sie, die den Engeln auch das Daseyn einst gegeben,
Auf daß mit Gott vereint sie ewig selig leben
In seinem lichten Reich, wenn sie getreu vollbracht.
Was er geboten hat in seiner Weisheit Macht.
Hieß jetzo eine Welt, die sichtbar ist den Augen,
In hoher Wunderpracht dem Schoß des Lichts entrauchen.
Der Gottheit selbst zur Lust schuf sie die Erdenwelt.
Und einen Menschen auch, zum Herrscher dort bestellt.
Er soll in seinem Reich die Zahl der Menschen mehren,
Auf daß sie Alle Gott erkennen, dienend ehren.
So soll der Lebenslauf, den er durchwallt auf Erden,
Zur Brücke, die ihn führt zu höhern Zonen, werden.
Hindringen soll er so zum unerschaffnen Licht,
Das mit Erlösungsglanz durch alle Welten bricht.
Hoch über jeglichem Geschöpfe steh'n die Geister,
Seit Ewigkeiten der Beschluß jedoch der Meister,
Ueber die Engel selbst den Menschen zu erhöhen
Und ihn mit einem Glanz gottähnlich zu umgehen.
So wird das ew'ge Wort in Fleisch und Bein geboren,
Zum Richter und zum Herrn gesalbt und auserkoren.
Bald werdet ihr ihn schau'n auf seinem Thron, dem lichten,
Er wird der Geister Schaar, Engel und Menschen richten.
Schon harrt auf ihn der Thron. Sobald er euch erscheinen,
Bereitet Engel euch, in Demuth ihm zu dienen.
Dem es gefiel, den Leib des Menschen verzuziehen
Verklärterer Natur, die uns der Herr verliehen.
Dann wird vor ihm die Flamm' der Seraphim erbleichen,
Sich vor dem Gottesglanz des Menschen huldigend neigen.
Dies ist des Schicksals Schluß, den ich soll offenbaren.

Chor.

Es neigen Gottes Schluß sich alle Himmelsschaaren.

Gabriel.

Wohl ziemt der Eifer euch, den ihr gehorsam zeigt,
Da sich die Gottheit selbst zum Menschen liebend neigt.
Wer Adam ehrt, wird hoch in Gottes Liebe stehn.
Menschen und Engel sind zu Brüdern ausersehn.
Denn von demselben Stamm zu gleichem Loos geboren,
Hat der Allmächtige zu Erben sie erkoren.
Drum, durch vollkommne Lieb' macht werth euch seiner Gnade.
Ihr wißt, daß eingetheilt die Engel in drei Grade,
Die dreifach wiederum sich in neun Grade theilen.
Im ersten Seraphim, Cherub am Throne weilen,
Sie sind's, die Gottes Rath und sein Gesetz verwalten.
Der zweite Rang umfaßt Herrscher, Mächte, Gewalten,
Dem Rathe unterthan, gereicht sind diese Mächte
Dem Glück, dem Schutz und Heil vom menschlichen Geschlechte.
Es schließt der letzte Rang die niedern Mächte ein,
Dem zweiten sollen sie getreu Gehorsam weihn,
Erfüllen jed' Gebot von ihm, an sie ergangen,
Das unterm Lichtgewölk des Himmels sie empfangen.
Was er vollbringen soll, wird Jedem kund dort werden. —
Vermehrt das Geschlecht des Menschen sich auf Erden,
Wird er sich Wohnungen, ja Städte kunstvoll bauen.
Engel des dritten Rangs zur Sorge anvertrauen
Will sie des Ew'gen Rath, und jedes Menschen Leben
Soll schützend immerdar ein Engel auch umschweben,
Soll wachen über ihm zum Ruhm von Gottes Throne.
Eilt nun, unsterbliche Bewohner dieser Zone!
Es wird euch Lucifer des Herrn Gebote bringen.
Zum Posten, euch bestimmt, zieht dann auf raschen Schwingen,
Und bei dem Menschen wirkt zu eures Gottes Ruhm.
Den Weihrauch trägt empor zu seinem Heiligthum.
Laßt auf zu Gottes Thron des Menschen Opfer wallen,
Schwinget seinen Lobgesang zu sel'gen Himmelshallen.
Ihr, die am Firmament des Himmels angestellet,
Die ihr die Sphären rollt, das All mit Glanz erhellet,
Laßt wechselnd klares Blau die Aetherkuppel lichten.
Dann wieder hüllt sie ein mit jenen Wolkenschichten,
Die um der Berge Haupt die dunklen Massen einen.
Laßt milden Sonnenstrahl dem Erdenbürger scheinen,
Bald auch schickt ihm hinab fruchtbaren sanften Regen,
Der schönen Erdenwelt zur Wonne und zum Segen.
Ihr, so die Luft durchschwebt, Feuer und Erd' und Fluth,
Sorgt, daß jed' Element nach Adam's Wünschen ruht.
Ihr, haltet auf den Blitz im jähen Niederschmettern,
Ihr, legt die Zügel an den Stürmen und den Wettern.
Laßt spielend an dem Strand schwellen den Ocean.
Ihr aber, Schritt für Schritt umschwebt des Menschen Bahn.
Denkt, daß der Ewige gezählt ein jedes Haar
Auf dieses Menschen Haupt, — beschützt ihn vor Gefahr!
Wird einem unter euch Botschaft von höh'rer Macht
Für Adam anvertraut, sey sie getreu vollbracht.
Ihr hörtet mein Gebot, des Ewigen Gesetze,
Daß Keiner unter euch sorglos die Pflicht verletze!

Dritte Scene.

Chor der Engel.

Strophe.

Wer ist Er, der so hoch gestellt, in solches Licht
Sich undurchdringlich hüllt, daß es kein Aug' durchbricht?
Den Zeit und Ewigkeit nicht messen, der das Seyn
Auf eigne Kraft nur stützt, besteht durch sich allein.
Der in sich faßt, was in und außer ihm besteht,
Was um ein Centrum sich mit ihm vereinigt dreht,
Das niemals von der Bahn, der vorgeschrieb'nen, schweift?
Der Sonne Sonnen ist's, durch die das Weltall reift.
Der Schöpfung starker Geist, das Leben und der Tag
Von Allem, was da ist und was da werden mag.
Pulsader, Herz und Quell, ein Weltmeer, überschwänglich,
Daraus der Segen strömt, unendlich, unvergänglich.
Der durch der Gnade Macht und Weisheit Alles hält,
Der aus dem Nichts empor hieß steigen eine Welt,
Eh' im Vollendungsglanz uns strahlte der Palast
Der Himmel, der der Himmel Herrlichkeit in sich faßt.
Wo vor dem höchsten Glanz der Majestät die Schaar
Der Engel sich verhüllt mit ihrem Flügelpaar,
Indeß ihr Hymnus schallt und sie, in heil'gem Grauen
Hinstürzend vor dem Licht, nicht wagen aufzuschauen.
Wer ist Er? Schildert Ihn mit Seraphsfederzeichen,
Wenn zu der Schilderung nicht die Begriffe bleichen.

Antistrophe.

Du bist es, Gott! Unsterblich ew'ger Geist!
Beseelt und unbeseelt die ganze Welt Dich preist.
Dich, den sie würdig nie kann zu benennen wagen,
Zu dessen Bilde sich Wort und Begriff versagen.
Vergieb uns, daß wir Dich, Vollkommner! nicht beschreiben,
Du warst, Du bist und wirst derselbe ewig bleiben.
Entweichen würde Dich der Engel Geist, wenn schildern
Dein unbegriffen Seyn er wollt' in Wort und Bildern.
Ob Alles Namen trägt, Dich kann kein Name nennen,
Du nur erkennst Dich selbst, wer könnte Dich erkennen?
Wer dein Orakel seyn, Du Einz'ger Deiner Art? —
Wem hast in Majestät Du Dich geoffenbart?
Du, den Unsterblichkeit mit hehrem Glanz umflicht,
Wer rühmt sich, daß geschaut er alles Lichtes Licht.
Dies übertrifft das Heil, das Deine Huld uns lieh.
Wir altern in dem Lauf, Du nur veraltest nie.
Dein Seyn schließt unsers ein, durch Dich ist es bedingt,
Ehret die Gottheit! klingt, ihr heil'gen Chöre, klingt!

Epode.

Heilig, heilig, dreimal heiliger Gott!
Ohne Dich ist kein Heil! Ehret des Herrn Gebot!
Wahret sein Geheimniß! Betet an sein Wort,
Mit allen Geisterschaaren fort und ewig fort.
Wie Gabriel gebot, ehrt ihn in Adam's Blut,
Was wohlgefällig ist dem Herrn, ist groß und gut!

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Provinzialismen der englischen Sprache. *)

Die englische Literatur kann sich nicht, wie die der Franzosen und Italiäner, einer Schaar verdienstvoller Schriftsteller rühmen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Umgangs-Sprache der niederen Klassen durch Originalwerke zu verewigen. Alles, was zur Beleuchtung der englischen Mundarten

*) Aus der Edinburgh Review.

geschehen ist, besteht in der Herausgabe glossarischer Sammlungen. Auf den ersten Blick mögen diese nur als trockene Verzeichnisse unharmonischer und verstümmelter Wörter erscheinen; bei näherer Untersuchung entdeckt man aber an ihnen etwas Höheres. Es sind die kostbarsten Urkunden der Volkssprache, die durch sie der Vergessenheit entrissen wird — die ehrwürdigen Denkmäler des Ursprungs, des Geistes und der stufenmäßigen Entwickelung der Nation. Die Fortschritte der Erziehung sind im Begriff, diese unschätzbaren Ueberbleibsel des linguistischen Alterthums zu vernichten oder sie auf eine enge Sphäre zu beschränken, und jene lokalen Wörterbücher werden immer unentbehrlicher, um uns den Sinn von Ausdrücken zu enthüllen, die der Etymologie und der Kritik Trotz bieten. Wenn wir jedoch behaupten, daß die englischen Mundarten nur in Glossarien aufgezeichnet sind, so darf man daraus nicht schließen, daß sich ihre Spuren nicht auch anderswo vorfinden; die ganze frühere Literatur Englands enthält vielmehr zahlreiche Beispiele provinzieller Redeweisen und strotzt von Archaismen und Eigenthümlichkeiten, deren volle Bedeutung nur dem gemeinen Volke klar ist. Die Dialekte beider dienen sich wechselsweise zur Verständigung; so kann man dieselbe Sprache, die der bitteren Satire von „Piers Ploughman's Vision" zum Vehikel dient, noch heutzutage von den Lippen der Bauern in Shropshire hören, und die klassischen Phrasen der Uebersetzung des Virgil durch den Bischof von Dunkeld sind noch immer an den Ufern des Wharf gebräuchlich. Dasselbe ist in anderen Bezirken der Fall, wo die Schriften Wiclif's, Brunne's und Chaucer's, Latimer's und Spenser's, der älteren Dramatiker, Dichter, Geschichtschreiber und Theologen stets neue Beleuchtungen erhalten und ungewöhnliche oder dunkle Stellen derselben durch Ausdrücke erklärt werden, die im Munde des Volks fortleben. Thatsachen dieser Art beweisen, daß das Studium der englischen Mundarten zu den wichtigsten Resultaten führen kann, und wenn erst die südlichen Grafschaften, denen es bis jetzt an Glossarien fehlt, ihren Beitrag zum allgemeinen Sprachschatz geliefert haben, so dürfte es an der Zeit seyn, ein allgemeines Wörterbuch der Provinzialismen Großbritaniens herauszugeben, welches einem noch mühsameren und nützlicheren Werke, einem archaistischen Lexikon der englischen Sprache, vorangehen muß. Der neugebildeten philologischen Gesellschaft steht es zu, diese Arbeit zu unternehmen, die die Kräfte eines Einzelnen übersteigt und nur durch vereinten Fleiß zu bewerkstelligen ist.

Welche Materialien sind aber schon zu diesem Behuf vorhanden? Wenn wir die Privat-Sammlungen bei Seite lassen, deren Inhalt nicht ins Publikum gekommen, so finden wir in den Lokal-Wörterbüchern folgende Anzahl Provinzialismen aufgezeichnet:

Shropshire	1,993
Devonshire und Cornwall	878
Nord-Devonshire	1,146
Exmoor	370
Herefordshire	822
Lancashire	1,932
Suffolk	2,400
Norfolk	2,500
Somersetshire	1,204
Sussex	371
Essex	589
Wiltshire	592
Hallamshire	1,568
Craven	6,169
Nördliche Grafschaften	3,750
Cheshire	903
Die Hauptstadt	3,500
Im Ganzen	30,687

Wir geben zu, daß manche von diesen Wörtern synonym, überflüssig oder mehreren Grafschaften gemein sind, wogegen es viele unter ihnen giebt, die zwar orthographisch gleich, der Bedeutung nach aber verschieden sind. Wir können sie demnach auf etwas über 20,000 reduziren, was im Durchschnitt 1478 Wörter auf jede der bisher illustrirten Grafschaften ausmacht. Rechnen wir die sechsundzwanzig hinzu, über die noch keine Glossarien erschienen sind, so würden sie nach demselben Verhältniß fernere 38,428 Provinzialismen liefern; wir erhalten also ein Aggregat von etwa 59,000 Wörtern aus der Umgangs-Sprache der unteren Klassen, die größtentheils Beweise ihres legitimen Ursprungs beibringen können und deren Zahl fast die der als klassisch anerkannten Wörter erreicht, die in Tod's Ausgabe des Johnsonschen Dictionary figuriren. Außer diesen und den von mehreren Individuen zum Privatgebrauch kompilirten Sammlungen giebt es mehrere ältere und höchst reichhaltige Vokabularien, die sich in den Kathedral-Bibliotheken zu Durham, Winchester und Canterbury, dem britischen Museum, dem King's College u. s. w. befinden und eine wissenschaftliche Bearbeitung verdienen.

Amerika stellt das merkwürdige Phänomen einer zahlreichen Bevölkerung dar, die aus allen Theilen des angelsächsischen Mutterlandes entsprossen ist, ohne jedoch die verschiedenen Dialekte desselben beibehalten zu haben. Dieses muß theilweise den öfteren Uebersiedelungen der Kolonisten von einer Gegend des Landes zur anderen, theilweise der allmäligen Fusion der neuen Einwanderer mit den älteren Ansiedlern zugeschrieben werden. Obgleich aber die Amerikaner keinen eigenen Dialekt besitzen, so haben sie doch viele neue Wörter gebildet und legen manchen alten neue Bedeutungen bei, während sie sich anderer bedienen, die in England außer Uebung gekommen sind. *) — In der Umgangs-Sprache der Kanal-Insulaner stößt man auf Anomalieen einer anderen Art; während die Einwohner von Guernsey, Jersey, Herm, Alderney und Sark unter sich französische Mundarten reden, ist ihr Englisch mit nicht wenigen Hibernianismen vermischt. Dieses führt zu einer seltsamen Thatsache, die sich auf die Sprache der Insel Man bezieht. Selbst auf diesem winzigen Erdfleck findet eine Verschiedenheit im Dialekt statt, indem die Bewohner des nördlichen Theils der Insel das sogenannte Manx in größerer Reinheit sprechen als die des südlichen Ufers, deren Mundart durch die fortwährende Berührung mit der gegenüberliegenden englischen Küste gelitten hat. — Das Wallisische wird heutzutage nirgends mit Reinheit gesprochen, aber es wird sowohl in Nord- als in Süd-Wales mit Reinheit geschrieben, indem die Abweichungen sich auf einzelne Wörter und Idiotismen beschränken. Seine grammatische Bildung hat sich mit ziemlicher Genauigkeit in der Umgangs-Sprache erhalten, die indessen mit vielen, zum Theil verstümmelten, englischen Wörtern untermischt ist. Uebrigens ist das heutige Wallisische, so zu sagen, ein moderner Dialekt; die ältere, korrekte und reine Sprache ist nur dem gebildeten Kambrier verständlich.

Mannigfaltiges.

— Das Ausland und das Attentat vom 26. Juli. Wie zu erwarten war, hat das wahnsinnige Attentat, dem Preußens König und Königin nur durch eine Fügung entgangen sind, die wir, auch wenn sie weniger wunderbar erschiene, als eine göttliche anerkennen müßten, im Auslande nicht geringere Theilnahme erregt, als in Deutschland und in Preußen selbst. Nicht bloß das Gefühl der Ehrfurcht vor dem gekrönten Oberhaupt des Staates, das Gefühl der Liebe zu einem für alles Gute und Schöne empfänglichen Monarchen, sondern auch das allgemein menschliche Gefühl ist durch jene That verletzt, die von einem Manne mit kaltem Blut gegen ein Paar verübt wurde, durch welches ihm persönlich kein Leid zugefügt worden und das in demselben Augenblicke von tausend Segenswünschen umgeben war. Wir dürfen daher auch darauf rechnen, daß wir eben so wie jetzt aus Frankreich und aus England auch aus den Republiken von Nord- und Süd-Amerika und überall her, wohin nur die Nachricht von der traurigen That des 26. Juli gelangt, dieselben Worte der Theilnahme und, wo man den deutschen Charakter näher kennt, denselben Ausdruck des unwilligen Erstaunens vernehmen werden. Fast übereinstimmend lauten diese Worte in mehreren uns vorliegenden fremden Zeitschriften, namentlich in der Revue de Paris und in der Revue des deux Mondes. „Eine solche That", sagt das erstgenannte Journal, „ist in Deutschland etwas völlig Unerhörtes und wohl geeignet, die traurigsten Betrachtungen in uns zu erwecken." Und an einer anderen Stelle lesen wir: „Welcher Wahnsinn ist es doch, der das Leben von Souverainen bedroht, die entweder von den besten Absichten erfüllt oder am wenigsten in der Lage sind, etwas Böses zu thun? In England war eine Königin, die schon durch ihr Geschlecht und ihre Jugend gegen jeden verbrecherischen Angriff geschützt seyn sollte, den Streichen einiger freilich nur allzu wirklichen Tollhäusler ausgesetzt, in Frankreich hat es der Macht eines fünfmal wiederholten Wunders bedurft, um den Meuchelmord zu entwaffnen, und jetzt ist es das Oberhaupt der preußischen Monarchie, an dem ein Unsinniger sich vergreift. Wahrlich durch nichts Geringeres, als durch die Gefahren, denen ihre erhabene Stellung sie aussetzt und die die Vorsehung allein abwendet, erkaufen die Könige jene politische Ausnahms-Stellung, die in ihren Geschlechtern sich forterbt."

— Das Jahr 1845. Nichts ist lächerlicher als die Prophezeiungen, die sich an gewisse Jahreszahlen knüpfen, und doch werden sie von Zeit zu Zeit immer wiederholt. Wie oft ist nicht schon der Untergang der Welt verkündet worden; allemal zu Ende eines Jahrhunderts und bestimmt zu Ende des Jahrtausends, außerdem aber noch im 66sten Jahre jedes Säkulums sollte dieses große Ereigniß vor sich gehen, und doch steht die Welt bekanntlich noch heute. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Fraubaserei einiger französischen Zeitungen der republikanischen wie der legitimistischen Partei, die nicht aufhören, der jetzt in Frankreich herrschenden Dynastie eine Dauer von nur funfzehn Jahren zu verkünden, weil — und dieser Grund ist gewiß sehr einleuchtend — die Herrschaft Napoleon's (mit Einschluß des Konsulats) eben so wie die der Revolution und Republik (jedoch gleichfalls mit Einschluß des Konsulats) und die der Restauration auch nur etwa funfzehn Jahre gewährt hat. Eine der geschwätzigsten dieser Frau-Basen, die Gazette de France, führt beständig das zuerst von Chateaubriand in seiner Vie de Rancé angewandte Taciteische: „Quindecim grande mortalis aevi spatium" im Munde und weist dabei mit ihrer Knochenhand auf das Jahr 1845 hin, in welchem die funfzehn Jahre Ludwig Philipp's abgelaufen seyn werden. Alle Tage wird ihm eine andere Krankheit angedichtet, die seinem Leben und dem seiner Dynastie ein Ende machen soll. Sehr treffend ist ihr daher auch auf jene Phrase des Tacitus mit dem Corneilleschen Verse geantwortet worden:

„Les gens que vous tuez ne portent assez bien."

*) Die Behauptung des Reviewers, daß es in Amerika keine Dialekte giebt, ist nicht ganz ohne Beschränkung anzunehmen. Die Mundart der Neu-Engländer unterscheidet sich z. B. stark von der der New-Yorker, die in einzelnen Constructionen und Wortbildungen noch Spuren des holländischen Einflusses zeigt; im Westen ist dagegen die Sprache mit Hibernianismen angefüllt, die dem Engländer ganz fremdartig erscheinen. Auch die Intonirung ist sehr ungleich; die der Yankees (in Neu-England) zeichnet sich durch ein sehr unangenehmes Näseln oder Schnüffeln aus, während Andere in eine singende, monotone Sprechweise fallen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Dienstag den 13. August 1844.

England.

Birmingham und seine Industrie.

Von L. Faucher.

I. Die Vortheile der kleineren Fabrication.

Birmingham ist die einzige Fabrikstadt in England, deren Industrie eine gewisse Vielseitigkeit zeigt. In anderen Manufaktur-Distrikten herrscht immer eine bestimmte Gattung der Arbeit vor und nimmt ausschließlich die Kapitale und Arbeiter in Anspruch. So werden in Manchester vorzugsweise baumwollene, in Leeds leinene und wollene, in Nottingham Strumpfwirker-Waaren fabrizirt, Coventry liefert Bänder, Sheffield arbeitet in Stahl, Wolverhampton in Eisen, Burslem in Thon und ganz Newcastle beschäftigt sich mit der Gewinnung der Kohle. Umgeben von diesem Einerlei der Beschäftigungen, nehmen die Arbeiter in den einzelnen Fabrikstädten einen eigenthümlichen, der Hauptindustrie des Ortes entsprechenden Typus in ihrer physischen und sittlichen Beschaffenheit an; eine jede Gattung der Manufaktur erzeugt einen besonderen Menschenschlag, und man wird unter Tausenden einen Schlosser von Wolverhampton, einen Kohlengräber von Newcastle und einen Weber von Nottingham herauserkennen.

Birmingham hat zu seinem und der konkurrirenden Städte Glück jene Alleinherrschaft in einem Zweige der Industrie nicht, und arbeitet, ungefähr wie Paris und andere Hauptstädte des Kontinents, von Allem etwas, aber Alles gut und billig; nur daß Paris bei seinen Productionen mehr das Schöne, Birmingham mehr das Nützliche im Auge hat, wie daraus erhellt, daß viele Fabrikanten aus Birmingham sich Modelle von Paris kommen lassen.

Birmingham zeichnet sich ferner durch das Alter seines Fabrikwesens aus. Die riesigen Hauptstädte der Industrie wurden seit der Anwendung der Dampfkraft, also seit kaum funfzig Jahren, ich möchte sagen, improvisirt; Birmingham aber ist das Werk der Zeit und die verschiedenen Gattungen des Gewerbfleißes haben hier nur allmälig Wurzel gefaßt. Vor der Revolution von 1688 betrieb man daselbst, durch die Nähe der Kohlen- und Eisenminen begünstigt, die Fabrication der sogenannten kurzen Waaren; besonders beschäftigte das Naglerhandwerk eine große Menge von Arbeitern, unter denen man selbst Frauen halbnackt den Hammer schwingen sah. Nach dem Jahre 1688 wurde, auf Befehl der Regierung, die Fabrication von Feuergewehren in Birmingham eingeführt und gelangte zu solcher Ausdehnung, daß in der Zeit von 1804 bis 1818 in den dortigen Werkstätten allein fünf Millionen Gewehre, Pistolen und Musketen verfertigt wurden. Jetzt macht man in Birmingham monatlich an zwölftausend Flintenläufe, und in Kriegszeiten könnte diese Anzahl leicht verdoppelt werden. Als ein natürliches Supplement zu dieser Production, kam bald auch die der Bajonnette hinzu.

Etwas später brachte die Mode die Fabrication von Knöpfen und Schnallen in Birmingham auf, an welche sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Verfertigung von Spielsachen und Galanteriewaaren schloß. Frankreich und Deutschland sind freilich seitdem in Bezug auf die Spielwaaren in glückliche Konkurrenz mit Birmingham getreten, dafür aber legte sich daselbe neue Industriezweige zu. Die Nähnadel- und Stahlfedern-Fabrication kam zu solchem Aufschwunge, daß wöchentlich zwei- bis dreitausend Millionen Nadeln und jährlich hunderttausend Gros Stahlfedern ausgeführt werden. Ein einziger Stahlfedern-Fabrikant beschäftigt 250 Arbeiter. Ferner sind in Birmingham die berühmtesten Werkstätten für Glas-, Krystall-, Bronze-, Blech- und alle Arten von Bijouterie-Waaren.

An den Fortschritten der englischen Industrie hat Birmingham einen bedeutenden Antheil, denn ein Bürger dieser Stadt war es, Namens Bolton, der seine Kapitalien und seine kommerziellen Kenntnisse dem Erfinder der Dampfmaschine, Watt aus Glasgow, zur Verfügung stellte und in Verbindung mit demselben die erste Dampfmaschinen-Fabrik gründete. Dieses Etablissement, das seit 1773 besteht, war während einer langen Zeit patentirt und brachte seinen Gründern ein kolossales Vermögen. Es behauptet auch jetzt, obgleich es in jeder Fabrikstadt bereits mehrere Maschinenbau-Anstalten giebt, noch seinen alten Ruf und wird von dem Sohne Watt's geleitet. Uebrigens werden in demselben seit 1783 auch alle britische Kupfermünzen geprägt und silberne Geschirre, Bronze- und Blechwaaren verfertigt.

Die geographische Lage Birminghams erfordert jene Mannigfaltigkeit der Fabricationen, von welcher wir oben gesprochen haben. Alle andere Mittelpunkte der Industrie haben gewissermaßen eine überseeische Tendenz. Die Fabriken von Manchester, Leeds und Glasgow, die Eisenhämmer von Schottland und Wales, die Kohlengruben von Cornwallis und Durhamshire gränzen ans Meer und fordern zur Exportation auf, aber Birmingham liegt im Herzen Englands, gleich entfernt von der Nordsee und vom irischen Meere, von der Themse und Mersey. Es trennt die Ackerbau-Distrikte des Südens und Ostens von den Manufaktur-Distrikten des Nordens und Westens und mußte darum ein Austauschplatz, gewissermaßen ein innerer Hafen, werden. Eine Industrie nun, die nach fremden Ländern ausführt, muß sich auf zwei bis drei Gattungen beschränken, denn die Spezialität ist die erste Bedingung für den Großhandel. Im inländischen Geschäfte dagegen müssen mehrerlei Nachfragen befriedigt werden, und hier wird ein Fabrikort durch ein großes Sortiment in Aufnahme kommen.

Die natürlichen Vortheile dieser Lage werden noch bedeutend dadurch erhöht, daß sich in Birmingham die beiden großen Eisenbahnlinien von Liverpool und Manchester nach London und von Newcastle und Hull nach Bristol schneiden. Den Hauptreichthum Birminghams machen indeß die Fabrikdörfer aus, die rings um die Stadt liegen und sich nach Norden zwanzig Meilen weit erstrecken. Unter diesen liefern die Eisenhämmer von Bilston so viel Eisen, als ganz Schweden zusammengenommen. Was die Bevölkerung der Stadt betrifft, so nahm sie in den zwanzig Jahren, in welche die Einführung der Dampfmaschinen fiel, von 1781 bis 1801, um 47 % und in der Periode von 1821 bis 1831, als Birmingham mit den Vereinigten Staaten Verbindungen anknüpfte und die Eisenbahnen aufkamen, um 37 % zu, so daß jetzt die Einwohnerschaft ungefähr 190,000 Seelen stark ist, während sie 1781 aus 50,000 bestand. Die Stadt selbst hat breite Straßen und könnte für eine Art von Forum gelten, auf dem sich an bestimmten Tagen die umwohnende Bevölkerung bald in politischem, bald in kommerziellem Interesse versammelt. Man sieht bald, daß die Bürgerschaft, die doch überall die große Masse der Einwohner einer Stadt ausmacht, sich in Birmingham kaum über die unteren Schichten der Gesellschaft erhebt. Nirgends, nicht einmal in der Art der Arbeit, sieht man ein Streben nach dem Großartigen, wie es in den nördlichen Grafschaften gefunden wird. Das einzige etwas merkwürdige Gebäude ist das Rathhaus, wo alle öffentliche Versammlungen abgehalten werden und besonders die Arbeiter, als Körperschaft, ihre Vereinigungen haben. Die Hauptstraßen sind von Detailisten besetzt, denn keine Stadt in England, nächst London, hat so viel Läden als Birmingham. Die Arbeiter wohnen in geschlossenen Höfen zu vier bis zwanzig Häusern, in jedem Hause eine Familie. Es giebt in Birmingham 2010 solcher Höfe mit 12,254 Häusern und 48,916 Einwohnern. Diese kleinen Industrie-Klöster sind keineswegs Muster der Reinlichkeit. Da es auf jedem Hof nur eine Plumpe, ein Loch für den Schutt und einen einzigen Waschplatz giebt, haben die Arbeiterfrauen hinlängliche Vorwände, die Pflichten der Häuslichkeit zu vernachlässigen. Die Sitte, Schweine zu mästen, verpestet die Luft noch mehr, als es ohnedies der Fall ist, aber da trotzdem die Familien Luft und Raum haben, ferner nicht, wie in Liverpool und Manchester, die Keller bewohnt werden, so richten hier Krankheiten weit weniger Verheerungen an und Birmingham erfreut sich eines relativ guten Gesundheitszustandes.

Während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die nächste Umgebung der Stadt in kleine Gärten getheilt, die von den Arbeitern für anderthalb Guineen jährlich gemiethet wurden. Dort verbrachten sie in der schönen Jahreszeit ihre arbeitsfreie Zeit, bauten Gemüse und Blumen und blieben gesund und fröhlich bei diesem unschuldigen Vergnügen. Seit dieser Zeit sind die Gärten nach und nach verschwunden und haben Gebäuden Platz gemacht, da aber Birmingham, so wie Manchester und Liverpool keine öffentlichen Promenaden hat, so fehlt es den Arbeitern an einem Erholungsort, wo sie einmal in der Woche eine reinere Luft athmen könnten, als in den Straßen oder Werkstätten. Doch ist die Stadt gewissermaßen schadlos dafür gehalten, indem sie fünfhundert Fuß über dem Meere liegt, von einigen Hügeln umgeben und von mehreren Flüßchen bespült wird, so daß das mittlere Lebensalter in Birmingham fast die Dauer desjenigen in den Ackerbau-Distrikten erreicht.

Die Sterblichkeit im kindlichen Alter ist fast eben so bedeutend als in Manchester und beruht auf denselben Gründen. Die Hälfte der Kinder, welche geboren werden, stirbt vor dem sechsten Jahre, während in den Fabrikdörfern vom Hundert nur 35 in diesem Alter zu Grunde gehen. Dies liegt lediglich daran, daß den Kindern in der Stadt meistens die mütterliche Pflege fehlt. Wie in Manchester, trennt auch in Birmingham die Arbeit die Familie. Die Frauen, die in den Werkstätten arbeiten, vernachlässigen ihre häuslichen Pflichten, und diese Vernachlässigung ist weit weniger eine nothwendige Bedingung ihrer Existenz, als Frucht der Gewohnheit. So ein junges Mädchen, das von Kindheit an keinen heimatlichen Heerd gekannt hat, und nur, wie in eine Nacht-

herberge, nach Hause kam, mag sich keine Häuslichkeit gründen, wenn sie heiratet. Sie geht nach wie vor in ihre Werkstätte, arbeitet während ihrer Schwangerschaft bis zum Augenblicke ihrer Entbindung und nimmt drei Wochen darauf ihre gewohnten Beschäftigungen wieder vor. Ihr Kind übergiebt sie der Sorge einer alten Frau oder eines anderen Kindes, und diese Beaufsichtigung kostet sie oft so viel, als ihre Hände erwerben. Dessenungeachtet kommt es hier nicht vor, daß Mütter, wie in Manchester, um ihre Kinder zu beruhigen, ihnen Opiumtränkchen eingeben.

Wenn die Arbeiter in Birmingham lange leben, so kommt dies nicht daher, daß sie besonders stark sind. Man stößt zwar, wenn man in die Stadt kommt, nicht auf jene armseligen Menschengestalten, durch die sich die Nähe der Webereien und Spinnereien ankündigt; aber man sieht auch die riesigen Figuren nicht, denen man an den Kohlengruben und Eisenhämmern begegnet, und die, wie ein englisches Dokument sagt, gleich Kampfhähnen durchs Leben gehen. Mehr als die Hälfte der jungen Leute, die sich aus Birmingham zur Armee melden, werden, als untauglich zum Militairdienst, zurückgewiesen: die Constitutionen sind also durchaus nicht robust.

Die Arbeiter in Birmingham haben ein linkisches und plumpes Aussehen und tragen lange weiße Blousen, die bis an die Knöchel reichen, kurze Beinkleider und blaue Strümpfe vollenden dies altväterische Kostüm. Trotzdem sind sie nicht ohne alle Eitelkeit in ihrer Toilette. Die blassen, knöchernen Frauen tragen ihre verblichenen Shawls mit einer gewissen Grazie und die Männer haben oft zwei vollständige Anzüge, was in den anderen Fabrikstädten höchst selten ist. Auch giebt es so viel Kleiderhandlungen in Birmingham als Bier- und Branntweinstuben. Derselbe Luxus findet in den Nahrungsmitteln statt. Die Arbeiter würden hier nicht, wie in Bolton oder Stockport, von Brod, Speck und Kartoffeln leben, sie müssen das beste Fleisch und die delikatesten Bissen haben. Während der Woche nähren sie sich von Kotletts und Beefsteaks, am Sonntag aber lassen sie sich die saftigsten (best joints) Braten auftragen. Oft ißt der Mann in der Schenke, während Frau und Kinder sich mit einem Ragout aus Kartoffeln begnügen müssen. Der Birminghamer Arbeiter berauscht sich auch nicht auf gemeine Weise an Branntwein, sondern gewöhnlich trinkt er Bier, zuweilen auch fremde Weine; er ist mehr Feinschmecker als Vielesser, und von seiner doppelten Mahlzeit würde ein Landmann kaum satt werden.

Dieser Sinn für Luxus zeigt zunächst, daß die Arbeit gut bezahlt wird, dann aber auch, daß die Arbeiter viel Mußezeit haben. Selten wird über zehn Stunden an einem Tage gearbeitet, und viele Handwerker feiern außer am Sonntag auch noch Montags und Dienstags. Je mehr aber Feiertage da sind, desto mehr wird auch für das Vergnügen der Sinne gethan.

Gehen wir näher auf die innere Organisation der Industrie in Birmingham ein. Man weiß, daß in England die Herrschaft der Fabrikbesitzer auf denselben feudalen Prinzipien beruht, als die der Grundeigenthümer. Spinnereien, Kohlengruben, Hochöfen sind wahre Baronieen, deren Besitzer, bei den Banken akkreditirt, und Feuer und Wasser zu ihrem Dienste zwingend, eine weniger willkürliche, aber umfassendere Macht über ihre Arbeiter ausüben, als die Herren des Mittelalters über ihre Vasallen. Die Arbeiter sind in Regimenter gebracht, und in der That gleicht nichts mehr einer Militair-Kolonie als ein solches industrielles Institut; die Fabrik selbst ist die Citadelle, die Feueresse die Fahne, der Fabrikherr aber übt indirekt das Recht über Leben und Tod aus, indem er eine Arbeiterfamilie entlassen oder eine Zeit lang ausschließen kann. Die Arbeiter, die den Herren gegenüber ohnmächtig sind, greifen zu dem allgemeinen Hülfsmittel der Schwachen und Unterdrückten, sie konspiriren. Die Manufaktur-Aristokratie ist also eine Art von Despotismus, der durch die Furcht vor Revolten und Vereinigungen beschränkt ist.

Von diesem Zustande der Dinge machen die kleinen Tuchfabrikanten um Leeds, die westlichen Distrikte von Wales, so wie Birmingham mit seinen Umgebungen eine erfreuliche Ausnahme. Im übrigen England ist das Streben vorherrschend, die Kapitalien zu konzentriren, hier zertheilt sich dasselbe täglich mehr; man sieht selten ein großes Vermögen in den Händen eines Einzelnen und kaum einige große Etablissements. Manche Fabrikanten arbeiten mit einem Fonds von 2 bis 5000 Thaler, und die meisten haben nicht über sechs Arbeiter, nur wenige funfzig und darüber. Im Jahre 1843 betrug der Werth der in Birmingham fabrizirten Waaren 20 bis 25 Mill. Thaler; an denselben hatten viertausend Fabrikanten Antheil, kommen also auf jeden derselben nicht mehr als 5000 Thlr. Diese Zustände sind durch den Charakter der Fabrication selbst herbeigeführt worden. Wo die Maschinen das Meiste thun, sind bedeutende Kapitale erforderlich, und es muß sehr viel fabrizirt und sehr viel verkauft werden, wenn die Zinsen gedeckt werden sollen, darum wird sich das Geld in wenigen Häusern konzentriren. Ferner ist dann die Maschine Alles und der Mensch Nichts, die Männer werden allmälig durch Frauen, die Frauen durch Kinder ersetzt, und bald wird auch an der Stelle des Kindes eine Maschine stehen und in geheimnißvoller Oede das unermüdliche Räderwerk, auf den Wink eines einzigen Heizers, die ganze Arbeit zu Ende bringen. In Birmingham dagegen ist die Handarbeit Hauptsache. Maschinen werden nur nebenbei gebraucht und Alles hängt von der Gewandtheit und Einsicht des Arbeiters ab. Hat er Geschick und nur etwas Geld, so kann er für seine eigene Rechnung verhältnißmäßig so gute Geschäfte machen, als der reichste Fabrikant. Die Arbeit ist dann doppelter Art. Entweder kauft der Handwerker das rohe Material, bearbeitet es in seinem Hause mit zwei oder drei Gehülfen und verkauft die fertige Waare an die Händler. Da die Werkstätten dieser Leute gewöhnlich unter dem Dache sind, heißen sie garret-men (Dachstuben-Leute). Ihr Erwerb ist bedeutend, wenn der Handel blüht, in Zeiten der Stagnation aber sehr gering. Ein großer Uebelstand in Birmingham sind die Unterhändler (middlemen), die von dem Kaufmann das rohe Material übernehmen und ihm zu einem bedungenen Preise die Waare zu liefern versprechen. Diese übertragen dann die Ausführung ihrer Aufträge den kleinen Fabrikanten. Dies ist die zweite, aber unstreitig sehr verderbliche Weise der Fabrication, denn der größte Gewinn fließt in die Hände derer, die den geringsten Antheil an der Arbeit haben. Die Unterhändler verhindern jede Annäherung zwischen dem Produzenten und dem Kaufmann, denn nur dann bleiben sie Herren des Marktes und können die Preise drücken und erhöhen. Natürlich berücksichtigen sie dabei nur ihren eigenen Vortheil, nie die Kunst oder Humanität. Ein Glück für die Handwerker ist es bei diesem Despotismus, daß sie bei den siebenundneunzig verschiedenen Industrieen in Birmingham leicht eine Beschäftigung mit der anderen vertauschen können.

Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sich die kleinen Fabrikanten das mechanische Agens verschaffen, das ein Vorrecht der großen Etablissements zu seyn scheint. Von irgend einem spekulativen Kapitalisten wird eine große Dampfmaschine in einem Gebäude errichtet, das viele Zimmer von ungleicher Größe enthält. In jedem Zimmer sind Walzen und Räder, die durch die Maschine bewegt werden, und außerdem Bänke und Handwerkszeug für die verschiedenen Gattungen der Arbeit. Hat nun ein Handwerker Aufträge, deren Realisirung ihn längere Zeit beschäftigt, so miethet er sich, je nach seinem Bedürfnisse, ein Zimmer oder mehrere und stipulirt, daß ihm eine gewisse Summe von Kraft geliefert wird. So genießt er vermittelst eines kleinen Kapitals alle Vortheile der großen Kapitalisten und hat vielleicht die Benutzung der Dampfkraft noch billiger, da die Konkurrenz sehr viele solche Etablissements hervorgerufen hat.

Daraus läßt sich aber auch erklären, daß der Preis der Birminghamer Artikel seit 1815 um 50 bis 60 Prozent gefallen ist. Dazu kommt, daß früher die Fabrikanten in Birmingham reich genug waren, ihre Arbeiter baar zu bezahlen und dennoch die Waare auf Kredit zu verkaufen, jetzt aber von ihrer täglichen Einnahme abhängen, wie die Arbeiter selbst. Das Disconto hat daher großen Einfluß auf den Werth der Waare, und steigt, da die Manufakturisten ihre Arbeiter bezahlen und ihren Kunden zugleich Kredit geben müssen, oft auf 60 Prozent, so daß z. B. Eisenwaaren nicht selten nur nach dem Metallwerthe verkauft worden sind.

Holland und Belgien.

Niederländische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

(Fortsetzung.)

Nach diesen vorangegangenen Proben eines schöpferischen, phantasiereichen Dichtergeistes wird man die Schönheit der nachfolgenden Verse, welche Friedrich Helmers, ein holländischer, jung heimgegangener Dichter der Jetztzeit, in seiner großen Dichtung: „Die holländische Nation" der Geburt Vondel's weihte, zu schätzen wissen.

Als er das Licht erblickt im Agrippin'schen Wall,
Erschien mit einemmal auf Silber-Rheinkrystall
Ein leuchtend Schwanenpaar mit ausgespannten Schwingen,
Den Gruß dem schönen Köln, das ihn gebar, zu bringen.
Die Schwanen, wunderschön, wohl Leda's Schwanen gleich,
Verkündigten sein Nah'n dem schlummernd hellen Reich.
Zum zweitenmal entzückt die Welt ihr Wonnelang,
Der einst zum erstenmal Phöbus Geburt besang.
Mit Nebeln war umhüllt des Morgenhimmels Rand,
Doch als der Knabe sich dem Mutterschoß entwand,
Da sah man aus der Luft zwei Strahlen niederschweben,
Des Kindes göttlich Haupt mit Sternenglanz umgeben.
Nicht reine Muttermilch gab diesem Knaben Kraft,
Die Götter sandten ihm herab den Nektarsaft,
Von reiner Geisterhand ward er ihm dargebracht.
Der Seele starke Kraft und Dichterglut entfacht.
Die Reben, an dem Strand des Rheinstroms ausgestreckt,
Sie zeigten sich alsbald mit Trauben reich bedeckt,
Und wo der stolze Schwan erschien am Stromeswallen,
Erklang am schönen Strand das Lied der Nachtigallen.

Vondel starb im Alter von 91 Jahren, nachdem die Begeisterung, welche den Sänger bis in sein hohes Alter durchglühte, eine reiche Saat der verschiedensten Geistesfrüchte gereift hatte. Vierzehn Dichter trugen ihn zu der letzten Ruhestätte in die neue Kirche zu Amsterdam, wo eine Marmortafel mit folgender einfachen Inschrift das Grab des großen Dichters bezeichnet:

Vondel
Overleden MDCLXXIX.

Indem ich mir vorbehalte, meiner Uebersetzung des Lucifer, welche demnächst in Gent unter der Anleitung befreundeter Dichter und Gelehrter vollenden denke, eine ausführlichere Biographie Vondel's vorangehen zu lassen, erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf einige interessante niederländische Dichter der Gegenwart hinzuleiten.

Helmers.

Friedrich Helmers ist einer der neueren holländischen Dichter, welche gleich Vondel, nicht untergehen werden. Er ist, noch jung, 1813 gestorben, nachdem er sich in seiner schönen Dichtung „die holländische Nation" das ehrenvollste Denkmal gesetzt hatte. Ich hoffe, später „die holländische Nation" in dieser uns noch unbekannten poetischen Glorie meinem Vaterlande vorzuführen.

und theile für jetzt das schöne Gedicht „Holland, der Sitz der Schifffahrt" mit, welche demnächst in meinem „fremden Strauß", einer größeren Sammlung Uebersetzungen aus französischen, englischen und niederländischen Dichtern, erscheinen wird.

Holland, der Sitz der Schifffahrt.

Von Fr. Heimers.

Rein, meint ich soll den Ruhm mir nicht erringen,
Für mich auch strömt der Dichtung Fluth.
Ein Andrer mag wohl stolzer singen,
Doch höher wallt das Herz ihm nicht in Heimatgluth.
Als noch dies Land bedeckt von Wogen,
Darauf die nackten Fischer zogen
Im rauhen, leichtgebauten Kahn,
Da rief ein Gott — die Worte hallten
Den Wogen gleich, die donnernd schallten,
Wenn stürmend sie zum Strande wallten:
Hier, Schifffahrt, sey dein Thron, beherrsche den Ocean!

Die Schifffahrt kommt! die nasse Erde
Wird Land, daraus die Städte blüh'n,
Gefühl von freiem Menschenwerthe
In niederländischer Brust durft' es voll Kraft entglüh'n.
Die Bürger werden Heldenscharen,
Ein Goldstrom rauscht die glänzend klaren
Gestwegen Holland in den Schoß.
Westindiens schimmernde Metalle,
Des Orients Spezereien alle
Erringt sein Fleiß vom Wogenschwalle,
Und durch das Weltall schwebt sein Name, göttlich groß.

Es hat aus starrem Eisgestalle
Des Nordpols Gott erbaut den Thron.
Ihn nah'n der nie betret'nen Halle
Mit kühn vermess'ner Brust, wer war der Erdensohn?
Der Brite ward zurückgeschlagen,
Nur Hollands Heemskerk durft' es wagen,
Dem nie betret'nen Reich zu nah'n in stolzem Muth.
Nicht schreckt ihn die dalkjähr'ge Nacht,
Der Eisblock nicht, der donnernd kracht,
Nicht herzzermalmender Wogen Macht,
Er hat die große That mit starkem Muth vollbracht
Und schaut ins Angesicht dem Gott in Siegesgluth.

Wer war's, der durch des Ostens Gluthen
Zog nach dem unentdeckten Land,
Der, rastlos kämpfend, wilden Fluthen
Und größ'rer Pein als Tod, dem Hunger, widerstand!
Jauchz', Niederland, der Größe deiner Ahnen!
Dort pflanzte Tasman deine Fahnen,
Er ist's, der eine Welt „Neu-Holland" einst genannt.
Drum, sollt's im Lauf der Zeit geschehen,
Daß Holland sollte untergehen,
Wie einer Blume Pracht verwehen,
So stirbt sein Name nicht, der dorten auferstand.

Hier, Schifffahrt, stiegen die Altäre,
Hier stand dein Tempel, Priesterthum!
Und einst! Ach, ströme Wehmuthzähre,
Jetzt ist dein Chor vertilgt, die Priester, ach! sind stumm.
In Knechtschaft schmachvoll eingekettet,
Von welcher sie kein Gott errettet,
Seh' ich an dem verlass'nen Strand
Sie düster blicken und erbleichen,
Vor ihrem Grab will ich mich neigen,
Auf ihre Hügel klagend zeigen
Und singen ihren Ruhm, nächst dem vom Vaterland.

So mußt', wenn ruhmvoll einst gefallen
Ein Held, in Woden's heil'gem Wald
Der Barden Lobgesang erschallen,
Sobald der Flamme Gluth den Heldenleib umwallt.
Des Kriegers Schild und Speer umloderte die Flamme,
Genährt vom edlen Buchenstamme,
Des Feindes reich verziert Gewand;
Und von der Barden Chor umgangen,
Die feierliche Lieder sangen,
Die von des Landes Freiheit klangen,
Schwebt frei des Helden Geist empor ins beff're Land.

O, daß die Schifffahrt nicht ihr Grab hier finde,
Steh' eine Gottheit stark ihr bei!
Einst fliegt sie auf dem Zug der Winde
Von Holland durch die Welt, verjüngt und stark und frei.
Der todte Strand wird sich beleben,
Die dürre Pflanze Früchte geben,
Holland die Rhede seyn der Erden.
Du, Geist, der alle Welten lenkt,
Der Kraft der ganzen Schöpfung schenket,
Laß wahr das Wort des Sängers werden!

(Schluß folgt.)

Marokko.

Ueber die Bevölkerung Marokko's und die Chancen eines Krieges mit Frankreich.

Es giebt wenig Länder, über welche man mehr geschrieben hat und die man weniger kennt, als Marokko, und doch ist eine Hauptstadt dieses Königreichs nur zwei Stunden von Tarifa in Spanien und vier von Gibraltar entfernt. Der Gang der Ereignisse im Norden Afrika's lenkt indeß schon jetzt die Aufmerksamkeit Europa's auf dieses ungeheure Land, welches ungefähr 600 englische Meilen Küste am Atlantischen und 200 am Mittelländischen Meer hat.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen zwischen Frankreich und Marokko ist es vor Allem von Interesse, zu wissen, welchen Widerstand dieses letztere seinem furchtbaren Nachbarn zu leisten vermag. Die Times enthält darüber einige Mittheilungen von einem Korrespondenten, der seine Nachrichten an Ort und Stelle gesammelt hat.

Was zuvörderst die Bevölkerung betrifft, so erreicht dieselbe, nach der Vermuthung jenes Korrespondenten, bei weitem nicht die Ziffer, die von den neueren Geographen gewöhnlich angegeben wird, nämlich acht Millionen. Folgendes ist die Bewohnerzahl der bedeutendsten Städte des Landes: Tetuan hat 10,000, Tanger 10,000, Arzilla 900, Al-Araisch 2500, Salih und Rabatt 12,000, Dar-al-Beida (Casa Blanca) 200, Azamor 900, Mazagan 300, Saffee 1000, Mogador 10,000, Agadis 150; — dies sind die Städte der Küste. Ferner ist zu erwähnen: im Norden die Hauptstadt Fez mit 40,000 Einwohnern, Mequinez, eine königliche Stadt 30 englische Meilen von Fez, mit 2500, endlich im Süden die neuere Hauptstadt, die dem Rang nach die erste ist, Marokko, mit 80,000 Einwohnern, also zusammen nur 200,000 Seelen. Nun giebt es zwar noch auf der Straße von Uschda nach Fez im Innern eine ziemliche Anzahl von mehr oder weniger bedeutenden Städten, die 10 bis 12,000 Einwohner enthalten; aber alles dies bringt noch keine acht Millionen Individuen zusammen.

Der Handel von Marokko ist ebenfalls nicht so bedeutend, als man sich gewöhnlich vorstellt, obwohl der Sultan selbst seit den zwanzig Jahren seiner Regierung sich für seine eigene Rechnung stark damit beschäftigt. Ungefähr 50 Handelsschiffe, von einer durchschnittlichen Ladung von 150 Tonnen, besuchen jährlich Mogador, den ersten Handelshafen des Landes; die Ausfuhr-Gegenstände bestehen fast ausschließlich aus Gummi und Mandeln, und zuweilen aus Pelzwaaren und Wolle. Eingeführt werden hauptsächlich industrielle Produkte französischen oder englischen Ursprungs, und zuweilen auch Rohstoffe, wie Eisen, Holz u. s. w., desgleichen auch viel Zucker. Man schätzt den Totalwerth des Handels von Mogador auf 10 Millionen Thaler, und den der anderen Häfen des Landes auf ein Drittel dieser Summe. Die reichsten und bedeutendsten Ausfuhr-Gebiete Marokko's sind die Provinzen des äußersten Südens, Sus und Naderun, gerade die, wo die Autorität des Sultans sich am wenigsten fühlbar macht. Die beiden besten Häfen, die dem Handel geöffnet sind, sind Tanger und Mogador; aber der am günstigsten gelegene und größte ist der von Santa-Crux, den die Regierung seit neunzig Jahren hat schließen lassen, weil er zu sehr südlich liegt und im Fall eines Aufstandes die Insurrection sich seiner bemächtigen und ihn zu einer uneinnehmbaren Position machen konnte; auch hatte sich die Stadt der Tyrannei des Hofes widersetzt. — Von dem Handel Marokko's kommt die Hälfte auf England, ein Viertel auf Frankreich; der Rest vertheilt sich unter die übrigen Staaten. In diesem Augenblick liegt der Handel in Folge des gegenwärtigen Regierungs-Systems ganz danieder.

Nun einige Worte über die Macht des Sultans. Die Bewohner Marokko's bestehen aus: 1) den Mauren, die in den Städten leben; 2) den Arabern, welche die Ebenen bevölkern; 3) den Berbern, welche die Ketten des Atlas bewohnen; 4) den Juden, die ein Zehntel der Bevölkerung bilden und, obwohl tief verachtet und oft verfolgt, doch die Finanzen des Staats verwalten und fast den ganzen Handel in ihren Händen haben; 5) aus ungefähr einer halben Million Negersklaven. Die Christen sind in sehr kleiner Anzahl in Marokko; man zählt ihrer nur 500; alles Uebrige ist Jude oder Muhammedaner. Die Macht des Sultans über diese heterogene Bevölkerung ist eine sehr prekäre. Im Norden wird dieselbe in der Provinz Riff, einer der fruchtbarsten des Reichs, welche sich fast über die ganze Küste des Mittelmeers ausdehnt, jeden Augenblick in Frage gestellt. Im Süden sind Sus und Nazerun fast ganz unabhängig, besonders die zweite Provinz, die von dem berühmten Scheich Baruk regiert wird. Als Davidson auf seinem beabsichtigten Zuge nach Tombuktu in die Wüste vorzudringen versuchte, konnte der Sultan sich nicht enthalten, ihm zu gestehen, daß er jenseits Agadis oder Santa-Crux an der Gränze von Sus und Nazerun keine Autorität ausübe. Die Berbernstämme des Gebirges regieren sich fast selbst und verweigern oft dem Sultan den schuldigen Tribut. Ja, die Provinzen im Innern des Reichs, wie Dhala und Schedma, bekümmern sich so wenig um die Autorität des Sultans, daß sie sich oft gegenseitig bekriegen, ohne ihre Beschwerden erst an den Kaiser zu bringen. Fez ist vom Kaiser ganz abgefallen und voll von den Anhängern Abd-el-Kader's. Es giebt überdies eine große Zahl von Marabuts in verschiedenen Theilen des Reichs, welche eine politisch-religiöse Gewalt ausüben und mit ihrem kaiserlichen Herrn die Souverainetät theilen, wie z. B. Sidi-el-hadsch-el-Arobr-ben-Ali, welcher in Vezan, einer Stadt im Norden, residirt. Er hat seinen Titel und seine Functionen erblich zu machen gewußt und herrscht in seiner Provinz fast unumschränkt.

Das Land hat keine eigentliche militairische Organisation. Zwar giebt es eine Neger-Kavallerie, die 60,000 Mann zählt, die aber nichts ist als eine Art Janitscharat im Dienst des Kaisers und großentheils dazu dient, den Schatz des Kaisers in Mequinez zu bewachen. Die Taktik der Truppen hat sich seit Jahrhunderten nicht geändert. Man weiß, welchen Werth die unregelmäßige arabische Kavallerie hat, und diese Kavallerie ist die bedeutendste militairische Hülfsquelle des Reichs. Ueberdies hat der Kaiser keine Flotte: das See-Arsenal von Sallih liegt in Ruinen.

Man sieht, daß die Macht des Kaisers auf sehr unsicheren Grundlagen ruht; doch hat er Einen mächtigen Stützpunkt, der alle andere fast ersetzt. Er ist ein direkter Nachkomme des Propheten und das orthodoxe Oberhaupt

des ganzen Westens. Daher erstreckt sich sein Einfluß durch die ganze westliche Berberei bis an die große Wüste. Einst rühmte sich der Sultan von Marokko, jenseits der Sahara bis nach Tombuktu zu herrschen, und ein Aufruf zum heiligen Kriege in seinem Namen würde in den entferntesten Distrikten dieser unermeßlichen Regionen gehört worden seyn. Wenn Abd-el-Kader den Sultan des Glanzes berauben könnte, den ihm diese Abstammung vom Propheten verleiht, so würde dieser unermüdliche Feind Frankreichs sich bald zum Herrn von Marokko machen. Ueberdies benutzt der Sultan die Zwiste seiner Vasallen, um sie dadurch gegenseitig zu schwächen und so über sie herrschen zu können. Nur durch diese Politik erhält er sein Ansehen in der Provinz Sus, die voll von Scheifs ist. Wenn diese Häuptlinge einen Augenblick lang einig wären, so würde der ganze Süden wieder, wie früher, unabhängig werden.

Bei einer Invasion Frankreichs oder irgend einer anderen Macht hat das Reich keine unüberwindliche Schutzwehr entgegenzustellen. Zwar sind seine Küsten am Atlantischen Meere notorisch gefährlich, aber durch die Anwendung des Dampfes werden die Schwierigkeiten der Landung bedeutend vermindert. Ist der Feind einmal gelandet, so trifft er nur Wüsten und Berge. Frankreich würde in Marokko ein viel offeneres, leichter zu eroberndes Land finden als Algerien; selbst die gebirgigen Theile sind von fahrbaren Straßen durchschnitten. Wenn die natürlichen Befestigungen des Landes einen kühnen Feind nicht aufhalten können, so vermögen es die künstlichen noch viel weniger. Die Städte des Innern sind höchstens gegen die Angriffe der Araber geschützt, welche keine Artillerie haben. Mogador ist die einzige Stadt der Küste, die einige Vertheidigungswerke hat, und auch hier sind die Mauern so niedrig und schwach, daß sie den Kanonen nicht Stand halten könnten.

Unter solchen Umständen wird es den Franzosen nicht schwer fallen, sich der ältesten und schönsten Hauptstadt des Reichs, Fez, zu bemächtigen, ehe der Sultan ein ansehnliches Truppencorps zu sammeln vermag. Von Uschda nach Fez sind sechs Tagereisen, welche die Franzosen schnell zurücklegen werden, da auch der Weg in dieser Jahreszeit keine Schwierigkeiten bietet. Von Fez aus werden sie in weniger als neun Stunden unter den Mauern von Mequinez seyn, wo sie eine prächtige Kasauba finden werden; denn der gegenwärtige Kaiser hat in dem Tresor, welchen seine Vorgänger ganz leer gelassen hatten, reiche Schätze gesammelt. Tafilet, jenseits des Atlas, die besondere Residenz der königlichen Familie, dient ebenfalls zum Depot eines Theils der Ersparnisse des Sultans. Von hier aus kann man in zwei Tagen die Seestädte Salih und Rabatt am Atlantischen Meer erreichen, wo das Geschwader des Prinzen von Joinville der Armee die Hand bieten kann.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Geschichtswerke in England. Von Leopold Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" erscheint so eben eine englische Uebersetzung von Mrs. Sarah Austin, die bekanntlich auch dessen Geschichte der Päpste übersetzt hat. Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution" hat ebenfalls schon, und zwar in Herrn Evans Lloyd, einen Uebersetzer gefunden. Die Engländer protestiren jedoch gegen den Titel dieses Werkes. Unter ihrer Revolution verstehen sie nämlich nur die Ereignisse des Jahres 1688, durch welche Jakob II. des Thrones verlustig ging und Wilhelm und Marie, mit Ausschließung aller männlichen Stuarts, auf denselben berufen wurden. Dahlmann beginnt jedoch seine Erzählung schon mit der Thronbesteigung Heinrich's VII., so daß sie die Geschichte der Tudors sowohl als der Stuarts, d. h. des Zeitraums von 1485 bis 1688, umfaßt. Guizot in seiner berühmten Histoire de la Revolution d'Angleterre ging zwar nicht so weit zurück, indem er mit Karl I. begann, aber auch der Titel seines Werkes wird von den Engländern getadelt; „denn", sagen sie, „es steht dem Geschichtschreiber nicht frei, Bezeichnungen, die einmal in der Geschichte wie im Munde des Volkes ihren bestimmten Charakter und ihre genau angewiesene Stelle haben, auf andere Weise, und wäre es auch nach philosophischer konstruirten Begriffen, anzuwenden; am allerwenigsten aber ist dies auf dem Titelblatt eines Buches gestattet. Niemand wird in Abrede stellen (fügen sie hinzu), daß sich z. B. die Bezeichnung „Reformation" eben so gut auf die in unserer Zeit vorgenommene Parlamentsreform als auf die Kirchenverbesserung des 16ten Jahrhunderts anwenden lasse; aber es wird darum doch keinem Geschichtschreiber gestattet seyn, von der Reformation unter Wilhelm IV. zu sprechen." — Was übrigens das Dahlmann'sche Werk insbesondere betrifft, so rühmen ihm auch die englischen Kritiker Präcision und großes Darstellungstalent nach, das in Einem Bande die Geschichte zweier ereignißreichen Jahrhunderte trefflich zusammenzufassen wußte; gleichwohl sind sie der Meinung, es sey nicht gutzuheißen, daß dieses Buch übersetzt werde; denn ein Volk könne sich seine Geschichte treu und wahr nur von einem seiner eigenen Söhne erzählen lassen, wie denn auch in der That dem deutschen Historiker einige kleine Irrthümer nachgewiesen werden, die ein Engländer, der in des Landes Luft erzogen worden, unmöglich hätte begehen können. Unbegründet sey es übrigens, wenn Dahlmann behaupte, daß England keine unparteiischen Darstellungen des gedachten Zeitraums seiner Geschichte besitze; James Mackintosh und Hallam in seiner „Constitutional History of England", welche letztere Dahlmann gar nicht gekannt zu haben scheine, seyen im höchsten Grade als unparteiisch zu betrachten. Gleichwohl werde jeder Engländer, der deutsch verstehe, auch Dahlmann's Werk mit Vergnügen lesen, da, wenn es auch seine Kenntnisse nicht bereichere, doch ein interessantes Moment der Auffassung englischer Geschichte durch einen Ausländer sey.

— Englische Reiseberichte aus Deutschland. Mrs. Shelley, die Witwe des Dichters Percy Bisshe Shelley, hat sich den zahlreichen englischen Touristen angeschlossen, die seit einiger Zeit ihre auf einer Reise durch Deutschland gemachten Beobachtungen drucken ließen. Man sollte in der That kaum glauben, daß es unter uns noch etwas zu beobachten gebe, was nicht das Heer der englischen Reisenden schon zu Papier und ins Publikum gebracht. Es ist aber auch mitunter trivial genug, was die Herren da drüben drucken lassen. Besonders zeichnen sich in dieser Beziehung die „German Experiences" des Herrn William Howitt aus, des Verfassers der „Visits to remarkable places" und des Herausgebers des „Studentenlebens in Deutschland", dem wir mehr Geschmack und Wahrheitsliebe zugetraut hatten, als sich in seinen albernen „deutschen Erfahrungen" nachweisen läßt. Eine freundlichere Beobachterin — wiewohl auch sie kaum etwas berichtet, was sich in demselben Maße verlohnte, deutsch wiederzugeben, wie das, was die Engländer sich jetzt von Kohl's Reiseschilderungen in den drei vereinigten Königreichen übersetzen lassen — ist Mrs. Shelley. Ihre „Ausflüge in Deutschland und Italien" (Rambles in Germany and Italy) hat sie gemeinschaftlich mit ihrem Sohne, dem jetzigen Sir Percy Shelley, unternommen. Namentlich berührte sie auf denselben und beschreibt sie in ihrem Buche Baden-Baden, Kissingen, Weimar, Berlin, Dresden, Prag, Salzburg und Tyrol, von wo sie dann über Mailand und Florenz nach Rom und Neapel reiste. Daß ihr die Italiäner mehr zusagen als die Deutschen, ist die sehr natürliche Folge eines Fehlers, den Mrs. Shelley mit vielen ihrer Landsleute theilt, die nach Deutschland reisen, ohne auch nur im Geringsten etwas von der Sprache des Landes zu verstehen. Das Italiänische dagegen ist ihr sehr geläufig; sie kennt und liebt die Schrift- und die Kunstwerke dieses Landes seit ihrer frühesten Jugend; was Wunder also, wenn sie sich auch für die Menschen desselben mehr interessirt?

— Die Juden in Ungarn. Einen neuen Beweis von der Strebsamkeit und dem literarisch-politischen Leben in Ungarn erhalten wir in dem kürzlich erschienenen ersten Hefte einer Zeitschrift für israelitisch-ungarische Angelegenheiten. *) Der Herausgeber, der in Groß-Kanischa lebt, kündigt in der Vorrede an, daß in den folgenden Heften gewisse Mittheilungen nur in magyarischer Sprache abgedruckt werden sollen. Auch hat diese Sprache bereits, wie aus der Zeitschrift hervorgeht, in vielen ungarischen Synagogen Eingang gefunden. Professor Szabó sagt in seinen (magyarisch geschriebenen) „Grundzügen der Exegetik", daß die Nationalisirung der Juden in Ungarn überraschendere Fortschritte mache, als in irgend einem anderen Lande Europa's. Der Charakter der neuen Zeitschrift ist entschieden freisinnig: sie polemisirt eben so gegen den Stabilismus im Innern der jüdischen Gemeinden als gegen die außerhalb derselben stehenden Gegner des Fortschritts und der Verbesserungen.

*) Ben Chananja. Blätter für israelitisch-ungarische Angelegenheiten. (Mit einem hebräischen und einem magyarischen Motto.) Leipzig, Otto Wigand, 1844.

Bibliographie. *)

England.

W. Blackstone Commentaries on the laws of England; in 4 books: with an analysis of the work. 21. ed. with the last corrections of the author, and notes, by J. E. Hargrave, G. Sweet, R. Crouch, and W. N. Welsby. 4 vol. 8. London. 3 l. 3 s. — Gleichzeitig erschien die 2. Aufl. einer anderen Ausgabe dieses klassischen und unübertroffenen Werkes, von Stewart, unter d. Tit.: Comment. on the laws of England: in 4 books. Incorporating the alterations down to the present time. By J. Stewart. 2. ed. 4 vol. 8. London. 3 l. 3 s.

J. B. Proctor Treatise on the use of the sympathetic nerve and its ganglions, with their influence on various diseases of abdominal and pelvic viscera. 4. mit Kpf. London. 7 s. 6 d.

W. T. Smith Scrofula: its nature, causes, and treatment; and on prevention and eradication of the strumous diathesis. 8. London. 7 s.

H. Hunt On the nature and treatment of tic douloureux, sciatica, and other neuralgic disorders. 8. London. 6 s.

J. R. M'Culloch Dictionary, practical, theoretical, and historical, of commerce and commercial navigation. New (verb. u. verm.) ed. 8. mit Kart. u. Plän. London. 2 l. 10 s.

J. Macgregor Commercial statistics: a digest of the productive resources, commercial legislation, customs, tariffs etc. etc. Vol. 1 and 2. gr. 8. London. 4 l. 11 s. 6 d.

T. Tooke (Verf. der History of prices) An inquiry into the currency principle, the connexion of the currency with prices, and the expediency of a separation of issue from banking. 8. London. 4 s.

E. Hopkins On the connexion of geology with terrestrial magnetism etc. 8. mit 24 Kpf. London. 10 s. 6 d.

E. Pidgeon Fossil remains of the animal kingdom. 8. mit 80 Kpf. London. 18 s. — Früher als Supplementband zu Griffith's Uebersetzung von Cuvier's Règne animal erschienen.

R. Hunt Researches on light etc. 8. mit Kpfn. u. Holzsch. London. 10 s. 6 d.

D. B. Reid Illustrations of the theory and practice of ventilation, with remarks on warming, exclusive lighting, and the communication of sound. 8. mit Kpf. London. 16 s.

J. Y. Akerman Ancient coins of cities and princes geographically arranged and described. No. 1. Hispania. 8. mit 4 Kpfn. London. 2 s. 6 d.

The biographical dictionary of the Society for the diffusion of useful knowledge. Vol. 4. Part 1. 8. London. 12 s. — Hiermit ist der Buchstabe A beendigt. — Dieses Wörterbuch, auf etwa 30 Bände berechnet, erscheint seit dem J. 1842 in vierteljährlich ausgegebenen halben Bänden und ist allerdings ein Werk, das auch die Beachtung des wissenschaftlichen Publikums verdient. Wenn indessen neulich Lord Brougham, der Präsident jener Gesellschaft, in öffentlicher Rede dasselbe über die französische Biographie universelle stellen wollte, so möchten wir dem gelehrten Lord darin doch nicht ganz beistimmen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 15. August 1844.

England.

Ueber das Erstgeburtsrecht und die Majorats-Gesetze in England.*)

Das Feudal-System wurde in England durch Wilhelm den Eroberer eingeführt, der nach Unterjochung der Angelsachsen das Land unter seine Genossen theilte. Dem Prinzipe desselben zufolge, war die Krone alleinige Eigenthümerin des Bodens, und die Barone und Edelleute, die sie mit Ländereien belehnte, waren dagegen zu militairischen und anderen Diensten verpflichtet. Ein ähnliches Verhältniß fand zwischen diesen und ihren Untergebenen statt; die Vasallen leisteten ihrem Herrn den Eid der Treue, begleiteten ihn auf seinen Feldzügen, entrichteten ihm bestimmte Abgaben und durften nöthigenfalls auf seinen Schutz rechnen. Einen nothwendigen Bestandtheil dieses Systems bildete das Erstgeburtsrecht — ein Gebrauch, der, im Vorbeigehen gesagt, aus uralten Zeiten herstammt und dessen auch in der mosaischen Urkunde gedacht wird. Das Lehen mußte einem Individuum übertragen werden, das alle Verpflichtungen des Vasallen gegen den Lehnsherrn zu erfüllen und die Kraft und Wirksamkeit der Feudal-Regierung aufrecht zu halten vermochte; die Theilung und Zersplitterung des Lehens, die bei gleichen Anrechten der verschiedenen Kinder des Inhabers erfolgen mußte, wäre dem ganzen System verderblich geworden. Der älteste Sohn wurde daher als Erbe anerkannt und die männliche Linie der weiblichen vorgezogen. Dieses ist der Ursprung des Gesetzes, das seit dem Jahre 1066 in England besteht und worauf die Constitution selbst basirt ist, und obgleich die Barone, Ritter und Grund-Eigenthümer nicht mehr zu erblichen Dienstleistungen verpflichtet sind und das Feudal-System schon seit Jahrhunderten zerfallen ist, bleiben die Gründe noch immer gültig, die zu der Einführung jenes Gesetzes Anlaß gaben. Man bezweckte damit, einen Adelstand zu schaffen, der das stärkste Interesse habe, die Stabilität der Landesrechte und Institutionen zu bewahren — der zu gleicher Zeit die Macht und Würde des Staats repräsentire und als Vermittler zwischen der Krone und dem Volke handle, indem er die Willkür der ersteren beschränkt und den unruhigen Geist des letzteren zügelt. Dieser Zweck wird noch heutzutage durch die Erstgeburts- und Majorats-Gesetze erreicht.

Man muß jedoch nicht glauben, daß diese Einrichtungen dem Grundbesitzer die Macht benehmen, über sein Eigenthum zu verfügen. Im Gegentheil kann auch in solchen Fällen, wo das Land ein Majorat bildet, in Bezug auf welches der jedesmalige Besitzer nur ein lebenslängliches Interesse hat und das er unvermindert seinem Nachfolger überliefern muß, diese Bestimmung durch gegenseitige Uebereinkunft zwischen dem Inhaber und seinem Erben aufgehoben werden (was cutting off the entail heißt) — in der Regel besteht aber das Erstgeburtsrecht nur darin, daß in Ermangelung eines Testaments die liegenden Güter dem ältesten Sohne zufallen. Wo der Vater schweigt, spricht das Gesetz für ihn — und dieses spricht zu Gunsten des ältesten Sohns. Das bewegliche Vermögen ist jedoch hiervon ausgenommen, indem die Wittwe zu einem Drittel desselben berechtigt ist und der Rest unter sämmtlichen Kindern getheilt wird. Das Gesetz ist freilich der Zerstückelung der Ländereien in unzählige kleine Parzellen entgegen, aber es zwingt Niemanden, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß die Erstgeburtsrechte in England nicht so sehr durch gesetzliche Bestimmungen als durch die öffentliche Meinung in Kraft erhalten werden. Der gesunde Verstand, der die Grundlage des englischen Charakters bildet, hat die Nützlichkeit dieses Prinzips erkennen lassen. „Es giebt in England eine Grafschaft (Kent)", schreibt Gustave de Beaumont, „die dem feudalistischen Erbfolgerecht nicht unterworfen ist und wo das Gesetz eine gleiche Theilung des väterlichen Vermögens unter den Kindern vorschreibt. Dieses verhindert jedoch nicht, daß in der Grafschaft Kent eben so wie in Yorkshire die liegenden Güter auf den Erstgebornen übergehen, indem der Vater ihm durch sein Testament den Vorzug giebt, den ihm die Gesetze verweigert haben."

Die bloße Abschaffung jener Gesetze würde also nur eine geringe Wirkung hervorbringen, da nicht legislative Verfügungen, sondern ein tiefgewurzeltes Nationalgefühl dem System zur Hauptstütze dient. Der Anti-Korngesetz-Verein und die anderen Feinde des Erstgeburtsrechts könnten daher ihr Ziel nur durch die Einführung eines Zwanggesetzes erreichen, welches dem Familienvater die freie Disposition über sein bewegliches und unbewegliches Vermögen entziehen und es gleichmäßig unter seine Kinder vertheilen würde, ohne Rücksicht auf die Wünsche der Aeltern zu nehmen. Es möchte jedoch schwer seyn, das britische Volk zur Annahme eines solchen Gesetzes zu bewegen. Denn erstlich ist das Prinzip des Erstgeburtsrechts mit dem des erblichen Königthums aufs engste verknüpft, und würde man jenes als ungerecht und unnatürlich brandmarken, so müßte man auch diesem eine andere Gestalt verleihen. Zweitens würde die Ersetzung des Erstgeburts- und Majorats-Systems durch ein Statut, welches bei dem Tode jedes Landeigenthümers die gleichmäßige Vertheilung seiner Güter verfügt, zur Vernichtung des Adels, als abgesonderten Staatskörpers, führen. Die Zerstückelung der Ländereien würde ihm alle Macht und allen Einfluß rauben und die britische Pairschaft zum bloßen Schatten einer Aristokratie herabwürdigen. Die vorgeschlagene Reform ist also, beim Lichte betrachtet, nichts Geringeres als eine Revolution, und bedingt den völligen Umsturz der englischen Verfassung, deren Vorzüge sich durch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bewährt haben. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der soziale Zustand Großbritaniens an bedeutenden Mängeln leidet, aber eben so fühlbare, wenn nicht noch empfindlichere Gebrechen sind in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu bemerken, wo es weder Erstgeburts- noch Majorats-Privilegien giebt.

Man behauptet indessen, daß die Abschaffung des jetzigen Systems das Volksglück wesentlich befördern würde, und daß die gleichmäßige Vertheilung des Bodens für die allgemeine Wohlfahrt unentbehrlich sey. In Frankreich wird die Anhäufung von Territorial-Reichthümern durch die Gesetze verhindert: nach Gustave de Beaumont, einem der eifrigsten Vertheidiger des agrarischen Prinzips, bebauen dort die kleinen Grundeigenthümer ihr eigenes Land und arbeiten zu gleicher Zeit für Andere — bald als gemeine Tagelöhner, bald als Weinbauer — während einige als Handelsleute und andere als Handwerker auf den Dörfern leben. Aber so glücklich und nachahmungswerth man einen solchen Zustand auch finden mag, so wenig ist er dem Geiste der englischen Nation angemessen. Warum, möge uns derselbe Herr von Beaumont auseinandersetzen. „Um dieses zu erklären", bemerkt er, „muß man den auf dem Boden Englands aufgehäuften Reichthum, die künstlichen Einrichtungen, die er hervorgebracht, und die veränderte Gestalt, die er dem Lande verliehen, in Betracht ziehen. Jedes Landgut ist hier ein Kunstwerk, das ein harmonisches Ganze bildet; es zu zerstückeln, wäre fast ein Verbrechen — es ist ein Gemälde von Correggio, das zum Familienerbe gehört: und um nicht verstümmelt zu werden, muß es einem Einzigen zufallen. Und diese üppigen und mit ängstlicher Sorgfalt bebauten Domainen sind nicht seltene Erscheinungen, die man hier und da antrifft; sie bilden vielmehr den allgemeinen Charakter des Landes; sie folgen sich ohne Unterbrechung von einem Ende desselben bis zum anderen, während sie durch keine Anomalieen verunziert, durch keinen Kontrast in ihrer Wirkung gestört werden. Alles ist großartig, prächtig, erhaben in den ländlichen Bezirken Englands. Man muß hundertmal diese bewundernswerthen Landstrecken durchreist haben, auf welche die Natur ihre schönsten Gaben, die Betriebsamkeit ihren ganzen Reichthum, die Kunst ihren kostbarsten Schmuck verschwendet hat. Man muß England von London bis Edinburg durchzogen und das bezaubernde Schauspiel genossen haben, das sich unter unseren Augen entfaltet, um nicht das Erstgeburtsrecht selbst, sondern das Gefühl zu verstehen, mit welchem es die Engländer betrachten — um die Art Popularität zu begreifen, deren sich ein Gebrauch erfreut, ohne den diese herrlichen Domainen unter der Art des Gleichheits-Prinzips fallen würden, das den Grundbesitz zertheilt und niederdrückt."

Es ist nicht allein die Großartigkeit dieser Einrichtungen, die den Engländer an sie fesselt, da es dem praktischen Sinne desselben nicht entgehen kann,

> Wie weit
> Die Gränzen steh'n, die Pracht vom Glücke scheiden.

Er betrachtet allerdings mit Ehrfurcht den schönen Park, in dem schon die sächsischen Könige thronten; er empfindet in ihrer ganzen Stärke die angeborene Achtung vor edler Geburt und berühmten Namen. „Es ist eine ehrwürdige Sache", schreibt Bacon, „um ein altes Schloß oder Gebäude, welches nicht in Verfall gerathen ist, oder um einen mächtigen, kerngesunden Baum — wie viel mehr denn um ein altes Geschlecht, das den Wellen und Gewittern der Zeit getrotzt hat!" Aber das englische Volk würde aufhören, seine Aristokratie zu achten und deren Besitzthum als unverletzlich anzusehen,

*) Wir theilen hier im Auszuge einen Artikel aus der Monthly Review mit, der zwar zunächst gegen die Anti-Corn-Law League gerichtet ist, aber doch zu gleicher Zeit eine Uebersicht aller Gründe umfaßt, die sich zu Gunsten der in England bestehenden Primogenitur-Vorrechte, so wie der monarchisch-aristokratischen Regierungsform, anführen lassen. Wenn politische Institutionen nach ihren Erfolgen zu beurtheilen sind, so muß man allerdings Anstand nehmen, ein System zu verdammen, unter dessen Einfluß sich das britische Reich zu einer so hohen Stufe des Ruhms und der inneren und äußeren Größe erhoben hat.

wenn sie nicht nach seiner festen Ueberzeugung zu der gesellgen und politischen Wohlfahrt des Landes beitrüge, in der die menschliche Betriebsamkeit ihren Triumph feiert. Man darf auch die Thatsache nicht vergessen, daß es neben den vielen großen Domainen eine bedeutende Anzahl kleinerer Landgüter giebt, die von den Eigenthümern selbst bewirthschaftet werden. Und wenn es möglich wäre, die politischen Interessen bei Seite zu lassen, die bei dieser Frage betheiligt sind, so möchte es auch in ökonomischer Hinsicht nicht rathsam erscheinen, das Land in winzige Fragmente zu zersplittern. Große Meiereien, wie man sie in Yorkshire, Norfolk, Suffolk u. s. w. findet, haben sich stets den Fortschritten des Ackerbaus günstiger erwiesen, als die kleinen Bauergüter, die in Wales und Irland so häufig sind. Das jetzige System setzt, als Ganzes betrachtet, mehr Kapitalien in Umlauf, beschäftigt eine größere Anzahl Personen, bringt reichere Aerndten und übt einen günstigeren Einfluß auf das Wohlbefinden des Volks im Allgemeinen, als der entgegengesetzte Plan, oder vielleicht als irgend einer, den man vorschlagen könnte. Um uns der eigenen Worte Herrn von Beaumont's zu bedienen, „zeigt England mehr als jedes andere Land, wie unter der Regierung einer wohlwollenden Aristokratie die ländliche Bevölkerung glücklich werden kann, ohne ein Eigenthumsrecht an dem Boden zu besitzen"; welchem Geständnisse wir noch die Bemerkung des gleichfalls dem Erstgeburtsrecht feindlichen Adam Smith hinzufügen wollen: daß diese dem Landvolke so ersprießlichen Institutionen und Gebräuche mehr als alle die gerühmten Erfolge des Handels zu der heutigen Größe des britischen Reiches beigetragen haben.

Holland und Belgien.

Niederländische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

(Schluß.)

Prudens van Duyse.

Unter den neueren vlaemischen Dichtern, welche zu dem schönen Zweck sich verbunden haben, ihre Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen, nimmt Prudens van Duyse aus Gent eine ehrenvolle Stelle ein. Es würde mir um so erfreulicher seyn, wenn es mir gelänge, das Interesse für diesen in seinem Vaterlande so geachteten Dichter in Deutschland zu erwecken, da derselbe so sehr von dem warmen Wunsche einer geistigen Verbrüderung der stammverwandten Nationen erfüllt ist. Um diesem lebhaften Wunsche in Deutschland eine mächtige Stütze zu sichern, hatte van Duyse es gewagt, im Mai des Jahres 1842 dem erhabenen königlichen Beschützer der Kunst, Sr. Majestät dem Könige von Preußen, seine Dichtungen zu überschicken. Aber seine Hoffnung scheiterte, weil am preußischen Hof, wie fast in ganz Deutschland, die vlaemische Sprache eine ganz unbekannte ist. Ich bin daher um so freudiger dem Wunsche des Dichters, seine Gedichte in bekannterem Gewande mitzutheilen, entgegengekommen, als es mir scheint, daß wir Alle gegen unsere niederländischen Brüder eine kleine Schuld der Gleichgültigkeit abzutragen haben. Um also gleich mit einem Gegenstande zu beginnen, der für beide, Niederdeutsche und Hochdeutsche, von gleichem Interesse ist, theile ich „Hermann's Standbild" mit, welches von dem Dichter Sr. Majestät gewidmet wurde.

Hermann's Standbild.

Von Prudens van Duyse.

Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vom Dichter gewidmet.

Ihm, der sich vor dem Kapitol nicht bückte,
Doch kühn den Blitz, dem Donn'rer zugesellt,
Mit unverzagter Hand entrückte,
(Werth einer Hymne ist der Held,)

Den wir als Riesen deutscher Freiheit ragen
Vor uns als herrlich Vorbild sehn,
Ihm soll bei mächt'gerem Herzensschlagen
Ein Riesenstandbild aufersteh'n.

Gottlob, es steigt, es steigt ein Aar zur Wolke,
Vor dem in Staub sein Bastardbruder fällt,
Es streckt empor, es steigt vor allem Volke
Zum jauchzend hehren Sternenzelt.

Stolz soll mein Lied zu deinem Ruhm erklingen;
Ich niederdeutscher Sänger grüße dich;
Es hebt mein Herz auf der Begeist'rung Schwingen
Zu Hermann, dem Erhab'nen, sich.

O, wie ist Cäsar klein, wie tief danieder
Sank er, gleich jenem Varus, in das Grab!
Doch du erstehst vorm Aug' der Zeiten wieder,
Gewaffnet mit dem Kamrfesstab.

Gelehnt an deinen Schild, hältst du erhoben
Das Schwert, ein Flammenschwert in deiner Hand,
Und heldenhaft vom Felsen drohen
Rufst du: Frei sey das Vaterland!

Ich hör' den Schrei durch Roma wiederhallen:
„O, Varus, gieb die Legionen wieder!"
Die Römerzwing' ist vor der Eich' gefallen,
Und der Olymp sank vor Walhalla nieder.

Ich hör' der Sieger Festgesang erklingen:
„Ruhm, Hermann, Ruhm! du bist der Freiheit Licht!"
Den Rhein mit kühnem Brausen hör' ich singen:
„Der Rhein bebt vor dem Tiber nicht."

„Jauchzt, Hermann's Brüder, jauchzt! denn vor den Aaren
Entfloh die Tigerschaar, die uns gehetzt.
Die Römer nannten uns Barbaren; —
Als Becher kreisen ihre Schädel jetzt."

Noch klingt dem Dichter, was sie einst gesungen,
Die Stromeswogen rauschen's fort und fort,
Er steht, von ihrem Geisterchor umklungen
Und von der Sphären Gluthakkord.

Entsteigt der Gruft, ihr unvergeßnen Helden,
Ein Tempel steh', wo ruhmvoll einst im Streit
Fürs Vaterland die Herzen schwellten; —
Schwört ihr aufs neu den heißen Eid.

Den Eid, mit Keulen, hochgeschwungen,
Der Aire gier'gen Wolf zu weih'n dem Tod,
Der in die heiligen Haine 'eingedrungen,
Geweiht dem deutschen Kriegesgott.

Den Eid, den Römer in den Staub zu schlagen,
Dem Bären gleich, dess' Fell die Schultern deckt,
Den Eid, empor auf wildem Klang getragen,
Den Arm zu Wodan ausgestreckt.

Hört, hört den Eid! Fluchwürd'ge Sklaven, lauschet,
„Frei wie der Rheinstrom oder untergehn!"
Daß, wenn der Tod uns kühn im Kampf umrauschet,
Wir unverzagt in euer Auge sehn!

Schau, Ruhmgestirn, mit väterlichem Strahle
Aufs Brudervolk, Germania's Stamm entflammt.
O, strahle herrlich aus im Himmelssaale
Den Funken, den Gott selbst entflammt.

Sich aus dem Schweiß des Volks empor zu heben,
Hieß ein Despot die Ehrensäule nicht.
Es rief ein Volk ihr zu, empor zu streben
Als Freiheitssäule, auf zum Licht.

Die Witwe, sieh', bringt ihre kleine Gabe,
Der Bettler selbst, den oft der Hunger drückt.
Wankt mit dem Pfennig freudig her am Stabe
Und grüßt im Aether dich entzückt.

Das ist der Dom, dem keine Ird'schen gleichen,
Der hoch umwölbt Germania's Heldensohn,
Um seine Schäfte schlingen deutsche Eichen
Mit freud'gem Stolze ihre grüne Kron'.

Als Blücher rettend einst den Niederlanden
Erschien, ist Hermann's Geist in lichtem Schein
Mit aufgehob'nem Arm vor ihm erstanden
Und weihte segnend ihn zum Siege ein.

Und wir, wir Niederländer, sollten schweigen?
Nein, nein, so lang' der Leu von Waterloo
Sich hebt, soll unser Jubel zu dir steigen,
Durch alle Zeiten donnern froh.

So lang' Civilis Nam' den Niederlanden
Das Wort verbürgt: „Die Helden sterben nicht!"
So lang' das Standbild, das die Flaggen kannten
Zur Zeit der Väter, flattert doch im Licht.

Das Auge funkelt, fest auf dich gerichtet,
Die Brust wird weit, wenn sie dein Bild begrüßt,
Gleich wie die Fluth, zu Wogen aufgeschichtet,
In freud'gem Stolze übers Ufer fließt.

Stolz wallt sie hin, wo goth'sche Thürme steigen,
Geworfen in die Luft durch Riesenhand,
Wo schwarze Felsen, die ins Meer sich neigen,
Wie Riesenschatten steh'n am Strand.

Zernagt auch einst das starke Bild aus Erzen
Der Zahn der Zeit, unsterblich bleibt dein Ruhm, —
Es lebt dein Bild in allen deutschen Herzen,
Ein unvertilgbar Heiligthum.

Nie, nie wird Hermann's Volk sich Fremden beugen,
Bei Gott! nie wird der Deutsche Sklave seyn!
Bezeuget es, Ihr mächt'gen Zeugen,
Du, Hermann's Ruhm, und du, o Rhein!

Dem Gedichte „Hermann's Standbild" gingen folgende Verse voran:

Als jüngst in Waterloo Strahlen den Leu'n erhellten,
Besang ich Hermann's Bild, beseelt von deutschem Muth,
Er führte auf die Spur Dich, Herr! der Fürstenhelden,
Die noch der Belgier grüßt in der Begeist'rung Glut.

Nun Waterloo verjährt, erklingt kein Jubel länger,
Der freie Belgier sitzt in sklavisch trägem Ruh,
Doch wallt noch hoch die Brust dem niederländ'schen Sänger,
Willkommen! ruft er froh der großen Sonne zu.

O, Leu von Waterloo, und Hermann! laß' dich grüßen.
Du strahlend Paar! Stolz hebt das Auge sich empor.
Fessel und Schwert, sie ruhn verrostend dir zu Füßen,
Und Friedrich Wilhelm's dort gedenkt der Barbenchor.

Wird freundlich Ihm ein Mund des Belgiers Lied erklären?
Er ist mein Held — Er ist's, der uns entriß der Schmach.
Blumen schlingt um sein Bild ein Volk, die, ihn zu ehren,
Die reine Hand der Frau auf Belgiens Fluren brach.

Und einen Kranz, entsprossen der Asche jener Braven
Bei Belle-Alliance, schlingt die Liebe ihm zum Lohn.
Vor eines Zwingherrn Thron kriecht bleich die Schaar der Sklaven,
Allein der Mensch begrüßt mit Freude Preußens Kron'.

Wenn auch leider es mir nicht vergönnt war, diese Verse zu einer Zeit kennen zu lernen, wo der Blick des königlichen Helden, an welchen sie gerichtet, vielleicht theilnehmend darauf verweilt hätte, so glaube ich doch, daß Alles, was dem edlen Monarchen geweiht ist, auch Anklang unter seinem Volke

finden wird. Indem ich für jetzt diese Mittheilungen über niederländische Dichter schließe, hoffe ich, daß es mir bald vergönnt seyn wird, bei meiner Rückkehr aus Belgien Interessantes aus ihrem Leben und ihren Werken meinem Vaterlande vorzulegen.

Algerien.

Die maurischen Aerzte in Algerien. *)

(Nach der Revue de Paris.)

Mit dem Namen Tebibs bezeichnet man in Algerien diejenigen Personen, welche die schwierige Kunst, zu heilen, ausüben. Wir gebrauchen diesen letzteren Ausdruck nur, um der allgemein angenommenen Vorstellung von der wichtigen Aufgabe des Arztes zu entsprechen; denn die Industrie der weder graduirten noch patentirten Aeskulape im nördlichen Afrika hat mit der hohen und herrlichen Wissenschaft, welche das Leben verlängert, gar nichts zu schaffen.

Schöpfer der neueren Medizin, sind die Araber eben so verfahren, wie die Vögel unter dem Himmel, welche ihre Jungen, sobald sie flügge zu werden anfangen, aus dem väterlichen Neste verstoßen, sie der Obhut des Himmels anheimstellen und um ihr ferneres Schicksal sich nicht weiter kümmern: sie haben ihr bereits herangewachsenes Kind in die Ferne verbannt und so wenig für sein Schicksal Sorge getragen, daß sie nach und nach sogar die Erinnerung an dasselbe gänzlich verloren haben.

Die Medizin ist ihnen nur dem Namen nach bekannt, auch haben sie nicht einmal eigentliche Aerzte; denn tebib heißt bei ihnen Jeder, der ohne vorgängige Studien und Prüfungen sich diesen Titel anmaßen will, und die Nachfolger eines Avicenna, Aëtius und Averroës sind entweder verzückte und quacksalberische Marabuts, welche die Krankheiten nach den Vorschriften des Korans behandeln und den Charlatanismus der Zauberformeln dabei anwenden, oder maurische Figaro's, welche bei ihrer Gewandtheit im Gebrauch des Rasirmessers in der Regel als eben so treffliche Barbiere sich zeigen, wie als ungeschickte Chirurgen, die nicht einmal mit der Lanzette umzugehen wissen.

Bei den Einwohnern Algeriens, insoweit sie Mauren oder Araber sind, gilt es als Glaubenssatz, daß böse Geister (dschinnus) durch ihr plötzliches und tückisches Eindringen in den menschlichen Körper die Hauptursache, die Grundlage und den Keim zu allen Krankheiten bilden. Diese gefährlichen Geister nehmen die verschiedenartigsten Gestalten an, vorzüglich aber die großer Kröten oder Frösche, welche sich am Ufer der Teiche und Quellen in den Hinterhalt legen und, wie die Spinne in dem Winkel ihres Gewebes, auf den Ankömmling lauern. Zuweilen auch sind diese Geister von den Schuppen giftiger Reptilien bedeckt, wie das Auge der Unglücklichen, welche ein böses Geschick in ihre Nähe bringt, verderbliche Blicke zuwerfen oder, schlimmer noch, eine giftige Feuchtigkeit gegen sie ausspritzen. In welche Gestalt sie sich auch einhüllen zu müssen glauben, so zweifelt doch Niemand daran, daß sie die wahre und hauptsächliche Ursache aller organischen Störungen und Krankheiten seyen, die unseren gebrechlichen Körper so oft und so schmerzhaft befallen.

Unter solchen Umständen handelt es sich bei der Frage, wie den Krankheiten vorzubauen und wie sie zu heilen seyen, zuvörderst darum, durch alle nur mögliche Vorkehrungs- und Schutzmaßregeln gegen die bösen Geister sich zu sichern; und wenn es nicht gelungen ist, ihnen das Eindringen in den Körper zu wehren, sie so bald als möglich wieder aus demselben zu vertreiben. Zuerst wollen wir die Präservativmittel näher ins Auge fassen.

Die Talismane oder Amulete sind das gewöhnliche Schutzmittel gegen die stets zu besorgenden Anfälle der bösen Dschinnus.

Mit ihnen versehen die Algerier sich, ihre Frauen und Kinder, ja sogar ihr Pferd und Kameel, und sie sind fest überzeugt, auf diese Weise sich und alles ihnen Angehörige gegen Krankheit und Tod zu schützen. Diese Talismane erhalten sie von den Marabuts, welche daraus ein Gewerbe machen und mit denselben einen sehr einträglichen Handel treiben. Gewöhnlich bestehen sie aus einigen Rosenkranzkugeln oder auch aus viereckigen, von einer unleserlichen Zauberschrift angefüllten Stückchen Papier.

Man hat deren für alle Fälle, und jeder Marabut besitzt eine besondere Abtheilung und Gattung. Die einen schützen gegen das Fieber, gegen Augenübel, gegen die Krankheit, welche die Araber yaws nennen; die anderen gegen Kugeln; auch giebt es deren, welche die entgegengesetzte Kraft besitzen. Denn da den Auserwählten Gottes nichts unmöglich ist und seyn darf, so können die Marabuts, wie das Leben, so auch den Tod verkaufen. Als Beispiel mag folgende Thatsache dienen: Der Araber Adda-Uled-Chalifah, Kaid der Haschem-Gharabah, eines der ersten Stämme der Provinz Oran, erzählt, daß sein Vater, der in der Schlacht von Makta seinen Tod fand, dieses glückliche Schicksal dem Besitz eines Amulets zu verdanken hatte, das er einige Jahre vorher zu dem Zwecke, durch eine christliche Kugel zu fallen, von einem Marabut um einen hohen Preis gekauft hatte. Der Zufall war seiner Erwartung entgegen gekommen, und Adda-Uled-Chalifah, ein junger Mann von 28 Jahren, welcher vor Begierde brannte, einen eben solchen Talisman zu kaufen, um bald mit seinem Vater in jenen paradiesischen Gefilden vereinigt zu werden, wo dieser, wie er sagte, umringt von neunzig Huri's, in seliger Wonne schwelge, hatte nichts Eiligeres zu thun, als jenen Marabut aufzusuchen, welcher seinem Vater den Talisman verkauft hatte. Er erreichte seinen Zweck nicht sogleich, und wir wissen noch zur Stunde nicht, ob es diesem würdigen Sohne eines solchen Vaters gelungen ist, den ersehnten ruhmvollen Tod sich zu erkaufen. —

Der Talisman wird um den Hals getragen und ist gewöhnlich in einem mit einer kleinen goldenen Blume verzierten Futteral von Blech oder Maroquin eingeschlossen. Die Armen beschränken sich darauf, ihn in ein Stück weiße, mit Wachs oder Salbe bestrichene Leinwand, welche ihnen die Marabuts mit dem Inhalt gegen eine mäßige Vergütung zustellen, einzuwickeln. Auf das viereckige Papier oder Pergament, in welches der Zauberspruch kommt, werden mystische Figuren gezeichnet, welchen stets Verse aus dem Koran und eine mehr oder weniger unverständliche Beschwörungsformel gegen den bösen Geist beigefügt sind.

Wir wollen hier den Inhalt einer dieser Formeln mittheilen, welche wir von dem ausgezeichneten Augenarzt, Doktor Furnari, erhalten haben, der kürzlich eine ihm vom Minister des öffentlichen Unterrichts in Algerien anvertraute Mission mit Erfolg für die Wissenschaft beendigt hat. Dieser Talisman gewährt Schutz gegen Augenübel; der Zauberspruch fängt also an: „Im Namen des allgütigen und barmherzigen Gottes! Gnädig sey Gott unserem Herrn Muhammed, seiner Familie und seinen Genossen." Darauf folgt der Anfang der 36sten Sura des Korans, wo Gott also zu Muhammed spricht: „Beim Koran, du gehörst zu der Zahl der Gesandten Gottes und wandelst auf rechtem Wege. Diese Offenbarung hat das erhabene und allgütige Wesen dir gemacht, damit du das deinem Volk kund thust, was seinen Vätern kund gethan worden ist und woran es nicht denkt. Unser Wort ist gegen die Meisten unter ihnen ausgesprochen worden, und sie werden nicht glauben. Wir haben ihren Hals mit Ketten belastet, die ihnen das Kinn zusammenpressen, und sie können den Kopf nicht in die Höhe richten. Wir haben eine Scheidewand vor ihnen und hinter ihnen aufgestellt. Wir haben ihre Augen mit einem Schleier bedeckt, und sie sehen nicht." (Diese letzte Stelle erklärt die Wahl des Stücks und zeigt ziemlich deutlich, daß es sich hier um Augenübel handelt.) Hierauf folgen Schriftzeichen oder vielmehr Hieroglyphen, welche die Beschwörung enthalten, die, gleich den äußerlichen Augenmitteln, den bösen Geist, d. h. den schwarzen Staar, die Umstülpung des unteren Augenliedes (Ektropion) oder den grauen Staar, aus dem Auge entfernen soll. Dieser Zauberspruch ist beinahe nicht zu entziffern; Alles, was man davon lesen kann, ist der Anfang oder die Anrufung, die in folgenden Ausdrücken abgefaßt ist: „Im Namen Gottes, von Gott .... Es giebt keinen anderen Gott neben ihm; es giebt keine Macht, außer in Gott ...." Zwei zauberische Quadrate nach Art der Pythagoräischen Tafeln befinden sich im Mittelpunkt der Schrift und eine dritte unten rechter Hand. Statt der Ziffern sieht man daselbst arabische Buchstaben, welche bekanntlich, abgesehen von ihrer Bedeutung als Sprachlaute, auch einen numerischen Werth haben. Der eine der beiden mittleren Quadrate enthält neun Buchstaben, welche die neun ersten Ziffern bedeuten und folgendermaßen in drei Reihen vertheilt sind:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Wenn man jede dieser drei Reihen, und zwar von oben nach unten, oder von der Rechten zur Linken, oder auch in der Diagonale addirt, wird man jedesmal die Zahl 15 erhalten, welche eine besonders kabbalistische seyn soll. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß die Ziffern an den vier Ecken eine arithmetische, in den Zahlen 2, 4, 6, 8 enthaltene Progression bilden; ferner, daß auch die vier Mittelzahlen 1, 3, 7, 9 zusammen dasselbe Facit liefern, wie jene vier Eckzahlen, und daß die 5 im Centrum nach allen Seiten hin die mystische Zahl 15 ergänzen hilft. Wir verweisen den Leser, der sich mit diesem Gegenstande genauer bekannt machen will, auf das unter dem Titel: Monumens arabes, persans et turcs, du cabinet de M. le duc de Blacas von Furnari herausgegebene Werk.

Wenn, trotz solcher kräftigen Schutzmittel, der also herausgeforderte Feind, d. h. die Krankheit oder der böse Geist, sich verrätherischer Weise in die Festung einschleicht, was thut man dann? Das Heilmittel ist sehr einfach: es handelt sich bloß darum, sich mit einem anderen Talisman zu versehen, der den Teufel das Feld zu räumen zwingt. Der Kranke begiebt sich daher wiederum zu dem Marabut, der ihm sein erstes Amulet verkauft hat, in der festen Ueberzeugung, daß er, sogleich bei seinem Eintritt in das Heiligthum, in welchem der heilige Mann neben den Gebeinen seiner Vorfahren, deren Ruhm und übernatürliche Macht als Erbe auf ihn übergegangen sind, seinen Wohnsitz hat, sich mindestens sehr erleichtert, wo nicht gar gänzlich befreit von seinem lästigen Gaste fühlen wird, da es der Teufel schicklicher Weise nicht wagen kann, im Angesicht einer solchen ehrenwerthen Person Stand zu halten und seinen Platz zu behaupten. Wenn er aber dessenungeachtet hartnäckig ist und, weil ihm vielleicht die Wohnung zusagt, dieselbe nicht verlassen will und die Unverschämtheit so weit treibt, der Anwendung des Zauberbuches und geheiligter Zaubermittel auf den leidenden Theil zu widerstehen, so muß man Geduld mit ihm haben und, mit dem Amulet um den Hals, warten, bis es ihm gefällig ist, eine andere Herberge zu suchen. Und das wird jedenfalls früher oder später eintreten, denn der Teufel ist von Natur launenhaft, flüchtig und veränderlich.

Die Amulete machen also die ganze Grundlage und das Wesentliche der Gesundheitskunde und Arzneiwissenschaft der Algerier aus. Die französische Besitznahme und die Bestrebungen der europäischen Aerzte, Aufklärung zu verbreiten, haben in dieser Beziehung den Meinungen und Glaubenslehren der

*) Es ist bei Gelegenheit der Gefechte, die kürzlich zwischen den Franzosen und den Marokkanern vorgefallen, häufig angeführt worden, daß von den verwundeten Afrikanern eine weit größere Anzahl starb, als unter den Europäern, was dem Mangel an wissenschaftlichen Aerzten und Wundärzten beigemessen wurde; wir halten daher die Mittheilung dieses Artikels für zeitgemäß, obwohl derselbe bereits von älterem Datum ist.

Mauren und Araber wenig oder gar keinen Abbruch zu thun vermocht, und folgende Anekdote wird den kindlichen Glauben darthun, welchen sie fortdauernd für die Heilkraft dieser wunderlichen Mittel hegen:

Ein Arzt unserer Bekanntschaft wurde neulich zu einem Kulugli nach Algier gerufen, welcher an einer bedeutenden chronischen Krankheit litt, deren jedoch unser Doktor, vermöge eines unfehlbaren Mittels, bald Herr zu werden sich anheischig machte. Er verschrieb ein Rezept und verließ den Kranken, in der festen Ueberzeugung, daß er schnell genesen werde. Vierzehn Tage darauf begegnet er ihm, aber blässer aussehend und hinfälliger als zu der Zeit, wo er ihm seinen ärztlichen Besuch gemacht hatte. „Nun!" sagt der Doktor, „wie geht es denn? dem Anscheine nach schlecht?" — „Ach ja, Herr! (sidi) sehr schlecht", antwortete der Algierer. „Meine Leiden werden immer unerträglicher, und ich besorge sehr, daß der Böse mit unseren beiderseitigen Bemühungen sein Spiel treibt." — „Welcher Böse?" fragt der Doktor. „Habt ihr mein Rezept befolgt?" — „Euer Rezept?" wiederholt der Kranke mit erstaunter Miene. — „Ja", erwiedert der Arzt, „jenes Stück Papier, was ich euch damals zugestellt habe?" — „Und auf welches ihr Schriftzeichen aufgesetzt habt!" ... „Eben dies meine ich. Habt ihr gethan, was ich euch vorgeschrieben habe?" — „Ja wohl", antwortete der Algierer. — Das ist doch sonderbar, dachte der Doktor. „Also ihr täuscht euch nicht, ihr seyd überzeugt, meiner Vorschrift Punkt für Punkt gefolgt zu seyn?" — „Gefolgt ... nein, das wohl eigentlich nicht: im Gegentheil, sie folgt mir", antwortet der Kranke. — „Was wollt ihr damit sagen?" — „Ich schwöre euch zu, daß sie mich nicht verlassen hat; ihr sollt euch selbst überzeugen, da! seht!" Bei diesen Worten schlug der arme Kulugli den oberen Theil seines Kaftans aus einander und wies dem erstaunten Arzte das vierfach zusammengelegte Rezept an einem um den Hals geschlungenen Bande auf der Brust. Der Bedauernswerthe hatte das Rezept für ein Amulet angesehen und in aller Unschuld keine bessere Anwendung von demselben zu machen geglaubt, als wenn er ihm seinen Platz auf der Brust anwiese. Er wartete mit Geduld auf den Erfolg dieses trefflichen Heilverfahrens, und wartete sicherlich noch heute darauf, wenn ihn nicht der Doktor mit Gewalt zu einem Apotheker gebracht und die seine Genesung bedingende Arznei für ihn besorgt hätte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Zur Erinnerung an Alex. v. Humboldt's Rückkehr aus Amerika.** Am 3. August wurden es vierzig Jahre, daß Alexander von Humboldt wieder den europäischen Boden betrat, nachdem er fünf Jahre lang die bis dahin der Wissenschaft noch fast ganz verschlossen gewesenen Regionen des spanischen Amerika's durch seine an Umfang und Gründlichkeit unübertroffenen Forschungen neu entdeckt und eröffnet hatte. Es war gewiß ein trefflicher Gedanke, daß die Akademie der Wissenschaften diesen Tag, an den sich so viele Erinnerungen für zwei Welttheile knüpfen, nicht ohne Feier vorübergehen ließ — eine Feier, die dem noch immer jugendlichen und für alles Edle und Große wie damals, als er seine Reisen antrat, empfänglichen Greise im Jahre 1854 gewiß wiederkehren wird. Als Humboldt vor vierzig Jahren in Bordeaux landete, hatte Napoleon eben die Krone sich aufgesetzt, und der neue kaiserliche Adler begrüßte den aus der Ferne ankommenden Reisenden; ein Neffe Napoleon's, der gelehrte Naturforscher Karl Bonaparte, Fürst von Canino, war darum bei der vierzigjährigen Erinnerungsfeier eine um so interessantere Erscheinung. Napoleon's offizielle Zeitung, die damals noch das Gewand und das Datum der Republik trug, zeigte die Ankunft Humboldt's und Bonpland's am 12. August 1804 an. In der „Gazette Nationale ou le Moniteur Universel" (Nr. 324) von Sonntag den 24. Thermidor des J. XII der Republik befindet sich folgender Artikel:

„Bordeaux, 18. Thermidor (6. Aug.). Die Herren Humboldt und Bonpland, deren Tod die öffentlichen Blätter gemeldet hatten, sind von Philadelphia, nach einer sehr glücklichen Ueberfahrt von 29 Tagen, in Bordeaux angelangt.*) Seit fünf Jahren auf einer Expedition begriffen, die sie auf ihre eigenen Kosten**) zum Vortheil der Naturwissenschaften unternommen hatten, haben sie den Orinoko, den Amazonenstrom, das Königreich Neu-Grenada, die Anden von Quito, so wie Peru und Mexiko, durchforscht. Außer den geologischen Sammlungen und Herbarien, die sie bereits nach Europa gesandt hatten***), bringen sie an dreißig Kisten mit Naturgegenständen mit, die um so interessanter seyn müssen, als die Länder, die die Reisenden besuchten, nur noch sehr wenig gekannt sind."

Auch das Schreiben, das Alexander von Humboldt bald darauf aus Paris an den verewigten König Friedrich Wilhelm III. gerichtet, dem er darin seine Rückkehr anzeigte und einen Theil seiner Sammlungen anbot, findet sich noch aufbewahrt. Humboldt, welcher 9000 Meilen des fernen Kontinents durchzogen, drückt zugleich in diesem Schreiben seine Freude aus, bald das theure Vaterland wiederzusehen, dem er sofort zueilen will, nachdem er Wilhelm von Humboldt, den geliebten Bruder, umarmt, der damals als preußischer Gesandter in Rom verweilte.

— **Die Brüder Schomburgk.** Nicht Richard Schomburgk, wie das Feuilleton der Allg. Preuß. Zeitung vom 12. August berichtete, sondern dessen Bruder O. A. Schomburgk ist es, der bereits von Demerara über London hier eingetroffen. Letzterer ist Obergärtner in Potsdam und hat im Jahre 1840 mit Erlaubniß der brittischen Regierung seinen Bruder Richard, der in deren Diensten steht und die Gränzlinien zwischen Britisch-Guiana und Brasilien regulirt hat, nach dem Essequibo und Corentin begleitet. Er hat dort für unsere botanischen Sammlungen und für unseren neuen, von Lenné und Lichtenstein so schön eingerichteten und noch Schöneres versprechenden zoologischen Garten treffliche Erwerbungen gemacht, die auch zum Theil bereits angekommen sind. Unter Anderem wird ihm der zoologische Garten ein Exemplar der Harpyie (Falco destructor), dieses kräftigsten Raubvogels der südamerikanischen Ebenen, und eine Riesenschlange zu verdanken haben. Ein Zitteraal, der für dieselbe öffentliche Anstalt bestimmt war und auch lebendig nach Europa kam, ist leider im englischen Kanal gestorben. Allerlei ethnographische und andere Merkwürdigkeiten, welche die beiden Brüder außerdem mitgebracht, sollen in dem Bibliothek-Lokale der Berliner Geographischen Gesellschaft zur Schau gestellt werden. Richard Schomburgk weilt noch in London, wird jedoch in einigen Wochen ebenfalls hier erwartet.

*) Das Schiff, auf welchem sich die Reisenden befanden, erschien bereits am 1. Aug. an der französischen Küste, lenkte jedoch erst am 3ten bei Bordeaux an.

**) Humboldt war es allein, der dazu sein väterliches Vermögen verwandt hatte; Bonpland, ein Zögling der medizinischen Schule und des botanischen Gartens in Paris, war gänzlich ohne Mittel.

***) Einen Theil ihrer Handschriften und Sammlungen, und zwar diejenigen von 1799 und 1800, sandten die Reisenden schon zu Anfang des J. 1801 nach Europa, doch ist etwa ein Drittel dieser Sammlungen durch Schiffbruch verloren gegangen.

Bibliographie.*)

England.

R. Adair Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. With a selection from his despatches, published by permission of the proper authorities. 8. London. 18 s. — Adair, im J. 1806 englischer Gesandtschaftsträger am Wiener Hofe, beabsichtigend, diese für die Zeitgeschichte wichtige Denkschrift erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit zu übergeben, entschließt sich aus bedeutenden Rücksichten und mit Erlaubniß der engl. Behörden und des Fürsten Metternich schon jetzt zur Herausgabe. (Vergl. Allg. Nr. 71.)

Mrs. Abell (früher Miss Elizabeth Balcombe) Recollections of the emperor Napoleon during the first three years of his captivity on the island of St. Helena etc. 8. mit Kpfr. London. 10 s. 6 d. — Hübsch geschriebene Memoiren eines zur Frau herangewachsenen Kindes über Napoleon's Aufenthalt auf St. Helena, aus denen das „Magazin" des ver. J. nach dem New Monthly Magazine einzelne Proben in Uebersetzung gegeben.

J. Ouchterlony The Chinese war: an account of all the operations of the British forces from the commencement to the treaty of Nanking. 2. ed. 8. mit 33 Abbild. London. 1 l. 5 s.

T. E. May Treatise upon the law, privileges, proceedings, and usage of parliament. 8. London. 14 s.

Theocritus. Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit C. Wordsworth. 8. Cantabrigiae. 12 s. 6 d. — Eine mit Benutzung der besten, namhaft gemachten, Handschriften besorgte Ausgabe.

J. Pearsonus (geb. 1612, gest. 1686 als Bischof von Chester) **Adversaria Hoeyeliana.** 2 vol. 8. Oxonii: e typographeo academico. 15 s. — Als Herausgeber nennt sich unter der Vorrede L. Gaisford. Schon J. Alberti, in seiner Ausgabe des Hesychius, macht auf diese Adversaria aufmerksam, die er sich vollständig zu verschaffen vergeblich bemüht war. — Sie befinden sich gegenwärtig in der Bibliothek des Trinity College zu Cambridge.

G. Crabb English synonymes explained in alphabetical order etc. 7. ed. 8. London. 15 s.

S. Pegge Anecdotes of the English language, chiefly regarding the local dialects of London and its environs etc. To which is added, a supplement to Grose's provincial glossary. Edited by H. Christmas. 3. (verb. u. verm.) ed. 8. London. 12 s.

W. Barnes Poems of rural life, in the Dorset dialect: with a dissertation and glossary. 12. London. 12 s.

R. Aytoun Poems. Edited by C. Roger, from a ms. in his possession, and other authentic sources. 8. Edinburgh. 6 s. — Robert Aytoun, auch Ayton, ein Schotte, geb. 1570, gest. 1638, war früher nur als Verfasser einiger lateinischen gedruckten Gedichte bekannt. Dem englischen Hofe darin auf eine grobe Weise schmeichelnd, weiß er dennoch reichlich dafür belohnt. — Erst in neuerer Zeit machte man die Entdeckung, daß er deren auch in englischer Sprache geschrieben. Sind sie ohne alle Bedeutung, so haben diese, neben dem literarischen Interesse, auch einen, ihnen selbst von Robert Burns zugestandenen, poetischen Werth. Gesammelt erschienen sie zuerst in The Bannatyne Miscellany, das, herausgegeben von dem Bannatyne Club in Edinburg, wie alle Publicationen dieses Vereins, nicht in den Buchhandel gekommen.

R. Southey Poetical works. gr. 8. mit Portrait. London. 1 l. 1 s. — Einzeln in einem Bande, wie deren von Byron und Moore verbanden. Robert Southey starb den 21. März 1843.

R. B. Sheridan Dramatic works: with a biographical and critical sketch. By Leigh Hunt. 8. London. 5 s.

Quid pro quo; or, the day of dupes: the prize comedy, in 3 acts, as first performed at the theatre royal, Haymarket, on tuesday, June 18, 1844. 8. London. 2 s. 6 d. — Als kürzlich Hr. Webster, der gegenwärtige Pächter des Haymarket-Theaters, einen Preis von 500 Pfund auf das beste englische National-Lustspiel ausgesetzt hatte, gingen nicht weniger als 80 Stücke ein, unter denen dem eben genannten von einem eigens dazu gewählten Comité der Preis zuerkannt wurde. Als Verfasserin nennt man die durch ihre Memoiren bekannte Mrs. Gore. — Sonderbarer Weise hat dasselbe bei seiner Aufführung keineswegs gefallen.

G. P. R. James Works, revised and corrected by the author; with an introductory preface. Vol. 1. The Gipsy. 8. London. 8 s.

J. P. Curran Speeches. With a memoir by a barrister. 8. Dublin. 6 s. — Curran's Reden gehören neben denen eines Fox, Burke, Pitt, Grattan, Sheridan, Erskine, Brougham, Canning u. a., zu dem Besten der englischen Literatur auf dem Gebiete der Beredsamkeit.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: **Bingham Origines ecclesiasticae.** New ed. Vol. 6. — Transactions of the provincial medical and surgical Association. Vol. 12. — **Alison History of Europe during the French revolution.** New (verb. u. verm.) ed. 10 vol. 8. 7 l. 15 s. — **Brougham Statesmen of George III.** 3. series. New ed. — **Drummond Histories of the noble British families.** Part 2. — **Frederick the Great, his court and times.** Edited, with an introduction, by T. Campbell. 2. ed. — Ueber die Unterschaft dieses Werkes haben wir uns früher ausgesprochen. **Thomas Campbell,** der Dichter von The pleasures of hope, starb den 15. Juni d. J. Außer seinen eigenen poetischen Arbeiten verschmähte Campbell es nicht, eine englische poetische Chrestomathie herauszugeben, die kürzlich in einer neuen Ausgabe erschienen: Specimens of the British poets: with biographical and critical notices, and an essay on English poetry. New ed. gr. 8. mit Portrait. London. 15 s. — **Harris Highlands of Ethiopia.** 2. ed. — **Beaumont and Fletcher Works,** by Dyce. Vol. 3. — **Shakespeare Works,** by Collier. Vol. 1 u. 2. illustr., mit Portrait. (Die übrigen sieben Bände erschienen sämmtlich im J. 1843.) Dem Bande voran geht eine Geschichte des englischen Drama's und ein Leben des Dichters. Diese und Knight's Ausgaben bespricht: **A. Dyce Remarks on J. P. Collier's and C. Knight's editions of Shakspere.** 8. London. 9 s. — Einzelne dunkle Punkte im Leben Shakespeare's beleuchtet **J. Hunter** in: The first part of new illustrations of the life, studies, and writings of Shakespeare. 8. London. 3 s. 6 d.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 17. August 1844.

Frankreich.

Kanäle und Eisenbahnen.

Von Edm. Teisserenc.*)

So verschieden auch Kanäle und Eisenbahnen anfänglich scheinen mögen, wenn sie noch unvollkommen sind, und die einen zwar eine billige, aber langsame, die anderen eine rasche, aber theure Versendung gewähren, so eignen sich doch beide, sobald sie erst zu gehöriger Vollendung und Ausdehnung gelangt sind, gleich gut zum Waarentransport. Jede wesentliche Verbesserung vermehrt die Geschwindigkeit auf den Wasserstraßen und vermindert die Fahrpreise der Eisenbahnen. So geschieht es, daß diese beiden Communicationsmittel, obgleich sie von entgegengesetzten Punkten ausgehen, endlich doch stets für den Waarentransport dieselben Dienste leisten. Eine Eisenbahn längs eines Kanales anlegen heißt also, den Transport, für den ein Weg hingereicht hätte, unter zwei Wege vertheilen, und den Ertrag zweier Unternehmungen, für welche gewaltige Kapitalien aufgewendet wurden, bloßstellen; oder, mit einem Worte, einen Theil des Staats-Reichthums absichtlich vernichten. Daraus folgt die Lehre: die Eisenbahnen müssen so viel als möglich abgesondert von den Wasserstraßen angelegt werden.

Diese Behauptung verstößt zu sehr gegen die hergebrachten und noch herrschenden Ansichten, als daß sie nicht allgemeinen Widerspruch erfahren sollte. Die Einen kämpfen dagegen mit Theorieen, die um so entschiedener aufgestellt werden, je oberflächlichere Studien ihnen zu Grunde liegen; die Anderen bauen ihre Beweisführungen mit großer Geschicklichkeit auf einzelne Thatsachen, die ihres besonderen Charakters wegen eben die Ausnahmen von der Regel bilden.

Um aber unsere Behauptung umzustoßen, müßte für den einen oder den anderen dieser beiden Wege entweder eine materielle Unmöglichkeit oder eine Unmöglichkeit des Ertrages bewiesen werden. Aber keine der beiden Unmöglichkeiten ist vorhanden.

Die Schiffe können alle gewöhnliche Waaren aufnehmen und mit der Geschwindigkeit der Schnellfracht, oder nöthigenfalls der Post, befördern. Die Wagen der Eisenbahn eignen sich ebenfalls vortrefflich zum Transport umfangreicher Güter. In England befördern sie Kohlen, Erze, Baumwolle, Flachs, Werg, Wolle, Bauholz; zwischen Beaucaire und Nimes Bruchsteine; zwischen Linz und Gmünd Brennholz. — Von diesem Gesichtspunkte aus giebt es also keinen gegründeten Einwand. Wie steht es mit dem Ertrage?

Die Erbauungskosten für einen Kanal betragen in Frankreich auf den Kilometer 250,000—300,000 Fr.; für eine Eisenbahn ebenfalls 300,000 Fr. Die Unterhaltung und Verwaltung eines guten Kanals erfordert für den Kilometer 2—3000 Fr., vorausgesetzt, daß der Kanal nicht durch Dampfmaschinen gespeist wird, wie das in England und Belgien häufig geschieht. Dieselben Ausgaben für eine Eisenbahn schwanken zwischen 4 und 6000 Fr. Von dieser Berechnung bleiben natürlich die kurzen Bahn- und Kanalstrecken in der Umgegend von Paris ausgeschlossen.

Der Transport auf den Kanälen kostet, unter den günstigsten Bedingungen und bei einer Schnelligkeit von 12—16 Kilometern auf den Tag, für die Tonne und den Kilometer 1½ Centimen; unter den gewöhnlichen Bedingungen 2 Centimen, und bei größerer Schnelligkeit 3—4 Centimen. Der Transport auf der Eisenbahn kostet, bei einer Geschwindigkeit von 16 Kilometern auf die Stunde, höchstens 1,27 Centimen.

Wenn wir also von den Transportkosten, die sich ungefähr ausgleichen, absehen und nur die Interessen des Anlage-Kapitals und die Unterhaltungskosten in Betracht ziehen, so müssen jährlich gedeckt werden: für den Kanal 15,000 Fr., für die Eisenbahn 20,000 Fr. Die Eisenbahn zieht aber ihre Einkünfte aus zwei Quellen, von den Personen und den Gütern, während der Kanal nur ausnahmsweise oder in sehr geringem Verhältniß auf Passagiere rechnen darf.

Die Personen geben auf den Eisenbahnen gewöhnlich die Hälfte oder zwei Drittel der Einnahme. Man müßte also eigentlich auf sie auch die Hälfte oder zwei Drittel der Kosten rechnen; aber wir wollen übertreiben und nur ein Viertel auf sie rechnen, und die anderen drei Viertel auf die Waaren schlagen. Mithin ergeben sich sowohl für die Eisenbahnen als für die Kanäle 15,000 Franken. — Also giebt es weder eine Unmöglichkeit der Versendung, noch eine Unmöglichkeit des Ertrages.

Diese Theorie wird von der Erfahrung in jedem Punkte bestätigt.

Frankreich ist unter den Stürmen der Revolution und dem Unglück des Kaiserreichs in seiner industriellen Entwickelung hinter England zurückgeblieben; mithin wird sich der Beweis aus der Erfahrung am besten am Beispiele Englands führen lassen. Hier zeigt sich nun, daß die Kanäle den gesammten, in ihren Bereich fallenden Waarenverkehr an sich gezogen haben, und zwar dadurch, daß der Transport auf denselben, bei gleicher Geschwindigkeit, bedeutend weniger kostet, als die Schnellfracht. So werden z. B. auf der 334 Kilometer langen Strecke von London nach Liverpool die Waaren in fünf Tagen befördert, und zwar für den halben Preis, als sie zur Achse kosten würden. So haben die Untersuchungen, welche angestellt wurden, als die Eisenbahnen eingerichtet wurden, ergeben, daß der Landtransport zwischen London und Birmingham nur 20,500 Tonnen betrug, und zwischen Manchester und Liverpool gar fast auf Null heruntergesunken war.

In Belgien hatten die Kanäle dieselben Erfolge. Gleichfalls aus den Untersuchungen zum Behufe der Eisenbahnen ergab sich, daß zwischen Antwerpen und Gent, wo der Waarenverkehr sich in Hunderttausenden von Tonnen bewegt, der Landweg nur während des Eisganges und bei starken Anschwellungen der Schelde, oder wenn die Waarensendungen sich eilig drängten, benutzt wurde, und jährlich nicht über 6000 Tonnen stieg. Zwischen Brüssel und Gent betrug der Landtransport nur 3000 Tonnen; zwischen Gent, Brügge und Ostende war er Null.

Eben so haben selbst in Frankreich die bedeutenden und gut verwalteten Kanäle den Landtransport in ihrer Nachbarschaft ganz oder doch größtentheils verdrängt. Seit sie die Beförderung der Kaufmannsgüter an sich gezogen haben, decken sie auch ihre Unterhaltungs- und Verwaltungskosten. Wollte man nun z. B. dem Kanal de Bourgogne seine Kaufmannsgüter, seinen Wein, sein Eisen, sein Getraide, mit einem Worte die einträglichsten Artikel entziehen, so würden seine Einkünfte, die sich im Jahre 1843 auf 1,208,024 Fr. beliefen, auf 397,140 Fr. herabsinken, da die Kaufmannsgüter in der That während des genannten Jahres einen Ertrag von 810,884 Franken abgeworfen haben.

Theorie und Praxis zeigen also einstimmig, daß die Wasserwege den gesammten Waarentransport an sich ziehen können und sollen. Nur unter dieser Bedingung sind sie ergiebig und dem Lande wahrhaft nützlich. Und dies Ziel muß angestrebt, dies Ergebniß erreicht werden, um die beträchtlichen vom Lande für diese Wasserwege bewilligten Ausgaben zu rechtfertigen.

Nur ist auch hier der Grundsatz nicht zu vergessen, daß die Herstellung eines vollkommenen Transportweges dem Staate nur dann wahrhaft nützlich ist, wenn die Summe der durch diesen Weg erreichten Ersparnisse die Summe der Opfer übersteigt, welche er kostet. Kostet also die Anlage eines Kanals 240,000 Franken auf den Kilometer, so wird sie nur gerechtfertigt, wenn sie einen Vertrieb von 100,000 Tonnen auf den Kilometer hervorruft. Denn zur Landfracht kostet die Tonne auf den Kilometer, nach Abzug der Versicherungs-, Verladungs- und ähnlichen Kosten, welche dem Wassertransport eben so wohl zur Last fallen als dem Landtransport, 16 Centimen; macht auf 100,000 Tonnen 16,000 Franken. Gerade eben so viel beträgt die Versendung auf dem Kanale, nämlich: Interessen des Anlage-Kapitals 12,000 Franken; Unterhaltung und Verwaltung des Kanals 2000 Franken; Treidlohn, auf die Tonne und den Kilometer 2 Centimen, also 2000 Franken; Summa 16,000 Franken.

Wenn also der Verkehr unter 100,000 Tonnen bleibt, so ist die Landfracht billiger als die Wasserfracht, und der Schatz verliert durch die Anlage eines theuren Kanals mehr, als Produzenten und Konsumenten zusammen gewinnen. Denn wenn z. B. unter den angenommenen Bedingungen der Verkehr 50,000 Tonnen beträge, so würde er auf der Achse 8000, auf dem Kanal 15,000 Franken kosten. In diesem Fall ist es mithin vortheilhafter, die Landfracht zu unterstützen als eine Wasserstraße zu öffnen. (Schluß folgt.)

*) Der Verf. hatte früher im Auftrage der franz. Regierung die Eisenbahnen in England untersucht und hat darüber, so wie über diesen Stoff im Allgemeinen, schon Mehreres drucken lassen.

Algerien.

Die maurischen Aerzte in Algerien.

(Schluß.)

Opfer, die am Ufer gewisser Brunnen zur Ehre der diese glücklichen Gewässer besuchenden Gottheiten dargebracht werden, sind ein anderes in Algerien

sehr gebräuchliches Heilmittel. Unter diesen gesegneten Quellen ist eine der berühmtesten die der Beni Menad, unweit Algier an der Meeresküste, eine halbe Stunde außerhalb des Thores Bab-el-Oued. Diese Quelle besitzt die Kraft, die im nördlichen Afrika sehr häufigen Hautkrankheiten, die Quetschungen, Wunden und die meisten äußeren Verletzungen oder Krankheiten zu heilen.

Die wunderbare Eigenschaft dieser Gewässer wird der Gegenwart eines unsichtbaren Riesen zugeschrieben, welcher die Macht hat, dem Opfer mehr oder weniger Werth zu geben. Der Brunnen besteht aus drei im Felsen ausgehauenen Wasserbecken, welche nach Nordwest gegen die bei stürmischer Witterung den Einbruch drohenden Meeresfluthen durch eine brusthohe Mauer geschützt sind. Er enthält ein sehr klares und reichliches Quellwasser, das ohne alle mineralische Bestandtheile und ohne Geschmack ist. Zu jeder Tagesstunde ist der Brunnen von einer Menge Kranker, Männer und Weiber (die Letzteren in der Mehrzahl), umlagert, welche den Titanen, gegen Darbringung ihrer Opfer, um Wiederherstellung ihrer Gesundheit anflehen.

Der dabei vorgeschriebene Religionsgebrauch ist folgender: der Opferbringende kniet neben einem der Wasserbecken nieder; schöpft Wasser in ein Gefäß und beginnt nun eine sorgfältige Abwaschung seiner Füße, Hände, so wie des kranken Theils; darauf zündet er eine Wachskerze an von ungefähr vier Zoll Höhe und der Stärke des kleinen Fingers und stellt sie auf den Rand des Brunnens neben ein glühendes Kohlenbecken, über welches er Weihrauch oder andere kostbare Wohlgeräche streut; zu gleicher Zeit hält er sein Gesicht oder den leidenden Theil über diese aromatische Gluth und empfängt so eine sakramentale Räucherung, die allein ihn reinigen darf. Nach dieser Ceremonie ergreift er eine Henne, fängt sie an zu schlachten, und sobald das arme Thier dem Verbluten nahe ist, läßt er es los. Bei den seinen Todeskampf begleitenden Zuckungen springt das Opfer in die Höhe, läuft in irgend einer zufälligen Richtung hin und stürzt zuweilen in das Meer. Nur in diesem Falle allein kann das Opfer als erhört betrachtet werden; in jedem anderen Fall muß der Kranke am folgenden Mittwoch, als an dem für diese Sühnopfer bestimmten Tage, die Ceremonie wiederholen.

Kaum hat die Henne das Meerwasser geschluckt, so wird sie herausgefischt und bei dem Brunnen gerupft; darauf zieht sich der Opferer mit derselben und einer aus dem Brunnen gefüllten Flasche Wasser, das zu seinen weiteren Waschungen bestimmt ist, zurück. Vor kurzem noch hatten die bemitteltern Kranken die Gewohnheit, den Körper des Opfers auf der Opferstelle liegen zu lassen; aber die Nachbarschaft eines Postens alter Krieger, welche, wie die Füchse, auf den Zeitpunkt lauerten, wo die Pilger sich zurückzogen und die geopferten Hennen für sich in Anspruch nahmen, verleitete ihnen diese fromme Freigebigkeit gegen die den Brunnen bewohnende Gottheit. Was will auch überdies ein Geflügel für einen Riesen bedeuten? Die Reichen opfern allerdings Hammel; aber der Schutzgeist des Brunnens gewinnt dabei nichts. Auch rächt er sich gewöhnlich durch die Weigerung, die zu ihm ihre Zuflucht nehmenden Kranken zu heilen. Die Aermsten beschränken sich darauf, Eier zu opfern, welche sie in das Wasser des Brunnens tauchen und dann in das Meer werfen.

Außer ihrer Heilkraft soll die Quelle der Beni Menad auch eine andere nicht weniger bewundernswerthe Eigenschaft besitzen, nämlich: den Frauen die verlorene Tugend wiederzugeben. Die Buhlerinnen aus Algier kommen häufig heraus, um hier ihre Opfer niederzulegen und von diesem geweihten Wasser zu schöpfen, das die Töchter Eva's von den Sünden befreit.

Die reinen und einfachen Wallfahrten zu gewissen verehrten Gräbern, denen man eine besondere Heilkraft zuschreibt, wie die von Sidi-Ferruch, Sidi-Abderrhaman und von Gurapah bei Butschia, stehen ebenfalls in sehr großem Ansehen. Im Allgemeinen aber sehen die Araber und Mauren in ihrem Fatalismus und in ihrer Sorglosigkeit alles sie treffende Unglück als eine Schickung der Vorsehung an, und überlassen es dieser allein, sie von demselben wieder zu befreien; mit anderen Worten, sie lassen die Natur walten, „die", wie Montaigne sagt, „mit Zähnen und Klauen ausgestattet ist, um alle sie bedrohende Angriffe zu bestehen und ihre eigene Schöpfung, deren Auflösung sie zurückhält, unversehrt zu erhalten."

Auch muß wohl in der That die Natur ein sehr mächtiger Arzt seyn; denn trotz jener stolzen Sorglosigkeit und der stoischen Verachtung der Arzneien scheinen bei den Arabern oder Mauren die Krankheiten nicht häufiger und die Sterblichkeit nicht größer zu seyn als bei jedem anderen Volke. Doch ist ihnen die Anwendung einiger einfachen Mittel bekannt und besonders machen sie von den Blättern des Nachtschattens (solanum nigrum) und der Malve, deren Abkochung ihnen zum Abwaschen der Wunden dient, häufig Gebrauch. Bei der Kur der Wunden wenden die Mauren aromatische Kräuter an, die sie zu Pulver stoßen, mit Pfeffer und Salz bestreuen und in Branntwein aufweichen. Dieses seltsame Erweichungmittel bringt eine Entzündung hervor, welche zuweilen die Heilung befördert. Es ist ein homöopathisches Heilverfahren. Oft aber wird das dadurch ohnedies schon entzündliche Fleisch dergestalt gereizt, daß der Brand hinzutritt und zugleich der Krankheit wie dem Kranken ein Ende macht.

Eben so beliebt ist bei den Algeriern der Gebrauch einer Latwerge, aus den Blättern des hachisch (europäischen Hanfes) bestehend, welchem, nachdem er klein gestoßen worden, ein Pulver aus Zimmet, Muskatnuß, Ingwer und anderen Gewürzen beigemischt wird. Diese Arznei, welche sie madjun nennen, nehmen sie bei der Abendmahlzeit ein und trinken zur Beförderung der Wirkung eine oder zwei Tassen Kaffee dazu. Seine Kraft als Heilmittel ist nicht genau ermittelt. So viel man weiß, erzeugt es eine vorübergehende, aber heftige, von krampfartigen Muskelbewegungen begleitete Aufregung, die zur Genüge die durchgreifende Wirkung desselben beweisen.

Dasjenige Heilmittel, zu welchem die Araber am liebsten ihre Zuflucht nehmen, ist der Aderlaß, der in ihren Augen als eine wahre Panacee gilt. Die Barbiere, die dafür ein Monopol besitzen, bedienen sich zu dieser Operation öfter des Rasirmessers als der Lanzette. Sie legen zu diesem Zweck eine starke Binde um den Hals des Kranken, so daß die Gefäße im Gesicht anschwellen; dann führen sie mit leichter Hand und mit einer unglaublichen Schnelligkeit die Schneide des Messers längs der obersten Haut in der Gegend der Schläfe, so daß aus der solchergestalt getheilten Epidermis eine Menge Blattröpfchen heraustreten. Der Operateur nimmt dann einen hölzernen Cylinder und rollt ihn über den aufgeritzten Theil, um eine schnellere und stärkere Blutentziehung zu bewirken.

Diese Schröpfungen wenden sie nicht nur an den Schläfen an, sondern auch an dem mittleren und hinteren Theil der Beine und in den Gelenken der Arme. Es sind wahre Schröpfköpfe, nur mit dem Unterschiede, daß das Eisen hier die Stelle des Feuers vertritt. Sie ersetzen bis zu einem gewissen Grade die eigentlichen Aderlässe, können aber weder die kräftige Wirkung, noch die schnelle Hülfe wie diese gewähren.

Um bei der Behandlung der Gehirnfieber den Vorschriften des Korans Folge zu leisten, wenden die Algerier eine Menge eben so erfinderischer Heilmittel an, von denen wir hier einige anführen wollen. So heilen sie den Aussatz mit Einreibungen von verkalktem, zu Asche gebrannten und in Weinessig aufgelösten Rindshorn; — mit der Eintröpfelung von mit Butter gemischtem Rindshirn in das leidende Ohr glauben sie die Taubheit zu heilen; — dem Aufstreichen der Galle von einer schwarzen Kuh auf den Rand der Augenlieder schreiben sie die Heilkraft der Augenübel zu (vielleicht haben sie das Rezept hierzu jenem Engel entwendet, welcher dem Vater des Tobias das Licht der Augen wiedergab); — die Kuhmilch ferner wenden sie als ein untrügliches Mittel gegen die Gelbsucht an; — endlich halten sie den Urin desselben Thieres bei Brustübeln für eines der heilkräftigsten Mittel. Das Eselshirn empfehlen sie zur gewöhnlichen Nahrung, um das Gedächtniß zu stärken, und das Horn seines Hufes, zu Asche gebrannt und, je nach den Umständen, mit Oel oder Eselsmilch gemischt, heilt bald die fallende Sucht, bald den Kropf. Der Skorpion, zerstoßen und auf die Wunde gelegt, heilt seinen eigenen Stich; endlich wird der Zahn eines Löwen als Schutzmittel gegen Krankheiten im Allgemeinen und gegen Zahnschmerzen insbesondere betrachtet; seine Galle heilt das Kopfweh und sein Fleisch wird als Spezificum und *Hauptmittel* gegen Lähmung und Körperschwäche geschätzt.

Was die äußere Behandlung oder Chirurgie betrifft, so ist sie bei den Arabern eben nicht weiter vorgeschritten, als die eigentliche Medizin, oder um es recht zu sagen, ist sie erst noch im Entstehen begriffen. Auf den Schlachtfeldern besteht ihr Verband in dem Auflegen von wollenen Wulsten oder Bäuschchen auf die offene Wunde. Oft geschieht es zwar, daß die so verstopfte und gegen den Zutritt der Luft geschützte Wunde mit einer wunderbaren Schnelligkeit zuheilt; aber noch öfter tritt in Folge der Entzündung, welche ein solches Heilverfahren unfehlbar herbeiführen muß, der Brand hinzu. Die Wunden werden daher fast immer tödtlich, wenn sie auch anfangs von geringer Bedeutung waren. Zuweilen aber ersetzt bei den Arabern der Instinkt, was ihnen an Erfahrung und Einsicht abgeht. So, um ein gebrochenes Glied zu heilen, umgeben einige unter ihnen dasselbe mit einer Art von Bergkissen (Etoupade), das aus mit Eiweiß zusammengeklebten Kameelhaaren besteht und bei solchen so gefährlichen Wunden vortreffliche Dienste leistet. Auch kommen sie dem verletzten Gliede mit einem Bande von Schilfrohr zu Hülfe, das alle nur erwünschte Leichtigkeit und Elastizität besitzt, und den beschädigten Theil vollkommen schützt, ohne ihn zu sehr zu pressen.

Andere wenden bei der Kur der Brüche im Allgemeinen einen sehr festhaltenden, aus Kompressen und Binden bestehenden Verband an, dessen Erfindung vor kurzem eine Menge Chirurgen in der Akademie der Wissenschaften sich streitig machten. Diese Bandage wird in Wasser getaucht, in welches Mehl eingerührt ist, und erhält dadurch, sobald sie trocken wird, eine solche Festigkeit, daß alle einzelne Theile, aus denen sie besteht, fest zusammenhängen und ein Ganzes ausmachen. Zwar führt der Gebrauch derselben nur sehr selten eine gründliche Heilung herbei: die meisten Verwundeten und Verletzten bleiben nach der Kur verunstaltet; Einige behalten durch ihr ganzes Leben fistelartige Geschwüre, Andere werden das Opfer einer hinzutretenden Entzündung; sinnreicher aber konnte dieser Verband oder Apparat, um uns des Kunstausdrucks zu bedienen, nicht erdacht werden, und es würde wahrscheinlich nur noch einiger Verbesserungen im Einzelnen bei der Zusammensetzung desselben bedürfen, um ganz befriedigende Resultate zu gewinnen.

Doktor Sedillot, Stabs-Chirurg der Armee, erzählt in seiner Relation de la campagne de Constantine, wie er, nach der Einnahme der Stadt beauftragt, einer Türkin, welcher ein Stück von einer Bombe den rechten Arm zerschmettert hatte, Hülfe zu leisten, seine chirurgische Arbeit schon zum größten Theil von einem arabischen Arzt verrichtet gefunden habe, welcher im Augenblick der Verwundung herbeigerufen worden war und seitdem die Stadt verlassen hatte. Diese Frau hatte den Arm in einem aus dreizehn Brettchen von Palmenholz bestehenden Bruchbande; diese Brettchen waren nur auf der einen Seite konver und auf der glatten Seite mit einem Stück Hammelfell überzogen. Durch drei zwischen den Schienen des Verbandes angebrachte Oeffnungen gingen eben so viele Riemen, welche den Verband um das gebrochene Glied zusammenziehen sollten unter Mitwirkung von drei wollenen Schnüren, versehen mit drei kleinen Rohrstäbchen, welche die Dienste von Drehnadeln verrichteten und den nöthigen Grad der Zusammenziehung möglich machten.

Die Amputationen sind noch weit davon entfernt, bei den Arabern denselben Grad der Vollkommenheit erlangt zu haben. Wenn die Entfernung des

gebrochenen Gliedes für unerläßlich erkannt wird, so geschieht die Operation, sofern jedoch der Leidende sich dazu verstehen will, mit einer barbarischen Einfachheit in der ganzen Bedeutung des Worts.

Man läßt den Verwundeten niedersitzen, dann legt man unter den zu amputirenden Arm oder das Bein eine hölzerne Walze oder einen Block, darauf nimmt der Operateur ein Beil oder ein Jatagban und haut das Glied mit einem einzigen Hiebe ab. Statt des Verbandes und um den Blutfluß zu hemmen, tauchen seine Gehülfen den verstümmelten Theil sogleich in ein mit siedendem Pech gefülltes Gefäß. Man kann sich die furchtbaren Schmerzen vorstellen, welche diese grausame Operation oder, richtiger gesagt, diese Marter dem Kranken verursachen muß. Der Tod scheint bei solchem Verfahren unvermeidlich erfolgen zu müssen; und doch ist es wunderbarer Weise nicht ohne Beispiel geblieben, daß der Verwundete diese schreckliche Verstümmelung überlebt hat.

Uebrigens giebt es wenige Araber, die nicht einen gewissen Tod der zweifelhaften Aussicht auf Genesung und auf ein Leben, das sie nur mit dem Verlust eines ihrer Glieder erkaufen können, bei weitem vorziehen; nicht, weil sie den Schmerz fürchten: im Gegentheil werden ihn wenig Menschen mit eben so ausdauerndem Stoizismus und dem Anschein nach vollkommener Unempfindlichkeit ertragen; aber sie scheuen den Zorn Gottes, der ihnen strenge Rechenschaft abfordern könnte, wenn sie ohne sein Geheiß über einen Theil dessen, was er geschaffen, verfügen wollten. Der Privat-Secretair des Herrn von Bourmont, Merle, welcher während seiner Expedition mit ihm in Afrika gewesen ist, war zu Sidi-Ferruch Zeuge einer sehr charakteristischen Scene. Unter anderen verwundeten Muselmännern, die man vom Schlachtfelde aufnahm und in das unter den Zelten des französischen Lagers errichtete Feld-Lazareth trug, befand sich auch ein junger Araber aus der Umgegend von Algier, welchem eine geplatzte Handbize das Bein zerschmettert hatte. Der Vater des jungen Mannes, der von dem Unfall gehört, begiebt sich, auf die Gefahr hin, getödtet zu werden, zu unseren Vorposten, erhält die erbetene Erlaubniß, seinen Sohn zu besuchen, und eilt nach Torre-Chiba an sein Lager. Nach einer rührenden Erkennungsscene, bei welcher indeß nicht eine Thräne wahrzunehmen war, nicht eine Klage laut wurde, hebt der alte Beduine mit fester Hand die Decke ein wenig von dem Bette auf, auf welchem der junge Mann ruhte, und betrachtet ruhig die schreckliche Wunde seines Sohnes. Ein Dolmetscher giebt ihm zu verstehen, daß man den anderen Tag die Amputation versuchen müsse, als das einzige Mittel, dem Verwundeten das Leben zu retten. Bei diesen Worten zeigte sich auf dem Gesicht des alten Arabers ein lebhafter Unwille; er erhob die Arme gegen den Himmel und richtete an seinen Sohn eine leidenschaftliche Aufforderung, welche dieser mit vieler Hingebung und Achtsamkeit zu vernehmen schien. — „Ich verbiete dir", sagte er zu ihm, „die vorgeschlagene Operation an dir vornehmen zu lassen, denn dies würde ein Verbrechen vor Gott seyn. Der Körper, den wir von ihm erhalten, ist eben so wenig unser Eigenthum, als das uns von ihm verliehene Leben, und wir dürfen über keines von beiden nach unserer Willkür schalten. Einen Theil von unserem Körper abhauen, heißt, ihn entheiligen, und davon können unsere Tage nicht abhängen, denn sie sind im voraus gezählt, und Allah hat den Menschen weder das Recht gegeben, sie abzukürzen, noch die Macht, ihre Zahl zu vermehren."

Abgesehen von der Verschiedenheit der Gefühle, welche die beiden Antworten veranlaßten, ist es nicht mit anderen Worten das: „Qu'il mourût!" des alten Corneilleschen Horaziers? Wie dem auch seyn mag, der junge Araber unterwarf sich dem väterlichen Gebot; er weigerte sich entschieden, die Amputation an sich vornehmen zu lassen, und erlag wenige Tage darauf dem in Folge der schweren Verwundung eingetretenen Brande.

Nach der denkwürdigen Schlacht von Sisack lagen eine Menge verwundeter Araber auf dem Schlachtfelde. Nachdem die Militair-Chirurgen zuvörderst den verwundeten Franzosen ihre Pflege gewidmet hatten, suchten sie mit ihrer Kunst auch den feindlichen Verwundeten beizuspringen. Bei Einigen waren die Wunden oder Knochenbrüche so bedenklicher Art, daß sie die Amputation unabwendbar erheischten.

„Man wird dir den Arm oder das Bein abnehmen", sagten unsere Chirurgen zu den Letzteren. — „Thut es", antworteten sie, ohne eine Miene zu verziehen, indem sie dieselben wegen ihrer bei den vorhergehenden Verbänden mit Blut befleckten Schürzen für Henker ansahen.

Das Mißverständniß gewahrend, ließ man es sich angelegen seyn, die armen Leidenden über ihren Irrthum aufzuklären.

„Behalte dein Bein, wenn du willst", sagte man ihnen; „man schlägt dir die Abnahme desselben vor, nicht um dich zu martern, sondern um dich zu retten. — „In diesem Fall will ich es behalten." — „Aber wenn du dir es nicht abnehmen läßt, so mußt du morgen sterben." — „Es mag geschehen. Was in der Schrift steht, wird erfüllt werden. Wenn mir an meiner Wunde zu sterben bestimmt ist, so will ich wenigstens so sterben, wie mich Gott geschaffen hat."

Alle, ohne Ausnahme, gaben dieselbe Antwort. Man achtete ihren Willen. Drei Viertheile von ihnen unterlagen; aber bei Einigen gewann die Lebenskraft die Oberhand, und sie überlebten Wunden, die von Kunstverständigen für tödtlich erklärt worden waren und die für europäische Constitutionen es wahrscheinlich auch gewesen seyn würden.

Wenn die Krankheit und der Schmerz an dem unerschütterlichen Fatalismus des Arabers sich brechen, so findet der Tod ihn seinem religiösen Glauben eben so treu. So lange die Schmerzen und Qualen diesen eisenfesten Menschen noch nicht niedergeworfen haben, so lange fährt er fort, seinen Arbeiten und seinen Vergnügungen mit eben solcher Ruhe nachzugehen, als wenn er den Keim seiner nahen Auflösung noch gar nicht in sich spürte. Wenn seine Kräfte ihn zu verlassen anfangen, so fällt er ausgestreckt auf den Boden hin, befiehlt seine Seele dem Schutz des Propheten, und das Gesicht gegen Morgen gewendet, stößt er den letzten Seufzer aus, ohne seit dem Tage der beginnenden Krankheit ein einziges Mal seine Kleider verlassen zu haben. Keine aufzusetzende Testaments-Bestimmung, keine zu erfüllende Religionspflicht beeinträchtigen in dieser letzten Stunde die Ruhe seines Todeskampfes. Am häufigsten stirbt er, ohne an den Tod zu denken, und der Marabut, dessen quacksalberische Heilmittel in der Regel den verhängnißvollen Augenblick beschleunigt haben, ordnet in seiner doppelten Eigenschaft als geistlicher und zeitlicher tebib auch sein Leichenbegängniß an.

Polen.

Anfänge der Buchdruckerkunst in Polen. *)

Als im Jahre 1463 Mainz von Adolph von Nassau erobert wurde und die Gehülfen Faust's und Scheffer's sich nach allen Seiten hin zerstreuten, gelangte Günther Zainer aus Reutlingen im Jahre 1465 nach Krakau, wahrscheinlich durch die damals blühende Akademie dahin gelockt, und druckte hier um das J. 1465 die „Explanatio in Psalterium" des Kardinals Joannes de Turrecremata ab, das erste Buch, welches in Polen erschien. Daß der am Ende dieses Werkes durch „Cracis" bezeichnete Druckort nichts Anderes als Krakau bedeutet, darüber kann wohl jetzt kein Streit mehr obwalten; es dürfte auch der Umstand dafür sprechen, daß das Werk am häufigsten in Polen angetroffen worden ist.

Nachdem Zainer in Krakau noch einen Abdruck der Schriften des Augustinus veranstaltet hatte, begab er sich mit seiner Druckerei nach Augsburg, wo er von 1468 bis 1478 sich einen großen Ruf erwarb.

Nach Zainer erschien in Krakau Swientopelk oder Swayboldus Fiol und druckte hier im Jahre 1490 die ersten slawischen Schriften. Er scheint, wenngleich er einer deutschen Familie, die aus Franken stammte, angehörte, in Lublin geboren zu seyn, und hier haben ihn vielleicht seine näheren Verbindungen mit den Russniaken zu dem Entschlusse geführt, die Buchdruckerkunst, die er in Deutschland auf seiner Wanderschaft — er war eigentlich ein „Seydenhafter" — kennen gelernt hatte, auch auf die Schriften in der russischen Kirchensprache auszudehnen. Die zuerst von ihm gedruckten Werke sind der Osmioglosnik und der Czasoslowiec. Die russischen Lettern schnitt Rudolph Borsdorf aus Braunschweig, der zuvor das ihm von Fiol mitgetheilte Geheimniß getreulich zu bewahren versprechen mußte.

Fiol blieb seiner Kunst wegen nicht ohne Anfechtungen. Am 21. November 1491 mußte er vor dem Bischof von Krakau erscheinen und zwei angesehene Bürger von Krakau als Bürgen stellen, daß er sich aus Krakau vor Abschluß einer über ihn verhängten Untersuchung nicht entfernen werde. Später mußte er einen ausführlichen Eid über seine Rechtgläubigkeit ablegen. Wahrscheinlich war er mit einigen in der Fremde aufgefaßten hussitischen Ansichten unvorsichtiger Weise hervorgetreten. Nicht unwahrscheinlich ist es aber auch, daß die Eiferer für die katholische Lehre das Drucken von slawischen Büchern überhaupt verhindern wollten, denn damals erregte Alles, was in der Muttersprache über die Religion geschrieben wurde, wegen der mit Mühe unterdrückten hussitischen Wirren, Mißtrauen und Furcht.

Diese Angelegenheit, obgleich sie einen günstigen Ausgang für Fiol genommen hatte, vertrieb ihn doch aus Krakau. Er begab sich nach Ungarn, wo er seine Kunst ungehindert ausüben zu können hoffte. Er wohnte 1511 in Lewtza und starb daselbst 1525, was sich aus dem Krakauer Stadt-Archiv unzweifelhaft ergiebt.

Es scheint, daß Fiol außer den beiden erwähnten und heute sehr seltenen Werken — sie sind nur in Moskau, Breslau und Munkatsch in Ungarn zu finden — kein slawisches noch auch lateinisches Werk weiter abgedruckt hat.

Während einzelne auf Polen Bezug habende Schriften, z. B. die Statuten des Königs Kasimir Jagiello, in Leipzig erschienen und einige Polen als Drucker im Auslande sich einen Namen erwarben, wie Wladyslaw und Stanislaw in Spanien und Adam der Pole in Neapel, fehlte es in Polen selbst noch an einer stehenden Druckerei. Eine solche legte zuerst Johann Haller, ein reicher Weinhändler und Kaufmann, in Krakau an, welcher am Ende des 15ten Jahrhunderts auch eine eigene Buchhandlung eröffnete. Er hatte schon vorher, in den Jahren 1494 und 1495, bei George Stuchs in Nürnberg zwei Krakauer Missalen mit Bewilligung des Kardinals Friedrich Jagiello drucken lassen; auch druckten im Jahre 1500 Wolfgang Stockel in Leipzig und Kaspar Hochfeder in Metz für ihn mehrere Bücher ab. Zwar zog Haller den Letzteren im Jahre 1503 nach Krakau, wo derselbe zuerst die Briefe des Plinius, dann auch andere Schriften abdruckte; doch erst nach dessen baldiger Rückkehr nach Metz, um 1505, legte Haller eine eigene Druckerei in Krakau an. Da er von Profession kein Drucker war, so hielt er sich fortwährend einen kundigen Vorsteher seiner Anstalt; auch beschäftigte er andere Druckereien mit den von ihm herausgegebenen Werken, und wußte, nachdem er mannigfache Privilegien von den Königen und Bischöfen erlangt hatte, alle Krakauer Buchhandlungen in einer gewissen Unterwürfigkeit zu erhalten. Im Jahre 1508 wurde er Stadtrath, im Jahre 1512 einer der acht lebenslänglichen Präsidenten der Stadt, bei welcher Gelegenheit er eine Mark Goldes dem städtischen Schatze schenkte; seitdem hieß er Dominus. Er besaß

*) Nach der Literaturgeschichte Polens von Wiszniewski.

auch eine Papiermühle. Er starb 1525, doch erschienen auch nach seinem Tode bis 1528 mehrere Werke aus seiner Offizin unter seinem und seiner Witwe Namen.

Die im Verlage von Haller in Krakau oder im Auslande gedruckten Werke sind gewöhnlich durch einen Holzschnitt, der die Wappen von Polen, Litthauen und der Stadt Krakau darstellt, versehen. Obgleich Haller seine Drucke sehr lobt, so gehören sie doch nur zu den mittelmäßigen und sind sehr inkorrekt. Haller hatte mehr seinen Vortheil als den der Literatur im Auge; die Lobsprüche, mit welchen ihn die damaligen Gelehrten überschütten, haben wohl größtentheils darin ihren Grund, daß der „humanissimus vir et fautor" ihnen eine Kleinigkeit für ihre Manuskripte zahlte. Polnische und slawische Bücher aus seiner Offizin, deren Starowolski erwähnt, sind bis jetzt nicht aufgefunden worden.

So wurden in Polen in den ersten funfzig Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst polnische Bücher gar nicht gedruckt. Da nur Werke religiösen Inhalts damals ans Licht traten, so fürchtete die Geistlichkeit, durch den Religionskrieg im nachbarlichen Böhmen gewarnt, daß durch die neu aufgekommene Kunst die hussitischen Lehren in Polen verbreitet und die theologischen Streitigkeiten, wenn Jedermann die heilige Schrift und deren Erläuterungen in der Muttersprache lesen könnte, und die kirchlichen Kontroversen aus dem Bereiche der Kirche und Akademie heraustreten würden. Daher findet man anfangs nur einzelne polnische Bruchstücke eingestreut in lateinische Werke. Das erste selbständige polnische Buch war eine nach dem Deutschen veranstaltete und von dem bekannten Drucker Hieronymus Victor in Krakau 1521 herausgegebene Uebersetzung der Gespräche des Königs Salomo mit Marcholt. Bandtke's Ansicht, als sey eine Lebensbeschreibung Christi das erste polnisch gedruckte Buch, ist jetzt hinlänglich widerlegt.

Mannigfaltiges.

— Eröffnung der ersten deutschen Gewerbe-Ausstellung. Am 15. August ist in Berlin die erste deutsche Gewerbe-Ausstellung eröffnet worden. Es geschah zufällig am Geburtstage Napoleon's, der durch sein gewaltsames, unter dem Namen Kontinental-System bekanntes Verfahren gegen England einen indirekten Antheil an der größeren Ausbreitung der deutschen Industrie hatte, so daß der 15. August auch für letztere eine gewisse Bedeutung hat. Einst wurde dieser Tag fast in ganz Europa gefeiert; möge er diesmal für Deutschland von nachhaltigerer tiefer Bedeutung seyn! Erwägt man, daß zur ersten französischen Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1798 nur 110 Fabrikanten Arbeiten geliefert hatten, und daß erst im Jahre 1839 die Zahl der Ersteren auf mehr als 3000 gewachsen war, so wird man es gewiß als ein vielverheißendes Resultat ansehen, daß schon die erste deutsche Gewerbe-Ausstellung von nahe an dreitausend Industriellen beschickt worden. Preußen hat dazu freilich das Meiste geliefert, aber auch die übrigen und selbst die zum Zollverein nicht gehörenden deutschen Staaten sind nicht zurückgeblieben. In dem Katalog, so weit er bis jetzt gedruckt ist, sind 1913 Ausstellende (Exposans) aufgeführt, und mehr als Tausend haben nachträglich ihre Arbeiten eingesandt, die zum Theil noch gar nicht aufgestellt und daher auch noch nicht katalogisirt sind. Es ist zu bewundern, wie die Ausstellungs-Kommission mit ihren acht Abtheilungen in den wenigen Monaten, die ihr zur Vorbereitung und Einrichtung des Ganzen gegeben waren, dasselbe auch nur in seiner jetzigen noch nicht vollendeten Gestalt hat herstellen können. Wer die letzte Gewerbe-Ausstellung in Paris gesehen, versichert, daß die hiesige, obwohl ihr natürlich an Großartigkeit nachstehend, doch ihr an gefälliger Form und geschmackvoller Aufstellung nichts nachgiebt, wenn sie dieselbe an Einheit des Planes nicht noch übertrifft. Herr Hittl ist in diesen Stücken ein echter, nicht leicht zu übertreffender Künstler, doch sind ihm dabei freilich die herrlichen architektonischen Räume des Zeughauses, dieses Meisterwerkes des alten Schlüter, sehr zu Statten gekommen.

Legen wir den Katalog, so weit er bis jetzt gedruckt, bei einer vorläufigen Betrachtung der ausgelegten Gegenstände zum Grunde, so finden wir, daß von den 1913 verzeichneten Ausstellern 1315 dem Königreich Preußen (wobei 316 aus Berlin) 116 dem Königreich Bayern, 103 dem Königreich Württemberg, 8 dem Großherzogthum Baden, 77 dem Königreich Sachsen, 29 dem thüringischen Staatenvereine, 11 dem Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, 14 dem Herzogthum Braunschweig, 10 den anhaltischen Herzogthümern, 48 dem Kurfürstenthum Hessen, 7 dem Großherzogthum Hessen, 8 dem Herzogthum Nassau, 7 der freien Stadt Frankfurt, 7 dem Fürstenthum Lippe-Detmold und 2 dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld angehören, so daß hier aus dem Zollverein im Ganzen 1762 Ausstellende aufgeführt sind. Von den nicht zum Vereine gehörenden Staaten zählen in diesem ersten Theile des Katalogs Oesterreich 42 (worunter 19 in Wien), Hannover 25, Oldenburg 5, Lippe-Schaumburg 1, Mecklenburg 21 und die Hansestädte 57 (worunter Hamburg allein 46) Beitragende. Man kann wohl annehmen, daß auch die noch nicht katalogisirten tausend Aussteller in gleichem Verhältnisse auf die verschiedenen deutschen Staaten vertheilt seyn, oder auch von einigen Seiten, wie z. B. in Baden, das bisher noch nicht richtige Verhältniß zu den anderen deutschen Staaten herstellen werden.

Viele Aussteller, namentlich die aus Berlin, haben eine sehr große Anzahl verschiedenartiger Gegenstände und manche an 100 bis 200 Nummern geliefert, so daß nach einem mäßigen Anschlage über 30,000 Arbeiten ausgestellt seyn mögen. Die vier Hauptzweige der Fabrication, nämlich die Gewebe von Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide, finden sich auf die würdigste und vollständigste Weise vertreten. Am augenfälligsten und glänzendsten zeichnen sich die Seidenwaaren aus, aber auch das bescheidene Leinen hat wahrhafte Meisterstücke aufzuweisen, z. B. Leinwand, deren Fäden so fein, daß sie kaum durch eine Lupe zu unterscheiden sind. In der Tuch-Manufaktur dürften wohl die Rheinlande und im Zeugdruck die Berliner den Sieg davontragen. Unter den ausgelegten Stahlwaaren haben wir zwei Damascener-Klingen bemerkt, von denen die eine 100 und die andere 200 Frdor. kostet. Der alte Blücher, dessen eherne Gestalt mitten unter den tausend Reichthümern des deutschen Gewerbfleißes steht, wird sich über den Fortschritt unserer Waffen-Fabrication gewiß freuen, doch wir freuen uns noch mehr, daß der Frieden diese schönen Dinge fast nur für den Export anfertigt, während er unserem Kunstfleiße Gelegenheit giebt, unzählige Gegenstände des Luxus, die wir sonst aus Paris bezogen, selber und wohlfeiler als das Ausland zu liefern. Die Krieges- und Ruhmes-Halle Friedrich's II. ist zur Friedens- und Ruhmes-Halle Friedrich Wilhelm's IV. geworden; ihre ursprüngliche Bestimmung war schön, aber schöner und glänzender noch waren die vielen tausend freudigen Gesichter anzuschauen, die gleich am ersten Tage der eröffneten Ausstellung an den Schöpfungen eines dreißigjährigen Friedens sich erfreuten.

— Joseph Bonaparte und seine Familie. Der ältere Bruder Napoleon's, Joseph Bonaparte, der von des Kaisers Gnaden zuerst König von Neapel war und dann auf den Thron von Spanien und der beiden Indien befördert wurde, ist zu Florenz im 77. Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Joseph Bonaparte, der in Pisa die Rechte studirt hatte und bis zum Jahre 1793 Advokat in Korsika war, mußte zwar auf Befehl seines Bruders eben so wie das Scepter auch den Feldherrnstab in die Hand nehmen, aber mit dem einen wie mit dem anderen war er stets ein bloßes Werkzeug Napoleon's, dessen Generale ihn beherrschten, und ein wahrer Schattenkönig. Im Jahre 1815 ging er nach Nord-Amerika, wo er die Niederlassung Aigleville (Adlerstadt) am Mobile gründete und unter dem Namen Graf v. Survilliers, welchen er auch bis an sein Lebensende behielt, bei New-York lebte. Nach der Juli-Revolution kehrte er (1832) nach Europa zurück, und zwar hielt er sich einige Jahre in London auf, ging dann aber nach Florenz, wo seine Brüder Ludwig, der ehemalige König von Holland, und Hieronymus, der ehemalige König von Westfalen, lebten und wohin auch sehr häufig Lucian von Rom und von Canino kam. Joseph hatte in den Vereinigten Staaten wieder die republikanischen Grundsätze angenommen, denen er in seiner Jugend gehuldigt; Lucian dagegen, obwohl in seiner Jugend ein viel heftigerer Demagog — er wirkte unter Anderem als Mitglied des Revolutions-Ausschusses zu St. Maximin, war kurz vor dem 18. Brumaire Präsident des Rathes der 500, vermählte sich gegen den Willen seines allmächtigen Bruders mit einer einfachen Bürgersfrau und schlug standhaft jeden Thron aus — Lucian war in Rom von so vielen aristokratischen Leuten umgeben, daß er allmälig auch deren Ansichten adoptirt hatte. Es soll ein eigenthümliches Interesse gewährt haben, die beiden alt gewordenen Brüder in Florenz über politische Angelegenheiten sprechen zu hören; meistens suchte es jedoch Lucian zu vermeiden, das Gespräch mit Joseph auf die unterscheidenden Momente der Monarchie und der Republik zu bringen. Sehr oft hörte man, wenn Joseph erzählte, ihn sich des Ausdrucks bedienen: „Quand j'étais roi d'Espagne"; es klang dies aber stets so anspruchslos und so naiv, wie wenn Jemand von irgend einem jugendlichen Ereignisse spricht, bei dem eben nichts weiter als seine Unerfahrenheit eine Rolle gespielt hat. Der Graf von Survilliers hinterläßt ein Vermögen von mehreren Millionen, das seiner einzigen Tochter, der Gemahlin des jetzigen Fürsten von Canino, Karl Lucian Bonaparte, zufällt. Lätitia, Fürstin von Canino, ist eine ungemein gebildete Frau. Sie hat ihren Gatten bei seinen naturhistorischen Arbeiten unterstützt und ist zugleich eine gründliche Kennerin der deutschen Sprache, wie sie denn auch mehrere Dichtungen Schiller's poetisch übersetzt hat. Eine zweite Tochter Joseph's, die mit dem verstorbenen ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's vermählt war und die sich als ausübende Künstlerin, so wie als Beschützerin der Kunst, auszeichnete, ist vor drei Jahren auf ihrer ländlichen Besitzung im Toskanischen, wie es heißt, von einem polnischen Flüchtling, ermordet worden. Unter den zahlreichen Verwandten Napoleon's, die jetzt noch leben, scheint nur der in Ham eingesperrte Prinz Napoleon Ludwig die Herrschlust, nicht aber auch den Geist seines Oheims geerbt zu haben. Diesem Neffen noch am ähnlichsten ist eine Nichte des Kaisers, die Gräfin Camerata, eine Tochter der Fürstin Elisa Bacciocchi, die in Ancona lebt und einen überaus energischen männlichen Charakter hat. Man hörte sie oft bedauern, daß sie kein Mann sey, da sie sich sonst des Napoleonischen Blutes würdig zeigen würde. Im J. 1830, unmittelbar nach der Juli-Revolution, die, wie sie glaubte, ihrer Familie wieder auf den Thron helfen würde, war sie heimlich nach Wien gereist, um den Herzog von Reichsstadt zu entführen und ihn nach Paris zu bringen. Sie hatte die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen gewußt und war bis in die Nähe des jungen Fürsten gedrungen, der jedoch auf den Plan der Gräfin nicht einging. Wahrscheinlich ist es, daß Letztere auch die beiden nachmaligen tollen Unternehmungen ihres Vetters Napoleon Ludwig mit ihrem Vermögen unterstützt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 20. August 1844.

Griechenland.

Zur Geschichte der griechischen September-Revolution.

Nach englischen Berichten.*)

Die Hauptveranlassung der Revolution, durch welche im vorigen Jahre die Verfassung Griechenlands verändert wurde, war bekanntlich die nationale Abneigung der Griechen gegen den Einfluß der Bayern. Kalergi war damals Kavallerie-Inspektor. Er hatte oft seine Unzufriedenheit wegen der in der Armee herrschenden Bevorzugung der Bayern ausgesprochen, und die Tapferkeit, die er im Kampf gegen die Türken gezeigt, hatte ihm eine allgemeine Popularität verschafft. Daher war er auch bei Hofe nicht gut angeschrieben. Als der König in der Woche vor der Revolution eine Revüe über die Garnison von Athen gehalten hatte, wurde Kalergi in dem anderen Tages erschienenen Tagesbefehl auf eine tadelnde Weise bezeichnet. Man vermuthete, daß dieser Tagesbefehl von einem Bayern, dem Capitain Heß, verfaßt worden, welcher damals Hofmarschall war, und da dieser gegen Kalergi gerichtete Angriff kein anderes Motiv als dessen politische Meinungen hatte, so nahm die ganze griechische Armee Partei für ihn, und Alles rief, daß man die Bayern vertreiben müsse.

Ungefähr 24 Stunden vor dem Ausbruch der Revolution vom 15. Sept. bekam der Hof Nachricht von dem Komplott. Der König berief sofort seine vertrautesten Räthe, die Bayern Heß und Graff, die Griechen Rhizos, Privilegios, Dzinos, welche beschlossen, daß sofort ein Kriegsgericht ernannt werden solle, um jedes mit den Waffen in der Hand ergriffene Individuum erschießen zu lassen. Zugleich wurden Befehle zur Verhaftung von vierzig Personen vorbereitet.

Man hat gesagt, daß die Revolution nur das Werk eines Militair-Aufstands gewesen sey. Diese Behauptung läßt sich nicht festhalten, wenn man die damalige Lage der Parteien und die Stärke des Nationalgefühls in Betracht zieht. Sir Robert Inglis bemerkte mit Recht im Parlament, „daß die griechische Revolution seit langer Zeit vorbereitet worden, und daß die Truppen an der nationalen Bewegung nur Theil nahmen, ohne in irgend einer Weise an der Spitze derselben zu stehen." Im Anfang des Jahres 1843 hatte die philorthodoxe oder russische Partei den Plan entworfen, den König zu entführen und nach Triest zu schicken; aber da diese Partei vielleicht ihrer Sache nicht ganz sicher war und überdies die steigende Unpopularität des Königs bemerkte, so glaubte sie einige von den entschiedensten Constitutionellen in das Komplott ziehen zu müssen, indem sie ihnen aber nur einen Theil des Plans mittheilte. Die Insurrection wurde beschlossen und auf den Monat September festgesetzt. Dieser Entschluß war die Folge des allgemeinen Geschreis, das sich im Lande erhob, als man sah, daß der König auf die Vorstellungen Großbritaniens zu Gunsten der seit so langer Zeit versprochenen Verfassung keine Rücksicht nehme. Der öffentliche Unwille verwandelte sich in Verzweiflung, als man erfuhr, daß der von London zurückgekehrte Trikupis dem König versichert hatte, das Kabinet von Sanct-James sey fest entschlossen, den bestehenden Zustand zu erhalten, und die constitutionelle Partei dürfe auf Englands Hülfe nicht zählen. Sämmtliche politische Parteien rüsteten sich nun zum Handeln und suchten sich gegenseitig zu verständigen, wobei die constitutionellen Meinungen den Sieg davontrugen, weil sie von der großen Masse der Nation unterstützt wurden.

Um das Land für den Fall, wo ein Bürgerkrieg unvermeidlich werden sollte, vor Anarchie zu bewahren, mußte man alle regelmäßige Behörden, die man bewegen konnte, sich der Nationalsache anzuschließen, in ihren Functionen erhalten. So geschah es, und diese Thatsache würde hinreichen, um die Energie der öffentlichen Gesinnung darzulegen. Die constitutionelle Partei beschloß, daß man vom Könige zwei Dinge verlange: 1) die Anerkennung Griechenlands als eines constitutionellen Staats; 2) die sofortige Berufung einer National-Versammlung. Die russische Partei billigte diesen Plan, indem sie glaubte, daß der König, seinem Stolz und vielleicht auch den Eingebungen einiger fremden Gesandten nachgebend, diese Forderungen verwerfen würde, in welchem Fall man den Thron unfehlbar für vakant erklärt hätte.

Am 14. September um Mitternacht erhielten die Gendarmen den Befehl, das Haus des Generals Makriyani, eines Anführers irregulairer Truppen, einzuschließen und ihn als des Hochverraths schuldig zu verhaften. Als sie sich dem Hause näherten, rief man ihnen zu, sich zurückzuziehen; da sie aber hierdurch nicht abgeschreckt wurden, so gab man Feuer auf sie, und ein Gendarm wurde getödtet und ein oder zwei verwundet. Jetzt befahl der Kriegs-Minister, daß die Garnison die Waffen ergreifen solle, damit die Verhaftungen unter ihrem Schutze stattfänden.

Doch die meisten Offiziere waren in das Geheimniß der Verschworenen eingeweiht. Sobald Kalergi von dem auf Makriyani gemachten Angriff hörte, so versammelte er alle Offiziere und erklärte ihnen, daß der Augenblick gekommen sey, ihr Land von dem bayerischen Joch zu befreien, und daß, wenn sie frei seyn wollten, man den König auffordern müsse, ein constitutionelles Regierungs-System anzunehmen. Dieser Schritt war darum nothwendig, weil es eine mächtige Partei gab, welche bereit war, diese Gelegenheit zur Absetzung des Königs, d. h. für ihre selbstsüchtigen Zwecke, zu benutzen. Wenn also Kalergi es versäumt hätte, die Offiziere und die Armee an das constitutionelle Interesse zu binden, wenn er sie aus ihren Kasernen hätte ziehen lassen, ehe er ihnen das Wort „Verfassung" als Feldgeschrei der Bewegung mitgab, so würden die Agenten der russischen und philorthodoxen Partei mit ihrem Ruf: „Nieder mit den Bayern! fort mit dem Tyrannen!" die Oberhand behalten haben.

Nachdem Kalergi das Kommando übernommen, führte er sämmtliche Truppen nach dem Schloßplatz. Zwei Schwadronen Kavallerie, zwei Bataillone Infanterie, eine Compagnie unregelmäßiger Truppen und eine Menge von pensionirten Offizieren stellten sich in Schlachtordnung unter den Fenstern des Königs Otto. Starke Patrouillen wurden abgeschickt, um die Ordnung in der Stadt zu erhalten und die Gendarmen in ihre Kaserne zu schicken. Auch Makriyani, von seiner Blokade befreit, begab sich mit so vielen bewaffneten Bürgern, als er zusammenbringen konnte, auf den Platz.

Inzwischen wartete der König, der sich mit eigenen Augen von der Verhaftung Makriyani's überzeugen wollte, in großer Spannung an einem Fenster des Schlosses. Als er die Schüsse aus dem Hause Makriyani's hörte und erfahren hatte, was vorgefallen war, schickte er einen bayerischen Adjutanten, Namens Steinsdorff, ab, um die Artillerie nach dem Schlosse kommen zu lassen. Dieser unerfahrene junge Mann kam ohne die Artillerie zurück, versicherte aber Sr. Majestät, daß dieselbe kommen würde. Bald langte die Artillerie auch wirklich an, aber zur großen Bestürzung Sr. Majestät richteten sich die Stücke gegen das Schloß, und die Artilleristen riefen: „Es lebe die Constitution!"

Der König Otto erschien endlich an einem Fenster der unteren Etage, begleitet von dem Capitain Heß, dem unpopulärsten Mann von ganz Griechenland. Einer von den Dienern des Hofes rief mit lauter Stimme den General Kalergi. Als dieser sich dem Fenster näherte, so fragte ihn der König: „Was bedeutet dieser nächtliche Lärm, und wozu diese Truppen-Aufstellung?" — „Das griechische Volk und die Armee", antwortete Kalergi mit fester Stimme, „verlangen, daß Ew. Majestät das Versprechen halte, das Sie gegeben, das Land constitutionell zu regieren." — „Kehrt in eure Kasernen zurück", sagte der König; „ich werde darüber mit meinen Ministern, dem Staatsrath und den Gesandten der drei Schutzmächte konferiren und euch meine Entschließung wissen lassen." Eine leichte Bewegung unter den Offizieren, die diese Antwort gehört, theilte sich sofort den Truppen mit, und ein plötzliches Klirren der Waffen und Säbel gab dem König zu verstehen, daß man mit dieser Antwort nicht zufrieden sey. Inzwischen erwiederte Kalergi: „Sire, die Garnison von Athen und das Volk gehen nicht von der Stelle, ehe sie wissen, was Ew. Majestät über die Anträge des Staatsraths, die Ihnen sofort vorgelegt werden sollen, entschieden hat." Jetzt trat der Capitain Heß an die Seite des Königs: „Oberst Kalergi, es ziemt sich nicht, so zu Sr. Majestät zu sprechen." — „Entfernen Sie sich, Herr", rief Kalergi; „Sie und Ihres Gleichen sind Schuld an Allem, was heute geschieht." Bei diesen Worten zog sich der Capitain zurück; es war das letzte Mal, daß er mit einem offiziellen Charakter öffentlich erschien.

Während dieser Zeit hatten der Graf Metaxas, der General-Lieutenant Church und der General-Major Londos, alle Drei Mitglieder des Staatsraths, ihre Kollegen zusammenberufen. Der Staatsrath theilte sich in drei Parteien. Die eine wollte den König Otto und das gegenwärtige System aufrecht halten. Die zweite Partei sprach sich für die Absetzung des Königs und die Einsetzung einer Regentschaft bis zur Wahl eines orthodoxen Fürsten aus; nur wenige Personen würden heute ihre Verbindungen mit dieser Partei

*) Wir geben diese Darstellung nach Blackwood's Edinburgh-Magazine, einem Organe der Tories, das dieselbe von einem Augenzeugen erhalten hat, der die Sache jedoch — was nicht übersehen werden darf — aus dem particularen englischen Gesichtspunkte betrachtet.

eingesetzen. Die dritte verlangte vor Allem eine Verfassung, und diese trug bald den Sieg davon.

Die Berathung des Staatsraths dauerte lange, und das Verhalten der Mitglieder war viel unruhiger als das des Volks und der Truppen, die auf dem Platz warteten; endlich beschloß man, eine Adresse an den König zu richten und denselben aufzufordern, eine National-Versammlung zu berufen, welche eine Verfassung entwerfen sollte; auch gab man ihm den Rath, das Ministerium zu erneuern, und die Mitglieder der Kommission, welche mit der Abfassung der Adresse beauftragt war, hatten die zarte Aufmerksamkeit, auf die Liste der neuen Minister ihre Namen zu setzen. Hierauf wurde eine Deputation nach dem Schlosse geschickt, um dem König die Adresse zu überreichen.

Der König ließ auf seine Antwort zwei Stunden lang warten, und inzwischen verbreitete sich unter der Menge das Gerücht, der König suche sich mit dem diplomatischen Corps in Verbindung zu setzen. In diesem Augenblick langten mehrere Wagen an dem Schloßthor an, und die Minister der drei Schutzmächte, Sir Edmund Lyons, die Herren Katakazy und Piscatory, begleitet von dem General Prokesch von Osten und Herrn Brassier de Saint-Simon, den Gesandten Oesterreichs und Preußens, verlangten, zu dem König eingelassen zu werden. Aber der General Kalergi erklärte, er habe den Befehl, Niemanden in das Schloß einzulassen, bevor die Konferenz des Königs mit der Deputation des Staatsraths zu Ende sey, und erneuerte vor den Ministern Oesterreichs und Preußens die Versicherung, die er schon am frühen Morgen den Gesandten der Schutzmächte gegeben, daß man für die Person Seiner Majestät die größten Rücksichten haben werde. Herr Katakazy, der Aelteste des diplomatischen Corps, überzeugt, daß jedes fremde Interventionsstreben die Lage nur verwickeln und die Verlegenheiten des Königs vermehren würde, beruhigte sich bei dieser Antwort und schickte sich zum Rückzug an. Der preußische Gesandte dagegen wandte sich an Kalergi und fragte ihn in aufgebrachtem Ton, ob er es wage, ihm den Zutritt zu Seiner Majestät zu verweigern? Kalergi, dem es vor Allem darauf ankam, in einem solchem Moment jeden Zwist mit den fremden Gesandten zu vermeiden, antwortete höflich, daß er genöthigt sey, selbst dem preußischen Gesandten den Eingang abzuschlagen. Gleichwohl bestand Herr v. Brassier auf seinem Verlangen, unterstützt von dem österreichischen Gesandten; aber die Griechen, welche alle Deutschen für Bayern halten, fingen an, ihre Ungeduld auf stürmische Weise an den Tag zu legen. Die Zuschauer konnten seine Worte nicht hören, aber man sah Herrn Prokesch von Osten mit vieler Lebhaftigkeit gestikuliren. Endlich wandte sich Kalergi an Herrn v. Brassier und sagte: „Herr Minister, Sie sind nicht glücklich in Ihren Rathschlägen, und Se. Majestät hat Sie vielleicht nur zu sehr gehört."

Jetzt wandte sich der preußische Gesandte an Sir Edmund Lyons, welcher dieser Scene ruhig zusah, mit den Worten: „Der Oberst Kalergi ist ein Unverschämter, aber er wiederholt nur, was er in den Salons von Athen sagen hörte." — „Ich sehe nicht, Herr v. Brassier", antwortete Sir Edmund, „inwiefern dies die Sache verbessert"; bald darauf stieg er in seinen Wagen, worauf auch das übrige diplomatische Corps sich zurückzog.

Da der König endlich sah, daß er keine Hülfe von außen zu erwarten habe, so unterzeichnete er die Ordonnanzen, welche ein neues Ministerium ernannten und die Berufung der National-Versammlung anordneten. Die Truppen, nachdem sie dreizehn Stunden unter den Waffen geblieben waren, kehrten ruhig in ihre Kasernen zurück. So kam diese große Veränderung in der Regierungsform Griechenlands zu Stande, ohne daß die geringste Unterbrechung in der Civil- und Justiz-Verwaltung oder im Handel und Verkehr stattgefunden hätte, ja, ohne daß die Läden eine Stunde länger als gewöhnlich geschlossen blieben.

Die National-Versammlung hat nun ihre Arbeiten beendigt, und in kurzem wird die erste repräsentative Kammer ihre Sitzungen beginnen; sie wird aus ungefähr 120 Mitgliedern bestehen. Der Senat, der aus lebenslänglichen, vom König ernannten Mitgliedern besteht, darf die Hälfte der Anzahl der Volks-Repräsentanten nicht überschreiten. *)

Aber diese formelle Veränderung ist nur der erste Schritt zur Verbesserung der Zustände des Landes, und es bleibt noch sehr viel zu thun übrig. Griechenland hat bis jetzt in Reichthum, Bevölkerung und Civilisation noch nicht die Fortschritte gemacht, die man von der Energie und Intelligenz seiner Bewohner nach ihrer Befreiung vom türkischen Joche zu erwarten berechtigt war. Dies hat hauptsächlich seinen Grund in den Verhältnissen des Grundeigenthums und in der Art, dasselbe zu besteuern. Man hat in Griechenland keinen Begriff von dem heiligen Rechte des Grundeigenthums; der Gott Terminus hat hier keine Altäre. Das Recht, das ein Jeder hat, über den Boden, der ihm gehört, nach Belieben, ohne andere Kontrole als die des Gesetzes, zu verfügen, ist in Griechenland unbekannt. Wir führen als Belege hierfür an, wie der Hof das Eigenthum des Herrn Finlay ohne Abmessung, ohne Schätzung und Bezahlung in Besitz nahm, um daraus einen Garten für das königliche Palais zu machen, wie ferner die Munizipalität von Athen, ohne die außer Besitz gesetzten Eigenthümer zu entschädigen, eine große Straße nach dem Hotel des französischen Gesandten erbauen ließ, obgleich schon eine solche Straße vorhanden war, und wie endlich Maurokordatos, als er unter der bayerischen Regentschaft Finanz-Minister war, die Hälfte der von Fremden den Türken abgekauften Güter, und zwar nur kraft eines einfachen ministeriellen Cirkulars, konfiszirte. Als Maurokordatos seine bekannte Erklärung schrieb, „daß jeder Ort, wo wilde Kräuter wachsen, die zur Weide geeignet sind, National-Eigenthum sey, und daß die griechische Regierung kein anderes persönliches Recht am Boden anerkenne, als das des Anbauers", so gehorchte er der bayerischen Politik der Zeit, welche die Verwaltung Mehmed Ali's in Aegypten zum Muster nehmen wollte; aber er sprach damit nur, wenn auch etwas roh, eine falsche Idee des Eigenthums aus, die allen Griechen gemein ist. Selbst die letzte National-Versammlung hielt es nicht für gut, gegen die gewaltsamen Aneignungen von Privat-Eigenthum, die sich die früheren Regierungen erlaubt hatten, einzuschreiten, und es giebt Individuen, denen nicht einmal eine Entschädigung angeboten wurde, obgleich man die Gerechtigkeit ihrer Forderungen nicht bestritt.

Was nun ferner die Besteuerung des Bodens oder des Bodenertrags betrifft, so ist das Verfahren, das dabei beobachtet wird, für das Gedeihen des Ackerbaus höchst nachtheilig. Diese Steuer beträgt ein Zehntel des rohen Ertrags und wird gewöhnlich an Spekulanten verpachtet, welche, da die Erhebung gewisse Schwierigkeiten darbietet, mit außerordentlichen Vollmachten versehen sind. Daher sind Anbauer und Steuerpächter in einem beständigen gegenseitigen Kampfe begriffen. Der Anbauer bestiehlt, wo er kann, den Pächter, und dieser verfehlt nicht, seinerseits ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Die Folge hiervon ist, daß es in ganz Griechenland keinen einzigen Landwirth giebt, der genau den zehnten Theil vom Ertrage seines Bodens bezahlt.

Sobald das Korn reif ist, muß der Anbauer den Steuerpächter um die Erlaubniß zur Aerndte bitten; diese erhält er aber nicht eher, als bis der Pächter alle Anordnungen getroffen, um die Anbauer auf die für ihn am wenigsten kostspielige Art zu beaufsichtigen: der Zustand der Aerndte ist in den Augen des Pächters von untergeordneter Wichtigkeit. Daher werden auch zwei Drittel des Korns in Griechenland in einem schon überreifen Zustand eingesammelt, was natürlich einen großen Verlust verursacht.

Ist das Korn geschnitten, so wird es nach gewissen Scheunen zum Treten gebracht, welche von der Behörde designirt und an einem Orte vereinigt sind, damit der Pächter alle mögliche Leichtigkeit habe, seinen Zehnten zu erheben. Alles Korn eines Kantons muß in Bündeln vom Felde nach diesen Scheunen gebracht werden, obwohl das Stroh oft zur Nahrung der Thiere an demselben Orte, woher es kommt, gebraucht wird und in diesem Fall denselben Weg wieder zurückwandern muß. Auch dieses Verfahren zieht, wie denkbar, einen großen Verlust von Korn und Arbeit nach sich.

Das Korn ist endlich in ungeheuren Haufen in den Scheunen aufgeschichtet; ein Anbauer sitzt auf dem Gipfel jedes Haufens und vertheidigt ihn gegen die Angriffe der Menschen und Thiere, während der Einnehmer, mit gekreuzten Beinen und der Pfeife im Munde in dem Mittelpunkt dieses großen Kreises sitzend, die Bewegungen der Anbauer beobachtet. Man kann sich keinen Begriff machen von den Scenen des Betruges und der Gewaltthätigkeit, zu welchen eine Aerndte in Griechenland Veranlassung giebt. Das Korn bleibt gewöhnlich, unter irgend einem Vorwand, zwei Monat und länger in den Scheunen aufgeschichtet, wenn nicht der Anbauer dem Einnehmer eine gewisse Summe für die Erlaubniß zahlt, es wegzuschaffen. Daher beschäftigt die Aerndte von Gersten und Weizen, selbst in der Nähe Athens, die ackerbauende Bevölkerung, mit Ausschluß jeder anderen Angelegenheit, drei Monate hindurch. Das Korn wird von den Thieren zertreten, und ein Grieche, der eine Dreschmaschine in Athen eingeführt, konnte keinen Gebrauch davon machen, indem die Beamten des Fiskus behaupteten, daß die Einführung solcher Instrumente den Betrug erleichtere.

Gegen die Bedrückungen der Pächter, welche sich oft drei bis fünf Prozent über den Zehnten für gewisse Gefälligkeiten und die Wegräumung von allerlei Hindernissen, die sie den Anbauern in den Weg legen, zahlen lassen, giebt es auch bei den Gerichten keinen Schutz. Ein spezielles Gericht, das aus administrativen Beamten bestand, die von der Krone abhingen, und aus Munizipal-Beamten, während die Juristen davon ausgeschlossen blieben, hatte alle Streitigkeiten in Betreff der Zehnten summarisch zu entscheiden. Das infame Benehmen dieser Gerichte hatte eine allgemeine Unzufriedenheit erregt: ein Artikel der neuen Verfassung hat sie aufgehoben und alle schwebende Streitigkeiten den gewöhnlichen Gerichten überwiesen. Die Regierung vertheidigte sie aufs Aeußerste und benutzte ihre Entscheidungen bis zum letzten Augenblick, bis der König Otto die Verfassung beschwor.

Daß bei solchen Gesetzen der Ackerbau in Griechenland keine Fortschritte machen kann, versteht sich von selbst. Die Kultur der Gemüse kann fern von den Städten keinen Vortheil gewähren. Da der Zehnten vom Ertrage der Gärten und der Gemüse gewöhnlich nach ungefährer Abschätzung in Geld bezahlt wird, so haben die Streitigkeiten, zu welchen diese Abschätzungen Veranlassung geben, und die Unmöglichkeit, Recht zu bekommen, die meisten Eigenthümer gezwungen, diesem Anbau zu entsagen. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Eigenthümer dem Fiskus die Hälfte des Werths einer Kartoffel-Aerndte statt des Zehnten bezahlt haben. Auch die Anpflanzung von Weinstöcken mußte kürzlich aufgegeben werden, weil die übermäßige Abschätzung ihres Ertrags dieselbe unersprießlich machte.

Alle Reisenden wundern sich über die große Zahl von Kaffeehäusern, die man überall in Griechenland trifft, und über die Menge von müßigen Leuten, welche sie besuchen. Aber kann es anders seyn in einem Lande, wo das herrschende Ackerbau-System die Anbauer drei Monate des Jahres hindurch unbeschäftigt läßt und den Eigenthümer des ganzen Ertrages seines Bodens beraubt? Bei einem solchen Zustand der Dinge tritt natürlich das Bedürfniß nach arbeitenden Händen auf eine sehr unregelmäßige Weise hervor. Aus Mangel an Beschäftigung werden eine Menge Individuen, die den unteren Klassen angehören, zu Banditen, die ihre Nachbarn plündern; in den oberen Klassen wird man Regierungsbeamter und plündert das Land. Dieses Uebel hat

*) Leider sind die Nachrichten über die blutigen Vorgänge bei den Wahlen nicht von der Art, um als Resultat eine Repräsentativkammer zu erwarten, welche zur Befestigung der Ruhe und der Wohlfahrt des Landes beiträgt.

einen beunruhigenden Grad erreicht: es giebt in der griechischen Armee faſt eben ſo viele Offiziere als Soldaten, und die Marine beſitzt Offiziere für eine zweimal ſo große Flotte als die griechiſche: ſie zählt 3 Admirale, 150 Capitaine und 270 Kommandanten. Vergebens hat man von allen bisherigen Adminiſtrationen die Bekanntmachung der Etats des Perſonals der Armee, der Marine und der Civilverwaltungen gefordert, um dieſer Stellenjägerei ein Ende zu machen. Kein Miniſter war geneigt, ein Prinzip anzunehmen, welches ihm die willkürliche Macht genommen hätte, ſeine Verwandten und Freunde dem Staate aufzubürden. Man mag die griechiſche Anleihe verdoppeln: ſo lange ſolche Mißbräuche beſtehen, wird man nie eine Drachme für gemeinnützige Zwecke zu verwenden haben.

Frankreich.

Kanäle und Eiſenbahnen.

(Schluß.)

Einen anderen Einwurf hat man von der Perſonenfrequenz und dem aus derſelben hervorgehenden Mehrertrage der Eiſenbahnen hergenommen. Aber wird denn dadurch der Waarentransport vermindert? oder iſt deshalb der Waarentransport von geringerer Wichtigkeit? oder folgt daraus, daß die Eiſenbahnen eine von den Kanälen durchaus verſchiedene Beſtimmung haben?

Wenn man das Verhältniß des Perſonen-Ertrages zum Güter-Ertrage mit in Betracht ziehen will, ſo muß man wenigſtens nicht von falſchen Grundlagen ausgehen. So geben z. B. die offiziellen Berichte des Handels-Kollegiums (Board of trade) für die letztverfloſſenen Jahre folgende Ueberſicht der Einnahme der engliſchen Eiſenbahnen:

Jahr.	Einnahme von Perſonen. Fr.	Einnahme von Gütern. Fr.	Einnahme Summe. Fr.	Verhältniß des Perſonen-Ertrags zum Güter-Ertrag.
1841	53,710,575	16,164,625	69,875,200	4,3
1842	68,289,175	27,220,875	95,513,050	3,5
1843	77,755,425	35,623,300	115,379,725	3,2

Aber es ſind in dieſe Ueberſicht eingeſchloſſen die kleinen iſolirten Linien von Blackwall, Greenwich, Kingſton und Croyden, welche 6, 6½, 9 und 16 Kilometer lang ſind und nur zum Perſonen-Verkehr dienen; desgleichen die von Greenock, auf welcher der Güterdienſt im Jahre 1843 noch nicht eingerichtet war; ferner die von Preſton und Wyre, deren Ergebniſſe der Kommiſſion nicht zeitig genug mitgetheilt wurden, um vollſtändig aufgenommen werden zu können. Dieſe Eiſenbahnen zuſammen aber haben für Perſonen 4,295,275 Franken und für Poſtpakete und dergleichen kleinere Artikel 48,500 Franken eingenommen. Endlich fehlen die Bahnen von Darlington und Clarence, welche Kohlen befördern und zuſammen 870,000 Franken eintragen.

Wenn wir alſo danach die obigen Ziffern berichtigen, ſo erhalten wir:

73,461,150 Franken für Perſonen,
36,444,710 Franken für Güter.

Mithin ergeben die Güter in England wie in Belgien während des Jahres 1843 ein Drittel der Total-Einnahme, und, was wohl zu beachten iſt, während die Einnahme von den Perſonen um 45% wuchs, ſtieg die von den Gütern um 118%, woraus der Fortſchritt und die Zukunft der letzteren hinlänglich erſichtlich iſt. Nach den bis jetzt bekannten Ergebniſſen der erſten Monate von 1844 kann man ſchließen, daß auf den belgiſchen Eiſenbahnen dieſes Jahr der Güter-Ertrag dem Perſonen-Ertrage faſt gleichkommen wird.

Wenn man nun bedenkt, wie im Lauf der Zeit die noch vielfach aus bloßer Gewohnheit beibehaltene Benutzung des alten Weges abnehmen muß, und wenn man die Erfolge erwägt, welche aus der Verlängerung und Vereinigung der Bahnſtrecken hervorgehen werden, ſo kann man über die ſtetig wachſende Bedeutung der Eiſenbahnen für den Gütertransport durchaus nicht mehr in Zweifel ſeyn.

Der Waarentransport warf alſo im Jahre 1843 in England auf 2500 Kilometer Eiſenbahnen 36,444,710 Franken ab. In demſelben Jahre gaben 2200 Kilometer Kanäle in denſelben Richtungen und Grafſchaften eine Brutto-Einnahme von 41 Millionen. — Die Frachtſätze ſind durch die Konkurrenz auf den Eiſenbahnen und Kanälen ungefähr gleich geworden, und die Eiſenbahnen, welche meiſtentheils kaum vollendet, an mehreren Punkten noch mangelhaft und nicht mit ſeitwärts auslaufenden Nebenzweigen verſehen ſind, wie die Kanäle, haben dennoch ſchon faſt eben ſo viel Waaren beſorgt als die letzteren.

Wenn alſo gezeigt worden iſt, daß Eiſenbahnen wie Kanäle in ihrem Normalzuſtande für den Gütertransport gleiche Dienſte leiſten, von demſelben Publikum benutzt und erhalten werden und eine unendliche Tragkraft haben, ſo iſt die im Eingange aufgeſtellte Behauptung vollſtändig bewieſen.

In England ſtreitet auch Niemand dagegen, daß die Kanäle durch die nebenherlaufenden Eiſenbahnen einen bedeutenden Abbruch erlitten haben. Die Einkünfte der Kanal-Geſellſchaften befanden ſich in ununterbrochener Zunahme vor der Einrichtung der Eiſenbahnen, ſeitdem aber ſind die Dividenden eben ſo ununterbrochen geſunken. Damals betrug der Kapitalwerth der betreffenden Kanäle 784,152,500 Franken, gegenwärtig nur noch 562,500,000 Franken; dies giebt einen Verluſt von 222 Millionen, wozu man billigerweiſe noch den Gewinn rechnen muß, den die Geſellſchaften in derſelben Zeit hätten ziehen können, wenn ſie im Alleinbeſitz des Marktes geblieben wären. Die parallelen Eiſenbahnen zogen im Jahre 1843 aus dem Waarentransport 25 Millionen, welche zu gleicher Zeit das Kapital bezeichnen, welches die Kanäle verloren haben und außerdem noch hätten gewinnen können. Und dabei hören die Eiſenbahnen vor den Städten auf, während die Kanäle ſich bis ins Innere erſtrecken, und ſind zum Theil ſogar an manchen Orten in ihrem ſtetigen Laufe unterbrochen, wodurch theure Umladungen nöthig werden.

Freilich machen die Kanäle in England immer noch gute Geſchäfte, denn ihre Anlage koſtet 259,175,000 Franken, ihr gegenwärtiger Werth aber beträgt 562,500,000 Franken; aber dieſen Maßſtab darf man keineswegs in anderen Ländern anlegen, wo Kanäle von 10% Ertrag zu den Seltenheiten gehören, 100% aber unerhört und rein unmöglich ſind. Die einträglichſten franzöſiſchen Kanäle verzinſen das Anlage-Kapital kaum mit 5%. Solche Kanäle müſſen neben Eiſenbahnen nothwendig zu Grunde gehen, während in England die Konkurrenz die Herabſetzung der „von der Regierung durchaus unabhängigen“ hohen Frachtſätze zur Folge hatte.

Einen redenden Beweis gewährt die Eiſenbahn von Straßburg nach Baſel. Man hatte ſie ohne hinlängliche ſtatiſtiſche und kommerzielle Unterſuchungen gebaut und rechnete bloß im Allgemeinen auf die kommerzielle Wichtigkeit von Mühlhauſen, auf den Aufſchwung der elſäſſiſchen Induſtrie, den Reichthum der umliegenden Bevölkerung u. ſ. w. Die Folgen dieſer Nachläſſigkeit zeigten ſich bald, denn ſtatt des gehofften großen Gütertransports erhielt man davon nur eine monatliche Brutto-Einnahme von 6—7000 Franken. In Folge deſſen ſtellte man genaue Nachforſchungen an und fand, daß der geſammte Landtransport zwiſchen Straßburg und Baſel nur 9500 Tonnen jährlich betrug. Alle bedeutende Sendungen geſchahen auf dem Rhein, dem Rhein- und Rhone-Kanal und dem kanaliſirten Ill. Deshalb veröffentlichten die Direktoren Polonceau und Stückle unterm 15. März 1843 einen Bericht, in welchem ſie die Nothwendigkeit ausſprachen, den bisherigen Waſſertransport an die Eiſenbahn zu ziehen.

Der Rhone-Rhein-Kanal hatte einen äußerſt niedrigen Frachtſatz und befand ſich zwiſchen Straßburg und Hüningen im vortrefflichen Zuſtande; überdies ſtand er in Verbindung mit der geſammten Schifffahrt Frankreichs und erſtreckte ſich bis in den Mittelpunkt von Straßburg und Baſel. Die Eiſenbahn dagegen endigte auf der einen Seite bei St. Louis, auf der anderen bei Königshauſen und mußte mithin große Umladungskoſten beſtreiten, welche z. B. von St. Louis nach Baſel 5 Franken 20 Centimen für die Tonne betrugen. Dennoch konnte die Eiſenbahn mit dem Kanal an Billigkeit wetteifern und ihm einen großen Theil ſeines Vertriebs entziehen, ſo daß die Einkünfte des Schifffahrts-Büreaus zu Straßburg, welche 1841 ſich auf 74,317 Franken beliefen, 1843 auf 43,123 Franken herabſtiegen, der Gütertransport der Eiſenbahn aber, welcher 1841 nur 2200 Tonnen betragen hatte, ſich 1843 auf 66,468 Tonnen erhob. Die Einnahme der Eiſenbahn aber, welche 1841 nur 55,494 Franken ergeben hatte, wuchs, ungeachtet der verminderten Frachtpreiſe, auf 701,692 Franken. Der Reinertrag gab 1841: 339,600; 1842: 441,000; 1843: 581,752 Franken; wobei noch in Anſchlag gebracht werden muß, daß ſich die Einnahme vom Perſonen-Verkehr 1843 um 34,797 Franken vermindert hat, und daß die Bahn im erſten Jahre vom Unternehmer unterhalten werden mußte, während die Erhaltung und die nothwendig gewordenen Reparaturen im letzten Jahre der Geſellſchaft zur Laſt fielen.

In Belgien konkurriren mehr als die Hälfte der vorhandenen Eiſenbahnen mit Waſſerſtraßen, nämlich die Bahnen von Brüſſel nach Antwerpen, von Mecheln nach Antwerpen, von Antwerpen über Gent und Brügge nach Oſtende, von Gent nach Kortryk. Sie haben ſeit ihrer Eröffnung noch nicht die Zinſen des Anlage-Kapitals getragen. — Die entſprechenden Waſſerwege ſind der Kanal von Willebrock, der von Löwen nach Zannegat, der von Gent nach Oſtende, die Scheldt, die Leye. Sie trugen im Jahre 1843 nicht ein halbes Prozent. — Die öſtlichen Eiſenbahnen beförderten auf 167 Kilometern 22,612 Tonnen, die weſtlichen, von der Konkurrenz freien, auf 98 Kilometern 95,135 Tonnen.

Auch hier beſtätigt ſich die Lehre, daß Eiſenbahnen und Waſſerwege neben einander nicht Platz haben; die einen entwickeln ſich auf Koſten der anderen. In Belgien erhielten ſich die Waſſerwege, und dies aus doppeltem Grunde. Erſtlich ſind die Transportkoſten für die Kanäle und kanaliſirten Flüſſe ſo außerordentlich niedrig, daß die Eiſenbahnen dagegen nicht aufkommen können, und die Regierung, welche beide Wege beſitzt, hält es nicht für nützlich, einen Kampf hervorzurufen, deſſen Koſten ſie ganz allein tragen müßte. Zweitens ſind die Flüſſe ſo breit und tief, daß die Seeſchiffe bis Brüſſel, Löwen, Gent und Brügge gelangen können. Aber iſt es ein Zuſtand der Blüthe, in dem ſie neben einander beſtehen?

England.

Birmingham und ſeine Induſtrie.

Von L. Faucher.

Zweiter Artikel.

In England ſcheint der Gewerbfleiß, wie die Freiheit, nur unter dem Schutze einer ſtarken Ariſtokratie gedeihen zu können. Dieſe Ariſtokratie ſpielt die Rolle der Vorſehung, die ſie übernommen hat, freilich nicht immer zum beſten; ſie hat ſich zuweilen ſowohl unweiſe als tyranniſch gezeigt, aber den-

noch steht fest, daß, so wie ihre Autorität aufhörte, die Anarchie beginnen würde. Es sey gut oder schlimm, in Großbritanien ist keine Ordnung möglich, die nicht von ihr eingeführt ist. Jetzt befindet sich die englische Industrie in den Händen einer kleinen Anzahl von Familien, und schon bietet sie das Schauspiel einer gefährlichen Konkurrenz dar, die die Production höher treibt, als sie die Consumtion verlangt. Was würde erst geschehen, wenn die Schranken fielen, durch welche der große Haufe von dieser Konkurrenz fern gehalten wird? Die Waaren würden in den Speichern aufgehäuft und zu Spottpreisen verschleudert werden. Dazu kommt, daß bei aller Rivalität die großen Kapitalisten nur ihr Vermögen aufs Spiel setzen, während die kleinen, gleich Shakspeare's Kaufmann von Venedig, Fleisch und Blut wagen würden. Es liegt in dem englischen Charakter zu wenig Mäßigung für einen demokratischen Zustand der Industrie. Die Demokratie paßt weder für sinnliche Völker, denen das Vergnügen Hauptzweck des Lebens ist, noch für Völker von ruheloſem Ehr- und Geldgeiz. So wird die englische Nation von ihrer Aristokratie sowohl gezügelt als gestützt.

Es gab eine Zeit, wo sich Leute aus der Plebs zu Führern des Fabrikantenstandes emporschwangen. Damals kamen die Arkwright, Strutt, Ashton, Peel, Cobden an das Tageslicht; Arbeiter, Commis, Pächtersöhne wurden die Begründer jenes neuen Adels, der seitdem seine Reihen geschlossen hat und nun keinen Zuwachs mehr annimmt. Damals aber war eine Zeit der Revolution; der begeisternde Gedanke der Entdeckung und Eroberung einer neuen industriellen Welt tauchte in den Gemüthern auf, und jeder Arbeiter sah den Besitz einer großen Weberei in Perspektive, wie der Soldat im Kriege den Marschallsstab. Als aber genug erreicht war, machte man Carré vor ferneren Bewerbern, und somit war der Feudalismus in das Industriewesen eingeführt. Es ist heute in England einem einfachen Arbeiter fast eben so schwer, es weiter zu bringen als bis zum Werkführer, wie dem britischen Soldaten, zu den Graden zu gelangen, welche die patentirten Offiziere innehaben. Vom Standpunkte der Humanität aus erscheint dieser Zustand natürlich traurig, von der praktischen Seite aber muß man zugeben, daß sich die Individuen bereits dieser Ordnung der Dinge assimilirt haben und der englische Arbeiter alsbald allen seinen Werth verlieren würde, wenn man ihn aus seiner untergeordneten Stellung befreite. Alle Manufakturisten des Kontinents, die sich Arbeiter aus Lancaster oder Stafford haben kommen lassen, entledigten sich ihrer bald, da es ihrem Charakter an Maß und Ordnung fehlte.

Manche Völkerstämme haben zu Allem, auch zu dem Verschiedensten, Anlage. Die Slawen sind mit einer wahren Proteusnatur begabt; sie sind gleich tüchtig im Kriege wie im Frieden, für Poesie und Musik empfänglich, und nichtsdestoweniger industriös. Die russischen Bauern sind eben so gute Zimmerleute als Feldarbeiter, aber die Bewohner Englands sind, jeder für sich, nur das Komplement eines Ganzen und werden mit ganz bestimmten Anlagen geboren. Es spiegelt sich also in ihnen das englische Prinzip der Theilung der Arbeit. Jeder, an seinen Platz, in seinen Beruf gestellt, wird wunderbar für die Harmonie des Ganzen mitwirken, aber seiner Eigenthümlichkeit unangemessen placirt, ist er zu nichts mehr tauglich. Indem die Natur dem britischen Geiste mehr Intensität als Breite gab, mag sie bezweckt haben, daß alle Individuen der Nation nach demselben Ziele streben sollen. Die Industrie in Masse, die die Menschen an einander reiht wie die Stücke einer Maschine, ist also in dem englischen Charakter begründet. Der isolirte Handwerker bringt es in England zu nichts und kann sich nur erhalten, wenn er sich in die arbeitenden Gesellschaften einregistriren läßt, die, wie industrielle Clans, die Bezirke beherrschen, in denen sie wohnen. — Wir können beide Arten der Arbeit in Birmingham mit einander vergleichen.

Birmingham liegt auf der Gränze der Grafschaften Warwick und Stafford im Mittelpunkte eines Distrikts, der von einer Million Menschen bewohnt wird, von denen sich nur ein sehr geringer Theil mit Ackerbau beschäftigt. Hier, von Birmingham bis Sheffield, ist die große Werkstätte der Metallarbeiten. In der Fabrication der Eisenwaaren sind seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ungeheure Fortschritte gemacht worden. Von 1796—1840 ist die Zahl der englischen Hochöfen von 121 auf 329 und die Masse des gewonnenen Roheisens von 124,000 auf anderthalb Millionen Tonnen gestiegen. Anfangs hatte der südliche Theil von Staffordshire die ergiebigsten Eisenbergwerke, aber seit einiger Zeit drohen die begünstigteren Minen in Wales und Schottland, ihm dieses Uebergewicht streitig zu machen. Die Gefahren dieser Konkurrenz zeigten sich besonders in der Krise von 1842, wo Staffordshire genöthigt war, seine Production zu beschränken, während die übrigen Eisenhämmer des Königreichs bei ihrem Etat verblieben. In den Zeiten kommerzieller Thätigkeit erhalten die Arbeiter in den Hämmern und Bergwerken sehr hohen Lohn, durchschnittlich kaum weniger als vier Shilling täglich, und dürfen außerdem für ihren Gebrauch so viel Kohle mit sich nehmen, als sie wegtragen können. Gehen die Geschäfte flau, so wird die Arbeit nicht ausgesetzt, aber reduzirt, und mit ihr verhältnißmäßig auch der Lohn. Alle Vierteljahre kommen die bedeutendsten Minen-Besitzer zusammen, um den Preis des Eisens zu fixiren, oder auch, wenn es nöthig ist, über die Arbeiter gemeinschaftliche Beschlüsse zu fassen. So wurde durch sie im vorigen Jahre, als viele Tausend Arbeiter durch große Bankerotte brodlos geworden waren und man einen Angriff derselben auf Birmingham fürchtete, dieses große Unheil abgewendet, indem sie Geld und Lebensmittel unter dieselben vertheilten und ihnen anderweitig Beschäftigung verschafften.

Auch in den Thon-Manufakturen von Stoke, Longton, Burslem und anderen Städtchen, die in den Birminghamer Distrikt gehören, befinden sich die Arbeiter in einer beneidenswerthen Lage. Offizielle Berichterstatter rühmen die Humanität, mit welcher die nicht minder einsichtsvollen als reichen Fabrik-Besitzer dieser Gegend ihre Untergebenen behandeln. Es giebt nirgends höheres Arbeitslohn als hier. Manche Familien verdienen wöchentlich bis 4 Pfund, und viele Beamte in Deutschland und England würden nicht ohne Vortheil mit einem Töpfer in Burslem tauschen. Die Häuser dieser Arbeiter sind reinlich, nett und oft mit Eleganz möblirt. In einigen Werkstätten, wie da, wo man das Porzellan vergoldet und malt, wird die Arbeit von geistlichen Gesängen begleitet, kurz, man begegnet überall zufriedenen und heiteren Gesichtern. Freilich ist dies Glück nicht ungetrübt, und das leicht erworbene Geld zerrinnt eben so leicht wieder, denn die Arbeiter lieben den Luxus und das Spiel, berauschen sich gern und sparen nicht. Wird Einer krank, so nimmt ihn das öffentliche Hospital auf, oder er erhält Vorschüsse von dem Fabrik-Besitzer. Gewisse Details der Fabrication sind auch für die Gesundheit von schädlichen Folgen; doch wirken diese gefährlichen Einflüsse mehr in den kleinen als in den großen Werkstätten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die englischen Reviews. Im Laufe dieses Jahres sind in England wieder zwei neue Reviews begründet worden. Man weiß, die Reviews sind dort fast noch mehr als die Zeitungen der Ausdruck der verschiedenen politischen und religiösen Parteien. Seit beinahe einem halben Jahrhundert werden die alten Whigs von der Edinburgh-Review und die noch ältern Tories von der Quarterly-Review repräsentirt. Aber nachgerade fangen die alten aristokratischen Organe an, dem noch in vielen anderen Nadien zur gemeinsamen Nationalitäts-Peripherie ausstrahlenden britischen Volksgeist nicht mehr zu genügen. Bereits vor einigen Jahren hat der Radikalismus der utilitarischen Schule Bentham's die Westminster-Review gegründet, während die Eclectic-Review den verschiedenen Dissenters-Congregationen zum Organe diente. Neuerdings ist nun aus der altersschwachen Torypartei unter der Benennung „Junges England" eine eigenthümliche Abzweigung hervorgegangen (auf die wir nächstens in einem besonderen Artikel zurückkommen werden), und diese hat gemeinschaftlich mit dem gemäßigten Puseyismus die New Quarterly-Review gegründet, welche in ihren beiden ersten Heften unter dem Titel British, Foreign and Colonial-Review erschienen war. Endlich hat auch die schottische freie Kirche, deren Haupt-Wortführer der bekannte Geistliche Herr Chalmers in Edinburg ist, in dieser Hauptstadt eine neue Review erscheinen lassen, die den Titel North-British-Review führt und die Aufgabe hat, nicht sowohl eine theologische Zeitschrift zu seyn, als alle politische, literarische und soziale Fragen von religiösem Standpunkte aufzufassen und zu behandeln. Das erste Heft enthält mehrere Artikel von Herrn Chalmers selbst (über die gegenwärtige Lage Englands und über die Korngesetze), von Sir David Brewster (über das Leben und die Werke Cuvier's) und einige Aufsätze anderer schottischer Schriftsteller, unter denen sich besonders eine Arbeit über den Charakter und den Einfluß der Kreuzzüge durch eine eigenthümliche und pikante Auffassung des Gegenstandes auszeichnet.

— Nach Paris, um unser Glück zu machen! Unter diesem Titel ist in der französischen Hauptstadt eine kleine Schrift erschienen, die gern das Gegentheil von dem einschärfen möchte, was ihr Titel besagt. *) Viele Tausende strömen jährlich aus der Provinz und dem Auslande, besonders auch aus Deutschland, nach Paris, wo sie Beschäftigung und Vermögen zu finden hoffen, nur allzuhäufig aber dem Elend, der Krankheit und dem Tod zur Beute werden. Der Verfasser erzählt die Geschichte eines jungen Ehepaars, das mit den schönsten Hoffnungen aus einem französischen Landstädtchen nach der blendenden Hauptstadt geeilt war. Er schmeichelte sich, der Secretair eines Ministers zu werden, und sie wollte sich der Bühne widmen, aber die kurzen Tage der schönen Aussichten gingen schnell vorüber; die unnützen Besuche, die verschlossenen Thüren, die sie bald überall fanden, der Weg zum Leihamt, und endlich, da auch Nichts mehr zum Versetzen übrig ist, der Hunger — alles das wird in dem Buche mit ergreifender Wahrheit geschildert. Kein anderer Ausweg bleibt solchen Unglücklichen, als so rasch als möglich von Paris abzureisen und nach ihrer Heimat zurückzukehren, wie der reuige verschwenderische Sohn. Arm und in Lumpen kehren sie zurück, statt reich und in Würden, wie sie es sich ausgemalt und Anderen vor ihrer Abreise verkündet hatten; die Pflugschar ergreifen sie wieder oder ein anderes ehrenhaftes Gewerbe ihrer Väter; im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten sie, aber es ist doch besser, viel besser, als in irgend einem Winkel der luxuriösen Hauptstadt vor Elend umzukommen, dort verlassen zu liegen und selbst seinem Nachbar nicht bekannt zu seyn. Aber rathsamer noch, als zu diesem Auskunftsmittel zu greifen, ist, gar nicht erst die Uebel aufzusuchen, gegen welche die physische und oft selbst jede moralische Kraft vergebens ankämpft. Wer ruhig in seiner Heimat bleibt, der erspart es sich, erschöpft und elend nach langen Prüfungen und unendlichen Täuschungen dahin zurückzukehren.

*) Allons faire fortune à Paris! Par l'auteur du Mariage au point de vue chrétien. Paris, 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 22. August 1844.

England.

Das junge England. *)

Young England; so nennt sich eine Nüance der Torypartei im Unterhause, doch erweckt sie gerade dadurch Mißtrauen gegen ihre geistige und politische Richtung. Denn in welchem Lande wäre dieser Parteiname gebraucht worden und bezeichnete nicht mißglückte Kühnheit und zerfallene Luftschlösser? Nachdem wir die Erfolge der jungen Schweiz, des jungen Frankreichs, Italiens und Deutschlands gesehen haben, soll es dem jungen England schwer werden, uns von seiner unbesiegbaren Jünglingskraft zu überzeugen. Indeß, wenn man die gegenwärtige Parlaments-Session verfolgt und sich des kleinen Bürgerkrieges erinnert, den einige Bataillone der Tory-Armee gegen das Kabinet führten, das zwei Mal seine Existenz von seiner eigenen Partei bedroht sah, so darf man wohl vermuthen, daß die unfügsamen Freunde des Ministeriums, die jenes junge England bilden, bald eine reelle Wichtigkeit erlangen und, im Falle die Spaltung im Lager der Konservativen stehend werden sollte, sich zu einer geordneten Fraction konstituiren werden, die sich von Sir Robert Peel, ihrem bisherigen Haupte, lossagt.

Gegenwärtig nämlich wird das junge England noch von keiner organisirten Vereinigung repräsentirt, sondern nur von gewissen Ideen, die in der moralischen Atmosphäre der Tory-Partei hin und her schweben, jedoch einige junge Geister im Unterhause vorzugsweise umkreisen. Wir denken hierbei an die Herren d'Israeli, Milnes, Smythe und Lord John Manners. Man fasse die parlamentarische Thätigkeit derselben zusammen, und man wird finden, daß sie während der letzten zwei Jahre eine eigenthümlich unabhängige Stellung dem Ministerium gegenüber behauptet haben. Sie gaben allen ihren Reden eine philosophische Färbung, suchten die torypistischen Prinzipien mit den gegenwärtigen Bedürfnissen und Wünschen des Landes in Einklang zu bringen und entwickelten, gegen die Gewohnheit der Tories, vielerlei philanthropische Ansichten. Durch diese Selbständigkeit und theilweise Vorurtheilsfreiheit der Meinungen kamen die genannten Männer, die mit den übrigen Konservativen bis dahin von Sir Robert Peel auf dem Felde der kommerziellen Fragen zurückgehalten und zur Defensive verurtheilt waren, in eine ehrenvolle offensive Stellung den Prinzipien gegenüber, von denen sie bisher angegriffen und zurückgeschlagen zu werden pflegten. Die Glieder des jungen Englands schienen hierin wohlüberlegten Plänen und einem vorbereiteten Systeme zu folgen, und wenn sie, wie aus dem schlechten Humor der Tories zu schließen ist, durch ihre Ideen eine neue politische Sekte bilden wollen, so mag für sie wohl jetzt der Augenblick gekommen seyn, ihr Banner zu entfalten und offen und kräftig den Torypismus anzugehen, daß er sich regenerire.

Augenscheinlich dachte dies d'Israeli, als er vor zwei Monaten ein Manifest gegen die bestehenden Meinungen schleuderte, das er „Coningsby" nannte „oder die neue Generation". Die Aufnahme, welche dieses Buch fand, beweist, daß sich der Verfasser über die Zeitgemäßheit seines Versuches durchaus nicht getäuscht hat. Coningsby ist für diese Saison das Buch in der Mode. Im Mai wurde es herausgegeben, und schon ist eine dritte Auflage desselben veranstaltet worden. In den Salons amüsirte man sich damit, den Originalen zu den Personen des Romans nachzuspüren und die Medisancen auszubeuten; von der Presse wurde er weitläufig besprochen und erklärt, und in den leitenden Artikeln der Times und Morning-Chronicle begegnen wir noch heute mancher Phrase, die sich auf Figuren aus dem Coningsby bezieht, wie auf allbekannte historische Personen.

Hinsichtlich seiner Form fällt der Coningsby der literarischen Kritik anheim. Sie soll entscheiden, inwieweit dieser Roman, trotz der Beimischung der Politik, ein Kunstwerk geblieben ist, und wird behaupten müssen, es sey der Kunst arge Gewalt geschehen. Von dem künstlerischen Standpunkte aus macht diese Vereinigung der Politik mit der Poesie denselben Eindruck, als würden Schießgewehre in einem Orchester benutzt. Die Kunst verschmäht es durchaus nicht, Ausdruck politischer Begeisterung zu werden, denn die Politik ist eine der Färbungen des menschlichen Geistes, unter denen er sich dem Spiegel der Kunst darbietet. Sie wird den moralischen Einfluß nicht übersehen, den die politischen Verhältnisse auf die Menschheit ausüben, aber sie darf dieselben nur wiedergeben, wie alle andere Zweige menschlicher Thätigkeit, indem sie sie generalisirt und aus ihnen in ansprechender Form eine Belehrung für alle Zeiten macht. So zeigte sich Shakspeare, als er die berühmte Rede schrieb, die Antonius bei dem Begräbniß Cäsar's an das Volk hält, in der Kunst, sich durch das Wort der Massen zu bemächtigen, würdig, selbst O'Connell zu belehren. Nur das darf die Kunst nicht dulden, daß man sie zwinge, vorübergehenden politischen Interessen zu dienen. Wer würde heute Shakspeare lesen, wenn er seine Geschosse gegen die Peel's seiner Zeit gerichtet hätte? Die politischen Komödien Fielding's waren, obgleich sie Walpole stürzten, dennoch schlecht und sind gerechter Weise dem Vergessen anheimgefallen.

Aber Herr d'Israeli würde sich lustig über uns machen, wollten wir alle Regeln der Kunst, gegen die er gefehlt, vor ihm ausbreiten und im Ernste Miene machen, ihn zu belehren. Es wäre eine unverzeihliche Zeitverschwendung, wollten wir prüfen, ob er einen guten Roman geschrieben hat. Wir wissen, daß ihm nicht daran lag, ein schönes Buch zu schreiben, und zweifeln nicht, was er gewählt haben würde, wenn man ihm zur Belohnung für sein Werk die Lorbeerkrone des Dichters oder die Siegel des Staats-Secretairs angeboten hätte. Uebrigens haben wir auch nicht nöthig, uns mehr um das Poetische im Coningsby zu kümmern, als der Verfasser selbst. Wir sind zufrieden, wenn wir einsehen, warum d'Israeli die Romanform gewählt hat. Es handelte sich darum, von dem jungen England sprechen zu machen, und dies so viel als möglich, kurz, es in die Mode zu bringen. Dazu mußte man es in die Welt einführen, zuerst vielleicht bei den Frauen, denn Coningsby selbst lehrt, daß die Hülfe der Frauen von den Politikern der jungen Generation nicht verachtet werden dürfe. Nun denke man sich, Herr d'Israeli wäre da, wo die Aufmerksamkeit so schwach und so leicht zu verscheuchen ist, mit einem dicken Buche angekommen, in dem er gründlich die Doktrinen seiner Schule entwickelt hätte. Freilich hätte er ausführlich die Finanz-Politik Robert Peel's, das neue Armengesetz und die Getraidezölle besprechen können; aber sein Buch wäre nicht gelesen und er selbst mit seinen schönen Reden nach Westminster gewiesen worden. Der glänzendste Erfolg war es noch, wenn die Morning-Post oder die Times aus dem Werke Stoffe zu einigen leitenden Artikeln über die Stellung der konservativen Partei nahm. Dabei aber hätte kein Mensch vom jungen England gesprochen. Kleidete dagegen Herr d'Israeli seine Ideen in die Intrigue und den leichten Dialog eines Romans aus dem vornehmen Leben, so hatte er das Privilegium, die Fragen nur oberflächlich zu berühren und in ihren allgemeinsten Umrissen darzustellen, um sie Allen zugänglich zu machen und Keinem zu verleiden. Ferner kam seinen Ansichten das Interesse zu Gute, das er für seinen Helden durch die Schicksale erweckte, die er ihm andichtete. Er konnte das schwere Geschütz der logischen und Zahlen-Beweise entbehren; ein Witz genügte, die Lacher auf seine Seite zu bringen und die Schlacht gewonnen zu machen. Auch ging Herr d'Israeli, indem er die Satire zur Waffe wählte, nicht aus der Gewohnheit seines Geistes heraus und durfte darum desto sicherer auf einen glücklichen Angriff rechnen.

Uebrigens hat Benjamin d'Israeli, Parlaments-Mitglied für Shrewsbury und erster Vertreter des jungen Englands, mit dem Coningsby nicht als Romanschreiber debütirt. Vivian Grey, Contarini Fleming, the young Duke, Henrietta Temple und Venetia sind frühere Romane dieses Autors, der uns jedoch immer noch sein Meisterwerk schuldig ist. Geht man diese Bücher durch, so sieht man leicht, daß Herr d'Israeli nicht für die Nachwelt gearbeitet hat. Wir kennen die Veranlassungen nicht, denen sie ihr Entstehen verdanken; aber mit Ausnahme der Henrietta Temple tragen sie alle die Spuren der Improvisation und konnten sich höchstens während einer einzigen Saison en vogue erhalten. Der Verfasser begnügte sich damit, errathen zu lassen, was er bei sorgfältigerer Arbeit leisten könnte, und hat sich nie die Mühe gegeben — als etwa in Henrietta Temple —, die Idee, die er von seinem Werthe erregte, zu realisiren. Er suchte seinen Ruhm darin, mit der Gewandtheit, aber auch mit der Nachlässigkeit eines berühmten Mannes zu schreiben, durch gewisse Stichwörter zu verrathen, daß er in den Salons der vornehmen Welt heimisch ist, und neben der Begeisterung für das Schöne und Edle auch den sprudelnden Witz des modernen Conversationstons zu zeigen. Warum sollte man ihm auch vorwerfen, daß er seinem literarischen Ruhme zu enge Gränzen ziehe? Wenn man sich einmal entschlossen hat, weder Walter Scott noch Byron zu werden, so mag man sich immer durch seine eigenthümlichen Geisteskräfte eine Auszeichnung in der Welt zu verschaffen suchen, wie dies so viele Andere durch die Wahl ihrer Kravatten oder die Stammbäume ihrer Pferde thun.

*) Die folgenden Betrachtungen sind an eine Rezension des Romans „Coningsby or the new generation", von d'Israeli, geknüpft und der Revue des deux Mondes entnommen.

Von Vivian Grey, dem ersten Romane d'Israeli's, konnte man sagen, er berechtigte zu großen Hoffnungen, denn der Verfasser hatte bei seinem Erscheinen kaum das zwanzigste Jahr überschritten. Wir sehen an diesem Werke, daß d'Israeli schon früh der politische Ehrgeiz beschäftigte. Vivian Grey ist der Sohn eines Gelehrten, der große Liebenswürdigkeit, ein ziemliches Vermögen und eine ausgezeichnete Mäßigung des Charakters besitzt, aber seinem Sohne nicht die philosophische Verachtung des Ruhmes einimpfen konnte, die ihm selbst gestattet, mit einem gewissen geistigen Epikuräismus die Freuden der Wissenschaft und des Reichthums ungestört zu genießen. Von Ehrgeiz erfüllt, tritt Vivian Grey in die Welt; da er Engländer ist, so ist sein Ehrgeiz natürlich politisch. Ungestüm, wie alle junge Talente, steckt sich Vivian sein Ziel in dem dichtesten Parteigedränge. Er will selbst eine Partei gründen. Damals war das junge England noch nicht erfunden; es galt noch nicht, sich der Macht gegenüber zu lagern und eine mit Theorieen bebänderte Standarte aufzupflanzen. Die Freundschaft eines Lords, der mehrere Wahlflecken besitzt, galt mehr, als alle Prinzipien der Welt. So schmeichelt sich auch Vivian, ohne nach dem politischen Glaubensbekenntniß seines Gönners zu fragen, bei einem edlen Marquis ein, der lange Minister gewesen war. Er überredet diesen emeritirten Staatsmann, die verlassene Bahn wieder zu betreten, wird sein Agent und knüpft so Verbindungen mit wichtigen Personen an, die, gleich ihm, mit dem gegenwärtigen Ministerium unzufrieden sind. Es fehlt aber der Coalition, die Vivian Grey zusammengebracht hat, ein Organ im Unterhause. Ein einziger Mann könnte die große Aufgabe lösen, er heißt Cleveland; aber dieser berühmte Redner hat leider gerade wegen großer Verdrießlichkeiten, die ihm Vivian's Gönner bereitete, die politische Carriere verlassen. Doch es gelingt dem jungen Intriganten, ihn mit dem Marquis auszusöhnen. Die ehrgeizigen Pläne Vivian's sind der Reife nahe. Er selbst soll ins Parlament treten, als eine Frau, die er verlassen hatte, das Gewebe der Intrigue zerreißt. Die Coalition löst sich auf. Aus dem Schloß des Marquis vertrieben, von Cleveland, der sich von ihm gemißbraucht glaubt, in einem Klub gefordert, wird Vivian gezwungen, sich mit dem Manne zu schlagen, den er bewundert. Er tödtet ihn und vernichtet so alle seine Hoffnungen. Grausam von seinem Ehrgeiz gehetzt, verläßt er England. Hier endigt der Roman eigentlich, und der Leser begreift nicht, warum Herr d'Israeli seinen Helden noch drei Bände phantastischer Abenteuer in Deutschland erleben läßt. Obgleich aber dieser Roman sehr viel Unwahrscheinliches enthält und nicht selten gegen das künstlerische Ebenmaß verstößt, so ließ sich doch Vieles leicht und interessant. Der Styl ist blühend, der Dialog lebendig, und mehr als einmal begegnet man einer jener schneidenden Ironieen, welche die Engländer so sehr lieben und die man das britische Salz nennen könnte.

Wir würden ungerecht gegen Herrn d'Israeli seyn, wenn wir seinen Roman Henrietta Temple mit Stillschweigen übergingen. Es ist dies in jeder Hinsicht ein liebenswürdiges Buch, das Geist und Herz befriedigt. Der Verfasser läßt hier eine jener alten englischen Familien auftreten, die katholisch geblieben sind und in denen, wie schon von vielen Romanschreibern geschildert wurde, ein gewisser Hauch der reinsten Sitte und unverfälschter Tugend weht. Die häuslichen Bilder im Eingange des Buches sind rührend und wahr, die Liebesbriefe und Gespräche zwischen Henrietta Temple und Ferdinand Armyne zart und poetisch; die Schilderungen des Londoner Lebens geistreich und interessant. Es giebt nur liebenswürdige Personen in diesem Roman; dessenungeachtet sind die Charaktere nicht nach einem Muster zugeschnitten.

Wenn Henrietta Temple den ersten Rang unter d'Israeli's Werken einnimmt, so gebührt Coningsby der zweite. Coningsby ist ein mangelhafter Roman, fast ohne Handlung, voller Abschweifungen, die der Entwickelung der Intrigue völlig fremd sind, und dennoch liest man ihn mit Vergnügen, denn der Styl ist lebhaft und klar, der Dialog pikant, die Episoden und Charakterschilderungen sind mannigfaltig und lassen die Dürre der eigentlichen Erzählung vergessen. In der Vorrede sagt der Autor selbst: „er wage nur deshalb diese Bände dem Publikum zu übergeben, weil er sich bemüht habe, in denselben die Anschauung eines neuen und, wie ihm scheine, besseren Geistes zu geben, der sich jetzt in England zu regen anfängt. Seine Absicht sey, einige Ideen zu verbreiten, durch die das öffentliche Leben erstarken solle, den wahren Charakter der politischen Parteien zu fixiren und die Engländer aufmerksam zu machen, wie sie in Zukunft besser die Sachen von den Worten, die Realitäten von den Phantomen unterscheiden könnten." Ehe wir näher an die Tendenz des Buches herangehen, wollen wir den Rahmen betrachten, den Herr d'Israeli seinen Ideen gegeben hat. (Fortsetzung folgt.)

Birmingham und seine Industrie.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

So verhält es sich mit der centralisirten Industrie; betrachten wir nun die Folgen der getheilten. Auch hierin ist der Distrikt von Birmingham vor anderen Fabrikgegenden bevorzugt. Die Arbeit ist hier so mannigfaltig, daß eine excessive Konkurrenz so leicht keinen Handwerker zu Grunde richtet. Trägt eine Beschäftigung nichts mehr ein, so wendet er sich zu einer anderen und verliert, da die Glieder derselben Familie gewöhnlich verschiedene Handwerke erlernen, selbst in schweren kommerziellen Krisen, nie alle Hülfsquellen. Wenn also auf einer Seite das Elend naht, erblüht das Glück wieder auf der anderen, und so kommt es, daß die Arbeiter selten, bevor sie alt werden, in den Armenhäusern Zuflucht suchen. —

In Birmingham hält sich der Arbeitslohn meist auf einer mittleren Höhe. Einige Arbeiter von besonderer Geschicklichkeit erwerben wohl 40 Shill. die Woche und die Frauen derselben Kategorie 14, gewöhnlich aber wird nur etwas mehr als halb so viel, nämlich 1 Pfund an die Männer und 7 Shill. an die Frauen, gezahlt. Kinder arbeiten erst von ihrem zehnten Jahre an, mit Ausnahme der verkrüppelten, die in den Nadelfabriken angewendet werden; daher sind auch die Schulen hier weit besuchter als in Manchester. Die Zahl der Verbrechen scheint in umgekehrtem Verhältnisse zu der öffentlichen Bildung zu stehen, denn es kommen hier auf hundert Einwohner nur drei Arrestationen, also um die Hälfte weniger als in Liverpool.

Es sind aber die Folgen der demokratischen Prinzipien in der Industrie, wie wir sie in Birmingham finden, nur eine Ausnahme. Dort muß man dieselbe beobachten, wo nur zwei oder drei Gewerbe blühen und nicht, wie in einer Hauptstadt, die Bedürfnisse des Luxus den brodlosen Arbeitern eine Erwerbsquelle bieten, also z. B. in Wolverhampton und Willenhall. Beide Städte sind Anhänge Birminghams und es beschäftigt sich die erstere mit Eisenarbeiten aller Art, die zweite mit einer bestimmten Gattung derselben, der Schlosserei. Wolverhampton ist reich; man würde schwerlich in Birmingham so viele Millionaire finden, als hier. Indessen sind diese *Leute keine* Manufakturisten, ihr Reichthum kommt also den Arbeitern nicht zu Gute, sondern sie sind einfache Commissionaire, die billig einkaufen und theuer verkaufen, also ohne Mitleid die gedrückte Lage der kleinen Fabrikanten ausbeuten können. Es giebt in Wolverhamton nur Reiche und Arme, keine Klasse von Einwohnern, die den Uebergang zwischen Beiden vermittelte. Die Stadt selbst hat nicht das Aussehen eines Fabrikortes. In den Hauptstraßen, die allein Namen haben, bemerkt man weder eine Fabrik noch eine Werkstätte. Die Industrie, die sonst in England mit ihren riesigen Anschlagzetteln und Abzeichen so aufdringlich und der Aufmerksamkeit der Vorübergehenden wörtlich Gewalt anthut, versteckt sich in Wolverhampton in die Gassen und Höfe, als schämte sie sich ihrer selbst. Die Läden haben keine Schilder und die Häuser keine Nummern. Aus den dunkelsten und schmutzigsten Straßen führen, immer in Zwischenräumen von sechs bis acht Häusern, kaum 24 Fuß breite, aber 24 Fuß lange Passagen in geschlossene Höfe, in denen sich die Fabriken befinden. Doch giebt es auch in den Gängen Werkstätten, die sich aber erst aus der Zeit herzuschreiben scheinen, in der die Stadt bedeutend an Einwohnern zunahm. In den breitesten dieser Gänge befindet sich eine Pumpe, die aber immer nur unter der Gefahr gebraucht wird, daß der Schwengel die Fenster eines Hauses einstößt oder auf der anderen Seite der Wasserstrahl in eine offene Thür spritzt. Es rettet die Bewohner dieser schmutzigen, engen Gebäude vor dem frühen Tode nur der Umstand, daß Wasser vorhanden ist und bei dem niedrigen Preise der Kohle durch fortwährendes Feuer die Feuchtigkeit in den Wänden unschädlich gemacht werden kann. Indeß sind, nach den Aussagen der dortigen Aerzte, die Nervenfieber sehr häufig in Wolverhampton. Die Kinder sehen schwächlich aus, entwickeln sich spät, und besonders sind alle Mädchen in gewissem Grade mißgestaltet. Die tägliche Arbeit drückt ihrem Körper die Spuren der Entsagung auf und hält ihre geistige Entwickelung zurück. Ihre Erziehung bis zu dem achten Jahre, in welchem man ihre Kräfte auszubeuten anfängt, ist fast null. Das fünfjährige Kind wiegt das zweijährige, während das von sieben Jahren auf beide aufpaßt und das ganze Haus hütet, so lange die Aeltern abwesend sind. Um die Aufsicht zu erleichtern, geben auch hier, wie in Manchester, die Mütter den Kleinen Opiumtränkchen. Andere Kinder werden sich selbst überlassen und schlafen und spielen im Sommer im Koth, im Winter vor dem Feuer, obgleich hierdurch schon unzählige Unglücksfälle geschehen sind. Die kleinen Fabrikanten in Wolverhampton, die nicht unter dem Gesetze stehen, das die Arbeitszeit der Kinder feststellt, benutzen dieselben so lange und zu so schweren Arbeiten als die Erwachsenen und erhalten sie mit einer mageren Portion von Kartoffeln und Häringen. Die jüngsten gehen, wenn die Arbeit beendet ist, aus den Werkstätten direkt nach Hause, um zu schlafen. Die älteren schlendern noch eine oder zwei Stunden auf den Straßen umher, ehe sie ihre armseligen Löcher aufsuchen; zu einem Spiele sind sie zu abgespannt; sie gehen daher höchstens in die Bier- oder Branntweinschenken. Im Vergleich zu ihrer großen Anzahl lassen sich nur sehr wenig junge Fabrik-Arbeiterinnen verführen, denn obgleich in Wolverhampton die Prostitution blüht, so liefern doch nur Shrewsbury und Shropshire die ländlichen Subjekte. Die eingeborenen Arbeiterinnen haben weder Kraft, noch Zeit, noch Trieb zum Laster. Einem moralischen Gefühle ist dies nicht zuzuschreiben, denn ihre Sprache ist so schamlos, wie man sie in allen Fabriken hört.

Trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit, bringt man kaum die Hälfte der vorhandenen Kinder in die Sonntagsschulen, und selbst diese können nach vierjährigem Besuche derselben weder lesen noch schreiben.

In Birmingham schreiben die arbeitenden Kinder den Meistern Gesetze vor; in W. sind sie Sklaven, die von den Meistern Wohnung, Nahrung und Kleidung bekommen, wie es denselben gefällt. Wenn ein Kind schlecht arbeitet, bekommt es nichts zu essen oder muß länger als gewöhnlich arbeiten. Verdient es eine Belohnung, so ist ihm erlaubt, eine Arbeit auf eigene Rechnung zu machen, doch muß dem Meister ein Drittel des Gewinns abgegeben werden. Um den Arbeiter in größerer Abhängigkeit von seinem Meister zu erhalten, lehrt ihn derselbe nur einen einzelnen Zweig der Fabrication. Nach sieben Jahren der Sklaverei bei einem Schlosser ist ein solcher Bursche oder Geselle nicht im Stande, einen Schlüssel oder ein Schloß zu machen, da er in der ganzen langen Zeit nur gefeilt oder gehämmert hat. Welche Zuflucht bleibt diesem Unglücklichen als die Schenke, wenn es keine Arbeit giebt? Selbst wenn sich die Arbeiter bei dem Magistrat wegen der schlechten Behandlung, die sie erfahren, beklagen würden, so gäbe der Richter den Meistern Recht, denn man fürchtet

sich, eine Ordnung der Dinge zu stören, die man sich gewöhnt hat, für ein nothwendiges Uebel zu halten. Und welche Ordnung ist das, die die Knaben stumm und geduldig macht, wo die Mädchen nie gesungen und getanzt, nie eine Blume, nie das Grün gesehen haben, als wenn sie eine Nessel stach! In der Mythologie der Alten und des Christenthums giebt es nur eine Hölle für Erwachsene und Strafbare: unsere Zeit hat das Verdienst, eine für die Kinder erfunden zu haben.

Man kann sich denken, welche Männer in dieser Knechtschaft herangebildet werden. Nüchterne und ordnungsliebende Arbeiter giebt es in Wolverhampton sehr wenig. Die Frauen sparen nicht, und die Männer sind unmäßig. So lange Geld in der Familie ist, wird gut gegessen und getrunken, aber man bleibt in seinen Lumpen und denkt nicht daran, das ruinirte Mobiliar zu erneuern. Die meisten Arbeiter feiern am Montag, und auch Dienstag arbeiten nur wenige etwas. Mittwoch ist Markttag, und dies dient vielen zur Entschuldigung, wieder einen halben Tag nichts zu thun. Ihre Anwesenheit auf dem Markte hat oft solche Folgen, daß sie auch Donnerstag Vormittag nicht arbeiten können. Dafür aber sieht man am Abend in den Werkstätten der kleinen Fabrikanten bis elf Uhr die Lampen brennen. Am Freitag endlich ist die Stadt still, man sollte meinen, die Arbeiter haben sie verlassen: aber die Werkstätten sind oft bis zum frühen Morgen erleuchtet. Sonnabend Vormittag bieten die Straßen dieselbe Einsamkeit dar. Jeder arbeitet, um in der folgenden Woche sein Leben fristen zu können. Die kleinen Fabrikanten lassen ihre Frauen, ihre Kinder und Gehülfen bis zum Umsinken arbeiten; Rippenstöße, Ohrfeigen, Flüche werden mit Freigebigkeit vertheilt: der Fabrikant selbst schont sich in diesen kritischen Tagen nicht, er verläßt die Arbeit kaum, um zu essen, macht die Nacht oder setzt sich schon um vier Uhr des Morgens an sein Werk, und seine größte Geschicklichkeit und eine wahre Arbeitswuth entwickelnd, bringt er die Aufgabe einer ganzen Woche in kaum drei Tagen zu Ende. Sonnabend gegen Abend füllen sich die Straßen und Schenken, aber Niemand denkt daran, von dem so sauer erworbenen Gelde einen Shilling zu sparen. Der Sonntag wird in völliger Apathie hingebracht, denn die englischen Sitten verbieten, sich am Tage des Herrn zu betrinken, und andere Unterhaltungen kennen die Arbeiter nicht. Selten sieht man am Sonntag die Häuser gereinigt, oder die Kinder gewaschen, immer begegnet man der alltäglichen abschreckenden Unreinlichkeit, Unordnung und Gleichgültigkeit.

In Willenhall und Sedgeley, wo Schlösser, Nägel und eiserne Ketten fabrizirt werden, erscheint das Elend in einer anderen Form. Die Arbeit liegt hier besonders in den Händen junger Mädchen, denn Sedgeley ist die Stadt der female blacksmiths (Schmiedemeisterinnen), die von ihrem zehnten Jahre an täglich vierzehn Stunden lang den Hammer schwingen. Ihr tägliches Pensum sind tausend Nägel. Sie nehmen bald die Sitten der rohen Männer an, mit denen sie gemeinschaftlich arbeiten, rauchen, trinken, spielen, kurz, sie zeigen keine Spur von Schamgefühl. Glücklicherweise heiraten sie sehr früh, und man sieht nicht selten ein junges Paar, noch ehe es mannbar ist, von Kindern umgeben. Im Durchschnitt kommen auf die Familie sechs bis zwölf Kinder. Dafür aber setzt sich ein Familienvater in seinem dreißigsten Jahre zur Ruhe und lebt nun auf Kosten seiner Frau und seiner Kinder, die für ihn arbeiten müssen. Diese Prozedur erinnert an gewisse Plantagenbesitzer auf den Antillen, von denen ihre Negerinnen Kinder haben, damit die Anzahl der Sklaven auf der Pflanzung vermehrt werde.

In Willenhall werden die Kinder aus den umliegenden Armen-, Waisen- und Findelhäusern benutzt. Die kleinen Fabrikanten bedienen sich daselbst überhaupt nie der Erwachsenen und haben dabei einen doppelten Vortheil. Denn erstens bekommen die Kinder ihren Lohn nicht in Händen, sie werden von ihrem Meister erhalten und dürfen keine Bedürfnisse haben; dann aber bringen sie ihm eine Art von Mitgift, wenn sie engagirt werden, ungefähr zwei bis fünf Pfd. Sterl., und zugleich für sich eine vollständige Ausstattung, die der Fabrikant versetzt, wenn die Geschäfte schlecht gehen, und ihm sein Bedarf an Bier nicht kreditirt wird.

Bis jetzt kümmerten sich die Armen-Vorsteher wenig darum, wem jene unglücklichen Kinder anvertraut wurden. Wer sie ihrer entledigte, war ihnen willkommen, und es ist vorgekommen, daß man Leuten, die schon wegen Diebstahls bestraft worden waren, arme Kinder in die Lehre gab. Noch jetzt darf ein Fabrikant, wenn er gerade nicht alle seine Lehrburschen beschäftigen kann, dieselben vermiethen, ja, man weiß, daß schon welche zu 10 Shill. verkauft wurden. In welchem Alter sie auch seyen, immer müssen sie so viel arbeiten, als ihre Herren, die, wahre Cyklopen, oft zwanzig Stunden bei der Arbeit bleiben. Sie schlafen auf Stroh oder auf der bloßen Diele und sind Sommer und Winter gleich bekleidet. Ihre Nahrung ist kärglich und schlecht und wird ihnen gänzlich entzogen, wenn sie bestraft werden sollen. Noch vor einigen Jahren waren die Strafen roher, und man erzählte von einem Meister, der gehängt wurde, weil er seinen Lehrburschen mit einem glühenden Eisen durchbohrt und an die Wand genagelt hatte. Jetzt schlägt man die Kinder mit Peitschen, Knotenstricken, Stöcken und am häufigsten mit den Instrumenten, die man gerade in Händen hat. Der Meister bedeckt ihren Körper mit Wunden und Beulen, und die Meisterin rauft ihnen die Haare aus. Warum auch sollte man sie schonen? Das Kind darf nur nicht sterben: im Uebrigen sind die Peiniger vor dem Gesetz gerechtfertigt. Das Parlament kennt diese Thatsachen und läßt immer noch auf die Abhülfe warten.

Selbst in den Fabrikstädten bei Manchester, wo die Arbeiter wahrlich in keinem Paradiese leben, giebt es eine Polizei, eine Religion, eine Art von politischem Bewußtseyn. Aber diese ersten Elemente des Staatslebens fehlen in Willenhall. Letzteres ist nur anderthalb Meilen von Wolverhampton entfernt und doch hundert von der civilisirten Welt. Die Stadt besteht einzig aus Werkstätten und Schenken, und unter allen Einwohnern giebt es keinen Kaufmann und keinen Wohlhabenden, nur Arbeiter, die von ihrem täglichen Erwerbe leben und immer so viel verspeisen und vertrinken, als sie besitzen. Ihre Nahrung ist so grob als möglich und ihr einziges Laster die Trunksucht. Haben sie Alles ausgegeben und bewilligt ihnen der Schenkwirth keinen Kredit mehr, so sitzen sie dennoch in der Kneipe, stützen ihren Kopf auf die Arme und starren stundenlang in den Kamin oder auf den Sand des Fußbodens. Aber ihre Unermüdlichkeit und ihr Geschick sind unvergleichlich, und nie wird es eine Konkurrenz mit ihnen aufnehmen. Wie sollte man auch mit Arbeitern konkurriren können, die ein Dutzend Schlösser für anderthalb Shill. liefern, von denen jedes in London für 1 Sh. verkauft wird? Von Krankheiten sind besonders chirurgische unter ihnen heimisch. Die zufälligen Verletzungen ungerechnet, leiden fast Alle an angeborenen Brüchen und, vermöge ihrer stets gebückten Stellung, an Verkrümmungen des Rückgrats.

Die Arbeiter in Willenhall bilden eine einzige Familie; weder mag je ein Mann seine Heimat verlassen, noch würde man einer Tochter der Stadt erlauben, sich nach außerhalb zu verheiraten. Denn die Frauen in Willenhall sind mäßig, keusch und reinlich und tragen mit unvergleichlichem Muthe die Entbehrungen, zu denen ihre Familie verurtheilt ist.

Vor einiger Zeit waren Schlosser aus Willenhall nach Belgien gerufen worden und erhielten dort hohen Lohn; aber bald sehnten sie sich nach dem Elend ihrer Heimat und kehrten zurück. Sie schienen einen geordneten gesellschaftlichen Zustand nicht ertragen zu können, wie man freigelassene Sklaven, erschreckt von den Pflichten der Freiheit, die Sklaverei wieder aufsuchen sah.

Marokko.

Bilder aus Marokko. *)

4. Ein arabisches Gastmahl.

Um Sonnen-Untergang erreichten wir Ain-el-Kader (die grüne Quelle), wo sich das Lager des Araberstammes Jbdor befand. Wir schlugen hier unsere Zelte auf, und kurz nachher besuchte uns der Sohn des Scheichs, um uns im Namen seines Vaters zum Mittagessen einzuladen, welches, wie er sagte, bereit sey und auf uns warte. Wir nahmen seine Einladung an und trafen unseren Wirth in seinem Zelte, auf einem Kissen sitzend, das mit einer karakalischen Luchshaut überzogen war, die eine hierzulande unschätzbare Eigenschaft besitzen soll — daß sich nämlich keine Flöhe darauf festsetzen. „Willkommen, willkommen!“ rief der Scheich, und als wir auf den für uns ausgebreiteten Schaffellen Platz genommen, fügte er hinzu: „Sind Eure Sitze auch bequem? Habt Ihr Alles, was Ihr verlangt? Seyd Ihr zufrieden?“ — Ich beantwortete diese Fragen durch eine Fülle von Segenswünschen, womit ich ihn selbst, seine Familie und sein ganzes Geschlecht bis zu seinem Ur-Ur-Großvater hinauf überschüttete; unsere fernere Unterhaltung wurde aber durch die Erscheinung eines seiner Sklaven, Namens Abdel-Habib, unterbrochen, der einen kunstvoll geschnitzten und mit Arabesken bemalten maurischen Tisch hereinbrachte. Er war von runder Form, etwa zwei Fuß im Durchmesser und sechs Zoll hoch, was für uns, die wir auf der Erde hockten, äußerst bequem war. Auf dem Tische stand eine große maurische Bowle mit einer dicken Suppe, die mit einer Art von Nudeln gefüllt und stark mit rothem Pfeffer gewürzt war; in diesem schmackhaften Gebräu lagen vier hölzerne Löffel von grotesker Form, mit denen wir herzhaft zu Werke gingen. Die nächste Schüssel war geschmortes Rindfleisch, von Melonen-Schnitten begleitet, um den Appetit zu reizen, und zuletzt erschien die gewöhnliche konische Schüssel mit Kesksû. Während des Mahls wurde nicht ein Wort gesprochen; höchstens vernahm man zuweilen die Ausrufungen: Bismillah! (im Namen Gottes!) al Haudu-billah! (Gott sey Dank!) oder auch Safi Allah! (Gott verzeihe mir!)

Wir Beide, mein Spanier und ich, sahen uns bald genöthigt, den Angriff auf den thurmhohen Kesksû einzustellen, zum größten Kummer und Erstaunen des Scheichs sowohl als des Kaid, die noch eine Zeitlang fortfuhren, ihn mit seltener Ausdauer zu bearbeiten; als dieses Lieblingsgericht endlich abgetragen wurde, wandte sich der Scheich mit den Worten zu mir: „In Wahrheit, Ihr Christen habt nur ein armseliges Mahl genossen. Ihr verlangt wohl das Fleisch des Schweines; das ist, wie man mir erzählt hat, die allein für Euch passende Speise, ohne welche Ihr nicht gedeihen könnt. Man sagt mir auch“, fügte er hinzu, „daß Ihr Eure Schweine melkt; es ist in der That wunderbar, welche Irrwege die Geschöpfe Gottes betreten!“ — „Segnungen über Euren Bart!“ erwiederte ich; „wie falsche Begriffe habt Ihr Moslems über die Anhänger des Sidna-Aissa (des Herrn Jesus). Aber laßt uns zusammen über dieses Fleisch vom Schweine sprechen ....“ — „Verhüte Gott!“ rief der Araber; „es ist schon eine Sünde, daran zu denken.“ — „Eine Sünde, an ein Schwein zu denken?“ versetzte ich rasch. „Ihr nennt es eine Sünde? Sage mir, o Verehrer des Propheten! wer hat das Schwein erschaffen?“ — „Gott“, antwortete der Scheich. — „Also“, fuhr ich fort, „hat Gott, nach Eurer Meinung, die Sünde erschaffen.“ — Der alte Scheich dachte einen Augenblick nach und sagte dann, indem er sich zu dem Mallem wandte: „Wahrlich, der junge Nazarene hat mich überlistet; ich habe es nie zuvor auf diese Art erwogen.“ Er versiel wieder in tiefes Sinnen; doch schmeichelte ich mir durchaus nicht mit der Idee, einen Prose-

*) M. s. Nr. 92 des Magazins.

lyten gemacht zu haben, und wenn ich es gethan hätte, so wäre die Täuschung bald zerstört worden. Noch immer über den „Vater der Hauzähne" nachdenkend, bemerkte er zuletzt fast mit einem Seufzer: „Wie man sagt, ist eigentlich nur ein gewisser Theil des Schweins verboten; unglücklicher Weise vergaß aber der Prophet, ihn zu nennen. Gott sey uns Allen gnädig!" — „Amen!" erwiederte ich, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

5. Der Weibermarkt.

In dem Distrikte Bemin-Snar, einer bergigen Gegend, in der sich nur einige Berberhorden aufhalten, liegt eine Ortschaft, die durch einen Jahrmarkt von ziemlich seltsamer Art bekannt ist. Der Markt findet nur einmal jährlich statt und wird hauptsächlich von Junggesellen besucht, die sich Weiber holen wollen, von verheirateten Männern, die ihre Ehestands-Schätze zu vermehren wünschen, und von Jungfrauen oder Witwen, die sich nach Ehemännern umsehen. In der That besteht das Ganze daraus, daß die Weiber sich selbst verkaufen; um aber die Schande eines solchen Verfahrens zu vermeiden, wird die Sache auf folgende Weise betrieben: Jede Dame, die in den Ehestand zu treten wünscht, zieht ihre besten Kleider an, nimmt ein von ihr selbst gewebtes Stück Zeug in die Hand und setzt sich unverschleiert am Marktplatz nieder. Die Männer, sowohl alte als junge, die als Bewerber erscheinen, schlendern auf dem Markt umher, untersuchen das von den Damen vorgezeigte Tuch und beobachten zugleich die Mienen und das Betragen derselben. Wenn die Jungfrau dem Kunden gefällt, so fragt er nach dem Preise des Tuchs, worauf sie die Summe nennt, die sie als Mitgift erwartet *), und die sie erhöht oder ermäßigt, je nachdem der Ehestands-Kandidat ihr zusagt, indem sie, wenn er ihr sehr zuwider ist, einen ungeheuren Preis fordert. Für den Bewerber hat dieser Handel den Vortheil, daß er während dessen den Charakter und die Sitten seiner Zukünftigen einigermaßen beurtheilen kann. Werden sie einig, so müssen die Aeltern des Mädchens befragt werden, die ihre Einwilligung geben oder sie auch vorenthalten können; im ersteren Falle verfügen sich die Brautleute zu einem Notar; der Kontrakt wird aufgesetzt, und die junge Frau begiebt sich nach ihrer neuen Heimat. In diesem Handel haben Witwen im Allgemeinen einen ziemlich niedrigen Preis, und geschiedene Weiber verkaufen ihr Tuch spottwohlfeil. Eine auf solche Weise gekaufte Frau kann nicht wieder veräußert werden, wie sehr auch den Käufer sein Handel gereuen möge; sie ist seine gesetzmäßige Ehefrau und behält das Kaufgeld, welches ihre Aussteuer oder ihr Leibgedinge bildet. Höchst wahrscheinlich ist dieser seltsame Tauschhandel bei den Bergbewohnern des Atlas eingeführt worden, um dem Gesetze des Propheten auszuweichen, das jede persönliche Bewerbung vor der Hochzeit untersagt.

6. Eine maurische Religionsfrage.

Auf dem Minaret des Dschamáa-Kebir, der Haupt-Moschee in Tanger, befindet sich eine große Uhr, deren Werke einst in Unordnung geriethen waren und der Reparatur bedurften. Keiner von den Gläubigen wagte jedoch, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, da sie nicht einmal entdecken konnten, wo der Fehler eigentlich stecke, obgleich manche von ihnen mit großer Würde und Feierlichkeit ihr Urtheil darüber aussprachen. Unter Anderem behauptete Einer, daß höchst wahrscheinlich ein Dschin oder böser Geist seinen Wohnsitz in der Uhr aufgeschlagen habe, und man versuchte demzufolge verschiedene Beschwörungsmittel, die, wie jeder wahre Gläubige voraussetzen mußte, vollkommen dazu hinreichten, eine ganze Legion von Teufeln auszutreiben — aber vergebens! die Uhr war und blieb stumm. Es blieb nichts übrig, als sich an einen christlichen Uhrmacher, „einen verfluchten Nazarenen", zu wenden, der zum Glück in der „von Gott beschützten Stadt" Tanger wohnte. Er war aus Genua gebürtig und natürlicherweise ein frommer Christ, weshalb es auch den getreuen Anhängern des Propheten schwer wurde, ihm einen solchen Dienst anzuvertrauen. Die Uhr war in der Mauer des Thurms befestigt, und man konnte unmöglich dem Kaffir erlauben, das Bethaus Allah's mit seinen gottlosen Fußstapfen zu beflecken. Der Eine schlug vor, die Reparatur lieber ganz aufzugeben; ein Anderer wollte Bretter über den heiligen Fußboden legen, damit der Ungläubige ihn nicht berühren möchte; aber man hielt dieses nicht für eine hinlängliche Sicherheit, und es ward endlich beschlossen, den Theil des Pflasters aufzureißen, auf den der Kaffir treten würde, und die Mauern anzuweißen, bei denen er vorüberging. Man schickte also jetzt nach dem Christen und sagte ihm, was von ihm verlangt werde, indem man ihm vor Allem einschärfte, die Schuhe und Strümpfe beim Eintritt in den Tempel abzunehmen. „Das thu' ich nicht", erwiederte der tapfere kleine Uhrmacher; „ich habe sie nie abgenommen, als ich die Kapelle der heiligen Jungfrau betrat" — hier bekreuzte er sich mit großer Andacht — „und werde sie gewiß nicht in dem Hause Eures Propheten abziehen."

Die Mauren verfluchten in ihrem Herzen den Uhrmacher und sein ganzes Geschlecht und gingen bestürzt und verlegen aus einander. Die weisen Ulema's versammelten sich am anderen Morgen; aber weit entfernt, zu einem Entschluß zu kommen, waren sie um Mittag auf eben dem Punkte wie vor dem Frühstück, bis endlich ein graubärtiger Muezdin, der seither geschwiegen hatte, das Wort verlangte. Der Kaid und der Kadi nickten ihre Einwilligung. „Wenn", begann der ehrwürdige Priester, „die Moschee baufällig ist und Kalk und Ziegelsteine nach dem Innern derselben geschafft werden, läßt man diese Bürden dann nicht durch Esel hineintragen, und sind diese Esel nicht beschuht (d. h. mit Hufeisen beschlagen)?" — „Allerdings!" war die einstimmige Antwort. — „Und glaubt der Esel", fuhr der Muezdin fort, „an Einen Gott, oder an Muhammed, den Propheten Gottes?" — „Freilich nicht", erwiederten Alle. — „Nun denn", versetzte der Muezdin, „laßt den Christen beschuht wie ein Esel hineingehen und wie ein Esel herauskommen." — Die Gründe des Muezdins fanden allgemeinen Beifall, und in der Eigenschaft eines Esels betrat der Christ die Moschee von Tanger.

*) Bekanntlich wird bei den meisten orientalischen Völkerschaften die Mitgift nicht von dem Vater, sondern von dem Bräutigam aufgezahlt.

Mannigfaltiges.

— **Neue Hypothese in Bezug auf die ägyptischen Pyramiden.** Herr von Percigny, derselbe französische Gelehrte, der sich durch seine Verehrung für Napoleon zu einer Theilnahme an dem sinnlosen Komplott des in Ham seine Strafe abbüßenden Prinzen Napoleon Ludwig hinreißen ließ, hat in derselben Verehrung ein Motiv zu wissenschaftlichen Forschungen gefunden, deren Resultat er kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften in einer Denkschrift vorgelegt, welches Resultat, wenn es sich bewähren sollte, alle bisher in Bezug auf die Pyramiden aufgestellten Theorieen umstoßen würde. In dem großen Werke über die ägyptische Expedition Napoleon's hat nämlich Herr von Percigny, der niemals selber in Aegypten gewesen, den Beweis für die merkwürdige Behauptung aufgefunden, daß die Pyramiden nichts weniger als bloße Pharaonengräber und stolze Denkmale der ägyptischen Herkunft waren, sondern einen wahrhaft praktischen Zweck hatten, so gut wie unsere Eisenbahnen oder wie die Deiche in Holland und die Kanäle in Großbritannien. Zunächst scheint eine Aeußerung Napoleon's Herrn v. Percigny auf diese Idee gebracht zu haben. „Dort", sagte nämlich der Kaiser in Bezug auf Aegypten, „dort stehen sich der Nil, oder der Genius des Guten, und die Wüste, oder der Genius des Bösen, beständig einander gegenüber. Unter einer guten Verwaltung, welche die Ueberschwemmungen des Stromes zu benutzen weiß, erreicht der Nil die Wüste, unter einer schlechten erreicht die Wüste den Nil." Es galt also, meint Herr von Percigny, nicht bloß die periodischen Ueberschwemmungen des Nils zu leiten, sondern auch den Wüstensand vom Nil und von den fruchtreichen Städten zurückzuhalten, deren nächster Nachbar und furchtbarster Feind er war, und diesem Zwecke sollen die ungeheuren pyramidalischen Bauwerke gedient haben, die nur nebenbei auch noch zu Todtenwohnungen benutzt worden. Freilich ist kein einziges geschichtliches Dokument vorhanden, das für diese Ansicht spricht, doch führt Herr von Percigny zu Gunsten derselben eine noch vorhandene Tradition an. Am Fuße der großen Pyramiden befindet sich nämlich eine der Wüste zugewandte, kolossale Sphinx, und diese soll, nach einem im Volke verbreiteten Glauben, die Macht besitzen, den Wüstensand aufzuhalten, wenn er dem Strome zuwirbelt. Dieser Sage liegt, nach Herrn von Percigny, nichts Anderes zum Grunde, als die ursprüngliche Bestimmung der Pyramiden, die dem progressiven Andringen der Wüste ihre Widerstandskraft entgegenstellen sollten. In der That sind, wie aus den Zeugnissen vieler alten Schriftsteller hervorgeht, die Pyramiden in früherer Zeit viel zahlreicher gewesen, und zwar haben sie eine ziemlich gerade Linie gebildet. Große Zwischenräume trennten freilich die eine von der anderen, doch standen sie einander noch nahe genug, um zusammen dem Zwecke zu dienen, den ihnen der Verfasser der akademischen Denkschrift beimißt. Auch stimmt damit überein, daß sämmtliche Pyramiden nicht mit einer ihrer Seiten, sondern immer mit einer ihrer Kanten der Wüste zugekehrt sind, so daß zu gleicher Zeit immer zwei Flächen Widerstand zu leisten vermochten. Daß eine solche ungeheure Barrière auf die Luftströmung Einfluß übe, ist wohl anzunehmen; ob aber die Pyramiden bei aller ihrer Höhe hoch genug waren, um auch in den oberen Regionen den höher fliegenden feinen Wüstensand zurückzuhalten, möchte billigerweise zu bezweifeln seyn. Gleichwohl ist die Hypothese des Herrn von Percigny eine sehr ingeniöse und verdiente wohl auch von Seiten der gelehrten deutschen Forscher, die sich jetzt in Aegypten befinden, eine nähere Berücksichtigung.

— **Die Sternschnuppen als Wetterpropheten.** Ueber die periodische Wiederkehr der Sternschnuppen sind bereits zahlreiche Beobachtungen in verschiedenen Ländern angestellt worden. Zum erstenmale hat aber ein französischer Beobachter, Herr Coulvier-Gravier, eine Theorie an die Richtung geknüpft, die diese Meteore bei ihrem Niederfallen nehmen. Er behauptet nämlich, daß sich durch diese Richtung allerlei Witterungs- und andere atmosphärische Veränderungen vorher bestimmen lassen. Seiner Meinung nach hängen die oberen Luftströmungen viel mehr zusammen, als die niederen; in jenen aber gehen die großen Veränderungen vor, die sich später den der Erde näheren atmosphärischen Schichten mittheilen. Nun nehmen die Sternschnuppen in den oberen Regionen die Richtung der sie umgebenden Strömungen, und es lassen sich also hiernach die Veränderungen, welche später in unserer Atmosphäre eintreten werden, im voraus berechnen. Die französische Akademie, an welche Herr Coulvier-Gravier eine Denkschrift über den Gegenstand gerichtet, wird denselben in nähere Erwägung ziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 24. August 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

I. Nordische Wirren.

(1657—1658.)

Bei der Wichtigkeit, welche der Ostseehandel für Holland hatte, war es natürlich, daß die Ereignisse, welche zu dieser Zeit in Skandinavien stattfanden, die Aufmerksamkeit der Generalstaaten auf sich zogen, und eine neue Expedition nach dem baltischen Meere beschlossen wurde.

Mit Unwillen dachte der König von Dänemark, Friedrich III., der Zeit, da die Schweden seinen Vater überfallen und Christian IV. mancherlei Unbill hatte ertragen müssen. In seinem Herzen sehnte er sich nach Wiedervergeltung, und da er den Schwedenkönig Karl Gustav hinlänglich mit den Polen beschäftigt glaubte, rückte er mit seinen Truppen in das Herzogthum Bremen und nahm Bremervörde weg, anstatt einen Angriff auf Schweden selbst zu machen. Allein ehe man sich dessen versah, kehrte Karl Gustav aus Polen zurück, fiel in Holstein und Schleswig ein, eroberte beide Herzogthümer und drang nach Jütland vor. Der König von Dänemark schickte dem unaufhaltsam vordringenden Feind seinen Feldmarschall Anders Bilde entgegen; aber Letzterer benahm sich so unverzeihlich nachlässig auf diesem Zuge, daß nicht nur die Schweden in ihrem Vordringen nicht gehemmt wurden, sondern auch, nach einem kaum merklichen Widerstande, die Festung Friedericia eroberten, ein Besitzthum, das für Schweden von außerordentlicher Wichtigkeit war. Der Winter war hart und schwer; Karl Gustav unternahm das Wagestück, mit 7000 Mann nach Fünen hinüber zu marschiren, schlug die Dänen, welche sich ihm hier noch einmal entgegenstellten, und nahm dann die ganze Insel in Besitz. Dieses fortdauernde Glück machte ihn stolz, und er faßte den Entschluß, das dänische Reich ganz und gar zu vernichten; er wollte dies herrliche Inselreich zu einer schwedischen Provinz machen. So schritt er nun auf seinem Siegeszuge immer weiter vor, nahm die Inseln Langeland, Laaland und Falster, ohne auf einen besonderen Widerstand zu treffen, und faßte Fuß auf Seeland. Hier waren die Vertheidigungs-Anstalten in einem so schlechten Zustande, daß die Schweden bereits vor Wordingborg standen, ehe man in der Hauptstadt noch irgend etwas davon wußte, daß er den großen und kleinen Belt überschritten habe.

Hier überlegte man nun in aller Eile, was zu thun sey. Von einer Vertheidigung war keine Rede, und man sandte dem Könige zwei Reichsräthe entgegen, welche einstweilige Aufhebung der Feindseligkeiten nachsuchen und Friedens-Unterhandlungen beginnen sollten. Aber der König von Schweden hatte hierzu nicht besondere Lust; mit den Worten: „Ich habe diesen Krieg nicht angefangen!" wies er die dargebotenen Anträge zurück und machte dagegen so übertriebene Forderungen, daß an eine Erfüllung derselben nicht zu denken war. Durch nichts aufgehalten, rückte Karl Gustav gegen Kopenhagen vor; er hatte die Absicht, diese herrliche Stadt ganz zu vernichten, und wollte, wenn er ganz Dänemark für sich erobert, in Schoonen residiren. Indessen konnte er seine Pläne nicht völlig so ausführen; die Furcht, ganz Europa gegen sich in die Schranken zu rufen, hielt ihn hiervon zurück. Von allen Seiten liefen Vorstellungen ein, und mehr als eine Macht bot ihre Vermittelung an. Der Lord-Protektor sandte den Obersten Meadau, und durch dessen geschickte Unterhandlungen kam ein Frieden zu Stande, der in Roskilde abgeschlossen wurde. Dieser Frieden war im höchsten Grade nachtheilig für Dänemark. Nicht nur sorgte Karl ungebührlich für sich selbst, sondern auch für seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Holstein, dem er die Unabhängigkeit von Dänemark erwirkte.

Als der Frieden zu Stande gekommen war, stattete der König von Schweden seinem vielgeliebten Bruder von Dänemark einen Besuch in Kopenhagen ab, und beide Monarchen lebten einige Tage lang in vollkommener Eintracht auf dem Schlosse Frederiksborg. Man gab sich Feste, überhäufte sich mit Artigkeiten, und es hatte den Anschein, als ob hier ein dauernder Freundschaftsbund geschlossen sey. Allein dies war keineswegs der Fall. Die Kommissarien beider Souveraine, welche zusammengetreten waren, um die Friedens-Bedingungen in Ausführung zu bringen, stießen auf Schwierigkeiten mancherlei Art und konnten nicht einig werden. Ein Haupthinderniß war auch, daß die Schweden noch immer keine Anstalt machten, ihre Truppen zurückzuziehen, wodurch es den Anschein hatte, als ob das Land noch immer von dem Feinde besetzt gehalten werde. Karl Gustav, der nicht bloß tapfer, sondern auch schlau und gewandt war, setzte unterdessen seine Beobachtungen in der Stille fort. Die Schwäche des dänischen Reiches, das geringe Einverständniß, welches zwischen dem Könige und dem hohen Adel des Landes herrschte, blieb ihm nicht verborgen, und er fand hierin Veranlassung und Bürgschaft, seine früheren Entwürfe jetzt zur Ausführung bringen zu können. Er beurlaubte sich bei seinem königlichen Wirthe, rief bald darauf die Kommissarien ab, behauptete, daß gleich zu Anfang der Friedens-Vertrag von Roskilde verletzt worden sey, und erschien mit einer Flotte im Sunde.

In der That stand es jetzt um die Existenz des dänischen Staates nicht besonders; die Lage desselben war um so gefährdeter, als das Mißverständniß, welches zwischen dem Könige und dem Reichsrathe herrschte, fortdauernd im Zunehmen war. Am feindseligsten bewies sich der Adel; theils stand er unter schwedischem Einfluß, mehr aber noch beschäftigte er sich in egoistischer Weise mit seinen eigenen Privilegien, und kämpfte blind gegen Alles an, was dieselben gefährden konnte. Man rieth dem Könige allgemein, sich in Sicherheit zu bringen und entweder nach Norwegen oder zu seinen Bundesgenossen, den Holländern, zu flüchten. Aber der König antwortete muthig und unerschrocken: „Und wenn Alles verloren ist, so will ich doch, wie der Adler, auf meinem Horste sterben!" Er verließ den falschen, zweideutigen Adel und wandte sich an die Bürger, die Studenten und die wenigen Bauern der Landmiliz. Ihnen vertraute er seine Hauptstadt an; er versprach ihnen Schätze und große Privilegien, die sie besitzen sollten, wenn die Freiheit errungen wäre; die Leibeigenen unter den Landleuten gab er sogleich frei, denn er wollte nur mit freien Männern kämpfen. Durch diese und ähnliche Handlungen erwarb er sich die Herzen des Volks, und mit unerschütterlicher Ausdauer hielten sie eine sechsmonatliche Belagerung aus. Ein betrübendes Ereigniß war es, daß auch der Schlüssel des Sundes, die Festung Kronborg, durch das jämmerliche Benehmen des Kommandanten Benfeld, in die Gewalt der Schweden fiel; aber die Bürger von Kopenhagen begrüßten diese Nachricht mit einem Schrei des Unwillens, sie machten unter Anführung ihres Stadthauptmanns Turnfen einen Ausfall und brachten den Belagernden, die sich eines so heftigen Angriffs nicht gewärtig waren, eine tüchtige Niederlage bei.

Wiederholt hatte Dänemark seine holländischen Bundesgenossen zum Beistande aufgefordert; bisher hatten diese noch immer gezögert, aber nun schien es den Generalstaaten an der Zeit, etwas Entscheidendes zu unternehmen, denn ein längeres Zögern konnte für sie selbst verderblich werden. Schweden hatte den Einfluß Hollands in der Ostsee immer mit Neid betrachtet; siegte es jetzt, so würde Karl Gustav keinen Augenblick Anstand genommen haben, den Handels-Unternehmungen der Holländer in den Ostseeländern eine gewichtige Schranke entgegenzusetzen. Die Generalstaaten säumten nicht, die Ausrüstung der Flotte sofort zu befehlen. Das oberste Kommando fiel dem Herrn von Wassenaar zu; unter ihm standen die Vice-Admirale Witte, Cornelius de Witt und Pieter Floriſſon. Die Flotte bestand aus vierzig Schiffen und sechs Brandern, außer einer bedeutenden Anzahl von Fluitschiffen und Galioten, die als Transportschiffe benutzt wurden. Außerdem schifften sich am Bord dieser Fahrzeuge zweitausend Soldaten ein, die unter dem Kommando des Obersten Pichlers standen und dazu bestimmt waren, die Besatzungen von Kopenhagen und Kronborg zu verstärken, denn man wußte in Holland noch nicht, daß diese Festung bereits den Schweden in die Hände gefallen war.

So ausgerüstet und mit den bestimmtesten Ordres versehen, lichtete die holländische Flotte die Anker am 17. Oktober und setzte ihren Cours nach der Ostsee.

England.

Das junge England.

(Fortsetzung.)

„Coningsby" beginnt mit dem Jahre 1832, also in der Zeit der Parlaments-Reform, und man erräth bald, daß der Verfasser die Geschichte der gegenwärtigen Parteien von den Störungen beginnen wird, die dieses Ereigniß in der englischen Staatsmaschine hervorbrachte. Der Held des Buches, der Repräsentant der „neuen Generation", Henry Coningsby, ist in jener Zeit funfzehn Jahr alt und befindet sich auf der Schule zu Eton. Er ist der Enkel eines der reichsten Herren Englands, des Marquis von Monmouth. Der alte Lord, ein egoistischer Schwelger, hat, trotz seiner feinen Sitten, eine gewisse natürliche Rohheit des Charakters. Mit seinem ältesten Sohn ist er zerfallen; der

zweite, der Vater Coningsby's, ſtarb als Opfer ſeiner Härte. Coningsby entwickelt in Eton die herrlichſten Anlagen und gewinnt dadurch die Gunſt des Lord Monmouth, der auf die Erfolge ſeines Enkels ſtolz iſt. Coningsby kann alſo unter den glänzendſten Ausſichten ins Leben treten. Als er Eton verläßt, wo er mit jungen Männern aus den erſten Häuſern Englands Freundſchaftsbündniſſe geſchloſſen hat, wird er durch einen Beſuch im Schloſſe des Herzogs von Beaumanoir, Vater eines ſeiner Mitſchüler, Lord Henry Sidney, in die Welt eingeführt. Um keine Zeit zu verſchwenden, läßt Herr d'Israeli ſeinen Helden auf ſolchen Viſiten zugleich erlernen, was er einmal als Parteihaupt nöthig haben wird. In dem Hauſe des Herzogs von Beaumanoir macht Coningsby die Bekanntſchaft eines ſehr reichen katholiſchen Edelmanns Euſtach Lyle, deſſen Wohlthätigkeit ihn zu den erſten Betrachtungen über den Pauperismus und die Lage der ackerbauenden Klaſſe veranlaßt. Er wird auch der Freund einer von des Lords Töchtern, der ſchönen und geiſtreichen Lady Everingham, die ſpäter als die glücklichſte Werberin für das junge England auftritt. Von Beaumanoir aus macht er eine Reiſe in die Fabrik-Diſtrikte. Bei Birmingham begegnet er dem Vater eines anderen Schulfreundes, dem reichen Manufakturiſten Millbank, der ihn über das Verhältniß der Induſtrie zum engliſchen Staate belehrt. Von da führt der Autor ſeinen Helden in die fürſtliche Reſidenz ſeines Großvaters, nach Coningsby-Caſtle, wo er die glänzendſte engliſche Geſellſchaft beiſammen trifft. Hier gewinnt er auch die Freundſchaft eines Banquiers von europäiſchem Rufe, des Juden Sidonia, durch deſſen Geſpräche in ihm die erhabenſten Ideen des jungen Englands wach werden. Ferner wird des Wohlwollens erwähnt, mit dem er daſelbſt eine junge unglückliche Schauſpielerin, die kleine Flora, behandelt; dieſem Wohlwollen hat er in ſpäterer Zeit ein großes Glück zu danken. Coningsby bezieht endlich die Univerſität zu Cambridge. Lord Monmouth verheiratet ſich wieder mit einer italiäniſchen Fürſtin und zieht nach Paris. Dorthin beſchreibt er auch ſeinen Enkel, der in Paris Edith Millbank, die Tochter des genannten Birminghamer Manufakturiſten, kennen lernt und ſich in ſie verliebt. Aber zwiſchen Millbank und Monmouth beſteht eine alte Feindſchaft. Millbank kennt die Liebe ſeiner Tochter und hält eine Verbindung ſeines Hauſes mit der Familie des Lords für unmöglich. Er verbietet deshalb Coningsby, Edith wiederzuſehen. Dieſer wird indeß von Monmouth beauftragt, bei der Parlamentswahl für Dalford, ſich Millbank gegenüber als Kandidat zu ſtellen. Aber Coningsby will lieber den Zorn ſeines Großvaters auf ſich laden, als gegen den Vater ſeiner Geliebten intriguiren. Er bezahlt ſeine Großmuth theuer, denn als Lord Monmouth ſtirbt, hinterläßt er ſein ganzes Vermögen der kleinen Flora, die ſeine natürliche Tochter war. Coningsby, auf ein Einkommen von 300 Pfund beſchränkt, faßt den muthigen Entſchluß, durch ſeine Arbeit ſein Glück zu verſuchen, und will Advokat werden. Darüber beginnen die Wahlen von 1841, und aller Ehrgeiz, deſſen er fähig iſt, erwacht in ihm. Aber er hatte einmal das Glück von ſich gewieſen und fühlt jetzt zu gut die Unzulänglichkeit ſeiner Hülfsmittel, ſich mit denſelben Chancen, als ſeine einſtigen Schulfreunde, auf den Huſtings zu präſentiren. Doch deſto größer und unerwarteter iſt ſeine Freude, als er eines Abends in einer Zeitung ſeine Erwählung für Dalford lieſt. Millbank nämlich, von Coningsby's Großmuth und ſeiner harten Strafe dafür gerührt, hatte ſeine Kandidatur zu Gunſten des Geliebten ſeiner Tochter aufgegeben. Coningsby heiratet Edith, Flora ſtirbt und hinterläßt ihm das Vermögen Lord Monmouth's. Coningsby, Herr eines ungeheuren Reichthums, umgeben von ſeinen Freunden aus Eton, die ihn als ihr Oberhaupt anerkennen, tritt in das Parlament und erfüllt die Miſſion des jungen Englands.

An dieſen dünnen Fäden hängen zweierlei Epiſoden, Schilderungen aus der vornehmen Welt und politiſche Abſchweifungen. Die letzteren ſind der eigentliche Kern des Buches und ſo ſehr Hauptſache, daß die einzige, ſchwache Spur von Romantik, die blaſſe Liebe zwiſchen Coningsby und Edith, erſt im letzten Bande vorkommt. Die Schilderungen des eleganten Lebens verrathen den Eingeweihten, dürften aber, da ſie ſeit zwanzig Jahren in vielen Romanen, wie in Pelham, Granby, Henrietta Temple, verſucht worden ſind, ſchwerlich ein ſehr lebendiges Intereſſe erregen. Indeß ſind unter ihnen, als beſonders gelungen, hervorzuheben: eine Zeichnung der Schule zu Eton, aus der ſeit zwei Jahrhunderten die ganze Ariſtokratie und die größten Männer Englands hervorgegangen ſind, die Schilderungen des glänzenden Haushaltes auf Coningsby-Caſtle und die Reiſe Coningsby's nach Paris.

Wir gehen zu dem politiſchen Theile des Buches über. In dem Eingange verſpricht Herr d'Israeli, wie wir geſehen haben, die alten Parteien in ihrer Morſchheit und Auflöſung zu zeigen und auf ihren Trümmern eine junge und lebensvolle Politik zu gründen. Aber, ſagen wir es gleich von vornherein, er hält ſein Verſprechen nur halb. Dem jungen England, wie der alten Zeit, wird die Kunſt ſchwerer als die Kritik. Herr d'Israeli macht ausgezeichnete Karikaturen und Epigramme, aber neue Ideen, weltbefruchtende Prinzipien bringt ſeine Satire nicht ans Licht. Coningsby iſt vorzugsweiſe ein polemiſches Buch, ein Pamphlet, könnte man ſagen, und merkwürdiger Weiſe greift Herr d'Israeli darin gerade nur diejenige Partei an, in deren Mitte er im Parlamente ſitzt. Noch vor einigen Wochen warf derſelbe im Unterhauſe Sir Robert Peel mit großer Bitterkeit vor, er knechte und entwürdige die Konſervativen, und dennoch ſind dieſe nie grauſamer gegeißelt worden als im Coningsby.

Freilich theilt Herr d'Israeli die Tories in gute und ſchlechte. Die Einen, die ſein junges England bilden, überhäuft er mit Zärtlichkeiten, die Anderen, die ſich eng an Sir Robert Peel anſchließen, geißelt er mit Sarkasmen und giebt ſie dem allgemeinen Gelächter preis. Er hat ſie in vier Figuren ſeines Romans dargeſtellt, in Monmouth, Rigby, Taper und Tadpole. Obwohl man in London hinter dieſen Namen ganz beſtimmte Perſonen erkennen will, ſo ſcheint uns doch z. B. der Lord Monmouth, dieſer reiche, gegen ſeine Familie harte Edelmann, der eine italiäniſche Fürſtin heiratet und ſein ſchwelgeriſches Leben auf einer Orgie beſchließt, die er mit franzöſiſchen Schauſpielerinnen feiert, der Typus eines anſehnlichen Theils der engliſchen Ariſtokratie. Er iſt die Perſonification des kraſſeſten Egoismus, den ariſtokratiſche Staats-Einrichtungen in den Patriziern erzeugen können, und repräſentirt jene Klaſſe des Adels, deren ſämmtliche Wünſche und Mittel auf ihr Vergnügen konzentrirt ſind. Den Gipfel politiſcher Wirkſamkeit zu erſtreben, iſt ihr zu mühſam, und ihr Einfluß auf den Staat, den ſie ihren Privilegien verdankt, hat in ihren Augen keinen anderen Zweck, als ſie ungeſtört ihrem genüſſereichen Müßiggange nachhängen zu laſſen, ſo wie ſie den Reichthum nur für den gehorſamen Diener ihrer Begierden anſieht. Eine Sinnlichkeit von etwas geiſtigerer Natur, die Eitelkeit, macht Lord Monmouth noch mehr zum Tory. Er iſt Graf durch Geburt und erlangt, indem er Beſitzer von zehn Wahlflecken wird, den Titel eines Marquis; jetzt ſtrebt er nach der Herzogskrone, und ſehen wir zu dieſem Zwecke zwei neue Städte erworben, als die Reformbill ſeine Pläne zerſtört. Lord Monmouth aber wird dadurch nicht entmuthigt, er ſieht ein, daß die Ariſtokratie auch jetzt noch einen großen Theil ihres alten Einfluſſes auf die Wahlen behaupten kann. Dieſe Ausſicht reißt ihn aus ſeiner trägen Schwelgerei auf dem Kontinent; er kehrt nach England zurück, wählt ſeinen Wohnſitz bei der Stadt Dalford, und wenn er daſelbſt in ſeinen Bewerbung glücklich iſt und Sir Robert Peel wieder Miniſter wird, ſo hat er den Herzogtitel. Dies iſt das Motiv, das Lord Monmouth an die Tories knüpft. Herr d'Israeli ſchildert die politiſche Moral der Klaſſe von Konſervativen, die Monmouth bezeichnet, an der Stelle, wo derſelbe ſeinen Enkel benachrichtigt, daß er ihm den Parlamentsſitz für Dalford beſtimmt habe. Coningsby, der andere Gründe hat, dies Anerbieten nicht anzunehmen, weicht mit der Bemerkung aus, daß er ſich noch nicht ſtark genug fühle, die Verantwortlichkeit eines Unterhaus-Mitgliedes auf ſich zu nehmen.

„Verantwortlichkeit!" ſagt der alte Tory mit dem Lächeln einer cyniſchen Naivetät, „was iſt da für eine Verantwortlichkeit? Kann man einen angenehmeren Parlamentsſitz bekommen, als ich dir anbiete? Keinem biſt du verantwortlich als mir, deinem Verwandten, der dich placirt. Zwar, du biſt jung; aber ſieh mich an, ich kam zwei Jahre jünger als du ins Parlament, und ich fand keine Schwierigkeiten. Alles, was ich zu thun hatte und was du jetzt zu thun haſt, iſt, mit deiner Partei zu ſtimmen. Mit dem Reden, wenn du Talent dazu fühlſt, eile nicht. Lerne das Haus erſt kennen und laß dem Haus Zeit, dich kennen zu lernen. Ein vorſichtiger Mann kann nicht früh genug in das Parlament treten." — „Mit meiner Partei ſtimmen?" antwortet Coningsby, „Sie wollen ſagen, mit den Konſervativen. Aber ich kann mich nicht entſchließen, ſie zu unterſtützen", fährt das Haupt des jungen Englands fort, „denn ſie haben ihren Beruf verleugnet; ihre Mitglieder ſtehen nicht auf der Höhe der Zeit, ſie begreifen die Bedeutung ihrer Stellung nicht" u. ſ. w. — „Ich verſtehe dich", ſagt Lord Monmouth, „du denkſt an die Emancipation der Katholiken. Unter uns, ich bin deiner Meinung; aber was nützt es, die Vergangenheit anzuklagen! Es giebt nur einen Mann, und das iſt Peel, der" u. ſ. w. „Ich weiß wohl, daß es unſer Fehler iſt, wenn wir die oberſte Gewalt unſern Händen entgleiten ließen, und zu den Zeiten deines Urgroßvaters hätte das Niemand gedacht. Wenn man damals die Würde eines Premier für eine Seſſion einem commoner übertrug, ſo ſtand ihm ſtets ein geheimes Comité des hohen Adels zur Seite, das ihm Inſtructionen gab." Coningsby erklärt, daß er das Aufhören dieſes Comité's gar nicht bedaure. „Was zum Teufel willſt du denn?" ſchreit der Lord. Da hält Coningsby eine lange Predigt über die Ideen des jungen Englands. „Das iſt Alles ganz ſchön", ſagt der Marquis, „aber doch ſehe ich kein anderes Mittel, meinen Zweck zu erreichen, als indem ich Peel unterſtütze. Und wie ſo giebt es denn überhaupt verſchiedene Parteien, und warum wählt der Eine dieſe, der Andere jene Politik? Nur, weil die Menſchen ihre Zwecke von verſchiedenen Punkten aus verfolgen. Der meinige iſt, unſere Krone in eine herzogliche zu verwandeln und dir die Baronie deiner Großmutter übertragen zu laſſen. Peel kann mir das nicht abſchlagen. Ich habe bereits ein großes Stück Land gekauft, das ich dieſer Baronie einverleiben will .... Du wirſt eine glänzende Heirat machen .... Glaube mir, ich werde alle Anſtalten treffen, dein Glück zu fördern." Coningsby kann nicht umhin, ſeinem Großvater für ſeine großmüthigen Bemühungen zu danken. „Und für wen", erwiedert Lord Monmouth, „ſollte ich mich mühen, wenn nicht für dich, mein Fleiſch und Blut, für dich, der du mir nie widerſprochen haſt, und auf den ich ſtolz ſeyn darf? Ja, Harry, die Bewunderung, die du erregſt, und deine Erfolge machen mich glücklich. Alles, was ich wünſche, iſt, dich im Parlament zu ſehen, und man muß früh hineingehen, denn Alle, welche ſpät dahin kommen, behalten, ſelbſt wenn ſie Talent haben, immer eine gewiſſe Ungelenkigkeit. Du haſt eine prächtige Gelegenheit. Freitag gehſt du nach Dalford; mache den Notabilitäten des Ortes den Hof, lobe Peel in den Himmel, verdamme O'Connell, ſchmähe die Unentſchloſſenen und ſprich vor Allem viel von Irland, es iſt dies ein ergiebiges Thema." Dies iſt der ganze Torpismus des Lord Monmouth, und Herr d'Israeli verräth, daß bei einer großen Anzahl edler Peers die Sache der Konſervativen keine tiefere Bedeutung habe, noch ernſtere Pflichten auferlege.

Als Original eines anderen Charakters aus unſerem Romane, des Rigby, giebt die Londoner Chronique scandaleuse einen Redacteur der Quarterly Review, den ſehr ehrenwerthen John Wilſon Croker, an, der vor der Reformbill eine Rolle im Unterhauſe ſpielte. Man erzählt ſich nämlich, Herr Croker habe ſich zwiſchen Robert Peel und Herrn d'Israeli geſtellt und hintertrieben, daß dem Verfaſſer des Coningsby ein Portefeuille übertragen wurde. Die Vorſehung hat übrigens den Schimpf kompenſirt, den Herr d'Israeli dem Herrn

Croker in seinem Romane angethan, und es gefügt, daß ihn eben jetzt Chateaubriand in seinem Leben Rancé's lobend erwähnte. Rigby ist der Repräsentant einer Klasse von Individuen, die vor der Reformbill in England bedeutende Stellungen einnahmen. Diese Rigby's waren Männer von obskurer Geburt, aber durch ihre Gewandtheit und Kriecherei zum Glückmachen geschaffen, mittelmäßige Talente, aber mit jenem Instinkte begabt, der überall den Vortheil wittert, gemeine Seelen, keiner erhabenen Idee fähig, aber desto mehr in den spießbürgerlichen Details zu Hause, deren Handhabung die sogenannten praktischen Menschen macht, beschränkte Köpfe, aber geschickt, die Gedanken Anderer zu benutzen, endlich überaus eitel und auf Grund ihrer glücklichen Erfolge so von ihrem Werthe durchdrungen, daß sie selbst bei der Masse des Publikums Achtung und Bewunderung erregten. Der Rigby des Romans wird durch sein serviles Benehmen Agent des Lord Monmuth, gewinnt während der langen Abwesenheit desselben großen politischen Einfluß, erhält einen hohen Verwaltungsposten und schreibt, um seine Stellung zu befestigen, wie seine lächerlichen Bewunderer sagen, slashing articles (Hau-Artikel). Ihm zur Seite steht, den Kontrast recht grell zu machen, ein wirklich geistreicher Mann, Lucian Grey. Zu diesem Portrait scheint dem Herrn d'Israeli der talentvolle, aber unglückliche Redacteur des John Bull, Theodor Hook, gesessen zu haben, der viele Jahre die englische Aristokratie durch seinen unerschöpflichen Witz und seine unvergleichlichen Karrikaturen unterhalten hat. Rigby mit seinem Glücke von 1200 Pfund Pension und dem right honourable vor seinem Namen ist der Abgott noch mittelmäßigerer, aber ebenfalls strebender Mittelmäßigkeiten, der Herren Taper und Tadpole. Auch diesen Namen hat man in London bestimmte Personen untergelegt; aber es ist wohl augenscheinlich, daß Herr d'Israeli in diesen Figuren eine ganze Anzahl Konservative zeichnen wollte, und daß es im Carlton-Klub mehr als einen Taper und einen Tadpole giebt. Diese Herren treten eigentlich im Coningsby nicht handelnd auf, sondern erscheinen immer nur da, wo sämmtliche Nüancen der Tories über politische Fragen ein Urtheil abgeben sollen, also in den drawing-rooms eines Schlosses, auf Jagdpartieen, bei politischen Essen oder in Klubs. Ihre Partei-Grundsätze entspringen aus der Begierde nach Rigby's 1200 Pfund. Aber sie können zu dieser ultima Thule ihrer patriotischen Träume nur gelangen, wenn sie im Unterhause sitzen, aus dem sie die Reformbill verjagt hat. Darum beschäftigt sich seit 1832 Taper fortwährend mit den Wahllisten, während Tadpole sich den Kopf zerbricht, wie er sich, was die Engländer einen guten cry nennen, aneignen, nämlich, wie er auf die Menge wirken und sie im Augenblicke der Entscheidung auf die konservative Seite bringen könnte.

Man dürfte behaupten, Herr d'Israeli sieht unter den Tories keine anderen Charaktere, als den Cynismus Monmouth's, die servile Mittelmäßigkeit Rigby's und die intriguirende Nullität Taper's und Tadpole's, denn dies sind die einzigen, die er mit scharfen Umrissen geschildert hat. Gerade denen, die er ehrt, hat er kein originelles Gepräge gegeben. So erscheint der Herzog von Beaumanoir, der Beschützer der neuen Generation, in welchem der Herzog von Rutland kopirt seyn soll, als ein sanfter, wohlwollender Herr, aber von seinen geistigen Zähigkeiten, von seinem Verhältniß zu den Richtungen der Zeit erfährt man nichts. Die junge Generation selbst hat durchgehends sehr edle Pläne für die Zukunft, verabscheut die trockene Wirklichkeit und hält jetzt prunkende, philanthropische Reden, wo sie einst ihre kleinlichen Interessen verfechten wird. Was die Einzelnen unterscheidet, sind knabenhafte Angewöhnungen, keine Charakterzüge. Lord Henry Sydney, wie man versichert, die Silhouette des Lord John Manners, glaubt, daß Englands Heil nicht eher blühen werde, als bis wieder um die Maibäume getanzt und die alte englische Constitution, mit ihrem Bauernstande, erneuert wird. Sir Eustach Lyle, eine sehr liebliche Gestalt, in der man den allgemein beliebten katholischen Lord Surrey erkennen will, ist so ein „kleiner Blaumantel", der dreimal wöchentlich unter Glockengeläute Almosen unter die Armen in der Nachbarschaft seines Schlosses vertheilt. (Schluß folgt.)

Etwas über Gifte und Vergiftungen.

(Nach englischen Zeitschriften.)

Es ist schwer, ja fast unmöglich, eine Definition des Giftes mitzutheilen, die allen Forderungen des Toxikologen entspräche und zu gleicher Zeit dem Laien einen richtigen Begriff von dem gäbe, was eigentlich unter giftartigen Substanzen zu verstehen sey. Quod cibus est aliis, aliis est acre venenum — was dem Einen zur Speise dient, ist dem Anderen Gift — so lautet ein altes und wahres Sprüchwort. Bei Einigen bringt der Genuß von Mandeln eine ausfätzige Hautkrankheit zu Wege; Andere vermögen kein Schweinefleisch zu essen, ohne von der Diarrhöe befallen zu werden, und man hat in Westindien Beispiele, daß Schildkrötenfleisch, in zu reichlichem Maße verzehrt, den Kropf hervorbrachte. Man könnte demnach jede Substanz, deren Eintritt in das menschliche System durch den Mund, die Lungen, die Haut oder die Adern eine Störung der Lebens-Functionen oder eine gänzliche Stockung derselben veranlaßt, als Gift betrachten, sie möge nun zum Pflanzen- oder Thierreiche gehören, einen mineralischen Körper bilden oder ein bloßes Gas enthalten, und in kleineren oder größeren Quantitäten genossen werden. Salpeter und cremor tartari sind z. B. in kleinen Gaben nicht nur unschädlich, sondern auch äußerst heilsam; nimmt man sie aber in einer Dosis, die hinlänglich ist, um ihre giftigen Eigenschaften zu entwickeln, so können sie tödtlich werden. Dasselbe ist mit gewöhnlichem Salz der Fall. Ein junges Mädchen nahm ein halbes Pfund Salz zu sich, um die Würmer zu vertreiben; zwei Stunden nachher traten beunruhigende Symptome ein, und man schickte nach einem Arzte, der die Kranke in einem Zustande völliger Lähmung traf. Die Luftpumpe und mehrere Gegengifte wurden ohne Erfolg angewendet, und die Patientin verschied nach wenigen Stunden.

Ein anderes Mineral, welches in diese Kategorie gehört, ist das Glaubersalz. Im Jahre 1842 wurden zwei Individuen bei den Assisen in Huntingdon angeklagt, einen Menschen dadurch vergiftet zu haben, daß sie ihm eine große Menge Glaubersalz in sein Bier mischten. Der Verstorbene war ein bejahrter Mann und als Trunkenbold bekannt. Es wurde bewiesen, daß er an einem gewissen Tage mehrere Nöffel Bier getrunken hatte, welches man vorher mit Glaubersalz versetzt hatte; etwa zwei bis drei Stunden später wurde er von einer heftigen Diarrhöe ergriffen und starb innerhalb achtundvierzig Stunden. Die Obduction ließ keinen Zweifel übrig, daß sein Tod den Wirkungen des Glaubersalzes zuzuschreiben sey. — Eine ähnliche Erscheinung fand bei einem zehnjährigen Knaben statt, dem sein Vater zwei Unzen Glaubersalz gegen die Würmer gegeben hatte. Sobald er sie eingenommen, wurde dem Knaben übel, und man schickte zu einem Arzte, der ihn mit kaum merklichem Pulse, langsam und mit Schwierigkeit athmend und in einem Zustande äußerster Hinfälligkeit antraf. Zehn Minuten später war das Kind todt.

Die obigen sind Beispiele von Vergiftungen durch Substanzen, die vermittelst des Mundes in das körperliche System aufgenommen werden; Fälle, wo solches durch die Lungen geschieht, giebt es unzählige. Hier wird der Tod gewöhnlich zunächst durch Erstickung veranlaßt. Der jüngere Berthollet schloß sich in sein Zimmer ein, nachdem er zuvor alle Oeffnungen hermetisch verstopft hatte, zündete ein Holzkohlen-Feuer an und setzte sich dann ruhig hin, indem er auf ein Blatt Papier seine Empfindungen aufzeichnete, während das Gift in seinen Körper drang. Er wurde so in einer sitzenden Lage gefunden; die Feder war ihm aus der Hand gefallen; er war ganz ohne Leben. Collombell stattet Bericht über einen Mann ab, der (im Januar 1841) bei der Arbeit durch die Dämpfe brennender Holzkohlen den Tod fand. Er war damit beschäftigt, die Fenster dreier kleinen Zimmer im unteren Stock eines Hauses zu reinigen; das erste Zimmer hatte eine Thür, die auf den Hofraum hinausging, die beiden anderen aber waren nur durch eine Mittelthür verbunden und in keinem von den dreien befand sich ein Kamin. Ein Becken mit Holzkohlen war in das äußere Zimmer hingestellt worden, um es zu trocknen; wie es scheint, hatte jedoch der Arbeiter die Außenthür geschlossen und das Becken nach dem inneren Zimmer getragen, indem er die Zwischenthüren offen ließ. Nach zwei Stunden fand man ihn im zweiten Zimmer todt auf dem Boden liegen. — In Dublin machte ein Individuum vor einigen Jahren das Experiment, etwa hundertfünfzig Kubikzoll Wasserstoffgas einzuathmen. Es traf sich unglücklicher Weise, daß die Schwefelsäure, die er zur Verfertigung des Hydrogens gebrauchte, ziemlich stark mit Arsenik versetzt war; bald, nachdem er das Gas eingeathmet hatte, wurde er mit Schwindel, Ohnmacht, Uebelkeiten und einem drückenden Schmerz im Unterleibe befallen und starb nach ungefähr sechs Tagen. Der deutsche Chemiker Gehlen wurde durch das zufällige Einathmen einer kleinen Quantität Arsenikgas getödtet; schon nach einer Stunde traten Fieberschauer, Uebelkeiten und eine gänzliche Kraftlosigkeit ein, und er verstarb am neunten Tage. Im Dezember 1836 hatte ein junger Mann das Unglück, ein aus Arsenik, Zink und Schwefelsäure erzeugtes Gas einzuathmen, was nach 24tägigen Leiden seinen Tod herbeiführte.

Unter den Haut-Vergiftungen sind die durch die Pocken oder syphilitische Ansteckung hervorgebrachten die häufigsten, obgleich sie nicht immer tödtlich sind. Es giebt viele, scheinbar harmlose Präparate, die eine schädliche Wirkung auf die Haut ausüben, wie z. B. die Haar-Färbungsmittel, die meistens aus Blei-Oxyd, mit Kalktheilen vermischt, bestehen. Der Doktor Brinks in Hannover behandelte eine Dame, die nach dem Gebrauch des sogenannten poudre d'Italie von einer heftigen Augen-Entzündung (ophthalmia) ergriffen wurde; das Pulver war, wie es sich bei der Analyse ergab, aus Blei und Kalk zusammengesetzt.

In der Regel erscheinen die Vergiftungs-Symptome plötzlich, während sich das Individuum im vollen Genusse der Gesundheit befindet, indem die meisten giftigen Substanzen ihre Wirkung sogleich hervorbringen und nicht, wie man sonst zu glauben pflegte, eine Zeitlang unthätig bleiben. Es wird zwar versichert, daß Giftpilze sich vierundzwanzig Stunden im Magen befinden können, ohne irgend einen Einfluß auf den Körper zu äußern; indessen bilden solche Fälle nur einzelne Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Dasselbe gilt von thierischen Giften, wie z. B. den in Deutschland so beliebten Würsten, die oft giftige Ingredienzien enthalten. Die Wirkung der tödtlichsten Gifte wird nicht selten durch gewisse körperliche Zustände verzögert und zuweilen selbst gänzlich aufgehoben. So schwächt der Schlaf die Wirkungen des Arseniks und die Trunkenheit die des Opiums, und Krankheiten neutralisiren oft die stärksten Giftmittel. Für die Dysenterie und den Starrkrampf (tetanus) ist Opium in Gaben verschrieben worden, die einen Gesunden unfehlbar getödtet hätten, und Calomel (Merkur-Sublimat) wird mitunter, wie Johnson in seinem Werke über tropische Krankheiten bemerkt, alle Viertelstunden theelöffelweise eingenommen. Dagegen giebt es auch krankhafte Zustände, die die Wirkung des Opiums und die giftigen Eigenschaften des Arseniks im hohen Grade verstärken; Ersteres ist bei apoplektischen, Letzteres bei Unterleibs-Beschwerden der Fall, und die Kenntniß dieser wichtigen Thatsache ist es, die den wissenschaftlich gebildeten Arzt von dem routinirten Empiriker unterscheidet.

Die Vergiftungs-Symptome treten gewöhnlich innerhalb einer Stunde nach dem Genuß der Speisen oder der Medikamente ein, die eine solche Wirkung hervorbringen; wenn also dergleichen Symptome erst mehrere Stunden nach dem Genusse fester oder flüssiger Speisen erfolgen, so kann man

(unter Vorbehalt der oben erwähnten Ausnahmen) mit Sicherheit behaupten, daß sie aus einer anderen Quelle entstehen. Die Unkenntniß dieser Regel verleitete im Jahre 1810 nicht nur den großen Haufen, sondern auch manche Aerzte, den plötzlichen Tod des Kronprinzen von Schweden dem Gifte zuzuschreiben; der Verdacht fiel auf seinen Leibarzt, Doktor Rossi, und die Wuth des Volkes stieg zu einer solchen Höhe, daß er aus dem Lande flüchten mußte. Eine genaue Untersuchung dieses Falles beweist, daß Rossi unschuldig war und daß der Prinz nicht an Gift, sondern am Schlagflusse starb; vor seinem Ableben hatte er seit vier Stunden weder feste noch flüssige Speise zu sich genommen, und es giebt kein bekanntes Gift, das so lange unthätig im Magen ruhen könnte. Die Obduction bestätigte diese Ansicht und setzte es außer allen Zweifel, daß der Tod des Prinzen durch einen apoplektischen Zufall herbeigeführt wurde.

Die Wichtigkeit dieses Punktes, wo das Leben eines Unschuldigen auf dem Spiele steht, erhellt unter Anderem aus folgendem Beispiel. In Frankreich beschuldigte eine 65jährige Frau ihren gleichfalls bejahrten Mann, ihr Arsenik beigebracht zu haben, und händigte zum Beweis ihrer Anklage einen mit grob pulverisirtem Arsenik gefüllten Napf und einige Speisen ein, die ihr Mann für sie bereitet haben sollte. Wie es sich bei der chemischen Untersuchung ergab, waren die Speisen stark mit Arsenik versetzt, und der Angeklagte wurde, seinem beharrlichen Leugnen zum Trotz, gefänglich eingezogen. Die Frau hatte den Ruf eines jähzornigen Temperaments und exzentrischen Charakters, und war mit hysterischen Zufällen behaftet, die sogar in temporären Wahnsinn ausarteten; wie es scheint, nahm man jedoch hierauf keine Rücksicht. Unterdessen verließ sie das Bett und brachte acht Tage in vollkommenem Wohlseyn zu, ohne eine Spur der Vergiftung zu zeigen; am neunten Tage aber verfiel sie in Raserei, beging während des Paroxysmus die unsinnigsten Handlungen und starb am Tage darauf. Aus der Obduction des Körpers stellte es sich zur Genüge hervor, daß sie an den Wirkungen des Arseniks gestorben war, da man das Gift in bedeutenden Quantitäten im Darmkanal antraf und in dem Magen und in den Eingeweiden die gewöhnlichen krankhaften Erscheinungen wahrnahm, die mit dem Gebrauch des Arseniks verbunden sind. Trotz dessen leugnete der Gatte noch immer, ihr das Gift beigebracht zu haben, aber seine Versicherungen wären unbeachtet geblieben, wenn das Zeugniß kundiger Aerzte ihn nicht gerettet hätte. Da er nämlich schon seit acht Tagen in gefänglicher Haft und von allem Verkehr mit seiner Frau abgeschnitten war, so mußte er ihr das Arsenik acht Tage vorher gegeben haben; die Frage war also, ob das Arsenik so lange im Körper verbleiben könne, ohne den Tod herbeizuführen, oder ob seine Thätigkeit eine Zeitlang gehemmt und dann erneuert werden könne? Die Sachverständigen erklärten dies für eine Unmöglichkeit, und er wurde daher freigesprochen.

Es hat sich nicht selten ereignet, daß man ärztliche Mixturen oder Pulver in böswilliger Absicht mit giftigen Präparaten vertauscht hat, obgleich dieses wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt, die man Verbrechern der niedrigsten Klasse nicht zutrauen würde. Der Richter Alderson erzählt den Fall, daß ein Apotheker einen Trank zubereitete, den ein Anderer mit Gift versetzte, um den Kranken zu tödten, für den die Mixtur bestimmt war. Der Patient, dem der Geschmack der Arznei mißfiel und der etwas Verdächtiges daran zu bemerken glaubte, schickte sie dem Apotheker zurück, und da Letzterer die Ingredienzien des von ihm bereiteten Trankes kannte und dem Kranken die Unschädlichkeit derselben beweisen wollte, so trank er ihn selbst aus und starb bald darnach. Auf diese Art wurde er also das unbewußte Werkzeug seines eigenen Todes, aber obgleich der Trank für einen Anderen bestimmt war, fand man doch den Giftmischer des Mordes schuldig. Dieser Vorfall enthält eine ernste Warnung für Aerzte, die, wie es zuweilen geschieht, sich bei Vergiftungs-Prozessen erbieten, ihre eigenen Mixturen einzunehmen, um dem Gerichtshof einen praktischen Beweis ihrer Unschädlichkeit zu geben. Eine solche Probe ist durchaus unnöthig, da etwaige Zweifel weit sicherer und gefahrloser durch eine chemische Untersuchung zu lösen sind.

Bei gewissen Magen-Krankheiten haben die Symptome eine starke Aehnlichkeit mit denjenigen, die durch Arsenik entstehen — um so mehr, als sie gewöhnlich nach dem Genusse von Medikamenten oder Speisen eintreten. Dasselbe findet auch bei Affectionen des Gehirnes statt. Eine ältliche Dame nahm einst drei Gran eines von ihrem Arzte verschriebenen weißen Pulvers; etwa zehn Minuten später wurde sie von einer Lethargie ergriffen und starb im Laufe einer Stunde. Die eingenommene Mixtur war nicht Morphium, sondern Quinin, und es ergab sich aus der Obduction des Körpers, daß die Kranke am Schlagfluß gestorben war; es ist jedoch wahrscheinlich, daß ihr Tod zunächst durch das Quinin veranlaßt wurde, da dieses Mittel eine starke Wirkung auf das Gehirn ausübt. — Ein anderes Beispiel ist das einer Frau von siebenunddreißig Jahren, die sich allem Anschein nach der besten Gesundheit erfreute und nur über leichten Kopfschmerz klagte; unmittelbar nach dem Frühstück wurde sie von heftigem Erbrechen befallen, welches eine halbe Stunde anhielt und mit ihrem Tode endete. Auch hier konnte man eine Vergiftung argwöhnen; es erwies sich aber, daß eine Hirnkrankheit im Spiele war. Obgleich es also gegründeten Verdacht erregt, wenn eine Person gleich nach der Mahlzeit von Erbrechungen und Magenschmerzen ergriffen wird, so muß man sich doch hüten, ein entscheidendes Urtheil auszusprechen; nur die Obduction der Leiche oder die chemische Analyse der im Magen befindlichen Substanzen können hier als unumstößliche Beweise dienen.

Man kann ferner mit ziemlicher Sicherheit eine Vergiftung annehmen, wo sich bei mehreren Personen nach dem gleichzeitigen Genusse derselben Speisen oder Medikamente ähnliche Symptome äußern; doch ist auch diese Evidenz nicht unbedingt gültig, eben so wenig als die, wo eines der Individuen eine größere Quantität der vergifteten Substanzen genossen hat, als die anderen. Wie Bonnet erzählt, aßen einst mehrere Personen von einer mit Arsenik versetzten Speise, und während diejenigen starben, die nur wenig gegessen hatten und sich nicht erbrachen, genasen die, welche viel gegessen und es darauf übergeben hatten. Ein Fall, der sich in London während der Cholerazeit ereignete, beweist, daß, obwohl man in der Regel eine Vergiftung annehmen darf, wo mehrere Personen sogleich nach dem Essen erkranken, es doch Umstände giebt, wo die Vergiftung nur scheinbar ist. Vier Mitglieder einer Familie, die in häuslichem Unfrieden lebte, setzten sich in völliger Gesundheit zu Tische nieder; bald nachher wurden Vater, Mutter und Tochter von plötzlichem Vomiren und Durchfall ergriffen. Die Ausleerungen waren mit Blut gefärbt, während die Bläue der Haut fehlte, die als ein Zeichen bösartiger Cholera betrachtet wird. Zwei von den Patienten unterlagen, und der Sohn, der mit seinen Aeltern gespannt war und allein von diesen Symptomen frei blieb, wurde beschuldigt, sie vergiftet zu haben. Es fand eine strenge Untersuchung statt, aber das Zeugniß der Aerzte bewies, daß jene beiden Individuen wirklich an der Cholera gestorben waren, und daß kein Grund vorhanden sey, ihren Tod der Vergiftung zuzuschreiben.

Es erhellt aus diesen Notizen, daß man vor Allem einen scharfen Beobachtungsgeist und genaue Kenntniß der Thatsachen besitzen muß, um Fälle zu beurtheilen, wo das Leben und die Ehre eines Unschuldigen von den geringfügigsten Umständen abhängen. Das Studium der gerichtlichen Medizin, das in unseren Tagen so große Fortschritte macht, wird daher immer unentbehrlicher, damit die Behörden — es mögen nun Richter oder Geschworene seyn — sich nicht durch Unwissenheit, Vorurtheil oder das Geschrei der Menge zu Schritten hinreißen lassen, die sie einer schweren Verantwortlichkeit aussetzen.

Mannigfaltiges.

— **Mehmed Ali's Abdankung.** Mehmed Ali ist im Begriff, vom politischen Schauplatz abzutreten, auf welchem er seit 38 Jahren eine für die Geschichte des Orients überaus wichtige Rolle spielt. Mitten in der traurigen Verwilderung des türkischen Stammes und des Muhammedanismus überhaupt, der in unserer Zeit kaum einen großartigen Charakter aufzuweisen hat, stand er da als ein Regenerator seines Volkes und als ein Mann, der, obwohl aus niederem Stand hervorgegangen, seinem Zeitgenossen, dem Sultan Mahmud, wie jedem anderen muhammedanischen Herrscher, an Fähigkeit wie an Kraft zum Regieren weit überlegen war. Allerdings sind in seinem Charakter mehr noch Schlauheit und Härte vorherrschend, als diejenigen Eigenschaften, die wir Europäer als Regententugenden bezeichnen; aber ohne seine Schlauheit würde er sich gegen die Politik des Divans, dem es um selbständige Köpfe unter den Paschas gar nicht zu thun ist, nicht haben halten können, und ohne seine Härte würden alle die großartigen Verbesserungen, deren Aegypten jetzt sich rühmen kann, würden seine Kanäle, seine Baumpflanzungen, seine Baumwollen-, Zucker- und anderen Anlagen nicht entstanden seyn. Der Schritt, den er gegenwärtig gethan, steht noch als ein unerklärter mysteriöses Ereigniß da und scheint mit der bisherigen Energie seiner Handlungen nicht in Einklang zu bringen. Erwägt man jedoch, auf welchem Gipfel der Macht Mehmed Ali vor vier Jahren stand und wie er seitdem von der Rolle des mächtigsten Beherrschers und Reformators des Orients, die ihm nach den Schlachten von Konieh und Nesbi übertragen zu seyn schien, zu der eines untergeordneten, kaum noch in seiner Nachfolge gesicherten Vasallen der Pforte wieder herabsteigen mußte, so kann man sich wohl erklären, daß dadurch seine Körper- wie seine Geisteskraft unheilbar gebrochen wurde. In Folge der ihm durch die europäische Quadrupel-Allianz auferlegten Friedensbedingungen und durch den Hatti-Schrif des Sultans vom 13. Februar 1841 hat er nicht bloß die Herrschaft in den der Pforte wieder zugefallenen Syrien, sondern auch zum Theil die in dem ihm verbliebenen Aegypten verloren. Ein Ferman Abdul-Medschid's belagt ausdrücklich, daß die Paschas von Aegypten, obgleich ihnen die erbliche Regierungs-Nachfolge zugestanden sey, doch auf einer Linie mit den übrigen Beamten der Pforte ständen und von dieser wie alle anderen Provinzial-Gouvernements angesehen werden würden. Alle Verwaltungsgesetze, die der Sultan erläßt, sollen auch auf Aegypten Anwendung finden, die Steuern nur in seinem Namen erhoben werden, und der vierte Theil derselben fließt seit dem Jahre 1841 als Tribut in den Schatz des Sultans. Vergebens glaubte Mehmed Ali sich durch List, die er in früheren Fällen der Pforte gegenüber mit solchem Erfolg angewandt hatte, diesen lästigen Bedingungen entziehen zu können. Man hat ihm doch auch sogar das Werkzeug seiner Größe aus den Händen genommen. Sein Heer, früher 60,000 Mann stark, wurde auf 18,000 Mann reduzirt, und in diesem Heere wie in der ägyptischen Flotte steht die Ernennung aller Stabs-Offiziere dem Sultan zu. Es mußte dies den Mann, der sich gerühmt hatte, noch niemals einen Schritt zurückgethan zu haben, den Greis, der sich zu alt und zu schwach fühlt, um noch die Wiederkehr des erloschenen Glanzes zu erleben, selbst in seinem Gemüthe tief verletzen, und so sehen wir ihn jetzt — augenscheinlich gemüthskrank — nach Mekka sich zurückziehen, um dort in religiöser Beschaulichkeit ein wildbewegtes Leben zu beschließen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Dienstag den 27. August 1844.

Persien.

Chodzko über das persische Theater.

Alexander Chodzko, ein Pole, der sich lange Zeit in Persien aufgehalten und im J. 1842 unter dem Patronate der englischen Gesellschaft zur Uebersetzung und Herausgabe orientalischer Werke (Oriental Translation Fund) eine Sammlung von Volksliedern der Perser, der Turkomanen, der Tataren von Astrachan und der Kalmücken herausgegeben, erzählt von dem persischen Theater in einem der letzten Hefte der Revue Indépendante Folgendes:

Man weiß zwar in Europa, daß die Perser eine Art dramatischer Poesie besitzen, daß „in dem glänzenden Grunde des Nestes, in welchem die unsichtbare Henne Unka die Eier der Pracht und Freigebigkeit legt, auf der goldenen Achse, um die sich die menschlichen Größen drehen“ *), nämlich an dem Hofe des Schachs, „Strebepfeiler an das Dach des Staates reichen und kleine Schmucksachen an dem kaiserlichen Steigbügel hängen“, nämlich die Chans und Begs, die es übernehmen, Schauspiele aufführen zu lassen, wie es ihre Standesgenossen in Europa ja auch zu thun pflegen. Was jedoch bisher die Reisenden über das persische Theater berichtet haben, ist so ungenau und allgemein, daß dasselbe sogar den Orientalisten kaum seinem wahren Wesen nach bekannt seyn möchte.

Ich bin im Stande, gründlicher und weitläufiger darüber zu sprechen, da ich mich an Ort und Stelle viel damit beschäftigt habe. Ich habe Trauerspiele gesehen, oder, wie sich meine Freunde in Muhammed ausdrücken würden, „mich in den Spiegeln gespiegelt, deren glänzende Oberfläche von dem Hauche der Traurigkeit getrübt ist“. Ich hatte komische Schauspieler in meinem Solde und wurde von ihnen das Leitpferd (Pischaheng) genannt, das, die Glocken schüttelnd, die an seinem Halse hängen, ihre Karavane in den sicheren Hafen führe. Ich beschäftigte zuweilen einen Dichter, oder in persischem Styl: ich bestrich das Ende des Seidenfadens mit Wachs, damit er die Perlen seiner poetischen Schätze, eine nach der anderen, leichter aufreihen könne; ja es ward mir sogar die Ehre zu Theil, den Leichenzug der heiligen Imame anzuführen oder, wie wir uns bürgerlich ausdrücken würden, auf meine Kosten Trauerspiele aufführen zu lassen.

Die Kenntniß der persischen Theaterstücke ist nicht ohne Wichtigkeit für das Studium der Geschichte des europäischen Drama's. Sie erinnern an die lyrischen Dramen der Griechen, vorzüglich aber an die Mysterien des Mittelalters, und es werden die persischen Lust- und Trauerspiele nicht besser bezeichnet werden können, als wenn man sie Farcen und Mysterien (epistolae farsitae, mysteria) nennt. Das europäische Publikum kann noch in diesem Jahre am 10ten und 12ten des Monats Moharrem in Teheran eben solche Stücke sehen, als sie zur Zeit Karl's des Kühnen in Frankreich und Deutschland aufgeführt wurden, und die Beschreibung der Mysterie von Pierre Gringoire in Victor Hugo's Notre-Dame paßt in Bezug auf den Charakter des Stücks und die Scenerie eben so gut auf eine persische Tragödie. Zuvörderst ist es nicht weniger asiatisch als mittelalterlich, daß Keiner von Allen, die zur Abfassung oder Aufführung eines Stückes mitwirken, weder der Dichter, noch die Schauspieler, noch selbst die Verkäufer von Eßwaaren oder Getränken, irgend eine Vergütigung annehmen. Denn in Persien gilt es für ein verdienstliches Werk, dem Volke ein Schauspiel zu geben; der Unternehmer fördert dadurch das Heil seiner Seele, und die Scenen, die er aufführen läßt, sind eben so viele „Ziegel, die er hier unten brennt, um seinen Palast im Himmel aufzubauen“. Unter diese frommen Beweggründe mischen sich zuweilen auch weniger erhabene. Die Reichen und Vornehmen vermehren durch dieses Mittel ihren religiösen und politischen Einfluß, wie sich die römischen Prätoren und Aedilen der munera bedienten, um zum Konsulat zu gelangen. Auch der Befriedigung der Eitelkeit bieten diese Schauspiele ein weites Feld. Sie liefern dem Unternehmer die beste Gelegenheit, seinen Reichthum an Edelsteinen, Shawls, kostbaren Stoffen und Geschirren vor dem Publikum zu entfalten und „die fettesten Maulwürfe aus der Höhle seines Harems“ dem Volke vorzuführen, die sonst ungesehen und unbewundert ewig in der Verborgenheit ihres Schlosses geblieben wären. Zuweilen kommt es auch vor, daß, wer ein Schauspiel giebt und nicht hinlänglich mit Kostümen und Geschirren versehen ist, dieselben von seinen Freunden entlehnt. Eben so ließ auch in Rom Lucullus einem seiner Freunde, der eine dramatische Vorstellung veranstaltete, fünftausend phönizische Purpurmäntel. Bei der berühmten Aufführung, die Mirsa Abul Hassan, ehemaliger Gesandter in Paris, im Jahre 1833 in Folge der Genesung seines Sohnes exekutiren ließ und die vierzehn Tage dauerte, sah ich diesen persischen Lucullus zur Ansicht des Publikums achtzig Kaschemirs und Juwelen im Werthe von ungefähr drei Millionen Francs ausstellen. Die glänzendsten Kostüme der großen Oper in Paris würden der beau monde in Teheran werthloser Plunder scheinen.

Der Dichter lebt auf Kosten des Entrepreneurs. Wir werden später seine Functionen näher kennen lernen und uns erst über die verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie unterrichten, die in Persien gebräuchlich sind.

1. Temacha, Farce, Posse.

Sie wird von den Luty's, einer Art von Jongleurs, improvisirt. Es sind dies die einzigen Musiker und Tänzer von Profession, die es in Persien giebt. Sie führen Bajaderen, Marktschreier und, wenn ihre Truppe auf Vollständigkeit Anspruch machen will, auch Affen und Bären mit sich, von denen sie bei ihren Späßen unterstützt werden. Da es hier darauf ankommt, den großen Haufen zu amüsiren, suchen die Luty's durch derbe Witze und persönliche oder lokale Anspielungen Lachen zu erregen und durch — gelind gesagt — unanständige Geberden die Leidenschaften zu erwecken. Indeß habe ich doch einige sehr spaßhafte Stücke dieser Art gesehen, und will, um eine Idee davon zu geben, den Gang einer solchen Temacha erzählen. Die Aehnlichkeit mit dem, was uns von den Darstellungen des Thespis und Musarion überliefert wird, ist nicht zu verkennen. Die Schauspieler der ältesten Griechen beschmierten sich mit Weinhefe; die persischen Komiker bestreuen sich mit Mehl. Der Stoff der Temacha's ist immer aus dem Landleben genommen, wie sich auch die fabulae atellanae der Römer stets in demselben bewegten.

Wir lassen das Sujet einer Posse, betitelt: die Gärtner, folgen, schicken aber voraus, daß natürlich das Wesen derselben mehr in der Action, als in dem Inhalte besteht.

Das Theater soll einen Garten vorstellen. Man befindet sich mitten im Sommer. Zwei Gärtner erscheinen in paradiesischem Kostüm, ohne alle andere Bekleidung, als ein Stück Schaffell um die Hüften. Der ältere heißt Bagyr, ist reich und Vater eines schönen Mädchens, das er in seinem Gynäceum verborgen hält. Der jüngere, Redschef, ist arm und listig. Das Gespräch beginnt, indem jeder die Melonen seines Gartens preist. „Das Fleisch der meinigen“, sagt Bagyr, „macht den weißesten Zucker vor Eifersucht erblassen.“ — „Die sammetne Rinde der meinigen“, sagt Redschef, „fühlt sich so zart an, wie der Flaum, der die Wange einer funfzehnjährigen Schönheit bedeckt.“ Der Streit spinnt sich fort in der Weise der theokritischen Schäfer und endigt mit einer Schlägerei. Redschef's Faustschläge siegen; man schließt Frieden, und Bagyr proponirt seinem Nachbar, „den Brand der Zwietracht in den Wellen jenes Tranks zu löschen, den der Prophet verboten.“ — „Trinke du immer das Blut erlegter Kämpfer, ich trinke das der Traube.“ Bagyr nimmt es auf sich, alle Kosten des Mahles zu tragen. Redschef läuft davon, um Wein zu holen; Bagyr ruft ihn zurück und empfiehlt ihm, ja nicht den Pammelbraten zu vergessen. Redschef geht, Bagyr ruft ihn wieder zurück und trägt ihm neue Gerichte auf. Kaum ist er fort, so schreit ihm der unersättliche Gastgeber von neuem nach. Er will umsinken vor Müdigkeit, und doch kann er der lockenden Versuchung nicht widerstehen, sich immer wieder Aufträge geben zu lassen. Endlich faßt er einen herzhaften Entschluß, stopft sich, wie Ulysses, die Ohren zu und rennt aus Leibeskräften davon. Bagyr, der allein zurückgeblieben ist, bereitet sich mit Ernst zu dem bevorstehenden Mahle vor. Er macht die rituellen Waschungen und parodirt überhaupt die religiösen Gebräuche der frommen Muselmänner. Die Scene endigt mit dem Bankett, das Redschef durch Guitarrenspiel erheitert und auf dem von beiden Nachbarn sehr viel getrunken wird. Die Gewandtheit der Schauspieler und das Komische der Scene bestehen nun darin, daß alle Symptome des zunehmenden Rausches vollkommen nachgeahmt werden. In Persien, wo keine öffentliche Schenken existiren und das Volk sehr nüchtern ist, muß eine solche Darstellung das Publikum sehr belustigen. Bagyr fällt endlich in Schlaf. Redschef, dessen ganze Betrunkenheit nur die Finte eines Verliebten war, holt sich rasch das junge Mädchen und besingt vor ihr seinen Sieg. —

Noch interessanter als die Temacha ist in dem komischen Genre das Karageüz (das schwarze Auge) oder das Marionettentheater. Diese Art des Schauspiels ist in Persien national und schon im frühesten Alterthum dort bekannt gewesen. In Europa hat man die Nationaldramen der verschiedenen Völker

*) Dieser Ausdrücke bedienen sich die persischen Kanzleien bei der Abfassung der Firmane und anderer offiziellen Papiere.

mit einander verglichen, und gefunden, daß die Helden der Puppentheater immer treu den Volkscharakter personifizirten, doch in gewissen Punkten alle einander gleichen. Sie lieben sämmtlich die guten Dinge dieser Erde, essen und trinken viel und sind nicht bös. Nur den Heros der englischen Marionetten muß ich ausnehmen, der einen Mitspieler nach dem anderen, erst seine Frau und zuletzt den Teufel, umbringt.

Der persische Volksheld heißt Ketschel Pehlevan (der kahle Held). Er hat kein eigenthümliches Kostüm, aber der Kahlkopf ist sein unwandelbares Attribut, wie der Buckel das des Polichinell. In seinem Charakter gleicht er den italiänischen Harlekins; was ihn aber von allen Hanswürsten der Welt unterscheidet, ist seine gelehrte Bildung und seine vollkommene Heuchelei. Ketschel Pehlewan ist Frömmler, Gelehrter, selbst Dichter, wie es alle Welt in Persien mehr oder weniger ist. Er täuscht die Mollah's und macht den Damen den Hof.

Wir theilen eine Probe seiner weltmännischen Klugheit mit.

Ketschel Pehlewan stellt sich einem Achond (seinem religiösen Oberhaupt) vor. Schon die Art, mit der er sich vorstellt, erregt die Heiterkeit des Publikums. Niemand würde ihn erkannt haben, wenn er nicht kahl gewesen wäre, denn seine äußere Erscheinung ist so sehr die eines frommen Muselmanns, daß er einem Scheich ul Islam, oder Erzmollah, zum Modell hätte dienen können. Er thut nichts, als seufzen, beten und Verse aus dem Koran zitiren. Der Achond fühlt sich erbaut durch die Gegenwart eines solchen Gastes. Beide beten mit Inbrunst. Ketschel fängt ein geologisches Gespräch an; er kennt das Gesetz und die Tradition, er weiß zu erzählen, rezitirt Legenden und verweilt mit besonderer Gründlichkeit bei allen Stellen, die die Vorzüge der Zehnten und den Segen der Almosen schildern. Es leben die Almosen und der Zehnte! Der Achond ist entzückt. Aber dies ist noch nicht Alles. Ketschel ist auch Dichter; mit glühenden Farben malt er die Freuden, die einst der heiligen Muselmänner warten, er besingt das Paradies mit seinen Gelagen, seinen himmlischen Weinen und seinen Huri's. Der Achond schwelgt in diesen Phantasieen; unsere beiden Heiligen vergessen sich, sie finden schon den Vorschmack des Paradieses, lassen Rosenkranz und Koran fallen, tanzen, trinken und berauschen sich. Wer die Sitten des Orients kennt, wird sich leicht die äußerst komische Wirkung dieses muselmännischen Tartufe vorstellen können.

Ketschel Pehlewan ist die Personification des Volkes in der Provinz Iran, das an Kultur seinen Nachbarn weit überlegen ist, aber seit dreizehn Jahrhunderten von fremden Stämmen unterjocht wird. Es bewahrte das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit, konnte sich jedoch nie aus seinen Fesseln befreien und nährt darum im Herzen einen versteckten Widerstand gegen seine Herren, der in Heuchelei ausarten muß. Mit Geduld, Gewandtheit und List, wie Ketschel Pehlewan, besiegt es endlich seine Besieger. Die muhammedanischen Apostel, die tatarischen Chan's, Alle hat es verweichlicht, Allen seine Sitten, seine Sprache und Literatur aufgedrungen. Die Eroberer sind mit dem unterjochten Volke verschmolzen; heute betet, trinkt und singt man bei einander, kurz, man lebt heute, wie Ketschel Pehlewan. (Schluß folgt.)

England.

Das junge England.

(Schluß.)

Was den Helden des Romans selbst betrifft, so schmeichelt diese Kopie dem Herrn Smythe, von dem sie genommen seyn soll, wenig. Coningsby ist ein schöner und guter junger Mann, von seinen Freunden geliebt und bewundert. Der Verfasser rühmt ihn uns als einen hervorragenden Menschen, und wir sind gezwungen, ihm aufs Wort zu glauben, aber er zeigt seine Ueberlegenheit nur einmal in seiner Gewandtheit auf einer Jagdpartie. Auch ein ausgezeichnetes Gedächtniß muß man bei ihm voraussetzen, denn in allen ernsten Gesprächen, unter die ihn der Autor mischt, spielt er den Frager und muß augenscheinlich die Lehren seiner Sekte aus den gesammelten Antworten zusammensetzen.

Dies wären die Personen, in denen Herr d'Israeli seine Lieblings-Ideen und seine Antipathieen verkörpert hat. Man sieht wohl, daß er mit seinem Buche die Partei Sir Robert Peel's empfindlich geißeln wollte; aber kann man behaupten, daß er sein eigenes junges England der Satire unerreichbar hingestellt habe?

Wir suchen jetzt den Autor auf dem Terrain auf, auf dem er selbst, gerüstet mit seinen Theorieen, den Angriff erwartet. — Herr d'Israeli hat, es ist nicht zu leugnen, im Coningsby eine große Frage angeregt. Er untersucht: was ist der Torysmus in unseren Tagen, und welcher Zukunft geht er entgegen? Es ist ein Verdienst, diese Fragen aufgestellt zu haben; sie gehören unter diejenigen, die man nur aussprechen darf, um über ganze Zustände Licht zu verbreiten.

Die Parteien in den französischen Kammern bieten bei weitem nicht die Zerrissenheit und Feindseligkeit der englischen dar, und die vereinzelten Gruppen von Anhängern extremer Meinungen scheinen in ihrer Kleinheit und Abgeschlossenheit nur dazu zu dienen, daß sie den Franzosen zeigen, welche Abwege von der sicheren Heerstraße zu vermeiden sind. In Frankreich herrscht eine Verschmelzung der Parteien und eine lobenswerthe Uebereinstimmung über die Fundamentalpunkte der inneren Politik. In England dagegen ist man nur über die äußere Politik einig. Im Innern stehen die mittleren Klassen der Aristokratie gegenüber, die Handelsfreiheit dem Ackerbau-Monopol, die religiöse Emancipation der privilegirten Kirche, endlich irländisches Interesse dem englischen. In diesem Kampfe treten neue Kräfte gegen alte auf, liberale Ideen gegen ungerechte Institutionen, ein eroberndes Heer gegen ein verschanztes. Es ist viel zu gewinnen auf der einen und viel zu verlieren auf der anderen Seite, etwas aber muß gewonnen und verloren werden. So theilen sich die Kämpfenden in zwei Hauptlager; die Einen, die Reformirenden, nennen sich Whigs, die Anderen, die Konservativen, Tories. Sind sie in der Opposition, so mögen sie streng der Rolle treu bleiben, die sie mit ihrem Parteinamen übernommen haben; gelangen sie aber zur Regierung, so werden höhere Anforderungen an sie gemacht; der politische Horizont erweitert sich, und der konservative oder liberale Gesichtspunkt muß sich dem nationalen unterordnen. Sie sollen die Prinzipien, die sie vertreten, mit den Maßregeln vereinigen, die von dem Staats-Interesse dringend gefordert werden, und müssen darum zuweilen denjenigen Ideen untreu werden, um derentwillen sie zur Macht berufen wurden.

Die Handlungsweise des Staatsmannes, um den sich seit der Reformbill die Tory-Partei sammelt, war natürlich und leicht zu begreifen, so lange sich derselbe in der Opposition befand. Das Manifest, das Sir Robert Peel 1834 an die Wähler von Tamworth richtete, brachte die gemäßigten Reformer auf seine Seite und machte ihm Lord Stanley und Sir James Graham geneigt. Indem er ohne Rückhalt die vollendeten Reformen annahm und den neuen sich zu widersetzen versprach, gewann er die schüchternen Liberalen nicht weniger für sich, als die bedrängten Konservativen. Dem Whig-Ministerium wuchsen die Forderungen seiner Partei über den Kopf, die Besorgnisse der Tories rückten diese näher an einander, und Robert Peel wurde zur Leitung des Staats berufen. Damals zählte er eine Majorität von hundert Stimmen. Bald aber wurde seine Stellung zu seiner Partei eine andere. Das Partei-Interesse durfte nur gelten, wenn es mit dem Staats-Interesse Hand in Hand ging. Die Tories zerfielen in mehrere Fractionen, und wie die Radikalen unter den Whigs, so wurden hier die Ultra's gezwungen, manche Konzession zu machen. Daher schreibt sich das Mißtrauen und die Furcht, die sich ins Lager der Konservativen geschlichen und Einige zu Feindseligkeiten getrieben, Andere gegen den Chef mit Kälte erfüllt haben, so daß das Ministerium Peel in diesem Jahre zweimal in Gefahr war, gestürzt zu werden.

Es scheint auch, als hätten die Tories Recht, wenn sie Peel fürchten. Immer wußte er bisher mit bewundernswürdigem Scharfblick den Moment zu entdecken, wo den Reformen, die von der Regierung verlangt wurden, erfolglos kein Widerstand mehr entgegengesetzt werden konnte, und alsbald akkommodirte er sich denselben mit großer Gewandtheit. Als Repräsentant Oxford, also des absolutesten Anglikanismus, bewirkte er die Emancipation der Katholiken. Sobald die Reformbill unumgänglich wurde, sprach er für sie, nachdem er sie bis dahin mit der größten Hartnäckigkeit bekämpft hatte. Er ist durch die Grundbesitzer Minister geworden, aber er arbeitet systematisch an der Verringerung der Lasten, die auf der englichen Industrie ruhen, und schont in diesem Bemühen selbst die Interessen derer nicht, denen er seine Macht verdankt. Noch vor ganz kurzer Zeit vertheidigte er die Verfassung der irischen Kirche, wartete aber nur auf den Augenblick, wo er seine Meinung und Handlungsweise in diesem Punkte ändern konnte. „Wo also", fragt Herr d'Israeli, „sind die konservativen Prinzipien, von denen man uns sprach? Was will man konserviren? Unser Konservatismus kniet verehrend vor den Formen und Worten, um sich den Schein eines Glaubens zu geben; in der Praxis aber giebt er der Leidenschaft und den Combinationen des Augenblicks nach. Theoretisch behauptet er, daß Alles erhalten werden müsse, was besteht, und handelt, als ob von Allem, was besteht, nichts vertheidigt werden könne. Um solche Theorie und solche Praxis zu versöhnen, sagt man, das Partei-Interesse müsse durchdrungen werden von dem des Staates; aber diese Vereinigung ist prinziplos und der Vorwand kaum hinreichend, die Gemüther auf Augenblicke zu versöhnen. Und die Zerwürfniß unter den Tories wird dabei stets größer; aus der Konsequenz ihrer Handlungsweise gerissen, unter einander und mit dem Führer zerfallen, also ohne gemeinschaftliches Ziel, können sie sich unter keine Fahne mehr sammeln."

Und in der That, wie nachgiebig Sir Robert Peel sich gegen die Opposition zeigt, so hart ist er gegen seine Freunde. Seine ganze politische Laufbahn zeigt, daß er unumschränkt regieren will. Er trat sehr jung in den Staatsdienst, verließ aber bald seinen hohen Posten eines Staats-Secretairs von Irland, um in dem Unterhause die großen finanziellen Maßregeln anzuregen, die seinen parlamentarischen Ruf begründeten. Darauf kam er mit dem Herzog von Wellington in das Ministerium des Lord Liverpool, trat aber aus, als derselbe durch Canning ersetzt wurde, und erklärte, von nun an jede Ministerstelle zurückzuweisen, wenn er im Unterhause einen Anderen über sich haben müßte. Wirklich macht ihn Wellington, nach dem Tode Canning's und der Abdankung Lord Goderich's, zum leader (leitenden Minister) der Gemeinen. Als aber die Reformbill dieses Amt abschaffte, gab Peel seinen Freunden zu verstehen, daß er nur als Premier an einem Kabinette Theil nehmen könne. Als solcher fungirte er auch 1834 eine kurze Zeit. So lange die Tories in der Opposition waren, löste Peel seine Aufgabe als Parteihaupt mit glänzendem Erfolge und brachte es dahin, daß manche Maßregel des Whig-Ministeriums vom Unterhause völlig zurückgewiesen wurde. Jetzt aber sehen die Tories ihre Interessen von ihm verlassen oder vielmehr seiner Willkür anheimgegeben. „Bei solchem Stand der Dinge", sagt Herr d'Israeli, „mögen die Chefs persönlich ihre Rechnung finden, aber ihren Freunden fehlt die große Belohnung einer politischen Partei für ihre Hingebung, nämlich die Realisirung ihrer Meinungen." Diese Besorgnisse beschäftigen vorzugsweise das junge England, aber, dürfen wir fragen, hat es selbst die wahren Prinzipien des Torysmus gefunden? Denn die anmaßenden, geistreichen, aber nicht beweisenden

Behauptungen Coningsby's können nicht alle Mitglieder des jungen Englands als den Ausdruck ihrer Gedanken angenommen haben. Ferner, Herr d'Israeli rügt es so streng, daß Peel die Interessen seiner Freunde opfere, und er selbst bringt dem Torysmus Meinungen auf, die demselben bisher völlig fremd waren. Er tadelt die Handelspolitik Peel's und erklärt sich selbst gegen einschränkende Maßregeln. In der Religion verlangt er unbedingte Toleranz, sogar die Trennung der Kirche vom Staat. Er macht das Heil beider von dieser Trennung abhängig und hat nicht Worte genug, die jetzigen Leiter der anglikanischen Kirche zu schmähen. „Heute", sagt er, „gilt kein Priester für einen würdigen Nachfolger der Evangelisten, wenn er nicht einen griechischen Autor edirt hat, und das erste Erforderniß eines Schülers des heil. Paulus ist es, Hofmeister eines jungen Edelmannes gewesen zu seyn, der einen Universitätsgrad erlangt hat. Die Hauptbasis der Kirche mußte so wahr seyn, als sie ist, wenn dieselbe bei der Unzulänglichkeit ihrer gegenwärtigen Leiter ihre schlechte äußere Organisation bis jetzt erhalten konnte." Können ferner die Radikalen oder die irischen Katholiken das Verhältniß der englischen Aristokratie zur Staatskirche heftiger angreifen, als es Herr d'Israeli in folgenden Worten gethan hat? „In der Beraubung der Kirche" — sagt er, augenscheinlich in Bezug auf Heinrich VIII. — „ist der erste Grund aller politischen und kommerziellen Beschränkungen zu suchen. Diese Gewaltthat erzeugte eine künstliche Aristokratie, die stets davor zitterte, daß sie einmal ihre Beute werde herausgeben müssen. Um dieser Restitution vorzubeugen, benutzte sie die Leichtgläubigkeit des unaufgeklärten Volkes und erweckte den religiösen Sektengeist. Die frommen Sekten wurden die Prätorianer der ungerecht erworbenen Privilegien. An ihrer Spitze regierte unsere Aristokratie seitdem das Land; an ihrer Spitze stürzte sie Dynastieen und Kirchen, änderte sie Parlamente, raubte Schottland seine Freiheiten und konfiszirte das unglückliche Irland." Es ist nicht zu begreifen, warum Herr d'Israeli mit solchen Ideen nicht für Herrn Ward und die irischen Katholiken stimmt und Robert Peel vorwirft, die Interessen seiner Freunde zu verrathen.

Es wäre grausam, wenn man den Autor des Coningsby zwingen wollte, über die nebulösen Allgemeinheiten Rede zu stehen, die er für erhabene Ideen zu halten scheint und mit denen er die englische Politik regeneriren will. So hat er den bizarren Einfall, einen geheimen, allerwärts wirkenden Einfluß eines jüdischen Elementes auf die Geschicke der europäischen Staaten anzunehmen. Sein Jude Sidonia, der die erhabene Mission des jungen Englands anerkennt, durchschreitet den Roman mit der geheimnißvollen Feierlichkeit eines Propheten. Glaubt ferner Herr d'Israeli die Welt mit einer Entdeckung zu bereichern, wenn er erzählt, daß alle Männer von Genie ihre größten Thaten in der Sturm- und Drangperiode des Jünglingsalters vollbracht haben, und dies mit dem Beispiele Hannibal's, Napoleon's, Richelieu's, Pitt's, Innocenz' III. und Anderer beweist? Solche Erinnerungen werden jedem Jünglinge das Herz schlagen machen, aber sie werden nirgends das Genie erwecken, wo der göttliche Funke nicht schon leuchtet. Und dann, sind Lord Stanley und Gladstone nicht auch sehr früh schon ausgezeichnete Männer gewesen, und war Robert Peel, als er seine berühmten Finanz-Maßregeln vorschlug, nicht jünger, denn Herr d'Israeli, als dieser den Coningsby schrieb?

Von einem Gedanken scheint Herr d'Israeli vorzüglich eingenommen, von der Nothwendigkeit nämlich, die Geltung des Individuums wiederherzustellen, die großen Talente und Charaktere regieren zu lassen, anstatt der Kasten, die England unter sich theilen. Aus dem Dilemma zwischen der Prinziplosigkeit der Tories und der Zerstörungswuth der Whigs, in welches das Vaterland gebannt sey, will er es durch das Zauberwort des jungen Englands retten. Nicht den Ständen nämlich solle ferner die Macht überlassen bleiben, sondern das Uebergewicht der Krone hergestellt werden, nach ihm, der einzigen Gewalt, die keine exklusive Sympathieen habe. Wenn aber Herr d'Israeli die constitutionellen Prinzipien bestehen läßt, was meint er mit solchen Wünschen zu Gunsten des Königthums zu wirken? Mit Worten wird in England der Absolutismus nicht hergestellt werden. Unser Autor scheint folgende Gedankenreihe in seinem Geiste zu verbergen. Die Hindernisse, zur Macht zu gelangen, sind größer, sobald dieselbe der Preis eines Kampfes kollektiver Interessen ist, aber sicherer wäre das Glück talentvoller Männer, wenn es in die Hände eines einsichtsvollen Monarchen gelegt wäre, als wenn es aus den zweifelhaften Kämpfen im Senate oder auf dem Forum hervorgehen müßte. Aber Herr d'Israeli vergißt, daß selbst Colbert das Vorrecht, der Wohlthäter Frankreichs für Jahrhunderte zu seyn, bei Ludwig XIV. durch hundert erniedrigende Dienste erkaufen mußte. — Selbst das ist nicht zu fürchten, daß ein begabter König durch den Mechanismus einer Repräsentativ-Verfassung zur Ohnmacht und Unthätigkeit verdammt werde. Das Beispiel Georg's III. und Ludwig Philipp's lehrt das Gegentheil.

Gemäß seiner Ansichten von den Privilegien des Talents, zeigt Herr d'Israeli nur eine Begeisterung für Personen. Die Sachen gelten ihm nur, insoweit sie von großen Männern vertreten werden, und dennoch macht er Sir Robert Peel ein Verbrechen daraus, daß er die Tory-Partei mit eiserner Hand beherrsche. Er sagt zwar, um diesen Widerspruch zu bemänteln: „Stellt einen Mann an die Spitze einer Partei, der Enthusiasmus erregt, und er wird der Welt Gesetze geben; ist, wer dies göttliche Vorrecht genießt, Haupt eines Parlaments, so wird er seine Majorität verdoppeln. Reißt aber ein solches nicht zur Bewunderung hin, so werden ihm, trotz alles einstudirten Stolzes und aller affektirten Würde, die Herzen und die Geister fremd bleiben!" Solcher schülerhaften Worte bedienen sich gewisse Tories, um ihrem Mißvergnügen über das Zeitalter der praktischen Staatsmänner, der tradesmen (Krämer), wie sie sagen, Luft zu machen. Auch sind wir überzeugt, daß Herr d'Israeli wohl weiß, wie der Enthusiasmus nicht für alle politische Lagen passe und nur in außergewöhnlichen Krisen hervorgerufen werde, wo der Sturm der Ereignisse die Leidenschaften aufregt.

Die Klagen der Tories gegen den berühmten Baronet entbehren sämmtlich der Gerechtigkeit; die Partei der Konservativen — selbst, die ihr am besten zu dienen meinen, behaupten es — muß darauf gefaßt seyn, nach und nach ihre Privilegien zerfließen zu sehen, und es wäre eine unnütze Bemühung, in abstrakten Ideen eine chimärische Sanction für dieselben zu suchen. In seiner Wirksamkeit, nicht in seinen Prinzipien, liegt jetzt das Wesen des englischen Konservatismus. Seine Aufgabe ist es, den Sturm der liberalen Ideen zu dämpfen und immer nur nach Maßgabe der Dringlichkeit der Umstände nachzugeben, damit die unvermeidliche Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zu plötzlich und gefahrbringend erfolge. Diese Taktik mit weiser Vorsicht und scharfem Blicke zu üben, ist die Mission des jetzigen Ministeriums, und wenn ein Mann in England befähigt ist, diese Mission zu erfüllen, so ist es Sir Robert Peel, als der sich Keiner besonnener und Keiner vertrauter mit den praktischen Interessen Englands gezeigt hat.

Doch auch die jungen, thatkräftigen, edelmüthigen Mitglieder der Tory-Partei sollen ihren Wirkungskreis haben. Sie mögen nicht darauf denken, wie sie das Ministerium stürzen, sondern, als Männer des Gedankens und der weltverbessernden Pläne, die Tendenzen ihrer Freunde läutern und aus den Vorurtheilen erheben. So werden sie einen mächtigen moralischen Einfluß auf das Land üben und die weise Politik ihrer Leiter gedeihlich machen.

Die Whigs haben durch ihre Schwäche an Popularität verloren, während sich im Schoße des Torysmus Beschützer der armen Klassen, wie Lord Ashley, und Reformatoren der Staatskirche erhoben. Zu den Letzteren gehören besonders die berühmteren Mitglieder des jungen Englands, und, nach der täglichen Vergrößerung ihres Anhangs zu schließen, werden bald die barbarischen Vorurtheile fallen, deren Opfer noch heute die Katholiken sind, und die verworrenen Verhältnisse Irlands einer günstigen Entscheidung entgegengeführt werden. Das jüngst gegebene Versprechen Robert Peel's, eine katholische Universität in Irland zu gründen, und die wohlwollenden Ausdrücke, in denen Lord John Manners dem Minister zu dieser Maßregel Glück wünschte, befestigen diese Hoffnungen.

Schweiz.

Der Einfluß der Sonnenflecken auf die Temperatur der Erde.

Seit einiger Zeit beschäftigen sich mehrere Astronomen, unter denen Herr Gruithuisen in München der bekannteste ist, mit der Erscheinung der Flecken auf unserer Sonne und dem angeblichen Einfluß derselben auf die Temperatur der Erde. Sir William Herschel war der Ansicht, daß, je größer die Anzahl der Flecken ist, desto mehr Wärme von der Sonne ausgestrahlt wird. Neuere Beobachtungen sollen ein entgegengesetztes Resultat geliefert haben. Herr Heinrich Schwabe, Astronom in Dessau, hat von 1826 bis 1843 die Sonnenflecken beobachtet und sowohl die Zahl der jährlich bemerkten Flecken als die Zahl der Tage ohne Flecken notirt. Mit diesen Beobachtungen hat Professor Gautier in Genf die mittlere Temperatur dieser Jahre an verschiedenen Orten, namentlich die von Genf, Paris und dem großen Sankt-Bernhard verglichen, und das Resultat scheint ihm dies zu seyn, daß die Temperatur sinkt, wenn die Zahl der Sonnenflecken zunimmt, und steigt, wenn die letztere abnimmt.

Die Bibliothèque Universelle de Genève enthält über den Gegenstand eine längere Abhandlung, von der wir in Nachstehendem das Resumé mittheilen, wobei wir jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß nach der Meinung vieler Meteorologen die Sonnenflecken gar keine Bedeutung für unsere Temperatur haben, indem aus einer umfassenden Beobachtung der über die ganze Erde verbreiteten Wärme hervorgeht, daß diese sich in jedem Jahre ziemlich gleich bleibt und nur bald der eine und bald der andere Erdtheil eine etwas wärmere Temperatur habe, so daß z. B. in Europa ein sehr kühler Sommer ist, während in Amerika ungewöhnliche Hitze herrscht, oder umgekehrt. Wo würde nun aber wohl der Einfluß der Sonnenflecken bleiben, die doch in Amerika eben so gut sichtbar werden oder verschwinden als in Europa?

Herr Heinrich Schwabe hat eine gewisse Periodizität in der Erscheinung der Sonnenflecken während des Zeitraums, den seine Beobachtungen umfassen, bemerkt. Nach 5 oder 6 auf einander folgenden Jahren, in welchen die Zahl der Flecken sehr bedeutend und die der fleckenlosen Tage Null oder fast Null war, folgten 3 oder 4 Jahre, in welchen die Zahl der Flecken merklich kleiner war, die der fleckenlosen Tage desto größer; dann folgten wieder 5 Jahre mit vielen Flecken, dann wieder die Jahre des Mangels. Nun ergeben die thermometrischen Beobachtungen an den meisten, freilich nicht an allen Orten, in der Periode des Fleckenreichthums einen niedrigeren Durchschnitt der Temperatur, als in den darauf folgenden 4 fleckenlosen Jahren. Betrachten wir nun näher die Fleckenverhältnisse, indem wir die verschiedenen Gruppen von Jahren der Kürze halber mit a, b, c und d bezeichnen, so finden wir, daß das Jahr 1826, wo Herr Schwabe seine Beobachtungen begonnen hat, keine große Anzahl von Fleckenhaufen (118) und 22 fleckenlose Tage darbietet (unter 277 Tagen, die er überhaupt in diesem Jahre beobachtet hat). In den 5 folgenden Jahren von 1827 bis 1831, welche die Section a bilden, war fast kein Tag ohne Flecken, und die Zahl der Fleckenhaufen betrug im Durchschnitt jährlich 185. In den 4 Jahren 1832 bis 1835 (Section b) hat Herr S. nur 83 Fleckengruppen jährlich beobachtet, und die Zahl der fleckenlosen Tage betrug im Durchschnitt jährlich 81. Die vier Jahre 1836 bis 1839 bieten keinen Tag ohne Flecken, und das Jahr 1840 nur drei solche Tage. Die jährliche Durchschnittszahl der Fleckengruppen in diesen 5 Jahren, die die Section c

bilden, betrug 240. Die Section d endlich besteht aus den Jahren 1826, 1841, 1842 und 1843, indem 1826 ähnliche Verhältnisse darbietet, wie diese 3 letzten Jahre, und, da es der ersten Section der 5 fleckenreichen Jahre 1827 bis 1831 vorhergeht, offenbar selbst einer Periode angehört, die wenig Flecken zeigt, also vorläufig am besten zur Ausfüllung der letzten Periode dient, die mit 1841 anfängt. In diesen vier Jahren also beträgt die jährliche Durchschnittszahl der Gruppen 81 und die der fleckenlosen Tage 62.

Vergleichen wir nun mit diesen Angaben die Temperaturen dieser verschiedenen Zeiträume, so bemerken wir vor Allem, daß jeder derselben ein mittleres Jahr hat, das für den Zeitraum, dem es angehört, vorzugsweise charakteristisch ist, d. h. die Temperatur-Beschaffenheit desselben am stärksten ausspricht. Für die Sectionen a und c sind es die sehr kalten Jahre 1829 und 1838; für die Section b ist es das Jahr 1834, das in Europa ziemlich allgemein warm war, und für die Section d das Jahr 1843, das in Paris sehr warm war.

Die mittlere Temperatur von Paris in den zehn Jahren a und c (1827 bis 1831 und 1836 bis 1840), wo die Sonnenscheibe fast fortwährend Flecken zeigte und wo Herr S. jährlich im Durchschnitt 212 Gruppen bemerkte, beträgt 10°,51, in den 8 Jahren b und d dagegen, wo die mittlere Zahl der jährlich bemerkten Fleckengruppen nur 83 und die der fleckenlosen Tage 72 betrug, 11°,15 der hunderttheiligen Skala. Der Unterschied beträgt also 0°,64 oder etwas mehr als einen halben Grad in dem der Ansicht Herschel's entgegengesetzten Sinn.

Man kann auch in einigen Fällen eine gewisse Proportionalität zwischen der Anzahl der Flecken und der Temperatur bemerken. So sind die Jahre der Section c, die noch mehr Flecken zeigten als die der Section a, auch noch etwas kälter gewesen. Das Jahr 1828 ist in dieser Beziehung anormal, da es im Allgemeinen warm war, obgleich es in der Section a die meisten Flecken zeigt, nämlich 229. Mit dem Jahre 1831 verhält es sich eben so, aber hier war auch die Zahl der Flecken die kleinste in der Section a, nämlich 149.

In Genf betrug die jährliche mittlere Temperatur:

für die Sectionen a und b . . . . . 9°,22 der hunderttheiligen Skala
für die Sectionen c und d . . . . . 9°,66 " " "

was eine Differenz ergiebt von . . 0°,32 der hunderttheiligen Skala
oder einem Drittel Grad in demselben Sinn wie in Paris.

Die Kleinheit der mittleren Temperaturen von c und d in Genf im Verhältniß zu den beiden anderen kann daher rühren, daß die Lage des meteorologischen Observatoriums in dieser Station im J. 1836 ein wenig verändert wurde. Doch in Genf wie in Paris war das kälteste Jahr des ganzen achtzehnjährigen Zeitraums: 1829, das wärmste: 1843; die Differenz zwischen den mittleren Temperaturen dieser beiden Jahre betrug in Paris 2°,38, in Genf 2°,72 der hunderttheiligen Skala. In dem ersten hat Herr S. keinen Tag ohne Flecken notirt und 199 Fleckengruppen bemerkt; in dem zweiten hat er 120 Tage ohne Flecken und nur 51 Fleckengruppen gezählt.

Auf dem Hospiz des großen Sankt-Bernhard waren die Jahre des Maximums und Minimums der Temperatur dieselben, und ihr Unterschied beträgt wie in Paris 2°,37.

Die mittleren jährlichen Temperaturen auf dem St. Bernhard waren:

für die Sectionen a und c . . —1°,30 (oder 1°,30 unter dem Gefrierpunkt der hunderttheiligen Skala)
für die Sectionen b und d . . —1°,12 (oder 1°,12 unter dem Gefrierpunkt)

Die Differenz ergiebt auch hier einen Ueberschuß von Wärme für die Sectionen b und d, aber sie beträgt nur 0°,18. Es wäre übrigens nicht zu verwundern, daß die Verdünnung der Luft in dieser Station die Verschiedenheiten in der erwärmenden Kraft der Sonne, selbst wenn die unmittelbare Wirkung derselben etwas stärker wäre, in der jährlichen mittleren Temperatur hier weniger hervortreten ließe.

Außer den Temperaturen in Genf, Paris und auf dem großen St. Bernhard hat Herr Gautier noch die von 33 Orten in Europa und 29 in Amerika, aber nur für einen kleineren oder größeren Theil des Zeitraums von 1826 bis 1843 verglichen und hier ein ähnliches Resultat gefunden. Obwohl diese Vergleichungen nicht den ganzen Zeitraum umfassen, so hat er doch an den allermeisten Orten die Temperaturen von mindestens 3—5 Jahren mit fleckenlosen Tagen und die von mindestens 5—6 Jahren mit vielen Flecken verglichen. In den 33 europäischen Stationen ist die mittlere Temperatur in den erstgenannten Jahren bald um etwas mehr, bald um etwas weniger als einen halben Grad höher als in den entgegengesetzten Jahren; der mittlere Unterschied der beiden Zeiträume an allen 33 Orten beträgt 0°,505 (der hunderttheiligen Skala), also noch eben so viel, als die Differenz von Paris. Was dagegen die 29 amerikanischen Stationen betrifft, so zerfallen diese in zwei Klassen. An 11 Orten nämlich ist die mittlere Temperatur der fleckenreichen Jahre etwas höher, und zwar im Durchschnitt um 0°,42 der hunderttheiligen Skala, als die der Jahre mit wenigen Flecken, so daß hier das Resultat den vorigen gerade entgegengesetzt ist. Die 18 übrigen Orte stimmen wieder mit den europäischen überein; hier beträgt wieder die Differenz zu Gunsten der Jahre mit wenig Flecken: 0°,25 der hunderttheiligen Skala.

Im Ganzen läßt sich aus dem Vorhergehenden schließen, daß die Jahre mit wenig Flecken etwas wärmer gewesen sind als die fleckenreichen Jahre. Doch ehe die Frage, ob ein wirklicher Einfluß dieser Flecken auf die Temperatur stattfindet, in ihrem ganzen Umfang entschieden werden kann, ist noch eine längere Zeit der Beobachtung erforderlich, wobei auf alle lokale Ursachen von Abweichungen und Irrthümern sorgfältig Rücksicht zu nehmen ist. Jedenfalls ist die Periodizität in der Erscheinung der Sonnenflecken ein höchst interessantes Faktum.

Mannigfaltiges.

— **Alex. von Humboldt's Dankesworte.** Wir haben kürzlich des Festes erwähnt, das die Berliner Akademie der Wissenschaften zur Erinnerung an den Tag veranstaltet hatte, an welchem Alexander von Humboldt vor vierzig Jahren, von seinen großen Reisen zurückkehrend, den europäischen Boden wieder betrat. Die Dankesworte, die der Gefeierte bei dieser Gelegenheit an seine akademischen Kollegen richtete, sind, so viel uns bekannt, durch die in den Zeitungen erschienenen Relationen über jenes Fest nicht veröffentlicht worden; sie sind jedoch nicht bloß für jenen gelehrten Kreis, sondern für Jeden von Interesse, der an der Wissenschaft und dem deutschen Geistesleben Theil nimmt; deshalb theilen wir diese uns von freundlicher Hand zugegangenen Worte hier mit:

„Die Freundschaft hat ein Gedächtniß für Zeitepochen, die uns selbst, am späten Lebensabend, wie in fernen Nebel gehüllt erscheinen.

„Die Freundschaft hat auch ihre Mythen, die sie sinnig zu deuten versteht, denen sie unvorsichtig und liebevoll ihren Glauben schenkt. Sie nimmt Bestrebungen für Thaten, rohe Entwürfe für Vollendung: sie schreibt dem Einzelnen zu, was dem Ganzen gehört, und der mächtigen Zeit, die den Einzelnen getragen, was den begabteren Mitkämpfern gehört, die, wie Sie, meine theuren Kollegen und Freunde, nach so vielen Richtungen hin, die Bahn dem Forschenden bezeichnet haben.

„Das Gefühl eines solchen Gemeinguts der Intelligenz durchdringt mit belebender Kraft. Es knüpft fester und fester die Bande, welche im vorrückenden Alter dem Universitäts-Leben, später den Akademieen, jenen ernsten, freien Institutionen, die dem wissenschaftlichen Streben ausschließlich gewidmet sind, einen so eigenthümlichen Reiz gewähren.

„Der Tag, an dem ich ein unerwartetes Zeichen der Erinnerung und eines liebevollen Sinnes von Ihnen empfange, erneuert in mir ein frohes Bewußtseyn, eine alte Ueberzeugung. Da, wo ungetrübt die Quelle der Erkenntniß fließt, werden auch die Regungen des Gefühls ein Bedürfniß geistiger Existenz. Durch die stille Macht dieser Ueberzeugung angetrieben, biete ich Ihnen dar, was auf allen Stufen des Lebens und seiner vielfachen Enttäuschungen im Menschen das Menschlichste ist, den Ausdruck tiefempfundenen Dankes.

„Den 5. August 1844. A. v. Humboldt."

— **Deutsche Dichter und Jung-Hegelianer vor der französischen Kritik.** Herr St. René Taillandier setzt seine Aufmerksamkeit verdienenden Artikel über die neuere deutsche Literatur in der Revue des deux Mondes fort und bespricht im neuesten Hefte derselben die „philosophische Poesie der Deutschen". Es ist dieser Artikel, der der Anfang einer neuen Reihenfolge zu seyn scheint, zweien Dichtern gewidmet: Leopold Schefer und Friedrich von Sallet, welche Beide von ihm als Dichter der jung-Hegelschen Schule bezeichnet werden. Schon diese Bezeichnung allein, insofern sie Schefer eben so gut treffen soll als den Dichter des „Laien-Evangeliums", ist ein Beweis, daß der französische Kritiker hier auf einer falschen Fährte sich befinde; einen noch größeren Irrthum aber begeht er, wenn er Leopold Schefer einen Nachfolger und Nachahmer Sallet's nennt. Der liebenswürdige Dichter des „Laienbreviers" ist kein Jung-Hegelianer, weder seinen Ansichten, noch der Zeit seiner Erscheinung nach. Sein „Laienbrevier" hatte bereits die zweite oder dritte Auflage erlebt, als von den Werken eines D. F. Strauß und Ludwig Feuerbach noch gar nicht die Rede war; er kann daher kein Schüler dieser Männer seyn, zu dem ihn Herr Taillandier macht, und selbst ein Zuhörer Hegel's war er nicht, da seine Universitätsjahre bereits vorüber waren, als Hegel's Wirksamkeit als akademischer Lehrer begann. Was hätte auch Schefer mit den Jung-Hegelianern gemein — er, der im Kleinsten wie im Größten immer nur Gott erblickt, und sie, die in Allem sich selbst und ihren eigenen Geist nur sehen? Man sage nicht, daß auch ihm Jener mit Diesem identisch sey; allerdings sind ihm Gott und Geist Eines, aber nicht geht ihm im Menschengeiste Gott völlig auf; wie könnte auch ein Dichter, ein Künstler, der fühlt und liebt, Gott bloß als die Spitze der menschlichen Logik, als ein bloßes Verstandessublimat erkennen? Selbst Friedrich von Sallet, dieser für seine innere Ausbildung und Vollendung leider viel zu früh verstorbene Dichter, gehörte jener Schule nur durch das prosaische Moment seiner Dichtungen an, während er in dem wahrhaft poetischen Theile derselben einen ganz anderen Gott als sie — sie, die man weder mit Hegel, noch selbst mit Strauß identifiziren darf — gekannt und gefeiert hat. Wenn also Herr Taillandier beiden Dichtern Lehren giebt, so dürften sie in Bezug auf den noch lebenden eben so unfruchtbar seyn wie in Bezug auf den bereits verstorbenen. Er scheint Leopold Schefer für einen blutjungen Menschen zu halten, dem noch mit gutem Rathe gedient ist, und sagt daher von ihm: „Wenn Herr Schefer der seltsamen Rolle entsagt, die er sich erwählt hat, wenn er nicht darauf besteht, der Hierophant der neuen Metaphysik seyn zu wollen, so wird seine unter diesen schwerfälligen Ketten erliegende Phantasie bald wieder ihre frühere Heiterkeit erlangen." — Im Ganzen ist übrigens das Urtheil über Sallet viel treffender als das über Schefer; der französische Kritiker weiß die schönen und edlen Seiten des Verstorbenen sehr wohl hervorzuheben, wenn er auch mit dessen Ansichten und Richtungen nicht einverstanden ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Wett u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 29. August 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

II. Die Schlacht vor Kronborg.*)

(8. November 1658.)

Eine frische Kühle wehte am Morgen des genannten Tages, der Zeuge einer furchtbaren Seeschlacht werden sollte. Der Himmel war einförmig grau und das Wasser im Sunde in bedeutender Aufregung. Auf den Wällen der Festungen Kronborg und Helsingborg, welche sich an der schwedischen und dänischen Küste drohend gegenüber liegen, damals aber nur einem Herrn gehorchten, war eine lebhafte Bewegung; namentlich am erstgenannten Orte, wo die unmittelbare Anwesenheit des Königs Alle zur erhöhten Thätigkeit trieb. Die schwedische Flotte, achtunddreißig Schiffe stark, unter den Befehlen des ritterlichen Admirals Gustav Wrangel, lag eine halbe Meile abwärts, und der ihr scharf entgegenstehende Wind verhinderte sie, auf die Holländer einzusegeln; sie mußten diese herankommen lassen.

Die Holländer setzten unaufgehalten ihren Weg fort. Mit einfach gereefften Toppsegeln schossen die Schiffe, welche die Vorhut der Flotte bildeten, heran, und ungefähr um acht Uhr früh befanden sie sich den Festungen gegenüber. Der Führer dieser Abtheilung, Vice-Admiral Pieter Florisson, hatte die drohende Gefahr wohl erwogen und suchte sie so viel als möglich unschädlich zu machen, indem er den Befehl ertheilte, genau die Mitte des Sundes zu halten, wobei er indessen nicht ganz verhindern konnte, daß Wind und Strömung ihn mehr nach der dänischen Seite zu trieben.

„Seht einmal, Vater Knudsen", sagte ein junger Soldat zu einem alten Artilleristen, der gegen seine Kanone lehnte und nicht sonderlich auf das achtete, was um ihn her vorging, „seht einmal die Menge Offiziere an, die hier den Wall heraufkommen. Das hat etwas zu bedeuten!"

„Was geht's mich an?" brummte der Alte. „Swenn! dummer Junge, laß mich zufrieden! Ich habe es Dir heute Morgen schon einmal gesagt. Ich bin bei meiner Kanone alt und grau geworden, und kenne kein ander Geschäft, habe keine andere Freude, als sie zu laden und abzuprotzen. Nun, geladen ist sie, und losbrennen werde ich, wenn es befohlen wird."

„Aber wenn Ihr die Kanone abfeuert, fliegt doch die Kugel irgendwo hin, und wo sie hinfliegt, richtet sie Schaden an, und man denkt doch auch ein Bischen an den Schaden, den man verursacht. He?"

„Halte das Maul mit Deinem Wischiwaschi!" entgegnete scheltend der Alte. „Ich habe keine Lust, Schaden anzurichten oder zu verhüten; ich brenne meine Kanone ab, wenn es befohlen wird. Hast'n Schluck!"

„Hier, Vater Knudsen, habt Ihr meine Ration! Ich habe keine Freude am Branntwein. Trinkt ihn aus, und laßt ihn Euch etwas milder stimmen. Ihr müßt nachdenken, was Ihr thut, so lehrt's der Regiments-Schulmeister, der zu mir gesagt hat, ich sey ein offener Kopf."

„Laß mich zufrieden, Swenn. Ist Dein Kopf offen, so laß ihn verbinden. Du verleidest mir den Branntwein. Ich habe nicht zu denken, ich habe nur loszubrennen."

„Und thut's Euch nicht leid, daß Ihr im Handumdrehen Menschen und Vieh, Schiffe und allen Teufel in Grund und Boden zusammenschießt? Man muß doch ein Einsehen haben, wenn man an seine Nebenmenschen denkt."

„Ich habe keine Nebenmenschen zu bedauern", sagte Knudsen beharrlich, „ich habe nur eine Kanone zum losbrennen."

„So seht doch nur das Schiff da mit der schönen rothen, weißen und blauen Flagge; es glänzt, trotz der trüben Luft, wie Gold und ist von oben bis unten mit schneeweißen Segeln bedeckt. Es geht so still und ruhig durchs Wasser, als ob's mit der See und dem Sturm nichts zu thun hätte. Mir lachts Herz im Leibe, wenn ich es ansehe, und ich danke Gott, daß ich nicht Kanonier bin, denn ich könnte es nicht über mich gewinnen, darauf zu schießen."

Nach diesen Worten wandte der junge Soldat sich erschrocken um, denn er fühlte eine gewichtige Hand auf seine Schulter fallen. Er sah einen Mann vor sich stehen von hoher Gestalt, der ihn mit blitzenden Augen ansah: „Was ist das? Kannst keine Kanone abfeuern? Bist Du ein schwedischer Soldat?"

Der junge Mensch war in die Kniee gesunken und sagte, heftig zitternd: „Ach Gott! Herr König! Ich kann Alles, ja! Ach, laßt mich nur nicht niederschießen! Ach Gott! Ach Gott!"

„Fort!" herrschte der König, und Knudsen, der sich ein wenig umgedreht hatte, riß den jungen Mann vom Boden auf, schob ihn beiseite und sagte dann: „Halten zu Gnaden, Herr König! Ich bin hier für das Losbrennen hergestellt."

„Warte noch!" befahl Karl Gustav, „die Kugel kommt sonst zu früh! — Hier, Ihr Herren!" wandte er sich an die Offiziere seines Gefolges, „hier müßt Ihr Euch aufstellen. Von diesem Punkte aus könnt Ihr das ganze Schauspiel übersehen. Dort sind die Holländer, eins, zwei, drei, zehn Stück nach einander; die übrigen lassen sich Zeit, können nicht schnell genug hinter dem Cap hervorkommen. Aber nun wird es Zeit, den Herren da unten einen Gruß zu bieten und meinen Bruder Frederik in Kopenhagen aus dem Schlaf zu wecken. An die Geschütze!"

„Soll ich?" sagte Knudsen und hob die Lunte in die Höhe.

„Freilich! — Her mit der Lunte! Frisch, meine Herren, ich gehe Euch mit einem guten Beispiel voran; thut mir Bescheid!" Und der König nahm dem alten Kanonier die Lunte aus der Hand und feuerte selbst das erste Geschütz ab.

„Da!" rief der König laut, als er die Wirkung des von ihm abgefeuerten Schusses sah, der einige Risse in dem Takelwerk des holländischen Admiral-Schiffes machte, „ich sehe, Dein Geschütz war gut gerichtet, Alter! Laß Dir von meinem Adjutanten einen Banknothalter zur Extra-Ration reichen. Graf Magnus de la Gardie, beliebt's Euch, näher zu treten!"

Der aufgerufene Offizier trat näher und empfing die Befehle des Königs, während die übrigen Herren des Gefolges sich ehrerbietig zurückzogen. Unterdessen donnerten die Kanonen der Citadelle unaufhaltsam, die Geschütze von Helsingborg antworteten, und mitten durch diesen Kugelregen segelte die Flotte der Holländer, den schwedischen Schiffen entgegen, die sich in einen Halbmond aufgestellt hatten und sich zum Empfange rüsteten.

Der König entließ jetzt den Grafen Magnus, und dieser eilte weiter, um die Befehle seines Gebieters zu erfüllen. Karl Gustav ging bis zu dem höchsten Punkt des Walles, und trat erstaunt einen Schritt zurück, als ihm von der anderen Seite eine Dame entgegen kam.

„Sehe ich recht?" rief der König angenehm überrascht. „Ew. Majestät wagen sich bei so früher Tageszeit in diese feuchte Winterluft? Haben Euch die Kanonen geweckt? Ich bin untröstlich, Euch auf eine so rauhe Art aus Euren Morgenträumen aufgeschreckt zu haben."

„Ich komme, mein Gemahl", entgegnete die Königin, „um Zeugin des großen Schauspiels zu seyn, das Ew. Königliche Majestät hier im Angesicht zweier Völker aufführt, und habe zugleich die Bitte auszusprechen, daß es Ihnen gefallen möge, dem Ritter, der mich so treu hierher geleitet hat, einen kleinen Theil der Ausführung zu übertragen."

Der Prinz von Holstein-Gottorp, der bescheiden zur Seite getreten war, näherte sich jetzt und sagte mit einer Verbeugung: „Gebieten Sie, Sire! wohin ich mich begeben soll."

„Ich dachte", antwortete der König mit leichtem Stirnrunzeln, „weil ich Euch nicht in meinem Gefolge fand, Ew. Liebden hätten es vorgezogen, mir die Ehre des Tages allein zu überlassen. Die Posten sind alle besetzt."

Der Prinz entfärbte sich; die Königin aber fiel rasch ein: „Urtheilen Ew. Majestät von der Anhänglichkeit des Prinzen an unser Haus; er wußte das Loos, das ihn treffen würde, und wankte doch nicht in der Ritterpflicht, die er mir gewidmet."

„Wenn es so steht, kann ich den Prinzen nur bitten", sagte der König, „sich, sobald er seine Pflicht gegen Ihre Majestät erfüllt hat, zu mir zurückzubegeben, und an meiner Seite die Geschicke dieses Tages zu erwarten. Wir werden wohl bei einander aushalten, denke ich!"

„Im Leben und im Tode!" entgegnete rasch der Prinz.

Der Donner der Geschütze verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick, aber der Schade, den sie anrichteten, war nur gering. Die Kanonen, welche auf der schwedischen Seite abgefeuert wurden, blieben ganz wirkungslos, die Kugeln reichten nicht herüber, und die Geschütze von Kronborg vermochten ebenfalls nicht, den niederländischen Schiffen bedeutend zu schaden, geschweige ihre Fahrt zu hemmen. Mit zusammengekniffenen Lippen sah der König diesem Zuge nach, zu Zeiten ein flüchtiges Wort an die Königin, oder an den Prinzen von Holstein richtend, ward aber immer einsilbiger, da ihm sein Plan ganz zu mißlingen schien; war auch ein Sieg zu hoffen, so mußte er die Ehre des Tages seinem Admiral überlassen. Als er dem Prinzen einen Wink gab, die Königin in das Innere der Festung zurückzuführen, war auch die letzte Hoffnung verschwunden.

Schon war die erste Abtheilung der Flotte, unter Pieter Florisson's Be-

*) I. S. in Nr. 102 des Magazins.

setzten, bei der schwedischen Linie angelangt, seine Flagge wehte vom Vortopp. Er stellte sich an der linken Seite auf. Ihm gegenüber legte sich Cornelius de Witt, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Das weite Centrum blieb für den Admiral von Wassenaar, der sich dem Linienschiff des Ritters Wrangel gegenüber legte.

Die Holländer handelten gemeinsam nach einem wohl überlegten Plan. Pieter Floriſſon segelte mit seinen Schiffen so nahe wie nur möglich an die Schweden, als ob er sich mit ihnen Bord an Bord legen wollte. Er that dies, um die Schweden zu veranlassen, das Gefecht zu beginnen. Dies geschah aber nicht; die Holländer segelten ungehindert auf die Linie ein, und einen Augenblick lang glaubte Pieter Floriſſon, er würde die Durchfahrt erzwingen. Aber zur rechten Zeit entging er der ihm gestellten Falle; nur noch eine halbe Kabellänge weiter, und die schwedischen Schiffe hätten ihn eingeschlossen. Er brasste seine Segel back und gab dem schwedischen Contre-Admiral Brahe die glatte Lage aus seinen Steuerbords-Kanonen. Gleich darauf war die Schlacht allgemein, überall auf der Linie griffen die einzelnen Schiffe einander an und ein dichter Pulverdampf verhüllte die Scene. Dies war der Moment, wo der Prinz aus dem Innern der Citadelle zurückkehrte und sich zur Verfügung des Königs stellte.

Der Dreimaster „Groningen", auf welchem Pieter Floriſſon befehligte, gerieth so nahe mit einem der schwedischen Schiffe zusammen, daß sich ihr Takelwerk verwickelte und sie nicht wieder von einander loskommen konnten. Die Geschütze mußten schweigen, aber desto erbitterter wüthete der Kampf auf den Verdecken; die Schweden enterten den Holländer, die Holländer den Schweden; Mann gegen Mann ward der Streit geführt, Matrosen, Soldaten und Offiziere nahmen es mit einem würdigen Gegner auf, während die Scharfschützen auf beiden Schiffen in den Marsen lagen und von oben herab ihren Mann aufs Korn nahmen; jeder neue Schuß forderte ein neues Opfer.

(Schluß folgt.)

Perſien.

Chodzko über das perſiſche Theater.

2. Teazieh, Myſterie.

Das ernste Drama hat nichts mit der Komödie gemein. Hier war Alles — Anlage, Styl, Action — willkürlich und improvisirt. In dem Trauerspiele dagegen ist Alles festgesetzten Regeln unterworfen; der Stoff muß aus einem bestimmten Abschnitt der heiligen Geschichte der Muselmänner genommen seyn, die Form hat stets dieselben Verhältnisse und gleicht hierin derjenigen der griechischen Trauerspiele, und der Styl ist auf das Sorgfältigste geglättet. Die Teazieh's verdanken, ihrem Stoffe nach, eigentlich erst dem Islamismus ihren Ursprung, indessen scheint dramatische Kunst schon vor der arabischen Invasion bei den Persern geblüht zu haben. Die griechischen Biographen Alexander's des Großen erzählen, daß dieser Eroberer nach Beendigung des indischen Feldzugs einige Zeit in der persischen Hauptstadt verweilt habe, wo er nach orientalischer Sitte in Freuden und Festen lebte. Arrian beschreibt eine seiner Orgien, auf welcher nach einem verschwenderischen Gastmahl der junge persische Eunuch Bagoas in Frauenkleidern auf der Bühne erschienen sey. Dieser Umstand läßt vermuthen, daß der Gebrauch dramatischer Aufführungen schon vor Alexander in Persien bekannt war. Auch wird es, nach dem Epos des Ferduſi zu urtheilen, den Iranischen Tragöden nicht an dramatischen Stoffen gefehlt haben.

Die Helden der heutigen Teazieh's sind sämmtlich arabischen Ursprungs; aber ihr Schicksal ist so mit der persischen Geschichte verwachsen, daß sie bereits national geworden sind. Die Hauptfigur der beliebtesten Trauerspiele ist Ali, Sohn Abu-Taleb's und Neffe des Propheten. Sein Leben war eine Reihe von großen Thaten und unerfüllten Hoffnungen. Im Alter von elf Jahren war er der erste Schüler seines Oheims, ward dann sein Waffenbruder, sein Fahnenträger und unzertrennlicher Freund. In jenen großen Schlachten, die das Schicksal Arabiens entschieden, erwarb er sich den Namen des Löwen Gottes. Muhammed belohnte ihn, indem er ihn zu seinem Chalifa (Nachfolger) ernannte und ihm sein einziges Kind, seine Tochter Fatime, zu Frau gab. Als aber der Prophet starb, rissen seine älteren Generale die Herrschaft an sich, und es regierten Abubekr, Omar und Osman in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, bis Ali zum Chalifat gelangte. Vier Jahre später fiel er durch einen Meuchelmörder vor der großen Moschee in Kufa. Die beiden Söhne der Fatime waren noch unglücklicher als er. Der ältere, Hassan, entsagte der Nachfolge zu Gunsten des Moawijah, der jüngere, Huſſein, erhob sich gegen den Sohn Moawijah's, Jezid. Als er aber mit seiner Familie und sechzig Reitern von Mekka nach Kufa zog, um sich dort mit seinem Anhange zu verbinden, ward er auf dem Wege, in der Wüste Kerbela, von den Soldaten des Jezid überfallen und sammt seinen erwachsenen Söhnen und Verwandten zerstückelt. Die übrig gebliebenen Alten wurden später gezwungen, nach Persien zu fliehen, wo sie gastliche Aufnahme und Liebe fanden. Ja, die Perser erwiesen dem Andenken Ali's göttliche Verehrung und dehnen seit dem sechzehnten christlichen Jahrhundert diesen Kultus auch auf die Imame oder die zwölf ersten Nachkommen Ali's aus. Die Schachs jener Zeit führten unter den pomphaften Titeln, mit denen sich die orientalischen Souveraine schmücken, mit Vorliebe den „der Hunde an der Thür Ali's". An ihren Höfen entstanden oder entwickelten sich auch zur Verherrlichung der Alten die Teazieh's, die seitdem in Persien allgemein geworden sind, trotzdem noch immer einige ultraorthodoxe Mollah's dagegen eifern, daß die geheiligte Person der Imame durch Schauspieler dargestellt und profanirt werde.

Als ich im Jahre 1831 nach Teheran kam, fand ich an dem Hofe Fethi-Ali-Schah's die Aufführungen von Teazieh's mit einem ungeheuren Pompe umgeben. Die Begeisterung für dieselben ist durch das ganze Land verbreitet. In den Lagern der Nomaden wie auf den Dörfern versammeln sich Hirten und Bauern in eigens dazu gebauten Hallen zur Anhörung solcher Trauerspiele. In den Städten wird auf den öffentlichen Plätzen, in den Karavanseraien, den Höfen der Moscheen oder der Paläste gespielt. Die improvisirte Bühne wird dann mit ungeheuren Stücken Leinwand bedeckt, damit die Schauspieler vor Sonne und Regen geschützt sind; die Galerieen und Fenster, von denen man die Aussicht auf den bedeckten Platz hat, werden für den Adel reservirt. Die Zuschauer sitzen hier überhaupt nach dem Verhältnisse des Ranges, denn im Orient wird die Etikette streng beobachtet. Auf ebener Erde, gewöhnlich in einem abgegränzten Raume, sitzen die Frauen. Sie setzen sich entweder auf den bloßen Sand oder auf Bänkchen, die sie sich mitbringen. Das übrige Parterre ist von Männern eingenommen, die mit unterbreiteten Knieen sitzen, wie Kameele, die ausruhen. Die Gruppen sind verschiedentlich vertheilt und gewähren einen malerischen Anblick. Zwischen ihnen sieht man die Saki's (Wasservertheiler), die, wie wir die Jagdtaschen, lederne Säcke mit Wasser tragen und, eine Schale in der Hand, einem Jeden zu trinken anbieten, des Durstes erwähnend, der die Leute des Imam verzehrte, als sie in der Sandwüste überfallen wurden. Da dies nun ein verdienstliches Werk ist und von der Frömmigkeit geboten wird, so geschieht es, daß Aeltern, deren Kinder eine schwankende Gesundheit haben, das Gelübde thun, ein solches Kind, wenn es so und so viele Jahre erreicht, zu Ehren des Imam Huſſein, während einer oder mehrerer Teazieh's als Saki fungiren zu lassen. Es giebt nichts Reizenderes als diese wassertragenden Mädchen oder Knaben, die, barfuß, in reicher Kleidung, mit geschwärzten Wimpern und Augenbrauen, die Locken unter einer Kachemirmütze hervorquellend, glänzend von Perlen und Edelsteinen, unter der sitzenden Menge hin und her schweben. Nach den Saki's kommen die Pfeifen-Vermiether und Fruchthändler, unter denen besonders die Nuchuti beliebt sind, die geröstete Melonen und Birnenkerne oder präparirte Hirse verkaufen. Es wird hiervon sehr viel verzehrt, und dieser Zeitvertreib ist um so angenehmer, als man der Hirse eine vorzüglich tragische Kraft zuschreibt. Sie soll nämlich leicht Weinen erregen. Auch der Mastix spielt eine bedeutende Rolle in den Teazieh's; die Frauen besonders kauen ihn beständig und schmeicheln sich, daß er den Athem rein erhalte, die Zähne weiß mache und das Zahnfleisch härte. Seine sicherste Wirkung aber mag wohl seyn, daß er hindert, zu viel zu sprechen. Die genannten Verkäufer finden ihre Kunden unter dem gemeinen Volke und den Frauen, während die feinen Leute rauchen und schwarzen Kaffee trinken, der bei traurigen Gelegenheiten unentbehrlich ist. Endlich durchkreuzen noch die Menge nach allen Richtungen die Ferraschen, eine Art Polizeidiener, welche die Ordnung aufrecht erhalten. Sie sind mit großen Stöcken bewaffnet und haben besonders viel bei den Frauen zu thun, die sich bei der geringsten Veranlassung zanken oder prügeln. Für die Bühne reserviren sie einen Platz in der Mitte des Parterres, den sie sorgfältig ausfegen und besprengen. In der Mitte dieses Platzes steht ein sehr großer und niedriger Tisch, der Tacht, der mit Teppichen belegt ist. Auf demselben steht ein Sessel und zuweilen eine Kanzel.

Das Schauspiel beginnt mit dem Eintritt des Ruſchan's, der den Prolog spricht und von sechs Pischchans oder Chorknaben begleitet wird. Ist er ein Seid, d. h. ein Nachkomme der Imame, so trägt er einen grünen Turban und Gurt, ist er ein gewöhnlicher Mollah, einen weißen Turban und die Kleidung der Geistlichen des Landes. Das Amt der Ruſchans besteht darin, die Zuschauer durch Reden, Legenden oder Gesänge traurig zu stimmen, ohne daß dieselben mit dem folgenden Stücke in einer Verbindung zu stehen brauchen. Die Art und Weise dieser Prologe ist so ganz von unserer Theaterſitte verschieden, daß es vielleicht interessirt, wenn wir eine Probe davon hier wiedergeben.

Der Ruſchan sitzt auf der Kanzel, um welche herum die Pischchans mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Einige Minuten überlegt er, sieht gegen den Himmel, stößt einen Seufzer aus, seine Augen füllen sich mit Thränen und er spricht schluchzend: „O, meine Brüder, o, meine Schwestern! gebet der Trauer eure Herzen und weinet heiße Thränen. Vergeßt nicht, daß die Erinnerung an das Unglück der Familie des Propheten (Gott segne ihn!) uns einen Weg öffnet zur Pforte des Paradieses. Wisset, daß eines Tages, nach der heiligen Ueberlieferung, als die erlauchte Fathema mit dem Kamme die Locken ihres geliebten Sohnes, des Imam Huſſein, strich, sie in dem Kamme ein Haar bemerkte, das sie aus Unvorsichtigkeit ausgerissen hatte, und darüber in Thränen zerfloß. O, meine Brüder und Schwestern, leiht euer Ohr und Herz dem, was ich euch eben sagte, so unbedeutend es euch scheinen mag. Ein einziges Haar! Als es die keuscheste der Frauen sah ...." (Hier fängt der Ruſchan zu weinen an) .... „von den Zähnen des Kammes gefaßt, brach sie in Thränen aus. Ach, heilloseſtes Unheil! Reißet eure Haare aus, ringet die Hände, schlagt euch auf die Bruſt! Die Stimme versagt mir, der Schmerz tödtet mich."

(Hier warf der Ruſchan mit einer Geste der Verzweiflung seinen Turban auf die Erde, zerriß seinen Rock von oben bis unten und zerrte sich am Barte. Fast alle Zuschauer ahmten diese Schmerzensäußerungen nach. Das Weinen und Schluchzen, das eben so ansteckend ist, als das Lachen, wurde immer lauter und lauter und endigte mit einem Gebrüll von mehr als tausend Menschen, das mich schaudern machte.)

„Ein einziges Haar! Bedenket also, was muß das mütterliche Herz Fathema's gefühlt haben, als sie von der Höhe ihres paradieſiſchen Aufenthalts das geliebte Haupt ihres zerstückelten Sohnes sah!"

(Hier übertönte das Schluchzen und Wehklagen der Zuſchauer die Stimme des Ruſechan's.)

„Es iſt gut ſo, meine Kinder, gebt euren Tribut an Thränen, Gott ſegne euch dafür! Laßt eure Herzen in Zähren zerfließen, wie ein Stück Zuckers ſich in Waſſer löſt, wenn ihr daran denkt, was die erlauchte Tochter des Propheten gelitten haben muß, als ſie einen Ungläubigen das Haupt des Imam Huſſein auf der Spitze ſeines Schwertes tragen ſah“ .....

Die Uhr in der Hand, zählte ich vierundſiebzig Minuten, während welcher der Ruſechan immer dieſelben Klagen, nur mit geringer Aenderung der Worte, wiederholte. Aber ſein Accent und ſeine Geberden ſagten mehr als ſeine Worte. Auch belohnte das Auditorium ſeinen Eifer und ſtimmte in die ſtürmiſchen Aeußerungen ſeines Schmerzes ein, bis er, ermüdet, ein Glas Waſſer nahm und unter Begleitung der Muſik eine myſtiſche Hymne anſtimmte. Die Piſchchans ſingen die Couplets und er ſelbſt den Refrain. Darauf geht er fort, und mit leiſer Stimme murmeln ihm die Zuſchauer nach: „Gott belohne dich mit ſeinem Segen“; denn in Perſien iſt der Gebrauch der Bravo's unbekannt. Alsbald ſäubern die Ferraſchen von neuem die Bühne und bereiten ſie zum Empfang der Schauſpieler vor.

Die Perſer ſpringen leicht von einem Extrem zum anderen über, und ſo rauchten ſie während der eingetretenen Pauſe, nahmen Erfriſchungen und unterhielten ſich ganz gemüthlich, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Dieſes Fluthen und Ebben in den Bewegungen des Gemüths wiederholt ſich öfter bei jeder Vorſtellung. Was von der Wirkung erzählt wird, welche die griechiſchen Tragödien auf das atheniſche Publikum hervorbrachten, daß Frauen beim Anblick der Eumeniden, die den Oreſt verfolgen, abortirten, kommt auch in Perſien vor. Manche Zuſchauer beiderlei Geſchlechts, nicht zufrieden, ſich die Bruſt mit den Fäuſten zu zerſchlagen, ritzen ſich mit ihren Schwertern die Stirn. Das Publikum, wenn es von einer Teazieh kommt, iſt in ſolchem Aufruhr, daß es weit eher von einer Schlacht als von einem Schauſpiel zu kommen ſcheint. Während der erſten Wochen des Monats Moharrem in welchem Monat vorzugsweiſe Teazieh's aufgeführt werden, trifft man in jeder Nacht Haufen ſolcher Zuſchauer, die, nackt bis auf den Gurt, Keulen ſchwingend, mit geſchorenem Kopf und von Blut und Schweiß triefend, mit einer wilden Extaſe durch die Straßen ſchreien: O Haſſan, o Huſſein, Könige der Märtyrer! Dabei ſchlagen ſie ſich auf die Bruſt nach dem Takt eines Liedes, das der Führer des Haufens mit lauter Stimme ſingt.

Oft kommen mehrere Ruſechans nach einander; dann ereignet ſich aber, trotz der ernſthaften Reden, mancher komiſche Zwiſchenfall. Diejenigen unter den Ruſechans nämlich, die ihre Zuhörer nicht zum Weinen bringen können, betrüben ſich ſehr und überhäufen ſie mit Vorwürfen. Andere, die weniger zornig ſind, nehmen zu milderen Mitteln ihre Zuflucht. Sie bitten das Publikum, „zu thun, als ob es weine, wenn es ſo in Sünden verhärtet iſt, daß es nicht ernſtlich weinen könne.“ Die Galanteſten endigen ihre Rede mit einer Schmeichelei in Verſen oder in Proſa, die an denjenigen gerichtet iſt, der die Vorſtellung bezahlt. Daran knüpft man gewöhnlich Gebete für das leibliche und geiſtige Wohl des Schachs, des Großweſirs und anderer Herren des Hofes.

Die Schauſpieler in den Teazieh's gehören, wie die Komiker, den niederen Klaſſen der Geſellſchaft an, obgleich ſie noch etwas mehr Achtung genießen, als dieſe. Es giebt Rollen, die den Schauſpieler wirklichen Gefahren ausſetzen, wie z. B. die des Chemr, der den Imam Huſſein ermordet. Ich kenne einen, der, in dem Augenblick, als er ſich neigte, um dem Fürſten den Kopf abzuſchneiden, durch einen Steinwurf das linke Auge verlor. Ein anderer Schauſpieler, der der Familie des Imam den traurigen Tod ihres Oberhauptes erzählen ſollte, zerrte ſich dabei ſo heftig an der Gurgel, daß er beſinnungslos niederfiel. So erzählt auch die Chronik von Metz, daß daſelbſt im funfzehnten Jahrhundert der Pfarrer zu St. Victor bei einer Darſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti bald am Kreuz geſtorben wäre und der Darſteller des Judas ſich in ſeinem Schauſpielereifer beinahe wirklich erdroſſelt hätte.

Souffleure giebt es auf den perſiſchen Theatern nicht. Wer ſeine Rolle nicht auswendig kann, kommt mit ſeinem Hefte und ſieht ohne Bedenken ſo oft hinein, als ihn ſein Gedächtniß verläßt. Der Veranſtalter der Aufführung ſteht mit einer Gerte in der Hand auf der Bühne und leitet die Evolutionen der Schauſpieler. Es giebt weder Couliſſen noch Vorhang. Wer in einer Scene nicht vorkommt, bleibt ſo lange auf der Bühne ſitzen, bis die Reihe wieder an ihm iſt. Die Art der Perſer, zu deklamiren, iſt eigenthümlich. Ich glaube, die alten Griechen hatten etwas Aehnliches. Sie ſprechen nämlich weder in dem gewöhnlichen Unterhaltungstone, noch ſingen ſie, ſondern haben von beiden Arten des Vortrages etwas. Man könnte ihre Declamation ein Recitativ in langſamem, ſonorem Rhythmus nennen. Sie variirt wenig, gleich den alten Nationalliedern der Völker.

Die Frauenrollen werden ſtets von Männern geſpielt, und da die perſiſche Sitte verlangt, daß die Frauen immer verſchleiert im Publikum erſcheinen, ſo wird die Täuſchung um ſo leichter. Im Uebrigen iſt ein perſiſches Auditorium leicht zu befriedigen und nimmt mit merkwürdigem Ernſte Alles an, was man es glauben machen will. Die Perſonen aus der Geiſterwelt, Männer wie Frauen, erſcheinen ebenfalls verſchleiert.

Der Gang eines ſolchen Trauerſpiels iſt ſehr einfach und die Teazieh einer griechiſchen Tragödie weit ähnlicher als einer modernen. Von einer Verwickelung iſt hier kaum eine Spur zu finden; das Drama iſt nicht mehr als eine treue Umſchreibung der Mythe, und hat keinen anderen Zweck, als die Zuſchauer durch die Leidensgeſchichte ihres Heiligen zu rühren und den Haß gegen den Urheber ſeines Unglücks wach zu erhalten. Man ſucht weder durch einen fein angelegten Plan, noch durch überraſchende Abwechſelung der Scenen dramatiſche Effekte hervorzubringen. Selbſt die Charaktere ſind ſelten mit künſtleriſcher Hand nüancirt. Und dennoch bringen dieſe Stücke eine ungeheure Wirkung hervor, denn ſie ſind wahr und geben Bilder aus der Nationalgeſchichte wieder.

Oft liegt der ganzen Tragödie eine höchſt geringfügige Begebenheit zu Grunde. So z. B. handelt es ſich einmal nur um die Ueberſendung einer Roſe. Fathema Sogra, die von dem Imam Huſſein, ihrem Vater, in Medinah zurückgelaſſen worden, ſucht ſich von dem Schmerze über die Abreiſe ihrer Familie loszureißen. Ein Araber kommt an und fragt ſie nach der Urſach ihrer Betrübniß. Er iſt Kaufmann, im Begriff, nach der Wüſte Kerbela zu gehen, und erbietet ſich, Aufträge an Huſſein mitzunehmen. Sie giebt ihm eine Roſe und trägt ihm in rührenden kindlichen Worten Grüße für jeden Verwandten auf. Dieſe Botſchaft und die Antworten des Fürſten und ſeiner Familie füllen das ganze Drama aus. Es iſt, als läſe man die ſchöne Schilderung eines häuslichen Ereigniſſes. Aber die Perſer, die alle Einzelheiten aus dem Leben ihres geliebten Imam ſo gut kennen, als die aus ihrem eigenen, leſen dies mit dem Intereſſe, das wir an welthiſtoriſchen Ereigniſſen nehmen. —

Dieſe Details des häuslichen Lebens werden ſelbſt in den mehr geſchichtlichen Stücken mit Vorliebe behandelt. So in der Teazieh: „der Tod des Propheten“. Muhammed ſpricht den Wunſch aus, dieſes Thränenthal zu verlaſſen. Der Erzengel Gabriel, ſein Vertrauter und Vermittler zwiſchen Gott und ihm, trägt Allah dieſen Wunſch vor. Der Prophet läßt alle Einwohner ſeiner Hauptſtadt in die große Moſchee berufen und begiebt ſich ſelbſt dahin. Hier hält er in Perſon den Gottesdienſt ab und nimmt mit erhabener Würde Abſchied. „Lebt wohl, meine Freunde, meine Kinder“, ſagt er, „ich höre die Stimme, die mich von hinnen ruft; die geheiligte Seele nimmt ihren Flug nach den himmliſchen Höhen. Lebt wohl! noch einige Augenblicke, und ich werde gelebt haben. Benutzet dieſe, und wenn Einer unter euch iſt, der eine Klage gegen mich hat, der trete auf, es ſoll ihm Recht geſchehen. Denn ſchuldenlaſtet muß ich vor den Thron meines Gottes treten!“

Darauf tritt aus der Menge ein junger Beduine, Sewadeh, und zum Erſtaunen Aller führt er Beſchwerde gegen den Propheten.

Sewadeh.

Daß ich dein Opfer ſey, o Geſtirn, ſtrahlend von Ruhm und Demuth! Ich bekenne laut, eine Klage gegen dich zu haben. Erinnerſt du dich noch jenes Tages, da du ſiegreich von Taſef nach Mekka zurückkehrteſt? Ich war unter denen, die dir entgegenkamen. Das Herz ſchlug mir vor Entzücken, daß meine Lippen auf deinem Fuße ruhen würden. Aber als ich mich bückte, erhobſt du eine Peitſche, um dein Kameel zu ſchlagen, und der Hieb, der dieſem beſtimmt war, fiel auf meine Schultern. Ich bin arm und ungeehrt, du aber biſt eine unerſchöpfliche Fundgrube des Ruhmes und der Freigebigkeit; laß mich mein Recht der Wiedervergeltung üben. Beraube dieſes geheiligten Rechtes nicht einen Armen, der ſich zur Zahl deiner Anhänger rechnet. Oft ſprachſt du uns von dem Tage des letzten Gerichts, laß mich auch hier Gerechtigkeit finden.

Der Prophet.

Kannſt du mir wohl den Namen der Peitſche nennen, deren ich mich damals bediente? du weißt, ich habe mehrere.

Sewadeh.

Die Geiſter und die Menſchen ſeyen dir geweiht, erhabener Herr! die Peitſche, die du damals hatteſt, hieß Mamſchuk.

Der Prophet (zu ſeinem Diener Selman).

Laufe nach Hauſe, Selman, und ſage meiner Tochter Fathema, daß ich, der Herr beider Welten, ihr befehle, dir die Peitſche Mamſchuk zu geben ...

Alle Welt, außer Muhammed, der ruhig und mild bleibt, iſt aufgebracht über die unerhörte Anmaßung Sewadeh's. „Hat er denn“, ſagt Fathema, „ein Felſenherz, dieſer junge Menſch? Wie wagt er, ſein Vergeltungsrecht an dem heiligen Körper meines alten Vaters zu üben, der vom Fieber verzehrt wird und kaum mehr athmen kann?“ Als echter Sohn der arabiſchen Wüſte, beharrt der Beduine unbeugſam bei ſeiner gerechten Sache. Er weiß, daß Muhammed, wie Moſes, geſchrieben hat: Auge für Auge, Zahn für Zahn, Wunde für Wunde, und der Prophet, ſey er auch Fürſt und gottgeſandt, er muß den Schlag zurückerhalten, den er gegeben hat, wenn ihm der Kläger nicht aus freien Stücken verzeiht. Dieſer aber bleibt unerſchütterlich; weder die Thränen Fathema's, noch die Geldanerbietungen Ali's, noch die Bitten Haſſan's und Huſſein's, die ihre Leiber zur Sühne hergeben wollen, vermögen ſeinen Willen zu beugen.

Der Prophet.

..... Mäht euch nicht länger, meine Lieben. An meinem Leibe muß ich die Vergeltung üben laſſen. Leſet im Koran das Geſetz, das Gott durch meinen Mund gegeben, und hindert nicht, daß es befolgt werde. Wenn ich zulaſſe, daß ein Anderer die Strafe erleide, die ich verdient habe, wie ſollte ich am großen Tage der Auferſtehung der Züchtigung entgehen? Komm' näher, Sewadeh! das Recht, das dir Gott gegeben, macht dich unbeſiegbar; komm' und räche dich in dieſem Augenblick.

Sewadeh.

Großmüthiger und gerechter Herr der Menſchen und Geiſter! An jenem Tage waren meine Schultern nackt. Enthülle alſo auch du deine erhabene Schulter.

Der Prophet.

Deine Forderung iſt gerecht. Hier haſt du mich entkleidet und bereit!

Sewadeh.

Erlauchter Geſandter Gottes! Meine Seele ſey der deinen ein Opfer.

Bei der Ehrfurcht, die ich dem jüngsten Tage schuldig bin, verzeihe ich dir. Nur so viel wollte ich von deiner Gerechtigkeit sehen. Ich war dessen sicher, o Prophet der Liebe; würde ich Elender sonst gewagt haben, Hand an deinen erhabenen Leib legen zu wollen? .....

Im Verlaufe des Drama's wird der Prophet nach Hause getragen und stirbt in den Armen des Todesengels Azrael.

Wir bedauern, daß es der Raum nicht gestattet, noch einige Fragmente wiederzugeben, die uns vorliegen, und unter denen besonders die Scenen aus der erwähnten Schlacht in der Wüste Kerbela von großer dramatischer Wirkung sind und eines Shakspeare nicht unwürdig wären.

Marokko.

Bilder aus Marokko.

7. Die Vollziehung eines Todesurtels.*)

Das alte Gesetz der Blutrache wird von den Mauren noch immer aufs strengste befolgt. „Auge für Auge, Zahn für Zahn", ist ihr unabänderlicher Grundsatz, den nur selten die Eingebungen der Habsucht, noch seltener die der Menschlichkeit überwinden können. „Ein Maure aus dem Dorfe Sharf" — erzählt Drummond Hay in seinen Travels in Western Barbary — „hatte auf dem Marktplatz in Tanger einen seiner Nachbarn erschossen, den er eines verbotenen Umgangs mit seiner Frau beschuldigte. Der Bruder des Ermordeten begab sich sogleich nach Meknas (Mequinez), wo der Sultan zur Zeit residirte, und forderte das Leben des Mörders. Der Sultan hörte die Klage an, erkannte die Gerechtigkeit der Forderung, und gab in Gegenwart des Klägers den folgenden merkwürdigen Richterspruch: „Wir erlauben dir, dem Mörder deines Bruders mit derselben Waffe (einem Pistol) das Leben zu nehmen, mit der er ermordet ward, und zwar auf derselben Stelle und zu derselben Tageszeit. Aber", fügte der Sultan hinzu, „warum suchst du auch einen Mord zu begehen? Nimm statt dessen den Preis des Blutes, den die Gesetze bestimmen; Wir verbürgen dir die Zahlung von Unseren kaiserlichen Händen und wollen die Summe auf zweihundert Mitzafel festsetzen." — „Kann diese Summe mir meinen Bruder zurückkaufen?" entgegnete der Kläger. — „Gehe deines Weges!" sagte der Sultan, „Wir haben gehört und verstanden. Unser Wesir wird dir einen Brief geben, der Unsere Befehle enthalten soll."

Mit diesem Todesurtel versehen, kehrte der Bittsteller nach Tanger zurück und zeigte es dem Gouverneur vor. An demselben Tage der Woche und zu derselben Stunde, wo der Mörder seine That vollbracht hatte, wurde er aus dem Gefängniß geführt und auf die Stelle hingesetzt, die er mit dem Blute seines Nachbars befleckt hatte und wo das Volk schon versammelt war, um der Hinrichtung beizuwohnen. Das Pistol wurde dem Bruder des Ermordeten in die Hand gegeben; nachdem er es geladen, näherte er sich dem Delinquenten, ging langsam im Kreise um ihn her und sagte: „In Gegenwart Gottes und der Menschen fordere ich Dich auf, die Wahrheit zu sprechen: hast Du meinen Bruder erschlagen?" — „Ich that es", erwiederte der Verbrecher. Einer aus dem Haufen trat nun hinzu und redete den Bruder des Ermordeten an. „Nimm den Preis des Bluts", sagte er, „und ich verspreche Dir außerdem noch hundert Dukaten, welche die hier Versammelten zulegen wollen." — „Unnütze Worte!" versetzte der Andere, ging noch einmal um sein Schlachtopfer herum und that dieselbe Frage, worauf dieselbe Antwort erfolgte. Jetzt wurde ein zweites Anerbieten von zweihundert Dukaten gemacht; der Rächer legte zum drittenmal den Umkreis zurück und wiederholte seine Frage mit dem Zusatz: „Sage, woran Du glaubst, denn ich bin im Begriff, Dein Leben zu nehmen." — „Gott ist Gott und Muhammed der Prophet Gottes", antwortete der Schuldige. Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als das Pistol abgefeuert wurde. Es war gegen den Rücken auf derselben Stelle abgedrückt, die er bei der Ermordung desjenigen gewählt hatte, für den er nun den Tod erlitt; aber obgleich tödtlich verwundet, gab er erst nach einigen Stunden den Geist auf."

Mannigfaltiges.

— Noli me, tanger! So heißt die Unterschrift einer Pariser Karikatur auf das Bombardement Tangers, welches von der französischen Regierung selbst, durch ihr hartnäckiges Schweigen über den Bericht des Seeprinzen, als ein verunglücktes oder doch wenigstens erfolgloses erkannt zu werden scheint. Mag auch die wegwerfende, aus tiefster Verachtung gegen die französische Marine geflossene Beschreibung des Bombardements in der Times ein übertreibender Ausbruch von Verstimmung seyn, die man bei englischen Seeleuten gegen Franzosen gewohnt ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß dieser neuesten Heldenthat mehrere Stufen der Vollkommenheit fehlen, und daß der kleinlaute Triumphgesang der ministeriellen Blätter, so wie der der Opposition, bei ihrer sonstigen Ruhmredigkeit, nur zu sehr mit dem Hohngelächter John Bull's übereinstimmt. Bitter bemerkt ein englisches Blatt Folgendes: „Se. Königl. Hoheit, Admiral Joinville, ist oder sind ein garstiger Rechthaber. Einige Tage, bevor er an Bord ging, bewies er in seiner „Notice" mit grausamer Unwiderleglichkeit, daß Frankreichs Seemacht es nicht einmal mit der Rußlands aufnehmen könne, und daß bei einem Kriege mit England nichts Gescheidteres gethan werden dürfte, als die Schiffe auf der Seine hinter den neuen Festungsmauern von Paris gegen uns sicher zu stellen. Der Prinz hat es jetzt praktisch gezeigt, wie aufrichtig und der Wahrheit gemäß seine schriftstellerischen Offenbarungen waren. Wir können die Wahl des Ministeriums bei Besetzung der Ober-Befehlshaberstelle nicht sehr scharfsinnig finden, da der junge Autor und Admiral hier mit dem Oberbefehl auch die Alternative empfing, entweder seine Broschüre oder seine Flotte zu kompromittiren. Die Eitelkeit des Autors scheint uns vollständige Befriedigung gefunden zu haben. Hält man das Bombardement Tangers mit dem Bombardement von St. Jean d'Acre im Jahre 1840 zusammen, vergleicht man die Mittel und die Widerstandsmittel, so muß man die niedrige Stellung der französischen Semacht gegen die englische beschwören; abgesehen davon, daß seit vier Jahren in England ungeheure Fortschritte in der Verbesserung des Schiffbauwesens und der Artillerie gemacht worden sind, während die französische Marine, bei der Corruption ihrer Verwaltung, bei dem Dünkel über Fertigkeit und Kunst und bei dem nationalen Mangel an Ausdauer, einem Stillstande, wenn nicht gar einem starken Rückschritte preisgegeben ist. Wir sagen „Rückschritt", weil es uns bedünken will, die Beschießung von St. Juan d'Ulloa vor mehreren Jahren sey für die Franzosen viel ruhmvoller gewesen, als die von Tanger! Was ist aber von dieser neuen Erfahrung der Gewinn für die Welt? Der Gewinn ist sehr groß und für Frankreich am größten. Es wird jetzt einsehen, was ihm bevorsteht, wenn es den Weltfrieden durch Anmaßung und Kriegslust stören will. Seit vier Jahren hat es seine Streitigkeiten mit England stets durch eine Großsprecherei eröffnet und durch eine Demüthigung beigelegt; es hat den Regenerator des Orients durch seine ohnmächtige Freundschaft dahin gebracht, daß er England, seinen Verfolger, eben so sehr achtet und begünstigt, wie er Frankreich, seinen angeblichen Beschützer, verachtet, und daß er jetzt mit Widerwillen und Abscheu an den Stufen der Kaaba die Wahl dieser Allianz bereut; es hat die Freundschaft der nordischen Großmächte verscherzt, und, was noch weit schlimmer ist, es hat aufgehört, ihnen die geringste Furcht einzuflößen; und es ist endlich in die Lage gestürzt, in welcher Karthago nach dem zweiten punischen Kriege war: es kann keinen Krieg mit seinen mauritanischen oder sonstigen Nachbarn führen, ohne daß der englische Konsul seine Einwilligung giebt! Möge die französische Regierung, die von 300 Fabrikherren und Rentiers geleitet wird, die Amerikaner zum Vorbild nehmen, die ebenfalls und noch mehr vom Bereicherungs-System gelenkt werden. Diese mischen sich nicht vorlaut in fremde Angelegenheiten, ziehen nicht nach jedem Worte den Degen, haben aber doch ihre Kraft so zu heben gewußt, daß sie in dringendem Falle John Bull bei den Hörnern fassen können."

— Der deutsche Lope de Vega. Karl Blum's Tod ist in englischen und in französischen Zeitschriften (im Athenaeum und in der Revue de Paris) folgendermaßen angekündigt: „Aus Berlin erhalten wir die Nachricht von dem Ableben eines der fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller der Deutschen, des „Herr Blum". Seine Arbeiten für die Bühne belaufen sich auf die unglaubliche Anzahl von 589, jedoch mit Einschluß vieler Uebersetzungen. Aber dies ist noch nicht Alles, ja noch lange nicht Alles; Herr Blum war auch Komponist: seine Vokal- und Instrumental-Compositionen belaufen sich auf 162, mit Einschluß einiger komischen Opern, und wo irgend einmal junge Liedertafel-Sänger beisammen waren, da wurde gewiß auch einer seiner munteren Gesänge vorgetragen. Ferner hat er sehr viele Decorationen des Berliner Theaters gemalt, war erster komischer Schauspieler beim National-Theater dieser Stadt von 1821 bis 1831 und erster Direktor desselben seit 1839." — Wer doch das Alles, und zwar mit so genauen Zahlen-Angaben, den englischen und französischen Journalen aufgebunden haben mag! Karl Blum war gewiß ein ganz talentvoller Mann, der unter Anderem das Verdienst hatte, das französische Vaudeville zuerst auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, der manche französische, italiänische und englische Lustspiele mit Glück bearbeitete, zu einigen schnell wieder vom Repertoir verschwundenen Singspielen leichte Compositionen lieferte; in Allem mögen sich jedoch die Theaterstücke, bei welchen er als Verfasser, Uebersetzer und Komponist betheiligt war, auf höchstens funfzig belaufen. Decorationen hat er für das Berliner Theater eben so wenig gemalt, als er erster Komiker oder gar Direktor desselben war. Vermuthlich hat man dabei seine Thätigkeit als Opern-Regisseur mit der seines Bruders, des verdienten Sängers und Schauspielers Heinrich Blume, zusammengeworfen. Aber in England und Frankreich steht es nun einmal fest, daß Berlin seinen Lope de Vega, seinen potenzirten Scribe, den Verfasser von 589 Dramen und 162 musikalischen Werken, verloren hat.

— Aus Galizien. Man berichtet aus Lemberg, daß daselbst eine technische Akademie gegründet worden, welche ihre Thätigkeit mit dem 1. Oktober d. J. beginnen werde. Gleichzeitig wird angezeigt, daß ein dortiger Literat damit umgehe, die Materialien zur Geschichte des Jesuiten-Ordens in Polen zu sammeln, welche höchst interessant zu werden verspricht, da der politische Einfluß der Jesuiten wohl nirgends größer war, als in Polen, und auch in der neueren Zeit kaum in irgend einem anderen Lande die Jesuiten wieder so viel Terrain gewonnen haben, als in Galizien.

*) Vgl. Nr. 101 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 31. August 1844.

Java.

Der frühere und der jetzige Gottesdienst auf Java.

(Nach indischen Zeitschriften.)

I. Brahmanismus und Buddhismus.

Der Ursprung und die ersten Zustände beinahe aller Völker der Erde sind gewöhnlich in Dunkel eingehüllt. Die Vergangenheit enthält für uns einen Schatz von Schönem und Wissenswerthem, und wohl lohnt es der Mühe, in dieser Dunkelheit nachzuforschen nach den Ereignissen der uralten Zeit. — Schwerlich giebt es wohl ein Thema, wo Forschungen dieser Art mit größeren Schwierigkeiten verknüpft seyn können, als das des Gottesdienstes, welcher in uralter Zeit auf Java geherrscht hat. Alles, was wir darüber wissen, besteht aus einer verworrenen Masse alter Sagen und Legenden, die sich oft dergestalt in einander verwickeln und so viele Ungereimtheiten enthalten, daß der Forscher entmuthigt davor stehen bleibt.

Jedoch giebt es in dieser Dunkelheit einen Punkt, hinsichtlich dessen beinahe alle javanische Sagen übereinstimmen und von wo aus man daher seine Forschungen mit ziemlicher Bestimmtheit fortsetzen kann, nämlich die Verbreitung der Hindu-Lehre auf Java. Die prachtvollen und kolossalen Tempel-Ruinen, welche man auf Java und besonders in seinem östlichen Theil antrifft, stammen unstreitig aus jener Zeit. Wenn der Reisende sinnend und staunend auf jene Tempel blickt, aus deren Trümmern ihn noch eine große Vergangenheit zu umwehen scheint, von denen ein Stein nach dem anderen hinabrollt und versinkt, dann fühlt er unwillkürlich das Interesse für jene vergangene große Zeit sich in ihm regen und die Frage sich in ihm gestalten: wer konnte solche Prachtwerke ins Leben rufen, und welches waren die mächtigen Motive, die dazu Veranlassung gaben? welches waren die Gottheiten, denen man darin göttliche Verehrung erwies? —

Es liegt jetzt beinahe im Gebiet der Unmöglichkeit, zu bestimmen, durch wen und wann diese Denkmäler eines auf Java seit langer Zeit verschwundenen Gottesdienstes errichtet wurden; wie es möglich gewesen ist, daß die Gründer dieser Tempel so in Vergessenheit gerathen sind, daß man von den meisten javanischen Alterthümern in ihren Sagen kaum die Namen erwähnt findet, während von anderen zwar noch einzelne fabelhafte und ins Gebiet der Unmöglichkeit fallende Sagen bestehen, die aber entweder in späterer Zeit ersonnen oder der alten Hindu-Geschichte, wie sie in den wayangs (javanischen Schauspielen) vorgetragen wird, entlehnt sind.

Java hat wahrscheinlich von den ältesten Zeiten her seine eigene Bevölkerung gehabt, die (wenn man nach den im ganzen indischen Archipel, in der Südsee und selbst auf Madagaskar vorkommenden javanischen Worten schließen darf) schon damals durch ausgebreitete Handels-Verbindungen mit vielen und verschiedenartigen Völkern in Berührung gestanden hat.*) Wahrscheinlich ist durch einen dieser verschiedenen Völkerstämme, vielleicht durch aus Indien vertriebene Hindu-Sekten, diese Religion nach Java verpflanzt worden, im Laufe der Zeit die herrschende geworden und in Folge dessen eine Priester-Herrschaft entstanden, unter deren Einfluß es allein möglich war, solche kolossale, dem Gottesdienst geweihte Gebäude zu errichten.

Eine uralte javanische Legende meldet, daß ein gewisser Adschi Soko, der aus Indien vertrieben war, zuerst Java entdeckt und bevölkert habe. Vielleicht steht dies schon in Verbindung mit der Entstehung des Hindu-Gottesdienstes auf Java. — Ist nicht zu vermuthen, daß dieser Adschi Soko, statt, wie jene Legende meldet, Java zuerst entdeckt und bevölkert zu haben, bei den ursprünglichen Bewohnern dieser Insel, durch Einführung verschiedener Künste und Wissenschaften vom Festlande Indiens, gewissermaßen ein neues Zeitalter bildete, und daß darum die javanische Zeitrechnung mit seiner Ankunft auf dieser Insel angefangen hat? — Unter den Neuerungen, welche er einführte, nennt jene javanische Legende „Gottesdienst, Schrift und die Kunst, die Zeit zu berechnen". — Wäre es demnach zu verwundern, daß die früheren Jahrhunderte in Vergessenheit und ewiges Dunkel begraben sind, da dem Volke die Mittel fehlten, ihre Geschichte auf die Nachwelt zu bringen? — Es ist nicht wahrscheinlich, daß beim allmäligen Uebertritt der ursprünglichen javanischen Bevölkerung zur Religion der Hindus die Priester bereits in so hohem Ansehen gestanden hätten, daß Künste und Wissenschaften so kurz nach ihrer Verbreitung schon auf einer so hohen Stufe gestanden haben konnten, daß man bereits damals so großartige Arbeiten unternommen haben sollte, wie z. B. das Bauen so kolossaler Tempel wie die von Boro Budor und andere. Die Entstehung derselben muß daher einem späteren Zeitalter zugeschrieben werden, und zwar wahrscheinlich einem in der javanischen Geschichte vorkommenden Fürsten Dewa Kosuma (auch Rissu Getapo genannt) vom Reiche Jengolo, der ungefähr ums Jahr 1001 geherrscht haben soll. Dieser Fürst soll vier seiner Söhne und eine Tochter nach dem Festlande von Indien gesandt haben, um dort in der Hindu-Religion unterrichtet zu werden. Der älteste dieser Söhne, mit Namen Lembu-Pamiluhur, verheiratete sich mit einer indischen Fürstin und brachte bei seiner Rückkehr nach Java außer vielen Merkwürdigkeiten auch 1000 Soldaten und eine große Anzahl verschiedener Künstler mit.

Nach dem Tode des alten Fürsten ist das Jengolosche Reich zu gleichen Theilen unter seine vier Söhne vertheilt und sind diese vielleicht mit Hülfe der aus Indien mitgebrachten Künstler die Begründer der Denkmäler aus der ersten Epoche des Hinduismus auf Java geworden.

Nimmt man diese Vermuthungen, welche doch noch einigermaßen auf geschichtlichen Thatsachen beruhen, nicht als möglich oder wahrscheinlich an, wie ist es dann in menschlicher Macht, das Alter dieser Tempel zu bestimmen, wenn man bedenkt, daß Bauart und Material für Jahrtausende berechnet zu seyn scheinen? Jahrhunderte lagen sie unter wucherndem Gesträuch und Waldung begraben; erst in neuester Zeit, die meisten in den letzten vierzig Jahren, wurden die Spuren davon entdeckt. Und trotzdem haben sie der Zerstörung auf eine Weise Trotz geboten, die den Beschauer mit Staunen erfüllt. — Dürfte man nicht vielleicht behaupten, daß diese Tempel selbst älter seyen als unsere christliche Zeitrechnung? In diesem Fall wäre Adschi Soko vielleicht der Verkünder der später nach Java gekommenen Buddha-Lehre und der Begründer der dieser Gottheit geweihten Tempel gewesen.

Merkwürdig ist noch, daß man hier auf Java so viele schöne Denkmäler indischer Baukunst angetroffen hat, während man auf Sumatra, Borneo und der Halbinsel Malacca nur sehr wenig Spuren davon findet.

..... Es ist jedoch noch keineswegs gewiß, ob der reine, unverfälschte Brahmanendienst je auf Java einheimisch gewesen ist, oder ob er einige Veränderungen nach den Sitten und dem National-Charakter der Javanesen erlitten hat. Das Letztere scheint wahrscheinlicher, da der javanische Charakter zu allen Zeiten zu sanft und mild gewesen, als daß man annehmen dürfte, sie wären blindlings den oft schändlichen und grausamen Vorschriften der verschiedenen Sekten gefolgt und hätten sich sogar mit Menschenopfern befleckt.

Für die Milde des National-Charakters der Javanesen spricht auch deutlich ihr Uebertritt zur muhammedanischen Religion, und daß sie nicht alle Lehren des Koran anerkennen, sondern nur gerade solche, welche sich mit ihren civilisirteren Kulturzuständen und Ansichten in Uebereinstimmung bringen ließen. Es giebt noch heutigen Tages auf Java zwei kleine Gemeinden, welche dem Gottesdienst ihrer Väter treu geblieben sind, die Bewohner des Tingerschen Gebirges im östlichen Java, und die Bedouis in der Provinz Bantam, der westlichsten. Und gerade diese kleinen Gemeinden zeichnen sich durch Moralität vor der ganzen Bevölkerung aus.

Eine Thatsache, welche oberflächlich gegen diese Vermuthungen anstreitet, ist die, daß auf Java mehr Siwa- als Wischnu-Tempel gefunden werden. Die Siwabilder haben auf Java jedoch nicht ganz das schreckenerregende Aeußere derer vom Festlande Indiens. Außerdem scheint doch auch jedenfalls die Buddha-Lehre sehr auf Java verbreitet gewesen zu seyn, und vielleicht ist sie, da sie viel sanftere Lehrsätze hatte, mit der Wischnu-Lehre sehr nahe verwandt oder wohl gar dieselbe gewesen, da aus allen alten javanischen Handschriften aufs deutlichste hervorgeht, daß Wischnu einer der Hauptgötter dieser Insel war und jedenfalls also einen zahlreichen Anhang gehabt haben muß. Vielleicht auch haben die zwei Sekten von Siwa und Buddha in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander gelebt, da man die verschiedenen Tempel dieser beiden Sekten in sehr geringer Entfernung von einander stehend gefunden hat. — Bei dem großen Boro-Budor-Tempel verräth die Bau-Ordnung und die zahlreichen Buddha-Bildsäulen einen Buddhisten-Ursprung, und doch sind die Basrelief aus der Mythologie der Wischnu- und Siwa-Lehre entlehnt. — Es erscheint daher wohl ziemlich gewiß, daß der Siwa-Dienst auf Java verbreitet gewesen ist, aber bei weitem nicht allgemein, und daß er nie die harten und grausamen Lehren enthalten hat, wie z. B. auf dem Festlande Indiens, und wie es noch heutigen Tages auf der Insel Bali der Fall ist, wo bei Begräbnissen noch jetzt die Frauen und Sklaven des Verstorbenen erst erdolcht und nachher mit verbrannt werden. — Auch geht dies aus der Beschreibung Siwa's oder Mahadewa's hervor, wie man sie in dem javanischen Buche Manik mogo antrifft. Es heißt darin: „Er hatte einen Palast von Silber, einen See von

*) Man vergleiche über diesen Gegenstand das große Werk Wilhelm von Humboldt's: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java".

Kokusmilch und ihm zugewidmeten Tag, Namens Iogi (sanft, mild), Alles Eigenschaften, welche mit der Grausamkeit und Wildheit Siwa's nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Die Tempel bei Sukn scheinen auf Java die ältesten zu seyn, und da sie, hinsichtlich ihrer Bau-Ordnung und Bildhauer-Arbeit, einige Aehnlichkeit haben mit den Tempeln der alten Aegypter, so sind einige Forscher, und unter diesen auch Raffles, auf den Gedanken gekommen, daß die Javanesen ihren Ursprung wohl von ägyptischen Volksstämmen herleiten könnten, welche längs des rothen Meeres nach Java gekommen seyn sollten. Man findet, nach Raffles, auf den dortigen Bildern den Vogel Ibis, den Typhon und den Hund Anubis der Aegypter. Der Vogel Ibis kann jedoch unserer Ansicht nach eben so gut der Garuda des Wischnu seyn und der Hund Anubis der Affe Hanuman, so daß hiernach auch diese Tempel reinen Hindu-Ursprunges sind. Die Uebereinstimmung des Hindu- und des ägyptischen Gottesdienstes, so wie auch der Sitten und Gebräuche ihrer Bekenner, erklärt sich vielleicht schon hinlänglich dadurch, daß beide Völker von einem gemeinschaftlichen Stamm ihren Ursprung herleiten.

Die Basreliefs der Suku-Tempel enthalten nach unserer Ueberzeugung nur Scenen aus der uralten Hindu-Mythologie, im Javanischen kanda oder pepakam genannt. Und wenn man bedenkt, daß die javanische Kanda nichts Anderes ist, als eine nach dem Geist des Volkes etwas modifizirte Nachahmung der indischen Ramayana, dann besteht wohl kaum mehr ein Zweifel, daß auch die Suku-Tempel hinduschen Ursprunges sind, da beinahe alle ihre Basreliefs auf die Erzählungen der Ramayana und also auch der javanischen Kanda zurückgeführt werden können.

Es stellt sich daher in jeder Hinsicht heraus, daß der frühere Gottesdienst auf Java, wenngleich auf Hindu-Lehrsätzen beruhend, in vieler Hinsicht von dem ursprünglichen Mutter-Gottesdienst abgewichen und nach dem Geist des Volkes modifizirt worden ist. Auch die javanische Göttergeschichte, enthalten in der Manik mogo, welche in vieler Hinsicht von der indischen Fabellehre abweicht, scheint dafür ein sicherer Beweis. In diesem Werke, einem der vorzüglichsten, das in javanischer Sprache vorhanden und das noch bei den jetzigen Javanesen in großem Ansehen steht, heißt es unter Anderem: „daß vor Erschaffung der Welt Sang Jang Wesesa, der Allmächtige, bereits bestand, und daß er Alles, was bestand, in drei Reiche theilte. Aus dem ersten schuf er Himmel und Erde, aus dem zweiten Sonne und Mond und aus dem dritten einen Menschen, Manik mogo, den er San Jang Guru nannte und der zwei Söhne hatte, Mahadewa oder Siwa und Wischnu, die jeder einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft bekamen. Bei einer sorgfältigen Erörterung der Kanda und des Manik mogo ist es nicht unwahrscheinlich, daß man die Basreliefs aller Tempel auf Java auf die darin enthaltene Fabellehre würde zurückführen können. —

II. Muhammedanismus und Christenthum.

Seit ungefähr drei Jahrhunderten bekennt sich die Bevölkerung Java's, mit Ausnahme zweier kleinen Gemeinden, zur muhammedanischen Religion. Es geht nicht genau hervor, um welche Zeit die Verkündiger des Islam zuerst Java betraten, denn selbst die javanischen Handschriften aus jener Zeit sind in dieser Hinsicht so undeutlich und verworren, daß sich nichts mit Bestimmtheit daraus folgern läßt. Als den ersten Verkündiger der neuen Religion nennen sie einen Araber, Namens Schech Ibn Mulana, der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zuerst in Cheribon, einem Orte auf der nördlichen Küste Java's, anlangte. Jedoch scheint, daß ungefähr um dieselbe Zeit, oder wenigstens sehr bald darauf, noch andere Araber auf verschiedenen Plätzen Java's, wie Tagal und Grosset angekommen sind und allmälig die Lehren des Koran ausgebreitet haben. — Unweit Cheribon zeigt man noch heutigen Tages das in Felsen gehauene Grab des genannten Schech Ibn Mulana, der im Lauf der Zeit Sultan von Cheribon geworden war. Es wird von der Bevölkerung als heilig verehrt, und kein Europäer darf den Ort ohne spezielle Erlaubniß des jetzigen Sultans oder Regenten von Cheribon betreten.

Merkwürdig ist es, daß der Uebertritt der javanischen Bevölkerung zur muhammedanischen Religion nach Allem, was aus den Handschriften jener Zeit hervorgeht, in kurzer Zeit und verknüpft mit verhältnißmäßig wenigen Unruhen vor sich gegangen zu seyn scheint. Wohl gab es einige Distrikte, wo er in späterer Zeit, nachdem die neue Lehre auf den Küsten schon mächtig um sich gegriffen hatte und beinahe allgemein geworden war, durch Waffengewalt bewerkstelligt werden mußte, und in dem früheren Königreiche Dschacatra, den jetzigen Provinzen Buitenzorg und Preanger, scheint sogar die Vernichtung ganzer Gemeinden nöthig gewesen zu seyn, aber dennoch fand die muhammedanische Lehre im Allgemeinen schnellen Eingang bei dem größeren Theil der Bevölkerung. Die Apostel dieser neuen Religion verdankten, wie es scheint, diesen glücklichen Erfolg großentheils einer ausgebreiteteren Kenntniß der Heilkunde, welche sie von Arabien mit nach Java brachten; wenigstens finden wir in javanischen Handschriften, daß sie den ersten Erfolg einzig und allein diesem Umstande zu verdanken hatten. Verschiedene der javanischen Sultane oder deren nächste Verwandten wurden durch jene Araber von gefährlichen Krankheiten geheilt und traten theils aus Dankbarkeit zu der neuen Religion über, theils hatten sie sich schon vorher im Fall ihrer Genesung dazu verpflichtet. Auf diese Weise griffen die Lehren des Koran schnell um sich, denn die Bevölkerung folgte stets dem Beispiel ihrer Fürsten. In kurzer Zeit wurden jene arabischen Abenteurer, welche nach und nach auf Java landeten, nicht nur die Stifter einer allgemeinen neuen Religion, sondern sie wußten sich auch, durch Umstände begünstigt, bald einen großen Theil der weltlichen Macht anzueignen, und nicht lange nach ihrem ersten Erscheinen auf der Insel saßen sie auf den meisten javanischen Fürstenthronen, und verbreiteten ihre Lehre da mit Waffengewalt, wo sie auf eine sanfte Weise keinen Eingang fand. — Beinahe alle jetzt lebende javanische Fürsten und Großen leiten ihren Ursprung von diesem oder jenem dieser arabischen Pilger ab, und sind stolz darauf, Nachkommen so großer und frommer Männer zu seyn. — Die meisten jener ersten Fremdlinge werden noch heutigen Tages von der Bevölkerung als heilig verehrt. Jedoch nur der angesehenere und gebildetere Theil der javanischen Bevölkerung hat einige nähere Kenntniß von den Vorschriften und dem Geist ihrer Religion. — Auch nur diese besitzen den Koran und verstehen ihn zu lesen. Die geringere Volksklasse weiß dahingegen wenig mehr von ihrer Religion, als daß ihr Gott „tuwan Allah" (Herr Gott) heißt, und begnügt sich, die Vorschriften und Ceremonien ihrer Priester (hadschis) zu befolgen, ohne sie zu verstehen. Diese Priester sind noch heutigen Tages beinahe alle Araber oder wenigstens von arabischer Abkunft. Eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten in Mekka ist das einzige, was zur Erreichung der Priesterwürde von der Bevölkerung verlangt wird, die mit Ehrfurcht zu diesen Pilgern hinaufblickt. Manche machen eine solche Reise zwei oder mehrere Male und kommen dadurch in den Geruch der Heiligkeit. Selbst viele von diesen Hadschis sind kaum im Stande, den Koran zu lesen, und begnügen sich mit dem Hermurmeln einiger Sprüche und der Verrichtung gewisser Ceremonien. Einige sind wirklich als Hadschis oder Priester von den Behörden anerkannt; diese werden durch Abgaben von der Aerndte der Bevölkerung ihres Distrikts unterhalten; außerdem giebt es aber noch viele Andere, die gar nicht dazu berechtigt sind, sondern diese Lebensart ergreifen, weil sie eine sehr gemächliche ist und sie dadurch Zutritt erlangen zu den Schmausereien, welche unzertrennlich von jeder Feierlichkeit zu seyn scheinen. (Schluß folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

II. Die Schlacht vor Kronborg.

(Schluß.)

„Frisch, Jungens! Frisch!" rief der Admiral, der bereits aus mehreren Wunden blutete und die Zahl der Matrosen, die sich um ihn gesammelt hatten, mit jedem Augenblick sich vermindern sah. „Ein Hurrah für Hollands Flagge! Laßt Euch nicht werfen von diesen schwedischen Hunden! Drauf! Drauf!"

„Drauf! Drauf!" wiederholten die Matrosen und drangen mit erneuertem Muth auf die Feinde ein; aber diese standen fest wie Eisen, und keinen Fußbreit Raum gewannen die Holländer auf ihrem eigenen Verdecke.

„Mit Gunst, Herr Admiral!" sagte ein junger Offizier, der ihm zur Seite focht, „Ihr blutet bereits aus mehreren Wunden. Wollt Euch zurückziehen und verbinden lassen!"

„Mit nichten, Herr Lieutenant! Bin nur geschrammt! Frisch mit mir voran! Weg da, schwedische Bestie! Hier! Da! Da! Gebt Raum!"

Mit hohem Muthe focht der Admiral, und wohin er sich wandte, wichen die Schweden zurück, während sich die Lücke, welche er hinter sich gelassen, sogleich wieder mit Feinden füllte. Der junge Offizier hielt an seiner Seite aus und hatte die Augen überall, um seinen Führer, so viel er vermochte, vor feindlichen Waffen zu schützen. Er gewahrte einen Schweden, der sich auf die Hütte des Admiralschiffes geschwungen und auf Pieter Floriffon angelegt hatte. Nicht vermögend, den Kreis zu durchbrechen, schleuderte er seinen Dolch nach dem Soldaten: aber zu spät, der Schuß ging los, und Pieter Floriffon stürzte zusammen. Ein lautes Hurrah von schwedischer Seite ertönte bei diesem Sturze. Mit erneuerter Wuth warfen sich die Holländer ihren Feinden entgegen, um den Fall eines Offiziers zu rächen, der bei der ganzen Flotte in Achtung stand. Die Verzweiflung verlieh ihnen doppelte Kraft; die Schweden wurden zurückgetrieben, und die Holländer, welche sich auf dem feindlichen Verdecke befanden, kehrten an Bord ihres Schiffes zurück, von dem dunklen Gefühl geleitet, noch einmal in das sterbende Angesicht ihres Admirals zu sehen und sich um seinen Leichnam zu schaaren. Der Wind frischte zur selben Zeit mehr auf und riß die beiden Schiffe aus einander. Der „Groningen" holte sein Steuer auf und segelte abseits, um die theuere Leiche in Sicherheit zu bringen. Kein feindliches Fahrzeug unternahm es, ihn zu verfolgen.

Während dieser Zeit war das Gefecht auf der entgegengesetzten Seite der Kampflinie nicht minder heftig. Cornelius de Witt hatte seine Schiffe mit Umsicht geordnet und den ihm an Kräften gleichen Feind angegriffen. Er glaubte diesen durch einen energischen Angriff zu erschrecken, aber er fand einen würdigen Gegner. Der Kampf wurde mit steigender Erbitterung geführt, und die Meldungen, welche von Zeit zu Zeit auf dem Halbdeck bei dem Admiral anlangten, gaben Zeugniß von der Bravour, womit man sich von beiden Seiten schlug.

„Feuer am Steuerbord!" rief de Witt in seiner rauhen Weise, die ihm bei der Flotte so sehr geschadet hatte; „Feuer! oder ich haue Euch bei Euren Kanonen nieder! Wenn mir ein Schwede zu nahe kommt, sollt Ihr es büßen! Was da?"

„Ein schwedischer Brander hat sich an den „Vlissingen" gehangen und diesen in Brand gesteckt!" sprach der Meldende. „Die Mannschaft wirft sich in die Böte!"

„Schießt die feigen Hunde in den Grund, die ihr Schiff verlassen!" zürnte der Admiral. „Wenn sie hier landen, stürzt sie vom Fallreep in ...." Ein furchtbarer Lärmen unterbrach den Admiral. „Was war's?"

„Der „Vlissingen" ist in die Luft geflogen."

„Zum Teufel mit ihm; wollte, sein Volk wäre mit aufgeflogen, dann brauchte man es nicht todtzupeitschen! Feuer! Achtet auf Euer Werk, Herr Lieutenant, und steht nicht da, wie eine Waschlappe!"

„Erlaubt, Herr Admiral! . . . ."

„Nichts erlaube ich, als daß Ihr Eure Pflicht thut! Was habt Ihr da an Eurem Arm herumzukrabbeln?"

„Er ist zerschmettert!"

„So laßt'n baumeln und nehmt den Degen in die andere Hand. Hollah! Neuer Feind am Bug! Werft dem Hund die Kugeln ins Gesicht und jagt ihn zu allen Teufeln! Hat unser Bugspriet zerbrochen!"

Aber der Feind war nicht so schnell zurückzuweisen. Es war der „Dalarner", an dessen Bord der Contre-Admiral Lilieström kommandirte. Die beiden Admiralschiffe geriethen heftig an einander, und der Kampf wurde von den verschiedenen Seiten mit gleicher Erbitterung geführt. Kugeln sausten, das Plankenwerk zersplitterte, die Takelage flog abgerissen hin und her, das Verdeck war aller Orten mit Leichen bedeckt.

Das Bugspriet des Holländers war zerbrochen, ihm folgte die Vorderstenge und Kreuzstenge; jetzt schwankte auch der Fockmast, und am Steven hatten sich die Fugen so weit aufgethan, daß das Seewasser ungehindert eindrang.

„Meldet's dem Admiral!" befahl der Offizier, der auf der vorderen Schanze kommandirte. „Meldet's ihm, Ihr Leute! Schnell!"

Von mehreren Seiten zugleich gelangten Meldungen an den Admiral, aber dieser stand nicht mehr auf seinem Platze. Der Schwede hatte den Holländer über die Galerie weg geentert und ein furchtbares Blutbad war auf der Hütte und am Fuße derselben entstanden. Cornelius de Witt lehnte sich an den Besanmast und vertheidigte sich mit Löwenstärke gegen die angreifenden Schweden. Aber endlich mußte er der Uebermacht erliegen; er fiel, mit mehreren Wunden bedeckt, zerspaltenen Hauptes, ohne einen Laut auf das Verdeck nieder. Die Holländer brachten das zweite große Opfer in dieser verhängnißvollen Schlacht.

Eine Anzahl niederländischer Matrosen bildete einen Kreis um die Leiche.

„Er ist todt!" sagte Einer. „Ganz todt!"

„Wird seinen Mund nicht mehr öffnen, um zu verfluchen und zu verdammen!"

„Hat nun auch sein Theil, und ist nicht besser oder schlechter daran, als alle Anderen, die heute daran glauben mußten."

„Was hat er nun davon, daß er sein Lebelang das arme Seevolk hudelte und es wie Hunde behandelte?"

„Laß nur, Bruder Martin. Es kommt ihm Alles zu Gute, da oben!"

„Meinst Du?"

„Gewiß! Der Ober-Admiral im Himmel führt auch ein Loggbuch, sagte der vorige Schiffspastor, und so gewissenhaft, wie kein Schiffsschreiber auf Erden. Darin steht Alles verzeichnet, Gutes und Böses!"

„Nun, vom Guten wird auf seinem Blatte wohl nicht viel zu finden seyn. Er war ein grausamer Mann und ein Fluch für arme Matrosen."

Der Kampf hatte unterdessen aufgehört; die Schweden waren Sieger geblieben und die Holländer wurden entwaffnet; von dem Vortopp verschwand die niederländische Flagge und das gelbe schwedische Kreuz auf blauem Grunde wurde an dessen Statt sichtbar. Zu der Gruppe von Matrosen, die sich um die Leiche des Admirals gebildet hatte, trat einer der Schiffs-Offiziere, bleichen Angesichts, den Arm in der Binde, ohne Degen: „Was steht Ihr da und habt ein ungewaschenes Maul? Schämt Euch!"

„Herr Lieutenant . . ." entgegnete einer aus der Menge, aber der Offizier unterbrach ihn: „Seyd Ihr Richter, die über diesen Todten zu Gericht sitzen? Noch einmal, schämt Euch!"

Die Männer schwiegen.

„Hebt die Leiche auf und tragt sie hinab in die Kajüte!"

Es geschah. Die Leiche Cornelius de Witt's ward auf eine Tafel gelegt, und die Matrosen warfen noch einen letzten Blick auf ihren todten Tyrannen.

„Die Hüte ab!" befahl der Offizier. „Laßt uns für die letzte Ruhe des Gefallenen beten und des Himmels Segen auf ihn herabrufen."

Stumm blieben die Matrosen; einer derselben aber faßte sich und sagte zu dem Offizier: „Mit Verlaub, Herr! dieser Mann hat stets den geringen Leuten jedes gebrannte Herzeleid angethan, wie er nur konnte und wußte; wir sind Christen und wollen's vergeben. Aber für Den beten, der uns mit Füßen trat, Den segnen, der uns und unseren Kindern fluchte, das wollen wir nicht!" Langsam gingen sie hinaus.

Der Offizier blieb allein bei der Leiche zurück. Nach einer Viertelstunde trat der Contre-Admiral Lilieström ein: „Was ist das?"

„Die Leiche meines Admirals, Cornelius de Witt!" antwortete der Offizier, „und ich bin ihr Wächter."

„Und sollt es bleiben!" entgegnete Lilieström. „Ich entferne mich sogleich wieder. Er war ein tapferer Offizier, und soll seine Ehre finden im Tode, wie er sie im Leben fand."

Der schwedische Admiral und sein Gefolge entblößten das Haupt und sprachen ein Gebet; dann sagte der Erstere: „Das Schiff mit der Leiche geht sogleich nach Landskrone ab; Capitain Arvidson eskortirt dasselbe. Ich fürchte, dieser einzelne Sieg wird uns nicht viel helfen! Laßt uns sehen, wie die Schlacht im Centrum steht."

Aber im Centrum raste sie mit unbeschreiblicher Wuth. Gustav Wrangel und Opdam van Wassenaar kämpften auf Tod und Leben mit einander. Unaufhörlich versuchten es die Holländer, die schwedische Linie zu durchbrechen; jedesmal mußten sie zurückweichen. Herr van Wassenaar lag krank in der Kajüte und leitete von hier aus die Schlacht. Als aber der Kampf immer hartnäckiger wurde, als die Schweden eine Zeitlang die Oberhand gewannen und die Holländer daran verzweifelten, den Sieg zu erringen, befahl er, ihn auf einen Stuhl zu setzen und auf das Verdeck zu tragen.

Die Offiziere widersetzten sich diesem Ansinnen: „Thut es nicht, edler Herr! Verlaßt Euch auf die Umsicht Eures Flaggen-Capitains und Eures Segelmeisters!"

„Schont sich Einer von Euch?" entgegnete der Admiral, den Schmerz gewaltsam niederkämpfend, der in seinem Körper raste. „Tragt mich nach oben!"

„Laßt mich nur noch einmal nachsehen!" bat einer der Offiziere, derselbe, der ihm die Nachricht von dem Tode Pieter Florisson's gebracht hatte. „Ich bringe Euch gewissenhaften Rapport."

„Ein wackerer Mann, der Pieter! Thut mir leid, herzlich leid!" fuhr der Admiral fort. „Horch! Wie es donnert! Jetzt setzen sie wieder ein! — Haltet Euch brav, Leute! Haltet Euch brav! Was fragt Ihr nach den schwedischen Kugeln? Unsere Schiffe sind von Eisen, sie dringen nicht hindurch!"

Ein junger Offizier flog die Kajütstreppe hinab und trat, bleichen Antlitzes, zitternd vor seinen Chef hin: „Herr Admiral!"

„Was giebt's?" stöhnte der Kranke.

„Ein neues Unglück, Herr. Nachricht vom rechten Flügel . . . ."

„Dort donnert Cornelius, wie ein zweiter Cerberus!" unterbrach ihn van Wassenaar. „Was läßt er mir melden?"

„Von ihm empfangt Ihr keine Meldung mehr; er ist todt!"

„Todt!?"

„Contre-Admiral Lilieström hat ihn geentert. Es hat auf dem Verdeck ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, und der Admiral ist, mit Wunden bedeckt, gefallen. Die Schweden haben Schiff und Leiche mit sich hinweggeführt."

„Und ich noch immer hier? — Bringt mich auf das Verdeck, befehle ich! — Seht Ihr mich voll Mitleid an, oder ist's Spott, weil ich eigentlich kein Seemann bin! Edelmann bin ich, und Soldat! Auf das Verdeck!"

Der Wille des Kranken ward erfüllt. Man trug ihn nach oben, band ihn auf seinen Stuhl fest und diesen wieder an den großen Mast. Er ertheilte seine Befehle, und der Angriff begann aufs neue mit zwiefacher Erbitterung. Der schwedische Admiral eröffnete das Feuer mit erneuerter Stärke.

„Brav, Wrangel, brav!" rief Herr van Wassenaar. „Bist ein tüchtiger Gegner. Wir dürfen uns einander nicht schämen."

Mit dreifachen Kräften griffen die Schweden das holländische Admiralschiff an, dessen Flagge aufforderend vom großen Topp wehte, und schon waren die Enterhaken gehoben, die auf das Verdeck des Holländers niederfallen sollten. Da kam Entsatz; starker, muthvoller Entsatz. Die dem Admiral zunächst liegenden holländischen Fahrzeuge hatten die Schweden von sich abgeschlagen und die Linie durchbrochen. Die beiden tapferen Capitaine Art van Neß und Jan van Kampen erschienen vor dem Spiegel und am Backbord des Admirals Wrangel und eröffneten ein mörderisches Feuer auf diesen. Eine Stunde dauerte dieser entsetzensvolle Kampf, dann hatte er sich zu Gunsten Hollands entschieden. Es wurde Raum an allen Enden, die Schweden zogen sich immer weiter zurück, und auch am Bord des Admiralschiffes ward der Befehl zum Weichen gegeben.

„Und wohin setzen wir den Cours?" fragte der Segelmeister ehrerbietig.

„Nach Landskrone!" entgegnete Admiral Wrangel mit halber Stimme, „und vertrauen wir dort auf Hollands Ohnmacht, sonst . . . ."

„Hurrah! Hurrah!" rief Herr van Wassenaar. „Jetzt muthig vorwärts! Das Feld ist unser! Sieg! Hurrah!"

Und „Hurrah!" erscholl es längs der ganzen holländischen Linie.

Der König Karl Gustav stand noch immer auf den Wällen von Kronborg; er hatte sie während der Schlacht nicht einen Augenblick verlassen. Unfern von ihm stand der Prinz von Holstein-Gottorp im Gespräch mit dem Grafen Magnus. „Ihr solltet doch Se. Majestät nochmals ersuchen, den Wall zu verlassen, Hoheit", bat der Graf.

„Es ist umsonst, ihn zu bewegen!"

„Sechs volle Stunden steht er auf derselben Stelle. Um Gott! Was ist das? Der König wankt!"

In diesem Augenblicke war es, wo die schwedische Flotte vollends zurückwich und den Holländern freien Durchzug gab; mit straffen Segeln flogen diese dahin. Sechs lange Stunden hatte der Kampf gerast, jetzt war er erstürbt.

„Ist Ew. Majestät nicht wohl?" rief der Graf besorgt, und der Prinz fragte: „Was ist Euch begegnet, königlicher Herr?"

„Ich habe den Schlüssel von Kopenhagen verloren!" sagte der König mit dumpfer Stimme, und verließ in sich gekehrt den Wall.

Polen.

Ein Brief George Sand's an Adam Mickiewicz.

„Ich füge hier einige Worte den Bemerkungen hinzu, die ich am Rande des mir von Ihnen übersandten Manuskripts gefunden habe. Ich weiß nicht, von wessen Hand diese Verbesserungen herrühren, aber ich kann mich nicht enthalten, zu erklären, daß ich dieselben sehr unpassend finde, und daß Sie weit besser die Kraft und den Geist unserer Sprache kennen, als die Person, der Sie die Verbesserung des Manuskripts übertragen haben. Ich wage nicht, ein Urtheil über Ihr Werk zu geben; denn in Betreff dramatischer Arbeiten bin ich keine kompetente Richterin. Indessen bin ich eine solche Verehrerin alles dessen, was aus Ihrer Feder fließt, daß, wenn diese neue Arbeit nur einen

kleinen Theil von den Vorzügen der anderen hat, ich gern über deren Fehler hinwegsehe. Ich kann mich daher nur über Ihren Styl auslassen:

„An den Stellen, wo der Styl die Handlung überwiegt, scheint er mir den unserer größten Schriftsteller zu erreichen. Dort jedoch, wo die Handlung wichtiger ist, als die Darstellung, scheint der Styl (außer einigen unbedeutenden Inkorrektheiten) im Allgemeinen der Art zu seyn, wie er seyn muß, nur vielleicht etwas zu gebrochen im Dialog; und gerade deshalb, weil die Rolle und der Charakter des Wojewoden diese energische Bündigkeit der Sprache rechtfertigt, wäre es gut, wenn die anderen Personen des Dramas weniger jene Leidenschaft der Sprache hätten. Der Geist unserer Sprache läßt so häufig verkürzte Ausdrucksweisen nicht zu; zwar überlassen sich ihnen die neueren Dramatiker mit Uebertreibung, aber unsere alten berühmten Schriftsteller (deren wahrer Nachfolger Sie durch die Verwandtschaft des Genius sind) haben sich dieser Springfeder selten bedient.

„Ich schäme mich, Ihnen diese meine Bemerkungen zu machen, und hätte es nicht gewagt, wenn Sie selbst mich, Ihre zwar unwürdige, aber aufrichtige Verehrerin, dazu nicht aufgefordert hätten.

„Anlangend den Erfolg, den das Stück auf der Bühne haben möchte, kann ich nichts Bestimmtes vorhersagen. Das heutige französische Publikum, wunderlich und unerhört verblendet in seinen Urtheilen, vertheilt seine Beifallsbezeugungen so lächerlich, daß ich mich wenigstens nicht wunderte, wenn ein Drama Shakspeare's, das mit verändertem Titel auf die Bühne käme, ausgepfiffen würde. Nur das sage ich, daß, wenn wahre Schönheit und Erhabenheit der Krönung werth, Ihr letztes Werk diese Auszeichnung erlangen muß.

„Genehmigen Sie den Ausdruck der wahrhaftesten Hochachtung

George Sand."

Vorstehender Brief bezieht sich auf das in französischer Sprache von Mickiewicz verfaßte Drama „die Belagerung von Krakau", welches, zur Darstellung auf der Bühne bestimmt, bis jetzt weder diese betreten hat, noch im Druck erschienen ist. Je mehr wir auch an der Hand der französischen Schriftstellerin das hohe Talent des polnischen Sehers bewundern lernen, um so mehr muß uns eine genaue Darlegung seiner Lebens-Schicksale und seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit ansprechen. Jene hat das Publikum in ihrer größten Vollständigkeit von dem Berliner Privatdocenten Cybulski zu erwarten, unter dessen Lehrvorträgen das Leben Mickiewicz's eine der interessantesten Episoden ausmacht. Durch die in dieser Beziehung zu erwartenden Veröffentlichungen werden auch die Zweifel verschwinden, welche über der jetzigen Geistesrichtung des Dichters schweben, und es wird sich entscheiden lassen, ob der Schwung des Genius dem Mystizismus gewichen, oder ob jener nur im Durchbruch zu neuen Wahrheiten begriffen sey. Mauritius.

Antiquitäten-Sammlungen im Großherzogthum Posen.

Im Umkreise der Stadt Gnesen hat der Graf Eduard Raczyński Nachgrabungen nach Denkmälern angestellt, welche die dortige Gegend in reicher Zahl enthalten soll. Die meisten derselben gehören, wie frühere Entdeckungen erwiesen haben, dem heidnischen Alterthum an, und selbst die Stadt Gnesen, welche als die älteste Polens reich an historischen Erinnerungen ist, bewahrt in ihren Kirchen noch Statuen, von welchen, freilich nicht ohne Widerspruch, behauptet wird, daß dieselben älter seyen, als das Christenthum in Großpolen. Von den angestellten Nachgrabungen darf man um so zuverlässiger auf günstige Erfolge rechnen, da Graf Raczyński in seinen „Erinnerungen Großpolens" die genaueste Kenntniß der Gegenden dargethan hat, welche möglicherweise Alterthums-Schätze verbergen, und da ferner schon die Gesellschaft der Alterthumsfreunde in Samter, welche sich vor vier Jahren konstituirte, über deren Thätigkeit jedoch gewöhnlich nichts verlautet, eine große Zahl antiker Gegenstände, die sich vorzugsweise in der Gegend von Grätz *) und Lubasz fanden, ans Licht gefördert hat. In Betreff der letzteren ist früher bereits in diesen Blättern der erste Jahresbericht der Gesellschaft mitgetheilt worden.

Herr Graf Raczyński hat in seinem Wohnsitz Rogalni schon seit vielen Jahren eine werthvolle Sammlung von alterthümlichen Kunstgegenständen, welche dem größten Theile nach aus Waffen und Rüstungen bestehen. Die jetzt am häufigsten gefundenen Gegenstände sind Vasen, Krüge und andere Thongeräthe. Auch alte Münzen finden sich in beträchtlicher Menge. Von besonderem Interesse sind für die Alterthumskundigen die langen Erdgräben, welche sich überall im Großherzogthum vorfinden, und über deren Entstehen und Zweck man noch keine eigentliche Aufklärung hat. Man hat darüber verschiedene Untersuchungen angestellt und auch in diesen Gräben Kunstgegenstände vorgefunden. Eine reichere Ausbeute würden die großen polnischen Seen, namentlich der Goplo-See, worin bekanntlich der König Mieczyslaw, dessen Statue gegenwärtig eine Kapelle der Posener Kathedrale ziert, die heidnischen Gottheiten stürzen ließ, den Kunstfreunden bieten, und man hat schon daran gedacht, jene vermuthlich Alterthümer enthaltenden Seen zu entwässern, und wird den Gedanken auch dort unfehlbar ausführen, wo die Schwierigkeiten des Unternehmens den Kunstsinn nicht überwiegen.

*) Nicht das steyermärkische Grätz, das jetzt mit aller Gewalt Graz heißen soll, obwohl die Analogie mehrerer gleichlautenden slawisch-deutschen Ortsnamen dagegen spricht, sondern ein Städtchen im preußischen Regierungsbezirk Posen.

Da Graf Titus Dzialyński von Kornik seine Antiquitäten-Sammlung in Galizien im Laufe dieses Jahres nach dem Großherzogthum Posen führen wird, um sie dort mit seinen anderen Raritäten zu vereinigen, so wird sich die Provinz eines besonderen Reichthums an Kunstgegenständen zu rühmen haben.

Mannigfaltiges.

— Herder's hundertjähriger Geburtstag. Es hätte dieser Tag — Herder wurde am 25. August 1744 geboren — allerdings ein Festtag seyn sollen für alle Deutsche vom Niemen bis zu den Ardennen, denn ihm, dem großen Lehrer der Humanität, ihm und Lessing haben wir es allermeist zu verdanken, daß an die Stelle der Rohheit, die der dreißigjährige Krieg in Deutschland hinterlassen, an die Stelle der französischen Afterbildung, die mit dem achtzehnten Jahrhundert sich zu verbreiten angefangen, eine aus dem Herzen des Volkes stammende und an den Brüsten des Alterthums genährte Kultur trat. Welcher reiche, echt deutsche und doch der ganzen Menschheit angehörende Geist liegt in den Werken Herder's vor uns — Werken, die auf den drei Grundpfeilern aller Bildung: Poesie, Philosophie und Geschichte, ruhen und die in einem leider nur viel zu früh abgebrochenen kurzen Menschenleben aufgeführt wurden, denn Herder ist jetzt, an seinem hundertjährigen Geburtstage, schon seit einundvierzig Jahren nicht mehr auf Erden. Er war der Erste, der von den in Weimar versammelten großen Männern aus diesem Kreise schied. Der elf Jahre ältere Wieland folgte ihm erst zehn Jahre später und der fünf Jahre jüngere Goethe überlebte ihn beinahe um ein Menschenalter; nur Schiller, der zwei Jahre nach Herder's Ableben starb, ward noch jünger als er dem Leben entrissen. Während die irdischen Ueberreste Schiller's und Goethe's unter Einem Dache mit denen des edeln Karl August auf dem Friedhof in Weimar ruhen, ist Herder's einfaches Grab dort mit der kurzen, aber bezeichnenden Inschrift geschmückt: „Licht, Liebe, Leben." Doch wie Schiller bereits in Stuttgart, Goethe in seiner Vaterstadt Frankfurt ein Denkmal besitzt, so sollte Herder auch in Königsberg, der Universitätsstadt, in welcher sein Genius zuerst geweckt, erkannt und gefördert wurde, ein deutsches National-Denkmal erhalten, ein Denkmal, zu dem gewiß Jeder mit Freuden beitragen würde, der Herder's Verdienste um Deutschland und um die Erziehung des Menschengeschlechtes zu schätzen weiß.

Es ist zwar in öffentlichen Blättern darauf hingewiesen worden, daß bereits einige deutsche Freimaurer-Logen den Beschluß gefaßt, Herder ein Denkmal zu setzen, aber mit Recht hat schon Herr Dr. E. Förster in der „Allgemeinen Zeitung" bemerkt, daß, wie ehrenwerth ein solcher Logenbeschluß auch, das dankbare Deutschland doch in einem Denkmale dieser Art nicht repräsentirt seyn würde. Die Humanität Herder's war eine viel umfassendere, eine bei weitem mehr ihrem hohen Zweck entsprechende, als die des geschlossenen Bundes der Freimaurer. Er hat dies vielfach selbst in seinen Werken angedeutet, ja sogar offen ausgesprochen. Obwohl seit seinem 22sten Lebensjahre Maurer und schon in Riga mit einem höheren Grade derselben bekleidet, hat er sich doch während seines ganzen Aufenthaltes in Weimar niemals zu dem Orden gehalten oder bekannt. Er glaubte, wie uns seine Gattin, Karoline von Herder, in ihren trefflichen Aufsätzen über Herder's Leben berichtet, daß auch bei diesem Institute ein neuer, unserer Zeit gemäßer Geist geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden müßten. *) „Alle solche Symbole", sagt er, „mögen einst gut und nothwendig gewesen seyn, sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsere Zeiten. Für unsere Zeiten ist gerade das Gegentheil ihrer Methode nöthig: reine, helle, offenbare Wahrheit." Und an derselben Stelle, wo er dies ausspricht **), sagt er Folgendes über die Bedeutung der wahren Humanität: „Gäbe man diesem Begriff alle seine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen, und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht, sich und Anderen ans Herz; alle Vorurtheile von Staatsinteresse, angeborner Religion, und das thörigste Vorurtheil unter allen, das von Rang und Stand, würden — wenn auch nicht verschwinden, doch gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden; was deine genannte und vielleicht verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken konnte, wenn sie es bewirken wollte. Weißt du es nicht besser als ich, daß alle dergleichen Siege über das Vorurtheil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müssen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und bestimmt sich diese von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und Zeichen verstehen sie sich und bauen in stillen Thaten den großen edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage, praktisch; er freut sich aber auch am Werke anderer Hände, weil er überzeugt ist, daß dieses unendliche, unabsehliche Gebäude nur von allen Händen vollführt werden kann, daß alle Zeiten, alle Beziehungen dazu erfordert werden, mithin ein jeder einen jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände."

So viel zur Widerlegung der Ansicht, daß dem großen Lehrer der Humanität durch ein maurerisches Denkmal die Schuld Deutschlands abgetragen werden könne, und zur Erinnerung daran, daß wir Alle ihm einen Theil unseres besseren Seyns zu verdanken haben.

*) Vgl. Herder's Werke. Zur Philosophie und Geschichte, Bd. 20 (Ausgabe von 1830) S. 102.

**) Briefe zur Beförderung der Humanität. Br. XXIII.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Dienstag den 3. September 1844.

Polen.

Polnische Literatur.

Lelewel.

Wir richten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf zwei ganz neue, für die polnische Geschichtskunde höchst wichtige literarische Erscheinungen des berühmten, zur Zeit als Emigrant in Brüssel lebenden, polnischen Geschichtsforschers Joachim Lelewel. Die erste ist eine Sammlung kritischer, zu verschiedenen Zeiten, während einer mehr als dreißigjährigen wissenschaftlichen Laufbahn des Verfassers, theils als Professor der Geschichte an dem Lyceum zu Krzemieniec und an den Universitäten Wilna und Warschau, theils als Privatgelehrter im Auslande, in verschiedenen, besonders älteren, polnischen literarischen Zeitschriften, deren Abdrücke heutzutage höchst selten geworden sind, veröffentlichten Berichterstattungen und Rezensionen von Werken, welche Polens Geschichte, Verfassung, Gesetzgebung, Alterthümer und polnische Sachen überhaupt behandeln. Diese Sammlung, von dem Verfasser selbst geordnet, durchgesehen, verbessert, mit vielen neuen Noten, beim unverändert gebliebenen ursprünglichen Text, bereichert, ist in einem Großoktav-Bande, in polnischer Sprache, unter dem Titel: Rozbiory dzieł .... przez J. Lelewela, in Posen so eben bei dem Buchhändler und Verleger Żupański mit einem die Sammlung betreffenden Vorwort des Verfassers, gerichtet an den Veranlasser und Herausgeber derselben, erschienen.

Wir beschränken uns auf die bloß allgemeine Angabe des von dem Verfasser in dieser Sammlung behandelten geschichtlichen Materials, ohne uns in eine spezielle Auseinandersetzung der daraus gewonnenen Resultate, was eine längere Arbeit erfordern würde, einzulassen, und setzen nur zur gerechten Würdigung derselben hinzu, daß dadurch die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Polen, die Naruszewicz und Czacki so erfolgreich begonnen, eigentlich erst begründet und Lelewel zu ihrem wahren Träger und, so zu sagen, obersten Schiedsrichter aller geschichtlichen Streitfragen geworden ist. Das vorliegende Werk ist somit eine sorgfältige, auf den Grundsätzen einer strengwissenschaftlichen Kritik beruhende und von dem Mark der ausgedehntesten und gründlichsten Sachkenntniß durchdrungene Würdigung des hauptsächlichsten während dieses und der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum Druck beförderten Materials der polnischen inneren und äußeren Geschichte. Das Werk kann demnach als eine kritische Darlegung der polnischen Geschichtsschreibung von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die neuere Zeit betrachtet werden, bietet wenigstens den Hauptstoff dazu in vollkommener Bearbeitung dar. Derselbe wird uns in 17 Abhandlungen vorgetragen, die wir hier, wenigstens dem Titel nach, bezeichnen, weil sie Werke und Gegenstände behandeln, die, bei der heutigen innigeren wissenschaftlichen Berührung der slawischen und germanischen Welt, für manchen Gelehrten der letzteren nicht ohne Interesse seyn mögen. Sie sind folgende:

1) Ueber Bohusz's Abhandlung über den Ursprung des lithauischen Volkes und seiner Sprache. Warschau, 1808. Bekanntlich hat auch Lelewel ein Werk desselben Inhalts in demselben Jahre in Wilna herausgegeben, in dem er die Lithauer mit den Perulern in Verbindung bringt — eine heutigen Tages nicht mehr haltbare Ansicht.

2) Ueber Orchowski's Discours sur l'origine de la Pologne, sur la langue etc. vergl. Götting. Gel. Anz. Jahr 1815 Nr. 126.

3) Etymologieen in der Geschichte, aus Veranlassung des Werkes von K. G. Anton: Erste Linien .... über die alten Slawen. Leipzig 1783.

4) Berichte über ältere polnische Geschichts-Kompendien von Lengnich, La Combe, Schmidt, Albertrandi, Content d'Orville, Waga, Zlati, Bandtke. 1810.

5) Ueber Niemcewicz's historische Gesänge nebst einem Grundriß der poln. Ges. von demselben. Warschau 1816.

6) Ueber das Werk: Der Pilger in Dobromil, von der Fürstin Isabella Czartoryska gebornen Flemming. Warschau 1819. — Eine vortreffliche Abhandlung über den Kulturzustand des gemeinen Volks in Polen.

7) Ueber neuere poln. Geschichts-Kompendien von Bandtke 1820, Czerwiński 1816, Zaleński 1819, Rougaret 1816.

8) Ueber Swięcki's Beschreibung des alterthümlichen Polens. Warschau 1816.

9 u. 10) Ueber Bronikowski's und Gołębiowski's Geschichten von Polen.

11) Ueber die von Kownacki, Warschau 1825, herausgegebene (falsche) polnische Chronik des 10. Jahrh. von Prokosz — eine sehr wichtige Untersuchung.

12) Ueber Bandtke's Abhandlungen über die polnische Gesetzgebung. Warschau 1812 u. 1814. Werk und Rezension von gleichem Werth, indem darin unter Anderem auch die geschichtliche Entwickelung des deutschen und preußischen Munizipalrechts in Polen gegeben wird.

13 u. 14) Ueber den Einfluß des römischen auf das polnische und lithauische Recht, aus Veranlassung ähnlicher Abhandlungen von Mickiewicz (Bruder des Dichters), Morze und Janowski. 1825, 1826, 1827.

15) Auseinandersetzung Naruszewicz's und Czacki's historischer Arbeiten, eine Abhandlung von 1826, für die Würdigung der Verdienste dieser zwei nebst Lelewel größten Gelehrten Polens von besonderem Werth.

16) Ueber den vom Grafen Ed. Raczyński 1840 in Posen herausgegebenen Codex diplom. von Großpolen — die erste gründliche und gerechte, daher scharfe und demüthigende, aber auch belehrende und für dergleichen Werke musterhafte Rezension — geschrieben in Brüssel 1842.

17) endlich, ein theilweiser französischer Abdruck des Reiseberichts des Gilbert de Lannoy, zunächst erschienen unter dem Titel: Voyages et ambassades de messire Guillebert de Lannoy, chevalier de la toison d'or, seigneur de Santes, Willerval, Tronchiennes, Beaumont et Wohenies, 1399—1450. Mons, typographie d'Em Hoyois, libraire 1840. 8. pp. 140. mit 4 Titelseiten — nebst einer polnischen, von Lelewel selbst angefertigten Uebersetzung desselben, mit fortlaufenden kritischen, geschichtlichen, geographischen und sonstigen Noten, zugleich mit einer gelehrten Exkursion, als Einleitung, über die Geschichte der Handschrift, ihre Bekanntwerdung und Herausgabe, über die Familie des Reisenden, über die Sprache, den Styl und die Erzählungsweise des Berichts, über die Jahre der unternommenen Reisen, wozu eine genealogische Tabelle der von Lannoy gesehenen herrschenden Fürsten und eine Reisekarte hinzukommen. Dadurch hat dieser Reisebericht erst eine Bedeutung erlangt und ist für die Geschichtsforschung erst brauchbar geworden, was derselbe in der mangelhaften, bloß den Text gebenden und nur in hundert Abdrücken dem Buchhandel übergebenen französischen Ausgabe des E. P. Serrure, Professors der Universität Gent, kaum werden konnte. Uns interessiren besonders die Reiseberichte der Jahre 1413, 1414 und 1421, da sie die Länder Dänemark, Preußen, Rußland, Lithauen und Polen betreffen und manche interessante, nicht nur geographische, sondern auch politische und kulturzuständliche Notizen enthalten, die durch die Noten und Erklärungen des trefflichen Bearbeiters der Handschrift in ein noch helleres Licht gestellt werden.

Das zweite Werk, dessen wir oben Erwähnung thaten, ist die bereits vor zwei Jahren angekündigte Geschichte Polens von Lelewel. Dies Werk ist nun eben in französischer Sprache unter dem Titel: Histoire de Pologne, par Joachim Lelewel, publiée par les soins des Polonais, in zwei starken Großoktav-Bänden, mit einem chronologische und genealogische Tabellen und 16 Landkarten verschiedener Epochen enthaltenden Atlas, 1844 in Paris in der polnischen Buchhandlung und in Lille bei Van Acère erschienen. Nach geschehener Ankündigung dieses Werks haben wir gehofft, daß dasselbe ein ganz neues Produkt seyn werde, verschieden von den bereits vor mehreren Jahren von dem Verfasser in polnischer Sprache veröffentlichten einzelnen Abtheilungen der polnischen Geschichte. Wir waren dazu um so mehr berechtigt, als wir wußten, daß der gelehrte Verfasser zu einem umfassenderen Werke, während seiner langen literarischen Thätigkeit, nicht nur das reichhaltigste Material, aus dem er seine vielen ausgezeichneten Arbeiten antiquarischen, geschichtlichen, geographischen, numismatischen, genealogischen, juridischen, politischen, bibliographischen, kulturzuständlichen Inhalts (man sehe beiläufig die Rückseite des Titelblattes des dem vorliegenden Werke beigelegten Atlas, wo eine Anzahl dieser Arbeiten genannt wird, so wie das von uns oben über das erstere Werk Gesagte) gesammelt hat, sondern daß er auch bereits an die Bearbeitung eines polnischen Geschichtswerkes von größerem Maßstabe geschritten war. Wir erfahren aus einer Note des Verfassers im zweiten Bande vorliegenden Werkes „Considérations" S. 3, daß ihn darin nur seine gegenwärtige Lage in der Verbannung gehindert habe. Nun, wir danken von Herzen dem verehrten Forscher auch für das, was uns in dieser Ausgabe seiner Geschichte geboten wird. Denn dieselbe ist, trotzdem, daß sie ältere, bereits bekannte Arbeiten über einzelne Theile der polnischen Geschichte an einander reiht, zur Hälfte dennoch ein ganz neues Werk, indem darin eine bis jetzt nicht erschienene Abhandlung hinzutritt, und da auch die früheren Arbeiten vielfach vermehrt und mit inhaltsvollen Noten bereichert worden, so erhalten wir in dem Ganzen eine zwar gedrungene, aber so vollständige und gediegene Geschichte Polens, wie wir sie bis jetzt nicht gehabt haben und wie sie in dieser Art selten ein Volk besitzt. Das ganze Werk besteht nämlich aus vier Abtheilungen. Die erstere enthält einen Grundriß der polnischen Geschichte von den ältesten

Zeiten an bis auf den Untergang des Reichs, urſprünglich polniſch geſchrieben und mehrmals gedruckt, für die vorliegende franzöſiſche Ausgabe reichlich vermehrt. Die zweite enthält die Geſchichte von dem Untergange Polens an bis auf unſere Tage, worin beſonders der letzte Aufſtand behandelt wird, gleichfalls nach dem Polniſchen mitgetheilt, womit der erſte Band des Werkes ſchließt. Die dritte enthält die Geſchichte des Verfalls Polens, oder die Geſchichte der Theilungen, welche urſprünglich polniſch unter dem Titel: die Regierung des Königs Stanislaus Auguſt, erſchienen war und hier vollſtändig umgearbeitet erſcheint. Die vierte Abtheilung, an der der Verfaſſer ſeit mehreren Jahren gearbeitet, wohl der wichtigſte Theil des Werks, iſt urſprünglich franzöſiſch geſchrieben und erſcheint hier zum erſten Mal. Sie führt den Titel: Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple. Dieſe Abtheilung iſt gleichſam eine Philoſophie der polniſchen Geſchichte, worin beſonders das innere Leben des Volkes zur vollſtändigen Erſcheinung und Entwickelung kommt, wodurch denn die fürchterliche, aber unvermeidliche Kataſtrophe des Untergangs des Staats in ein Licht geſtellt wird, in dem ſie noch von Niemand betrachtet worden.

Es iſt nicht der Zweck dieſer bloßen Anzeige, das Werk näher zu beſprechen; wir wünſchen nur, daß es auch für das deutſche Publikum in deutſcher Sprache erſcheine, und zweifeln nicht, daß dieſe Ehre ihm zu Theil werden wird. Der Zeitgeiſt ſelbſt, der den Paß der abſtrakten Nationalität niederdrückt, verlangt es, daß man endlich aufhöre, mit Schmähworten oder burſchikoſem Gerede à la Arndt tragiſche Schickſale der Völker zu beſprechen. Vorliegendes Werk wird dazu das Seinige beitragen. C.

Holland.

Holländiſche Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

III. Nach der Schlacht.

(1658.)

Die blutige Schlacht vor Kronborg war geſchlagen und der letzte Donner der Geſchütze verhallt. Die ſchwediſchen Schiffe flüchteten einzeln dem gemeinſchaftlichen Sammelplatze zu, denn ſie fürchteten eine Verfolgung von Seiten der Holländer und glaubten, ſie auf dieſe Weiſe unwirkſam zu machen. Aber dieſe verhielten ſich ſtill; auch ihre Kräfte waren erſchöpft. Als ſie die beiden Flügel der Schweden geſprengt und das Centrum derſelben durchbrochen hatten, ließen ſie das gelbe Kreuz unangefochten der Küſte von Schoonen zuſteuern. Die Holländer ſetzten ihren Cours nach Kopenhagen, aber ſie vermochten dieſe Stadt an dem Tage nicht mehr zu erreichen; man ging im Schutze der Inſel Ween vor Anker.

Schon dämmerte der Abend ſtark herein. Am Bord des Admiralſchiffes waren die Capitaine zur ernſten Berathung verſammelt. Zwar hatte man geſiegt, aber dieſer Sieg hatte viel gekoſtet. Starke Havarie war gemacht worden, und die Mannſchaft arbeitete unausgeſetzt, um den gefährlichſten Schaden zu erſetzen. Herr van Waſſenaar hatte einen Schlachtenbericht an die Generalſtaaten entworfen und denſelben ſeinen Capitainen zur Unterſchrift vorgelegt; es war augenſcheinlich, daß eine Verſtärkung erbeten werden mußte, und am meiſten nothwendig war es, an die Stelle der gefallenen Admirale neue Befehlshaber zu ernennen. Einſtweilen bekleidete der Admiral den Capitain Jan Aldag mit der Würde eines Schout by Nacht und entließ dann, von Krankheit gefoltert, die Offiziere, die ihrerſeits an Bord ihrer Schiffe eilten, um die Intentionen des Admirals ſo viel als möglich fördern zu helfen.

Der Schout by Nacht, Jan Aldag, blieb vorerſt am Bord des Admiralſchiffes zurück, um von dort aus die Angelegenheiten der Flotte zu leiten. Er und der Flaggen-Capitain ſtanden auf dem Halbdeck in ernſter Unterredung beiſammen, als ſie durch einen dumpfhallenden Schuß geſtört wurden.

Eine Galiotbrigg von holländiſcher Bauart war im Anſegeln begriffen. Von ihrer Gaffel wehte die ſchwediſche Orlogsflagge, auf dem Bugſpriet die Flagge der Vereinigten Provinzen und von dem großen Topp eine weiße Parlamentairflagge. Alle dieſe Flaggen waren auf halber Stange gehißt. Nach Verlauf einer halben Minute fiel ein zweiter Schuß, und ſofort in Zwiſchenräumen von dreißig zu dreißig Sekunden.

„Das iſt ein ſeltſamer Anblick, Herr Schout by Nacht", ſagte der Flaggen-Capitain des Admiralſchiffes. „Habt Ihr jemals einen ſolchen Parlamentair geſehen? Freundes- und Feindesflagge wehen am Bord eines und deſſelben Schiffes, als Trauerſignale, und dazwiſchen hoch oben das Zeichen friedlicher Beſprechung."

„Allerdings ſeltſam genug!" entgegnete Jener. „Indeſſen müſſen wir für einen würdigen Empfang Sorge tragen. Wollt Ihr das gefälligſt einleiten, Herr Capitain? Und Ihr, Herr Lieutenant, geht und ſtattet Sr. Edelmögenden, Herrn van Waſſenaar, Bericht von dem, was Ihr ſeht."

Die Galiotbrigg ſteuerte unangefochten näher, und als ſie ſich ſeitlängs vom Admiralſchiff befand, braſte ſie ihre Segel back. Auf der Galerie derſelben erſchien der Befehlshaber derſelben, zur Seite einen holländiſchen Offizier, mit der Bitte um freies Geleit, da er eine Botſchaft Sr. Majeſtät des Königs von Schweden an den Oberbefehlshaber der holländiſchen Flotte auszurichten habe.

Das erbetene Geleit ward ohne Zögerung zugeſagt und dem Ober-Admiral die nöthige Meldung gemacht. Die Offiziere des Admiralſchiffes traten ſogleich zuſammen und geleiteten den Geſandten zu ihrem Führer.

„Entſchuldigt, Herr Admiral, den vielleicht nicht ganz angenehmen Beſuch eines Feindes kurz nach der Schlacht; mich ſendet Se. Majeſtät der König mit dieſer Botſchaft an Euch: „„Im wechſelnden Glücke der Schlacht iſt das Befehlshaberſchiff des rechten holländiſchen Flügels in meine Hände gefallen, ein Schiff, das von einem der edelſten Seehelden Hollands befehligt wurde. Als ein echter Held iſt er vor dieſem Unglücksfall geſtorben, mit Wunden bedeckt. Mein Herz iſt voll Freude über den einen Sieg, inmitten der allgemeinen Niederlage, aber ich bin weit entfernt, ein Schiff an mich reißen zu wollen, auf welchem einer von Hollands Helden ſtarb, und das ein Denkmal dieſer Nation bleiben muß. Empfangt es zurück und mit ihm die Leiche des Helden, würdig aufgeſtellt in der Staatskajüte. Es ſey den Holländern dies ein Beweis, daß ich den Krieg nicht gegen Einzelne führe, ſondern weil ich nicht anders kann. Am Bord befinden ſich alle die Offiziere und Matroſen, welche bei Gefangennehmung des Schiffes ſich auf demſelben befanden. Sie haben ihre Freiheit empfangen, nachdem ſie eidlich gelobten, in dieſem Kriege nicht mehr gegen mich zu dienen; mögen ſie ihren ehemaligen Führer in ſeine Heimat geleiten."" — „Dies", ſchloß der ſchwediſche Offizier, „ſind die Worte meines königlichen Herrn an Euch, und wenn Ihr beabſichtigt, dieſes Schiff mit ſeiner unſchätzbaren Laſt nach Holland zu ſenden, ſo nehmt dieſen Paß, der Euch überall, vor Kronborg, wie vor jedem ſchwediſchen Schiffe vorüber, die Wege öffnet und jeden nöthigen Beiſtand bietet; es iſt der Geleitsbrief eines edlen Königs."

Der Schwede hielt inne. Mit tiefer Bewegung hatten die Holländer das Geſchenk ihres königlichen Feindes empfangen. Der Geſandte kehrte am Bord einer Schaluppe, welche im Geleit der Galiotbrigg gekommen war, nach der ſchwediſchen Küſte zurück, und die geſammten niederländiſchen Schiffe ſenkten eine Trauerſalve ab.

Am anderen Morgen früh ſteuerte die Galiotbrigg nach der Richtung von Kronborg. Am Bord derſelben befanden ſich die Leichname der Vice-Admirale Cornelius de Witt und Pieter Floriſſon im Paradeſchmuck. Sie wurden in Holland mit tiefer Trauer empfangen und zu ihrer ewigen Ruheſtätte geleitet. Witt liegt in Rotterdam und Floriſſon in Horn; beides ſind Wallfahrtsſtätten für jeden echten niederländiſchen Seemann.

Die holländiſche Flotte war dagegen bei dem erſten Schimmer des Tages unter Segel gegangen und warf bald darauf ihre Anker vor Kopenhagen. Mit großer Freude ward ſie hier empfangen; man empfing ſie mit Kanonendonner, Trompetengeſchmetter und Jubelgeſchrei; es ward mit ſämmtlichen Glocken geläutet, und die Einwohner ſammelten ſich in zahlloſen Schaaren auf den Bollwerken und den Brücken; die Holme und die Zollbude waren mit Menſchen beſetzt.

Eine Staatsſchaluppe legte an den Bord des Admiralſchiffes. Ein kaiſerlicher Kammerherr lud den Herrn van Waſſenaar zu einem Beſuche bei Sr. Majeſtät dem Könige ein. Aber der Admiral befand ſich ſo krank, daß er ſeine Kajüte nicht verlaſſen konnte und ſich vielfach entſchuldigte, daß er dem königlichen Befehl nicht nachkommen könne. Nach zwei Stunden kehrte dieſelbe Schaluppe mit dem Könige zurück; Friedrich III. ſchenkte dem Repräſentanten ſeiner Bundesgenoſſen die Ehre ſeines königlichen Beſuches; er begrüßte die holländiſchen Offiziere mit höchſt gnädigen Worten und ſtellte ihnen dann ſeinen Admiral Bielke vor, der den Befehl habe, ſich morgen mit ſeinem Geſchwader der niederländiſchen Flotte zuzugeſellen und ihr in dieſen Gewäſſern, wo er ganz und gar zu Hauſe gehöre, als Führer zu dienen.

Am folgenden Tage ward dieſer Vorſatz ausgeführt, und kaum hatten die beiden Flotten ſich zuſammengefunden, als auch ein gemeinſchaftlicher Streifzug nach Landskrone, wo ſich die geſammte ſchwediſche Flotte befand, beliebt wurde.

Es fehlte nicht viel, ſo wäre es, trotz des glänzenden Empfanges, trotz des königlichen Beſuches und der vielen Freundſchafts-Verſicherungen, zum offenen Bruche zwiſchen Niederländern und Dänen gekommen, die doch dazu beſtimmt waren, für längere Zeit Verbündete zu bleiben. Admiral Bielke war ein eifriger, hitziger Herr, voll Feuer und Leben, dem es nur an Mitteln gefehlt hatte, etwas gegen Schweden zu unternehmen; jetzt, wo er ſeine Schiffe durch die holländiſche Hülfsmacht ſo anſehnlich verſtärkt ſah, hielt er ſich für unüberwindlich. Er drang darauf, augenblicklich nach Landskrone abzuſegeln und nicht eher von dort zu weichen, bis die ſchwediſche Flotte, ſo wie die Feſtung, das Eigenthum der Dänen geworden ſey. Und in der That, hätten die Holländer und die Dänen gemeinſam und eifrig dieſen Zweck verfolgt, es hätte ihnen gelingen müſſen; einer der wichtigſten befeſtigten Orte Schwedens wäre an Dänemark gekommen, die Flotte Karl Guſtav's vernichtet worden, und wer weiß, welche Wendung dieſer berühmte Nordiſche Krieg genommen hätte. Allein Bielke fand die Holländer nicht zu einem ſo entſcheidenden Schlage geneigt; ſein Eifer ſcheiterte an der übergroßen Beſonnenheit des Herrn van Waſſenaar. Entweder machte die Krankheit, woran er litt, dieſen Offizier für den Augenblick unfähig, die Wichtigkeit des Unternehmens zu begreifen, oder es widerſtrebte ſeiner Natur, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, oder er hatte geheime Inſtructionen, die ſeine Handlungsweiſe beſtimmten. Es hieß allgemein, wenn freilich die Holländer es am wenigſten hören wollten, es ſey den Generalſtaaten wenig Ernſt mit dem däniſchen Bündniß; ſie dächten nicht daran, die Schweden ganz und gar zu unterdrücken, vielmehr ſähen ſie es am liebſten, wenn zwiſchen den beiden nordiſchen Königen ein gewiſſes Gleichgewicht bleibe, da dies unbedingt für Holland den größten Nutzen haben müſſe. Hiernach konnte die Unterhandlung, welche die beiden Oberbefehlshaber der vereinigten Flotte gleich nach dem Lichten der Anker mit einander hatten, nicht von ſonderlichem Erfolge ſeyn, und man ſah ſich bei dem Schluſſe der Konferenz mit weit ungünſtigeren Augen an, als bei dem Beginn derſelben.

Unterdeſſen rückte die Flotte vor Landskrone und blokirte den Hafen einſtweilen. Man machte auch Miene, durch Einſenkung von Steinen und Schiffstrümmern die Mündung deſſelben zu verſtopfen, aber dieſe Arbeit wurde ſo mangelhaft und mit einer ſolchen Unkenntniß des Terrains betrieben, daß hiervon nicht der geringſte Erfolg erwartet werden durfte.

Der Schwedenkönig Karl Guſtav befand ſich auf ſeiner Flotte in Lands-

krone, als die Expedition der Dänen und Holländer vor der Mündung anlangte. Als der König die Meldung empfing, befand er sich gerade am Bord bei dem Admiral Wrangel, und mehrere fremde Herren bildeten seine Umgebung. Es herrschte ein dicker Nebel, so daß man kaum von einem Schiffe zum anderen deutlich sehen konnte, was auf dem Verdeck desselben vorging, und der König bezeigte nicht geringe Lust, seinen Feinden unerkannt einen Besuch abzustatten. Zwar erhoben die schwedischen Seeleute ihre Stimmen und suchten den König von diesem Gedanken abzubringen; aber Karl Gustav, der niemals eine persönliche Gefahr gefürchtet hatte, und dem man eine einmal gefaßte Idee nur schwer ausreden konnte, hörte nicht auf die Einwendungen seiner Offiziere, sondern wandte sich an seine ausländischen Gäste und fragte, was sie davon hielten.

Der Gesandte des deutschen Kaisers, Baron Thüring, neigte sich tief vor dem Könige und meinte, Seine Majestät werde sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen, die dem ganzen Norden zum dauernden Unheil gereichen könne, und der Botschafter des Protektors verbeugte sich stumm, auf den Baron deutend, zum Zeichen, daß er ihm beistimme; der französische Gesandte, Ritter Terlon, aber rief mit leichtem Sinn: „Ei nun, Ew. Majestät! Wenn Sie glauben, daß dieser Nebel ein eben so treuer Bundesgenosse Schwedens ist, als Frankreich, so können wir in seinem Schutze immer die Fahrt wagen."

„Das glaube ich", entgegnete der König rasch, „und nehme Eure Begleitung an. Laßt uns sehen, was wir erkunden."

Schnell war, zum Staunen der übrigen Gesandten und zum Schrecken aller guten Schweden, die bei diesem Wagniß ihres Königs zitterten, eine Schaluppe mit erlesenen schwedischen Matrosen bemannt, und diese flog auf die Rhede hinaus. Das Glück war ihrer Kühnheit hold; der Nebel stand fest wie eine Mauer und war so dicht, daß sie bereits gegen den Bug des ersten feindlichen Schiffes stießen, bevor sie dasselbe gewahrten.

„Wer da am Bug!" rief es vom Verdeck herunter.

Schnell besonnen nahm, auf einen Wink des Königs, der Quartiersmeister das Wort: „Armer Küstenfischer, der das Land nicht wiederfinden kann und nur durch Zufall in die Nähe Eures Schiffes gerathen ist."

„Ein Küstenfischer?" rief eine andere Stimme von oben herab. „He! haben schon lange Appetit auf ein Gericht guter Fische gehabt! Kommt seitlängs, Kerle! Wir wollen Euch gut bezahlen."

Der König gab einen Wink, und das Boot trieb rückwärts über sein Steuer. Die Holländer merkten die Bewegungen, die das Boot machte, und es erhob sich Tumult am Bord: „Das ist Verrath! Da unten sind Spione! Meldet es nach dem Halbdeck!"

Das schwedische Boot flog mit außerordentlicher Eile nach der entgegengesetzten Richtung und trieb bald darauf vor dem Spiegel eines zweiten holländischen Schiffes vorüber, nicht ohne für einen Augenblick bemerkt zu werden. So, bald rascher, bald langsamer vorwärts eilend, trieb das Königsboot längs einer großen Zahl der niederländischen Schiffe, und nur der König bewahrte seinen hohen Sinn, so daß er selbst in dieser eigenthümlichen Lage noch scherzen konnte; denn das erste Schiff hatte, zum Zeichen, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke war, seine Glocke angezogen; alle Schiffe folgten diesem Beispiel; das Geläute verstärkte sich mit jeder Minute, und auf allen Verdecken ward scharf ausgelugt.

In diesem Augenblicke änderte sich die Scene, und eine entschlossene Handlung eines Matrosen der holländisch-dänischen Flotte hätte dem nordischen Kriege sogleich ein Ende gemacht. Die Sonne brach sich Bahn in den oberen Regionen des Nebels; der Wind, der von seewärts her scharf auffrischte, kam ihr zur Hülfe, und in wenigen Minuten war der Himmel klar und heiter. Das Schwedenboot lag Angesichts der feindlichen Flotte, und der überraschende Wechsel der Witterung hatte die Schweden so verdonnert, daß sie vergaßen, die Ruder zu bewegen. Erst als auf den holländischen Schiffen die Soldaten nach ihren Gewehren griffen, als man Miene machte, die Böte vor den Fallreep zu ziehen, gewannen die Schweden ihre Besonnenheit wieder.

„Die Königsjagd beginnt", sagte Karl Gustav. „Wie wäre es, Herr Abgesandter, wenn eine jener Kugeln mich träfe?"

„Königlicher Herr!" rief der Ritter von Terlon, „Frankreich ist die natürliche Brustwehr seiner Freunde! Die holländischen Jäger würden mich bei dem Leichnam des Löwen treffen."

„Diesmal nicht!" entgegnete der König, dem Franzosen die Hand schüttelnd. „Seyd gewiß, Ihr werdet noch Gelegenheit haben, in Euren glänzenden Schlössern zu Versailles und Trianon von dieser Löwenjagd zu erzählen; aber daß Alles nur, weil die Holländer schlafen, wo sie wachen sollten. Da ist Landskrone."

Und in diesem Augenblicke befand sich das Königsboot unter dem Schutze der schwedischen Kanonen.

Java.

Der frühere und der jetzige Gottesdienst auf Java.

II. Muhammedanismus und Christenthum.

(Schluß.)

Auffallend ist es, wenn man sieht, wie die Eingebornen Java's einem jeden Araber, sey er auch noch so geringen Standes, mehr Ehrfurcht erzeigen, als allen anderen Nationen; während der Europäer sich mit der einfachen Begrüßung tabé tuwan (sey gegrüßt, Herr) und der Chinese, selbst die reichsten und angesehensten, sich mit einem tabé keh (keh ist eine Art Spitzname, welcher den Chinesen auf Java zu Theil wird) begnügen müssen, küssen sie den Arabern, wie den Großen ihres eigenen Volkes, unter einer tiefen Verbeugung die Hände und begrüßen sie mit den arabischen Worten: Salem aleikum (Friede sey mit Dir).

Die vorerwähnten zwei kleinen Gemeinden, welche einem älteren Gottesdienst treu geblieben sind, sind die Bewohner des Distriktes Passaruan Tenger im östlichen Theile Java's und die eines abgelegenen Theiles der Provinz Bantam im westlichen. — Beide bewohnen die höchsten und abgelegensten Dörfer der Gebirgsketten, welche sich durch die erwähnten Distrikte hinziehen. Selten verirrt sich der Fuß eines Europäers in jene Gegenden, und ist vielleicht diese gänzliche Abgeschlossenheit ihres Aufenthalts die Ursache gewesen, welche die Ausbreitung des Muhammedanismus in diesen Gegenden gehindert hat. — Erstgenannte bewohnen 16 kleine Dessa's oder Dörfer und belaufen sich auf ungefähr 1400 Seelen. Sie beten das Feuer an als Sinnbild der erzeugenden Kraft und sind in vieler Hinsicht den altpatriarchalischen Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren treu geblieben. Man weiß sich keines Beispiels zu erinnern, daß einer von ihnen wegen eines Vergehens vor Gericht gestanden hätte. Sie unterscheiden sich in vieler Hinsicht von den übrigen Bewohnern Java's. Ihre Dessa's erheben sich amphitheatralisch auf den Abhängen der Berge und sind nie, wie die der Javanesen, von Bäumen beschattet. Sie wohnen in Häusern von hölzernen Planken, da der indische Bambus auf diesen hohen Gebirgsplateaus nicht mehr fortkommt. Ihre Priester heißen Dukun's, während in anderen Gegenden dieses Wort einen Doktor bezeichnet. In ihnen lebt der ursprüngliche alte Gottesdienst fort, den sie den Kindern der Bevölkerung lehren. Man behauptet, daß sie ihre Todten erst zum Schein zur Erde bestatten, sie jedoch nachher wieder ausgraben und unter gewissen feierlichen Ceremonien in tiefe Abgründe stürzen, obgleich man noch nie Gewißheit darüber hat erlangen können.

Die Bewohner der Provinz Bantam, deren oben erwähnt ist, heißen Bedouls — ihre Zahl soll noch geringer seyn. — Ihre Dörfer liegen zwischen Waldung und Felsen so versteckt, und sie sind mit ihren Gebräuchen und religiösen Ceremonien so zurückhaltend, daß man noch sehr wenig über ihre Religion weiß und nur die Gewißheit hat, daß sie keine Muhammedaner sind.

Für die Ausbreitung der christlichen Lehre unter den Eingebornen wird auf Java nichts gethan, da es durchaus nicht mit der Politik der holländischen Regierung übereinstimmt, durch Verbreitung unserer Religion eine Umwälzung der Ideen der javanischen Bevölkerung ins Leben zu rufen. — Missionaire werden daher auf Java nur auf Batavia zugelassen — diesen Ort dürfen sie nicht verlassen, und jede Verbindung mit dem Innern bleibt ihnen abgeschlossen. Auf Batavia beschränkt sich ihr Wirkungskreis ausschließlich auf die chinesische Bevölkerung und die sogenannten Portugiesen, d. h. auf die Nachkommen dieser Nation aus früheren Jahrhunderten, die sich jedoch seit jener Zeit dergestalt mit den Eingebornen vermischt haben, daß sie beinahe auf derselben Stufe mit diesen stehen. — Auch ist bis jetzt nur von Seiten der Engländer, durch den verdienstlichen Herrn Medhurst, der in Europa durch sein gediegenes Werk über China (China, its state of prospects) rühmlich bekannt ist, etwas in dieser Hinsicht gethan worden. Dieser Herr hat verschiedene Jahre auf Batavia gelebt und unter Anderem eine Schule für chinesische Kinder gegründet, welche zum Zweck hatte, auf diese Weise allmälig dem Christenthum Eingang bei dieser Nation zu verschaffen, und so viel bis jetzt von den Resultaten dieses Unternehmens bekannt ist, sind sie in jeder Hinsicht befriedigend. Herr Medhurst ist zwar kürzlich nach China zurückgekehrt, wo sich seinen Bemühungen ein so unendlich viel größeres Feld darbietet — jedoch werden die auf Batavia angefangenen Versuche durch seinen Nachfolger mit Eifer fortgesetzt.

Die vorher erwähnten Portugiesen sind beinahe alle schon seit längerer Zeit Christen und erhalten durch die von der Regierung angestellten holländischen Prediger Religions-Unterricht in malayischer Sprache, denn sie verstehen keine andere. Auch wird jeden Sonntag in malayischer Sprache für sie gepredigt. Was aber die 6—7 Millionen Javanesen betrifft, welche auf dieser Insel größtentheils glücklich und zufrieden leben, so ist noch nie ein Versuch gemacht worden, das Christenthum bei ihnen einzuführen, und es wird auch mit Zustimmung der holländischen Regierung gewiß in langen Jahren noch nicht geschehen. — Dessenungeachtet fiel mir schon vor einigen Jahren eine deutsche Zeitung (ich erinnere mich nicht, welche) auf Batavia in die Hände, worin ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine Mittheilung über Java las, welche behauptete, daß man auf dieser Insel eifrig beschäftigt wäre, den Eingebornen das Christenthum zu predigen; daß die Sultane von Suracarta und Djocjocarta im Stillen der christlichen Lehre sehr geneigt wären, und daß, im Fall ihres Uebertrittes, die ganze Bevölkerung folgen würde; in Tjilatjap (einem Ort auf der südlichen Küste Java's) sey man mit dem Bau verschiedener christlicher Kirchen beschäftigt u. s. w.

Wenn man nun solche der Wahrheit gänzlich widersprechende Berichte liest, womit einige deutsche Blätter ans Licht treten, dann wird es schwer, sich die Beweggründe zu erklären, welche solchen Artikeln das Daseyn geben. Zu gleicher Zeit aber können wir nur bedauern, daß solche Mittheilungen stets namenlos bleiben und die Redactionen jener Blätter nicht etwas mehr nach der Glaubwürdigkeit ihrer Quellen forschen. G. Kinder.

Brasilien.

Brasilien im Jahre 1844.

II. Ein Ausflug in das Innere.*)

Ich beeilte mich, bald Brasilien auf andere Weise kennen zu lernen, als durch die Umgebungen von Rio-Janeiro. Ich muß den Brasilianern die Ge-

*) Vgl. Nr. 96 des Magazins.

rechtigkeit widerfahren lassen, daß sie wirklich großen Eifer zeigen, um den Europäern eine Reise in das Innere ihrer Provinzen zu erleichtern. Es wäre ungerecht, unter die natürlichen Hindernisse einer solchen Exkursion auch noch den bösen Willen der Bewohner zu rechnen.

Man gab mir Empfehlungsbriefe an die Gutsbesitzer, deren Wohnungen sich auf meinem Wege fanden; der Kaiser selbst bewilligte mir auf Ansuchen des französischen Gesandten einen Reichspaß, welcher mir den Schutz und die Unterstützung aller Behörden des Landes zusicherte. Die Brasilianer, mit welchen ich während meines Aufenthalts in der Hauptstadt Umgang gepflogen hatte, suchten alle mich von meiner Reise zurückzuhalten, die sie für unmöglich hielten; als sie aber einmal meinen festen Entschluß kannten, suchten sie nur die Erfüllung meiner Wünsche zu erleichtern. Das gänzliche Fehlen der Gasthäuser, die Entfernungen der Wohnungen von einander, die Nothwendigkeit, Pferde und Maulthiere zu kaufen, um die Schwerfälligkeit der Karawanen zu vermeiden, welche täglich nur 2—3 Meilen zurücklegen — das sind hier nur leichte Unbequemlichkeiten.

Man muß sich, wie im Orient, mit Allem versehen; man muß Bett, Küche, Vorräthe aller Art mit sich führen und nicht auf die Vendas rechnen, welche man zuweilen auf seinen Wegen antrifft. Außerdem muß man große Sorgfalt auf die Wahl der Führer anwenden; es genügt nicht, daß sie die Wege kennen, sie müssen außerdem auch Sorge für die Pferde tragen und sie des Nachts bewachen, damit sie sich nicht zu weit vom Lager verlaufen.

Ein guter Führer muß beschlagen können, den verwundeten Pferden zur Ader lassen, ja selbst die Packsättel ausflicken; die Mulatten sind durch ihre Thätigkeit und Gelehrigkeit vorzüglich geeignet, diese verschiedenen Bedingungen zu erfüllen; weniger träge und lässig als die Neger, verstehen sie die Befehle und führen sie aus, ohne daß man nöthig hat, sie zu wiederholen. Die Neger gehen gewöhnlich neben den Maulthieren zu Fuß, während ein guter mulattischer Camarada fast immer reitet.

Meine Karawane bestand aus sechs Pferden oder Maulthieren, eines für mein Gepäck, ein zweites für meinen Bedienten, die anderen für mich, für einen der Führer und für den Nothfall; denn wenn ein Thier sich im Laufe der Reise beschädigt, ist es selbst für vieles Geld höchst schwierig, ein anderes zu bekommen. Alle Pferde und Maulthiere kommen aus der Provinz San-Paulo, und je mehr man sich dem Innern des Landes nähert, desto mehr steigen sie im Werthe.

Oiro-Preto, Hauptort der Provinz Minas-Geraës, war die erste Stadt von Bedeutung, wo ich rechnen konnte, mich nach meiner Abreise von Rio-Janeiro aufzuhalten. Die Reise nach Oiro-Preto und der Aufenthalt in dieser Stadt mußten mir Gelegenheit darbieten, aus mehr als einem Gesichtspunkt die Lage des Landes zu beurtheilen, was ich nur unvollkommen zu Rio-Janeiro hatte thun können; ich hatte also Eile, mich auf den Weg zu machen. Ich benutzte die See-Brise, um mich in einem großen bedeckten Boot einzuschiffen, welches mich nach Porto-d'Estrella führen sollte; der Wind wehte gewaltig, und die zahlreichen Inseln der Bai entschwanden reißend schnell meinen Augen, bald war die Kirche San-Theresa nur ein schwarzer Punkt am Horizont. Vollkommen übergab ich mich jetzt dem Reiseleben, und doch war ich vielleicht zum erstenmale zweifelhaft, ob es möglich sey, mein Ziel zu erreichen; die Wege sind nicht sicher, und in diesem Lande, wo keine Gerechtigkeit existirt, kann ein Reisender leicht und unbestraft ermordet werden.

Ich fuhr am Gobernador und Paqueta vorbei, welche den Einwohnern von Rio zum Stelldichein für ihre Lustpartieen dienen. Die Brise nahm ab, als ich in den kleinen Fluß Inhumirim einfuhr; wir mußten mit dem Ruder weiter zu kommen suchen, die sumpfigen Ufer ließen keine Landung zu, und nach dreistündiger Anstrengung landete ich in Porto-d'Estrella, welches aus einer langen Straße von 200 niedrigen, schlecht gebauten Häusern besteht. Diese kleine Stadt liegt am Zusammenfluß des Inhumirim und des Saracuruna und ist der Stapelplatz für alle Waaren, die aus der Provinz Minas ausgeführt werden. Die vorzüglichsten dieser Handels-Artikel sind Baumwolle, Zucker und Kaffee. Auf dem Rückwege bringen die Karawanen Wein, Oel, Baumwollenzeug, Tuche, Hüte, kurz alle europäische Produkte mit, welche man für Brasiliens Gold und Diamanten nach Rio schickt. Die Lage von Estrella macht diese Stadt zu einem recht besuchten Handelsplatz; indessen giebt es daselbst nur einige Magazine, welche den Bedürfnissen der Provinz-Bewohner genügen, die sich nicht nach Rio begeben können und hier kaufen müssen, was für ihre Reise und Familie nothwendig ist.

Ich übernachtete bei einem alten Handelsherrn, welcher das schönste Haus in Porto-d'Estrella besitzt, das einzige mit zwei Stockwerken. Ich durfte mich nicht zu Bett legen, ehe ich alle seine Geschichten von den mehr oder weniger berühmten Reisenden angehört hatte, die in dem Bette geruht hatten, das ich zur Nacht einnehmen sollte. Mein Wirth, der beinahe 60 Jahr alt war, warf zuweilen die Namen bunt durch einander; vergebens fragte ich ihn über einige Gegenstände der Umgegend, er kam immer auf sein Lieblings-Thema zurück; ich hätte lieber weniger Erinnerungen und eine bessere Mahlzeit gehabt. Mehr als einmal habe ich die Gastfreundschaft der Brasilianer, welche sie so freigebig bewilligen, verflucht; es ist wahr, man ist der Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten nicht ausgesetzt, doch wird man genöthigt, sich lästigen ceremoniösen Formen zu unterwerfen. Man muß plaudern oder zuhören, wenn man lieber schlafen möchte; man wird mit Fragen über das Ziel der Reise gequält, über die Meinung, die man von Brasilien hat, und dergleichen mehr, und dabei muß man noch ein fatales hartes Portugiesisch sprechen. So wird die Gastfreundschaft eine Unbequemlichkeit, und man vertauscht häufig seine Freiheit gegen ein sehr zweifelhaftes Wohlseyn. Die erbärmlichste französische oder deutsche Dorfherberge bietet mehr Bequemlichkeit dar, als die Wohnung eines reichen Brasilianers, der in der Mitte seiner Sklaven und seiner Heerden lebt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ausstellungen an der Ausstellung. Es sind die Einrichtungen und Vorzüge der deutschen Gewerbe-Ausstellung von der Presse so bereitwillig und einmüthig anerkannt worden, daß an der Zeitgemäßheit des Gedankens selbst, so wie an der Trefflichkeit seiner Ausführung, gewiß nicht gezweifelt werden kann. Wenn hier und da auch kleine Erinnerungen und Ausstellungen gemacht werden, so trifft es gewiß weniger den guten Willen der leitenden Kommission, deren Mitglieder zum größten Theil aus Fabrikanten und Gewerbtreibenden selbst bestehen, als die Mängel, die nothwendig mit jedem derartigen, in größerem Maßstab gemachten ersten Versuch verbunden seyn mußten.*) Zu diesen Mängeln gehört denn unter Anderem die Anordnung des Katalogs, die nichts weniger als übersichtlich ist, indem darin nur die Länder und Städte — was in einem angehängten Register hätte geschehen können — nicht aber die Productions- und Fabricationszweige neben einander gestellt und rubrizirt sind. Zwar ist in der Ausstellung selbst das Gleichartige möglichst beisammen, aber eine Uebersicht ist doch nur durch den Katalog zu gewinnen, der überdies in zwei gesonderten Abtheilungen erschienen, von denen leider die letzte auch am funfzehnten Tage der Ausstellung an der Kasse noch nicht zu haben war.

Ferner ist von denjenigen, welche die letzte Pariser Ausstellung gesehen, bemerkt worden, daß man dort noch ganz anders als hier zur Orientirung und Belehrung des Publikums verfahren. Viele ausgestellte Sachen reden zwar für sich selbst und bedürfen keines Kommentars; bei einigen haben es auch die Anfertiger an geschriebenen oder gedruckten Hinweisungen nicht fehlen lassen; ein sehr großer Theil aber, namentlich der im untereren Raume aufgestellten Maschinen, so wie der größeren und komplizirteren Gegenstände überhaupt, ist bei der Kürze, deren sich der Katalog befleißigt, der nicht einmal die Preise der käuflichen Sachen angiebt, dem Laien entweder unauffindbar oder unverständlich. In Paris war dafür gesorgt, daß jeder Gegenstand dieser Art seinen Nachweiser und Erklärer hatte; entweder ein Knabe, oder sonst Jemand, der von den Fabrikanten dazu bestellt war, öffnete, zeigte, setzte in Bewegung und explizirte. Sogar das Feuer war, wo seine Einwirkung sichtbar gemacht werden sollte, an einigen Stellen durch eine künstliche Kohlengluth veranschaulicht, und an einem Kochherde — wie auch in Berlin ein sehr kunstreicher, aber höchst verschlossener, aufgestellt ist — drehten sich die Bratenwender, und aus den nachgeahmten Schmorstücken tropfte das künstlich eingelassene Fett. Was ist nun in Berlin zur Erklärung der vielen stummen Meisterstücke geschehen? So viel wie gar nichts! Zwar heißt es, sowohl das dienende Aufsichts-Personal als die Herren Mitglieder der Ausstellungs-Kommission seyen überall gern bereit, Aufklärungen zu geben, aber die Herren mit der schwarzweißen Armbinde sind erstlich nicht immer leicht aufzufinden; zweitens ist solchem Herrn, und sey er noch so galant und human, wohl kaum zuzumuthen, dieselbe Explication vielleicht hundertmal täglich zu wiederholen, und drittens endlich — wissen diese Herren, wenn sie auch Männer vom Fach sind, doch unmöglich alle Einzelnheiten anzugeben, die nur dem Anfertiger selbst oder einem von ihm speziell Beauftragten bekannt sind. Und was das dienende Personal betrifft, so scheint dasselbe noch weit davon entfernt, an Höflichkeit und Freundlichkeit seinen Kollegen in Paris zu gleichen. Wir haben selbst gesehen, wie einer dieser Leute sich sehr ungern und zuletzt auch nur halb entschloß, einem allgemein geachteten und als human bekannten Manne behülflich zu seyn, der einigen Damen einen Stuhl zeigen wollte, welcher in eine Blumen-Terrasse zu verwandeln ist. Doch das sind, wie gesagt, kleine Mängel, die bei den Schwierigkeiten der ersten Ausführung eines so großartigen Werkes gewiß nicht den Leitern des Unternehmens zur Last zu legen sind. Weniger zu rechtfertigen möchte es dagegen seyn, wenn auch ferner, nachdem die nachträglich angekündigten Sendungen eingegangen und also Alles aufgestellt ist, bloß um des Abstaubens halber, das ja in den Morgen- und Abendstunden geschehen könnte, die Ausstellung in jeder Woche einen ganzen Tag geschlossen bleibt. Fremden namentlich kann diese Einrichtung eben so störend als nachtheilig seyn. Es waren am vorigen Montag einige unserer Bekannten aus Leipzig ausdrücklich hierher gekommen, um am Dienstag die Ausstellung zu sehen und am Mittwoch früh auf der Eisenbahn wieder abzureisen. Aber der Mensch denkt und die Ausstellungs-Kommission lenkt: am Dienstag war Alles verschlossen, und so mußten unsere Freunde, die zufällig weder die Spenersche noch die Vossische Zeitung halten, in denen der Dienstag als mardi-maigre angezeigt war, einen Regentag länger in Berlin zubringen und darüber in Leipzig ihre Geschäfte versäumen.

*) Die vor zwei Jahren in Mainz stattgefundene Ausstellung hatte zwar auch die Bestimmung, eine allgemeine deutsche zu seyn, doch sind bei den beschränkten Mitteln, die dort zu Gebot standen, auch viel geringere Anforderungen gemacht worden, als an die jetzige Ausstellung, die unter den Auspizien der mächtigsten Regierung des Zollvereins zu Stande kam.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 5. September 1844.

Frankreich.

Die Popularität Jasmin's, des Wiederherstellers der Poesie der Troubadours.

Die Völker des Nordens kennen nur wenig die Macht, zu welcher der Vortrag die Poesie erhebt. Ihre Sprachen sind klanglos und starr; sie sprechen mehr zum Verstand und zum Geist, als zum Ohr und zur Phantasie. Der Süden dagegen, wo Alles strahlt und klingt, strebt in seiner Sprache nach musikalischer Wirkung. Diese Wirkung beschränkt sich aber nicht auf das Ohr, wie man gewöhnlich glaubt; sie hat, wie die Musik, mit der Seele eine gewisse Verwandtschaft, welcher der Dichter nur zu Hülfe zu kommen braucht, um den poetischen Eindruck hervorzubringen.

Diejenigen irren sich, welche behaupten, die Poesie müsse gesungen werden, um ihre ursprüngliche Macht wieder zu gewinnen: sie braucht nur gesprochen zu werden; denn die Worte haben schon in ihrem eigenen Klang einen Ausdruck, der nichts mit dem Ausdruck gemein hat, den die Musik durch die Anordnung und Combination der Töne erreicht. Daher hat auch die Musik dem Verständniß der Lieder Béranger's mehr geschadet, als zu ihrer Popularität beigetragen. Wenn man durch das Ohr die Massen für die Poesie gewinnt, so geschieht es sicherlich nicht, indem man die Musik, die schon in den Worten selbst liegen sollte, erst in die Verse hineinträgt; denn dann fesseln die Töne die Aufmerksamkeit, die sich auf die Worte richten sollte.

Der Dichter muß, wenn er eine vollständige poetische Wirkung erreichen will, ein Auditorium haben. Um zu wissen, wie viel ein Gedicht durch die Declamation gewinnen kann, muß man Jasmin gehört haben. Jasmin selbst ist sich dieser Wirkung bewußt und weiß sie zu benutzen. Seine beiden Lyedichte, Abuglo und Françounetto, sind zwar nicht improvisirt, aber sie sind von vorn herein für den mündlichen Vortrag eingerichtet. Es ist namentlich im „Abuglo" eine Verschlingung von Maßen und eine Mannigfaltigkeit von Rhythmen, welche diesem Gedicht einen Ausdruck und eine Körperlichkeit geben, die selbst für diejenigen, welche die Verse hören, aber die Sprache nicht verstehen, erkennbar sind. Der materielle Zuschnitt der Phrasen ist von der Art, daß er Schritt für Schritt allen Bewegungen der Leidenschaft folgt, so weit es der menschlichen Stimme möglich ist, sie auszudrücken. So werden die Klagen der jungen Blinden im zweiten Gesang des Gedichts immer eine tiefe Rührung hervorbringen, der man zwar bei der Lektüre, aber nicht beim Hören entgehen kann.

Eben so besitzt Jasmin im höchsten Grade die Kunst der Phrasen durch Exclamation, die für die geschriebene Poesie unnütz sind, womit aber der Improvisator und der dramatische Dichter so viel wirken kann. Gerade diese Exclamations-Phrasen sind es, die einer Ode von ihm an den König eine unwiderstehliche Kraft geben.

Jasmin's Hauptverdienst ist es also, daß er instinktmäßig zu den großen Traditionen wahrer Volkspoesie zurückgekehrt ist. Dazu kommt noch die Empfänglichkeit, die er in der Bevölkerung findet. Es ist eine wunderbar organisirte Bevölkerung, diese Bevölkerung des südlichen Frankreichs. Die Sonne sendet ihr ihre ganze Gluth, die Erde überschüttet sie mit allen ihren Wohlthaten. Glückliches Klima, wo die Arbeit für den Menschen weniger eine Nothwendigkeit als eine Zerstreuung zu seyn scheint! Die Menge liebt hier das Leben in freier Luft: beim geringsten Aufruf ergießt sie sich nach außen, froh ihres Daseyns und der Bewegung. Aus jeder Manifestation ihres Daseyns macht sie ein Fest. Wenn die Zeit der Aernte oder der Weinlese kommt, ladet man sich durch Gesänge ein und verhüllt die Arbeit unter Spielen und Tänzen; man entledigt sich nicht der Arbeit wie einer Last, man feiert sie, indem man sie durch ein Fest heiligt. Um etwas Unmögliches zu bezeichnen, sagt man dort: „Wer wird während des Festes zu Hause bleiben?" Man dürfte nicht daran denken, in diesen belebten Gegenden den Pomp des katholischen Kultus, die läutenden Glocken, die sich entfaltenden Banner, den Glanz der Prozessionen zu unterdrücken. Alles, was die Gestalt eines Schauspiels annimmt, hat eine unwiderstehliche Macht für diese durchaus heidnischen Phantasieen, und Alles, was ein Zusammenströmen der Menge veranlaßt, wird für sie ein Gegenstand des Festes. Indem sich die Menge um den Sänger auf der Straße sammelt, verwandelt sie ihn zuweilen in einen wahren Künstler: so fruchtbar ist die Begeisterung, die beseelt und die sie weiter fortpflanzt. Alle Unterschiede des Ranges und der Erziehung, die überall anderswo so zurückstoßend sind, gehen hier unter in diesem gemeinschaftlichen Daseyn, und andererseits liegt in diesem Rausch, der so lebendig von der Masse auf das Individuum übergeht, Etwas, was die niedrigen und gemeinen Instinkte unterdrückt, um nur die edeln Seiten der menschlichen Natur hervortreten zu lassen.

Diese enthusiastischen Bevölkerungen sind es, an die Jasmin sich wendet, und seit bald zehn Jahren werden sie nicht müde, ihn zu hören. Es ist wahr, daß Jasmin alle Eigenschaften besitzt, durch welche ein Künstler Alles über die Masse vermag. Seine Physiognomie ist frei und offen, und sein lebendiger Blick giebt ihr eine Beweglichkeit des Ausdrucks, die im Stande ist, die entgegengesetztesten Gefühle der Seele wiederzuspiegeln. Sein Accent, seine Geberde und sein Vortrag stehen in solcher Harmonie, daß jedes Detail der Declamation wie ein Gemälde hervortritt. So gelingt es Jamin, der Erzählung das ganze Leben der scenischen Darstellung zu geben, und wir kennen keinen lebenden Schauspieler, der ihm an die Seite gesetzt zu werden verdiente.

Wir sahen sechstausend Blicke drei Stunden lang fortwährend auf einen einzigen Menschen gerichtet. Von dieser ganzen Menge hörte man nur Ein Schluchzen oder Ein schallendes Lachen. Diese Herrschaft des Dichters über alle Individuen, welche die Versammlung bilden, ist unwiderstehlich, so lange die Sitzung dauert. Die Thränen fließen aus den gerührten Augen, der Mund bleibt offen, das Lächeln bildet sich auf den Lippen, und Niemand hat ein Bewußtseyn davon. Der Dichter giebt sich dieser Menge eben so ganz hin, als sie ihm. Die, welche einmal an diesem Schauspiel Theil genommen, können es nicht vergessen. Was uns dabei am meisten hingerissen hat, ist weder die Poesie, noch der Rhapsode, sondern das Publikum, und wir sagten uns: „Glücklich, dreimal glücklich der Dichter, dem es wie Jasmin vergönnt wäre, für seine erschöpfte Muse die göttliche Quelle wiederzufinden, an welcher der Poet von Agen die seinige gestärkt hat!"

Dieses sympathetische Medium, das Jasmin gefunden hat und in welchem allein die Poesie gedeihen kann, dieses ist es in der That, was unseren Dichtern fehlt. Die Muse hat nicht in sich alle Reize, welche die Phantasie ihr leiht, und sehr oft findet sich der Heerd der Poesie gerade außerhalb des Dichters. Selbst der Musiker, kann er je so viel durch die Musik ausdrücken, als die Menge darin findet? Die Mythologie, diese fleischgewordene Poesie, verdanken wir sie den Dichtern oder nicht vielmehr dem gesammten Griechenland, das für alles Poetische so trefflich organisirt war? Man suche nur ein Volk, das sich von Geschlecht zu Geschlecht an den eigenen Erinnerungen seiner Geschichte begeistert und die Tradition derselben durch Symbolisirung in Aller Gedächtniß verewigt, und man wird gewiß auch mitten in diesem Volk einen Rhapsoden wie Homer finden, der aus diesem wunderbaren Cyklus von Erinnerungen die epische Begeisterung schöpfen wird, oder einen tragischen Dichter, der, wie Aeschylus und Sophokles, alle merkwürdigen Katastrophen, die sich dieses Volk seit Jahrhunderten zu erzählen gewohnt ist, auf die Bühne bringt.

Es war sein eigenes Genie, was Griechenland bewunderte, als es den von seinem Hauch befruchteten Dichtern Beifall klatschte: was bei einer Theater-Vorstellung das Merkwürdigste war, das war nicht jene Poesie, die wir heute noch in den alten Tragikern bewundern, das waren die dreißigtausend Zuschauer auf den Stufen, die sich wie ein Mann bei jedem Vers erhoben, als hätte jeder dieser Verse für diese zarten und reinen Organisationen die Macht eines elektrischen Funkens gehabt.

Man könnte sich noch in Athen glauben, wenn man die südlichen Bevölkerungen sich diesem edlen Kunst-Enthusiasmus hingeben sieht, dem heutzutage fast überall die Masse fremd geworden ist. Jenes Interesse zeigt sich nicht bloß für Jasmin, sondern für alle Künstler, und wir sahen, wie einfache Handwerker in den Sommernächten die ganze Bevölkerung einer Stadt nach sich zogen, während sie mit großer Gewalt und Präzision einige Chöre Rossini's oder Méhul's sangen.

Seit ziemlich langer Zeit war das Patois, trotz der großen Hülfsquellen, die es der Poesie bietet, von ihr vernachlässigt worden und diente nur noch zu den groben Bedürfnissen des Lebens. Jasmin ist der Erste in diesem Jahrhundert, der eine seltene poetische Begabung im Dienst des vernachlässigten Patois verwandt hat. Der dankbare Süden hat ihn dafür belohnt, indem er beständig die Liebe zum Idiom auf den Dichter übertrug. Das Patois ist überdies nicht bloß die Sprache des Volkes, sondern es wird im südlichen Frankreich von allen Klassen gesprochen. So haben die Worte, die Jasmin mit so viel Kunst und Grazie außerhalb des gewöhnlichen Gebrauchs anzuwenden weiß, für seine Zuhörer eine Macht des Ausdrucks erlangt, an die der Dichter nicht immer gedacht hatte; sie erschienen ihrer Phantasie wie eben so viele Gemälde oder Erinnerungen. Man begrüßte sie mit gleichem Entzücken, wie Jean Jacques in fremdem Lande das vielgeliebte Singgrün, das ihn an seine Kindheit und sein Vaterland erinnerte.

Jasmin ist ein wahrer Dichter, aber er verdankt mehr dem Patois als dieses ihm. Auch glauben wir, daß er sich darum vorzüglich für den Dialekt entschieden hat, weil die Kenntniß der französischen Sprache ihm gewisse Studien aufgelegt hätte, die seine Lage ihm nicht zu machen erlaubte, während das Patois der Kritik nicht Rede zu stehen brauchte. Doch jede Sprache hat, wenn auch keine geschriebene Regeln, doch immer ihre Logik und ihre natürlichen Gesetze, und man darf daher den Schriftsteller fragen, ob er den speziellen Genius, unter dessen Wirken die Bildung jedes Idioms vor sich ging, begriffen hat.

Jasmin hat einige französische Poesieen geschrieben, die bald an der Mangelhaftigkeit, bald an einer unglücklichen Verwegenheit des Ausdrucks leiden. In dieselben Fehler verfällt er oft auch im Dialekt. Jasmin kann sich keinen geprüften Meister im Patois nennen. So pflegt er, statt dem gascognischen Wort den metaphorischen Sinn, der gewöhnlich in seiner Wurzel liegt, zu erhalten, die Metapher ist die Phrase zu verlegen: dieses Verfahren verleitet seinen Styl zu gewagten Vergleichungen und bringt eine unvermeidliche Verwirrung in die Form und die Composition, indem es Phrase und Wort mit einander in Widerspruch setzt. So sagt er, um nur ein Beispiel anzuführen:

Toutz la laïrabon, l'adourabon,
Coum' un prestè adoro la croutz.

„Alle betrachteten sie (Françounetto) und beteten sie an, wie ein Priester das Kreuz anbetet." Würde er sich nicht dem Geist des Patois mehr genähert haben, wenn er, wie Goudouli, gesagt hätte: Toutz li fazèn l'alèto. Fa l'alèto ist ein metaphorischer Ausdruck, wie es deren so viele in den südlichen Dialekten giebt, und heißt: „die Flügel schlagen", faire l'amour, wie der Tauber, dessen ganzes Gefieder sich bei der Annäherung der Taube bewegt.

Wir könnten Jasmin noch viele solche Ausstellungen im Einzelnen machen: so bedient er sich ohne Unterschied desselben Wortes für das Aktivum und das Neutrum, für die Sache und das lebendige Wesen. S'enhartà, „sich erheben", braucht er bald für die Statue, die man errichtet, bald für den auffliegenden Adler, statt in dem letzteren Fall s'enaïra zu sagen.

Die glänzendste Eigenschaft der Jasminschen Verse ist die Verbindung der wohlklingendsten und süßesten Worte des Patois. Die Romanze Françounetto's:

Paribolò' pastouré,
Sérénó al cò dè glax, u. s. w.

ist das Entzückendste, was man hören kann. Aber was würde der Uebersetzung von dem mehr musikalischen als poetischen Reiz dieser Romanze übrig bleiben?

In einer vor der Akademie von Agen gehaltenen Rede hatte Herr Dumon, der gegenwärtige Minister, den nahen Untergang des Patois vorhergesagt. Jasmin antwortete auf diese Rede mit einer Epistel, in der er sehr beredt für die Unsterblichkeit einer Sprache eifert, auf welcher die Unsterblichkeit seiner Muse beruht. Wie dem auch sey, jedenfalls hat Jasmin Unrecht daran gethan, daß er das Patois in eine ihm fremde Sphäre, in den Staub der politischen Arena hineinzog. Was gab es im Schoße dieser Ideen- und Meinungskämpfe für dieses einfache, naive Idiom zu schauen? Kann in dem Geräusch der Bewegungen einer Nationalität der Dialekt eine wiederklingende Saite finden, und wozu ihm ein Vokabularium geben, das den Bedürfnissen, wie den Leidenschaften der Lokalität, dessen Stimme er ist, fern liegt?

Wenn wir hier den naiven und rührenden Dialog Marguerite's und ihres kleinen Bruders im dritten Gesang des Abuglo mit dem politischen Dialog Ramoun é Matioú verglichen, so würde man gewiß in diesen beiden Stücken weder denselben Dichter, noch denselben Dialekt wiedererkennen.

Indem Jasmin so das Patois aus seiner natürlichen Richtung abzog, hat er sowohl sich selbst einen schlechten Dienst geleistet, als auch einen unglücklichen Einfluß im Süden auf eine große Menge von Handwerkern geübt. Es giebt keine irgend bedeutende Stadt, wo seine Stimme nicht ein Dutzend Echo's geweckt hat. Er selbst erzählt uns dies, und ist stolz darauf. Aber muß man nicht fragen, was aus diesen Arbeitern, die Jasmin zur Poesie verführt hat, werden soll, wenn man bedenkt, was aus ihm selbst geworden wäre, wenn er, statt seine Werke in achttausend Exemplaren zu verkaufen und vom Minister des öffentlichen Unterrichts eine Pension zu empfangen, mit seinen Versen nicht mehr Erfolg gehabt hätte, als denen seiner Nachahmer zu Theil werden wird? Würde er nicht heute die Zeit zu beklagen haben, die er daran verwandt hat? Er würde sich der Arbeit entwöhnt und gegen das Gewerbe, von dem er leben sollte, Widerwillen gefaßt haben, während er jetzt einen Ruhm darin sucht, sich mit Frisiren zu beschäftigen, damit man ihm dafür Dank wisse, daß er ein Gewerbe beibehalte, das er nicht mehr zu seinem Unterhalte braucht; denn der Titel eines Haarkräuslers, mit dem er sich zu schmücken fortfährt, ist nur noch eine Sinekure, von der er die Vortheile zieht, ohne die Beschwerden zu tragen: der Dichter reist auf der Schnellpost, und der Haarkräusler hält sich den größeren Theil des Jahres von seinen Kunden entfernt.

Statt seinen Kameraden ein verführerisches Beispiel zu geben, indem er sie glauben macht, daß man ein gefeierter Dichter seyn und doch dabei Handwerker bleiben kann, hätte er vielmehr diesen Unvorsichtigen zeigen sollen, was er selbst geworden, wenn der Erfolg ihm ausgeblieben wäre. Dies war die Lehre, die Jasmin hätte geben müssen, und wir rathen ihm, diesen nützlichen und moralischen Pendant zu seinen „Erinnerungen" hinzuzufügen.

Wenn noch die Handwerker, von denen wir sprechen, sich in den Gränzen des Dialekts hielten, so würden sie vielleicht von Zeit zu Zeit ein süßes oder fröhliches Lied finden, das sich schnell popularisiren und ihnen bei der Arbeit Trost gewähren würde; aber ihr Ergeiz ist größer. Liebesrefrains werden schnell populär, machen aber ihren Urheber nicht bekannt. Wonach sie vor Allem streben, das ist, sich ein Ansehen zu geben, von den Leuten gesehen zu werden und bedeutende Rollen zu spielen. Darum halten sie der Gesellschaft Strafpredigten. Französisch oder im Patois schreiben, wäre für sie einerlei; was liegt an der Sprache, deren sie sich bedienen! Das beste Stück des nach Jasmin bekanntesten Patois-Dichters, des Töpfers Peyrotte, aus der Umgegend von Montpellier, ist eine soziale Poesie, betitelt Lou Christ. Dieses wirklich gute Gedicht leidet an dem Fehler, daß es im Patois geschrieben ist, d. h. daß es mit dem Dialekt sowohl durch den Inhalt, der philosophisch ist, als durch die Form, die ganz französisch ist, im Widerspruch steht.

Brasilien.

Brasilien im Jahre 1844.

II. Ein Ausflug in das Innere.

(Fortsetzung.)

Hinter Porto-d'Estrella erhebt sich die Gegend nach und nach. Die Straße, wenn auch sehr breit, ist durch häufigen Regen zerstört; der Sonne allein ist die Wiederherstellung überlassen, und man muß bei jedem Schritt den Schluchten ausweichen, welche den Weg durchkreuzen. Außerdem hat noch die Regierung für die Unterhaltung dieses nichtunterhaltenen Weges ein Straßengeld festgesetzt. Man bezahlt 30 Reis für die Wegmeile. Dieses Straßengeld ist ein sehr lästiger Zoll für die Karawanen, welche Handels-Artikel befördern; die Straßen, welche damit behaftet sind, sind meistens noch nicht einmal beendigt und sehr häufig viel schlechter, als die ganz verlassenen Landwege. Es soll eine Straße von Parahyba, einer kleinen Provinzialstadt, nach Diró-Preto gebaut werden; bei meiner Ankunft in Brasilien waren die Arbeiten schon seit acht Jahren begonnen, und es waren nur 16 Meilen beendigt, d. h. der Erdboden war an dieser Strecke ausgeglichen. Die ersten Meilen hatten ungefähr 10,000 Thlr. gekostet. Es ist übrigens noch zweifelhaft, ob dieser Weg, welcher Millionen kosten wird, die Communication wirklich erleichtert. Es wären Vorstudien nöthig gewesen, welche nicht gemacht worden; ein allgemeiner Plan hätte den Weg gerader werden lassen; man hat sich aber darauf beschränkt, den Umwegen der alten Straße zu folgen. Mehr als zwanzig Jahre werden noch vergehen, ehe diese Straße beendigt seyn wird, obgleich nur Ausgleichungen erforderlich sind, um die Abdachungen weniger abschüssig zu machen. Dieses einzige Beispiel läßt beurtheilen, was das heißen will, öffentliche Arbeiten in Brasilien.

Die Kultur ist, wie die Unterhaltung der Straßen, auf die einfachsten Prozesse zurückgeführt. Man brennt die Wälder ab und säet dann Mais oder pflanzt Kaffee auf den Platz, welchen man so gewonnen. Wenn der Boden unfruchtbar wird, so ist man weit entfernt, durch Düngung dem erschöpften Erdreich nachzuhelfen; man verläßt den Landstrich, welcher sich bald wieder mit neuem Holz bedeckt; zwanzig Jahre später werden diese neu entstandenen Wälder wieder zerstört und die Länder wiederum zur Kultur verwendet. Die schönen Urwälder Brasiliens verschwinden nach und nach, besonders an den Orten, wo das Abtreiben vortheilhaft erscheint; ungeheure Massen mächtiger Bäume werden niedergehauen und auf der Stelle von den Landbesitzern verbrannt, welche so wieder für die Bebauung geeignete Felder gewinnen.

Ich kam bei sehr vielen Vendas vorbei; es sind dies hüttenartige Gasthäuser, welche in einem Wohnhause und einem Schoppen zum Schutz für das Gepäck der Maulthiere bestehen. Später gelangte ich in ein liebliches Thal, in welchem die Pulverfabrik der Regierung etablirt ist; einige klare Bäche kreuzen sich hier und unterhalten in dieser anmuthigen Gegend eine angenehme Frische. Die Fabrik besteht in einem langen Gebäude, welches in mehrere Wohnungen eingetheilt ist, die der Direktor und die Beamten getrennt innehaben. Das Pulver wird nach dem europäischen Prozeß fabrizirt; die Mischung findet in einer Maschine statt, welche vom Wasser in Bewegung gesetzt wird. Dieses Institut verfertigt nur gemeines und sehr schwaches Pulver. Uebrigens scheint der Verkauf des Pulvers von der Regierung durchaus nicht begünstigt zu werden. Vor meiner Abreise von Rio wollte ich mich mit englischem Pulver versehen; die meisten Kaufleute versicherten mir aber, daß sie dergleichen nicht führen. Die Regierung hatte Befehl gegeben, das eingeführte Pulver aufzukaufen, um es von den Provinzen und den Mißvergnügten daselbst abzuhalten.

Wenn man die Pulverfabrik verläßt, muß man die dichtesten Wälder durchdringen und die steilen Schluchten der Sierra d'Estrella erklettern; ein schlecht geebneter Weg macht dieses Hinaufsteigen schwierig und langsam; erst nach Verlauf von drei Stunden erreicht man den Gipfel des Gebirges, wo man jedoch durch eine herrliche Aussicht entschädigt wird. Die ganze Bai von Rio liegt zu unseren Füßen, der Zuckerhut erfüllt den Hintergrund des Gemäldes; kein Standpunkt ist günstiger, um die Bai zu betrachten, deren Umrisse in dieser Entfernung ein harmonisches Ganze bilden. Die Gebirge, welche man nach und nach erstiegen hat, lagern sich um die Sierra mit ihren Hochebenen, die mit den verschiedensten Vegetationen bedeckt sind; im flachen Lande herrscht die Kultur des Mais, des Kaffee's und des Zuckerrohrs; höher im Gebirge findet sich Mais und Kaffee allein, weiter hinauf sieht man nur Waldungen, welche die Menschen verschont haben. Steile Felsen, mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, von denen sich reißende Bäche mit Geräusch in die Ebene hinabstürzen. Nach einem Augenblick Ruhe machte ich mich wieder auf den Weg und folgte den Ufern des Baches Piabanha, welchen man oft auf hölzernen Brücken überschreitet; er bietet weiterhin, wo er sich mit dem Parahyba vereinigt, einen wilden Anblick dar; Bäume kreuzen sich in der Mitte der Felsen und Lianen tauchen in das Wasser hinab. In Padre-Corrêo hielt ich an. Dieses Dorf be-

steht aus einer Kirche und einigen Häusern, die sich um einen Platz erheben, dessen Mittelpunkt ein ungeheurer Feigenbaum bildet. Ich kehrte in einer Venda ein, welche als eine der besten auf dem ganzen Wege bekannt ist; in der That erhielt ich eine Kammer, wo man über einige gekreuzte Stöcke eine Matte ausbreitete. Der Eigenthümer war vollkommen überzeugt, daß sein Gasthaus das bequemste in der Welt sey, und daß ich außerordentlich glücklich wäre, aller dieser Genüsse theilhaftig zu seyn.

Mein Mittagessen war indessen eine sehr schwierige Sache. Erst nach drei langen Stunden brachte man mir ein gekochtes Huhn und Reis mit Wasser zubereitet. Die Brasilianer würden lieber sterben als sich beeilen. Die freiwillige oder gezwungene Abschließung der Frauen versetzt den Fremden in die Nothwendigkeit, mit Geduld zu erwarten, was für schlechte Speisen es ihnen vielleicht belieben mag, ihm zu schicken. Der Fremde dringt nie in das Innere der Häuser ein; die Küche ist das unverletzbare Asyl der Brasilianerinnen; dort verweilen sie, mit einem Hemde, höchstens mit einem Unterrock bekleidet, führen den Vorsitz bei der Sorge für die Wirthschaft und geben ihre Befehle den Negerinnen, wobei sie denn auch wohl die Aufsicht über die Zubereitung der Gerichte führen.

Ich bin nie in das geheiligte Innere gedrungen; zuweilen habe ich jedoch eine Thür aus Neugier geöffnet und mich von dem gränzenlosen Schmutze überzeugt, der in diesem Aufenthaltsorte der Frauen herrscht. Die erbärmlichsten Gerichte stehen mit diesem traurigen Aeußeren im richtigen Verhältniß. Die Brasilianer essen gesalzenes Fleisch, das gewöhnlich schon einen geringen Grad von fauler Gährung eingegangen ist, und schwarze Bohnen, die sie mit Mehl von Maniok oder Mais vermischen.

Parahyba, wo man ankommt, nachdem man Padre-Correo noch nicht lange verlassen hat, ist ein kleines Dorf, welches aus einigen Häusern und Buden besteht. Um dorthin zu kommen, muß man auf einer Fähre den Fluß Parahyba überschreiten; er ist ziemlich breit; seine Ufer sind nicht sehr steil, doch machen zahllose Felsen die Schifffahrt unmöglich. Parahyba verdankt seine ganze Bedeutung dem gezwungenen Aufenthalte der Karawanen, welche sich nach Porto-d'Estrella begeben oder nach Oiro-Preto zurückkehren. Die Fähre kann nur 6—8 Maulthiere fassen, und wenn die Karawanen etwas zahlreich sind, bedürfen sie mehr als sechs Stunden, um über den Fluß zu kommen. Von einer Brücke über den Parahyba ist gar keine Rede, und so ist man genöthigt, für jedes Thier, es mag beladen seyn oder nicht, einen Zoll von 50 Reis zu bezahlen. Ich mußte die Nacht bei einem Gutsbesitzer zubringen, dessen Wohnung sich in der Nähe von Parahyba an einem Urwalde erhebt. Die Nacht war schon weit vorgerückt. Ich mußte den Wald durchwandern, worin ich kaum die ungeheuren Bäume unterscheiden konnte, welche vor mir unübersteigliche Schranken zu bilden schienen. Endlich erreichte ich ein ehemals bebautes Thal; ich mußte durch Massen von wildem Bambus durchdringen, und befand mich noch schlimmer wie mitten im Walde. Das Ziel dieser mühsamen Irrungen, die Wohnung, war eine armselige Fazenda, eine Art von Bauerhof, um den man nur Zucker- und Kaffee-Pflanzungen in einem höchst traurigen Zustande erblickte. Nach einigen Stunden Ruhe in diesem dürftigen Nachtlager drang ich von neuem hinein in die dichten Wälder und durchschritt weitgedehnte Thäler, wo man hier und da Bäume fällte, um Kaffee oder Reis zu pflanzen. Die Pflanzer machen in bestimmten Zwischenräumen flache Löcher und werfen einige Körner Reis oder Mais hinein; wenn das Jahr günstig ist, erhält man in der Regel eine zweihundertfältige Aerndte. Die Trockenheit vernichtet zuweilen alle Hoffnungen, und da nirgends eine Spur von Communication existirt, um dem Mangel eines Landstrichs durch den Ueberfluß eines anderen auszuhelfen, so ist Hungersnoth die gewöhnliche Folge der Trockenheit. In der Zeit, wo ich Brasilien bereiste, war der Reis sehr theuer geworden, und kostete fünfmal mehr als gewöhnlich. Die Revolution, welche in der Provinz Minas-Geraës stattgefunden, hatte die Bebauung mehrerer Landstriche gänzlich vernichtet. In Beziehung auf einheimische Lebensmittel herrscht in den einzelnen Lokalitäten Brasiliens die höchste Ungleichheit. Gegenden, worin alle Nahrungsmittel im Ueberfluß vorhanden sind, wechseln in größter Nähe mit anderen ab, die am Nothwendigsten Mangel leiden; Jeder baut nur für seine eigenen Bedürfnisse; wenn eine Aerndte unglücklich ausfällt, so muß der Pflanzer Mangel leiden und auf die zweite warten. Die Nachbarn sind nicht im Stande, ihm zu helfen, sie haben selbst nur für das Nothwendigste gesorgt.

Bald gelangt man zu einem zweiten Flusse, dem Parahybuna; ungeheure schroffe Felsen erheben sich an seinen Ufern. Früher befand sich über dem Flusse eine hölzerne Brücke, sie wurde aber am 17. Juni 1842 von den Empörern der Provinz Minas-Geraës verbrannt, nur die steinernen Pfeiler sind übriggeblieben. Die Regierung will die ganze Brücke in Stein wieder aufführen lassen, „damit sie nicht von neuem verbrannt werde", sagt man.

Das Dorf Parahybuna besteht wie Parahyba aus einigen schlecht gebauten Häusern, welche vom Zufall zusammengewürfelt zu seyn scheinen. Das einzige, einigermaßen ansehnliche Gebäude diente früherhin den Zollbeamten zur Behausung, welche alle aus der Provinz Minas kommende Waaren untersuchten, und berechtigt waren, das Gold und die Diamanten zu konfisziren, welche man vielleicht der Untersuchung und dem Abzuge des Regierungs-Antheiles entziehen wollte. Ich kam ungehindert frank und frei in die Provinz Minas, und hatte vorher nichts zu bezahlen, als den Zoll für die Fähre und für die angefangene Straße. Meine weitere Reise ging über das sehr waldige Gebirge Mantequeira, welches ehemals einer Bande von Dieben zum Zufluchtsorte diente, die der Staat sehr lange ihr sonderbares Gewerbe ruhig treiben ließ. Diese Räuber legten den Karawanen einen Tribut auf und machten Jeden nieder, der Widerstand leistete. Sie hatten an einer sehr engen Stelle der Straße eine Art von Barrikade errichtet; Menschen und Pferde konnten nur einzeln nach einander durchschreiten, und so waren zwei Räuber hinreichend, um eine ganze Karawane aufzuhalten. Wenn diese Banditen sich darauf beschränkt hätten, bloß zu stehlen, so würde die Regierung wahrscheinlich sie ganz in Ruhe gelassen haben. (Schluß folgt.)

Marokko.

Bilder aus Marokko.

8. Abreise aus Tanger.

Wir zogen (schreibt Herr Hay) durch den Sok-Srare oder kleinen Marktplatz, wo Gruppen hochgewachsener Rifianer, in ihre Haiks (mit Kapuzen versehene Mäntel) gehüllt, den langen Dolch an der Seite, ohne den der Bergbewohner sich nie vom Hause entfernt, mit entblößtem und kahl geschorenem Kopf, von dem nur eine einzige pechschwarze Locke wild bis an die Schultern herabhing, auf ihre Agarzin oder maurische Eggen gestützt, auf Arbeit warteten, während von Zeit zu Zeit mit gemessenen Schritten ein Taleb (Schriftgelehrter) vorbeiwandelte, der von dem Morgengebet in der großen Moschee zurückkehrte und mit ehrfurchtsvollen Grüßen empfangen wurde. Am „oberen Springbrunnen" wimmelte es von schwarzen Sklaven, die sich, lärmend und zankend, mit ihren seltsam geformten Krügen herbeidrängten, die Jeder zuerst füllen wollte, während der Jude, Knecht der Knechte, demüthig harrte, bis seine Oberherren, die Bekenner des Islam, bedient waren.

Als wir die Thore der Stadt erreichten, kam uns der Pförtner, der greise Hamed ben Chodscho, entgegen. In der einen Hand trug er einen schweren Bund alterthümlicher Schlüssel, in der anderen einen Rosenkranz, den er unaufhörlich betastete, indem er einige von den neunundneunzig Epitheten der Gottheit: „O Geber des Guten für Alle! O Schöpfer!" u. s. w. hermurmelte, welche Beschäftigung er jedoch zuweilen unterbrach, um die Ur-Ur-Großväter des Pöbelhaufens zu verfluchen, dessen ungestümer Andrang ihm lästig wurde. Die schweren, halbvermoderten Stadtthore sind zum Theil mit Kameelhäuten überzogen, von denen man aber große Stücke abgeschnitten hat, um als Talisman oder Arzneimittel zu dienen; auf unser Geheiß drehten sie sich knarrend in ihren Angeln, dann öffneten sie sich langsam, und wir verließen die Stadt Tanger.

9. Maurisches Landvolk.

Ich unterbrach den Padschi in seiner Erzählung, um die Aufmerksamkeit meines spanischen Freundes, Don José Escozena, auf einige Mauren zu lenken, welche Korn droschen. Zu diesem Geschäft werden Stuten gebraucht, an die man ihre Füllen mit dem Kopf oder dem Halse anbindet; in der Mitte steht ein Mann, der die Zügel hält, während ein anderer sie durch Geschrei aufmuntert oder nöthigenfalls mit der Peitsche und der Stachel antreibt. Die Aehren werden den Eseln und Maulthieren aufgeladen. Die Tracht der Landleute besteht aus einem leichten wollenen Hemde; Arme und Beine sind unbedeckt, auf dem Haupte tragen sie aber eine rothe Kappe oder einen kleinen Turban. Die Schuhe werden stets außerhalb der Dreschtenne zurückgelassen, deren Boden von allen Orientalen als heilig betrachtet wird. Es fiel mir auf, daß sie es sorgfältig vermeiden, eine Berechnung über den Ertrag der kommenden Aerndte anzustellen; wenn man sie darüber befragt, so scheinen sie es übel zu nehmen und antworten ernst: „Wie es Gott gefallen wird!" — Ein sonderbarer Gebrauch hat sich unter ihnen erhalten, der ein Ueberbleibsel des Heidenthums seyn mag, zu dessen Zeiten dieser Landstrich und die angränzenden Provinzen des nördlichen Afrika's die Hauptkornkammer des römischen Reichs bildeten. Wenn das junge Getraide aufschießt, was in der Regel um die Mitte des Februars stattfindet, verfertigen die Frauen in den Dörfern eine weibliche Figur oder große Puppe, die sie in den buntesten Schmuck kleiden, den sie nur auftreiben können, und mit Zierrathen bedecken, wozu das ganze Dorf beiträgt und wozu auch ein hoher, spitziger Kopfputz gehört. Diese Figur, die sie Mata nennen, wird in feierlicher Prozession und unter Absingung eines eigens dazu bestimmten Liedes um die Felder getragen. Die Frau, welche die Puppe hält, muß sie derjenigen von ihren Gefährtinnen abtreten, die rasch genug ist, ihr während der Prozession zuvorzukommen, was zu vielen Wettläufen und Zänkereien Anlaß giebt. Bei den Männern herrscht ein ähnlicher Gebrauch, den sie jedoch zu Pferde ausführen.

10. Ankunft in Laraisch.

Wir ritten durch das Thor von Laraisch (El-Arisch) in der Begleitung eines zudringlichen Pöbels, dem wir die Erlaubniß gaben, die Nazarenen nach Belieben zu verwünschen, so lange es nicht in unserem Beiseyn geschah, den wir aber mit dem Zorn des Pascha's bedrohten, wenn Jemand es wagen sollte, „unsere Großväter zu verbrennen", wie man hier zu sagen pflegt, d. h. sich ungebührlich zu betragen. Die Einwohner von Laraisch haben ein abstoßendes Aeußere und unterscheiden sich stark von den übrigen Mauren; sie sind eine Mischlingsrace und haben viel Negerblut in ihren Adern. Wir stiegen in der Wohnung des britischen Konsular-Agenten ab — einer elenden Hütte, die man hier mit dem hochtrabenden Worten eines Palacio bezeichnet. Unser Wirth war ein Jude, ein Nachkomme jener unglücklichen Hebräer, die vor drei Jahrhunderten durch fanatische Zeloten aus Spanien vertrieben wurden.

Nachdem man das Mittagsessen aufgetragen, trat der Hausherr an den Tisch, und da er ein Rabbi war, so verrichtete er beim Zerlegen der Speisen und Ausgießen des Weins eine Menge Ceremonien und Gebete, die für uns Ungläubige Hokus-Pokus waren. Es war am Vorabend des Sabbaths, und er

durfte weder Feuer noch Licht anrühren. Wie groß die Macht des Aberglaubens unter diesen ausgearteten Kindern Israel's ist, geht aus der Thatsache hervor, daß Niemand es wagte, einer armen jungen Frau, deren Kleider unglücklicherweise am Sonnabend in Brand geriethen, Hülfe zu leisten, obgleich sie von ihrer Familie umringt war, unter der sich mehrere erwachsene Männer befanden. Sie hätte daher unfehlbar ihren Tod gefunden, wenn sie nicht aus dem Hause gestürzt und auf der Straße einem Muselmann begegnet wäre, durch dessen Beistand sie gerettet wurde. *)

Wir saßen noch bei Tisch, als sich plötzlich der Ton einer Zimbel vernehmen ließ, der von dem heiseren Geschrei der Weiber und dem näselnden Geheule der Männer begleitet wurde. Es war eine Braut, die man ihrem Verlobten zuführte. Der Zug hielt unter unserem Fenster an, und zwar aus Artigkeit gegen die Fremden, die vielleicht wünschen mochten, den kostbaren und eigenthümlichen Schmuck der glücklichen Braut in Augenschein zu nehmen. Sie war in der That eine ungemein hübsche Jüdin und weiß wie das feinste Wachs; ihre Augen waren geschlossen, aber die Augenlider und Brauen waren so schön, wie sie ein Bräutigam nur verlangen konnte. Auf dem Kopfe trug sie eine reich mit Perlen und anderen Edelsteinen gezierte Tiara, ein Gewand von rothem Goldstoff schloß sich um ihre jungfräulichen Glieder, und ihre schlanke Gestalt war mit einem Halsbande, Armbändern und Knöchelbändern von antiker Form beladen. Mit Strümpfen waren ihre Füße nicht versehen, wohl aber mit vergoldeten rothledernen Schuhen. Von brennenden Fackeln umgeben, schritt sie, auf ihre nächsten Verwandten gestützt, einher; jede Muskel ihres Gesichts war unbeweglich, wie es die strengen Gebote ihrer Religion erheischten, und die arme Braut glich auf diese Weise mehr einem Automaten, als einem lebenden Mädchen an ihrem Hochzeitstage.

Mannigfaltiges.

— Mogador und der marokkanische Handel. Erfolgreicher als vor dem gleichzeitig von den englischen Kanonen Gibraltars in seiner Unabhängigkeit beschützten Tanger, scheint die französische Flotte vor dem zweiten Hafen Marokko's, welches jedoch der erste seines auswärtigen Handels ist, operirt zu haben. Mogador, von den Einwohnern Suerlah genannt, liegt unter 31° 28′ N. B. an der Küste der Provinz Haha und hat, da es erst im Jahre 1760 unter der Leitung europäischer Architekten angelegt wurde, ein nicht bloß sehr malerisches, sondern auch ziemlich regelmäßiges Aussehen. Die Stadt selbst liegt auf einer Halbinsel, in einer sehr sandigen und wüsten Gegend, weshalb es hier nur Cisternenwasser giebt und die Lebensmittel von weit her gebracht werden müssen. In keinem Falle eignet sich daher der Platz zu einer militairischen Besetzung, und nur der Schade, der dadurch dem marokkanischen Handel zugefügt wird, welcher die Schatzkammern des Sultans füllen hilft, kann die Franzosen bewogen haben, vorzugsweise dort einen Angriff zu unternehmen. Der Stadt gegenüber liegt die ebenfalls Mogador genannte kleine Insel, auf welcher sich Magazine und die eigentlichen Festungswerke befinden. Die Zahl der Einwohner, sowohl der Stadt als der Insel, wird auf 20,000 geschätzt, unter denen sich 4000 Juden befinden, die hauptsächlich den Handel mit England betreiben, wo auch — namentlich in London — mehrere Häuser sogenannter portugiesischer Juden aus Mogador etablirt, von welchen Letzteren Einige mit den Herren Montefiore und Rothschild verschwägert sind. Inzwischen hat der marrokkanische Handel in Folge der ihm vom Sultan Muley Abderrahman auferlegten Lasten in der letzten Zeit sehr abgenommen: im Jahre 1842 betrug der Werth sämmtlicher europäischer Waaren, die in Marokko eingeführt wurden, 9 Mill. Fr., von denen England allein 8 Mill., Frankreich ungefähr 800,000, Portugal 74,000, Spanien 55,000 und Belgien 67,000 Fr. lieferte. Außerdem wurden in diesem Jahre baar eingeführt 1,250,000 Fr., und zwar aus England 538,000 Fr., Frankreich 515,000 Fr., Spanien 170,000 Fr. und Portugal 31,000 Fr., so daß im Ganzen 10,285,000 Fr. importirt wurden, wovon 8,538,000 Fr. auf England allein kamen. Ausgeführt wurde im Jahre 1842 nach England für 3,720,000 Fr., nach Frankreich und Algerien für 1,638,000, nach Spanien für 249,000, nach Portugal für 235,000, nach Belgien für 30,000 und nach den Vereinigten Staaten für 26,000 Fr. Die Ausfuhren bestanden hauptsächlich in Ziegenfellen und ungegerbten Häuten für 1,856,000 Fr., in Wolle für 638,000, in getrockneten und anderen Früchten für 636,000, Wachs für 397,000, Gummi für 491,000 Fr. ꝛc. Ein Hauptfabrications-Artikel des Landes, das Maroquin, ist jetzt kaum mehr ein Gegenstand der Ausfuhr; nicht mehr als 35,000 Fr. betrug im J. 1842 der Werth dieses sowohl unverarbeitet als in Schuhen ausgeführten Fabrikates. Im Ganzen ist jedoch aus obigen Angaben zu ersehen, wie wichtig für England die Aufrechthaltung des marokkanischen Handels sey.

— Polnische Literatur. Von der Uebersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der lebenden polnischen Schriftsteller, welche unter der Redaction von A. Mauritius im Verlage von C. G. von Puttkammer erscheint, liegt jetzt die erste Lieferung vor, bestehend aus dem Sittengemälde „Leben und Thaten des Fürsten Felix Dodoschiński von Dodoscha." Die weite Verbreitung der von dem talentreichen und fruchtbaren Professor Skarbek herrührenden und fast durchweg in humoristischem Tone gehaltenen charakteristischen Arbeiten läßt schließen, daß es eine glückliche Wahl war, mit diesem polnischen „Gil Blas" das Unternehmen zu beginnen.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage eine von Mauritius verfaßte Broschüre, betitelt: „Preußens Verhältniß zu seinen polnischen Landestheilen." Obgleich unser Blatt, zu welchem der Verfasser in Beziehung steht, sich eines näheren Urtheils über dessen vorgenannte Schrift enthalten muß, so glauben wir doch aussprechen zu können, daß dieselbe in einem sehr geeigneten Zeitpunkte gekommen ist, um die über die darin besprochenen Verhältnisse obwaltenden Zweifel und Streitigkeiten — namentlich über das Sprachverhältniß der betreffenden Gebiete — sowohl im Interesse der Behörden als des betheiligten Publikums einer Ausgleichung entgegenführen zu helfen.

— Erfindung der Hängebrücken durch die Chinesen vor 1600 Jahren. Den merkwürdigsten Beweis der mechanischen Kenntnisse und Geschicklichkeit der Chinesen zu jener entfernten Periode liefern ihre hängenden Brücken, deren Erfindung man der Dynastie der Han zuschreibt. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller ihrer historischen und geographischen Schriftsteller, war es Schang-Lieng, der Ober-Befehlshaber der Armee unter Käu-Tsu, dem ersten der Han, der die Wegebauten durch die im Westen der Hauptstadt gelegene Provinz Schen-se unternahm, deren hohe Berge und tiefe Schluchten die Verbindungen erschwerten und die man von der Hauptstadt aus nur auf Umwegen erreichen konnte. Mit einer Masse von 100,000 Arbeitern durchstach Schang-Lieng die Berge, füllte die Thäler mit der Erde aus, die ihm jene Ausgrabungen verschafften, und wo dieses nicht hinreichte, um die zu einem Wege erforderliche Höhe zu erlangen, baute er Brücken, die auf Pfeilern oder Vorsprüngen ruhten. Bei anderen Stellen, wo die Berge durch tiefe Schluchten getrennt waren, faßte er den kühnen Plan, hängende Brücken zu errichten, die sich von einem Abhange zum anderen erstreckten. Diese Brücken, welche die chinesischen Schriftsteller sehr passend „fliegende" nennen und die heutzutage als äußerst zahlreich geschildert werden, sind mitunter so hoch, daß man sie nicht ohne Schrecken passiren kann; so erstreckt sich eine von ihnen, die noch jetzt in Schen-se zu sehen ist, von Berg zu Berge in einer Länge von 400 Fuß über einen 500 Fuß tiefen Abgrund. Die meisten dieser fliegenden Brücken sind so breit, daß vier Mann zu Pferde neben einander hinüberreiten können, und an beiden Seiten befinden sich Geländer zum Schutze der Reisenden. Es ist keineswegs unwahrscheinlich (wie Pauthier meint), daß die Missionaire, die vor mehr als einem Jahrhundert die Thatsache berichteten, daß die Chinesen hängende Brücken hätten, und daß viele derselben von Eisen wären, den europäischen Ingenieuren den ersten Wink gaben, auch ihrerseits dergleichen Werke zu unternehmen.

Bibliographie. *)

Schweden.

Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui. Vol. 6. Samling af Sveriges gamla lagar, på Kongl. Majdts — befallning utgifven af C. J. Schlyter. Band 6. Helsingelagen. Kristna-balken af Smålandslagen. Bjärköarätten. — Auch mit d. Titel: Codex juris Helsingici, codicis juris Smalandici pars de re ecclesiastica, et juris urbici codex antiquior cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis et indicibus nominum propriorum. Helsinge-lagen. Kristna-balken af Smålands-lagen och Bjärköa-rättes, utgifne af C. J. Schlyter. 4. mit 4 Facsim. Lund. 4 rd. — Diese, im J. 1827 von Schlyter (Prof. in Lund), gemeinschaftlich mit Collin, begonnene Sammlung der alten schwedischen Gesetze wird stets zu den bedeutendsten Erscheinungen der schwedischen Literatur gehören.

F. Schrevelius Lärobok i Sveriges allmänna nu gällande civil-rätt. Del 1. Inledning. 8. Lund. 1 rd. 24 sk.

C. Naumann Sveriges statistiskt-administrativa rätt. Band 1. 12. Stockholm. 3 rd. 24 s.

Yttranden rörande verkan af varu-blasters begagnande i jern-handteringen. Till tryeket befordrade på Jern-Konkorets bekostnad. 8. Stockh. 40 sk.

S. Lovén Åraberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—42 till Kongl. Vetenskaps-Akademien afgifven. Del 3. 8. Stokh. 2 rd.

Den den durch den Tod des Königs veranlaßten Werken erwähnen wir nur die den Prof. Geijer auf höheren Befehl geschriebene und bei dem Begräbniß in der Riddarholmskirche gelesene Denkschrift: Personalier öfver Carl XIV Johan. Karakteradrag och bedrifter. En återblick från Hans graf. 8. mit Portr. Stockh. 16 sk. — Dieselbe erlebte schnell eine zweite Auflage und eine deutsche Uebersetzung von Dieterich (Stockholm. 36 sk.). Sprache und Darstellung darin sind gleich vortrefflich.

Förslag till ändringar i Sveriges grundlagar, enligt 1841 års riksdagsbeslut hvilande till den behandling, som regerings-formens §§ och §§. föreskrifva. 8. Stockh. 40 sk. — Wichtiger Beitrag zur Geschichte der Reichstage. Wer. ist, wie man weiß, der Graf K. G. Spens, der seit Jahren Mitglied aller Reichstage war und mit Auszeichnung auf Seiten der Opposition stand. Er starb kurz nach dem Erscheinen der Schrift.

Auch in Schweden hat sich neuerdings zu Stockholm eine Gesellschaft (Svenska Forn-skrift-Sällskap) zu dem Zwecke gebildet, ältere interessante Werke der schwedischen Literatur bekannt zu machen. Ihre Statuten sind gedruckt: Stadgar för Svenska Fornskrift-Sällskapet, beslutne och antagne i Stockholm den 1 december 1843. 8 Seit. 8. Stockh. Bereits erschien auch ein erster Band der von ihr herauszugebenden Werke: Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. Del 1. — Auch mit d. Titel: Flores och Banzebor. En kärleks-dikt från medeltiden. Efter gamla handskrifter af G. E. Klemming. 8. mit 1 Facsim. Stockh. 1 rd. 32 sk.

Herman Säthorberg Blommorna vid vägen. Dikter. Häft 2. 8. mit 4 Musik-Beilagen. Stockh. 44 sk. — Talentreiche junger Dichter. Mehrere seiner Gedichte, z. B. Sein Svensk folksång, von Berwald in Musik gesetzt, sind Lieblingslieder des Volks geworden.

Emilie Carlén Fideikommisset. Roman. Del 1—3. 8. Stockh. Subscrpt. in Stockholm: 3 rd. — Die Verf., früher unter dem Namen Flygare-Carlén schreibend, wird, nachdem man denselben in Deutschland mißbraucht, sich künftig nur Carlén, nach ihrem Manne, nennen.

Nova acta regiae Societatis scientiarum Upsaliensis. Vol. 12. 4. mit 3 Kpf. Upsaliae. — Unter den darin befindlichen zehn Abhandlungen sind fünf mathematischen Inhalts.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Zetterstedt Diptera Scandinaviae. Tomus 3. — Handlingar till Sveriges reformations- och kyrkohistoria under konung Gustaf I. Band 2. Häft 1. — Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 10. Häft 1. — Sveriges store män. Häft 34.

*) Dieses Geschichtchen ist wohl nicht ganz wahr, denn der Thalmud gestattet den Juden, und zwar den afrikanischen eben so gut wie den europäischen, die Sabbathgesetze zu übertreten, sobald ein Menschenleben in Gefahr ist oder die Sicherheit der Stadt (bei einer Feuersbrunst) und die Vertheidigung des Landes es erheischt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Reher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Wett u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 7. September 1844.

Nord-Amerika.

Eine Reise in den Westen.

I.

Unsere Reisen sind in der That sehr beschränkt. Wir haben keinen Himalaya zu besteigen, keinen Nil zu beschiffen, keinen Aztalan oder Palenque zu erforschen. Selbst die Quellen des Nil jedoch gewährten Bruce nur einen Augenblick des Entzückens für alle überstandene Mühe und Gefahren, und so trösten wir uns über den Mangel an romantischen Abenteuern mit dem Gedanken, daß wir im Verhältniß wenigstens eben so viel erlangen. Ist es nicht schon Etwas, im Laufe einer Tagereise nicht allein Homer, Milton und Byron, Napoleon und Romeo, sondern auch Scio und Athen, Marengo und Lodi und eine ganze Heerschaar anderer berühmter Plätze zu sehen? Abgesehen von diesen Vortheilen, ist jedoch eine Reise in den Westen mit Dampf oder in einer Postchaise genau jeder anderen Reise gleich, nur fehlen zuweilen einige der ausgesuchteren Reisebequemlichkeiten. Wir reisten nach der Mode des Westens in den Westen und befanden uns desto besser dabei. Vielleicht glich sie zu sehr der des Kesselflickers im Mährchen, dessen Equipage ein gewaltiger Theekessel war, während der Hals als Schornstein und das Ganze zugleich als Zeichen seines Gewerbes und als Wohnhaus seiner Familie diente. So sinnreich jedoch dies Arrangement scheint, so hat ein genialer Hausirer — natürlich ein Yankee — es doch noch verbessert. Seine Kuh dient ihm nämlich à deux mains, indem sie ihn nach Umständen trägt oder zieht und den Durstigen mit ihrer Milch labt.

Die größte Annäherung zu dieser Vereinigung jeden Comforts machten wir im vorigen Sommer, als wir nach langem Unwohlseyn, das eine Erholung wohl rechtfertigte, in unserem Familienwagen eine Entdeckungsreise nach dem Westen unternahmen — wohl versehen mit Allem, dessen wir erdenklicher Weise bedürfen könnten, einen großen Korb mit Vorräthen mit eingeschlossen. Zahllose Schirme, Bücher und Charten, Mantelsäcke und Reisetaschen, Gerste für die guten alten Rosse und ein Eimer für den Fall, daß sie in Gegenden durstig werden sollten, wo es mehr Wasser als Eimer giebt — alles dies erforderte eine gewisse Kunstfertigkeit, um uns und unsere sieben (sieben mal sieben) Sachen selbst in dem geräumigen „Hinterwäldler"-Wagen unterzubringen.

Vielleicht denkt sich der Leser, zumal wenn er, wie ich voraussetze, ein Städtebewohner ist, unter diesem mehrerwähnten Familienwagen eine etwas großartige Britschke oder eine geräumige Barouche, die im Nothfall sechs Damen mit Gigots enthalten kann, und meint, wenn wir eine „Fantaisie" haben, für ein paar Tage auszufliegen, brauchten wir bloß Johann zur bestimmten Stunde anspannen zu lassen. Eine arge Täuschung! Wir sind im Westen! Der Wagen besteht aus einem oblongen Kasten von rohen Brettern, auf den plumpsten Rädern balancirend, und statt der Federn haben wir zwei der schlanksten Tamarindenstämme, die an den Seiten mit eisernen Haken befestigt sind. Auf diesen Federn ruhen Bretterfitze, nach Umständen mit oder ohne Kissen, immer aber reich mit Büffelhäuten drapirt. Am Geschirr ist Alles von Eisen, was nicht Leder ist, nur sind gewöhnlich einige wenige schwache Stellen daran, welche gelegentlich mit Zwirn ausgebessert werden. Ferner muß Euer Johann, wenn Ihr so glücklich seyd, einen zu besitzen, bei Zeiten von Euren Reise-Absichten unterrichtet werden. Da müssen die Hufe nachgesehen, — das Geschirr zum Schuhmacher gebracht — und Salbe für „Quecksilber's" im Pflug wundgeriebene Schulter gekauft werden. Wollt Ihr mit einiger Gewißheit auf einen glücklichen Erfolg Eures Ausflugs rechnen, so erfordert er kaum weniger Vorbereitungen, als Napoleon's Uebergang über die Alpen. Es ist gar zu verdrießlich, dies und jenes Unentbehrliche zu vermissen, wenn man meilenweit von jeder menschlichen Hülfe entfernt ist.

Aber Alles wartet, während ich hier schwatze. Es war ein wolkentrüber Tag im Juli — so trübe, wie wir sie oft nach heftigen Schauern haben, die uns andererseits die Zuversicht geben, daß der Himmel seine Wasserbehälter einstweilen erschöpft hat; — wir gratulirten uns, die Wolken eiliger vorüberziehen zu sehen, und dachten sogar daran, die Schirme zu Hause zu lassen. Es dauerte jedoch nicht lange, so schien die Sonne so warm, daß sie unsere Regenschirme in Sonnenschirme umformte und wir unter der unserer Sonne eigenen drückenden Hitze fast ohnmächtig wurden. Als wir die Gränzen des bebauten Landes erreicht hatten und in das „Balkenland" tauchten, wechselte die Hitze plötzlich mit der Kühle einer Grotte und die Pferde trabten langsamer dahin, als wenn sie den feuchten Moosboden und den erquickenden Schatten bequemer genießen wollten.

Es war nicht lange nach Mittag, als es uns ganz passend erschien, Mittag zu essen; auch brauchten wir nicht weit nach einem freundlichen, grünen Rasenplatze zu suchen, auf dem wir unsere Kissen, Büffelhäute und Decken ausbreiteten. In der Mitte unseres Zirkels lag das Tischtuch mit allem Zubehör, und dort, in einem Café aux mille colonnes, der keiner vervielfältigenden Spiegel bedurfte, nahmen wir unser erstes, ländliches Mahl ein, — Alle vergnügt in der neuen Umgebung, doch Niemand mehr, als das junge Volk, die, so oft sie Lust hatten, an die kleine, den Hügel herabrieselnde Quelle gehen und in dem kleinen Teich am Fuße desselben plätschern konnten. Sie fütterten Prinz mit Brod, das er mit einer seines edlen Blutes würdigen Sorgfalt und Bescheidenheit aus ihren Händen nahm, während der arme Quecksilber — ein altes, braves Normandie-Roß — seine bäuerischen Sitten zeigte und, wenn ihm dieselbe Höflichkeit erwiesen ward, den Kopf hängen ließ oder träge zur Seite wandte. Was sie aber am meisten amüsirte, waren Leo's enthusiastische Sprünge, wenn er die Nußschalen verfolgte, die sie so weit als möglich in die schäumenden Fluthen warfen, während sie gelegentlich seine Geduld durch einen flachen Stein aufs Spiel setzten, durch den er sich verbindlicherweise, so oft es ihnen gefiel, täuschen ließ.

Leo ist ein intimer Freund der Familie, nicht gerade seiner Schönheit wegen, denn er ist ein schreckliches Geschöpf mit dem Aeußern eines Bulldogs, noch etwa wegen seiner Dienste, denn ich glaube kaum, daß je ein nutzloseres, feigeres Ungeheuer junge Gänse anfiel, sondern gerade — darum. Dies ist der einzige, offenbare Grund für Leo's Popularität und doch genügend, ihm für manche Unart Straflosigkeit und regelmäßige Theilnahme an unseren Ausflügen zuzusichern, wenn wir en famille ausziehen. Und gewiß sind Manche aus geringfügigeren Gründen in der Gesellschaft zugelassen.

Als unser Wald-Diner beendigt, Fleisch und Eingemachtes, Mehlspeise, Kuchen und das ungeheure Brod, jedes in seine Ecke des gewaltigen Champagnerkorbes, der unsere Schätze einschloß, zurückgekehrt und der kleine dünne Butter-Eimer, der sorgsam ins Wasser gestellt worden, wieder in sein Kleid von frischen Blättern gehüllt war, setzten wir unsere Reise fort. Während wir uns mit Leo's grotesken Sprüngen im durchsichtigen Wasser belustigt hatten, waren unbemerkt dunkle, unheilschwangere Wolken heraufgezogen und wurden zusehends dichter und schwerer, als wir eben wünschten. Dessenungeachtet fuhren wir weiter und in einem guten Schritte; denn auch die Pferde hatten sich erholt und gestärkt und schienen überdies einzusehen, daß einiger Grund zur Eile vorhanden sey. Kein Haus war zu erspähen; denn an dem Nebenwege, den wir eingeschlagen, sind Ansiedler noch selten und zerstreut; so führte uns der Weg größtentheils durch lange Strecken noch unberührten Waldes, wo wir oft mit großer Aufmerksamkeit nach dem II suchen mußten, das des surveyor's Axt längs der „Landstraße" in die Rinde gehauen hatte.

Bald kam der Regen und gar ernstlich. Nicht etwa kleine, warnende Tröpfchen, sondern eine plötzliche Fluth, die in einer halben Minute durch und durch drang. Vorwärts, guter Prinz! — en avant, Quecksilber (denn Du bist französischen Bluts)! glänzend und dampfend, wie Ihr seyd, Ströme von Euren unschuldigen Nasen niederrinnend — denkt an unserer Landsleute weltberühmtes Motto: „Vorwärts!" Wenn Ihr irgend Mitleid habt mit Hüten und Schleiern, Gingham und Seide, oder mit deren Eigenthümern, so laßt den Regen Euer edles Feuer nicht verlöschen! Denkt an Euer durchnäßtes Brod! Denkt an Eure schwimmende Gerste und eilt!

Der Regen schlägt mit solcher Gewalt an die Zaunbalken, daß er ringsum einen leichten Nebel bildet. Die kleinen Seen im Wege sehen aus, als wenn sie kochten, und der Himmel scheint schwerer zu werden, je mehr er ausströmt. Nun sind wir gar an einem offenen Felde und ein See ist zwischen uns und dem fernen Walde!

Aber da ist ein Dach! Ich sehe einen Schornstein! Und da ist eine halb ertränkte Kuh, die sich, Schutz suchend, dicht an eine niedrige Strohhütte lehnt, und ein paar arme vergessene Hühner unter einem alten Karren. Wir nähern uns einer menschlichen Wohnung und hoffentlich einem guten Feuer und freundlichem Willkommen — vorwärts, meine guten Rosse!

Das Loghaus wies sich als ein sehr kleines aus, und obgleich die zierlichen Getraideschober und sauberen Hühnerställe einen sorgsamen Hausvater ankündigten, fanden wir doch an der Vorderseite keinen Zaun, sondern statt dessen gewaltige, kaum behauene Stämme, über die wir klettern mußten — ein eben nicht zu angenehmes Manöver, wenn der Regen in Strömen fällt. Mit ein wenig Geduld gelangten wir jedoch zu dem Hause, das, wie die meisten ersten Ansiedelungen, nur eine Hinterthür hatte.

Das unbehagliche, aber äußerst reinliche und anständige Innere sprach von offenbarer Armuth. Da war kein wohlgefüllter Schenktisch, keine weißen Gardinen, kein glänzendes Geschirr, keine gewaltige, künstlich geschnitzte Bettstelle mit Sternen von allen Größen und Monden in allen Vierteln, nicht einmal die gewöhnliche Ausstellung von Sonntagskleidern — sonst unvermeidliche Möbel einer Waldwohnung. Die gute Frau Wirthin war fast zu dünn, um einen Schatten zu werfen, und der Ehemann mit seinem grünen Augenschirm sah äußerst gedrückt und niedergeschlagen aus. Die Mutter legte ihr Strickzeug in den Schoß, als wir eintraten, der Mann schien in unthätiger Ruhe dagesessen zu haben.

Dessenungeachtet fanden wir das bei den Ansiedlern im Westen so gewöhnliche freie und herzliche Willkommen. Unsere nassen Kleider wurden sorgfältig zum Trocknen aufgehangen und selbst die Büffelhäute und Decken fanden einen Platz auf jenen dünnen Stangen, welche in jeder regelrechten Loghütte über dem Feuerplatze hängen, um entweder, bei nassem Wetter, die Wäsche der letzten Woche, oder lange Reihen schlanker Kürbisse zu Puddings für das nächste Frühjahr, oder — wenn wir sie haben können — zierliche Guirlanden von Aepfelschreiben zu trocknen. Der Regen gab noch kein Zeichen baldigen Nachlassens, die Dachrinnen strömten ununterbrochen und das Rollen fernen Donners ward hörbar. Wir hatten mithin alle Aussicht, wenigstens für die nächste Nacht die Güte Herrn „Gaston's" und seiner Familie in Anspruch nehmen zu müssen. (Fortsetzung folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

IV. Fortgang des Nordischen Streites.

(Januar bis Juli 1659. *)

Die Generalstaaten waren den Bewegungen im Norden mit Luchsaugen gefolgt; nichts entging diesem Scharfblick, und ängstlich bewachten sie jeden Schritt, den irgend eine auswärtige Macht im Interesse dieser Angelegenheit that. Neue und dringendere Aufforderungen zur ferneren Unterstützung waren von Seiten des Königs von Dänemark im Haag angelangt. Anfangs schwankte man, ob diesen Anforderungen Folge zu geben sey; aber kaum hatte man die Gewißheit erhalten, daß der Lord Protektor von England, Richard Cromwell, der Sohn Oliver's, eine Flotte dahin zu senden beabsichtige, als man beschloß, die Wünsche des Königs von Dänemark zu erfüllen. Da indessen der Winter bereits zu weit vorgerückt war, um von den Operationen der Flotte noch viel erwarten zu können, wurde die Absendung der Verstärkungen bis zum Eintritt des nächsten Frühjahrs verschoben.

Diese Angelegenheit ward auch mit dem Beginn des Jahres auf das lebhafteste betrieben, aber man stieß plötzlich auf ein eben so unerwartetes als gefährliches Hinderniß. Während Alles, was man zur Ausrüstung einer Flotte bedurfte, vollauf vorhanden war, fehlte es an Matrosen, und die Generalstaaten sahen sich genöthigt, zu einem Mittel zu greifen, das einen Theil des holländischen Kaufmannsstandes stark beeinträchtigte. Es ward nämlich befohlen, daß keine Schiffe in diesem Jahre nach Grönland ausgerüstet und die zahlreichen Equipagen der Grönlandsfahrer zum Flottendienst verwendet werden sollten. Um diesem bedrohlichen Schlage zu entgehen, einigten sich die Grönlands-Rheder mit einander und versprachen, dafern man sie ungehindert walten ließe, den Staaten zu Hülfe zu kommen und ihnen eine Anzahl von 1200 Matrosen, mit einer monatlichen Gage von 15 Gulden pro Kopf, zum Dienst der Flotte zu stellen. Dies Anerbieten wurde angenommen, und der Robben- und Wallfischfang litt keine gefährliche Unterbrechung.

So kam nun in den ersten Monaten des Jahres die Ausrüstung der Hülfsflotte zu Stande; sie war imposant und eines so mächtigen Bundesgenossen wie Holland würdig. Es waren 40 Schiffe, welche mit 1743 Kanonen bewaffnet und mit 7683 Matrosen und Soldaten bemannt waren. Die Letzteren, unter den Befehlen des Obersten Killegrew, 4000 Mann stark, waren dazu bestimmt, in Dänemark ans Land gesetzt zu werden. Zum Befehlshaber dieser Flotte hatte man de Ruiter ersehen; das Dekret, welches die Generalstaaten deshalb erließen, enthält Nachstehendes:

„Die Staaten-General der Vereinigten Niederlanden allen den Jenigen, welche dieses werden lesen oder hören lesen, Unsern Grus. Thun hiemit zu wissen, daß Wir Uns verlassend auf die Erfahrenheit, welche der Ehrenfester, Mannhafter, Frommer, Unser Lieber getreuer Michael Adrianson de Ruiter, Vice-Admiral von Holland und Westfriesland in Seesachen hat, denselbigen beordert und authorisiret haben, wie Wir Ihn beordern und authorisiren mit diesem, um vorerst über des Landes Kriegsschiffe unter seiner Aufsicht nach Dänemark gehend, zu commandiren und sich mit denselben auf die bequemste und sicherste Weise zu begeben unter die Flagge des Herrn van Wassenaar L. Admirals, sich jetzund mit einigen andern des Landes Kriegsschiffen vor und bei Kopenhagen befindend, und weiter in Allem die Ordre desselben L. Admirals zu folgen; Befehlen demselben weiter, im Fall er die Flotte des Herrn Protectors von Engelland, Schottland und Irland, oder einiger anderer dieses Staates Freunden und Allirten Schiffe möchte antreffen, dieselbe mit aller Freundschaft und Höflichkeit zu begegnen; darum wir auch allen andern Vice-Admiralen, Schulzen bei Nacht, Capitainen, Befehlhabern, Soldaten und Matrosen, in dieser, des Landes Flotte dienend, befehlen, den vorgemeldeten Michael Adrianson de Ruiter vorerst, und bis er unter die Flagge des obenbemerkten Admirals wird angekommen seien, vor Ihrem Commandeur zu erkennen und zu respectiren; auch denen Befehlen, die Er geben wird, genau nachzukommen; mit Bedrohung, Denjenigen, der es anders thut, dafür anzusehn, und als einen Widerspänstigen zur gebührenden Strafe zu ziehen, weil wir solches zum Dienste des Landes und zur Unterhaltung guter Ordre in vorgedachter Flotte also gut befunden haben. Gegeben im Haage unter Unserm Siegel und Paraphure auch Unterzeichnung Unseres Greffiers am 15 Mai MDCLIX. J. van Gent. Vr.

Auf Ordre der Hochgemeldeten Herren Staaten-General:

N. Ruisch."

Bei Einhändigung dieser Ordre wurde dem Vice-Admiral de Ruiter noch besonders kundgethan, daß ihm, im Fall einer Krankheit, oder des unvorhergesehenen Ablebens des Herrn van Wassenaar, der Oberbefehl über die gesammte Ostsee-Flotte zustehe. Zum Vice-Admiral dieses stolzen Hülfsgeschwaders ernannte man Jan Evertson, den tapferen Gefährten de Ruiter's in der Schlacht der fünf Admirale, und zum Schout by Nacht den früheren Capitain Joan Cornelisson Meppel. Diese imposante Flotte ging in der dritten Woche des Mai, am 18ten oder 19ten des genannten Monats, in See. In dem ersten Augenblicke des Auslaufens erfuhr man von einem heimkehrenden Fischerboot, daß sich eine englische Flotte in See befinde und nach dem Sunde zusteuere. Dies erweckte nicht geringe Unruhe; denn wenn England auch seine friedliche Gesinnung offen ausgesprochen hatte, so wußte man doch auch andererseits von geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, und die Klugheit gebot, auf der Hut zu seyn.

Kaum war die Flotte in See, als der französische Gesandte, Graf de Thou, und der englische Resident Downing im Haag auftraten, um, von dem Könige von Schweden beauftragt, vorerst die Bedingungen zu einem Waffenstillstand mit Dänemark und Holland festzustellen und dann die weiteren Friedens-Unterhandlungen zu beginnen. Zur Leitung dieser Unterhandlungen ernannte Holland seinerseits den ersten Rath Pensionarius von Dordrecht, Godart van Pingeland; den Rath Pensionarius von Amsterdam, Peter Vogelsang; den Secretair der Staaten von Seeland, Peter de Hubert, und den Friesen Willem van Haren Grietmann van der Bildt. Sie wurden mit dem größten Eifer betrieben und der vorläufige Friedens-Vertrag bereits am 21. Mai unterzeichnet. Da der dritte Artikel desselben besonders wichtig war, indem der Befehlshaber der holländischen Flotte bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten sehr leicht mit den englischen Schiffen in Kollision kommen konnte, so ward ihm eine Abschrift dieses Artikels nachgesendet, den er auf offener See, unfern von dem Sunde, empfing. Kaum hatte der Vice-Admiral de Ruiter denselben empfangen, als er sich beeilte, sämmtliche Befehlshaber der Schiffe seines Geschwaders von dem Inhalte in Kenntniß zu setzen. Er hatte sie in seiner Kajüte versammelt, und als die nöthige Ruhe eingetreten war, las er Folgendes:

Dritter Articul
des Tractats, geschlossen im Hage 21 Maji MDCLIX.

Ist vertragen, daß die Flotte, welche der durchlauchtigste Herr Protector von Engelland, als Freund der beiden Könige von Dänemark und Schweden, nach dem Orisund gesandt hat, sich mit keiner der Flotten der Hochgemeldeten Könige conjugiren, noch an keiner von beiden einige Hülfe erweisen, wie auch gegen keiner der beiden sich feindlich erzeigen soll; drei Wochen nach einander, Anfang nehmend mit dem Tage oder Zeit, daß dieser Vertrag dem englischen Admiral oder Obersten selbiger Flotte wird bekannt seyn, zu welchem Ende man ihm eine authentique Abschrift desselben durch unterschiedliche Wege zu Wasser und zu Lande in aller Eile solle zusenden, wie dann auch weiter vertragen ist, daß die Flotte, welche durch die Vereinigten Niederlanden ausgefertigt und dahin gesandt wird, von diesem Tage an, bis zum Ende der vorbemeldeten drei Wochen, keinem der beiden Hochgemeldeten beiden Könige einige Hülfe leisten, noch sich gegen keinen von beiden feindlich erweisen, auch mit keiner der beiden königlichen Flotten conjugiren solle, selbst auch nicht mit derjenigen Flotte, die unter dem L. Admiral Herrn van Wassenaar allbereits zu Hülfe des Königs von Dänemark abgesandt ist; daß auch dieselbe Flotte unter dem mehr gemeldeten Herrn van Wassenaar zu Hülfe des Königs von Dänemark vorabgesandt, in wehrender Zeit der dreien Wochen, keine Kriegsvölker, unter was Vorwand, daß es auch möge Namen haben, nach einigen Insuln oder anderen Orten in Dänemark zum Nachtheile des Königs von Schweden solle vermögen über zu bringen, oder derselben Ueberbringung befördern und behülflich zu seyn, noch auch denselben König feindlich anzufallen; daß auch die vorgemeldete niederländische Flotte, welche itzund nach Dänemark gesandt wird, von diesem Tage an, bis zum Ende der vorgedachten drei Wochen, nicht solle vermögen oder trachten, zu Copenhagen an Land zu setzen, wie auch nicht durch den Sund oder den Belt in die Ostsee zu laufen, und daß die französische, englische und niederländische Abgesandte, welche sich dann der Orten befinden werden, mit allem Fleiß und Eifer, es sey insgesammt oder ein Jeder absonderlich, jedoch mit gemeiner Wissenschaft und Berathschlagung, trachten sollen, zu Wege zu bringen, daß unter wehrender Zeit der drei Wochen ein fester und beständiger Friede zwischen den zweien Höchstgemeldeten Königen getroffen werde.

Nach gethaner Collation gegen das Originale Translatirte, ist dieses damit allerdings übereinstimmend befunden, nach welcher und keiner anderen Abschrift der Vice-Admiral de Ruiter sich solle haben zu richten.

N. Ruisch.

*) Vgl. Nr. 102, 104 und 106 des Magazins.

Die holländischen Schiffsführer, welche sich alle mehr oder weniger auf ein Zusammentreffen mit den Schweden und auch wohl mit den Engländern gefreut hatten, knirschten mit den Zähnen, als sie die ihnen mitgetheilte Ordre vernahmen, doch gelobten sie mit einem Handschlage, sich streng nach derselben zu richten, und kehrten an Bord ihrer Schiffe zurück, um die Zeit einstweilen durch ein müßiges Hin- und Herkreuzen zu tödten. Indessen verstrich der in dem dritten Artikel des Vergleichs festgesetzte Zeitraum von drei Wochen, und die holländischen Flotten vereinigten sich im Belt, wodurch ihre Gesammtmacht 78 Schiffe, ohne Brander und Transportfahrzeuge, betrug, die mit 3200 Kanonen bewaffnet und mit 12,900 Mann bemannt waren; der 4000 Hülfs-Soldaten nicht zu rechnen, welche noch immer der Ausschiffung harrten.

Nun endlich glaubte man den Augenblick gekommen, da die langgefesselte Thatkraft die ersehnte Erlaubniß erhalten sollte, sich frei zu bewegen, als man zur großen Bestürzung vernahm, daß der Termin zur Unterhandlung des Friedens abermals auf drei Wochen verlängert war. Nicht wohl zu ermitteln ist, wie ein solcher Aufschub erlangt werden konnte, von dem diejenigen der niederländischen Unterhändler, die an dem Hoflager des Königs von Dänemark sich befanden, nichts wußten und die Prolongation nicht unterzeichnet hatten; vielmehr — leider ohne einigen Erfolg — Protest gegen dieselbe einlegten. Genug, der Waffenstillstand dauerte jetzt drei Wochen länger, welche Zeit die Schweden fleißig dazu benutzten, um Truppen nach Dänemark überzuführen und Schiffe auszurüsten.

Als der englische Admiral Montague vernimmt, daß die beiden holländischen Flotten sich im Belt vereinigt haben, segelt er mit seinen 42 Schiffen eben dahin ab und erreicht dieselben am 26. Juni bei der Insel Spro, woselbst sich ein paar Tage später auch die dänischen Admirale Juul und Bielke mit ihren Geschwadern begeben, um sich den holländischen Flotten anzuschließen. Wohl selten sahen diese Gewässer solche Streitmassen einander gegenüber; aber noch seltener, wohl nie, wurden solche Kräfte unbenutzt gelassen und die Zeit mit Unterhandlungen vergeudet, deren Zweck und Ziel Niemand abzusehen vermochte. Die Führer der verschiedenen Flotten suchten Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen und Ehren aller Art zu erweisen; es wurden Briefe und hochtönende Phrasen gewechselt, während der Geist der Mannschaft durch die fortdauernde Unthätigkeit verdummte und eine Krisis herbeizurufen drohte.

Ein heiteres Intermezzo unterbrach dieses düstere Gemälde, als die holländische Flotte sich veranlaßt fand, im Angesicht der Hauptstadt Anker zu werfen.

Brasilien.

Brasilien im Jahre 1844.

II. Ein Ausflug in das Innere.

(Schluß.)

Es bleibt in der That dem ausgeplünderten Reisenden in Brasilien nichts Anderes übrig, als sich selbst Recht zu schaffen. Wenn man sich an die Behörden wendet, um die Verhaftung eines Diebes zu erlangen, so bleibt das immer eine ganz nutzlose Zeitverschwendung. Zum Unglück für die Räuber auf dem Mantequeira-Gebirge hatten sie zu viel Morde begangen; nun schickte man einen Befehl von Rio-Janeiro, man solle diese Menschen verhaften, welche durch den Schrecken, den sie einflößten, alle Communication versperrten. Eine Abtheilung Soldaten kam an, tödtete die Einen, schreckte die Anderen, und als ich vorbeikam, erblickte man nur noch die Barrikade, welche ihnen zum Hintertheil gedient hatte. Uebrigens war die Vertreibung der Diebe erst vor einem Monat geschehen.

Barbacena, wo ich drei Tage nach meiner Abreise von Parahybuna anlangte, liegt in der Mitte der Campos auf einer Hochebene. Schon von weitem erblickt man die Kirche, welche diese kleine Stadt beherrscht. Der Name Campos bezeichnet eine Hügelreihe, welche fast ganz von jeder Vegetation entblößt ist. Nur in der Tiefe der Thäler findet man einige Bäume und anderes Grün. Sehnlichst wünschte ich mir die schönen, dichten Wälder zurück, welche mich bis dahin gegen die brennende Sonnenhitze beschützt hatten. Einen Urwald zu durchschreiten ist für die Brasilianer ein Gegenstand des Schreckens; sie waren nicht im Stande, meine Bewunderung für die herrliche Einsamkeit zu begreifen, meine Bewunderung für die heilige Stille, welche an den Orten herrscht, die des Menschen Hand noch nicht entheiligt. Nichts ist trauriger als eine Reise durch die Campos. Ueberall erblickt man nur nackte Felsen und kahle Ebenen, kaum läßt sich hier und da eine herumirrende Heerde erblicken. Stundenlang kann man gehen, ohne eine Wohnung zu entdecken, und wenn man eine entdeckt hat, ist sie gewöhnlich zerstört oder zerfallen. Barbacena hat 200 Häuser und ungefähr 6000 Einwohner; die reichsten Geschäftsleute hatten Theil an der Revolution der Mineiros genommen und befanden sich auf der Flucht. Das Klima von Barbacena ist gemäßigt, beinahe kalt. Unsere Früchte und Blumen, welche in Rio nicht fortkommen können, befinden sich hier im trefflichsten Gedeihen. Uebrigens erklärt sich dieser große Unterschied des Klima's durch die hohe Lage von Barbacena. Die Einwohner beschäftigen sich mit Rindviehzucht und Schweinemast; um den Landbau bekümmert sich Niemand. Ich verlangte die Ursache hiervon zu wissen, und man antwortete mir, die Sorge für die Viehzucht reiche hin, um die Bevölkerung zu beschäftigen. Barbacena hat nur wenige Häuser mit zwei Stockwerken, die übrigen sind alle niedrig, schlecht gebaut, aber genau in gerader Linie. Die breiten Straßen sind in Form von Treppen angelegt, so steil ist hier die Absenkung des Berges. Es befinden sich hier acht Kirchen, welche Brüderschaften angehören; es sind große Gebäude ohne Architektur und im Innern von Luxus ganz entblößt.

In einiger Entfernung von der neuen Straße, welche von Rio nach Oiro Preto führt, liegt die interessante Stadt St. Joan del Rey. Nach einigen Reisenden bietet die Lage und das Klima von St. Joan del Rey ausgezeichnete Vorzüge dar, und diese Stadt, sagt man, eigne sich vor allen anderen zur Hauptstadt des brasilianischen Reichs. Hier existirte die einzige Baumwollenspinnerei des ganzen Landes; sie hat sich aber nur wenige Jahre hindurch gehalten; ihre Produkte konnten die Konkurrenz mit den ausländischen Waaren nicht aushalten. Die ehemals so berühmten Goldbergwerke von St. Joan del Rey sind jetzt ganz verlassen; nur eine geringe Anzahl freier Neger beschäftigt sich damit, den vom Regen herbeigeschwemmten Sand zu waschen, um die kleinen Theilchen kostbaren Metalls zu gewinnen. Selten finden sie Gold genug, um ihre Arbeit bezahlt zu machen. Der Bergbau ist hier kein Erwerbszweig mehr und der Landbau hat die Aufsuchung des Goldes verdrängt. Eine englische Gesellschaft, welche sich gebildet hatte, um eine Grube in der Nähe der Stadt wieder auszubeuten, hat circa 130,000 Rthlr. ohne Resultat daran verschwendet; die Goldader war zu gering, um die Kosten zu decken, und man mußte auf die Fortsetzung der Arbeiten Verzicht leisten. Da nun St. Joan del Rey nicht mehr von den Karawanen berührt wird, verliert es täglich an Bedeutung; die arbeitende Bevölkerung entfernt sich, um sich in den neuen Städten niederzulassen.

Ein elendes Dorf, Juiz de Fora, auf dem Wege von Barbacena nach Rio, zählte bei meiner Anwesenheit mehr als funfzig im Bau stehende Häuser. Da das Land und die Gebäude in Brasilien fast nichts kosten, so findet die Veränderung des Wohnsitzes mit einer merkwürdigen Leichtigkeit statt. Der Brasilianer versteht es nicht, mit dem Land, das er bebaut, hauszuhalten; bald hat er es erschöpft, und entfernt sich, um neuen jungfräulichen Boden aufzusuchen, den er wiederum nach einigen Jahren verläßt. Dieses unabhängige, nomadische Leben führen die reichsten Pflanzer. Jeder Erziehung beraubt, fliehen die Brasilianer eher das gesellschaftliche Leben, als daß sie es aufsuchen. Man muß erstaunen, wenn man sieht, wie die reichsten Landbesitzer ihr Leben auf einsamen Gütern zubringen; umgeben von Sklaven, die ihrer Willkür unterworfen, sind sie glücklich, eine Macht ohne Rechenschafts-Ablegung auszuüben. Man sieht sie umherwandern; hölzerne Sandalen bilden ihre Fußbekleidung, ein Hemd und Unterbeinkleider ihren ganzen Anzug; es ist ihnen einerlei, ob sie an diesem oder jenem Ort leben, Alles ist ihnen gleichgültig, wenn sie nur ihre groben Begierden befriedigen können.

Der Reisende, der seinen Weg nach Oiro-Preto fortsetzt, muß den Ufern des Paroopeba folgen, welcher sich in den Rio das Velhas ergießt. Bald kommt man nach Queluz, einer kleinen Stadt von 1200 Seelen. Sie liegt noch in den Campos, doch bieten diese Einöden hier mehr Abwechselung dar und sind nicht so nackt und kahl, als in der Umgegend von Barbacena; die Bäume sind höher, die Thiere in größerer Anzahl vorhanden, die Wohnungen aber immer noch sehr selten. Queluz liegt an dem Abhange eines Hügels in der Mitte gut gebauter Gärten. Die Kirche ist das Hauptgebäude dieser Stadt, welche nur in einer langen, schlecht gebauten Häuserreihe bestehen. Die Temperatur ist hier heißer als in Barbacena; Kaffee, Ananas, Tabak gedeihen in Queluz sehr gut, während sie die kalten Nächte von Barbacena nicht aushalten würden. Wenn man sich von Queluz entfernt, gewinnt das Land ein neues Aussehen; man tritt aus den Campos heraus, durchwandert angenehme Wälder, die in reicher Vegetation prangen, zahllose Bäche durchkreuzen den Weg, deren Gewässer sich in den Rio St. Francisco ergießen; hier und dort erheben sich auf dem Wege Dörfer. Alto-da-Birgem, auf welches man zuerst trifft, ist durchaus von freien Negern bewohnt; die Hütten schienen mir sehr reinlich und die Gärten wohl unterhalten. Oiro-Branco, welches nun folgt, hat eine herrliche Lage am Fuße des Gebirges, welches denselben Namen trägt; früherhin war dieses Dorf sehr bedeutend durch ansehnlichen Goldbergbau; jetzt ist von seiner Größe nichts übrig geblieben, als eine von Palmbäumen beschattete Quelle, eine Kapelle und ungefähr dreißig Häuser.

Je mehr man sich Oiro-Preto nähert, desto wilder wird die Natur. Der Boden nimmt die röthliche Farbe des Eisen-Oxyds an, wird steinig und felsig; dennoch findet sich hier nicht der Charakter von Traurigkeit, welchen ich erwartete. Wenn man bald dem Laufe eines Stromes folgt, bald einen Hügel ersteigt, so vergißt man leicht die Unfruchtbarkeit des Landes, indem man die herrlichen Vegetationen an den Ufern der Flüsse bewundert. Ehe man in Oiro-Preto ankommt, erblickt man den Ita-Columni, einen ungeheuren Felsen, einen der bedeutendsten Berge Brasiliens. Dieser ungeheure Felsblock ist bis jetzt noch sehr unvollkommen untersucht, und man sagt, es seyen Diamanten in ihm enthalten; der vom Regen weggeschwemmte Sand giebt noch immer Gold, wenn auch in geringerer Menge als früher. Alles deutet darauf hin, daß dieser Berg reiche Adern enthält, wenn auch alle bis jetzt unternommene Arbeiten unfruchtbar gewesen sind.

Endlich erreichte ich Oiro-Preto oder Villa-Ricca, wo ich mich einige Zeit aufzuhalten gedachte, ehe ich meine Reise durch Brasilien fortsetzte. Oiro-Preto liegt in dem Grunde eines engen Thals zwischen hohen Bergen eingeklemmt; man sieht die Stadt nicht eher, als bis man hineinkommt, wenigstens nicht auf dem Wege, den ich kam. Der Anblick dieser Häusermasse in der Mitte hoher Felsen bietet nichts Anziehendes dar; die Kirchen und die Regierungs-Gebäude ragen allein aus der verwirrten Masse der Wohnungen empor. Oiro-Preto ist auf zwei Hügeln erbaut, am Fuße des Gebirges, welches denselben Namen führt. Das Erdreich bietet überall steile Absenkungen dar, welche die Pferde nur mit Mühe erklettern; die Häuser sind aus Stein gebaut, meistens mit zwei Stockwerken; sehr viele zerfallen jedoch in Trümmer, da die Bevölkerung sich von dieser Hauptstadt entfernt, deren Klima durchaus nichts Angenehmes darbietet.

Ein Reisender hat berechnet, daß es in Oiro-Preto 260 Tage im Jahre regnet. Wenn man den Einwohnern glauben will, so existirt kein Morgen ohne einen mehr oder weniger dichten Nebel. Ich konnte die Genauigkeit dieser Bemerkungen selbst prüfen. Auf meiner Reise nach Oiro-Preto hatte ich zwölf Tage lang das trockenste Wetter gehabt; am Morgen nach meiner Ankunft überraschte mich der erste Regen, und so lange mein Aufenthalt dauerte, konnte ich nur in langen Zwischenräumen ausgehen. Die Lage der Stadt inmitten des Gebirges erklärt diesen immerwährenden Regen; übrigens ist die Temperatur sehr gelinde und einiger Frost am Morgen ist das einzige Zeichen des Winters.

Wenn auch der Aufenthalt in Oiro-Preto keine große Zerstreuungen darbietet, so giebt er doch wenigstens den Reiz einer herzlichen Gastfreundschaft. Die Einwohner dieser Stadt zeichnen sich durch Güte und Freundlichkeit aus; Privatleute, Beamte, alle bieten ihre Dienstleistungen an und suchen dem Fremden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Es ist schade, daß die Bildung der Beamten ihrem guten Willen nicht entspricht; die Behörden selbst kennen das Land nur unvollkommen. In Oiro-Preto existirt die Handzeichnung einer Karte von der Provinz Minas; ich verlangte einen Auszug aus derselben, welcher mir zu meiner Reise höchst nothwendig war. Meine Verlegenheit wurde nun sehr groß, als keiner der Punkte, die ich besuchen wollte, auf der Karte angemerkt war, und ich mußte mit den Karten von Arrowsmith, Spix und Brué die Lücken ausfüllen. Lächelnd sagte ich dem Präsidenten meine Meinung über diese große Nachlässigkeit, da doch einer guten Verwaltung solche Notizen von dem größten Nutzen seyn müßten, seine Antwort war folgende: „In einem Lande, wo Alles auf das Gerathewohl geht, ist es unmöglich, genaue Berichte zu erhalten. Die brasilianische Regierung hat nicht die Mittel, den Verwaltungdienst so einzurichten, wie es wohl seyn müßte; sie muß ihre Hülfsmittel verbrauchen, um Empörungen vorzubeugen oder dieselben zu unterdrücken. Mit den statistischen Nachrichten geht es wie mit allen anderen; die Zahl der General- und Provinzial-Deputirten, solche allgemeine Dinge erfährt man wohl; was aber die Bevölkerung anbetrifft, den Zustand des Ackerbaus, da kann man von Niemand eine Antwort bekommen.

In der Verwaltung der Provinz Minas herrscht eine gewaltige Unordnung; der Präsident Jacintho de la Viega beschäftigte sich zur Zeit meiner Anwesenheit eifrig damit, um die vielen Uebel wieder gut zu machen, welche die letzten Unruhen herbeigeführt hatten. Der Staatsschatz hat nie Geld, und dennoch ist die Provinz Minas der reichste und bevölkertste Theil von Brasilien. Nach und nach hat sie ihre Hülfsmittel an Gold und Diamanten sich vermindern sehen, und jetzt werden im günstigsten Falle die Einnahmen durch die Ausgaben gänzlich in Anspruch genommen; in manchen Jahren, z. B. 1841 und 1842, fanden sogar bedeutende Defizits statt.

Die Gewinnung der materiellen Reichthümer der Provinz Minas läßt sehr viel zu wünschen übrig. Der Vorrath von Eisen-Mineralien ist sehr bedeutend; unglücklicherweise bewirkt aber der gänzliche Mangel an Communication daß das Brennmaterial an den Orten der Gewinnung theurer ist, als in Europa. Gewöhnlich liefert der Eisenstein 90%, und doch besteht nur eine einzige Gießerei in der Provinz, welche von einem Franzosen dirigirt wird. Alle unternommene Anlagen der Regierung konnten sich nicht halten. Das verarbeitete Eisen kommt aus Europa, während man sich doch mit dem größten Vortheil des brasilianischen Eisens bedienen könnte, das an Härte und Hämmerbarkeit dem schwedischen gleichkommt.

Das Gold, welches sich ehemals auf der Oberfläche des Bodens fand, verbirgt sich jetzt in den Tiefen der Erde. Die Betreibung eines Bergwerks erfordert so große Kosten in diesem Lande, wo keine Hand mit Verstand arbeitet, daß eine sehr reiche Ader erforderlich wäre, um die Kosten der Arbeit zu decken. Die gelehrten Mineralogen, welche Resultate ihrer Beobachtungen in der Provinz Minas bekannt gemacht haben, stimmen alle darin überein, daß eine große Menge Goldes im Innern der Erde vorhanden seyn müsse. Es haben sich englische Gesellschaften gebildet, um diese Reichthümer zu gewinnen, doch hat das Glück bis jetzt noch nicht ihre Anstrengungen gekrönt; in der Hoffnung eines glücklichen Resultats legen sie alle Jahre zum Kapital zu, doch haben sie noch keinen vortheilhaften Erfolg gehabt. Wenn die Aufsuchung der Diamanten auch einigen Spekulanten ein ziemliches Vermögen eingebracht hat, so haben doch alle diejenigen, welche die Anlage von Goldbergwerken unternommen haben, ihr Kapital eingebüßt, und waren genöthigt, ihre Arbeiten nach einigen Jahren einzustellen.

Mehr als einmal sah ich bei der Ueberfahrt über den kleinen Fluß Oiro-Preto unglückliche Neger, welche sich damit beschäftigten, den Sand des Stromes heraufzuziehen und auf den Ufern auszubreiten. Die kleinen Goldtheilchen, welche sie aus dem Sande gewinnen, bilden ihren Lebensunterhalt; doch müssen sie Tag und Nacht arbeiten, wenn sie nicht befürchten wollen, daß sich ein Anderer ihres Platzes bemächtige. Alle haben hier ein gleiches Recht auf das Flußbett; es ist hier öffentliches Gemeingut. Ich fragte einen dieser Unglücklichen, ob er von seiner Arbeit zufriedengestellt werde; er antwortete mir aber, daß diese Bemühungen selten einträglich wären, und daß ganze Wochen vergingen, ohne daß man nur ein einziges Goldstäubchen entdecke.

Am 2. Dezember war ich bei den großen Festlichkeiten zugegen, womit der Geburtstag des Kaisers gefeiert wurde. Zuerst hörte ich, eigentlich gegen meinen Willen, ein Tedeum in der Kirche an. Trotz der glänzenden Uniformen, trotz der Decorationen aller Beamten, glaubte ich mich bei einem Leichenbegängniß zu befinden, so eintönig war der Gesang, so langsam die Musik, und überdies hielt noch Jeder eine große Wachskerze in der Hand. Nach dem Tedeum defilirten die Truppen, und lauter, pflichtgemäßer Jubel ertönte unter dem Donner der Kanonen. Die 400 Mann der Garnison, halb weiß, halb schwarz gekleidet, marschirten wie Soldaten, deren Dienst im Schlafen besteht. Beim Defiliren stiegen die Offiziere mit bewundernswürdiger Klugheit von den Pferden; sie vermieden hierdurch, daß sie beim ersten Schuß herunterfallen wären; die Pferde haben nämlich noch nie schießen gehört. Nach beendigter Revüe begleiteten alle Beamte den Präsidenten in seinen Palast und beugten daselbst ihr Knie vor einem Bilde des Kaisers; dies ist ein merkwürdiger Gebrauch in einem Lande, welches sich civilisirt genug glaubt, um sich als Republik zu konstituiren. Abends war großes Schauspiel. Das Bild des Kaisers wurde auf das Theater gestellt, ein Festgesang ertönte, und ein dreimaliges Lebehoch, wozu der Präsident das Zeichen gab, wurde von der Versammlung wiederholt. Als nun das Bild von der Bühne weg war, vergaß man den Kaiser, um sich mit dem Stücke zu beschäftigen. Alle Rollen, auch die der Frauenzimmer, wurden von Offizieren und Soldaten gespielt; man gab eine elende Uebersetzung der Ines de Castro. Die Schauspieler wurden sehr oft von ihrem Gedächtniß verlassen und blieben mitten in den schönsten Stellen stecken. Der Saal war klein und niedrig; es waren nur einige, freilich ganz hübsche Frauen zugegen, die anderen, sagte man, hätte der Regen abgehalten. Nachdem ich einige Augenblicke im Saale verweilt hatte, war ich so glücklich, hinauszugelangen und das Stück ohne mich fertig werden zu lassen.

In Oiro-Preto konnte ich die politische Lage von Brasilien aus einem neuen Gesichtspunkte studiren; hier beobachtete ich die Handlungen der Regierung im Innern des Landes, zwölf Tagereisen von der Hauptstadt, in der reichsten und bevölkertsten Provinz des Reiches, und die Unordnung in der Verwaltung, die Ohnmacht der Behörden zeigten mir deutlich, wie viel noch zu thun übrig sey, damit den Bewohnern Brasiliens die Wohlthat einer starken und weisen Regierung zugesichert werde. Die anderen Theile des Landes mußten mir noch andere Ansichten darbieten, die ein spezielles Studium erforderten; was ich jedoch schon gesehen hatte, reichte hin, um meinen Urtheilen über die wichtigste Frage in Bezug auf den Zustand dieses Reiches eine Grundlage zu geben. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Küste von Marokko. Die französische Flotte wird nach ihrer Waffenthat bei Mogador sehr bald wieder den Hafen von Toulon aufsuchen müssen, denn ein schlimmerer Feind als die Afrikaner, und selbst als die englischen Kriegsdampfer, sind die um die Aequinoctialzeit an den Küsten Marokko's so wie in der Meerenge von Gibraltar herrschenden Stürme. Um diese Zeit wird das Meer in der genannten Straße fast unfahrbar, und größere Schiffe, die sich hineinwagen, haben große Vorsicht nöthig, um keinen Schaden zu leiden. Die der dortigen Schifffahrt günstigsten Monate sind der Juni, Juli und August. Auf der europäischen Seite und besonders in der Nähe Gibraltars ist das Meer am tiefsten; auf der afrikanischen Seite dagegen befinden sich sehr flache Strecken. Größere Schiffe segeln fast niemals an der marokkanischen Küste und besonders nicht an der von Tanger entlang, sondern halten sich von dieser in einer Entfernung von mindestens 1600 Metres. In dieser Entfernung hielt sich auch der Herzog von Joinville, um sich den Batterieen gegenüber quer vor Anker zu legen. Augenscheinlich fehlte es ihm an kleineren Fahrzeugen, und selbst um einige vorgerückte Werke bombardiren zu lassen, mußte er die bei seiner Flotte befindlichen Dampfschiffe vorausschieben. Die Meerenge von Gibraltar hat eine Länge von ungefähr fünf und da, wo sie am schmalsten ist, eine Breite von 2½ bis 3 Meilen. Die Strömung in derselben geht immer nach Osten, d. h. in der Richtung des Mittelländischen Meeres, wenn auch die Stürme noch so heftig nach dem Atlantischen treiben, weshalb auch in der Zeit, wo Wind und Strömung einander entgegen wirken, die Passage höchst gefährlich ist. Um gegen die Strömung nach dem Atlantischen Meere zu gelangen, müssen die Schiffe, um nicht an die Küste geworfen zu werden, immer in der Entfernung einiger Faden längen von derselben zu laviren suchen. Eine englische Gesellschaft hat daher den Plan entworfen, in diesen Gewässern Dampfschiffe bereit zu halten, die, von Gibraltar und von Cadix abgehend, die Fahrzeuge bugsiren sollen, denen entweder die Strömung oder der Wind entgegen ist. Kriegsschiffe, die sich den Küsten auch in jener Entfernung nicht nähern können, halten sich gewöhnlich in der Mitte der Straße, wo die Winde zwar am stärksten, der Einfluß der Strömung aber minder heftig ist. Tanger liegt der Stadt Gibraltar gerade so gegenüber, wenn auch nicht so nahe, wie die schwedische Stadt Helsingborg der dänischen Seefestung Kronborg bei Helsingör. Von der höchsten Spitze des Felsens von Gibraltar — das Adlernest genannt — und bei schönem Wetter können die Engländer die Spitzen der Minarets in der marokkanischen Stadt sehen, und mit Hülfe guter Fernröhre kann man auch die Straßen und Häuser von Tanger unterscheiden, ganz so, wie man vom höchsten Walle von Kronborg durch das neben der Lärmkanone aufgestellte Fernrohr in die Gassen von Helsingborg hineinschaut.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Velt & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Dienstag den 10. September 1844.

England.

Notizen über das Privatleben der englischen Großen im 13ten Jahrhundert.

Zu den für die englische Geschichte merkwürdigsten Dokumenten gehört ein vor kurzem entdecktes Registerbuch, das während des Jahres 1265 im Haushalte der Prinzessin Eleonore, Schwester Heinrich's III., geführt wurde. Es weiht uns in die innersten Details ihres Privatlebens ein, macht uns mit ihren Reisen, ihren Gastmählern, selbst mit dem täglichen Speisezettel ihrer Hofküche bekannt, und wirft ein bedeutendes Licht auf den sozialen Zustand jener Periode. Der Gemahl Eleonorens war Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Cromwell des dreizehnten Jahrhunderts, der an der Spitze der Adels-Partei dem Könige den Krieg erklärte, ihn nebst seinem Bruder, dem deutschen (römischen) König Richard, in der Schlacht von Lewes (14. Mai 1264) gefangen nahm und England über ein Jahr lang fast unumschränkt beherrschte, aber zuletzt in dem mörderischen Treffen bei Evesham geschlagen und getödtet wurde.

Es erhellt aus dem von dem Haushofmeister der Prinzessin gehaltenen Journal, daß der Luxus selbst bei den Reichen und Vornehmen nur darin bestand, ihren Tisch, außer einigen seltenen Leckerbissen, mit Speisen zu besetzen, die man jetzt auch in der dürftigsten Hütte verschmähen würde. Was Roger Baco damals im prophetischen Geiste von den Wissenschaften sagte, läßt sich auch auf untergeordnete Gegenstände anwenden. „Weisen Männern", bemerkte er, „ist jetzt Vieles unbekannt, das in späteren Zeiten dem geringsten Schüler verständlich seyn wird." Die Kunst, Lebensmittel zu vervielfältigen, hat sich glücklicherweise so sehr gehoben, daß man der wachsenden Bevölkerung zum Trotze nicht mehr gezwungen ist, sich von Meerschweinen und Wallfischen zu nähren, die zu jener Zeit auf den Tafeln der Fürsten prangten. Der Schweif und die Zunge des Wallfisches wurden als ausgesuchte Leckerbissen betrachtet und mit Erbsen gekocht, oder gebraten; das Meerschwein wurde mit Milchbrei, Mandelmilch, Zucker und Saffran aufgetragen — doch würden diese Gerichte wohl auf unseren Tafeln nur wenig Glück machen. Seewölfe (lupi aquatici), unter welchem Namen vielleicht der Hundfisch verstanden ist, der noch in Frankreich gegessen wird, dienten ebenfalls als Nahrungsmittel. Vier- bis sechshundert gesalzene Häringe wurden täglich im Haushalte der Prinzessin verzehrt, und den bedeutenden Verbrauch anderer Fischarten kann man aus folgenden Speisezetteln ersehen, die in dem Tagebuche mitgetheilt werden.

Sonntag den 1. März: 700 Häringe. Montag den 2ten: 400. Dienstag den 3ten: 500. Mittwoch den 4ten: 400. Donnerstag den 5ten: 600. Freitag den 6ten: 400.

Mittwoch den 17. Juni bezahlte man für Schollen, Brassen, Jungen und andere Fische 35 Shillings 1 Penny; für Eier zu zwei Schellfischen, mit Brod zu backen, 4 Pence; Pfeffer 1 Penny; Erdbeeren (fraisae) 4 Pence.

Sonnabend den 4. Juli: Kirschen 4 Pence; Meer-Aal 3 Sh.; Häringe 2 Sh. 6 P.; Schollen 1 Sh.; Weise 9 P.; Krebse 2 P.; Barse 13 Pence; Bohnen 4 P.; Eier 1 Sh. 6 P.; Milch 3 P.

Am 26. Februar trafen zwei Wagen von Bristol in Wallington ein, mit 108 Kabliauen und Klippfischen, 32 See-Aalen und 5 Hechten beladen, so wie mit 18 Stockfischen auf drei Tage und Seekrebsen und Krabben für 6 Pence.

Für die Gräfin und ihre Gäste hatte man zwar einen Vorrath feinen Weizenmehls (panis de froille, boletella) und feiner Kuchen geliefert, aber das gewöhnliche Brod bestand aus einem groben Gemisch von Weizen und Roggen, Mystelon, welches noch unter dem Namen maslin im nördlichen England gebraucht wird. Aus Guienne und der Gascogne kamen große Quantitäten Wein, den man nicht selten, um ihn schmackhafter zu machen, mit Nelken kochte oder mit Honig vermischte. Während die Gräfin von Leicester sich in Dover aufhielt, betrug, wie es scheint, der regelmäßige, tägliche Verbrauch für die Ritter ihrer „hohen Tafel" eine Viertel-Tonne Gascogner Wein, und für die geringeren Leute (pro familiâ) eine halbe Tonne „Bastard-Wein". Das Bier wurde aus mehreren Sorten Getraide, als Gerste, Weizen oder Hafer, gebraut und mit Pfeffer gewürzt, da Hopfen noch unbekannt war. Die Gemahlin Simon von Montfort's mußte natürlich eine starke Bedeckung bewaffneter Männer halten, und da außerdem noch mehrere vornehme Geißeln bei ihr zu Gaste waren, so mußte in ihrer Haushaltung eine bedeutende Consumtion starker Getränke stattfinden. Am 18. April wurden fünf Quarters Gerste und vier Q. Hafer zum Bierbrauen verwendet, welches Geschäft durch Frauen besorgt wurde. Am 25. April kaufte man 188 Gallonen Bier und am 29sten desselben Monats wurden sieben Quarters Gerste und zwei Q. Hafer zu Bier gebraut. Weizen galt 5 Shillings bis 5 Sh. 8 P. das Quarter, Hafer 2 Sh. bis 2 Sh. 4 P., Erbsen und Bohnen (die man sowohl frisch als getrocknet aß), Zwiebeln, Petersilie, Fenchel, Radies und einige andere Küchenkräuter, auch Aepfel und Birnen, waren schon damals Erzeugnisse der englischen Gärten, und cheesecakes (Rahmkuchen von Milch, Eiern und Zucker) und gingerbread (Honigkuchen) waren eben so beliebt als jetzt.

Ob auch ausländische Früchte, außer Datteln und Mandeln, zu jener Zeit eingeführt wurden, erfahren wir nicht, aber wenige Jahre später (1290) kaufte die Königin Eleonore, Gemahlin Eduard's I., die eine castillanische Prinzessin war, aus einem spanischen, in Portsmouth liegenden Schiffe, Rosinen, Datteln, 230 Granatäpfel, funfzehn Citronen und sieben Apfelsinen (pomas de orenge) — was das erste Mal ist, daß diese Frucht in Europa erwähnt wird. Einige asiatische Confitüren, wahrscheinlich aus Alexandrien, werden ebenfalls genannt: Gewürze, Reis zu 1½ P. das Pfund, Mandeln zu 2½ bis 3½ P., (wovon man neun Pfund in einer Woche verzehrte), Zucker zu 1 bis 2 Sh. das Pfund. Der letztere Artikel, den schon damals ein Geschichtschreiber als „höchst vortrefflich zum Gebrauch und für die menschliche Gesundheit nothwendig" gepriesen hatte, wurde sehr stark in Syrien gebaut und von dort nach den verschiedenen Ländern ausgeführt. Wie sehr diese ausländischen Drikatessen geschätzt wurden, beweist der Umstand, daß die Gräfin von Leicester am 29. März 1265 aus Odiham in der Grafschaft Hampshire an ihren Bruder, den römischen König (King of Almayne), der sich zur Zeit als Gefangener in Kenilworth aufhielt, ein „fürstliches" Geschenk übersandte, das, wie es ihre Rechnungsbücher zeigen, aus Folgendem bestand: — 20 Pfund Mandeln, 6 Shillings; 5 Pfd. Reis, 9 Pence; 2 Pfd. Pfeffer, 20 P.; 2 Pfd. Zimmet, 20 P.; ¼ Pfd. Nelken, 9 P.; 1 Pfd. Ingwer, 18 P.; 2 Pfd. Zucker (Zucari), 3 Shillings.

Die Fleischpreise kann man danach beurtheilen, daß zwei Ochsen, vier Schafe und drei Kälber für 1 Pfd. 2 Sh. 10 P. gekauft wurden; ferner zwei Kälber für 1 Sh. 6 P. — ein Kalb und ein Schaf für 3 Sh. 3 P. Die Garnison von Dover wurde für 22 Pence das Stück mit Schafen versorgt; zehn Gänse kosteten 2 Sh. 3 P. Salz, welches man zum Einpökeln der Winter-Vorräthe besonders nöthig hatte, scheint sehr theuer gewesen zu seyn, indem zehn Quart 44 Sh. 6 Pence kosteten, und obgleich die Preise jener Zeiten sich zu dem gegenwärtigen Werthe des Geldes wie 1:15 verhalten, so ist es doch als wahrscheinlich anzunehmen, daß der Bürgerkrieg sie über ihren gewöhnlichen Stand erhöht hatte.

Aus den Angaben des Registerbuchs können wir ferner den Schluß ziehen, daß man in jenem Zeitalter nur wenige Wäsche brauchte, indem es während fünf Monate nicht mehr als 1 Sh. 3 P. für Wäsche aufführt. Wie es scheint, war die Gräfin eine Freundin der Lektüre; sie kaufte nämlich zwanzig Dutzend Pergament-Häute für 10 Sh., und zahlte später die Summe von 14 Sh., um darauf in Oxford ein Brevier zum Gebrauch ihrer Tochter, der Prinzessin Eleonore, schreiben zu lassen; diese junge Dame besaß auch das seltene Talent, schreiben zu können, wie man aus der Notiz erfährt, daß ihre Briefe an den Prinzen Eduard (ihren Vetter) durch einen Boten abgefertigt wurden, dessen Lohn sechs Pence betrug. Der Ankauf von fünfundzwanzig vergoldeten Sternen zur Verzierung eines für die Prinzessin bestimmten Huts ist gehörig mit 2 Sh. 1 P. eingetragen, eben so wie „vierzehn lange Nadeln zu ihrem Kopfputz" mit 2 Pence berechnet sind. Ein Vorrath von Nähnadeln wurde zum Gebrauch der Herrenzimmer und des Schneiders besorgt; die Messer hielt man in Schreiben, die 2 bis 3 P. kosteten; zum Ausbessern von vier silbernen Löffeln wurden acht silberne Pennies verwandt; auch hatte man schon einige Gabeln, obgleich sie erst weit später allgemein wurden. Während sich die junge Eleonore in Odiham befand, schickte man zweimal nach dem Barbier, um ihr zur Ader zu lassen.

Nach den Geldsummen zu urtheilen, die dem Gesinde und den Jägersleuten verabreicht wurden, betrug der Lohn 1½ bis 2 Pence täglich; doch erhielten nur die Jäger die höhere Vergütung von 2 P. und zwar auf besonderen Befehl der Gräfin. Die Dienerschaft führt sämmtlich sächsische Namen, als die Bäcker Ralph und Hande, Hick, der Schneider, Dobb, der Schäfer, die Fuhrleute Dicken, Gobidhefty und Treubodi, und der Läufer Slingaway.

Um Briefe zu versenden, gab es kein anderes Beförderungsmittel als eigene Boten, und man findet zu diesem Zwecke öftere Zahlungen in dem

Verzeichniß aufgeführt, obschon selbst für weite Entfernungen das Postgeld äußerst gering war. So wurden einem Diener, der mit Briefen an die Gräfin von Porchester nach Bramber geschickt wurde, nur 4 Pence gezahlt; Slingaway erhielt nur 2 Sh. für den Weg von Dover nach Monmouth, wo sich der Graf befand; Gobidhesty bekam 3 Sh. für die Reise von Lewes nach Hereford, 12 Pence für die von Dover nach Windsor und 6 Pence für die nach Pevensey. Um Briefe von der Gräfin nach Kenilworth zu überbringen, wurden dem Boten 16 Pence ausgezahlt; Treubodi erhielt am 2. September 2 Sh. und ein Paar Schuhe für die Reise von Dover nach Kenilworth, und dem Boten des Prinzen Eduard, welcher der Gräfin wahrscheinlich die erste Nachricht von den Begebenheiten in Evesham mittheilte, wurde die Summe von zwei Shillings verabreicht.

Nord-Amerika.

Eine Reise in den Westen.

(Fortsetzung.)

Als wir dies besprachen und die gute Frau uns versicherte, sie wolle, was in ihren Kräften stehe, für unsere Bequemlichkeit thun, konnte sie nicht unterlassen, uns zu sagen, daß Zeiten *gewesen* wären, wo sie uns unter solchen Umständen besser würde aufgenommen haben. „Aber die Tage sind vorüber", sagte sie seufzend, „und wir haben so viel Trübes erlebt, daß ich kaum mehr auf einen Wechsel hoffe. Wir verließen eine behagliche Besitzung in York, weil mein Mann sich nicht zufrieden geben konnte, wenn er die Nachbarn ihr Land verkaufen, in den Westen ziehen und reich werden sah. Wir kauften so viel Land, daß wir es nicht bewirthschaften konnten; doch hatten wir nach einer Weile ein paar Acres angebaut und beinahe unseren eigenen Bedarf; aber nicht genug, um Etwas zu verkaufen — so mußten wir etwas Land veräußern, um die Steuern von dem übrigen zu bezahlen, und dann nahmen wir den Kaufpreis in „wilder Katzenmünze" *), die sich, ehe wir sie los waren, als werthloses Papier auswies. Und mein Ehemann nahm sich das so zu Herzen, und dazu hatten wir Alle das Fieber — und dann warf es sich auf seine Augen, und nun ist er beinahe blind — zu blind, um seine Arbeit mehr als ein paar Stunden am Tage sehen zu können. So sind wir heruntergekommen, immer tiefer. Aber Weinen hilft nichts", sagte das arme Geschöpf, ihre Augen trocknend, „denn wenn Thränen unsere Lage hätten bessern können, so wären wir wahrhaftig jetzt besser daran."

Das war in der That eine Entschuldigung für Armuth! Wie Viele klagen über Armuth, in Seide und Spitzen gekleidet, wie Viele jammern über „schlechte Zeiten", vor ihrem Glase Eis sitzend oder den rosigen Wein am Lichte prüfend! Unser Logshaus mit seinen freundlichen und ehrenwerthen Bewohnern könnte jenen Kindern des Luxus eine gute Lehre geben, wenn sie überhaupt geneigt wären, die tausend Annehmlichkeiten und Vorzüge ihres Looses im rechten Licht zu sehen.

Unsere Wirthin war eine thätige, eifrige Frau und besorgte selbst alle jene kleinen Geschäfte, welche den Wunsch bezeugen, die Gäste möchten sich *wirklich* willkommen fühlen. Sie konnte uns nur wenige Kleider zum Wechseln anbieten; aber sie war unermüdlich beschäftigt, die, welche wir gerade entbehren konnten, am Feuer zu wenden und zu trocknen — wir hofften nämlich immer noch, der Sturm würde vorüberziehen, und wollten daher unsere Mantelsäcke nicht eher öffnen, als in unserem Nachtquartier. Der Regen aber wurde nicht schwächer und das ferne, doch ununterbrochene Rollen des Donners, das sich langsam näherte, drohte eine längere Dauer des Unwetters. Die Dachtraufen strömten fröhlich ihre Fluthen aus, und es war höchst ergötzlich zu sehen, wie unsere kleine Wirthin, mit einem alten Mantel über dem Kopfe, aus- und einflog, um Töpfe, Pfannen, Waschschüssel, Eimer und Milchkännchen so aufzustellen, daß sie eine möglichst große Quantität des herabfallenden Schatzes auffingen, indem sie uns anvertraute, sie müsse suchen, so viel Regenwasser als möglich zu erlangen, da Seife sehr theuer sey. Ein langer Trog, aus dem hohlen Stamme eines Nußholzbaumes gefertigt, war so gestellt, daß er Alles, was von der einen Seite des Daches strömte, auffing, während die sorgsame Dame an der anderen alle Utensilien des Hausrathes in Reih' und Glied placirt hatte und — eifrig beschäftigt, die vollen Gefäße durch leere zu ersetzen — sich entschuldigte, daß sie den alten Mann nicht zu Hülfe riefe, da „es seinen Augen schaden könnte, wenn er naß würde."

Frau Gaston hatte das letzte Milchtöpfchen herausgetragen und kam eben ins Haus zurück, als das Geräusch eines Wagens das Toben des Sturmes übertönte und im nächsten Augenblick ein lautes „Halloh!" uns ankündigte, daß noch andere Reisende ein Obdach suchten.

„Ich werde ihnen sagen, sie sollen weiter, nach Jericho, fahren", meinte Frau Gaston, „denn hier können wir sie auf keine Weise unterbringen."

„Was? Zwei Meilen weiter in diesem Regen!" meinte ihr Herr und Gebieter, „nein, nein, das geht nicht an. Der Regen wird nicht lange anhalten, laß sie nur herein!"

Mit diesen Worten nahm er seinen großen Strohhut und ging, seine neuen Gäste willkommen zu heißen.

2.

„Hollah! Hollah! Wo im Himmel ist denn all' das Volk! Trollt Euch her! Könnt Ihr nicht?" rief Einer der Neuangekommenen.

*) Papiergeld, von einer Schwindelbank ausgegeben.

Herr Gaston eilte so rasch, als seine armen, blinden Augen ihm erlauben wollten, während seine Frau frisches Holz auf das Feuer warf und ihr Bestes that, den Heerd und den Platz davor mit den Ueberresten eines Besens rein zu fegen.

Kaum war sie damit fertig, so hörten wir die Stimmen näher kommen, erst mit dem Heulen des Sturmes gemischt, dann immer deutlicher werdend. Ein sehr scharfer Diskant übertönte die anderen, indem er allen möglichen Formen weiblicher Klagen Stimme lieh.

„O Gott! O Gnade! Gott bewahre mich! O Vater! O, ich ertrinke, ich erstricke wahrhaftig! O Gott!" Doch ich kann nur einige schwache Beispiele geben.

Zuerst erschien ein stattlicher, alter Herr, auf seinen Schultern Etwas tragend, das nach der Kraft- und Hilflosigkeit, mit der die Last auf ihm hing, beim ersten Anblick ein großes, in Seide geschlagenes Kissen zu seyn schien. Ihm folgte, so gut sie vermochte, eine große, schlanke Dame, die seine Frau zu seyn schien, und nach einer kurzen Begrüßung der Frau vom Hause waren beide alte Leute eifrig und ängstlich beschäftigt, das erwähnte Kissen zu entrollen, welches sich, nachdem der Mumienprozeß beendigt war, als eine sehr delikate, ziemlich hübsche, junge Dame, ihre Tochter, auswies.

Hinter oder eigentlich mit dieser Gruppe trat ein starker, *wohlgeformter*, junger Mann ungestüm ein, der als Kutscher agirt zu haben schien und dem wir mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit, als der jungen Dame, die im Beginn des Kapitels erwähnte Beschwörung zuschrieben. Er brachte einige Kissen und einen großen Mantel, die er in eine Ecke warf und sich selbst, mit dem Rücken zum Feuer gewendet, am Heerde etablirte — eine Stellung, von der aus er die Gesellschaft behaglich überschaute.

„Die Sachen müssen hereingebracht werden", sagte der ältliche Herr.

„Ja! ich denke, es wäre besser", bemerkte der junge Mann als Antwort! „ich würde sie wenigstens hereinnehmen, wenn sie mein wären."

„Warum bringt Ihr sie denn dann nicht herein?" fragte der Herr mit faß drohender Miene.

„Ich? Ja, ich weiß nicht, ich könnte es wohl allenfalls thun. Aber, hört 'mal, Onkel, ich möchte, daß Ihr über Etwas im Klaren wäret — ich habe mich nicht verpflichtet, Euch zu bedienen. Ich bin keines Menschen Nigger, merkt das! Was ich versprochen, werd' ich halten. Ich ging mit Euch als Kutscher. Wenn Ihr mich als einen Bedienten mitnahmt, so irrt Ihr Euch gewaltig, Herr!"

„Aber", fuhr er fort, als ob seine natürliche Gutmüthigkeit über seinen Stolz die Oberhand gewonnen hätte, „ich kann allemal einem Gentleman helfen, wenn er mich wie ein Gentleman darum bittet, und am Ende, vermuthe ich, bin ich stärker, als Ihr seyd, so will ich mich d'ran machen."

Mit diesem großmüthigen Entschlusse ging der junge Mann heraus und füllte bald, mit dem Beistande unseres Wirthes, jeden Winkel, der erspart werden konnte und manchen, der es eigentlich nicht konnte, mit einer bunten Sammlung von Sachen, die unter gegenwärtigen Umständen höchst im Wege waren. Drei wunderbare Mantelsäcke von weißem Leder bildeten die Hauptmacht, Reisetaschen und Schachteln waren ohne Zahl, und zum Beschluß erschien eine spanische Guitarre.

„Das ist, denke ich, Alles", sagte der alte Herr, zu den Damen gewendet, als die Ladung untergebracht war.

„Alles!" rief der Rosselenker aus; ich hoffe, es ist Alles, und das weiß ich, was in der Welt Jemand mit solcher Masse Sachen macht, kann ich nicht begreifen. Wenn ich nach Texas gehen wollte, brauchte ich nicht mehr Bagage, als ich in meinem Taschentuche tragen kann. Worauf ich aber neugierig bin, ist, wo wir Alle schlafen sollen. Der Regen da draußen spricht nichts von Aufhören, und wenn wir *hier* schlafen sollen, so müssen wir es wie die Nadeln auf dem Nadelkissen, Alle auf einem Ende thun. Ich votire, daß wir alle diese Raritäten hinaus ins Freie tragen und aus den Häuten und Kissen ein gutes dickes Wetterdach darüber machen."

Die junge Dame warf bei diesen Worten ihrer Mutter Blicke voll unaussprechlicher Bedeutung zu, und in der That zeigten alle diese unfreiwilligen Gäste nicht geringen Unwillen in ihren Zügen. Das Haus und seine Bewohner, sogar unser unschuldiges und harmloses Selbst ward in einer Weise angestarrt, die eben keine besondere Vorliebe für das Ganze und seine Theile aussprach. Auch war dies eben nicht zu verwundern, denn das Haus war, wie gesagt, eines der ärmsten und keines der besten Logshäuser, und die Bewohner weit ärmer, als unsere Ansiedler im Durchschnitt sind.

Die junge Dame gewiß, und vielleicht auch ihre Aeltern, hatten nie zuvor das Innere dieser Hütten gesehen; hatte doch die Demoiselle nach ihrer ersten Entrollung sehr unschuldig gefragt: „O, Papa, ist dies ein Haus?"

Was ferner das Aeußere unserer Gesellschaft betraf, so war es durchaus „westlich" einfach und erschien selbst unseren Augen doppelt so, im Vergleich mit dem eleganten Aussehen unserer neuen Gäste. Ihre Toilette war nach der letzten Mode, freilich ein klein wenig durch den unhöflichen Regen benachtheiligt, aber doch immer noch glänzend; und der jungen Dame Reisekostüm entfaltete alle Reize einer städtischen Morgentoilette unserer Eleganten. Ein schwerseidener grüner Oberrock, jetzt aufs schönste gesprenkelt, ein feiner florentiner Strohhut, etwas aus der Façon gebracht und durch den grünen Schleier prächtig gefärbt; die feinsten Maroquinschuhe und weiß seidene Strümpfe, mit Flecken besäet, waren traurige Ueberreste des Kostüms, in welchem Miß Angelica Margold durch die Wälder zu reisen für angemessen befunden hatte. Ihr langes Haar, nicht länger in graziösen Ringellocken, hing glatt und feucht über den Busen herab und das kleine blasse Gesichtchen zeigte

alle Spuren größten Unbehagens, das Vater und Mutter nach Kräften wegzudisputiren suchten.

„Dies ist entsetzlich!“ rief sie in nicht unhörbarem Flüstertone, indem sie mit fast verzweifelter Miene ihre feuchten Locken durch die reich geschmückten Finger zog, „wirklich entsetzlich! Wir können nimmer die Nacht hier bleiben.“

„Aber was sollen wir machen, liebes Kind?“ erwiederte Mama, „Du stirbst ja, wenn Du weiter fahren solltest — und Du sollst, so oder so, ein bequemes Bett haben.“

Das klang etwas tröstlich, und während Mutter und Tochter leise über diesen Punkt debattirten, unternahm Papa Margold, zu entdecken, was ihre einstweilige Zufluchtsstätte außer dem Schutz eines Obdachs noch sonst darbieten könnte.

„Diese Nässe kältet Einen durch und durch“, sagte er. „Habt Ihr keinen Blasebalg, dem Feuer etwas aufzuhelfen?“

Die arme Frau vom Hause versuchte es mit ihrer Schürze, ihr Mann mit seinem Strohhut — das zuletzt angelegte Holz war aber feucht gewesen und schien nicht geneigt, zu brennen.

„Blasebalg!“ rief der junge Mann, dessen Name, wie sich zeigte, Butts war, „wir können selbst das Feuer anblasen. Weg da! laßt mich's versuchen!“ und mit Hülfe mächtiger Lungen und des alten Besenstumpfes brachte er in einer Minute eine helle Flamme zum Vorschein, indem er bloß Rauch und Asche nach allen Seiten verbreitete.

Die Damen zogen sich empfindlich zurück, ein Manöver, das Herrn Butts außerordentlich zu amüsiren schien.

„Na! ängstigt Euch nicht!“ sagte er, „Asche hat noch Niemand vergiftet!“

Papa Margold frug die gute Wirthin aus, was sie zum Thee geben könne — vielleicht nicht daran denkend, daß eines Farmers Haus kein Wirthshaus ist, wo jeder Reisende ohne weiteres fordern kann, was ihm beliebt.

„Ich hoffe, Ihr habt doch Thee — und Butter und Brod — und —“

„Ach!“ rief die arme Frau aus, „ich habe seit drei Monaten nur Sagothee gesehen, und was das Brod betrifft, so könnte ich ein paar Johnnykuchen *) backen, wenn Ihr die mögt — aber wir haben diesen Sommer kein Weizenmehl, denn mein Alter da war so ängstlich, seine Doktorrechnung und Alles zu bezahlen, daß er seinen Weizen verkaufte. Butter haben wir, und ich denke, recht gute.“

„Gott bewahre! kein Brod?“ rief der alte Herr.

„Keinen Thee?“ rief seine Frau.

„O Gott, was für ein fürchterlicher Ort!“ seufzte Töchterchen höchst jämmerlich.

„Nun, ich stimme für Johnnykuchen“, sagte der Rosselenker; „Ihr backt uns einen Johnnykuchen, Tantchen, und wer aus Johnnykuchen und Butter nicht ein gutes Abendbrod zu machen weiß, der verdient, hungrig zu bleiben, das ist eine Thatsache.“

Frau Gaston, obgleich offenbar durch die Unhöflichkeit verletzt, machte sich stillschweigend ans Werk, Herrn Butts' Winken zu gehorchen, während dieser Herr selbst es sich vollständig bequem machte, das kleine Mädchen der Wirthin auf den Schoß nahm, sie zärtlich „Sis“ nannte und Herrn Margold freundlich einlud, sich auf ein Brett zu setzen, das er über zwei Klötze gelegt hatte, um die Zahl der Stühle zu vermehren.

„Kommt, Onkel“, sagte der dienstfertige Butts, „nehmt's leicht, und Ihr lebt desto länger. Kommt, setzt Euch her zu mir und laßt dem Weibervolk mehr Platz, und wir wollen ein Abendbrod ersten Ranges haben!“

Herr Butts hatte offenbar die wahre Philosophie entdeckt; seine Art und Weise, sich mitzutheilen, war aber so wenig anziehend, daß die Familie Margold ihn nur mit zunehmendem Widerwillen zu betrachten schien.

Bis hierher hatten wir kaum gesprochen und, halb und halb amüsirt durch die Scene, uns selbst und unser Eigenthum in den möglichst kleinsten Raum zusammengedrückt, ruhig den Ausgang abwartend. Die Leute sahen jedoch so wahrhaft unglücklich aus, so hoffnungslos aus ihrem Element gerissen, und schienen überdies, nach den Wolken zu urtheilen, so wahrscheinlich unsere Gefährten für die Nacht seyn zu sollen, daß wir wohl oder übel Mitleid mit ihnen hatten und ihnen unsere Hülfe anboten, so weit unsere genauere Kenntniß des Lebens in den Wäldern uns besser ausgerüstet hatte. Der Champagnerkorb kam zum Vorschein, und sein mannigfacher Inhalt versprach eine nicht unbeträchtliche Verbesserung des von Herrn Butts verheißenen Abendbrodes. Eine kleine Theebüchse und ein Stück glänzenden Zuckers krönten das Ganze, und es war merkwürdig, zu sehen, wie die Gesichtsmuskeln der Fashionablen mit jedem neu aus Tageslicht geförderten Artikel mehr zu dem gewohnten, glatten Ausdruck einer höflicheren Atmosphäre zurückkehrten. Mama Margold, zehn Jahre jünger, nachdem all' die verdrießlichen Falten sich gelegt hatten, fand es für angemessen, dann und wann einen gnädigen Blick auf unseren Winkel zu werfen, und ihr Ehemann drehte sogar seinen Stuhl, der mir bisher seinen breiten Rücken zugewendet hatte, wirklich um.

Wir wurden wunderbar schnell bekannt. Unsere Wirthin, die personifizirte Geduld und Höflichkeit, brachte sehr bald einen Tisch zu Stande, der beinahe groß genug war, alle Erwachsenen zu fassen, und als sie ankündigte, daß Alles fertig sey, drehte Herr Butts seinen Stuhl, den er für einige Zeit in bedenklicher Art auf den hinteren Füßen balancirt hatte, plötzlich um, saß regelrecht am Tische, und lud die Gesellschaft höflichst ein, Platz zu nehmen. Da war keine Wahl, und die Fremden setzten sich, freilich mit saurer Miene, während Frau Gaston den Thee machte und ihr armer, halbblinder Ehemann geduldig mit den Kindern auf den zweiten Tisch wartete.

*) Aus indischem Korn (Mais) mit Wasser, ohne Butter.

Herr Butts war hier offenbar in seinem Elemente. Er gab sich ganz besondere Mühe, Jeden zu nöthigen, von Allem zu genießen, und als er sah, daß Miß Angelika hartnäckig ausschlug, was er ihr auch anbieten mochte, so schnitt er mit seinem eigenen Messer ein gewaltiges Stück Butter ab und legte es mit der Miene freundschaftlichster Sorge auf ihren Teller.

Der jungen Dame Starrblick würde jeden jungen Mann von gewöhnlicher Empfindung unfehlbar versteinert haben; Herr Butts aber, stark im Bewußtseyn seiner Tugend, sah und fühlte nichts, als seine eigene Wichtigkeit; überdies schien er sich durch die Gesetze der Galanterie für verpflichtet zu halten, gegen die einzige junge Dame in der Gesellschaft ganz besonders aufmerksam zu seyn. „Aber, Ihr eßt ja gar nichts“, rief er aus; „das Fahren bekommt Euch nicht, vermuthe ich! nun, was mich betrifft, mich macht es so wild, wie ein Hackselmesser! Wenn Ihr in dieser Art weiter reist, so werdet Ihr immer kleiner und kleiner werden, und ich sollte rechnen, Ihr wäret schon klein genug!“

Es war kaum in eines Menschen Macht, dies zu tragen, und Papa Margold, dessen bisher offenbar künstlich erhaltene Geduld jetzt erschöpft war, fiel nun über Herrn Butts her, ihn anweisend, sich um seine eigenen Geschäfte zu bekümmern, und dergleichen angenehme Dinge mehr.

„O! Ihr seyd böse, nicht wahr? Nun, nun, ich meinte eben nur, höflich zu seyn! Wir sind einfaches Volk hier im neuen Lande.“

Herr Margold schien sich seines plötzlichen Zornes etwas zu schämen, als er sah, wie demüthig ihm entgegnet ward, und ließ von nun an seinen republikanischen Freund gewähren, der sein Mahl zwar mit angemessenem sang froid beendigte, sich aber offenbar nicht behaglich fühlte.

Höchst ergötzlich war die Noth Miß Angelika's, als es sich darum handelte, Maßregeln für die Nacht in dem gedrängt vollen Logkause zu treffen. Die Aussichten waren eben nicht glänzend, die Art und Weise aber, wie die Fashionablen vor allen erdenklichen Schrecken bangten, zu lächerlich, als daß irgend Jemand hätte ernst bleiben können. Die Philosophie, welche nicht einmal einer unbequemen Nacht Stand hält, sollte nicht westlich über den Erie-See hinausreisen. Nicht, als ob die Nachtquartiere in diesen westlichen Wildnissen wirklich sehr viel unbequemer wären, als sie in Zeiten besonderer Frequenz den Besuchern der Saratoga-Quellen zu Theil werden — aber fashionable Leiden sind nie unerträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Das Passiren der Linie. *)

Am 21. Dezember durchschnitten wir den Aequator in 21° 22′ westl. Länge von Greenwich. Der Tag unserer Ankunft in der Residenz Neptun's wurde auf eine würdige Art gefeiert. In alten Zeiten, als die frommen Spanier und Portugiesen sich mit mangelhaften Hülfsmitteln in unbekannte Meere wagten — por mares, nunca d'antes navegados, wie Camoens sagt — und ihre Einbildungskraft von den Legenden erhitzt war, welche die Schrecken und übernatürlichen Erscheinungen des Oceans beschrieben, wurde der Uebergang über den Aequator mit Gebet und Kasteiungen gefeiert. Die Furcht, die Ungewißheit des Kommenden, die schwache Hoffnung, das Vaterland wieder zu erblicken, veranlaßte die gottesfürchtigen Seefahrer, sich durch religiöse Uebungen zu den bevorstehenden Gefahren und Beschwerden vorzubereiten; sie beichteten, thaten Buße und setzten mit gläubigem Vertrauen ihre Reise fort. Heute aber, da Jeder weiß, wohin er geht, und fast mit Gewißheit darauf rechnen kann, zur bestimmten Zeit die süße Heimatsluft wieder einzuathmen, haben diese Schrecken ihre Wirkung verloren und das barocke Ceremoniell, womit man das Passiren der Linie feiert, dient nur dazu, die Einförmigkeit einer langen Seereise zu beleben. Die Matrosen treffen schon bei Zeiten ihre Vorbereitungen zu diesem Feste, indem sie die zu haltenden Reden einstudiren und die Kostüme in Ordnung bringen, und sobald man ihnen anzeigt, daß ihr Fahrzeug den Rubikon überschritten hat, beginnt die Ceremonie. Bei uns wurde sie auf folgende Weise vollzogen: Ein Unterschiffer mit grauem Bart und aus Flachs verfertigten Haaren, einer blechernen Krone auf dem Haupt und einem Dreizack in der Hand, stellte den Neptun vor; die Rolle der Amphitrite wurde durch den häßlichsten Matrosen gespielt, den man nur auf unserem Schiffe finden konnte und der seines Gleichen suchen mochte; diesem schminkte man das Gesicht, bemalte ihm den Schnurrbart und die Haare mit rother Farbe, legte ihm ein Halsband von Meerrettig und Kartoffeln an und bedeckte seine schamhaften Reize mit einer rothen Flagge. Die Hauptperson im Gefolge Neptun's war der Barbier, mit einem ellenlangen Scheermesser, einem Eimer voll Ruß mit Seewasser vermischt und einem ungeheuren Pinsel; ein langer Bart, eine hohe blaue Nachtmütze mit weißen Sternchen und ein um die Schultern geworfener Mantel vollendeten seine Staatstracht, in der er mehr einem Zauberer oder einem Priester Zoroaster's glich. Der Barbier war der einzige unter den Matrosen, der schon die Linie passirt hatte, und den man deshalb zu diesen ehrenvollen Functionen auserlas. Hinter ihm kamen zwei Russalken (Wassernymphen) mit geschminkten Wangen, bemalter Brust und grünem Haar — dann der Secretair Neptun's in einem nach außen gekehrten Fuchspelz, und endlich einige nackte Teufel und Wassergeister, auf die lächerlichste Art mit rother, grüner, gelber, schwarzer und weißer Farbe bemalt und mit

*) Aus den Notizen eines russischen Offiziers, Herrn Butakov, auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1840, 41 und 42, wovon die Otetschestwennia Zapiski einige Auszüge mittheilen.

Hörnern und Figuren von Eidechsen, Krebsen, Fröschen u. s. w. geschmückt. Vor dem Anfang der Ceremonie wurde die ganze Mannschaft aufs Verdeck gerufen, wohin die Matrosen alle mögliche musikalische Instrumente brachten, als Trommeln, Teller, Kasserolen, Dreifüße und das Rohr einer Feuerspritze, welches einen trompetenähnlichen Ton hervorgab. Sobald Neptun mit seiner Suite das Vorkastell erstiegen hatte, that er durch ein Sprachrohr die Frage: wie das Schiff heiße und wohin es ginge? — „Aus Kronstadt nach Kamtschatka", war die Antwort. — „Ich weiß", erwiederte der Gott, „aus jener schmutzigen Pfütze, die man bei Euch das Baltische Meer nennt." — Nach Beendigung des Verhörs setzten sich Neptun und Amphitrite in eine mit Flaggen verzierte Badewanne, zwei Teufel eilten als Läufer mit wildem Geschrei voraus, die Wassergeister und Russalken spannten sich vor den Wagen, die Sänger stimmten ein russisches Nationallied an, Teller, Trommeln, Dreifüße, Kasserolen, Feuerspritze begleiteten sie im rauschenden Fortissimo und die Prozession bewegte sich vom Back nach den Schanzen, wo der Capitain und die Offiziere den Meergott empfingen. Er versprach ihnen günstige Winde und versicherte sie seiner Gnade, wenn sie seinen Befehlen gehorchen würden (welche natürlicherweise darin bestanden, der Mannschaft ein Extra-Schälchen Branntwein verabfolgen zu lassen) — im entgegengesetzten Fall bedrohte er sie mit Stürmen und dem vollen Gewichte seines Zorns. Endlich forderte er die Schiffsliste, und sein Secretair begann uns Alle der Reihe nach aufzurufen, indem er mit dem Capitain und den Offizieren anfing. Das Versprechen eines Geschenks befreite uns von den bevorstehenden Ceremonien, aber jetzt kam die Reihe an die Matrosen, und Neptun, der sie äußerst unreinlich fand, befahl, sie Alle zu rasiren und abzuwaschen, wozu eine mit Segeltuch behangene Badewanne auf den Schanzen stand. Nach dem Kommandowort des Gottes ergriffen die Russalken und Meergeister den Novizen, setzten ihn unter dämonischem Geheul auf ein quer über die Wanne gelegtes Brett und verbanden ihm die Augen; der Barbier steckte seinen ungeheuren Pinsel in den Ruß, beschmierte ihm das ganze Gesicht und schabte es mit seinem hölzernen Rasirmesser ab — hierauf wurde das Brett weggezogen, der Patient flog Kopf unten in die Wanne, und während er sich mit Mühe herauskrabbelte, begossen ihn die Teufel und Russalken aus den Feuerspritzen mit Seewasser. Es war höchst ergötzlich, mit welcher religiösen Andacht ein Jeder sein Gesicht unter das Scheermesser und den Pinsel stellte und mit welchem Stolze die Eingeweihten nach dem Back zurückeilten, um sich dort zu reinigen. Der feierliche Tag endigte in allgemeiner Heiterkeit.

Von dem Aufgang und Untergang der Sonne unter dem Aequator ist schon oft gesprochen und geschrieben worden, und in der That ist dieses Schauspiel bezaubernd. Zwischen den Wendekreisen ist der Himmel fast immer von Wolken bedeckt, deren mannigfache Farben und Beleuchtungen, die sie von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erhalten, dem Bilde einen stets wechselnden Reiz verleihen. Hat die Sonne sich schon bedeutend gesenkt, so nehmen die Wolken auf der entgegengesetzten Seite des Horizonts eine kupferrothe Farbe an, die im Wasser wiederstrahlt. Die übrigen Wolken werden allmälig dunkler und gleichen den Rauchsäulen, die bei einer starken Feuersbrunst emporsteigen, indem sie einen Sturm zu drohen scheinen. Ihre Umrisse sind äußerst mannigfaltig; zuweilen stellen sie phantastische Figuren von riesenhafter Größe vor, wobei natürlich auch die Einbildungskraft das Ihrige thut. Endlich beginnt die Sonne sich in den Ocean zu tauchen — nicht blaß und langsam, wie im rauhen Norden, sondern schnell, im vollen purpurrothen Glanz, indem sie auf die sich vor ihr zertheilenden Wolken die wunderbarsten Lichtstreifen wirft: über der Sonne, am Horizonte, gleichen sie flammenden Inseln in einem glühendrothen Meere; noch höher bilden sie eine Art von feurigen Schichten; etwas entfernter, seitwärts von der Sonne, sind die dunklen Wolkenmassen mit purpurfarbigen Rändern umgeben; dann geht die röthliche Farbe in eine zimmetartige und endlich in eine dunkelgraue über. Um diese Zeit erhält der Himmel am Zenith die reinste veilchenblaue Farbe, die sich im östlichen Theile des Horizonts mit einer himbeerrothen und im westlichen mit einer hellblauen, grünen und goldenen verschmilzt. Während die Sonne ihren Lauf vollendet, verbreitet sich die veilchenblaue Farbe des Himmels auch über den westlichen Horizont, der allmälig von Grün bis zum reinsten Blau übergeht und durch breite rosenfarbige Strahlen erleuchtet wird, die, wie man wähnen könnte, zum Trost der des Tageslichts beraubten Erde erscheinen. Die oberen Theile dieser Strahlen verschmelzen sich mit der violettenen Farbe des Himmels, auf dem sich jetzt die Planeten und Sterne erster Größe zeigen. Es giebt hier keine anhaltende Dämmerung; so wie die Sonne unter den Horizont taucht, verdunkeln sich die sie umgebenden Wolken, der violettfarbene Himmel vertieft sich allmälig zu einem prachtvollen Dunkelblau, die Sterne leuchten heller, Meteore durchkreuzen das Firmament mit ihren feurigen Streifen, und die blasse Königin der Nacht betritt ihr stilles Reich über den endlosen Wüsten des Oceans.

Mannigfaltiges.

— Fürst Lichnowsky's Portugal. Herr Henri Blaze spricht in einem der neuesten Hefte der Revue des deux Mondes über des Fürsten Felix von Lichnowsky „Portugal, Erinnerungen aus den Jahren 1841—42". Der französische Kritiker thut zwar so, als ob er die Fürstlichkeit des Verfassers ganz ignoriren und nur das Buch, gleich viel, von wem es herrühre, beurtheilen wolle, aber auf jeder dritten Zeile guckt ihm die Durchlaucht — bei der jetzt stattfindenden Beförderung deutscher Fürsten glaubt er auch dem tapferen Freunde des Don Carlos dieses Prädikat oder vielmehr die Altesse verleihen zu können — über die Achseln auf das Papier. Wer die französische Gesellschaft kennt, in welcher sich, bei allem Streben nach politischer Gleichheit, doch der Respekt vor der alten Aristokratie erhält, besonders wenn damit historische Erinnerungen verknüpft sind, wird sich über diesen kleinen Widerspruch nicht wundern. Der leichte Stil, die Kavaliergewandtheit ist es hauptsächlich, was Herrn Blaze an diesen portugiesischen Erinnerungen gefällt, die das stolze Motto:

Dextra tenet calamum,
Strictum tenet altera ferrum

an der Stirn tragen und so gleichsam jede strenge Kritik von sich abwehren. Es ist indessen das strictum ferrum eben so gut in seinem eigentlichen als in seinem tropischen Sinne zu verstehen, denn der fürstliche Verfasser der beiden Werke über Spanien und Portugal hat das auf der pyrenäischen Halbinsel zum Krieg „gezückte Schwert" seitdem mit den friedlichen „Eisenschienen" vertauscht, die er auf der oberschlesischen Wilhelmsbahn legen läßt, deren umsichtiger und thätiger Direktor er ist.

Herr Blaze vindizirt den Deutschen eine größere Kenntniß des heutigen Portugal, als die Franzosen jetzt besitzen, und obwohl wir von unserem Reichthum in dieser Beziehung nicht eben einen hohen Begriff haben, mögen wir ihm doch, bei der notorischen Unkenntniß der Franzosen über die sie umgebenden Völker, nicht widersprechen. „Es ist kaum zu glauben", fügt er hinzu, „welche Ausdehnung seit einiger Zeit die Literatur der Touristen jenseits des Rheins gewonnen hat. Außerhalb der lärmenden Kohorte der Herren Herwegh und Wiendarg (!) regt und bewegt sich noch ein ganzer Schwarm eleganter, leichter Schriftsteller, geistreicher Schwätzer, die überall nach Stoff sich umsehen. Es ist daher auch jenseits des Rheins ein Ueberfluß an Reisebildern über Spanien, Italien und Frankreich, und zwar sind die über unser Land nicht die uninteressanteren. Ueber Portugal zu schreiben machte in Deutschland Herr von Eschwege um das Jahr 1836 den Anfang, worauf die „Reisebriefe" der Frau Gräfin Hahn-Hahn und endlich die „Erinnerungen" unseres Verfassers folgten. Herr v. Eschwege ist ein Pessimist, er sieht Alles schwarz; dieser Klippe entgeht der Verf. der „Erinnerungen", ohne darum in den entgegengesetzten Fehler des Optimismus zu verfallen. Was an seinem Buche besonders gefällt, ist die Unparteilichkeit des Urtheils, verbunden mit einem sicheren Blicke und einer ernsten Weise, die Ereignisse und die Menschen zu betrachten. Ich muß dem Verfasser jedoch gewisse Nachlässigkeiten des Details vorwerfen, die er sich sehr leicht hätte ersparen können. So sucht er uns jedesmal mit vier Zeilen abzufertigen, wenn es sich darum handelt, eine Gegend oder die Pracht eines Palastes, und wäre es auch der von Ajuda, zu beschreiben, wobei er dann aber niemals unterläßt, uns zu vollständigerer Belehrung auf die „Reisebriefe" der Gräfin Hahn-Hahn zu verweisen, „die", wie er hinzusetzt, „mehr Geist und Geduld hat als ich." Wenn man über einen Gegenstand ein Buch zu schreiben Lust hat, so muß man alle Schwierigkeiten der Arbeit im Voraus erwägen und, welcher Art sie auch seyen, sie zu bewältigen versuchen."

Da sehen wir, wie sich die Verhältnisse zuweilen umkehren können: ein französischer Kritiker beklagt sich über die Flüchtigkeit eines deutschen Schriftstellers und giebt ihm gute Rathschläge, wie er in der Folge, statt bloß affable und geistreich, auch gründlich und gelehrt seyn soll!

— Zöglinge der Pariser polytechnischen Schule in Rußland. General Fabre, von Geburt ein Franzose, doch in kaiserlich russischen Diensten stehend, ist vor kurzem zu Thourette bei Fayence in Frankreich, wohin er sich mit einer russischen Pension zurückgezogen hatte, mit Tode abgegangen. Fabre gehörte zu den vier Zöglingen der Pariser polytechnischen Schule, die sich der Kaiser von Rußland im Frieden von Tilsit, außer dem Gouvernement Bialystock, von Napoleon ausbedungen hatte, um mit ihnen den Stamm zu einer ähnlichen Schule in St. Petersburg zu bilden. Die Namen dieser vier Zöglinge waren Bazaine, Destrem, Fabre und Potier, die alle vier zu Generalen emporstiegen, und von denen Bazaine vor einigen Jahren als Direktor des kaiserlichen Wegebau-Departements starb. Im russischen Dienste steht jetzt nur noch General Destrem, der die großen militairischen Arbeiten im Hafen von Kronstadt leitet und auch als Schriftsteller nicht unbekannt ist. Er hat unter Anderem eine elegante französische Uebersetzung der russischen Fabeln von Krilov geliefert.

— Eine französische Weihe der Kraft. Herr Aug. Robert hat den deutschen Reformator zum Gegenstand eines dramatischen Gedichts gemacht, das er „La Réforme en Allemagne, 1521—1525" nennt. Es beginnt mit dem Reichstag in Worms, spielt dann auf der Wartburg und endigt mit Luther's Vermählung mit Katharina von Bora. Kaiser Karl V. und Friedrich der Weise, Luther, seine Freunde und Feinde, und das deutsche Volk selbst werden darin vorgeführt. Für die Bühne ist das Stück natürlich nicht geschrieben, doch scheint es auf einen Effekt berechnet, der, wenn wir uns nicht täuschen, keineswegs dem Protestantismus günstig ist.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 12. September 1844.

Polen.

Ueber Aristokratie, Liberalismus und Demokratie in Polen.

Von Pantaleon Josaphat Wolowski.

Die Pseudonymität des Verfassers vorgenannter Schrift, welche neben vielen einseitigen Ansichten manches Wahre enthält, hat den polnischen Lesern zu vielfachen Vermuthungen Anlaß gegeben. Die Einen halten den Freiherrn von Bresa, den Sohn des früheren Ministers dieses Namens, für den Verfasser der Abhandlung, da die darin aufgestellten Behauptungen mit den früher von ihm an den Tag gelegten übereinstimmen; die Anderen übertragen die Autorschaft auf den durch seine im Interesse Rußlands geschriebenen Broschüren *), so wie durch seine nachmalige wiederholte Expatriirung, bekannt gewordenen Grafen Adam Gurowski. Für diese Annahme sprechen auch die Aussagen der Personen, die zu dem letztgenannten Publizisten in näherer Beziehung stehen. Allerdings gewährt die Schrift ein noch größeres Interesse, wenn sie von Gurowski herrührt, da sie dann einen Beweis neuer Apostasie dieses Mannes bildet, der einst sagte: „Ich will den Staub von meinen Füßen schütteln, damit mir von dem ekeln Leichnam Polen kein Theil anhafte.“ **)

Die vorliegende Schrift scheint von offenbarer Theilnahme am Schicksale Polens diktirt zu seyn, und die Resultate ihrer Betrachtungen sind etwa folgende:

„Fall und Erhebung einer Nation liegen rücksichtlich ihrer Ursachen nicht außerhalb des staatlichen Lebens und ihres geselligen Zustandes; das äußere Moment ist nur die Folge innerer Entwickelung; nur im Geiste liegen die Bedingungen für den Untergang und das Fortbestehen eines Staats; alle Ereignisse und Umwandlungen desselben liegen in jener inneren Nothwendigkeit der staatlichen Entwickelung, deren ursprünglicher Gedanke sich nur hier und da in verschiedenen Formen ausprägt. Theokratie, Absolutismus, Monarchie, Aristokratie und Demokratie sind daher nur die Schattirungen eines Grundgedankens.

„In Polen vermißt man solchen Grundgedanken. Zwar repräsentirte der Adel im Staate das politische und moralische Gleichgewicht, aber ihm fällt eine große Verwirrung der Begriffe zur Last, die endlich zur Alleinherrschaft der Magnaten führte.

„Polen fiel durch die Verwirrung der Begriffe. Die Ursachen des Falls haben nur eine gemeinschaftliche Quelle. Die monarchische Gewalt muß von härteren Vorwürfen frei bleiben; denn im Geiste der Wahl und der pacta conventa konnte sie nie mehr eine reelle Macht werden. So liegt die Schuld nur in den Ständen, hauptsächlich aber in dem Mangel eines dritten Standes, der die Interessen Polens und dessen Fortschritt würdig hätte repräsentiren können. Es kam durch diesen Mangel solche Unordnung in die Geschichte, daß der normale Zustand des Landes kaum mehr zu ermitteln ist; der Adel, welcher die nationale Wirksamkeit in seine Hände erhielt und noch heute den zahlreichsten Stand in der Statistik des Gedankens bildet, hatte das Loos des Landes zu verantworten und kann allein vor Gericht gezogen werden.

„Noch hat der Verlust der Macht das politische Daseyn des Volks nicht untergraben; es beginnt auf ihren Trümmern die Herrschaft des Gedankens, eine Herrschaft, welche sich jedoch noch verallgemeinern muß und heute noch Manchem zu frische Nahrung bringt. Es muß statt des Adels eine dritte Klasse ***), die bourgeoisie, das Land repräsentiren, unter deren Auspizien alle Reformen Europa's vollbracht sind. Dieses Moment der Erhebung wird eine neue Epoche begründen, in welcher die Macht der Intelligenz walten wird. Der dritte Stand ist der natürliche Erzeuger des staatlichen Liberalismus und hat diesen für den Westen erfunden; der Liberalismus Polens, welcher im geselligen Leben — denn ein politisches gab es hier nicht — auf einer anderen Grundlage entstand, konnte daher nur eine falsche Stellung zur Nationalität einnehmen. Während der Liberalismus im Westen, im Volke geboren, gegen Tradition, Geistlichkeit und Adel kriegerisch auftrat, um dieselben zu stürzen, erwachte er in Polen im Adel, fand jedoch nur ein schwaches Echo. Er war nur die Frucht der Nachahmung und kein natürliches Erzeugniß des heimischen Bodens, deshalb war seine erste Wirkung die Zersplitterung des Adels. Obgleich aller Adel gleiche Rechte hatte, so nahm doch der weniger vermögende, sogenannte Kleinadel, mit dem Namen der Liberalen, eine den Magnaten contraire Stellung an und verfolgte diese Klasse der vermeintlichen Aristokraten mit Anfeindungen, ohne zu bedenken, daß sie es gewesen waren, welche die Wissenschaft ins Land gebracht und Polen in einen Zusammenhang mit der europäischen Intelligenz zu setzen gesucht hatten. Aber die Großen hatten ohne Ahnung selbst jene Begriffe im Lande verbreitet, welche sie stürzten; indem sie freiwillig, nicht auf das Anfordern blutiger Gewalt, wie im Westen, ihren Vorrechten entsagten, hatten sie der Oppositions-Partei selbst die Waffe gegen sich in die Hand gegeben.

„So entstand eine Demokratie in Polen, welche im Auslande ihre ersten Wurzeln geschlagen hatte, und wie begreiflicher Weise Gesellschafts-Klassen nicht von außen her in ein neues Klima versetzt werden können, so konnte das naturwidrige neue Prinzip den Fortschritt des Landes nicht repräsentiren, zumal der Mangel an politischem Leben verhinderte, daß diese Kategorie als Körper hervortrat. Schon das erste Erscheinen des neuen Prinzips laborirte an einer Inkonsequenz seiner Logik. Wenn nach demselben die Bedeutung des Individuums von seinem persönlichen Werthe abhängt und Geburt und Verhältnisse ihre Geltung verlieren, so durfte sich die das Prinzip bekennende Kategorie nicht mehr Adel nennen. Aber es handelte sich dem Kleinadel nicht um das Wesen der Begriffe, sondern nur um deren Namen; er war ohne alle Vorbereitung für das Erstere, und deshalb konnte das Prinzip nicht zur That werden. Theilweise lag dieses Uebel in den occasionellen Umständen; denn es fehlte Polen an einer materiellen Grundlage, an Verkehr und Reichthum, an der Entwickelung eines eigenen inneren Lebens, wodurch ein Zustand der Unbehaglichkeit erzeugt wurde, der freilich durch ausdauernde Energie bis zu einem gewissen Grade hätte neutralisirt werden können, wenn es denen nicht an Willen gefehlt hätte, welche die Leuchte des Volks vorstellten.

„So bildeten sich lauter schreiende Widersprüche durch die unnatürliche Theorie der Herolde der Staatsgrundsätze, die deren inneres Wesen nicht kannten. Ihre Aufklärung beruhte auf antireligiösen Witzen aus der Zeit Voltaire's und der Encyklopädisten, und diese fade Reminiscenz war ihr einziges Festhalten an der Tradition. Die politischen Begriffe standen mit den religiösen auf gleicher Höhe; unter Müßiggang und Suffisance kokettirte man mit Phrasen und Namen; der nannte sich constitutionell, jener republikanisch, ein Anderer Demokrat, ohne die Kenntniß von dem Wesen aller dieser Theoreme, und ohne die Frage, worin das gesellschaftliche Element denn eigentlich beruhe. Der bequeme Skepticismus aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bedeckte seine Blöße mit einer leichtfertigen Negation und hatte nichts, als einige kaltleidenschaftliche Schriftsteller, welche deklamirend den Fortschritt predigten.

„Die Erziehung der polnischen Jugend auf deutschen Universitäten mehrte nur noch das Phrasenwesen, indem sie abgerissene Brosamen in die Heimat brachte und damit renommirte. Eine Ausnahme von der Regel machten nur die Wenigen, welche sich für eine praktische Laufbahn ausbildeten; diese können aber der Mehrzahl nichts präjudiziren, und sie sind auch nicht die Männer, welche an der Spitze der Redner stehen.

„Der Liberalismus ist heute ein veraltetes Glaubensbekenntniß und nicht mehr das Stichwort eines wahrhaft Gebildeten, sondern nur das beliebte Spiel einer kleinen Zahl von Anhängern, deren stumpfer Geist andere Begriffe nicht zu fassen vermag; die engen Formen dieses aufgewärmten Theorems umschließen nicht alle Begriffe über die Bedürfnisse und Richtungen der Menschheit, sondern wandeln sich ewig mit derselben in ihrem Herzen und ihrem Zeitverstande.

„Das heutige Leben der Polen gleicht dem vor zwanzig Jahrhunderten; es ist ein häusliches und dem Ackerbau anheimgegebenes, daher ein sehr materielles. Der Liberalismus lebt in den Weinhäusern und auf den Jahrmärkten, er biegt die Karte und hetzt das Wild seiner Wälder. Bei diesem Treiben schilt er das Bemühen der Aristokratie, Ordnung in den Gedanken und den Fortschritt zu bringen, und hält Hierarchie mit Despotismus, Freiheit mit Unordnung für gleichbedeutende Begriffe.

„Noch ungleich lauter als die Liberalen sind die Demokraten, welche in ihren äußeren Kennzeichen den Ersteren ähnlich sind; sie theilen mit diesen die Verwirrung der Begriffe und haben für das Land noch nichts Reelles geschaffen. Aber sie haben in Posen, in der Stadt des geistigen Lebens, einen Basar gebaut, worin sie Wein trinken und ihr Gold verspielen! Ist die Freiheit der Bauern aus dem Basar hervorgegangen? Schwerlich, wenn nicht aus der Sorge der preußischen Regierung. Was und wo hat an den beiden Ufern der Prosna

*) La Russie et la civilisation; La vérité sur la Russie; Quelques pensées sur l'avenir des Polonais etc.

**) Vergl. Mauritius' Panslawismus. Leipzig 1843.

***) Dr. Libelt hat im „Rok“ zu beweisen gesucht, daß Polen eines dritten Standes entbehren könne; die Beweise sind mannigfach angefochten worden.

ein Demokrat für die Verbesserung des Zustandes der Bauern gewirkt? — Nicht die Unkunde schändet, aber die Vermessenheit; die griechisch-römische Demokratie gehört ins Wörterbuch. Nicht in der schwarzen Suppe suchen wir unser Heil, sondern im Wohlstande; der Standpunkt dieser irrigen Demokratie ist antiquirt; jedoch ist der Kampf gegen sie schwer, da es in Polen keine öffentliche Meinung giebt, der Zusammenhang des geselligen Lebens zerrissen ist und die Demokraten sich keiner geistigen Waffe bedienen.

„Wozu führt ihr Kampf gegen die Aristokratie? hindert sie die Aufklärung des Landes? hat sie dieselbe nicht vielmehr gefördert? hat sie sich nicht zuerst mit dem Zeitgeist vereinigt? Ohne Zweifel hat auch sie ihr Kreuz und büßt ihre Fehler und Verirrungen, aber sie bildet doch immer den Nerv der Nation und ist viel ehrenwerther als jene Helden, die nur von ihr den europäischen Zuschnitt entliehen haben. Freilich endet heute in Polen die wahre Idee des mächtigen altpolnischen Adels, womit das Land lebte und starb; aber jedes Glied desselben warf einen Keim der Bildung als Erbe für seine Kinder hin und gab freiwillig, was man ihm anderwärts abgerungen hat. Nur werden die Keime nicht benutzt; der Kleinadel erzeugt weder Industrie noch Intelligenz, sondern liberalisirt mit Phrasen.

„So wie es jetzt ist, war es auch früher, und wir haben nur zu bedauern, daß sich bloß das Schlechte bei uns erhalten hat. In den blutigen Dramen des 18ten Jahrhunderts, vor und nach Kosciusko, wo der Kleinadel die Nation repräsentirte, herrschte eine Mittelmäßigkeit der Begriffe; anstatt zu nothwendigen Extremen zu greifen, begnügte man sich mit Palliativen, welche in entscheidenden Momenten tödten. Im Jahre 1830 kämpften die revolutionairen Dynamisten mit dem Kleinadel um die Gewalt. Die Ersteren erwarteten das Heil von den Kabinetten, die Anderen von der äußeren That; und indem ein Theil den anderen nicht zum Handeln kommen ließ, wurde auch das Ziel nicht erreicht, welches nur das Uebergewicht einer Partei erreichen konnte. Die Liberalisten schwankten von einer Seite zur anderen, schwächten die Parteien und führten die traurige Auflösung des freien Geistes herbei, obgleich ihr Wille rein, aber auf keine geistige Energie gestützt war.

„Das Heil Polens liegt nur im dritten Stande, der sich aus der neuen Zeit herausbildet, aber dann erst seine wahre Wirksamkeit offenbaren wird, wenn die letzten Spuren der heutigen Liberalisten, Demokraten und Kleinadligen durch eine neue Generation verwischt seyn werden." M.

Nord-Amerika.

Eine Reise in den Westen.

(Fortsetzung.)

Die Arrangements für die Nacht waren jedenfalls ernsterer Natur als die für das Abendbrod. Es waren nur zwei breite Betten und ein kleineres vorhanden — diese geringen Mittel sollten für die ganze Theepartie zureichen, die überdies noch durch zwei, erst spät aus der Schule gekommene Knaben vermehrt war. Nach vielem Ueberlegen, zahllosen Vorschlägen und nicht wenigen, für die Gefühle unserer höflichen Wirthsleute eben nicht geeigneten Bemerkungen ward beschlossen, die beiden breiten Betten so neben einander zu stellen, daß sie ihre „Fassungskraft" gegenseitig unterstützten und all' das „Weibervolk", so wie die kleineren Kinder, aufnehmen konnten. Das kleinere Bett ward durch sinnreiche Mittel für die übrigen Kinder ausreichend gemacht, für den alten Herrn aus den Büffelhäuten und Wagenkissen ein Lager bereitet, und zwar durch Niemand anders als den nachgebenden Herrn Butts, der das Vergangene zu vergessen schien und eifrig für das Gemeinwohl beschäftigt war. Dieses uninteressirte Individuum begnügte sich selbst mit einem Lager à l'Indienne, die Füße am Feuer und irgend Etwas unter dem Kopfe — ein würdiges Beispiel, das der alte Herr vom Hause bald befolgte. Unsere würdige Wirthin trennte hierauf die Parteien durch die gewöhnliche Wand von Betttüchern, und es schien, als sollte bald alle Mühsal im Schlaf vergessen seyn.

Aber ach! es ward binnen kurzem klar, daß Miß Margold nicht die Absicht hatte, eine Person von so unbedeutender Wichtigkeit zu bleiben. Sie hatte ihren Vater mehrmals geweckt, um ihn verschiedene Dinge aus den verschiedenen Mantelsäcken und Schachteln holen zu lassen, ohne die sie, wie sie sagte, nicht daran denken könnte, zu Bett zu gehen. Sie hatte von ihrer Mutter alle Dienste einer Kammerjungfer angenommen, ohne ihr selbst die geringste Aufmerksamkeit zu bezeigen, und entdeckte jetzt, daß es ihr unmöglich sey, in einem Bett zu schlafen, in dem so Viele lägen, und beschloß, die Nacht aufzubleiben.

Ein tiefes Schweigen tiefster Bestürzung ruhte für einige Zeit auf der ganzen Gesellschaft, als dieser Entschluß laut ward. Ein langes, tiefes und ausdrucksvolles Pfeifen Herrn Butts' unterbrach zuerst die Stille, allein die Erinnerung an das Vergangene schien seine Zunge zu zügeln.

„Ich denke, Du könntest hier vielleicht schlafen, süßes Kind", meinte Herr Margold in seinem behaglichen Neste in der Ecke.

Die junge Dame schrie fast vor Schrecken. „Laß gut seyn, mein Püppchen", sagte Mama; „ich will mich hier in den Sorgenstuhl ans Feuer setzen und Du sollst Platz genug haben."

„Ach nein, Ma — das geht nicht — warum kann die Frau nicht aufsitzen? Ich möchte fast glauben, sie ist es so gewohnt!" Dies ward in einem lauten Geflüster gesagt, das Jedermanns Ohr erreichte, blieb jedoch ohne Antwort.

Mama und Tochter flüsterten eine Zeitlang fort, und das Resultat war, daß die Dame eines der Betten von dem anderen abrückte, wobei sie mit so wenig Sorgfalt verfuhr, daß eines der kleinen Kinder unserer Wirthin mit lautem Getön und einem jämmerlichen Schrei auf die Erde fiel.

Dies war zu viel. Der halbblinde Ehemann und Vater erwachte endlich. Seine Geduld war, wie Herr Butts sagte, „aufgebraucht".

„Nachbarn", sagte er, „ich weiß nicht, was Ihr seyd, noch woher Ihr kommt, auch fragte ich nicht danach; denn das Unwetter trieb Euch in mein Haus. Meine Familie that, was sie konnte, es Euch hier bequem zu machen. Ihr waret willkommen; aber wir sind arm und haben nicht viel anzubieten. Nun scheint es, Ihr seyd mit Nichts zufrieden, und Euer Benehmen hat mich und meine Frau verletzt. Ihr denkt, wir sind armes, unwissendes Volk, und das sind wir auch; aber Ihr denkt, wir fühlen nicht wie andere Leute, und darin irrt Ihr Euch. Was ich nun will, ist dies: Der Regen hat aufgehört, der Mond scheint hell genug, so, denke ich, packt Ihr Eure Sachen auf und fahrt zum nächsten Wirthshause, wo Ihr fordern könnt, was Ihr wollt, und bezahlt, was Ihr erhaltet. Ich halte kein Wirthshaus, obgleich ich immer bereit bin, einen höflichen Reisenden aufzunehmen, so gut ich kann!"

Ich weiß nicht, ob diese unerwartete, muthige Erklärung unseres Wirthes mehr wie ein Donnerschlag oder wie der Strahl einer Feuerspritze wirkte. Er verminderte die Wirkung seiner Rede nicht durch fernere Worte. Er wartete schweigend, aber es war ein entschlossenes Schweigen.

Die Margold's waren in wahrhaft jämmerlicher Verlegenheit. Miß Angelika, die sehr wohl wußte, daß sie von den zu erwartenden Unannehmlichkeiten frei bleiben würde, war ziemlich ruhig; Papa aber, der schon von Broadway und Wallstreet geträumt hatte, fand sich, unangenehm genug, in die Wälder zurückversetzt, und Mama hatte nie eine eigene Meinung. Als Herr Gaston sah, daß seine Rede ohne Wirkung blieb, ging er zu Herrn Butts, der wirklich oder scheinbar eingeschlafen war, schüttelte ihn an den Schultern und sagte ihm, er möchte gehen und die Pferde anspannen.

„Was? Die armen Geschöpfe mitten in der Nacht anspannen?" sagte er, sich die Augen reibend. „Was in der Welt ist denn los? Ist die junge Frau wieder auf dem hohen Pferde?"

„Eure Leute wollen es anderswo versuchen und ein besseres Nachtquartier haben — das ist Alles", erwiederte der ziemlich aufgeregte Wirth; „sie sind nicht zufrieden mit dem Besten, was wir ihnen geben konnten, und so wünsche ich, daß sie es mit dem Hotel in Jericho versuchen. Es sind nur zwei Meilen, und Ihr seyd schnell dort."

„Ich stell' mich auf den Kopf, Onkel, wenn ich diese Nacht weiter fahre", meinte der unerschütterliche Butts; „ich rühre keinen Fuß. Ich werde wahrhaftig kein solcher Narr seyn! Was das Versuchen der Leute im Hotel zu Jericho betrifft, so wißt Ihr sehr wohl, daß der Teufel und das Hotel sie weit eher versuchen — nein, nein, Onkel, das thut's nimmermehr."

„Aber wenn wir vor die Thür gewiesen werden", sagte Herr Margold, der sich höchst ungern erhoben hatte, „so ist es Eure Pflicht...."

„Ich bin nicht verpflichtet, irgend Jemand mitten in der Nacht zu fahren", sagte Herr Butts; „so denkt also nicht daran, mich hineinzumischen. Was aber das aus der Thür weisen betrifft, so ist das hier nicht der Mann, der irgend Jemanden die Thür weist, so lange man ihm höflich begegnet. Er ist ein wenig quer, weil Ihr nicht mit dem zufrieden seyd, was er Euch geben kann. Ich sehe, es hat bei ihm übergekocht — dacht', es würde eher kommen. Seht, das ist 'mal so im Westen. Wenn die Leute unverschämt sind, so gehen wir gerade darauf los, wie ein Tausend Ziegelsteine. Er wird schon wieder still seyn, wenn Ihr nur höflich seyd. Es ist ihm Etwas in den Kopf gestiegen, das ist Alles. Macht Ihr nur, daß Euer Weibervolk still ist, und wir wollen es schon zurecht bringen!"

Armer Papa Margold! Das war eine schwere Aufgabe! Aber der Schlaf ist ein wunderbarer Friedensstifter, und da Papa und Mama und Fräulein Tochter Alle sehr müde waren — die Tochter vom Quälen, die Aeltern vom Gequältwerden — so ward durch Butt's Vermittlung bald Waffenstillstand geschlossen.

3.

Wir waren übereingekommen, mit den Fashionables vor dem Frühstück eine Strecke weit zusammenzureisen, so weit ihr Weg der unsere war. Als wir daher am anderen Morgen beiderseitig unsere Vorbereitungen trafen, waren die Margold's so entsetzlich verdrießlich im Andenken an die erlebten Mühsale, daß ich mich ihrer Gesellschaft förmlich schämte und lieber mit den armen Wirthsleuten ihren Sago-Thee frühstückte. Die Frau fühlte sich sehr unbehaglich zwischen der Erinnerung an die erlittene Kränkung und der Furcht, ihr Mann möchte doch zu weit gegangen seyn.

Papa Margold forderte die „Rechnung"; unser Wirth wollte natürlich nichts annehmen. Jener bestand darauf, bezahlen zu wollen, und ließ endlich eine Banknote auf dem Tische, als er das Haus verließ, ohne Adieu zu sagen — eine Unhöflichkeit, in welcher Frau und Tochter ihm treulich folgten.

„Ihr denkt doch nicht, daß ich unhöflich war?" fragte der gute Gaston etwas ängstlich, als wir uns ebenfalls zur Abreise anschickten.

„Nicht im Geringsten! Ihr hattet ganz Recht!" war unsere aufrichtige Antwort; denn in der That glaubten wir, daß der arme, blinde Mann mehr als genug ertragen hatte.

„Nun, ich kalkulire, das war eine verdrießliche Zeit für Euch", sagte Butts, der Abschied nehmen kam, und ich hörte ihn hinzufügen, als wir hinausgingen: „Ihr habt ihnen eine verd.... gute Lection gegeben; ich möchte sie nicht für eine Kuh erlebt haben."

Herr Margold fuhr in unserem Wagen bis Wellington, wo wir Kaffee trinken wollten, und mir ward der Rücksitz in der klappernden Barouche neben Madame Margold angewiesen, während Miß Angelika und ihre Guitarre den Hauptsitz einnahmen.

Der Morgen war köstlich, und ein frischer Westwind kam, wie um die Gemüther zu erfrischen und die Stimmung der Gesellschaft nach dem „contretemps" der Nacht zu erheitern. Aber diese Brise, die auf ihren Schwingen manchen balsamischen Tropfen des gestrigen Regens trug, verarbeitete Miß Angelika's Locken höchst unverschämt, und ihre kleine Stirn bezog sich mit sehr unschönen Falten, als an einer Stelle des Weges, wo das Laub sich über unseren Häuptern wölbte, ein stärkerer Windstoß einen reichlichen Schauer niederfandte, der den Locken die letzte Spur früherer Haltung und der jungen Dame den letzten Rest ihrer Geduld nahm.

„Ich habe wahrhaftig nie eine so gräßliche Scene gesehen, wie diese", rief sie aus; „es ist unmöglich, eine Stunde lang anständig auszusehen!"

„Nun, ein Trost ist", meinte Butts freundlich, „daß hier nicht eben viel Leute in den Wäldern sind, die sehen können, wie schlecht wir uns ausnehmen. Wir sind's so nicht gewohnt, die Leute so schrecklich geputzt zu sehen; so ist's Alles eins!"

Zweimal destillirter Zorn kräuselte Miß Angelika's Lippe; sie bewahrte ein verächtliches Schweigen als den einzigen Schild gegen die Impertinenz des Kutschers, der sich durch unermüdliches Pfeifen tröstete. Sie hatten den jungen Mann in einem benachbarten Städtchen angenommen und aus seinen gefälligen Zügen und zuvorkommenden Manieren geschlossen, sie hätten einen Schatz von Höflichkeit erworben. Es war auf Miß Angelika's besonderen Wunsch geschehen, daß die Familie die große Straße verlassen hatte und in die Wälder gedrungen war. Sie wünschte etwas Romantisches zu erleben, hatte aber nicht daran gedacht, was es koste. Butts war in der That, was sie von ihm gedacht hatten, geschickt, guimüthig, willig und verstand sein Geschäft aus dem Grunde. Aber er hatte nur mit Menschen gelebt, die ihn ganz wie seines Gleichen behandelten. Er war der Sohn eines achtbaren Farmers, dessen weite Ländereien jeden seiner Erben reichlich zu versehen versprachen, und als er von Herrn Margold als Kutscher engagirt ward, hatte er keine andere Idee, als daß er in jeder Hinsicht Einer von der Gesellschaft seyn würde, ausgenommen und mit aller Rücksicht auf seine Pflicht gegen die Pferde, welche er mit gewissenhafter Treue und größter Sorgfalt erfüllte. Alles dies lag so klar vor Augen, daß ich mich wunderte, wie Miß Margold seine Zudringlichkeit nicht mit mehr Ruhe aufnehmen und sie allein seiner Unkenntniß, nicht aber böser Absicht, zuschreiben konnte. Unglücklicherweise schien die junge Dame zu fürchten, daß ihre Würde unwiderruflich verloren seyn würde, wenn sie nicht jedes Zeichen von Impertinenz tief empfände, und da Butts zu den Leuten gehörte, welche keinen Wink verstehen, so sprach er nur um so mehr, in der Ueberzeugung, bloß den unrechten Weg eingeschlagen zu haben, um sich angenehm zu machen.

Als er es endlich unmöglich fand, den drohenden Lippen der schönen Angelika eine Antwort zu entlocken, rief er einen jungen Mann an, den wir unterwegs einholten.

„Hollah! Steffen! Wo steuert Ihr hin? Wenn Ihr nach Wellington wollt, so springt auf, und Ihr sollt einen Sitz haben. Ich bin hier so allein, wie eine wilde Katze. Ich rechne, Ihr habt nichts dawider?" indem er sich halb zu Mistreß Margold umwendete. Die Dame sagte nichts, und der Reisende war schnell auf dem Bock zu Herrn Butts' großem Behagen, der jetzt einen Gesellschafter hatte.

„Nun, wie geht's Euch jetzt?" fragte er diesen.

„Je nun, man schleppt sich so durch. Seyd Ihr wohlauf diesen Sommer?"

„Es geht so so! Ich ziehe Schweine auf, so lange ich welche erlangen kann."

„Seyd Ihr hier von Jemand gemiethet, oder zieht Ihr an Eurer eigenen Angel?"

„Ich habe eine Zeitlang für den alten Pendleton gearbeitet, der in Wellington die Mühlen gebaut hat. Jetzt fahre ich den alten Herrn da hinten (indem er mit dem Daumen nach dem anderen Wagen wies); ich vermuthe aber, wir werden nicht lange in einer Koppel ziehen."

„Warum nicht? bezahlt er nicht?"

„O! Da habe ich keine Angst. Geld ist gerade das Ding, von dem er am meisten hat. Aber er braucht einen Bedienten, und das wißt Ihr, Steffen, ist eine Beere, die an unseren Sträuchern nicht wächst!"

„So nahm er Euch als Bedienten? Haha!" und bei diesem Gedanken lachte Steffen lang und laut.

„Haha! Man sollte denken, Ihr hättet ein Sperlingsnest mit einem Adlerei darin gefunden", meinte Herr Butts, den das Lachen seines Freundes zu verletzen schien.

„Nun, nun! Aber es ist zu drollig, gewiß und wahrhaftig!" war die Antwort, und beide Freunde erschöpften sich in mannigfaltigen Erörterungen und ergötzten einander mit erwünschten Mittheilungen über Vermögen und Umstände der Ben, Tom's und Dick's ihrer Bekanntschaft, während meine Aufmerksamkeit durch die unerschöpfliche Beredsamkeit der Mama Margold über die neueste Art Eingemachtes, die modernste französische Stickerei und den Schnitt und Ausputz der Hüte, die mit dem letzten Steamer gekommen, in Anspruch genommen ward. Ich war ganz vertieft in diese Materie und in eine Art Halbschlummer gefallen, wie ihn, meiner Ansicht nach, französische Putzmacherinnen als einzige Erquickung bedürfen, als ich durch eine klare, männliche Stimme aufgeweckt ward, die eines jener markigen, einfachen Lieder sang, zu denen die „glorreiche Revolution" den Stoff gegeben. Ein Vers folgte dem anderen, und so roh und einfach die Melodie, so kunst- und oft geschmacklos die Worte waren — es klang fröhlich und kräftig in der reinen, stärkenden Luft, unter der freien kühnen Wölbung uralter Bäume, und fast that es mir leid, als wir das Wirthshaus in Wellington erreichten. Herr Butts fand sich veranlaßt, seine Stimme nicht ferner anzustrengen und seinen Rossen einige ermuthigende Peitschenhiebe zu geben, um „einen Trab für die Allee" zu erzwingen, wie er sich kunstgerecht ausdrückte.

Wir fanden ein anständiges Wirthshaus und ein erträgliches Frühstück; der Ort selbst aber bot einen traurigen Anblick dar. Es war eine jener Ortschaften, welche die spekulativen Zeiten so plötzlich ins Daseyn gerufen hatten, und die große Mühle, das enorme Wirthshaus und mehrere andere, unverhältnißmäßige Größen hatten nie den Luxus einer Fensterscheibe oder eines Malerpinsels kennen gelernt. Ein „Allerhandsladen", in welchem jeder mögliche Handelsartikel ausgeboten ward — Glacéhandschuhe und Ochsenjoche, Pferdegeschirr und Theetassen, Stiefeln und Damenhüte — prunkte mit einem einladenden Schilde, der Commis aber saß rauchend auf den Stufen, und die wenigen Müßiggänger ihm zur Seite schienen nur Whiskey-Liebhaber zu seyn. Natürlich fehlte die durch de Tocqueville unvergeßlich gewordene „Bank in der Wildniß" nicht, und natürlich war sie geschlossen, obgleich ihre goldene Inschrift dem betrogenen Reisenden noch unverschämt in die Augen starrte. Und dies war Wellington! Große Ehre für le vainqueur du vainqueur du monde!

Nach dem Frühstück — bei welchem, beiläufig gesagt, Mister Butts und sein Freund obenan saßen — trennten wir uns von den Margold's, welche wenige Meilen weiter wieder auf die Landstraße gelangten, während wir tiefer in die Wälder eindrangen. Vor dem Abschied fand jedoch Butts Gelegenheit, uns zu Zeugen aufzurufen, daß er Herrn Margold die Banknote wiedergab, welche Letzterer auf Herrn Gaston's Tisch zurückgelassen hatte. „Er sagte", fügte der angenehme, junge Mann lächelnd hinzu, „er würde es lieber sehen, wenn Ihr Euch gute Sitten dafür kauftet, sobald Ihr könntet!"

(Schluß folgt.)

England.

Martin Chuzzlewit und das Darstellungstalent des Herrn Dickens.

Das „Leben Martin Chuzzlewit's" von Boz ist nunmehr vollständig im Original erschienen und auch die bei J. J. Weber in Leipzig herauskommende deutsche Uebersetzung dieses Romans, die zugleich eine Abtheilung der eben so geschmackvoll ausgestatteten als wohlfeilen Ausgabe der sämmtlichen Werke von Boz (Dickens) bildet, wird bald vollendet seyn. Es ist diese deutsche Ausgabe des Chuzzlewit eben so wie das Original mit 40 Stahlstichen nach Zeichnungen von Phiz geschmückt, und wer die Sorgsamkeit der Weberschen Verlagshandlung für illustrirte Werke kennt, wird auch in diesem wohlfeilen Boz seine Erwartungen nicht getäuscht finden.

Dickens durfte bisher als Novellist nicht sehr streng beurtheilt werden, da ein so großer Theil seiner Werke eine fragmentarische Gestalt hatte und nur für die Unterhaltung des Augenblicks gemacht schien. Es war ihm nur darum zu thun, hier seine nützlichen Wahrheiten auf eine gefällige Weise einzuschmuggeln, mit Samivel Weller's Blüthen des Rothwelsch oder Richard Swiveller's poetischen Reminiscenzen den Weg zu bestreuen, dort mit Miggs' Schärfe in die Gemüther einzudringen. Diese Erzählungen gehörten nie zu denen, die Anfang, Mitte und Ende haben. Wohlwollende Zwecke gaben ihnen ihre Entstehung, und bei allen ihren Sprüngen und gewaltsamen Verbindungen haben sie hundertmal mehr Werth, als manches Werk, das mit mehr Kunst und Symmetrie ausgeführt ist. Doch scheint es, daß wir jetzt anfangen müssen, den genialen Boz nach einer neuen Manier zu beurtheilen. Er sagt uns in seiner kordialen Vorrede zu Martin Chuzzlewit, daß er hier mehr auf seine Geschichte gesehen und weniger auf Theater-Coups bedacht war, als in seinen früheren Geschichten, und fordert uns so auf, diese als einen vollständigen und ordentlichen Beitrag zur Novellen-Literatur zu betrachten.

Man kann annehmen, daß Martin Chuzzlewit als ein Gemälde der Selbstsucht in einigen ihrer schmutzigsten Züge und Seiten anzusehen ist. Es ist die Geschichte eines Scrooge (des alten Geizhalses in Dickens' „Weihnachts-Abend"), mit mehr Ausführlichkeit erzählt, eine Geschichte, die mit der Reue und Besserung des Haupt-Egoisten endet.*) Nur ist die Frage, ob nicht Großvater Chuzzlewit zu alt ist, um noch zu lernen, zu alt, um die Rolle zu spielen, die er gespielt haben soll, als sein Sinn sich bessert, da er ganz vernachlässigt und nur das willenlose Werkzeug der Haupt-Intrigue der Geschichte zu seyn scheint, bis zu dem schönen Morgen, wo er gesund, vernünftig und kräftig hervortritt, um das Laster in die Finsterniß zu scheuchen und die bescheidene Tugend mit einem goldenen Regen von Ueberfluß und Glück zu überschütten. Auch will uns bedünken, daß, wenn solche Verwandlung natürlich wäre, die Anwendung von List und Täuschung auf Seiten der Tugend zu sehr so aussieht, als wenn man einen Pechsniff mit seinen eigenen Waffen schläge. Daß freilich die Novellisten dieser Ansicht nicht beitreten, zeigen die wohlwollenden Geheimnisse, die Mistreß Trollope so gern in Hinterstübchen und Speisekammern ausbrütet, und die Rächer- und Wohlthäter-Laufbahn, auf welcher Herr Eugen Sue seinen Heros in den Mystères de Paris in Siebenmeilenstiefeln schreiten läßt. Aber der Plan gehört einer zu niedrigen Stufe der Moralität an, um von einer so innerlich gesunden Person, wie Herr Dickens, angewendet zu werden.

Wie viele andere treffliche Dichtungen, hat auch „Martin Chuzzlewit" weder Held noch Heldin, wenn wir nicht — wie man es aus des Verfassers

*) Auch von diesem Weihnachts-Abend (A Christmas-Carrol) ist eine mit acht trefflichen Federzeichnungen von J. C. Leech ausgestattete wohlfeile deutsche Ausgabe (übersetzt von J. C. Mercury) in der J. J. Weberschen Buchhandlung erschienen.

Vorrede schließen kann, Herrn Pecksniff für den Ersteren und Mistreß Gamp für die Letztere nehmen. Mit desto mehr Vorliebe verweilt der Verfasser bei seinen Neben-Charakteren. Tom Pinch ist ein Meisterstück, in mehr als einer Beziehung die beste Person des Buches. Die muntere Mercy Pecksniff geht im Anfang der Geschichte mit dem Knall und Schaum einer Flasche Ingwerbier davon; später versinkt sie in Traurigkeit und Leiden, etwas zu geduldig, wie es scheint, für eine Dame, die von einem solchen Meister des Selbstvertrauens erzogen ist, wie ihr Vater. Dann kommt der Mann des Geheimnisses — der, wie der Leser gestehen wird, mit Geschick vorgeführt wird, obwohl nur durch einen Ritz:

„Er war der Mann mit einem Pfund wöchentlich, der die Untersuchungen anstellte. Es war keine Tugend oder Verdienst in Nadgett, daß er all' seine anglo-bengalischen Geschäfte heimlich verhandelte; denn er war dazu geboren, ein Geheimniß zu seyn. Er war ein kleiner, vertrockneter, alter Mann, der selbst sein Blut irgendwo versteckt zu haben schien; denn Niemand würde ihm geglaubt haben, daß er sechs Unzen davon in seinem ganzen Körper besitze. Wie er lebte, war ein Geheimniß, eben so, wo er lebte, und selbst, was er war. In seinem schimmligen alten Taschenbuche trug er widersprechende Karten, auf einigen von welchen er sich einen Kohlenhändler nannte, auf anderen einen Weinhändler, auf anderen einen Commissionair, auf anderen einen Einnehmer, auf anderen einen Rechnungsführer, als wenn er wirklich selbst das Geheimniß nicht wüßte. Er hatte immer Rendezvous in der City, aber der andere Mann schien nie zu kommen. Er konnte auf der Börse Stunden lang sitzen, Jeden, der ein- und ausging, betrachtend; dasselbe that er bei Garraway und in anderen Geschäfts-Kaffeehäusern, in deren einigen man ihn zuweilen ein sehr nasses Taschentuch am Feuer trocknen sah, während er über die Schulter blickte nach dem Mann, der nie erschien. Er war verschimmelt, fadenscheinig, schäbig und hielt seine Wäsche so versteckt, daß man glauben konnte, er habe keine. Er trug Stücke Siegellack und ein hieroglyphisches altes Kupferpetschaft in seiner Tasche, und schrieb oft Briefe in Winkel-Logen der vorerwähnten Orte; aber sie schienen nie an Jemanden abzugehen, denn er steckte sie in einen geheimen Winkel seines Rocks und gab sie Wochen lang später, zu seinem eigenen großen Erstaunen, ganz vergilbt an sich selbst ab. Er war ein solcher Mensch, daß, wenn er bei seinem Tode eine Million oder nur zwei Pence hinterlassen hätte, Jedermann es vollkommen in Ordnung gefunden und erklärt hätte, daß er es so erwartet habe. Und doch gehörte er zu einer Klasse, einer Klasse, die der City eigenthümlich ist, die sich selbst eben so tiefe Geheimnisse sind, als den übrigen Menschen."

Es hat wenig solche Meister der Karikatur gegeben, wie Herr Dickens es ist. Er kann aus einer Theater-Decoration ein Schauspiel des Reichthums und des Glanzes machen, wie es kaum Chodscha-Hassan im Diamantenthale sah, und wenn er ein Speisehaus in der City beleuchtet, so giebt er ein wahres Daguerrotypbild von jedem Kamin und Rauchzerstreuer in demselben. Sein Bankett bei Todgers, zu Ehren der Miß Pecksniff, ist ein wahrhaft niederländisches Gemälde. Sein Ritt über Land in einer stürmischen Sommernacht — obwohl diese Scenerie zu sehr mit der verbrecherischen That in Einklang steht und hierin der Natur untreu ist, die bei solchen Gelegenheiten uns meist durch Gegensätze, nicht durch Uebereinstimmung erschüttert — ist mit großer Kraft dargestellt. Ueberall, auch in Scenen von geringerer Bedeutung, sind Züge zerstreut, die das Glück eines gewöhnlichen Beobachters machen würden. Wir dürfen nur das Innere des Haushalts anführen, dem die niedliche Miß Pinch vorsteht, und endlich die Schilderungen von Lewsome's Krankenzimmer, deren überraschende Wahrheit sich Allen, die je an dem Bette des Fiebers gesessen, aufdrängen wird, und die seiner Genesung, welche die Nerven eines Jeden, der die Besorgnisse und die Schwäche der Wiedergenesung kennen gelernt hat, erschüttern müssen.

Herr Dickens ist jetzt bekanntlich nach Italien gereist; möge es ihm nicht an Gesundheit und Lust fehlen, sich recht tief in die Welt des italiänischen Lebens zu versenken; er hat Genialität genug, um italiänischen Humor zu genießen. Wir sehen neuen Briefen aus dem Süden mit mehr als gewöhnlicher Neugier entgegen.

Mannigfaltiges.

— Titmarsh und Punch. Titmarsh, der thätigste aller thätigen englischen Journalisten, arbeitet gleichzeitig für Frazer's Magazine, für das New Monthly-Magazine, für die Foreign-Review, für die Morning-Chronicle und für den Punch, und zwar bald unter seinem eigenen Namen und bald unter der pseudonymen Bezeichnung Fitzboodle, Wagstag, Fitzpluck ꝛc. Natürlich hat der Mann dadurch ein großes Einkommen; es wäre aber noch größer, wenn er für alle seine Arbeiten so glänzend honorirt würde wie für seine Beiträge zum Punch, der ihn freilich kaum entbehren kann, denn Titmarsh hat das seltene Talent, eben so humoristisch zu zeichnen, als er schreibt. Zuweilen kömmt es daher auch vor, daß er einen Satz in der Mitte abbricht, um ihn durch eine Federzeichnung à la Hofemann zu vollenden. Dieser unser genialer Landsmann würde wohl der geeignetste Herausgeber eines deutschen Punch seyn, wenn es in Deutschland möglich wäre, ein solches, von der politischen Satire lebendes Blatt zu begründen. Man hat in der That bei uns kaum eine Idee davon, wie weit in einem Lande, das an eine vollständig freie Presse gewöhnt ist, die Laune und die Ausgelassenheit in der Besprechung öffentlicher Personen und Angelegenheiten gehen können und wie wenig die Personen Notiz davon nehmen, wenn auch Laune und Ausgelassenheit etwas burschikos mit ihnen verfahren. Punch wird jetzt in nicht weniger als 50,000 Exemplaren abgesetzt und hat dadurch eine Art von Autorität in der Politik und Literatur wie in der Modewelt erlangt. Das Pariser Charivari hat zwar eine ähnliche Tendenz, da ihm jedoch, vermöge der sogenannten Septembergesetze über die Presse, die politische Karikatur nicht gestattet ist, so verhält es sich, was den Einfluß betrifft, zu seinem englischen Kollegen ungefähr so, wie sich das zahme deutsche Charivari zu seinem Pariser Namensvetter verhält.

— Englischer Kunstverein. Die Londoner Art-Union war bekanntlich im Begriff, an dem Buchstaben des englischen Gesetzes zu scheitern, durch welchen dieselbe für ein verbotenes Lotterie-Unternehmen erklärt worden war. Inzwischen hat das Parlament in seiner so eben geschlossenen Session die Fortdauer jenes Vereins gestattet, an dessen Spitze der Herzog von Cambridge steht und der daher einflußreiche Fürsprecher im Oberhause hatte. Seitdem hat sich die Anzahl der Subskribenten verdoppelt, und die Summe, welche dadurch jährlich den Malern, Bildhauern, Kupferstechern ꝛc. zufließt, beläuft sich auf einige hunderttausend Thaler. Gleichwohl bleiben die englischen Künstler, wenn man die mehr technischen, wie Kupferstecher und Holzschneider, ausnimmt, weit hinter ihren Kollegen in Deutschland zurück, und die jetzt in Westminster-Hall stattfindende Ausstellung von Kartons und Zeichnungen, welche die neuen Parlamentshäuser schmücken sollen, macht einen sehr kläglichen Eindruck. Nur einige auch auf dieser Ausstellung befindliche Statuen werden gerühmt. Der Eintritt zu derselben findet gratis statt, mit Ausnahme des Sonnabends, an welchem Tage noch der sonst übliche Shilling erlegt wird. So sollte es auch auf unserer Gewerbe-Ausstellung gehalten werden. Statt den freien Eintritt als die Ausnahme gelten zu lassen, sollte er vielmehr die Regel und nur ein besonderer Tag für Zahlungslustige bestimmt seyn, die sich dann nach Herzenslust in ihrer ausgesuchten Gesellschaft bewegen könnten, während dadurch die deutsche Gewerbe-Ausstellung ein wahrhaftes Nationalfest werden würde.

— Pensionen auf der englischen Civilliste. Neuerdings hat die Königin von Großbritanien, deren Civilliste bekanntlich nicht die allerglänzendste im Verhältniß zu dem großen Reiche und den reichen Großen jenseits des Kanals ist, mehrere Pensionen bewilligt, die ihrer Schätzung des Verdienstes zu wohlverdientem Ruhme gereichen. Unter Anderem sind seit Januar 1844 auf der Civilliste jährlich ausgesetzt worden: 100 Pfund an Lady Maria Bell, Witwe des berühmten Wundarztes Sir Charles Bell; 200 Pfund an Miß Anna Drummond, Tochter des von Macnaghten erschossenen Secretairs Sir Robert Peel's; 250 Pfd. an den Botaniker Robert Brown; 500 Pfd. an Lady Sale, Gattin des Helden von Dschellalabad, und 200 Pfd. an Sir W. R. Hamilton, Astronomen in Dublin.

— Die Reisen des Fray-Gerundio. Der unter dem Namen Fray Gerundio bekannte spanische Schriftsteller Don Modesto Lafuente, der vor zwei Jahren den Einfluß, den er als populärer Journalist gewonnen hatte, aufgab, um eine Reise durch Frankreich zu unternehmen, hat jetzt eine Beschreibung derselben unter dem Titel „Los Viages de Fray-Gerundio" herausgegeben. Da der Pseudomönch auf seiner Reise auch Belgien, Holland und die deutschen Rheinufer berührte, so dehnen sich seine Bemerkungen auch über diese aus, und so erhalten wir denn, nachdem unsere eigenen und die französischen Touristen Spanien in den letzten Jahren so vielfach ausgebeutet, zum erstenmale ein Gegengastgeschenk von dort, das als eine Sammlung geistreicher Beobachtungen, besonders über Frankreich, angekündigt wird.

— Das alte Polen. Endlich ist das lang erwartete gelehrte Werk des Professors Adrian Krzyzanowski in Krakau, „das alte Polen" betitelt, erschienen. Wir geben hier das Inhalts-Verzeichniß: I. Theil. Die Krakauer Akademie seit dem Jahre 1840. Nikolaus Kopernikus und sein Jahrhundert.*) Polen in diesem Jahrhundert an der Spitze der europäischen Aufklärung. Die Jesuiten vom Jahre 1340 bis 1773. Das polnische Volk und die Juden. Ueber den religiösen und politischen Fanatismus in Spanien, Frankreich und Polen. — II. Theil. Was die Jesuiten nach der Absicht des Gründers dieses Ordens seyn sollten, und was sie waren; Sigismund August giebt ihnen Litthauen, Stephan Batory Litthauen und Polen preis; ihre Macht in Polen; die Jesuiten als Werkzeuge des religiösen Fanatismus Sigismund's III; der Zug dieses Königs mit den Jesuiten nach Rußland und Schweden. Sigismund's III. Antheil am 30jährigen Kriege. Der Proselytismus der Jesuiten erzeugt die Kosakenkriege. Die Akademie in 80jährigem Streit mit den Jesuiten. Ihre Versuche, in Posen und Lemberg ihre Akademieen zu gründen, um die Krakauer zu stürzen. Der durch sie bewirkte Sturz der Krakauer Schulen. Proben jesuitischer Dramatik. Kritik des Jubilar-Kalenders der Jesuiten von 1740. Die Thorner Katastrophe von 1724. Prozeß des 1689 hingerichteten angeblichen Atheisten Lyszczynski. Geschichte des Arianismus in Polen. Von den Anabaptisten. Das Collegium charitativum in Thorn. Theilnehmer an der religiösen Reform Polens. Die polnischen Juden. Geschichte des Feudalismus in Polen. Beziehungen zu Preußen und Kurland. Cyrill und Methodius. Texte du sacre, auf welchen die französischen Könige schworen. Hieronymus, Apostel der Slawen? Von den ältesten polnischen Bibeln. Trennung der slawischen Dialekte nach Dobrowski und Kucharski.

*) Diese episodische Abhandlung ist bereits in einem früheren Blatte des Magazins erwähnt worden; es wird darin dargethan, „daß Kopernikus nicht in die bayersche Walhalla gehöre".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 14. September 1844.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

I. Astrologie, Alchymie, das Rosenkreuzerthum.

Während gegenwärtig kein Zweig menschlicher Thätigkeit so sehr zur Beförderung der Aufklärung, des Fortschritts und der Civilisation beiträgt, als die Naturwissenschaften, gab es einst eine Zeit, wo gerade die Beschäftigung mit diesen Wissenschaften die meiste Finsterniß über die Welt verbreitete, wo die Jünger derselben am eifrigsten bemüht waren, die Unwissenheit und den Aberglauben, zu dem die Welt ohnehin schon sehr geneigt war, auf alle Weise zu nähren und zu fördern. Jeder denkt sofort hier an die Zeit, wo die Astronomie noch der Astrologie die Schleppe tragen mußte und die Chemie noch in der Verpuppung der Alchymie lag.

Die Erscheinungen des Wahn- und Aberglaubens jener Zeit lassen sich in zwei Hauptklassen theilen. Aberglauben überhaupt kann man jede falsche Ansicht von dem Verhältniß des Menschen zur Natur nennen, jeden Glauben, vermöge dessen der Mensch sich und der Natur einen Einfluß auf einander zuschreibt, der nur ein Produkt seiner Phantasie ist, also in die Natur Gesetze hineinlegt, statt sie aus ihr herauszulesen. Diese Täuschungen nun können theils mehr theoretischer oder wissenschaftlicher, theils mehr praktischer Art seyn. Von der ersteren Art sind solche, die auf einer falschen wissenschaftlichen Ansicht beruhen und sich auch demgemäß zu einem ganzen wissenschaftlichen System ausbilden. Praktisch dagegen nennen wir diejenigen Illusionen, die mehr aus dem Volksglauben entspringen und, wenn auch mit den ersteren mehr oder weniger zusammenhängen, doch auch unabhängig von jenen sich ausbilden können, und die zugleich auf das gesellschaftliche Leben im Großen einen unmittelbaren praktischen Einfluß üben.

Alle abergläubische Meinungen und Vorstellungen, die einst gäng und gäbe gewesen sind, zusammenzustellen, wäre eine endlose und vielleicht ermüdende Aufgabe. Von Interesse aber ist es, diejenigen hierhergehörigen Erscheinungen zu betrachten, welche am allgemeinsten verbreitet waren, am meisten Einfluß auf ganze Zeiten und Völker übten und daher die Gestalt großer historischer Fakta angenommen haben. Die Zahl dieser Erscheinungen ist sehr beschränkt: auf dem theoretischen Gebiet sind es Astrologie, Alchymie und das Rosenkreuzerthum, auf dem praktischen Gottesurtheile und Hexen-Prozesse. Wir geben eine kurze Geschichte derselben nach einem neuen englischen Buche von Charles Mackay: Memoirs of extraordinary popular delusions, in drei Bänden.

Der Ursprung der Astrologie verliert sich in das graueste Alterthum. Die Astrologen schrieben die Entdeckung ihrer Geheimnisse den alten Chaldäern zu. Jedenfalls scheint die Astrologie aus dem Orient nach Europa gekommen zu seyn. Noch jetzt bewahrt sie in den Ländern Central-Asiens ihre ganze ursprüngliche Wichtigkeit. Der königliche Astrologe ist einer der bedeutendsten Beamten am Hofe des Schachs, und kein persischer Minister würde es wagen, ohne die Sanction der Sterne eine politische Verhandlung abzuschließen oder auch nur eine Staats-Ceremonie anzuordnen. Eben so ziehen die kriegerischen Chans und Begs von Chorasan und Kurdistan nie auf einen chappow aus, bis sie sich genau von der Stunde unterrichtet, in welcher die planetarischen Einflüsse dem Rauben und Morden am günstigsten sind.

In Europa erreichte das Ansehen der Astrologie erst dann seine Höhe, als das der Alchymie zu sinken anfing. Im 15ten und 16ten Jahrhundert, wo die letztere Wissenschaft mit Verachtung, wo nicht mit Abscheu betrachtet wurde, ward ihre Rivalin nicht bloß von Männern jedes Ranges geehrt, sondern von den mächtigsten Fürsten Europa's offen in Schutz genommen. Daher fanden es auch die berühmtesten Astrologen jener Zeit weder nothwendig noch rathsam, irgend eine Bekanntschaft mit den nekromantischen Geheimnissen des Paracelsus und Cornelius Agrippa geltend zu machen. Die Folge hiervon war, daß ihre Kunst nie irgend eine Verfolgung erfuhr, und daß sie selbst von den strengsten Religionseiferern toleriet wurde. In Frankreich wurde die Wissenschaft, viele Generationen hindurch, mit orientalischer Ehrfurcht behandelt: fast jeder König, Staatsmann und Höfling nahm seine Zuflucht zu ihr; aber ihre beiden vornehmsten Patrone waren Ludwig XI. und Katharina von Medici. Bei Ludwig ist diese Inkonsequenz weniger unerklärlich; denn die ganze Geschichte dieses außerordentlichen Mannes zeigt, daß sein Geist, gleich vielen der mächtigsten, die in der Geschichte auftreten, äußerst scharf und hell in allen weltlichen Angelegenheiten war, dagegen in allen religiösen und übernatürlichen Dingen kindisch schwach und leichtgläubig. Aber die Leichtgläubigkeit Katharina's war von einer beschränkteren Art und daher auch excentrischer. Es ist bekannt, daß sie eben so frei von religiösen als von moralischen Skrupeln war; aber die Atheistin, welche über das Evangelium spottete, horchte mit der frömmsten Gelehrigkeit auf den Jargon des Nostradamus. Es giebt vielleicht keinen Souverain, von dessen beharrlicher Beschäftigung mit den geheimen Künsten so viele sonderbare Geschichten erzählt werden. Maria von Medici und Ludwig XIII. zeichneten sich Beide durch dieselbe Leichtgläubigkeit aus. Der letzte wichtige Fall, bei welchem die Dienste der Astrologie von einem französischen Souverain benutzt worden zu seyn scheinen, war die Geburt Ludwig's XIV. Ein berühmter Seher wurde aus Deutschland geholt, um die Nativität des Kindes zu stellen, und das Resultat seiner Berechnungen wurde feierlich dem Hofe mitgetheilt. Es lautete kurz: Diu, dure, feliciter, Worte, die man nachher durch die Länge, den Glanz und die Unfälle der Regierung dieses Fürsten bestätigt glaubte.

In England war die Astrologie fast eben so populär als auf dem Festland, obgleich sie auf Fürsten und Staatsmänner weniger Einfluß übte. Unter Elisabeth war es eine gewinnreiche, wo nicht ehrenvolle Profession. Sie überlebte die Bürgerkriege und scheint dem Vorwurf der Papisterei glücklich entgangen zu seyn, einem Vorwurf, über den sie doch durchaus nicht erhaben zu seyn scheint und der sich so vielen anderen weniger tadelnswerthen Dingen verderblich erwiesen hatte. Wir finden jedoch, daß die frommen Veteranen des Fairfax und Cromwell sich nicht scheuten, Verheißungen des Sieges in den Sternen zu suchen, und daß bei einer Gelegenheit zwei ausgezeichnete Jünger der Astrologie mit großen Ehren im Hauptquartier der Parlaments-Armee bewirthet wurden. Nach der Restauration blieb die Wissenschaft so populär, daß es bei den Höflingen Karl's II. ein Lieblingszeitvertreib wurde, in die Geheimnisse ihrer Stadtnachbarn einen Blick zu thun, indem sie die Maske von Wahrsagern annahmen. Während der Pest von 1665 sollen die Betrüger, welche auf die Gabe, die Zukunft zu prophezeien, Anspruch machten, eine enorme Aerndte gesammelt haben. Fast alle Schriftsteller jener Zeit sprechen von dem fatalistischen Geist, der während dieser Kalamität herrschte und der, indem er bei den Einen hoffnungslosen Kleinmuth, bei den Anderen übermüthige Verwegenheit erzeugte, die Zahl ihrer Opfer nicht wenig vermehrt haben soll. Diese Bethörung wurde befördert und zu ihrem Vortheil benutzt von den Wahrsagern, welche die Gewinnsucht schaarenweise nach London zog, trotz der Gefährlichkeit des Verkehrs mit den Bewohnern. Viele von ihnen stürzte ihre vermegene Habsucht ins Grab; aber ihr Kredit scheint sich gleichwohl erhalten zu haben, bis das Ende des Schreckens den Menschen Zeit zu ruhigem Nachdenken ließ. Einige Zeit darauf fand der große Brand von London statt, und ein prophetisches Pamphlet, das im Jahre 1651 von dem famosen Astrologen Lilly herausgegeben wurde, schien dadurch eine so glänzende Bestätigung zu bekommen, daß der Verfasser vor die Schranken des Unterhauses gerufen und öffentlich ersucht wurde, der Nation seine Meinung über ihre künftigen Schicksale mitzutheilen! Der glückliche Seher war jedoch zu vorsichtig, um den unerwarteten Ruf, den sein glücklicher Treffer ihm erworben, aufs Spiel zu setzen, und man war nicht im Stande, ihm eine deutliche Prophezeiung zu entlocken. Nach der Revolution von 1688 fiel die Kunst allmälig in Mißkredit, und in Addison's Zeit wurde sie, obwohl noch öffentlich geübt, doch von unterrichteten Leuten mit sehr wenig Ehrfurcht behandelt. Während des 18ten Jahrhunderts verschwand sie fast ganz, obgleich noch jetzt Almanache erscheinen, die astrologische Speculationen enthalten.

Die vermeinte Wissenschaft der Alchymie beruhte ursprünglich auf einer falschen physikalischen Ansicht. Es war ein sehr gewöhnlicher Glaube während jener finsteren Jahrhunderte, daß alle Metalle durch einen gewissen chemischen Prozeß in reines Gold verwandelt werden könnten, und auf die Entdeckung dieses Prozesses waren die Forschungen der älteren Alchymisten beharrlich gerichtet. Die späteren Pfuscher behaupteten, ihre Kunst sey ein Rest antediluvianischer Weisheit, der von den Weisen des alten Aegypten aufbewahrt sey; auch wollten sie im Pentateuch geheimnißvolle Anspielungen auf die Ausübung derselben durch die hebräischen Patriarchen finden. Aber die ersten deutlichen Spuren der Alchymie sind in den Schriften gewisser griechischer Geistlichen des vierten Jahrhunderts zu finden. Ihre Speculationen wurden jedoch wenig beachtet, bis sie von den arabischen Kabbalisten wieder aufgenommen wurden, und zwar zuerst von dem berühmten Geber aus Syrien, der im achten Jahrhundert blühte. Von den 500 Schriften über Alchymie, die man ihm zuschrieb,

hat sich nur eine erhalten. Die Schüler Geber's waren sehr zahlreich; und seine Wissenschaft war 400 Jahre lang unter seinen Landsleuten populär, ehe sie den Nationen des westlichen Europa's bekannt wurde. Dies geschah während des 12ten Jahrhunderts, und im 13ten und 14ten verschwendeten die eminentesten und begabtesten Geister Englands, Frankreichs und Deutschlands ihre Energie an der Verfolgung dieses Schattenbildes.

Der gemeine Aberglauben ihrer Zeitgenossen und die absichtliche Uebertreibung ihrer Schüler und Nachfolger hat alle absurde Träumereien der Rosenkreuzer den ausgezeichneten Männern zugeschrieben, welche ursprünglich sich mit Alchymie beschäftigten. Bekannt ist die Geschichte von Roger Bacon und seiner orakelsprechenden ehernen Büste. Albertus Magnus soll das Geheimniß des animalischen Lebens gekannt, ein redendes Bild konstruirt und mitten im Winter seine Gärten mit der Wärme und Vegetation des Frühlings geschmückt haben. Arnold von Villeneuve soll sich die Macht, Unsterblichkeit zu schenken, zugesprochen haben. Heidenberg von Tritheim wurde der Nekromantie beschuldigt, und man erzählte von ihm, er habe den Geist der Maria von Burgund auf die Bitte ihres verwitweten Gatten, des Kaisers Maximilian, heraufbeschworen. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Eine Reise in den Westen.

(Schluß.)

4.

Unser fernerer Weg ging gegen Norden durch einen unbebauten, unebenen Strich Landes und wand sich in wunderbaren Schlangenlinien um den Abhang manches hohen waldigen Hügels. Die frische Morgenbrise wehte noch erfrischend fort, dennoch hatte die Sonne solche Macht gewonnen, daß uns Allen der gelegentliche Schatten einzelner Baumgruppen höchst erwünscht kam. Die Kinder wurden nicht müde, den blitzesschnellen Sprüngen der fröhlich hämmernden Spechte zu folgen, und jauchzten laut auf, als das Geräusch der Räder drei junge Rehkälber aufscheuchte, die ruhig am Fuße einer gewaltigen Eiche geruht hatten und anmuthig über Berg und Thal dahinflohen, jetzt dem Auge verschwanden, dann auf dem fernen Hügel wieder sichtbar, von dem aus sie, laut schreiend, uns ängstlich beobachteten. Es war ein lieblicher Anblick und ich fast eben so betrübt wie die Kinder, als die feenhaften Begleiter uns gänzlich verlassen hatten. Jedenfalls gehörte diese Morgenfahrt zu jenen unbedeutenden Dingen, deren man sich dennoch lange nachher noch mit Vergnügen erinnert.

Die Gewässer glänzten wie geschmolzene Diamanten, der üppige Rasen, den das ausgemergelte Europa kaum kennt, sah wie belebter Smaragd aus, und der Himmel blickte so tiefblau hernieder, die Schatten dunkelnd, dem Lichte neue Kraft verleihend. Man spreche mir nicht von Refraction der Lichtstrahlen, nicht von chiaro oscuro — dies ist schöner denn schöne Worte.

Der Weg ward immer wilder und rauher, und ich glaubte schon, Konstantinopel müsse wohl weiter seyn, als ich gedacht hatte, als unser Wagen plötzlich in ein so großes und tiefes Loch fiel, daß es die Pferde zum Stillstehen brachte. Sie waren, wie wir selbst, gänzlich unvorbereitet auf ein solches Ereigniß; denn der Boden war bisher so weich, wenn auch nicht so eben wie ein bowling green gewesen — auch grün war er über und über, denn die geringe Frequenz hatte die Grasnarbe nicht zerstören können — was hatte nun diese Fallgrube zu bedeuten?

Da es vergebens war, die Bäume und Spechte danach zu fragen, und unser eigener Witz uns keine genügende Antwort gab, so fuhren wir weiter. Einige Schritt vorwärts und wir fielen in eine ähnliche Grube. Es war der verdrießlichste Weg von der Welt, und fast wurden wir selbst verdrießlich, als wir durch ein neues Wunder unterbrochen wurden — ein entferntes Rufen: „Jo, heb!" wiederholte sich in regelmäßigen Zwischenräumen und führte unsere Gedanken plötzlich an das liebe Meer, dessen Töne uns noch viel vertrauter waren, als das Gemurmel des Waldes.

„Jo, heb! Jo, heb!" und das verworrene Gemurmel vieler Stimmen ward immer vernehmbarer, während wir einen Hügel hinauffuhren, dessen Seiten überall in gleicher Art ausgehöhlt waren. Als wir den Gipfel erreichten, von wo der Weg plötzlich in ein tiefes, waldiges Thal hinabführte, erblickten wir eine fremdartig schöne Scene, die Alles erklärte. Einige achtzig oder vielleicht hundert Arme waren eifrig beschäftigt, über einem Flusse, der von unserer Höhe aus kaum einem Bach glich, das Balkengestell einer kolossalen Mühle aufzurichten — eine Sache, die in dieser Wildniß eben so unerwartet war, als es ein Dreidecker gewesen wäre, dem das Ganze allerdings glich. Nichts war frappanter, als der Kontrast zwischen diesem künstlichen Produkte menschlichen Scharfsinns und der majestätischen Einfachheit der Natur rings umher. Die Bäume, welche man, um Raum zu gewinnen, hatte fällen müssen, lagen in noch frischem Grün zur Seite, und so wenig war dem gigantischen Eindringling zugestanden worden, daß der Wald noch über die weißen Sparren herüberhing. Man war eben dabei, einen ungeheuren Prahm aufzurichten, und so viel Menschen, als nur eben eine Handbreit Raum oben finden konnten, wandten ihre vereinigte Kraft an die Arbeit, indem sie unwillkürlich an die Anstrengungen der Lilliputaner auf dem schlafenden Gulliver erinnerten.

Das Schauspiel eines „Aufrichtens", so alltäglich es überall sonst seyn mag, ist in den Wäldern von nicht geringem Interesse, und der Müssiggänger und Knaben waren daher nicht weniger da, als der Arbeiter. Viele sprangen und sangen, lachten und jauchzten, Andere lagen in der Nähe eines einstweiligen Hauses, einer shanty, wie wir es nennen, das für die Erfrischung der Gäste errichtet war; denn man muß wissen, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarn sämmtlich ihre eigenen Geschäfte verlassen und ihre Hülfe anbieten — aus Gefälligkeit, und nicht für Geld, indem sie kaum einen Dank und nur denselben Dienst im Nothfall erwarten. Ueberdies betrachtet man diese Zusammenkünfte als freundschaftliche Besuche, auch sind sie fast die einzige Gelegenheit für die Ansiedler, sich vergnügt zu machen.

Die Arbeit ging rasch und tüchtig von Statten; jedes Stück paßte, und das Gebäude wuchs wie unter magischem Hammer. Der Meister, hellen Kopfs und klaren Auges, steht dabei, ruhig jede, auch die kleinste Bewegung leitend, und so vollständig ist das in ihn gesetzte Vertrauen, daß jeder seiner Befehle unmittelbar und pünktlich vollzogen wird. Diese Person hielt es für angemessen, die Scherze und das Gelächter der jüngeren Arbeiter mit einem gewissen Ernste zu unterdrücken, während diese, der augenblicklichen Aufregung nachgebend, die höchsten und gefährlichsten Stellen vorzogen und ihre eigene Gefahr, so wie die aller Betheiligten, willkürlich erhöhten.

„Es ist kein Spiel jetzt, Jungens!" sagte der Meister.

„Nicht? Ich dachte, es wäre so! Ich sah „die Katze aus dem Loch"!" erwiederte ein Witzbold.

„Gut, nun wißt Ihr, es ist keines, und thätet besser, wenn Ihr Eure Zähne warm hieltet", rief der Meister zurück; „steckt die Zunge in den Ellbogen und dann werdet Ihr vielleicht besser arbeiten."

So dauerte es nicht lange, bis der letzte Balken seinen Platz gefunden hatte: von den gewaltigen Fundamental-Steinen, die in unserem Wege so erfreuliche Spuren zurückgelassen hatten, bis zu den lustigen Pfeilern, welche die Umrisse des Gebäudes auf dem dunkeln, schweren Laube rings umher mit wunderbarer Deutlichkeit abzeichneten. Dies war der Augenblick des Triumphes. Die Leute, welche bisher über alle Theile des Gebäudes zerstreut gewesen waren und ihm das Ansehen einer ungeheuren Volière gegeben hatten, stellten sich längs der Hauptbalken auf und gaben drei Hurrahs.

Es blieb nichts übrig, als dem Gebäude nach unserer Sitte einen Namen zu geben.

In diesem Thal
Steht des Gebäudes schöner Rahmen,
Wer giebt ihm einen Namen?

Worauf eine Stimme aus ferner Ecke erwiederte:

Wir wollen es nennen des Müllers Pracht,
Am Tag' nehm' er's Geld und zählt's in der Nacht!

Die ganze Gesellschaft vereinigte sich, die höchst prosaischen Reime auf der Zunge, in die shanty, wo Erfrischungen in Fülle vorhanden waren. Wir hatten nur eben noch Zeit, uns an einem Glase trefflichen Sprossenbiers zu laben — eines Luxus, den wir „in den Wäldern" sehr wohl zu schätzen wissen.

Walter Scott sagt irgendwo, eine Mühle habe ihm immer einen trüben, melancholischen Eindruck gemacht. Gewiß sah er nie eine aufrichten. Vielleicht besaß er gerade eine, als der Weizen auf zwölf Shilling stand und dann auf sechs und nach einigem Schwanken auf vier fiel. Das könnte den Eindruck erklären.

5.

Es war dunkel, als wir unser Nachtquartier erreichten, und die Sterne tauchten einer nach dem anderen auf, ihr silbernes Licht über den dunkeln Himmel ausgießend. Wir waren mehrere Meilen von Konstantinopel, und das Haus, zu dem wir jetzt gelangten, stand einsam in der Mitte einer großen, offenen Ebene, auf der nicht ein einziger Baum zurückgelassen war. Dies war uns nicht neu: es ist der vorherrschende Geschmack dieser Gegend; dennoch gewöhnt man sich schwer an eine so barbarische Sitte. Was uns aber bei dieser Gelegenheit als neu auffiel, waren dreizehn mächtige Pfeiler, die nicht etwa das niedrige Dach der Hütte trugen, sondern im Halbkreise umherstanden, nichts als den sternbesäeten nächtlichen Himmelsbogen über sich. Ihre Umrisse zeigten ursächsische Verhältnisse; sie waren fast eben so dick als hoch und fast alle von gleicher Gestalt. Düster und unheimlich standen sie in dem lautlosen Dunkel umher und liehen der Scene eine wahre Druiden-Düsterheit.

Kein menschlich Wesen empfing uns; nur die Hunde bellten dumpf. Man wartet jedoch in solchen Fällen nicht auf ceremonielle Einladungen, und wir traten daher ohne Weiteres ein. Drinnen war's trübe.

Der Herr des Hauses, ein kräftiger Farmer von vierzig Jahren, den wir erst vor wenigen Tagen gesehen hatten, lag ausgestreckt auf einem Bette, offenbar außer Bereich menschlicher Hülfe. Seine Augen hatten den eisigen Glanz des Todes und in seinen Zügen sprach sich unendliche Angst und Trauer aus, die sich auf den Gesichtern Aller, die um sein Bett herum standen, spiegelte. Ein ängstliches Schweigen, das wir natürlich nicht zu unterbrechen besorgt waren, herrschte im Zimmer, und nur in langen Zwischenräumen ward ein schwaches Seufzen des Sterbenden laut, dem ein herzbrechendes Schluchzen des armen Weibes folgte, welche seine Stirn mit zitternder Hand trocknete. Eine Menge Kinder und zwei oder drei Nachbarn standen umher; einer der Letzteren nahm uns bei Seite und erklärte uns den traurigen Vorfall.

Der arme Mann war von einem fallenden Baume zermalmt worden. Er war ein kühner und glücklicher Bienenjäger gewesen, und die Pfeiler, welche unsere Neugier erregt hatten, waren Trophäen seiner Triumphe. Sein Glück hatte ihn leider angetrieben, alle seine Nachbarn im Sammeln von Bienen

und der Menge von Honig, die er zu Markte brachte, übertreffen zu wollen. Jeres der dreizehn Monumente vor seinem Hause war mit Gefahr seines Lebens errungen. Es waren die Stämme von Bienenbäumen, welche mit Mühe und Noth im Walde aufgefunden und mit solcher Geschicklichkeit gefällt waren, daß die Bewohner ungestört blieben, obgleich nicht blos der Baum selbst gefällt, sondern auch alle Theile über dem Sitz der Bienen abgehauen werden mußten. Zu dem Ende wird ein Baum oder mehrere so gefällt, daß sie für den Bienenbaum, der sonst seiner Hohlheit wegen unfehlbar zersplittern würde, ein elastisches Bett bilden. Dennoch erfordert es die größte Sorgfalt und Geschicklichkeit, das Zurückprallen des Baumes zu verhindern.

Trotz all' seiner Erfahrung und seiner Triumphe, war dem armen Mallory die ganze Wucht eines gewaltigen Stammes — die Bienen bauen meist nur in den stärksten Bäumen des Waldes — auf den Rücken und die Schultern gefallen, und obgleich kein Bruch zu finden war, zeigte doch der erste Blick, daß der Schlag tödtlich gewesen war.

Dazu kam, daß nicht allein kein ärztlicher Beistand in der Nähe, sondern des Unglücklichen Sohn auch noch genöthigt gewesen war, zwei Meilen weit zu gehen, ehe er eine Schleife und ein Paar Ochsen erhalten konnte, um den Vater nach Hause zu bringen. Was mußte die arme Frau gelitten haben, als sie ihren traurigen und beschwerlichen Weg über tausend Hindernisse in die Tiefe des Waldes verfolgte, wo sie ihn sterbend, vielleicht schon todt, finden sollte! Unsere Phantasie malt uns jedoch solche Scenen meist schrecklicher, als sie sind. Er, der den Wind sänftigt für das geschorene Lamm, mag auch denen seiner Kinder, deren Loos ist, die Schrecken und Gefahren der unerforschten Wildniß zu tragen, nicht jene Empfindsamkeit geben, welche dem Kummer immer neue und schärfere Waffen leiht. Ihr Leben ist ein Leben der ernsten, rauhen Wirklichkeit, und die Nothwendigkeit unaufhörlicher Anstrengung und unermüdlicher Ausdauer ist ein nur zu genügender Schild gegen alle Auswüchse der Phantasie. Der Ansiedler geht jeden Morgen mit dem Bewußtseyn an seine unglaublich schwere Arbeit, daß nur dieselbe Vorsehung, die ihn auf dem Schlachtfelde schützt, ihn vor den Gefahren seiner täglichen Arbeit bewahrt.

Hier hatten die traurigen Folgen zu kühner Wagniß unaussprechliches Wehe gebracht, und wir konnten die tiefste Angst in den beschatteten Zügen des Leidenden lesen, als er langsam die jugendlichen Gestalten überblickte und sein Auge zuletzt auf seiner Frau haftete.

„Wenn Du und sie nur versorgt wären" — sagte er mit schwacher, verlöschender Stimme — „Gottes Wille geschehe!"

Die letzten Worte waren kaum vernehmlich, die Empfindung aber gewiß da; denn der ruhige Ausdruck, der zu ihnen gehörte, überschattete allmälig die eingefallenen Züge.

Inzwischen war der funfzehn (engl.) Meilen weit herbeigerufene Arzt angekommen, und wir fanden in einem Nachbarhause bei dessen Bewohnern, einem alten Manne mit seiner gleich bejahrten Frau, ein freundliches Unterkommen. Vor dem Fenster tanzten auf einer niedrigen, üppigen Wiese glänzende Schaaren lustig schwärmender Glühwürmer. Der Mond war noch nicht aufgegangen, der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt und der immer wechselnde Schimmer ihres grünlich goldenen Lichtes gab ein köstliches Bild. Dennoch wanderten meine Gedanken zu der eben verlassenen Scene zurück. War das Erscheinen und Verschwinden der kleinen, schimmernden Geschöpfe doch auch ein nur zu treues Bild unserer Anstrengungen, Erfolge und Täuschungen.

Unser Schlaf war nach den Beschwerden des gestrigen Tages so tief und ungestört, daß, als ein lautes Hämmern uns erweckte, wir glaubten, der Tag sey angebrochen und der alte Zimmermann habe seine Arbeit begonnen. Er hatte jedoch ein Licht, und ich lag müßig seinen Bewegungen folgend, als mir plötzlich klar ward, daß sein Geschäft kein anderes war, als einen Sarg zu fertigen. Auch fiel mir nun ein, daß es Sonntag Morgen war.

„Macht Ihr wirklich einen Sarg?" frug ich, als ob solche Arbeit überhaupt so seltsam sey.

„Ja wohl", erwiederte der Alte, „und zwar für unseren Nachbar."

„Bitte, für wen?"

„Für Seth Mallory, Ihr wißt ja — Ihr wart ja gestern Abend da — der Mann, der gestern so fiel."

„Mallory! So ist er also todt und so rasch —"

„Nein, ich denke, er war noch nicht ganz todt, als sie zu mir kamen und mir das Maaß zum Sarge brachten. Ihr wißt wohl, sie müssen ihn bald begraben, weil es so warm ist."

Der Gedanke machte mein Blut gerinnen. Ein Sarg für einen noch lebenden Mann und Vater! Wieder standen jene mit dem Tode ringenden Züge, jener Blick männlicher, tiefer Sorge und Zärtlichkeit für die Geliebten, die er so plötzlich verlassen mußte, vor meinen Augen. Meine Blicke waren wie festgebannt an den Sarg und ich verlor keine Bewegung des Alten. Eine weiße Schnur ward an den Seiten befestigt, der Deckel geschnitzt, geglättet und festgeschraubt, und meine erhitzte Phantasie sah den noch warmen Körper, aus dem das Leben kaum entschwunden war, in die düsteren, engen Banden gepreßt. — Der Tag brach an, ehe das Werk fertig war; der alte Mann löschte sorgsam das Licht aus, öffnete die Thür und legte bei dem grauen Dämmerlicht des Morgens die letzte Hand an. Er färbte den Sarg mit einer röthlichen Mischung und lehnte ihn, nachdem er sein Werk in jede Richtung gewendet und mit einem Blick gewerblichen Beifalls betrachtet hatte, gegen die Außenseite des Hauses, um in den Strahlen der aufgehenden Sonne zu trocknen.

Wir frühstückten eben, als zwei junge Leute eintraten und nach dem Sarge fragten. „Wann starb er?" — „Er athmete noch bis Mitternacht; aber seit Dunkelwerden sprach er nicht mehr." — „Ach", fügte die alte Wirthin hinzu, „ich dachte wohl, daß er mit Ende der Fluth sterben würde. Wann wird er begraben?" — „Nach dem Meeting!"

Diese Sitte des schnellen Begrabens ist dem ganzen Westen gemein, zumal aber, wenn sich Gelegenheit darbietet, den Todten an einem Sonntag zu beerdigen, da die Anwesenheit eines Predigers, ein Tag der Ruhe und der besten Kleider selten besser passen. — Das „Meeting" ward an diesem Tage in einer großen Scheuer, einige Meilen von dem Hause des Verstorbenen, abgehalten. Es war ein Vierteljahrs-Meeting einer der zahlreichsten Sekten jener Gegend und große Schaaren strömten von allen Seiten herbei. Die Seiten der Scheuer waren mit Bänken von rohen Brettern und einem abgesonderten, langen Sitze für die Prediger versehen. Die Menge war so groß, daß selbst, nachdem alle Balken und sonstigen Ruhepunkte besetzt waren, noch eine große Menschenmasse sich auf die möglichst nahe herangezogenen Wagen vertheilte. Von dort aus konnten sie Alles sehr gut hören, was drinnen gesprochen ward; denn die Redner, deren sieben waren, strengten abwechselnd ihre Lungen in einer Art an, wie ich es früher nie gehört hatte.

In der Menge herrschte die größte Aufmerksamkeit und eine allgemeine Ehrfurcht und Andacht, wie sie nicht immer unseren majestätischen Kathedralen und feierlichen Orgeltönen eigen ist. Die wiederholte Erinnerung an die Geburt des Erlösers schien inmitten dieser einfachen und doch so erhabenen Scene ganz besonders angemessen. Gebet und Gesang wechselten mit den kurzen Reden der verschiedenen Prediger, und das Singen wie das Reden schien ganz willkürlich zu seyn; wenigstens ward keine Melodie angegeben. Einer der Redner begann ein Lied, und Jedermann fiel ein, einen Choral voll milder, feierlicher Melodie bildend. Dann folgte die Austheilung des heil. Abendmahls — eine Scene, die ich selten mit mehr innerer und äußerer Andacht vor sich gehen sah. Ehe die heilige Handlung zu Ende war, erschien der Sarg des unglücklichen Mallory und mit ihm sein schluchzendes Weib und die verwaisten Kinder in unserer Mitte. Einer der Prediger, seit langen Jahren Nachbar des Verstorbenen, hielt hierauf eine — natürlich unvorbereitete — Rede; wie konnte es aber in diesen Umgebungen, unter solchen Umständen an den erschütterndsten Worten fehlen?

Endlich folgte die ganze Versammlung in feierlicher Prozession zum Begräbnißplatze, einem lieblich einsamen Orte, mitten in tiefster Wildniß, jedoch sorgsam eingehegt. Einige einzelnstehende, gewaltige Bäume beschatteten die wenigen, nur mit einem Kreuz am Kopf und einem an den Füßen bezeichneten Gräber. Schweigend ward der Staub dem Staube übergeben, und ein alter, ehrwürdiger Mann dankte dann im Namen der Familie den Freunden und Nachbarn für ihre Hülfe und Theilnahme und entließ die Versammlung mit einer Beugung seines silberschimmernden Hauptes.

Rußland.

Die Bäder des Kaukasus und die Tscherkessen.

(Nach einer polnischen Darstellung von Jelowicki.)

Nach einer dreiwöchentlichen Reise sahen wir von fern die Höhen des Kaukasus und eilten über das Meer der Steppe, wie der Segler nach dem festen Lande.

Die Kette der kaukasischen Gebirge zeigte sich uns von fern wie eine graue Wolke; am anderen Tage zog uns schwere Luft eine dichte Hülle vor die Augen, am dritten erblickten wir mit Sonnenaufgang das helle Weiß des Schneerückens, welches die Formen des Gebirges schattirten. Weit vor dem Hauptgebirge lagen, gleichsam als Vorposten, die Kinder des Kaukasus, noch ohne den Reif des Alters, in üppiger Pracht und mit den Reizen der Jugend begabt. Noch kann das menschliche Auge nicht die furchtbare Schönheit der ungeheuren Gebirgskette erfassen, und schon locken es diese jugendlichen Hügel durch ihren Reiz und Reichthum. Unter der Vorhut des Kaukasus ragen am höchsten hervor der Maschuta (Grabhügel) und der Beschtau (der Fünfgipfelige). Diese beiden Berge enthalten in ihrem Schoße die Quellen der menschlichen Gesundheit; darum haben sich die Menschen an ihrem Fuße, wie am Fuße ihrer Wohlthäter, auch am zahlreichsten niedergelassen. Dort ist das Ziel langer und beschwerlicher Reisen und der Anfang der Gesundheit für die Schwachen, ein Centralpunkt des Vergnügens für die Gesunden und der Erholung für Alle. Zwei Tage staunten wir diese Erlösungszeichen an, und erst am dritten fuhren wir nach dem Hauptort der kaukasischen Bäder am Berge Maschuta.

Tages darauf durchlief ich die ziemlich ordentlich gebauten Straßen des Badeorts; die Tscherkessen, welche sich zu Pferde in dem Städtchen umhertummelten, riefen, da sie mich für meinen Bruder hielten, den sie ein Jahr vorher kennen gelernt hatten, einander zu: dzygid (ein Ritter) und boten mir der Reihe nach ihre Pferde zum Kauf an. Ich kaufte mir ein herrliches Thier für 40 Papier-Rubel, und zogte darauf in Begleitung eines Tscherkessen den Maschuta hinan, dessen Gipfel wir in einer Stunde erreichten.

Der Himmel ist dort dunkelglänzend und rein, wie der Blick einer Jungfrau; die letzten Wölkchen zerstreuten sich eben von den Bergspitzen, schwankten noch unschlüssig hin und her, und nachdem sie das Grün und die Blumen bestrichen, lösten sie sich in der Ferne wohlgefällig auf. Die Sonne prangte nun ganz allein am Himmel und tränkte sich an dem flüssigen Grase der Bergspitzen. Wer die Schöpfung bewundern will, besteige den Maschuta oder den Beschtau. Steht er hier auf der scharfen Spitze des Berges, wie von der Luft getragen, und schaut hinab in die vielen Klüfte und furchtbaren Schluchten, auf die vielen Bergsplitter, über die er den Weg zur Spitze gemacht hat,

so glaubt er, es gäbe nichts Höheres mehr auf der Erde, als diesen Berggipfel; blickt er nach oben, so ist ihm doch der Himmel noch ferner, als sonst; blickt er um sich, so wird ihm der Blick so finster, daß er lange nichts unterscheidet. Zur Rechten ein Meer, zur Linken ein zweites; nach Mitternacht das weite Meer der Steppe mit seinen bunten Wogen, nach Mittag hin die Ströme und Flüsse in brausenden Thalwindungen, hier und da sich in einen See, wie zum Knäuel, verwickelnd, dann den Knoten lösend und Wälder und Berge durchbrechend, um deren Bild abzuspiegeln. Je weiter, desto höher die Berge, welche so wunderbar aufgepflanzt sind, daß der eine den anderen nicht verdeckt, sondern ein jeder nur die ganze Gruppe vollenden hilft. Der eine ist von seiner Waldkrone geschmückt, der andere durch seine Felsen, der dritte durch seine Abgründe; der ist schön durch sein sanftes Ansteigen, jener durch sein plötzliches Emporspringen, ein anderer durch seinen grünen Gipfel, und der höchste von allen durch sein graues Haupt. — Und wenn er alles dieses sieht, dann ruft er unwillkürlich aus: „Hier muß das Paradies gewesen seyn!"

Während mein Vater Bäder zu nehmen begann, zog ich von Ort zu Ort und befreundete mich überall mit den Tscherkessen. Sie nannten mich einen kunak (guten Freund) und waren mit mir in Gesinnung und Worten stets vollkommen einträchtig.

Kamen wir nach einer Aula (einem Dorfe), so liefen die Bewohner uns sogleich entgegen, besahen unsere Waffen und fingen an, die ihrigen zu rühmen.

Die Tscherkessen fragen sogleich, wie man die Waffe braucht, und zeigen ihre Art, zu fechten; ich mußte deshalb vor ihnen überall Waffenproben ablegen, namentlich im Schießen. Einer griff des Anderen Mütze, warf sie in die Höhe, und ich mußte danach schießen. Diese Spielerei schien sie sehr zu vergnügen. Jeder lud mich zu sich ein; der älteste Mirza oder Bimirza erhielt von mir den Vorzug; er fügte der Einladung zur Nacht jedesmal hinzu, daß er ein Stück seiner Heerde schlachten würde.

An Schafen und Pferden sind die Tscherkessen unendlich reich; ich sah eine Heerde von Pferden, welche mehr als zweitausend Stück zählte, und zwar lauter hellfarbige. Scheckige Fohlen werden geschlachtet und verzehrt. Die bewaffneten Tscherkessen, welche die Heerden weiden, bewirthen die Gäste mit saurer Pferdemilch (kumys). Ich speiste gewöhnlich in Gesellschaft der Tscherkessen an ihren Tischen, die niedriger sind als unsere gewöhnlichen Stühle und an denen der Fußboden zum Sitze dient. Wir genossen Reis (pilav), Röhrei mit Meth und saure Milch. Die Tscherkessen essen sehr wenig, und behaupten, daß sie nur der Mäßigkeit ihr vortheilhaftes Aeußere verdanken. Ich wollte ihre Frauen sehen; sie erklärten das für unmöglich, meinten jedoch, daß ich am Bejramsfeste, welches sie mit ritterlichen Spielen und Tänzen begehen würden, ihre Töchter zu Gesicht bekommen würde.

Obgleich die Tscherkessen in der Zahl ihrer Weiber nicht beschränkt sind, so haben sie doch gewöhnlich nur wenige, und zwar deshalb, weil sie dieselben kaufen müssen; sie wählen gewöhnlich die Töchter ihrer Freunde; der Kaufpreis ist bestimmt durch die Herkunft der Braut und den Stand des Käufers. Der Mirza muß z. B. für eine Frau 500 Stähre, der Bimirza 200 Pferde oder noch mehr geben. Man hält daher dort den für reich, der Töchter hat, jenen dagegen für arm, der mit Söhnen gesegnet ist.

Als wir die warmen Quellen verließen, nahte das Bejramfest. In der Umgebung unserer Aula versammelten sich viele Tscherkessen; die Einen vergnügten sich mit Pferde-Wettrennen, die Anderen mit Scheibenschießen. Dieser Unterhaltung folgten Tänze; auf zwei Dudelsäcken wurde musizirt, und die schön geschmückten tscherkessischen Mädchen begannen in prächtiger und scheinbar unbequemer Fußbekleidung die schönsten und schwierigsten Tänze, die ich je gesehen. Ich freute mich über den schönen Wuchs der Mädchen, und man sagte mir, er komme daher, daß allen die Brust in ein Leder genäht werde, welches erst der Ehemann löse.

Vom Bejramsfeste kehrte ich ins Bad zurück. Dort traf ich Alles angefüllt mit Kurgästen: Armeniern, Persern, Pagen, Offizieren und prächtig gekleideten Damen aus Petersburg und Moskau. In den Straßen stehen die Zelte der Tscherkessen, die dort ihre Peitschen und Messer zum Kauf anbieten; auf den Bergen tummeln sich die Kalmücken, die dort ihre besonderen Badewannen haben und eine Welt für sich bilden. Sie liegen den ganzen Tag in den Badewannen, worin sie das Ansehen von Fröschen haben, oder lassen sich von der Sonne braten, oder bereiten sich Pferdefleisch zum nächsten Mittagsmahle zu.

In den kaukasischen Bädern genießt man eine wundervolle Morgenluft; von den nahen Kolonieen bringen schöne Mädchen Blumen, Kränze und Früchte zum Verkauf, und das rege Leben wird gemehrt durch die zu den Bädern Eilenden und die Spaziergänger, welche die Bergspitzen erklimmen, um sich an der Sonne zu laben.

Nach einigen Wochen verließen wir die heißen Bäder, um sechs Meilen weiter die saure Quelle zu brauchen. Hier herrscht schon mehr Heiterkeit, als in den Schwefelbädern, weil sich hier die gesunderen Kurgäste aufhalten. Es giebt hier keine erhabene Berge, dagegen wird in der Ebene das Auge durch einen wundervollen Blumenteppich ergötzt. Die hiesige Luft ist so duftig und leicht, daß es hier vielleicht die gesundesten Menschen aller Gegenden giebt. Das Wasser der sauren Quelle, welches brausend hervordringt, ist so wohlschmeckend und lockend, daß man es zu jeder Jahres- und Tageszeit ohne Maß trinken kann; man genießt es mit Wein und Zucker, am besten aber schmeckt es ganz rein. Die Tscherkessen sagen, der liebe Gott habe von diesem Wasser getrunken, als er vom Schaffen am siebenten Tage müde gewesen. Die Tscherkessen haben ihre eigene Poesie. Ich lernte unter ihnen einen Dichter kennen, welcher Zäume und Peitschen verkaufte und nebenbei arabische Verse schrieb, die er für sehr gelungen ausgab. Er zeigte mir eine große Dichtung, worin er die Geschichte der Tscherkessen seit Erschaffung der Welt sang. Die Beschreibung mußte sehr genau seyn; denn er zeigte mir auch seinen Stammbaum, der auf einem schmalen Papier mehrere Ellen Länge einnahm, mit dem Namen Adam's begann und dem des Poeten Tschyhir-Much schloß ....

Mannigfaltiges.

— Ein Engländer über das deutsche Zeitungswesen. The German Newspaper-Press heißt ein Artikel im letzten Hefte der Foreign-Quarterly-Review, der nicht sehr geeignet ist, unseren Nationalstolz zu vermehren. Wir haben den großen europäischen Völkern sehr viel entgegenzuhalten, was die Ebenbürtigkeit unseres Geistes mit dem übrigen beweist, und da die Presse eben nur ein Spiegel des Volksgeistes ist, so sollte man glauben, daß wir auch den über die ganze politische Welt verbreiteten Organen der Engländer und der Franzosen einige an die Seite stellen können, welche den deutschen Antheil an der europäischen Bildung darthun. Manche unter uns sind auch wohl der Meinung, daß z. B. die Augsburger Allgemeine Zeitung mit ihrer kosmopolitischen Betrachtung der Weltereignisse, mit ihren literarischen und wissenschaftlichen Beilagen, die des politischen Hauptblattes tägliche Ergänzungen sind, eine würdige Vertretung deutschen Wesens im Auslande sey, doch die Foreign-Quarterly-Review mit ihren englischen Maßstäben an den Manifestationen der Oeffentlichkeit ist nichts weniger als dieser Meinung, obgleich auch sie das genannte Blatt, das sie sogar in mancher Beziehung der Times an die Seite stellt, so wie die Kölnische und die Aachener Zeitung, einer größeren Beachtung würdig hält, als das gesammte übrige deutsche Zeitungsheer. „Daß die deutsche Presse", sagt sie, „nicht den mindesten Einfluß im Ausland besitze, geht schon aus der bloßen Thatsache hervor, daß die Presse außerhalb Deutschlands selten, wenn überhaupt, von ihren Ansichten Notiz nimmt. Findet einmal irgend ein Auszug aus deutschen in die Zeitungen Englands oder Frankreichs seinen Weg, so betrifft er sicher nichts weiter als die Geburt oder das Ableben eines Mitgliedes der deutschen Fürsten-Familien oder den Bericht über ein ungewöhnliches Naturereigniß u. dgl. Es erscheint dies um so auffallender, wenn wir damit vergleichen, welchen großen Raum die deutschen Zeitungen den Auszügen aus französischen oder englischen Blättern widmen. Keineswegs kann man als Erklärung jenes Umstandes, namentlich so weit er uns Engländer betrifft, anführen, daß uns die Ansichten und Urtheile unserer Nachbarn gleichgültig seyen. Im Gegentheil, wenn ein Deutscher England besucht oder ein Buch über englische Zustände und Institutionen herausgiebt, werden seine Bemerkungen und Urtheile mit der größten Deferenz aufgenommen und zuweilen sogar mit einer gewissen ungebührlichen Autorität bekleidet, was von unserer Seite auf eine sehr starke Empfindlichkeit in Bezug auf die Stelle hindeutet, die wir in der Meinung der Deutschen wie des Auslandes überhaupt einnehmen." — Der Reviewer sucht nun jene Erscheinung daraus zu erklären, daß in Deutschland die Zeitungen nicht sowohl, wie in England, Diener oder, wie in Frankreich, Leiter der öffentlichen Meinung, sondern, wie er behauptet, ein Regal der Fürsten seyen, indem sie entweder in deren Auftrage herausgegeben oder von deren Beamten censirt und endlich von deren Posten, unter größerer oder geringerer Begünstigung, je nachdem man mit der Zeitung zufrieden sey oder nicht, versandt würden. Er vergleicht das deutsche Regal der Zeitungen mit dem französischen des Tabacks und fügt hinzu: „Das eine wie das andere ist von Uebelständen begleitet, die mit jedem Monopol nothwendig verbunden sind. Aller wachsamen Kontrole ungeachtet, ist es nämlich ganz unmöglich, das Einschmuggeln der dadurch um so pikanter gewordenen ausländischen Waare zu verhüten. Ja, die mit dem Debit betrauten Agenten haben in Deutschland wie in Frankreich die Erfahrung gemacht, daß in der Politik, wie beim Taback, der durch nachtheilige Beimischungen herbeigeführte beißende Geschmack auf die gröberen Sinne der Massen um so stärker wirkt und den Absatz ansehnlich vermehrt. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn wir, bei aller Censurstrenge, gerade die verbotenen Früchte über ganz Deutschland verbreitet finden." — Der Reviewer meint, man sollte zwar glauben, es könnte ein solcher Zustand unmöglich noch von langer Dauer seyn, indessen lasse sich darüber gerade für Deutschland, wie reif man dort auch für alle höhere Begriffe und für alle Wohlthaten der Civilisation sey, keine irgend annähernde Konjektur wagen. „Zum Beleg", fügt er hinzu, „wollen wir nur darauf hinweisen, daß im vorigen Jahre, im Jahre 1843, das tausendjährige Bestehen Deutschlands, als einer integralen, politischen Macht, das von dem Vertrage von Verdun datirt, gefeiert wurde. Geben wir nun auch zu, daß politische Freiheit eine Pflanze von sprüchwörtlich langsamem Wachsthum ist, so darf man uns doch, nachdem ein Jahrtausend darüber hingegangen, die Vermuthung zu gut halten, daß der deutsche Boden, wie sehr auch historisch berühmt wegen seiner Fruchtbarkeit in der Erzeugung von Systemen bürgerlicher und religiöser Freiheit, doch völlig ungeeignet sey, seine eigenen Keime zur Reife zu bringen. Erst wenn sie nach einem anderen Boden, nach einem anderen Klima verpflanzt sind, dann pflegen die Riesengedanken Deutschlands zu ihrer vollen Entwickelung zu gelangen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Dienstag den 17. September 1844.

Aegypten.

Mehmed Ali und seine Verdienste um die Buchdruckerei in Aegypten.

Als die Kunde von der Resignation Mehmed Ali's und seinem Beschlusse, den Spätabend seines Lebens durch einen Heiligenschein zu umleuchten, Europa überraschte, da flößte uns die Bewunderung für die Regentengröße des Mannes den Wunsch ein, ihm beim Uebergange vom Palaste des Fürsten in die Zelle des Santon, beim freiwilligen Abschiede vom Treiben der Welt, durch das lobende Wort der Wahrheit eine Huldigung darzubringen. Das Bild des verkündeten Schritts war so ausnehmend malerisch, der Eindruck desselben so voll wohlthuenden Zaubers, daß die Bewunderer des ägyptischen Herrschers eine krönende Weihe, die Tadler eine Versöhnung seines vielbewegten Lebens darin begrüßten. Wie der große Sultan der Türken, Murad II., den so ruhmvoll geführten Herrscherstab in die Hände seines Sohnes legte, um sich nach Magnesia in den Kreis frommer Derwische zurückzuziehen, so, dachte man, habe sich Mehmed Ali vom Schauplatz seiner thatenreichen Herrschaft entfernt, um an den heiligen Hallen der Kaaba sein früheres Leben zu verklären oder zu sühnen, in seiner scharfen Klugheit und Erfahrung wohl einsehend, daß von Alexander bis auf Napoleon viele mächtige Männer zu spät für ihren Ruhm gestorben sind. Indessen hat die ägyptische Sphinx diesmal wie 1840 die Welt in ihrem schwärmerischen Zutrauen getäuscht, und das erwartete schöne Schauspiel von Machtentäußerung und gläubiger Hingebung löst sich vielleicht in ein Kunststückchen von Herrscherlist auf, wie es Octavian schon spielte. Wir hätten gern den erlauchten Greis im Asyle der geweihten Klause vom langen öffentlichen Tagewerke ausruhen gesehen, hätten gern geglaubt, wie er dort entweder, von allem Irdischen den Blick wendend, sich mit Vorbereitungen zum Eingang in das Paradies des Propheten beschäftigt, oder daß er, Napoleon ähnlich, treuen Begleitern seine gewiß außerordentlich lehrreichen Memoiren diktirt. Aber das liebliche Gemälde, welches unseren Hoffnungen vorgehalten wurde, zerfloß, den Luftspiegelungen ägyptischer Sandflächen gleich, als der nahe Blick es berührte, und der graue Faden der Alltäglichkeit schnurrt wieder am Spinnrade der Zeit dahin, bald die farbenreiche Unterbrechung umwickelnd und vergessen machend! Indessen, ist Mehmed Ali auch kein Heiliger, so hat er sich doch lange genug als Wunderthäter bewährt, und wir werden die zu seinem Lobe sprechenden Thatsachen nicht verschweigen, weil er der Phantasie ein glänzendes Bild zerstört hat.

Die Buchdruckerkunst war Jahrhunderte schon im christlichen Europa thätig, und die Türken versagten ihr die Aufnahme in die von ihnen beherrschten Länder; ja, in Konstantinopel selber sahen sie die ausgezeichneten Offizinen für hebräische Werke *), eben so die Druckereien der Griechen und Armenier, und dennoch widerstrebten sie den Wohlthaten dieser Kunst. Erst 1728 gründeten sie eine Druckerei in der Hauptstadt, und noch heutigen Tages sind nicht mehr als drei oder vier Druckereien daselbst. In Aegypten, dem uralten Vaterlande des Papiers und der mannigfaltigsten Schrift, hat erst Mehmed Ali, und zwar 1822, den Segen der Presse verbreitet. **) Die einzige große Druckerei des Landes befindet sich in Bulak, einer Vorstadt von Kahira. Bis 1843 hat diese 243, zum Theil sehr kostbare, Werke geliefert, wobei bemerkenswerth ist, daß in den Jahren von 1830—40 fünfmal so viel gedruckt wurde, als in den früheren Jahren zusammen, während in den letzten Jahren die typographische Thätigkeit in Bulak gelähmt ist, ja fast der Einstellung nahe kam, da seit dem Verluste Syriens der Vice-König nicht nur im Allgemeinen der Mittel zur Erhaltung seiner Bildungs-Anstalten (wozu man unter den besonderen Verhältnissen die Druckerei vorzüglich rechnen muß) beraubt, sondern auch der Kreis für den Absatz der Bücher gewaltig verkleinert ist und die Schulen, für welche die meisten gedruckt wurden, zum Theil aufgelöst, zum Theil auf geringeren Fuß beschränkt sind. Betrachtet man den unermeßlichen Einfluß, welchen die Buchdruckerkunst auf die Bildung der Völker hat, prüft man besonders das, was sie zur Beförderung besserer Einsichten und Kenntnisse in einem so tiefgesunkenen Lande wie Aegypten beitragen muß: so fürchten wir, die vier Großmächte haben sich von dieser Seite her nicht sehr laut zum Vertrage von 1840 Glück zu wünschen.

Mehmed Ali hatte eine große Vorliebe für französische Bildung, und die Druckerei von Bulak ist ein Resultat dieser Vorliebe. Vor zwanzig Jahren schickte er eine Anzahl ägyptischer Knaben nach Paris, um sie unter Leitung Jomard's nach europäischer Sitte erziehen zu lassen und sie sodann zu Fortpflanzern der Kultur in Aegypten zu machen. *) Diese heimkehrenden Jünglinge waren es meist, welche die Werke für die Druckerei lieferten und ihr zum Theil vorstanden. Auch geborene Franzosen, aus denen Mehmed Ali seine Ober-Offiziere, seine Schullehrer, Aerzte, Baumeister ꝛc. wählt, bereichern den Vorrath für die Presse. **) Seit 1830 sind etwa 50 Uebersetzungen aus französischen Werken über Natur- und Kriegswissenschaften, Kameralia, Medizin u. dergl. gedruckt worden. Eben so sind Reisebeschreibungen, Völkerkunde und Geschichte theils aus dem Italiänischen ***), theils aus dem Französischen ****). Ein großer Theil der Werke besteht aber aus Originalwerken in arabischer, türkischer und persischer Sprache und umfaßt Grammatik, Lexikon, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und schöne Literatur. †) Mehrere Hundert Werke liegen zum Drucke reif und waren auch dazu vorbereitet, werden aber jetzt, aus oben angegebenen Gründen, noch lange auf das Licht der Oeffentlichkeit warten müssen. ††)

Das Uebergewicht Mehmed Ali's, durch welches zweimal die Macht des Sultans gebrochen wurde, obgleich dieser über eine dreimal größere Länder- und Unterthanenzahl gebot, entsprang aus der durchgreifenden Anwendung europäischer Kultur in der Militair- und Civil-Verwaltung und in der Verbreitung derselben durch die Presse. Die vier Großmächte haben diese Kultur nun zum Theil zerknickt, nachdem sie geglaubt haben, Syrien müsse aus dem unglücklichen Joche des Eroberers in die Hände des verwaisten Sultans zurückkehren, unter dessen Regententugenden es sich bald von seinen ägyptischen Plagen erholen werde. Daß Oesterreich in seiner Rechtlichkeit und Preußen bei seiner Achtung für Intelligenz und Kultur geglaubt haben, Mehmed Ali sey der Unterdrücker und Tyrann seiner Völker, ist eben so gewiß, als daß England und Rußland, bei weniger uneigennütziger Politik, das Gegentheil gewußt, aber ihren beiden Alliirten verschwiegen haben. Welches Uebel aber durch die Ausführung des Vertrages von 1840 den Völkern Syriens zugefügt worden, mag man aus einem Briefe ersehen, den der Königl. Preußische General-Konsul Syriens an einen Berliner Freund vor kurzem gerichtet, und welchen wir den „Monats-Berichten über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" entlehnen. Es heißt dort:

„Freilich wäre unter Ibrahim's Herrschaft Manches anders geworden; er war der einzige Wohlthäter, den dieses unglückliche Land seit Jahrhunderten gesehen hatte.... Was er indeß, trotz Kriegesdrang und vielfacher Beschäftigung, in kurzer Zeit geleistet, ist kaum zu glauben. Vollkommene Sicherheit herrschte nicht nur für den Reisenden, auch für das Eigenthum, kein Piaster wurde gestohlen; da konnte das Volk höhere Abgaben für diese nie gekannte Sicherheit wohl leisten. In Städten und Dörfern ward eine musterhafte Reinlichkeit eingeführt, der Gesundheitszustand verbessert, die pestilenzialischen Sümpfe von Alexandrette und Tripolis ausgetrocknet, große, fahrbare Straßen sollten in Angriff genommen werden, die Kultur des Kaffee's, Zuckerrohrs (häufig wildwachsend), des Indigo's wurde in großem Maßstabe und mit den vielversprechendsten Aussichten unternommen, in der Nähe Beiruts herrliche Steinkohlengruben eröffnet. — Was bleibt jetzt davon? Nichts. Syrien ist unsicherer als je.... Haben doch die Beni Anazé vor wenigen Tagen erst dicht bei Damaskus die große nach Bagdad bestimmte Karawane geplündert und ihr für 3—400,000 Thlr. an Werth geraubt; hat doch der Mutuali-Scheich Hussein el Suleiman mir selber versichert, daß er allein seit 3½ Jahren 75 der edelsten Hengste diversen Paschas habe schenken müssen! Tripolis und Alexandrette versumpfen aufs neue.... die großen und herrlichen Kaffee-Pflanzungen sind niedergeschlagen, „weil sie nach drei Jahren noch keine Früchte trugen".... und die Steinkohlengruben wurden von den Maroniten verschüttet, „damit kein Mensch mehr darin zu arbeiten brauche." †††)

*) Berühmt sind die hebräischen Druckwerke, welche aus den Offizinen der Familie Soncini um und seit 1500 hervorgegangen sind.

**) Vorübergehend waren die Druckereien der Franzosen während der Occupation Aegyptens.

*) Aus den Zeitungen wissen wir, daß vor wenigen Wochen eine neue Kolonie solcher Jünglinge aus den vornehmsten Häusern, mit den Prinzen Mehmed Ali's selbst an der Spitze, nach Paris gewandert ist. Ein Beweis mehr, daß der Pascha noch immer Frankreichs Bildung schätzt.

**) Wir nennen hierbei den berühmten Eliot Bey.

***) Z. B. die Geschichte Italiens von Botta; wohl nicht ohne Vermittelung des Orientalisten und berühmten Reisenden Botta, welcher, wenn wir nicht irren, Sohn des Geschichtsschreibers ist.

****) Z. B. die Memoiren des Herzogs von Rovigo; das Memoire von St. Helena.

†) Eine prachtvolle und sehr geschätzte Ausgabe der Tausend und Eine Nacht, 2 Bde. kl. Fol., wovon die hiesige Königl. Bibliothek ein Exemplar besitzt, ist 1836 erschienen; die Makamen des Hariri sollen unter der Presse seyn.

††) Bei diesen Angaben berufe ich mich auf das Journal Asiatique, Quatrième série, T. II.

†††) Herr v. Wildenbruch versichert dann, daß kein Volk in der Welt größere Anlagen hat, als das arabische in Syrien, und daß ihm nur die Hand des guten Regenten fehle, um es glücklich zu machen.

Sind diese Worte eines so kenntnißreichen und geachteten Mannes, wie Herr v. Wildenbruch, nicht eine stillschweigende Beichte der Politik, die nicht hätte befolgt werden müssen? England, das überall nur vom materiellen Eigennutz bei seiner Politik geleitet wird, mußte suchen, den Vice-König zu stürzen, weil er seinen Plänen auf Suez, weil er seinem Umsichgreifen überhaupt entgegen war. Rußland mußte so handeln, weil es lieber eine Sultanspuppe, auf dem Osmanischen Throne sitzend, über die schönen Länder der Türkei herrschen sieht, als den kräftigen Vice-König, der sich nicht so leicht bei der kommenden Theilung mit einem Stückchen Acker begnügt. Warum aber machten sich Preußen und Oesterreich zu Theilnehmern jener Politik, die noch dazu auf die drohende Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges in Ausführung gebracht werden konnte?

Schließlich wollen wir hier nur noch ein Wort über Mehmed Ali's räthselhafte Resignation und die Resignation der Resignation sprechen:

So viele Publizisten auch über dieses Ereigniß sich vernehmen ließen, so hat doch keiner einen haltbaren Grund für den plötzlichen Entschluß angegeben. Nur als nebenher erzählte man auch von einem Vertrage, den der neue englische General-Gouverneur von Ostindien auf seiner Durchreise mit Mehmed Ali abgeschlossen haben sollte, und der Aegypten zu einer englischen Kolonie machen würde. Dies soll wenige Tage vor der Entsagung geschehen seyn und schon die angebliche Verstandes-Zerrüttung des Vice-Königs angedeutet haben. Man hat hierbei sich zu fragen vergessen: Darf Mehmed Ali seit seiner Stellung von 1840 solche Verträge abschließen? und wenn er sie abschließt, haben sie für die Pforte, deren abhängiger Wesir er wieder geworden, irgend eine Rechtsverbindlichkeit? Diese Frage und die nothwendig verneinende Antwort muß uns aber auf eine Vermuthung führen, die über die neuesten Vorgänge Aufschluß geben mag. Mehmed Ali hat kein Recht und noch weit weniger Lust, England solche Vortheile einzuräumen; die Pforte war es vielmehr, die einem ihrer Pensionsherren, England, solche Liebe erwies, und zwar aus herzinniglichem Hasse gegen den verfolgten Pascha noch mehr, als aus Gehorsam gegen den Vormund. Der verächtliche Divan war es ohne Zweifel, der mit England solchen Handel schloß, um den Pascha zu verderben. Englands Abgesandter erscheint demnächst in Alexandrien mit dem Vertrag in der Tasche, der die Herrschaft Mehmed Ali's über Aegypten zur Null und die Erblichkeit lächerlich macht *): Was soll dieser thun? Er kennt ja die unwiderstehliche Macht Englands und die unzuverlässige Politik Frankreichs! Das Klügste ist, sich nach Kahira, außer dem Bereiche der Umtriebe der europäischen Konsuln, zu flüchten, dort mit seinen Großen zu rathschlagen, nöthigenfalls Widerstand zu organisiren, aber auch vom Schutze der anderen, auf England eifersüchtigen Mächte Trost zu erwarten, endlich aber, im Falle Alles versage, lieber auf eine Herrschaft zu verzichten, die er fortan nur schimpflich führen könnte. Ob nun die feste Haltung Frankreichs und Rußlands, ob andere Kräfte ins Mittel getreten und England oder die Pforte zur Besinnung gebracht, das wissen wir so wenig, wie wir die obige Thatsache wissen. Wir stellen sie nur als die wahrscheinlichste Annahme hin, durch welche einiges Licht in die ägyptische Finsterniß gebracht wird. Vielleicht ist dieses auch der wahre Grund der Erbitterung zwischen England und Frankreich; Marokko dient wahrscheinlich, Otaheiti gewiß nur zum Scheingrund. F. Lebrecht.

Nord-Amerika.

Aus den Schilderungen der südlichen Unionsstaaten von Featherstonhaugh. **)

Herr Featherstonhaugh hat zwar Amerika hauptsächlich als Geologe durchreist, und die wissenschaftlichen Resultate seiner Forschungen nehmen einen großen Raum in seinem Buche ein; doch theilt er auch über die sozialen Zustände Vieles mit, was, wenn auch nicht ganz neu, doch immer von Interesse ist, schon weil es zur Bestätigung der von anderen Reisenden gemachten Bemerkungen dient. Auch er gehört zu denen, welche die dortigen Zustände streng, aber doch gerecht und unparteiisch beurtheilen, und sein Urtheil verdient um so mehr Beachtung, als es auf die Erfahrungen eines dreißigjährigen Aufenthalts basirt ist.

Auffallend sind die Widersprüche, die einem in diesem gelobten Lande der Zukunft, in diesem Eldorado der Sozialisten und Kommunisten entgegentreten. Neben der absoluten Freiheit und Gleichheit sehen wir hier die vollständige Herabwürdigung menschlicher Wesen zum Vieh, neben der reinen Herrschaft des Gesetzes die empörendste Willkür der Lynch-Justiz, neben der unbeschränktesten Preß- und Redefreiheit die despotischste Tyrannei der öffentlichen Meinung und eines Pöbelhaufens, der die Pressen, die Häuser und das Leben der Individuen, die seine Ansicht zu bekämpfen wagen, zerstört. Eine ähnliche räthselhafte Erscheinung gegenüber dem allgemeinen Stimmrecht, eine Erscheinung, die in Japan oder da, wo Europa im Norden asiatisch zu werden anfängt, viel mehr an ihrem Platze wäre, ist die Sucht nach militairischen Titeln, die in allen Theilen der Union verbreitet ist, am meisten aber im Süden des Potomak. Der Verfasser erzählt hierüber folgende Anekdote, die er von einem sehr bekannten Mann, der in Wincheſter in Virginien ansässig ist, hörte. Derselbe ließ sich einst mit seinem Pferde auf einer Fähre über den Potomakfluß setzen; auf der Ueberfahrt redete ihn der Fährmann an: „Herr Major, wollen Sie die Güte haben, Ihr Pferd ein wenig auf die andere Seite zu führen?" Der Reisende that das Verlangte, dann sagte er zu dem Manne: „Mein Freund, ich bin kein Major; Ihr dürft mir nicht diesen Titel geben." — „Ah", erwiederte der Fährmann, „dann bitte ich um Verzeihung, Herr Oberst; es scheint, daß ich mich getäuscht habe." Als die Fähre das Ufer erreicht und der Reisende ausgestiegen war, wandte er sich an den Fährmann: „Mein Freund", sagte er, „wisset, daß ich eben so wenig Oberst als Major bin; ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, ich habe keinen Titel, und ich liebe überhaupt die Titel nicht. Jetzt sagt mir, was ich Euch für meine Ueberfahrt schuldig bin." Der Fährmann betrachtete ihn mit erstauntem Blick und antwortete: „Nun, mein Herr, von allen weißen Menschen, die ich in dem Kahn übergefahren, sind Sie der Erste, der nur ein Mensch ist wie jeder andere und nichts mehr; und weil dem so ist, so sollen Sie mir auch keinen Heller bezahlen." Diese Vorliebe für die Titel wäre nur lächerlich, wenn sie nicht bei denen, die sich ihr hingeben, mit übermüthiger Verachtung gegen diejenigen verbunden wäre, die sich selbst zu sehr achten, um sich mit erlogenen Benennungen zu schmücken.

Die Sklavenzustände bilden einen Hauptgegenstand der Beobachtungen des Herrn Featherstonhaugh. So schildert er unter Anderem eine Karavane von dreihundert Sklaven, die von ihren Führern nach Natchez am Mississippi transportirt wurden, um daselbst auf den Zucker-Pflanzungen beschäftigt zu werden. Diese Führer, die ziemlich gut gekleidet waren, trugen alle große weiße Hüte mit breiten Krämpen, die mit schwarzem Flor umwunden waren. Als der Verfasser mit einem von ihnen ein Gespräch anknüpfte, entdeckte er zu seinem großen Erstaunen, daß dieser Flor ein Zeichen der Trauer zum Andenken an Lafayette sey. Wer hätte diesen Menschenhändlern solche Sentimentalität zugetraut! — Uebrigens müssen diese Leute auf einem solchen Zuge sehr wachsam seyn, namentlich wenn sie über die Furth eines Flusses setzen; denn die Sklaven benutzen solche Gelegenheiten, sich zu befreien: sie wissen, daß, wenn nur zwei von ihnen unbemerkt ihre Handschellen zerbrechen könnten, sie bald ihre Gefährten befreit und ihre Treiber gefesselt oder getödtet hätten, und daß es ihnen dann leicht seyn würde, die Gränze eines der freien Staaten der Union zu erreichen. Daher bemühen sich auch die Führer, diese Empörungs-Gedanken zu beschwören, indem sie die Neger während der Dauer des Marsches gut nähren und sie auffordern, das Lied des Landes: „Es ist so schön im alten Land Virginien" zu singen.

Folgendes Beispiel zeigt, bis zu welchen Extremen die politische Partei-Gesinnung in Amerika fortgeht. „Wir fuhren", erzählt der Verfasser, „nach der Eremitage, einer Pflanzung des Generals Jackson, des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ich hatte einige Tage vorher in einer virginischen Schenke eine an den General adressirte Kiste gesehen und erfahren, daß dieselbe seit mehreren Wochen daselbst liege, indem der Conducteur der Diligence sich weigere, sie mitzunehmen, weil das Porto nicht voraus bezahlt war und weil, wie er sagte, der General einer politischen Partei angehöre, die der seinigen entgegengesetzt sey. Ich nahm die Kiste mit und ließ sie nach der Eremitage bringen."

In Tennessee lernte der Verfasser den Doktor Troost, einen sehr originellen Holländer, kennen, der als Naturforscher angestellt ist und sich durch seine leidenschaftliche Vorliebe für alle Thiere, die zur Gattung der Schlangen gehören, auszeichnet. „Alles, was Schlange heißt, Alles, was in naher oder ferner Beziehung damit steht, hat in den Augen des Doktors Troost einen besonderen Reiz; man findet ihn immer von Schlangen verschiedener Art umgeben, die er gezähmt und von denen er mehrere in seinen Taschen oder unter seiner Weste bei sich trägt. Sich in einem großen Sessel hin- und herwiegen und von Geologie plaudern, während er mit der Hand den Kopf einer großen Schlange liebkost, deren Körper zwei Ringe um seinen Hals bildet, ist für den Doktor die höchste Seligkeit. Einmal nahm er auf einer Wanderung ins Gebirge, indem er in eine Diligence stieg, die nach Washington ging und in welcher mehrere Mitglieder des Kongresses reisten, einen großen Korb mit, dessen Deckel schlecht befestigt war, und setzte ihn zwischen sich und einen Anabaptisten-Prediger. Der Letztere war in tiefes Sinnen versunken, als er auf einmal mit unaussprechlichem Schrecken zwei Klapperschlangen bemerkte, die ihre furchtbaren Köpfe durch die Oeffnung des Korbes herausstreckten. Sofort sprang der Anabaptist aus dem Wagen heraus, und in wenigen Sekunden waren ihm die übrigen Passagiere gefolgt, so daß der Doktor und seine Klapperschlangen sich bald ganz allein auf der Diligence befanden. Derselbe ließ sich jedoch nicht aus seinem Gleichmuth aufschrecken: er breitete ruhig den Deckel über den Korb und band ihn vermittelst eines Schnupftuchs fest; dann wandte er sich an die Reisenden und sagte ihnen mit holländischem Phlegma und Accent: „Haben Sie keine Furcht, meine Herren; wenn diese armen Thiere Sie nur nicht beißen, so werden sie Ihnen nichts Böses thun."

Das Museum des Doktor Troost enthält eine große Anzahl indianischer Alterthümer, von denen einige dazu dienen, die Verwandtschaft zwischen den Mexikanern und den Völkern, von denen wir die bekannten indianischen Grabhügel übrig haben, darzuthun, eine Verwandtschaft, die auch durch einige Analogieen in der Sprache der Tscherokes-Indianer mit den aztekischen Dialekten bestätigt wird. Ueberhaupt weist die Beschaffenheit dieser Grabhügel, so wie die Aehnlichkeit der Begräbnißweisen an den verschiedensten Orten, die Formen ihrer Gefäße, steinernen Hacken und Pfeile, endlich die Aehnlichkeit ihrer Schädel und Physiognomieen auf den Zusammenhang sämmtlicher Indianerstämme Nord-Amerika's hin, obgleich man aus der großen Menge höchst abweichender Dialekte, die früher unter ihnen im Gebrauch waren, aus dem tief eingewurzelten Haß, den diese Stämme gegen einander hegten, und aus einigen Verschiedenheiten in ihren Sitten schließen wollte, daß die verschiedenen indianischen Racen verschiedenen Ursprungs sind.

„Merkwürdig ist auch die Aehnlichkeit der indianischen Grabmäler mit den barrows der alten Briten in England. Diese Letzteren errichteten den barrow

*) Man erinnert sich, daß England vor acht Jahren einen Zoll-Vertrag für Aegypten von der Pforte erwirkt hat, den aber der damals sehr mächtige Mehmed Ali mit Protest und Spott zurückgeschickt.

**) Vgl. Nr. 78 unter: Mannigfaltiges.

auf der sterblichen Hülle des Chefs, der sie zum Kampfe führte, und setzten daneben ein irdenes Gefäß, das mit einigem Schmuck verziert war. Eben so war es bei den Indianern, und die Reste, die wir von ihren alten Gräbern besitzen, sind vollkommen unter sich gleich. Ich habe verschiedene von diesen Gefäßen in verschiedenen Museen untersucht: sie waren nicht bloß alle ohne Unterschied aus Thon gemacht, der mit Sand und zerstampften Süßwasser-Muscheln gemischt war, sondern sie hatten auch alle dieselbe Form, dieselbe Art von Verzierungen, und unterschieden sich kaum in der Größe und in einigen Details. Ja noch mehr, ich besitze selbst mehrere theils britische, theils amerikanische Vasen, und der einzige Unterschied, den ich unter ihnen bemerke, besteht in der Substanz, aus der sie gemacht sind. Endlich, wenn man die alten britischen Barrows untersucht, bemerkt man, daß der kistaven oder steinerne Sarg aus sechs mit einander verbundenen Stücken besteht, und ganz dasselbe findet sich in den steinernen Särgen, die man in der Umgegend der Stadt Sparta in Tennessee aufgefunden hat."

Der Zustand der Gesetzlosigkeit in Missouri wird von Herrn Featherstonhaugh mit düsteren Farben geschildert und dabei Scenen von Brutalität und offener Gewaltthätigkeit mitgetheilt, die selbst in den Gerichtshöfen stattfinden. Doch wir wenden unsere Blicke von diesem betrübenden Schauspiel ab, um sie auf eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen der westlichen Gegenden der Union zu richten.

„Ein großartiges Schauspiel", erzählt der Verfasser, „überraschte uns: es war ein ungeheurer Zug von wilden Tauben. Unzählige Schaaren dieser Vögel, die eine Strecke von mehreren Meilen bedeckten, flogen über das Land; ein Schwarm folgte unmittelbar hinter dem anderen; sie verdunkelten das Tageslicht und erregten durch ihre rasche Bewegung einen merklichen Wind, womit sich ein imposantes und fortwährendes Geräusch verband, so stark wie das Rauschen eines Wasserfalls erster Größe. Diese Schwärme wilder Tauben gehören zu den interessantesten Naturscenen des Westens. Ich erinnere mich, einmal alle Bäume eines Waldes auf einer Strecke von mehreren Meilen von oben bis unten mit Taubennestern belastet gesehen zu haben; an hundert Orten waren die dicksten Zweige unter der Last gebrochen, und der Boden war buchstäblich mit Nestern, Eiern und jungen, todten oder lebendigen Tauben bedeckt."

Zum Schluß theilen wir noch eine belustigende Geschichte über eine Jury der Grafschaft Arkansas mit, die höchst charakteristisch ist.

„Vier Angeklagte, die schon aus dem Gefängniß entflohen, aber wieder eingefangen waren, sollten von einer Jury gerichtet werden. Ihr Advokat erzählte uns, daß drei von ihnen des Mordes und einer eines Pferdediebstahls beschuldigt war, daß sie aber gute Freunde hatten, und daß man ihn gut bezahlt, um sie zu vertheidigen. Sobald er sich überzeugt, daß seine Klienten wirklich schuldig waren, so entwarf er demgemäß seinen Vertheidigungsplan. Der für die Verhandlungen bestimmte Ort war ein einzeln stehendes Haus in der Wildniß, welches den künftigen Centralsitz der grafschaftlichen Gerichtsbarkeit repräsentirte; die Zeugen und Alles, was zu einem Tribunal gehört, waren nach diesem Ort gebracht worden. Zwölf Bürger hatten endlich nach vielen Schwierigkeiten sich dazu verstanden, ihre mehr oder weniger entfernten Wohnungen zu verlassen, um als Geschworene zu fungiren. Im entscheidenden Augenblick jedoch war einer von diesen Zwölfen verschwunden; aus welchem Grunde, vermochte wahrscheinlich nur der Advokat zu erklären. Wie dem auch sey, die Liste der Geschworenen wurde durch die Abwesenheit dieses Mitgliedes ungültig, und der sehr verlegene Richter zog den Sachwalter der Angeklagten zu Rathe, um zu wissen, wie man hier verfahren müsse. Dieser erhob sich nun, und nachdem er mit Wärme die Unschuld seiner Klienten betheuert, und wie sehr sie dieselbe vor den Augen des Hofes so schnell als möglich zu beweisen wünschten, schlug er dem Richter vor, die Jurypliste de circumstantibus, d. h. mit einer der assistirenden Personen auszufüllen. Nun fand es sich, daß außer den Gesetzeskundigen und den Geschworenen Niemand assistirte, als die drei Mörder und der Pferdedieb, d. h. die Angeklagten selbst. Diese Schwierigkeit hielt jedoch den Gang der Sache nicht auf; man glaubte ohne Zweifel, daß man in der Wildniß nicht allzu peinlich seyn dürfe, und genehmigte den Antrag des Advokaten. Demgemäß nahm einer von den Mördern seinen Sitz unter den Geschworenen, als der Prozeß des Pferdediebs zur Verhandlung kam, und das Resultat war die Freisprechung des Letzteren; als dann über die Mörder ihrerseits das Urtheil gefällt werden sollte, so füllte der Pferdedieb die Stelle des zwölften Geschworenen aus, und auch sie wurden freigesprochen. Durch diese wunderbare List sahen sich unsere vier Schurken in Freiheit gesetzt und traten, weiß wie Schnee, in den Schoß der Gesellschaft zurück. Was die Richter, die Advokaten und besonders die Geschworenen betrifft, so kehrten sie aufs schnellste in ihre Häuser zurück, voller Freude darüber, eine so verwickelte Affaire so glücklich beendigt zu sehen."

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

I. Astrologie, Alchymie, das Rosenkreuzerthum.

(Fortsetzung.)

Die Eitelkeit und Politik der Alchymisten mag sie bewogen haben, diesen närrischen Geschichten Vorschub zu geben; aber ihre eigenen Hoffnungen waren ganz anderer Art. Sie waren, wie Voltaire von Einem von ihnen mit Recht bemerkt hat, „mit dem Schmutz ihres Jahrhunderts überzogenes Gold", Männer, die aufrichtig die Wahrheit zu entdecken und ihren Mitmenschen zu nützen wünschten und nicht unbedeutende Kräfte darauf verwendeten, aber durch den Volkswahn eines barbarischen Zeitalters irre geleitet wurden. Sie scheinen Alle durch beharrliche und sinnreiche Experimente physikalische Wahrheit gesucht zu haben, und Viele von den Bedeutendsten unter ihnen, wie Raymund Lulli und Bernard von Trier, wiesen geradezu die zweideutigen Ehren der Magie von sich und waren weislich zufrieden mit dem sicheren und solideren Ruhm einer Wissenschaft der Natur.

Als die Kirche im Beginn des 14ten Jahrhunderts anfing, sich gegen die Alchymie zu wenden, da trat eine große Veränderung in dem Charakter der Alchymie ein, die vielleicht zum Theil diesen Verfolgungen zugeschrieben werden kann. Weit entfernt nämlich, den Volksglauben an die Macht der Alchymisten zu schwächen, sanctionirten sie ihn vielmehr durch die Autorität der Kirche. Ihre Aussichten auf Gewinn waren daher so glänzend wie immer, wenn sie nur den Muth hatten, der Gefahr des Lebendigverbranntwerdens zu trotzen. So wurde die Alchymie aus einer harmlosen Chimäre, die sie ursprünglich war, eine Hülfsquelle bedürftiger und desperater Leute, welche sich gern den Abscheu ihrer Mitmenschen und die Drohungen des Gesetzes gefallen ließen für das Gold, das sie von den Furchtsamen und Leichtgläubigen erpressen konnten. Der Alchymist, einst ein geehrter Weiser, den die strengsten Katholiken mit Ehrfurcht betrachteten, wurde zuerst ein verabscheuter Zauberer, der abwechselnd das Werkzeug und das Opfer gesetzloser Gewalt war, und sodann ein gemeiner Vagabund und Charlatan.

So nahm die Alchymie eine andere Gestalt an, und es bildeten sich jene Uebertreibungen und Träumereien aus, die wir erst bei den späteren Adepten finden, welche von dem Besitz ihres wunderbaren Steins und Elixirs nicht bloß die Verwandlung der Basis in die edeln Metalle, sondern die Lösung aller Schwierigkeiten der anderen Wissenschaften abhängig machten. Sie behaupteten, daß dadurch die Menschen in engere Verbindung mit ihrem Schöpfer treten, daß Krankheit und Kummer von der Welt verschwinden, und daß die Millionen geistiger Wesen, die ungesehen auf der Erde wandeln, dadurch sichtbar gemacht und die Freunde und Lehrer der Menschheit werden würden.

Ein noch größeres Unheil aber als diese Illusionen war der verbrecherische Mißbrauch, der mit der Wissenschaft, in welcher die Alchymisten natürlich großes praktisches Geschick erwarben, der Chemie getrieben wurde; fast zweihundert Jahre lang wurde dieselbe zur Bereitung der feinsten und tödtlichsten Gifte benutzt. Die Nachfrage nach diesen furchtbaren Erfindungen wuchs mit dem Vorrath, und dieser nahm wieder in Folge der Nachfrage zu, bis in vielen Theilen Europa's das häusliche Glück jedes Privatmannes durch die steigende Furcht, als Opfer der teuflischen Kunst irgend eines geheimen Feindes zu fallen, gestört wurde. „Im Anfang des 16ten Jahrhunderts", sagt Herr Maday, „scheint das Verbrechen allmälig zugenommen zu haben, bis es sich im 17ten wie eine Pest über Europa verbreitete. Es wurde oft von vermeintlichen Hexen und Zauberern ausgeübt und wurde zuletzt ein Erziehungszweig für Alle, die einen Anspruch auf Magie und übernatürliche Künste machten. Die öffentliche Furcht und die Liebe zum Wunderbaren verschönerten durch unzählige Fabeln die Natur dieses neuen Verbrechens. Jede Substanz, glaubte man, die sich schmecken, riechen oder auch nur berühren lasse, könne von einem geschickten Giftmischer zu einem Mittel der Zerstörung benutzt werden. Jeder hat von den klaren und geschmacklosen Getränken gehört, welche das Leben, bald im Nu eines Augenblicks, bald durch ein langsames, unerklärliches Hinwelken, zerstören können, von den Blumen, deren Geruch einen tödtlichen Duft in das Gehirn führen, und von den Handschuhen, deren Berührung ein feines Gift durch die Poren verbreite.

In Italien war es, wo diese Künste zuerst erschienen und wo sie am weitesten verbreitet und am längsten in Gebrauch waren. Es wäre überflüssig, Beispiele aus der politischen Geschichte dieses unglücklichen Landes anzuführen. Die oberflächlichste Bekanntschaft mit derselben zeigt, daß Ermordung durch Gift unter den italiänischen Staatsmännern des 15ten und 16ten Jahrhunderts eine tolerirte, wo nicht offen eingestandene Maßregel war. Aber lange nachdem die Stürme jener Zeit durch die Begründung von regelmäßigen Regierungen zur Ruhe gebracht worden, wütheten noch dieselben Verbrechen im Privatleben fort; und das in einem unglaublichen Umfang. In Rom besonders herrschten gleich nach einander während des letzten Theils des 17ten Jahrhunderts zwei notorische Zauberinnen, bekannt als La Spara und La Tofagna. Sie waren die Erfinderinnen des berühmten langsamen Giftes, das in Europa als das „Manna des Sankt Nikolaus von Bari" bekannt war, und ihr Stolz auf ihre Kunst oder ihre Sympathie für unglücklich vermählte Personen ihres eigenen Geschlechts war so groß, daß sie zuweilen verhaßte Ehemänner bloß aus freier Großmuth bei Seite geschafft haben sollen. Die römische Regierung wurde hierauf erst aufmerksam theils durch die unerklärliche Sterblichkeit der Ehemänner, die schon so groß war, daß sie öffentliche Verwunderung erregte, noch ehe man ihren Grund kannte, und theils durch die Berichte der Geistlichen, welche, obgleich durch ihre Gelübde zur Verheimlichung einzelner Namen verpflichtet, nicht umhin konnten, den Behörden die furchtbare Zahl von häuslichen Morden vorzustellen, die ihnen im Beichtstuhl mitgetheilt wurden. Selbst nachdem die Existenz des Verbrechens bewiesen und die Hauptschuldigen entdeckt worden, gelang es denselben, noch mehrere Jahre hindurch, mit Hülfe ihrer Klienten, die Wachsamkeit der Behörden zu täuschen, und nicht eher, als bis die Ueberlebende von diesen Hekate's hingerichtet worden, was nicht vor 1730 geschehen seyn kann, fing das Verbrechen an, außer Gebrauch zu kommen.

Das Vorherrschen dieses Verbrechens unter den Italiänern des Mittelalters ist ohne Zweifel jenem gänzlichen Mangel an aller ritterlichen Gesinnung zuzuschreiben, vermöge dessen sie sich der Hinterlist nicht schämen und keinen Stolz fühlen, Gefahren zu trotzen. Etwas zu weit zu gehen scheint die Ansicht des Herrn Maday, daß sie solche Handlungen „für vollkommen ge-

rechtfertigt" hielten, und daß „die Italiäner des 16ten und 17ten Jahrhunderts ihre Feinde mit eben so wenig Gewissensangst vergifteten, als ein Engländer unserer Tage einen Prozeß anhängig macht." Auch die Angaben gleichzeitiger Schriftsteller, daß römische „Damen eben so offen Giftfläschchen auf ihren Putztisch hinstellen, als neuere Damen Eau de Cologne", können von Uebertreibung nicht freigesprochen werden. Wir müssen annehmen, daß in Italien so gut wie anderswo die Mehrheit der Leute gesunden Menschenverstand genug hatte, um Recht von Unrecht zu unterscheiden. Wohl aber kann man behaupten, daß vor zweihundert Jahren Vergiften in Italien auf gleichem Fuße stand, wie Duelle oder Liebeshändel in anderen Ländern. Man betrachtete es als eine Handlung, welche vom Standpunkt strenger Moralität nie zu rechtfertigen sey, die aber die Umstände großentheils entschuldigen könnten, und an welche im schlimmsten Fall keine besondere oder unauslöschliche Schande sich hefte.

In Frankreich und England wurde das Vergiften, obgleich es dann und wann vorkam, doch nie allgemein. In Frankreich wurde es durch Katharina von Medici eingeführt, welche, wie sich von ihrem Charakter erwarten ließ, eine warme Freundin der veneficae ihres Vaterlandes war. Zu ihrer Zeit wimmelte Paris von Droguisten und Parfümeurs — meist jedoch Italiänern von Geburt — welche dieses furchtbare Mysterium ausübten, und mehrere von den großen Damen und Herren, die zum Hofe Heinrich's III. gehörten, wurden durch ihren Verkehr mit solchen Personen berüchtigt. Aber das Verbrechen war eines von denen, welche bei dem feurigen Adel des Tages keinen Anklang fanden. Ihre stolzen, blutdürstigen Feindschaften waren so verschieden als möglich von dem inneren, glühenden Haß eines Italiäners. Sie führten ihre Streitigkeiten zwar nicht mit vollkommen ritterlicher Ehrenhaftigkeit, aber in einem Geist wilder Großthuerei, der sie der Verstellung unfähig machte. Für einen Mann wie Sforza war es genug, zu wissen, daß sein Feind todt war — daß er nie sein Antlitz wiedersehen oder seinen Einfluß fühlen werde. Aber Bussy oder Bouthilliers würden dies für eine ärmliche Rache erklärt haben. Ihnen war es darum zu thun, ihren Feind mit Hohn und Schmähungen zu überhäufen, ihm den tödtlichen Schlag mit eigener Hand zu geben und ihn zu ihren Füßen sterben zu sehen. Die blutgierigsten Bravos des Tages — Männer, die, wie der berüchtigte Baron de Vitaux, keine Scheu trugen, den Erfolg ihrer Rache durch jeden Vortheil der Zahl und der Rache zu sichern, waren zu stolz, um das Ziel ihrer Rachsucht durch Versöhnung ihrer Opfer zu erreichen.

Aber die Epidemie, welche damals erlosch, brach ein Jahrhundert später von neuem aus, mit einer plötzlichen Heftigkeit, welche alle Anstrengungen der Regierung mehrere Jahre lang nicht zu unterdrücken vermochten. Um die Mitte der Regierung Ludwig's XIV. fand die Pariser Polizei Grund, zu vermuthen, daß Giftmischerei ein gewöhnliches Verbrechen im Privatleben zu werden anfange, und kaum war ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet worden, als ein Zufall ihr die Mittel gab, eine häusliche Tragödie der furchtbarsten Art zu entdecken. Wir reden von den Verbrechen der berüchtigten Marquise de Brinvilliers. Diese furchtbare Frau gehörte durch Geburt der edlen Familie d'Aubray an und wurde im Jahre 1651 mit dem Marquis vermählt. Einige Zeit nach ihrer Vermählung faßte sie eine strafbare Neigung zu einem Edelmanne, Namens St. Croix, der ein Mann vom verworfensten Charakter war und der Schüler Exili's, eines bekannten italiänischen Giftmischers und Alchymisten. Auf den Rath und mit dem Beistand dieses Mannes tödtete Madame de Brinvilliers durch Gift ihren Vater und ihre zwei Brüder, um sich den Besitz des Familien-Vermögens zu verschaffen. Ihre Schwester, welche mit ihr zu gleichen Theilen erbte, würde bald ihr Schicksal getheilt haben, wenn nicht eine dunkle Ahnung der Wahrheit sie bewogen hätte, Paris schnell zu verlassen. Die Marquise schickte sich nun an, auch ihren Gatten aus dem Wege zu räumen, um St. Croix heiraten zu können; aber die Ausführung dieses Vorhabens wurde heimlich von dem Letzteren aufgeschoben, welcher, natürlich genug, einen Widerwillen gegen eine solche Partie fühlte. Gerade um diese Zeit jedoch starb St. Croix plötzlich in seinem Laboratorium; sein Verbrechen ward offenbar, und die Beweise gegen ihn und seine Buhle, welche bis dahin den genauesten Nachforschungen entgangen waren, wurden auf einmal entdeckt. Madame die Brinvilliers entfloh eine Zeit lang nach England; aber da sie unbesonnener Weise nach dem Kontinent zurückkehrte, wurde sie in Lüttich verhaftet, in Paris verhört, zum Tode verurtheilt und öffentlich auf dem Grèveplatz im Juli 1676 enthauptet. Dieses furchtbare Beispiel war jedoch weit entfernt, den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen. Das Verbrechen der Giftmischerei dauerte fort und nahm zu, bis es damals gewöhnlicher wurde, als es je in Italien gewesen. Es war nicht auf Fälle tödtlicher Feindschaft oder dringender Nothwendigkeit beschränkt. Die Hoffnung, eine Erbschaft zu erwerben oder eine Schuld los zu werden, war ein hinreichender Grund für die Begehung desselben. Der Kardinal de Bonzy z. B. gerieth in den schwersten Verdacht in Folge der Schnelligkeit, mit der gewisse Leute, die eine Leibrente von seinem Eigenthum zogen, das Zeitliche segneten. Es war bekannt, daß er öffentlich „seinen Sternen gedankt" hatte für seine Befreiung; und ein notorischer Giftmischer, mit dem er in intimem Verhältniß stand, wurde seitdem Herrn de Bonzy's Stern genannt. Diese außerordentlichen Ereignisse versetzten Ludwig XIV. und seine Minister in die größte Unruhe. Die strengsten Maßregeln wurden ergriffen, die Schuldigen zu entdecken und zu bestrafen. Gegen hundert Individuen wurden, nachdem sie des Verbrechens überführt worden, hingerichtet, und insbesondere zwei Hebammen, welche lange die vornehmsten empoisonneuses von Paris gewesen und von denen die eine stark im Verdacht stand, bei dem Tode der schönen Herzogin de Fontanges betheiligt gewesen zu seyn, wurden öffentlich im Jahre 1679 verbrannt. Aber es verging einige Zeit, ehe selbst diese Mittel eine Wirkung hervorbrachten, und erst im Jahre 1682, mehr als zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, konnte das Verbrechen als unterdrückt betrachtet werden. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die medizinischen Einrichtungen in Frankreich und Italien.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts scheint in Italien für die schönen Künste eine Zeit des Stillstands eingetreten zu seyn: Malerei, Poesie finden in den anderen Ländern Europa's größere Repräsentanten; dagegen scheint sich jetzt ganz Italien zum Studium der exakten Wissenschaften, der Mathematik und Naturgeschichte, hinzuneigen, und unter den Männern, denen man auf diesem Gebiete viele nützliche Arbeiten verdankt, nehmen die Aerzte den ersten Rang ein. Ein Buch, das uns mit dem gegenwärtigen Zustand der Medizin in Italien bekannt macht, ist kürzlich von Dr. Hippolyte Combes, Professor der Medizin in Toulouse, erschienen, unter dem Titel: De la médécine en France et en Italie. Wir werden darin mit der theoretischen und praktischen Seite der Medizin in Italien, so wie mit den darauf bezüglichen Institutionen und Verwaltungs-Normen, bekannt. So erinnert uns der Verfasser, daß das italiänische Volk, welches vor Allem einen zarten Sinn für die physische Schönheit besitzt, einen Sinn, der durch die großen Werke der Kunst, von denen es fortwährend umgeben ist, genährt wird, die Wohlthat der Pocken-Impfung mit besonderem Enthusiasmus aufnehmen mußte, und daher auch die strengsten Maßregeln für die Verbreitung derselben genommen hat. In Mailand z. B. wird, wenn Aeltern sich weigern, ihre Kinder impfen zu lassen, ein Protokoll aufgenommen, das von dem Arzt, dem Geistlichen und dem Syndikus der Gemeinde unterzeichnet ist und an die Provinzial-Delegation geschickt wird, welche den Widerspänstigen mit der Entziehung gewisser bürgerlicher Rechte bestraft. — In Betreff der Studien ist Herrn Combes am meisten aufgefallen, daß man auf allen Universitäten Italiens erst nach einer Studienzeit von sechs Jahren, wovon zwei für die Klinik bestimmt sind, das Diplom eines praktischen Arztes erlangen kann. In der That ist auch nirgends die Dauer der medizinischen Studien so kurz als in Frankreich; daher wird auch auf ihre Verlängerung einstimmig gedrungen; aber in dieser, wie in vielen anderen Beziehungen, ist die medizinische Organisation in Frankreich höchst mangelhaft. Der Arzt genießt hier kein Privilegium; daher ist auch die Gesellschaft nicht gegen die Frechheit und die Vorspiegelungen der Charlatanerie geschützt, deren lügnerische Annoncen von der Gesetzgebung anderer Länder als ebenso viele Attentate gegen die öffentliche Sicherheit verfolgt werden.

Mannigfaltiges.

— Voß, ein hypothetischer Name. Dem Beispiele Sue's, der seinen Juif Errant zum ausschließlichen Vertrieb in Deutschland an den Buchhändler Kollmann in Leipzig überließ, ist Alex. Dumas gefolgt, der in ähnlicher Weise sein neuestes Erzeugniß an die Vossische Buchhandlung in Berlin verkaufte. Die Revue de Paris meint, es sey dies ein kluges Mittel, auf das Publikum in Frankreich zu spekuliren, denn ein französisches Buch, das im Ausland so gesucht sey, müsse natürlich um so größeren Werth für die Franzosen selbst haben und könne doch in keinem Fall ein schlechtes Buch seyn. Herr Dumas habe also seinem novellistischen Kollegen zugerufen: „Reichst Du auf Leipzig, um Paris zu erobern, und trittst Du unseren Lesekabinetten mit Deinem Herrn Kollmann entgegen, so wollen wir einmal sehen, was man zu Herrn Voß und zu seiner guten Stadt Berlin sagt." Das wäre in der That recht klug, aber noch viel klüger ist doch die gute Revue de Paris. Sie meint nämlich, die ganze Angabe des Herrn Dumas möchte wohl erfunden seyn, ja der Name des Buchhändlers Voß in Berlin sey ein hypothetischer! *) Wir wollen es ganz in der Ordnung finden, daß die Firma einer der ältesten deutschen Buchhandlungen, in deren Verlag Lessing, Mendelssohn und die Werke Friedrich's des Großen erschienen, einem französischen Literaturblatt noch niemals zu Ohren gekommen — aber auch nicht einmal etwas von einer deutschen Zeitung zu wissen, die denselben hypothetischen Namen trägt und in 12—15,000 Exemplaren abgesetzt wird, ist doch gar zu naiv, wiewohl es andererseits nur ein neuer Beweis ist von dem, was in der vorigen Nummer des Magazins von der völligen Ignorirung deutscher Zeitungen im Ausland gesagt wurde.

— Napoleon's letzte europäische Zeilen. Ein Einwohner von Woolwich besitzt, wie die Times meldet, das Konzept des Briefes, den Napoleon im Juni 1815 an den Prinzen-Regenten gerichtet, als der besiegte Kaiser, genöthigt, Frankreich für immer zu verlassen, sich an Bord des „Bellerophon" begab. Dieses Autographon, dessen Echtheit durch ein Attest des General Gourgaud bezeugt wird, enthält viele durchstrichene, aber noch lesbare Stellen, was ungemein interessant ist, weil man so gleichsam dem Gedankengange Napoleon's in jenem kritischen Augenblicke folgen kann. Der Besitzer dieses kostbaren Aktenstückes hatte anfangs die Absicht, es einem Pariser Museum zum Geschenk zu machen, aber er ist davon zurückgekommen, weil er die Besorgniß hegt, daß die Franzosen dieses Zeugniß von der Niederlage ihres Helden vernichten möchten.

*) Quelques personnes pensent que ce nom de Voss pourrait bien être un nom hypothétique.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 19. September 1844.

Frankreich.

Savigny's Ideen in Frankreich.

Von Pascal Duprat.

Wir entlehnen dem neuesten Hefte der Revue Indépendante den nachstehenden Artikel, aus welchem unsere Leser ersehen werden, wie sehr in neuerer Zeit nicht bloß die philosophischen und die ästhetischen Lehren Deutschlands, sondern auch die Ideen seiner historischen Rechtsschule in Frankreich Eingang gefunden haben. Es werden diese Bemerkungen, obwohl sie vom gegnerischen Standpunkt aus gemacht sind, doch selbst für die Freunde dieser Schule von Interesse seyn, denn der Verfasser läßt den Verdiensten des berühmten Stifters derselben, gegen den er nichts weniger als gehässig oder persönlich wird, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Ja, er geht sogar so weit, das eigenthümliche Gepräge des Geistes der Savignyschen Schriften und den Grund ihres leichteren Verständnisses in Frankreich in der französischen Abstammung des deutschen Rechtslehrers zu suchen, wiewohl er wiederum die Resultate seiner Wissenschaft als ausdrücklich gegen Frankreich gerichtet bezeichnet. Wir müssen dem Franzosen schon solche kleine National-Eitelkeiten zu gut halten, wie wir es ihm andererseits auch nicht verargen können, wenn er das, was er für die geistige Errungenschaft seines Volkes und der neueren Zeit ansieht, gegen Angriffe von außen zu vertheidigen sucht. Hören wir ihn also ruhig an:

I.

Wissenschaften und Künste haben ihre Revolutionen, wie die politische Gesellschaft, und dem leitenden Prinzip dieser Umwälzungen folgend, gehen sie entweder vorwärts oder zurück. Es entstehen dann im menschlichen Geiste zwei sich widerstrebende Bewegungen: die eine treibt ihn auf neuen Bahnen, zu neuen Welten vorwärts, die andere schleudert ihn zurück, als ob er sein Leben in den Ueberresten der Vergangenheit finden sollte.

Man muß zwischen diesen beiden Bewegungen wählen: auf der einen Seite ist der Fortschritt, d. h. eine Zukunft; auf der anderen Seite der Rückschritt, und in Folge dessen jene unheilbare Schwindsucht, die dem Hinsterben der Nationen vorangeht. Kraft des ersten dieser Gesetze, welche die ganze Menschheit beherrschen, brach Frankreich vor einem halben Jahrhundert mit den alten Institutionen und fing ein neues Zeitalter an. Die Gesetze nahmen, wie alles Andere, Theil an der großen Umänderung, die sich von allen Seiten bildete; wenn nun auch der neue Code einen großen, vielleicht zu großen Theil der Vergangenheit konservirte, so sprach er doch, trotz aller seiner Unvollkommenheiten, den Geist des Erneuens aus, der sich entwickelte. Das Ideal war durchgedrungen, die Vernunft hatte den Sieg über die Gewohnheit davongetragen.

Jetzt scheint sich die Gewohnheit mit allen ihren Kräften anzustrengen, um diesen unsterblichen Verlust wieder zu ersetzen. Zahlreiche Arbeiten, deren einige von bemerkenswerther Vollkommenheit sind, protestiren, so zu sagen, täglich zu Gunsten der alten Gesetzgebung und verbreiten eine Art von juristischem Fatalismus. Wenn diese Arbeiten und Bücher nur den Zweck hätten, die Vergangenheit aufzuhellen, um uns unter dem Schutte und den Trümmern köstliche Ueberreste zu zeigen, welche werth sind, in das neue Gebäude aufgenommen zu werden, so könnte man solchen Untersuchungen nur Lob und Beifall spenden. Ja, wenn sie nichts Anderes thäten, als uns zum besseren Verständniß des Lebens früherer Generationen zu führen, so wäre es selbst Pflicht, sich ihnen anzuschließen. Völker und Menschen ehren sich durch Hochachtung ihrer Vorfahren. Diese Wiederherstellung von Zeiten und Ideen, die nicht mehr sind, erscheint jedoch unter einem viel ernsteren Charakter; sie nahet, um gegen das, was ist oder seyn muß, Einspruch zu thun, und zwar zu Gunsten des einst Gewesenen; sie beginnt zu Gunsten des Faktums einen kühnen Kampf gegen die Vernunft.

Bald wird man sich überzeugen, daß dies leider die Tendenz einer großen Anzahl von Werken ist, die seit einiger Zeit über Rechtsgeschichte in Frankreich veröffentlicht werden. Ein ganzes philosophisches und soziales System ist in diesen Büchern enthalten, und diese wissenschaftliche Wiederherstellung früherer Zustände verbirgt mehr als eine Gefahr für den modernen Geist und vorzüglich für das Recht, welches aus dem Schoße der Revolution hervorging.

Wäre es nur ein vereinzeltes Faktum, eine ganz besondere Erscheinung in der Geschichte unserer Tage, man brauchte (vielleicht aber mit Unrecht) wenig Gewicht darauf zu legen. Doch hier handelt es sich um ein allgemeines System, um eine Art wissenschaftlicher Oekonomie, welche nach und nach alle Gebiete des Gedankens an sich zu reißen droht. Ueberall sucht man den Geist an das Faktum zu nageln, und so erklärt sich die Verehrung für Geschichte. Cousin hat ihr, wie man weiß, die Philosophie aufgeopfert; Guizot hat ihr die Diplomatie und Politik überantwortet, und Villemain, sagt man, ist auf dem Punkt, ihr die Jurisprudenz zu überliefern. Eine große geistige Verrätherei entwickelt sich von allen Seiten. Der wahre Genius Frankreichs, dieser praktische, vorwärts strebende Genius, welcher wohl auf seiner Reise am Rande des Weges ruht, aber doch immer vorwärts verlangt, er ist schonungslos dem rückwärtsschreitenden Geiste des Fremden aufgeopfert. In allen diesen historischen Arbeiten, welche unter unseren Augen entstehen und von der Regierung aufgemuntert werden, belohnen unsere Staatsmänner nicht die Wissenschaft, sondern den Skeptizismus der Idee, das Verlassen der Gegenwart und Zukunft, die Kunst, feierlich rückwärts zu schreiten.

II. Giraud. — Klimrath. — Laboulaye.

Schon vor langer Zeit wurde die Geschichte in das Studium der französischen Rechtswissenschaft eingeführt. Cujas that es im sechzehnten Jahrhundert mit Glanz und Erfolg. Nach seinem Tode wurden seine Bestrebungen nicht fortgesetzt, wenn sie auch nicht ganz aus der Jurisprudenz verschwanden. Im siebzehnten Jahrhundert sehen wir sie in Laurière, auch wohl in Agueffeau, gewissermaßen selbst in Domat. Das achtzehnte Jahrhundert endlich begrüßte den Geist eines Montesquieu mit seinem gewichtigen Ausspruch: „Man muß durch die Geschichte die Gesetze deutlich und klar machen und durch die Gesetze die Geschichte."

Es scheint, daß das Ausland der Tradition des Cujas mehr folgte, als Frankreich. Die Schweiz, Holland und Deutschland gingen allmälig die Bahn, die er vorgezeichnet hatte. Es entstanden die Arbeiten von Godefroid, Schulting, Heineccius, Kramer und vielen Anderen.

Das große Beispiel Montesquieu's, der Erfolg seines ruhmgekrönten Werkes hätten gewiß den Geschmack für historische Untersuchungen in Frankreich hervorgerufen, wenn nicht die Revolution einen Zeitpunkt herbeigeführt hätte, der für diese Art des Studiums durchaus ungünstig war. Was lag jener kühnen Generation an dem Staub alter Institutionen, die den Staub von Königen in den Wind streute, die mit kühner Hand der Umwälzung des ganzen Abendlandes entgegenstrebte?

Später kam aber Frankreich zum historischen Studium zurück. Es erkannte darin einen Heerd des Lichtes, und es wäre seiner unwürdig gewesen, nicht daraus zu schöpfen. Man kennt die Anstrengungen, welche seit zwanzig Jahren auf dem ruhigen und friedlichen Gebiet der Geschichte gemacht sind. Kunst, Wissenschaft, Religion, Politik, Alles hat man erforscht. Leidenschaften des Tages haben sich von Zeit zu Zeit in die Untersuchung gemischt, Phantasie hat oft die Wissenschaft ersetzen müssen, zahllose Irrthümer hat man verbreitet, und nicht immer ist die Geschichte der unbestechliche „testis temporum" jenes römischen Redners gewesen. Doch trotz aller Fehler und Irrungen kann unser Jahrhundert auf alle diese Arbeiten stolz seyn, die ihm das sonst von Wolken Verborgene in klarem Lichte gezeigt haben. Auch der Rechtswissenschaft brachte diese neue Richtung Vortheil. Wir übergehen die Werke über allgemeine Geschichte, in denen nun auch die Rechtswissenschaft ihren gebührenden Platz erhielt; wir wenden uns zu den besonderen Arbeiten, welche die Gesetzgebung in ihrem Ursprung, in ihrer Entwickelung zum Gegenstande haben. Niemals ist die Anzahl solcher Werke größer gewesen als in unseren Tagen. Wir begegnen zuerst der „Geschichte des Munizipalrechts im mittäglichen Frankreich" von Raynouard; dann kommt die „Einleitung zur Rechtsgeschichte" von Lerminier. An der Seite dieser Bücher erscheinen die „historischen Arbeiten über das französische Recht" von Klimrath, die „Geschichte des französischen Rechts" von Laferrière; „die Geschichte des römischen Rechts" von Giraud, desselben „Untersuchungen über das Eigenthumsrecht"; „Geschichte des römischen Privatrechts" von Guérard und die beiden vielleicht überschätzten Arbeiten von Laboulaye: „Geschichte des Grundeigenthumsrechts im Occident" und „Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen, von den Römern bis auf unsere Zeit". Bemerken wir noch die weniger ausgedehnten Arbeiten von Ginoulhiac und Pepin Lehalleur, und vergessen wir nicht in einer höheren Sphäre die Studien Pardessus' über die Gewohnheiten und das Recht auf dem Meere, die Arbeit Beugnot's über Beaumanoir und das Buch, welches Troplong dem Einfluß des Christenthums auf das römische

Recht gewidmet hat. Das iſt, wie wir ſehen, für einige Jahre eine ſehr reiche Literatur.

Sehen wir nun ganz von der näheren Beſchaffenheit dieſer Bücher ab, welche weit entfernt ſind, einen wünſchenswerthen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, betrachten wir ſie alle aus einem höheren Geſichtspunkt, in Bezug auf ihren Geiſt und Charakter, ſo können wir ſie in drei Klaſſen abtheilen. Einige dieſer Bücher, jeder ſyſtematiſchen Idee fremd, muß man als Annalen oder Chroniken des Rechts betrachten. Andere haben zum Zweck, das Vorwiegen gewiſſer Elemente in der Geſetzgebung eines Landes oder einer Epoche geltend zu machen; es iſt dies eine Art juriſtiſcher Anatomie oder Phyſiologie. Andere endlich ſteigen zur Wiege der Geſetze hinab, folgen ihnen von Jahrhundert zu Jahrhundert durch alle Phaſen und Umbildungen und endigen mit einem Syſtem, mit einem dogmatiſchen Schluß, der für die ganze Geſellſchaft als Regel gelten ſoll.

Von der letzten Art iſt beſonders der Geiſt in den Werken Klimrath's, Giraud's und Laboulaye's. Alle drei wandern, trotz ihrer Verſchiedenheit, durch die Geſchichte zu einer Disziplin, zu einem Syſtem, deſſen Heerd jenſeits des Rheins iſt und ſich heutiges Tages allein in dem glänzenden Namen Savigny kundgiebt.

Den ehrenvollen Platz Kant's in der Philoſophie, Goethe's und Schiller's in der Poeſie, Tiedemann's und Carus' in der Naturwiſſenſchaft hat Savigny ſeit langer Zeit in den juriſtiſchen Studien erobert. Er hat ihn gewiß durch 30jähriges gediegenes Wirken und Forſchen in der Rechtsgeſchichte und im praktiſchen Recht ſelbſt verdient. Der berühmte und gelehrte Rechtsmann hat ſich nicht damit begnügt, den unendlichen Umformungen der Geſetzgebung durch alle Zeiten zu folgen; er hat ſie auch in ſeiner thätigen Rolle jenſeits des Rheins zeigen wollen. Den zahlreichen Beziehungen, welche heute Frankreich und Deutſchland verbinden, haben wir es zu danken, daß Savigny's Name auch bald bei uns ſeinen Glanz verbreitete. Die Natur ſeines Talents erweckte bald Sympathieen; Deutſchland konnte dieſen durchaus franzöſiſchen Geiſt nicht ganz des nationellen Typus berauben, er bewahrte den unauslöſchlichen Stempel ſeiner Abſtammung. Sein Name hatte außerdem den ſchätzenswerthen Vorzug für unſeren Mund, daß man ihn leicht ausſprechen konnte. Es war ihm hierdurch eine Art von Gaſtfreundſchaft in unſerem Gedächtniß zugeſichert, und es ging ihm inſofern beſſer als Fichte, Krauſe, Schleiermacher und ſo vielen Anderen. Sehr bald wurde er günſtig aufgenommen: Unſere Generation, mit ihrer Neugierde für die Geſchichte der Inſtitutionen und Regierungen, konnte aus ſeinen Büchern ſchöpfen; ſie hat es gethan, und wir haben ihn zuerſt als Hiſtoriker freudig begrüßt. Was das Syſtem anbelangt, das er aus der Geſchichte ableitet oder daranheftet, ſo hat es im Anfang nicht ſolche lebhafte Sympathieen erweckt. Wenige Geiſter waren übrigens auch aufgelegt, ihm auf dieſem Terrain zu folgen. Erſt ſeit einigen Jahren hat man auch den Philoſophen neben dem Gelehrten bemerkt. Die Bewegung, welche unſere politiſche Geſellſchaft rückwärts zu treiben ſcheint, hat dazu beitragen müſſen, um Savigny dieſen Einfluß unter uns zu geſtatten. Schriftſteller, deren Verdienſte wir gern anerkennen, haben nicht gezögert, dem Berliner Profeſſor in ſeinen Speculationen zu folgen, nachdem ſie ihm ſchon lange in ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen nachgefolgt waren. Dies that Klimrath offen, Giraud etwas furchtſam und Laboulaye mit einem Enthuſiasmus, der deutſcher Univerſitäten wahrhaft würdig iſt. Die Bewunderung Laboulaye's für den Berliner Profeſſor gleicht wirklich einer Art von Kultus, einer religiöſen Erhebung. Er ſpricht viel von ihm in jedem Buch, das er veröffentlicht, und er könnte wohl mit Dante's Worten an Virgil ſprechen:

Tu duca, tu signore e tu maestro.

Seine Gedanken, ſeine Sprache nehmen etwas Lyriſches an, wenn er von dieſem „verehrten Meiſter, dieſem neuen Cujas, dieſem Nachfolger Domat's, Pothier's, Montesquieu's" ſpricht. Alle dieſe Namen, die wir als groß und heilig im Gedächtniß haben, ſcheinen bei Herrn Laboulaye in Savigny's Gegenwart zu verſchwinden, der, nach ſeiner Meinung, zuerſt wieder die Geſchichte in die Jurisprudenz zurückgeführt hat. Herr Laboulaye ſollte bedenken, daß dieſe lächerliche Bewunderung von dem Ernſt der Deutſchen ſelbſt beſpöttelt wird, daß die Huldigungen, die wir oft ſchon Deutſchlands Autoren ſo verſchwenderiſch dargebrachten, dazu gedient haben, um ſich auf unſere Koſten jenſeits des Rheins luſtig zu machen.

Wie dem nun ſey, wir wollen den wiſſenſchaftlichen Werth dieſes Laboulayeſchen Enthuſiasmus unterſuchen, aber auch die Bewunderung einiger anderen Rechtshiſtoriker für den Namen und die Lehren Savigny's betrachten. Man erkennt leicht, daß es ſich zuerſt darum handelt, dieſe Lehren und Ideen auseinanderzuſetzen. Um ſie beſſer zu würdigen, wollen wir zu ihrem Urſprung ſelbſt hinabſteigen; Logik und Geſchichte unſerer Zeit werden uns dann die Folgen im hellſten Lichte zeigen. (Fortſetzung folgt.)

England.

Zur Geſchichte der wichtigſten abergläubiſchen Meinungen und Speculationen.

I. Aſtrologie, Alchymie, das Roſenkreuzerthum.

(Schluß.)

Die wenigen notoriſchen Giftmorde, die in England vorkamen, erregten glücklicherweiſe ſo allgemeinen Abſcheu, daß das Verbrechen keine große Ausbreitung gewinnen konnte. Doch war es ſchon unter der Regierung Heinrich's VIII. zum Vorſchein gekommen; denn wir finden dieſen Fürſten mit charakteriſtiſcher Menſchlichkeit bemüht, daſſelbe zu unterdrücken durch die Verordnung, daß die Perſonen, die ſich deſſen ſchuldig machten, lebendig geſotten werden ſollten, und wir glauben, daß dieſe Beſtrafung wirklich an der Witwe eines Londoner Kaufmanns ausgeführt wurde, welche der Ermordung ihres Gatten überführt ward. Der unwürdige Dudley, Graf von Leiceſter, iſt faſt der einzige engliſche Staatsmann, dem die Geſchichte oder auch nur das Gerücht den gewöhnlichen Gebrauch ſolcher Waffen gegen ſeine Feinde vorgeworfen hat. Unter den vielen dunkeln und ungewiſſen Gerüchten, welche über den Tod ſeiner unglücklichen Gattin im Umlauf waren, war das, welches denſelben der Vergiftung zuſchrieb, das am allgemeinſten geglaubte. Mehrere von ſeinen Nebenbuhlern bei Hofe ſollen mit genauer Noth demſelben Schickſal entgangen ſeyn, und ſein eigener Tod ſoll dadurch herbeigeführt worden ſeyn, daß er unvorſichtiger Weiſen von einem Gift genoß, das er für ſeine zweite Frau bereitet hatte. Bekannt iſt der Giftmord, der die nächſte Regierung ſchändete. Der Tod Overbury's, die Ueberführung des Grafen von Somerſet und die Begnadigung, welche dem König wider ſeinen feierlichen Eid durch den geheimnißvollen Einfluß des Mörders entlockt wurde, gehören der öffentlichen Geſchichte dieſer ſchimpflichen Periode an. Ein Glück iſt es für das Andenken Jakob's, daß die lächerliche Abſurdität ſeines perſönlichen Benehmens die gehäſſigen Laſter ſeines Lebens in Schatten geſtellt hat, und daß das Zeugniß ſeiner unwilligen Unterthanen in dem gutmüthigen Spott neuerer Zeit zum Theil vergeſſen worden iſt. Mehrere andere plötzliche Todesfälle aus derſelben Zeit, z. B. die Eduard's VI., des Prinzen Heinrich von Wales, älteſten Sohnes Jakob's I., und Jakob's I. ſelbſt, wurden von dem Volksverdacht derſelben Urſache zugeſchrieben; aber es ſcheint bei keinem von dieſen Fällen ein hinreichender Beweis vorhanden geweſen zu ſeyn, und es iſt gewiß, daß die Praxis des Vergiftens im Privatleben nie gäng und gäbe wurde.

Die eigentlich ſogenannte Alchymie ging inzwiſchen von einem Wahn zum anderen fort. Die berüchtigte Sekte der Roſenkreuzer ſuchte die unzuſammenhängenden Vorſtellungen der ſpäteren Adepten in eine Art von Syſtem zu bringen. Dieſe Illuminati, wie ſie ſich ſelbſt nannten, leiteten ihren Urſprung von einem gewiſſen deutſchen Philoſophen, Namens Chriſtian Roſenkreuz, ab, von dem ſie behaupteten, er ſey gegen Ende des 13ten Jahrhunderts im Orient gereiſt und habe von den arabiſchen Kabbaliſten viele wunderbare Geheimniſſe mitgebracht, welche er ſpäter ſeinen auserwählten Schülern mittheilte, nachdem ſie ſich feierlich verpflichtet, ſie hundert Jahre lang unter der tiefſten Verſchwiegenheit auszubilden und fortzupflanzen. In Uebereinſtimmung mit dieſer Legende, machten die Roſenkreuzer erſt im Jahre 1605 ihre Meinungen bekannt; aber Herr Mackay hält es mit Recht für wahrſcheinlich, daß die myſtiſche Erbſchaft, wo nicht die Exiſtenz des Roſenkreuz ſelbſt, ein Theil ihres Betrugs ſey, und daß ſie nur Sammler und Fortbildner der unter den ſpäteren Alchymiſten verbreiteten Thorheiten waren. Ihr angebliches Geheimniß war ein ſolches, von dem kein uneingeweihter Schriftſteller eine Definition geben kann. Alchymie, Aſtrologie, Magie und alle anderen unter den Menſchen bekannte Wiſſenſchaften waren nur kleine Zweige ihres großen Geheimniſſes. Sie behaupteten, daß die Meditationen ihrer Stifter Alles überträfen, was ſeit der Schöpfung der Welt erſonnen worden, ſelbſt die Offenbarungen der Gottheit nicht ausgenommen, daß ſie weder dem Hunger, Durſt, Krankheit, Alter, noch einer anderen Beſchwerlichkeit der Natur unterworfen ſeyen; daß ſie ein Buch hätten, in welchem ſie Alles, was je in anderen Büchern geſchrieben worden oder bis zum Ende der Zeiten geſchrieben werden würde, leſen könnten; daß ſie die mächtigſten Geiſter und Dämonen zu ihrem Dienſt zwingen könnten; daß ſie Perlen und koſtbare Steine aus den Tiefen der See und den Eingeweiden der Erde an ſich ziehen, und daß ſie ſich allen Augen unſichtbar machen könnten." Aber die Hauptreigenthümlichkeit des Roſenkreuzerthums war der Glaube an die Exiſtenz unzähliger übernatürlicher Weſen durch das ganze Univerſum, deren Dienſte und Freundſchaft jedem Meiſter der Wiſſenſchaft zu Gebot ſtänden.

Herr Mackay iſt der Meinung, daß vor der Zeit der Roſenkreuzer „die Alchymie nur ein niedriger Aberglaube war, und daß ihnen das Verdienſt gehört, denſelben vergeiſtigt und verfeinert zu haben. Ferner behauptet er, daß, ſo träumeriſch und phantaſtiſch auch ihre Lehren waren, ſie doch manches Gute ſtifteten, inſofern ſie den Aberglauben Europa's von den finſteren und widerlichen Formen reinigten, womit die Mönche ihn ausgeſtattet, und an ihre Stelle ein Geſchlecht von mildem, anmuthigem und wohlthuendem Weſen ſetzten." Gegen dieſe Behauptungen läßt ſich Vieles einwenden. Zuvörderſt iſt nicht einzuſehen, warum ein irriger Glaube an die Möglichkeit eines wichtigen chemiſchen Problems ein niedrigerer Aberglaube ſey, als ein Traum von Feen und Genien, warum dieſer es mehr verdiene, die Aufmerkſamkeit des Denkers zu beſchäftigen. Wenn die Alchymie wirklich das war, wofür Herr Mackay ſie hält, ſo ward ſie dies ſicherlich nicht eher, als bis eben dieſe Neuerungen aus einem verzeihlichen Irrthum ein monſtröſes Syſtem von Ungereimtheiten machten. Auch können wir dieſen Phantaſten das Verdienſt, eine neue, anmuthige Volksmythologie erfunden zu haben, nicht einräumen. Gewiß würde jeder Mann von Geſchmack ihnen ihre Träumereien verzeihen, wenn er überzeugt wäre, daß wir ihnen den Ariel und die Titania Shakſpeare's oder auch nur die Sylphen und Gnomen Pope's verdanken. Aber mag auch das Roſenkreuzerthum die unmittelbare Anregung zu den erſtgenannten Schöpfungen gegeben haben, wie es bei den letzteren gewiß der Fall war, ſo iſt doch kein Grund zu glauben, daß es die urſprüngliche Quelle dieſer oder jener war. Ihre Theorie über dieſe Gegenſtände ſcheint nur eine phantaſtiſche, obwohl nicht beſonders geſchickte Verarbeitung der klaſſiſchen und nordiſchen Mythologie geweſen zu ſeyn. Von den Tagen der Dryaden und Najaden

bis zu denen des Erlkönigs und der Lurley-Nixe hat der Aberglaube Luft, Waſſer und Wälder mit unzähligen phantaſtiſchen Weſen bevölkert. Der Meermann iſt an die Stelle des Triton, der Kobold an die des Satyr und der Waſſergeiſt in Pferdesgeſtalt an die Stelle des Flußgottes getreten. Viele von dieſen Fabeln beſitzen große poetiſche Schönheit, und wenigen fehlt es an einem phantaſtiſchen Intereſſe. Wie weit die Roſenkreuzer berechtigt waren, ſie zum Fundament einer himmliſchen Wiſſenſchaft zu machen, iſt eine Frage, die wir hier nicht entſcheiden wollen; aber es kann nicht angenommen werden, daß ihre Interpretation erforderlich war, um Shakeſpeare auf die Schönheiten des Volksglaubens aufmerkſam zu machen.

Wenn in der That das Roſenkreuzerthum nur ein ſinnreicher Verſuch geweſen wäre, dem gemeinen Aberglauben eine harmloſe und anmuthige Geſtalt zu geben, wenn ſeine Bekenner die Erſten waren, welche jene elementaren Geiſter, an deren Exiſtenz man allgemein glaubte und welche die Bigotterie der Prieſter als feindliche Dämonen ſchilderte, als tugendhafte und wohlwollende Intelligenzen darſtellten, und wenn ſie durch dieſen unſchuldigen Betrug wirklich den Aberglauben Europa's von jenen finſteren und abſchreckenden Formen reinigten, womit die Mönche ihn bevölkert hatten, dann, geben wir zu, würde die Brüderſchaft nicht den Vorwurf gemißbrauchten Genies, ſondern das Lob nützlicher und verſtändiger Philanthropie verdient haben. Aber es iſt kein Grund da, zu glauben, daß ſie die Abſicht hatten oder das Werkzeug dazu waren, eine ſo wohlthätige Veränderung hervorzubringen. Es war lange ein populärer, wenn auch vielleicht kein orthodoxer Glaube geweſen, daß die unſichtbaren Bewohner der Elemente im Allgemeinen ein verſöhnliches und ſelbſt wohlwollendes Geſchlecht ſeyen. Die Feen der engliſchen Minneſänger z. B. wurden immer als die Freunde der Tugend und die verſchmitzten Peiniger des Laſters geſchildert und waren ganz und gar verſchieden von der wunderlichen, finſteren und rachſüchtigen Race, deren verhängnißvoller Name, Tag und Farbe noch jetzt von den ſchottiſchen Bewohnern mit Scheu genannt wird. Die Meerjungfer von Colonſay, die Nixe von Ravenswood-Caſtle, die Undine Lamotte-Fouqué's ſind nur die Nachbilder jener phantaſtiſchen, aber rührenden Mährchen, welche dieſe geheimnißvollen Weſen als für die Neigungen und Leiden der Menſchheit empfänglich darſtellen. In der That ſcheint der Volksglaube dies geweſen zu ſeyn, daß dieſe Phantome himmliſche Geiſter waren, welche an jener geheimnißvollen Empörung, von der ſo viele dunkle und abgebrochene Andeutungen da ſind, einen paſſiven und verzeihlichen Antheil genommen hatten, und daß ſie daher, obgleich alle mehr oder weniger gefallen und unvollkommen, doch gleich dem menſchlichen Geſchlecht in einem Zuſtand der Prüfung ſich befänden und fähig ſeyen, ihren erſten Zuſtand wiederzugewinnen. Es iſt wahr, daß mönchiſcher Eifer dieſe Anſicht als eine vermeſſene und gefährliche Ketzerei darſtellte, und daß die Roſenkreuzer bemüht waren, dieſen Ausſpruch zu bekämpfen und den Volksglauben zu vertheidigen. Aber es iſt auch gewiß, daß ihre Einmiſchung, weit entfernt, dem allgemeinen Wahn eine unſchuldigere Richtung zu geben, die Furcht und den Zorn der Geiſtlichkeit und des Volks auf den höchſten Gipfel trieb und ſie mit neuen, überwältigenden Beweiſen für die Herrſchaft von Hexerei und Zauberei verſah.

Von Deutſchland aus verbreitete ſich das Roſenkreuzerthum über die anderen Länder Europa's. Im Jahre 1616 gab ein engliſcher Roſenkreuzer, Namens Robert Fludd oder, wie er ſich ſelbſt nannte, Robertus à Fluctibus, eine förmliche Geſchichte und Vertheidigung ſeiner Sekte heraus, welche ſo viel Aufſehen machte, daß der Verfaſſer der anerkannte Stifter der Sekte in England wurde. Es folgte ihm ein noch größerer Philoſoph, Namens John Heydon, welcher von bloßer Luſt zu exiſtiren vorgab und lehrte, daß Nahrung ein verderblicher Luxus ſey. Ihre Extravaganzen jedoch zogen unter den zahlloſen Sekten von Tollhäuslern, welche die bürgerlichen Unruhen ins Leben riefen, wenig Aufmerkſamkeit auf ſich; und am Ende des 17ten Jahrhunderts hatten ihre wenigen übrigen Schüler, wie wir aus dem Spectator erfahren, ihre Wiſſenſchaft hinweg philoſophirt, bis ſie eine Art ſymboliſcher Karikatur der alten ſtoiſchen Philoſophie geworden war.

Die Einführung des Roſenkreuzerthums in Frankreich war von einer mehr melodramatiſchen Art. Im Jahre 1623 waren die Bürger von Paris erſtaunt, eines Morgens ihre Straßen mit Anſchlägen bedeckt zu finden, welche verkündeten, daß eine Kolonie von Roſenkreuzern ihren Wohnſitz in der Stadt aufgeſchlagen habe, um Neophyten einzuweihen, ſo wie ihre Kunſt zum Nutzen der Bewohner auszuüben beabſichtige. Die Pariſer, immer leichtgläubig und reizbar, und damals in religiöſer Beziehung beſonders fanatiſch, empfingen dieſe ſonderbare Anzeige mit unbedingtem Glauben und banger Beſtürzung. Die Anſtrengungen der Polizei vermochten nicht zu entdecken, ob die Anſchläge nur ein muthwilliger Scherz ſeyen, oder ob eine Bande von Betrügern wirklich in der Stadt ihr Handwerk treibe. Aber die ausgeſuchteſten Plackereien hätten die Angſt der Leute wenig vermehren können. Wunderbare Erzählungen verbreiteten ſich über die teufliſchen Umtriebe der geheimen Brüderſchaft gegen das Eigenthum, die Ehre und das Seelenheil verſchiedener Pariſer Familien. Die Weiſen der Sorbonne vermehrten noch die Neugier der Einen und den Schrecken der Anderen, indem ſie eine „Geſchichte des ſchrecklichen Vertrags, der zwiſchen dem Teufel und den angeblichen Unſichtbaren geſchloſſen worden, ſo wie ihrer verdammlichen Lehren, des Untergangs ihrer Schüler und ihres jämmerlichen Endes" herausgaben. Eine anonyme Erwiederung von einem Bruder des Ordens vermochte die allgemeine Unruhe nicht zu beſchwichtigen. Doch die Generation, die hernach ſo vielen Stoff zu Scherzen in den Bürgerkriegen der Fronde fand, war unfähig, ſich auf längere Zeit der frommen Bewunderung des Roſenkreuzes hinzugeben. Sobald der erſte paniſche Schrecken vorüber war, trat die lächerliche Seite des Betrugs hervor. Ein allgemeines Lachen wurde bald auf Koſten des Roſenkreuzerthums erhoben, und in kurzer Zeit war der Gegenſtand vergeſſen; auch ſcheint er nicht wieder aufs Tapet gekommen zu ſeyn, wenn wir nicht die Geſchichte des berühmten Grafen von St. Germain in dieſes Gebiet ziehen, deſſen Talente, Gelehrſamkeit und Geſchick im Myſtifiziren ſo lange das Wunder des Hofes Ludwig's XV. waren. Dieſer gewandte Abenteurer ſcheint nur ein feiner, witziger Weltmann geweſen zu ſeyn, der, um ſich zu zerſtreuen und ſeine Sucht nach Aufſehen zu befriedigen, ſich eine übermenſchliche Lebensdauer zuſchrieb. Sein Beharren bei dieſer Komödie mag frivol und thöricht genug geweſen ſeyn, obwohl kaum frivoler und thörichter und gewiß viel weniger ſtrafbar, als die gewöhnlichen Beſtrebungen eines franzöſiſchen Höflings in dem Zeitalter der Grammont's und Richelieu's.

Holland.

Holländiſche Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

V. Die Feſte vor Amak.

(Juli 1659.*)

Abermals wurde die holländiſche Flagge mit lautem Jubel auf der Rhede von Kopenhagen begrüßt. Die lange, ſtolze Reihe der Schiffe, alle wohlbewaffnet und wohlgeordnet, untermiſcht mit Brandern, Transport- und Lazarethſchiffen, imponirte den Seeländern, und ſie ſchöpften neue Hoffnungen, durch dieſen mächtigen Bundesgenoſſen von der drückenden Laſt des Krieges befreit zu werden. Vor der Inſel Amak dehnte ſie ſich in ihrer ganzen Herrlichkeit aus. Dieſe Inſel, die jetzt einen Haupttheil der glänzenden nordiſchen Reſidenz ausmacht und Chriſtianshafen genannt wird, hat noch immer einen Theil der Eigenthümlichkeiten ſeines früheren Urſprungs beibehalten. — Es war ſonſt eine für ſich beſtehende Stadt mit eigenem Magiſtrat und beſonderen Privilegien. Chriſtian IV. vereinte ſie mit Kopenhagen, erweiterte den großen Hafen, der gegen 300 Schiffe faſſen kann und zugleich eine Station der Kriegsflotte iſt. Vor ſeinem Eingange liegen die Inſeln Alt- und Neuholm, und darauf die Magazine und Arſenale der Flotte, die Werfte, das Admiralitätshaus, ſo wie andere merkwürdige, dem Seedienſt gewidmete Gebäude.

Der damalige König, Friedrich III., hielt dieſe Anlagen, welche ſein Vorgänger Chriſtian IV. während ſeiner langen Regierung mit Beharrlichkeit ausgeführt, in Ehren und ſuchte ſie, ſo viel die rauhe, ſtürmiſche Zeit es ihm geſtatten wollte, der Vollendung immer mehr entgegenzuführen. Vordem war Amak's Geſtalt und Beſtimmung eine andere; ihre Bewohner ſtammten von Holländern ab, und die vereinigten Flotten von Waſſenaar's und de Ruiter's befanden ſich gewiſſermaßen zu Hauſe. Anderthalb Jahrhunderte vorher hatte Königin Eliſabeth von Dänemark, Gemahlin König Chriſtian's II. und Schweſter Kaiſer Karl's V., eine große Anzahl von Holländern hierher kommen laſſen, welche die Inſel bald in den trefflichſten Kulturzuſtand ſetzten und dieſe für die Hauptſtadt zu einer bedeutenden Wichtigkeit erhoben; ſie war eine nie zu erſchöpfende Vorrathskammer für dieſelbe. Jetzt freilich erhebt ſich an der Stelle der beſcheidenen Pachtwohnung das prachtvolle königliche Schloß, und wo ſonſt der Fiſcher ſeinen Nachen anlegte, trägt jetzt der ſeufzende Belgen ein Achtzigkanonenſchiff. Hier iſt der Markt des Glanzes und des Ruhmes.

Und hier hatte der König ſeinen holländiſchen Gäſten mehrere Feſtlichkeiten gegeben und ſie zu öftern an ſeiner Tafel geſehen; in den Sälen des königlichen Schloſſes herrſchte eitel Fröhlichkeit, und wer die glänzenden Bankette geſehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß der politiſche Horizont von ſo finſteren Wolken umdüſtert geweſen wäre.

Die holländiſchen Herren ihrerſeits waren Jeder bei ſich ſelbſt darüber einig, daß man dieſe Höflichkeiten des Königs in irgend einer Weiſe erwiedern müſſe. Sie waren nicht Diener des Landes, die von dem Herrn deſſelben einen Beweis der Gnade empfangen, indem ſie an ſeinem Tiſche niederſitzen dürfen; ſie waren freie, unabhängige Männer, Bundesgenoſſen eines Königs, mit dem ſie einen Vertrag geſchloſſen hatten, und wohl berechtigt, das empfangene Gaſtrecht in ihrer Weiſe zu erwiedern. Die reichen, jungen Edelleute, welche auf der Flotte als Freiwillige dienten, trugen dem Herrn van Waſſenaar den Wunſch vor, dem Könige von Dänemark am Bord der Flotte ein Feſt zu bereiten, und dieſer, der darin eine Gelegenheit ſah, den alten Ruhm ſeines Hauſes von einer neuen Seite zu bewähren, begab ſich mit einem ſtattlichen Gefolge in den königlichen Palaſt, um die Einladung zu überbringen, die auch mit huldvollen Worten angenommen wurde.

Der Tag des Feſtes brach an. Er war licht und wolkenlos; Meer und Himmel ſtrahlten in gleicher Bläue. Als die fünfte Morgenſtunde anbrach, fiel am Bord des Admiralſchiffes ein Kanonenſchuß, und die Staatsflagge flog an der Gaffel empor; am Bord jedes einzelnen Schiffes wiederholte ſich dieſes Manöver, und dann rief die Trommel zum Appell. Als dieſes vorüber war, begannen am Bord jedes Schiffes die Glocken zu läuten; die Maſten bedeckten ſich vom höchſten Topp bis faſt auf das Verdeck herab mit bunten Flaggen und Wimpeln; blendend weiße Zelte wurden über die Verdecke geſpannt und die Räume unter denſelben mit Blumenkränzen und Laubgewinden geziert. Die großen Ladeſtöcke ſchmückte man mit bunten Bändern und pflanzte ſie als Schäferſtäbe neben den Kanonen auf, während dieſe mit Tannenreiſern beſteckt wurden; aus der Mündung derſelben ſchaute ein Blumenſtrauß hervor,

*) Vgl. Nr. 102, 104, 106 und 108 des Magazins.

und in dem Zündloche steckte eine Zündnadel, worauf sich ein künstlich ausgestopfter Vogel bewegte. Die Matrosen und Soldaten hatten ihre Fest-Uniformen angelegt, und jede Spur einer Werkeltagsthätigkeit war auf das sorgfältigste aus dem Wege geräumt worden.

Mit dem Schlage neun Uhr waren alle Vorkehrungen am Bord der Schiffe beendet, und gleich darauf verfügten sich sieben Staatsschaluppen ans Land, jede von einem Ober-Offizier der Flotte befehligt. In der vordersten derselben, welche des Königs Majestät einnehmen sollte, befand sich Adrianson de Ruiter als Kommandirender. Als die Schaluppen in gehöriger Ordnung am Königswerft neben einander lagen, erschien zuerst das Gefolge des Königs, zwölf Pagen, roth und weiß gekleidet, zwölf andere in himmelblauer Tracht und noch zwölf andere grün mit Gold. Nach ihnen folgte ein Zug von Posaunenbläsern und Trompetern in langen Waffenröcken, worauf das königliche Wappen gestickt war, und mit silbernen Instrumenten, die mit Goldschnüren umwunden waren. Darauf aber kam der König selbst, prachtvoll in Gold und Scharlach gekleidet, umgeben von einem erlesenen Kreis von Edelleuten, die sich einander in Pracht und Geschmack überboten, so daß man nachweisen mochte, es trage Einer den Werth seines und mehrerer anderer Gehöfte auf seinem Leibe, und war nicht zu sehen in diesem Augenblicke, daß eine so große Kriegsnoth im Lande herrschte.

Als de Ruiter den König mit der geziemenden Ehrfurcht bewillkommt hatte und weiterer Befehle harrte, reichte der König dem Admiral freundlich die Hand und sagte: „Ei, mein werther Admiral! Welch ein stattliches Geleit habt Ihr mir zugedacht, indem Ihr sieben Schaluppen zu meinem Empfange an das Land beordert."

„Halten zu Gnaden, Königliche Majestät!" antwortete der Admiral, „daß ist des Niederländers gute Gewohnheit und ehrliches Herkommen. Ihr werdet wohl bemerken, daß jede Schaluppe auf eine andere Weise gemalt und mit besonderen Tüchern und Flaggen geziert ist. Diese deuten an die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, und indem wir uns erlaubten, sie alle Sieben hierher zu senden, sollet Ihr daraus sehen, daß es das gesammte Holland ohne Ausnahme ist, das sich der Ehre des heutigen Tages freut und Euch ehrerbietig und herzlich willkommen heißt."

Nun bestieg man die Böte, und als die königliche Schaluppe abstieß, gefolgt von den sechs übrigen und mehreren dänischen Barken, von denen die Dannebrogsflagge wehte, sämmtlich besetzt mit festlich gekleideten Gästen, wurden am Ufer die Kanonen gelöst, die Musiker stießen in die Trompeten, und das zahllos versammelte Volk brach in ein lautes Freudengeschrei aus.

Als die königliche Schaluppe sich dem ersten holländischen Schiffe bis auf Schußweite genähert hatte, bestieg der Capitain desselben die Galerie und gab ein Zeichen; desgleichen that das nächstfolgende, und sofort bis zu dem im Centrum liegenden Admiralschiff, und von diesem wieder abwärts bis zum äußersten, jenseitigen Flügel. Zugleich war ein reges Leben in den Wanten und auf den Stagen, die Raaen wurden lebendig, und hoch aufrecht standen die Matrosen auf denselben, Hand in Hand bis zur schwindelnden Höhe des Bramtopps, eine lange Reihe beweglicher Pyramiden. Ein lautes Hurrah erscholl als Bewillkommnungsgruß; in demselben Augenblick traten die Soldaten in das Gewehr, die Musikbanden der Befehlshaberschiffe begannen zu spielen, die Schiffsglocken läuteten, die Trommeln wirbelten, und das Admiralschiff gab die glatte Lage als Festgruß, worauf sämmtliche Schiffe eine gleiche Ceremonie beobachteten. Die königliche Schaluppe bewegte sich unterdessen langsam längs der Linie; bei jedem einzelnen Schiffe ward angehalten und der Festschmuck desselben in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit, wo das königliche Boot vor dem Schiffe anhielt, erschienen der Commandeur nebst seinen Offizieren auf dem Fallreep, und der König richtete einige huldvolle Worte an sie. So gelangte man endlich zum Admiralschiffe, und obgleich man sich absonderlich beeilt zu haben glaubte, war es doch schon Mittag, als das königliche Boot sich vor der Staatstreppe befand, die zu beiden Seiten mit jungen, phantastisch gekleideten Seeleuten besetzt war. Zu gleicher Zeit flogen aus den Mündungen der Kanonen die Blumensträuße herab in die unten liegenden Böte, und von dem Verdeck herab ergoß sich ein feiner Sprühregen von wohlriechenden Wassern.

Als die ersten Herren des Gefolges die Treppe hinangeeilt waren und nun der König seinen Fuß auf die Schwelle des Fallreeps setzte, begannen die Kanonen aufs neue zu donnern, welcher Ehrengruß vom Lande aus beantwortet wurde, und zugleich ward von allen Thürmen der Stadt mit sämmtlichen Glocken geläutet, Alles zum Zeichen, daß der Beherrscher von Dänemark und Norwegen auf holländischem Boden erschienen war. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, geleitete Herr van Wassenaar den König in eine wohleingerichtete Kajüte, ihn einladend, hier eine kurze Zeit der Ruhe zu pflegen, denn die vielen Ehrenbezeugungen, die dem Könige von dem Königswerft bis hierher zu Theil geworden waren, hatten ihn sichtlich ermüdet, und zur Fortsetzung der Feierlichkeiten waren neue Maßregeln nöthig. Die ansehnlichsten Herren des Gefolges so wie die unmittelbaren Diener des Königs fanden ihren Platz auf dem Admiralschiff selbst, die übrigen wurden auf die zunächst liegenden vertheilt, wo alle Anstalten zu ihrer Bewirthung getroffen waren.

Ein prachtvolles Bankett ward gehalten am Bord des Admiralschiffes. An dem oberen Ende der Tafel saß des Königs Majestät und neben ihm die Herren van Wassenaar und de Ruiter, worauf einige dänische Herren von hohem Adel folgten, untermischt mit den Oberbefehlshabern der holländischen Schiffe, und so fort bis an das unterste Ende der Tafel. Bereits waren viele Gesundheiten ausgebracht und beantwortet worden, von den Holländern, den Dänen und den Gesandten fremder Nationen, sogar von den schwedischen Abgeordneten, und hätte man alle gute Wünsche für Wahrheit genommen, es wäre ein gesegneter Friede geworden, der hätte gedauert weit über den heutigen Tag hinaus. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Ausländische Kunstwerke auf der Berliner Ausstellung** Auf der am 15ten September eröffneten akademischen Kunstausstellung in Berlin, welche dem Katalog zufolge — ungerechnet die unter Einer Nummer befindlichen Portraits und Zeichnungen derselben Hand — 1790 Werke der Malerei und Skulptur, Zeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte und Steindrücke, so wie Arbeiten der Kunst-Industrie enthält, befinden sich folgende aus dem Ausland eingesandte Kunstwerke:

Aus Frankreich:

von Horace Vernet, italiänische Räuber; der Giaour; der russische Schlitten;
von Ary Scheffer, Christus, die Kinder segnend;
von Bellangé, der ermattete Krieger;
von E. Lepoittevin, ein Lootsenboot;
von J. Bouterweck, Hirten in den Abruzzen; la Tarantella; Hagar und der Engel; sterbende Pilger in der römischen Campagna; Fra Bartolomeo zu Florenz; italiänisches Hirtenmädchen;
von Duval Lecamus, ein mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückter Seemann, in sein Dorf zurückkehrend;
von A. Giroux, das Campo Vaccino in Rom;
von E. Hostein, Gegend bei Lyon;
von Mozin, Gegend am Ufer der Seine; Küste bei Trouville sur Mer; ein Winterstück;
von Rubio, eine Frascatanerin;
von Villeret, innere Ansicht einer Kirche; und
von Dlle. Louise Strubberg, eine Landschaft mit Figuren von Horace Vernet.

Aus Belgien:

von de Biefve, der Damenfrieden im J. 1529;
von F. Cautaerts, van Dyk; die beiden Freunde; und
von C. Venneman, Bauern, welche Karten spielen.

Aus Holland:

von B. C. Koekkoek, eine Winterlandschaft;
von P. van Schendel, eine Fischverkäuferin;
von D. Bevernage, die Ueberraschung; und
von van Hove, ein altes Schloß in der Gegend von Genf.

Aus der Schweiz:

von Aurel Robert, eine Frascatanerin;
von F. Zuberbühler, eine junge Römerin;
von R. Bühlmann, Capo di Monte; und
von Hauser, der Kindermord zu Bethlehem.

Aus Polen:

von Elisabeth Baumann, eine polnische Bauernfamilie auf den Trümmern ihres Hauses; eine flüchtige Polin mit ihren Kindern.

Aus Rußland;

von E. Heubel, die drei Männer im feurigen Ofen; und
von W. Haasenberger (Bildhauer), zwei Pferde in Gyps.

Aus Norwegen:

von H. Gude, norwegische Abendlandschaft.

Aus England:

von Aglio, eine Landschaft.

Die zahlreichen aus Italien eingesandten Kunstwerke haben wir hier nicht aufgeführt, weil sie fast sämmtlich von Künstlern herrühren, welche deutschen Schulen angehören.

— **Italiänische Geschichtskritik in Deutschland.** Die bei Vincenzo Guglielmini in Mailand erscheinende Rivista Europea liefert in ihren letzten Heften eine Uebersetzung der in der Augsburger Allg. Zeitung abgedruckt gewesenen Artikel über die neueste historische Literatur Italiens, von Alfred Reumont. Die Rivista sagt in einer Anmerkung, sie theile diese Darstellungen mit, sowohl weil sie italiänische Angelegenheiten betreffen, als weil ihre Leser nirgends sonst eine bessere synthetische Uebersicht der neuesten italiänischen Geschichtsliteratur finden dürften. Demnächst fügt die Redaction hinzu: „Durch Uebernahme dieser Artikel möchten wir auch gern dem berühmten deutschen Verfasser, so viel es in unseren Kräften steht, beweisen, wie sehr ihm alle Italiäner freundlich gesinnt und dankbar sind für den liebevollen Fleiß, den er auf unsere Geschichte und Literatur verwandt, deren nur allzu oft verunglimpfte Ehre er bei den auswärtigen Nationen aufrecht erhält."

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 21. September 1844.

England.

Elektrische Telegraphen. *)

Der elektrische Telegraph zwischen dem Bahnhof in Paddington (dem Anfangspunkt der Eisenbahn nach Windsor) und Slough (spr. Slau) ist nun seit mehreren Wochen in Thätigkeit und kann gegen die Zahlung einer Kleinigkeit von dem Publikum benutzt werden. Er ist in täglicher und stündlicher Arbeit begriffen, und wenn sich der Hof in Windsor aufhält, so werden Botschaften mit derselben Schnelligkeit hin- und zurückgesandt, als ob sich die Königin im Buckingham-Palast befände. Als der Kaiser von Rußland den Telegraphen in Augenschein nahm, schickte Herr Wheatstone, unter dessen Aufsicht er errichtet wurde und der auch die Leitung desselben hat, die Frage nach Slough: „Ist Alles zum Empfang des Kaisers vorbereitet?" worauf die Antwort: „Es ist Alles in gehöriger Ordnung", erfolgte. Die Beförderung beider dauerte nicht länger als achtundsechzig Sekunden!

Die von Herrn Wheatstone aufgestellten telegraphischen Vorrichtungen sind äußerst merkwürdig und zeugen von einem höchst erfinderischen Geist, indem es ihm gelungen ist, die ursprüngliche Entdeckung bedeutend zu vervollkommnen. In einem Falle wendet er die Elektrizität und magnetische Nadeln an, die von dem Parallelismus des Luftzugs abweichen — in einem anderen den Elektro-Magnetismus; hier werden die Buchstaben des Alphabets, dort, wie in der alten Signal-Methode, Zeichen zur Bildung der Wörter gebraucht, wobei verschiedene Abweichungen stattfinden, deren Details nur dem Augenzeugen verständlich sind — so hat man z. B. einen einzelnen Draht oder auch mehrere, je nachdem es die Natur des Apparats erfordert. Das Resultat ist wunderbar. In dem Zeitraum von nur drei Sekunden wird der in Slough angestellte Beamte zur Aufmerksamkeit ermahnt und dessen Antwort entgegengenommen, daß er bereit ist; hierauf kann man jede beliebige Botschaft abfertigen, indem man die Buchstaben, aus denen sie besteht, der Reihe nach auf einem strahlenförmigen Metallrade, welches das Alphabet enthält, nach der Stelle hindreht, wo der Umlauf endet und der bezeichnete Buchstabe in der Höhlung erscheint, die oben durch einen gleitenden Zapfen hervorgebracht wird. Am Ende eines jeden Wortes wird ein Kreuz eingesetzt, und am Ende eines Satzes zwei Kreuze. Ein Irthum kann hierbei durchaus nicht stattfinden, indem man sogleich anhält, sobald etwas nicht ganz Verständliches vorkömmt, und es in Ordnung bringt. Auf diese Art kann man so schnell, wie die Worte und Phrasen buchstabirt werden, sie den Raum von sechsunddreißig (engl.) Meilen — achtzehn Meilen hin und achtzehn zurück — passiren lassen. Bei einer Gelegenheit brachte man eine noch überraschendere Wirkung dadurch hervor, daß man den Schall anstatt der Zeichen mittheilte. Dem Beamten in Slough wurde aufgegeben, „die Glocke zu ziehen" (Ring the bell) — und ehe der letzte Buchstabe l auf dem Brette erschien, erklang in dem kleinen Zimmer in Paddington schon die Glocke, deren Schall durch die magnetische Berührung in Slough ertönte! Die Drähte sind an einer Reihe von Pfosten entlang gezogen, die sich in der freien Luft an der Seite der Eisenbahn befinden, und so vertheilt, daß, wenn sich ein Unfall ereignen sollte, man es sogleich entdecken, auf einen kleinen Raum beschränken und den Schaden repariren kann. Würden die Drähte unter dem Boden durch geführt, so wären diese Vortheile unerreichbar, da bei einem Unfall die ganze Linie in Verwirrung kommen und es viele Mühe kosten würde, die Stelle zu entdecken, wo er sich zugetragen und wo die Ausbesserung stattfinden müsse.

Wie schon erwähnt, ist es unmöglich, diesen merkwürdigen Prozeß durch eine bloße Beschreibung zu versinnlichen; die Zweckmäßigkeit desselben hat sich aber so sehr bewährt, daß man jetzt mit dem Gedanken umgeht, ein ähnliches Communicationsmittel zwischen London und Portsmouth zu errichten, und es wird leicht seyn, es von London nach Edinburg auszudehnen, in welchem Fall eine Minute genügen wird, um Berichte von einer Hauptstadt nach der anderen zu befördern! Auch wird keine Unterbrechung darin durch das Wetter verursacht, wie bei den gewöhnlichen Signal-Telegraphen; bei Nacht und Nebel, wie beim Licht des Tages, fliegt die elektrische Flüssigkeit gleich dem schnellen Blitzstrahl einher, aber nicht, wie dieser, zum Verderben, sondern zur Belehrung und zum Nutzen der Menschen, die sich zu Meistern dieses mächtigen Elements gemacht und es, wie Prospero, zu ihrem Dienst gezwungen haben. Von London nach Edinburg ist die Entfernung etwa 400 (engl.) Meilen, und wenn wir im neuen Athen (wie würden sich die Philosophen des alten wundern!) nach den Tages-Neuigkeiten anfragen, so wird die Antwort in zwei bis drei Minuten durch den Telegraphen erfolgen.

*) Nach der Literary Gazette.

Frankreich.

Savigny's Ideen in Frankreich.

Von Pascal Duprat.

(Fortsetzung und Schluß.)

III. Standpunkt der Savignyschen Lehre.

Savigny's systematische Ideen über den Ursprung der Gesetzgebung haben in Deutschland nicht weniger Beifall gefunden als seine Arbeiten über Rechtsgeschichte; ja vielleicht noch mehr. Savigny hat gewiß das Seinige gethan, um sie zu verbreiten. Er hat ihnen fast im Beginne seiner Laufbahn ein Buch gewidmet unter dem bedeutenden Titel: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". Bald hernach sprach er sie von neuem in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" aus, welche er in Berlin im Verein mit Goeschen und Eichhorn gründete. Endlich hat er sie in einer neueren Epoche wieder ans Licht treten lassen in dem „System des heutigen römischen Rechts".

Indem solcher Art Savigny seine Lehren wiederholt ausgesprochen, hat er seine Grundtheorie mit einer Menge sekundärer Fragen von der größten Wichtigkeit vermischt, die wir hier nicht zu betrachten haben. Sie enthalten zuweilen Beobachtungen über höchst bedeutende Probleme, die unter Savigny's Feder ein neues Leben gewinnen. Wir beschränken uns auf die philosophische Idee, welche alles dies umhüllt und durchdringt.

Ich gebe hier diese Idee in der einfachsten und bestimmtesten Form.

Die Gesetzgebungen dürfen, nach Savigny's Idee, nicht durch menschliche Speculationen hervorgebracht werden. Das Recht wird nicht erfunden, es existirt durch sich selbst; es hat seine Wurzeln in dem Körper der Nation; es wächst und entwickelt sich mit ihr, kraft seiner inneren Energie; es ist ein nothwendiges, vom Schicksal gegebenes Element dieses großen Organismus und muß ihm durch alle Phasen seines Lebens folgen. Der Mensch darf gesetzmäßig nicht daran rühren: das hieße der Natur entgegenwirken und sie der Tyrannei des Gedankens unterwerfen wollen. Das Recht ist da, wie die Sprache. Man kann sagen, es existirt im Keime, in den Sitten, in dem Glauben und gewissermaßen in den Eingeweiden jedes Volkes. Es kommt aus dem Inneren und nicht von Außen; es gehorcht in seinen Umwälzungen einem geheimen Gesetz, einem unsichtbaren und geheimnißvollen Prinzip, welches der Laune und dem Willen des Gesetzgebers entschlüpft. Bei dieser Vegetation des Rechts hat der Mensch nichts zu thun; es bleibt ihm nichts übrig, als sich mit seiner Entwickelung zu vereinen. Alle Manifestationen des Rechts sind gesetzmäßig und durch es selbst geheiligt. Man muß das Recht annehmen, ohne Rechenschaft von seiner Existenz zu verlangen. Der menschliche Geist verirrt sich jedesmal unrettbar, wenn er seine eigenen Theorieen an die Stelle dieser inneren Arbeit setzen will, welche die Gesetzgebungen geheimnißvoll aus dem Schoße der Gesellschaft geboren werden läßt.

Dies ist dem Inhalte nach Savigny's Idee über die Natur und die Bestimmung des Rechts. An diese Prinzipien schließt sich nun die „historische Schule" an, deren Haupt er ist, in dem Kampfe gegen die philosophische, welche letztere, ohne ganz mit der Geschichte zu brechen, die Oberherrschaft der Idee verkündet in dem Gebiet der Gesetze, wie in allen anderen Sphären der menschlichen Intelligenz.

Wollte man Laboulaye glauben, so wären Savigny's Ideen eine der höchsten Leistungen des modernen Geistes, wir müßten uns vor den Gedanken dieses zweiten Keppler demüthig neigen, der uns die Gesetze der moralischen Welt verkündete. Dies beweist vielleicht gerade, daß Laboulaye, wie viele Andere, sich mit der Oberfläche dieses Systems begnügt hat. Er spricht von Philosophie und wieder von Philosophie, und doch hat sie nur einen geringen Antheil an diesen Ideen, wenn sie auch aus Deutschland kommen. Vor Allem sind es politische Ideen, und von der Kleinigkeit an Philosophie, die sich hineinmischt, gehört dem Haupt der historischen Rechtsschule nicht allzuviel. Vielleicht beweisen wir, daß es nur eine Einführung von Außen ist.

Savigny hatte Theil an der Gründung der Universität Berlin, welche, so zu sagen, aus dem Kriege entstand und die, schon in der Wiege, eine Feindin französischer Lehren seyn mußte. Sie glich nicht den anderen deutschen Universitäten, sie wurde mehr zum politischen Kampfplatz als zum Asyl der Wissen-

schaft. Der Geist der Professoren bemühte sich, die blutigen Wunden zu heilen, welche das große Schwert des Kaiserreichs im Herzen Preußens geöffnet hatte. Man rächte sich am Schwert durch Ideen, und der deutsche Patriotismus erhob sich in der Berührung mit diesen Lehren mächtig, wie bei dem Donner eines Sieges.

Dieser nationelle Enthusiasmus, welcher sich am Heerd der Wissenschaft entzündete, brachte größtentheils die energische Bewegung des Nordens hervor, welche Frankreich im Jahre 1813 wieder über die Ufer des Rheins zurücktrieb. Das Kaiserreich fiel in Folge dieses Stoßes; doch ließ es in Deutschland Institutionen zurück, in denen sich Frankreichs Genius kundgab. Die Ideen unseres „Code civil" waren weit verbreitet. Konnte man sie vertreiben, wie unsere Soldaten? Konnte man gegen sie jene große Schlacht bei Leipzig fortführen, welche unsere Herrschaft gebrochen hatte?

Die Universität Heidelberg, welche zum Königreich Westfalen gehört *) und den segensreichen Einfluß unseres Code erkannt hatte, neigte sich zur Idee einer Umänderung der deutschen Gesetze. Einer der Professoren, wie Savigny von französischer Abkunft, der berühmte Thibaut, machte sich zum Repräsentanten und Organ dieser Idee und veröffentlichte ein Werk, durch welches er Deutschland zu bewegen suchte, sich einen Corpus gleicher Gesetze zu geben, wie es Land und Jahrhundert erforderten. Thibaut's Buch durchlief bald die deutschen Staaten; man las und erklärte es. Es begegnete lebhaften Sympathieen und heftigen Oppositionen; vorzüglich fand es aber im Norden den äußersten Widerstand, und dies konnte kaum anders seyn. Man erinnere sich nur an das, was wir von der Universität Berlin sagten und von den politischen Leidenschaften, deren Heerd sie war.

Man mußte bald darauf denken, und in Berlin mehr als irgendwo anders, auf Thibaut's Buch und die Ideen, welche es verbreitete, zu antworten. Wenn man dieses Buch und diese Ideen bekämpfte, war es nicht ein neuer Kampf mit Frankreich, eine Fortsetzung des deutschen Sieges? Dieser Gedanke wurde zwar nicht von jedem Munde ausgesprochen, war aber gewiß in jedem Geiste vorhanden. Unter dem Einfluß seiner Entgegnung an Thibaut brachte Savigny zuerst sein merkwürdiges System über die Natur und den Charakter des Rechts an den Tag. Aus dieser Epoche stammt seine Broschüre: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft".

Trotz der ernsten und zuweilen philosophischen Form dieses Buches ist es durchaus nur ein Pamphlet zu nennen. Wenn wir es auf seinen wahren Ursprung zurückgeführt haben, wird man nicht mehr daran zweifeln. Wir werden hier nur die Methode der historischen Schule anwenden, und sie hat gewiß nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Um sich von dem, was wir vorhin behauptet, näher zu überzeugen, braucht man nur Savigny's Schrift selbst zu lesen; fast auf jeder Seite finden wir den Ton des Pamphlets. Das französische Gesetzbuch ist für Savigny „eine Art Krebs, der sich in Deutschland eingeschlichen hat". Die Revolution wird, wie man sich denken kann, nicht besser behandelt. Dann kommen Declamationen gegen das 18te Jahrhundert, gegen seine Ideen von „Vervollkommnung und Fortschritt" und so fort. Savigny's Buch gehört in dieser Hinsicht zu Körner's Gedichten, Goerres' Prosa und Schlegel's Kritiken. Freilich ist es wahr, Savigny hat sich nicht auf den engen Kreis dieses Nationalhasses beschränkt; er mußte etwas Philosophie beimischen: er war ja in Deutschland. Außerdem handelte es sich darum, auf ein Buch zu antworten, das sehr ernst und voll erhabener Betrachtungen war. Dies erklärt Savigny's Anstrengung, seiner Schrift ein philosophisches Aeußere zu verleihen. Wie hat er dies erreicht? hat er seine Ideen aus eigenen Kräften geschöpft, hat er sie nicht vielleicht irgend einer fremden Quelle entlehnt? Wir wollen es untersuchen.

IV. Burke. — De Maistre. — Bentham.

Lange vor Savigny hatten zwei Männer, zwei große Schriftsteller, die Ideen des Fortschritts angegriffen, die sich im 18ten Jahrhundert entwickelt und die die Revolution in die Gesetze eingeführt hatte. Der Erste war jener Redner des englischen Parlaments, welcher den Lord Chatham verdunkelte, Edmund Burke, der Zweite jener Edelmann, der an den Ufern der Newa das Königreich Sardinien repräsentirte, der beredsame und paradoxe de Maistre. Burke erklärte sich wie de Maistre zum Organ der Vergangenheit, zum Ritter der Tradition und der Gewohnheit. Beide Schriftsteller wanderten jedoch nicht ganz dieselbe Bahn; sie sahen nicht das Vergangene mit denselben Augen an, und das menschliche Geschlecht erschien ihnen unter zwei, in der That sehr verschiedenen Gesichtspunkten.

Burke begnügte sich nicht damit, die Revolution in den Sälen von Westminster zu verklagen, es genügte ihm nicht, sie gewissermaßen vor die Schranken des englischen Parlaments zu rufen; er wollte sie auch den Augen Englands und ganz Europa's bloßstellen. Diese Idee begeisterte ihn zu verschiedenen Schriften, unter anderen zu den „Gedanken über die französische Revolution".

In diesen Büchern, wie auf dem Rednerstuhl, eiferte Burke heftig gegen die Neuerungen, deren Beispiel Frankreich der ganzen Welt gab. Diese Neuerungen konnten, nach seiner Aussage, kein vortheilhaftes Resultat hervorbringen. Es liegt in der Natur der gesellschaftlichen Institutionen, sich aus sich selbst zu entwickeln, indem sie den Forderungen der Zeit und den Bedürfnissen der Menschheit folgen. Nicht durch abstrakte Prinzipien und philosophische Ideen kann man auf die Sitten, die Gebräuche, die Gesetze der Völker einwirken. Jede Nation hat eine eigene Bewegung, die ihr genügt; man darf nicht von der Theorie Mittel der Entwickelung für sie verlangen, die ihr entgegen sind, weil sie von Außen kommen. Die Gesellschaft ist ein großes Wesen mit bestimmten Phasen und Perioden, und in dem vom Schicksal bestimmten Kreise ihrer Bewegungen entschlüpft sie den künstlichen Combinationen des menschlichen Gedankens.

Das sind die Worte, die Ideen Burke's. De Maistre, der gleich ihm die Revolution und ihre Ideen bekämpfte, stützte sich doch auf andere Grundlagen und entwickelte eine andere Theorie. Er ist, so zu sagen, mehr Philosoph und weniger Staatsmann als Burke, d. h. er ist kein Engländer.

Schon in seiner Jugend warf sich de Maistre zum Gegner des neuen Geistes auf, der in Frankreich emportauchte. Er hatte früh schon sein Vaterland Savoyen verlassen, um bei dem Zar den Hof von Turin zu vertreten. Während seines Aufenthalts in Rußland ging das piemontesische Königreich eben so in Rauch auf, wie jene beiden anderen Kronen der sardinischen Könige, Cypern und Jerusalem. Es scheint, daß der Turiner Gesandte in dem Fall seiner Monarchie neue Wärme und Begeisterung schöpfte. Seine Schmähungen gegen die Revolution und die Mächte, welche aus ihr hervorgegangen, wurden immer heftiger und ungezügelter. Zwei beredte Bücher, wir könnten eben so gut sagen, zwei Gedichte, waren die Frucht seines Eifers. Das erste führte den Titel: „Betrachtungen über Frankreich"; das zweite, welches viel später erschien, jedoch dieselben Ideen enthielt, hieß: „Versuch über das Erzeugungs-Prinzip politischer Verfassungen und anderer menschlichen Institutionen".

De Maistre griff, wie Burke, mit seinen Schriften das neue Frankreich an; er suchte, wie dieser, das Reich der Gewohnheit gegen die Ueberschwemmungen der Idee zu vertheidigen, die ihm nicht etwa bloß verzeihlicher Irrthum, sondern Tempelraub und Lästerung schienen. Ihm erschien freilich die Gesellschaft nicht wie ein Wesen, welches wächst und sich nach eigenen Gesetzen entwickelt, eine Art gigantischen Baumes, dessen geheimnißvoller Vegetation man von Zeit zu Zeit folgen könnte. Er betrachtete die Menschheit aus einem anderen Gesichtspunkte. Gott erschien ihm als der direkte, kunstreiche Verfertiger der Institutionen und Gesetze; deshalb konnte es dem Menschen nicht verstattet seyn, im Namen seiner Vernunft daran zu rühren. Dergleichen Umänderungen konnten keine Dauer haben, weil ihnen die Grundlage fehlte und sie eigentlich nichts waren, als ein gottloses Wagniß gegen Gottes geheimes Handeln.

Im Namen dieser Prinzipien bekämpfte de Maistre zu derselben Zeit wie Burke die Ideen der Neuerung, welche Frankreich und durch dasselbe ganz Europa bewegten. Sein Blick reichte weiter und tiefer als der des englischen Schriftstellers. Beide wurden bald in Deutschland bekannt. Burke's Ideen besonders erlangten großen Erfolg. Viele Schriftsteller verbreiteten sie, und man konnte ihre Spuren in vielen Büchern damaliger Zeit nachweisen. Savigny's Vorgänger in den historischen Studien, Hugo, wurde durch sie begeistert. Sie fanden sich also schon vor jenem großen wissenschaftlichen Streit der Jurisprudenz beigemischt, welcher im Jahre 1814 der Befreiung Deutschlands bald nachfolgte.

Als sich Savigny, wie er es that, gegen jedes Reformprojekt aussprach, hatte er zwischen zwei sich ihm darbietenden Systemen zu wählen. Mit einem etwas höheren philosophischen Sinn hätte er sich zu de Maistre geneigt, trotz des häßlichen und traurigen Aeußeren seiner Schlüsse. Ein Geist seiner Art mußte sich mit Burke, diesem philosophischen Optimisten der Ueberlieferung und Gewohnheit, vereinigen. Und dies geschah.

Man vergleiche in der That Burke und Savigny; man untersuche die Art, wie sie Beide den Gang der Institutionen auffassen, und man wird bald sehen, daß es im Grunde dieselben Gedanken sind, dasselbe System. Der deutsche Schriftsteller, wie der englische, verwirft die Neuerungen in den Gesetzen, weil das Recht, aus sich selbst entspringend, keiner menschlichen Dazwischenkunft bedarf, welche dieser inneren Entwickelung, dieser geheimen, aber fruchtbaren Vegetation nur schaden würde. Der Ausdruck kann natürlich nicht derselbe seyn; Savigny's Schreibart ist metaphysischer und vielleicht weniger bestimmt als Burke's; doch wie auch die Form sey, sie bekleidet jedenfalls dieselbe Theorie.

So hat also, wie wir es oben schon andeuteten, Savigny die Rechtsphilosophie, welche Herrn Laboulaye und Andere derselben Schule so sehr reizte, aus fremder Quelle geschöpft. Er hat nicht erfunden, er hat nur übersetzt. Er hat, ohne Zweifel, mit großer Geistreskraft übersetzt, und die Idee, zu deren Dolmetscher er sich aufgeworfen, hat unter seiner Feder eine Kraft und ein Ansehen gewonnen, welche sie nicht im Originaltext besaß. Dieser Ruhm wäre vielleicht eben so groß als die Ehre einer Entdeckung, wenn die Idee, um die es sich handelt, gerecht und wahr wäre. Was soll man aber davon urtheilen, wenn sie falsch ist und zu den absurdesten und schädlichsten Folgerungen führt?

Man hat in Deutschland schon fast Alles über die Fehler des Savignyschen Systems gesagt. Wir könnten eine große Anzahl von Schriften aufführen, doch beschränken wir uns, die „Heidelberger Jahrbücher" und Thibaut's Arbeiten (besonders die vor vier Jahren erschienene Schrift) zu nennen.

Der erste Vorwurf, welchen man dem Berliner Rechtsgelehrten eben so wie seinem Lehrer Burke machen kann, ist der, die wahre Natur des Rechts und der Institutionen verkannt zu haben. Das Recht ist die Vereinigung aller Bedingungen, welche zur individuellen und sozialen Entwickelung des Menschen nothwendig sind. Jedes Gesetz, welches diese Entwickelung hindert, statt sie zu befördern, ist schlecht, wie auch die Umstände seyn mögen, welche es herbeiführten, und es muß verändert oder abgeschafft werden. Die bloße Existenz eines Gesetzes ist kein Grund für seine Legitimität. Wie viele, selbst

*) Herr Pascal Duprat ist, wie man sieht, mit Deutschland mehr in der Theorie als in der Praxis vertraut. Ein Blick auf die Landkarte würde ihn von seinem Irrthum überzeugt haben, dem vermuthlich eine Verwechselung Heidelbergs mit Göttingen zum Grunde liegt, welches letztere allerdings zum Königreich Westfalen gehört hat.

für ihre Zeit, verabscheuungswürdige Gesetzgebungen erscheinen uns im Laufe der Jahrhunderte! Montesquieu's Leidenschaft für die Geschichte konnte ihm die höheren Prinzipien nicht verbergen, welche über die Organisation der Gesellschaft herrschen müssen. Man lese nur seine ersten Seiten.

Ein zweiter Fehler der Savignyschen Ideen ist, daß er jene großen Gedanken über allgemeine Gerechtigkeit überging, welche Plato in seinen „Gesetzen" und in seiner „Republik" ausgesprochen hatte, welche später durch die stoische Philosophie reproduzirt wurden und die das Christenthum so tief in das Gewissen der lebenden Völker eingeprägt hat. Wenn man sich auf das positive Recht beschränkt, welches überall wechselt und sich verändert, so geht der Geist nicht über die engen Gränzen seines Horizonts hinaus. Jede allgemeine Regel verschwindet dann. Die Menschheit ist in einen Haufen Felder eingetheilt. Die Gerechtigkeit hat dann Zonen und Klimate, wie die physische Welt. Ein merkwürdiges Resultat für die Vernunft!

Das ist nicht Alles. Damit Savigny's Lehre wahr sey, müßten die Gesetze stets mit den Bedürfnissen und Interessen der Menschheit in Einklang gewesen seyn, sie müßten sich mit dem Organismus der Nation verändert haben, wie die historische Schule sagen würde. Wie falsch und irrig! Wie oft haben die Völker, nicht aufgeklärt in ihrem Handeln oder nicht frei in ihren Bewegungen, sich lange Zeit mit Trümmern alter Gesetzgebungen geschleppt, welche ihnen hinderlich waren? Haben wir nicht Beispiele genug im heutigen Europa?

Endlich hat Savigny's Schule Unrecht, jenen blinden Fatalismus anzunehmen, welcher uns bei der Bewegung der menschlichen Dinge unthätig hinstellt. Nach jener Lehre fesselt uns die Vergangenheit, sie mag gut oder schlecht seyn, sie umhüllt uns und drückt uns von allen Seiten.

Das Günstigste, was sich für Savigny's System sagen läßt, ist, daß es mit Bentham's Theorie in einiger Verbindung steht. Wie der Verfasser der „Prinzipien der Gesetzgebung" muß die historische Schule an der Nützlichkeit festhalten. Diese Analogie wurde vor 20 Jahren von Herrn Rossi aufgestellt. Jedenfalls ist jedoch zu bemerken, daß Bentham's Gesichtspunkt höher ist als Savigny's und seiner Schule. Bentham sucht eine allgemeine Formel für das Nützliche zu geben und es so auf die Höhe eines wissenschaftlichen Prinzips zu erheben, bei dessen Licht man über jedes Element des Rechts urtheilen könnte. Dies fehlt Savigny, welcher, ehe er sich in den Kreis der positiven Gesetzgebungen einschließt, nicht daran denkt, sich einen Führer zu geben, der seinen Pfad erhelle.

Es giebt also nichts Falscheres und zugleich Gefährlicheres als eine solche Theorie. Jedesmal, wenn Savigny sich im Bereich dieser Ideen befindet, scheint er den kritischen Sinn, das feste und kräftige Urtheil verloren zu haben, das er anderwärts so oft gezeigt hat. Nicht allein die Zukunft verkennt er in seinen blinden Formeln, er irrt sich eben so über die Gegenwart, über ihre Bedürfnisse und Interessen. Ist z. B. jene Behauptung nicht merkwürdig genug, das Nützlichste heutzutage wäre, die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten zu versammeln, um die Pandekten Justinian's zu vervollständigen?

Das ist der Lehrer, was sollen wir aber von den Schülern sagen? Savigny hat sich immer die Mäßigung bewahrt, die großen Geistern, selbst in den Momenten der Begeisterung, eigen ist. Nicht so seine Schüler. Sie haben die tollsten Ideen, die unsinnigsten Träume verbreitet, einen Wust, der selbst die beste Philosophie erstickt hätte. Sehr ernsthaft hat man bei unseren Nachbarn behauptet, daß die Juden aus Deutschland vertrieben werden müßten, weil sie keinen Ursprung daselbst haben. Es ist augenscheinlich wahr, daß, wenn man weit genug zurückgeht, man sehr wohl beweisen kann, daß die Kinder Israel's kein Produkt des germanischen Lebens sind (um die Sprache der Schule zu gebrauchen), und daß sie, wenn sie nur einigen Respekt vor der deutschen Geschichte haben, sich beeilen müssen, nach Jerusalem zu wandern; selbst auf die Gefahr hin, unter den Säbeln der Türken zu fallen, welche Letzteren nicht leicht für diese historische Leidenschaft ein Mitgefühl empfinden möchten.

Wie dem aber auch sey, alle diese Ideen verschwinden vor dem schönen Traume des Doktor Wirth. Er ist Puritaner seiner Sekte, will das alte heilige Germanien wieder herstellen und Alle aus Deutschland verbannen, die nicht ausgemacht blondes Haar tragen, weil sie sonst nicht von den blonden Germanen abstammen können, von denen Tacitus erzählt. Da es nun in Deutschland eine große Anzahl wackerer Leute giebt, die kein blondes Haar besitzen, so müßten diese alle — ja der Stifter der historischen Rechtsschule wäre wegen seiner französischen Abstammung davon nicht ausgenommen — der Heiligkeit der Geschichte aufgeopfert werden; glücklicherweise würden sie wohl in Frankreich eine Zufluchtsstätte finden, wenn uns nicht bis dahin Herr Laboulaye und seine Gehülfen unter die Diktatur der historischen Schule gebracht hätten.

Wir würden über diese Gedanken nur lächeln, wenn nicht wirkliche Gefahren hinter ihnen verborgen wären. Sie sind nicht in den Büchern verschlossen geblieben, wo sie neben so vielen anderen Thorheiten sanft ruhen könnten; sie sind in das Leben eingedrungen. Freilich ist es wahr, man hat die Deutschen, welche das Unglück haben, brünett zu seyn, noch nicht verdammt, den Blonden den Platz zu räumen, um sich nach Wohlgefallen ihre Wiege zu suchen. Man hat eben so wenig die Juden genöthigt, sich wieder an den glücklichen Ufern des Jordan niederzulassen. Herr Rothschild hat es vielleicht verhindert; das Gold des Frankfurter Banquiers hat schon andere Siege davongetragen. Man jagt die Juden freilich nicht aus dem Lande, aber man verweigert ihnen mehr als jemals die Freiheiten, welche sie seit Jahrhunderten verlangen, und man scheint sie mehr als jemals dem überlieferten Hasse der Menge hinzugeben. Jedenfalls zeigt sich von allen Seiten ein heftiger Geist der Reaction, und anstatt an der Spitze der Nationen zu wandeln, wie Hegel gesagt hatte, zieht sich Norddeutschland in die Vergangenheit zurück.

V. Frankreich und die historische Rechtsschule.

Betrachtet man mit Ernst dieses System, so erkennt man gewiß, daß es, ganz abgesehen von seinen unheilvollen Folgen, für Frankreich durchaus unpassend ist. Laboulaye und seine Freunde hätten unter den Ideen, welche sich jenseits des Rheins über Rechtsphilosophie erzeugten, keine schlechtere Wahl treffen können. Institutionen, welche Zeiten durchlebt haben, Meinungen und Systeme, welche alte Civilisationen uns vererbten, verdienen gewiß ohne Widerspruch mit ehrender Aufmerksamkeit untersucht zu werden. Der Staub aber, der sie bedeckt, darf sie in unseren Augen nicht heiligen. Das Alterthum ist nur heilig, so weit es gerecht ist, so weit es Vernunft hat. Der Irrthum, selbst wenn er graues Haar hat, muß unerbittlich aus der Gesellschaft verbannt werden. Ein Irrthum, welcher aus Rom oder aus Athen stammt, ist nicht so alt als eine Wahrheit, welche man heute entdeckt. Der erste ist ein Sohn der Zeit, d. h. er ist jünger als der Mensch; die zweite ist nicht nur älter als der Mensch, sie ist Gottes Zeitgenosse.

Beeilen wir uns, schließen wir unsere Thore vor dieser Lehre, welche auf nichts Anderes zielt, als uns die Eroberungen des modernen Geistes zu entreißen. Die Revolution mußte in dem Spiel der Schlachten unterliegen; sie ist durch die Rathschlüsse Europa's gedemüthigt worden. Verbinden wir uns nicht mit diesen Feinden, um sie zu unterstützen in ihrem Siege; noch herrscht sie unbezwungen in dem Gebiete der Ideen, trotz der tiefen Wunden, die sie empfangen. Savigny's System, welches, wie wir gesehen, sich mit Burke's Denkweise verbindet, ist eine geistige Vereinigung Englands und Deutschlands gegen die Prinzipien, welche wir in Europa verbreiteten und welche wir jetzt selbst im Schoße Frankreichs vertheidigen müssen.

Mögen Giraud, Laboulaye und ihre Freunde in ihren historischen Arbeiten fortfahren; wir verlangen nichts Besseres und bedauern nur, daß Klimrath zu früh der Wissenschaft entrissen ward, um seine emsigen Untersuchungen beendigen zu können. Wir sind voller Hochachtung für die Alterthumsforscher, vorzüglich, wenn sie nicht verlangen, daß wir in den Ruinen wohnen sollen, die sie entdecken. Wir wünschen ihnen aus vollem Herzen Glück zu der ehrenvollen Stellung, die sie erlangten, und wünschen ihnen immer größeren und glänzenderen Erfolg, doch unter einer Bedingung: daß sie in unsere Schulen und Akademieen nicht Pitt und Coburg als Philosophen maskirt einführen.

Als der große Condé die heiligste der Pflichten vergessen hatte und im Rathe der Feinde saß, verlangte er dort den ersten Platz. Wir wollen treuer, aber eben so stolz seyn. Gewiß ist es uns gestattet, uns mit unseren Nachbarn zu vereinigen und zu vermischen, uns mit ihren Sitten, ihren Arbeiten, ihren Ideen zu befreunden; solche Verbindungen sind gesetzmäßig, sie können nützlich und fruchtbar seyn; doch in der Mitte dieser fremden Einflüsse, die uns umgeben, wollen wir nicht vergessen, daß es unser Ruhm, unsere Pflicht ist, Frankreich fortzuerhalten, indem wir seine Institutionen und Gesetze umformen, indem wir dem Bedürfniß und dem Genius der Jahrhunderte folgen.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

V. Die Feste vor Amak.

(Schluß.)

Da erschienen vier holländische Seeleute, die trugen einen Tafelaufsatz in Form eines dreimastigen Schiffes, den setzten sie nicht ohne einige Anstrengung gerade vor dem Könige hin. Als nun dieser das kunstvolle Werk in genauen Augenschein nahm und es mit vielem Lobe erwähnte, begann aus dem Bauche desselben eine liebliche Musik zu ertönen; aus den Speigaten von dem Verdeck herab träufelte wohlriechendes Wasser in untergestellte Schalen, und aus den Kanonen flogen künstliche Gold- und Silberblumen. Dann aber öffnete sich das Verdeck, und aus dem Raume kam ein Knabe hervor, der war gekleidet wie ein Engel, mit einer Posaune in der Hand und Flügeln an den Schultern. Er erhielt sich einige Zeit schwebend und richtete einige zierliche Verslein an den König, worauf er demselben ein reichgearbeitetes silbern und goldenes Friedenskränzlein verehrte und ihm dasselbe auf das Haupt zu setzen sich unterstund, wobei er sagte, dies sey der Ort, von welchem der Frieden ausgehen müsse über die Welt. Und es heißt: „der König sey hiervon so gerührt geworden, daß er den Knaben herzte und küßte, wobei ihm die Thränen über die Backen gelaufen."

Wie es nun allmälig dunkler wurde, das Banketiren aber mit nichten ein Ende hatte, geschah es, daß die Zelte, welche über Deck ausgespannt waren, am Sehen hinderten und man sich in eine Art von Dämmerung befand, worüber die Wirthe sich von ihren Gästen allerlei scherzhafte Anspielungen mußten gefallen lassen, woran sich diese aber nicht sonderlich kehrten. Als nun die Dunkelheit so sehr überhand nahm, daß sie genirte, und der König deshalb bei seinen Nachbarn sich befragte, rollte sich das große Zelt plötzlich von selbst zusammen und ein Strom des Lichts drang über die Tafel hin. Man hatte eine freie Aussicht und sah nun die Masten der Admiralschiffe, sammt allen Raaen und Rundhölzern mit einer Menge farbiger Lampen und Laternen bedeckt; gleicherweise war es auf den übrigen Schiffen der Flotte, und dazwischen schwammen Böte mit brennenden Theerkesseln und Pechkränzen umher, so daß sich fast eine Tageshelle verbreitete und der Sund sich darstellte, wie ein Stück Zauber, das aus einem orientalischen Märchen hierher gekommen war.

Die überraschten Gäste begrüßten das Alles mit lautem Jubel und Entzücken; der König selbst schüttelte den Admiralen die Hand und weidete sein

Auge an dem ergötzlichen Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete, bis auch dies von einem neuen verdrängt ward.

Es erschien nämlich plötzlich ein großer, hellerleuchteter Dreimaster, der von einigen Böten heranbugsirt ward und sich gerade dem Schiffe zur Seite legte, auf welchem sich der König von Dänemark mit den übrigen erlauchten Gästen befand. Zwischen den beiden Fahrzeugen war nicht mehr Raum als eine Viertel Kabellänge. Als nun dieses Schiff die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wandte sich Herr van Wassenaar an seinen königlichen Gast mit der Bitte, ihm zu erlauben, den fremden Segler zu fragen, wer er sey und was er um diese Zeit hier zu suchen habe? Als der König die erbetene Erlaubniß gern ertheilte, bestieg Herr van Wassenaar mit dem Sprachrohr die Galerie und rief mit starker Stimme herüber: „Schiff aboi!"

Nicht lange darauf erschien auf der Hütte jenes Schiffes ein Mann, der war gekleidet wie ein vornehmer Türke. Er hob das Sprachrohr und fragte gegen alle Seemannsregel: Was man von ihm wolle? Als nun Herr van Wassenaar ihm dies bündig auseinandersetzte, gab er zur Antwort, er sey ein Türke, der sich um christliche Satzungen und Bräuche nicht sonderlich kümmere; da indessen hier ein nordischer Sultan sein Hoflager halte, so sey er gern erbötig, dieses Fest, so viel er irgend im Stande, zu verherrlichen. Als der Türke dies gesagt, stieg er von der Galerie herab, und am Bord seines Schiffes ließ sich eine sanfte Musik vernehmen. Dann tauchten von allen Seiten türkische Krieger und reichgekleidete Sklavinnen auf, die führten einen kunstreichen Tanz aus, mit den seltsamsten Verschlingungen und den halsbrechendsten Stellungen, daß mancher der Zuschauer in ein ängstliches Staunen gerieth, und meinte, dies müsse ein betrübendes Ende herbeiführen. Aber das geschah mit nichten, sondern die Lustbarkeit nahm eine ganz andere Wendung. Als der Tanz immer wilder und verschlungener ward, und die Gäste vor dem schnellen Drehen der Tänzer ihren Bewegungen nicht mehr folgen konnten, erschienen plötzlich eine Anzahl schwarzer Sklaven, die warfen sich unter die Menge, ergriffen die schönen weißen Sklavinnen und eilten mit ihnen hinweg. Die Krieger setzten sich zwar zur Wehre, aber es half ihnen nichts, und indem sie ihre Säbel zogen, ordneten sie sich zu einem Waffentanz; sie riefen ihren Gebieter und stimmten einen lauten Schlachtgesang an. Als dieser verhallte, erschien der vornehme Türke abermals auf der Galerie und rief nach dem Admiralschiffe hinüber: der Raub der Sklavinnen sey auf Veranstaltung der Christen geschehen, und man solle sie ihm sogleich ohne Widerrede ausliefern. Es half nichts, daß Herr van Wassenaar dieser Behauptung widersprach und den Türken zu besänftigen versuchte. Dieser wurde immer ungeberdiger, und sagte zuletzt, jene räuberischen Mohren seyen verkleidete Christen gewesen, und seine jungen Männer erwarteten sie zum Kampf. Da erschienen plötzlich vor seinem Fallreep zwei Böte; Niemand hatte darauf geachtet, woher sie kamen; deren eines war mit dänischen, das andere mit holländischen Soldaten angefüllt; die enterten das Verdeck, und sogleich entspann sich ein künstliches Gefecht, das seiner seltsamen Evolutionen wegen vielfach bewundert ward, und mit dem endlichen Siege der Christen über die Türken endete. Nun erschienen auch die Mohren mit den Sklavinnen wieder, es ward ein allgemeiner Frieden geschlossen und des Tanzens wurde kein Ende.

Als es bereits nach Mitternacht war, und der König sich erhob, um für die kostbare Bewirthung zu danken und sich nach dem Lande zurückzubegeben, stieg plötzlich am Bord des türkischen Schiffes ein Feuerwerk von Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, das glänzte weithin wie lichter Sonnenschein, und Herr van Wassenaar brachte Seiner Majestät in einem goldenen Pokale den Abschiedstrunk. Der König erwiederte mit dem Wunsche eines dauernden Bündnisses zwischen Holland und Dänemark, so wie auf endliche Beilegung des Zwistes mit Schweden, der seines Volkes Wohlfahrt zu untergraben drohe. Dann befahl er, daß seine Schaluppe seitlängs gelegt werde, und ging mit seinem Gefolge über den Fallreep.

De Ruiter hatte den König bereits in der Schaluppe von Westfriesland empfangen und geleitete ihn in derselben Ordnung und mit denselben Ehrenbezeugungen nach dem Lande zurück, wie er am Morgen abgeholt worden. Als aber die Böte sich zur Rückkehr wandten, verlief sich das Volk von den Werften, die Lampen auf den Schiffen erloschen, die Pechfackeln und Theerpfannen wurden über Bord geworfen, und wo noch vor kurzem mehr als Tageshelle geleuchtet hatte, herrschte jetzt finstere, undurchdringliche Nacht.

Mannigfaltiges.

— **Kant, Schelling und Humboldt.** Herr Amand Saintes, dem die neuere französische Literatur bereits mehrere geschätzte Werke über den deutschen Rationalismus, so wie über Spinoza und den Spinozismus, verdankt, hat jetzt eine „Geschichte von Kant's Leben und Philosophie" herausgegeben.*) Herrn Saintes, der sich seit mehreren Jahren in Deutschland — wenn wir nicht irren, als Prediger der französischen reformirten Gemeinde in Hamburg — aufhält, wird jedoch von einigen seiner philosophischen Landsleute, die sich bereits seit längerer Zeit mit dem Studium Kant's beschäftigen, der Vorwurf gemacht, daß er nicht immer die Sprache und die Ideen des deutschen Philosophen richtig aufgefaßt habe. Dies sucht namentlich Herr J. Tissot, der Uebersetzer von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", in einer in der Revue Indépendante enthaltenen Rezension nachzuweisen. Gleichwohl wird zugegeben, daß sich das Buch des Herrn Saintes mit großem Interesse lesen lasse, und daß es namentlich auch denen, die die vom Verfasser benutzten Quellen nicht selbst aufsuchen mögen, von vielfachem Nutzen seyn könne. Herr Saintes reiht sich denjenigen seiner Landsleute an, die noch von Schelling, als dem einzigen Ueberlebenden der Nachfolger Kant's, eine Lösung der seit dem Auftreten des Königsberger Weisen die Welt beschäftigenden religiös-philosophischen Fragen erwarten. Er fordert ihn auf, seinen ganzen Gedanken der Welt mitzutheilen, auf daß dieser entweder bekämpft oder damit Schelling, wenn er das bewähre, was seine glorreiche Vergangenheit erwarten lasse, als Befreier proklamirt werde.**) Herr Tissot will jedoch Schelling als Apellations-Instanz nicht gelten lassen oder nimmt vielmehr für Kant das Privilegium de non appellando in Anspruch. Er beruft sich dabei auf einen Ausspruch Alex. von Humboldt's, welcher gesagt hat: „Ich halte mich nicht für befähigt, zu beurtheilen, was uns von der Kantischen Philosophie geblieben und was von ihr bleiben muß; aber drei Dinge scheinen mir gewiß: das, was er *vernichtet* hat, wird sich nie wieder erheben; was er *begründet* hat, wird nie wieder vernichtet werden, und die Geschichte der *Philosophie* hat dem, was er begründete, nichts Gleiches an die Seite zu stellen."***)

— **Depping's Sammlung spanischer Romanzen.** Den Freunden der spanischen Poesie in Deutschland ist durch eine neue, von dem fleißigen und gelehrten Depping in Paris besorgte Ausgabe seines Romancero Gelegenheit gegeben, das ganze Gebiet der spanischen Romanzen-Poesie kennen zu lernen.****) Die erste Ausgabe dieser Sammlung erschien bereits im Jahre 1817, zu einer Zeit, wo in Spanien selbst nur wenig Interesse für seine alte Literatur sich kundgab, so daß Herr Depping nur die älteren Cancioneros zu seinem Zwecke benutzen konnte. Gleichwohl wurde sein Buch in London nachgedruckt, wo es ein Spanier mit eigenen Anmerkungen ausstattete. Auch ist es wohl der nächste Anlaß gewesen zu der in den Jahren 1821—23 bei Perthes und Besser in Hamburg erschienenen Floresta de rimas antiguas castellanas, herausgegeben von Böhl v. Faber, die aber nur wenige Romanzen enthält und vielmehr eine Sammlung von geistlichen Liedern, Lehrgedichten, Liebesliedern und Scherzgedichten, und zwar ohne alle kritische Zuthat, nur von einigen kurzen historischen Hinweisungen in deutscher Sprache begleitet ist. Bei der gegenwärtigen Zusammenstellung seines Romancero hat Herr Depping zum Theil die von Don Augustin Duran in Madrid in fünf Bänden veranstaltete Sammlung benutzt, welche auch Don Eugenio de Ochoa bei seinem 1838 in Paris herausgegebenen Tesoro de los romanceros etc. zum Grunde legte. Die beiden so eben in Leipzig erschienenen Bände zeichnen sich jedoch vor allen ihren Madrider und Pariser Vorgängern dadurch aus, daß sowohl die verschiedenen Abtheilungen [1) Romances Historicos, 2) R. Caballeros, 3) R. Moriscos und 4) R. sobre varios asuntos] als jedes einzelne Gedicht mit Erklärungen und kritischen Anmerkungen begleitet ist; und zwar hat sich dazu der deutsche Kritiker mit einem der gründlichsten jetzt lebenden spanischen Literaturkenner, Herrn Alcala Galiano, verbunden. Herr Galiano, der vor einigen Jahren unter der Moderado-Verwaltung des Herrn Isturiz Marine-Minister und einer der einflußreichsten Redner in der spanischen Abgeordneten-Kammer war, lebt jetzt in literarischer Zurückgezogenheit von einer kümmerlichen Professur und hat es, aller Bitten seiner Freunde ungeachtet, abgelehnt, wieder in das politische Leben zurückzukehren, in welchem er, wie er meint, sich weder der Königin noch des Volkes Gunst zu erwerben gewußt habe. Von ihm, der sich früher, als Emigrant in London, gründliche Kenntnisse der englischen und der deutschen Sprache erworben, sind nicht bloß die Abhandlungen Depping's ins Spanische übersetzt, sondern er hat auch dessen Anmerkungen durch eigene sehr scharfsinnige sprachliche und historische Erörterungen ergänzt. Nicht selten trifft es sich, daß er mit Herrn Depping nicht übereinstimmt, und dann fügt er freimüthig seine abweichende Meinung hinzu, die sich übrigens in der Regel, wie z. B. in den verschiedenen Erklärungen der redondilla und des verso redondillo, dem Leser als die überzeugendere darstellt, obwohl er dabei immer mit Bescheidenheit nur den Umstand, daß er ein geborner Spanier sey, dem gelehrten Deutschen gegenüber, geltend macht. Jedenfalls aber ist durch diese von zwiefachem Standpunkt aus aufgefaßte Kritik die neue Sammlung spanischer Romanzen eine der interessantesten Erscheinungen auf diesem literarischen Gebiete geworden.

*) Histoire de la vie et de la philosophie de Kant, par A. Saintes. Paris, Cherbuliez, 1844.

*) Illustre Schelling, dites au monde toute votre pensée, afin qu'on la combatte, s'il y a lieu, ou qu'on vous proclame le libérateur des consciences déjà en délire, si vous répondez à ce que nous fait attendre de vous un passé brillant et glorieux.

**) Wie groß die Verehrung des berühmten Naturforschers für den Königsberger Philosophen sey, geht auch aus dem Glückwunschschreiben hervor, das Alex. von Humboldt an den Prorektor der Albertus-Universität bei Gelegenheit ihrer 300jährigen Jubelfeier gerichtet hat.

***) Der vollständige Titel des Werks ist: Romancero Castellano ó Coleccion de antiguas romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva Edicion, con las notas de Don Alcalo Galiano. 2 Tom. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Dienstag den 24. September 1844.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

II. Gottesurtheile und Hexenprozesse.

Nachdem wir in unserem ersten Artikel die Verirrungen der Wissenschaft behandelt, wenden wir uns nunmehr zu denen des praktischen Lebens. Wir betrachten jetzt den Aberglauben nicht mehr, wie er im Stillen die Quellen des Wissens vergiftet, sondern wie er mit Feuer und Schwert hervortritt, um die Unschuld zu quälen und das Verbrechen zu schützen, nicht mehr lauernd im Schmelztiegel oder im Observatorium, sondern an der Abfassung des Gesetzbuchs Theil nehmend und zu Gericht sitzend. Ob sein Einfluß in dieser Gestalt verderblicher war, als in der ersten, kann bezweifelt werden; aber gewiß ist es, daß weder das römische Reich noch die französische Revolution demüthigendere Beispiele menschlicher Schwäche und Grausamkeit darbieten, als in diesem Kapitel ihrer Geschichte zu finden sind.

Seit den ältesten Zeiten, in welchen wir von unseren germanischen Vorfahren etwas wissen, hat ihr eingewurzelter Glaube an übernatürliche Erscheinungen ihre bürgerlichen Institutionen entstellt durch Einführung neuer gerichtlicher Untersuchungs-Methoden und Erfindung neuer und unmöglicher Verbrechen. Dies war noch mehr der Fall, nachdem das Christenthum ihre religiösen Gefühle gesteigert, ohne anfangs ihre Sitten zu mildern oder ihren Geist aufzuklären. Im Fortgang der Zeit ging hieraus das Verfahren mit Gottesurtheilen und der Kodex der Hexenprozesse hervor.

Unter den celtischen Stämmen Europa's, die immer unter dem Einfluß einer schlauen Priesterschaft standen, scheint das Gottesurtheil sehr früh bekannt gewesen zu seyn. Aber unter den germanischen Nationen, deren Freiheitsgeist selbst die Künste Roms nicht lange unterdrücken konnten, entsprang das Gottesurtheil aus der Sitte der Zweikämpfe, zu der es auch bald wieder zurückkehrte. Die erste Anerkennung des Zweikampfs als eines regelmäßigen gerichtlichen Verfahrens ist in den Gesetzen Gundebald's, Königs der Burgunder, im Anfang des 6. Jahrhunderts zu finden. Die Sitte verbreitete sich bald unter den kriegerischen Franken, und unter Karl dem Großen war sie so allgemein geworden, daß nicht bloß die Parteien in einem gewöhnlichen Rechtshandel für die Gerechtigkeit ihrer Sache, sondern auch die Zeugen für die Wahrheit ihres Zeugnisses und selbst die Richter für die Redlichkeit ihres Urtels auf Tod und Leben kämpfen mußten. Doch das Anstößige feierlicher Anrufung des göttlichen Beistandes zur Vernichtung eines Menschenlebens wegen eines Morgen Landes oder einer Heerde Vieh war selbst für jenes Zeitalter der Finsterniß und des Blutvergießens zu auffallend, und der gerichtliche Zweikampf wurde von Ludwig dem Frommen auf die Entscheidung verbrecherischer Anklagen oder gewisser Civilsachen von der höchsten Wichtigkeit beschränkt. Später wurde dieser Fürst, sey es durch religiösen oder ritterlichen Eifer, bewogen, ein Verfahren in seinem ganzen Umfang wiederherzustellen, welches den barbarischen Karolingern zu barbarisch gewesen war. Aber diese Veränderung konnte sich nicht lange halten, und die frühere Beschränkung wurde von seinen Nachfolgern bald wieder hergestellt.

Inzwischen wurde der gerichtliche Zweikampf überhaupt von der Geistlichkeit verdammt. Aber während sie den Duellanten mit Excommunication bedrohte, bekämpfte sie nicht den falschen, unwürdigen Glauben, welcher der Vorwand seines Verbrechens war, und in der That waren die Ceremonien, die sie an die Stelle zu setzen suchte, obgleich an sich weniger unmenschlich, doch als Proben der Unschuld eben so absurd, während andererseits die Parteien dabei leichter im Trüben fischen konnten. Es gab fünf von der Kirche in Fällen streitenden Zeugnisses autorisirte Gottesurtheile. Diese waren die Probe des geweihten Brodtes, das eine schuldige Person dem Glauben nach nicht zu essen vermochte, die des Kreuzes, welche darin bestand, daß man von zwei gleichen Bändeln dasjenige wählen mußte, in welchem ein Kreuz lag; ferner die Eintauchung in's Wasser; die Feuerprobe, wo der Schuldige freigesprochen wurde, wenn er unverletzt eine heiße eiserne Stange anfassen oder mit verbundenen Augen über einen mit heißen Pflugschaaren bedeckten Raum gehen konnte; endlich die Berührung der Leiche in Fällen des Mordes, wo man glaubte, daß der Körper bei der Berührung des Mörders frisch bluten würde.

Diese grausamen Ceremonien wurden immer mit der größten Feierlichkeit vorgenommen; für einige bestimmte die Kirche einen besonderen Gottesdienst; auch fanden sie immer in einem heiligen Gebäude, unter der Aufsicht der Geistlichkeit statt. Doch ist zu bemerken, daß bei den meisten von ihnen selbst das freie Spiel des Zufalls ausgeschlossen war, so daß, wenn nicht ein Wunder eintrat, der Angeklagte, je nach der Natur der ihm aufgelegten Probe, der Verurtheilung oder Freisprechung im voraus sicher war. Es war nicht zu erwarten, daß ein solches Verfahren selbst in dem abergläubischsten Zeitalter ohne Mißtrauen angenommen werden sollte. Der Kämpe, dessen unschuldiges Bewußtseyn ihn mit Zuversicht auf Sieg in den Schranken hoffen ließ, mochte nicht Glauben genug haben, um eine Aufhebung der Naturgesetze zu seinen Gunsten zu erwarten, besonders wenn er Grund hatte, zu fürchten, daß das Wunder, wenn es wirklich stattfand, durch die List eines feindlichen Priesters verborgen oder geleugnet werden möchte. Daher finden wir auch, daß das Verfahren der Ordalien nie populär wurde, und daß dagegen der gerichtliche Zweikampf, trotz der Mißbilligung der Kirche, beständig im Gebrauch war. Die allgemeine Abneigung gegen das Ordal wurde endlich so stark, daß es, ungeachtet der Opposition der Geistlichkeit, gesetzlich aufgehoben wurde, in Frankreich von Lothar, in England von Heinrich II. Aber es war leichter, diese Absurditäten aus dem Gesetzbuche herauszubringen, als sie aus dem Gedächtniß des großen Haufens zu tilgen. Die Wasserprobe wurde lange nachher bei den Hexenprozessen wieder erneuert, und ein Ordal wegen Vatermords kam noch im Jahre 1688 vor, wo der Schuldbeweis hauptsächlich darauf begründet wurde, daß man den todten Körper des Vaters bei der Berührung durch den Sohn bluten gesehen.

Die Gesetze und Formalitäten des gerichtlichen Zweikampfs sind jedem Romanleser bekannt. Mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt sich derselbe im Gebrauch, und sein Ansehen wie sein Einfluß vermehrten sich durch einige merkwürdige Fälle, wo der Sieg, obwohl unter großen und auffallenden Nachtheilen, von der gerechten Sache gewonnen wurde. Der älteste Fall dieser Art kam im Jahre 878 vor, wo ein berühmter Kämpe, Namens Gontram, welcher der Gräfin von Gastinois die Ermordung ihres Gatten fälschlich zur Last gelegt, in Gegenwart des ganzen karolingischen Hofes von dem jungen Grafen von Anjou, einem sechzehnjährigen Knaben, erschlagen wurde. Der Kampf zwischen dem Ritter Macaire und dem Lieblingshund des Ritters, den er ermordet hatte, ist ein noch berühmterer Fall. Das bekannte Duell zwischen Herrn von Chastenerape und Herrn von Jarnac war das letzte, das in Frankreich mit den Formen eines gerichtlichen Kampfes stattfand. Chastenerape, ein Duellant von berüchtigter Geschicklichkeit und Kühnheit, klagte den Sieur de Jarnac öffentlich einer Intrigue mit seiner eigenen Stiefmutter an. Sie fochten zu Fuß in Gegenwart Heinrich's II., und Chastenerape, der bei der Herausforderung und Vorbereitung zum Kampf den äußersten Uebermuth an den Tag gelegt, wurde zur großen Betrübniß des Königs tödtlich verwundet. Seit dieser Zeit wurde jene Sitte förmlich verboten, obwohl dies für mehrere Generationen nur die Wirkung hatte, die Zahl der frivolen Duelle zu vermehren.

Unter den Angelsachsen war das gerichtliche Ordal ebenfalls bekannt. So unterzog sich Emma, die Mutter Eduard's des Bekenners, als sie des Ehebruchs beschuldigt wurde, öffentlich der Feuerprobe. Sie wurde ehrenvoll freigesprochen, was aber, wenn man bedenkt, daß ihr angeklagter Buhle ein Bischof war, vielleicht kein sehr vollständiger Beweis ihrer Unschuld ist. Der gerichtliche Zweikampf scheint fast unbekannt gewesen zu seyn bis zur Eroberung, wo er von den Normannen eingeführt wurde. Er kam in England in einer verhältnißmäßig frühen Periode außer Gebrauch; einer der letzten Fälle, wo nicht der letzte von historischer Wichtigkeit, war das bekannte Duell zwischen Heinrich von Bolingbroke und Thomas Herzog von Norfolk, deren Verbannung für Richard II. so verderblich war. Früher dagegen waren gerichtliche Kämpfe eben so gewöhnlich und anerkannt in England als in Frankreich. Das Erlöschen der Grafschaftswürde von Essex in dem großen anglo-normannischen Hause Mandeville war die Folge eines solchen. Der letzte Graf dieser Familie, der lange ein treuer Unterthan Heinrich's II. gewesen war, wurde von Robert von Montfort des Verraths angeklagt und von ihm in den Schranken von Reading in den Sand geworfen. Des Grafen Leben wurde gerettet; aber unfähig, den Verlust der Ehre, den er erlitten, zu ertragen, verließ er die Welt und starb ohne Nachkommen als Mönch in Reading-Abbey.

Alle Religionen der Menschen haben den Glauben sanctionirt, daß es Wesen in der Welt giebt, die dem menschlichen Geschlecht an Weisheit und Macht unendlich überlegen sind und zugleich die Menschen mit dem tödtlichsten Hasse verfolgen. Die Schrecken dieses Glaubens sind noch vermehrt worden durch die Vorstellung, daß es den Sterblichen möglich sey, die Verbündeten dieser Geister zu werden, ihre Macht zu theilen und ihre übeln Absichten zu

befördern. In einigen Ländern, wie bei den Indianern Nord-Amerika's, werden die Personen, denen ein solcher Vertrag zugeschrieben wird, als die Lieblingspriester und Diener einer furchtbaren Gottheit verehrt. Bei anderen, wie bei den Kaffern in Afrika, ist die Beschuldigung der Zauberei ein bequemer Vorwand für Beraubung oder Ermordung eines gehaßten Nachbarn. Aber fast in allen Ländern und Zeiten existirte dieser Aberglaube, und selbst heutzutage, selbst in England, ist er noch bei weitem nicht ganz erloschen.

Das Wort Zauberei ist mit schauerlichen, aber genußreichen Vorstellungen für diejenige Klasse von Romanlesern verbunden, die eben das Schauerliche liebt. Aber die Zaubergeschichten der modernen Romantik und die des alten Aberglaubens sind himmelweit von einander verschieden. Der Kontrast zwischen dem ritterlichen Hartherz oder Unkas und den schmutzigen, ungastlichen Wilden, mit welchen Herr Murray den Büffel jagte, kann kaum größer seyn, als der zwischen der satanischen Würde Faust's oder Melmoth's und der faselnden Alten, die aus kleinlichem Haß oder Geiz unsere Vorfahren unter der Maske einer Zauberin zu schrecken suchte.

Es soll nicht gesagt seyn, daß es den abergläubischen Vorstellungen früherer Zeiten an schauerlichem Interesse oder selbst an poetischer Schönheit fehle. Aber diese Eigenschaften traten nur in den populären Fabeln der Bauern und des Volkes hervor. Die wilden Traditionen der celtischen und germanischen Völker sind den klassischen und orientalischen Fictionen an übernatürlichem Schauer und an Kraft, wo nicht an Würde bei weitem überlegen. Der Kannibalismus des Ghaul war weniger furchtbar und viel widerlicher als der des Vampyr. Die Nymphen, die in den Wäldern Thessaliens lauerten und den Wanderer mit übernatürlichem Wahnsinn heimsuchten, können sich nicht mit den Phantomen vergleichen, womit der Aberglaube die Schluchten und Berge Schottlands bevölkert hat. Die blasse Larva, die um die Wiege des neugebornen Kindes herumschlich, war weniger furchtbar als die irische Benshi, die am Fenster des sterbenden Häuptlings schwebte, oder der Pestgeist, der die Schwellen der dem Verderben geweihten Stadt schweigend bezeichnete. Der Mythus des Pentheus steht tief unter dem des Glenfinlas, und selbst die geheimnißvollen Schrecken des Waldgottes Pan werden schnell vergessen, wenn wir in Bürger oder Scott von dem Frudaltprannen lesen, welcher verurtheilt ist, durch die von ihm verwüsteten Gegenden bis zum jüngsten Gericht zu jagen, von dem Schrecken, der jedes lebende Geschöpf ergreift, sobald die unsichtbaren Hunde und Reiter vorüberjagen, und von den menschlichen Gliedern, die zu den Füßen des kühnen Baron fielen, welcher von dem wilden Jäger seinen gesetzlichen Antheil an dem Wild forderte. Wenn wir klassische Traditionen suchen, die sich mit denen des germanischen Aberglaubens vergleichen können, so müssen wir zu den Schöpfungen einer früheren Zeit zurückkehren, zu den geheimnißvollen Titanen, den leidenschaftslosen Schicksalsgöttinnen und den namenlosen Gottheiten, welche der Aberglaube durch die Benennung Eumeniden zu versöhnen suchte. Dagegen bemerken wir eine auffallende Veränderung, wenn wir uns von den wilden Fabeln des Wald- und Bergbewohners zu dem ernsten Glauben der Gesetzgeber und Geistlichen wenden. Die Superstitionen Jakob's I. oder Pierre de Lancre's waren zwar eben so extravagant als die eines Hochländers oder eines Harzbauern, aber sie hatten nicht einen Funken von dem poetischen Interesse, das den Volkssagen einwohnt.

Ueberhaupt waren unsere Vorfahren bei ihrer Vertrautheit mit Gegenständen, Sitten und Vorstellungen, die uns im höchsten Grade malerisch erscheinen, in vielen Beziehungen ganz unempfänglich für den Einfluß der Phantasie. Diejenigen Schriftsteller, die fortwährend über den kalten und weltlichen Geist der Gegenwart klagen und die Illusionen einer glänzenden Vergangenheit wieder zu erwecken streben, würden, wenn ihr Wunsch gewährt werden könnte, zu ihrer großen Enttäuschung finden, daß die Burgen, Wälder, Turniere und Geächteten alter Zeit für die, welche unter ihnen lebten, eben so ermüdend und prosaisch waren, wie uns Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Rebellkatten, und daß die Clare's, Bohun's und Umfraville's jener Tage im Allgemeinen eben so uninteressant und unpoetisch waren, als ein Eisenbahn-Direktor oder ein Fabrikherr in unseren Tagen. (Schluß folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VI. Im Oresund. *)

(September 1659.)

Eine schwedische Fregatte, unter dem Schutze der Kanonen von Kronborg, lichtete die Anker und steuerte vor einer steifen Kühlte nach Landskrone. Auf dem Halbdeck stand Karl Gustav, ihm zur Seite der Admiral Wrangel, vor ihm die Gesandten Frankreichs und Englands und die holländischen Kommissarien.

„Nein, Ihr Herren, nein!" sagte der König lebhaft. „Auf diese Weise gelangen wir nimmer zum Ziel. Noch sind die Unterhandlungen nicht weiter gediehen, als an dem Tage, da sie begannen. Eine starke Landmacht harrt unserer Ordre, eine Flotte ist in den nordischen Gewässern versammelt, wie sie seit Menschengedenken nicht gesehen worden, und wir vergeuden unsere Zeit mit dem Entwerfen von Traktaten, die nicht ratifizirt werden."

„Dann, Ew. Majestät!" entgegnete Godart van Hingeland, einer der Kommissarien der Republik Holland, „dann ist es nicht die Schuld der Vermittler, die sich alle nur erdenkliche Mühe geben, um Ruhe und Frieden in den nordischen Reichen wieder herzustellen und dem Handel eine freie Straße anzubahnen."

„Sollte darum so vieler rege Eifer verwendet, so viele Kraft und Einsicht vergeudet seyn, um auf halbem Wege stehen zu bleiben und ein schreckliches Blutbad zu beginnen?" sagte Pieter Vogelsang. „Ew. Majestät bedenke wohl, was auf dem Spiele steht; die Lage Dänemarks ist zwar nicht besonders günstig, aber auch Schwedens Wohlfahrt ruht nicht auf granitenen Säulen, und es könnte leicht kommen, daß ein unbedachtsam erregter Sturm auch Euer Staatsschiff in Gefahr brächte, selbst wenn es von so kundiger Hand gelenkt wird, als die Hand Karl Gustav's."

„So beeilt Euch denn, Ihr Herren, beeilt Euch!" entgegnete der König ungeduldig. „Ich kann nicht länger warten."

„Ew. Majestät verlangen Unmögliches!" entgegnete der Oberst Lexton, Gesandter des Lord Protektor. „Wer eilt, eilt auch oft dem Ziel vorbei. Wir sind die von den betreffenden Mächten ernannten Kommissarien, und bitten Ew. Majestät ehrfurchtsvoll, uns volles Vertrauen zu schenken und zu glauben, daß selbst unser Zögern ...."

„Nein!" unterbrach der König den Obersten lebhaft. „Nein! dieses Zögerns bin ich satt, und ich ersuche Euch ernstlich, jeder Ungewißheit so schnell als möglich ein Ende zu machen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich daran erinnern soll, daß ich zu einem Friedens- wie zu einem Kriegs-Traktat Entwurf und Ausführung hier an der Seite trage!" Und bei diesen Worten schlug der König mit der Hand an den Degen, während Oberst Lexton einen Blick des Staunens auf die holländischen Kommissarien warf.

Der französische Gesandte, Chevalier Terlon, der nicht nur im Interesse des Landes sich dem Könige nahe hielt, sondern auch persönliche Theilnahme für Karl Gustav empfand, hielt es an der Zeit, diesen Auftritt zu unterbrechen, und wußte die Aufmerksamkeit des Königs geschickt auf ein Paar dänische Kreuzer zu richten, die der Fregatte die Fahrt nach Landskrone abzuschneiden suchten, aber des ungünstigen Windes wegen ihr Vorhaben vereitelt sahen. Der König und der Ritter waren bis an das äußerste Ende der Galerie gegangen und ließen die Unterhändler im Gespräch mit dem Admiral Wrangel zurück.

„Ich verstehe Euch, Ritter!" sagte der König, „und danke Euch für die Bereitwilligkeit, mir eine Uebereilung zu sparen. Gewiß, ich hätte nicht übel Lust, meinen Degen zu ziehen und alle diese überlästigen Gesellen wie Taubenkrämer aus dem Tempel zu jagen."

„Und doch muß ich Ew. Majestät inständigst bitten, dieses Feuer zu dämpfen", sagte der Ritter. „Bei Gott, es lebt Niemand, der den tapferen Sinn Ew. Majestät bereitwilliger anerkennt, als ich, aber wir müssen uns öfter von unserer Klugheit, als von unserem Muthe bestimmen lassen. Auf die Gefahr hin, Dero hohes Mißfallen zu erregen, muß ich bemerken, daß die Lage der Dinge in diesem Augenblicke für Schweden nicht besonders günstig ist, und Ew. Majestät besser thun würden, die Verlängerung der Unterhandlungen zu begünstigen, statt sie übereilt abzubrechen."

„Steht es so!" sagte der König und richtete einen forschenden Blick auf den Ritter.

„Es ist in Wahrheit so", entgegnete dieser, „und Ew. Majestät selbst sehen es am deutlichsten ein, wenn Sie es auch nicht gestehen wollen. Bis jetzt sind Holland und England friedlich für Euch gesinnt; sie scheinen es wenigstens. Wenn Ihr Euch absichtlich ihren Bemühungen entgegensetzt, ist diese schwache Freundschaft sehr gefährdet. Die bedeutenden Flotten des Herrn van Wassenaar und des Lord Montague könnten sich vereint gegen Schweden richten ...."

„Nicht weiter, Ritter!"

„Wie Ew. Majestät befiehlt; doch erachte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Karl Gustav bei solchaner Lage der Dinge sehr leicht genöthigt werden könnte, einen Frieden abzuschließen, der weniger vortheilhaft wäre." —

Der König sah einen Moment lang vor sich hin, dann ergriff er die Hand des Ritters, drückte sie lebhaft und sagte: „Und wenn es wäre, so will ich dies Ungemach lieber tragen, als zugeben, daß zwei gekrönte Häupter von zwei Republiken am Narrenseile herumgeführt werden." Mit diesen Worten verließ der König das Verdeck und ward nicht eher sichtbar, als bis die Fregatte unter den Kanonen von Landskrone zu Anker ging.

Als die Aufwallung des Königs vorüber war, hatte er doch, dem Drange der Umstände nachgebend, den Unterhandlungen ihren Fortgang gelassen. Er fand es sogar nach einiger Zeit für sich vortheilhafter, die Sache in die Länge zu ziehen, und zu verhindern, daß ein entscheidender Schritt geschehe. Auch trat ein neues Ereigniß ein, welches den Stand der Angelegenheiten in der Ostsee veränderte. Eine neue Staatsumwälzung bereitete sich in England vor; der General Monk suchte es auf alle Weise dahin zu bringen, das Protektorat gänzlich abzuschaffen und den jungen König Karl II. auf den verwaisten englischen Thron zu setzen. Admiral Montague, ein Freund des Generals Monk und mit den Absichten desselben völlig einverstanden, sagte diesem den kräftigsten Beistand zu und segelte mit seiner Flotte unverzüglich nach England ab. Ein großes Gegengewicht war dadurch verschwunden, Holland konnte sich freier bewegen und seine Sympathieen für Dänemark mehr durchblicken lassen.

Abermals steuert eine Fregatte, aber in entgegengesetzter Richtung, durch den Oresund, und in dem Gefolge derselben ist ein ganzes Geschwader. Alle Schiffe zeigen die holländische Flagge und am Bord des Hauptschiffes kommandirt de Ruiter. Gedankenvoll lehnt der Admiral am Besanmast, die Arme

*) Vgl. Nr. 102, 104, 106, 108 und 113 des Magazins.

übereinandergeschlagen, und brachtet es nicht, daß sein Flaggen-Capitain ihm zur Seite steht.

„Ihr verzeiht mir, Herr Admiral", sprach dieser endlich ziemlich laut, „wenn ich Euch störe."

„Was giebt's?" fragte de Ruiter, aufsehend.

„Eine Botschaft von der Hauptflotte", war die Antwort. „Herrn van Wassenaar's Zustand verschlimmert sich; die Generalstaaten haben endlich seinen dringenden Bitten Gehör gegeben und gestatten ihm, daß er nach Holland zurückkehren darf. In diesem Briefe, den ich die Ehre habe, Ew. Edlen zu überreichen, zeigt Euch Herr van Wassenaar dieses Ereigniß selbst an. Durch diese Veränderung geht nun der Oberbefehl auf Euch über, wozu ich Euch meinen besten Glückwunsch darbringe."

De Ruiter lächelte bitter: „Worüber soll ich den Oberbefehl führen? Ueber eine Flotte, die sich selbst verzehrt und aufreibt? Bei meiner Ehre, wir hätten größeren Ruhm davon, im Texel auf der Bärenhaut zu liegen, die Soldaten in die Kasernen zu schicken und die Matrosen in den Magazinen zum Schimmeln anzuhalten, als hier Alles müßig verkommen zu lassen; thatenlos zu liegen, Krankheiten zum Opfer fallen, — Alles um Nichts!"

„Wer weiß, Herr Admiral, ob nicht die Entfernung der englischen Flotte .... Wenn Ihr jenes Schreiben gelesen habt, ist hier eine zweite Depesche, welche das Siegel der Generalstaaten trägt."

„Gebt her! Ich will sie mit Ueberlegung durchsehen. Habt die Güte, mich hinunter zu begleiten! Vielleicht, daß jetzt geschieht, was längst hätte geschehen sollen. Vor Landskrone schon mußte sich das Schicksal des Nordens entscheiden. Die ganze schwedische Flotte lag im dortigen Hafen und wir davor; wir durften nur wollen, und kein Jollboot wäre ohne unsere Erlaubniß herausgekommen, statt daß jetzt der Schwedenkönig selbst uns in einem Ruderboote aufsuchte .... es ist unerhört."

Die Offiziere waren unterdessen in der Kajüte angelangt und de Ruiter las die ihm zugefertigten Depeschen aufmerksam durch: sein Gesicht erheiterte sich nach und nach; in einzelnen abgerissenen Sätzen ließ er seine Empfindungen laut werden und ertheilte zugleich dem ihm gegenüber sitzenden Capitain seine Befehle.

„Es ging nicht anders, sagen sie. Höhere Interessen haben vorgewaltet, die jedes entschiedene Verfahren für den Sommer unmöglich machten; aber jetzt will man es einbringen."

„Führt uns nur an, Admiral! Ihr werdet gehorsame Nachfolger finden."

„Daran wird's nicht fehlen. — Wie ich es gedacht und wir es längst besprochen. Englands Anwesenheit im Belt hat die Generalstaaten sehr wider ihren Willen zu Rücksichten genöthigt; das ist jetzt aus, und hier steht es deutlich schwarz auf weiß, daß ich unbeschränkte Vollmacht habe, die Feindseligkeiten gegen Schweden zu beginnen. Da leset selbst: überzeugt Euch, ob ich mich irgendwie geirrt habe."

„Hurrah, Admiral! Es ist Alles, wie Ihr sagt. Endlich werden wir uns frei bewegen dürfen. Wo soll es zuerst losgehen und wo zuletzt? Ich bin kein junger Kerl mehr, aber diese Nachricht jagt das Feuer durch meine Adern, und ich bin überzeugt, daß der geringste Bootsknecht in unserer Flotte eben so denkt. Die Schweden haben uns viele Unbill zugefügt in Worten und Thaten, ohne daß wir muckſen durften. Aber jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen."

„Schon gut, Capitain!" entgegnete de Ruiter hastig. „Ich bin Eurer Meinung. Aber diese veränderte Lage wird unsere Vereinigung mit der Hauptflotte nöthig machen. Laßt deshalb sogleich den Cours abändern."

„Allstunds, Herr Admiral!"

„Die Schweden haben noch einen großen Theil ihrer Flotte in Landskrone", fuhr de Ruiter fort; „wir müssen sie am Auslaufen hindern. Dann soll eine Abtheilung nach Kiel! Hollah, Capitain, laßt Signale machen und beordert die Capitaine Schey und van Saan sogleich zu mir an Bord."

Der Capitain entfernte sich, um die verschiedenen ihm ertheilten Befehle so schnell als möglich auszuführen. Der Admiral blieb allein zurück und ging in großer Bewegung auf und ab. „Abermals stellst Du mich an die Spitze einer Flotte, in dem Augenblicke, wo es gilt, einen entscheidenden Schlag zu thun!" sprach de Ruiter, den Blick aufwärts gerichtet. „Gieb mir Kraft und Muth, die Last, die mir aufgelegt wird, zu tragen und zur Ehre meines Vaterlandes auch aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen!"

Bald kehrte der Capitain des Admiralschiffes zurück, und de Ruiter theilte diesem seine Dispositionen mit, während er seinem Schreiber, der gerufen wurde, eine Ordre diktirte. Als die Schiffsführer, die mittelst Signale an Bord beordert waren, in der Kajüte des Admirals erschienen, ging ihnen dieser mit großer Lebhaftigkeit entgegen: „Ihr Herren, ich wünsche Euch Glück dazu, daß die Zeit der Unthätigkeit vorüber ist. Man wird Euren ganzen Eifer in Anspruch nehmen."

„Ihr habt mich mit Leib und Seele, Admiral!" antwortete Capitain Schey.

„Ich weiß es, mein Freund, und darum sollt Ihr auch sogleich einen Platz einnehmen, der Euch Gelegenheit zur Auszeichnung darbietet. Mittelst dieser Ordre, die ich in Eurer Gegenwart unterzeichne, ernenne ich Euch zum Befehlshaber derjenigen acht Schiffe, die darin genannt sind und die sich in meinem Geschwader befinden. Ihr segelt damit nach Landskrone ab und blokirt den Hafen. Es liegt ein großer Theil der schwedischen Flotte darin, und Ihr müßt doppelt wachsam seyn. Seht zu, daß Keiner entwischt, und habt Acht, daß ihnen Niemand von Außen etwas zuführe. Geht mit Gott an Euer Werk."

„Das will ich", entgegnete der bezeichnete Capitain, „und gebe Euch im voraus die Versicherung, daß keine Maus aus dem Loche entwischen und keine Katze hinein soll, es sey denn, ich läge todt auf dem Grund der See."

„Glück mit Euch!" rief der Admiral ihm nach und wandte sich dann an den Capitain van Saan: „Ihr werdet laut dieser Ordre, mit den darin genannten Schiffen, nach dem Kieler Fiord absegeln, um dort, nach Anweisung, dänische Kavallerie und Infanterie einzuschiffen und zunächst nach dem Belt zu bringen. Die nöthigen Transportschiffe werden Euch ungesäumt folgen. Ich empfehle Euch Vorsicht und Eile! Mit Gott!"

„Lebt wohl, Herr Admiral! Wir sehen uns glücklich oder gar nicht wieder!"

Als sich die Capitaine entfernt hatten und de Ruiter nochmals Befehl ertheilt hatte, so schnell als möglich die Vereinigung der verschiedenen Flotten-Abtheilungen zu bewerkstelligen, überließ er sich seinen Träumen und entwarf einen vollständigen Plan, wie er dem unwillkommenen Kriege für immer ein Ende machen sollte.

Ostindien.

Hitopadesa.

Nicht leicht möchte sich irgend ein Werk der orientalischen Litteratur, wenn wir die Religionsschriften der Muhammedaner und Buddhisten ausnehmen, einer gleichen Verbreitung erfreuen, wie die unter dem Namen „Hitopadesa" (d. h. heilsamer Unterricht) bekannte indische Fabelsammlung, deren Fabeln in die meisten Sprachen des Orients und Occidents übersetzt und auch uns jetzt in einer vollständigen Uebersetzung des indischen Urtextes näher gerückt worden sind. *) Zwar ist dieser Text nicht wörtlich der den meisten jener Uebersetzungen zum Grunde liegende, indem jene mit diesem nur die größere Masse der Fabeln gemein haben, da beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem Panitschatantra oder Panitschopâkhyâna (handschriftlich auf der hiesigen Königl. Bibliothek), schöpften, aber der Hitopadesa soll sich, nach Colebrooke's Urtheil, hauptsächlich nur darin von ihnen unterscheiden, daß in ihm das sententiöse, wogegen im Original das erzählende Element vorherrscht; beide haben den gleichen Zweck, die Söhne des Königs Sudarsana von Pâtaliputra (das alte Palibothra) in aller Tugend und Weisheit, namentlich in der Regierungskunst zu unterweisen, und zu diesem Ende trägt ihnen der Brahmane Vischnusarma die vorliegenden Fabeln und Erzählungen vor.

Er beginnt damit, ihnen die Erwerbung eines Freundes an einem Beispiele aus der Thierwelt darzustellen. Eine Krähe Laghupatanaka oder Leichtflug sieht eines Morgens einen Jäger Reiskörner streuen und ein Netz ausspannen; bald danach kommt ein Flug Tauben, ihren König Bunthals an der Spitze, und, obgleich von ihm gewarnt, fangen sie sich dennoch im Netze, allein sie fliegen mit demselben auf und der Jäger geht ohne Fang ab. Darauf nehmen sie ihre Richtung zu Goldreich, dem Mäusekönig, der ein Freund des Königs Bunthals ist. Dieser zernagt das Netz und befreit so die Tauben. Die Krähe Leichtflug hat dies Alles mit angesehen und fliegt nun zu Goldreich, ihn um seine Freundschaft zu bitten. Dieser weist sie zwar anfangs zurück; die Krähe wird aber dringender, und droht sogar, nach der bis auf den heutigen Tag in Indien herrschenden Sitte der Bittenden, sich vor seiner Thür durch Hunger zu tödten, wenn er ihrem Begehren nicht willfahre. Da willigt er ein, und sie schließen Freundschaft. Nach einiger Zeit verlassen sie ihre Wohnstätte und begeben sich zu Langsam, der Schildkröte, welche der Krähe befreundet ist und die Dritte im Bunde wird. So leben sie glücklich und zufrieden im Dandakawalde, als eines Tages das Reh Buntleib zu ihnen kommt. Sie erfahren von ihm, daß es vor dem König Rukmanda geflohen sey, der am folgenden Tage auch in diese Gegend zur Jagd kommen werde. Dies geschieht, und Langsam, die Schildkröte, wird von einem der im Walde umherstreifenden Jäger gefangen und an seinen Bogen gebunden. Nun beschließen die Uebrigen, Langsam zu retten. Buntleib, das Reh, geht an ein Wasser und stellt sich todt; die Krähe setzt sich auf dasselbe und hackt an seinem Fleische, und als dies der Jäger sieht, legt er seinen Bogen mit der Schildkröte nieder und will sich das Reh holen; währenddeß läuft Goldreich schnell zum Bogen und zernagt Langsam's Fesseln, der ins Wasser eilt; das Reh springt auf, die Krähe fliegt fort und der Jäger geht mit leeren Händen davon. — Auf ähnliche Weise werden im zweiten Buche der Freundesbruch, im dritten der Streit der Freunde und im vierten der Friedensschluß erzählt, wobei noch zu bemerken ist, daß aus den Namen der beiden im zweiten Buche auftretenden Hauptpersonen Karâtaka und Damanaka, zwei Schakals, der Titel der persischen, arabischen und der anderen Bearbeitungen dieser Fabeln „Kalila wa Dimna" entstellt worden ist.

Dies ist der Hauptinhalt des ersten Buches, in den aber eine große Menge von Fabeln und Erzählungen verflochten sind, die um einer gewöhnlich ausdrücklich ausgesprochenen Lehre willen vorgetragen werden. Diese Fabeln und Erzählungen sind, wie es schon die Form wahrscheinlich macht, nicht das Produkt des Verfassers, denn gewöhnlich heißt es: „so darf man nicht handeln, sonst geht es einem wie dem Wanderer mit dem Armband, oder dem Schakal, oder dem und dem", so daß also der Erzähler die Erzählung eigentlich als bekannt voraussetzt, dazu aufgefordert, sie aber nachträglich erzählt; andererseits finden sich manche dieser Erzählungen auch in anderen Werken, wie z. B. die vom Radschputen im Vetâlapantschavinsati u. a., und geben sich so als eigentliche Volksmärchen kund. Die Neigung zu solchen Fabeln und Erzählungen ist tief im indischen Geiste begründet, und im Mahâbhârata findet sich eine ziemliche Zahl von beiden, die ganz auf dieselbe Weise in die

*) „Hitopadesa". Eine alte indische Fabelsammlung, aus dem Sanskrit zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von Max Müller. Leipzig, Brockhaus.

Schilderung des großen Kampfs eingeflochten sind und denselben oft weit aus den Augen rücken. Aber das Alter derselben geht auch noch über das besondere indische Leben hinaus und gehört sicher zum Theil dem gemeinsamen Alterthum der indogermanischen Völker an, wovon unwiderlegliche Beispiele vorliegen und von Jakob Grimm in der neuen Ausgabe der deutschen Mythologie neuerlich mehrfach beigebracht sind. Daraus und aus der großen Verbreitung, die diese Sammlung bereits vor den Kreuzzügen gewonnen hatte, erklären sich denn die mannigfaltigen Uebereinstimmungen im Ganzen und Besonderen mit europäischen Fabeln und Erzählungen, die sich hier vielfältig vorfinden. So tritt die Königsfarmi in der Erzählung vom Rädschputen ganz wie die todweissagende weise Frau unseres Königshauses auf (m. vgl. die in Nr. 53 des Jahrg. 1843 dieser Blätter mitgetheilte Erzählung); ein genau sich der im vierten Buch Fab. 2 des Hitop. an die Seite stellendes Märchen von den zwei Enten und der Schildkröte hat Ref. in seinen märkischen Sagen mitgetheilt; die Erzählung vom Affen, der den Keil aus dem gespaltenen Baum zieht (Hitop. II. 2), erinnert an die List, die Reineke Voß gegen Braun beim Bauer Rüsteviel übt, u. a. m. Wenn nun schon solche Uebereinstimmungen geeignet sind, das Buch bei uns heimisch zu machen, so werden ihm die zahlreich in die Erzählung eingestreuten Sentenzen gewiß noch mehr Freunde verschaffen, denn in ihnen tritt die brahmanische Sittenlehre in ihrer ganzen Reinheit hervor, die tiefe Erkenntniß des menschlichen Herzens und die von echter Weisheit vollen Lehren, die sich oft weit über den beschränkt indischen Standpunkt erheben und nicht selten einen echt christlichen Geist athmen, machen es zu einem Buche aller Zeiten und Völker.

A. Kuhn.

Mannigfaltiges.

— **Die Deutschen in Rußland.** Eines der unverschämtesten Pamphlets gegen Deutsche, das jemals in Deutschland gedruckt wurde, ist die so eben in Leipzig bei Leopold Michelsen in französischer Sprache erschienene und bei J. B. Hirschfeld daselbst gedruckte Schrift: „Rußland, von den Deutschen überschwemmt". *) Auch ohne daß es der Verfasser auf dem Titelblatte gesagt, hätten wir ihn weder für einen französischen Pair, noch für einen Diplomaten oder Deputirten gehalten; ja, wir erlauben uns sogar, ihn auch nicht einmal für das zu nehmen, wofür er sich wirklich ausgiebt, nämlich für einen Franzosen, obgleich er mit der Bewunderung für das schöne Frankreich und für dessen großen Kaiser vielfach kokettirt. Der Verfasser ist nichts mehr und nichts weniger als ein Russe, der sein Französisch durch irgend einen Sprachmeister verbessern ließ, dessen Retouchirungen jedoch nicht im Stande waren, die Ungeschicklichkeiten des ursprünglichen Pinsels ganz zu verwischen. Wir könnten dies durch vielfache innere und äußere Merkmale nachweisen, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, die Nationalität des Verfassers festzustellen; zunächst ist es uns jedoch nur darum zu thun, von Deutschland aus gegen den Inhalt einer Schrift zu protestiren, von der es das Ansehen haben könnte, als fände sie, weil sie in Deutschland gedruckt und weil sie hauptsächlich gegen die deutschen Liev- und Kurländer gerichtet ist, auch nur den allergeringsten Anklang unter uns. Zwar hat der Verfasser, um den Eindruck seiner Handlungsweise etwas zu mildern, in einer Note zum Eingang seiner Schrift, so wie noch ein zweitesmal gegen das Ende derselben, gesagt, daß er weit davon entfernt sey, die „Deutschen Deutschlands" anzugreifen, welches ganz scharmante Leute seyen — insofern wahrscheinlich, als sie ihm sein Buch abkaufen sollen — aber abgesehen davon, daß dies eitel Heuchelei ist, indem der Verfasser gegen deutschen Geist und deutsche Gesinnung überhaupt und nicht bloß gegen einzelne, nichtswürdige, unsere eben so wie Jedermanns Verachtung verdienende Deutsche in Rußland zu Felde zieht, haben wir auch in Deutschland gar keinen Grund, die Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen zu verleugnen und das, was gegen sie als Deutsche gesagt wird, nicht auch als verleumderische Nationalverletzung zu betrachten.

Der Verfasser zeigt sich zwar in der Geschichte Rußlands so wie in der heuchlerischen Bemäntelung der Vorgänge zu Ende der Regierungen Peter's III. und Paul's sehr bewandert, aber die Geschichte der europäischen Kultur kennt er nicht, denn sonst würde er wissen, daß der von ihm so herabgewürdigte Zar Peter I. die Deutschen nur darum bevorzugte, weil er sowohl als seine Russen Alles von ihnen gelernt hatten, was sein bis dahin asiatisches Land befähigte, in die Reihe der großen occidentalischen Reiche einzutreten. Vermuthlich hat unser französischer Russe nie etwas von Leibnitz und von dessen Briefwechsel mit dem nicht bloß für sein Land, sondern auch für seine Zeit großartigen Zaren gehört; noch viel weniger aber ist ihm zuzumuthen, zu wissen, daß zu derselben Zeit, als seine angebetete Katharina II., dem Irrthume ihres großen Zeitgenossen Friedrich folgend, in dem Esprit des fernen Frankreichs den einzigmöglichen geistigen Genuß suchte und in dessen Lobsprüchen die höchste Genugthuung fand, unter den Deutschen in Rußland diejenigen Ideen, welche heute die Welt bewegen, zum Theil erzeugt und zum Theil gepflegt wurden. In Riga war es, wo Herder seine „Fragmente zur deutschen Literatur" schrieb, welche die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn und auf diese damals von deutschem Bürgersinn zu blühendem Wohlstand emporgehobene Stadt lenkten; in Riga war es, wo in dem Umgange mit Männern wie Hartknoch, Wilpert, Berens und Schwarz Herder's Ideen über bürgerliche und Staats-Verhältnisse geweckt und genährt wurden und wo er (man vgl. darüber in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" die von Herder in Riga 1765 gehaltene Rede: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?") einen Gemeingeist fand, welchen er „jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Institut und jeder Schule" wünschte. In Riga endlich wurden Kant's erste so wie nachmals seine bedeutendsten Werke gedruckt *), die hier auch früher als im übrigen Deutschland Bewunderer und Käufer fanden. Freilich haben sich seitdem diese Verhältnisse zum Theil geändert, aber wahrlich nicht durch die Schuld der wackeren Deutschen, die dort noch immer Alles, was die gemeinsame Mutter Großes erzeugt, mit Liebe und Verlangen aufnehmen.

Der Verfasser der „Russie envahie", der die Deutschen in Liev- und Kurland ein „Filial der großen deutschen Mutterkirche", eine „ungeheure Freimaurerloge" nennt, „die ihre Instructionen und ihre Erleuchtung vom großen Orient in Deutschland erhält", kann seinen Aerger darüber nicht bergen, daß die Freiheiten, die Zar Peter I. den Ostsee-Provinzen eingeräumt und in Folge deren jene reichsstädtische Selbständigkeit des vorigen Jahrhunderts und jene hanseatische Blüthe der liev- und kurländischen Häfen herbeigeführt wurde, noch nicht völlig unterdrückt sind; er möchte gern Eine Zunge, Eine Kirche und Eine Verfassung im ganzen russischen Reiche sehen, aber das deutsche Volk ist so eigensinnig: es will mit seiner Sprache auch seine Bildung, mit seiner Kirche auch seinen geläuterten Gottesdienst und mit seiner Verfassung auch seine Rechte und Freiheiten behalten! Ja, wenn einmal ein Schritt gethan wird, um das von unserem Verfasser ersehnte Ziel zu erreichen, dann, sagt er, „dann donnern die Gevattern in Augsburg und Nürnberg, unruhig über die Gefahr, der die Brüder in Livland ausgesetzt sind, in ihren Zeitungen gegen eine so schreckliche Rechtsverletzung! Was würde man (fügt er hinzu) in Paris wohl sagen, wenn das Elsaß die Sprache und die Gesetze der Franzosen systematisch und hochmüthig zurückweisen wollte?" — O du weiser Daniel, der du den Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Falle gar nicht ahnest! Freilich ist es von den Gevattern in Augsburg und Nürnberg anmaßend, sich um solche Dinge zu kümmern — wagen sie es doch zuweilen sogar, über die gekränkten Nationalrechte der Deutschen im Elsaß zu schreiben! — aber warum giebt man ihnen auch durch Schriften, wie die „Russie envahie", die man überdies nicht in Moskau oder in Paris, sondern in Leipzig drucken läßt, stets neue Gelegenheit, in ihren Zeitungen zu donnern? Wir wetten darauf, daß unser sogenannter „alter Soldat, der weder Pair von Frankreich, noch Diplomat oder Deputirter ist", noch manche deutsche Darlegung seiner Unwissenheit und Unverschämtheit wird hinnehmen müssen.

— **Eine russische Lobrede auf die Tscherkessen.** Vor kurzem ist in St. Petersburg unter dem Titel: Prodjelki na Kawkase (was sich etwa durch: „Offenbarungen über den Kaukasus" übersetzen ließe) ein Buch erschienen, in welchem man nicht uninteressante Skizzen der dortigen Zustände findet. Sie sind in satirischem Tone gehalten und, wie es scheint, nach der Natur gezeichnet; so z. B. die Portraits des Generals Meschik-Sebu, des Jankel-Pascha und einiger Anderen, die zu viel Prosa an sich haben, um für Geschöpfe der Einbildungskraft zu gelten. Ueberhaupt geißelt der Verfasser seine Landsleute, namentlich die Deutsch-Russen, mit ziemlich derbem Spotte; die einzigen liebenswürdigen Personen sind die Tscherkessen, die man für die eigentlichen Helden des Buches anerkennen muß und denen ein russischer Offizier folgende Lobrede hält: „Was Sie auch sagen mögen, ich liebe ihren wilden Ehrsinn. Nehmen Sie einen Tscherkessen als Menschen, als Familienvater; welche Mäßigkeit, Keuschheit, Gottesfurcht! Den harten Entbehrungen zum Trotze, die ihm seine Religion auferlegt, ist ihm doch die Apostasie fremd. Er ist bescheiden in seinen Wünschen wie in seinen Bedürfnissen, in der Freundschaft treu, gegen seine Aeltern wie gegen alle bejahrte Leute ehrfurchtsvoll. Von der Tapferkeit will ich gar nicht einmal reden; sie ist schon zu gut bekannt. Man beschuldigt die Tscherkessen der Barbarei; aber man blicke auf ihren Gartenbau, auf ihre Handwerke, besonders an solchen Oertern, wo wir ihnen unsere Civilisation nicht aufgedrungen haben, und man wird mir zugeben müssen, daß sie keineswegs die wilden Thiere sind, die wir sie zu nennen pflegen." — „Aber warum nehmen sie nicht die Vorschläge unserer Regierung an?" — „Das will ich Ihnen sagen. Die Regierung will die Bergvölker nicht in ihren Rechten kränken, sondern sie im ruhigen Besitz ihres Eigenthums, ihrer Sitten und ihres Glaubens lassen; aber diese wohlthätigen Absichten treffen in der Ausführung auf manche Hindernisse. Das erste dieser Hindernisse besteht in der Verschiedenheit des Glaubens, der Sitten und der Begriffe; das zweite aber darin, daß die Personen, denen wir die Gewalt in jenen Gegenden anvertrauen, meistens nur an ihre Bereicherung denken, die Eingebornen plündern und gegen einander aufhetzen und den Sohn gegen den Vater, die Frau gegen den Mann bewaffnen."

*) La Russie envahie par les Allemands. Notes recueillies par un vieux soldat, qui n'est ni Pair de France, ni Diplomate, ni Député.

*) Schon 1771 erschienen daselbst seine „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" und 1787 die erste Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft".

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1¾ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 26. September 1844.

Mexiko.

Die mexikanischen Indianer.

(Nach einem Vortrage von Liebman in „den nye Studenterforening" in Kopenhagen.)

I.

Nicht bloß der jugendliche Boden Amerika's bietet interessanten Stoff für Forschungen dar, obgleich es beinahe scheint, als ob dieses fruchtbaren Bodens unendliche Mannigfaltigkeit in seinen organischen Bildungen die Aufmerksamkeit der meisten Forscher von einem genauen Studium des Charakters und der Sitten der Urbewohner abgelenkt habe. Freilich ist die ältere Geschichte der amerikanischen Völker verloren gegangen, und zwar für immer — zum Theil durch den Fanatismus der ersten europäischen Eroberer selbst, durch den die Begebenheiten unzähliger Jahrhunderte in ewiges Dunkel gehüllt worden sind; — allein dessenungeachtet sind sowohl die Ueberreste, welche sich erhalten haben, weil sie zu grandios waren, um zerstört werden zu können, als auch die noch vorhandenen Stämme der Ureinwohner wohl geeignet, das Interesse und die Theilnahme des Reisenden zugleich für das Verschwundene und für das noch Vorhandene zu erwecken. Der Reisende, welcher unter den Indianerstämmen Central-Amerika's umherstreift, erkennt indessen bald, daß die früher veröffentlichten Schilderungen hinsichtlich des Charakters der Indianer größtentheils entweder aus einer totalen Unkenntniß des behandelten Stoffes oder aus der einseitigen Beurtheilung aller Stämme nach einer beschränkten Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines einzelnen Stammes hervorgegangen sind. Zu den ersten rechne ich die arkadisch-sentimentalen Schilderungen der Indianer, welche uns hauptsächlich eine Anzahl französischer Schriftsteller am Schlusse des vorigen Jahrhunderts geliefert hat, die den Unschuldszustand des goldenen Zeitalters in Amerika's Wälder zu versetzen suchten. Die mißverstandene Philanthropie Bartolomeo's de las Casas scheint jenen Stubengelehrten hauptsächlich vorgeschwebt zu haben.

Die neuere und neueste Zeit dagegen hat manche werthvolle Berichte über die amerikanischen Verhältnisse gebracht, doch in ihnen ist der Charakter der Indianer meistens mit sehr dunklen Farben geschildert. Die meisten dieser Reisenden haben nur südamerikanische Stämme gesehen und haben hiernach das harte Urtheil über die ganze Urbevölkerung Amerika's fällen zu dürfen geglaubt. Häufig findet man hier die amerikanischen Indianer dargestellt als finster, abgeschlossen, theilnahmlos, jedes geistigen Aufschwungs entbehrend, vor dem Hauche der europäischen Civilisation gleichsam hinwelkend, von der sie Nichts sich aneigneten und annähmen, als den Branntwein, in dem sie sich zu Tode tränken. Es sey dies ein Geschlecht, dessen Stunde geschlagen, dessen Rolle ausgespielt und welches bald von der Erde verschwunden seyn werde!

Der Reisende, welcher unter den Stämmen Central-Amerika's längere Zeit gelebt hat, kann diese Behauptungen nicht ungerügt lassen. — Denn Europa hat sich ohnehin schon gegen diese unglückliche Menschenrace Ungerechtigkeiten genug vorzuwerfen.

Es ist durchaus unmöglich, die Indianer Amerika's im Allgemeinen zu schildern, wie dies so häufig geschehen ist, und ein einzelnes Bild kann den sämmtlichen Volksstämmen der neuen Welt eben so wenig gleichen, als sich die Bevölkerung eines anderen Welttheils durch eine Beschreibung der Kalmücken oder Malayen darstellen läßt. Und doch haben berühmte Männer die Ungerechtigkeit begangen, ihre Behauptung, die ganze amerikanische Race sey für eine höhere Kultur unempfänglich, auf die Kenntniß eines oder mehrerer einzelner Stämme zu stützen, obgleich diese doch nur ein geringes Bruchstück der Bevölkerung des ganzen Welttheils ausmachten.

Der rohe, völlig wilde Bodokude in Brasiliens Urwäldern, der von Erde sich nährende Karaibe in den Delta's des Orinoko, der apathische Kordilleras-Indianer in den Puna's Peru's sind wirklich zu schlechte Repräsentanten der ganzen amerikanischen Urbevölkerung, als daß Schilderungen, von ihnen entnommen, allgemeine Gültigkeit finden dürften. Von jeher ist es mir höchst auffallend gewesen, wie man die glänzenden Schilderungen hat vergessen können, welche die ersten Conquistadoren, die Central-Amerika's Boden betraten, von der Kultur der dort angetroffenen Völkerschaften entwarfen und die wahrlich nicht übertrieben waren; diese, sage ich, so ganz zu vergessen, daß man später es wagen konnte, die Geistesfähigkeit der ganzen Race nach der einiger rohen Barbaren oder unter dem Druck der Zeiten ganz Entarteten abmessen zu wollen! So viel Humanität sollte man doch von den Schriftstellern unseres Jahrhunderts erwarten, daß sie, wenn sie auch von den noch lebenden Abkömmlingen Moktezuma's nichts wußten, doch dessen eingedenk seyn müßten, daß die zahlreiche Nation, über die jener Herrscher einst gebot, lange vor der Ankunft der Europäer sich im Besitze einer hohen Kultur befand, die in manchen Richtungen der des alten weisen Europa schon weit voraus war (so z. B. im Ackerbau, in der Gewinnung der edeln Metalle und deren Mischung, in der Federstickerei u. s. w.); und wußte man auch nichts von den noch lebenden Nachkommen jener Nation, und glaubte man auch, die Mißhandlung dreier Jahrhunderte sey hinreichend gewesen, ihre Degeneration zu bewirken: so durfte man doch nicht mit solcher Hartherzigkeit den Stab über die Unbekannten brechen, weil man bei ihnen einen gleichen Zustand, wie bei anderen bekannten, auf einer niederen Kulturstufe stehenden Stämmen, voraussetzte. Wohlan, so laßt denn die Ungerechtigkeiten jener vergangenen Zeiten eine Aufforderung für uns seyn, endlich Gerechtigkeit zu üben!

Gleichwie in der alten Welt, so war auch in Amerika die Bedingung einer höheren Kultur an den Besitz fester Wohnungen und des Ackerbaus geknüpft. Die Bewohner Mexiko's, Guatemala's und Peru's sind seit den ältesten Zeiten im Besitz dieser beiden Bedingungen gewesen, und daher fand denn auch bei ihnen ein höherer geistiger Aufschwung statt. Es ist indessen nicht meine Absicht, bei der Betrachtung der längst verflossenen Zeiten zu verweilen, in welchen die großen Kunstwerke, die noch von dem Talent und der Kraft der alten Amerikaner zeugen, erbaut wurden, alle jene prächtigen Stein-Pyramiden, Massen ungeheurer, bergähnlicher Teokalli *), die Paläste mit den weitläufigen unterirdischen Gängen u. s. w., welche in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Alterthumsforscher in so hohem Grade erregt haben; — sondern ich will hier nur einige Skizzen über die jetzt lebenden Indianer mittheilen und will vorher nur noch auf den Einfluß aufmerksam machen, den die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten dreier Jahrhunderte auf den National-Charakter nothwendigerweise ausüben mußten, indem ich daran erinnere, was die Griechen im Alterthum waren — und was sie jetzt sind. —

Mexiko's friedliche, ackerbautreibende Indianer bestehen aus einer Menge von Stämmen, welche im Körperbau, in der Gesichtsbildung, der Hautfarbe eben so verschieden sind, als in Sprache, Sitten und Gebräuchen. Sie stimmen unter einander überein in dem milden, friedlichen Charakter, in der großen Vorliebe für die Scholle, auf der sie geboren sind, und in dem Abscheu vor Krieg und Umherstreifen. Sie sind also gänzlich verschieden von den Stämmen, welche sich in den nördlichen, an die nordamerikanischen Freistaaten gränzenden Provinzen vorfinden, den Apachen, Komanchen u. A., oder wie sie mit einem in Mexiko gebräuchlichen gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden, den Mekos, d. h. den „Wilden", welche die Beduinen Amerika's sind, rastlos zu Pferde umherstreifende Jägerstämme, die einen ewigen Krieg Aller gegen Alle führen, und die die verdrängten Ueberreste zahlreicher Nationen sind, welche ehemals die jetzt längst occupirten ungeheuren Strecken der nordamerikanischen Freistaaten bewohnten.

Es ist mir nicht möglich, die Anzahl der in Mexiko lebenden verschiedenen Indianerstämme anzugeben; wir besitzen hierüber keine zuverlässige Nachrichten. Daß sie sehr groß seyn muß, ersieht man schon daraus, daß im Departement Oajaka, welches nicht größer als 8337 □Leguas **) ist, 21 verschiedene Sprachen geredet werden, von denen zwar einige nur als Dialekte betrachtet werden können, deren Mehrzahl jedoch wirklich ganz verschiedene Ursprachen sind. Die Indianerstämme, die ich kennen gelernt und unter denen ich gelebt habe, sind: die Totonaken, Olmeken, Azteken, Otomiten, Mixteken, Mazateken, Chinanteken, Zapoteken, Serranos, Mijes, Tiutilenner, Inquilennen, Pochutelen, Tequesistelen, Tehuantepekaner, Guaben, Chapanekes. Man wird aus dieser Aufzählung ersehen, daß ich mich zu einem Urtheil über die Indianer für wohlberechtigt halten darf.

Die Charakterzüge, welche von den Europäern, als ganz allgemein unter den Indianern verbreitet, besonders hervorgehoben werden, die aber nach meiner Meinung sich als eine Folge des Druckes, unter dem sie so lange Zeit lebten, ganz natürlich auf solche Weise entwickeln mußten, sind zunächst ein völliges Mißtrauen gegen die europäische Race; ist ein solches etwa nicht wohlbegründet? oder erwartet man wirklich, daß der von allen Seiten schwer-

*) Teocalli (Haus Gottes) ist der Name der mexikanischen Tempel überhaupt, die in der Regel in Form einer abgestumpften Pyramide mit mehreren Absätzen erbaut waren. Ihre Anzahl war außerordentlich, denn Könige und Vornehme setzten eine Ehre darein, dieselben errichten zu lassen. In der Hauptstadt Mexiko's allein soll man zweitausend solcher Tempel gezählt haben.

**) Spanische Meilen, von denen 25 auf einen Breitengrad gehen.

bedrängte verrathene Indianer, eine wehrlose Beute der Habsucht, seine Unterdrücker noch durch Zutrauen irgend einer Art ehren sollte? — Heutiges Tages sieht der friedliche Reisende mit Bedauern dieses allgemeine Mißtrauen auch auf sich übertragen; vergebens strebt er, durch wiederholte Beweise von Wohlwollen, durch Mittheilung von Kenntnissen, welche ihnen augenscheinlich Vortheil bringen, ihr Zutrauen zu gewinnen, — in dem Grunde ihres Herzens wurzelt doch stets die Ueberzeugung, daß man nur durch den einen oder anderen eigennützigen Beweggrund zu diesem Schritte veranlaßt worden sey.

Auch die Unzuverlässigkeit des Indianers wird als ein eigenthümlicher Charakterzug angeführt, und mit Recht. Auf sein Wort darf man sich nie verlassen, er antwortet auf Alles, selbst auf das Unwahrscheinlichste, mit seinem ewigen: „Si, Señor!" und man hat vielfachen Aerger und Betrug zu erleiden, bevor man dieses „Ja" richtig zu würdigen gelernt hat. Aber diese Unzuverlässigkeit ist eine Folge der sklavischen Unterdrückung, in der er viele Generationen hindurch geschmachtet hat. Die strengen Herren duldeten keine Einwendungen, und so lernte der Indianer es, sich durch ein leicht ausgesprochenes „Ja" für den Augenblick Frieden zu verschaffen; später, nachdem die Verhältnisse sich geändert, nachdem der Indianer den übrigen Bürgern, wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes, gleichgestellt worden, hat er dieses „Ja" auf Alles nicht wieder verlernt; aber er thut von dem, was er verspricht, gerade nur so viel, als er selbst eben Lust verspürt.

Ferner wirft man ihm seine Abgeneigtheit vor, irgend eine industrielle Verbesserung von den Europäern aufzunehmen. Allein nicht zu gedenken, daß die älteren spanischen Besitzer des Landes eben Alles thaten, um jedem Aufschwunge der europäischen Industrie unter den Indianern vorzubeugen, hat er sicher besondere Veranlassung gehabt, auszurufen: Timeo Danaos et dona ferentes! Endlich wird die Trunksucht als ein unter den Indianern tief eingewurzeltes Laster genannt, welches besonders dazu beitrage, diese Race zu Grunde zu richten. Europa ist keineswegs für die Entstehung dieses Lasters unter den Indianern verantwortlich, denn lange vor der Eroberung wußten dieselben schon mehrere berauschende Getränke zu bereiten, z. B. aus dem ausgepreßten Maisstroh, aus dem gährenden Maiskorn, aus den Früchten des Kaktus, aus dem Palmsafte, aus den Agaven u. s. w., und so ist die Einführung des Branntweins nur ein Zuwachs mehr zu der Anzahl ihrer berauschenden Getränke gewesen. Obgleich der Indianer starken Getränken mit Leidenschaft ergeben ist, so ist er deswegen doch keineswegs ein Säufer. Bei einzelnen Gelegenheiten, bei kirchlichen Festen, Familienfeierlichkeiten oder auf den Sonntagsmärkten giebt er sich freilich unbedingt dieser Leidenschaft hin; aber in seinem Dorfe oder in der Rancheo (Plantage) können Wochen und Monate vergehen, ohne daß er ein anderes Getränk als Wasser zu sich nimmt.

Diese Fehler, die, wie man nicht leugnen kann, an dem Charakter der Indianer haften, fallen dem flüchtigen Reisenden am stärksten in die Augen und sind daher immer von neuem hervorgehoben worden; aber durch einen engeren Verkehr mit ihnen und ein genaueres Studium ihrer Eigenthümlichkeiten lernt man zu gleicher Zeit andere Eigenschaften an ihnen kennen, die als ein vollkommenes Gleichgewicht gegen jene Fehler angesehen werden können.

So will ich vor Allem die große Ehrfurcht der Indianer vor den Gesetzen oder, richtiger, vor den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Gebräuchen erwähnen, welche in einem Lande, wo unter der weißen Bevölkerung die Gesetze alles Ansehen verloren haben, als eine um so achtungswürdigere Eigenschaft hervortritt. Die Indianer beharren unverbrüchlich bei ihren Sitten und Gebräuchen, und zwar in so hohem Grade, daß sie, selbst wenn neue Gesetze des Staates sie von Lasten befreien, die sie früher tragen mußten, z. B. von Natural- und Personal-Leistungen an die Geistlichen u. s. w., von dieser Erleichterung keinen Gebrauch machen, sondern unverändert fortfahren zu dienen und zu bezahlen, mit der Bemerkung, es sey so Gebrauch (costumbre), und dieser müsse geachtet werden.

In genauer Verbindung mit ihrer Ehrfurcht vor den Gesetzen steht ihre Achtung vor dem Alter überhaupt und besonders vor ihren Aeltern. Die Gemeinde-Angelegenheiten der Indianer sind so geordnet, daß die Handhabung der Gesetze in die Hände der Aeltesten gelegt ist, welche die jüngere Bevölkerung förmlich tyranniſiren, die nicht zu murren wagt, da es Sitte ist, den Alten zu gehorchen. Alle Gemeinde-Aemter nämlich hat jeder Indianer nach der Regel und dem Alter zu bekleiden, indem er als cordillero oder wandernder Postbote, als tupil, Gemeindediener, sacristan, Kirchendiener, beginnt, später zum regidor, Rathsmann, alcalde, Richter, juez de paz, Friedensrichter, aufrückt und endlich in den Rath der Alten eintritt. So hat denn Jeder den Trost, da einst gebieten zu können, wo er jetzt gehorchen muß.

Schon oben erwähnte ich die Vorliebe der centralamerikanischen Indianer für ihre Heimat als einen schönen Charakterzug; verschiedene Einrichtungen tragen indessen dazu bei, sie mit besonderem Interesse an ihren Geburtsort zu fesseln. In seinem Dorfe hat der Indianer Rechte, die er verliert, sobald er dasselbe verläßt. Die Ländereien des Dorfes sind gemeinschaftliches Eigenthum; jedermann kann im Frühjahr sich so viel Land aussuchen, als er bepflanzen kann, und der Ertrag ist sein Eigenthum, nur müssen alle Arbeiten, z. B. das Ausroden des Waldes, das Säen, des Aerndten, nach dem Befehl des Alkalden von Allen gleichzeitig geschehen. Außerhalb seines Dorfes ist der Indianer überdies in Gefahr, als Vagabund aufgegriffen und unter die Soldaten gesteckt zu werden, vor deren Dienst er, als einer lebenslänglichen Sklaverei, gerechten Schreck und Abscheu empfindet. Die Indianer sind daher zu einer umherstreifenden Lebensart, wie sie den mexikanischen Kreolen in so hohem Grade zusagt, wenig geneigt; es hält sehr schwer, auf längeren Reisen den Indianer zum Führer zu erlangen, und läßt er sich dazu bewegen, so geschieht es stets unter der Bedingung, ihn am Schlusse der Reise mit den Mitteln zur Rückkehr in sein Dorf zu versehen.

Die Indianer zeichnen sich durch große Genügsamkeit in ihrer täglichen Lebensweise aus. Die allereinfachste vegetabilische Kost stellt sie zufrieden. Obgleich jede Hütte ihre kleine Zucht von Hühnern und Truthühnern besitzt, so sind diese in der Regel nur dazu bestimmt: „daß der Priester sie verzehren möge." Dem Indianer selbst fällt es niemals ein, sich damit gütlich zu thun. Alle leben vollkommen gleichmäßig: der Indianer, welcher 100,000 wohlverschartte harte Piaster liegen hat, unterscheidet sich in keiner Weise von dem armen Teufel, der kaum einen Medio besitzt. Einen behaglichen Eindruck macht es, wenn man die Sorgfalt des Indianers für die Thiere, hauptsächlich für Pferde und Maulthiere, beobachtet. — Die mexikanischen Kreolen gehören zu den verwegensten Reitern der Welt, aber gegen ihre Thiere sind sie wahre Tyrannen. Der Indianer hingegen zeigt die größte Schonung, und obgleich er oft eine bedeutende Anzahl von Pferden besitzt, so sieht man ihn doch äußerst selten zu Pferde, sondern sehr häufig zu Fuß an der Seite seines leichtbeladenen Maulthiers. „Für den Indianer geziemt sich's am besten, zu Fuße zu gehen." So fordert es die Sitte.

Endlich will ich noch ihre Betriebsamkeit in mehreren von ihren Vorfahren ererbten Richtungen anführen. So ernähren sich ganze Dörfer von der Verfertigung grober Baumwollenzeuge (mantas); Andere weben grobe wollene Stoffe (zarapes, cotones); wieder Andere Kopf- und Taschentücher (mascadas); Andere treiben eine einträgliche Industrie mit Weben von Gürteln und Schärpen (cennidores) aus wilder Seide; Andere zeichnen sich durch Töpferarbeit aus; Andere durch Flechtarbeiten aus Palmblättern (petates, tenates, capisayos); Andere wieder durch Gerberei, Reifschlägerei u. s. w.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt, will ich den Standpunkt der allgemeinen Betrachtung verlassen und bitte den Leser, mich auf einer Wanderung durch einige wenig bekannte mexikanische Indianer-Distrikte zu begleiten und mit mir einige Bilder aus dem Leben der Indianer zu betrachten, wie uns dieselben eben vor die Augen treten.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

II. Gottesurtheile und Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Es ist gewiß, daß die Teufelslehre des Mittelalters, so sehr sie auch diejenigen, die daran glaubten, schrecken mochte, denselben niemals im Lichte poetischer Erhabenheit erschien. Sie fanden allerdings viel Freude, wo nicht Trost und Ermuthigung in Legenden, von welchen die Abenteuer Sankt Dunstans und des heiligen Antonius keineswegs übertriebene Proben sind. In einigen derselben läßt sich der getäuschte Versucher eine Unterschrift in rother Dinte oder Mennig statt der verhängnißvollen Blutschrift aufbinden, welche ihn zum Herrn einer menschlichen Seele machen soll. In anderen kommt er um seinen Antheil am Vertrag durch die sinnreich widersprechenden Befehle seines temporairen Gebieters. In einigen wird er durch die gewaltsame Einmischung eines willkürlichen Heiligen seines Opfers beraubt. Aber von allen diesen ist unsere Lieblingssage vielleicht die, in welcher der schlaue Zauberer, nachdem er, „sowohl wenn er innerhalb als außerhalb eines heiligen Gebäudes begraben werde", seine Seele der Hölle verschrieben, diese umfassende Klausel zu umgehen weiß, indem er befiehlt, daß sein Sarg in der Wand einer Kathedrale eingemauert werden solle.

Bekanntlich war die Hexe ein boshaftes altes Weib, die für das Vergnügen, ihrer Nachbarn Korn und Vieh zu verderben und sich des Nachts in ihren Kellern und Speisekammern gütlich zu thun, ihr Seelenheil verkaufte; ihre Vertraute war eine Katze, eine Kröte oder eine Schmeißfliege, und der Dämon, dem sie diente, war ein scheußlicher Satyr, der die niedrigsten thierischen Leidenschaften der Menschheit mit der Stupidität, der Wildheit und der äußeren Form einer Bestie vereinigte. Diese Thorheiten werden doppelt absurd durch die trockene, offizielle Form, in der sie auf die Nachwelt gekommen sind. Jeder Liebhaber des Wunderbaren muß bemerkt haben, wie jeder Aberglaube seine ansteckende Wirkung verliert, sobald er ein deutliches Bild von den geheimnißvollen Gegenständen seines Schreckens zu geben sucht. Die Phantome der Phantasie wie die der Sinne sind nur im Finstern furchtbar; das Tageslicht zeigt sie in ihrer Nichtigkeit. Man vergleiche z. B. die verständige Kürze und Unbestimmtheit, wodurch Walter Scott den kindischsten Sagen Interesse und Wahrscheinlichkeit zu geben weiß, mit der widerlichen Wirkung, welche das Grabesächzen, die klirrenden Ketten und die weißen Gespenster gewisser vergessener Romanschulen hervorbringen. Nun denke man sich noch diese kindischen Superstitionen mit den technischen Formalitäten und der breiten Genauigkeit gerichtlicher Verhandlungen beschrieben und mit dem gemeinen Styl eines schlechten Skribenten aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert ausgeschmückt, und man hat einen Begriff von der Erbärmlichkeit der Hexenprozesse. Am meisten Aehnlichkeit mit denselben haben noch die Scenen der französischen Revolution, wo die blutigen Realitäten der Guillotine so wunderlich vermischt sind mit dem Jargon republikanischer Freiheitsliebe. Doch um gegen die Lebhaftigkeit des modernen französischen Charakters nicht ungerecht zu seyn, bemerken wir, daß selbst dieser Vergleich noch zu günstig ist, und daß die Thorheiten des Anacharsis Klootz, obwohl kaum excentrischer oder

verderblicher, doch unendlich origineller und amüsanter waren, als die langweiligen Abgeschmacktheiten eines Hopkins und Sprenger.

Doch fehlt es den Annalen der Zauberei, so ermüdend sie auch sind, nicht an Schrecken einer gewissen Art — Schrecken, die, wenn sie nicht die Phantasie erhitzen oder die Nerven erschüttern können, vortrefflich geeignet sind, die Verdauung zu stören. Die alten Dämonologen scheinen die Kunstgriffe gewisser moderner Romanschriftsteller antizipirt zu haben, welche ihren Mangel an geistigen Interessen und Motiven zu ersetzen suchen, indem sie mit chirurgischer Genauigkeit die Leiden und Zuckungen des Körpers beschreiben. Da sie nicht im Stande waren, zu schrecken, suchten sie, Ekel zu erregen.

Beim ersten Anblick scheint es, als müßte die monströse Abgeschmacktheit der gegen Hexen erhobenen Anklagen sich von selbst widerlegt haben, und dies wäre auch geschehen, wenn man dabei das gemeine Recht oder die gesunde Logik zur Richtschnur genommen hätte. So blind auch das Volksvorurtheil gegen die Angeklagten war, so wäre es wahrscheinlich meist unmöglich gewesen, Zeugen zu schaffen, welche zu schwören wagten, daß sie gesehen, wie sich die Hexe auf einem Besenstiel in die Luft erhoben oder sich in eine Katze, einen Hasen oder einen Raben verwandelt habe. Aber den Dämonologen kam ein eigenthümlicher Rechtsgrundsatz zu Hülfe, welcher überhaupt jene Zeit charakterisirt. Je schwerer nämlich eine Anklage war, desto größer wurde nicht bloß die Strafe, sondern auch die Schwierigkeit der Freisprechung des Angeklagten. Wenn, so argumentirten unsere Vorfahren, ein Mann gehängt wird, wenn er eines kleinen Diebstahls überführt worden, so muß er doch wohl bei bloßem Verdacht des Hochverraths ebenfalls gehängt werden! Bei Hochverrathsprozessen scheint jeder loyale Richter nicht bloß die Bestrafung des Verbrechens gewünscht zu haben, sondern auch, daß die Existenz desselben mit aller Gewalt nachgewiesen würde. Die Freisprechung des Angeklagten wurde als eine Niederlage für die Krone betrachtet, als ein Ausgang, den man auf alle mögliche Weise abwenden müsse. Der Hexerei, welche Hochverrath gegen das Christenthum war, ging es nicht besser.

Natürlich nahm man auch zur Tortur und zur vergessenen Mummerei des Gottesurtheils die Zuflucht. Die gewöhnlichste Methode war das alte Ordal der Eintauchung in Wasser: wenn die angeklagte Partei nicht vollständig untersank, so galt dies für einen unfehlbaren Beweis der Schuld. Eine andere Methode war die des Stechens, welche darin bestand, daß man den Körper des unglücklichen Opfers zerfleischte, in der Hoffnung, die Zeichen oder kaum merkbaren Flecken zu entdecken, deren Existenz man bei jeder Hexe annahm. Nach einer dritten Methode mußte die Angeklagte, an Händen und Füßen gebunden, einen Tag und eine Nacht ohne Essen, Trinken und Schlaf zubringen, indem man glaubte, daß keine Hexe länger ohne sichtbaren Verkehr mit ihren vertrauten Geistern existiren könne. Selten mißlang es in diesen Fällen der Wachsamkeit der Umstehenden, ein Symptom zu entdecken, das sie für ein Zeichen der Schuld hielten.

Doch das Ordal scheint man nur in Fällen des dürftigsten Verdachts angewendet zu haben. Der geringste Schatten von Beweis, oder was die Dämonologen dafür hielten, war hinreichend, um das angeklagte Subjekt an den Pfahl zu schicken. Auf dem Festland stellten die Juristen geradezu die Regel auf, daß „Personen von notorisch schlechtem Charakter, die man bei gewöhnlichen Rechtshändeln zu keinem Eide zulasse, Glauben verdienten, wenn sie schwören, daß Jemand sie behext habe." Jakob I. von England bestätigte ihre Ansicht und fügte hinzu, daß auch die Aussage von Kindern, die noch nicht das Wesen eines Eides verständen, angenommen werden müsse.

Die Aussagen zu Gunsten der angeklagten Person wurden auf eine ganz andere Waagschale gelegt. Die entsetzliche Behauptung, daß ein häßliches altes Weib eine gute Christin seyn könne, oder daß eine des Meineids überführte Person Jemanden fälschlich der Zauberei beschuldigen könne, mußte auf Beweise gestützt werden, wie sie kaum ein menschliches Zeugniß beibringen konnte. Bodinus, ein gelehrter Dämonologe des 17ten Jahrhunderts, hat erklärt, daß eine Freisprechung wegen Hexerei nie zu rechtfertigen sey, wenn nicht die Unschuld des Angeklagten klarer sey als die Sonne. Wie ein solches Resultat zu erreichen sey, wie ein freundloser Vagabund beweisen sollte, daß er während eines Lebens von dreißig, vierzig oder funfzig Jahren nie einem Hexensabbath beigewohnt, nie Milch verdorben oder Stürme erregt oder nie des Mitternachts auf dem Brocken getanzt habe — hat der weise Rechtsgelehrte anzugeben vergessen. Gleichwohl ist seine Regel noch viel zu beschränkt, um alle Verurtheilungen, die vorgekommen sind, zu rechtfertigen; denn Beweise eines Alibi, die sich auf das klarste Zeugniß der Sinne stützten, wurden oft mit der willkürlichen Annahme beseitigt, daß die Zeugen durch eine diabolische Illusion getäuscht worden, und Frauen wurden lebendig verbrannt wegen ihrer Theilnahme an den nächtlichen Gelagen des Satans, obwohl ihre Männer schworen, daß sie die ganze Nacht ihre Betten nicht verlassen hätten.

Das Verbrechen der Zauberei ist in Europa seit den frühesten Zeiten verfolgt und bestraft worden, obgleich erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit der Aberglaube seine bösartigste Gestalt angenommen hat. Seine älteren Opfer waren gewöhnlich Personen, welche selbst den Verdacht hervorgerufen, indem sie verbotene Künste zu verstehen vorgaben oder auszuüben versuchten. Dies war der Fall bei der Eleonore Cobham, Herzogin von Gloucester, welche wegen eines Versuchs auf das Leben Heinrich's VI. vermittelst eines sympathetischen Wachsbildes zu ewiger Einsperrung auf der Insel Man verurtheilt wurde; ferner bei dem Marschall von Retz, einem französischen Edelmann von hohem Rang und großem militairischen Ruf, der im 15ten Jahrhundert öffentlich wegen Zauberei hingerichtet wurde, obwohl er, wenn die von seinen Verbrechen erzählten Geschichten wahr sind, den Beistand des Teufels, um die Menschen zu martern, recht gut hätte entbehren können. Hierher gehört vielleicht auch der Tod der heldenmüthigen Jungfrau von Orleans, von deren Täuschungen, so unschuldig und patriotisch sie waren, es nicht zu verwundern ist, wenn sie das Mißtrauen und den Abscheu ihrer abergläubischen Feinde erregten.

In diesen Fällen war also die Verfolgung wegen Zauberei am meisten berechtigt, da das Individuum selbst die Veranlassung dazu gab. Aber auch wenn dies nicht der Fall war, auch wenn die Anklage durchaus unverdient war, so wurde sie doch in allen Zeiten nie ohne Veranlassung aufgestellt. Sie wurde entweder durch Ketzerei oder Unglauben hervorgerufen oder war der Vorwand zur Verfolgung einer sonst strafbaren Menschenklasse oder Person. Bekanntlich war es christlicher Glaube bis zu einer sehr späten Zeit, daß Götzendienst und Zauberei identisch seyen, und daß jeder Irrgläubige der Verbündete und Anbeter höllischer Mächte sey. Die fromme Tapferkeit des Kreuzfahrers wurde durch unzählige Geschichten von den teuflischen Künsten und Angriffen, welche die Helden des Kreuzes zu überwinden hatten, in Spannung erhalten. Er hörte von den übernatürlichen Stürmen und Geisterheeren, welche das christliche Lager angriffen, von dem bezauberten Schlachtroß, das ein verrätherischer Emir dem Richard Löwenherz schenkte, und von dem zauberischen Paradiese, wodurch der Dämon Venus die Sinne des wandernden Ritters bestrickte. Später wurden dieselben Künste von der römischen Kirche gegen christliche Andersgläubige in Anwendung gebracht. Die Grausamkeit der Armee de Montfort's wurde durch den Glauben gestachelt, daß ihre wahren Gegner Teufel seyen, und es giebt eine Beschreibung von dem Erstaunen und der Reue, die ein Herzog von Savoyen, welcher ein eifriger Verfolger der Waldenser von Piemont gewesen, an den Tag legte, als er fand, daß die Kinder dieses unglücklichen Stammes nicht, wie seine mönchischen Räthe ihm versichert hatten, mit den äußeren Zeichen der Mißgestalt geboren würden, welche das Besessenseyn vom Teufel verriethen. Derselbe abergläubische Abscheu, obwohl hier durch den schrecklichen Charakter der Religion, die ihn erregte, entschuldigt, verhärtete die Begleiter des Cortez und Pizarro gegen die Leiden der Mexikaner und Peruaner. Lange nachher wurde ihre verblendete Grausamkeit von Engländern gegen die heldenmüthigen Sachems in Neu-England nachgeahmt. Wer die rührende Skizze von Washington Irving gelesen hat, erinnert sich des niedrigen Fanatismus, der den Fall Metakom's und Conancher's herbeiführte, und der römischen Würde und Tapferkeit, die denselben adelte.

Diese Fälle abergläubischer Verfolgung werden einigermaßen entschuldigt durch den blinden Eifer der Zeit, welcher die Menschen religiöse Irrthümer von vorsätzlicher Schuld nicht unterscheiden ließ. In einigen Fällen jedoch, obwohl nicht in vielen, war die Anklage wegen Zauberei ein Vorwand für Rache und Unterdrückung. Der bekannteste Fall der Art ist die Aufhebung des Templer-Ordens im Jahre 1307. Die geheimnißvollen Gebräuche, durch welche die Tempelherren den Verdacht der Zauberei auf sich zogen, der Reichthum, die Macht und der Uebermuth, wodurch sie um ihre Popularität kamen, der geschickte Gebrauch, den ihr furchtloser und unermüdlicher Feind von seinen Vortheilen machte, die entsetzlichen Lügen, durch welche er seine Grausamkeit rechtfertigte, und das heldenmüthige Märtyrerthum der wenigen Opfer, welche noch die kriegerische Energie ihrer Stifter bewahrt hatten, sind aus der politischen Geschichte bekannt. Die wahren Ursachen ihres Untergangs sind eben so interessant für den Historiker und die Scenen desselben eben so anziehend für den Dichter und Novellisten, als die angeblichen Gründe desselben empörend und lächerlich sind.

Eine weniger berühmte, aber viel grausamere, obwohl viel weniger verschuldete Verfolgung derselben Art hatte achtzig Jahre früher stattgefunden. Im 11ten Jahrhundert hatten die Bewohner Frieslands einen allgemeinen Bund geschlossen gegen die kleinen Feudal-Tyrannen, von denen sie umgeben waren. Sie regierten sich selbst mit Weisheit und Mäßigung mehrere Generationen hindurch vermittelst einer repräsentativen Versammlung, die jährlich unter einem alten Eichbaum in Upstalboom zusammenkam, und sie vertheidigten sich tapfer und im Ganzen mit Erfolg gegen die räuberische Ritterschaft des Rheins und der Weser. Aber die feige Politik ihrer geistlichen Feinde, der Erzbischöfe von Bremen, trug endlich den Sieg davon. Papst Gregor IX. wurde bewogen, die „freien Friesen" als Ketzer und Zauberer in den Bann zu thun. Ein Kreuzzug wurde unter den kriegerischen Rittern des westlichen Deutschlands gepredigt und die tapferen und treuen Verbündeten nach einem hartnäckigen Kampfe vertilgt. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Der Sipahi.

Ein Sipahi oder eingeborner indischer Soldat ist die wahre Personifizirung des blinden Gehorsams; er bildet gleichsam einen Bestandtheil seines Offiziers, dessen Wille ihm Gesetz ist und dessen leisesten Wink er mit musterhafter Treue und Selbstaufopferung erfüllt. So lange sein Chef die Gefahr mit ihm theilt, weicht er vor keiner Uebermacht zurück; wenn der europäische Offizier wankt oder flieht, so thut der Sipahi allerdings dasselbe, aber von Jenem geführt, stürzt er sich unerschrocken bis vor die Mündung der feindlichen Kanonen. Wie auch seine Ordre lauten mag, sie wird von ihm mit buchstäblicher Genauigkeit befolgt.

„Als ich in Delhi einquartiert war", erzählt ein britischer Militair, „wurden wir durch eine Reihe kleiner Diebstähle beunruhigt, die in den Wohnungen der Offiziere begangen wurden und deren Urheber uns immer entschlüpfte. Sie waren augenscheinlich das Werk eines Fremden, der Mittel

gefunden hatte, sich nach Einbruch der Nacht in die Kantonnirungen einzuschleichen; wir ließen daher alle zu unseren Linien führenden Zugänge durch Schildwachen besetzen, denen wir den strengsten Befehl ertheilten, auf Jeden ohne Ausnahme zu schießen, der beim Anruf die Parole nicht erwiedern würde. Dieser Befehl wurde im Basar und in der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht, um jedem Unfall vorzubeugen, der daraus entstehen konnte.

„Eines Abends hatte ich mich nach den Quartieren des Majors Macpherson begeben, um mit diesem ausgezeichneten Offizier eine Pfeife zu rauchen, als wir plötzlich durch den scharfen Knall einer Muskete aufgescheucht wurden. Wir eilten hinaus, um uns nach der Ursache zu erkundigen, da die Abfeuerung eines Gewehrs in einer garnisonirten Stadt nur durch die wichtigste Veranlassung gerechtfertigt werden kann, und als wir fanden, daß der Schall von einem Fort kam, das im Mittelpunkt der Befestigungen gelegen und etwa 600 Fuß von uns entfernt war, verfügten wir uns ohne Aufschub dahin, um eine Untersuchung darüber anzustellen. Im Fort angekommen, trafen wir bereits eine Anzahl Personen, die, gleich uns durch den Schuß aufgeschreckt, mit brennenden Fackeln herbeigeeilt waren; auf dem Boden war ein Leichnam ausgestreckt, und über demselben lag, dem Anschein nach ohne Besinnung, die Schildwache. Das Blut strömte noch von der Wunde des Erschossenen und färbte die weißen Pantalons des Sipahi. Ich befahl sogleich, den Letzteren aufzurichten, um uns zu überzeugen, ob er wirklich todt oder nur ohnmächtig sey; als er mir aber das Gesicht zuwandte, fuhr ich schaudernd zurück — von seinen weit aufgerissenen Augen war fast nur das Weiße zu sehen, und sein Anblick machte das Blut in meinen Adern gerinnen. Seine Lippen waren krampfhaft verzogen, der offene Mund zeigte die schneeweißen Zähne, die ein wahnsinniges Blöcken hervorstießen, und als er sich denjenigen, die ihn aufhoben, zu entwinden bemühte, um sich von neuem auf den blutenden Leichnam zu werfen, erblickte ich mit Schrecken zum erstenmal in meinem Leben den sogenannten Risus sardonicus, der ihm den unteren Theil des Gesichts verzerrte, während sich wüthende Raserei in dem irren, flieren Auge malte.

„Die wilden Geberden, das herzzerreißende Geschrei, das mit Drohworten abwechselnde verzweiflungsvolle Stöhnen des Unglücklichen, den ich so gut kannte und den ich wenige Stunden früher im Genusse völliger Gesundheit verlassen hatte, ergriffen mich in so hohem Grade, daß ich kaum die nöthige Geistesgegenwart behielt, um nach der Ursache dieses schrecklichen Auftritts zu forschen; nachdem man den Bedauernswürdigen fortgeschafft hatte, gelang es mir indeß, folgende Umstände zu ermitteln.

„Dschesserih — so hieß der Soldat — war etwa eine Stunde vor Mitternacht als Schildwache aufgestellt worden, und zwar, wie schon erwähnt, mit dem strengsten Befehl, auf Jeden zu feuern, der sich ihm nähern würde, ohne die Parole zu geben. Es waren kaum zwei Drittheile der Zeit verflossen, die er auf seinem Posten zu verbringen hatte, als er Fußtritte hörte, die sich ihm leise näherten. Seiner Pflicht gemäß, rief er den Kommenden an, aber statt eine Antwort zu ertheilen, schien der Eindringling sich nur schneller vorwärts zu bewegen; ein zweites: „Wer da!" bleibt gleichfalls unbeachtet; ein drittes — und Dschesserih legt an und feuert auf den Unbekannten, den er jetzt bei dem schwachen Sternenlicht einer ungewöhnlich finsteren Nacht innerhalb zwanzig Schritten vor sich bemerkt. Der Schuß ist kaum gefallen, als Dschesserih ein Schmerzensgeschrei vernimmt und eine wohlbekannte Stimme seinen Namen ausspricht — es ist die Stimme seines Vaters. Er schleudert sein Gewehr zur Erde und stürzt sich halb besinnungslos auf sein Opfer; aber zu spät! der unbewußte Vatermörder hatte nur zu gut gezielt, und mit dem Hülferuf, in dem der Sohn die väterliche Stimme erkannt hatte, war das Leben aus der Brust des alten Indiers entflohen. Er war zu Fuß über Berg und Thal, durch dichte Wälder und reißende Ströme gedrungen; über hundert Meilen hatte er zurückgelegt und unzählige Hindernisse besiegt, um noch einmal seinen einzigen Sprößling, den Trost seines Alters zu umarmen. Er hatte die geliebte Stimme vernommen, die ihn (wie es in der ostindischen Armee Gebrauch ist) auf Englisch anrief, und da er die fremde Sprache nicht verstand, so war er gerade auf den Sohn zugeeilt, um ihn an das Herz zu drücken, als der tödtliche Schuß ihn niederstreckte und er mit dem Namen seines Mörders auf der Zunge verschied.

„Am folgenden Morgen hörte ich mit einer Art Genugthuung, daß auch der unglückliche Sipahi nicht mehr sey. Der Tod hatte seinen Leiden ein Ende gemacht."

Mannigfaltiges.

— Medizinisch-topographische Skizze von St. Petersburg. Unter diesem Titel ist uns so eben eine kleine Schrift zugegangen, die auch einer der vielen wissenschaftlich gebildeten „Deutschen in Rußland" geschrieben, welche dem Verfasser der „Russie envahie par les Allemands" ein Dorn im Auge sind. Herr Dr. Maximilian Heine, der uns diese Skizze übersendet, ist ein Bruder H. Heine's, mit welchem er die große Unähnlichkeit hat, daß er ein außerordentlicher Verehrer Rußlands, seines Adoptivvaterlandes, ist. Eben so wie einst Heine einen Band seiner besten Dichtungen, so hat sein Bruder diese Skizze seinem würdigen Oheim Salomon Heine in Hamburg gewidmet, dessen großartiges und kosmopolitisches Mäcenat sich gewiß über den russischen Neffen eben so ausdehnt wie über den Verfasser der „französischen Zustände". Wir verstehen nichts von der Medizin und vermögen daher auch den Werth der vorliegenden Schrift nicht zu beurtheilen. Wir ersehen jedoch daraus, daß es um die Heilanstalten und die Gesundheitszustände Rußlands überhaupt schlimm stehen möchte, wenn nach den Wünschen des Verfassers der Russie envahie alle Deutschen dort aus Amt und Brod gejagt würden. Unter Anderem heißt es nämlich S. 67 der gedachten Skizze: „Fast die meisten Aerzte werden durch ihre Dienst-Stellungen, die sie bei Hospitälern, gelehrten Anstalten, Departements der verschiedenen Ministerien u. s. w. einnehmen, in den Staatsdienst gerechnet. Eigenthümlich ist's, daß Petersburg fast keine frei praktizirenden Aerzte hat, die nicht auch Medizinal-Beamten wären. Die meisten Aerzte sind Deutsche, zum Theil aus den Ostsee-Provinzen, oder Russen; Franzosen oder Engländer jetzt äußerst wenige. Unter ihnen giebt es Schüler von allen Schulen, Anhänger aller medizinischen Sekten. Im Allgemeinen findet man jetzt bescheidenes Wissen mit guter Bildung und geweckterem Sinne zum Fortschritt vereinigt." — Auffallend ist in den Petersburger Mortalitätslisten, von denen Herr Dr. Heine eine zehnjährige Uebersicht mittheilt, das Mißverhältniß der Gestorbenen zu den Geborenen, das sich in mehreren Jahren wie 1½ zu 1 gestaltet. Im J. 1839 wurden nämlich geboren 13,161, es starben: 18,459; im J. 1840 geboren: 13,339, es starben: 19,538; im J. 1843 geboren: 9110 (eine merkwürdige Abweichung), es starben: 14,501. Der Verfasser meint zwar, ein solches Mißverhältniß komme in den meisten großen Städten vor, doch ist dies keineswegs der Fall. In London und Berlin findet sich sogar ein sehr bedeutender jährlicher Ueberschuß der Geborenen über die Verstorbenen. So wurden im Jahre 1841 in Berlin 10,757 geboren, während nur 8772 gestorben sind. Ja, in den besseren Monaten des Jahres stellt sich das Verhältniß jetzt so, daß täglich im Durchschnitte 30—35 Kinder geboren werden, während nur 25 Personen täglich sterben. Wir können uns das Mißverhältniß in St. Petersburg nur daraus erklären, daß ein sehr großer Theil der dortigen Bevölkerung aus unfreien Leuten (Leibeigenen) besteht, die keine Familien bilden und daher immer nur durch Zuzug von außen ersetzt werden, während sie auch, vermöge ihrer schwereren Arbeit und dürftigeren Lebensweise, im Durchschnitte früher sterben als die arbeitenden und dienenden Klassen einer freien Bevölkerung.

— Russisches Urtheil über Jean Paul. Die russische Literatur, die sich sonst alles Fremde schnell zu eigen macht, ist, so viel uns bekannt, noch durch keines der Werke Jean Paul's bereichert worden; vielleicht hat die Schwierigkeit, seine tiefen und originellen Schöpfungen in einer andern Sprache wiederzugeben, die Uebersetzer bisher von einem solchen Unternehmen abgeschreckt. Erst neulich hat ein Herr B. den Versuch gewagt, ihn der russischen Lesewelt zum Theil durch eine „Anthologie" (Antologia iz Jan-Pola Richtera. St. P. 1844) genießbar zu machen; nach einer Rezension in den Otetschestwennia Sapiski zu urtheilen, findet er jedoch nur wenig Anklang. „Herr B." — schreibt der Kritiker (der sich in allen seinen Aeußerungen durch ein großes Selbstvertrauen auszeichnet, jedoch bis zum Verständnisse Jean Paul's noch nicht durchgedrungen zu seyn scheint) — „Herr B. hegt für Jean Paul eine bis zur Leidenschaft, bis zum Enthusiasmus gehende Liebe — eine Liebe, die um so edler ist, als er darin ganz allein steht, da sie Niemand mit ihm theilt. Wir können nicht leugnen, daß eine solche Liebe etwas Rührendes hat, das, wenn nicht Mitgefühl, doch wenigstens Mitleiden erregt. (!) — — — Herr B. hat Unrecht, ein unsterbliches Genie, einen leiblichen Bruder Goethe's und Schiller's in ihm zu sehen. Jean Paul war zu seiner Zeit eine wirklich beachtenswerthe Erscheinung, aber ein großer Schriftsteller, ein großes Genie ist er nie gewesen, und mit Goethe und Schiller, vorzüglich mit Ersterem, kann er durchaus nicht verglichen werden. — — — Dessenungeachtet hat er sich einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erworben. Er übte einen mächtigen Einfluß auf das Deutschland seiner Zeit aus, das dem Deutschland unserer Zeit schon so wenig gleicht. Obwohl seit dem Tode Jean Paul's kaum zwanzig Jahre verflossen sind, haben sich inzwischen doch große Umwälzungen im geistigen Leben Deutschlands zugetragen; eine Menge neuer Fragen sind entstanden, und im Allgemeinen haben sich die Richtungen und die Sympathieen des deutschen Volkes bedeutend geändert. Bei allem dem findet Jean Paul in Deutschland noch immer zahlreiche Leser, und es wird seiner stets mit Liebe gedenken, wie sich ein erwachsener Mann des gutmüthigen und verständigen Lehrers seiner Kindheit oder eines Buches erinnert, das zwar seinem jetzigen Geschmack und seinen jetzigen Bedürfnissen nicht entspricht, aber in seinen Jugendjahren ihm eben so nützlich als theuer war."

— Young's Nachtgedanken. Eine Uebersetzung des ewig schönen Gedichts aus der poetischen Feder der Frau Elise von Hohenhausen ist so eben in dem Verlag von E. Potop in Kassel erschienen. Wir halten uns verpflichtet, die Freunde echter Poesie auf diese Reliquie der englischen Literatur aufmerksam zu machen. Die deutsche Dichterin hat das Werk mit der Liebe und dem Verständniß inniger Sympathie in die schöne Form unserer Sprache umgeschmolzen, ohne ihm seine Eigenthümlichkeit zu nehmen; die erhabene Poesie des Schmerzes, die in Young's Nachtgedanken weht, die tiefinnerliche Sehnsucht nach dem Trost der Religion sind mit der Weihe einer dichterischen Hand uns wieder vorgeführt und werden in allen fühlenden Gemüthern vollen, reichen Anklang finden. *)

*) In allen Sortiments-Buchhandlungen Berlins sind Exemplare vorräthig.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 28. September 1844.

Polen.

General Kopeć und die Tschuktschen.*)

Als ich eines Abend mit meinem ehrwürdigen Freund am Kamine saß und wir zusammen Thee schlürften, fragte ich ihn: „Wie war es doch, General, mit jener Horde von Wilden, die Sie bei Ihrer Rückkehr aus Kamtschatka überfiel?"

„Du meinst gewiß die Tschuktschen?" — Hier that er einige kräftige Züge aus seinem Tschibuk und blies eine tüchtige Dampfwolke vor sich hin. — „Das sind mir schöne Wilden — o! wenn ich nur wüßte" — Ein unruhiger Blick, den er durch Zimmer und Vorzimmer warf, und die leiser gesprochenen Worte: „Sind wir allein?" — Dies Alles erregte meine Neugier in solchem Grade, daß ich meinen Sessel näher zu ihm heranrückte. Jetzt fuhr er in gedämpftem Tone fort:

„Du mußt wissen, Freund, daß die Tschuktschen ein bewundernswürdiges Volk sind. Wir nennen sie Wilde, weil sie anders wohnen, als wir, weil sie andere Kleidung und andere Sitten haben. Ein Zelt aus Thierhäuten, das sie mit sich führen, ist ihr Haus; ihre Rennthier-Heerden bekleiden und ernähren sie, bringen sie von Ort zu Ort, so gut, wie unsere Schnellposten — aber beim lodernden Feuer, wenn die Glieder der Familie oder die Alten zusammenkauern: da erwachen großartige Gefühle in ihrer Brust, da berathen sie sich über die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit. — Sie sind die Tscherkessen Sibiriens. Die Jakuten, Jukagiren, Tungusen, jene in Schneewüsten zerstreuten Ueberbleibsel großer nordasiatischer Völker, haben schon die sogenannte Civilisation angenommen, d. h. sie sind seßhaft geworden, zahlen Kopfsteuer und kriegen alle Jahr einen Popen und einen Steuervogt zu schauen: der Eine segnet sie und besprengt sie mit Weihwasser; der Andere raubt ihnen das Ihrige und giebt ihnen die Knute. Im Uebrigen steht es ihnen frei, Hungers zu sterben, so oft der Fischfang zur Frühlingszeit nichts einbringt. Ganz anders die Tschuktschen! Wenn dieses starke, kernhafte, verwegene Volk mit seinen Riesenleibern auf Rennthieren aus den heimatlichen Moorgründen heransprengt und über eine Karawane herfällt, so wird alles Lebende ohne Gnade von ihren Wurfspießen durchbohrt. Der wandernde sibirische Kaufmann, der Kosak vom Ural und der reisende Europäer — Alle zittern vor ihnen, und mehr noch, als vor einer Heerde Eisbären.

„Als mein Kommandant mich aus Kamtschatka entließ und mir seinen Segen auf die ungeheure Reise mitgab, sagte er: „Vor der Kälte bist Du gesichert; Du hast kamtschadalische Stiefeln, eine Nasenkappe, eine Bartkappe und Stirnkappe; den Schlitten habe ich Dir mit Pelz ausfüttern lassen; zwei Hunde kriegst Du mit hinein, damit sie Dich noch besser wärmen — daß aber die Tschuktschen Dich nicht umbringen, dafür kann ich Dir nimmermehr einstehen!" — „Wohlan", rief ich aus; „vielleicht schützet mich Gott und gestattet mir die Heimkehr in's Vaterland!" Mit diesem Vertrauen auf seine unbegränzte Fürsorge trat ich die Wanderung von einigen zehntausend Werst an.

„Unsere Karawane bestand aus dreißig Menschen und hundert Hunden. Wir fuhren in acht Schlitten, von denen jeder mit zwölf Hunden bespannt war. Vor uns her lief ein Kamtschadale in Schneeschuhen, der unseren Zug nach dem Stand der Sonne oder der Sterne lenkte; denn auf diesem Schnee-Ocean ist kein Hügel und kein Bäumchen zu entdecken. Wollten wir übernachten oder füttern, so schlugen wir ein Zelt auf, kochten uns Thee und aßen Struganina**), oder, wenn es hoch herging, ein Stück rohes Rennthierfleisch; die Hunde aber, die uns zogen, bekamen gedörrte Häringe.

„Indem wir so mehrere Wochen lang diese gränzenlosen erstorbenen Landstrecken durcheilten, sahen wir in dieser ganzen Zeit nur einige elende Bauerhöfe. Als die letzte Poworna***), unter deren gastlichem Dach ein loderndes Feuer uns belebt hatte, zurückgelegt war, kamen wir funfzehn Tage lang bei keiner Menschenwohnung vorüber; die Kälte erhielt sich auf dreißig Grad, und dem Schnee entstiegen Dünste, wie man sie bei uns im Frühling und Herbste sieht. Kein Laut ertönte auf der unabsehbaren Grabesflur, ausgenommen, wenn irgend ein Hund, in den Schnee sich einscharrend, sein Geheul zum Monde erhob. Eines Tages sah ich, wie der uns voreilende kamtschadalische Wegweiser mit einem Mal umkehrte — sogleich machte die Karawane Halt — die Kosaken sprangen aus ihren Schlitten, griffen zur Waffe und stellten sich im Kreise auf, als wollten sie Kriegsrath halten; die Hunde legten sich nieder und heulten. Ich steckte meinen Kopf weit aus dem Umhang des Schlittens und ließ den Blick über die das Auge blendende Fläche schweifen; allein ich bemerkte nichts als kleine Punkte, die, wie ein Schwarm Vögel, sich von der Erde aufzuschwingen schienen. — „Was giebt's denn?" fragte ich unseren Dolmetsch, der, die Hände ringend, herumging. — „Noch nichts", antwortete er in kläglichem Tone; „allein bald wird es was geben — 's ist aus mit uns — dort kommen Tschuktschen!" — Ich dachte: Gottes Wille geschehe! — nahm meine vorige Lage wieder ein und wartete das Ende ab. Unterdeß kamen jene Punkte oder Vögel immer näher und wurden immer größer, bis sie endlich als eine zahlreiche Schaar auf Rennthieren heranstürmender und Wurfspieße schwingender Männer sich auswiesen. Es mochten ihrer wohl an zweihundert seyn. Unsere eben noch zum Kampfe fertigen Kosaken wurden jetzt auf einmal kleinmüthig und versteckten ihre Waffen, ja Einige suchten unter den Schlitten ihre Zuflucht. Die Tschuktschen stießen ein gellendes Geschrei aus, fielen, nachdem einige Pfeile um unsere Ohren gesaust hatten, mit erhobenen Jagdspießen über die Karawane her, und Jeder von uns empfahl Gott seine Seele. Unser Führer behielt so viel Besonnenheit, daß er ihnen durch den Dolmetsch eine schöne Ranzion, die aus Glaskorallen, Thee und Blättertabak bestehen sollte, anbieten ließ; allein sie antworteten mit Hohngelächter, als wollten sie sagen: Was sollen uns Geschenke, da die ganze Karawane unser ist? — Und jetzt begann ein Plündern in bester Form: sie befahlen unseren Leuten, sich auf den Bauch zu legen; dann packten sie die Schlitten aus und theilten sich in den Tabak, den Branntwein, den Thee, die Fische und die Waffen. Als mein Schlitten an die Reihe kam, zeigten sie Staunen über die Fassung und Ruhe, die ich bei dem ganzen Vorgang bewahrte; außerdem machte meine ausgezeichnete Kleidung und mein Schlitten, der künstlicher gearbeitet war als die der Uebrigen, einen gewissen Eindruck auf den Häuptling. Dieser fragte den Dolmetsch, wer ich sey. Letzterer, wohl verhoffend, daß er durch lange Erörterungen die endliche Katastrophe vereiteln könne, erklärte, ich sey ein kaiserlicher Gefangener, der sein Vaterland verloren, in der Verbannung viel gelitten habe und jetzt heimkehre, indem seine Strafzeit abgelaufen sey. Diese und andere Einzelheiten bestimmten den Häuptling, noch viele Fragen zu thun: ich bemerkte, wie er immer milder, aufmerksamer, ja theilnehmender nach mir hinsah. Darauf berieth er sich mit einigen Greisen, rief seiner Horde etwas zu, und schon im nächsten Augenblick lieferten sie ihre Beute wieder aus. Tabak, Thee, Branntwein, Fische — Alles wanderte in seiner alten Ordnung zurück in die Schlitten. Unsere Kosaken erhoben langsam ihre Köpfe und betasteten sie, um sich zu überzeugen, daß sie noch auf dem Rumpfe saßen — die Karawane stand wieder geordnet und ohne Einbuße da. Damit war aber die Geschichte noch nicht am Ende: der Zauberer, den die Horde bei sich führte, nahte mir, kritzelte etwas in den Schnee, wirbelte sich wie ein Kreisel auf einem Bein um und schlug mit einer Trommel den Takt dazu. Endlich fiel er mit verstörtem Blick und schäumendem Munde an die Erde und brüllte gewisse Beschwörungsformeln, die mir selbst einen wahren Schrecken einflößten: so sehr hatte es das Ansehen, als ob ein böser Dämon in ihn gefahren sey und ihn martere. Nach dieser nicht sehr angenehmen Ceremonie kam eine andere, die für mich schmeichelhaft war: sämmtliche Tschuktschen, den Häuptling an der Spitze, traten um die Reihe zu mir heran, murmelten einige Worte und küßten mir die Hand. Ich erfuhr nachmals von unserem Dolmetsch, dies sey dem Orakelspruch des Schamanen zufolge geschehen, der mir eine glückliche Heimkehr und meinem Vaterland ein besseres Loos verkündet hatte, welches letztere ich jedoch nicht mehr erleben würde!

„Vor unserer Trennung beschenkten mich die Tschuktschen noch mit einigen Fellen von Rennthieren und Füchsen; unser Chef aber, hocherfreut, daß Keinem ein Haar gekrümmt worden war, verehrte ihnen Blättertabak und Korallenschnüre in Fülle. Die Horde wendete sich wieder ihren Steppen zu, und wir — unseren civilisirten Ländern, wo dieses Verfahren eines wilden Volkes vielleicht nur wenige aufrichtige Lobpreiser und noch weniger Nachahmer finden würde."

---

*) Aus der Erzählung: Wieczór u Jenerała Kopcia (Ein Abend bei General K.). Sie findet sich im zweiten Bändchen des Muzamerit, oder der Powieści przy świetle księżyca (Erzählungen beim Scheine des Mondes) von L. Siemieński. Posen. 1844. — Für Muzamerit ist Monkmerát zu schreiben, welches arabische Wort jenen Sinn mit unnachahmlicher Kürze darstellt.

**) Eine Art gefrorener Fische, deren Fleisch der Länge nach zerschnitten wird.

***) Die Poworna's sind gewöhnlich Jurten (Filzzelte) oder Bretterhütten, die man zum Besten der Reisenden errichtet hat.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

II. Gottesurtheile und Hexenprozesse.

(Schluß.)

Doch es nahte die Zeit, wo der wüthendste Religionseifer und die rachsüchtigste persönliche Feindschaft müd erscheinen, gegenüber der stupiden Grausamkeit derjenigen, die entweder in sinnlosem, panischem Schrecken, oder aus wahnsinnigem Blutdurst Menschen tödteten. In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verbreitete sich auf einmal der Glaube durch Europa, daß das Verbrechen der Zauberei in furchtbarem Grade zunehme. Wahrscheinlich trugen zur Erzeugung dieses Glaubens die absurden Prätensionen der Alchymisten bei, welche gerade damals ihren Culminationspunkt erreicht hatten. Im Jahre 1459 fanden die berühmten Prozesse und Hinrichtungen wegen Hexerei in Arras statt, das früheste Beispiel in großem Maßstabe, wo unschuldige Personen wegen dieses Verbrechens, ohne anscheinende Veranlassung dazu von ihrer Seite, zum Tode gebracht wurden. Das schreckliche Beispiel wurde durch ganz Frankreich, Deutschland und die Schweiz mit Eifer nachgeahmt, und einige Jahre später wurde der Aberglaube von dem höchsten Bischof der christlichen Kirche sanctionirt. Im Jahre 1488 gab Innocenz VIII. das Signal zu einer der abscheulichsten Verfolgungen, welche je die Menschheit schändeten, indem er eine Bulle erließ, in welcher er alle gute Christen zur Rettung der Kirche vor den offenen Angriffen Satans und seiner sterblichen Verbündeten aufforderte. Seine Ermahnungen wurden von mehreren seiner Nachfolger erneuert, insbesondere auch von dem berüchtigten Alexander VI.

Zum Theil gewannen die angeblichen Zauberer und Hexen bei dieser Verfolgung, und die Welt drohte in der That das zu werden, was ein erschreckter Dämonologe sie nannte, „ein großes Tollhaus für Hexen und Teufel", um ihre Gaukeleien darin zu spielen. Die wirklich gläubigen Zauberer führten gewissenhaft alle anerkannte Ceremonien zur Beschwörung des Teufels aus und glaubten immer zuletzt, daß sie ihr Ziel vollkommen erreicht hätten. Die schlaueren und ungläubigeren begnügten sich damit, die Geheimnisse, deren Besitz sie sich zuschrieben, zur Erschreckung und Beraubung ihrer Nachbarn zu benutzen. Andererseits vereinigten sich hypochondrische Junker, erschrockene Bauern, hysterische Mädchen und muthwillige Kinder darin, ihre Leiden und Unfälle der Beherung zuzuschreiben, und bezeichneten gewöhnlich das erste beste alte Weib in ihrer Nähe als ihren Quälgeist. Diese Anklagen wurden von den gesetzlichen Behörden so bereitwillig angenommen und so schonungslos danach verfahren, daß die Zahl der Hinrichtungen selbst den gedankenlosen und aufgeregten Pöbel beunruhigte. Die ärmeren Klassen fingen an, mit Besorgniß der Zeit entgegenzusehen, wo Alter und Häßlichkeit sie für das Schicksal, dem sie täglich ihre Nachbarn erliegen sahen, reif machen würden, und an vielen Orten wurden die gerichtlichen Inquirenten durch das gewaltsame Einschreiten des Volks gezwungen, ihre Untersuchungen aufzugeben. Aber Prälaten und Könige fühlten solche Besorgniß nicht, und die Wuth der Verfolgung wurde täglich heftiger.

An zweihundert Jahre nach dem Erlaß der Bulle des Papstes Innocenz wüthete die Manie fort, ohne Spuren der Abnahme zu zeigen. Während des 16ten Jahrhunderts war sie hauptsächlich auf Frankreich und Deutschland beschränkt, in welchen Ländern die Zahl ihrer Opfer nach Hunderttausenden zu berechnen ist. Man kann sich einen Begriff von der Größe derselben machen aus der Thatsache, daß viele Distrikte zwei-, drei- bis vierhundert Hexen jährlich verbrannten, und daß in einigen die jährlichen Executionen beinahe ein Prozent der ganzen Bevölkerung vernichteten. Die Anklagen waren von der gewöhnlichen Art, außer im südlichen Frankreich, wo der Glaube an die Lykanthropie oder an die Verwandlung der Menschen in Wölfe oder Währwölfe besonders herrschend war. Die Reformation, die so vielen Irrglauben abschaffte, ließ diesen, den gehässigsten von allen, in voller Thätigkeit. Die Kirchenmänner Englands, die Lutheraner Deutschlands, die Kalvinisten Genfs, Schottlands und Neu-Englands wetteiferten an Strenge mit den bigottesten Papisten. Ja, die letztgenannte Sekte, obwohl unter allen die heftigste Gegnerin der römischen Kirche, war gerade in dieser Beziehung die treueste Nachahmerin ihrer Verirrungen.

In Großbritanien griff das Uebel erst spät um sich. Erst im Jahre 1562 wurde die Ausübung der Magie von der Gesetzgebung förmlich für Felonie erklärt. Gegen das Ende der Regierung Elisabeth's war die Zunahme der Hexerei ein Lieblingsthema der Klage und Warnung bei den Hofpredigern geworden. Im Jahre 1593 fand die bekannte Tragödie der Hexen von Warbois statt, welche mit der öffentlichen Ermordung einer ganzen Familie endete, bloß auf die Reden eines wahnsinnigen Mädchens hin. Doch blieb dies eine Zeit lang nur ein einzelner Fall. Der Aberglaube, obgleich im Zunehmen, hatte noch nicht seine Höhe erreicht, und der scharfe, obwohl ungesuchte Spott des Reginald Scott — eines Mannes, der sich den Ruhm verdient, gegen eine ganze Generation für die Sache der Vernunft und Menschlichkeit gekämpft zu haben — hatte die Wirkung, seinen Fortschritt einigermaßen zu hemmen. Aber die Seuche brach von neuem aus, als Jakob I. den Thron bestieg. Dieser eitle Pedant hatte immer die Zauberei mit besonderem Schrecken betrachtet und fühlte sich sehr geehrt durch die unselige Schmeichelei, welche versicherte, daß er der gefürchtetste Feind ihres Bundes sey. Im Jahre 1563 war eine schottische Parlaments-Akte zur Unterdrückung der Zauberei angenommen worden; doch unter der Königin Maria fanden verhältnißmäßig wenig Hinrichtungen statt, obgleich immer noch mehr als in England. Jakob jedoch vermehrte sie schnell bis auf 400 jährlich, eine Zahl, die mehr als das Vierfache des früheren Belaufs betrug, obgleich sie nicht größer war als die Zahl der Hinrichtungen in vielen einzelnen Städten des Kontinents. Jakob präsidirte bei dem berüchtigten Prozeß der Euphemia Macalzean und ihrer Mitschuldigen im Jahre 1591, welcher mit der Hinrichtung von dreißig Personen auf einmal endete. Auch schrieb er eine Abhandlung über Dämonologie, in welcher er die kindischsten Superstitionen der Hexenfinder vertheidigte und den Reginald Scott offen des Sadducäismus anklagte, weil er die Möglichkeit des Verbrechens leugnete.

Im Jahre 1604, gleich nachdem Jakob den englischen Thron bestiegen, wurde eine neue Akte zur Entdeckung und Bestrafung von Zauberern erlassen, und seit dieser Zeit, kann man sagen, hat die eigentliche Verfolgung begonnen. Während des 17ten Jahrhunderts sollen in England allein 40,000 Personen wegen Hexerei hingerichtet worden seyn! In Schottland war die Zahl wahrscheinlich im Verhältniß zur Bevölkerung viel größer; denn man weiß, daß noch in den letzten 40 Jahren des 17ten Jahrhunderts die Zahl der Hinrichtungen nicht kleiner war als 17,000. Im Jahre 1634 hat wohl die Tollheit ihren Culminationspunkt erreicht: in diesem Jahr fand der berühmte Prozeß der Lancashire-Hexen statt, wo acht unschuldige Personen durch die unzusammenhängenden Unwahrheiten eines muthwilligen kleinen Buben ihres Lebens beraubt wurden. Der Bürgerkrieg scheint wo möglich die Verfolgung noch gesteigert zu haben; denn die englischen Puritaner und schottischen Covenanters waren dem Aberglauben eben so zugethan als ihre Gegner. In den Jahren 1644 und 45 gewann der berüchtigte Matthew Hopkins eine reichliche Subsistenz durch das Gewerbe eines Hexenfinders, das er zwar nicht immer ohne Verdacht, aber doch im Ganzen mit großem Erfolge trieb. Und noch zwanzig Jahre später wurde der Aberglauben durch die Autorität der Rechtsgelehrsamkeit sanctionirt; denn es war im Jahre 1664, wo der treffliche Sir Matthew Hale nach einem Prozeß, den er mit seiner gewöhnlichen Geduld und Unparteilichkeit, obwohl gewiß nicht mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit führte, zwei Frauen als Hexen zum Tode verurtheilte, worauf auch beide hingerichtet wurden.

Endlich jedoch, bald nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts, fing der Aberglaube an, Zeichen der Abnahme zu zeigen. In einigen Ländern wurde die Reaction durch den Glauben herbeigeführt, daß die Mächte der Finsterniß den allgemeinen Schrecken als ein Mittel zur Vernichtung der Unschuldigen benutzt hätten, und daß die Hexenfinder entweder selbst Zauberer oder diabolischer Täuschung unterworfen seyen. Diese glückliche Gegen-Illusion brachte in vielen Theilen Deutschlands und auch in Neu-England große Wirkung hervor; in dieser Kolonie brach die Manie um das Jahr 1670 mit plötzlicher Heftigkeit aus und verschwand eben so plötzlich und unerklärlich, nachdem sie neunzehn Leben hinweggerafft. In anderen Ländern wurde dem Uebel Einhalt gethan durch eine geschickte Anwendung der gewöhnlichen Ueberführungsmittel gegen die Dämonologen selbst. Der Tod des Betrügers Hopkins war die Folge eines solchen Verfahrens. Die Bevölkerung von Suffolk, welche lange durch seine Anwesenheit geängstigt worden, kam plötzlich darauf, ihn seiner eigenen Lieblingstortur, dem Wasser-Ordal, zu unterwerfen, und da die Probe unglücklich für ihn ausfiel, so wurde er auf der Stelle getödtet. Ein sehr glückliches Experiment ähnlicher Art wurde gleichzeitig von dem Herzog von Braunschweig versucht, welcher, da er bei dem Verhör einer angeblichen Hexe präsidiren mußte, sie durch eine geschickte Verwickelung von Fragen dahin brachte, zwei Jesuiten, welche bisher eifrige und bigotte Dämonologen gewesen waren, als ihre Mitschuldigen anzugeben. Die beiden erschrockenen Priester kamen dadurch zu dem Bewußtseyn ihrer bisherigen Ungerechtigkeit, und einer von ihnen, Namens Spee, gab eine Schrift über Hexenprozesse heraus, welche in Deutschland eine sehr heilsame Wirkung hervorbrachte.

In England trat der erste Moment verhältnißmäßiger Abnahme unter dem Protektorat ein. Sir Walter Scott hat dies durch die humoristische Vermuthung erklärt, daß man unter einer so unendlichen Menge von Sektirern auch die direkte Verehrung des bösen Prinzips für erlaubt halten mochte. Doch es ist nicht mehr als billig, diese wohlthätige Veränderung der Vorurtheilslosigkeit und Humanität Cromwell's selbst zuzuschreiben, welcher, obwohl sein Andenken durch einige wenige Handlungen grausamer Strenge befleckt ist, doch in den meisten Fällen eine unter seinen Zeitgenossen sehr seltene Achtung des Menschenlebens zeigte. Diese gute Richtung dauerte nach der Restauration fort. Prozesse kamen noch vor, aber die Richter nahmen es mit den Beweisen sehr streng, und daher waren Ueberführungen verhältnißmäßig selten. Dasselbe Resultat wurde in Schottland durch die Bemühungen des berühmten Sir George Mackenzie herbeigeführt, jenes Feindes religiöser Freiheit, dem die verfolgten Covenanter den Titel des „blutigen Mackenzie" gaben. Die Männer, welche man als die Väter der schottischen Kirche betrachtet, zeigten sich weniger aufgeklärt, als ihre tyrannischen Feinde. Nicht bloß Mackenzie selbst, sondern auch Lauderdale, Rothes, Middleton, Erzbischof Sharpe und fast alle bedeutende Episkopalen wurden von den westlichen Presbyterianern für die vertrauten Diener des Bösen gehalten. Bekannt sind auch die Sagen von dem diabolischen Zauber gegen Stahl und Blei, den der General Dalziel besaß, und von dem kohlschwarzen Pferde, das der Feind der Menschheit dem berüchtigten Grahame von Claverhouse schenkte.*)

Doch ehe die Krankheit für immer verschwand, fand noch mehr als ein Rückfall statt. Im Jahre 1669 wurden in einem Dorfe Dalekarliens in

*) Vgl. über diese Männer den Artikel: „Die Religions-Verfolgungen in Schottland" in Nr. 38 des diesjährigen Magazins.

Schweden siebzig Personen auf die Aussage einiger blödsinnigen oder bosthaften Kinder hingerichtet. Ein eben so plötzlicher, obwohl weniger verderblicher Schrecken trat, wie wir schon bemerkt, um dieselbe Zeit in den anglo-amerikanischen Provinzen ein. Und noch 1697 wurden in Glasgow fünf Personen auf die Aussage eines eilfjährigen kranken Mädchens hingerichtet. Im J. 1680 gab Frankreich Europa das erste Beispiel der vollständigen gesetzlichen Abschaffung dieses Aberglaubens. In diesem Jahre erließ Ludwig XIV. eine Proclamation, welche alle künftige Verfolgungen wegen Zauberei verbot und verordnete, daß selbst die, welche sich selbst für Zauberer ausgäben, nur als Betrüger bestraft werden sollten. Eine feierliche Protestation des Parlaments von Neuen wurde weislich unbeachtet gelassen, und es zeigten sich bald die guten Folgen der Maßregel. In Deutschland war die Todesstrafe schon außer Gebrauch gekommen, und selbst die Einsperrung wurde täglich seltener. In England und Schottland gelang es meist den Bemühungen aufgeklärter und menschlicher Richter, ein Freisprechungs-Verdikt von der Jury oder eine Begnadigung von der Krone zu erlangen. In England fand die letzte Hinrichtung statt im Jahre 1716 zu Huntingdon, in Schottland sechs Jahre später zu Dornoch in Sutherlandshire. Zwei oder drei Fälle der Volks-Justiz gegen vermeintliche Hexen fanden gerechte und exemplarische Bestrafung, und im Jahre 1736 wurde das Statut Jakob's I. feierlich für aufgehoben erklärt. Noch ein einzelner Fall kam in Würzburg vor, einer Stadt, die sich von jeher durch die Grausamkeit ihres Magistrats in Verfolgung von Hexen ausgezeichnet hatte. Im Jahre 1749, als die Sache fast überall anderswo vergessen war, wurde eine junge Frau, Namens Maria Sanger, zum Schrecken von ganz Europa, lebendig in dieser Stadt verbrannt, indem man sie beschuldigte, die Nonnen eines benachbarten Klosters behext zu haben. Dies war die letzte Hinrichtung wegen Hexerei, die je in einem civilisirten Lande vorgekommen ist. Doch geht leider aus den traurigen Beispielen, die Herr Mackay anführt, hervor, daß der Aberglaube unter dem unwissenden Landvolk der meisten europäischen Länder noch sehr verbreitet ist.

(Edinb. Rev.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VII. Vor Kierteminde. *)

(8. November 1659.)

Hatten die Holländer, mit oder ohne gegründete Ursache, gezögert, in dem nordischen Streite einen entscheidenden Schritt zu thun, so handelten sie, als er einmal gethan war, um so energischer. Die Generalstaaten erließen eine Verordnung, worin dies ohne allen Hehl ausgesprochen wurde und worin befohlen ward, daß jeder Holländer, der auf irgend eine Art im Dienst bei der Person des Königs von Schweden, des Staates oder bei Privatpersonen sey, denselben binnen drei Monaten verlassen solle, bei der doppelten Strafe der Konfiszirung aller ihrer Güter im Gebiete der Vereinigten Provinzen und der ewigen Verweisung aus dem Vaterlande. Gleichermaßen wurde es bei schwerer Strafe verboten, den Schweden von Seiten holländischer Staatsbürger eine Unterstützung angedeihen zu lassen, und setzte man auf die Zufuhr von Waffen, Munition und Lebensmitteln eine namhafte Pön.

Während die Generalstaaten daheim diese und ähnliche Maßregeln trafen und lebhafte Sorge für ihre in der Ostsee stationirte Flotte trugen, war diese bemüht, für die lange, unfreiwillige Ruhe sich zu entschädigen. Es galt zunächst, die Ausschiffung der Truppen auf Fühnen zu bewerkstelligen, indem man hier die Schweden zuerst mit Erfolg anzugreifen hoffte. Die feste Stadt Nyborg war das lockende Ziel, welches man sich gesteckt hatte, und von hier aus wollte man den Eroberungskrieg fortsetzen. Aber dies war nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, denn die Elemente traten mit Schweden in einen Bund; Wind und Wetter verhinderten die Holländer, diejenige Stellung einzunehmen, die für ihre Erfolge ihnen nöthig war. Auch hatten die Schweden die Absichten der Holländer gemerkt und hielten eine so scharfe Wacht am Strande, daß eine Ausschiffung der Truppen in der Nähe von Nyborg nicht hätte stattfinden können, ohne diese geradezu zu einer Niederlage zu machen. Da faßte de Ruiter den Entschluß, den wachsamen Feind zu täuschen und sie von der rechten Fährte durch List abzulenken. Einige Kriegsschiffe von schwerem Kaliber, besonders dazu ausersehen, die Stadt Nyborg zu bombardiren, blieben nicht allein auf dem Platz, den sie bei dem Beginn der Belagerung eingenommen, sondern segelten so nahe heran, als es, ohne Gefahr für ihren Kiel, nur irgend thunlich war, und mehrere kleine Fahrzeuge wurden ihnen beigegeben, welche die verschiedenartigsten Scheinmanöver ausführten, alle darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Schweden zu fesseln und von der eigentlichen Gefahr abzulenken. Unterdessen verschwand ein Transportschiff nach dem anderen aus der Nähe von Nyborg und trieb, unter dem Schutze eines wohlbewaffneten Geleites, bis in die Nähe der Stadt Kierteminde, deren Bewohner bei dem Anblick des holländischen Geschwaders von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Die wenigen schwedischen Soldaten, welche hier garnisonirten, hätten, im Fall eines Angriffs, wenig vermocht, und ihr Befehlshaber sandte Boten nach Nyborg, um die nothwendige Hülfe herbeizurufen.

Es war ein trüber Tag; der 8. November des gedachten Jahres. Es wehte ein empfindlich kalter Wind, der stoßweise zur Sturmesmacht anschwoll; die Wolken hingen dicht herab, und einzelne Regen- und Hagelschauer wechselten mit flüchtigen Sonnenblicken. Die Transportschiffe, welche die Landtruppen am Bord hatten, lagen in einer Linie theils vor Anker, theils vor back gebraßten Segeln; die Verdecke wimmelten von Menschen, die der Ausschiffung sehnlichst entgegen harrten, denn Monate lang waren sie in den engen Raum eines Schiffes eingepfercht. Das Admiralschiff lag an dem oberen Ende, und nach seinen Signalen wurden die verschiedenen Arbeiten vorgenommen. Vor dem Fallreep der Transportschiffe lagen die Böte, mit den nöthigen Ruderern bemannt. Jetzt erschien auf der Spitze des großen Topps am Bord des Admiralschiffes ein blaues Signal, und alsobald wurde am Bord sämmtlicher Transportschiffe die Trommel gerührt. Die Soldaten traten unter Gewehr, und der Appel begann. Gleich darauf wies das Admiralschiff ein weißes Signal, und in demselben Augenblick steigt Oberst Killegrew, von etlichen Offizieren begleitet, über den Fallreep zu Boot und hält nach dem Lande zu ab. Die Schweden, welche inzwischen aus der Umgegend so viel Truppen, als nur irgend möglich, zusammengezogen haben, sammeln sich am Ufer und nehmen eine drohende Stellung an. Kaum hat der Oberst seinen Zug nach dem Lande begonnen, als auch die anderen Böte sich mit Soldaten bemannen und, funfzig an der Zahl, in einer Linie nach dem Strande steuern. Muth und Entschlossenheit belebten jedes Herz, und ungeduldig ballt sich die Faust; der Moment der Landung wird sehnsüchtig herbeigewünscht.

Da tritt ein neues, unerwartetes Hinderniß ein. Der Strand von Fühnen streckt sich lang vom Ufer aus in die See hinein, und die kurzen Wellen stürzen tobend und brausend darüber hin; die Böte sind noch mehrere hundert Schritte von dem Landungspunkt entfernt, als sie mit dem Vordersteven fest gerathen. Auf der ganzen Linie vernimmt man einen Ruf des Staunens und Schreckens. Die Soldaten erbleichen und blicken auf ihre Offiziere, die selbst rathlos sind; die Seeleute suchen ihre Böte wieder flott zu machen, aber vergebens; die an dem Ufer versammelten Schweden brechen in ein Freudengeschrei aus. Da erhebt sich in einem der vorderen Böte ein junger französischer Edelmann, Herr André de Fleuron, der freiwillig in den Dienst der Generalstaaten getreten ist, um diesen Zug nach Norden mitzumachen. Er tritt mit dem Fuß auf den Vordersteven, schwingt den gezogenen Degen, ruft den nahe liegenden Böten mit lauter Stimme zu: „Kameraden! Dort ist der Feind!" und springt über Bord, mit lautem Gesange dem Ufer zu watend. Dies Beispiel wirkt elektrisch: die Soldaten, welche mit dem jungen Franzosen in demselben Boote sind, folgen ihm auf dem Fuße; Einer reißt den Anderen unwillkürlich mit sich fort, und binnen einer Viertelstunde sind sämmtliche Böte bereits auf dem Rückwege nach den Schiffen, um neue Zufuhr in Empfang zu nehmen. Aber ehe die neuen Truppen nur daran denken können, ihren Gefährten zu folgen, haben diese bereits das Ufer erreicht und werden von den harrenden Schweden mit Wuth angegriffen; noch im Wasser stehend, müssen sie auf Tod und Leben kämpfen, und blutig röthen sich die heranbrausenden Wellen.

Neues Signal am Bord des Admiralschiffes, und gleich darauf beginnt dieses, ein lebhaftes Kanonenfeuer auf die Stadt Kierteminde zu eröffnen. Die erschreckten Einwohner, von Neugier auf die Wälle gelockt, fliehen nach allen Seiten und suchen Hab und Gut in Sicherheit zu bringen: die Transportmittel steigen mit der Sekunde im Preise, und lange Reihen von Wagen, Packpferden und einzelnen Menschen, die sich mit ihrer besten Habe beluden, fliehen landeinwärts.

Unter dem fortgesetzten Donner der Kanonen stößt die Schaluppe des Admirals vom Bord. Sie ist mit kräftigen Matrosen bemannt, und der Admiral de Ruiter steht selbst im Hintertheil derselben hoch aufrecht, um sich nach dem Landungsplatze zu begeben und die Ausschiffung zu beschleunigen. Der Matrose, der den ersten Riemen führt, ist ein alter, bärtiger Geselle, dem das Salzwasser schon oft den Rücken gewaschen hat. Sein Haar ist silberweiß, von fünfundsechzig Wintern gebleicht, aber seine Arme sind noch kräftig und das Feuer seiner Augen nicht erloschen. Er hat einen Blick auf den Admiral gerichtet und sagt leise: „Mit Gunst, Herr Admiral!"

„Was willst du, alter Flores?"

„Mit Gunst, Herr! Es ist mir heute Morgen wunderlich ums Herz. Es mag schon spät seyn, aber bei mir ist's noch Morgen, weil ich meine Jenever-Ration nicht bekommen habe."

„Wir wollen den Bollelier tüchtig auszanken, wenn wir wieder an Bord kommen, alter Flores", sagte der Admiral mit gutmüthigem Scherz.

„Es ist nicht darum, Herr Admiral; es ist mir nur seltsam zu Sinne, und es wäre möglich, daß wir nicht mehr an Bord und zu unserer gesegneten Flagge zurückkehrten."

„Wie!" sagte de Ruiter mit einem Tone des Vorwurfs, „Furcht, alter Flores?"

„Furcht!" antwortete dieser und sah den Admiral groß an, als verstände er ihn nicht. „Ihr wißt doch, daß ich schon ein befahrener Matrose war, als Ihr an Bord des Schiffes von Lampsin als Bootsmannsjunge eingeschrieben wurdet? Nun, ich bin befahrener Mann geblieben für das Boot und den Fockmast, während ihr hoch gestiegen seyd. Die Hände, die Euch das erste Spitzeisen gebrauchen lehrten, segnen Euch, und ich wünsche Euch Heil und und Glück. Aber ich sage auch, daß ich nie Furcht gekannt habe, doch ist mir wunderlich zu Sinne, und ich hätte es gern gesehen, wenn Ihr an Bord geblieben wäret."

De Ruiter sah den alten Seemann ernst an, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und rief, seine Matrosen anfeuernd: „Hurrah, Jungens! Hurrah!"

*) Vgl. Nr. 102, 104, 106, 108, 110 und 113 des Magazins.

„Hurrah!“ antworteten die Bootsgasten, und vor schnelleren Rudern flog das Boot durch die Wellen.

Dem Capitain zur Seite saß ein Knabe, fast noch Kind; es war der Sohn eines wackeren Flotten-Offiziers, und de Ruiter, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn zu sich an Bord genommen, um seine seemännische Erziehung zu leiten. Der Knabe sah freundlich zu dem Admiral auf und sagte unbefangen: „Glaubt ihm nicht, dem alten Flores!“

„Warum nicht, mein Junge?“

„Ei nun, Herr Pathe! — Ach, verzeiht, Herr Admiral! Ich hatte heute Nacht einen wunderschönen Traum; ich stand plötzlich in einem Tempel von weißem Marmor, und da erschient Ihr mir, mit einem goldenen Kleide, einen Kranz auf dem Kopfe, und Euer Angesicht strahlte, als ob es die Sonne wäre; in der Luft aber schwebten Englein auf und ab, die sangen heilige Lieder. Das bedeutet etwas Gutes, meine ich; und dann . . . —“

„Nun, Junge, und dann?“

„Und dann war es mir, als ob ich einer von den Engeln wäre und als ob ich Euch den Kranz auf den Kopf gesetzt hätte.“

„Das sind Träumereien, mein Junge, nichts als Träumereien!“ — sagte de Ruiter mit mildem Ernst. „Daran mußt Du nicht denken. Da sieh hin, dort sind die Schweden und dort unsere Leute! Sie werden handgemein! Was wirst Du thun?“

Der Knabe war bei dem Verweise des Admirals unmerklich zusammengefahren; er hob das erröthete Antlitz und sagte laut: „Ich trage einen Degen, Admiral, und heiße van der Saan!“

„Du bist mein braves Pathchen!“ entgegnete de Ruiter, dem Knaben die Hand reichend; der alte Flores aber schüttelte mit dem Kopfe und brummte, den Riemen fester einsetzend, vor sich hin: „Es ist mir aber doch wunderlich zu Sinn.“

Die Admiral-Schaluppe war jetzt dem Strande nahe. Als der Kiel auf den Sand stieß, sprangen die Matrosen von beiden Seiten über Bord; dadurch hob sich das so erleichterte Fahrzeug und schob sich hoch auf den Strand. Oberst Killegreff und mehrere andere Offiziere hatten sich beritten gemacht und sprengten dem Admiral entgegen. Zwischen diesem und den Landsoldaten befanden sich noch mehrere hundert Fuß Raum, und hinter einem Zaun versteckt, lauerten mehrere schwedische Soldaten. Als de Ruiter sich mit seinen Matrosen fortbewegte, feuerten diese, und eine Kugel sauste nahe an dem Admiral vorüber. Dieser sah sich um und erblickte den alten Flores, der, in die Brust getroffen, zu Boden fiel; der Admiral war ihm schnell zur Seite: „Alter Kamerad! Ermanne Dich! Sieh' auf! Gieb mir die Hand.“

„Es geht nicht mehr!“ sagte Flores sterbend. „Laßt mich nur hier liegen. Darum war mir's so wunderlich.“

Der alte Seemann hatte seine Seele ausgehaucht; de Ruiter wandte sich tief erschüttert von ihm ab. Er schied von dem Manne, der ihm bei seinem ersten Erscheinen an dem Bord eines Schiffes freundlich die Hand gereicht hatte.

Die Schweden wurden aus dem Versteck vertrieben und in die Flucht gejagt; zwar wehrten sie sich tapfer und leisteten hartnäckig Widerstand; Einige von ihnen lagen todt auf der Wahlstatt, Andere kämpften, aus mehreren Wunden blutend, muthig fort, aber immer neue Böte kamen von den Schiffen heran, und die Reihen der Holländer verstärkten sich in dem Maße, als sich die Reihen der Schweden lichteten.

Da trat der junge van der Saan an den Admiral heran und sagte: „Erlaubt Ihr, daß ich mich diesen Soldaten anschließen darf? Ich möchte mir auch einen schwedischen Federbusch erobern.“

„So geh', mein Junge, aber sey vorsichtig! Achtet auf ihn, Leute!“ antwortete de Ruiter, und der junge Seemann stürmte den holländischen Matrosen voran.

„Hurrah! Hurrah!“ rief der Oberst dem Admiral zu. „Jetzt ist das Feld unser. Da fliehen sie nach allen Seiten aus einander, und die Straße nach Nyborg ist frei. Was giebt's, Herr Adjutant?“

„Botschaft vom Westen der Insel“, entgegnete dieser. „Capitain Scheidt ist von Kiel eingetroffen und schifft die brandenburgischen Hülfstruppen aus. Das Schwedenreich hat hier ein Ende!“

Diese Neuigkeit verbreitete sich wie ein Blitz längs dem Strande und sachte den Eifer der Soldaten noch mehr an. Die Stadt, welche bereits von den holländischen Geschützen arg mitgenommen war, wurde jetzt von den flüchtigen Schweden überschwemmt, welche die geängstigten Einwohner mißhandelten und den Feuerbrand in ihre Häuser warfen.

„Das ist schändlich!“ rief de Ruiter, als er die Rauchsäule aufwirbeln sah und die Kunde des Frevels zu seinen Ohren drang. „Hin zur Stadt und laßt uns Hülfe bringen.“ Aber ehe er sie erreichte, kamen ihm die Matrosen seiner Schaluppe entgegen; sie waren niedergeschlagen und hatten den Blick zur Erde gesenkt. „Wir kommen nicht Alle wieder, Herr!“ sagte der Quartiermeister.

„Um Gott!“ rief de Ruiter, die Reihe überfliegend. „Wo ist Johannes van der Saan?“

„Von einer feindlichen Kugel getödtet; wir bringen ihn zurück.“ Die Matrosen traten aus einander; zwei von ihnen trugen die Leiche. De Ruiter stand blaß, mit geschlossenen Lippen vor dem Todten; sein Herz schlug gewaltig.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; „Sieg! Sieg!“ rief es von allen Seiten.

Die Flotte hatte das Schießen eingestellt. Das Feuer griff um sich. Die Flamme flog an den hölzernen Kirchthurm empor; sie ergriff den Glockenstuhl, verkohlte die Balken, und die Glocken stürzten mit lautem Krachen, dumpf tönend, zu Boden; die Matrosen standen harrend neben ihren Böten am Strande; die Soldaten zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die Straße nach Nyborg. De Ruiter hatte die Flagge über den todten Knaben ausgebreitet und kehrte tief erschüttert an Bord zurück.

Der Greis, der des Admirals ersten Schritt auf der See geleitet, und der Knabe, den der Admiral auf eine Heldenbahn führen wollte, liegen, zur ewigen Ruhe bestattet, neben einander auf dem Kirchhofe zu Kierteminde. *)

Mannigfaltiges.

— Oesterreich und der italiänische Zollverein. In italiänischen und französischen Blättern ist jetzt ernster als je von einem italiänischen Zollverein nach dem Muster des deutschen die Rede. Man weiß, daß bereits vor längerer Zeit der bekannte Statistiker, Graf Serristori, einen Vorschlag zu einem solchen Verein in den Annali di Statistica von Mailand gemacht, der auch in die deutschen Blätter des österreichischen Lloyd in Triest übergegangen. Damals war jedoch von nichts Geringerem die Rede, als außer dem lombardisch-venetianischen Königreich auch die deutschen Erblande Oesterreichs dem italiänischen Zollverein einzuverleiben, was natürlich der Kaiserstaat, der dadurch aufhören würde, eine vorwiegend deutsche Macht zu seyn, seiner europäischen Stellung nicht angemessen erachten konnte. Anders stellt sich der Vorschlag jetzt, wonach, wie es heißt, die große österreichische Monarchie in drei Zollsysteme zerfallen würde: in ein deutsches, ein italiänisches und ein ungarisches. Das letztgenannte System ist darum nothwendig, weil die Ungarn vermöge ihrer Verfassung das Recht haben, sich weder dem ersten noch dem zweiten System anzuschließen, obwohl sie mit beiden, und zwar einerseits durch die Verbindungen ihres Küstenlandes mit den gegenüberliegenden italiänischen Häfen und andererseits durch die ihrer von Deutschland herabkommenden Donau mit dem oberen Stromgebiet derselben, besondere für beide Theile vortheilhafte Verträge abschließen können. Seinen beiden anderen Systemen nach, kann nun Oesterreich mit der Lombardei und Venedig, so wie mit dem italiänischen Theile von Tyrol, der gewissermaßen zwischen diesen beiden liegt, an die Spitze des südlichen Zollvereins treten, zu welchem außerdem noch Piemont und Savoyen, Toskana, Modena, Parma, Lucca und der Kirchenstaat gehören würden, während seine deutschen Erblande, mit Einschluß von Illyrien und dem Triestiner Freihafen, so wie das Königreich Galizien, dem deutschen Zollverein beitreten und diesen dadurch zu einem der kompaktesten und mächtigsten Handelsstaaten Europa's machen würden. Bereits soll, was die italiänische Combination betrifft, eine Konferenz verabredet seyn, die zur Zeit der gegenwärtigen Naturforscher-Versammlung in Mailand stattfinden würde, wo außer dem Kaiser von Oesterreich auch der Großherzog von Toskana nebst mehreren anderen italiänischen Souverainen erwartet wird. Was das Königreich beider Sicilien betrifft, so will es, wie es heißt, in ähnlicher Isolirung verbleiben, wie die, in welcher sich Hannover im nördlichen Deutschland befindet. Uebrigens würde jener Plan, der durch die natürlichen Verhältnisse des Kaiserstaates sowohl in geographischer als in nationaler Beziehung diktirt ist, demselben nach der einen wie nach der anderen Seite hin ein größeres Gewicht verleihen, trotzdem daß dadurch seine Kräfte getheilt zu werden scheinen. Ja, Oesterreich würde dadurch wieder dem Doppeladler die alte hohe Bestimmung zurückgeben, der Vermittler zwischen dem Norden und dem Süden zu seyn, während sich ihm zugleich durch die europäischen Vortheile, die es seinem Ungarn und den dahinterliegenden Ländern darzubieten vermöchte, die Pforten des Ostens um so leichter erschlössen und nur der Westen mit Neid auf die stets mehr prosperirende Handelsmacht der Deutschen blicken würde.

*) Das achte und letzte Bild dieser Reihe folgt in einem der nächsten Blätter.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Aemtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Veit u. Comp. gesandt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Dienstag den 1. Oktober 1844.

Frankreich.

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung hat das Interesse des Publikums für Industrie reger, als je, gemacht und ist gewiß überall in unserem Vaterlande als ein Zeugniß für den glänzenden Aufschwung derselben in Deutschland begrüßt worden. Frankreich ist uns seit vielen Jahren mit einem solchen Institute vorangegangen und wird uns darum auch über die Wirksamkeit desselben belehren können. Herr L. Rodet, von dem das Original des nachfolgenden Aufsatzes in der Revue des deux Mondes herrührt, gehört unter die Wenigen, welche die Gewerbe-Ausstellungen in ihrer jetzigen Gestalt verwerfen, und möchte uns, obgleich seine Betrachtungen sich speziell auf Frankreich beziehen, sowohl über diesen Gegenstand als über dasjenige, was unsere Industrie von der des Auslandes noch zu lernen hat, manchen nützlichen Wink an die Hand geben.

I. Die Gewerbe-Ausstellung; ihre Vortheile und Nachtheile.

In einem so großen, mächtigen und ergiebigen Lande, als Frankreich, sind der Industrie die Mittel geboten, unter den mannigfaltigsten Formen aufzutreten. Von dem Ackerbau, der allen anderen Arten der Arbeit zur Grundlage und Stütze dient, bis hinauf zu den schwierigsten Leistungen der Kunst, finden daselbst fast alle menschliche Thätigkeiten physische und geistige Kräfte, die sich ihrer annehmen. Der tägliche Austausch dieser Productionen unter den Gliedern der großen Staatsfamilie unterhält einen lebhaften und unermeßlichen Handel, während, was im Innern des Landes nicht konsumirt werden kann, die Quelle eines anderen, zwar weniger bedeutenden, aber durchaus nicht unwichtigen Handels wird. Durch diesen auswärtigen Handel ist Frankreich mit der übrigen civilisirten Welt verbunden, durch ihn trägt es die Kultur zu den barbarischen Völkern der Ferne, durch ihn endlich, da er ein blühendes Seewesen erfordert und Reichthümer im Gefolge hat, wird die imponirende Stellung befestigt, die Frankreich unter den Staaten einnimmt.

Ein Volk wird mit dem Auslande Handels-Verbindungen anknüpfen, wenn es an gewissen Productionen Ueberfluß hat, an anderen Mangel leidet, oder wenn es eine eigenthümliche Fertigkeit für diese oder jene Arbeit besitzt, die im Auslande geschätzt wird, während man auf der anderen Seite wieder gewisse Artikel absichtlich in einem Zustande relativer Unvollkommenheit läßt, um ein zahlreicheres Publikum für die Consumtion zu gewinnen. Hauptsache aber bleibt es, wie bei jedem Handel, auch hier, daß für die kleinste Summe der aufgewendeten Kapitalien und Mühen der höchstmögliche Preis erzielt werde.

Die edlen Metalle dienen zur bestimmten Messung des Werthes. Ein Land muß ihrer in hinlänglicher Menge besitzen, damit sie leicht herbeigeschafft werden können, sobald Nothwendigkeit oder Zufall ihre reelle Gegenwart erheischen. Ist man vom Vorhandenseyn der genügenden Menge baaren Geldes überzeugt, so tritt der Kredit an die Stelle desselben, wodurch der Verkehr bedeutend an Leichtigkeit und Bequemlichkeit gewinnt. Wenn indeß das Geld zu häufig wird, so müssen die käuflichen Gegenstände an Werth verlieren, und es sind in solchem Falle schon oft traurige Verwirrungen entstanden, durch die man genöthigt wurde, die edlen Metalle, wie Waare, auszuführen. Fehlt es dagegen an baarem Gelde, so wird es der Vortheil des Landes erheischen, durch alle Mittel dasselbe ins Land zurückzurufen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die europäischen Regierungen, und besonders die französische, sehr besorgt um das Gleichgewicht des Handels, wie sie es nannten. Man versuchte nämlich — und in manchen Staaten geschieht dies noch heute — die ein- und ausgeführten Waaren bis auf die Groschen und Pfennige abzuschätzen, und verglich sie dann mit einander. Diese Berechnung war aber so mangelhaft und so viele Nebenumstände waren dabei unberücksichtigt geblieben, daß keine wahre Uebersicht gewonnen werden konnte. Das Gleichgewicht des Handels läßt sich eher fühlen, als genau berechnen. Man denke nur an die ungleichmäßigen Transport- und Assekuranz-Kosten, an die verschiedenen Zölle und Wechsel-Sporteln, die alle den Werth der Waaren modifiziren.

Die Landes-Regierung übt einen großen Einfluß auf die Resultate der Arbeit und den Handel, der mit denselben getrieben wird, nach Außen durch Zölle, Einfuhr-Verbote, See-Gesetze und Handels-Traktate, nach Innen durch Steuern, Wege und Privilegien. Ihr Bemühen soll es seyn, die Arbeit zu entwickeln und aufzumuntern. Die folgenden Bemerkungen mögen zeigen, inwieweit dies der französischen Regierung gelungen ist.

Frankreich hatte in diesem Jahre wiederum das schöne Schauspiel, die vorzüglichsten Erzeugnisse der National-Industrie auf einem Punkte beisammen zu sehen. Aus allen Ländern kamen Fremde, um Theil an dieser Feier zu nehmen, und stimmten mit den Franzosen in die Bewunderung der ausgestellten Gegenstände ein. Die schöne Jahreszeit, die festliche Ausschmückung der Arbeiten, der Glanz und die Auswahl der Meisterwerke begeisterten selbst die ernstesten Beurtheiler. Jetzt aber, da das lärmende Treiben der Stille gewichen ist und die vereinigten Reichthümer wieder zerstreut sind, kann die Begeisterung der ruhigen Reflexion Platz machen. Wir werden nicht grämlich erscheinen, wenn wir untersuchen, ob die großen Vortheile der Ausstellungen reell oder eingebildet sind, und ob ihre Wiederholungen für das Land und die Exponenten wünschenswerth wären.

Unter den Begriff der Industrie gehören alle diejenigen Bearbeitungen roher oder schon bearbeiteter Stoffe, die aus Speculationsgeist unternommen und mit Kunstfertigkeit ausgeführt werden. Die Industrie reicht an der einen Seite hinab bis zum Ackerbau, der selbst ihre erste Aeußerung ist, und schließt auf der anderen mit den schönen Künsten, die von ihr mit Werkzeugen unterstützt werden und ihr dafür von ihren Regeln und ihrem Geschmacke mittheilen. Die Gewerbe-Ausstellung in Paris durfte also Alles zulassen, was zwischen diese Gränzen fällt und transportirt und placirt werden konnte. Man beschränkte sich indeß auf die Gegenstände der Fabrication oder Manufaktur, das heißt auf diejenigen, zu deren Bereitung die gemeinschaftliche Arbeit vieler Menschen erforderlich ist. So war die Ausstellung freilich ein unvollständiges Bild der Landes-Industrie, aber sie war reich und glänzend und riß selbst diejenigen zur Bewunderung hin, die sich wenig Nutzen für das allgemeine Beste von ihr versprechen.

Nichts, in der That, ist problematischer, als die reellen Vortheile einer solchen Ausstellung. Für diejenigen freilich, welche die Gewerbe schützen und beleben sollen, ist sie sehr erwünscht. Es muß den Stolz dieser Männer erhöhen, die Blüthe der Thätigkeiten vor Augen zu haben, die ihrer Sorge anvertraut sind; und welche schöne Gelegenheit wird ihnen dabei geboten, sich Freunde zu verschaffen! Wie erfreulich ferner für den König, seine Familie und seinen Hof, in kurzer Zeit und ohne Mühe in alle Mysterien und Prozeduren der mannigfaltigsten Fabricationen eingeweiht zu werden, da man sich eifrig bemüht, ihnen Alles zu erklären, und wie viel Gelegenheit zu verbindlichen und anmuthigen Worten ist ihnen gegeben, die ihre Wirkung nie verfehlen und bis in die entferntesten Gegenden Frankreichs als Trophäen getragen werden! Dann kommen die Bewohner der Stadt und drängen sich um Dinge, an denen sie in ihren Läden und Magazinen gleichgültig vorübergehen, und endlich die Sachverständigen, welche die schönen Gegenstände beschreiben und prüfen.

Es ist nicht zu leugnen, als europäischer Markt, als Basar, kann die Ausstellung einigen Industrieen von Nutzen seyn, indem dieselben die Aufmerksamkeit des Publikums, das sie vielleicht früher vernachlässigte, auf sich lenken und leichter Konsumenten gewinnen. Besonders profitiren dabei neue Häuser, die bis dahin noch nicht bekannt waren, während auch die alten da nicht zurückbleiben können, wo ihre Rivalen erscheinen. Aber was ersetzt den Ausstellern die verlorene Zeit, die Vernachlässigung ihrer Geschäfte und die gemachten Unkosten? Es ist wahr, die Jury belohnt sie durch Medaillen und ehrenvolle Erwähnung, und empfiehlt auf diese Weise dem Publikum die Fabrikate; aber, da fast Alle zu einer Auszeichnung kommen und die sorglose Menge sich wenig um die verschiedenen Klassen kümmert, so wird eigentlich Niemand ausgezeichnet. Und, wenn wirklich eine besondere Belohnung zuerkannt wird, so sind die betreffenden Fabrikanten gewöhnlich schon dem Publikum als bedeutende Personen bekannt. Auch, scheint uns, dürfte das Schicksal einer dem Lande nützlichen Fabrik nicht von dem Erfolge bei einer Ausstellung abhängen, da nur zu oft gerade eine solche bei der Vertheilung der Prämien vernachlässigt wird.

Nicht weniger nimmt folgende Betrachtung gegen die Gewerbe-Ausstellungen ein. Entweder bezeichnet der eingesendete Artikel, so vorzüglich er auch seyn mag, keinen merklichen Fortschritt und erhöht dann den Ruf des Produzenten wenig, oder er hat neue Eigenschaften und enthüllt ein noch unbekanntes Prinzip. Aber was geschieht in diesem Falle? Das Publikum wird vielleicht besser in den Stand gesetzt, die gemachte Erfindung zu würdigen, aber die Rivale, geschickter und interessirter als das Publikum, werden sich auf alle Weise das Geheimniß der neuen Production zu verschaffen suchen und,

ohne auf Versuche Kosten gewendet zu haben, mit dem Erfinder bald auf gleicher Stufe stehen. Dazu kommen die Untersuchungen der Jury, deren Gerechtigkeit es erfordert, jedes Verfahren kennen zu lernen, ehe sie ihr Urtheil darüber abgiebt. Endlich — und dies ist nicht der geringste Nachtheil — werden durch ausländische Abgeordnete die neuen Methoden Gemeingut Europa's, ehe die ursprünglichen Produzenten aus den Resultaten ihrer Mühe den verdienten Nutzen ziehen können.

Es hat also der Fabrikant auf der einen Seite Ehre und Lob oder vielmehr, um wahr zu sprechen, Befriedigung seiner Eitelkeit und die ungewisse Hoffnung auf neuen Absatz, auf der anderen ist er zu Ausgaben genöthigt, versäumt seine Geschäfte und giebt seine Erfindungen preis. Darf man sich darum über den Widerwillen wundern, den so viele verständige Gewerbetreibende gegen die Ausstellungen zeigen, daß z. B. Lyoner und andere Fabriken von denjenigen Stoffen, mit denen sie auf den nächsten Märkten aufzutreten gedenken, keine Proben auf die diesmalige Ausstellung geschickt haben? Die Erfolge einer Industrie hängen größtentheils vom Geheimniß der Production und der plötzlichen Veröffentlichung der neuen Stoffe ab. Wer ein Verfahren entdeckt hat, durch dessen Anwendung er Käufer anzulocken glaubt, muß für einige Zeit ein gewisses Monopol auf dasselbe besitzen, das ihn so lange für seine Mühe schadlos halten muß, bis der Haufe der Nachahmer die Vortheile seiner Erfindung mit ihm theilt.

In Frankreich waren nach der ersten Revolution die Ausstellungen von Nutzen, als daran lag, dem Lande die beruhigende Versicherung zu geben, daß der industrielle Geist in den politischen Stürmen nicht untergegangen sey. Jetzt würde, selbst, wenn sie mit großen Kosten verknüpft wäre und dem Nationalstolze weniger schmeichelte, nur eine Ausstellung *ausländischer* Erzeugnisse dem Lande große Vortheile bringen können. Es ist oft der Wunsch ausgesprochen worden, daß Großbritanien, das in dieser Hinsicht am meisten vorgeschrittene Land, eine solche Vereinigung des Besten, was seine Industrie zu leisten im Stande ist, veranlassen möchte; aber wir sind fast sicher, daß sich die dortigen Fabrikanten vor der Erfüllung dieses Wunsches hüten werden. Sie wollen lieber ihre ausländischen Konkurrenten studiren, als sich von ihnen studiren lassen.

Der lange Friede, die Vermehrung der Menschen, die verständigere Verwendung der Menschenkräfte in der Industrie und beim Ackerbau haben besonders die Menge der Productionen vermehrt. Es ist fast nicht mehr nöthig, im voraus eine Bestellung zu machen, wenn nicht Arbeiten zu ganz besonderen Zwecken verlangt werden; man findet Alles vorräthig, dessen man bedürfen kann. Die große Ausdehnung der Fabriken macht die Waaren billiger und wiederum die Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen, den Verbrauch größer. Viele würden sich oft abhalten lassen, zu kaufen, wenn sie die Bestellungen, die sie machen, erst lange besprechen müßten und dann noch ungewiß wären, wie die Arbeit ausfallen würde.

Wie groß auch der Erfindungsgeist und die Kunstfertigkeit der Franzosen sey, so haben sie es doch nur in wenigen und nicht einmal in den wichtigsten Zweigen des Gewerbfleißes zur größten Vollkommenheit unter ihren Konkurrenten gebracht. Sie sind groß in Gegenständen, bei denen der *Geschmack* Hauptsache ist, oder die die Hülfe der *Wissenschaft* erfordern. Dagegen sind die nützlichsten Gewerbe, diejenigen, denen die Sorge für die Bedürfnisse der großen Menge obliegt, bedeutend zurückgeblieben. Es ist zwar erfreulich, daß in Frankreich die Arbeiter besser bezahlt und gehalten werden als in anderen Ländern, und nicht, wie dort, in Elend und Erniedrigung versinken können; man läßt sich um diesen Preis schon eine kleine Uebertheuerung gefallen. Aber die Handarbeit ist nicht das einzige Element der Production; die Maschinen, Utensilien und bewegenden Kräfte sind in Frankreich so theuer, daß die gewöhnlichen Bedürfnisse von den Fabriken nicht, wie es geschehen sollte, befriedigt werden. (Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Die mexikanischen Indianer.

II. Scenen aus Chinantla.*)

Ich führe meine Leser unmittelbar nach dem in Europa ganz unbekannten wilden, romantischen, mit den üppigsten Urwäldern bedeckten Gebirgslande Chinantla, welches die östlichsten Theile des Departements Oajaka einnimmt und an die Westseite des Departements Veracruz gränzt. Es bildet den östlichen Abhang der Central-Kordilleren, welche in einer Menge scharfgezackter Parallelketten, gleichsam Treppenstufen, sich in die Alvarado-Ebenen hinabsenken. Die einzelnen Bergfirsten sind durch steile und sehr tiefe Einsenkungen von einander getrennt, deren unterster Schlund stets das Bette eines schäumenden Gebirgsstroms bildet, der äußerst mühselig und gefahrvoll zu passiren ist. Wir befinden uns auf dem Marsch nach dem Hauptdorfe Chinantla's, **San Pedro Tepinapa**, schreiten aber wegen der Wildheit des Terrains nur langsam vorwärts; die beladenen Maulthiere arbeiten sich in dem Alles überschattenden Walde mit Anstrengung eine steile Bergseite nach der anderen hinauf, um, wenn endlich die Spitze erreicht ist, auf der anderen Seite wieder eben so tief hinabzuklettern. Der Weg ist indessen nicht so einsam wie gewöhnlich; von den Waldhöhen und aus den Thalschluchten kommt eine Menge von Indianer-Familien gezogen, die den Weg nach Tepinapa einschlagen; wir erfahren bald, daß sie dort das Fest des Schutzheiligen der Stadt feiern wollen. Jeder spanisch-amerikanische Ort nämlich hat, so wie jeder apostolisch-katholische Christ, seinen Schutzheiligen (padron), dessen Namen der Ort als Vornamen trägt, und man feiert das Fest dieses Schutzpatrons, als das höchste Fest des Jahres, mit aller nur möglichen Pracht. Eine Kommunallast, aber auch eine große Ehrenbezeugung ist es, zum mayordomo des Heiligen erwählt zu werden; als solcher versieht der Gewählte das Amt des Fest-Direktors, und hat zugleich alle öffentliche Zurüstungen zum Feste zu bezahlen, wie z. B. das Honorar an den Geistlichen für die verschiedenen Fest-Messen, die Anschaffung von Altar-Lichtern, einer großen Menge Böller, Raketen und Schwärmer, welche während des Gottesdienstes und später während der Prozessionen unablässig abgebrannt werden, um den Heiligen im Himmel auf die Devotion aufmerksam zu machen, mit der das Fest gefeiert wird; bisweilen kann es auch dem mayordomo obliegen, ein neues Gewand für den Heiligen anzuschaffen, weil Schaben und Ameisen vor dem Heiligen durchaus keinen Respekt gehabt haben.

Gegen Nachmittag bekommen wir die Palmhütten Tepinapa's zu Gesicht, allein noch sind wir durch einen 200 Fuß breiten reißenden Strom von ihnen getrennt, und da der einzige Zugang zu dem Orte von dieser Seite her über eine sogenannte „Hängematte" (hamaca) führt, so sehen wir uns, so nahe am Ziele, auf eine unbehagliche Weise noch mehrere Stunden *aufgehalten*, ehe wir den Strom mit Thier und Ladung passiren können. Eine solche Hängematte ist nämlich ein aus sehr feinen, aber zähen Schlingpflanzen bestehendes loses Geflecht, welches von einer Felswand am Ufer des Stromes oder von einem kräftigen Baume hoch über dem schäumenden Strom nach dem anderen Ufer hinübergespannt ist. Mit Schrecken sieht der Reisende das erste Mal den beladenen Indianer sich auf die gebrechliche, bei der geringsten Bewegung in heftige Schwingung gerathende gefährliche Brücke hinaufbegeben, wo man bei jedem Schritt tief in das lockere Geflecht hineinsinkt und wo man nur durch Ausbreitung der Arme sich davor sichern kann, hindurch und in die wirbelnde Fluth hinab zu stürzen. Die Dorfschaften sind zwar verpflichtet, jeden zweiten Monat diese geflochtenen Hängebrücken zu erneuern, aber in dem ungemein feuchten Klima, wo Regengüsse und heftiger Sonnenbrand unaufhörlich mit einander abwechseln, ist das Geflecht oft schon vor Ausgang des zweiten Monats gänzlich verfault, und Unglücksfälle gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Die Thiere bringt man über den Strom, indem man sämmtliches Gepäck abladet und Stück für Stück von den Indianern über die Hängebrücke tragen läßt, die Thiere dann mit Peitschenhieben und ermunterndem Zuruf in die Fluth treibt oder, wenn diese so reißend ist, daß man fürchtet, sie möchten verunglücken, einen Lasso (Lederriemen) über das Wasser bringt, und nun, nachdem man von beiden Flußufern aus einen Strick um den Hals des Thieres befestigt, es auf solche Weise geschützt in den Strom peitscht.

Obgleich das Dorf Tepinapa unmittelbar am entgegengesetzten Ufer *lag*, so wurde es doch für zweckmäßig gehalten, nachdem der Fluß passirt war, die Thiere wiederum beladen zu lassen, um so das ganze Gepäck mit einem Male nach dem Konsistorial-Gebäude (casa consistorial), welches überall in den Indianer-Distrikten das Absteige-Quartier des Reisenden ist, unter Obdach zu bringen. — Wir begaben uns nun in das Dorf, dessen Lage äußerst idyllisch ist; die Hütten sind in dem kleinen Flußthale zerstreut, um das sich rings hohe waldbedeckte Berge nach allen Seiten erheben. Das ganze Dorf liegt in einem schattigen Hain von den herrlichsten Orangenbäumen, Jnikaiten, Aguakaten, Guapaven, Cedrelen, und in dem Schatten dieser höheren Bäume wuchern duftende Kakaobäume, zugleich voller Blumen und Früchte. Das Konsistorial-Gebäude liegt der Kirche gerade gegenüber, und wir bemerkten schon Vorbereitungen zu dem morgenden Feste. Die Façaden beider Gebäude waren mit Guirlanden aus den prächtigen hochrothen Blumenkelchen der heliconia Bihai und dem zierlichen, glänzenden Laub niedriger Rohrpalmen (chamaedorae) verziert. Eine auf gleiche Weise geschmückte Ballustrade führte von der Kirche nach dem Konsistorialhause. Gleich nach der *Ankunft erschienen* der Alkalde und der Regidor, um den Gast zu bewillkommnen und seine Befehle entgegenzunehmen, wie dies stets in den Wohnorten der Indianer geschieht, um auf diese Weise zugleich zur Theilnahme an der Festfeier der Stadt einzuladen.

Ich erfuhr zugleich, daß der Priester, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, nicht angekommen sey, daß aber das Fest gleichwohl begangen werden solle. Wirklich begann gleich nach Mitternacht ein solcher betäubender Lärm mit den Kirchenglocken, die einige Schritte von dem Hause entfernt unter einem Holzschauer angebracht waren, daß es nicht möglich war, an Schlaf zu denken, und dieses fatale Beiern dauerte bis Tagesanbruch ununterbrochen fort, denn dasselbe wird als ein wichtiges Ingredienz des Gottesdienstes angesehen. Eine Stunde vor Tagesanbruch war die ganze Bevölkerung in der Kirche versammelt, und die Weiber stimmten eine Art Morgenhymne in den schneidendsten Mißtönen an. Erst um 7 Uhr begann die feierliche Messe, und ich fand mich zu dieser Zeit ein, um unter der knieenden Versammlung Platz zu nehmen. Der Fußboden der Kirche bestand aus festgestampftem Lehm und diente zu Begräbnissen; ein eigenthümlicher Luftzug, der von dem Orte, wo ich kniete, aufstieg, überzeugte mich, daß vor kurzem hier ein Todter begraben sey. Jeder von den Knieenden hatte vor sich auf der Erde ein Blumenbouquet und an der Seite einen kleinen Krug stehen. Der Gottesdienst begann mit dem Absingen eines lateinischen Gebetes, welches der Sakristan, ein alter gebräunter Indianer, vor dem Altar unter vielen seltsamen Geberden vortrug. Das responsum wurde auf einer Galerie an dem entgegengesetzten Ende der Kirche von einem Orchester ausgeführt, das aus einer alten schnarrenden Trompete, einer alten Violine, deren Saiten aus Fasern der Agave bestanden, einem eigenthümlichen indianischen leise schnüffelnden Holzfagot und einem Paar Trommeln aus ab-

*) Vgl. Nr. 116 des Magazins.

gefägten Stücken des hohlen Cecropiabaums zusammengesetzt war. Daß natürlicherweise keine Spur von Harmonie unter den Instrumenten stattfand, ist wohl überflüssig zu bemerken. Das Musikstück bestand nur aus einem Satz von drei bis vier Takten, der fortwährend wiederholt ward; die ganze Abwechselung war nur hin und wieder eine Veränderung im Tempo. Das Orchester blies und donnerte darauf los, was das Zeug halten wollte, und der Sakristan fistulirte und zischte abwechselnd nach bestem Vermögen.

Nach dem Gesange las der Sakristan eine Lobrede in chinantekischer Sprache auf den Heiligen aus einer alten Postille vor; währenddeß war über das Altarbild ein Flor gezogen, und hinter diesem wurde nun eine große aufgeputzte Puppe an einem Bande fortwährend auf- und niedergezogen, um die Himmelfahrt des Heiligen auf sinnliche Weise zu verdeutlichen. Die kleine Silberglocke des Altars erinnerte inzwischen die Gläubigen daran, sich von Zeit zu Zeit kräftige Schläge vor die Brust, als Zeichen ihrer Reue, beizubringen, und jedesmal, wenn dies geschehen, schüttete man ein wenig Getränk (tepatsche) aus dem vorhin erwähnten kleinen Kruge auf die Erde zu den dort unten ruhenden Todten hinab. Draußen vor der Kirche wurden fortwährend Kanonenschläge und Böller abgebrannt, und der ganze Gottesdienst mußte nothwendig die Vorstellung hervorrufen, daß man unter einen Haufen Wahnsinniger gerathen sey.

Der Gottesdienst war beendigt, und man schickte sich zu der feierlichen Prozession an. Das Heiligenbild wurde in ein mit Blumen und farbigen Bändern geschmücktes Gehäuse gesetzt, welches von den Indianern auf den Schultern an der Spitze des Zuges unter einem Baldachin getragen wurde. Der Zug ordnete sich, je zwei und zwei, jeder mit seinem angezündeten Talglicht in der Hand. Singend setzte man sich langsam in Bewegung; zu beiden Seiten der Prozession gingen Leute, die unablässig Raketen und Schwärmer fliegen ließen. Die Prozession durchzog das ganze Dorf. Vor jeder Hütte ward ein wenig angehalten und Schalen mit tepatsche (gährendem Zuckersaft) wurden den singenden Leuten zur Labung hinausgereicht. Die Folge hiervon war, daß man den Weg kaum halb zurückgelegt hatte, als schon die ganze Versammlung völlig berauscht war. Die Reihen der Prozession wurden auf diese Weise zusehends dünner, indem hier Einer, dort der Andere an der Seite des Weges liegen blieb. Nicht die Hälfte kehrte mit dem Heiligen zur Kirche zurück, der dort zur Ruhe gebracht ward. Die Indianer waren mit der würdigen Weise, in welcher ihr Schutzheiliger verehrt worden war, überaus zufrieden. Jetzt versammelte man sich im Konsistorialhause; der Alkalde, die Regidoren und der Schreiber nahmen auf der einen Seite, die Alten auf der anderen auf Bänken Platz, und nun begann man von beiden Seite, dem Gegenübersitzenden zierliche, der Feier des Tages angepaßte Bekomplimentirungsreden zu halten. Erst nachdem dies beendet, begab sich Jeder nach Hause, und jetzt begann erst recht das Fest. In den Häusern waren schon mehrere Tage vorher die bedeutendsten Vorbereitungen getroffen, um das Fest recht üppig zu begehen, zu dem alle Bekannte (comadres und compadres) aus den benachbarten Orten eingeladen waren. Truthühner waren geschlachtet und zu dem beliebten mole zubereitet; lange Streifen gedörrten Ochsenfleisches (tasajo) hingen über dem Feuerherd im Rauche; hier und da sah man selbst ein Stück Tapirfleisch, oder den delikaten Braten eines Tepezcuintli (ein bisher unbeschriebenes Nagethier aus dem Pacageschlecht) über dem Feuer am Spieße drehen. Aus dem Flusse hatte man mehrere Nächte hinter einander bei Fackelschein eine Menge bobos (ein sehr fetter Süßwasserfisch) und große Haufen Flußkrebse (camarones) mit kleinen Netzen gefangen. Große Thonkrüge mit dem beliebten Tepatsche, das wichtigste Ingredienz des Festes, harrten der Trinklustigen — und das waren Alle. Mächtige Haufen warmer Tortilla's (Maiskuchen — das einzige Brod der Indianer) lagen wohlverdeckt in den Calabasschalen; ein Ueberfluß an herrlichen Früchten, Orangen, Zinicuilen, Talaos (eine neue Art Granadillen), platanos de Guinea und de Castilla (Bananen) —, kleine Schalen mit Chile mole (spanische Pfeffer und Tomaten, zu einer Sauce zusammengerieben) —, Alles lud zum Genusse ein, und man war nicht spröde.

Während der Orgien, die hierauf folgen, bemerkt man dennoch an dem Indianer stets eine außerordentliche Gutmüthigkeit. Niemals, selbst wenn die ganze Versammlung berauscht ist, hört man Zank und Streit; noch weniger kommen Schlägereien oder gar Mord vor, die bei den spanischen Kreolen als Finale der Lustbarkeit nie ausbleiben. Ihre Genußsucht geht übrigens so weit, daß sie selbst ihren umgesunkenen Trinkbrüdern noch eine Schale unter den Tisch reichen. Ihr Tanz besteht nur in einem langweiligen Trippeln auf demselben Fleck, und die Musik, die sie begleitet, ist die uns vom Gottesdienst des Morgens noch wohlbekannte. Die Nacht hüllt endlich die ganze Scene in Dunkel, die mit einem allgemeinen Rausch endet, welchen Alle bunt durch einander ausschlafen. Die nächste Morgendämmerung findet jedoch Alle schon auf den Beinen und im Flusse badend, worauf man sich wiederum in der Kirche versammelt, wo dann die gestrigen Auftritte wiederholt und so ohne Aufhören volle acht Tage hindurch fortgesetzt werden.

Das kirchliche Fest, welches ich hier geschildert, gleicht bis auf kleine Abweichungen fast allen kirchlichen Feierlichkeiten der mexikanische Indianerstämme.

Die Chinantekken sind der einzige mexikanische Indianerstamm, der ohne Kopfbedeckung geht, da ihr Land ein unterbrochener Wald ist, in dessen Dunkel keine Sonnenstrahlen dringen. Die Beine tragen sie mit Fellen umwunden, um dieselben gegen die Musquito's zu schützen, die in diesem feuchten, warmen Klima eine unleidliche Plage sind. — Sie reden eine Sprache, die vielleicht zu den schwierigsten gehört, für den Europäer kaum auszusprechen ist und sich mit unseren wenigen Buchstaben-Charakteren nicht ausdrücken läßt. Wunderbare Nasallaute sind darin vorherrschend; ich will hier einige wenige Proben dieser Sprache, so viel wie möglich unserer Aussprache angepaßt, anführen. Knöh heißt ein Maiskolben; hmungh Wasser; dzaehzae der Himmel; ghwak die Erde; hgnu Fleisch; hmu die Frau; dzaah der Mann; heium der Vater; knöh das Haus; muichdsehah Kakao; toolaahgichmzegiaeh siebenzig, eigentlich 40 und 10 und noch 20.

Während meines Aufenthalts in dem Konsistorialhause zu Tepinapa ward meine Küche in einer benachbarten Hütte besorgt, mit deren Eigenthümer ich oft Gespräche führte und bei welchem ich zu meiner Verwunderung Ansichten bemerkte, die von denen der übrigen Indianer sehr abweichend waren; öfters sprach er sich selbst mit beißendem Spott über ihren Aberglauben aus. Ich erfuhr bald, daß er kein „Sohn des Dorfes" (hijo del pueblo), sondern ein Eingewanderter und von den Einwohnern des Dorfes als Zauberer sehr gefürchtet sey. Er war unter dem Namen der „großen Schlange" (culebra grande) bekannt, und hatte durch die Furcht, die er ihnen einflößte, sich einen bleibenden Aufenthalt im Orte zu erzwingen gewußt. Die Indianer sind nämlich sonst äußerst intolerant und dulden so leicht keinen Fremden unter sich; mein Wirth dagegen hatte es nicht bloß verstanden, sich seinen Aufenthalt in dem Dorfe zu sichern, sondern auch, sich von den allgemeinen Kommunal-Lasten frei zu machen, indem er damit drohte, daß er ihnen, falls sie ihn zur Arbeit zwängen, die große Schlange auf den Hals schicken werde. Sie glauben nämlich, daß Zauberer sich in gefährliche Thiere, in Schlangen, Tiger u. s. w. verwandeln können; und jedesmal, wenn eines ihrer Thiere im Walde zerrissen oder von einer Schlange gebissen worden, sind sie davon überzeugt, daß es der eine oder andere ihrer Feinde sey, der ihnen durch Zauberei das Unglück zugefügt habe.

Zu Lobani, einem anderen chinantekischen Dorfe, wo ich mich zum ersten Male auf die Jagd des bisher in Mexiko unbekannten Anden-Tapir begab, entdeckte ich unter den Indianern einen anderen wunderbaren Aberglauben, der für sie selbst eben nicht schmeichelhaft war. Sie hatten nämlich die Affen für ihre verstorbenen Vorfahren. Ich begab mich in dem waldigen Gebirge auf die Jagd, begleitet von zwei Indianern, nämlich dem Sakristan und dem Regidor, welche mir der Priester als Leute empfohlen hatte, die mit der Fährte des Tapirs in dem Walde wohlvertraut wären. Ohne Hunde gelang es nicht, eines dieser Thiere vor den Schuß zu bringen, obgleich der ganze Wald voll frischer Spuren war und meine barfüßigen Führer sogar an Stellen kamen, wo die Erde von den Thieren, die eben dort geruht hatten, noch warm war. Während wir in dem wildverwachsenen Gebirgswalde, unter gießendem Regen, mühsam umherklimmten, vernahmen wir plötzlich unter uns ein gellendes Geschrei. Meine Indianer winkten mir und schickten sich an, nach dem Orte hinunterzueilen, von dem her der Lärm erschallte. Ich entdeckte bald, daß es eine Schaar Beelzebub-Affen sey, welche schreiend in die obersten Baumspitzen zu entfliehen suchten, hüpfend und sich mit den langen Wickelschwänzen von Ast zu Ast schwingend. Sobald meine Führer sie erblickten, begrüßten sie sie mit herausforderndem Geschrei, wobei ich indessen bald merkte, daß sie im Grunde sich dadurch nur Muth machen wollten. Sie begannen eine förmliche Conversation mit den Affen. Sie riefen ihnen zu, sie sollten nun bald sehen, daß der Mensch doch ein ganz anderer Kerl sey als sie, und daß es ihnen übel ergehen werde. Da ich nur mit einigen für die Tapire bestimmten Kugeln versehen war, sah ich mich genöthigt, mit Hagel zu schießen, und es gelang mir bei der weiten Entfernung erst nach mehreren Schüssen, ein paar dieser zähen Affen zu Boden zu strecken. Aeußerst possirlich war es nun, die ängstliche Neugier meiner Begleiter zu beobachten. Da sie mir von den Indianern als aufgeklärte Leute bezeichnet waren, die sich fürchteten, sich vor mir eine Blöße zu geben, so suchten sie meine Herzensmeinung in Betreff der Affen auszuforschen. „Was hält der spanische Kavalier eigentlich von dem Affen? Meint er nicht, daß es todte Indianer sind? Die Leute im Orte sagen, es sind unsere todten Vorfahren, und sie könnten wohl sprechen, aber sie wollten es nicht, um nicht arbeiten zu müssen." — Ich lachte sie aus, versicherte ihnen, daß sie sehr schlecht unterrichtet seyen, und trug ihnen auf, unsere Jagdbeute in ihrem Netz nach Hause zu tragen. — Allein hier war guter Rath theuer. Gehorchen mußten sie, aber ihre Angst war doch groß bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß ein Tropfen Blut ihre Kleidung besudeln könnte. So lange das Blut von den geschossenen Thieren herabrann, waren sie nicht zu bewegen, dieselben auf die Schulter zu nehmen, und nachher wischten sie das geronnene Blut vorsichtig mit Gras ab, und um dann während des Nachhausetragens sicher zu seyn, kein Blut auf ihre weißen Beinkleider zu bekommen — zogen sie dieselben aus und brachten als wahre Sansculottes die Beute nach der Priesterwohnung.

Ostindien.

Indische Gedichte, in deutschen Nachbildungen von A. Höfer. *)

Wenn der Jubel, mit dem einst das ganze gebildete Deutschland die Sakuntala begrüßte, als sie in einer noch dazu nur mangelhaften Uebersetzung aus zweiter Hand (Sanskrit, Englisch, Deutsch) zuerst bekannt wurde, ein gewaltiger und großer war, so daß selbst Goethe ausrief:

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakuntala, dich, und so ist Alles gesagt.

so war derselbe nicht allein durch die allerdings große Schönheit des Gedichtes bedingt, sondern auch darum erhob sich die Bewunderung Alt-Indiens zu

*) Zweite Lese. Leipzig, Brockhaus, 1844.

einer solchen Höhe, weil man glaubte, der Zufall werde nicht gerade das Schönste gleich zuerst ans Licht gezogen haben, es werde noch Anderes, Schöneres verborgen seyn, und um des willen sey es die Literatur der alten Inder werth, daß man sich ihr mit allen Kräften zuwende. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen, und die Resultate des neu erwachten Studiums beginnen nachgerade klarer hervorzutreten: werden nun freilich durch dieselben die anfangs gehegten Erwartungen nicht immer erfüllt, so hat sich doch einerseits die indische Literatur und Sprache in mehreren Beziehungen von so bedeutender Wichtigkeit gezeigt, daß sie einen großen Abschnitt in der Wissenschaft bezeichnen, andererseits haben sich doch auch in den Werken der verschiedensten Zeitalter so manche Perlen gezeigt, die es wünschenswerth erscheinen lassen, die indische Literatur auch in weiteren Kreisen heimisch zu machen. Der obengenannte Herausgeber hat daher den Plan gefaßt, altindische Gedichte der verschiedenen Literatur-Perioden sowohl ganz, als in ausgewählten Theilen dem deutschen Leser mitzutheilen, und hat einer ersten Lese jetzt die zweite folgen lassen. Die in diesem Bändchen enthaltenen Proben gehören den verschiedensten Zeitaltern Indiens an und umfassen nach ungefährer Schätzung einen Zeitraum von mindestens dreitausend Jahren, eine Entwickelung in der Zeit, wie sie wohl keines der europäischen Völker aufweisen kann; sie gehören der epischen und lyrischen Poesie an, und wir finden zuerst Uebersetzungen von Hymnen aus dem Rig- und Sâmaveda, die nicht selten große Schönheit zeigen. Wir lernen hier das Leben auf einer Stufe der Entwickelung kennen, wie wir sie sonst nur in den ältesten religiösen Schriften der Juden finden, und es gewährt deshalb durch die große Einfachheit und Natürlichkeit keinen geringen Reiz. Allein, während dort Alles schon von der Verehrung des einen Nationalgottes durchdrungen ist, zeigt sich der alte Inder noch den verschiedenen Naturmächten zugewandt, die er mit sich im Verkehr wirklich erkennt oder denkt, namentlich zeigt er sich dankbar gegen Licht und Feuer und den Regen sendenden Donnergott, der ihm die lechzende Erde netzt, damit seinen Heerden wieder Gräser und Kräuter sprießen. — Die folgenden beiden Stücke sind den beiden großen Heldengedichten Râmâyana und Mahâbârata entnommen, deren erstes im Urtext leider noch unvollendet, dagegen letzteres in vier Quartbänden (jeder von etwa 800 Seiten!) zu Kalkutta vollständig erschienen ist. Dieses große Gedicht erzählt den Kampf der Kuru- und Pânduſöhne, verflicht aber größere und kleinere Gedichte in unzählbarer Menge in das Ganze, und zu diesen gehört unter anderen auch das durch mehrfache Uebersetzungen (auch Rückert's) bekannte Gedicht vom Nalas und der Damajanti. Die bis in den Tod getreue Liebe der Gattin, wie sie in der Sakuntala und Damajanti sich aufs herrlichste offenbart, feiert auch in der vorliegenden Erzählung von der Savitri (dem Mahâbhârata entnommen) einen ihrer schönsten Triumphe. Es ist diese Verherrlichung ein bedeutsamer Punkt der indischen Poesie, die gerade hier ihre duftigsten Blüthen trieb, weil das gesammte Leben der Inder eigentlich nie über die Entwickelung der Familie hinausgekommen ist und diese ihre höchste Befriedigung in der Gattenliebe, aus der alles Uebrige folgt, findet. — Die aus dem Râmâjana übersetzte Episode „die Herabkunft der Ganga" betitelt, hat der Herausgeber im Versmaße des Originals, dagegen die Erzählung von der Savitri freier übersetzt und nach Rückert's Weise (im Nal und Damajanti) auch mit dem Reim versehen; indeß muß Referent gestehen, daß er den letzteren doch für die große Einfachheit der älteren epischen Poesie nicht ganz angemessen hält, wenn er freilich zugiebt, daß das Verhältniß ein ganz anderes sey als in Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Denn in der späteren indischen Literatur findet sich der Reim oder vielmehr Gleichklang und Alliteration, und beides in einer solchen Ueberschwänglichkeit, daß Verse von je 16 Sylben mit einander reimen und in solchen von 32 jede mit demselben Konsonanten anfängt. Man sieht also, die Anlage dazu muß auch schon die ältere Zeit gehabt haben, und sie zeigten sich auch zuweilen, aber doch selten. Doch finden sich schon in der ausgebildeten Poesie Gedichte mit fortlaufend gereimten Zeilen, und ein solches ist das in der Sammlung folgende: „der zerbrochene Krug"; hier herrscht aber noch das rechte Maß, und der Herausgeber hat glücklich und meist auch leicht verständlich nachgebildet. Der Verfasser des Gedichts ist nicht mit Gewißheit bekannt, angeblich soll er eine der neun Perlen an Hofe des Königs Vikramâditya gewesen seyn und würde demnach der Blüthezeit der indischen Dichtkunst (1stes Jahrh. v. Chr.) angehören. Die folgenden Gedichte sind aus jüngerer, einige vielleicht aus neuerer Zeit, und in ihnen zeigt sich der scharfe Gegensatz zu denen der vedischen und epischen Zeit; während dort Alles den festesten, unwandelbarsten Glauben an die Götter athmet, ist hier der alte Glaube längst entwichen; man hat aus der Masse der Götter einen vorzugsweise ausgewählt dem man seine Verehrung zollt, am Daseyn, den Wundern und Thaten der anderen zweifelt man; während der Inder der Veda's die Götter anruft, daß sie ihn reichliche Früchte ärndten lassen und seine Heerde vermehren mögen, ruft hier der Philosoph Sankara Atschârya: die Welt mit all ihren Gütern sey eitel und nichtig, weder Freund noch Feind, noch Weib und Kind solle uns kümmern, und nur nach Gleichmuth solle man streben, um dem Vischnu recht bald ähnlich zu werden; während der Inder der epischen Poesie von dem Leben nach dem Tode in Indra's Himmel träumt, das er sich mit allen sinnlichen Schönheiten und Reizen schmückt, ruft ein Unbekannnter in den unter Bhartrihari's Namen bekannten Sprüchen aus:

Mutter Erde, Vater Luft, Freund Licht, Verwandter Waſſer,
Bruder Aether! Seht in Ehrfurcht mich vor euch: des Glückes Fülle,
So gefreundet ihr, iſt reiner Glanz entbrochen,
Dem die Täuſchung wich; nun löſ' ich auf mich in das höchſte Weſen!

Den Schluß dieser kleineren Gedichte macht ein Traumbuch, das der Herausgeber füglich hätte in Prosa geben können, da all dergleichen Werke in Indien, weil sie vorzugsweise fürs Auswendiglernen bestimmt sind, aber auch allein deshalb, in Versen verfaßt werden, und somit auf Poesie sicher keinen Anspruch machen. Bemerkenswerth ist hier wieder die Uebereinstimmung mit dem deutschen Aberglauben; abgebrochene Zähne, ausgefallenes Haar zeigen Armuth und Krankheit an, Mäuse und helllodernde Flammen bedeuten Glück. Man hat in Indien auf dergleichen Dinge bis auf den heutigen Tag sehr sorgfältig geachtet und früh Sammlungen davon angelegt, die noch mannigfache andere Uebereinstimmungen zeigen. Als eine der interessantesten möge man noch merken, daß sich die indischen Hexen so gut wie die europäischen des Besens bedienen. Am Schluß der Sammlung folgen noch einige Fabeln und Märchen, von denen die letzten hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung erscheinen.

A. Kuhn.

Mannigfaltiges.

— Französisch-belgische Verträge. Belgien soll, um von Frankreich einige neue Zollvergünstigungen und namentlich die Verlängerung der seiner Linnenproduction gewährten Vortheile zu erlangen, demselben einen Köder hingehalten haben, dem es nicht leicht wird widerstehen können, besonders bei dem Einflusse, den in unserer Zeit die Männer der Wissenschaft und der Literatur auf die Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich besitzen. Die belgische Regierung hat nämlich der französischen die Unterdrückung des Nachdrucks angeboten, der bekanntlich in Brüssel und an einigen anderen Orten Belgiens fast nur auf die Geisteserzeugnisse Frankreichs sein Augenmerk gerichtet hat. Bis jetzt hatte die französische Regierung vergebens sich bemüht, bei der befreundeten belgischen ein Verbot des Nachdrucks durchzusetzen, welchem Verlangen immer entgegengesetzt wurde, daß bei diesem Gewerbe in Belgien zu große Kapitalien und zu mannigfache Interessen betheiligt seyen, um ohne Gefahr durch eine legislative Maßregel einschreiten zu können. Seitdem hat sich indessen herausgestellt, daß die konkurrirenden Nachdrucker sich gegenseitig noch viel früher als den französischen Buchhandel ruiniren dürften, und daß, wenn Frankreich noch mehrere solche Verträge wie den letzten mit Sardinien abschließe, der Markt für den belgischen Nachdruck immer kleiner werden würde, wozu auch noch kömmt, daß das Experiment, welches Eug. Sue mit dem Buchhändler Kollmann in Leipzig gemacht, insofern ein günstiges Resultat geliefert, als bis jetzt die belgischen Nachdrucke des Juif Errant in Sachsen verboten sind, so daß auch Privatverträge französischer Schriftsteller mit ausländischen Buchhändlern ausreichend zu seyn scheinen, den Belgiern die Vertreibung ihrer Nachdrucke im Ausland zu erschweren. Alles dies hat wahrscheinlich die belgische Regierung bewogen, jetzt mit jenem Anerbieten hervorzutreten, das in diesem Augenblicke immer noch als ein werthvolles Zugeständniß angesehen werden kann und welches zurückzuweisen — auch wenn dafür erhebliche Gegenkonzessionen gemacht werden müßten — ein von der Literatur zu seiner hohen Stellung emporgetragener Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wie Herr Guizot, gewiß nicht den Muth hat. Es fragt sich nur, ob nicht das Bedenken, daß der Nachdruck, von Belgien vertrieben, nach Holland oder einem anderen Lande wandern und dergestalt das belgische Zugeständniß illusorisch machen würde, die französische Regierung, die bekanntlich nicht sehr freigebig mit Gegenbewilligungen in Sachen des Handels ist, auch fernerhin davon zurückhalten werde.

— Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika. Zu den Ländern, in welchen die Mäßigkeits-Gesellschaften wahre Wunder bewirkt, gehört unter Anderem auch der Staat Massachusetts in Nord-Amerika. Die Armen-Taxe, die dieser Staat aufzubringen hatte, belief sich noch vor wenigen Jahren auf 200,000 Dollars jährlich. Nachdem die Mäßigkeits-Gesellschaften ihre Wirksamkeit begonnen und Ausdehnung gefunden hatten, fiel im Jahre 1841 dieser Betrag auf 136,000 Dollars und im Jahre 1843 hat er gar nur auf 41,000 Dollars sich belaufen. Innerhalb dieser Zeit sind dort nicht weniger als 30,000 Trunkenbolde gebessert und aus Almosen-Empfängern zu arbeitsamen Menschen gemacht worden, so daß nicht bloß diese unglückliche Klasse selbst, sondern auch die steuerzahlende Bevölkerung dadurch bedeutend gewonnen hat. In dem Armenhause der Stadt Worcester in Massachusetts hatten sich noch vor drei Jahren 469 Arme befunden, welche Zahl seitdem auf 11 gesunken ist, so daß sich die Stadt aus Dankbarkeit gegen die Mäßigkeits-Gesellschaft veranlaßt gesehen hat, derselben zu ihren Zwecken einen jährlichen Beitrag von 500 Dollars zu votiren. Aehnliche schöne Resultate hat die Sache der Mäßigkeit auch schon in Europa geliefert. Bekannt ist, welche Wunder Pater Mathews in einigen bisher in sehr übelm Geruche stehenden irländischen Grafschaften bewirkt hat, wo jetzt kaum ein einziger Trunkenbold mehr zu finden seyn soll. Aber auch ganz in unserer Nähe lassen sich einige sehr erfreuliche Resultate der durch gemeinsamen Beschluß zur Ehrensache gemachten Mäßigkeit aufzeigen. In mehreren oberschlesischen, von sogenannten Wasserpolen bewohnten Distrikten nämlich, wo noch vor wenigen Jahren die bitterste Armuth, gepaart mit dem ekelhaftesten Schmutze und der brutalsten Gesinnung, herrschte, ist, seitdem einige würdige Landpfarrer an die Spitze der Mäßigkeitssache getreten, der Zustand der Bauern völlig verändert, und man begegnet jetzt den Anzeichen beginnenden Wohlstandes und erwachender Menschenwürde, wo man den einen wie die andere seit Generationen nicht gekannt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 3. Oktober 1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VIII. Der Ritterschlag.*)

(August 1660.)

Vor Kierteminde war der erste entscheidende Schlag in dem blutigen Ostseekampfe geschehen; er dauerte den ganzen Winter hindurch, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die Mitte des folgenden Jahres. Die Holländer, im Verein mit den Dänen, verrichteten Heldenthaten und entrangen den Schweden ein Stück nach dem anderen von den in Besitz genommenen dänischen Ländern. Während dieses Kampfes wurden zugleich die Unterhandlungen unermüdlich fortgesetzt; der Friede kam zu Stande, und kaum war er unterzeichnet, als auch die Artikel des Vertrages so schnell zur Ausführung gebracht wurden, daß zu Ende Juli kein dänisches Eigenthum mehr in schwedischer Hand war und kein schwedischer Kriegsmann mehr auf den Inseln weilte.

Bei dieser Lage der Dinge empfing die holländische Flotte den Befehl, die nordischen Gewässer zu verlassen und sich nach dem Texel zu begeben. Die Schiffe wurden segelfertig gemacht; de Ruiter setzte den König von der ihm zugegangenen Ordre in Kenntniß und bat um die Erlaubniß, sich von Sr. Majestät beurlauben zu dürfen. Friedrich III. sandte dem wackeren Seemann seinen Kanzler mit der herzlichen Einladung, ihn am folgenden Morgen in Frederiksborg zu besuchen.

Die Thurmuhr des Schlosses verkündigte die zehnte Stunde, als der dienstthuende Kämmerer dem Könige meldete, daß der holländische Admiral mit seinen Begleitern vor dem Schlosse erschienen und von dem Feldmarschall Schack und anderen vornehmen Personen empfangen sey. Der König, rasch und feurig, voll Eifer, dem Manne zu danken, der ihm so treulich beigestanden, wäre ihm gern gleich selbst bis an die Treppe entgegen gegangen, doch mußte er sich entschließen, dem Zwange der Etikette huldigend, ihn an der Schwelle des Audienzsaales, von seinen Edlen umgeben, zu erwarten.

Die Kammerjunker, welche den Dienst in der unmittelbaren Nähe des Königs hatten, steckten unterdessen die Köpfe zusammen und flüsterten sich ihre Bemerkungen zu. Einer derselben, Graf Oskar Banner, der jüngere Sohn eines der ältesten dänischen Geschlechter, blies über die flache Hand hin und rief: „Pah!“ — „Was wollt Ihr damit sagen?“ — „Pah! So viel Wesens um einen holländischen Bauern! Der König wäre ja beinahe die Treppe hinabgestürzt, um ihn nur desto eher zu sehen!“ — „Es ist aber doch ein merkwürdiger Mann! Bedenkt nur, was er Alles gethan.“ — „Meint Ihr? Die Banner haben auch Seesiege erfochten. Hätten nur einem dänischen Seemann die Schiffe geben sollen, er hätte es auch gethan! Und solcher Empfang für einen Republikaner, der sich über Alles erhaben dünkt; es muß dem ganzen Adel zum Aergerniß seyn.“ — „Was er nur für eine Figur spielen mag?“ — „Erbärmlich genug, das könnt Ihr denken! Auf seinen Schiffen, zwischen den Theerwänden, mag es noch angehen; aber hier, in diesen Sälen, auf diesem Marmorboden. Gebt Acht, es wird zu lachen geben.“ — „Freilich. Wo sollte er es auch herbekommen haben? Man hat mir gesagt, er habe zu seiner Zeit ein Handwerk getrieben.“ — „Nicht möglich!“ — „Und was für eines!“ eiferte Oskar Banner. „Er war auf den Werften von Vliessingen, wo er beim Zusammenschlagen der Reepe das Rad drehte. Für jedes Tau, das schlecht gedreht war, bekam er mit einem guten Tau die nöthigen Hiebe. Sein hochgeborner Herr Vater schenkte während der Zeit für gutes Geld den Matrosen und Werftarbeitern schlechtes Bier und Branntwein aus.“ — „Wißt Ihr das ganz gewiß?“ — „Verlaßt Euch darauf. Er war Seilerjunge in Vliessingen; das ist noch weniger als ein Bootsjunge, wie sie hier auf Nyholm herumlaufen. Ich möchte darum auch nicht, daß ich mit ihm persönlich in Berührung käme, denn ich weiche ihm nicht einen Schritt.“ — „Das würde sich finden; es sprechen Manche so, die nachher klein beigeben. Wenn es dem Könige einfiele, den Admiral an seiner Tafel zu bewirthen, und Ihr hättet den Dienst, so würdet Ihr ihm geduldig den Teller reichen, ohne ein Wort zu sagen.“ — „Ich würde es nicht!“ sagte Banner entschieden. „Bei meiner Ehre nicht!“

Die letzteren Worte hatte der junge Graf in seinem Eifer so laut gesprochen, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs erregten. Er wandte sich um und fragte: „Was giebt's?“

Die Kammerjunker wären in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort gewesen, wenn nicht die Ankunft des Kanzlers sie davon befreit hätte, der den Admiral der niederländischen Flotte einführte. Als de Ruiter dem Könige gegenüberstand, machte er eine tiefe Verbeugung und erwartete dann, von Friedrich III. angeredet zu werden. Dieser aber stand im Anschauen des Helden verloren, der, im kräftigsten Mannesalter, die reichsten Kränze des Ruhmes auf sein Haupt gesetzt und doch so anspruchslos, so bescheiden vor ihm stand, als ob er Dank und Lohn zu spenden komme, statt ihn zu empfangen. Aber nicht lange vermochte der König das mächtig in ihm aufstrebende Gefühl zu unterdrücken; er eilte dem Seemann entgegen und ergriff seine Hand. Zu tief bewegt, um viel zu sprechen, sah er ihn lange an; seine Augen feuchteten sich, und lautlos schloß er den Seemann in seine Arme. Alle Umstehenden blickten tief gerührt auf diese Gruppe; nur Graf Banner zuckte unmerklich mit den Achseln.

Als die erste Aufwallung vorüber war und der König den Admiral bei der Hand nahm, um ihn in den Saal zu führen, malten sich Stolz, Freude und Verlegenheit in rührender Mischung auf dem Gesicht de Ruiter's; er ging gesenkten Hauptes neben dem Könige her, als verdiene er eine solche Ehre gar nicht. Daher kam es, daß, als er die Mitte des Saales erreicht hatte und der König plötzlich stehen blieb, de Ruiter seinen Hut fallen ließ, was seine Verlegenheit noch steigerte. Der König bemerkte es nicht, wohl aber das Kichern, welches die Kammerjunker vernehmen ließen. Rasch wandte sich der König zu diesen und fragte: „Worüber lacht Ihr, wenn's gefällt, Graf Banner?“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden“, entgegnete der Kammerjunker erröthend; „ich habe es nicht gewagt, mit meinem Wissen in Allerhöchster Gegenwart zu lachen. Wenn es doch geschehen, war es unwillkürlich und zugleich verzeihlich, weil ....“ Er hielt inne, aber sein Blick streifte den Admiral und den Hut, der unfern von diesem am Boden lag. Der König bemerkte die Pantomime, und mit mühsam verhaltenem Zorn rief er: „Graf Banner! Hebt den Hut dort auf, wenn's gefällt.“

Der Kammerjunker trat einen Schritt zurück und sagte in sehr übermüthigem Tone: „Ew. Königlichen Majestät und Eurem Hohen Königlichen Hause bin ich zur schuldigen Dienstleistung und steter Ergebenheit verpflichtet. Aber der Zweig eines Baumes, der Jahrhunderte lang in dänischer Erde wurzelt, ist zu zähe geworden, um sich nach dem Hute eines Bürgers zu bücken.“

Ein Schrei des Unwillens erscholl aus den Reihen der holländischen Offiziere, die das Gefolge des Admirals bildeten. Dieser war bleich geworden und stützte sich auf die Schulter seines Schout by Nacht, der zu ihm geeilt war. Die dänischen Edlen blickten mit unverhehltem Staunen auf den kecken Kammerjunker, und die Gefährten desselben beeilten sich, die Unschicklichkeit desselben so viel als möglich gut zu machen, aber der König wies sie entschieden zurück.

„Herr Admiral!“ sprach Friedrich mit starker, volltönender Stimme. „Das Benehmen dieses Vorlauten erinnert mich an meine Pflicht. Nicht von Vergeltung kann zwischen uns die Rede seyn, aber ich wünsche die Erinnerung dieses Tages an ein Ereigniß zu knüpfen, das Dänemark Ehre bringt. Herr Kanzler! Habt Ihr meine Befehle vollzogen?“

„Alles zur hohen Ordre, mein Königlicher Herr!“ sagte der würdige Kanzler und stellte sich dem Könige zur Seite, von einem seiner Secretaire eine Pergamentrolle empfangend.

„So leset denn dieser ehrenwerthen Versammlung unseren Königlichen Beschluß vor.“

Der Kanzler verneigte sich, entrollte das Pergament und las unter der tiefen Stille der Versammlung Folgendes:

Wir Friedrich der Dritte von Gottes Gnaden, König von Dänemark und Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig und Holstein, Stormarn und Ditmarschen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst, bezeugen hiermit öffentlich so in Unserem Namen, als im Namen Unserer Nachkommen und Regierungs-Nachfolger in den dänischen Reichen, und machen Jedermänniglich bekannt, daß, obschon Wir aus Königlicher Gnade und angeborner Milde geneigt seyen, an Jedermann, so sich dessen würdig zeigt, Unsere Königliche Gnade zu bethätigen, Wir solches doch noch im höheren Grade Denjenigen erzeigen wollen, welche bei dem jüngsten, nun beigelegten schwedischen Kriege, wo Wir, von Unseren Feinden belagert, durch den Beistand Unserer Nachbarn und Bundesgenossen, vornehmlich durch die Kriegsflotte der Vereinigten Niederlande sind geholfen worden, da sie Uns

*) Schluß der in Nr. 102, 104, 106, 108, 113, 115 und 117 befindlichen Artikel.

und Unseren Reichen, Provinzen und Uns unterthänigen Landschaften absonderliche Dienste erwiesen haben. Wenn wir derohalben betrachten und erwägen die heldenmüthige und beständige Tugend, die getreuen und unablässigen Dienste, welche der Vice-Admiral Michael Adrianson de Ruiter, Befehlshaber der holländischen Flotte, mit eben dieser Flotte und dessen tapferen Seeleuten, in Zeiten der Belagerung dieser Unserer Stadt, so wie bei Eroberung der Insel Fühnen, ferner nach dem Friedensschlusse zwischen Uns und dem Könige von Schweden, durch das Ueberführen der schwedischen Kriegsmacht von Seeland nach Schoonen, und in vielen anderen Vorfällen und Seekämpfen mit glücklicher Vollbringung, großer Mannhaftigkeit und tapferem Muthe, worin er weder Blut noch Kräfte gespart hat, fertig und standfestiglich Uns und Unseren vorgemeldeten Reichen erwiesen hat, so haben Wir, durch solche glorreiche Vorgänge auf das tiefste bewegt, mit allem Vorbedacht, reifer Ueberlegung und eigenem Willen, auch mit Zustimmung Unserer Reichsräthe, Ihn und seinen rechtmäßigen Erben und Kindern in absteigender Linie, ohne Ansehen, Mann oder Weib, in den edlen Ritterorden, welche ihren Sitz in denen Rittersplelen dieser Unserer Reiche und Fürstenthümer haben, aufnehmen wollen; gleich wie Wir in guter Wissenschaft und in Kraft dieses offenen Briefes den vorgemeldeten Vice-Admiral de Ruiter mit seinen rechtmäßigen Erben in niedergehender Linie beiderlei Geschlechts, in die Gesellschaft und Brüderschaft dieses Unseres Adels auf- und annehmen, und demselben gleichstellen, dergestalt und in solcher Meinung, als ob dieselbe von ihren Vorältern, so von Väterlicher, als von Mütterlicher Seite, in beiden Linien, rechtmäßige Edelleute wären geboren, zu dem Ende ihnen alle Wohlthaten, Rechte, Ehre, Würde und Präminentien, welche unsere vorgemeldeten Edelleute genießen, hiermit schenken und antragen, und zu desto mehrerer Glaubwürdigkeit und Gedächtniß dieser Unserer Königlichen Erhebung zum Stande und Orden der Edelleute dieser Unserer Reiche und Fürstenthümer, haben Wir zum Dienst und Vortheile dieses mehr gemeldeten Edelmannes, de Ruiter und seiner rechtmäßigen Erben, sein altes Schild und Geschlechtswappen also vergrößert, daß dieselben fortan einen offenen freien, gekrönten Helm, mit einem darauf stehenden gewaffneten Manne, der mit seiner ausgestreckten Hand und gezogenem Schwerte zu schlagen dräuet, führen mögen; und auf daß derselbe Adel klärer erscheine, haben Wir dies Wappen und Zeichen des Adels zu ihrem immerwährenden Gebrauche, gleichwie es oben abgemalet steht, ihnen schenken wollen, nämlich einen Schild in vier Theile getheilt, die in dem obersten Viertheile zur rechten Hand enthalten einen ganz geharnischten Reuter, der mit gehobenem Arme ein gezogenes Schwert hält und drein zu schlagen dräuet, im untersten Viertheil rechts im blauen Felde ein bleichgelbes Stück Geschütz, und darunter drei gelbe Kugeln; oben zur Linken, im dritten Viertheil, ein weißes Kreuz in einem rothen Felde, und im letzten Viertheil, zur Linken unten, ein weißes Admiralschiff im himmelblauen Felde. Und also haben Wir ihn und seine rechtmäßigen Erben mit diesem Wappen verehren, erheben und zieren, und in den Orden unseres Adels für alle Zeiten und ewiglich stellen wollen, und haben weiter zugestanden, daß dieselben solthane Ehre und Würde ohne einige Hinderung genießen, und das edele Schild und Wappen, so hier oben abgemalet, führen mögen, welches Wir mit diesem, von Unserer Hand unterschriebenen und mit Unserem Königlichen Siegel befestigten offenen Brief Allen und Jeden haben wollen bekannt machen. Gegeben in unserer Königlichen Stadt Kopenhagen am ersten August im Jahre MDCLX.

Frederik.

Auf Befehl:

T. v Lenten.

(Unten am Pergament hing an einer seidenen Schnur des Königs Siegel mit dem Wappen seiner Reiche und Fürstenthümer im rothen Wachse.)

Als der Kanzler zu Ende gelesen, verbeugte er sich abermals und trat einen Schritt zurück. Der König winkte dem Feldmarschall und empfing von diesem das Königliche Reichsschwert. Er ersuchte den Admiral, niederzuknieen, berührte seine Schulter und sagte: „Duldet diesen Schlag und hinfort keinen, Herr Ritter de Ruiter! Steht auf und umarmt mich als Euren Lehnsherrn und Freund. Diese goldene Kette aber tragt mir zur Erinnerung und als ein Angedenken dieser Stunde."

Der Admiral war tief bewegt und konnte die Gefühle seines Herzens nur durch einzelne Worte kundgeben; der König aber ließ sein blitzendes Auge durch den Kreis der ihn umgebenden Edelleute schweifen und fixirte den Grafen Banner, der mit bleichem Gesichte dastand und sich auf einen seiner Gefährten stützte.

„Nun, Herr Graf!" sagte der König streng. „Wenn es Euch jetzt gefällig ist, den Hut da!"

Der Graf entgegnete kein Wort; zitternd, die Augen zu Boden geheftet, ging er mit wankenden Knieen der Stelle zu, wo der Hut lag, hob ihn auf und reichte ihn dem Admiral. De Ruiter ergriff denselben, faßte die Hand des Jünglings und sagte: „Ihr seyd sehr höflich, werther Herr Graf, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir möglich wäre, Euch von der Redlichkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. Bedürftet Ihr in Holland eines Freundes, so wendet Euch vertrauensvoll an mich."

Der junge Graf erwiederte hierauf nichts und trat in die Reihen zurück; der König aber rief ihm zu: „Wenn Ihr eine Reise in das Ausland machen möchtet, so habt Ihr unbeschränkten Urlaub! Hört Ihr? unbeschränkten! — Kommt, Herr Admiral!"

Und mit diesen Worten ging der König mitten durch die erschreckten Kammerjunker und führte den neuen Ritter zum Bankett.

Frankreich.

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

II. Die Elemente der Industrie. — Das Eisen und dessen Verarbeitung.

Die letzte Pariser Gewerbe-Ausstellung zeigte, wie große Fortschritte der Maschinenbau in der jüngsten Zeit in Frankreich gemacht hat.*) Desto näher aber liegt es, darüber zu klagen, daß diese Verbesserungen so lange auf sich haben warten lassen und nun erst anfangen werden, sich über das Land zu verbreiten. Lange Zeit gründete man keine Manufakturen, weil es an Mechanikern fehlte, die sie zu einem billigen Preise herstellen konnten. Um Maschinenbauanstalten zu gründen, war das Bedürfniß zu gering und zu unsicher, und das erforderliche Kapital zu groß. Zur Ausführung des geringsten Auftrages mußten erst Modelle, Arbeiter, Material herbeigeschafft werden, die unedlen Metalle hatten einen verhältnißmäßig hohen Preis, für den Transport des Brennmaterials war wenig gesorgt; dies Alles ist jetzt überwunden und darum zu hoffen, daß mit dem Aufschwunge des Maschinenbaues auch die Manufakturen werden zahlreicher und ergiebiger werden, als es bis jetzt der Fall war.

Eisen und Brennmaterial sind die ersten Elemente jeder Industrie. Um mit dem Auslande zu konkurriren, muß Frankreich mehr und billigeres Eisen haben; aber bisher waren die Maßregeln, wir sagen nicht, die Absichten der Regierung diesem Erfordernisse wenig günstig. Man hat zwar durch eine Tarif-Erhöhung die französische Production gegen fremde Einfuhr geschützt, und es entstand daraus eine inländische Konkurrenz, durch welche die Besitzer von Hochöfen, Schmieden und Gießereien die größten Ersparnisse und die besten Prozeduren einzuführen gezwungen wurden. Die Bearbeitung des Eisens hat also große Fortschritte gemacht, bringt aber noch bei weitem nicht den vollen Gewinn. Der Schutz, den man ihr angedeihen ließ, kam weit mehr den Fersbesitzern zu Gute, die ohne Risiko und Arbeit die sichersten Vortheile erlangten. Im Jahre 1819 wurden von 112,500 Tonnen Gußeisen nur 2000 mit Coks fabrizirt, das Uebrige mit Holzkohle und von 74,200 Tonnen Roheisen 1000 mit Steinkohle; im Jahre 1842 297,174 Tonnen Gußeisen mit Holzkohle, 102,282 mit Cokes und 109,795 Tonnen Roheisen mit Holzkohle, 173,029 mit Steinkohle.

Seit dem Indemnitätsgesetze von 1829 sind die Wälder sehr im Preise gestiegen, was sich auch bereits in dem Preise des Nutzholzes fühlbar machte. Es giebt in Frankreich viel Roheisen, aber gewisse Lagen, die durch ihre Mächtigkeit und Güte wichtig sind, befinden sich weit von Kohlengruben und nur in der Nähe von Wäldern. Die Besitzer der Hochöfen und Schmieden in solchen Gegenden waren natürlich den Holzeigenthümern sehr willkommen; denn die schlechte Beschaffenheit der Transportmittel für die Kohle hielt von der Anwendung derselben zurück. Auf diese Weise wurde von 1829 bis 1840 der Preis der Holzkohle in den waldreichen Gegenden der Franche-Comté, der Vogesen und im Departement Haute-Marne um das Doppelte höher. Die Konkurrenz der Konsumenten hat viel zu dieser Vertheuerung beigetragen, das Meiste aber ist hierbei dem Finanzminister zu danken. Der Staat durch Succession Erbe der Anrechte auf den größten Theil der Waldungen des alten Galliens, hat in seinen Schonungen wie ein ökonomischer Bürger gehandelt, der keine andere Aufgabe hat, als was er zum Verkaufe bringt, so hoch wie möglich loszuschlagen. In England sind Kohlen und Mineral durch die Konkurrenz der Verkäufer weit verbreitet und konnten in den Händen unternehmender Menschen die Industrie zu einer ungeheuren Höhe bringen.

Die Haupt- und Nebenanwendungen des Eisens, seine Verwandlung in Stahl, Blech, Stäbe u. s. w. vermehren noch den Verbrauch des Brennmaterials. Wenn man diese Arbeiten und die Bearbeitungen des rohen Stoffes zusammennimmt, so sind von den verschiedenen Eisenwerken im Jahre 1842 für anderthalb Millionen Francs Holzkohle zugleich mit funfzehn Millionen Francs Steinkohle verbraucht worden. — Die Bearbeitung des Eisens ist entscheidend für den Reichthum und die Macht Frankreichs. Das Eisen muß aber häufig und billig seyn, wenn Frankreich mit anderen industriellen Ländern konkurriren will. Nächst dem Staate besitzen die Civilliste, die Gemeinden und eine geringe Zahl einzelner Bürger Waldungen. Diese Alle mißbrauchen ihre Lage und drücken durch ihr natürliches Monopol den Produzenten, der ihnen nicht entgehen kann. Die Regierung würde weise handeln, wenn sie auf ihren Besitzungen die Preise ermäßigte, und so jeden Fortschritt, den Wissenschaft und Kunstfertigkeit für die Eisen-Fabrication seit einigen Jahren errungen hat, benutzen ließe. Man hat dafür gesorgt, daß kein Erfolg in der ganzen Reihe der Bearbeitungen des Eisens unbenutzt bleibe, und gewiß haben wir die letzte Verbesserung in denselben noch nicht erlebt; aber es darf dies nicht bloß dem Eigenthümer des Bodens zu Statten kommen.

In Frankreich macht die Methode der Arbeit täglich neue Fortschritte, jedes nützliche Gewerbe ist geehrt, und der Müßiggang gilt nicht mehr für den feinsten Anstand; dennoch aber wird der wahre Ackerbau und die wahre Industrie nicht von dem Landeigenthümer oder Kapitalisten gepflegt, denn Beide beschränken sich darauf, den Pächter oder Hüttenbesitzer zu überwachen und auszubeuten. Aber auch diese erringen ihre Vortheile nicht unmittelbar, sondern gewinnen nur durch die Rivalität der Arbeiter und eine bessere Anordnung der Arbeit, die von sehr wichtigen Folgen gewesen ist. Der Pachtzins ist überall

*) Es ist seitdem auch der Einfuhrzoll auf ausländische Maschinen erhöht worden, was besonders den Belgiern großen Nachtheil bringen kann.

größer geworden, der Boden wird bei jedem neuen Verkaufe höher angeschlagen, und dieses unaufhörliche Steigen, dem sich seit dreißig Jahren kein Hinderniß in den Weg gelegt hat, macht, daß sich jeder neue Grundbesitzer über den geringen Ertrag seines Landgutes beschwert, Alles hintertreibt, was ihn reduziren, und Alles verlangt, was ihn erhöhen könnte.

Die Verzinsung beweglicher Kapitale hat bedeutende Veränderungen erlitten; sie ist niedriger, aber sicherer geworden, bleibt jedoch, da für sie viel glückliche Chancen möglich sind, immer noch höher als die des Bodens. Dessenungeachtet sieht man, daß, je mehr sich in einer Hand Reichthümer anhäufen, die Begüterten gewöhnlich einen Theil ihres Vermögens in Landbesitz anlegen. Auf der anderen Seite ist es ebenfalls das Streben des wirklichen Landbauers, ein Stück Boden zu erwerben; er hält den Pachtzins für eine Verkürzung des Ertrages seiner Arbeit, und seinen Gewinn, wenn der von ihm bebaute Acker sein Eigenthum ist, für sicherer als den des Gutsbesitzers, denn dieser kann nur durch Erhöhung des Pachtzinses seine Einkünfte vermehren, während er selbst seiner Hände Arbeit sich nicht berechnet.

Von allen Seiten wird also dazu beigetragen, den Werth des Grundbesitzes und mit ihm den des gewonnenen Eisens zu erhöhen. Die Regierung erschwert einerseits die Zufuhr fremden Eisens und macht andererseits durch ihren einträglichen Holzhandel auch das inländische mit jedem Jahre theurer. Erst wenn sie weniger für die momentanen Hülfsquellen der Staats-Einnahmen als für das wirkliche Interesse des Landes zu sorgen anfangen wird, werden die französischen Eisenwerke mit den ausländischen konkurriren können. Denn für die Geschicklichkeit der französischen Maschinenbauer bürgt der Umstand, daß für fünf und eine halbe Million Francs Maschinen im Jahre 1843 aus Frankreich exportirt wurden. Die Summe ist zwar noch ziemlich klein, aber sie war in früheren Jahren geringer und also im Steigen begriffen. — Was die Maschinen zur ferneren Bearbeitung des präparirten Eisens betrifft, so waren diejenigen, die man auf der Ausstellung sah, so sauber und genau gearbeitet, als es irgend nur von mathematischen Instrumenten gefordert werden kann. Diese Bedingung ist auch unumgänglich, so lange der Dampf, der die peinlichste Beaufsichtigung und Leitung verlangt, das bewegliche Agens der Industrie bleiben wird. Das Lokal der Ausstellung ließ nicht zu, daß mehr als einzelne Proben der verschiedenen Systeme aufgestellt wurden; aber was man sah, schien uns nicht vollkommener gearbeitet werden zu können. Eine Menge neuer Erfindungen, durch welche die Arbeit der Menschen unterstützt oder vorbereitet werden soll, erregte allgemeines Erstaunen. Einige waren in Frankreich selbst entstanden, andere ausländischen Ursprungs, aber glücklich nachgeahmt. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die französischen Mechaniker sich oft darauf beschränken, fremde Methoden zu benutzen; denn die Bestellungen sind nicht so bedeutend, daß es sich verlohnte, kostspielige Versuche zu machen.

III. Frankreichs vornehmste Ausfuhr-Erzeugnisse in Metallarbeiten, Glas, Porzellan und chemischen Fabrikaten.

Die neueren Nationen haben, obgleich sie durch die geschichtlichen Ereignisse aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt wurden, dennoch die hervorstechendsten Züge der Hauptstämme bewahrt, denen sie angehören. Diese zeigen sich auch in der Art, wie sich jedes Volk zu der industriellen Richtung des Jahrhunderts verhält. An den Franzosen sehen wir Raschheit, Erfindungs- und Unternehmungsgeist, vor Allem aber Geschmack. Sie mögen erfinden oder nachahmen, immer werden sie in der Form das rechte Maß, in den Farben die glücklichste Zusammenstellung treffen. Auge und Sinn des Beschauers werden befriedigt, und ein Schritt mehr nach der einen oder der anderen Seite würde die Arbeit plump oder gekünstelt machen. Die Ausstellung war hierfür der glänzendste Beweis. Der Geschmack beruht in Frankreich auf einer natürlichen Anlage der Bewohner zu den schönen Künsten. In allen größeren Städten interessiren sich selbst die niederen Klassen lebhaft für alles Neue, was in diesem Bereiche produzirt wird. Das Volk lernt sehen und urtheilen, und obgleich die Arbeiter in den Städten fortwährend durch die noch ungebildeteren Landbewohner erneuert werden, so hat sich doch der Sinn für Kunst bis in die beschränktesten Köpfe einen Weg gebahnt und äußert sich in der Vollkommenheit sehr vieler Artikel der französischen Industrie.

Die Bronzewaaren z. B. sind ein bedeutender Handelsartikel und bilden, dem Werthe nach, die Hälfte der ausgeführten französischen Metallarbeiten. Malereien, Abgüsse, Ciselirarbeiten, Vergoldungen und Anderes, was zur Bearbeitung der Bronze gehört, beschäftigt viele kunstreiche Hände. Die großen Fabrikanten sind im Stande, die schönen Arbeiten ihrer Werkstätten in die entferntesten Gegenden zu versenden. Der Künstlerhand der Franzosen zahlt die ganze Welt den ihr zukommenden Tribut, besonders aber die höheren und reichen Klassen der Gesellschaft.

Eben so ist die Goldbearbeitung in Frankreich der aller anderen Länder weit überlegen. Wenn auch manchmal der Fabrikant gezwungen ist, dem Geschmacke des Auslands kleine Opfer zu bringen, so drückt doch die Kunst des Franzosen zu deutlich das Siegel der Eleganz auf alle Produkte seiner Fabrication. Die Umrisse werden schöner, die feinere Ciselirung bringt Leben und Frische ins Ganze und giebt dem Fabrikate einen feinen, geschmackvollen Anstrich.

Die Muster und die Ausarbeitungen der Metallwaaren, die auf der letzten Ausstellung zu sehen waren, zogen mit Recht die größte Menge Bewunderer auf sich. Die französischen Bronzearbeiter haben die antiken, die mittelalterlichen, die indischen Formen studirt; sie haben verschiedene Metalle unter einander und mit kostbaren Steinen verbunden und immer Meisterstücke geliefert. Die jährliche Ausfuhr von zehn bis zwölf Millionen Francs in Bijouterieen und Nippsachen beweist, welchen Werth das Ausland auf diese Fabrikate legt. Seitdem die galvanische Vergoldung und Versilberung in Gebrauch gekommen ist, sind jene Arbeiten noch einträglicher.

Frankreich bezieht aus der Fremde, die Contrebande ungerechnet, für sechs Millionen Francs Uhren aller Gattung, während es nicht zwei Millionen ausführt. Man sieht hieraus, wie wenig die Höhe dieses Industriezweiges den Bedürfnissen des Landes entspricht. Es giebt natürlich hiervon rühmliche Ausnahmen, aber doch steht fest, daß die meisten exportirten Uhren ausländische Fabrikzeichen führen. Dagegen verdienten die ausgestellten mathematischen und physikalischen Instrumente, besonders die für die Leuchtthürme, alles Lob, das ihnen zu Theil wurde. Hinsichtlich der Schneide-Instrumente für den gewöhnlichen Verbrauch stehen die Engländer bei weitem höher. Das französische System der isolirten Arbeit ist dieser Fabrication, die nur langsame Fortschritte macht, wenig günstig. Die feinere Fabrication glückt besser, aber trotzdem beläuft sich die jährliche Ausfuhr derselben nur auf einen Werth von 1,200,000 Fr. Dieselbe Zahl gilt für die Waffen, von welchen ebenfalls nur die für den Luxus gesucht sind. Dessenungeachtet waren Fabrikanten aus Birmingham und Sheffield in Paris und wollen für ihre Etablissements manche brauchbare Erfahrung auf der Ausstellung gemacht haben, wie sie sie nie bei dem Besuche der Läden gewonnen haben würden. Sie lassen der französischen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren, können aber nicht begreifen, warum die gewöhnlichen eisernen Geräthe für den täglichen Gebrauch in Frankreich noch immer so theuer sind. Die Anwendung des Eisens wird von Tag zu Tag mannigfaltiger, und darum bleibt man hier in den vortheilhaftesten Fabrications-Zweigen weit hinter dem Auslande zurück.

Wir gehen zu anderen Fabrikaten über, die ebenfalls für die Behaglichkeit der Menschen sorgen. Hierher gehören die Möbel und selbst die musikalischen Instrumente. In ihnen manifestirt sich der französische Geschmack am glänzendsten. Die civilisirten Völker legen der inneren Ausschmückung und Bequemlichkeit ihrer Wohnungen keinen kleinen Werth bei. Das Klima, das uns viele Stunden des Tages zu Hause gefesselt hält, macht eine Menge von Dingen nothwendig, die die Bewohner südlicher Gegenden wenig achten würden. Wir wollen unsere Möbel nicht nur bequem, sondern auch gefällig haben. Der jetzt herrschende Renaissancestyl gestattet eine große Mannigfaltigkeit der Formen und giebt Gelegenheit, Holzskulpturen, Vergoldungen und andere kunstvolle Verzierungen anzubringen. Es ist zu bedauern, daß der Transport zu kostspielig ist, als daß das Ausland andere als sehr werthvolle Gegenstände dieser Art aus Frankreich beziehen könnte. Dennoch sind im Jahre 1843 für drei Millionen Fr. Möbel und für anderthalb Millionen musikalische Instrumente exportirt worden.

Die Riemerwaaren und Wagen waren auf der Ausstellung spärlich repräsentirt, obgleich besonders die letzteren in der jüngsten Zeit bedeutend gewonnen haben. Der Werth der Ausfuhr für dieselben betrug im Jahre 1843 anderthalb Millionen Fr. — Die Glaswaaren zeigten viel Neues und Ueberraschendes, die französischen Spiegel sind bisher unerreicht, die falschen Steine stehen den böhmischen, venetianischen und englischen gleich. Auch der großen Scheiben aus Flintglas müssen wir erwähnen, die ausgestellt waren und den Astronomen willkommen seyn werden. Das Ausland kaufte von diesen Artikeln im vorigen Jahre für 3½ Mill. Fr.

Das ordinaire Porzellan brachte zwei, das feine sieben Millionen ein. Der Gebrauch feiner weißer Geschirre, die Vergoldungen und Malereien annehmen und so zu Luxusartikeln werden, wird täglich allgemeiner. In Bauerhütten ist jetzt schon Porzellan zu finden, und in ganz Frankreich wird es schön und gut fabrizirt, obgleich die Fabrication immer noch in der Entwickelung begriffen ist. Oft freilich ist man in dem Suchen nach neuen und originellen Formen ins Plumpe und Unbequeme verfallen, wie auch bei der Nachahmung des chinesischen Porzellans. Der chinesische Geschmack ist für uns nur interessant, nicht gefällig, weil, was aus China kommt, selten und kostspielig ist. Würde aber überall chinesisches Geschirr eingeführt und nachgearbeitet, so möchte der gute Geschmack diese Mode wohl bald verdrängen. Es wäre weit lobenswerther, wenn man darauf bedacht wäre, Geschirre für den Gebrauch der ärmeren Klassen von guter Qualität und niedrigem Preise herzustellen. Dergleichen sah man auf der Ausstellung fast gar nicht, und gerade nach solchen Proben hätte man den wahren Stand dieser Fabrication in den verschiedenen Gegenden Frankreichs beurtheilen können. Ausstellungen der genannten Art wären gewiß von heilsamen Folgen und nicht von so mißlichen Umständen begleitet, als sie es in ihrer jetzigen Gestalt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Texas.*)

Ein Ausflug nach Texas.**)

Es ist eine englische Dame, Mrs. Houstoun, die uns die neuesten Nachrichten über diesen jüngsten und noch so wenig bekannten Freistaat des amerikanischen Kontinents mittheilt. Im Gegensatz zu den abschreckenden

*) Wir ziehen die Schreibung Mexiko und Texas der Schreibung Mexico und Texas vor, weil 1) die Spanier, denen diese Gebiete ursprünglich gehörten, jetzt eben so schreiben, und weil 2) die Aussprache dieser beiden Namen an Ort und Stelle jener ersten Schreibung nach deutscher Sprechweise viel näher kommt, als der zweiten.
D. R.

**) Texas and the Gulf of Mexico. By Mrs. Houstoun. 2 Bde. London 1844.

Schilderungen anderer Reisenden, fällt ihre Darstellung des texianischen Volks und texianischer Zustände äußerst günstig aus; ob sie bei einem Auswanderungs-Projekt betheiligt ist und daher ihre Gründe hat, die Lichtseite eines unserer Ansicht nach ziemlich dunklen Bildes hervorzuheben, oder ob ein glückliches Temperament sie Alles durch eine rosenfarbene Brille betrachten läßt, muß dahingestellt bleiben — möglich ist es auch, daß die raschen Fortschritte der Kultur, die man in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Republik wahrnimmt, sich sogar auf Texas erstreckt haben. In jedem Fall wird eine Reihe von Jahren erforderlich seyn, um diesen Tummelplatz heimatloser Abenteurer aus allen Theilen der Union und Europa's in ein wohlgeordnetes Land zu verwandeln, wo Leben und Eigenthum der Bürger gesichert und die Gesetze nicht zu einem todten Buchstaben herabgewürdigt sind.

Von dem einzigen public character in Texas, dessen Ruf den Ocean überschritten hat, dem Präsidenten Houston — einem Namensvetter, obwohl keinem Verwandten der Verfasserin — entwirft sie folgende Schilderung: „Der alte Sam (Samuel), wie er allgemein genannt wird, ist aus Kentucky gebürtig und widmete sich anfangs der Rechtsgelehrsamkeit. Als praktizirender Advokat gewann er bald einen bedeutenden Ruf und verheiratete sich mit einer durch persönliche Vorzüge ausgezeichneten Dame; indessen war diese Ehe nicht glücklich, und sie wurde in der Folge aufgelöst, wozu es in Amerika nur der gegenseitigen Uebereinkunft beider Gatten bedarf. Wie es scheint, blieb aber sein häuslicher Kummer nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth, und es dauerte lange, ehe er sich von den Wirkungen desselben erholte. In einem Anfalle des Lebens-Ueberdrusses und der Verzweiflung verließ er im Jahre 1828 seine Heimat und schloß sich einem nomadisirenden Indianer-Stamme — wenn ich nicht irre, den Tscherokesen — an, bei denen er mehrere Jahre verbrachte, indem er sich ganz in ihre Sitten und ihre Lebensweise fügte, ihre kühnen, abenteuerlichen Wagstücke mitmachte und sie nicht selten darin übertraf. Man behauptet auch, daß er sich eine Squaw (indianische Frau) zugelegt habe; da ich aber dieses Gerücht nur von Hörensagen weiß, so will ich dessen Wahrheit nicht verbürgen. So viel ist gewiß, daß Houston zu dieser Periode seines Lebens und in der Gesellschaft jener rohen bon-vivans ein so leidenschaftlicher Verehrer der Whiskey-Flasche wurde, daß ihm seine Genossen, die Indianer, den Beinamen: Drunken Sam gaben. Nachdem wir die Schattenseite seines Charakters (wenn man Obiges so nennen will) geschildert haben, müssen wir auch der Lichtpunkte desselben Erwähnung thun. Die Tapferkeit des Generals Houston ist der schönsten Tage des Ritterthums würdig; sein Patriotismus ist aufrichtig und unbezweifelt und seine Rechtschaffenheit fleckenlos. Als Staatsmann besitzt er ungewöhnliches Talent, und sollte es der Gegenpartei gelingen, ihn bei der nächsten Präsidentenwahl vom Ruder zu entfernen, so dürfte er ihr in der Opposition noch furchtbarer werden. Wenn man die Verbindlichkeiten bedenkt, die ihm die Republik Texas schuldig ist, so muß man erstaunen, daß er unter seinem eigenen Volke so viele Widersacher zählt; es ist jedoch zu bemerken, daß er mit seinen hervorstechenden Eigenschaften eine kaustische Strenge vereinigt, die ihn die Fehler und Gebrechen Anderer mit zu großer Geringschätzung behandeln läßt und dazu beigetragen hat, seiner Popularität zu schaden."

In ihren Ansichten über die Negersklaverei zeigt die Verfasserin einigen Mangel an Konsequenz; bald scheint sie von den nachtheiligen Folgen des Systems durchdrungen, bald versucht sie, die empörendsten Züge desselben zu mildern. Eine Sklaven-Auction ist ihr ein „lächerliches" Schauspiel, und sie setzt die Beredtsamkeit, die der Menschenverkäufer beim Anpreisen seiner Waare entwickelt, der Zungenfertigkeit des bekannten Londoner Auctionators George Robins an die Seite. „Ich sah einst", schreibt sie, „eine kleine Partie feilbieten, die aus einem schwächlichen, kaum vier Fuß hohen Neger bestand, den man in seine besten Kleider gesteckt hatte, um ihn den Käufern von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. „„Sehen Sie diesen schönen jungen Menschen, meine Herren!"" begann der Auctionator. „„Er ist zwanzig Jahr alt, ohne körperliche Gebrechen, von tadelloser Aufführung und gelehrigem Charakter. Er wurde im Staate Mississippi geboren, weiß mit der Feldarbeit Bescheid und ist ein schrecklich-guter Baumwoll-Pflücker — das verbürgen wir. Meine Herren! an diesem Subjekt werden Sie einen wahren Schatz haben."" Der Gegenstand dieser Lobrede stand unterdessen zur Seite seines Verkäufers auf der Estrade im Auctionssaal, und statt, wie man glauben möchte, unglücklich und entmuthigt zu scheinen, drückte er nur einige Verwunderung aus und grinzte während der ganzen Ceremonie von Ohr zu Ohr."

„Es ist die Politik der Sklavenbesitzer", heißt es an einer anderen Stelle, „ihre Neger in einem Zustande völliger Unwissenheit und geistiger Knechtschaft zu halten. Die Macht der Weißen beruht allein auf ihrer intellektuellen Ueberlegenheit, indem die schwarze Bevölkerung im Verhältniß weit stärker zunimmt und folglich das materielle Uebergewicht binnen kurzem auf Seite der letzteren seyn muß. Sobald dieses stattfindet — wenn nicht schon früher — wird der Freiheitskampf beginnen, dessen Ausgang sich schwer vorhersehen läßt. Die Sklavenbesitzer in Texas und den südlichen Staaten der Union möchten uns gern überreden, daß sie die Sklaverei hauptsächlich nur darum aufrecht halten, weil das Klima es unmöglich macht, weiße Arbeiter zu beschäftigen; wie ich aber glaube, muß man ihr Verfahren der wohlbegründeten Furcht zuschreiben, daß die Neger ihre Freiheit mißbrauchen würden, wenn man ihnen diese plötzlich ertheilte. Ohne entscheidende Maßregeln ist jedenfalls eine Katastrophe unvermeidlich, und im Vorgefühl einer solchen und der geringen Hülfe, die sie aus dem Norden zu erwarten haben, sind die südlichen Staaten bemüht, der Freilassung einzelner Individuen entgegenzuwirken und den Eintritt freier Neger in ihr Gebiet zu verhindern. Als Beweis, wie streng sie hierauf sehen, dient folgender Umstand: Wir waren im Begriff, während unseres Aufenthalts in Jamaika einen freien Farbigen als Steward's-Gehülfen in unseren Dienst zu nehmen; man bedeutete uns aber, daß man ihm in einem Sklavenstaate nicht erlauben würde, ans Land zu gehen, und daß wir genöthigt seyn würden, für ihn Bürgschaft zu leisten, widrigenfalls er nach der Calaboose (dem Stadt-Gefängniß) wandern müsse. Um die Uebel zu beseitigen, die mit der Freilassung der Schwarzen verbunden sind, und einem Bürgerkriege zuvorzukommen, wäre es vor Allem nöthig, versöhnlichere Maßregeln in Bezug auf sie zu ergreifen."

Mannigfaltiges.

— Der wissenschaftliche Kongreß in Mailand. Wir hoffen auch über die diesjährige Versammlung der italiänischen Naturforscher einen Bericht aus der Feder des Herrn Ritters Balbi mittheilen zu können, und geben daher jetzt nur einige vorläufige Notizen. Die österreichische Regierung hat der Versammlung in Mailand den berühmten Palast „Brera" zu ihren Sitzungen eingeräumt. In den geräumigen Sälen dieses Palastes befinden sich bekanntlich das Institut für Wissenschaften und Literatur und die Akademie der schönen Künste; dort ist auch eine der reichsten Bibliotheken Italiens, so wie eine kostbare, mit Meisterwerken Raphael's und seiner Zeit geschmückte Bildergalerie, aufgestellt. Das Denkmal Appiani's von Thorwaldsen, so wie das von Beccaria und das der Dichter Parini und Monti, haben gleichfalls im Palaste Brera ihre Stelle gefunden. Unter den zahlreichen Gelehrten, die sich in Mailand befinden, sind zwei Söhne des verstorbenen Fürsten Lucian von Canino, von welchen wir den älteren kürzlich in Berlin gesehen haben. Florenz ist auf diesem Kongresse durch Buffalini und Puccinotti, Parma durch Tommasini, Pavia durch Panizzi und Venedig durch einen der berühmtesten Physiker Italiens, nämlich durch den Professor Zantedeschi, vertreten. Der ausgezeichnete Professor Orioli, welchem die päpstliche Regierung in früheren Jahren nicht gestatten wollte, die italiänischen Naturforscher-Versammlungen zu besuchen, ist diesesmal ebenfalls erschienen. Außer den Naturforschern hatten sich auch eine Menge anderer Gelehrten und Schriftsteller aus allen Theilen Italiens in Mailand eingefunden, in der Hoffnung, bei dem Kongresse Zutritt zu erhalten; doch ist ihnen dieser bis jetzt, und zwar sogar auch den Philosophen, verweigert worden, weil man sich streng innerhalb der Gränzen der eigentlichen Naturforschung beschränken will. Gleichwohl zählte man bei der Eröffnung achthundert zugelassene Mitglieder. Mailand bietet in diesem Augenblicke ein sehr belebtes Bild dar; die Gasthöfe und auch alle Privatwohnungen sind voll von Gelehrten, ja die Straßen wimmeln von italiänischer und ausländischer Gelehrsamkeit. Das Volk sieht überall nur Gelehrte, und die Wissenschaft ist es, welcher es die Erscheinung so vieler Fremden beimißt, die jedoch zum Theil nur gekommen sind, um die Kunst-Ausstellung im Palaste Brera oder die Gewerbe-Ausstellung in den Sälen des Seminars und endlich Oper und Ballet im Theater der Scala zu sehen. Bei der feierlichen Eröffnung des wissenschaftlichen Kongresses wurde die Statue des berühmten Cavalieri enthüllt, wobei der Erzherzog Rainer, Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreiches, zugegen war. Der bei dieser Gelegenheit von Herrn Viola gehaltene Vortrag wird sehr gerühmt. Graf Borromeo, Präsident des Kongresses, nahm demnächst das Wort und kündigte den Beginn der Arbeiten an, zu welchem Behufe der Kongreß sich in seine verschiedenen naturwissenschaftlichen Sectionen theilte und die Präsidenten derselben erwählte. Der Fürst von Canino, Karl Lucian Bonaparte, welcher zum Präsidenten der Section für Zoologie und Anatomie ernannt wurde, hielt bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Rede, worin er unter Anderem die Verdienste Deutschlands um die Naturwissenschaft hervorhob. Er berichtete, daß er bei seinem Aufenthalt in Berlin von Johannes Müller viele neue Belehrungen für sein Studium über die Anatomie der Fische erhalten habe. Vor Allem aber pries er die gastliche Aufnahme, die er bei dem der ganzen Welt angehörenden gelehrten Alexander v. Humboldt gefunden, welcher Italien auf das genaueste kenne und dessen bedeutenden Antheil an dem gegenwärtigen Fortschreiten der Naturwissenschaft sehr wohl zu würdigen wisse. Er stellte auch in Aussicht, daß Alexander v. Humboldt den nächstjährigen italiänischen Gelehrten-Kongreß in Neapel besuchen und diesem dadurch einen neuen Glanz verleihen werde.

— Eug. Sue und der Ortsrichter in Möckern. Die Allg. Preßzeitung berichtet: „Neben so vielen ernsten Seiten, die der Juif Errant und seine Uebersetzungen bieten, stellt sich jetzt auch eine Seite heraus, die mehr komischer Natur ist, aber dennoch Veranlassung zu einer wichtigen juristischen Streitfrage werden kann. Bekanntlich giebt Eugen Sue in seinem Juif Errant eine nichts weniger als vortheilhafte Schilderung des Ortsrichters in Möckern. Durch diese Schilderung findet sich Der, welcher zur Zeit, wo das Stück spielte, das Amt eines Ortsrichters in Möckern verwaltete, beleidigt und will deshalb den Herrn Sue zur Verantwortung ziehen. Er hat deshalb einem Advokaten in Leipzig den Auftrag ertheilt, die Ansicht eines Pariser Juristen darüber einzuholen: „ob und inwiefern auf Grund dieser Schilderung gegen Herrn Sue nach französischen Gesetzen eine Klage mit Erfolg angestellt werden könne."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Sonnabend den 5. Oktober 1844.

Brasilien.

Der Diamanten-Distrikt in der Provinz Minas-Geraës.

Die alten Formalitäten, denen sich die Reisenden, welche den Diamanten-Distrikt besuchen wollten, unterwerfen mußten, haben aufgehört, seitdem das Monopol der Regierung aufgehoben worden ist. Man geht frei ein und aus, ohne eine Durchsuchung bestehen zu müssen. Die Diamanten werden dem Meistbietenden verkauft, und der Staat erhebt keinen Zoll von dem Verkauf; nur das Gold ist einem Ausfuhrzoll und einer sogenannten Münzsteuer unterworfen. Es existirte ehemals ein Münz-Hotel in Villa do Principe, einer Stadt, die am Eingang des Diamanten-Distrikts liegt; gegenwärtig wohnt daselbst noch ein Direktor und Beamte, die ihren Gehalt beziehen, ohne irgend etwas dafür zu thun. Die Aufhebung des Monopols fand im Jahre 1831 statt; damals wurden die Intendanten der Regierung von der Bevölkerung vertrieben, worauf sowohl Sklavenbesitzer als freie Neger sich der herrenlos gewordenen Minen bemächtigten.

Das Land nimmt eine ganz andere Gestalt an, sobald man sich von Villa do Principe entfernt hat. Nachdem man einige Zeit am schattigen Ufer eines Baches entlang gegangen ist, betritt man eine gebirgige Gegend, wo man von Felsenmassen von einer Art sandigen Steins umgeben ist; Haufen dieses Steins bilden isolirte Hügel von bizarrer Form. Die Vegetation beschränkt sich auf einige armselige Palmbäume, einige Mimosas und dornige Pflanzen; der Boden ist vertrocknet und dürr. Nach einem zweistündigen Marsch unter diesen Steinen stieg ich an die Ufer des Piao hinab, einen Nebenfluß des Jequitinonha. Trotz der Breite des Flusses, war das Bett nicht sehr tief, und unsere Pferde konnten es durchwaten, ohne das Gepäck zu benetzen. Ich ließ im Osten San-Gonzales und Milho-Velho liegen, alte Diamanten-Wäschereien, die jetzt fast aufgegeben sind. Gezwungen, in einen Gasthof einzukehren, sah ich ein Elend und einen Schmutz vor mir, die Alles übertrafen, was ich bisher hatte beobachten können. Konnte ich wohl ahnen, daß ich hier den Diamanten-Distrikt betreten, diese geheimnißvolle Wiege der Reichthümer Brasiliens? —

Diamantina oder Tejucco, die Hauptstadt des Distrikts, ist 84 deutsche Meilen von Rio-Janeiro entfernt. Sie liegt am Abhang eines Berges in einer dürren, sandigen Umgebung. Die Unfruchtbarkeit des Bodens nöthigt die Bewohner, ihre Vorräthe aus entfernten Dörfern zu beziehen. Die Ernährung eines Pferdes kostet in Diamantina täglich 3 Francs; man kann hieraus auf die Theurung der übrigen Waaren schließen.

Die Bewohner dieser Stadt zeichnen sich durch eine Herzlichkeit und Freundlichkeit gegen die Fremden aus, wie man sie sonst selten in Brasilien findet; selbst die Frauen schütteln hier das Joch jenes Zwanges ab, der sie in den meisten anderen Städten für den Fremden fast unzugänglich macht.

Man trifft in der Umgegend der Stadt mehrere Gold- und Diamanten-Wäschereien. Die Gefälligkeit der Eigenthümer setzte mich in den Stand, mir eine genaue Kenntniß der Art zu verschaffen, wie die Diamanten gewonnen werden. Es hängt dabei viel vom Zufall ab. Der Sand, der das Gold und die Diamanten umhüllt, heißt cascalho. In der Umgegend von Diamantina wird der cascalho aus dem Bett des Flusses Jequitinonha gewonnen, dessen Wasser zu diesem Zweck an verschiedenen Stellen abgeleitet ist.

Die Mittel zur Gewinnung der Diamanten sind seit den ersten Versuchen dieselben geblieben. Da der Preis der Handarbeit fast allen Gewinn absorbirt, so können die Eigenthümer der Wäschereien nur dann ihr Glück machen, wenn sie Diamanten von großem Werthe finden. Dennoch wird die Oktave von 32 Diamanten in Tejucco mit 400,000 Reis (etwa 500 Thaler) bezahlt; ich sah einen einzigen Diamanten mit 600,000 Reis (750 Thaler) bezahlen. Ich war erstaunt über die Art, wie diese Käufe gemacht werden. Ein Neger bringt Diamanten, der Kaufmann untersucht sie, hütet sich aber, sie zu wiegen, und bietet einen Preis; wenn dieser Preis angenommen wird, so legt der Neger die Diamanten nieder, im entgegengesetzten Fall zeigt er sie den anderen Kaufleuten. Oft wird ein von einem Kaufmann auf 200 Thlr. geschätzter Diamant von seinem Nachbar mit 300 bezahlt. Ich sagte einem reichen Brasilianer, daß bei uns die Diamanten nach dem Gewicht bezahlt würden; er schien mich nicht zu verstehen und antwortete, er kaufe die Diamanten nach dem bloßen Anblick. Dieses Verfahren nimmt dem Handel jede Regelmäßigkeit, und die Käufer verlieren oft bei einem Geschäft, während sie bei einem anderen gewinnen.

Das Waschen des cascalho erfordert eine Reihe von Operationen. Zuerst wird der cascalho einem starken Wasserstrom ausgesetzt; der Sand wird auf ein eisernes Sieb gestürzt, welches, von einem Sklaven in Bewegung gesetzt, die größeren Kiesel festhält, während der Sand und die Diamanten fortgerissen werden. Dann legt man den von den Kieselsteinen befreiten Sand in einen von drei Seiten geschlossenen hölzernen Rahmen. Ein Neger, mit einem großen hölzernen Napf in der Hand, tritt an die offene Seite und bespritzt fortwährend den cascalho. Das Wasser, das mit Kraft darauf fällt, nimmt die kleinen Kiesel fort, und nach einer einstündigen Arbeit bleibt nur noch eine geringe Quantität des cascalho übrig, kaum der zwanzigste Theil von dem, womit der Rahmen ausgefüllt worden. Die dritte und letzte Operation besteht in der Waschung des kostbaren Sandes in dem Napf oder der batea. Acht Neger stellen sich ins Wasser, jeder nimmt vier bis fünf Pfund cascalho in seinen Napf und schüttelt denselben darin um. Indem er fortwährend das Wasser erneuert, bringt er alle werthlose Sandkörner heraus. Endlich tritt der Diamant hervor, indem seine vollkommene Crystallisation ihn erkennen läßt. Die Neger zeigten mir mehrere Male Diamanten in ihrer batea, ohne daß ich im Stande war, sie zu unterscheiden. Die Diamanten müssen sehr groß seyn, um schon bei der zweiten Operation erkannt zu werden. Ich wohnte einer Waschungs-Operation bei, die zwei Stunden dauerte; acht Neger waren dabei beschäftigt. Diese Operation lieferte sieben Diamanten von einem Werth von 160 Francs und eine Quantität Gold, die auf 30 Francs geschätzt ward. Der cascalho war arm, und der Eigenthümer schien mir mit dem erhaltenen Resultat unzufrieden. Alle Operationen werden von Aufsehern bewacht. Uebrigens werden jetzt die Neger mit weniger Strenge behandelt, auch sind die Diebstähle vielleicht nicht so häufig, als zur Zeit, wo die Nachgrabungen ein Monopol der Regierung waren.

Das Bett des Jequitinonha ist es nicht allein, wo sich Gold und Diamanten finden; nach neueren Entdeckungen enthalten auch die Berge, die sich von diesem Fluß bis zum San-Franzisko erstrecken, ebenfalls sehr reiche Adern. Die unter dem Namen der Sierra des Großmoguls bezeichnete Bergkette, die etwa 58 Lieues von Diamantina liegt, ist der Schauplatz wichtiger Nachgrabungen. Trotz den von einer Exkursion in den Bergen Brasiliens unzertrennlichen Strapazen, beschloß ich, mich nach der Sierra des Großmoguls zu begeben; ich war begierig, die Gewinnung der Diamanten in ihrer zwiefachen Form, im Bett der Flüsse und im Schoß der Berge, kennen zu lernen.

Ich nahm nicht ohne Bedauern Abschied von den liebenswürdigen Bewohnern Diamantina's. Ich verließ daselbe am 10. Januar 1843. Nachdem ich den Rio-Manso passirt, erreichte ich den Arroial oder Flecken, der den Namen jenes Flusses trägt. Ich suchte die Gastfreundschaft eines ehemaligen Obersten nach, der mich über den Zustand der Provinz belehrte. Ein Missionair hatte daselbst vor kurzem durch seine Predigten einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Mein Wirth schrieb demselben die Ruhe dieses Theils der Provinz zu, dessen Bevölkerung sich nicht gegen die Regierung empört hat. Der Missionair hatte die Gläubigen aufgefordert, wenn sie in die Kirche kämen, Steine zur Ausbesserung dieses Tempels auf den Köpfen mitzubringen. Die Bewohner hatten diese Vorschrift gewissenhaft erfüllt, waren aber hierbei stehen geblieben, und die Steinhaufen warteten noch auf die Hand des Architekten. Die moralischen Resultate der Mission waren befriedigender ausgefallen. Man führte mir mehr als hundert Ehen an, deren Schließung die Ermahnungen des Predigers bewirkt hatten. Selbst Mädchen von schlechtem Lebenswandel zeichneten sich durch ihren religiösen Eifer aus. In Diamantina, wie in allen bedeutenderen Dörfern des Distrikts, war der Zudrang zu diesen Predigten so groß gewesen, daß man Mühe hatte, in den Kirchen Platz zu finden. Die ganze benachbarte Bevölkerung verließ ihre Arbeiten, um sich nach den Predigten zu begeben. Ganze Familien brachten acht oder zehn Tage fern von ihren Wohnungen zu, um die von dem Missionair vorgeschriebenen Frömmigkeits-Uebungen zu erfüllen. Wenn diese frommen Bestrebungen eifriger Prediger eine größere Ausdehnung gewännen, so würden sie auf die allgemeinen Sitten und namentlich auf die des Klerus einen heilsamen Einfluß ausüben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

(Fortsetzung.)

Da alle Gewerbe bei der großen Musterung der Industrie vertreten seyn wollten, so sah man aus manchen, deren Arbeiten sich nicht transportiren

lassen, nur Modelle zur Veranschaulichung neuer Methoden. Dies geschah z. B. für die Maurerarbeiten. Dazu kamen unzählige Proben der einzelnen Baumaterialien und Ausschmückungen der Gebäude, als da sind Ziegel, Oefen, Fußböden, Stuckatur- und Marmorarbeiten, Holz- und Metallverzierungen.

Die chemische Fabrication hat ebenfalls mannigfache und nicht unwichtige Dinge zur Ausstellung geliefert. Der auswärtige Handel konsumirt allein für Parfümerieen jährlich acht Millionen. Dasselbe ist bei Lederarbeiten der Fall, die sich einer großen Vervollkommnung zu erfreuen hatten. Wir rechnen hierher die präparirten Häute und die Handschuhe; ausgearbeitete Felle brachten 21 Millionen ein. — Die Hutmacherei scheint keinen Aufschwung nehmen zu wollen; weder hat die Fabrication Fortschritte gemacht, noch die Ausfuhr sich seit drei Jahren über den Werth von zwei Millionen erhoben.

Der Export weißen und bunten Papiers hat sich seit zehn Jahren mehr als verdoppelt und beträgt heute acht Millionen. Die Maschinen-Fabrication hat den Preis bedeutend erniedrigt, dagegen die Consumtion in gleichem Maße gehoben. Man sah auf der Ausstellung eine Papiermühle, die nach Belgien bestimmt war und mit Maschinen zu wissenschaftlichen Zwecken an Nettigkeit wetteifern konnte. Mit der Papierbereitung zugleich blühen die Typographie, Lithographie, der Karten- und Notendruck, welche Künste Frankreich ein jährliches Kontingent von neun Millionen Francs und darüber liefern.

Im Jahre 1843 wurden ferner aus Frankreich exportirt: für 18,500,000 Fr. Posamentierwaaren, für 1,200,000 Fr. Tischlerarbeiten, für eben so viel Regenschirme, für fünf Millionen Modewaaren und für fünf und eine halbe Mill. Galanteriewaaren.

IV. Frankreichs Handel und Industrie in ihren Beziehungen zum Ausland. — Seiden-, Wollen-, Leinen- und Baumwollen-Fabrication.

Diejenigen fremden Waaren, die nicht in Frankreich verbraucht werden, dürfen, eben so gut wie die Kolonialwaaren und rohen Stoffe, in den Häfen stationiren und unbeschwert im Lande transitiren, um durch die Land- und Wassergränzen von einem Volke zum anderen zu gehen. Diese kommerzielle Bewegung, die fast ohne das Hinzuthun des Landes und unter geringen Kosten geschieht, nennt die Verwaltung den allgemeinen Handel; speziell dagegen heißt der bloß französische, insofern er in Aus- und Einfuhr besteht. Die nachfolgende Tabelle wird zeigen, wie hoch sich die Geschäfte belaufen, die das Ausland mit Frankreich und unter den Augen desselben macht:

Im J. 1843 betrug der allgemeine Handel an Import . .	1,121,400,000 Fr.	
der spezielle	845,600,000 „	
Uebergewicht des Transit	275,800,000 Fr.	
An Export betrug der allgemeine Handel	992,000,000 Fr.	
der spezielle	687,300,000 „	
Uebergewicht des Transit	304,700,000 „	

Frankreich liegt sehr passend für die Communication zwischen den Vereinigten Staaten, dem übrigen Amerika, England und theilweise auch Spanien auf der einen Seite, und Sardinien, der Lombardei, der Schweiz, dem Zollverein und Belgien auf der anderen. England benutzt sogar nicht selten den Weg über Frankreich für die Waaren, welche nach dem Mittelmeere bestimmt sind. Was dagegen über Holland, Bremen, Hamburg, Triest, Genua und Livorno in das Innere Europa's eingeführt wird, passirt Frankreich nicht.

Indem wir die Productionen der verschiedenen französischen Fabriken mit einander vergleichen, können wir ihre relative Güte bestimmen; dennoch wird unser Urtheil so lange seines vollen Werthes entbehren, als es noch nicht von denjenigen Nationen bestätigt ist, mit denen Frankreich in Handelsverbindung steht. Solche Waaren, als schon dort fabrizirt werden, sind prohibirt, und darum werden diese Fabrikate nur nach dem Stande des auswärtigen Handels beurtheilt werden können. Das Ausland muß durch seine größere oder geringere Consumtion zeigen, ob Frankreich hierbei einen vortheilhaften Weg eingeschlagen hat. Dasselbe findet statt, wenn in irgend einem Fabrikate eine andere Nation als Rivalin auftritt. Dann wird der auswärtige Konsument, dem es frei steht, zu wählen, über die Vorzüglichkeit entscheiden, denn die inneren Märkte werden natürlich von den Landesfabriken beherrscht. Unter diesem Gesichtspunkte werden wir die vier großen Industriezweige durchgehen, die den glänzendsten Theil der Gewerbe-Ausstellung bilden: die seidenen, wollenen, leinenen und baumwollenen Gewebe, auf deren Bereitung das Maschinenwesen und die praktische Chemie vorzugsweise berechnet sind. Wenn in unseren Untersuchungen einige Zahlen vorkommen werden, so entschuldige man uns damit, daß dieselben oft die einzigen Beweise für unsere Behauptungen sind.

Hinsichtlich der Gewebe wird Niemand den Franzosen die Suprematie streitig machen. Kein Land hat solche Productionen aufzuweisen, als die französischen Manufakturen liefern. In seidenen Fabrikaten excelliren sie durch ihren Sammet, Satin und ihre Façonnés; in wollenen durch ihre Tuche, Merino's und Shawls; in leinenen durch ihre Batiste und Linon's; in baumwollenen durch ihre Kattune. Dessenungeachtet müssen sie die Konkurrenz des Auslandes fürchten, denn sie sind über ihr Ziel hinausgegangen. Sie arbeiten für die Bedürfnisse des Reichthums und des Luxus und vernachlässigen die gröberen Stoffe, die von der Masse des Volkes verbraucht werden.

Außer den allgemeinen Ursachen, die wir für den schwachen Stand der französischen Industrie angegeben haben, erwähnen wir noch der Steuern, mit denen die rohen Stoffe belegt sind und die sich, trotz aller Begünstigungen der Ausfuhr, fühlbar machen. Der Fabrikant weiß nicht immer im voraus, ob er für den Export arbeitet, und wird darum nur mit Unbequemlichkeit der ihm vom Gesetze bewilligten Vortheile theilhaftig; ferner ist es ihm durch die absoluten Prohibitionen unmöglich, die Fabrikate der auswärtigen Konkurrenten kennen zu lernen, und er bleibt daher oft stehen, wo er unter jeder Bedingung fortschreiten müßte.

Das Spinnen und Weben gehört unter die ältesten Künste der Welt. Die Wolle der Thiere, später die Seide, Wolle und Baumwolle, mußte früh den Kunstfleiß der Menschen erwecken, bis man dazu gelangte, die verschiedenen Gewebe zu produziren, die unsere Zeit bezeichnen. Die Gewebe, die einer Bevölkerung zur Verschönerung ihrer Wohnungen und zur Kleidung dienen, sind das sicherste Zeichen des Wohlstandes oder des Elends derselben. Demnächst übt aber eine Macht, die die ganze Welt anerkennt, die Mode, einen großen Einfluß auf die Wahl der Stoffe wie auf die Form, die ihnen gegeben wird, und die bald nur für diese, bald nur für jene Zeuge paßt. Darum geschieht es oft, daß diese scheinbar geringfügige und kleinliche Ursache Reichthümer schaffen und zerstören kann, ohne daß die Vernunft dabei ins Spiel kommt.

Fast Niemand kann sich eines Eindrucks erwehren, wenn er einen neuen Stoff von heller, dunkler oder bunter Farbe sieht, der dabei vielleicht zu einem Kleidungsstück von ungewohntem Schnitte verarbeitet ist. Wenn dasselbe neben der Fremdartigkeit auch noch eine gewisse Harmonie und Eleganz zeigt und von einer Person von Auszeichnung getragen wird, so fehlt keine Bedingung, die nöthig ist, eine neue Mode zu schaffen. Diese Person wird ein Typus, den sich Jeder beeilt, nachzuahmen, und ohne daran zu denken, daß die Grazie, die wir ihr zuerkennen, ihr ganz eigenthümlich seyn kann, nimmt ein ganzes Land den neuen Stoff oder die neue Tracht an. Die Dauer einer Mode ist unbestimmt; anfänglich ist sie im Besitz einer kleinen Anzahl Auserwählter, dann gewinnt sie an Terrain und siegt nicht selten über Bequemlichkeit und natürlichen Geschmack. Aus den höheren Klassen, in denen sie entsteht, steigt sie hinab durch alle Stufen der Gesellschaft, treibt die alten Gewohnheiten vor sich her und zerstiebt sie, bis sie selbst von einer neuen Mode ereilt wird, die durch irgend einen neuen Zufall entstanden und berufen ist, rascher oder langsamer dieselbe Bahn zu durchlaufen. Und dennoch hat solche flüchtige Macht in ihrer ephemeren Herrschaft Reichthümer vertheilt, ganze Bevölkerungen in Aufregung gebracht und zu den wichtigsten industriellen Erfindungen veranlaßt.

Die höchsten Gewalten sind ohnmächtig der Mode gegenüber. Sie folgt der Anmuth und widersteht dem Zwange. In Frankreich z. B. ist es Vorschrift, einer Einladung des Königs nur in dem sogenannten Hofkostüme Folge zu leisten. Die Gesellschaften, in denen die Etikette diese Tracht verlangt, sind das sonderbarste Gemisch der verschiedensten und geschmacklosesten Kleidungen, und Künstler, Gelehrte oder Bürger, die durch keine Uniform, gleich den öffentlichen Würdenträgern, ausgezeichnet sind, würden in ihren Kreisen verlacht werden, wenn sie im Hofkostüm erschienen, und beeilen sich, dasselbe abzuwerfen, sobald sie können, und mit ihm die Unbehaglichkeit, die es begleitete. Die Mode wird nie diese anbefohlene Tracht ratifiziren; sie muß sich ihre Vorbilder selbst wählen, muß eine freie That des schaffenden und ordnenden Menschengeistes seyn.

Die wichtigsten Stoffe, wie z. B. Tuche, einfarbige Seidenzeuge, werden von der Mode respektirt. Sie ändert etwa nur die Farben oder die Anwendung derselben. Dagegen sind die Neuerungen in den façonnirten und bedruckten Stoffen unzählig. Diese bewirken es auch, daß jedesmal die Ausstellung einen anderen Anblick gewährt, der nie verfehlt, die Beschauer zu bezaubern, die dafür erkenntlich sind, daß man so vielen Aufwand an Geist und Kräften gemacht hat, um ihnen zu gefallen.

Eine Mode entsteht in irgend einem civilisirten Lande, gleichgültig, in welchem, behält aber, indem sie auf andere Völker übergeht, einige eigenthümliche Eigenschaften bei, an denen sich ihr Ursprung erkennen läßt. In Asien, Aegypten und der Türkei hat sie die fränkischen Kostüme, trotz allen Widerspruchs des Islams, eingeführt, und sie zielt dahin, wenigstens äußerlich, aus allen Nationen eine Familie zu machen. Nicht lange mehr wird es dauern, so werden die barbarischen Völker ebenfalls an den Bewegungen der Mode Theil nehmen und auf unsere Fabriken influiren.

Wir gehen nun daran, den wirklich französischen Handel mit demjenigen zu vergleichen, den das Ausland in Frankreich treibt. Aus den offiziellen Dokumenten über die Ausfuhr erhellt in Bezug auf die gewebten Stoffe, daß im Jahre 1843 exportirt wurden:

	Von französischer,	von fremder Fabrication.
Seidene Zeuge für	129,579,499 Fr.	33,469,810 Fr.
Wollene	79,576,547 „	20,967,605 „
Leinene und hanfene . . .	9,663,571 „	12,062,150 „
Batiste und Linons	8,252,320 „	328,840 „
Baumwollene	82,070,943 „	39,186,182 „
Gemischte	487,216 „	1,175,208 „
Gespinnste	3,019,091 „	2,212,294 „
Summe . .	312,649,187 Fr.	109,402,089 Fr.

Der Handel mit ausländischen Fabrikaten beträgt also ein Viertheil des Gesammthandels und darüber. Dazu kommt, daß der Spezial- oder eigentlich französische Handel auch den Bedarf der Kolonieen in sich schließt, die nur aus Frankreich Leinwand, Calicots u. s. w. beziehen dürfen. Grund des schwachen Absatzes bleibt es leider, daß sich die französischen Manufakturisten einer falschen Richtung hingeben und, durch ihre Erfolge bei den Ausstellungen

verleitet, Luxusartikel verfertigen und die Hauptkonsumenten, den großen Haufen, unberücksichtigt lassen. Ein näheres Eingehen auf die genannten Industrieen wird unsere Behauptung rechtfertigen.

In den Seidenwaaren ist von jeher den Franzosen der Preis zuerkannt worden. Selbst der rohe Stoff wird in Frankreich produzirt, und es gewinnt die Zucht des Seidenwurms täglich an Ausbreitung und Vollkommenheit, da von der Regierung viel zur Aufmunterung derselben gethan wird. Sorgfältige Berechnungen haben dargethan, daß seit ungefähr drei Jahren jährlich acht bis neun Millionen Kilogramme rohe Seide in den europäischen Fabriken verarbeitet werden. Italien allein lieferte davon fast die Hälfte, während aus Frankreich 8—900,000 Kil. kamen. In Frankreich verarbeitete man davon in einem Jahre durchschnittlich 1,230,000 Kil. im Werthe von 55 Mill. Fr. Wenn es indeß den Franzosen, wie sie zu wollen scheinen, gelungen seyn wird, die fremde Seide zu entbehren, so werden ihren Konkurrenten, den Engländern, Deutschen und Schweizern, die Einkäufe in Italien leichter werden. Dieselben könnten dann leicht den Preis der rohen Seide herunterdrücken und, da ihre Fabrication weniger kostspielig ist, die Franzosen überflügeln. Man vergleiche folgende Zahlen und wird finden, daß unsere Furcht nicht ungegründet ist. Im Jahre 1843 wurden aus Frankreich ausgeführt:

	Von französischer.	von fremder Fabrication.
Bedruckte Foulards für . . .	1,168,320 Fr.	6,880,140 Fr.
Einfarbige Seidenzeuge . . .	48,811,320 „	12,039,480 „
Band	23,817,240 „	11,762,760 „

Die Wollen-Industrie steht unter noch ungünstigeren Einflüssen. Die Besitzer des Bodens, die schon das Eisen vertheuert hatten, indem sie den Preis des Holzes in die Höhe trieben, erhöhten auch den Werth der Weide, da sie für fremde Wolle eine Steuer von 22 Prozent auswirkten und so die einheimischen Heerden ihrer Willkür preisgegeben waren. Der Wollenfabrikant hatte hierbei eine größere Schwierigkeit zu besiegen, als wofür ihn die Begünstigungen, die die Regierung der Ausfuhr gewährt, entschädigen konnten, denn es ist daraus eine künstliche Höhe der französischen Wollenwaaren entstanden. Uebrigens haben die Fabrikanten bei dieser Gelegenheit den Grund-Eigenthümern die Hand geboten, aus Furcht, daß, wenn sie denselben den verlangten Tribut verweigerten, die Prohibition der fremden Wollenwaaren aufhören würde. Sie wollten lieber die träge Ruhe genießen, die ihnen das jetzige System gewährt, als für die Entwickelung einer Industrie Sorge tragen, die seit langer Zeit Frankreichs Ruhm gewesen ist. Die Einfuhr fremder Wolle beschränkt sich auf zwanzig Millionen Kilogramme im Werthe von 40 Millionen Francs. Die Ausfuhr betrug im vorigen Jahre an

	Französischer.	fremder Fabricaten.
Teppichen für	391,000 Fr.	835,000 Fr.
Tuch	19,280,000 „	8,420,000 „
Kasimirs und Merino's . . .	5,693,000 „	4,124,000 „
Verschiedene Stoffe	17,006,000 „	4,225,000 „
Mützenwaaren	2,069,000 „	314,000 „
Gemischte Stoffe	6,223,000 „	2,135,000 „
Shawls	26,964,000 „	790,000 „

In der Vorzüglichkeit der Fabrikate können auch hier die Franzosen mit dem Auslande glücklich konkurriren, weniger dagegen in den Zeugen von mittlerer Qualität. Woran aber mag es nun liegen, daß die Teppich-Fabrication seit dem Jahre 1834 stehen geblieben ist? An dem Mangel passender und hinlänglich billiger Wolle? Der beste Teppich, der auf der Ausstellung gesehen wurde, war von mittelmäßiger Qualität und ziemlich geschmackloser Zeichnung. Immer wird mehr daran gedacht, daß er brillant aussehen müsse, als daß er eigentlich zur Benutzung da sey. Als man 1834 die Prolongation des Einfuhr-Verbots der türkischen Teppiche verlangte, sagte man von ihnen: „Man sucht sie, weil sie gut, warm und billig sind." Die Ausstellung von 1844 hatte keinen Teppich von diesen Eigenschaften aufzuweisen.

In der Fabrication der Shawls hat Frankreich keinen Rivalen. Diese Industrie ist aber auch von der Art, daß sie nur ein feiner Geschmack in der Mode erhalten kann, der immer für Wechsel und Anmuth sorgt. Sie ist seit 1841 um einen Absatz von 16 Millionen Francs gewachsen und hat die Tuch-Fabrication übertroffen, die seit drei Jahren stillsteht oder vielmehr zurückgeht.

Die Linnen- und Hanf-Fabrication, die in so naher Beziehung zu dem alltäglichen Leben steht, wird nur mit Mühe in Frankreich heimisch, seit sie aus den Händen der Familie in die Fabriken übergegangen ist. Das Spinnrad der fleißigen Hausfrau und der bescheidene Webstuhl im Hause des Bauern sind bald zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt. Der Fortschritt der Mechanik hat der Armuth eine ihrer letzten Zufluchtsstätten genommen, und Frankreich, dem die Erfindung der mechanischen Spinnerei zu verdanken ist, kann sie doch nicht so benutzen, daß es dabei seiner Nebenbuhler ganz entbehren könnte. Der fruchtbare Boden Belgiens liefert schon lange seinen Nachbarn Leinwand, da die ihrige nicht für die Bedürfnisse des Landes ausreicht. Jetzt geschieht es auch zuweilen, daß Frankreich aus dem Auslande Garn bezieht, zu dem es den rohen Stoff geliefert hatte. Die Zollgesetze haben bisher ohne Erfolg versucht, dies Verhältniß umzukehren. Die Einfuhr ist bedeutend und sogar auch in fertiger Leinwand größer, als die Ausfuhr, für welche wiederum größtentheils die Kolonieen sorgen.

In welchen Gründen mag dieser niedrige Stand einer so alten, so eng mit dem Boden verschwisterten Industrie zu suchen seyn? Dies wäre eine Frage, die sich die Jury zu beantworten vorsetzen möchte. Während sie behauptet, daß es kein Volk den Franzosen in der Batist-Fabrication nachthun, müssen dieselben sich ans Ausland wenden, wenn sie Leinwand zu ihren Hemden haben wollen. Uebrigens ist auch die Batist-Ausfuhr bedroht, denn wo man für den allgemeinen Bedarf arbeitet, wird man wohl auch bald dahin gelangen, die Bedürfnisse des Luxus befriedigen zu können.

Die Baumwolle ersetzt Seide, Wolle und Leinen. Ihre Billigkeit erlaubt den weniger begüterten Klassen, sich anständig zu kleiden und mit geringen Kosten das Ameublement ihrer Wohnung zu vervollständigen, während sie in geschickten Händen für die Verschönerung der reichsten Paläste zubereitet wird. Seit einem halben Jahrhundert haben die Bemühungen der Industrie um die Baumwollen-Fabrication zugleich mit der äußerst ergiebigen Baumwollen-Kultur im südwestlichen Amerika eine so große Umwälzung in der Welt bewirkt, daß durch sie das politische Gleichgewicht der Staaten geändert und auf den wichtigsten Punkten der Erde die sozialen Verhältnisse modifizirt wurden. Der Frieden zwischen den beiden Ufern des atlantischen Meeres ist vielleicht nur der Baumwolle zu verdanken.

In Kattun, Tüchern, Shawls, Musselinen thut es die Schweiz, Deutschland und besonders Sachsen den Franzosen bedeutend zuvor, und dennoch gehörten die Musseline aus den Fabriken von Tarare und St. Quentin zu den schönsten Stücken der Ausstellung. So geschmackvoll auch die französischen Muster, so reich die Farben, so erfinderisch und unerschöpflich die Fabrikanten seyn mögen, so haben doch nicht einmal die elsässischen Fabriken mit denen des preußischen Großherzogthums Berg und besonders mit denen in Glasgow konkurriren können. Die letzteren haben die französischen aus dem Orient verdrängt, besonders durch ihre Zitze und rothen Tücher, mit welchen ein einziges Glasgower Haus die ganze Welt überschwemmt.

Die Engländer haben vor einigen Monaten die Lage der französischen Baumwollen-Industrie untersuchen lassen und gefunden, daß, bei einer Anzahl von viertausend großen und kleinen Spinnereien, überall, mit Ausnahme derer am Oberrhein, die Maschinen unvollkommen und in schlechtem Zustande waren. Im Elsaß hatte man nach englischem Muster eine Spinnerei etablirt, und dessenungeachtet kostete sie 30 Prozent mehr als sie in England kosten würde. Durch die Anwendung eines Wassergefälles, wie es in der Normandie geschieht, oder eine excessive Sparsamkeit beim Heizen macht man an manchen Orten den hohen Preis der Kohle weniger empfindlich. Dagegen wendet man wieder aus Mangel an Geschicklichkeit zu einem Gewebe von gleich hoher Nummer eine um 20 Fr. auf das Kilogramm theurere Baumwolle an, als die Engländer, was genügt, um den Nachtheil zu erklären, in welchem hier die Franzosen stehen.

Diese Inferiorität der französischen Spinnereien ist so groß, daß sie nicht nur kein Garn exportiren, sondern für die feinen Musseline selbst aus England welches beziehen. Aus eben dieser Ursache ist die Strumpfwirkerei sehr zurückgeblieben und befriedigt nicht einmal die inländische Consumtion.

(Schluß folgt.)

Polen.

Bartlomiej Nowodworski. *)

Dieser berühmte polnische Held stammte aus einem alterthümlichen masowischen, um das Vaterland verdienten Geschlechte und wurde zu Tuchel in Westpreußen geboren. Sein Geburtsjahr scheint 1544 oder 1545 gewesen zu seyn. Die Aeltern starben ihm früh, und er erbte weder ein bedeutendes Vermögen, noch erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Nach der Sitte der polnischen Jugend, die sich zur Uebung in den Waffen an den Höfen der polnischen Großen aufzuhalten pflegte, begab er sich in die Rus zu den Fürsten Jamusz und Michal von Zaslaw. Hier fand er, da die Rus, Wolhynien und Podolien fortwährend durch Einfälle der Türken und Tataren beunruhigt wurden und jene beiden Fürsten in beständigem Kampfe mit den Eindringlingen sich befanden, hinlängliche Gelegenheit, sich in dem Kriegshandwerke auszubilden. Er trat unter die Kosaken des Fürsten Michal und zeigte schon damals ungewöhnlichen Muth. Er theilte die Beschwerden und Gefahren seines Führers, der sein ganzes Leben unter dem Zelte und auf dem Rosse zubrachte und oft jahrelang von seiner Behausung fern blieb.

Als Fürst Michal durch einen Schuß sein Leben verlor, verließ Nowodworski Podolien und begab sich nach Siebenbürgen zu dem neuerwählten Fürsten Stephan Batori, welcher damals mit Kaspar Bekiesz um die Fürstenwürde zu streiten hatte. Hier gern aufgenommen, erlangte Nowodworski neue Kriegs-Erfahrungen.

An Stephan's Hofe hielten sich noch mehrere Polen auf, unter anderen Samuel Zborowski, der einer Mordthat wegen aus dem Vaterlande hatte flüchten müssen. Vornehmlich auf dessen Betrieb bewarb sich Batori nach Heinrich's von Valois Flucht aus Polen um den erledigten Thron, wie bekannt, mit dem glücklichsten Erfolge. Nowodworski folgte dem neuerwählten Könige nicht sogleich, sondern blieb an der Seite der beiden Neffen desselben, Andreas und Balthasar Batori, die er dann nach Polen geleitete. Unter die Hofleute Stephan's aufgenommen, begleitete er den König auf seinem Zuge gegen Moskau und legte auch hier manchen Beweis seiner Tapferkeit ab. Nachher ward er von Stephan als Ueberbringer von Geschenken an den Sultan Amurat nach Konstantinopel abgefertigt.

*) Nach dem vom Grafen Eduard Raczynski herausgegebenen Werke: Zywoty slawnych Polaków XVII wieku (Lebensbeschreibungen berühmter Polen des 17ten Jahrhunderts). — Posen.

Bald nach seiner Rückkehr nach Grodno ward Nowodworski, weil er einen königlichen Kämmerer, Biedrzycki, im Zweikampfe getödtet hatte, genöthigt, aus dem Vaterlande zu entfliehen. Er begab sich nach Frankreich und fand, wie viele andere Polen, an dem Hofe seines ehemaligen Königs, Heinrich's III., eine freundliche Aufnahme und während der inneren Kriege in Frankreich auch Beschäftigung als Kriegsmann. Bei der Berennung von Pontoise wurde er unter den Augen Heinrich's verwundet und nachher reichlich belohnt.

Nach Heinrich's Ermordung trat Nowodworski auf die Seite der Guisen, focht bei Argues und der Belagerung von Paris und ward von dem Herzoge von Mayenne zum Befehlshaber der Veste Confluens gemacht. Muthig vertheidigte er dieselbe mehrere Wochen lang gegen Heinrich IV., und erst als gänzlicher Mangel an Nahrungsmitteln eingetreten war, überließ er sie unter ehrenvollen Bedingungen seinem Gegner.

Nachdem Heinrich IV. zur katholischen Kirche übergetreten war, bot ihm Nowodworski, der nur einem katholischen Herrn seinen Arm leihen zu dürfen glaubte, sogleich seine Dienste an und focht in Savoyen und bei der Bestürmung von Ambian. Als nun aber der Friede in Frankreich gesichert schien, vermochte Nowodworski, so sehr er auch seinem neuen Herrn und dieser ihm zugethan war, nicht länger zu weilen; er sehnte sich nach dem Kriegsgeräusche, das ihn von Jugend auf umgeben hatte. Der mit seiner Ritterlichkeit innig verbundene religiöse Sinn, vielleicht auch die Schuld des Todschlages, die er auf sich geladen hatte, entzündete in ihm das Verlangen, wie ehemals die Kreuzritter, für den christlichen Glauben in den Kampf zu gehen, und so segelte er, nachdem er nur ein Jahr in Ruhe verlebt hatte, 1599 nach Malta ab, der damaligen vermeintlich einzigen Schule für die christliche Ritterschaft.

Er trat in den Orden ein und wußte auf mehreren Zügen gegen die Muhammedaner selbst unter so tapferer Schaar Ruhm und Ehre sich zu erwerben. Als der Großmeister Alois de Vignacourt einen Theil der Malteser-Ritter zur Erstürmung von Lepanto aussandte, legte Nowodworski mit eigener Hand eine „mit Pulver gefüllte Maschine" unter das Thor der Festung und bewirkte dadurch die Eroberung des Platzes. Nachher nahm er an einem Zuge nach der afrikanischen Küste Theil und stritt 1603 auf der Insel Lango, wo 165 christliche Sklaven in Freiheit gesetzt wurden. Besonders erfreut war er, als auch hier Einzelne seiner Landesgenossen sich einfanden, wie Sigismund Radziwill und der Uebersetzer von Torquato Tasso's Jerusalem, Peter Kochanowski, mit welchem Nowodworski einen innigen Freundschaftsbund schloß.

Da erwachte die Sehnsucht nach dem Vaterlande wieder mächtig in ihm, und als nach 25jähriger Abwesenheit von Polen ihm die Zusicherung ward, daß der Ruf seiner Thaten die ihn erwartende Strenge des Gesetzes gebrochen hätte, so verließ er 1607 Malta, geachtet von seinem Meister und seinen Kampfgenossen.

Nowodworski fand sein Vaterland zerrissen durch den Zebrzydowskischen Aufstand, zu welchem man auch ihn, doch vergeblich, herüberzulocken bemüht war. Vielmehr zog ihn König Sigismund III. an seinen Hof, wo er durch Milde und Heiterkeit Aller Herzen gewann. Sigismund ernannte ihn zum Hauptmann der Hatschierer und zum Befehlshaber der deutschen Rotte, welche die Wache um des Königs Person versah.

Als der Krieg mit Moskau ausbrach, fehlte auch Nowodworski nicht in dem polnischen Heere. Vor Smolensk erhielt er von dem Könige den Auftrag, durch eine mächtige Petarde, wie vor Lepanto, das Thor zu sprengen. Kühn vollführte er den empfangenen Auftrag, und die belagerte Stadt hätte sich ergeben müssen, wenn nicht in dem entscheidenden Augenblicke die zur Erstürmung der Stadt bestimmten Truppen ausgeblieben wären und den erschreckten Russen dadurch Zeit, sich zu sammeln, gegönnt worden wäre, die nun die wenigen Andringenden zurückschlugen.

Die Belagerung der Stadt zog sich dadurch in die Länge, und schon wollte Sigismund unverrichteter Sache abziehen, als Nowodworski in einer geheimen Unterredung ihm entdeckte, er habe unter der Stadtmauer einen Kanal entdeckt und heimlich den Zugang zu demselben geöffnet; würde nun in den Kanal eine Petrarde gelegt und die Mauer gesprengt, so würde die Stadt sich unfehlbar ergeben müssen. Er selbst wollte die Petrarde an den bezeichneten Ort bringen. Der König ging auf den Vorschlag ein; in größter Stille näherte sich das polnische Heer der Mauer; der Sturm begann, und in dem günstigen Augenblicke sprengte Nowodworski die Mauer. Eine Oeffnung von zehn Klaftern entstand; das polnische Heer drang ein, und so wurde das Werk vollführt, das Sigismund als das glorreichste seiner Regierung ansah. Dem Ritter von Malta hing er selbst eine goldene Kette um den Hals und beschenkte ihn mit einem kostbaren Säbel aus dem königlichen Schatze.

Obgleich nun des Helden Haare unter dem Helme schon gebleicht waren und er das siebzigste Jahr bereits überschritten hatte, so rief ihn 1617 der Zug gegen Rußland, auf welchem Sigismund's III. Sohn Wladyslaw sich die russische Krone zu erzwingen hoffte, nochmals, und zwar zum letzten Male, ins Feld. Wie dieser Feldzug den Polen überhaupt wenig Vortheil brachte, so hatte er für den greisen Kriegsmann noch den üblen Erfolg, daß er, vor Mosaisk und Moskau verwundet, die rechte Hand verlor.

Von nun an suchte er seinem Vaterlande mit seinem Hab und Gut zu nützen. Bei der Krakauer Akademie stiftete er ein Alumnat und verschrieb derselben ein Kapital von 5000 Gulden, dessen Zinsen zum Abdrucke von Werken der akademischen Lehrer verwendet werden sollten. Auch veranstaltete er selbst einen Abdruck des altpolnischen Lobgesanges auf die Maria „Boga rodzica", den er zu einem polnischen Kriegsliede zu erheben sich bemühte.

Er starb, nachdem er kurz zuvor vom Könige die Kommandorei der Malteser-Ritter bei Posen erhalten hatte, am 13. März 1624 und hinterließ seinen Landesgenossen das bei ihnen so seltene Bild eines mit ernstem strengen Sinne, milder Freundlichkeit und tiefer Religiosität begabten echt christlichen Ritters.

Mannigfaltiges.

— Das syrische Wien und das orientalische Berlin. In London ist so eben unter dem Titel „die heutigen Syrier" eine Schrift erschienen, welche hauptsächlich die Städte Damaskus und Aleppo, so wie die von den Drusen bewohnten Gebirge, zum Gegenstande hat.*) Der Verfasser hat sich nicht genannt, sondern bezeichnet sich auf dem Titelblatte als einen „orientalischen Studirenden". Höchst seltsam ist seine Vergleichung von Damaskus, welches er das „syrische Wien" nennt, mit Aleppo, als dem „orientalischen Berlin". Er sagt in dieser Beziehung: „Der Parteigeist, wenn auch nicht mehr so blutig als in Burckhardt's Zeit, ist doch noch immer so erbittert, wie damals; der Neid und der Haß im Charakter der Aleppiner sind sprüchwörtlich geworden. Nur 200 engl. Meilen (ungefähr 45 deutsche) trennen Damaskus von Aleppo, aber diese beiden Städte sind so verschieden von einander, wie Wien und Berlin. Damaskus ist eine Art von syrischem Wien, wo die Schönheiten der Umgebung und der Genuß des materiellen Lebens den Sitten der Einwohner einen gewissen Epikuräismus und dem Charakter derselben mehr Gutmüthigkeit verleihen; Aleppo dagegen ist eine Art von orientalischem Berlin: denn die Unfruchtbarkeit der äußeren Natur scheint dem Verstande und dem Witze der Menschen eine gewisse Schärfe, aber leider auch ihrem Egoismus eine größere Intensität zu geben." — Der Verfasser begnügt sich jedoch, diese Behauptung ganz allgemein hinzustellen, ohne sie durch eine nähere Charakterschilderung zu begründen, denn daß dasjenige, was er sonst von den Einwohnern der beiden syrischen Städte erzählt, mit den Sitten und Neigungen der Einwohner der beiden deutschen Hauptstädte nicht im geringsten zusammentrifft, versteht sich wohl von selbst. Ueber den Handel von Aleppo sagt er Folgendes: „Englische Manufaktur-Waaren werden hier im Belaufe von ungefähr 5000 Ballen jährlich eingeführt. Der Handel in Kolonial-Waaren pflegte sonst in den Händen der Franzosen zu seyn. Im Jahre 1836 war die britische Einfuhr um ein Viertel kleiner als die französische; im Jahre 1843 betrug sie jedoch das Vierfache der letzteren, und zwar sowohl in Manufaktur- als in Kolonial-Waaren. Tuch ist der Haupt-Artikel, in welchem England seinem französischen Konkurrenten den Sieg überläßt, und zwar hat in dieser Beziehung der Handel eine außerordentliche Umwälzung erfahren, indem sonst das Tuch zwei Jahrhunderte lang ein ausländischer Handels-Artikel der Engländer war; jetzt kommt jedoch dasselbe ausschließlich aus dem Hafen von Marseille." — Das Letztere sollten sich unsere deutschen Tuchfabrikanten gesagt seyn lassen, denn diese würden, bei der verhältnißmäßig besseren und wohlfeileren Wolle, die ihnen zu Gebot steht, die Franzosen sicher auf den Märkten von Beyrut und Aleppo verdrängen können. Inzwischen würde, um hinsichtlich der Frachten mit den Franzosen zu konkurriren, die Ausfuhr nur über Triest möglich seyn. Auch ist zu erwägen, daß die Ausfuhr-Artikel Syriens, welche dagegen an Zahlung genommen werden könnten, namentlich die Seide von Antiochien, die Baumwolle und die Wolle, von sehr schlechter Qualität sind, und daß es an baarem Gelde, welches die englische Einfuhr in Anspruch nimmt, sehr zu fehlen anfängt.

— Herr Leclerc über die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Ein im Pariser Constitutionnel vom 27. September enthaltener Bericht des Herrn L. Leclerc über die Berliner Gewerbe-Ausstellung ist weniger wegen seiner Kritik, als wegen seiner Darstellungsweise überaus lesenswerth. Er läßt dem deutschen Kunstfleiße volle Gerechtigkeit widerfahren und meint, daß der Zollverein, wie er auf dieser Ausstellung vertreten ist, eben so reich als Frankreich an Manufakturen und Fabriken sey. Die Aufstellung wird nur insofern von ihm gerühmt, als alle Gewebe übersichtlich und elegant ausgelegt seyen, wogegen er den Wirrwar tadelt, der mitunter, besonders bei den Metall-Arbeiten, stattfindet, was er jedoch zum Theil dem Umstande beimißt, daß viele Artikel nachträglich eingeliefert wurden und daher so gut als möglich unter die bereits vorhandenen rangirt werden mußten. Vieles, sagt er, habe die Berliner Ausstellung der Pariser nachgemacht; Manches aber könne diese auch noch von jener lernen, nur freilich nicht das, daß sich am Eingange, wie an dem eines Theaters, eine Kasse befinde, wo das Schauspiel, das man hier genießt, mit 60 Centimes bezahlt werden muß. Ein Hauptvortheil für das Volk gehe hierdurch ganz verloren; das niedere Volk nämlich läutere seinen Geschmack und schärfe seinen Schönheitssinn an solchen Ausstellungen, die es jedoch, wenn das Entrée bezahlt werden müsse, unbesucht lasse. Allerdings würde es dann aber auch dazu noch größerer Räume bedürfen, als des großartigen Zeughauses, das, bei allem Umfang, wegen der Masse der zur Ausstellung eingegangenen Sachen, der Bewegung des Publikums nur geringen Spielraum lasse.

*) The modern Syrians, or native society in Damascus, Aleppo, and the Mountains of the Druses, from Notes made in those parts during the years 1841, 42, 43. By an oriental Student. London, 1844.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 121. Berlin, Dienstag den 8. Oktober 1844.

Frankreich.

Eine neue Ausgabe von Händel's Werken in Frankreich.

Bei Gelegenheit einer jetzt bei S. Richault in Paris erscheinenden, von einem wackeren Dilettanten, dem General Baron E., veranstalteten Ausgabe der Oratorien Händel's und einiger anderen klassischen Musikwerke macht ein französischer Kritiker, Herr F. Génin, folgende Bemerkungen über das Leben, den Charakter und die Werke des großen Komponisten, die, wenn die mitgetheilten Thatsachen auch für uns Deutsche nicht neu sind, doch, vermöge ihrer Auffassung, so wie wegen der daran geknüpften Betrachtungen über den jetzt in Frankreich herrschenden musikalischen Geschmack, für Musiker sowohl als Laien höchst interessant seyn dürften:

„Händel war ein Mann von imposanter Gestalt, obwohl dabei etwas zu stark, von einer herkulischen Muskelkraft, mit großen, regelmäßigen Zügen, einem etwas schwerfälligen Gang, einer offenen, heiteren und majestätischen Physiognomie. Er glich seiner Musik. In der Regel ruhig und phlegmatisch, pflegte er, wenn er einmal aus dieser Stimmung herauskam, einem außerordentlichen Jähzorn sich zu überlassen. Als eines Tages die Sängerin Cuzzoni sich weigerte, seine Arie Falsa imagine in der Oper „Otto" zu singen, ergriff er sie, hob sie ohne Anstrengung vom Boden auf und drohte, sie zum Fenster hinauszuwerfen. Die Sängerin ward von einer schrecklichen Angst ergriffen und sang. Nach solchen Ausbrüchen wurde der Vulkan gewöhnlich wieder ganz ruhig, aber wehe Jedem, der der Lava in den Weg kam.

Mit einem solchen Temperament, mitten unter allen möglichen Versuchungen lebend, verbrachte er seine 75 Jahre in einem strengen Cölibat. Man weiß nicht, daß er je verliebt war; die Musik war seine vorherrschende Leidenschaft, wenn auch nicht seine einzige. Händel erfüllte nur zur Hälfte das Ideal eines Künstlers, von welchem Horaz sagte: Abstinuit venere et vino. Er trank außerordentlich gern und viel. Dabei lebte er in einer gewissen menschenscheuen Zurückgezogenheit, indem er nur drei Freunde bei sich sah: einen Maler, einen Schönfärber und einen seiner Zöglinge. Aber wenn er auch den Bedingungen des ersten Halbverses von Horaz nicht völlig entsprach, so erfüllte er um so mehr die des zweiten, nämlich: Sudavit et alsit. Theuer bezahlte er den Fehler, mit seinem Ruhme das deutsche Vaterland verlassen und sein Genie einem Volke geweiht zu haben, welches notorisch außer Stande ist, die Musik zu begreifen, und die Künstler nichts weiter als bezahlen kann.*) Händel konnte allerdings dem Londoner Findelhause 1000 Guineen und seinen armen Verwandten in Deutschland mehr als 100,000 Thaler hinterlassen, aber es ist darum nicht minder wahr, daß er sich einmal völlig ruinirt sah durch die Feindschaft und die Schikanen des englischen Adels, so daß er, ohne Geld in der Tasche, den Sängern seiner Oper für das ihnen schuldige Honorar Wechselbriefe ausstellen mußte. Wie konnte es ihm aber auch einfallen, in England Theater-Direktor und noch dazu im Solde einer Gesellschaft von Gentlemen zu werden! Wie konnte ein bereits berühmter Künstler, ein Komponist, der in Florenz, am Hofe der Medicis, in Rom, Venedig und Neapel den Sieg davongetragen, wie konnte er, nach neunjährigem Verweilen in Italien, dieses Land verlassen, um sich im 28sten Jahre seines Alters in London, diesem Lande des Nebels, einzubürgern!

Händel beging diese Thorheit, ja noch mehr; man höre nur: Italien schmeichelte ihm, überhäufte ihn mit Geschenken; die Großherzogin von Toskana singt in seinen Opern und faßt eine heftige Leidenschaft für ihn. Händel aber kümmert sich nicht um sie; er reist ab, um England zu besuchen. Sein herrlicher „Rinaldo", den er in vierzehn Tagen komponirt, wird dort lau aufgenommen: er erlangt kaum funfzehn Vorstellungen in fünf Monaten. Georg I., einst ein Bewunderer des Künstlers, grollt ihm wegen des Tedeum, das er für den Utrechter Frieden komponirt hatte. Was hätte Händel jetzt thun sollen? Er hätte den Monarchen und sein Land verlassen müssen, um nach Italien oder nach Deutschland zurückzukehren und dort in Frieden die Bewunderung Europa's zu genießen. Aber er thut dies nicht; er bindet sich vielmehr da drüben, er nimmt das Amt eines Kapellmeisters des Herzogs von Chandos an, und siehe da, jetzt verschwendet er an die Engländer die Früchte seines Genies und sein Talent als Organist, der seinesgleichen nur noch in Sebastian Bach fand. Er hätte damals gleich mit dem Dichter sagen können: Nos canimus surdis (Wir singen tauben Ohren), und wenn er es nicht sagte, so hat er es gewiß sehr bald empfunden.

Der Londoner Adel faßt an einem schönen Morgen den Gedanken, eine Oper zu begründen; man subskribirt, und der König giebt tausend Pfd. Sterl. und ein Eigenschaftswort: d. h. die Erlaubniß, den Namen königliche Akademie führen zu dürfen. Händel, als Theater-Direktor, engagirt die ersten Sänger Italiens. Die Sache ging, und, was noch mehr zu verwundern, sie ging acht Jahre lang, was für eine aristokratische Caprice so viel wie die Ewigkeit ist. Zu Ende dieser acht Jahre, während welcher Händel zehn Partituren geschrieben hatte, kam die Maschine ins Stocken; die Anmaßung des ersten Sängers Senesino, die Eifersüchteleien zwischen der Faustina und der Cuzzoni machten, daß der arme Direktor bald begriff, daß es kein leichtes Ding sey, Komödianten zu leiten. Händel, der seiner Truppe weniger Herr war, als es Molière gewesen, ersucht seine edlen Schutzpatrone, den Senesino zu entlassen, indem er mit der Ursache des Uebels auch das Uebel selbst zu beseitigen hoffte. Die Gesellschaft weigert sich; Senesino verdoppelt seine Impertinenz, und was ist natürlicher? Von der anderen Seite erbittert sich der Zank zwischen den beiden Sängerinnen auf das heftigste; Orchester, Sänger, Zuschauer, ja selbst die Direktoren, Alles zerfällt unter einander; die Zwietracht ist im Lager des Agramant, und man sieht sich genöthigt, das Theater zu schließen. Kein Reich, das im Innern zerfallen ist, vermag lange zu bestehen.

Wie gewöhnlich in solchem Falle, trafen die Ruinen des Unternehmens das Haupt des Impresario. Die Adels-Koterie ließ den armen Händel mit einer Schuldenlast von 19,000 Pfd. im Stiche und gründete eine neue Gesellschaft, deren Leitung dem Porpora anvertraut wurde. Der geschickte neapolitanische Kapellmeister, der Schöpfer der berühmtesten Gesangschule, die es je gegeben, rettet zuerst den Senesino, seinen ehemaligen Schüler, aus dem Schiffbruche Händel's; demnächst engagirte er die Cuzzoni und brachte er aus Italien den merkwürdigsten Sopranisten aller Zeiten, den nachmaligen Premier-Minister Philipp's V. und Ferdinand's VI., den Günstling zweier Könige, der unter ihrem Namen selbst das Land regierte und dieses glänzende Geschick dadurch erkaufte, daß er 3600 Mal, nämlich zehn Jahre lang an jedem Abend, vier Arien, und zwar immer dieselben, seinem melancholischen Souverain Philipp V. vorsang.*) Farinelli war es, ein Schüler Porpora's, dessen Glück in Neapel und in London beneidenswerther war, als im Eskurial. Porpora ließ ihn zum erstenmal im „Artaxerres" von Hasse auftreten, worin der Bruder des Debütanten, Richard Broschi, eine Arie eingelegt hatte, die den Beifall für ihn entschied und bis zum Enthusiasmus steigerte. Es fing diese Arie mit einem gehaltenen Ton an, dessen Dauer beinahe fünfmal so lang war, als der Ton eines gewöhnlich ausgebildeten guten Sängers, und dies machte auf die Versammlung einen so außerordentlichen Eindruck, daß man den ganzen Abend hindurch aus dem Entzücken nicht herauskam, und von diesem Augenblicke an war Farinelli's Triumph entschieden; man wollte nichts Anderes hören, als Farinelli, und der Enthusiasmus für ihn war so groß, daß eine Hofdame aus ihrer Loge hinunterrief: „Es giebt nur Einen Gott und Einen Farinelli!"

Was ward nun aus Händel, diesem unerwarteten Erfolge gegenüber? Händel, der sich dazu mit einem alten Freunde, einem ehemaligen Theater-Direktor, verband, eröffnete eine zweite Opernbühne am Haymarket, im Mittelpunkte der Stadt, that dort wahre Wunder im Kampfe mit seinen Nebenbuhlern, unterlag aber doch endlich. Er mußte sich vom Schlachtfelde zurückziehen und dieses seinen siegreichen Feinden überlassen. Das Haymarket-Theater ging an die rivalisirende Gesellschaft über, und Händel, an seinem Rufe schwer verletzt, ruinirt in seinem Vermögen und an seiner Gesundheit, erschöpft durch geistige Anstrengung, niedergedrückt durch moralisches und physisches Leiden, war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Glücklicherweise kam er jedoch mit einer Lähmung davon, zu deren Heilung er sich in die Bäder von Aachen begab, worauf er nach London wieder zurückkehrte, welches Letztere allerdings so viel hieß, als Gott versuchen.

Er war 52 Jahr alt und hatte bis dahin fast nur italiänische Worte komponirt, denn das Englische gut zu sprechen, ist ihm nie gelungen. In den Ausbrüchen seines Zornes soll er gewöhnlich die drei Sprachen, englisch, deutsch und italiänisch, durch einander gemischt haben. Indessen ließ er sich

*) Herr Génin ist in der Weise des heutigen jungen Frankreichs etwas sehr antienglisch gesinnt, wie aus der Folge des Artikels noch mehr hervorgeht, doch thut dies im Uebrigen seinem musikalischen Urtheil keinen Eintrag.

*) Zwei dieser Arien waren von Hasse: Pallido il sole und Per questo dolce amplesso; die dritte war ein Menuet mit Variationen; die vierte kennt man nicht.

dadurch nicht zurückhalten, englische Opern für Covent-Garden zu komponiren. Es kümmerte ihn nicht, daß er weder die Prosodie noch überhaupt die Schwierigkeit der unmusikalischsten Sprache der Welt kannte. Er dachte sich: Ich werde diese Prosodie erfinden oder ihrer ganz und gar entbehren können; ich werde diese Sprache schon zu bändigen wissen, was gehen mich ihre Schwierigkeiten an. Und er hielt Wort; er lieferte zwölf oder vierzehn Opern, welche die apathische Gleichgültigkeit des englischen Publikums zu überwinden wußten. Dieses Publikum hat in Kunstsachen sich immer nur nach dem Signale richten können, das andere Nationen ihm gegeben hatten; es giebt sich eben so einem übertriebenen Enthusiasmus, wie einer stolzen Verachtung hin, und sowohl Enthusiasmus als Verachtung sind gemacht. In England ist die Kunst eine Sache der Mode und der Guineen; wenn ein angekleideter Affe der Menge gefällt, so bedeckt man ihn mit Gold; und wenn ein Händel, der durch die Laune seiner sogenannten Beschützer in Bedrängniß gestürzt ist, eine Subscription zur Herausgabe seiner Werke eröffnet, so deckt diese nicht die Kosten des Druckes. Nicht eine Hypothese ist es, die wir hier berichten, sondern eine Thatsache zur Schande Englands.

Händel aber war eigensinnig; er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, den Engländern Musik beizubringen und, wenn nicht beizubringen, sie doch wenigstens von ihnen applaudiren zu lassen, und dergestalt war dieses außerordentliche Genie beschaffen, daß Nichts im Stande war, ihn niederzudrücken oder zu entmuthigen. Nachdem er sich einmal einen Zweck vorgesetzt, mußte er ihn entweder erreichen oder in dem Streben danach untergehen. Seine Kräfte wie seine Hülfsquellen waren unberechenbar, aber nur der Zweck war es, auf den er bestand, und nicht auch die Mittel. Wollen die Engländer keine italiänischen Opern, so komponirt er ihnen englische, und wollen sie auch keine englische Opern, nun — so wendet er sich plötzlich vom Theater ab und der Kirche zu. Fortan schreibt er nichts weiter als Oratorien. Dieser Entschluß, einmal gefaßt, wie er ihn fassen mußte, war eine Inspiration des Genies, welches immer insgeheim nach derjenigen Form strebt, in der es sich in seinem größten Glanze zeigen kann. Die englischen Biographen Händel's geben freilich eine andere Erklärung: sie behaupten, der große Künstler habe sich aus Hoffnung, eine gute Speculation zu machen, weil die Theater während der Fastenzeit geschlossen sind und jenes Genre weder der Kostüme noch der Decorationen u. s. w. bedarf, der neuen Laufbahn zugewandt. Hieran erkennt man jedoch den merkantilischen Geist der Engländer, der immer auch Anderen das unterlegt, wozu er selbst fähig ist.

Auf der ersten Seite der geschriebenen Partitur des „Messias" liest man in deutscher Sprache von Händel's Hand: „Angefangen am 22. August 1741", unter der ersten Abtheilung: „28. August 1741", unter der zweiten: „6. September 1741" und auf der letzten Seite, halb auf italiänisch und halb auf deutsch: „Fine del Oratorio. G. F. Händel, 12. September 1741, aufgeführt am 14ten."

Dergestalt hatte Händel dieses Meisterwerk in 21 Tagen improvisirt, in einem Alter von 57 Jahren, und die Aufführung fand am übermorgenden Tage nach der Vollendung statt. Es übertrifft dies alle Wunder der Leichtigkeit des Schaffens, die uns in den Annalen des menschlichen Geistes aufbewahrt sind. Man muß übrigens auch zugeben, daß die Engländer solche Wunderwerke zu würdigen wußten: Der „Messias" fiel bei der ersten Aufführung total durch! Händel, der endlich anfing, seine Engländer kennen zu lernen, beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, sondern brachte sein Werk den Irländern. Der „Messias" wurde in Dublin zum Besten der Gefangenen aufgeführt und dort mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Nach diesem Vorgange war der Saal von Covent-Garden zum Erdrücken voll, als dort der „Messias" wieder angekündigt ward. Und nun erst war sein Erfolg auch in England gesichert.

(Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

(Schluß.)

V. Antheil der Gesetzgebung an der Landes-Industrie.

Der Nachweis der Irrwege der französischen Industrie, den wir eben gegeben haben, soll keinesweges das verdiente Lob der Fabrikanten schmälern. Wir stimmen mit ganz Frankreich in den Ruhm einer Versammlung von Gewerbtreibenden bei, in welcher fast jedem Mitgliede von einer sachverständigen und gerechten Jury eine ehrenvolle Auszeichnung zu Theil geworden. Später wird dieselbe auch die Gründe ihrer Entscheidungen dem Publikum kund thun und uns gewiß sehr schätzenswerthe Fingerzeige über die vielen neuen Productionen, ihre Anwendung und ihren kommerziellen Werth geben. Zehn Jahre sind seit der Erneuerung der Ausstellungen verflossen, und es wäre wichtig, zu untersuchen, inwieweit die damals ausgesprochenen Wünsche erfüllt worden sind oder noch erfüllt werden sollen.

Wenn wir so lebhaft darauf bestehen, daß Frankreich sich wieder zu der Fabrication der couranten und billigen Artikel wende, so geschieht dies besonders, weil das Prohibitivsystem täglich an Terrain verliert. England, das nie schüchtern war, eine Maßregel zu ergreifen, von der es Vortheil erwarten durfte, das einst Spanien mit Krieg überzog, um allen Sklavenhandel an sich zu reißen, und es jetzt wieder möchte, um dieselben Sklaven zu emanzipiren, damit Havana zum Vortheil des englischen Indiens zu Grunde gehe, England, sagen wir, hat das Prohibitivsystem erfunden und dadurch viel zur Entwickelung seiner Industrie beigetragen. Jetzt ist diese Waffe abgenutzt; seitdem sich die Völker mehr studirt haben, können sie leicht gegen einander Repressalien gebrauchen. England hat die Prohibition aufgegeben und sie freilich durch große Begünstigungen der inländischen Fabrikate ersetzt; gleichwohl ist das Verhältniß nicht mehr das alte. Bloß die Franzosen haben für einige Artikel, namentlich für wollene und baumwollene Zeuge, die alten Bestimmungen von 1796 beibehalten, und ihre Fabrikanten haben sich bisher jeder Aenderung widersetzt. Ist zu glauben, daß nie eine solche eintreten wird? Wir meinen es nicht; das öffentliche Urtheil wird aufgeklärter und, wie wir bereits gesagt haben, das vollständige Verbot der Einfuhr hat keinen Nutzen gebracht, es wird einst aufhören und die fremden Gewebe werden trotz der Schutzgesetze für die inländische Manufaktur, auf französischen Märkten gesehen werden. Um diese Konkurrenz auszuhalten, müssen die französischen Fabriken billig arbeiten, der Nebenbuhler muß ihnen auf dem Nacken sitzen, dann werden sie ihre Kräfte entwickeln und so zu der Wichtigkeit gelangen, die sie haben sollten.

Die Ausstellungen, wie wir gesehen haben, leiten nach einer anderen Richtung. Hier gilt für ausgezeichnet, was fein, schön, glänzend ist, während bei Seite geschoben wird, was sich nur durch Dauerhaftigkeit und Billigkeit empfiehlt, und doch sind es diese Eigenschaften der Manufakturen, die den Absatz, das Wohl der Bevölkerung und den Reichthum des Landes begründen helfen. — Alle Völker, bei denen die Arbeit in Ehren steht, und deren Sorge auch die ärmeren Klassen umfaßt, suchen Auswege für die im Lande überflüssigen Arbeiten derselben. In Frankreich aber sorgt man nicht einmal für ihre täglichen Bedürfnisse, denn die Fabriken arbeiten nur für die Reichen und Prachtliebenden des In- und Auslandes; und doch würde der Handel erst bedeutend werden, wenn er sich mit dem Bedarfe der Massen beschäftigte. Man kann einwenden, daß auch an luxuriösen Fabrikaten viele Arbeiter beschäftigt sind und, da sie geschickt seyn müssen, noch besser bezahlt werden, als die für alltägliche Gegenstände. Wir geben dies zu, obgleich wir auch viele Beispiele vom Gegentheile kennen, und würden nie darein stimmen, daß irgend eine Fabrication unterdrückt werde; aber mehr Menschen wären jedenfalls beschäftigt, wenn man auch einfache und gesuchtere Stoffe verfertigte. Der Arbeitslohn wird um so geringer seyn, je weniger zu wissen verlangt wird; aber unter einem milderen Klima, als das Englands und Deutschlands ist, bei mehr Hülfsquellen für eine passende Nahrung, kann er ausreichen. Und könnte neben manchen Industrieen auch noch Ackerbau getrieben werden, so würde der Arbeiter nie in das Elend versinken, in das ihn in England die unendliche Theilung der Arbeit gestürzt hat.

Bei Gelegenheit des Arbeitslohnes müssen wir erwähnen, welchen peinlichen Eindruck die verschiedenen Arbeiten der Gefangenen auf uns gemacht haben, die auf der Ausstellung zu sehen waren. Wir begreifen die Verlegenheit der Gesellschaft Menschen gegenüber, die sie aus ihrer Mitte gestoßen hat; aber durch das Beschäftigungssystem, das sie bei ihnen anwendet, werden sie weniger bestraft als zu Sklaven gemacht. Man verkauft ihre Arbeiten an einen Spekulanten, der sie zu dem billigsten Preise verhandelt und vermöge eines Kontrakts und der Zwangsmittel der Gefängnißverwaltung so viel Arbeit als möglich erhält. Dies ist die Art der Sklavenarbeit, und vielleicht würden wir darin noch nichts Tadelnswerthes finden, wenn nicht dadurch die Arbeit des freien Mannes geschmälert würde. Lasse man doch die Züchtlinge schwere und lange dauernde Arbeiten übernehmen; wenn sie aber Handschuhe oder andere sehr gebrauchte Artikel verfertigen, so reduziren sie vermöge ihrer Stellung den Lohn des Arbeiters, der mit ihnen konkurrirt.

Die zahlreichen Kolonieen, welche Frankreich auf den verschiedenen Punkten der Erde besaß, sind fast alle verloren gegangen. In seiner Verblendung verkannte es den Werth derer, die ihm blieben und die jedes Jahr eine Stufe tiefer in das Elend sinken, das ihnen angewiesen ist. Niemand denkt daran, sie emporzuheben, und wenn starke und einsichtige Männer sich um das Schicksal ferner Gegenden Mühe geben, so erschrecken sie vor dem jammervollen Zustande, in welchem sich die französischen Besitzungen befinden. Funfzehntausend Franzosen sind in Montevideo, und wenn Mexiko nicht so ungastliche Gesetze hätte, so wären ihrer dort unzählige. Sie gehen überall hin, nur nicht in die französischen Besitzungen. So gehen Frankreich viele Kräfte verloren, ohne daß sie sich anderswo wieder ersetzten. Da nun das Land mit seinen überseeischen Kolonieen seinem National-Reichthum wenig hinzufügt, so sollte es desto mehr Eifer für seinen auswärtigen Handel entwickeln. Man erlangt aber nur Absatz durch eine ausdauernde Thätigkeit und Wachsamkeit. So wie ein Rival einen Schritt vorwärts macht, alsbald muß die Anstrengung verdoppelt werden. Das Ausland treibt Handel durch Frankreich, ohne sich um dasselbe zu kümmern. Es selbst kümmert sich wenig darum, und alles Nöthige glaubt man geschehen, wenn man sich gegenseitig bekomplimentirt hat.

Das Kabinet trägt manche Schuld an diesen Verhältnissen. Bald vernachlässigt oder vergißt es die wichtigsten Interessen früherer Handelsverbindungen, oder begeistert sich für neue Fehltritte. Ein unbeschäftigter Diplomat bemerkt, daß China endlich darein gewilligt hat, mit einer europäischen Macht einen Traktat zu schließen, alsbald bedenkt er, daß auch Frankreich das himmlische Reich zu einer gleichen Konzession bewegen könnte. Eine glänzende Expedition geht von Stapel, die einen Gesandten, sein Gefolge und Abgeordnete aus dem Handelsstande nach China trägt. Frankreich sieht mit gespannter Erwartung auf dieses Unternehmen, von dem es glänzende Erfolge hofft. Aber wenn die Beziehungen Frankreichs zu China lebhafter werden sollten, so könnte dies nur durch eine größere Thee-Consumtion geschehen, oder wenn die Franzosen Porzellan-Waaren oder andere Artikel aus China beziehen, die man gewöhnlich articles de Paris nennt. Was die Ausfuhr betrifft, so gehört den Engländern der Opiumhandel und Baumwollengarn, breite Calicots, billige Tuche, Kamelots und andere Zeuge für den täglichen Gebrauch werden in Frankreich

nicht fabrizirt. Die Amerikaner wissen dies recht gut, und während man in Paris berieth, auf welche Weise man den Versuch machen sollte, sich China zu nähern, schickte die einzige Stadt Boston sechzehn Schiffe nach China. Vielleicht hat für Frankreich die Expedition den Vortheil, daß für die Kultur des Seidenwurms nützliche Erfahrungen gesammelt werden.

Um die Entwickelung der französischen Industrie zu reguliren und ihr eine dauerhafte und, so gut es angeht, von der Mode unabhängige Existenz zu sichern, bedarf es so gut der Unterstützung der Regierung, als der Lebhaftigkeit des Handels. Der Kaufmann muß auf sein Risiko sich Absatzwege suchen, sich um die Bedürfnisse der verschiedenen Völker kümmern und wissen, wie sie am besten befriedigt werden. Die Regierung muß Schritt für Schritt dem Handel in seinen Expeditionen folgen, ihn durch die Marine bewachen lassen und zu seinem Schutze Konsular-Agenten einsetzen, noch ehe sie unumgänglich nöthig sind. Diese Agenten haben eine doppelte Mission. Sie sollen ihre Landsleute schützen und sich darüber belehren, wie man mit ihrer Art, Handel zu treiben, zufrieden ist. Denn es kommt nur zu häufig vor, daß, wenn ein Artikel reüssirt hat, derselbe in schlechterer Qualität noch einmal aufgelegt und bei einer neuen Sendung für die frühere Waare verkauft wird. So kommen die französischen Waaren in Mißkredit und verlieren für immer ihr Renommé.

Nach allem Gesagten glauben wir, daß die Ausstellung, wie wir sie eben gesehen haben, durch eine anders beschaffene zum großen Nutzen der französischen Industrie ersetzt werden sollte. Es wäre dies eine Ausstellung von ausländischen Productionen, die den französischen Fabrikanten zu Vorbildern dienen oder ihnen zeigen könnten, auf welcher Stufe ihre Konkurrenten stehen. Wie sie jetzt einander und die fremden Besucher belehrt haben, so würden sie dann ihrerseits zu ihrem großen Vortheile belehrt werden.

Wie der Präsident der Jury *), bewunderten wir „die Pracht der französischen Seidenwaaren" und bedauerten nur, daß im Auslande die einfarbigen Seidenstoffe, die Bänder und der Sammet aus England, aus der Schweiz und aus Preußen am meisten gelten, — „die Feinheit und Vollkommenheit der französischen Gewebe und Spitzen" und beklagten nur, daß aus England Garn und aus Belgien Leinwand verschrieben werden muß, — „die Leichtigkeit der französischen Shawls" und fürchteten nur, daß ein Wechsel der Mode diese ganze Industrie vernichten könnte, während die beständigere Tuch-Fabrication mit jedem Jahre Rückschritte macht, — „den Reichthum der französischen Teppiche", die aber leider zu theuer sind, um in gewöhnlichen Wohnungen gebraucht zu werden. Die Fabrikanten verdienten alles Lob für das, was sie geleistet hatten; aber dieser Ruhm auf Seiten des Landes und der Aussteller will wenig bedeuten, wenn der wahre Zweck der Industrie vernachlässigt wird.

Brasilien.

Der Diamanten-Distrikt in der Provinz Minas-Geraës.

(Schluß.)

Die lange traurige Straße, die nach dem Flecken des Großmoguls führt, bereitet den Reisenden nur zu sehr auf die traurigen Eindrücke vor, die der Anblick dieses Ortes erregt. Ich brauchte sieben Tage zu den 58 Lieues, die jenen Ort von Diamantina trennen. Nachdem man den Rio-Manso passirt, erhebt man sich auf eines jener großen Plateaus, welche die Brasilianer chapadas nennen. Es giebt nichts Eintönigeres als die chapadas; doch geht man wenigstens auf einem trockenen, ebenen Erdreich. Dreißig Lieues von Diamantina trifft man wieder den Jequitinonha. Jenseits desselben fängt man wieder an zu steigen. Die Straße bietet nun nichts Anziehendes mehr bis zum Itacambi rason, den man auf einer mitten über wilde Felsen von bizarrer Formation geworfenen Brücke passirt. Bald hört die Vegetation ganz auf: das Land wird immer rauher und öder. Ein hoher Hügel trennt den Reisenden von dem Arroial des Großmoguls; nachdem man diesen überstiegen, trifft man eine von Truppen bewohnte Kaserne, und dann betritt man das Arroial, eine lange mit ärmlichen, schlecht gebauten Häusern besetzte Straße. Eine unüberwindliche Traurigkeit bemächtigt sich dessen, der zum erstenmal die wilde Landschaft, in welcher sich dieser Ort erhebt, vor sich liegen sieht. Nur die Hoffnung, schnell sein Glück zu machen, kann den Menschen bestimmen, sich lebendig in diese schrecklichen Einöden zu begraben.

Diese Gegend, wo man im Jahre 1813 die ersten Nachgrabungen anstellte, brachte der Regierung von da bis 1831 unermeßlichen Gewinn. Durch die Revolution, welche der Herrschaft Dom Pedro's ein Ende machte, gezwungen, das Diamanten-Monopol aufzugeben, ließ die Regierung alle Arbeiten unvollendet, und die Bevölkerung der benachbarten Distrikte stürzte sich mit Hast auf den Schauplatz. So entstand in den Jahren 1833 und 1834 das Arroial des Großmoguls. Die Bevölkerung besteht zum großen Theil aus Abenteurern, Spekulanten, welche von allen Punkten Brasiliens, in der Hoffnung, reich zu werden, hier zusammengeströmt sind und inzwischen ein miserables Leben führen. Die so mühsam gesammelten Schätze sind in der That im Arroial fast unnütz; man erhält für die Diamanten nur die Gegenstände des dringendsten Bedürfnisses, ohne sich auch nur die gewöhnlichsten Genüsse verschaffen zu können. Der Mangel an jeder Communication, die Unsicherheit der Straßen schrecken die Karawanen ab, die Reise von der Diamantina nach der Sierra zu unternehmen.

Man kann sich denken, daß das gesellige Leben unter der zusammengelaufenen Bevölkerung ohne allen Reiz ist. Diese Menschen leben alle mit Maitressen, die sie sorgfältig den Blicken des Fremden entziehen. Man kennt im Arroial nur einen Gegenstand der Unterhaltung: das ist der Preis der in der Woche gefundenen Diamanten. Bisher war der Hauptpunkt der Ausgrabungen der Ribeiron, ein kleiner Strom, an dessen Ufern sich die Stadt hinzieht und der einen sehr feinen Sand mit sich führt, den man sorgfältig sammelt. Natürlich sind, nach einer zehnjährigen Ausbeutung die Diamanten, die dieser Strom enthielt, seltener geworden. Man mußte andere noch unberührte Stellen aufsuchen. Ich durchwanderte die Umgegend des Arroial; mehrere Nachgrabungen haben schöne Resultate geliefert. Ich verweilte einige Augenblicke bei der aldea de Muidos, welche ihren Namen der Kleinheit der daselbst gesammelten Diamanten verdankt. Ich besuchte Coitès, wo man erst im Jahre 1840 nachzugraben anfing, und schon haben die Diamanten hier 200,000 Thaler gebracht. Es werden an 200 Sklaven bei den Arbeiten beschäftigt, die von zwanzig verschiedenen Eigenthümern abhängen. Im ersten Jahre war Coitès nur von zwei Eigenthümern mit 30 Sklaven ausgebeutet worden. Die glücklichen Entdeckungen, die gemacht wurden, zogen Konkurrenten herbei; man mußte das Terrain theilen und wieder theilen. Die ersten Ankömmlinge konnten kein Privilegium behalten, und Jeder bekam ein Stück Terrain, das im Verhältniß stand zu der Zahl der Sklaven, die er beschäftigte. Das Bett des Coitès hat bisher eine große Menge Diamanten geliefert, die in der Reinheit denen des Jequitinonha keineswegs nachstehen; nur ist die Sandschicht, welche die Diamanten enthält, von der Oberfläche des Bodens viel weiter entfernt, als bei jenem Flusse. Nach der ersten Schicht vegetabilischer Erde muß man ein thoniges Erdreich, dann eine dichte Schicht durchstechen, die aus einer Art Sandsteinfelsen von sekundärer Bildung besteht. Dann erst kommt der cascalho, der sich also etwa funfzig Fuß unter der Oberfläche des Bodens befindet. Wenn es möglich wäre, diese Cascalho-Schicht bis in das Innere des Berges zu verfolgen, so würden die Anstrengungen der Arbeiter gewiß reichlich belohnt werden; aber bisher sind die Versuche unglücklich ausgefallen. Die Felsen, deren Basis man erschüttert hatte, indem man ohne Vorsicht das Terrain aufgrub, haben sich an mehreren Stellen gelockert, und eine große Zahl von Negern ist dabei umgekommen. Man war also genöthigt, die Nachgrabungen auf das Bett des Coitès und seine beiden Ufer zu beschränken. Zum Unglück begeben sich die Arbeiter in zu großer Zahl an die Ufer des Coitès; der Gewinn wird fast Null, und zur Zeit, wo ich den Ort besuchte, gedachten daher die meisten der Diamantensucher, ihre Arbeiten aufzugeben. Die unternehmendsten waren nach der Mine der Aroueras abgereist. Ich hatte das Glück, einen englischen Doktor, Herrn Deller, zu treffen, der von dieser Mine kam, welche hundertundsechzig Lieues weiter, fast im Norden, liegt, in der Bergkette, an welche sich die Sierra des Großmoguls anschließt. Herr Deller theilte mir die Beobachtungen mit, die er dort gemacht. Ich überzeugte mich, daß die wichtigen Entdeckungen in den Aroueras die Aufmerksamkeit der Europäer verdienten. Zum erstenmale vielleicht hat sich der Diamant in einem regelmäßigen Erzgang gefunden. Es wäre zu wünschen, daß ein ausgezeichneter Mineraloge diese Minen durchforschte, wo der Diamant noch nicht seine vollständige Bildung erreicht hat, denn er zeigt sich nie in kubischer Form. Außer den Minen der Aroueras finden sich in derselben Kette die von Suroué, Souvidor und Morro do Chapeo, die alle von der Provinz Bahia abhängen. Suroué hat nicht bloß Diamanten, sondern auch Stücke krystallisirten Goldes von ziemlich hohem Gewicht geliefert. Die Diamanten, obgleich zerbrechlich, haben ein reineres Wasser als die der Aroueras und regelmäßigere Formen. Was den Morro do Chapeo betrifft, der seit langen Jahren ausgebeutet wird, so sind die Diamanten daselbst sehr fein, aber auch sehr selten. Hieraus geht also hervor, daß die Kette, die sich vom Jequitinonha bis zum San-Franzisko hinzieht, viel Gold und Diamanten enthält. Die unerwarteten Entdeckungen haben bei den Bewohnern dieser Berge, namentlich denen der Sierra des Großmoguls große Erwartungen erregt. Alle hoffen, neue Minen zu finden; doch ist der Weg, auf den sich die Spekulanten so hastig stürzen, großen Gefahren ausgesetzt. In den Aroueras sind die Diamanten plötzlich von 200 Thlr., dem Preis der Oktave, auf weniger als 100 gefallen. Die Menge der Diamanten hätte für das Sinken der Preise entschädigen können, und der Gewinn wäre immer noch bedeutend geblieben; aber in einer dürren Einöde, die mehr als 100 Lieues von jedem bedeutenden Ort entfernt ist, haben die gewöhnlichsten Waaren einen fast fabelhaften Werth erreicht. Die Alquière Mais, die gewöhnlich für 2000 Reis (2½ Thaler) verkauft wird, kostete in den Aroueras 20 bis 25 Thaler; die Alquière Reis kostete mehr als 60 Thaler. Da die Maulesel keine Nahrung in der Nähe der Mine finden, so mußte man sie ein und zwei Tagereisen weit auf die Weide schicken. Was den moralischen Zustand der Einwohner anlangt, so war er so wie überall, wo Abenteurer jeder Klasse sich auf ein und demselben Punkt anhäufen. In dem Zeitraum von sechs Monaten waren unter einer Bevölkerung von weniger als zweihundert Personen achtzehn Raubmorde vorgekommen.

Ich kehrte nach dem Arroial des Großmoguls zurück, von der neuen Gestalt, unter welcher sich mir Brasilien hier zeigte, nicht sehr begeistert; ich hörte alle Einwohner über die Abnahme der Diamanten klagen. Der benachbarte Boden, der schon so wiederholt gewaschen worden ist, liefert nichts mehr, und in einigen Jahren wird der Großmogul von allen diesen Leuten verlassen seyn.

Die Diamanten-Minen bilden einen wichtigen Zweig der Production Brasiliens, und es wäre Zeit, daß die Regierung einige Maßregeln träfe, die den zahlreichen Mißständen der gegenwärtigen Lage ein Ende machten. Entweder besteht das Monopol fort und die Regierung behält alle Rechte, deren Genuß sie verloren hat: dann muß sie in einer mehr oder weniger entfernten

*) Rede des Herrn Thénard im Moniteur vom 31. Juli.

Epoche die Eigenthümer, die sich ihrer Etablissements bemächtigt, wieder aus dem Besitz treiben; — oder das Monopol hat de facto und de jure aufgehört: dann gehört der Boden dem Staat, welcher die einzelnen Stücke desselben den Individuen unter gewissen Bedingungen überläßt. Wenn man länger bei der eitlen Idee beharrt, das Diamanten-Monopol wiederherzustellen und jedes Konzessionsgesuch zurückzuweisen, um nicht die Aufgebung von unwiderruflich verlorenen Rechten gesetzlich zu sanctioniren, so beraubt man sich dadurch selbst der natürlichen Hülfsquellen, die ein bevorzugter Boden darbietet. Welcher Inhaber von etwas bedeutenderen Kapitalien möchte dieselben jetzt an die Aufsuchung von Diamanten wagen! Wenn er größere Arbeiten unternimmt und mit Hülfe derselben einen einträglichen Cascalho zu Tage fördert, so werden bald zahlreiche Konkurrenten ihren Antheil an seinem Gewinn reklamiren, und wenn er dagegen Einspruch erhebt, so wird der Dolch seinem Widerstand ein Ende machen; an die Regierung aber kann er keine Klage richten, da auch sie seine Rechte nicht anerkennen würde. Gegenwärtig sind es daher nur die kleinen Kapitalisten, die sich mit der gefährlichen Aufsuchung der Diamanten abgeben. Daher beschränkt sich auch Alles auf Nachgrabungen in dem Bett der Flüsse, nirgends unternimmt man jene größeren Arbeiten, welche nöthig wären zur Ableitung des Jequitinonha oder Arassuahy; und doch würden diese beiden Flüsse, die an Gold und Diamanten so reich sind, den Spekulanten unberechenbare Vortheile darbieten, und um sie mit Erfolg auszubeuten, bedürfte es viel geringerer Kapitalien, als die sind, welche die englischen Gesellschaften auf die Goldminen verwenden. Der Preis eines Negers, der aus Afrika nach Bahia kommt, schwankt zwischen 400 und 600 Thlr. Auf dem Großmogul wird der reine Ertrag eines Sklaven auf 150 Thlr. jährlich angeschlagen; so würde in weniger als drei Jahren der Einkaufspreis wieder eingebracht seyn. Schlägt man die mittlere Dauer der Arbeit eines Negers auf zehn Jahre an, so kann man leicht den Gewinn des Besitzers einer großen Anzahl von Sklaven berechnen. Ersetzt man die Arme durch Maschinen, so erhält man einen doppelten Gewinn, entweder weil die Arbeiten ausgedehnter seyn können, oder weil die Kosten kleiner sind. Wenn die Regierung den Gesetzentwurf, den sie dem Kongreß vorgelegt und der sie ermächtigt, Terrains-Konzessionen in dem Diamanten-Distrikt zu verkaufen, ausführte, und wenn intelligente Europäer diese Gelegenheit benutzten, um den den ungeschickten Händen der Brasilianer überlassenen Boden auszubeuten, so würden die zu einem solchen Unternehmen vorgeschossenen Kapitalien sich in weniger als zwei Jahren verfünffachen. Die Arbeiten der Europäer würden den Einwohnern zum Muster dienen, und das Land würde an Reichthum und Behaglichkeit gewinnen. Auch würde die Anwesenheit gelehrter Geologen neue Entdeckungen in diesen meist noch unerforschten Gebirgen zur Folge haben. Leider nimmt Brasilien die Fremden nur mit Widerwillen auf, und Unternehmungen, welche die Regierung aufzumuntern sich scheut, würden bald durch Hindernisse jeder Art gelähmt werden.

Mannigfaltiges.

— Zweiter Artikel des Constitutionnel über die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Nachdem der erste Artikel des Herrn Leclerc im Pariser Constitutionnel die deutsche Gewerbe-Ausstellung nur im Allgemeinen besprochen, geht der zweite Artikel (im Blatte vom 30. September) auf die ausgestellten Gegenstände speziell über, und zwar werden zuvörderst diejenigen erwähnt, die in dem Raume zu ebener Erde aufgestellt sind. Die Maschinen und Werkzeuge, die dem Eintretenden zunächst begegnen, geben dem französischen Kritiker Anlaß zu einer Vergleichung mit der Pariser Ausstellung, die freilich nicht zum Vortheil der Berliner ausfällt. Während in dem Gebäude der Champs Elysées ein ganzer Wald der mannigfaltigsten Maschinen, großen und kleinen mechanischen Instrumente aufgestellt war *), finden sich diese in Berlin nur spärlich, und zwar ist darunter, wie Herr Leclerc meint, „einiges Schöne, viel Mittelmäßiges und manches Schlechte, das der Ehre der Ausstellung nicht werth sey.“ Freilich hat sich aber auch Deutschland erst seit einem Jahrzehend auf die Maschinen-Fabrication gelegt, und es wäre daher unrecht, an seine Leistungen den Maßstab solcher Länder zu legen, die, wie namentlich Großbritanien und Belgien, darin schon seit längerer Zeit excelliren. Gleichwohl wird den Arbeiten eines Borsig, eines Hummel und anderer Fabriken in Berlin die verdiente Anerkennung nicht versagt, wobei der Kritiker des Constitutionnel zu bemerken nicht unterläßt, daß viele deutsche Fabriken nichts zur Ausstellung gesandt haben sollen, was — wenn es wahr wäre — die deutschen Zeitungen als eine Versündigung gegen den Nationalruhm gehörig rügen müßten, statt sich in unbestimmten Großsprechereien zu ergehen. Ach, die deutschen Zeitungen! Es thut noth, daß sie vom Constitutionnel erfahren, was in diesen Stücken ihre Pflicht gewesen wäre. Haben doch in der That manche derselben, statt aufzumuntern, vielmehr die Verstimmung einiger Fabrikanten über zu späte Einladung oder gar das kleinliche Mißtrauen gegen Alles, was von Berlin ausgeht, zu unterhalten gesucht, wodurch es ihnen denn auch wirklich gelungen, in manchen Stücken die deutsche Gewerbe-Ausstellung unvollständig erscheinen zu lassen, so daß sie selbst in einigen Zweigen, in denen Deutschland den Franzosen jedenfalls überlegen ist, gegen die Pariser Ausstellung zurücksteht! Ja, aus einem der gewerbsamsten deutschen Länder, aus dem Großherzogthum Baden, ist fast so gut wie gar nichts hier aufzuzeigen, und das ist sehr zu beklagen. Wir haben alle Achtung vor der badischen Freisinnigkeit, wir ehren die dort herrschende deutsche Gesinnung, aber wie Figura — nämlich die Kritik des Constitutionnel — zeigt, haben die Badener durch das in Bezug auf die deutsche Gewerbe-Ausstellung befolgte Verfahren den Nationalruhm der Deutschen eben nicht vermehrt.

Unser französischer Kritiker rühmt dagegen die ausgestellten Metallarbeiten, die sogenannten „kurzen Waaren“, in deren Fabrication Deutschland mit Birmingham und Sheffield wetteifert, deren Arbeiten es zum Theil schon auf einigen fremden Märkten verdrängt hat. Im Eisenguß behauptet Berlin seinen alten Ruhm, und Herr Leclerc, der auf der königl. Eisengießerei die treffliche Nachbildung des Abendmahls von Leonardo da Vinci bewunderte, hat sich ein charakteristisches Andenken an Berlin und dessen Gewerbfleiß, nämlich ein Eisenbild Friedrich's II., angekauft. Wenig weiß er nur außerdem in dem unteren Raume des Zeughauses zu rühmen, und, was das Auffallendste ist, die schönen Wagen, die dort aufgestellt sind, mißfallen ihm fast sämmtlich. Ja, er behauptet, ein Berliner selbst habe mit ihm darin übereingestimmt, daß ein Pariser Wagenbauer, der sich hier etablirte, sehr bald ein reicher Mann werden würde. Wir wollen nun sehen, was er zu der reicheren oberen Etage sagen wird.

Nicht unterlassen wollen wir jedoch, auch der empfehlenden Worte zu gedenken, die unser Kritiker — dem übrigens die mit der Ausstellung verbundene Verlosung, die er mit Unrecht eine deutsche Gewohnheit nennt, da die Einrichtung den Belgiern nachgeahmt ist, sehr mißfällt — an die deutsche Kommission richtet, die mit Vertheilung der Preise beauftragt ist, welche Vertheilung in Paris zu so vielen Mißbräuchen, Gewaltsamkeiten und Reklamationen Anlaß zu geben pflegt. Das bescheidene Verdienst ist es, das er ihnen empfiehlt, den Fleiß, der im Stillen und ohne Geräusch zum wahren Nutzen des Landes beiträgt, die Industrie, die durch ihre eigene Kraft besteht, ohne der Privilegien und der Monopole zu bedürfen und ohne weder den Konsumenten noch dem Staate etwas zu kosten, die Arbeit endlich, welche die natürlichen Hülfsquellen des Staates und die Anlagen seiner Bewohner fruchtbar zu machen weiß. Was die Belohnungen selbst betrifft, so meint er, daß Deutschland deren mehr besitze als Frankreich, nämlich goldene und silberne Denkmünzen, Titel- und Ordensverleihungen. Er bemerkt, daß in Frankreich keinem Industriellen die Offiziersklasse der Ehrenlegion ertheilt wird, „und“, sagt er hinzu, „was den Ehrentitel Rath, geheim oder nicht geheim, betrifft, so ist man jenseits des Rheins sehr begehrlich danach: es kostet dies so wenig und *macht so viel* Vergnügen, daß man damit schon etwas freigebig seyn kann.“

— Toleranz im heutigen Spanien. In einer der letzten Abend-Versammlungen des Madrider Lyceums — einer literarischen Gesellschaft — hatte der bekannte dramatische Dichter, Herr Breton de los Herreros, eine von ihm verfaßte Uebersetzung von Casimir Delavigne's „Söhnen Eduard's“ — Los Hijos de Eduardo — durch einen Verein von jungen Leuten aufführen lassen. Unter den Zuschauern befand sich neben dem jetzt zum Minister der Königin ernannten bisherigen Gesandten in Paris, dem Dichter Martinez de la Rosa, auch der türkische Gesandte Fuad Efendi, der mit der gespanntesten Theilnahme da saß und während der ganzen Aufführung das Zeichen zum Applaudiren gab. Der muselmännische Musenfreund hatte sich an diesem Abend so unterhalten, daß er sich am folgenden Tage unter die Zahl der Mitglieder des Lyceums aufnehmen ließ. Wahrlich, die Zeiten müssen sich sehr geändert haben, wenn in dem apostolischen Spanien, das einst die Muselmänner mit Feuer und Schwert vertilgte und das in Calderon, diesem eifrigen Katholiken und Feind der Ungläubigen, seinen größten dramatischen Dichter verehrt, ein türkischer Efendi als Beschützer der Literatur und Kunst acceptirt wird.

— Fanatismus im heutigen Frankreich. Welche Art von Schriften mitunter jetzt noch in Frankreich erschinen, geht aus der Anzeige einer Broschüre hervor, die so eben in der Verlags-Expedition der Quotidienne — freilich einer sehr ominösen Firma — herausgekommen. Es heißt diese Schrift: „Ein Blick auf die Geschichte des Kalvinismus in Frankreich“, und der Verfasser derselben nennt sich Roisselet de Sauclières. Dieser Held der Quotidienne geht auf nichts Geringeres aus, als den Protestantismus in Frankreich zu vernichten, zu welchem Behufe er alle mögliche alte und neuere Schriftsteller zitirt und sogar den galanten, geschwätzigen Brantôme nicht verschmäht, wenn es gilt, zu verketzern und zu verdammen. Welcher gemüthlichen und duldsamen Natur dieser Herr Roisselet übrigens sey, ist am besten aus nachstehendem Pröbchen zu ersehen, das die Schluß-Phrase seiner Schrift bildet: „Und“, sagt er, „was soll man jetzt mit einer Sekte (dem Kalvinismus) thun, die das Schwert gegen unsere Könige gezogen und Frankreich in einen Abgrund von Leiden gestürzt? Soll man sie bestrafen und mit Feuer und Schwert ausrotten? Soll man sie von neuem zur Auswanderung zwingen und ihnen von neuem die Wahl zwischen einem Abgrunde und der Nothwendigkeit, zwischen dem Tode und der Abschwörung stellen? Oder soll man sie vielleicht wieder ihrer bürgerlichen Rechte berauben? — Nein, man muß sie dulden und bloßstellen, denn die Geschichte der Empörungen und der Verbrechen einer Partei ist immer auch die ihrer Erniedrigung.“

*) Man braucht, um einen Begriff davon zu bekommen, nur einen Blick auf die betreffende Abbildung zu werfen, welche sich in der bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen illustrirten Beschreibung der Pariser Industrie-Ausstellung befindet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 10. Oktober 1844.

England.

Sidonia, ein jüdischer Banquier des 19. Jahrhunderts.

Nach dem „Coningsby" von Beni. d'Israeli.*)

Wir theilen hier aus dem vielbesprochenen Roman des Herrn d'Israeli ein Kapitel mit, welches zu den interessantesten des ganzen Buches gehört. Der Verfasser scheint darin einige seiner leitenden Ideen und Tendenzen auszusprechen oder wenigstens anzudeuten, und zwar legt er sie derjenigen Person in den Mund, die zwar nicht der Hauptheld, aber doch die geistig bedeutendste Person des Romans, eben der Hauptrepräsentant der Ideen des Verfassers ist. Diese Person ist der Jude Sidonia. Indem hierdurch die Rede auf das Judenthum kommt, werden auch über dieses, über seine Bedeutung und Geschichte einige eigenthümliche Ansichten ausgesprochen, die nicht ohne Interesse sind; doch scheinen die Nachrichten, die uns der Verfasser über den politischen Einfluß der Juden in neuerer Zeit und über die vielen israelitischen Staatsmänner, welche die Geschicke der Welt lenken, aufstisch, nur ein Produkt seiner verschönernden poetischen Phantasie zu seyn, wie auch schon von einigen anderen Blättern gelegentlich bemerkt wurde. Der Verfasser stammt, wie schon sein Name andeutet, aus einer israelitischen Familie, und zwar ist sein Vater der rühmlichst bekannte Verfasser der in mehr als zwölf Auflagen verbreiteten Curiosities of Literature und anderer geschätzter Schriften, Herr J. d'Israeli, der jedoch noch vor der Geburt seines Sohnes zum Christenthum übertrat und diesem dadurch die Pforten des Parlaments eröffnete. Zu den Maßregeln, deren Durchführung sich der Letztere und auch seine Freunde (unter Anderen Herr Milnes, der kürzlich „orientalische Poesieen" herausgegeben) im Gegensatz zur alten Torpschule zur Aufgabe gemacht haben, gehört auch die zwar vom Unterhause bereits mehrmals votirte, jedoch immer vom Oberhause verworfene völlige Emancipation der Juden, zu welcher übrigens in England, wo sie bereits Wähler für das Parlament und auch zu Munizipal-Aemtern wählbar sind, nicht viel fehlt.

Sidonia gehört einer alten sogenannten neuchristlichen Familie Aragoniens an, wie es deren bekanntlich in Spanien so wie in Portugal und Brasilien viele gegeben haben soll, die, während sie äußerlich, um der Verfolgung zu entgehen, zum Christenthum übergetreten waren und dabei sogar die höchsten geistlichen Würden bekleideten, im Geheimen fortwährend dem alten Glauben anhingen und im Innersten ihrer Häuser die Ceremonien desselben ausübten. Der ältere Sidonia war während des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel nach England ausgewandert und war durch glückliche Speculationen der erste Kapitalist von Europa geworden. Sein Sohn ist es, der in unserem Roman eine so hervorragende Stelle einnimmt. Nachdem der Verfasser seine Persönlichkeit näher geschildert, fährt er fort:

„Sidonia studirte mit besonderem Interesse seine Abstammung und die Geschichte seines Volkes. Dem Gesetz des großen Gesetzgebers vom Sinai mit tiefer Verehrung anhängend, hätte er in seinem Glauben an eine bessere Zukunft, die dem auserwählten Volk bevorstehe, dem Märtyrerthum getrotzt; aber sein Glaube stützte sich auch auf Argumente von mehr irdischer Natur. Die physiologische Wissenschaft war eine von den Garantieen seines Vertrauens auf die Zukunft: er war der Ansicht, daß in der vornehmsten unter den fünf Racen des Menschengeschlechts, der kaukasischen, die arabischen Stämme nebst den Sachsen und den Griechen die erste Stelle einnähmen. Aber Sidonia und seine Brüder, die Juden, konnten einen Vorzug geltend machen, den die Sachsen, die Griechen und die anderen kaukasischen Nationen verloren haben: die Hebräer sind eine ungemischte Race. Unter den Stämmen, die im Herzen der Wüste wohnen, dem gemeinsamen Vaterland der Araber des Moses und des Muhammed, findet man ein eben so reines Blut als das der Nachkommen des großen Scheich Abraham; aber die mosaischen Araber sind die älteste, wo nicht die einzige, unvermischte Race unter den Bewohnern der Städte. Eine Race ohne Mischung mit einer bevorzugten Organisation ist die Aristokratie der Natur: eine solche Superiorität ist ein Faktum, nicht eine Fiction oder eine Sache der Etikette, sondern erkennbar an ihren physischen Vorzügen und an der Kraft ihrer Idiosynkrasie.

Auf seinen langen Reisen hatte Sidonia alle jüdische Bevölkerungen der Erde besucht; er hatte gefunden, daß die niederen Klassen fast überall sich im Zustand der Herabwürdigung befinden und die höheren in gewinnsüchtige Bestrebungen vertieft sind; aber ihre Intelligenz war dieselbe geblieben. Dies hatte ihm Hoffnung gegeben. Wenn er sich erinnerte, welche Verfolgungen die Kinder Israel's überlebt, was sie Alles gelitten hatten, so schien es ihm wunderbar, daß sie nicht vom Boden der Erde verschwunden waren. Sie hatten dem Exil, den Martern, der Plünderung, dem herabwürdigenden Einfluß der merkantilischen Speculationen, sie hatten endlich der Zeit getrotzt! Seit dreitausend Jahren sind sie auf dem Erdball zerstreut. Ihrem uralten kaukasischen Typus und dem von Moses vorgeschriebenen Absonderungs-Prinzip schrieb Sidonia es zu, daß sie dem Geschick jener weniger ungemischten Racen entgingen, welche sie verfolgen, sich dabei aber abnutzen und verschwinden und ihre Opfer in der ewigen Jugend des arabischen Blutes zurücklassen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in England besuchte Sidonia die bedeutendsten Höfe Europa's, um die Monarchen und die Minister, von denen er so viel sprechen gehört, persönlich kennen zu lernen. Seine Stellung sicherte ihm einen ausgezeichneten Empfang; seine persönlichen Eigenschaften machten ihn bald beliebt. Er wußte zu gefallen; er konnte mehr, er wußte in Erstaunen zu setzen. Durch eine scheinbar unbedeutende Bemerkung wußte er den ergrautesten Diplomaten zu ergreifen; durch ein Wort von berechneter Bedeutung erwarb er die Achtung, zuweilen das Vertrauen der Souveraine. Nachdem er die Intelligenz, die Europa regiert, und die man persönlich kennen muß, um sie zu würdigen, durchschaut hatte, kam er wieder nach England zurück. — Der positive und verständige Charakter des englischen Lebens mußte dem zusagen, der, wie Sidonia, die Sentimentalität scheute und sich oft hinter Sarkasmen zurückzog. Die männliche und thätige Intelligenz Englands beschäftigte und interessirte diesen hellen Kopf. Sidonia war gerade der Mann, der in den britischen Zirkeln willkommen seyn mußte; sein Reichthum, seine soziale Erfahrung, sein Scharfsinn, die strenge Einfachheit seiner Sitten, sein Freimuth, der sich jeder Familiarität enthielt, seine Vorliebe für anstrengende körperliche Uebungen, wie sie seiner angeborenen Energie nothwendig waren, dies waren Eigenschaften, welche von Engländern geschätzt und bewundert werden: man kann von Sidonia sagen, daß wenige Menschen populärer und keiner weniger verstanden war."

Sidonia und Henry Coningsby treffen auf dem Schlosse des Lord Monmouth zusammen, wo sie sich bald einander anschließen.

„Sie werden in der Geschichte dieses Landes einen eigenthümlichen Zug bemerken", sagte eines Tages Sidonia zu Coningsby, „daß nämlich der Inhaber der Gewalt daselbst immer unpopulär ist; Alle verbinden sich gegen ihn, bis er fällt. Erst waren die großen Barone im Besitz der Macht; die Kirche, sich des Königs als Werkzeug bedienend, stürzte sie. Die Macht ging auf die Kirche über; der König kaufte das Parlament und plünderte die Kirche. Nun blieb die Gewalt dem König; aber das Parlament, sich des Volkes bedienend, enthauptete, vertrieb und wechselte den König und setzte endlich an die Stelle des Königs einen administrativen Beamten. Seit hundertundfunfzig Jahren ist das Parlament im Besitz der Macht, und seit sechzig bis siebzig Jahren wird die Unpopularität des Parlaments immer größer. Im Jahre 1830 versuchte es, durch eine Regeneration die Gunst des Volkes wieder zu gewinnen; aber da hierdurch das Parlament nur seine Macht vermehrt hat, so ist es auch nur desto verhaßter geworden. So gut wie die Barone, die Kirche, der König einander verschlungen haben, bis zuletzt der König vom Parlament neutralisirt wurde, so geht auch gewiß diese Körperschaft ihrer Zerstörung entgegen. Der Scharfblick des Staatsmannes muß also zu entdecken suchen, unter welcher Form und von welcher Seite der kommen wird, der das Parlament verschlingen wird."

„Sie betrachten unsere Lage in einem sehr düsteren Lichte", sagte Henry.

„Einem trüben, aber nicht düsteren. Ich kann den politischen Institutionen nicht jenen außerordentlichen Einfluß zugestehen, den unser Jahrhundert ihnen zuzuschreiben geneigt ist. Der Senat, der den Brennus auf seinen kurulischen Stühlen erwartete, war dieselbe Körperschaft, welche in einem anderen Zeitalter die wahnsinnigen Dekrete Nero's einregistrirte. Das Geschwornengericht wird als das Palladium unserer Freiheiten betrachtet. Doch ist es nicht so lange her, daß unter Karl II. die Jury ein eben so ungerechtes Tribunal war, als die Inquisition." Dieser letztere Name wurde von Sidonia nur mit einer besonders ernsten Betonung ausgesprochen; er erinnerte ihn an die Leiden seines Stammes, und wie sehr sein eigenes Schicksal durch die Inquisition modifizirt worden. „Es giebt Familien in diesem Lande", fuhr er fort, „Familien, die den beiden historischen Parteien angehören, welche, wenn es die Verfolgung ihrer Häuser und die Ermordung und Proskribirung einiger ihrer berühmtesten Mitglieder galt, in einer Jury ihrer Mitbürger eben so unbillige und unerbittliche Richter gefunden haben, als wir in den Konklaven von Madrid und Sevilla."

*) Vgl. den Artikel: Das junge England in Nr. 101 des Magazins.

„Worauf setzen Sie denn Ihre Hoffnung?"

„Auf das, was mächtiger ist als Gesetze und Institutionen, den National-Charakter, ohne welchen die besten Gesetze und die sinnreichsten Institutionen ein todter Buchstabe oder ein Mittel der Tyrannei seyn können. Nicht von der trennenden Schwäche seiner Institutionen fürchte ich eine Gefahr für England, sondern von dem Verfall seines National-Charakters."

„Und doch können Sie dieses Jahrhundert nicht der Corruption anklagen."

„Nicht der politischen Corruption, aber es ist ein Jahrhundert der sozialen Auflösung, was gefährlicher ist, weil dies sich weiter erstreckt. Sie können eine verdorbene Regierung und eine reine Bevölkerung haben; Sie können eine verdorbene Bevölkerung und eine tadellose Verwaltung haben. Welches würden Sie vorziehen?"

„Weder das Eine noch das Andere", antwortete Henry. „Ich möchte ein vertrauensvolles Volk und eine von ihrer Pflicht durchdrungene Regierung sehen." — „Glauben Sie nur", entgegnete Sidonia, „England würde sich mehr um die Nation und weniger um die Regierung Sorge machen." — „Aber sagen Sie mir, was verstehen Sie unter National-Charakter?" — „Ein Charakter ist ein Verein von Eigenschaften: der Charakter Englands müßte ein Verein von großen Eigenschaften seyn." — „Aber wir können nicht leugnen, daß die Engländer große Tugenden besitzen." — „Eine Civilisation von zehn Jahrhunderten muß wohl große Tugenden hervorbringen; aber wir sprechen von dem Verfall der öffentlichen Tugend und nicht von ihrem Vorhandenseyn." — „Worin entdecken Sie diesen Verfall?" — „In der Thatsache, daß die verschiedenen Klassen dieses Landes gegen einander bewaffnet sind." — „Und woraus erklären Sie diese gegenseitigen Feindseligkeiten?" — „Nicht ganz und auch nicht einmal hauptsächlich aus jenen finanziellen Ursachen, von denen man so viel Lärm macht und die ich als sekundäre Ursachen betrachte, welche in unruhigen Zeiten von selbst hervortreten, und die der Staatsmann zu jeder Zeit bewachen, verbessern, modifiziren muß." — „Ich rede, um die Wahrheit zu suchen, und nicht, um Meinungen zu vertheidigen, denn ich habe keine", sagte Henry traurig.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine neue Ausgabe von Händel's Werken in Frankreich.

(Schluß.)

Von diesem Tage an erlebte Händel einen Triumph nach dem anderen; er war nun entschieden anerkannt, wenigstens vom Volke, denn der Adel, der die 12,000 Pfd. Sterl. noch im Gedächtniß hatte, hätte es auch fortan gern gesehen, wenn Händel scheiterte. Da sie es nicht hindern konnten, daß seine Musik gefiel, so wollten sie es durchsetzen, das Hören derselben unmöglich zu machen. Wirklich gelang es ihnen, ein Verbot der Oratorien zu erwirken unter dem Vorwande, daß man sich darin amüsire, und daß dies in den Fasten nicht erlaubt sey. Es gelang ihnen dies jedoch nur kurze Zeit, denn das Volk trat so entschieden auf seine Seite, daß die Behörde, wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß die Fasten-Predigten das Gleichgewicht zwischen dem Vergnügen und der Langweile mehr als hinreichend wieder herstellten, die Fortsetzung der geistlichen Konzerte erlaubte. Dergestalt war Händel nun unverhindert, seine Oratorien „Joseph", „Saul", „Judas Makkabäus", „Susanna", „Balthasar", „Herkules", „Samson" ꝛc. herzustellen, welche dem „Messias" im Laufe von zehn Jahren folgten. Selten brauchte Händel mehr als drei Wochen oder einen Monat, um diese Partituren zu komponiren, welche eben so viel und noch mehr Zeit erfordern, um von einem guten Musiker gelesen und verstanden zu werden.

Der „Jephta" allein kostete sechs Monate Arbeit, nicht dem Genie, sondern der Hand des Komponisten. Am Schluß dieser Partitur, die in der Handschrift von ihren Vorgängerinnen so verschieden, daß sie kaum wieder zu erkennen ist, liest man in undeutlichen und zitternden Buchstaben folgende, einen schmerzlichen Gedanken enthüllende Worte: „Sweet as the Sight to the blind" (Süß, wie das Gesicht dem Blinden). Leider, Händel ward blind. Die mehrmals versuchte Operation mißlang stets. Der Unglückliche begriff endlich, daß er jedem anderen Lichte, als der inneren Klarheit seines Geistes, entsagen müsse, und er fügte sich mit jenem unerschütterlichen Muthe, der ihn bei allen Prüfungen seiner Laufbahn aufrecht erhalten, und der ihm, nahe am Ziele, nothwendiger ward, als jemals. Hinfort mußte er alle seine sittliche Kraft zusammennehmen, um das Daseyn zu ertragen. Gleichwohl war er weniger zu beklagen, als Beethoven, der durch die Taubheit gewissermaßen aus dem Gebiete seines eigenen Genie's sich verbannt sah.

Händel endigte sein letztes Werk, den „Jephta", im Sommer 1751; zu Ende desselben Jahres erblindete er ganz, aber acht Jahre dauerte es noch, bevor der Tod seine Augen für immer schloß. Man errichtete ihm ein prächtiges Grabmal in Westminster, und bei dieser Gelegenheit hatte auch der englische Adel seine alte Antipathie gegen Händel aufgegeben, denn er subskribirte zu einem Mausoleum von weißem Marmor, das mit der Statue des großen Künstlers geschmückt ist.

Gerade 35 Jahre nach seinem Tode hat England, das niemals einen Musiker hervorgebracht, sich aber doch mit dem Ruhme Händel's schmückt, geglaubt, noch etwas für ihn thun zu müssen. Durch das einstimmige Urtheil des übrigen Europa's hat es erst erfahren, was es eigentlich an ihm verloren. Man gründete daher auf ewige Zeiten unter dem Namen: „Händel-Jubiläum" ein Konzert, das am Todestage des großen Komponisten bei seinem Grabmal aufzuführen sey und wo immer eines seiner Werke an die Reihe kommen sollte. Dieses ewige Jubiläum wurde viermal, nämlich in den Jahren 1784, 85, 86 und 87, begangen, und dann war nicht mehr weiter die Rede davon. Händel ist jedoch durch England für einen Engländer erklärt worden, und dies wird seinem Ruhme wohl genügen können! Lange Zeit hat man in England auch eine besondere Schule zur guten Aufführung der Händelschen Oratorien unterhalten, doch nicht etwa eine Schule für Gesang, sondern eine für Blas-Instrumente. Das also, was die Engländer an Händel's Genie besonders zu schätzen wissen, ist die Trompete!

Händel hat sowohl in deutscher, als in italiänischer und in englischer Sprache einundfunfzig Opern, zweiundzwanzig Oratorien, eine Unzahl von Motetten, Kantaten, Messen, Orgel- und Klavierstücken, Oden, Symphonieen, Konzerte für Hautboe und Solo's für die Flöte ꝛc. komponirt, von welchen eine Ausgabe von Walsh existirt, die unter den Augen des Verfassers veranstaltet wurde, und eine auf Befehl Georg's III. veranstaltete Sammlung, deren Herausgabe dem Musik-Direktor Arnold anvertraut wurde, welcher sich jedoch dieser Ehre nicht sehr würdig zeigte, denn seine Sammlung, glänzend durch typographischen Luxus, wimmelt von Fehlern und ist außerdem auch unvollständig geblieben, so daß ein zum Ruhme Händel's angefangenes Monument eines zur Schande Arnold's geworden, und zwar in 36 Bänden in Folio. Dieser Arnold war höchst unbedeutend; er war Doktor der Musik, ein Titel, der hauptsächlich in England existirt, denn es ist leichter, Doktern als Künstler zu machen; er hat, wie Händel, Oratorien, Kammer-Musik, Kirchen-Musik und etwa sechzig Opern hinterlassen, und wie Händel wurde er im Jahre 1802 in Westminster mit außerordentlichem Pomp beigesetzt. Die englischen Biographen stellen Arnold und Händel auf Eine Linie, gerade wie die englischen Todtengräber Beide in einer und derselben Kapelle beigesetzt. Wir Franzosen haben freilich weder Corneille noch Molière in St. Denis begraben, aber wir haben auch den Abbé Cotin nicht dorthin gebracht.

Händel ist jetzt in Frankreich der Gegenstand einer weniger geräuschvollen, aber innigen und tief empfundenen Verehrung. Ein Musikfreund, der General Baron C., hat es unternommen, uns, wenn auch nicht mit sämmtlichen, doch mit den vornehmsten Werken Händel's bekannt zu machen und dieses große Genie in Frankreich zu popularisiren. Dieser Aufgabe widmet er sein Leben und sein Vermögen. Was kann man mehr thun? Herr Baron C. übersetzt die englischen Worte in schöne italiänische Verse. Einem harttlingenden und unmusikalischen Idiom, das Händel selbst mit Verachtung behandelte, substituirt er die klangreiche Sprache Ausoniens, deren sich Marcello bediente und deren auch Händel sich hätte bedienen sollen. Es ist außer Zweifel, daß die Schwierigkeit, das Englische zu singen, ein bedeutendes Hinderniß für die Popularität Händel's war. Nach Beseitigung dieser ersten Schwierigkeit beschäftigt sich Baron C. damit, die Musik für das Pianoforte einzurichten. Es ist dies nicht etwa eine Einrichtung wie die der Opernstücke zum Gebrauche junger Mädchen durch Arrangeurs, die sich wenig um die Absichten des Komponisten kümmern. Die leichte Spielung leidet darunter etwas, aber dafür hat man auch das Händelsche Orchester beständig vor sich, so sehr ist die Combination der Theile gewissenhaft wiedergegeben. Die mit der Orgel und mit dem Studium der Fuge vertrauten Musiker werden leicht damit zu Stande kommen; für Pensions-Demoiselles sind dergleichen Werke freilich nicht gemacht.

Herr Baron C. beaufsichtigt auch den Notenstich, dessen Kosten er allein trägt, die, nach dem Luxus der veranstalteten Ausgabe zu urtheilen, nicht unbedeutend seyn werden. Judas Makkabäus und der Messias, so wie vier Sammlungen klassischer Gesänge, sind bereits erschienen und bilden eine treffliche musikalische Anthologie. Man findet darin Schätze vereinigt, die bisher zerstreut und im Schoße einiger großen Bibliotheken begraben waren; Meisterwerke, von denen man stets sprechen hört und die man doch für fabelhaft halten möchte, so schwer ist es, sie einmal zu Gesichte zu bekommen. Es sind dies die schönen Melodieen von Leo, von Galuppi, von Traetta, Bruchstücke von Jomelli, von Marcello, von Pergolese, endlich jene alte italiänische Schule, die, so großartig sie auch war und obwohl sie kaum hundert Jahre hinter uns liegt, doch bereits das Gewand der Legende für uns trägt. Die deutsche Schule wird darin von Haydn und Händel vertreten, wenn man Letzteren nicht etwa für die französische Schule vindiziren will, wozu wir das Recht hätten (?). Man höre in dieser Beziehung eine unverdächtige Stimme; es ist die Corelli's, des Königs der Violinisten: Händel ließ einmal in Rom eine Kantate „Il Trionfo del Tempo" aufführen, Corelli gab eine Stelle der Ouvertüre nicht im Sinne des Komponisten wieder; Händel ließ sie ihn wiederholen, und als er auch das zweite Mal unzufrieden war, riß er ihm das Instrument aus den Händen und spielte die Stelle mehrere Male, wie er sie aufgefaßt haben wollte. Corelli, der Sanfteste aller Sterblichen, begnügte sich, ihm zu sagen: Ma, caro Sassone, questa musica e nello stilo francese, di ch'io non m'intendo. („Aber, mein lieber Sachse, diese Musik ist im französischen Style, von dem ich nichts verstehe." *)

Dieser strenge und majestätische Styl ist in der That der der besseren Compositionen Rameau's und Lulli's. Es ist dies nicht ein Styl nach gegebenen Formeln und im voraus bestimmten Weisen nach Art der italiänischen Schule; nichts vermag darin auch die Abwesenheit der Inspiration zu ersetzen oder zu verstecken. Wenn der Musiker inspirirt ist, so erreicht er erhabene Momente, wenn er es nicht ist, so erscheint er kalt und farblos, aber

*) Wohlgemerkt. Corelli hat nichts von der französischen Schule verstanden; gleichwohl baut Herr Génin darauf seine Behauptung, daß Händel dieser Schule vindizirt werden könne. Eben so und vielleicht noch mit größerem Rechte könnte man behaupten, daß Gluck, weil er kein Piccinist gewesen, der französischen Schule angehöre.

nicht gemein; das Gemeine iſt die Klippe der italiäniſchen Machwerke. Dieſer Styl, mit einem Worte, läßt keine Taſchenſpielerkünſte zu, ſondern er verlangt gelehrte Ausführung und tiefe Empfindung; er ſchließt das Kapriziöſe und Leichtfertige der Verzierungen aus, denen ſich jener andere Styl ſo gern hingiebt. Der Dolmetſch Händel's und Lulli's muß den Gedanken des Komponiſten ergreifen, ihm folgen und ihn genau wiedergeben, ohne auch nur das Geringſte hinzuzufügen oder wegzulaſſen. In Italien beherrſcht der Sänger den Komponiſten, anderwärts findet das Umgekehrte ſtatt. Unter dieſen Bedingungen reißt der Styl Händel's oder der franzöſiſche Styl, wie ihn Corelli nannte, hin und entzückt er. Unglücklicherweiſe verliert ſich die Tradition deſſelben immer mehr; Baron C. iſt vielleicht heutzutage der Einzige, der ihn noch in jenem ausgezeichneten Grade beſitzt. Man bitte ihn nur einmal, den leidenſchaftlichen Geſang der Alcina vorzutragen oder die große Arie aus dem Makkabäus: Un dio ti chiama; wenn dieſe Muſik Euch nicht entzückt, wenn ſie auf Euch nicht den Eindruck einer Offenbarung von Oben macht, dann ſeyd Ihr außer Stande, das Genie Händel's zu begreifen, dann iſt Euch eben ſo wie den Engländern die Muſik Händel's von gleichem Werthe mit der Arnold's und die Arnold's von gleichem Werthe mit der Händel's. In dieſem Falle ſinget nur den Postillon de Longjumeau und laſſet Euch beiſetzen in Weſtminſter.

Der große muſikaliſche Styl verſchwindet immer mehr; Deutſchland baut ihn noch etwas an, Italien weiß ſchon lange nichts mehr von ihm, und in Frankreich verſteht man kaum noch Gluck zu ſingen. Gleichwohl ſollte eine Regierung, welche 600,000 Francs jährlich an die königl. Akademie der Muſik bewilligt, dafür verlangen können, daß die großen Muſter dem Publikum und den Künſtlern vor Augen gehalten werden, um den Geſchmack des Einen zu erhalten und der Anderen zu bilden. Oder glaubt man wirklich, daß es ſchlechter um denſelben ſtehen würde, wenn man von Zeit zu Zeit „Armide", „Orpheus" oder „Dido" aufführte? Die Künſtler, welche dieſe Muſik zu ſingen vermögen, würden gewiß auch den „fliegenden Holländer", den „Guerillero" oder die „Zacarilla" ſingen können, während das Umgekehrte nicht der Fall iſt. Man wird uns vielleicht einwenden, daß der wiedereinſtudirte „Oedip" von Sacchini kalt aufgenommen worden ſey; aber das geſchah eben nur deshalb, weil weder die Sänger noch das Publikum von ſolcher Muſik noch etwas verſtanden: die Sänger haben die Traditionen der alten Schule ganz vergeſſen, und dem Publikum, überdies mit dieſem Styl nicht mehr vertraut, iſt nicht zuzumuthen, ſich für etwas zu intereſſiren, was ihm ohne Wärme dargeboten wird.

Während der letzten Jahre der Reſtaurations-Periode hatte es ein wahrhaft hochgebildeter Muſiker, der einzig und allein von der Liebe zur Kunſt dazu bewogen worden war, verſucht, eine neue Schule für die geiſtliche Muſik zu ſchaffen. Diejenigen, welche den Aufführungen in der Straße Baugirard beigewohnt, erinnern ſich noch, mit welchem Talente Choron ſeine Zöglinge auf den Wegen der klaſſiſchen Kunſt leitete und ſie in die Werke des Genius einweihte. Unvergeßlich iſt der Eindruck, den das Halleluja aus dem Meſſias, der Einleitungs-Chor aus dem Judas Makkabäus und die Bruchſtücke aus dem Alexander-Feſt machten. Die Juli-Revolution machte dieſer Schule ein Ende, und Choron ſtarb darüber vor Schmerz. Warum aber läßt man ſolche Inſtitute in Frankreich untergehen? Hat das Konſervatorium nicht die Pflicht, die Erbſchaft ſolcher Schulen anzutreten? Die Symphonie des Konſervatoriums läßt nichts zu wünſchen übrig, aber — die Vokal-Muſik! Sollte nicht jeder Zögling, der das Konſervatorium verläßt, die vornehmſten Compoſitionen der großen Meiſter ſtudirt und geſungen haben? Doch man frage nur einmal im Konſervatorium nach der Bachſchen Paſſions-Muſik oder nach ſeiner berühmten Meſſe, und Niemand wird wiſſen darauf Antwort zu ertheilen. Wenn dieſe Meiſterwerke, mit welchen vielleicht Nichts zu vergleichen iſt, morgen etwa vernichtet würden und untergingen, ja; dann würde ſich ein ungeheures Klagegeſchrei erheben; doch ſie exiſtiren, ſie ſind da, und man hütet ſich wohl, ſie zu berühren und damit hervorzutreten. Die Gleichgültigkeit in dieſer Beziehung hat man ſo weit getrieben, daß weder die Paſſion noch irgend ein anderes Werk von Bach jemals in Frankreich gedruckt worden. Das muſikliebende Publikum weiß ſo ungefähr, daß ein gewiſſer Johann Sebaſtian Bach exiſtirt hat, der ein wunderbarer Menſch, das größte muſikaliſche Genie der Welt geweſen ſeyn ſoll; Niemand aber wünſcht ſich darüber ins Klare zu ſetzen, ob er ſeinen Ruf auch wirklich verdient. Selbſt der größte Theil der Muſiker von Profeſſion theilt dieſe Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit, und wenn etwa ein halbes Dutzend unter ihnen ſich befindet, das eine größere Kenntniß beſitzt, ſo geben ſie ſich doch nicht die Mühe, die Uebrigen zu unterrichten. *)

Wenn ich das Konſervatorium zu dirigiren hätte, ſo würde ich daſelbſt vor allen Dingen einen hiſtoriſchen Lehrſtuhl für die Muſik errichten. Die Zöglinge ſollten hier lernen, wie ihre Kunſt ſich entwickelt hat, welche Stadien ſie zu durchlaufen hatte, um zu uns zu gelangen, durch welche Einflüſſe ſie bald geſtiegen und bald wieder geſunken iſt. Sie würden hier die verſchiedenen Schulen in chronologiſcher Ordnung kennen lernen. Eine ihrer Uebungen beſtände darin, die Meiſterwerke der alten Zeit abzuſchreiben; was dem Kopfe zugeht, indem es durch die Finger paſſirt, prägt ſich dem Gedächtniß in unauslöſchlichen Charakteren ein. Jeder Zögling müßte bei ſeinem Ausſcheiden aus dem Konſervatorium der Bibliothek deſſelben die Abſchrift irgend eines jener unſterblichen Werke zurücklaſſen, welche der Notendruck in Frankreich noch nicht reproduzirt hat. In gleicher Weiſe würde ich ſie mit dem Leben der großen Künſtler vertraut machen, und ich bin überzeugt, daß dieſer beſtändige geiſtige Umgang mit dem Genie nicht verfehlen würde, ſeinen Eindruck auf die jungen Gemüther zu machen, und daß der Nacheiferungstrieb den großen Männern des vergangenen Jahrhunderts bald Nachfolger erwecken würde.

Was iſt aber bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ein Zögling, der das Konſervatorium verläßt? Ein junger Menſch, welchen man dreſſirt hat, ein halbes Dutzend Kavatinen lebender Meiſter zu ſingen. Mit dieſer leichten Bagage wirft er ſich unerſchrocken in die ihm geöffnete Laufbahn. Und das nennt man einen Künſtler, ja mit demſelben Recht, wie das Konſervatorium ſich die erſte Muſikſchule von Europa nennt!

Sehr wohl iſt mir bekannt, daß jene andere Methode die Farinelli's, die Marcheſi's, die Pacchiarotti's nicht gleich wieder ins Leben rufen wird. Das Hinderniß, das ſich dem entgegenſetzt, kann durch das Studium nicht beſeitigt werden, und wir ſind, Gott ſey Dank, jetzt zu human, um dazu das Meſſer anzuwenden; wir verlangen nicht mehr, daß die Männer Sopran ſingen, und man kann füglich ein großer Sänger ſeyn, auch ohne dieſen künſtlichen Phänomenen zu gleichen. Was die Damen betrifft, ſo unterſagt ihnen kein phyſiſches Hinderniß, ſich an die Seite der Gabrieli, der Cuzzoni, der Todi oder der Mara zu ſtellen. Man wird uns ſagen, dieſe Sängerinnen ſeyen mit außerordentlichen Naturgaben ausgeſtattet geweſen; ſehr wahr, aber iſt denn die Natur heutzutage geiziger oder erſchöpfter als vor hundert Jahren? Was uns fehlt, das ſind nicht ſowohl die Stimmen, als die Studien. Verſuche man es nur, den Weg unſerer Vorfahren zu gehen, und Manche werden gewiß auch deren Ziel erreichen; für die Uebrigen wird es aber ſchon viel ſeyn, ſich ihm auch nur genähert zu haben.

Dieſe Wiedergeburt der Geſangeskunſt würde raſch von Statten gehen, wenn Herr Baron C., der von Crescentini gebildet und ein würdiger Zögling ſolchen Meiſters iſt, mit den Noten Händel's zu gleicher Zeit ſeine Art und Weiſe, ſie zu ſpielen und zu ſingen, könnte drucken laſſen. Leider iſt dies aber unmöglich. Seine Hingebung, hoffen wir jedoch, wird darum nicht minder fruchtbar ſeyn — denn eine Hingebung iſt es in der That, auf ſeine Koſten und Gefahr in unſerem Jahrhundert der Contretänze, der Walzer und der Galopps die Oratorien von Händel herauszugeben. Gleichwohl giebt es in Frankreich noch Freunde der ernſten Kunſt, die fähig ſind, die Majeſtät, das Erhabene ſeiner großen Compoſitionen zu begreifen; dieſe werden die Anderen bekehren. Und dann bedarf es nur eines Funkens, um das Publikum zu entzünden. Wollte nur Madame Viardot nach Paris zurückkommen und vor unſeren Augen wieder die Strahlen jenes heiligen Feuers erglänzen machen, das einſt die Sandoni oder die Haſſe entflammte und von welchem ſie die einzige und letzte Erbin iſt, ſo ſollte Ihr bald erfahren, ob die Revolution in der Muſik auf ſich warten ließe, ob ſie heilſam oder unvollſtändig wäre. Alſo zunächſt möge uns Rußland die beredſame Dolmetſcherin Marcello's zurückgeben, und wir hoffen, daß dann der Ruhm Händel's, der Ruhm des franzöſiſchen Styles, in weniger als einem Winter ſeinen alten Glanz wiedererlangen und alle andere verdunkeln werde. *)

*) Es darf jetzt wohl die Hoffnung gehegt werden, daß die Franzoſen auch die Bachſche Muſik mehr kennen lernen werden; einer der treueſten Verehrer derſelben, der junge deutſche Muſiker Julius Stern, der ſich jetzt in Paris befindet und durch deſſen Einwirkung die Mendelsſohnſche Muſik zur „Antigone" auf die dortige Bühne gekommen, hat ſich auch bereits einen Kreis von Muſikfreunden gebildet, mit deren Hülfe er einmal den Pariſern den alten Sebaſtian Bach vorzuführen gedenkt.

*) Dieſer Wunſch wird wohl vorläufig noch nicht in Erfüllung gehen, da Madame Viardot-Garcia auch während des bevorſtehenden Winters in St. Petersburg bleibt. Sie wird dort unter Anderem die Alice in Meyerbeer's „Robert der Teufel" ſingen, welche Oper auf den Wunſch des Kaiſers von der italiäniſchen Operngeſellſchaft einſtudirt wird.

Mexiko.

Die mexikaniſchen Indianer.

III. Scenen aus dem Lande der Mazateken. **)

Wir verändern die Scene und verſetzen uns in das anmuthige, 25 Leguas lange, fruchtbare Thal, welches von dem tiefen, waſſerreichen Rio tonto, einem der bedeutendſten Nebenflüſſe des Alvaradoſtromes, durchſchnitten wird. Dieſes von den Mazateken bewohnte Thal iſt durch wilde Bergketten von den anderen Theilen des Departements Oajaka getrennt, zu dem es gehört. Im Nordweſten thürmen ſich die zerriſſenen Bergketten auf, die einen ſüdlichen Ausläufer des Pico de Orizaba bilden und unter dem Namen Sierra de Sangolica bekannt ſind; im Weſten wird dieſes Thal durch die Fortſetzung des Cerro colorado von dem Tiutitlan-Thale geſchieden. Das Land der Mazateken iſt noch von keinem europäiſchen Gelehrten beſucht worden, obgleich daſſelbe es in hohem Grade verdient, und obgleich man auf dem großen Wege, der zur Hauptſtadt Oajaka führt, von der Stadt Tiutitlan del camino aus gerade gegen Oſten nur die oben erwähnte Cerro colorado-Kette zu erklimmen braucht, um auf der anderen Seite zu dem bedeutendſten Ort der Mazateken, Huevetlan, hinabzuſteigen. Die Entfernung zwiſchen Tiutitlan und Huevetlan beträgt nur 7 Leguas; das Rio tonto-Thal bildet eine ſo tiefe beckenartige Einſenkung in das Gebirgsland, daß dadurch das Klima außerordentlich mild und behaglich wird. Der Vanilleſtrauch findet ſich in Menge wildrankend in dem Walde, der den Thalgrund einſchließt; mit ihm miſcht ſich die Sarſaparille, und ſteigt man etwas höher in den Eichenwald, ſo ſieht man im Gebüſch die violetrothen trichterförmigen Kronen der Jalap-Ipomäe prangen. Das Vorhandenſeyn dieſer drei wichtigen Medizinalpflanzen, beſonders der erſteren, lockt jährlich einige franzöſiſche Spekulanten hierher, welche dieſe Artikel zu einem Spottpreiſe aufkaufen und damit brillante Geſchäfte machen. Die Vanille von Huevetlan wird in Vera-Cruz außerordentlich geſchätzt. Der Rio tonto (d. h. der einfältige Fluß) hat ſeinen Namen davon, daß er nicht, wie faſt alle übrige mexikaniſche Flüſſe, ſchäumend und brauſend dahin ſtürzt,

**) Vgl. Nr. 116 und 118 des Magazins.

obgleich diese trotzdem so wenig wasserreich sind, daß sie in der heißen Jahreszeit austrocknen. Der Rio tonto fließt wegen seiner Tiefe und Wassermenge lautlos fort, hat aber eine sehr reißende Strömung. Da, wo er sich mit dem Rio do Alvarado vereinigt, bei dem sogenannten la Junta, ist seine Kraft so groß, daß sein Wasser, in der Farbe von dem des Alvaradoflusses verschieden, sich ein wenig über dieses erhebt, es im rechten Winkel durchschneidet und auf dem gegenüberliegenden Ufer in einer Fortsetzung seines ursprünglichen Laufes sich einen Abfluß bahnt. Wenn man in einem Kanoe den Rio tonto hinabfährt und sich der Vereinigung der beiden Flüsse naht, so bedarf es der ganzen Aufmerksamkeit eines kundigen Steuermannes, um in diesen reißenden, einander entgegenwirbelnden Strömungen dem Untergehen vorzubeugen.

Die Mazateken wohnen zusammen in großen und meistens gut gebauten Ortschaften, von denen Huevtlan, Guahutla, Allahutla, Jalapa und Irkatlan die wichtigsten sind. Dieser abgesonderte Stamm gehört zu dem weißesten und schönsten Menschenschlage Amerika's. Besonders die Frauen sind sehr hübsch, groß, schlank, wohlgebildet und dabei sehr lebhaft und freundlich. Sie kleiden sich in eine feine weiße Nagua (eine Art Weiberrock), die bis zu den Füßen reicht, und bedecken den Busen mit einer künstlich gewebten Huepile (ein Kleidungsstück, welches über den Kopf geworfen wird und über den oberen Theil der Brust und des Rückens herabhängt). Die Arme, Füße und der übrige Theil des Oberkörpers sind nackt. Diese Indianerinnen zeichnen sich im Weben feiner Servietten, Schärpen und Taschentücher aus, die sie aus selbstgebauter Baumwolle verfertigen. Sobald der Reisende in ihrem Wohnorte ankömmt, eilen sie sogleich herbei, um diese recht zierlichen Erzeugnisse ihres Fleißes zum Verkauf anzubieten, und wissen ihre Waare auf eine sehr einschmeichelnde Weise anzupreisen. Der ganze Stamm zeichnet sich durch große Gutmüthigkeit und besonderes Wohlwollen gegen den humanen Fremden aus. Ihre Sprache ist reich an Vokalen; sie ist die wohllingendste von allen Indianersprachen, die ich in Mexiko gehört habe. Sie begrüßen den Fremden mit der Anrede: Naina schn tendare! (Behüte dich Gott, spanischer Herr!) — Kumanga (Wie befindest du dich?) — Man antwortet: Tu guhumindá (Ich befinde mich wohl.) — Agu mile naï (Wie heißt du, Herr?) u. s. w. — Besucht man sie in ihren Wohnungen, so sind sie äußerst gastfreundlich: sie laden den Fremden sogleich ein, sich auf einen niedrigen Schemel ans Feuer zu setzen, und das Erste, was angeboten wird, sind kleine Papier-Zigarren. Mit emsiger Geschäftigkeit bereiten sie ein paar warme Tamales (eine Art Rollkloß, inwendig mit einer frischgebackenen Tortille), mit einer Sauce von spanischem Pfeffer überstrichen, und mit einem Stück Schweinefleisch oder dem Viertel eines Iguana (Leguan); sie nehmen es sehr übel, wenn man die angebotene Speise ausschlägt.

Ihre Sprache ist voll blumenreicher Bilder und eleganter Wendungen; selbst an Poesie fehlt es ihnen nicht, und oft habe ich sie mit Vergnügen ihre kleinen Lieder singen hören, welche sie mit einem Instrument begleiten, das aus einer mit Haut überspannten Kalabasse besteht, die man unter den linken Arm nimmt, während man mit der rechten Hand darauf schlägt. Zur Probe will ich die Anfangs-Strophe eines Liebesliedchens, das ich oft hörte, hier mittheilen:

Quiadiochina	O, Du Süße,
Quiadiochuna	Du mein Liebchen,
Touga — giue	Dich nur trag' ich
Animana.	Tief im Herzen.

Ich will nun noch ein Ereigniß mittheilen, welches ich dort erlebte und das damals einen tiefen Eindruck auf mich machte; ich hoffe, es wird dies zugleich dazu beitragen, ein freundliches Licht auf diesen Stamm zu werfen, denn es zeigt durch seinen romantischen Anflug den Indianer von einer Seite, von der er selten dargestellt worden.

Ich war der Gast des Priesters Don Luis Ortigoza, eines Sohnes von dem früheren Gobernador des Departements Oajaka. Er hatte erst vor kurzem sein Amt angetreten und war der mazatekischen Sprache noch nicht mächtig. Ein anderer junger Geistlicher, Don Feliciano Pereda, ein sehr aufgeweckter Mann, der seine früheste Jugend unter den Mazateken zugebracht hatte und ihre Sprache daher ganz fließend redete, war dort ebenfalls zum Besuche. Eines Tages kam an den Priester die Botschaft, sich in einem zwei Meilen entfernten Rancho zur confession (Beichte) einzufinden. Nach katholischem Ritus muß einer solchen Aufforderung augenblicklich Folge geleistet werden, da die ewige Seligkeit des Sterbenden auf der Ablegung dieser Beichte beruht. Es war ein schöner Tag, und da Don Luis seinen Freund Don Feliciano zur Begleitung aufforderte, damit dieser ihn mit seiner Kenntniß der Sprache unterstütze, so säumte ich nicht, mich ihnen anzuschließen, und wir stiegen alsbald zu Pferde. Bei unserer Ankunft wurden wir in eine Hütte geführt, deren Inneres sauber und nett und zum Empfange des Priesters mit Blumen geschmückt war. Auf dem Sterbebette lag eine schöne, junge, kaum 14 Jahr alte Indianerin hingestreckt, die, nach der Aussage der Aeltern, stets in einem abgelegenen Theil des Landes gelebt und niemals zuvor ins Dorf gekommen war. Es war augenscheinlich, daß der Tod seine Beute schon mit dem eisigen Hauch berührt hatte, und daß dem Priester zur Erfüllung seiner Pflicht nur kurze Zeit übrig blieb. Don Feliciano setzte sich neben ihrem Lager auf einen Schemel und begann in leisem, gedämpftem Ton sie anzureden. Sie lag schweigend da, mit geschlossenen Augen, und gab kein Zeichen der Aufmerksamkeit. Er forderte sie nun mit eindringlicheren Worten auf, ihre Gedanken zu dem Erlöser zu erheben, der allein ihrer Seele die ewige Freude gewähren könne; er erinnerte sie zugleich an ihre Pflicht, ihr Herz durch die Beichte zu erleichtern, damit er ihr die Absolution der Kirche ertheilen könne. Das junge Mädchen winkte dem Priester, sie ruhig sterben zu lassen; aber so leicht ließ sich dieser von der Ausübung seines heiligen Berufs nicht abhalten. Er stellte ein kleines Kruzifix zu den Füßen der Sterbenden auf und fuhr fort in seiner Rede von dem Heiland, der gestorben sey, um die Gläubigen vom Verderben zu erlösen. Plötzlich schlägt sie die Augen auf und erblickt das vorher nicht gesehene Kruzifix. Anfangs giebt sie mit einer Handbewegung zu erkennen, daß man es entfernen solle; zugleich aber fragt sie, was für ein Bild es sey, das man ihr vor die Augen gestellt habe? Der Priester belehrte sie, das sey Christus, von dem er zu ihr gesprochen; das sey der Fürsprecher, bei dem sie allein Erlösung suchen könne. Da leuchtet ihr Blick noch einmal in der Verklärung des Todes auf; sie erhebt sich auf ihrem Lager mit Leichtigkeit in eine sitzende Stellung, erfaßt das Kruzifix mit beiden Händen, und ruft mit deutlicher Stimme und ohne nach Worten zu suchen: „Naïnana! nitae zizehae. Fendu ammiana gataring gamaschili. Diandan gacmire. Dschnvaena, dizacuna schikiae. Dzizehaena acuni ghindai izeuina gahia animana; schaeska schimehaeli gataring gahia schikiangatari, gazi schotá schimangian gacmire." („Mein Gott! spät lernte ich Dich kennen! Mein Herz ist gebrochen, weil ich Dich nicht früher liebte! Laß uns nach Deinem Himmel gehen! Nimm mich, ich fürchte nicht den Tod. Sieh, wie meine Augen um Dich weinen! Jetzt liebt mein Herz Dich sehr; denn Du bist gestorben, daß wir Alle in Deinen Himmel kommen sollen.")

Aber mit diesem Ausbruch eines tiefbewegten Herzens war auch ihre Lebenskraft erschöpft; sie sank auf ihr Lager zurück und entschlummerte bald nachher, das Kruzifix mit beiden Händen an ihr brechendes Herz drückend. Tiefgerührt verließen wir Alle die Hütte, und Don Feliciano theilte mir nun Wort für Wort mit, was die sterbende Indianerin gebeichtet.

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham und Laharpe. Eine französische Monatsschrift, der „Almanach du Mois", theilt folgende Anekdote von Lord Brougham mit, die das Londoner Athenaeum ihm nacherzählt, ohne jedoch für die Wahrheit derselben einstehen zu wollen: „Vor einigen Jahren schrieb der edle Lord eine Abhandlung, worin er darzuthun suchte, daß der Kaiser Alexander sich sein ganzes Leben hindurch als ein echter Zögling Laharpe's bewährt habe. Allgemein bekannt ist, daß des Kaisers Erzieher der General Laharpe, ein geborener Schweizer, war; Brougham verwechselte Letzteren jedoch mit dem berühmten Verfasser der französischen Literatur-Geschichte und der „literarischen Korrespondenz mit Paul I.", und entdeckte nun eine Menge merkwürdiger Aehnlichkeiten zwischen dem kaiserlichen Zögling und diesem französischen Schriftsteller. Nach Vollendung seines Werkes sandte der Lord eine Abschrift desselben an Herrn Arago und bat ihn um sein Urtheil darüber. „Das Buch ist vortrefflich", erwiederte Herr Arago, „leider ist jedoch ein Irrthum darin — der Erzieher des Kaisers Alexander war nicht Laharpe der Schriftsteller, sondern Laharpe der General. Dieses ausgenommen, ist die Abhandlung, wie gesagt, ganz vortrefflich."

— Syrisch-Aegyptische Gesellschaft. Unter dieser Benennung (Syro-Egyptian-Society) ist in London ein Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe macht, Alles zu sammeln, was an neueren Erfahrungen über Aegypten, Arabien, Palästina und Syrien durch Reisende so wie auf anderem Wege in Europa bekannt wird. Es sollen dadurch denjenigen, welche den Wunsch hegen, diese Länder künftig zu besuchen, die Mittel dazu an die Hand gegeben und erleichtert werden. Bereits hat der Verein an mehreren Orten Agenten ernannt, welche ihm die eingesammelten Nachrichten zugehen lassen, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden sollen. Auch wird er nächstens ein Verzeichniß von auf den Orient bezüglichen Manuskripten, Inschriften, Büchern und Landkarten herausgeben. Hin und wieder sollen Versammlungen und Vorlesungen gehalten werden, an welchen auch Damen Theil nehmen.

— Die Bernstein-Hexe. Diese Erzählung ist jetzt auch den Engländern und den Franzosen zugeführt, doch den Letzteren erst durch Vermittelung der Ersteren, indem die von der Revue Britannique mitgetheilte Sorcière a l'Ambre nicht direkt aus dem Deutschen, sondern nach der von einem Engländer mit geschickter Hand bearbeiteten Amber-Witch übersetzt worden. In beiden Ländern hat die Erzählung außerordentlich angesprochen, wiewohl man auch dort die hinterdrein zum Vorschein gekommene kritische Absicht des Verfassers nicht begreifen kann, der, wenn er seinen Zweck (die Täuschung der Leser, die ein neueres Werk für ein altes halten) erreicht hätte, gerade das Gegentheil von dem bewiesen haben würde, was er hat beweisen wollen. In England hat man übrigens Herrn Dr. Meinhold sofort nachgewiesen, daß die Erzählung eine neuere Arbeit sey, denn er legt der Marie Schweidler im Jahre 1630 eine angeblich vom heiligen Augustin gedichtete lateinische Ode (Uno pane vivunt cives utriusque patriae) in den Mund, deren Gedanken zwar wirklich von dem Bischof von Hippo herrühren, deren Worte jedoch mehr als hundert Jahre jünger sind, als das vorgebliche Manuskript der Bernstein-Hexe; sie sind nämlich von Peter Damianus, Kardinal-Bischof von Ostia (gestorben am 23. Februar 1772) gedichtet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Sonnabend den 12. Oktober 1844

Spanien.

Gibraltar und seine Bevölkerung.

Von George Borrow's „The Bible in Spain", das die Leser unseres Magazins aus mehrfachen Auszügen kennen, die wir diesem Werke früher entlehnten *), ist jetzt eine vollständige deutsche Uebersetzung in drei Bänden unter dem Titel: „Fünf Jahre in Spanien" erschienen. **) Das Original hat in England bereits drei Auflagen erlebt und nebst seinem früheren Werke über Spanien (The Zincali) dem Verfasser einen für immer gesicherten Ruf begründet. Herr Borrow ist aber auch ein englischer Tourist comme il faut; er mag seyn, wo er will, immer wird er sich des Roastbeef und des Porterbiers von Alt-England mit Sehnsucht erinnern. Kein Volk in der Welt ist in seinen Augen würdig, den Engländern auch nur die Schuhriemen zu lösen, aber es müssen echte Vollblut-Englishmen seyn, und selbst die Schotten und Irländer sind ihm nur insofern von einigem Werth, als sie die Ehre haben, in den Diensten John Bull's zu stehen. Dabei besitzt der Mann das Talent, de omnibus rebus et quibusdam aliis erzählen zu können; er bleibt selten bei dem gegebenen Stoffe, sondern jede neue Figur giebt ihm auch gleich zu einer neuen Episode Anlaß, und das ist gerade am meisten im Geschmacke eines Publikums, dem es weniger um Belehrung, als um abwechselnde Unterhaltung zu thun. Wir zweifeln darum auch nicht, daß, seiner britischen Exclusiveness ungeachtet, wozu auch noch ein gewisser Missionseifer und eine affektirte Nichtachtung aller anderen Kirchen außer der englisch-episkopalen kömmt, die vollständige Uebersetzung seines unterhaltenden Buches in Deutschland nicht mindern Beifall finden werde, als die Abschnitte, die wir früher daraus mitgetheilt, besonders da die Uebersetzung mit sprachlicher Gewandtheit ausgeführt ist.

Der Uebersetzer hat mit Recht den englischen Titel des Buches: „Die Bibel in Spanien" durch einen dem Inhalte desselben mehr entsprechenden ersetzt. Die Bibel kommt in dem Werke nur beiläufig vor, und der Verfasser hat dasselbe nur deshalb nach ihr genannt, weil er in Spanien hauptsächlich mit dem Auftrage der englischen Bibelgesellschaft sich befand, das Buch der Bücher daselbst zu verbreiten. Wie wenig ihm dies gelungen, haben wir bereits in einem früheren Auszuge mitgetheilt, in welchem er über seine Verhandlungen mit dem spanischen Ministerium in sehr humoristischer Weise berichtete. Der gegenwärtige Auszug, der den letzten Abschnitten des dritten Bandes entlehnt ist und von der Ueberfahrt des Verfassers von Spanien nach Marokko handelt, hat zum Theil den Zweck, eine Probe der oben erwähnten deutschen Uebersetzung mitzutheilen, zum Theil aber auch, unsere Leser auf das durch den letzten Seezug der Franzosen interessant gewordene spanisch-afrikanische Gebiet zu versetzen. Wir werden zu diesem Ende unserem gegenwärtigen Abschnitt über Gibraltar einen zweiten über Tanger folgen lassen.

I.

Es war nahe an Sonnenuntergang, und wir durchschifften so eben die Bucht von Gibraltar; die Bucht? — nein, es erschien nicht wie eine Bucht, sondern wie ein von allen Seiten durch zauberähnliche Schranken umschlossener Binnensee; so seltsam und wunderbar war der Anblick seiner Küsten. Vor uns lag die uneinnehmbare Berghöhe, rechts das Festland Afrika's mit seinem grauen Dschibel Musa und die Felsenspitze von Ceuta, nach welcher eine einsame Barke hinzusteuern schien; hinter uns Algeziras, das wir so eben verlassen hatten, mit seinem Walle von Gebirgen; zu unserer Linken die Küste Spaniens. Die Oberfläche des Wassers ward durch keine Welle gekräuselt, und während wir rasch dahin glitten, ward der seltsame Gegenstand, dem wir uns näherten, mit jedem Augenblick deutlicher und sichtbarer. Dort am Fuße des Berges und einen kleinen Theil seines Abhanges bedeckend, lag die Stadt mit ihren Wällen, besetzt mit düsteren Kanonen, die bedeutungsvoll auf ihre Steindämme und Häfen hin gerichtet waren; oben darüber, dem Anscheine nach auf jeder Felsspitze, die für die Vertheidigung oder für die Vernichtung des Feindes benutzt werden konnte, blickten gleich blassen Leichensteinen Batterieen hervor, als wollten sie das Schicksal andeuten, das jeden angreifenden Feind hier erwarte; während ostwärts und westwärts, gegen Afrika und Spanien hin, auf den äußersten Punkten sich Kastelle, Thürme oder Atalaias erhoben, die das Ganze und zugleich die ganze Umgegend von Land und Wasser beherrschten. Mächtig und drohend erschienen die Festungswerke, und sie würden, sähe man sie in irgend einer anderen Lage, ohne Zweifel an und für sich schon die Seele beschäftigen und ihr Staunen erhöhen; allein der Berg, der staunenswürdige Berg war überall um sie, unter ihnen oder über ihnen, und schwächte den Eindruck ihres Anblicks. Wer würde wohl, wenn er den ungeheuren Elephanten mit seinem geschwungenen Rüssel ungestüm in den Kampf stürzen sieht, noch auf den Thurm blicken, den er auf dem Rücken führt, oder die Wurfspieße derer fürchten, die er trägt, wie gewandt und kriegerisch sie auch seyn möchten? Nie erscheint Gott so groß und gewaltig, als wenn die Werke seiner Hand mit den Schöpfungen der Menschen im Kontrast stehen. Betrachte das Escurial, es ist ein stolzer Bau; aber bewundere es noch, wenn Du kannst, sobald Du den Berg, der spottend darauf nieder sieht, anschaust. Betrachte jenen Stolz der maurischen Könige, betrachte Granada von seiner Ebene aus, und bewundere es noch, wenn Du kannst; denn Du siehst dahinter die Alpujarren, die stolz darauf herab blicken. O, was sind doch die Werke des Menschen, im Vergleich mit denen des Herrn! eben das, was der Mensch im Vergleich mit seinem Schöpfer ist! Der Mensch baut Pyramiden, und Gott baut Pyramiden; die Pyramiden des Menschen sind Steinhaufen, winzige Hügel auf Sandebenen; die Pyramiden des Herrn sind die Anden und die Himalaya-Berge. Der Mensch baut Mauern auf, und so auch sein Gebieter; aber die Mauern Gottes sind die schwarzen Abgründe von Gibraltar, ewig, unzerstörbar und unersteigbar; während die des Menschen erklettert, durch die Wogen zertrümmert oder durch Blitz oder Pulver-Explosionen zerschmettert werden können. Will ein Mensch seine Macht und Größe zu seinem Vortheil zeigen, so möge er fern von den Gebirgen weg fliehen; denn die breiten Wimpel Gottes, eben seine Wolken, flattern auf den Spitzen der Berge, und die Majestät Gottes offenbart sich am meisten in den Gebirgen. Nenne Gibraltar den Berg Tarik's oder des Herkules, wenn du willst; aber betrachte ihn einen Augenblick, und du wirst ihn den Berg Gottes nennen. Tarik und der Riese der Vorwelt mögen etwas darauf erbaut haben *); allein der gesammte dunkelfarbige Stamm, zu welchem Tarik gehörte, und alle die berühmten Riesen des Alterthums, von denen Hercules einer war, würden nicht im Stande gewesen seyn, seine Felsenspitzen aufzuführen oder seine ungeheure Masse zu ihrer gegenwärtigen Gestalt auszuhauen.

Wir gingen nicht weit von dem Hafen vor Anker. Da wir jeden Augenblick den abendlichen Kanonenschuß zu hören erwarteten, nach welchem Niemand mehr in die Stadt eingelassen wird, so war ich sehr in Angst, daß ich die Nacht würde am Bord des schmutzigen catalonischen Dampfbootes zubringen müssen, das ich gern eiligst zu verlassen wünschte, da ich nicht nothwendig hatte, weiter darin zu fahren. Ein Boot näherte sich uns jetzt, auf dessen Hintertheil sich zwei Personen befanden. Der Eine stand auf und fragte mit einer gebieterischen Stimme nach dem Namen des Fahrzeugs, nach seiner Bestimmung und seiner Ladung. Als dies beantwortet war, kamen sie an Bord. Nach einem kurzen Gespräch mit dem Capitain waren sie im Begriff, sich wieder zu entfernen, als ich fragte, ob ich sie wohl nach der Küste begleiten könnte? Derjenige, an den ich mich wendete, war ein schlanker, junger Mann in einem Frack von Barchent. Er hatte ein langes Gesicht, lange Nase und weiten Mund, mit großen, unruhig umherblickenden Augen. Zu seinem Gesicht war ein gewisses Grinsen, welches darin bleibend zu seyn schien, und hätte er nicht eine bronzene Gesichtsfarbe gehabt, so würde ich ihn für ein verzärteltes Londoner Stadtkind und für nichts weiter gehalten haben. Er war indessen nichts der Art, sondern das, was man eine Felsen-Eidechse nennt, das heißt, Jemand, der zu Gibraltar von englischen Aeltern geboren ist. Als er meine Frage, die ich auf spanisch that, hörte, grinste er noch mehr als je und fragte in einem fremdländischen Accent, ob ich ein Eingeborener von Gibraltar sey? Ich erwiederte, daß ich nicht die Ehre hätte, aber daß ich ein britischer Unterthan sey; worauf er erklärte, daß er ohne Bedenken mich nach der Küste mitnehmen würde. Wir traten ins Boot, welches von vier genuesischen Matrosen pfeilschnell ans Land gerudert wurde. Meine beiden Begleiter plauderten in ihrem fremdartigen Spanisch, während der im Barchent-Rocke dann und wann mir sein ganzes Gesicht zuwendete und sein letztes Grinsen immer noch abscheulicher erschien als das frühere. Wir erreichten bald den Kai, wo mein

*) Man vgl. unter Anderem Nr. 22—23, so wie Nr. 40 des Magazins vom Jahre 1843. In der zuerst genannten Nummer befindet sich auch eine Skizze von dem Leben des in jeder Beziehung merkwürdigen Verfassers.

**) Breslau, im Verlage von Joseph Max u. Comp., 1844.

*) Der Name Gibraltar ist bekanntlich eine Verstümmelung aus Gibel (Dschibel) Tarik, Tarikberg.

Name von Jemanden, der meinen Paß verlangte, aufgezeichnet wurde, worauf ich dann die Erlaubniß erhielt, weiter vorwärts zu gehen.

Es war schon dunkel, und ich säumte daher nicht, über die Zugbrücke hinüber und in den langen, niedrigen Bogengang zu gelangen, der unter dem Walle hindurch nach der Stadt führt. Unter diesem Bogengange schritten mit abgemessenen Tritten schlanke, rothröckige Schildwachen mit geschultertem Gewehr auf und nieder. Bei diesen Leuten gab es kein Stehenbleiben, kein müßiges Schlendern, kein Lachen, keinen Wechsel flüchtiger Worte mit den Vorübergehenden; sondern ihr Benehmen war das eines britischen Soldaten, der sich der Pflichten seines Postens bewußt ist. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den trägen Faullenzern, die am Thor einer spanischen Garnisonstadt auf Wache stehen!

Ich ging die Hauptstraße hinauf, die, allmälig bergan steigend, am Fuße des Berges hinläuft. Da ich die letztverflossenen Monate mich an die melancholische Stille von Sevilla gewöhnt hatte, so ward ich durch das Geräusch und den Lärm, der ringsumher herrschte, fast betäubt. Es war ein Sonntag-Abend und folglich ein Stillstand in den Geschäften, und dennoch gab es ein Gedränge von hin und her strömenden Menschen. Hier ging eine Militairwache entlang, dort spazierte eine Gruppe von Offizieren, dort wieder stand ein Haufe von Soldaten plaudernd und lachend. Der größte Theil der Civilisten schienen Spanier zu seyn, doch war darunter ein guter Theil Juden in der Tracht der Berberei gemischt und hier und da ein Maure in seinem Turban. Auch gab es da ganze Schaaren von Matrosen, — Genueser, nach dem Patois, das sie sprachen, zu schließen; doch unterschied ich dann und wann auch die Worte tou logou sas, woraus ich erkannte, daß auch Griechen in der Nähe seyn müßten, und zwei- bis dreimal sah ich die rothe Mütze und blauseidenen weiten Gewänder der Matrosen von den griechischen Inseln hindurch schimmern. Immer vorwärts eilte ich indeß, bis ich zu einem wohlbekannten Gasthofe gelangte, dicht an einer Art von Marktplatz, worauf die kleine Börse von Gibraltar steht. In diesen eilte ich hinein und verlangte ein Zimmer, worauf ich von dem Schutzgreise des Ortes (Griffiths) fröhlich bewillkommt wurde, der hinter der Vergitterung stand, und den ich hier zu schildern Gelegenheit haben werde. Alle Zimmer im Erdgeschoß waren mit Leuten vom Felsen angefüllt, meistentheils korpulente Gestalten von schwarzbrauner Gesichtsfarbe und englischen Gesichtszügen, in weißen Hüten, weißen Jacken und Pantalons von Barchent. Sie rauchten Tabakspfeifen und Zigarren, tranken Porter, Wein und andere Flüssigkeiten und unterhielten sich in dem Felsen-Spanisch oder Felsen-Englisch, je nachdem die Luft sie anwandelte. Dicht war der Tabacksrauch und groß das Geräusch der vielen Stimmen, und ich war froh, die Treppe hinauf in ein unbesetztes Zimmer eilen zu können, wo ich mit einigen Erfrischungen bedient wurde, die ich sehr nöthig hatte.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Sidonia, ein jüdischer Banquier des 19. Jahrhunderts.

Nach dem „Coningsby" von Beni. d'Israeli.

(Schluß.)

„Ich glaube", fuhr Sidonia fort, „daß es ein sehr verbreiteter Irrthum ist, anzunehmen, daß die Revolutionen durch finanzielle Ursachen herbeigeführt werden. Diese beschleunigen allerdings sehr oft die Katastrophe, sind aber selten die Veranlassung dazu. Ich weiß z. B. keine Zeit, wo materieller Wohlstand in England so verbreitet war als um 1640. England hatte eine nicht übermäßige Bevölkerung, einen vervollkommneten Ackerbau, einen reichen Handel, und doch stand es am Vorabend der größten und gewaltsamsten Veränderungen, die es je erfahren hat." — „Dies war eine religiöse Bewegung." — „Zugegeben; in diesem Fall war also die Ursache nicht physisch. Die Einbildungskraft Englands empörte sich gegen die Regierung. Ist das nicht ein Beweis, daß, wenn einmal diese Seite bei einer Nation exaltirt ist, sie selbst ihre materielle Behaglichkeit opfern wird, um ihren Neigungen zu folgen?" — „Glauben Sie also, daß in diesem Lande der Wunsch nach einer politischen Veränderung sehr stark ist?" — „Das noch nicht. England ist heute unruhig und aufgeregt, aber nicht erfinderisch. Dies wird die nächste Phase in seinem moralischen Zustand seyn, und darauf will ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Ich meinerseits, während ich den physischen Ursachen geringen Einfluß auf die Erzeugung dieser Unruhe einräume, bin noch weniger der Ansicht, daß man ihr durch eine neue Vertheilung der politischen Gewalt abhelfen kann. Dies würde nur das Uebel verschlimmern. Dies hieße dem alten Irrthum nachgeben, daß politische Institutionen die Nation befriedigen können. Eine politische Institution ist eine Maschine: die bewegende Kraft ist der National-Charakter, und von diesem hängt es ab, die Maschine für die Gesellschaft nützlich oder verderblich zu machen. Man hat in diesem Lande seit dem Frieden versucht, eine Rekonstituirung der Gesellschaft auf rein rationellen Grundlagen zu predigen. Das Prinzip der Nützlichkeit ist mit großer Kraft geltend gemacht worden. Ich spreche nicht geringschätzig von den Arbeiten dieser Schule; ich neige mich vor der Intelligenz unter allen Formen, und wir müssen für jede philosophische Schule dankbar seyn, selbst wenn wir nicht wie sie denken, doppelt dankbar in diesem Lande, wo unsere Staatsmänner lange Zeit so erbärmlich hinter der öffentlichen Intelligenz zurückblieben. Man hat also versucht, die Gesellschaft auf einer Basis von materiellen Berechnungen und Motiven zu rekonstruiren, aber ohne Erfolg, was in einem alten, sehr bevölkerten Königreich unvermeidlich war. Die tiefsten Forscher wissen, wie beschränkt die menschliche Vernunft ist. Wir verdanken der Vernunft des Menschen keine von den großen Unternehmungen, welche den Fortschritten der Menschheit zu Ausgangspunkten dienen. Nicht die Vernunft war es, welche Troja belagerte, nicht die Vernunft, die den Sarazenen aus der Wüste hervorgehen ließ, um die Welt zu erobern, nicht die Vernunft, welche die Mönchsorden einsetzte, die Jesuiten stiftete, und vor Allem war es nicht die Vernunft, welche die französische Revolution schuf. Der Mensch ist nur groß, wahrhaft groß, wenn er in der Begeisterung der Leidenschaft handelt; nur wenn er sich an die Einbildungskraft wendet, ist er unwiderstehlich. Mormon selbst, der letzte amerikanische Träumer, zählt mehr Anhänger als Bentham."

„Und Sie glauben also, daß, wie die Phantasie einst den Staat beherrschte, sie auch heute ihn retten kann?" — „Der Mensch ist gemacht, um anzubeten und zu gehorchen; wenn ihr ihm nichts anzubeten gebt, so wird er sich selbst seine Götter bilden und in seinen eigenen Leidenschaften einen Führer finden." — „Aber wo sollen wir den Glauben finden in einer Nation von Sektirern? Wer kann ein Gefühl des Royalismus für einen Souverain empfinden, dessen Rathssitzungen in Downing-Street gehalten werden?" — „Ich spreche von den ewigen Prinzipien der menschlichen Natur, und Sie antworten mir mit den vorübergehenden Begebenheiten der gegenwärtigen Stunde. Die Sekten kommen und verschwinden. Wo sind die Männer der fünften Monarchie? England wird jetzt von Downing-Street regiert; einst ward es regiert von Alfred und Elisabeth."

Einige Tage nach diesem Gespräch mußten sich die beiden Freunde von einander trennen. Henry mußte die Universität beziehen, und er bedauerte es um so weniger, als auch Sidonia sich zur Abreise anschickte.

„Ich gehe in acht Tagen nach Cambridge", sagte Henry; „ich hoffte, Sie würden noch acht Tage geblieben seyn."

„Auch ich", antwortete Sidonia; „aber Briefe, die ich diesen Morgen empfangen, rufen mich; der Minister kann die Interessen der Staatsschuld nicht bezahlen, und er wendet sich an uns. Ich gebe nie zu, daß eine Staats-Angelegenheit ohne meine persönliche Intervention abgemacht werde, und ich muß daher sofort nach der Stadt."

„Gesetzt, Sie weigern sich, zu zahlen", sagte Henry lächelnd.

„Wenn ich meinem Antrieb allein folgte, so würde ich hier bleiben. Ist es nicht lächerlich, daß eine Nation sich an ein Individuum wendet, um ihren Kredit und mit ihrem Kredit ihre politische Existenz und ihren Wohlstand aufrecht zu erhalten, wenn dieses Individuum ein Mensch ist, dem ihre Gesetze die höheren Rechte des Bürgers, Sitz und Stimme in ihrem Senat und das Recht, ein Grundstück zu besitzen, absprechen? Denn obwohl ich die Unbesonnenheit gehabt, mehrere Güter zu kaufen, so ist doch meine Meinung, daß unter dem bestehenden Gesetz ein Engländer jüdischen Glaubens keinen Theil des Bodens besitzen kann."

„Aber es wäre leicht, ein so illiberales Gesetz abzuschaffen."

„O, was die Illiberalität betrifft, so habe ich nichts zu sagen, wenn dies ein Element der Macht ist. Lassen wir den politischen Sentimentalismus bei Seite. Was ich behaupte, ist, daß, wenn ihr Leuten erlaubt, Eigenthum anzuhäufen, und sie diese Erlaubniß in großem Maßstab benutzen, ihnen außer dem Eigenthum nothwendig auch Macht zu Theil wird, und nichts ist unpolitischer, als das Interesse einer mächtigen Klasse auf den Umsturz der Institutionen, unter denen sie lebt, hinzulenken. Die Juden sind an sich ein durchaus monarchisch gesinnter und dabei sehr religiöser Stamm; sie weisen die Bekehrungen zu ihrem Kultus als eine Kalamität zurück und wünschen stets die Aufrechthaltung der Religionssysteme, neben welchen das ihrige geschützt ist. Doch seitdem eure Gesellschaft in England unruhig geworden ist und furchtbare Combinationen eure Institutionen bedrohen, werdet ihr den Juden, der sonst ein so treuer Unterthan war, immer mit dem Gleichmacher und dem Atheisten unter demselben Banner finden und bereit, die Meinung zu unterstützen, die sein Leben und sein Eigenthum in Gefahr bringen kann, um nur nicht länger unter einer Gesetzgebung zu stehen, die ihn im Zustand der Erniedrigung hält. Wenn die Tories eine wichtige Wahl in einem kritischen Augenblick verlieren, so sind es die Juden, die gegen sie stimmen. Wird die Kirche mit dem Plan einer Universität, wo alle Religionen tolerirt werden sollen, bedroht, so ist es ein Jude, der die Fonds zu diesem Institut hergiebt. Und doch sind die Juden wesentlich torpistisch. Jede Generation muß die Juden mächtiger und für die Gesellschaft, die ihnen feindlich gesinnt ist, gefährlicher werden sehen. Glauben Sie, daß die kalte Verfolgung des formalistischen Deputirten einer englischen Universität diejenigen niederdrücken wird, die hinter einander den Pharaonen, Nebukadnezar, Rom und der Feudalzeit getrotzt haben? Ihr könnt eine reine Race der kaukasischen Organisation nicht zerstören. Es ist ein physiologisches Faktum, ein Naturgesetz, das über die Könige von Aegypten und Assyrien, über die römischen Kaiser, über die christliche Inquisition triumphirt hat. Weder Strafgesetze, noch physische Martern können bewirken, daß eine ungemischte Race von einer gemischten absorbirt oder vernichtet werde. Die gemischten Racen der Verfolger gehen vorüber, die verfolgte Race bleibt. Selbst in diesem Augenblick übt der jüdische Geist, nach einer Degradation von zehn Jahrhunderten, einen großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten. Ich spreche nicht von dem Gesetze der Hebräer, dem — Ihr gehorcht, nicht von ihrer Literatur, von der eure Studien durchzogen sind, sondern von der lebenden Intelligenz der heutigen Juden. Es giebt keine große geistige Bewegung in Europa, an der die Juden nicht Theil nehmen. Die ersten Jesuiten waren Juden; jene geheimnißvolle russische Diplomatie, welche das westliche Europa so sehr beunruhigt, wird hauptsächlich von Juden geleitet und organisirt; jene große Revolution, die gegenwärtig in Deutschland im Werden ist und die in der That eine zweite wichtigere Reformation als

die erste seyn wird, entwickelt sich ganz unter den Auspizien der Juden, welche die deutschen Lehrstühle fast monopolisiren. *) Neander, der Gründer des christlichen Spiritualismus und Professor der Theologie an derselben Universität, von Juden. Weyl, erster Professor des Arabischen in Heidelberg und Verfasser des Lebens Muhammed's, ist gleichfalls Jude. Ja, was die deutschen Professoren dieses Stammes betrifft, so ist ihre Zahl Legion. Ich glaube, es giebt ihrer nicht weniger als zehn in Berlin. Ich sagte Ihnen eben, daß ich morgen nach der Stadt ginge, weil ich es mir zur Regel gemacht, Finanzgeschäfte, wenn es Staats-Angelegenheiten sind, selbst zu behandeln. Sonst halte ich mich entfernt. Ich höre von Krieg und Frieden in den öffentlichen Blättern sprechen, aber das beunruhigt mich nie, außer wenn ich erfahre, daß die Souveraine Geld brauchen. Dann weiß ich, es ist Ernst. Vor einigen Jahren wandte sich Rußland an uns. Nun besteht keine Freundschaft zwischen dem Petersburger Hof und meiner Familie. Dieser Hof hat holländische Banquiers, die ihn gewöhnlich bedienen, und unsere Vorstellungen zu Gunsten der polnischen Juden, des unglücklichsten Theils unseres Volks, sind dem Zar nicht angenehm gewesen, doch ein Umstand bewirkte eine Annäherung zwischen den Romanoff's und den Sidonia's. Ich beschloß, selbst nach Petersburg zu gehen. Bei meiner Ankunft hatte ich eine Zusammenkunft mit dem russischen Finanz-Minister, Grafen Cancrin; ich sah in ihm den Sohn eines lithauischen Juden. *) Die Anleihe betraf Spanien. Ich beschloß, von Rußland nach Spanien zu gehen, und reiste Tag und Nacht. Kaum angekommen, hatte ich eine Audienz bei dem spanischen Minister, Señor Mendizabal; ich sah in ihm einen Mann, der, wie ich, der Sohn eines Nuevo Cristiano, eines Juden aus Aragon, war. In Folge der Verhandlungen in Madrid reiste ich direkt nach Paris, um den Conseils-Präsidenten von Frankreich zu Rathe zu ziehen. Ich sah den Sohn eines Juden als einen Helden und Marschall des Kaiserreichs; und war dies etwa zu verwundern? Wer könnte leichter Kriegshelden abgeben, als die, welche den Gott der Heerschaaren anbeten?"

„Wie! der Marschall Soult ist Jude?"

„Ja, und so wie er, andere französische Marschälle, und zwar die berühmtesten; z. B. Masséna, dessen ursprünglicher Name Manasse war. Die Unterhaltungen mit dem Marschall Soult zeigten mir, daß wir der Vermittlung einer der östlichen Mächte bedurften, und ich hatte eine Konferenz mit dem **'schen Gesandten .... In dem Grafen ** erkannte ich wieder einen Juden. Sie sehen also, mein lieber Coningsby, daß die Welt von ganz anderen Leuten regiert wird, als sich diejenigen träumen lassen, die nicht hinter die Coulissen kommen."

„Sie erregen mein Erstaunen und Interesse."

„Man muß die Physiologie studiren, mein junger Freund. Man kann die reinen Racen des Kaukasus, man kann sie nicht verachten, wenn man nicht die brutale Unwissenheit einer Bastard-Race theilen will, welche vergebens exkommunizirt und verbrennt ... Das unwiderstehliche Gesetz der Natur rottet sie selbst ohne Verfolgung aus."

„Aber auch ich stamme ja vom Kaukasus", sagte Henry.

„Ja, und danken Sie Ihrem Schöpfer für diesen Vorzug. Ihre Race ist leidlich rein. Sie kommen von den Gestaden des Nordmeers, aus dem Lande der blauen Augen, der goldenen Haare; es ist eine famöse Race, mit der wir Araber lange gekämpft, die uns viel Leiden bereitet ...."

„Aber erklären Sie mir, wie es kommt, daß Ihre von der Natur so begünstigte Race keine große Dichter, Redner und Schriftsteller hervorgebracht hat?"

„Von der Natur und dem Gott der Natur begünstigt, haben wir die Leier David's hervorgebracht; wir haben euch Jesaias und Ezechiel gegeben. Das sind unsere Olynthischen und Philippischen Reden. Wir sind noch immer von der Natur begünstigt; aber in demselben Maße, wie die Natur uns begünstigt hat, hat der Mensch uns verfolgt. Nach unaufhörlichen Kämpfen, nach Handlungen des Muths und des Patriotismus, die Rom und Sparta nicht übertroffen haben, haben wir fünfzehn Jahrhunderte der Knechtschaft bestanden, und Alles, was sonst den Menschen herabwürdigen oder zerstören kann, ist unschädlich an uns vorübergegangen. Das jüdische Kind trat ins Jünglingsalter, nur um zu erfahren, daß er der Paria jenes undankbaren Europa's sey, welches ihm seine besten Gesetze, einen Theil seiner Literatur, seine Religion verdankt. Große Dichter bedürfen eines Publikums: wir haben uns mit den unsterblichen Melodieen begnügt, die vor zweitausend Jahren an den Ufern Babylons gesungen wurden. Große Redner werden durch die Volksversammlungen geschaffen, und man erlaubte uns kaum, uns heimlich in unseren Tempeln zu versammeln. Große Schriftsteller ... aber die Liste der unseren ist lang genug. Was sind alle eure scholastischen Doktoren, Thomas von Aquino selbst, neben Maimonides? und ist nicht die ganze neuere Philosophie die Tochter Spinoza's? Endlich hat dieses leidenschaftliche, schöpferische Genie, das keine menschliche Tyrannei zerstören, obwohl sie ihm eine andere Richtung geben kann, jenes Genie, welches zu den Gemüthern der Völker durch die Poesie, zu den Senaten durch die Beredtsamkeit hätte sprechen können, es hat noch einen Ausdruck gefunden, den ihr trotz eurer Vorurtheile und Antipathieen hinnehmen mußtet ... Das Ohr, die Stimme, die Combination der Töne, die Wissenschaft der Harmonie, jene von den Alten vergötterte Kunst, die schönste Schöpfung Gottes, die Musik mit einem Wort; ist jüdisch geblieben. Ohne zu den alten Annalen der Hebräer hinaufzusteigen, erwähne ich nur, daß das musikalische Europa in diesem Augenblick uns gehört. Es giebt keine Sängertruppe, kein großes Orchester, wo man nicht unsere Kinder findet. Fast alle große Komponisten, fast alle gelehrte Musiker, fast alle Stimmen, die euch im Theater entzücken, gehen aus unseren Stämmen hervor. Ihre Liste ist zu groß, als daß ich sie aufzählen könnte, zu berühmt, als daß ich bei untergeordneten Namen stehen zu bleiben brauchte; es genügt mir, die drei großen Geister zu nennen, vor denen ihr euch alle in Bewunderung neigt: Rossini, Meyerbeer, Mendelssohn sind von jüdischer Abkunft, und eure jungen Londoner Fashionables, eure Pariser Stutzer ahnen nicht, wenn sie von einer Pasta und Grisi hingerissen werden, daß sie zwei Sängerinnen Israel's ihre Huldigung darbringen."

Frankreich.

Eine Sängerin des achtzehnten Jahrhunderts.

Das vorige Jahrhundert hat in Frankreich einen lachenden Kranz blühender Schönheiten aufzuweisen, die an Geist und Witz wohl einen Vergleich aushielten mit den Aspasien des Alterthums, wenn auch unter ihren Verehrern eben kein Perikles sich vorfand. Sophie Arnould war eine der Blumen, die an der Sonne leichtfertigen Glücks auf dem Boden der Theaterwelt zum Entzücken von Hof und Stadt, von Versailles und Paris hervorgesprossen war. Sie schaut den Geschichtsforscher des achtzehnten Jahrhunderts wie ein lächelndes Bild an, einen Flecken auf der schönen Stirn und eine Rose im Gürtel, so daß er nicht umhin kann, neben ernsteren Studien dasselbe forschend zu betrachten.

Sophie Arnould wurde zu Paris im Karneval 1740 geboren, in dem alten Hotel Ponthieu und in derselben Stube, worin der Admiral Coligny ermordet ward und ein Jahrhundert später die schöne Herzogin von Monbazon, die Geliebte des frommen Rancé, starb. „Ich bin durch eine berühmte Pforte auf die Welt gekommen", pflegte Sophie Arnould scherzhaft zu sagen; ihr junges Gemüth nahm eine gewisse romantische Färbung an durch die Erinnerung an die Leidenschaft, welche Rancé zur Herzogin von Monbazon zog, eine Leidenschaft, deren Flamme zum Himmel stieg, als der irdische, weltliche Altar derselben in ein Grab sich verwandelt hatte, gewiß ein seltener Fall in den Annalen der Männerliebe. — Die Aeltern von Sophie Arnould vermietheten das alte Hotel Ponthieu, sie waren die Verwalter desselben; durch redlichen Willen und Sparsamkeit brachten sie es dahin, ihren fünf Kindern eine sorgfältige und genügende Erziehung zu geben; die Sorgfalt, welche sie darauf verwendeten, war wirklich rührend. Sophie Arnould wurde wie eine Tochter höheren Standes erzogen, sie hatte die besten Lehrer für Musik, Tanz und Gesang; sie zeigte sehr frühzeitig ein hinreißendes Talent zum Singen, keine Sirene des dichterischen Alterthums konnte so viel Frische und Klang in der Stimme haben. Ihre Mutter begriff, welcher Schatz in dieser Stimme lag, und Sophie Arnould selbst sagte noch als Kind: „Wir werden reich seyn wie die Fürsten; eine gute Fee ist an meine Wiege getreten und hat mir die Zaubergabe verliehen, mit dem Ton meiner Stimme Alles in Gold und Perlen zu verwandeln." Die Mutter führte sie in einige Kirchen, um religiöse Musik aufführen zu helfen; dort hörte sie die Prinzessin von Modena und befahl, man möge das junge Mädchen zu ihr bringen. Die kleine Sängerin war sehr aufgeweckt und plauderte mit der Anmuth eines Waldvögleins. Die Prinzessin war ganz bezaubert von ihr; sie schenkte ihr ein Halsband von echten Steinen und sagte: „Gehe hin, mein liebes Kind, du singst wie ein Engel und du hast mehr Verstand als ein Engel, dein Glück ist gemacht." — Von diesem Tage an war Sophie Arnould in der Mode; man sprach von ihrer Anmuth, ihren schönen Augen, ihren witzigen Antworten, aber besonders von ihrer zauberhaften Stimme. Die Pompadour ließ sie zu sich bescheiden und befahl ihr, keine Silbe zu sprechen, nur zu singen. Sophie Arnould ließ sich nicht zweimal so etwas sagen, sie sang wie eine Nachtigall, die Perlen im Schnäbelchen rollt. Die Pompadour applaudirte mit Begeisterung und sagte: „Junges Mädchen, Sie werden dereinst eine reizende Prinzessin werden!" Madame Arnould, welche gegenwärtig war, erwiederte ängstlich: „O, Frau Marquise, meine Tochter ist zu arm, um einen Prinzen zu heiraten, und zu gut erzogen, um eine Theater-Prinzessin zu werden." — Dennoch war Sophie Arnould von dem Tage an der Theater-Laufbahn verfallen; anfangs sagte man, um die besorgliche Mutter nicht zu sehr zu erschrecken, sie sey nur als Privat-Sängerin des Königs eingeschrieben, aber bald hieß es, Sophie müsse zur Oper übertreten, sie sey es ganz Frankreich schuldig, alle Herzen des Königreichs durch ihren Gesang zu entzücken. „Zur Oper gehen, heißt zum Teufel gehen", sagte Sophie, „aber das ist nun mal meine Bestimmung." So machen wir es Alle, wir schreiben all unser Unrecht auf Rechnung der Vorsehung. Madame Arnould widersetzte sich mit ihrer ganzen mütterlichen Autorität und wollte ihre Tochter in ein Kloster einsperren; aber glücklicherweise für den Teufel, der leider immer sein Recht zu behaupten weiß, mischte sich der König von Frankreich damals noch in die Vergnügungs-Angelegenheiten des Volkes; er unterzeichnete einen Befehl, Sophie Arnould zur Oper zu zwingen. „Nun wohl", sagte die arme Mutter

*) Von welcher Revolution oder Reformation in Deutschland der Verfasser hier spricht, ist nicht recht zu erkennen. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, scheint es eine wissenschaftliche zu seyn, und die einzige wissenschaftliche Revolution, von welcher Deutschland in allerneuester Zeit bewegt wurde, ist die von der jungen Hegelschen Schule ausgegangene; diese kann aber von dem Verfasser unmöglich gemeint seyn: bekanntlich gehören einige Matadore dieser Schule, wie Bruno Bauer und Ruge, zu den entschiedensten Gegnern der Juden, von welchen Letzteren sich eine nur sehr geringe Zahl dem Banner der Jung-Hegelianer angeschlossen. Was der Verfasser übrigens von dem Einfluß der Juden auf Europa's Geschicke und Bewegungen erzählt, ist fast ganz aus der Luft gegriffen; wir theilen es nur der Kuriosität wegen mit. Der kundige Leser wird leicht das Falsche vom Wahren zu scheiden wissen.

**) Graf Cancrin stammt aus Deutschland von einer christlichen Familie.

„so möge der Wille des Königs und meiner Tochter geschehen!“ Sie verzweifelte noch nicht, die vielbedrohte Tugend derselben noch zu retten. Sie begleitete ihre Tochter stets bis in die Coulissen; die Verführer von 1757 mochten noch so eifrig die Sängerin umschwärmen, sie erreichten keine andere Gunst, als einen wüthenden Blick der Mutter.

Sophie Arnould trat mit siebzehn Jahren auf; ein Zeitungsschreiber jener Zeit schildert sie folgendermaßen: „Das ist die natürlichste, die hinreißendste, die reizendste Schauspielerin, welche man jemals gesehen hat; sie ist nicht schön, aber sie besitzt allen Reiz der Schönheit. Sie ist nicht verdorben von Meistern, sie ist unmittelbar aus den Händen der Natur hervorgegangen, deshalb ist ihre Erscheinung ein Triumph gewesen.“ Uebrigens müssen wir, jenem Zeitungsschreiber zum Trotz, versichern, daß Sophie Arnould Lehrer gehabt hatte und nachher noch von den besten Meistern Unterricht nahm. Vierzehn Tage nach ihrem Debüt war Sophie der Abgott von ganz Paris; wenn sie auftrat, wurde die Oper gestürmt; Fréron sagte: „Ich zweifle, ob man sich so viele Mühe geben würde, ins Himmelreich einzugehen.“ Alle Vornehmen jener Zeit stritten sich um die Ehre, ihr Blumensträuße zu Füßen zu werfen, aber sie ging so unbefangen vorüber, als sey sie es längst gewohnt, auf Blumen zu wandeln; die Mutter, selbst eine Frau von Geist, sagte zu den verführerischen Andrängern: „Ei, werft meiner Tochter doch keine Dornen auf den Weg.“ Aber die arme Mutter hatte gut wachen, sie riß umsonst die Augen auf; die schlaue Liebe, obwohl blind, stellte sich dennoch zwischen sie und ihre Tochter. Unter den jungen Edelleuten, die Sophien umflatterten, war der Graf Lauraguais der verliebteste. Nachdem seine kühnen Anschläge auf Sophiens Herz mißlungen waren, ersann er einen Roman, der ihn zum Ziel führen sollte. Die Liebe ist von jeher zum Verstecken, zum Ueberraschen und zum Erdichten verdammt gewesen; wenn sie einfach geradeaus geht, stirbt sie gewöhnlich auf halbem Wege, aber auf Umwegen gelangt sie fast immer ans Ziel. Die Frauen suchen im Herzen der Männer noch etwas Anderes als Liebe, sie suchen Geist, sie legen stets Gewicht auf den Roman, den man ihnen zu Ehren spielt; für sie ist die Liebe nichts weiter als ein Roman, je verwickelter er ist, je mehr verführt er sie. Der Graf Lauraguais kannte die Frauen. Er führte sich bei Sophiens Mutter als ein junger Dichter aus der Normandie ein, seine feinen Manieren, seine erheuchelte Bescheidenheit und Redlichkeit gewannen ihm ihr Zutrauen; die Tochter liebte ihn vom ersten Tage an, und man muß es zu Sophiens Lobe sagen, sie, die den stolzen Reichthum des Grafen Lauraguais verschmäht und nicht beachtet hatte, verliebte sich in den scheinbar armen Dichter aus der Provinz und ließ sich im guten Glauben auf seine Treue und redliche Absicht von ihm entführen. Er trug sie über eine halbe Stunde in seinen Armen, weil sein Diener ihn mit dem Wagen an der verabredeten Stelle verfehlt hatte, und noch ein halbes Jahrhundert nachher sprach der Graf von Lauraguais mit Jugendfeuer von dieser romantischen Entführung: „Sie war Psyche, ich war Zephir, die Liebe lieh mir Flügel, die arme verschüchterte Taube lag so leicht an meinem Herzen, daß ich fürchtete, sie flöge davon. Plötzlich sagte sie: „Wohin führst Du mich, in Dein Haus? — Gott behüte, antwortete ich, was würde Frau von Lauraguais dazu sagen! — Wer ist das, etwa Deine Großmutter, Tante oder Cousine? — Zehlgeschossen: „meine Frau!“ — Verräther, was soll aus mir werden! rief sie. — Die Königin meines Herzens, die Königin der Oper, ich gebe Dir ein Hotel und Equipage, Perlen und Diamanten.“

Die Entführung setzte Hof und Stadt in Aufruhr, man bedauerte die Frau des Grafen und seine Geliebte fast eben so sehr. Aber Sophie Arnould genoß ihr Liebesglück mit dem Leichtsinn der damaligen Zeit; sie galt für die geistreichste, ausgelassenste Schönheit des Jahrhunderts, die Encyklopädisten versammelten sich zu ihren trefflichen Soupés, ihre Witzworte wurden in Versailles wie in Paris weitererzählt, dabei blieb sie ihrer Laufbahn, der Oper, treu, sie war eine echte Künstlerin, voll Gefühl und Begeisterung; Garrick sagte von ihr, sie sey die einzige Schauspielerin, die Eindruck auf Augen und Herz bei ihm gemacht habe. Der Graf von Lauraguais machte sich, trotz aller Gegenvorstellungen, zum Theilhaber ihres Ruhms und ihres Vergnügens; seine Gemahlin, ein Muster für alle geopferte Frauen, verkaufte ihre Diamanten, um die übermäßigen Ausgaben des Untreuen zu decken. Vier Jahre dauerte, zum Erstaunen der ganzen Welt, diese zärtliche Liebe zwischen dem leichtsinnigen Grafen und der Sängerin, dann aber ward diese seiner überdrüssig. Sie benutzte eine Reise des Grafen, um alle von ihm empfangene Gaben: Spitzen, Juwelen, selbst seine Briefe, in die Equipage packen zu lassen, und befahl dem Kutscher, Alles zur Gräfin Lauraguais zu fahren, als Eigenthum ihres Gemahls. Im Augenblick der Abfahrt hieß sie den Kutscher noch warten und rief nach ihren beiden Kindern: „Die gehören ihm doch wahrhaftig“, sagte sie und ließ die beiden Kleinen, wovon eines noch in der Wiege lag, ebenfalls in den Wagen packen. Die edle Gräfin empfing die sonderbare Sendung; sie schickte die Diamanten zurück und behielt die Kinder. Welch schöner Zug einer Frau des achtzehnten Jahrhunderts; heutzutage würde wahrscheinlich jede die Diamanten behalten und die Kinder fortschicken! Der Graf war trostlos über Sophiens Abfall und knüpfte zu verschiedenen Malen das Band wieder an, aber sie ließ sich nicht binden und behielt eine Menge Liebhaber neben ihm. Sie verheiratete sich zum Schein mit einem jungen Architekten, um das Anstößige ihrer Sitten zu demänteln. Endlich verließ sie, kurze Zeit vor der Revolution, die Bühne der Welt und die Welt der Bühne mit allen ihren Leidenschaften und zog sich, gleich Voltaire, Choiseul, Boufflers, in ländliche Einsamkeit zurück, mit allem Eifer sich der Landwirthschaft widmend. Während der Revolution verkaufte sie ihr kleines Gut wieder und siedelte sich zu Luzarches in dem Bußhause der Franziskaner an, um nur den Tod und ihr Seelenheil zu bedenken; sie, die, wie Magdalene, ihr Herz nach allen vier Winden zerstreut und ihre Seele mit thörichten Liebschaften befleckt hatte, bereitete sich mit einer Art klösterlicher Lust zum Tode vor; sie ließ ihren Sarg im Park niederstellen mit der Inschrift: Multa remittuntur ei peccata, quia dilexit multum. Alle Tage besuchte sie ihre Grabstätte und übersetzte sich die Bibelstelle nach ihrer Art: „Alle meine Sünden werden mir vergeben werden, weil ich immer geliebt habe.“ Sophie ward jedoch aus diesem Buß-Asyl vertrieben durch die Revolution; sie verlor ihr ganzes Vermögen und irrte hülflos umher, alle ihre vornehmen Liebhaber und Freunde waren geflüchtet oder getödtet; endlich fand sie ein Unterkommen bei einem Friseur, der sie in ihren schönen Tagen frisirt hatte und ihr ein dunkles Dachkämmerchen abtrat. Vor ihrem Tode ging ihr noch einmal der Glücksstern auf; Fouché, ihr alter Verehrer, ward 1798 Minister und setzte ihr eine Pension von 2,400 Livres aus, ihr Salon ward noch einmal der Sammelplatz aller geistreichen und lustigen Leute. Sophie Arnould starb im Jahre 1802. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Berichtigung. In Nr. 122 des Magazins f. d. Lit. d. Ausl. wird auf die Autorität eines schlecht unterrichteten englischen Kritikers versichert, daß die Paradieses-Hymne des Petrus Damianus erst im 18ten Jahrhundert („mehr als hundert Jahre nach 1630“) gedichtet sey. Dies ist aber gänzlich falsch. Dieselbe befindet sich bereits in einer 1639 zu Köln (Coloniae Agrippinae) gedruckten ascetischen Sammlung in meinem Besitz, welche den Titel führt: Divi Aurelii Augustini Hippon. episcopi meditationes, soliloquia et manuale, meditationes B. Anselmi, D. Bernardi etc. Auch ist der Vers: Uno pane vivunt cives utriusque patriae keineswegs der Anfang des Gedichts, sondern findet sich erst V. 45 gegen das Ende desselben. Es beginnt:

Ad perennis vitae fontem mens sitivit arida;
Claustra carnis praesto frangi clausa quaerit anima etc.

und führt die Ueberschrift: Hymnus de gloria Paradisi Petri Damiani Cardinalis Ostiensis ex dictis B. Augustini. Uebrigens ist jene Ausgabe von 1639 keineswegs die erste, wie aus der beigedruckten Censur-Approbation vom 17. Dezember 1607 hervorgeht, welche wiederum sich nur auf die Wiederholung einer noch früheren Ausgabe bezieht: denuo excudetur. Wie konnte der ungenannte englische Kritiker ein solches Gedicht ins 18te Jahrhundert setzen? E. H. T. *)

— Französische Puffs aus Marokko. Es ist nicht auffallend, ja sogar dem Patriotismus der Franzosen gut stehend, wenn der Modeherr Slipse à la Mogador trägt, wenn sich Mädchen und Frauen mit Fleurs d'Isly schmücken und wenn der Zuckerbäcker Bonbons von Tanger ausgiebt. Aber die Straßen-Literatur in Paris und in den größeren Provinzialstädten hat sich der Begebenheiten Marokko's noch in einem viel umfassenderen Sinne bemächtigt, um die drolligsten Ankündigungen zur Schau zu stellen. So las man vor kurzem in Paris auf ungeheurem Blatte und mit riesenhaften Buchstaben geschrieben:

„Der Kaiser von Marokko Muley Abderrahman“

und darunter mit kleinerer Schrift: „wird sein Rosenöl von nun an gewiß nur von mir R. N. kaufen, da er nirgends so gut bedient wird.“

In einer südlichen Seestadt las man:

„Der eroberte Sonnenschirm des marokkanischen Prinzen“

und darunter: „ist eine Karikatur gegen die Sonnenschirme, welche unter meinen künstlerischen Händen hervorgehen. Dennoch bietet der Kaiser tausendmal 1000 Francs dafür, während bei mir für 1000 Centimes ein Schirm in jeder Farbe und Güte zu haben ist.“

Wieder ein anderer:

„Die Beschießung von Mogador — — — veranlaßt mich, meine herrlichen Feuergewehre zu empfehlen.“

Um seine Schießwaffen auszuposaunen, erfand ein anderer Fabrikant folgende Annonce, die am besten auf den Charakter französischer Leser berechnet war:

„Die Bestrafung der Offiziere des englischen Schiffes Warspite — — — kann exemplarisch erreicht werden, wenn man ihnen zeigt, wie weit und wie sicher französische Schützen schießen. Dies kann aber im höchsten Grade geschehen, wenn man sich der von mir erfundenen Büchsen à la Isly bedient!“

Ein Oppositionsblatt bemerkt boshaft: „Den schönsten Puff über und durch Marokko werden wir zu Anfang der nächsten Kammer-Sitzung haben!“ Was das Blatt meint, errathen die Leser.

---

*) Wir danken dem hochgeschätzten Herrn Einsender für diese schnelle Berichtigung eines Irrthums, zu dessen Wiederholung wir durch den Umstand uns verleiten ließen, daß er auch in die Revue Britannique (Septembre 1844, S. 173) übergieng. Eine minder flüchtige Betrachtung des Gegenstandes würde uns bald darauf geführt haben, daß es in neuerer Zeit keinen Dichter Peter Damianus gegeben habe. Der Dichter der Paradieses-Hymne, zu welcher einige Gedanken des heiligen Augustinus benutzt wurden, lebte im 11ten Jahrhundert. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Dienstag den 15. Oktober 1844.

England.

Ueber den Zustand der Musik in England.

(Privat-Mittheilung aus London.)

Aufschwung der Künste in England. — Hullah's Musik-Klassen für das Volk. — Mendelssohn-Bartholdy. — Thalberg. — Englische Sängerinnen. — Franz und J. B. Cramer.

London, Oktober 1844.

Wir schreiben Ihnen zu einer Periode, wo sich nur wenig Bemerkenswerthes in der musikalischen Welt darbietet; es möchte aber gerade jetzt von Interesse seyn, die Ursachen der vermehrten Theilnahme zu entwickeln, deren sich hier die Tonkunst seit einiger Zeit zu erfreuen beginnt und die sich während der vergangenen Saison auf eine überraschende Weise kundgab. Wir bemerken mit Genugthuung, daß in England die Liebe zur Kunst in beständigem Fortschritt begriffen ist, der nicht nur in einzelnen Erscheinungen sich äußert, sondern auch auf das soziale Leben im Allgemeinen einwirkt. Das Parlament hat zu wiederholten Malen Geldsummen zur Beförderung der Kunst ausgesetzt, und eine Kommission, die aus den ersten Notabilitäten des Landes besteht und von dem Gemahle der Königin präsidirt wird, tritt zusammen, um sich über die Verwendung jener Hülfsmittel zu berathen, während Reich und Arm sich im edlen Wetteifer zu Kunstgenüssen hindrängt, um einen edleren Gegenstand der Huldigung zu entdecken, als das alte goldene Kalb der kommerziellen Welt. Obgleich nun diese Bewegung sich eher auf die verwandten Künste der Malerei und Skulptur als auf die Musik selbst erstreckt, so ist sie doch auch auf diese nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben, da eine Nation, die das Schöne in einer Kunstform würdigen lernt, es auch in einer anderen nicht verkennen wird. So hat man z. B. neuerdings die schönste und originellste Musik, deren sich die englische Schule rühmen kann, Purcell's King Arthur, in Scene gesetzt, und obwohl man zugeben muß, daß die prachtvollen Decorationen dieser Oper nicht wenig zu ihrem Erfolge beitrugen, so spricht doch schon ihre Aufführung und der ununterbrochene Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, für den vorgeschrittenen musikalischen Geschmack unseres Publikums. Auch war dies kein alleinstehendes Beispiel; unter den Auspizien desselben thätigen Entrepreneurs wurden auch Händel's „Acis und Galatea" und sein „Comus" aufgeführt, und zwar mit unerhörtem Erfolg, obgleich diese Musik zu einer Klasse gehört, die man früher als weit über dem Bereich des gewöhnlichen Theater-Publikums sich befindend betrachtete. Eine solche Erscheinung ließ auf eine gänzliche Revolution im Geschmacke des Volks, insofern er sich auf die Kunst bezieht, schließen, und diese Meinung ist durch die jetzt zu Ende gehende Saison bestätigt worden.

Der erste Schritt zur Entwickelung des eben sich bildenden Nationalgeschmacks war die Auffindung eines Mittels, dem Volke eine mehr praktische und individuelle Bekanntschaft mit der Tonkunst beizubringen. Dieses ist zum Theil durch die Musik-Klassen des Herrn Hullah erreicht worden, und die Schnelligkeit, mit der sie ins Leben getreten sind, beweist, daß sie einem fühlbaren Bedürfnisse entgegenkamen. Die Veröffentlichung seiner Pläne, ihre Billigung und eifrige Unterstützung von Seiten des Gouvernements und die Aufnahme zahlreicher Schüler erfolgte in kürzerer Zeit, als man ehedem darauf verwendet hätte, die Ausführbarkeit des Entwurfs zu untersuchen. Schon die Idee, eine Maßregel zu befördern, die dem Volke neue Quellen des öffentlichen und Privat-Genusses eröffnete, war der englischen Regierung neu und ungewohnt, und ihr Erfolg war nicht weniger unerwartet, als die Schnelligkeit, mit der man sie ins Werk setzte.

Wir gehen nun zur letzten Saison über, die, wenn auch nicht so befriedigend, wie wir es von den künftigen erwarten, sich doch so weit über alle vorhergehende erhob, daß wir sie mit Recht als glänzend betrachten können, und da sie nur ein Glied in der Kette allmäliger Fortschritte bildet, so können wir auch zuversichtlich auf eine fernere progressive Verbesserung rechnen. Das Haupt- oder vielmehr das einzige Ereigniß der Saison war die Erscheinung Mendelssohn's unter uns; eine Erscheinung, die keinen so allgemeinen Enthusiasmus erregt, keine so herzliche Bewunderung eingeflößt haben würde, wenn die letzten Jahre das Publikum nicht vorbereitet hätten, seinen erhabenen Genius*) zu verstehen. Selten oder nie hat sich London eines solchen Zusammenflusses der ersten musikalischen Talente rühmen können, aber diejenigen, die noch vor einem Jahre die allgemeine Begeisterung auf den höchsten Punkt getrieben hätten, betraten und verließen die Arena, ohne daß man sie bemerkte oder vermißte. Wir hörten zufällig, als wir aus einem überfüllten Mendelssohnschen Konzert gingen, daß Thalberg abgereist sey. Wenige Monate vorher hätte sein Abschied die musikalische Welt in Trauer versetzt und ihm ein gefülltes Haus gesichert, aber in diesem Augenblick ging die Kunde fast unbemerkt vorüber; glücklicherweise hat er sich schon so glänzende Lorbeern errungen, daß er eine solche Widerwärtigkeit verschmerzen und sich mit Ehren vor dem magischen Einflusse Mendelssohn's zurückziehen konnte.

Wir wollten über engliche Musik, englische Komponisten und englische Sänger berichten, aber in dieser Saison hatten wir hierin den Deutschen so viel zu verdanken, daß unsere Tonkünstler eher die Erfolge Anderer beobachteten, als eigene zu erringen strebten. Dieses bescheidene, kontemplative Gefühl scheint die Mehrzahl unserer Komponisten veranlaßt zu haben, in die Fußstapfen jeder Schule zu treten, die gerade an der Tagesordnung war, um sich die schwierige Aufgabe der Originalität zu ersparen. Die Kunst, mochten wir glauben, hatte alle ihre Schätze an die Meister der Vergangenheit verschwendet; Beethoven, Gluck, Händel, Haydn, Mozart, Weber u. A. hatten uns keine Idee übrig gelassen, die wir zu einer nationalen und originellen Schule verarbeiten konnten, und statt daher nach einer solchen zu streben, nährten wir uns demüthig von den Brosamen, die von den Tischen der deutschen und italiänischen Meister fielen. Und inmitten dieses ewigen Geschreis, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, steigt Mendelssohn, ein neuer Kunst-Genius aus Ihrem Lande der Begeisterung empor und wählt sich seinen eigenen Pfad — einen so kühnen und originellen, als den irgend eines seiner Vorgänger. Natürlicherweise ist er dadurch zum Leitstern der gegenwärtigen Kunstrichtung in England geworden. Wir werden in unseren künftigen Mittheilungen einige Notizen über unsere Komponisten geben, die, wie man gestehen muß, der unglücklichen Bescheidenheit zum Trotze, die sie abhält, eine größere Originalität und Geistestiefe zu entwickeln, Vieles geleistet haben, was Beachtung und Lob verdient.

Wenn die Namen unserer Tonsetzer kein sehr glänzendes Register bilden, so ist die Liste unserer Sänger und Virtuosen ersten Ranges noch ärmlicher, und wir müßten Staudigl, Joachim und einige Andere naturalisiren, um sie auch nur einigermaßen auszufüllen. Von unseren Sängerinnen könnten wir mit größerem Stolze reden, wenn nicht unglücklicherweise so viele von ihnen (und zwar gerade die begabtesten) die Bühne verlassen und sich ins häusliche Leben zurückgezogen hätten. Clara Novello und Adelaide Kemble haben sich verheirated, Miß Stephens gleichfalls, und es bleibt uns nur übrig, unsere Verluste zu beklagen, die in der That unersetzlich scheinen. Selbst Miß Birch hat von uns Abschied genommen, um sich in Mailand für das Theater auszubilden; sie wurde von einer Miß Bassano begleitet, deren schöne Stimme und musikalisches Talent ihr großen Erfolg verhießen. Es dürfte hier auch der Ort seyn, den Abgang Franz Cramer's zu erwähnen, der lange unser bester Kapellmeister gewesen ist. Das Publikum erinnerte sich mit Dankbarkeit seiner vieljährigen ausgezeichneten Dienste und trennte sich ungern von ihm; sein Abschieds-Konzert erfreute sich eines zahlreichen Besuchs und wurde durch die Mitwirkung seines Bruders, J. B. Cramer, verherrlicht, der eigens zu diesem Zweck nach London zurückgekehrt war.

Sie werden bemerken, daß wir bis jetzt eher über Hoffnungen und Aussichten als über wirkliche Leistungen zu berichten haben. Es beginnt hier aber gleichwohl eine nationale Schule sich zu bilden, über deren Productionen wir uns ausführlichere Mittheilungen vorbehalten. Unterdessen müssen Sie nicht schlimmer von uns denken, wenn jeder neue Name, den die deutsche Tonkunst ihrer Reihefolge unsterblicher Meister zufügt, in uns nur den glühenden Wunsch hervorruft, daß auch England einen Beethoven, einen Weber, einen Mendelssohn erzeuge, der es seiner bisherigen Apathie entreißen und ihm das Bürgerrecht in dem Reiche der Musik erwerben möge.

*) his transcendant genius schreibt unser in englischer Sprache berichtender Korrespondent.

Spanien.

Gibraltar und seine Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Bald indeß wurde ich durch den Schall einer kriegerischen Musik dicht unter meinen Fenstern gestört. Ich ging hinunter und stellte mich an die Thür. Ein militairisches Musik-Corps war auf dem kleinen Platze vor der Börse auf-

gestellt und schickte sich an, den Zapfenstreich zu schlagen. Nach einem Vorspiel, das bewunderungswürdig ausgeführt wurde, gab der stattliche Anführer ein Zeichen mit geschwungenem Stab und schritt voran die Straße hinauf, während die ganze Schaar anständig aussehender Burschen und ein Schwarm bewundernder Zuhörer ihm folgte. Die Becken erklangen, die Hörner dröhnten, und die Pauken ließen ihren tiefen feierlichen Laut erschallen, bis der alte Felsen wiederhallte und die schwebenden Terrassen der Stadt von dem brausenden Getöse erdröhnten:

Dub—a—dub, dub—a—dub, tromm, Trommel, tromm,
Tántárá, Tántárá, tromm. Engländer, tromm.

O England! lange, lange möge es noch währen, ehe die Sonne deines Ruhms in den Wogen der Dunkelheit sich birgt! Obwohl düstere und unheilschwangere Wolken sich jetzt schnell um dich sammeln, so möge es doch stets dem Allmächtigen gefallen, sie zu zerstreuen und dir eine Zukunft zu gewähren, die von längerer Dauer und glänzender an Ruhm ist als deine Vergangenheit! Oder wenn dein Untergang vor der Thür ist, so möge dein Untergang glorreich und der alten Königin der Meere würdig seyn! Möge, wenn du je dahinsinkst, dies unter Blut und Flammen geschehen, mit einem mächtigen Getöse, und so, daß mehr als eine Nation in deinen Sturz mit hineingezogen werde! Unter allen Schicksalen möge der Herr dich vor einem schimpflichen und langsamen Dahinschwinden bewahren, auf daß du nicht vor deinem Erlöschen eben den Feinden zum Spott und zum Hohne werdest, die jetzt, obwohl sie dich beneiden und verabscheuen, dich immer noch fürchten, ja wider ihren Willen dich ehren und achten.

Mache dich auf, während es noch Zeit ist, und bereite dich zum Kampfe auf Leben und Tod! Wirf jenen unreinen Schorf ab, der deine kräftigen Glieder überzieht, ihre Kraft ertödtet und sie schwerfällig und ohnmächtig macht! Wirf von dir deine falschen Philosophen, die so gern das, was nächst der Liebe zu Gott bisher für das Heiligste galt, die Liebe zum Mutterlande, in Verruf bringen möchten! Wirf von dir deine falschen Patrioten, die unter dem Vorwande, den Unbilden, welche die Armen und Schwachen erleiden, abzuhelfen, innere Zwietracht zu befördern suchen, damit du dein eigener furchtbarster Feind werdest! Und entferne von dir jene falschen Propheten, welche Nichtiges gesehen und Lügen geweissagt haben, die deine Mauer mit unzubereitetem Mörtel überzogen haben, damit sie einfallen möge; welche Gesichte des Friedens erblicken, wo kein Friede ist; welche die Hände der Gottlosen gestärkt und das Herz des Gerechten traurig gemacht haben! O, thue das und fürchte nicht, was daraus folgt, denn entweder wird dein Ende ein majestätisches und beneidenswerthes seyn, oder Gott wird dir deine Herrschaft auf dem Meere noch länger gewähren, du alte Königin!

II.

Es möchte unmöglich gewesen seyn, eine Lage zu finden, die mehr dazu geeignet gewesen wäre, Gibraltar und seine Bewohner nach Bequemlichkeit zu studiren, als die war, worin ich mich am folgenden Morgen um zehn Uhr befand. Ich saß auf einer kleinen Bank, der Umgitterung in der Schenkstube gerade gegenüber, dicht an der Thür, im Eingange des Gasthofes, in welchem ich einstweilen meine Wohnung aufgeschlagen, und hatte eine Aussicht auf den Platz, die Börse und Alles, was da vorging, und ich durfte bloß die Augen emporwenden, um nach Belieben den staunenswerthen Berg betrachten zu können, der über der Stadt sich bis zu einer Höhe von einigen tausend Fuß emporthürmt. Zugleich konnte ich Jeden wahrnehmen, der im Hause aus- und einging, in welchem ein großer Verkehr war, da es an dem volkreichsten Platze der Hauptpassage der Stadt lag. Meine Augen und Ohren waren vollauf beschäftigt. Dicht hinter mir stand mein vortrefflicher Freund Griffiths, der lustige Gastwirth, über den ich bei dem gegenwärtigen Anlaß einige Worte sagen will, obwohl er früher bereits oft schon geschildert worden ist, und zwar durch bessere Federn als die meinige. Wer ihn noch nicht kennen gelernt hat, der denke sich einen Mann von etwa funfzig Jahren, wenigstens sechs Fuß hoch und achtzehn Stein von Gewicht, von einer äußerst blühenden Farbe, gutmüthigen Gesichts und mit Augen voll Lebhaftigkeit und Verschmitztheit, aber zugleich auch mit einem Ausdruck von Gutmüthigkeit. Er trägt weiße Pantalons, einen weißen Frack und weißen Hut, und ist wirklich ganz weiß, mit Ausnahme seiner glatten Wellingtons und seines röthlichen Gesichts. Er trägt eine Peitsche unter dem Arm, welches erstaunlich viel zu der Kenntlichkeit seiner äußeren Persönlichkeit beiträgt, die mehr einen Herrn, der an der Straße von Newmarket aus bloßer Liebe zu den Reisenden und ihrem Gelde einen Gasthof unterhält, als einen Eingeborenen des Felsens ankündigt. Dessenungeachtet versichert er selbst, daß er eine Felsen-Eidechse sey, und man möchte auch kaum daran zweifeln, da man ihn, außer seinem Englisch, welches breit und in seiner einheimischen Mundart lautet, auch spanisch, ja, wenn es nöthig ist, auch genuesisch sprechen hört, und das letztere zu sprechen ist kein Kinderspiel, da ich selber nie desselben mächtig geworden bin. Er ist ein guter Kenner von Pferdefleisch und verkauft dann und wann Pengste aus der Berberei, junge wie alte; denn es giebt keinen hageren, kriechenden, schwarzgelb aussehenden, luchsäugigen Juden aus Fez, der im Stande wäre, ihn bei irgend einem Handel zu überlisten oder ihn auch nur um ein Pfund Sterling von den funfzigtausenden, die er besitzt, zu betrügen, und doch darf man dabei nie vergessen, daß er ein gutmüthiger Mann gegen diejenigen ist, die sich gegen ihn ehrenhaft zu benehmen wissen; auch darf man nicht vergessen, daß er einem Geld leiht, wenn man nämlich ein gebildeter Mann ist und dessen bedarf; allein man verlasse sich darauf, wenn er etwas abschlägt, an dem muß irgend etwas nicht ganz recht seyn, denn Griffiths kennt seine Leute und läßt sich nicht zum Narren haben.

Während der kurzen Zeit, wo ich auf der Bank des Gasthofs saß, wurde eine unglaubliche Menge Porter vor meinen Augen getrunken. Der Durchgang vor der Vergitterung war stets mit Offizieren angefüllt, die, hier müßig gehend, Erfrischungen einnahmen, wozu man durch die schwüle Hitze der Witterung genöthigt oder doch angelockt wurde; während nicht wenige auf kleinen Berberhengsten, die zu Gibraltar in großer Menge vorhanden sind, an die Thür herangesprengt kamen. Alle schienen mit dem Wirth auf dem besten Fuße zu stehen, mit dem sie bisweilen über die Vorzüge einzelner Hengste sich besprachen und dessen Scherze sie stets mit unbeschreiblichem Beifalle aufnahmen. Es lag in dem Benehmen und der Persönlichkeit dieser jungen Männer, denn der größte Theil derselben war noch sehr jung, etwas höchst Interessantes und Angenehmes. Ueberhaupt kann man, glaub' ich, von den englischen Offizieren im Allgemeinen behaupten, daß sie in Bezug auf persönliches Aeußere und auf feine Sitten unter allen Offizier-Corps, die es auf der Welt giebt, den Preis davontragen. Freilich dürften die Offiziere der kaiserlichen Garde in Rußland, besonders der drei herrlichen Regimenter, welche den Namen der Preobraschensky, Simeonsky und Finlandsky Pulks führen, ohne Bedenken mit der Blüthe des britischen Heeres fast in allen Punkten sich messen können; allein man darf nicht vergessen, daß diese Regimenter von der Elite des slawischen Adels kommandirt werden, von jungen Männern, die ausnehmlich wegen ihrer stattlichen Persönlichkeit und wegen ihrer ausgezeichneten Geistesanlagen dazu ausgewählt sind; während unter allen diesen schön gelockten angelsächsischen Jünglingen, die ich damals um mich versammelt sah, wahrscheinlich kein einziger von alt adeligen Ahnen oder von hoher und vornehmer Familie war und sie sicherlich alle, anstatt bloß dazu auserwählt zu seyn, dem Stolz eines Alleinherrschers zu schmeicheln und seinen Pomp zu erhöhen, vielmehr ohne Unterschied aus einer Unzahl von Bewerbern um militairischen Rang herausgegriffen und im Dienst ihres Vaterlandes nach einer entfernten und ungesunden Kolonie abgesendet worden waren. Dessenungeachtet waren sie von der Art, daß ihr Vaterland stolz auf sie seyn konnte, denn sie sahen aus wie stattliche Jünglinge, mit Muth auf ihrer Stirn, mit Schönheit und Gesundheit auf den Wangen und voll Geist in ihren nußbraunen Augen.

Wer ist das, der nun vor der Thür stehen bleibt, ohne hereinzutreten, und eine Frage an meinen Wirth richtet, der sich ihm mit ehrerbietigem Gruße nähert? Es ist kein gewöhnlicher Mann, oder sein Aeußeres müßte seltsam täuschen. Seine Kleidung ist einfach genug; ein spanischer Hut, oben zugespitzt, und mit breitem beschattenden Rande, — ein echter Sombrero — Pantalons von Barchent und eine blaue Husarenjacke; — aber wie gut steht diese Kleidung einer der edelsten Gestalten, die ich je in meinem Leben sah. Ich sah ihn mit einer eigenthümlichen Ehrerbietung und Bewunderung an, während er freundlich lächelnd und in gutem Spanisch mit einem unverschämten Felsenburschen scherzte, der einen ungeheuren Bogamante oder schlechten Hummerkrebs in der Hand hielt, und ihn gern zum Ankauf desselben überredet hätte. Er war fast riesenhaft groß, indem er beinahe drei Zoll über den dickleibigen Wirth hinwegragte, dabei aber im schönsten athletischen Ebenmaß und gerade gewachsen wie die Tanne von Dovrefield. Er mochte schon fünfundfunfzig Jahre zählen, was ein Ansehen von gereifter Würde seinem Gesicht verlieh, das von irgend einem griechischen Bildhauer gemeißelt zu seyn schien, und doch war sein Haar noch schwarz wie das Gefieder des norwegischen Raben, und eben so war auch sein Knebelbart, der sich über seiner schöngeformten Lippe kräuselte. Wäre er in griechischer Tracht und im Heerlager von Troja gewesen, so hätte ich ihn für Agamemnon gehalten. „Ist der Mann ein General?" fragte ich eine kleine wunderlich aussehende Person, die an meiner Seite saß und sehr eifrig ein Zeitungsblatt studirte. — „Dieser Herr", flüsterte er mir in einem lispelndem Tone zu, „ist der Vice-Gouverneur von Gibraltar."

Zu beiden Seiten außerhalb der Thür saß man ein halbes Dutzend Leute von sehr eigenthümlichem Aussehen auf dem Boden hockend oder müßig an die Mauer sich lehnen. Ihr Hauptkleidungsstück war eine Art von blauem Gewande, das etwas der Blouse ähnelte, die von den Bauern im nördlichen Frankreich getragen wird, aber nicht so lang war, es ward um den Leib durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten und reichte ihnen bis auf die halben Schenkel herab. Ihre Beine waren nackt, so daß ich Gelegenheit hatte, ihre Waden zu betrachten, welche unnatürlich groß zu seyn schienen. Auf dem Kopf trugen sie kleine Kappen von schwarzer Wolle. Ich fragte den kräftigsten dieser Leute, einen vierzigjährigen Mann von dunkelfarbigem Gesicht, wer sie wären. Er antwortete: „Hamalos." Ich kannte dieses Wort als ein arabisches, in welcher Sprache es einen Träger bedeutet; und in der That, den nächsten Augenblick sah ich einen eben solchen Menschen unter einer ungeheuren Bürde, die einem Kameel den Rückgrat hätte brechen können, über den Platz herüber wanken. Als ich mich wieder an meinen dunkelfarbigen Freund wendete und ihn fragte, woher er sey, antwortete er mir, daß er zu Mogadore in der Berberei geboren sey, aber den größten Theil seines Lebens in Gibraltar zugebracht habe. Zugleich fügte er hinzu, daß er der Capitaz oder Obmann der Hamalos vor der Thür sey. Ich redete ihn nun in dem orientalischen Arabisch an, obwohl ich kaum von ihm verstanden zu werden hoffte, besonders, da er so lange schon von seiner Heimat entfernt war. Er gab mir indeß ganz angemessene Antworten, indem seine Lippen vor Begier zitterten und seine Augen vor Freude blitzten, obwohl leicht zu merken war, daß das Arabische oder vielmehr das Maurische nicht die Sprache sey, worin er zu denken oder zu sprechen pflegte. Seine Begleiter traten alle um uns herum, horchten begierig zu und riefen dann und wann, wenn etwas gesprochen wurde, das ihren Beifall hatte:

„Wachud rajil scherif hada, min beled del scharki." *) Endlich zog ich einen Schekel heraus, den ich immer in meiner Börse bei mir führe, und fragte den Capitaz, ob er schon je einmal solches Geld gesehen habe? Er betrachtete das Rauchfaß und den Olivenzweig eine geraume Zeit und schien offenbar nicht recht zu wissen, was er damit anfangen solle. Zuletzt verfiel er darauf, die rings herumlaufende Inschrift auf beiden Seiten zu besichtigen, und rief nun mit einem lauten Schrei den übrigen Hamalos zu: „Brüder, Brüder, dies sind die Buchstaben Salomons. Dies Silber ist gesegnet. Wir müssen dieses Geldstück küssen." Dann legte er es sich auf den Kopf, drückte es an seine Augen und küßte es endlich mit Begeisterung, was auch alle seine Brüder nach der Reihe thaten. Als er es wieder zurückerhalten hatte, händigte er mir es mit einer tiefen Verbeugung wieder ein. Griffiths erzählte mir hinterher, daß dieser Mensch den ganzen übrigen Theil des Tages nicht mehr habe arbeiten mögen und nichts gethan habe, als lächeln, laut auflachen und mit sich selber reden.

„Erlaubt mir, daß ich euch ein Glas Bitter anbieten darf, mein Herr", sagte jetzt die obenerwähnte wunderlich aussehende Person zu mir. Es war ein kleiner korpulenter Mann mit kurzen Beinen. Seine Kleidung bestand aus einem unsauberen, schnupftabakfarbigen Rocke, schmutzigen weißen Matrosenbeinkleidern und noch schmutzigeren Strümpfen. Auf dem Kopfe trug er einen abgeschabten seidenen Hut, dessen Ränder hinten und vorn aufwärts gebogen waren. Ich hatte bemerkt, daß er während meiner Unterredung mit den Hamalos mehrmals seine Augen von dem Zeitungsblatt empor gerichtet und bei dem Vorzeigen des Schekels bedeutungsvoll gegrinst und ihn, als er in der Hand des Capitaz war, besichtigt hatte. „Erlaubt mir, daß ich euch ein Glas Bitter anbiete", fuhr er fort, „ich errieth es, daß ihr einer von unseren Leuten wäret, noch ehe ihr zu den Hamalos sprachet. Mein Herr, es thut meinem Herzen wohl, zu sehen, daß ein Herr von eurem äußeren Ansehen nicht zu hoch sich dünkt, um mit seinen armen Brüdern zu sprechen. Ich selber thue es nicht selten, und ich denke, Gott würde meinen Namen — er heißt Solomons — auslöschen, wenn ich sie verachtete. Ich selber verstehe nicht viel vom Arabischen, und dennoch verstand ich euch ziemlich gut und freute mich über eure Unterhaltung sehr. Ihr müßt viel Schillam eidri besitzen, und dennoch erschrecktet ihr mich, als ihr den Hamalo fragtet, ob er je die Thorah gelesen habe; ihr meinet natürlich, mit den Meforschim; allein so arm wie er ist, so halte ich ihn nicht für decoresch genug, um die Thorah ohne die Erklärer derselben zu lesen." **) So sagt mir doch, mein Herr, ich halte euch für einen Juden aus Salamanca; dort sollen, wie man mir sagt, noch immer einige von den alten Familien zu finden seyn. Wart ihr je zu Tudela, Herr? nicht weit von Salamanca, glaub' ich. Einer meiner eigenen Verwandten lebte einst da, — ein großer Reisender, Herr, wie ihr; ging durch die ganze Welt, um Juden aufzusuchen, — ging auf den Gipfel des Sinai. Giebt es irgend etwas, das ich für euch zu Gibraltar thun kann, Herr! irgend eine Kommission? will sie eben so billig und schneller ausführen, als sonst Jemand. Mein Name ist Solomons. Ich bin in Gibraltar ziemlich gut bekannt; ja, Herr, und in den Crooked Friars, und, was das betrifft, auf dem Neuen Stein-Weg zu Hamburg; so sagt mir doch, Herr, mich dünkt, ich sah euch schon einmal von Gesicht auf dem Jahrmarkte zu Bremen. Sprecht ihr deutsch, Herr? nun, ganz natürlich, ihr sprecht es. Erlaubt mir, Herr, euch ein Glas Bitter anzubieten. Ich wünschte, Herr, es wäre Majim Chajim um euretwillen, wirklich, Herr, ich wünschte, es wäre Wasser des Lebens."

(Schluß folgt.)

*) Ein heiliger Mann ist das, aus den Königreichen des Ostens.

**) Herr Borrow, sieht man, kennt die Begriffe der Juden von der Thora sehr wenig; sonst würde er dem Manne nicht solchen Unsinn in den Mund legen.

Frankreich.

Die deutsche Gewerbe-Ausstellung.

Unter den französischen Publizisten, welche nach Berlin gekommen, um die deutsche Gewerbe-Ausstellung zu besichtigen und darüber in Frankreich Berichte zu erstatten, nimmt Herr Barral, der seine Bildung in der nunmehr aufgelösten polytechnischen Schule erhalten, eine ehrenwerthe Stelle ein. Herr Barral ist Mitarbeiter an der Démocratie Pacifique, einem bisher noch wenig in Deutschland gekannten Blatte, welches sich die Aufgabe gestellt, weder einseitig das Interesse der Regierung, noch eben so einseitig das des Volkes, wie es nach beiden Richtungen hin so viele andere Zeitungen thun, sondern stets beide Interessen zugleich wahrzunehmen und zu vertheidigen, weshalb es sich auch „Journal des intérêts des Gouvernements et des Peuples" nennt. Es ist, seinem Titel gemäß, für die Erhaltung sowohl der inneren Ordnung und Ruhe, als des Friedens mit den auswärtigen Mächten. Es wehrt daher auch jeden Gedanken an eine Wiedereroberung der sogenannten natürlichen Gränzen Frankreichs mit Entschiedenheit ab und mahnt vielmehr zur engsten Aneinanderschließung der beiden großen Nachbarvölker, des deutschen und des französischen, die zusammen, und ohne sich gegenseitig in ihrer Integrität zu beeinträchtigen, die Bildung der Zeit und den Fortschritt repräsentiren.

Auch die uns vorliegenden Berichte des Herrn Barral tragen diesen Charakter der gegenseitigen Anerkennung der Völker und zu gleicher Zeit der Achtung bestehender Institutionen. In einem sehr ausführlichen Artikel (im Blatt vom 19. September) wird über den Fortschritt und die Ausbreitung der Communications-Mittel in Deutschland, über den Zustand der Posten, so wie über das allmälige Anwachsen und die Einkünfte des Zollvereins, Bericht erstattet. Ein älterer Artikel (im Blatt vom 6. September), datirt aus Berlin vom 31. August, enthält unter Anderem Folgendes:

„Wenn man Deutschland durchreist, so nimmt man bald wahr, daß in Folge des langen Friedens, dessen sich Europa erfreut, jedes Gebiet und jede Stadt im deutschen Norden einen Bewunderung erregenden Grad von Macht und Reichthum erlangt hat. Sachsen und Preußen zeigen eine bei uns unbekannte Wohlhabenheit; dem Auge des Reisenden stellt sich eine Behaglichkeit dar, die ihn überrascht, während das Elend nirgends wahrzunehmen ist. In den gewerbfleißigen Centralstädten Frankfurt a. M., Leipzig, Berlin ist man erstaunt, des Abends nur Arbeitern zu begegnen, die beinahe wohlhabend zu seyn scheinen; warm bekleidet und munteren Aussehens, zeigen sie, obwohl lautlos, keine Spur der Unruhe oder der Sorge. Es scheint uns ausgemacht, daß die große Entwickelung der Industrie hier noch nicht den Krieg der Konkurrenz herbeigeführt, daß Alle noch zu leben finden, und daß die glänzenden Geschäfte des Einen nicht den Ruin des Anderen zur natürlichen Folge haben. Ohne irgend ein peinliches Gefühl besucht man daher auch die zahlreichen Werkstätten, die von allen Seiten sich erheben. Der Anblick des deutschen Gewerbfleißes erfreut zu gleicher Zeit die Seele, während er die Wißbegierde des Beobachters befriedigt. Man bewundert, ohne besorgliche Gedanken im Hintergrunde zu hegen; man studirt mit Nutzen und wird durch kein Bedauern gestört, indem man die Entwickelung betrachtet, welche die Manufaktur-Industrie in Deutschland genommen, wenn man sieht, wie sehr diese friedfertigen, muthvollen und wie junge Männer kräftigen Völker in den Künsten vorgeschritten sind. Wahrlich, ein merkwürdiges Schauspiel für einen Franzosen, welcher gewohnt ist, zu glauben, daß Deutschland hinter den großen Fortschritten der Industrie zurückgeblieben, und daß es nur einen beschränkten Antheil an der Umwälzung nehme, die durch die Macht des Dampfes in der Fabrication herbeigeführt worden.

. . . . „Obwohl Deutschland, glücklicher darin als Frankreich, eine große Anzahl industrieller und Handels-Mittelpunkte besitzt, so dürfte Berlin doch, wenn es dies nicht schon geworden, das Haupt-Centrum der deutschen Industrie werden. Gleichwohl wird diese Stadt hierdurch doch niemals das Unglück anrichten, das von Paris ausgeht; denn in Deutschland ist die Individualität der einzelnen Landestheile noch nicht zerstört, und man darf hoffen, daß sie auch fernerhin stark und mächtig bestehen werde als ein Hinderniß gegen eine absolute Centralisation, welche letztere der sozialen Entwickelung eines großen Staates so nachtheilig ist. Wie dem aber auch sey, Berlin übt in diesem Augenblicke eine Handlung der Souverainetät über das übrige Deutschland aus, indem der Gewerbfleiß aller Staaten des Zollvereins ihm Muster seiner zahlreichen und mannigfaltigen Erzeugnisse zugesandt hat. Dieses Fest der Industrie, welches so nahe mit dem kürzlich in Paris stattgefundenen zusammentrifft, entspricht in gewisser Hinsicht einem lebhaften Wunsche, den alle Freunde des Gewerbfleißes und der Menschheit hegen. Es bildet gewissermaßen die Fortsetzung eines gemeinsamen Wettkampfes von Frankreich und Deutschland. Es fehlt nichts, als die Einheit des Ortes und der Zeit, und der Presse liegt die Pflicht ob, diesem Mangel abzuhelfen, indem sie dem Publikum in Paris darstellt, was in Berlin vorgeht. Die Vergleichung der Fortschritte des Gewerbfleißes in Frankreich und in Deutschland gewährt eines der interessantesten und nützlichsten Studien, besonders in diesem Augenblicke, wo es so sehr zu wünschen, daß die beiden Länder sich in ihren politischen und Handels-Interessen auf das innigste verbinden. Die Deutschen haben sämmtlich ihre Blicke auf Frankreich gerichtet; alle lieben sie es und wünschen eine solche Einigkeit. Tausend- und aber tausendmal giebt sich täglich die Tendenz zu erkennen, welche sie uns zuwendet und von Rußland entfernt. Möchten doch auch die Regierungen bald einsehen lernen, wie nützlich den beiden Völkern und wie förderlich den Fortschritten der Civilisation eine Allianz zwischen Frankreich und Deutschland seyn, wie sehr sie den Frieden der Welt befestigen und die Wohlfahrt der beiden Nationen sichern würde.

„Die Gewerbe-Ausstellung des deutschen Zollvereins ist in Berlin am 15. August eröffnet worden. Zu spät angekündigt und in der Ungewißheit über einige Bestimmungen, sind natürlich auch manche unsichere Versuche gemacht worden, wie sie mit einem ersten Experimente dieser Art nothwendig verbunden sind. Täglich gehen noch neue Gegenstände ein und nehmen in den weiten Räumen des Zeughauses Platz. Dieses Gebäude, nur dazu bestimmt, die Werkzeuge der Zerstörung aufzunehmen, zeigt jetzt den erstaunten Blicken die Wunder der Industrie. Wahrlich, ein anziehendes Schauspiel ist es, wie diese Maschinen, diese Stoffe, diese Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Nutzens, kurz alle diese Werkzeuge des Friedens jene Werkzeuge des Krieges vertrieben haben. Es ist dies ein materielles Zeichen, daß ein neues Zeitalter begonnen, ein Zeitalter, in welchem alle Fortschritte sich auf friedlichem Wege machen, ohne daß man zu Menschenschlächtereien, zur Niederbrennung von Wohnsitzen, zur Zerstörung der Erzeugnisse des Ackerbaues und des Kunstfleißes seine Zuflucht nimmt . . . . . Man sollte glauben, besonders wenn man sich der Unordnung beim Beginn der französischen Ausstellung erinnert, daß die von den deutschen Fabrikanten bei ihren Einsendungen beobachteten Verzögerungen, welche letztere daher rühren, daß die Ausstellung nicht zeitig genug angekündigt worden, dem Schauspiele, welches das große Ensemble so vieler Erzeugnisse darbietet, bedeutenden Eintrag thun müsse. Die preußische Regierung hatte jedoch mehrere Männer nach Paris gesandt, um die in Frankreich getroffenen Anordnungen kennen zu lernen, und Deutschland hat von den zahlreichen bei uns begangenen Fehlern Nutzen zu ziehen gewußt. Es herrscht überall eine so vortreffliche Ordnung, daß diese fast wie Kälte aussieht, was der industriellen Feier weniger das Ansehen eines Festes giebt, wie sie es in Paris hatte. Zahlreiche Diener, viel höflicher als die unsrigen, obgleich sie

keine Franzosen sind, sorgen dafür, daß man sich nicht stößt, sich nicht umrennt und sich nicht drängt, indem man sich nach entgegengesetzten Richtungen hin bewegt, aber sie lassen auch den Beschauern freien Spielraum, um Alles mit Bequemlichkeit zu prüfen. Andererseits sind die Produkte besser klassifizirt und besser zusammengestellt, was das Studium bedeutend erleichtert. Endlich, obwohl in einem soliden Gebäude wohl verwahrt, und nicht in einer Bretterbude, die jedem Windstoße preisgegeben, so daß die Sachen von einem Ungewitter überschwemmt werden können, sind alle diese verschiedenen Gegenstände von der preußischen Regierung assekurirt, denn sie will nicht, wie es bei uns geschehen, die Fabrikanten, die sie zu einem Feste einlädt, dadurch in bedeutende Verluste bringen.

„Gleichwohl dürfen wir, nachdem wir diese Anerkennung ausgesprochen, doch auch nicht verhehlen, daß wir uns nicht wenig gewundert über eine in Berlin getroffene ungentile Anordnung; der Besucher ist nämlich verpflichtet, zu bezahlen, allerdings nicht sehr viel, aber doch immer zu bezahlen, und dadurch wird der Arme und der Handwerker von diesem unterrichtenden Schauspiel ausgeschlossen. Eine solche Maßregel ist nicht angemessen, der Milderungen ungeachtet, die man damit verbunden, indem den zur Ausstellung gekommenen Fremden und den Arbeitern einiger Fabriken Gratiskarten ertheilt werden. Die Aristokratie und die Banquiers wollten mit den Proletariern nicht in Berührung kommen, sich nicht an ihnen stoßen, und man hat der Aristokratie und den Banquiers nachgegeben.

. . . . „Berlin ist sehr stolz auf seine Ausstellung; es freut sich darüber, nicht hinter Paris zurückgeblieben zu seyn. Jene Stadt geht sogar noch weiter: sie behauptet, daß, wenn man auf die Neuheit einer allgemeinen Ausstellung des Zollvereins Rücksicht nimmt, sie sogar den Beweis einer gewissen Ueberlegenheit der deutschen Industrie geliefert habe. Es ist dies deutsche Eigenliebe, die noch obenein durch einige französische Blätter gereizt wurde. Mit Erstaunen haben wir in der That im Journal des Débats gelesen, daß der größere Theil der Gegenstände auf der Berliner Ausstellung Etiketten von London und Paris trage; es ist dies eine kleine Verleumdung, welche Frankreichs nicht würdig ist."

Herr Barral, welcher es rühmt, daß man ihn in allen Fabriken, in allen Werkstätten Berlins auf das freundlichste aufgenommen und mit dem Sehenswürdigen bekannt gemacht habe, verspricht, daran eine Vergleichung der französischen und der deutschen Industrie zu knüpfen, die er in seinen folgenden Artikeln ausführen will, und auf welche wir später noch zurückzukommen denken.

wahr: der Sinn, der Takt für schöne Formen ist unter der großen Masse in Frankreich mehr verbreitet als in England oder in Deutschland. Aber das ist auch Alles, was wir ihnen zugestehen können. Erfindungsgeist besitzen dagegen die Engländer und eigentlichen Kunstsinn die Deutschen und die Italiäner bei weitem mehr als die Franzosen. Wer dies in Abrede zu stellen wagte, würde die Zeugnisse und Denkmale von Jahrhunderten gegen sich haben. Gleichwohl wird von den französischen Beurtheilern der deutschen Gewerbe-Ausstellung Alles wegwerfend behandelt, was nur an das Gebiet der Kunst und Erfindung streift. Von unseren Teppichen wird gesagt, sie zeugten von einer geringen Kenntniß der Harmonie der Farben, während es doch gerade diese Harmonie der Farben ist, was den Berliner Stickmusterverlag und unsere Zephyrwollen in der ganzen Welt, Frankreich nicht ausgenommen, so gesucht erhält. Was wir an geschmackvollen Seidenwaaren besitzen, weiß sich Herr Leclerc sehr eigenliebig durch die achtbaren französischen Namen zu erklären, die an der Spitze einiger Berliner Fabriken und Färbereien stehen. Doch die Träger dieser französischen Namen sind bereits seit anderthalb Jahrhunderten Deutsche, und deutscher Kunstfleiß ist es, der von ihnen vertreten wird. Wie blind und ungerecht Hr. L. in dieser Beziehung sich zeigt, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß er das schöne Seiden-Tableau, das Testament des verewigten Königs Friedrich Wilhelm's III. enthaltend, von abscheulicher Zeichnung (affreux de dessin) findet, während doch gerade diese Zeichnung, von der Hand eines hochgeschätzten Künstlers der Berliner Akademie geliefert, ein in sich vollendetes eben so harmonisches als in den Contouren tadelfreies Bild ist.

— Chaucer in Deutschland. Die kürzlich erschienene deutsche Uebersetzung von Chaucer's Canterbury Tales, von Eduard Ziedler, wird bereits von englischen Kritikern ungemein gerühmt. *) Die Foreign Quarterly Review sagt: „Es ist zu verwundern, daß, wie oft auch bereits der Decamerone des Boccaz ins Deutsche übersetzt worden, doch bisher noch keine vollständige Uebertragung von Chaucer's Meisterwerk in dieser Sprache erschienen. Es ist dies vielleicht ein Glück für Herrn Ziedler, für das deutsche Publikum und für Chaucer selbst, denn die vorliegende Arbeit ist augenscheinlich das Erzeugniß eines Mannes, der die wesentlichen Elemente des Erfolges besitzt: nämlich vollständige Kenntniß und innige Bewunderung des von ihm übersetzten Gedichtes."

*) Chaucer's Canterbury-Erzählungen. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von Ed. Ziedler. Erster Band, Dessau, 1844.

Mannigfaltiges.

— Der Kunstsinn auf der deutschen Gewerbe-Ausstellung. Der neueste (dritte) Artikel des Constitutionnel über die Berliner Gewerbe-Ausstellung bespricht die Tuche und Wollenwaaren überhaupt, die Seidenwaaren, Teppiche und Shawls. Herr Leclerc, der anfangs so galant und verbindlich war, fängt an, nicht bloß ungalant und streng, sondern auch ungerecht zu werden. Ein Beispiel dieser Art hatte er bereits bei seiner wegwerfenden Beurtheilung der „Carrosserie" gegeben, welche dagegen dem Herrn Barral und vielen Sachverständigen, die wir darüber befragt, vollkommen zusagt. Unsere Tuche rühmt er zwar, mit Ausnahme ihrer Schur, doch richtet er die Frage an die Ausstellungs-Kommission, wozu sie solche Massen Tuch die Reise nach Berlin hätte machen lassen, da doch nur ein kleiner Theil in den Fächern übersichtlich geordnet, ein anderer Theil jedoch auf den Tischen so über einander liege, daß sie Niemand sehen, geschweige denn beurtheilen könne? Was die Preise des Tuchs betrifft, so gesteht er nur den ordinaireren Sorten zu, daß sie billiger als die französischen seyen und diese leicht auf den fremden Märkten verdrängen könnten, während er von den besseren Sorten behauptet, daß sie von den französischen Fabriken weit billiger geliefert würden, die um so mehr die auswärtigen Märkte behaupten dürften, als sie auch noch den Vortheil des drawback vor den deutschen Tuchen voraus hätten. Dieser Vortheil des drawback (Rückzolls) kommt freilich den Franzosen noch mehr bei solchen Waaren zu Statten, die im Zollvereine bisher einen verhältnißmäßig nur geringen Schutz genossen, wie z. B. diejenigen wollenen Artikel, die mit Baumwolle und Leinen gemischt, weshalb auch Herr Leclerc, wie er sagt, nicht einen einzigen jener schönen Artikel bemerkt hat, die von Lille, Turcoing und Roubaix in solchen Massen für den Bedarf Frankreichs sowohl als des Auslandes geliefert werden.

In Seidenwaaren behauptet Frankreich bekanntlich seit der Zeit Colbert's den ersten Rang in Europa, aber — bemerkt Herr Leclerc — ich fürchte, wir sind der Zeit sehr nahe, wo wir mit Herrn Puskiffen werden sagen müssen: „Unser Erfindungspatent ist abgelaufen." Allerdings, fügt er beschwichtigend hinzu, was die Zeichnung, den Geschmack, den Reiz und die Anmuth — jenes unbestimmte Etwas von Lieblichem und Einschmeichelndem betrifft, so denkt Niemand daran, es uns zu nehmen, denn das ist die französische Nation selbst, gleichwie der Styl der Mensch selber ist — aber man ahmt es mit einer wahrhaft erschreckenden Vollkommenheit nach, und das hat sein Bedenkliches, darum müssen wir nicht ermüden in immer neuen Erfindungen und Anstrengungen. Es ist doch kurios! Nicht bloß dieser, sondern auch alle andere französische Beurtheiler nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß Niemand in der Welt sonst Geschmack und Erfindungskraft habe, als die Franzosen! Es ist

Bibliographie. *)

Holland.

J. I. L. van der Brugghen De oeda-leer, naar christelijke en regtgeleerde beginselen. 8. Leyden. 3 fl.

G. Sandifort (Prof. in Leyden) Tabulae craniorum diversarum nationum. Fasc. I. Fol. mit 6 Kpft. Lugd. Batavor. (1843.) — Fasc. 1 u. 2 dieses wichtigen Werks erschienen in d. J. 1838 u. 1839.

G. C. B. Surlingar (Prof. in Leyden) Institutio de morbis acutis, sive doctrina inflammationis et febrium. Editio altera. 8. Amstelodami. 2 fl.

J. van der Hoeven Bijdragen tot de kennis van de lemuridae of prosimii. Fol. mit 3 Kpft. Leiden.

G. Kugelberts Gerrits Het leven en de regering van Z. M. Willem I, koning der Nederlanden. Aflev. 1. 2. 8. mit Kpf. Amsterdam. Subscrpr. à 1 fl. Ladenpr. à 1 fl. 20 c. — Außerdem erwähnen wir noch: H. Zeeman Het leven, de krijgsbedrijven en de regering van Z. M. Willem I. 8. mit Portr. Amsterd. 2 fl. 90 c.

P. J. Veth Dissertatio de institutis Arabum eruditionem juventuti et literis promovendis inservientibus. 8. Amstelodami. 80 c.

Specimen e litteris orientalibus, exhibens Talibii syntagma dictorum brevium et acutorum, quod — ex codice ms. bibliothecae Lugduno-Batavae Arabice edidit, Latine reddidit et annotatione illustravit J. J. P. Valeton. 8. Lugd. Batav. 4 fl. 80 c.

Werken uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche letterkunde. Jaargang 1. Aflev. 1. Der Leken Spieghel. Boek 1. — Auch mit d. Titel: Der Leken Spieghel, leerdicht van den jare 1330, toegekend aan Jan Deckers, klerk der stad Antwerpen. Uitgegeven door M. de Vries. Deel 1. 8. mit 1 Facsim. Leiden. — Erste Publication dieses im J. 1843, nach dem Stuttgarter Verbilde, zusammengetretenen und unter der Leitung anerkannter holländischer Gelehrten stehenden Vereins. Stiftsmitglieder bezahlen jährlich 6 Fl. und erhalten dafür so und so viel von dem Verein jährlich herauszugebende Bände. — Buch 2 des Leken Spieghel soll im J. 1845, Buch 3 u. 4. nebst einem Glossar und einer Einleitung, im J. 1846 geliefert werden. Einstweilen vergleiche man über dieses Gedicht: Clignet in der Vorrede zum Teuthonista, S. LIX—LXVI, und Willems, Verhandeling over de Nederl. dichtkunst in België, S. 186—191. — Neben den Werken will der Verein Vorlagen zu bezigten (jährlich 1 Bd.) einbezogen lassen. Auch von diesen ist für das J. 1844 eine Lieferung bereits erschienen. — Beitritt des Vereins sind die Buchhändler du Mortier u. Sohn, in Leyden.

Hugo de Groot Bewijs van de ware godsdienst, met zijne overige Nederduitsche gedichten, uitgegeven door J. de Vries. 12. Amsterdam. 1 fl. 80 c.

Kinderliederen. Woorden van J. P. Heije; zangwijzen van J. G. Bertelman, J. B. van Bree, J. J. H. Verhulst en J. W. Wilms. Bundel 2 (Bund. 1 1843.) 8. Amsterdam. 30 c. — In Holland allgemein beliebte und verbreitete Lieder. — Ein anderer, auch als Verf. von Kindergedichten, geschätzter älterer Dichter ist H. van Alphen, über welchen kürzlich erschienen: H. J. Koenen Hieronymus van Alphen, als christen, als letterkundige en staatsman. 8. Amsterdam. 40 c.

J. van Lennep De roos van Dekama. Een verhaal. In 4 deelen. 2. druk. Deel 1. 8. Amsterd. 75 c.

H. G. van der Veen Rymkes foar Friesen. 8. Joure. 25 c. (In friesischem Dialekt.) — Hierbei machen wir wiederholt auf das in Leeuwarden erscheinende Werk: De vrije Fries, mengelingen, uitgegeven door het Provinciaal Friesch Genootschap, als auf eine reiche Fundgrube für friesische Geschichte und Alterthümer, Sprache und Literatur, aufmerksam. Das zuletzt erschienene 4. Stück des 3. Bandes enthält unter Anderem auch eine bibliographische Notiz über die verschiedenen Ausgaben der Frisia des Martinus Hamconius, von dem seltsamen Dirko.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: van der Palm Leerredenen. Deel 11. — Kist en Royaards Archief voor kerkelijke geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 14. — Auch mit dem Titel: Nederlandsch archief voor kerkelijke geschiedenis. Deel 3. — Mulder Proeve eener algemeene physiologische scheikunde. Stuk 4. — Loosjes Dramatische werken. Aflev. 4—6 u. letzte. Preis des vollständigen Werks: 5 fl. 40 c.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 17. Oktober 1844.

England.

Physiologie des britischen Parlaments.

I. Das Unterhaus.*)

Die St. Stephan's-Kapelle, wo jetzt das britische Unterhaus seine Sitzungen hält, ist der hohen Stellung kaum würdig, die sie als der Versammlungssaal eines so mächtigen Staatskörpers einnimmt; aber die Ideen, die sich an sie knüpfen, sind so erhabener Natur, daß man den beengten Raum und den Mangel an Bequemlichkeit leicht übersieht. Dem Auge bietet sich zwar in dem Gebäude nur wenig Bemerkenswerthes dar, aber Gemüth und Phantasie schwelgen in den Erinnerungen an das, was es war und was es ist! Hier stehen noch die alten Mauern, die einst mit Abbildungen aus der heiligen Schrift verziert waren, deren Zeichnung und Malerei in jenem entfernten Zeitalter für Meisterwerke galten, die aber jetzt eben so wie die reichgeschmückten Altäre verschwunden sind, an deren Fuß die andächtige Menge ihre religiösen Handlungen verrichtete; hier stehen noch die gewölbten Klosterhallen, deren einsame Gänge die frommen Väter mit lautlosen Schritten durchwanderten und wo vielleicht in der Abenddämmerung der Schatten eines gespenstischen Kuttenträgers an uns vorübergleitet.

Die Mönche haben sich geflüchtet, um einer neuen Dynastie Platz zu machen, und die stillen Räume des Klosters haben sich in einen Tummelplatz politischer Gladiatoren verwandelt. Statt der schallenden Choräle erklingt jetzt schallendes Gelächter; nicht der Gottheit, sondern den Menschen wird jetzt der Weihrauch mit freigebiger Hand gestreut, und die Stelle der Predigten und Postillen vertreten eben so langweilige und unnütze Reden. Es ist übrigens nicht zu leugnen, daß sich in der St. Stephan's-Kapelle noch heutzutage einige Mönche in weltlicher Kleidung befinden.

Die mit grünem Fries beschlagene Thür im entferntesten Theile der Vorhalle (Lobby), die von einem sehr langen Thürsteher mit blassem Gesicht und einem sehr kleinen Thürsteher mit rothem Gesicht bewacht wird, bildet den Eingang zum Hauptsaal des Unterhauses. Zum Gebrauch der Portiers sind zwei comfortable gepolsterte Lehnstühle bestimmt, in denen sie die langwierigen Stunden der endlosen mitternächtlichen Debatten verschlafen können, während die monotone Stimme eines ehrenwerthen Mitgliedes sie sanft zur Ruhe wiegt. Wenn sich das Haus versammelt, haben diese Herren indessen etwas mehr zu thun; der lange Portier steht mit der Hand an der Klinke, um die Thür sogleich aufreißen zu können, so wie die Mitglieder in rascher Folge erscheinen — sein zwergartiger Gefährte ist ausschließlich damit beschäftigt, durch Beihülfe seiner Brille die Adressen der ankommenden Briefe herauszustudiren und diese den Mitgliedern in die Hand zu stecken. Visitenkarten und mündliche Botschaften werden gleichfalls dem kleinen Thürsteher anvertraut, auf dem die Hauptlast der Geschäfte zu ruhen scheint, während der Lange nur zum Staate da ist. Zur Bequemlichkeit der Mitglieder wird eine Passage frei gehalten — ein lebendes Spalier, durch die dichtgedrängten Volkshaufen gebildet. Hier im vordersten Gliede, unter den müßigsten und neugierigsten Zuschauern, nahm ich meinen Platz ein, um die Mitglieder sich nach ihren Plätzen begeben zu sehen.

Nur wenigen der Senatoren gelingt es, die Vorhalle zu passiren, ohne von Jemanden auf die Schulter geklopft oder durch irgend einen Wichtigthuer aufgehalten zu werden, der sich durch das Gedränge stürzt, seinen Mann auffängt und ihn triumphirend in einen dunklen Winkel hineinzieht, wo das Mitglied und sein Konstituent die Köpfe zusammenstecken, indem Letzterer mit großer Zungenfertigkeit sein Anliegen auseinandersetzt, welches augenscheinlich, nach seiner inhaltsschweren Miene zu schließen, für ihn von der größten Wichtigkeit ist, und der Andere mit freundlichem Lächeln den Kopf hin- und herwiegt, als wollte er uns überreden, daß er nicht ganz leer sey. Ein flinker, verschlagener parlamentarischer Agent bemächtigt sich des Mitgliedes eines Wahl-Comité's oder eines Solchen, der eine Privat-Bill durch das Haus zu bringen wünscht, und raunt ihm geheimnißvolle Worte ins Ohr. Der einflußreiche Bürger eines durch makellosen Patriotismus berühmten Wahl-Fleckens hält seinen Deputirten am Knopfe fest und erinnert ihn, daß er für seinen Sohn ein Amt erwarte, das ihm der ehrenwerthe Herr versprochen habe, weshalb er ihn bittet, sich sofort bei dem Minister für den jungen Menschen zu verwenden. Der verlegene M. P.*) sieht sich nach allen Ecken um, ob kein Entkommen möglich ist, und bricht in einen Wortschwall aus, worin die Phrasen: „Ich versichere Ihnen feierlichst", „Auf mein heiliges Ehrenwort", und: „Sie können sich auf mich verlassen", oft wiederholt werden; aber dieser feierlichen Zusicherungen ungeachtet macht der Konstituent noch immer eine etwas skeptische und mißtrauische Miene und dringt mit Ungestüm auf baldige Erfüllung seines Gesuchs. Endlich stellt sich der gefangene Deputirte, als ob er einen Bekannten sähe, der sich am anderen Ende der Vorhalle befindet, den er aber in der That nie zuvor erblickt hat; er faßt daher schnell die ausgestreckte Hand seines Plagegeistes, schüttelt sie eiligst, verspricht ihm goldene Berge und stürzt dann fort, um seinen vorgeblichen Freund aufzusuchen, während er einen unterdrückten, aber kräftigen Fluch zwischen den Zähnen brummt.

Man bemerke den jungen Lykurgus, der jetzt mit langsamen Schritten durch den Korridor schlendert. Er trägt die feinsten Patentstiefel, einen Rock nach dem neuesten Schnitt und eine unnachahmliche Weste; auf dem Kopfe sitzt ihm ein glänzend-schwarzer Hut, in der Hand hält er einen Rokoko-Spazierstock, und sein Kinn ist in einer Wolke von schwarzem Atlas vergraben. An der obersten Stufe der Treppe, die in den Saal hineinführt, bleibt er einen Augenblick stehen, klopft mit seinem Rohr auf die Stiefeln, fährt mit der Hand nachlässig durch seine gekräuselten Locken, wirft einen mitleidigen Blick auf den Janhagel, der ihn mit Bewunderung angafft und seinen Namen und Titel von Mund zu Mund gehen läßt — gähnt, seufzt, klopft wieder auf die Stiefeln und sieht sich umsonst nach einem Mittel um, die Zeit zu tödten. Zuletzt wird er von einem anderen Solon desselben Gelichters angeredet; sie fragen sich nachlässig, was heute Abend im Hause an der Tages-Ordnung ist, finden, daß die Debatte bloß den Nothstand des Landes betreffen wird, erklären Beide, daß es „verteufelt ennuyant" sey, und entfernen sich dann Arm in Arm mit würdevollen Schritten.

Ein kurzer, dicker Mann, mit groben Gesichtszügen und bäuerischem Anstande, eine Menge Pergamentrollen in der Hand, auf die er nicht wenig stolz scheint, schlendert jetzt gemächlich die Vorhalle entlang. Er ist ein Manufakturist außer dem Parlamente und ein Gesetzgeber in demselben; ein Plüschmacher in seinem Privat-Charakter, ein Plusmacher in seinem öffentlichen. Als Mitglied des Unterhauses genießt er großer Popularität, und es werden unendlich viele Bittschriften von allen Theilen des Landes seiner Sorgfalt anvertraut. Er betritt den Saal, legt seine kostbare Bürde dort nieder und mischt sich dann wieder unter die Zuschauer mit der Miene eines Mannes, der die Huldigungen seiner Mitbürger verdient und dem das dankbare Vaterland eine Statue von Erz errichten müßte.

Während diese und eine Menge anderer Personen über die Bühne schreiten, ändert sich plötzlich die Scene; ein Parlaments-Bote, an dem königlichen Wappen kenntlich, welches er auf der Brust trägt, erscheint in der Vorhalle und ruft mit lauter Stimme: „Der Sprecher! Der Sprecher!" — „Hüte ab! Hüte ab!" ertönt es jetzt von allen Seiten. „Nehmen Sie den Hut ab, Sir!" ruft ein Constable und behält selbst den Hut auf dem Kopfe. — „Stille da, wenn's beliebt!" brüllt ein Zweiter, der weit mehr Lärm macht als alle Anderen. — „Platz gemacht, meine Herren! Platz für den Herrn Sprecher!" schreit ein Dritter, indem er ihm selbst den Weg versperrt. Die Ordnung wird endlich hergestellt, die Hüte werden abgenommen, und die Zuschauer lassen einen freien Raum offen, um von dem Privatzimmer des Sprechers nach dem Versammlungssaal zu gelangen. Der erste Bürger in der Welt (the first Commoner in the world) — denn als solcher wird in England der Sprecher des Unterhauses herkömmlich anerkannt — erscheint nunmehr unter Vortritt des Sergeant-at-Arms, der, in einen schwarzen Galla-Anzug gekleidet, die Mace**) — jenes Kinderspielzeug, wie sie Cromwell nannte — in der Hand, einherschreitet. Der Sprecher trägt Civil-Kleidung, mit einem seidenen Talar und einer Allonge-Perrücke; unter dem Arm hat er einen kleinen dreieckigen Hut, und ein Schleppenträger hält die bis zur Erde herabfallenden Enden seines Gewandes, da man es in England als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit betrachtet, den Schweif eines hohen Beamten emporzuhalten.

Nachdem der Herr Sprecher in den Saal geschlüpft, tritt der Kaplan im vollen geistlichen Ornate ein; die Thüren werden geschlossen und die Gebete

*) Wir bearbeiteten dieses Gemisch von Dichtung und Wahrheit nach der literarisch-politischen Zeitschrift „Bentley's Miscellany".

*) Eine Abkürzung von Member of Parliament (Parlaments-Mitglied), die sowohl im Schreiben als im Sprechen allgemein gebraucht wird.

**) The mace heißt ein schwarzer, oben mit einer Krone gezierter Stab, der immer vor dem Sprecher hergetragen wird.

verrichtet, während diejenigen Mitglieder, die sich nicht viel auf ihre Andacht zu Gute thun, in der Vorhalle zurückbleiben. Zu diesen gehört auch der Freund, der uns hier einführte und der uns berichtet, daß, sobald der Sprecher den Präsidentenstuhl eingenommen hat, es sein erstes Geschäft ist, eine Anzahl Einlaßkarten zu unterzeichnen, die ihm von den Mitgliedern vorgelegt werden und die man Speaker's orders nennt, wodurch die Inhaber zum Eintritt in den Versammlungssaal unter den Galerieen berechtigt sind. Ich erhielt eine solche Einlaßkarte und folgte meinem Freunde durch die grüne Friesthür in den Saal, indem ich die Ordre dem kleinen Thürsteher vorzeigte, der sie durch seine Brille betrachtete, die Worte: „Ganz richtig!" aussprach und mir freien Eintritt gestattete. So befand ich mich zum ersten Mal in meinem Leben auf dem klassischen Boden des Hauses der Gemeinen.

Kaum hatten wir jedoch einige Schritte gemacht, als wir schon die Barre (the Bar) erreichten, die von „Fremden" unter keinem Vorwande überireten werden darf und quer durch den Saal gezogen ist. Diese berühmte Barre, vor welche die Personen gefordert werden, die sich gegen die Privilegien oder die Würde des Hauses vergangen haben, ist nichts als eine Stange von der Dicke eines gewöhnlichen Bettpfostens und mit grünem Tuche bedeckt, die man mittelst einer Fuge nach Belieben hin und her schieben kann. Wir wenden uns daher rechts, an den ledernen Stühlen vorbei, die dem Sergeant-at-Arms oder seinem Stellvertreter vorbehalten sind, und nehmen unseren Sitz unter den Galerieen ein — in einem Theile des Hauses, der zwar eigentlich gleichfalls nur für Mitglieder bestimmt ist, aber gewöhnlich leer zu seyn pflegt. Sobald ich also auf diese bequeme Art meinen Sitz eingenommen hatte, ohne mich der Mühe, den Unannehmlichkeiten und den Kosten der Stimmen-Bewerbung, des Registrirens, des Chairing*) und der Bezahlung aller durch die Wahl verursachten Rechnungen unterworfen zu haben — was das Vergnügen nicht wenig verringert, mit dem sich manches neue Mitglied auf diese so ersehnten Bänke niederläßt — wagte ich es, einen Blick um mich zu werfen und die versammelte Weisheit Englands, das Haus der Gemeinen, gehörig in Augenschein zu nehmen.

Man denke sich mein Erstaunen und meine Ueberraschung, als ich, statt die Gravität, Feierlichkeit und Würde anzutreffen, die ich von den wichtigen Amtspflichten und der fast unbegränzten Macht dieses Hauses unzertrennlich glaubte, die zwar „mächtigen", aber keineswegs „ernsten und ehrwürdigen Herren" **) wie wilde Kaninchen um die Galerieen laufen sah! Sie huschten zu einer Thür herein, zur anderen hinaus, wie Schulknaben an einem Feierabend, kletterten über die Bänke, durchkreuzten den Saal von der Schatzkammer- bis zur Oppositionsbank ***) und umgekehrt, versammelten sich in kleinen Gruppen, plauderten, lachten, scharrten mit den Füßen, warfen sich der Länge nach auf ihre Sitze hin und benahmen sich überhaupt auf eine äußerst unparlamentarische Weise. In der Mitte des Saals bemerkte ich eine Gruppe lärmender, müßiger Gesetzgeber von etwa zweiundzwanzig Jahren — meistens jüngere Zweige adeliger Familien — von denen einige sich der Ehre eines keimenden Schnurrbarts erfreuten, andere ein blasses und kränkliches Ansehen hatten und noch andere die Spuren begangener Ausschweifungen auf ihrem Gesichte trugen. Man konnte es diesen Leutchen abmerken, daß sie sich eher den Genüssen des Lebens hingaben, als ernstlich an die Erfüllung ihrer Pflichten dachten. Einer von ihnen amüsirte sich mit der Untersuchung einer neuen Verir-Dose; ein Anderer reichte eine Patent-Lanzette zum Aderlassen der Pferde herum, die unter den ehrenwerthen Mitgliedern große Aufmerksamkeit erregte; ein Dritter zeigte einen fashionablen Spazierstock vor, den man so eben erst erfunden hatte. Ein ehrenwerthes und gelehrtes Mitglied, dessen Mund von der Natur zum Witze geformt schien, war von einem Haufen Zuhörer umringt, die er nicht aus dem Lachen kommen ließ. In den Seiten-Galerieen, die ausschließlich den Mitgliedern des Unterhauses vorbehalten sind (die Galerie an dem einen Ende des Saals ist den Fremden, die am anderen den Reporters oder Schnellschreibern eingeräumt), lagen mehrere Senatoren auf den Bänken hingestreckt; in dem Saale selbst waren einige mit dem Lesen der Zeitungen und Pamphlete beschäftigt, andere unterhielten sich, die meisten aber liefen eilig hin und her oder schlenderten von einem Sitze zum anderen.

Unterdessen hatte der Sprecher den Präsidenten-Stuhl eingenommen, die Schreiber des Hauses (drei an der Zahl und mit großen Perrücken versehen) sitzen am Tische und schreiben — auf dem Tische liegt der Stab mit der Krone, nebst einigen Büchern und zwei rothen Maroquin-Kästchen; die Verhandlungen sind augenscheinlich im Gange, aber die Töne, die zu uns dringen, sind so undeutlich und verwirrt, daß wir umsonst versuchen würden, sie zu schildern. „Hum, hum — dum hum — dum dum — hum hum — Sir! †) ich habe die Ehre, eine Bittschrift von — brr brr — hum hum — sum sum — (Husten, Niesen, Geplauder und Scharren mit den Füßen) — unterzeichnet von siebentausend fünfhundert und zwanzig Einwohnern von — sum sum — hum hum — brrr brrr brrr — dm dm dm — (Töne, die jeder Beschreibung Trotz bieten; nur das Flüstern und Scharren der Füße sind noch zu unterscheiden.) „Daß sie auf dem Tische liegen möge. Wer dafür stimmt, sage Ja! wer dagegen, Nein! — brr brr — hum sum — Sir! ich habe die Ehre, eine Petition zu überreichen", u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) In den englischen Landstädten und Flecken ist es gebräuchlich, das neuerwählte Parlaments-Mitglied unter dem Zuruf des Volks durch die Straßen paradiren zu lassen; der glückliche Kandidat sitzt dabei auf einem Stuhl, der von seinen Anhängern auf den Schultern getragen wird. In London hat man statt des Stuhls gewöhnlich einen offenen Wagen, dessen Pferde mit blauen oder gelben Bändern geschmückt sind, je nachdem der Sieger zur Tory- oder Whigpartei gehört. Dieser steht oder sitzt während des ganzen Umzugs mit entblößtem Haupte und hält auch mitunter Reden, dient aber zugleich seinen Gegnern zur Zielscheibe, die ihn oft recht tüchtig mit faulen Aepfeln, Orangen-Schalen u. s. w. bewerfen.

**) „Most potent, grave, and reverend Signiors!" — Othello.

***) Die Treasury (Schatzkammer-) bench heißt die Bank, auf der die Minister und ihre Anhänger sitzen und die sich zur Rechten des Sprechers befindet; die Opposition bench steht dieser gegenüber.

†) Es ist bekanntlich Sitte, daß die Mitglieder ihre Reden immer an den Sprecher richten, worin sich das britische Parlament von den anderen repräsentativen Versammlungen Europa's unterscheidet. In Nord-Amerika hat man diesen altenglischen Gebrauch sowohl im Kongresse zu Washington als in den legislativen Körpern der verschiedenen Staaten beibehalten.

Spanien.

Gibraltar und seine Bevölkerung.

(Schluß.)

Denselben Tag noch erkundigte ich mich nach den Mitteln und Wegen, um nach Tanger hinüber kommen zu können, da ich meinen Aufenthalt zu Gibraltar nicht zu verlängern wünschte, wo mich, so höchst interessant auch der Ort für einen beobachtenden Reisenden ist, doch kein besonderes Geschäft festhielt. Am Abend besuchte mich ein Jude, ein Eingeborner aus der Berberei, der mir sagte, er sey Secretair bei dem Besitzer eines kleinen genuesischen Bootes, das zwischen Tanger und Gibraltar hin und her segele. Auf seine Versicherung, daß das Fahrzeug unfehlbar schon am nächsten Abende nach dem erstgenannten Orte abgehen würde, einigte ich mich mit ihm wegen der Ueberfahrt. Er meinte, da der Wind aus Osten wehe, so werde die Reise sehr schnell von Statten gehen. Da ich die kurze Zeit, die ich noch zu Gibraltar zu verweilen hatte, auf die vortheilhafteste Weise anzuwenden wünschte, so beschloß ich, die Kasematten oder unterirdischen Gänge, die ich noch nicht gesehen hatte, am folgenden Morgen zu besuchen, und ließ mir demnach die nöthige Erlaubniß dazu ausbitten, die ich auch sehr bald erhielt.

Am Dienstag um sechs Uhr Morgens brach ich zu diesem Besuche auf, begleitet von einem sehr umsichtigen und gutmüthig aussehenden Burschen jüdischen Glaubens, einem von zwei Brüdern, die im Gasthofe die Dienste von Lohnlakaien versahen.

Der Morgen war trübe und neblig, doch ziemlich schwül. Wir stiegen eine steile Straße hinan, wandten uns dann östlich und gelangten bald in die Nähe des sogenannten Maurischen Kastells, — eines ungeheuren Thurmes, der aber von Kanonenkugeln, die in der berühmten Belagerung gegen ihn abgefeuert wurden, so übel zugerichtet worden ist, daß er gegenwärtig wenig mehr als eine Ruine ist. Hunderte von Löchern befinden sich in seinen Seitenmauern, worin, wie man sagt, die Kugeln noch fest stecken. Hier, bei einer Art von Hütte, gesellte sich ein Artillerie-Sergeant zu uns, der unser Führer seyn sollte. Nachdem er uns begrüßt hatte, geleitete er uns zu einem ungeheuren Felsen, wo er eine Thür zu einem dunkeln gewölbten Gange, der unter dem Felsen hinging, aufschloß. Als wir aus dem Gange herauskamen, befanden wir uns auf einem steilen Pfade oder vielmehr auf einer Treppe, an der zu beiden Seiten Mauern hinliefen.

Wir gingen sehr gemächlich vorwärts, denn Eile würde in einer solchen Lage von geringem Nutzen gewesen seyn, da wir binnen einer Minute außer Athem gewesen seyn würden. Der Soldat, mit der Oertlichkeit wohl bekannt, schritt mit abgemessenen Schritten vor uns her, seine Augen zur Erde geheftet.

Ich sah mir eben so sehr den Mann als den seltsamen Ort an, wo wir uns befanden, und der jeden Augenblick fremdartiger wurde. Es war ein hübsches Muster eines zum Soldaten umgewandelten Landmanns; auch besteht wirklich die Truppen-Abtheilung, zu welcher er gehört, ganz aus dieser Volksklasse. Dort schreitet er hin, groß, kräftig, mit rothen Wangen und kastanienbraunem Haar, jeder Zoll ein Engländer; sieh, wie er daherschreitet, besonnen, schweigsam und höflich, ein echt englischer Soldat! Ich schätze den kecken Schotten, ich liebe den kühnen und ungestümen Irländer; ich bewundere alle die verschiedenen Volksstämme, welche die Bevölkerung der britischen Inseln ausmachen; doch muß ich gestehen, daß, im Ganzen genommen, keiner so gut sich zu dem kühnen Beruf eines Kriegers eignet, als die ländlichen Bewohner Alt-Englands, keiner so kräftig, so kaltblütig, und doch von einem so verborgenen Feuer beseelt ist. Man wende den Blick auf die Geschichte Englands, und man wird bald sehen, wessen solche Männer fähig sind; selbst bei Hastings in der grauen Vorzeit besiegten sie, obgleich im größten Nachtheil, durch den nächstvorhergehenden furchtbaren Kampf geschwächt, ohne Mannszucht — um vergleichungsweise zu sprechen — und schlecht bewaffnet, alle andere Feinde, außer der normannischen Ritterschaft. Man gehe der Spur ihrer Thaten in Frankreich nach, welches sie zweimal unterjochten; man folge ihnen bis nach Spanien, wo sie ihre Bogensehne schwirren ließen und die Streitart erhoben, und einen glorreichen Namen als Inglis-Mendi hinterließen, einen Namen, der so lange dauern wird, bis einst die cantabrischen Gebirge im Feuer untergehen. Und erst in neueren Zeiten, — man verfolge die Thaten dieser Tapferen durch die ganze Welt und besonders durch ganz Frankreich und Spanien, und bewundere mit mir diesen besonnenen, schweigsamen, kriegerischen Mann, der mir die Wunder einer ausländischen Bergfestung zeigte, die vor mehr als hundert Jahren durch seine Landsleute einer mächtigen und stolzen Nation entrissen worden, und deren treuer und kräftiger Hüter er jetzt war.

Wir kamen dicht an den staunenerregenden Abgrund, der sich steil über der Landenge — dem sogenannten neutralen Grund und Boden — erhebt und nackt und schaurig nach Spanien hinüber blickt, und traten dann sogleich in die Kasematten ein. Diese bestehen aus langen Gängen, die in den lebendigen

Felsen etwa zwölf Fuß hinter der Außenseite gehauen sind, hinter welcher sie an der ganzen Breite des Berges in dieser Richtung hinlaufen. In diesen Gängen befinden sich in geringen Entfernungen von Menschenhänden roh ausgehauene, gähnende Oeffnungen, wobei auf einem netten, wenig erhöhten Pflaster von kleinen Kieselsteinen die Kanonen stehen, neben jeder auf der einen Seite ihre Pyramide von Kugeln, auf der anderen ein Kasten, worin das Geräth, das der Kanonier bei der Ausübung seines Geschäfts bedarf, aufbewahrt wird. Jedes Ding stand auf seinem Platze, jedes in der genauesten englischen Ordnung, jedes war in Bereitschaft, um in wenigen Momenten das stolzeste und zahlreichste Heer, das etwa in Schlachtordnung von der Landseite her gegen diese eigenthümliche Festung heranzöge, zu verderben und zu überwältigen.

An diesen Orten findet nicht viel Abwechselung statt, da eine Wölbung und eine Kanone wie die andere aussieht. Was die Kanonen betrifft, so sind sie nicht von großem Kaliber, was auch hier unnöthig wäre, wo ein bloßer Kieselstein, von einer so großen Höhe herabgeschleudert, den Tod bringen würde. Beim Hinabsteigen in einen Schacht bemerkte ich indeß in einem Gewölbe von besonderer Bedeutsamkeit zwei ungeheure Feldstücke, die mit besonderer Tücke und Feindseligkeit einen abschüssigen Felsen hinabblickten, der, wenngleich nicht ohne furchtbare Schwierigkeiten, erstiegen werden könnte. Der bloße Luftstoß von einem dieser riesenhaften Geschütze würde hinreichend seyn, um mehr als tausend Mann hinabzustürzen. Welche Gefühle von Furcht und Grausen müssen in der Brust eines Feindes erwachen, wenn dieser hohle Felsen zur Zeit einer Belagerung seine Flammen, seinen Rauch und seine Donner aus tausend gähnenden Oeffnungen ausspeit, — ein Grausen, nicht geringer als das, was der Landmann der Umgegend empfindet, wenn Mongibello aus allen seinen Mündungen seine Schwefelflammen ausstößt.

Nachdem wir aus den Kasematten wieder herauskamen, gingen wir weiter, um verschiedene Batterieen zu besichtigen. Ich fragte den Sergeanten, ob er und seine Gefährten wohl in der Bedienung dieser Geschütze geübt wären? Er antwortete: diese Kanonen wären für sie das, was die Vogelflinte für den Vogeljäger; sie handhabten dieselben eben so leicht und zielten, wie er glaube, damit noch schärfer, da sie nie oder doch nur selten einen Gegenstand, der in ihrer Schußweite läge, verfehlten. Dieser Mann sprach nie, außer wenn er angeredet wurde, und dann verriethen seine Antworten viel gesunden Verstand und waren im Allgemeinen gut ausgedrückt. Nach unserer Wanderung, die wenigstens zwei Stunden dauerte, machte ich ihm ein kleines Geschenk und nahm mit einem herzlichen Händedruck von ihm Abschied.

Frankreich.

Erinnerungen an Bichat. *)

Der Name Bichat's hat dieselbe strahlende und zugleich traurige Berühmtheit in der Geschichte der französischen Medizin, als der Name Gaston's de Foix in der Geschichte der französischen Kriege. Ein Meteor erschien Bichat am Horizonte seiner Wissenschaft, mit seinem Lichte die Dinge berührend, und verschwand nach kurzem Glanze. Er war es, der die Philosophie an das Studium der Medizin brachte und auf der anderen Seite die Naturwissenschaften der Philosophie zur festen Grundlage gab. Als er der Welt entrissen wurde, folgte ihm das allgemeine Bedauern und ein glorreiches Andenken.

Die Zeit, in welcher Bichat lebte, war den gelehrten Forschungen durchaus nicht günstig. Die Schrecken der Revolution wütheten in seiner Nähe, aber sie entzogen ihn nicht der Sorge für die Wissenschaft, der er sich gewidmet hatte. Die Kanonen des National-Konvents beschossen Lyon, als er, fast zwanzig Jahr alt, von Antoine Petit den ersten medizinischen Unterricht erhielt. Paris schwankte in den Stürmen des Bürgerkrieges, als er dorthin eilte, um Desault, den gelehrten Reformator der französischen Chirurgie, zu hören. Die aufgeregten Volkshaufen tobten in den Straßen, während er in dem großen Tempel des Elends, dem Hôtel-Dieu, pflegen und helfen lernte. Damals kam ihm der Gedanke, gleich seinen Kameraden, dem Heere seine Dienste anzubieten; aber er widerstand den Regungen seines Herzens und blieb seiner Bestimmung treu.

Bichat hatte eine Zeit lang durch nichts, als höchstens durch seinen Fleiß die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, bis ein Zufall seine seltenen Geistesgaben ans Licht brachte. Es war nämlich unter den Schülern Desault's Sitte, daß die älteren von ihnen den mündlichen Vortrag des Professors ausarbeiteten und ihn redigirt immer einen Tag, nachdem er gehalten war, vorlasen. Bichat war bisher nur Zuhörer gewesen, als eines Tages derjenige Zögling, an dem die Reihe des Lesens war, in dem Auditorium fehlte. Bichat erbot sich, ihn zu ersetzen, und trug sein Manuskript vor. Ein beifälliges Gemurmel durchflog die Versammlung, ein tiefes Stillschweigen folgte, und der junge Debütant war sicher, daß sein Versuch gelungen war. In der That schimmerten durch jene Erstlings-Arbeit schon die Schärfe und Anmuth, die später den Bichatschen Styl so musterhaft machten. Die Sensation war groß; die Schüler hatten den lichtvollen und lebendigen Worten des unbekannten Studenten mit eben der Andacht zugehört, als wenn der Lehrer selbst gesprochen hätte. Desault trat an ihn heran und sagte zu ihm: „Mein Freund, wohnen Sie von heute ab in meinem Hause; Sie sollen von mir wie ein Sohn gehalten werden."

Von diesem Tage an war Bichat's Thätigkeit dem Wohle und der Aufklärung der Menschheit gewidmet. Er wurde Desault's Gehülfe bei seinen Operationen; er fungirte für ihn bei den Kranken und bekam ein Amt am Hôtel-Dieu. Seine Mußestunden füllte er mit wissenschaftlichen Forschungen aus. Sein Vater und Lehrer starb im Jahre 1795. Von dieser Zeit an hielt Bichat Vorlesungen, in denen er seine glänzenden Untersuchungen über die Gewebe und das Getriebe des menschlichen Organismus mittheilte. Am Tage fand man ihn in der verpesteten Luft des anatomischen Theaters, in der Nacht fand man ihn aufzeichnen, was die Natur von ihren Geheimnissen seinem scharfen Auge enthüllt hatte. Aus diesen zerstreuten Beobachtungen entstanden zwei Werke, die gewissermaßen eine Umwälzung in der medizinischen Wissenschaft hervorbrachten, die Anatomie générale und die Recherches sur la vie et la mort.

Der Titel des ersteren verspricht eines jener trockenen technischen Bücher, in denen nur die Gestalt, die Lage und der Gebrauch der verschiedenen Körpertheile beschrieben wird. Aber das Buch enthält vielmehr Forschungen über die Grundelemente der Oekonomie des menschlichen Körpers, sowohl die bewundernswürdige Einfachheit, als die einklangvolle Mannigfaltigkeit unserer Organe zeigend. Es ist dieses Werk die Grundlage zu den „Untersuchungen über das Leben und den Tod". Hier ist jene todte Materie, die vor dem Skalpell des Anatomen zerfallen war, belebt; hier sehen wir sie begabt mit der Fähigkeit, zu denken, zu handeln und zu zeugen. Nachdem Bichat in seinem einfachen, kräftigen Style das Zusammenwirken aller Phänomene gezeichnet hat, welches das Leben bildet, folgt er ihm in seine Abirrungen von der Regel und gelangt endlich zum Stillstand desselben, zum Tode. In diesem letzten Theile seiner Forschungen erscheint er am bewundernswürdigsten. Er weist mit der klarsten Logik drei Wege nach, auf denen der Tod in unseren Körper hereinbrechen kann: das Herz, die Lungen und das Gehirn; aber seine Worte sind so glänzend und sonnenhell, daß er unser Staunen erregt, ehe er uns überzeugt.

Bichat's Werk ist indeß nicht ohne Fehler. Hier und da finden sich Unvollkommenheiten und selbst Irrthümer, die aber der Verfasser, würde er länger gelebt haben, gewiß verbessert hätte. Zum Beispiel, wo er von der Thätigkeit des Denkens und von dem Instinkte spricht, vermissen wir, wenn auch nicht Klarheit des Ausdrucks, so doch einen folgerechten Gedankengang. Er schwankt, denn er schreitet über ein Terrain, wo der Fuß zu schüchtern ist, derb aufzutreten; aber dies Schwanken rettet ihn nicht. Sein Buch ist zu logisch, als daß sich ein Irrthum hinter Ausflüchten und halben Beweisen verbergen könnte. Aber obgleich er von seinen Prinzipien zu mancher Meinung die Brücke nicht gefunden hat, bleiben dieselben dennoch wahr und geistreich. Denn, wenn man den Komplex des menschlichen Lebens systematisch betrachten will, welcher Fund wäre da glücklicher, welcher Gedanke schärfer, als der, zwischen einem vegetativen Leben, das ohne unser Hinzuthun in uns wirkt und uns gewissermaßen wider unseren Willen erhält, und einem animalischen zu unterscheiden, das unter der Herrschaft unseres Denkens und Willens steht? Als Bichat jedoch Phänomene völlig von einander trennen wollte, die nur durch ihre gegenseitige Wechselwirkung existiren, kam er zu verkehrten Schlußfolgerungen und hat am Ende behaupten müssen, daß die Thiere mit Kräften begabt sind, die Jeder als Privilegien des Menschen anerkennen muß. Dessenungeachtet war er kein Materialist. Freilich machte er die größten Anstrengungen, die Erscheinungen des Lebens aus der Wirksamkeit der organisirten Materie zu erklären, und er hätte sich, würde sein Geist mit seinem Willen gleichen Schritt gehalten haben, mit der Physik in die dunkelsten Tiefen der Speculation gewagt; aber wer ihn recht versteht, verkennt trotzdem in ihm den Spiritualisten nicht.

Bichat ahnte die Nähe seines Todes nicht, aber er beeilte sich, als wenn seine Tage gezählt gewesen wären. Wenn er nicht im Hôtel-Dieu seinen ärztlichen Pflichten oblag, saß er gebückt über seinen Leichnamen und spürte gierig den Zerstörungen nach, welche die Krankheiten in ihnen angerichtet hatten. Er schien mit seinen Körperkräften zu spielen. Es war, als glaubte er, seine Jugend schütze ihn vor den Folgen der unmäßigsten Anstrengungen. Während eines ganzen Winters, es war sein letzter, wohnte er fast in dem Sezirsaale. Sein Körper, der bereits von einer schleichenden Krankheit untergraben wurde, war auf diese Weise den gefährlichen Einflüssen einer fauligen Atmosphäre ausgesetzt. Es wäre kaum nöthig gewesen, um eine erschütterte Gesundheit für immer zu verderben, dennoch aber beschleunigte ein trauriges Ereigniß Bichat's Ende. Am 6. Juli 1802 unterhielt sich Bichat mit seinen Schülern beim Herabsteigen von der Treppe des Hôtel-Dieu und that einen Fall. Am Abend, nach vierzehntägigem Krankenlager, starb er, in einem Alter von kaum einunddreißig Jahren.

Corvisart hatte ihn während seiner Krankheit nicht verlassen und schrieb, als Alles vorbei war, an den ersten Konsul folgende Zeilen, die nicht lange ohne Antwort blieben: „Bichat ist auf einem Schlachtfelde gestorben, das mehr als ein Opfer zählt; Niemand hat, wie er, in so kurzer Zeit so Vieles und so Großes gethan." Die Antwort war ein Befehl, im Hôtel-Dieu ein Denkmal zu errichten, auf welchem die Namen Bichat's und Desault's vereint prangen sollten.

Nicht weit vom Hôtel-Dieu befindet sich noch ein anderes Denkmal, das an das Leben und Wirken Bichat's erinnert. Es ist dies sein Schlachtfeld, das anatomische Theater, auf dem er so emsig seinen letzten Winter zubrachte. Ganz in der Nähe des College de France stößt man auf ein kleines finsteres Gäßchen, an dessen Eingang ein Thurm steht, der unter dem Namen des Bichat-Thurmes bekannt ist. Er hat ein mittelalterliches Ansehen, ist hoch und sehr massiv und soll früher von den Tempelrittern benutzt worden seyn. Jetzt werden die halbverfallenen Zimmer von armen Leuten bewohnt, und nur ein einziger Saal ist ziemlich gut erhalten. Derselbe scheint ursprünglich

*) Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe seiner „Recherches physiologiques sur la vie et la mort". Edition du Dr. Cerise.

gottesdienstlichen Zwecken gedient zu haben; Bichat weihte ihn dem Kultus seiner Wissenschaft und verwandelte ihn in ein anatomisches Theater. Jetzt ist er ein Maler-Atelier.

Bichat's Tod erregte allgemeines Bedauern unter denen, die ihn näher kannten oder die seine Werke zu schätzen wußten. Während seines Lebens hatte man seinen Geist nach Verdienst gewürdigt, man kannte die Dienste, die er der Medizin geleistet hatte; aber Bichat besaß auch das edelste Gemüth. Er hatte von seinem Wohlthäter Desault selbst die Eigenschaften des Herzens geerbt. In dem Leben strebender Jünglinge giebt es Augenblicke, in denen ihnen aller Muth sinkt; die Masse der Schwierigkeiten, die noch zu besiegen sind, drückt sie zu Boden, oder Entbehrungen lähmen die Schwingen ihrer Energie. Solche Jünglinge rettete Bichat ihrem Berufe. Er ermunterte, wo er Ermattung, und half, wo er Sorgen sah. Diese Werke, die von jedem Herzen verstanden werden, und sein früher Tod, der so viele glänzende Hoffnungen vernichtete, machten Bichat's Namen in Frankreich populär. Daher war es ein Volksfest, als vor einem Jahre sein Denkmal im Departement de l'Ain eingeweiht wurde. Dieses Denkmal ist eine Gruppe aus Bronze, die von David modellirt ist und den leitenden Gedanken der Recherches sur la vie et la mort allegorisch darstellen soll. Bichat sieht nachdenklich, mit gesenktem Haupte, seine Hand ruht auf dem Herzen eines Kindes, und zu seinen Füßen liegt ein Leichnam, der von einer Lampe beleuchtet wird. So fordert Bichat dem Leben den Lichtstrahl ab, mit dem er in das Geheimniß des Todes dringt.

Aber es giebt noch eine zweite Weise, den Geist großer Männer zu verherrlichen, wir meinen die Verbreitung ihrer Werke und die Sorge, daß dieselben nicht veralten und der Vergessenheit anheimfallen. Darum sind wir dem Doktor Cerise Dank schuldig, der jenes selbe Buch, das David durch seine Statue verewigte, so eben von neuem in das Publikum eingeführt hat. Cerise hat richtig geurtheilt, daß er das Andenken Bichat's nur dann würdig feiern würde, wenn er das Werk desselben nicht in seiner ursprünglichen Gestalt wiedergab. Denn seit dem Tode des großen Forschers hat die Wissenschaft viele neue Ideen und Thatsachen gewonnen. Diese durften in dem aufgelegten Buche nicht fehlen, wenn man nicht befürchten mußte, daß dasselbe von denen mit Gleichgültigkeit aufgenommen werden würde, die weniger Pietät als Lernbegierde besitzen. Cerise verstand seine Aufgabe vollkommen und löste sie geschickt. Eine Vorrede unterrichtet uns über Bichat's Leben und die Richtung seines Geistes, und zahlreiche Anmerkungen erheben das Werk auf den heutigen Standpunkt der Heilkunde. Der Styl Bichat's, der den Mann von Geschmack entzücken muß, ist in den Anmerkungen wenigstens an Klarheit erreicht, denn der Herausgeber wußte wohl, daß in unserer Zeit geistiger Nonchalance derjenige von seinen Lesern bald verlassen wird, der ihnen zumuthet, viel nachzudenken, um ihn zu verstehen.

Mannigfaltiges.

— Gasbeleuchtung in Berlin und in London. Es ist kürzlich bei Gelegenheit der Differenz zwischen der städtischen Behörde Berlins und der diese Hauptstadt mit Gaslicht versorgenden britischen Kontinental-Gas-Association die Frage aufgeworfen worden, ob hier wohl zwei Gas-Compagnieen neben einander würden bestehen können, ohne sich gegenseitig zu ruiniren? Als vor achtundzwanzig Jahren das Droschkenfuhrwesen in Berlin eingeführt wurde, glaubte man auch, die Gestattung dieses Unternehmens an mehr als Einen Fuhrherrn könne nur zum baldigen Ruin des Ganzen führen, und mehr als zwanzig Jahre lang hat man sich von diesem Gedanken nicht trennen können. Was ist jedoch seitdem geschehen? Die Konkurrenz bei jenem öffentlichen Unternehmen ward Jedem unter gewissen leicht zu erfüllenden Bedingungen freigestellt, und Berlin besitzt dadurch nicht bloß das Sechsfache der bis dahin zu Gebot gestandenen Straßenfuhrwerke, sondern diese sind auch ungleich bequemer und eleganter als früher eingerichtet, und jeder der zahlreichen dabei betheiligten Unternehmer findet jetzt eben so gut und vielleicht noch besser seine Rechnung als der sonst durch ein Privilegium geschützte Einzelne. Allerdings hat sich seit dem Jahre 1816 die Bevölkerung Berlins beinahe verdoppelt und auch die Ausdehnung der Stadt, wiewohl schon damals unverhältnißmäßig groß, hat seitdem noch zugenommen. Aber was in Bezug auf das Droschken-Unternehmen gilt, behält auch in Bezug auf das Gas-Unternehmen seine Anwendung. Berlin im Jahre 1826 mußte sich freilich einer Gas-Compagnie gewissermaßen auf Discretion überlassen; Berlin im Jahre 1846 wird dagegen dieses öffentliche Unternehmen eben so — wenn auch mit einigen größeren Garantieen — der Konkurrenz freigeben können wie das seines Straßenfuhrwesens. Bereits giebt es in mehreren Stadttheilen Berlins, so wie außerhalb der Thore, Hausbesitzer, die sich das für ihren Bedarf nöthige Gas selbst fabriziren; warum sollten diese nicht auch ihre Nachbarschaft mit Gaslicht versehen können? Warum sollten sie nicht, bei dem täglich anwachsenden Reichthum der Hauptstadt, bald eben so gut ihre Rechnung dabei finden, wie die zahlreichen Gaserleuchtungs-Anstalten, die es jetzt in London giebt? Freilich ist noch ein großer Unterschied zwischen Berlin und London, aber weiß man wohl auch, wie viele Gas-Compagnieen es jetzt ohne die großen Etablissements, die sich ihr Gas selbst fabriziren, in der englischen Hauptstadt giebt? Nicht weniger als zwölf! Diese 12 Compagnieen besitzen 18 große Gaswerke, welche zusammen 1460 Millionen Kubikfuß Gas jährlich fabriziren, und dieses aus 176 Gasometern in die Röhren der verschiedenen Stadttheile strömen lassen, welche Gaswerke, Reservoirs und Röhren zusammen einen Kapitalwerth von 2,800,000 Pfd. Sterl. (nahe an zwanzig Millionen Thaler) repräsentiren und eine jährliche Einnahme von 450,000 Pfd. Sterl. (über drei Millionen Thaler) gewähren. Der Bedarf an Steinkohlen beträgt jährlich 180,000 Tonnen, und zwar werden durch das gewonnene Gas 134,300 Privatflammen und 30,400 Straßenlaternen gespeist. Ueber 3000 Menschen — mit Einschluß von 380 Lampen-Anzündern — finden Beschäftigung und Brod durch diesen Industriezweig, der aber auch nur dann eben ein Industriezweig werden kann, wenn er, wie in London, der freien Konkurrenz überlassen ist, wozu die Stadt Berlin mit Hülfe städtischer Mittel allerdings sehr viel beitragen könnte. Kaum läßt sich ein Einwand dagegen aufbringen, daß man hier nicht verhältnißmäßig dasselbe leisten könnte, wie in London, denn selbst die Begünstigung der größeren Nähe von Steinkohlen, die London bis jetzt voraus hatte, wird jetzt dadurch ausgeglichen, daß Berlin sehr bald durch Eisenbahnen mit denjenigen schlesischen Kohlenwerken in Verbindung gesetzt seyn wird, deren Steinkohlen zur Gaserzeugung mindestens eben so brauchbar — wo nicht brauchbarer — sind, als die englischen.

— Rossini auf seinen Lorbeern. In einem an Rossini gerichteten Sendschreiben des Herrn Henri Blaze, das die Revue des deux Mondes mittheilt, wird das viel abgehandelte Thema von dem Verstummen des Schwanes von Pesaro, seitdem er mit der Musik zum „Wilhelm Tell" im vollen Glanze seines Namens von der Bühne abgetreten, von neuem variirt. Wir müssen gestehen, daß dieses Provociren und Necken des auf seinen Lorbeern ausruhenden genialen Italiäners uns in der Seele zuwider ist. Was würde man wohl sagen, wenn Rossini, statt zu schweigen, seinen, wenn auch leicht erworbenen, doch ihm keinesfalls zu bestreitenden Ruhm auf das Spiel setzte und à la Donizetti eine mittelmäßige Oper nach der anderen vom Stapel laufen ließe? Verdient nicht seine jetzige Resignation mehr Achtung, als ihm die Pariser Feuilletonisten zu Theil werden lassen? Zwar wird behauptet, daß ihn nur der Neid verstummen gemacht, der Neid über die Erfolge der nach ihm gekommenen Komponisten; aber ein sich zurückziehender ist doch jedenfalls ehrenwerther als ein intriguirender und ohnmächtig sich vordrängender Neid. Den Vorwand zur gegenwärtigen Epistel des Herrn Henri Blaze lieferte die kürzlich in Paris versuchte Inscenesetzung, aber völlige Verunglückung von Rossini's „Otello" auf der französischen Opernbühne, d. h. in der Académie Royale de Musique. Statt darum jedoch Herrn Rossini, hätte Herr Blaze vielmehr sich entschließen sollen, Herrn Léon Pillet, dem Direktor der großen Oper, die Epistel zu lesen. Einem Publikum, das die Desdemona von einer Pasta oder Grisi, den Otello von de Candia oder Rubini und den Jago von Ronconi gesehen hatte, nunmehr in denselben Rollen Madame Stoltz, Herrn Duprez und Herrn Barroilhet vorzuführen, heißt doch, der bekanntlich nicht sehr großen musikalischen Gewalt der französischen Sprache und der Verwandlung des „Otello" in einen „Othello" etwas viel zumuthen! Die Kälte, mit welcher diese Darstellung einer der effektvollsten und dramatischsten Compositionen Rossini's aufgenommen wurde, und das Fiasco, das die alte Oper in diesem französischen Gewand beinahe gemacht hätte, beweist zur Genüge, wie recht der Komponist der „Hugenotten" daran thut, seine neue, für die Académie Royale de Musique komponirte Oper, den schon seit einigen Jahren fertigen „Prophet", einem solchen Personale nicht zu überlassen und vielmehr darauf zu bestehen, daß Herr Léon Pillet an die Stelle der von ihm auf eine auffallende Weise begünstigten Madama Stoltz eine wirkliche Künstlerin ersten Ranges engagire. Gewiß würde auch Madame Viardot-Garcia, die das Talent hat, in allen Sprachen, namentlich aber eben so gut französisch als italiänisch zu singen, nicht nach St. Petersburg gegangen seyn, wenn Madame Stoltz nicht die Prätention gehabt hätte, neben einer Viardot die erste Sängerin seyn zu wollen.

— Rossini und seine Statue. Bei Gelegenheit der oben erwähnten Epistel erzählt Herr H. Blaze folgende Anekdote, als deren Gewährsmann er den Marquis von Louvois anführt: „Im Jahre 1819 beschloß der Magistrat von Pesaro, der Vaterstadt Rossini's, seinem berühmten Landsmanne, dessen Marmorbüste er bereits besaß, eine Statue in Lebensgröße auf öffentlichem Markte zu errichten, damit, wie es im magistratlichen Protokoll hieß — die Landleute, die am Dienstag und Freitag zum Wochenmarkte nach der Stadt kommen, wenigstens die Züge des mit Ruhm bedeckten Sohnes von Pesaro bewundern könnten. Als darauf eine Deputation zu Rossini kam, um ihm diesen Beschluß seiner Vaterstadt anzuzeigen, frug er den Wortführer derselben: „Und wie viel dürfte dieser Spaß wohl kosten?" — „Nun, ungefähr 3000 Thaler; so viel wenigstens hat der Magistrat dazu bewilligt." — „Wissen Sie was", erwiederte darauf Rossini, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir die Hälfte dieser Summe, und ich mache mich anheischig, mich selbst zweimal wöchentlich zur bestimmten Stunde auf den Marktplatz hinzustellen, so daß meine Landsleute mich nach Herzenslust genießen können, bis sie sich an dem großen Manne satt gesehen haben." *)

*) In dieser Antwort kann eine sehr tiefe Ironie stecken, und wenn Rossini damit bewirkt hat, daß seine Landsleute den Vorsatz fahren ließen, ihm bei lebendigem Leibe eine Statue auf öffentlichem Markt zu setzen, so war sie gewiß nicht so lächerlich, als sie Herrn Blaze erscheint.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bote u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Sonnabend den 19. Oktober 1844.

Belgien.

Vlaemische Märchen.

Vor Jahresfrist wiesen wir auf die große Masse deutscher Brüder hin, die in dem kleinen Belgien wohnen, indem wir Proben aus den damals eben erschienenen niederländischen Sagen von Wolf als die sichersten Beweise für die nächste Blutsverwandtschaft mittheilten, die namentlich klar darlegten, wie im deutschen Niederland das alte Heidenthum mit seinen bezaubernden Elfen und Nixen, mit den auf Erlösung harrenden weißen Frauen, mit den graubärtigen Zwergen und gewaltigen Riesen, mit dem im Sturm dahin brausenden wilden Jäger und all den Gestalten der alten Götterwelt eben so unvergessen sey, wie im deutschen Oberland. Wir begrüßten zugleich freudig die eben stattgefundene Eröffnung der belgisch-deutschen Eisenbahn, als das sicherste Mittel, die so lange vom Herzen Deutschlands losgerissenen Brüder den Pulsschlag der Mutter wieder empfinden zu lassen; und wenn es auch eine Zeitlang schien, als sollten all diese Hoffnungen einer festeren Verbindung nur schöne Träume seyn, so dürfen wir doch jetzt die sichere Zuversicht hegen, daß sie in nächster Zukunft in die Wirklichkeit treten werden, deren großartige Folgen für Deutschland und Belgien unberechenbar sind. Je inniger dann die einmal geschlossene Verbindung werden wird, um so lieber wird man auch dann den verwandten Tönen des Bruderstammes lauschen, der in seiner Heimat bedeutsame Anstrengungen macht, sein uraltes Bruderrecht geltend zu machen, und in Sage, Märchen und Lied wohlbekannte Klänge uns herübersendet. Wenn wir darum zuerst einen Blick auf die belgische Sage, als das sichere und älteste Zeugniß der Verwandtschaft, warfen, so mögen jetzt einige Märchen folgen *), die mit nicht minder vernehmlicher Stimme verkünden, wie wenig man dort die gemeinsamen Jugendträume vergessen hat.

1. Das Märchen von Dreizehn.

Da war einmal ein Schmied, und der hatte einen Knecht, und der Knecht hieß Dreizehn, der hatte so einen starken Arm, daß der Amboß unter dem Schlage seines Hammers bersten mußte oder brach. Er war unbezahlbar wegen seiner Kraft, denn er konnte so viel schaffen, als dreizehn gewöhnliche Menschen; aber er konnte auch so viel essen, und darum wurde er Dreizehn genannt. Einst rief ihn der Schmied bei Seite und sprach: „Dreizehn, Junge, ich bin allzeit mit dir zufrieden gewesen, du hast mir allzeit als ein braver, getreuer und arbeitsamer Knecht gedient, aber ich habe nicht mehr Arbeit genug für dich und du mußt die Hälfte der Zeit mit gekreuzten Armen dastehen. Du kannst schmieden für dreizehn Mann, und ich habe nur Arbeit für fünf; das wäre noch das Mindeste, aber du issest mir zu viel Essen. Da, Dreizehn, da ist dein Lohn und noch ein gut Trinkgeld obenein, daß du dir in Geduld einen anderen Dienst suchen kannst." Dreizehn nahm das Geld und sprach nichts, aber er wischte sich mit dem Rücken seiner Hand eine Thräne aus dem Auge und ging ab. Gerade wie er hinaus kam, ging ein Reisender vorbei, der nach einem starken Kerl suchte, um ihn zu miethen. Er sah Dreizehn, und sein Gesicht stand ihm an. „Wie ist dein Name?" fragte der Reisende. — „Man nennt mich Dreizehn, mein Herr, weil ich so viel esse; aber kann ich viel essen, hab' ich auch viel Kraft." — „Das ist's gerade, was ich haben muß", sagte der Reisende; „willst du in meinen Dienst treten, so will ich dir zu essen und trinken geben, aber ich muß durch große und schwarze Wälder reisen, und ich rechne auf deine Kraft, um mich vor den wilden Thieren zu beschützen." — „Wenn's weiter nichts ist", sagte Dreizehn, „so glaube ich, daß ihr von mir nicht sollt zu klagen haben, denn ich schlage mit meiner Faust einen Bären wie eine Fliege todt." Und Dreizehn trat in den Dienst des Reisenden. Nach langer Reise, während welcher Dreizehn sowohl seine Eßlust als seine Kraft bewiesen hatte, waren sie durch den Wald gelangt, und der Reisende, welcher nun von allen Gefahren befreit war, suchte seines Knechts, der bereits seinen Beutel stark angegriffen hatte, los zu werden. Er dankte ihn deshalb ab, und Dreizehn befand sich aufs neue außer Dienst. Nachdem er lange gesucht hatte, kam er endlich zu einem Bauer, der ihn miethete. Den ersten Abend, da er bei den anderen Knechten des Bauers am Tische saß, aß er so viel, daß für seine neuen Kameraden nur wenig übrig blieb. Sie ertrugen das geduldig und dachten, daß es der weite Gang sey, der ihm so viel Eßlust gemacht; aber als sie sahen, daß es alle Tage dasselbe Lied war, da thaten sie sich gegen ihn zusammen und suchten ein Mittel, um ihn lebendig oder todt vom Hofe zu bringen. Der Bauer dagegen war sehr zufrieden mit ihm, weil er ausnehmend gut arbeiten konnte, und fing bereits an, daran zu denken, einige seiner alten Dienstboten fortzuschicken. Da sagten einmal die Knechte zu ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, während wir aufs Feld gehen." Dreizehn stieg in den Brunnen nieder, und während er emsig beschäftigt war, den Schmutz auszuschöpfen, waren die Knechte still genaht und ließen auf einmal einen großen Mühlstein in den Brunnen niederplumpen. Sie dachten nicht anders, als Dreizehn wäre todt; aber ganz und gar nicht! Der Mühlstein war mit dem Loch ihm über den Kopf gefallen und lag auf seinen Schultern, und Dreizehn that, als ob er nichts gefühlt hätte. Er arbeitete immer fort, ohne einmal aufzusehen, woher wohl die Last möchte gekommen seyn, und als er fertig war, kam er aus dem Brunnen herausgekrochen und rief den Knechten, die sich vor Verwunderung nicht erholen konnten: „Seht doch einmal, Jungen, was für einen schönen Kragen ich um habe!"

Als die Knechte nun sahen, daß sie auf diese Weise seiner nicht los werden konnten, suchten sie ein besseres Mittel. Nicht weit von dem Hofe stand eine Mühle, wohin seit lange schon Niemand zu gehen wagte, weil da Teufel wohnten. „Wart", sagten sie zu einander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn nach der Mühle senden, da kommt er sicher nicht wieder zurück; denn Alle, die vor ihm dahin gingen, sind da erwürgt worden." Gesagt, gethan. Sie riefen Dreizehn und sagten: „Du mußt diesen Sack mit Korn nach der Mühle tragen, um zu mahlen, denn wir haben kein Mehl mehr." — „Gut", antwortete Dreizehn, packte den Sack mit Korn unter seinen Arm und ging nach der Mühle. Aber als er dahin kam, sah er wohl hundert schwarze Köpfe mit Hörnern aus den Löchern liegen, die lachten, als sie ihn von fern kommen sahen. Er war sehr verwundert, so viel Volk auf der Mühle zu sehen, und dachte: „Das ist gut, die Männer sollen meinen Sack heraufholen helfen", und als er näher kam, rief er: „Jungen, holt mal meinen Sack herauf!" Aber die Teufel sprachen nichts und rührten sich nicht. „Kommt gleich, mir zu helfen, ihr Taugenichtse!" rief er, „oder ich werfe den Einen nach dem Anderen von der Mühle herunter!" Aber die Teufel guckten ihn an, ohne sich zu rühren. Als Dreizehn sah, daß man ihm nicht helfen wollte, ward er böse, setzte seinen Sack auf den Boden und kletterte zur Mühle hinein. Da standen alle die Teufel bereit, um ihn anzugreifen, und starrten ihn mit Augen wie feurige Kohlen an; auch erhoben sie ein höhnendes Gelächter, denn sie glaubten, daß sie bereits im Besitz ihrer Beute wären; aber Dreizehn, der nicht wußte, was Angst war, war nicht faul und packte einen von den Teufeln beim Schwanz. Zuerst schlug er ihn mit dem Kopf gegen einen Balken und dann warf er ihn mit solcher Kraft die Mühlentreppe von oben bis unten hinunter, daß der Teufel den Fuß brach und mit lautem Geheul davonlief. Da wendete sich das Blatt, und all die anderen Teufel, die ihn erst verhöhnt hatten, waren der eine hinter ein Rad, der andere hinter einen Sack gekrochen, und zuletzt war auch nicht einer mehr zu sehen. Aber Dreizehn holte sie wieder hervor, um sein Korn zu malen. Da waren Teufel, die den Sack heraufzogen, andere, die die Mühle in Bewegung setzten, andere, die den Sack annahmen und das Korn mahlten, und eins, zwei, drei! hatte Dreizehn sein Korn und ging nach Hause.

Die Knechte standen ganz stumm, als sie ihn vor dem Hecken stehen sahen mit seinem Mehl unterm Arm. Nun wußten sie nicht mehr, wie sie ihn los werden sollten; aber sie strengten nun alle Kräfte an, um seinen Eifer zu übertreffen und ihn aus der Gunst ihres Herrn zu verdrängen.

Da mußten einst Bäume nach dem Hofe gebracht werden, die im Walde gefällt waren. Alle Knechte waren des Morgens früh still mit dem Wagen davon gefahren und ließen Dreizehn schlafen; sie waren schon lange weg, als er erst wach wurde. Als er nun endlich seine Augen aufthat und sah, daß seine Kameraden fortgegangen waren, ohne ihn zu rufen, sagte er zu sich selbst: „Ach! die eifersüchtigen Kerle meinen mir einen Possen zu spielen und möchten gern mit ihren Bäumen eher zu Hause seyn als ich, aber wart! ich will sie lehren falsch seyn!" und er stand auf, nahm Pferd und Wagen und fuhr hinterdran. Auf der Hälfte des Weges sieht er bereits die Knechte mit ihrer Fracht zurückkehren, hält still, reißt einen Eichbaum aus und legt ihn quer über den Weg. „Laßt sie nun nur kommen", sagt er und fährt ruhig fort. Als die Knechte mit ihrem geladenen Wagen Dreizehn entgegenkamen und bereits ausrechneten, wie lange es noch dauern würde, ehe er nach Hause käme, da rieben sie ihre Hände und lachten sich ins Fäustchen. Aber Dreizehn sagte

*) Aus: Wodana. Museum voor nederduitsche oudheidskunde, uitgegeven door J. W. Wolf. Eerste en tweede aflevering.

nicht ein Wort und verfolgte ſtill ſeinen Weg. Als er nun ſeinen Baum aufgeladen hatte und zurück auf den Platz kam, wo er die Eiche über den Weg gelegt hatte, ſah er alle die ſchlimmen Geſellen, welche arbeiteten, daß ihnen der Schweiß vom Leibe troff, um die Eiche aus dem Wege zu räumen. Nun kam das Lachen an ihn, und er hatte reichen Erſatz für den Spott, den ſie mit ihm getrieben hatten. Die Knechte dachten, nun können wir doch noch eher zu Hauſe ſeyn als Dreizehn, denn er muß uns helfen, den Baum fortſchaffen, und dann wird's von der Kraft unſerer Pferde abhängen, wer am ſchnellſten fortkömmt. Aber Dreizehn bemerkte das und wollte ihnen den Gefallen nicht thun, ſondern nahm Pferde, Wagen und Baum auf und ſetzte Alles auf die andere Seite der Eiche, die er unangerührt liegen ließ, und zog nach Hauſe.

Da war der Bauer überzeugt, daß Dreizehn's Arbeit allein hinreichend war, um die Pachtung in Gang zu erhalten, und ſchickte alle ſeine übrigen Knechte fort. Dreizehn pflügte an einem Tage ſo viel als dreizehn Knechte in einer ganzen Woche fertig kriegen konnten, er ärndtete ſo viel wie dreizehn und drosch ſo viel Korn als dreizehn, aber ſein Unterhalt koſtete auch dem Bauer ſo viel, als ob dreizehn Münder müßten zufriedengeſtellt werden, und ſein Magen wurde noch täglich unerſättlicher.

Einſt ſagte der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh' und hüte mir die Ferkel.“ — „Ja, Herr!“ antwortete Dreizehn, und zog mit der Heerde, die aus dreißig Häuptern beſtand, nach der Weide. Da blieb er den ganzen Tag und bekam großen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein Eſſen mitgegeben und vergaß auch, ihm etwas zu ſenden. Dreizehn konnte ſeinen Magen nicht länger zum Schweigen bringen, und fraß all' die Ferkel auf. Als ſeine Eßluſt geſtillt war, fing ihm das Gewiſſen an zu erwachen, und er wußte nicht, wie er ſich in den Augen ſeines Herrn entſchuldigen ſollte. Endlich fand er Rath, pflanzte alle die Schwänze der Ferkel in die Erde und ging nach Haus: „Herr“, ſagte er mit betrübtem Geſicht, „da iſt ein Unglück vorgefallen, alle Ferkel ſind verſunken und ſehen nicht mehr als mit den Schwänzen aus der Erde heraus.“ Der Herr lief eilig nach der Weide und ſah alle die Ferkelſchwänzchen, die in die Erde gepflanzt waren. Er ging darauf zu dem erſten und zog mit großer Gewalt an, als ob er das Ferkel aus der Erde holen wollte, aber der Schwanz allein blieb in ſeiner Hand und er plumpte rücklings über. „Herr, ihr habt dem Ferkel den Schwanz ausgeriſſen“, ſagte Dreizehn, und der Bauer ging zu einem anderen und es begegnete daſſelbe, und ſo ging's die Reihe durch. — „Dreizehn, wir ſind ruinirt“, ſprach der Bauer, „und wenn du kein Geld in der Hölle bekommen kannſt, ſo kann ich dich nicht mehr beköſtigen.“

Dreizehn ſpannte die Pferde vor den Wagen und fuhr nach der Hölle. Unterwegens ſah er eine arme Frau, die war beſchäftigt, Eicheln aufzuraffen. „Warum thut ihr das?“ fragte er. — „Ach, es iſt für meinen Eſel; ich habe ihm kein ander Futter zu geben, und das arme Thier iſt mein Lebensunterhalt.“ — „Wart, da will ich dir helfen“, ſagte Dreizehn, ſprang von ſeinem Wagen, packte den Eſel beim Schwanz und warf ihn in den Gipfel des Baums, wo er einige Augenblicke zwiſchen den Zweigen zappelte und dann niederfiel und das Bein brach. Die Frau begann zu ſeufzen, daß ſie nun ihren Eſel nicht mehr brauchen könnte, und weinte. „Weine nicht, Frauchen“, ſagte Dreizehn, „ich werde dir aus der Noth helfen; warte nur hier auf mich, ich reite nach der Hölle, und wenn ich wiederkomme, werde ich dir Geld geben.“ Die Frau ſetzte ſich an die Seite des Weges, um zu warten, und Dreizehn fuhr mit ſeinem Wagen fort. Als er an die Thür der Hölle kam, hielt er ſeine Pferde an und ſchellte. Es war gerade der Teufel, dem er das Bein gebrochen hatte, der kam, um zu öffnen. „Ach Jungen, Jungen, Dreizehn iſt da!“ rief er und lief weg. — „Macht mir gleich die Thür auf“, rief Dreizehn, „oder ich ſchlage ſie ein!“ — „Ja, ja, wir wollen aufmachen, Dreizehn! wenn du uns nichts zu Leide thuſt!“ — „Ich werde euch nichts zu Leide thun“, entgegnete Dreizehn, „aber ihr müßt mir einen Wagen mit Geld geben.“ — „Ach, wenn's weiter nichts iſt, das ſollſt du ſogleich haben.“ Und die Thür der Hölle wurde weit offen gethan. Alle Teufel kamen zugleich gelaufen, jeder mit einem Sack voll Geld, und legten den auf ſeinen Wagen. Dreizehn war zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die da ſaß, um auf ihn zu warten, hielt er ihre Schürze auf und füllte ſie mit Geld. „Da“, ſagte er, „kauf' dir nun einen anderen Eſel“, und ging ſeiner Wege.

Der Bauer und Dreizehn lebten nun einige Zeit mit dem Gelde, was der Letztere nach Hauſe gebracht hatte; doch er hatte einen ſolchen Alles verſchlingenden Magen, daß zuletzt eine Hungersnoth im Lande entſtand. Der Bauer ward arm, aber er wagte Dreizehn nicht mehr fortzuſchicken, und wußte nicht, wie er ihn los werden ſollte. — „Mach mir mal einen Keſſel“, ſagte er, „der ſo groß iſt, daß hundert Mann darin arbeiten können, ohne einander zu hören.“ — „Gut“, antwortete Dreizehn, und der Keſſel war in kurzer Zeit fertig. — „Nun ſetz' eine Stadt hinein“, ſagte der Bauer, „und trage ſie auf jenen hohen Berg.“ — „Gut“, antwortete Dreizehn, und er ſetzte eine Stadt hinein und ging auf den Berg zu; aber als er an den Fuß des Berges kam, ſtieß er an einen Maulwurfshügel und fiel. Die Stadt fiel auf ihn und Dreizehn war todt.

* * *

Das vorſtehende Märchen hat in ſeinem ganzen Gange die größte Aehnlichkeit mit dem deutſchen „der junge Rieſe“ (Grimm'ſche Sammlung Nr. 90, Th. II, S. 23), nur iſt das vlaemiſche ausführlicher und hat auch einen Schluß, der dem vom jungen Rieſen fehlt. Einzelne Züge deſſelben finden ſich auch in den Volksſagen, und ſo kehrt namentlich der vom Rieſen, welcher in den Brunnen hinabſteigt und dem Mühlſteine auf den Kopf geworfen werden, häufig wieder. Dieſer iſt auch im deutſchen Märchen vorhanden (m. vgl. noch Grimm III, S. 162 ff.), und der Rieſe ſagt, als die Mühlſteine ihm auf den Kopf fallen, man ſolle doch die Hühner wegjagen, die ihm Sand in die Augen werfen. Bereits die Edda hat in dem Abenteuer Thor's mit Skrymir einen ganz ähnlichen Zug, und der ganze übrige Inhalt des Märchens zeigt ſich ebenfalls als uralt, indem er namentlich in ſeiner deutſchen Faſſung die unverkennbare Verwandtſchaft mit der Sage von Siegfried zeigt. Größere Mythen haben ſich ja überhaupt oft in der Geſtalt von Volksmärchen bis auf den heutigen Tag erhalten, und wir erinnern nur an ein paar Beiſpiele, nämlich an die von der Frau Holle, jener weiblichen Gottheit, die ſich unter verſchiedenen Namen faſt in ganz Deutſchland im Andenken des Volkes bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat.

England.

Phyſiologie des britiſchen Parlaments.

I. Das Unterhaus.

(Fortſetzung.)

Die Mitglieder des Unterhauſes haben nicht, wie die franzöſiſchen Deputirten, eine Amtstracht; ſie wohnen den Sitzungen in ihrer gewöhnlichen Kleidung bei. Nur der mover (Antragſteller) und der seconder (Unterſtützer) der Adreſſe, die als Antwort auf die Thronrede bei Eröffnung der Seſſion verleſen wird, erſcheinen nach hergebrachter Sitte in Galla-Kleidung, in der Uniform der Armee oder der Marine, oder in dem Koſtüm der Grafſchafts-Miliz. Wenn das Haus Ihrer Majeſtät mit einer Adreſſe oder mit Glückwünſchen aufwartet, ſo erſcheinen auch die Mitglieder, welche den Sprecher nach dem Palaſte begleiten, in voller Galla (ſchwarzem Frack, Weſte und Kniebändern und ſchwarzſeidenen Strümpfen), und bei dieſen Veranlaſſungen bietet das Haus einen etwas impoſanteren Anblick dar als gewöhnlich. In der Regel ſind aber die Mitglieder, wie geſagt, in einfacher bürgerlicher Kleidung, indem ſich nur der Sprecher und ſeine drei Schreiber, welche das Protokoll der Verhandlungen führen, durch ihre Perrücken und Talare (gowns) unterſcheiden und der Sergeant-at-Arms und ſein Stellvertreter ein ſchwarzes Poſtkoſtüm, mit einem Trauerdegen an der Seite, tragen. Ceremonien finden durchaus nicht ſtatt; die einzige Etikette, die man beobachtet, iſt die, daß die Mitglieder, wenn ſie das Haus betreten oder verlaſſen, ſich gegen den Präſidentenſtuhl verbeugen oder vielmehr leicht mit dem Kopfe nicken. Bei dieſen Gelegenheiten, ſo wie auch, wenn ſie von einem Theil des Hauſes nach dem anderen gehen oder eine Rede halten, entblößen ſie das Haupt; ſonſt aber behalten ſie den Hut auf oder nicht, wie es ihnen gutdünkt.

Ehe die Uebergabe der Bittſchriften beendigt iſt, hat die Uhr halb ſechs geſchlagen — die Zeit, um die gewöhnlich der Premier-Miniſter in den Saal tritt. Man bemerke jenen hochgewachſenen Mann, der, einen Arm über die Bruſt gekreuzt, den anderen unter den Schößen ſeines blauen Ueberrocks verborgen, ſchnell durch den Saal ſchreitet. Er verbeugt ſich mit Anſtand gegen den Sprecher und nimmt ſeinen Platz in der Mitte der Schatzkammer-Bank, neben dem Staats-Secretair des Innern. Seine Züge verrathen Sorge und Erſchöpfung, als ob die Pflichten ſeines Amtes ihn bei Tage ſchon genug in Anſpruch nähmen, ohne daß es noch der Strapazen einer nächtlichen Parlaments-Sitzung bedürfte. Er iſt, was die meiſten Frauen und auch viele Männer einen ſchönen Mann nennen würden; ſeine Züge ſind regelmäßig, ſeine Haut iſt weiß, ſein Haar blond, ſeine Kleidung weder nachläſſig noch ſtutzerhaft, ſondern gentlemänniſch. Wer ihn nicht kännte, würde ihn für einen wohlhabenden Kaufmann, einen reichen Fabrikherrn oder namhaften Banquier halten; ſein Benehmen nähert ſich mehr dem Weſen der höheren Bürgerklaſſe, als dem der Ariſtokratie. Dieſer Mann iſt Sir Robert Peel, der Premier-Miniſter von England.

Ja, da ſitzt er, der mächtige Staatsmann, und wir können nicht umhin, ihn recht ſcharf ins Auge zu faſſen. Nicht, daß er ſich in phyſiſcher Beziehung von Leuten gewöhnlichen Schlages unterſcheidet; er iſt weder ein Rieſe Goliath noch ein Lilliputaner, und weder in dem Blick noch in den Mienen des ehrenwerthen Baronets iſt tiefe Staatskunſt zu leſen. Er iſt ein einnehmender Mann, deſſen Geſicht wie ein Empfehlungsſchreiben wirkt — das iſt Alles, was ſich über ihn ſagen läßt. Einen ſolchen Mann würden wir in einer Poſtkutſche oder auf dem Verdeck eines Dampfboots ausſuchen, um uns während der Reiſe mit ihm zu unterhalten, und im voraus überzeugt ſeyn, daß er uns freundlich entgegenkommen werde.

Sobald der Premier-Miniſter ſeinen Sitz eingenommen, wird die Ruhe hergeſtellt und eine gewiſſe Ordnung macht ſich im Hauſe bemerkbar. Jetzt beginnen die Mitglieder der Reihe nach die Fragen oder Interpellationen herzuzählen, die ſie an den ſehr ehrenwerthen Baronet, der an der Spitze der königlichen Regierung ſteht, zu richten haben. Ein hübſcher, wohlgekleideter, etwas ſtutzerhafter Mann von jugendlichem Anſehen, oder wenigſtens nicht ſo alt, als man es von Jemanden vermuthen würde, der ſeit einem Vierteljahrhundert eine hervorragende Rolle auf der politiſchen Bühne geſpielt hat — ein Mann, mit einem Wort, der das edle Selbſtvertrauen zeigt, welches ſtarke Geiſter zu charakteriſiren pflegt *) — erhebt ſich von der Oppoſitionsbank und beginnt eine Rede über die Angelegenheiten von Serbien, oder Sciude, oder irgend einen anderen, auf die auswärtigen Verhältniſſe bezüglichen Gegenſtand. Indeſſen erregt die Sache kein beſonderes Intereſſe, es ſey denn, daß ſie mit

*) Wahrſcheinlich iſt hier Lord Palmerſton gemeint.

Fragen von ungewöhnlicher Wichtigkeit verknüpft ist; in diesem Fall ertönt von den hinteren Bänken der Oppositions-Seite der Ausruf: „Hört! hört!“

Der Premier-Minister erhebt sich mit bedächtiger Miene und nimmt unter allgemeinem Stillschweigen das Wort. Er spricht etwas weitschweifig und in einem eigenthümlichen Styl; denn obgleich er die Rede seines Vorgängers *erwiedert*, nimmt er sich wohl in Acht, sie zu *beantworten*. Er ist nur dann mit seiner Auskunft freigebig, wenn er *nichts* zu sagen hat, und obgleich seine Antworten zuweilen etwas unklar und geheimnißvoll erscheinen, so ist seine Sprache doch tadellos. Wie wenig man auch mit dem Inhalt seiner Mittheilungen zufrieden seyn mag — an der Weise, wie er sie giebt, ist auch nicht das Mindeste auszusetzen. Er wiegt jede Sylbe, die er ausspricht, da er wohl weiß, daß sie auf den Flügeln der Presse durch das Land eilen wird und daß ein leichtes Wort ihm schwere Verantwortlichkeit aufbürden könnte. Wenn er es für zuträglich hält, die Frage weitläuftig zu erörtern, so thut er es; hegt er aber nur den geringsten Zweifel an der Rathsamkeit einer ausführlichen Antwort, so begnügt er sich mit nichtssagenden Ausflüchten und leeren Phrasen, die er jedoch in einer so versöhnlichen Weise vorbringt, daß seine Gegner sich unmöglich beleidigt fühlen können.

Frage folgt auf Frage, und zwar fast immer von den Oppositionsbänken an die Minister gerichtet, von denen ein jeder *das* beantwortet, was sich auf sein spezielles Departement bezieht; denn es ist zu bemerken, daß kein Minister je etwas von dem Geschäftsgang seines Kollegen zu wissen scheint. Ueberhaupt ist es eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Schatzkammerbank, daß sie sich nur ungern dazu bewegen läßt, die verlangte Auskunft zu ertheilen. Zuweilen ist sie nicht hinlänglich über den Gegenstand unterrichtet, worüber das ehrenwerthe Mitglied belehrt zu seyn wünscht; zuweilen will sie sogleich die nöthigen Untersuchungen anstellen und dem Hause das Resultat ohne Aufschub mittheilen. Im Fall, daß wichtige oder unwichtige Dokumente gefordert werden, vermeidet die Schatzkammerbank stets bis zum letzten Augenblick, sie auf die Tafel zu legen. Bald heißt es, daß es sich nicht mit den Interessen des Staates vertrage, diese Papiere jetzt bekannt zu machen; bald versichert man — und mit seinen Versicherungen ist das Ministerium sehr verschwenderisch — dem ehrenwerthen Dokumentenjäger, daß, sobald die Aktenstücke gedruckt sind, man gewiß nicht säumen werde, ihren Inhalt der „versammelten Weisheit“ des Hauses vorzulegen. Nachdem man diese und viele andere Fragen aufgestellt und mit großer Höflichkeit beantwortet hat — denn die Schatzkammer-Bank ist immer sehr höflich und artig — sind die vorläufigen Geschäfte des Hauses beendigt, und die vertagte Debatte, die man zwar auch zu den Geschäften zählt, die aber in der That nur die mühsamste Nichtsthuerei ist, die man sich denken kann, wird nun wieder vorgenommen. Dieses geschieht in der Regel durch einen politischen Strohmann, einen hirnlosen Schwätzer, der nur dazu berufen scheint, mit seinen endlosen Platitüden die Zeit auszufüllen. Ein solches „nützliches“ Mitglied des Hauses steht pflichtgemäß auf, nickt mit dem Kopf gegen den Präsidentenstuhl — hustet — räuspert sich — brummt einige unzusammenhängende Worte — hustet abermals, betrachtet wohlgefällig den thurmhohen Aktenstoß, den er neben sich aufgestapelt hat, und beginnt seine Rede, während die Schnellschreiber in der Galerie auf einmal die Federn niederlegen, eine Prise nehmen und sich mit einander zu unterhalten anfangen.

Man kann nach dieser Bewegung in der Reporter-Galerie beurtheilen, was man von dem Redner zu erwarten hat, der jetzt „auf den Beinen ist“, und dessen flache, ausdruckslose Physiognomie, glattgeschorener Kopf, untersetzte, tölpelhafte Gestalt und eintönige Stimme, die nur mit dem Brummen einer Sackpfeife zu vergleichen ist, die Versammlung mit den traurigsten Ahnungen der ihr bevorstehenden Langweile erfüllen. *) Die dummdreiste Entschlossenheit, die sich in seinem Gesichte, seiner Stimme, seinem ganzen Wesen abspiegelt, zeigt uns deutlich, daß er es auf eine zwei- bis dreistündige Rede abgesehen hat. Die größere Hälfte der Mitglieder ergreift die Flucht; aber da es sich angeblich um eine Debatte von einiger Wichtigkeit handelt, so sind die Minister Anstands halber gezwungen, auf ihren Plätzen zu bleiben — und man kann jetzt auf einen Blick wahrnehmen, daß diese hohen Beamten ihre Gehalte nicht umsonst beziehen. Sie drehen und krümmen sich in ihren Sitzen, als ob die Bank von glühendem Eisen wäre; bald schreiben sie Briefe oder Billets, wozu sie sich der Kniee als Schreibepult bedienen, bald öffnen sie kleine grüne und rothe Kästchen mit goldenen Schlüsseln, die an ihrer Brustkette befestigt sind, bald lesen sie Depeschen oder unterhalten sich leise mit einander. Der Premier-Minister lehnt sich unterdessen auf seine Bank zurück, indem er die Augen nur mit Mühe offen hält, so sehr er sich auch bestrebt, den Schein eines aufmerksamen Zuhörers anzunehmen. Es ist sichtbar, daß er nur im Fleisch, nicht aber im Geiste da ist.

Umsonst! Der Schwätzer plärrt ohne Unterbrechung fort; die Schnellschreiber murmeln Flüche zwischen den Zähnen, die Mitglieder in den Seiten-Galerieen rollen sich ein Kissen unter den Kopf und strecken sich der Länge nach hin, um die Beredtsamkeit ihres ehrenwerthen Mitbruders zu verschlafen, deren narkotische Kraft die ganze Versammlung ansteckt. Das Haus wird heiß und schwül; Jeder fühlt sich erschöpft und in einer schläfrigen Abspannung, wie man sie in den Hundstagen empfindet, wenn es sowohl dem Geiste als dem Körper an Beschäftigung fehlt. Unser Freund hat die Zeitung von einem Ende bis zum anderen durchgelesen; er erklärt nunmehr, daß er es nicht länger aushalten könne, und bittet mich, ihm zu folgen. Wir schlüpfen durch eine Seitenthür zum Saale hinaus, und nachdem wir einige Treppen hinaufgestiegen und mehrere labyrinthartige Gänge durchschritten haben, finden wir uns in einem geräumigen, aber schlecht möblirten und gemein aussehenden Speisesaal oder Kaffeehause. Dieses Lokal wird vorzugsweise von Mitgliedern des Parlaments besucht, die, auf Tischen und Stuhllehnen sitzend, sich von ihren Anstrengungen ausruhen, indem sie Beefsteaks oder Karbonade verzehren, Wein oder Cognac mit Wasser trinken und sich ohne Zurückhaltung der Gemüthlichkeit und dem Frohsinn überlassen, den gute Speisen und Getränke so leicht hervorrufen. An Geschäfte — parlamentarische Geschäfte nämlich — wird nicht gedacht; man hört nur von Zeit zu Zeit die Frage, ob der Esel, der Dummkopf, die Plaudertasche, der Maulaffe u. s. w. u. s. w. — mit welchen Ehrentiteln man den oben erwähnten Redner bezeichnet, ohne das gewöhnliche Beiwort („damned“) zu vergessen — noch immer fortfährt. Eine bejahende Antwort ist das Signal, mehr Wein oder Cognac mit Wasser zu fordern, oder sich nach dem Rauchzimmer oder dem Theezimmer zu verfügen und dort zu bleiben, bis der unerträgliche Schwätzer mit seinem Gewäsche zu Ende ist. (Schluß folgt.)

*) Dieses Portrait scheint eine Karikatur des bekannten Parlaments-Mitgliedes Herrn Joseph Hume zu seyn, der sich durch seine unendlich langen Reden über finanzielle Gegenstände auszeichnet.

Polen.

Der Frohndienst der großen Welt.

In Lemberg ist unter dem Titel: „Kleinstädterei“ eine Schrift erschienen, welche, wie man glaubt, von dem im Sommer vorigen Jahres verstorbenen Grafen Dunin-Borkowski herrührt, und die, weil sie in ihrem Geburtslande theils großen Beifall fand, theils heftige Anfechtungen erfuhr, so weit bekannt geworden, daß auch viele deutsche Blätter über das Interesse und den Werth des polnischen Buches ihre Stimme abgegeben haben. Wir halten es dieserhalb für interessant, eine deutsche Probe dieser Schrift, deren zweiter Band sich gegenwärtig zu Breslau unter der Presse befinden soll, unseren Lesern mitzutheilen.

Dritte Visite.

(Der Frohndienst der großen Welt.)

„Du bist mir noch eine Erklärung schuldig, Karl; was heißt Frohndienst der großen Welt?“

„Was die große Welt und was der Frohndienst im Allgemeinen ist?“ versetzte Karl. „Wenn es dem lieben Gott schon also gefallen, daß unsere arme Erde zwei Welten tragen soll, eine kleine und eine große, die beide aus Wesen bestehen, welche einander ziemlich ähnlich sind, so muß es auch deutliche Zeichen für diesen Unterschied geben. Ich habe mich in beiden Welten umgesehen, und fand in beiden lauter menschliche Gestalten, aber oft thierische Neigungen. Die Thiere der großen Welt haben erst seit kurzem angefangen, die Thiere der kleinen Welt für Menschen anzusehen; ehemals spannte man sie an den Pflug und verkaufte sie auf den Märkten. Vielfältigen Bitten und Vorstellungen der Philosophen ist es erst gelungen, eine andere Meinung hervorzurufen. Die große Welt hält ihre Gegenfüßler heute wenigstens für Menschen geringerer Gattung, und statuirt einen Unterschied wie zwischen Porzellan und Fayence. Sie sieht mit den Augen jenes Reisenden, der von den Pferden unserer Landleute sagte: „C'est une espèce des animaux qu'on appelle konia.“ Ich weiß, daß ich in der großen wie in der kleinen Welt behaarte Köpfe und Kinne, und Augen, Mund und Nase an derselben Stelle gesehen habe; zwar sitzt bei der großen Welt zuweilen die Nase nicht zwischen den Augen, sondern in der Tasche; trotzdem behaupten aber die Kenner, daß sich die große Welt von der kleinen schon durch ihre bloße Aeußerlichkeit unterscheide. Wie unsere Polen unter Ausländern einander schon an Gesicht, Gang und Geberde erkennen, so kennt sich die große Welt schon von weitem am Geruch, an der Miene, am Knix. Zur Bezeichnung dieser Unterschiede wurden gewisse Ausdrücke eingeführt, als: eine herrliche Gestalt, edle Züge, nobler Gang, imponirendes Auge, ein versprechendes Aeußere u. s. w. Wenn man solche Zeichen in der kleinen Welt vorfindet, wundert man sich, wie sie dorthin gekommen! Abgesehen von den äußeren Unterschieden, giebt es auch noch innere, die aber auch nicht moralisch, sondern ebenfalls wieder körperlich sind, wie die Geburt. Die eine Welt nennt sich groß; denn sie besteht aus lauter Größen, — große Ahnen, große Geldsäcke und große Bildung! Um nun zur großen Welt zu gehören, muß man wenigstens von Adel seyn, obgleich es da nun verschiedene Grade giebt, und die Hochgeborenen und Erlauchten die bloß Hochwohlgeborenen über die Achseln ansehen und dieselben nur so toleriren, wie man in manchen Ländern die Juden tolerirt. Daher übernehmen denn auch diese Hochwohlgeborenen, wenn sie sich darauf verstehen, sich zu insinuiren, bei ihren hohen Gönnern alle mögliche Dienste; sie trippeln, wedeln, schmeicheln, warten auf, belustigen, rapportiren, lassen sich auslachen und hänseln. Ein normaler Hochwohlgeborener kennt das ganze Inventarium seiner Pflichten auswendig.

Daß alte Abkunft oder Verwandtschaft mit hohen Familien einen hohen Werth hat, daß dadurch *Race gebildet wird*, die sich zu erkennen giebt am Bau ihres Gesichts, lehrt uns nicht nur die große Welt in ihren Phrasen, sondern auch Herr *Jarosz Bejla* in seinen vermischten Skizzen, welche unlängst gedruckt wurden. Ehe jedoch diese Aufgabe vollständig gelöst seyn, ehe ein ukrainischer Lavater diese verjährten Ideen der Feudalzeit in ein Ganzes gebracht und daraus eine exakte Wissenschaft geschaffen haben wird, bleiben wir noch immer bei der Geschichte stehen, daß oft genug ein tatarischer Knecht oder ein finsterer Hejdul erlauchte Racen gezeugt hat. —

Unter der Erziehung der großen Welt versteht man die erhabene Haltung des Körpers, willigen Gehorsam gegen die Fesseln der Etikette, Reiz in Gang und Tanz, den man Grazie nennt; vor Allem aber die Fähigkeit, fließendes Französisch zu sprechen. Fügen wir noch Musik und Gesang bei den Frauen, bei den Männern Liebhaberkunst und Kartenspiel hinzu, und bei Beiden Koketterie, so haben wir Ideale der großen Welt. Solche Erziehung ist ein Eintrittsbillet in dieselbe, sollten auch rücksichts der Geburt einige Dunkelheiten und Zweifel mit unterlaufen. Jedoch dürfen die Letzteren sich nicht so öffentlich ausrühmen, wie Andere, sondern müssen ihr gutes Geschick verschweigen; denn es ist etwas Anderes, in der großen Welt aufgenommen werden, als zu ihr gehören, etwas Anderes, ein okulirter Ast seyn, als eine tiefeingewurzelte vielhundertjährige Eiche; dabei wird das reine Blut, wenn es gleichem gegenüber ist, stets sanft und still fließen, aber es braust in fremder Gegenwart, wenn das gemischte Blut etwa zu vertraut wird, wenn auch sein Inhaber noch so glatt französisch spricht. Wenn nun zwar auch der Besitz dieser beiden Eigenschaften den Weg in die große Welt bahnt, so öffnen sich ihre Thore doch weit eher dem Gelde. Warum sollte es auch nicht der passendste Schlüssel für jene Thore seyn, da für Geld Alles zu erlangen ist, was die große Welt erheischt, Alles, woraus sie besteht? Um so mehr, da die große Welt selbst in einem ewigen Handel begriffen ist und ihre Waaren auf dem Markte stets zum Kaufe ausbietet. Der Menschenhandel hat auf den Küsten Afrika's schon aufgehört, aber in der großen Welt dauert er noch fort. Wozu ehemals die Barbarei zwang, das thut die vornehme Erziehung jetzt freiwillig, und es giebt keine Barbarei mehr. Ehemals verkaufte Einer den Anderen, jetzt verkauft Jeder sich selbst. Geld ist das Losungswort der großen Welt; es empfängt die meisten Bücklinge, die süßesten Gesichter, den wärmsten Händedruck, Freundschaftlichkeiten und Dienstleistungen. Die vornehme Abkunft karessirt wohl auch das Geld oft, fühlt aber dennoch ihre Ueberlegenheit und seufzt bei dem Gedanken, daß sie so manches Mal den Abkömmlingen aus Israel ein freundliches Antlitz zeigen muß. Sie tröstet sich jedoch in diesen Fällen mit der philosophischen Idee einer allgemeinen Brüderschaft, und indem sie zeigen will, wie gut sie sich auf die Dinge versteht, nennt sie den Geldmann mit gleichgültigem Achselzucken einen parvenu. Der äußere Schein der großen Welt ist sehr lockend, und sein Hauptrequisit ist Glanz. Ihre Räume sind glänzende Salons, ihre Personen glänzen durch den Ruhm ihrer Vorfahren, oder durch ihre äußere Politur, oder die Klarheit ihrer Haut, oder durch den Schimmer ihres Metalls, oder durch Alles dieses zugleich. Wahrscheinlich hat das Streben, sich mit so vielfältigem Glanze zu umgeben, jene alte Idee zur Grundlage, welche in den Gräbern Lampen anzünden ließ, um darauf hinzudeuten, daß dort die Residenz der Finsterniß sey, welche erleuchtet werden müsse, ehe die Fackel der Erkenntniß sie erhelle und alles andere Licht überflüssig mache. Unter allen Glanzarten der großen Welt ist der Glanz des Blutes der höchste. Er hat verschiedene Grade und Nüancen; es giebt eine gute, hohe, schöne, mittelmäßige und gemischte Abkunft u. s. w. Um die Klarheit des Bluts richtig zu beurtheilen, reicht es jedoch nicht aus, seinen Namen zu kennen, es ist vielmehr unumgänglich nothwendig, zu wissen, wer der Stammvater ist? Das alles und reines Blut, die erste Nummer, eine besondere Klarheit hat, räumt Jeder ein; für die übrigen Gattungen gehören feine Kenner. Es dient ihnen die äußerst wichtige Wissenschaft der Heraldik. Wie im alten Bunde das Blut Abel's zu Gott rief, so ruft jetzt aus allen Winkeln das Blut der großen Welt zu den Herausgebern der Wappenbücher. Es sendet ihnen seine Denkmäler, seinen Stammbaum, und oft als Zugabe ein geheimes Röllchen: „Mach' mich um hundert Jahr älter, die und jene Episode kann wegbleiben, das waren die Verirrungen einer leichtsinnigen Jugend, füg' auch einige Hetmans, einige Wojewoden, Kastellane und ein paar berühmte Siege hinzu." Eine geringere Blutsorte trübt oft die bessere durch gegenseitige Vermischung; oft wird jene aber auch von der letzteren gehoben, besonders wenn dieser der Glanz edlen Metalls zu Hülfe kommt. — Dieses sind die geselligen Requisite, welche zum Eintritt in die große Welt befähigen. Wer solche Qualification nicht besitzt, gehört zur kleinen Welt. Es giebt auch noch Amphibien, die in beiden Elementen leben. Sie existiren periodisch, bald im Glanze, bald in der Stille ihrer eigenen Häuser, worin sie eine große Welt für sich bilden, indem sie für den Sommer gewissermaßen absterben, wie die Schwalben im Winter. — Es giebt auch noch solche, welche die große Welt Auswüchse nennt; denn obgleich sie in ihr aufgewachsen sind, gehören sie doch nicht zu ihr, akkommodiren sich nicht ihren Forderungen, erfüllen nicht ihre Pflichten, verrichten nicht ihren Frohndienst, ertragen nicht die freiwillige Knechtschaft, und wollen lieber bloß Menschen, als Menschen einer müßigen und lächerlichen Gesellschaft seyn.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Die Moskitoküste, eine deutsche Kolonie.** Mit wahrem Vergnügen ersehen wir aus der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 17. Okt., daß die wegen Anlegung einer deutschen Kolonie an der Moskitoküste nach Amerika gesandte Kommission mit den befriedigendsten Nachrichten zurückgekehrt sey. Diese Küste ist sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht zur Begründung einer neuen europäischen Kolonie viel geeigneter als das ungesunde und von einer demoralisirten, aus Nord-Amerika verjagten Horde überschwemmte Texas. Die Moskitoküste hat nicht von den berüchtigten, dort gar nicht einheimischen Moskitos (großen Mücken), sondern von den ihr gegenüberliegenden kleinen Eilanden, die man entweder wegen ihrer Gestalt und großen Zahl „Fliegen" (Moscas, Mosquitos) oder auch wegen der sie bewohnenden Moscos-Indianer so benannte, ihren Namen. Es gehört diese Küste zum Staate Honduras, welcher einer der fünf Staaten ist, in die 1839 die Föderativ-Republik von Central-Amerika zerfiel. Das eigentliche Honduras und die Moskitoküste bilden die beiden am atlantischen Ocean gelegenen, kleineren Schenkel eines ungleichen Dreiecks, welches das Mittelglied zwischen Nord- und Süd-Amerika ist und dessen breite Basis am Stillen Meere gelegen. Die Spanier gaben diesem über 15,000 Quadrat-Leguas großen Dreieck mit seinen Aesten und Auswüchsen den Namen Guatimala von dem indianischen Worte Quanhitimellan (mit Bäumen bedeckt), welcher Name jedoch jetzt nur dem Centralstaate mit der gleichnamigen Hauptstadt zukömmt, außer welchem und Honduras auch noch die Staaten San Salvador, Nicaragua und Costa-Rica bis vor fünf Jahren die centro-amerikanische Föderativ-Republik bildeten, welche im J. 1821 ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärte. Der Bluefield-Fluß trennt die sogenannte Moskitoküste von Nicaragua, welcher letztgenannte Staat bekanntlich mit dem Projekte umgeht, das Atlantische mit dem Stillen Meer durch einen Kanal oder doch mindestens durch eine Eisenbahn zu verbinden. Auf mehreren Landkarten ist die Moskitoküste als britisches Besitzthum angegeben; dies ist jedoch ein Irrthum, da England zwar das Territorialrecht auf den sogenannten Honduras-Holzdistrikt mit dem Hauptort Balize seit dem J. 1670 geltend macht, dieser jedoch von dem übrigen Honduras und insbesondere von der Moskitoküste völlig abgesondert liegt und eigentlich zu Yucatan gehört. Im J. 1821 versuchte es der Schotte Macgregor, in diesen Gegenden ein Reich Poyais zu gründen, welchen Namen er nach den kupferfarbigen Poyais, einem schönen und gutmüthigen Indianerstamme, der ungefähr 30,000 Köpfe zählen soll, gewählt hatte, doch widersetzte sich dem die damals noch über einen Theil von Columbien herrschende spanische Regierung, weshalb auch sein übrigens verständig angelegter Plan von keiner europäische Regierung unterstützt wurde und wieder zerfiel. Gegenwärtig herrscht in Honduras allerdings ein Indianer-Häuptling, Namens Ferrara, doch gehört dieser, so wie der ganze Stamm der ihm untergebenen Taucas, dem Christenthum an*), welcher Stamm mit den Indianern von Mejico, deren Beschreibung wir kürzlich mitgetheilt (Nr. 116 u. ff.), große Aehnlichkeit hat und stets mit den Engländern in friedlichstem Verkehr stand, wiewohl er ein unversöhnlicher Feind der Spanier ist. Sehr leicht dürfte daher auch, wenn die Unterhandlungen von einem tüchtigen Stück Geld unterstützt würden, woran es den dortigen Regierungen immer gebricht, eine deutsche Niederlassung mit Unabhängigkeits-Rechten an dieser Küste zu begründen seyn. Hoffentlich haben die von dort zurückgekehrten Reisenden Nachrichten mitgebracht, die nicht bloß Obiges bestätigen, sondern auch noch über Manches, worüber man in Europa bisher im Unklaren ist, namentlich über das Verhältniß von Honduras zum General Morazan, der im Gegensatze zu dem in Guatimala gebietenden Centralisten-General Carrera, noch viele Anhänger in den einzelnen Föderativstaaten haben soll, befriedigende Auskunft geben. Ueber das gesunde Klima, so wie über die große Fruchtbarkeit dieses Theiles von Central-Amerika herrscht bereits seit langer Zeit kein Zweifel mehr; namentlich die Fruchtbarkeit übertrifft noch die der gegenüberliegenden Antillen. In einigen Gegenden ärndtet man jährlich viermal und kann das Zuckerrohr schon zwölf Monate nachdem es gepflanzt ist, geschnitten werden, während es auf den Antillen erst achtzehn Monate nach seiner Anpflanzung reif dazu ist. Das Land hat Ueberfluß an Färbehölzern (Campêche), so wie an Mahagoni und anderen edeln Nutzholzarten, ferner an Indigo, Cochenille, Gelbwurz, Baumwolle, Kakao, Vanille, Gummi und Harzen aller Art.

— **Prof. Mitscherlich und der Stein der Weisen.** In der Revue de Paris vom 3. Okt. liest man: „Ein Chemiker von großem Rufe, Herr Mitscherlich aus Berlin, befindet sich seit einigen Tagen in Paris. Am vergangenen Montag wohnte er der Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei, deren korrespondirendes Mitglied er ist. Er zog dort allgemein die Aufmerksamkeit auf sich, denn er hat einen sehr schönen Kopf, was immer etwas Seltenes ist, selbst unter Gelehrten. Man hätte ihn gern sprechen gehört, er trug jedoch einem Mitgliede auf, bei der Akademie sein Dolmetsch zu seyn. Durch Vermittelung desselben hat nun die gelehrte Körperschaft eine überaus merkwürdige Erscheinung kennen gelernt. Herr Mitscherlich weiß in seinem Laboratorium die Natur zu reproduziren. Er hat Mineralien vorgezeigt, die denjenigen, welche auf geheimnißvolle Weise im Schoß der Erde sich bilden, vollkommen gleich sind. Da die Wissenschaft die seltenen Mineralien so geschickt hervorzubringen weiß, so wird sie wohl auch bald das Mittel finden, Edelsteine zu machen, und eines schönen Tages wird irgend ein Chemiker aus seinem Schmelztiegel einen Diamanten vom schönsten Wasser und brillantesten Feuer hervorgehen lassen.**) Dann wird das große Werk keine Chimäre mehr seyn, denn der Stein der Weisen, weit davon entfernt, diejenigen zu ruiniren, die ihn suchen, wird sie vielmehr bereichern."

*) Nach einigen Berichten ist Ferrara ein Sambo, d. i. ein Mischling von Neger- und Indianerblut.

**) Jean Paul's Nikolaus Markgraf hat das bekanntlich früher schon gekannt; leider ist jedoch die Kunst wieder verloren gegangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeranten werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Dienstag den 22. Oktober 1844.

England.

Cromwell's Charakter, nach Robert Southey.

Aus der Feder des kürzlich verstorbenen Dichters Robert Southey ist so eben beim Buchhändler Murray in London eine Lebensbeschreibung Oliver Cromwell's erschienen, mit welcher das Publikum gewissermaßen überrascht worden. Auch hat bereits der Sohn des Verstorbenen, Herr Charles Southey, gegen diese Herausgabe protestirt, indem er behauptet, sein Vater habe diese Abhandlung bloß für die bei Murray erscheinende Quarterly Review, nicht aber für die Publication in Gestalt einer besonderen Schrift, abgefaßt. Wäre diese Behauptung gegründet, so ließe sich daran ein Rechtsstreit über eine neue, das literarische Eigenthum betreffende Frage knüpfen, nämlich die, ob ein Verleger, dem ein Manuskript zwar unbedingt, jedoch ohne Nennung des Autor-Namens verkauft worden, das Recht habe, dieses Manuskript auch mit dem Namen des Verfassers zu publiziren? Der Buchhändler Murray hat indessen nachgewiesen, daß er bereits bei Southey's Leben einen Theil der Aufsätze, die derselbe für die Quarterly Review geschrieben, in besonderen Ausgaben und mit dessen Namen publizirt, so wie, daß der Verstorbene ihn ermächtigt habe, auf gleiche Weise mit mehreren anderen Aufsätzen, unter denen sich auch das Leben Cromwell's befand, zu verfahren.

Dieses Leben Cromwell's ist vielleicht eine der besten Biographieen, die bis jetzt über den Lord Protektor erschienen. Es werden darin die großen Züge seines Charakters, so wie die hervorstechenden Momente seiner Zeit, mit wenigen, aber kräftigen Zügen dargestellt. Der Verfasser, obwohl sein ganzes Leben hindurch entschiedener Tory, zeigt sich doch freundlicher gegen Cromwell, als der größere Theil der englischen Geschichtsschreiber. Wir theilen hier die Schlußstellen seiner Monographie mit, welche von Dr. Southey's Darstellung des Charakters und der Laufbahn des Lord Protektors ein anschauliches Bild geben. Er sagt:

„So groß war der Ruf, welchen Cromwell durch seine wunderbare Erhebung, so wie durch die großen Maßregeln seiner Regierung und die Kraft seiner Waffen, im Auslande erlangt hatte, daß unter Anderem erzählt wird: es sey ein asiatischer Jude nach London gekommen, um seinen Stammbaum einzusehen und daraus vielleicht zu entnehmen, daß er der Löwe aus dem Stamme Juda sey. Unter seinen näheren Umgebungen betrachteten ihn Einige in der That mit einer ähnlichen Verehrung; ihre warme Anhänglichkeit und die etwas zweifelhafte Devotion einer Art enthusiastischer Prediger erfüllte die ihn umgebende Atmosphäre, doch so lange er körperlich gesund war, siegte die natürliche Kraft seines Verstandes über jenen tödtlichen Einfluß, und ruhig, klar, aber auch sorgenvoll, wie sie waren, betrachtete er die Dinge. Shakspeare selbst hat keine dramatischere Situation erfunden, als diejenige war, in welcher sich Cromwell befand. *) Er hatte die höchste souveraine Gewalt durch Mittel erlangt, die nicht minder verbrecherisch, als diejenigen Macbeth's waren, aber die That selbst hatte weder sein Herz verhärtet, noch ihn verwegen in seiner Schuld gemacht. Mit seinem Glücke hatte auch sein Gemüth an Ausdehnung gewonnen. Je mehr er in seiner Laufbahn vorschritt, um so mehr nahm er auch wahr, wie irrthümlich die Prinzipien gewesen, von denen er ausgegangen, und nachdem er den Umsturz der Kirche, des Adels und des Thrones bewirkt hatte, ward er durch die Erfahrung, den unfehlbarsten aller Lehrer, überzeugt, daß das Episkopat, der Adel und die Monarchie an sich gute Institutionen und nothwendig für ein Land seyen, in welchem sie so lange bestanden hätten. Gern hätte er das Uebel, das von ihm ausgegangen, wieder gut gemacht, gern hätte er die Monarchie wieder hergestellt, ein Haus der Pairs geschaffen und die bischöfliche Kirche wieder eingesetzt. Aber er ward behindert und überwältigt durch die Werkzeuge selbst, deren er sich bis dahin bedient hatte, von Männern, denen er früher seine eigenen leidenschaftlichen Irrthümer mitgetheilt und die er nicht im Stande war, von sich wieder zu entfernen, von Männern, die unfähig waren, durch Erfahrung Weisheit zu erlangen, und so kurzsichtig, nicht einzusehen, daß ihr eigenes Leben und Schicksal abhingen von der Befestigung seiner Macht durch die einzigen Mittel, welche dieselbe stabil und sicher machen konnten. In Furcht vor diesen Männern, durfte er nicht selbst die Krone ergreifen und sie auch nicht auf ihren rechtmäßigen Erben übertragen; durch die Hinrichtung Karl's hatte er sich unfähig gemacht, diese Rechtswiederherstellung, die sonst in seiner Macht gestanden haben würde, zu bewirken. Seine Frau, die nicht von ihrem Glücke aufgeblasen war, ertheilte ihm den Rath, mit dem verbannten Könige zu unterhandeln und ihn wieder auf den Thron zu setzen; seine traurige Antwort darauf war: „Karl Stuart kann mir niemals seines Vaters Tod vergeben, und wenn er es könnte, so wäre er der Krone unwürdig." In gleicher Weise antwortete er, als ihm derselbe Rath zum zweiten Male mit dem Vorschlag ertheilt wurde, daß Karl eine seiner Töchter heiraten solle. Was würde Cromwell, gleich viel, ob er auf diese oder auf jene Welt blickte, nicht darum gegeben haben, wenn seine Hände von des Königs Blut rein gewesen wären!

Solchergestalt war der Zustand von Cromwell's Gemüth während der letzten Jahre seines Lebens, als er Herr der drei vereinigten Königreiche und unzweifelhaft der mächtigste Potentat in Europa, so wie sicherlich der größte Mann eines Zeitalters war, in welchem das Geschlecht der großen Männer noch in keinem Lande ausgestorben war. Niemand war der Stellung, die er ausfüllte, so würdig als er, wären nur die Mittel anders gewesen, durch die er sie erreicht hatte. Er würde verfassungsmäßig, mild, gnädig, freisinnig regiert haben, wenn er den Eingebungen seines Herzens und den Wünschen seines besseren Ich's hätte folgen können; Selbsterhaltung zwang ihn zu einem strengen und argwöhnischen System; er ward zuletzt dahin gebracht, ohne Parlament regieren zu müssen, denn so viel er dasselbe auch modifizirte und nach Belieben zusammensetzte, zeigte es sich am Ende doch immer unlenkbar, und weil er ein Usurpator war, so mußte er auch nothwendig ein Despot werden. Dieselben Frommen, in deren Augen er so hoch gestanden, nannten ihn jetzt einen häßlichen Tyrannen und stifteten ärgere Komplotte gegen ihn an, als selbst die Royalisten. Er lebte in beständiger Gefahr und in ewiger Furcht. Es ward niemals bekannt, wohin er sich begeben wollte, bis er in seinem Wagen saß; selten kehrte er auf dem Hinwege auch wieder zurück; er trug Waffen unter seinen Kleidern und schlief selten zwei Nächte hinter einander in demselben Zimmer. Die letzten Tage Karl's, als er das Schaffot vor sich sah und die Insolenz Bradshaw's und die unmenschlichen Schmähungen Cook's erdulden mußte, waren beneidenswerth im Vergleiche mit den letzten Lebenstagen Cromwell's. Karl hatte den Frieden der Seele, den Jener nicht zu erlangen vermochte; die einzige große Sünde, die er begangen, indem er Strafford opferte, war ihm ein beständiger Grund zur Trauer, Beschämung und Reue gewesen; er empfing seinen eigenen Tod als eine gerechte Strafe für jene Sünde, verhängt über ihn von einer allgerechten und allweisen Vorsehung, und da er empfand, daß sie abgebüßt sey, so legte er sein Haupt auf den Block im vollen Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt und mit sicherer Zuversicht auf die Gnade Gottes. Cromwell zweifelte an beiden. Ludlow erzählt uns, daß er bei seinem Tode vor Allem besorgt schien über die Vorwürfe, die, wie er sagte, die Menschen seinem Namen machen würden, wenn sie nach seinem Tode auf seine Asche blickten; und selbst das letzte religiöse Gefühl, das er äußerte, drückte eine gleiche Besorgniß über den Zustand in der Welt aus, welche er nun betreten sollte. Es war dies die Frage an einen seiner fanatischen Prediger, ob die Lehre wahr sey, daß der Auserwählte nicht zuletzt doch fallen könne? Auf die Erwiederung, daß nichts gewisser sey, als dies, sagte er, „dann bin ich sicher, denn ich bin überzeugt, daß ich einst im Stande der Gnade war." Die geistigen Getränke, die ihm zu dieser Zeit in starken Dosen gereicht wurden, wirkten mächtig auf ein durch lange Krankheit geschwächtes und durch die Natur dieser Krankheit zum Delirium geneigtes Gemüth. Er versicherte den Aerzten, gleich wie es ihm die thörichten Fanatiker, von denen er umgeben war, versichert hatten, daß er nicht sterben würde, wenn ihnen auch die Symptome seiner Krankheit so erschienen, denn Gott sey weit über der Natur. Dankgebete wurden öffentlich angestellt für die unzweifelhaften, von Gott ertheilten Bürgschaften seiner Genesung, und viele seiner letzten Worte waren mehr die eines Vermittlers, als die eines Sünders, indem er für das Volk bat, als ob seine eigenen Verdienste ihn zu solcher Vermittelung zwischen Gott und den Menschen berechtigt hätten! Selbst sein Tod zerstreute diesen Wahn noch nicht; als die Nachricht davon denjenigen gebracht wurde, die zusammengetreten waren, um für ihn zu beten, erhob sich ein gewisser Sterry und bat sie, sich nicht stören zu lassen; „denn", sagte er, „es ist dies eine gute Nachricht; wenn Cromwell dem Volke Gottes zu großem Nutzen war, als er unter uns sich befand, um wie viel mehr wird es erst jetzt der Fall seyn, da er zum Himmel emporgestiegen ist, um zur Rechten Jesu Christi zu sitzen, dort für uns sich zu verwenden und sich unserer bei allen Gelegenheiten zu erinnern?"

*) In der That haben wir auch, so oft wir den Cromwell in einer neueren dramatischen Bearbeitung auf der Bühne sahen, den Wunsch nicht unterdrücken können, Shakspeare hätte nicht vor, sondern nach Cromwell gelebt; wir würden dann gewiß durch seine Meisterhand eine ganz andere Anschauung von diesem dramatischen Charakter bekommen haben, als wir bis jetzt besitzen.

Das Leben dieses glücklichsten und keineswegs bösen Usurpators könnte eine heilsame Lehre seyn für Männer von gleichem Ehrgeiz, wenn solche Männer im Stande wären, aus der Erfahrung Anderer gute oder schlechte Lehren zu ziehen. Er gewann drei Königreiche; der Preis, den er dafür zahlte, bestand in dem Frieden seiner Seele. Er hinterließ einen unvergänglichen Namen, so befleckt mit Vorwurf, daß es ungeachtet der großen Tugenden, die ihn zierten, besser für ihn wäre, vergessen, als dergestalt bedacht zu werden. Und in der zukünftigen Welt —, aber es ist nicht unsere Sache, den Urtheilen vorzugreifen, und noch viel weniger, die Gnade des Allerbarmers zubeschränken.

Es sey uns gestattet, zu wiederholen, daß es keinen Abschnitt der Geschichte giebt, mit welchem ein Engländer so vertraut seyn müßte, als mit der Zeit Cromwell's. Da ist zu erkennen, zu welchen verzweifelten Ansichten Männer von gutem Herzen und lobenswerthen Intentionen durch die Macht der Partei verleitet werden können. Da ist die Rebellion in ihrer Erhebung, ihrem Vorschreiten und ihren Folgen zu erkennen. Da sind die höchsten Beispiele wahrer Vaterlandsliebe, gesunder Grundsätze und heldenmüthiger Tugend zu finden, mit einigem Beisatze von Hochmuth in Strafford, von menschlicher Schwachheit in Laud, rein und unbefleckt in Falkland, Capel und Newcastle und in Clarendon, dem weisesten und besten der englischen Staatsmänner, dem wahrhaftesten, unbefangensten und belehrendsten aller englischen Geschichtschreiber. Aus der Geschichte dieser Zeit und besonders aus der dieses herrlichen Schriftstellers können junge und offene Herzen eine Lehre und das Gemüth veredelnde Liebe zu den Institutionen ihres Landes schöpfen, und die Guten und Gedankenreichen aller Zeiten werden bei Lesung dieser Geschichte empfinden, mit welchem Rechte jene Bitte in der Litanei enthalten ist, in der wir zu dem Herrn flehen, daß er uns befreien möge „von allem Verrath, heimlicher Verschwörung und Rebellion, von aller falschen Lehre, Ketzerei und Schisma, von Verhärtung des Herzens und von Verachtung seines Worts und seiner Gebote" — Sünden, welche in gewisser und unvermeidlicher Folge die schwersten aller Strafen auf eine schuldbeladene Nation nach sich ziehen."

Physiologie des britischen Parlaments.

I. Das Unterhaus.

(Schluß.)

Wir kehrten indessen nach dem Saal zurück, sobald wir ein Stück Karbonade (chop) genossen hatten, die in der gewöhnlichen einfach-englischen Art zubereitet war — und ich brauche wohl nicht zu sagen, wie einfach diese englische Art ist. Gedachte Karbonade ist gewöhnlich in der Mitte roh, mit einem Streifen Fett, von der Dicke eines Talglichtes, und wird auf einem halbkalten Teller ohne Brühe aufgetragen. So war die parlamentarische Karbonade bei Bellamy's — so heißt dieses Kaffehaus — beschaffen, und als wir den Kellner fragten, ob er uns nicht Gemüse dazu besorgen könne, glotzte er uns mit einer so bestürzten Miene an, als ob wir einen Hochverrath begangen hätten.

In den Saal des Unterhauses zurückgekehrt, fanden wir zu unserem nicht geringen Verdruß, daß wir uns zu früh wiedereingestellt hatten; der Antragsteller der vertagten Debatte war noch immer auf seinem Posten. Dieselbe schnarrende Stimme — derselbe seelenlose Ausdruck; mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, liest er ein Dokument nach dem anderen vor, zitirt einen von seinen Konstituenten erhaltenen Brief nach dem anderen und wiederholt mit naiver Unbefangenheit seine schon zwanzigmal aufgetischten Gemeinplätze. Zwei und eine halbe Stunde hat dieser unerbittliche Schwätzer fortgeleiert, ohne daß es ihn mehr zu ermüden scheint, als eine Lokomotive, die einen schweren Güterzug zu schleppen hat. Die Versammlung ist auseinandergestäubt, bis auf einen kleinen Märtyrer-Haufen, der kaum zahlreich genug ist, um ein „Haus" zu bilden.*) Diese beklagenswerthen Opfer ihres Patriotismus schlummern in den verschiedenartigsten Stellungen auf den Bänken herum; Einige liegen flach auf dem Rücken, Andere mit herabhängendem Kopfe oder mit den Händen auf die Lehne der vor ihnen stehenden Bank gestützt. Die Herren Schnellschreiber haben sich mit wenigen Ausnahmen geflüchtet; die zurückgebliebenen sind eingenickt — Einer mit dem Kopfe gegen die Wand, den Mund weit offen, als wolle er die Fliegen fangen, die über ihm summen; ein Zweiter gegen einen Dritten gelehnt, der sich dadurch im Gleichgewicht erhält, daß er die Füße gegen den Verschlag stemmt, der die Reporters-Galerie von der für die Mitglieder bestimmten scheidet.

Wenn es Jemanden giebt, der die Einkünfte des Sprechers (fünftausend Pfund jährlich) für übermäßig hält, so müßte er den unglücklichen Gentleman in diesem Augenblick betrachten, wie er mit erzwungener Aufmerksamkeit im Gesichte dasitzt, während sich die peinlichste Ungeduld in seinen erschöpften Zügen malt. Sieht man ihn sich verzweiflungsvoll in seinem Stuhle winden und einen halb unwilligen, halb bittenden Blick auf den Schwätzer werfen, in dem man deutlich die Frage liest: „Werden Sie denn niemals aufhören?" so würde man sich dieser Folter gewiß nicht für das doppelte Gehalt preisgeben. Wenn irgend Einer es für eine hohe und beneidenswerthe Stellung hält, Parlamentsglied zu seyn, den Eid zu leisten, seinen Sitz einzunehmen und: „Ja, ja! Nein, nein!" zu rufen, so möge er nur einige Abende nach einander hierher kommen, und wenn er nach dem Anhören einiger Reden dieser Art — Reden, die, wie das ewige Leben, nicht allein unbegreiflich, sondern auch unendlich sind — das Haus verläßt, so wird er sicher gestehen, daß es keine kleine Arbeit, keine leichte Pflicht sey, das Amt eines Parlamentsgliedes gewissenhaft auszufüllen.

Endlich scheint der ehrenwerthe Strohkopf heiser zu werden; er hat seinen letzten Apfelsinenkern ausgespieen und fängt an, in seinem endlosen Geplapper nachzulassen; er macht öftere Pausen und bemüht sich vergebens, etwas, das er schon zwanzigmal gesagt hat, zum einundzwanzigsten Male zu wiederholen. Er merkt, daß er erschöpft ist, will sich aber noch immer nicht bequemen, seinen Sitz wieder einzunehmen; er blickt um sich, und da er gewohnt ist, das Haus eingeschlafen zu sehen, so macht ihm dieses keine Sorge — er sucht vielmehr unter seinen Papieren nach, ob noch einiger Stoff zu entdecken ist. Zuletzt, wenn ihm die Stimme versagt und er ganz und gar mit seinem Thema zu Ende ist, erklärt er mit einer raffinirten Grausamkeit, die seinen Missethaten die Krone aufsetzt, daß er „dem Hause nicht gern lästig fallen wolle" — (ein spöttisches Gelächter von der Versammlung und ein schmerzliches Lächeln von dem unglücklichen Sprecher) — und schließt damit, daß er das Gesagte der Aufmerksamkeit der Minister und des Landes empfiehlt. Dann setzt sich endlich der größte Esel, das dickhäutigste Exemplar schamloser Dummheit und unwissenden Eigendünkels, das je die Geduld eines gesetzgebenden Körpers auf die Probe stellte.

Wie schon erwähnt, beginnt sich das Haus um halb sechs Uhr zu füllen; um halb sieben fängt es wieder an, leer zu werden. Man hört fast nichts als das Geräusch der hinauseilenden Senatoren, welche durch die Korridore rennen und die Thüren hinter sich zuschlagen. Es ist vergebens, daß der Sprecher, der ein frühes Mittagmahl eingenommen hat, um seinem Amte gehörig vorstehen zu können, den Ruf: „Zur Ordnung! zur Ordnung!" erschallen läßt; vergebens wenden sich die ehrenwerthen Mitglieder, die so eben von ihrem Imbiß bei Bellamy's zurückgekehrt sind und den Abend im Versammlungssaal verschlafen wollen, an den Präsidentenstuhl, um die Ruhe herzustellen; in stürmischer Bewegung eilt Alles zur Thür hinaus, indem auf der einen Seite sechzehn, auf der anderen vierzehn Individuen zurückbleiben, um die Geschäfte des Hauses fortzuführen, und der Secretair der Schatzkammer oder des indischen Büreaus während der Mittagszeit in seiner einzigen Person das ganze Ministerium vorstellt. Selbst der Sergeant-at-Arms erhebt sich von seinem bequemen Polsterstuhl, den er unterdessen seinem Substituten überläßt. Das Hin- und Herreden, womit das Haus seine Zeit verbringt, fällt jetzt den Rednern zweiter, dritter, vierter und fünfter Klasse anheim; die parlamentarischen Korvetten, Briggs und Kanonenböte werden vorgeschoben, um ihr leichtes Geschütz abzufeuern, bis die Kriegsschiffe ersten Ranges von neuem auf dem Kampfplatz erscheinen. Um diese Zeit bietet das Haus überhaupt einen matten, leblosen Anblick dar, der bis halb elf Uhr dauert, wo die Herren vom Diner zurückkehren und die leeren Bänke sich wieder füllen.

Es erfolgt nunmehr ein höchst unterhaltender Auftritt — ein heiteres Intermezzo in einem langweiligen Drama; ich meine den komischen Wetteifer der Mitglieder, die eine Rede in Bereitschaft haben und nur auf die Gelegenheit warten, sie vom Stapel zu lassen, wozu sie, nach dem technischen, parlamentarischen Ausdruck, „des Sprechers Auge erhaschen" müssen. Dieses Organ müßte in der That eine übernatürliche Kraft besitzen, um die vielen ungeduldigen Redner zu umfassen, die mit Blitzesschnelle von ihren Plätzen aufspringen und wie Jagdhunde in der Schlinge die Köpfe hervorstrecken. Ich habe bisweilen nicht weniger als zwanzig gezählt, die sich auf solche Weise meldeten *); die Bescheidenen und Talentvollen werden gewöhnlich übergangen, während ein handfester Kerl sich mit entschlossener Miene hinpflanzt, um, wie Dogberry sagt: „seine ganze Langweiligkeit an uns auszulassen." Endlich giebt ihm der Sprecher einen Wink, seine Rede zu beginnen; die getäuschten Mitbewerber setzen sich mit langen Gesichtern, und der auserwählte Cicero bleibt Meister des Feldes.

Hier, vor Anfang der Debatte, wollen wir die Gelegenheit wahrnehmen, eine Klassifizirung des Unterhauses zu versuchen, indem wir die Mitglieder nach dem Inhalt ihrer Reden zusammenstellen; was die Quantität derselben anlangt, so wäre es eben so unmöglich, sie zu berechnen, als den Ocean auf Flaschen zu ziehen. Man kann, unseres Erachtens, die Redner in folgende Klassen eintheilen:

I. Staatsmänner.	VI. Langweilige.
II. Geschäftsleute.	VII. Dummköpfe.
III. Redner.	VIII. Hanswürste
IV. Schwätzer.	und
V. Kleinigkeitskrämer.	Possenreißer.

Wenn man jedoch die Berichte der parlamentarischen Debatten nachliest, so wird man es schwer finden, die darin enthaltenen Reden unter irgend eine der angegebenen Kategorieen zu bringen. Es läßt sich in der That kein schlagenderer Gegensatz denken, als die Reden, wie sie im Hause gehalten werden, und dieselben Reden, wie sie am nächsten Morgen in der Zeitung zu lesen sind. Ein Zeitungs-Bericht giebt von der Rede ungefähr dieselbe Idee, als uns die Karten einer Stadt oder eines Landes von der Stadt oder dem Lande selbst geben. Aus beiden erfahren wir die Länge und Breite des Gegenstandes, aber der Stil, die Manier, die Eigenthümlichkeiten — Alles, was auf den Zuhörer oder Augenzeugen am meisten einwirkt, geht für den Leser gänzlich verloren, der nur eine glatte, in regelmäßige Spalten getheilte Oberfläche wahrnimmt, die durch den Takt und die Geschicklichkeit des Berichterstatters gefeilt, geebnet, polirt und geglättet worden ist und in verbesserter Gestalt dem Publikum vorgelegt wird.

*) Wozu wenigstens dreißig Mitglieder erforderlich sind.

*) Das Einschreiben der Redner, wie es in der französischen Deputirten-Kammer gebräuchlich ist, findet im britischen Parlamente nicht statt.

Das Zwischenspiel, das im Parlament während der Debatten stattfindet, die Töne, womit diese erleuchtete Versammlung die Schwätzer, Gecken, Dummköpfe und Hanswürste begrüßt, werden von den Zeitungen mit Stillschweigen übergangen. In den Berichten, die sie über die Debatte mittheilen, liest man zwar, daß das Haus (und mit Recht) zu wiederholten Malen seine Ungeduld ausdrückte, oder daß ein gewisses ehrenwerthes Mitglied eine lange Rede vor einer lärmenden und zerstreuten Versammlung hielt — aber die komische Seite der Verhandlungen läßt sich nicht gut im Druck wiedergeben, und wenn man die gehaltenen Vorträge nicht mit vieler Aufmerksamkeit durchstudirt, so erscheinen sie auf dem Papier im Ganzen ziemlich gleich; der einzige Unterschied besteht darin, daß die Rede des Einen etwas kürzer oder länger als die des Anderen ist. Man hat häufig den Reporters wegen der Treue und Genauigkeit, mit der sie die Parlaments-Debatten niederschreiben, gerechtes Lob gespendet; ein noch weit größeres Verdienst erwerben sie sich aber dadurch, daß sie diese Debatten lesbar machen, indem sie Ordnung in das Chaos bringen und eine verwirrte Masse unzusammenhängender Sätze aneinanderreihen, die, wenn man sie buchstäblich kopirte, den Leser zu dem Glauben verleiten würden, daß er auf dem Kopf stehe oder die Zeitung im Traum lese.

Von den ehrenwerthen Herren hält der Eine — wie die Hauptperson der oben geschilderten vertagten Debatte — seine Rede in einem schleppenden plärrenden Ton, der vom Anfang bis zum Ende in gleichem Tempo bleibt; der Zweite bringt seine Fadaisen in einem fortwährenden Singsang zu Markt; der Dritte sagt seine auswendig gelernte Rede nach Schulknabenart so schnell her, daß ihm der Athem darüber ausgeht; der Vierte wiederholt stets die letzten Paar Worte einer jeden Periode, indem er gleichsam sein eigenes Echo bildet. „Und dieses, Sir!“ ruft er, „ist ein christliches Land; ein Land, das für die Armen sorgt — ehem! — für die Armen sorgt.“ — (Hört!) — „Auf diese Weise wird das Volk behandelt — ehem! — behandelt!“ (Hört!) — Nicht selten wird diese liebenswürdige rhetorische Figur mehrere Mal wiederholt, während der Redner sich auf die folgende Phrase besinnt und ihm die letzten Silben der vorhergehenden auf der Zunge zittern. Einige, die ihrem Gedächtniß mißtrauen und Furcht haben, mitten in ihrer Rede stecken zu bleiben, bestreben sich nur, sie mit möglichster Geschwindigkeit vorzutragen, um einer so unglücklichen Katastrophe zu entgehen; in fliegender Eile folgt Wort auf Wort, Satz auf Satz, bis es dem Redner wie dem Zuhörer schwindelt und das Ganze sich in ein chaotisches Geschnatter ohne Sinn und Verstand auflöst. Man hat hier Gelegenheit, jede erdenkliche Nüance der menschlichen Stimme zu bewundern, die von dem tiefen donnernden Baß des ehrenwerthen Mitgliedes für Birmingham bis zum Gekreisch des Herrn Shiel durch alle Töne der Skala läuft. Die Hauptredner auf beiden Seiten halten gewöhnlich ihre Vorträge von demjenigen Theile der Schatzkammer- und Oppositions-Bänke aus, der sich dem Tische des Sprechers gegenüber befindet. Diese Stellung hat mehrere Vortheile. Die Person der Redners wird dadurch zur Hälfte verdeckt, so daß er nach Belieben mit den Füßen zappeln, sich auf die Zehen stellen, die Beine aufspreizen und andere seltsame Attitüden annehmen kann, die in jedem anderen Fall für äußerst unanständig gelten würden. Auch für die Hände findet er hinreichende Beschäftigung, indem er seine Kraftworte mit einem kräftigen Schlag auf das rothe Kästchen begleitet, das von den wüthenden Streichen der senatorischen Faust wiederhallt.

Um dem Leser einen, wenn auch schwachen Begriff einer solchen Rede zu geben, theilen wir folgenden Bericht mit, in welchem wir die in den gewöhnlichen parlamentarischen Darstellungen übergegangenen, aber zu ihrem richtigen Verständniß so nöthigen Details ausfüllen und die schlagenden Beweise, durch welche die ehrenwerthen Herren ihre mündlichen Aeußerungen unterstützen, mit gewissenhafter Treue aufzeichnen.

Herr Schmalwitz, der sich schon eine Minute und fünfundzwanzig Sekunden vor Beendigung der letzten Rede erhoben hat, um das Auge des Sprechers zu fangen, vibrirt mehrere Mal zwischen dem auf dem Tische stehenden rothen Kästchen und der vorderen Oppositions-Bank hin und her, und nachdem er sich zuerst geräuspert, gehustet und auf das Kästchen geschlagen, um die Aufmerksamkeit des Hauses zu erwecken, beginnt er mit Zunge und Faust seinen Vortrag.

„Sir! (ein Schlag auf das Kästchen) — Ich danke dem ehrenwerthe Mitglied, welches zuletzt gesprochen — (Bauz!) — zuletzt gesprochen hat, für seine Rede — seine Rede (Klapps, Klapps!), die den vorgeblichen (Bauz!) — den vorgeblichen Freunden der Land-Eigenthümer die — die Maske abreißt. (Hört! und zwei Schläge auf das Kästchen.) Sir! (Klapps!) der ehrenwerthe (Klapps! Klapps!) — der ehrenwerthe Herr, der zuletzt sprach — das Mitglied für Zechstädt (Bauz!) —“

Ein Mitglied: „Kümmelheim.“

Herr Schmalwitz: „Ich meine Kümmelzheim — Kümmel (Gelächter) — Kümmelheim — versichert (Klapps!) — daß nichts (Bauz!) — nichts (Bauz! Bauz!) gethan werden kann (Bauz!) — den Nothstand — (Klapps!) — den Nothstand der (Bauz!) — der ackerbauenden Klassen zu lindern. (Zwei Schläge und: Hört! hört!) Sir! (Klapps!) Wir sind zu einer (Bauz!) — zu einer Krisis gekommen. (Bauz! und Gelächter.) Ich sage, Sir! (Klapps!) — eine Krisis! (Zwei Schläge und O! O!) Ein ehrenwerthes Mitglied ruft: O! O! (Bauz!) aber ich sage (Klapps!): O ja! (Gelächter und zwei derbe Schläge mit den Knöcheln auf das rothe Kästchen.) Sir! wir sind in der größten Noth — (hier gräbt der ehrenwerthe Herr, dessen wohlgenährtes, rosiges Gesicht seine Behauptung Lügen straft, Mund und Nase in einer saftigen Apfelsine) — in der tiefsten Noth. (Gelächter und ein empathischer Klapps.) Der sehr ehrenwerthe Baronet (Klapps!) hat seine Freunde getäuscht. (Ein erbitterter Schlag auf das Kästchen und Hört! hört! von der Opposition.) Das ehrenwerthe Mitglied für Kümmelheim (Klapps!) verspricht uns (Bauz!) — was? — (Bauz!) — gar nichts! (Klapps!) Ich wiederhole es, Sir! (Bauz!) gar nichts! (Gelächter, zwei Schläge und: Hört! hört!) Nun, Sir! was sonst? Wird der sehr ehrenwerthe Baronet Maßregeln nehmen — (Klapps!) wird der sehr ehrenwerthe Baronet dem Hause sagen — (Hört! hört!) — was er zu thun beabsichtigt? (Verdoppelte Schläge. Sir Robert Peel lächelt ironisch.) Der sehr ehrenwerthe Baronet lächelt (Klapps!) —

Als ob er selber sich verspotten möchte.
Daß etwas ihn zum Lächeln bringen kann;

(Bauz! Bauz!) — aber wird er zur Sache (ein schmetternder Schlag auf das Kästchen) — zur Sache (Klapps!) — zur — (Klapps! Bauz!) — Sache kommen? (Hört! hört! hört! von der Opposition.) Das Land — das Land erwartet (Bauz!) — England erwartet, daß Jedermann (Paff!) seine Pflicht thue. (Puff! Bauz! und Gelächter, durch die Neuheit des Citats veranlaßt.) Wenn, Sir! dieses große — (Bauz!) — dieses große Reich vom Auslande abhängig werden soll (Bauz! Klapps! und O! O! Da dieses das 79ste Mal ist, daß die Worte: vom Auslande abhängig, im Laufe der Session ausgesprochen wurden, so macht sich die Ungeduld der Zuhörer durch vermehrte O! O's Luft.) Ich sage, Sir! (Klapps!) wenn wir vom Auslande (O! O! und: zur Frage!) Nun, das ist ja die Frage (Paff! Bauz!) —“

Ein Mitglied: „Was denn?“

Herr Schmalwitz: „Was? Das! (indem er durch einen donnernden Schlag auf das Kästchen zu verstehen giebt, daß dieses so unschuldig mißhandelte Behältniß die Frage sey, worüber großes Gelächter entsteht.) Ich sage, Sir! (Füßescharren, Husten und andere Töne, wodurch die ermüdete Versammlung ihre Ungeduld ausdrückt) — Ich schlage vor, daß der sehr ehrenwerthe Baronet“ — (Frage! Frage!)

Hier geräth das ehrenwerthe Mitglied in Verwirrung, wackelt hin und her, macht mit Füßen und Beinen einige verwickelte Bewegungen, die seinen inneren Seelenkampf verrathen, und indem er das rothe Kästchen mit irrenden Fingern betastet, wagt er es endlich, den Deckel zu lüften, und scheint erstaunt, es leer zu finden. Ein witziger Rechtsgelehrter, der in der Nähe sitzt, räth ihm in leisem Ton: „seinen Kopf zu probiren“; die Umstehenden brechen in ein hörbares Kichern aus; der verdutzte Redner sieht einem Schulknaben ähnlich, dem sein Gedächtniß untreu geworden ist, und bleibt sprachlos, bis er, durch Beifallsruf und das Geschrei: Go on! (Fortgefahren!) von beiden Seiten des Hauses ermuthigt, einen „lahmen und kraftlosen Schluß“ hervorstottert.

Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß diese und ähnliche Reden durch die Geschicklichkeit der Schnellschreiber so korrigirt und ausgeschmückt werden, daß der Vater seinen eigenen Wechselbalg kaum wiedererkennt, und wenn wir sie am folgenden Morgen in der Times lesen, werden wir nur durch den Namen des Redners erinnert, daß es derselbe Vortrag ist, dem wir am Abend zuvor unter spöttischem Gelächter und ironischem Beifallsrufen zuhörten.

Polen.

Der Frohndienst der großen Welt.

(Schluß.)

Frohndienst heißt nun in der weiteren Bedeutung des Worts Alles, was Untergebene ihren Herren leisten müssen. Die große Welt hat gleichfalls ihre Herren und Götzen, denen sie dient. Die Einen sind Sklaven der Anderen, Alle zusammen aber sind Sklaven der Mode und der Etikette. Die Reihe der Unterthanenpflichten und Leistungen ist sehr zahlreich; die wesentlichsten sind Schaarwerk und Zins; die Dominial-Steuerbücher zählen noch zwanzig andere. Alle diese Arbeiten und Gaben bestehen auch für die große Welt, nur unter anderen Namen: Visiten und Gegenvisiten, Antrittsbesuch, Abschiedsbesuch, Vorstellungsbesuch, Receptionen, Thees, Festins, Bälle, Gesellschafts- und Jagd-Kostüm, Morgen- und Abend-Toilette, Lotterieen, Theater, Kollekten, Bettelleien u. s. w.

Daß das Alles kein natürliches Leben, sondern ein bloßer Frohndienst ist, beweisen die grausamen Statuten, welche ihn ins Leben führten und erhalten. Sich modisch zu kleiden, ist nicht schwer, aber sich den Jahres-, den Tages- und Monatszeiten angemessen zu kleiden, angemessen dem Orte und der Beschäftigung, dazu gehört eine große Wissenschaft; ein Gesicht hat zwar Jeder, aber nicht Jeder weiß, wie er's kleiden muß, wann er es freundlich, wann traurig, wann fromm, wann vorsichtig und wann verliebt machen muß. Ueberall besuchen einander Bekannte, aber nicht überall wissen sie, welchen Tag und welche Stunde es geschehen, wie lange man bleiben, ob man schwarze Handschuhe oder weiße haben, ob man stehen oder sitzen müsse, ob zu Fuße gehen oder fahren, ob sich verbeugen oder knixen. Ist das nicht ein Frohndienst, wenn darüber feste Gesetze herrschen, die zwar bisher nicht niedergeschrieben, aber durch die Tradition erhalten sind, wie der jüdische Talmud und die muselmännische Sunna? Gegenwärtig ist ein galizischer Gelehrter mit einer grand dame im Verein beschäftigt, alle Observanzen zu sammeln und zusammenzustellen, wie einst die Rabbiner und die schöne Fatima. Wenn das große Werk beendigt seyn wird, soll es dem Ausschuß der großen Welt Behufs Ertheilung eines Gutachtens vorgelegt und, mit einem männlichen und zwölf weiblichen Siegeln versehen, dem Druck übergeben werden. Es

werden darin nicht nur alle Pflichten, sondern auch die Strafen bezeichnet werden, die auf ihre Vernachläßigung stehen. Vielleicht wünscht der Leser eine Probe aus jenem Kriminal-Kodex? ich habe sie aus dem Manuskript. Der Paragraph 10 bestimmt: Ein Herr oder eine Dame, die nach der Stadt kommen, müssen sorgfältig alle Gesellschaften vermeiden, bevor sie nicht der ganzen großen Welt besondere Visiten gemacht haben. Diese sind die Ankündigung der Ankunft und der Bereitschaft für Erfüllung aller Pflichten. §. 11 sagt: Sollte Jemand wider Verhoffen, ohne Antritts-Visiten gemacht zu haben, in eine Gesellschaft gehen, indem er auf alte, z. B. vorjährige Bekanntschaft rechnet, dann sollen seine Bekannten thun, als ob sie ihn nicht kennen. Das ist die Strafe des Vergessens.

§. 12. Die Strafe des Vergessens kann nach den Umständen gemildert oder geschärft werden, je nachdem Bedeutung, Alter, Unerfahrenheit oder Frechheit vorliegen.

§. 13. Große Vorzüge des Bluts, hohes Alter, großer Metallglanz befreien von den Antritts-Visiten; statt dessen kommt in diesem Falle die große Welt mit ihren Visiten zuvor und ladet zur Gemeinschaft ein, was man Zug-Visite nennt. Es steht ihr nicht zu, eine persönliche Gegenvisite zu verlangen, sondern die Zusendung einer Karte ist hinreichend.

§. 14. Diejenigen, welche an die frühere Bekanntschaft erinnern und das Unterlassen ihrer Antritts-Visite zugleich entschuldigen, kann man zwar höflich begrüßen, jedoch mit dem Zusatze: „Ich hätte Sie nicht erkannt."

§. 15. Wer ohne Antritts-Visiten in einer Gesellschaft erscheint, begeht das Verbrechen geselliger Inkonvenienz. Wem es zur Last fällt, der muß sich gefallen lassen, daß Jeder in der Gesellschaft jedes Mitglied besonders frage: „Wer ist der oder die?" Diese Fragen geschehen nicht leise, sondern so, daß sie der Sünder aus dem Salonwinkel deutlich vernehmen kann. Im Falle besonderer Verstocktheit des Uebertreters kann man über ihn sprechen, als wenn er gar nicht anwesend wäre, was ihn veranlassen wird, sich zu melden. Worauf ein Lach-Chor anstimmt.

§. 16. Wenn ein Verirrter und Bestrafter sich endlich entschließt, eine Antritts-Visite zu machen, so muß die Gegenvisite, nicht, wie §. 5 bestimmt ist, den dritten Tag, sondern erst nach Verlauf von zwei Wochen erfolgen.

§. 17. Sollten die vollzogenen Strafen entweder den Trotz oder Leichtsinn des Einzelnen nicht überwinden, so soll derselbe ausgeschlossen seyn aus der Gesellschaft. Ist's eine Mannsperson, so sollen die Damen nicht mit ihr tanzen, ist's eine Frau, so soll keine andere sich mit ihr begrüßen, sondern sie neugierig ansehen, ihrem Gespräch ausweichen und ihr nur über die Achsel antworten. Und unsere Damen und Männer sollen sie bei jeder Gelegenheit verlachen und sie mit den Einladungen übergehen. U. s. w. u. s. w. —

Eben so schrecklich ist das Urtel gegen den Bauer, der seinen Schaarwerksdienst nicht verrichtet. Es ist zu verwundern, wie man in diesem Kodex selbst die geringsten Kleinigkeiten beachtet hat. Man findet dort jeden Zweifel gelöst, man findet Rath in jeder Lage. Man erfährt, wie man in den Salon treten, wie sich vorstellen, sich verbeugen, sitzen und den Hut halten, wie man sich verabschieden, wie sich gegen Andere betragen, wie z. B. gegen eine Ledige, wie gegen eine Ehefrau, wann man im Frack erscheinen, wann im Rock, wann leiser und wann lauter sprechen, wann und wie lachen, wie lange sich verweilen, wann froh, wann traurig seyn, welches gewähren, welches abschlagen, was man nothwendig besitzen müsse u. s. w. Diese Verordnungen stehen geschrieben auf 60 großen Bogen nebst einem 15 Bogen langen Kommentar.

Sie werden, namentlich für Anfänger, eine unbedingte Wohlthat seyn, welche, bevor sie durch Tradition allmälig belehrt worden, doch unendliche Verstöße machen. Was man heute thun soll, thun sie morgen, was früh, thun sie spät, was in einer Viertelstunde geschehen muß, nimmt bei ihnen eine Stunde hin, und so beleidigen sie in jedem Augenblick das Gefühl des Kenners. — Zum Frohndienst der großen Welt gehören außer dem üblichen Schaarwerk noch verschiedene Steuern und Feste oder irregulaire Abgaben. Man kann sie im Allgemeinen Czopowe (Spundsteuer) nennen, wie die Abgaben der Juden. Würde man es glauben, daß diese Steuern um Vieles die Abgaben an die Regierung übersteigen? Gehen wir zu dem Einzelnen über, so sind am wichtigsten die Kleidersteuern. Nehmen wir z. B. die Kopfbekleidung. Frau Putzkopf baut ein Haus nach dem anderen, hält Pferde und Karossen, vergnügt sich an dem Wasser von Karlsbad, da ihr das hiesige schon zu kalt ist, und ihr Herr Gemahl reitet, trinkt, spielt, streichelt seinen glatten Putzmacher-Nymphen das Kinn, kleidet sich in Gummielasticum und müßiggängert à la große Welt, die für ihn arbeitet und seine Ausgaben deckt. Der Frohndienst der großen Welt hat ihm auf die Beine geholfen, wie der des Bauern dem Adel; deshalb muß der Künstler sich zur großen Welt halten und mit ihren Schönen in euphonischer Verwandtschaft leben. Den Kopf zu kleiden, ist augenscheinlich ein erhabenerer Beruf, als den Fuß zu bedienen, deshalb meidet der Kopfbekleider die Nähe des Mannes vom Leisten. Dieser ist weiter nichts als Handwerker. Der Kopfbekleider sieht stolz auf seine Stiefeln herab, daher auch auf deren Erzeuger. Der Unterschied liegt in den Körpertheilen; das Haupt ist der edelste, die Hände sind edler als die Füße. Danach richtet sich der Kleider-Respekt; die Kopfbedeckung ist hochgeboren, der Rock hochwohlgeboren und der Stiefel schlechtweg wohlgeboren. So geht's von oben nach unten, wo noch der Absatz mit der Sohle um den Vorrang streitet. Unlängst sah ich ein Schild mit der Aufschrift: bürgerlicher Mannsfußbekleidungskünstler. Warum denn nicht Künstler? er weiß dem Gliede schöne Formen zu geben, warum nicht Arzt zugleich? er weiß den Eisteraugen zu steuern! Welcher Wettstreit unter den Bekleidungs-Artisten den Kunstenthusiasmus hervorbringt, erzähle ich Dir ein ander Mal. Madame Putzkopf, aus dem Hause Nadler, spielte anfangs eine stille, unbemerkte Rolle; endlich trat sie ins Publikum und kam in die Welle, ehe sie ihren Gatten heimführte, der jetzt ihrer Schöpfungen sich freut, ohne ihr dankbar zu seyn. Eine exemplarische Ehe! überall kennt man solche Beispiele. Madame Putzkopf aber zieht den Tribut von allen Seiten ein. In allen Aufträgen, welche nach der Hauptstadt überbracht werden, steht an der Spitze des Zettels: die Modistin. Vor ihren Laden fahren die bepackten Kaleschen, ehe irgend anderswohin, so wie ehemals unsere großmütterlichen Betschwestern mit allem Reisevorrath zuerst vor die Kirche fuhren; es giebt indessen auch jetzt fromme Evakinder, die, wenn sie zur Stadt kommen, zuerst in die Kirche und dann zur Modistin wandeln. Die Anhänger ihrer Kunst heißen Elegante, und je mehr Liebe und Verehrung eine für sie ausdrückt, desto bessere ästhetische Begriffe hat sie, desto länger sitzt sie am Spiegel, desto größeren Tribut zahlt sie, eine desto größere Elegante darf sie sich zu seyn schmeicheln. Die Größe der Eleganz bestimmt eben so wohl die Höhe des Tributs, wie die Größe liegender Güter. Ich kenne einen Grafen, der jedesmal, wenn er nach der Stadt fährt, zuerst die Luxussteuern berichtigt, und für Grundzins und Urbarium niemals etwas übrig behält. Er grämt sich darüber zum Schatten, aber er ist Knecht der Galanterie und sagt mit Achselzucken: „C'est plus fort que moi." So mag es den Meisten gehen, wer kann sie darum schelten . . .?"

Mannigfaltiges.

— Der literarische Verein in Stuttgart. Dieser zählt nach dem kürzlich ausgegebenen Mitglieder-Verzeichniß des zweiten Verwaltungsjahres (1843—1844) 460 Mitglieder, welche auf 519 Exemplare der von ihm herauszugebenden Schriften subskribirt haben. Im zweiten Jahrgange sind bereits erschienen: 1) Des böhmischen Herrn Leo von Rozmital Reise durch die Abendlande, in den Jahren 1465—1467, herausgegeben von J. A. Schmeller, und die livländische Reim-Chronik, herausgegeben von Franz Pfeiffer. 2) Die Chronik des edeln Ex Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. K. Lanz. Unter der Presse befinden sich: 3) Albert von Beham und die Regesten Papst Innocenz's IV., herausgegeben von Prof. C. Höfler. 4) Der portugiesische Cancioneiro, herausgegeben von Archivrath E. Kausler. Für die nächsten und folgenden Jahrgänge ist die Herausgabe beschlossen und zum Theil vorbereitet von der Heidelberger Liederhandschrift Nr. 357 (welche zwar nicht so reich, aber älter ist als die sogenannte Manessische zu Paris) und von der altfranzösischen Alexandreis des Lambert li Cors und Alexander von Bernay. Ferner sollen erscheinen: ein Bruchstück über den Kreuzzug Friedrich Barbarossa's, das Buch von guten Speisen und Gerichten, Ungedruckte Briefe Wallenstein's, der dritte Theil von Fabri Evagatorium (Th. 1 u. 2 sind im ersten Jahrgange erschienen), Staatspapiere vom Kaiser Karl V. aus belgischen Archiven, die Reygowische Chronik, Schwäbische Bundestags-Abschiede (1488—1533), das habsburgische Urbarbuch vom Jahre 1299 und der codex traditionum Monasterii St. Galli. — Der vergriffene erste Jahrgang soll neu gedruckt werden, wenn sich so viel Theilnehmer finden, als nöthig sind, um durch ihre Beiträge die Kosten zu decken. (Der pränumerando zu bezahlende jährliche Beitrag beträgt elf Gulden rhein.)

— Gräfin Hahn-Hahn im Orient. Die eben erschienenen „Orientalischen Briefe" der Gräfin Hahn-Hahn geben dem Londoner Athenaeum zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Die Reiselust muß ihre Zeit haben, wenn sie auch eben nicht das gesündeste Symptom der Zeit ist. Nachgerade gewöhnen wir uns an die Erscheinung, daß englische, französische und selbst deutsche Damen jenseits der Pyramiden, Delhi's oder der großen chinesischen Mauer herumstreifen, Jachtreisen nach Tejas unternehmen oder gleich der herzhaften Mrs. Postans durch mephitische Gänge kriechen, um einbalsamirte Krokodile aufzusuchen. Wenn diese Wanderlust einmal vorüber seyn wird, dann werden Männer und Frauen von Talent vielleicht das entgegengesetzte Verfahren beobachten und statt der Fremde lieber ihr eigenes Kirchspiel studiren, um hier der Wohlfahrt der Armen das Interesse zu widmen, das jetzt in Weltumzügen zersplittert wird. Wenn erst der wandernde Kosmopolitismus obsolet und altfränkisch geworden, dann wird sich das Herz wieder an der Menschenliebe in seiner nächsten Umgebung sättigen dürfen. Mancher irländische Absentist wird dann ein höchst interessantes Buch über sein eigenes Rittergut schreiben. Indessen, wie gesagt, jedes Ding hat seine Zeit, und die Reisewuth scheint noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben. Und so nehmen wir denn auch die Beiträge der Frau Gräfin Hahn-Hahn mit Vergnügen in unsere Bibliothek der Reisen auf. Ihre Briefe sind in einem sehr lebhaften und angenehmen Styl abgefaßt, obwohl vielleicht mit etwas zu vieler Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit. Die Mühen und Beschwerlichkeiten einer solchen Reise werden von unserer Verfasserin ganz wegdemonstrirt; es sind das lauter Dinge aus dem 15. Jahrhundert — Gefahren zu Land und zu Wasser, von denen eine Reisende des 19. Jahrhunderts nichts weiß. In der That sind ihr Geist und ihre Unerschrockenheit zuweilen männlicher Natur, und was die Beduinen nebst anderen orientalischen Schreckgespenstern betrifft, so denkt sie darüber wie jener Franzose in Bezug auf die Tiger in Indien: „Je ne crois pas aux tigres, car je n'en ai pas vu."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 24. Oktober 1844.

England.

Physiologie des britischen Parlaments.

II. Das Oberhaus. *)

Die Pairs-Kammer wird sehr richtig und charakteristisch mit dem Namen des Oberhauses bezeichnet. Das Unterhaus, das Haus der Gemeinen, ist ohne alle Widerrede niedriger, gemeiner; wir würden fast gemein sagen, wenn wir nicht fürchteten, gegen die Privilegien des Hauses zu verstoßen.

Jedermann hat von den höheren und den niederen Ständen gehört; sie bilden zwei abgesonderte Klassen der Gesellschaft, wie das Ober- und Unterhaus zwei abgesonderte Klassen der legislativen Gewalt bilden. Die höheren Stände sind wohlgekleidet, ruhig, gentlemännisch, parfümirt, schweigsam, zurückhaltend, müßig — so auch das Oberhaus. Die niederen Stände sind nachlässig, lärmend, grob, polternd, plauderhaft, geschäftig — so auch das Unterhaus. Das erstere stellt die feineren und künstlicheren, das letztere die derberen, wirksameren Elemente des gesetzgebenden Körpers dar. Wenn man eine Bierstube oder öffentliche Meeting verläßt, wo Jeder spricht und Niemand etwas zu sagen hat, und sich nach einer Versammlung von Quäkern begiebt, wo Keiner sprechen will, so heißt das eben so viel, als daß man von dem Unterhause nach dem Oberhause geht; wird man plötzlich aus einer Schenke nach einem aristokratischen Zirkel versetzt, so vertauscht man nur das Haus der Gemeinen mit der Pairs-Kammer.

Bringt das Unterhaus durch seinen gänzlichen Mangel an Würde und Anstand einen ungünstigen Eindruck hervor, so verfällt das Oberhaus in den entgegengesetzten Fehler; hier ist Alles kalte Würde und stolze Gleichgültigkeit. Man wird gleichsam in die Musik-Galerie eines Salons eingeführt, wo ein Paar Dutzend ernster, respektabler, ältlicher Herren versammelt sind. Der Fußboden ist mit Scharlach-Tuch bedeckt, die Wände sind mit Scharlach-Tapeten ausgeschlagen, die Bänke haben scharlachrothe Kissen mit gepolsterten, scharlachrothen Lehnen; in der That würde man ohne die Bänke und den scharlachrothen, länglichen, bettähnlichen Sitz, den man den Wollsack nennt, und den Thron mit seinem Baldachin, den Versammlungssaal der Lords von dem Speisesaal des ersten besten derselben nicht unterscheiden können. In diesem Raume ist Alles ruhig und gentlemännisch; selbst die Fremden auf der Galerie werden von der hochadligen Atmosphäre angesteckt und wagen kaum, um sich zu blicken. Der Thürsteher ist ein würdevoller Mann, mit einer würdevollen Miene und würdevollem schwarzen Anzuge. Mit dem Portier des Unterhauses hat er durchaus keine Aehnlichkeit; er weist den Fremden ihre Sitze mit einer ceremoniösen Verbeugung an und verbietet durch ein: Pst! Pst! jede Unterhaltung, ohne, wie der Andere, mit lauter Stimme: Silence! zu rufen. Die Thüren öffnen und schließen sich geräuschlos, um die Pairs ein- und auszulassen, welche auf den Stufen des Throns oder in der Mitte des Hauses stehen, oder auf den Querbänken zerstreut sind. Die jüngeren unterreden sich mit leiser Stimme, die älteren warten auf das Beginnen der Verhandlungen; Einige durchlesen die Bittschriften, die sie einzureichen haben, Andere die gedruckte Liste der an der Tagesordnung stehenden Bills u. s. w.

Hier nimmt man keine Springinsfelde wahr, die über Tisch und Bänke klettern, keine müßige Gruppen, die an der Barre plaudern, keine Neckereien, keine Possen, kein Pferde-Gelächter — das Oberhaus lächelt, flüstert und wandelt ohne Tumult, ohne Geräusch umher. Es kleidet sich auch besser als das Unterhaus; Jagdjacken, weiße Hüte, gestreifte Hemden, Kamaschen oder Halbstiefeln werden nie im Oberhause getragen; das einzige ungewöhnliche Kleidungsstück, das uns dort auffiel, ist ein Paar unendlicher karirter Pantalons.

Die Bischöfe, die von dieser Entfernung aus (wir befinden uns jetzt auf der Galerie) einer Reihe pausbäckiger Kinder gleichen, sitzen in ihren schwarzen Gewändern und ungeheuren Batist-Aermeln sehr bescheiden auf einer für sie bestimmten Bank im Hintertheil des Hauses; sonst haben wir nichts über Ihre hochwürdige Lordschaften zu sagen, außer daß Niemand deren Anwesenheit zu bemerken scheint, und daß sie, mit wenigen Ausnahmen, unglaublich dick sind.

Ein edler Lord **) scheint auf der Schatzkammerbank zu schlafen; seine Füße sind steif vor ihm ausgestreckt und versperren den Weg zwischen der Bank und dem Tisch, so daß die Pairs, die ihn in seiner Ruhe nicht zu stören wagen, zu einem Umwege genöthigt sind; sein einfacher militairischer Ueberrock ist bis an das Kinn zugeknöpft, und sein Hut, der ihm den oberen Theil des Gesichts bedeckt, ruht malerisch auf der Biegung seiner Adlernase. Er scheint zu schlafen, wie wir schon gesagt haben, aber seine Stellung ist noch im Schlafe wachsam — ja! er ist vielleicht in diesem Augenblick aufgeweckter als irgend ein Anderer im Hause.

Ihm gegenüber, auf dem Vordersitze, zeigt sich ein schöngeformtes Bein, in eng anschließende Pantalons gehüllt, die der edle Inhaber von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen betrachtet, indem er seinen trefflich passenden Stiefel mit einer in Silber gefaßten Reitpeitsche klopft. Lord Melbourne ist ein Mann von angenehmem Aeußeren, mit wohlgebildeten, das „dolce far niente" aussprechenden Zügen; es scheint uns aber doch nicht, daß er zu den Leuten gehört, die von der Natur zu Premier-Ministern bestimmt sind.

Eine seltsame, bewegliche Nase guckt jetzt zur Thür herein, der ein seltsamer, beweglicher Senator *) nachhuscht. Er hüpft von Bank zu Bank, als ob er nicht wüßte, wo er sich niederlassen solle; fährt mit der Hand in die Tasche seiner karirten Pantalons, die ihm sowohl zu kurz als zu eng sind; fletscht mit den Zähnen, kratzt sich den Kopf, reibt seine kuriose Nase, die ärgerlich hin- und herwackelt; nimmt auf dem Wollsack Platz und springt dann wieder auf, als ob er nicht dahin gehöre; läuft nach beiden Seiten des Hauses, um, wie es scheint, die Pairs nach etwas zu fragen, und eilt dann fort, ohne auf Antwort zu warten. Seine Bewegungen erinnern uns lebhaft an eine sehr große Ratte in einer sehr kleinen Falle. Während wir ihm nachsehen, erscheint der Kanzler **), prunk- und geräuschlos, und sobald er auf den Wollsack geschlüpft ist, erhebt sich ein Pair, um eine Bittschrift vorzulegen, deren Inhalt er in einem unvernehmlichen Tone angiebt, und man erfährt jetzt, daß die Verhandlungen begonnen haben.

Ein edler Lord erhebt sich und richtet mit leiser Stimme eine Frage an den edlen Herzog, der zu schlummern scheint. Der edle Herzog nimmt mit großer Bedächtigkeit den Hut von der Nase, sieht auf, nähert sich dem Tische, spricht mit fester, obwohl nicht lauter Stimme einige Worte, durch die er die Frage beantwortet oder sie zurückweist, setzt sich wieder hin, stülpt sich den Hut wie zuvor über die Nase und scheint wieder einzuschlummern. Nachdem man noch einige Fragen gestellt und Antworten gegeben hat, von denen wir uns nur wundern, wie die Reporters etwas daraus machen können, erhebt sich wie gewöhnlich Lord Brougham, um das Haus mit einer Rede zu inkommodiren.

Es ist unmöglich, sich eine ungünstigere Lokalität für einen Redner zu denken, als das Oberhaus; man würde eben so gut thun, eine Rede in den Katakomben zu halten. Das öde, menschenleere Ansehen des Hauses, „die bettelhafte Reihe leerer Bänke", die uns an ein Provinzial-Theater bei einer Benefiz-Vorstellung erinnern; die sichtbare Apathie, Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der elf Pairs, die als Zuhörer dienen, und die Ungeduld der drei ministeriellen Lords, die das Ganze als Geschwätz betrachten; das zerstreute Wesen des unglücklichen Lord-Kanzlers, der nach einer anstrengenden Sitzung im Gerichtshofe sich zu einem wichtigen Richterspruch vorzubereiten wünscht; das Gähnen, Strecken und beständige Herausziehen der Uhren (es fehlen jetzt nur fünf Minuten an sieben) — alles dieses würde genügen, um das Feuer jedes Redners (mit Ausnahme Brougham's) zu ersticken, der je den Mund aufthat.

Der edle und gelehrte Lord beginnt; er ist voll von seinem Thema und entschlossen, es in einer Rede auszuarbeiten. Er setzt die Wichtigkeit des Gegenstandes aus einander und nimmt die Aufmerksamkeit des edlen Herzogs in Anspruch. (Der edle Herzog bewegt den Fuß, als ob er sagen wollte: Glauben Sie nicht, daß ich eingeschlafen bin.) Er fährt fort, indem er sich zu erwärmen sucht, aber die Atmosphäre des Hauses ist zu kühl, und die Worte scheinen ihm auf den Lippen zu gefrieren. Er wagt einen Scherz; ein krankhaftes Lächeln spielt auf dem Antlitz eines oder zweier Pairs, welches in den Parlaments-Berichten des folgenden Tages in Parenthese als: (Gelächter) figurirt. Er spricht mit Ueberzeugung, aber er hat Niemanden zu überzeugen; er wird beredt, aber er findet keine Sympathie. Wenn er die Marmor-Statuen der Elgin-Galerie anredete, so würde er eben so vielen Eindruck auf sie hervorbringen.

Endlich berührt er eine Saite, die in den Herzen seiner Zuhörer wieder-

*) Ebenfalls nach „Bentley's Miscellany".
**) Der Herzog von Wellington.

*) Lord Brougham.
**) Lord Lyndhurst.

tönt; er will „die Zeit des Hauses nicht länger in Anspruch nehmen" (es ist jetzt bald acht) — seine Entsagung wird mit einem lauten: Hört! Hört! belohnt, die Pairs ergreifen Hut und Stock, und die zwei oder drei, die sich der Thür zunächst befinden, eilen hinaus, ohne das Ende der Rede abzuwarten. Sobald dieses erfolgt, schlüpft der Kanzler vom Wollsack herunter, die Pairs verschwinden geräuschlos wie Schatten, und man geht mit der Ueberzeugung nach Hause, daß es der Mühe werth ist, das Oberhaus einmal zu besuchen, und zwar aus demselben Grunde, warum man Entdeckungsreisen nach dem Nordpol macht — um nämlich zu entdecken, daß dort nichts zu entdecken ist. *)

Spanien.

Der Renegat Ripperda.

Spanien ist das Land der interessantesten Abenteuer. Darüber ist man in Europa schon so lange einig, daß wir uns weder anstrengen dürfen, es zu bestreiten, noch zu beweisen. Doch eine andere hierher gehörige Meinung scheint uns weniger fest zu stehen, die nämlich, als sey die spanische Nation so empfindlich und in einer so unzugänglichen und, wir möchten sagen, rohen Eigenliebe befangen, daß sie sich stets hartnäckig jedem auswärtigen Einflusse entzogen habe. Denn seit hundertundfunfzig Jahren lebt Spanien ausschließlich von fremden Ideen. Selbst seine gegenwärtige Verfassung hat es aus Frankreich entlehnt. Von Philipp V. an fanden dort nicht nur fremde Gedanken und Institutionen, sondern auch Männer aus allen Weltgegenden gute Aufnahme, und selbst ehe der Enkel Ludwig's XIV. die Halbinsel beherrschte, war sie flandrischen und italiänischen Kaufleuten anheimgegeben. Indeß von der Thronbesteigung Philipp's V. an bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Zudrang fremder Abenteurer am bedeutendsten. Es waren dies unruhige und meist glänzend begabte Männer, die kein anderes Kapital mitbrachten, als Muth und Thätigkeit, sich aber durch diese Eigenschaften einen kurzen Weg zum Glücke und zur Macht bahnten. Es kam eine Zeit, wo es die ungeschickten, schwerfälligen und beschränkten Granden sehen mußten, daß der König buchstäblich von Fremden umgeben war. Damals erlosch der Einfluß der Fürstin Ursini, von dem aufgehenden Sterne Alberoni's verdunkelt. Und fürwahr, das heutige Spanien darf, trotz seines untadelhaften Grundsatzes, sich selbst zu regieren und, was es thut, durch seine eigenen Kinder zu thun, nicht streng gegen Alberoni, Giudice und alle Fremden seyn, die denselben in der Herrschaft folgten, denn selbst ihre Fehler, ihr Intriguiren und ihr Ehrgeiz haben ihm genützt. Spanien war unter den letzten Nachkommen Philipp's II. so gesunken, daß es sich ohne Anregung von außen nicht hätte ermannen können.

Unter allen Abenteurern, die aus allen Ländern Europa's nach Madrid strömten und mit denen Philipp V. die reiche Hinterlassenschaft Karl's II. theilte, war ohne Zweifel nur ein Einziger, der weder vor Spanien, noch vor dem übrigen Europa Gnade finden wird. Und gerade dieser hat das merkwürdigste Schicksal erlebt, ein Schicksal, dem kein Wechselfall fehlte. Er stieg rasch, war einen Tag allmächtig und stürzte so tief von seiner Höhe, daß er bald fast gänzlich vergessen war. Man wird den Namen dieses Mannes nicht errathen; wir reden von Ripperda, dem ersten Minister der spanischen Monarchie, dem Renegaten und Generalissimus der marokkanischen Truppen, dem abgesetzten Pascha, der, um nicht Hungers zu sterben, in den huertas von Fez und Tetuan Blumen baute. Ripperda war ein geborener Holländer aus einer sehr alten, sehr edlen und sehr armen Familie; aber schon früh rettete er sich durch eine reiche Heirat aus dem jammervollen Stande eines unvermögenden Edelmannes. Er war in der katholischen Religion erzogen und konnte unter der Statthalterschaft Wilhelm's von Oranien, dieser Schutzwehr des Protestantismus, keine Aussicht auf Aemter und Würden gewinnen. Er wurde daher Kalvinist und erhielt zur Belohnung seines Uebertritts den Rang eines Obersten und einen Sitz in den Generalstaaten. Der Friede von Utrecht hatte den spanischen Successionskrieg beendigt; nur noch einige rein kommerzielle Differenzen waren zwischen Holland und Spanien zurückgeblieben. Diese auszugleichen, wurde Ripperda beauftragt und ging unter dem Titel eines Gesandten nach Madrid. Damals regierte der Kardinal Giudice Spanien, oder vielmehr, in seinem Namen, Alberoni. Schon in den ersten Tagen begriff Ripperda die Rolle, die er an diesem Hofe der Intriguen zu spielen hatte, und bald war er durch seine Energie, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die überzeugende Beredtsamkeit seiner Sprache und die Anmuth seines Benehmens die Seele aller Komplotte geworden. Vier Gewalten operirten gegen einander am Hofe und in der Stadt: Alberoni, die unzufriedenen Granden, die Königin Elisabeth Farnese und des Königs Beichtvater, der bekannte Pater Froilan, der der Held des schönen Drama's Don Carlos el Hezichado von Gil y Zarate ist. Ripperda wurde der Günstling des Kardinals und stachelte dabei den Zorn der Grandezza; er schloß sich mit der größten Vertraulichkeit an den Beichtvater an und machte sich dabei bei der Königin unentbehrlich. Seine Freunde bedeuteten ihm, daß ihm seine Konfession in Spanien bei einer politischen Carrière hinderlich seyn könnte; alsbald beseitigte er dieses Hinderniß, trat feierlichst in den Schoß der katholischen Kirche über und legte seinen Gesandtschaftsposten nieder. Ripperda war Holländer und zwar einer aus der großen Zeit; darum war er den Spaniern in der Kenntniß der Staatswirthschaft, der Industrie und des Handels bei weitem überlegen. Alberoni, der eine große Anzahl von Fabriken und Manufakturen gegründet hatte, übertrug ihm mit dem Titel eines Intendanten und einem ungeheuren Salair die Leitung und Beaufsichtigung dieser Anstalten. Zwar nahm ihm Alberoni, nachdem er ihm das Nöthige abgesehen hatte, seine Stelle wieder, doch ließ sich Ripperda nach dem Sturze des Ministers, der bald erfolgte, wieder installiren. Seine Frau starb, und der glückliche Abenteurer befestigte seine Stellung, indem er sich durch eine zweite Frau mit einer der mächtigsten Familien des Landes verband. Gerade um diese Zeit bekam der König Philipp V. das Regieren satt und legte die Krone in die Hände seines Sohnes, der unter dem Namen Ludwig's I. zum König ausgerufen wurde. Die Königin Elisabeth folgte dem alten Monarchen nach San Ildefonso, wohin er sich zurückgezogen hatte, und erklärte, wie er, sich aller Regierungsgeschäfte zu enthalten; aber Ripperda kannte den Charakter der hochmüthigen und herrschsüchtigen Königin besser. Er wußte, daß sie früh oder spät die Zügel der Gewalt wieder ergreifen werde, und war darum einer der eifrigsten Höflinge in San Ildefonso. Als nun wirklich Philipp V., der nicht einmal das Ende seines Vorgängers Karl's V. nachahmen konnte, bei dem Tode seines Sohnes nach Madrid zurückkehrte, war Ripperda so weit in der Gunst der Königin vorgeschritten, daß sie ihn zum Gesandten in Wien ernannte. Es war damals die, freilich unheilvolle, Politik des spanischen Hofes, um jeden Preis die Verbindungen mit Oesterreich wieder anzuknüpfen. Die vier Mächte, welche den Frieden von Utrecht geschlossen hatten, waren übereingekommen, daß dem Infanten Don Carlos die Herzogthümer Toskana, Parma und Piacenza zufallen sollten. Die Mission Ripperda's bestand nun darin, es durch alle nur erdenkliche Mittel von Oesterreich zu erlangen, daß Don Carlos unverzüglich die drei Herzogthümer in Besitz nehmen könnte. Die Königin war so gierig danach, auf der Stirn ihres Sohnes diese drei schönsten Diamanten der alten spanischen Krone glänzen zu sehen, daß sie ihrem Gesandten für die glückliche Ausführung seines Auftrages versprach, ihn zum ersten Minister zu machen. Ripperda reiste incognito nach Oesterreich; kaum war er angekommen, so schloß er mit den Ministern des Kaisers einen geheimen Traktat, dessen unglückselige Folgen noch heute auf Spanien lasten und der Philipp V. in ganz Europa verhaßt machte. Wenigstens war der persönliche Ehrgeiz der italiänischen Fürstin befriedigt, und der Hochmuth Ripperda's kannte bald keine Gränzen mehr. Mit Geräusch trat er aus seinem Incognito und hielt einen feierlichen Einzug in Wien, der enorme Summen kostete. Indeß blieb er nicht lange in Oesterreich; die Königin rief ihn nach Madrid zurück und machte ihn zum Staats-Secretair, zum Ober-Intendanten des Handels und der Marine, zum Herzog und zum Granden erster Klasse. Elisabeth Farnese hatte ihm Wort gehalten; im Verlauf weniger Tage wurde Ripperda in Wahrheit erster Gebieter der Monarchie.

Aber auf dem Gipfel der Macht und des Glückes erfaßte unseren Abenteurer der Schwindel. Gleichmuth und Charakterfestigkeit verließen ihn, gegen alle Welt benahm er sich schamlos anmaßend, gegen seine Wohlthäterin, die Königin, bis zur Gemeinheit kriechend, und machte sich, trotz der ernsten Verlegenheiten und Gefahren, die er abzuwenden hatte, bei den Granden, wie beim Volke, durch seine beispiellose Frechheit so verhaßt, daß der öffentliche Zorn sich plötzlich Luft machte. Ripperda, der erste Minister, der Günstling der Königin, wurde auf schimpfliche Weise aus dem Palast gewiesen und sah sich am folgenden Morgen in allen seinen Besitzthümern völlig zu Grunde gerichtet und selbst von seinen Dienstboten verlassen. In keinem absolut monarchischen Lande hatte man noch einen so jähen und schweren Fall gesehen. Die Madrider waren so voller Freude darüber, daß sie vor sein Hotel zogen, um ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn haßten und verachteten. Kaum hatte er die ersten Aeußerungen der aufgeregten Menge gehört, die sich an seine Thür drängte und sie einzustoßen drohte, als der Unglückliche, von einem panischen Schrecken gejagt, allein und in unordentlicher Kleidung, aus einer verborgenen Thür zum englischen Gesandten floh. Der Hof indeß konnte nicht gleichgültig zusehen, daß er dieses Asyl gewählt hatte, und der österreichische Gesandte begab sich bei der ersten Kunde davon zur Königin. Man fürchtete nämlich, Ripperda könnte dem englischen Bevollmächtigten den famösen Traktat über die drei italiänischen Herzogthümer verrathen, und beschloß, sich um jeden Preis seiner Person zu bemächtigen. Unverzüglich berief man den großen Rath von Castilien und schickte auf Grund seines Urtheils am 26. Mai 1726 einen Obersten und einen Alkalden mit sechzig Reitern nach der englischen Gesandtschaft, um den gefallenen Minister gefangen nehmen zu lassen. Es war ungefähr sechs Uhr des Morgens, der Gesandte protestirte gegen die Gewalt, die man sich gegen ihn erlaubte, aber ohne Erfolg. Seine Protestation sollte angenommen werden, jedoch ohne daß man darum die Arrestation aufschob. Ripperda lag noch im Bette, als die Bewaffneten in sein Zimmer drangen. Er mußte sich rasch ankleiden, wurde in einen bereit gehaltenen Wagen gepackt und nach Segovia abgeführt. Wie sehr sich jedoch die Königin beeilt haben mochte, ihn den Händen des Engländers zu entreißen, sie war dennoch zu spät gekommen, denn Ripperda hatte bereits am Abend vorher demselben alle Staatsgeheimnisse verrathen.

In dem Gefängniß von Segovia hatte der Exminister Zeit, über seine Schande und seinen Sturz nachzudenken. In der Stadt sang man Spottlieder auf ihn, während er seine blasse Stirn an die eisernen Fensterstäbe drückte, als wollte er sie sprengen, und starren Auges in die gelben Wogen der Eresma sah, die ohnmächtig den Thurm zu erschüttern versuchten, in dem er gefesselt war. Kein Schlaf kam über sein brütendes Haupt, und dennoch erhob sich sein

*) Wer das britische Parlament, das hier von seiner scherzhaften Seite dargestellt ist, auch von seiner historischen und politischen Seite kennen lernen will, dem empfehlen wir folgende kürzlich in Berlin (Schlesingersche Buch- und Musikhandlung) erschienene Schrift: „Das Englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung mit Bezug auf heutige Zustände, von Dr. Franz Schulte."

Geist aus seiner verzweifelnden Ruhe. Der Durst nach Rache entbrannte in ihm, und nach einigen Monaten fand man unter seinen unzähligen Papieren einen wahnsinnigen Plan, ganz Europa zu einem allgemeinen Kriege gegen Spanien aufzuregen. Die Rachegedanken beschäftigten ihn so sehr, daß er selbst in Gegenwart seiner Wächter grobe Beleidigungen gegen den König und obscöne Schimpfreden gegen die Königin, ja gegen ganz Spanien ausstieß, das er nicht nennen konnte, ohne in Wuth zu gerathen. Eines Tages erzählte man ihm, daß ein englisches Geschwader an der Südküste des Königreichs gelandet sey. Diese absurde Nachricht erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er augenblicklich seine Staatskleider anzog. Er war närrisch geworden, und die fieberhafte Unruhe, mit der er den dummen Gerüchten zuhörte, die man von dem Hasse Europa's gegen Spanien erfand, um sich an seiner Freude zu ergötzen, seine Wuth, wenn man über seine Leichtgläubigkeit lachte, seine unaufhörlichen Nachtwachen untergruben endlich seine kräftige Gesundheit und zogen ihm ein hitziges Fieber zu, das seinem Leben Gefahr drohte.

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Bahia und der Negerhandel in Brasilien.

Die Geschichte der ersten portugiesischen Niederlassung in der Bai von Bahia ist ziemlich romantisch. Im Jahre 1516 geht ein Schiff von Lissabon nach Ostindien ab und leidet auf einer Sandbank im Norden der Bai Schiffbruch; kaum kann sich die Mannschaft retten. Nachdem sie aufs Land gestiegen, werden die Portugiesen von Menschenfressern ergriffen und umgebracht. Ein Einziger, Alvarez Correo, entgeht dem traurigen Loos seiner Genossen; die Feuerwaffen, die er gerettet, flößen den Indianern heiligen Schrecken ein; die Wilden neigen sich mit Achtung vor ihm, sie nennen ihn Caramuru (Feuermann). Intelligent und tapfer, weiß Alvarez das Vertrauen dieser Barbaren zu verdienen; er zieht an ihrer Spitze gegen einen feindlichen Stamm, siegt und erhält zur Belohnung das höchste Kommando und die Hand der Tochter eines Häuptlings. Bald des wilden Lebens überdrüssig geworden, schifft sich der unerschrockene Portugiese auf einem französischen Fahrzeug ein, welches an der Küste Färbeholz holte. Nachdem er, so wie seine junge Frau, welche das Christenthum annahm, von Heinrich II. in Frankreich freundlich aufgenommen worden, kehrt Alvarez wieder zu seinem Stamm zurück, mit dem Versprechen, freundschaftliche Verbindungen zwischen Frankreich und den ihm unterworfenen Stämmen anzuknüpfen. In Brasilien wurden die großen Eigenschaften des Portugiesen durch neue Schwierigkeiten auf die Probe gestellt; doch ging er siegreich aus allen hervor und übte eine wohlthätige Autorität auf die Eingebornen. Auch seine Frau zeichnete sich neben ihm durch eine seiner würdige Festigkeit und Unerschrockenheit aus.

Im Jahre 1549 legte Thomé de Souza im Auftrage Portugals den Grund zu der Hauptstadt von Brasilien, denn erst seit hundert Jahren ist Bahia nicht mehr die Residenz der portugiesischen Vicekönige. Alvarez unterstützte mit seinen Rathschlägen und seinem Einfluß den neuen Gouverneur und starb, umgeben von allgemeiner Achtung. Man bewunderte an ihm jene männliche Energie und jene mächtigen Eigenschaften, die eine Zeit lang das Privilegium der portugiesischen Race zu seyn schienen. Gegenwärtig hat sich kaum eine Erinnerung an die ehemaligen Besitzer dieses fruchtbaren Landes erhalten; die Race der Indianer, die Alvarez beherrschte, ist verschwunden; ein Monument zum Andenken seiner Frau in der ältesten Kirche von Bahia erinnert allein an das abenteuerliche Geschick des Portugiesen und seiner muthigen Gattin. Nach Alvarez' Tode nahm Bahia's Blüthe rasch zu. Die Allerheiligen-Bai wurde der besuchteste Hafen Brasiliens; die Fahrzeuge reichten kaum hin, um den Zucker und Kaffee aus den Magazinen der reichen portugiesischen Kaufleute aufzunehmen. Die Bedeutung, die Rio-Janeiro gewann, konnte allein der kommerziellen Entwickelung Bahia's ein Ziel setzen. Die alte Hauptstadt kämpfte noch einige Zeit mit der neuen; die Unabhängigkeit Brasiliens, die Unterdrückung des Sklavenhandels und endlich der Aufstand von 1837 machten seiner Blüthe vollends ein Ende.

Die Stadt Bahia besteht aus zwei Theilen. Die untere Stadt ist der Mittelpunkt des Handels. Die lange schmale Straße längs der Küste ist voll von Magazinen und Handwerkerbuden. Die obere Stadt ist weniger belebt als die untere; dagegen ist ihre ganze Architektur eine edlere. Bahia ist der Sitz des Metropolitans von Brasilien. Zahllose Klöster geben ein Zeugniß von seiner religiösen Wichtigkeit. Die Zahl der Mönche und ihre Reichthümer haben zwar abgenommen, sind aber immer noch sehr bedeutend. Die Frauen-Klöster haben in Bahia einen eigenthümlichen Charakter; man beschäftigt sich daselbst mit Anfertigung von Blumen in Federn, und es herrscht unter den Nonnen die schamloseste Libertinage. Die Beispiele einer solchen Verbindung der Ausschweifung und der Frömmigkeit sind übrigens in Brasilien nicht selten.

Die Gesellschaft von Bahia gleicht nicht der von Rio-Janeiro: einmal herrscht dort mehr Herzlichkeit, und dann genießen die Frauen mehr Freiheit. Sie nehmen an den Vergnügungen der Welt Theil, und die Männer, obgleich sehr eifersüchtig, erlauben, daß man sie begleite. Diese Frauen, die alle den Wunsch haben, zu gefallen, sind im Allgemeinen nicht sehr hübsch und nähern sich sehr den Mulattinnen durch ihren olivenfarbigen Teint. Man muß ihnen Dank wissen für ihr Streben, die traurigen Salons Brasiliens zu beleben und sich aus dem Zustand der Gedrücktheit zu erheben, in welchem sich ihr Geschlecht in den anderen Provinzen befindet. Ihrem liebenswürdigen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Stadt ziemlich treu die europäischen Sitten bewahrt hat; sie hat ihre Feste, ihren Karneval. Dieser Karneval von Bahia ist ein eigenthümliches Vergnügen. Drei Tage lang sind alle Geschäfte suspendirt; wenn man ausgeht, so bekommt man von allen Seiten Wasserkrüge auf den Kopf geworfen und kommt zerquetscht, benetzt, oft verwundet nach Hause. Doch ist es möglich, daß eine hübsche Frau dir eine Frucht von Wachs, die mit einem wohlriechenden Wasser gefüllt ist, zuwirft, und dann steht es dir frei, dich bei ihr einzuführen, denn alle Häuser bleiben offen. Wie viele Verbindungen haben während der intrados begonnen! Daher halten auch die jungen Leute und die Frauen mit gewissenhafter Sorgfalt die alte Gewohnheit des Karnevals fest.

Da ich mich nicht entschließen konnte, in den schmutzigen Gasthöfen Bahia's zu wohnen, so war ich froh, die Gastfreundschaft unseres Konsuls zu empfangen. Die Hitze ist so stark, daß es selten möglich ist, während des Tages zu Pferde zu steigen. Das gebräuchlichste Transportmittel ist die cadeira, eine Art bedeckter Sessel, die mit Vorhängen versehen ist und von zwei Sklaven auf den Schultern getragen wird. Diese geschlossenen Sänften sind von den Frauen sehr gesucht, welche sich ihrer bedienen, um sich zu ihren Liebhabern zu begeben. Jede etwas reiche Familie hat ihre besondere Cadeira mit Vorhängen von damaszirter Seide, einem reich geschmückten Sessel und Negern in Livree. Doch während des Tages bedient man sich gewöhnlich der gemietheten Cadeira's und spart die eigene für große Assemblées. Die Kongo-Neger, die als Träger gebraucht werden, sind ein schöner Menschenschlag von großer Intelligenz. Mehr auf ihren Vortheil bedacht als die anderen Neger-Racen, sammeln die Kongo's das Geld, das sie verdienen, um sich nach einigen Jahren loszukaufen. Alle ziehen es vor, für ihre eigene Rechnung zu arbeiten, als in dem Hause ihres Herrn zu bleiben. Beim Anblick dieser starken und kühnen Neger kommt man unwillkürlich auf bedenkliche Betrachtungen über den Zustand der schwarzen Bevölkerung gegenüber den Weißen. So groß auch die Apathie der brasilianischen Regierung ist, so giebt es doch Situationen, die man nicht länge mit kaltem Blute ansieht. Selbst die Männer, die an der Spitze der Geschäfte stehen, fangen an, mit Schrecken die Zahl der Sklaven zu bemerken, die seit einigen Jahren ihre Freiheit erlangt haben. Diese Zahl beträgt für Bahia allein 12,000. Man hatte den freien Negern den Aufenthalt in der Stadt untersagen wollen, doch hätte diese brutale Maßregel nie ausgeführt werden können. Man hat sich begnügt, ihnen eine Kopfsteuer aufzulegen, die sie sich einst wieder zurückzahlen zu lassen gedenken von den Portugiesen, gegen welche sie einen Haß hegen, der durch das Blutbad von 1838 nicht befriedigt worden. Die Insurrection von 1838, obgleich sie ohne Resultat blieb, ist ein viel ernsteres Ereigniß als der Aufstand der Provinz Minas-Geraës im Jahre 1841. In Bahia war das Geschrei der Empörer: „Tod den Portugiesen!" Alle Menschen von weißer Race wurden auf den Straßen ermordet, ihre Häuser überfallen, und nur die, welche in einige Entfernung von der Stadt fliehen konnten, entgingen der Wuth der freien Neger und Mulatten. Sabino, ein ausgezeichneter Arzt und ein Mann von Talent und Entschlossenheit, stand an der Spitze der Bewegung. Der Zweck der Insurgenten war, eine Föderativ-Republik zu proklamiren, nachdem sie sich von der Autorität der Portugiesen losgemacht, welche, lauter reiche Negozianten und über große Kapitalien verfügend, auf die Verwaltung der Provinz großen Einfluß übten. Furchtbare Abscheulichkeiten wurden während der fünfmonatlichen Dauer der revolutionairen Regierung begangen. Die Neger und Mulatten mordeten kaltblütig und ohne Mitleid die Portugiesen. Wenn das Opfer nur verwundet war, wehe dem, der ihm zu helfen wagte. Ein französischer Arzt sah auf einer der belebtesten Straßen einen Portugiesen dem Tode nahe; er erkennt in ihm einen seiner Freunde und eilt zu seinem Beistand herbei. Die Mörder, die nicht weit waren, kehren sogleich um und reißen den Doktor mit Gewalt weg. „Du bist ein Franzose", rufen sie, „aber wenn du je einem Portugiesen zu helfen wagst, wehe dir!" So mußte der Franzose, von diesen Menschen oder vielmehr von diesen wilden Thieren, welche ihre Dolche auf ihn gezückt hielten, ergriffen, seinen Freund ohne Hülfe sterben lassen.

Die kaiserlichen Truppen belagerten endlich die insurgirte Stadt zu Wasser und zu Lande. Von allen Seiten eingeschlossen, organisirte der Mulatte Sabino eine kräftige Vertheidigung; die ganze freie oder sklavische Bevölkerung verband sich mit ihm, und erst nach viertägigem Sturm konnten die Truppen Bahia besetzen. Sabino, da er sah, daß der Widerstand unmöglich ward, wollte die Stadt anzünden; man legte Feuer in alle Viertel, aber die Truppen konnten es löschen, und Bahia entging einer gänzlichen Zerstörung. Verfolgt von den Siegern, suchte der Rebellen-Chef eine Zuflucht bei dem französischen Konsul; doch bald drangen die Soldaten in das Haus und bemächtigten sich Sabino's, der sich nackt unter ein Bett geworfen. Die Regierung, mit ihrem Triumph zufrieden, glaubte sich nicht stark genug, um gegen die Rebellen mit Strenge zu verfahren. Man bewilligte Allen, die sich unterwarfen, eine Amnestie, und Sabino wurde in die Provinz Matto-Grosso geschickt, wo er in diesem Augenblick eine vollständige Freiheit genießt.

Die damals aufgeworfene Frage wird einst wiederkehren, und der Chef der Insurgenten von 1838, der noch jung ist, kann dann der Regierung neue Verlegenheiten bereiten. Von Bahia wird ohne Zweifel die erste Auflehnung gegen die Centralisation von Rio-Janeiro ausgehen. Die Zahl der Mulatten wächst in Bahia in einem bedenklichen Maß; um sie gruppiren sich alle Neger, denen es gelingt, sich durch ihre Arbeit loszukaufen, und diese Bevölkerung erträgt nur mit Widerstreben die Herrschaft der Weißen. Ein neues Gemetzel unter den Portugiesen der Provinz wird das Signal zu Unordnungen seyn, die das Ministerium mit Mühe unterdrücken wird: die Wegnahme eines Negerschiffs durch die Engländer an den Küsten Brasiliens kann von einem Tage zum anderen eine schreckliche Explosion hervorrufen. In der That machen

die Farbigen den Portugiesen weniger zum Vorwurf, daß sie die Sklaverei aufrecht erhalten, als daß sie ihre Rechte nicht gegen die Forderungen Europa's vertheidigen. Daher werden auch nicht bloß in der Provinz Bahia, sondern im ganzen Reich die Engländer, welche mit der Regierung schon eine Menge Händel gehabt, verabscheut, und wenn durch eine Revolution eine Föderativ-Republik zu Stande käme, so müßten die Kaufleute dieser Nation sich entfernen, um ihr Leben zu retten. Die Franzosen genießen mehr Vertrauen und mehr persönlichen Einfluß; ihr Leben wäre geschützt, doch würden auch ihre Interessen bei einer Revolution leiden, welche die Tendenz hätte, Brasilien von Europa zu isoliren. Alle einflußreiche Männner Bahia's können nicht ohne Trauer an die Zukunft ihres Landes denken; der Präsident der Provinz selbst gesteht, daß es unmöglich sey, das Ende der inneren Konvulsionen vorherzusehen, durch welche Brasilien die Unabhängigkeit erkauft hat. Die Regierung sieht das Uebel, die Versammlung der Provinz schlägt Resolutionen vor, man geht so weit, sie anzunehmen, aber nie werden sie ausgeführt. Wenn irgend ein Fehler begangen wird, so schreibt man ihn dem Einfluß der Fremden zu.

Unter den europäischen Fahrzeugen, die in Bahia anlegen, sind viele nach der afrikanischen Küste bestimmt, und sie holen hier Rum und starke Getränke, die von allen Negern der Küste gierig gesucht werden. Die Maßregeln gegen den Handel erklären zum Theil den Verfall Bahia's. Nach den Verträgen Brasiliens mit England sollte der Sklavenhandel nicht mehr bestehen; aber da er durch die Behörden begünstigt wird und Vortheile abwirft, mit welchen das zu bestehende Risiko in keinem Verhältniß steht, so wird dieser Handel nirgends so lebhaft betrieben als in Bahia. Eine Goelette, deren Werth sammt ihrer Ladung auf 100,000 Franken geschätzt wurde, ankerte während meines Aufenthalts in Bahia; sie brachte eine Ladung von 600 Sklaven mit, die mit einer Million bezahlt wurde. Selbst in dem Fall also, daß von zehn Fahrzeugen nur eines den englischen Kreuzern entgeht, hat der Kaufmann, der sie ausgerüstet, seine Ausgaben gedeckt; aber gewöhnlich wird von drei Goeletten kaum eine weggenommen, die anderen erreichen mit ihrer Ladung den Hafen. Man begreift, daß unternehmende Leute, die um jeden Preis reich werden wollen, so guten Chancen nicht widerstehen können.

Wenn es nur moralische und religiöse Motive wären, welche England in seinen Bestrebungen für Emancipation der Neger leiten, so könnte man seiner Beharrlichkeit in Verfolgung des Sklavenhandels nur Bewunderung und Lob zollen. Leider ist es für den, der Sierra-Leone gesehen hat, schwer, sich hierüber länger zu täuschen. Die von den Sklavenschiffen weggeführten Neger unterliegen in Sierra-Leone einer ärgeren Sklaverei als in allen anderen Kolonieen der Welt. Ehe sie die Insel erreichen, erliegen die Unglücklichen oft in dem beweglichen Gefängniß eines Schiffs den Leiden einer gräßlichen Gefangenschaft. Ein englischer Arzt versichert, er sey Zeuge gewesen, wie in einer einzigen Nacht 25 Neger auf einem solchen Schiff aus Mangel an Luft und Beistand umkamen. In Sierra-Leone werden die Neger an englische Pflanzer vermiethet, und zwar auf vierzehn Jahre. Oft verkaufen sie ihre Herren ohne Gewissensbisse vor dem Ablauf des Termins, wobei sie, um sich gegen weitere Reclamationen zu sichern, nur über den Tod des Miethlings einen Schein auszustellen brauchen; es ist vorgekommen, daß Neger, die von den Pflanzern in Sierra-Leone verkauft worden, aufs neue in die Hände der Negerhändler gekommen sind. Alle, die Brasilien besucht, haben solche Sklaven getroffen; ich hatte anfangs Mühe, zu glauben, daß England dergleichen Mißbräuche dulde, aber ich mußte mich der Evidenz gefangen geben. Die Neger sind in Sierra-Leone Sklaven, wie in Brasilien; denn das Engagement von vierzehn Jahren ist nur als eine versteckte ewige Sklaverei zu betrachten. Es ist traurig, daß man den inneren Zustand dieser englischen Kolonie so wenig kennt. Nach glaubwürdigen Berichten soll die Behandlung der Neger durch die Pflanzer der britischen Philanthropie durchaus keine Ehre machen.

In Bahia war es, wo die Sache der französischen Brigg „Marabut" zur Sprache kam, welche, nachdem sie den Hafen verlassen, von dem Kommandanten des „Schwans", Capitain Christie, in Beschlag genommen ward, und zwar, weil auf dem Schiff Bretter waren, die der Capitain erst, nachdem er sich mit der Autorisation des Konsuls versehen, mitgenommen hatte. Der „Marabut" ward nach Bahia zurückgeführt: der Konsul protestirte gegen die Verhaftung, aber ehe er die Freiheit der Passagiere und der französischen Mannschaft erlangen konnte, reiste der Capitain Christie nach Rio-Janeiro, um sich die Genehmigung seiner Chefs zu holen, und diese schickten, ohne weitere Nachrichten einzuziehen, das französische Fahrzeug nach Cayenne. Hier ward der Capitain Christie zu Schadenersatz verurtheilt, doch war dies nur eine schwache Entschädigung für die Leiden der mit Unrecht gefangen gehaltenen Passagiere. Die britische Regierung schien sogar den Capitain Christie entschädigen zu wollen; man rief ihn zurück, indem man ihn beförderte.

Die Anmaßung der englischen Offiziere, welche beauftragt sind, den Sklavenhandel zu verfolgen, ist ein immer wiederkehrender Anlaß zu Konflikten und Verwickelungen. Der Capitain Nott, Kommandant des „Partridge", hatte ein verdächtiges Fahrzeug in Sainte-Catherine einlaufen sehen, ohne es durchsuchen zu können. Er erscheint vor den brasilischen Behörden und fordert sie auf, ihm das Fahrzeug vor Anbruch der Nacht auszuliefern, wenn nicht, werde er die Stadt beschießen. Die empörten Behörden protestiren gegen diese Gewaltthätigkeit und weigern sich, zu gehorchen. Der arme Capitain mußte sich zurückziehen, ohne seine Drohung ausgeführt zu haben. Dieses hochmüthige Betragen der Kommandanten der englischen Kreuzfahrer erbittert natürlich die ganze Bevölkerung Brasiliens, und England, statt seinen Zweck zu erreichen, verfehlt ihn nur, da diese ungeschickten Manifestationen nur dazu dienen, einen dumpfen Widerstand hervorzurufen. Ueberdies stehen die Forderungen Englands in auffallendem Widerspruch zu dem Verhalten derer, die es in Brasilien repräsentiren. Außer den englischen Compagnieen, die Sklaven besitzen, sieht man die Agenten Englands und seine Kaufleute während ihres Aufenthalts im Reiche Schwarze kaufen, die sie bei ihrer Abreise wieder verkaufen. Der englische Gesandte in Rio-Janeiro wird nur von Sklaven bedient; es wäre ihm leicht, sich mit freien Leuten zu umgeben, aber ihre Dienste sind kostspieliger, und die Philanthropie muß vor der Billigkeit schweigen. Welche Autorität können die Vorstellungen des Herrn Hamilton gegen einen Mißbrauch haben, von welchem er zuerst Nutzen zieht? Das sicherste Resultat der englischen Kreuzfahrten ist dies, daß sie den dazu verwendeten Kriegsschiffen ungeheure Vortheile verschaffen. Daher denken auch die Capitaine nur daran, ihr Glück zu machen; was sie vor Allem suchen, ist die Indemnität, die man ihnen als Belohnung bewilligt; wenn man die Indemnität abschaffte, wenn sie nur die Befehle der Regierung auszuführen hätten, so würden sie vielleicht, weniger von der Aussicht auf Gewinn getrieben, mit mehr Würde und Klugheit zu Werke gehen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Italiänische Berichte über deutsche Bühnendichter. Wir haben schon öfter die Bemerkung gemacht, wie wenig bekannt die deutsche Literatur in Italien und zwar auch im nördlichen Italien sey, wo man doch durch österreichische Vermittelung einige Bekanntschaft mit derselben voraussetzen sollte, wenn auch die Oesterreicher selbst immer von Deutschland als einem jenseitigen sprechen. Einen neuen Beweis liefert uns die in Mailand erscheinende Rivista Europea vom 30. September, in welcher sich ein Artikel über die neueren dramatischen Schriftsteller Deutschlands befindet (Scrittori drammatici moderni della Germania), der von den allerseltsamsten Schnitzern voll ist. Der Artikel ist freilich ein übersetzter, und zwar aus dem Englischen, doch können wir versichern, daß die Schnitzer lediglich der italiänischen Version angehören, da wir das Original ebenfalls kennen und es daher mit letzterer zu vergleichen im Stande sind. Der italiänische Artikel berichtet von deutschen Künstlerdramen in der Weise von Oelenschläger's „Correggio", „und dazu gehören" (hier lassen wir seine eigenen Worte folgen) „nachstehende Stücke: der Albrecht Dürer von Schenk, der Hans Sachs von Einhurostein, der Tasso von Goethe, der Raupach von Zedlit, der Camoens von Palm und der Riccardo Selvaggio von Gutzkow." Riccardo Selvaggio (der wilde Richard) ist die wörtliche Uebersetzung des englischen Richard Savage, das der naive Italiäner (Signor L. Ercolani, unter der Redaction von Gottardo Calvi) für englische Worte hielt, die aus dem Deutschen übersetzt seyen, womit er also zugleich bewiesen, daß er die englische Literatur eben so wenig kenne als die deutsche. Der „Raupach von Zedlit" ist aber schon die köstlichste Blume in diesem dramatischen Strauß, die wir, so wie die Placirung von Goethe's Tasso mitten unter die neueren Dramen, dem Umstand zu verdanken haben, daß im Original gesagt wurde, der Tasso sey zugleich von Goethe, von Raupach (Tasso's Tod) und von Zedlitz (Kerker und Krone) dramatisch bearbeitet worden. Der Italiäner ließ sich in seinem „Raupach von Zedlit" nicht einmal durch den Umstand irre machen, daß er späterhin den Verfasser von „Isidor und Olga" selbst und zwar ziemlich oft zu erwähnen und zu nennen hatte. Von den „Hohenstaufen" wird gesagt: „Rammer zog diese interessante Chronik aus staubigen Archiven, und Raupach hatte nichts weiter zu thun, als die historische Erzählung zu dialogisiren und in Scenen abzutheilen." — Inzwischen brauchen sich unsere Dichter nicht sehr zu beklagen, da auch die Werke des alten Calderon dem naiven Italiäner nicht besser bekannt sind, als die ihrigen: so wird unter Anderem *erzählt*, der Dichter Wesp (West) habe Calderon's La vita é un dramma (Das Leben ist ein Drama) für die deutsche Bühne bearbeitet, welcher Titel augenscheinlich einem „Blunder" des Uebersetzers zu verdanken ist, der das englische dream (Traum) für drame gelesen hat.

— Aus Madrid. Von welchem Frömmigkeits- und Wohlthätigkeitssinne die junge Königin von Spanien beseelt ist, beweist folgender Zug, welchen Madrider Blätter von ihr berichten: Als kürzlich die Königin Isabella einem Priester begegnete, der das heilige Sakrament trug, stieg sie aus dem Wagen, ließ den Priester hineinsteigen und begleitete ihn zu Fuß bis in die Kammer eines jungen Mädchens, welches an der Schwindsucht daniederlag und die letzte Oelung verlangt hatte. Das junge Mädchen war sehr arm, und die Königin sah, daß es ihr an den nöthigen Bedürfnissen fehle. Sie ließ ihr daher alles Geld zurück, das sie bei sich trug, und als sie nach ihrem Palais zurückgekehrt war, sandte sie ihr noch 640 Realen (80 Thaler) und befahl, daß ihr außerdem bis zur Beendigung ihrer Krankheit täglich 12 Realen (1½ Thaler) gezahlt werden sollten. Das war aber noch nicht Alles; die Königin schickte auch zwei ihrer Aerzte, um sich darüber versichern zu lassen, ob nicht noch Hoffnung vorhanden sey, die Kranke wiederherzustellen. Die Aerzte erklärten, daß allenfalls davon noch etwas zu hoffen wäre, wenn das Mädchen nach einem Kuhstalle gebracht und dort gepflegt werde; die Königin ertheilte darauf sogleich den Befehl, die Kranke in einem ihrer Landhäuser nach ärztlicher Vorschrift unterzubringen. Dergleichen Züge, die nach und nach bekannt werden, tragen natürlich dazu bei, die junge Königin in Madrid sehr beliebt zu machen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 26. Oktober 1844.

Nord-Amerika.

Zur See und zu Lande, von J. Fenimore Cooper. *)

Wir haben hier eine neue Erzählung des unerschöpflichen amerikanischen Romanschreibers vor uns, in der er sich wieder auf seinem Lieblings-Elemente, dem Ocean, bewegt. Sie ist in der beliebten autobiographischen Form abgefaßt und zum Theil auf den vor einiger Zeit herausgegebenen „Abenteuern des Ned Myers" gegründet, die Herr Cooper mit Hülfe seiner eigenen Erfahrung zu einem höchst anziehenden Gemälde verarbeitet hat. Der Held des Romans, Miles Wallingford, ist der Sohn eines wohlhabenden Freisassen im Staate New-York, der, von unwiderstehlicher Reiselust getrieben, sich am Bord eines Ostindienfahrers einschifft und auf seinen Kreuz- und Querzügen durch alle Welttheile eine Unzahl von Abenteuern besteht, bei denen man es zwar mit der Wahrscheinlichkeit nicht zu genau nehmen darf, die aber wenigstens das Verdienst haben, den Leser in immerwährender Spannung zu erhalten. Eine höchst ergötzliche Figur ist der Steuermann Marble, dessen echt seemännische Sprache und Denkweise und rauher, aber tüchtiger Charakter mit besonderer Sorgfalt gezeichnet werden, und an dem wir nur auszusetzen haben, daß er etwas zu sehr an unseren alten Freund, den Capitain Truck, erinnert. Zu den interessantesten Stellen gehört die Fahrt durch die Magellan-Straße und der Ueberfall des Schiffes „Crisis" durch die Indianer an der Nordwest-Küste von Amerika; da sie jedoch für diese Blätter zu vielen Raum einnehmen würden, so beschränken wir uns darauf, folgende Episode mitzutheilen, die eine Seeschlacht zwischen einem amerikanischen und einem französischen Schiffe darstellt, wobei Cooper die Gelegenheit benutzt, sein Urtheil über die französische Marine abzugeben.

„Wir hatten eine lange Ueberfahrt, indem der Wind drei Wochen lang im Osten blieb. Endlich bekamen wir mäßige südliche Brisen und fingen an, unseren wahren Kurs zu verfolgen. Vierundzwanzig Stunden nachdem der Wind sich geändert, hatte ich die Morgenwache und erblickte bei Tages-Anbruch ein Segel gerade vor uns, in der Entfernung von etwa drei Seemeilen. Ich bestieg sogleich den Mast, um es durch ein Fernrohr zu besichtigen, und fand, daß es ein Schiff von gleicher Größe mit uns war, welches alle Segel aufgespannt hatte, die nur ziehen konnten. Ich machte hierüber keinen Rapport, bis es heller Tag wurde, was noch eine halbe Stunde dauerte, und während dieser Zeit setzte der Fremde seinen Kurs fort, ohne die Richtung merklich zu verändern.

„Als die Sonne aufging, erschien der Capitain mit dem Ober-Steuermann auf dem Verdeck. Sie hielten den Fremden zuerst für einen auf der Heimkehr begriffenen englischen Westindienfahrer; denn zu jener Zeit (1799) traf man auf der hohen See nur wenige Kauffahrteischiffe, die nicht entweder Engländer oder Amerikaner waren. Die ersteren segelten jedoch meistens unter Convoi; daß es dieser nicht that, konnte aus dem Umstande herrühren, daß er als Schnellsegler seinen Gefährten zuvorgekommen war. Er mochte auch vielleicht, gleich uns selbst, ein Kaper **) seyn, da Fahrzeuge dieser Klasse nicht mit Convoi segeln. Nach einer kurzen Berathung befahl mir der Capitain, die Raaen vorzubrassen, so weit es unsere Leesegel erlaubten, um uns dem Fremden mehr zu nähern. Als natürliche Folge dieses Manövers, rückten wir immer mehr gegen ihn vor, da er seine Richtung beibehielt, und waren nach drei Stunden etwa eine Seemeile von ihm entfernt, aber ganz auf seiner Leeseite. Marble erklärte ihn jetzt ohne Bedenken für einen Franzosen, da seine Segel nicht mehr zu verkennen wären; daß ein Engländer mit solchen dreieckigen Royals in See gehen werde, sey eine reine Unmöglichkeit. Unter diesen Umständen entschloß sich Capitain Williams, an die Windseite unseres Nachbars zu gehen, um ihn näher zu untersuchen. Daß er bewaffnet sey, konnten wir schon wahrnehmen, und so viel wir bemerkten, hatte er zwölf Kanonen, oder zwei mehr als wir selbst. Alles dieses war ermuthigend genug, um uns zur Anknüpfung einer näheren Bekanntschaft mit ihm zu veranlassen.

„So schnell die „Crisis" auch segelte, währte es doch zwei Stunden, bis wir sie auf die Windseite ihres Nachbars, in der Entfernung von etwa einer Seemeile, gebracht hatten. Hier konnten wir weit genauere Beobachtungen anstellen, und selbst Capitain William erklärte ihn jetzt für einen Franzosen. Er hatte kaum diese Meinung ausgesprochen, als wir den Fremden seine Leesegel einnehmen, die Royals und Bramsegel zusammenrollen und die gewöhnlichen Vorbereitungen zu einem Kampfe treffen sahen. Unsere Flagge war schon früher aufgezogen worden, aber bis jetzt hatte der Andere kein entsprechendes Signal der Nationalität gegeben; sobald er jedoch seine Segel eingenommen hatte, feuerte er eine Kanone auf der Windseite ab und hißte die französische Trikolore — die schönste Flagge unter den Emblemen der Christenheit, aber eine, die sich auf der See eben so sehr durch ihre Unglücksfälle, als zu Lande durch ihre Erfolge ausgezeichnet hat. Nicht, daß es den Franzosen an trefflichen Matrosen, an tapferen Seeleuten gefehlt hätte, aber die Thaten ihrer Marine haben stets ein auffallendes Mißverhältniß zu den angewandten Mitteln gezeigt, indem die wenigen gelegentlichen Ausnahmen nur beweisen, daß dieselben Ursachen in allen Zeitaltern dieselben Resultate herbeigeführt haben. Man hat das Unglück der Franzosen zur See der geringen Neigung zugeschrieben, die das französische Volk für die Schifffahrt besitzt. Andere behaupten dagegen, daß das engherzige System, welches man vor der Revolution sowohl in der Armee als in der Marine befolgte und durch welches die Geburt dem Verdienste vorgezogen wurde, der letzteren verderblich werden mußte, da es der Mann von Stande verschmähte, sich den Beschwerden und Mühseligkeiten zu unterwerfen, die zur Bildung des wahren Seemanns unentbehrlich sind. Indessen scheint uns dieser Grund kaum hinzureichen, da in England oft die besten See-Offiziere aus dem Adel hervorgingen und die französische Marine seit dem Jahr 1798 eben so viele Gelegenheit hatte, sich frei von jenen Einflüssen auszubilden, als die amerikanische. Obgleich ich Jahre lang über dieses Thema nachgedacht habe, kann ich zu keinem anderen Schlusse gelangen, als daß der National-Charakter auf irgend eine Weise beiträgt (oder vielmehr beigetragen hat), die Franzosen zu verhindern, eine große Seemacht zu werden — was nämlich die Geschicklichkeit betrifft, denn was die bloße materielle Stärke anlangt, so muß eine so große Nation immer furchtbar seyn. Jetzt aber, wo sie ihre Prinzen zur See schickt, können wir vielleicht andere Resultate erwarten.

„Der Thatsache ungeachtet, daß ein Engländer oder Amerikaner um das Jahr 1798 nie mit einem französischen Schiffe zu thun hatte, ohne auf einen gewissen Sieg zu rechnen, sahen wir uns doch zuweilen in unserer Hoffnung getäuscht. Es fehlte, wie gesagt, den Feinden nicht an Muth, und es traf sich mitunter, daß es ihnen auch nicht an Geschicklichkeit fehlte. Nicht oft gehen zwei Kaper mit so vieler Kaltblütigkeit und Seemannskunst zu Werke, wie die „Crisis" und „la Dame de Nantes" — so hieß unser Gegner — an den Tag legten. Weder der eine noch der andere Theil gab sich mit Manövriren ab; wir legten uns der „Dame" zur Seite, und beide Schiffe feuerten zugleich eine volle Lage. Ich war im Back stationirt, mit dem Auftrage, nach den Seilen und dem Takelwerk zu achten und, wenn nicht anderweitig beschäftigt, eine Muskete zu gebrauchen. Gleich anfangs wurden mir die Jib-Schoten-Blöcke weggeschossen, so daß ich bald alle Hände voll zu thun hatte. Dies war nur ein Vorschmack der Arbeit, die mir zu Theil wurde; denn während der drittehalb Stunden, daß wir die Franzosen und sie uns beschossen, hatte ich so viel mit dem Ausbessern der Taue zu schaffen, daß mir kaum eine Minute Zeit blieb, um mich nach dem Schicksal des Tages zu erkundigen. Die Blicke, die ich von Zeit zu Zeit hinwarf, waren keineswegs aufmunternd; mehrere unserer Leute waren getödtet oder verwundet, eine unserer Kanonen war durch einen Schuß außer Stand gesetzt und unser Takelwerk befand sich in einem kläglichen Zustande. Schon zu Anfang des Gefechts konnten wir bemerken, daß der Franzose uns an Mannschaft fast doppelt überlegen war; ein Versuch, ihn zu entern, wäre deshalb nicht rathsam gewesen, und von einer Kanonade hatten wir eben nicht viel zu erwarten. Endlich hörte ich ein prasselndes Geräusch über dem Kopfe, und als ich aufblickte, sah ich den Groß-Toppmast mit den Raaen und Segeln auf die Vorderbrassen niederstürzen und im Begriff, aufs Verdeck zu fallen. Capitain Williams rief sogleich die Mannschaft von den Kanonen ab, um die Trümmer wegzuräumen, und in demselben Augenblick stellte auch unser Gegner, mit einer Gefälligkeit, wegen der ich ihn hätte umarmen können, sein Feuer ein, worauf sich beide Theile an die sehr nothwendige Arbeit begaben, den erlittenen Schaden zu repariren. Unterdessen thaten die Leute, die am Steuer waren, mit instinktmäßiger Vorsicht das Ihrige; die „Crisis" lufte so viel als möglich, während die „Dame de Nantes" in der anderen Richtung lavirte, so daß, ehe wir es uns versahen, eine Meile blauen Wassers zwischen beiden Schiffen lag.

„Es war Nacht, ehe die „Crisis" von den Trümmern ihres Mastes befreit war, und dann hatten wir unsere vorräthigen Stengen herauszuholen,

*) Afloat and Ashore, or the Adventures of Miles Wallingford. By J. Fenimore Cooper. 3 Bde. London und New-York, 1844.

**) Im Original a letter of marque, was eigentlich ein Handelsschiff bedeutet, das in Kriegszeiten von der Regierung Erlaubniß erhält, Geschütz zu führen, um sich nöthigenfalls gegen den Feind vertheidigen zu können. In Hinsicht der Prisen, Prisengelder ꝛc. haben diese Fahrzeuge dieselben Rechte, die den Kapern (privateers) zustehen.

sie einzupassen und aufzurichten. Die letztere Operation wurde jedoch bis zum Morgen verschoben, da die Mannschaft nach einem so heißen Tage der Ruhe bedürftig war. Diese wurde ihr bis acht Uhr vergönnt, zu welcher Zeit wir unseren Gegner in der Entfernung von etwa einer Seemeile wahrnahmen; bei der eintretenden Finsterniß verloren wir ihn bald aus dem Gesicht und am folgenden Morgen war von ihm nichts mehr zu entdecken. Es war nicht unsere Sache, uns um das Schicksal des Franzosen zu bekümmern, da das eigene uns hinlänglich in Anspruch nahm. An demselben Morgen richteten wir unseren Mast auf, kreuzten die Raaen und gingen wieder unter Segel. Das Treffen war ein solches gewesen, wo jeder Theil sich nach Belieben den Sieg zuschreiben konnte; wir fanden die gültigsten Entschuldigungen für das Mißlingen unseres Angriffes, und es ist nicht zu bezweifeln, daß der Franzose in dieser Hinsicht eben so erfinderisch war."

Als Gegenstück zu diesem Marinebilde möge nachstehende Schilderung einer Flußreise auf dem Hudson dienen. „Im Jahre 1803 besaß dieser berühmte Strom zwar dieselben Natur-Schönheiten, die ihn heutzutage auszeichnen, war aber weit davon entfernt, dasselbe Gemälde lebensvoller Thätigkeit darzubieten. Der Dampfer erschien erst vier Jahre später auf seinen Gewässern, und die Reisen stromaufwärts und abwärts dauerten nicht selten über eine Woche. Zu jener Zeit brauchte der Passagier nicht, so wie der Glockenschlag ertönte, an Bord zu eilen und sich durch einen Haufen Lastträger, Kärrner, Obstweiber und Zeitungs-Colporteure zu drängen, um die Minute der Abfahrt nicht zu versäumen; er schickte sein Gepäck in der Regel Tags zuvor auf das Fahrzeug, nahm von seinen Freunden Abschied und verfügte sich in gemächlicher Ruhe an Bord, wo er oft mehrere Stunden harrte und nicht selten die unwillkommene Botschaft erhielt, daß die Abreise bis zum folgenden Tage verschoben sey. Wie verschieden war auch die Fahrt selbst von der mit unseren heutigen Dampfböten! Es gab da kein Durcheinanderrennen der Passagiere, keine Balgereien um Plätze an der Mittagstafel, kein Verschlingen der Speisen, keine Grobheiten, kein Fluchen über das Verfehlen der östlichen oder südlichen Böte, der Eisenbahnzüge von Saratoga, Schenectady oder Boston — mit einem Wort, kein unanständiges Zeichen der Eile. Man versorgte sich im Gegentheil mit Wein und Obst, um sich unterweges gütlich zu thun, da man zu jener Zeit aus dem Reisen ein Fest machte. Es schifften sich nicht mehr Personen ein, als das Schiff mit Bequemlichkeit beherbergen konnte, und alle ungebetene Gäste wurden von der Kajüte ausgeschlossen. Jetzt würde man denjenigen, der es sich einfallen ließe, eine Flasche Wein zu bestellen, für verrückt halten — und nicht mit Unrecht, denn wenn sie den Klauen seiner Reisegefährten und der Aufwärter entginge, so würde er wahrscheinlich das Ende seiner Reise erreichen, ehe er sie austrinken könnte. Im Jahre 1803 ging das Diner mit Ruhe und Anstand vor sich, der Nachtisch wurde aufs Verdeck gebracht und in gemüthlicher Muße verzehrt, und zwar nicht an einem, sondern an mehreren Nachmittagen. Allerdings legte eine Sloop die Tour mitunter in vierundzwanzig Stunden zurück, allein dieses war eine Ausnahme, da man weit öfter acht Tage der Betrachtung des herrlichen Flusses widmen konnte. Das Schiff lief unterweges zum mindesten einmal, und nicht selten mehrere Male auf den Grund, und oft gingen ein Paar Tage auf diese Weise zum Vortheil des Reisenden verloren, der so Zeit hatte, die umliegende Gegend zu besuchen. Die Nothwendigkeit, bei jedem ungünstigen Winde und jedem Fluthwechsel zu ankern, vermehrte diese Gelegenheiten und verlieh dem Ausfluge etwas vom Charakter einer Entdeckungsfahrt. Kurzum, man konnte vor vierzig Jahren bei einer Reise den Hudson hinauf oder herunter mehr lernen, als jetzt auf einem Dutzend solcher Fahrten."

Spanien.

Der Renegat Ripperda.

(Schluß.)

Zu seinem Unglück wurde Ripperda wieder gesund und zugleich ein wenig vernünftig. Die Königin, die von der traurigen Lage ihres alten Günstlings unterrichtet wurde, ward milder gegen ihn gestimmt und befahl, daß man ihn in geräumige Zimmer bringen und dieselben mit allem Luxus ausstatten solle, den er verlangen würde. Der Gouverneur, in dessen Hotel er einquartiert wurde, war ein Offizier von hohem Rufe, der freilich während des Successionskrieges so ziemlich unter allen Fahnen gedient hatte. Dieser Alkalde von Segovia war auch Augenzeuge von Ripperda's Größe und Macht gewesen, er kannte den Hof und wußte, wie leicht es sey, bei diesem Spiele der Intriguen die Partie zu verlieren, wie leicht man aber auch noch mehr zurückgewinnen könne, als man verloren. Ripperda war nicht mehr Minister, aber warum sollte er es in diesem launenhaften Lande und unter der Herrschaft einer so grundsatzlosen und eigenwilligen Frau nicht wieder werden können? So dachte der vorsorgliche Alkalde und bemühte sich, seinen Gefangenen zu erheitern und ihn die Fesseln vergessen zu machen. Der Alkalde war nicht nur ein verschmitzter Höfling und weitaussehender Politiker, er war auch ein Weltmann, der durch seinen Geist und seine feinen Manieren die glänzendste Gesellschaft der Stadt in seine Tertulia lockte. Anfangs hatte Ripperda alle Zuvorkommenheiten des Gouverneurs mit verächtlicher Miene hingenommen, als aber der König von England gestorben war und er sah, daß Europa nicht herbeieilte, um ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien, sondern vielmehr alles Unheil wieder gut zu machen strebte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde Ripperda plötzlich geschmeidig und höflich gegen den Alkalden und zeigte sich in den Salons desselben.

Um seine Freiheit wieder zu erlangen, konnte der Exminister nur noch auf sich selbst und die Freunde rechnen, die er sich in seiner neuen Stellung erwerben würde. Der Alkalde hatte die Ordre, Ripperda auf das peinlichste zu bewachen, setzte aber nicht das geringste Mißtrauen in seine Soldaten, mit denen sein Gefangener täglich lange Unterhaltungen pflog. In sehr kurzer Zeit hatte derselbe sie Alle für sich gewonnen, als, da er eben mit ihnen über den Tag seiner Entweichung unterhandeln wollte, in einer Nacht die ganze Garnison des Schlosses erneuert wurde. Ripperda aber verlor darum den Muth nicht. Er ließ sich aus Madrid einen seiner früheren Pagen, Geronimo Enriquez, kommen, einen lebhaften, waghalsigen Jüngling, dessen Muth und Entschlossenheit er bei vielen Gelegenheiten bewundert hatte. Doch die Wahl eines solchen Dieners erregte höheren Orts Mißtrauen, und Ripperda wurde gezwungen, ihn fortzuschicken. Ripperda wäre als Gefangener gestorben, wäre ihm nicht gerade zu einer Zeit, wo er es am wenigsten hoffte, ein Retter erschienen, der alle Hindernisse besiegte und ihn nicht allein aus dem Gefängnisse sondern auch aus dem Königreiche führte.

Es war dies ein junges Mädchen, dessen Familie sich regelmäßig alle Abende in der Tertulia des Alkalden einfand. Das Mädchen hieß Donna Josefa Fausta de Ramos, war schön, glänzend erzogen, hatte einen starken Geist, aber auch eine rege Phantasie. Sie hatte sich von ihrem einstigen Geliebten ein Ideal entworfen, das sie lange Zeit vor den gewöhnlichen Verführungen sicherte, denen sie vermöge ihrer Eigenschaften ausgesetzt war. In der monotonen, ihr von lange bekannten Gesellschaft in Segovia fand sie den Helden nicht, der sie bezaubern konnte. Von dem Augenblicke aber, als sie Ripperda sah, diesen Mann des Schicksals und der Abenteuer, der ein phantastisches Mädchen weit mehr durch seinen tiefen Fall, als durch seine ehemalige Größe fesselte, glaubte sie ihre Träume der Erfüllung nahe. Trotz der Sorgen und Nachtwachen, hatte der Minister ein angenehmes Aeußere behalten, und wenn sich auch hier und da auf Stirn und Wangen Runzeln zeigten, so sah ihn doch Donna Josefa im Lichte ihrer ersten Liebe.

Ripperda bemerkte die Leidenschaft bald, die er dem jungen Mädchen eingeflößt hatte, und beschloß, daraus ein Werkzeug seiner Befreiung zu machen. Die natürlichen Geständnisse einer wahren und vertrauensvollen Liebe beantwortete er mit Feuer und erheuchelter Begeisterung. So vielem Glück konnte Donna Josefa nicht widerstehen, und der Tag kam, da sie sich ganz ihrem Verführer überließ. Es steht nicht fest, ob der Alkalde dies Liebesverhältniß stillschweigend gestattete, oder ob Ripperda seine Wachsamkeit getäuscht hatte. Genug, einen Monat nach ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Abenteurer warf sie sich weinend in seine Arme. Sie fühlte die Folgen ihres Fehltritts und fürchtete den Zorn ihrer Familie, die sie unfehlbar der Schande preisgegeben hätte. So weit wollte sie Ripperda haben. Anfänglich erheuchelte der alte Roué ein schmerzliches Erstaunen, dann, als hätte er einen äußersten Entschluß gefaßt, rief er mit Leidenschaft, er könne sie nicht mehr verlassen, nachdem er sie so unglücklich gemacht, sein Leben sey für immer an das ihre geknüpft, lieber erleide er den Tod, als daß er ihr entsage. Geschmeichelt von so großer Liebe, zuversichtlich durch so kräftige Betheuerungen, glaubte sich das junge Mädchen verpflichtet, die Aufregung ihres Geliebten zu beschwichtigen. Warum sollten sie an der Zukunft verzweifeln, da sie einander die Treue nicht brechen wollten? Noch vor acht Tagen, sagte sie, werde er frei seyn, dies dürfe sie ihm feierlichst versprechen. Wer übrigens könnte sie hindern, glücklich und Einer für den Anderen zu leben, in einem Lande, wo sie kein König mit seinen Spionen und Gesandten erreicht? Ripperda gewann nach und nach seine Besonnenheit wieder, als wenn die süße Stimme seiner Geliebten die Hoffnung auf bessere Tage in seinem Herzen erweckt hätte. Sogleich rief er einen seiner Kammerdiener ins Zimmer, einen französischen Abenteurer, der ihm früher Beweise der vollkommensten Ergebenheit geliefert hatte, theilte demselben sein Projekt mit und entwarf mit ihm und der Donna einen bestimmten Plan zur Entweichung.

Durch Geld und Versprechungen hatte der Franzose einen Sergeanten bestochen, der dem Gefangenen zur unmittelbaren Aufsicht beigegeben worden war. Indeß häuften sich die Schwierigkeiten. Seit langer Zeit war Ripperda körperlichen Leiden unterworfen; besonders plagte ihn die Gicht und raubte ihm oft den freien Gebrauch seiner Glieder. Er konnte unmöglich zu Pferde sitzen und mußte in einem guten Wagen transportirt werden. Wie aber sollte er sich zu Wagen in Geschwindmärschen von Segovia entfernen, wie den Verfolgungen der Alguazils und Reiter entkommen, die ihnen unverzüglich nachsetzen würden? Donna Josefa trotzte allen Hindernissen. In der Nacht, die für die Flucht festgesetzt war, kam sie mit dem Franzosen überein, daß er so lange als möglich im ganzen Schlosse die Meinung aufrecht erhielte, als sey sein Herr gefährlich erkrankt. Er selbst solle an der Thür des Zimmers stehen und die Nahrungsmittel, wie Alles, was dem Gefangenen gebracht würde, in Empfang nehmen. Personen aber, die denselben zu sprechen wünschten, hätte er mit der Ausflucht abzuweisen, daß sein Herr endlich ein wenig Ruhe gewonnen habe, oder daß ihn die heftigen Gichtanfälle zu der geringsten Unterhaltung untauglich machten. Als endlich alle Maßregeln nochmals reiflich überlegt und angeordnet waren, machte man sich an das Wagniß. Es war Nacht, und einige Schritte vom Schlosse entfernt hielt ein Führer mit ausgezeichneten Pferden. Donna Josefa gelangte im Kostüm eines Manolo in Ripperda's Zimmer; sie hatte Ort und Stunde der Flucht sehr passend gewählt. Eine einzige Mauer war zu überspringen, aber hier zeigte sich die ernsteste Schwierigkeit. Ripperda war fast unfähig, seine Füße zu gebrauchen, und mußte sich von dem jungen Mädchen und dem Sergeanten förmlich über die Mauer bugsiren lassen. Endlich war er im Freien, traf seinen Führer, und ließ sich, trotz der gräßlichsten Schmerzen, auf ein Pferd binden. So nahmen die Drei ihren Weg nach Carboneras, einem kleinen Dorfe.

Carboneras liegt auf der Straße nach Valladolid, wohin der Führer meinte, daß er die Reisenden zu bringen habe, denn er war noch nicht in das Geheimniß eingeweiht. Als sie aber Carboneras passirt hatten, erklärte ihm Donna Josefa ohne Umschweife, daß er sie nicht nach Valladolid, sondern nach Portugal führen müsse, und gab ihm zugleich die Weisung, die Städte und Dörfer zu meiden und immer auf den wenig besuchten Straßen zu bleiben. Der Führer erschrak über diese unloyale Zumuthung, hielt seine Pferde an und erklärte rund heraus, daß er entschlossen sey, die Flüchtlinge nach Segovia zurückzubringen. Bitten und Drohungen waren nutzlos, der kleine Patriot wurde immer heftiger und sprach von nichts Geringerem, als sie den Alguazils der heiligen Hermandad zu übergeben. Das Geschrei des Führers konnte Leute heranlocken; darum war der Sergeant kurz entschlossen, setzte dem Widerspenstigen eine Pistole auf die Brust und versprach ihm mit der größten Ruhe, daß er ihn tödten würde, so wie er nicht augenblicklich den Weg nach Portugal einschlage. Einem so kräftigen Argumente gegenüber war kein Einwand mehr möglich, und so gelangten nach kurzer Zeit alle Vier in die erste portugiesische Stadt, Miranda de Duero.

Ripperda war sehr ermüdet und mußte in Miranda de Duero ausruhen, um Kräfte für die Weiterreise zu sammeln. Der Führer aus Segovia wurde verabschiedet; kaum aber war er aus der Schußweite von des Sergeanten Pistole, als er die Flüchtlinge spornstreichs beim Alkalden denunzirte. Der Sergeant wurde vor den Magistrat zitirt; ehe man indeß noch eine Frage an ihn richtete, ging er mit Salbung auf den Alkalden zu und flüsterte ihm geheimnißvoll ins Ohr: „Bedenke Eure Herrschaft wohl, was sie zu thun im Begriff ist. Mein Herr reist in Staatsgeschäften, die die größte Heimlichkeit verlangen. Es ist der Señor Antonio de Mendoza, der leibliche Neffe des Dom Diego de Mendoza Corte-Real, des Ministers Sr. Allergetreuesten Majestät. Nehmt Euch in Acht, Herr Alkalde, nehmt Euch in Acht!" Ripperda konnte keine bessere List benutzen; Dom Antonio de Mendoza hatte sich wirklich von Lissabon nach Madrid begeben, war mit einer wichtigen diplomatischen Mission beauftragt und wurde von einem Tage zum anderen in der kleinen Stadt Miranda zurückerwartet. Der arme Alkalde war ganz bestürzt, daß er eine so bedeutende Personage zu derangiren gewagt habe, und ergoß sich in einen Strom von Entschuldigungen. „Genug, genug", sagte der Sergeant, „denket lieber darauf, wie Ihr Seiner Excellenz einen soliden Wagen und zwei gute Pferde schafft. Vor Allem aber seyd verschwiegen, denn Ihr wißt, daß es sich um die wichtigsten Interessen Portugals handelt." Um seinen groben Schnitzer wieder gut zu machen, schirrte der würdige Alkalde selbst die verlangten Pferde und schickte sie mit einem eleganten und bequemen Wagen vor das Gasthaus, in welchem Ripperda Rast hielt. Der Erminister fand zu gut seine Rechnung bei dem Namen Mendoza, als daß er ihn so bald abgelegt hätte. Von einem Ende Portugals bis zum anderen empfing der falsche Mendoza die Huldigungen der Corregidors und Alkalden und wurde erst in Porto wieder Ripperda, und auch dort nicht früher, als auf der Brücke des englischen Schiffes, das ihn mit Donna Josefa und dem unerschrockenen Sergeanten nach London führte.

Bis hierher haben wir die abenteuerliche Geschichte des unwürdigsten Mannes, der je in Spanien über das Scepter verfügte, ausführlich erzählt. Man erlasse uns, seine letzten Schicksale mit gleicher Genauigkeit zu verfolgen. Unsere Leser wissen im voraus, was sie von seinem kalten und grausamen Eigennutze zu erwarten haben, und es ist nicht nöthig, daß wir weitläufig erzählen, wie er seine heiligsten Versprechen vergaß und selbst diejenigen Personen verrieth, denen er zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet war. Der junge Franzose in Segovia büßte seine Ergebenheit auf den Galeeren, der Sergeant starb im Elend und Donna Josefa in Verzweiflung. Mit Verachtung wies man überall Ripperda's Pläne zu einem allgemeinen Kreuzzug gegen Spanien zurück. Er mußte Europa verlassen, und ging, wo er einer feindlichen Stimmung gegen Spanien gewiß seyn konnte, nach Marokko. Wiederum wechselte er seine Religion; der frühere Minister Sr. Katholischen Majestät wurde Muhammedaner. Der damalige Sultan machte ihn zum Wesir und übergab ihm das Kommando seiner Truppen. Ungefähr in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rückte Ripperda an der Spitze eines marokkanischen Heeres vor Ceuta. Er wurde jedoch mit Verlust zurückgeschlagen und, da ihn seine Soldaten beschuldigten, durch seine Ungeschicklichkeit die Expedition verdorben zu haben, aller Ehren entsetzt. Von da ab ernährte er sich durch die Bebauung eines kleinen Gartens, und mochte wohl oft mit Wehmuth nach dem Bagno von Ceuta hinübersehen, wo sein armer Diener aus Treue für ihn langsam an der Kette dahinschmachtete.

Frankreich.

Die innere Organisation des französischen Unterrichtswesens.

Der vor kurzem in Frankreich stattgefundene Streit der Geistlichkeit und der Universität in Bezug auf das Unterrichtswesen — ein Streit, der keineswegs schon beendigt ist — veranlaßt das Londoner Athenaeum, nachstehende Uebersicht mitzutheilen:

Der Centralpunkt, von welchem alle Anordnungen über den Unterricht in Frankreich ausgehen, ist die Universität, welche jedoch nicht ein Kollegium bildet, wie das zu Edinburg oder Dublin, das jedes für sich eine Universität ist, auch nicht eine Vereinigung von Kollegien, wie die Universitäten Oxford und Cambridge, sondern eine Körperschaft mit einer Direction und einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern, zu denen unter Anderem auch jeder im Königreich angestellte Schulmeister gehört. Die oberste Gewalt übt der Minister des öffentlichen Unterrichts und ein königl. Conseil, das aus sieben Räthen und etwa zwölf General-Inspektoren besteht. Der vom Könige ernannte Minister leistet den Amtseid unter den für die Erzbischöfe vorgeschriebenen Formeln. Seine hauptsächlichsten Pflichten sind, dem Könige jährlich einen Bericht über den Zustand der Schulen zu erstatten, die Fakultäts-Erlasse zu bestätigen, Diplome zu bewilligen und zu unterzeichnen, die auf den Unterricht bezüglichen Bekanntmachungen zu erlassen und das gesammte Departement desselben zu kontroliren. Ihm steht die Ernennung aller Hauptbeamten in den Kollegien so wie aller Secretaire in den verschiedenen Büreaus zu; er ernennt auch die General-Inspektoren, deren Pflicht es ist, alle Schulen im Königreiche zu besuchen und über den Zustand des Unterrichts und der Disziplin in den juristischen, medizinischen und anderen Fakultäten so wie über die Leistungen der Professoren zu berichten. Die Mitglieder des königl. Conseils haben ihre Ernennung auch vom Könige, und zwar wählt derselbe bei einer eintretenden Vakanz einen von dreien ihm vom Minister und vom Conseil präsentirten Namen. Es treten diese Mitglieder zweimal wöchentlich zusammen, und zu ihren Verrichtungen gehört unter Anderem, daß sie die Schulbücher bestimmen und die Herausgabe solcher Schriften veranlassen, die sie zu Unterrichtszwecken geeignet erachten.

Die Universität zerfällt in sechsundzwanzig Akademieen — welches auch die Zahl der Appellations-Gerichtshöfe ist — nämlich: Aix, Amiens, Angers, Besançon, Bordeaux, Bourges, Caen, Cahors, Clermont, Dijon, Douai, Grenoble, Limoges, Lyon, Metz, Montpellier, Nancy, Nimes, Orleans, Paris, Pau, Poitiers, Rennes, Rouen, Straßburg und Toulouse. Diese Akademieen sind, wie die Universität selbst, bloße Kontrol-Aemter für die verschiedenen Bezirke, nicht aber Gebäude zur Aufnahme von Zöglingen. Jede Akademie wird von einem Rektor und von Inspektoren geleitet, deren Pflicht es ist, alle Schulen innerhalb ihres akademischen Sprengels zu besuchen. Im Allgemeinen sind für jede Akademie zwei Inspektoren angestellt, mit Ausnahme der von Paris, die ungefähr zehn besitzt und außerdem dadurch ausgezeichnet ist, daß der Großmeister oder Minister des öffentlichen Unterrichts das Rektorat derselben bekleidet. Jede Akademie besitzt ihr Conseil, dessen Vorsitzender der Rektor ist.

Die Akademie von Paris hat fünf Schulen oder Fakultäten, nämlich für Theologie, Jurisprudenz, Medizin, exakte Wissenschaften und Literatur. Die Akademieen ertheilen nur solche Grade, mit welchen unter gewissen Ausnahmen das Recht verknüpft ist, in dem betreffenden akademischen Bezirk zu praktiziren. Die theologischen Grade werden überall ertheilt, wo eine Metropolitan-Kirche zugleich ist; die Lutheraner werden in Straßburg graduirt, eben so wie früher die Kalvinisten in Genf; doch werden außerdem auch in Montauban protestantisch-theologische Würden ertheilt.

Juristische Schulen oder Fakultäten befinden sich in Paris, Aix, Caen, Dijon, Grenoble, Poitiers, Rennes, Straßburg und Toulouse. Medizinische Schulen ersten Ranges, mit Einschluß von Chirurgie und Pharmazie, sind die von Paris, Montpellier und Straßburg; dergleichen zweiten Ranges, welche den sogenannten Gesundheits-Beamten Zeugnisse ausstellen, auf Grund deren sie ermächtigt sind, in dem Bezirke zu fungiren, in welchem sie fünf Jahre lang in Hospitälern praktizirt oder zehn Jahre den Unterricht von Aerzten genossen, befinden sich in jedem Bezirk. Hebammen werden in den Entbindungs-Anstalten unter einem Professor gebildet und erhalten ihre Diplome gratis.

Die Fakultäten für Wissenschaft und Literatur befinden sich im Allgemeinen da, wo königl. Kollegien sind, und an jedem Hauptsitze einer Akademie. Jede Fakultät ertheilt drei Grade, nämlich die des Baccalaureus, des Licentiaten und des Doktors; die Examina und Promotionen sind öffentlich.

Der Unterricht zerfällt in drei große Zweige: 1) den Elementar-Unterricht, der in den Kommunal- und Privatschulen ertheilt wird und die für alle Stände nothwendige Elementarschulbildung umfaßt; 2) den Sekundär-Unterricht, der auf königl. Kollegien und Privat-Institute beschränkt ist; dieser umfaßt den moralischen und religiösen Unterricht, alte und neue Sprachen, Geschichte und Geographie, physikalische und mathematische Wissenschaften, kurz den vorbereitenden Unterricht für einen Akademiker oder Gelehrten; 3) endlich den höheren Unterricht, welcher auf die Fakultäten beschränkt ist.

Der den Kammern in der vorigen Session vorgelegte Gesetz-Entwurf hat es nur mit dem Sekundär-Unterricht zu thun. Unter den Instituten, welche denselben ertheilen, sind als die ersten die königl. Kollegien — ursprünglich Lyceen — zu betrachten, die, was die Besoldung der Lehrer betrifft, vom Staate unterhalten werden, doch sind die Gebäude gewöhnlich von der Kommune hergestellt. Jedes Collége steht unter der Direction eines Provisors, eines Censors und eines Oekonomen, von denen der Letztere unter Anderem auch die Macht hat, alle rückständige Schulgelder einzuklagen. Dieser Beamte wird auf den Vorschlag des Provisors und den Bericht des Rektors der Akademie ernannt. Die übrigen Angestellten sind die Almoseniers, Professoren, Aggrégés, Unterlehrer, ein Arzt und ein Wundarzt. Der Provisor ernennt die Aerzte, die Unterlehrer und die Dienerschaft.

Die Vorschriften in Bezug auf die innere Verwaltung sind sehr präcis und umfassend, und wenn der Provisor seine Pflicht erfüllt, so hat er keine Sinekure zu bekleiden. Außer seinen täglichen Pflichten hat er auch Berichte über das Betragen, die Fortschritte und den Gesundheitszustand seiner Zöglinge an deren Aeltern zu erstatten und zweimal im Jahre dem akademischen Conseil einen ins Einzelne gehenden Bericht über die Disziplin, die Studien und den allgemeinen Zustand des Collége einzureichen, wobei er die Pensionaire von den bloßen Schülern zu unterscheiden hat. Diese Berichte sind so geordnet, daß sich darin die Namen, das Alter, der Geburtsort und der Stand der Aeltern jedes Schülers, nebst Bemerkungen über dessen Fortschritt und

Betragen, angegeben findet; es werden diese Berichte in die Archive der Akademie eingetragen.

Der Censor besitzt nächst dem Provisor die meiste Gewalt und hat die Oberaufsicht über Alles, was sich auf den Unterricht und die Disziplin bezieht, muß jedoch den Anleitungen des Provisors gehorchen und ihm eine wöchentliche Zusammenstellung seiner täglichen Bemerkungen, so wie der Berichte der Professoren, vorlegen. Er muß in der Anstalt sich befinden, wenn die Pensionaire zu Bette gehen und aufstehen, und ihr Betragen außerhalb der Schulstunden beobachten. Er hat auch die Aufsicht über die Bibliothek.

Der Almosenier ist der einzige Geistliche, der in jedem Collége angestellt seyn muß, doch gehören außerdem mehrere jetzt fungirende Provisoren und Professoren zum geistlichen Stande, was allerdings in den Jahren unmittelbar nach der Juli-Revolution nicht der Fall war, indem gedachte Geistliche erst in den letzten zwei oder drei Jahren, seitdem der Klerus größeren Einfluß auf den Unterricht zu gewinnen strebt, angestellt worden sind. Diese Tendenz des Klerus wird jedoch von den gebildeten Laien auf das entschiedenste bekämpft, und fortwährend sehen wir neue Kontroversen in dieser Beziehung sich erheben. Auf der einen Seite will die katholische Geistlichkeit die Kollegien und den Unterricht überhaupt völlig kontroliren, und auf der anderen Seite macht es der Minister des öffentlichen Unterrichts den Professoren zur Pflicht, die Philosophie ganz abgesehen von der Religion vorzutragen.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Karisch oder Koreisch?

In Nr. 25 dies. Bl. habe ich zum ersten Male den ältesten Lexikographen der hebräischen Sprache Jehuda ben Koreisch besprochen und dabei erklärt, daß man ihn bisher unrichtig J. b. Karisch genannt habe. Ich blieb für diese neue Schreibart die Begründung schuldig, weil ich mir vorgenommen, ausführlicher über den Mann und sein Wirken an einem anderen Orte zu handeln. Indessen hat sich diese Abweichung vom gewohnten Herkommen, so unbedeutend die Sache an sich auch ist, doch, wie immer, wenn die Aristokratie des Schlendrians angetastet werden soll, zu einem Gegenstand der Besprechung erhoben, und während unter Anderem mehrere Leipziger Gelehrte seitdem stets Koreisch oder Koraisch schreiben, sagt Herr Professor Ewald in der Vorrede zu seinem so eben erschienenen Werke: Ueber die arabisch geschriebenen Werke jüdischer Schrachgelehrten (S. IX) in Bezug auf meine Worte *): „Es leidet keinen Zweifel, daß ein Name wie قريش, wo er sich bei wirklichen Arabern findet, nur Koraisch ausgesprochen werden kann. Sollte sich also bewähren, daß der Name nur von den Arabern entlehnt wäre, so müßte man ihn künftig so aussprechen." Ich werde daher kurz angeben, wie ich zu meinem Schlusse gekommen bin, und ich hoffe, es werden die meisten Leser sich überzeugen, daß der jüdische Gelehrte Koreisch oder Koraisch heißt.

Nicht ein eitles Streben der Pietät war es, dem Stammvater der jüdischen Lexikographie den glänzenden Familiennamen des Propheten zu vindiziren, sondern die Ueberzeugung, daß der vokallose Name mit diesen Buchstaben historisch wahrscheinlich nur solche Lesung zulasse, veranlaßte mich, der Spur der Wahrheit in den ältesten Schriften nachzugehen, und ich fand, daß die Alten nicht anders gelesen haben. Man mußte doch vor Allem mit Recht fragen, woher kamen die Pocock's, Gagnier's, Wolf ꝛc. zur Aussprache Karisch? Der Mann, welcher den Namen trägt, ist durch eine Zeitkluft von mehr als 800 Jahren von uns entfernt; wir finden plötzlich, ohne uns an irgend eine Tradition lehnen zu können, das Wortgerippe קרייש, welches Karisch, Kerisch, Kurisch, Korisch, Kirisch, Kareisch ꝛc., kurz alle Stufen der Tonleiter durchlaufen kann, ohne daß Jemand sagen dürfte, diese sey die rechte und jene die unrechte. Welcher Entscheidungsgrund konnte also den früheren Gelehrten zu der bisher üblichen Aussprache vorliegen? Wenn man vor 200 Jahren dennoch Karisch vorgezogen, so geschah es nicht aus dem leisesten Bewußtseyn eines Anspruchs dieser Lesart, sondern bloß, weil der A-Laut unter den Vokalen das ist, was die Luft unter den Elementen, weil er bei den semitischen Völkern, und bei den Juden bis heutigen Tages, stets das Universalmittel war, vokallose Buchstaben lautbar zu machen. Daß Karisch kein arabischer Name ist, daß Koreisch dagegen ein außerordentlich verbreiteter, und daß bei den Juden ben Koreisch so viel als der Koreischite heißt, daran hat man nicht gedacht, wenigstens haben die jüdischen Gelehrten nicht daran gedacht, die wahrscheinlich als Erfinder der Aussprache Karisch diese in die Literatur verpflanzt. Daß aber der Name arabisch ist, leidet so wenig Zweifel, als der Name Ali, oder Sofian, oder Hafs. Wir finden bei Juden und Christen, die unter den Muhammedanern gewohnt haben, alle Namen der Araber, nur der Name Muhammed war ihnen zu tragen wohl nicht gestattet.

Habe ich bisher die Lesart nur wahrscheinlich gemacht, so wird man sogleich ihre Unwiderleglichkeit sehen: Als ich gegen Zunz die Vermuthung ausgesprochen habe, daß Koreisch gelesen werden müsse, bestätigte dieser nicht nur meine Meinung, sondern er zeigte mir auch, daß an der Stelle, wo der Name von Raschi (st. 1103) angeführt wird, קוריש (mit dem O-Laut) geschrieben stehe, eben so in einem karäischen Werke aus der Zeit um 1100. Aber auch in den meisten älteren Handschriften wird der Name so geschrieben; unter Anderem in der Leydener Handschrift der Lexika von Menachem ben Serug und Donasch (die durch Vermittelung des Herrn Ministers Eichhorn einem hiesigen Gelehrten zugesendet worden und mir vorlag). Ich glaube nun nicht mehr, daß irgend Jemand noch deshalb an der Lesart Karisch festhalten wolle, weil sie unter dem angestammten Schutze des Schlendrians steht, und man wird von jetzt an nur Koreisch oder Koraisch lesen dürfen, wenn man Geschichte und Gründe nicht für schwächer hält, als das mißbräuchlich sich spreizende Herkommen.

F. Lebrecht.

*) Bei dem Aufsatz „Juda ben Karisch" selbst scheint Herr E. den meinigen noch nicht gekannt zu haben.

Mannigfaltiges.

— Frankreich, Deutschland und Rußland. Die von uns in Nr. 115 des „Magazins" besprochene Schrift: „La Russie envahie par les Allemands" ist nun auch nach Frankreich gekommen, von wo uns die erste kritische Anzeige derselben mit der Revue de Paris vom 17ten d. M. zugeht. Gleich uns, erkennt auch der französische Kritiker sogleich, daß nicht ein Franzose, sondern ein Russe diese Schrift abgefaßt habe, und zwar legt er ihm die Absicht unter, dem Gespenst des „Panslawismus" ein anderes Gespenst, den „Panteutonismus", gegenüber zu stellen. Als ein guter Spekulant, der, wenn sich zwei Nachbarn zanken, seinen eigenen Vortheil dabei wahrzunehmen weiß, sieht unser Franzose in diesen germanisch-slawischen Antipathieen nichts weiter als den endlichen Sieg gallischer Ideen und Ansprüche. Für jetzt freilich scheinen sie ihm selbst noch unausführbar, aber noch in diesem Jahrhundert, fügt er hinzu, dürfte die Zeit kommen, wo Frankreich allein wieder die Geschicke der Welt entscheiden werde, denn es habe kein Irland in seinen Flanken, wie Großbritanien, und kein Polen, wie die drei ihm bisher gegenüberstehenden Kontinentalmächte. Man sieht, die alten Gedanken, Zwietracht in das Lager der Gegner zu bringen und durch die Theilung zu herrschen, spuken immer noch in den Köpfen mancher Franzosen, aber sie vergessen dabei, daß Deutschland, wenn es in sich nur einig bleibt, wenn es — was freilich nie zu übersehen ist — eben so geistig wie materiell seine Macht und das Gefühl seiner Kraft zu fühlen weiß, keine Bündnisse außerhalb seiner Nationalität zu suchen braucht, um auf der einen wie auf der anderen Seite unantastbar zu seyn.

— Erlaucht, Durchlaucht und Hoheit. Zur Geschichte der vorstehenden Titel, über welche wir bereits in Nr. 85 des „Magazins" gesprochen, theilen wir noch Folgendes nach den Curiosities of Literature mit: Bis zur Regierung des Kaisers Konstantin wurde der Titel Erlaucht nur denjenigen verliehen, die sich durch die Waffen oder in der Literatur auf glänzende Weise ausgezeichnet hatten. Sueton stellte in einem Buche alle diejenigen zusammen, welche diesen Titel besaßen, und damals, als die Schmeichelei jenes Wort noch nicht in ihr Wörterbuch aufgenommen hatte, genügte ein mäßiger Band dazu, um sämmtliche Namen zu fassen. Zu Konstantin's Zeit ward der Titel Erlaucht insbesondere denjenigen Fürsten verliehen, die sich im Kriege ausgezeichnet, doch er vererbte sich nicht auf ihre Nachkommen. Endlich aber ward er ziemlich allgemein, und jeder Sohn eines Fürsten wurde zur Erlaucht.

Die älteren Kurialisten in Italien haben sich zur Zeit, als die Titelwuth zu herrschen begann, nicht damit begnügt, die Könige Illustres (Erlauchte) zu nennen, sondern machten sie, besonders aber die Kaiser, zu Super-Illustres, welches ein höchst barbarisches Wort ist.

In Spanien wurde bald ein besonderes Buch der Titel herausgegeben. Selden erzählt: „die „Cortesias" und Titel-Verleihungen wurden dort durch Anhäufung von großen Attributen, die man den Fürsten beilegte, am Ende so überschwänglich und unleidlich, daß ein Mittel dagegen *nothwendig war*. Dieses Mittel war eine von Philipp III. erlassene Ordre, wonach alle Cortesias auf die einfache Form zurückgeführt werden sollten: „An den König, unseren Herrn".

In Bezug auf Frankreich sagt Poussaie: Früher wurde der Titel Hoheit nur Königen verliehen, jetzt nehmen ihn jedoch alle fürstliche und herzogliche Häuser in Anspruch. Ferdinand und Isabella von Spanien wurden nur mit dem Prädikat „Hoheit" angeredet, Karl V. nahm zuerst den Titel Majestät an, und zwar nicht in seiner Eigenschaft als König von Spanien, sondern als römisch-deutscher Kaiser. St. Foix sagt, daß Könige gewöhnlich mit Erlauchtester, Ew. Durchlaucht (Votre Sérénité) oder Ew. Gnaden angeredet wurden. Die Sitte, ihnen den Titel Majestät zu geben, kam in Frankreich erst unter Ludwig XI. auf, einem Fürsten, der nichts weniger als majestätisch in seinen Handlungen, seinen Sitten und seinem Aeußeren war.

In England wurden die Könige früher mit Ew. Gnaden (Your Grace) angeredet. Heinrich VIII. nahm zuerst das Prädikat Hoheit und dann auch die Majestät an. Franz I. war es, der ihn mit dem letztgedachten Titel bei ihrer Zusammenkunft im Jahre 1520 zuerst anredete, obgleich er sich selbst nur den ersten Edelmann seines Königreiches nannte.

Der gewöhnliche Titel der Kardinäle war um das Jahr 1600 Signoria Illustrissima; der Herzog von Lerma, spanischer Minister und Kardinal, nahm in seinem hohen Alter den Titel Excellencia reverendissima an. In neuerer Zeit haben die Kardinäle jedoch, nachdem die Titel „Erlaucht" und „Hochwürdigst" allgemein geworden, das Prädikat „Eminenz" angenommen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Dienstag den 29. Oktober 1844.

Italien.

Leben und Meinungen des Dichters Leopardi. *)

Der Graf Giacomo Leopardi ward am 29. Juni 1798 in Recanati in der Mark Ancona geboren; er gehörte von väterlicher und mütterlicher Seite den edelsten Familien des Landes an und erhielt eine sorgfältige Erziehung unter den Augen seines Vaters. Ein Priester des Ortes, der Abbate Sanchini, lehrte ihn die Anfangsgründe des Lateinischen; das Griechische lernte er schon im achten Jahre aus der sogenannten Grammatik von Padua, bald aber erkannte der Knabe dieselbe für ungenügend, und entschlossen, ohne dieselbe fortzukommen, machte er sich geradezu an die Texte, die er in der Bibliothek seines Vaters fand; so las er ohne Lehrer und bald mit großer Leichtigkeit die Kirchenväter und alle Kirchenschriftsteller, die ihm diese reiche häusliche Bibliothek darbot; nachdem er den ersten Versuch gemacht, las er methodisch, in chronologischer Ordnung, die Feder in der Hand, und wie bei Pascal, mit dem man ihn verglichen hat, das mathematische Genie, so brach bei dem jungen Leopardi das philologische Genie früh hervor; er ward ein Gelehrter in dem Alter, wo Andere noch auf den unteren Schulbänken sitzen.

Unter den Manuskripten Leopardi's aus jener Zeit befindet sich ein Heft, das den korrekten Text von dem „Leben Plotin's" von Porphyrius enthält, mit lateinischer Uebersetzung und Kommentar und folgendem Zeugniß von der Hand seines Vaters: „Oggi 31 Agosto 1814, questo suo lavoro mi donò Giacomo mio primogenito figlio, che non ha avuto maestro di lingua greca, ed è in età di anni 16, mesi due, giorni due. — Monaldo Leopardi." Ein kompetenter Richter, dem dieses Manuskript mitgetheilt wurde, Creuzer, hat in dem dritten Band seines Plotin daraus den Stoff zu mehreren Seiten seiner addenda genommen. Er, der sich sein ganzes Leben hindurch mit Plotin beschäftigt hat, findet noch etwas für ihn Brauchbares in dem Werk eines jungen Menschen von sechzehn Jahren.

Sämmtliche philologische und gelehrte Arbeiten aus dieser Zeit seiner Jugend aufzuzählen, wäre ermüdend; sie bilden ein sonderbares Vorspiel zu der rein poetischen Zukunft, welche folgt. Wir finden von ihm im Jahre 1814 Kommentare über das Leben und die Schriften einiger Rhetoren des 2ten Jahrhunderts, wie Dio Chrysostomus, Aelius Aristides, Hermogenes und Fronto. Herr Mai hatte noch nicht die aufgefundenen Briefe Fronto's an Mark Aurel publizirt. Sie erschienen 1815 in Mailand; im folgenden Jahre übersetzte sie Leopardi. Der gelehrte Herausgeber las später die handschriftliche Arbeit Leopardi's und benutzte sie in der römischen Ausgabe. Derselbe gelehrte Prälat benutzte auch bei seinem Dionys von Halikarnaß einen kritischen Brief Leopardi's über diesen Gegenstand an seinen Freund Giordani vom Jahre 1817. Eine Abhandlung über die Volks-Irrthümer der Alten (Saggio sopra gli errori populari degli antichi), von Leopardi in zwei Monaten im Jahre 1815 verfaßt, läßt uns schon einen klaren, aber noch gläubigen Geist erkennen. Der junge Gelehrte setzt hier die verschiedenen Vorurtheile der Alten über die Götter, die Orakel, die Magie, die Träume u. s. w. aus einander. Zum Schluß richtet er an die Religion eine Art Hymnus, der schon wegen des Kontrastes mit der späteren Gesinnung des Dichters hier mitgetheilt zu werden verdient. „O, süße Religion", ruft er, „es ist doch schön, von dir zum Schluß einer Arbeit reden zu können, welche mit der Absicht, denen, die deine täglichen Wohlthaten genießen, Gutes zu erzeugen, unternommen worden ist; es ist süß, es mit fester Seele auszusprechen, daß der kein wahrer Philosoph ist, der dir nicht folgt und Ehrfurcht zollt, und daß man schon Philosoph ist, wenn man dich zu ehren weiß. Auch wage ich zu sagen, daß der kein Herz hat, daß er nicht die süßen Schauer der Liebe, nicht die Seligkeit der Extase kennt, der dich nicht mit Begeisterung zu lieben weiß, der sich nicht zu dem unaussprechlichen Gegenstand des Kultus, den du uns lehrst, hingezogen fühlt .... Du wirst immer leben, und der Irrthum wird nie mit dir leben. Wenn er uns überfallen sollte, uns in die von der Unwissenheit unter unseren Füßen geöffneten Abgründe fortzureißen droht, werden wir uns zu dir wenden und die Wahrheit unter deinem Mantel finden. Der Irrthum wird fliehen wie der Wolf des Berges, verfolgt von dem Hirten, und deine Hand wird uns zum Heil führen."

Wie weit entfernt sind diese begeisterten Ergüsse von den bitteren Betrachtungen, welche aus Leopardi einen der beredtesten Dichter der Verzweiflung gemacht haben; es dauerte noch einige Jahre, ehe diese tiefe Verwandlung seines ganzen Wesens eintrat. In einer handschriftlichen Note von ihm, die die Ueberschrift hat: Supplemento generale a tutte le mie carte, findet sich noch ein „Entwurf zu christlichen Hymnen", welcher noch eine gleiche Frömmigkeit athmet. Dieses Blatt muß aus einer Zeit seyn, die wenig später ist als das Jahr 1819. Man kann mit Sicherheit die philosophische Umwandlung Leopardi's zwischen die Jahre 1820 und 23 setzen.

Bisher haben wir es nur mit einem frühreifen jungen Mann zu thun, der, auf seine Geburtsstadt und das väterliche Haus beschränkt, Tag und Nacht die alten Bücher verschlingt, vor keinem schwierigen Studium zurückschreckt, sich vorzugsweise auf die Bebauung der undankbarsten Theile des Feldes der Gelehrsamkeit und der Kritik legt. Doch darf man nicht glauben, daß der, dessen männlichen Geist und strenge Reinheit wir bald bewundern werden, vom Alterthum nur die Rhetoren, Sophisten und Kirchen-Schriftsteller studirt und daß er gerade die Meisterwerke desselben vernachlässigt hat. Man findet unter seinen Arbeiten für den Spettatore von Mailand während der Jahre 1816—17 eine Menge Stücke, die den späteren Dichter verrathen. Er schreibt nicht bloß über die Batrachomyomachie, er übersetzt sie auch in Verse, in fließende und leichte sechszeilige Strophen. Er begnügt sich nicht damit, die wenig bekannten Umstände aus dem Leben des Moschus kritisch aufzuklären, er sucht auch die reizenden Idyllen desselben in mehr oder weniger treuen sciolti's zu vulgarisiren, ein erster Versuch, den sein reiferer Geschmack bald verschmähen wird. An der Spitze eines Fragments aus der Hesiodischen Theogonie (der Schlacht der Götter und Titanen) stellt er tiefe Betrachtungen über das eigenthümliche Verdienst dieser Hesiodischen Poesie an; er setzt sie fast über die Homerische wegen einer gewissen unvergleichlichen Aufrichtigkeit (schiettezza), er ist sehr geneigt, sie wenigstens für älter zu halten, und bei dieser Gelegenheit verbreitet er sich über die verschiedenen Bedingungen, welche die Uebersetzung der alten Dichter erfordert. Er würde sich glücklich schätzen, sich als Uebersetzer an einen berühmten Klassiker der goldenen Zeiten zu ketten. „Wer weiß nicht", ruft er, „daß Caro so lange leben wird als Virgil, Monti so lange wie Homer, Bellotti so lange als Sophokles? O, wie beneidenswerth ist es, nur mit einem Unsterblichen sterben zu können!"

Auch das Studium seiner eigenen Sprache beschäftigte ihn sehr, wobei er sich besonders an Dante und die wahren Meister vor der Crusca hielt. Eine kleine Abhandlung über das Partizipium reso (für renduto) und das Zeitwort sortire in dem Sinne von uscire (ausgehen), welche die puristische Gazzetta di Milano für unitaliänisch erklärt hatte, zeigt, wie sehr er kein Detail unbeachtet ließ. Er weist aus einer Menge von Beispielen nach, daß reso ein sehr gutes und empfehlenswerthes Italiänisch sey, und daß sortire für uscire ebenfalls italiänisch, aber von gemeinem Gepräge sey. Einige Jahre später (1826) giebt er von einer alten griechischen oder koptischen Chronik („das Märtyrerthum der heiligen Väter vom Berge Sinai") eine Uebersetzung heraus, die angeblich nach einer lateinischen Uebersetzung von einem guten Italiäner des 14ten Jahrhunderts (1330) in Boccazischer Prosa gemacht war, und er täuscht beim ersten Anblick die geübtesten Kenner. Der alte Antonio Cesari, ein großer Kenner in dergleichen, ließ sich blenden und erkannte sie für echt. Im Mai 1817 erlaubte sich Leopardi einen anderen Betrug, der mehr an Chatterton oder Macpherson erinnert; er publizirte im Spettatore eine Uebersetzung in Versen von einem angeblichen griechischen Hymnus an Neptun, den er für neuentdeckt ausgab. Das Ganze war von Noten und Kommentarien begleitet, die einen gelehrten Staub in die Augen werfen sollten. Dazu kamen noch zwei griechische Oden in Anakreon's Manier aus derselben Handschrift; er entschuldigt sich, daß er sie nicht übersetzte, weil man Anakreon nicht zu übersetzen pflege.

Noch ist von ihm aus jener Zeit (Dezember 1816) eine Dissertation über „den Ruf des Horaz bei den Alten" anzuführen, worin er aus einer Stelle Fronto's, aus dem Stillschweigen des Velleius und einigen anderen Indizien schließt, daß Horaz in dem Jahrhundert, das dem seinigen folgte, weit entfernt war, jenen unbestrittenen klassischen Ruf zu besitzen, der ihm erst später auf die Dauer zu Theil ward. Es habe zur Zeit Fronto's eine Rückkehr zu den Alten, Horazens Vorgängern, stattgefunden, und darunter habe Horaz gelitten. Horaz wäre nach Leopardi und einigen Anderen zu seiner Zeit ein großer Neuerer gewesen, ein eben so geschickter als nicht sehr furchtsamer Künstler im Gebiet der Sprache; überdies hatte er sich streng oder wo-

*) Obwohl der Verfasser der Abhandlung, die wir obigem Artikel zu Grunde legen, Herr Sainte-Beuve, zum Theil aus deutschen Quellen geschöpft hat, so benutzen wir doch diese Gelegenheit, auch unsere Leser mit der in so vielfacher Beziehung interessanten Persönlichkeit des früh verstorbenen Dichters Giacomo Leopardi bekannt zu machen, da überdies Herr Sainte-Beuve nicht bloß fremde Arbeiten benutzt, sondern auch selbst zur Urquelle hinaufgestiegen ist, indem er von dem Freund des Verstorbenen, Herrn von Sinner, den demselben anvertrauten handschriftlichen Nachlaß des Dichters zur Ansicht erhielt.

werfend über seine Vorgänger, über Plautus, Katull geäußert, und dafür habe er in dieser etwas späten archaistischen Reaction büßen müssen.

Inzwischen entwickelte sich das eigene poetische Talent Leopardi's. Im Jahre 1818, also in seinem 20sten Jahre, ließ er in Rom seine zwei ersten Kanzonen, die eine „an Italien", die andere „über das Monument Dante's", das in Florenz gesetzt werden sollte, erscheinen. Eine dritte erschien 1820 in Bologna an Angelo Mai, als derselbe die Republik Cicero's wieder aufgefunden. Der Inhalt dieser Stücke scheint gegenwärtig etwas abgenutzt: es ist dieselbe ewige Klage über Italien, die seit Dante so oft wiederholt worden ist. Gleichwohl weiß der Dichter durch die Wahrheit und Tiefe seiner Gefühle jeden Gemeinplatz zu vermeiden.

„O, mein Vaterland", ruft er, „ich sehe die Mauern und Bogen und Säulen und Statuen und die verlassenen Thürme unserer Vorfahren, aber den Ruhm sehe ich nicht, ich sehe weder den Lorbeer noch das Eisen, womit unsere Väter beladen waren. In welchem Zustand sehe ich dich, o schöne Frau! Ich frage Himmel und Erde: Sagt, wer hat sie so verwandelt? Die Arme mit Ketten belastet, mit aufgelöstem Haar und ohne Schleier, sitzt sie zu Boden, das Gesicht zwischen den Knieen verbergend, und weint. Weine, denn du hast Ursache dazu, o mein Italien, das du geboren wardst, um alle andere Nationen in Glück und Unglück zu übertreffen."

„Wo sind deine Söhne? ich höre das Geräusch der Waffen und der Wagen, der Stimmen und Pauken; deine Söhne kämpfen in fremden Ländern .... Für wen kämpft dort die italiänische Jugend? O ihr Götter! Die italiänischen Schwerter kämpfen für das fremde Land. O wie unglücklich ist der, der im Kriege fällt, nicht für die Vertheidigung der väterlichen Gestade, für die fromme Gefährtin und die geliebten Kinder, sondern im Kampfe mit Feinden, die nicht die seinigen sind, und der sterbend nicht sagen kann: „Süßes Geburtsland, das Leben, das du mir geschenkt hast, nimm es hin, ich gebe es dir wieder."

Eine geistige Bewegung ging damals durch ganz Italien. Leopardi, einer von den Vorläufern, sagte sie vorher, ohne sehr daran zu glauben, in seinem Gesang an Angelo Mai. Dieser thätige Forscher hatte so eben nach den Briefen Fronto's die Republik Cicero's wiedergefunden; man fragte sich, wie weit diese Entdeckungen gehen würden. Wie? die alten Vorfahren standen wieder aus dem Grabe auf, und die Lebenden sollten so ruhig dazu bleiben? Wenigstens war zur Zeit des großen Wiedererwachens der Wissenschaften der Verfall Italiens noch nicht vollendet. Dante's heilige Asche war noch warm, und Petrarka's süße Laute tönte noch. Leopardi knüpft hieran an, um den kühnen Kolumbus, Ariost und Tasso zu feiern. Von Petrarka sagt er:

„Deine süßen Saiten zitterten noch, unglücklicher Liebhaber. Ach, mit dem Schmerz fängt der italiänische Gesang an. Und doch drückt und sticht das Leid, das mit Schmerz verwundet, lange nicht so heftig, als die Langweile, welche niederdrückt. O, Glücklicher, dessen Leben Thränen waren. Uns hat die Langweile in ihre Bande geschnürt; bei uns setzt sich an der Wiege wie auf dem Grabe unbeweglich das Nichts.

„Aber dein Leben war damals mit den Sternen und dem Meer, kühnes Kind Liguriens, als du jenseits der Säulen des Herkules und der Gestade, wo man am Abend die Welle beim Eintauchen der Sonne rauschen zu hören glaubte, dich dem unendlichen Ocean anvertrauend, das Licht jener Sonne wiederfandest, die man im Ocean verschwunden glaubte. Der ganze Kontrast der Natur ward von dir gebrochen, und ein unbekanntes, unermeßliches Land diente deiner Reise und den Gefahren deiner Rückkehr zur Ruhmestrophäe. Ach! die Welt wird nicht größer, wenn sie besser bekannt ist, sondern vielmehr kleiner, und der Aether, die Erde und das Meer erscheinen dem kleinen Kinde viel größer als dem Weisen.

„Wo sind sie hin, unsere glücklichen Träume, die uns auf jener Seite des Oceans die unbekannte Stätte unbekannter Bewohner oder das Obdach der Sterne während des Tages und das geheimnißvolle Bett der jungen Aurora sehen ließen? In einem Augenblick sind sie verschwunden, und die Welt wird auf einer engen Karte abgebildet; Alles wird sich gleich, und die Entdeckung vergrößert nur das Nichts. Die Wahrheit verhüllt uns dich, o geliebte Phantasie; die Jahre entziehen uns deinem Zauberkreise, der so reich an Wundern war, und der Trost unserer Leiden geht verloren."

Die Zeit dieser Kanzone an Angelo Mai (1820) war auch die des „Carmagnola" Manzoni's; es war gerade eine neue Epoche der Literatur im Anzuge. Die „Anthologie" von Florenz (die beste italiänische Zeitschrift, die nach zwölfjähriger Existenz im Beginn des Jahres 1833 durch ein Dekret des Großherzogs unterdrückt wurde) war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten literarischen Kräfte Italiens. Jünger als die meisten Männer dieser ersten Bewegung, tritt der frühreife Leopardi mit ihnen zugleich auf. Wenn übrigens Leopardi durch seine sprachlichen Kühnheiten und durch seinen Kultus der wiedergefundenen Form der Schule der Neuerer angehörte, so war er wenigstens unter den Romantikern am meisten klassisch. Die Anderen beschäftigten sich mehr mit Deutschland, dem Mittelalter und den dramatischen Theorieen; er warf sich vorzüglich auf die höhere lyrische Poesie, aber auch in der Prosa leistete er Ausgezeichnetes. Manzoni sagt, die italiänische Prosa unserer Tage habe nichts Besseres aufzuweisen, als Leopardi geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die innere Organisation des französischen Unterrichtswesens.

(Schluß.)

Herr von Lamartine bemerkt in seiner Schrift über Staat, Kirche und Unterricht: „Die Kirche sagt: Gottesdienst ist Glauben; Glauben ist Unterricht; Ihr habt mir den Gottesdienst übertragen, nun seyd Ihr mir auch den Unterricht schuldig, nichts ist logischer als das. Der Staat dagegen sagt: Unterricht das ist der Mensch; Unterricht ist der menschliche Geist; wenn ich Euch den Unterricht übertrage, so übertrage ich Euch den Menschen und seinen Geist, so übertrage ich Euch die gesammte Civilisation, mit Einem Wort ich abdicire. Ein gewisser Skrupel hält mich aber zurück, ich begnüge mich damit, Euch neun Zehntel zu übertragen; ich begnüge mich damit, Euch allen religiösen Unterricht, allen häuslichen Unterricht, alle Volks-Erziehung, alle Erziehung von des Menschen erstem Jahre bis zu seinem sechzehnten zu übertragen, aber lasset mir nun auch, was darüber hinausgeht: die öffentliche bürgerliche Erziehung. Diese wenigstens steht mir zu. Die Kirche erwiedert darauf: Nein, die Verstandesbildung gehört Euch, aber die Seele uns; wenn Ihr uns nicht Eure Lehren prüfen und den Glauben Eurer Professoren kontroliren lasset, so versagen wir unsere Zustimmung, wir trennen uns von Euch und stehen Euch nicht länger in Euren Kollegien bei, und hierin hat die Kirche, welche aufrichtig und gewissenhaft seyn will, recht; denn wenn sie glaubt, so kann sie keine Rolle in einer frommen Komödie spielen, indem sie den Staat in einer Handlung unterstützt, welche, wie sie sagt, ein Verderb für ihren Glauben ist; eben so wenig kann sie wohlgefällig mit ihrem Mantel die Täuschungen des philosophischen Unterrichts bedecken, welche die Seelen, die sich zwischen dem Katheder und dem Altar befinden, zu sich hinüberzieht; es ist ihrer unwürdig, die Menschen zu Narren zu machen, Kinder als Waare zu betrachten und Gott zu verschachern."

Aber die Kirche gewinnt das Spiel nicht; der Unterricht in der Philosophie, wie er durch Descartes begründet worden, wird immerfort bestehen. In dem Berichte der Kommission, welche die Pairskammer ernannt hatte, bemerkt der Herzog von Broglie: „Welches ist das definitive Ziel, das Descartes gesteckt und erreicht hat? Es ist dies die vollständige und gegenseitige Unabhängigkeit der Philosophie und der Religion — eine Unabhängigkeit, ohne welche die Philosophie, wenn sie ihres Namens würdig seyn soll, nicht existiren, aber auch die Religion nicht tief und systematisch gelehrt werden kann. Diese Grundsätze sind vortrefflich, Niemand verstand sie besser, verkündete sie mit mehr Sanftmuth, unterstützte sie mit größerem Glanz und Kraft als Fenelon in seiner „Abhandlung über das Daseyn Gottes" und Bossuet in seiner „Abhandlung über die Gottes- und Selbsterkenntniß". Aber können diese Fragen wohl ohne Gefahr vor Zuhörern von 15 bis 16 Jahren und zwar von Hunderten junger Professoren, die damit ihre Laufbahn beginnen, erörtert werden?" — Dieser Gefahren ungeachtet glaubt jedoch Herr von Broglie, daß man das gegenwärtig bestehende System unangefochten lassen könne, und zwar fügte er die Hoffnung hinzu, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts und das königliche Conseil immer Auge und Ohr offen halten würden, um mit fester Hand die Gränzlinie zwischen höherem und sekundärem Unterricht zu ziehen und bei dem letzteren nichts zuzulassen, was über Logik, Sittenlehre und Elementar-Psychologie hinausgeht.

Um nun wieder zu den oben abgebrochenen Einzelnheiten zurückzukehren, bemerken wir Folgendes: Wo die Zahl der Protestanten beträchtlich ist, wie in Paris und Straßburg, da ist außer dem katholischen auch ein protestantischer Almosenier angestellt. Der Almosenier, welcher gleichen Rang mit dem Censor hat, wird eben so wie dieser Beamte auf den Vorschlag des Provisors ernannt, nachdem der Bischof des Sprengels seine Genehmigung und der Rektor der Akademie seine Zustimmung gegeben. Er leitet das gesammte religiöse Departement, wobei zu bemerken, daß die Tage für die Feier des Gottesdienstes jeder Kirche vorgeschrieben sind, und zwar gehört dazu auch der Tag vor der jährlichen Vertheilung der Schulpreise und der Tag, an welchem der Unterricht wieder beginnt.

Die Professoren sind in zwei Klassen getheilt: „Agrégés aux hautes sciences" und „Agrégés de grammaire". Sie sind Lehrer in den verschiedenen Unterrichtszweigen und legen dem Censor wöchentliche Berichte vor. In den Klasien tragen sie einen Ornat, auch haben sie die Verpflichtung, wenn sie Pensionaire annehmen, diese als Schüler in das Collége zu senden. Eine niedere Klasse der Lehrer bilden die sogenannten Studienmeister. Diese begleiten die Zöglinge auf ihren Spaziergängen, nehmen an ihrem Mittagsmahl Theil und befolgen die ihnen vom Provisor in dieser Beziehung gegebenen Vorschriften. Außerdem giebt es Extra-Lehrer für das Zeichnen, die Musik und das Fechten; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß man die Musik bald unter die ordentlichen Unterrichts-Gegenstände aufnehmen wird, eben so wie das Erlernen fremder Sprachen im Laufe der letzten Jahre obligatorisch gemacht worden.

Um als Pensionair zugelassen zu werden, ist ein Alter von mindestens acht Jahren, so wie einige Kenntniß des Lesens und Schreibens erforderlich; Nicht-Pensionaire müssen außerdem noch etwas rechnen können und beim Provisor ihre Zulassung nachsuchen. Falls er einen Knaben zurückweist, ist er verbunden, dem Rektor die Gründe dafür anzugeben. Alle Knaben müssen beim Eintritt in das Collége Sittenzeugnisse, so wie ein Attest darüber beibringen daß ihnen die Pocken eingeimpft sind.

Die internen Schüler (Pensionaire) werden in drei Sectionen getheilt, von welchen die erste aus zwei Elementar-Klassen, der siebenten und achten, besteht;

die zweite umfaßt die dritte, vierte, fünfte und sechste Klasse; die dritte Section endlich enthält die beiden Klassen höchsten Ranges, die der Philosophie und die der Rhetorik. Jede Section hat ihre besondere Ober-Aufsicht, und nicht mehr als dreißig Schüler dürfen in demselben Lehrzimmer versammelt werden. Jede Klasse hat ihr besonderes Schlafzimmer mit einer vorgeschriebenen Distanz (drei Mètres) zwischen den Betten, wenn nicht eine genügende Anzahl von Einzelzellen vorhanden ist; auch während der Erholungsstunden sind die älteren von den jüngeren Zöglingen getrennt. Die Regeln in Bezug auf die Disziplin und die Arbeiten der Schüler sind von der Stunde des Aufstehens um halb sechs Uhr an bis zum zu Bette gehen um neun Uhr sehr genau und streng; und der außerordentliche Unterricht in Musik, Tanzen und Fechten kann nur während der Erholungsstunden ertheilt werden. Auch in Bezug auf die Urlaubs-Entfernungen aus dem Collége, so wie über den Empfang von Besuchen darin, sind die Regeln sehr streng. Niemand darf z. B. während der Charwoche, welche religiösen Uebungen gewidmet ist, abwesend seyn u. dergl. m. Wenn die Zöglinge ausgehen, so müssen sie die Uniform des Collége tragen; ohne Begleitung dürfen sie sich weder aus demselben entfernen, noch dahin zurückkehren. Die Nicht-Pensionaire, die den Collége-Rock nicht tragen, haben ein besonderes Reglement zu befolgen, welches eben so streng wie das der Pensionaire ist.

Besondere Schul-Aufseher, die aus den vornehmsten städtischen Beamten oder aus den geachtetsten Familienvätern bestehen, führen die Aufsicht über den Zustand jedes Collége, hören die etwanigen Beschwerden an und sind ermächtigt, Zöglinge, die sich schlecht aufführen, aus der Anstalt zu entfernen, wofür sie jedoch der Regierung verantwortlich sind.

Die Steigerungen der Strafen von der Entziehung kleiner Dinge bis zur Einsperrung und Entlassung ist mit derjenigen Genauigkeit festgestellt, die man von einer Bestimmung Napoleon's, von welchem das betreffende Gesetz ausgegangen, erwarten darf.

In sämmtlichen Kollegien wird nach denselben Schulbüchern gelehrt, und es ist den Professoren nicht gestattet, in dieser Beziehung eine Abweichung von dem Systeme vorzunehmen, welches von Jahr zu Jahr durch die höchste Unterrichts-Behörde festgestellt wird.

Gegenwärtig giebt es dreiundvierzig königl. Kollegien, von denen sich fünf in Paris befinden, doch ist der Antrag gemacht, daß mindestens in jedem Departement ein Collége existiren soll. Die Einrichtung der Kommunal-Kollegien ist von der der königlichen etwas verschieden.

Belgien.

Vlaemische Märchen.

II. Vom Tischtuch, Stock, der Geige und dem Mantel.*)

Da war einst ein sehr mächtiger König, der hatte drei Söhne. Einmal des Morgens in der Frühe rief er den ältesten zu sich und sprach: „Mein Sohn, ich will dir ein Geschenk geben, und eben sowohl deinen beiden anderen Brüdern, die ich nächst dir sehr lieb habe. Ich habe jedem von euch ein sehr schön Seeschiff machen lassen, geh', hol' nun deine zwei Brüder, daß mir jeder sage, was er mit dem Schiffe thun will." Als nun die drei Königssöhne vor ihren Vater kamen, sprach der König: „Du, mein ältester Sohn, was willst du mit dem Schiff, das ich dir geben will, thun?" — „Vater", sprach der älteste, „ich will so fern damit reisen, daß ich es mit Schätzen beladen zurückbringe." — „Und du, welchen Gebrauch willst du von meiner Gabe machen?" fragte er den zweiten Sohn. — „Vater", war die Antwort, „ich will weit, so weit reisen, daß ich vollkommen so viel Schätze zurückbringe, als mein ältester Bruder." — „Und du, mein jüngstes Kind, was willst du deinem Vater mitbringen?" — „Vater", sagte der jüngste, „ich werde trachten, mich deiner väterlichen Güte werth zu machen." — „Gut", sagte der König. Drauf wurde ein großes Fest am Hofe gehalten und des anderen Tages stachen die drei Brüder mit ihren Schiffen in See. Als sie nun schon sehr weit gefahren waren, entdeckten sie eine Silbermine. „Hier", sprach der älteste, „will ich mein Schiff beladen." — „Wir wollen mehr haben oder nichts", war die Antwort der jüngsten Brüder. Darauf füllte der älteste das Schiff mit Silber und zog wieder zurück nach seines Vaters Schloß, und die anderen fuhren weiter fort. Als sie nun wieder ganz, ganz weit gefahren waren, entdeckten sie eine Goldmine. „Hier", sprach der zweite Sohn, „will ich mein Schiff beladen." — „Ich will mehr haben oder nichts", antwortete der jüngste; der andere füllte sein Schiff mit Gold und fuhr nach seines Vaters Hof, und der jüngste fuhr abermals weiter fort. Als er nun wieder sehr weit gefahren war, fing er an, Mangel an Lebensmitteln zu empfinden. Darauf klomm er auf die Spitze des Mastes und sah mit seinem Fernrohr in die Runde, und sah eine kleine Insel vor sich. Muthig steuerte er vorwärts, und in sechs Stunden war er am Ufer. Als er nun drei Tage lang auf der Insel gesucht hatte, hatte er noch kein lebendes Wesen gesehen, noch eine einzige Frucht gefunden, um seinen Hunger und Durst zu sättigen. Da wurde er sehr betrübt, setzte sich auf einen Felsen und fiel in Schlaf. Als er erwachte, stand ein junges Mägdlein vor ihm, die ihn mit Wohlgefallen ansah. „Wie kommst du hierher, mein Freund", sprach sie, „hier, wo noch Niemand als meine Mutter und ich den Fuß gesetzt haben?" Der Königssohn zeigte ihr das Schiff, dessen Flagge man noch in der Ferne wehen sah. „Armer Jüngling, folge mir", sprach das Mädchen, und sie zog ihn bei seinen Kleidern fort. Nach einer Viertelstunde Weges kamen sie an eine Hütte. Da öffnete das Mädchen die Thür und sprach zu ihrer Mutter, die mit Spinnen beschäftigt war: „Mutter, ich bringe dir einen unglücklichen Fremdling, gieb ihm in Gottes Namen was zu essen." — „Nein, nein, um keinen Preis", sagte die Alte, „ich habe da so eben mein Tischtuch in den Kasten gelegt, und ich hol' es für Niemanden wieder heraus." Da flog das Mägdlein ihrer Mutter an den Hals und bat sie so feurig, daß die Alte endlich knurrend aufstand, das Tischtuch aus dem Kasten holte, es auf einen Tisch legte und sprach: „Durch die Kraft und Macht meines Tischtuchs, daß gut Essen und Trinken darauf komme für einen Mann!" Und sogleich stand die Tafel reichlich besetzt. Der Königssohn aß und trank mit Lust, bedankte sich freundlich bei der Alten und dem Mädchen und ging davon.

Kaum war er eine halbe Meile fortgegangen, da hörte er das Mädchen ihm aus der Ferne zurufen: „Steh, steh, steh!" Der Königssohn setzte sich nieder, und wenige Zeit darnach flog ihm das Mädchen in die Arme: „Und Du willst mich also verlassen?" fragte sie; „o, dann werde ich aus Betrübniß sterben. Warum mußte ich in meinem Leben einen Mann sehen, wenn er mich nicht lieben will?" Und die Thränen liefen von ihren Wangen. — „Ich verlaß dich nimmer", sagte der Königssohn; „sobald ich einen festen Ruheplatz gefunden habe, komme ich, dich zu holen." Darauf nahm das Mädchen ein anderes Tischtüchlein aus der Tasche, schenkte es dem Königssohn und kehrte nach der Hütte zurück.

Als der Königssohn wieder Eßlust bekam, setzte er sich am Rande eines Grabens nieder, deckte das wunderbare Tischtuch auf und verlangte zu essen. Sobald als er gesprochen hatte, stand die verlangte Speise vor ihm; in diesem Augenblick näherte sich ihm ein Mann mit einem Wanderstab in der Hand und fragte ihn, wie er auf dieser Insel zu der ausgesuchten Speise käme? Darauf erzählte dieser die ganze Geschichte vom Tischtüchlein, und nöthigte den Mann, mit ihm zu essen. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, sprach der Mann: „Euer Tischtuch kann viel, aber mein Stock kann noch mehr", und zog den Knopf vom Stock und rief: „Hunderttausend Mann zu Pferde!" Und die Mannen standen da als wohlgerüstete Reiter. Darauf steckte der Mann den Knopf wieder auf den Stock, und die Reiter waren verschwunden. „Wollt ihr mit mir tauschen?" fragte der Königssohn, und der Mann war es zufrieden, gab den Stock dem Königssohn und ging mit dem Tischtuch fort. Aber sobald als der Mann aus den Augen des Königsohnes verschwunden war, zog dieser den Apfel vom Stock, verlangte tausend Mann zu Pferde, und rief ihnen zu: „Marsch, marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder." In einer Minute waren die Männer fort und mit dem Tischtuch bei ihrem neuen Herrn zurück.

Gegen Abend befand der Königssohn sich in der Mitte eines Waldes; da legte er sich im Gebüsch nieder und fiel in Schlaf. Einige Augenblicke danach erwachte er von den süßen Tönen einer Geige; er richtete sich auf, sah in dem Walde umher, und fand endlich den Geigenspieler auf einem Felsen sitzen. Voll Entzücken fragte er den Fremdling, ob er ihn noch einmal mit seinem Spiel erlustigen wollte, er wollte ihn auch zur Vergütigung mit köstlichen Speisen und Trank erquicken. „Ja", sprach der Mann; „meine Geige ist so kräftig, daß, wenn ich die hinterste Saite berühre, Alle, die den Ton hören, todt zur Erde fallen, und wenn ich die erste Saite anrühre, stehen sie lebendig wieder auf." Der Spielmann bewies dem Königssohn die Kraft seines Instruments, und dieser erzählte ihm von der Kraft seines Tischtuchs; darauf aßen sie lustig zusammen, und beim Abschied vertauschte der Königssohn sein Tischtuch gegen die Geige, worauf der Spielmann durch den Wald fortging. Aber sobald er aus den Augen des Königssohnes verschwunden war, zog dieser den Knopf von seinem Stock, rief tausend Mann zu Pferde und sprach: „Marsch, marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder." Einen Augenblick danach waren sie mit dem Tischtuch bei ihrem Meister zurück.

Mit Freuden sah der Königssohn bald auf das Tischtuch, bald auf den Stock und die Geige, und sagte zu sich selbst: „Ja, diese Dinge sind sicher so viel werth, als das Gold und Silber meiner Brüder", und in diesen Gedanken ging er fröhlich weiter nach der Seeküste. Des anderen Tages früh begegnete er einer Frau, die trug einen Mantel, der aus allerlei Lappen zusammengeflickt war. Die Frau wünschte dem Königssohn einen guten Morgen und bat ihn um ein Stück Brod um Gottes willen. Der Königssohn deckte sein Tischtuch auf, ließ sie tapfer essen und trinken, und wollte fortgehen, aber die Frau hielt ihn am Mantel fest und sprach: „Ja, Freund, euer Tischtuch kann viel, aber mein Mäntelchen kann noch mehr"; und damit schlug sie ihren Mantel auf, und jeder Lappen verwandelte sich in ein Schloß mit Höfen und Gärten, so daß Beide sich in der schönsten Stadt von der Welt befanden. Auf seinen Vorschlag vertauschte die Alte ihren Mantel mit dem Tischtuch und ging fort. Aber kaum war sie ihm aus den Augen, als er von neuem den Knopf von seinem Stock zog, tausend Mann zu Pferde rief und sprach: „Marsch, marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder." Eiligst waren sie mit dem kostbaren Pfund zurück, und der Königssohn setzte seinen Weg zum Seehafen fort.

Als er ans Meer kam, lag gerade ein Schiff in Bereitschaft, um in seine Heimat zurückzukehren, und er bat den Schiffs-Capitain freundlich, ihn mitzunehmen. Aber der Capitain weigerte ihm seine Bitte und sprach: „Wir müssen mit dreißig Mann überfahren, und haben kaum Kost für fünf." — „Darum braucht ihr nicht verlegen zu seyn", sagte der Königssohn; „ich will all' die Mannschaft, und wären ihrer noch so viel, während der Ueberfahrt mit Speise und Trank erhalten." Auf diese Versicherung nahm der Capitain ihn mit aufs Schiff, und der Königssohn befand sich bald mit Tischtuch, Stock, Geige und Mantel vor einem Gebüsch bei seines Vaters Schloß. Da es bereits spät am Abend war, legte er sich in einen Graben, um zu schlafen.

*) Vgl. Nr. 126 des Magazins.

Anderen Tages früh rüstete sich der König mit seinen zwei anderen Söhnen zur Jagd. Kaum waren die Jagdhunde losgebunden, so flogen sie auch hin zum Graben, wo der jüngste Königssohn lag und schlief; da bellten sie und wedelten vor Freude, liefen bald zu ihrem Herrn, bald zum Schlafenden zurück, und waren nicht eher zufrieden, als bis der alte König genaht war. Er warf einen Blick auf den mit Lumpen bekleideten Reisenden, erkannte seinen jüngsten Sohn, sprang auf vor Zorn und rief: „Hast du dich auf diese Weise meiner Gabe würdig gemacht? Geh' aus meinen Augen und halt' dich nicht länger hier auf!"

Da stand der jüngste auf, beugte sich vor seinem Vater und sprach mit sanftem Ton: „Vater, ich habe euch größere Schätze als die meiner beiden Brüder mitgebracht, und das will ich euch diesen Augenblick beweisen." Darauf holte er die Geige aus seinem Reisesack, rührte leise die hinterste Saite, und sein Vater und seine Brüder fielen todt zu seinen Füßen nieder; dann rührte er wieder die vorderste Saite, und Alle standen lebend und gesund wie zuvor. „So kann ich ein ganzes Lager vernichten", sagte er; „aber ich habe euch noch mehr mitgebracht." Darauf zog er den Knopf von seinem Stock, rief hunderttausend Mann zu Pferde, und sie standen im Augenblick vor dem verwunderten König; darauf schlug er auch den Mantel auf, und der König rief entzückt: „O, nimmer, nimmer sah ich eine schönere Stadt!" Dann nahm er zum letzten sein Tischtuch und verlangte Speise für die hunderttausend Mann, und die Speise stand da. Da drückte der König ihn in seine Arme, und man geleitete ihn in vollem Triumph in den Königshof; aber er fand da wenig Ruhe, und bat seinen Vater gar bald um Urlaub, um das Mägdlein zu holen, indem er sagte, daß er ihr alle diese Dinge verdanke. Das bewilligte ihm der König gern, und bereits am anderen Tage stach der Königssohn mit einem schönen Schiffe in See, und nach drei Monden befand er sich mit dem Mägdlein in seines Vaters Hof, und es wurde ein großes Fest gehalten, denn man feierte die Hochzeit des Königssohns und des Mägdleins.

Ich und du, wir wären wohl auch gern dabei gewesen, nicht wahr?

* * *

Dieses Märchen ist dem deutschen vom Ranzen, Hütlein und Hörnlein (Grimmsche Sammlung I, Nr. 54, S. 320) nahe verwandt und zeigt namentlich in seiner ersten Hälfte mit ihm die genaueste Uebereinstimmung, nur daß dort statt des Stockes der alte Soldaten-Ranzen auftritt; der Schluß ist hier anders und zeigt dadurch in der allgemeinen Verwandtschaft die besondere Stammesverschiedenheit, wie diese überhaupt in den in der Wodana mitgetheilten Märchen mehrfach auftritt. Allein diese hier weiter zu verfolgen, ist nicht der Ort, und wir begnügen uns, zum Schluß noch ein hübsches Märchen mitzutheilen:

III. Von unserm Herrn und Sankt Peter.

Unser Herr und Sankt Peter gingen einst zusammen und kamen in die Nähe von Mecheln. „Ach", sagte unser Herr, „ich möchte nicht gern durch die Stadt gehen; sie machen zu viel Komplimente mit mir, wenn sie mich sehen, und ich habe doch so großen Hunger. Hier, Peter, ist eine Viertelkrone; geh' und hol' ein gebraten Hühnlein, das essen wir zusammen hier auf und gehen dann um die Stadt herum."

Sankt Peter nahm das Geld, ging in die Stadt und kaufte ein gewaltig schönes Hühnlein dafür. Als er vors Thor kam, besah er es einmal, und bekam so große Lust danach, daß er ein Beinchen abbiß und es aufaß. Aber kaum hatte er das gethan, als er auch in große Angst gerieth, was er unserem Herrn sagen solle. Er dachte lange darüber nach; aber endlich faßte er doch Muth und ging vorwärts, bis daß er zu unserem Herrn kam.

„Peter, Peter, was ist das für ein schönes Hühnlein?" sagte unser Herr, und Peter lachte und sprach: „Ja, das ist eines von den fettesten, die es giebt, aber es hat doch ein Gebrechen." — „Das seh' ich auch", sprach unser Herr, „denn es hat nur ein Bein." — „Ja, aber dies Gebrechen", sagte Sankt Peter, „haben hier zu Lande alle Hühner; ich habe hier noch keines mit zwei Beinen gesehen." — „So, ist das wahr?" frug unser Herr, „ich habe darauf noch nicht Acht gegeben; aber das ist doch ein sonderlich Land."

Nachdem nun das Hühnlein gegessen war, standen die beiden Reisenden auf und gingen um die Stadt. Bald kamen sie an ein Gehöft, wo sie wohl funfzig Hühner sahen, die alle auf einem Beine standen und schliefen. Da zupfte Peter unseren Herrn leise am Aermel und flüsterte ihm zu: „Seht ihr da die Hühner, und daß sie alle nur ein Bein haben?" — „Wahrlich, du hast Recht", sagte unser Herr; „aber ich möchte doch gern einmal sehen, wie die Thiere mit dem einen Beine laufen können", und damit rief er: „Putt, putt! putt, putt!" und sogleich liefen alle Hühner mit ihren beiden Beinen daher.

„Peter, Peter, da hast du mich einmal stark betrogen", sagte unser Herr, und Peter ward roth darüber bis über die Ohren; aber er faßte sich noch geschwind und sagte: „Durchaus nicht, durchaus nicht, da seyd ihr miß; denn hättet ihr unserem Hühnlein auch putt, putt! putt, putt! zugerufen, so würde es auch zwei Beine bekommen haben." A. Kuhn.

Mannigfaltiges.

— Das Riesen-Teleskop des Grafen von Rosse. Das großartige Fernrohr, welches unter der Leitung und auf Kosten des Grafen von Rosse errichtet worden ist, hat mit Recht die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen und sogar das Interesse des nicht-wissenschaftlichen Publikums erregt. Lord Rosse (Laurence Parsons, Earl of Rosse and Baron Oxmantoun) ist ein irländischer Edelmann, der sich aus Neigung den exakten Wissenschaften und vorzugsweise der Astronomie gewidmet hat und sein großes Vermögen auf die Beförderung derselben wendet. Seinen Landsitz, Birr Castle, hat er in eine ungeheure Werkstätte verwandelt; man sieht hier teleskopische Röhre, in welchen man mit Bequemlichkeit aufrecht stehen kann — teleskopische Spiegel, deren Gewicht man nicht nach Pfunden, sondern nach Tonnen schätzt und die vermittelst des Dampfes mit unglaublicher Leichtigkeit, Akkurateße und Schnelligkeit geschliffen werden.

In einer der Sitzungen der British Association, die sich in den Monaten September und Oktober d. J. zu York versammelte, theilte Lord Rosse selbst eine Beschreibung seines Fernrohrs mit, die er durch ein eigens zu diesem Zwecke verfertigtes Modell erläuterte. Das Fernrohr (reflecting Telescope) hat 54 Fuß in der Länge und einen Durchmesser von etwas über sechs Fuß; der große Herschelsche Refraktor, der bisher für das non plus ultra der astronomischen Instrumente galt und nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde, da seine Aufstellung zu viele Mühe und Unkosten verursachte, maß nur 40 Fuß. Das erste Mal, als Herschel dieses Fernrohr gebrauchte, entdeckte er damit den siebenten Trabanten des Saturn, und auch in der Folge trug es nicht wenig dazu bei, ihm die Beobachtungen möglich zu machen, durch die er sich einen unsterblichen Namen erwarb; aber dennoch ist die Ueberlegenheit des Rosseschen Teleskops so groß, daß mehrere Sternbilder, die Herschel nur als Nebelflecke anzeigt, mit Hülfe desselben als Sterne erster Größe erscheinen. Schon im Jahre 1826 faßte der Lord den Gedanken, ein solches Instrument verfertigen zu lassen; da aber der gewöhnliche Prozeß des Schleifens und Polirens für einen Spiegel von so ungeheuren Dimensionen nicht ausreichte, so mußte er zuerst eine Maschine zu diesem Behufe erfinden, die er auch wirklich zu Stande brachte und durch welche die parabolische Form mit größerer Genauigkeit gebildet werden konnte, als es bei der früheren Methode, die meistentheils nur auf Handarbeit beruht, thunlich war. Zur Aufnahme des Fernrohrs wurden zwei starke backsteinerne Mauern erbaut, zwischen welchen es in schwebender Lage aufgestellt wurde; das untere Ende, wo sich der vier Tonnen schwere Spiegel befindet, ruht auf einem massiven Gestell von bewundernswürdiger Arbeit, welches drei Tonnen wiegt, und das vier Tonnen schwere Gegengewicht ist mit so vieler Kunst angebracht, daß es sich jeder Aenderung in der Lage des Instruments fügt, weshalb man dieses nach Belieben erhöhen oder niederlassen kann. Die hierzu nöthigen Arbeiten wurden erst vor einigen Wochen beendigt, und der erste Versuch, den Lord Rosse mit seinem Teleskop vornahm, ist zu seiner völligen Zufriedenheit ausgefallen. Es steht daher zu erwarten, daß diese so mühevolle und kostspielige Unternehmung zu den erfreulichsten Resultaten führen und in der Geschichte der Astronomie Epoche machen werde.

— Die Geologie und die Bibel. In der diesjährigen Session des britischen naturwissenschaftlichen Vereins (British Association for the advancement of Science) fiel ein Intermezzo vor, welches sowohl unter den Mitgliedern der Gesellschaft, als unter den bei den Verhandlungen anwesenden Zuhörern nicht wenig Aufsehen erregte und zu manchen Betrachtungen Anlaß giebt. Der Dechant von York, Doktor Cockburn, ein hoher Würdenträger der anglikanischen Kirche, las einen Aufsatz vor, worin er die Ansichten der neueren Geologen bekämpfte, die, wie er meinte, der mosaischen Urkunde widersprächen und daher unmöglich der Wahrheit gemäß seyn könnten. Zur Erklärung der von ihnen geschilderten Formationen stellte er eine Reihe höchst seltsamer Hypothesen auf, die ihm von Seiten des berühmten amerikanischen Professors Sedgwick eine scharfe Erwiederung zuzogen. Der Letztere wiederlegte Punkt für Punkt die Behauptungen seines Gegners, wobei er zugleich äußerte, daß der Verein nur mit wissenschaftlichen Beobachtungen und Thatsachen zu thun habe und sich nicht mit müßigen Vermuthungen abgeben könne, die es einem mit der Wissenschaft unbekannten, „rappelköpfigen Individuum" (addle-pated individual) einfallen würde, der Gesellschaft vorzulegen. Man hielt allgemein den Dechanten für geschlagen, aber der hochwürdige Herr ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er hielt vielmehr am folgenden Sonntag eine Predigt über den Text: Hath not God made foolish the wisdom of this world? in welcher er gegen diejenigen donnerte, die das Wort Gottes durch sophistische Scheingründe bekämpften. Seine schärfsten Ausfälle richtete er gegen den Herrn Sedgwick, der zufällig dicht an der Kanzel saß und dem er auf diese Weise eine Strafrede hielt. Mit dieser Rache noch nicht zufrieden, gab er einige Tage später seine Abhandlung unter dem Titel: „Vertheidigung der Bibel gegen die British Association" heraus, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Geologie, die in England von einer gewissen Partei schon lange mit scheelen Augen betrachtet wurde, durch diesen Vorfall noch mehr in Verruf kommen wird.

— Ostindische Vierteljahrsschrift. Das erste Heft einer solchen, unter der Benennung „The Calcutta Review", ist so eben in Europa angekommen. Es enthält folgende sechs längere Aufsätze: 1) Die Engländer in Ostindien. 2) Lord Teignmouth. 3) Unsere frühesten protestantischen Missionen nach Indien. 4) Dschterlony's Krieg in China. 5) Landleben in Bengalen, und 6) die Emirs von Sinde, u. s. w.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 31. Oktober 1844.

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

I. Die Reise nach Madrid.

So wäre ich denn auf dem Wege nach Spanien und hielte mein Versprechen, Alles für Sie aufzuzeichnen, was ich unter meinen Augen geschehen sehe. Wie anders ist mir heute zu Muth, als sonst, wenn ich abreiste! Wo bleibt die Begeisterung, die mich einst nach Griechenland, nach Italien und selbst nach Deutschland trieb? Ich fühle eine Oede in meinem Geiste, wenn ich an Spanien denke. Ich kann die Wolke vor meinem Auge nicht loswerden, durch welche ich dieses Land sehe. Alle Mandolinen aller Sänger Andalusiens spiegle ich meinem Ohre vor, und dennoch werde ich nicht heiter. Sollte mich die trübe Jahreszeit verstimmen, oder wirken die Banditenkugeln, von denen die Wege voll seyn sollen, magisch unheimlich in die Ferne? Ich erwarte die Langweile einsamer Steppen; laßt sehen, was ich finde.

Der Rhone führte mich in einem Zuge nach Avignon. Zufällig schlief ich in demselben Bette, in welchem einst der Marschall Brune erschossen wurde. Noch zeigt man über dem Kopfende das Loch, das die Kugel in der Mauer gemacht hatte. In der ersten Nacht auf einer Reise nach Spanien ist dies kein undeutliches Vorzeichen für einen Träumer. — Am folgenden Morgen war ich in Vaucluse. Um alle böse Vordedeutungen zunichte zu machen, will ich meine Abreise von diesem schönen Platze aus datiren. Der Regen, der am Tage vorher in Strömen gefallen war, hatte aufgehört und zwischen zwei Wolken zeigte sich mir der Himmel der Provence. So hoch hatte ich mir den Felsen nicht gedacht, noch die Gegend so einsam, noch die Natur ringsum so groß. Eine Erinnerung tauchte in mir auf: ich hatte, als ich 1832 in Italien war, in Tivoli, der Villa des Horaz, an Vaucluse gedacht. Tivoli ist durch und durch reizend; selbst jetzt, da es verlassen ist, fühlt man sich unter den Oelbäumen, wie ein Heide, fähig zum Genusse. Die kleinen Wasserfälle, aus denen Tauben trinken, hüpfen nach den Rhythmen des römischen Dichters; ein freundliches Lächeln liegt auf der ganzen Landschaft. Aber Vaucluse, wie ernst, wie nackt, wie passend für die Mystik des Mittelalters! Das ist das Asyl eines Anachoreten; kein Grün, als das des Feigenbaums, der aus der Quelle emportaucht, kein lebendes Wesen, als hier und da einen Klettervogel, der mit seinem Schnabel emsig auf den ungeheuren Felsen pickt. Hier war die Klause für den ascetischen Theil von Petrarka's Geist. In Avignon, Rom, Mailand wohnte der gelehrte, der genußsüchtige, der Weltmann Petrarka, aber das Herz des Dichters wohnte in Vaucluse und Laura war die Madonna des Klausners.

Ich war auf dem alten gothischen Schlosse, dessen Ruinen über dem Bette der Sorgue hängen. Das Gebäude war schon zu Petrarka's Zeiten im Verfall. Wie oft mag er sein angebetetes Idol auf den Gipfeln dieser Felsen erblickt haben! Von oben sieht die Quelle am Fuße der Felswand aus, wie ein Taufbecken, das an der Schwelle einer Kathedrale eingegraben ist; und in der That, hier ist das geweihte Wasser, in dem die Poesie unserer Zeit die Taufe empfangen hat.

Ein anderes Denkmal, das fast eben so beredt vom Mittelalter erzählt, ist der Palast der Päpste zu Avignon. Nichts macht einen traurigeren Eindruck, als dieses Gebäude. Im Centrum desselben liegt die Kapelle mit einigen Ueberresten von Gemälden Giotto's, aber aus diesem Heiligthum der Religion und der Kunst gelangt man auf beiden Seiten in Kerker. Das Papstthum lebte hier geschützt von Gefängnissen, Fallthüren, Grabgewölben, Inquisition und Scheiterhaufen. Ich sah dort, was ich gewiß in Spanien nicht wiederfinden werde, eine auf die Mauer in Schwarz gemalte Prozession von Inquisitoren, ferner die Löcher, aus denen die Fragen der unsichtbaren Richter ertönten, die Folterkammer mit dem ganzen noch bestehenden Apparat, den ungeheuren Kamin für die Scheiterhaufen, und die Namen einiger Gefangenen, die in Stunden der schrecklichsten Erwartung mögen eingegraben worden seyn. Eines Tages fanden die Schrecken des Mittelalters ihr Echo in denen von 93, und seit dieser Zeit ziehen sich fünf blutige Streifen durch zwei Stockwerke des tour de la Glacière. Die alte Frau, die mich in diese Hölle führte, schien mir selbst ein Theil dieses Marter-Apparats. Als ich den Kessel und den Kamin sah, machte ich eine Bewegung, die sie verstand. „Aber, mein Herr", sagte sie, „das war das Gesetz!"

Ich durchreise die Provence und Languedoc unter Regengüssen, die mich bis an die Pyrenäen begleiten. Die Brücken über den Rhone und die Durance brechen hinter mir ab, die Sandflächen bei Arles und Nimes werden zu Seen. Einen Augenblick erinnerten mich in der Kathedrale von Arles die Züge und die Tracht der Frauen an meine Wirthinnen auf den Cykladen. Alte, von der Sonne der Jugend vergoldete Erinnerungen! Und jetzt; mit Lebensgefahr passire ich die Brücke über den Gard. Wo seyd ihr, olympische Götter, die ihr mich nach Griechenland und Italien führtet und mir jede Ruine in euer unsterbliches Licht hülltet? Von euch Allen ist Keiner mir treu geblieben, als der düstere Jupiter Pluvius!

In Bayonne erfahre ich, daß der Weg nach Madrid höchst unsicher sey. Der Postwagen, in dem ich morgen fahre, ist seit drei Tagen dreimal angefallen worden, das letzte Mal in Alcobendas an den Thoren Madrids. Man kam mit dem Verlust eines Pferdes davon. Unter Besprechung solcher Neuigkeiten rücke ich in das gelobte Land der Dichter ein.

Ob, was mir eben beim Betreten des spanischen Bodens begegnete, ein gutes oder ein böses Zeichen seyn mag? Der Wagen hatte die Bidassoa-Brücke passirt. Schon verschlang ich mit den Augen das Land, dessen Gränze wir kaum überschritten hatten. Zwei junge Biscayerinnen, meine einzige Reisegesellschaft, lachten und weinten zugleich in diesem immer feierlichen Augenblicke. Man hält; ein Haufe Soldaten stürzt an den Wagen; ich begreife, daß meine Reise fehlgeschlagen ist, mein Paß ist unvollständig, ich muß nach Frankreich zurückkehren. Ich mache Einwendungen; ein Soldat schreit mir mit einer Banditenstimme zu: a terra! Um mich zu verständigen, suche ich nach einigen Briefen, mit denen mich meine Freunde versehen haben. Leider aber sind sie französisch geschrieben und an Franzosen gerichtet, so daß ich keinen Nutzen aus ihnen ziehen kann. Endlich finde ich ein Billet mit der Unterschrift: D. Sallustiano Olozaga. Bei diesem jetzt allmächtigen Namen verschwindet alle offizielle Rohheit der Soldaten; ein Talisman hätte nicht rascher wirken können. Die Thür unseres Wagens wird ehrerbietig geschlossen, die Maulesel galoppiren, die jungen Mädchen lachen wieder — wir kommen nach Irun.

Wenn ich nicht weiter reisen dürfte, so hätte ich schon hier ein Bild ganz Spaniens vor Augen. Die elendesten Häuser haben ihre Balkons aus Holz, und schon sehe ich alle Heldinnen Calderon's, Vega's, Molina's sich über diese Balkons lehnen. Die Frauen mit ihren in Flechten über die Schultern hängenden Haaren, die Bauern im heroischen Mantel, die Wagen, wie zu den Zeiten der Iberer, mit ungespeichten Rädern, die Guitarrentöne — Alles, als spielte man Calderon's „Leben ein Traum" (?*). Und auch du, bescheidener Esel, der du auf dem Hofe der Venta im Futtersacke des Arriero umherwühlst, du darfst nicht vergessen werden in dem Gruße des Fremden auf dem Boden des katholischen Königreichs. — Ich bin hier an der Küste einer neuen Welt. Ehe ich Irun sah, hatte ich lauter Fatalitäten auf meiner Reise; jetzt fesselt es mich, ich fühle in der Luft den Zauber ferner Geister. Gestern hätte ich ohne großes Opfer der Reise entsagen können; heute würde ich unglücklich darüber seyn, wenn ich nicht Spanien bis zum äußersten Sandkorn von Cadix sehen könnte.

Ein vollständiges Arsenal von Waffen aller Art lärmt mir von der Decke des Wagens aus um die Ohren. Pistolen, Büchsen, Karabiner, Flinten hängen, bis zur Oeffnung geladen, auf beiden Seiten bis an die Thüren herunter; ich höre ein fortwährendes Klirren, wie vor dem Anfang eines Kampfes. Zwei Escopeteros sitzen auf der Wagendecke und bilden die Besatzung der wandernden Citadelle. So geschützt, durcheilen wir die Pyrenäen. Der Abend bricht an, der Mond erhebt sich, ferne Wasserfälle erzählen von Roland und Roncesvall. Wir kommen durch die finsteren Straßen von Tolosa und Bergara. Von all den wilden Leidenschaften, die diese Orte mit Blut gefärbt haben, regt sich nichts zu dieser Stunde; nur der Wächter schreitet mit seiner Lanze von Straße zu Straße und singt seine klagenden Melodieen.

Alles Geräusch verstummt, wir gewinnen langsam den Gipfel des Salinas-Felsens. Spanien schläft einen bleiernen Schlaf, nicht ein Heimchen zirpt im Sande. Plötzlich höre ich dicht neben mir einen Schuß; ich stürze an die Thür, und sehe auf beiden Seiten im Dunkeln zwei Männer mit langen Flinten auf den Schultern gravitätisch neben dem Wagen hergehen, als folgten sie einer Prozession. Ohne Zweifel, dachte ich, führen sie dich in ein Gebüsch, um dich zu berauben; denn daß sie es so machen, wußte ich aus allen Reisebeschreibungen. Jetzt war der Augenblick gekommen, jene Kaltblütigkeit zu zeigen, die bei solchen Fällen, so viel ich weiß, keinem Reisenden in seinen Erzählungen gefehlt hat. Als ich mich durch diese Betrachtung in den Muth hineingedacht

*) Calderon's „Leben ein Traum" spielt in Polen.

halte und mir jeder Widerstand vergeblich schien, zog ich mich stolz in das Dunkel meines Wagens zurück und wartete. Auf einen Pfiff bleiben die Pferde stehen, es herrscht ein tragisches Schweigen, entblößten Hauptes nähern sich die bewaffneten Männer. O, ich kenne diese tückische Höflichkeit; ich müßte keinen Autor über Spanien gelesen haben. Eine von Pulver geschwärzte Hand streckt sich in den Wagen und eine schreckliche Stimme spricht die Worte: „Caballero, gebet, wenn's euch beliebt, der Eskorte ein Trinkgeld; der Ort ist gefährlich, gestern wurde der Wagen auf diesem Platze von der mala gente angefallen, aber der Schuß, den wir eben abgefeuert haben, soll ihnen zeigen, daß wir auf dem Posten sind."

Mit Sonnenaufgang passirten wir den letzten Abhang der Gebirge und kamen nach Vittoria. Hier fängt das castilische Haideland an. Sparsam erheben sich auf den öden Hochebenen einsame Strohhütten. In den wüsten Defilé's fanden einst die französischen Armeen ihr Grab. Von den hohen gezackten Felsen lauern die Wachtthürme über den Weg und zu ihren Füßen verbergen sich Banditenhütten hinter einen Busch von Steinen. Kaum begegnen wir den ganzen Tag zweien Arriero's, die auf ihrem Maulthier sitzen, vor sich die Büchse. In diesem öden Schweigen ermuntert der Zagal seine Maulesel durch Gesänge, Erzählungen und groteske Schmeichelnamen. Er schildert ihnen im voraus die Freuden der Schenke von Miranda, und während er schmeichelnd und drohend Rosina, Leporella und Mala-Cabeza ruft, erzittern zur Seite die Wellen in Hannibal's Ebro.

Das wüste Land habe ich hinter mir, und ich trete in eine stumme und wüste Stadt. An dem gezackten Thore von Burgos steht ein bärtiger Cid, das Schwert in der Hand, zum größten Schrecken der Mauren, Maurorum pavori. Der Erzengel Michael hält über ihm in seinen Händen die unberührte Festung. Zu Füßen dieses populären Bildwerks sitzen Bäuerinnen, arme von der Sonne gebräunte Ximenen, ringsum stehen steinerne Greise, die sich in dem Anblicke Don Diego's sonnen. Es ist eine gastfreundliche Idee, solche Statuen vor die Thore der Städte zu stellen. Diese steinernen Abgesandten nehmen den Reisenden freundlich auf und erzählen ihm von vergangenen Zeiten. Alte Ritter, deren hängender Bart seit einem Jahrtausend gewachsen ist, hijos de esta ciudad (Söhne dieser Stadt), öffnen mir die Thore des Sitzes des tapferen Cid. Indem ich Ximene, Don Diego, Rodrigo, den König Ferdinand suche, irre ich in den düsteren Straßen umher. Ich folge einem Todtenglöckchen, das die Menge anzieht. Zwei Reiter beten für die Seele eines Soldaten, den sie füsiliren wollen. Das rohe Gelächter der Gassenbuben mischt sich unter das Geläute. Der Trauerzug steigt einen Hügel hinauf, wo an der Stelle des verwitterten Königsschlosses ein Fort steht. Haidekraut blüht unter dem kleinen Triumphbogen, der von den Ritterfesten des Mittelalters übrig blieb. Wo seyd ihr, gute Könige des Romancero? Donna Elvira, Donna Sol, Hidalgo's in seidenen Mänteln und goldenen Degen! der Kanonenschuß, der in diesem Augenblick aus dem Fort die Majorennität der constitutionellen Königin begrüßt, würde euch in eure Ruinen zurücktreiben, wenn es einer Guitarre einfallen sollte, euch aufzuwecken.

Wag' ich es, zu sagen, daß ich die Dürre Castiliens auf der Fronte der Kathedrale von Burgos wiederfinde? Vor dem weltlichen Fanatismus, vor dem Lichte der Aufklärung ist die gothische Rose verblichen. Die spitzen Glockenthürme mit ihren Zacken erinnern an die gezähnten Blätter der Aloe. Auf den grauen, bemoosten Mauern stehen vereinzelte Statuen, so verwaist und trübselig, als hätten sie sich aus vergangenen Jahrhunderten in unsere Zeit verirrt. Im Innern herrschte große Dunkelheit. Dazu kam, daß ein Chor mit korinthischen Säulen den Ernst des Gebäudes störte und dem gothischen Schiffe eine heidnische Färbung gab. Man spielte eine Messe, und die rothen Priesterkleider leuchteten unheimlich durch das Halbdunkel. Hier und da saßen auf Strohmatten Frauen in Mantillen gehüllt; aber so unbeweglich, daß ich mehr als einmal nahe daran war, gegen sie zu stoßen. Einige Bettler, die das Licht eines bunten Glasfensters purpurn färbte, waren die übrigen Zuhörer. Von Zeit zu Zeit vernahm man schwere Seufzer, die aus der Tiefe des Schiffes kamen. In der Dunkelheit war man versucht, sie in die Gräber und Statuen der Bischöfe und Granden zu versetzen, die rings in den Kapellen begraben lagen. Obgleich die Kirche fast leer war, beengte mich dennoch eine heiße, drückende Atmosphäre. In den glühenden Blicken, die durch die Finsterniß drangen, in den dumpfen Stimmen lag etwas, das mir sagte, ein Rest der alten spanischen Flamme glimme noch unter der Asche.

Diese Stadt, die während des Tages ausgestorben scheint, bekommt Leben, so wie die Nacht anbricht. Die kleinen bergigen Straßen werden erleuchtet, die armseligste Hütte ist behangen und illuminirt. Tumult und Jubel erwacht in allen Ecken; auf dem dürren Rasen am Fuße der Rodrigo-Mauern sehe ich den Bolero tanzen. Gilt dieses nächtliche Fest einer romantischen Erinnerung? Nein, die Stadt Burgos, die alte Amme der spanischen Monarchie, feiert heute Abend die Thronbesteigung der Königin Isabella II.

Um Mitternacht sitze ich vor dem ungeheuren Kamin meiner Posada. Maulesel, die bescheidenen Häupter mit Hahnenfedern geschmückt, stehen am Eingange des Ehrensaals und starren verdutzt in das Festlokal. Ich bin keineswegs Hungers gestorben und habe selbst eine Matratze für meine müden Glieder gefunden, begreife darum nicht, warum man diese spanischen Venta's schmäht und ihnen ein Verbrechen daraus macht, daß der Geist Don Quijote's in ihnen waltet. Ich möchte denjenigen sehen, der es wagt, sich über eine Schüssel Garbanzas zu beklagen, die in andalusischem Oele schwimmen, wenn er rings um sich geheimnißvoll die Sporen des Ritters von la Mancha durch klassische Ställe, Küchen und Heuböden klirren hört. In Griechenland suchte ich im Schweiße meines Angesichts die Spuren von dem Wagen Achill's und ich fand nur die Tritte der Zaune, so daß ich bei meiner Rückkehr an seiner Existenz zweifelte. Doch die schweren Tritte Don Quijote's auf dem lückigen Fußboden der Posada habe ich zählen können. Ich erkannte sein großes Bett mit den Vorhängen aus Serge, ja, ich sah ihn in der Dunkelheit neben mir eingeschlafen und eines unerschütterlichen Schlafes genießend, den alle Stimmen der Kathedrale vergeblich zu stören versuchten. Eine einzige Lampe erleuchtete das Gewölbe, eine Guitarre klang aus dem Stalle herüber, zwei Kessel blitzten an der Wand, gleich Schildern aus der Ritterzeit. Mitten im Geschrei der Esel, im Geklapper der Castagnetten, im Gesinge der Arriero's schläft mein Ritter tiefer als der Kaiser Barbarossa auf seinem wüsten Schloß. Auch unsere hundertjährige Wirthin hat eine prächtige und durchdringende Stimme. Zwischen zwei ungeheuren Kesseln, denen sie präsidirt, findet sie noch Zeit, mich von ihrem unsichtbaren Gaste zu unterhalten und mir ihr politisches Glaubensbekenntniß anzuvertrauen, das (ich darf es jetzt ohne die geringste Indiscretion mittheilen) der rein absolutistischen Schule des Ministers Ximenes und Philipp's II angehört.

Ich setze meinen Weg durch die Steppen fort; das Haidekraut liegt, wie ein abgenutzter Mantel, über den lumpigen Herzogthümern Lerma und Aranda. Allen Malern, Statistikern und Staatsgelehrten Europa's nenne ich das Dorf Honrubia als den Punkt, wo menschliche Noth den höchsten Grad erreicht hat. Selbst in Morea sah ich nichts, was diesen schrecklichen Hütten ähnlich gewesen wäre. Ohne Zweifel wohnte hier Murillo's Bettler. Ich wagte mich zu Fuß in dieses Nest; aber kein Mensch trat aus den dürftigen Hütten. Endlich begegnete ich einem Schäfer an der Spitze einer Schafheerde. Dieser Mensch war beinahe nackt, ein Wald von struppigen Haaren fiel ihm auf Rücken und Brust herab, in den Armen hielt er einen kleinen Wolfshund, der eben geboren worden war. Als ich ihm nahe kam, warf er das arme Kindchen gegen den Felsen, daß es zerschmettert niederfiel; die Mutter stürzte herbei, beleckte es und stieß einen langen heulenden Ton aus, der aus den Sierren wiederhallte. Diese Idylle war der finsteren Gegend würdig, in der sie geschah.

Von Burgos aus besteht meine Reisegesellschaft aus drei jungen Leuten. Es sind wahre Brüder Studio's aus Salamanca; sie gehen nach Madrid, um ihr Latein zu vervollkommnen und auf der Puerta del Sol bei der nächsten Revolution ihr Glück zu machen. Sie riechen, sagen sie, in der Luft ein neues Pronunciamiento und laufen ihm entgegen. Ihre Väter wollen, daß sie unter dieser noch unter dem Horizonte verborgenen Sonne zu Bürgern heranreifen. Indessen essen sie von demselben Brode, trinken aus einem Glase, wärmen sich unter einem Mantel und verhöhnen zusammen die Banditen. Wie die Lerchen in den Lüften, sind sie lustig und guter Dinge hoch über den Räuberhöhlen. — Endlich wechselt die öde Physiognomie der Landschaft. Wir erklimmen über Schneeberge das Defilé von Somo-Sierra, dieses Schlachtfeld, das Spanien Napoleon eröffnet hat. Hier sind nicht jene gesegneten Schlachtfelder Italiens, auf denen die Aehren reifen. Eine Lawine von Felsen ruht schwer auf den begrabenen Franzosen. Je mehr man den Weg ihrer traurigen Siege verfolgt, desto deutlicher scheinen die gezackten Felsen Riesenfestungen; ein neues Babylon sieht man um sich, zerbröckelte auf einander gethürmte antediluvianische Städte. In der Dämmerung sehe ich Napoleon's Pferd diese Mauern, diese Thürme, diese phantastischen Wälle ersteigen und von Oede zu Oede endlich auf den Gipfel seiner illusorischen Eroberung gelangen. Hier, hinter dieser dicken Rinde, schlägt das Granitherz Spaniens.

Zwei Schritte von dem Schlachtfelde ist aller Groll vergessen, neuer Haß hat den alten verdrängt. In der nächsten Venta, zu Cabanillas, hängen die populären Bilder aus den berühmtesten Tagen der Kaiserzeit an den Wänden. Poniatowski auf seinem apfelgrauen Schimmel ersetzt bei dem progressistischen Maulthiertreiber den heiligen Jacobus von Compostella. Nach dem Tode Napoleon's war das spanische Volk das erste, das in ihm nur den Arm der Vorsehung sah.

Die Oede und das Schweigen nehmen zu: meine Augen finden keinen Ruhepunkt auf dieser nackten Ebene ohne Geschichte, ohne Wasser, ohne Leben, ohne Ruinen. Die Sonne leuchtet in ihrem vollen Glanze, hier aber erhellt sie nur eine ewige Langweile. Wer sollte es glauben, daß hundert Schritte weiter in einem Volke der Aufruhr gährt? Bei dem Jauchzen unseres schwarzen Postillons wende ich mich um, und auf seinen Ruf „Madrid! Madrid!" steigt die Stadt mit ihren Thürmen aus der Erde, wie auf das Zauberwort eines Nekromanten. Ehe ich mich von meinem Erstaunen erholt habe, bin ich mitten unter den lebendigen Gruppen der Puerta del Sol. Journal-Ausschreier bieten mir die Tarantella und den Skorpion an. Die Königin fährt, von sechs weißen Pferden gezogen, durch das Thor. Patrouillen präsentiren in jeder Straße eine Abschrift der Tagesbefehle auf der Spitze ihrer Bajonnette. Dieser Theatercoup ist gerade das Gegentheil von dem, was mir einst in Rom aufgefallen war. Dort ist die Schweigsamkeit der Landschaft nur ein Vorspiel der noch tieferen Stille der Stadt.

Italien.

Leben und Meinungen des Dichters Leopardi.

(Fortsetzung.)

Um das Jahr 1820 war es, und wahrscheinlich vor seiner ersten Reise nach Rom, wo in Leopardi's Gesinnungen ein totaler Umschwung eintrat: von dem gläubigen Enthusiasmus seiner Kindheit ging er zu einem unüberwindlichen Unglauben über, der sich nicht bloß auf die Dogmen der Offenbarung, sondern auch auf die Lehren der Vernunftreligion erstreckte. Man hat diese moralische Revolution durch zufällige Umstände zu erklären gesucht. Leopardi schien in mehr als einer Beziehung ursprünglich von der Natur zur Kraft, zur

Thätigkeit, zur männlichen Schönheit beſtimmt: das Feuer ſeines Blickes, ſein klangvolles Organ, eine Art von unwillkürlichem Zauber, den er auf Alle, die ſich ihm näherten, ausübte, dies Alles ſchien ihn zu einem genußreichen, thätigen Leben aufzufordern. Aber früh veränderte ſich ſeine zarte Organiſation, ſein ſchwacher Körper vermochte nicht die Arbeit der Pubertät zu beſtehen; noch ehe ſeine Geſundheit ganz zu Grunde gerichtet war, trat eine Ungleichheit der Schultern hervor, und man hat durch einen inneren Groll hierüber jene unheilbare Bitterkeit zu erklären geſucht, womit er ſeitdem Alles betrachtete. Byron hat ein viel kleineres Uebel nicht weniger bitter empfunden. Man hat auch von einem anderen Umſtand geſprochen. Der Abbate Gioberti, welcher, obwohl Chriſt und Prieſter, von Leopardi immer nur mit vieler Sympathie und Bewunderung ſpricht, erzählt, daß er von dem Dichter auf einer kleinen Reiſe, auf der er ihn begleitete, den Bericht ſeiner philoſophiſchen Bekehrung gehört habe; die erſte Anregung dazu ſey ihm von einer Perſon gekommen, die er ſehr bewunderte, einem durch Geiſt und Werke bedeutenden Literaten. Doch von welcher Seite ihm auch die erſte Anregung zum Zweifel gekommen ſeyn mochte, jedenfalls hat Leopardi's Geiſt allein dieſe neue Anſicht in ſich durchgebildet, die für ihn alsbald ein natürlicher und nothwendiger geiſtiger Fortſchritt, eine ſchmerzliche, aber harmoniſche Entwickelung ſeines ganzen Weſens ward.

Dieſer Umſchwung der philoſophiſchen Anſichten Leopardi's, ſo wie ſeine Ermahnungen zu patriotiſchem Erwachen, entfremdeten ihn ſeinem Vater, der ſelbſt ein ausgezeichneter Mann und geiſtreicher Schriftſteller geweſen ſeyn ſoll, ſeinem Sohn aber nicht verzieh, daß er einer anderen Fahne folgte. Dies hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die pekuniären Verhältniſſe des Dichters. Er konnte ſich nicht von dem väterlichen Wohnort, der ihm unerträglich wurde, entfernen, ohne daß ihm die häuslichen Hülfsquellen ſpärlich zugemeſſen oder zuletzt ganz entzogen wurden.

Im Monat Oktober 1822 verließ er auf die dringenden Bitten einiger Freunde zum erſten Mal Recanati und ging nach Rom. Er wurde beauftragt, den Katalog der griechiſchen Handſchriften der Bibliothek Barberini zu entwerfen. Er machte die Bekanntſchaft Niebuhr's, der ihn zu ſchätzen wußte und ihm ſogar eine Anſtellung von dem Kardinal Conſalvi zu verſchaffen ſuchte; aber man ſtellte dafür die Bedingung, daß Leopardi die kirchliche Laufbahn betreten ſollte. Niebuhr verſuchte auch, ſeinen jungen Freund als Profeſſor nach Berlin zu ziehen. In ſeiner zweiten Ausgabe der wiedergefundenen Verſe des Merobaudes, in der er ſeine Bemerkungen benutzte, hat er ſeiner ſehr rühmlich gedacht. „Unter den Gelehrten", ſagt er in der Vorrede, „deren glückliche Konjekturen mir genützt haben, iſt der Graf Giacomo Leopardi, den ich meinen Landsleuten als eine der gegenwärtigen Zierden Italiens und als eine ſeiner ſicherſten Hoffnungen für die Zukunft ankündige." Als er Rom verließ, empfahl er ihn dringend Herrn Bunſen, mit welchem der Dichter eine bleibende Verbindung anknüpfte. Während ſeines Aufenthalts in Rom rückte er in die Effemeride letterarie Romane gelehrte Artikel über den Armenier Philo von Aucher, über die von Mai herausgegebene Republik Cicero's: er gab eine große kritiſche Diſſertation über die Euſebiſche Chronik, die von demſelben unermüdlichen Mai mit Zorab zuſammen herausgegeben worden. Es ſind dies, wie man verſichert, die bedeutendſten unter ſeinen Arbeiten dieſer Art. Dieſer Aufenthalt war übrigens wenig geeignet, ihn von gewiſſen ſchon gefaßten Vorurtheilen und Abneigungen zu heilen. Neben den Genüſſen, die ihm in Rom wurden, erfuhr er eine Menge Verdrießlichkeiten und Verlegenheiten. Namentlich hatte er, wie Paul Louis Courier, mit der Eiferſucht und den Chikanen eines gewiſſen Bibliothekar Manzi zu kämpfen, den er unter der Allegorie des Manzo (Ochſen) in ſatiriſchen Sonnetten gegeißelt hat.

Im Jahre 1824 erſchien in Bologna die erſte Sammlung ſeiner Kanzonen, welche die drei erſten ſchon herausgegebenen und ſieben andere enthielt. Der Dichter war von Rom nach dem aborrito e inabitabile Recanati, wie er es nennt, zurückgekehrt. Da ſeine Geſundheit ſich immer mehr verſchlimmerte und die philologiſchen Studien ihm faſt unmöglich wurden, ſo flößten ihm Schmerz und Einſamkeit verdoppelte Erbitterung und Klage ein: ſeine Poeſie gewann dadurch einen höheren Schwung, und ſein Leiden trug, wie bei ſo vielen Anderen, zu ſeinem Ruhme bei. Für die Hochzeit ſeiner Schweſter Paolina macht er ein heroiſches Hochzeitgedicht, worin die Stelle vorkommt: „Du wirſt Söhne haben, die entweder unglücklich oder niederträchtig ſind; wünſche ſie lieber unglücklich!" In einem pindariſchen Geſang an einen jungen Menſchen, der im Ballonſpiel geſiegt hatte (dieſe Spiele und Siege werden in Italien ſehr gefeiert), geht er ſchnell von dem Glückwunſch zu ſchmerzlichen Betrachtungen über: Die antike Paläſtra war eine Schule des Ruhms; vom Alpheus und den Gefilden von Elis eilte man nach Marathon: aber hier überlebt der Ephebe, der Sieger der Spiele, ſein Vaterland; er hat ſeine Krone, und das Vaterland keine. Die ſchöne Zeit iſt vorüber; Niemand iſt heute mehr ſtolz auf eine ſolche Mutter. Aber du, o junger Menſch, richte deinen Sinn dort hinauf. Wozu iſt unſer Leben gut, als es zu verachten! — Der Geſang „an den Frühling", worin er von der wiederauflebenden Natur das goldene Zeitalter der alten Fabeln wiederverlangt, entwickelt einen Gedanken, den wir ſchon oben angeführt; er beklagt den Verluſt der Illuſionen der Vergangenheit:

„Ach! weil die Hallen des Olymps leer ſind und der blinde Donner den Schrecken jetzt gleich ſehr unter die Schuldigen und Unſchuldigen ſchleudert, weil der vaterländiſche Boden, ſeiner Race entfremdet, nur betrübte Seelen nährt, ſo iſt es an dir, die bitteren Klagen und die unwürdigen Geſchicke der Sterblichen aufzunehmen, o ſchöne Natur, an dir, meinem Geiſt den alten Funken wiederzugeben, wenn anders du lebſt, und wenn es Etwas giebt im Himmel, Etwas auf der fruchtbaren Erde oder im Schooß der Meere, was, wenn nicht mitfühlend bei unſeren Leiden, doch wenigſtens Zuſchauer derſelben iſt!" Der letzte Geſang Sappho's, der mit den düſterſten Farben des Erebus ausgeſtattet iſt, kann unter dieſer antiken Maske für einen Schrei der Seele des Dichters gehalten werden, der zu Zeiten ebenfalls verſucht war, den Lebenskelch von ſich zu ſchleudern. Am intereſſanteſten aber iſt das Stück, welches betitelt iſt „Brutus der Jüngere", weil hier der Schlüſſel der ganzen negativen Philoſophie Leopardi's liegt. Dem Stück geht in der erſten Ausgabe eine Vorrede in Proſa voran, „eine Vergleichung der Gedanken des Brutus und des Theophraſt über den Tod". Bekanntlich rief Brutus, als er im Begriff war, ſich in ſein Schwert zu ſtürzen, nach Dio Caſſius: „O Tugend, du warſt nur ein Name, und ich folgte dir, als ob du eine Wirklichkeit wärеſt; aber du folgteſt dem Glücke." Und der alte Theophraſt, als er, mit Jahren und Ehren überhäuft, im Alter von mehr als hundert Jahren, von ſeinen Schülern ſterbend gefragt wurde, antwortete ihnen mit weniger bekannten, nicht weniger merkwürdigen Worten, deren Sinn der war, daß er nur einem Rauch nachgejagt, und daß er den Ruhm bereue, wie Brutus die Tugend. Tugend und Ruhm aber waren bei den Alten zwei Namen, um daſſelbe ideale Ziel der großen Seelen zu bezeichnen. Gegenwärtig, bemerkt Leopardi, ſind dieſe ſkeptiſchen Worte, dieſe Verleugnungen der edlen Irrthümer, welche unſer Leben verſchönern, ſehr gewöhnlich und ſetzen uns nicht in Verwunderung: der menſchliche Geiſt hat im Lauf der Jahrhunderte die Nichtigkeit der Dinge erkannt. So war es aber bei den Alten nicht, welche gewohnt waren, zu glauben, daß die Dinge Realitäten ſeyen und nicht Schatten, und daß das menſchliche Leben zu etwas Beſſerem als zum Leiden beſtimmt ſey. Leopardi unterſucht nun den Sinn jener ſeltſamen Worte zweier Weiſen. Die des Theophraſt ſind nach ihm noch ſeltſamer, inſofern ſie weniger motivirt ſcheinen. Die des Brutus hält er für den letzten Seufzer des ganzen Alterthums, in dem Moment, wo das Zeitalter der Phantaſie endet. Brutus ſtirbt als der Letzte der Alten, und er ruft der Welt zu, daß er ſich in ſeiner edlen Hoffnung getäuſcht habe. (Schluß folgt.)

Belgien.

Frau Louiſe von Ploennies in Belgien.

Unſere geehrte Mitarbeiterin, Frau v. Ploennies in Darmſtadt, von der wir vor kurzem erſt (Nr. 95 u. ff. des Mag.) ſo gelungene Uebertragungen holländiſcher und vlaemiſcher Dichter mitgetheilt, hat ſeitdem, einer eben ſo freundlichen als dringenden Einladung ihrer vlaemiſchen Freunde folgend, eine Reiſe nach Belgien angetreten, um den Boden ſelbſt mit ſeinen altdeutſchen Baudenkmalen ſo wie mit ſeinem in Sprache und Volksliedern unverlorenen echt germaniſchen Geiſte kennen zu lernen. Den in belgiſchen Blättern darüber enthaltenen Berichten zufolge iſt die Aufnahme, die ſie und ihre Tochter Maria dort gefunden, eine wahrhaft enthuſiaſtiſche geweſen — eine Aufnahme, wie ſie in anderen Ländern wohl fremden Tänzerinnen, Sängerinnen und Virtuoſen, nicht aber auch Sängern und Sängerinnen im edleren Sinne des Wortes — d. h. Dichtern — zu Theil zu werden pflegt. Wahrlich, ein Volk, das ein ſo friſches und lebendiges Gefühl deſſen hat, was ſeine Innerlichkeit und ſeinen Zuſammenhang mit ſtammverwandtem Geiſte ausmacht, verdient nicht mehr als jene Miſchlingsrace bezeichnet zu werden, als welche man in Deutſchland die an die äußerſten Gränzen des deutſchen Meeres verſchlagenen Vlaemingen zu betrachten pflegt. Ehre den Männern in Brüſſel, in Gent, in Antwerpen und in Brügge, die ihren Enthuſiasmus nicht an Entrechats und Triller, nicht an ein frühreifes oder ein forcirtes Virtuoſenthum vergeuden, wohl aber noch begeiſtert für die Erhaltung und Fortbildung ihres von einem fremden Element mit dem Untergange bedrohten Idioms und für deſſen Wiederaufnahme in den ſchweſterlichen Bund der germaniſchen Sprachen und Literaturen ſind.

Unſere Leſer, noch mehr aber vielleicht unſere Leſerinnen, werden gewiß einige nähere Notizen über die der Frau v. Ploennies und ihrer Tochter in Belgien zu Theil gewordenen Ehren mit Intereſſe aufnehmen. Wir theilen daher nachſtehende Zuſammenſtellung aus vlaemiſchen Blättern mit, die uns von einem Freunde der Dichterin aus Darmſtadt zugegangen:

In Gent wohnten Mutter und Tochter einer ihnen zu Ehren veranſtalteten Sitzung der literariſchen Geſellſchaft bei. Es geſchah ihnen dieſelbe Ehre wie vor drei Wochen Uhland. Sie wurden unter lautem Beifallklatſchen zu korreſpondirenden Mitgliedern ernannt. (Gazette van Gent vom 6. September.) Abends wurden ſie mit einer herrlichen Serenade erfreut. Vlaemsch Belgie vom 9. und 10. Sept. bemerkt unter Anderem: „Welche Verdienſte ſich die edelſte der deutſchen Dichterinnen ſchon um unſere Literatur erworben hat, weiß Jedermann. Jetzt aber iſt ſie beſchäftigt, ihrer Wirkſamkeit in Flanderns Literatur die Krone aufzuſetzen durch ein Werk, worin ſie neben biographiſchen Nachrichten über unſere Dichter und Proſaiſten, von jedem derſelben einige Stücke Deutſchland darbieten wird. Um für dieſes Werk Stoffe zu ſammeln, kam ſie in unſere Mitte und erkundet hier an der Quelle die Schöpfungen unſerer Schriftſteller. Wie einflußreich dieſes Werk für uns werden wird, wollen wir hier nicht ausführen und auch nicht, wie viel Dank wir der edlen Frau ſchuldig ſind, ihr, die keine Opfer ſcheute, noch ſcheut, uns ihren Landsleuten auf eine vortheilhafte Weiſe bekannt zu machen. Fräulein Maria von Ploennies, fromm und liebenswürdig, wie ihre geiſtreiche Mutter, zeigt dieſelbe Liebe für unſere Literatur, und wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir in ihr ein nicht minder erhabenes Talent zu finden bekennen, als in ihrer Mutter. Ihre Ueberſetzungen von vlaemiſchen Gedichten, und beſonders von unſerem Dautzenberg, ſind unübertrefflich und können nicht verfehlen, den tiefſten und vortheilhafteſten Eindruck zu machen. Alle Ehre dieſer

echt germanischen Frau, und diesem würdigen deutschen Mädchen! Durch sie wurde uns eine Ehre, die noch keiner Literatur der heutigen Zeit zufiel, so wenig der vielverschlungenen von Frankreich, als der reichen von England oder der hochgachteten von Italien und Spanien. Möge ihre Reise durch Flanderns Städte einem Triumphzuge gleichen und möge jeder sich beeifern, das Seine redlich beizutragen zur Vollendung ihres großen Werkes." — In Brüssel (Vlaemsch Belgie vom 15. Sept.) wurden Mutter und Tochter bei ihrer Ankunft von einer zahlreichen Gesellschaft Literaten begrüßt. Conscience und van Kerkhoven waren von Antwerpen gekommen, um sie in Belgiens Hauptstadt zu bewillkommnen. Außer ihnen waren die Herren Delecourt, de Laet, Van der Velden, Sleeckx, Van der Voort und die deutschen Freunde Dr. Karl Andre, Dr. Ernst Weiden und Dr. Cohen-Honeck anwesend. Im Hause des Verfassers des „Hauses von Wesenbeke" fand ein glänzendes Festmahl statt, wobei die größte Herzlichkeit herrschte und verschiedene bedeutungsvolle Toaste ausgebracht wurden. Vlaemsch Belgie vom 18. Sept. berichtet weiter: „Am Sonntage wurde der Gesellschaft für niederdeutsche Literatur zu Brüssel eine Ehre zu Theil, wie ihr bis jetzt noch keine geworden war. Gleich nach Ankunft der Frau v. Ploennies in unserer Stadt erhielt dieselbe eine Einladung, einer außerordentlichen ihr zu Ehren veranstalteten Versammlung der Gesellschaft beizuwohnen. Die Dichterin versprach zu kommen, und wurde nebst ihrer Tochter oben an der großen Treppe des Provinzial-Regierungs-Gebäudes durch den Präsidenten, Herrn de Jonghe, und den Schatzmeister, Herrn Pieters, bewillkommnet und in den prächtigen Saal geleitet. Hier eröffnete der Secretair, Herr M. Vandervoort, die Sitzung mit einer sehr passenden und kräftigen Rede, worin er der Gesellschaft mittheilte, daß der Ausschuß in einer geheimen Sitzung am vorhergehenden Tage die Baroneß v. Ploennies nebst ihrer Fräulein Tochter zu Ehrenmitgliedern ernannt habe. Dieser Beschluß des Ausschusses wurde von der außerordentlich zahlreichen Versammlung mit einem donnernden Applaus begrüßt, und der Jubel steigerte sich noch, als die beiden Damen tief gerührt die Diplome nebst den Schriften der Gesellschaft entgegen nahmen und dem Präsidenten ihren tiefgefühlten Dank bezeigten. Herr G. J. Dodd schloß die Sitzung mit einem Gedichte an die ausgezeichneten Damen. Unter wiederholten Bezeigungen ihres herzlichsten Dankes für den glänzenden Empfang, der ihnen in der Gesellschaft zu Theil geworden war, verließen die beiden Damen den Saal, bis zum großen Ausgangsthore durch den Herrn Präsidenten und Herrn Schatzmeister begleitet. Niemals wird die Gesellschaft diese Versammlung vergessen. Außer ihren öffentlichen jährlichen allgemeinen Versammlungen hat sie noch keine gehalten, die so schön, so glänzend, so ihrer würdig war." — (Nun folgt das Gedicht mit der Ueberschrift: „Willkommen an die Baroneß von Ploennies und ihre edle Tochter Maria.") — In Antwerpen (Journal d'Anvers und Vlaemsch Belgie) war die Aufnahme wahrhaft großartig und begeisternd. Die Sitzung, welche dort von der literarischen Gesellschaft ihnen zu Ehren gehalten wurde, bestand aus 84 Personen, Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern ꝛc. Auch der berühmte belgische Maler Wappers war darunter und man nahm Mutter und Tochter mit schallendem Händeklatschen in die Zahl der Mitglieder auf. Nach dem Schlusse der Sitzung wurden denselben die Literaten vorgestellt. Als sie beim Abschiede durch den Saal gingen, erschallte ein abermaliges Beifallklatschen. Im Gasthofe angelangt, kamen der Präsident und mehrere Mitglieder, um den Damen nochmals für die Ehre zu danken und ihnen Lebewohl zu sagen. — Aehnlich war es in Brügge. Die Festlichkeiten endigten dort mit einem Tableau, griechischem Feuer und feierlicher Ueberreichung der Diplome durch weißgekleidete Kinder. — Beide Damen sind bis jetzt in sechs gelehrte Gesellschaften aufgenommen worden und erhielten Diplome von der Gesellschaft für flamändische Literatur zu Gent mit dem Motto: „Die Sprache ist ganz das Volk" unterm 4. Sept. d. J.; von der niederdeutschen Sprach- und Literatur-Gesellschaft zu Brüssel unterm 15. Sept.; von der Antwerpener Gesellschaft „der Oelzweig", mit dem Motto: „Labore et Constantia" unterm 18. Sept.; von der Gesellschaft der Freunde der dramatischen Kunst und Literatur zu Brügge unterm 29. Sept. u. s. w. u. s. w. — Ueberall wurden denselben Gedichte überreicht, welche die wärmste Verehrung und höchste Begeisterung ausdrücken, große Assembleen, musikalische Abend-Unterhaltungen veranstaltet ꝛc. In Gent wurden mehrere Vorstellungen in vlaemischen Theatern mit festlicher Beleuchtung des Hauses den Damen zu Ehren gegeben. Als dieselben in der königlichen Loge erschienen, spielte man das Lied: „Wo kann man besser seyn, als unter den Seinigen." Diese Ehre widerfährt sonst nur dem Könige oder dem Gouverneur. Alle Blicke waren auf die Loge gerichtet und ein lautes Beifallklatschen beschloß das Lied. Dann verlas der Präsident auf der Bühne zwei an die Damen gerichtete Gedichte. Im Zwischenact wurden dieselben in einen Saal geführt, gefolgt von allen Schriftstellern, welche hinter ihren Stühlen gestanden hatten. Der Saal bot einen höchst überraschenden Anblick dar; er war mit Blumen, namentlich Rosen, reich bestreut und es wurde den Damen nebst den herrlichsten, aus den seltensten Blumen zusammengesetzten Bouquets der „Ehrenwein" geboten. Sie mußten sich in die Pracht-Albums der ersten und zweiten vlaemischen Theatergesellschaft einzeichnen neben die Handzeichen der königlichen Familie und des Gouverneurs, und man will die Unterschriften mit ihrem kolorirten Wappen verzieren. — Bereits hat man auch viele Originalgedichte der Frau Louise von Ploennies ins Holländische, Vlaemische, Französische und Englische übersetzt. — Ihre Werke über belgische und holländische Literatur werden im Verlag Duncker's zu Berlin erscheinen. — Wir schließen den Artikel mit den Worten, welche in der Sitzung zu Brüssel (Vlaemsch Belgie vom 18. Sept.) an die Damen gerichtet und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden: „Möchte sich die Gesellschaft immer so bereit zeigen, wo es gilt, wohlverdienten Ruhm anzuerkennen und beizutragen, das Band zwischen Deutschland und Belgien immer fester zu schlingen."

Mannigfaltiges.

— **Heiberg's dramatische Schriften.** Von J. L. Heiberg, dem dänischen Philosophen und Lustspieldichter, besitzt die deutsche Literatur zwar schon Einiges, was er selbst in deutscher Sprache abgefaßt *), doch sind dies nur Schriften auf wissenschaftlichem Gebiete, während er als Dichter bisher noch ganz unbekannt in Deutschland geblieben. Dem ist aber nunmehr abgeholfen durch die kürzlich bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen ausgewählten dramatischen Schriften von J. L. Heiberg, übersetzt von Prof. Dr. L. L. Kannengießer. Die uns vorliegenden beiden Theile enthalten: 1) Ein Abenteuer im Rosenborger Garten. 2) Die Elfen, und 3) Fata Morgana. Wir müssen gestehen, daß wir diese Auswahl nicht eben für eine glückliche halten. Das erste ist eine kleine Oper, deren Text weder poetischen noch geistvollen ist, als viele andere Operntexte, die heutzutage geschrieben werden, und die beiden anderen Stücke sind romantischer Natur, Dramen à la Phantasus, deren Zeit jedoch bekanntlich vorüber, wenn auch eines derselben künstlich gestiefelt und gespornt über die Breiter geschritten ist.

— **Das gelehrte Italien.** Unter dem Titel L'Italia scientifica contemporanea hat Herr Ignazio Cantù in Mailand eine Sammlung biographischer und kritischer Notizen über die auf den bisherigen fünf italiänischen Naturforscher-Kongressen versammelt gewesenen Gelehrten seines Vaterlandes herausgegeben. Die leistungsfähigen wissenschaftlichen Köpfe sind, wie man sich durch dieses Buch überzeugen kann, zahlreicher in Italien, als man gewöhnlich annimmt; die Naturwissenschaften sind aber auch das einzige Feld, auf welches sich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge der forschungslustige Geist in Italien werfen kann, während ihm jedes andere Gebiet der Kritik so gut wie verschlossen ist. Vergleicht man mit Italien eine gewisse Gegend Deutschlands, in welcher ähnliche Verhältnisse obwalten, so wird allerdings der Vortheil, d. h. die größere Menge schöpferischer und auf die Mitwelt einwirkender Geister, auf italiänischer Seite seyn.

— **Berühmte Bäume.** In Messina ist kürzlich eine „Geschichte berühmter Bäume" erschienen, als deren Verfasser der Abbate Carmelo Allegra genannt ist. Der berühmteste Baum ist unstreitig der des Paradieses, der allen Adamskindern das Leben kostet, doch so weit hinauf scheint der Herr Abbate nicht gestiegen zu seyn, wiewohl die „Zedern des Libanon" in seiner Schrift schon vorkommen. Nicht minder spielt darin der „Kastanienbaum des Aetna" (Castagno dei cento cavalli) eine bedeutende Rolle; was man jedoch weniger in dieser Schrift suchen dürfte, ist, daß der italiänische Autor auch „Hagedorn's", so wie „Klopstock's Linde" und „Rousseau's Eiche" ꝛc. nicht vergessen hat. Ob auch die berühmte „Lutherseiche", die vor einigen Jahren vom Blitz getroffen und deren Holz seitdem als Material zu kleinen, geweihten Erinnerungen an den Reformator verwandt wurde, in der Schrift vorkömmt, wissen wir nicht zu sagen.

— **Gottesdienst der russischen Gefangenen.** In Moskau werden allmonatlich aus dreiundzwanzig Gouvernements die Gefangenen versammelt, die wegen gemeiner Verbrechen nach Sibirien deportirt werden sollen. Diese Unglücklichen waren bisher von der Wohlthat des Gottesdienstes ausgeschlossen, da Verurtheilte, nach der Ansicht der griechischen Kirche, das Gotteshaus verunreinigen. Kürzlich aber hat man in dem Stadttheile Moskau's, in welchem jene Gefangenen aufbewahrt werden, eine Kirche gebaut, bei deren Einweihung der Metropolit Philaretes, ein frommer und milder Greis, es wagte, für die aus der bürgerlichen und religiösen Gemeinschaft Ausgestoßenen das Wort zu nehmen. Er beantragte, daß die Gefangenen von nun an die Kirche betreten und aus der Ferne dem Gottesdienst zuhören dürfen. Der Metropolit hatte nöthig, sich für diese Abweichung von einem alten, durch Gesetz und Kanon begünstigten Gebrauch zu rechtfertigen, und that dies, indem er folgende glücklich gewählte Worte aus der Apostelgeschichte seiner Rede voranschickte: „Und der Kerkermeister warf Paulus und Silas ins Gefängniß und legte ihre Füße in den Stock; um Mitternacht aber beteten sie und lobten Gott, und es hörten sie die Gefangenen." Im Verlauf der Rede erinnerte der Erzbischof daran, daß Christus selbst, indem er zu den Menschen herabstieg, zu Sündern gekommen und zwischen zwei Missethätern am Kreuze gestorben sey. — Man darf in diesen Worten der Milde eine reformatorische Idee begrüßen, die aus dem Bewußtseyn hervorging, daß es die wesentliche Aufgabe der Kirche ist, den Verbrecher, den die Gesellschaft von sich stößt, in ihren Schoß aufzunehmen. Denn in Rußland, wo die Ehrfurcht vor den Befehlen des Kaisers und seiner Vertreter so fest im Volke wurzelt, ist das Interesse für die Verurtheilten nicht, wie in Spanien oder Italien, der Ausdruck einer Abneigung gegen das Gesetz. Man denkt dort nicht daran, die Gefangenen als Märtyrer zu betrachten, die der Ungerechtigkeit der Regierung zum Opfer fallen.

*) Namentlich seine „Formenlehre der dänischen Sprache" (Kiel, 1823) und seine „Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschläger's mythischen Dichtungen dargestellt" (Schleswig, 1827).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 2. November 1844.

Frankreich.

Die Sparkassen, mit besonderer Rücksicht auf die in Paris.

Der wahre Ursprung der Sparkassen ist in England oder, genauer, in Schottland zu suchen. Die Schweiz vindizirt sich zwar die Ehre, das erste Institut dieser Art gegründet zu haben, indeß nahm das Ausland von den dort seit lange etablirten Sparkassen keine Notiz, da sie auf einem Prinzip beruhten, das sich die allgemeine Geltung nicht verschaffen konnte. Im Jahre 1816 wurde die Londoner, 1818 die Pariser Sparkasse errichtet. Man wollte dadurch den ärmsten Klassen der Gesellschaft Gelegenheit geben, ihre kleinen Ersparnisse sicher und sogar mit Vortheil aufzubewahren, indem man ihnen einen billigen monatlichen Zins bewilligte und ihnen freistellte, ihr Geld ganz oder theilweise, und zu welcher Zeit es ihnen beliebte, zurückzunehmen. In Edinburg, das die größte Sparkasse im britischen Reiche hat, nimmt man jede Einlage von einem Shilling bis zu zehn Pfund an. Man sammelt die einzelnen Einlagen so lange, bis sie zu einem Kapital von zehn Pfund angewachsen sind, und deponirt sie dann bei einem sicheren Handelshause. So geschah es, daß Manche, die zwanzig Jahre hindurch wöchentlich zwei Shilling einlegten, nach Verlauf dieser Zeit mit den Zinsen 157 Pfd. Sterl. (über 1000 Thlr.) gesammelt hatten.

Die Pariser Sparkasse datirt vom 15. November 1818 und verdankt ihren Ursprung einer Vereinigung von Banquiers, an deren Spitze Benjamin Delessert und der Herzog von Larochefoucauld standen. Diese Herren fanden indeß durchaus nicht die Unterstützung der Regierung, die sie erwartet hatten, und während sich in England die Sparkassen zu Hunderten vermehrten, existirten ihrer beim Ausbruch der Juli-Revolution in Frankreich kaum zehn. So lange nämlich die Lotterie bestand, konnte das neue Institut keinen rechten Aufschwung nehmen. Die Lotterie beruht auf dem natürlichen Gefühle der Hoffnung, aus dem die Theologen eine gottgefällige Tugend, die Phrenologen einen Theil des Gehirns machen. Als der Glaube an ein Paradies zu verlöschen anfing, versetzte die menschliche Gesellschaft das erwartete bessere Leben in diese Welt und gab in der Lotterie der Versetzung ein weites Feld, zu Gunsten der gedrückten Armuth mit ihrer Hülfe zu interveniren. Das Volk sah, bestochen durch die Möglichkeit eines Gewinnes, dieses Institut für ein Glück an, und, in der That, auch Poesie, die Poesie der Märchen, liegt in dieser Hoffnung auf einen plötzlichen Schicksalswechsel. Aber dieselbe verschlang die Ersparnisse der Armen und gewährte kaum unter Tausenden Einem einen Ersatz; darum hob die Juli-Revolution die Vertreterin der rationellen Sorge für die materiellen Interessen, die Lotterie, auf. Von nun an kam Leben in das französische Sparkassenwesen. Diese große Sparbüchse für alle Welt ist zwar prosaisch genug, und es war schöner auf Erden, als man sich die Lilie zum Muster nahm, die in ihrem Kleide prangte und es doch nicht gewebt hatte, und die Vöglein, die nicht säeten und ärndteten und doch ernährt wurden; aber wer sieht nicht auf dem Banner unseres Jahrhunderts, dem wir folgen müssen, die Anweisung auf die eigene Thätigkeit?

Sogar der Papst entzog sich dem Einflusse der ökonomischen Ideen nicht und empfahl seinen Staaten die Errichtung einer Sparkasse als heilsam für die guten Sitten. Und so nahmen fast alle Regierungen ein Institut an, das ihnen half, gegen den Geist der Unordnung und das Elend der arbeitenden Klassen anzukämpfen. Sonst, wenn gute Zeit war und es viel zu thun gab, was that der Arbeiter? Er war lustig und guter Dinge und vertrank sein übriges Geld in der Schenke. Wenn aber die Zeit des Feierns kam und Hunger und Kälte seiner warteten, dann versetzte er seine Wäsche, verkaufte seine Möbel, um Brod und Holz zu haben. Jetzt fangen sogar die Publizisten an, sich über den moralischen Erfolg der Sparkassen zu beunruhigen, die, meinen sie, indem sie die Massen vorsorglich machen, den Egoismus in ihnen erwecken. In der That begegnet man im Volke jetzt seltener jener gegenseitigen, uneigennützigen Mildthätigkeit, die Beranger bewegte, zu singen: Vivent les gueux, ils s'aiment entre eux! Indeß ist es ungerecht, die Sparkassen für den überhandnehmenden Eigennutz verantwortlich machen zu wollen; sie sind nur eine Folge und ein Ausdruck desselben.

Indem man die arbeitende Klasse aufmunterte, für die Zukunft zu sammeln, zeigte man ihr den Weg, wie sie ohne Raub und Rebellion in den Besitz ihrer politischen Rechte kommen könne. Ein großes, mit Energie durchgeführtes Sparungs-System muß endlich den Lohnarbeiter zum Handwerker, den Proletarier zum Eigenthümer seiner Arbeits-Instrumente machen. Die Regierung darf vor diesem Fortschritt nicht zurückschrecken, sondern muß ihn fördern. Nur wenn alle Unterthanen glücklich sind, darf sich ein Staat kräftig nennen. An die Stelle des naiven Vertrauens, das den Menschen in Ungewißheit über sein Schicksal ließ, muß die soziale Vorsorge treten, deren thätige und sichtbare Hand leitend über allen Existenzen schweben soll. Mehr aber, als jedes andere Institut, scheint uns die Sparkasse dazu geschaffen, den Geist der Ordnung und Zuversicht in die Familien zu säen. Ein alter Vater wird ruhig ins Grab steigen, wenn er weiß, daß durch seine erübrigten Thaler ein Theil der Gefahren und Versuchungen, die seiner Söhne und Töchter warten, abgewendet ist. So wird die Erblichkeit des Elends und des Verbrechens aufhören und nicht länger die Regierungen beunruhigen. Aber nicht nur das offizielle, in die Armen-Listen eingetragene Elend, auch die verschämte, stolze Armuth findet in der Sparkasse einen Nothanker, und selbst die kleinen Kaufleute, deren Vermögen so vielen Wechselfällen ausgesetzt ist, werden gern von ihr Gebrauch machen.

Wir kehren zur Geschichte der Pariser Sparkasse zurück. Ein Gesetz vom Juni 1835 überwies dem Schatze die Verwendung der deponirten Gelder. Das Reglement desselben aber brachte zuwege, daß große Summen unthätig liegen blieben. Daher gingen 1837 die Gelder der Sparkasse in die Depositen-Kasse über, die freier über ihre Kapitalien schalten darf; indeß blieben auch hier viele Tausende unbenutzt, als der Cours der Staatspapiere so hoch stieg, daß sie nicht mehr den Zins der Sparkassengelder (4 pCt.) trugen. So wurden dem Handel große Fonds entzogen, ohne daß dieselben auf andere Weise wären flüssig gemacht worden, während es Nothwendigkeit ist, daß das Geld in einem Staate zirkulire und reagire, wie das Blut im Körper. Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, geht man damit um, von dem Sparkassen-Gelde nächstens 150 Mill. Fr. auf vortheilhafte Weise anzulegen.

In den letzten fünf Jahren wuchsen die deponirten Summen um 41 Mill. Francs. Wenn sich dieselben durch zwölf Jahre in diesem Verhältniß vergrößerten, so würde sich über eine Milliarde ansammeln. Leider erregt dieser glückliche Fortgang große Besorgnisse. Es entstehe eine politische Krise, sogleich würden die 360 Mill., die jetzt in den französischen Sparkassen deponirt sind, zurückgefordert werden. Als 1840 der Krieg drohte und Unruhe in die Gemüther brachte, betrugen die Rückforderungen im September 400,000, im Oktober 4 Mill. Fr. Was würde nun bei wirklicher Gefahr geschehen? Wenn das Volk unruhig vor den Thüren des Sparkassen-Gebäudes lagerte und stürmisch sein Geld verlangte, der Staat aber unter dem Druck der nothwendigen Kriegs-Ausgaben mit leeren Händen dastände, was resultirte aus dieser unvermeidlichen Verlegenheit? Für die Deponenten ein schrecklicher Verlust, für den Staat ein Bankerott. Ganz neuerdings ist eine Kommission zusammengetreten, um zu berathen, wie man den Gefahren einer plötzlichen bedeutenden Rückforderung entgehen könnte.

Bis zum Jahre 1841 benutzte die Sparkasse einen Flügel des Bankgebäudes, aber die täglich wachsende Menge ihrer Geschäfte nöthigte sie, ein bedeutendes Grundstück zu kaufen, das sie mit 460,000 Fr. bezahlte. Es liegt in der Straße Coq-Héron und besteht aus einem Quergebäude und zwei Seitenflügeln. In diesem Hotel wohnten vor längerer Zeit die Banquiers Gebrüder Enfantin. Eben da also, wo der Apostel des Saint-Simonismus, der zur Erlösung der arbeitenden Klassen gekommen zu seyn versprach, seine Jugend verlebte, thront jetzt eine der philanthropischsten Institutionen des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Einrichtung der Geschäfte und die Raschheit der Expedition sind meisterhaft und der umsichtigen Leitung des Direktors Agathon Prevost zu verdanken. Diese Ordnung ist aber auch nöthig, wenn man bedenkt, daß wöchentlich ein Umsatz von einer Million Fr. stattfindet, wozu mehr als 6000 Personen gehören. — Damit es den Arbeitern durch einen langen, zeitraubenden Weg nicht verleidet werde, ihre Ersparnisse anzulegen, sind bei den Mairieen der verschiedenen Arrondissements Annahme-Comtoire errichtet worden. Die besuchtesten dieser Comtoire sind die in der Vorstadt St. Antoine und in den Vierteln St. Denis und St. Martin. Hier wohnen die meisten Arbeiter. Nächst diesen sind die wichtigsten in den Straßen Grenelle-Saint-Germain und Anjou, wo man besonders zahlreich Dienstboten sieht. Hier sind die Einlagen sehr bedeutend, da jene Personen nicht für Nahrung und Wohnung zu sorgen haben, daher leichter Ersparungen machen können. Das Meiste wird hier im Januar deponirt, was wohl von den Weihnachts- und Neujahr-Geschenken herrühren mag. Im Januar dieses Jahres betrugen die Einlagen 4,906,000 Fr. Lange Zeit glaubte man, daß die zahlreichsten Besucher der Sparkasse aus der dienenden Klasse wären. Wir würden es bedauern, denn diese meistens trägen und käuflichen Leute verdienen am wenigsten unseren Schutz und mögen durch Sparkassen noch eigen-

nützliger und vielleicht wirkliche Diebe werden. Indeß war nur zu Anfange des Sparkassen-Instituts das Uebergewicht unter den Theilnehmenden auf Seite der Dienstboten; seit die Anstalt unter den Arbeitern immer populairer wurde, ist ihre Anzahl auf ein Fünftel der Masse gefallen. Die Zahl der eingeschriebenen Arbeiter beträgt jetzt 90,000, die der Domestiken 34,000. Die Arbeiter haben Zeit gebraucht, ehe sie sich zur Sparsamkeit entschlossen oder ihr Mißtrauen gegen das neue, Gewinn versprechende Institut ablegten. Aber die Leute, die sich sogenannte Pechethaler in die Kleider nähen, werden täglich seltener; auch sehen sie ein, daß ihr Geld in einem königlichen Gebäude sicherer ist, als in ihrem Hause, und so geschieht es, daß die Sparkasse ihren Zweck erreicht und den Proletariern auf die friedlichste Weise von der Welt ein Vermögen verschafft.

Dieser Zweck aber würde noch besser erreicht werden, wenn die Sparkassen nicht nur eine Aufmunterung, sondern auch ein Sporn zur Sparsamkeit wären. In England, dem klassischen Boden des Egoismus, bewilligt der Staat jedem sechzigjährigen Arbeiter, der seit dreißig Jahren wöchentlich drei Shilling in der Sparkasse deponirte, eine lebenslängliche Pension von 20 Pfund. In Frankreich existiren keine dergleichen Prämien. Dabei sind die gegebenen Interessen gering, denn von den vier Prozent, die bewilligt sind, wird noch, freilich mit gutem Rechte, für die Verwaltungskosten ¼ pCt. abgezogen. Es ist der niedrige Zinsfuß überhaupt auffallend, wenn man bedenkt, daß der Staat in seinen Leihhäusern 13% von denselben Leuten nimmt, denen er für das ihm von ihnen geliehene Geld nur 4% giebt. Natürlich darf nicht verkannt werden, daß die Lasten des französischen Schatzes zu groß sind, als daß ihm ein bedeutendes Geschenk an die Sparkasse nicht schwer werden sollte; aber wenn es wahr ist, was B. Delessert behauptet, daß nicht Einer von den Deponenten der Sparkassen von den Tribunalen wäre verurtheilt worden, so möchte der Staat die auf jene Gratification verwendete Summe an Polizei-, Gerichts- und Gefängnißkosten ersparen. Eine Regierung erkauft die Moral ihrer Unterthanen nie zu theuer, und jeder Groschen, jeder Pfennig, der in die Sparkasse getragen wird, ist eine Trophäe, die ein Arbeiter im Kampfe mit sich selbst errungen und die ihm oft entgehen könnte, wenn sein Muth nicht von Außen her gestählt wird. Der Mangel an Prämien hat auch noch einen anderen Uebelstand zur Folge. Man denke an die vielen Industrieritter, die, wie kürzlich bei den Eisenbahn-Actien geschehen ist, den kleinen Kapitalen nachspüren und sie den Leuten durch Vorspiegelung glänzender Gewinne herauslocken. Es wäre leicht möglich, daß sich die armen Arbeiter mit ihrem im Schweiße des Angesichts erübrigten Gelde solchen Menschen in die Arme werfen, zumal sie bei dem geringen Zinsfuße, wenn sie von der Sparkasse Gebrauch machen, gar nicht an den Gewinn, sondern nur an die Sicherheit denken, die dieselbe ihnen gewährt.

Aus den offiziellen Berichten der Pariser Sparkasse geht hervor, daß die Frauen mehr Einlagen in dieselben machen als die Männer, obgleich ihr Salair geringer ist, als das der Letzteren. Sogar die Grisetten, deren Weisheit es so lange Zeit gewesen war, keine Sorge in sich aufkommen zu lassen, sind zu dem Instinkte der Ordnung und Sparsamkeit zurückgekehrt, der ihrem Geschlechte eigen ist. Der Bericht zeigt ferner, daß, je mehr man in die tiefsten Schichten der Gesellschaft hinabsteigt, desto zahlreicher die Depositа werden. So z. B. sind nur ein Sohn eines Pairs von Frankreich und fünf Beamte eingetragen, während 846 Schuhmacher-Gesellen mit einer Summe von 134,499 Fr. auf der Liste stehen. Neben ihnen figuriren 570 Tagelöhner und 135 Droschkenkutscher. Auch 19 Bildhauer, 41 dramatische Künstler, 110 Maler, 27 Gelehrte und 71 Studenten des Rechts werden aufgezählt. Aus der Klasse der Publizisten, die doch auch unter die gefährlichen gehören soll, wird nur ein einziges Individuum mit einer Einlage von 100 Fr. erwähnt. Aus der Zahl der Domestiken heben wir 234 Portiers mit 71,833 und 214 Portièren mit 43,256 Fr. heraus. Unter den arbeitenden Frauen nennen wir 1399 Näherinnen, die im vergangenen Jahre 212,696 Fr. deponirt haben. In diese Rubrik mögen sich auch die Frauenzimmer von zweideutigem Gewerbe haben einregistriren lassen. Auch die Soldaten sind nicht zurückgeblieben, und selbst der geringste Sold hat dem Institute seinen Tribut abgetragen. Dazu kommt, daß die Ersatzmänner, die bisher die lüderlichsten und unbrauchbarsten Soldaten waren und in der ganzen Armee fast für gebrandmarkt galten, manche Begünstigung genießen, wenn sie ihre Ersatzgelder in der Sparkasse deponiren. So geschah es, daß ein ehrlicher Bretagner, der sich zweimal für einen Anderen hatte anwerben lassen, mit einer Summe von 3000 Fr. nach Hause zurückkehrte, die in seiner Heimat schon ein Vermögen ist. Indeß wird auch mit diesen Depositen Unfug getrieben. Da sie die Soldaten nicht vor dem Schlusse ihrer Dienstzeit erheben dürfen, finden sich Leute, die ihnen bei einer Flasche Wein ihre Anweisungen auf die Sparkasse für ein Drittel das Werthes ablocken. Diesem Mißbrauch ist noch nicht hinlänglich vorgebaut.

Man hat den Renten-, Lebensversicherungs- und anderen Anstalten, die der moderne Geist der Association und Oekonomie hervorgerufen hat, den Vorzug vor den Sparkassen gegeben; aber man übersieht, daß sie dasselbe, wie diese, nur in größerem Maßstabe, leisten und eigentlich mit ihnen verbunden seyn sollten. Ueberhaupt müßten die Sparkassen danach streben, einmal Banken für die Arbeiter zu werden, aus denen dieselben unter gewissen Bedingungen ein Betriebskapital entnehmen könnten. Bisher waren sie nur passiv, sie sammelten die Früchte der Ersparnisse; sie sollen aber auch dahin wirken, daß die Ersparnisse möglich sind. Wer die Lage der arbeitenden Klassen kennt, weiß, daß von den 2 Fr., die durchschnittlich täglich verdient werden, das Leihamt, bei dem die Kleider, Betten und Werkzeuge versetzt sind, oft die Hälfte bekommt. Wie sollen sich solche Leute aus dem Schlamme herausarbeiten? Die Sparkasse muß ihnen zu Hülfe kommen. Die Armen müssen wissen, daß sie nicht verlassen sind; die kleine Anleihe, für welche sich hinlängliche Garantiern erfinden lassen, würde sie hoffnungsvoll und ordentlich machen und vor Verzweiflung und Laster bewahren. Das Vertrauen, das man ihnen schenkte, würde sie in ihren eigenen Augen erheben, und einen Menschen erheben, heißt ihn bereichern.

Eine sehr wünschenswerthe Verbesserung wäre es noch, wenn die Sparkassen mit den Leihhäusern verbunden würden. Dies ließe sich ausführen, wenn man die Zinsen für ein geliehenes Kapital ermäßigte und mit der Zeit ganz unterdrückte. Es ist dies durchaus kein frommer Traum. Herr Felix de Biville, Direktor beider Institute in Metz, hat diese Vereinigung bereits zu Stande gebracht und, wie seine Berichte zeigen, glänzende Resultate daraus erlangt.

Italien.

Leben und Meinungen des Dichters Leopardi.

(Schluß.)

Unsere Zeit hat noch andere Dichter und Maler der Verzweiflung gesehen: Byron, Shelley, Oberman. Diese drei Namen repräsentiren die drei Nüancen des Unglaubens, des Skeptizismus und Spinozismus. Shelley neigt sich mehr dem Spinozismus zu, den er verschönert und mit den reichsten Farben bekleidet. Oberman, der jedem Rausche fremd ist, sieht die ganze Welt in einem trüben Grau. Byron, der so gern zum Antiken zurückkehrt, hat am meisten Aehnlichkeit mit Leopardi. Aber Leopardi unterscheidet sich dadurch von ihm, daß er dazu geboren war, um wirklich ein Alter zu seyn, ein Mann des heroischen Griechenlands oder des freien Roms. Er glaubte, daß nur dort der Mensch eine natürliche Ansicht der Dinge gehabt, daß sich nur dort seine Fähigkeiten naturgemäß entwickelten.

Leopardi theilte die Jahre 1825—1826 zwischen Mailand und Bologna. Durch die Strenge seines Vaters gezwungen, von seiner Feder zu leben, ließ er eine Ausgabe der Verse des Petrarka mit Kommentar erscheinen, dann eine italiänische Chrestomathie in zwei Bänden. Die Leser Petrarka's können keinen besseren Führer in diesem Labyrinth wünschen; er spottet darin über den großen Haufen der italiänischen Literaten, die nie so weit hinaufzugehen pflegten.

Von 1826—1831 brachte er den größten Theil seiner Zeit in Florenz zu, wo er an der Redaction der Anthologie theilnahm. Umgeben von einer ausgewählten Gesellschaft bewährter Freunde, würde er sich hier einigermaßen glücklich gefühlt haben, wenn seine Schwäche nicht zugenommen hätte. Im Jahre 1827 gab er seine gesammelten „moralischen Abhandlungen" (*Operette morali*) heraus, von denen die meisten schon in verschiedenen Journalen erschienen waren. Leopardi erscheint uns hier in einem neuen Lichte: der große Moralist, der in jedem großen Dichter steckt, tritt hier unter den verschiedensten pikanten Formen hervor. Was den Inhalt betrifft, so reiht er sich durch die tiefe und bittere Ironie den Schriften Lucian's, Swift's und Voltaire's an. Man wird an mehr als einer Stelle an die Contes philosophiques und an Candide erinnert; doch ist er ernster als Voltaire, selbst wenn er scherzt, und dann geht er bis zur letzten Konsequenz. Man kann sagen, daß Voltaire's Deismus eine Inkonsequenz und oft eine Ironie mehr ist. Leopardi hat das Unglück, in einem Skeptizismus ohne Schranken zu wohnen. Er gehört zu der Zahl derer, die die menschliche Illusion nach allen Seiten zerlegt und durchschaut zu haben glauben. Einer von den originellsten Dialogen ist der zwischen Rupsch und seinen Mumien. Dieser große Anatom wird eines Nachts durch das Geräusch der Todten seines Laboratoriums aufgeweckt, welche ins Leben zurückgekehrt sind, einen Rundtanz aufführen und im Chor eine Hymne an ihren großen Patron, den Tod, singen: mit dieser Hymne in Versen beginnt der Dialog. Der erwachte Rupsch blickt durch die Spalten der Thür und hat einen Moment kalten Schweißes trotz aller seiner Philosophie; doch tritt er ein: „Meine Kinder, was für ein Spiel spielt ihr da? habt ihr denn vergessen, daß ihr Todte seyd? was bedeutet dieser Lärm? Sollte vielleicht der Besuch des Zaren *) euch in den Kopf gestiegen seyn, und glaubt ihr, nun nicht mehr denselben Gesetzen wie früher gehorchen zu müssen? . . . ." Und einer von den Todten belehrt ihn, daß diese kleine Auferstehung nichts zu sagen habe, daß es die erste Feier des großen mathematischen Jahres sey, die in diesem Augenblick vor sich gehe, und daß die Todten von diesem seltenen periodischen Sabbath nur noch eine Viertelstunde zu genießen haben. Rupsch benutzt dies, um sie über so viele Dinge zu fragen, die sie besser wissen müssen als die Lebenden, und die Viertelstunde ist bald verflossen, selbst für den Philosophen etwas zu schnell und noch ehe alle seine Fragen beantwortet sind. In dem Dialog, der überschrieben ist „Parini, oder vom Ruhm", legt Leopardi dem weisen Dichter Parini, unter der Form von Rathschlägen an einen jungen Mann, seine eigenen Betrachtungen in den Mund, welche gleichsam eine Ausführung der Worte Theophrast's sind. Aber nachdem er alle Eitelkeiten des Ruhms, eine nach der anderen, zerstört, nachdem er seine ganze Nichtigkeit aufgezeigt, so schließt Parini nichtsdestoweniger, daß man seinem Ruf als Schriftsteller, wenn man einen solchen hat, treu bleiben und, was es auch koste, seinem Geschick mit starker und großer Seele folgen müsse. — Unter dem Titel: „Merkwürdige Aussprüche des Philipp Ottonieri" giebt uns Leopardi sein eigenes sokratisches Portrait, seine eigenen praktischen Maximen. Das Ganze resumirt sich in folgender Grabschrift, die Ottonieri für sich selbst

*) Peter der Große hatte bei seinem Aufenthalt in Holland Ruysch's Kabinet besucht.

gemacht hat: „Die Gebeine Philipp Ottonieri's, der geboren ward für die Werke der Tugend und für den Ruhm: er hat gelebt müßig und unnütz; er ist gestorben ohne Ruhm, nicht ohne seine Natur und sein Geschick erkannt zu haben."

Zu seinen letzten philologischen Arbeiten gehört außer der oben schon angeführten Uebersetzung der griechischen Chronik (Märtyrerthum der heiligen Väter vom Sinai) im Styl des 14ten Jahrhunderts, die er 1826 herausgab, die Uebersetzung einer Rede des Gemistius Plethon, eines großen Redners und Denkers des byzantinischen Reichs, der zu spät oder zu früh gekommen war. Um 1830 war die Gesundheit des nur 32jährigen Leopardi so geschwächt, daß sie ihm nur seltene Augenblicke des Studiums vergönnte. Eine Ausgabe seiner Gedichte, die damals in Florenz erschien, war von folgender rührenden Vorrede begleitet:

„Meine theuren Freunde! Euch widme ich dieses Buch, in welchem ich, wie man dies in der Poesie oft thut, meinen Schmerz niedergelegt und durch welches ich jetzt von der Literatur und dem Studium Abschied nehme. Ich hatte gehofft, daß diese Studien einst mein Alter trösten würden, und ich glaubte, nach dem Verlust aller anderen Freuden, aller anderen Güter der Kindheit und Jugend eines wenigstens erworben zu haben, das keine Gewalt, kein Unglück mir rauben könne; aber ich war kaum zwanzig Jahre, als in Folge jener Nerven- und Eingeweidekrankheit, die mir den Genuß des Lebens raubt und mir nicht einmal die Hoffnung läßt, zu sterben, dieses theure und einzige Gut des Studiums für mich auf weniger als die Hälfte reduzirt ward; seitdem habe ich es ganz und ohne Zweifel für immer verloren. Denn ihr wißt es; ich habe diese Seiten nicht selbst lesen können und mußte mich zu ihrer Korrektur der Augen und der Hand eines Anderen bedienen. Ich kann nicht mehr klagen, meine Freunde; das Bewußtseyn der Größe meines Elends verträgt keine Worte. Ich habe Alles verloren; ich bin ein Stamm, der welkt und abstirbt. Mein einziger Trost in dieser Zeit ist, daß ich solche Freunde, wie ihr seyd, besitze, und eure Gesellschaft wäre fast ein Ersatz für alle meine Leiden, wenn die Krankheit mir erlaubte, sie zu genießen, wie ich wollte, wenn ich nicht vorhersähe, daß bald vielleicht mein Geschick mich ihrer berauben und mich zwingen wird, die übrigen Jahre, abgeschnitten von den Freuden der Gesellschaft, an einem viel besser von den Todten als von den Lebenden bewohnten Ort zuzubringen ...."

Man sieht, daß sich mit dem stolzen Unglauben Leopardi's viel Liebe und Empfänglichkeit für Freundschaft vertrug. Es scheint, daß man, wenn man sich durch Glauben, durch Vertrauen, durch Gebet (und noch besser nach den kirchlichen Gebräuchen, welches gleichsam die feststehenden Formen dafür sind) mit dem großen Weltgeist in Verkehr setzt, Trost, Harmonie, Beruhigung findet. Wenn dagegen die menschliche Kreatur sich davon losmacht und keinen hinreichenden Grund zu glauben und zu hoffen findet, wie sie streng genommen vielleicht das Recht dazu hat, da die Vernunftbeweise Manches zu wünschen übrig lassen, dann wird sie sofort durch eine gewisse Oede und Verlassenheit bestraft. Ist sie aber von edler Natur, dann findet sie gerade in dem Gefühl ihres hoffnungslosen Kampfs einen bitteren Trost; ist sie überdies sanft und hingebend, so sucht sie doch einen Ersatz in ihrer Nähe. Leopardi, der nicht mehr an Gott glaubte, glaubte gerade desto inniger an die Freundschaft.

Von 1830 ab haben wir ein direktes und fortlaufendes Zeugniß seiner Gedanken und Leiden in einer vertrauten Korrespondenz. Herr von Sinner sah im Jahre 1830 Leopardi in Florenz. Bald bildete sich eine enge Freundschaft zwischen Beiden, und Leopardi vertraute im Oktober 1830 alle seine philologischen Handschriften Herrn von Sinner, der seitdem den liberalsten Gebrauch davon gemacht hat, indem er sie auszog und den deutschen Gelehrten, die er mit denselben Materien beschäftigt wußte, mittheilte. Während der sechs folgenden Jahre (1831—37) führten Beide eine so fleißige Korrespondenz, als es der Gesundheitszustand Leopardi's erlaubte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom (1831—34) und einer vorübergehenden Rückkehr nach Florenz hatte sich Leopardi 1834 in Neapel niedergelassen, durch einen Freund hierzu bestimmt, dessen Name nunmehr von dem seinigen unzertrennlich bleibt. Antonio Ranieri, der Verfasser einer Geschichte des Königreichs Neapel, hatte Leopardi im Jahre 1827 in Florenz kennen gelernt und fühlte sich sogleich zu ihm hingezogen; seit dem November 1830 verließ er ihn nicht mehr.

Wir theilen einige Stellen aus der Korrespondenz mit Herrn von Sinner mit. Am 24. Dezember 1831 schreibt er aus Rom: „Ich werde gewiß am Ende des Winters nach Florenz zurückkehren, um daselbst so lange zu bleiben, als es meine schwachen Hülfsquellen erlauben werden; sobald sie erschöpft sind, dann erwartet mich das abscheuliche und unbewohnbare Recanati, wenn ich nicht den Muth habe (den ich wohl zu haben hoffe), den einzigen vernünftigen und männlichen Entschluß zu fassen, der mir übrig bleibt. *) — Sie erwarten vielleicht, daß ich Ihnen etwas von der römischen Philologie sage. Aber meine Gesundheit war bisher so schlecht, daß ich Ihnen keine befriedigende Nachricht hierüber geben kann, da ich fortwährend das Haus hüten mußte. Ich habe zwar oft die Ehre, gelehrte Besuche zu empfangen; aber sie sind nicht gerade philologische, und überhaupt kann man sagen, daß man zwar hier etwas mehr Latein weiß als in Ober-Italien; dagegen ist das Griechische fast ganz unbekannt, und die Philologie wird fast ganz zu Gunsten der Archäologie vernachlässigt. Wie diese mit Erfolg ohne eine umfassende Kenntniß der gelehrten Sprachen getrieben werden kann, werden Sie freilich nicht begreifen ...."

Besonders merkwürdig ist aber folgende Stelle, worin er bei Gelegenheit eines Artikels über ihn in dem Stuttgarter Journal „Hesperus" über seine philosophischen Ansichten sich ausspricht:

*) Man errath leicht, welcher Entschluß dies ist.

„Florenz, 24. Mai 1832. Ich habe die Blätter des Hesperus empfangen, wofür ich Ihnen herzlich danke. Sie sagen sehr gütig, daß es absurd ist, meinen Schriften eine religiöse Tendenz zuzuschreiben. Welches auch meine Leiden seyen, die man vielleicht in diesem Journal ein wenig übertrieben hat, so hatte ich doch Muth genug, um die Last derselben weder durch frivole Hoffnungen einer vermeinten künftigen Glückseligkeit, noch durch eine feige Resignation vermindern zu wollen. Meine Empfindungen gegen das Schicksal waren und sind immer die, welche ich in Brutus dem Jüngeren ausgesprochen habe. Vermöge desselben Muthes habe ich, als ich durch meine Forschungen zu einer Philosophie des Unglaubens geführt ward, nicht gescheut, dieselbe mit ihren Konsequenzen anzunehmen, während andererseits nur die Feigheit der Menschen, die das Leben nicht ertragen können, wenn sie nicht von dessen Werth überzeugt sind, Schuld daran ist, daß man meine philosophischen Meinungen als die Folge meiner individuellen Leiden ansehen will und meinen materiellen Verhältnissen das zuschreibt, was nur ein Produkt meines Verstandes ist. Ehe ich sterbe, will ich gegen diese Erfindungen der Schwäche und der Gemeinheit protestiren und meine Leser bitten, lieber meine Bemerkungen und Raisonnements zu vernichten, als meine körperlichen Leiden dafür verantwortlich zu machen."

Diese Stelle schließt sich an das lyrische Stück an, welches man für das schönste des Dichters halten kann und welches überschrieben ist: „die Liebe und der Tod". Wir theilen aus demselben einige Stellen mit, die so schön und charakteristisch sind, daß sie selbst bei einer Uebersetzung in Prosa nicht verlieren. *)

„Als Geschwister wurden an einem Tage vom Schicksal geboren die Liebe und der Tod. Nie haben Welt und Himmel so Schönes je gesehen. Von dem Einen kommt den sterblichen Naturen alles Gute und der größte Genuß, der hienieden vergönnt ist. Der andere seinerseits bringt zum Schweigen und beruhigt jedes Uebel, jeden Schmerz, so heftig er auch drängt. Es ist ein schönes Kind und ganz anders anzusehen, als wie ein feiger Schrecken es sich vorzustellen pflegt. Das Kind Liebe begleitet es oft und führt es mit sich; sie fliegen in Gesellschaft auf dieser Lebensbahn und bringen jedem weisen Herzen Linderung und Trost. Und nie ist ein Herz weiser oder stärker, als wenn es von Liebe erfüllt ist; dann erst schätzt es das Leben nach seinem wahren Werth, und oft zerbricht es dann dasselbe; denn überall, wo die Liebe ihren Thron aufschlägt, da wächst auch der Muth, und die Weisheit, die der That, sie wird dem Menschen leicht ....

„Aber den Guten, den Eifrigen, den edlen Sterblichen möge einer von den beiden beschieden seyn, die Liebe oder der Tod, die beide die Herren des irdischen Reichs, beide die wahrsten Freunde der Menschenfamilie sind! .... Und du, den ich als Kind schon ehrte, schöner Tod, der du hier unten allein mit unserem Jammer Mitleid hast, wenn ich je es versuchte, gegen die Schmähungen des Haufens deine Schönheit zu vertheidigen, zögere nicht länger, steige herab und gewährend neige dein Haupt diesen ungewohnten Wünschen. Ich leide und bin müde, lulle meine Augen in Schlaf, Gebieter der Zeit. Zu welcher Stunde auch es dir gefallen mag, mich in deinen Zittich zu bergen, sey meiner sicher: immer stolz und aufrecht wirst du mich finden, dem Geschick trotzend und es verschmähend, die harte Geißel, von der ich blute, zu segnen und die Hand zu küssen, die in meinem Blute sich badet, wie der gemeine sterbliche Haufe allezeit that, zurückweisend jede thörichte Hoffnung, jeden Köder, mit welchem die Welt, das alte Kind, sich tröstet, auf dich, dich allein vertrauend und keinen anderen Himmel erwartend, als den sicheren Tag, wo ich mein müdes Haupt an deinem jungfräulichen Busen, o keuscheste Freundin, ausruhen werde."

Es scheint, daß nach solchen Ergüssen Leopardi nichts weiter übrig bleibt, als zu sterben. Er schleppte seine letzten Jahre in Neapel hin, von jedem thätigen Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten und durch die Lokal-Censur an der letzten Ausgabe seiner Schriften gehindert, aber umgeben von der zärtlichen Sorgfalt seines treuen Ranieri und erheitert durch einige vorübergehende Besuche, wie die des deutschen Dichters Platen, der um dieselbe Zeit nach Sicilien ging, um da zu sterben. Sein letztes Gedicht in Oktaven sind die Paralipomeni della batrachomyomachia di Omero (die Fortsetzung der Homerischen Batrachomyomachie), eine Art satirisch-politischer Composition, an welcher sich der Kranke in den Pausen der Krankheit erheiterte und die er zu Ende geführt hat. Diese Richtung spricht bei Leopardi weniger an; sie ist uns überdies durch die Schwierigkeit, die Anspielungen zu verstehen, wenig zugänglich. Das Beste, was er in diesem Gebiet geleistet, ist die an Capponi gerichtete „Palinodie", in welcher er sehr anmuthig über den von den Journalen proklamirten Fortschritt und über unser goldenes Zeitalter der Industrie spottet. Inzwischen war die Cholera nach Neapel gekommen; Ranieri sollte seinen Freund aufs Land führen, nach Portici: im Augenblicke der Abreise, am 14. Juni 1837, um fünf Uhr Nachmittags, starb der Kranke plötzlich, nicht an der Cholera, sondern an einer Brustwassersucht, die ihr letztes Stadium erreicht hatte. Er war erst 39 Jahr alt weniger 14 Tage. Einige Stunden vor seinem Tode hatte er auf die Bitte eines Freundes einige Verse in der Weise des Simonides oder Mimnermus geschrieben, deren Sinn der ist: „Aber das sterbliche Leben, sobald die goldene Jugend verschwunden ist, färbt sich mit keinem anderen Licht und keiner anderen Morgenröthe; es bleibt verwaist bis ans Ende, und der Nacht, welche alle anderen Alter einhüllt,

*) Für diejenigen Leser, die sich mit den geistvollen Gedichten Leopardi's näher bekannt zu machen wünschen, bemerken wir, daß Deutschland seit mehreren Jahren Uebersetzungen derselben in Versen besitzt. Einige Stücke sind von Goethe übersetzt, und die ganze Sammlung von Karl Ludwig Kannegießer, dem Uebersetzer des Dante.

haben die Götter kein anderes Ziel geſetzt als das Grab." — Durch die Fürſorge ſeines Freundes ward er in die kleine Kirche San Vitale, außerhalb der Grotte des Pauſilippus, gebracht, und dort, in dieſen ſchönen Orten, wo „der Schmerz aufhört", ruht er nicht weit von Sannazar und Virgil. Seit dieſer Zeit bereitet Ranieri eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke vor, die alle in dieſem Lande gewöhnliche Verzögerungen erfahren hat. Außer zwei oder drei ungedruckten Dialogen, in welchen unter Anderem Strato von Lampſacus und Kopernikus vorkommen, iſt man mit Recht begierig auf einen noch nicht herausgegebenen Band „Gedanken" über den Charakter der Menſchen und ihre Handlungsweiſe in der Geſellſchaft.

Spanien.

Reiſebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

II. Madrid.

In Madrid reden nur die Menſchen, die Monumente ſagen nichts. Das ſpaniſche Volk, das in jeder Bewegung an das Mittelalter erinnert, hat ſich eine Hauptſtadt gegründet, in der keine Spur der Ritterzeiten durchſchimmert. Dieſe Mauern haben Alles vergeſſen, was die wandelnden Geſchlechter ihnen anvertraut. Vergeblich ſuche ich eine Erinnerung aus den Zeiten der Inquiſition. Hier und da nur treffe ich kleine, unſcheinbare Kloſterkirchen ohne Großartigkeit, ohne etwas, das wie furchtbar ausſähe. Sie ſind ſanft und ſüßlich gebaut, und wenn ſie überhaupt einen Eindruck machen, ſo machen ſie einen ganz anderen, als ſie ſollten. Ich ſehe in dieſen heuchleriſchen Mauern die Repräſentanten des heiligen Offiziums. Wo iſt der düſtere Platz der Auto-da-fé's? Etwa dieſe lange Folge von Galerieen und Balkons, welche die Anmuth und Niedlichkeit von Theater-Decorationen haben? Bin ich in einer deutſchen oder einer caſtiliſchen Stadt? Nichts bezeichnet hier das Klima. Die Paläſte ſind übertüncht mit der uniformen europäiſchen Etikette. Die Diplomatie hat dieſes Wunder bewirkt; ſie hat die Poeſie und die Bequemung nach dem Klima unterdrückt, als wären dies Inkonvenienzen.

Im Oſten der Stadt ſteht das Schloß der öſterreichiſchen, im Weſten das der franzöſiſchen Dynaſtie, ſo daß Madrid von beiden Seiten von der Monarchie beherrſcht wird. An die dürren Steppen Caſtiliens gränzt der Palaſt Philipp's II., das buen retiro, und beſteht aus großen, öden Höfen, langen Reihen von einſtöckigen Gebäuden und einſamen Alleen ohne Perſpektive. Man fühlt dort die unendliche Langweile, an welcher die letzten öſterreichiſchen Fürſten dahingeſchmachtet ſind. Einige Fontainen verſuchen vergeblich, die verlaſſenen Plätze zu erheitern, und geruchloſe Blumen ſtehen umher als Standbilder der Schattenkönige, die einſt hier wandelten. — An dem anderen Ende der Stadt haben die Nachkommen Ludwig's XIV. ihr Verſailles gebaut. Die Bauart iſt die des großen Königs; nur hat man, um ſie dem Lande anzupaſſen, an jedes Fenſter den ſpaniſchen Balkon geſetzt. Unter dieſen Balkons liegen, wie eine Warnung, die Ruinen des Kloſters der Incarnation. Dieſer Palaſt ohne König ſcheint eben ſo verlaſſen, als der andere. Ganze Heerden von Tauben ſpazieren auf den Zinnen umher. Sollte dies ein Symbol von der Unſchuld der neuen Regentin ſeyn?

Eine Thurmuhr tönt durch die Stille; ein kalter Nord entführt die goldenen Wolken auf blauem Grunde. Von der Terraſſe, auf der ich ſtehe, überſehe ich das Thal des Manzanares, die grauen Hügel, die nach dem Escurial führen, und die Schneegipfel der Somo-Sierra. Im Augenblicke, wo ich die ſtille und ernſte Landſchaft betrachte, unterbricht mich das Geräuſch eines Wagens und ſtürmiſches Vivatrufen. Eine arme Alte tritt aus der Menge, nähert ſich dem Wagen und läßt eine Bittſchrift hineinfallen. Eine weibliche Geſtalt von plumper Taille, obgleich mit ſehr jugendlichen Zügen, ſitzt im Fond des Wagens und bleibt unbeweglich. Der Enthuſiasmus verdoppelt ſich, aus allen Augen ſprühen die Flammen des Südens; nur ſie bleibt kalt, nur ihr Auge iſt regungslos. Verſteht ſie die Sprache Spaniens nicht mehr, haben einige Tage der Macht ſie ſchon verhärtet? Iſt es Rauhheit, Phlegma, Naivetät, oder nur ihr ungraziös engliſches Koſtüm, das ſie neben der geringſten ihrer Unterthaninnen unintereſſant macht? Wenn man jung, Frau und Königin von Spanien iſt, ſollte man der königlichen Mantille nicht entſagen. Schon haben ſich die Thüren des Palaſtes hinter ihr geſchloſſen, und noch liegt das Entzücken auf der Menge. Ein Schrei tönt aus der Erde und vergrollt in weiter Ferne; als käm' er, ſcheint es, aus den langen Steppen Caſtiliens. Schmerz, Hoffnung und Furcht, Alles lag in dieſem Schrei. Wäre es möglich, Madame, daß Sie dieſen Angſtruf, tief aus der Bruſt Spaniens, nicht gehört hätten?

Ich ſteige hinunter nach dem Manzanares. Die prächtige Brücke, die hier die Einöde durchbricht, iſt gebaut für einen Zug von Königen. Ein Paar majeſtätiſche Eſeltreiber ziehen im Schritt darüber, und eine blinde Frau erzählt mit unermüdlicher Stimme die Legenden vom heiligen Antonius und vom Berge Karmel. Die arme Alte! ſie ſah die Veränderung nicht, welche die Revolution um ſie hervorgebracht. Niemand bleibt ſtehen, um ihr zuzuhören, ihre Klagemelodieen verrinnen mit dem Murmeln der Wellen; dem Schilf und den ungläubigen Schwalben recitirt ſie die Sagen, denen Calderon die Hälfte ſeines Ruhmes ſchuldig iſt.

Wie ich ſo außerhalb der Stadt umherſchlendere, komme ich an das Kloſter Atocha. Hier ſind die Fahnen aufbewahrt, die in den Kriegen erbeutet worden ſind. Die düſtere Umgebung macht den einzigen Reiz dieſes Gebäudes aus; denkt man ſich die Landſchaft hinweg, ſo bleibt es eine ganz gewöhnliche Kirche. Die Thore waren geöffnet; ich ging hinein und begegnete Niemanden. Ich erwartete, da Trophäen aus den Napoleoniſchen Kriegen zu finden; aber ich fand nur muſelmänniſche, und erhielt es von neuem beſtätigt, daß Spanien mit ſeinen Siegen über die Franzoſen keinen Staat macht. Wie wahrhaft begeiſterungsfähige Menſchen, konzentrirt es all ſein Denken auf die gegenwärtige Stunde. Des neuen Spaniens Stolz iſt es, das alte beſiegt zu haben. Ich finde keine Spur jenes Franzoſenhaſſes, den man anderswo künſtlich unterhält, und die Spanier erſcheinen hierin bei weitem achtungswerther, als die Deutſchen und Engländer. Als das Duell geendigt war, entſagten ſie der ferneren Rache; ihre Sekundanten aber konnten dies nicht. Die Einen vergaßen, wie es dem Stolze geziemt; die Anderen prahlen noch immer mit Leipzig und Waterloo und haben die Verwundung ihrer Eitelkeit nicht vergeben.

Zu Almeria-Reale zeigt man noch weit berühmtere Waffen, als zu Atocha: die Schwerter des Pelagius, Roland, Cid, des letzten Maurenkönigs, die Rüſtung des Pizarro, die Fahnen von Lepanto. Ich gehe viele Stunden durch dieſe Säle und begegne faſt keinem Beſucher. Die Sänfte Karl's V. ſteht zur Reiſe gerüſtet, der Mantel des Paſchas von Lepanto trocknet an der Wand neben den ledernen Schilden der Kampfgenoſſen des Cid. Aber wer ſollte in dieſem Augenblicke in Spanien an dieſe Dinge denken? und was kümmert der Panzer des Pizarro einen Menſchen, der ſein Herz unter lodernden Gedanken ſchlagen fühlt? Einſt wird der Tag kommen, wo man wird an die Todten denken können und glauben, man thue etwas Bedeutendes, wenn man mit kritiſcher Zunge und realiſtiſchen Zähnen die Zeiten der Romantik wiederkäut. Heute aber iſt das Leben zu raſtlos, das Blut rollt zu raſch durch die Adern, und in ſolch koſtbaren Tagen gilt einem Volke ſeine Vergangenheit nicht mehr, als eine Handvoll Aſche. Mögen die Panzer Roland's und des Cid von Spinnen bewohnt werden, ich bin darüber nicht unruhig, wenn nur das Herz der Lebenden ſich vom Roſte befreit.

Das Madrider Muſeum iſt das reichſte, das ich bis jetzt geſehen habe. Gleich wie ich eintrete, werde ich von Murillo geblendet, und ich glaube allen Unterſchied zwiſchen Spanien und Italien ſchon in der Art ausgedrückt zu ſehen, wie Raphael und er die Mutter Gottes aufgefaßt haben. Auf den Bildern des Italiäners hält Maria ihren himmliſchen Sohn in den Armen, ſie betrachtet, ſie beſitzt ihn, und aus dieſem Bewußtſeyn des Beſitzes fließt für ſie eine unausſprechliche Ruhe. Bei dem Spanier iſt die Jungfrau faſt immer allein, ohne Familie, vor der Geburt Chriſti gemalt. Noch weiß ſie nicht, was unter ihrem Herzen zittert, wie wird das heilige Kind ſeyn, welche Züge, welche Sprache wird es haben? Sie hat ſeinen erſten Schrei noch nicht gehört, ſeinen erſten Blick noch nicht geſehen. Auf dieſem Bilde begegnen ſich himmliſche Liebe, Verzückung, Schmerz, Freude, Leidenſchaft, Sehnſucht nach dem Unendlichen. Sie ſchwebt in den Wolken, und der Sturm der ewigen Liebe löſt ihr das Haar und lüftet ihren Schleier: ihre halboffenen Lippen ſchlürfen den Athem unerſchaffener Welten. Wie der Prieſterin der Natur, ſo ruht ihr Fuß auf der Scheibe des Mondes. Aus ihren Tritten wachſen geflügelte Köpfe, ihre Hände, gegen das Herz gepreßt, umfaſſen alle ſündeloſen Freuden, ihre Augen ſenken ſich in den feurigen Glanz der Morgenröthe, und in dieſem Augenblicke wird der Gott des Lichtes geboren und geſchieht das Wunder der Fleiſchwerdung. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine neue Sünde. Die Reiſe des braſilianiſchen Geſandten, Marquis von Abrantes, nach Berlin giebt engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen immer noch viel zu ſprechen. Es iſt wirklich, als glaubten die Journaliſten in England und Frankreich, die Welt, beſonders die maritime, und der Welthandel ſeyen nur für ſie da, und als müßten ſie dagegen proteſtiren, wenn auch ein Dritter, dem nicht etwa wie Holland oder Nord-Amerika ein verjährtes Recht darauf zuſteht, ſeinen billigen Antheil daran haben will. Die menſchenfreundliche Morning-Chronicle macht den deutſchen Zollverein darauf aufmerkſam, daß es ſündlich ſeyn würde, ſich in Unterhandlungen mit jenem Abgeſandten beſonders in Bezug auf den braſilianiſchen Zucker einzulaſſen, da dies ein Zucker ſey, der durch Sklavenarbeit produzirt werde (slave grown sugar)! Nun ſage man noch, daß der edle Wilberforce nicht ſeine Nachfolger in England gefunden! Indeſſen giebt es doch noch einige Engländer, die den Philanthropismus der Morning-Chronicle nicht theilen. So hat einer an den Rand deſſelben Blattes, in welchem ſich jene fromme Bemerkung über den ſündlichen Zucker befindet, die Worte geſchrieben: Why then have you no objection to slave grown cotton? „Warum habt Ihr denn keine Einwendung gegen die von Sklaven produzirte Baumwolle?" Man ſagt, die Morning-Chronicle, die eine ſo lebhafte Vertheidigerin des unter dem Miniſterium des Lord Palmerſton begonnenen „Opiumkrieges" war, ſey ſeitdem in ſich gegangen und wolle nunmehr keine „Havannah-Zigarren" mehr rauchen, keine Baumwolle mehr in die Ohren ſtopfen und nur ſolchen Kaffee trinken, von dem ſie ſicher weiß, daß er von keiner ſchwarzen Hand berührt worden ſey.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 5. November 1844.

Ungarn.

Wanderungen in Ungarn.

Das vor kurzem unter obigem Titel in Berlin (bei G. Reimer) erschienene Buch, dessen Verfasser ein Deutscher, Herr Wilhelm Richter, ist, welcher längere Zeit in Ungarn gelebt hat, gehört nicht zu der großen Zahl der seit einem Jahre in Norddeutschland gedruckten Oesterreich-Schriften, wie namentlich deren bei Herrn Philipp Reclam jun. in Leipzig wohl über drei Dutzend schon erschienen sind. Nicht wollen wir damit sagen, daß nicht auch unter letzteren einige mit Geist und Sachkenntniß abgefaßte, ihren Zweck eben so erreichende als fest im Auge habende Schriften sich befinden, aber größtentheils besteht diese Literatur doch aus leichter Waare, die wohl um des Skandals halber gelesen, aber eben auch des Skandals wegen bald wieder vergessen wird. Soll die Wahrheit Eingang finden, so muß sie in einem würdigen Gewand erscheinen, und dieses fehlt den meisten jener Gelegenheits- oder vielmehr Speculationsschriften. Indessen ist dadurch eine Masse von Material angehäuft, aus dem der künftige Geschichtschreiber wohl das Brauchbare zur Beurtheilung der heutigen Zustände Oesterreichs wird herauszufinden wissen, und so mögen wir ihnen denn auch nicht alles Verdienst absprechen. Positiveres Lob verdienen, wie gesagt, die „Wanderungen in Ungarn, die, von dem gewöhnlichen Schlendrian abweichend, nicht von Preßburg, d. h. von westlich-deutschem Standpunkt aus, ihre Musterung unternehmen, sondern umgekehrt von Orsova aus den Lauf beginnen, uns in die von Fremden wenig besuchten und daher auch wenig bekannten inneren Regionen Ungarns einführen und uns hier mit den vier verschiedenen Nationalitäten des Landes, den Magyaren, den Slawen, den Wlachen und den Deutschen, wie sie dort noch in ihrer Ursprünglichkeit und vollen Eigenthümlichkeit zu finden, bekannt machen. Der Verfasser ist ein entschiedener Freund der Magyaren, deren unbestreitbare Hegemonie unter den Nationalitäten des Landes er vollständig anerkennt, während er die Slawen, wegen ihrer Hinneigung zu ausländischen Tendenzen, mit Mißtrauen betrachtet und auch die Deutschen Ungarns, denen er ein innigeres Vaterlandsgefühl zugesteht, ermahnt, bald auch der Form und Sprache nach Ungarn zu werden und kräftig handelnd ihren magyarischen Brüdern im Kampfe für Freiheit und Recht, für Licht und Fortschritt getreulich beizustehen, „worin sie" — wie er sagt — „um so thätiger handeln würden, wenn die ungarische Constitution nicht rein für den Adel geschaffen, diesen nebst der Kirche, der es doch gar nicht zukommt, vor Allem vertritt, wobei die deutschen Millionen am meisten leiden, da sie als Bürger nur mangelhaft, als Bauern aber gar nicht vertreten werden."

Wir lassen, um den Geist des Verf. und seiner Schrift darzustellen, dessen Schlußbetrachtungen über die gegenwärtige Richtung des Landes an und für sich so wie über dessen Berührungen mit außen folgen:

„Der eigenthümliche Kampf der Meinungen und Ansichten, der jetzt in Ungarn sich so bemerkbar macht, diese ununterbrochene Reihefolge von Actio und Reactio, wie sie in den Versammlungen der National-Repräsentanten in jeder Debatte zu Tage treten, ist die Ursache, daß das ganze gebildete Europa gegenwärtig mehr als früher seine Blicke auf dieses Land wirft und man sich Mühe giebt, seine Verhältnisse im Innern, wie gegen Außen, näher kennen zu lernen. — Der absolute Magyarismus, unduldsam gegen jedes fremde und doch in Ungarn einheimische Leben, in seiner scharfen Journal-Polemik gegen slawische wie deutsche, wallachische wie siebenbürgisch-sächsische Corporation, erweckte sich so selbst bisher schlafende Gewalten, die, durch behagliche Ruhe von Jahrhunderten eingewiegt, es gar nicht für nöthig erachtet hatten, ihr eigenes nationelles Leben, ihre selbständige nationelle Existenz zu beschützen und zu vertheidigen. Als aber das junge Ungarn mit der Forderung auftrat, daß Jeder, der Ungarns Gauen bewohnt, ihm auch mit Leib und Seele, mit Sprache und Sitte angehöre, daß in dem Völkerkonglomerat fortan jeder Staat im Staat fortfallen müsse und, um das große Ziel des zeitgemäßen Aufschwunges zu erreichen, allgemeine Einheit, also auch absoluter Magyarismus nöthig sey, — — da, sage ich, — erwachten die Oppositionen und natürlich am stärksten und heftigsten unter den Völkern slawischer Abstammung, deren wichtige Lage im Königreich Ungarn daraus hervorgeht, daß in den folgenden Komitaten gar keine rein ungarische Ortschaften sind, die obenein noch die entscheidende Gränzlinie gegen auswärtige slawische Nationen als Stützpunkt besetzt halten: Im Westen gegen Mähren: Trenchin, im Norden gegen Polen: Arva, Liptau, — an diese mehr gegen Süden sich anlegend: Sohl Thurócz, dann weiter an der polnischen Nordgränze sich fortdehnend: Zips, Saros; endlich im Südosten gegen Siebenbürgen und den rein illyrischen Banat: Krasso, — weiter die Südgränze umgreifend im slavonischen und kroatischen Reviere: Posega, Agram, Varasdin, Kreuz. — So fehlt also in dem weiten Kreise an den Gränzen angelagert ganz das vorherrschende magyarische Element und steht noch im Nachtheil und Minorität in den, von diesen rein slawischen Gespannschaften nach dem Inneren zu sich ausdehnenden 17 Komitaten, so daß die über 4 Millionen starken slawischen Stämme in 29 Komitaten dominiren, während die magyarischen Stämme in 23 Gespannschaften die Oberhand haben, und zwar in einer Anzahl von 3,500,000 Köpfen, also beinahe um eine Million geringer.

Von einer Geltendmachung des deutschen Elements kann aus zwei sehr wichtigen Gründen keine Rede seyn, erstens weil die Deutschen hier wie überall kein rein deutsches Element bewahrt haben, sondern so wie in der Heimat es auch hier nur deutsche Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringer, Elsassen, Tyroler, Oesterreicher giebt und folglich die Gesammtzahl nicht ein Ganzes bildet, noch wichtiger ist aber zweitens, daß die Deutschen, nur ½ Million stark, gegen die siebenmal stärkeren, an Geist empfänglicheren und lebhafteren Magyaren kaum in Betracht kommen können.

Die mehr als eine Million starken Wallachen fallen noch mehr bei dieser Frage in den Hintergrund, sowohl der Zahl nach, als namentlich wegen ihrer tiefen und untergeordneten Bildungsstufe, die ihnen ganz die einstweilige Möglichkeit einer politischen Bedeutung raubt.

So kann also bei der Erläuterung, wie dieser Meinungskampf enden und welche Macht die Oberhand behalten wird, nur von Magyaren und Slawen die Rede seyn. Wir haben oben gesehen, daß auch das slawische Element nicht rein ist, sondern daß es, mehr noch als die in Ungarn ansässigen Deutschen, aus vielen Atomen zusammengesetzt und gebildet ist, wobei aber der gewaltige Unterschied stattfindet, daß während die Deutschen nie eines Sinnes, als höchstens in Stunden der größten Gefahr sind, die Slawen wie eine eiserne Kette zusammenhalten und namentlich jene, die den Rückhalt der russischen Kirche haben, viel mehr durch ihre Interessen, religiöser wie politischer Form, an dem russisch-slawischen Ganzen, als an ihrem Vaterlande Ungarn hängen.

Diese verschiedene religiöse Richtung ist die einzige Störung in der fest zusammengewachsenen slawischen Einheit, und sie zeigt sich am stärksten in den südlichen illyrischen Volksstämmen, wo, mehr als Schimpfwort, denn als ehrenvolle Bezeichnung, die griechischen non-unitus Gemeinden Raazen, die griechischen unitus Gemeinden aber Schokaczen genannt werden. — Das südliche, rein griechische Ufer, mit seinem Hauptstützpunkt in Serbien, und durch dieses im Zusammenhange mit der Wallachei und Moldau und Rußland, ist ein lebhafter Schauplatz des Hasses zwischen Raazen und Schokaczen, — wo man Letztere als Abtrünnige betrachtet und die Bezeichnung, als denselben angehörend, das Gegentheil eines Komplimentes ist. Anders ist es allerdings im Norden, wo das polnische Nationalgefühl und also auch der katholische Ritus herrscht, dort sind sämmtliche slawische Stämme römisch-katholisch und stehen also auch entfernter von den reingriechisch konfessionirten Russen, obwohl die Ruthenen oder Droszok russischer Abkunft sind.

Das überwiegende Gebäude der slawischen Nationalität hat also nunmehr schon einen wichtigen Fehler in seiner inneren Construction, indem das russische Prinzip gerade nur auf der von Rußland entferntesten Südwest-Gränze und Süd-Gränze auftritt, während in den Nord-Provinzen und nordöstlichen, die Rußland am nächsten stehen, polnische Gesinnung, fester Katholizismus und ungeneigte Stimmung für den slawischen Koloß sich sichtbar machen — dafür aber geistiger Zusammenhang mit Allem, was an Polen hängt, was dieses unglückliche Volk nur im Geringsten angeht.

Der zweite wichtige und entscheidende Punkt bei der Betrachtung über das slawische Uebergewicht und Annäherung nach Außen an Rußland geht aus dem ersten hervor. Die katholische Geistlichkeit, dieser innig verwachsene Knoten, geschürzt an den römischen Stuhl Petri's, hat einen unbeschränkten und gränzenlosen Einfluß über den slawischen Bauer, sey er rein katholisch oder unitus-katholisch; er ist es, der die geistige Entwickelung des Bauern befördert oder verhindert; er ist es, der durch Glauben oder Aberglauben, durch Furcht und Bedürfniß denselben an sich knüpft und von sich abhängig macht, seinen Anwalt gegen die Herrschaft spielt, den Vermittler beim Komitate macht, kurz er ist das, was in den Jesuiten-Missionen Süd-Amerika's diese den Indianern waren. — Nun hat aber die katholische Geistlichkeit durch die ungarische Gesetzgebung eine sehr ehrenvolle und entscheidende Stellung im Staate bekommen, jeder katholische Pfarrer nimmt Theil an den Komitats-

Congregationen und hat sein Volum, das er aber nicht selbständig giebt, sondern nach Wunsch und Willen seines vorgesetzten Bischofs, und so durch festes Zusammenhalten das durchsetzt, was unmöglich schien, — den Sieg über die Opposition davonträgt, weil diese nicht so einig und in ihrem Freiheitsgefühl nicht von dem entscheidenden Willen eines Einzigen geleitet wurde. — Ist nun aber durch solche doppelte Bande der katholische Pfarrer und Seelsorger, der Lenker seiner untergeordneten Bauern, einmal durch Auszeichnungen und Privilegien an den Staat, zweitens durch seine kirchlichen Dogmen und Normen, an den römischen Stuhl geknüpft, so hört jede Neigung nach Rußland auf, und um so mehr, je beschränkter sich dort die katholische Kirche sieht, je krasser die Spannung zwischen Papst und Kaiser sich zeigt.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

II. Madrid.

(Schluß.)

Unter diesen Gemälden ist eine Figur, der man auf jedem Schritte begegnet, die aus der Leinwand zu treten scheint und den Beschauer versteinert. Habt ihr einmal im Vorbeigehen diese lange Gestalt gesehen, so folgt sie euch überall; sie ist regelmäßig schön, aber von jener Schönheit, die Grauen erregt, denn die Unbeugsamkeit und Undurchdringlichkeit sind, wie übermenschlich, in jeden Zug gemalt. Dieser Kopf hat die eisige Kälte des Todes. Meint nicht, die Gedanken dieser großen blauen Augen zu entziffern, obwohl kein Schatten sie bedeckt, denn lieber sähet ihr die Ungeheuer auf dem Grunde des schlafenden Meeres. Aller Glanz Tizian's und Rubens' hat dem Blicke Philipp's II. keine Wärme verleihen können; die venetianischen und flandrischen Farben haben an dem Einfiedler des Escurials nur die Bläße vermehrt. Man begegnet ihm in verschiedenen Lebensaltern, mit dem Rosenkranz in der Hand und immer in der gespenstischen schwarzen Tracht. Er ist den Malern eben so undurchdringlich geblieben, als den Staatsmännern, und die Meister der Kunst haben nicht gewagt, ihm eine Bewegung, einen Ausdruck vorzugsweise zu geben. Aus dem Innern dieser Säle beherrscht jene Gestalt noch heute die Seelen, ohne von Einem gekannt zu seyn, und dies erklärt mir Alles, was mich in Erstaunen setzte. Er ist es, der das fröhliche Spanien des Mittelalters in diese Wüste geführt hat, er machte allen Festen des Ritterthums ein Ende; ein König der Todten, möchte er einen Kirchhof um sich haben, in seinem Hasse gegen das Leben verzaubert und versteinert er sein ungeheures Reich. Wenn er es gekonnt hätte, er würde mit seinem Blicke die Sonne Spaniens in starres Eis verwandelt haben.

Doch, lassen wir die Todten ruhen. Die Lebenden sind in diesem Lande so mit sich selbst beschäftigt, sie bewegen sich so viel nach allen Seiten, daß es Anstrengung kostet, das alle Spanien im Gedächtniß festzuhalten. Das Leben ruft euch und faßt euch, der gegenwärtige Augenblick ist ein Feld für alle Fähigkeiten, jeder Pulsschlag der jetzigen spanischen Geschichte ist geschichtlich. — In Italien machen in unseren Tagen die Menschen nicht mehr Geräusch, als die Schatten, und wenn ein Mensch den Mund öffnen will, so ist er gezwungen, mit den Statuen, Gemälden und Ruinen zu konversiren. In Deutschland hörte ich das Geräusch von einigen hunderttausend Federn, die ohne Unterlaß über das Papier liefen. In diesem Lande hat derjenige seinem Berufe am besten genügt, der, am wenigsten handelnd, die meisten weißen Blätter vollgeschrieben. Ein Greis kann diese alten Völker recht gut verstehen, bei denen die Erinnerung vorherrscht. Aber nach Spanien, fürchte ich, bin schon ich zu spät gekommen. In der ersten Gluth der Jugend müßte man dorthin reisen, wollte man mit dem Geiste des Landes im Niveau stehen. Ich weiß nicht, ob ich übertreibe, noch bin ich keinem Greise begegnet. Eine innere Energie hält die Körper aufrecht. Die politischen Leidenschaften scheinen das Greisenvolk aus den Zeiten Philipp's II. verjüngt zu haben. Jedermann sieht aus, als könnte er nur stehend sterben.

Wie soll ich den romantischen Reiz des Prado schildern? Unter einem anderen Himmel würde er eine unbedeutende Promenade seyn; einige Baum-Alleen, die von hohen Fontainen mit Marmorbassins unterbrochen werden: mehr hat die Kunst nicht für diesen berühmten Platz gethan. Sobald die Sonne sinkt, verlassen die jungen Frauen unter dem Läuten der Glocken die Kirchen und sammeln sich um die Springbrunnen. Die uniforme Mantille läßt keine Ungleichheit unter ihnen, als die der Schönheit. Luxus ist fast gar nicht vorhanden, außer bei denen, die gereist sind und fremde Moden angenommen haben. Diese feinen und stolzen Züge sind nicht gemacht, um unter einer englischen Kappe begraben zu werden, sondern um der freien Luft und der Sonne der Sommertage Trotz zu bieten. In diesen tausend Blicken glänzt an einem Abend mehr Leben, mehr tragische Kraft, als in allen Versen Calderon's. Jetzt begreife ich, warum die spanische Poesie so verschwenderisch mit Diamanten, Jasminen, Nelken, Rubinen, Topasen um sich wirft, wenn sie von den Sonnen spricht, die aus diesen schwarzen Wimpern strahlen. Aber wo, unter welchem Klima, in welchem Reiche der Natur soll man ein Bild suchen, wenn unter einer marmorweißen Stirn, von dunkelblondem Haar umwallt, plötzlich ein andalusischer Flammenblick hervorschießt? Leider ist die Mantille der einzige Theil des Nationalkostüms, den sie bewahrt haben; sie tragen zu gleicher Zeit die Tracht aus zwei verschiedenen Jahrhunderten, was sie zwar nicht verschönt, aber ihnen einen fremdartigen und theatralischen Anstrich giebt, der sie ebenfalls nicht schlecht kleidet. Neben dem Sprudeln des Wassers denkt euch das ungestüme Sprudeln dieser spanischen Sprache, die von ihren Lippen fällt, wie ein Perlenregen in ein Bassin.

Rings auf allen Seiten droht eine Emeute; Schwadronen, einen Vortrab an der Spitze, die Flinte im Arm, wie im Angesicht des Feindes, defiliren vorüber. In einigen Stunden vielleicht wird Blut fließen; hier aber ist Waffenstillstand. Einige Schritte von uns wird eine Kanonensalve gelöst, die Frauen zittern, aber bald ist ihre Heiterkeit wiedergekehrt. Hier und da fährt ein Wagen unter der Eskorte von Reitern, denn auf der einen Seite ist das Madrider Thor, auf der anderen die castilische Steppe mit ihren Banditen und ihrem tragischen Horizont. So macht dieses Gemisch von Anmuth und Grauen, von Liebe und Schrecken diesen Platz einzig in der Welt. Die Hauptzierde desselben, um welche die Worte der Liebe flüstern, ist der Obelisk vom 2. Mai. Er wirft auf diese Freude jedes Tages einen Schatten, die Erinnerung an die Revolte von 1808. Aber wer sieht diesen dunklen Schatten? Die Alleen des Prado sind ein neutrales Gebiet, das der Bürgerkrieg dem romantischen Genius des alten Spaniens zu Ehren respektirt. Jeden Tag um dieselbe Stunde kommt der Exaltado und der Moderado, der Progressist und der Absolutist und kostet von der alten Poesie des Baretts und des Degens. Ich habe da alle Jungfrauen des Murillo gesehen, Calderon's Tochter der Luft, Lope de Vega's Dorothea, die wie durch Zauber um jene geheimnißvolle Stunde erschienen, einen Augenblick, bevor die Nacht sie in ihr Grab zurückführte. Es giebt weder bei alten Dichtern noch bei den guten Malern Spaniens ein Bild, das nicht zu dieser Stunde einen Leib annähme und zu dem Rendezvous sich einfände, freilich in einem nachlässigen Kostüm; aber so kommen die Schatten alle, wenn man sie schon in der Dämmerung beschwört ...

Heute ist die Feier der Majorennitäts-Erklärung der Königin. Seit dem Anbruch des Tages hängt das Bild dieser Madonna de la constitucione bekränzt in den Hallen der Kirchen. Umwallt vom Purpurmantel, die schwere Krone auf dem Haupte, legt auf dem Gemälde ein Kind von kaum vier Jahren seinen Finger auf ein Buch. Ohne Zweifel hat der Maler den Moment wiedergeben wollen, wo Ihre Majestät schmollend die Constitution buchstabirt. Es ist, glaube ich, in der ganzen Stadt kein Fenster, kein Balkon, der nicht mit Seide oder Teppichen geschmückt wäre. Der Aermste hängt heute einen bunten Lappen heraus. Von allen Gefühlen der Spanier ist diese Anbetung ihres Souverains — idolo de todos los buenos Españoles — dasjenige, das uns Franzosen am fernsten liegt und das wir kaum begreifen können. Und doch liegt solche Stärke in dem wahren Gefühle eines ganzen Volks, daß wir uns auf die Länge der Bewegung nicht erwehren können. Eine unerklärbare Rührung liegt in der Luft und weht uns Thränen in die Augen. — Auf anderen Reisen machte mich der schüchterne passive Gehorsam der Menge vor ihren Fürsten stutzen. Hier aber scheint mir die Menschenwürde von dieser Menschenanbetung in nichts verletzt. Das Wiegenfest der Monarchin ist zugleich eines der Gleichheit. Der geputzte Zug der hohen Würdenträger fährt in elenden ausgedienten Fiakern, die zur Ceremonie gehören, an mir vorüber. Gestern, als ich die Königin sah, war nicht eine Frau in der Menge, die mir nicht königlicher erschienen wäre, als sie. Heute sehen die Männer aus dem Volke mit ihren Cortez-Hüten, ihm gestickten Westen und Mänteln hundertmal mehr wie große Herren aus, als die Senatoren und Kanzler in ihrer nachgeäfften modernen Tracht. Nach dem Augenschein zu urtheilen, ist hier der Adel auf der Straße und die Bürgerschaft am Hofe.

Die Kanonen donnern unter dem Balkon des Belamanossaales, die Glockenthürme widerhallen, und ihnen antwortet die Riego-Hymne, diese Marseillaise, die halb Bolero, halb Kriegsmarsch ist. Auf dem Platze der Auto-da-fé's rinnen zwei Bäche von Milch, zum großen Aerger des Journals Tarantella, der einzigen Stimme, die an dem heutigen Tage räth, die verjagende Gruft der leidenden Hispania zu schonen. Beim Anbruch des Abends schwebt ein vages Gerücht von einer Emeute durch die Luft. Die Truppen feuern über die Köpfe der Menge. Man zerstreut sich und kehrt wieder. Auf dem Platze war Blut geflossen; man breitet Stroh über das Blut und setzt das Fest fort. Auf dem gerötheten Stroh wird getanzt, als sey das Volk, das Isabella II. zu einem Balle eingeladen, zu einem Todtenmahle gekommen. Soll man daraus ein böses Omen ziehen? Was bedeutet der Blutfleck an der Robe dieses jungen Mädchens? Aber jede düstere Vorahnung ist verschwunden ... Auch muß ich eilen, noch einen Platz im Theater zu finden, wo die Blüthe der Dichter Madrids ihren Antheil an der Feier darbringt. Wer mag, fragte ich in einer Ecke des Theaters del Principe meinen Nachbar, jene merkwürdige Personnage im schwarzen Mantel seyn, die das Stück so stürmisch eröffnet? — „Wie", antwortete mir der Spanier, „kennen Sie den in Ihrem Lande nicht? Das ist der Grund aller unserer Leiden, es ist der Partiegeist." — Und der Andere mit der rothen Kappe, der unbeweglich an der Thür stehen bleibt? Seine ganze Rolle scheint mir zu seyn, daß er die Füße wie gehend bewegt und doch nicht vorwärts kommt. — „Sie haben es gesagt, Señor; er wird nicht einen Schritt vorwärts kommen, seyen Sie dessen gewiß, denn diese Figur ist der Fremde, der vergeblich in Spanien einzudringen sucht." — Und der Dritte mit dem Rocke eines alten Juden? — „O, der ist nicht zu verkennen, sehen Sie diese blassen, gierigen Wangen; so kann nur die Habsucht aussehen, die nie satt wird und unsere öffentlichen Männer beherrscht." — Ich bewunderte in diesem Manne aus dem Volke die Leichtigkeit, mit der er die Abstractionen verstand, und wie sehr sie ihn aufregen konnten. Nach einigen Dialogen verschwanden alle drei Gestalten beschämt vor der großen Isabella der Katholischen, die aus ihrem Grabe auferstand, in der Hand das Buch der Constitution.

Im Theater de la Cruz ließ der Fürſt der lebenden Dichter, Zorilla, den Krieg, antik gekleidet, um ſein heidniſches Weſen zu bekunden, den Frieden, eine edle Matrone, vestida de blanco, und den wahren Glauben, in der Tracht der caſtilliſchen Bauern, ein Dreigeſpräch halten. Den Beifall Aller aber erzwang die Figur der Echo, die von einem jungen Mädchen in phantaſtiſchem Koſtüm dargeſtellt wurde. In eben ſo phantaſtiſchen Verſen ahmte ſie alle Stimmen Spaniens nach, vom Geſumme des Inſekts auf dem Felde bis zum Geſange der Mönche und dem Sauſen der Kugeln des Bürgerkrieges. Das Echo der Halbinſel wird durch die Zeit unterbrochen, die mit Sanduhr und Hippe hereintritt. Das Jahrhundert naht ſeinem Ende, der Greis kehrt die Sanduhr um, eine neue Epoche beginnt. Kerzenglanz erhellt das Theater. Erſchreckt fragt der Genius des Krieges und der Barbarei: Was bedeutet die Helle, die den Palaſt umkleidet? Es la sonrisa de Isabel segunda — es iſt das Lächeln Iſabella's II. — antwortet der Friede.

Bei dieſen Worten ſtürzt ein Regen von Bouquets aus den Logen, die Enthuſiaſten des Parterre's werfen ihre Hüte auf die Scene zu den Füßen der Echo, des Friedens und der Zeit, die ſich entrunzelt. Dies erinnert an die Autos sacramentales von Calderon. Dieſes Volk hat ſo viel Leben, daß es den Abſtractionen, die der übrigen Welt nichts mehr bedeuten, welches leicht; es inaugurirt die conſtitutionelle Regierung wie ein Auto-da-fé.

Aber nichts iſt düſterer, als wie das Feſt ſchließt; alle Ausgänge ſind mit Wachen beſetzt, die einen Jeden nöthigen, den Mantel zu öffnen, um zu zeigen, ob er etwa ein Arſenal von Büchſen verberge. In der Ferne, am Ende der Straße Alcala, höre ich Flintenſchüſſe fallen.

Italien.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia".*)

In unſerer Zeit ſpukt noch ein gewiſſes Ghibellinenthum; denn das italiäniſche Volk ſowohl, als auch ſeine moderne Literatur, ſind häufig einem unbilligen Urtheil in anderen Ländern, namentlich in Deutſchland, preisgegeben; was den Freund der Italiäner um ſo mehr ſchmerzt, je mehr er das Unglück dieſes Volkes kennt. — Man nennt die Italiäner feig, ſchlaffig, ſklaviſch, ohne zu berückſichtigen, wie gewaltig die Feſſeln ſind, die ſeit Jahrhunderten ihren Nacken beugen. Unter ſolcher Laſt der aufrechten Stellung entwöhnt, ſind ſie gezwungen, am Boden die Spur ihrer früheren Größe zu ſuchen, die ſie erröthen macht und zu Zeiten zu einer That anfeuert, die im Keim erſtickt wird. — Man nennt die moderne italiäniſche Literatur, beſonders die dramatiſche, weichlich, phraſenreich, undramatiſch, ohne zu berückſichtigen, daß die Entwickelung der Literatur im engſten Zuſammenhang mit der politiſchen Entwickelung eines Volks ſteht, und daß dieſes ſich nicht eher vom Herkömmlichen, das ſeine Literatur beherrſcht, losſagen kann, als bis es ſich auch im Leben der Despotie des Herkömmlichen entäußert hat.

Die „Blätter für literariſche Unterhaltung" geben eine Kritik über Niccolini's „Arnaldo da Brescia", welche, ohne die eben angedeuteten Rückſichten zu nehmen, mit einem gewiſſen Vorurtheil verfährt, mit dem, wie geſagt, beſonders wir Deutſche italiäniſche Erzeugniſſe betrachten. Der Standpunkt, von welchem dieſe Kritik, der wir übrigens Manches zugeben müſſen, die Tragödie anſieht, ſcheint in mehrfacher Beziehung nicht vorurtheilsfrei zu ſeyn.

Das Erſte, was man von einer Kritik über dies Kunſtwerk, das proteſtantiſchen Geiſt athmet, verlangen kann, iſt wohl, daß es entweder von proteſtantiſchem Geſichtspunkt aus oder wenigſtens mit unparteiiſchem, nur auf den äſthetiſchen Werth gerichteten Auge betrachtet werde.

Beides iſt in der in Rede ſtehenden Kritik offenbar nicht der Fall, und der Verfaſſer derſelben ſteht, wenn er nicht gar Katholik iſt, wenigſtens in dieſer Beurtheilung auf vollkommen katholiſchem Standpunkt. Er geſtattet dem Dichter nicht die Freiheit, gegen das Papſtthum als ſolches anzukämpfen, ohne, wie Dante, uns zugleich auch das von der Kirche aufgeſtellte Ideal vorzuhalten; er berückſichtigt aber nicht, daß ſelbſt das Ideal des Papſtthums vom proteſtantiſchen Geſichtspunkt angegriffen und durchaus nicht anerkannt wird. Indeſſen geht Niccolini nicht einmal ſo weit; er erkennt das Papſtthum wohl an, indem er dem Streben des Arnaldo nur die Tendenz giebt, dem Papſt die weltliche Macht zu nehmen. Dieſes religiös-politiſche Prinzip, ſo wie das andere rein politiſche, „das zerſplitterte Italien zu einem Reich zu vereinigen", machen den Grundgedanken des Stücks aus, der in Deutſchland eben ſo viele Anhänger findet, wie in Italien; doch wollen wir ihn als abgethan anſehen, nicht mehr berühren und nur den von beſagter Kritik nicht genug gewürdigten äſthetiſchen Werth der Tragödie betrachten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man den religiöſen Inhalt des Werks zu Gunſten des Katholizismus beurtheilt, man auch leicht verführt wird, über den äſthetiſchen den Stab zu brechen. Sonderbar iſt es indeſſen, wenn der Kritiker ſich durch einen von ihm ſelbſt gemißbilligten Ausſpruch, den ein Aufſatz über Arnaldo da Brescia in der Allg. Zeitung enthielt, nämlich, das Stück ſey von Shakſpeareſcher Anlage, ſeinen Standpunkt anweiſen läßt. Dieſer Aufſatz umgeht, wie Ref. genau bekannt iſt, die Beſprechung des religiöſen Inhalts des Stücks abſichtlich und verweilt nur bei der Würdigung deſſelben als Kunſtwerk. Wir ſind indeſſen mit der Kritik der „Blätter für lit. Unt." darin einverſtanden, daß von einer Shakſpeareſchen Anlage bei dieſer Tragödie nicht die Rede ſeyn kann. Aber warum ſollen wir deshalb einzig und allein den Shakſpeareſchen Maßſtab anlegen? Nur, um die hingeworfene Meinung eines Anderen zu widerlegen? Bei einem deutſchen Drama iſt es eher am Ort, mit Shakſpeareſchem Maßſtab zu meſſen, denn der Einfluß des großen Briten iſt bei uns bedeutender als in Italien; bei uns iſt er nationell geworden, dort bis jetzt noch nicht. Darum muß die Kritik bei der Nation ſtehen bleiben, ſie muß die Tragödie nur als italiäniſches Kunſtprodukt betrachten. Freilich giebt es einen allgemeinen Maßſtab für die dramatiſche Thätigkeit aller Nationen, doch, ohne ſagen zu wollen, daß er für Niccolini's Stück zu groß ſey, müſſen wir hervorheben, daß das italiäniſche Drama von zu individueller Beſchaffenheit und die Intention namentlich dieſes Dichters von ſolcher Art iſt, daß man ihm die national gewordene Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe zugeſtehen muß. Sonſt kann man wohl gerecht ſeyn; aber man iſt nicht billig.

Wenn dieſer Standpunkt von einer wohlmeinenden Kritik gewählt wird, ſo wird ſie, ohne die Vergleichung mit ganz heterogenen Produkten anderer Nationen anzuſtellen, erkennen, daß eine italiäniſche Tragödie, an der man „den Ausdruck einer gewiſſen Stimmung der Nation, die ſchöne Sprache und den lyriſchen Schwung" loben muß, mehr als „merkwürdig", ja bedeutend iſt, und daß die einmal zugegebenen Vorzüge alsdann nicht mehr durch den Tadel: „ſtatt Charakterzeichnung und Handlung ſeyen uns nur lange Dialoge, Wörterpomp und Tiraden geboten", wieder aufgehoben werden können, ſondern daß dieſe Meinung eine einſeitige Beurtheilung verrathe.

Es iſt wahr, das Stück enthält wenig Handlung und Charakterzeichnung; die Perſonen ſind nur Träger einer Idee, und ſtatt der That Arnaldo's ſehen wir nur das, was er gewollt hat. Wenn wir indeſſen dieſe den Italiänern einmal übliche Darſtellungsweiſe nicht dem Dichter, ſondern der Richtung des italiäniſchen Drama's zurechnen, ſo müſſen wir wenigſtens geſtehen, daß Niccolini die Aufgabe, „weniger die That als die Idee, weniger den Charakter als den Repräſentanten einer Richtung zu zeigen", trotz der engen und beſtimmten Gränzen des Herkömmlichen, auf das verdienſtlichſte gelöſt hat. Dieſes Verdienſt beſteht aber, außer der ſchönen Sprache und dem lyriſchen Schwung, beſonders darin, daß die Dialoge, die jene Kritik „Disputationen" nennt, nicht etwa durch abſtrakte Reflexionen und hohle Theorieen gebildet ſind, ſondern daß die Perſonen ſtets durch poetiſch aufgefaßte, hiſtoriſche Fakta mit einander reden. Solchergeſtalt iſt von dem Trockenen und Unpoetiſchen, was eine bloße Disputation hat, hier gar nicht die Rede; vielmehr bleibt der Dialog durch die ungemein lebendigen hiſtoriſchen Schilderungen fortwährend intereſſant und die Aufmerkſamkeit des Leſers geſpannt. Wenn ein Kritiker dagegen, das Stück Scene für Scene durchgehend, die auftretenden Perſonen nennt und ſagt, hier diſputiren Dieſe, dort Jene mit einander, ſo räumt er einmal der Darſtellungsweiſe nicht ihr Recht ein und ſucht ſie zweitens durch einen gehäſſigen Namen herabzuwürdigen.

Wie kann man gleich die erſte Scene, die zwiſchen Giordano, Frangipani und dem Volk, eine Disputation nennen? Die Meinungen treten ſich durch Gegenüberhalten von Fakten entgegen; nirgend iſt eine Reflexion, und wenn allerdings — was zu loben iſt — in der Art und Weiſe wie das Geſchehene erzählt wird zugleich die Farbe zu erkennen iſt, der der Redende angehört, ſo iſt es doch unbegreiflich, wie man ſagen kann, daß Giordano uns hier „ſeine Theorieen auseinanderſetzt".

Es würde zu weit führen, den Inhalt des Geſprächs dieſer und anderer Scenen anzuführen; es genügt uns zu erklären, daß, wenn Giordano erſt die Römer aufruft, zu erwachen und aufzuſtehen, ihnen Roms, durch die Schuld der Päpſte, unglückliche Lage ſchildert, ſich dann von Frangipan's Vorwurf, daß er ein Jude ſey, reinigt, ferner den Papſt Anaklet vertheidigt, dann dem Frangipan das gierige Trachten Innocenz's nach dem päpſtlichen Throne vorhält u. ſ. w. — daß wir dies Alles nicht für ein Auseinanderſetzen ſeiner Theorie halten können.

In ſpäteren Scenen enthält der Dialog freilich Einzelnes, was an eine Disputation erinnert, namentlich in der Unterredung zwiſchen Arnaldo und dem Papſte; doch ſollte auch hier und da eine Stelle etwas kalt erſcheinen, ſo wird man ſogleich durch den Schwung, den die poetiſche Darſtellung der hiſtoriſchen Details in den nächſten Zeilen nimmt, hingeriſſen, und die ſüdliche Wärme, von der der Dichter erfüllt iſt, weht uns an. Dies gilt ſogar von der Scene zwiſchen den beiden republikaniſchen Soldaten, worin es uns allerdings anfangs frappirt, daß auch ſie zum Ausdruck derſelben Geſinnungen dienen ſollen: ſie halten ſich gegenſeitig Erlebniſſe, Fakta zur Unterſtützung ihrer verſchiedenen Meinungen vor, und Niemand wird dieſen Erzählungen die poetiſche Schönheit abſprechen. Dabei geſtehen wir gern das Undramatiſche dieſer und vieler anderer Scenen zu; doch wenn das Werk durchaus von deutſchem oder gar Shakſpeareſchem Standpunkt betrachtet werden ſoll, ſo müſſen wir ſagen: Es iſt eben in ſeinen Fehlern ſchön und bedeutend.

Kurz, wer nur die erſte Seite, die Anrede Giordan's an das römiſche Volk, lieſt, der wird ſogleich empfinden, daß er es mit einem ſehr begabten Dichter zu thun hat, der es nicht verdient, daß eine befangene Kritik ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm ſchmälert, eine Kritik, die ſogar da, wo ſie nur referirt, nicht richtig iſt — und hier kommen wir zu dem ſchwächſten Theil derſelben.

Der hier und da referirende Theil der Kritik beſteht nämlich theils in überſetzten Citaten, theils in erzählten Einzelheiten. Wenn wir behaupten, daß ſie hierbei nicht immer treu zu Werke gehe, ſo bezieht ſich dies u. A. auf zwei ſo unrichtig überſetzte Stellen, daß wir faſt glauben müſſen, es fehle dem Verfaſſer die Hauptbedingung, die ihn zu einem Urtheil über dieſes

*) Erwiederung auf eine in den Nr. 275—79 der „Blätter für literariſche Unterhaltung" enthaltene Kritik. — Man vergleiche übrigens den über dieſe Tragödie in Nr. 33 des Magazins enthaltenen Artikel.

Werk befähigt — die hinlängliche Kenntniß der italiänischen Sprache. Wenn es im Original heißt:

. . . . . Se Italia sorge,
Qual fosse un uomo, con valor concorde,
Spade non chiegga a debellar Tedeschi,
. . . . . .
Raccolga un sasso, in lor lo vibri, e basta.

und man übersetzt dies mit:

„Wenn Italien sich erhebt, wie Ein Mann, mit einigem Willen; so suche es Schwerter, um die Deutschen von diesem Lande zu verjagen" u. s. w.

was ganz das Gegentheil von dem heißt, was der Autor sagen will, so scheint dieser Irrthum nicht aus einem Versehen, sondern aus einer total falschen Auffassung hervorzugehen.

Ferner, wenn der Dichter sagt:

E nel Vangelo un ver che ci sublima,

und man übersetzt es mit:

Im Evangelium steht ein Vers, der uns erhebt (statt Wahrheit, denn ver = vero; der Vers heißt verso)

so verräth dies ein nur so großes Maß der Kenntniß dieser Sprache, daß man in der Tragödie wohl blättern, nicht aber sie völlig genießen kann.

Hieraus ist ferner zu erklären, wie der Verfasser zu der durchaus nicht begründeten Behauptung kommt, die unglücklichste Seite des Stücks sey die, daß der Papst dem Arnaldo gegenüber erniedrigt sey. Wir müssen sagen, daß diese Behauptung vielmehr die unglücklichste Seite der Kritik ist. Hadrian ist zwar eben so wenig wie Arnaldo so scharf wie ein Shakspearescher Charakter individualisirt: er ist der Träger der Idee des Papstthums, während Arnaldo die reformirende Richtung vertritt; doch das erkennen wir mit Bestimmtheit an ihm, daß er dem Arnaldo gegenüber keinesweges als weniger edel dargestellt ist, vielmehr ist seine Meinung für ihn Wahrheit, er glaubt das Bessere zu wollen und ist kein Heuchler. Dies spricht sich am deutlichsten in den kurzen Monologen aus, wo wir dieses Papstes festes Vertrauen auf seine — nach seiner Meinung — gute Sache erkennen und ihn ausrufen hören:

O, diese Gemmen meiner Tiara sind ein Feuer, brennend um mein müdes Haupt, das ich mit Thränen, Herr, zu dir erhebe!

Die Behauptung, Niccolini habe den Papst dem Arnaldo gegenüber erniedrigt, entbehrt somit aller Haltbarkeit, wie es denn überhaupt unter diesen Verhältnissen nicht denkbar ist, daß ein auch nur mittelmäßiger Poet seinem Helden einen Feind gegenüberstellen wird, der des Ersteren unwürdig wäre.

Es bleibt uns nun, nachdem wir den allgemeinen Standpunkt dieser Kritik zu widerlegen versuchten, noch übrig, Einiges über Einzelheiten zu sagen.

Es wird dem Poeten u. A. zum Vorwurf gemacht, theils Dante nachgeahmt, d. h. Vorstellungen aus ihm entlehnt zu haben, theils ihn nicht nachgeahmt, d. h. bei den Schmähreden gegen Kirche und Papst nicht, wie Dante, wenigstens die Verehrung für das Ideal der Kirche ausgesprochen zu haben. — Was den ersten Vorwurf, die Nachahmung Dante's, betrifft, so sind Benennungen, wie z. B. druda und meretrice für die Kirche, so wie viele andere Bezeichnungen und Anschauungsweisen, in Italien so volksthümlich geworden, daß man nicht mehr sagen kann, ein Dichter ahme Dante nach, wenn er sich deren bedient. Diese Vorstellungen sind so hergebracht, daß sich kein Dichter von ihnen lossagen kann, auch findet man sie bei allen Neueren dieser Richtung. Was den zweiten Vorwurf anlangt, so haben wir schon oben erklärt, daß man kein Recht hat, von Niccolini zu verlangen, durchaus Dante's Meinung zu seyn, und daß der Protestant der katholischen Kirche auch ihr Ideal nicht zugesteht, was Niccolini übrigens thut, indem er nur die weltliche Macht der Kirche nicht anerkennt. Aber der Verfasser der Kritik geht in der Einschränkung, die er der Meinungsfreiheit des Dichters auferlegt, noch weiter, indem er geradezu erklärt, die Zeiten, wo Dante's Sprache geführt werden mochte, lägen hinter uns, und Niccolini's Angriff gegen Papst und Kirche sey ein bloßes Schimpfen.

Wir haben wohl nicht nöthig, uns hier auf politische Erörterungen einzulassen, um dem Verfasser zu beweisen, daß Dante's Sprache für keine Zeit mehr paßt, als für die unsrige, wo fortwährende Gährungen die unglückliche — durch die Klerisei verschuldete — Lage Italiens bekunden.

Will man jedoch darüber einige nähere Nachweise, so vergleiche man nur, was vor kurzem erst in diesen Blättern (Nr. 64 u. ff. des Magazins von 1843) nach dem französischen Deputirten Zulchiron über die Zustände des Kirchenstaates und was demnächst (Nr. 73 u. ff.) nach der Revue des deux Mondes über Philosophie und Politik in Italien mitgetheilt wurde. Also:

„die Losung ist nun Dante und nicht Tasso."

Daß übrigens Niccolini's Angriffe nur in parteiischen Augen ein Schimpfen sind, wird man finden, wenn man sich überzeugt, daß er fast überall nur durch Fakta — zuweilen ganz objektiv hingestellt — spricht. Doch wird sich nur der unbefangene Leser hiervon überzeugen, sonst wird er, seine Farbe verrathend, in das Urtheil jener Kritik einstimmen, daß „Niccolini's Eifer nicht, wie Dante's, ein heiliger, sondern ein Vernichtungswerk ohne wohlthätige Folgen sey."

Wir können nicht umhin, noch einmal hervorzuheben, daß wir die Kompetenz der besprochenen Kritik in mancher Beziehung anerkennen, denn obgleich sie den Gegenstand theils nicht vorurtheilsfrei, theils mit einem nicht für ihn passenden Maßstab mißt, finden wir doch manche treffende Bemerkung, und mit der Kritik gemeinschaftlich machen auch wir dem Dichter den Vorwurf der Breite, der häufig überflüssigen Noten ꝛc. — Doch wenden wir uns schließlich an das lesende Publikum und machen dasselbe darauf aufmerksam, wie diese zwar moderne Kunstschöpfung eben so sehr verworfen und eben so gefeiert werden kann, wie die Bilder aus älteren Schulen: ihr positiver Werth ist nicht immer und nicht in allen ihren Theilen gleich erheblich, desto mehr ihr relativer; der rücksichtsvolle Kunstrichter weiß ihre Schönheiten zu finden; doch wer sie ohne Rücksicht auf die Verhältnisse, unter denen sie entstanden, beurtheilt, kommt nie zu ihrem Genuß. .p.

Mannigfaltiges.

— Béranger. Manche behaupten, Béranger, obwohl er seit Jahren nichts habe von sich hören lassen, dichte noch immerfort, und zwar habe er seit 1830 einen ziemlich starken Band der schönsten Lieder angesammelt. Zu den wenigen Vertrauten, denen er Einiges davon mitgetheilt, gehören die Herren von Chateaubriand, von Lamartine und Lamennais, die ihn bisher vergeblich gebeten, auch wieder etwas davon zu veröffentlichen. Béranger besteht darauf, daß diese neueren Lieder erst nach seinem Tode publizirt werden. Seltsamerweise geht der Dichter auch damit um, ein „Dictionnaire national" zu schreiben, worin er seine Gedanken über den Staat niederlegen will. Außerdem denkt er aber auch noch seine Memoiren zu schreiben, und zwar sollen alle diese Werke erst das Licht der Welt erblicken, wenn sein Auge demselben für immer sich geschlossen hat.

— Akademische Ehren. Die französische Akademie zählt bekanntlich nur acht auswärtige Membres associés. Von diesen ist kürzlich Einer, nämlich der berühmte englische Chemiker Dalton, mit Tode abgegangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird an seine Stelle unser Landsmann, Professor Mitscherlich, gewählt, so daß alsdann von den acht auswärtigen Mitgliedern der französischen Akademie zwei (Humboldt und Mitscherlich) in Berlin sich befinden werden.

— Mügge's Reise in Schweden. Als zweite Abtheilung von Theodor Mügge's „Reise durch Skandinavien" ist jetzt „Schweden im Jahre 1843" (2 Bände) erschienen, während die erste Abtheilung Skizzen über Norwegen gebracht hatte. Schweden ist sowohl durch seine Geschichte und Verfassung als durch seine geographische Lage und seine gesellschaftlichen Zustände in viel näherer Berührung mit uns als Norwegen; für die Schilderungen des Touristen ist daher dort auch ein viel günstigeres Terrain, wenngleich ein schon mehr betretenes. „Dieses Land voller Gliederungen (sagt der Verfasser), voller Widersprüche, dieses Land einer großen Vergangenheit und einer ungewissen Zukunft, in welchem Wissenschaften, Künste, Geist, Geburt und Vorurtheile so wichtigen Einfluß üben, dieses Land mit politischen Charakteren, Parteien und ausgezeichneten Männern ist doppelt würdig, die Aufmerksamkeit Deutschlands zu beanspruchen, wenn wir bedenken, welche wichtigen Folgen in der Zukunft seine Reformen auch auf uns üben können und wie nahe verwandt in Stamm und Sitte wir mit dem schwedischen Volke sind." Der erste Band von „Schweden im J. 1843" besteht aus Reise-Erinnerungen und Schilderungen Stockholms, während der zweite der politischen Verfassung und der neueren Geschichte Schwedens gewidmet ist, zu welchem Behufe auch das schwedische Grundgesetz vom 7. Juni 1809 vollständig mitgetheilt wird. Zur genaueren Kenntniß und Beurtheilung der sich jetzt in diesem Reiche vorbereitenden Ereignisse ist dieser zweite Band voll der interessantesten Materialien.

— Dlle. Jenny Lind. Ueber diese jetzt in Berlin verweilende, ausgezeichnete schwedische Sängerin findet sich in dem obenerwähnten Werke Theodor Mügge's folgende Notiz: „Das königliche Theater (in Stockholm) ist ein stattliches, aber kein schönes Gebäude. Es hat vier Logenreihen und ein doppeltes Parterre, Balcon, wie man es hier nennt. Unter den Künstlern ist nur Eine, die Auszeichnung verdient, Jenny Lind, die Sängerin, welche, die alte schwedische Sitte erneuernd, einen Zug in die Länder des Südens thun sollte, um Gold und Ehren mit sich zurück in die Heimat zu führen." — In der That haben, als die Sängerin ihre gegenwärtige Reise antrat, die Stockholmer Blätter dies als eine förmliche Verwaisung der schwedischen Kunst dargestellt, und als sie die letztenmale auftrat, war das zahlreich versammelte Publikum so herzlich und elegisch gestimmt, als ob es von einer gemeinsamen Verwandten Abschied nähme.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 7. November 1844.

Gesellschafts-Inseln.

Ein englischer Bericht über die Ereignisse auf Tahiti.

Die Ereignisse auf Tahiti, so fern sie uns auch dem Raume nach liegen, haben doch ein näheres Interesse für uns, als sonst ein Konflikt in der Südsee für deutsche Leser wohl haben könnte. Denn abgesehen davon, daß dort Franzosen und Engländer so hart an einander geriethen, daß beinahe in Europa der Gegenstoß davon empfunden worden wäre, sind auch naheliegende religiöse Interessen, das der protestantischen und das der katholischen Missionen, daselbst in eine Berührung gekommen, die auch uns auf den endlichen Ausgang des Streites begierig macht. Zwar ist einstweilen zwischen Engländern und Franzosen der Tahitische Streit wieder beigelegt, und der Besuch des Königs Ludwig Philipp in Windsor hat wohl vollends wieder die entente cordiale des Herrn Guizot — wenigstens in den Kabinetten — herbeigeführt, doch auf jener Insel selbst liegen die Franzosen mit den armen Eingebornen, die ihre Selbständigkeit tapfer vertheidigen, noch immer in einem harten Streit, und es fragt sich, ob die völlige Wiedereinsetzung der Königin Pomareh in ihre früheren Rechte jemals stattfinden wird. Um unseren Lesern eine gedrängte Uebersicht der ganzen Streitsache und des Standes der Dinge überhaupt zu geben, theilen wir nachstehenden Auszug aus einer in der Foreign Quarterly-Review enthaltenen Relation mit, die zwar natürlich von britischem Standpunkte aufgefaßt und daher auch sehr parteiisch ist, doch haben wir uns bemüht, unseren Auszug so frei als möglich von den nationalen Antipathieen zu halten, die den englischen Bericht eben so verunzieren, wie die meisten Darstellungen in den französischen Partei-Organen.

„Sir Robert Peel", sagt der Reviewer, „hat im britischen Parlament erklärt, eine große Gewaltthat, begleitet von einer großen Unwürdigkeit, sey an einem englischen Konsul begangen worden, und bei der Schließung der Session sagte der Minister, es sey für diese Gewaltthat vollständige Genugthuung gegeben worden. Wir haben die Absicht, diejenigen Ereignisse, welche den Minister bewogen, eine so entschiedene Erklärung abzugeben, hier zu beleuchten. Die Details der Sache sind freilich in den Zeitungen nur zu sehr schon abgehandelt worden, jedoch überall mehr oder weniger entstellt. Die hauptsächliche Thatsache, nämlich die, daß der Konsul Englands in Tahiti ohne Grund eingesperrt worden, und daß er ebenfalls ohne Grund von der Insel verwiesen wurde, konnte allerdings weder verhehlt noch umschrieben werden. Allgemein ist man indessen der Ansicht, daß für die erste Beleidigung eine Art von Genugthuung gegeben worden, während für die zweite keine angeboten oder verlangt wurde. Herr d'Aubigny, der Offizier, welcher die eine Beleidigung ausführte, hat einen Verweis bekommen und ist nach einer anderen Station versetzt oder vielmehr befördert worden, während Herr Bruat, der sich die zweite Beleidigung gestattete, auf seinem Posten geblieben ist. Hiernach zu schließen, sollte man meinen, daß Herr Bruat gewissermaßen in seinem Rechte gewesen, und dies ist es, was wir hier zuvörderst untersuchen wollen:

Die Herrschaft der Franzosen über die Gesellschafts-Inseln ist eine Usurpation, die sich in keiner Weise rechtfertigen läßt; Herr Guizot selbst hat erklärt, daß der Admiral Dupetit-Thouars nicht berechtigt war, die volle Souverainetät Frankreichs in Tahiti zu proklamiren; aber nicht bloß diese, sondern auch das ganze Protektorat ist ein angemaßtes, ungerechtes. Wäre die Oberherrlichkeit Frankreichs von den Tahitiern wirklich gewünscht worden, so hätten sie selbst dazu mitgewirkt, daß die nöthigen Anordnungen ausgeführt werden. Der Konflikt aber, der unmittelbar darauf erfolgte, beweist, wie gewaltsam das ganze Verfahren der Franzosen war.

Es ist behauptet worden, daß die Bevölkerung von Anfang an durch die englischen Missionaire zu einer Art von Widerstand aufgemuntert wurde. Wir wollen dies nicht geradezu leugnen; im Gegentheil, es konnte gar nicht anders seyn. Die Missionaire waren die Hirten dieser großen Heerde; sie hatten sie bekehrt und unterrichtet, sollten sie sie nun sich entreißen sehen, ohne Miene zu machen, sie sich zu erhalten? Sollten sie, als dieses unschuldige Volk sich bei ihnen Raths erholte, ihm den Mund verschließen? Sollten sie, die mit den Eingebornen vielfach in Blutsverwandtschaft standen, die Insel verlassen, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, weil Eindringlinge gekommen waren, um ihr Werk zu vernichten? Nein, sie waren nur um so mehr verpflichtet, zu bleiben und zu predigen und mit ihren Zöglingen die Gefahr zu theilen. Dies haben sie redlich gethan. Als sie Missionaire wurden, hörten sie darum nicht auf, Engländer zu seyn; sie behielten als solche ihre alten Freiheiten und Rechte, vornehmlich aber das Recht, zu Anderen zu sprechen. Wenn sie daher zu Gunsten der armen Tahitier auftraten, so können wir sie darum nur loben, und thaten sie es auch mit etwas zu viel Heftigkeit für ihr geistliches Gewand, so müssen wir ihnen dieses um ihres Patriotismus halber verzeihen. Ja, obwohl unsere Regierung zu wiederholten Malen sich geweigert hat, die Oberherrlichkeit der Insel Tahiti anzunehmen, so hat sich das englische Volk, dessen Missionaire die wilden Insulaner zu Christen gemacht, doch immer im Besitze eines gewissen Rechtes über die Angelegenheiten der Eingebornen gehalten.

Die Geschichte der Bekehrung dieser Insulaner zum Christenthum bietet eine Reihefolge überaus interessanter Bilder dar. Die Gesellschafts-Inseln, in der Mitte der Südsee gelegen, zählen ungefähr 40,000 Einwohner, Alle, mindestens dem Namen nach, unter der Herrschaft Eines Souverains, dessen Sitz gewöhnlich in Tahiti ist. Es gehören diese Inseln mit zu den schönsten Punkten der Erdoberfläche. Auf einer Grundlage von Korallen ruhend, erheben sie sich in den mannigfaltigsten Formen und sind mit Bäumen bedeckt, die sich bis über den Rand des Meeres hinneigen. Der Himmel ist rein, die Luft aromatisch und der Boden fruchtbar; nichts scheint dort zu fehlen, um das Leben glücklich zu machen, und doch herrschten hier seit Hunderten von Jahren Kämpfe und Laster aller Art, der Kindermord war gewissermaßen geheiligt, und was zu einem Paradiese bestimmt zu seyn schien, war eine wahre Hölle auf Erden. Den Missionairen gelang es, nach Ueberstehung vieler Gefahren, diesen Zustand der Dinge zu ändern; unter ihren Händen gewann das Leben dort eine völlig neue Gestalt; sie reinigten die Herzen, läuterten die Gedanken und besserten so die Sitten und das ganze Leben des Volkes. Der russische Capitain Kotzebue behauptet zwar, unsere Missionaire hätten die Sitten und selbst die Schönheit des Volkes beeinträchtigt; doch in England hat Niemand, dem Einsicht und Urtheil zusteht, solche Absurditäten geglaubt oder auch nur der Mühe werth gehalten, zu widerlegen. In Frankreich freilich nahm und nimmt man dergleichen Unwahrheiten begierig auf. Hat es doch selbst in der Deputirten-Kammer Männer gegeben, die es nicht unter ihrer Würde hielten, auf der Rednerbühne die Verleumdungen zu wiederholen, welche die Presse gegen Herrn Pritchard und dessen Kollegen vorgebracht!

Bevor wir an die Betrachtung der Ereignisse gehen, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Auseinandersetzung bilden, wollen wir das Bild zweier Charaktere entwerfen, die völlig entgegengesetzter Art sind, nämlich der Herren Pritchard und Morrenhout, des englischen und des französischen Konsuls. Beide haben einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal der Gesellschafts-Inseln geübt; der Eine in gutem und der Andere in bösem Sinne; der Eine hat alle seine Energie darauf verwandt, zu ordnen und zu reformiren, und der Andere hat sich beständig bestrebt, die Ordnung umzustürzen und die Menschen zu verführen. Herr George Pritchard, als Missionair im J. 1824 nach Papeiti, der Hauptstadt Tahiti's und der Gesellschafts-Inseln, gekommen, hat sechzehn Jahre lang diese Gegenden nicht verlassen. In sehr kurzer Zeit hat er es durch seine außerordentlichen Fähigkeiten dahin gebracht, daß er als Chef der Mission angesehen wurde, und sein Einfluß war es größtentheils, durch welchen die Königin Pomareh von der Wahrheit des Christenthums überzeugt wurde, so daß sie jene streng sittlichen Grundsätze annahm, nach denen sie in den letzten zehn Jahren regiert hat. Welcher Art auch ihr früheres Leben gewesen seyn mag, so erscheint doch ihr gegenwärtiger strenger Lebenswandel, den sie in der Blüthe der Jugend angenommen, als eine Aussöhnung für Alles, was vorangegangen. Herr Pritchard, mit diesem schönen Resultate noch nicht zufrieden, ließ es in keiner Beziehung an Eifer fehlen, um überall, sowohl bei der Regierung als bei den Einwohnern, Verbesserungen einzuführen. Vor sechs Jahren war das Einzige, was noch zu thun übrig blieb, die Sorge dafür, daß das Volk keinen Rückfall bekam; viele strenge und gewissermaßen puritanische Anordnungen wurden demnach getroffen, von denen die wichtigste und nothwendigste die war, alle geistige Getränke von der Insel auszuschließen und sowohl den Verkauf als den Kauf derselben für gesetzwidrig zu erklären. Schon hatte der Branntwein furchtbare Verheerungen auf Tahiti angerichtet: vor 80 Jahren schätzte Capitain Cook die Einwohnerzahl auf Zweimalhunderttausend, was allerdings übertrieben gewesen seyn mag, doch hatte er jedenfalls eine dichte Bevölkerung vor sich gesehen; im Jahre 1830 gab es dagegen nur noch 7000 Menschen höchstens auf der Insel. Seitdem hat eine allmälige Zunahme stattgefunden, und zwar in Folge der Mäßigkeit, zu der man sich anfangs freiwillig verpflichtete, die aber nachmals zum Landesgesetz erhoben wurde. Es ist dies eine der wohlthätigen Maßregeln, welche Herr Pritchard und der ehrwürdige Nott veranlaßt haben. Ersterer erlangte

die Liebe und Achtung der Eingebornen in hohem Grade, so daß die Franzosen schon dadurch allein im Stande waren, dieselben, aus Besorgniß, daß Herrn Pritchard ein Leid geschehen möchte, in Ruh' und Frieden zu erhalten. Er hätte leicht können, als die Franzosen eindrangen, eine zweite sicilianische Vesper erregen, aber er zog es vor, dem Volke Frieden und Geduld zu empfehlen, und seine Belohnung waren Schmähungen und Rechtsverletzungen.

Keinen größeren Kontrast zu Herrn Pritchard giebt es, als Herrn Moerenhout. Belgien hat die Ehre, das Vaterland dieses Mannes zu seyn, der die wahre Ursache eines Zwistes war, aus welchem beinahe ein europäischer Krieg geworden wäre. Es ist nicht bekannt, aus welchen Gründen er sein Vaterland verließ; gewiß geschah es weder aus Nächstenliebe noch aus Wissensdurst. In Valparaïso finden wir ihn zunächst als Secretair des holländischen Konsuls, Herrn Düster, welcher im Jahre 1829 mit zweien Engländern zusammen ein Schiff ausrüstete und nach den Gesellschafts-Inseln sandte, an dessen Bord sich Herr Moerenhout als Superkargo befand. Es gelang demselben, den Nutzen der ihm anvertrauten Ladung sich selber zuzuwenden, weshalb er es denn auch vorzog, in Tahiti zu bleiben und nicht nach Valparaïso zurückzukehren. Gewiß ist, daß er mit seinen Auftraggebern niemals seitdem zu einem Uebereinkommen gelangt ist. Sie hatten sich zwar an den englischen Konsul gewandt und ihn um seine Vermittelung gebeten, doch in der Südsee ist es schwer, Schulden einzukassiren. Herr Moerenhout beschäftigte sich damit, den Eingebornen geistige Getränke zu verkaufen, und treibt noch heute einen sehr einträglichen Handel mit dieser Waare. Von seinem Privilegium als Konsul Vortheil ziehend, machte er sein Haus zur Niederlage von Rum, Gin, Branntwein ꝛc., welches lauter Contrebande in Tahiti war, und gewöhnlich am Sonntage, während Alles zum Gottesdienste bei den englischen Missionairen war, verkaufte er den europäischen Detail-Krämern seine Waare. Im Jahre 1834 hatte er sich nach Europa aufgemacht, um sich mit der französischen Regierung in Verbindung zu setzen; als er jedoch durch Boston kam, fiel es ihm ein, mit den Amerikanern zu unterhandeln, und diese, die mit solcher Ernennung nicht viel Umstände machen, ernannten ihn zum Konsul der Vereinigten Staaten. In Frankreich angekommen, gab er eine Schrift heraus, auf welcher er sich fälschlich „General-Konsul" der Vereinigten Staaten auf den Inseln Oceaniens nannte. Hierdurch erhielt er jedoch auch in den Augen der französischen Regierung eine Art von Wichtigkeit, und als der amerikanische Konsul von Frankreich wieder abreiste, war er ein geheimer Agent des französischen Ministeriums.

Sehr wahrscheinlich hatte sich Herr Moerenhout in Frankreich auch mit den Priestern der katholischen Missionen in Verbindung gesetzt, denn bald nach seiner Rückkehr kam auch der Irländer Murphy, ein katholischer Missionair, der sich für einen Zimmermann ausgab, nach Papeïti, und diesem folgten bald die Missionaire Carret und Laval. Sie predigten gegen die protestantischen Missionaire, die sie als Betrüger darstellten, und Herr Moerenhout, der amerikanische Konsul, nahm sie in seinen Schutz. Sie trugen darauf an, sich auf der Insel völlig niederlassen zu dürfen, und wollten die sechzig Piaster, die eine solche Erlaubniß kostet, an die Königin bezahlen; diese nahm das Geld nicht an, doch ist trotzdem von ihnen und von der französischen Regierung in neuerer Zeit behauptet worden, daß die Gebühren ihrer Niederlassung entrichtet und angenommen worden seyen. Das Verlangen der Priester wurde trotz der Vermittelung des amerikanischen Konsuls abgewiesen, und sie erhielten den Befehl, die Insel zu verlassen. Dieses zu thun, weigerten sie sich, und da sie sich in ihrem Hause einschlossen, so ertheilte die Königin Befehl, nöthigenfalls Gewalt gegen sie zu gebrauchen. Die in das Haus eingedrungenen Behörden fanden daselbst die Herren Laval und Carret, welche, da sie noch immer sich weigerten, zu gehen, in die Höhe gehoben und nach einem Boote getragen wurden, wogegen sie im Namen der Toleranz protestirten. Herr Moerenhout rief dabei mit Thränen in den Augen: „Es soll sich einst zeigen, daß ich wirklich Konsul der Vereinigten Staaten bin."

Hatten die protestantischen Missionaire der Engländer mit dieser Austreibung direkt etwas zu thun? Nein, gar nichts! Sie hatten allerdings den Zustand der Gesellschaft geschaffen, welcher das Gesetz, in Folge dessen Carret und Laval ausgewiesen wurden, nothwendig machte oder doch mindestens entschuldigte (?), aber sie selbst hatten mit der Sache nichts zu thun, denn diese wurde in einer öffentlichen Versammlung der Häuptlinge berathen und entschieden. Die einzige Thatsache, welche die Franzosen in dieser Beziehung gegen Herrn Pritchard vorzubringen wissen, ist der Umstand, daß der Ort, wo die Priester gezwungen wurden, das Boot zu besteigen, sich dem Hause des britischen Konsuls gegenüber befand, und auf diese leichtfertige Grundlage baut man eine verleumderische Beschuldigung. Allerdings sind die Missionaire nicht zu Gunsten der Priester eingeschritten, aber warum sollten sie sich auch für Leute verwenden, die geradezu gegen sie und ihr Wirken aufgetreten waren? (Fortsetzung folgt.)

Ungarn.

Wanderungen in Ungarn.

(Schluß.)

Soll sich aber ein selbständiger slawischer Körper im Gegensatze zum Magyarismus in Ungarn bilden, so muß er durchaus einen Rückhalt haben, da in ihm selbst keine politische Selbständigkeit und Kraft ruht, und welches soll denn dieser Rückhalt seyn? Unstreitig ein anderer selbständiger politischer Körper, ein einflußreicher slawischer Staat, denn Oesterreich ist in seinem Kern, in seinem Kaiserhause echt deutsch, das katholische slawische Polen existirt nicht mehr, und einen anderen katholisch-slawischen Staat giebt es nicht. — Vielleicht wird man das slawische Böhmen anführen, und insofern als wissenschaftliche Bestrebungen im Spiel sind, wird auch Oesterreich nie die Amalgamation seiner slawischen Elemente hindern; es ist der Sinn für Kunst und Wissenschaft einmal erwacht, und der gehört, möge er in slawischer, ungarischer oder otaheitischer Sprache getrieben werden, der ganzen Welt an, ist kosmopolitischer Natur. — Daß aber Oesterreich nicht politische Verbindungen zwischen Slawen Ungarns, Böhmens und Mährens gestatten oder gar eine staatliche vereinigte slawische Geburt dulden kann, bedarf keines Wortes mehr. — Somit hat der ungarische Slawismus, da er nur auf sich beschränkt ist, auch keine Bedeutung für die Welt, er ist durchaus unpolitischer Natur, eine reine Reaction, die natürlich hervorgerufen wurde, als die ultra-magyarische Action zu stark und etwas demüthigend auftrat.

Uebersehen wir aber die letzten Vorfälle der Neuzeit, so finden wir auch gleich, daß es keine katholische Slawen waren, die sich mit Händen und Füßen gegen die absolute Einheit des Vaterlandes stemmten, die von einem slawischen Staate im Staate träumten und sogar mit russischem Rückhalt drohten, — nein, dies waren lutherische Slawen und griechische Non-uniti, — *und hierbei* bestätigt sich, was ich oben von dem Einfluß und der unbeschränkten Gewalt der Geistlichkeit über ihre Gemeinden geäußert habe, denn die Bannerträger des Panslawismus waren lutherische Geistliche, lutherische Professoren, — allerdings nur wenige von Vielen, — da diese Klasse Männer die achtungswertheste Stellung einzunehmen verdient und namentlich dort, wo sie den Deutschen angehören, sich die Achtung und Verehrung Jedermanns, selbst der katholischen Staatsbürger, zu erwerben gewußt haben. — Man mag es wohl nur eine Unbesonnenheit nennen, daß so mancher hochgeachtete Geistliche und Professor seine Lage als Glied des ganzen Verbandes, den man Staat nennt und dem er also unmittelbar angehört, also auch sein eigenes Wohlseyn und seinen Vortheil so weit vergaß und zum lebhaftesten Widerstande aufrief. Nur der eben so lebhaften und anmaßenden Anforderung der Ultra-Magyaren muß man es zuschreiben, daß die Opposition plötzlich in Feuer und Flamme aufflackerte, und hätten die würdigen Männer etwas mehr Politik besessen, so hätte der Gedanke, daß ihre vermeintlichen Feinde kaum reif geworden, so eben aus ihrer bildenden Hand hervorgegangene Juristen waren und Beiparismus für Nationalität ansahen, — weniger Schmerzliches für sie gehabt, und die Journal-Literatur wäre um ein bedeutendes Quantum Polemik, die Presse aber um einige Ballen slawischer, deutscher und ungarischer Broschüren gekommen.

Man muß es bei der Abwägung dieser Völkerverhältnisse immer im Auge behalten, daß die akatholischen Religionen nicht viel mehr als tolerirt sind, daß katholische Geistlichkeit auf dem Landtage in Masse repräsentirt wird, der lutherische Bauer aber weder als Lutheraner in seiner Religion, noch als Bauer seine Repräsentation genießt, hingegen der reformirte Magyar, wenn auch nicht als Reformirter an und für sich, so doch als reformirter Edelmann sein entscheidendes Votum giebt oder vorbehält. — Während nun für katholische, griechische und reformirte Kirche die Chancen mittel- oder unmittelbar gut stehen, sind dieselben für den Lutheranismus, — höchstens einige lutherische Städte-Repräsentanten von wenig Einfluß abgerechnet, — ganz ungünstig und somit auch eine slawische Opposition der lutherischen Seite ohne politische tiefere Tendenz. Zum Belege darf man hier wieder nur die Versammlung der lutherischen und reformirten kirchlichen Würdenträger in Pesth betrachten, — die den herrlichen Zweck vor Augen hatte, beide Konfessionen, wie in Preußen, zu einer evangelischen Christengemeinde zu vereinen, um dann mit gedoppelten Kräften und ungetheiltem Interesse der wachsenden Anmaßung der katholischen Hierarchie in den Weg zu treten. Bei dieser Versammlung waren nun reformirte Magyaren und lutherische Slawen, und man kam, trotz aller Bemühungen edeldenkender Männer, zu keinem Erfolg, wohl aber zu den gehässigsten Auftritten, da sich nicht Reformirte und Lutheraner zur Vereinigung versammelt zu haben schienen, sondern Magyaren und Slawen, von denen namentlich die Ersteren in aller Ultra-Lebhaftigkeit den Geist vor lauter Individuum übersahen. Man zankte, lärmte, schimpfte auch bisweilen, beschimpfte wenigstens das graue Haar ehrwürdiger Greise, und anstatt einer Annäherung ist nun die Kluft zwischen beiden Konfessionen um so größer geworden, und es mögen Jahre vergehen, ehe man das Vorgefallene vergißt, neue Jahre aber, um wieder zusammenzubringen, was hier noch nie vereint war. — Diese Vereinigung zur evangelischen Konfession kann nur dann erfolgen, wenn eines der beiden Prinzipien gesiegt, somit also der Kampf aufgehört hat, denn sonst wird immer der Versammlungsort kirchlicher Vorstände zum Tummelplatz politischer Meinungsverschiedenheiten werden und die Unkenntniß der ungarischen Sprache, der Vortrag einer lateinischen Rede eine in den Pulverthurm geworfene Rakete seyn, die alle innere Festigkeit und das Zusammenhalten akatholischer Konfessionen zum Ankampf gegen das Vordringen der hierarchischen Ueberschwemmung des Katholizismus in die Luft sprengt, so daß sich dieser gemüthlich ins Fäustchen lachen und noch fernerhin das Bäuchlein pflegen kann.

Sieht aber das lutherische Slawenthum ein, daß es seine Sache nicht durchkämpfen kann, sieht es, daß es mit doppelten Feinden, mit dem durch kirchliche Interessen an den Magyarismus geknüpften und durch staatsrechtliche Vortheile begünstigten katholischen Slawenthum selbst, ferner aber mit dem Magyarismus, sey er nun aber auch akatholischer Form und also in gewisser Beziehung gemeinschaftlichen Interesses, in einem ungleichen Kampfe ist, — so möge es seine Truppen wohl mustern, denn ein langer Kampf erbittert den Feind und endet mit Vernichtung. Und diese letztere wird es auch um so eher ereilen, je mehr es seine Stellung im Staate übersieht, dann aber am sicher-

ſen, wenn es, die Heiligkeit ſeiner patriotiſchen Verpflichtungen aus den Augen ſetzend, Haltpunkte nach Außen ſucht; denn dann wird die rein nationelle Reibung, ſchädlich für die politiſche Geſtaltung, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich ziehen, und dieſe wird, obwohl ſie bisher den Ultra-Magyaren die Hände band und den Slawen, als ihrem natürlichen Gegengewicht, die Stange hielt, ehe ſie eine Verbindung ihrer Slawen mit Rußland duldet, die gebundenen Hände frei machen und die falſche Richtung des Slawenthums ſomit durch ſelbſt geweckte und entfeſſelte Feinde ein Ende nehmen.

Geht aber das lutheriſche Slawenthum von dem einzigen Punkte ab, ſeine politiſche Nationalität aufrecht zu erhalten, ſo iſt damit für die ſlawiſche Sprache, Geſchichte, Literatur, geiſtige freie Bewegung dieſer Völker noch immer nichts verloren, und ſo wie der Ungar, obwohl er kein Wort lateiniſch in den Congregationen und auf dem Landtage ſpricht, doch immerhin mit großer Vorliebe ſeine klaſſiſchen Schriftſteller lieſt und ſich an ihren Schönheiten ergötzt, ſo mag dann der Slawe, unbeſchadet der wiſſenſchaftlichen Richtung der ſlawiſchen Sprache, im Geſchäft und Staatsdienſt die Landesſprache ſprechen, ſich hierdurch aber Freunde erwecken, die Verbindung mit den Reformirten möglich machen und ſo die über 800,000 Lutheraner mit den 1,198,000 Reformirten, als ein Häuflein von 2 Millionen, den 5 Millionen Katholiken die Waage halten, wobei ſich ihnen noch die anderthalb Millionen griechiſchen Non-uniti anreihen, — nicht etwa, um feindlich gegen den Katholizismus aufzutreten, nein, um ihn nur dann durch imponirende Stärke bewegen zu können, ihnen gleiche Rechte einzuräumen und die Ernährung ihrer Hirten allein zu beſorgen.

So iſt alſo die eine Partei beſchaffen, die der Magyariſirung des Landes entgegenwirkt, die durch den tollen Ultra-Magyarismus, der am liebſten Alles, was nicht direkt aus den Lenden Arpad's und Attila's abſtammte, aus dem Lande geworfen hätte, der alle ſeine Fehler, ſeine ſtürmiſche ungemäßigte Leidenſchaft, ſeinen Haß gegen alles Ausländiſche, ſein Nachäffen engliſcher Formen — ſchön fand, — geweckt wurde, und die um ſo mehr ins Horn ſtieß, je grimmiger die Ultra-Magyaren ſich geberdeten, als hätten ſie die fremden Nationen im Sack und würfen ſie bloß aus milder Barmherzigkeit nicht gleich zum Lande hinaus, kurz je mehr die eine Partei ihre Sehnen ſpannte, deſto weiter ſchoß die andere, und während das eine Journal Anathema über Anathema gegen den Panſlawismus erließ, ſchrieb die entgegengeſetzte Partei Lenien und Referate an die Regierung nach Wien. — Jetzt haben ſich die Elemente mehr beruhigt, das magyariſche Element hat genug gegen die Kroaten zu kämpfen, und der eingetretene Waffenſtillſtand möge der Anfang eines immerwährenden Friedens ſeyn, der beide Parteien beruhigt und dem durch Meinungskämpfe wahrlich nicht beglückten Vaterlande die Zeit gewährt, an innerer Kraft zu erſtarken.

Der andere, etwas gewichtigere Feind iſt der Illyrismus des Südens, dem wir auch ein wenig unſere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Der gegenwärtige Landtag brachte zum erſten Male die auffallende Erſcheinung, daß die lateiniſche Rede eines kroatiſchen Ablegaten mit allgemeinen Zeichen des Unwillens begrüßt und die Weiterfortſetzung gehemmt wurde; dadurch wurde die politiſche Stellung dieſer Ablegaten ſo lange null und nichtig, bis das zweite königliche Reſkript ihnen noch für die Dauer von 6 Jahren die Erlaubniß der lateiniſchen Sprachbenutzung ertheilte.

Bedenkt man, daß in den zwanziger Jahren noch die öffentlichen Blätter es als eine wunderbare Seltenheit ausposaunten, wie in der Pairskammer, wie bei der Ständetafel hier und da ungariſch perorirt ſey, ſo liegt hierin der unumſtößliche Beweis, daß wirkliche, handgreiflichſte Fortſchritte geſchehen ſind, daß dem Erwachen der ungariſchen Nation nicht wieder ein feudales Schläfchen gefolgt iſt, ſondern ſie bereits ſich mit dem Frühſtücke von Kriminal-Kodex, Wechſelgericht, Magnaten-Bankerotten, Zurückſchickung königlicher Reſkripte und dergleichen delikaten Leckerbiſſen in allem Ernſte ein Gutes thut.

Der Ultra-Magyarismus, der Panſlawismus ſind die modernen Steckenpferde, wahre hölzerne Roſſe, die erſt durch die Fülle von Poeſie in himmliſche Pegaſuſſe umgeſchaffen worden, und die wieder in ihr früheres Nichts zurückfallen werden, ſobald die Anfeindungen beider Parteien aufhören und man die praktiſchen Bedürfniſſe des gemeinſamen Vaterlandes mehr in den Vordergrund treten laſſen wird, ſobald die Forderungen der zeitgemäßen Induſtrie dem gehaltloſen Schwadroniren über Politik und mit ihm den gegenſeitigen Reibungen ein glückliches Ende machen werden, ſobald die Augen der Bewohner auf die Erſchaffung einer nationellen Flagge, auf ihr Prangen in den verſchiedenen Gegenden der Weltmeere, auf die Entſtehung der Eiſenbahnen, Flußregulirungen, Straßen-Anlagen, Theiß-Dampfſchifffahrt gerichtet ſeyn werden; dann wird der glückliche Augenblick eintreten, in dem es gleichgültig erſcheinen wird, von welchem Standpunkte aus die ſlawiſche Literatur vorgetragen wird, welche Rivalität zwiſchen ungariſchem und deutſchem Theater ſtattfindet, und ob ſich irgend ein deutſcher Spießbürger oder ſlowakiſcher Handelsmann zum Ruhm und zur Ehre der ungariſchen Nation durch Verſtümmelung oder Umwandlung ſeines bisherigen Namens dem Samen Arpad's oder Attila's anſchließt. Es liegt ein ſo tiefer Gehalt in der geographiſchen Bedeutung des ungariſchen Landes, daß es nicht nur jammerſchade, ſondern eine wirkliche Schande wäre, wenn es noch ferner, wie bisher, eine terra incognita bliebe. Land wie Volk ſind ſo mannigfaltig und reich, daß ſich im voraus gar nicht alle günſtige Chancen berechnen laſſen, die ſich bei einer günſtigen Benutzung des Boden- und Menſchen-Kapitals ergeben müſſen, und von den Torffeldern am Südfuße der Karpathen bis zu den Goldwäſchereien des Banats, von dem reichen Bergbau Nieder-Ungarns bis zu den unerſchöpflichen Steinſalzgruben der Szeckler Stühle und der Marmaros, von der Pflege des Flachſes im Norden des Landes bis zu dem Reisbau und der Seidenzucht des Südens, von den Steinkohlenflötzen des Weſtens bis zu den Traubenhügeln und Melonenfeldern des Oſtens, — — von allen Gränzen des Landes bis zu den entgegengeſetzten, von den himmelhohen Spitzen der Karpathen bis zu der Fläche des adriatiſchen Meeres ſehen wir ein wunderbar reiches Produktennetz ausgeſpannt, ſehen wir in den mannigfaltigſten Formen überall den überreichen Segen des Schöpfers.

Um Ungarn zu erforſchen, darf man ſich nicht begnügen, dem Strome der Donau zu folgen, iſt es nicht genug, von Presburg nach Orſova zu fahren, Ungarn iſt ſo vielgeſtaltig, ein ſolcher Proteus, daß man Steppe wie Gebirge, Städte wie Flußgebiete, Weinhügel, wie Viehzucht kennen lernen muß, vor Allem aber nöthig hat, in das Leben der Völker hineinzudringen, ihre Sympathieen und Antipathieen zu ſtudiren, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu fühlen. Und wohl ſelten wird es einen Reiſenden geben, der nach langem Aufenthalte dieſes ſchöne Land verließe, ohne eine innige, herzliche Theilnahme in ſeinem Herzen davonzutragen, voller Erſtaunen über die Schätze der Natur, voller Achtung für den kräftigen Stamm des Landesvolkes, das gerade jetzt, — heute ſo fröhliche Sproſſen treibt. Aber man wird auch mit Mitleid das Land verlaſſen über die unwürdige Stellung des erſten Standes im Staate, des Bauers, mit Verachtung gegen die feudalen Anſichten einer übermüthigen Ariſtokratie, mit einem Lächeln des Spottes über die unverhohlene kleinliche Wichtigthuerei, die nur in Folge der Abgeſchloſſenheit von Außen erfolgen konnte, endlich aber auch mit den beſten Wünſchen für eine Oppoſition, die, nicht im blinden Eifer dem Ultra-Magyarismus huldigend, Alles über den Haufen werfen möchte, was nicht zu ihrer Fahne ſchwört, ſondern die mit Beſonnenheit, gern gutem Beiſpiele folgend, mag es von welcher Nation immer ausgehen, beharrlich den Weg der zeitgemäßen Neuerungen verfolgt, und die, über das Urtheil einer oft gehäſſigen, rein perſönlichen Kritik erhaben, ſich nicht in ihrem edlen Vorhaben ſtören läßt.

Es iſt nicht an der Zeit, meiner Anſicht nach auch rein Nebenſache, zu erwägen, ob Ungarn mit oder ohne Oeſterreich glücklich ſeyn kann, es iſt jetzt wichtiger, ſich aus ſich ſelbſt zu kräftigen, ſich in den Rang civiliſirter Staaten hineinzuarbeiten, die alten Dummheiten und Abgeſchmacktheiten, d. h. Privilegien einzelner Kaſten, abzuſchaffen, jeden Staatsbürger würdig zu vertreten, und dann endlich, nachdem ſo das Wohl der Nation hergeſtellt iſt, nachdem der alte Krebsſchaden ausgeſchnitten und der Kern durch und durch geſund iſt, möge man jene Fragen löſen, die, ſo lange das Vorige nicht geſchehen iſt, ſo lange Ungarns Bewohner noch in ein halbes Dutzend ſich feindſelig über einander ſtehender Völker zerfallen, jeder vernünftigen Baſis entbehren. Wird Ungarn ſeinen natürlichen Fond zu benutzen verſtehen, gehäſſige Streitigkeiten zu beſeitigen wiſſen, ſo iſt gar nicht zu leugnen, daß es einer großartigen Zukunft entgegengeht und ſogar der Augenblick nicht mehr fern liegen mag, in dem ungariſche Intereſſen einen entſcheidenden Einfluß auf die Stellung und die Schickſale der übrigen Nationen ausüben mögen.

Allerdings iſt in der letzten Zeit viel geſchehen, allerdings iſt es nicht zu leugnen, daß man in Ungarn nicht mehr in dem ſanften Schlafe liegt, aber man möge bedenken, daß dieſes Geſchehene noch ſehr wenig im Verhältniß zu dem noch Nöthigen und Erforderlichen iſt, man möge bedenken, daß ein zurückgebliebenes Land progreſſiv fortſchreiten muß, um andere im gleichmäßigen Fortſchritt begriffen geweſene Länder zu erreichen, und daß alsdann immerhin wieder eine große Maſſe von Zeit und Thätigkeit erforderlich iſt, ehe von Ueberflügeln die Rede ſeyn kann. Diejenigen, die gegenwärtig die Abſoluten im Lande ſpielen, ſind es, für die im Uebermaße gut geſorgt worden iſt, und deren Vortheil darin beſteht, ihrem Abſolutismus treu zu bleiben, da bei einer zeitgemäßen Neuerung ſie ſich eines Theiles ihrer Vortheile begeben müſſen, um den Wünſchen der bisher Zurückgeſetzten zu begegnen. Jene ſind Adel und Hierarchie, dieſe ſind Bauer und Bürger, und recht oft möge ſich die erſtere Klaſſe erinnern, daß auf eine Summe von einer halben Million ihres Gleichen zehn Millionen ihrer Gegner kommen, alſo nach Adam Rieſe auf einen der Erſteren zwanzig der Letzteren, und ihnen möge das Wort unſeres großen Schiller gelten:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, —
Vor dem freien Mann erzittre nicht.“

Frankreich.

Franzöſiſcher National-Verein zur Aufhülfe der arbeitenden Klaſſen.

In der letzten Seſſion der franzöſiſchen Kammern ſagte ein Wortführer der demokratiſchen Partei, Ledru-Rollin, in einer Rede unter Anderem Folgendes: „Habet den Muth, anzuerkennen, daß der Pauperismus erſchreckende Fortſchritte gemacht hat, daß er uns mit einem Angriffe droht, dem vorzubeugen, wir keinen Augenblick verlieren dürfen .... Als ich meine Rede begann, ſprach ich für die Armen im Namen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit; ich kann hinzufügen, daß ich um unſerer Sicherheit willen für ſie ſpreche.“ Dieſe Worte können als eine Ankündigung des ſo eben unter dem in der Anmerkung genannten Titel erſchienenen Memoire's gelten, das deſſen Verfaſſer, Herr Terſon, der Deputirten-Kammer in der nächſten Seſſion vorlegen will. *) Herr Terſon, der ſelber Geld und Kräfte für die Realiſirung ſeiner menſchenfreundlichen Pläne hergeben will, geht, wie man aus folgenden Skizzen ſeines Planes ſehen wird, von einer völligen Reorganiſation, wenn

*) Mémoire explicatif d'une pétition à présenter à la chambre des Députés dans le courant de l'année 1845, par J. Terson.

auch nicht der Gesellschaft, doch des Verhältnisses der arbeitenden Klassen zum Staate aus, weil ihm die bisher bestehenden Einrichtungen an Sparkassen, Kranken- und anderen Unterstützungs-Vereinen ungenügend dünken. Wir haben in Nr. 132 des Magazins eine Nachricht über die Einrichtung der von den unserigen so vortheilhaft sich unterscheidenden Pariser Sparkasse mitgetheilt und halten es, da man jetzt auch bei uns mit der Gründung von Vereinen zur Aufhülfe der arbeitenden Klassen sich beschäftigt, für recht, über ähnliche in Frankreich auftauchende, wenn auch vorläufig wohl unausgeführt bleibende Projekte hier zu referiren.

Die Einleitung des Tersonschen Memoire's bespricht die Klagen der arbeitenden Klassen, ihre Stärke, ihren Mangel an Geduld (etwas, was in Frankreich bekanntlich nicht bloß bei der arbeitenden Klasse wahrzunehmen) und die Unbilligkeit und Gefahr einer längeren Verzögerung der nöthigen Reformen. Um die Lage der Arbeiter auf friedliche Weise zu verbessern, schlägt Herr Terson die Errichtung dreier Anstalten vor: 1) einer Kasse für die kranken und alten Arbeiter; 2) gemeinsamer Werkstätten, und 3) einer Kreditbank. Die letzte darf erst ins Leben treten, wenn die beiden ersten bereits im Gange sind, und wird in dem Memoire nicht weiter beschrieben. Die Versorgungskasse soll alten Arbeitern beiderlei Geschlechts eine jährliche Pension von 2—800 Francs sichern, wenn dieselben dreißig Jahre hindurch in Frankreich oder in den Kolonieen Gehülfen in irgend einer Fabrik oder Werkstatt gewesen sind. Nähere Bedingungen für die Zulassung zu dieser Unterstützung, die auf solche Weise zugleich eine Belohnung wird, sind eine stets unbescholtene Führung, die Unmöglichkeit, länger von der Arbeit oder von eigenen Mitteln zu leben, und ein Alter von fünfundsechzig Jahren. Die Pension ist mit einem eigenen Rechtstitel verbunden, wird aber nicht in einem Hospital, sondern an jedem dem Pensionnair beliebigen Orte verzehrt.

Die gemeinsamen Werkstätten sind zweierlei Art, entweder konstant an dem Orte ihrer Errichtung, oder beweglich. Die ersteren, deren es in jedem Departement wenigstens eine geben soll, besorgen ausschließlich diejenigen Arbeiten, welche Monopol des Staates sind oder unter dessen unmittelbarer Aufsicht stehen. Alle Arbeiter und Arbeiterinnen vom sechzehnten bis zum fünfundsechzigsten Jahre werden hier aufgenommen und für einen bestimmten Zeitraum engagirt. Ferner wird die Menge und die Dauer der Arbeit, je nach dem Alter und Geschlecht, und halbjährlich die Höhe des Lohns festgesetzt. Diese Werkstätten werden von permanenten Oberarbeitern beaufsichtigt, die ein fixes Gehalt bekommen und eine Uniform tragen.

Die beweglichen Werkstätten bilden eine wahre industrielle Armee, ein Arbeitsheer, wie ein solches auch bereits in der Schweiz in Vorschlag gebracht worden (m. vgl. Nr. 51 des Magazins von d. J.), das ausschließlich aus männlichen, majorennen, kräftigen und unverheiratheten Arbeitern besteht. Dieselben theilen sich in Divisionen, Regimenter und Compagnieen und stehen unter Capitainen, Kommandanten und Generalen. Jedes Departement hat einen General. Die Ernennung der verschiedenen Chefs geschieht auf Vorschlag der Arbeiter durch die Regierung. Die Arbeiter tragen eine Uniform, leben gemeinschaftlich und sind während ihres Engagements, das wenigstens die Zeit von zwei Jahren umfassen muß, der Disziplin unterworfen. Der Unterricht, die Feierstunden, die Hospitäler, der Sold und das Arbeitsquantum werden offiziell durch Statuten geordnet. Diesen beweglichen Ateliers werden die öffentlichen Bauten übertragen.

Ein General-Büreau leitet sämmtliche öffentliche industrielle Anstalten und hat drei Comité's unter sich, ein Zulassungs- und Verwaltungs- und ein Inspections-Comité, deren Geschäfte in dem Memoire weiter ausgeführt sind.

In Bezug auf die Mittel zur Insswerksetzung dieser Vorschläge appellirt Herr Terson an die Großmuth der Regierung und seiner Mitbürger. Eine Petition mit einer großen Anzahl von Unterschriften, die er herbeischaffen will, soll den Kammern vorgelegt werden, damit dieselben die Initiative zu dem National-Verein gegen das Elend der Arbeiter ergreifen. Sind die Kammern dazu bereit, so ernennt die Regierung das General-Büreau, das sogleich in Paris und den Hauptstädten der Departements Comités zur Subscription errichtet und einen Geldaufruf an das Land erläßt. Herr Terson rechnet, daß von jedem Departement ein jährlicher Beitrag von 1,500,000 Fr. werde gegeben werden. Dies würde für ganz Frankreich ungefähr die Summe von 129 Mill. Francs ausmachen, welche genügend sind, um die projektirten Anstalten ins Leben zu rufen.

Mannigfaltiges.

— **Ein Schreiben Ludwig's XVI. und der Seinigen.** In der Revue de Paris wird ein Schreiben mitgetheilt, das Ludwig XVI. am 29. Juli 1789 wahrscheinlich an die Prinzessin von Lamballe gerichtet hat und woran sowohl die Königin Marie Antoinette als die Prinzessin Elisabeth einige Zeilen geschrieben. Es ist dieser Brief charakteristisch für alle drei Personen, indem nämlich der König voll Herzlichkeit über meistens geringfügige Dinge schreibt, als ob nichts in der Welt vorgefallen wäre; die Königin dagegen drückt sich in sorgen- und ahnungsvoller Weise über das eben stattgefundene Ereigniß, nämlich über die Erstürmung der Bastille, aus; die Prinzessin Elisabeth endlich begnügt sich, ein Gebet ihres Herzens hinzuzufügen. Folgendes ist das Schreiben aller drei, nachmals so unglücklich gewordenen Personen:

„29. Juli 1789.

„Ich habe Ihr Schreiben, meine Liebe, empfangen und auch bereits darauf geantwortet; ich thue dies jedoch in einem Duplikat, da man heutzutage auf keinen Weg sicher rechnen kann. Ich bin nicht wenig erstaunt gewesen über den, auf welchem ich von Ihnen Nachricht erhalten. Ich hatte derselben mit Ungeduld entgegengesehen; ich fürchtete, daß die Reise Sie zu sehr anstrengen würde, und war nicht weniger besorgt für Ihre Reisegefährtin, so wie für Jeden, der zur Zeit des 15. Juni nicht entfernt war. Ich wünschte wohl zu wissen, ob Ihre kleine Schwester auf der Reise munter gewesen und ob sie glücklich angekommen, so wie, ob die Cousine vom Verin wohlbehalten bei Ihnen eingetroffen. Hier würde sich Alles wohlbefinden, wenn das Herz nur zufrieden wäre; aber es ist doch eine schöne Allegorie, die von der Büchse der Pandora. Guten Abend, meine Liebe, Sie kennen meine ganz unveränderlichen Gesinnungen.

Ludwig."

„Ich kann, mein theures Herz, die sichere Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen heute noch einmal zu schreiben, nicht vorübergehen lassen. Es ist dies ein so großes Vergnügen für mich, daß ich meinem Gemahl für die Zusendung seines Briefes unzählige Male gedankt habe. Sie wissen, ob ich Sie liebe und ob ich Ihre Abwesenheit bedaure, besonders unter den gegenwärtigen Umständen. Die Sachen scheinen keine gute Wendung zu nehmen. Sie wissen ohne Zweifel, was am 14. Juli vorgefallen; der Augenblick war furchtbar, und ich kann mich von dem Abscheu über das vergossene Blut noch nicht erholen. Wollte Gott, daß der König das Gute, mit welchem er einzig und allein beschäftigt ist, zu thun im Stande wäre! Die Rede, die er an die Versammlung gehalten, hat einen großen Eindruck gemacht. Die Rechtschaffenen unterstützen uns, aber die Sachen gehen rasch und ziehen nach sich, man weiß nicht, wohin. Sie können sich von den Intriguen, die rings um uns vorgehen, keinen Begriff machen; ich mache täglich die merkwürdigsten Entdeckungen in meinem eigenen Hause. O, meine Freundin, wie traurig und betrübt bin ich! So eben kommt Herr *** hier an; er hat Sie gesehen und mir von Ihnen erzählt; seine Rückkehr ist ein wahrer Triumph gewesen. Könnte er uns doch helfen, den blutigen Scenen ein Ende machen, die dieses schöne Land verwüsten. Adieu, Adieu, mein theures Herz. Ich küsse Sie von ganzer Seele, Sie und die Ihrigen.

Marie Antoinette."

„Wollen Sie, liebe Frau, daß ich Ihnen sage, wie sehr ich zu Gott bete für Sie und für diejenigen, die Ihnen theuer sind?

Elisabeth Marie."

— **Balbi und das Pariser Annuaire des Voyages.** Der bekannte Geograph, Ritter Adrian Balbi, hat kürzlich in einer Beilage der Gazzetta di Milano auf die Ausstellungen geantwortet, die in dem diesjährigen Annuaire des Voyages et de la Géographie gegen sein Buch über die Elemente der allgemeinen Geographie erhoben worden, wobei er namentlich den Vorwurf zurückweist, daß er die politische mit der natürlichen Geographie bunt durch einander gemischt und also keinem bestimmten System gefolgt sey. Das Interessanteste an dieser Abfertigung ist jedoch, daß Herr Balbi dem Herausgeber des Annuaire eine Masse von geographischen Schnitzern nachweist, die dieser selbst gemacht, wie er denn z. B. den Taal, einen der heftigsten feuerspeienden Berge auf Lucon, einer Insel der Philippinen, nach China verlegt hat, und zwar wahrscheinlich bloß deshalb, weil dieser Berg, eben so wie die Wasserfläche, aus der er sich erhebt, einen chinesisch klingenden Namen hat; letztere heißt nämlich Bongbong, was beinahe so wie Pongkong klingt. Herr Balbi weist dem französischen Herausgeber ferner nach, daß er zwar die Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geographie einigermaßen, wenn auch nicht vollständig kenne, doch von dem, was für diese Wissenschaft in England und in Deutschland gethan werde, kaum eine Ahnung habe. Allerdings muß man auch dem Ritter Balbi das Verdienst zuerkennen, daß ihm kaum etwas entgeht, was in diesen beiden Ländern zur Erweiterung der Erdkunde geschieht, und daß er gewissermaßen als der Vermittler zwischen Deutschland und England einerseits und Italien und Frankreich andererseits auf dem Felde der Erdkunde zu betrachten ist.

— **Lebensdauer der Kriegsschiffe.** Das älteste Schiff der britischen und wahrscheinlich auch wohl jeder anderen Marine der Welt ist das jetzt im Hafen von Portsmouth liegende Linienschiff „Victory", das Admiralschiff, auf welchem Nelson fiel; es ist dasselbe im Jahre 1765 gebaut, jetzt also 79 Jahr alt und — da es das älteste ist — ein Beweis, daß die Kriegsschiffe im Durchschnitt noch länger zu sterben pflegen, als ihre Kommandirenden. Das älteste Linienschiff der Franzosen, der „Ocean", datirt erst aus dem Jahre 1790. Die Engländer thun alles Mögliche, um das Leben der „Victory" zu verlängern, und da sie wahrscheinlich den Ort, auf welchem sie in jenem Hafen vor Anker liegt, nicht wieder verlassen wird, so kann sie allerdings noch einige Zeit ihr Daseyn fristen. Ohne die in den Marine-Zeughäusern aufbewahrten Modelle würde man heutzutage kaum noch wissen, wie die Schiffe ausgesehen, mit welchen England im 17ten und 18ten Jahrhundert seinen Ruhm auf dem Meere begründete. Von der Flotte des alten Venedig ist jetzt nur noch ein halb verbranntes Bruchstück von dem Schiffsschnabel des letzten „Bucentaur" vorhanden. Auch auf die Flotten und deren Manövrirkunst ist der alte Spruch anwendbar: Ars longa, vita brevis.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Sonnabend den 9. November 1844.

Italien.

Eine Stimme aus Neapel über einige gelehrte Gesellschaften in Berlin.

In einem Neapolitanischen Blatte, welches den im Deutschen ominös lautenden Namen „Lucifer" (il Lucifero), allein in seiner schöneren Bedeutung: „der Lichtbringer", „der Morgenstern", führt (von welchen Lichtfeinden mag derselbe nur dem Fürsten der Finsterniß zugeeignet worden seyn?), in diesem Lucifer, September 1844. S. 266 u. 67, befindet sich von dem Signor Cavaliere Don Stanislao Aloe, dessen vorjähriger Besuch in Berlin hier noch in bestem Andenken steht, ein Bericht über die hiesigen wissenschaftlichen und artistischen Privat-Gesellschaften (Di alcune società private di scienze, lettere ed arti in Berlino), der wohl verdient, ungeachtet seiner Unvollständigkeit, als eine freundliche Stimme aus weiter Ferne, in diesem Blatte mitgetheilt zu werden.

„Der jetzige Fortschritt der Wissenschaften, der schönen Literatur und der Künste in Preußens Hauptstadt", beginnt Herr Aloe, „ist bewundernswürdig und eilt viel zu schnell, um bei uns genauer bekannt zu seyn, wenn man auch die Schwierigkeit der Sprache und die große Entfernung, die uns von Berlin trennt, nicht in Anschlag bringen will.

„Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV., zu einer Zeit des tiefsten Friedens auf Preußens Thron gelangt, gab dem Fortschritt aller Zweige menschlichen Wissens einen neuen energischen Schwung und weckte in den Herzen seines Volkes einen lebendigeren Antrieb, sich im Wissen und Leisten hervorzuthun, indem er die darauf gerichteten Bemühungen auf alle Weise beförderte.

„Schon seit längerer Zeit haben die Berliner, nicht zufrieden, die nützlichen Ergebnisse ihrer ernsten Bestrebungen in den beiden dort blühenden Akademieen darzulegen, die Sitte eingeführt, sich in Privat-Gesellschaften zu vereinigen, um wetteifernd die neuen Ideen auszutauschen, welche sie in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften und der Literatur gewonnen haben, und sie gesellschaftlich zu berathen.

„Dies ist der Zweck dieser wissenschaftlichen Berliner Vereine, welche nach deutschem Gebrauch mit abendlichen leckeren Mahlzeiten schließen, die jederzeit durch heitere und geistreiche Unterhaltung gewürzt sind.

„Der älteste dieser regelmäßigen Privat-Vereine (sollte heißen: der älteste der dem Herrn Cavaliere bekannten), welche dem Wesen nach eben so viele Akademieen sind, zu deren Versammlungen bloß die durch freie Wahl aufgenommenen Mitglieder Zutritt haben und den Stamm derselben ausmachen, bestand aus Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden (furono gli scienziati, gli artisti e gli amatori delle arti).

„Dieser erste Verein benennt sich nach dem doppelten Ziel, das er anstrebt: Wissenschaftlicher Kunst-Verein (società di scienze ed arti) und hat zu Präsidenten den Geheimen Rath Ritter Toelken und den Professor Ritter Tieck. Es mögen sechzehn Jahre seyn, daß dieser Verein sich bildete, der über 80 ordentliche Mitglieder zählt.

„Darauf vereinigten sich die Freunde der italiänischen Sprache auf Betrieb des berühmten Professors Valentini aus Rom, Verfassers eines italiänisch-deutschen Wörterbuches und anderer schätzbaren Werke. Sie bildeten vor etwa neun Jahren die Italiänische Gesellschaft (Società Italiana), deren Zweck das Studium unserer Sprache ist. In dieser Gesellschaft spricht und liest man über Gegenstände aller Art immer nur italiänisch, und jedes der Mitglieder verpflichtet sich dem Wahlspruch:

„Hier stirbt jedwede Sprache außer der Italiens"

(Ciascuno de' soci ha per divisa il motto:

„Ogni altra che l'Italica favella qui è morta").

Präsident dieser Gesellschaft ist der schon erwähnte Herr Valentini und der Mitglieder sind 35.

„Als ich im vorigen Jahre mich in Berlin befand, wurde mir die Ehre, als italiänischer Gast (come ospite italiano) in diese Gesellschaft bei deren Versammlung am 26. Juni 1843 eingeführt zu werden, wo ich einen Vortrag hielt (lessi e dissi) über die Restaurationen, welche in unseren Tagen der Ruin der Kunstdenkmäler in Italien und Deutschland sind (und jetzt sage ich: die allenthalben deren Untergang sind, denn in ganz Europa habe ich dieselbe Zerstörungslust wiedergefunden). Meine Abhandlung erschien Tages darauf, ins Deutsche übersetzt, in der privilegirten Berliner Zeitung (nel Giornale Privilegiato di Berlino) und erwarb mir den Beifall jener Trefflichen, die, wie ich, die Künste und die Kunstwerke lieben, mir zugleich die Verwünschungen (le maledizioni) derjenigen zuziehend, welche, wenig sich kümmernd um die Meisterwerke, in deren Besitz sie sich zufällig befinden, sie geschminkt zu sehen wünschen, wie häßliche Schauspielerinnen ihre Gesichter, wenn sie die Bühne betreten! — Doch hinweg von diesen widrigen Erinnerungen. —

„Nach der Bildung jener beiden ersten Gesellschaften gründete der gelehrte Professor Ritter Gerhard durch Vereinigung von etwa 48 gelehrten Archäologen und Alterthumsfreunden die Archäologische Gesellschaft (società archeologica), welche jedoch keine so regelmäßige Sitzungen hält, wie die anderen, sondern sich nach Umständen auf Einladung ihres Präsidenten, des schon genannten Ritters Gerhard, versammelt.

„Die jüngste der in Berlin bestehenden Societäten ist die numismatische (società numismatica), die sich zum Zweck setzt, den historischen und künstlerischen Werth der Münzen und Medaillen aller Länder und Zeiten zu beurtheilen und zu erläutern. Gestiftet wurde dieselbe durch den Eifer des Herrn Dr. Bernhard Köhne, Privat-Docenten an der königl. Universität zu Berlin, welcher seit vier Jahren eine Zeitschrift für Münzwissenschaft, Siegel- und Wappenkunde herausgiebt. Diese Gesellschaft besteht aus 50 Mitgliedern unter dem Präsidium Sr. Durchlaucht des Fürsten Wilhelm Radziwill, und schon sind als Resultat ihrer Forschungen bedeutende Arbeiten in jener Zeitschrift dem Publikum vorgelegt worden.

„Wenn in anderen europäischen Ländern", so schließt Herr Aloe seinen Bericht, „wenn besonders in den Hauptstädten derselben mit demselben Eifer und treuen Fleiße gearbeitet würde, als die Gelehrten des nördlichen Deutschlands in ihren Studien darlegen, so würden die humanen Wissenschaften in unseren Tagen gewiß bewundernswürdige Fortschritte machen."

Hätte der Signor Cavaliere Stanislao Aloe länger in Berlin verweilt, so würden ohne Zweifel auch die zahlreichen anderen Gesellschaften, von wissenschaftlicher, artistischer, literarischer, technologischer und sonstiger ernsten und heiteren Tendenz, die in Berlin bestehen, zu seiner Kenntniß gelangt seyn. Künstler-Vereine und Kunstförderer-Vereine, philologische, philomathische, philotechnische Gesellschaften, geographische, historische, literarische, Gärtner-, Architekten-, Gewerbe-, Humanitäts-, griechische, ärztliche, kritische und musikalische Vereine würden ihm Stoff zu Betrachtungen dargeboten haben, die den Italiänern unsere Capitale del Nord di Germania, welche man in Neapel sich nicht grau und griesgrämig genug denken kann, voll Leben, Luft und Strebsamkeit gezeigt hätten. Vielleicht hat inzwischen Signor Aloe das noch Fehlende bereits in einem späteren Blatte des „Lucifer" nachgeholt.

Marokko.

Religiöses und geistiges Leben in Marokko.*)

Fest- und Prozessionen. — Volksbildung. — Literarische Schätze.

Das religiöse Leben der Marokkaner unterschreidet sich durch gewisse Gewohnheiten und abergläubische Extravaganzen von dem der übrigen muselmännischen Völker. In jeder Provinz des Reichs giebt es zwei allmächtige Familien von Scheriffs oder Heiligen, welche in gerader Linie, die eine von Muhammed, die andere von Ismaël, abzustammen behaupten; beide genießen das höchste Ansehen in der Provinz, und ihr Haus ist für alle Verbrecher ein Zufluchtsort, den die Beamten des Kaisers zu verletzen sich wohl hüten. In den gebirgigen und abgelegenen Gegenden haben diese privilegirten Familien das Monopol der Bezauberungen. Wodurch sie sich aber besonders auszeichnen, das sind die Exzesse, die sie sich zu gewissen Zeiten ungestraft erlauben können, so namentlich der Stamm der Eisakas. Dieser zeigt sich nur einmal jährlich in den Städten, an dem Beiramfest des dritten Mondes; nachdem sie sich mit einem Trank von wilden Kräutern berauscht, der jedes menschliche Gefühl in ihnen ertödtet, verbreiten sie sich durch die Straßen und Plätze und werfen nieder und erwürgen Alles, was ihnen unterweges begegnet, Männer, Frauen, Kinder, Thiere, wobei sie in dem Augenblick, wo das Blut fließt, der Eine das Brüllen des Löwen oder Tigers, der Andere das klägliche Geschrei des Nachtraben, oder das des Adlers oder Schakals nachahmen. Auch nimmt an diesem Tage Jeder den Namen eines solchen Raubthiers an. Zuweilen steigert sich ihre Wuth in einen solchen Zustand, daß sie sich zuletzt gegenseitig zerreißen und tödten.

*) Nach Auszügen aus den neuesten spanischen Reiseberichten, namentlich zweien, den Costumbres de Marruecos, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, und einem Werke von Don Serafin Calderon, Professor des Athenäums in Madrid, das betitelt ist: Cuadro geografico, estadistico, historico, politico y militar del imperio de Marruecos.

Jeder Muſelmann iſt gehalten, zu gewiſſen Stunden des Tages ſich dem Gebet zu widmen, nämlich bei Sonnenaufgang, Mittags, um drei oder vier Uhr Nachmittags, um ſieben Uhr des Abends im Winter, um neun Uhr im Sommer. Zu jeder dieſer Stunden giebt ein Maure — es iſt faſt immer ein Greis oder ein Kind — das Zeichen, indem er auf dem Hauptthurm der großen Moſchee Hymnen ſingt und eine weiße Fahne aufzieht. Daſſelbe Signal wird auf allen Thürmen der kleineren Moſcheen wiederholt; etwa eine Minute lang ſieht man über den ſchwarzen Häuſern der Städte nur Greiſe oder Kinder Hymnen ſingen oder Fahnen bewegen. Am Freitag, dem muhammedaniſchen Sonntag, werden zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags in allen Moſcheen wahre Predigten gehalten, die jeder Muſelmann mit ſeiner Familie zu hören verpflichtet iſt. Die Arbeit iſt in Marokko am Freitag ſo wenig als an den anderen Feſten des Jahres verboten; doch widmen Reich und Arm den Tag der Freude, von dem erſten Kanonenſchuß mit Aufgang der Sonne bis zum letzten, der das Ende des Feſtes verkündet.

So oft er eine Moſchee betreten will, ſo oft er eine zum Leben nothwendige Handlung, wie unbedeutend ſie auch ſey, verrichtet hat, muß der Muſelmann Marokko's ſich durch eine Abwaſchung reinigen. In den Fällen, wo es an Waſſer fehlt, oder bei Krankheiten, wo Waſſer ſehr ſchädlich wäre, erlaubt das Geſetz, ſich Hände und Stirn mit ein wenig Erde oder einem Stein zu reiben, den der Kadi geweiht hat. Die Marokkaner haben vier größere Feſte jährlich, drei Oſtern und den berühmten Ramadan. Der Ramadan iſt eine 30tägige Faſtenzeit, während deren täglich früh und Abends eine Artillerie-Salve und ein Tuſch von zwanzig Trompeten den Beginn und den Schluß des Feſtes verkünden. Fünf Tage vor dem Ende des Ramadan feiert man, nicht in der übrigen Welt des Islam, ſondern nur in Marokko, ein eigenthümliches nächtliches Feſt. Die Bevölkerung drängt ſich in den Moſcheen, die ſich plötzlich glänzend erleuchten; Alles umarmt ſich und ſchreit und ſingt ohne Ordnung durch einander; in allen Häuſern, auf den Straßen und Plätzen, ja auf der Schwelle der Tempel ſelbſt überläßt man ſich der widerlichſten Unmäßigkeit. Bis zum Morgen trifft man in der Stadt nur Haufen von Trunkenbolden und Proſtituirten. In dieſer Nacht müſſen ſich von fünf Uhr ab Chriſten und Juden ſorgfältig verrammeln. Sie würden ſich einem grauſamen Tode ausſetzen, wenn ſie ſich einen Schritt aus ihren Wohnungen wagten. Dagegen iſt auch dieſe Nacht die einzige Epoche des Jahres, wo man den Chriſten und Juden kein Verbrechen daraus macht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn man den Eingang ihrer Häuſer zu erzwingen verſucht.

An dem Tage nach dem Ramadan beginnt das erſte Oſterfeſt, das acht Tage dauert. Dieſes Feſt iſt eigentlich nur die Fortſetzung der nächtlichen Saturnalien vom 25ſten Tag des Ramadan; man wälzt ſich ſo ſehr in Exceſſen, daß noch vor dem achten Tage überall Fieber, Gaſtritis und andere Krankheiten ausbrechen, welche die ausſchweifenden Anhänger des Propheten zu Hunderten hinraffen. An dem Morgen des erſten Tages ziehen der Paſcha und der Kadi, unter Vortrab von Trompeten, welche betäubende Fanfaren ausführen, begleitet von der Miliz, der Geiſtlichkeit und ſämmtlichen Bewohnern, unter Anführung der Alkalden der verſchiedenen Quartiere, welche rieſenhafte Banner tragen, zum Hauptthor der Stadt hinaus. Der ganze Zug begiebt ſich nach einem großen Gerüſt im freien Felde, deſſen zwei breite Seiten nach Oſten und Weſten gerichtet ſind. In der Mitte iſt eine koloſſale Holztreppe angebracht, auf welcher die geringeren Geiſtlichen hinaufſchreiten, um oben Hymnen zu ſingen oder durch Vorwürfe die Frömmigkeit des Volks anzufeuern. Rechts und links öffnen ſich zwei Fenſter, an welche ſich der Paſcha und der Kadi hinſtellen, der Paſcha im Norden, der Kadi im Süden. In einem beſtimmten Moment wird es plötzlich ſtill, und der Kadi ſpricht oder ſingt mit näſelnder Stimme eine Homilie, die etwa eine Stunde dauert. Sobald er von ſeinem Fenſter herabgeſtiegen iſt, erhält der Kadi für ſeine Mühe vier Duros (etwa fünf Thaler). Dann ſetzt ſich der Zug wieder in Marſch und kehrt in die Stadt zurück, wo ſich der Paſcha auf dem Hauptplatz von vier bis fünf Kanonenſchüſſen begrüßen läßt.

Das zweite Oſterfeſt, das am erſten Tage des zwölften Mondes gefeiert wird, unterſcheidet ſich von dem erſten nur durch eine eigenthümliche Ceremonie. Begleitet von dem oben beſchriebenen Zuge ziehen der Paſcha und Kadi wieder aus der Stadt; ſobald ſie aber auf freiem Felde angekommen, ergreift der Kadi einen Hammel, verſetzt ihm aufs Gerathewohl einen ſtarken Dolchſtich und ſetzt ihn auf ein Pferd, welches, von Peitſche und Stock getrieben, im Galopp nach dem Hauſe des Kadi läuft. Wenn in dem Moment, wo das Pferd die Thür erreicht, der Hammel noch lebt, ſo wird das Jahr ein gutes und die Aerndte ſehr reichlich ſeyn; iſt der Hammel todt, ſo muß man ſich auf eine ſchreckliche Hungersnoth gefaßt machen.

Das dritte Oſterfeſt dient zur Erinnerung an die Geburt des Propheten. Merkwürdig iſt es, daß die Johannisnacht in Marokko, wie in Spanien und im Süden Frankreichs, mit Freudenfeuern und öffentlichen Luſtbarkeiten begangen wird. Es iſt dies der einzige Tag dieſes dritten Feſtes, wo man ſich Exceſſe erlaubt.

Das Geſetz Muhammed's, das ſo ſtreng die Beſchneidung vorſchreibt, hat doch nicht das Alter angegeben, in welchem ſie ſtattfinden muß. In Marokko werden ihr die jungen Leute erſt, nachdem ſie das ſiebente Jahr überſchritten, unterworfen, und zwar am Geburtstage des Propheten. Vor einigen Jahren war unter den Muſelmännern eine ſolche Gleichgültigkeit gegen dieſe ſtrengſte Vorſchrift ihrer Religion herrſchend geworden, daß man gegenwärtig in Marokko eine Menge unbeſchnittener Muſelmänner findet; aber der afrikaniſche Orient iſt ein Land plötzlicher und gewaltſamer Reactionen. Vor zwei Jahren nahm der muhammedaniſche Eifer plötzlich einen ſo energiſchen Aufſchwung, daß fromme Gläubige mit Gewalt in die Häuſer der Mächtigſten eindrangen, ſich der jungen unbeſchnittenen Knaben bemächtigten und ſie in die Moſchee ſchleppten, wo improviſirte Chirurgen das Verſäumte an ihnen nachholten.

* * *

Die Inſtrumental-Muſik der Marokkaner beſteht noch heute, wie zur Zeit, wo die Araber Cordova und Granada inne hatten, aus der engen Mandoline mit durchdringendem Tone, der zweiſaitigen Violine, der Trommel und der Flöte; namentlich während der Feſte des Islam ſingt die Jugend mit oft ſehr ſchöner, umfangreicher Stimme ihre endloſen Kriegs- oder Liebeslieder. Nichts iſt melancholiſcher oder hinreißender als dieſe marokkaniſchen Geſänge, deren Rhythmus übrigens ganz derſelbe iſt, als der der jacaras oder andaluſiſchen Romanzen. Während der Feſte nehmen auch die Männer Theil an den öffentlichen Tänzen, die ſich von der Cachucha oder dem Fandango nicht unterſcheiden würden, wenn nicht allerhand Verzerrungen, gefährliche Sprünge, ſchlüpfrige Geberden und gräßliche Grimaſſen dieſe lieblichen Volkstänze Spaniens ganz entſtellten. Während des übrigen Jahres tanzen nur die Marokkanerinnen unter ſich und die Neger. Letztere, ſowohl Freie als Sklaven, verſammeln ſich alle Freitag, um im Beiſeyn ihres Alkalden *) zu tanzen, der den Ball eröffnet.

Daß die Erziehung der Männer und Frauen in Marokko ganz vernachläſſigt iſt, bedarf kaum der Bemerkung. Es giebt zwar in allen Moſcheen eine Art gegenſeitigen Unterrichts, der von einem Prieſter geleitet wird; doch thut dieſer weiter nichts, als daß er durch Geſchrei und Stockſchläge den Schülern einige hundert Verſe aus dem Koran einprägt, die er ſelbſt nicht einmal erklären kann. Schreiben und Rechnen lernen nur diejenigen, welche ſich für den geiſtlichen Stand, für den Beruf eines Kadi, eines Notars oder Secretairs des Kadi beſtimmen. Vor einigen Jahren gründeten europäiſche Kaufleute in Tetuan ein Kollegium, in welches ſie die Kinder der Juden und Mauren aufnahmen; aber bald faßte der Hof von Fez Beſorgniſſe, und die Anſtalt wurde unterdrückt. Da der Gebrauch des Drucks noch in keine einzige Stadt des Reichs hingedrungen iſt, ſo wird Alles mit der Hand geſchrieben, aber auf die zierlichſte Art von der Welt und auf treffliches Papier. Wenn einſt dieſes Land Europa vollſtändig geöffnet wird, ſo werden die Medizin, die Philoſophie, die Geſchichte und andere Wiſſenſchaften koſtbare Eroberungen machen; denn in allen Moſcheen und bei faſt allen mauriſchen Familien, welche die Städte bewohnen, findet man eine unendliche Menge von Handſchriften, die in die ſchönſten Zeiten der muſelmänniſchen Civiliſation hinaufreichen. Es iſt bekannt, wie ſorgfältig bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts die Araber ihre geiſtigen Schätze bewahrten und welche große Summen die Sultane von Fez und Marokko den Königen von Spanien für die Bücher anboten, die ihre Vorfahren in Granada zurückgelaſſen genöthig geweſen. Aus den fernen Wüſten von Tafilet ſtammend, wohin die orientaliſche Civiliſation nie gedrungen iſt, hat die gegenwärtige Dynaſtie der arabiſchen Literatur den letzten Schlag verſetzt. Vor einigen Jahren befand ſich in der Moſchee von Carubin eine große Bibliothek, welche die köſtlichſten Schätze jener Civiliſation enthielt. Unter dem vorigen Sultan Soliman und unter dem gegenwärtigen ſind poetiſche, hiſtoriſche, philoſophiſche, mediziniſche, theologiſche Bücher nicht zerſtört, aber im ganzen Lande, bei den Tolbas (Gelehrten des Koran) und Kadi's zerſtreut worden. Mehr als ihre Sultane haben die Bevölkerungen, die nicht nomadiſcher Race ſind, das Andenken an ihren alten arabiſchen Glanz bewahrt. Noch heute weigert ſich der Marokkaner, der nicht den erſten Buchſtaben ſeiner Manuſkripte verſteht, hartnäckig, ſich ihrer zu entäußern; der Fremde kann nicht einmal erlangen, daß er ihm die alten Pergamente vorzeigt.

Es giebt kein muſelmänniſches Land, das ſich ſeit dem Verfall der arabiſchen Kultur ſo beharrlich jedem europäiſchen Einfluß entzogen hat, als Marokko. Die Renegaten konnten hier nichts wirken, da ſie ſich glücklich ſchätzen mußten, für die Aufgebung ihrer Religion und ihrer Nationalität ein elendes Leben zu retten. Welchen Einfluß hätten ſie auf eine Bevölkerung ausüben können, von der ſie als Paria's behandelt wurden? Von ihren ſpaniſchen Nachbarn wieſen die Mauren Alles zurück, ſelbſt die Aerzte von Malaga und Alikante, die ſich ihnen zur Heilung des Ausſatzes oder der Peſt anboten, und was die Kaufleute von Gibraltar betrifft, ſo beſchäftigten ſie ſich viel zu ſehr mit der Ausdehnung ihres Handels, um an die Verbreitung civiliſirender Ideen denken zu können. Der Sultan, gewöhnt, Europa ſich vor ihm demüthigen zu ſehen, in der Perſon der Konſular-Agenten und mit dem Golde Europa's ſein Beit-ul-mel oder Schatzhaus in Mequinez zu füllen, hatte vor dem letzten Angriff der Franzoſen nur einmal von der Macht des Occidents einen Begriff bekommen, nämlich zur Zeit der ägyptiſchen Expedition. In dem Augenblick, wo Bonaparte nach Frankreich zurückkehrte, hatte eben Muley-Soliman dem Murad-Bey verſprochen, ihm mit der Elite ſeiner regulairen Armee Hülfe zu leiſten. Später, als Napoleon ſeine Truppen nach Spanien ſchickte, erinnerte ſich noch Soliman des Schreckens, den ihm die Siege des jungen Generals der Republik eingeflößt: zum erſten Male ſchwieg die Stimme des Nationalhaſſes in dem Mauren; Soliman ließ ſeine Allianz den Cortes von Cadix anbieten.

Es iſt kein Volk in der Welt, welches ſich leichter eine fremde Civiliſation aſſimilirt, als der Araber oder der Maure, ſobald ſeine Vorurtheile ſchweigen.

---

*) Die Neger haben in Marokko in jeder Stadt einen beſonderen Alkalden oder Bannerherrn, der ebenfalls Neger iſt und ſie gegen tyranniſche Behandlung zu ſchützen hat. Wenn ein Sklave ſich über einen Herrn zu beklagen hat, ſo wird der Letztere gewöhnlich gezwungen, ihn zu verkaufen. Uebrigens iſt die Freilaſſung der ſchwarzen Sklaven in Marokko etwas ſehr Gewöhnliches, und es giebt faſt keinen vornehmen Mauren, der nicht vor ſeinem Tode die meiſten ſeiner Sklaven in ſeinem Teſtament ſelbſt emanzipirt. Die weißen oder chriſtlichen Sklaven dagegen werden in jeder Beziehung viel härter behandelt.

sobald er sich entschließt, sich ihr zu unterwerfen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein Maure aus Marokko, aus jener Stadt, wo sich die alten Vorurtheile des Muhammedanismus am stärksten erhalten haben, von dem Sultan nach Spanien geschickt, um einige Handels-Angelegenheiten zu ordnen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und El-Ghazal hielt sich vier Jahre in Madrid auf. Bei seiner Ankunft war El-Ghazal ein wahrer Muselmann aus den Zeiten der Barbarei und Unwissenheit, abergläubisch wie ein tolba und fanatisch wie ein Soldat der Armee des Kaisers. Bei seiner Abreise hätte man ihn, was Manieren und Lebensart anlangt, kaum von den elegantesten Herren des Madrider Hofes unterscheiden können. Während seines Aufenthalts in Spanien schrieb Ahmed-Ben-el-Mohedi-el-Ghazal über die Sitten Spaniens und über die daselbst herrschenden Ansichten ein Buch voll Laune. Ein enthusiastischer Bewunderer Montesquieu's, nahm El-Ghazal den Plan der Lettres Persanes an; sein Buch, das er arabisch und spanisch schrieb, und das ungedruckt geblieben ist, hat den Titel: „Briefe eines Marokkaners" Der spanische Text ist verloren gegangen, aber der arabische Text ist vorhanden: das Manuskript ist im Besitz des Londoner Britischen Museums. Ein Madrider Schriftsteller, der eine Abschrift davon genommen hat, übersetzt es in diesem Augenblick; man wird bald erfahren, wie ein Araber Marokko's, ohne der ursprünglichen Originalität seines Charakters zu entsagen, ein Europäer werden kann. Herr Calderon, der spanische Reisende, der dies berichtet, ist überzeugt, daß auch heute in diesem Lande mehr als eine große Intelligenz, mehr als ein edles Herz hervortreten würden, wenn die Mauren der vornehmsten Familien, die Pascha's, Kadi's, Gesetzeslehrer, eben so wie El-Ghazal, in die Sitten und Ideen Europa's eingeweiht werden könnten.

Gesellschafts-Inseln.

Ein englischer Bericht über die Ereignisse auf Tahiti.

(Fortsetzung.)

Der Missionair Carret war direkt nach Frankreich gereist, um die Verwendung der dortigen Regierung in Anspruch zu nehmen; als er ankam, fand gerade ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Rom und Paris statt, und das Resultat davon war, daß der Capitain Dupetit-Thouars in Valparaïso den Befehl erhielt, sofort nach Tahiti abzusegeln und Genugthuung für die Beleidigung zu fordern, die man sich angeblich gegen Frankreichs Würde erlaubt hatte. Dupetit-Thouars war zu diesem Auftrage gerade der rechte Mann; ohne es eben genau mit den Mitteln zu nehmen, ist er von dem sehnlichsten Wunsche beseelt, in der Welt von sich reden zu machen. Im Jahre 1840 hat er sich gegen Herrn Thiers erboten, mit einem kleinen Geschwader die Themse hinauf zu segeln und alle Schiffe auf derselben zu verbrennen; so weit sollte es indessen noch nicht kommen, und er mußte sich einstweilen mit einer kleinen Insel im stillen Meere begnügen.

Herr Pritchard war inzwischen gegen das Ende des Jahres 1837, in Folge seines festen und gemäßigten Benehmens zur Zeit des Eindringens der katholischen Priester, zum britischen Konsul ernannt worden und gab als solcher seine Verbindung mit der Missions-Gesellschaft auf, so daß er in jeder Beziehung ein Laie ward. Um dieselbe Zeit hatte die amerikanische Regierung, mit Rücksicht auf Moerenhout's Benehmen in der Priester-Angelegenheit, ihn von seinem Posten entlassen. Nicht sowohl seine Verwendung für die katholischen Missionaire war es, was die Amerikaner gegen ihn aufbrachte, als der Treubruch, dessen er sich schuldig machte, indem er an die französischen, statt an die amerikanischen Behörden Depeschen und Denkschriften richtete. Die katholischen Missionaire hatten ihm, zum Dank für seine Dienste, das Monopol der Perlenfischerei der Gambier-Inseln überlassen.

Kurz vor der Ankunft des Herrn Dupetit-Thouars war ein Versuch gemacht worden, den Herrn Moerenhout zu ermorden. Ein spanischer Neger war in sein Haus eingebrochen, um dort zu stehlen; von dem Hausbesitzer bei der That überrascht, versetzte er demselben mit einem Beil einen Schlag auf den Kopf. Madame Moerenhout, die ihrem Gatten zu Hülfe eilte, erhielt von dem Mörder ebenfalls einen Schlag, der ihr den Hirnschädel verletzte. Der Mörder ward eingezogen und ein Engländer als sein Mitschuldiger angeklagt; Letzterer wurde jedoch, wegen Mangels an Beweisen, wieder freigesprochen; es lag nichts weiter gegen ihn vor, als eben sein schlechter Charakter. Nachdem der Prozeß vier Monate gedauert und Madame Moerenhout an ihren Wunden gestorben war, wurde der Neger durch den Strang hingerichtet.

Es war dies ein ganz gewöhnlicher Kriminalfall, ein mit Mord verbundener Einbruch, und doch haben die Franzosen sich nicht geschämt, das Ganze dem Anstiften des Herrn Pritchard und seiner Freunde beizumessen. Selbst das sonst so vorsichtige Journal des Débats, dasselbe Blatt, welches kürzlich der Times die bekannten Briefe über die Beschießung von Tanger so übel nahm, trug kein Bedenken, seine Spalten einer Verleumdung zu öffnen, durch welche Männer von streng religiösem Wandel und tugendhaftem Charakter des Mordes beschuldigt wurden! In der Revue des deux Mondes hatte ein Herr Reybaud die Unverschämtheit, zu behaupten, daß jener spanisch-katholische Neger bei dem Mordversuche gegen Moerenhout von dem Wunsche beseelt gewesen sey, dem lutherischen Glauben einen Dienst zu erweisen!

Als Herr Dupetit-Thouars im Jahre 1838 in Tahiti anlangte, war Herr Moerenhout eben von seinen Wunden genesen, und nachdem er eine Unterredung mit dem Letzteren gehabt, erklärte er dem englischen Konsul, so wie dem Herrn Moerenhout selbst, welcher doch aufgehört hatte, seine Functionen für Nord-Amerika zu bekleiden, daß der Hafen von Papeïti im Blokade-Zustand sich befinde, und daß sie gut thun würden, mit ihren Familien an Bord seines Schiffes zu kommen. Dies that er, bevor er noch von der Existenz der Tahitischen Regierung irgend eine Notiz genommen und bevor er angefragt, ob man auf seine Forderungen eingehen wolle oder nicht. Demnächst sandte er sein Ultimatum an die Königin, welche glücklicherweise damals nicht ohne die Rathschläge des Herrn Pritchard sich befand. Die Forderungen des Ersteren bestanden in 2000 Dollars, einem Entschuldigungsschreiben und dem Aufziehen der französischen Flagge. Um diesen Forderungen mehr Nachdruck zu geben, legte sich die Fregatte sofort vor den Hafen, und mehrere Kanonenböte wurden an der Küste aufgestellt. Die Eingebornen waren unbewaffnet und diesem plötzlichen Ueberfalle gegenüber gänzlich vertheidigungslos. Die einzige Frage blieb daher, wie die gestellten Forderungen zu erfüllen seyen? Es war sehr leicht, einen Brief zu schreiben und eine Flagge zu begrüßen; woher sollte jedoch das Geld kommen? Die Königin, die nicht so viel in ihrem Vermögen besaß, hielt sich schon für verloren, aber die Herren Pritchard, Vaughan und Bicknell erboten sich, die Summe herzugeben und dem französischen Befehlshaber zukommen zu lassen. Die Königin ward darauf gezwungen, einen Vertrag zu unterzeichnen, wodurch allen französischen Unterthanen freier Zugang und Abzug bewilligt wurde, und als sie Anstand nahm, zu gestatten, daß auf ihrem Gebiet ein neuer Glauben gepredigt werde, so bekräftigte Herr Dupetit-Thouars mit einem Eide, daß es nicht sein Geschäft sey, Priester, sondern Franzosen zu beschützen. „Habt Ihr", sagte er, „etwas dagegen, daß katholische Lehren hier gepredigt werden, so verbietet es durch ein Gesetz; aber nehmt Euch in Acht, Euch an den Personen meiner Landsleute zu vergreifen." Diesem Rathe gemäß ward das Gesetz erlassen, doch bald darauf kam Capitain Laplace mit der „Artemise" und protestirte dagegen. Dumont d'Urville, der in Tahiti eintraf, bevor Thouars abreiste, hatte eben so wie dieser der Königin den Rath gegeben, die öffentliche Ausübung einer neuen Religion durch ein Gesetz zu untersagen.

Mehr als durch alle bisherige Vorgänge, fühlte sich jedoch die Königin Pomareh dadurch verletzt, daß der abgesetzte Konsul der Vereinigten Staaten, der ein Buch voller Verleumdungen gegen sie herausgegeben hatte, jetzt zum französischen Konsul ernannt wurde. Als Capitain Dupetit-Thouars ihr diese Mittheilung machte, wagte sie es, dagegen zu remonstriren, aber darauf ward nicht geachtet, und derselbe Mann, der längst auf ihren Untergang sann, ward jetzt in eine Stellung gebracht, die seinen Plänen vollkommen entsprach. Er war inzwischen das Haupt einer Faction geworden, welche aus einigen mißvergnügten Häuptlingen, so wie aus entsprungenen Sträflingen unserer Straf-Kolonieen und aus Schiffs-Deserteuren aller Nationen, bestand, einem Haufen von einigen Hundert Köpfen, welche der gesunden Disziplin, die von den Missionairen eingeführt worden, überdrüssig waren.

Im April 1839 kam Capitain Laplace mit der „Artemise" in Tahiti an; da er bei dem Einlaufen in den Hafen auf ein Riff gerathen war und bedeutende Havarie erlitten hatte, so waren ihm die Insulaner bei der Ausbesserung seines Schiffes, welche mehrere Monate dauerte, in der freundlichsten Weise behülflich. Zum Danke dafür richtete er, als alle Ausbesserungen beendigt waren, seine Kanonen gegen die Stadt, mit dem Verlangen, daß das Gesetz, durch welches den katholischen Priestern verboten wurde, auf der Insel zu predigen, wieder aufgehoben werde. Die Gewalt trug abermals den Sieg davon, und das Gesetz ward zurückgenommen. Herr Laplace wußte sich sogar die Abtretung eines Grundstückes zu erwirken, auf welchem eine katholische Kirche erbaut werden sollte.

Im nächsten Jahre war Herr Pritchard in einer diplomatischen Mission nach England gereist. In derselben Zeit trafen zwei katholische Priester ein, um den Plan zur Erbauung einer Kirche ihrer Konfession auszuführen; der französische Konsul wußte sie jedoch durch irgend einen Vorwand wieder zu entfernen und sich jenen Grund und Boden anzueignen, um ein eigenes Haus darauf zu bauen, indem er behauptete, die Königin habe das Grundstück ihm zur ausschließlichen Verfügung überlassen.

Im September 1841 gelang es dem unermüdlichen Moerenhout, vier Häuptlinge, Namens Paraita, Utami, Itoti und Tati, zur Unterzeichnung eines Aktenstückes zu bewegen, in welchem sie den Schutz der Franzosen nachsuchten. Es war dies in Abwesenheit der Königin geschehen, die einen Ausflug nach den benachbarten Inseln unternommen hatte. Als sie bei ihrer Rückkehr aufgefordert wurde, ihre Zustimmung zu ertheilen, wies sie dies voll Unwillen zurück; sie schrieb vielmehr an Ludwig Philipp, an die Königin Victoria und an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, und betheuerte gegen alle Drei, daß sie die französische Protection oder „Ueberschattung", wie es in ihrer Sprache heißt, nicht wünsche. Im Sommer des Jahres 1842 traf Capitain Dubouzet dort ein, erzwang die Auflösung der bis dahin bestandenen Polizei, die sich angeblich wieder eine Gewaltsamkeit gegen französische Unterthanen erlaubt haben sollte, befahl die Errichtung einer neuen und theilte dann der Königin Pomareh ein Schreiben des Commodore mit, der den Oberbefehl in der Südsee hatte, worin es hieß, daß die Franzosen keineswegs Tahiti ihren Schutz anböten, daß sie mit der von der Königin gewährten Genugthuung vollkommen zufrieden, und daß sie keine weiteren Forderungen zu machen hätten. Dieselben Versicherungen ertheilte oder wiederholte auch der Capitain Dubouzet selbst. Dies geschah gegen das Ende des August. Im folgenden Monat, und zwar zu Anfang des September, traf der Contre-Admiral Dupetit-Thouars ein und beobachtete ein Verfahren, welches mit diesen Versicherungen schnurstraks im Widerspruch war. Am 8. Sept. nämlich richtete er ein Schreiben an die Königin, in welchem er ihr drei Alternativen anbot: 1) die Bezahlung von 10,000 Dollars, die, wie er sehr wohl wußte, die

Königin nicht besaß; 2) die provisorische Besitznahme der Insel, und 3) was wohlweislich unterschieden war, die vollständige Besitznahme. Die Königin Pomareh befand sich um diese Zeit auf Eimeo. Der Brief des Admirals gelangte daher an die Häuptlinge, die damals völlig rathlos waren, da Herr Pritchard ebenfalls von Tahiti abwesend war. Die oben genannten vier Häuptlinge, Paraito, Utami, Itoti und Tati, wurden auf Moerenhout's Rath Abends auf das Schiff „Reine Blanche" eingeladen, wo jedem von ihnen 1000 Dollars versprochen wurden, was, verbunden mit Drohungen, wenn sie nicht darauf eingingen, den Erfolg hatte, daß sie ein Aktenstück unterzeichneten. Diese Thatsache wird durch ein Protokoll bestätigt, welches zwei dieser Häuptlinge später über den Vorgang aufnehmen ließen.

Am nächsten Tage, nämlich am 9. Sept. 1842 Mittags, wurde ein Boot nach dem funfzehn engl. Meilen entfernten Eimeo abgesandt mit dem peremtorischen Befehl an die Königin, jenes Dokument gleichfalls binnen 24 Stunden zu unterzeichnen. Es war Abends, als das Boot dort eintraf. Pomareh, die ihrer Niederkunft entgegensah, hatte sich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen. Als die Königin erfuhr, was Thouars verlangte, ließ sie Herrn Simpson, den Missionair der Insel, kommen, um sich mit ihm zu berathen. Bewaffneter Widerstand war jedenfalls unmöglich; die Alternative blieb daher nur Entthronung oder Annahme des französischen Schutzes. Pomareh, anfangs entschlossen, das Erstere zu wählen, ließ sich von der Vorstellung ihrer Freunde, daß Großbritanien schon wieder die Sache gut machen würde, bewegen, einstweilen nachzugeben, obwohl sie bis gegen Morgen allen Bitten widerstand. Mr. Simpson bemerkt, es sey dieses eine wahrhafte Thränennacht gewesen. Gegen Morgen unterzeichnete Pomareh das Aktenstück; sie brach dann in ein lautes Weinen aus, und indem sie ihren sechsjährigen ältesten Sohn auf den Arm nahm, rief sie: „Mein Kind, mein Kind, ich habe Dein Geburtsrecht weggegeben." In der darauf folgenden Stunde ward sie von ihrem vierten Kinde entbunden.

Das Boot, welches das Dokument mit der Unterschrift der Königin nach Tahiti brachte, hatte auf der Rückkehr mit widrigem Winde zu kämpfen und wäre beinahe vor Ablauf der festgesetzt gewesenen vierundzwanzig Stunden nicht eingetroffen. Thouars hatte seine Kanonen gegen Papeïti gerichtet und drohte den geängsteten Einwohnern, ihre schutzlosen Häuser niederzuschießen, wenn die Antwort nicht zur rechten Zeit da wäre. Und das war die Heldenthat, um derentwillen man in Frankreich eine Pfennig-Subscription zum Ankauf eines Ehrensäbels für diesen französischen Kollegen eines Stopford und Napier veranstaltete! Glücklicherweise traf noch vor Ablauf des verhängnißvollen Termins das Boot mit der Unterschrift ein.

Dem Schutz-Vertrage zufolge sollte Frankreich zwar die äußere Souverainetät über die Insel üben, die Königin jedoch die innere Regierung nach wie vor führen. Wir brauchen indessen nur zu sagen, daß Herr Moerenhout zum königl. Kommissarius zur Ausführung des Vertrages ernannt wurde, um dadurch anzudeuten, daß Pomareh so gut wie zu regieren aufgehört habe. Er erlaubte sich die gemeinste Sprache in ihrer Gegenwart, und ging sogar so weit, ihr mit der Hand zu drohen, wenn sie die von ihm vorgelegten Sachen nicht sogleich unterzeichnen wollte. (Schluß folgt.)

Rußland.

Die Minen des Ural.

Die Kette des Uralgebirges ist Rußlands Peru. Dort ist einer der großen Lagerplätze, welche die Natur für ihre Reichthümer ausersehen, und nichts mag einem Reisenden merkwürdiger seyn, als in diese Schatzkammern hinabzusteigen, in denen die Erde das Erbtheil für ihre begünstigten Söhne aufgespeichert hat. Die Gewinnung des Goldes und des Platina ist großartig und verräth in ihrer ausgezeichneten Ordnung und Regelmäßigkeit ganz die militairische Disziplin des russischen Staatskörpers. Die Anbaue sind fast sämmtlich von derselben Größe, die Hochöfen ziehen sich in gerader Linie längs der Abhänge und Thäler des Gebirges, so daß alle Anlagen mit der größten Leichtigkeit übersehen werden können. Auf der asiatischen Seite des Ural sind ebenfalls Schachte geöffnet, die aber bei weitem nicht die Regelmäßigkeit der russischen erreichen.

Herr Leplay, einer von den Ober-Ingenieuren der französischen Minen, reist jetzt auf jener metallenen Brücke zwischen Asien und Europa umher. Er besucht jede Grube und wandert von Thal zu Thal, um gewisse Thatsachen zu ergründen, die der Wissenschaft noch nicht genügend bekannt sind. So behilft man sich nämlich bis jetzt mit Konjekturen über die Lagerung des Platina, ja, seit kurzem weiß man erst sicher, in welchen Steinen sich das Gold findet. Dies scheint sonderbar; indeß begreift man leicht, wieso die Wissenschaft in diesen Dingen zurückgeblieben ist, wenn man weiß, welche Beschaffenheit das Terrain hat, in dem jene Metalle gewonnen werden. Es ist dies sandiges, aufgeschwemmtes Land. In Amerika führen die Flüsse das Gold; dort gewinnt man das kostbare Metall durch Waschen und Sieben des Sandes dieser Paktolus, die vor dem wirklichen den Vorzug haben, daß sie nicht mythologisch sind. Jetzt kennt man auch die Lagerung des Goldes in festem Gestein, und in den Händen der meisten Mineralogen befinden sich Proben von Golderz. Nicht so verhält es sich mit dem Platina. Dieses findet sich in den Anschwemmungen der Thäler, und bis jetzt war im Ural, wo dieses Metall in so großer Menge vorkömmt, das Platinerz noch nicht entdeckt, obgleich man die geologische Formation des Gebirges genau kannte. Herr Leplay hat nun genauere Forschungen angestellt und, wie aus seinen Briefen hervorgeht, mit dem glücklichsten Erfolge. „Ich habe mich", schreibt er aus Jekatherinenburg an Elie de Beaumont, „einige Zeit mit der Untersuchung der Platinawäsche beschäftigt und glaube die Lagerung des Metalls so genau gefunden zu haben, als es überhaupt bei einem Mineral möglich ist, das nicht in Gängen vorkommt, sondern gewissermaßen in die ganze Masse eines krystallinischen Steines eingestreut ist." Herr Leplay wird bei seiner Rückkehr nach Frankreich Proben mitbringen, welche die Frage sicher erledigen werden. Man nehme dies für keine Theorie oder für eine leere Kenntniß, die nur unsere Sammlungen von neuen und merkwürdigen Steinen vermehren wird. Nichts ist wichtiger, als das Vorkommen der edlen Metalle zu kennen. Hierdurch wird die Wissenschaft in den Stand gesetzt, die Welt zu bereichern und die Spur eines kostbaren Minerals zu finden, wo es bis dahin nicht geahnt worden war. Vielleicht liegen in den Alpen oder Pyrenäen Schätze, die nur den Bergmann erwarten, um fortan die Reichthümer des Ural und Amerika's zu ersetzen.

Mannigfaltiges.

— Friedrich Hurter und sein Uebertritt zur katholischen Kirche. Herr Alex. de St. Chéron, der Uebersetzer von Hurter's „Innocenz III." und der Bearbeiter von Ranke's „Römischen Päpsten" (welche letztere er nach des Verfassers Bezeichnung ins Jesuitische übersetzte), hat, als ein treuer Verehrer des ehemaligen Antistes von Schaffhausen, so eben eine Schrift herausgegeben, in welcher er die Geschichte von Hurter's Uebertritt zur katholischen Kirche erzählt.*) Der Biographie desselben schickt er gleichsam als apologetische Einleitung die Aufzählung der Bekehrungen berühmter Protestanten seit funfzig Jahren voran. In der Lebensbeschreibung Hurter's selbst findet sich eine ausführliche Notiz über einen scheinbar ganz unbedeutenden Umstand, der jedoch die Grundlage von Hurter's Bekanntschaft mit dem Papstthum ward. Als Student in Göttingen wohnte er dort nämlich allen Bücher-Versteigerungen bei, wo er jedoch nur ältere Sachen kaufte, die aus Mangel an Konkurrenz zu niedrigen Preisen fortgingen. Eines Tages fand sich unter den solchergestalt angekauften Schmökern ein Exemplar der Sammlung der „Briefe von Innocenz III., herausgegeben von Baluze"; er hatte bei Erwerbung dieses Buches nichts weniger als die Absicht, ein Studium daraus zu machen, aber wie manchen Menschen oft durch eine zufällige Begegnung ihr zukünftiger Lebensberuf angewiesen wird, so ward der junge Hurter durch Lesung dieser Briefe zum Geschichtsschreiber des Papstes Innocenz III. und zum Verehrer seiner Nachfolger auf Petri Stuhl gemacht. Herr v. St. Chéron giebt auch zu, daß der protestantische Antistes von jeher im Herzen Katholik gewesen, und selbst Herr Hurter bekennt in dem angehängten „Exposé des motifs, qui ont décidé sa conversion", daß er von frühester Jugend die Verehrung der heiligen Jungfrau als eine besondere Pflicht angesehen, die er auch, so weit es die protestantische Ansicht der Zuhörer ihm gestattete, seiner Gemeinde in Schaffhausen stets an das Herz gelegt habe. Darf man sich unter diesen Umständen wohl wundern, daß seine Gemeinde mißtrauisch gegen Herrn Hurter ward und eine offene Erklärung von ihm verlangte — ein Verlangen, das Herr v. St. Chéron als intolerant, tyrannisch und verfolgungssüchtig bezeichnet? Mit Recht wird es vielmehr immer ein Vorwurf gegen die Gewissenhaftigkeit des ehemaligen Antistes bleiben, daß er mit seinen Gesinnungen ein protestantisches geistliches Amt zu bekleiden fortfuhr und sich von demselben erst trennte, als er durch die Umstände dazu gedrängt wurde.

— J. van den Hage's Erzählungen.**) Van den Hage hat sich durch seine größeren Romane „der Schaafhirt" und „Schloß Loevestein" einen bedeutenden Namen in Holland erworben. Ob er durch die Novellen, welche uns eben als zehnter Band der Werke durch die fleißige Feder des Herrn Prof. O. L. B. Wolff geboten werden, seinen Ruhm vergrößert haben wird, wagen wir einigermaßen in Zweifel zu ziehen; sie erheben sich wenig über das Mittelmäßige, sind uns aber gleichwohl als Unterhaltungs-Lektüre für das große Lese-Publikum lieber als die Uebersetzungen französischer Fabrikate, mit denen Deutschland überschwemmt wird. — Die erste Novelle, „Lucie" betitelt, halten wir für die beste. Die welsche Schminke hätte der Verfasser übrigens weglassen können, sein natürliches Gesicht sieht viel hübscher aus. Die zweite, „das Haus des Seeweibes", ist dem Stoffe nach der ersten vorzuziehen, aber um die Spannung rege zu erhalten und die Lösung des Knotens bis auf die letzte Seite zu verschieben, hat sie der Verfasser in Stücke geschnitten und diese ziemlich ungeschickt unter einander verbunden. Die dritte, „das entführte Kind", ist eine leicht erzählte historische Anekdote aus der niederländischen Geschichte. Die vierte endlich, „Gaston de Foix", bringt uns ein paar Blätter aus Froissart in einem breiten und langweiligen Rahmen und hätte in der Uebersetzung füglich wegbleiben können. — Die Uebersetzung ist leicht und fließend; das Original war uns zur Vergleichung nicht zur Hand.

*) La vie, les travaux et la conversion de Frédéric Hurter. — 167 S. Paris, 1844.

**) J. van den Hage sämmtliche Werke. Aus dem Holländischen von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. Zehnter Band. Erzählungen. Leipzig, Weber, 1844. 297 S. 8. (Band 1—6 der Schaafhirt. Bd. 7—9 Schloß Loevestein.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 12. November 1844.

Frankreich.

Charles Fournel's Gedichte.

Vor einigen Tagen erhielten wir ein eben erschienenes Bändchen französischer Gedichte.*) Die neuesten Erzeugnisse der französischen Literatur hatten uns eingeschüchtert. Zögernd und fast mißmuthig schlugen wir endlich das Büchlein auf und lasen die erste Seite, und blätterten um und lasen die zweite, die dritte, vierte, fünfte, und siehe da, wir konnten es nicht wieder aus der Hand legen. Doch nein, wir mußten es bald thun, um den vom Dichter angeregten Gefühlen und Gedanken freien Spielraum zu lassen. Das hatten wir nicht erwartet. Wir fanden einen Dichter, der die Stufe der künstlerischen Vollendung eben erreicht, diejenige, auf welcher durch die vollständige Ueberwindung und Vermittelung der beiden vorhergehenden Momente das Produkt beider als das höchste sich ergiebt. Aus dem Zustande der Unmittelbarkeit nämlich muß der Geist hinübertreten in die Periode der Schule und des Zweifels, bis er, durch dieselbe zum vollständigen Bewußtseyn gelangt, auf den Punkt zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist, indem er wiederum durchaus unbefangen alle Eindrücke aufnimmt, nun aber, über denselben stehend, sie mit schöpferischer Freiheit zu gestalten und das Allgemeine im Besonderen zu finden weiß. Wenn von irgendwem, so gilt sicher vom Dichter das Wort: so ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Herr **Charles Fournel** erscheint in seinen Gedichten als eine unverdorbene, frische und reine Natur. Die Geschmacklosigkeit und Rohheit jüngster Zeit, welche leider auch in Deutschland viele Bewunderer gefunden hat, ist ihm fremd. Durch seine Lieder klingt als Grundton ein wehmüthiger Ernst, aber kein erlogener, der deshalb auch niemals in faselnde Empfindelei ausartet, sondern anspruchslos und naiv sich giebt wie er ist. Eben darum kennt er auch die Lust und Seligkeit des Lebens und stellt sie mit derselben Wahrheit dar, obgleich er dem ausgesprochenen Grund-Charakter gemäß diese Saite seltener anschlägt. Fern von Künstelei, ist er doch keinesweges kunstlos; im Gegentheil gewahren wir die Spuren vielseitiger und gründlicher Studien. Wenn wir Uhland's Weise, wenn wir Hans Sachsens Ton, wenn wir Goethe's Einfluß erkennen, so ist dies sicher kein Vorwurf für den Dichter, denn er ist über die bloße Nachahmung bereits hinaus; vielmehr stimmen wir Herrn Ackermann's Urtheil bei (Vorrede XIII), welcher eben in dieser Vermittelung der deutschen und französischen Lyrik einen Vorzug erblickt. Auch in technischer Hinsicht genügen Vers und Reim; nur die Composition läßt zuweilen noch etwas zu wünschen übrig. Bis zu Goethe's plastischer Begränztheit und Vollendung ist Herr Fournel freilich bei weitem nicht gelangt. So stört uns die Bilderjagd in Nr. V, die Unklarheit in Nr. IX, und gänzlich verfehlt scheinen uns Nr. XVI und XX; doch werden diese schwächeren Gedichte durch den Reichthum anderer hinlänglich aufgewogen.

Das epische und das lyrische Element gehen bei unserem Dichter meist Hand in Hand und fördern einander gegenseitig; zuweilen tritt das didaktische anmuthig hinzu. Der Ton der Balladen wechselt mit dem der Fabel angemessen und steigert sich vom ruhigen epischen Flusse zu dramatischer Lebendigkeit, welche letztere im „wilden Jäger" (XI) ihre Spitze erreicht.

Wir haben die Uebersetzung eines Gedichtes versucht, obgleich sie freilich, da wir auf diesem Felde ungeübt sind, hinter dem Originale bedeutend zurückbleiben mußte. Doch wollen wir sie, auf nachsichtige Beurtheilung rechnend, für den des Französischen unkundigen Leser folgen lassen, um ihm wenigstens einen ungefähren Begriff von der Weise des Dichters zu geben.

XLVII.

1.

Un jour, en Avril, la Nature
Charmante ouvrière, avait pris
La neige d'hiver la plus pure,
Pour faire aubépines et lys.

Ses doigts, à l'aurore vermeille,
Avaient pris fraîcheur et carmin,
Et fait mille roses, qu'éveille
Le chant des oiseaux, au matin.

J'errais, comme on erre au jeune age,
Inondé de joie et d'espoir,
Semblable à la mouche qui nage
Dans l'or et l'azur d'un beau soir.

Hélas! loin de moi, ce jour même,
Sous l'herbe et dans l'ombre on couchait
L'enfant que pour dire Je t'aime!
Chaque jour mon ame cherchait.

An einem jungen Frühlingsmorgen
Nahm die Natur den reinsten Schnee,
Der sich in tiefer Kluft geborgen,
Und web daraus Lilien und Klee.

Darauf von dem dunklen Veilchenstamme
Nahm Frische sie und Purpurduft
Zu tausend Rosen, die vom Traume
Der Vögel Chor am Morgen ruft.

Mein Freud' und Hoffnung ringe umgaukelt,
Schweift' ich durch Busch und Feld und Thal,
Der Fliege gleich, die froh sich schaukelt
Im milden Abendsonnenstrahl.

Und ach! am andern Bergeshange
Barg man zur Stund' in Grabesnacht
Das Kind, nach welchem schon so lange
Mein liebesehnend Herz gesucht.

2.

Quand, baigné de flamme vermeille,
S'éveille
L'horizon, splendide tableau;
De baume et de fleurs quand sont pleines
Les plaines
Ton sourire, ô terre, est bien beau!

O mer amoureuse qui presses,
Caresses
Un beau soir, dans tes bras jaloux,
Quand seul un soupir sur ta grève
S'élève,
Ton sourire, ô mer, est bien doux.

Quand brille, éclatante, empourprée,
Dorée,
A flots, la clarté dans l'azur;
Sereine, quand tu luis sur la plaine
Sereine,
Ton sourire, ô ciel, est bien pur!

Sourire, beautés rayonnantes,
Charmantes,
Des vallons, des mers et des cieux!
La mort, dont je vois le front sombre
Dans l'ombre,
Pour mon coeur sourit encore mieux!

Wenn in des Frührothe's ersten Strahlen
Sich malen
Die Wolken an den Bergeshöh'n;
Wenn voller Glanz die Blumenaue
Im Thaue
Wie lächelst Erde du so schön!

Wenn du den Abend sanft umschlungen,
Bezwungen,
Daß er dem Liebessehnen flieht,
Ein Seufzer nur am Strand sich hebet,
Verschwebet,
Wie lächelst Meer du dann so mild.

Wenn aus der Welle wiederkehret
Verklaret
Der tiefen Wölkchen feuchter Schein;
Wenn Glanz durch Thal und Ebne gleitet,
Sich breitet:
Wie lächelst Himmel du so rein!

O, lächelt nur, das Herz bestrickend,
Erquickend,
Ihr, Erde, Meer und Himmel! Doch
Der düstre Arzt, den meinen Wunden
Ich funden,
Der Tod, mir lacht er süßer noch.

3.

Je connais des murs qui s'écroulent:
Quand midi brûlant y reluit,
Les serpents en paix s'y déroulent;
La chouette y hue en la nuit.

Sur eux, au temps même des roses,
Ne passe aucun vent sans gémir;
La nuit, ils sont pleins de ces choses
Qui font les plus braves frémir.

Croyez que je parle en ces rimes
D'un castel maudit des destins,
Où mit le passé bien des crimes,
Où met le présent des latins.

Pour moi, qui connais leur mystères,
Leurs tourments, leur rêves affreux,
Je sais qu'en ces rimes amères,
Je pensais au coeur malheureux.

Ich kenne Mauern, die verfallen:
Wenn heiß die Mittagssonne glüht,
Dann ringeln Schlangen in den Hallen;
Und nächtig heult der Kauz sein Lied.

Durch sie fliegt selbst zur Zeit der Rosen
Kein Lüftchen ohne Seufzen hin;
Um Mitternacht mit wildem Tosen
Erscheinen Schreckgestalten drin.

Meint ihr, ich will das Mähr euch künden
Von einem Schloß, das einst erbraust
Von grausen, schweren, lauten Sünden,
In welchem nun der Teufel haust?

Nein, ihre Qualen, die geheimen,
Die kenn' ich besser, ihren Schmerz;
Ich dacht' in diesen bittern Reimen
An das gebrochne kranke Herz.

Auch einige Nachbildungen deutscher Gedichte hat Herr Fournel gegeben. Wir finden von Uhland des Sängers Fluch und der Wirthin Töchterlein, und von Freiligrath den Löwenritt, letztere beide im Versmaß des Originals. Ob nun, wie Herr Ackermann in der Vorrede (S. XIV ff.) behauptet, der trochäische Tetrameter für das Epos vorzüglich geeignet sey und unser Dichter sich durch die Einführung desselben in die französische Literatur ein Verdienst erworben habe, lassen wir, als uns nicht berührend, dahingestellt seyn: uns ist die Vernachlässigung der Cäsur sehr aufgefallen. Dem Leser wird es wohl genehm seyn, wenn wir zum Schluß die schwierigste Uebersetzungsprobe mittheilen, zumal er das Original bald vergleichen kann, da er es auswendig weiß.

VII.

Trois pages, un jour, traversèrent le Rhin,
Et chez une hôtesse ils entrèrent soudain:

„Bonne hôtesse et vin, dame hôtesse en a-t-elle!
Où donc est sa fille et si jeune et si belle?"
„A la bierre, au vin, vous pourrez faire accueil;
Ma fille si belle est là dans un cercueil."
Voilà que tous trois dans la chambre ils entrèrent,
La virent couchée au cercueil, et pleurèrent.
L'un d'eux repoussa le blanc voile à l'écart,
Et la contempla d'un douloureux regard:
„Ah! si tu vivais, belle enfant que l'on pleure,
Je te donnerai mon amour dès cette heure!"
L'autre recouvrit la morte du drap blanc,
Et s'éloigna d'elle, et puis dit en pleurant:
„Ah, te voilà donc au cercueil enfermée,
Belle enfant que j'ai pendant longtems aimée!"

*) Ballades et lais par Charles Fournel. Avec une préface par Paul Ackermann. Berlin, A. Asher. Paris, Paul Mangana, 1844. 253 S. 8.

Le dernier bientôt retera le drap blanc,
Sur sa pâle bouche il embrassa l'enfant:
„Je t'aimais hier, aujourd'hui je t'adore,
Dans l'éternité je veux t'aimer encore!"

J. J.

Gesellschafts-Inseln.

Ein englischer Bericht über die Ereignisse auf Tahiti.

(Schluß.)

Noch ehe Herr Pritchard am 25. Februar 1843 auf die Insel zurückgekehrt war, hatte die Königin an die vornehmsten europäischen Mächte ein Schreiben gerichtet, worin sie sagte, daß sie gegen ihren Willen gezwungen worden sey, das Protektorat Frankreichs anzunehmen. Am 9. Februar ward eine große öffentliche Versammlung gehalten, bei welcher die Königin präsidirte und wo sehr heftige Reden vorkamen. Es ward jedoch beschlossen, daß man Frankreich durch keinen öffentlichen Akt einen neuen Vorwand leihen wolle, willkürlich einzuschreiten; man vereinigte sich vielmehr dahin, an Großbritanien zu schreiben und es um seine Ansicht zu bitten. Am Morgen nach dieser Versammlung kam Moerenhout zu der Königin und benahm sich auf eine so beleidigende und unanständige Weise, daß sie sich entschloß, es dem Sir Thomas Tompson, von der englischen Fregatte „Talbot", zu klagen, und dieser versprach ihr seinen Schutz. Alles dies geschah vor der Ankunft des Herrn Pritchard. Dieser war also nichts weniger als der Feuerbrand, wie man ihn genannt, der die ganze Gluth erregt habe. Sir Toup Nicholas, der Befehlshaber der „Vindictive", mit welcher unser Konsul nach Tahiti zurückgekehrt war, ging allerdings so weit, unter Hintenansetzung einiger vielleicht nothwendigen Formen, zu drohen, daß, wenn die Franzosen nicht aufhörten, britische Unterthanen zu molestiren, er die äußerste Gewalt dagegen anwenden würde; wenn wir jedoch erwägen, was täglich unter seinen Augen vorfiel, so war der tapfere Offizier vollkommen gerechtfertigt. Nachstehendes ist ein Schreiben, das die Königin an ihn gerichtet hat:

„Papeete, den 3. März 1844

„O, Commodore!

„Ich zeige Euch an, daß ich von dem französischen Konsul öfter behelligt worden bin, und daß ich wegen seiner drohenden Sprache mein Haus verlassen habe. Die Worte, die er an mich gerichtet, waren sehr hart. Ich habe Euch bisher von seinen Mißhandlungen nur Einiges gesagt, doch jetzt mache ich Euch das deutlich zu wissen, o Commodore, daß mich der französische Konsul nicht wieder behelligen möge. Ich blicke auf Euch zu meinem Schutze in jetziger Zeit, und Ihr werdet den Weg ausfindig machen, auf dem er zu gewähren sey. Es ist mein Wunsch, daß, wenn Herr Moerenhout oder irgend ein anderer Ausländer zu mir kommen will, er erst sein Begehren mir anzeige, damit er erfahre, ob es mir angenehm sey oder nicht, ihn zu sehen. Gesundheit und Frieden sey mit Euch, o Diener der Königin von Großbritanien!

Pomarey,
Königin von Tahiti, Mourea ꝛc."

In der Zeit zwischen der Anerkennung des französischen Protektorates und dem dritten Besuche des Herrn Dupetit-Thouars auf Tahiti war dort nichts vorgefallen, worüber sich die Franzosen beschweren konnten, mit Ausnahme der Aufziehung einer Phantasie-Flagge der Königin auf ihrem Hause. Gleichwohl war das Erste, was der Admiral that, als er am 1. November 1843 dort ankam, daß er erklärte, er werde, falls sie diese Flagge nicht abnehmen wolle, es an ihrer Stelle thun und sie dann zugleich absetzen. Da sie seiner Drohungen ungeachtet den Gehorsam verweigerte, so landete Lieutenant d'Aubigny an der Spitze von 500 Mann und besetzte die Insel, indem er dabei eine Rede hielt, welche ein wahres Muster von Großsprecherei und Bombast war. Die abgesetzte Königin floh an Bord des britischen Kriegsschiffes „Dublin", kommandirt von Capitain Tucker, da die „Vindictive" leider die Insel schon wieder verlassen hatte, und Papeiti befand sich mehrere Tage in der Lage einer Stadt, die durch Sturm genommen worden, indem die Soldaten sich alle mögliche Ausschweifungen gestatteten.

Herr Pritchard hielt es für seine Pflicht, nachdem die Franzosen sich der Insel bemächtigt hatten, seine Flagge einzuziehen und den Eindringlingen die Anzeige zu machen, daß er, da er sie nicht für gesetzlich konstituirte Behörden anerkenne, keine offizielle Verbindung mit ihnen anzuknüpfen im Stande sey. Hierdurch hatte er aber keineswegs seine Konsular-Functionen ganz und gar niedergelegt; so lange ihm seine Regierung keine andere Bestimmung gegeben hatte, blieb er immer noch Konsul auf Tahiti. Eben so steht auch fest, daß er sich durchaus keines Eingriffes zur Aufhetzung oder Empörung der Einwohner schuldig gemacht. Seine Gegner bringen zwar allerlei Beschuldigungen dieser Art gegen ihn vor; doch wie, wo und wann er so gehandelt, das wird nicht gesagt.

Vom Monat November bis Februar fanden mehrere kleine Ereignisse statt, ohne daß jedoch die Lage der Parteien dadurch wesentlich verändert wurde. Der „Dublin" war abgesegelt und nur das Bombardierschiff „Basilisk" und ein Dampfboot repräsentirten noch die britische Flotte. Die Königin hatte sich einige Male an das Ufer gewagt, doch wurde sie stets wieder an Bord des „Basilisk" getrieben, und dem Befehlshaber dieses Schiffes ward angezeigt, daß, wenn er sie auf einer der Gesellschafts-Inseln ans Land setzte, so würde man dies als eine feindselige Demonstration betrachten. Mittlerweile vermied es die Königin, die fortwährend von Herrn Pritchard's Rath unterstützt war, die wachsende Aufregung ihres Volkes zu benutzen, um dadurch ihre Autorität mit Gewalt wieder zu erlangen. Sie wartete ruhig auf Nachrichten aus Europa, in dem festen Vertrauen, daß die Handlung, durch welche sie der Herrschaft beraubt worden war, nicht ratifizirt werden würde.

Die Insulaner hatten unstreitig das vollkommenste Recht, ihre Unterdrücker mit den Waffen in der Hand zu vertreiben; es ist dies dasselbe Recht, das jeder Patriot in Europa besitzt, während er es zugleich als die theuerste Pflicht betrachtet, die er seinem Vaterlande schuldig ist. Die englischen Missionaire auf der Insel predigten indessen Frieden und Geduld, und es würde ihnen auch gelungen seyn, die Ruhe zu erhalten, wenn die Aufführung der französischen Soldaten die Einwohner nicht auf das Aeußerste empört hätte. Väter und Gatten, deren Töchter und Frauen geschändet worden waren, eilten von Dorf zu Dorf und riefen ihre Landsleute zu den Waffen. Diese waren die Prediger der Insurrection, und nicht die angeschuldigten Missionaire. Herr Bruat ward in die größte Angst versetzt und erklärte in seiner nervösen Aufregung, daß er, wenn ein Aufstand stattfände, Herrn Pritchard mit eigener Hand erschießen würde. Nicht zufrieden mit den allerstrengsten Vorsichtsmaßregeln, die er angeordnet hatte, fing er an, Batterieen und Redouten auf der Insel zu errichten, während er in aller Eile nach den Marquesas-Inseln geschrieben hatte, um sich Verstärkung zu erbitten. Mit 400 Mann nach dem Innern der Insel sich begebend, um daselbst ein Fort zu errichten, ließ er in Papeiti den Lieutenant d'Aubigny als Kommandanten zurück. Letzterer, im Besitz der höchsten Gewalt, wollte nun auch zeigen, was er zu thun vermöge, und als am 2. März 1844 eine seiner Schildwachen durch einen, wie es heißt, unbewaffneten Eingebornen angegriffen worden war, so ließ er den Herrn Pritchard, der eben auf dem Wege war, dem Dampfboote „Cormorant" einen Besuch abzustatten, durch vier oder fünf Soldaten festnehmen. Als es bald darauf hieß, das Leben des Herrn Pritchard sey in Gefahr, so begaben sich zwei Offiziere des „Cormorant" zu Herrn d'Aubigny und baten um Aufklärung darüber, wohin der britische Konsul gebracht worden. Anfangs wurde ihnen jede Antwort verweigert, doch endlich entschloß sich der Lieutenant, ihnen eine solche in einer Proclamation zu ertheilen, die bald darauf an allen Ecken zu Papeiti angeheftet wurde. Es lautete dieselbe folgendermaßen:

„Französische Niederlassungen in Oceanien.

„Eine französische Schildwache ist in der Nacht vom 2. März angefallen worden. Zur Repressalie habe ich einen gewissen Pritchard festgenommen, den einzigen Agenten und Anstifter der Empörungen der Eingebornen. Sein Vermögen soll für allen Schaden einstehen, den die Insurgenten unseren Niederlassungen verursachen könnten, und wenn französisches Blut fließt, so soll jeden Tropfen dieses Blutes an seinem Haupte heimgesucht werden.

„Papeiti, den 3. März 1844. (gez.) d'Aubigny."

Wahrhaft ins Lächerliche ging die Strenge und die Vorsicht, die man jetzt anwandte. So wurde unter Anderem befohlen, daß nach einer gewissen Stunde kein Licht mehr in den Häusern gebrannt werden solle. Ein Herr Jackson, dessen Frau hochschwanger war, bat, daß ihm eine Ausnahme hiervon gestattet werde. Dies wurde ihm jedoch nicht bloß abgeschlagen, sondern es lenkte auch dermaßen die Aufmerksamkeit der Franzosen auf ihn, daß Einige von ihnen fortan ab und zu den Kopf in das Fenster seines Zimmers hineinsteckten, wodurch die arme Frau so geängstigt wurde, daß sie, ungeachtet ihrer vorgerückten Schwangerschaft, darauf bestand, die Insel zu verlassen. Leider ist sie in Folge dieser Schrecknisse und einer stürmischen Ueberfahrt nach Valparaiso drei Tage nach ihrer dortigen Ankunft mit Tode abgegangen.

Als Herr Bruat zurückkehrte, billigte er Alles, was Herr d'Aubigny gethan, ja, er würde vielleicht noch weiter gegangen seyn, wenn nicht der Befehlshaber des englischen Dampfbootes „Cormorant" feierlichen Protest eingelegt und ihn vor den Folgen seiner Handlungsweise gewarnt hätte. Bruat entschloß sich darauf, Herrn Pritchard unter der Bedingung frei zu geben, daß er die Insel verlasse. Als der britische Konsul sein feuchtes Gefängniß verließ, war er von der schlechten Behandlung, die er erfahren, so angegriffen, daß er kaum aufrecht stehen konnte. Er wurde auf das Dampfboot „Cormorant" gebracht, welches sich demnächst mit ihm nach Europa begab.

Den letzten Nachrichten aus Tahiti zufolge, ist die Erbitterung der armen Insulaner so gestiegen, daß sie wirklich zu den Waffen griffen und einen verzweiflungsvollen Kampf gegen die Franzosen eröffneten. Unstreitig würde die französische Macht auf den Gesellschafts-Inseln bald vernichtet seyn, wenn nicht immer neue Verstärkungen dorthin gesandt würden, denen zuletzt die hülflosen Insulaner doch werden weichen müssen.

Portugal.

Costa Cabral und seine Ordonnanzen.

Während jegliche politische, kommerzielle, ja selbst die von der Nachbarschaft bedingte lokale Wechselwirkung zwischen Spanien und Portugal faktisch nur eine sehr geringe ist, giebt es immer noch Viele, welche einer falschen Voraussetzung zufolge die in der Verwaltung herrschenden Ansichten wie im Stand der öffentlichen Meinung in Portugal ganz und gar von dem Einflusse des mächtigeren Nachbars abhängig glauben. Die neuesten Ereignisse in Madrid würden eher die umgekehrte Hypothese rechtfertigen; wenigstens hat Dom Antonio da Costa Cabral, der portugiesische Minister des Innern, der seinerseits, während in Spanien Espartero noch am Ruder war, schon diktatorische Macht ausübte, Gewaltstreiche der verfänglichsten Art zur Aufrechthaltung seines Systems bereits vor mehreren Monaten gewagt. Durch eine angemaßte, bis jetzt von den Stellvertretern der Nation unbeschränkt gebliebene Autorität hat er sich in politische und finanzielle Verwickelungen aller Art ge-

stürzt, die ihm zwar mannigfaches Talent und Charakterfestigkeit zu beweisen Gelegenheit gegeben, aber sicherlich seinen Sturz herbeiführen werden, wenn er nicht bald daran geht, sich um den Beistand der Cortes zu bewerben und die wahren constitutionellen Prinzipien wiederherzustellen. Eine Hinweisung auf den Ursprung jener Mißstände wird zur Genüge darthun, daß sie mit jedem Tage sich vergrößern müssen, und daß Costa Cabral's eigene Hülfsmittel unzureichend wären, wenn die Nothwendigkeit einträte, den Knoten zu zerhauen.

Am 6. Februar d. J. forderte Costa Cabal, da es sich darum handelte, Almeida, worin Bomfim sich abgesperrt hatte, der Regierung wieder zu unterwerfen, von den Cortes ein Vertrauens-Votum, demjenigen völlig gleich, welches Mendizabal beim Beginne seiner Verwaltung von den spanischen Cortes erlangt hatte. Es ward ihm zugestanden und sofort zur Hebung der finanziellen Schwäche benutzt, welche schon seit zwanzig Jahren der portugiesischen Regierung bei der Ausführung energischer Maßregeln hinderlich wird. Es wurden hinter einander drei Anleihen aufgenommen, die erste bei den Kapitalisten Lissabons, in Betrag von 1032 Contos, worauf nur 800 baar ausgezahlt wurden, die beiden anderen — resp. 600 Contos, wovon 164 in verschiedenen Staatsscheinen, und 200 Contos — bei der Tabacks-Regie. Man ersieht leicht, in welche gefährliche Stellung der Minister sich schon durch diesen ersten Schritt brachte; die unverhältnißmäßigen Zinsen und die Kosten, welche der Umsatz der Papiere verursachte, hatten das Anleihe-Kapital schon weit über alle Voraussetzung der Cortes erhöht, aber das war noch nicht Alles. Daß dem Zustande der Empörung in Almeida baldmöglichst ein Ende gemacht werde, war die ausdrückliche Bedingung, unter der allein die Kaufleute sich ihrer Kapitalien hatten entäußern wollen: und nur allzupünktlich ward sie erfüllt, denn an demselben Tage, da die Septembristen die Capitulation annahmen, war von dem sämmtlichen Betrage der drei Anleihen nicht ein Conto mehr in den Staatskassen.

Diejenigen äußersten Mittel anzuwenden, deren es bedurft hätte, um dieses abermalige komplette Defizit zu decken, — durfte Costa Cabral, trotz aller seiner Entschlossenheit, auf eigene Verantwortung nicht wagen. Statt, wie bisher, nur seine Kollegen und einige der höchstgestellten Beamten zu Rathe zu ziehen, forderte er selbst seine politischen Gegner auf, indem er die Ueberzeugung aussprach, sie würden, wo es sich um die Beseitigung so bedenklicher Uebelstände handelte, keinen Anstand nehmen, ihre Einsichten und ihre Vaterlandsliebe in die Waagschale zu legen. Er berief zu dem Minister-Rathe, außer den Mitgliedern der zur Ueberwachung der Staatsschulden-Angelegenheiten bestellten Junta, auch aus beiden Kammern alle diejenigen — gleichviel, ob Chartisten oder Septembristen — welche Kenntnisse im Finanzfache an den Tag gelegt hatten. Nachdem er in einer einleitenden Rede die völlige Leerheit des Schatzes ohne Umschweife dargethan, verwies er auf die entscheidenden Maßregeln, wie sie in England und Holland bei solchen Fällen angewendet zu werden pflegten, indem er hierdurch klar andeutete, daß minder durchgreifende Mittel nicht einmal zu momentaner Hebung des Uebels, geschweige denn zu dessen Heilung hinreichen könnten. Kaum hatte er seinen Vortrag beendet, als die Gegenpartei, deren Sprecher der Herzog von Palmella war, ihm mit derselben Offenherzigkeit erklärte, sie sey bereit, ihm mit allen Kräften beizustehen, aber nur unter der Bedingung, daß er über sämmtliche seit dem Antritte seiner Verwaltung verausgabten Summen sogleich Rechenschaft ablege. Costa Cabral und seine Kollegen protestirten laut gegen solche Anmaßung; die Diskussion wurde immer lebhafter, und als der Herzog von Palmella auf die heftige Frage eines der Minister, ob man sie für Verschwender halte, ruhig antwortete, ihre eigene Ehre erfordere es, der Nation gegenüber die verlangte Rechenschaft abzulegen, da konnte sich der Kriegs-Minister, Herzog von Terceira, nicht länger halten, verließ den Saal, und die Sitzung war zu Ende.

Costa Cabral und seine Kollegen wußten sich keinen Rath mehr, und nur die inständigsten Bitten des Ersteren konnten den Finanz-Minister, Baron von Tojal, von seinem Vorhaben abbringen, sich sogleich nach dem Palaste zu begeben und sein Amt in die Hände der Königin niederzulegen. Man entschloß sich, eine Kommission zu berufen, bei der die Elite der Finanziers von Lissabon, die Herren Felix Pereira de Magelhães, Florida, Roma und José da Silva Carvalho, den Vorsitz haben und deren Aufgabe es seyn sollte, um jeden Preis ein Mittel zur Hebung der momentanen Schwierigkeiten zu erfinden. Aber die vier Commissaire erklärten von vornhinein, dem drohenden Untergange des öffentlichen Kredits sey keinesfalls abzuhelfen, sobald die Minister sich nicht entschließen wollten, ihre willkürlichen politischen Maßregeln aufzugeben, — und so sahen sich Costa Cabral und seine Anhänger zum zweiten Male verlassen.

So in die Enge getrieben, entschloß sich Costa Cabral vorläufig zu einer neuen Anleihe von 2000 Contos, aber dieses Vorhaben scheiterte an der entschiedenen Widersetzlichkeit der oben erwähnten Junta. Die Bestimmung derselben ist, zu gleicher Zeit das Interesse der Gläubiger wie des Staates wahrzunehmen, und es werden darum eines der vier Mitglieder, aus welchen sie besteht, von der Regierung, eines von der Deputirten-Kammer und die beiden anderen von den Unternehmern der Anleihe gewählt. Alle vier widersetzten sich einmüthig den Absichten des Ministers, und da dieser mit Zwangsmaßregeln drohte, reichten sie eine in ehrfurchtsvollem, aber darum nicht minder bestimmten Tone abgefaßte Protestation bei der Königin ein, in welcher sie erklärten, daß Nichts sie zwingen werde, zur Einschreibung der neuen Anleihe ihre Zustimmung zu geben.

Jetzt war Costa Cabral auf den Punkt gekommen, wo er entweder aus dem Kampfe entfliehen oder ihm durch einen Staatsstreich ein Ende machen mußte, und einem Manne seines Charakters erschien natürlich der letztere Ausweg der angemessenste. Zwanzig Tage nach der gedachten Protestation kündigte er in dem offiziellen Diario do Governo an, er habe eine Anleihe von 4000 Contos bei der Taback-Regie gemacht, derselben dafür eine Erneuerung ihres Privilegiums auf zwölf Jahre und alle diejenigen Rechte zuerkannt, welche bis dahin die Regierung sich vorbehalten hatte. Eine furchtbare Opposition erhob sich alsbald nach der Veröffentlichung dieses Dekrets; in der Deputirten-Kammer wie im Senate, im Staatsrathe, im Handels-Tribunale, kurz überall erschallte der Ruf zum Angriffe, der durch das Organ der öffentlichen Blätter, sowohl in Form von Protestationen ganzer Körperschaften als von Klagen Einzelner, gegen den Minister gerichtet war; — ein gewichtigeres pronunciamiento als das von Torres Novas oder Almeida. Und so mußte Costa Cabral wiederum zu einem äußersten Mittel greifen, nämlich alle seine Widersacher mit Einem Schlage stürzen. Am 1. August, also einen vollen Monat nach der Veröffentlichung der Anleihe, erschienen die drei Dekrete über die Magistratur, das Heer und die Universitäten, die noch gegenwärtig in Lissabon für die Organe der Presse den Hauptgegenstand aller Polemik, auf der Tribüne der Cortes den Mittelpunkt aller Diskussionen ausmachen.

Es ist nicht zu verkennen, daß Costa Cabral mit diesen Dekreten die Volks-Garantieen völlig zerstörte, welche in Portugal seit Jahrhunderten, ja sogar in den Zeitaltern vorhanden waren, wo das unumschränkte Königthum mit dem blendendsten Zauberscheine umgeben war, wie unter der Verwaltung Pombal's. Das erste Dekret hebt die Unabsetzbarkeit der Richter auf; zufolge desselben kann jeder Richter, zu welcher Instanz er auch gehöre, sobald er nicht drei Jahre hindurch in einem und demselben Tribunal fungirt hat, versetzt oder gänzlich abgesetzt werden. Muß man auch zugeben, daß den Verhältnissen des Richterstandes in Portugal eine gründliche Reform unumgänglich Noth thut, so konnte es doch keineswegs einem Minister zustehen, solch eine Neuerung durch ein Dekret hervorzurufen, selbst wenn er glauben konnte, zu dem eigenmächtig gethanen Schritte später die Einwilligung der Volks-Repräsentanten zu erlangen. Ja es dürften, den wahren unveränderlichen Prinzipien einer constitutionellen Regierung zufolge, die Cortes selbst so weit zu gehen sich niemals gestatten, niemals die Richter zu einem Werkzeuge herabzusetzen, niemals jene Schutzwehr zu zerstören sich erkühnen, hinter welcher allein die Bürger für ihr Leben und Eigenthum Sicherheit finden, wenn es der ausübenden Macht gelingt, die gesetzgebende zu unterdrücken.

Das zweite Dekret spricht den Ministern das Recht zu, die Offiziere der Linientruppen wie der Stadt-Milizen auf halben Sold zu setzen oder auch gänzlich abzudanken, ohne dazu der Darlegung irgend eines Grundes zu bedürfen, — abermals eine offene Verhöhnung jener liberalen Urprinzipien, welche die Basis aller seit 1820 einander gefolgten Constitutionen gebildet haben. Und unbegreiflich ist die Sorglosigkeit, mit welcher Costa Cabral sich hierdurch die Mehrzahl der Offiziere zu Gegnern gemacht, während er bis jetzt seine vorzüglichste Stütze an ihnen gefunden. Jedermann weiß, daß Subordination und Disziplin bei den portugiesischen Truppen niemals zu finden waren; stand doch vor einigen Monaten noch den Subaltern-Offizieren das Recht zu, die Befehle ihrer Chefs eigener Erörterung zu unterwerfen, sich der Ausführung offen zu widersetzen, sie einem Conseil zu überweisen, das nur allzu oft nach den Meinungen — oder Leidenschaften, die eben im Schwunge waren, entschied. Freilich durfte ein solches Privilegium nicht fortdauern, aber es mußten durch ganz andere Mittel die Bande des militairischen Gehorsams fester gemacht, die Achtung vor den Oberen eingeprägt, die Subalternen zur Ordnung und Disziplin angehalten, — nicht der Offizierrang entwürdigt werden, indem man ihn von einem erworbenen Besitzthume — als welches er in freigesinnten Ländern gilt — zu einer jeweiligen Gnadenverleihung herabsetzte, die nach der Laune der Minister zuerkannt und entzogen werden darf.

Durch das dritte Dekret werden die Lehrer an den Hochschulen in eine völlig gleiche Lage mit den Offizieren versetzt, und es soll künftighin in Lissabon, Porto, Coïmbra keinen durch seine Wissenschaft oder soziale Stellung noch so ausgezeichneten Professor geben, der nicht durch einen Machtspruch des Ministers seines Amtes verlustig werden könnte. Alles bisher gegen die Absetzbarkeit der Richter und Offiziere Angeführte läßt sich hier mit noch mehrerem Rechte anwenden, besonders, da die Universitäten in keinem anderen Lande jemals sich einer so vollständigen Unabhängigkeit erfreut, wie sie dieselben in Portugal von jeher besaßen. Natürlich, daß sie in den letzten unruhigen Zeiten oft gemißbraucht ward, daß die Gemüther der Jugend durch unvorsichtig ausgestreute Lehren auf Kosten der öffentlichen Sicherheit zu Leidenschaften aufgeregt wurden, gewiß sogar, daß die Studirenden seit 25 Jahren bei allen pronunciamientos eine Hauptrolle spielten; aber alles dies berechtigte Costa Cabral nicht, auch hier zu tödten anstatt zu heilen. Kein Ehrenmann wird sich ferner zur Uebernahme einer Lehrstelle entschließen, wenn ein unwissender oder vorurtheilsvoller Minister — es braucht nicht einmal der des öffentlichen Unterrichts zu seyn — ihm Schweigen gebieten kann.

Aus dem Gesagten ist vollständig zu entnehmen, welche gewaltige Opposition Costa Cabral gegen sich aufgeregt hat, woher es kommt, daß die Partei derjenigen, deren Interessen er gefährdet, die Mehrzahl in beiden Kammern bildet, und nach der Darstellung der Sachlage bleibt uns zur näheren Bezeichnung der politischen Physiognomie dieses von so mannigfachen Leidenschaften mehr als jemals aufgeregten Landes nur noch übrig, die verschiedenen Richtungen anzudeuten, zu denen die namhaftesten Männer Portugals — Freunde oder Widersacher der Minister — sich bekennen. Vier Parteien bewegen sich gegenwärtig auf der politischen Bühne Lissabons und des Reiches überhaupt: die Miguelisten, deren Richtung durch den Namen genugsam ausgesprochen ist,

die in diesem Augenblicke am Ruder stehenden Charlisten, welche, Vertreter der an sich wenig liberalen Constitution von 1842, noch jede Spur des Fortschrittes darin auszurotten suchen; die Septembristen, die sich darauf beschränken, eine Charte wie die von den spanischen Cortes im Jahre 1837 votirte zu verlangen; endlich eine vierte Partei, abgeneigt der Anwendung militairischer Gewaltmittel, nach und nach die Besseren und Aufgeklärteren der beiden zuvor genannten Parteien in sich aufnehmend, und hoffentlich bestimmt, die rechte Ordnung mit der wahren Freiheit zu vereinen.

Abgesehen von diesen inneren Zuständen, ist für die Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage Portugals auch der Stand der diplomatischen Verhältnisse zwischen diesem Lande und den Großmächten Europa's zu erwägen. Besonders scheint England, Costa Cabral gegenüber, bald zu den freundlichsten Anerbietungen geneigt, bald wieder zu seinen heftigsten Gegnern zu gehören, je nachdem er für oder gegen die Erneuung des berüchtigten Bündnisses von Methuen gestimmt ist. Und — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — er hat sich bis jetzt weder von den Versprechungen verleiten, noch von den Drohungen einschüchtern lassen, vielmehr weislich berücksichtigt, daß nur durch Handel und Industrie das öffentliche Einkommen und damit zugleich die nationale Unabhängigkeit sich erheben könne, und daher von den Grundprinzipien jener früheren Conventionen mit England gänzlich abgewichen werden müsse. Stimmt er sonach in der Hauptsache mit seinen Gegnern überein, warum sollten sich nicht auch die anderen Punkte ausgleichen lassen, warum sollte er nicht, seinem eigenen Interesse gemäß, den Absolutismus aufgeben, der ihn bis jetzt nur in Verlegenheiten und Gefahren verwickelt hat? (R. d. P.)

Schweiz.

Einweihung von La Harpe's Denkmal.

Zu den Vorzügen der neueren Zeit gehört sicherlich der, daß sie ihre Helden ehrt, während sie noch am Leben sind; aber sie ist darum doch mit den Ehrenbezeugungen nach dem Tode nicht sparsamer als das Alterthum. Beide Huldigungen mögen freilich oft an den Unrechten kommen; wir scheuen die Undankbarkeit so sehr, daß wir, im Gegensatze zu jener alten Phrase, lieber zu der Frage Veranlassung geben: warum in aller Welt hat N. N. einen Ehrenpokal erhalten? als zu der umgekehrten, und unsere Monumentomanie hat schon Jean Paul durch den Vorschlag lächerlich gemacht, dem Vater Adam ein Denkmal zu errichten. Wo sich jedoch in einer derartigen Manifestation die Dankbarkeit eines ganzen Volkes kundgiebt, da gewährt es immer ein erhebendes Gefühl, sich ihr beizugesellen, und für die Presse wird es eine heilige Pflicht.

Die Schweiz hat vor wenig Wochen das Andenken eines ihrer edelsten Mitbürger durch eine solche Huldigung gefeiert, indem sie La Harpe, eines mächtigen Kaisers Freund und eines Freiheit liebenden Volkes Tribun, ein Denkmal gesetzt. Geboren 1754, machte La Harpe seine Studien in Genf und Tübingen, ging auf Reisen, dann auf Grimm's Veranlassung nach Petersburg, wo er durch Schriften wie durch persönlichen Einfluß, während der Periode von 1782—1796, der eifrigste und uneigennützigste Verfechter der Unabhängigkeit seines Vaterlandes ward. Als hierauf die Schweiz durch das Bündniß mit Frankreich ein Kampfplatz für Europa und zugleich die Stätte wüthender Bürgerkriege geworden war, bekämpfte er in seiner Eigenschaft als Direktor der Helvetischen Republik sowohl die von Außen drohenden Gefahren als die unruhigen Partigänger. Zwar mußte er, von den Letzteren verfolgt und der Herrschsucht angeklagt, um dem Gefängnisse zu entgehen, flüchtig werden, aber nichtsdestoweniger lebte in ihm unerschütterlich die Treue für sein Land. Das bewies er dadurch, daß er nach der Katastrophe von 1815 all seinen Einfluß auf den Kaiser Alexander geltend machte, um die Wiedereinführung alter Mißbräuche, wie sie die wieder mächtig werdenden Patrizier verlangten, zu hintertreiben. Die neuen Kantons, aus erworbenen Landestheilen bestehend, wo die Schweizer dem fremden Lehenswesen ein Ende gemacht hatten, um ihr eigenes einzuführen, verdankten großentheils La Harpe die Bestätigung ihrer Unabhängigkeit, so wie er auch für Tessin und Aargau als eifriger Vertheidiger auftrat, und zum Danke später das Ehrenbürgerrecht in diesen Kantons erhielt. Noch bei der Revolution von 1830 sah man ihn in den vordersten Reihen derer, welche gegen die Restauration ankämpften. Wenige Jahre darauf starb er, und seine letzten im Fieberwahne gesprochenen Worte waren: „Vorwärts, aber nur keine Unruhen!" Er war weniger als Mensch, denn als Bürger groß zu nennen; seine Irrthümer waren die eines Republikaners der Vorzeit, nicht sowohl aus persönlichem Ehrgeize, als aus zu hoch gesteigerten Hoffnungen für sein Vaterland entsprungen.

In Rolle, seinem Geburtsorte, einem netten Städtchen am Genfer See, ist ihm unweit des Ufers auf einer künstlichen Insel ein Denkmal errichtet worden, aus einem granitnen Obelisken mit Inschriften und auf seine Lebensumstände bezüglichen Medaillons aus Bronze bestehend. Die Einweihung fand am 26. September dieses Jahres statt; Dampfschiffe und verzierte Gondeln hatten dazu aus allen Uferplätzen Gäste und neugierige Zuschauer herbeigeführt. Die vorzüglichsten Eigenschaften La Harpe's wurden von dem Anordner der Festlichkeit, Herrn Juillerat, so wie von den Deputirten Aargaus und Tessins, mit kräftigem Rednertalente hervorgehoben; besonders ansprechend erschien die Vergleichung zwischen dem Manne und dem zur Verewigung seines Andenkens bestimmten Monumente, beide einfach, erhaben und dauernd, wie denn sogar die Insel selbst, die zur Deckung des Hafens dient, durch diesen Zweck die aufopfernde Hingebung dessen bezeichnet, dessen Namen sie trägt. Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Reden so wie die ganze Feierlichkeit das lebhafte Gefühl des versammelten Volkes ansprachen: es kannte und ehrte den „alten La Harpe", wie er gewöhnlich genannt wurde.

Kinder hat er nicht hinterlassen, aber seine und seines Vetters Amadeus — eines der besten Generale aus den früheren Zeiten der französischen Republik — Angehörigen leben noch im Kanton Waadt, und zwei Enkel des Letzteren wohnten der Feierlichkeit bei. La Harpe's Witwe, die ihn auf seiner so bewegten politischen Laufbahn überall begleitet, hat ihn überlebt, und seine Mitbürger ehren in der gütigen und edlen Frau die Erbin der Tugenden, welche das Privatleben ihres Gatten schmückten.

Mannigfaltiges.

— **Arbeiter-Unterstützungs-Gesellschaften in Italien.** Mit den Mitteln zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen hat man sich eben so wie in Deutschland und in Frankreich auch schon in Italien zu beschäftigen angefangen — in Italien, wo doch eben kein Ueberfluß an Manufakturen und Fabriken ist, die man sonst als den Heerd der Arbeiternoth zu bezeichnen pflegt. Schon bei früheren wissenschaftlichen Kongressen hatte man die Nützlichkeit der Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung der Arbeiter anerkannt und zu gleicher Zeit verschiedene Versuche zur größeren Verbreitung solcher Gesellschaften vorgeschlagen. Der im Jahr 1843 in Lucca versammelt gewesene Kongreß hatte demnächst Herrn Calvi beauftragt, einen Bericht über den Zustand dieser Gesellschaften so wie über die Vortheile und die etwanigen unpraktischen Bestimmungen der bereits eingeführten Reglements abzustatten. Herr Calvi hat sich dieses Auftrages in der Versammlung zu Mailand mit Eifer und Sachkenntniß entledigt. Nachdem er über die in Toskana, Piemont und der Lombardei bestehenden Gegenseitigkeits-Gesellschaften der Arbeiter alle nützliche Erkundigungen gesammelt und klassifizirt, zieht der Berichterstatter daraus den Schluß, daß die gegenwärtige Organisation dieser Art von Vereinen bedeutend modifizirt werden müsse. Auch der in Parma unter dem Namen „Pia unione di san Bernardo" bestehende Verein, welchem der Graf Sanvitali vorsteht, läßt noch Manches zu wünschen, obwohl man ihn allgemein als musterhaft ansieht. Im Verfolg seiner Bemerkungen legte Herr Calvi dem Kongresse in Mailand mehrere Vorschläge in Bezug auf die Organisation der gegenseitigen Gesellschaften vor; er verlangte unter Anderem, daß die Reglements, obwohl alle auf einer bestimmten festen Grundlage ruhend, doch nach den verschiedenen Arbeiterklassen auch auf verschiedene Weise in Anwendung gebracht werden. Eine Kommission ist beauftragt worden, diese Vorschläge zu prüfen und die Mittel zur Beseitigung der vorliegenden Bedenken in Erwägung zu ziehen. Es besteht diese Kommission aus den kompetentesten Männern der verschiedenen italiänischen Staaten: nämlich aus Herrn Calvi für Mailand, dem Grafen Citadella für Venedig, dem Grafen Sanvitali für Parma, Herrn Valerio für Turin, dem Grafen Serristori für Florenz und dem Marquis Pallavicini für Genua.

— **Afrikanische Sprachen.** In der ethnologischen Abtheilung der diesjährigen britischen Gelehrten-Versammlung (in York) hielt Professor Latham einen Vortrag über die Sprachen Afrika's. Diese lassen sich, wie er sagte, in fünf verschiedene Gruppen bringen, und zwar solche großartige Gruppen wie etwa der indo-germanische Sprachstamm, zu welchem bekanntlich das Lateinische und das Englische eben so gut gehören, wie das Deutsche und das Polnische, oder das Portugiesische und das Neugriechische. Die erste der gedachten Gruppen ist die ägyptische oder koptische, welche die drei zum Theil ausgestorbenen Dialekte Aegyptens umfaßt; die zweite oder Berber-Gruppe umfaßt die nicht-arabischen Sprachen von Fezzan, Tripoli, Tunis, Algier und Marokko, so wie die ausgestorbene Guanische-Sprache der kanarischen Inseln: die dritte Gruppe ist die kafferische und umfaßt beinahe alle Sprachen südlich vom Aequator, mit Ausnahme derjenigen, die zur vierten oder Hottentotten-Gruppe gehören; die fünfte Gruppe endlich begreift eine große Reihe von Unter-Abtheilungen in sich, ähnlich der indo-europäischen Gruppe. Es gehören zu dieser fünften Klasse a) die nubischen Sprachen von Nubien, Cordofan und Darfur; b) die Galla- und Danakil-Sprachen von Abyssinien, Schoa u. s. w.; c) die Borgho-, d) die Bornai-, e) die Begharmeh-, f) die Haussa-, g) die Joloff-, h) die Mandingo- und i) die Fulah-Sprachen, so wie k) die Ibo-Aschantie-Gruppe.

— **Die Eingebornen in Guiana.** In derselben Abtheilung der britischen Gesellschaft sprach Herr Robert Schomburgk über die Eingebornen von Guiana. Er hatte zu diesem Behufe einen jungen Macusi-Indianer in seiner Nationaltracht und die Bilder mehrerer Eingebornen mitgebracht, die er auf seiner Reise angetroffen, imgleichen auch einige Schädel u. dgl. m. Die Anzahl der Einwohner in Guiana, so weit dasselbe britisches Gebiet ist, hatte Herr Schomburgk im Jahre 1840 auf 7000 Köpfe geschätzt, doch sollen sie sich seitdem durch die Pocken-Epidemie auf 6000 vermindert haben, was allerdings für einen Flächenraum von 100,000 engl. Quadrat-Meilen eine sehr kleine Bevölkerung ist. „Es ist kaum nöthig, zu bemerken", sagte Herr Schomburgk, „daß ein so interessanter Gegenstand, wie der gegenwärtige Zustand der Ureinwohner von Guiana, mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm Großbritannien bisher geschenkt hat. Die Geschichte dieses Volkes scheint eine große Tragödie zu seyn, an deren Ende wir uns jetzt befinden, denn eine ganze Menschenrace sehen wir nach und nach von der Erde verschwinden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 14. November 1844.

Belgien.

Ueber die Schriftsteller Gents und die vlaemische Bewegung.

Von Louise von Ploennies.

Nachdem ich hier in Gent alle Dichter und Schriftsteller kennen lernte, überzeugte ich mich, daß es eine irrige Ansicht von mir war, als ich Gent für den Sitz der vlaemischen Bewegung hielt. Wohl ist sie von hier ausgegangen, aber in neuerer Zeit verhält sich Gent ruhig und überläßt das Weiterschreiten Antwerpen. Dieses Stillstehen der einen und Fortschreiten der anderen Stadt scheint mir indessen ziemlich natürlich aus den Verhältnissen hervorzugehen, und eine etwas nähere Beleuchtung der Dichter, ihrer Richtung und ihrer Stellung wird vielleicht meine Ansicht rechtfertigen. Willems, welcher durch Gelehrsamkeit, wie auch dadurch, daß er die Initiative für die vlaemische Bewegung ergriff, an der Spitze der Genter Literatoren steht, hat schon seit längerer Zeit aufgehört, thatkräftig für die Sache zu wirken. Sein Rynhard de Vos ist zwar ins Volk eingedrungen, und von seinem früheren Fleiße und Eifer für die Muttersprache zeugen seine vortreffliche Geschichte der vlaemischen Literatur und sein Gedicht an die Belgier, jedoch scheint er jetzt auf seinen Lorbeern ruhen zu wollen. Außer dem belgischen Museum, welches viermal im Jahre erscheint und hier und dort gelehrte Anmerkungen von ihm enthält, gab er seit mehreren Jahren nichts mehr heraus. Seine Stellung im Staat und seine Persönlichkeit halten ihn dem Volke fern. Seine Haltung erinnerte mich sehr an Goethe's kleine Statue von Rauch. Van Duyse, Stadt-Archivar von Gent, war, gleich Willems, einer der Ersten, welche strebten, ihre Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen. Seine drei Bände vaterländische Poesie geben manchen schönen Beweis davon. Van Duyse hat außerdem viel geschrieben und sagte lachend: man könne ihm aus seinen eigenen Schriften den Scheiterhaufen bauen. Aber dieselben sind nicht ins Volk übergegangen, sie sind nicht einfach genug, um von ihm begriffen zu werden. Van Duyse ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, außer den lateinischen und griechischen Klassikern hat er die ganze holländische und französische Literatur inne und ist selbst der deutschen nicht fremd. Mit einem seltenen Gedächtniß, welches ihm jeden Augenblick erlaubt, einen Edelstein seines reichen Schatzes glänzen zu lassen, verbindet er eine große Leichtigkeit der Improvisation und ist durch dies Alles ein sehr angenehmer Gesellschafter. Gleichzeitig mit Van Duyse war Vervier mit einer kleinen Sammlung vlaemischer Gedichte aufgetreten und hörte auch nicht auf, ein begeisterter Verfechter der vlaemischen Sache zu seyn. Noch im Jahr 1840 erschienen seine Letteroefeningen, worin er unter Anderem beherzigende Worte über die Frage spricht: Welches sind die Ursachen des seit 30 Jahren in Flandern zunehmenden Verfalls der niederdeutschen Sprache, und welches sind die geeignetsten Mittel, ihr unter den gegenwärtigen Umständen den alten Glanz wiederzugeben?

Ph. Blommaert hat sich bedeutende Verdienste durch die Herausgabe altvlaemischer Denkmäler erworben, seine eigenen Gedichte behandeln kräftig nationale Stoffe. Die Jaerboekjes enthalten manche schöne Dichtung von ihm: Flanderns Leuw, Bauduin, Nibelungen Lied, Theresa. Dies letzte Gedicht durchlesend, verfiel ich plötzlich in die sonderbare Stimmung, welche mich schon manchmal beim Anblick einer schönen Gegend erfaßte, eine dunkle Ahnung oder Erinnerung, daß ich sie schon einmal im Traume gesehen.

Ik denk aen u, wanneer het oosten
Verlicht wordt door de morgenzon,
Ik denk aen u, al'st licht der mane
Sich spiegelt in de bron.

Ik zie u, als er in de verte
Een stofwolk ryst langs't zandig spoor,
Of als ik's avonds op de strate
Des reizers stappen hoor.

Ik hoor u, als de waeteren ruischen,
Of als de wind het loover kust:
En dikwyls zelfs in stille stonden
Waer alles swygt en rust.

'K ben steeds by u, hoe ver gescheiden,
Zweeft gy in schaduw aen my zy',
De zonne zinkt, de sterren ryzen,
O waert gy nu by my!

Plötzlich zerriß der Nebel, aus dem sich meine Erinnerung zu befreien suchte, und ich rief:

Die Sonne sinkt, schon leuchten mir die Sterne,
O, wärst du da!

Blommaert ist ein gemüthlicher, liebenswürdiger, etwas indolenter Mensch. Sein Gesicht ist interessant und ausdrucksvoll, der sehr dunkle Teint und die schwarzen Augen geben ihm ein spanisches Ansehen.

Ich glaube, daß man Ledegank mit Recht an die Spitze der neueren Dichter Belgiens stellen kann. Ryswyk ist vielleicht genialer, Ledegank dagegen ist eine harmonische Natur und weiß seinen poetischen Gedanken immer eine edle schöne Form zu geben. Seine Sprache ist sehr melodisch und von der höchsten Reinheit, dabei hat er ein eigenes Talent, durch den Klang der Worte die Natur wiederzugeben. Alle Zeit, welche seine Schulberufsgeschäfte ihm übrig lassen, weiht er der Poesie und einem gemüthlichen Stillleben. Er hat eine anmuthige junge Frau, die Tochter eines geachteten Dichters, und verlebt mit ihr mitten im Geräusch der großen Stadt Gent seine Tage in beglückter Liebe und Ruhe. Das Album der liebenswürdigen Virginie bewahrt manche duftige Blüthe der Liebe. Ich konnte mir's nicht versagen, einen kleinen Raub daran zu begehen.

Virginie, diese Blüthenglocken,
Sie können nicht durch Schimmer locken,
Durch Farbenpracht, des Kenners Blick.
Es liegt der Grund, darauf sie sprossen,
Im stillen Herzen eingeschlossen,
Dort blühn sie auf in stillem Glück.

Nicht hier' ich sie als stolze Blüthe,
Als Sprossen nur von dem Gemüthe,
Das einzig für dich lebt und glüht.
Als Früchte nicht, die zaub'risch golden,
Als Knospen nur, die in der holden
Luft deines Eigenthums erblüht.

Ins Gebetbuch seiner Frau hat der gemüthvolle Dichter folgende Zeilen geschrieben:

O, Geliebte! wenn durch Weinen
Feurig aufschwebt dein Gebet,
Trag' es mit empor das meine.
Unerhört bleibt kein Gebet,
Wo die Liebe für die Liebe
Zu dem Gott der Liebe fleht.

Eine andere Dichtung, welche ein junger Poet, Bouchel, dem glücklichen Paare weihte, schien mir durch Zartheit der Empfindung der Uebersetzung würdig.

Es war im Winterabendschein,
Wenn glänzend Weiß die Erd' umschmieget,
Wenn auf dem kahlen Ast sich wieget
Gleich wie im Traum das Vögelein.

Wenn heller durch die stille Nacht
Der Glocken ehrne Töne klingen,
Sich durch die eis'gen Lüfte schwingen,
Gleich einer Stimm', die einsam macht.

Wenn in dem weiten stillen Wald
Ein wenig Holz sich sucht der Arme
Und seufzet, daß der Lenz, der warme,
Verdrängt ward von des Frosts Gewalt.

Wenn um den Rand vom öden Teich,
Wo matt sich ließ der Vogel nieder,
Umhergestreut das Flaumgefieder,
Das ihn gedeckt so warm und weich.

Und wenn uns leis der Frost durchbebt,
Der Alles faßt mit bangen Schauern,
Wir gerne flüchten zu den Mauern,
Wo Harmonie und Liebe lebt.

Da strahlte mir aus Winternacht
Dein leuchtendes Asyl, o Dichter,
Dein glänzten mir wie goldne Lichter
Der Lieb' und Leier Doppelmacht.

O, wie ein solches Licht durchbricht
Die Dämmerung so zaubermächtig,
Es scheucht die Schatten, womit nächtig
Der trübe Winter uns umflicht.

Und wie so schön die Dichtung klingt,
Wenn treue Liebe die Akkorde,
Gleich wie das Echo holde Worte,
Ihr nach mit süßer Stimme singt.

Ich schied, beglückt, daß solch ein Paar,
Des Glücks so werth, solch Glück empfangen;
Der Mond war droben aufgegangen,
Stand bei dem Abendsterne klar.

Ein Vorhang wob der Nebel dort
Sich um ihr Licht; geführt erhoben
Sich meine Augen fromm nach oben,
Und betend sprach ich dieses Wort:

O Liebe! Strahl voll reinem Heil,
Die darf, wie unserm Aug' auf Erden,
Nur bald das Räthsel sichtbar werden,
Der Engel sieht den schönern Theil.

Rens, der Herausgeber der Jaerboekjes, hat ein ausgesprochenes Talent für die poetische Form und die Reinheit der Sprache. Weniger phantasiereich und originell als van Ryswyk in Antwerpen und nicht so innerlich poetisch wie Ledegank, eignet er sich mehr für die Uebertragung fremder Meisterwerke. Die Jaerboekjes haben in dieser Art manches Gelungene von ihm gebracht, und wir werden in Zukunft gewiß darin unsere neueren deutschen Dichter durch seine Vermittelung finden. Der Baron Jules de St. Genois, Bibliothekar in Gent, hat seit einigen Jahren angefangen, in seiner Muttersprache zu schreiben. Vorher hatte er seine Werke in französischer Sprache herausgegeben. Aber in der Vorrede zu seinem Romane Anna entwickelt er die Gründe, warum er es für recht halte, in beiden Sprachen zu schreiben.

Serrure (Prof. an der Universität) huldigt der Poesie nicht, einige Gedichte ausgenommen, die er in früher Jugend schrieb, kenne ich fast nur literarhistorische Arbeiten von ihm. Mit besonderem Eifer widmete er sich der älteren vlaemischen Literatur, und seine Sammlung älterer Ausgaben von vlaemischen Volksbüchern ist wohl die kostbarste, die es giebt. So sah ich bei ihm die seltensten, prächtigsten und ersten Exemplare von Paris und der schönen Sienne, von Margarethchen von Limburg, von Karl und Eliast, von Gottfried von Bouillon, von Roelof dem Schmied, die Geschichte des trojanischen Krieges, Jason, Saladin u. s. w. Das letzte hat er mit vielen Schwierigkeiten für 134 Fr. erobert. Außerdem besitzt er eine vollständige Sammlung alt-vlaemischer Dichter und ein sehr bedeutendes Münz-Kabinet. Er ist Mitarbeiter an den meisten numismatischen Journalen und hat sich außerdem in Deutschland einen Namen erworben durch seine Mittheilungen in Mone's Anzeiger.

Auch Spyers that wenig für die Poesie, doch desto mehr für die Ausbildung der Prosa. In Holland geboren, kam er schon früh nach Belgien, wo er bald nachher mit einer Uebersetzung der Iliade Homer's auftrat. Dieser folgten tiefe und schöne Abhandlungen über die Kunst der Alten, denen er überhaupt mit Herz und Seele angehört. In neuester Zeit sahen wir ihn an der Redaction der „Gazette van Gent", in der er nebst manchen schätzbaren politischen Uebersichten auch eine gute Zahl tüchtiger Kritiken lieferte. In diesen ist er eben so wahr als scharf, literarische Gegner drückt er mit einer Satyre, der wir in solchem Grade in den Niederlanden noch nicht begegnet sind.

Eine eigenthümliche Erscheinung in Gent war mir Snellaert, durch die hervorstechende Schärfe seines Verstandes. Er ist nie als Dichter aufgetreten, dagegen um so kräftiger und einflußreicher als Kritiker und Literarhistoriker. In letzterer Eigenschaft zeichnete er sich besonders aus durch seine von der Brüsseler Akademie gekrönte Abhandlung über die Geschichte der Poesie in den Niederlanden bis zu Albert und Isabella. Als Kritiker trat er vor Allen in dem Konst en letterblad auf, wo er sehr richtige Winke gab und manchen Beweis lieferte, wie tief er den Standpunkt der jungen Literatur kenne und ihre Vorzüge und Gebrechen durchschaue. Vielleicht ist er der Einzige in Gent, der das Geniale der Antwerpner Schule zu würdigen weiß, wenigstens wagte er allein von allen Genter Schriftstellern dies öffentlich in klaren und wahren Worten auszudrücken. Mehr als einmal fanden wir Erklärungen dieser Art in dem Konst en letterblad, in welchem er sich eben so unumwunden gegen die alte rhetorikale Schule ausspricht. Dies konnte ihm in Gent um so weniger Freunde erwerben, als dort noch die meisten in den Fesseln der alten Schule gefangen sind. In Brüssel oder Antwerpen würde er mehr an seiner Stelle seyn. (Schluß folgt.)

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

III. Die Stiergefechte.

Da ich in der späten Jahreszeit nach Spanien kam, so durfte ich wohl befürchten, daß ich keine Stiergefechte sehen würde. Aber um die Ungeduld der Einwohner von Madrid zu beschwichtigen oder wach zu erhalten, läßt man im Winter novillos los, d. h. solche Stiere, die noch nicht das Todesalter erreicht haben und Wuth und Hörner in vorbereitenden Kämpfen prüfen sollen. Indeß sind diese Vorspiele oft gefährlicher, als die regelmäßigen Stiergefechte, denn ich sah dabei einen Menschen ums Leben kommen. Höchstens hoffte ich also einige von diesen Spielen zu sehen, mit denen der Cid sich als Knabe amüsirte, und ich war nicht wenig erstaunt, als mir heute Morgen Gomero mit seiner gewohnten Gravität das Programm brachte, in welchem das Ayuntamiento excellentissimo für heute eine feierliche corrida von wahren Kampfstieren ankündigt, die von den renommirtesten Kühen Spaniens — de las vaccas mas acreditadas de España — abstammen sollen. Das Ganze wird in eine mythologische Scene eingekleidet seyn, in welcher Vulkan mitten unter seinen Cyklopen und vor den Augen seines Rivalen, der ihm die schöne Leonore streitig macht, die Rolle des Matador spielen soll. Dies Alles sey erfunden zum großen Ruhme der Majorennitäts-Erklärung und Eidesleistung Ihrer Majestät der Königin Isabella II.

Ich bin begierig, dieses Volk bei dem offiziellen Blutbade zu sehen; denn es ist unfehlbar, daß mehrere Menschen verwundet werden. Nein, ich kann mir die Engelsaugen aus dem Prado nicht auf den blutigen Sand geheftet denken. Noch weniger bin ich im Stande, zu begreifen, wie ich dies Alles werde mit ansehen können ....

Wenn ich in diesem Augenblicke der Menge folge, geschieht es wirklich nur, um an ihr zu studiren? O über die pedantische Lüge! Der Fremde, der so stolz auf die Milde seiner angeborenen Neigungen ist, verfehlt doch nicht, der Erste bei diesen Mordfesten zu seyn. Bei der Nachricht, daß um diese und diese Stunde das Blut des Minotauros fließen wird, erwacht in den Menschen das heidnische Element, und im Grunde des Herzens empfinden sie eine wilde Freude darüber, auf eine Stunde in die Centaurenhöhle zu treten. — Der Cirkus füllt sich; man versichert, daß er zehntausend Zuschauer faßt. Die Loge der Königin ist leer, aber ihr Portrait ersetzt sie; die politischen Autoritäten Madrids, umgeben von einem prächtigen Generalstab, sind auf ihrem Posten. Zwei Reiter, ganz in Schwarz gekleidet, rücken im Schritt heran. Vor der Loge des Gefe politico machen sie Halt, ziehen ihre breiten Hüte und setzen sie ernst wieder auf. Das Gouvernement grüßt seinerseits, worauf sich die schwarzen Reiter entfernen. Tausende von Fächern bewegen sich ungeduldig.

Der bunte Schwarm der Bandilleros verbreitet sich über die Arena und läßt seine tausendfarbigen Bänder im Winde flattern. Die beiden Picadores zu Pferde, der eine aus Oviedo, der andere aus Valladolid, placiren sich mit vorgestreckter Lanze zu beiden Seiten der Barrière. Der erste ist in Karmoisin mit langen Silberfranzen, der zweite in Blau mit Goldfranzen gekleidet. Auf ein Trompeten-Signal öffnet sich die Barrière, und ein schwarzer Stier stürzt hervor; er heißt Mercenario und trägt ein Halsband von Blau und Rosa. Er hat lange spitze Hörner, einen dicken, wilden Kopf, einen breiten Leib, feurige Augen und kurze Beine. In drei Sätzen ist er mitten im Cirkus, die Phalanx der Bandilleros zerstiebt; er dreht sich um und stürzt auf den Reiter in Blau los. Mit einem Stoß hebt er Roß und Reiter auf, läßt sie einige Augenblicke auf seinen Hörnern schweben, dann wirft er sie hin, daß sie einer auf den anderen fallen. Er sieht starr auf den Mann, der zu seinen Füßen liegt, der aber bleibt unbeweglich und stellt sich todt; der Stier geht vorüber. Das Pferd versucht zuerst, sich wieder zu erheben, aber es fällt wieder auf die Seite, — noch einige krampfhafte Zuckungen — und es ist todt.

Indeß hat der Reiter in Karmoisin mit der bestia angebunden. Er trabt umher, die Spitze der Lanze gesenkt; wie aber der Stier einen Sprung macht, senkt er ihm die Lanze in den Hals, die schwirrend ein Wimpel in der Wunde zurückläßt. Der Stier hat den Angriff mit einem wüthenden Stoß erwiedert; er preßt die Weichen des Pferdes gegen die Barrière und gräbt eine tiefe Wunde hinein, in der sein langes Horn verschwindet. Noch sind Roß und Reiter auf den Beinen, aber aus der ungeheuren Wunde des Pferdes hängen die Eingeweide, und dennoch stürzt es von neuem auf den Feind. Bei dieser Bewegung entrollen sich die Eingeweide und schleppen auf dem Sande. Das Pferd verwickelt sich in sie mit dem Fuß und reißt sie, seinen verzweifelten Lauf verfolgend, mit sich fort. Die starren Augen der Zuschauerinnen ertragen unerschrocken diesen Anblick, und von tausend Lippen ertönt der Ruf: al toro! Der gehorsame Picador führt zum letzten Male das arme castilische Roß zum Kampfe, das mit brechenden Augen Schritt für Schritt, ergeben, gleich einem Verurtheilten, einhergeht. Dieser Anstrengung erliegt es. Aber auch der Picador erhebt sich nicht wieder, und seine Unbeweglichkeit ist keine List. Er hat eine Wunde am Fuße erhalten, von der er betäubt ist. Man trägt ihn ohnmächtig aus dem Kreise. Die Fächer bewegen sich rascher; die Ausrufer benutzen die Pause, um ihre Erfrischungen anzubieten. „Quien quiere agua — Wer wünscht Wasser?" Denn ein fieberhafter Durst vertrocknet die Lippen der jungen Mädchen und Aller, die zum ersten Male diesem Schauspiele beiwohnen.

Ein neues Trompetensignal ertönt. Der Matador erscheint: in seiner Linken trägt er eine kleine rothe Fahne, in der Rechten ein langes Schwert. So wie dieser Mensch erscheint, fühlt der Stier, daß der tragische Moment für ihn gekommen sey. Die falschen Angriffe der Bandilleros necken ihn nicht mehr; er hört auf, blind hineinzuspringen, er schont seine Kräfte, er berechnet seine Stöße und hält sich seinem Gegner nahe. Vier Schritte vor dem Matador, schwankt er zwischen Fahne und Schwert und bedroht bald eines, bald das andere mit seinen Augen. Endlich hat er entschieden; er senkt das Haupt und stürzt sich auf die Fahne. Diesen Augenblick hat der Matador gewählt, sein Schwert in ihn zu bohren, aber der Stier schüttelt es ab und wirft es blutend weit hin in den Sand. Der Matador nimmt es auf und beginnt den Zweikampf von neuem. Fünfmal dringt das Schwert ins Fleisch, und fünfmal wirft es das heldenmüthige Thier in die Arena. Zischen und Flüche erheben sich von allen Seiten, eine gewisse Wuth bemeistert sich aller Zuschauer. Der Matador fühlt, daß er ein Ende machen muß. Noch einmal stürzt der Stier auf ihn los, und diesmal verschwindet das Schwert d'una buena y regular ganz in seiner Brust.

Nichts ist befremdender als die Ruhe, die sich nun über die flutende Menge legt. Der hohe Muth des Stiers zeigt sich bis zum letzten Moment; er springt nicht mehr, aber er weicht nicht zurück. Das Schwert, von dem nur der Griff noch zu sehen ist, im Leibe, schreitet er vorwärts, bohrt seine Hörner in die Erde und droht noch immer. Man umringt ihn, er streckt den Kopf nach allen Seiten und trifft endlich auf eines der todten Pferde. Da bleibt er stehen und läßt sich nieder, ruhig und kauernd, aufgerichteten Hauptes, wie unter den Blumen seiner heimischen Gefilde an den Ufern des Guadalquivir. Der Matador naht sich ihm von hinten und tödtet ihn vollends durch einen Dolchstich. Sechs friedliche Maulthiere, königlich angeschirrt, treten auf

das Schlachtfeld und ziehen, unter Trompetenschall, den Leib des gefallenen Helden über den Sand.

Der zweite Stier (sein Name ist Peinado und sein Halsband blau und weiß) stürzt mit derselben Wuth hervor, wie der erste; er ist ebenfalls schwarz und hat einen weißen Streifen auf der Brust. Aber bald zeigt er den entgegengesetzten Charakter seines Vorgängers. Der Picador erwartet ihn stolz, und schon beim ersten Stiche läßt er die Lanze in der Brust. Anstatt nun vorwärts zu stürzen, weicht der Stier zurück. Ein allgemeines Hohngelächter ertönt von allen Seiten des Amphitheaters. Der Stier weicht weiter zurück, und mit einem Seitensprunge streckt er verrätherischer Weise den Reiter und sein Pferd in den Sand. Dieser treulose Angriff stellt nur auf einen Augenblick seinen Ruf wieder her. Der Wespenschwarm der Bandilleros fällt ihn an. Fuego! los perros! — Feuer! Hunde! tönt es aus allen Ecken. Man wirft ihm ein Halsband, wie aus Pfeilen, über. Diese Pfeile tragen kleine Geschütze, die über der Wunde losbrennen. Der Stier, erschreckt, zerfleischt, trunken, wie toll vor Wuth über jene Explosionen, die ihm das Innere verbrennen, dreht sich um sich selbst. Schweiß, Schaum, Feuer, Blut sprützen aus Wunde und Nase. Seine Augen leuchten wie Feuerbrände in seinem schwarzen Kopfe. In seiner unaussprechlichen Wuth stürzt er sich auf die Zuschauer, überspringt die Barrière und verschwindet im Korridor. Von neuem schießt er auf den Kampfplatz, und ein einstimmiges Brüllen ertönt aus der Menge. Die Seele des Stiers scheint in die Versammlung gewandert. Die blutigen Blicke des ganzen Volkes verfolgen, blenden die wüthenden und verzweifelten des Thiers. Jupiter als Stier, die brüllende Isis, die Centauren, die Lapithen, Pasiphae, all' diese Bilder kommen mir aus dem Dunste von Schweiß und Blut, den ich athme!

Endlich wandert die zornige Seele der Menge in das Herz des Bucentauren und berauscht ihn. Die Schande, zum Schmerz sich gesellend, bringt seine Wuth aufs Höchste. Mit blindem Ungestüm stürzt er sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt, auf ein Stück Papier, eine Orangenrinde, einen Lappen, auf die todten Pferde, die er von neuem feige verwundet. Von Blut triefend, läuft er in der Arena umher und flehend fleht er um Gnade. „La media luna — den Halbmond!" antwortet brüllend die Menge, die ihm einen schimpflichen Tod zugedacht. Ein Bandillero kommt mit einer Art von Sense und zerhaut von hinten die Kniekehlen des Feigen. Das mächtige Thier fällt und schleppt sich auf den Knieen um den Cirkus. Da stürzt eine Menge von Zuschauern voll Wuth und Verachtung in die Arena; sie fallen über die blutende Fleischmasse her und reiten darauf. Das Thier zieht noch einige Zeit diese Last von Wüthenden, bis es ermattet einsinkt.

Was bis jetzt geschehen war, sollte nur ein Vorspiel zu dem Triumphzug des Vulkan seyn, der auf einem Wagen erschien, an welchen zwanzig Cyklopen gespannt waren. Vulkan zeigte unter seinem Purpurmantel eine ganz castilische Gravität, die Homer nicht gekannt hatte, und die Cyklopen erhielten, so gut es anging, ihr großes Auge mitten auf der Stirn. Nach einem heroischen Umzuge beginnen die Schmiede von Lemnos nach dem Takte der Riego-Hymne die Lanze des Gottes zu schmieden. Als, um mit den Worten des Programms zu reden, diese Vorbereitungen getroffen worden, bricht der schrecklichste Stier, den je die Küsten von Samothrace erzeugten, in die olympische Versammlung ein. Der Gott springt hinkend aus dem Wagen, die Schmiede zerstieben, der Stier stürzt sich auf den Wagen, auf die Werkstätte und bricht Alles in Stücke. In der Verwirrung stürzt ein Cyklope. Der Stier kommt auf ihn los, stößt ihn ein', zweimal mit der Stirn, drückt ihn in den Sand und springt zurück. Ich hoffte, daß, nach der gewöhnlichen List, der Verwundete sich wieder aufrichten würde; aber nein, es muerto, sagte ruhig mein Nachbar zu mir, und die traurige Schaar trug den Entseelten zur letzten Oelung. Nicht ein Blick wandte sich weg von dem schrecklichen Schauspiel; man war zu begierig, zu wissen, ob der Gott rasche Rache nehmen würde. Er hält ein kurzes griechisches Schwert in der Hand, geht in erhabenem Schritt auf den Stier los, stellt sich drei Schritte von ihm auf, breitet seinen Mantel wie eine Fahne aus, verfehlt, stößt wieder und senkt sein Schwert bis zum Griff in das Thier. Der Stier steht unbeweglich, wie eingewurzelt, wie zu Erz geworden, auf seinen vier Füßen. Nach einem Augenblick knickt er zusammen. Ein langes Beifallklatschen erhebt sich ....

Kaum haben Maulthiere die Leichen fortgezogen, als man Castagnetten klappern hört. Die Barrière öffnet sich von neuem; ein langer Zug von Tänzern und Tänzerinnen tritt hervor, getheilt in so viel Gruppen, als Spanien Provinzen hat. Jede dieser Gruppen trägt die Tracht einer Provinz. Man sieht Basken mit langen Zöpfen auf den Schultern, Valencianer, halbe Araber mit Burnus, Catalonier mit breiten bunten Gürteln, Asturier und Galicier in schwarzen Mänteln. Die reichsten und glänzendsten sind die Andalusier mit den breiten Hüten, den graziösen Alpargatas, den bunten Stickereien und Stahlkettchen. Alle ziehen in feierlichem Schritt vorüber, und das Volk betrachtet sie mit Stolz; auf dem noch rauchenden und blutigen Boden beginnen die Tänze. Der Fandango, der Bolero wiegen sich in hinreißender Einfachheit. Die aragonische Jota erinnert an die edlen Bacchantinnen auf den antiken Vasen. Vom Leichtsinn zum Ernst, vom Ernst zur Sehnsucht, zur Begeisterung, zur Zügellosigkeit durchläuft der Tanz alle Färbungen des spanischen Charakters. Ein Moment ergriff die Versammlung. Jeder andalusische Tänzer beugt sich zur Erde, gleichsam um Blumen zu pflücken, die er darauf auf das Haupt seiner Tänzerin streut. Dann stützt er den gesenkten Kopf auf den Rücken seiner Hand, den Ellbogen auf die Schulter seiner Andalusierin und steht, ohne sich zu bewegen. O schweigende Träume, Gedanken der Liebe am Abend eines andalusischen Tages unter den Sternen Granada's, welcher Dichter wollte euch besser malen? Ich weiß nicht, ob diese Einzelnheit ursprünglich zu jenem Tanze gehört, oder ob sie improvisirt war, aber die Anmuth, der Adel, die Begeisterung in dieser einen Bewegung ergriffen auf einmal alle zehntausend Zuschauer. Dieses zerstückelte, zerrissene Volk, das seit Jahren seine Einheit vergeblich suchte, fand sie in diesem nationalen Instinkt für Schönheit und Liebe. Nicht ein Mensch war in der Menge, der nicht jene Poesie ohne Worte voll empfunden hätte. Die Phantasie verschwisterte alle Provinzen des alten Spaniens, ein Blitz des Glückes erhellte die Massen.

Das Selbstbewußtseyn der nordischen Völker spiegelt sich in der Begeisterung für ein Prinzip, für ein wohlerworbenes Recht, in dem Kampfe für ein Dogma der Vernunft. Aber in einem Hauche der eingeborenen Grazie, schon in der Bewegung, mit der eine Blume gepflückt wird, schon in einer Stellung, einem Neigen des Kopfes giebt sich jenseits der Pyrenäen der Genius des Volkes kund, denn diese Bewegung, diese Stellung ist dort ein Laut der heimatlichen Sprache, ein Wort, das durch ganz Spanien sein Echo findet und in den wechselnden Geschlechtern ewig finden wird.

Wieder erscheinen Stiere, und die Tänzer mischen sich unter die Zuschauer. Diesmal sind die Spitzen der Hörner durch aufgesetzte Kugeln unschädlich gemacht. Mit Ungeduld hatten die aficionados, d. h. die Dilettanten unter den Zuschauern, diesen Augenblick erwartet. Junge, gewandte Männer füllen die Scene, machen Fahnen aus ihren Mänteln und fordern das Thier heraus. Man greift an, fällt, stellt sich todt, richtet sich auf, greift wieder an, ermüdet den Stier und sich nicht. Endlich zieht eine Heerde von Arbeitsrindern mit klingenden Glöckchen über den Kampfplatz. Vor diesem friedlichen Geläute verstummt der Krieg. Der Stier weicht erschöpft zurück, die Menge verschwindet durch die dreißig Ausgänge des Cirkus, lange Schatten fallen auf die Fläche, die Nacht ist da.

Ich allein bleibe an meinen Sitz genagelt, alle Glieder sind mir wie vom Fieber zerbrochen. Dieses Gemisch von Mord und Anmuth, von Kampf und Tanz hat mich erschöpft und verwirrt. Noch sehe ich das spritzende Blut, das bezaubernde Lächeln, die krampfhaften Todeskämpfe, die Wiegungen des Fandango, die offenen Wunden und den träumenden Andalusier ... Ich springe rascher, als je im Traum, aus Dante's Centaurenkreis in das Paradies des Korans.

Heute Morgen konnte ich nicht begreifen, wie die Augen der spanischen Frauen das blutige Schauspiel ertragen würden; jetzt ist mir, als hätte jede Heldin Calderon's, Lope's und Rojas' wenigstens einmal eine corrida de novillos gesehen. In diesen Spielen haben sie früh ihre tragische Seele gehärtet. Wer, der die Romanzen gelesen, fände nicht im Herzen der Ximene einen Tropfen vom Blute des Stiers? Man meint, solche Wildheit vertrage sich nicht mit der Liebe. Gewiß nicht mit der Liebe des Florian, aber gewiß mit der des Calderon. Ein wahrhaft Liebender wird seine Geliebte hundertmal eher bei diesem Blutbade sehen wollen, als in den halb faden, halb obscönen Stücken, in denen unseren feinen Damen nicht das Mitleid, aber das Schamgefühl und die Seelengröße genommen wird.

Dieses Schauspiel, das so tief in den Sitten wurzelt, ist kein National-Vergnügen, es ist eine Institution, ist im Geiste des Volkes begründet, stärkt und stählt es, aber verdirbt es nicht. Wer sagt, ob nicht die besten Tugenden des spanischen Volkes, die Todesverachtung und die Ausdauer, durch das Beispiel der toros wach erhalten werden? In den Nibelungen badet sich Siegfried im Blute eines Ungeheuers, um unbesiegbar zu seyn. — Weder der sanfte Hauch des Südens, noch die milden Sitten der Mauren, noch die Mönchsherrschaft haben die Spanier verweichlichen können. Der Stier hat ihren Muth groß gezogen und in ihren heißesten Schlachten an ihrer Seite gekämpft. Bekränzt seine Stirn mit einem Bande von Silber und Gold, denn er hat Muhammed, Philipp II. und Napoleon besiegt!

Wenn Italien einige Arien weniger hätte und dafür so ohne Ermüdung sich im Blute des Minotauros badete, wer, glaubt ihr, verlöre bei diesem Tausche? Wenn ich Spanier wäre, ich würde nicht im Namen der Sentimentalität an diesen Heldenspielen rütteln und flattete sie vielmehr mit all ihrem alten Glanze aus. Denn an die Stelle der Stiergefechte träte das fremde Theater mit seinen Zweideutigkeiten und Fadheiten; die wahre Kunst gewänne nichts, und es verbreitete sich Entnervung statt der Civilisation. Wenn ich einen Fremden die Spanier auffordern höre, ihren Corrida's zu entsagen, so muß ich stets an den Löwen in der Fabel denken, der sich die Klauen abschnitt.

Asien.

Die Sage vom Theophilus.

Was hat das geduldige Publikum nicht schon über die Sage von Dr. Faust sehen und glauben müssen, seit Goethe dieselbe zur Grundlage seines Wunderbaues gewählt hat! Wie viel unnütze Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit ist ihm in den Kauf gegeben worden! Und dennoch erwarten nicht nur unbedeutende Einzelheiten, sondern sogar Haupttheile der Sage und durchgreifende Züge noch jetzt ihre Erklärung. Gründliche und vorurtheilslose historische und mythologische Quellenforschung kann hier allein zur richtigen Erkenntniß führen. Einen schönen Anfang zur Lösung der Aufgabe auf diesem Wege finden wir in Emil Sommer's so eben hier erschienenem Schriftchen über des Theophilus Bund mit dem Teufel*), dessen Inhalt wir dem Leser in aller Kürze mittheilen wollen, ohne der hergebrachten und von Buch zu Buch fortgepflanzten Irrthümer weiter zu gedenken oder ihre Widerlegung im genannten Büchlein besonders anzumerken.

*) De Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemilius Sommer. Berolini apud Guilelmum Besser MDCCCXLIV. 48 Seiten 8.

Die Sagen von Bündnissen mit dem Teufel, welche während des Mittelalters unter den Völkern germanischer Abstammung umliefen, beruhen auf einer doppelten Grundlage, theils auf orientalischer, theils auf germanisch-heidnischer. Der Teufel selbst ist ein Erzeugniß der orientalischen Speculation, welche sich die gesammte Welt unter der Herrschaft zweier einander feindselig gegenüberstehender Wesen, eines guten und eines bösen, eines lichten und eines finsteren, dachte. Die Verbindung des Menschen mit diesem Wesen der Finsterniß und des Bösen gewährt ihm übernatürliche Kräfte, mit deren Gebrauch aber nothwendig ein Kampf gegen das lichte und gute Wesen, gegen Gott, und ein Eingriff in die Rechte und Güter seiner Verehrer verknüpft ist. Diese Verbindung, als sündhaftes Streben nach der Erreichung körperlichen oder geistigen Besitzes und Vermögens, ist jederzeit für den Betheiligten ein schwerer Vorwurf gewesen. Johannes der Täufer und Christus wurden derselben von den Pharisäern beschuldigt. — Im heidnischen Deutschland dagegen, wo das Volk an zahlreiche Götter höheren und niederen Ranges mit mannigfach begränzter und abgestufter Macht glaubte, konnte es Niemanden zum Vorwurf gereichen, wenn von ihm erzählt wurde, daß er in einem näheren Verhältniß zu einem jener Götterwesen, als dessen Liebling oder Verbündeter, stehe. Daher die vielen zum Theil noch jetzt unter dem Volk erhaltenen Sagen von dienenden Hausgeistern oder Kobolden, von Verheiratungen mit Nixen, von Verträgen mit bauverständigen Riesen; denn auf diesen Verbindungen ruhte kein Zorn, sondern im Gegentheil Segen der Götter. Diese Sagen unterscheiden sich von jenen morgenländischen Ursprungs auch schon äußerlich dadurch, daß das helfende höhere Wesen meist als persönlich dienstbarer, gegenwärtiger, freundlicher Begleiter des Menschen erscheint. Mit der Einführung des Christenthums aber wurden die alten Götter der Deutschen zu Teufeln herabgedrückt, und ihre Verbündeten fielen der Hölle anheim, obgleich in der Sage noch heute der alte schuldlose Charakter durchschimmert.

Zum Lohne für den Bund gewährt der Teufel Reichthümer, Ehren, übernatürliche Geisteskräfte und dadurch auch Macht über andere Menschen. Den Gipfel dieser Macht bildet die Zauberkunst; sie galt schon den Juden als Gabe des Satans. In Deutschland freilich gab ihr der Volksglaube vor Einführung des Christenthums ganz anderen Ursprung und Charakter. Nach dieser Zeit aber war sie auch hier nur mit Hülfe des Teufels zu erlangen, obgleich nicht Jeder, der einen Bund mit dem Teufel einging, nothwendig gerade ein Zauberer wurde. Die Sagen von Hexen und Zauberern vermehren sich allmälig in Deutschland und werden mit dem funfzehnten Jahrhundert außerordentlich zahlreich. Der Kenner findet in ihnen häufig die herrlichsten Reste des alten Heidenthums. Endlich flossen eine sehr große Anzahl derselben in der Sage vom Dr. Faust zusammen. Fast nirgend liegt ihr doppelter Ursprung deutlicher zu Tage, als in den alten Volksbüchern, welche die Geschichte dieses Zauberers erzählen. Der erste Theil dieser Volksbücher enthält eine philosophirende Untersuchung über das Wesen Gottes und des Teufels und ihr gegenseitiges Verhältniß, der zweite aber, welcher Faust's Thaten erzählt, bringt fast nur mehr oder minder veränderte, ja selbst ganz erhaltene Sagen deutsch-heidnischen Ursprungs. Der Verfasser unserer Abhandlung verspricht, an einem anderen Orte zu beweisen, daß sogar Mephistopheles in den ältesten Volksbüchern von einem Kobolde nicht wesentlich verschieden sey.

Ehe Faust in die Sage eintrat, war unter denen, welche ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hatten, am berühmtesten Theophilus, ein vornehmer Geistlicher, der im sechsten Jahrhunderte gelebt haben soll. Die Sage von ihm ist sehr einfach, blieb aber fast ein Jahrtausend lebendig im Volke, weil sie zwei Elemente enthält, welche die ganze Christenheit bewegten: die unwiderstehliche Verlockung durch den Satan und die Erlösung durch Maria. Ein gewisser Eutychianus, der sonst unbekannte erste Berichterstatter, erzählt ungefähr folgendermaßen: „Theophilus war ein sehr frommer und rechtschaffener Stiftsverweser an der Kirche zu Adana in Cilicien. Als der Bischof des Sprengels gestorben war, wurde er von Geistlichkeit und Volk einstimmig zum Nachfolger erwählt, bekannte sich aber solcher Ehre nicht würdig genug und lehnte sie ab. Ein Anderer besteigt also durch Wahl den bischöflichen Stuhl und läßt sich durch Verleumder verblenden, den nach wie vor sein Amt gewissenhaft verwaltenden Theophilus abzusetzen. Durch diese Ungerechtigkeit gereizt, sucht der Vertriebene einen jüdischen Zauberer auf, um durch dessen Hülfe wieder in sein Amt zu gelangen. Der Zauberer führt ihn bei Nacht in eine Versammlung von Teufeln, vor denen er Christus und Maria ableugnet und sich durch einen untersiegelten Brief dem Satan zu eigen giebt. Kurz darauf wird er von dem Bischofe in alle seine früheren Würden wieder eingesetzt und mit Ehren überhäuft. Anfangs benimmt er sich herrisch und übermüthig im Vertrauen auf den Beistand des Teufels, bald aber kommt ihm die Reue, und durch vierzigtägiges Fasten und Beten erfleht er die Gnade Maria's, welche Christum bewegt, dem Sünder zu vergeben, und selbst den Vertrag aus den Händen des Teufels wiederschafft und dem Theophilus, während er in der Kirche schläft, auf die Brust legt. Darauf bekennt Theophilus öffentlich sein Vergehen und Maria's rettende Gnade, verbrennt die wiedererlangte Verschreibung und stirbt am dritten Tage."

Durch die lateinische Uebersetzung eines nicht näher bekannten Paulus Diaconus ging die Sage in den Westen Europa's über und wurde in lateinischer, deutscher und französischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede häufig bearbeitet, auch als Mysterium oder geistliches Schauspiel vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert in Deutschland und Frankreich dramatisch dargestellt. Der Kern der Sage blieb durchaus unverändert, wohl aber finden sich einzelne Abweichungen und Zusätze, welche jedoch keineswegs willkürliche Aenderungen eines gelehrten Bearbeiters, sondern unmittelbare Ergebnisse des lebendigen Volksglaubens sind. Eben so ist die Sage vom Dr. Faust ein reines Erzeugniß desselben lebendigen Glaubens und hat mit der Legende vom Theophilus nichts weiter gemein, als den allgemeinen Zug eines Bündnisses mit dem Teufel; und ungenaue, oberflächliche Studien konnten die Literarhistoriker zu entgegengesetzten Urtheilen verleiten.

Im genannten Büchlein finden sich noch manche hübsche Winke über den eigenthümlichen Charakter der Faustsage, welche uns eine vollständige Bearbeitung derselben von der Hand des Herrn Dr. Sommer lebhaft wünschen lassen. J.

Mannigfaltiges.

— Französischer Panslawismus. Herr Cyprien Robert, dessen Werk über die Slawen der Türkei auch bereits ins Deutsche übersetzt worden, ist von einer neuen Reise in den slawischen Ländern nach Paris zurückgekehrt und setzt in der Revue des deux Mondes seine Artikel über die griechisch-slawische Welt fort (Le Monde Greco-Slave), unter welcher Benennung er nicht bloß die Nachkommen der alten Hellenen und Sarmaten, sondern Alles begreift, was zwischen Damaskus und Irkutsk, zwischen der preußisch-polnischen und der sibirisch-chinesischen Gränze wohnt. Nicht wie Prof. Fallmerayer slawisirt er jedoch die Hellenen, sondern er hellenisirt vielmehr die Slawen, insbesondere aber die Albanesen und Serben, unter denen er überall griechische Einflüsse findet. Dieser angebliche Hellenismus unter den Slawen ist ihm denn auch das Wahrzeichen der künftigen Einheit und Größe derselben, obwohl er eben so wie Fallmerayer jede persönliche Hinneigung zu russischen Tendenzen auf das entschiedenste desavouirt. Er ist ein Apostel des Panslawismus, will jedoch dabei als guter Franzose seine zarischen Antipathieen bewahren. Als guter Franzose kömmt es ihm dabei auch auf einige Millionen Deutsche nicht an, und mitten unter uns Norddeutschen, so wie in allen germanischen Gauen Oesterreichs, geht er auf slawische Eroberungen aus. Schaffarik und Ljudevit Gay haben kaum jemals an so viele Erwerbungen gedacht, als ihnen Herr Cyprien Robert mit seinen Reunionskammern zuführt. Um nur einen Begriff von seinen Phantasieen zu geben, theilen wir hier einige seiner Behauptungen mit. In Bezug auf Böhmen sagt er: „Unter den 4½ Millionen Einwohnern Böhmens und Mährens werden diejenigen, welche der Abstammung nach Deutsche sind, täglich stolzer auf ihren Titel „Böhmen" und auf das in ihre Adern eingesprützte slawische Blut. Man könnte beinahe sagen, daß die wärmsten Vertheidiger der tschecho-slawischen Nationalität Deutsche sind. Die angebliche Germanisirung der Böhmen mag daher immer fortdauern, denn trotz denjenigen, von denen sie ausgeht, trägt sie edle Früchte und liefert den Unterdrückten Hülfstruppen zum Kampf." — Noch fabelhafter und in der That mehr so, als hätte es Herr Robert geträumt, statt gehört oder gar vor sich gesehen, klingt das, was er über Schlesien sagt. „Es giebt", ruft er aus, „ein Land, wo sich die beiden der lateinischen Kirche angehörenden Nationalitäten der slawischen Welt begegnen und vermischen: und dies ist Schlesien. Diese unglückliche von ihren Herren so unwürdig ausgebeutete Provinz, dieses Schlesien, das man für ganz deutsch hielt, ist als Slawin auferstanden. Durch seine Sprache halb tschechisch und halb polnisch, liest es jetzt die Journale beider Völker und mischt sich voll Eifer in die darin zur Sprache kommenden Fragen. Einerseits auf Prag und andererseits auf Posen sich stützend, fängt Schlesien ein neues Leben an. Alle diese Erfolge sind der polnischen Revolution zu verdanken. Die Leiden Polens, weit davon entfernt, seine moralische Macht zu vermindern, haben dieselbe nur erhöht, und heutzutage ist das am meisten verfolgte unter den slawischen Völkern dasjenige, das unter ihnen den größten Einfluß besitzt." — Man wird hieraus einen Schluß ziehen können, wie gründlich und fern von allen romantischen Oberflächlichkeiten unser französischer Panslawist zu Werke geht.

— Skizzen aus Konstantinopel. Von Charles White's trefflichem Skizzenbuch: „Three Years at Constantinople" ist so eben unter dem Titel: „Häusliches Leben und Sitten der Türken" der erste Band einer von Alfred Reumont herausgegebenen deutschen Uebersetzung erschienen.*) Oberst White, früher Adjutant des Herzogs von Cambridge, hat sich bereits durch seinen fashionabeln Roman „Herbert Milton" in der novellistischen und durch seine „Geschichte der belgischen Revolution", deren Zeuge er zum Theil war, in der politischen Literatur einen rühmlichst bekannten Namen erworben. Sein bestes Werk bilden jedoch die vorliegenden Skizzen, die Frucht eines dreijährigen, durch mancherlei Umstände, namentlich aber durch seine Freundschaft mit dem vormaligen englischen Botschafter Lord Ponsonby, begünstigten Aufenthalts in der osmanischen Hauptstadt. Wie kein anderes Werk eines Touristen, macht uns dieses mit den Volkssitten und Gewohnheiten jener eigenthümlichsten aller Weltstädte bekannt, in welcher sich orientalische Indolenz mit allen Verfeinerungen und Intriguen des Occidents begegnen. Der deutsche Herausgeber, der sich ebenfalls eine Zeit lang in Konstantinopel aufhielt, war dadurch um so mehr befähigt, eine überall zutreffende und hin und wieder auch durch Anmerkungen ergänzte Bearbeitung des an charakteristischen Geschichten und Anekdoten ungemein reichen Buches zu liefern. Falls Raum und Stoff es zulassen, kommen wir nochmals darauf zurück.

*) Berlin, Alexander Duncker.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 16. November 1844.

Java.

Javanische Nationalfeste.

1. Ein Tigergefecht.

Zu den javanischen Nationalfesten gehören Tigergefechte, Hahnenkämpfe, Scheingefechte zwischen Menschen mit stumpfen Waffen u. dgl. m. — Erstere sind mit der Zeit seltener geworden, denn nur den Fürsten und Großen des Volks ist es erlaubt, sie halten zu lassen. Auch diese thun es jetzt nur bei großen Festlichkeiten.

Die folgende Beschreibung eines Gefechtes zwischen einem javanischen Königstiger und einem Büffel am Hofe des Susuhunan's oder Kaisers von Surakarta ist nach dem Bericht eines Augenzeugen:

„In Surakarta hatte ich zum erstenmal das seltene Schauspiel eines javanischen Tigergefechts. Vom Kaiser dazu eingeladen, begaben wir uns eines Morgens nach seinem Kedaton (Palast). Eine unermeßlich wogende Menschenmenge hatte sich auf der Alunalun, dem Vorplatz vor dem Eingange des Kedaton, zusammengedrängt. Tausende von Männern, Frauen und Kindern warteten hier mit ängstlicher Ungeduld auf den Anfang des Festes. Im zweiten Hofraum wurden wir vom Kaiser empfangen. Er war in javanischer Tracht gekleidet, malerisch reich und glänzend von Goldstickerei und edlen Steinen. Sein Gefolge hatte sich in langen halbrunden Reihen hinter ihm geschaart und erwartete, auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Knieen hingehockt, in ehrfurchtsvoller Stille seine Befehle. — Auffallend war mir die zahlreiche Schaar javanischer Frauen, die sich dabei befand, da man diese indischen Schönheiten sonst beinahe nie zu sehen bekommt; denn nur bei so außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie die heutige, dürfen sie sich auf wenige Stunden öffentlich zeigen.

Nach einigen Augenblicken, die den ersten gegenseitigen Begrüßungen gewidmet waren, erhob sich der Kaiser und begab sich langsam und von seinem Gefolge begleitet nach dem Schauplatz des heutigen Festes. An der einen Seite des sehr großen freien Platzes befindet sich eine von hölzernen Pfeilern getragene bedeckte Halle, im Javanischen „Setingel" genannt. Sie ist etwa 10—15 Fuß über dem Grund erhaben; an jeder Seite führt eine breite Treppe hinauf. Sie ist nach allen Richtungen hin ganz offen und beherrscht die ganze ausgedehnt davorliegende Sandfläche mit einem Blick. Von hier aus pflegt der Kaiser und sein Gefolge nebst den dazu eingeladenen europäischen Gästen die öffentlichen Feste anzusehen.

Nach einer kurzen Pause näherte sich der Adp Patty, einer der Großen des Hofes, in gebückter demüthiger Stellung seinem kaiserlichen Gebieter, um ihm die Nachricht zu überbringen, daß Alles für den Anfang des Festes bereit sey und man nur den Wink Seiner Hoheit abwarte, die Kämpfer erscheinen zu lassen. — In nicht großer Entfernung von uns befand sich ein großer Käfig, durch dessen Pfahlwerk wir einen kolossalen schwarzen Büffel erblickten, der mit seinen langen geschärften Hörnern ungeduldig den Grund wühlte. Dicht daneben befand sich ein kleinerer, aber sehr starker Käfig, aus dem von Zeit zu Zeit das dumpfe Knurren eines Tigers sich hören ließ. — Der Büffel wurde zuerst auf den Kampfplatz gelassen und lief, ängstlich und verwildert über die zahllose Menschenmenge, die ihn von allen Seiten umgab, längs der stark befestigten Barrièren, womit der für den Kampf bestimmte Raum umhegt war, hin und her. — Auf einen Wink des Kaisers wurde jetzt die Klappe des kleineren Käfigs geöffnet. Ein großer Königstiger sprang mit Gebrüll heraus. Kaum hatte er den Büffel bemerkt, als er einen Versuch machte, ihn von hinten zu bespringen; aber mit wirklich bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte dieses sonst so plumpe und schwerfällige Thier dem ersten Angriff auszuweichen und dem Tiger stets seine Hörner so zu bieten, daß er sich ihm durchaus nur von vorn nähern konnte ... Mit furchtbarem Gebrüll schlug der Tiger seine Klauen und Zähne in den Kopf des Büffels, der sich mit aller Kraftanstrengung, deren er fähig war, von der furchtbaren Last zu befreien suchte und den gefährlichen Feind dergestalt gegen das Pfahlwerk anschleuderte, daß man das Zerbrechen der Knochen in seinem Leibe zu hören vermeinte ....

Der Tiger ließ sich herunterfallen. Jetzt erst bemerkte man, wie fürchterlich der Büffel verwundet war. Gerade oberhalb der Nase klaffte eine tiefe Wunde, aus der das Blut mit Gewalt hervordrängte und den Boden blutig färbte. Er schien ermüdet; seine Nasenlöcher standen weit offen, und er zeigte keine Lust, den Kampf zu erneuern. Etwas entfernter lag der Tiger, keuchend und nach Luft schnappend, dem Anschein nach todtmatt.

Der Büffel hatte sich unterdessen allmälig wieder erholt. Das Blut hörte auf aus seinem Munde zu fließen. Seinen gefährlichen Feind ließ er keinen Augenblick aus den Augen. — Plötzlich wird auf einen Wink des Kaisers die Klappe eines zweiten Tigerkäfigs geöffnet. Ein Tiger, noch größer und kräftiger als der erste, springt auf den Kampfplatz. Mit einem gewaltigen Sprunge fällt er den Büffel an. — Indessen dieser war darauf vorbereitet. — Mit unglaublicher Behendigkeit fängt er seinen Feind im Sprunge mit den Hörnern auf, schleudert ihn gegen die Palissaden und tritt ihn mit Füßen. Beide Tiger lagen dem Anschein nach sterbend, der Büffel stand in der Mitte. — Keiner schien Lust zu haben, den Streit zu erneuern, und er würde beendigt gewesen seyn, wenn nicht die Grausamkeit der Menschen ihn aufs neue anzufachen gewußt hätte. — Mit stachlichten Pflanzen peinigte man von oben herab die empfindliche Haut des sonst so gutmüthigen Büffels. Die Tiger bedeckte man mit Stroh und steckte es in Brand. — Auf solche Weise wußte man sie wieder zur Wuth zu treiben und zum Gefecht anzuregen. Nie fielen beide Tiger zu gleicher Zeit den Büffel an; während der eine mit ihm kämpfte, lag der andere ruhig und scheinbar theilnahmlos in einem entfernten Winkel. Begegneten sich beide zufällig, so griffen sie sich nicht selten gegenseitig an.

Ungefähr 2 Stunden hatte dieser ungleiche Streit gedauert. Je matter und friedlicher die Thiere wurden, desto mehr wurden sie zum Streit angefeuert. — Dazwischen hörte man das Gebrüll der Tiger, das dumpfe Gestöhn des Büffels, das Jauchzen und Jubeln der ringsum versammelten Menge und die tiefen monotonen Töne der javanischen Gammelang-Musik.

Endlich gab der Kaiser einen Wink. — Die Tigerkäfige wurden geöffnet, und beide Tiger zogen sich schleunig dahin zurück. — Der Büffel war furchtbar verletzt, jedoch hegte man Hoffnung, daß seine Wunden wieder geheilt werden können. Ist dies der Fall, so bekommt er gewöhnlich nach einem so glorreich beendeten Kampfe das Gnadenbrod für den Rest seiner Tage.

Die Tiger hatten jedoch ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Nach diesem ersten Kampf zwischen Thieren folgt nämlich ein zweiter zwischen Menschen und Thieren, wobei Erstere jedoch nichts zu fürchten haben, sondern immer siegreich sind.

Einige tausend Javanesen, worunter viele angesehene und zum Gefolge des Kaisers gehörende Große, bilden ein regelmäßiges Viereck, dessen Seiten jede ungefähr 300 Fuß lang seyn mögen. Sie rangiren sich in dreifachen Reihen hinter einander, von denen sich die vordersten auf orientalische Weise auf den Grund hinhocken. Jeder ist mit einer ziemlich langen spitzen Lanze bewaffnet, deren Spitzen nach der inneren Fläche des Vierecks gerichtet sind, so daß dadurch eine dreifache undurchdringliche Mauer von Speeren entsteht. In der Mitte dieses viereckigen Platzes stehen vier Tigerkäfige, die mit Schilf und anderen brennbaren Stoffen umgeben sind.

Auf einen Wink des Kaisers begeben sich zwei Javanesen nach dem Takt der Musik, einen javanischen Tanz ausführend, nach einem dieser Käfige und neigen sich tief vor dem Kaiser. — Einer von ihnen klettert auf den Käfig, öffnet von oben die Klappe, steigt wieder hinunter und setzt sich endlich neben der geöffneten Thür auf den Grund. — Währenddessen hat sein Gefährte das trockene Schilf ringsum in Brand gesteckt und setzt sich gleichfalls an der anderen Seite der geöffneten Thür nieder. — Hier bleiben sie einige Augenblicke, stehen dann auf einen Wink des Kaisers wieder auf und entfernen sich langsam und beständig einen javanischen National-Tanz ausführend.

Der Tiger bleibt ruhig in seinem Käfig liegen, bis die Flammen ihn hinaustreiben. Dann springt er heraus und blickt wüthend und durch sein Gebrüll die Töne des Gammelang betäubend um sich. — Die fremdartige Umgebung, die zahllose Menschenmenge, die ihn von allen Seiten umgiebt, machen ihn noch wilder. Der Durst nach Freiheit bekommt endlich die Oberhand; ängstlich sucht er einen Ausweg. Ueberall drohen ihm Lanzenspitzen entgegen. Oft läuft er zwei- oder dreimal längs des ganzen Quarrées hin, endlich springt er in toller Wuth in die Lanzenspitzen oder versucht es, sich mit einem gewaltigen Sprunge darüber hinwegzuschwingen. Gewöhnlich ist dieser Augenblick sein letzter — er wird durch unzählige Piken aufgefangen und durchstochen.

Jedoch nicht immer läuft dieses Spiel so glücklich ab. Einem der vier Tiger gelang es, mit einem furchtbaren Sprunge wirklich über die dreifache Reihe Lanzen hinwegzukommen und nach dem inneren Hofraume des Kedaton zu entfliehen. Groß war der Schrecken der anwesenden Europäer, jedoch der Kaiser und die ihn umgebenden Javanesen blieben so ruhig und kalt, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre. Uralte Gebräuche machen es nämlich dem Kaiser und den javanischen Großen zur Pflicht, während eines Tiger-

Gefechtes ein feierliches Stillschweigen zu bewahren und auch nicht vor Beendigung des Ganzen von ihren Stühlen aufzustehen. Daher auch bei dieser Gelegenheit die kalte Ruhe. Bald darauf empfingen wir die angenehme Nachricht, daß der Tiger im inneren Hofraum gefunden und getödtet worden sey, wobei nur ein Javanese eine leichte Wunde bekommen hatte. Die drei anderen Tiger starben auf die beschriebene Weise. Diese Art, die Tiger zu erlegen, heißt im Javanischen rampok.

.... In früheren Zeiten ließen die javanischen Fürsten nicht selten zum Tode verurtheilte Verbrecher mit Tigern fechten; noch vor einigen zwanzig Jahren ereignete sich ein solcher Fall am Hofe des Sultans von Djocjocarta. Zwei Javanesen, welche der Brandstiftung überführt worden waren, wurden verurtheilt, gegen Tiger zu fechten. Man gab jedem einen javanischen kurzen Dolch mit abgebrochener Spitze (kris) und ließ in einem kleinen Raume auf jeden einen Tiger los. Einer von ihnen war in wenig Minuten förmlich auseinandergerissen; dem zweiten gelang es jedoch, nach einem zweistündigen heftigen Kampf seinen furchtbaren Feind durch verschiedene Verwundungen am Kopf zu tödten. Man hatte die Grausamkeit, noch einen zweiten kleineren Tiger gegen ihn loszulassen. Als er jedoch auch diesen glücklich überwand, wurde Gnade über ihn ausgesprochen. Dieser glückliche Erfolg galt als eine göttliche Offenbarung seiner Unschuld; der Sultan schenkte ihm nicht nur die Freiheit, sondern erhob ihn zur Belohnung auch sogar in den javanischen Adelstand. — Seitdem sich der Einfluß der Europäer an den früher unabhängigen javanischen Fürstenhöfen mehr und mehr geltend gemacht hat, haben dergleichen grausame Kämpfe wie der zuletzt beschriebene gänzlich aufgehört, und nur bei großen Festlichkeiten finden noch bisweilen Tigergefechte statt, wie die ersterwähnten.

Die Leidenschaft für Thiergefechte ist überhaupt ein hervortretender Zug des javanischen Nationalcharakters. Bei Häuptlingen geringeren Ranges sieht man häufig Gefechte zwischen wilden Schweinen und Böcken, oder Schweinen und Hunden, die in einem kleinen Käfig vor sich gehen. Auch Hahnenkämpfe lieben sie leidenschaftlich. Die javanischen Kampfhähne werden von Jugend auf dazu angeleitet. Die Krallen werden verschiedene Male täglich mit der Rinde einer Kokusnuß gerieben, um sie scharf und spitz zu machen, während der Schnabel gleichfalls durch oft wiederholtes Reiben mit der Hand hart und glatt gemacht wird. — Auch eine Art kleiner Wachteln und selbst große Heuschrecken und verschiedene Arten Käfer läßt man mit einander fechten, und wirklich erstaunlich ist es, wenn man sieht, auf welche verschiedenartige Weise die Javanesen diese kleinen Thierchen gegen einander in Wuth zu bringen wissen. — Alle diese verschiedenartigen Gefechte hätten für die Javanesen wenig Interesse, wäre nicht ihre unbegränzte Leidenschaft für Wetten und Hazardspiele. — Große Summen Geldes (wenigstens verhältnißmäßig große zu den Mitteln der Spieler) werden häufig auf den Erfolg eines Kampfes zwischen Hähnen, Wachteln und kleineren Thieren verwettet. — Obgleich von Seiten der Regierung zum Besten des javanischen National-Charakters diesem Unfug so viel wie möglich durch Verbote gegen Thiergefechte gesteuert wird, so sieht man sie doch beinahe täglich auf den Märkten und in den Straßen Batavia's.

II. Ein Fischzug.

Man fischt auf Java mit Angeln und Netzen, allein im Innern hat man eine andere eigenthümliche Art, die Fische zu fangen. Auf einer Reise durch die Provinz Madiun hatte ich Gelegenheit, einem großen Fischzuge beizuwohnen, wovon ich folgende kleine Skizze aus einem größeren Tagebuch jener Reise entlehne.

.... Der Regent von Madiun, Pangerang Rongo Ario Prawiro Adi Ningrat, giebt morgen auf dem Solofluß, der hier dicht vorbeifließt, einen großen Fischzug, wozu wir als Fremde sogleich eine Einladung erhielten. „Regent" ist der Titel der javanischen Fürsten, die, im Dienst der holländischen Regierung stehend, in den verschiedenen Provinzen des Innern hauptsächlich mit der Autorität über die Javanesen bekleidet sind. Sie haben dadurch großen Einfluß, sind jedoch in jeder Hinsicht den holländischen Statthaltern der Provinz, welche den Titel „Residenten" führen, untergeordnet.

.... Der Wagen des Pangerang stand am anderen Morgen um 7 Uhr bereits vor unserer Thür, um uns zu der verabredeten Fischerei abzuholen. Wir fuhren zuerst nach dem Dalam (so heißt die Wohnung der javanischen Fürsten), einem großen, viereckigen, ganz massiven Gebäude, umgeben an allen Seiten von luftigen Galerieen, die bei einem indischen Hause nie fehlen. In Gesellschaft des Regenten fuhren wir von hier aus ungefähr drei englische Meilen den Fluß aufwärts entlang nach dem Sammelplatz der Fischer.

Dieses Fischen geschieht auf eine ganz eigenthümliche Weise. Java bringt nämlich eine kleine Wurzel hervor (in der Sprache des Landes jenu genannt), die einen stark betäubenden Einfluß auf jegliche Gattung lebender Wesen äußert. Ein gewisses Quantum dieser Wurzeln wird eingesammelt und einige Stunden vor Tagesanbruch oberhalb des Platzes, wo man fischen will, in das Wasser geworfen. So treiben sie langsam stromabwärts und verleihen dem Wasser allmälig eine so stark betäubende Eigenschaft, daß alle Fische sich nach der Oberfläche flüchten und wie betrunken darauf umherspringen, und zwar in so großer Menge, daß man sie oft mit den Händen greifen kann. Im Verhältniß zu der großen Wassermasse, welche damit auf diese Weise gewissermaßen vergiftet wird, ist das Quantum der Wurzeln nur äußerst gering, wenigstens versicherte uns der Regent, daß zu der heutigen Fischerei nur zwei Säcke voll, die ungefähr einen Centner enthalten könnten, nöthig gewesen wären.

Am Sammelplatz angelangt, begrüßte uns wieder die sonore indische Gammelang-Musik, die bei javanischen Festlichkeiten nie fehlen darf, und in den Zwischenpausen das Musikcorps des Regenten, welches europäische Opernmusik auf europäischen Instrumenten recht gut ausführte. Zwei große platte Böte lagen hier für uns fertig. Das größere, versehen mit einem Verdeck von atap (getrocknetes und aneinandergereihtes breites Schilf) war für uns, das zweite kleinere für das geringere Gefolge des Regenten und diente zu gleicher Zeit als Vorrathskammer für alle mögliche Erfrischungen und Getränke, die ein Bengalese in langem weißen Talar und rothem Turban unter seiner Verwaltung hatte. Wir schifften uns sogleich ein, der Pangerang und zwei seiner Lieblingsbedienten und noch zwei andere Herren aus Madiun, und trieben unter Begleitung der beiden Musik-Corps, die abwechselnd javanische und europäische Weisen zum Besten gaben, langsam den Solo-Fluß hinunter. Rings um uns sprangen die schönsten großen Fische in Menge aus dem Wasser hervor und größtentheils in unsere kleinen Handnetze, die wir abwechselnd zur Hand nahmen. Am Hintertheil des Boots standen die beiden javanischen Bedienten des Pangerans mit scharfen Harpunen und spießten rechts und links die Fische auf. So weit das Auge reichte, waren beide Ufer mit Tausenden und Tausenden von Menschen bedeckt, die meilenweit aus der Umgegend herbeigeströmt waren und mit Netzen, Körben und sonstigen Geräthschaften fertig standen, jeden Bewohner der Tiefe, der sich auf der Oberfläche blicken läßt, einzufangen. — Hier und dort stürzten sich Einige, die keine Netze hatten, ins Wasser, um die Fische mit der Hand zu greifen, und lauter Jubel und Triumphruf oder schallendes Gelächter deutete das Gelingen oder Mißlingen eines solchen Unternehmens an — wo sich ein vorzüglich schöner Fisch zeigte, stürzten wohl Zehn oder Zwanzig zu gleicher Zeit mit Netzen, Stöcken und Harpunen darauf zu, um der vortrefflichen Beute Meister zu werden, die dann gewöhnlich durch die blinde Uebereilung, womit Einer über den Anderen stürzt, entkommt. Auch bei uns im Boot häufte sich der Vorrath merklich.

.... Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, einer solchen Scene beizuwohnen. Alles ist neu und überraschend. — Unsere kleine Gesellschaft, in dem platten Bambusboot fröhlich neben einander sitzend; der Pangerang, ein stattlich gewachsener Mann im kräftigsten Mannesalter, in seinem mit dunklen Blumen bemalten sarong (ein javanisches faltiges Gewand, welches von der Hüfte bis auf die Knöchel herabhängt) und brauner mit goldenen Knöpfen verzierter Tuchoberjacke, auf dem Kopf ein bunt bemaltes javanisches Kopftuch und darüber einen platten Hut von blauem Sammet, auf dessen breiter Krempe reiche Goldstickerei prunkt. — Hinter seinem Stuhl sein brauner Bediente mit untergeschlagenen Beinen hockend, in der einen Hand die goldene Betelbox, in der anderen die tali api, eine langsam brennende Lunte zum Anzünden der Zigarren, die man beinahe in jedem Hause in Indien beständig brennend antrifft. Das lebendige Gewühl und Treiben der Tausende von Menschen auf dem mit üppiger Vegetation bekränzten Ufer, an denen die Böte langsam vorübergleiten — dazwischen plötzlich einen Walzer von Weber oder Strauß zu hören, bekannte Heimatsklänge hier in der eigenthümlich indischen Umgebung — man glaubt sich wirklich in die Märchenwelt versetzt, so originell und eigenthümlich ist der Eindruck.

Auch für Erfrischungen war gut gesorgt. Das benachbarte Boot näherte sich von Zeit zu Zeit auf den Wink des Gebieters, und der Bengalese reichte mousssirend kühles Mineralwasser aus Rheinpreußen (wie die Stempel der Kruken besagten), vermischt mit Rheinwein und Zucker, wie man es in Indien gewöhnlich trinkt.

Nachdem wir uns verschiedene Stunden mit dem bewegten und jeden Augenblick wechselnden Gemälde rund um uns belustigt hatten, stiegen wir an einem Platz ans Land, wo in der Nähe der Wohnung eines javanischen Häuptlings geringeren Ranges unter einem schattigen Zelt ein Frühstück bereit gehalten war. — Herrliche Fische, Früchte des heutigen Fanges, denn die betäubende Eigenschaft des Wassers hat auf sie weiter durchaus keinen schädlichen Einfluß, figurirten dabei in allen möglichen Formen und Bereitungen.

Hierauf ging es nochmals in die Böte, und so trieben wir langsam nach Madiun zurück, wo wir ausstiegen und unserem Gastfreunde Lebewohl sagten. Ein frohes Chor und dreifaches Hurrah begrüßte uns zum Abschied.

.... Wir berechneten die versammelte Menschenmenge, die 5—6 englische Meilen entlang beide Flußufer bedeckte, auf ungefähr 15—18,000, von denen durchschnittlich wohl Jeder im Lauf des Tages 4 oder 5 Fische gefangen hatte, so daß man den Betrag des ganzen Fanges wohl auf 60—75,000 Stück annehmen darf. — Die betäubende Wassermasse wird natürlich, je weiter sie kommt, desto schwächer und verliert sich allmälig gänzlich.

Uebrigens hat nur der Pangerang das Recht, auf diese Art zu fischen, und auch er thut es nur einmal im Jahr, da sonst das ganze Fischgeschlecht wohl in nicht langer Zeit gänzlich weggefangen seyn würde.

Belgien.

Ueber die Schriftsteller Gents und die vlaemische Bewegung.

Von Louise von Ploennies.

(Schluß.)

Bis vor wenigen Jahren war Bormann, ein geborner Limburger, ehemaliger Professor an der Universität in Gent (nun an der von Lüttich), nur den Alten zugethan, dann aber verließ er die klassische Schule auf eine Weile und warf sich auf die deutsche Grammatik. Vortrefflich ist seine kritische Uebersicht über die Abhandlungen, welche in Bezug auf die Orthographiefrage vor einigen Jahren bei der königlichen Kommission zur Regelung der vlaemischen Ortho-

graphie umliefen. Seitdem sahen wir, außer einer guten Zahl von Artikeln in der vlaemischen Zeitschrift de Midelaer, nichts mehr von ihm erscheinen. An der Spitze des Midelaer steht der Kanonikus und Professor der Löwener Universität, David, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann; Belgien verdankt ihm unter Anderem eine treffliche Geschichte des Landes und eine Uebersetzung der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, welche der bekannten des holländischen Professors Schrant jedenfalls zur Seite zu setzen ist. Als Präsident des Löwener Literarischen Studenten-Vereins wirkt David aufs segensreichste; nicht weniger durch seine Vorlesungen über niederländische Literatur, die nach Urtheilen, welche mir darüber zukamen, uns nur bedauern lassen, daß David sie nicht der Presse übergab. Uebrigens scheint es mir, daß der Midelaer mitunter an die Produkte der jungen Literatur einen Maßstab angelegt, dem, wollte man ihn selbst auf die größten Schriftsteller anwenden, vielleicht keiner derselben Stich halten könnte. Diese kritische Richtung herrscht auch in Gent vor.

Dort isoliren sich die Schriftsteller nicht nur von einander, sondern es findet daselbst auch kein Zusammenleben und Zusammenwirken mit Künstlern und Malern statt, wie in Antwerpen. Dieser Unterschied wurde mir recht anschaulich in den Sitzungen der literarischen Gesellschaften, denen ich in Gent und Antwerpen beiwohnte. Während sich in Gent die Versammlung höchstens bis zur Zahl zehn erhob, wobei die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller fehlten, Künstler aber sich gar nicht einfanden, bestand in Antwerpen der Kreis aus achtzig Personen, darunter die ersten Künstler und Maler des Landes. Kräftig aufs Volk zu wirken, daran scheint man in Gent nicht zu denken, oder man läßt sich durch Rücksichten der Stellung davon abhalten. Daraus folgt aber natürlich, daß in Gent kein Resultat erzielt wird, wie in Antwerpen; kein Buchhändler bekommt Lust zum Verlag oder zum Honoriren wie dort, und so sind Gents Schriftsteller gezwungen, den Debit ihrer Werke selbst zu besorgen. Während in Antwerpen drei populär literarische Monatschriften erscheinen und jeder Monat neue Werke bringt, sieht Gent, die vier Jahreslieferungen des mehr gelehrten belgischen Museums von Willems, das Jaerboekje von Rens und noch etwa ein halb Dutzend Bücher, Gebetbücher, Hausagen und Wallfahrtsgesänge abgerechnet, aus den Pressen seiner meist mit dem Debit französischer Werke beschäftigten Buchhändler Nichts hervorgehen. In Antwerpen dagegen wurde die Bewegung hauptsächlich dadurch stark, daß Dichter und Schriftsteller sich mit Malern und Künstlern aufs innigste verbanden, sie für die gute Sache begeisterten und also die Zahl tüchtiger Vorkämpfer gleich um das Zehnfache vermehrten. Die Künstler trugen die Liebe zum Vlaemischen nach allen Seiten in das Volk und in die höheren Stände, deren Salons längst dem Künstler offen standen, als die bescheidenen Dichter erst in der Hütte des Armen und in der Bürgerwohnung Einlaß fanden. Mit der Liebe für das Vlaemische wuchs auch die Liebe für die vlaemischen Autoren, und so drangen die Schriftsteller immer mehr ins Volk, so daß sie sich jetzt der allgemeinsten Achtung erfreuen und überall Zutritt haben. Sie wußten dies aber auch zu ehren, und überall sehen wir Dank und Liebe für die Künstler der Vaterstadt durchbrechen, ihnen sind ihre besten Werke geweiht, ihre Interessen werden mit einer Glut vertheidigt, die rührend und ergreifend ist. Beide Kräfte vereinigt beherrschten das Volk, und immer rascher griff in Antwerpen die Bewegung um sich. Die Leselust nahm zu, die Buchhändler gewannen Muth, einer derselben, Oberts, sagte sich ganz vom Debit französischer Werke los, und nur der Indicateur belge war noch bei ihm zu finden. Die Freude über das Gelingen ihrer Sache wirkte wieder ermuthigend auf die Schriftsteller zurück, und so arbeitet in Antwerpen Alles in lebhaftester Thätigkeit. Die Gründe, warum in Gent, welches doch den ersten Schritt gethan hat, die Bewegung nicht vorwärts schreitet, glaube ich zu finden, erstens, wie schon erwähnt, in der Isolirung der Schriftsteller, zweitens in ihrer Stellung und Richtung, hauptsächlich aber in dem schon vorgerückten Lebensalter der meisten dortigen Repräsentanten der vlaemischen Literatur. Alle, mit Ausnahme St. Genois' und Blommaert's, sind den Vierzigen nahe, manche unter ihnen haben sie längst überschritten. Die Zeit der Begeisterung ist vorüber, und sie geben sich mehr einer kritischen Richtung hin, ihre größte Sorgfalt wenden sie der Verbesserung der Sprache zu. So sehr nun die Sprache bei diesem Puritanismus der Genter Schule gewinnt, so wenig Vortheil bringt er der vlaemischen Sache im Allgemeinen. Statt mit neuen schlagenden und zündenden Ideen hervorzutreten, hängen und modeln sie an der Form und widmen dem Buchstaben Zeit und Sorge. Darum sehe ich für Gent keine literarische Zukunft, während ich hoffe, daß Antwerpen, wo es im Augenblicke noch gährt und schäumt, mit der Zeit einen edlen Wein auf den Boden seines Vaterlandes fließen wird. Wie sehr es aber für das Gedeihen und Gelingen der guten Sache zu wünschen wäre, daß alle Kräfte harmonisch zusammenwirkten, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wollte Gent seine reifere Erfahrung dem brausenden Feuereifer Antwerpens verschmelzen, so würde der Guß um so herrlicher werden und die neue vlaemische Glocke der Poesie einen noch reineren Klang erhalten. Möchte dieser Wunsch wahr werden, möchte sie immer stolzer und freudiger vom alten Dome der Muttersprache erklingen, und möchten die schönen Worte unseres Schiller's ihr eingeprägt seyn:

Concordia soll ihr Name seyn!

Die beifolgende Dichtung Ledeganck's hat meine Tochter unter den Augen des Dichters ins Hochdeutsche übertragen.

Das Klavier.

Von Ch. Ledegand, übersetzt von Maria v. Ploennies.

Künstler! wenn die Finger fliegen
Ueber glatte Tasten hin,
Töne sich vereinigt schmiegen
Wechselvoll in Melodien;
Weißt du, daß in den Akkorden
Wundersam, gleich Zauberworten,
Eine süße Sprache webt;
Eine Sprache, die uns rühren,
Die den Geist der Erd' entführet,
Die das Herz allein versteht.

Oft an schönen Lenzestagen
Wall' ich in das weite Feld,
Wenn der Sonne goldner Wagen
Noch des Westens Rand erhellt.
Längs der frischen, grünen Wiesen
Hör' ich sanft das Bächlein fließen,
Murmelnd zieht's den Wald entlang;
Und ich lieb' beim Abendflüstern
In den Blättern leises Zittern,
Wie ein Seufzer, schwermuthbang;

Oder wo die Heerde irret,
Glöcklein klingt mit hellem Schall,
Wo die Laute klagend girret
Bei des Echo's Widerhall;
Wo aus nimmer müder Kehle
Mir das Lied der Philomele
Gleich lebend'ger Orgel schallt,
Das vor allen Sängerchören
Wunderbar und rein zu hören,
Strömt es durch den weiten Wald.

Bei dem tausendfachen Leben
In den Stimmen der Natur,
Die als Weihrauch aufwärts schweben
Zu der blauen Himmelsflur,
Fühl' ich seliges Entzücken,
Nicht durch Worte auszudrücken;
Und herab zum Erdenland
Ziehst du, was in hohern Räumen
Mir nur lebt in schönen Träumen,
Rührt die Saiten deine Hand.

Ja, wenn deine Finger fliegen
Ueber glatte Tasten hin,
Töne sich vereinigt schmiegen
Wechselvoll in Melodien,
Dann entlauchen den Akkorden,
Wundersam, gleich Zauberworten,
Bilder, nun in lichter Schöne,
Dann, gleich wildem Sturme wetternd,
Bald versöhnend, bald zerschmetternd,
Nach dem Machtspruch deiner Töne.

Hold, wie Apfelblüthen kosen,
Wenn sich der Garten schmückt,
Wie die Blüthe süßer Rosen,
Die bei Lilienschnee entzückt;
Oder schwarz, wie nächtig Funkeln,
Klar dann wie der Sonne Funkeln,
Die im Ost beginnt die Bahn;
Wie des Sommerabends Lüfte,
Bringt der Westwind Blumendüfte,
Oder wild wie der Orkan.

Leichte Klänge! helle Töne
Wie des Kindes hüpfender Gang.
Ehr'ner Tritt der Heldensöhne
Folgt der Scherze heiterm Klang.
Leiser dann und langsam tönend,
Wie ein Herz, das, angstvoll stöhnend,
Unter Kummer, Sorgen bebt;
Oder ähnlich dem Chorale,
Der im blauen Himmelssaale
Festig zu dem Höchsten schwebt.

Oft beschworen deine Lieder
Liebesgrüße, traulich mild,
Bringen mir in Träumen wieder
Längst vergangner Tage Bild.
Freudig Hoffen, bang Erbeben
Fühl' ich neu den Busen heben,
Und die Wonne taucht empor;
Doch zumeist auf meinen Wangen
Fühl' ich Wehmuthstränen hangen
Um das Glück, das ich verlor.

Kannst du mir den Zauber künden
In der Macht der Melodie,
Das Geheimniß mir ergründen
Deiner Kunst und Harmonie?
Nein, Natur schenkt ihnen Seele,
Wie dem Sang der Philomele,
Der empor zum Himmel zieht;
Wie des Zephyrs leisem Tone,
Säuselnd durch die Pappelkrone,
Wie dem Quell, der murmelnd flieht!

England.

Prof. Beneke's Erziehungs- und Unterrichtslehre.

Als Klopstock vor beinahe hundert Jahren, poetischer Begeisterung voll, der britischen Muse in der deutschen eine kühne und zu fürchtende Nebenbuhlerin ankündigte, da war Shakspeare so gut als unbekannt, Byron noch lange nicht geboren, und es mochten daher die Haller, Zachariä, Gleim, Uz, Kleist das verheißene Ziel als ein nicht eben allzu entlegenes betrachten; auch

hatte der prophetische Dichter wohl hauptsächlich seinen eigenen Wettkampf gegen den Sänger des verlorenen Paradieses in stolzer Zuversicht im voraus feiern wollen. Hätte hingegen vor zwanzig Jahren Jemand vorhergesagt, daß die Deutschen im Fache des Maschinenbaues bald mit den Engländern zu rivalisiren sich herausnehmen würden, so wäre er zu den Tollhäuslern gezählt und das Ziel seiner Prophezeiung ins Reich des Chiliasmus verwiesen worden. Und jetzt? jetzt bedarf es für unsere überseeischen Nachbarn nicht mehr eines feinen Gehörs für die Stimme der Zeiten, einer gespannten Aufmerksamkeit auf das langsame Schreiten des Weltgeistes, um zu erkennen, wie ihrer Alleinherrschaft auch auf diesem Gebiete ein nahes Ende bevorsteht. Die immer mehr zunehmende Zahl der unbefangenen Engländer, welche nicht ferner Befriedigung des Nationalstolzes allein im Auge haben, deren wahrhaft praktischer Gesichtspunkt vielmehr die schnellste Betheiligung an allen denjenigen Fortschritten ist, welcher Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel im Auslande sich erfreuen, läßt es sich angelegen seyn, in dieser Hinsicht vorzüglich Deutschland und Frankreich zu beobachten und das Erfahrene, falls es als Gemeingut benutzt zu werden sich eignet, durch die Presse dazu zu machen. Im Fache der Literatur ist für diese Zwecke seit siebzehn Jahren das Foreign Quarterly (früher Foreign) Review besonders thätig und läßt kaum eine bedeutende Erscheinung unberücksichtigt, wenn auch, wegen ihrer verhältnißmäßig geringeren Aneignungsfähigkeit fremder Sprachen, die englischen Kritiker unsere Erzeugnisse nicht so unmittelbar zur Besprechung bringen, als wir die Ihrigen.

Das neueste Heft der gedachten Zeitschrift giebt eine ausführliche Kritik der von dem Professor an der hiesigen Universität, Dr. Beneke, 1842 in zweiter Auflage erschienenen „Erziehungs- und Unterrichtslehre". Ob es dem Beurtheiler bekannt gewesen, daß der Verfasser seine Aufmerksamkeit frühzeitig den Bestrebungen der englischen Philosophen zugewendet *), geht aus seinem Berichte nicht hervor; er scheint vielmehr ursprünglich die Achtung vor den deutschen Theoremen überhaupt auf das vorliegende Werk übertragen zu haben, dann aber läßt er diesem in selbständiger Betrachtung sein Recht widerfahren, indem er es im Ganzen wie im Einzelnen höchlich würdigt und die darin ausgesprochenen Prinzipien seinen Landsleuten zur Befolgung und Ausführung dringend empfiehlt.

„Jeder Unterrichtete wird zugeben — sagt er im Eingange — daß nicht allein Preußen, sondern ganz Deutschland in Rücksicht auf Erziehung quantitativ wie qualitativ besser berathen ist als Großbritanien. Eine natürliche Folge davon ist, daß die vielseitige Erfahrung der Deutschen in diesem Gegenstande zu einem nach allgemein anerkannten Grundsätzen geordneten Systeme geführt, ihre Literatur die meisten Originalwerke darüber aufzuweisen und die Pädagogik in der letzten Zeit bei ihnen zu einer ganz neuen Wissenschaft sich gestaltet hat, während bei uns in England, wo Jedermann Schulmeister werden kann, die Kunst des Unterrichts noch lange als eine Profession wird gelten müssen. In Frankreich hat Cousin auf die Wichtigkeit einer Unterrichts-Wissenschaft hingewiesen, die aber, um nicht zu unnützen und unhaltbaren Theorieen Veranlassung zu geben, auf die Kenntniß aller von den civilisirten Nationen befolgten Erziehungs-Systeme basirt seyn müsse. Was der französische Staatsmann angedeutet, haben die Deutschen längst in Ausführung gebracht. Die Menge ihrer nach Form und Inhalt der Würde des Gegenstandes angemessenen pädagogischen Werke giebt Zeugniß von dem, was sie in diesem Gebiete geleistet haben, und bekundet zugleich ihren Beruf, leitend und mustergebend darin weiter vorzudringen."

Ungemein erfreut zeigt sich der Reviewer über die von unserem Landsmann mitgetheilte Nachricht, wir Deutschen hätten die Speculation ganz bei Seite gelegt, um fortan der Fahne des Empirismus zu folgen. „Die angenehmste Neuigkeit — ruft er aus — wenn sie anders gegründet ist — und wir haben Ursache, es zu glauben — die uns seit langer Zeit aus Deutschland zugekommen! Berlin hat keine Hegel mehr, seit der letzte im Jahre 1832 an der Cholera gestorben! Die Deutschen wollen endlich alles Ernstes anfangen, praktisch zu werden und in der intellectuellen Welt festen Grund zu fassen, wie sie bereits die materielle mit Eisenbahnen belegen; ihre Sätze werden Anfang und Ende haben und ihre Gedanken nicht mehr den Untiefen gleichen. Was kann erfreulicher seyn? Nun brauchte nur noch unsere maßlose Steuer aufgehoben zu werden, damit ein Jeder sich deutsche Bücher kaufen könnte." — Ob die triumphirende Hymne nicht ein wenig zu früh erschallt?

Nachdem sodann der schon aus dem Titel des geschätzten Werkes sich ergebenden Eintheilung so wie dem darin befolgten Systeme gebührende Anerkennung geworden, hebt der Berichterstatter insbesondere den glücklichen Takt hervor, mit welchem, mitten in dem weitverzweigten Kampfe zwischen Humoristen und Realisten, der Autor sich von starrer Einseitigkeit fern hält, auch nicht als mattherziges juste milieu mit Einigungsprojekten auftritt, sondern jeglicher Partei ihr gutes Recht zukommen zu lassen weiß, so daß beide friedlich und heilbringend wirken können, während sie in England noch immer schwer gewaffnet einander feindlich gegenüberstehen, wie aus folgender Schilderung hervorgeht:

„In unserem Vaterlande wird die Sache der Klassizität verfochten, die in abstracto vollkommen ausreichend, aber keineswegs den Verhältnissen angemessen sind, auf die sie angewendet werden sollen. Ja, man sieht noch immer mit der griechischen und lateinischen Sprache jenen verwerflichen Götzendienst treiben, ihren Regeln und Formen gleichsam eine Art magischer Kraft zuerkennen, als könnte durch sie, ohne Mitwirkung aller übrigen Wissenschaften und Künste, ohne die geringste Rücksicht auf die soziale Stellung der Individuen, jegliches Ziel erreichbar, jedes Hinderniß überwunden werden. Auf einen solchen Standpunkt hin deutet die ausschließliche Verehrung der klassischen Sprachen in Oxford und in vielen englischen Anstalten, wo dem nämlichen System gehuldigt wird. Auch an manchen Orten Schottlands werden solche junge Leute, deren ganze Erziehung einer kaufmännischen Schule hätte überwiesen werden sollen, während fünf Jahre mit den Elementen des Lateinischen gequält, lernen dann in einem Kollegium noch etwas Latein mehr, ein wenig Griechisch dazu, um es nach einigen Jahren in den Comtoirs wieder zu vergessen. Wird nun in England, wenn auch mit Hintansetzung wichtigerer Gegenstände, wenigstens das philologische Studium zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht: so kann es in Schottland, weil zu allgemein getrieben, gar nicht zur Reife gelangen. Dagegen haben nun Manche, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die alten lateinischen Schulen nur den für den geistlichen Stand bestimmten oder allenfalls begüterten Edelleuten nützlich werden können, mehr oder weniger erfolgreiche Schritte gethan, die pedantische Autokratie der Humanisten mit Einem Schlage zu stürzen. Diese wollen aber, daß Homer und Virgil gänzlich aus unseren Schulen verbannt und an ihrer Statt Dampfwerke und Rechenmaschinen eingeführt werden. Lassen wir das nicht geschehen! Geben wir nicht zu, daß die goldene Kette, welche uns so lange an das Alterthum gefesselt, gewaltsam zersprengt, daß die Brücke, die zu jenem mystischen Eilande führte, abgetragen werde! Lassen wir Virgil und Homer fortleben für diejenigen, denen Zeit und Fähigkeit gegeben sind, aus dem Brunnen der Pieriden zu trinken. Wie das anzustellen sey? Indem der Unterricht in den klassischen Sprachen den Gymnasien vorbehalten bleibt, übrigens aber Niemand Latein zu lernen anfängt, der sich nicht durch Universitätsstudien auszubilden gesonnen ist. Das ist Herrn Beneke's Ansicht, und eine vortreffliche, wie wenig wir auch bis jetzt in Alt-England etwas davon wußten."

Einige diese Materien so wie die Vorzüge der Bell-Lancasterschen Methode betreffende Auszüge aus dem Beneke'schen Werke beschließen den Bericht, den wir recht viele ihn beherzigende Leser besonders aus derjenigen Klasse wünschen, welcher die Ausführung der gegebenen Rathschläge obliegt. Wir haben so manches Gute von England überkommen und sollten unseren Dank nicht dadurch bezeigen, daß wir ihm Alles nachahmen, vielmehr ihm Gelegenheit geben, auch seinerseits von uns zu lernen, wo es ihm Noth thut.

*) So wie er auch eine Anerkennung ihrer Leistungen in diesen Blättern niedergelegt. S. Nr. 33 des „Magazins" vom v. J.

Mannigfaltiges.

— **Capefigue's französische Geschichte im Zeitalter der Reformation.** Capefigue, dieser Lope de Vega unter den Geschichtschreibern, der selten einen Monat vorübergehen läßt, ohne einen Band der französischen Geschichte älterer, neuerer oder neuester Zeit zu liefern, hat so eben wieder ein neues Werk unter dem Titel „François Premier et la Renaissance" erscheinen lassen. Er sucht seinen historischen Perioden zugleich immer ein Aushängeschild für das große Publikum zu geben, und wie er auf dem Titel seiner Geschichte Ludwig's XV. diese mit der pikanten Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts in Verbindung setzt, so weiß er die nicht minder pikante Epoche der Renaissance für seinen Franz I. zu benützen. Er versteht aber auch sein Publikum, wie sein Publikum ohne Mühe ihn versteht, und so ist es denn gekommen, daß er, bei aller Oberflächlichkeit seiner Forschungen und trotz der Seichtigkeit seiner Urtheile über geschichtliche Charaktere, der gelesenste und bewundertste Historiker seines Landes ist, weil seine Werke sich leicht lesen lassen und sein Styl in der That nicht ohne „Verve" und Glanz ist. Während unser Ranke fünf Jahre brauchte, um von seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" vier Bände zu liefern, während Dahlmann seinen Band englische Revolutionsgeschichte als die Frucht einer vieljährigen redlichen Fleißes gewann, hat Herr Capefigue seine vier Bände französischer Geschichte im Zeitalter der Reformation, trotzdem, daß er dabei, wie er selbst sagt, alle mögliche Schlachtfelder und historische Orte in Italien, Spanien und Deutschland aufgesucht, um sich von den Lokalitäten einen persönlichen Eindruck zu verschaffen, in kürzerer Zeit hergestellt als Herr Eugen Sue vier Bände seines „ewigen Juden". Dafür können aber auch Ranke und Dahlmann, namentlich was Luther und Heinrich VIII. betrifft, manches Neue von Herrn Capefigue erfahren. Besonders reich und unerschöpflich ist derselbe an Schimpfworten in Bezug auf die beiden genannten historischen Charaktere, die er keinen Anstand nimmt, auf gleiche Stufe mit einander zu stellen, und von denen er unter Anderem den Ersten ein pourceau moral und den Zweiten ein pourceau sensuel nennt. Da in Frankreich dergleichen Geschichtschreibung einen so großen Beifall findet, wie auch die immer wachsende Bibliothek der Capefigue'schen Werke beweist, und da selbst die philosophische Seite der französischen Historiker Gnade zu haben scheint, sich mit der unphilosophischen, deren Choragos Herr Capefigue ist, nicht anzulegen, so wäre es in der That wünschenswerth, daß namentlich sein letztes Werk in Deutschland einer gründlichen Kritik gewürdigt werde, wie wir solche am ersten wohl von der durch so rüstige Kräfte unterstützten „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" erwarten dürfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 19. November 1844.

England.

Ueber den Werth und das Wesen des englischen Geschwornengerichts.

(Nach der Bibliothèque Universelle.)

Das englische Geschwornengericht ist ein Produkt der tausendjährigen englischen Geschichte und unterscheidet sich dadurch und durch seine eigenthümliche Gestaltung sehr bedeutend von denen anderer Länder. In anderen Ländern hat die Jury keine Geschichte gehabt, sondern ist, wie die Minerva aus dem Haupte Jupiter's, reif und fertig aus dem Haupt der Revolution hervorgesprungen. In England dagegen hat sie eine Geschichte gehabt, und zwar eine solche, die mit der politischen Geschichte des Landes genau zusammenhängt. Man kann daher die englische Jury nicht verstehen, ohne die englische Geschichte zu kennen.

Die erste Thatsache, die aus der Geschichte der englischen Jury hervorgeht, ist die, daß der Zweck, den man bei ihrer Einführung und allmäligen Umgestaltung vor Augen hatte, ausschließlich politischer Art war. Die englischen Gesetzgeber haben, indem sie ihr Land mit dieser Institution begabten, sich nicht gefragt: Welches ist die beste Methode, zur gerichtlichen Wahrheit zu gelangen? sondern: Was muß man thun, um den englischen Bürgern ein für Alle gleiches Recht, unabhängig von der Regierungs-Gewalt und von aristokratischen Einflüssen, zu sichern?

Wir zählen in der Kürze die vorzüglichsten historischen Data auf, welche zusammen keinen Zweifel lassen über den Geist, der die englische Gesetzgebung in dieser Materie geleitet hat.

Der Grundsatz, daß jeder Bürger von seines Gleichen gerichtet werde, wurde nicht eingeführt, aber sanctionirt durch die Magna Charta des Königs Johann, wo es sich sicherlich nicht darum handelte, Irrthümern der Justiz vorzubeugen, sondern dem Umsichgreifen der königlichen Gewalt Schranken zu setzen.

Seit jener Zeit war die Beschränkung dieser Gewalt, die Beschützung der Verfassung und der Unterthanen gegen den Mißbrauch der königlichen Prärogativen das vorzüglichste, ja das einzige politische Interesse der Nation bis zur Revolution von 1688. Diesem Interesse sind alle andere untergeordnet, oft sogar geopfert worden. Die Nation hatte eine barbarische Strafgesetzgebung, viele Reste des Lehnwesens, eine Menge Unvollkommenheiten in ihrer Civil-Gesetzgebung, besonders in den Formen der Prozedur, viele Privilegien von Lokalitäten, Klassen und Personen beibehalten, welche für die Masse der Bürger demüthigend seyn mußten; es kam vor Allem darauf an, sich gegen die Prärogative zu schützen, die Freiheit, das Vermögen, die bürgerliche Ehre aller Klassen von Bürgern gegen Angriffe sicher zu stellen.

Der Sieg der Verfassung ist erst in der Revolution von 1688 durch den act of settlement und die damit verbundene bill of rights definitiv errungen worden. Bis dahin hatten der geheime Rath des Monarchen unter dem Namen der „Sternkammer" und die eifrigsten Vertheidiger dieser Gewalt unter dem Namen der „hohen kirchlichen Kommission" eine willkürliche Jurisdiction ausgeübt, welcher kein Bürger sich entziehen konnte; bis dahin waren selbst die gewöhnlichen Richter ganz vom König abhängig, der sie ernannte und nach Belieben absetzen konnte; bis dahin hatten sich auch die beiden Parlamentshäuser in Kriminalsachen eine Jurisdiction zugeschrieben und ausgeübt, die zwar für die nationalen Freiheiten weniger gefährlich als die des Fürsten, aber nicht weniger willkürlich war; bis dahin hatte endlich das Unterhaus durch die sogenannten bills of attainder auf eine noch unregelmäßigere Weise sich Eingriffe in das Gebiet der Kriminal-Justiz erlaubt.

Die Geschichte der Tudors wimmelt von willkürlichen Handlungen, die durch Gerichtsbeamte der Krone, durch Richter, die der Sache der Prärogative blind ergeben waren, durch weltliche und geistliche, von der Doktrin der absoluten Gewalt erfüllte Corporationen ausgeübt wurden. Die Verletzung der Unabhängigkeit der Munizipal-Corporationen unter Karl II. ließ der individuellen Freiheit nicht einmal mehr den Schutz der niederen Tribunale.

Andererseits hatte die Centralisation der monarchischen Gewalt, die Schwächung der großen Vasallen, endlich der Mangel an individuellen und lokalen Einflüssen, die im Stande gewesen wären, die Bürger gegen den Mißbrauch der Prärogative wirksam zu schützen, die Jury als einzige mögliche Schutzmauer zurückgelassen. Noch heute ist diese Schutzwehr die Grundlage aller anderen, der Schlußstein des Gewölbes, dessen Zerstörung den Sturz des ganzen Gebäudes nach sich ziehen würde. Was wäre die individuelle Freiheit des englischen Bürgers ohne eine unabhängige Jury, welche Beschwerden über Verletzungen der Habeaskorpus-Akte annimmt? was wäre die Freiheit der Presse, wenn nicht eine unabhängige Jury die Libellgesetze in Anwendung zu bringen hätte? was wäre die Oeffentlichkeit der Parlaments-Verhandlungen ohne die Preßfreiheit und folglich ohne die Jury? was würde aus dem Widerstandsrecht, aus der Unverletzlichkeit des Hauses und des Eigenthums, wenn gewaltsame Maßregeln nicht das Verdikt einer unabhängigen Jury zu fürchten hätten? wenn das Eigenthum nicht durch die Jury geschützt würde, was würde aus den Rechten und Privilegien des Unterhauses, welche alle darauf beruhen, daß der Monarch *seiner* Bewilligungen bedarf, um die materiellen Mittel zum Regieren zu erlangen?

Man darf sich nur an diese Verhältnisse erinnern, um einzusehen, daß die Jury von dem englischen Gesetzgeber und den einsichtsvollen Publizisten Englands als eine constitutionelle Garantie, als eine politische Institution betrachtet werden mußte, und daß alle Statuten, durch welche sie organisirt und umgestaltet wurde, von der Magna Charta bis zur Fox'schen Bill, zum vorzüglichsten Zweck hatten, das Geschwornengericht als politische Garantie, nicht als gerichtliche Institution zu vervollkommnen, es geeignet zu machen zur Verhinderung nicht der Irrthümer, denen jede menschliche Rechtspflege ausgesetzt ist, sondern der Gewaltmißbräuche und der ungebührlichen Einflüsse, welche die Organisation der Gesellschaft und der Regierung in England von Seiten permanenter, von der Krone ernannter Richter fürchten ließen.

Die politische Garantie, wie sie aus der gegenwärtigen Combination der großen oder Anklage-Jury und der kleinen oder Urtheils-Jury hervorgeht, wird von den englischen Rechtsgelehrten in folgender Weise formulirt: Kein Bürger kann zu einer Strafe an seinem Körper, seiner Ehre und seinem Vermögen anders verurtheilt werden, als durch das einstimmige Verdikt von vierundzwanzig seiner Mitbürger. Das Verdikt, vere dictum, ist ein Zeugniß, nicht ein Urtheil, obgleich die Magna Charta sich des Wortes judicium bedient; die Jury wird also als ein „gerichtlicher Beweis" angesehen; das Zeugniß, d. h. das Verdikt der zwölf Mitglieder der kleinen Jury, ist, eben so wie das Geständniß des Angeklagten, ein Beweis, daß der Angeklagte schuldig ist. Diese Idee findet ihre Erklärung und Rechtfertigung in der Geschichte der Jury:

„Die Jury, wie sie anfänglich beschaffen war", sagt Reeves in seiner Geschichte der Common law, „unterschied sich wesentlich von dem, was sie heute ist. Heutzutage sind die Geschwornen die obersten Richter des Prozesses. Sie gründen ihre Ueberzeugung auf mündliche oder schriftliche Beweise, und ihr Verdikt ist ein wahres Urtheil. Die alten Geschwornen dagegen wurden nicht berufen, die Fakta als Richter zu beurtheilen; diese Fakta wurden nicht einmal vor ihnen verhandelt. Sie waren nur Zeugen, und das Verdikt war nur das Resultat ihres Zeugnisses, das regelmäßig, aber ausschließlich zur Feststellung der streitigen Thatsache angerufen wurde. Die Geschwornen unterschieden sich von anderen Zeugen nur durch den Eid, den sie leisten mußten, durch ihre bestimmte Anzahl, den Rang, den das Gesetz ihnen anwies, und den Einfluß, der daraus hervorging.

„Die meisten Vertheidiger dieser Institution nehmen an, daß sie uns ohne Veränderung seit der Regierung Alfred's überliefert worden, und ahnen nicht den wahren Charakter, den sie ursprünglich hatte. Nach dem normannischen Gesetz wurden die Angeklagten überführt oder freigesprochen von der Anklage durch eine Untersuchungs-Kommission, die aus vierundzwanzig guten und loyalen Bewohnern des Landes bestand, welche von dem Sergeanten in der Nachbarschaft des Ortes, wo das Verbrechen begangen worden, zusammengerufen wurden. Dieser Beamte mußte die Personen, die er mit den Umständen des Faktums am besten bekannt glaubte, auswählen. Der Ankläger und der Angeklagte verwarfen diejenigen, deren Rechtschaffenheit und Glaubwürdigkeit ihnen verdächtig schienen; eben so wurden die erklärten Freunde oder Feinde und die nahen Verwandten der Parteien von der Liste entfernt. Diese Zeugen mußten ohne Aufschub und ohne vorausgegangene Citation erscheinen, um nicht eingeschüchtert oder bestochen zu werden. Ehe die Verhandlung begann, schritt man zu einer vorläufigen Anfrage bei vier Rittern, welche erklären mußten, ob sie den Angeklagten für schuldig hielten; dann fragte der Bailly in Gegenwart dieser Ritter die vierundzwanzig Geschwornen einzeln und abgesondert aus und konfrontirte sie dann mit dem Angeklagten, der sie aus rechtlichen Gründen beanstanden konnte. Wenn diese Beanstandung angenommen wurde, so wurde das Zeugniß der Geschwornen verworfen. Zuletzt sprach der Richter das Urtheil aus und trug es zu Protokoll."

In der anglo-normanniſchen Periode geht aus der Eidesformel, welche die Geſchwornen leiſteten, noch ihr urſprünglicher Charakter als Zeugen hervor: „Höret dies, ihr Richter! Wir werden die Wahrheit ſagen von den Dingen, die ihr uns im Namen des Königs fragen werdet, und keine Furcht wird uns abhalten, ſie zu ſagen.“

In Civilſachen ſind die erſten Fälle, auf die man das Jury-Verfahren angewendet hat, die, welche das normanniſche Geſetz mort d'ancestor und novel disseisin nennt, d. h. die Nachſuchung der Erbſchaft und der Wiedereinſetzung in den Beſitz eines früher beſeſſenen Gutes. Gerade dies waren Fälle, in welchen das ſtreitige Faktum durch Notorietät, durch das Zeugniß (veredictum) der Nachbarn, der Eigenthümer und Bewohner des Kantons entſchieden werden konnte.

Wenn man das trial by jury als einen „gerichtlichen Beweis“ anſieht, ſo erklären ſich daraus eine Menge Eigenthümlichkeiten des engliſchen Prozeß-Verfahrens, die ſonſt abſurd erſcheinen würden.

So ſteht es feſt, daß, wenn der Angeklagte ſein Vergehen eingeſteht, wenn er ſich für ſchuldig erklärt, die Jury nicht intervenirt und der Richter allein das Urtheil zu ſprechen hat; denn das Geſtändniß iſt ein rechtskräftiger Beweis wie die Jury, nicht mehr und nicht weniger ſtark als die Jury, und da einer von beiden zur Verurtheilung genügt, ſo iſt es überflüſſig, ſie zu häufen.

So ſchreibt auch, mit Ausnahme des ſummariſchen Verhörs durch den Friedensrichter und der Unterſuchung des coroners und ſeiner Jury bei gewaltſamen Todesfällen, das engliſche Geſetz kein vorläufiges Inſtructions-Verfahren zur Zuſammenſtellung der Beweiſe der Schuld vor, weil Geſchworne aus der Nachbarſchaft, aus dem Kanton (hundred), wo das Verbrechen begangen worden, als Zeugen berufen werden und ihr einſtimmiges Zeugniß ein rechtskräftiger und folglich hinreichender Beweis der Fakta ſeyn wird.

Selbſt die von den Geſchwornen geforderte Einſtimmigkeit zeugt für jenen Charakter eines rechtskräftigen Beweiſes, den ihre Mitwirkung bei der Prozedur und ihr Verdikt an ſich trägt. Daſſelbe läßt ſich von der Befugniß ſagen, die ihnen zuſteht, ein ſogenanntes „ſpezielles“ Verdikt zu fällen, d. h. ſich nur über gewiſſe Punkte der ihnen vorgelegten Sache auszuſprechen. Alle dieſe Regeln und Formen widerſtreben der Rolle von Richtern, vertragen ſich aber ſehr gut mit der von Zeugen.

(Fortſetzung folgt.)

Java.

Javaniſche Nationalfeſte.

III. Jagd.

Die Javaneſen ſind im Allgemeinen leidenſchaftliche Jagdliebhaber; ſie bedienen ſich dazu europäiſcher Feuergewehre, in deren Behandlung viele angeſehene Javaneſen große Geſchicklichkeit beſitzen. Sie geben daher auch für europäiſche Waffen viel Geld aus, und man kann es wohl gewiſſermaßen als eine ihrer nationalen Leidenſchaften betrachten.

Das eigenartigſte und wildkühnſte Vergnügen dieſer Art beſteht jedoch bei den javaniſchen Großen in der Hirſchtreibjagd. — Zu einer ſolchen werden gewöhnlich alle angeſehene Javaneſen der Umgegend von dem Häuptling eingeladen, welcher die Jagd veranſtaltet. Sie haben eigens dazu dreſſirte Pferde, die, ſobald ſie einen Hirſch ſehen, ihn unaufhaltſam verfolgen, durch Dickicht und Wald, über Abgründe und Felſenpäſſe und beinahe undurchdringliches allang allang, eine Art hohes Schilf, welches auf Java in großen Maſſen angetroffen wird. — Es beſteht dann keine Möglichkeit mehr, einen gut dreſſirten Hirſchfänger aufzuhalten, ſondern der Reiter muß ſich gänzlich dem tollen Jagen ſeines Pferdes überlaſſen. Und zwar geſchieht dies nicht auf geſattelten Pferden, ſondern auf dem kahlen glatten Rücken des Pferdes, das nur mit einem leichten Zügel aufgezäumt iſt. Auch die Reiter ſind bis auf eine kurze Hoſe vom Knie bis zur Hüfte ganz unbekleidet, um durch nichts in der freien Bewegung ihres Körpers gehindert zu ſeyn. — Die einzige Waffe, deren man ſich bei ſolchen Gelegenheiten bedient, iſt ein kurzer, ſchwerer und ſehr ſcharfer Säbel oder klewang, mit dem der, welcher das gejagte Thier zuerſt erreicht, es häufig mit einem Schlage niederfällt. — Oft geſchieht es auch, daß verſchiedene Jäger zu gleicher Zeit bei dem Hirſch anlangen und in blinder Wuth darauf loshauen, wobei ſchon manches Unglück vorgekommen iſt. So wurde z. B. der Bruder eines der mächtigſten Fürſten auf Java vor einigen Jahren auf dieſe Weiſe ums Leben gebracht. Er langte mit einem ſeines Gefolges zu gleicher Zeit bei dem Thier an und bog ſich eben vornüber, um den entſcheidenden Schlag zu thun, als ihm der ſcharfe Säbel ſeines Rivalen, der im ſelben Augenblick von der anderen Seite anlangte und zuſchlug, die ganze Bruſt mit einem Schlag aufſpaltete, ſo daß er leblos vom Pferde ſank. Der Andere tödtete den Hirſch und verſchwand im Dickicht, während das Gefolge des Regenten auf der Stelle anlangte. Wenige Minuten darauf fand man auch den Leichnam des anderen Jägers. Er hatte ſich aus Verzweiflung ſelbſt den Tod gegeben.

IV. Theater und Tänzerinnen.

Die Geſchichte weniger Völker iſt vielleicht ſo reich an mythologiſchen Ueberlieferungen und hiſtoriſch fabelhaften Sagen als die der Javaneſen. Bücher oder Manuſkripte beſtehen davon wenig, aber ſie leben fort im Munde des Volkes und vererben ſich vom Vater auf Sohn und Enkel im Lauf der Jahre. Die javaniſche Tragödie hat ſich dieſer verſchiedenen Mythen Meiſter gemacht und führt ſie auf den öffentlichen Plätzen, den Baſar's und auf den Straßen zur Beluſtigung des Volks auf die Scene. Ihre Bühne iſt leicht aufgeſchlagen; die Unternehmer tragen Alles, was dazu nöthig iſt, bei ſich und ziehen ſo von einer Straße zur anderen. — Voran geht ein Javaneſe mit einer länglichen Pauke, durch deren Töne ſie ihre Annäherung verkündigen. — Für eine Kleinigkeit geben ſie eine kurze Vorſtellung. Eine von feinem Schilf geflochtene Matte wird auf den Boden aufgerollt, das Orcheſter, gewöhnlich aus drei oder vier Muſikanten beſtehend, die auf javaniſchen Inſtrumenten von Bambus und kupfernen Becken, die harmoniſch geſtimmt ſind, eine durch ihr Tempo höchſt eigenthümliche, aber gar nicht übel klingende Muſik machen, ſetzt ſich auf untergeſchlagenen Beinen in einem Halbkreis hin; der Direktor der Geſellſchaft holt aus ſeinem Puppenkaſten die an langen Drathfäden befeſtigten Schauſpieler hervor, und die Vorſtellung nimmt ihren Anfang. — Dies ſind nämlich Puppenſpiele (topeng golek), in denen bizarr gekleidete ausgeſtopfte Puppen als Schauſpieler agiren, während ein oder zwei Javaneſen dabei den Gang der Begebenheiten, die dargeſtellt werden, erzählen und ſo die ſprechenden Perſonen ergänzen. — Eine andere Art Komödie, aber in ähnlichem Genre, iſt das javaniſche Schattenſpiel oder wayang kulit, wo man die bizarren Verzerrungen, welche javaniſche Phantaſie zu erdenken im Stande iſt, in bunten, ſchwarz und gelb bemalten Schattenbildern ſieht. Beide Arten Vorſtellungen haben das Gemeinſchaftliche, daß dabei Alles Karikatur iſt, obgleich auch hier, ſo wie bei allen anderen javaniſchen theatraliſchen Vorſtellungen, hiſtoriſche Fakta zu Grunde liegen, die jedoch im Lauf der Jahre dergeſtalt mit Scenen der Märchenwelt verwebt und vermiſcht ſind, daß ſich der urſprüngliche Grundſtoff nicht mehr herausfinden läßt.

Außerdem beſitzen die Javaneſen eine Art ſceniſcher Vorſtellungen, welche durch Menſchen ausgeführt werden. — Sie beſtehen hauptſächlich in einem eigenthümlichen Tanz, der gewöhnlich von Geſang und Muſik begleitet wird. Oft ſieht man in den Straßen Batavia's abenteuerlich gekleidete und geſchmacklos aufgeputzte Frauen in Begleitung eines Muſik-Corps wie das oben beſchriebene. Dies ſind die niedrigſten Tänzerinnen oder ronging's, die für wenige Kupferpfennige auf den öffentlichen Plätzen ihre trivialen Tänze aufführen.

Die reichen und angeſehener Javaneſen im Innern haben ſtets verſchiedene Tänzerinnen im Dienſt, die bei allen feſtlichen Gelegenheiten tanzen müſſen. Dieſe heißen tandak's und ſtehen viel höher als die erſtgenannten. — Sie ſind gewöhnlich jung und hübſch, aber dennoch fehlt ihnen Grazie und Anmuth beinahe gänzlich. Der Geſang, der unzertrennlich mit dem Tanze iſt iſt gellend und monoton. Die Textworte dieſer Geſänge werden gewöhnlich improviſirt und enthalten daher oft Erzählungen aus der Gegenwart oder Anſpielungen auf dieſen oder jenen der Zuhörer; — häufig behandeln ſie auch hiſtoriſche Momente. Der javaniſche Tanz beſteht in einer langſamen und anmuthsloſen Verrenkung und Bewegungen der Arme und des Körpers, wobei die Tänzerinnen ſich gewöhnlich in Kreislinien bewegen und in verſchiedenartigen Stellungen Haß, Liebe, Rache, Eiferſucht und andere menſchliche Leidenſchaften darſtellen. — Die Kleidung beſteht dabei in einem faltigen buntfarbigen Gewande (sarong), das von den Hüften bis auf die Knöchel herabfällt und Bruſt und Hals unbedeckt läßt; bisweilen bedienen ſie ſich noch eines Shawls, der auf verſchiedenartige Weiſe angebracht und behandelt wird. — Die meiſten javaniſchen Tänze werden allein durch Mädchen ausgeführt, einige jedoch auch durch beide Geſchlechter. Letztgedachte Tänze ſtellen dann gewöhnlich wie der ſpaniſche fandango das Verlangen und Ausweichen zweier Liebenden dar.

Den europäiſchen Zuſchauer ermüdet dieſer javaniſche Tanz in kurzer Zeit. Die Javaneſen können dagegen ganze Nächte hindurch mit Vergnügen dergleichen Tänze vor ſich aufführen ſehen, ohne ihrer müde zu werden. Die Großen geben dafür jährlich bedeutende Summen aus.

Mexiko.

Mexikaniſche Reiſe-Abenteuer.

Von Platon v. Tſchichatſchev.*)

Geographiſche Unterſuchungen waren von jeher mein Steckenpferd. Ihnen zu Liebe bereiſte ich fünf Jahre lang die ehemaligen ſpaniſchen und britiſchen Kolonieen ſowohl als deren Mutterländer. Mehr als ſieben Monate brachte ich in Mexiko zu und beſuchte die wichtigſten Bergwerke dieſes Landes, in Guanajuato, Zacatecas und Real del Monte. Ich hatte die Abſicht, zu Lande nach Mittel-Amerika vorzudringen und meine Reiſe über den Iſthmus von Panama nach Columbien fortzuſetzen; aber der Bürgerkrieg, der eben ausgebrochen war, und die regniche Jahreszeit, die alle Straßen unwegſam machte, verhinderten mich, jene merkwürdigen und wenig bekannten Gegenden zu erforſchen. Ich entſchloß mich alſo, nach Acapulco zu reiſen, um mit dem erſten Schiffe, welches ich antreffen würde, mich nach den Aequatorial-Ländern Süd-Amerika's zu begeben.

*) Dieſer bekannte Reiſende hat vor kurzem ein Werk über ſeine amerikaniſchen Wanderungen veröffentlicht, aus dem wir obige Epiſode mittheilen. Ein ausführlicher Bericht über daſſelbe wird nächſtens in dem von Herrn A. Erman redigirten „Archiv für die wiſſenſchaftliche Kenntniß Rußlands“ erſcheinen.

Zu jener Zeit war Santana Präsident der mejikanischen Republik. Er rieth mir, die Hauptstadt nicht zu verlassen, weil gerade damals in den westlichen Provinzen ein allgemeiner Aufstand der Farbigen gegen die Weißen begonnen hatte — eine natürliche Reaction der unmenschlichen Behandlung, die Jene während der spanischen Herrschaft erfuhren. Von blutigen Scenen der Anarchie umgeben und jeden Augenblick erwartend, die Straßen der Hauptstadt durch Barrikaden versperrt zu sehen, faßte ich nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß, meinem ursprünglichen Reiseplan so weit als möglich getreu zu bleiben und den Weg nach Acapulco einzuschlagen. Der junge Lord R***, der mich aus den Vereinigten Staaten nach Mejiko begleitet hatte, wollte die Reise nach Süd-Amerika nicht fortsetzen. Es warteten seiner in England ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfund Sterling und eine schöne junge Frau, und ich konnte es ihm daher nicht verdenken, daß er sich einem so gefährlichen Unternehmen entzog.

In Friedenszeiten reist man gewöhnlich von Mejiko nach Acapulco in acht Tagen; meine Reise dauerte anderthalb Monat. So lange wir in der tierra fria *) waren, konnten wir unseren Weg ohne große Schwierigkeit verfolgen, sobald wir aber in die tierra caliente niederstiegen, befanden wir uns gleichsam im Brennpunkt der Anarchie, die jenes unglückliche Land verheerte. Ein spanischer Kaufmann, aus Asturien gebürtig, hatte sich unserer kleinen Karawane angeschlossen; wir waren gut bewaffnet und wählten immer Nebenwege, um nicht auf die Banden des Alvarez zu stoßen, der das Kommando über die Farbigen übernommen hatte und die Weißen mit dem Tode bedrohte. Anfangs schien uns das Glück zu lächeln; wir glaubten schon allen Gefahren entronnen zu seyn und dankten dem Himmel für seinen Schutz — als wir eines schönen Morgens, aus einer waldigen Schlucht hervorreitend, ganz unvermuthet einem Räubertrupp begegneten. Wie ein Donnerschlag traf uns der Ruf: Halto! ayi bocca a bajo! (Halt! Das Gesicht auf die Erde!) Sie waren 25—30 Mann stark — wir nicht mehr als vier, von denen nur zwei mit den Waffen umzugehen wußten. Ich wollte Unterhandlungen einleiten und bot ihnen ein Lösegeld an; aber statt der Antwort erfolgte nur eine Wiederholung ihres ersten Befehls. Hier war keine Hülfe; ohne uns dem gewissen Tode auszusetzen, konnten wir von unseren Waffen keinen Gebrauch machen — wir konnten nicht einmal fliehen, da wir von allen Seiten umringt waren. So stiegen wir denn vom Pferde, legten uns platt auf die Erde und waren in wenigen Minuten rein ausgeplündert; selbst die Kleider und Stiefeln wurden uns genommen, da die Banditen darin Geld zu finden hofften. Unter starker Bedeckung wurden wir nach einem kleinen indianischen Dorfe gebracht, welches sich einige Werst von diesem unseligen Orte befand und wo man uns in eine Scheune einsperrte, an deren Thür eine Schildwache gestellt wurde. Hierauf verließen uns die Guerillas, um auf weitere Abenteuer auszuziehen, und kehrten gegen Abend halb betrunken zurück. Sie erzählten, daß sie zwei Gachupinos **) getödtet hätten, und gaben uns zu verstehen, daß wir bald dasselbe Schicksal haben würden. Ich bemühte mich, sie zu überzeugen, daß ich kein Spanier sey; zuerst wollten sie mir nicht glauben, erwiederten aber endlich: Es siempre la misma sangre maledita! (Es ist immer dasselbe verfluchte Blut!)

Die ganze Nacht erblickten wir die Räuber nicht wieder; von Blut und Gold gesättigt, berauschten sie sich jetzt mit Pulque ***). Mein asturischer Reisegefährte, der so blaß und durchsichtig wie eine Wachskerze aussah, betete seinen Rosenkranz ab und beichtete seine Sünden; er war in solcher Angst, daß er sich schon halb todt glaubte. Bei seinen jämmerlichen Geberden konnte ich mich anfangs kaum des Lachens erwehren; am Ende wurde ich aber unwillig. Wir mußten etwas Entschiedenes unternehmen, und die Resignation des Asturiers war durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich kroch also zu ihm hin, schüttelte ihn beim Arm, um ihn aus seiner Erstarrung zu reißen, erinnerte ihn an seine Frau, seine Kinder, seine Heimat — das spanische Blut erwachte, und wir verabredeten bald unseren Plan.

Die Hitze war drückend, und wir baten unseren Wächter, uns Pulque zu verschaffen. Ich zeigte ihm den schönen Rosenkranz des erstaunten Asturiers und versprach, ihn damit zu beschenken, wenn er unseren Wunsch erfüllen würde. Der zweileinige Cerberus konnte der Versuchung nicht widerstehen; das beliebte Getränk wurde herbeigeholt, und als wir ihn einluden, daran theilzunehmen, hatte er die Unvorsichtigkeit, in unser Anerbieten zu willigen. Nach Beendigung des Trinkgelages streckten wir uns in einer Ecke der Scheune auf den Boden nieder, und der Wächter, der sein Amt nicht ganz vergessen hatte, legte sich quer vor der Oeffnung hin, die in unserem Gefängniß die Stelle einer Thür vertrat. Nach wenigen Minuten hörten wir ihn schnarchen, und die Büchse, die er bisher nicht aus den Händen gelassen, rollte zur Erde. Jetzt war der kritische Augenblick; wir mußten über diesen Menschen hinwegschreiten oder vielleicht am nächsten Morgen das Leben verlieren. Ich warf meine Augen auf den Asturier; er war von neuem in Muthlosigkeit versunken, zitterte wie Espenlaub und brummte etwas vor sich hin. Ich sagte kein Wort, sondern sprang mit einem Satz über die schlummernde Schildwache. Zwischen zwei Feuer gestellt, entschloß sich der Asturier, meinem Beispiel zu folgen, stieß aber in seiner Angst gegen den Fuß des Schläfers. Es war eine furchtbare Minute — eine Minute, in der das Herz von selbst stillsteht. Der Wächter, durch meinen ungeschickten Gefährten in seiner Ruhe gestört, streckte plötzlich die Hände aus, als ob er nach etwas greifen wollte. Wir stürzten uns auf ihn, bereit, ihn bei der geringsten Bewegung zu erwürgen ... Einige Sekunden lang starrten wir ihn an, ohne uns zu etwas entschließen zu können; nur im äußersten Fall wollten wir das Blut dieses Menschen vergießen. Zum Glück wachte er nicht auf; seine Bewegung war rein mechanisch gewesen, und er lag bald wieder in tiefem Schlummer.

Bei Tages-Anbruch befanden wir uns schon in den jungfräulichen Wäldern Mejiko's, entfernt von dem Orte, wo sich jene schreckliche Scene ereignete. Wir wanderten umher, ohne zu wissen, wohin uns der Weg führen würde, indem wir des Tages, als die Indianer auf der Arbeit waren, die Frauen und Greise um Speise baten. So vergingen ungefähr zwei Wochen. Von Hunger und Mühsalen erschöpft, von Moskitos und Dornen zerrissen, gelangten wir eines Abends unverhofft an das Seeufer, etwa 80 Werst von Acapulco. Es war eine Bucht des Stillen Meeres, unter dem Namen der Pallisade bekannt — ein Zufluchtsort der Schleichhändler und Korsaren. Hier warteten wir sechs Tage lang in der elendesten Lage auf die Ankunft eines Fahrzeugs. Am siebenten zeigten uns die ersten Strahlen der Sonne die Mastspitzen eines Schiffes, und wir bemerkten bald ein kleines dreieckiges Segel, welches gerade auf uns zu steuerte. Gegen Abend kam ein mit Schwarzen bemanntes Boot ans Ufer; es waren bei ihnen nur zwei Weiße — der Capitain des Fahrzeugs und sein Unter-Steuermann, die nach einigen Minuten, vor unserem Bivouacfeuer gelagert, ihren Schiffszwieback mit uns theilten.

Unsere traurige Geschichte war bald erzählt. Der Capitain, der mit Contrebande (Silber in Barren und Cochenille) hierher gekommen war, willigte ein, uns auf sein Schiff zu nehmen, aber mit der Bedingung, daß jeder von uns 15 Doublonen (circa 330 preuß. Thaler) für die Ueberfahrt bezahlte. Ein solcher Preis wäre auch für Millionaire zu hoch gewesen, und für uns, die wir nichts als das Hemde hatten, war er natürlicherweise unerschwinglich; ohne uns indessen über eine so empörende Habsucht zu beklagen, versprachen wir ihm Alles, was er nur forderte, und warteten mit Ungeduld auf das Schiff, welches auf der offenen See lavirte.

Unterdessen erhob sich ein Sturm, und zwar ein solcher, wie sie nur zwischen den Wendekreisen stattfinden. Die glatte Oberfläche des Meeres, die kurz zuvor kaum von einem Lüftchen gefurcht wurde, wallte plötzlich auf und bedeckte sich mit weißem Schaum. Das Schiff, das der Gewalt des Orkans nicht widerstehen konnte, verschwand aus unseren Augen, und wir erfuhren später, daß es nach einigen erlittenen Beschädigungen in dem Hafen von Acapulco Schutz suchen mußte. Zwei Tage erwarteten wir seine Zurückkunft; da es sich jedoch nicht sehen ließ, so stießen wir in der Schaluppe vom Ufer ab. Wir mußten wenigstens vierundzwanzig Stunden rudern, um ein steiles, abschüssiges Vorgebirge zu umschiffen, welches den Felsen des Meerbusens von Acapulco zur Gränze dient, und bald darauf erhob sich von neuem ein ungünstiger Wind, der immer stärker wurde. Am Ende des zweiten Tages hatten wir erst die Hälfte unserer Reise zurückgelegt. Der Mundvorrath, der hauptsächlich aus Schiffszwieback und Zwiebeln bestand, war fast erschöpft, und auch das Wasser ging zu Ende, während wir aus Furcht vor den an der Küste umherschweifenden Banditen nicht zu landen wagten. Es blieb nur noch ein kleines Fäßchen Arrak übrig, aus dem der Capitain von Zeit zu Zeit kleine Portionen austheilte, um unsere geschwächten Kräfte aufrecht zu erhalten. Am dritten Tage empörten sich die Malayen, die den größten Theil der Equipage bildeten *), und drohten, uns ins Meer zu werfen, wenn wir ihnen nicht den Arrak überließen. Wir mußten nachgeben — aber kaum war das Faß in ihrer Händen, als sie gleich wilden Thieren mit rasender Gier darauf losstürzten und es in einem Augenblicke leerten.

Jetzt begann eine schauderhafte Scene; Keiner wollte rudern, Keiner gehorchen. Bald entspann sich eine Schlägerei, und ein Mulatte fiel, von dem Crik oder Dolch eines Malayen durchbohrt. Wir konnten die Schaluppe nicht länger auf dem Meere regieren, welches in der Nacht sehr hoch ging und uns gegen Tagesanbruch an die Küste warf. Wir wurden Alle ins Meer geschleudert; zwei ertranken, die Uebrigen retteten sich mit Mühe, von den Wellen verfolgt, die sich gegen das Ufer brachen und das Boot zertrümmerten. Die Ladung ging verloren; Niemand bekümmerte sich um sie — wir hatten nur einen Gedanken: den unerträglichen Durst zu löschen, von dem wir gequält wurden. Die Mannschaft zerstreute sich in allen Richtungen, um frisches Wasser zu suchen; wie groß war unsere Freude, als wir endlich eine Quelle entdeckten, die aus einer Felsenkluft hervorsprudelte! Alles stürzte sich auf sie hin, und mit solchem Ungestüm, daß eine förmliche Balgerei entstand. Ich erröthe noch bei der Erinnerung dieses Faustkampfs, an dem auch ich theilnahm; es ist leider nur zu wahr, daß die Bedürfnisse des Körpers den Menschen bis zum Thier herabwürdigen können. In diesen brennenden Himmelsstrichen, wo die Sonne das Blut mit fieberhafter Hitze erfüllt, sind auch die Leidenschaften glühender und wilder als in gemäßigten Regionen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß der Durst zu den schrecklichsten Qualen gehört; er übertrifft in dieser Hinsicht den Hunger und kann den Leidenden zur Verzweiflung bringen.

Nachdem wir unseren Durst gestillt, sahen wir uns nach Schildkröten um, deren es hier eine unglaubliche Menge giebt, und alle Schildkröten-Eier, die wir nur antrafen, wurden ohne Barmherzigkeit verschlungen. Die Sonne näherte sich schon ihrem Zenith; wir mußten an Mittel denken, die längs dem Ufer laufenden Felsen zu ersteigen, die uns noch von Acapulco trennten. Die

*) Unter dem Namen der tierra fria (des kalten Landes) versteht man die Bergländer; unter dem der tierra caliente (des warmen Landes) die Ebenen und die Seeküste.

**) Gachupino ist ein Schimpfname, den die Mejikaner den Spaniern beilegen.

***) Ein gegohrenes Getränk aus dem Marke der Aloe, von milchweißer Farbe und nicht sehr angenehmem Geschmack. Zuerst kühlt es ab, später aber berauscht es.

*) Diese Malayen waren auf den philippinischen Inseln für die „Voladora" — so hieß die Brigg unseres Schmuggelers — angeworben worden.

Malayen verweigerten den Gehorsam und fuhren fort, sich an den Eiern gütlich zu thun; zwei von ihnen aßen so unmäßig, daß sie am Fieber erkrankten. Nach langen Unterhandlungen entschlossen sich einige von uns, den Bergrücken zu erklimmen. Die zackigen Felsen zerrissen uns die Füße, und als wir endlich bei den Stadtthoren anlangten, glichen wir eher blutenden Phantomen als Menschen. Die Stadt Acapulco, die zu jener Zeit durch unaufhörliche Erdbeben heimgesucht wurde, war so eben in Belagerungsstand erklärt worden, und wir brachten es nur mit Mühe dahin, daß man uns einließ. Der Capitain begab sich sogleich nach seiner Brigg, die im Hafen vor Anker lag, und erklärte mir am folgenden Tage bestimmt, daß er mich hier zurücklassen werde, wenn ich ihm nicht die Hälfte des Passagegeldes im voraus bezahlte. Dieses hieß mir das Messer an die Kehle setzen. In Verzweiflung bat ich ihn, so lange zu warten, bis ich in San Leon de Nicaragua oder in Guayaquil die Duplikate meiner Wechsel erhalten würde, die man auf einer anderen Route aus Mexiko dorthin befördert hatte; aber umsonst — er drohte, mich in dieser Räuberhöhle zurückzulassen.

Glücklicherweise befand sich damals ein Engländer, der Major R., in Acapulco. Ohne mich zu kennen, bot er mir mit der größten Bereitwilligkeit acht Doublonen an, wogegen er einen Wechsel auf meinen Banquier in Mexiko nahm; er rieth mir indessen, nicht mit der Brigg zu segeln, da er an ihrer Ausrüstung gewahren konnte, daß sie nicht bloß zum Schleichhandel bestimmt sey, und auch der Capitain ihm wenig Zutrauen einflößte. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich in dieser Hinsicht ganz mit dem Engländer übereinstimmte; aber ich hatte keine Wahl, da es zwei bis drei Monate dauern konnte, ehe ein anderes Schiff an dieser Küste erscheinen würde. Uebrigens hatte ich nichts zu verlieren, als das Leben, und dieses wird auf solchen Reisen so oft aufs Spiel gesetzt, daß man nur in Augenblicken der äußersten Gefahr an dessen Rettung denkt. Ich trennte mich also von dem großmüthigen Briten und sagte auch meinem armen Asturier Lebewohl, der, wie es scheint, im Ueberschreiten der schlafenden Schildwache seinen ganzen Muth erschöpft hatte und keine Lust zeigte, das Stille Meer zu überschreiten.

Ein günstiger Wind schwellte bald unsere Segel, und die „Voladora" flog rasch über die Wogen nach den grünen Ufern von Guayaquil. Sobald wir uns auf offenem Meere befanden, ging mit unserem Schiffe eine gänzliche Veränderung vor. In wenigen Minuten nahm es eine kriegerische und drohende Miene an; auf dem Verdeck erschienen sechzehn Karronaden, von denen man vierzehn im Raum verborgen hatte, so lange die Brigg am Ufer lag, und wie durch einen Zauberschlag vermehrte sich auch die Mannschaft — man hätte glauben sollen, daß diese wilden Gesichter aus dem Meer emporgestiegen wären. Die Maske abwerfend, zeigte sich der Capitain in seinem wahren Charakter — dem Charakter eines Seeräubers.

Er war aus Genua gebürtig und ein Zögling des dortigen Kadetten-Corps. Nachdem er den Rang eines Schiffs-Fähnrichs erreicht hatte, verließ er seine Flagge in Rio-Janeiro und wählte das Handwerk eines Korsaren. Seiner Missethaten wegen zum Tode verurtheilt, entrann er der Strafe auf derselben „Voladora", die ihn jetzt leicht und sorglos über die blauen Gewässer des Oceans trug. Im Aeußeren dieses Menschen lag etwas Unheimliches; sein Blick glich dem Blicke einer Schlange, und in der Tiefe seiner bräunlichgrauen Augen lauerte eine Wildheit, die durch seine scheinbare Freundlichkeit hervorschimmerte. Seine Stimme war zischend, und eine kleine Gestalt und langes röthliches Haar vollendeten die Seltsamkeit seiner Erscheinung. Instinktmäßig und ohne mir davon Rechenschaft zu geben, mußte ich ihm mißtrauen.

So hart die Bedingungen auch waren, unter welchen er mich auf sein Schiff genommen hatte, bemühte ich mich doch, ihm auf alle Weise gefällig zu seyn, da ich recht gut fühlte, daß mein Schicksal in seinen Händen lag. Da ich zum Glück einen Troughtonschen Sextanten bei ihm fand, so erbot ich mich, ihn in seinen astronomischen Observationen und Berechnungen zu unterstützen. Acht Tage lang ging Alles ziemlich gut, obgleich er seit der Abreise von Acapulco im Allgemeinen nicht sehr freundlich mit mir umging; einst aber, als der Wind contrair war und die Wellen stark über das Verdeck der Brigg spülten, beleidigte er mich mehr als gewöhnlich durch die Unverschämtheit seiner Aeußerungen. Anfangs gab ich ihm keine Antwort; zuletzt glaubte ich indessen, daß es Zeit wäre, seiner Frechheit ein Ziel zu setzen, und machte ihm bemerklich, daß eine solche Behandlung mit funfzehn Doublonen zu hoch bezahlt sey. Bei diesen Worten sprühten seine Schlangenaugen Feuer; er biß sich in die Lippen und befahl mir mit einer vor Wuth zitternden Stimme, nach dem Raum hinunter zu gehen. Ich weigerte mich; es entspann sich ein Streit, und er zückte mit drohender Geberde seinen Dolch. Bis aufs Aeußerste gebracht, verlor ich endlich die Geduld; ich stürzte mich auf ihn und entwand ihm den Dolch. Diese Voreiligkeit hätte mir beinahe den Untergang bereitet. Ohne sich zu rühren, heftete der Korsar seine Augen auf die meinigen und folgte jeder meiner Bewegungen. Während wir uns gegenseitig so bewachten, fühlte ich plötzlich, daß ich von hinten ergriffen werde, und der Dolch wird mir aus der Hand gerissen. Als der Capitain mich ganz in seiner Macht sah, änderte sich der Ausdruck seines Gesichts, gleich dem Delphin, dessen glänzende Schuppen ihre Farbe in den Sonnenstrahlen wechseln. „Sie beklagen sich so sehr über mich, Señor Caballero", sagte er in einem Tone bitterer Ironie, — „vielleicht gefällt Ihnen die Gesellschaft der Haien besser. Werft ihn ins Meer!"

Die Art, wie er dieses Todesurtheil aussprach, versteinerte mich. Ich begann mit ihm zu unterhandeln, und er ließ sich endlich bereden, meines Lebens zu schonen. Einige Tage darauf liefen wir in den Hafen von Guayaquil ein, wo eine schöne peruanische Korvette vor Anker lag; der Korsar zog die peruanische Flagge auf und segelte kühn an ihr vorüber. Wir ankerten neben dem Ufer; die Kanonen wurden von neuem hinweggeräumt, und die Hälfte der Equipage machte sich unsichtbar. Der Capitain, der in der Stadt mit dem Hafen-Commandeur und anderen Personen Geschäfte hatte, begab sich unverzüglich ans Land, indem er mir aufs strengste verbot, ihm zu folgen. Ich antwortete keine Silbe; so wie ich ihn jedoch in den Straßen von Guayaquil verschwinden sah, sprang ich über Bord und schwamm ans Ufer.

Sobald ich gelandet war, fragte ich die Vorübergehenden, die mit Erstaunen auf mich blickten, nach der Wohnung des mexikanischen Konsuls. Ich wußte, daß man diesen schon längst von meiner bevorstehenden Ankunft in Guayaquil benachrichtigt hatte. Durchnäßt, wie ich war, meldete ich mich bei ihm und erzählte ihm sogleich mein Abenteuer mit dem Korsaren. Der Konsul, ein Mann von Ehre und Entschlossenheit, führte mich zu seiner Gattin, bat sie, für mich zu sorgen, und eilte dann selbst nach der peruanischen Korvette.

Nachdem ich meine Kleider gewechselt hatte, begab ich mich nach dem Hafen, da ich neugierig war, was man mit dem Piraten anfangen werde. Ehe ich jedoch den Landungsplatz erreichte, sah ich zu meinem größten Leidwesen die „Voladora" unter Segel und aus dem Flusse eilen. Die Kriegskorvette lichtete gleich nachher die Anker; als sie aber nach etwa vierzehn Tagen wieder in Guayaquil ankam, erfuhr ich zu meinem Verdrusse, daß sie den Korsaren nicht hatte einholen können, da er ihr bei leichtem Winde durch die Schnelligkeit seines Gangs entschlüpfte. Ich gestehe, daß es mir äußerst leid that, den Genueser nicht an seinem eigenen Mastbaum hängen zu sehn....

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Novellistik in England.** Unter dem Titel *Tales from the German* haben die Herren Oxenford und Zelling in London eine Sammlung von Erzählungen herausgegeben, die sie aus dem Deutschen übersetzt, und zwar befinden sich darunter Märchen und Novellen von Musäus, Schiller, Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann, Karl Immermann, van der Velde und Wilhelm Hauff. Die lebenden deutschen Novellisten sind von den beiden Herausgebern, von denen der Eine ein Engländer und der Andere ein Deutscher ist, bisher gänzlich ignorirt worden; vielleicht werden diese in der versprochenen zweiten Abtheilung bedacht seyn. Immer aber bleibt es merkwürdig genug, daß, so viel sich auch auf diesem Gebiete der Leipziger Meß-Katalog alljährlich durch Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen bereichert, unsere Novellen, mögen sie nun Zeittendenzen haben oder nicht, weder in England noch in Frankreich irgendwie ansprechen wollen. R. E. Prutz, in einem viel Treffendes enthaltenden Aufsatz „über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen" (im dritten Jahrgang seines „Literarhistorischen Taschenbuches" für 1845), findet den Grund darin, daß wir eines öffentlichen Lebens, eines praktischen Vereinigungspunktes entbehren, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinsamem Interesse zusammenkommen. Unsere Dichter schöpften (wie er sagt), statt aus der Fülle des Lebens, aus den Kompendien der Aesthetik; wir haben keine Geschichte — wie wollen wir Geschichten erfinden, bei denen wir selbst und andere gute Leute Unterhaltung finden können? Was Wunder also auch, wenn unsere Leih-Bibliotheken sich fortwährend mit Uebersetzungen französischer und englischer Unterhaltungsliteratur füllen, während die auf künstlichem oder unpraktischem Boden sich bewegenden Erzeugnisse unserer eigenen Unterhaltungsschriftsteller nicht über das Weichbild unserer Städte hinaus kommen?

— **Victor Hugo.** Dieser Dichter scheint sich vom Theater ganz und gar zurückziehen zu wollen; seit seinen verunglückten „Burgraves" hat er keinen neuen Versuch gemacht, die französische Bühne zu bereichern, und letztere scheint sich dabei auch vollkommen zu beruhigen. Dagegen soll in diesem Winter ein neuer Band seiner lyrischen Gedichte erscheinen, worauf man mit Recht sich freut, weil dies das Feld, auf dem er allen seinen zeitgenössischen Landsleuten wirklich überlegen ist. Denn auch seine Kunst der Prosa hat seit seiner Notre-Dame de Paris nur Rückschritte gethan, und sein Buch, Le Rhin, obwohl jetzt eine zweite Auflage davon und demnächst auch ein dritter Band angekündigt ist, der den Rhein bis zu seiner Quelle, so wie die Schweiz überhaupt, darstellen soll, enthält für uns nur sesquipedalia verba. Noch immer heißt es, der Dichter strebe, nachdem er in der Akademie seinen Platz gewonnen, nun auch nach den Ehren der Pairs-Kammer. Allein da möchte er schwerlich auf seinem Platze seyn, denn ein Politiker ist Victor Hugo nicht; viel begieriger sind wir auf die akademische Gedächtnißrede, die er nächstens seinem Kollegen Delavigne halten soll, wobei er auch noch die schwierige Aufgabe haben wird, Herrn Saint Marc Girardin und Herrn Sainte-Beuve, die ihm schon manche kritische Wahrheit in der Sorbonne und in den Journalen gesagt, als neue Mitglieder der Akademie der Vierzig zu begrüßen.

Berichtigung.

Im vor. Bl. des Magazins S. 552. Sp. 1. Z. 13—14 v. u. statt „Humoristen" l. Humanisten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 21. November 1844.

Buchara.

Colonel Stoddart, Capitain Conolly und Dr. Wolff.

Von dem großen Weltdrama: die Engländer in Asien, dessen Katastrophe schon ein Jahrhundert währt, dessen Schauplatz von den Ufern des rothen bis an die des stillen Meeres reicht, unter dessen Helden selbst die Riesenfigur Hyder Ali's nicht vereinzelt dasteht, — waren die Scenen, welche in den letzten Jahren westlich und nordwestlich von Indien vorgingen, keineswegs die minder interessanten. Wir haben dabei Gelegenheit gehabt, uns in Kabul, Ghasni und dem Chaibarpasse umzusehen, die militairischen Großthaten von Nott, Pollock und Sale so wie den weiblichen Heldenmuth der Gattin des Letzteren zu bewundern, als unparteiische Zuschauer auch wohl die Macht des Unabhängigkeitsgefühls zu erkennen, welches in dem kriegerischen Stamme der Afghanen lebt. Weniger möchte es bekannt seyn, daß die so vielfach besprochenen Schicksale der englischen Offiziere Stoddart und Conolly, deren unglückliches Ende nun kaum noch zu bezweifeln ist, mit jenen Begebenheiten in einer Art von Zusammenhang stehen, und es wird darum, bevor mit der nun bald zu erwartenden Rückkehr des Dr. Wolff diese Angelegenheit beendet ist, der folgende Bericht unseren Lesern nicht unwillkommen seyn.

Im Jahre 1838 ward dem englischen Gesandten zu Teheran von dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, der Auftrag ertheilt, einen seiner Offiziere, den er zur Erreichung des ihm mitgetheilten Zweckes für besonders geeignet erachte, nach Buchara zu senden; und allerdings galt es eine für einen englischen Offizier ganz eigenthümliche Pflicht zu erfüllen: die Auslösung russischer Gefangenen. Es war nämlich ungefähr zu Anfange jenes Jahres eine reiche Karawane, worunter 300 russische Kaufleute, über die persische Provinz Masanderan und die Steppen westlich vom Oxus kommend, an der Gränze der Bucharei erschienen, vorgeblich, um mit ihren Waaren die Messen von Chokan und Farkand zu besuchen. Bei ihrem Durchzuge an verschiedenen Orten war hier und da lautbar geworden, jene Kaufleute, deren Aeußeres eben nicht glänzend erschien, seyen nichtsdestoweniger im Besitze großer Reichthümer, — Veranlassung genug, alle Horden der Wüste zu einer gemeinschaftlichen Expedition zu vereinigen, um sich in die Güter und ihre Besitzer zu theilen. Usbeken, Kirgisen, Chiwaner, Turkomanen thaten sich zu einem vollständigen Heere zusammen, dem sich sogar Weiber und Mädchen, von der diesen Stämmen innwohnenden Plünderungslust beseelt, anschlossen. An der engsten Stelle eines Passes, den die Karawane zu durchwandern hatte, postirte sich die Räuberschaar zu beiden Seiten, überfiel die Sorglosen zur Nachtzeit, wo jede Vertheidigung unmöglich war, und machte sie ohne Blutvergießen Alle auf einmal zu Gefangenen. Die reichen Waaren wie das in großer Menge vorgefundene baare Geld wurden vertheilt und die Kaufleute, merkwürdiger Weise lauter blühende Jünglinge, selber zur Waare für die Sklavenmärkte Mittel-Asiens gemacht. Jetzt kam ein äußerst befremdlicher Umstand ans Licht. Die vorgeblichen Kaufleute waren sammt und sonders Offiziere, die zu gleicher Zeit diese Gegenden verkleidet zu durchstreifen den Plan gefaßt, ja, was noch auffallender, zu gleicher Zeit die Erlaubniß dazu erhalten haben mußten. Mit einem Worte, es waren Abgeordnete Rußlands, die sich mit Hülfe ihres Goldes zuerst bei den verschiedenen Chans und Emirs in Turkestan einschmeicheln, dann versuchen sollten, dieser Barbaren militairische Kräfte zu formiren und auszubilden, ohne Zweifel, um sie zu friedlicheren Nachbarn der Briten in Indien zu machen.

Wir unterbrechen hier für einen Augenblick den Fortgang der Erzählung, um zweifelsüchtigen Lesern, denen manche der eben angeführten Details unwahrscheinlich vorkommen möchten, die Versicherung zu ertheilen, daß wir dem englischen Berichterstatter — welcher sich zur Whigpartei bekennt und dem Ministerwechsel von 1841 alles seitdem in den fünf Erdtheilen vorgefallene Unglück zuschreibt — wenn auch im Auszuge, doch treu nacherzählen, und unser englischer Berichterstatter ist „ein ehrenwerther Mann". Er zählt sogar unter seinen Quellen ein zu Petersburg aus der Druckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hervorgegangenes Werk: „Nachrichten über Chiwa u. s. w. vom General-Major Gens" auf, giebt aber nicht an, ob er die obige Geschichte aus demselben entnommen.

Kehren wir nun zu dem erwähnten Auftrage Palmerston's zurück. Der scharfblickende Staatsmann hatte, als jene Nachrichten ihn erreichten, alsbald die Absichten Rußlands durchschaut. Sicherlich war er auch auf diesen schlimmsten Fall vorbereitet gewesen und hatte nun, wo seine Ehre im Spiele war, den erwünschtesten Vorwand, um ein mächtiges Heer über den Oxus zu führen. Dem konnte nur durch ein schnelles Manöver vorgebeugt werden, und so erhielt Colonel Stoddart den Auftrag, entweder die russischen Offiziere auszulösen oder den Emir zu bewegen, daß er sie ohne Lösegeld ziehen lasse. Die Sendung, ohne Zeitverlust unternommen, ward vom besten Erfolge begleitet und dadurch Rußland im voraus jeder Veranlassung zu irgend einer Feindseligkeit beraubt. Welche Pflichten Stoddart zum fernern Verweilen nöthigten, müssen wir hier unerwähnt lassen; so viel ist gewiß, daß während der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Buchara die widersprechendsten Nachrichten über seine dortige Stellung einliefen. Bald genoß er des Emirs höchste Auszeichnung, wurde von ihm zu Rathe gezogen, wie ein Orakel betrachtet, bald wieder schien er in plötzliche Ungnade gefallen zu seyn, ward in den tiefsten Kerker geworfen, dem Hunger und Schmähungen aller Art preisgegeben und mit dem Tode bedroht. Die Ursachen dieser schwankenden Verhältnisse waren weder den Launen des Emirs, noch dem Betragen Stoddart's und des ihm später nachgefolgten Conolly zuzuschreiben, sondern weit über die Mauern der Bucharei hinaus aufzusuchen. So wie die Indus-Armee durch jene für undurchdringlich gehaltenen Pässe ihren Weg gebahnt und der britischen Macht in Afghanistan Anerkennung verschafft hatte, zeigte sich der politische Nasr Ullah seinen Gefangenen geneigt; er hatte ihre Unschuld entdeckt und suchte durch Geschenke und Ehrenbezeigungen aller Art das Frühere vergessen zu machen. Dost Muhammed und sein Sohn, von den usurpirten Thronen gestoßen, zuerst Flüchtlinge in Turkestan, dann Gefangene in Indien und von englischer Gnade abhängig, waren lebende Beispiele von dem, was die Feinde und Beleidiger Englands zu gewärtigen hatten. Sogar nach der unglücklichen Mordscene in Kabul wagte Nasr Ullah nicht, den Aufreizungen der Barukzai-Chefs Gehör zu geben und ihrem Beispiele gemäß die in seiner Gewalt befindlichen Engländer hinrichten zu lassen. Er mochte wohl den Briten zutrauen, sie würden nicht säumen, die Scharte auszuwetzen; andererseits durfte er es auch mit den blutdürstigen und rachgierigen Barukzais nicht verderben, und so begnügte er sich damit, die englischen Offiziere wieder ins Gefängniß führen zu lassen. Ein Signal zu ihrer abermaligen Freilassung waren die Operationen der Briten im Chaibarpasse, die Wiedereroberung von Kabul und Ghasni und die darauf folgenden Siege; aber da der Emir sah, daß sich die englischen Behörden in Indien nicht um das Schicksal ihrer Landsleute kümmerten, so gewann später die Politik der Barbarei wiederum die Oberhand. Eine Vermittelung von Seiten des russischen Gesandten, General Patrowski, der den Emir im Auftrage seiner Regierung zur Auslieferung der Gefangenen an dieselbe aufforderte, würde guten Erfolg gehabt haben, hätte nicht Colonel Stoddart selbst geglaubt, durch eine auf solche Weise erlangte Befreiung der Ehre seiner Nation etwas zu vergeben.

Nur einmal, und zwar kurz nach seiner Ankunft in Indien, hatte Lord Ellenborough sich der beiden Offiziere erinnert und ihretwegen ein Schreiben an Nasr Ullah ergehen lassen, das jedoch, wie man aus sicherer Quelle weiß, niemals an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist. Es enthielt ein so falsches wie unpolitisches Motiv, die Freiheit der Gefangenen herbeizuführen, nämlich die Angabe, Stoddart und Conolly seyen nur „unschuldige Reisende", ihre Schritte also von keinerlei Konsequenz, mit dem Beifügen, Nasr Ullah möge sie nur laufen lassen, er, der General-Gouverneur, wolle schon dafür Sorge tragen, daß sie sich nimmer wieder in seinem Lande blicken ließen. Der Empfang eines solchen Briefes würde den Emir nur berechtigt haben, jene Beiden als Lügner und Betrüger hinrichten zu lassen, die sich erdreistet hatten, einen offiziellen Charakter anzunehmen.

Was demnach von den Leitern der öffentlichen Angelegenheiten vernachlässigt worden, das zu bewerkstelligen unternahm endlich ein Privatmann, Capitain John Grover, der, früher mit Colonel Stoddart befreundet gewesen, den Entschluß gefaßt hatte, ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Aber nicht wollte er unnützerweise die Anzahl der Gefangenen Nasr Ullah's vermehren, sondern wandte sich an Lord Aberdeen, um für sein Vorhaben die Autorisation der Regierung zu erlangen. Der edle Lord hätte nichts dagegen gehabt, ihn als „unschuldigen Reisenden" ziehen zu lassen, doch wußte Capitain Grover wohl, daß Unschuld in jenen Regionen keinen sicheren Schutz gewährt. Alle seine Bemühungen konnten ihm jedoch nicht einmal Audienz bei dem Minister verschaffen, und einige subalterne Beamten, mit welchen er seine Pläne zu besprechen angewiesen wurde, suchten ihm vermöge der wunderlichsten Beweise die Ueberzeugung beizubringen, die Gegenstände seiner freundschaftlichen Fürsorge befänden sich längst nicht mehr unter den Lebenden. Grover war weit entfernt, ihnen Glauben zu schenken, auch waren Stoddart und Conolly zu jener Zeit — Juni 1843 — wie sich jetzt herausstellt, wirklich noch

am Leben; allein was war zu thun? Lord Aberdeen wusch seine Hände in Unschuld. Er hatte ja den Colonel nicht nach Buchara geschickt, und ihm lag nicht ob, die Politik dessen zu rechtfertigen, von dem die Sendung ausgegangen war.

So war der Stand dieser Angelegenheit, als der wegen seiner vielen Reisen bekannte Dr. Wolff durch einen im Morning Herald veröffentlichten Brief ankündigte, er sey bereit, die lange und gefährliche Reise nach Buchara, Behufs der Befreiung Stoddart's und Conolly's oder wenigstens zur Erlangung sicherer Nachrichten über ihr Schicksal, zu unternehmen und verlange nur die Deckung der Reisekosten. Einst, als er, mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, von Allem entblößt, in der hülflosesten Lage sich befunden hatte, war Conolly wie ein barmherziger Samariter zu ihm getreten, hatte ihn gespeist, getränkt und sich seiner brüderlich angenommen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, sich dankbar zu bezeigen, und nachdem von Capitain Grover, später von einem dazu besonders gebildeten Comité die erforderliche Summe herbeigeschafft war, trat der kühne Missionair seine Reise an, zuerst über das Mittel- und schwarze Meer, dann von Trebisond aus auf dem Festlande. Verschiedenartigen und sich widersprechenden Gerüchten setzte er Stillschweigen entgegen, ruhig sein Ziel verfolgend und sich begnügend, das Erfahrene von Zeit zu Zeit dem Comité mitzutheilen. Außer diesen Berichten, welche die Journale veröffentlichten, ward um jene Zeit auch ein Schreiben des Grafen Medem, russischen Gesandten am persischen Hofe, das die Hinrichtung der beiden Offiziere ankündigte, auf Veranlassung der Behörden durch die Zeitungen verbreitet.

Zu Mesched traf Wolff einen Agenten Stoddart's, welcher diesem zugehörige Effekten von nahe 2000 Pfund an Werth unter seiner Verwahrung hatte und seinerseits ebenfalls den Tod der Beiden für gewiß hielt. Leider gewann diese Nachricht, je mehr sich Wolff Buchara näherte, immer mehr Bestätigung; aber entschlossen, wie er einmal war, sein Ziel zu erreichen, ließ er sich von einigen Turkomanen durch die Wüste geleiten und gelangte endlich nach der Residenz des Nasr Ullah. In dem von dort aus dem Comité zugekommenen Briefe berichtet er „auf ausdrücklichen Befehl des Emir", derselbe habe den Colonel Stoddart und den Capitain Conolly im Juli 1843 öffentlich hinrichten lassen, und zwar aus Gründen, die — ihm genügten. Sonderbar genug gab es einen Umstand, der die Glaubwürdigkeit auch einer so positiven Versicherung zweifelhaft machen mußte. Wolff hatte vor seiner Abreise mit Grover die Verabredung getroffen, von Buchara aus, im Falle er die Abgeordneten nicht mehr am Leben fände, keine Zeile zu schreiben. „Wenn ich demnach berichten sollte — waren seine Worte — sie wären todt und ich hätte ihre Leichname gesehen, so ist dem kein Glauben zu schenken, vielmehr anzunehmen, ich sey durch irgend einen nicht mittheilbaren Umstand zu solcher Angabe genöthigt worden." Während diese Ungewißheit noch nicht gehoben war, mußte man erfahren, daß nun auch Wolff selber von Nasr Ullah als Gefangener zurückgehalten werde und ihm dasselbe Loos bevorstehe wie denen, zu deren Rettung er ausgegangen war.

Bekanntlich ward nun vor kurzem Capitain Grover mit einer Mission nach Petersburg beauftragt, um die Vermittelung des Kaisers zur Erlösung des Dr. Wolff aufzufordern. In Rücksicht auf die oben erzählte Urveranlassung des Ganzen möchte dieser Schritt sehr natürlich erscheinen; unseren englischen Berichterstatter jedoch erfüllt er mit dem höchsten Unwillen. Er verlangt, daß ein britisches Heer zur Befreiung des Missionairs nach Buchara gesendet und der Regierung des treulosen Emirs mit einem Schlage ein Ende gemacht werde. Vielleicht wird dieser kriegerische Eifer durch die neuesten Nachrichten, denen zufolge Dr. Wolff bereits wieder in Mesched angelangt, etwas gemäßigt; jedenfalls werden wir der Lösung so mannigfacher Widersprüche, welche sich auch in Betreff der Schicksale dieses letzten halboffiziellen Abgesandten verbreitet hatten, nun entgegensehen dürfen, und das britische Ministerium des Auswärtigen wird, nun über das Ende jener beiden Opfer kein Zweifel mehr vorhanden, gewiß nicht anstehen, sein in dieser Angelegenheit so räthselhaftes Verfahren öffentlich zu rechtfertigen.

England.

Ueber den Werth und das Wesen des englischen Geschwornengerichts.

(Fortsetzung.)

Ihrem Zweck und Wesen nach eine politische Garantie, der Form nach ein rechtskräftiger Beweis, das ist die englische Jury oder wenigstens ihr Geist, der Geist, der ihre Entwickelung geleitet hat und noch jetzt bis auf einen gewissen Grad sie beseelt, obgleich ihre Bedeutung als gerichtliche Prozedur sehr gestiegen und ihre Verdikte allmälig den Charakter wahrer Urtheile angenommen haben. Aber ihre Trefflichkeit, sowohl in gerichtlicher als politischer Beziehung, geht erst aus ihrem ganzen Organismus hervor. Folgendes sind die verschiedenen Stadien der gewöhnlichen Kriminal-Prozedur:

1. Die Anklage. Das Indictment, welches der erste Akt der gewöhnlichen Kriminal-Prozedur ist, wird vor die große Jury gebracht, welche aus den Haupteigenthümern der Grafschaft, wo das Verbrechen begangen worden, besteht. Jeder fühlt, welche unschätzbare Garantie den Angeklagten die Vorprüfung der Anklage durch eine auserwählte Versammlung bietet, die aus lauter wohl erzogenen, angesehenen und ganz unabhängigen Menschen besteht; doch begreift man auch, daß die Intervention einer solchen Versammlung nur vermittelst einer mündlichen Prozedur stattfinden kann, die es den dreiundzwanzig jurors möglich macht, alle Angelegenheiten, alle Indictments, die vor die Assisen jedes Termins gebracht werden, binnen wenigen Tagen zu erpediren. Mit einer schriftlichen Instruction, wie sie in Deutschland und Frankreich üblich ist, würde dieser Mechanismus sich nicht bewegen können; dazu gehören besoldete Richter, Leute, die weiter nichts zu thun haben, als Bände von Untersuchungen und Protokollen durchzulesen.

2. Die Wahl der kleinen Jury. Es giebt drei Methoden für eine Function, die gewisse Eigenschaften erfordert, die geeignetsten Individuen zu finden. Diese sind 1) die gesetzliche Bestimmung, indem das Gesetz gewisse äußere Qualitäten verlangt, welche das Vorhandenseyn der geforderten Eigenschaften vermuthen lassen; 2) die Ernennung durch Wahl, und zwar durch ein oder mehrere intelligente Wesen, welche fähig und dabei interessirt sind, die geforderten Eigenschaften herauszufinden; 3) die Ernennung durchs Loos, durch welche hauptsächlich die Unabhängigkeit der ernannten Individuen gesichert wird. Alle drei Methoden sind in der Wahl der kleinen Jury auf die vortheilhafteste Weise vereinigt.

Die gesetzliche Qualification der Geschwornen hat dieselbe Basis wie alle aristokratische Auszeichnungen in England, das Eigenthum. Man muß Eigenthümer (freeholder oder copyholder) mit einer Revenüe von 10 Pfund (in Wales 6 Pfund) seyn, oder ein Pächter mit einer Revenüe von 20 Pfund. Diese Klasse ist in England die respektabelste von allen; sie umfaßt die höchsten Stufen geistiger Kultur und sinkt nie unter jene mittlere Stufe, die von der Unwissenheit der niederen Klassen eben so weit entfernt ist als von der wissenschaftlichen Bildung der höheren Klassen. Unabhängigkeit und ein mittlerer Grad geistiger Kultur, diese beiden unumgänglich nothwendigen Eigenschaften des Geschwornen, werden also schon bis auf einen gewissen Grad durch die gesetzliche Qualification gesichert.

Die Ernennung durch Wahl oder die Zusammenstellung des panel von wenigstens 48 und höchstens 72 Geschwornen, von welchem die Jurys der Session genommen werden müssen, ist dem Sheriff der Grafschaft anvertraut; diese Magistratur ist England so eigenthümlich, daß sie mit keiner in anderen Ländern verglichen werden kann. Der Sheriff ist der Diener des Gesetzes, nicht der Regierung oder der Krone; er ist das lebendige Gesetz. Er ist *nicht*, wie der französische Präfekt, ein gelehriger Agent des Ministers des Innern, für welchen alle Instructionen und Cirkulare aus dem Kabinet Befehle oder Orakel sind. Der Sheriff ist allerdings ein Administrativbeamter, der zugleich mit der gerichtlichen Polizei betraut ist; aber er handelt nur nach ausdrücklichen Gesetzen; er ist für seine Handlungen vor den Tribunalen verantwortlich, und da, wo das Gesetz sich auf seine Klugheit verläßt und ihm eine gewisse Willkür gestattet, wie bei der Bildung der Geschwornenliste, ist er durchaus unabhängig von den Ministern. Von dem Souverain ernannt aus einer Liste von drei Kandidaten, welche die Richter von Westminster, vereinigt mit dem Großbeamten der Krone präsentiren, nimmt er einen hohen Posten ein, auf welchem er, weit entfernt, irgend ein Gehalt oder eine Indemnität zu erhalten, vielmehr kraft des Gesetzes selbst zu bedeutenden Ausgaben genöthigt ist, einen Posten, nach welchem folglich nur Männer von einer sehr hohen und unabhängigen sozialen Stellung streben, und zwar mit der Absicht, sich dadurch dem Lande bekannt zu machen und Einfluß in einer Grafschaft zu erlangen. Es liegt ihnen besonders daran, der öffentlichen Meinung ihrer Grafschaft, besonders der der aufgeklärten und einflußreichen Klassen, sich zu empfehlen, was ihnen nur gelingt, wenn sie streng sich an das Gesetz halten und mit Unabhängigkeit, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit sich der ihnen anvertrauten Gewalt bedienen. In den Händen solcher Beamten bietet die Wahl der großen und kleinen Jurys alle wünschenswerthe Garantieen; man kann sicher seyn, daß sie immer im Sinn einer guten und freien Verwaltung der Gerechtigkeit stattfinden wird.

Endlich werden durch das Loos und die eben so entscheidenden als motivirten Verwerfungen, die für jede Sache stattfinden, die geistig oder sittlich untauglichen Leute, welche der Sheriff aus Unvorsichtigkeit oder *mit Absicht* auf die Liste gebracht haben kann, wieder entfernt.

3. Die Verhandlung. Die gewöhnlichen Tribunale in Kriminalsachen sind: der Hof der Königsbank (Court of Queen's bench) und die Bezirks-Assisen, welche in jeder Grafschaft die Richter von Westminster halten.

So lange die zwölf großen Richter von dem Belieben der Krone abhingen und von derselben, sobald es ihr gefiel, abgesetzt werden konnten, hielt ihre nothwendige Intervention in allen Kriminalsachen die Aufmerksamkeit der englischen Patrioten fortwährend gespannt auf die Mittel, die Jury als politische Garantie zu vervollkommnen und den Einfluß der Richter in den Kriminal-Prozessen zu neutralisiren. Mit Lokalrichtern, deren Unparteilichkeit, durch die Kontrole der öffentlichen Meinung der Grafschaft gesichert, ein gewisses Vertrauen eingeflößt hätte, ist es zweifelhaft, daß die Institution der Jury sich entwickelt oder daß sie auch nur die stürmischen Perioden überlebt hätte, während welcher die Jury, eingeschüchtert oder befangen, nur zu oft das gelehrige Werkzeug einer bald monarchischen, bald demokratischen Unterdrückung war. Aber seitdem die zwölf großen Richter unabsetzbar sind, ist ihre Intervention in den Kriminalsachen und der Einfluß, der ihnen noch nicht genommen worden, für die Institution der Jury und für die Verwaltung der Gerechtigkeit sehr heilsam geworden. Indem sie durch den Sitz ihrer permanenten Functionen und durch ihre wissenschaftliche Bildung den kleinen Interessen und Leidenschaften, welche auf Lokalrichter Einfluß haben würden, fremd sind, können sie, ohne daß ihre Unparteilichkeit darunter leidet, nicht bloß den Kriminal-Verhandlungen präsidiren, sondern auch sie für die Jury resumiren und ihr die nöthigen Anweisungen geben, daß ihr Verdikt ein vollständiges Urtheil über die faktische und rechtliche Seite der Sache werde. Sie können es um so eher, als die Leitung der Debatte ihnen nicht zusteht und sie nicht der Gefahr aussetzt, irgend ein dem Angeklagten günstiges oder ungünstiges Vorurtheil an

den Tag zu legen. Sie führen den Vorsitz, ohne an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Nicht der Richter fragt die Zeugen oder den Angeklagten aus, sondern die verfolgende Partei, d. h. der Advokat des Klägers oder der der Krone.

4. Die Sentenz. Die kleine Jury, mag sie verurtheilen oder freisprechen, muß einstimmig seyn. Diese Bedingung, die aus der Zeit stammt, wo ihr Verdikt in der That nur ein Zeugniß war, hat sich, seitdem dieses Verdikt den Charakter einer Sentenz angenommen hat, erhalten und ist ohne Zweifel einer der eigenthümlichsten und bizarrsten Züge der englischen Kriminal-Prozedur. Daß die Minorität die Meinung der Majorität über einfache Thatsachen adoptirt, dies ist begreiflich, denn es handelt sich da nur um Beweise und Kennzeichen, in Betreff deren jeder seinen eigenen Eindrücken mißtrauen kann, und es ist nicht irrationell, den Eindruck der Majorität oder die daraus hervorgegangene Meinung für wahrscheinlicher und der Wahrheit näher zu halten, als die der kleineren Zahl. Aber wenn es sich um eine Meinung über eine Frage des Rechts handelt, die auf bloßem Raisonnement beruht, dann ist kein Grund, daß die Minorität, und bestände sie auch nur aus einer einzigen Person, ihrem Urtheil mißtraue und dasselbe freiwillig aufgebe. Derjenige, der richtig denkt oder zu denken glaubt und den die Argumente der anders Denkenden nicht überzeugen, wird sich nicht durch das Gewicht ihrer Zahl fortreißen lassen. Sein Beitritt zu dem Urtheil der Mehrheit wird also immer nur ein Akt der Schwäche seyn, und die Einstimmigkeit der Jury eine gesetzliche Lüge. Ja es kann, da oft die verkehrtesten Geister am zähesten ihre Meinungen festhalten, die Majorität einer Jury sich durch die unüberwindliche Hartnäckigkeit der Minorität genöthigt sehen, die wahre Meinung im Stich zu lassen, um die falsche anzunehmen.

Nun ist es klar, daß die englische Jury, wenn sie ein allgemeines Verdikt in den Worten: „schuldig" oder „nicht schuldig" ausspricht, stillschweigend auch eine Rechtsfrage entscheidet. Sie spricht nicht bloß aus, daß eine bestimmte That begangen worden, und daß ein bestimmtes Individuum der Urheber derselben ist oder nicht, sondern sie entscheidet zugleich, ob dieses Faktum ein bestimmtes Vergehen konstituirt, ob es diejenigen Merkmale darbietet, an welche der Gesetzgeber den Begriff eines strafbaren Vergehens geknüpft hat, ob es mit einem Wort der in dem Strafgesetz enthaltenen Definition entspricht, was ohne Zweifel eine Rechtsfrage ist.

Auch hier muß man die Gesammtheit der englischen Gesetze und besonders der Kriminal-Prozedur untersuchen, um diese Sonderbarkeit zu erklären.

Das Indictment, gegründet auf das Verdikt (true bill) der großen Jury, enthält die legale Difinition des Vergehens, das dem Angeklagten zugeschrieben wird, und die einzige Frage, die der kleinen Jury gestellt wird, ist folgende: „Ist der Angeklagte schuldig des in dem Indictment erwähnten und näher bezeichneten Vergehens?" Hier hängt die Rechtsfrage mit den faktischen Fragen so genau zusammen, daß weder das Publikum, noch die Geschwornen selbst sie davon trennen. Die Ueberzeugung der Minorität über die Rechtsfrage ist mit ihrer Meinung über die Thatsachen so innig verwebt, daß sie, indem sie die erstere aufgiebt, glauben kann und auch wirklich glaubt, nur die zweite aufzugeben und nur einzugestehen, daß sie die aus den Verhandlungen hervorgehenden Beweise und Thatsachen falsch aufgefaßt habe.

Mit dem Verdikt der Jury ist für den Angeklagten nicht Alles zu Ende. Er kann die Verzeihung des Königs ansiehen, welche absolut oder bedingt ist; und dies ist ein Recht, das man nicht als einen außerordentlichen Schritt für die äußersten Fälle ansehen muß. Die Strenge des gemeinen Rechts und der alten Statuten war so groß, daß, als die Sitten des Landes mit dem Lauf der Jahrhunderte sanfter wurden, man diese Gesetze umgehen mußte, bis das Parlament die alten Statuten aufhob und neue annahm. So wurde von der königlichen Gnade in England so häufig und regelmäßig Gebrauch gemacht, als sonst nirgends. Sie ist fast eine Instanz, die über den Assisenhöfen steht. So oft der Richter glaubt, daß in dem Indictment oder dem Verdikt ein Irrthum stattfinde, oder daß die vom Gesetz verhängte Strafe zu streng sey, oder daß mildernde Umstände vorhanden seyen, so kann er von Amts wegen den Ausspruch oder die Ausführung des Urtheils aufschieben und dem Angeklagten Zeit geben, um Gnade nachzusuchen. Diese Gnadengesuche, in Verbindung mit den verschiedenen Cassationsgesuchen (writs of error), welche gegen Kriminal-Urtheile gestattet, bilden ein so vollständiges Gerüst von Garantieen, daß die Einstimmigkeit und die Verwickelung der Fragen, diese beiden mehr scheinbaren als wirklichen Fehler der englischen Jury, alles Gefährliche verlieren. Die Straflosigkeit eines Schuldigen ist in England möglicher und wahrscheinlicher als die Verurtheilung eines Schuldigen, und nur in diesem Sinn kann die dortige Kriminal-Prozedur als mangelhaft betrachtet werden.

(Schluß folgt.)

Java.

Javanische Nationalfeste.

V. Spiele, Gaukler, Volksgebräuche, Aberglauben.

Die javanischen Großen haben ein eigenartiges Drachenspiel, wofür sie sich in einigen Gegenden sehr interessiren. Es scheint jedoch allmälig mehr und mehr in Vergessenheit zu gerathen. — Man läßt zwei große Papierdrachen, ähnlich denen, womit in Europa im Herbst die Knaben sich belustigen, in die Luft steigen. Die Taue, worin sie befestigt sind, werden vorher mit Leim überzogen und darauf in ganz fein gestampfte Glasscherben gewälzt, so daß sie dadurch scharf und schneidend werden. — Die Fertigkeit in diesem Spiel besteht nun darin, daß man seinen Drachen dergestalt zu lenken sucht, daß das scharf gespannte Tau plötzlich über das des anderen hinstreift und es durchschneidet, ein Kampf, welcher oft Stunden lang dauert. — Große Wetten sind auch bei diesem Spiel die hauptsächlichsten Interessen.

Die Kuli's oder Tagelöhner in den Straßen Batavia's sieht man oft mit einer Art Damenbrettspiel beschäftigt. Mit einem Stück Kreide oder Kalk wird auf den breiten Trottoirs, welche sich längs der Häuser hinziehen, mit wenigen Strichen ein Damenbrett hingezeichnet — kleine Steine werden von der Straße aufgesammelt und vertreten die Stelle der Figuren. Die Spieler strecken sich nachlässig, eine kleine Strohzigarre im Munde, darüber hin.

Schon seit sehr langer Zeit sind die Javanesen mit dem Gebrauch der chinesischen Spielkarten bekannt — sie spielen gern und besonders die Frauen bringen oft ganze Nächte damit hin. — Die javanischen Großen haben sich jedoch selbst schon mit dem europäischen Kartenspielen befreundet, und es giebt Viele, die im Lhombre und Whist große Fertigkeit besitzen. — Auch für das Billardspiel besitzen sie gewöhnlich viel Vorliebe, und Einige bringen es darin ziemlich weit.

.... Man hat auf Java im Allgemeinen wenig Gelegenheit, die berühmten indischen Zauber- und Taschenspielerkünste kennen zu lernen. Wohl sieht man von Zeit zu Zeit Leute durch die Straßen ziehen, die mit einer kleinen blaßgrünen Schlange Kunststücke machen, d. h. sie sich um Hals, Brust und Arme schlängeln lassen; aber nur einmal hatte ich Gelegenheit, während meines langjährigen Aufenthalts in jenen Gegenden, einen sogenannten Schlangentanz mit anzusehen. Es war zur Feier der Hochzeit eines wohlhabenden Malayen auf einem Landgut in der Nähe von Batavia.

Auf einer lang ausgerollten Matte von rottang oder spanischem Rohr hockten in langer Reihe eine Anzahl Eingeborner, die zu der Feierlichkeit geladen schienen. Am oberen Ende war eine Art bunt verzierter Altar, vor dem ein hadji oder Priester hockte und unaufhörlich Sprüche aus dem Koran vorlas und vorsang, die von allen Anwesenden in dumpfem Gemurmel monoton wiederholt wurden. Dann und wann traten einige Pausen ein, während welcher einige Knaben von 8—12 Jahren, mit dicken großen Schlangen umschlungen, wie man deren auf Java in den hawah's oder Reispflanzungen in Menge antrifft, unter Begleitung der indischen Musik einen eigenthümlichen Tanz ausführten. Die Schlangen waren durchaus frei und wickelten sich nach Gutdünken um den ganzen Körper; dann und wann fiel einmal eine ganz herunter und machte einen schwachen Versuch, zu entfliehen, wurde aber sogleich wieder aufgegriffen und aufs neue um den Körper geschlungen. Zwischen diesen Schlangentänzern hindurch bewegten sich andere Knaben, die eiserne Stäbe, mit schweren Kugeln an einem Ende versehen, während das entgegengesetzte scharf und spitz ist, auf diesem letzteren auf Stirn, Nase, Kinn und selbst Augen setzen und tanzend balanciren, wobei natürlich künstliche Täuschung obwaltet.

Eine der unangenehmsten Gewohnheiten des javanischen Volkes ist das Sirie- oder Betelkauen. Alt und Jung, Männer und Frauen thun es ohne Ausnahme. Der Sirie ist eine Schlingpflanze, deren hellgelbe zartgeaderte Blätter einen eigenartig scharfen, gewürzreichen Geschmack haben. In ein solches Blatt wird ein kleines Stück von der scharfen Pinang- oder Betelnuß und eine geringe Quantität feingeschnittener javanischer Tabak eingerollt und das Ganze so in den Mund gesteckt. Jeder Eingeborne trägt beständig eine kleine Sirie-Dose bei sich, die Alles enthält, was dazu erforderlich ist; die unangenehmen Folgen dieser übeln Gewohnheit bestehen hauptsächlich darin, daß die Zähne allmälig ganz schwarz werden und gänzlich ihren Glanz verlieren; die Lippen springen auf und werden durch den scharfen Saft der Betelnuß blutroth gefärbt, so daß man sich nicht leicht einen widerlicheren Anblick denken kann, als den eines recht eifrigen javanischen Sirierauers. — Und dennoch ist es ganz allgemein; der Javanese kann ohne seinen Sirie nicht leben und würde lieber Hunger und Durst ertragen, als ihn entbehren. Selbst den Sträflingen, die, mit Ketten gefesselt, die schwersten Arbeiten verrichten müssen, wird von der Regierung außer einem gewissen Quantum Reis und in der Sonne gedörrter Fische täglich etwas Sirie und Zubehör geliefert; sonst sind sie in jeder Hinsicht mäßig — sie kennen keine berauschende Getränke, und nur höchst selten sieht man einen Einzelnen, der sich in tuwak, dem starken Saft einer gewissen Palmenart, übernommen hat.

Die Bevölkerung Java's bekennt sich seit einigen Jahrhunderten zum Muhammedanismus, mit Ausnahme zweier kleinen Gemeinden, die dem ursprünglichen Gottesdienst ihrer Väter, der Hindulehre, treu geblieben sind. Jedoch auch nicht alle Lehren des Koran werden von ihnen anerkannt, dagegen haben sie wieder andere Begriffe, die darin nicht gelehrt werden. So glauben Sie z. B. gewissermaßen an eine Seelenwanderung nach dem Tode, wenigstens Viele glauben daran und behaupten, daß die Seelen ihrer Vorfahren jetzt in der Gestalt von Krokodilen, Büffeln ꝛc. fortlebten. Dies ist auch die Ursache, warum die Eingebornen sich durchaus keine Mühe geben, die Krokodile zu erlegen, welche in den kleinen Flüssen in der Nähe Batavia's ziemlich häufig sind. Erst wenn Unglücksfälle vorgefallen sind, macht man bisweilen darauf Jagd und sagt dann, daß das Krokodil, welches einen Menschen gefressen hat, der Seele eines Verstorbenen zur Wohnung diene, der bei Lebzeiten mit der Familie seines Schlachtopfers in Streit gelebt habe.

Allgemeiner Aufruhr entsteht bei den Eingebornen auf Batavia beim Eintritt einer Mondfinsterniß (bulan Kapangan). Die Priester kommen zusammen, beten und singen und schlagen auf große Becken und hohle Bambusstäbe, um das Ungeheuer zu verscheuchen, welches den Mond verschlingen wolle.

Häufig sieht man des Abends auf den kleinen Flüssen, welche die Umgebung von Batavia nach allen Richtungen durchkreuzen, ganz kleine Flößchen treiben, beladen mit Früchten, Reis, Eiern u. s. w., mit Blumen geschmückt und beleuchtet von vier kleinen Lichtern. Dies sind Opfer, welche man bringt, um die Genesung eines Kranken von den Göttern zu erflehen.

Die Kampongs oder Dörfer der Eingebornen liegen gewöhnlich hinter hohen Baumgruppen versteckt, so daß man sie nicht leicht entdeckt. — Bisweilen hört man in der Ferne einen dumpfen, monotonen Gesang die Worte hilala, hilala wiederholen, und wenn man näher kommt, bemerkt man eine Gesellschaft Männer, die, einander gegenübersitzend, unter langsamer Hin- und Herbewegung des Oberkörpers diese Worte singend aussprechen. — Es ist alsdann eine Todtenfeier für Verstorbene. G. Kinder.

Mannigfaltiges.

— Egmont auf der Pariser Bühne. „Le Comte d'Egmont" heißt ein Trauerspiel von Herrn Saniy, das in der vorigen Woche auf der Pariser Odeon-Bühne gegeben worden. Der französische Dichter hat dabei zwar den Goetheschen Egmont vor Augen gehabt, doch ist er, wie dies schon der Zuschnitt eines französischen Drama's erheischt, einem ganz anderen Plane gefolgt. Graf Egmont ist schon beim Beginne des französischen Trauerspiels Gefangener im Palast des Herzogs von Alba in Brüssel, wo er festgenommen worden, ungeachtet ihm ein freies Geleit zugesagt worden war. Des Verrathes gegen den König von Spanien angeklagt, erwartet er bereits seit mehreren Monaten in enger Gefangenschaft die Entscheidung seines Geschickes. Alba nimmt jedoch Anstand, ihn zu verurtheilen, denn selbst im Gefängnisse ist Egmont noch mächtig; sein Name, sein Ruhm, seine Popularität machen ihn seinen Feinden furchtbar, und es ist zu besorgen, daß seine Verurtheilung unter seinen zahlreichen Anhängern einen Aufstand errege. Selbst unter denjenigen, die mit seiner Bewachung beaufsichtigt sind, hat er zwei Freunde wiedergefunden; der Eine ist Befehlshaber der Schloßwachen, und der Andere, Graf Mansfeld, ist ein Günstling des Herzogs von Alba; früher war er mit Egmont, der ihm auf dem Schlachtfelde das Leben gerettet hatte, auf das Innigste befreundet. Beide arbeiten an der Befreiung des Gefangenen und handeln in seinem Namen, den sie als das Panier aufstellen, um welches sich die Freunde des Vaterlandes reihen sollen, um dasselbe vom spanischen Joch zu befreien. Die Verschwörung, die sie angestiftet, soll in der folgenden Nacht ausbrechen; Alles ist vorbereitet, um den Erfolg zu sichern, und Egmont selbst soll das Haupt derselben seyn. Inzwischen ist Alba bereits von diesen Umtrieben unterrichtet; er haßt Egmont, dessen kriegerischer Ruhm ihn mit Eifersucht erfüllt hatte; er wünscht sich eines Nebenbuhlers zu entledigen, der ihm im Wege steht, allein obwohl er die höchsten Vollmachten besitzt, wagt er es doch nicht, auf eigene Hand ihn zu verderben. Egmont hat noch mächtige Beschützer und ist überdies deutscher Reichsfürst, als welcher er von Philipp II. nicht gerichtet werden kann. Um sich also jedenfalls den Rücken frei zu halten, sucht er Egmont durch sein eigenes Zeugniß zu verderben. Zunächst will er mit dem Gefangenen persönlich sich unterhalten, um ihn wo möglich zu bewegen, daß er seine Anhänger verrathe und zur Gnade des Königs von Spanien seine Zuflucht nehme. In diesem Augenblicke trifft die Gemahlin Egmont's ein; sie kömmt, um den Herzog von Alba um die Freilassung ihres Gatten zu bitten, aber Alles, was sie von ihm erlangen kann, ist die Erlaubniß, sich einige Augenblicke mit Egmont zu unterhalten, und zwar bewilligt ihr der Herzog diese Gunst nur mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke dienen solle. In der That bemüht sich die Gräfin, nach den eben ihr von Alba ertheilten Rathschlägen, Egmont zu dem Entschluß zu bringen, daß er um Gnade bitte. Er verweigert diesen Schritt jedoch, den er als feigherzig bezeichnet, und um seine Gattin zu trösten, vertraut er ihr, daß man ihn in der folgenden Nacht befreien würde. Nachdem die Gräfin abgegangen, hat Alba eine Unterredung mit dem Gefangenen, den er auf alle mögliche Weise zu umstricken sucht, indem er ihm die Freiheit als Preis seiner Unterwerfung vorhält; aber Egmont bleibt unerschütterlich, er wirft dem Herzog dessen Grausamkeiten und dessen Nichtswürdigkeit vor, er läßt ihn das volle Maß seiner Verachtung empfinden, und dieser geht wüthend ab, mit einem Eidschwur, sich zu rächen. Inzwischen hatten die Anhänger Egmont's die Bürger von Brüssel zu bearbeiten gesucht, während ein ihnen ergebenes Truppen-Corps der Hauptstadt immer näher rückt. Alba beeilt sich, diesen Umstand zu benutzen, der ihm einen Vorwand leiht, gegen Egmont mit aller Strenge zu verfahren. Er beruft ein Gericht zusammen, und Egmont, seinen Todfeinden als Angeklagter gegenübergestellt, wird von diesen zum Tode verurtheilt. In dem Augenblicke, wo man den Unglücklichen zum Schaffotte führt, wirft sich seine Frau zu den Füßen Alba's, um ihn um Begnadigung anzuflehen; während sie seine Kniee umfaßt, steht Alba unbeweglich vor einem Fenster und folgt mit den Blicken seinem Opfer, das eben zum Tode geführt wird. Und nachdem er das Haupt Egmont's fallen gesehen, wendet er sich ruhig um und sagt zu der Gräfin: „Es ist zu spät!" Sie stürzt ohnmächtig hin, und der Vorhang fällt.

— Mickiewicz und Towianski. Professor Mickiewicz, dessen Vorlesungen im Collége de France im vorigen Winter unter seinen polnischen Zuhörern und Zuhörerinnen eine Art von religiöser Verzückung erregten, indem er ihnen einen neuen politischen Messias verkündigte, in welchen Ideen der Dichter bekanntlich durch den von uns bereits mehrfach erwähnten Herrn Towianski bestätigt ward, hat für den gegenwärtigen Winter Urlaub genommen oder vielmehr, wie man sagt, von dem Ministerium ohne sein Nachsuchen erhalten. Es heißt, Mickiewicz werde sich wieder nach der Schweiz begeben, wo er bekanntlich auch schon eine Professur (in Genf) inne hatte, bevor er nach Paris kam.

— National-Subscription für Rowland Hill. Für den Urheber und Durchsetzer der großen Maßregel der Portoherabsetzung, Herrn Rowland Hill, ist jetzt in England eine National-Subscription eröffnet, deren Ertrag ihm als ein Beweis der Dankbarkeit des Landes überreicht werden soll. In dem zu diesem Behufe ergangenen Aufruf heißt es unter Anderem: „Alle Partrien des Landes sind einstimmig über die großen moralischen und Handels-Vortheile des Penny-Porto's. Nur in finanzieller Hinsicht hat man bisher dagegen Bedenken erhoben, aber auch die Beseitigung dieses Bedenkens darf kaum mehr bezweifelt werden: denn man darf nicht vergessen, daß der Ertrag des alten Porto-Tarifs seit zwanzig Jahren beinahe stationair war — was so viel heißt als rückschreitend, wenn man die Zunahme der Bevölkerung, der Bildung und des Handelsverkehrs in Erwägung zieht... In den kürzlich publizirten Quartal-Listen der Staats-Einnahmen zeigt jedoch kein anderer Zweig eine verhältnißmäßig so große Zunahme als die Porto-Revenue. Der Reinertrag der Zölle hat während eines Jahres um etwa 10 pCt., der der Accise um 1½ pCt., der der Eigenthums-Taxe um 2 pCt., der der Post-Einkünfte dagegen um 13½ pCt. zugenommen; ja die Vermehrung derselben im letzten Vierteljahre — verglichen mit dem entsprechenden Quartale des vorigen Jahres — beträgt sogar 25 pCt. Der Zeitpunkt scheint daher auch nicht fern, wo — obgleich die große Maßregel des Herrn Hill noch nicht überall in Anwendung gekommen — die Post wieder in den Besitz ihrer früheren Einkünfte gelangt seyn wird." — Bereits beträgt die National-Subscription für Herrn Hill, welcher sich die Minister und die ersten Staatsmänner angeschlossen, 10,000 Pfd., doch hofft man dieselbe auf das Doppelte dieser Summe zu bringen.

— Phosphorescenz der Körper. Deutschen Physikern und insbesondere dem um die neueste Bereicherung der Theorie des Lichts verdienten Professor Ludw. Moser in Königsberg übergeben wir nachstehende in französischen Blättern enthaltene Notiz über eine Mittheilung Arago's in einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie: „Die Optik, diese Wissenschaft, die sich gewöhnlich nur in Ziffern und Formeln bewegt, bietet dennoch nicht immer jene Dürre dar, die höchstens dem Geiste eines emeritirten Mathematikers behagt; einige ihrer Phänomene lassen sich erklären, ohne daß man darum genöthigt wäre, seine Zuflucht zu Hieroglyphen zu nehmen. Die Lehre vom Licht ist in der That dunkler, als nach ihrem Objekt und der Zahl und dem Geiste ihrer Bearbeiter zu erwarten wäre, und noch Vieles ist zu entdecken und zu beweisen, um sie vollständig zu machen. Herr Arago ist auf dem Wege, eine neue Wahrheit der Optik an den Tag zu fördern. Er hat zwar bis jetzt in dieser Beziehung erst einige Experimente gemacht, die noch nicht mehr als die Wahrscheinlichkeit seiner Hypothese ergaben, doch sprach er in der Akademie die Hoffnung aus, daß ihm die Feststellung derselben gelingen werde. Sie besteht in Folgendem: Jedermann weiß, was man unter Phosphorescenz versteht. Sie wird nicht durch Rückstrahlung, sondern durch sich selbst erzeugt und ist ein Fluidum, das sich an dem Körper, an welchem es glänzt, entweder bildet oder zersetzt. Es giebt aber noch eine zweite Art von Phosphorescenz, die vielleicht merkwürdiger ist als die erwähnte und bisher noch nicht gesehen wurde, wenn nicht der berühmte Physiker Brewster etwa schon darauf aufmerksam gemacht hat. Das Licht, das auf einen Körper fällt, hat die Eigenschaft, in ihm eine Phosphorescenz hervorzurufen, die so lange dauert, als die Strahlung von dem Lichtheerde ausgeht. Mit anderen Worten: Wenn man einen Körper von gewisser Beschaffenheit erleuchtet, so erfährt das Auge zwei Eindrücke, erhält zu gleicher Zeit zwei Bilder, das eine von der Oberfläche des erleuchteten Körpers, das andere von einem Theil seiner Dicke. Das Auge also, anstatt auf der Oberfläche zu bleiben, senkt sich in die Materie selbst, die jetzt leuchtend geworden ist, denn man erkennt ihre Conformation. Arago sah dieses Phänomen an einer opalisirenden, undurchsichtigen Glasplatte. Hier fiel das Bild der Oberfläche und ein Stück von der Textur der Dicke des Glases in sein Auge. Nun war das innere Licht durchaus nicht das durch die Strahlung hervorgebrachte (denn jeder Strahl, der auf eine undurchsichtige Oberfläche fällt, wird reflektirt, ohne in die Substanz zu dringen), mußte also nothwendig ein Theil des Körpers selbst seyn. Aber wenn es sich um Experimente dieser Art handelt, ist Vorsicht nöthig, denn man sieht zu leicht, was man sehen will. Auch Arago, weit entfernt, zu behaupten, daß er eine große Entdeckung gemacht, sagt nur, er glaube sich auf dem Wege zu einer solchen zu befinden. Er machte diese Mittheilung in klaren und faßlichen Worten. Ueberhaupt ist Arago selten unglücklich in seinem Style, nur klagt man, daß er zuweilen vom Eifer des Vortrags so fortgerissen werde, daß er für diesen oder jenen Sinn das rechte Wort verfehle. So zeigte er kürzlich an, daß der jetzt am Himmel sichtbare Komet nicht das sey, wofür man ihn, als er erschien, gehalten. Die Astronomen des Observatoriums seyen nämlich übereingekommen, daß der vermeintliche Komet ein Planet sey. Bei dieser Gelegenheit sagte Arago: „Jenen Herren gebührt jedenfalls das Lob, den Himmel mit einem neuen Bürger beschenkt zu haben." Beschenkt, ist etwas zu viel gesagt. Der Himmel kann alle Gelehrten entbehren, selbst die jungen Berühmtheiten des Pariser Observatoriums, wenn es ihm in den Sinn kommt, die Zahl seiner leuchtenden Körper zu vermehren. Aber der immerwährende Secretair der Akademie hat ein so väterliches Herz für seine Kollegen und Schüler, daß er zu leicht ihre Verdienste und ihre Wichtigkeit übertreibt."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 23. November 1844.

Brasilien.

Umschau in Rio-Janeiro.

Ein grandioser Anblick, der sich dir bei der Einfahrt in den unermeßlichen Hafen von Rio-Janeiro aufthut! Zu beiden Seiten riesige Gebirgsmassen, von den lieblichsten grünen Thälern unterbrochen; rechts ein herrlich gelegenes, weißglänzendes Schloß, auf dessen Zinnen das grüne und gelbe Fähnlein vom Hauche des seewärts kommenden Windes bewegt wird, zu dessen Füßen drei Reihen Batterieen terrassenartig hinter einander aufsteigen; gegenüber eines jener bizarren Naturspiele, eine länglich schmal sich erhebende Granitmasse, etwa tausend Fuß hoch, der Zuckerhut benannt, dem Anscheine nach unzugänglich. Noch weit launenhaftere Form zeigt der gebirgige Hintergrund, wenn du ihn vom Schiffe aus betrachtest, da, wo es eben in den Hafen einsegelt: die Form eines auf dem Rücken liegenden Alten, stattlichen Körperbaues, mit besonders erhabener römischer Nase. Einen wahrhaft komischen Eindruck gewährt die Deutlichkeit, mit der jeder Theil des phantastischen Gebildes erkannt wird; man unterscheidet Kopf, Hals, Brust, Schmeerbauch, Kniee, ja selbst die einzelnen Zehen, aber die Ehre eines eigenthümlichen Namens ward nur dem hervorragendsten Theile des Gesichtes: er heißt Lord Hood's Nase und bildet, für sich allein betrachtet, eine ziemlich bedeutende Gebirgskuppe. Wo diese Ansicht aufhört, öffnet sich rechts eine fast kreisförmige, etwa sieben engl. Meilen im Durchmesser haltende Bucht, die Fünfklafter-Bai genannt. Zur Seite der pfortenartigen Einfahrt erhebt sich ein mit Gras bewachsener hoher Fels, der eine Kapelle auf dem Rücken trägt und durch eine leichte hölzerne Brücke, malerisch von Spitze zu Spitze hüpfend, mit dem Festlande in Verbindung steht.

Dieser Bucht gegenüber liegt, eingehüllt in staubartigem Nebel, Rio-Janeiro, zwischen zwei mit Batterieen versehenen Hügeln, über welche hinaus zahlreiche Kirchen und Klöster ihre Kuppeln erheben. Dicht dahinter erblickt man die steil emporsteigenden Höhen zweier bedeutenden Berge, des Corcovado und des Tejuca, ganz mit dichten Waldungen vom dunkelsten Grün bedeckt. Aber hier kommen wir an die Schattenseite des schönen Gemäldes — die Einfarbigkeit des Pflanzengrüns, das überall in Berg und Thal dieselben dunkeln Tinten zeigt, unterbrochen nur von den grauen Linien der Granitmassen oder den Landhäusern, die wie weiße und rothe Pünktchen erscheinen. Wie himmelweit verschieden von den Gegenden unseres europäischen Klima's mit dem reichsten Farbenwechsel, wo das Grün von der äußersten Gränze des Goldgelben durch alle Abstufungen hindurch spielt bis zu dem dunkelblau gesättigten Tone ferner Hügelketten! Blau scheint aber der hiesigen Atmosphäre gänzlich zu mangeln; bei der wärmsten Luft eines schönen Sommerabends haben die Gebirgsketten, welche den Horizont begränzen, eine schwarzgraue Färbung, als wären die Zwischenräume überall mit Staubmassen erfüllt.

Von der Stadt seitwärts, mehr zur Rechten gekehrt, erblickst du die glänzende Oberfläche des mit Inseln reichbesetzten Binnensees, welcher der eigentliche Hafen genannt wird und dessen jenseitiges Ufer außer dem Bereiche des Auges liegt; nur einen langgedehnten mächtigen Bergrücken, sägenartig gezackt, siehst du in weiter Ferne, der dir etwa ein Viertel des Horizontes versperrt. Dieses Wasserbecken, das hundert Meilen im Umfange und Raum genug haben soll, alle Schiffe der Welt zu bergen, war, als ich es sah, an dem der Stadt gegenüber liegenden Theile mit Fahrzeugen aller Art bedeckt; Kauffahrteischiffe drängten sich rings um die Küste, Kriegsschiffe in glänzender Zier umgaben sie meerwärts. Da sah man englische, französische, brasilianische, neapolitanische, sardinische Fregatten, Korvetten, Briggs und Schooner, — ein so prächtiger als Achtung gebietender Anblick, besonders wenn sie alle, durch irgend ein politisches Begebniß in der Residenz aufgefordert, zu gleicher Zeit salutirten.

Jetzt schweifen deine Blicke über die stolzen Wasser-Paläste hinaus, dort auf die zierliche Bucht jenseits der Meerenge, wo die weißen Mauern der anmuthigen kleinen Weiler, Praya-Grande und San-Domingo, im Sonnenschein erglänzen.

„Seh' ich recht?!" ruft du plötzlich aus, mit schreckerfüllten Zügen nach einem Punkte hinstarrend — „seht doch — im Wasser dort — etwa funfzig Schritt von hier entfernt — seht nur hin — bei Gott, ein Mensch!"

„Ja freilich, ein Mensch."

„So setzt doch die Böte aus — wie könnt Ihr denn so ruhig bleiben?

„'S ist ein Todter, mein guter Herr."

„Wie wollt Ihr das erkennen? Und wäre dem so, müßten wir nicht den Körper retten, eine Untersuchung anstellen, die Veranlassung des Todes erforschen, jedenfalls für ein christliches Begräbniß Sorge tragen?"

„Ha ha ha! — verzeiht, guter Herr, aber ich muß lachen; — Ihr seyd nicht in England, Ihr seyd jetzt an der anderen Seite des großen Häringteiches, in Amerika, in der neuen Welt, in der Welt der Republiken und der Freiheit, wo man alle Tage mit menschlichen Geschöpfen Handel treibt wie mit anderen Waaren, — und jener Körper dort ist der eines Sklaven."

„Unmöglich! — Ihr seht doch wohl, daß es ein Weißer ist!"

„Verzeiht, Ihr seyd abermals im Irrthum. Das ist nur eine der verschiedenen Methoden, nach denen Meister Tod die Gleichheit der Schwarzen und Weißen lehrt. Das Wasser hat das Schwarz der Netzhaut aufgelöst und weggewaschen, — oder habt Ihr jemals so frisches rosiges Weiß auf den Wangen einer celtischen Schönheit gesehen?"

Jetzt hat die wachsende Fluth den Gegenstand des Gespräches ganz dicht an das Schiff geschwemmt, und halb neugierig, halb schaudernd übergelehnt, siehst du ihn, ein Spiel der kurzen Wellen, hin und her an die Planken schlagen. Ganz deutlich erscheint er nun als ein längst in Auflösung übergegangener Leichnam, auf dem Rücken schwimmend, Hände und Füße ausgestreckt, Kopf herabhängend. Es ist wirklich ein Neger; an Händen und Füßen ist die ursprüngliche Hautfarbe unverändert geblieben, was ihm das Ansehen eines Weißen mit schwarzen Handschuhen und Strümpfen giebt. Du siehst ein Heer kleiner Fische an dem Fleische zupfen, bald loslassen, bald wieder anbeißen, und nimmst dir in Gedanken vor, unter keiner Bedingung in Amerika Fische zu genießen. Aber dort der dunkle Gegenstand, der so tief ins Wasser reicht, worauf die Fische immer wieder zuschwimmen und den sie mit ihren Schwänzen in zitternde Bewegung setzen, — was ist denn das? Ein Strick, der von dem Halse des Leichnams herunterhängt.

„Er ist ermordet worden!" ruft du aus.

„Nicht doch, er kann einer gewöhnlichen Krankheit erlegen, er kann auch vor Hunger gestorben seyn, wenn nämlich sein Herr seinen Zustand hoffnungslos und ihn des Futters nicht mehr werth gefunden."

„Aber der Strick!"

„Denkt, Euer Hund sey an der Räude krepirt, in der Nähe befinde sich ein Fluß — werdet Ihr da nicht irgend einem Buben aus der Nachbarschaft den Auftrag geben, die todte Bestie mit einem Stricke, einen Stein ans andere Ende geknüpft, hinein zu spediren, damit sie sicher am Boden bleibe?"

„Nein, das würd' ich nicht; ich würde dem armen Thiere ein anständiges Grab im Garten vergönnen."

„Recht schön, aber in Brasilien machen sie's anders. Wenn ein Hund — wollt' ich sagen, ein Neger — krepirt ist, dann müssen ihn seine farbigen Brüder an dem Stricke hierher schleppen, und hinein mit ihm ins Meer!"

„Kann das wirklich vorkommen? Ihr werdet mich doch nicht glauben machen wollen, daß so was in den Vereinigten Staaten geschehe? Schwerlich dürften Menschen, in deren Adern Ein Tropfen angelsächsischen Blutes fließt, solche Ungeheuer seyn."

„Ja, seht, ich bin niemals in Nord-Amerika gewesen, kann folglich nicht aus eigener Erfahrung über dies Menschenhandel treibende Freiheitsland urtheilen; so viel weiß ich, daß die Kaufleute englischer und nordamerikanischer Abstammung hier bei uns nicht einen Gran mehr Mildthätigkeit besitzen, als die eingebornen Brasilianer."

„So ist denn der Anblick solcher umherschwimmenden Leichen nichts Ungewöhnliches?"

„Jeder Schiffs-Capitain, der irgend mit Brasilien Handel trieb, kann Euch von Hunderten erzählen."

„Welche Unmenschlichkeit!

„Laßt es nur endlich dabei bewenden; schaut lieber nach der Stadt hin, mit der dichten Rauchwolke darüber und dem grün bekleideten Corcovado im Hintergrunde. — Das Boot ist bereit, wir können nun ans Land gehen. — So, jetzt werft, eh' wir abstoßen, noch einen Blick auf die kleinen Lastschiffe da drüben! Das sind Sklavenschiffe, und in jedem befinden sich etwa 350 Neger."

„Daß Gott erbarm'! Das scheinen ja Schiffe von höchstens vierzig bis funfzig Tonnen, — wie können sie denn einer solchen Menge Raum gewähren?"

„Ja, seht, man muß es mit den Sklaven machen wie mit den Waaren; sie werden gehörig gepackt."

„Aber dabei muß ein großer Theil umkommen!"

„Allerdings; wenn sie die halbe Ladung lebendig herüberbringen, dann nennen sie's ein gutes Geschäft, und hat Einer diese Hälfte wohlbehalten ans Land gebracht, so kann er nach einer einzigen Fahrt sein Glück gemacht haben. Jeder gesunde junge Neger gilt auf dem Markte seine zweihundert Pfund; seit den Bemühungen Eurer Landsleute, den Sklavenhandel zu unterdrücken, ist der Preis und somit auch die Versuchung gestiegen, sein Geld in solcher Waare anzulegen, und erst neulich hört' ich Jemanden sagen, er habe bei dem Geschäfte in Zeit von fünf Jahren fünfunddreißigtausend Pfund auf die Seite gebracht. Von einem jener Transportschiffe weiß ich noch ein Histörchen, das Euch während der Ueberfahrt die Zeit vertreiben soll. Da waren zwei junge Neger, ein Mädchen und ein Bursche, wahrscheinlich von einer und derselben afrikanischen Küste gestohlen und auf demselben Segler herübergebracht, in das zur Aufnahme dieser Gäste bestimmte Fahrzeug transportirt worden, und bald gewahrte man die unverkennbaren Zeichen gegenseitiger Zuneigung zwischen ihnen, — das schwarze Pärchen mochte wohl so eine Art Liebesverhältniß schon in seiner Heimat angesponnen haben. Einigen der jüngeren Schiffs-Offiziere fiel es ein, sich auf Kosten des Negers einen Spaß zu machen, und eines Abends sagten sie ihm sehr ernstlich, er werde nächsten Morgen von seinem Zeinsliebchen Abschied nehmen müssen, weil die Schöne zu einem nach dem britischen Westindien bestimmten Transporte gehöre. Der arme Teufel schien sich zwar die Mittheilung sehr zu Herzen zu nehmen, aber den Erfolg hatte Niemand erwartet, — am Morgen fand man ihn todt, von eigener Hand erdrosselt. Die Möglichkeit des Selbstmordes durch Erdrosselung — Hängen ist schon weit mehr plausibel — dürfte von Manchen in Zweifel gezogen werden, da der Schmerz, besonders das peinliche Gefühl der Athemlosigkeit, dem Entschlossensten den Muth rauben und endlich die Kräfte so schwächen muß, daß die frische Luft wieder in die Lunge dringt und den ganzen Versuch vereitelt. Hier aber gab die Ausführung von dem Muthe und der Festigkeit dieses schwarzen Romeo Zeugniß; er hatte ein Taschentuch oder einen Strick rund um den Hals gewunden, und ein Stäbchen hindurchgesteckt, das er so lange um und um drehte, bis er den letzten Odem aushauchte, — ein Beweis für den Glauben gefühlvoller Gemüther, daß unabhängig von der Hautfarbe das Herz in allen Regionen sein Recht behaupte."

„Welch eigenthümlicher Roman!"

„Nichts weniger als Roman — wahre Geschichte — und noch dazu vor kaum einem halben Jahre passirt. Nun sind wir am Landungsplatz. Das große Gebäude hier geradeüber ist ein Gasthof, „Hotel Pharour", wie das Schild besagt, das andere dort an dem Platze ist der Palast des Kaisers, — und wahrhaftig, da habt Ihr ihn selber, der kränklich blasse Knabe in blauer Uniform mit goldenen Epauletten, der, am Fenster stehend, den ungeschickten Evolutionen der Truppen zusieht. Ein einfaches schmuckloses Gebäude, der Palast, aber von bedeutendem Umfange. Eine bedeckte auf drei Bogen ruhende Brücke verbindet ihn, über die Straße hinwegziehend, mit einem anderen noch größeren Flügel, der an eine Kirche stößt. Das Ganze, mit Ausnahme der Kirche, entbehrt so sehr jeder architektonischen Zier, daß es aussieht wie eine Baumwollen-Manufaktur."

Die Hauptstraße der Residenz, Rua Direita, ist breit und hell, enthält aber keine prächtige Kaufläden, sondern düstere, staubige Magazine, in denen es jedoch sehr geschäftig zugeht; in der Rua do Ouvidor oder französischen Straße konzentrirt sich aller Glanz der Juwelen-, Putz-, Tuch- und anderer Modewaaren-Handlungen. Merkwürdig, daß die meisten Engländer in Rio-Janeiro wohlhabende Kaufleute sind, in deren Händen fast das ganze Handels-Kapital sich befindet; hingegen besteht die Mehrzahl der Franzosen, deren es hier nicht wenige giebt, die sogar ein eigenes Theater haben, aus Krämern, Bäckern und Gastwirthen. Die Engländer haben kein Theater, aber einen vortrefflichen Lesezirkel und eine hübsche kleine Kirche.

So wie man nur den Fuß ans Ufer setzt, sieht man eine Menge schwerbepackter Neger nach allen Richtungen hin laufen. Männer und Frauen tragen Alles auf dem Kopfe. Da taumelt Einer unter einem ungeheuren Waarenballen über den Weg, ein Anderer trägt ein mächtiges Wassergefäß auf seinem Schädel, ja selbst der Transport der Bausteine aus den Steinbrüchen geschieht auf dieselbe Weise. Man hört sie dabei eine Art monotoner Lieder absingen, was die Arbeit sehr zu erleichtern scheint; manchmal ist es ein einziges Wort, das sie nach jedem vierten oder fünften Schritte laut und vernehmlich wiederholen; manchmal ein ganzer Spruch, eben so regelmäßig wiederkehrend. Sind ihrer Mehrere beisammen, so gewinnt dieser Singsang etwas Musikalisches; Einer pflegt dann wohl die Pausen mit der Bewegung einer Klapper, wie sie in England die Kinder haben, auszufüllen, die er mit der linken Hand schüttelt, während die Rechte die Last auf dem Kopfe unterstützt.

Man kann eben nicht behaupten, die Neger hätten ein leidendes und unglückliches Aussehen; vielmehr scheinen sie immer in der besten Laune, sie treiben Scherz und lachen, wie sie einander begegnen. Da, wo Mehrere versammelt sind, z. B. bei den öffentlichen Brunnen, lassen sich die Ausbrüche ihrer Heiterkeit in weiter Ferne vernehmen; man sieht alte Grauköpfe einander Rippenstöße geben und sich herumprügeln wie die Kinder, in kleinen Gruppen zu drei oder vier — immer mit den schweren Lasten auf dem Kopfe — ordentliche Spiele aufführen, und während ihr eigenthümliches, durchdringendes Gelächter durch die Straßen schallt, schauen die vorübergehenden Brasilianer mit so ernsten oder vielmehr gleichgültigen Blicken auf sie, wie wir etwa auf ein wiherndes Droschkenpferd.

(Schluß folgt.)

England.

Ueber den Werth und das Wesen des englischen Geschwornengerichts.

(Schluß.)

Fragt man nun, ob sich die englische Jury auf irgend ein anderes Land übertragen lasse, so ist hierbei zu untersuchen: 1) ob die politischen und gerichtlichen Institutionen des Landes es wünschen lassen, daß sie in dem Sinn der englischen Jury modifizirt werden, ob man den Mangel solcher Garantien darin bemerkt, und 2) ob das Land die Elemente darbiete, die zur Einsetzung einer Jury erforderlich sind.

1. Permanente Richter können es leicht an Unabhängigkeit fehlen lassen, oder sie können in der Erforschung der gerichtlichen Wahrheit durch eine mangelhafte Kriminal-Prozedur gehemmt oder irre geführt werden.

In den Monarchieen, wo die Richter von dem Fürsten oder seinen Ministern ernannt werden, können sie jedoch, wenn sie unabsetzbar sind, ihre Unabhängigkeit behalten; doch läßt sich dies nicht a priori aus dem bloßen Inhalt der Verfassung entscheiden. Die Organisation der Gesellschaft, die Sitten und viele andere Ursachen üben hier einen Einfluß, dessen Resultat nur vermittelst der Erfahrung vollständig erkannt wird. In England gelten die Richter, obgleich sie unabsetzbar und auch fast keiner Beförderung fähig sind, nicht für unabhängig, wenn es sich um politische Vergehen handelt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fehlte wenig, daß sie selbst die Intervention der Jury in den Libellprozessen illusorisch machten. In Frankreich sind die Richter unabsetzbar; aber auf ihrer Laufbahn winken ihnen so viele Stufen vom Friedensrichter bis hinauf zu dem ersten Präsidenten des Cassationshofes oder zum Großsiegelbewahrer, und die niederen und mittleren Stellen, die der Räthe der königlichen Gerichtshöfe mitgerechnet, werden so schlecht besoldet, daß das Streben nach Beförderung fast dieselben Wirkungen hervorbringen muß, als es die Absetzbarkeit thun würde.

In der Repräsentativ-Demokratie werden die Richter mit wenigen Ausnahmen von der Legislatur erwählt und sind folglich mehr oder weniger von dem Geist der regierenden Majorität beseelt oder dieser Majorität unterworfen. Besteht die Legislatur aus einer einzigen Kammer, und die Richter selbst sind oder können Mitglieder derselben seyn; und werden sie nur für einen kurzen Zeitraum erwählt, wie in den meisten Kantonen der Schweiz, dann kann man behaupten, daß ihre Unabhängigkeit für die Minorität nicht hinreichend gesichert ist. In den Vereinigten Staaten dagegen, wo die Richter von dem Chef der exekutiven Gewalt im Verein mit dem Senat erwählt werden, wo sie ferner unabsetzbar, zu anderen Functionen nicht wählbar sind und wo sie reichlich besoldet werden, sind sie so unabhängig, als dies unter demokratischen Institutionen möglich ist. Die Richter sind in Amerika die einzigen Beamten, die sich nicht unter die Allmacht der Majorität zu beugen brauchen; sie sind daselbst viel unabhängiger als die Jurys.

Zu den Ursachen, welche in einem Lande die Einführung der Jury in den Organismus der Justiz wünschenswerth machen können, gehören auch alle die Regeln und Formen, nach denen permanente Richter verfahren und deren Einfluß auf ihren Geist sie bei der Aufsuchung der Wahrheit irre leiten kann. Dahin gehört namentlich das System der gerichtlichen Beweise, welches bei dem Richter gleichsam eine künstliche Ueberzeugung schafft, eine Ueberzeugung, die sich unabhängig von den Eindrücken bildet, welche die Thatsachen auf ihn machen, und von den Urtheilen, welche sein Geist, sich selbst überlassen, gefällt haben würde. Um diese Quelle des Irrthums zu entfernen, genügt es nicht, das System des Gesetzes abzuschaffen und die Richter ihren Eindrücken und Inspirationen zu überlassen. Die geistigen Gewohnheiten einer ganzen Klasse von Beamten werden nicht so mit einem Federzuge abgeschafft, wenn sie in Prinzipien ihre Quelle haben, die mehrere Jahrhunderte geltet und theoretisch und praktisch sowohl in der Wissenschaft als im Leben geherrscht haben.

Ueberdies ist das System der gesetzlichen Beweise selbst da, wo es aus der Kriminal-Prozedur verschwunden ist, wenigstens theilweise im Civilprozeß beibehalten worden, wo es vielleicht nicht ganz zu entbehren ist. Es behält also überall einen Platz in der Wissenschaft des Rechts und in der Praxis der Gerichte. In den Ländern, wo die Richter, wie in England, wenig zahlreich sind, wo sie lange und tiefe Studien gemacht haben müssen, wo ihre Studien und Functionen ihnen wenig erlauben, das praktische Leben der verschiedenen Klassen der Gesellschaft kennen zu lernen, kann man erwarten, daß sie bei der Erforschung der faktischen Wahrheit Formeln und Methoden anwenden, die dem positiven Recht entnommen und denen sie seit lange ihre Ueberzeugung als Menschen unterzuordnen gewohnt sind. Man wird sie naiv sagen hören: „Als Mensch würde ich freisprechen, als Richter muß ich verurtheilen" oder umgekehrt.

Dagegen giebt es manches Land, wo die Kriminal- und Civilrichter nicht aufhören dem Leben anzugehören, wo der wissenschaftliche Apparat, der von ihnen verlangt wird, keine Studien erfordert, die bei ihnen geistige Gewohnheiten erzeugen. Diese, indem sie mit den Eigenschaften des Geschwornen einen Theil der Kenntnisse und der Achtung für die Formen, die dem Rechtsgelehrten eigen sind, verbinden, können, vermittelst gewisser Garantieen in der Organisation, die bestmöglichen Kriminalgerichte bilden.

2. Ist die Einführung der Jury in einem bestimmten Lande aus einem der angeführten Gründe für wünschenswerth erkannt, so fragt es sich noch, ob sie möglich ist, d. h. ob das Land die dazu nothwendigen Elemente besitze; denn um ein Haus zu bauen, braucht man nicht bloß einen Bauriß, sondern auch Materialien. Man würde besser daran thun, die schlechtesten permanenten

Richter zu behalten, als eine noch schlechtere Jury an ihre Stelle zu setzen. Eine Gesellschaft kann so organisirt seyn, daß es unmöglich ist, die Elemente zu einer guten Jury in ihr zu finden, weil sie keine hinreichend unabhängige und gebildete Mittelklasse enthält. Würde man z. B. in Rußland, in Polen, in gewissen Gegenden Deutschlands Leute finden, aus denen sich eine Jury bilden ließe? Haben nicht selbst in England, bis lange nach der Revolution, die Geschichtschreiber und Publizisten sich bitter über die Servilität und Parteilichkeit der Jurys beklagt? Wir haben es schon oben gesagt, daß die Institution der Jury sich nicht daselbst erhalten hätte, wenn die Kriminalgerichtsbarkeit in den Händen von Lokalrichtern gewesen wäre, deren Unabhängigkeit den Bevölkerungen gewisse Garantieen dargeboten hätte.

Wenn die Elemente da sind, bedarf es noch eines Mediums, sie auszuscheiden. Wozu nützt es, daß von hundert Bürgern zehn vollkommen fähig sind, die Functionen von Geschwornen zu erfüllen, wenn wir kein Mittel besitzen, sie herauszufinden oder ihnen ausschließlich diese Functionen zu ertheilen?

Zuerst kommt es darauf an, die unterste Klasse auszuschließen, die keine genügende Geistesbildung besitzt. Dies thut das englische Gesetz, indem es Kategorieen schafft, und dieses Verfahren ist im Allgemeinen in den monarchischen Gesellschaften anwendbar. Aber da die allgemeine Liste jedes Distrikts zahlreich seyn muß, damit die Last den Bürgern nicht zu schwer falle, und es aus demselben Grunde nicht möglich ist, die ganze Liste einzuberufen, so muß man ein „Panel" für jede Session bilden, und das englische Gesetz vertraut die Zusammenstellung desselben dem Sheriff der Grafschaft, der weder ein Richter noch ein besoldeter Beamter ist. Das Panel ist also das vereinigte Produkt der Intelligenz des Gesetzgebers und der einer vollkommen unabhängigen Magistratur.

Es ist sehr zu bezweifeln, daß man anderswo als in England einen Beamten finden oder schaffen kann, der eine Stellung einnimmt wie der Sheriff, und man würde die Institution der Jury wesentlich entstellen, wenn man die Bildung der Panels dem Lokalrichter, der in den Assisen den Vorsitz führen muß, oder sonst einem Administrativbeamten anvertraute. Bekanntlich wird in Frankreich das Panel durchs Loos gezogen; aber das Loos ist blind und kann oft in Prozessen, wo der Parteigeist zu fürchten ist, auf Leute fallen, deren Entfernung am meisten zu wünschen wäre.

In den Demokratieen der Vereinigten Staaten und der Schweiz, wenigstens in denen, wo das allgemeine Stimmrecht herrscht, wird das Problem der Zusammensetzung der Jury durch den Mangel jeder gesetzlichen Kategorie fast unauflöslich. Wem soll man die Bildung der allgemeinen Liste anvertrauen? Den Munizipalitäten, wie in den Staaten der Union, oder einer Kommission der Gesetzgebung wie in Genf? Der erste Modus giebt keine Garantie für die Ausschließung der Inkapacitäten, der zweite keine gegen die politischen Leidenschaften der Majorität. Wo ließe sich überdies in diesen Republiken eine Klasse von Bürgern finden, die man frei von politischer Befangenheit nennen kann, oder von jenem eisernen Joch, womit die Meinung der Majorität auf Jedem lastet, der eine Function im Staate ausübt! Permanente Richter, selbst wenn sie von der Legislatur ernannt werden und absetzbar sind, sind unabhängiger, weil sie für die Gesammtheit ihrer Handlungen gegen die Legislatur, gegen die Mehrheit der Wähler des ganzen Landes, gegen die aufgeklärteste Meinung verantwortlich sind. Ihre ganze Laufbahn ist dem Urtheil des Publikums unterworfen, und ihre Unparteilichkeit, wenn sie einmal in den Augen aller Parteien konstatirt ist, wird für sie das sicherste Mittel seyn, Ehre, Achtung und Sicherheit zu erwerben. Aber der Geschworene ist nur für einen isolirten Akt verantwortlich, nach dessen Erfüllung er ins Privatleben zurückkehrt; er ist für diesen Akt vor der Majorität der Zeit und des Ortes, wo er ihn erfüllt, verantwortlich, und ohne daß es ihm möglich ist, durch eine Reihe ähnlicher Akte der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit die Achtung dieses Publikums zu erwerben. Andererseits könnte die herrschende Partei, unter gewissen Umständen, auf die Ernennung permanenter Richter einen solchen Einfluß ausüben, sie könnte die Gerichte so ausschließlich mit ihren Häuptern oder Werkzeugen besetzen, daß eine Jury, bei deren Zusammensetzung der Zufall und die Verwerfungen eine große Rolle spielen, der Minorität und der ganzen Gesellschaft mehr Garantieen der Unabhängigkeit und Moralität darböte. Doch ist die Erfahrung der Vereinigten Staaten der Jury nicht günstig.

Frankreich.

Die Kunst, die geistigen Fähigkeiten nach den Formen der Hand zu beurtheilen.

Ein Capitain d'Arpentigny hat kürzlich in Paris eine Schrift über eine ganz neue Kunst herausgegeben, die er Chirognomonie nennt, welche von der Chiromantie sehr wohl zu unterscheiden ist, obwohl die alten Zigeuner und Wahrsager, als sie aus den Linien der Hand die Geschicke der Menschen und ihre Zukunft verkündeten, von der Kunst des Herrn d'Arpentigny schon etwas verstanden haben mögen. *) Wie Lavater einst die Physiognomik und Gall nachmals die Phrenologie zum unfehlbaren Kopf-, Herzens- und Seelenmesser machen wollte, so soll uns jetzt die Kenntniß der menschlichen Hand den Menschen selber kennen lehren.

Die Hand unterscheidet den Menschen vom Thiere. Die Hand ist das gewandtere Werkzeug, das Werkzeug par excellence, mit welchem die Natur uns ausgestattet, um die erreichbare Welt zu modifiziren und nach unserem Sinne umzugestalten. Es ist daher auch wohl kaum zu zweifeln, daß der göttliche Geist den Menschen nach ihren verschiedenen Fähigkeiten und Bestimmungen auch das äußere Werkzeug, mit dem er sie ausgerüstet, in verschiedener Weise zugetheilt. Derjenige, dessen Bestimmung ist, zu handeln und thätig in das Leben einzugreifen, hat gewiß eine ganz andere Hand, als der Philosoph oder der Künstler. Die Hand eines Sancho Pansa hat sicher eine ganz andere Form, als die eines Don Quijote. Die zarte Hand des Weibes sagt überzeugender, als alle Bücher, die gegen die Emancipation der Frauen geschrieben werden können, daß sie nicht für der Männer harte Arbeit gemacht sey, zu welcher Muskelkraft und große Ausdauer erforderlich ist.

In der Gestalt offenbart sich der Geist; die Form steht augenscheinlich in Beziehungen zu den besonderen Eigenschaften dessen, was sie umhüllt: dies ist der Ausgangspunkt des Herrn d'Arpentigny, und dem Prinzipe nach möchte ihm kaum zu widersprechen seyn, wenn auch die Anwendung desselben in seiner Allgemeinheit wie in seiner Besonderheit eben so vielen Bedenken unterliegen dürfte, als die Regeln der Physiognomik und der Phrenologie.

Bei der Betrachtung der Hand, sagt der Verfasser der Chirognomonie, ist Dreierlei in Erwägung zu ziehen: der Daumen, die Handfläche und die Finger.

Die Handfläche ist der Sitz der Instinkte. Sie offenbart uns das thierische Leben und zeigt die Einflüsse desselben auf unsere geistigen Anlagen. Eine zu kleine, zu dünne Handfläche deutet auf ein schwaches Temperament, auf eine Einbildungskraft ohne Wärme, auf einen mehr gewandten als umfassenden Geist. Das andere Extrem dagegen, eine zu starke und harte Handfläche, ist ein Zeichen vorherrschender thierischer Sinnlichkeit.

Die Finger sind entweder knotig oder glatt, laufen entweder spitz oder in eine Art von Quadrat aus. Knotige Finger deuten auf Ordnung in den Gedanken, so wie auch auf das Bedürfniß, in materieller Hinsicht wohl arrangirt zu seyn. Glatte Finger dagegen gehören Personen an, die mit Gefühl, Einbildungskraft, Phantasie ausgestattet sind; sie deuten vornehmlich auf künstlerische Organisationen. Derjenige, der mit konischen Knöcheln glatte Finger und einen kleinen Daumen verbindet, den hat die Natur unwidersprechlich zum Künstler geschaffen. Wer knotige Finger mit halb quadratischen und halb konischen Knöcheln und einem großen Daumen besitzt, kann sich als einen Philosophen, als einen Mann von Urtheil und Verstand betrachten. Quadratische Knöchel deuten im Allgemeinen auf Combinationsgabe, auf logisches Denken; spatelförmig auslaufende Knöchel auf praktischen Verstand, mehr auf Geschick, als auf Wissen. Der nordamerikanische Yankee erreicht nur darum so wunderbare praktische Erfolge, weil er so breite spatelförmige Hände hat. Starke Hände deuten auf einen Verstand, der mit Geringfügigkeiten sich gern beschäftigt und eine besondere Geschicklichkeit für das Detail besitzt. Mit solchen großen, spatelförmigen, aber geschmeidigen Händen hat der bekannte Maler R. in Paris seine frischen und zarten Blumen geschaffen. Wie indessen die Blumen-Malerei mit großen Händen zusammenhängen mag, kann nur ein Chirognomonist erklären.

Das Esel-Animalische im Menschen sitzt, der neuen Theorie zufolge, in der Hand, und der Mensch selbst in seinem Daumen. Ein großer Daumen deutet auf einen urtheilsfähigen, überlegten und resoluten Geist; ein kleiner Daumen dagegen auf einen unentschiedenen, beweglichen Charakter, der sich leicht von Begierden und Gefühlen leiten läßt. Herr Dupin der Aeltere, dessen Wahlspruch Chacun pour soi, chacun chez soi ist, hat große, knotige und spatelförmige Hände, wie Herr von Arpentigny bemerkt.

Die elementaren Hände sind mit dicken Fingern ohne Geschmeidigkeit und mit stumpfen Daumen ausgestattet; die Handfläche ist von außerordentlicher Breite, Dicke und Härte. Dies ist der Charakter der Hand von der untersten Organisation, nach Herrn d'Arpentigny. Folgendes sind dagegen die Zeichen der Hand von höchster Organisation oder, wie sie der Verfasser nennt, der seelischen Hand (main-âme): Sie ist klein, zierlich und fein; die Handfläche von mittlerer Größe ist mit knotenlosen oder leicht wellenförmigen Fingern ausgestattet, der äußere Knöchel ist lang und schmal, der Daumen elegant und eher klein als groß.

Künstlerische Hände, nach der obigen Beschreibung, werden Alles mit Geschmack und Phantasie ausführen, quadratische mit Ordnung und Umsicht, philosophische mit Verstand und Vernunft, seelische Hände aber lieben nur ideale Werke und regen sich nur für göttliche Harmonieen; solche Hände sind die Werkzeuge der großen Dichter, Inspirirten und Nachwelts-Beherrscher.

Folgendes ist eine allgemeine Wahrnehmung: Welcher Art auch die Hand sey, wenn sie zu hart ist, so ist das ein Zeichen thierischer Kraft, heftiger Einwirkung der Begierden; ist sie dagegen zu weich, so wird das Individuum schwach, thatenlos, aber auch zärtlich und zartfühlend und empfindlich für die feinsten Nüancirungen seyn. Eine schöne oder vielmehr eine vollkommene Hand muß also fest ohne Härte, elastisch ohne Weichheit seyn.

Es wird dies genügen, um von der Theorie des Herrn d'Arpentigny einen ungefähren Begriff zu geben. Die Sache ist ganz neu und noch mancher Erweiterungen fähig, woran man es, nachdem wir diese Anzeige davon gemacht haben, wohl auch in Deutschland nicht wird fehlen lassen. Der französische Verfasser selbst bescheidet sich, nur Andeutungen gegeben zu haben, indem er, wie er sagt, ein unerfahrener Schriftsteller sey und es daher Anderen überlasse, auf einem Felde zu ärndten, welches er zuerst angebaut. Jedenfalls zeugt sein Buch von großem Beobachtungstalent, das auch eine ernste Beachtung, nicht

*) La Chirognomonie, ou l'art de reconnaitre les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main. Par le Cap. d'Arpentigny. — Paris, 1844.

aber, wie so leicht, namentlich in Frankreich, zu befürchten steht, wegwerfende Verspottung verdient.

Spanien.

Calderon.

Aus dem überreichen Garten der Poesien Calderon's — er hinterließ mehr als hundert autos sacramentales, mehr als hundertundzwanzig Schauspiele und eine Menge von Liedern, Sonetten, Romanzen und anderen Gedichten — verpflanzte A. W. Schlegel die ersten Blumen auf deutschen Boden. Die deutsche Literatur wußte ihm Dank für diese Bereicherung; denn verdient Calderon auch nicht die ungemessenen Lobsprüche, mit denen sein Freund und Lebensbeschreiber, Don Juan de Vera Tasis y Villarcel, ihn überhäuft, so setzen uns dennoch sein tiefer und reicher Geist, seine Gewandtheit und Formenfülle in Erstaunen. Die Freunde des Dichters mehrten sich, als Gries, in würdiger Weise den Fußstapfen seines Vorgängers folgend, neue Schätze zu den bereits gewonnenen fügte. Aber der sinnige, geschmackvolle Uebersetzer wurde viel zu früh für die Literatur von seinem Tagewerke abgerufen. Noch ein sehr großer Theil von Calderon's Schauspielen blieb unübersetzt, obgleich durch O. v. d. Malsburg, G. N. Bärmann, Andreas Schumacher und Frau Wilhelmine Schmidt geb. Rauen noch Manches übertragen wurde, was die beiden Muster-Uebersetzer unberührt gelassen hatten. In der verdienstlichen, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden ausgewählten Bibliothek für Klassiker des Auslandes werden uns nun eben (in Band 36. 37. 38) neun fernere Schauspiele geboten. Der Uebersetzer, Herr Adolf Martin, hatte eine um so schwerere Aufgabe zu lösen, je höher die Ansprüche sind, welche das deutsche Publikum nach so vortrefflichen Leistungen der früheren Meister zu machen berechtigt ist. Die erste Uebersetzerpflicht, die Treue, hat er nun allerdings erfüllt, aber die zweite, die Vollendung der Form, scheint ihm zuweilen sehr sauer geworden zu seyn. Oft hat er gegen die Form gesündigt, weil er die Treue allzu ängstlich wahren wollte; er wird bei Gries noch fleißig in die Schule gehen müssen. Oft kann man mehrere Seiten hinter einander glatt fortlesen, dann stößt man plötzlich auf eine Stelle, die man grammatisch konstruiren muß, um sie zu verstehen, und zwar trifft dies nicht eben die schwersten Stellen des Originals, sondern zuweilen die allereinfachsten. So möchte z. B. wohl kaum Jemand die folgenden Verse beim ersten Lesen verstehen, besonders, wenn er nicht zuvor aufmerksam gemacht worden ist (Th. 1. S. 108):

Da erschall der Wiederhall
Zwei so ungewohnter Klänge,
Wie das sind hier im Gebirge
Den der Triz zu vernehmen
Trommeln und Trompetenstöße,
Und von jener Instrumente.

während das Original gar nicht klarer und ungesuchter lauten kann (En esta vida todo es verdad y todo mentira. Jorn. I.):

Aqui llegaron los ecos
De dos clarinadas tan nuevas,
Como son en estos montes
Dar de una parte trompetas
Y caxas, y de otra parte
Instrumentos .....

Eine biographische Einleitung und kurze Anmerkungen in der Weise, wie sie Tieck dem Shakespeare oder Dohrn den spanischen Dramen angehängt hat, wäre eine sehr wünschenswerthe Beigabe für das Buch gewesen.

Mannigfaltiges.

— Die arbeitenden Klassen in Deutschland und Frankreich. Der Central-Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen, der sich in Berlin bei Gelegenheit der Gewerbe-Ausstellung gebildet, wird mit Recht als das erfreulichste Resultat der letzteren betrachtet, wenn auch noch andere Vortheile von ihr erwartet werden dürfen: namentlich die Gewinnung einer besseren Uebersicht derjenigen Zweige der Industrie, die eines wirksameren Schutzes als bisher bedürfen, um mit den Erzeugnissen des Auslandes konkurriren zu können. Resultate, die sich an eine solche Uebersicht und die daraus hervorgehende Ueberzeugung knüpfen, kommen zunächst dem Fabrikanten — was jedoch jener Verein bezweckt, das kommt dem Fabrikarbeiter selbst zu statten, und dieser bedarf augenscheinlich eines viel dringenderen Schutzes noch als jener, der in einigen europäischen Staaten nur allzu sehr schon geschützt ist, und zwar auf Kosten der Verzehrer, zu welchen der mit vielen Kindern gesegnete Fabrikarbeiter gewiß viel eher zu zählen ist, als zu den Produzenten. Der in Berlin gestiftete Verein, dessen Wirksamkeit sich über das ganze Land ausdehnen soll, hat sich demnach eine große Aufgabe gestellt, die er aber nur dann wird erfüllen können, wenn er sich genau damit bekannt macht, wo es seiner Vermittelung, seiner Hülfe und nöthigenfalls seiner direkten Einschreitung bedarf. Alle solche Vorschläge, wie die zur Errichtung von Spar- und Prämien-Kassen, von Unterrichts-Anstalten für die Jugend der arbeitenden Klassen u. dgl., haben es gewiß auf das vortrefflichste darauf abgesehen, da entgegenzukommen und nachzuhelfen, wo der Boden an sich schon ein günstiger und kein innerer Schaden dem Wachsthum und Reifen der Frucht überhaupt im Wege ist. Wo dies jedoch nicht der Fall, werden die Gelegenheiten zum Sparen und zum Unterricht nur wenig benutzt werden oder nichts fruchten; also vor Allem gilt es, jenen inneren Schäden nachzuspüren, die bald in den Verhältnissen der Arbeiter zu ihren Fabrikherren und bald in der Konkurrenz der Arbeit selbst ihren Grund haben, welche ins Maßlose gehende Konkurrenz wiederum eine Frucht des mißverstandenen Begriffes der Gewerbefreiheit ist. Denn wie jede andere Freiheit, bedingt auch diese ein Maß der sittlichen Selbstbeschränkung, ohne welche sie zur Licenz oder brutalen Willkür ausartet. Freilich wird ein Verein mit seinen beschränkten Mitteln da nicht auszuhelfen vermögen, wo solche Mängel sich finden, aber er wird doch der Gesetzgebung die Wege andeuten können, auf denen sie ihm entgegenkommen muß, wenn das, was zu thun wirklich in seinem Bereiche liegt, von irgend einem praktischen Erfolge seyn soll.

Aehnliche Ansichten sind es wohl auch, von denen jetzt ein Theil der französischen Presse ausgeht, der, das Leere der heutigen politischen Manöver und Zeitungsgefechte einsehend, darauf dringt, daß man sich ernstlicher mit einer Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen beschäftige. Gleichzeitig hat einerseits Herr Ledru-Rollin und andererseits die stets rührige George Sand in den ihnen zu Gebot stehenden Blättern die arbeitenden Klassen aufgefordert, Petitionen an die Deputirten-Kammer zu richten, in welchen um Anstellung von Untersuchungen jenes Zustandes gebeten wird. Die französische Regierung hat bisher geglaubt, es sey das Mögliche für die arbeitende Klasse geschehen, wenn die Industrie mit aller Macht nach Außen geschützt werde; aber täglich mehr lehrt die Erfahrung aller Länder, daß es der Schutz nach Innen sey, den die Arbeit vor allen Dingen bedürfe. Inzwischen möchte die Kammer selbst wohl kaum die geeignete Körperschaft seyn, von der eine Untersuchung wie die in Rede stehende mit Nutzen geführt werden kann, und ein Verein, der, wie der unter uns entstandene, speziell die Aufgabe sich gestellt, mit dem Wohl der arbeitenden Klassen sich zu beschäftigen und der zum großen Theil aus sachverständigen Männern besteht, wie sie in solcher Anzahl in keiner gesetzgebenden Versammlung sich befinden, möchte hierzu weit viel geeigneter seyn. In der That hat auch ein Organ der arbeitenden Klassen in Frankreich, die unter dem Namen L'Atelier erscheinende Zeitung, auf jene Aufforderung geantwortet, daß man zwar für die Theilnahme des Herrn Ledru-Rollin und anderer ehrenwerthen Deputirten sehr dankbar sey, daß man vor Allem erwartet werde, die Herren Politiker machten sich selber erst mit Zuständen genauer bekannt, zu deren Sachwaltern in öffentlichen Blättern und auf der Rednerbühne sie sich aufwerfen. Am allerwenigsten aber, fügt das Atelier hinzu, seyen die Radikalen als die Repräsentanten des eigentlichen Volkes zu betrachten, das eben so, wie es immer in seiner Totalität sittlich, auch in gleicher Weise stets praktisch ist.

— Lesekabinet für die arbeitenden Klassen. Am 28. Oktober ist in einem Stadttheile Londons, in welchem die arbeitenden Klassen besonders zahlreich wohnen, ein Lesekabinet (a subscription reading room) für dieselben eröffnet worden, welches abendlich von 6 bis 10 Uhr — mit Ausnahme des Sonntags — gegen ein wöchentliches Lesegeld von zwei Penny (1½ Sgr.), das an jedem Montage voraus zu bezahlen ist, benutzt werden kann. Es liegen in diesem Lesekabinet alle mögliche Zeitungen und Zeitschriften auf, mit Ausnahme jedoch derjenigen, die eine theologische oder konfessionelle Tendenz haben; auch sind mit demselben einige andere geheizte und erleuchtete Räume verbunden, in welchen Erfrischungen zum Kostenpreise gereicht werden, jedoch wieder mit Ausnahme von Wein und Branntwein, so wie von Tabak. Das ganze Unternehmen geht von Menschenfreunden aus, die nicht allein keinen Gewinn damit beabsichtigen, sondern auch noch ansehnliche Beiträge subskribirt haben, um das Etablissement den arbeitenden Klassen zugänglich zu machen, die sonst die langen Winterabende in Tavernen und Spielhäusern zuzubringen pflegen.

— Gegen Dampfkessel-Explosionen. Ein französischer Physiker, Herr A. Chenot, der sich damit beschäftigt, die Ursachen der Dampfkessel-Explosionen zu untersuchen, findet den Grund dieser Explosionen in der Elektrizität, die sich durch das fortwährende Spiel der Stempel entwickelt. Die Schutzmittel, die man bisher angewendet, waren, wie Herr Chenot behauptet, gegen imaginaire Gefahren gerichtet und blieben darum meist ohne Erfolg. Denn trotz aller Genauigkeit und Vorsicht, mit der die Dampfmaschinen heutzutage gebaut werden, hören dennoch die Explosionen nicht auf. Chenot giebt nun in einer Broschüre die Mittel an, wie man die in dem metallischen Apparat angehäufte und gefahrdrohende Elektrizität neutralisiren könne. Gegen den Gebrauch in wissenschaftlichen Dingen ist diese Broschüre nicht zuerst dem Institut, sondern direkt dem Publikum vorgelegt worden. Dies beunruhigt die französischen Kritiker ein wenig, die nun nicht wissen, welchen Werth sie der neuen Ansicht beilegen sollen. — In England hat man gegenwärtig bei Dampfmaschinen eine Vorrichtung angebracht, durch welche angezeigt wird, daß das Wasser im Kessel bis zu dem Stande gefallen ist, den man dort als Hauptursache der Explosionen ansieht. Der Dampf steigt dann nämlich zu einer Röhre auf, die mit einer Pfeife in Verbindung steht, welche ein ähnliches gellendes Zeichen giebt, wie das durch die Lokomotiven bekannte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 26. November 1844.

England.

Theodor Hook.

Die Menschen sind ungerecht und die Fama launenhaft, pflegte Charles Nodier zu sagen. Horaz sprach dasselbe aus in den Worten: habent sua fata libelli. Diese Meinung aller Zeiten gilt vorzüglich für diejenigen Werke, welche in einer fremden Sprache geschrieben sind. Wie viele Bücher genießen Ruf unter uns, die in dem Lande ihrer Verfasser nie dazu gelangten! Man könnte sagen, daß manche Geistesprodukte, gleich den Weinen, wenn sie die Linie passirt haben, eine ganz besondere Qualität gewinnen, wenn sie in eine andere Sprache übertragen werden. Während aber elende Schriftsteller die Ehre haben, daß man sie übersetzt und in der ganzen civilisirten Welt liest, bleiben leider auch viele Autoren, die in ihrem Vaterlande berühmt sind, den benachbarten Völkern völlig unbekannt. Wir wissen viele Namen, die diese, scheinbar übertriebene, Behauptung bestätigen würden, beschränken uns aber darauf, einen englischen Schriftsteller zu nennen, der kürzlich gestorben ist und im Auslande wenig gekannt war, wie sehr er es auch verdient, ein recht großes Publikum zu haben. Wir meinen Theodor Hook, den Redacteur des berühmten „John Bull", den Verfasser des „Gilbert Gurney" und des „Jack Brag", von welchen, so wie von einigen anderen Werken Hook's, die Herren J. A. Moriarty und J. Seybt eine deutsche Uebersetzung herausgegeben. *)

Unter anderen Verdiensten hat Hook dasjenige, den Roman in England zu seiner wahren Bestimmung zurückgeführt zu haben. Er war es, der dem historischen Roman den ersten Schlag versetzte. Wie sehr wir auch das Talent Walter Scott's bewundern, so konnten wir uns doch nie mit seiner Schöpfung, dem historischen Roman, dieser Parodie der Geschichte, befreunden. Vor noch nicht langer Zeit wußten die geistreichsten Männer des verständigsten Volkes der Welt nicht genug Lobsprüche für dieses Genre zu finden; sie zogen es ohne Umstände der Geschichte selbst vor. Glücklicherweise ist diese Zeit vorübergegangen und vergessen. Denn von allen Irrthümern, die sich in den letzten zehn Jahren als reformatorische Ideen in der Literatur ausgaben, war sicherlich diese Begeisterung für den historischen Roman eine der gefährlichsten. Wir verdanken ihr sehr mittelmäßige Werke, die trotzdem mit großem Geschick geschrieben sind, und haben uns durch dieselben auf lange Zeit unseren Geschmack verdorben. In England fand sich ein ganzes Heer werthloser Nachahmer, die in Walter Scott's Fußstapfen traten. Zur Freude der Leihbibliotheken machte man sich daran, die ganze Geschichte der drei Königreiche auf die angegebene Manier zu travestiren. Aber selbst die besten Dinge werden mit der Zeit langweilig, warum sollte man nicht ermüden, immer und ewig Kopien einiger guten Werke zu lesen? Es ist bekannt, mit welcher Dankbarkeit diejenigen aufgenommen wurden, die den alten Roman wieder einführten. Gewöhnlich bezeichnet man Bulwer als den Urheber dieser literarischen Reaction, jedoch mit Unrecht, denn das Hauptverdienst ist Hook zuzuerkennen, dessen erste Romane im Jahre 1824, also vier Jahre vor dem Pelham, erschienen. Hätten die Schriften Hook's nicht so großen Beifall gefunden, wer weiß, ob man Pelham glimpflich behandelt haben würde.

Es war um so leichter, den historischen Roman zu stürzen, als die Einführung desselben durch Walter Scott ein vereinzeltes, von seinem früheren englischen Schriftsteller vorbereitetes Ereigniß war. Das neue Genre hatte nichts für sich, als eben seine Neuheit und das Talent, mit dem es von seinem Erfinder gehandhabt wurde. In den Händen de Foe's, Fielding's, Richardson's und Smollet's hatte der englische Roman keinen anderen Zweck, als das menschliche Herz und die Sitten zu schildern. Walter Scott verließ diesen Weg. Anstatt die ihn umgebende Gesellschaft zu malen, verpflanzte er die Chronik in den Roman, und da er nicht der erste Dichter seiner Zeit werden konnte, wurde er der unnachahmlichste Erzähler nach Art der unermüdlichen Scheherezade. Seine Werke sind mehr Geschichtsmalereien als Genrebilder. Die Sitten, die er uns vorführt, erinnern durchaus nicht an das wirkliche Leben. Gewiß hätten ihn Richardson und Fielding sehr bewundert, der Eine wegen seiner genauen Schilderungen, der Andere wegen seiner fruchtbaren Einbildungskraft, aber Keiner von Beiden hätte ihn als seinen Nachfolger anerkannt. Ja, wir zweifeln nicht, wenn Walter Scott uns seine eigentliche Meinung über jene beiden unsterblichen Beobachter des menschlichen Herzens hätte sagen wollen, anstatt uns eine trockene Biographie derselben zu geben, er würde sein geringes Behagen an Grandisson und Joseph Andrews eingestanden haben, denn auch im Gil Blas entzückte ihn nichts, als die kalte und nüchterne Eleganz, mit der die Beschreibungen abgefaßt sind.

Die Schilderung des Privatlebens mit seiner Anmuth, seiner Mannigfaltigkeit und seinen sich kreuzenden Interessen und Ereignissen bildet den wahren Stoff für Romane. Einem guten Romanschreiber aber ist weniger Erfindungsgabe und Gelehrsamkeit unerläßlich, als Beobachtung der Charaktere und der Sitten. Hook besaß dieses Beobachtungstalent in ausgezeichnetem Grade. Ihm und den Damen Edgeworth und Austen gelang es, den Roman wieder auf jene Höhe zu bringen, auf der ihn die früheren Meister hinterlassen hatten. Alle Drei, obgleich sie mit verschiedenen Geistesgaben ausgestattet waren, hatten das gemeinschaftliche Ziel, das tägliche Leben und diejenigen Herzensregungen zu malen, die in allen Lesern ihr Echo finden. Ihre Werke sind sogar dezenter, als diejenigen von Fielding und Smollet, und dürfen sich ohne Scheu auf allen Tischen sehen lassen. Die Tugend schildern sie nie lächerlich und selten unglücklich, das Laster, selbst wenn es triumphirt, umgeben sie nicht mit jenem Adel, der die Helden Rousseau's und Byron's schmückt. Sie nehmen nie ihre Zuflucht zu Wundern und Effekten und benutzen weder lokale Eigenthümlichkeiten, noch den Aberglauben des Volkes. Nur das gewöhnliche Leben und das menschliche Herz geben ihnen das Material zu ihren Werken, und ihre geschickte Hand weiß dieses Material so zu verarbeiten, daß selbst die raffinirtesten Feinschmecker unter ihren Lesern befriedigt werden. In Hook's Romanen ist die Liebe nicht jene ungestüme, oft sündhafte Leidenschaft, die im Nu entsteht und sich durch keine Gewalt unterdrücken läßt. Die Vernunft leitet seine Helden in der Liebe, wie in allem Uebrigen. In seinen Büchern begegnet man keiner jener liebenswürdigen Schwachheiten, keinem von den zügellosen Wünschen, die eine so große Rolle in den modernen Romanen spielen, noch jener extremen Empfindsamkeit, die von Werther und der neuen Heloise in die Literatur eingeführt wurden. Hook's Helden und Heldinnen können allen Altern und Ständen zum Muster dienen und haben den großen Vorzug vor vielen Gleichgesinnten, daß sie interessant sind. Beweis dafür ist der Erfolg, den jene Romane in England gehabt haben, und die Theilnahme, mit der noch heute von ihnen gesprochen wird. Im Allgemeinen sind wir gewöhnt, ein moralisches Buch für ein langweiliges zu halten, und in den meisten französischen Romanen, zum Beispiel, stehen diese beiden Eigenschaften in umgekehrtem Verhältniß zu einander. In den englischen dagegen ist dies weit weniger der Fall.

Man sieht wohl leicht ein, daß Mrs. Edgeworth und Mrs. Austen, die wir oben Hook an die Seite stellten, als Frauen, nur dezente Bücher geschrieben haben werden. Die Erstere lebt noch, die Zweite ist bereits seit 1817 todt und hatte sich immer nur in einem kleinen Kreise von Verwandten und Freunden bewegt. Bescheiden, ernst, zurückgezogen, wie sie war, vermied sie die Gelegenheiten, ihre Schönheit und ihre Geistesgaben glänzen zu lassen, eben so sorgfältig, als andere Frauen dieselben aufsuchen. Daher spielen auch ihre Erzählungen nur in der Bürgerklasse, die sie täglich vor Augen hatte; dafür aber hat sie Niemand in ihrer Gattung übertroffen. Walter Scott, der die Schriften dieser jungen Frau in seinem Hause laut vorzulesen pflegte, sagte von ihr in seiner Zeitschrift: „Mrs. Austen hat gelungenere Portraits aus der Gesellschaft gegeben, als irgend ein anderer Autor. Ihre Schilderungen des Privatlebens sind die besten, die ich kenne."

Wenn aber die Lebensweise dieser beiden Damen den Charakter ihrer Werke leicht erklärt, so bleibt es wunderbar, wie sich, abgesehen von der durch Geschlecht und Erziehung bedingten Geistesrichtung, derselbe Charakter in den Romanen Hook's wiederfindet. Der unruhige Geist dieses Mannes, sein luxuriöses und ungeregeltes Leben scheinen sich nicht mit der strengen Sittlichkeit zu vertragen, die in seinen Werken herrscht. Hier sehen wir recht deutlich den Nutzen der Einschränkungen, die sich die englische Gesellschaft auferlegt. Das Privatleben der Engländer ist keineswegs von Sünden frei, doch die Gesellschaft verlangt die Beobachtung der strengsten Sitte. Sie mag darum pedantisch und heuchlerisch erscheinen, aber die Heuchelei ist eine Konzession, die das Laster der Tugend macht, und Mancher ist gut geworden, weil er immer hat gut scheinen wollen.

Theodor Hook war der Sohn eines Musikers und wurde am 22. September 1785 in London geboren. Im vierzehnten Jahre verlor er seine Mutter, die eine sehr geistreiche und vernünftige Frau gewesen seyn soll. Wenn sie am Leben geblieben wäre, so würde Hook ohne Zweifel ein praktischer Mensch geworden seyn, wie sein älterer Bruder. Wir besäßen dann freilich vielleicht einige schöne Bücher weniger; aber es hätte sicher auch einen Un-

*) Leipzig, J. J. Weber, wo kürzlich als XVII.—XX. Bändchen der ausgewählten Romane von Theod. Hook auch eine Uebersetzung von dessen „Maxwell" erschienen ist.

glücklichen weniger auf Erden gegeben. Hook wurde auf der berühmten Schule zu Harrow, zu gleicher Zeit mit Byron und Robert Peel, erzogen. Er erinnerte sich dieses Umstandes gern, jedoch nicht ohne ein gewisses Reuegefühl, denn er war in Harrow unfleißig gewesen und hatte auch nicht so bald Gelegenheit bekommen, den gelehrten Unterricht zu benutzen, den er daselbst empfangen hatte. Nach dem Tode seiner Mutter nämlich mußte er in das väterliche Haus zurückkehren. Im Heiligthum der Musen geboren, komponirte er schon früh Lieder, zu denen er selbst den Text schrieb. Bald wurde er der Mitarbeiter seines Vaters, dem er die Worte zu seinen Musikstücken verfaßte. Da er die Arbeit mit dem Vater theilte, hatte er auch Ansprüche auf den Gewinn und die Vergnügungen desselben und begann ein sogenanntes Künstlerleben. In einem Alter, wo junge Leute am meisten bewacht und am strengsten gehalten werden müssen, lebte er unter Sängern und Schauspielern, wurde von ihnen bewundert und verzogen und in die traurigen Geheimnisse des Foyer und der Coulissen eingeweiht. Es war dies ein schlechtes Debüt, das Hook im Leben machte, und die Verblendung und Thorheit seines Vaters kam ihm später theuer zu stehen.

Sein Bruder, der Rev. James Hook, der vor einigen Jahren als Dechant von Worcester gestorben ist, fürchtete, daß er bei seinem Temperamente und solcher Gesellschaft in tiefe Verderbniß versinken könne, und machte den Versuch, ihn aus dieser Gefahr zu reißen. James war achtzehn Jahre älter, als Theodor, und hatte durch sein eigenes Verdienst eine rasche Carrière gemacht. Er brachte ihn nach Oxford, ließ ihn dort die Studien wieder aufnehmen und sich für den Advokatenstand vorbereiten. Man kann sich denken, wie sehr erklirt sich unser junge Künstler in der ernsten Atmosphäre Oxfords vorkam. Als er in das Album der Universität eingetragen werden sollte, sagte, durch seine kindischen Züge getäuscht, der Vice-Kanzler zu ihm: „Sie scheinen sehr jung, sind Sie auch bereit, die neununddreißig Artikel zu unterzeichnen?" — „Vierzig, wenn es Ihnen beliebt", antwortete Hook rauh. Dieser unehrerbietige Witz, der auf die bekannten Artikel der anglikanischen Kirche anspielte, hätte es beinahe zuwege gebracht, daß Hook auf der Stelle zurückgewiesen wurde. Sein Bruder intervenirte und erwirkte ihm die Verzeihung seiner unbesonnenen Worte. Aber anstatt in Oxford zu bleiben, kam er in aller Eile nach London zurück, denn er hatte einen herrlichen Plan zu einer Farce, den er seinen früheren Gefährten mittheilen mußte.

In seinem Roman Gilbert Gurney, einer Art von Selbstbiographie mit leichter romantischer Färbung, erzählt Hook sehr ergötzlich sein Debüt auf dem Theater. Indeß machte, in Gegensatz zu dem Stücke, von welchem in dem Romane die Rede ist, „die Rückkehr des Soldaten", eine komische Oper, zu der er das Gedicht und die Musik verfertigt hatte, großes Glück in Drury-Lane. Hook war damals siebzehn Jahr alt. Durch diesen Anfang ermuthigt, lieferte er in dem Zeitraume von einigen Jahren acht neue Stücke, die den verschiedenen Talenten der besten Komiker jener Zeit, seinen Freunden und Kameraden, merkwürdig angepaßt waren. Indessen verlebte Hook lustige Tage. Er führte wirklich die komischen Schwänke seiner Farcen im Leben aus und erzählt nicht wenige derselben im Gilbert Gurney, der von seinem damaligen Treiben ein deutliches Bild giebt. Die Frau des Schauspielers Mathews, seines treuesten Freundes, hat ebenfalls einige in einem unterhaltenden Buche, das sie dem Andenken ihres Mannes gewidmet, aufbewahrt. Hook's Freunde sprechen mit Entzücken von den heitern Stunden, die sie mit ihm verlebt hätten, als er ihnen inter pocula Anekdoten aus seinem eigenen Leben erzählte; denn Hook war vielleicht der vollendetste Komiker seiner Zeit. Er vereinigte, schreibt ein Herr Kockart von ihm, die Fähigkeiten Liston's, Terry's und Mathews', der unerreichten Helden der kleinen Londoner Theater, in sich. Dazu kam, daß er scherzhafte Lieder, besonders satirische Balladen, ausgezeichnet sang und komponirte und, ohne daß man ihm eine Anstrengung anmerkte, Text und Melodie improvisirte. Bald verbreitete sich sein Ruf eines äußerst geistreichen Mannes über den kleinen Kreis seiner lustigen Freunde hinaus. Sheridan, der ein Urtheil in solchen Dingen hatte und das überraschende Talent Hook's besser, als irgend Einer, zu würdigen wußte, öffnete ihm die Pforten der aristokratischen Gesellschaft, indem er ihn bei der Marquisin von Hertort einführte. Um diese Zeit pflegte sich der Prinz von Wales, damals Regent des vereinigten Königreichs, von den Sorgen und Mühen der Regierung in den Salons der edlen Lords zu erholen. Hook hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und nach einem Souper, in welchem er, in der Lethe des Champagners den Rang seines erhabenen Mitgastes vergessend, denselben in seiner gewohnten geistvollen Manier unterhalten hatte, sagte der Prinz zu ihm: „Herr Hook, ich wünsche Sie öfter zu sehen und zu hören." Dieser Wunsch war ein Befehl für Alle, welche zugegen waren, und Hook wurde von diesem Augenblicke an zu den feinsten Zirkeln der vornehmen Welt gezogen. Er kam in die Mode, und bald galt keine Fête für vollständig, wenn er nicht eingeladen war. Unser Freund war übrigens hier ganz an seinem Orte. Er hatte Geist, feine Manieren, untadelhafte Kleider, war gefällig und bescheiden und wurde, da er bereits früher der Zechgenosse vieler vornehmen Elegants gewesen, der Günstling jener Kaste, die, so exklusiv sie auch seyn mag, es dennoch nicht verschmäht, diejenigen Plebejer in ihren Kreis aufzunehmen, welche ihnen ihr beständiges Ennui zu vertreiben wissen. Als unermüdlicher und stets interessanter Erzähler, als bescheidener Künstler, der mit derselben Fertigkeit den Bleistift und die Feder handhabte, mußte Hook den Vornehmen in jeder Hinsicht gefallen.

Diese glänzenden Gaben hätten ihn auch beinahe glücklich gemacht; wir sagen, beinahe, denn er war nicht weise genug, die Gelegenheit zu benutzen. Der Regent, der an ihm Geschmack gefunden hatte, erkundigte sich angelegentlich nach seiner Stellung in der Welt und sprach sich, als er erfuhr, daß sein Günstling weder Stand noch Vermögen habe, mehrere Male darüber aus, daß etwas für ihn gethan werden müsse. Der Prinz schien diese Absicht bereits vergessen zu haben, als Hook plötzlich im Jahre 1812 zu seinem großen Erstaunen zum Schatzmeister auf der Insel Mauritius ernannt wurde und ein Gehalt von 2000 Pfund zugesichert erhielt. Er feierte natürlich in der Gesellschaft zu Mauritius dieselben Triumphe, die er in London gefeiert hatte, wurde die Seele der Vergnügungen und stürzte sich ohne Rückhalt in alle Zerstreuungen, die in den Kolonieen Sitte sind. Gegen Ende des Jahres 1817 wurde der bisherige Gouverneur von Mauritius nach England zurückgerufen und ernannte, da er von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen sollte, eine Kommission zur Prüfung der Bücher des Schatzmeisters. Alles wurde in Ordnung befunden, und die Kommissarien machten den günstigsten Bericht. Jedoch sechs Wochen nach der Abreise des Gouverneurs erhielt der Offizier, der ihn interimistisch vertrat, die Anweisung von der Schatzkammer, daß die Kommission einen groben Irrthum in den Rechnungsbüchern übersehen habe und ein vor fünf Vierteljahren eingeschickter Posten von 20,000 Pfund nicht eingetragen sey. Groß war das Erstaunen Hook's und des neuen Gouverneurs. Man ernannte eine zweite Kommission, vernahm den Denunzianten, der mündlich und schriftlich seine Beschuldigung wiederholte, jedoch in seinen Aussagen auf Lügen ertappt wurde und sich selbst umbrachte. Dessenungeachtet ging die Untersuchung fort, und man entdeckte eine große Menge Unregelmäßigkeiten und ein bedeutendes Defizit in der Kasse des Schatzmeisters. Hook wurde festgenommen und an Bord eines Schiffes gebracht, das nach England segelte. Im Januar 1819 kam er in Portsmouth an. Man machte ihm den Prozeß, und der Attorney-general entschied, daß, wie nachlässig auch Hook's Amtsführung gewesen sey, man dennoch keinen Grund habe, ihn kriminalisch zu verfolgen. Währenddeß wurden seine Papiere und Bücher dem Rechnungshofe übergeben, der, nachdem die Sache fünf Jahre geschwebt hatte, Hook zum Schuldner des Staates mit 12,000 Pfund erklärte.

Es ist schwer zu entscheiden, bis zu welchem Punkte Hook schuldig war. Er selbst hat bis zu seinem Ende behauptet, daß die definitive Entscheidung des Rechnungshofes ungerecht sey. Die Kommission in Mauritius hatte das Defizit auf 20,000 Pfund geschätzt, später wurde es erst auf 15,000, dann auf 12,000 fixirt, und Hook war überzeugt, daß eine genauere Untersuchung es auf 9000 reduzirt hätte. Der Hof entschied, daß Hook nicht des Unterschleifs, sondern nur der unverzeihlichsten Nachlässigkeit schuldig sey. Aber wenn waren die Summen gekommen, die er nicht in Rechnung gestellt hatte? Man hat es nie entdecken können, und Hook wußte es wahrscheinlich eben so wenig als seine Richter. Man fand anfangs, daß er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Mauritius 1900 Pfund nach England geschickt hatte, aber er bewies, daß er mit dieser Summe Schulden bezahlt und sie bei einem Kaufmann entnommen habe, dem er sie terminweise durch Abzüge von seinem Gehalte zurückstellte. So handelt kein ehrloser Mann. Freilich hatte Hook kostspielige Gewohnheiten; er spielte hoch, schickte Pferde zum Wettrennen, und man durfte wohl argwöhnen, daß er, bei seinem verhältnißmäßig geringen Gehalte, die ihm anvertrauten Gelder zu seinen Verschwendungen benutzte. Indeß wies er nach, daß er bei den Wettrennen viel Geld gewonnen hatte, und überdies brachte der Verkauf aller seiner Besitzthümer nur die bescheidene Summe von 40 Pfd. ein.

Als Hook nach London kam, bestand sein ganzes Vermögen aus zwei Louisd'oren. Sein Vater war kurze Zeit vor seiner Rückkehr gestorben. Es blieb ihm nichts übrig, als zu seiner Feder Zuflucht zu nehmen und durch Aufsätze, die er in Journale und Revuen lieferte, die Mittel zur Fristung seines Lebens zu gewinnen. Er miethete eine bescheidene Wohnung in Somers-Town und lebte dort, ohne die vornehmen Leute aufzusuchen, die sich einst um seine Gesellschaft gemüht hatten, in einem kleinen Kreise von Jugendfreunden, die im Glück wie im Unglück heiter und treu blieben. Um diese Zeit, also etwa im Jahre 1820, kam Walter Scott nach London und lernte Hook bei dem Schauspieler Terry kennen. Er war von seinem Geiste und seiner unversieglichen Laune entzückt und merkte bald, daß Hook, trotz der, wie seine Freunde sagten, gehässigen Verfolgung, der er ausgesetzt sey, ein leidenschaftlicher Tory geblieben war. England befand sich damals in der lebhaftesten Aufregung. Die Königin Karoline hatte den britischen Boden wieder betreten und reklamirte alle Ehren, die ihrem Range gebührten. Die Whigpartei unterstützte ihre Forderungen und baute auf die Unpopularität des Regenten. Einige Tage nach dem ersten Zusammentreffen Hook's mit Walter Scott hat eine hohe Person den Letzteren, ihm einen Schriftsteller nachzuweisen, der ein Journal in dem Hauptort einer Grafschaft redigiren könnte. Walter Scott antwortete, daß er einen prächtigen Menschen in Vorschlag hätte, und empfahl Hook mit jener Wärme, mit der er empfehlen konnte. Der edle Herr hatte Hook einst gekannt und wußte auch seine Geschichte. Einige Monate später gründete Hook den „John Bull". (Schluß folgt.)

Brasilien.

Umschau in Rio-Janeiro.

(Schluß.)

Was hinter jener Hülle allgemeiner Freudigkeit zuweilen verborgen seyn mag, wer weiß es? — Ich ging eines Tages längs der Schattenseite einer der Hauptstraßen und sah etwa ein Dutzend Schwarzer Güterballen von dem Hafen in die Stadt tragen. Es waren lauter kräftige Gestalten, sie bewegten sich schwebenden Ganges unter der schweren Bürde, nach jedem vierten Schritte

im Chorus ein tief aus der Kehle geholtes „bom" (portug. „gut") erschallen lassend; dabei lief ihnen der Schweiß von den muskulösen Schultern herab, man sah, wie die Brust wellengleich sich ausdehnte und zusammenzog. Einer aus dem Nachtrabe blieb plötzlich stehen, sah sich ängstlich um und eilte dann über die Straße auf ein Weib zu, das mit einem schwerbepackten Korbe auf dem Kopfe und einem Kinde hinten aufgeladen sich langsam fortbewegte. Ich betrachtete ihn genauer; aus diesen Zügen sprach mehr Geist, als ich jemals in einem Negergesichte gewahrt hatte. Die Frau blickte erst verstohlen umher, dann nahm sie mit einem Lächeln zärtlicher Dankbarkeit das Kind von der Schulter herab und reichte es dem Vater, der es herzte und küßte, während das Kleine tanzte, mit den Füßchen zappelte, ein Freudengeschrei erhob und mit den kleinen schwarzen Händchen das kolossale Negergesicht streichelte. Ich war in eine Art angenehmer Träumerei versunken, wie ich so stillstehend dem Manne zusah, — da gewahrte ich plötzlich, daß Etwas hinter mir seine Blicke auf sich gezogen hatte. Es war ein magerer dunkelfarbiger Brasilianer in einem weißen Ueberwurfe, mit einem Panamahute auf dem Kopfe und einem dünnen Bambusröhrchen in der Hand, der eben um die Ecke bog. In größter Hast gab der Neger das Kind der Mutter zurück und wendete sich von ihr mit einem Ausdrucke im Gesichte, den ich kaum beschreiben kann. Es sprach daraus ein gänzlich geknechteter Geist, eine in ewige Banden geschlagene Kraft, ein von der härtesten Uebermacht zum Nimmerwiederaufrichten daniedergedrücktes Gemüth, — und zugleich eine Feigheit, nicht von der Natur, sondern von menschlicher Tyrannei diesen Zügen eingeprägt, eine widerwärtige Ergebenheit und scheinbare Zerknirschung, eine thierisch-stumpfe Furcht, die dieses einen Augenblick zuvor so menschlich warm erregte Angesicht unbeschreiblich entstellte und besonders unangenehm mit der riesigen Figur kontrastirte, deren Muskeln und Sehnen unter der Haut so kräftig spielten wie die Röhren und Hebel eines mächtigen Maschinenbaues. Eilig sein „bom! bom!" mit dem Chore wieder anstimmend, leuchte er seinen Leidensbrüdern nach und bemühte sich, schnellen Laufes sie einzuholen, obgleich sie ziemlich weit voraus waren und der Güterballen auf seinem Kopfe den kräftigsten unserer Packträger zu Boden gedrückt hätte.

Kehren wir nun nach der Stadt und der ziemlich engen Rua do Ouvidor zurück, die in der Mitte von einer übelriechenden Gosse durchschnitten wird, an den Seiten die elegantesten Kaufläden aufzuweisen hat. Besonders glänzende Ausstellungen haben die Goldschmiede, es pflegt aber auch ihr ganzes Waarenlager im Schaufenster enthalten zu seyn. Die Lokale der Haarkünstler sind, wie anderswo, mit Wachsbüsten aristokratisch aussehender Schönheiten geschmückt; aber es sind europäische Muster, englische und französische Schönheits-Ideale, und eigentlich eine Art von Satire auf die Eingeborenen, unter denen man, die völlig dunkelen abgerechnet, nur blaßgrüne Gesichter antrifft.

Den brasilianischen Schönheiten müßte ich eigentlich ein besonderes Kapitel widmen. Während meines sechswöchentlichen Aufenthalts in Rio habe ich nur ein paar wirklich hübsche Frauengesichter gesehen, und diese gehörten zweien bei der Oper angestellten Italiänerinnen. Ich hatte einen Parterreplatz im Opernhause und durchspähte mit meiner Lorgnette sämmtliche Logen rings in dem weiten Gebäude, aber auch nicht Eine niedliche Brünette konnt' ich entdecken. Als Zeichen des vorherrschenden Schönheitstypus ergaben sich kleine schwarze Augen, dünne Lippen, magere Wangen, sparsames schwarzes Haar und der gewöhnliche grünweiße Teint; die Züge tragen eine Art von studirter Kälte und Hochmuth, alle Bewegungen sind eckig und gezwungen. Sonderbar genug, daß auch die Europäer, die hierher kommen, nach kaum einem halben Jahre statt ihrer eigenen jene blaßgrüne Farbe annehmen, die gleichsam als ein Nester der überall, selbst mitten in den volkreichsten Städten, sich üppig hervordrängenden Vegetation erscheint.

Rio hat zwei Schauspielhäuser; mein erwähnter Besuch galt dem San Pedro d'Alcantara, welches mit großen Dimensionen eine dem hiesigen Klima sehr angemessene Bauart vereinigt. Die Mauern sind nämlich mit einer Menge von runden Löchern versehen, so daß sie von Außen einem Siebe gleichen; durch diese Höhlungen dringt frische Luft in die Gänge, mit denen die Logen in Verbindung stehen, so daß man sich darin wie ein Vogel im Drahtkäfig befindet und trotz der Hitze, welche die zahllosen Lichter ausströmen, von einer lieblichen Kühlung angeweht wird. In der inneren Einrichtung entspricht nichts der Größe des Hauses als allein der Kronleuchter, der prächtigste, den ich jemals in einem Theater gesehen; hingegen sind die Decorationen schäbig, und die Garderobe sieht aus wie auf dem Trödelmarkte gekauft. Aufgeführt wurde „la Donna del Lago", eine Uebertragung der Lady of the Lake; über die Fähigkeit der Darsteller habe ich kein Urtheil, aber ihre Ansichten von dem schottischen Kostüm mußten mir höchst originell erscheinen. Roderic Dhu trug einen langen Unterrock von ordinairem bunten Kattun, auf dem Kopfe eine Art Turban von dem nämlichen Zeuge, in dessen Falten eine Menge Federn gesteckt waren, an den Füßen ungeheure schwarze Stiefeln, die sich unter dem besagten Rocke verloren. Besonders schien die Tasche von Rauchleder, welche die Hochländer vorn tragen, den brasilianischen Garderobier in Verlegenheit gesetzt zu haben; er wußte sich aber mit einem schwarzledernen Schurzfell auszuhelfen, das prächtig mit den Stiefeln harmonirte. So kostümirt traten zwei hochländische Armeen auf, jede mit einer vollständigen Musikbande voran, wobei das Wunderbarste war, daß jeder Dudelsackpfeifer sein Stückchen, ordentlich auf ein Notenblatt gesetzt, an der Spitze seines Instruments stecken hatte. Hierauf kamen zwei gälische Häuptlinge, die mit erschrecklichem Grimme auf einander losgingen und wüthend zu kämpfen begannen, nicht etwa mit zweihändigen Schwertern, sondern mit einem greulichen Duette, in welchem sie einander mit einer Wildheit überschrieen, die das ganze Publikum in Angst versetzte. Das Ballet mochte ich nicht abwarten, weil der Anblick halbnackter Tänzerinnen in mir niemals jene Gefühle hervorruft, durch die Mancher zu hoher Begeisterung, zur Andacht für die „Poesie der Bewegung" hingerissen wird.

Noch eines herrlichen Spazierganges in der Nähe von Rio muß ich erwähnen. Er zieht sich längs einer Wasserleitung, die aus 7—10 Meilen entfernten, den Abhängen des Corcovado entströmenden Quellen die Stadt mit Wasser versorgt. Es wird zunächst einer Menge öffentlicher Fontainen zugeleitet, aus denen es dann die Sklaven in Tonnen nach den Häusern tragen. Eine der schönsten dieser Fontainen, ein ansehnliches Bauwerk, in der Mitte des Schloßplatzes belegen, fällt sogleich ins Auge, sobald man das Ufer betritt. Sie ist mit einigen Inschriften, unter anderen einem lateinischen Epigramme, verziert, und endigt oben in einer steinernen Weltkugel — ein Emblem, das die Brasilianer auch auf ihren Fahnen führen und das wahrscheinlich eine Erinnerung an die Zeiten altportugiesischen Glanzes abgeben soll.

(B. R.)

Frankreich.

Das Mikroskop im Dienste der Medizin.

Von dem bekannten Doktor Donné ist vor kurzem in Paris eine mikroskopische Anatomie und Physiologie der Flüssigkeiten des menschlichen Körpers*) erschienen, deren Inhalt die Bibliothèque universelle de Genève im Auszuge wiedergiebt. Wir wollen diesem Auszuge einige Thatsachen entnehmen, von denen wir glauben, daß sie unsere Leser interessiren werden. Man darf freilich gegen mikroskopische Untersuchungen im Allgemeinen etwas mißtrauisch seyn, da die Entdeckungssucht unseres Jahrhunderts in den Naturforschern zuweilen eine gewisse Hast und Oberflächlichkeit erregt und außerdem selbst die Meister in der mikroskopischen Technik zuweilen einander bestreiten, was der Eine oder der Andere von ihnen gesehen zu haben vorgiebt. Doch darf dies Alles das Lob eines Instrumentes nicht schmälern, das der Wissenschaft eine neue Welt erobert hat und in manchen Disziplinen fast das einzige Mittel bietet, durch das noch Neues gefunden werden kann. Der Medizin leistet es die wesentlichsten Dienste, indem es die Elemente des gesunden und ihre Veränderungen im kranken Körper kennen lehrt und in Krankheiten die Unterscheidung von secernirten Stoffen möglich macht, die dem bloßen Auge identisch scheinen.

Nachdem deutsche Gelehrte, wie Müller, Purkinje, Valentin, Henle, Vogel und Andere, in der mikroskopischen Anatomie vorangegangen waren, gewann dieselbe auch in Frankreich zahlreiche Pfleger. Unter diesen ist Doktor Donné einer der eifrigsten. Derselbe hat, um den Geschmack an der Mikroskopie recht allgemein zu machen, seinen Hörsaal aller Welt geöffnet und wohl an zwanzig Mikroskope, unter denen auch ein Sonnen- und ein Gas-Mikroskop, seinen Schülern zur Verfügung gestellt. Doch ist er darum kein einseitiger Verehrer seines Instruments und erkennt in der Vorrede zu seinem Buche z. B. der Chemie denselben Rang unter den Hülfswissenschaften der Medizin zu, als der Mikroskopie. Seine Untersuchungen beziehen sich, wie wir bereits andeuteten, auf die im gesunden und kranken Körper enthaltenen und aus demselben secernirten Stoffe. Wir wollen aus der Reihe derselben die wichtigsten herausheben.

Das Blut, dieses fließende Fleisch, wie es Bordeu nennt, ist zu allen Zeiten für die Aerzte der Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtung gewesen. Die Einen suchten in demselben alle Elemente der festen und flüssigen Theile des Körpers, die Anderen die Elemente aller Krankheiten. Das Mikroskop hat die Ersteren bereits in großem Maße befriedigt und den Letzteren wenigstens die Hoffnung eröffnet, daß die Veränderungen des Blutes in sämmtlichen Krankheiten bald nachgewiesen seyn werden. Das Blut besteht aus einer Flüssigkeit, die mehrere Stoffe aufgelöst enthält, und aus in derselben schwimmenden Kügelchen. Dem Mikroskop sind besonders die letzteren zugänglich. Sie haben eine Dimension von $\frac{1}{125}$ Linie, sind roth und geben der Blutflüssigkeit die Farbe. Dr. Donné nimmt mit mehreren deutschen Physiologen an, daß die Blutkügelchen keinen Kern enthalten, sondern vielmehr Bläschen sind, die eine Flüssigkeit einschließen. Hieraus erklärt sich auch, daß sie sich abplatten und verlängern können, um Aederchen zu passiren, die einen noch kleineren Durchmesser haben, als sie selbst. Welche Stufen der Entwickelung und Rückbildung aber durchlaufen diese Kügelchen? Ihre Bildungsstätte soll der Verdauungsapparat seyn. Aus dem in demselben enthaltenen Speisebrei saugen die sogenannten Lymphgefäße den Milchsaft auf. In diesem schwimmen weiße Kügelchen, die, nach Donné, von einer Schicht von Eiweißstoff umgeben sind und in den Blutgefäßen, in welche sich der Milchsaft ergießt, roth werden. Zum Beweis dieser Theorie führt unser Autor an, daß er Uebergangsformen zwischen rothen und weißen Blutkügelchen gesehen habe. Ferner spritzte er Milch, die ebenfalls Kügelchen, nur etwas kleinere, als das Blut, enthält, in die Venen ein und fand sie erst weiß, dann mit einer schwachgelben Färbung, nach vierundzwanzig Stunden aber völlig in Blutkörperchen verwandelt wieder. Ueber das Absterben der Blutkügelchen hat Donné die Meinung, daß sie sich, nachdem sie den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht haben, in der Blutflüssigkeit auflösen. — Die Untersuchung der Veränderung des Blutes in Krankheiten wird seit einigen Jahren mit großem Eifer betrieben. Unter den Franzosen haben sich besonders Andral und Gavaret um dieselbe verdient gemacht. Sie fanden auf chemischem Wege, daß der Faserstoff, einer von den in der Blutflüssigkeit aufgelösten Stoffen und der Hauptbestandtheil des

*) Cours de Microscopie complémentaire des études médicales. Anatomie microscopique et physiologie des fluides de l'économie. Par le Dr. Al. Donné. Paris, 1844.

Fleisches, in Entzündungen vermehrt und in der Bleichsucht und ähnlichen Krankheiten vermindert sey. Indeß genügen diese Data nur für die Krankheitsgenera; für die speziellen Entzündungen u. s. w. sind noch keine unterscheidenden Merkmale im Blute gefunden worden. Die Mikrographen sind in ihren Forschungen nicht viel glücklicher gewesen, zumal es die Genauigkeit verlangt, daß das Blut in dem Augenblicke, wo es aus den Venen tritt, untersucht werde. Dr. Donné hat hier nur wenig Neues finden können. Wir heben heraus, daß er, was bisher für vom Blute bei Entzündungen innerer Organe aufgesogenen Eiter gehalten wurde, großentheils für die oben erwähnten weißen Kügelchen erklärt.

Der Schleim besteht aus einer mehr oder weniger zähen Flüssigkeit und festen, regelmäßig geformten Partikeln, die man Schleimkügelchen nennt. Ueber die Natur dieser Kügelchen ist man sehr uneins, da sie von den Eiterkügelchen kaum zu unterscheiden sind. Diese haben ungefähr einen Durchmesser von $\frac{1}{250}$ Linie und sollen aus einer Hülle und drei in Ammoniak löslichen Kernen bestehen. Merkwürdig ist der Einfluß, den der Eiter auf das Blut übt. So sah Donné, als er beide Flüssigkeiten in gewissen Mengen mischte, den Faserstoff sich zersetzen. Hieraus erklärt er die Folgen der Aufsaugung von Eiter durch das Blut. Die Eiterkügelchen, sagt er, absorbiren den Sauerstoff des Blutes, schwellen an und bilden, in den Hautadern angekommen, daselbst Ansammlungen von Eiter, der sich nach Außen entleert, oder vergiften, wofern dies nicht bald geschieht, die ganze Blutmasse. Die verschiedenen Arten des Eiters sind in dem Werke Donné's nicht erklärt.

Desto ausführlicher ist der Urin behandelt, und es kommt dies der praktischen Medizin gar sehr zu Gute, da nach Dr. Donné viele Krankheiten der Harnwerkzeuge aus einer schlechten Beschaffenheit des Urins hervorgehen, obgleich das Umgekehrte vielleicht noch öfter der Fall seyn mag. Man kennt die Veränderungen, die gewisse Alimente auf dieses Sekret ausüben; man weiß z. B., daß Kaffee, Champagner den Urin sauer machen, während ihm eine kühlende Diät eine mehr laugige Beschaffenheit giebt. Gäbe nun das Mikroskop ein Mittel, selbst kleine Abnormitäten in demselben aufzufinden, durch welche eine Krankheit der Harnwerkzeuge hervorgerufen würde, so könnte man durch eine bloße Veränderung der Nahrungsmittel Heilung bewirken. Es sind besonders die Niederschläge, die sich in Krankheiten in dem Urin vorfinden, welche mit Hülfe des Mikroskops untersucht werden sind. Eiter und Blut sind z. B. oft in so kleinen Mengen der Flüssigkeit beigemischt, daß sie durch das bloße Auge schwer von gleichfarbigen Salzen unterschieden werden.

Die Milch der Frauen zeigt bei der mikroskopischen Untersuchung ebenfalls sphärische Partikelchen in einer mehrere Salze aufgelöst enthaltenden Flüssigkeit. Es sind dies Fettkügelchen von verschiedener Größe ($\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{250}$ Linie dick), die wie kleine Perlen glänzen und deren Fettgehalt leicht durch Filtration der Milch und Behandlung des Filtrums mit Aether erkannt wird. Was ihren Bau betrifft, so sind sie, nach Donné, Zellen mit Kernen, nach Anderen, mit Flüssigkeit angefüllte Bläschen. Ein zweiter Bestandtheil der Milch ist der Käsestoff, der, wie sich unsere Leser erinnern werden, durch längere Einwirkung gelinder Wärme, durch Kälberlab und Säuren zur Gerinnung gebracht wird. Dieser wurde bisher für völlig in der Milchflüssigkeit aufgelöst gehalten; Donné indeß will ihn ebenfalls theilweise in Form von Kügelchen gesehen haben. Wir fügen noch hinzu, daß, was wir Rahm nennen, nichts Anderes ist, als jene eben erwähnten Fettkügelchen. — Die Milch, wie mehrere andere Flüssigkeiten des Körpers, durchläuft verschiedene Entwickelungsstufen und erlangt erst jedesmal nach einer Geburt ihre vollkommene Ausbildung. Die noch unvollkommene Milch heißt Colostrum, ist von gelblicher Farbe und besteht deutlich aus einer wässerigen und einer zähen Flüssigkeit. Unter dem Mikroskop erscheint sie aus wenigen, kleinen, unregelmäßig geformten Fettkügelchen und eigenthümlichen körnigen Körperchen zusammengesetzt. Diese Beschaffenheit verliert sie erst im Milchfieber. Dann verschwinden die körnigen Körper, während die Kügelchen eine regelmäßige Gestalt annehmen. Das Verharren der Milch im Zustande des Colostrums hat für die Säuglinge große Nachtheile, und es wird daher die Untersuchung der Muttermilch durch das Mikroskop, die freilich auch auf andere Weise vorgenommen werden kann, von praktischem Nutzen seyn.

Wir würden zu sehr ins Fachwissenschaftliche gerathen, wollten wir dem Autor in seine einzelnen Untersuchungen folgen, und begnügen uns, unseren Lesern zu versichern, daß Dr. Donné durch seinen fruchtbaren Fleiß sich des Dankes und der Bewunderung der Freunde seiner Wissenschaft würdig gemacht hat.

Mannigfaltiges.

— Die atmosphärische Eisenbahn. Ueber die neue atmosphärische Eisenbahn in Irland wird von einem Laien, d. h. einem unparteiischen Manne, der weder als Ingenieur ein theoretisches Interesse an der Lösung des Problems hat, noch praktisch bei dem Unternehmen betheiligt ist, Nachstehendes an das Londoner Athenaeum berichtet:

„Die Länge der atmosphärischen Eisenbahn von Kingstown nach Dalkey beträgt 14 englische Meilen; diese Distanz wurde in etwas mehr als zwei Minuten oder im Verhältniß von 45 englischen (10 deutschen) Meilen pro Stunde zurückgelegt. Dies ist Wirbelwindschritt. Es schien, als sey ich blos in die Maschine hinein gestiegen, um wieder heraus zu steigen, und so hatte ich sehr wenig Ziehen für mein Geld (drei Pence), was mich an die arme Köchin erinnerte, die sich beklagte, sie habe sehr wenig Genuß von ihrem Bette, weil die Nacht zu Ende sey, ehe sie sich ordentlich niedergelegt. Ein anderer Vortheil vor den Dampf-Lokomotiven, den alle Reisenden, deren Nerven nicht von Draht sind, zu schätzen wissen werden, ist der, daß die atmosphärischen Wagen mit wenig mehr Geräusch hingleiten, als die Wagen der Königin Mab; ihr Geräusch glich am meisten dem Rascheln von Pottsblättern, die von einem leisen Wind fortgeweht werden. Hier hat man nichts von jenem beständigen Lärm und Gekreisch aus einem Dutzend Ventilen und Luftlöchern vor der Abfahrt, noch jenes endlose Keuchen, Schnauben und Feuerspeien, womit die gewöhnlichen Lokomotiven uns quälen und betäuben. Während der Fahrt ist man nicht dem Gerassel eines Schweifes von Wagen unterworfen, das den Eindruck macht, als ob eine kolossale Klapperschlange einem auf der Ferse wäre. Ueberdies sitzt man nicht neben einem ungeheuren Kupferkessel, der immer zu springen bereit ist und mit seinen feurigen Zungen den ganzen hölzernen Apparat hinter sich zu verschlingen droht. Endlich wird man nicht von Rauch und Kohlenstaub erstickt und geblendet. Dies sind große negative Vorzüge der atmosphärischen Lokomotive. Ein positiver Vorzug ist ihre sanfte Fortbewegung. Ihr größter Uebelstand dagegen ist ihr unangenehmes Schaukeln nach der Seite. Ob dieser Uebelstand hier größer ist als auf Dampf-Eisenbahnen, kann ich nicht entscheiden, doch glaube ich, daß keine von beiden ganz frei davon ist. Bei der Dalkey-Bahn mag vielleicht ihr sehr geschlängelter Lauf dieses Schaukeln noch vermehren. Ihr Rückgrath gleicht einer riesenhaften vorsündfluthlichen Schlange, oder einem ungeheuren fossilen Tausendfüßler, dessen eben geöffnetes Lager uns zeigt, wo eine Natur-Revolution das lebende Reptil gefangen und festgebettet und ihre verwandelnde Kraft es im Lauf der Zeit versteinert hat. Dieses Lager ist hier ein enger, tiefer, steil gemauerter Kanal, durch den sich hindurchzuwinden wenig angenehmer ist, als durch einen Tunnel, nur daß dort das Meiste oben offen ist. Das Gesetz gestattet keinen anderen; doch wenn der Wunsch, Boden zu ersparen, die Veranlassung dazu war, so scheint diese Sparsamkeit übel angebracht. Selbst die Dampf-Eisenbahnen, obgleich sie dreimal so breit sind, werden sehr ermüdend durch ihre endlosen eintönigen Ufer, wo weder Blume noch Strauch blüht, um das Auge zu erheitern oder den rußgeschwängerten Windzug aus dem Schornstein zu mäßigen. Dieser geschlängelte Lauf der atmosphärischen Bahn kann aber auch als ein Vorzug betrachtet werden, da man hierdurch in Stand gesetzt ist, jedes wünschenswerthe Ziel zu erreichen, ohne jene langen schnurgeraden Linien zurücklegen zu müssen, an welche die Dampf-Lokomotive gebunden ist."

— Bücher-Sammlungen in Wien. Einer in Wien erschienenen kleinen Schrift über die Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt („Acht Tage in Wien") sind nachstehende Notizen über die k. k. Hofbibliothek entlehnt: Es enthält dieselbe 16,076 Handschriften in griechischer, hebräischer, chinesischer, indischer ꝛc. Sprache auf Pergament und über 11,000 europäische Handschriften auf Papier; 12,000 Inkunabeln, 270,000 gedruckte Bücher neuerer Zeit, 6000 Bände musikalischen Inhalts, 8000 Autographa berühmter Personen. Außerdem giebt es in Wien folgende große Bücher-Sammlungen: 2) die Handbibliothek des Kaisers (mit 40,000 Prachtbänden, 776 Kupferstich-Mappen, 70,000 Portraits, 3400 Landkarten und 108 Atlassen); 3) die Universitäts-Bibliothek (104,000 Bände); 4) die Bibliothek des Erzherzogs Karl (25,000 Bände); 5) die Bibliothek des Fürsten Metternich (23,000 Bände, 400 Inkunabeln und 75 Handschriften); 6) die Bibliothek des Fürsten Liechtenstein (40,000 Bände und Kupferstich-Sammlung); 7) die Bibliothek des Fürsten Esterhazy (36,000 Bände); 8) die Bibliothek des Fürsten Schwarzenberg (30,000 Bände); 9) die orientalische Bibliothek des Frhrn. v. Hammer-Purgstall (7300 Bände); 10) die dramatische Bibliothek des Herrn J. F. Castelli (12,000 Dramen in deutscher Sprache, 2000 Portraits von dramatischen Schriftstellern und Schauspielern und eben so viele Autographen*); 11) die theologische Bibliothek der Benediktiner (12,000 Bände); 12) die theologische Bibliothek der Augustiner (15,000 Bände); 13) die kriegswissenschaftliche Bibliothek des Hofkriegsraths (22,000 Bände); 14) die Bibliothek der Theresianischen Ritter-Akademie (31,000 Bände, 700 Inkunabeln und 120 Manuskripte); 15) die medizinische Bibliothek der Josephs-Akademie (6000 Bände); 16) die Bibliothek der orientalischen Akademie (800 Bände in orientalischen, 2000 in europäischen Sprachen, 442 Handschriften, 103 Kopieen, 15,000 Aktenstücke ꝛc.); 17) die Bibliothek der Gesellschaft der Musikfreunde (2000 Bände über die Theorie der Musik, 8000 Musikwerke ꝛc.).

*) Eine ähnliche, aber noch viel umfassendere Sammlung von Kupferstichen, Zeichnungen ꝛc., die sich auf die Bühnen aller Länder beziehen, besitzt der geachtete Schriftsteller und Schauspieler, Herr Lewis Schneider in Berlin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 28. November 1844.

China.

Die städtischen und Hof-Beamten in Peking.

Peking (Hauptstadt des Nordens) wird nicht, wie die Provinzial-Hauptstädte, von einem einzigen Manne regiert, sondern hat zwei Bürgermeister, von denen der erste ein Minister ist. Unter denselben stehen zwei „Hien", die jeder eine Hälfte der Stadt beaufsichtigen. Die Bürgermeister sind unabhängig von dem Gouverneur der Provinz, in welcher Peking liegt, und legen dem Kaiser direkt diejenigen Geschäfte vor, die sie selbst nicht ordnen können oder dürfen. Sie präsidiren den jährlichen Frühlingsfesten, den Banketten, die den Aeltesten aus dem Bauernstande gegeben werden, und den wissenschaftlichen und militairischen Prüfungen. Die Polizei der Hauptstadt ist ihrer Sorge anvertraut, und ihnen überliefert der Strafgerichtshof diejenigen Individuen, welche zur Deportation verurtheilt sind. Zwei Fu-tsching, die unter ihren unmittelbaren Befehlen stehen, inspiziren die Schulen und haben die Utensilien in Verwahrung, die bei den religiösen Ceremonien gebraucht werden. Peking besitzt, wie alle große chinesische Städte, eine öffentliche Schule.

Die Opfer werden von einer speziellen Behörde geleitet, die Thai-tschang-sse heißt und an deren Spitze ein Direktor, Ta-tschin, zwei Präsidenten, King, und zwei Vicepräsidenten, Schao-king, stehen. Die Functionen dieser Beamten bestehen darin, „alle Ceremonien bei den Opfern zu ordnen, die Gefäße und Utensilien, die hierbei gebraucht werden, auszuwählen und endlich die Qualität der Opfergaben zu bestimmen". Zum Hersagen der Gebete sind besondere Personen angestellt, die man Po-sse nennt. Auch existirt ein Büreau zur Unterhaltung der Tempel und Altäre, mit dem eine Kasse und ein Magazin verbunden sind. Andere Beamte sind beauftragt, die musikalischen Aufführungen zu leiten.

Das Ober-Marstallamt, Thai-po-sse, führt die Aufsicht über die Stutereien des Staates und sorgt für die Fortpflanzung der edlen Pferderacen. Es steht unter zwei Präsidenten, King, die von dem Kriegs-Ministerium abhängen. Jenseits der großen Mauer ist eine ungeheure Strecke Landes zur Zucht der Pferde eingerichtet, wo ein zahlreiches Personal die Pferde für den Dienst der kaiserlichen Kavallerie dressiren muß.

Ferner existirt in Peking eine Behörde zum Empfange ausgezeichneter Personen und zur Veranstaltung von Fest-Essen für dieselben. Sie heißt Kuang-leu-sse und soll, so lautet ihre Instruction, die Rang-Unterschiede streng beobachten und über die Kosten Rechnung führen. Außerdem besorgt dieses Comité auch die Lieferung der Opferthiere. Es leitet nämlich die Unter-Büreaus, die für die einzelnen Gattungen dieser Thiere eingesetzt sind.

Das Hung-lu-sse bestimmt die Etikette, die bei den Levers des Kaisers und bei den Hoffesten beobachtet werden soll. Das gewöhnliche Ceremoniale heißt Ko-teu. Nach demselben müssen diejenigen, die den Kaiser besuchen, drei Kniebeugungen machen und neun Mal mit der Stirn auf die Erde schlagen.

Die drei folgenden Institute sind wissenschaftlicher Art. Das Kue-tseu-kien oder National-Kollegium zerfällt in mehrere Unterrichtszweige, nämlich in die Abtheilungen für das Sprachstudium, die klassischen Bücher des Konfuzius und seiner Schüler und die Mathematik. Ein Mantschu oder ein Chinese, der aus den sechs höchsten Behörden des Reichs gewählt wird, steht an der Spitze der Anstalt. Zwei Rektoren, Tsai-tsieu, und drei Professoren, ein Mantschu, ein Chinese und ein Mongole, versehen den Unterricht. Ferner gehört zu diesem Institute noch eine Schule für die Eingebornen der Inseln Lieu-Khieu und die Russen, die in der chinesischen, mantschuischen und mongolischen Literatur unterrichtet werden.

Das Kin-thien-kien oder das astronomische Institut scheint seit der Ankunft der katholischen Missionaire in China zu existiren. Es wird daselbst mehr Astrologie als Astronomie getrieben. Die Aufsicht führen mehrere Präsidenten und Rektoren, die theils Mantschu, theils Chinesen, theils Europäer sind. Es ist ihnen vorgeschrieben, „die Bewegungen der Gestirne zu bestimmen und die Zeitrechnung zu überwachen, außerdem, was sich auf Weissagungen und die Wahl glücklicher Tage betrifft, zu versehen". Die astronomischen Theorieen der Chinesen rühren theils von ihren eigenen Gelehrten her, theils sind sie europäischen Ursprungs. Die Mitglieder dieses Instituts redigiren jährlich einen Almanach, in welchem die Erscheinungen am Himmel, die Zeiten des Sonnen-Auf- und Untergangs nebst einer Menge astrologischer Absurditäten enthalten sind. Sie unterrichten eine kleine Anzahl von Schülern und dirigiren im Observatorium. Wie in allen andern Fächern, denken auch hier die Chinesen nicht daran, Fortschritte in der Wissenschaft zu machen, und doch wäre dies bei den konstanten Beobachtungen, die sie gesetzmäßig anstellen müssen, so leicht möglich. Aber sie besitzen auch nicht die Spur von wissenschaftlichem Forschergeist. Geometrie und Trigonometrie sind sehr wenig kultivirt. Die Astronomen verstehen zwar die geographische Länge und Breite eines Ortes zu bestimmen, doch haben sie dies erst von den katholischen Missionairen gelernt. Das Institut hat Büreaus zur Führung der Korrespondenz, zur Redaction des kaiserlichen Almanachs und zur Aufbewahrung der astronomischen Instrumente.

Das Thai-ji-juen oder das große medizinische Kollegium wird von einem Präsidenten und zwei Direktoren geleitet. Hier sind alle Beamte Chinesen. Das Gesetz befiehlt ihnen, „die neun Klassen der Krankheiten zur Heilung zu führen" und die Unterbeamten des Kollegiums in ihren ärztlichen Hülfsleistungen zu beaufsichtigen. Sie haben abwechselnd den Dienst bei dem Kaiser und seiner Familie; oft auch schickt sie der Kaiser zu den Staatsministern, wenn dieselben erkranken, oder nach der Mongolei zu kranken Fürsten und Fürstinnen. Die Chinesen theilen, wie wir anderen, die Krankheiten in neun Klassen: in Krankheiten mit starkem und schwachem Puls, in solche, die mit Frösteln anfangen, in Frauen-, Haut-, Augen-, Mund-, Knochenkrankheiten und solche, die einen Aderlaß erfordern. Ein regelmäßiger Unterricht existirt nicht, und das medizinische Wissen wird durch die reine Praxis erlangt. Die Medizinal-Personen sind in vier Grade getheilt. In das Kollegium kann man erst aufgenommen werden, wenn man sich schon praktische Kenntnisse erworben hat.

Das Tsung-jin-fu (Büreau der berühmten Männer) hat das Amt, Personal-Akten über die Verwandten des Kaisers zu führen. Die oberen Beamten sind aus den hohen Würdenträgern gewählt und stehen dem kaiserlichen Stamme sehr nahe. Die Glieder dieses Stammes sind in zwei große Klassen getheilt, in die Tsung-sche, oder das kaiserliche Haus, und die Gioro, oder die Nebenlinien. Diese Klassen sind durch die Farbe ihrer Gürtel unterschieden; die erste trägt goldgelbe, die zweite rothe und die aus der zweiten Degradirten bunte Gürtel. Man führt genaue Register über die Geburten, Hochzeiten und Erbfolgen, die in den verschiedenen Familien des kaiserlichen Stammes stattfinden. Den Kindern seiner nächsten Verwandten giebt der Kaiser selbst die Namen. Für diese giebt es zwölf verschiedene Titel oder Ehrenstufen. Die Brüder des Kaisers und zuweilen auch der Kronprinz heißen „die Erhabensten". Dieser Titel wird nur vererbt, wenn er zur Belohnung eines ausgezeichneten Verdienstes auf ewige Zeiten verliehen wird; sonst geht er in dem Maße, als sich die Generation von der geraden kaiserlichen Linie entfernt, in alle unteren Ehrenstufen über, bis endlich nur der Titel „Mitglied des kaiserlichen Stammes" übrig bleibt, der seinen Besitzer nur mit den bürgerlichen Beamten vierten Ranges gleichstellt. Die kaiserlichen Prinzessinnen sind in sieben Klassen getheilt. Man verheiratet sie gewöhnlich an mongolische Fürsten und zuweilen auch an mantschuische Unterthanen. Die jungen Glieder der kaiserlichen Familie, die noch keinen Titel haben oder noch nicht majorenn sind, werden alle Vierteljahre von den Vorstehern des Tsung-jin-fu in militairischen Kenntnissen und Fertigkeiten geprüft. Diese Behörde muß auch zu Rathe gezogen werden, sobald einem Verwandten des Kaisers eine Civil- oder Militaircharge übertragen oder eine Strafe über denselben verhängt werden soll. Die geringste solche Strafe ist eine Geldbuße, die schwerste Gefängniß; scheint die letztere aber zu leicht für das Vergehen, so muß dem Kaiser darüber berichtet werden. Mehrere subalterne Büreaus besorgen die Anfertigung der Dokumente. Außerdem gehören hierher noch eine Kasse und eine Schule für jede Klasse der kaiserlichen Verwandtschaft.

Das Nui-wu-fu (Intendantur der inneren Angelegenheiten) steht unter einer unbegränzten Anzahl von Direktoren (Ta-tschin) und führt die Aufsicht über die Pao-ji oder die Sklaven des Kaisers. In dieses Ressort gehören alle bürgerliche, militairische, finanzielle, exekutive und rituelle Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses. Die Direktoren müssen den Kaiser und die Kaiserin bei allen öffentlichen religiösen Ceremonien begleiten, und einer von ihnen ist stets im Dienste bei den Frauen des Harems. Sie überwachen ferner die Häuser der Söhne und Töchter des Kaisers, die sich verheiraten, indessen nur derer, die in Peking wohnen. Sie ernennen in Gemeinschaft mit den beiden obersten Behörden für die Civil- und Militair-Anstellungen die Beamten unteren Ranges, die im kaiserlichen Hause fungiren. Das Nui-wu-fu ist, nach den verschiedenen Zweigen seiner Geschäftsführung, in mehrere Divisionen getheilt. Hierher gehört erstens das Tsuang-tschu-sse oder die Ab-

theilung für die Verproviantirung. Sie dirigirt eine Kasse und fünf Magazine, in denen gesetzmäßig Felle, Porzellan, Seide, Kleidungsstücke, Thee und Gin-seng, eine, wie die Chinesen glauben, sehr heilkräftige Pflanze, aufbewahrt werden. Dieselbe Abtheilung hat für die Erhaltung der Portraits des Kaisers, der Kaiserin und der berühmten Männer früherer Zeiten zu sorgen, die in einem Saale des Palastes aufgestellt sind. Ferner muß sie die Geschenke vorbereiten, die der Kaiser zu machen die Absicht hat, und ist über alle Handwerker gesetzt, die im kaiserlichen Schlosse beschäftigt sind. Sie nimmt außerdem die Einkünfte aus den kaiserlichen Pachten in Empfang und hat mehrere Färbereien und Webereien unter ihrer Leitung. Die zweite Abtheilung, Thu-ju-sse, oder die Abtheilung für die Vertheidigung des Schlosses, hat die Besoldung der Schloß-Soldaten zu besorgen. Einige der hier angestellten Beamten müssen den Kaiser auf Reisen begleiten. Das Thu-ju-sse sorgt auch für Eskorten zu Fuß und zu Pferde, wenn die Frauen des Harems oder die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt das Schloß verlassen, und giebt ferner die Erlaubniß zur Jagd und Fischerei auf den Domainen der Krone in der Mantschurei. Für diese Erlaubniß müssen Naturalien von festgesetzter Qualität geliefert werden, und sind dieselben nicht ausreichend, so werden sie durch Geld kompensirt. Das Tschang-ji-sse, oder die Abtheilung für das gewöhnliche Ceremoniale, leitet den Ritus und die Musik-Aufführungen im Innern des Schlosses und sammelt die Früchte aus den Obstgärten des Kaisers. Den Ritus bei den Opfern des Kaisers, so wie bei gewissen Glückwünschungen, bei denen der Kaiser sitzend die Kaiserin an der Spitze des ganzen Harems empfängt, schreibt diese Behörde vor. Auch die Hochzeiten und Begräbnisse am Hofe stehen unter ihrer Leitung. Die Verhandlungen mit den Präsidenten der Oberbehörde, des Nui-wu-fu, geschehen mittelst der Eunuchen. — Die vierte Abtheilung des Nui-wu-fu ist das Hoei-schi-sse. Die hier angestellten Personen nehmen die Einkünfte aus den Domainen der Krone in Empfang, die von dem kaiserlichen Stamme bebaut werden. Sie schaffen ferner Frauen für den Harem und Eunuchen herbei. Die Ländereien der Krone umfassen ungefähr neunhundert Grundstücke, die sämmtlich kultivirt werden. Wenn man Mädchen für den Harem wählt, so unterrichtet man sich genau über ihr Alter und ihre Familie. Wenn die Eunuchen alt geworden sind, so dürfen sie ins Privatleben zurückkehren; entfliehen sie aber, so werden sie wie Verbrecher betrachtet. Das Jing-thao-sse inspizirt die Baulichkeiten des Schlosses und besorgt alle Reparaturen desselben. Wenn der Kaiser, die Kaiserin, ein Prinz oder eine Prinzessin den Palast verlassen will, so hat das Jing-thao-sse die betreffenden Stadtviertel davon in Kenntniß zu setzen, damit die Passage auf den Straßen frei erhalten wird. Sechs Magazine gehören zu diesem Departement, in denen Eisen, Bauholz, Zelte, Geräthe, Brennholz und Kohlen aufbewahrt werden. Auch befinden sich in denselben die nöthigen Utensilien zur Malerei, die unter der Leitung der Eunuchen im Innern des Schlosses getrieben wird. — Die siebente Abtheilung, King-fung-sse, ist mit der Aufsicht über die Rinder und Schafe betraut, die für die Opferfeste gemästet oder in den Domainen des Kaisers zum Pflügen gebraucht werden, für seinen Tisch die Milch liefern und den Söhnen und Töchtern des Kaisers, wenn dieselben sich verheiraten, als Mitgift gegeben werden sollen. Zweimal jährlich, im Frühjahr und Herbst, werden die Schafe geschoren. Die Häute der gefallenen gehören den Direktoren des King-fung-sse. Eine Rinderheerde besteht aus dreihundert, eine Schafheerde aus elfhundert Stück. Die Weideplätze für dieselben liegen jenseits der großen Mauer. — Die siebente Abtheilung, Schin-hing-sse, richtet und bestraft die Eunuchen und Soldaten des Schlosses, wenn dieselben sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben.

Unter den Pao-ji versteht man die subalternen Offizire, die stets um die Person des Kaisers sind. Man könnte sie fast die Sklaven des Kaisers nennen. Sie zerfallen in mehrere Sectionen, ebenfalls je nach den einzelnen Geschäften, die ihnen obliegen. So hat die Section Schang-sse-juen die kaiserlichen Ställe, die Section Wu-pei-juen die Lieferungen fürs Militair zu besorgen. Zu dem Ende sind den letzteren vier Magazine, zwei für Pferdegeschirr, eines für Waffen und eines für grobe wollene Stoffe anvertraut. Zwei andere Sectionen führen die Aufsicht über die kaiserlichen Gärten und Yachten, noch andere beschaffen den Kaiserthee und die Medikamente oder inspiziren die kaiserliche Bibliothek und Druckerei und alle Fabriken, die für den Hof arbeiten, wie die Gewehr- und Pulverfabriken. Die Pao-ji haben auch Spezialschulen, in denen die unter ihnen befindlichen Muhammedaner und Birmanen Chinesisch, Mantschuisch und Mongolisch lernen.

Aus diesen Pao-ji werden die schönsten Männer als Corps d'élite, Sser-wei-tschu gewählt. Es sind dies sieben- bis achthundert Mann, von denen den Kaiser stets einige begleiten, wenn er öffentlich erscheint. Sie bewachen seine Zimmer im Palaste, seinen Wagen auf der Reise und sein Zelt im Lager. Ihre Commandeure heißen Groß-Offiziere des Innern oder der kaiserlichen Gegenwart. Auch sie zerfallen wieder in verschiedene Klassen, mit deren Aufzählung wir unsere Leser nicht ermüden wollen. Wir haben bisher die Namen derselben erwähnt, weil man sie häufig in der Pekinger Zeitung liest, die vielleicht dem Einen oder dem Anderen in die Hände fallen könnte.

Außer den genannten erfordert der kaiserliche Dienst noch folgende Büreaus, das Tseu-sse-tschu, wo die Glückwünschungsschreiben und andere Formulare angefertigt werden, welche die Minister dem Kaiser überreichen wollen, das Luan-i-uei, das, wie es im Gesetze heißt, „für die kaiserlichen Wagen sorgen, ihre verschiedenen Arten durch Namen bestimmen und die Ordnung derselben bei Feierlichkeiten festsetzen soll, damit der Souverain mit Majestät und Würde erscheinen könne." Die Reisewagen gehören in das Ressort mehrerer Hülfs-Büreaus.

Die Besatzung der Stadt besteht aus den acht Fähnlein. Als nämlich die Tataren 1644 China eroberten, schlossen sich ihnen Mantschu's und Chinesen an. Jede dieser drei Nationen wurde in acht Corps getheilt, die seitdem, da die Stellen erblich sind, den Kern des chinesischen Heeres bilden und durch die Farbe ihrer Fahnen sich von einander unterscheiden. Ein General heißt Tutung, ein General-Lieutenant Tu-lu-tung. Dieselben müssen die Corps organisiren, unterhalten und die Auszeichnungen der Soldaten bestimmen. Die Quartiere und die Befugnisse der Besatzung sind genau festgestellt. Verschiedene Corps derselben sind in die Provinzialhauptstädte vertheilt, doch befindet sich der größte Theil in Peking und Mukden. Die Mantschu's und die Abkömmlinge der Mongolen, die einmal einregistrirt sind, müssen ihr Lebelang im Dienste bleiben, den Chinesen aber steht es frei, den Abschied zu nehmen und ins Privatleben zurückzukehren.

Von den verschiedenen Unter-Abtheilungen der Besatzung nennen wir den Vortrab, das Corps der Veteranen, die Polizei-Soldaten, denen der Schutz der Hauptstadt anvertraut ist, die Artillerie, das Corps der Stürmenden bei Belagerungen, die Leibwache, die Pioniere, die Ulanen, die Falkeniere, die Wärter der Jagdhunde, die Bogenschützen und Faustkämpfer.

(Chinese Repository.)

England.

Theodor Hook.

(Schluß.)

Hook trat gegen die Königin Karoline und ihre Vertheidiger mit einem Liede ins Feld, in welchem er mit unnachahmlicher Laune den Alderman Wood verspottete. Es war in dem Rhythmus der alten Balladen geschrieben. Der Verfasser behauptete, es aus einem Manuskripte des britischen Museums genommen zu haben, das er mit „Messalina 2" bezeichnete. Um diese beißende Satire zu verstehen, muß man wissen, daß in jener Bibliothek die Manuskripte numerisch unter dem Namen des Doktors oder des früheren Besitzers geordnet sind. Die Erscheinung des John Bull erregte das größte Aufsehen, das je einer periodischen Zeitschrift zu Theil geworden ist. An diesem wöchentlich erscheinenden Blatte hatten die Whigs einen furchtbaren Gegner. Sie, die bisher stets die Angreifenden gewesen waren, wurden jetzt zur Defensive gezwungen. So viel Geist, Humor, Kühnheit und Satire war aber auch nöthig, um einer Partei die Spitze zu bieten, die mit allen Waffen und Kräften kämpfte und von der Beredsamkeit eines Brougham und Denman unterstützt wurde. Hook allein gebührt die Ehre, diese Razzia ausgeführt zu haben. Er hatte den Vortheil, daß er nicht erkannt wurde. Da er mehrere Jahre von England abwesend gewesen war und seine Bekanntschaften nicht erneuert hatte, dachte Niemand mehr an ihn. Dessenungeachtet gelang es nach einiger Zeit, ihm auf die Spur zu kommen. Als er seine Anonymität gefährdet sah, that er Folgendes: Er ließ eines Tages im John Bull einen Brief mit der Unterschrift Hook's erscheinen, in welchem sich derselbe vor jedem Antheile an der Redaction des John Bull verwahrte, und stellte dem Briefe, als Redacteur, diese Zeilen voran:

„Die Anmaßungen gewisser Leute sind spaßhaft. Unsere Leser finden hier einen Brief, der uns von Herrn Hook zugeschickt worden ist und in welchem derselbe alle Beziehung zu unserem Journale ernstlich von sich abweist. Unser gutes Herz und der Wunsch, jenem Herrn zu zeigen, wie wenig es unser Wille ist, mit ihm in Verbindung zu stehen, bestimmen uns, hier eine Erklärung zu geben, die, wir zweifeln nicht, sowohl seiner Empfindlichkeit als seiner Zartheit genügen wird. Wir bekennen nämlich frei, daß uns bei dieser Affaire besonders zwei Dinge überraschen. Einmal, daß man geglaubt hat, Herrn Hook einen Antheil an unserer Zeitschrift zuschreiben zu dürfen; dann, daß ein Mann, wie Hook, geglaubt hat, seine Ehre nöthige ihn, sich vor der Mitwirkung am John Bull zu verwahren."

Die Tories empfingen den neuen Bundesgenossen mit Jubel, wer er auch seyn mochte. Der Hof und besonders der Regent fanden in diesem muthigen Vertheidiger eine bedeutende Stütze. Kein Zweifel, daß der John Bull eine wichtige Rolle in diesem merkwürdigen Kampfe spielte, in welchem die beiden Hauptparteien Englands alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte entwickelten, und es ist kein uninteressanter Zug in dem Leben Hook's, daß er sich den Tories anschloß.

So lange sein Prozeß noch nicht entschieden war, störten ihn die Termine, die Nachweise, die er zu führen hatte, und Anderes dergleichen vielfältig in der Redaction seines Blattes. Nach seiner Verurtheilung wurde er auf zwei Jahre eingesperrt. Seine Gefangenschaft war freilich nicht besonders hart, denn es war ihm erlaubt, auszugehen und seine Geschäfte zu besorgen. Die Mußestunden, zu denen er gezwungen war, füllte er damit aus, Entwürfe zu neuen literarischen Arbeiten zu machen. Zuerst gab er, ohne großen Succès, ein kleines Theaterstück, die Tauben und die Geier, heraus, bald jedoch wandte er sich zur Abfassung eines Romans. — Man wird sich vielleicht wundern, warum Hook nicht lieber ferner für das Theater schrieb, auf dem er so jung debütirt und so viel Ruhm geärndtet hatte. Aber Hook faßte von jener Zeit an, und sprach dies auch in vielen Rezensionen des John Bull aus, einen unbesieglichen Widerwillen gegen das Theater und den Schauspielerstand, von dem er behauptete, daß er die Sitten verderbe und den Geschmack verkehre. Dessenungeachtet hatte er unter den Schauspielern, die er kennen gelernt hatte, die theuersten und treuesten Freunde gefunden. Aber es waren dies auch seine Zechbrüder in der Jugend gewesen, und wer weiß, ob er nicht, wenn er Betrachtungen über seine Vergangenheit anstellte, dem Umgange jener wüsten Genossen sein verfehltes Leben zuschrieb?

Zu seinem Glücke übertraf der Ruhm, den ihm seine Romane brachten, jeden anderen, den er sonst noch errungen hatte oder erringen konnte. Von dem Jahre 1824, wo er die erste Reihe seiner Sayings and doings herausgab, bis zu seinem Tode, also in dem Zeitraum von sechzehn Jahren, publizirte Hook achtunddreißig Bände. Diese enthalten die drei Lieferungen seiner ersten Werke, der Memoiren eines Komödianten Michel Kelly und der Biographie eines Offiziers Sir David Baird, dann den Martwell, die Tochter des Pastors, Liebe und Stolz, Gilbert Gurney (der zuerst im New-Monthly Magazine erschien), Jack Brag's Geburt, Tod und Hochzeit. Diesen Büchern folgte eine Sammlung von Novellen in der Art der Sayings and doings unter dem Titel Precepts and practice, die aber der früheren bei weitem nachsteht. Sein letzter Roman heißt „die Väter und die Söhne", an dessen Korrektur er noch in seiner Sterbestunde arbeitete. Nach seinem Tode ist noch ein Roman, Peregrine Bruce, unter seinem Namen erschienen, was aber wahrscheinlich nur eine Buchhändler-Speculation ist. Außerdem hat Hook auch eine große Anzahl von Artikeln für mehrere periodische Zeitschriften geschrieben, besonders für den John Bull, den er mehrere Jahre fast ganz allein redigirte, und eine Menge von Balladen und Liedern, die, wenigstens theilweise, gesammelt zu werden verdienten.

Im Jahre 1825 wurde Hook, als insolvabel, in Freiheit gesetzt, und mit dieser Zeit beginnt eine neue Phase in seinem Leben. Seine Schriften brachten ihm von jetzt an bedeutende Summen ein. Während mehrerer Jahre verdiente er mehr als 2000 Pfund jährlich am John Bull. Eben so viel betrug sein Honorar für die erste Reihe der Sayings and doings. Wenn er vernünftig gewesen wäre, so hätte er bei diesem ungeheuren Einkommen leicht einen Theil seiner Schuld an den Schatz abtragen können, zumal er damals erst fünfunddreißig Jahr alt war. Die natürlichste Klugheit gebot ihm, so zu handeln. Hook aber fiel dies nicht einmal ein, und er zeigte hierin gewiß seinen Mangel an einer geregelten Erziehung. Nach mehreren Jahren der Mühe und des Elends dachte er nur daran, wie er sie vergessen und die Gegenwart genießen könne, und kümmerte sich wenig um seine Zukunft. Nach und nach wurde der Makel vertuscht, der auf ihm lastete, und er trat wieder in jene Gesellschaft, von der er so lange ausgeschlossen gewesen war. Er hatte bereits seine Anonymität preisgegeben, ward als das gefürchtetste Organ der Tories überall mit Ehrerbietung aufgenommen und ließ sich die Annehmlichkeiten seiner Stellung gefallen. Sein Ruf als Romanschreiber, seine Unterhaltungsgabe, seine feinen und liebenswürdigen Manieren öffneten ihm alle Salons. Aus dem Kreise seiner alten Kameraden, der Künstler und Schauspieler, ging er zum zweiten Male, aber mit dem Rechte größerer Ansprüche, in die Zirkel der Vornehmen über. Hier überließ er sich völlig seinem Hange zum Luxus. Er führte ein großes Haus, hielt Wagen, Pferde und ergab sich, je fester seine Stellung wurde, desto mehr der Verschwendung. Er wurde Mitglied mehrerer Klubs, amüsirte sich dort den Abend über und brachte die meisten Nächte am Spieltische zu.

Hook vergaß sein vergangenes Unglück und die Erfordernisse seines Standes und führte eine Lebensweise, die durchaus einem Schriftsteller nicht die nöthige Ruhe gewährt. Bald überstiegen seine Ausgaben die Einkünfte, die von seiner Produktivität abhingen. Er machte Schulden, und von da ab war er verloren. In der reichen und glänzenden Welt, in die er versetzt war, ahnte man wenig, was im Grunde seiner Seele vorging. Man sah in ihm nur den liebenswürdigen und geldverachtenden Gentleman und kümmerte sich wenig um seine Erwerbsquellen. Seine vergnügungssüchtigen, reichen, unbeschäftigten Freunde hatten keinen Begriff von den Kümmernissen und Leiden, die hinter seiner Heiterkeit und Sorglosigkeit verborgen waren. Er lebte in einem unaufhörlichen Kampfe mit unerbittlichen Wucherern, ward von seinen Verlegern gedrängt, den Verpflichtungen nachzukommen, die er in Augenblicken der Noth eingegangen war, schrieb, da er durch Vorschüsse gebunden war, in Hast und Zerstreutheit und gewann dennoch kaum so viel, daß er die nöthigsten Bedürfnisse befriedigen konnte. Da er seine Einbildungskraft in der Erfindung und Schilderung des Spieles der Leidenschaften und der Lächerlichkeiten der Welt erschöpft hatte, suchte er sich durch übermäßiges Weintrinken zu zerstreuen, aber vergeblich. Jeder Tag erneuerte seine Pein, und seine Gläubiger drohten, die Geduld zu verlieren. Hören wir seine eigenen traurigen Worte: „Wie viel größer ist die Noth und das Elend eines schuldenbelasteten Lebens, als der ungerechte Genuß eines Luxus, den man sich nicht gestatten darf. Würde einem Alderman seine Schildkrötensuppe schmecken, wenn er sie auf einem aufgespannten Seile essen müßte? Antwortet mir darauf, und ich will euch sagen, welch glänzendes Elend desjenigen wartet, der das Doppelte seines Einkommens ausgiebt und seinem Juwelier, seinem Schneider und Wagner nicht nur das Geschirr, die Kleider und Kutschen schuldig ist, sondern auch das Privilegium, sich ihrer frei zu bedienen."

Wenn Hook's Tagebuch je herausgegeben würde, so würden wir traurige Geheimnisse erfahren. Herr Lockhard, der es besitzt und dem wir den größten Theil der hier gegebenen Details verdanken, erzählt folgende Episode aus dem geplagten Leben unseres Helden. — „Eines Winters, schon in den letzten Jahren seines Lebens, war Hook auf einige Wochen auf das Schloß eines reichen Lords geladen worden. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich daselbst versammelt. Hook war der einzige Plebejer, aber er schleppte seine Fesseln mit sich. Alle Donnerstage mußte er sich mit seinem Drucker über die Nummer verständigen, die am Sonnabend darauf erscheinen sollte. Während seine Freunde auf der Jagd waren oder standesgemäß müßig gingen, stahl sich Hook fort, um seine Artikel zu schreiben. Am Mittwoch Abend, wenn sich Alle in ihre Zimmer zurückzogen, entwichte er wiederum, setzte sich in eine Postchaise und fuhr funfzig englische Meilen, um mit seinem Verleger zusammenzutreffen, der ihn in einer Dorfherberge erwartete. Am folgenden Tage redigirte er die Korrespondenz und besorgte, was ihm sonst noch als Haupt-Redacteur oblag. Beim Frühstück ließ er sich durch seinen Bedienten mit einem leichten Unwohlseyn entschuldigen, währenddessen aber verreist er wieder und kommt gerade noch zur rechten Zeit an, um sich umzukleiden und bei der Tafel zu erscheinen, wo er sich geistreicher und liebenswürdiger zeigt, als je. Noch um Mitternacht ist sein Tagewerk nicht zu Ende. War dem Champagner hinlänglich genügt, so setzte man sich zum Spiel, und Hook hat, als er gegen Morgen in sein Zimmer zurückkehrt, alles Geld verloren, ohne zu wissen, wo er neues hernehmen soll. Er schreibt nach London an einen Wucherer und bittet für jeden Zins und unter jeder Bedingung um einige tausend Franken. Das Geld kommt an, verschwindet aber noch beim Spiele desselben Abends. Endlich kommt Hook nach London zurück; der Roman, den er zu liefern versprochen hatte und in der Stille des Landlebens zu schreiben gedachte, war kaum angefangen und im Spiele und mit dem Hin- und Herreisen mehr Geld darauf gegangen, als er bei angestrengtem Fleiße in einem Vierteljahre erworben hätte.

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr von Mauritius hatte er sich mit einer jungen Frau verbunden, die bis dahin einen musterhaften Lebenswandel geführt hatte und deren Sorgfalt und Liebe er die einzigen glücklichen Stunden in jener Zeit verdankte. Aber, war es Gleichgültigkeit oder Mangel an Willenskraft, er hatte nie den Muth, der Mutter seiner Kinder seinen Namen zu geben. Mitten in seiner glänzenden und fatalen Lage peinigten ihn Gewissensbisse. Er bedauerte oft und bitter seine Fehler und konnte dennoch nicht den festen Entschluß fassen, sie wieder gut zu machen. Nicht nur in seinem Tagebuche, dem er alle seine quälenden Gedanken anvertraute, sondern auch in seinen Romanen wird man manche Stelle finden, an der er in männlichen Worten die Stellung verdammt, die er der Frau seiner Liebe, seiner bis zum Tode treuen Gefährtin, gegenüber angenommen hatte. Er schildert mit Meisterhand das traurige Leben jener Frauen, die sich blind den Versprechungen eines gewissenlosen Mannes hingeben und, isolirt von der Gesellschaft, ihre Tage einzig der Sorge für ihre Kinder widmen, während ihr Gatte es nicht wagt, sich öffentlich zu ihnen zu bekennen; er erzählt uns mit klangreichen Worten von der keuschen Liebe seiner Helden und Heldinnen, und immer kämpft er für den Gedanken, daß ein Mann nur glücklich seyn könne, wenn er verheiratet ist, daß er nur zu achten sey, wenn er seine Mühe einer Gefährtin widme, deren Tugenden seinem Unglücke Trost, seinem Glücke Glanz verleihen würden. „Aber", schreibt er, wahr, wie sein beleidigtes Gewissen es ihm diktirte, „so ist unsere Natur, daß wir die Mängel Anderer, deren Fehler im Vergleich zu den unsrigen Schönheiten sind, lächerlich machen, daß wir an unseren Freunden tadeln und verachten, was wir täglich selbst begehen. Wir meinen, unser Fall sey eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und halten uns für unglückliche Schlachtopfer der Verhältnisse, wenn wir denselben Leiden anheimfallen, um derentwillen wir Anderen weise Moral gepredigt haben."

Nur die Eitelkeit zog Hook in die glänzenden Zirkel, die ihn zu keinem häuslichen Glücke kommen ließen und seinen Seelenfrieden untergruben. Es freute ihn, von Leuten beachtet zu werden, die er, als guter Engländer, für besser und edlerem Stoffes hielt, denn die übrige Menschheit. Es war ihm eine Genugthuung, wenn er seinen Freunden, die ihn nach dem Grunde seiner Abwesenheit im Carlton-Klub, im Athenäum, bei Crockford fragten, antworten konnte, er komme aus dem Schlosse des Lord B., des Grafen F. oder des Herzogs von R. Er fühlte sich geschmeichelt, wenn die Morning-Post in ihren Nachrichten aus der feinen Welt erwähnte, daß Herr Theodor Hook Gast eines edlen Lords gewesen sey.

In den letzten Jahren seines Lebens gab sich Hook einer Illusion hin, die einen großen Theil seiner Irrthümer entschuldigt. Er schmeichelte sich nämlich mit der Hoffnung, daß früh oder spät jene Partei, der er so eifrig und uneigennützig gedient hatte und in welcher er zahlreiche Freunde zählte, siegen und ihn aus seinen Verlegenheiten reißen würde. Sicher waren auch die Führer der Tories, denen einmal die oberste Gewalt zufallen mußte, zu seinen Gunsten gestimmt; aber Hook bedachte nicht, wie schwer es seinen Freunden war, ihm zu dienen, trotz ihres guten Willens. Die eigenthümliche Stellung, in die ihn seine noch unbezahlte Schuld an den Staatsschatz brachte, mußte seinen Gönnern die Hände binden, und von allen Aemtern, über welche die englischen Minister zu verfügen haben und die, um mit Xenophon zu reden, wie ein Einsatz im Spiele, von dem Sieger gewonnen werden, paßte fast keines für Hook. Trotzdem wollte ihn 1834, unter der kurzen Verwaltung R. Peel's, der Lordkämmerer, Graf Jersey, in die Stelle eines Inspektors aller Theater einsetzen, die einzige, welche er in seinem Departement einem Roman-Schriftsteller übergeben konnte. Diese Stelle wurde noch von einem alten Freunde Hook's bekleidet; aber der Minister rechnete darauf, daß derselbe seines hohen Alters wegen freiwillig abdanken werde. Hook jedoch weigerte sich, ihn dazu zu vermögen. Die Herrschaft der Tories hatte nur kurzen Bestand. Nach Colman's Tode ernannte das Melbourne'sche Ministerium Charles Kemble zum Inspektor der Theater, und als im Jahre 1841 die Konservativen von neuem zur Macht gelangten, war Hook nicht mehr im Stande, von ihrer Gunst Gebrauch zu machen. Er starb nach einem kurzen Krankenlager im Alter von dreiundfunfzig Jahren.

Seine letzte Lebenszeit verbrachte Hook sehr traurig. Er fühlte sein nahes Ende und war untröstlich, wenn er daran dachte, was aus seiner unglücklichen Gefährtin und seinen Kindern werden würde. Am 19. Januar 1837 schrieb er in sein Tagebuch: „Meine Armuth ist mir peinlich, nicht um meiner selbst willen, sondern wegen der unschuldigen Wesen, die meiner bedürfen und deren Hülflosigkeit ich den glücklichen Erfolg meiner Arbeiten verdanke; sie ist mir

peinlich, weil ich Geld und Zeit auf unnütze Dinge verschwendet habe und besser für mich und die Meinigen hätte sorgen können." Seine Befürchtungen waren nur zu sehr gegründet. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich die Krone seiner ganzen Hinterlassenschaft bemächtigte. Der Verkauf seiner Bücher und Möbel brachte ihr 2500 Pfund ein, während die unglückliche Familie nichts behielt, wovon sie ihr Leben fristen konnte. Es eröffneten jedoch zu Gunsten derselben einige von Hook's alten Freunden eine Subscription und zeigten sich überaus freigebig. Aber nur wenige von den großen Herren und Staatsmännern, die am meisten von Hook's Talent profitirt hatten, erinnerten sich seiner, als er nicht mehr war. Nur der König von Hannover unterzeichnete 600 Pfund.

So endete ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Mann, der, wenn er besser wäre erzogen worden, vielleicht glücklich und berühmt zu gleicher Zeit geworden wäre. Er war sanft, gemüthvoll und edel und hat nie durch seine Schuld einen Freund verloren. Seine Scherze verwundeten nie und haben ihm nicht Einen Feind gemacht. La Bruyère sagt zwar, wer die Leute zum Lachen bringe, werde nicht geliebt, aber Hook zu sehen und nicht zu lieben, war unmöglich. Selbst in die Politik nahm er diese Sanftmuth hinüber. Obgleich seine Verurtheilung, deren Ungerechtigkeit er bis ans Ende behauptete, bis zu einem gewissen Punkte einer politischen Intrigue zuzuschreiben war, so versicherte Hook dennoch mehrere Male in seinem Journale alle diejenigen seiner Verzeihung, die er seine Verfolger zu nennen pflegte. Auch muß man zu seinem Ruhme sagen, daß er in den Angriffen auf die Whigs nie von einem persönlichen Hasse geleitet wurde und wirklich von den Grundsätzen seiner Partei durchdrungen war. Seine Unterhaltungsgabe war ohne gleichen. Sie war, wie bei manchen Menschen, ausgezeichneter als sein schriftstellerisches Talent. Sein improvisirter Humor, seine freimüthige Fröhlichkeit machten, daß er die Anderen nur zu seinem Vergnügen zu amüsiren schien. Niemand erzählte, wie er; mit einem Worte malte er einen Charakter, mit einer Geste eine Situation, kurz, er hätte nur zu wollen brauchen, so wäre er der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen.

Hook hatte von den Eigenschaften eines Schriftstellers Phantasie, Humor, eine kräftige Sprache, Beobachtungsgabe und Geschmack, aber einige seiner Werke verrathen die Hast, mit der sie geschrieben sind, und treiben die Komik bis zur Karikatur. Jedoch in der Schilderung der Sitten seiner Zeit hat Hook mehr geleistet, als jeder Andere. Eben so nimmt er als Journalist den ersten Rang ein. Der John Bull hatte freilich alle Vorurtheile des alten Torysmus, aber er war ein Muster eines polemischen Blattes. Sein Einfluß war außerordentlich, und wenn man Hook in die aristokratischen Zirkel zog, so that man dies mehr dem Journalisten als dem Romanschreiber. Die Konservativen suchen nach einem Ersatzmann für Hook; aber weder in der periodischen Presse noch im Romane ist bis jetzt sein Platz ausgefüllt worden. *)

Polen.

Ludwig Kropinski.

Dieser ehemalige polnische General, welcher Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und einer der ersten Vertreter der älteren polnischen Literatur war, beschloß im Juli v. J. sein Leben auf seinem Stammsitze Woronczyn in Wolhynien. Durch den Tod seiner Frau und Kinder verwaist, verlebte der ehrwürdige Greis seine letzten Tage in trüber Einsamkeit auf seinem sonst so heiteren und gastlichen Woronczyn. Gerade in seinem Sterbejahr ließ er durch Milikowski in Lemberg eine Gesammt-Ausgabe seiner schönen, einst die Landsleute entzückenden Schriften veranstalten, und sie waren vielleicht der einzige Trost des Greises, der, wenngleich ihm nicht mehr vergönnt war, sein Geistesprodukt anzuschauen, es wenigstens mit der Hand berühren konnte. Jedoch die Blüthe, welche vor Jahren in Polen noch durch alle Gegenden duftete hätte, zeigte sich zu spät und welk. — Kann man Kropinski auch kein Genie nennen, so besaß er doch unbestritten ein seltenes Talent und vor Allem ein edles Gefühl. Seine Ludgarde ist der treueste Abdruck des älteren französischen Drama's und steht ihren Vorbildern nur um ein Geringes nach. Julia und Adolph sind zwar das Erzeugniß falscher Begriffe, aber ihre verkehrte Sentimentalität war der Geist oder vielmehr die Mode ihrer Zeit und der des Dichters, dessen gefühlvolles Herz jenem Drange nicht zu widerstehen vermochte. Es wird deshalb dieses Werk, das einst so viel Unwillen und Theilnahme erregte, als Typus jener sentimentalen Epoche immer seine Wichtigkeit behalten. Bei dem heutigen Fortschritt der Literatur lassen sich allerdings Kropinski's Werke nicht auf eine hohe Stufe stellen; es ist jedoch zu bedenken, daß der nicht niedrig steht, welcher sich auf den höchsten Gipfel seiner Epoche geschwungen. Glätte der Verse und Reinheit der Sprache sind die wesentlichsten Empfehlungen des Dichters, neben welchen sein feines Gefühl und das Geschick, dem Texte sinnige Bilder einzuweben, mit in Anschlag kommen müssen. Ehemals hat man Kropinski's Verse vielfach memorirt, und dieselben sind tief ins Volk eingedrungen, namentlich diejenigen, bei welchen der Dichter die fremde Form verlassen und den eigenen gemüthlichen Ton angeschlagen hat. Kropinski fühlte sehr wohl den Umschwung der Ideen in der neuesten Literatur, aber er selbst konnte sich nicht mehr auf diese Stufe erheben, und gerade dieser Umstand mochte Vieles dazu beitragen, die letzten Tage des Helden und Dichters noch trauriger zu machen.

Mauritius.

*) Es ist diese Skizze nach französischen Quellen bearbeitet.

Mannigfaltiges.

— Deutsche und italiänische Musik in London. Die Hoffnungen auf eine nationale Musikschule, die unser englischer Korrespondent (Nr. 124 des Magazins) ausgesprochen, scheinen sich noch nicht verwirklichen zu wollen; denn wir gewahren wohl fortdauernde Reibungen zwischen deutschem und italiänischem Geschmack, aber noch keine Spur von einem Durchbruche nationaler Eigenthümlichkeit. Ein Artikel im Londoner Athenaeum (vom 16. Nov.) giebt sogar zu der Besorgniß Raum, daß die deutsche Musik in London aus einem Heiligthum verdrängt werde, in welchem ihr bisher ausschließlich gehuldigt wurde. Die genannte Zeitschrift enthält nämlich sehr bittere Bemerkungen darüber, daß — wie es heißt — die Direktoren der Philarmonic Society, eines bisher durch die Aufführung deutscher Symphonieen und Vokalmusiken sich auszeichnenden Vereins, zum Leiter ihrer diesjährigen Konzerte den Italiäner Herrn Costa gewählt haben sollen — „bloß um das Dilemma los zu seyn, ob und wie vielleicht der erste jetzt lebende Instrumental-Komponist, Dr. Felix Mendelssohn, für diese Konzerte zu gewinnen seyn möchte." — „Als Komponist", fügt das Athenaeum hinzu, „hat Signor Costa keinen Ruf der Art, um eine Abweichung von den Gewohnheiten der Gesellschaft zu rechtfertigen; er steht als Theoretiker ungefähr auf gleicher Höhe mit den Mercadante's des modernen Italiens und, was europäische Berühmtheit betrifft, weit hinter diesen. Welches Geschrei würde man jedoch bei dem bloßen Gedanken erheben, Mercadante auch nur ein einziges unserer philharmonischen Konzerte dirigiren zu lassen, wenn er sich etwa als „Stern" an unserem Himmel befände? Als Dirigent von Symphonieen und Konzerten, die überdies nichts weniger als einen entschieden deutschen Charakter haben, hat Hrn Costa nicht bloß überhaupt noch seinen Ruf zu bewähren, sondern sogar zu angenehme Eindrücke zu verwischen. Es stand bei den Direktoren, sich des Herrn Moscheles zu versichern, der während der letzten philharmonischen Konzerte mitgewirkt; sie konnten Herrn Benedict gewinnen, der ein Schüler Weber's ist, oder Herrn W. S. Bennett, der unter Dr. Mendelssohn's Leitung studirt hat und von dem guten musikalischen Geschmacke Leipzigs, so wie von der Liebe Leipzigs zu allen großen deutschen Komponisten, erfüllt ist — aber sie nahmen lieber ihre Zuflucht zu einem Manne, den sie vor einigen Jahren sogar bei der Ballottirung zum Mitgliede hatten durchfallen lassen. Die einzige Erklärung, die wir für ein Verfahren, das gleich unangenehm für Deutsche wie für Engländer ist, zu geben vermögen, bestände darin, daß man die philharmonischen Konzerte zu einer Dependenz des Opernhauses machen will, um sich dadurch die Mitwirkung der italiänischen Sänger zu sichern. Das würde aber, selbst wenn es musikalischen Erfolg hätte, eben so thörichterweise inkonsequent, als unnöthigerweise verletzend seyn."

— Ein Shakspearesches Manuskript. Kürzlich ist eine aus der Zeit Shakspeare's herrührende Handschrift eines seiner Dramen aufgefunden worden. Man kann sich denken, mit welchem Jubel dieser Fund in England begrüßt wird, wenn wir hinzufügen, daß alle Bemühungen, eine Handschrift dieser Art zu entdecken, bisher vergeblich waren. Die beiden Abtheilungen Heinrichs' IV., zu einem Stücke zusammengezogen, sind es, die in jener Handschrift enthalten sind, welche in dem Urkunden-Archiv einer alten Familie in Kent aufgefunden worden und einige in den abgedruckten Dramen weggelassene Scenen so wie zahlreiche abweichende Lesarten enthalten soll. Daß das Manuskript nicht untergeschoben sey, dafür bürgt der Umstand, daß die Shakspeare-Gesellschaft es durch den bekannten gelehrten Kritiker Herrn Halliwell zur Herausgabe und zum Abdruck vorbereiten läßt. Auch ist es bereits von dem mit den Editionen Shakspeare's so vertrauten Herrn Collier durchgesehen worden.

— Das Verschwinden eines Stromes in Asien. In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in London (11. Nov.) ward ein Schreiben des Herrn A. v. Chanikov verlesen, das über den seit einigen Jahren von der Erde verschwundenen Tanghi-Darja, einen Arm des Sir-Darja (des Jaxartes der Alten), Aufschluß giebt. Drei Arme besaß sonst der Sir-Darja, dieser große Strom von Turkestan, der sich durch jene Arme in den Aralsee ergoß. Die erste Nachricht von der Austrocknung des Tanghi-Darja kam durch Baron von Meyendorff und Professor Eversmann nach Europa; diese suchten das Phänomen durch Verdunstung des Wassers zu erklären. Herr Chanikov beweist nicht bloß, daß dies unmöglich sey, sondern löst das Problem zugleich durch Mittheilung folgender einfachen Thatsache: Im Jahre 1813 hatten die Bewohner von Chokand erfahren, daß es die Absicht der Chiwaner sey, an den Ufern des Tanghi-Darja Kolonieen zu errichten, und da ihnen eine so unruhige Nachbarschaft nicht angenehm war, so erbauten sie einen mächtigen Deich an der Stelle, wo sich dieser Fluß vom Sir-Darja abzweigt. Dadurch ward das Wasser zurückgehalten, und nachdem das in dem alten Bette enthaltene in den Aralsee abgelaufen war, ward dasselbe um das Jahr 1820 mit Bäumen bepflanzt, die jetzt einen dichten Wald bilden. Herr Chanikov hat von dem in Buchara umgekommenen Cap. Conolly gehört, daß er selbst jenen Deich gesehen und ihn in allen seinen Details untersucht habe. Der letzte europäische Reisende, der den Tanghi-Darja noch als einen breiten Strom sah, war der Dolmetscher der russischen Gränz-Kommission von Orenburg, der den Fluß im J. 1809 und dann wieder im J. 1810 passirt hatte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 30 November 1844.

Frankreich.

Die Kinder der arbeitenden Klassen in Paris.

Zu den inneren Schäden, an denen die arbeitenden Klassen, namentlich in den fabrikreichen Ländern, laboriren und deren Heilung man durch legislative Maßregeln hier und da versucht hat, gehören die Arbeiten der Kinder in den Fabriken. Abgesehen von der Tyrannei, welche an sich darin liegt, ein von der Natur noch nicht mit seinen vollen Säften und Kräften ausgestattetes Wesen mit Arbeiten zu überhäufen, die diese körperliche Entwickelung zurückhalten und unterdrücken, geht auch in der Regel der innere Mensch unter dieser vorzeitigen Last ganz zu Grunde. Die natürlichsten Gefühle werden erstickt, der Eigennutz und der Neid von frühester Kindheit an geweckt, und die Liederlichkeit mit dem Schmutze aller sie begleitenden Laster tödtet bald den Körper wie die Seele.

Daß in Frankreich jener Mißbrauch der in den Fabriken und Werkstätten beschäftigten Kinder nicht geringer sey, als in England, darüber belehrt uns ein Aufsatz des Herrn Leon Faucher, desselben Schriftstellers, dessen lehrreiche Artikel über die Fabrik-Distrikte Englands unseren Lesern noch in Erinnerung seyn werden. Seinem Aufsatze „über die Arbeiten der Kinder in Paris" entlehnen wir Folgendes:

„Ein Gesetz, welches der Arbeit der Kinder in den Fabriken und in den großen Werkstätten Schranken auferlegt, wird in Frankreich stets von sehr schwieriger Anwendung seyn; nirgends jedoch möchte die Beobachtung solcher Vorschriften auf größere Schwierigkeiten stoßen, als in Paris. In den Städten, die einen besonderen Gewerbszweig haben, wie Rouen, Lille, Sedan, Mühlhausen oder Rheims, ist die Schwierigkeit viel geringer; wenn die Art und die Dauer der Arbeiten für alle Arbeiter eine gleichmäßige ist, und wenn der Wetteifer der Fabrikanten sich in einem und demselben Geleise bewegt, so wird eine Gewerbs-Ordnung beinahe zur Familiensache; es handelt sich dann nur darum, zu wissen, welche Opfer das Privat-Interesse einerseits der Aeltern und andererseits der Fabrikherren zu Gunsten jenes allgemeinen Interesses sich auferlegen hat, das der Staat repräsentirt, indem er sich der heranwachsenden Generation annimmt, welche jetzt die Hoffnung des Landes ist und dereinst seine Macht bilden soll.

„Die Verschiedenheit der neben einander arbeitenden Gewerbe ist es, welche die Frage komplizirt. Das Gesetz muß sie alle umfassen, wenn es nicht eine Ungerechtigkeit sanctioniren und denjenigen eine Prämie verleihen will, die von seiner Kontrole nicht erreicht werden. Aber sowohl der Gesetzgeber, welcher verordnet, als die Verwaltung, welche ausführt, darf die besonderen Bedingungen jeder einzelnen Industrie nicht außer Augen lassen: mancher Fabrikzweig gestattet Einschränkungen, die ein anderer nicht verträgt, und in gewissen Fällen ermüden acht Arbeitsstunden mehr, als in anderen ein Tagewerk von zwölf Stunden.

„Zu dieser in Paris unendlichen Mannigfaltigkeit der Gewerbe kömmt nun auch die Theilung der Kapitalien und demzufolge auch die der Production. Die Werkstätten vermehren sich, aber sie zerfallen auch in viele kleine Bruchstücke; nicht bloß vermöge ihrer Zahl, sondern auch vermöge ihrer Dimensionen erschweren sie die öffentliche Kontrole. Ueberall, wo die Industrie die Arbeiter anhäuft, da wird die Disziplin, die in solchen Arbeits-Kasernen nothwendig ist, die Aufsicht im höchsten Grade erleichtern. Der mechanische Hebel, sey es nun Wasser oder Dampf, ist überdies ein mächtiges Mittel der Ordnung: indem man die Thätigkeit der Maschine regulirt, wirkt man indirekt auf die Arbeiter, von denen sie bedient wird; der Dampf hat in dieser Beziehung eine gleiche Wirkung, wie der Takt beim Gesange. Was vermag jedoch das Reglement und die Aufsicht der Behörde über jene Tausende von kleinen Werkstätten, die in allen Stockwerken mitten in den volkreichsten Stadtvierteln hoch oben unter dem Dache oder tief unten in den Kellern wimmeln, aus zwei oder drei Gesellen und einer gleichen Anzahl Lehrjungen bestehend, wo es bald ganz und gar an Arbeit fehlt und bald wieder übermäßig gearbeitet, die Nacht zum Tage gemacht und weder Maß noch Regelmäßigkeit beobachtet wird? Wenn der Arbeiter, Geselle oder Fabrikant die gesetzlichen Vorschriften begreifen und aus freien Stücken befolgen soll, so muß er erst selbst sich achten und Ordnung in sein Leben zu bringen gelernt haben. Die Einzelnen haben eben so wie die Nationen einer ziemlich langen Vorbereitung nöthig, um sich zum Verständnisse der Nothwendigkeiten zu erheben, auf welchen die Regierung beruht."

Herr Faucher gedenkt nach dieser Einleitung des französischen Gesetzes vom 22. März 1841, durch welches folgende Bestimmungen festgestellt wurden: 1) das Alter der Kinder, die in den Fabriken zugelassen werden; 2) der obligatorisch gemachte Unterricht, und 3) die dem Staate verliehenen Mittel der Kontrole und Beaufsichtigung. „Der französische Gesetzgeber", fügt der Verfasser hinzu, „ist in allen diesen Bestimmungen von den in England geltenden Grundsätzen wesentlich abgewichen. Das französische Gesetz hat einen viel größeren Wirkungskreis; es beschränkt sich nicht auf die mit Dampf- oder Wasserkräften arbeitenden Fabriken und umfaßt sogar noch die Werkstätten, in welchen mehr als zwanzig Gesellen arbeiten. Das Alter der Zulassung ist auf acht Jahre festgestellt, eben so wie in der vom britischen Parlament in diesem Jahre genehmigten Akte; die Engländer bewilligen jedoch den Kindern von acht bis zwölf Jahren nur 6½ Stunden täglicher Arbeit, während das französische Gesetz von 1841 ihnen 8 Stunden gestattet. Für Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren ist die Arbeitsdauer von 12 Stunden in beiden Ländern gleich. Die Kinder der ersten Kategorie müssen eine öffentliche oder Privat-Schule besuchen, die der zweiten haben den Beweis zu liefern, daß sie bereits Elementar-Unterricht empfangen, oder im entgegengesetzten Falle eine Schule zu besuchen, die das Gesetz nicht näher angiebt. Was die von der Regierung geübte Aufsicht betrifft, so beschränkt sich das Gesetz darauf, zu erklären, daß Inspektoren ernannt werden sollen, um die Werkstätten zu besuchen und Protokolle über etwanige Zuwiderhandlungen aufzunehmen.

„Es giebt zwei Systeme der Beaufsichtigung; diejenige, welche gratis geschieht und nur Männern anvertraut werden kann, welche sonst Nichts zu thun haben, scheint eine größere Unparteilichkeit zu versprechen; diejenige dagegen, die von besoldeten Beamten geübt wird, legt denselben eine vollständigere Verantwortlichkeit auf und läßt von ihnen eine regelmäßigere Erfüllung ihrer Pflicht erwarten. Die englische Regierung hat in einem Lande, wo doch die Aristokratie vorherrschend, nicht geglaubt, ein so mühseliges Amt, wie das gewerbliche Patronat armer Kinder, Agenten anzuvertrauen, die, dem Staate gegenüber, ohne anderes Band als das ihrer Hingebung sind, und in einem wesentlich demokratischen Lande wie Frankreich, wo die Theilung der Glücksgüter eine solche Art von Aufopferung beinahe unmöglich macht, hat man den Muth, die Beaufsichtigung der Fabriken zu einem Ehrenamt ohne Emolumente zu machen. Allerdings sind diese Aufsichts-Beamten ziemlich zahlreich; das Seine-Departement zählt zweiundfunfzig Inspektoren, von denen zweiunddreißig allein auf die Stadt Paris und zwanzig auf die Umgebungen kommen; jeder dieser Beamten soll monatlich die Fabriken seines Ressorts besuchen; aber wie viele giebt es deren wohl, die diese Förmlichkeit, so unbedeutend sie auch ist, erfüllen, wie viele, welche die Werkstätten, über die ihr Recht der Kontrole sich ausdehnt, kennen oder auch nur gesehen haben?

„Der Ausführung des Gesetzes hätte nothwendig eine allgemeine Zählung der Fabriken und Werkstätten, die der Aufsicht des Staates unterworfen sind, vorangehen müssen; es scheint jedoch nichts der Art geschehen zu seyn; die Verwaltung hat sich vielmehr auf die Nachrichten verlassen, die von den Polizei-Kommissarien in Eile zusammengebracht wurden, und daher kömmt die Ungenauigkeit der Listen, die jeder Inspektor erhalten hat. Diejenigen, die es mit ihren Functionen Ernst meinten, mußten die Arbeit selbst von vorn beginnen und von Thür zu Thür gehen, um zu erfahren, welches die Werkstätten, die mehr als zwanzig Gesellen oder Arbeiter zählten, und welches diejenigen, die weniger als zwanzig beschäftigten und die daher der gedachten Jurisdiction nicht unterworfen waren. Nachdem die erste Schwierigkeit beseitigt und man zur Kenntniß des Terrains gelangt war, blieb noch übrig, zu bestimmen, welchergestalt die Vorschriften des Gesetzes sich nach dem jedem Gewerbe eigenthümlichen Charakter zu modifiziren hätten. Der Gesetzgeber hatte in dieser Beziehung der Verwaltung völlig freie Hand gelassen; die Verwaltung machte jedoch keinen Gebrauch davon, sondern beschränkte sich darauf, den Inspektoren das Recht zu übertragen, die einzelnen Fälle in Erwägung zu ziehen, so daß niemals ein Reglement ertheilt wurde. Sey es nun aus Mangel an Erfahrung, oder weil es an gutem Willen fehlt, genug, die discretionäre Gewalt, welche die Kammern geglaubt hatten, als eine nothwendige Milderung des Gesetzes vom 22. März verleihen zu müssen, bleibt auch heutzutage noch ohne Anwendung.

„Welches kann nun wohl der Nutzen einer solchergestalt sich selbst überlassenen Beaufsichtigung seyn? Die Verwaltung, die diesem wichtigen Geschäft eine rein passive Mitwirkung zu Theil werden läßt, muntert dadurch gewissermaßen den Widerstand der Betheiligten auf. Was läßt sich von dem Eifer von unbesoldeten Beamten erwarten, die ein mangelhaftes Gesetz in der Hand, vor sich unzählige Hindernisse und hinter sich eine fast indifferente Regierung haben? Ich habe mir die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob die Reform 1841 in der Hauptstadt wirklich geschritten, oder ob die Macht der T

der Nachlässigkeit der Menschen zuvorkommend, doch von einigem Erfolg gewesen. Ein Inspections-Bezirk von Paris ist als Typus der etwa eingetretenen Resultate mir genannt worden; ich habe daher den Vorschlag angenommen, die Fabriken und die Hauptwerkstätten dieses Stadttheils zu besuchen.

„Es umfaßt dieser Fabrikenbezirk die Stadtviertel Saint-Antoine und Quinze-Vingts, also die gewerblichste und zugleich die bedürftigste Vorstadt. Es befindet sich hier eine Bevölkerung von 40—50,000 Seelen mit 6—7000 eingeschriebenen Armen. Die Arbeiter bewohnen die engen und schmutzigen Gassen am Kanal oder die Hütten, die sich hinter den Hauptstraßen der Quartiere Saint-Antoine, Charonne, Montreuil und Charenton befinden. Die Fabriken und Maschinenwerke, große Räume aufsuchend, haben sich auf den Abhängen der letzten Hügel, welche Paris von dieser Seite beherrschen, hinter einander aufgethürmt. Es ist dies die Geschichte aller Fabrikstädte; auf die Maschinen kommt aller Raum und aller Luxus der Bauten, die Menschen dagegen häufen sich in irgend einem schmutzigen, der Luft und der Sonne unzugänglichen Winkel über einander. In jener Vorstadt, in der der Grund und Boden verhältnißmäßig sehr geringen Werth hat, sind die arbeitenden Klassen eben so elendiglich einquartiert, wie im Mittelpunkt der Stadt. Natürlicherweise trifft man dort auch nicht minder häufig auf Prostitutionshäuser und Schenken. Eben so wenig als die Gesundheit des Menschen kann auch die Tugend der freien und reinen Luft entbehren. (Fortsetzung folgt.)

Die modernen Troubadours.

Bekanntlich giebt es neben der französischen National-Poesie eine Poesie des Dialekts, welche ihre Abstammung von der provençalischen Poesie der Troubadours im Mittelalter herleitet. In neuerer Zeit, d. h. seit der Restauration, hat dieselbe einen besonders hohen Aufschwung genommen, obwohl sie schon seit dem 17ten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag fortwährend gepflegt worden ist. Von der bedeutendsten Erscheinung derselben, dem Haarkräusler Jasmin, ist in diesen Blättern neuerlich die Rede gewesen. Gewiß nur sehr wenige unserer Leser sind mit den Erzeugnissen dieser Poesie näher bekannt, was insofern ganz natürlich ist, da sie in einem Dialekt geschrieben sind, dessen Kenntniß nur von ganz speziellen Fachgelehrten zu erwarten ist. Gleichwohl verdienen sie wenigstens eben so sehr gekannt zu werden, als die Erzeugnisse der französischen National-Poesie. In Frankreich ist kürzlich ein Buch erschienen, das eine Geschichte der vorzüglichsten Dichter dieser Sphäre aus neuerer Zeit, so wie eine Uebersetzung ihrer Werke ins Französische, enthält.*) Wir benutzen diese Gelegenheit, unsere Leser mit dieser Literatur-Gattung bekannt zu machen.

Die Sammlung des Herrn Cabrié beginnt mit den seit langer Zeit berühmten Stanzen Goudouli's über den Tod des einzigen Königs, dessen Andenken noch außer dem des Kaisers in Frankreich populär ist. „Wo findet man", sagt Herr Cabrié, „eine beredtere, energischere Ode, als die Goudouli's auf den Tod Heinrich's IV.? Es giebt Strophen, deren wilde Originalität an die schönsten Stücke Ossian's erinnert. Man vergleiche diese Ode mit der von Malherbe über denselben Gegenstand, und man wird sehen, wie weit der gascognische Dichter den Vater unserer lyrischen Poesie hinter sich zurücklässt." Dies ist offenbar eine Uebertreibung. Gewiß ist die Ode, um die es sich handelt, eine der frostigsten, die Malherbe geschrieben, und das ist viel gesagt; aber die Stanzen Goudouli's sind unter dem Mittelmäßigen: „Ihr artigen kleinen Schäfer, die ihr im Schatten des Laubs die brennende Hitze des Tages allmälig abnehmen fühlt, während die Vögel tausend kleine Liebeslieder zwitschern; Bäche, deren Welle leiser hier und dahin irrt" u. s. w. Giebt es etwas Falscheres und Faderes, obwohl in schönen Reimen, als diesen Eingang, um das tragische Ende Heinrich's IV. zu beweinen? Malherbe hat wenigstens einige einfache, tiefgefühlte Gedanken. So, wenn er von der Königin spricht, die er als untröstlich schildert, fordert er Heinrich auf, aus Liebe zu ihr, wenn auch nur auf einen Moment, wiederzukommen, ihr zu erscheinen, nicht mit dem Blut im Munde und mit bleichem Gesicht, wie damals, als er vom Dolche getroffen war, sondern heiter und lächelnd:

Viens-y tel que tu fus quand, aux monts de Savoie,
Hymen en robe d'or te la vint amener;
Ou tel qu'à Saint-Denis, entre nos cris de joie,
Tu la fis couronner.

Ist diese Erinnerung nicht eine glückliche? Aber Goudouli's Gedicht ist nur eine Zusammenstellung von Gemeinplätzen.

Als Pierre Goudouli starb, schrieb sein Freund Gautié seinerseits ein Klagelied, worin er in ihm „den Ruhm der Gascogne, die Blume von Toulouse" feiert. Er fängt damit an, den Helikon mit Trauerschleiern zu bedecken, und schließt mit einem frommen requiescat in pace.

Man hat in unserer Zeit so viel Aufsehen gemacht von der Menge von Volksdichtern, die aus den Juli-Barrikaden hervorgegangen sind. Ohne Zweifel ist der Einfluß der Revolution hier wie überall sichtbar, aber man muß sich vor Uebertreibung hüten. In den ersten Jahren jenes königlichen siebzehnten Jahrhunderts machte ein armer Kammmacher, Namens Daubasse, der weder lesen noch schreiben konnte, obwohl die Menschenrechte damals noch nicht proklamirt waren, Gedichte, die von einigen Kennern sehr geschätzt wurden. Nur sang er, wie die meisten seiner Kameraden in den verschiedenen Provinzen Frankreichs, in seinem südlichen Patois; und während die Gesänge des Tischlers von Nevers, der den Vortheil hatte, französisch zu singen, am anderen Morgen von Mund zu Mund gingen, war Daubasse unbekannt. Doch einige französische Verse, die ihm entschlüpften, gelangten zum Herzog von Biron und erwarben ihm dessen Freundschaft. Einst, da sie zusammen in einem Park spazieren gingen, brachte ein Wald-Aufseher dem Marschall einen armen Bauer, der ein Bündel Reisholz gestohlen hatte. Damals war noch die gute alte Zeit, wo der beste der Könige, der Vater des Volks, Heinrich IV., wegen eines getödteten Kaninchens eines seiner Kinder hängen ließ. Daubasse hatte den Muth, zu dem Herzog für den Unglücklichen zu sprechen, und Folgendes sind die Verse, die er improvisirte: „Monseigneur, Ihr seht an der Miene dieses Menschen, daß es ein sehr unglücklicher Bauer ist. Betrachtet ihn von vorn, von hinten, Ihr seht nur Lumpen; sein Kopf hat keinen Hut, seine Beine keine Strümpfe. Die Armuth nagt an ihm mehr als ein hungriger Wurm. Ich bitte nicht um Gnade für diesen Unglücklichen, Monseigneur; im Gegentheil, des Beispiels halber muß er bestraft werden, doch unter der Bedingung, daß das Holz, das er gestohlen, eben so viel wiegt als die Lorbeern, die Ihr geärndtet habt."

Das war eine wahre Gasconnade. Doch sie rettete wenigstens einem Menschen das Leben.

Zu allen Zeiten hat das Volk seine Dichter gehabt, und zwar die größten; oder vielmehr das Volk allein ist nach Gott der ewige Künstler, und offenbar war jener Bettler Homer's kein Edelmann. Hat nicht das Volk die Götter gemacht, deren höhere Schönheit abzuformen das ganze Genie des Phidias nur vermochte? Die Alten, die sich darauf verstanden, hatten keinen besonderen Ausdruck, welcher das, was wir die schönen Künste oder die Kunst im eminenten Sinn nennen, von den mechanischen Künsten oder den Handwerken schied. Folgt daraus, daß bei ihnen die Kunst identisch war mit dem, was wir Industrie nennen? Nein; vielmehr war die Industrie damals noch Kunst. Die Kunst in ihrem ursprünglichsten und naivsten Form ist gewiß der Industrie vorausgegangen, wie die Verse überall der Prosa vorausgingen.

Daß im 17ten Jahrhundert, als Meister Adam, der lustige Schreiner von Nevers, Schlag auf Schlag seine beiden Sammlungen, les Chevilles und le Villebrequin, erscheinen ließ, Paris Wunder geschrieen habe, ist freilich erklärlich. Herr von Benserade, das offizielle Organ der Reifröck, mußte in seinem ernstesten Ton rufen:

Quel Dieu t'a rendu son oracle?
Quel démon t'inspire ces vers?
Dois-tu passer dans l'univers
Pour un monstre ou un miracle?

Dieses lächerliche Erstaunen steckte die Stadt an; eine und dieselbe menschliche Kreatur konnte also, vielleicht gleichzeitig, Tische und Oden, Sonette und Koffer machen! Der Drucker mischte sich darein; er druckte, daß „Meister Adam eine Leiter gemacht und auf den Parnaß gestiegen sey, indem er die Leiter nach sich zog". Ein anderer Schöngeist sagte: „Es ist Apollen, der ehemals Maurer in Troja war und jetzt Schreiner in Nevers geworden ist." „Von jetzt ab", rief ein Anderer, „sage man nicht mehr: einen Vers feilen, sondern hobeln." Man vergaß, daß Molière der Sohn eines Tapezierers, Jabert der eines armen Druckers war! Bald ging man so weit, zu versichern, daß „dieser Schreiner alle Blumen des Pindus gesammelt; er übertraf die Griechen und Italiäner". Zum Glück ließ sich Meister Adam von diesem Weihrauch nicht berauschen. Er fuhr fort, Verse zu machen in seinen Mußestunden, aber er war so vernünftig, seinen Arbeitsgewohnheiten treu zu bleiben.

Doch wir kehren zur provençalischen Poesie zurück. Zur Zeit Florian's, Dorat's und Delille's waren es Gros in der Provence, der Bergbewohner Despourrins in Bearn, der Prior von Pradinas in le Rouergue, Fabre in Languedoc, die der provençalischen Lyra einige liebliche Töne entlockten. In der That sind Gros' Fabeln sehr niedlich, und Herr Cabrié hat gut gewählt, was übrigens in einer solchen Sammlung leicht war. Doch läßt seine Uebersetzung viel zu wünschen übrig! Wenn wir vorhin Herrn Cabrié vorwarfen, daß er Malherbe verkenne, so möchten wir es jetzt bedauern, daß er in seiner Uebersetzung der Sprache Malherbe's und Boileau's so treu geblieben ist. Warum hat er nicht lieber, ehe er die Feder ergriff, Marot oder Rabelais gelesen?

Der bearnische Gesang, den Jeanne d'Albret anstimmte, als sie von Heinreich IV. entbunden ward, würde kein anderes Verdienst haben, als das, welches in dieser historischen Kuriosität liegt; doch stammt derselbe aus dem 18ten Jahrhundert.

Die Revolution verschloß den provençalischen Musen den Mund; doch haben sie seitdem desto schöner wieder zu singen angefangen. Dem verstorbenen Nodier, der zuerst, den vierzig Unsterblichen zum Trotz, und obwohl er in Besançon geboren war, eine Lanze für das Gascognische brach, sind die „Papilloten" des Herrn Jasmin gewidmet. Jasmin selbst sagt uns:

„Als ich vormals die Lieder der Jugend sang, schrieb Niemand sie auf, und außer einigen Freunden unserer alten Sprache, wurden sie bloß von der Luft meines Landes aufgenommen. Aber als ich eine Menge junger Eleganti die Berge und die Thäler durchstreifen sah, um alte Gräber, alte Brücken, alte Mauern aufzugraben, als ich sie in ihre Albums verstümmelte Säulen, geschwärzte, gespaltene Steine, die dem Auge keinen Reiz boten, malen sah, da sagte ich zu mir selbst: Weil diese Gelehrten mit so viel Bewunderung Alles betrachten, was alt ist, so sind doch alte Worte schöner als alte Steine! O, meine Sprache, ich werde einen glänzenden Stern auf deine von Schmerz verdunkelte Stirn werfen! — Und sogleich erklangen alte Worte harmonisch auf dem Papier" u. s. w.

---

*) Le Troubadour moderne ou Poésies populaires de nos provinces méridionales, traduites en Français par Cabrié. Paris, 1844.

Aber die alten Troubadours konnten nicht schreiben, und sie warteten nicht, daß ein Pariser ihnen ihr Genie und die Schönheit ihrer Sprache entdeckte. Einer von ihnen gesteht naiv ein, daß er, als er einmal einen Brief von seiner Dame erhielt, genöthigt war, ihn sechs Monate lang auf seinem Herzen zu tragen, weil der Bursche, der ihm zum Schreiber diente, abwesend war.

Man muß es zugeben, die provençalische Poesie unserer Tage ist keine Wiedergeburt, sondern eine Restauration, und wie die literarische und politische Restauration von 1815, statt sich an das Ideal des Mittelalters zu halten, betet sie abergläubisch die Gebeine und Rüstungen desselben an, mit einem Wort, die Reliquien. Hören wir Herrn Jasmin: ist es das zwölfte Jahrhundert und die männlichen Töne der Troubadours, die er mit voller Stimme feiert? Nein, dem schönen Geist der gekrönten provençalischen Dichter des 17ten und 18ten Jahrhunderts opfert er nur zu sehr, er, der so hoch über ihnen steht!

In den Klagen des Aussätzigen von Herrn Peyrottes, aus Clermont-l'Hérault, ist viel Schwung und wahre Empfindung. Aber ist nicht Herr Peyrottes, obwohl Porzellanmacher in Montpellier, ein Mann von sehr gebildetem Geist? Im Allgemeinen könnte man dies von allen dichtenden Proletariern sagen. Ohne hier von Herrn Reboul aus Nimes zu sprechen, der ohne Affectation in guten und loyalen französischen Versen schreibt, glaubt man, daß Herr Jasmin nicht eine sehr vielseitige Bildung besitzt? Wenn er nicht die Sänger Griechenlands und Roms kennt, wer sieht nicht, daß er die französischen Dichter des 17ten und 18ten Jahrhunderts gründlich studirt hat? Doch sollten die, die ihm dem Stande, wenn auch nicht immer dem Talent nach ähnlich sind, nicht, was er nicht thut, die Aristokratie der gemeinen Herkunft und, weil sie den Geschmack haben, ohne Handschuh zu gehen, die Eitelkeit des Proletariats zu weit treiben.

Die poetische Epistel, in der Herr Desanat aus Tarascon seinem Marseiller Freunde, Herrn Bellot, einen Plan zu einer Wochenschrift, dem Courrier Provençal, vorschlägt, um der Sprache und der Poesie der Troubadours zu Hülfe kommen, ist in einem leichten, gefälligen, heiteren Ton; wir geben einige Stellen daraus:

„Da in unseren Tagen mit allen Dingen Industrie getrieben wird, da in diesem Lande Alles Gegenstand des Erwerbs ist, so schlage ich dir vor, einen Courrier Provençal zu gründen, wo es von Liedern, Fabeln, Satiren, Erzählungen, Episteln wimmeln wird. Wir werden einmal wöchentlich erscheinen. Der Titel ist in der Lokalität sehr bekannt; es ist der Name einer pikanten, schmackhaften Schüssel, die überall beliebt ist. Kurz, wir werden dieses Journal Boui-à-Baïsso nennen. Wenn wir erst im Gang seyn werden, so wird uns eine große Zahl von Genossen Verse in Gestalt von Fischen schicken; und um das Idiom und die Gattung besser zu unterscheiden, wird Jeder seine Artikel besonders unterzeichnen; das Ganze wird gewürzt werden, nichts wird daran fehlen, und die Sauce wird oft besser seyn als der Fisch.

„Die Herren Marseiller denken am Sonnabend nur an Gesang, Promenade, Land und Meer; sie wollen lachen, singen .... Wohlan, wir wollen ihnen Stoff dazu geben. Wir werden ihnen in der alten Sprache ihrer Väter schreiben. Wenn einer unseren Plan als Chimäre behandelt, so kann er uns Stoff zu Versen geben. Die Satire ist da, um Schmähungen zu rächen. Mehr als einmal haben wir dem Sturm Stand gehalten. Wir werden den Freunden des Patois schreiben; unser Ruf wird gehört werden von Lyon, Paris, Pontoise, Perpignan; Andere werden uns durch Abonnements unterstützen. In allen Provinzen werden wir Kollegen haben. Patoisdichter giebt es in Menge: ihr kennet Pelabon von Toulon, und Gourrié, den gelehrten Dieulefet, den Erzbibliothekar, Caffan von Avignon, Bonneton von Beaucaire, Azaïs von Béziers, Tronchet von Paris, Reybaud von Carpentras, den berühmten Jasmin von Agen, den Verfasser der Papillotes, und seinen Gevatter Daveau, den Sänger der Freiheit."

„Meine Titel sind unbedeutend; auch bin ich nicht stolz darauf; denn ich weiß wohl, daß ich morgen noch seyn werde, was ich heute bin. Ich verdanke der Natur meine schnelle Erziehung ... Doch wenn Tarascon sich in Vergnügungen stürzt, so singt es meine Lieder in der Dorfschenke. Vor ungefähr zwölf Jahren reimte ich auf dem Ambos; später gab ich einen Band heraus. Die Presse hat sich oft mit mir beschäftigt und mich ganz frisch in mehreren Journalen abgedruckt. Als ich die Freiheit besang und die reine Unabhängigkeit, beehrte mich Béranger mit seinen Briefen; die von Reboul, dem dichtenden Bäcker, haben mir bewiesen, daß ich der heiteren Kunst (gaie sience) nicht fremd sey ... Bei der Riquetschen Preisbewerbung waren meine Verse nicht die letzten, u. s. w." Was aus dem Plan des Dichters und aus dem Courrier Provençal geworden, wissen wir nicht zu sagen.

Die Zeit ist schon fern, wo durch ganz Frankreich eine Subscription eröffnet ward, um das Gedicht des Herrn Dieulefet, betitelt die Seidenwürmer, drucken zu lassen. Es war im Jahre 1819. In einer Epistel, nicht an Charles Nodier, sondern an Herrn Renouard, der für die Geschichte der provençalischen Literatur am meisten gethan hat, sagte der Verfasser in schönen Versen:

„Könnte ich doch die leichte Flöte irgend eines Troubadours finden, deren Töne unsere schöne Provence entzückt haben, mit welchem Vergnügen würde ich dir zu Ehren irgend einen lustigen Refrain spielen! .... Nein, Raynouard, meine Muse würde nicht träge seyn; sie würde es wagen, ihrer Pariser Schwester die Krone streitig zu machen ... sie würde ihr zeigen, daß einst die provençalischen Musen, welche die Ufer der Durance und der Carami besuchten, lange, ehe sie zur Welt kam, die schwierigsten Pfade des heiligen Thales kannten. Ja, die provençalische Muse ist es, die zuerst dem Ritter die Lorbeer- und Myrtenkrone gereicht hat! ...

„Wenn ein Troubadour jetzt aus den Elysäischen Gefilden auf die Erde zurückkäme, so würde er nicht mehr auf seiner Sackpfeife zu singen noch das geringste Lied zum Preis der Schönheit zu machen wagen; denn es war nicht das Französische, was man an den Liebeshöfen sprach. Die Liebesgötter verstanden nur die provençalische Sprache. Diese schöne Sprache ist die Muttersprache des Parnaß, Idalia's und Cytherens. Die Damen von Meyrargue, Treis, Sabran, Villeneuve, Agoult, Salon, Flassan redeten in ihren Liebes-Tribunalen nur die Sprache unserer Großväter, und hätte das Haus Anjou Nachkommen gehabt, so würde vielleicht das Provençalische noch in seinem ganzen Glanze strahlen."

Jetzt wird das Französische von aller Welt gesprochen. Höchstens spricht man noch im Dorf provençalisch. Paris giebt den Ton an. In Marseille, und bald selbst in Arles, wird die junge Arbeiterin ihren Mund zu entweihen fürchten, wenn sie das Patois spricht. Schon schämt sie sich, mit Grazie das heimische Idiom zu reden, und überläßt der Bäuerin die Sprache, die im Munde Laura's einst Petrarka entzückte.

Das Land, das diese glänzende Blume unter seiner Sonne sich entfalten sah, bildete seit Ludwig XI. einen Theil Frankreichs. Aber in einigen Jahren hat die Revolution für die Verschmelzung der Provinzen mehr gethan, als das ancien régime in drei Jahrhunderten thun konnte. Auf den Antrag eines Provençalen, Sieyes, wurde die Eintheilung Frankreichs in Departements dekretirt, und man kann sagen, daß das Leben und der Tod Napoleon's die letzten Spuren der alten Eintheilung verwischt haben. Heute ist unter allen Dichtern des Südens nicht Einer, mag er Haarwickeln in Agen machen oder Häuser in Toulon bauen, mag er das Wasser der Garonne trinken oder unter dem prächtigen Laub Esterelle's Siesta halten, nicht Einer, der nicht für die Einheit und das Wohl Frankreichs glüht und sich in diesem Sinne ausspricht.

Herr Jasmin, der doch mit den Gunstbezeugungen von Paris überhäuft ward, sehnte sich nach dem Anblick seiner Prairieen, und indem er in aller Eile abreiste, sagte er: „Wenn Paris mich stolz macht, so macht Agen mich glücklich." Und Herr Poncy, dieser junge dichtende Maurer von Toulon, war trotz so vieler schmeichelhaften Aufmunterungen von Seiten der offiziellen Literatur so vernünftig, seine Provinz nicht zu verlassen.

Syrien.

Eine Reise durch die Wüste von Gaza.

In unseren Tagen, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe das Reisen so erleichtert haben, daß man in einigen Wochen die entferntesten Gegenden des Orients durchwandern kann, hat eine solche Expedition ihre Schrecken verloren und bietet kaum mehr Schwierigkeiten dar, als ein Ausflug nach Paris oder London. Demzufolge hat sich auch die Zahl der Reisebeschreibungen so stark vermehrt, daß sie, besonders in England und zum Theil auch in Frankreich und Deutschland, ein stehendes Gericht der literarischen Küche geworden sind. Unter dieser Touristen-Schaar, aus der nur selten Namen wie Lamartine und Pückler-Muskau emportauchen, befindet sich neuerdings ein Anonymus, dessen „Reise-Eindrücke" in London unter dem Titel: Eothen (aus dem Osten*) erschienen sind und sich durch eine graphische Darstellungsweise und eine gewisse Originalität der Auffassung empfehlen.

Wir sind nicht Willens, dem Verfasser auf seiner ganzen Route von Belgrad nach Konstantinopel und von dort nach Smyrna, Cypern, Beyrut und Palästina zu folgen, obgleich er manches Interessante darüber mittheilt — wie er denn auch unter Anderem einen Besuch bei der bekannten Lady Esther Stanhope abstattete. Als Probe seiner Schreibart möge nachstehende Skizze seiner Reise durch die Wüste von Gaza nach Alexandrien dienen, die er, der Einförmigkeit des Gegenstandes ungeachtet, mit lebhaften und anziehenden Farben zu schildern weiß.

„Unser tägliche Marsch war auf folgende Weise eingerichtet: Etwa eine Stunde vor Tages-Anbruch stand ich auf und wusch mich, so gut es anging, mit dem Rößel Wasser, das ich zu diesem Behuf verwenden konnte. Dann nahm ich mein Frühstück ein, welches aus Thee und Brod bestand, und sobald man die Thiere beladen hatte, bestieg ich mein Kameel und eilte vorwärts. Die armen Araber, die zu Fuß waren, beklagten sich zuweilen über Müdigkeit und baten mich, sie ausruhen zu lassen; da sie es aber übernommen hatten, mich in einer bestimmten Frist nach Kahira zu befördern, so konnten wir vor Abend keinen Halt machen. Um Mittag, oder bald nachher, pflegte Mysseri sein Kameel zur Seite des meinigen zu bringen und mich mit einem Stück Brod zu versorgen, das er zuvor in Wasser erweicht hatte, da es so hart wie ein Brett getrocknet war. Außerdem bekam ich (so lange sie reichte) einen Schnitt von der Zunge und endlich eine kleine zinnerne Tasse, zur Hälfte mit Wein und Wasser gefüllt.

„So lange man im Innern der Wüste reist, giebt es keine bestimmte Stätte, wo man das Nachtlager aufschlagen könnte. Der endlose Sand bringt nichts als kurzes, zwerghaftes Gesträuch hervor; nach den ersten paar Tagen verschwindet auch dieses, und von nun an durchwandert man weite Ebenen, erklimmt neuentstandene Berge und schreitet über Thäler, die der letzte Sturm gegraben — und diese Ebenen und Berge und Thäler sind nur Sand, Sand, Sand und nichts als Sand. Die Erde ist so einförmig, daß wir die Augen unwillkürlich gen Himmel kehren — nicht den geistigen, sondern den materiellen Himmel; wir blicken auf die Sonne, denn sie ist unser Zuchtmeister und zeigt uns die Arbeit, die wir vollbracht und die wir noch zu vollbringen haben — sie erscheint, wenn wir des Morgens früh unser Zelt abbrechen, und indem wir auf unserem Kameel vorwärts traben, bleibt sie

*) Eothen; or, Traces of Travel brought Home from the East. London, 1844.

während der ersten Stunde des Tages an unserer linken Seite stehen und verkündet, daß wir einen ganzen Tag voll Beschwerden vor uns haben. Auf eine Zeit, und zwar auf eine lange Zeit, entziehen wir uns dann ihren Blicken — verhüllt und verschleiert, wagen wir es nicht, sie in ihrer Glorie zu betrachten, aber wir erkennen an der Berührung ihres flammenden Schwertes, daß sie über unseren Häuptern einher schreitet. Keine Silbe wird gesprochen, aber die Araber ächzen, die Kameele stöhnen, unsere Haut glüht, unsere Schultern schmerzen, und wir sehen nichts vor uns als das Muster und das Gewebe des Tuchs, das unsere Augen verhüllt und den blendenden Glanz der Lichtstrahlen mäßigt. Die Zeit rückt langsam vor — die Haut glüht, die Schultern schmerzen, die Araber ächzen, die Kameele stöhnen, dasselbe Tuch schwebt vor unseren Augen, die Lichtstrahlen werfen noch immer ihren blendenden Glanz; aber die gewaltige Zeit dringt mit Siegertritt weiter, und die Sonne vollendet allmälig ihren Lauf — jetzt berührt sie Dir sanft den rechten Arm und wirft Deinen hageren Schatten auf den Sand, der sich in der Richtung nach Persien zu erstreckt, und wenn Du ihr wieder ins Antlitz siehst (denn ihre Macht verliert sich jetzt in ihrer Schönheit), hat sich das flammende Roth in Rosenroth verwandelt, und der feine durchsichtige Nebel, der am Morgen entflohen war, erscheint noch einmal, um die erröthende Schöne in seine Umarmungen aufzunehmen.

„Jetzt ist es Zeit, sich zur Ruhe zu begeben. Die Welt um uns ist ganz unser Eigenthum; an jeder beliebigen Stelle können wir unser Zelt aufschlagen — kein lebendes Wesen ist da, um uns den gewählten Fleck streitig zu machen. Sobald wir einen solchen erreichten, pflegte einer von den Arabern die Brust meines Kameels zu berühren und zur selben Zeit einen eigenthümlichen gurgelnden Ton auszustoßen; das Thier verstand ihn augenblicklich, und dem Signal gehorchend, senkte es sich langsam unter mir, bis es seinen Körper in gleiche Höhe mit der Erde brachte — ich stieg dann freudig ab, worauf die übrigen Kameele von ihren Lasten befreit und losgebunden wurden, um in dem spärlichen Gestrüpp der Wüste ihre Nahrung zu suchen oder, wo auch dieses fehlte, in Demuth auf die spärlichen Brocken zu harren, die wir ihnen aus unserem eigenen Vorrath reichen konnten. Von den Arabern unterstützt, beschäftigten sich meine Diener damit, mein Zelt aufzurichten und ein Feuer anzuzünden. Unterdessen pflegte ich eine Wanderung nach Osten anzutreten, auf der die Spur meiner Fußtritte als sicherer Wegweiser für die Rückkehr diente; den fröhlichen Stimmen meiner Begleiter fern, war ich der Einsamkeit dieser Wildniß in höherem Grade bewußt. Der Einfluß solcher Scenen war jedoch nicht erhebender Art; ich empfand vielmehr ein kindisches Frohlocken über das Selbstvertrauen, das mich in den Stand setzte, allein und auf meine eigenen Kräfte beschränkt in der Wüstenei zu stehen — ein kurzsichtiger Stolz, denn wohin der Mensch auch wandert, nie kann er die Kette abstreifen, die ihn an Seinesgleichen fesselt! Wenn die Nacht einbrach, trat ich daher meinen Rückweg an — ich wandte mich gleichsam nach meinem eigenen Heerd zurück. Einen Sandhügel erklimmend, erblickte ich mit Entzücken das Feuer unseres kleinen Lagers, und als ich endlich die Stätte erreichte, schien sie mir eine Heimat, die im Schoße dieser Einöden für mich ins Leben getreten war. Meine Araber backten ihr Brod, Mysseri rasselte mit den Theetassen — der kleine Kessel, der so seltsam und zimperlich aussah, summte mir alte Lieder vor, die von England sprachen — und einige Schritt von dem Feuer stand mein Zelt, steif und kerzengerade aufgerichtet und mich unter sein gastliches Dach zur Ruhe ladend.

„Im Anfang unserer Reise wehte der Nachtwind ziemlich kühl. Wenn dies stattfand, wurde der trockene Sand rings um das Zelt gehäuft, und der Wind, der sonst überall auf dieser unwirthbaren Ebene nach Belieben schalten konnte, mußte sich hier seitwärts wenden und, wie es sich gebührt, dem Engländer Platz machen. Innerhalb meines Zeltes lagen Haufen europäischer Luxus-Artikel; Speisesaal, Ankleidezimmer, Bibliothek, Schlafgemach, Salon, Betzimmer — Alles war auf dem Raum einer Fußdecke zusammengedrängt. Die erste Nacht, als ich meine Bücher und Karten um mich hatte, verlangte ich Licht; man brachte mir eine Wachskerze, und augenblicklich stürzte aus der schweigenden Wüste eine Fluth bisher unbemerkten Lebens herein. Ungeheure Motten von allen Gestalten und Farben, die vielleicht nie zuvor den Schein einer Flamme erblickt hatten, stürmten wüthend in mein Zelt und warfen sich gegen das Feuer der Kerze, bis sie es mit ihren brennenden Körpern auslöschten. Diejenigen, die dem Märtyrertod entrannen, schmiegten sich trübselig und still an die Leinwand des Zeltes.

„Nach und nach brachte man mir den duftenden Thee und große Massen gesengten und sengenden Toast, die mich an die alten Schultage in Eton erinnerten, und die Butter, die aus dem armen, lieben, hungernden Irland nach dieser Wüste gekommen war. Ich schmauste wie ein König — wie ein halb Dutzend Könige — wie ein Quintaner.

„Als der kalte, düstere Morgen tagte und meine Leute anfingen, die Kameele zu beladen, that es mir immer leid, der Einöde diesen kleinen Fleck Erde zurückzugeben, der eine Zeit lang den frohen Anblick einer menschlichen Behausung gewährt hatte. Eines nach dem Anderen wurden die Mäntel, die Sättel, das Gepäck, die hunderterlei Sachen, die umher zerstreut waren und der Stätte ein so heimisches Ansehen verliehen, hinweggeräumt und auf die Kameele geladen. Ein Punkt in den weiten Flächen Asiens trug noch den Abdruck der englischen Patent-Zelteisen und Londoner Stiefeln; die verkohlte Asche unseres Feuers lag schwarz und kalt auf dem Sande — und dieses waren die Spuren, die wir hinter uns ließen.

„Mein Zelt wurde bis ans Ende verschont; war aber Alles zum Aufbruch fertig, so mußte auch dieses fallen — die Pflöcke wurden herausgezogen, die Leinwand rauschte, und in einem Augenblick blieb nichts von meiner gemüthlichen Behausung übrig, als eine Stange und ein Bündel. Der britische Eindringling verschwand, und der rechtmäßige Besitzer, der Genius der Wüste, bemächtigte sich wieder seines Eigenthums.

„Für Personen aus den niederen Ständen, wie überhaupt für Solche, die nicht gewohnt sind, in Genüssen der Phantasie und der Erinnerung zu schwelgen, wird nach einigen Tagen die Einsamkeit der Wüste in hohem Grade beängstigend. Meine armen Leute wurden von einer Melancholie befallen, die sie ganz niederbeugte; sie senkten die Köpfe und trugen ihr Leid, so gut es gehen wollte, aber ihre Freude war groß, als wir am fünften Tage die Oase von Gatieh betraten, da wir hier eine Karawane, d. h. eine Reise-Gesellschaft aus Kahira, fanden. Die Orientalen, die in Städten wohnen, reisen nur auf solche Art durch die Wüste; sie warten wochen-, ja monatelang, bis eine hinlängliche Anzahl Personen bereit ist, die Reise zu gleicher Zeit anzutreten — bis die Heerde Schafe sich zahlreich genug dünkt, um den Wölfen die Stirn zu bieten. Ich glaube aber kaum, daß diese Vorsicht ausreichen würde, sie gegen eine ernsthafte Gefahr zu sichern; denn obgleich bewaffnet, sind sie doch so unkriegerisch und so ganz desorganisirt, daß eine nur etwas bedeutende Räuberschaar sie unfehlbar auseinander sprengen würde. Es sind übrigens nicht die Beduinen, die von solchen Reisenden gefürchtet werden, da das sichere Geleit, das sie von Jenen erhalten, meines Wissens nie verletzt wird; aber wie man sagt, schweifen viele Deserteure und entlaufene Verbrecher an dem Rande der Wüste, vorzüglich nach Kahira zu, umher und suchen sich auf Kosten der armen Teufel zu bereichern, die zu schwach und hülflos sind, um ihnen Widerstand zu leisten.

„Die Reisenden aus Kahira schienen über das lächerliche Mißverhältniß erstaunt, das zwischen ihrer numerischen Stärke und der meinigen stattfand. Sie konnten nicht begreifen, durch welches seltsame Vorrecht ein Engländer mit einem Paar Pistolen und einigen Bedienten in Sicherheit die Wüste durchpilgert, während sie, die Eingebornen der benachbarten Städte, in Schaaren oder vielmehr in Heerden reisen müssen. Einer von ihnen ließ sich in ein Privatgespräch mit Demetry ein und fragte ihn mit banger Miene, ob die Engländer nicht unter dem Schutze böser Geister ständen? Ich wußte schon früher (wenn ich mich recht erinnere, durch Methley, der in Persien reiste), daß dieser für die Sicherheit unserer Landsleute so vortheilhafte Glaube im Osten allgemein ist; er verdankt seinen Ursprung zum Theil dem unbeugsamen Eigensinn der englischen Touristen, der, durch keine sichtbare bürgerliche oder militairische Gewalt unterstützt, dem weichlichen Asiaten übermenschlich scheinen muß — zum Theil aber auch der Zauberkraft des Banquierwesens, der den begüterten Reisenden in den Stand setzt, seine Wanderungen ohne eine einzige Geldmünze auszuführen und doch bei seiner Ankunft in einer Stadt das Geld mit vollen Händen auszuschütten. Man schließt also, daß der Brite eine Sünde gegen Gott und sein Gewissen begangen habe, die ihn dem bösen Geiste überliefert: dieser treibt ihn, wie das Opfer der alten griechischen Eumeniden, aus seiner Heimat und zwingt ihn, durch fremde und entfernte Regionen zu schweifen und sich vorzugsweise in Einöden und wüsten Plätzen aufzuhalten — unter den Trümmern von Städten zu verweilen, deren Bewohner von der Erde vertilgt wurden, und mit unheiliger Neugier in den Gräbern der Todten zu wühlen."

Mannigfaltiges.

— Zunftwesen im Königreich Sardinien. Charakteristisch in Bezug auf die Stellung, welche Italien jetzt auf der politisch-intelligenten Stufenleiter der Nationen einnimmt, ist der Umstand, daß in dem Augenblicke, wo man in Frankreich und Deutschland damit umgeht, die „Arbeit zu organisiren", d. h. die Anarchie zu bekämpfen, die unter Gewerbsleuten und Handwerkern durch den Mangel alles Associationsgeistes eingetreten, in Piemont, Savoyen, so wie auf Sardinien, nicht bloß die alten Gewerbs- und Zunft-Ordnungen aufgehoben werden — wogegen gewiß nichts einzuwenden — sondern auch jede neue Association der Handwerker ausdrücklich verboten wird. Die Mitglieder der aufgelösten Vereine dürfen sich nur noch versammeln, „um sich über die Ceremonien bei der Feier des Jahrestages ihres Schutzpatrons und Heiligen zu berathen", doch müssen sie auch hierzu die Erlaubniß des städtischen Gouverneurs eingeholt haben, welchem der Ort der Versammlung und die Anzahl der zusammenberufenen Mitglieder genau anzugeben ist. Die früheren Herzoge von Savoyen und Könige von Sardinien hatten eine ganz besondere Sorgfalt auf Ausbildung des Zunftwesens verwandt, und die Staats-Archive enthalten unzählige Dekrete in Bezug auf Erwerbung des Meisterrechts, so wie über die innere Einrichtung der Zünfte und Innungen. In dem von dem Könige Karl Albert erlassenen neuen Dekret werden zunächst die Umstände aufgezählt, durch welche früher die Einführung des Zunftwesens herbeigeführt worden; diese Institutionen, wird gesagt, seyn so lange nöthig gewesen, als sich die Gewerbe in der Kindheit befunden gegenwärtig bedürften sie jedoch dieses Schutzes nicht mehr, da sie mit den Gewerben in den Nachbar-Staaten vollkommen zu konkurriren im Stande seyen, und es würde demnach gefährlich seyn, jene veralteten Formen beizubehalten, die dem allgemeinen Fortschritt nur Hindernisse in den Weg legten, und also werden sie aufgehoben. — Das ist, wie gesagt, sehr schön, aber schade nur, daß es zu spät oder, um auch dasjenige gleich mit zu thun, was die Nachbarländer als Ergänzung ihrer früheren Maßregel für nothwendig erachten, zu früh kömmt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Dienstag den 3. Dezember 1844.

England.

Eine Apologie Richard's III., Herzogs von Gloucester und Königs von England.

Der Geist der Kritik, der in unserer Zeit in alle Zweige der menschlichen Erkenntniß umgestaltend eingreift, hat auch für die Geschichte bereits die vielfältigsten Früchte getragen. So manches Geschichtchen, das uns durch uralte Traditionen für Geschichte gegeben wurde, ist vor dem Scharfblick unserer Kritik in Nichts zusammengesunken, und bedeutende Thaten sind in das Gebiet der Mythen verwiesen worden, wenngleich auch zugegeben werden muß, daß selbst die Kritik zuweilen in den Fehler der Kurzsichtigkeit und der Nachtreterei verfällt, den sie bei Anderen zu verbessern meint. Verliert die Geschichte auch hier und da durch die Kritik an Poesie, so ist es doch andererseits höchst erfreulich, die Charaktere großer Männer, die uns oft nichts weniger als sittlich groß dargestellt wurden, von Vorwürfen und ungerechtem Tadel befreit zu sehen. Es bedarf keiner Beispiele hierfür, die historische Literatur bietet ihrer viele. Kann auch diese, oft sehr spät kommende historische Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit der früheren Geschichtschreiber nicht wieder gut machen, so ist es doch ein Ruhm der neueren Kritik, daß sie in vielen Fällen den Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", zur Wahrheit gemacht hat. Auch Frauen haben in den verschiedensten Zweigen — wir erinnern nur an die Untersuchungen über Ossian's Gedichte — das Scepter der Kritik mit Glück geschwungen, und so hat es auch eine Frau, die Engländerin Karoline A. Halsted, versucht, den englischen König Richard III. von den schrecklichen Beschuldigungen, die ihm die Geschichte macht, zu befreien. Diese Aufgabe, der sie sich in dem vor kurzem erschienenen Werke: Richard the Third, as Duke of Gloucester and King of England (2 vols. Longman) unterzieht, ist um so schwieriger, als es nicht die historische Ueberlieferung allein ist, die Richard in einem mehr als trüben Lichte erscheinen läßt, sondern auch die Schauspiele des großen Shakspeare (Heinrich VI. und Richard III.) ihn allen gebildeten Nationen als durchaus verwerflich geschildert haben.

Wenn nun viele Engländer, wie Marlborough, ihre Geschichte nur aus Shakspeare kennen, so ist seiner Darstellung gewiß ein höchst bedeutender Einfluß zuzuschreiben; Niemand aber ist bei diesem Einfluß so übel daran, als Richard III., der von einem der neuesten Beurtheiler Shakspeare's als die Nemesis, die Frucht eines langen Bürgerkrieges, der ungeheuren Entartung aller politischen und sittlichen Kräfte, als „die Pestbeule, worin die lange gegohrene Eiterung giftig ausbricht", aufgefaßt wird. Von der Natur im höchsten Grade vernachlässigt, meint Richard, daß er nicht wie die anderen Wesen, denen er ja nicht gleiche, an die Gesetze der Sittlichkeit gebunden sey; von der Liebe, dem sittlichsten, edelsten Gefühle, sieht er sich ausgeschlossen, und erkennt daher auch bei seinen Thaten keine Schranke der Sittlichkeit und des Edelmuthes an. Er selbst sagt in Heinrich VI. (dritter Theil, Akt 5. Sc. 6):

> Weil denn der Himmel meinen Leib so formte,
> Verkehre demgemäß den Geist die Hölle ꝛc.

Einen solchen Charakter reinigen zu wollen, ist wenigstens kein leichtes Unternehmen, aber die Verfasserin des in Rede stehenden Werkes verbindet mit ritterlicher Galanterie die Standhaftigkeit von Alterthümlern und geduldigen Arbeitern in den Schachten der englischen Annalen, um die finsteren Zeiten des Mittelalters zu enthüllen, in denen der Herzog von Gloucester lebte, und männlich dringt sie vorwärts, um jenen von der Nachwelt verdammten Regenten von der üblen Nachrede zu befreien.

Wir wollen nun von ihrem Buche einige Proben geben, und zwar zunächst die Stelle, welche den geheimnißvollen Tod des unglücklichen und von Sorgen aufgezehrten Heinrich's VI. betrifft. Miß Halsted hat es geschickt genug versucht, diese That, die vorzugsweise den Ruf des Herzogs von Gloucester befleckt, dem König Eduard zur Last zu legen. Ihre Worte sind folgende:

„An dem Morgen, nachdem Eduard IV. im Triumph in die Hauptstadt eingezogen war, wurde sein schwacher und leidender Nebenbuhler, Heinrich VI., entseelt im Tower gefunden, und gegen das Ende desselben Tages — desjenigen, welcher der Abreise des siegreichen Monarchen nach Kent vorherging — wurde der Leichnam Heinrich's von Lancaster „auf einer Bahre, von mehr Schwertern und Piken als Fackeln umgeben", vom Tower nach der St. Pauls-kirche gebracht und dort öffentlich zur Schau ausgestellt, um dann zur Bestattung nach Chertsey geführt zu werden. Es gab zu viele politische Gründe für die Nützlichkeit des Todes des königlichen Gefangenen, um nicht den Verdacht zu begünstigen, daß er durch Gewalt beschleunigt worden sey; und ein rascher Blick auf die bedeutendsten frevelhaften und unseligen Thaten dieser schrecklichen Zeiten kann zeigen, daß politische Nützlichkeit in der That der Grund fast aller der schwarzen und kühnen Thaten war, welche dieses entartete Zeitalter befleckten. Jedes böswillige und zürnende Gefühl wurde in Eduard's Herz ohne Zweifel neu angefeuert durch Falconbridge's Versuch, den Lancasterschen Monarchen zu befreien, und nicht weniger dadurch, daß er in der Hauptstadt Feuer anlegte. Es sind gewichtige Gründe vorhanden, um wenigstens bis zu einem gewissen Grade dem unzeitigen Aufstande von so kühnem Charakter den plötzlichen und frühzeitigen Tod Heinrich's VI. zuzuschreiben. Warwick, der Königsmacher, war getödtet und Margarethe von Anjou gefangen und kinderlos, der junge Prinz von Wales wurde zu den Todten gezählt, und der Exkönig selbst war nicht allein in sicherer Haft, sondern auch körperlich und geistig zu thätigeren Maßregeln fast unfähig. Doch Falconbridge hatte innerhalb acht Tagen nach der Schlacht bei Barnet, und fast noch ehe Warwick's unruhiger Geist in dem stillen Grabe ruhte, bewiesen, daß die Kühnheit dieses mächtigen Parteihauptes noch in seinem Verwandten lebe, und daß König Heinrich's Name allein genüge, um Eduard's Thron wanken zu machen. Das Rachegefühl, welches die kriegerische Führung dieses Fürsten den Gegnern einflößte, die seine Pläne durchkreuzten oder seinem Ehrgeiz sich entgegenstellten, giebt in Verbindung mit einer so offenbaren Ursache des Unwillens den stärksten Grund, zu glauben, daß der Tod seines unglücklichen Nebenbuhlers eine vom Yorkschen Monarchen vorher bestimmte Sache war, wenn auch wirklich, wie man behauptete, die aufgezehrte und erschöpfte Natur durch eine natürliche und ruhige Auflösung dem Gesetze vorgriff."

An einer anderen Stelle behauptet die Verfasserin, um das allgemein geglaubte Gerücht zu widerlegen, als habe Richard seine Gemahlin vergiften lassen, es habe zwischen Richard und Lady Anna Neville die innigste Freundschaft und Vertraulichkeit geherrscht, Beide hätten in früheren Tagen in der herzlichsten Zuneigung unter demselben Dache gewohnt; sie äußert sich darüber in folgenden Worten:

„Daß Lady Anna Neville und ihr Vetter Gloucester in ihrer Kindheit aufs innigste verbunden waren, bleibt nicht eine bloße Vermuthung, sondern wird durch einen schlagenden Beweis bekräftigt, nämlich durch das Zeugniß einer Erzählung von historischem Werth, die an Leland's Collectanea angehängt ist und die in Betreff ihrer Autoritäten niemals bezweifelt worden ist. Der Umstand, auf den hier angespielt wird, ist die öffentliche Erscheinung der jungen Miterbin des Grafen von Warwick mit ihrem königlichen Verwandten, dem jungen Herzog von Gloucester, bei dem prächtigen Feste, welches die Einsetzung ihres Oheims George Neville, des Lord-Kanzlers von England, als Erzbischof von York feierte. Daß Richard mit der Familie Warwick's nur zum Besuch in den erzbischöflichen Palast kam und nicht in seiner Eigenschaft als Prinz von königlichem Geblüt, läßt sich aus seiner großen Jugend, so wie auch daraus schließen, daß keine andere nahe Verwandten des königlichen Hauses erwähnt werden, endlich daraus, daß seine jungen Vettern, gleichsam aus Aufmerksamkeit für den Prinzen, einen ehrenvolleren Platz angewiesen bekamen, als sie ihn sonst einzunehmen berechtigt gewesen wären; sie saßen nämlich in dem besten Zimmer mit dem Bruder des Königs, obwohl der Name ihrer Mutter, der Gräfin von Warwick, denjenigen Ständen entspricht, welche in dem zweiten Zimmer saßen. Dies scheint ein klarer Beweis für ihre Vertraulichkeit in der Kindheit."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Kinder der arbeitenden Klassen in Paris.

(Fortsetzung.)

„Der größte Theil der Werkstätten ist schon, vermöge ihrer Vertheilung, der Kontrole des Gesetzes, durch welches die Arbeit der Kinder regulirt wird, nicht unterworfen. Ein ganzes Gewerbe z. B., und zwar ein sehr wichtiges, ein wesentlich Pariser Gewerbe, die Kunst-Schreinerei, ist davon befreit. Die Anzahl der der Aufsicht unterworfenen Fabriken (in jenem Stadttheil) wechselt zwischen 30 und 40; diese zählen niemals weniger als 350 und nie mehr als 600 Kinder von acht bis sechzehn Jahren unter 2000—2500 Arbeitern. Es be-

stehen dieselben aus Buntpapier-Fabriken, Baumwollen-Spinnereien, Bronce-Fabriken und Shawls- und Tapeten-Manufakturen. Da das Gesetz nur auf solche Werkstätten Anwendung findet, welche mehr als zwanzig Arbeiter beschäftigen und die Anzahl der beschäftigten Arbeiter je nach der Jahreszeit wechselt, so ereignet es sich häufig, daß manche Fabriken während des Winters der Inspection unterworfen, während des Sommers aber von ihr ausgenommen sind. Die Kinder sind demnach ein halbes Jahr lang beschützt und ein halbes Jahr ohne Schutz; der Unterricht ist bald obligatorisch für sie und bald sieht er in ihrem Belieben; die Dauer der Arbeit verkürzt sich oder dehnt sich aus; die Ausübung des dem Staate zustehenden Rechtes hängt gänzlich vom Zufall ab und folgt gewissermaßen den Bewegungen des Marktes.

„Um diesem Uebelstande zu begegnen, brauchte die Verwaltung bloß, indem sie das Gesetz in seinem weiteren Sinne interpretirte, anzuordnen, daß jede Werkstätte, die an einem bestimmten Tage mehr als zwanzig Arbeiter beschäftigte, der Aufsicht auch dann unterworfen bliebe, wenn diese Zahl im Laufe des Jahres sich verringerte. Ein Radikalfehler des Gesetzes bleibt jedoch eben die Gränze, die es gezogen: jene Theilung der Gewerbe in Vereinigungen von mehr und in solche von weniger als zwanzig Arbeitern dient zu gar nichts, denn in der Wirklichkeit stellen sich die Dinge anders als in der Theorie dar. Alles, was außerhalb Paris Fabrikarbeit heißt, häuft die Arbeiter, Erwachsene sowohl als Kinder, zu Hunderten an; in Paris dagegen ist eine Werkstätte von funfzehn bis zwanzig Arbeitern schon eine Fabrik und tritt aus der bescheidenen Sphäre des Handwerks heraus, um ein höheres Verhältniß in der gewerblichen Ordnung einzunehmen. Wenn man die kleinere Industrie wirklich für sich absondern will, so muß man mindestens noch die Werkstätten, welche mehr als zehn Arbeiter beschäftigen, zur größeren zählen. Unter dieser Zahl wird die Arbeit zur bloßen häuslichen Beschäftigung; darüber aber nimmt sie den Charakter einer Speculation an und bedarf vorweg eines gewissen Vermögens.

„Wie die Sachen jetzt stehen, ist nichts leichter, als das Gesetz zu umgehen. Ein Kind, das sich von dem Inspektor zu sehr gedrängt sieht, verläßt die Werkstätte, um sich nach einer anderen zu flüchten; aus den beaufsichtigten Werkstätten findet eine beständige Wanderung nach den der Aufsicht nicht unterworfenen statt. Und daß es in Paris niemals an Werkstätten mangelt, die der Hände bedürfen, geht selbst aus den Arbeitslöhnen hervor, die hier bezahlt werden. In den Stadtvierteln, die ich besucht, beträgt der Tagelohn der Erwachsenen durchschnittlich 3¾ bis 5 Fr. (28 Sgr. bis 1½ Thlr.), der der Frauen 1¼ bis 2 Fr. (10 bis 16 Sgr.), der der Kinder zwischen 12 und 16 Jahren 1 bis 1½ Fr. (8 bis 12 Sgr.), der der Kinder unter 12 Jahren 75 Cent. bis 1 Fr. (6 bis 8 Sgr.). Und zwar bezieht sich dies nicht etwa auf Luxus-Gewerbe, bei welchen ein geschickter Arbeiter oft 8 bis 10 Fr. (2 bis 2¾ Thlr.) täglich verdienen kann. Ja, es ist Thatsache, daß ein Bauer auf dem Lande in Frankreich im Allgemeinen weniger verdient, als eine Frau in Paris und kaum so viel als ein Kind über zwölf Jahren.

„In der Hauptstadt macht häufig der Arbeiter dem Fabrikanten und das Kind dem Arbeiter Vorschriften. Man sollte gar nicht glauben, bis zu welchem Grade diese Duodez-Arbeiter nothwendig geworden. Es giebt nur dreitausend Weberschiffflein-Werfer (Lanceurs) in ganz Paris, sagte mir ein Shawls-Arbeiter, und wir sind ganz in ihren Händen. In den Buntpapier-Fabriken kostet es sehr viel Mühe, sich die jungen Hülfsarbeiter zu verschaffen, die man gemeinhin Tireurs nennt. Diese, nachdem sie ihren Sold sich bedungen, treten in eine Werkstatt ein, arbeiten oft, als ob es aus Gnade geschehe, einen halben Tag und gehen dann nach Hause. Arbeiter und Meister haben mir versichert, daß in den Buntpapier-Fabriken die Tireurs zuweilen dreimal täglich wechseln.

„Was jedoch die Schwierigkeiten hauptsächlich vermehrt, ist der Umstand, daß der Fabrikant, den der Gesetzgeber für die Dauer der Arbeit und den Unterricht der Kleinen verantwortlich gemacht, keine direkte Beziehungen zu den in seinen Werkstätten beschäftigten Kindern hat. Das Kind hängt nicht von dem Meister ab, der es in seine Fabrik aufnimmt, sondern von dem Gesellen oder Arbeiter, dem es hilft; dieser allein kennt und wählt den Kleinen, ja wenn der Fabrikant selbst die Wahl treffen wollte, so würde er damit nicht zu Stande kommen. Der Arbeitslohn des Kindes ist in dem des Arbeiters, der nach Stücken bezahlt wird, mit einbegriffen, und dieser remunerirt also seinen Gehülfen je nach dem Beistand, den ihm Letzterer leistet. Der Arbeiter also ist es, der ihn annimmt und wieder entläßt, ohne daß der Herr dabei was zu thun hat. Die einzige Prärogative des Herrn ist, daß er die Polizei übt in den Werkstätten, und was ist das oft für eine Polizei! Vor Erlaß des Gesetzes vom 22. März 1841 kannten die Fabrikherren nicht einmal die Namen der Kinder, die bei ihnen arbeiteten; die Pariser Fabriken waren eine Art von Wirthshäusern, wo sich einquartieren konnte, wer da wollte. Jetzt freilich muß der Fabrikant wenigstens zu erfahren suchen, wer diejenigen sind, die seine Werkstuben bevölkern, aber in der Regel geschieht dies mit der größten Nachlässigkeit. Es vergehen zuweilen acht Tage, bevor der Arbeiter dem Fabrikanten den Namen des Kindes angiebt, das er beschäftigt; dieser Name wird alsdann in ein Register eingetragen, aber man wartet gewöhnlich den Besuch des Inspektors ab, um sich das von der Präfektur ausgestellte Arbeiterbüchlein zu fordern, und um sich zu überzeugen, ob das Kind die Schule besucht oder ein Schulzeugniß besitzt.

„Ich weiß sehr wohl, daß es das Geschäft der Fabrikherren sehr erleichtert und auch ihrem Nutzen entspricht, wenn sie ihren Arbeitern die Sorge überlassen, mit den jungen Lehrlingen zu verhandeln; ich weiß auch, daß dieser Gebrauch nicht bloß in Paris oder in Frankreich, sondern, wie es scheint, in der ganzen Welt für nothwendig gehalten wird. Wenn man jedoch die Sache näher betrachtet, so erkennt man bald, wie falsch und täuschend doch dieses ganze Verfahren ist. Die Aufsicht über das Kind wird demjenigen anvertraut, der am wenigsten geeignet ist, sie zu führen, und der junge Arbeiter geräth dadurch bald in eine furchtbare Sklaverei, und bald, was eben so wenig taugt, in vollständige Unabhängigkeit. Nichts ist, meines Erachtens, leichter, als diese Gewohnheiten zu ändern; das Gesetz braucht nur dem Fabrikanten, der die Kinder beschäftigt, die Pflicht aufzuerlegen, mit den Aeltern direkt zu verhandeln. Die Gesellen oder Arbeiter werden sich alsdann schon mit ihm über die Wahl der Gehülfen, deren sie bedürfen, verständigen. Der Fabrikant liefert die Arbeitsstühle, die Rohstoffe, das Lokal und die Maschinen, warum sollte er also nicht auch für die kleinen Hülfsarbeiter sorgen können, die den Arbeitern oder den Maschinen zur Ergänzung dienen? Ohne diese Reform ist eine bessere Disziplin, und die vom Gesetze vorgeschriebene Ordnung kaum zu erreichen.

„Das Gesetz vom 22. März hat, wenn es auch den Zweck, zu welchem es gegeben worden, nicht erreichte, gleichwohl einen heilsamen Einfluß auf das Gewerbewesen in Paris geübt. In den Inspections-Bezirken, in welchen die Kontrole nicht bloß nominell ist, ist dadurch, daß die Fabrikanten verpflichtet werden, die Kinder von 12 bis 16 Jahren nicht über zwölf Stunden täglich arbeiten zu lassen, die Arbeitsdauer auch für die Erwachsenen auf zwölf Stunden beschränkt worden. In den Buntpapier-Fabriken und Spinnereien fängt das Tagewerk um 6½ Uhr Morgens an und endigt um 8 Uhr Abends, wobei den Arbeitern anderthalb Stunden zu ihren Mahlzeiten bewilligt sind. Indessen kommt die Erleichterung gerade den Kindern weniger zu Statten, als den Erwachsenen, denn diese lassen in der zur Erholung bestimmten Zwischenzeit von den Kleinen die Formen und die Werkzeuge reinigen und die Arbeits-Materialien vorbereiten, wodurch ihnen kaum Zeit übrig bleibt, zu essen. Einige Fabrikanten nöthigen die Kinder auch am Sonntag Vormittag, die Werkstuben und die Posträume zu scheuern und zu reinigen. Diese Beschäftigung, die das englische Gesetz am Sonnabend Abend zu beendigen vorschreibt, verkümmert demnach den Ruhetag, und zwar, ohne daß dafür den Kindern die geringste Schadloshaltung zu Theil wird. In manchen Etablissements wird die Vorschrift, am Sonntage keine Kinder unter sechzehn Jahren zu beschäftigen, ebenfalls nicht befolgt, und um diese Gesetzes-Uebertretung zu rechtfertigen, führt man an, daß die Bestellungen sehr pressant seyen, und daß die mit der Ausführung beauftragten Erwachsenen die Mitwirkung der Kinder nicht entbehren können.

„Die Pariser Industrie, die von den Launen des Luxus und dem Wechsel der Mode abhängt, besitzt nicht dieselbe Regelmäßigkeit, wie die Gewerbe, welche Erzeugnisse allgemeiner Consumtion liefern; sie arbeitet ruckweise, bald thätiger und bald lässiger, als andere. Der Pariser Arbeiter ist oft ganze Monate lang ohne Beschäftigung und Lohn, die übrige Zeit des Jahres aber er dagegen oft funfzehn bis zwanzig Stunden bei der Arbeit zubringen, ja manchmal wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgearbeitet. Gewöhnt an diese außerordentlichen Anstrengungen, verlangt er häufig selbst, daß man ihn am Sonnabend in der Nacht und am Sonntag Vormittags die Arbeit fortsetzen lasse, damit er sich dann bis zum nächsten Dienstage dem Müßiggang und dem Wirthhausleben ganz überlassen kann. Dies sind die Gewohnheiten, deren Opfer die Kinder werden, dies sind die Unordnungen, die zu unterdrücken sind, wenn auch nicht im Heiligthume der Familie selbst, doch mindestens in den dem Gesetze erreichbaren Werkstätten. Wenn die industrielle Maschine in solchen Momenten, wo man ihr Räderwerk gewaltsam in Gang setzt, des Beistandes der Kinder nicht entbehren kann, so halte man lieber ihre Bewegung auf; es ist besser, die Erwachsenen im Interesse der Kinder zur Ruhe zu verurtheilen, als die jungen Arbeiter im wohl- oder übelverstandenen Interesse der Erwachsenen derselben zu berauben.

„Wenn jedoch die beschränkende Klausel, welche die Arbeitsdauer der jungen Leute feststellt, in Bezug auf die von zwölf bis sechzehn Jahren mehr oder weniger beobachtet wird, so kann man dies nicht auch mit Bezug auf die Kleinen von acht bis zwölf Jahren sagen. In den Buntpapier-Fabriken werden Kinder unter zwölf Jahren entweder nicht zugelassen, oder sie müssen eben so lange arbeiten, als die Erwachsenen. In den Shawls-Manufakturen ist die einzige Erholung, die man ihnen gönnt, die Zeit, die der Arbeiter bedarf, um das Werk in Gang zu setzen — etwas, was nicht alle Tage, ja auch nicht einmal alle Wochen vorkommt. In den Baumwollen-Fabriken werden jetzt Frauen statt der Kinder beschäftigt, um die Fäden der Mule-Jenny zu befestigen; die einzigen Kinder, die man beschäftigt, sind die Garnwickler, die die Hälfte des Tages müßig dastehen, deren Anwesenheit aber nöthig ist, so lange die Arbeit dauert, und die demzufolge auch keinerlei Unterricht erhalten.

„Der Gesetzgeber, der den Fabrikherren untersagte, Kinder von acht bis zwölf Jahren länger als acht Stunden zu beschäftigen, hatte dabei sowohl die Schonung ihrer Kräfte, als das Bedürfniß ihrer Unterrichtung im Auge. Aber weder der eine noch der andere Zweck des Gesetzes geht in Erfüllung. In den größeren Fabriken werden nämlich Kinder dieses Alters gar nicht aufgenommen, so daß sie sich genöthigt sehen, ihre Lehrzeit in den keiner Kontrole unterliegenden kleineren Fabriken hinzubringen, in welchen die Arbeitsdauer gänzlich uneingeschränkt ist und an Unterricht gar nicht gedacht wird. Allerdings kann auch der Erwachsene des kleinen Gehülfen, dessen er sich einmal bedient, selten entbehren, und deshalb verdient das englische System den Vorzug, wonach eine Art von Relais angeordnet ist. Das englische Gesetz bestimmt nämlich, daß die Kinder in den Fabriken nicht länger als sechs und eine halbe Stunde täglich arbeiten, daß diejenigen, die des Vormittags beschäftigt wurden, es nicht auch des Nachmittags seyn sollen, und daß ebenso diejenigen, die am Nachmittag arbeiten, am Vormittag geruht haben müs-

Deshalb wäre es auch besser, wenn wir, statt der Arbeitsdauer von acht Stunden, die sich in keiner Weise richtig eintheilen läßt, für die jüngeren Kinder diese Zeit auf sechs und eine halbe Stunde beschränkten; wenn dazu noch vier Stunden täglich auf Schul-Unterricht und Turn-Uebungen kommen, so würde dadurch das Tagewerk der Kinder auf das Vernünftigste und Zweckmäßigste geregelt seyn.

„Allerdings würden die Kinder, die nur die Hälfte des Tages arbeiteten, auch nicht mehr so viel Arbeitslohn, wie bisher, bekommen, was bei dem traurigen Zustande, in welchem sich die arbeitenden Klassen meistens befinden, sehr wohl zu erwägen ist. Wenn man jedoch alle einzelnen Fälle prüfen könnte, so würde man wahrscheinlich bald zu dem Resultate gelangen, daß jene übertriebene Arbeit und jener hohe Arbeitslohn der Kinder weit öfter dazu dient, die Faulheit und die Trunksucht der Aeltern zu befördern, als wirkliches Leiden zu lindern. In Paris und in Rouen ist es, wie in Manchester und in Birmingham, nichts Seltenes, Arbeitern zu begegnen, die, wenn sie drei Söhne oder drei Töchter in den Fabriken haben, gemächlich spazieren gehen und an lüderlichen Orten ihren beständigen Aufenthalt nehmen. Sie nennen das „Rentes haben" und leben, wie jene „kleinen Weißen" auf den französischen Kolonieen des vorigen Jahrhunderts, die sich von zwei oder drei Sklaven ernähren ließen.

„Das Gesetz vom 22. März hat, wie gesagt, schon den Erfolg gehabt, die Kinder unter zwölf Jahren aus den größeren Fabriken ganz zu entfernen und sie den untergeordneten Werkstätten zuzuführen, wo man sie für einen unbedeutenden Lohn furchtbar anstrengt. Die Verminderung der Einnahme ist also für diese Art von Arbeitern schon eine vollendete Thatsache, und das System der Relais würde daher das Gute für sie haben, ihnen in den größeren Fabriken für sechs und eine halbe Stunde Arbeitszeit mindestens eben so viel zu verschaffen, als sie jetzt von den kleinen Handwerkern für den ganzen Tag erhalten.

„Die in den Werkstätten angehäuften Kinder sind von kleiner Statur, bleich, schwach, und denken eben so langsam, als sie sich bewegen; zu vierzehn oder funfzehn Jahren scheinen sie nicht entwickelter, als Kinder von neun bis zehn Jahren im normalen Zustand. Was ihre geistige und moralische Entwickelung betrifft, so sieht man in Paris eben so wie in Lancashire Kinder von dreizehn Jahren, die keinen Begriff von Gott haben, die niemals von ihren Pflichten etwas gehört, und für welche das Gefängniß die erste Schule der Sittlichkeit gewesen. Es ist daher auch wohl anzunehmen, daß eine kräftigere und unterrichtetere Generation — und beide Eigenschaften würden dadurch herbeigeführt werden, daß die Kinder neben sechs-und-einhalb-stündiger Arbeit täglich die Schule und den Turnplatz besuchten — auch in den Fabriken viel günstigere Bedingungen erlangen, und daß die Reduction des Arbeitslohnes bald nicht mehr in gleichem Verhältnisse mit der Reduction der Arbeitsstunden stehen würde." — (Schluß folgt.)

China.

Die Civil- und Militair-Behörden der chinesischen Provinzen.

Die Chefs des Gouvernements einer jeden Provinz sind die Tsung-tu (General-Gouverneure) und die Fu-juen (Unter-Gouverneure). Ein Tsung-tu hat entweder die Leitung zweier Provinzen oder mehrerer Aemter in einer und derselben Provinz, so daß er zu gleicher Zeit Ober- und Unter-Gouverneur seyn kann. Von den jetzt functionirenden Unter-Gouverneuren sind zwölf unabhängig von ihren Tsung-tu's, zwei abhängig. Die Letzteren führen die Ober-Aufsicht über die bürgerlichen und militairischen Verhältnisse ihrer Provinzen. Den Fu-juen ist besonders die Civil-Verwaltung anvertraut; doch ist auch hier ihre Gewalt geringer, als die der General-Gouverneure; nur, wo keine Tsung-tu existiren, vikariren sie völlig für dieselben.

Die Civil-Verwaltung zerfällt in fünf Departements, unter denen sich ein Schul- und ein Handels-Departement befindet. Dem ersteren steht ein vom Kaiser selbst ernannter Unterrichts-Direktor, Hio-tsching, vor, welcher Mitglied der Akademie der Han-lin seyn muß. Die ersten Beamten des Handels-Departements heißen Kien-tu (Superintendenten) und sind überall da placirt, wo der Staat sehr viele Einkünfte bezieht, also an den wichtigen Handelsplätzen, in den See-Provinzen und den Manufaktur-Distrikten. Sie werden gewöhnlich aus den Angestellten des Hofes gewählt und stehen, wie die Unterrichts-Direktoren, nur in außergewöhnlichen Fällen unter Kontrole des Gouverneurs. Uebrigens gehört das Departement des Handels nicht wesentlich zu dem Gouvernement der Provinzen und hängt eigentlich von dem Ober-Zollamte in Peking ab.

Der andere Zweig der Provinzial-Verwaltung, die Regulirung der Militair-Angelegenheiten, schließt auch die der Marine in sich. Ueberhaupt machen die Chinesen kaum einen Unterschied zwischen ihrer Land- und Seemacht. Die Commandeurs-en-Chef zu Lande und zu Wasser heißen Ti-tu. Es sind ihrer sechzehn, von denen zwölf eigentlich zur Land-Armee gehören, jedoch das Recht haben, die Kauffahrtei- und Kriegsschiffe zu kontroliren. Zwei unter ihnen sind zugleich Generale und Admirale, und die übrigen zwei Ti-tu fungiren ausschließlich bei der Marine. Die Provinz Kansu, die an die Mongolei gränzt, hat zwei Commandeurs-en-Chef. In fünf Provinzen versehen die Unter-Gouverneure (Fu-juen) das Amt derselben.

Tatarische Truppen bilden in vielen wichtigen Städten die Garnison. Die Gewalt ihrer Generale, Tsiang-kiun, ist im Frieden ziemlich beschränkt und reicht nicht über die Städte hinaus, in denen sich die tatarischen Soldaten befinden. Dieselben sind durch das ganze Reich vertheilt, um das Ansehen der kaiserlichen Beamten zu unterstützen und jeden Versuch einer Auflehnung gegen den Souverain zu unterdrücken.

Obgleich der Gouverneur einer Provinz ganz auf eigene Verantwortung hin handeln kann, so setzt er doch keine Maßregel in Wirksamkeit, bevor sie nicht die Billigung eines General-Conseils hat, das aus den höchsten Beamten der Provinz besteht. Der Unter-Gouverneur und der General der Besatzung nehmen stets an den Berathungen Theil; die übrigen Würdenträger werden zugezogen, je nachdem der vorgeschlagene Plan in ihr Ressort gehört. In solchen Versammlungen herrscht natürlich die strengste Etikette und die genaueste Beobachtung der Rangunterschiede. In Peking ist die Stufenfolge der Titel stellenweise eine andere, als in den Provinzen.

Wir kommen jetzt zu den Details der Civil- und Militair-Verwaltung. — Die Civil-Verwaltung zerfällt, wie wir bereits andeuteten, in fünf Departements. Das erste, das sogenannte administrative, theilt sich in zwei Sectionen, in eine für das Territorium und die Finanzen und in eine gerichtliche, an deren Spitze die Pu-tsching-sse und Nyan-tsching-sse stehen. Obgleich nun Beide getrennte Wirkungskreise haben, so handeln sie dennoch gemeinschaftlich, wenn es sich um eine wichtige finanzielle oder juristische Frage handelt. Im Range ihnen die Nächsten, jedoch nur von den Gouverneuren abhängig, sind die Tau, die abwechselnd verschiedene Partieen der Provinz besichtigen müssen. Außer den Geschäften in ihren speziellen Büreaus müssen sie oft auch noch die Salzsteuer erheben, ja sogar als Soldaten dienen. Ihre Autorität erstreckt sich gewöhnlich über zwei oder mehrere Departements einer Provinz, je nach der Wichtigkeit derselben. Unter ihnen stehen Verwaltungs-Räthe, Tschi-fu und Tschi-tscheu, und unter diesen wieder die Distrikts-Kommissarien, Ting, die selbst wieder ihre Subalternen haben. Für die Jurisdiction und Verwaltung ist ein sehr großes Personale nöthig, da das Reich ausgedehnt und bevölkert ist; deshalb sind an vielen Orten noch überzählige Magistrate ernannt. Um eine richtige Idee von den Functionen dieser Vice-Magistrate und ihrer Oberen zu geben, extrahiren wir folgende Stelle aus dem Buche über die Pflichten der Beamten: „Die überzähligen Magistrate in der Provinz Fu heißen Tong-tschi und Tong-pan; sie sollen die Abgaben an Naturalien oder an Gelde erheben, das Militair überwachen, die Polizei leiten, die Post-Stationen revidiren, für die Verbesserung der Pferde-Race Sorge tragen, die Domainen des Staates beaufsichtigen, Dämme und Kanäle in Stand erhalten und auf die Fremden an den Gränzen und im Innern des Reiches vigiliren, eben so auf die Bergvölker Jao und Li. Einige dieser Vice-Beamten residiren in denselben Städten, wie ihre Oberen, andere haben bestimmte Residenzen."

Da das chinesische Regierungs-System auf der Einschachtelung der Beamten beruht, so gehen die Befehle, die man an das Volk richtet, oder die Beschwerden, die von demselben ausgehen, außer in einigen Ausnahmsfällen, durch unendlich viele Hände. Erläßt der Kaiser ein Edikt an das ganze Volk, so wird es zuerst an die Gouverneure geschickt. Diese theilen es den Putsching-sse, diese den Direktoren der Departements mit. Von diesen aus endlich gelangt es durch die Subalternen ins Volk. Denselben Weg, nur in aufsteigender Linie, machen die Appellationen, und gehen, wenn sie Kriminalfälle betreffen, über den Ngan-tscha-sse, statt über den Pu-tsching-sse. Von hier aus empfängt sie der Unter-Gouverneur, Fu-juen, der allein ein Todes-Urtel aussprechen darf, ohne darüber dem Kaiser zu berichten. Nicht, daß der Tsong-tu nicht ebenfalls die Macht hätte, am Leben zu strafen, aber gewöhnlich übt er dieses Recht nicht aus, wenn der Fu-juen gegenwärtig ist. In gewöhnlichen Fällen aber muß von jedem Todes-Urtel dem Kaiser berichtet werden, ehe man es vollstreckt.

Die Secretaire der hohen Beamten heißen King-li. Der Werth dieses Titels variirt je nach dem Range des Beamten, der einen King-li benutzt. Bald sind sie Schreiber, bald Kassirer, sogar Inspektoren der Gefängnisse und Post-Beamte. Noch existiren zwei Beamte, Namens Po-po-so, die alle Schiffer im Hafen von Canton beaufsichtigen. Uebrigens ist dies der einzige Platz in China, der solche Schiffs-Aufseher hat.

Dem Schul-Departement steht der Unterrichts-Direktor, Hio-tsching, vor. Er stellt Professoren an, die in den Hauptstädten der Departements und der Distrikte wohnen. Der oberste Professor eines Departements heißt Kiaoscheu — Vertheiler des Unterrichts —; der eines bloßen Bezirks: Verbesserer des Unterrichts; der eines Kreises dritter Ordnung schlechtweg Lehrer. Unter den Genannten stehen die sogenannten Führer oder Ermahner, die zahlreich in den Distrikten zerstreut sind. Der Direktor des Unterrichts macht eine jährliche Rundreise durch die Provinz, examinirt die Studirenden und ertheilt ihnen den ersten wissenschaftlichen Grad. Alle drei Jahre kommen zwei Regierungs-Kommissarien aus Peking, um die zweiten Prüfungen abzuhalten und den zweiten Grad zu ertheilen.

Das Departement der Salzsteuer steht unter den Jen-jun-sse (Kommissarien zum Transport des Salzes). Dieselben haben nur in einigen Provinzen diesen Titel, in anderen einen verschiedenen. Unter ihnen stehen acht Salz-Direktoren, denen die Inspection der großen Salzmärkte anvertraut ist. Sie sind vorzüglich in der Gegend der salzigen Moräste, der Salzbrunnen und Salzteiche ansässig.

Das Departement der Kommissarien für die Einsammlung des Getraides wird von den Liang-tschu-tao's geleitet. Einer derselben, der den Titel Tsong-tu führt, aber nur den Rang eines Unter-Gouverneurs hat, steht dem Getraide-Transport auf dem Yang-tse-kiang und dem großen Kanal bis Peking vor. Diese Straße durchschneidet acht Provinzen. Die Unter-Beamten der Commissaire in diesen acht Provinzen sind von den Provinzial-Behörden unabhängig und allein den Liang-tschu-tao Rechenschaft schuldig. Die-

dürfen sich Stellvertreter oder Gehülfen wählen; ihre Subalternen heißen Tsang-ta-sse — Wächter des Getraides.

Die Ober-Intendanten des Handels-Departements haben Secretaire und ernennen sich Stellvertreter an den großen Handelsplätzen. An den weniger wichtigen Orten sind Zoll-Einnehmer mit dem Titel Kia-sin — Diener — beauftragt, die Zölle zu erheben und den Schleichhandel zu verhindern. In den Distrikten, die keine Ober-Intendanten des Handels haben, werden die indirekten Steuern durch die Ortsbehörde erhoben. Eben so geschieht es mit den Abgaben der Schiffer. In Canton befindet sich noch ein Direktor der Seezölle.

Die Sorgfalt, die der gelbe Fluß, in Folge der Durchbrechung der Dämme und Ueberschwemmungen des umliegenden Landes, verlangt, hat veranlaßt, daß eine „Direction des gelben Flusses" etablirt wurde, die in den Provinzen Tschi-li, Schan-tung und Ho-nan ihren Sitz hat und eine von der General-Verwaltung der Provinzen unabhängige Körperschaft bildet. Ihre drei Präsidenten (Po-tao-tsong-tu) stehen in gleichem Range mit den Unter-Gouverneuren, nur in Peking ist der Ober-Gouverneur zugleich Fluß-Inspektor. Die Ufer des gelben Flusses sind in Sectionen getheilt, die von Tao's inspizirt werden.

Die Kommissarien, die der Kaiser in die Provinzen mit speziellen Missionen schickt, haben, in welchem Range sie auch ursprünglich stehen mögen, während der Dauer ihrer Kommission gleichen Rang mit den höchsten Provinzial-Beamten. Sie heißen King-tschai, während die Abgesandten zweiter Ordnung, die nur von einem Orte einer Provinz zum anderen geschickt werden, Weijuen genannt werden.

Was die Grade im Militair betrifft, so heben wir Folgendes aus den Berichten heraus, die uns vorliegen. Die eingebornen Truppen bilden nur einen Theil der Militairmacht, welche in die verschiedenen Provinzen vertheilt ist, der andere Theil besteht aus tatarischen Soldaten. Die eingebornen stehen unter Ti-tu's, oder Militair-Gouverneuren der Provinzen, und haben grüne Fahnen. Wie unsere Heere in Brigaden, Regimenter, Bataillone u. s. w. eingetheilt sind, so zerfällt das chinesische in Piao's, Hie's u. s. w. Doch variirt, was bei uns weniger der Fall ist, die Zahl der Unterabtheilungen, die zu einer Oberabtheilung gehören. Die Offiziere, welche die in Peking liegenden eingebornen Truppen kommandiren, heißen Pu-kiung-tong-ling, Generale der Infanterie, und Tsong-ping oder General-Lieutenants. Unter ihnen steht auch ein Corps Milizen, welches das Polizei-Bataillon heißt. Die Anführer der tatarischen Garnisonen haben auch zuweilen chinesische Soldaten unter ihren Befehlen.

Allen Generalen ist ein Hauptquartier angewiesen, in welchem sie residiren. Sie haben dann den größten Theil ihrer Brigade bei sich und repartiren den Rest auf die verschiedenen Plätze ihrer Militair-Distrikte. Da aber die Ober- und Unter-Gouverneure ebenfalls Truppen zu ihrer Disposition haben und die Ti-tu's (Generale), wie jene von einander, auch von jenen unabhängig sind, so existiren in einer und derselben Provinz drei verschiedene Heeres-Abtheilungen, jede unter eigenen Befehlshabern. Dieses sonderbare System mag sich noch aus der Zeit der tatarischen Invasion herschreiben, wo man gegen die eben unterworfenen Chinesen mißtrauisch war.

Die Marine-Offiziere haben, wie bereits bemerkt worden, dieselben Titel, wie die der Land-Armee. Die Admirale und Vice-Admirale residiren gewöhnlich auf dem Lande. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese sowohl als ihre nächsten Subalternen nichts von der Schifffahrt verstehen. So wie die Befehlshaber der Landtruppen oft die Seemacht kommandiren, so haben auch die Marine-Offiziere nicht selten Landtruppen unter ihrem Kommando. Auch die Direktoren des gelben Flusses und der Getraide-Transporte haben bewaffnete Corps zu ihrer Verfügung, und eben so wird die Bewachung der Dämme von Soldaten ausgeübt. Die halb unterworfenen Bergvölker stehen unter Tu-pien's, Offizieren des Bodens. Denn hier, wie in Tibet, giebt es Distrikte, die nur militairische Behörden haben. Die hier kommandirenden Offiziere haben viererlei Titel. Die höchsten heißen Sie (unumschränkte Commissaire), die niederen sind nach der Zahl der Familien geordnet, die unter ihre Autorität gestellt sind.

Die Verwaltung der Mantschurei ist einer Ober-Behörde in Mukden und drei Provinzial-Behörden anvertraut. Die letzteren sind ebenfalls rein militairisch, während die von Mukden mehr den Civil-Behörden im eigentlichen China ähnlich ist. Die drei Provinzen heißen offiziell die östlichen und stehen unter Generalen, die immer Mantschu sind. Die Departements regieren General-Lieutenants, Hie-ling, die einzelnen Städte überzählige Chefs, Tso-ling. Da die Provinzen theilweise am Meere liegen, so hat jeder General noch mehrere Schiffe unter seinem Kommando. Die Gränzposten sind einer besonderen Klasse von Offizieren übergeben (Tsang-jung).

Die Regierung der Mongolei ist fast gänzlich den Landesfürsten anvertraut. Die ganze Bevölkerung ist auf militairische Weise in Corps (Ki oder Kotschun) getheilt. Jedes Ki steht unter einem Tschassak, dessen Würde erblich ist. Die Tschassak's sind stets von Adel, haben aber nicht alle gleichen Rang. Die Ki sind in Tschukun's getheilt, welche von Obersten und Lieutenants befehligt werden. Die Subdivisionen dieser Abtheilungen heißen Tsoling, was etwa unserem „Compagnie" gleichkommt. Die Mongolei besteht aus vier Provinzen, die jede einen Chan an ihrer Spitze haben, der alle in derselben befindlichen Ki's unter seinen Befehl vereinigt. Nur, um die gegenseitigen Verhältnisse der Mongolen mit den Chinesen und Russen zu leiten, sind daselbst chinesische Beamte angestellt. In der Tsungarei und in Turkestan ist die Verwaltung eine dreifache. In den östlichsten Provinzen der Tsungarei ist sie identisch mit der chinesischen, in den westlichen, wohin man häufig die Verurtheilten schickt, dagegen rein militairisch. In Turkestan ruht sie in den Händen der Edlen des Landes, die verschiedenen Ranges sind und unter Kontrole chinesischer Residenten stehen. Eben so ist es der Fall in Tibet, nur wird hier die chinesische Autorität noch schlaffer gehandhabt, als in Turkestan. Im diesseitigen Tibet regiert der Dalei-Lama, im jenseitigen der Bantschin-Erdeni-Lama. An dem Hofe eines jeden Lama befindet sich ein chinesischer Resident, der in wichtigen Fällen um Rath gefragt wird. (Chinese Repository.)

Mannigfaltiges.

— **Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen in Italien.** Die bereits von uns erwähnten Notizen über die Arbeiterunterstützungs-Gesellschaften, die Herr Gottardo Calvi bei dem Gelehrten-Kongreß in Mailand vorgetragen und die uns jetzt in der Rivista Europea vollständig vorliegen, enthalten nur allgemeine Betrachtungen und durchaus keine, auch für das Ausland interessante Details. Herr Calvi geht von der Ansicht aus, daß überall Vereine zu gegenseitiger Hülfsleistung (società di mutuo soccorso) gebildet werden müssen. Diese Vereine würden natürlich aus Arbeitern bestehen, — durch Beiträge aus den Ersparnissen der Arbeiter erhalten werden, auch wohl Unterstützungen von bemittelten Menschenfreunden empfangen; aber ihr Bestehen und ihre Wirksamkeit würde immer gefährdet bleiben, wenn sich die Intelligenz ihrer nicht annähme. Die agronomische und technologische Section des wissenschaftlichen Kongresses sey dazu besonders befähigt, und deshalb habe sie auch die Pflicht, die allgemeinen und überall gültigen Grundsätze aufzusuchen, welche einem solchen Verein zur sicheren Grundlage dienen könnten und müßten. Eine wesentliche Hülfe zur Auffindung dieser Grundsätze würde man aus den Erfahrungen ziehen können, welche die an verschiedenen Orten Italiens bereits bestehenden ähnlichen Vereine bis jetzt gemacht. Herr Calvi hat denn auch zu seiner Denkschrift mehrere derartige Berichte benutzt, als z. B. über die sehr umfangreiche und gut fundirte Pia Unione di San Bernardo in Parma, über zehn andere Vereine in Nizza, über eine von G. B. Pizzini zu Anfang dieses Jahres gegründete und bereits 210 Mitglieder zählende zu Ala (an der Etsch, unterhalb Roveredo in Tyrol), über die kürzlich eingegangene der Hutmacher zu Mailand u. s. w. Die Denkschrift selbst, die diesen Bemerkungen zum Grunde liegt, soll in der Rivista Europea erscheinen, und wir werden darauf zurückkommen, sobald sie uns zugegangen seyn wird. Der wissenschaftliche Kongreß zu Mailand hat, wie bereits erwähnt, für die weitere Förderung der Untersuchung eine Kommission ernannt, deren Mitglieder in Nr. 136 des Magazins zwar schon theilweise genannt, jedoch nicht vollständig angegeben sind, weshalb wir die Liste hier ergänzen. Es sind dies die Herren Alessandro Porro und Gottardo Calvi in Mailand, A. Radice und Graf Andrea Citadella-Vigodarzere für das Gouvernement Venedig, Graf Luigi Sanvitali zu Parma, Lorenzo Valerio zu Turin, Graf Serristori zu Toskana und Marchese Francesco Pallavicino zu Genua.

— **Eisenbahn von Mailand nach Venedig.** An diesem Schienenwege wird jetzt mit großer Thätigkeit gearbeitet. Der Graf Borromeo, der an der Spitze der lombardischen Gesellschaft steht, macht den Einfluß, den er genießt, zum Besten des Unternehmens geltend, und so denkt man auch, daß es noch vor Ablauf der festgestellten Zeit von drei Jahren beendigt seyn werde. Bis dahin wird auch wohl die Eisenbahn zwischen Wien und Triest fertig seyn, und da zwischen Triest und Venedig eine tägliche Dampfboot-Verbindung hergestellt wird, so wird man von Wien nach Mailand in längstens drei Tagen gelangen können.

— **Land- und Wasserbedrängnisse in Italien.** Die Ueberschwemmungen, welche die Herbst-Regengüsse im nördlichen Italien angerichtet, scheinen nicht minder verderblich zu seyn als diejenigen der Weichsel und ihrer Nebenflüsse in Ostpreußen. Dabei tritt dort die eigenthümliche Erscheinung ein, daß, da der lange Gebirgskamm der Apenninen nach beiden Abhängen hin von Bäumen ganz entblößt ist, solche Regenstürme in der Regel ungeheure Höhlungen auswühlen und ganze Sandberge mit sich fortschleppen. Hierdurch werden denn auch die Küsten des adriatischen Meeres, in welches sich die Hauptgewässer der Apenninen ergießen, täglich mehr angeschwemmt, so daß dem Wasser immer mehr Boden abgewonnen wird, wenn er auch nicht besser ist, als der der berüchtigten Maremmen von Toskana. Die Lagunen Venedigs füllen sich nach und nach mit Sand, und Ravenna, einst ein Seehafen, befindet sich jetzt fünf Miglien von der Küste entfernt, während seine alten Paläste 15—20 Fuß unter dem Niveau seines durch Anschwemmungen erhöhten Bodens stehen. Die Stadt Ferrara schwebt in der größten Angst, weil zu jedem Augenblicke zu befürchten ist, daß der Po seine Dämme durchbreche, die nur noch einen sehr schwachen Widerstand leisten. Sachverständige haben längst schon gesagt, daß man allgemeine Schutzmaßregeln treffen, die Apenninen aufbetzolzen und den Lauf der Flüsse reguliren sollte, aber dazu ist Einigkeit der verschiedenen italiänischen Staaten nöthig, denen es in der Regel an Geld zu Arbeiten dieser Art fehlt, und besonders der stark dabei betheiligte Kirchenstaat hat keine Zeit, sich um solche weltliche Dinge in seinem Innern zu kümmern, da ihn bekanntlich die übrige Welt zu sehr beschäftigt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 5. Dezember 1844.

Italien.

Die Kunst-Ausstellung in Mailand.

Die Kunst in Frankreich, Deutschland und Italien. — Kunstgeschmack der Reichen. — Rokoko. — Canova und der Klassizismus. — Bartolini und die Karikatur-Skulptur. — Sangiorgio's Kastor und Pollux. — Gretchens Statue von Monti. — Hayez und die Geschichtsmalerei. — Venezianische Stoffe. — Signor Schultz di Berlino.

Die Rivista Europea bringt in ihren letzten Nummern mehrere Artikel über die diesjährige Mailänder Kunst-Ausstellung, aus welcher wir unseren Lesern das Wichtigste mittheilen wollen zur Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der Kunst und der Kunstkritik in Italien.

In einer vorausgeschickten Betrachtung schildert der Berichterstatter, Herr Selvatico, den Abweg, auf welchen die Kunst in jüngster Zeit gerathen ist, indem er zugleich die Ursachen aufsucht, welche sie auf denselben geführt haben. In Frankreich, sagt er, wo das öffentliche Leben so stark von der Politik bewegt wird, steht die Kunst im Dienste der Partei: liberal mit Delacroix und Delaroche, gefällt sie sich in den Verbrechen, den Leidenschaften und den malerischen Trachten des Mittelalters; aristokratisch mit Decaisne, Alex. Fragonard und Monvoisin, schmückt sie sich mit der königlichen Pracht der Bourbons und ihres üppigen Hofes; napoleonisch, hat sie ihre Vertreter an Steuben, an Adam und an dem gewaltigen Genie Vernet's, der Schlachten auf der Leinwand improvisirt, wie der Riese von St. Helena Siege und Königreiche improvisirte. Stets aber findet die französische Kunst eine klatschende Menge und eine mißbilligende; Werke, die heute bis in den Himmel erhoben werden, fallen morgen in den Staub, um übermorgen wieder auf den Altar zu steigen, wenn die eine politische Meinung den Sieg über die andere davonträgt. In Deutschland, wo sich die Geister in den Labyrinthen philosophischer Speculation verlieren oder mit geduldiger Gelehrsamkeit in die tiefsten Schachten historischer Studien hinabsteigen, verhüllt sich die Kunst entweder in allegorische Wolken oder wird, mit wenigen Ausnahmen, zur Nachahmerin einer ausgezeichneten Vergangenheit, an der man Alles bewundert, selbst die Fehler. In Italien aber, dessen zahlreiche und blühende Städte gleichsam Mikrokosmen sind, die ein rein munizipales Leben haben, dessen Bevölkerung nicht in Parteien gespalten ist, kann die Kunst nicht bestimmte Zwecke verfolgen. Dazu kommt, daß aus den angegebenen Gründen die öffentlichen Denkmäler selten sind und die Kunst mithin kein anderes Ziel vor Augen hat, als die Befriedigung des oft eigensinnigen Willens der Reichen, da die Reichen allein sie bezahlen und aufmuntern können. Darum giebt es in der Kunst so viel Richtungen als wechselnde Launen im Kopfe des reichen Mannes, und darum bestrebt sich Niemand, ein Werk von nachhaltiger segensreicher Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Bilder aus der heiligen wie aus der Profangeschichte und Portraits und Statuen scheinen heute nur deshalb gemacht zu werden, damit man schöne Stellungen und fleischige Muskeln, lüstern gegürtete Mädchen und bunt aufgetragene Farben bewundere. Aber die Sinne sind gar bald übersättigt und werfen dann den anfangs so viel bewunderten Gegenstand bei Seite. Das ist der Grund, weshalb der Mäcen vom Künstler heute diesen und morgen einen ganz verschiedenen Gegenstand verlangt, der aber eben so neu und genial aufgefaßt und ausgeführt seyn soll. Was findet man denn in den wenigen Galerieen moderner Bilder, die in Italien vorhanden sind? Da erblickt man an einer und derselben Wand ein Kapuzinerkloster neben Mars mit der nackten Venus, den erdolchten Giuliano de Medici neben einem Schornsteinfeger, eine Madonna neben Cäsar Borgia, Alcibiades neben St. Franciscus; kurz, Heiliges und Profanes, Tugend und Laster, Uebermuth und Verzweiflung, Alles findet man beisammen, nur keine Mannigfaltigkeit von Ideen, welche auf einen zusammenhaltenden, gemeinsamen, klaren Grundgedanken zurückführten.

Dies allein würde schon genügen, um zu beweisen, daß die Kunst in Italien kein hohes Ziel erreichen kann, da ihr kein anderes gesteckt ist, als der Luxus der großen Herren. Sie liefert fabrikmäßig die pendants zu den englischen Spiegeln und den eingelegten Schränken und nennt sich mehr nur aus Gewohnheit als aus Ueberzeugung noch Tochter des Gedankens und des Herzens.

Aber ein gewisser Hang, die Wahrheit mit peinlicher Genauigkeit wiederzugeben, den man bei einigen Künstlern bemerkt, könnte doch wohl einen guten Erfolg haben, könnte durch die Form zur Idee oder von der materiellen Wahrheit zur Wahrheit des Gefühls und des Gedankens leiten? Allerdings; wenn nur der Geschmack derjenigen, die gegenwärtig die Malerkunst regieren, d. h. der reichen Herren, welche die Bilder kaufen, nicht im Wege stände. Es giebt nämlich unter den Reichen freilich einige, die ihr Geld zu ihrer Ausbildung oder zu anderen nützlichen und wohlthätigen Zwecken verwenden; es giebt auch einige, die sich zur Höhe eines guten Kunstgeschmacks erheben; aber die meisten sind nicht so „thöricht", ihre Zechinen für dergleichen „armseliges Zeug" wegzuwerfen, sie folgen vielmehr jener Schule, welche die Kunst der Kunst wegen treibt, und brauchen den Reichthum bloß, um den Reichthum sehen zu lassen. Darum putzen sie ihre Paläste mit dem größten Prunk auf, damit, wer über ihre Schwelle schreitet, von dem Luxus der Zimmer auf den Inhalt der Schatulle schließe. Dies gebieterische Bedürfniß des Reichen, der in seliger Unthätigkeit dahin lebt, weil er von Gedanken nicht geplagt wird, war im siebzehnten Jahrhundert die Hauptursache des Barockstyls; dasselbe aristokratische Bedürfniß hat in den letzten Jahren das Rokoko hervorgerufen, das nur ein verjüngter, von den Todten auferweckter Barockgeschmack ist. Wenn man nun unter all' die Teufeleien, mit denen der Rokoko-Geschmack die Zimmer des Reichen ausputzt, ein rein gezeichnetes, harmonisch gefärbtes, einfach wahres Bild hängt, so fühlt man beim Anblick desselben eine gewisse Unruhe, welche beweist, daß es nicht dorthin gehört. Spannt man es gar in ein solches Ungethüm von Blättern und Ranken, welches man heutzutage einen Barock-Rahmen nennt, so erhält man einen prächtigen Eindruck: es nimmt sich aus wie eine Hymne von Manzoni in dem Munde eines betrunkenen Soldaten. Was folgt daraus? Will man, daß auch die Malerei unter diesen Alfanzereien prange, so muß man in Farbe und Zeichnung übertreiben, damit das Kunstwerk nicht hinter den anderen Möbeln zurückbleibe und als zu matt verworfen werde.

Ist aber die Kunst einmal auf den Weg des Irrthums gerathen, so ist kein Zügel stark genug, um sie zurückzuhalten; sie gleicht dann der Frau, welche die Gesetze der Scham übertreten hat. Was sonst Nebensache war, wird nun zur Hauptsache, und die Wahrheit nimmt Abschied. Vielleicht können die Kunst-Vereine, welche sich allmälig in allen Hauptstädten Italiens bilden, mit der Zeit diesem Uebel steuern, zumal wenn sie viele so tüchtige Mitglieder gewinnen, wie der in Turin und der neugegründete in Mailand. Die gegenwärtige Ausstellung im Palaste Brera giebt vorläufig nur geringe Hoffnung, denn unter so vielen Dutzenden von Bildern, mit denen man unartige Kinder erschrecken könnte, unter so vielen Ansichten italiänischer Gegenden, welche eine Satire auf den Garten Europa's sind, heben sich nur wenige Kunstwerke hervor, darunter aber freilich auch einige ersten Ranges.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Kinder der arbeitenden Klassen in Paris.

(Schluß.)

Nach dieser sehr einleuchtenden Darlegung kehrt der Verfasser wieder zu dem Gesetze vom 22. März zurück, von welchem er behauptet, daß es von zwei gleich unrichtigen Hypothesen ausgehe; es setze nämlich voraus, daß ein Kind von zwölf Jahren eine Arbeit von zwölf Stunden täglich ertragen und daß ein Mensch von mehr als sechzehn Jahren jedes Schutzes entbehren könne. Beide Bestimmungen bedürften der Abänderung, wenn man von einer Reform Nutzen erwarten wolle. Erst in dem Alter zwischen zwölf und vierzehn Jahren trete der Stimmwechsel und der Uebergang von der Kindheit zum Jünglingsalter ein, und bevor diese Epoche nicht da sey, sollte man die Arbeit der Kinder nicht über das von ihm vorgeschlagene Maß ausdehnen. Eben so macht er einige Erinnerungen in Bezug auf die in Frankreich geltenden Bestimmungen über den Unterricht, durch welche gerade die in den Fabriken beschäftigten Knaben und Mädchen verhindert würden, an dem Unterricht in den Abendschulen Theil zu nehmen, wo sie nur zu dem Alter von mindestens funfzehn Jahren zugelassen werden, so daß ihnen kein Ausweg zur Belehrung bleibe, wenn sie nicht auch fernerhin an dem Unterricht in den sogenannten A-B-C-Schulen Theil nehmen wollten.

Nachdem Herr Faucher sowohl die Kommunal-Behörden als den Staat aufgefordert, neue und mit den Mußestunden der arbeitenden Klassen mehr in Uebereinstimmung stehende Schulen zu errichten, fährt er folgendermaßen fort: „Das Gesetz vom 22. März hat als Kontrole eine inspizirende Behörde eingesetzt, die ihre Functionen gratis, aus freien Stücken und ziemlich unwirksam verrichtet; als Repressivbehörde hat es die Friedensrichter bestellt, eine in vielen Fällen inkompetente, in allen aber langsame und kostspielige Jurisdiction. Erst dann aber wird die gewünschte Verbesserung möglich seyn, wenn man statt der unbesoldeten eine besoldete Inspection und statt der Gerichtsbar-

keit der Friedensrichter die des Rathes der Prud'hommes bestellt. Die Beaufsichtigung der Fabriken in England mit Bezug auf die Arbeiten der Kinder war anfangs vier Haupt-Inspektoren anvertraut worden, die sich durch funfzehn Unter-Intendanten unterstützen ließen; jeder Inspektor erhielt jährlich 1000 Pfd. Sterl. (6700 Thlr.), mit Einschluß der Reisekosten; die Intendanten, die ihren Wohnort nicht zu verlassen brauchten, bezogen 350 Pfd. (2400 Thlr.) jährlich. Die Inspektoren hatten keine Communication unter einander, und das einzige Band, das sie an das Ministerium des Innern fesselte, war die Verpflichtung, alle drei Monate, abgesehen von zufälligen Mittheilungen, dem Staats-Secretair einen Bericht einzusenden. Ein kürzlich erlassenes Gesetz hat diesen Stand der Dinge verändert. Die Besoldung der Unter-Inspektoren ist erhöht worden, und im Ministerium des Innern ist ein Central-Büreau errichtet, wo die Inspektoren von Zeit zu Zeit zusammenkommen, um unter sich und mit dem Minister zu konferiren und dadurch mehr Einheit in ihre Anordnungen zu bringen. Das Büreau der Inspektoren, welches zugleich als Akten-Sammlung für die das Manufakturwesen betreffenden Notizen dient, wird demnächst als ein förmliches Archiv der britischen Industrie zu betrachten seyn.

„In Frankreich bedarf es solcher Einrichtungen nicht erst. Hier existirt bereits im Handels-Ministerium ein „Bureau des manufactures", das man nur zu einer General-Direction zu erheben brauchte, um damit alle nöthige Attributionen zur Ausführung des Gesetzes zu verbinden. Jedenfalls wird die Inspection jedoch, da das französische Gesetz einen viel größeren Spielraum zuläßt, als das englische, auch ein viel zahlreicheres Personal erheischen.

„Ich habe bereits angedeutet, wie angemessen es seyn würde, die Bestimmungen des Gesetzes über die Arbeit der Kinder mit denen des Gesetzes über den Elementar-Unterricht in Verbindung zu setzen; es scheint mir nicht weniger unerläßlich, mit der Aufsicht der Schulen die der Werkstätten zu verbinden. Es ist dies eine und dieselbe Frage unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten, für die dasselbe Personal genügen kann und muß. Im Jahre 1840 besaß Frankreich 168 Inspektoren oder Unterinspektoren der Elementarschulen; man verdoppele diese Zahl, wenn es seyn muß, aber man verpflichte die Inspektoren, zugleich jenen anderen Theil der Volkserziehung zu beaufsichtigen, welchen die Arbeiter in den Werkstätten bilden. Es ist dies eine so natürliche Combination, daß ich mich nicht wundern würde, sie in irgend einem Nachbarlande, in Belgien z. B., noch früher ausgeführt zu sehen, als bei uns, wo jedes Ministerium sich scheut, mit dem anderen in direkte Verbindungen zu kommen, so daß das Ministerium des öffentlichen Unterrichts es wohl für ein Unglück ansehen dürfte, in dieser Sache mit dem Handels-Ministerium Hand in Hand zu gehen, und eben so vice versa.

„Die Ausführung des Gesetzes über die Fabrikarbeit der Kinder würde aber solchergestalt außerordentlich vereinfacht. In jedem Jahre würden die Prud'hommes eine Zählung der Werkstätten vornehmen, und alle Monat würde ein Verzeichniß der beschäftigten Kinder durch den Inspektor aufgenommen, der zugleich von den Schulmeistern des Bezirks eine namentliche Uebersicht von den in den Elementarschulen aufgenommenen Schülern erhält. Eine Vergleichung dieser Verzeichnisse würde über Alles Auskunft geben, und es bliebe dann nur noch ein Protokoll über die Contravention aufzunehmen.

„Besonders durch Rügung dieser Art von Vergehen würde die Jurisdiction der Prud'hommes einen heilsamen Einfluß gewinnen. Die Differenzen zwischen den in den Fabriken beschäftigen Kindern und den Arbeitern, so wie die zwischen den Aeltern der Kinder und den Fabrikherren, würden auf diese Art sofort geschlichtet werden können und brauchten in den meisten Fällen die Schwelle des „Versöhnungs-Büreaus" nicht zu überschreiten. Sollte der Prozeß bis in das „General-Büreau" gelangen, so würde er dort wenigstens summarisch, ohne Kosten und Appellation, abgemacht werden. Dadurch, daß aller Streit beim Beginn schon unterdrückt wird, wird den Parteien Zeit und Gelegenheit genommen, sich gegenseitig zu erbittern. Aus Mangel einer derartigen Institution ist und verharrt die Pariser Industrie in beständiger Anarchie. In Lyon, Rouen, Lille, Mühlhausen — überall, mit einem Worte, wo ein Rath der Prud'hommes sich befindet, leisten diese nur die Hälfte dessen, was sie leisten könnten, wenn sie auch in den Schutzmaßregeln interveniren dürften, welche die Arbeit der Kinder erheischt.

„Das Gesetz vom 22. März 1841 wird in Paris nicht befolgt und kann hier auch kaum befolgt werden. Um den Zweck zu erreichen, den der Gesetzgeber sich gestellt, wird es keiner geringeren Arbeit als einer vollständigen Revision desselben bedürfen. Denn es ist nicht zu übersehen, daß es auch außerhalb der eigentlichen Fabriken einen die Kinder tyrannisirenden und entnervenden Arbeitsdruck giebt. Nicht bloß in den großen Werkstätten wird die Unwissenheit und die Unsittlichkeit der heranwachsenden Generation befördert. In Frankreich ist die getheilte Industrie die vorherrschende, während die massenhafte noch als Ausnahme zu betrachten ist. Ungeachtet des harten Frohndienstes, der auf ihnen lastet, sind doch die Kinder, welche die Fabrikarbeit zu den Almosen ihres Verdienstes zuläßt, gewissermaßen als Privilegirte zu betrachten. Ein Gesetz also, das nicht über diese Arbeiterklasse hinausreicht, wird schon darum auch von nur beschränktem Einfluß seyn können. Der größte Theil der Kinder findet, sobald ihre Aeltern nicht mehr allein für sie sorgen oder sie selbst von der Arbeit ihrer kleinen Nasen ziehen wollen, eine Zuflucht in dem Dachstübchen des kleinen Fabrikanten, in dem Schuppen des Handwerkers oder in dem Laden des Materialwaarenhändlers und Krämers. Aber unter welchen Bedingungen werden sie da zugelassen? Wenn der junge Fabrik-Arbeiter eine Art von Paria ist, den man anwirbt, so hat doch wenigstens die Disziplin, der man ihn unterwirft, nichts individuell Willkürliches, und es kommt immer Etwas, eine Regel zu haben, so hart diese sonst auch seyn mag. Hierzu kömmt, daß er dem Fabrikanten, der ihn bezahlt, nur für eine gewisse Zahl von Stunden gehört; wenn sein Tagewerk geendigt, so ist er ein freier Mensch. Der Lehrbursche dagegen gehört seinem Lehrherrn mit Leib und Seele; er tritt in die fremde Familie ein, nicht um ein Handwerk zu erlernen und dafür einige Jahre umsonst zu arbeiten, sondern um dort die niedrigsten, mühseligsten und ekelhaftesten Verrichtungen der Haushaltung zu übernehmen.

„Sonst machte man die Lehrzeit zum Gegenstande eines Vertrages: der Familienvater übertrug sein Vormundschaftsrecht, und der Lehrherr übernahm dagegen gewisse Verpflichtungen im Interesse des Knaben; heutzutage hat diese Verhandlung, die ihres sittlichen Charakters ganz beraubt ist, nur das Ansehen eines Kaufs und Verkaufs, und damit daran nichts fehle, kömmt es oft vor, daß der Lehrherr, statt Lehrgeld zu empfangen, dem Vater eine Summe Geldes bezahlt. Es ist dies der Preis der Sklaverei, ein Preis, der in Paris heimlich und in London öffentlich bezahlt wird; ja, in der letztgenannten Stadt giebt es sogar einen Kindermarkt, wie es an anderen Orten einen Pferde- oder einen Schweine-Markt giebt.

„Wir wollen nicht behaupten, daß der Lehrherr seinen Burschen immer wie einen Sklaven behandelt; es giebt allerdings Meister, *Handelsleute* und Fabrikherren, die eine wahrhaft väterliche Sorgfalt für die ihnen anvertrauten Kinder zeigen, aber im Allgemeinen sind diese doch auf alle Weise vernachlässigt; man beutet sie aus und denkt nicht daran, sie zu bilden. Keine Art von Erziehung oder Unterricht wird ihnen zu Theil; sie werden weder in der Religion, noch im Schreiben und Rechnen, ja nicht einmal in ihrer Profession unterrichtet. Niemand kümmert sich darum, ob sie Menschen und tüchtige Arbeiter werden. Und wenn nur noch die Sorgfalt für ihr physisches Wohlseyn sie für diese Brachlegung der Intelligenz entschädigte! Die Lehrlinge bekommen jedoch immer sehr schlechtes und kaum hinreichendes Essen; es giebt deren, die man das ganze Jahr hindurch mit Kartoffeln füttert. Man läßt sie auf Hängeböden ohne Luft oder in wahren Rattenlöchern schlafen, und die Kleidungsstücke, die man ihnen giebt, sind, da sie niemals passend und der Jahreszeit angemessen, weder zur Erleichterung in der Hitze noch zur Schätzung *gegen die* Kälte geeignet; ja sie können von Glück sagen, wenn die Brutalität des Meisters dieses Elend nicht auch noch durch eine tägliche Prügelsuppe vermehrt, die meistens ohne Grund und gewöhnlich ohne Mäßigung ausgetheilt wird.

„Für die in den Fabriken beschäftigten Kinder, welches die externen Zöglinge der Industrie sind, hat die Arbeit, so unbarmherzig sie auch seyn mag, doch ihre Gränzen; für die Lehrburschen aber, die internen Zöglinge der Industrie, hört die Arbeit nicht einmal auf, wenn die Kräfte erschöpft sind, denn sie kennt weder Maß noch Ziel. In Paris besonders, wo die Schwierigkeit des Broderwerbs die Geldgier um so größer macht, der Meister also sich selbst nicht schont, da ist an Schonung seiner jungen Gehülfen gewiß nicht zu denken. Von 5 Uhr Morgens bis spät in die Nacht hinein müssen sie ununterbrochen arbeiten; so lange noch ein Tropfen Bluts in den Adern ist, muß dieses auch zur Anstrengung hergegeben werden, und wenn der Körper vor der gewöhnlichen Stunde nicht mehr fort kann, so wird er mit Hülfe des Stocks wieder belebt. Jedes Kind der ärmeren Klassen hat demnach vom neunten bis zum sechzehnten oder achtzehnten Jahre seines Alters die Galeeren in Aussicht.

„Gegen Ende des Monats September 1839 fand sich die Gerichts-Behörde durch ein allgemein umlaufendes Gerücht veranlaßt, eine Haussuchung in einer Goldarbeiter-Werkstätte, Rue des Rosiers, zu veranstalten. Der Instructions-Richter fand dort siebenunddreißig Lehrburschen in dem allerelendesten Zustand, und er traf auf Mißhandlungen, wie man sie in unserer Zeit kaum noch für möglich gehalten hätte. Der Meister hatte diese Kinder in den Findelhäusern und auf dem Lande angeworben, um dadurch unumschränkte Gewalt über sie zu erlangen. So wie sie in die Werkstätte eingetreten waren, hatten die Kinder keinerlei Communication mehr mit der übrigen Welt. Um 6 Uhr Morgens fing für sie das Tagewerk an und dauerte bis 11 Uhr Abends, ohne andere Ruhe, als zwei Pausen, jede von einer halben Stunde, von denen die erste zum Frühstück und die zweite zum Mittagessen benutzt wurde. Die gemeinschaftliche Kammer, in der die Knaben schliefen, war ein Dachboden, der im Winter dem Regen und im Sommer der Sonne ausgesetzt war; sie lagen dort auf feuchtem Stroh, das durch langen Gebrauch und Unsauberkeit fast in Mist verwandelt war. Das Brod, das man ihnen gab, um ihre Kräfte zu stärken, war mit Pflanzenrinde vermischt; dazu gab es in Wasser gekochte Hülsenfrüchte, die ihr geschwächter Magen häufig nicht vertrug, zu deren Verzehrung sie jedoch durch Hunger und Stockschläge stets wieder gezwungen wurden. — Wenn einer von ihnen in der Ausführung der ihm auferlegten schweren Arbeit zurückblieb, so wurde er durch ein Weib, eine wahrhafte Megäre, bis aufs Blut bestraft. Sehr oft wurden sogar seine kleinen Gefährten selbst genöthigt, die Werkzeuge der Strafe zu seyn. Mancher Knabe hatte an einem Tage bis zu hundertdreißig Streiche mit dem Ochsenziemer oder mit dem Stock bekommen; ein anderer war in einen Kübel mit eiskaltem Wasser gestürzt worden; wieder einen anderen hatte man während der ganzen Nacht in einem feuchten Keller an einen Pfahl gebunden; einer war mit einem heißen Eisen gebrannt, um ihn dadurch als unrein zu bezeichnen, und einer gar war gezwungen worden — man wagt kaum, es zu denken — seine eigenen Exkremente zu essen. Um die Wunden, die den armen Kindern geschlagen wurden, vernarben zu machen, wurden Salz und Essig angewandt, und um sie über ihre Sklaverei zu trösten, schickte man sie zuweilen am Sonntag vor die Barrière der Stadt zu Trunkenbolden und Gaunern. Zu der schlechten Behandlung des Körpers kam noch diese Entsittlichung des Geistes hinzu, und das System war vollständig.

„Allerdings sind die kleinen Werkstätten in Paris nicht alle dieser Hölle gleich, aber mehr oder weniger sind sie ihr doch immer ähnlich. Ein ge-

meinsamer Familienzug der Handwerks-Industrie ist der Druck, der auf den Lehrlingen lastet. Dieser Stand der Dinge ließe sich nöthigenfalls aus der Anzahl von Klagen beweisen, über welche die Friedensrichter der Hauptstadt täglich berufen sind zu entscheiden; noch offenbarer geht es jedoch aus den Verirrungen hervor, denen sich die Pariser Jugend stets mehr überläßt. Die Kinder des niederen Volkes, auf so vielfältige Weise mißhandelt, bekommen einen Abscheu vor der Werkstätte und der Arbeit. Das Vagabundiren und die damit verbundene Freiheit, die sie für die Noth derselben entschädigt, wird für sie eine unwiderstehliche Lockung. Diejenigen, die ihrer Leiden überdrüssig sind, werden Pflastertreter: am Tage stellen sie sich auf den Marktplätzen, Abends vor den Theatern auf, und des Nachts schlafen sie in der Bude irgend eines Krämers oder unter dem Bogen einer Brücke. Zuletzt ist es das Gefängniß, welches sie aufnimmt, und so kömmt es, daß das Seine-Departement allein an sechshundert junge Gefangene zählt.

„Es ist die Pflicht des Gesetzgebers, darauf zu sehen, daß solchen Mißständen ein Ende gemacht werde. Man hat die Arbeit der jungen Leute in den Fabriken beschränken und für ihren Unterricht sorgen wollen; dieselbe Sorgfalt sind wir jedoch auch den in den kleinen Werkstätten und bei den Handwerkern und Handelsleuten beschäftigten Kindern schuldig. Ein Gesetz, durch welches die allgemeinen Bedingungen der Lehrzeit festgestellt werden, ist vielleicht das dringendste Bedürfniß der Industrie. Die französischen Gesetzbücher wissen von solchen Bedingungen noch nichts; das Gesetz vom 22. Germinal des Jahres XI., des einzigen über den Gegenstand, beschränkt sich darauf, zu erklären, daß der Kontrakt einerseits durch schlechte Behandlung von Seiten des Meisters und andererseits durch Verweigerung der Arbeit von Seiten des Lehrlings für die Gegenpart seine bindende Kraft verliert; es überläßt jedoch dem Vater oder dem Vormund des Kindes die Sorge, dessen Interessen zu versichern, und zwar selbst diejenigen, die keine civilisirte Regierung dem Belieben der Einzelnen überläßt: ich meine nämlich die Sittlichkeit und den Unterricht.

„Es würde schwer seyn, in einem Gesetze alle Pflichten des Lehrlings gegen seinen Lehrherrn und die des Meisters gegen den Lehrling festzustellen, doch glücklicherweise ist dies nicht nöthig; es ist hinreichend, zu erklären, unter welchen Bedingungen der Familienvater in der Folge einem Fremden das natürliche Recht und die Macht übertragen kann, die er über seine Kinder übt. Das Gesetz über den öffentlichen Unterricht gewährt den Aeltern diese Bürgschaften, indem es anordnet, daß der Lehrer gewisse Proben zu bestehen habe, und ihm einen öffentlichen Charakter verleiht. Das Gesetz über die Handwerks-Lehrzeit wird denselben Zweck erreichen, indem es anordnet, daß jeder Vertrag darüber schriftlich abgefaßt sey, und daß die Klauseln des Vertrages dem Friedensrichter zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Gerichtsperson wird darauf zu sehen haben, daß der Lehrherr die wünschenswerthen Bürgschaften darbiete, und daß er den Lehrling als Kind aufnehme, anstatt ihn wie eine Waare zu kaufen. Auf diese Weise wird der Lehrvertrag eine wahrhafte Vormundschafts-Uebertragung seyn, durch den Richter sanctionirt, durch das Siegel des Gesetzes bekräftigt. Außerdem müßte festgestellt werden, daß jeder Lehrbursche während der Dauer der Lehrzeit eine öffentliche Schule, wenigstens zwei Stunden täglich, besuche. In Lille giebt es eine besondere Schule für Handwerks-Lehrlinge, die von 12 bis 2 Uhr Mittags geöffnet ist; derselbe Gebrauch könnte ohne Schwierigkeit in allen Gewerbsstädten eingeführt werden, und sowohl die kleinen Werkstätten als die größeren Fabriken würden bei der sich dadurch vermehrenden Intelligenz ihrer Arbeiter nur gewinnen können.

„Der Polizei-Präfekt von Paris hat eine genaue Aufnahme der Werkstätten aller Art, die sich in Paris befinden, angeordnet, um die statistischen Elemente zu einem Gesetze über die Lehrzeit zu erhalten; dasselbe sollte in ganz Frankreich geschehen, jedoch ist keine Zeit zu verlieren. Wir haben nur allzulange schon die öffentliche Erziehung, jene Pflicht, welche die erste einer jeden Staats-Gesellschaft ist, vernachlässigt. Wir haben mit den Waffen und mit dem Gedanken gekämpft, um die Menschen frei zu machen, was aber haben wir für die Kinder gethan? Der Elementar-Unterricht, während der Kaiserzeit seinen eigenen Kräften überlassen, während der Restauration halb in Verruf erklärt, ist erst seit der Juli-Revolution vom Staate und von den Kommunen dotirt, und auch diese Dotation ist mit solcher Sparsamkeit zugemessen worden, daß der Volks-Unterricht, der nur fähigen Köpfen anvertraut werden sollte, das Loos und der Nothbehelf derjenigen geworden ist, die zu einem einträglicheren Posten keinen Zugang gefunden. Was den Gewerbs-Unterricht betrifft, so erlangen ihn die Kinder, welche genöthigt sind, ihn durch ihre Dienste zu erkaufen, nur für den Preis ihrer Gesundheit und Sittlichkeit. Wir bilden Gesellschaften, um an der Abschaffung der Sklaverei in den Kolonieen zu arbeiten, und vergessen dabei jene unglücklichen Leibeigenen der Familie, jene Kinder, die fast von ihrer Geburt ab zu einem Daseyn verurtheilt sind, das den Keim der physischen Kraft und des moralischen Wohlseyns in ihnen erstickt. Was wundern wir uns hierauch, wenn das Verbrechen und das Elend auf eine schreckliche Weise zunehmen, und wozu dienen uns die vereinigten Fortschritte des Reichthums und der Aufklärung, wenn die Hälfte einer Bevölkerung, wie die von Paris, im Gefängniß oder im Hospital ihr Leben endigt?"

England.

Eine Apologie Richard's III., Herzogs von Gloucester und Königs von England.

(Schluß.)

Um Richard's milde und freundliche Herrschaft in seinem eigenen Hause zu beweisen, ist aus einem merkwürdigen Dokument über den Aufenthalt der Familie auf Schloß Middleham die Erziehung seines ältesten Sohnes, des Grafen Salisbury, angeführt.

„Eine Stelle erwähnt des plötzlichen Todes und Begräbnisses von Lord Richard Bernall, dem Erzieher Gloucester's, der, wie man glauben sollte, zu Pomfret, etwa eine Tagereise von Middleham, starb und begraben wurde, indem eine genaue Summe „für Lord Richard's Reiseleisten von Middleham nach Pomfret" und eine zweite „für Lord Richard's Begräbniß" aufgeführt ist. Mannigfache Aktenstücke, die dieses Edelmannes erwähnen, zeigen, in wie enger Verbindung der junge Fürst mit seinem Hofmeister stand, und beweisen zugleich, daß während Gloucester's militairischer Laufbahn Middleham ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort war. Die Kosten für das Gebetbuch und den Psalter des jungen Eduard sind zusammen mit dem schwarzen Atlas seiner Kleidung in diesem merkwürdigen Fragment aufgeführt, das auch die Art der Vergnügungen angiebt, denen nachzugehen dem erhabenen Kinde gestattet war. Diese letzteren Punkte sind besonders anziehend und zugleich unschätzbar als Dokumente des häuslichen Lebens Richard's von Gloucester, indem sie an seiner Herrschaft im Hause die Herablassung zeichnen, die er durch Aufmunterung zu den Vergnügungen jenes Zeitalters bewies, z. B. durch Bezahlung einer Koppel Hunde, durch Haltung eines Hofnarren u. dgl. m. Andere Punkte sind noch wichtiger durch den Beweis, den sie von Richard's Aufmerksamkeit für die Behaglichkeit und die Rechte seiner Umgebungen und derjenigen seiner Nachkommen geben. Alles dies und das häufige und freigebige Spenden von Almosen an die frommen Stiftungen in der Nähe von Middleham beweist seine genaue Beobachtung der religiösen Vorschriften jener Zeit und stellt in merkwürdiger Art die bewunderungswerthe Regelmäßigkeit und die ausgezeichnete Ordnung dar, welche sein Hauswesen charakterisirten."

Wenn die bisher angeführten Stellen das frühere Leben Richard's in einem durchaus günstigen Lichte erscheinen lassen, so wollen wir jetzt einige Stellen des in Rede stehenden Werkes anführen, die für die Geschichte eine weit größere Wichtigkeit haben; wir meinen zwei vielfach besprochene Thaten aus den Zeiten seines Protektorats und seiner Alleinherrschaft: seine angebliche Usurpation der Krone und die Ermordung seiner Neffen. Was zuerst seine Thronbesteigung betrifft, so scheint diese nicht allein mit der höchsten Pracht vor sich gegangen zu seyn, sondern auch der allgemeinen freudigsten Beistimmung sich erfreut zu haben. Miß Halsted berichtet darüber Folgendes:

„Richard bewies keine persönliche Furcht, er bediente sich keiner Täuschung der Menge; kühn und entschieden, glanzvoll, prächtig und ohne alle Opposition, ist die Thronbesteigung Richard's III. die beste Widerlegung aller der Schmähungen, die ihn als einen hinterlistigen und schwarzen Usurpator verschrieen. Freund und Feind waren mit einander vereinigt, und die Angehörigen des abgesetzten Herrschers theilten mit den Verwandten des neuen Monarchen die würdigsten und ehrenvollsten Plätze, sowohl bei der Prozession, als auch beim Festmahl. Eine Tochter des Hauses York, die Schwester des früheren und Tante des abgesetzten Königs, nahm mit ihrem Gemahl und ihrem Sohn die ausgezeichnetsten Plätze um die Personen des Königs und der Königin ein, während die Häupter des königlichen Hauses Lancaster, der Herzog von Buckingham und Margarethe, Gräfin von Richmond, auserwählt waren, die Stellen der ersten Günstlinge einzunehmen und das Gefolge des erhabenen Paars zu unterhalten. Nichts war außer Acht gelassen, was nur immer Wirkung machen oder der Ceremonie höheres Ansehen geben konnte; es trat weder ein Anzeichen von Despotismus oder Parteisucht hervor, welches die Feierlichkeit in einen aufregenden Akt hätte verwandeln können, noch ein Zeichen von knechtischer Gesinnung gegen einen Tyrannen; Pairs, Prälaten, Ritter, Richter und Bürger — Alles vereinte sich in der Achtung vor der Wahl der Regierung und in der Bestätigung der Erhebung Richard's III."

Mit gutem Erfolg strebt auch Miß Halsted in Betreff der bekannten Erzählung von dem Tode der Söhne Eduard's, die auf Befehl Richard's im Tower ermordet worden seyn sollen, zu Gunsten des beschuldigten Königs jeden Zweifel zu heben. Sie wendet sich an die gleichzeitigen Chronisten, von denen Fabyan etwa sechzig Jahre nach der fraglichen Begebenheit schrieb.

„Nach der Beschreibung der Thronbesteigung des Protektors Richard sagt er: „„König Eduard V. war mit seinem Bruder, dem Herzog von York, in sicherer Haft im Tower, solchergestalt, daß sie nie wieder herauskamen"", und ferner: „„es sey allgemein das Gerücht gegangen, Richard habe die beiden Söhne seines Bruders heimlich ums Leben bringen lassen."" Rous von Warwick ist die nächste gleichzeitige Autorität; doch muß man nicht vergessen, daß er, obwohl Zeitgenosse Richard's III., doch, wie Fabyan, nach dem Tode des Königs nur aus der Erinnerung schreibt; auch ist die Thatsache, daß er sein Werk König Heinrich VII. widmete, allein schon hinreichend, um seine Parteilichkeit für das Haus Lancaster zu zeigen, selbst wenn wir nicht noch den Beweis hätten, daß seine Charakterisirung Richard's III., als dieser Souverain war, derjenigen ganz widerspricht, welche er nachher gab, als er unter den Auspizien von dessen Nebenbuhler und Nachfolger schrieb. „„Der Herzog von Gloucester nahm zu seiner eigenen Erhöhung die Enterbung seines Herrn, des Königs Eduard's V., auf sich und setzte diesen nebst seinem Bruder, welchen er, unter dem Vorwande, ihn zu beschützen, aus Westminster erhalten hatte, ins Gefängniß, so daß nachher nur Wenigen bekannt wurde, welch' eigenthümliches Märtyrerthum sie ertrugen."" Dieser Schriftsteller setzt indeß den Tod der Prinzen in die Zeit des Protektorats. „„Darauf bestieg der Tyrann Richard den königlichen Thron der Erschlagenen, deren Vormund während ihrer Minderjährigkeit er hätte seyn sollen""; diese Behauptung ist so völlig im Widerstreit gegen alle Zeitgenossen, daß sie die Wirkung seiner übrigen Angaben wesentlich schwächt. Der Geschichtschreiber und mit Lorbeer gekrönte Dichter Heinrich's VII., Bernhard Andrews, stellt fest, „„daß Richard die Pa-

richtung der Prinzen befaßt"", eine Thatsache, welche den Chronisten jener Zeit hätte bekannt seyn müssen, wenn in jener Absicht ein positiver Befehl ergangen wäre; und Polydor Virgil, welcher sein Werk unter der unmittelbaren Beschäftigung und auf den ausdrücklichen Wunsch ebendesselben Monarchen schrieb, erzählt, nachdem er von der Ungewißheit über die Art ihres Todes gesprochen hat, daß man allgemein verbreitet und geglaubt habe, „„daß die Söhne Eduard's noch am Leben wären, und daß man sie nur heimlich weggeführt und an irgend einem entfernten Orte verborgen habe."" Es scheint daher, daß weder die gleichzeitigen Schriftsteller, noch diejenigen, welche unter der folgenden Herrschaft auf königlichen Befehl schrieben, einen genauen Bericht über das Schicksal der jungen Prinzen geben; die Ersteren stimmen sämmtlich darin überein, daß sie gefangen waren, und daß allgemein gesagt wurde, sie seyen todt; aber wann und wie diese That geschah, oder was der Grund jenes Gerüchtes war, hat Niemand festzustellen versucht, mit Ausnahme von Thomas Morus. Dieser Geschichtsschreiber war kein Zeitgenosse Richard's, er war zur Zeit des Todes jenes Fürsten noch ein Kind: da er aber, wie früher bemerkt, in dem Hause des Bischofs Morton erzogen worden war, so läßt sich vermuthen, daß er den Stoff zu seiner Geschichte von diesem Manne überkommen hat. Morton jedoch, obwohl ein Zeitgenosse der betreffenden Begebenheiten, rühmte sich des Geständnisses seiner bitteren Feindschaft gegen Richard. Vereint mit Hastings stiftete er eine Verschwörung gegen ihn als Lord Protektor und trieb Buckingham zur Empörung gegen ihn an, nachdem er zum König gesalbt worden war. Er verließ Buckingham, sobald er ihn seiner Unterthanenpflicht entwöhnt hatte, und entfloh wenige Wochen nach Richard's Krönung nach dem Festlande, wo er als ein Verbannter und Geächteter während der übrigen Zeit von dessen Regierung blieb. Es muß daher einleuchten, daß er die Nachrichten über die Angelegenheiten Englands in jener Zeit, welche von ihm mitgetheilt worden sind, nur durch das Gerücht erhalten haben konnte, und die Färbung, welche sein Vorurtheil und seine Feindschaft allen zum Nachtheil des Königs Richard ausgesprengten Gerüchten geben mußte, würde sein Zeugniß nicht allein zweifelhaft, sondern auch durchaus unzulänglich machen, außer wenn es von anderen Schriftstellern bestätigt oder durch vorhandene Dokumente beglaubigt würde."

So viel über die dem Könige vorgeworfenen Verbrechen; wir kommen nun zu dem positiven Lobe, welches die Verfasserin der Regierung Richard's in folgenden Worten ertheilt:

„So kurz die Zeit war, in der es Richard vergönnt gewesen ist, die Mißbräuche abzustellen und die Bedürfnisse dieser verwirrten Zeiten zu befriedigen, so beliebte er doch nicht nur viele außer Gebrauch gekommene sächsische Gesetze in all ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern er gab auch neue, die auf so gutem Grunde ruhten und mit so viel legislativer Einsicht und Befähigung entworfen waren, daß bis auf den heutigen Tag viele der Bestimmungen Richard's III. in voller Kraft gelten und die Lobsprüche, die man ihnen ertheilt hat, vollkommen rechtfertigen. „„Unter der Regierung keines anderen Königs"", sagt Richard Baker, der Chronikschreiber der englischen Monarchen, „„wurden bessere Gesetze abgefaßt als unter der Regierung dieses Mannes; er war auf gutem Wege, ein ausgezeichneter König zu werden, wenn er nur auf guten Wegen zum Königthum gelangt wäre."" Selbst Lord Bacon, der Biograph seines Rebenbuhlers, giebt Zeugniß von seinen „„staatsklugen und gesunden Gesetzen"". Richard verdiente in der That eine edlere Behandlung von seinen Unterthanen, denn mitten unter den Unruhen und Plagen, den Kränkungen und Mißgeschicken, die ihn so zahlreich und so schwer trafen, war seine ganze Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt gerichtet — darauf, die große Masse des Volkes von den vielen Lasten zu befreien, unter denen sie so lange und so schwer gelitten hatte, und einen edleren und besseren Geist unter allen Klassen zu verbreiten durch die Kraft seiner Edikte und durch die hohen Prinzipien von Gerechtigkeit, Religion und Moralität, worauf sie gegründet waren. „„Seine Hoheit ist fest entschlossen, in seinen Landen Gerechtigkeitspflege zu üben und allen Bedrückungen und Erpressungen abzuhelfen und sie zu bestrafen"", waren die Worte der Proclamation, in welcher Richard, auf einer kurzen Reise nach Kent, die Geringsten aus dem Volke, die man ungesetzlich behandelt habe, aufforderte, ihr Gesuch „„an Seine Hoheit zu richten, und sie sollten gehört werden und ohne Verzug eine solche Genugthuung erhalten, wie sie den Gesetzen gemäß sey; denn — so schließt dieses merkwürdige Dokument — Seine Gnaden haben sich ernstlich vorgenommen, daß alle getreue Unterthanen still und ruhig leben und in Frieden ihrer Ländereien und ihres rechtmäßigen Besitzes genießen sollen."" Als ein Mittel, die ungerechten Entscheidungen abzuschaffen, welche in den letzten Jahren vorgeherrscht hatten und nicht nur die Gerichtshöfe in Verachtung brachten, sondern auch die Wirkung vereitelten, welche die herrlichste unserer Einrichtungen, das Geschwornengericht, beabsichtigte, bestimmt er, um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, daß nur diejenigen Personen, welche freies Eigenthum zum Betrage von jährlich 40 Shillingen besaßen, für fähig erachtet werden sollten, zu Geschwornen gewählt zu werden; eben so gab er allen Friedensgerichten die Macht, für solche Personen zu bürgen, welche wegen Freveltaten auf bloßen Verdacht hin festgenommen waren; aber die wohlthätigste seiner Verfügungen, welche der Gesammtheit bei weitem die meiste Erleichterung gewährte, war ein Gesetz, das die Beschlagnahme des Eigenthums solcher Personen vor ihrer Ueberführung verbot, die auf die Anklage wegen eines Verbrechens festgenommen waren — eine Maßregel, welche laut hervorgerufen wurde in Folge eines entgegengesetzten Gebrauchs, der lange Zeit den Mächtigen einen Weg gezeigt hatte, die Armen, ihre schwächeren Gegner, zu unterdrücken und durch falsche Angaben alle Prinzipien der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in Verdacht zu bringen."

An anderen Stellen zeigt die Verfasserin, wie Richard die sanfteren und edleren Gefühle des Volkes zu erhöhen strebte, indem er diejenigen Spiele und Vergnügungen begünstigte, welche diesem Zwecke näher bringen konnten und doch zugleich dem Geiste des Zeitalters angemessen waren. Ist die Darstellung der Miß Halsted durchaus gewissenhaft, so läßt sich nicht leugnen, daß Richard in seinem Streben nach Erhebung des Volkes die tyrannischen Tudors bei weitem hinter sich gelassen habe. Kann man aber auch nicht in allen Punkten mit den Behauptungen unseres Werkes übereinstimmen, so können wir dennoch nicht umhin, das große Talent der Verfasserin anzuerkennen, so wie das gesunde Urtheil, mit dem sie die Glaubhaftigkeit der Quellen prüft und die Autoritäten gegen einander abwägt. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer gewandten Darstellung, empfehlen das Buch nicht allein dem Gelehrten, sondern jedem Geschichtsfreunde.

Mannigfaltiges.

— Bittschrift der französischen Arbeiterklassen. Wir haben kürzlich der von Herrn Ledru-Rollin ausgegangenen Aufforderung an die französischen Arbeiterklassen gedacht, sich mit einer Petition an die Kammern zu wenden, deren Wiedereröffnung gegen Ende dieses Monats bevorsteht. Auf Veranlassung jenes Deputirten von der äußersten Linken ist nachstehendes Formular einer Petition jener Art in dem Redactions-Büreau der „Réforme" niedergelegt und bereits mit nahe an hunderttausend Unterschriften bedeckt worden:

„Meine Herren! Das Mißbehagen der arbeitenden Klassen ist durch die Unruhen, die von Zeit zu Zeit auf allen Punkten Frankreichs ausbrechen, nur allzu sehr außer Zweifel gestellt. Meister und Arbeiter, Alle sehen ihre Interessen eben sowohl durch eine blinde Konkurrenz als durch den Mangel an Abzugskanälen benachtheiligt. Dieser Zustand kann ohne Ruinirung des Landes nicht länger fortdauern. Wir wenden uns an Ihre Institution; von Ihnen erwarten wir, daß Sie die Regierung ermahnen, sich mit dem Schicksale der Arbeiter zu beschäftigen, nachdem Sie durch eine Untersuchung die Ursachen und die Ausdehnung ihrer Leiden dargelegt haben werden."

— Nothstand in Paris. Der Revue de Paris zufolge ist beim Eintritt des diesjährigen Winters der Nothstand der ärmeren Klassen der Hauptstadt größer, als er sonst um diese Jahreszeit zu seyn pflegt. Die Zurückforderung zahlreicher bei der Sparkasse niedergelegt gewesenen Summen, der Zustand der Hospitäler, die von Kranken überfüllt sind, die außerordentliche Zahl von Kindern, Frauen und Arbeitern ohne Beschäftigung, welche beinahe auf den Straßen sich umhertreiben, ungeachtet der Polizei-Vorschriften gegen die Bettelei, Alles deutet darauf hin, daß man, je mehr sich der Winter nähert und je strenger die Kälte wird, auf ein in dieser Weise noch nicht dagewesenes Elend sich gefaßt machen müsse. Die Revue de Paris versichert sogar, es sey durch einen Arzt, den Doktor Mauclin, ein Fall konstatirt worden, wonach ein Greis im wahren Sinne des Wortes auf dem Punkte war, vor Hunger zu sterben, und nur dadurch gerettet wurde, daß man ihn sofort von der Straße, wo er umgefallen war, nach einem Hospitale brachte.

— Feuilleton-Literatur. Ueber das Umsichgreifen derselben melden Berichterstatter aus Paris: So wie die Presse Herrn Alex. Dumas ausschließlich für ihr Feuilleton, und zwar mit 60,000 Fr. für 24 Bände jährlich, engagirt hat, so hat sie auch für 80,000 Fr. baar und eine Leibrente von 4000 Fr. die Mémoires d'outre tombe des Herrn v. Chateaubriand gekauft, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten. Chateaubriand's ziemlich zerrüttete Vermögens-Verhältnisse zwangen ihn zu diesem Handel, der seinem Nimbus großen Eintrag thut. Thiers' Geschichte des Kaiserreichs soll nun ganz im Feuilleton des Constitutionnel erscheinen; die Unterhandlungen deshalb sind im Gange. Die Revue de Paris ist jedoch der Ansicht, daß Herr Thiers allezeit eine zu entschiedene Abneigung gegen diesen Detailhandel in der Literatur gehabt, als daß er sich jetzt sollte entschließen können, in diesem Geschäft mit Herrn Sue zu konkurriren. Der Courrier français hat Herrn Victor Hugo die Hälfte des Eigenthums der Zeitung angeboten, wenn er dem Feuilleton dieses Blattes seinen neuen Roman „Quinquengrogue" und seine literarische Thätigkeit zuwenden wolle. Der ganze französische Journalismus ist auf einer wahnsinnigen Parforcejagd nach berühmten Feuilleton-Schriftstellern begriffen.

— Die Berlioz'schen Konzerte. Herr Hector Berlioz, dessen großartige, wenn auch nicht immer den angenehmsten Eindruck zurücklassende Konzerte im vorigen Jahre die Reise durch Deutschland machten, will diese jetzt zu einer permanenten Unterhaltung der Pariser erheben, indem er im Cirkus auf den Elysäischen Feldern ein sogenanntes „Festival" täglich zu geben gedenkt. Die Pariser Journale sind nicht ohne Angst darüber, daß man nun alle Tage die großen Musiken des Herrn Berlioz werde hören müssen; ja sie wundern sich darüber, daß er von seiner Reise durch Deutschland nicht einen besseren musikalischen Geschmack mitgebracht habe, als er vor derselben und auch nachher stets an den Tag gelegt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 7. Dezember 1844.

Schweiz.

Die Schweizer Geschichtsforscher.

Der Grundcharakter aller Werke über die Geschichte der Schweiz ist eine wissenschaftliche, streng unparteiische Kritik, die ihre Bahn durch das verworrenste Dickicht der Handschriften und Chroniken verfolgt, die man ungern auf ihrem Wege begleitet, aber freudig an ihrem Ziele ankommen sieht. Der Stoff dieser Geschichtswerke trägt in unzähligen Citaten die Spuren der Mühe, welche seine Gewinnung und Säuberung gekostet; er ist in so viele Einzelheiten zersetzt, seine Behandlung ist so juristisch minutiös, daß jene Bücher im Allgemeinen der Masse des Publikums kaum zugänglich sind, obgleich sie die neuesten und interessantesten Resultate schweizischer Geschichtsforschung enthalten.

Dessenungeachtet ist die künstlerische Behandlung der Geschichte nicht weniger in den Händen talentvoller Männer, als die kritische, und hier ist es besonders Johannes Müller, der alle seine Landsleute überragt. Interessen, wenn derselbe noch von keinem Schweizer erreicht wurde, so ist dies nicht nur seinem Genie, sondern auch gewissen anderen Verhältnissen zuzuschreiben, die wir sogleich auseinandersetzen wollen.

Die Geschichtsschreibung hat in der Schweiz, wie wir bereits angedeutet haben, vorzugsweise eine gelehrte Färbung. In keinem anderen Lande, das ähnliche gesellschaftliche Zustände in sich entwickelt hat, ist die Vorliebe für Alterthums-Studien so vorherrschend als hier, und selbst bei Müller strotzt jedes Blatt von Citaten und Nachweisungen, die er freilich nur halblaut und, wie die Schauspieler ihre geheimen Gedanken und Beweggründe, „bei Seite" spricht. Aber eingefleischte Historiker würden sehr in Verlegenheit gesetzt werden, wenn man sie zwischen Text und Noten wählen ließe, und ich kenne welche, die ohne Gewissensskrupel den ersteren opfern würden. Uebrigens hat Müller die gelehrten Anmerkungen nicht zur Ausschmückung seines Werkes geschrieben; er fühlt im Gegentheil ihre Bedeutung, er steht zwischen ihnen, wie der Berggeist unter Gnomen, — sie sind es, die ihm die begeisternden Worte getragen, aus denen er für sein Volk sein Epos aufbaut. Er ist indeß nicht der Erste, der in den öffentlichen Dokumenten eine solide Grundlage für die Geschichte der Schweiz suchte, und hat hierbei, nach Art vieler großen Künstler, nur eine schon vor ihm von Anderen angeregte Idee in Ausführung gebracht. Jeder Kanton, jede nur einigermaßen bedeutende Gemeinde hatte ihre Chroniken, die von den Staats-Secretairen geführt wurden und auf diese Weise einen halboffiziellen Charakter erhielten. Dessenungeachtet sind es keine trockene Aufzählungen von Begebenheiten, und manche Chronikenschreiber, wie Tschudi, wissen uns durch Naivetät und Poesie zu rühren. Man darf sich über diese Vereinigung des poetischen und kritischen Geistes nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Schweizer einerseits früh gelernt haben, ihre eigenen Angelegenheiten mit scharfem Auge zu beurtheilen, und daß sie andererseits, was die Poesie betrifft, Bergvölker sind. Auch waren es nicht die Historiker, welche der Geschichtsschreibung in der Schweiz den Charakter gaben, sondern der Stoff derselben war es, der ihn bedingte. Dieser Stoff ist die Geschichte eines Volkes, aber nur eines Volkes, nicht seiner Anführer. Dies ist so wahr, daß man bei Erzählung der wichtigsten Ereignisse von den Führern schweigt. Man lese nur die Beschreibung der großen Schlachten. Die Streiterhaufen, die verschiedenen Banner, die Soldaten aus jeder Gemeinde und jedem Thale sind gezählt, aber die Feldherren sind vergessen worden. Es ist durchaus nicht entschieden, wer bei Morgarten, Sempach und Granson kommandirte, und in der That war es auch nur der Entschluß Aller, zu siegen oder zu sterben, der jene Schlachten leitete. Und dennoch, wiewohl kein Name in den Vordergrund tritt, ist die Geschichte keines Landes einem Epos ähnlicher, als die der Schweiz. Hier ist das Volk der wahre Held, und was die Geschichte zu erzählen hat, ist das Leben Aller, das öffentliche Leben. Das Volk aber ist in Kantone und Distrikte vertheilt, theils industriell, theils mit Ackerbau oder Viehzucht beschäftigt, aber immer frei und, was auch in den einzelnen Kantonen sein Gewerbe ist, kriegerisch. Darum lieferte auch jeder Theil der Schweiz der Geschichte hinlängliches Material, und darum muß man die Geschichte aller einzelnen Distrikte studiren, wenn man diejenige des ganzen Volkes kennen lernen will. Diese Spezialgeschichten nun sind das wahre Feld der Kritik, jedoch nicht weniger ein Kreuz für die Lernenden.

Man begreift die Schwierigkeit dieser Studien und bewundert Müller, dessen Buch neben den eigenthümlich starken Gedanken und Worten die genauesten Quellenforschungen enthält. Er schreitet ordnend in stolzer Haltung durch die verworrenen Massen sich kreuzender Ereignisse. Krieger, Staatsmänner, Sitten, Gesetze, Revolutionen, Friedensschlüsse, Alles kommt zu seiner Zeit, an seinen gehörigen Platz, nichts ist von ihm vergessen worden. Man muß sein Werk gelesen haben, — und wir können hinzufügen, wer es nicht ein wenig studirt hat, hat es nicht gelesen, — um sich einen Begriff von der Last zu machen, die sich ein Geschichtsschreiber der Schweiz auflegt. Müller hatte indeß Nachfolger, die sich von der Schwierigkeit der Aufgabe nicht zurückschrecken ließen. Es ist freilich eine kleine Verlegenheit, selbst bei vorzüglichem Talent, einen so originellen und genialen Vorgänger zu haben, als Müller ist. Auch ist sein Werk mehr abgeschlossen und ungeeigneter zu einer Fortsetzung, als es scheint. Müller ist die alte, die heldenmüthige Schweiz, deren Geschichte halb unter dem Schleier der Sage verborgen liegt und ihn nie ganz entbehren mag. Die Ereignisse jener Zeit waren feierlich, und eben so feierlich ist der Styl, in welchem sie Müller erzählt. Aber nicht mehr so verhält es sich mit den Zeiten, die er nicht geschildert hat, die besser gekannt sind und in denen fremde Kriege, Reformation und Revolutionen die Schweiz entzweiten. Müller würde sie sicher ebenfalls mit Meisterhand gezeichnet haben, aber sein Geist hätte sich da nicht heimisch gefühlt. Diese Arbeit war seiner Eigenthümlichkeit nicht angemessen, und seine Nachfolger befanden sich also in der sonderbaren Lage, ihre schwierige Aufgabe um so besser zu lösen, je weniger sie dem großen Historiker ähnlich waren.

Der Erste von ihnen, der Zeit nach, ist Robert Glutz aus Solothurn. Er beschrieb die italiänischen Kriege und ist nur wichtig, weil er, freilich in ziemlich ungewandter Weise, das Leben der Söldner aus der Schweiz genau schilderte. Im Uebrigen ist er für jene Zeit unzureichend, in welcher die Schweiz einen Augenblick zu der Rolle einer großen kriegführenden Macht gelangte, in der z. B., wie Guicciardini ausdrücklich bemerkt, „der Verlust oder die Erhaltung Mailands nur davon abhing, ob sich Schweizer anwerben ließen oder nicht". Selbst die Schlacht von Marignano, jene Schlacht der Riesen des sechzehnten Jahrhunderts, ist in dem Werke von Glutz verworren dargestellt. — Auf Glutz folgt Hottinger, ein Züricher, der vieles und tiefes Studium verräth und über die Anfänge der Reformation geschrieben hat. Sein Werk ist gewissermaßen nur eine weitläufige Einleitung in dieselbe oder, wenn man will, eine spezielle Geschichte der kirchlichen Revolution in Zürich zur Zeit Zwingli's, keineswegs aber eine der großen Abtheilungen der Schweizer Geschichte. Diesen Fehler bei Seite gesetzt, ist die Arbeit sehr ausgezeichnet, und obgleich sie nur einen Zeitraum von wenigen Jahren umfaßt, enthält sie doch einige sehr wichtige Begebenheiten. Unter Anderem ist die Schilderung der Schlacht von Pavia und der Person Ulrich Zwingli's, von dem derselbe Autor vor kurzem eine populaire Biographie geschrieben hat, besonders gelungen. Hottinger ist zwar ein geborner Deutscher, aber an Geist und Charakter völlig zum Schweizer geworden.

Vulliemin übernahm, als Dritter in dieser Reihe der Geschichtsforscher, die Reformation der französischen Schweiz, Genf und Kalvin. Mit Einschluß aller Folgen, welche dieses Ereigniß nach sich zog, reicht das Werk bis 1712. Monnard wird über das 18te Jahrhundert und die Revolution schreiben. Diese mühevollen Arbeiten sind eben so ehrenvoll für die Autoren, welche sich ihnen widmen, als für das kleine Volk, das der Geschichte ein so reiches Material liefern kann.

Vulliemin und Monnard haben französisch geschrieben und die Arbeiten ihrer Vorgänger ebenfalls in diese Sprache übersetzt. Das Hauptwerk Monnard's ist noch nicht erschienen und soll den letzten Theil einer großen Sammlung historischer Arbeiten bilden. An der Spitze dieser Sammlung steht eine Biographie Müller's von Monnard, die großes Aufsehen in der Schweiz gemacht hat. Sie hat den nicht unbedeutenden Fehler, daß sie Müller nur als Mensch und Geschichtschreiber, nicht aber als politische Person betrachtet. Dessenungeachtet bietet sie eine sehr anziehende Lektüre dar und berechtigt für die übrigen Schriften ihres Verfassers zu den schönsten Hoffnungen. Um einen Geist zu schildern, den das Genie bewegt und treibt, muß man mehr als biographisches Talent haben, man muß sich in seinen Helden versenken können und selbst vom stürmischen Thatendrange ergriffen gewesen seyn. Das ist es auch, was uns in dieser Lebensbeschreibung Müller's fesselt, daß wir ihn selbst finden, wie er war, in seiner unwandelbaren Größe, in der Fülle seines Geistes und seiner Kraft, mit seiner Gelehrsamkeit und seinem Unglück. Man sieht es dem Biographen an, daß er seinen Helden mit der innigsten, aber einer schweigsamen Liebe zeichnete; er überredet und rührt durch die bloße Aufzählung von Thatsachen.

Durchdringender Verstand und feiner Geschmack sind die hervortretenden

Eigenschaften Vulliemin's. Man kann von ihm sagen — und dies ist immer ein großes Lob — daß er bis auf einen gewissen Punkt ein geborener Historiker ist; seine Gelehrsamkeit ist keine pedantische, sondern ziemlich vielseitig, sein Styl macht eine seltene Ausnahme von dem seiner literarisch bekannten Landsleute und hat Eigenthümlichkeiten, an denen er sogleich wieder zu erkennen ist. Es ist dies immer auch das Zeichen eines originellen Geistes, obgleich man behauptet hat, das besondere Gepräge im Style Vulliemin's sey affektirt. In der Schweiz, wo die Schreibart gewöhnlich wortreich und schleppend ist, scheint es natürlich, daß man Vulliemin verwirft, er befleißige sich der Kürze auf Kosten des Periodenbaus und der Deutlichkeit, seine Schilderungen seyen Skizzen und seine Sentenzen abgebrochene Worte. In der That liegt auch seine Originalität in der Kunst, für einen Gedanken das kongruenteste Wort und die kürzeste Phrase zu finden, aber tadeln wollte ich gerade an ihm, daß er sich, dieser Eigenthümlichkeit untreu, zuweilen in kühne Wendungen versteigt, in welchen er Müller nachzuahmen scheint, der allein, dem Adler in den Alpen ähnlich, die Gipfel verständlicher Rede erreichen konnte, ohne sich Zwang anzuthun. Müller gebraucht viele Archaismen und Provinzialismen, aber darum ist sein Styl dennoch gleichartig und aus einem Guß; bei Vulliemin aber würde ein Kenner leicht verschiedenartiges Erz herausfinden. Auch der Plan des Werkes hat einen ähnlichen Fehler; es ist, als hätte es keinen organischen, nur einen mechanischen Zusammenhang. Nachdem wir von der Reformation und den Kriegen, welche dieselbe hervorgerufen hat, unterrichtet sind, finden wir plötzlich in einem neuem Bande den Titel: „Von der Zeit Heinrich's IV. bis Ludwig XIV." Dies sind Eintheilungen für eine französische oder allgemeine Weltgeschichte, aber für keine der Schweiz. In jener Zeit ist die Konsolidirung der Aristokratie und der Verfall der Volksmacht weit eher hervortretend, als es die europäischen Kriege sind, an denen die Schweiz im Ganzen wenig Antheil nahm. Ein anderer Fehler Vulliemin's ist es, daß er fast leidenschaftlich unparteiisch ist und vor lauter Gewissenhaftigkeit oft gar kein Urtheil fällen kann. Es wird also dem Werke Vulliemin's nicht an tadelnden Kritiken fehlen, aber man wird überall anerkennen müssen, daß es die vollständigste und brauchbarste Fortsetzung der Müllerschen Geschichte ist. Es ist eine angenehme Lektüre, reich an geistreichen Gedanken und gut erzählten Thatsachen, und hat vielleicht von allen Büchern, die in diesem Genre seit einiger Zeit in der Schweiz erschienen sind, die größte Zahl guter Eigenschaften. Jedenfalls hat Vulliemin Beruf zum Schriftsteller, und da dieser Beruf bei seinen Landsleuten ziemlich selten ist, so mußten wir uns wohl länger bei einem Werke aufhalten, das denselben verräth, um eine verdiente Theilnahme für den Autor zu erwecken.

Nach dem, was wir oben gesagt haben, liegt die Frage nahe, woher es kommen mag, daß die schweizer Schriftsteller so häufig den Styl vernachlässigen und selten von einer gewissen Plumpheit und Härte des Ausdrucks freizusprechen sind. Sogar Müller möchte man etwas Aehnliches vorwerfen, wenn er nicht den Mangel der Rundung durch Kraft ersetzt hätte. Freilich gilt in historischen wie in allen wissenschaftlichen Arbeiten der Stoff für die Hauptsache, und ist der Ausdruck deutlich, so ist, meinen die Meisten, genug für ihn gethan. Auch läßt sich in die Masse von Details und kleinen Lokal-Geschichten eben so schwer eine stylistische als eine politische Einheit bringen. Doch liegen die Ursachen der nachlässigen Ausdrucksweise bei den anderen Schriftstellern der Schweiz tiefer, und wir werden versuchen, einige derselben anzudeuten.

Sey es ein Fehler oder ein Vorzug, der Charakter der Schweizer hat eine gewisse Rauhheit, etwas Bäurisches, das alle Institutionen und Sitten durchdringt und in der Verachtung aller Eleganz und alles Geschmacks besteht. Die Schweizer sind von einer erhabenen, rauhen, gebieterischen und unbezwingbaren Natur umgeben, der gegenüber das Treiben der Menschen so winzig erscheinen muß, daß die kleinen Sorgen des Lebens, wie die um Mode und Eleganz, nothwendig lächerlich werden. Die rauhe Natur der Alpen und die Gefahren, von denen ihre Bewohner stets bedroht sind, macht dieselben auch klug und vorsichtig und richtet ihren Sinn mehr auf die Erhaltung ihres Vermögens und die Sorge für eine bescheidene Bequemlichkeit, als auf Glanz und rauschende Vergnügungen. Der Mangel großer Hauptstädte, in denen der Einzelne in der Menge verschwindet und doch zu gleicher Zeit all seine Kräfte benutzen muß, das vielmehr kleinstädtische Leben, in welchem man nie unbeobachtet ist, die Wichtigkeit, die den Einzelheiten beigelegt wird, die strenge und einförmige Lebensweise, alles dies scheint uns den Mangel einer künstlerischen Handhabung der Sprache in der Schweiz zu erklären. Und dieser Mangel ist um so fühlbarer, als er uns bei Männern und in Büchern begegnet, die sich durch ein ernstes und gesundes Urtheil, durch Wahrheitsliebe und Herzlichkeit auszeichnen.

Außer einer fabelhaften Menge von Blättern und Broschüren über religiöse und politische Gegenstände erscheinen in jedem Jahre in den Städten ersten und zweiten Ranges nicht wenig gehaltvolle Bücher. Unter dieser Masse von Publicationen, die übrigens anderweitig interessant seyn mögen, giebt es immer nur sehr wenige von literarischem Werth, und unter diesen Ausnahmen findet man weder historische noch andere Schriften, in denen ein guter Styl Haupterforderniß ist.

Neben dem National-Charakter wirken aber noch andere Verhältnisse auf die Schriftsprache. Deutschland, dessen Prosa sich jetzt selten zu einer allgemein genießbaren Vollkommenheit erhebt, übt hierdurch einen traurigen Einfluß aus. Ferner theilt es mit der Schweiz die pädagogische Richtung, die in unserer Frage nicht zu übersehen ist. Besonders ist jetzt die französische Schweiz, vermöge ihrer Akademieen, Kollegien, Normalschulen und Hunderte von Pensions-Anstalten, das Erziehungs-Centrum für ganz Europa. Es wäre interessant, eine Liste von denjenigen Souverainen anzufertigen, die von schweizer Lehrern, besonders von solchen aus dem Waadtlande, erzogen worden sind. Diese Liste würde sich, wie man voraussetzen kann, nicht auf die Kaiser Nikolaus und Alexander beschränken. Diese pädagogische Tendenz, die sich so sehr geltend macht, daß sie zur National-Industrie geworden ist, muß allen Geistesprodukten einen didaktischen Beigeschmack geben, welcher der Literatur und den Künsten, wie überhaupt jeder Schöpfung, also auch einer wissenschaftlichen, gefährlich ist. Denn was ist Schaffen, als eine That des vorurtheilsfreien, ungefesselten Geistes? Aber der didaktische Geist überlegt zuerst die Regel, die ihm eingeprägt worden ist; er erklärt und studirt, aber er begeistert nicht, er reproduzirt, aber erfindet nicht. Sein Einfluß ist freilich jetzt überall zu spüren, hat sich jedoch vorzugsweise in der Schweiz entwickelt, wo ihn die Regierungen nicht wenig förderten. Aber in dem Maße, als die Erziehung allgemeiner wird, verliert sie an Tiefe. Dieses Wachsen des Unterrichts in die Breite und das gleichzeitige Sinken unter sein bisheriges Niveau ist leicht an der Masse von Erziehungs- und Erbauungsbüchern zu ermessen, die alljährlich in der Schweiz erscheint und in keinem Verhältniß zu der Zahl von Werken über andere Materien steht. Dabei sind jene Bücher selten in einer guten Sprache geschrieben, und nur wenige von ihnen verrathen Originalität oder tieferes Nachdenken. In der französischen Schweiz bilden Elementarbücher und andere Kinderschriften die Mehrzahl unter den pädagogischen Werken. Die religiösen Schriften werden aus dem Deutschen oder Englischen übersetzt.

Man kann sich denken, daß die Geschichte bald in diese didaktische Richtung hineingezogen wurde. Die letzten Jahre sahen mehrere historische Werke erscheinen, die weit besser für eine Schule, als für das Volk passen. Das einzige Buch über Geschichte der Eidgenossenschaft, das ein klassisches Denkmal genannt werden kann, ist das Buch von Zschokke, das seinen Erfolg gewiß den dramatischen und lebhaften Schilderungen verdankt, die es enthält. Uebrigens trägt die Geschichte in sich selbst eine gewisse moralische oder, wenn man will, wissenschaftliche Würde, die sie vor Gemeinplätzen und Frivolität schützt, und die historischen Schriften, die in jüngster Zeit erschienen sind, werden in der Schweiz sehr hoch gehalten, müssen also wohl sich von den erwähnten Fehlern ziemlich frei erhalten haben. Indeß ist unter diesen verschiedenen Werken kein Centralwerk, keines, das, wie Müller's, alle Arbeiten seiner Zeit zusammenfaßte. Nach dem Denkmal, das er errichtete und das seine Nachfolger vollenden werden, bleibt noch eine, wenn auch minder glänzende, so doch gewiß nützliche und schwierige Arbeit übrig, nämlich eine allgemeine Geschichte der Schweiz, die weder alle Details enthalte, noch ein bloßer Abriß sey, sondern, die verschiedenen helvetischen Völkerschaften zu gleicher Zeit berücksichtigend, schildernd und reflektirend, die historische Schweiz in ihrem Gesammtwirken und ihrer wahren Einheit darstelle. Ein solches Werk konnte bisher noch nicht versucht werden, wird auch in unserer Epoche vielleicht nicht zu Stande kommen, jedenfalls aber in einer künftigen einmal Bedürfniß werden. Die geschätztesten historischen Monographieen, unter denen es sehr ausgezeichnete giebt, sind: die Geschichte Appenzell's von Zellweger, Zürich's von Bluntschli und das Werk de Tillier's über die Stadt Bern, deren Geschichte besser als die eines anderen Kantons die Geschichte der ganzen Eidgenossenschaft kreuzt und resumirt. Neben diesen speziellen Arbeiten wurden aber auch Epochen der ganzen Schweiz bearbeitet, wie von Kopp, Hisely und Gingins die Zeit der Kriege mit Oesterreich, von Gingins besonders die burgundischen Kriege, von Hottinger und Vulliemin die Reformationszeit, endlich die revolutionaire Epoche von Monnard, de Tillier und dem Landamman Reinhardt.

Die Idee der Neutralität gegen das Ausland und die des Gleichgewichts im Innern gewinnen täglich mehr Terrain in der Schweiz und vereinigen augenscheinlich die Denker aus allen Parteien. Wo diese Geschichtswerke Reflexionen machen, da entwickeln sie vornehmlich die Ideen, denn dieselben ruhen auf dem politischen Bewußtseyn und der nationalen Unparteilichkeit der Schweizer. Die Schriftsteller sind weder für noch gegen das Ausland eingenommen, sie verkennen sogar die Wechselwirkung zwischen ihrem Vaterlande und den Nachbarvölkern und wollen die Schweiz nur durch sie selbst wieder erheben. Daher erklärt sich auch das merkwürdige Faktum, daß unter den vielen Geschichtschreibern nur sehr wenige andere als nationale Gegenstände behandelt haben. Hurter mit seinem Innocenz III. ist vielleicht der Einzige, der eine Ausnahme macht, und diesem Einen wird noch der Vorwurf gemacht, daß er gegen sein Vaterland schreibe. Tillier, ein Berner Patrizier, erzählt die Geschichte der alten Berner Republik und der Revolution, die ihr ein Ende machte, so unbefangen, daß man ihn lieber parteiisch, als so gleichgültig hat haben wollen.

Ohne Zweifel hat die Geschichtsforschung in der Schweiz ihre Tendenzen, ihre verschiedenen Schulen, die sich in der deutschen Schweiz an Deutschland, in der französischen, freilich weniger eng, an Frankreich anschließen werden. Ohne Zweifel sind die einen radikal, die anderen konservativ, aber der Geist der Schriftsteller wird die Entwickelung des helvetischen Geistes fördern. Was also dem größten Theile dieser Werke fehlt, ist weder Charakter, noch Ernst, noch Lebendigkeit, sondern nur ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt und eine angemessene Form.

(R. d. d. M.)

Italien.

Die Kunst-Ausstellung in Mailand.

Die Kunst in Frankreich, Deutschland und Italien. — Kunstgeschmack der Reichen. — Rokoko. — Canova und der Klassizismus. — Bartolini und die Kabinets-Skulptur. — Sangiorgio's Kastor und Pollux. — Gretchens Statue von Monti. — Hayez und die Geschichtsmalerei. — Venezianische Stoffe. — Signor Schultz di Berlino.

(Schluß.)

Wir müssen uns hier auf die ausgezeichneteren Kunstwerke beschränken, da nur sie auch für den deutschen Leser ein Interesse haben können.

Die Bildhauerkunst datirt ihre Befreiung aus den Fesseln des Barockstyls von dem Tage, an welchem Canova sein Denkmal Ganganelli's der Oeffentlichkeit übergab. Doch war dieser Tag, nach Selvatico's Ausdruck, zwar leuchtend, aber nicht klar; die frostige Nachahmung der Antike, das Streben nach conventioneller, gezierter, matter Grazie verdüsterte ihn noch. Bald hatte er seine Mittagshöhe erreicht und neigte sich wieder zum Niedergange; als letzte Dämmerung desselben kann man die Venus von Baruzzi bezeichnen, welche mit dem Verschwinden des Canovismus schon das Anbrechen einer neuen, korrekten, originellen, auf die Wahrheit gegründeten Kunst verkündigte. Diese neue Kunst ging aus von der durch Bartolini in Florenz gegründeten Schule. Aus dem festgehaltenen Bestreben aber, die Wahrheit bis in die kleinsten Züge wiederzugeben, entwickelte sich eine Skulptur, welche man Kabinets-Skulptur nennen könnte, da sie einen nahen Standpunkt des Beschauers verlangt und die massenhafte Manier der monumentalen Kunst nicht verträgt. Für letztere war auch in Italien wenig Gelegenheit vorhanden, weil öffentliche Denkmäler bis jetzt zu selten errichtet werden, während die größeren Städte Frankreichs und Deutschlands Kunstwerke dieser Art in Menge hervorrufen. Deshalb giebt es auch in diesen beiden Ländern drei oder vier Künstler, welche im großartigen Styl schwer erreicht werden dürften. Doch fehlt es in Italien nicht gänzlich an solchen, die auch in diesem Style zu arbeiten wissen; das beweisen die von Abbondio Sangiorgio ausgestellten beiden kolossalen Modelle von Kastor und Pollux, welche für den königlichen Palast in Turin in Bronze gegossen werden sollen. Welcher Adel in den Köpfen, welche Sicherheit in der Haltung, welch edler Ungestüm in den Pferden! Die Meisterschaft Sangiorgio's im Kabinetsstil bekunden einige durch Wahrheit ausgezeichnete Büsten in Marmor. Eine kolossale Statue Pietro Verri's von Innocenzio Fraccaroli zeichnet sich mehr aus durch meisterhafte Technik als durch großartige Auffassung. Derselbe hat eine sehr schwierige Gruppe, Achilles und Penthesilea, modellirt. Die Statue Cavalieri's von Labus ist sehr charakteristisch gedacht. Wenn man die Kugel sieht, die er in der Hand hält, und den forschenden Blick, den er auf sie heftet, so möchte man meinen, er denke an seinen Trattato della sfera oder an seine Ruota planataria. Kopf und Hände sind schön ausgeführt, der Faltenwurf aber ist noch zu manierirt. — Die beiden Monti, Vater und Sohn, haben dieses Jahr wieder die herrlichsten Proben ihres reichen Talentes gegeben. Der Vater in der Gruppe Medoro und Angelika, welche ihren Namen in die Rinde eines Baumes schneiden. Rücken und Extremitäten der Angelika sind ohne Tadel, auch das Nackte in Medoro ist mit vieler Kunst behandelt. Nur möchte man in den Gesichtern etwas mehr Leben wünschen. Aber diesmal liegt die Schuld wohl nicht so sehr am Bildhauer als am Vorwurf selbst, denn wer ihnen größere Gluth einhauchen wollte, möchte gar leicht in die überflüssige Lüsternheit gerathen, welche Aretinisch aus Messer Ludovico's Versen herausblickt. Daß aber in Monti's reiner Phantasie die Lüsternheit keinen Platz hat, beweist deutlich seine herrliche Darstellung der Gräfin Teresa Colleoni. Rafael Monti zeigt sich als würdiger Sohn Gaetano's in der niedlichen Statuette der Gretchen aus Göthe's Faust. Sie hält den gefährlichen Schmuck in den Händen und ergötzt sich daran mit einer so unschuldigen und liebenswürdigen Eitelkeit, daß es eine Freude ist, sie anzusehen. Ihr Köpfchen ist so anmuthig wie ein erster Liebesblick. Dazu kommen wunderschöne Falten, reizende Hände und Füße und eine natürliche, ungekünstelte Haltung, kurz Alles ist so fein gedacht und ausgeführt, daß man in dem jungen Monti einen Künstler von großen Hoffnungen begrüßen darf.

Unter den Historienmalern steht oben an Francesco Hayez. Seine beiden Gemälde aus der venezianischen Geschichte geben eine so lebendige und wahre Anschauung von der Denkweise, den Leidenschaften, man möchte sagen von dem ganzen politischen Leben der mittelalterlichen Republik: besser als eine dicke historische Abhandlung. Das größere der beiden Bilder stellt die letzte Rache des Inquisitors Loredano an dem unglücklichen Dogen Francesco Foscari dar. Nachdem er ihm so oft die Süßigkeit des Familienlebens vergiftet, nachdem er ihn gezwungen, zum unerbittlichen Richter des eigenen ungerechter Weise als Staats-Verbrecher angeklagten Sohnes zu werden, tritt er nun mit raffinirter Grausamkeit in das fürstliche Zimmer, um dem guten Foscari das harte Urtel des mißtrauischen Senates anzukündigen, durch welches er der Dogenwürde beraubt wird. Mit gutem Bedacht hat Hayez den vortrefflichen Alten mitten unter seiner Familie dargestellt, um anzudeuten, daß das Herz des unglücklichen Fürsten auch unter dem Glanz der Krone die zarten Gefühle des Gatten und Vaters bewahrt hatte. Zorn und Jammer zugleich sprechen aus den Mienen der alten Gattin des Dogen und der schönen Schwiegertochter, welche in ihrer niedergeschlagenen Haltung zugleich das harte Schicksal des Vaters und das des Sohnes, der ihr der zärtlichste Gemahl war, zu beweinen scheint. Ihre Kinder, erschreckt durch Loredano's Ankunft, verbergen entweder ihr Gesicht im Schoß der Mutter oder verstecken sich hinter dem fürstlichen Throne. Der Künstler hat diesen Schreck nicht ohne eine tiefe Kenntniß der Wahrheit ausgedrückt; denn er dachte mit seltener Feinheit, da die Erscheinung Loredano's immer ein Bote neuen Unglücks für die arme Familie war, daß die Aeltern den Namen vor den Kindern niemals ohne einen Schauer ausgesprochen, und daß die Kinder, ohne den Grund davon recht zu wissen, ihn mit der blinden Furcht des kindlichen Alters werden behalten gelernt haben. Ein würdiger Zorn erscheint auf dem Gesichte Foscari's, der, im fürstlichen Kleide dastehend, mit der Rechten das Diadem ablegt, mit der Linken den Ring, das Symbol der Macht, zurückgiebt. — Alle aber, die bisher Scenen aus der venezianischen Geschichte gemalt haben, ja sich selbst hat Hayez in der Gruppe übertroffen, deren Mittelpunkt Loredano bildet, wie er leibte und lebte. Aus seinen düsteren und tückischen halbgeschlossenen Augen blitzt eine geheime Freude über die gelungene Hinterlist so unheimlich, daß den Beschauer ein Fröstein durchrieselt. Wie wahr ist die Figur des Mannes gezeichnet, der das Urtel vorliest, und des anderen, der hinter ihm steht! Seit langen Jahren an die Klagen des Kerkers gewöhnt, zeigen sie nicht die geringste Bewegung. Zu dieser außerordentlichen Wahrheit der Composition und der Zeichnung kommt noch eine seltene Klarheit und Harmonie der Farbengebung und Beleuchtung und große Treue in der Gewandung, der Architektur, den Waffen und dem Hausrath.

Ich denke, fährt Selvatico fort, daß dieses Gemälde in den Annalen unserer Malerei lange berühmt bleiben wird, aber ich denke auch, daß man ihm das andere vorziehen wird, welches den Dogen Faliero vorstellt, wie er dem Michel Steno vorwirft, das berüchtigte Distichon unter den fürstlichen Thron geschrieben zu haben. Wenn man den armen, vor Scham über die beleidigte Ehre zitternden Alten mit von Thränen ersticktem Zorne dem unüberlegten Jünglinge die beleidigenden Verse zeigen sieht, so wird man unwillkürlich zu innigem Mitleid hingerissen. Und wer hat jemals den erniedrigten, aber dennoch trotzigen Uebermuth herrlicher gemalt als Hayez in der einnehmenden Figur Steno's, die ganz dazu geschaffen ist, auch den ruhigsten Ehemann eifersüchtig zu machen? Man erkennt in ihm auf den ersten Blick den Patrizier. Wie wenige Künstler verstehen wie Hayez die feine Kunst, ihren Figuren den Charakter ihres Standes einzuprägen. Darauf aber beruht die poetische Wahrheit, die hundertmal mehr werth ist, als die historische, die Wahrheit, welche uns in Shakspeare's Hamlet und König Lear entzückt. Mit gleicher Feinheit ist Faliero's jugendliche Gattin gezeichnet. Sie will den Zorn des Gemahles besänftigen, drängt ihn aber nicht mit zu feurigen Bitten, sicherlich, um seinem Herzen nicht einen Verdacht einzuflößen, der noch bitterer wäre, als die empfangene Beleidigung. Die technische Vollendung des Gemäldes zergliedernd loben, hieße den Maler in den großen Haufen gewöhnlicher Künstler herabziehen. Minder glücklich ist Hayez in biblischen Bildern, deren er ebenfalls zwei ausgestellt hat. Auf diesem Felde hat Adeodato Malatesti, Direktor der Akademie zu Modena, den Preis davongetragen durch seine Heilung des blinden Tobias.

Es folgt nun in dem Berichte eine lange Reihe von mehr oder minder mittelmäßigen historischen und biblischen Gemälden (denn auf diese beschränkt sich die Kritik für diesmal), welche wir hier übergehen. Am Schlusse finden wir noch einen Landsmann, un certo Signor Schultz di Berlino, über welchen sich unser Kritiker also vernehmen läßt: „Das Bild des Signor S. stellt den Traum eines Künstlers dar, und was für einen Traum? Die Perle eines Traumes! Denkt euch eine Art von Bett, auf welchem etwas liegt, worin man mit Hülfe der Phantasie einen Menschen mit Augen und Mund vermuthen kann, nicht gerade mit solchen, wie wir sie haben, denn sie sind etwas verschoben, aber es wird wohl ein Mensch seyn sollen. Dieser schläft nun fest und träumt wahrscheinlich das irdische Paradies. Seht selbst zu, ob ich's richtig getroffen habe. In der Höhe schweben einige Genien, zwar ziemlich häßlich, aber sehr liebenswürdig, wie sich sogleich zeigen wird. Sie bringen gerade keinen Lorbeerkranz und auch keine Denkmäler des Ruhmes und der Unsterblichkeit; nach solchem elenden Bettel (rancide miserie) sehnt sich der Signor Schultz di Berlino nicht; dafür aber senken sie mit der feinsten Artigkeit einen neuen Rock herab, einen Hut, ein Paar Stiefel, ein Paar Hosen, kurz einen vollständigen Anzug. Aber die Kleidung ist doch das Geringste auf dieser Welt; essen ist das große soziale Ziel, der erhabene Endzweck der Philosophie nach dem Signor Schultz: und siehe da, zwei Genien, vielleicht die Unterköche des Olympus, lassen an einer goldenen Kette einen Brodkorb mit Kaffee und Milch herab. Aber wenn man gegessen hat, wünscht man sich doch auch etwas in die Tasche, um sich die Welt ansehen zu können und sich zu amüsiren: nun wohl, andere liebe Englein werfen eine Börse mit Gold und auch einzelne Goldstücke herunter, wahre Ambrosia für die armen Künstler, welche nicht einmal eine sichere Aussicht auf Thalerstücke haben. O! der Himmel segne den Signor Schultz di Berlino viel tausendmal dafür, daß er uns diese Blüthe seiner Kunst über die Alpen geschickt hat zur Erheiterung des italiänischen Publikums und zur Belehrung unserer Künstler, welche sicherlich nie etwas Originelleres gesehen haben, noch sehen werden. O, was für eine herrliche Sache ist es für einen Künstler, wenn er sagen kann: „Niemand hatte bisher meine Manier, Niemand wird sie künftig haben."

Der Verein zur Besserung entlassener Sträflinge in Mailand.

In Mailand ist folgender Aufruf erschienen:

„In einer an menschenfreundlichen Anstalten so reichen Stadt fehlt es dennoch an einer solchen, welche für die entlassenen Sträflinge sorgte. Wir haben die Freude, anzeigen zu können, daß eine solche Anstalt, unter dem Namen il Patronato, zu Mailand ins Leben treten wird, sobald sie die hülf-

reiche Theilnahme edler Menschenfreunde findet. Unterdeß veröffentlichen wir, höheren Ortes dazu befähigt, gegenwärtigen Aufruf und hoffen, daß er den gewünschten Erfolg für die Beförderung und Ausbreitung eines so wohlthätigen Vereins haben werde.

Der Verein beabsichtigt:

1) Die als arm und als verbesserlich bezeichneten entlassenen Sträflinge in ein Haus aufzunehmen, daselbst mit Unterhalt und Kleidung zu versehen, durch liebreiche Unterweisung und Beispiel zu kräftigen und zur Ausübung eines passenden Gewerbes zu befähigen und anzuhalten;
2) dieselben alsbald, oder nach vorhergegangenem Aufenthalt im Besserungshause, in Werkstätten oder auf dem Lande unterzubringen, und zwar unter Aufsicht von Vereins-Mitgliedern, damit sie von diesen überwacht und beschützt werden, bis sie als vollkommen gebessert angesehen werden können.

Der Verein besteht:

1) Aus zahlenden Mitgliedern, welche sich zu einem jährlichen Beitrage von mindestens zwei Gulden oder von anderen Gegenständen gleichen Werthes (Tuch, Wäsche, Kleider, Lebensmittel u. s. w.) verpflichten.
2) Aus wirkenden Mitgliedern, welche die Beaufsichtigung der aus dem Gefängniß oder dem Besserungshause Entlassenen übernehmen.

Wer wenigstens funfzig Gulden auf einmal beiträgt, ist beständiges Mitglied.

Die Statuten des Vereins, so wie Zeit und Ort der Bezahlung und der ersten General-Versammlung, werden in der privilegirten Mailänder Zeitung bekannt gemacht werden; bis dahin befindet sich die Verwaltung dieser milden Stiftung bei dem unterzeichneten Coadjutor von San Fedele im Pfarrhause der genannten Kirche, Nr. 1178.

Mailand, den 26. September 1844. P. Gio. Spagliardi, Kaplan der Polizei-Gefängnisse."

In einer diesem Aufrufe angehängten Nachschrift in italiänischen Blättern theilt der Herr Kaplan, etwas mehr ins Einzelne gehend, einige seiner vorläufigen Ansichten über die Art und Weise der Ausführung dieses Unternehmens mit. Daß solche Vereine zweckmäßig sind, sieht Jeder ein, daß sie nothwendig sind, begreifen die Vernünftigen; darüber also brauchen wir kein Wort weiter zu verlieren. Aber die Einrichtung derselben, das ist die Hauptsache, das ist der Grund, weshalb sie schon an mehr als einem Orte entweder gescheitert oder doch zum großen Theile wirkungslos geblieben sind. Hören wir unseren vortrefflichen Geistlichen: „Die Gesellschaft richtet ihr Auge vornehmlich auf diejenigen, bei welchen aus der Art der Verbrechen selbst, oder aus den Umständen, durch welche sie dazu getrieben wurden, oder, und zwar hauptsächlich, aus der guten Aufführung während der Haft, mit einiger Zuversicht anzunehmen steht, daß sie entweder durch die Strafe bereits gebessert sind oder doch bei gehöriger Unterstützung Besserung versprechen. Diejenigen, welche der Verein unter seinen Schutz nehmen will, würden, wenn sie selbst aus freiem Antriebe es wünschen, in ein geräumiges und gesundes, von Seiner Eminenz, dem Kardinal Erzbischofe dazu hergegebenes Haus aufgenommen. Dieses Haus, welches den Namen führen wird Ospizio della Misericordia und durch seine Lage wie durch seine Bauart für diesen Zweck ganz geeignet ist, erhält einen Priester als Direktor und einen zweiten Priester als Gehülfen des Direktors. Beide haben in dem Hause ihre beständige Amtswohnung, um jeder Zeit zugegen seyn zu können und die Aufgenommenen durch Worte und Werke der Liebe zu erziehen (educare); während brave und geschickte, ebenfalls in demselben Hause wohnende Meister dieselben zu den geeigneten Handwerken anleiten. Die Aufgenommenen bleiben in dem Hause, wie in einer zahlreichen und geachteten (onorata) Familie, ohne Gleichförmigkeit der Kleidung, bei einer ihrem Stande angemessenen Beköstigung und Behandlung, so lange, bis ihr Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft mit gutem Erfolge geschehen zu können scheint. Die Mitglieder des Vereins werden bei dieser Gelegenheit ihre Pflichten als Menschenfreunde erfüllen, indem sie ihre Schützlinge bei geachteten Meistern unterbringen, sie in Nothfällen aus Vereinsmitteln unterstützen und vor Allem sie im Guten zu befestigen suchen, so lange, bis sie vollständig gebessert und hinlänglich mit Subsistenzmitteln versehen scheinen."

Dieser Entwurf, dessen Verfasser sich mit richtigem psychologischen Blicke weit über den gewöhnlichen theologischen Standpunkt erhoben hat, scheint uns besonders in zwei Punkten lobens- und nachahmungswerth. Erstens beschränkt er sich auf das Mögliche und mithin Ausführbare. Denn nur wer sich bessern lassen will, darf von Vereinen, die aus Privatleuten bestehen, berücksichtigt werden; wer gebessert werden muß, fällt dem Staate und seinen Zwangs-Anstalten anheim. Wollen Privatleute sich auch mit Letzterem befassen, so wird der Erfolg fast jederzeit lehren, daß sie nur Geld, Zeit und Mühe verlieren. Zweitens ist er nur christlich, das heißt rein menschlich, ohne alle konfessionelle, pietistische oder anderweitige Tendenzen. Wir sind vollkommen von der Wahrheit jener Aussprüche überzeugt: „den Armen wird das Evangelium gepredigt" und „es wird Freude seyn vor den Engeln Gottes im Himmel u. s. w.", aber wir kennen eben so hinlänglich die Folgen unzeitiger und unmäßiger Predigten und Zerknirschungs-Experimente, welche Immermann in seinem Helikonischen Ziegen-Verein (im Münchhausen) mit eben so humoristischer Laune als bitterer Wahrheit geschildert hat. Sorgt nur, daß der Mensch erst zum Bewußtseyn seiner Menschlichkeit komme, dann wird das Bewußtseyn der Göttlichkeit von selbst durchbrechen und Nahrung verlangen, dann wird der in weiser Mäßigkeit ausgestreute Same auch ein gutes Land finden und Frucht bringen hundertfältig. J.

Mannigfaltiges.

— Verein von Krankenpflegerinnen in Hamburg. Die in Genf erscheinende Bibliothèque Universelle enthält in einem ihrer letzten Hefte einen eben so ausführlichen als für die Sache sich interessirenden Artikel über die in Hamburg bestehende „Gesellschaft der Freundinnen der Armen". Diese Gesellschaft wurde im Jahre 1832 von Fräulein Sieweking gegründet, und zwar scheint die Cholera-Epidemie Veranlassung dazu gegeben zu haben. Unter ihrer Leitung hatte sich im Mai 1832 ein Verein von zwölf Frauen zusammengefunden, welche sich die Pflege der Kranken und Armen zur Aufgabe machten. Damals war der Verein jedoch noch gänzlich ohne Mittel; im Jahre 1843 zählte er jedoch bereits sechzig Mitglieder und 10,000 Mark Banko (5000 Thlr.) jährlicher Einnahme. Dem letzten Bericht zufolge waren in einem Jahre von den Krankenpflegerinnen 180 Familien besucht worden, und zwar besucht der Verein nur anständige Arme, weil er den Grundsatz hat, man müsse seine Mittel für diejenigen reserviren, bei denen sie wahrscheinlich mit Nutzen angewandt werden. Die Unterstützungen, die man reicht, bestehen, sehr seltene Fälle ausgenommen, nur in Holz, Kleidungsstücken, gesunden Nahrungsmitteln, Arzneien ꝛc. Mehrere wohlhabende Familien haben dem Vereine das Anerbieten gemacht, an gewissen Tagen in der Woche immer einige kräftige und wohlschmeckende Gerichte bereit zu halten, die zum Krankendienste verwendet werden können. Uebrigens wird in den meisten Fällen die Gabe nicht ganz umsonst, sondern gegen Vergütung des halben oder eines anderen mäßigen Preises gereicht, um dadurch auch indirekt zur Arbeit und zum Selbsterwerb aufzumuntern. Kleine Summen werden dargeliehen, doch wird streng darauf gesehen, daß die Termine der in Raten und zinsfrei erfolgenden Rückzahlung eingehalten werden.

— Shakspeare in seiner Vaterstadt. „Ainsworth's Magazine" theilt nach den Memoiren des Schauspielers Meadow einige Kuriosa über die Aufführungen Shakspeareſcher Stücke in Stratford am Avon mit. So oft ein Stück dieser Art vor einiger Zeit dort gegeben wurde, war das Haus immer leer, denn die guten Einwohner der kleinen Stadt waren es endlich überdrüssig geworden, nichts weiter als ihren berühmten Landsmann, und zwar in der verstümmeltsten Gestalt, zu sehen. Das Städtchen selbst hat natürlich kein eigenes Theater, aber so oft eine Truppe oder auch nur ein paar einzelne Schauspieler dorthin sich verirren, kündigen sie zu Shakspeare's Verherrlichung in dessen Vaterstadt auch seine Tragödien an, und müßten sie auch drei oder vier verschiedene Rollen von einer und derselben Person geben lassen. Ein Steckbrief-Komödienzettel, den Meadow gesehen hatte, lautete folgendermaßen: „Mr. und Mrs. A., begleitet von Mr. B., vom Königl. Theater in Glasgow, werden auf ihrer Reise nach der Hauptstadt mit Bewilligung des Hochedeln Herrn Mayors und auf besonderes Begehren eine Unterhaltung veranstalten, die aus den Werken des unsterblichen William Shakspeare, des Schwans von Avon und Kindes dieser Stadt, bestehen wird. Beginnen wird diese dramatische Unterhaltung mit Hamlet's berühmtem Monolog über den Tod: „Seyn oder Nichtseyn". Hierauf folgen Jago's Betrachtungen über die Eifersucht, welchen sich der Streit zwischen Brutus und Cassius aus dem historischen Drama Julius Cäsar anschließt. Der fürchterliche Fluch des Königs Lear und Mercutio's unvergleichliche Beschreibung des Traums von der Königin Mab, so wie Portia's erhabene Definition der Gnade, werden demnächst sich anreihen. Die berühmte Scene zwischen Macbeth und Lady Macbeth, anfangend mit den Worten: „Ist es ein Dolch, was ich hier vor mir sehe?" wird im Kostüme der Zeit gegeben werden. Hierauf folgen zwei Scenen aus dem Lustspiel: „Wie es Euch gefällt", worin Mr. und Mrs. A. den Orlando und die Rosalinde und Herr B. den Touchstone geben werden. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung wird Herr A. das überaus komische Lied Grimaldi's Tippity-witchit singen. Vorderplätze 1 Shilling; Hinterplätze 6 Pence. Für Damenmäntel, Shawls und Hüte wird Sorge getragen werden. Ganze Familien und Schulen, die sich eine Stunde vorher melden, können auf billigeren Eintritt rechnen." — Man kann sich denken, welchen Eindruck solche klassische Aufführungen auf die auf ihren großen Landsmann nicht wenig stolzen Einwohner des kleinen Stratford machen müssen.

— Unterlassungssünde. Das „Zollvereinsblatt" hat uns die Ehre erwiesen, den Artikel, welchen wir zu Anfang Oktobers „über den gegenwärtigen Zustand der französischen Industrie" gegeben, ganz so, wie wir ihn nach der Revue des deux Mondes bearbeitet, also mit unserer Eintheilung, unseren Abänderungen, Zusätzen und Anmerkungen, aufzunehmen. So schmeichelhaft es uns nun auch ist, der Redaction in Abwesenheit des nach Ungarn verreist gewesenen Dr. Friedr. List einen längeren Artikel geliefert zu haben, der die fehlenden Arbeiten des Haupt-Redacteurs ersetzen konnte, so hätten wir es doch als eine um so größere Freundlichkeit angesehen, wenn das „Zollvereinsblatt" nicht unterlassen hätte, das geringe Verdienst, das wir uns um dasselbe erworben, durch Nennung unseres Blattes anzuerkennen.

Einigen anderen bekannten Blättern diese Pflicht in Erinnerung zu bringen, wozu wir oft genug Gelegenheit hätten, halten wir freilich für verlorene Mühe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Dienstag den 10. Dezember 1844.

Belgien.

Vlaemische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

J. A. de Laet.

Im Augenblick, wo die vlaemische Bewegung einen neuen Stoß erlitten durch den Untergang ihres Haupt-Organs „Vlaemsch Belgie", welches bisher, von J. Alfred de Laet redigirt, in Brüssel erschien *), ist es um so wichtiger, Deutschlands Interesse und warme Theilnahme für die wackeren Flamänder in Anspruch zu nehmen, welche mit immer erneuten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Gelingt es ihnen, Anklang in deutschen Herzen zu finden, so wird diese Freude sie neu ermuthigen. In ihrem eigenen Vaterlande haben sie leider fast nur Erfahrungen vom Gegentheil zu machen; denn es ist beinahe unglaublich, daß ein Volk so weit kommen kann, sich seiner Sprache zu schämen. Dennoch ist es so; wer in Belgien Anspruch auf Bildung macht, verleugnet seine Muttersprache, und nur das niedere Volk ist ihr treu geblieben. Antwerpen ausgenommen, wo die vlaemische Reaction feurige Anhänger gefunden hat, habe ich nirgends Gelegenheit gehabt, die vlaemische Sprache reden zu hören, sobald ich mich nicht in der Gesellschaft von Schriftstellern oder Dichtern befand. Alle Damen, welchen ich vorschlug, die Unterhaltung in vlaemischer Sprache zu führen, versicherten mir, die französische Sprache sey die Landessprache, und schienen über meine Zumuthung sogar beleidigt. Von ihrer eigenen Literatur wußten sie gar nichts (ich nehme natürlich die Frauen der Schriftsteller aus), dagegen waren die Werke Paul de Kock's, die Mystères, der Juif errant ꝛc. ihre tägliche Lektüre. Daß aber Belgien unter seinen eigenen Dichtern Talente besitzt, welche es verdienen, durch Theilnahme ermuntert und erfreut zu werden, davon hoffe ich meinem Vaterlande demnächst in meinem Werke über neuere niederländische Literatur überzeugende Beweise zu geben. Für heute erlaube ich mir, Alfred de Laet's schöne Ode an die Dichter mitzutheilen, deren energische Feuerworte gewiß auch in seinem Vaterlande zünden müßten, wenn sich Jemand fände, der sie ins Französische übersetzte. Möchte doch die echt germanische Gesinnung, welche sich darin so kräftig ausspricht, den edeln Dichter in Deutschland warmes Mitgefühl finden lassen! Wahrheit der Empfindung und feurige Hingebung an die Idee, für welche sie kein Opfer scheuen, sind die charakteristischen Züge der Poesie der neueren belgischen Dichter.

An die Dichter, von J. A. de Laet.

Unsre Ahnen waren groß! — was ist aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerstampft vom Fuße fremder Horden,
Das seinen Löwennacken schwach und zitternd bückt.
Dürft ihr der eisernen Teutonen Söhn' euch nennen,
Und würd' Ambiorix als Enkel euch erkennen,
Euch, die der Schande Fessel drückt?

Sind wir dasselbe Volk, dem Cäsar's Schaar erbebte,
Das, frei von fremdem Zwang, in freien Wäldern lebte,
Das keine Fessel je und keine Kette band?
Dem Priesterwort verhieß, als größtes Heil von allen,
Aus Schädeln, nackt und bleich, der Feinde, die gefallen,
Zu löschen Heldendurstes Brand?

Sind wir der unerschrocknen Löwen Söhne?
Durch's Mittelalter scholl, gleich wie Posaunentöne
Ihr Ruhm, es blieb ihr Glanz vor Gottes Thaten nur.
Es war der Gotteshauch, der mächtig sie durchrauschte,
Als dröhnend ihrem Zug die weite Erde lauschte,
Bei ihrer Riesenspur.

Glüht noch in unserer Brust das starke Herz von Rittern,
Dever Tatarenvolk und Türken mußten zittern,
Als mit dem Kreuzpanier zum Morgenlande zog
Graf Balduin, das Grab des Heilands zu gewinnen,
Als seine Fahne flatz auf Zions hohen Zinnen
Im Winde flog?

Sind wir die Kinder noch jener erhab'nen Mannen,
Die sie umsonst durch Zwist und Trennel verbannen,
Die an des Landes Heil gefnüpft mit Seel und Blut,
Die ihrer Heimat Recht vor allen Herrschermächten,
Vor Fürst und Kaiser stark mit Bürgermund verfechten
Was sie erkauft mit Gold und Blut?

Sind wir die Söhne noch siegreicher Belgierschaaren,
Die nicht durch Meuchelei noch Mord zu tilgen waren,
Die sanken in dem Kampf für Freiheit und für Gott?
Nicht kannte Schrecken sie, noch Schmeichelwort bestimmen.
Sie ließen ungebeugt ihr Haupt im Blute schwimmen
Auf Alba's Mordschaffot.

Die Ahnen waren stets des Kriegs, der Kunst Herolde;
Der Fahn', die ihre Hand vor allem Volk entrollte,
War der Weltherrschaft Bild als Siegel aufgedrückt.
Unsre Ahnen waren groß! — was ist aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerstampft vom Fuße fremder Horden,
Das seinen Löwenhals in Schwäche zitternd bückt.

* * *

Sag', Heimatland! was soll der Barde jetzt dir singen,
Was heischest du, daß froh sein Sang dich grüße? —
Soll er im Heldenton, im Liedeslaut erklingen,
Nun, da sein Volk den Staub von fremdem Fußtritt küßt?

So fordre auch vom Sohn, daß er in Gluthakkorden
Den Hymnus für die sünd'ge Mutter weckt,
Durch deren Schuld der Bahle Mörder worden
Am Gatten, dessen Namen sie befleckt.

Nie sey von meiner Hand, mag wild mein Herz auch schlagen,
Ein Liedeston entlockt der Harfe Saitenklang,
Da ich die Mörderin von meiner Kindheit Tagen
Erniedrigt knieen seh' vor fremdem Druck und Zwang.

Entartetes Geschlecht vom deutschen Götterstamme,
O, träf' als Geißel dich mein Lied mit Gluthgewalt,
Könnt' es dein weibisch Herz durchglühn mit Ruhmesflamme,
Die rein aus deiner Seel' empor zum Himmel wallt.

* * *

Doch nein, o Barden! nein, o Brüder!
Heißt nicht für unser Land ein freudig Selbstverblühn;
Nur für Gewinn, für Erdengüter
Fühlt heut der Belgier noch sein enges Herz erglühn.
Denk' nicht, o Dichterschaar! daß deine Harfentöne
Mit hehrem Muth durchglühn den matten Sklavensinn;
Stütz' dich auf Ahnen nicht, — o, stütz' dich nicht auf Söhne,
Du sollst als Knechte sie dem Fremdling auferziehn.
Doch, Brüder! wie das Loos auch mag den Geist bedrücken,
Zerreißt das Saitengeld der Harfe nicht in Stücken.
Es schwing' mit neuer Kraft sich euer Lied empor.
Johannis send gedenk, der aus der Wildniß Gründen
Das lang entbehrte Wort des Herrn kam zu verkünden
An Zion, das ihm lang verschloß das taube Ohr.
Des Adlers send gedenk — beim Wüthen von Orkanen
Schwingt er nur höher sich, vom Donner nicht gebannt,
Denn auf dem Himmelszug kennt er die Spur der Bahnen,
Wo nie der mächt'ge Blitz entsinkt des Gottes Hand.
O, Brüder! zögert nicht, es klinge neugeboren
Durch diese Wüstenei des Harfenklangs Akkord;
So durch die Wildniß stark drang einst Johannis Wort,
Es ging kein einzig Wort aus seinem Mund verloren.
Singt, Barden! singt, ihr send die Sprossen
Der Ahnen, die so groß gedacht,
Von ihrem warmen Blut durchflossen,
Verachtend fremden Prunk und Macht.
Singt, auf das einst das Volk vom fremden Bann sich trenne,
Daß es sich eignen Ruhm in eigner Sprache schafft,
Auf daß dereinst die Welt der Belgier Name nenne
Und Ehrfurcht sie durchdring' vor eurer Mannskraft.

* * *

Die Riesenaufgab' wurde euch gegeben,
Des Volkes kalten bleichen Leichnam zu beleben,
Wie Christus Lazarum erweckt' aus Todesnacht.
Das todte Vaterland vom Grabtuch zu befreien,
Auf neue Seelengluth dem starren Leib' zu leihen,

*) An die Stelle von Vlaemsch Belgie ist jetzt in Brüssel ein anderes Blatt in vlaemischer Sprache unter dem Titel „De Vlaemsche Belgen" getreten. Dieses erscheint jedoch unter veränderter Redaction und dient ganz anderen Interessen, als die wegen Mangels an Theilnahme eingegangene Zeitung. Letztere wollte nämlich den Sinn für niederdeutsche Sprache und Poesie auch unter den höheren und gebildeteren Ständen wieder erwecken und verbreiten und hatte sich hauptsächlich an diese gewendet, die jedoch so durch und durch französirt sind, daß sie die Nase rümpften und der neuen Erscheinung verachtend den Rücken kehrten. Das Blatt hätte gleichwohl sich halten können, wenn es sich eben so wie einige in der Provinz erscheinende unbedeutende vlaemische Blätter zum Organe des Klerus hätte machen wollen, der in der That das Verdienst hat, unter den niederen Ständen die Anhänglichkeit an die alte Sprache zu erhalten. Die Ansichten des belgischen Klerus und die der patriotisch gesinnten Niederdeutschen de Laet, Sleeks und van de Velde sind jedoch zu verschieden, als daß sich Letztere zu einem Kompromiß hätten verstehen können, und so ist denn das umgeschaffene Blatt, das mehr für die niederen Volksklassen bestimmt ist, ganz in den Händen der sogenannten Priesterpartei.

D. A.

Den frischen Lorbeerzweig ihm wiederum zu weihen,
Wenn eine neue Schaar von Helden ihm erwacht.
Groß, Brüder! ist das Werk, es heischt, daß ohne Wanken
Als Priester ihr den Geist des Gottes in euch fühlt;
Ihr Sänger hatt als Lohn der innersten Gedanken
Verlengnung nur und Spott dem Volke zu verdanken,
Das seelenlos und kalt zu euren Füßen wühlt.
Wie Moses sollt ihr ziehn auf öder Wüste Wegen
Mit eurer Brüder Schaar dem Kanaan entgegen,
Doch euer Fuß betritt die heilge Erde nicht.
Nicht hier wird euch der Lohn — einst fliegt, emporgetragen,
Ihr gleich Elias auf im goldnen Feuerwagen,
Und, leuchtend immerdar, lebt euer Nam' im Licht.

Ich habe mir nicht erlaubt, die Form des Gedichtes zu ändern, weil ich denke, daß es für uns interessant ist, dem ganzen Entwickelungsgang dieser neuen Richtung in Belgien, sowohl in der Idee als auch in der Form, zu folgen. Die nähere Bekanntschaft mit unserer deutschen Literatur wird künftig nicht ohne Einwirkung auf sie bleiben, bis jetzt aber sind sie beinahe ganz unbekannt damit. Goethe, Schiller und Uhland sind durchgedrungen, obgleich nur theilweise; von den beiden Letzteren ist Manches übersetzt worden, dagegen überzeugte ich mich, daß sie weder Rückert, noch Lenau, noch Grün, noch Freiligrath kannten. Den Letzteren erwähne ich besonders deshalb, weil mehrere Gedichte de Laet's Schilderungen enthalten, welche meiner Ansicht nach den Wüstenschilderungen des berühmtesten Wüstenmalers nicht zu weichen brauchen.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Schrift zu Gunsten des bestehenden Fabrik- und Maschinenwesens.

Seitdem die öffentlichen Blätter es versucht haben, den Angelegenheiten der Arbeiter und den unmittelbar praktischen Interessen eine sehr ausgedehnte Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen, hat namentlich auch das Fabrikwesen vielfache Besprechungen gefunden. Die verschiedenartigsten Gründe sind für den traurigen Zustand der Arbeiter beigebracht und von den öffentlichen Organen, oft nicht ohne Hineinmischung politischer Theorieen, von allen möglichen Gesichtspunkten aus besprochen worden. Man ist selbst hier und da so weit gegangen, in den Dampfmaschinen den Grund des Uebels zu suchen, und, wie die aufrührerischen Arbeiter selbst, hätte man gern alle Maschinen sogleich zerstören mögen. Von der entgegengesetzten Ansicht aus unternimmt ein Engländer, Dr. Cooke Taylor, die Vertheidigung der Fabriken als des vorzüglichsten Hebels des allgemeinen Wohlstandes.*) Wir wollen seine allgemeinen Grundsätze unter Benutzung einiger Bemerkungen im Athenaeum hier anführen, obwohl dieselben vorzugsweise auf England ihre Anwendung finden.

„Ein merkwürdiger Beleg für das immer vorherrschende und in unserer Zeit noch mächtig anwachsende Prinzip der Associationen ist die Gewerksvereinigung unter den Webern und Spinnern. Dieses Prinzip ist bei der fortschreitenden Civilisation ein **nothwendiges** Element und gehört zu den **wirksamsten** Mitteln der Entwickelung alles dessen, was das Wohlbefinden der Menschen befördern kann; mag auch der Schein noch so sehr für's Gegentheil sprechen. Nicht minder ist auch nach den gewonnenen Resultaten der Einfluß des **Maschinenwesens** ein durchaus **wohlthätiger**, eine Thatsache; die von Vorurtheilsvollen mit scheelen Blicken bemerkt, von Uebelunterrichteten in falschem Lichte dargestellt worden ist. Freilich ist ein eben so unparteiischer als wohlunterrichteter Kopf erforderlich, um diese Sache im richtigen Lichte zu betrachten; es gehört dazu das Talent, Altes und Neues beständig gegen einander abzuwägen, ein Geist, der vorurtheilsfrei genug ist, um alle Nachtheile einer übertriebenen Neuerungssucht einzusehen, zugleich aber nach einer allmäligen Einführung von Verbesserungen strebt, der den Wechsel nicht um seiner selbst willen liebt, sondern um der Vortheile willen, die er verspricht, und um der Uebel willen, denen er vorbeugt.

„Die Frage nach den Vortheilen oder Nachtheilen von Manufakturen und Fabriken ist eben so sehr von großem Gewicht in gesellschaftlicher als in politischer Hinsicht, ja vielleicht mehr noch in jener Beziehung und für die Politik vornehmlich erst **in Folge** jener Wichtigkeit für die Gesellschaft; denn aus dem gesellschaftlichen Zustande muß die politische Ordnung hervorgehen, und unser nothgedrungenes Zurückgehen auf diesen Grundsatz beweist vielleicht nur, daß eine Periode sich vollendet hat und die Keime zur Entfaltung einer neuen vorhanden sind. Dies scheint uns eine Ueberzeugung zu seyn, die unter allen Parteien und Sekten vorherrschend ist und die uns, wohin wir auch in der Fluth der Begebenheiten unseren Blick richten mögen, unwillkürlich sich aufdrängt.

„Die Identification der Interessen von Fabrikherren und Arbeitern scheint uns vom höchsten Gewicht; die Wahrheit, daß das Maschinenwesen den Lohn für Arbeit thatsächlich hebt, sollte doch ja nicht übersehen werden. In dem Trachten nach einer höheren Verwerthung der Arbeitskräfte liegt aber, nach der Ansicht der öffentlichen Organe, eines der großen sozialen Probleme, welche unsere Zeit zu lösen hat; diese Lösung ist aber nur in dem Fortbestehen und einer stets zeitgemäßen Umgestaltung des Maschinenwesens zu sehen. Die Art und Weise dieser Umgestaltung liegt in der Entwickelung des höchst wichtigen und einflußreichen Prinzipes der Association. System und Prinzip müssen Hand in Hand gehen, denn sie sind durch ein Band der Abhängigkeit verknüpft, das nicht verletzt werden darf. Dies zugegeben, so wird die Zeit in allmäliger Entwickelung ohne Zweifel die schönsten Resultate herbeiführen und die Vereinigung derjenigen Interessen mit glücklichem Erfolge krönen, welche zum größten Theile jetzt noch einander streitend gegenüberstehen.

„Wir hören sehr häufig von einem „Ueberfluß an Production" sprechen; ein weit richtigerer Ausdruck wäre „Mangel an Consumtion".*) Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß diejenigen, welche über das Maschinenwesen als ein künstliches Mittel zur Hervorbringung einer zu großen Masse von Manufaktur-Waaren Klage führen, zu gleicher Zeit bemüht sind, auf künstliche Mittel zur Vermehrung der Production des Ackerbaus zu denken. Fast allgemein ist die Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit einer Vermehrung der Produktivität des Bodens durch Benutzung von chemischen und mechanischen Kenntnissen verbreitet; nun gewähren aber in der That diese Hülfsmittel den Pachtungen ganz dieselben Vortheile, als die Dampfmaschinen den Fabriken; die zunehmende Fruchtbarkeit führt in jenem Fall zu ebendemselben Ziele, als in diesem die zunehmende Productionskraft. In der That ist es jetzt allgemein anerkannt, daß das beste System für die Pachtungen ein solches ist, wie es sich am meisten dem Fabriken-System annähert; daß für einen ertragreichen Ackerbau, wie für ein einträgliches Manufakturwesen, eine reiche Beihülfe von Kapitalien und eine ausgedehnte Anwendung von chemischen und mechanischen Unterstützungsmitteln für die natürlichen Kräfte, endlich auch ein freier Markt für die Absetzung der Produkte erforderlich ist."

— Herr Dr. Taylor kömmt im Verlaufe seiner Schrift auch auf die in den Fabriken arbeitenden Kinder zu sprechen, und auch in dieser Beziehung gehört er zu den Optimisten. Es ist besonders interessant, seine Darstellung mit derjenigen zu vergleichen, die wir in den letzten Nummern dieser Zeitschrift aus der Feder eines geistvollen Franzosen geliefert haben. Er sagt:

„Würde ein westindischer oder ein neuseeländischer Stammeshäuptling in eine unserer ersten Schulen eingeführt, er würde das größte Bedauern und Mitleid empfinden mit den armen Kindern, die verurtheilt sind, über Büchern zu sitzen und langweilige Aufgaben zu studiren, statt heilsame Uebungen in der freien Luft vorzunehmen, das Anregende eines Wettlaufs zu genießen oder frei in der Ebene sich zu bewegen. Wäre er fähig zum Schriftsteller und in Spottschriften ein Nebenbuhler von Mrs. Trollope, so würde sein „englischer Schulknabe" den „armen Fabriknaben" oder, wie es richtig bezeichnet wäre, den „erbärmlichen Fabriknaben" jener Dame völlig verdunkeln. Er würde dem Himmel danken, daß seine Knaben nicht zu der Sklaverei der englischen Armeen bestimmt seyen; jeder Schulmeister würde als ein vergrößerter Squeers dargestellt werden, ohne die glückliche Zugabe eines Nickleby, der seine Tyrannei hindert. Nun ist dieser nur eingebildete Fall noch übertroffen durch die Erörterungen über Fabrikanten und die Beschäftigungen der Kinder. Es treten Leute in ein Triebwerk oder sie nehmen an, sie thäten es, sie sehen oder denken sich die Figuren der kleinen Arbeiter mit ihrer ewig gleichbleibenden Arbeit beschäftigt, während die Sonne hoch am Himmel steht, das schöne Blau freundlich auf die Erde herablächelt und die Erde durch ihren eigenen lachenden Anblick von Lieblichkeit und Fruchtbarkeit antwortet; und sie denken, wie weit angenehmer doch die Lustsprünge der freien Glieder am Hügel wären, das Einathmen der frischen Luft, der Anblick der grünen Wiese mit den glänzenden Butterblumen und Gänseblümchen, dem Gesange der Vögel und dem Summen der Bienen! Aber sie sollten diese jugendlich Kräftigen mit anderen Erscheinungen vergleichen, die sie im Laufe ihrer Erfahrung angetroffen haben müssen, wie wir selbst sie nur zu oft in der unsrigen gefunden haben: es sind uns Kinder begegnet, die vor schrecklichem Hunger in ihren Lehmhütten fast vergingen oder in den Gräben der Landstraßen, wo wenige Rasenstücke und vertrocknete Zweige eine Hütte gebildet hatten, in Vergleich mit welcher ein Bauernhaus ein Palast zu nennen wäre. Wir haben die jugendlichen Bettler und die jugendlichen Landstreicher gesehen mit den Zeichen des Hungers auf ihren Wangen, mit Verzweiflung im Herzen. Wir haben jugendliche Verbrecher gesehen, das Gewissen verzehrt durch Elend, die moralische Natur vernichtet durch Leiden, die geistigen Kräfte zerstört durch die unbezwingbare Kraft der Umstände, die sie umringt hielten. Wir wollen doch lieber Knaben und Mädchen in den Spinnereien die Mittel ihrer Erhaltung erwerben, als sie auf der Landstraße umkommen, oder auf dem Steinpflaster verkommen, oder gar in einem Omnibus nach dem Zuchthause führen sehen."

„Um Gutes zu wirken", fährt Dr. Taylor fort, „kann es nicht hinreichen, auf die Industrie-Bezirke allein sein Augenmerk zu richten, sondern man muß den Zustand des Landes und die Interessen desselben im Allgemeinen in der Gesetzgebung beachten und sich dabei nicht durch blinde und darum falsche philanthropische Rücksichten und Eingebungen leiten lassen. Es liegt in unserer Zeit viel Stoff zum Nachdenken; Altes löst sich auf, und Neues ersteht in früher, aber darum um nichts weniger reifer Mannheit; aber welches auch die Uebel einer Uebergangs-Periode, wie die unsrige, seyn mögen, es giebt ihrer wenige, die ein Regent oder eine Obrigkeit verursachen oder heilen kann; sie sind anderen und höheren Gesetzen unterworfen, als diejenigen sind, die wir geben können, und die dann am besten wirken, wenn sie am wenigsten von menschlicher Eitelkeit dirigirt sind. Unter den Punkten, die bei dem in Rede stehenden Gegenstand eine vorzügliche Beachtung verdienen, sind ohne Zweifel auch die moralischen Folgen des Fabrikwesens. Nicht die geringste dieser Folgen ist der große Aufwand von besonderen Kräften, die dazu erfordert werden, und die entschiedene Ausprägung des individuellen Charakters, welche dadurch

*) Factories and the Factory-System, from parliamentary documents and personal examination. By B. W. Cooke Taylor, LLD.

*) Wenn das am grünen Holz geschieht, wenn England, das seine Erzeugnisse mit denen der ganzen Welt austauscht, über „Mangel an Consumtion" klagt, was sollen wir erst sagen, die wir unsere Bedürfnisse an tropischen Erzeugnissen nicht mit unseren Produkten zu bezahlen gewohnt sind?

hervorgebracht wird. Die Gouvernements-Berichte beweisen aber, „daß der sittliche Zustand der Fabrik-Arbeiter weit gesünder ist, als der von irgend einem anderen Theile der arbeitenden Bevölkerung Englands", und daß „die Fabrik-Distrikte eine wahrhaft beneidenswerthe Ueberlegenheit über die Gegenden des Ackerbaues" haben.

„Bei der Schätzung der Moralität einer Bevölkerung, einem so wichtigen Gegenstande, leiht uns die Statistik wenig oder gar keine Hülfe. Es sind indessen so genügende Proben von dem kräftigsten Widerstande gegen Versuchung in den Fabrik-Distrikten vorhanden, wie wir fast fürchten müssen, in den ackerbauenden Gegenden keine ähnliche anzutreffen. Wir haben Frucht- und Gemüse-Gärten den Arbeitern ländlicher Spinnereien frei ausgesetzt und Fruchtbäume längs der Mauern von Fabrikgebäuden hingezogen gesehen und haben uns durch die genaueste und sorgfältigste Nachforschung versichert, daß ohne die Erlaubniß des Eigenthümers niemals auch nur ein Apfel oder eine Birne gepflückt worden ist. Während der letzten Arbeiter-Unruhen in den Fabrik-Distrikten zog ein Haufe der Meuterer nach einer Spinnerei durch Reihen von Bäumen, die mit Früchten beladen waren, und obwohl das arme Volk so hungrig war, daß sie nach dem Hause eines Grund-Besitzers kamen, um ein Stückchen Brod zu fordern, so pflückte doch nicht Einer von ihnen auch nur eine Frucht, und ein junger Mensch, der einen der Bäume zu ersteigen versuchte, wurde von seinen Genossen daran verhindert und mit Strafe bedroht.

„Viele andere Beweise von der größeren Sittlichkeit in den Fabriken können noch angeführt werden. Das Wohlseyn der Baumwollen-Spinner wird durch das große Werk ihrer bestehenden Gewerks-Vereinigung und den kräftigen Geist, den sie in ihren Berechnungen und Plänen entfaltet haben, bewiesen. Dergleichen kann unter unglücklichen und schlechtbezahlten Arbeitern nicht vorkommen. Ja, wenn auch manche Unglücks-Propheten laut werden, so ist doch im Allgemeinen der Zustand in jetziger Zeit bei weitem besser, als in der früheren, und Vieles, was uns jetzt, da es sich noch in einer Krisis befindet, nicht gefallen will, wird unsere Bewunderung erregen, wenn es den Standpunkt der Vollkommenheit erreicht haben wird, zu dem es mächtig fortschreitet."

Nord-Amerika.

Gregg's Reise durch die Prairies von Nord-Amerika. *)

Die unermeßlichen Ebenen oder Steppen, die in Nord-Amerika mit dem französischen Worte Prairies bezeichnet werden, bedecken das ganze weitläufige Territorium, welches zwischen den Abdachungen der Felsengebirge gegen Norden und den Flüssen von Tejas gegen Süden liegt — im Osten von den Staaten Missuri und Arkansas und im Westen von den Oregon- oder Felsengebirgen (Rocky Mountains) begränzt wird. Die Breite dieses Landstrichs beträgt über 120, die Länge zwischen 150 und 200 geographischen Meilen, und das Ganze enthält einen Flächenraum von ungefähr 400,000 engl. Quadrat-Meilen, von denen sich wohl 30,000 innerhalb der Gränzen von Tejas und 70,000 in denen von Neu-Mejiko befinden, so daß noch 300,000 zu dem Gebiet der Vereinigten Staaten gehören. Mit Ausnahme der Sierren, die sich längs dem westlichen Rande der Prairies hinziehen, und einiger niedrigen, felsigen Bergrücken in der Nähe des Staats Arkansas, die zu dem Ozark-System gehören, wird diese ungeheure Ebene von keinen sehr bedeutenden Erhöhungen unterbrochen. Es befinden sich zwar auf der Markscheide, die den rothen Fluß (Red River, Rio rojo) von dem falschen Onaschità (false Washita) trennt, eine Reihe Hügel, deren südwestlicher Theil sich etwa bis zum 80sten Grade westl. Länge von Ferro erstreckt; diese werden gewöhnlich die Quitschità-Gebirge (Witchita Mountains) genannt und heißen bei den Jägern auch Towpasch — vielleicht von Tojawist, was in der Kumauschen-Sprache einen Berg überhaupt bedeutet. Ihre Höhe ist aber so gering, daß sie im Vergleich mit der Ausdehnung der sie umgebenden Fläche nur als wellenförmige Ungleichheiten oder Anschwellungen des Bodens erscheinen, wie man sie auch in den asiatischen Steppen und den Pampas von Süd-Amerika wiedertrifft, und die eher in geologischer als in geographischer Hinsicht von Wichtigkeit sind.

So ist das Land beschaffen, wohin unser Verfasser, ein unternehmender amerikanischer Trader **), seine erste Reise im Jahr 1831 mit der Karawane nach Santa-Fé antrat und welches er fast neun Jahre lang in allen Richtungen durchstreifte. Sein Reise-Journal ist mit den Details dieser Kreuz- und Querzüge angefüllt, wobei die Erzählung seiner Jagd-Abenteuer und Handels-Unternehmungen mit kriegerischen Episoden abwechselt, die er gegen die umherschweifenden Indianerstämme zu bestehen hatte. Der Handel mit Santa-Fé, der von dem Gebiete Missuri (Missouri Territory) aus betrieben wird, datirt vom Anfang des laufenden Jahrhunderts und findet, wie in Asien, durch zahlreiche Karawanen statt. Die Grausamkeiten, Mordthaten und anderen Kalamitäten, die seinen Ursprung bezeichneten, sind zwar weniger häufig geworden, haben jedoch nie gänzlich aufgehört, und das unruhige, verwirrte Treiben in Tejas, Mejiko und auf den westlichen Gränzen der Vereinigten Staaten läßt kaum die Herstellung eines geordneteren Zustandes erwarten.

In seiner Vorrede bemerkt Herr Gregg, daß er seine Wanderungen zum Theil schon in einer Reihe von Briefen geschildert habe, die zwischen den Jahren 1840 und 1842 in dem Galveston Daily Advertiser und dem Arkansas Intelligencer erschienen, und rügt die Plagiate derselben, die sich der Capitain Marryat in seinem Werke: die Abenteuer Monsieur Violet's, erlaubt hat, worin sich lange Auszüge jener Korrespondenz befinden, die zum großen Theile wörtlich kopirt sind, ohne daß die Quelle genannt wird, aus der sie herrühren. „Das Publikum", schreibt er, „ist schon so sehr mit der langen Reihe literarischer Diebstähle bekannt, wovon das gedachte Werk die Frucht war, daß ich es nicht gewagt hätte, meine eigenen Beschwerden hier vorzubringen, wenn nicht die Wiederholung derselben Notizen, oft sogar derselben Worte, mich selbst dem Verdachte des Plagiats aussetzen könnte — einem Verdachte, der indeß nur bei solchen entstehen würde, die meine Original-Briefe nie gesehen haben, oder denen es noch unbekannt ist, daß „Monsieur Violet" in das Gebiet Merkur's und nicht in das der Minerva gehört."

Wie es scheint, trägt der Mangel an Dolmetschern, um sich mit den wilden Indianer-Stämmen zu verständigen, nicht wenig zu den blutigen Ereignissen bei, die von Zeit zu Zeit auf den Handels-Expeditionen nach Neu-Mejiko verfallen und den Zügen nach den „Far West" in Amerika den Ruf eines so gefährlichen Unternehmens verschafft haben. So erzählt der Verfasser unter Anderem folgende Anekdote: „Zwei junge Männer, Namens Mac-Nees und Monroe, die sich unvorsichtiger Weise an dem Ufer eines Stromes schlafen legten, der seitdem Mac-Nees Creek genannt wird, wurden fast im Angesicht der Karawane mit ihren eigenen Gewehren erschossen. Als ihre Kameraden herbeikamen, war Mac-Nees schon leblos und der Andere in den letzten Zügen. In diesem Zustande ward Letzterer eine Strecke von beinahe vierzig Meilen bis nach dem Cimarron-Flusse getragen, wo er starb und, wie es in den Prairies Brauch ist, begraben wurde. Als man eben die Leichen-Feier beendete, erschienen sechs oder sieben Indianer auf dem gegenüber liegenden Ufer des Cimarron. Einige von der Gesellschaft machten den Vorschlag, sie zu einer Unterredung einzuladen, während die Uebrigen, nach Rache dürstend, den Wunsch aussprachen, sogleich auf sie zu feuern. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß jene Indianer nicht allein an der begangenen Gräuelthat schuldlos waren, sondern vielleicht nicht einmal darum wußten, da sie im entgegengesetzten Fall sich kaum so nahe an die Karawane gewagt hätten. Ihr scharfer Blick ließ sie jedoch bald die feindselige Miene erkennen, die ein Theil der Reise-Gesellschaft angenommen hatte, und sie wandten sich daher schnell zur Flucht. In diesem Augenblick fiel ein Schuß, der ein Indianer-Pferd verwundete; der Reiter stürzte zur Erde und wurde sogleich von Kugeln durchbohrt. Jetzt erfolgte eine Salve von mehreren Gewehren zugleich, wodurch die übrigen Indianer entweder erschossen oder tödtlich getroffen wurden, bis auf einen Einzigen, der seinen Verfolgern entrann und seinem Stamme die Nachricht von dieser schrecklichen Katastrophe brachte. So nutzlose Grausamkeiten hatten die allerunglücklichsten Folgen für die Handels-Unternehmungen der Amerikaner, da sie die Kinder der Wüste noch mehr gegen die „bleichen Gesichter" aufreizten und einen Vertilgungskrieg veranlaßten, der mehrere Jahre hinter einander geführt wurde; ja, dieselbe Gesellschaft mußte einige Tage später ihre Uebereilung durch empfindliche Verluste büßen, — sie wurde von den wüthenden Landsleuten der ermordeten Indianer bis an den Arkansas-Fluß verfolgt, wo man ihr nahe an tausend Stück Pferde und Maulthiere abnahm. Aber die Indianer hatten ihre Rache damit noch nicht gesättigt. Sie lauerten einer etwa zwanzig Mann starken Karawane auf, die kurz nach der anderen folgte, erschlugen einen von den Reisenden und bemächtigten sich ihres sämmtlichen Zugviehs. Die unglücklichen Wanderer sahen sich hierdurch gezwungen, ihren Weg zu Fuße fortzusetzen, wobei jeder von ihnen gegen tausend Piaster auf dem Rücken bis zum Arkansas-Fluß zu tragen hatte, wo das Geld in der Erde vergraben wurde, bis man Transportmittel fand, um es nach den Vereinigten Staaten zu schaffen. Diese verwegenen und wiederholten Angriffe bewogen die Kaufleute, sich von der Föderal-Regierung eine Bedeckung regulairer Truppen zu erbitten. Ihr Ansuchen wurde ihnen gewährt, und der Major Riley erhielt Befehl, mit drei Compagnieen Infanterie und einer Compagnie Scharfschützen die im Frühjahr 1829 abgehende Karawane bis nach Choutean's Insel am Arkansas zu eskortiren. Hier machte die Bedeckung Halt, und die Kaufleute setzten ihren Weg über die Sandhügel fort, die sich jenseits des Flusses erheben. Sie waren kaum sechs bis sieben Meilen weit vorwärts gerückt, als sich ein Umstand ereignete, der ihnen die Begleitung des tapferen Majors und seiner wohldisziplinirten Truppen von neuem wünschenswerth machte. Eine Abtheilung von drei Mann, die eine Art Vorhut bildete, war einige hundert Schritt vorausgeritten und so eben abgestiegen, um ihren Durst zu löschen, als eine Bande der Keiowa's, eines der wildesten Stämme, die in den westlichen Prairies hausen, unversehens hinter der Sandhügel-Kette hervorstürzte. Die drei Leute sprangen sogleich auf ihre Thiere, aber es gelang nur zweien, welche Pferde hatten, zu entkommen und ihre Wagen zu erreichen; der Dritte, ein gewisser Lamme, der unglücklicherweise ein Maulthier ritt, wurde eingeholt, getödtet und augenblicklich skalpirt, ehe man ihm zu Hülfe eilen konnte. Durch die Kühnheit der Indianer eingeschüchtert, sandten die Kaufleute einen Expressen an den Major Riley, der sogleich seine Zelte abbrechen ließ und den Marsch mit solcher Schnelligkeit ausführte, daß er bei der ängstlich harrenden Karawane ankam, ehe sich diese noch von ihrer Bestürzung erholt hatte. Da die Verstärkung in der Nacht anlangte, so war der Feind wohl schwerlich von ihrem Eintreffen unterrichtet und würde ohne Zweifel am folgenden Morgen seinen Angriff erneuert haben, wo er dann von den Truppen eine derbe Lection empfangen hätte; durch ein Versehen wurde aber bei Tagesanbruch die Reveille geschlagen, worauf sich die Indianer aufs schnellste davon machten. Die Eskorte begleitete die Reisenden von nun an bis nach Sand-Creek, von wo sie, da keine weitere Gefahr

*) Commerce of the Prairies, or Journal of a Santa Fé Trader etc. By J. Gregg. New York and London, 1844. Zwei Bände.

**) Ueber das Leben und die Sitten der amerikanischen und kanadischen Pelzhändler (traders, voyageurs), ihre Karawanenzüge, ihre Kämpfe mit den indianischen Stämmen u. s. w. theilt Washington Irving in seinen „Reisen des Capitains Bonneville" höchst interessante und lehrreiche Notizen mit.

zu drohen schien, ihren Rückmarsch nach dem Arkansas antrat, um dort die Wiederkehr der Karawane im folgenden Herbst zu erwarten."

Der in diesem Bericht erwähnte Major Riley war ein in den westlichen Landstrichen Nord-Amerika's sehr bekannter und geachteter Offizier. Wenn wir uns recht erinnern, war er eine Zeit lang Kommandant von Fort Leavenworth, dem äußersten Vorposten der Vereinigten Staaten an den Gränzen der unabhängigen Indianer-Stämme. In der Folge that er sich in den Feldzügen in Florida gegen die Seminolen hervor und wurde zum Obersten befördert, was in der amerikanischen Armee weit mehr sagen will, als in einer europäischen, da die regulairen Truppen bekanntlich nur aus 7—8000 Mann bestehen und bei der geringen Anzahl Offiziere das Avancement äußerst langsam von Statten geht. Schreiber dieses lernte ihn während seines Aufenthalts in Missuri kennen, wo sich wegen der Nachbarschaft der Indianer eine nach dortigen Begriffen ziemlich bedeutende Militairmacht befindet, während man in einigen der östlichen Staaten auch nicht einen einzigen Soldaten antrifft.

Ueber die in Texas und an der mexikanischen Gränze nomadisirenden Kumanschen erfahren wir manches Interessante. „Vor einiger Zeit", schreibt Herr Gregg, „stand ein berühmter Häuptling, Namens Juan José, an der Spitze des Stammes, der, seiner außerordentlichen List und Verwegenheit halber, im ganzen Lande gefürchtet wurde. Was noch mehr dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feinde zu machen, war der Umstand, daß er seine Erziehung bei den Spaniern in Chihuahua erhalten hatte, so daß, als er sich wieder seinem Volke anschloß, er seinen Verfolgern in jeder Hinsicht gewachsen war und sich durch Auffangen der Briefpost von jeder gegen ihn unternommenen Expedition in Kenntniß zu setzen wußte. Folgende Beschreibung des Gemetzels, in welchem er fiel, wird unseren Lesern vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn. Um den Räubereien der Apatschen Einhalt zu thun, erließ das Gouvernement des mexikanischen Staates Sonora eine Proclamation, worin es die Wilden gleichsam in die Acht erklärte und sämmtliche ihnen abgenommene Beute den Siegern als rechtmäßiges Eigenthum zusprach. Demzufolge vereinigten sich etwa zwanzig Mann, größtentheils Ausländer, von der Hoffnung auf Gewinn beseelt und nicht daran zweifelnd, daß die Indianer nach so vielen Jahren glücklicher Räubereien im Besitz höchst beträchtlicher Schätze seyn müßten — wählten einen im Lande ansässigen Amerikaner zu ihrem Führer und zogen im Frühjahr 1837 gegen die Wilden aus. Nach wenigen Tagen erreichten sie eine Rancheria (Dorfschaft) von ungefähr funfzig Kriegern mit ihren Familien, an deren Spitze der berüchtigte Juan José selbst und noch drei der vornehmsten Häuptlinge standen. Als sie der Weißen ansichtig wurden, gaben sie ihnen sogleich zu verstehen, daß, wenn sie gekommen wären, sich zu schlagen, sie bereit seyen, ihren Wunsch zu erfüllen; da ihnen jedoch der Anführer versicherte, daß seine Gesellschaft nur auf einer Handels-Expedition begriffen sey, so wurde bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen beiden Parteien eingeleitet. Der Amerikaner hatte indeß beschlossen, diese gefürchteten Häuptlinge um jeden Preis aus dem Wege zu räumen; er ließ daher ein kleines Feldstück, das er in einem der Wagen verborgen hatte, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und schußfertig halten. Die Krieger wurden dann ersucht, sich im Lager einzufinden, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, welches im Bereich der Kanone aufgestellt war. Als sie damit beschäftigt waren, den Inhalt des Sacks zu theilen, wurde plötzlich auf sie gefeuert und ein Theil von ihnen auf der Stelle getödtet; die Uebrigen wurden dann mit Büchsenschüssen angegriffen und noch zwanzig erlegt, unter denen sich auch Juan José und die anderen Häuptlinge befanden. Die Entkommenen rächten sich später auf gleiche Weise an einer anderen Gesellschaft amerikanischer Reisenden, die sich auf der Jagd am Rio Gila nicht weit von der Stätte gelagert hatte, wo jenes Ereigniß stattfand. Die erbitterten Wilden beschlossen, summarische Justiz an den unglücklichen Jägern zu üben; sie überfielen sie unversehens und metzelten sie bis auf den letzten Mann nieder! Es waren in Allem ungefähr funfzehn Personen, einige Mexikaner mit eingerechnet. Der Urheber dieser Blutscenen mochte vielleicht der Meinung seyn, daß gegen treulose Feinde der Verrath sich rechtfertigen lasse. Er glaubte auch ohne Zweifel, daß die Mexikaner seine That mit Lobeserhebungen aufnehmen würden, da sie von den Raubzügen jener Häuptlinge so viel zu leiden hätten; doch sah er sich in dieser Erwartung getäuscht, indem der Vorfall in Mexiko allgemeinen Unwillen erregte, obgleich die Mexikaner, wie aus folgender kurzen Episode hervorgeht, sich nicht selten selbst dergleichen Thaten schuldig machen. Im Sommer 1839 hatte man den Apatschen einige Gefangene abgenommen, worunter sich die Gattin eines ausgezeichneten Häuptlings befand, die man im Calabozo (dem Gefängniß) von Paso del Norte einsperrte. Der Häuptling, dem die Trennung von seiner Frau zu Herzen ging, sammelte eine Schaar von etwa funfzig Kriegern, womit er dreist in die Stadt einrückte und die Befreiung seiner Squaw und seiner Landsleute forderte. Der Kommandant des Platzes, der vor Allem Zeit gewinnen wollte, beschied seine Gäste auf den folgenden Morgen wieder zu sich, wo er dann ihr Verlangen erfüllen werde. Während der Nacht wurden die Streitkräfte der ganzen Gegend zusammengezogen; als sich aber die Apatschen wieder einstellten, hütete man sich, ihnen die Truppen zu zeigen — man hielt diese vielmehr verborgen, während der mexikanische Kommandant die Indianer unter dem Vorwand, ihnen ihre Freunde ausliefern zu wollen, hineinlockte. Der arglose Häuptling ging mit zwanzig seiner Gefährten in die Falle; sobald sie die Festung betraten, wurden sie sämmtlich mit kaltem Blute umgebracht. Indessen lief es auch von Seiten der Mexikaner nicht ganz ohne Verlust ab, da sie vier oder fünf ihrer Leute im Handgemenge einbüßten. Unter diesen befand sich der Kommandant selbst, der kaum die Losung: Matem a los carajos! (Tödtet die Schurken!) gegeben hatte, als der Häuptling erwiederte: Entonces morirás tu primero, carago! (Dann sollst Du zuerst sterben!) und ihn augenblicklich durchbohrte."

Mannigfaltiges.

— Jean Calas, Voltaire und Mary Lafon. Herr Mary Lafon, Verfasser einer Geschichte des südlichen Frankreichs, versucht es in dem so eben erschienenen vierten Bande dieser Geschichte, Voltaire des Ruhmes zu berauben, die Ehre des unglücklichen und durch einen Justizmord getödteten Jean Calas wiederhergestellt zu haben. Herr Lafon hat zu diesem Behufe die Akten des berüchtigten, in Toulouse verhandelten Prozesses von neuem durchgesehen und theilt daraus einige Verhöre und Protokolle mit. Darauf gestützt, behauptet er, daß Voltaire die Sache nichts weniger als wahr dargestellt, und daß er durch sein Genie so wie durch seine europäische Autorität auf das Parlament und die beiden Capitouls in Toulouse eine unverdiente Schmach gewälzt habe. Jean Calas war bekanntlich Protestant und ward beschuldigt, seinen ältesten Sohn Marc Antoine Calas, der sich zum Katholizismus hinneigte und im Begriffe war, Mönch zu werden, getödtet zu haben. Herr Lafon bringt nun zwar nichts weniger als den Beweis bei, daß Marc Antoine Calas wirklich von seinem Vater getödtet worden sey und sich nicht selbst erhängt habe; vielmehr geht sogar aus seiner Erzählung hervor, daß der unglückliche Vater auch nach den fürchterlichsten und grausamsten Anwendungen der Folter seine Unschuld stets betheuert habe und diese auch noch behauptete, als er lebendig auf das Rad geflochten ward; aber weil Voltaire in seiner bekannten sarkastischen Darstellungsweise einiger Wendungen und Ausdrücke sich bedient, die durch die Akten nicht völlig gerechtfertigt erscheinen, darum wird seine Ehrenrettung der unglücklichen Familie Calas von Lafon zu den Handlungen gezählt, durch welche der berühmte Spötter das Ansehen der katholischen Kirche in Frankreich habe herunterbringen wollen. Ja, Herr Lafon geht so weit, die alte Diatribe zu erneuern, wonach es den französischen Reformirten zur Zeit des Calas (1762) erlaubt geschienen, einen Sohn zu tödten, wenn dieser zum Katholizismus übertreten wolle. Zwar ist bereits im vorigen Jahrhundert von Genf und von allen protestantischen Ländern aus gegen eine so verläumderische und nichtswürdige Beschuldigung protestirt worden, aber Herr Lafon beruft sich auf Calvin's Institutio christianae religionis Lib. II. Cap. VIII. Sect. 35. p. 76., um nachzuweisen, daß dieser gesagt habe, Gott befehle, die rebellischen Kinder zu tödten. Freilich ist das ganz aus dem Zusammenhange gerissen und augenscheinlich nichts Anderes, als eine tropische Redensart mit Bezug auf die Kinder, die ihre Aeltern nicht ehren; doch was vermag ein Schriftsteller nicht Alles zu dokumentiren, der in seinem blinden Eifer einem anderen Glauben, einer anderen Ueberzeugung eine fanatische, eine blutige Unterlage geben will? Es ließen sich dafür Beweise auf allen religiösen Gebieten, und zwar auch in Deutschland, beibringen.

— Christliche Institutionen in Karthago. Der Bey von Tunis hat nachgegeben, daß ein katholischer Bischof von Karthago, der bisher blos in partibus existirte, wirklich auf den Ruinen der alten Phönizierstadt seinen Sitz nehme, wo freilich schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums christliche Institutionen in vollster Blüthe sich befanden. Der Papst hat zu der wiederhergestellten Würde den bisherigen Superior des Kapuzinerklosters in der Regentschaft Tunis, Monsignor de Ferrara, ernannt, der auf Malta geboren und mithin englischer Unterthan ist. Die Franzosen, die jetzt gern überall englischen Einfluß wittern, erblicken ihn auch in dieser Ernennung, obwohl nicht anzunehmen, daß der Papst einem wirklich unter britischem Einfluß stehenden den Vorzug vor einem andern Gebornen geben werde. Wahr ist inzwischen, daß ein französischer Priester, der Abbé Bourgade, der in Tunis eine Schule gegründet hatte, in welcher ohne Unterschied christliche, jüdische und muhammedanische Kinder aufgenommen wurden, und der zugleich die Leitung eines Nonnenklosters hatte, dessen Schwestern sich dem Unterrichte und der Krankenpflege widmeten, durch den neuen Bischof von beiden Functionen entlassen worden, und zwar, wie französische Berichterstatter versichern, weil er einerseits zu duldsam gewesen und andererseits den Einfluß seines Vaterlandes immer so viel als möglich geltend gemacht. Monsignor de Ferrara hat bald nach seinem Amtsantritt auch eine Kollekte angeordnet, aus deren Ertrag ein bischöflicher Palast erbaut und ein katholisches Seminar errichtet werden soll.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfang dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Aemtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Veit u. Comp. gesandt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 12. Dezember 1844.

Frankreich.

Die Erziehung der Taubstummen in Paris.

Wenn man die Menschheit im Großen betrachtet, so sieht man, daß die Variationen des Nervensystems, die sich im Thierreich überhaupt finden, bei ihr im Kleinen wiederkehren. Wie wir auf einer ganzen Stufe der zoologischen Reihe einen Sinn verschwinden sehen, während ein anderer ihn in seinen Functionen ersetzt, so daß hier das Gehör vorherrscht, dort das Gesicht, und daß das Gesicht immer an Schärfe gewinnt, was das Gehör verliert, so sind die natürlichen Fehler in der Menschengattung nur Verschiedenheiten, deren sich die Natur bedient, um einen Sinn durch den Mangel eines anderen zu seiner höchsten Ausbildung kommen zu lassen. So wäre also der Taubstumme wie der Blindgeborene eine zur Vollständigkeit des Menschentypus nothwendige Varietät.

Hat die Erziehung des Taubstummen nach dem kühnen Ausdruck des Abbé Sicard die Aufgabe, ihm eine Seele zu bilden? Nein, die Taubheit hebt die geistigen Fähigkeiten nicht auf. Sie wirkt bloß nach außen; indem sie den Taubstummen der vornehmsten Communicationsmittel mit der Außenwelt, des Gehörs und der Sprache, beraubt, hemmt sie in ihm alle Entwickelungen, die aus dem Umgang mit der Gesellschaft entspringen. Der Taubstumme ist, wie man gesagt hat, das Kind der Natur: umgeben von Einsamkeit und Schweigen, empfängt er fast alle seine Lehren von der äußeren Welt; die Phänomene des Lichtes, der Bewegung, der Vegetation sind die ersten Lehrer, die ihm von der Existenz der Welt und seinen Beziehungen zu den erschaffenen Wesen erzählen. Die Kindheit ist der Schlaf der Vernunft, ein Schlaf, der bei den unerzogenen Taubstummen lange über das Ziel hinaus fortdauert, welches die Natur ihm gesetzt hat; ja, er kann das ganze Leben umfassen, wenn nicht eine starke und geschickte Hand es übernimmt, den Schleier zu heben.

Gewöhnlich glaubt man, die Sprache der Taubstummen bestehe darin, daß sie die Buchstaben, aus denen die Worte der Sprache bestehen, mit den Fingern einzeln in der Luft nachbilden. Dem ist jedoch nicht so. *) Vielmehr ist diese Sprache ein Komplex von nachahmenden Zeichen, welche die Gestalt der Gegenstände, ihre eigenthümliche Art, zu seyn, oder ihre Beziehungen zu einer Idee darstellen. So wie die taubstummen Zöglinge zum ersten Male einen Fremden sehen, so bemerken sie alsbald in seiner Haltung, seiner Person oder seiner Kleidung ein eigenthümliches Merkmal, das sie bezeichnen, und dieses Zeichen wird sofort für Alle der mimische Eigenname dieses Individuums. Alle Lehrer der Pariser Taubstummen-Anstalt haben nach und nach solche bildliche Namen bekommen: man bezeichnete den Abbé Sicard, indem man den Kopf auf die rechte Schulter neigte, Herrn Massieu durch die Bewegung der Hand, welche das zerstreute Haar in Ordnung bringt, Herrn Berthier, indem man den Zeigefinger quer über den Mund legte, Herrn Puybonnieux, indem man eine Nadel, die er am Busen trug, mit dem Finger nachahmte. Die Natur liefert der Sprache der Taubstummen die vorzüglichsten Elemente: will der Lehrer einen Hund bezeichnen, so ahmt er mit der Hand die Geberde nach, womit man dieses Thier zu sich heranlockt. Soll eine Kuh bezeichnet werden, so macht man erst das Zeichen, das der Kuh und dem Ochsen gemeinsam ist (indem man die Lage der Hörner andeutet), und dann fügt man das Zeichen des Melkens hinzu. Diese Fähigkeit des Menschen, von einem Gegenstand oder Thier das hervorspringendste Merkmal abzusondern und es dadurch allein zu bezeichnen, ist das Mittel, das der Taubstumme fortwährend anwendet, um den Gebrauch oder das Geschlecht der Dinge anzudeuten; die Weibchen der Vögel z. B. werden durch ein Ei und das Zeichen des Brütens ausgedrückt. Es begegnet zuweilen den Taubstummen, daß sie eine Bezeichnung und daher auch die Geberde, die sie ausdrückt, verallgemeinern; in der Pariser Anstalt bezeichnet man noch zuweilen das Masculinum durch einen Männerhut und das Femininum durch eine Haube; so werden eine Bank, ein Tisch originell genug mit einem Geschlecht bekleidet. Diese Methode, alle Gegenstände durch ein von ihren äußeren Merkmalen, ihrem Gebrauch oder ihrer Aehnlichkeit mit etwas Anderem hergenommenes Zeichen darzustellen, nähert sich sehr dem, was wir auf den Denkmälern des alten Aegyptens gezeichnet sehen: es ist die Hieroglyphe auf die Geberden der Hand angewendet. Diese Zeichensprache ist sehr geeignet, dem Geist der Kinder lebendige und treffende Bilder von den Dingen einzuprägen; daher haben auch die meisten erzogenen Taubstummen einen orientalischen Zug in den Ideen und in der Art, sie zu schreiben.

Die Zahl der Zeichen scheint auf den ersten Anblick unberechenbar; doch wenn man in den Mechanismus der Sprache der Taubstummen tiefer eindringt, so sieht man, daß es mit ihren Zeichen wie mit den Buchstaben unseres Alphabets ist, welche, obwohl nur 24 an der Zahl, durch ihre unzähligen Combinationen alle Ideen ausdrücken können. Das Spiel der Physiognomie beleuchtet fortwährend die Natur der Geberde; während der Taubstumme gestikulirt, nimmt sein Gesicht allmälig die Miene des Zweifels, der Gleichgültigkeit, der Verehrung, der Furcht oder der Drohung an. Wenn ich das höchste Wesen bezeichnen will, so werde ich nach dem Himmel zeigen und diese Geberde mit einem Ausdruck der Anbetung und Ehrfurcht begleiten; wenn ich dagegen das Firmament bezeichnen will, so werde ich dabei mein Gesicht unbeweglich halten. Wenn der Taubstumme den Begriff des Vertheidigens darstellen will, so breitet er mit der Miene des Schutzes die Arme aus: die Geberde giebt ein Bild der Handlung und das belebte Gesicht deutet auf das Gefühl, das sie begleitet. Diese stumme Sprache hat ihre Beredtsamkeit: es ist unmöglich, die Taubstummen mit einander sprechen zu sehen, ohne von dem dramatischen Charakter ihrer Erzählungen überrascht zu werden; es fehlt ihnen nicht einmal das Wort; denn die Geberde, durch die Bewegung der Physiognomie belebt, ist ein wahres mimisches Wort, das eben so verständlich wird als das gesprochene. Der Abbé de l'Epée ließ seine Schüler Fabeln von Lafontaine pantomimisch rezitiren, welche von den Zuhörern vollkommen verstanden wurden. Die Sprache der Taubstummen hat die Pantomime der Alten wieder ins Leben gerufen; auch haben die Meisten dieser Geberdenspieler ein sehr zartes Urtheil über die Bewegungen der theatralischen Darstellung. Madame Malibran ließ in eine Loge neben der Bühne Herrn Berthier, einen geborenen Taubstummen, kommen und änderte oft ihr Spiel nach den Bemerkungen dieses geschickten Lehrers. Neulich hat ein Zögling der Pariser Anstalt mit vieler Treue die Rolle eines Taubstummen in einem Theaterstück des Herrn Comte gegeben. Man stellt sich gewöhnlich diese Zeichensprache als eine langsame und in ihren Mitteln sehr komplizirte vor; aber sie zeichnet sich gerade durch ihre Schnelligkeit aus. „Ihr Sprechenden", sagte der taubstumme Desloges zu Jemanden, der sich ungünstig über die mimische Sprache äußerte, „ihr habt oft viel Mühe, Jemanden in Paris zu finden, selbst mit einer geschriebenen Adresse. Wenn ich dagegen einen meiner taubstummen Kameraden, der weder schreiben noch lesen kann, nach irgend einem Lokal in dieser großen Stadt, sey es Laden oder Hotel, im ersten oder fünften Stock, schicke, so wird er nie sein Ziel verfehlen, wenn ich nur ein einziges Mal das Lokal gesehen habe. Ich würde ihm die Adresse der Person mit viel weniger Zeichen angeben, als ich Worte brauchen würde, um sie zu schreiben." In der That ist die Geschwindigkeit des Telegraphen, dieser großen hölzernen Hand, die sich über unseren Köpfen in der Luft bewegt und mit so viel Schnelligkeit die Nachrichten fortpflanzt, im Vergleich zur mimischen Action wie gelähmt. Denn außer dem Spiel der Finger hat der Taubstumme zur Mittheilung seiner Ideen den Magnetismus des Gesichts und der Augen, welche alle Bewegungen seiner Seele sofort sichtbar machen.

Die Geschichte dieser mimischen Sprache geht sehr hoch ins Alterthum hinauf: Cassiodor spricht von Leuten, deren beredte Hände, so zu sagen, eine Sprache an jeder Fingerspitze hatten, welche sprachen, während sie schwiegen, und eine ganze Geschichte erzählen konnten, ohne den Mund zu öffnen. Es ist bekannt, daß der berühmte Roscius sich vermaß, eine ganze Tirade aus einem tragischen Dichter in Geberden wiederzugeben. In neuerer Zeit sehen wir wieder die Pantomime der Alten bei der Stiftung des Trappisten-Ordens eine Rolle spielen; diese freiwilligen Taubstummen verständigen sich mit einander durch Zeichen. Diese Geberdensprache muß wohl auch die Ursprache der Menschen gewesen seyn; wir glauben zwar, daß das Menschengeschlecht redend geboren worden; doch muß man annehmen, daß im Anfang seine Stimme, auf eine kleine Zahl von artikulirten Tönen beschränkt, zu Geberden die Zuflucht nahm, um sich verständlich zu machen. Auch ist diese Sprache die erste, die uns in der Wiege zur Seite steht: die Mutter, die ihr Kind will sprechen lehren, verbindet immer die Namen mit den Gegenständen, indem sie durch einige Zeichen der Augen oder der Hand darauf hinzeigt. Es ist nur zu verwundern, daß die Entdeckung des Abbé de l'Epée so viel Jahrhunderte gebraucht hat, um ans Licht zu treten. Sehen wir nicht jeden Tag Leute, die sprechen, sich der Sprache der Taubstummen bedienen, wenn die ihrige ihnen ausgeht? Auch bedienen wir uns ja immer beim Sprechen oratorischer Ge-

*) Dies mag für Paris seine Richtigkeit haben; in der hiesigen Taubstummen-Anstalt jedoch soll auch diese Art der Mittheilung allerdings üblich seyn.

berden; doch diese Geberden, die bei uns nur dem Worte zur Seite gehen, werden bei dem geborenen Taubstummen zum Hauptmittel, zur natürlichen Sprache. Alle taubstumme Kinder, die nach der Pariser Anstalt kommen, sind schon im Besitz gewisser Zeichen, durch welche sie ihre Bedürfnisse oder Gefühle ausdrücken. Es giebt keinen Taubstummen für seine Mutter; das Kind, das durch einen Naturfehler außer Stand gesetzt ist, mit anderen Menschen zu kommuniziren, findet immer das Mittel, sich mit seiner Familie zu verständigen. Vor den erworbenen Ideen hat der Mensch eine große Menge natürlicher Ideen in sich; diese letzteren sind es, die der Taubstumme gewissermaßen mit angeborenen Zeichen bekleidet. Die Erziehung, indem sie neue Ideen schafft, veranlaßt auch die Erfindung neuer Zeichen. Es giebt also zwei Arten von Sprachen bei den Taubstummen, eine natürliche und eine gelernte; die letztere ist es, die den ersten Gegenstand ihres Unterrichts bildet. Das mimische, künstliche Wort hat seit seinem Erfinder, dem Abbé de l'Epée, einige Veränderungen erfahren. Dieser Priester hatte, als er seine Methode begründete, weniger die Absicht, den Taubstummen mit seinen Leidensbrüdern in Verkehr zu setzen, als ihn mit den Wahrheiten der Religion bekannt zu machen und ihm einen Begriff von Gott zu geben. Da er überdies redend geboren war, so konnte es nicht fehlen, daß die Gewohnheit, die wir Alle haben, in unserer Muttersprache zu denken, ihn die Geberden mehr nach den Worten als nach dem Sinn derselben bilden ließ. So entstellte der berühmte Lehrer zuweilen die Zeichensprache, um sie den Formen der französischen Sprache anzupassen; wollte er z. B. in Zeichen ausdrücken: „ich habe dies schön gefunden (j'ai trouvé cela beau)!" so stellte er die Bewegungen einer Person dar, die etwas vom Boden aufhebt. Dies war offenbar eine verkehrte Uebersetzung; was in der Wort- oder Schriftsprache ein natürliches Bild ist, wird wunderlich und fast falsch in der Fingersprache. Sein Nachfolger, der Abbé Sicard, scheint auf die Zeichensprache keinen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. August Bébian war es vorbehalten, in diesem wichtigen Theil des Taubstummen-Unterrichts eine Revolution zu bewirken. Dieser junge, aufgeweckte Kreole erkannte, daß keine Sprache die Aufgabe haben könne, eine andere Sprache zu übersetzen, sondern Vorstellungen und Ideen auszudrücken. Daher bemühte er sich, den Gedanken der Worte und grammatikalischen Wendungen, in die ihn die Sprache hüllt, zu entkleiden, um ihn unmittelbar in Zeichen auszudrücken. Das Resultat seiner Bemühungen war bedeutend: die Arbeit, die er begonnen, setzt sich in den Händen seiner Nachfolger fort. Diese Arbeit besteht darin, die Geberdensprache mehr und mehr von jeder Vermischung mit den Wortsprachen zu befreien; diese Unabhängigkeit war nothwendig, um die Mimographie zu der Rolle zu führen, die ihr in Zukunft gebührt. Der Entwurf einer universellen Sprache, in welchem die Philosophen, Leibnitz selbst, mehr einen schönen Traum als eine Wirklichkeit sahen, ist dadurch in seinen ersten Umrissen realisirt. So lange der Pariser Taubstumme mit seinen Fingern Französisch, der Berliner Deutsch, der Petersburger Russisch spricht, findet keine Verbindung zwischen den Taubstummen der verschiedenen Länder statt; sobald aber die Zeichensprache ganz das seyn wird, was sie seyn muß, ein Ausdruck der Vorstellungen durch Geberden, dann ist die kosmopolitische Sprache, das Mittel allgemeiner Verständigung, gefunden. Wir sind nicht zu weit von diesem Resultat entfernt: neulich fanden ein Lehrer aus Newyork und einer aus Paris (von denen der Eine kein Französisch, der Andere kein Englisch wußte) in der Zeichensprache das Mittel, sich alle ihre Ideen mitzutheilen. „Da sind wir mit einem Male Taubstumme geworden", sagten sie sich gegenseitig. Man mußte in der That in diesem Fall taubstumm oder wenigstens Lehrer von Taubstummen seyn, um zu sprechen. Man kann es also kühn aussprechen, die universelle Sprache existirt; es ist nur noch nöthig, in den Volksschulen Lehrer für diese Sprache anzustellen, Lectionen in Geberden und Bewegungen zu geben, damit der Traum der Philosophie eine Wahrheit werde. Es bleibt noch übrig, diese mimische Sprache auf dem Papier zu fixiren. Bébian und nach ihm die Herren Berthier und Eugène de Montglave haben dies versucht: eine solche Aufgabe ist nicht leicht; um sie zu lösen, müßte man zu den ältesten Quellen der Hieroglyphenschrift hinaufsteigen. Wenn man übrigens bedenkt, daß alle Tonsprachen sich nur im langsamen Lauf der Jahrhunderte entwickeln, so muß der Grad der Vollkommenheit, den schon die Sprache der Taubstummen erreicht hat, da sie kaum eine achtzigjährige Existenz zählt, Bewunderung erregen.

Vor dem Abbé de l'Epée glaubte man, das Wort sey für die Uebung des Denkens unentbehrlich. Als Condillac mehrere Male, ohne sich zu erkennen zu geben, den Lectionen des berühmten Lehrers beigewohnt hatte, sagte er überrascht: „Dieser Mann giebt seinen Schülern Ideen jeder Art und, ich wage es zu sagen, exaktere und präcisere Ideen als die, welche man gewöhnlich mit Hülfe des Gehörs erlangt." In der That scheinen die Zöglinge der Klasse des Herrn Puybonnieux aufmerksamer und gründlicher unterrichtet, als die meisten Kinder unserer Schulen. Allerdings geht die Entwickelung der Geistesfähigkeiten bei dem Taubstummen langsamer vor sich, wegen der Hindernisse, die man zu überwinden hat, ehe der Unterricht bei ihm Eingang finden kann; aber wenn er im Allgemeinen weniger Dinge weiß als der Sprechende, so hat er das, was er weiß, besser inne. Die meisten Kinder unserer Schulen gewöhnen sich, nur mit dem Gedächtniß zu denken; sie lernen Worte auswendig; das Wort wird für sie eine Maske, in welche ihr Geist ganz aufgeht. Wenn noch die Phrasen, die sie unaufhörlich hersagen, für sie die lebendige Darstellung einer Idee wären! aber die Gewohnheit, die sie mehr und mehr annehmen, sich mit dem Wort zu begnügen, hebt zuletzt die Fähigkeit, selbst zu denken, in diesen jungen Köpfen auf. Alle diese Wunderkinder, die ihren Geist in der Sprache haben, würden sehr einfältig erscheinen, wenn die Natur sie auf einmal taubstumm machte. Sie kennen Alles aus den Empfindungen der Anderen, ehe sie selbst etwas empfunden haben; sie sehen gewissermaßen mit den Augen, die ihnen das Wort schafft, finden schön, was man ihnen als schön bezeichnet hat, und unterwerfen alle ihre Eindrücke der Sprache. Wenn, wie Jean Jacques Rousseau behauptet, die Art, wie man die Ideen bildet, dem Geist einen Charakter giebt, so wird ein Kind, das seine Ideen nach Erfahrungen bildet, die es nicht selbst gemacht hat, sondern von Anderen aussprechen hörte, nie ein origineller Geist seyn. Und doch sind die Kenntnisse, auf welche die Zöglinge unserer Schulen so stolz sind, auf so oberflächlichen Grundlagen gebaut; daher stürzt auch bei der geringsten Erschütterung das ganze Gebäude zusammen, und die Frucht des Unterrichts verschwindet. Der junge Taubstumme verfährt anders, er sieht Alles mit den Augen, die ihm die Natur geschaffen; da er während der ersten Jahre seiner Kindheit auf seine eigenen Erfahrungen und Empfindungen beschränkt ist, so sucht er sie mit einander zu vergleichen; da er weder sprechen noch hören kann, beobachtet er. Die Nothwendigkeit, in der er sich befindet, jedem Gegenstand ein hervorstechendes Merkmal zu entnehmen, um daraus seine Sprache zu bilden, zwingt ihn später, die Natur genau zu beobachten, nach seinen Eindrücken zu urtheilen und beständig die Idee mit dem Zeichen zu verbinden. Die Zeichen setzen in der That die Kenntniß nicht bloß der Gegenstände, sondern auch ihrer *Beziehung* zum Menschen voraus; da sie überdies die Gegenstände so malen, wie sie *sind*, so prägen sie dem Gehirn das treue Bild derselben ein und müssen zu einem guten Hülfsmittel für das Gedächtniß dienen. Es ließe sich vielleicht eine nützliche Vergleichung anstellen zwischen dem Zustand der taubstummen Kinder in den Schulen und dem der sprechenden; an den Taubstummen könnte man die allmälige Entwickelung unserer Fähigkeiten beobachten. Aus diesem Studium würde vielleicht ein vernünftigeres System der Erziehung hervorgehen. Der Unterricht der Taubstummen ist verhältnißmäßig vorgeschrittener als der andern, hauptsächlich weil man bei ihnen genöthigt war, die Methode auf natürliche Thatsachen zu begründen. Die Anwendung der Methode der Taubstummen auf die gewöhnlichen Kinder würde diese Letzteren nicht der mit dem mündlichen Wort verbundenen Vortheile berauben, aber die jungen Zöglinge würden dadurch mit den Phänomenen und Beziehungen der äußeren Welt näher vertraut werden, ehe sie in die Welt der Ideen und grammatikalischen *Abstractionen* eingeführt würden. Die Sinne sind bei dem Kinde Boten, welchen Gott das Amt gegeben, das Bild der Gegenstände beständig der Seele zuzuführen; indem man die Erziehung nicht nach den keimenden Kräften und Fähigkeiten dieser kleinen Wesen abmißt, schafft man durch das Wort in ihrem Gedächtniß eine künstliche Wissenschaft, die mit dem Alter verschwindet. Die Erziehung der Taubstummen, die von dem Bekannten zum Unbekannten fortgeht, von der Analyse der wahrnehmbaren Dinge zu den abstrakten Ideen, scheint uns die einzige zu seyn, welche bei dem Menschen die von der Natur angeordnete Reihe der Entwickelungen respektirt.

Der Abbé Sicard machte bei seinem Unterricht viel Gebrauch vom Zeichnen: ein Zögling trat ein, ohne einen Begriff von der Sprache zu haben; der Lehrer setzte ihn vor eine schwarze Tafel und zeichnete mit Kreide das Bild eines Stuhls; er verband zugleich durch eine Geberde das Bild mit dem Gegenstand, indem er dem Schüler das dargestellte Möbel zeigte. Dann schrieb er das Wort Stuhl und gab dem Kinde zu verstehen, daß die Schrift eine conventionelle Zeichnung ist, deren sich die Menschen bedienen, um sich gegenseitig zu verständigen. Der Taubstumme, von seiner Geburt an gewöhnt, jede Form scharf und bestimmt seinem Geiste einzuprägen, behält und ahmt nach, was er auf der Tafel geschrieben sieht. Noch heute zerlegen die Zöglinge der Anstalt nicht die Worte in die Buchstaben; für sie ist das Wort nur das Zeichen, das Bild der Gegenstände: die Geberdensprache dient der geschriebenen zum Uebergang. Hier ist nur eine Schwierigkeit, die uns nicht überwunden zu seyn scheint, nämlich, daß das geschriebene Zeichen nicht gleich die materielle Gestalt der Gegenstände, die es ausdrückt, den erstaunten Augen des Zöglings darstellt: ihm darauf mit August Bébian *antworten*, „daß alle Welt so thut, und daß man eben so thun muß", heißt seine junge Vernunft früh daran gewöhnen, vor allen Vorurtheilen, die sie in der Welt herrschend findet, sich zu beugen. Besser wäre es, den Zögling auf die verborgene Beziehung zwischen der Schrift und dem Bilde des Gegenstandes aufmerksam zu machen; doch möchte es freilich schwer, wo nicht unmöglich seyn, eine solche Beziehung herauszufinden. (Schluß folgt.)

Belgien.

Vlaemische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

J. A. de Laet.

(Schluß.)

Der Kreuzfahrer, ein größeres Gedicht de Laet's, behandelt eine Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge, welche, wie alle niederländische Sagen, eine Zwillingsschwester der deutschen Sage ist. Die berühmte Liebesgeschichte des Grafen von Gleichen ist darin auf flandrischen Boden, und zwar in die Stammburg Gallifort, verpflanzt, deren Trümmer bei den Wällen von Antwerpen zu sehen sind. Der erste Gesang: Blandina, schildert die angstvolle Erwartung einer jungen schönen Rittersfrau, welche die Ahnung hat, daß ihren Gemahl, der sie am Morgen verließ, ein Unglück betroffen. Alle Schilderungen de Laet's, sie mögen zart oder kräftig seyn, sind poetisch, nur leiden sie, wie alle niederländische Poesie, an zu großer Breite.

Im Schloßhof stand ein schönes Weib,
Verwärts gekreuzt den steten Leib,

Die weißen Hände bang verſchlungen,
Gleich wie von tiefem Leid durchdrungen.
Doch weinte ſie und ſeufzte nicht
Im Schmerz, der alle Feſſeln bricht;
Sie ſchwieg — des blauen Auges Schein
War noch von bittern Thränen rein,
Noch nicht gefurcht die blaſſe Wang'
Von ihrem heißen ſchweren Drang',
Nicht angehaucht vom Purpurroth
Des Schmerzes, aber ſie war bleich,
Wie Jene, die da ruhn im Tod,
So ruhig, doch ſo ſchmerzenreich.

Schön war dies regungsloſe Bild,
Gleich der Madonna, ernſt und mild,
Wie van Eyck oder Raphael
Geſchaffen ſie mit Künſtlerſeel'.
Das Haar, ein reich Geflecht von Gold,
Auf ihre Schultern niederrollt,
Die hohe Stirn ſchien, weiß und rein,
Geformt aus Alabaſterſtein.
Bleich war die Wange, bleich der Mund,
Darauf der Schmerz zu leſen ſtund,
Doch ahnte man, wie hold der Tag
Sie ſchmückt mit lichter Roſengluth,
Sobald der Schatten weichen mag,
Der jetzo düſter auf ihr ruht.

Immer banger erwartet ſie die Rückkehr ihres Gemahls,

Das Haupt, das ſie ſo ſtolz ſonſt trägt,
Sie horchend an die Erde legt;

da erkennt ſie den Hufſchlag ſeines Roſſes.

Ja, ja, dort erſcheint er! wie hab' ich gewacht,
Gebebt und gelitten um ihn dieſe Nacht.
Ja, ja, dort erſcheint er, mein Gatte, mein Freund,
Mit dem mich die Liebe ſo feurig vereint.
Er iſt es! er iſt es! verbei iſt der Schmerz,
Nun wird die der Friede, mein angſtvolles Herz.
Sein Ton dringt wie Grüße des Lenzes zu mir —
Gott, las in der Heimat der Liebe ihn hier!
Sind Ritter genug ja und Helden bereit
Zu ziehn für den Glauben zum heiligen Streit.
O, reiß ihn nicht von mir, du liebender Gott,
Bei ihm iſt mein Leben, und Trennung mein Tod.
Ich höre ihn, ich ſeh' ihn, wie ſpornt er ſein Roß,
Schon klaffen die Doggen, — er reitet ins Schloß —
Da iſt er! da iſt er! die Brücke fiel nieder,
Dank, Dank dir, Allgütiger, du giebſt ihn mir wieder!

Doch kaum hat ſie ihn angeſchaut,
Noch kaum gehört der Stimme Laut,
Da ſchreit ſie auf in banger Qual
Und ſtürzt entſeelt vor den Gemahl.
Was hat Blandinens Aug' geſehn,
Iſt ihrem Freund ein Leid geſchehn? —
Nein, auf der Bruſt von dem Gemahl
Hat auf des Panzers glattem Stahl
Des Kreuzes Zeichen, roth wie Blut,
Der Frau erſchrocknes Blick erkannt.
Zum Kreuzzug rief die heil'ge Gluth
Ihn, fern von Lieb' und Vaterland.

Der dritte Geſang ſchildert den Gram der Trennung; der vierte, der Kampf, iſt beſonders gelungen; nach einer maleriſchen Schilderung der Wüſte folgt eine Beſchreibung des Kampfes zwiſchen den auf dieſem Sandmeere zuſammentreffenden Rittern und Arabern, dem jedoch durch ein plötzliches Wehen des furchtbaren Samum ein Ende gemacht wird. Wir ſetzen den Schluß des Gedichtes hierher:

Welche Macht hat die Barbaren,
Welche Macht die Chriſtenſcharen
So gelaſt,
Daß voll Zagen
Alle jagen
Todesblaß?

Der Macht, davor Chriſten und Heiden verzagen,
Kann keins widerſtehn;
Im Herzen, das jüngſt noch am kühnſten geſchlagen,
Muß Kampfluſt vergehn.
Ihr Nam' iſt Samum, den kein Ritter bezwinget,
Der Alles verheert,
Seine Waffe die Wolke, die feurig umſchlinget
Und flammend verzehrt.
Horch! wie da wüthet und tobt der Samum,
Es rollet ſein Donner und wirbelt ringsum
Ein Sandmeer zum Himmel.
Seine Wolke, ein feuriger Mantel voll Schrecken,
Darf hüllend den Aar des Himmels bedecken,
Des Kampfes Gewimmel.

Den Rittern
Dringt Zittern
Durch Mark und Gebein.
Sie fühlen
Durchwühlen
Sich glühende Pein.
Voll Grauen
Sie ſchauen
Nach Feinden nicht um,
Verhüllend
Und brüllend
Faßt ſie der Samum.

Umſonſt iſt die Eil', zu träg', ach! war ihr Zug;
Denn pfeilſchnell kam der Wolke Feuerflug.
Der glühende Sand, der aus ihr niederfiel,
Den ſtolzen Zug der Ritter ſchnell umwob;
Nur eine einz'ge kurze Stund' nachher
War in der ganzen weiten Wüſtenei
Nicht eine Spur der ſchnellen Reiterei,
Nicht eine Spur von Menſchentritten mehr.

England.

Richard Lalor Sheil.

(Nach den Contemporary Portraits in der Britannia.)

Sheil nimmt unter den hervorragenden Geiſtern ſeines Landes einen hohen Rang ein und gilt für einen Mann, der als Redner die größten Triumphe gefeiert hat. Seine Rede iſt glühend und glänzend, kräftig und ſchön, das Werk ſeines eigenen Geiſtes, nicht der Nachhall vorangegangener Muſter, und hat gerührt und überzeugt, wen ſie rühren und überzeugen wollte. Sheil iſt eine der Hauptſtützen Irlands und wird, wenn vielleicht eine nachfolgende Zeit das Verdikt gegen Irland zurücknimmt, unter denen genannt werden, die am meiſten hierzu beigetragen haben. Ungleich ſo manchen engliſchen Rednern und Dichtern, die unſer Jahrhundert zieren helfen, datirt Sheil ſeinen Ruhm aus einer verhältnißmäßig neuen Zeit. Es iſt noch nicht allzu lange her, daß man erſt von ihm ſagte, er errege große Hoffnungen. Zwiſchen den Jahren 1816 und 1819 gab er zwei Trauerſpiele, „Evadon" und „der Apoſtat", heraus, die mit Vergnügen geleſen und mit Erfolg geſpielt wurden. Sie nahmen das Publikum ſehr für den jungen Autor ein, der damals zweiundzwanzig Jahre zählte. Aber wie glänzende Ausſichten ihm auch die neue Carrière eröffnete, war er doch weit entfernt, ſie zu verfolgen.

Wenige Jahre genügten, um den Genius Sheil's in die ihm eigenthümliche Sphäre einzuweihen und ihm zugleich einen Wirkungskreis zu ſchaffen. Das Gewitter der katholiſchen Aſſociation zog ſich damals zuſammen. Aus kleinen, unbedeutenden Anfängen wurde dieſe Verbindung zu einem National-Verein und gewann, vermöge ihrer geſchickten Organiſation, bald einen unermeßlichen Einfluß. Die Führer der Verbindung zogen früh die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich; Daniel O'Connell und Richard Lalor Sheil waren das Leben und die Seele derſelben. Dieſe Männer boten in ihrer geiſtigen Entwickelung und beſonders in der Art ihrer Beredtſamkeit einen ſcharfen Kontraſt dar, der ſich ſchon bei der erſten Entſtehung des Vereins klar herausſtellte. O'Connell zeigte früh jene Neigung zum Regieren, jene Schonungsloſigkeit gegen die perſönlichen Gefühle ſeiner Gegner, jene juriſtiſch ſchlaue Behandlung der conſtitutionellen Fragen, jene Klugheit in der Herbeiſchaffung der nöthigen Geldmittel für die Agitation, Eigenſchaften, die ſeitdem in ihm zu Monſterfehlern herangewachſen ſind. Mit ſeiner unbezwinglichen Energie, die den vielen, von ihr ſelbſt hervorgerufenen Hinderniſſen trotzt, mit ſeiner plumpen, aber nervigen Art, zu ſprechen, die man nicht einmal Beredtſamkeit nennen möchte, hat ſich O'Connell einen hohen Platz unter den Zeitgenoſſen und die unumſchränkte Herrſchaft über die Gemüther ſeiner Landsleute erworben.

Auf der anderen Seite zeigten die Reden Sheil's ſolche Eleganz des Styls und athmeten eine ſo glühende Vaterlandsliebe, daß ſie die Gleichgültigſten feſſelten und die Feinde zur Bewunderung hinriſſen. Die Freimüthigkeit ſeiner Sprache ſtreifte freilich zuweilen an Aufwiegelung; denn an ihm — er iſt 1794 geboren — haftete noch die Erinnerung an die wilde Zeit, die ihn groß gezogen hatte. Wenn ihn aber auch die Gluth des Augenblickes fortreißen konnte, ſo war ſein Geiſt doch jeder Rohheit fremd, und die heftigſten Ausbrüche der Leidenſchaft erhielten bei ihm durch den glänzenden Styl die Farbe der Bildung. Selbſt ſeine freieſten Reden gegen England wurden durch den patriotiſchen Geiſt und den Adel der Sprache, von dem ſie belebt waren, in England populär, denn vernünftige Männer ehren den Geiſt, woher er auch komme. Sogar Sheil's entſchiedenſte Gegner haben der Gewalt ſeiner Worte den ſchuldigen Tribut nicht verſagen können. Seine Reden waren nicht die eines gewöhnlichen Demagogen und hatten mehr Dauerndes und Künſtleriſches, als die bloße Fertigkeit der Improviſation.

Einige Jahre verfloſſen, ehe die Engländer, die ihn bewunderten, Gelegenheit bekamen, ihn zu beurtheilen. Man kennt die Fortſchritte der katholiſchen Aſſociation, ihre Unterdrückung, Wiederbelebung und ihren endlichen Triumph. Wollten wir Sheil's Carrière von 1825 bis 1829, dem Jahre der Emancipations-Bill, verfolgen, ſo müßten wir die ganze Geſchichte der katholiſchen Frage aus jener Zeit wiederholen, denn Sheil war mit jedem Lebensmomente derſelben identifizirt.

Als die Emancipations-Bill den römiſchen Katholiken die Thüren des Parlaments geöffnet hatte, ſäumten die Führer derſelben nicht lange, das erworbene Recht zu benutzen. Sheil wurde, nachdem er 1830 bei der Bewerbung für die Grafſchaft Louth durchgefallen war, im Jahre 1831 für Milborne Port gewählt. Man war in London äußerſt geſpannt, den Mann zu ſehen und zu hören, dem ein ſo großer Ruf vorangegangen war, und fand, als man ihn kennen lernte, ſeine Perſönlichkeit nicht weniger charakteriſtiſch, als ſeine Reden. Aehnlich vielen geiſtreichen Männern, zeigt er einen kleinen und zarten Körperbau. Die Mängel ſeiner Geſtalt, die zwar nicht disproportionirt, aber dennoch nicht ganz ſymmetriſch iſt, werden verdeckt, wenn ſein ſeelenvoller Vortrag den Körper belebt und bewegt. Sein Kopf iſt würdevoll, ſeine Stirn breit und intelligent; unter ſeinen ſtarken Augenbrauen glänzt ein Auge, das ſtechend und raſtlos iſt, wenn ſein Geiſt ruht, aber unbeſchreiblich klar und tief, wenn er aufgeregt wird. Der Mund iſt klein und ſpitz, und die Lippen, zuckend bei den Sarkasmen, zitternd, wenn die Rede donnert, ſind raſche

Bundesgenossen seiner Worte. Seine Züge sind im Allgemeinen weich, nur unter dem Einflusse der Begeisterung werden sie ernst, ja heroisch. Uebrigens absorbirt in Sheil die intellektuelle Thätigkeit den äußeren Menschen ganz und gar. Er ist höchst sorglos in seinem Anzuge. Seine Kleider haben einen schlechten Schnitt und sind ohne Rücksicht auf Mode und Harmonie der Farben gewählt. Die Beinkleider haben keine Sprungriemen und reichen gewöhnlich nur bis zur Hälfte der Schäfte. Das struppige und üppige Haar bedeckt ein Hut, der weder vermöge seiner Façon, noch seines Glanzes unter den fashionablen mitzählt. Diese Verachtung der Aeußerlichkeiten giebt Sheil ein nachlässiges Aussehen, und obgleich sein Anzug immer sauber ist, so hat er doch den Anschein eines Kopfhängers. Man könnte ihn für einen Bücherwurm halten, der eben von seinem Schreibtisch aufgesprungen und auf die Straße gerannt ist, um frische Luft zu schöpfen. Es liegt in dieser Nachlässigkeit durchaus keine Affectation, und wer Sheil sieht, den hält der unbewußt stolze und doch von aller Anmaßung freie Blick desselben fern von dem Gedanken, es stehe ein eitler, närrischer Mann vor ihm; im Gegentheil macht Sheil's Erscheinung den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit.

So war Sheil, als er seine erste Rede im Hause der Gemeinen hielt, und so ist er geblieben, außer daß dreizehn Jahre politischer Thätigkeit ihre Spuren in seinen Zügen zurückgelassen haben, so wie sie auf der anderen Seite die Eigenthümlichkeiten seines Geistes schärfer ausprägten. Er erwarb sich seine Stellung nicht allmälig. Die Praxis hatte ihn bereits in Irland zum Parlaments-Redner gebildet, und sein bildsamer Geist war bald mit den formellen Eigenthümlichkeiten bekannt, die der neue Wirkungskreis verlangte. Es ist keine leichte Aufgabe, die Art und Weise seiner Reden und die Wirkung derselben auf die Zuhörer treffend zu schildern. Er gleicht keinem anderen Redner des Parlaments; Gedanken, Styl, Vortrag, Alles ist anders als gewöhnlich, und doch so vollkommen. Er steht völlig allein unter den öffentlichen Sprechern des Tages. Der Ungestüm Lord Stanley's ist Milde gegen den brausenden Strom der Reden Sheil's, die Declamation Macaulay's Prosa gegen Sheil's Fülle von glücklichen Bildern. Alle Schätze der Sprache stehen ihm zu Gebote, er spricht äußerst rasch, und doch ist er sparsam im Gebrauch der Worte. Denn alle seine Worte sind Gedanken, sie kommen schnell und leuchtend wie die Blitze und blenden und betäuben euch. Eine Batterie, die hundert Schüsse hinter einander löst, ist nicht plötzlicher, unermüdlicher und sicherer. Am glänzendsten ist Sheil, wenn er an den Schluß einer vorangegangenen Rede anknüpft oder die Gelegenheit benutzt, in die obschwebende Verhandlung eine Expectoration fremden Inhalts einzuschieben. Der merkwürdigste Fall dieser Art mag 1837 vorgekommen seyn nach Lord Lyndhurst's mißverstandener Rede, in der derselbe die Irländer Fremde genannt haben sollte. Der edle Lord, der, beiläufig gesagt, ein großer Bewunderer Sheil's ist, war gerade im Hause der Gemeinen gegenwärtig, als der Redner also losbrach:

„Wo war Herzog Arthur von Wellington, als diese Worte ausgesprochen wurden? Mich dünkt, er würde sich erhoben und gegen dieselben protestirt haben. Er mußte sich erinnern, daß von der ersten Waffenthat, in der er sein militairisches Genie entfaltete, bis zu der letzten, die seinen Namen unvergänglich gemacht hat, von Assaye bis Waterloo, die irländischen Soldaten, von denen eure Heere voll waren, unermüdlich für euren Ruhm gekämpft haben. Wessen waren die riesigen Arme, die bei Vimiera eure Bajonnette in die Phalangen senkten, die bis dahin in keiner Schlacht gewichen waren? Wer waren die Tapferen, die die Wälle von Badajoz erklommen und die Gräben mit ihren Leichen füllten? All diese Siege mußten vor des Herzogs Geiste schweben, Vimiera, Badajoz, Salamanca, Albuera, Toulouse und der letzte von allen, der größte. — Ich frage euch, Sir Henry Hardinge, denn ihr waret dabei, ihr seyd ein tapferer Soldat und traget ein großmüthiges Herz in einer unerschrockenen Brust, sagt mir, ob an jenem Tage, als die Geschicke der Völker auf der Waage schwankten, als die Geschütze der Franzosen, mit der grausamsten Genauigkeit gerichtet, den Tod in eure Reihen schleuderten, als ihre Legionen, durch die Stimme ihres mächtigen Führers angefeuert, durch sein Beispiel begeistert, wieder und wieder in den Kampf stürzten, ob da, wo einen Augenblick schwanken Alles verlieren hieß, „die Fremden" einen Augenblick gewichen sind? Und als endlich der entscheidende Moment gekommen war, als der Muth, der klüglich so lange gehemmt worden, endlich losbrechen durfte und der große General die gewöhnlichen, aber ewigen Worte sprach: „Auf, Jungens, jetzt zu ihnen!" ob da das katholische Irland sich mit weniger Heldenmuth auf den Feind stürzte, als die Eingebornen eurer eigenen ruhmreichen Insel. Das Blut Englands, Schottlands und Irlands floß in demselben Strome, und als der Morgen graute, lagen ihre Todten neben einander. Ihre Leichen wurden in dieselbe Grube gelegt, und aus ihrem gemeinsamen Staube treiben Gräser und Sträucher, und vom Himmel fällt der Thau auf die Vereinten im Grabe. Wir theilten jede Gefahr, und den Ruhm sollten wir nicht theilen? Soll von uns gesagt werden, daß wir von dem edlen Lande, für dessen Rettung wir unser Leben wagten, zur Vergeltung als Fremde verstoßen wurden?"

Der Eindruck dieser Rede war durchdringend. Die Leidenschaftlichkeit, die herrliche Betonung und die ausgezeichnete Action, mit welcher sie gesprochen wurde, machten sie zu einer sehr wirksamen theatralischen Declamation.

Doch die Effekte sind nicht der alleinige Maßstab für den wahren Werth eines Redners. Sheil hat sie errungen und dabei manche Forderung nicht befriedigt. Während ihr ihm zuhört, werdet ihr fortgerissen und merkt nicht, daß eigentlich aller gründliche Beweis fehlt, und daß der Redner nicht selten einer Satzwendung oder dem Sylbenfalle selbst die Wahrheit opfert. Doch dies ist der angeborene Fehler der ganzen Zunft, und Sheil macht nur keine Ausnahme.

Sein parlamentarisches Leben war ziemlich einfach und liefert seinem Biographen wenig Stoff. Während der letzten Jahre war er ein regulaires Mitglied der Whig-Partei. Er hielt es für besser, die constitutionelle Opposition zu wählen, als, wie O'Connell, den Kampfplatz aus dem Parlament auf die Straße zu verlegen. Sheil mag lieber die Verschmelzung der Iren und Engländer zu einem Volke, als kleinliche exklusive Nationalität. Seine Politik war die der Whigs mit etwas radikaler und katholischer Färbung. Die Whigs machten ihn, zur Anerkennung seiner ihnen im Hause geleisteten Dienste, zum Kommissar des Greenwich-Hospitals und, als er diese Stelle niederlegte, zum Präsidenten des Handelsgerichts und zum Judge-Advocate-General. Dieser Aemter aber wurde er entsetzt, als seine Partei das Regiment niederlegte.

Mannigfaltiges.

— **Kinder der Arbeiterinnen in Paris.** Eine Bewahranstalt für Kinder des ersten Lebensalters wird jetzt in einem Bezirke der Stadt Paris gegründet, und zwar wird dies die erste Anstalt dieser Art seyn, die es überhaupt in Frankreich giebt, wo bekanntlich die zahlreichen Findelhäuser nur zu häufig dazu Anlaß geben, daß Kinder ihren Müttern gänzlich entfremdet werden und nachmals völlig verlassen in der Welt dastehen. Die neue Bewahr-Anstalt, welche den Namen Wohlthätigkeits-Krippe (Creche de Charité) führen wird, soll dazu dienen, die Mütter, die sich mit ihren Kindern nicht beschäftigen können, weil sie täglich auf Arbeit gehen müssen, doch mit diesen in Verbindung zu erhalten. In dem von Seiten der Begründer erlassenen Aufruf heißt es unter Anderem: „Die arme Mutter, die außerhalb ihrer Wohnung zu arbeiten hat, übergiebt ihr Kind gewöhnlich einer Wartefrau, die eben so arm ist wie sie und von dem mäßigen Verdienst der Ersteren, das sich höchstens auf 1½ Fr. (12 Sgr.) beläuft, täglich 70 Cent. (5¾ Sgr.) vorweg nimmt. Wenn sie zwei Kinder hat und also ihr Verdienst nicht mehr dazu hinreicht, die Kleinen in Pflege zu geben, sieht sie sich genöthigt, diese allen den Gefahren zu überlassen, von denen Kinder in so zartem Alter bedroht sind. Sie leiden, sie schreien in der verschlossenen Kammer, während die Mutter fern von ihnen arbeitet. Darum erzeugt die ärmere Klasse so viele Krüppel und Verwachsene, und darum wird auch die Zahl der Findlinge täglich größer .... Es ist nunmehr zu Chaillot, in dem unglücklichsten Theil des ersten Bezirks von Paris, eine „Krippe" für arme Kinder gegründet worden, wo in einem bescheidenen, aber reinlichen und gesunden Lokale die Mutter ihr Kind des Morgens abgiebt; Mittags kommt sie wieder, um es zu säugen, und Abends nimmt sie es jedesmal mit nach Hause. Wiegenmädchen, deren Sittlichkeit außer Zweifel steht, übernehmen die Wartung der Kinder unter Leitung barmherziger Schwestern und unter der Aufsicht von Ehrenmüttern. Ein Arzt besucht täglich die Anstalt, die im Winter stets in angemessener Temperatur erhalten wird. Es werden nur solche Kinder angenommen, deren Mütter arm sind, außer dem Hause arbeiten, sich gut aufführen und sich nach dem Reglement der Anstalt richten. Die Mutter zahlt den Wiegenmädchen täglich 20 Cent. (1½ Sgr.). Diese Abgabe, in Verbindung 1) mit der Nothwendigkeit, das Kind zu säugen, oder, wenn es entwöhnt ist, für seinen Ehlorb zu sorgen, 2) mit der Verpflichtung, es während der Nacht zu beaufsichtigen, erhält das Verhältniß zwischen Mutter und Kind unverletzt, so daß das Kind nicht später zu seiner Mutter sagen kann: „Du hast Nichts für mich gethan."

— **Berliner Witze in England.** Ueber Glasbrenner's „Berlin wie es ist — und trinkt" hat sich im Londoner Athenaeum ein kleiner Federkrieg erhoben. Ein englischer Kritiker hatte nämlich das Büchlein, das er gewiß nur halb verstanden, durchaus nicht witzig finden *können, und äußerte* sein Erstaunen darüber, daß dasselbe in Deutschland in so vielen *Auflagen und* mit so zahlreichen Fortsetzungen gedruckt werde. Ein Deutscher, Herr C. Friedrich Getzenberger, hat diesen Mangel an Verständniß und Wohlgefallen dem Engländer übel genommen und einen etwas derben Brief an das Athenaeum geschrieben, worin er unter Anderem behauptet, der Kritiker habe nicht einmal den Titel des deutschen Buches verstanden, indem dieser nicht laute: Berlin as it is — and drinks, sondern Berlin as it eats — and drinks. Da ist Herr Getzenberger freilich in seinem patriotischen Eifer etwas zu weit gegangen, denn der Titel des Glasbrennerschen Büchleins läßt sich mit seinem Wortspiel gar nicht übersetzen, aber wenn er schon einmal *richtig* ins Englische übersetzt werden sollte, mußte es so geschehen, wie es der Kritiker im Athenaeum gethan. Dieser fordert übrigens den Herrn Getzenberger auf, die ganze Glasbrennersche Schrift zu übersetzen und die Kritik dadurch zu widerlegen.

— **Neues Weihnachtsgeschenk von Dickens.** Wie im vorigen Jahre mit seinem Weihnachtslied (A Christmas-carol), so will Herr Charles Dickens auch im gegenwärtigen das englische Publikum mit einem literarischen Weihnachtsgeschenk erfreuen. Die vorjährige Schrift hat im Laufe des Jahres bereits zehn Auflagen erlebt; die diesjährige heißt: „Das Glockenspiel (The Chimes), eine Kobold-Geschichte von einigen Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuten." Auf den englischen Ankündigungen dieser Schrift ist jeder einzelne Buchstab des Titels auf einer von einem Kobold geläuteten Glocke gezeichnet. Ob dies die erste Frucht von des Verfassers Reise nach Italien sey, wird uns nicht gesagt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 14. Dezember 1844.

England.

Zur Geschichte des Blitzableiters.

Die älteste Lehrerin der Geschichte, die Mythe, bietet auch für die naturhistorische Forschung noch manche unbenutzte Hülfe. Man hat rücksichtlich der merkwürdigsten atmosphärischen Phänomene die Alten hier und da zu Rathe gezogen, wie z. B. Watson über die Erscheinung des elektrischen Feuers an der Spitze von Schiffsmasten und Lanzen verschiedene Stellen aus Plinius, Seneka, Cäsar und Livius gesammelt; und es wäre in Betreff der zerstörenden Wirkungen des Gewitters und der dagegen getroffenen Vorkehrungen eine ähnliche Lese zu halten.

Servius, der zu den Zeiten des jüngeren Theodosius schrieb, bemerkt in seinem Kommentare zu Virgil's sechster Ekloge, Prometheus habe eine Methode, den Blitz herunter zu leiten, erfunden und den Menschen mitgetheilt, wodurch die Sage veranlaßt ward, er habe Feuer vom Himmel gestohlen. Ein Besitzer desselben Geheimnisses sey auch Numa gewesen, der es jedoch nur im Dienste der Götter angewendet und darum ungestraft geblieben, während Tullus Hostilius, weil er ungebührlichen Gebrauch davon gemacht, von einem Blitzstrahl erschlagen worden, der zugleich alle seine Habe vernichtete. Und allerdings hat die mythologische Geschichte Numa's, wie sie Ovid erzählt, einige Aehnlichkeit mit dem Feuerdiebstahle des Prometheus. Dieser vollführt seinen Raub an dem Sonnenwagen mit Hülfe Merkur's, und zwar indem er das himmlische Feuer an der Spitze eines Stabes herunterbringt. Dasselbe unternimmt Numa auf Anrathen der ihm zum Weibe gewordenen Göttin Egeria; eine Gewaltthat, an den Waldgöttern Faunus und Martius Picus verübt, muß ihm dazu verhelfen. Er setzt ihnen nämlich Schalen gewürzten Weines in den Weg; die sorglosen Götter überlassen sich dem süßen Genusse und werden in dem Zustande des Rausches von dem römischen Könige an Händen und Füßen gebunden. Während sie sich vergeblich bemühen, der Bande los zu werden, sucht Numa seine That zu entschuldigen, versichert, daß er ihnen kein Leid zufügen wolle, aber für die Wiedererlangung ihrer Freiheit sollten sie ihm lehren, „wie man den Blitz versöhne". Ihre Antwort giebt zu erkennen, daß sie im Besitze dieser herrlichen Kunst und dieselbe mitzutheilen bereit seyen. Der Handel wird abgeschlossen, das Geheimniß überliefert und ein Tag für die wirkliche Ausführung festgesetzt. Dessen Anbruch erwartet eine festliche Versammlung, und wie der Sonne äußerster Rand den Horizont berührt, steht Numa, das Haupt in weißem Gewande verhüllt, hebt die Hände gen Himmel und fordert die Erfüllung des Götterwortes. Und wie er spricht, tritt schon die Sonne hervor und beleuchtet den Erdball, ein gewaltiges Krachen durchzittert die Luft, dreimal donnert aus wolkenlosem Blau der Gott und dreimal entsendet er den Blitz, der Himmel öffnet sich und herab fällt der heilige Schild.

Die schon oben erwähnte Ueberlieferung des Geheimnisses an Tullus Hostilius theilen nach den Angaben des Lucius Piso, eines alten Annalisten, auch Livius und Plinius mit, und Letzterer bemerkt, Tullus habe die Kunst aus von Numa überkommenen Büchern gelernt, sey aber, weil er sie nicht nach Vorschrift — parum rite — angewendet, bestraft worden. Auch aus manchen anderen Erzählungen der Alten ergiebt sich, daß viele Herrscher, um von ihren Unterthanen göttliche Ehrenbezeigungen zu erlangen, vorgaben, im Besitze jenes Geheimnisses zu seyn. Nach Ovid und Dionysius Halicarnassus soll Romulus, der eilfte König von Alba, die Methode erfunden haben, Blitz und Donner nachzuahmen. Nach Eusebius bedient er sich, um den täuschenden Schall hervorzubringen, seiner Kriegerschaaren, die mit ihren Schwertern an die Schilde schlagen müssen; aber die Götter zürnen der kühnen Anmaßung und tödten ihn durch einen echten Blitzschlag. Salmoneus, König von Elis, donnert mit einem Wagen über eine eherne Brücke und blitzt dazu mit umhergeschleuderten Fackeln, und auch ihn trifft Jupiter's Rache; aber Eustathius macht ihn zu einem Naturforscher, der durch seine Experimente getödtet wird. Auch Caligula hat nach Dio Cassius sich mit einer Donnermaschine beschäftigt und zu diesem Behufe während eines heftigen Gewitters Steine gen Himmel geworfen.

Die älteste Erwähnung eines Mittels, Gebäude vor Gewitterschaden zu sichern, findet sich bei Columella. Er erzählt ausdrücklich, daß Tarchon, Schüler des Magiers Tages und Begründer der Theurgie bei den Etruskern, sein Haus durch eine Umzäunung mit weißen Weinreben geschützt habe. Zu demselben Zwecke ward auch der Tempel des Apollo mit Lorbeerpflanzungen umgeben, und noch gegenwärtig bedient man sich in Ostindien, um die Häuser vor dem Blitze zu bewahren, einer ringsum laufenden Hecke von seltenen, saftreichen Pflanzen. Salverte*) macht sich über diese Methoden lustig, und meint, die sie angewendet, hätten dadurch nur die Geheimhaltung der wahren Mittel, in deren Besitze sie gewesen seyen, bezwecken wollen. Wir sind hierin nicht seiner Meinung, halten vielmehr dafür, daß Bäume rings um ein Gebäude, sobald sie es an Höhe überragen, demselben sicherlich nicht minder Schutz gewähren, als ein regelmäßiges System von Ableitern, daß aber auch in dem Falle, wo das Gebäude höher ist, die Bäume zur Vertheilung der freien Elektrizität beitragen. Ja, wir hegen die Ueberzeugung, daß der Blitz an einem mit Schlingpflanzen bedeckten Hause längs dieser natürlichen Röhren abgeleitet werden und nicht in das Innere dringen würde.

Plinius berichtet, sämmtliche hohe Thürme zwischen Terracina und dem Tempel von Feronia seyen vom Blitze verheert worden, und die Einwohner hätten sie darum nicht wieder aufgebaut. Da aber die Erfahrung gelehrt, daß der Blitz nicht tiefer als fünf Fuß in die Erde einschlage, so suchten die Furchtsamen ihre Sicherheit in tieferen Höhlen oder bedeckten ihre Häuser mit dem Felle des Seehundes, des einzigen Thieres, dem der Blitz nichts anhaben könne! — Ktesias bemerkt, Eisen, auf eine gewisse, eigenthümliche Weise gewonnen, wie ein Schwert oder zugespitzter Stab geformt und in die Erde gesteckt, habe die Eigenschaft, Wolken, Hagel und Blitz abzuwenden, und versichert, das Experiment sey in Gegenwart des Königs von Persien zweimal mit Erfolg gemacht worden. Im funfzehnten Jahrhundert pflegte man auf den Schiffen bei Unwetter ein bloßes Schwert an den Mast zu befestigen, und bei Imperati, einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, lesen wir von dem Schlosse zu Duino, wo man während eines Sturmwetters die nahende Gefahr des Blitzes durch Glockenläuten kundthat. Der Wächter mußte nämlich eine auf der Mauer angebrachte eherne Stange mit seiner Lanzenspitze berühren, und sobald er in dem Augenblicke des Zusammenschlagens einen Funken bemerkte, gab er das Zeichen mit der Glocke, um die Schäfer zu warnen. Hierzu vergleiche man den noch jetzt in Esthland herrschenden Gebrauch, gegen Gewitterschaden sich dadurch zu verwahren, daß man zwei Messer ans Fenster steckt, oder ein Stück Eisen in ein Nest legt, worin Eier ausgebrütet werden.

Alle die hier zusammengestellten Fakta werden an und für sich wichtig genug erscheinen, aber wir haben noch unzweideutigere Beweise dafür, daß den Alten der Gebrauch des Blitzableiters bekannt war. La Boissière's gelehrte Abhandlung — von Salverte in seinem unten genannten Buche angeführt — über dieses Thema erwähnt einer Medaille, auf welcher ein Juno-Tempel, dessen Dach mit zugespitzten Stäben versehen ist. Eine andere, mit der Umschrift Jupiter Elicius, zeigt den Gott mit dem Blitzstrahle, darunter einen Mann, der einen fliegenden Drachen lenkt, und auf noch anderen sieht man einen mit Stacheln bedeckten Fisch auf einem Globus oder einer Opferschale, mit der Umschrift: XV Viri sacris faciundis. Weit wichtiger aber ist Michaelis' Bemerkung in einem Briefe an Lichtenberg über den Tempel zu Jerusalem, der während eines Zeitraums von tausend Jahren niemals die verheerende Wirkung des Blitzes erfuhr.**) Ein Wald vergoldeter Spitzen, sagt er, habe das Dach des Gebäudes bedeckt, und es müsse dieses Dach mit den Cisternen und unterirdischen Höhlen des Hügels, auf welchem der Tempel stand, durch metallene Wasserröhren verbunden gewesen seyn. Es bemerkt aber schon Josephus in seiner Beschreibung von dem Aeußeren des Tempelgebäudes, es sey mit schweren Goldplatten ganz bedeckt gewesen, und auf dem Dache hätte eine Einfassung von zugespitzten goldenen Stäben die Vögel abgehalten, sich darauf niederzulassen. Bei dem Tempelbrande, erzählt derselbe Autor im Verlauf der Kriegesbegebenheiten, hätten die Priester jene scharfen Spitzen sammt der bleiernen Decke, in der sie befestigt gewesen, herausgerissen und als Schleudersteine gegen die Feinde gebraucht. Abgesehen von der reichen Vergoldung, mit der Mauern, Dächer, Balken und Thüren überall versehen waren, haben wir hier ein weit vollständigeres System von Konduktoren, als jener Junotempel, ja sogar als irgend ein Gebäude in neueren Zeiten aufzuweisen hat.

Läßt sich aus den mitgetheilten Einzelnheiten deutlich darthun, daß die Alten im Besitze des Geheimnisses gewesen, das himmlische Feuer auf die Erde zu leiten, daß sie ferner die Prinzipien gekannt, durch welche Bauwerke ver-

*) Des Sciences occultes tom. 2 p. 131.

**) Wenigstens erwähnt dessen kein einziger Schriftsteller, und dieses Stillschweigen, sagt Arago, ist Beweises genug, wenn man erwägt, mit welcher Sorgfalt die alten Autoren dergleichen Ereignisse aufzuzeichnen pflegten.

mittelst metallischer oder anderer Ableiter vor dem Blitze gesichert werden können: so zeigt sich gleichzeitig, daß solche Kenntniß Eigenthum der Könige und Priester geblieben, als eine Art von Geheimlehre, von welcher das gemeine Volk fern gehalten wurde; und so ist sie denn auch mit dem Sturze der Tempel und der Priesterschaft gleich den anderen Mysterien verloren gegangen. Das Wenige, das davon dem erfinderischen Geiste der Späteren im Laufe von Jahrhunderten wieder sichtbar ward, diente entweder der Kunst des Magiers, oder mußte jene unheiligen Täuschungen hervorbringen helfen, welche auch von christlichen Priestern Behufs der Ausdehnung ihrer Macht nicht verschmäht wurden.

Merkwürdig bleibt es nur, daß selbst dann, als die Elektrizität eine wissenschaftliche Behandlung erfahren und zu einer Vergleichung mit dem Blitze Veranlassung gegeben hatte, Niemand daran dachte, sich der Ableiter als Schutzmittel zu bedienen. Erst Franklin, der die Identität jener beiden Kräfte dargethan und wirklich dahin gelangt war, vermittelst der Leitschnur seines elektrischen Drachen den Gewitterwolken Funken zu entlocken, kam auf die Idee, den Blitzableiter zur Sicherung der Gebäude anzuwenden. Im Juli 1752 unternahm er zuerst jenes berühmte Experiment, das ihm den Namen des modernen Prometheus verschafft und einen Zweig zu dem zwiefachen Lorbeerkranze geliefert hat, den der französische Dichter in dem bekannten Verse ihm gewunden.*) Er ließ einen sogenannten Papierdrachen an einer hanfenen Schnur, oben mit einer metallenen Spitze versehen, in die Höhe steigen, an deren unteres Ende befestigte er einen Schlüssel an einem seidenen Bande als Nichtleiter, das er in der Hand hielt, und beobachtete nun das Herannahen der Donnerwolke. Bald zeigte sich die Mittheilung der Elektrizität durch Funken, die aus dem Schlüssel kamen, und als die Schnur vom Regen naß und dadurch ihre leitende Kraft verstärkt worden war, entlud sich eine solche Menge von elektrischer Materie, daß eine Leydener Flasche daran geladen und die Ausführung verschiedener Experimente unternommen werden konnte.

Während so in der neuen Welt des Prometheus kühnes Wagniß sich wiederholte, wurden manche Nachahmer in der alten von dem Schicksale des Tullus Hostilius betroffen. Denn es hatte sich das Gerücht von dem großartigen Versuche bald durch ganz Europa verbreitet, und verschiedene Naturforscher hatten den Muth, es mit Anwendung von Drachen oder Blitzableitern zu wiederholen. Im Jahre 1753 ward De Romas in Frankreich — der, nach Einigen, ohne von Franklin's Entdeckung zu wissen, selbständige Versuche angestellt — bei seinem Experimente beträchtlich beschädigt. Schlimmer erging es dem Professor Richman in Petersburg, welcher, um die Kraft der herabzuleitenden Elektrizität messen zu können, einen metallischen Leiter benutzte. Während er, um die Beobachtung anzustellen, sich bückte, bemerkte sein Gehülfe eine bläuliche Feuerkugel, die mit einem Knalle, gleich dem einer Pistole, von dem eisernen Stabe hinweg dem um einen Fuß Weite entfernten Professor an den Kopf flog und ihn im Nu tödtete. Ein rother Fleck am Vorderhaupte zeigte die Stelle, wo der Blitz eingedrungen war, und ein bläuliches Zeichen am Fuße den wahrscheinlichen Ausweg desselben. Aber auch der erwähnte Gehülfe war, betäubt und fast erstickt von dem Dampfe, der die Erscheinung begleitet hatte, zu Boden gesunken.

Franklin hatte nur das Gelingen seines Experimentes abgewartet, um es alsbald zu praktischen Zwecken anzuwenden, und es wurden auf seine Veranlassung an öffentlichen und Privatgebäuden Ableiter angebracht, zuerst an dem Hause eines Kaufmannes in Philadelphia. Hier bestand der Apparat aus einem eisernen Stabe von mehr als halbzölliger Dicke, nach oben abnehmend, in einen 10 Zoll langen und ¼ Zoll dicken zugespitzten Kupferdraht auslaufend, und etwa 9½ Fuß über die Rauchfänge hervorragend. Unten stand er mit einem ehernen Pfahle in Verbindung, der etwa 4—5 Fuß in den Boden getrieben war. Dieser Ableiter ward bald nach der Errichtung vom Blitze getroffen, als hätte die Natur dazu beitragen wollen, die Erfindung ins rechte Licht zu setzen. Man fand die Spitze geschmolzen, den Kupferdraht von 10 auf 7½ Zoll verkürzt, und, was besonders instruktiv war, der im Boden steckende Pfahl schien die Elektrizität nicht mit genugsamer Schnelligkeit abgeleitet zu haben; man sah in seiner Nähe die leuchtende Materie über 2—3 Yards des vom Regen benetzten Steinpflasters schwebend.

Die Lehre von dem neuen Verwahrungsmittel erregte in Europa allgemeines Interesse, am meisten in England, wo diese Wissenschaft mit Eifer und Erfolg betrieben ward, aber man begnügte sich, bei der Theorie stehen zu bleiben. Dr. Watson, der sich viel mit Elektrizität beschäftigte, empfahl als die beste Methode zur Sicherung der Pulver-Magazine einen von den Gebäuden gänzlich abgesonderten Apparat, der mit dem nächsten Teiche in Verbindung zu setzen sey; doch scheint es nicht, daß irgend etwas der Art zur Ausführung gekommen. Das Volk pflegt wissenschaftlichen Prinzipien, selbst wo sein eigenes Interesse im Spiele ist, nicht leicht Zutrauen zu schenken, und während man damals in London über die Vortheile der Blitzableiter öffentlich verhandelte, vermochte sogar ein gleichzeitiges Ereigniß, das die Nothwendigkeit ihrer allgemeinen Einführung genugsam hätte darthun können, das Publikum so wenig aus seiner Indifferenz zu wecken, als wäre es in einer anderen Hemisphäre vorgegangen. Der Glockenthurm von St. Brides war im Jahre 1750 vom Blitze beschädigt worden und im Juni 1764 schlug es abermals ein: schwere Steine wurden 50 Yards weit umher geschleudert, und dicke Eisenstangen, die das Steinwerk zusammenhielten, zerbrochen und krumm gebogen. Der Gesammtschade war so bedeutend, daß 58 Fuß bis zur Spitze neu gebaut werden mußten, und dennoch dachten weder die Kirchenvorsteher noch die zahlenden Gemeindeglieder daran, das Gebäude gegen einen ferneren Zufall zu verwahren. Priestley in seiner Geschichte der Elektrizität, um 1767 geschrieben, beklagt sich wegen dieser Sorglosigkeit.

Von der Geschichte der Einführung des Blitzableiters in den verschiedenen civilisirten Staaten wollen wir nur einzelne Umrisse geben; so viel ist gewiß, daß der Gebrauch derselben nach Verlauf von beinahe einem Jahrhunderte selbst in denjenigen Ländern, wo die Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht, noch immer nicht allgemein genug geworden, ja daß an manchen Orten das Volk noch Vorurtheile dagegen hegt. Der erste Konduktor in England ward 1762 zu Paynesthill von dem Bischof Richard Watson eingeführt. Vier Jahre später erhielt der berühmte Thurm von St. Marcus in Venedig, der seit dem Jahre 1388 neun Mal vom Blitz beschädigt worden war, einen Ableiter und ist seit der Zeit unversehrt geblieben. 1769 ward der erste Blitzableiter in Deutschland am Jakobithurm in Hamburg angebracht, in demselben Jahre auch der schöne Thurm der Kathedrale zu Siena damit versehen. An dem letzten Orte betrachteten die unwissenden Einwohner den Apparat mit Furcht und Mißtrauen und gaben ihm den Beinamen: die Ketzerstange, versöhnten sich jedoch später mit der wissenschaftlichen Ketzerei, nachdem die Erfahrung sie von dem augenscheinlichen Nutzen überführt hatte. Gewöhnlich mußten schlagende Unglücksfälle vorher eingetreten seyn, um nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Nothwendigkeit eines Schutzmittels zu lenken. Und wirklich haben die Zeitungen aus jener Zeit viele solcher Fälle zu erzählen, besonders von Verheerungen, die durch das Aufsteigen nicht gesicherter Pulvervorräthe angerichtet wurden. So ward im August 1767 durch das Einschlagen eines Blitzstrahls in einen der Republik Venedig gehörigen Pulverthurm zu Brescia ein Theil dieser Stadt zerstört und 3000 Personen kamen dabei ums Leben. Aehnliche Unglücksfälle ereigneten sich in Sumatra im Jahre 1782, in Luxemburg noch 1807. Dagegen zeigte sich auf merkwürdige Weise der Segen des Ableiters bei einem Pulver-Magazine zu Glogau in Niederschlesien im Mai 1782, wo die etwa 250 Schritte von dem Gebäude entfernten Festungsarbeiter den Blitz deutlich aus der Wolke fahren und in die Spitze des Ableiters treffen sahen, an welchem er in den Boden fuhr, ohne den geringsten Schaden zu thun. (Schluß folgt.)

*) „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis."

Frankreich.

Die Erziehung der Taubstummen in Paris.

(Schluß.)

Bisher haben wir den Taubstummen nur in der Welt der äußeren Thatsachen festgehalten; wie soll man nun die Kluft überschreiten, welche die physische Welt von der rein intellektuellen Welt trennt? Der Abbé de l'Epée ging hierbei folgendermaßen zu Werke: er betrachtete vor seinen Schülern das Ganze seiner Bibliothek; dann schloß er die Augen, so daß er äußerlich keinen von diesen Gegenständen, Globen, Büchern, Büsten, mehr sah, und zeichnete ihre verschiedenen Figuren und Lagen nach. Dann ließ er die jungen Taubstummen mehrere Male hinter einander bemerken, daß es nicht die Augen seines Körpers seyen, welche sähen, woraus endlich die Schüler schlossen, daß es geistige Augen gebe. Der Abbé Sicard schlug einen anderen Weg ein, der nicht wesentlich verschieden war: er ließ einen Zögling kommen, den wir Karl nennen wollen, und zeigte ihn seinen Kameraden; dann gab er ihm ein Zeichen, hinauszugehen. Hierauf zeigte er ein Bild, das eine Kopie der Figur des abwesenden Schülers war, und schrieb unter das Bild: „Portrait Karl's". Endlich schloß er die Augen, zeichnete in sich das geistige Bild des Portraits und schrieb an die Wand: „Vorstellung von Karl" (Idée de Charles). Von der Idee der sichtbaren Wesen erhob er sich so allmälig zu der der unsichtbaren. Dieser rationelle Gang hat vor dem gewöhnlichen einen großen Vorzug, namentlich was die Wahrheiten der Religion betrifft. Die Idee der Existenz Gottes theilte der Abbé Sicard seinen Schülern am spätesten mit; erst nachdem er sie alle Geschöpfe hatte die Musterung passiren lassen, nachdem er sich jedes unverletzten Sinnes und besonders des Gesichts als eines Ideenvehikels bedient, um sie die Nothwendigkeit eines Urhebers aller dieser Dinge fühlen zu lassen, glaubte er ihre Seele zu dieser Offenbarung vorbereitet und entschloß sich, den Schleier zu lüften. Diese große Aufgabe nahm alle seine Kräfte in Anspruch. Indem er vor seinen Schülern auf eine Tafel die Erde und die Himmelskörper zeichnete, beschrieb er jenseits dieser Welten einen Kreis, um welchen er „Natur" schrieb, dann einen zweiten Kreis, um welchen er das Wort „Geister" schrieb, dann einen dritten und letzten, der alle andere umschloß und um welchen er das Wort der Worte, Gott, schrieb. Heute bedient man sich einfacherer Mittel, um dieser Wahrheit in den Geist der Kinder Eingang zu verschaffen, aber immer, indem man vom Bekannten zum Unbekannten, von der wahrnehmbaren zur intellektuellen Welt übergeht. Man fragt sie: „Wer hat dieses Haus gebaut?" Die Kinder, die man im voraus auf diese Antwort vorbereitet hat, nennen den Namen des Baumeisters; — wer hat diese Uhr gemacht? die Kinder nennen den Namen des Uhrmachers. So schreitet man fort von Frage zu Frage und von Urheber zu Urheber bis zu dem großen Baumeister des Universums, dem Uhrmacher der Natur, dem, welchen Montaigne in seiner philosophischen Sprache den höchsten Schöpfer der Ursachen nennt.

Man darf nicht glauben, daß der Taubstumme, ehe er zur Erziehung kommt, keinen Begriff von Gott hat; das Zeugniß Massieu's belehrt uns eines Besseren; nur kleidet sich diese unklare Vorstellung in seinem Geist in ähnliche Formen, wie wir sie bei den Völkern der ältesten Menschheit erscheinen sehen. Das taubstumme Kind betet zuerst den irdischen Himmel an; nach

dem Beispiel der alten Naturreligionen, dachte sich die Religion Massieu's das höchste Wesen nicht von den Elementen getrennt; er schrieb der Einwirkung der materiellen Ursachen, die sich für ihn in göttliche Mächte verwandelten, die Entstehung der Thiere zu, die den Erdball bevölkern. Als später sein Vater ihm eine große Statue gezeigt, welche einen Greis mit einem langen Bart vorstellte, gab Massieu dieser Figur den Namen der Gottheit. Diese Entwickelung der Form, unter welcher das Kind sich Gott vorstellt, diese Idee der Person, welche der verworrenen Vorstellung der natürlichen Kräfte folgt, reproduzirt uns auf eine überraschende Art den Fortschritt, den die Menschheit im Heidenthume oder Anthropomorphismus der Griechen machte. Endlich enthüllt sich dem Geiste des Taubstummen die Idee eines rein geistigen Wesens, als der Abbé Sicard ihm die Einheit Gottes erklärt. Dieser Moment war ergreifend: Massieu, von dieser Art, das große Wesen zu fassen, niedergedonnert, zitternd, erschrocken, doppelt stumm, fiel mit dem Gesicht zur Erde und betete schweigend seinen neuen Gott an, der zum ersten Mal seinem Geist erschien. Es ist also nicht wahr, was Jean Jacques Rousseau behauptete, daß das erste Bild der Gottheit, das man dem Geist des Kindes einprägt, dann sein ganzes Leben hindurch in demselben haften bleibt; nein, unsere Fähigkeiten erneuern sich beständig und mit ihnen unsere Vorstellungen. Die Idee der Existenz Gottes schreitet bei dem Individuum fort, wie beim Menschengeschlecht im Lauf der Jahrhunderte; die Erziehung müßte dieser natürlichen Entwickelung folgen und mehrere Male im Geist des Zöglings die ursprünglichen und verhüllten Dogmen, die den Kindheitszustand des religiösen Gefühls bilden, erneuern: der Mensch ist die Menschheit im Kleinen.

So ist denn der Taubstumme schon sehr vorgerückt, er, der anfangs so weit zurückgeblieben war: die Sprache der Zeichen hat ihn mit seinen Leidensbrüdern in Verkehr gesetzt, die Schrift mit der Gesellschaft derer, die lesen können. Sein Geist hat aus den Händen der Erziehung ein neues Daseyn empfangen, das ihn in Allem den anderen Menschen gleichsetzt. Man kann also sagen, daß die durch die Entbehrung eines Sinnes zwischen dem Taubstummen und dem Sprechenden entstandene Schranke zu sinken beginnt. Auch giebt es in den Ministerien, in den Druckereien, in den Erziehungs-Anstalten Taubstumme, welche einen anständigen Posten bekleiden. Gleichwohl wird diese Klust erst durch die Vermittelung einer neuen Fähigkeit ganz verschwinden. Um die Taubstummen der Gesellschaft ganz wiederzugeben, müssen sie mit den Augen hören und mit der Stimme sprechen lernen. So rasch auch die Schrift, so reich auch die natürliche Sprache der Zeichen ist, so muß man doch zugeben, das beide nicht immer das artikulirte Wort ersetzen. Wallis in England, Bonnet in Spanien, Amman in Holland hatten es versucht, die Taubstummen sprechen zu lehren, als der Abbé de l'Epée für sie eine stumme Sprache erfand, deren Erfolg alle andere Versuche verdunkelte. Doch verwarf er die Methoden seiner Vorgänger nicht ganz; als ihm ein Unbekannter ein spanisches Buch zum Verkauf antrug, wies es der Abbé anfangs zurück, weil er kein Spanisch verstehe; bald aber erkannte er an dem Titel, Arte para ensenar á hablar los mudos, daß dieses Buch die Kunst lehre, den Taubstummen die Sprache wiederzugeben, und kaufte es. Seine Bemühungen auf dieser neuen Bahn waren nicht ohne Erfolg: unter seinen Schülern zeichnete sich Clément de la Pujade aus, den der Lehrer in Stand gesetzt, mit lauter und vernehmlicher Stimme eine lateinische Rede von fünf und einer halben Seite herzusagen und eine regelrechte Disputation über den Begriff der Philosophie zu führen. Auch gab es eine Taubstumme, die im Stande war, die 28 Kapitel des Matthäischen Evangeliums mit lauter Stimme zu rezitiren und mit ihrer Lehrerin alle Sonntag die Horen herzusagen. Doch die Erfolge des Abbé de l'Epée in der Beibringung der artikulirten Sprache wurden von seinem Gegner, Pereirés, bei weitem überholt. Dieser Portugiese macht aus seiner Methode ein Geheimniß, das er bei Lebzeiten den Akademieen verkaufen wollte, und das er, da sich kein Käufer fand, mit ins Grab nahm. Wir kennen also von ihm nur seine Zöglinge; das sind die einzigen Werke, die er hinterlassen, die aber hinreichend sind, den Ruf ihres Verfassers zu begründen; die beiden berühmtesten unter ihnen sind Herr Saubarour von Fontenay und Mademoiselle Barois von Orleans; diese Letztere, die mit Recht ihren Fehler für aufgehoben hielt, zeichnete unter ihren Namen ci-devant sourde-muette. Solche Beispiele waren ganz gemacht, Wetteifer zu erregen; gleichwohl fand auch das künstliche Wort seine Verächter, wie sie die mimische Sprache auch gefunden hatte. Die Gegner dieses Systems verglichen den redenden Taubstummen mit der Ente Vaucanson's; diese Vergleichung hält nicht Stich: die Ente Vaucanson's bleibt, obwohl sie schwimmt und verdaut, ein Automat, weil sie kein Bewußtseyn ihrer Handlungen hat, während der redende Taubstumme sehr gut weiß, warum er den Mund öffnet, obgleich er sich nicht sprechen hört.

Pereirés ist todt, der Abbé de l'Epée ist todt, und die Taubstummen, weit entfernt, der Sprache wiedergegeben zu seyn, sind mehr als je in Schweigen vergraben, und doch ist das Organ der Sprache bei diesen Unglücklichen unversehrt; die Taubheit ist der einzige Grund ihrer Stummheit. Indem man die Fähigkeit des Gehörs auf einen anderen Sinn überträgt, und zwar auf das Gesicht, würde man sie unfehlbar in den Stand setzen, zu hören und zu sprechen. Auch die, deren Gehör unversehrt ist, erfahren oft, daß die Augen mächtige Hülfsmittel des Gehörs sind; wenn wir den Rücken einer Tribüne zugewandt haben, so ist es uns oft schwer, die Worte eines Redners zu hören, den wir nicht sehen, während wir in gleicher Entfernung die Worte, die unsere Ohren mechanisch nicht auffassen können, vermittelst des Gesichts sehr gut errathen. Was in diesem Falle nur ein Komplement des Gehörsinns ist, vermag bei den geborenen Taubstummen denselben ganz zu ersetzen. Sie, die immerfort glauben, daß man von ihnen spricht, sind instinktmäßig geneigt, uns mit großer Aufmerksamkeit zu beobachten; sie verschlingen uns mit den Augen. Indem man dieser natürlichen Neugierde eine Methode und bestimmte Richtung giebt, könnte man sich ihrer als eines mächtigen Mittels zur Beibringung des artikulirten Wortes bedienen. Wir sahen eine taube Mutter, die beinahe aufhörte, es zu seyn, als sie unter ihren Augen Männer mit ihrer jungen und schönen Tochter plaudern sah: die Furcht, diese Menschen könnten allzu freie oder unpassende Reden führen, hatte sie befähigt, an der Bewegung der Lippen die artikulirte Sprache zu verstehen.

Diese bewegliche Lektüre auf den Lippen bietet anfangs dem Taubstummen nur eine Reihe von flüchtigen Charakteren, deren Verhältniß zum Ton er nicht erfaßt; doch darf man nicht vergessen, daß es für den Taubstummen keine lebende Sprache giebt, das geschriebene wie das artikulirte Wort bietet seinen Augen nur todte Formen. Die Schrift ist das Zeichen des Wortes, wie dieses das Zeichen der Idee ist; eben so wie der Taubstumme die auf einer Tafel durch Striche dargestellten Töne zu lesen vermag, eben so gut kann er es dahin bringen, die auf dem Gesicht dargestellten Töne an der Lage der Lippen zu erkennen. Andererseits ist der Mund ein von Natur zur Nachahmung geneigtes Organ, welches die vor den Augen des Taubstummen von demselben Organ ausgeführten Bewegungen zu reproduziren strebt; er bewegt seine Lippen, nicht weil er hört, sondern weil er Andere sie bewegen sieht. Es ist nur nöthig, in seinem Gehirn jeden artikulirten Ton vermittelst einer einfachen Methode zu daguerreotypiren; Herr Puybonnieux hat hierüber eine treffliche Arbeit gemacht, in der er die Bildung der Vokale und Konsonanten in den Organen der Stimme erklärt. Die Scene Molière's, in welcher der Bourgeois Gentilhomme methodisch den Mund öffnet, um natürliche Töne zu zergliedern, hört auf komisch zu seyn gegenüber den Taubstummen. Diese doppelte Fähigkeit, das Wort zu sehen und es mit den Lippen nachzubilden, ohne den Ton zu hören, ist es, welche die Taubstummen total der Gesellschaft wiedergeben wird. Indem man die Stummheit zwingt, zu reden, und die Taubheit, ein künstliches Ohr zu öffnen, schafft man in der That in dem Taubstummen einen neuen Menschen, der nicht mehr der von der Natur erfundene Torso ist. Neulich hielt bei einem jährlichen Bankett, das von den Pariser Staubstummen gegeben wird, einer von ihnen französisch eine Rede, die von allen Zuhörern verstanden ward. Bei Anderen hätte das heisere und gehemmte Organ nur früher und nach besseren Methoden gebildet werden müssen, um seine Fesseln ganz zu brechen. Uebrigens wird man immer in diesem Gebiet auf die Schüler des berühmten Pereirés zurückkommen; der Hauptfortschritt der Erziehung in unseren Schulen besteht darin, daß sein Geheimniß wieder aufgefunden würde. Ein gesunder und intelligenter Theil dieser Unglücklichen würde sich so von seiner unheilbaren Gebrechlichkeit fast ganz befreit sehen; Jeder von ihnen würde dann wie Saubarour schreiben können: „Ich erinnere mich fast nicht mehr, taubstumm gewesen zu seyn."

Ueber den Zustand der Fabrication in Mühlhausen.

(Nach den Berichten eines Engländers im Athenaeum.)

Im Jahre 1746, ungefähr ein halbes Jahrhundert vor der französischen Einverleibung Mühlhausens und seines Gebietes, das damals noch mit Basel in einer Art von Schutz- und Trutz-Bündniß sich befand, zogen einige Fabrikanten aus Basel nach jener Stadt und errichteten dort Spinnereien und Webereien zur Fabrication bedruckter Leinen und Musseline. Köchlin, Dollfuß und Schmalzer waren die Begründer der heutigen Gewerbthätigkeit von Mühlhausen, und als dasselbe im Jahre 1797 mit Frankreich vereinigt ward, fand es in diesem Lande ein ungeheures Feld für den Absatz seiner Erzeugnisse. Seitdem ist die Baumwollen-Fabrication im Großen und die Macht des Dampfes hinzugekommen, so daß sich seine Bevölkerung seit 1797 um das Sechsfache vermehrt hat.

Gleichwie in Lättich und Lyon, hat sich um die alte patrizische Stadt mit ihren Giebelhäusern und engen hohen Gassen eine Reihe von Vorstädten mit lichten hellen Straßen, mit grünen Plätzen und mit Fabrikhäusern am Ende der Gärten und Wiesen gruppirt. Letzteres sind sechs Stock hohe Gebäude, beinahe eben so großartig, wie die von Manchester, aber besser erhellt und gelüftet als diese. Innerhalb der Stadt stehen in der Nähe der alten deutschen Kirche und des Rathhauses zwei oder drei jener alterthümlichen Adels-Residenzen, die jetzt in Fabriken verwandelt sind. Mit Ausnahme dieser befinden sich jedoch alle übrige Gebäude, in denen gesponnen und gewebt wird, so wie die Maschinen-Bauanstalten, draußen in den offenen Vorstädten.

Die großen Baumwoll-Spinnereien beschäftigen jede fünf- bis achthundert Arbeiter, von denen ein Theil vierzehn Stunden, die bei weitem größere Zahl jedoch nur zwölf Stunden täglich arbeitet. Einen erfreulichen Anblick gewähren die jungen Gesichter voll Frohsinn und Gesundheit. Obwohl nicht mit der besonderen Nettigkeit gekleidet, durch die sich die jungen Frauen in den ausgezeichneteren Fabrik-Etablissements Englands bemerklich machen, sind sie doch durchgehends gut angezogen und allem Anscheine nach gut genährt. Das Völkchen, wenn es die Fabriken verläßt, plaudert durch einander französisch, deutsch und patois und treibt manchen Scherz, doch ist nichts von Zänkerei und Lärmen dabei wahrzunehmen. Jeder schien vielmehr, als ich sie betrachtete, darauf bedacht, den Sommer-Abend genießen zu wollen, und bald darauf waren auch die Plätze und Spaziergänge angefüllt; junge Mädchen gingen Arm in Arm, und zwar in der anständigsten Weise, obgleich der Spaziergang bis lange nach dem Dunkelwerden fortgesetzt wurde.

In der vornehmsten Kattun-Fabrik, in welche einzutreten uns verstattet

war, gewahrten wir alle neuere Erfindungen, von denen in England Anwendung gemacht wird, namentlich die vierfarbigen Druckmaschinen u. s. w. Der größere Theil der fabrizirten Waaren schien jedoch nur für den niederen Markt Deutschlands und Frankreichs bestimmt; es waren nämlich die gewöhnlichen Muster in schreienden Farben. In den Spinnereien sind fast überall die sogenannten selbstthätigen Mules in Gang, und die Kraft des Dampfes wird auf alle mögliche Weise ausgebeutet. Wir besuchten unter Anderem die Maschinen-Bauanstalt des Herrn H.; diese steht dem Etablissement von Sharp, Roberts u. Comp. und anderen dieser Art in England wenig oder gar nicht nach und beschäftigt nahe an sechshundert Arbeiter. Im Frühjahr 1844 wurden hundert Leute mehr angenommen, um den Begehr nach Maschinen zu befriedigen. Glaube man nur ja nicht, daß man hier nicht eben so gut Alles machen kann, wie in England, von der Dampf-Lokomotive und der selbstthätigen Mule an bis zu der pfeilschnell wirbelnden Spindel. Vor einigen Jahren fand man allerdings an vielen Orten des Kontinents noch englische Mechaniker; ihre Arbeit ward außerordentlich gut bezahlt und man fügte sich in ihren Spleen, weil man sie nicht entbehren konnte: jetzt sind sie jedoch überall verschwunden; Deutsche, Schweizer oder Franzosen thun ihre Dienste für geringeren Lohn und mit größerer Fügsamkeit. Hätte England nicht erst kürzlich, sondern schon früher sein widersinniges Maschinen-Ausfuhrverbot aufgehoben, so würden unstreitig die großartigen Maschinen-Bauanstalten, die es jetzt auf dem Kontinente giebt, nicht errichtet worden seyn.

Die Bevölkerung Mühlhausens, die sich seit neun Jahren verdoppelt hat, zählt 38,400 Seelen. Die arbeitende Klasse wohnt in der Vorstadt in hohen Häusern, deren jedes zwanzig bis dreißig Familien enthält, so wie in den älteren Gebäuden der Stadt, die in Wohnungen von einem, zwei und drei Zimmern abgetheilt worden. Da diese Wohnungen alle sehr trocken und meistens gesund sind, so haben sie einen großen Vorzug vor den Hütten und wohlfeilen Häusern in englischen Fabrikstädten.

Die Armen-Verwaltung von Mühlhausen brauchte im Jahre 1841 34,000 Francs, was für eine Bevölkerung von 38,000 Seelen gewiß nicht bedeutend ist. Viele Fabrik-Arbeiter haben Geld in der Sparkasse stehen, bei welcher jetzt über eine Million Francs deponirt ist. Der durchschnittliche Betrag der Sparkassen-Einlagen der Fabrik-Arbeiter ist seit zwölf Jahren von 266 Fr. 70 Cent. auf 271 Fr. 57 Cent. gestiegen.

Die Zahl der Verbrechen ist in Mühlhausen kleiner als verhältnißmäßig im ganzen Departement. Im Jahre 1840 wurden 124 Personen vor die Assisen gestellt und davon 34 freigesprochen; nur vierzehn Anklagen fanden wegen Verbrechen gegen die Person und 110 wegen Verbrechen gegen das Eigenthum statt. Vor das Zuchtpolizei-Gericht wurde unter 316 Einwohnern Einer gestellt, während die Durchschnittszahl im gesammten Frankreich Einer von 173 ist; welches Verhältniß um so bemerkenswerther und erfreulicher, als Mühlhausen eine Gränzstadt ist, welche Manchen als Zufluchtsort dient, die in Deutschland oder in der Schweiz gerichtlich verfolgt werden.

Die öffentlichen Schulen werden von 1400 Kindern und die Abendschulen von 400 Schülern besucht. Auffallend ist das umgekehrte Verhältniß der Schülerzahl nach ihren Glaubensbekenntnissen, verglichen mit den Einwohnern. Während nämlich in Mühlhausen 20,760 Katholiken, 16,540 Protestanten und 1100 Juden wohnen, werden die Schulen von 720 katholischen, 900 protestantischen und 180 jüdischen Kindern besucht.

Von dem Arbeitslohn in Mühlhausen geben wir folgende Uebersicht:

	1780. Francs wöchentl.	1843. Francs wöchentl.
Formstecher	10—12	18 —24
Drucker	6— 8	13½—17
Arbeiter	4— 6	7 — 9
Weber, Maschinenarbeit	—	7½—13½
Desgl., Handarbeit	—	4½—12
Drucker, Handarbeit	—	14 —16½
Cylinder-Drucker	—	18

Es giebt in Mühlhausen:

	Fabriken.	Arbeiter.	Spindeln.
Gießereien und Maschinen-Bauanstalten	3	1,399	—
Baumwoll-Spinnereien (jährliches Produkt 171,400 Kilogramm Twist)	8	3,338	180,468
Kattun-, Musselin-, Jaconnets- und andere Webereien	9	2,056	—
Bleichen und Appretir-Anstalten	3	236	—
Baumwollen- und Wollenwaaren-Druckereien	14	5,996	—
Flachs-Spinnerei	1	103	1,935
Krempelwoll-Spinnerei	1	130	—
Kammwoll-Spinnereien	2	241	7,600
Tuch-Fabriken	3	140	—
	44	13,639	

Mannigfaltiges.

— **Der Chef des Claqueurs.** Pariser Blätter enthalten den Nekrolog eines berühmten Dramaturgen, der zwar nie eine Zeile hat drucken lassen, dessen theatralisches Urtheil jedoch bedeutungsvoller, dessen Beifall geschätzter und dessen Mißfallen gefürchteter war, als das eines Fréron oder Jules Janin. Auguste nämlich, der Chef des Claqueurs der großen Oper, ist mit Tode abgegangen, und da man auch bei uns zu Lande angefangen, sich auf das Gewerbe des Mannes zu legen, so halten wir einige Notizen über ihn nicht für überflüssig. Es giebt noch viele unschuldige Leute, heißt es in einem Pariser Journal, die, wenn sie das laute Bravo! am Schluß einer effektreichen Stelle hören, oder wenn sie die Schnupftücher an den Augen der Grisetten im vierten Logenrang sehen, keine Ahnung davon haben, daß das Alles das verabredete Spiel des erfahrenen Chefs der Claqueurs sey, welche Letzteren eine kompakte Phalanx im Mittelpunkte des Parterre's bilden, und bereit sind, die Vorstellung mit Beifall zu krönen, und denjenigen hinauszuwerfen, der es wagen sollte, sein Mißfallen zu bezeigen. Die Damen oben in den Logen sind eben sowohl eingeübt, als sie selbst, um an den betreffenden Stellen ihre Thränen auf wirkungsreiche Weise fließen zu lassen. An den Tagen der Vorstellung pflegte sich Herr Auguste um 3 Uhr nach dem Theater-Büreau zu begeben, wo er für den Abend eine gewisse Anzahl Billets erhielt. Um 4 Uhr ging er nach den Kaffeehäusern und Estaminets, um seine *Truppe zu organisiren*, indem er einige seiner Billets zu sehr niedrigen Preisen verkaufte, *wobei jedoch* immer die Bedingung gestellt ward, so viel als möglich zu *applaudiren*; die übrigen Billets wurden an die Abtheilungs-Dirigenten und Claqueurs *en titre*, die ebenfalls eine gewisse Anzahl zu ihrem eigenen Besten verkaufen können, verschenkt. Geld hat Auguste niemals vom Direktor bekommen; er ward immer in Billets bezahlt und suchte daher so viel davon zu erlangen, als nur irgend möglich war. Eines Tages bot man dem Auguste nur vierzig Billets an. „Sie vergessen", sagte er, „daß Sie meine Armee desorganisiren; Sie wollen mir 40 Billets geben, und ich habe doch drei Abtheilungen, jede zu 15 Personen." Bei den Debüts solcher Künstler, die der Direktor protegirt, so wie bei ersten Vorstellungen, wurden die Billets, die Auguste erhielt, bedeutend vermehrt und stiegen zuweilen bis zu 150 oder 200. Auguste und seine Leute traten gewöhnlich um fünf Uhr durch die Hinterthür in das Theater ein und hatten meist immer ihre Plätze schon eingenommen, noch bevor die Kasse *eröffnet* war. Auguste wohnte gewöhnlich allen Proben bei; er studirte förmlich das *Textbuch* und die Musik der Opern und machte sich bei gewissen Stellen die nöthigen Anmerkungen, aber erst bei der Generalprobe besprach er sich mit dem Direktor, welchem er seinen Feldzugsplan überreichte und wonach dann die verschiedenen Anordnungen getroffen wurden. Der Direktor ist es in der That, der für jede Vorstellung den Enthusiasmus der Claqueurs anregt oder mäßigt, je nachdem er den Darstellern wohl will oder nicht. Mit Erlaubniß des Direktors zahlten jedoch gewisse Darsteller dem Auguste jährlich eine bestimmte Summe für seine Dienste, wozu gewöhnlich noch eine besondere Vergütigung bei neuen Rollen kam. Eine Dame zahlte ihm jeden Abend, an welchem sie auftrat, 50 Fr. Auguste war jedoch sehr bescheiden und *forderte nie*; ja, es sind Fälle vorgekommen, wo er aus Achtung vor dem Talente gewisser Tänzerinnen durchaus nichts von ihnen annehmen wollte. Man sieht daraus, wie es ganz in der Hand des Direktors liegt, einen Darsteller entweder mit Beifall überschütten oder, wenn er ihm etwa durch äußerliche Umstände zu einem Debüt aufgedrungen, ihn auspfeifen zu lassen. Ein französisches Theater-Publikum muntert selten den debütirenden Schauspieler auf; aus Furcht, für einen Claqueur gehalten zu werden, wartet man lieber ab, daß die Claque das Zeichen giebt. Als kürzlich der bekannte Amerikaner, Herr Risley, mit seinen beiden Knaben in Paris war, wo er in der Porte-Saint-Martin auftrat, hielt er den gemietheten Beifall ganz für überflüssig, und er bedurfte ihn auch in der That nicht; aber bevor er von Paris abreiste, erhielt er eine Claqueurs-Rechnung im Betrage von 600 Fr. Herr Risley war darüber ganz erstaunt und wollte anfangs nicht bezahlen; da ihm aber seine Freunde versicherten, daß die Sache ganz in der Ordnung sey, so that er es am Ende doch, um sich nicht bei seiner *nächsten Anwesenheit in Paris* das Spiel ganz zu verderben.

— **Presse und Censur in Aegypten.** Die Druckerei in Kahira, in welcher die arabische Zeitung Mehmed Ali's gedruckt wird, ist ein kleines unbedeutendes Etablissement, das eben nur, weil es in Aegypten sich befindet, von einigem Interesse ist. Die Setzkästen sowohl als die Typen, Formen und Pressen sind von ziemlich ordinairer Arbeit, doch die Setzer und Drucker, obwohl es deren nur wenige giebt, scheinen nicht ungeübt in ihrer Kunst. Die arabischen Handschriften, nach denen sie setzten, alle nur auf Einer Seite beschrieben, waren — was bei uns zu Lande eine Seltenheit ist — sämmtlich sehr leserlich, indem die Linien weit von einander standen und auch jede Korrektur mit Deutlichkeit gemacht war. Die aus dieser und noch einer anderen nahegelegenen Druckerei hervorgegangenen Werke — meistens der Geschichte und der Poesie angehörend — haben sich bis jetzt keiner sonderlichen Gunst des arabischen Publikums zu erfreuen, sey es nun, weil dasselbe zu wenig Verständniß dafür hat, oder weil es zu arm ist. Die gedruckten Werke der Schriftsteller Mehmed Ali's liegen in großen Magazinen aufgestapelt, wo sie den Ratten und Mäusen zur Nahrung dienen oder von den Einflüssen des Klima's verzehrt werden. Wie soll aber auch das Volk Geschmack an Werken finden, die nicht seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen angepaßt, sondern nach den Mustern entweder der arabischen Literatur früherer Jahrhunderte oder des Auslandes geschrieben und die überdies einer so willkürlichen Censur wie der eines türkischen Pascha's unterworfen sind? (St. John's Egypt and Nubia.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Dienstag den 17. Dezember 1844.

Nord-Amerika.

Religions-Zustände in den Vereinigten Staaten. Sektirer, Mormonen und Atheisten.

In Hamburg ist unter dem Titel: „Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika", von Dr. Wilhelm Grisson, ein recht gutes Buch erschienen. Die Einleitung des Buchs ist zunächst für Auswanderungslustige geschrieben, denen sie zur Würdigung des Spruches verhilft: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Gleichwohl ist der Verfasser ein Freund der Amerikaner; er weiß, so lieb ihm auch das deutsche Vaterland ist, die Vorzüge des fremden Landes ebenfalls zu würdigen, und die Schilderung, die er unter Anderem von der Stadt New-York giebt, ist eine der malerischsten und lieblichsten, die wir irgendwo gelesen. Auch ist er mit den Verfassungen der einzelnen Staaten eben so bekannt, wie mit der Organisation der Bundesregierung, so daß wir in dem Buche über die Rechtszustände eben so wie über den Handel, die Marine und das Heer der mächtigen Republik eine genügendere Auskunft finden, als in irgend einem deutschen Reisewerke, das uns bisher über den Gegenstand vorgelegen.

Am anziehendsten verbreitet sich der Verfasser über die religiösen Zustände, ein Thema, das allerdings in Nord-Amerika, wo sich der Staat auf keinerlei Weise weder in die inneren Ueberzeugungen der Einzelnen noch in die äußerlichen Gestaltungen des Kirchenwesens einmischt, ein sehr weites Feld darbietet. Natürlich giebt es unter diesen Umständen eine ungeheure Zahl von kirchlichen Verbrüderungen, die oft nur in geringfügigen Glaubenssätzen von einander abweichen und so zahlreich sind, daß sie wohl noch in keiner amerikanischen Statistik vollständig aufgezählt worden.

Die am meisten verbreitete Sekte ist die der Baptisten, die etwa 4½ Millionen Seelen in den verschiedenen Staaten der Union zählen und ihren Unterabtheilungen nach in free will Baptists, close communion Baptists, Sabbatharians u. s. w. zerfallen. Alle treffen in dem Einen Punkte zusammen, daß das Sakrament der Taufe nur an Erwachsenen, welche die Bedeutung dieser Handlung schon zu würdigen im Stande sind, vollzogen werden dürfe. Auch wird in der Regel diese Handlung nur durch Untertauchen in fließendes Wasser vorgenommen, wobei es niemals an zahlreichen Zuschauern und in der Regel auch nicht an kleinen Skandalen fehlt.

Den Baptisten an Zahl am nächsten kommen die Methodisten, deren Stifter bekanntlich John Wesley in England war, und die unter allen Sekten die eifrigsten in Verbreitung ihrer Lehre sind. Sie zeichnen sich eben so sehr durch das im Ganzen Vernunft- und Schriftgemäße ihrer Lehre, als durch die Abenteuerlichkeit und Heftigkeit ihrer kirchlichen Erscheinung aus. Da ihre Prediger immer wandern und ihre Plätze stets wechseln müssen, so bleibt ein Geistlicher mit seiner Gemeinde nie länger als höchstens zwei Jahre in Verbindung, wodurch allerdings ein überwiegender Einfluß desselben verhindert wird, wozu noch kömmt, daß die Geistlichen sehr schlecht besoldet werden. An der Spitze der Methodisten-Gemeinden steht die aus Bischöfen und Deputirten zusammengesetzte „Generalkonferenz", gegen deren Entscheidungen keine Appellation möglich ist. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt ungefähr 3 Millionen und ist stets im Wachsen begriffen. Von diesen Episcopal Methodists hat sich seit einigen Jahren eine die Autorität der Bischöfe nicht anerkennende Abtheilung, unter dem Namen Protestant Methodists, getrennt, die jetzt etwa 100,000 Mitglieder zählt.

Die Presbyterianer nehmen in Bezug auf Verbreitung die nächste Stelle ein; sie zählen nämlich fast 2½ Millionen. In Amerika zeichnet sich diese Sekte, nach des Verf. Darstellung, durch die Schroffheit ihrer Lehr- und Glaubenssätze, durch Aberglauben und Intoleranz aus. Am zahlreichsten sind sie in den Neu-England-Staaten.

Die Katholiken zählen ungefähr 800,000 Glaubensgenossen, sind verhältnißmäßig duldsam, und ihre Geistlichen zeichnen sich durch unermüdliche Berufstreue in den meisten Fällen aus.

Die Episkopalen (Anglikaner) mögen sich an Zahl auf 600,000 belaufen. Unter ihren Geistlichen finden sich Männer von großem Talent und gründlicher Gelehrsamkeit.

Von ungefähr gleicher Anzahl sind die Universalisten. Diese bekämpfen die Ewigkeit der Höllenstrafen und nehmen an, daß alle Menschen ohne Ausnahme früher oder später zur Seligkeit gelangen.

Der Holländisch- und Deutsch-Reformirten giebt es ungefähr eine Million, und zwar vorzüglich in New-York und den nordöstlichen Staaten überhaupt. In der genannten Stadt leben sie jedoch in großem Zwiespalt unter einander.

Der Unitarier, welche die Lehre von der Dreieinigkeit verwerfen, giebt es ungefähr 180,000, deren Hauptsitz Boston ist; der Quäker oder „Freunde", wie sie sich selbst nennen, nahe an 100,000, und zwar meistens in Pennsylvanien. Die Zahl der in der Union lebenden Juden wird in dem Buche nicht angegeben.

Nach dieser Uebersicht der hauptsächlichsten Konfessionen und Sekten in den Vereinigten Staaten wollen wir dem Verfasser in eine Schilderung folgen, die er uns von einigen neu entstandenen Sekten giebt, unter denen die Mormonen bereits früher in diesen Blättern ausführlich erwähnt worden, doch erfahren wir hier das Neueste über das Schicksal ihres Stifters. „Allen Glaubensverfolgungen", sagt Herr Dr. Grisson, „allen politischen Vorzügen oder Nachtheilen eines oder des anderen religiösen Dogma's, allen religiösen Verketzerungen wurde bereits in den ersten Sitzungen des amerikanischen Kongresses auf immer der Stab gebrochen, und in der Constitution der Vereinigten Staaten ist ausdrücklich und bestimmt festgesetzt, daß in politischer Hinsicht nimmer ein Unterschied zwischen den verschiedenen Religions-Parteien anerkannt werden solle. So herrscht denn jetzt in Nord-Amerika die allerunbedingteste Glaubensfreiheit. Täglich springen neue Sekten in das Leben, oft die abenteuerlichsten Lehren predigend, und alte Sekten verschwinden. Der Staat kümmert sich um sie und ihr oft sehr albernes Treiben gar nicht, und nur, wenn im Gefolge desselben öffentlicher Skandal, öffentliche Ruhestörung auftritt, schreitet die Staats-Polizei verbietend oder strafend ein, aber auch dann nur in Bezug auf den einzelnen Fall der Ruhestörung oder des Skandals, das Uebrige ganz auf sich beruhen lassend.

„Ein solcher Fall trug sich unter Anderem im Staate New-York zu. Die Prediger einer religiösen Sekte, von welcher es vorzugsweise bekannt ist, daß sie durch Theaterstreiche aller Art auf die leicht erregbare Phantasie ihrer Anhänger zu wirken und durch dieselben Mittel erfolgreich sich Proselyten zu machen sucht, hatten in einer angenehmen, von einem Bächlein durchschnittenen Gegend eine religiöse Versammlung veranstaltet. Hier bearbeiteten sie die gläubige Menge mehrere Tage und Nächte hindurch, bald mit salbungsvollen Ermahnungen, bald mit donnernden Strafreden, paukten auf die Gewissen der Unbußfertigen fort und schilderten die Hölle in allen ihren Lokalitäten, den eigenthümlich dort herrschenden Gebräuchen, den gräßlichen daselbst über Sünder verhängten Strafen so genau und bestimmt, daß die Zuhörer fast zu der Ueberzeugung kommen mußten, die beredten Herren hätten selbst einst eine Reise durch die höllischen Regionen gemacht. Um aber ihren Zuhörern jeden Zweifel an ihren Darstellungen zu benehmen, verkündeten sie mit großer Emphase, daß, auf ihr inbrünstiges Flehen Geister einer höheren Ordnung, Engel des Lichts sich herablassen würden, sichtbarlich den Gläubigen zu erscheinen, um das, was sie, die Diener des Herrn, gesprochen, vollkommen zu bestätigen. Und wunderbar, kaum war dieses Wort der Verkündigung ihren Lippen entflohen, siehe! da schwebten aus dem das jenseitige Ufer des Flusses bekränzenden Wäldchen plötzlich zwei Bewohner der anderen Welt hervor, gekleidet in lichte, wallende Gewänder, versehen mit großen, anmuthig sich auf- und niederbewegenden leuchtenden Flügeln. Die andächtige Menge stürzte, überzeugt, hingerissen von dieser handgreiflichen Bestätigung des Wortes ihrer Lehrer, auf die Knie, sich in heißem Flehen an die Gesandten vom Jenseits ergießend. Die Neuigkeit von diesem Wunder verbreitete sich mit der Schnelligkeit des Blitzes in der ganzen Umgegend, und Tausende strömten in den folgenden Tagen herbei, um gleichen Anschauens, gleicher Beseligung theilhaftig zu werden. Und die beiden höheren Wesen verfehlten auch nicht, an den nächsten Tagen zu bestimmten Zeiten der zahlreich versammelten Menge sich zu zeigen. Was glich aber dem Erstaunen der gläubigen Zuschauer, als am dritten Tage unmittelbar nach dem Erscheinen der beiden Engel einige andere Engel aus dem Wäldchen traten in der Gestalt handfester Constables, welche, ohne alle Rücksicht auf die erhabene Sendung jener, dieselben bei den Armen nahmen und, aller Protestationen, aller Flügelschläge, allen Widerstandes ungeachtet, zu dem nächsten Friedensrichter abführten, vor welchem sich die unsterblichen Boten aus der anderen Welt schnell in sterbliche Bewohner dieser Erde verwandelten, für ihren Betrug in das Gefängniß gesetzt und angehalten wurden, für künftig besseres Betragen hinreichende Bürgschaft zu stellen. Jene Prediger wurden, als Begünstiger eines Betrugs, in Geldstrafe genommen; ihre schwerere Strafe bestand aber in dem unauslöschlichen Brandmal der Lächerlichkeit, von Seiten der Menge ihnen aufgedrückt, und der ernsten Verdammung ihres Verfahrens von Seiten der besser und ernster Gesinnten, unter deren Last ihnen

jede Wirksamkeit fortan unmöglich ward und sie bald in andere Gegenden vertrieb.

So haben Schwärmer und Impostoren fast immer ein ungehindertes Spiel. Hat einer derselben nur die Fähigkeit, irgend einer neuen Lehre, mag dieselbe auch noch so barock seyn, und je auffallender desto besser, ein blendendes Gewand umzuhängen, so ist sein Glück für einige Zeit gemacht. Denn lange anhaltend sind in der Regel solche Erscheinungen allerdings nicht. Es sammeln sich um ihn dann bald Anhänger, die seinem Dogma mit glühendem Enthusiasmus sich widmen, dann nach und nach abkühlen und zuletzt ihren Propheten verlassen, sobald der Reiz der Neuheit verschwunden oder ein neuer Lehrer aufgestanden ist, wo dann das alte Spiel wieder durchgespielt wird. Als eine der größten Betrügereien dieser Art, in Bezug auf Dauer, Ausdehnung und Einfluß, darf man wohl den Mormonismus bezeichnen. Im Staate Ohio, einem für religiöse und sozialistische Experimente, wie es scheint, überhaupt sehr fruchtbaren Boden, stand vor mehreren Jahren plötzlich ein gewisser Joseph Smith mit einer angeblichen göttlichen Offenbarung auf. Er brachte ein in alterthümlichen Formen verfaßtes Buch zum Vorschein, in welchem die Begründung eines neuen oder vielmehr die Entwickelung eines uralten Glaubens und zugleich seine Berufung zum Propheten-Amte enthalten seyn sollte. Der Ursprung dieses Buches wird von seinen Anhängern verschieden erzählt. Nach Einigen soll es ihm unmittelbar vom Himmel herab zugekommen, nach Anderen soll ihm im Traume die Stelle angezeigt worden seyn, woselbst unter einem Steine verborgen dasselbe vergraben liege, von wo er es darauf an das Tageslicht gefördert habe.

Dem sey jedoch, wie ihm wolle, das Buch selbst, die Bibel der Mormons genannt, verbreitete sich, kaum veröffentlicht, mit außerordentlicher Schnelligkeit und fand weit und breit gläubige Verehrer. Die Sekte nahm sehr rasch zu, sowohl in Amerika selbst, als sogar in England und Schottland, wohin die neue Lehre sich Bahn gebrochen hatte, und im Jahre 1843 sind mehrere Hunderte von diesen Heiligen der späteren Tage (Latter days saints), wie sie sich nennen, von England ausgewandert, um sich mit ihren Brüdern in Amerika zu vereinigen. Viele Mitglieder dieser Sekte leben zerstreut hier und da in den Vereinigten Staaten, die Hauptmasse derselben hat aber unter den Auspizien und der Oberleitung ihres Propheten Joseph Smith eine Niederlassung an den Ufern des Missouri und nahe der Gränze des Staates gleichen Namens, im Staate Illinois gegründet und bereits angefangen, eine Stadt daselbst zu bauen, welcher sie den fremdtönenden (hebräischen) Namen Nauvoo gegeben haben. Diese Stadt, auf vom Flusse allmälig aufsteigendem Grunde nach einem sehr weitläufigen und großartigen Plane angelegt, besteht jetzt nur noch aus hin und wieder zerstreuten Blockhäusern und Lehmhütten, enthält jedoch bereits eine Population von ungefähr sechstausend Seelen. Das Bemerkenswertheste in ihr ist, außer einem wohlversehenen Arsenal, der große prächtige Mormontempel. Mehrere Jahre wurden auf den Bau desselben verwendet, und jeder Einwohner der Stadt war verpflichtet, den fünften Tag daran zu arbeiten. Er ist hundert Fuß breit und achtzig Fuß tief und von Steinen aufgeführt. In seinem weiten Keller befindet sich der von zwölf lebensgroßen in Holz gearbeiteten Ochsen getragene Taufstein. Hier wird Alt und Jung getauft, und wer Kinder, oder andere Verwandte, oder Freunde durch den Tod verloren hat, ehe dieselben das Sakrament der Taufe erhalten, der hat das Recht, sich selbst in deren Namen und zu deren Besten taufen zu lassen. So ist dieses Sakrament an denselben Individuen zu verschiedenen Malen proprio und mandatario nomine vollzogen worden. Nur wird bedingt, daß die Personen, welche durch Stellvertreter getauft werden sollen, bereits gestorben seyn müssen. Ein alter Mormon hatte sich außer für einige seiner verblichenen Kinder auch für Jefferson Washington und einige andere berühmte Männer taufen lassen, und er wünschte, daß diese Prozedur auch im Namen des Generals Jackson an ihm vollzogen werden möge, wurde aber mit dieser Bitte abgewiesen, weil der General noch unter den Lebendigen wandele, und ihm angedeutet, er möge wiederkommen, sobald der alte Krieger gestorben. Es ist dies gewiß eine sehr sinnreiche Weise, die Listen der Mitglieder einer neuen Sekte möglichst schnell anwachsen zu machen.

In dieser Stadt Nauvoo hatte Joseph Smith seine Residenz und beherrschte von hier aus, ein anderer Muhamed, zugleich Religionshaupt und Heerführer seine in blindem Gehorsam ihm anhängenden Gläubigen. Er bekleidete die vom Gouverneur des Staats Illinois ihm verliehene Charge eines Generallieutenants der Miliz jenes Staates und war oberster Befehlshaber der mit den Waffen des Staats sehr gut ausgerüsteten, ungefähr funfzehnhundert Mann starken Nauvoo-Legion. Fast täglich von sehr fähigen, zum Theil früher in Militairdiensten der Vereinigten Staaten stehenden Offizieren in den Waffen geübt, bildet dieselbe schon jetzt ein respektables Corps und kann unter dem Einfluß eines eben so listigen als fanatischen Anführers eine sehr gefährliche Macht werden, falls diese Sekte je mit dem Staate, von dem sie einen Theil ausmacht, in ernsthafte Kollisionen kommen sollte. Ein besonderer Staat im Staate, und in einem solchen Prädikament befinden sich die Mormons, kann vernünftigerweise nicht lange existiren. Auch sind bereits kleine Reibungen zwischen den Mormons einerseits und den übrigen Bewohnern von Illinois sowohl, als mit den Behörden dieses Staats, vorgefallen. Eine derselben hat ihrer Zeit viel Lärm gemacht, und auf diese werde ich etwas weiter unten zurückkommen. Und mit der steigenden Menge und dem sich immer vergrößernden politischen Einfluß dieser Sektirer werden auch diese Streitigkeiten sich vermehren und vergrößern, und es kann sich durch sie einst ein Sturm in den Staaten erheben, dessen Umfang und Ende sich weder absehen noch berechnen lassen wird.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte des Blitzableiters.

(Schluß.)

Doch kamen auch außergewöhnliche Ereignisse vor, durch welche die Vortheile der Erfindung in Zweifel gesetzt werden konnten, da nämlich niedrig gelegene Gegenstände vom Blitze getroffen wurden, während in der Nähe befindliche höhere verschont blieben. Zwei solcher Fälle erwähnt ein von dem bekannten Naturforscher Achard in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltener Vortrag; in dem einen waren beide Gegenstände gleich gute Leiter, in dem anderen hatte der Strahl ein niedriges Strohdach entzündet, und dicht daneben war der mit einem eisernen Wetterhahne versehene Thurm unversehrt geblieben. Ließen sich nach des Redners eigener Bemerkung solche Fakta mit der Theorie allerdings nicht vereinen, so hinderte das dennoch nicht, daß nach und nach in allen größeren Städten Europa's und Amerika's wenigstens bei sehr hohen öffentlichen Gebäuden so wie bei Pulver-Magazinen Blitzableiter angebracht wurden.

Rücksichtlich ihrer Anwendung auf den Schiffen hatte schon im Jahre 1762 Bischof Watson an den ersten Lord der Admiralität ein Schreiben gerichtet und als die beste Vorkehrung eine Kette von länglichen Ringen aus Kupferdraht empfohlen, die, mit einer hanfenen Schnur an die Spitze des Mastes gebunden, längs desselben bis ins Meer hinabreichte. Wirklich versah man bei der englischen Flotte jedes Schiff mit einem solchen Apparate, der in einem Kasten aufbewahrt und nur beim Herannahen eines Gewitters angehängt wurde. Aber er zeigte sich nicht von praktischem Nutzen; oft wurde bei der Verwirrung, die ein Sturmwetter auf den Schiffen verursacht, das Anhängen der Kette vergessen, oft fand man sie, wenn man ihrer bedurfte, in unbrauchbarem Zustande, und nicht selten wurden die Matrosen während des Anknüpfens vom Blitze erschlagen. Daher kam diese Gattung von Ableitern in Mißkredit, und es trat eine Sorglosigkeit des Verfahrens ein, durch welche das Nationalgut Großbritaniens in den letzten siebzig Jahren beträchtlich geschmälert wurde und nicht wenige Menschen ihr Leben verloren. Genauere Data geben sowohl die Journale der ostindischen Compagnie und viele andere Handelsgesellschaften, als nicht minder die der königlichen Flotte.

„In 150 Fällen", sagt Mr. Harris in der Vorrede zu seinem neuesten Werke über diesen Gegenstand *), „von denen die meisten zwischen 1799 und 1815 sich ereignet, sind circa 100 Hauptmasten der Linienschiffe und Fregatten nebst einer entsprechenden Anzahl von Topmasten, so wie viele Vorrathskammern, ganz oder theilweise zerstört worden; bei einem Achtel der erwähnten Fälle sind Segel und Tauwerk in Feuer aufgegangen, im Ganzen über 70 Personen getödtet und 133 verwundet worden, ungerechnet 19 Fälle, in denen die Anzahl der Verwundeten nicht angegeben ist. Vierzehn Schiffe wurden, zu fernerem Dienste gänzlich unfähig, genöthigt, ihre Stationen zu verlassen, und zwar in einer rücksichtlich unserer auswärtigen Verhältnisse sehr kritischen Periode. Die Masse des Schadens würde, wollte man bei einem Kostenanschlage alle Verluste an Menschen, Geld und Dienstleistungen, so wie die sämmtlichen Havarieen, in Anschlag bringen, eine ungeheure Summe betragen. Aber nicht nur zu jener Zeit, wo die Schiffe fortwährend zum aktiven Dienste erfordert wurden, sondern auch in der darauf folgenden Friedensperiode, ja in den neuesten Zeiten, nachdem bedeutende Reductionen bei der Flotte eingetreten waren, kamen Unglücksfälle nicht minder häufig vor. Im mittelländischen Meere allein wurden zwischen 1838—40 acht Fregatten und Linienschiffe vom Blitze getroffen und beträchtlich beschädigt, und nicht geringere Verluste erlitten wir zur selben Zeit in unseren außereuropäischen Besitzungen."

Während in anderen Staaten des Kontinents dieser Gegenstand die Sorgfalt der Behörden längst auf sich gezogen und z. B. in der Republik Venedig seit 1778, in Frankreich gewiß vor 1784 die Einführung der Blitzableiter auf den Schiffen stattgefunden hatte, wurden dafür in England nur hin und wieder die Bemühungen Einzelner sichtbar. So veröffentlichte im Jahre 1823 der verstorbene Lord Napier eine Menge von Thatsachen, denen er selber beigewohnt, und knüpfte daran die Nothwendigkeit einer Abschaffung der herrschenden Mißbräuche. Namentlich zeigte er die Unzulänglichkeit der üblichen Methode, nur die Spitze der großen Bramstenge, als die höchste, mit einem Ableitungs-Apparate zu versehen, indem er durch Beispiele darthat, daß die elektrische Materie oft mit den niedrigsten Masten zuerst in Kontakt gekommen sey.

Schon früher hatte Mr. Harris den Lords der Admiralität durch den Oberaufseher der Marine den Plan zu einem verbesserten Verfahren vorlegen lassen; es sollten nämlich die Mastbäume selber zu kräftigen Leitern gemacht, mit einer doppelten Reihe von Kupferplatten verbunden und diese durch kupferne Bänder weiter bis unter das Verdeck und rings um alle metallhaltige Theile des Schiffes geleitet werden. Der Vorschlag blieb lange Zeit unberücksichtigt, und erst im Jahre 1830 gelang es den unablässigen Bemühungen des Herrn Harris und seiner wissenschaftlichen Freunde, zufolge eines günstigen Berichtes von einem Comité der Royal Society, die Admiralität zu einer versuchsweisen Anwendung des neuerfundenen Apparats zu bewegen. Es wurden dreißig Schiffe, die in den verschiedensten Theilen des Oceans stationirten, mit den Harrisschen Konduktoren versehen, und in den darauf folgenden zwölf Jahren hat keines von ihnen Gewitterschaden erlitten, während in demselben Zeitraum 41 an-

*) On the Nature of Thunderstorms and on the Means of Protecting etc. London 1843, dessen Besprechung der Edinburgh Review die Veranlassung zu dem obigen hier im Auszuge mitgetheilten Aufsatze gegeben.

dere, nach der alten Methode oder gar nicht verwahrte Fahrzeuge vom Blitze getroffen und beschädigt wurden. Aber auch nach allen diesen für sich selber sprechenden Thatsachen hatte die bessere Ueberzeugung noch lange gegen Unwissenheit und Parteisucht zu kämpfen, ehe sie allgemein werden konnte, und erst im Jahre 1842 ward die neue Methode angenommen und der Erfinder zum Oberaufseher über die Einführung derselben ernannt.

Wenn aus der ersten Hälfte des hier Mitgetheilten die Wahrheit des alten Spruches: „Es giebt nicht Neues unter der Sonne", ihre Bestätigung findet, so zeigt das zuletzt Erzählte, das auch das Reich des Vorurtheils und der absichtlichen Verblendung noch immer ein weit größeres Gebiet umfaßt, als man im neunzehnten Jahrhundert ihm zuerkennen möchte, daß aber darum nicht minder das Bessere, wenn auch spät, doch endlich den Sieg davonträgt.

Dänemark.

Christian Winther's „Beichtstuhl".

Winther ist ein Dichter, für welchen die Dänen eine ganz besondere Vorliebe haben. Aus seinen Gedichten sind schon mehrmals Stellen von der Akademie der Künste in Kopenhagen zur öffentlichen Mitbewerbung als Preis-Aufgaben zu Gemälden gestellt worden. Mit Lenau könnte man ihn am nächsten vergleichen, und seine lyrischen Gedichte möchten auch sicher in gleich hohem Werthe stehen. Da aber Deutschland einen Ueberfluß von ausgezeichneten lyrischen Dichtern besitzt, so dürfte eine Uebersetzung seiner Gedichte noch keinen ungewöhnlichen Eindruck hervorbringen, zumal einem dänischen Dichter selten zu Gute kommt, was den besseren französischen und englischen stets zu Ansehen verhilft, daß nämlich ihre Namen von so vielen Seiten erwähnt und dem lesenden Publikum immer wieder aufs neue in Erinnerung gebracht werden. Christian Winther hat sich aber auch in der erzählenden Form versucht. Ich sage, versucht, denn er hat nur sechs kleine Erzählungen herausgegeben.

Wir wollen eine davon, als die kürzeste, herausheben, und sie mag zeigen, wie Christian Winther es in seiner Macht hat, mit nur ganz wenigen Strichen eine in ihrer Anlage und Durchführung trefflich abgerundete Novelle zu geben, mit höchster Einfachheit und mit ruhiger Haltung des Ausdrucks einen Stoff zu behandeln, in welchem doch die wildeste Leidenschaft wählt — eine wahre Grandezza der Form, die in sich schon vollendet als dasjenige sich darstellt, was ihre Schilderung seyn soll: der Widerschein italiänischen Lebens.

Der Beichtstuhl.

In der Magdalenen-Kirche zu Girgenti hatte man die Vorbereitungen zu einem großen Fest getroffen. Alles war nach altem Brauch mit rothen Tapeten und Blumen ausgeschmückt. Die Arbeiter hatten in der Mittagsstunde die Kirche verlassen, und es herrschte hier nun die wunderbar wehmüthige Stimmung, die in den katholischen Tempeln so wohlthuend und erhebend ist.

Zwei Herren wandelten im Gespräch in dem langen Gange, welcher längs der nördlichen Seite hinläuft, und schienen hier Schatten und Kühlung zu genießen, wie auf einer öffentlichen Promenade. Der Eine war ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, groß, starkgebaut, breitschulterig, mit einem ernsten Gesicht, in dem keine Leidenschaft ihr Gepräge eingezeichnet zu haben schien; dies war Don Antonio Carraccioli, Marchese d'Arena. Der Andere, feingebaut und schlank, kaum aus dem Jünglingsalter getreten, ließ sein schönes, lebhaftes Gesicht mit den dunkeln Augen, die fast denen eines Mädchens glichen, nach allen Seiten mit musternden Blicken streifen, ganz so, als hätte er hier etwas zu sagen; und dies hatte er auch, denn er war der Architekt, welcher die Ausschmückung angegeben und geleitet hatte; es war der unlängst aus Rom heimgekehrte Giulio Balzetti. Mit einemmal blieb er stehen.

„Ich muß Ihnen doch des Scherzes halber, Signor Marchese, ein Geheimniß anvertrauen, das Niemand außer mir, glaube ich, kennt", sprach er in dem vertraulichen Tone, womit man einen Freund anredet, in dessen Hause man täglich verkehrt. „Sie wissen, daß die Wirkungen der Akustik uns Baumeistern so manchen Possen spielen, wo wir es am wenigsten erwarteten und wünschten. Ein reiner Zufall hat mich belehrt, daß wenn man hier steht — hier, auf dieser weißen Marmorfliese, dann hört man ganz deutlich jedes Wort, selbst das leiseste Flüstern, von da unten, weithin — dort, wo Sie den vorletzten Beichtstuhl stehen sehen, ohne daß diejenigen, welche sich auf der Linie zwischen diesen zwei Punkten befinden, ein einziges Wort vernehmen, wenn sie jener Stelle auch noch so nahe sind. Bleiben Sie hier stehen, ich will nach dem bezeichneten Beichtstuhl hinuntergehen, und Sie sollen sich über dieses Spiel der Natur verwundern!"

Er eilte fort; aber er hatte sich erst ein paar Schritte entfernt, als der Marchese ein deutliches Flüstern vernahm, dessen Inhalt alle seine Sinne in die heftigste Bewegung versetzte. Er stand da, bleich und marmorweiß im Gesicht, wie von einem Zauberstab berührt, und die gespannte Aufmerksamkeit, die sich in seinen sonst so ruhigen Zügen malte, ließ vermuthen, daß er etwas äußerst Merkwürdiges hörte. Er rührte kein Glied, er athmete kaum, wie Einer, der am Rande eines Abgrundes steht und hinabzustürzen fürchtet; seine flammenden Augen und sein klopfendes Herz waren das einzige Bewegliche an ihm.

Doch bald kam der junge Architekt zurück, indem er in einiger Entfernung mit lächelndem Munde rief: „Ich kam nicht dazu, das Experiment anzustellen, denn im Beichtstuhle saß Jemand, so viel ich bemerken konnte, eine verschleierte Dame — aber, mein Gott! was ist Ihnen?"

Der Marchese legte nach der Italiäner Weise den Finger auf den Mund und blieb unbeweglich stehen. Nach Verlauf einiger Minuten holte er einen tiefen Seufzer; die Statue erhielt wieder Leben und trat aus ihrem magischen Zauberkreise heraus.

„Es ist nichts, mein theurer Giulio!" sagte er mit freundlicher Stimme; „denken Sie nicht etwa, daß ich abergläubisch bin, allein das Geheimnißvolle, das Ueberraschende dieses sonderbaren Naturphänomens ergriff mich doch auf eine ganz eigene Weise. Kommen Sie, wir wollen gehen! In der frischen Luft will ich mich wieder sammeln", fuhr er fort, faßte vertraulich Balzetti unter den Arm, führte ihn nach der Promenade vor die Stadt, und als die beiden Herren dort eine Weile auf und ab gewandert waren, nahm er von dem Jüngling Abschied, indem er sagte: „Morgen nach dem Fest kommen Sie doch, wie gewöhnlich, heraus auf unsere Villa? Wir sehen uns!" —

— Am nächsten Morgen in aller Frühe trat der Marchese in das Vorgemach seiner Frau. Das Kammermädchen, eben zu einer anderen Thür hereinkommend, machte große Augen.

„Hat Deine Frau geschellt?" fragte der Marchese.

„Nein, Excellenza!" erwiederte das Mädchen, sich tief verbeugend und roth werdend.

„So warte hier, bis Du gerufen wirst", sagte der Marchese und öffnete die Thür der Ankleidestube, welche vor dem Schlafzimmer lag. Indem er eintrat, kam sein junges reizendes Weib ihm in einer Morgentracht entgegen, so leicht als nur möglich, nämlich wie sie aus dem Bett aufgestanden war. Der Marchese blieb stehen, gleichsam frappirt von der Schönheit seiner Gattin, und er that, als wenn er die innere Unruhe und den Sturm gar nicht bemerke, die ihr alles Blut aus den Wangen jagten, während dasselbe um so gewaltsamer nach dem Herzen drängte und den vollen Busen unter der weißen Nachtbekleidung hob.

„Du bist früh auf, Antonio!" sprach kaum vernehmbar die junge Frau mit einem unsicheren Lächeln und starken Erröthen. Was wünschest Du hier?"

„Könnte es Dich wundern, meine Lauretta! mein Augenlicht!" sagte der Marchese mit der sanftesten und einschmeichelndsten Betonung, „könnte es Dich wundern, wenn ich früh und spät käme? Doch nein, meine Liebenswerthe! heute warst Du es eigentlich nicht, der mein Besuch galt. Du weißt, heute ist das Fest der heiligen Magdalene, und wir haben deshalb eine große Kirchenfeierlichkeit. Nun fiel es mir ein, mich zu meiner Andacht durch die Beschauung der herrlichen Tizianischen Magdalene vorzubereiten, welche Du in Deinem Schlafzimmer aufgehangen hast. Erlaubst Du?" fügte der Marchese mit Feinheit hinzu, indem er mit langsamen, festen Schritten sich der Thür näherte.

„Es ist so unordentlich da drin", sagte die junge Frau mit einem schnellen Blick durch die halboffene Thür, „doch — geh' nur hinein — ich will indeß mit meiner Toilette beginnen."

Und er trat hinein.

„Wie reizend", sagte er mit schalkhafter Stimme, „wie reizend ist doch diese Unordnung! Diese graziös hingeworfenen Roben, diese allerliebsten kleinen Schuhe! wie herrlich balsamisch und phantasieerweckend ist nicht diese Luft! Es ist wahre Poesie in diesem Allen!"

Sein spähender Blick heftete sich auf das schneeweiße Bett, dessen gestickter Seidenteppich der ganzen Breite nach über dasselbe gedeckt war, und unter letzterem zeichneten sich deutlich die Contouren eines menschlichen Körpers, ganz ausgestreckt daliegend, um sich so wenig als möglich zu verrathen.

„Ich will mich setzen", sagte der Marchese mit ruhiger, sanfter Stimme, „und mich an diesem Meisterwerk recht satt sehen!"

Indem er diese Worte sprach, nahm er das weiße, mit breiten Blonden bekantte Hauptkissen, legte es leise auf die Stelle, wo das Gesicht der verborgenen Person sich befinden mußte, und setzte sich alsdann mit dem Gewicht seines ganzen kräftigen Leibes darauf, während er seine rechte Hand fest auf die Brust des Liegenden stemmte und stützte. Ohne die unwillkürlichen, heftigen und konvulsivischen Bewegungen des so in Todesangst Versetzten zu beachten, fuhr der Marchese mit ruhiger und sicherer Stimme fort:

„Wie vollendet ist es doch, dieses Bild! Wie edel und wahrhaft keusch deckt nicht die schöne, bußfertige Sünderin ihre nackten Schultern und ihren Busen mit den langen gelben Locken und mit den feinen, wohlgeformten Händen, während der fromme, zerknirschte Blick thränenvoll da hinauf blickt, von wo ihm Gnade und Erbarmen kommen soll! Man könnte Dichter werden, wenn man ein solches Kunstwerk betrachtet! Ach, mir fehlt aber leider jedes Talent, zu improvisiren. Statt dessen will ich Dir etwas erzählen, was mir gestern begegnete. Unser Freundchen, Giulio Balzetti, führte mich in die Magdalenen-Kirche; bei unserem Umherschlendern zeigte er mir einen Punkt und bat mich, auf demselben still zu stehen, indem man, wie er sagte, gerade dort deutlich und genau hören könne, was auf einer anderen, weit von da abliegenden Stelle auch nur geflüstert würde. Und siehe da, richtig! Auf jenem zweiten Punkt steht just der Beichtstuhl Nr. 6. Kaum hatte ich mich auf den angewiesenen Ort gestellt, so hörte ich eine reizende Stimme — weiß Gott, wessen sie seyn mochte — ihre Herzenssorgen und kleinen Sünden dem Pater vorbeichten: Sie hätte einen Mann, sagte sie, den sie liebe — ja, sie liebe ihn und er auch sie; er sey so gut gegen sie und gewähre ihr viele Freiheit — kurz, sie ließ dem Manne alles Recht widerfahren, was er ver-

langen könnte, beim Himmel! — allein — jetzt liebe sie auch einen Anderen! — Seinen Namen nannte sie nicht; es hätte mir viel Spaß gemacht! es muß doch einer unserer schönen jungen Herren in der Stadt seyn! Diesen Anderen liebe sie also — — sie könne nicht anders, sagte das arme Kind, und sie meinte auch wohl, ihr Herz hätte Raum für ihn neben ihrem Mann. Er sey so edel, dieser Andere, so liebenswürdig, so schön, er bete sie an — nein! es sey eine Unmöglichkeit, ihm etwas zu verweigern! überdies — wenn ihr Mann es nicht wisse, so sey es ja kein Schmerz für ihn; und erhielte er es auch zu wissen und seine Liebe zu ihr sey eine wahre, so müsse er ihr ja vergeben und auch ferner fortfahren, sie zu lieben — und noch vieles Aehnliche. Sie habe nun, erzählte sie, am heutigen Morgen Jenem eine Zusammenkunft ganz in der Frühe versprochen — jetzt muß das Rendezvous also stattfinden! und um seiner und ihrer Ruhe halber beschlossen, ihm Alles zuzugestehen; denn so, meinte sie, — hörst Du? so, meinte sie, würde es bald wieder vorübergehen. Das ist, was die französischen Damen passer ses caprices nennen! Zuletzt bat sie noch sehr graziös um Absolution im voraus — dies ist doch bequem! — und — erhielt dieselbe. Was dünkt Dir, mein Schatz, von allem dem?" sagte der Marchese, indem er sich von seinem schrecklichen Sitz erhob, unter welchem alle Bewegung verschwunden war.

„Nein", fuhr er im scherzhaften Tone fort, „unsere guten Priester sind allzu fügsam — im Allgemeinen, heißt das — denn unser alter Don Gregorio würde Dich ganz anders in die Schule genommen haben, wenn Du" — hier hielt er inne, indem er das Hauptkissen an seine Stelle zurücklegte und den Teppich aufschlug. Es war der Architekt Giulio Balzetti; er athmete nicht mehr.

„Bist Du kürzlich im Beichtstuhl gewesen, meine Laura?" fragte der Marchese.

Es kam keine Antwort.

„Da sieht nun mein Engel sicher wieder mit der Stecknadel im Munde, und ich habe Dich doch so oft gequält, dies seyn zu lassen! Ist es lange her, daß Du zur Beichte warst?" wiederholte er mit erhöhter Stimme.

„Nein!" antwortete die junge Frau mit halbersticktem Laut.

„Apropos!" sagte der Marchese, indem er das gräßlich verzerrte und blaue Angesicht mit dem Teppich zudeckte, „wir gehen wohl heute mit zum Kirchenfest? Präcis Mittag beginnt die Prozession, und danach lasse ich anspannen. Wir wollen es nicht versäumen."

Er trat in das Ankleidezimmer. Die junge Frau saß hier in einem großen Lehnstuhl; ihre reichen, schwarzen Flechten hingen zu beiden Seiten herab, Todtenblässe bedeckte Wange und Stirn, und beide Hände ruhten auf den Knieen.

„Was fehlt Dir, geliebtes Kind?" sprach der Marchese mit inniger Weichheit und unveränderter Freundlichkeit auf den Lippen. „Du hast zu zeitig aufstehen müssen, meine Kleine? — und nun strengst Du Dich auch so allein an beim Ankleiden! Wo ist Pipetta? Ich werde jetzt schellen!"

Er zog die Klingelschnur, näherte sich seiner Frau, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ das Zimmer.

In der Mittagsstunde, als alle Glocken der Stadt feierlich erklangen, hielt des Marchese reichvergoldeter Staatswagen, bespannt mit vier Schimmeln, mit vergoldeten Quasten ausgeputzt, in dem Bogenportal des Palastes, und ein Schwarm kostbar gallonirter Pagen, Läufer, Diener und Jäger stand, auf die Herrschaft wartend, da.

Es währte auch nicht lange, so erschien der Marchese in schimmernder Hoftracht, mit Stern auf der Brust und den Hut in der einen Hand; die andere führte seine junge, schöne, aber todtenblasse Frau mit Anstand und Zierlichkeit die breiten Marmortreppen hinab. Während ihr Gesicht kalt und von Stein schien, strahlten seine Augen von Glanz und ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Die Lakaien stürzten herzu, der Wagen wurde geöffnet, sie stiegen ein, und er fuhr aus dem Palast durch Straßen und über Plätze dahin, während die Vorbeimandelnden stehen blieben und zu einander sagten: „Da fährt ein glückliches Paar!"

Der Architekt war verschwunden. Niemand ahnte, daß er am Tage des Festes todt und blau, mit gräßlich entstelltem Gesichte, in der Garderobe einer junge Dame auf den Dielen liege, zwischen Pappschachteln und Schuhen; oder daß er in der nächsten Nacht auf dem Rücken eines Esels zu einer naheliegenden Gebirgsschlucht durch den alten treuen Diener der Frau transportirt und dort hinabgestürzt werden sollte.

An ein Magdalenen-Kloster schenkte die Letztere eine bedeutende Summe für die Rettung seiner Seele.

Der Mönch Don Gregorio — der beliebte Beichtvater der feinen Welt — wurde ebenfalls vermißt; er aber schmachtete seine übrige Lebenszeit in dem unterirdischen Gefängniß eines Camaldulenser-Klosters, wohin ihn der Einfluß des Marchese gebracht hatte.

Daß der Beichtstuhl an eine andere Stelle gerückt wurde, begreift man leicht.

Der Marchese berührte diese Sache niemals vor seiner Frau; sowohl in der Welt als in seinem Hause behandelte er sie anscheinend mit großer Achtung, ja bisweilen sogar mit einer sonst ihm nicht eigenen zärtlichen Weichheit. Allein in ihr Schlafzimmer setzte er nie mehr seinen Fuß.

B. Rimberg.

Mannigfaltiges.

— George Sand und Eugen Sue vor den Assisen der Poesie. Herr A. von Sternberg hat unter diesem Titel im Stuttgarter Morgenblatt in seiner humoristisch geistreichen Weise Gericht gehalten über die letzten Schriften der Sand und Sue's. Er läßt die Sittlichkeit und die Natur als Klägerinnen gegen diese beiden Autoren auftreten und ihnen manche verdiente und ergötzliche Wahrheit sagen. Nur verfährt Sternberg nicht unparteiisch genug; er zeigt in seinem Eifern gegen Sue zu merkbar, daß ein Schriftsteller gegen einen beliebten, überschätzten Mitbruder auftritt; die Sittlichkeit des Herrn von Sternberg spricht sich in ihren Klagen über Sue etwas zweideutig aus, jedenfalls hat sie unrecht, den schlüpfrigen Erzbillon sittlicher zu finden als die „Geheimnisse von Paris". Sternberg scheint zu übersehen, daß diese nur die großartige Kopie des sittlichen Vorbildes der englischen Novellisten sind, welche er selbst mit Glück in seiner Diane nachgeahmt. Das Geheimniß der „Geheimnisse" besteht darin, die Wirklichkeit auszubeuten, Gestalten und Begebenheiten nach dem Leben zu zeichnen; die Geschicklichkeit, die Sue hierin besitzt, gewann ihm die höhere Leserwelt, und für die niedere, d. h. nicht nach Stand, sondern nach Verstand, gab er eine reichliche Zuthat Romanen-Ingredienzien, dafür mögen *ihn allerdings* mit Recht die Natur und die Poesie vor die Assisen stellen, denn er *hat ihre* Gränzen und Gesetze vielfach überschritten. Eine Unvorsichtigkeit ist es, daß Herr von Sternberg die Sand'sche Moral in den Himmel erhebt; — sie hat auf Erden viel Schaden gestiftet, und die Sittlichkeit hätte wohl auch George Sand verklagen können; statt dessen läßt Sternberg nur die Natur gegen diese auftreten, und zwar, um die einzigen tugendhaften Frauen dieses Autors Consuelo und Jeanne, als unnatürliche zu verdammen.

In einer früheren Lieferung für das obenerwähnte Blatt: „Ein Winter in Berlin", zieht Sternberg eine Parallele zwischen dem Talente der Paulzow und Walter Scott, die ganz unstatthaft ist, besonders da er dabei die Ungerechtigkeit begeht, Letzterem den Humor abzusprechen, den er in so hohem Grade besaß und in den gelungenen Figuren des Nabob und des zerstreuten Pfarrers im Ronansbrunnen, des Bruder Tuck im Ivanhoe u. s. w. so ergötzlich niedergelegt hat. Wir haben durchaus nichts an den *kräftigen Händen* unserer berühmten Landsmännin auszusetzen, aber die hübschen Stickereien derselben dürfen nicht neben die naturwahren Bilder des großen Schotten gestellt werden. F. v. H.

— Die polnische Emigration in Paris. Einem in der Revue de Paris enthaltenen Artikel zufolge, beläuft sich die Zahl der in Frankreich sich aufhaltenden emigrirten Polen, die vor zwölf Jahren 7000 betragen hatte, nur noch auf fünf Tausend und einige Hundert, so sehr hat der Tod die meisten ehe- und kinderlos und zum größten Theil von den ihnen durch die Regierung bewilligten Unterstützungen lebenden Männer decimirt. In England befinden sich einige Hundert, und eine noch kleinere Zahl hält sich in Belgien auf, wo der größere Theil Dienste in der Armee genommen. In Paris zerfällt die polnische Emigration schon seit längerer Zeit in drei Fractionen: die „Demokraten", die „Reunion" und die „dynastische Partei" oder Partei des Fürsten Czartorysky. Die Ersten behaupten, daß sie allein die Vertreter der großen politischen und sozialen Theorieen seyen, die seit einem halben Jahrhundert die Welt bewegen; sie haben keine eigentliche Thesis, sondern eine Art von Wohlfahrts-Ausschuß, der aus einer gewissen Zahl von Mitgliedern besteht, leitet die Partei unter dem Namen „Centralisation der demokratischen Gesellschaft". Die Reunion „Ziednoczenie" will die Wiederherstellung der polnischen Republik und hat wie einst diese eine Menge von Oberhäuptern, mit dem Unterschied, daß die Letzteren nicht bloß wie ihre heutigen Nachfolger mächtig an Worten waren, sondern unter den Wahlkönigen ohne Autorität eine große Gewalt übten. Die dynastische Partei hat den Fürsten Czartorysky zum König von Polen erwählt. Der Fürst, unter dem Kaiser Alexander russischer Minister und ein vertrauter Freund dieses Monarchen, war während der polnischen Revolution eine Zeit lang Präsident der Regierung und ist jetzt ein siebzigjähriger Greis; er spricht fast alle europäische Sprachen, und seine Reden waren stets eben so durch großartige Ideen als durch ihren Styl ausgezeichnet, der den Charakter gleichzeitig eines vornehmen Herrn, eines unterrichteten Mannes und eines tiefen Denkers trägt. Diese drei Hauptfunctionen zerfallen übrigens ihrerseits wieder in viele Unterabtheilungen, unter denen sich auch die von Towianski und Mickiewicz gebildete religiös-politische Sekte befindet, die jedoch nicht mehr als 44 Mitglieder zählt. — Die Revue de Paris führt bei Erwähnung dieser Spaltungen die Worte des polnischen Priesters Skarga, Beichtvaters Sigismund's III. (1588—1632) an, der in einer Rede an die polnischen Großen die jetzigen Schicksale derselben vollständig prophezeit hat.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Aemtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Veit u. Comp. gesandt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Donnerstag den 19. Dezember 1844.

Frankreich.

Ein berühmter Roman.

In der französischen Romanen-Literatur hat wohl kein Name so viel Aufsehen erregt und so viel dauernden Einfluß geübt als Frau von Lafayette, die Verfasserin des berühmten Romans: „Die Prinzessin von Cleve"; sie hat dem Roman sein eigentlichstes Gebiet angewiesen: das Studium des Herzens; sie hat siegreich alle die unnatürlichen Abenteurer der früheren Perioden verdrängt, die schwülstigen Ritter- und Liebeshofromane, die Schäfer und Riesen mit ihrem sentimentalen, tollen Beginnen, was nicht einmal der glänzenden Satire des Cervantes gelungen war, der durch seinen Don Quijote den Bannstrahl des Lächerlichen dagegen erhoben hatte. Der Einfluß, den Frau von Lafayette durch ihre Bücher auf die Literatur gewann, erstreckt sich noch bis auf unsere Tage; fast alle Romane der beliebtesten Gattung sind Nachkommen der Prinzessin von Cleve, sogar in Deutschland ließen sich Verwandtschaften und Familien-Aehnlichkeit mit derselben zahlreich nachweisen, und nach mehr als anderthalb Jahrhunderten ist die Ahnin noch unveraltet und kann sich mit Rede und Kleid noch neben dem jüngsten Nachwuchs sehen lassen. Diese Eigenthümlichkeit des berühmten Romans, daß er wie in der Neuzeit geschrieben ist, und der Umstand, daß er in deutschem Gewande nur in sehr veralteter Form existirt und deshalb wohl dem größten Theil der Lesewelt nur dem Namen nach bekannt seyn wird, veranlaßt uns, hier einige Auszüge nach einer der neueren Auflagen mitzutheilen, die von Zeit zu Zeit in Frankreich davon veranstaltet werden. Frau von Lafayette sagt zwar von den Uebersetzern, sie glichen ungeschickten Bedienten, welche die Komplimente, die man ihnen aufträgt, in Grobheiten verkehrten, und die einzige deutsche Uebertragung, die wir von ihrem Romane besitzen, bestätigt allerdings diesen harten Ausspruch; indessen hat unsere Sprache seitdem an Eleganz, Biegsamkeit und Reichhaltigkeit so bedeutend zugenommen, daß sie mit der französischen in jedem Betracht Schritt halten kann, und wir wollen unverzüglich ans Werk gehen, indem wir, wegen Mangel an Raum, uns erlauben, Vieles nur erzählend einzuschalten:

Die schöne Prinzessin von Cleve kam vor ihrer Vermählung als Fräulein von Chartres mit ihrer vortrefflichen Mutter an den glänzenden Hof Heinrich's II. von Frankreich, jenes beständigen und jugendlichen Liebhabers der alternden Diane von Poitiers, die ihre Reize zwanzig Jahre länger behielt als andere Frauen. Frau von Chartres brachte ihre schöne Tochter nicht ohne Zagen an diesen galanten Hof, aber die Unschuld und Anmuth des jungen Mädchens wurden nur durch die achtungsvollsten Huldigungen gefeiert. Unter den zahlreichen Anbetern zeichnete sich sowohl durch glänzende Verhältnisse als durch angenehme Persönlichkeit und die glühendste Leidenschaft der Prinz von Cleve aus; er erhielt auf seine ernsten Bewerbungen das Jawort der besorgten Mutter, die sich glücklich pries, ihr Kleinod so edlen Händen anvertrauen zu können; wohl entging es ihrem aufmerksamen Mutterauge nicht, daß das Herz des jungen Mädchen theilnahmlos für den liebenswerthen Bewerber geblieben, aber sie fürchtete keine Gefahr für ihre Tochter, wenn sie auch ohne Liebe einem so vortrefflichen Manne sich verbände. Der Prinz von Cleve war glücklich, als er die Braut errungen, ohne sich jedoch völlig befriedigt zu fühlen; er bemerkte mit Schmerz, daß sie nur Achtung und Wohlwollen für ihn zu empfinden schien, er konnte sich nicht vorreden, daß sie ihm lebhaftere, schmeichelhaftere Gefühle verberge, denn ihr Verhältniß erlaubte ja, geradezu diese zu zeigen. Es verging fast kein Tag ohne Klage von seiner Seite. „Ist es möglich", sagte er zu ihr, „daß ich mich nicht glücklich fühle bei der Annäherung unserer Verbindung? und doch ist es nur zu wahr, ich bin es nicht; Sie empfinden nur eine Art Güte für mich, die mir nicht genügt, Sie kennen keine Ungeduld, keine Unruhe, keinen Kummer, Sie sind so gleichgültig bei meiner Liebe wie bei einer Verbindung, die nur auf die Vorzüge von Rang und Reichthum begründet ist." — „Sie sind ungerecht", antwortete sie ihm sanft, „ich weiß wirklich nicht, was Sie mehr wünschen könnten, mir scheint fast, der Anstand verbiete mir, mehr Neigung zu zeigen, als ich thue." — „Es ist wahr", seufzte er, „Ihr Benehmen hat einen Anschein von Zärtlichkeit, mit dem ich vollkommen zufrieden wäre, wenn sich darunter noch mehr verbirgt; aber anstatt, daß der Anstand Ihnen Zurückhaltung auflegte, ist es gerade nur der Anstand, der Sie sichtlich zwingt, mir Neigung zu zeigen. Ich rühre Ihr Herz nicht, meine Gegenwart verursacht Ihnen weder Unruhe noch Freude." Das junge Mädchen wußte nichts zu antworten; diese feinen Unterscheidungen lagen außerhalb ihrer Erfahrungen, und ihr Verlobter sah, wie wenig sie seine Leidenschaft erwiedern konnte, da sie nicht einmal verstand, wovon er sprach. Nach seiner Verheirathung blieb er scharfsichtig genug, um zu bemerken, daß die Ehe ihm keinen anderen Platz im Herzen seiner Gattin angewiesen hatte, und obwohl sie sich tadellos gegen ihn benahm, fühlte er sich nicht glücklich und sah, daß ihm außer ihrem ersehnten Besitz noch etwas zu wünschen übrig blieb. Deshalb hörte er nicht auf Liebhaber zu seyn, als er Ehemann geworden, seine Neigung behielt die Unruhe und Heftigkeit der Leidenschaft. Die Eifersucht hatte jedoch keinen Theil an dieser Unruhe, nie war wohl ein Mann weniger dazu geneigt, und nie gab wohl eine Frau weniger Veranlassung zu Eifersucht; nichtsdestoweniger war sie inmitten des Hofes vielfachen Versuchungen dazu ausgesetzt; sie war täglich mit der Blüthe der jungen Männerwelt bei Hofe zusammen, aber ihr Benehmen und ihr Aeußeres trugen etwas so Achtunggebietendes, und ihre treffliche Mutter, Frau von Chartres, wachte so sorgfältig über jeden Schritt ihrer Tochter, daß sie für eine Erscheinung galt, die in jeder Beziehung unerreichbar war.

Unterdessen kehrte der Herzog von Nemours, der Liebling aller Damen, sogar der Königinnen, der Gemahlin Heinrich's II., und Mariens, Königin von Schottland, seiner Schwiegertochter, von einer Reise zurück; der junge Herzog galt für einen bevorzugten Günstling der Letzteren; er war ein Wunder an Schönheit, Tapferkeit und Galanterie; sein glänzender Ruf hatte sich sogar nach England verbreitet, und es schwebten seinetwegen Unterhandlungen ob zu einem Vermählungsplan mit der Königin Elisabeth. Bei Gelegenheit eines Hoffestes wurde getanzt; die Prinzessin von Cleve stand gerade im Begriff, sich einen Herren zur Wahltour auszuersehen, als ihr der König zurief, sie solle den Eintretenden wählen; dies war der Herzog von Nemours. Das Paar erregte allgemeines Aufsehen durch seine Schönheit, und ohne sich persönlich zu kennen, errieth doch Jeder den Anderen; so viel hatte man sich gegenseitig rühmen hören. Nachdem der Tanz beendet, berief der König das Paar zu sich und fragte, ob sie sich denn wirklich gar nicht kennten, und ob sie nicht neugierig auf ihre Namen seyen? Der Herzog erwiederte kühnen, feurigen Blicks, er wisse sehr gut, daß seine Tänzerin nur die gefeierte Prinzessin von Cleve seyn könne. Die Prinzessin aber verleugnete erröthend, daß sie eine Ahnung von Namen und Stellung ihres Herrn gehabt hätte. Von dem Augenblick an entbrannte der junge Herzog für die schöne Frau und freute sich, daß er auf eine so seltsame und romantische Art mit ihr bekannt geworden war. Die Prinzessin war bei ihrer Heimfahrt so aufgeregt von diesem Ball, daß sie noch, trotz der späten Stunde, zu ihrer Mutter ging, um ihr davon zu erzählen; sie erwähnte dabei des Herzogs in einer Art, daß die Mutter Besorgnisse über seine Erscheinung empfand.

In den folgenden Tagen traf die Prinzessin wieder mit dem Herzog zusammen; beim Ballspiel des Königs und anderen Vergnügungen fand sie ihn allen übrigen Anwesenden so weit überlegen an Gewandtheit und Unterhaltungsgabe, an Haltung und Benehmen, daß er einen tiefen Eindruck auf sie machte. Es muß bemerkt werden, daß er jene Neigung für sie empfand, die liebenswürdig, lebhaft und doch gefühlsweich macht durch das heftige Bedürfniß, geliebten Augen zu gefallen.

Seine Leidenschaft wurde in kurzer Zeit so heftig, daß sie ihn ausschließlich beschäftigte und er alle seine früheren zahlreichen Verhältnisse ohne Weiteres abbrach; seine Reise nach England, die ihn zu so hohen Ehren bringen sollte, vergaß er fast ganz; er ging täglich zur Königin-Dauphine, Maria Stuart, weil er die Prinzessin von Cleve dort fand, und rechnete dabei auf das Gerücht, welches ihn früher zum Liebhaber der schönen Maria stempelte, um bei diesen Besuchen seine eigentliche Neigung zu verbergen, denn er wollte sie um keinen Preis den Augen des Publikums zeigen; die Prinzessin von Cleve war seinem Herzen zu theuer, und er legte so viel Vorsicht in sein Benehmen gegen sie, daß kaum sie selbst eine Ahnung von seinen Gefühlen für sie hätte haben können, wenn nicht ihr eigenes Interesse an ihm ihre Aufmerksamkeit geschärft, ihr die Augen geöffnet und ihr keinen Zweifel über die Art seiner Gefühle gelassen hätte. Sie mochte nicht mit ihrer Mutter reden über diese Wahrnehmung, während sie doch sonst derselben jede Kleinigkeit erzählte; es war kein absichtliches Verbergen, und Frau von Chartres bemerkte auch ohne Worte, welche Gefahr dem Herzen ihrer Tochter drohte. Mit mütterlicher Klugheit begann sie selbst von dem Herzog zu sprechen und zwar nur Gutes, wohlweislich mit vergiftetem Lobe untermischt über seine Unfähigkeit, eine ernste Neigung zu empfinden, daß er nur zum Vergnügen mit den Frauen des Hofes verkehre, aber jede ernste Verbindung scheue, da er Pläne auf die Hand der Königin von England habe; nichtsdestoweniger habe man ihn in im Verdacht, die junge Königin-Dauphine zu lieben, und es sey daher rathsam, sagte Frau von Chartres, daß ihre Tochter sich etwas mehr von den Zimmern derselben entfernt halte, um nicht für die Vertraute eines solchen Verhältnisses zu gelten.

Die Mutter hatte gut gezielt, die Prinzessin fühlte sich bis ins Innerste getroffen, sie lernte nun erst das Interesse kennen, welches sie für den Herzog empfand, bisher hatte sie es sich nicht eingestanden, sie fühlte nun auf einmal, daß dies die Empfindung sey, um die ihr Gemahl vergebens sie angesteht, und fand es schmachvoll, dieselbe für einen fremden Mann zu hegen. Zugleich fühlte sie sich tief verletzt durch den Gedanken, daß der Herzog die Königin-Dauphine liebe und sie nur als Vorwand seiner Besuche erscheinen lassen wolle. Als sie am anderen Tag sich zur Königin-Dauphine begab, sagte diese zu ihr: „Wir sprachen gerade vom Herzog von Nemours und verwunderten uns über die Veränderung, welche seit kurzem mit ihm vorgegangen ist, er vernachlässigt die Damen und ist sogar häufig still und traurig." Die Prinzessin von Cleve dachte voll Beschämung, wie sie unzweifelhaft sich würde für die Veranlassung dazu gehalten haben, wenn ihre Mutter sie nicht eines Anderen belehrt hätte. Sie fühlte etwas Verdruß über die Äußerung, weil sie dieselbe für Verstellung der schönen Frau hielt, und konnte sich nicht enthalten, darauf hinzudeuten; aber die Dauphine ging mit so viel Offenherzigkeit auf den versteckten Vorwurf ein und gestand so naiv, der Herzog habe allerdings früher zu ihren eifrigsten Verehrern gehört, aber er scheine jetzt dies sogar gänzlich vergessen zu haben, daß die Prinzessin von Cleve keinen Zweifel mehr über die jetzige Gefühlsrichtung des Herzogs hegen konnte und einsah, daß ihre Mutter sie nur in guter Absicht darüber habe täuschen wollen; sie empfand gegen ihren Willen eine süße Befriedigung hierin und fühlte mit Schrecken, wie sehr ihre Gedanken mit demselben Gegenstand sich beschäftigten. Bei ihrer Heimkehr fand sie ihre theure Mutter schwer erkrankt und wagte daher nicht, derselben ihr Herz auszuschütten. Der Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, die Prinzessin und ihr Gatte wichen nicht mehr vom Krankenbett; der Herzog, welcher ein genauer Freund des Prinzen von Cleve war, kam täglich, um seine Theilnahme zu bezeugen, er sah die betrübte Tochter auf Augenblicke in den Zimmern ihres Gemahls und sprach so zart, so innig über ihren Schmerz, wie nur die Liebe solche Worte zu finden vermag. Die Prinzessin gerieth in Verlegenheit bei seinem Anblick und konnte doch eine Regung der Freude dabei nicht unterdrücken; wenn er fort war, glaubte sie ihn zu hassen wegen des Einflusses, den er auf sie übte und der ihr wie der Beginn einer Leidenschaft vorkam.

Frau von Chartres fühlte, daß ihre Krankheit zum Tode führe; sie ließ ihre Tochter rufen und sagte sanft, ihre Hände erfassend: „Mein geliebtes Kind, ich muß Dich verlassen; die Gefahr, welche Dir naht, und die Nothwendigkeit meines Schutzes in derselben vermehrt meinen Kummer über unsere Trennung; höre, Du hast eine Neigung für den Herzog von Nemours, ich verlange nicht von Dir, daß Du sie mir eingestehst, ich habe sie schon lange bemerkt, aber ich wollte nicht mit Dir darüber reden, um Dich nicht selbst aufmerksam zu machen; jetzt kann es Dir jedoch kein Geheimniß mehr seyn, Du stehst am Rande des Abgrunds, es bedarf großer Anstrengung und großer Mittel, um Dich zu retten; bedenke, was Du Deinem Gatten, Dir selbst und Deinem Rufe schuldig bist, einem Rufe, wie ich ihn stets für Dich gewünscht habe und den Du Dir selbst durch Anstrengung erworben hast. Sey stark und muthig, mein Kind, ziehe Dich vom Hof zurück, bitte Deinen Mann, Dich aufs Land zu führen, scheue keine Opfer und keine Mittel, denn wie schwer sie Dir auch scheinen mögen, in der Folge werden sie Dir leicht und süß vorkommen gegen das Unheil einer Liebes-Intrigue. Wenn Dich andere Gründe als die Tugend und Pflicht leiten könnten, so würde ich noch hinzufügen, daß meine Hoffnung auf die Seligkeit jenseits noch getrübt werden könnte durch Deinen Fall, daß ich aber mit Freuden sterbe, um nicht mehr zu sehen, daß Du fielst wie die andern Frauen."

Die Prinzessin von Cleve zerfloß in Thränen; ihre Mutter suchte selbst sie zu trösten und ihr den drohenden Abschied zu erleichtern. Nach zwei Tagen starb die treffliche Frau, und ihre Tochter kannte in ihrem Schmerze keinen anderen Zweck, als die letzten Wünsche derselben zu erfüllen; sie bezeugte ihrem Gatten mehr Achtung und Zärtlichkeit als jemals und ließ sich von ihm auf eines seiner Güter begleiten, mit der Bitte, sie nicht zu verlassen. Es war ihr, als müsse sie bei ihm Schutz suchen gegen den Herzog. Nichtsdestoweniger machte dieser sehr bald seinen Besuch auf dem Lande, aber sie weigerte sich, ihn anzunehmen; sie hatte sich fest vorgenommen, jede Gelegenheit zu vermeiden, wo sie ihn sehen konnte. Als sie nach einiger Zeit mit ihrem Gemahl in die Stadt zurückkehrte, fühlte sie sich ruhiger; es war ihr, als könne ihr keine Gefahr mehr drohen, der Schmerz um den Tod ihrer Mutter hätte alle ihre Gefühle verändert. Die lebenslustige Dauphine erzählte ihr jedoch unter dem Vorwande, sie zu zerstreuen, alle Neuigkeiten, die in ihrer Abwesenheit geschehen, unter denen die wichtigste war, daß der Herzog von Nemours alle Zeichen einer heftigen Leidenschaft an sich trage, die er aber in das tiefste Geheimniß hülle, um derentwegen er jedoch sogar die Krone von England fahren lasse. „Man sagt", fügte die schöne Dauphine lachend hinzu, „daß meine Reize dieses Wunder bewirkt hätten, aber das könnte mir selbst doch kein Geheimniß seyn, denn solche Leidenschaften werden immer von dem Gegenstand, der sie einflößt, zuerst bemerkt." Die Prinzessin von Cleve faßte den Entschluß, nirgends hinzugehen, wo sie den Herzog antreffen könnte; dieser war in Verzweiflung, sie nicht mehr bei den Festlichkeiten zu finden, und vermied dieselben auch; er ging auf die Jagd, um wenigstens ungestört sich seinen Träumereien überlassen zu können. Bei den Besuchen, die er dem Gemahl der Prinzessin häufig abstattete, fand er Gelegenheit, ihr dies bemerklich zu machen. Seitdem entfernte sie sich jedesmal bei seinem Erscheinen, und als ihr Gemahl ihr deshalb Vorwürfe machte, sagte sie ihm, es scheine ihr bei ihrer Jugend nicht ganz passend, so oft in Gesellschaft der jungen Leute vom Hof zu seyn, da sie seit dem Tode ihrer Mutter die einzige Dame im Hause sey. Aber ihr Gemahl wollte diesen Grund nicht gelten lassen und bestand darauf, sie solle ihr Benehmen ändern. Sie war im Begriff, ihm zu sagen, daß man in der Stadt behaupte, der Herzog von Nemours sey verliebt in sie, aber sie hatte nicht den Muth, seinen Namen zu nennen, auch fand sie es unrecht, ihrem Manne gegenüber sich eines falschen Vorwandes zu bedienen, denn sie floh den Herzog um ihrer selbst willen. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Spar- und Versorgungskassen.

Es dürfte in diesem Augenblicke, wo durch den Central-Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen auf die großen Vortheile der im Regierungs-Bezirk Aachen bestehenden Prämien-Sparkassen hingewiesen worden, angemessen seyn, auf eine kürzlich in Paris erschienene kleine Schrift aufmerksam zu machen, in welcher manche neue Ansichten in Bezug auf die Einrichtung von Versorgungs- und Prämienkassen für die arbeitenden Klassen entwickelt werden und dieses wichtige Thema mit eben so vieler Klarheit als Gründlichkeit behandelt wird. *)

Der Verfasser bespricht in dieser Schrift zuerst das Wesen und die Bestimmung der Lebensversicherungs-Gesellschaften, die aus der verschiedenartigen Weise ihrer Einrichtung entspringenden Vor- und Nachtheile, die Ersprießlichkeit solcher Institute besonders zum Wohle der arbeitenden Klassen, welches dabei bis jetzt nur wenig berücksichtigt worden, und die Nothwendigkeit einer Controle von Seiten der Regierung, sowohl zur Beschränkung der Konkurrenz, die einen solchen Gegenstand der Staats-Oekonomie zur Speculation herabzieht, als zur Gewährleistung für die Sicherheit der Kapitalien. Er geht sodann auf die Sparkassen über, die er in Betreff ihres eigentlichen Zweckes nur als Vorbereitungsstufe für die Bildung von Hülfs- und Versorgungsfonds betrachtet. Die erste Sparkasse in Frankreich entstand (wie wir bereits in Nr. 122 des Magazins erzählt) im Jahre 1818 und war, wie die nächstfolgenden, von nur geringer Wirksamkeit. Unter der Restauration hatten sich im Ganzen 13 solcher Gesellschaften gebildet, zu denen in den ersten fünf Jahren nach der Juli-Revolution noch 60 neue hinzukamen. Erst das Gesetz vom 5. Juni 1835 sicherte den dauernden Erfolg der Sparkassen, deren Zahl schon im folgenden Jahre auf 166, Ende 1838 auf 270 mit 100 Hülfsvereinen, 1842 auf 300 mit einem Depositum von 320 Millionen Fr. gestiegen war; eine ungefähre Berechnung schlägt den muthmaßlichen Werth der Einlagen nach zehn Jahren auf mehr als eine Milliarde an.

„Das Gesetz — heißt es in der Darstellung weiter — hat die geeigneten Mittel angewendet, um die Sparkassen populär zu machen. Es hat ihnen gewissermaßen einen öffentlichen Charakter verliehen, zwischen dem Staatsschatze und jeglicher Kasse, die ihm ihre Einlagen übergiebt, laufende Rechnung eingeführt, sie durch die Uebernahme einer Garantie von vier Prozent und das Anordnen jährlicher Rechenschafts-Ablegung vor den Kammern unter den Schutz des Staates gestellt, endlich ihnen auch zum Nutzen der geringeren Klassen die wohlthätige Beschränkung auferlegt, daß das Maximum der Einlagen eines Einzelnen 3000 Fr. nicht übersteigen dürfe.

„Sind durch diese Kassen, denen die Engländer mit Recht den Namen saving-banks beigelegt, den arbeitenden Klassen bis jetzt schon so viele Hunderte von Millionen erhalten worden; haben sie es vermocht, die Lotterien und die Pfandhäuser in Verfall zu bringen; hat schon der erste zu rechter Zeit erlassene Aufruf zu dem Geiste der Ordnung und der Vorbedachtsamkeit so glänzende Folgen erzeugt: was ist erst von einem zweiten zu erwarten, der den bereits gewonnenen Resultaten Festigkeit für die Dauer verliehe? Der Gegenstand dieses zweiten Aufrufes wäre aber die Errichtung von Lebensversicherungs-Gesellschaften, die als ein nothwendiges Ergänzungsmittel der Sparkassen anzusehen sind. Durch beide Institute wird, indem sie geringe Einlagen zu zinsbaren Kapitalien sich ansammeln lassen, das Mäßigkeit und Ordnung befördernde Gefühl des Besitzes auch in dem Aermeren rege gemacht; aber während bei den Sparkassen das Interesse jedes Einzelnen als ein abgesondertes betrachtet wird und das Vereinigen der Gelder nur ihre Verwaltung und Verwerthung erleichtern soll, ist das Prinzip der Lebensversicherungen das Wirken Aller für Einen und Eines für Alle, und der Theilnehmer wird nicht allein nach der eingelegten Summe, sondern nach seiner ganzen Lebensstellung berücksichtigt. Jene richten sich mehr an das Interesse der Selbsterhaltung, diese an die heiligen Gefühle für das Wohl der Familie. Jene sichern dem Arbeiter einen Nothpfennig für eine Periode der Beschäftigungslosigkeit, gewähren aber keinen Schutz gegen die Versuchung, ihn anzugreifen, wenn irgend ein Gelüst dazu verleitet; diese, welche die Zurücknahme des Eingezahlten nicht gestatten, ermuntern den Familienvater zur Fortsetzung der einmal begonnenen Einlage seiner Ersparnisse, indem sie ihm die gesicherte Zukunft der Seinigen als Ziel vorhalten.

„Die Rücksichten sollten die Gesetzgeber zur weiteren Ausführung ihrer Aufgabe bewegen. Mögen sie dieses wichtigsten Beförderungsmittels der Ordnung und Arbeitsamkeit sich bedienen, das den Bedürfnissen unserer Zeit so vollkommen entspricht; mögen sie das ungeheure Kapital, das von den emsigen Arbeitern mit Mühe erspart, für die Witwen und Waisen derselben, für die Erziehung und Aussteuer ihrer Kinder, für die Erhaltung derjenigen verwenden, welche Invaliden der Industrie geworden; mögen sie, mit einem Worte, die Aufrechthaltung der heiligsten Pflichten unter ihren mächtigen Schutz zu nehmen nicht die Gelegenheit versäumen."

Der Verfasser zieht hierauf die preußische Renten-Versicherungs-Anstalt,

---

*) Aperçu sur l'Etablissement des Caisses de retraite et de prévoyance pour les classes laborieuses, par J. Bergson, docteur en droit. Paris, Joubert, 1844, besonders abgedruckt aus der Revue de Droit français et étranger.

die belgischen Versorgungskassen und die englischen Leibrentenfonds in den Bereich seiner Betrachtung, indem er ihre resp. Vor- und Nachtheile gegen einander abwägt und die auf diesem Wege erlangten Resultate zur Beleuchtung des Gesetz-Entwurfs anwendet, der vor einigen Monaten von einem aus den geachtetsten Notabilitäten der französischen Hauptstadt zusammengesetzten Comité unter dem Vorsitze des Grafen Molé ausgearbeitet und dem Finanz-Minister vorgelegt worden. Die Nothwendigkeit einer Reform der bisherigen Gesetze in Betreff der Sparkassen hatte sich schon seit einiger Zeit auf das dringlichste gezeigt, weil nach der jetzigen Einrichtung der Staat, der zu einem hohen Zinsfuß für die ihm anvertrauten Kapitalien sich verbindlich gemacht, und dem seinerseits eine Kündigung derselben nicht zusteht, dennoch jene ungeheure Summe jederzeit zu sofortiger Auszahlung bereit halten müßte, soll nicht der Kredit der einzelnen Anstalten gefährdet und das Volk eben dadurch ihrer wohlthätigen Wirkung beraubt werden. Indem nun zur Abhülfe dieser Mißstände an die Stelle der möglicherweise erforderlichen Rückzahlung aller Kapitalien eine periodische, nach gewissen Terminen geordnete treten müßte, bietet sich die Idee einer theilweisen Verwendung der Sparkassen zu Pensions- und Versorgungsfonds von selbst dar, und der erwähnte Gesetz-Entwurf, eine sorgfältige Ausarbeitung dieses Planes, giebt unserem Verfasser die Veranlassung zu noch einigen lehrreichen Bemerkungen und Zusätzen.

„Bei den Untersuchungen, — sagt er unter Anderem — die den Grundprinzipien der Versicherungs-Gesellschaften nothwendig vorausgehen mußten, sind die unteren Volksklassen allzu wenig berücksichtigt worden. Es würden ganz neue Studien nöthig seyn, und welcher Privat-Anstalt ständen wohl solche umfassende Mittel zu Gebote wie der Regierung, die schon in den Behufs der allgemeinen Zählung und des Rekrutengesetzes festgesetzten Regeln die besten Vorarbeiten besitzt und zugleich die Hülfe der großartigsten Gelehrten-Vereine zu ihrer Verfügung hat? Es werden besonders die Sterblichkeitsgesetze an den Sammelplätzen der Gewerbthätigkeit und bei der ländlichen Bevölkerung einer genauen Beobachtung unterliegen, aus welcher zugleich wichtige Beiträge zur Gesundheitslehre sich ergeben müssen. Auch die allgemeine Geschichte der Menschheit kann durch eine nähere Darstellung der Sterblichkeitsverhältnisse in den letzten Jahrhunderten einen interessanten Zuwachs gewinnen, und die Ausführung solcher Arbeiten wird den zu bezweckenden Verbesserungen nicht ohne Nutzen vorangehen.

„Auf solchem Wege wird man zu einer richtigen Organisation der Versorgungs-Anstalten gelangen können, werden die arbeitenden Klassen die ihnen bis jetzt fehlenden Banken, die Quellen ihres Wohlstandes, entstehen und ihre Zukunft mit der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens verbunden sehen. Die Regierung, welche bereits für das moralische Heil der früher Verwahrlosten eine aufopfernde Mühwaltung übernommen, wird ihnen als ein Werkzeug der Vorsehung erscheinen und die letzte der von der Revolution gestellten Aufgaben, die Abschaffung des Proletariats, ihrer Lösung nahe gebracht worden seyn."

Wir mußten uns hier auf diese wenigen Auszüge aus dem in einem kernhaften und blühenden Style geschriebenen Büchlein beschränken, dem wir wohl einen Platz im Feuilleton des Journal des Débats gewünscht hätten, in welchem Fall unsere Empfehlung für deutsche Leser überflüssig geworden wäre.

Nord-Amerika.

Religions-Zustände in den Vereinigten Staaten.

Sektirer, Mormonen und Atheisten.

(Schluß.)

Der Prophet ist aber nicht allein Befehlshaber dieser Macht; er hat auch eine eigene Leibwache unter dem Namen Danites, deren Mitglieder ihrem Häuptling in allen Dingen eben so unbedingten Gehorsam zollen, als dem zur Zeit der Kreuzzüge so berüchtigtem Alten vom Berge seine Assassinen. Die Zahl dieser Danites läßt sich nicht angeben, da dieses Corps eine geheime und demgemäß so viel wirksamere Einrichtung ist. Joseph Smith war der erste Prophet; dem Propheten ist allein die Gabe der Prophezeiung verliehen, und diese Gabe übte Joseph Smith aus von Zeit zu Zeit, indem er in schwülstiger Rede abgefaßt ihm angeblich von oben herab zugekommene Eröffnungen und Befehle seinem gehorsamen Volke zugängig machte. Diese angebliche Gabe und das daraus herfließende Prophetenthum ist eine der Haupterscheinungen, durch welche sich der Glaube der Mormons von demjenigen anderer Christen unterscheidet. Denn Christen behaupten sie allerdings zu seyn, ob mit Grund, sollte man billig in Abrede stellen dürfen, nach den neuesten Enthüllungen, die über ihr ganzes Treiben vor das Publikum gebracht worden sind. Eine der Prophezeiungen dieses Betrügers ist theilweise in Erfüllung gegangen, freilich auf eine sehr natürliche Weise. In Folge einiger Differenzen zwischen Smith und dem angränzenden Staate Missouri, in welchem Streite der damalige Gouverneur dieses Staates mit ziemlicher Energie aufgetreten war, hatte der große Prophet verkündigt, Boggs, — dies war der Name des Gouverneurs, — werde innerhalb einer bestimmten Zeit eines gewaltsamen Todes sterben. Nachdem derselbe von seinem Amte abgetreten, saß er eines Abends im Sommer des Jahres 1842 allein in seinem Zimmer, welches im Erdgeschoß seines Hauses sich befand, und wurde plötzlich durch zwei von außen durch die Fenster abgefeuerte Schüsse so schwer am Kopfe verwundet, daß er nur mit genauer Noth der buchstäblichen Erfüllung jener Vorherverkündigung entging. Die Stimme des Volkes deutete unmittelbar nach dieser Schauerthat auf den Häuptling der Mormons als den Thäter oder Anstifter derselben hin, und vom zeitigen Gouverneur von Missouri wurde bald darauf die Auslieferung des Smith und einiger seiner verdächtigen Genossen vom Staate Illinois verlangt. Der damalige Gouverneur von Illinois, Carlen, sandte in Gemäßheit dieser Requisition den Sheriff der Grafschaft Adams (da der Sheriff der Grafschaft Hancock, in welcher Nauvoo gelegen, als Mormon nicht gut mit diesem Auftrage betraut werden konnte) mit einem Verhaftungsbefehl nach Nauvoo. Der Sheriff überraschte auch glücklich Herrn Joseph Smith und seinen Genossen, sah aber Beide, noch ehe er sie über die Gränze der Grafschaft hatte bringen können, durch einen von Mormon-Behörden in Nauvoo ausgefertigten Habeas corpus-Befehl wieder befreit. Bei einem späteren Versuche wurden weder Smith noch sein Gefährte vorgefunden, und der Gouverneur von Illinois sah sich genöthigt, Miliztruppen nach Nauvoo zu senden, die aber damals gar nichts haben ausrichten können; die Angelegenheit ist vielmehr nach und nach eingeschlafen, durch allgemein wichtigere Ereignisse der öffentlichen Aufmerksamkeit entrückt worden, und Joseph Smith trieb lange noch sein Wesen nach wie vor, bis es endlich in neuester Zeit ein plötzliches und gewaltsames Ende mit ihm genommen hat. Den Behörden des Staates Illinois scheint endlich doch die Geduld ausgegangen zu seyn, und neue wiederholte freche Uebergriffe dieses Pseudo-Propheten veranlaßten den Gouverneur jenes Staates, Namens Ford, persönlich an der Spitze eines starken Detaschements Miliztruppen nach Nauvoo abzugehen, um auf jeden Fall den Aufrührer unschädlich zu machen, gegen welchen die Anklage des Hochverraths bereits eingeleitet war. Es gelang dem Gouverneur, sich des Propheten und seines Bruders Hiram zu bemächtigen. Beide wurden nach Karthago, einem Städtchen in Illinois, abgeführt, in den Grafschaftskerker eingeschlossen und ihre Bewachung zahlreichen Milizen anvertraut, nachdem der Gouverneur die übrigen Truppen entlassen und sich selbst wieder nach Hause verfügt hatte. Die Verhaftung ihres Oberhauptes machte natürlich unter den Mormons ungeheuren Lärmen, und viele derselben begaben sich nach Karthago, um möglicherweise die Befreiung ihres Anführers zu bewirken. Einer der Mormons, kühner als die Uebrigen, versuchte es, trotz der vielen Wachen, in den Kerker zu dringen, und schoß, als er Widerstand fand, einem der Milizen ein Pistol in das Gesicht ab. Damit war das Zeichen zu einem allgemeinen Kampf gegeben. Joseph Smith und sein Bruder, denen man auffallender Weise weder Waffen noch Munition abgenommen hatte, feuerten ihrerseits aus den Fenstern einige Pistolenschüsse auf die Miliz ab und kletterten dann, da der wachsende Tumult ein Entkommen zu begünstigen schien, auf die Fensterbank des Gefängnisses, um mit kühnem Sprung hinunter zu den Ihrigen zu gelangen. Kaum aber hatten sie sich zum Sprunge angeschickt, als die Milizen, ihr Vorhaben wahrnehmend, einen Kugelregen ihnen zuschickten, und hundertfach durchbohrt stürzten Beide todt von ihrem erhabenen Standpunkt auf das Pflaster nieder. So endete Joseph Smith seine lange verbrecherische Laufbahn. Man erwartete, daß seine Anhänger für seinen Tod schwere Rache nehmen würden, und rüstete sich demzufolge im Staate Illinois zu kräftiger Abwehr der drohenden Gefahr. Indessen sind bis jetzt die Mormons ruhig geblieben, und das Einzige, was sie gethan, ist, daß sie ihrem dahingeschiedenen Propheten in der Person eines Bruders desselben, Samuel H. Smith, einen Nachfolger in dem Amte eines Hohenpriesters und Propheten gegeben haben. Jene Katastrophe aber fand statt in der ersten Hälfte des Juli-Monats im Jahre 1844.

Die Mormons verwerfen unsere heilige Schrift, als Quelle der Offenbarung, und substituiren derselben ihre Bibel und die in derselben enthaltenen angeblichen Offenbarungen. Und mit blinder, fanatischer Festigkeit halten sie an diesem Buche fest. Ich sage, mit blinder Festigkeit, denn dem einigermaßen klaren und unbefangenen Blick könnte nach einem auch nur flüchtigen Durchblättern dieser Schrift nicht der geringste Zweifel an einer durch dieselbe verursachten Fälschung übrig bleiben. Ich will nur Einiges zum Beleg anführen. Nach diesem Buche lösten sich unter dem jüdischen Könige Zedekiah, ungefähr sechshundert Jahre vor Christo, einige jüdische Stämme von dem allgemeinen Israelitenbunde ab, hatten ihre eigenen Propheten, nahmen neue reinere Religionsbegriffe an, lebten in steter sehnsüchtiger Erwartung des Messias und erhielten von ihren verschiedenen Propheten sehr bestimmte Zusicherungen in Bezug auf denselben. Diese jüdischen Stämme waren die eigentlichen Vorgänger der jetzigen Mormons, welche jene der früheren, sich selbst die Heiligen späterer Zeiten nennen. Eine jener in diesem Buche der Mormons mitgetheilten Prophezeiungen giebt an, daß der Heiland Jesus Christus von Maria in Jerusalem geboren werden solle. Jeder aufmerksame Leser der heiligen Schrift wird sich aber erinnern, daß in keiner der prophetischen Stellen des alten Testaments der Name Maria genannt, sondern daß immer nur von einer Jungfrau geredet wird. Das grobe Versehen, Jerusalem statt Bethlehem als den Geburtsort des Heilandes anzugeben, sollte billig jedem Unbefangenen die Augen öffnen über den Betrug. Aber es ist noch ein anderer sehr entscheidender Beweis für die Unechtheit jener Bibel vorhanden. Jedermann wird wissen, daß eine jede Sprache ihre eigenthümlichen Wendungen und Constructionen hat, welche sehr oft das treue und doch geschmackvolle Uebersetzen aus derselben sehr schwierig machen. In der Mormonbibel sind aber alle Constructionen, alle Redewendungen, das ganze Idiom so unverkennbar englisch, daß jeder Zweifel schwinden muß, es sey in irgend einer anderen als der englischen Sprache ursprünglich geschrieben worden. Gleich entscheidender innerer wie äußerer Beweise für die offenbare Unechtheit jener Schrift könnten viele beigebracht werden, wenn es derselben überhaupt bedürfte, um den ganzen Mormonismus als das Werk eines frechen Betrügers zu bethätigen. In neuerer Zeit sind durch einen abtrünnigen Mormon Mittheilungen über diese Sekte, besonders über die verschiedenen Priester und ganz besonders über den Oberpriester derselben gemacht worden, daß man, will man auch

nur der Hälfte jener Eröffnungen Glauben schenken, erstaunen muß über die bodenlose moralische Verderbtheit des Hauptes und über die beispiellose Verblendung seiner Anhänger. Unter dem Deckmantel der Religion, im Namen Gottes und des Heilands beging dieser Hoheprieſter Scheuslichkeiten im Geheimen, welche mit Pranger und Zuchthaus zu gelind bestraft werden würden. Eine Sekte, welcher Aehnliches auch nur nachgesagt würde, könnte in keinem anderen Lande und sollte billig in keinem christlichen Lande geduldet werden, allein in den Vereinigten Staaten würde jedes Einschreiten als ein Eingriff in die allgemeine durch die Constitution gesicherte Religionsfreiheit betrachtet werden.

Diese Religionsfreiheit wird in so hohem Maße anerkannt, daß in der Stadt New-York eine Gesellschaft Atheisten sogar öffentliche Versammlungen ungestört halten darf. Allsonntäglich kommen sie dort in einem in der sogenannten Tammany-Hall, dem Haupt-Quartier der demokratischen Partei in New-York, für ihre Zusammenkunft gemietheten Saale zusammen. Von einem Rednerstuhl, dessen Vorderseite mit der Inschrift verziert ist: Free discussion regenerates the world („Freie Diskussion regenerirt die Welt"), halten regelmäßig die Leiter dieser Genossenschaft Reden an dieselbe, in welchen sie Gott, Christum, die Bibel angreifen, dagegen die philosophischen Systeme der alten Griechen anrühmen und eine Art Naturreligion predigen. Mich selbst führte eines Sonntags Wißbegierde oder Neugierde in diese Versammlung, welche ich zu meiner Befriedigung sehr wenig zahlreich, in ihr zu meinem Erstaunen aber einige Frauenzimmer mit halberwachsenen Kindern fand. Zur Ehre der New-Yorker sey es übrigens bemerkt, daß diese Versammlungen dem einmal anerkannten Prinzip gemäß nur geduldet werden, aber nichts weniger als Anklang finden. Der berüchtigte Gotteslengner Paine, vor einiger Zeit in New-York in tiefster Armuth und Verachtung gestorben, der seinen nicht unbedeutenden ihm von der Natur verliehenen Talenten eine so falsche Richtung zu nehmen gestattete, war und ist der Schutzheilige dieser unheiligen Verbrüderung, und seine gefährlichen, sinnverwirrenden Schriften werden von derselben in großer Achtung gehalten. Leider finden dieselben auch in einem größeren Kreise begierige Leser, und ich habe einzelne derselben in den Händen von Landleuten angetroffen, deren Geisteskräfte und geistige Kultur sie keineswegs befähigte, die in glänzende Rede gehüllte, dem beschränkten Verstande nur zu plausibel erscheinende Sophistik derselben gehörig zu würdigen. Kein Volk in der Welt liest überhaupt so viel, liest mit so weniger Auswahl und läßt sich von neuen, glänzenden Erscheinungen in dem Gebiete der Wissenschaft so leicht blenden als das amerikanische. Die neuesten Erscheinungen der literarischen Welt werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen den Leuten buchstäblich in das Haus gebracht, und wie in ganz Europa nicht so viele Zeitschriften erscheinen, als in den Vereinigten Staaten, so sind unter Anderem nirgends mehr religiöse Journale dem Publikum zugänglich, als daselbst. Presbyterianer, Universalisten, Methodisten haben in jedem Staate ihre mehr oder weniger gut redigirten, ihren verschiedenen Lehren und deren Verbreitung gewidmeten halbwöchentlichen, wöchentlichen, monatlichen oder Quartalblätter."

Mannigfaltiges.

— Deutscher Hülfsverein in Paris. Mit Anerkennung haben wir auch in diesen Blättern des deutschen Hülfsvereins zu gedenken, der sich in Paris gebildet zur Unterstützung der vielen dort befindlichen Nothleidenden aus Deutschland, die man namentlich auch mit den Mitteln zur Rückkehr in ihr Vaterland versehen will. Nicht bloß aus den französischen Provinzen, sondern auch aus allen deutschen Gauen strömen alljährlich Tausende nach Paris in der meistens trügerischen Hoffnung, dort nicht bloß Erwerb, sondern auch Vermögen und Ehren zu finden. Ein französischer Schriftsteller hat das Täuschende dieser Erwartungen und die häufigen sehr beklagenswerthen Katastrophen, die in Folge solches unvorsichtigen Spekulirens auf die große Stadt eintreten, in einer aus dem Leben gegriffenen Darstellung unter dem Titel „Allons faire fortune à Paris!" geschildert. *) Aber wie traurig auch das Loos vieler französischen Fremden in Paris seyn mag — noch unendlich trauriger ist doch im Durchschnitt das der deutschen, die in vielen Fällen nicht einmal ihrer Umgebung verständlich zu machen wissen, was ihnen fehlt, und denen man nur allzu oft mit dem Tone des Vorwurfs sagt: Warum bleibt ihr nicht in eurem Vaterlande, wir haben hier genug für unsere eigenen Armen zu sorgen! Am meisten können noch die, die ein tüchtiges Handwerk oder eine Kunst gelernt, ihr Fortkommen dort finden, denn deutsche Arbeiter sind wegen ihres Fleißes überall im Auslande gesucht; wer aber glaubt, daß er etwa durch Ertheilung von deutschem Sprachunterricht in Paris sein Brod erwerben werde, der gewahrt nur zu bald, daß für das Bedürfniß dieses Unterrichtes mehr als zehnfach schon gesorgt sey, und daß er mindestens einige Jahre schon daselbst gelebt haben müsse, um den Wenigen, die einen solchen Unterricht verlangen, bekannt und empfohlen zu seyn. Aller traurigen Erfahrungen ungeachtet wird dort indessen das Zuströmen deutscher jungen und älteren Leute mit jedem Jahre größer, und sind erst die Eisenbahnen bis dahin fertig, so möchte wohl Paris, wo jetzt schon deutsche „Fremde" zahlreicher als in irgend einer deutschen Hauptstadt sind, überhaupt diejenige Stadt werden, in der sich die meisten Deutschen befinden. Nichts ist also auch natürlicher, als daß von den vielen Wohlthätigkeits-Anstalten der französischen Hauptstadt eine ganz besonders den deutschen Armen gewidmet sey, und wir fänden es ganz in der Ordnung, wenn diese auch von Deutschland aus reichlich unterstützt würde.

Der kürzlich stattgefundenen General-Versammlung des seit dem April d. J. bestehenden deutschen Hülfsvereins wurde unter Anderem mitgetheilt, daß bis zum 7. November 253 Mitglieder mit einem jährlichen Beitrage von 7220 Fr. beigetreten seyen. Bis dahin waren in sieben Monaten 3700 Fr. an Unterstützungen verausgabt, doch hat sich seitdem durch die ungewöhnlich früh eingetretene strenge Kälte das Bedürfniß sehr vermehrt, so daß die Herzogin von Orleans — bekanntlich eine deutsche Fürstin — sich veranlaßt sah, einen Beitrag von 500 Fr. zu übersenden. Bemerkenswerth ist, daß ein sehr großer Theil der bisher an den Verein gelangten Unterstützungs-Gesuche von Angehörigen des Großherzogthums Hessen, und zwar hauptsächlich aus der Gegend von Gießen, herrührte, von wo auch die meisten der bekannten hessischen Besenhändlerinnen stammen, die sich in London herumzutreiben pflegen. Eine neue Einnahme-Quelle eröffnet sich übrigens jener Kasse durch den seit kurzem unter der Leitung des Herrn Stern aus Berlin zusammengetretenen deutschen Musikverein, der am 15. Dezember zum Besten der ersteren ein von vielen deutschen Künstlern unterstütztes Konzert veranstaltete. Zu leitenden Directions-Mitgliedern wurden in der letzten General-Versammlung des Hülfsvereins die zweien deutschen Gesandtschaftsposten angehörenden Diplomaten, Herren Weyland und Wendland (als Präsidenten), die Herren Dr. Cohn, Köhn, von Gasparini und Thurneyſen (als Vicepräsidenten) und die Herren DD. Wertheim, Haller und Karpeles (als Ausschuß-Mitglieder) erwählt. In den der Direction zur Seite stehenden größeren Ausschuß befinden sich auch zwei deutsche Handwerksmeister, nämlich die Herren Schuhmacher Wehrle und Bäcker Zang. Zur Kontrole sind drei Censoren bestellt und zu diesen Functionen die beiden deutschen Gelehrten Depping und Mohl und der protestantische Prediger Cuvier aus Metz — dessen Frau eine geborene Berlinerin ist — erwählt.

— Die Noth der arbeitenden Klassen in Paris. Ein Theil der Pariser Zeitungen, und zwar hauptsächlich der radikalere, an dessen Spitze die Reforme und Hr. Ledru Rollin stehen, hat bekanntlich das Verlangen gestellt, daß die Regierung eine genaue Untersuchung des Zustandes der arbeitenden Klassen veranlasse. Die Revue de Paris bemerkt in dieser Beziehung: „Wir sind dem Prinzipe nach einer solchen Untersuchung keineswegs entgegen; allein zu welchem Resultat wird sie in diesem Augenblick führen? Allerdings zur Konstatirung des uns bekannten Nothstandes, den wir beklagen und den zu mildern und zu beseitigen wir von ganzem Herzen wünschen. Aber es kömmt weniger darauf an, Leiden, die nur zu sichtbar schon sind, noch mehr an das Licht zu stellen, als wirksame Heilmittel zu entdecken und anzuwenden. Bereits sind bekanntlich durch die Sparkassen außerordentliche Wohlthaten über die wenig bemittelten Volksklassen verbreitet worden; es ist dies eine der größten und edelmüthigsten Institutionen unserer Zeit. Außerdem aber können sie uns als Ausgangspunkt dienen. Nichtminder haben sich auch schon Vereine gebildet, um entlassenen jungen Sträflingen, so wie schutzlosen Kindern überhaupt, ein Patronat zu verschaffen. Endlich ist nicht zu übersehen, daß seit einigen Jahren Graf Molé seine Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften dazu benutzt hat, in Gemeinschaft mit einigen Freunden den Grund zu einer neuen Institution zu legen, welche dazu bestimmt ist, die Wohlthaten der Sparkassen zu vervollständigen. Wir meinen die Versorgungskassen, deren Wirksamkeit sich vielleicht mit der der Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung wird verbinden lassen. Es sind dies Gegenstände des Studiums und des Nachdenkens von Männern der Politik und des Staates, während in diesem Augenblicke zu befürchten steht, daß eine unvorsichtig geleitete Untersuchung die Massen in eine eben so erkünstelte als gefährliche Aufregung versetze."

— Neue Nachtpolizei in der französischen Hauptstadt. Die Sicherheits-Polizei in Paris, obwohl bereits auf eine viel bessere Weise organisirt als in anderen Hauptstädten, wird doch noch bedeutend vermehrt, zu welchem Behufe der Kammer ein Gesetz-Entwurf zur Bewilligung der nöthigen Gelder vorgelegt werden soll. Demnach würde man eine besondere Nachtpolizei ins Leben rufen, für welche nicht weniger als zweihundert Wachthäuser in den verschiedenen Stadttheilen errichtet werden sollen, die unter einander leicht in Verbindung treten können. Jedes dieser Wachthäuser soll von zwölf Polizeidienern unter der Anführung eines Sergeanten besetzt werden und nächtlich eine gewisse Zahl von Runden versenden, die, vier Mann stark, ununterbrochen durch die zu ihrer Inspicirung gehörenden Straßen ziehen. Diese Leute, in bürgerlicher Kleidung, tragen einen weiten Ueberrock und unter demselben einen sogenannten Dolch-Säbel und zwei Pistolen, so wie einen mit Blei gefütterten Stock in der Hand, wie ihn bereits die Aufseher in den öffentlichen Gärten von Paris tragen. Vermittelst der gedachten Runden stehen alle Wachthäuser von einem bis zum anderen Ende der Hauptstadt in Verbindung mit einander, dergestalt, daß einzelne Personen, die in einer vorgerückten Nachtstunde vermöge der jetzt herrschenden Unsicherheit allein zu gehen kaum wagen dürfen, sich diesen Patrouillen immer anschließen können, um sich von ihnen bis in ihre Wohnung, möge diese auch noch so entlegen seyn, geleiten zu lassen. Der Dienst der bereits bestehenden Munizipalgarde soll übrigens eben so wie der der Linientruppen und der Nationalgarden durch die neue Einrichtung keinerlei Abänderung erleiden. Die Wirksamkeit der Nachtpolizei beginnt erst um 9 Uhr Abends und dauert bis nach Tages-Anbruch. Einen Theil der sehr bedeutenden Kosten der dafür auch um so nützlicheren und allen redlichen Einwohnern zu Statten kommenden Einrichtung wird die Stadt Paris selbst und einen anderen soll die Regierung übernehmen, deren Kassen und Gebäude ja ebenfalls bei der allgemeinen Sicherheit wesentlich betheiligt sind.

*) Vgl. Nr. 100 des Magazins von d. J.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 21. Dezember 1844.

England.

Die historischen Phantasieen des jungen Englands.

Selten beginnt eine neue politische Partei ihre Wirksamkeit so vorherrschend mit poetischen Produkten, als dies bei dem sogenannten „jungen England" der Fall ist. Zu den bedeutendsten Vertretern desselben gehören auch zwei junge Männer, die bisher fast nur durch literarische Leistungen für ihre Partei gewirkt und die auch durch ihre Jugend noch mehr als Herr d'Israeli berechtigt sind, das junge England zu repräsentiren. Der älteste der beiden Schriftsteller ist noch nicht achtundzwanzig Jahr alt. Beide gehören der Aristokratie an: George Sydney Smythe ist der älteste Sohn des Viscount Strangford, Lord John Manners ist einer von den Söhnen des Herzogs von Rutland. Auch sind Beide seit drei Jahren Mitglieder des Unterhauses. Die Bücher, um derentwillen sie eine nähere Besprechung verdienen, sind: England's Trust (Englands Zuversicht, nebst anderen Gedichten) von Lord John Manners und die Historic fancies (historische Phantasieen) von Smythe.

Ein einziger Gedanke durchdringt die Gedichte des Lord John Manners: dies ist ein religiöser Gedanke, aber mit der Nüance, die England eigenthümlich ist und die besonders die junge Schule auszeichnet. Lord John Manners hat an der Religion nicht das besungen, was sich der Poesie zunächst darbietet, den Rausch der Extasen, die Pracht der Hymnen, die Schmerzen, die von der Resignation hingenommen und von der Hoffnung beschwichtigt werden. Lord John Manners hat es weniger mit der Religion als mit den Instituten der Religion zu thun, mit der äußeren Form, die ihr in England zur politischen Hülle dient; er hat vorzüglich eine Demonstration zu Gunsten dessen gemacht, was die Engländer die bestehende Kirche, the established church, nennen. Für ihn ist England's Trust (Englands Zuversicht) die Kirche. Man sieht überhaupt aus den Poesieen des Lord John Manners, daß das junge England in der Politik ein Resultat der religiösen Bewegung ist, die vor zwölf Jahren an der Universität Oxford sich zu entwickeln begann. Diese Puseyistisch-katholische Schule von Oxford ist selbst aus den politischen Umständen hervorgegangen. Die Lage der anglikanischen Kirche bietet heute einen merkwürdigen Kontrast, verglichen mit dem, was sie vor zwölf Jahren war. Man befand sich damals unter dem Eindruck der Emancipation der Katholiken; die utilitarischen Ideen und der philosophische Liberalismus, die in der Reform-Bill ihren Sieg feierten, verfolgten damals einen aufsteigenden Weg; die alten, schon angegriffenen Privilegien der Kirche sahen noch gefährlichere Stürme gegen sich heranziehen; eine parlamentarische Kommission, welche für die Beaufsichtigung der Kirchen-Angelegenheiten ernannt worden, in der aber die Laien die Mehrheit bildeten, schien der geistlichen Unabhängigkeit der Kirche Gefahr zu bringen, indem sie an ihrer weltlichen Einrichtung rüttelte. In diesem Moment war es, wo, den Angriffen des philosophischen Geistes und der dissentirenden Sekten gegenüber, einige Clergymen der Universität Oxford, die Herren Pusey, Palmer, Williams und Newman, sich in dem Bestreben vereinigten, die anglikanische Kirche auf die Basis der römischen zurückzuführen, die vergessenen Prinzipien, welche jene mit dieser gemeinschaftlich hat, wiederherzustellen, ihr den Glanz der alten Traditionen wiederzugeben, auf welchen die englische Kirche beruht, die, obwohl sie von der Gemeinschaft mit Rom getrennt ist, gleichwohl Anspruch macht, den Fundamental-Charakter des Katholizismus in sich zu bewahren. Sie schrieben erst kleine Abhandlungen, in welchen die Hauptpunkte des Glaubens und der Verfassung der anglikanischen Kirche einer neuen Prüfung und Erklärung unterworfen wurden; diese Broschüren, die anonym und unter der Bezeichnung Tracts for the Times erschienen, machten großes Aufsehen. Mitten in der Polemik, die sich um sie erhob, verbreitete sich der Geist, der sie eingegeben, bei einem Theile der Universitäts-Jugend, des jüngeren Klerus und der höheren Klassen Englands. Die Schriften der ersten Theologen der anglikanischen Kirche, in denen man den Geist des Katholizismus, je näher man der Epoche Heinrich's VIII. kommt, desto lebendiger wiederfindet, sind von neuem gedruckt und publizirt worden. Man hat neue Ausgaben von den Werken der alten Kirchenväter veranstaltet; noch in diesem Augenblick giebt man das Leben der Heiligen heraus, die der Zeit angehören, wo England mit Rom in Verbindung war, geschrieben in den Gesinnungen der mittelalterlichen Jahrhunderte — doch schon fängt auch der oppositionelle Sturm an, ein furchtbares Ungewitter heraufzuführen, in welcher Beziehung wir namentlich auf einige der letzten Blätter der whiggistischen Morning-Chronicle verweisen.

Zu den Büchern, welche jene Bewegung hervorgerufen, gehören auch die Poesieen des Lord John Manners. Der Enthusiasmus desselben für die Kirche läßt sich auf ein doppeltes Motiv, auf ein doppeltes Element zurückführen. Lord John Manners liebt in der Kirche die Hüterin der edlen und heiligen Tugenden, die das religiöse Gefühl unterhält, und dann liebt er die Kirche wegen der Wohlthaten, die sie über sein Vaterland verbreitet hat, also aus patriotischer Dankbarkeit. Diese letzte Nüance, welche vielleicht die Gefühle des Lord Manners beherrscht, wirft auf seinen Kultus für die Kirche eine historische Farbe; er macht gern die Vergangenheit der Kirche zum Gegenstand seiner Betrachtung. Auch sind er und seine Freunde weit entfernt, das Urtheil der Protestanten in Bezug auf die Religion des Mittelalters zu unterschreiben: sie erblicken vielmehr in dieser Epoche die schönsten Zeiten des Christenthums. Ja, er wünscht nicht bloß die Rückkehr des alten Glanzes der Kirche, sondern auch die Vereinigung der Kirchen, die im Episkopat die apostolische Tradition bewahrt haben. Er hofft, daß sein „wiedergeborener Glaube" England an die Spitze der katholischen Kirchen stellen wird: er möchte es gern „mit einem heiligeren Namen als dem der Herrin der Meere geehrt sehen, mit dem Namen, den Rom in seiner blühenden Jugend trug und den der Glaube von Ufer zu Ufer fortpflanzte, dem Namen einer Mutter der Kirchen." In einem an Rom gerichteten Gedichte macht er dem Papstthum Vorwürfe, die gewiß in dem Munde eines Engländers sehr bedeutsam klingen. „Herzloses Rom! groß ist deine Sünde, daß du noch nicht das grausame Urtheil, unter welchem wir in den fremden Ländern schmachten, widerrufen hast .... In reineren Tagen blieben die Kinder der Kirche fest gegen das Schisma und die Häresie. Aber jetzt, wie ist mein Herz so betrübt!" .... Nach solchen Aeußerungen ist Lord John Manners nur konsequent gewesen, wenn er im Unterhause die Regierung aufforderte, diplomatische Verbindungen mit Rom wieder anzuknüpfen.

Dies ist die puseyistische Richtung eines Theils des jungen Englands; eine mehr positive und politische Tendenz hat das Buch des Herrn Smythe, das auch den politischen und sozialen Sympathieen unserer Zeit mehr entgegenkommt. Der Titel desselben, „historische Phantasieen", stimmt vollkommen zu seiner Form. Herr Smythe wollte mit der Feder diejenigen seiner historischen Eindrücke, die ihm für seine politischen Grundsätze bedeutungsvoll schienen, festhalten. Er hat in die Wahl derselben eine Phantasie, eine Mannigfaltigkeit gelegt, die nicht ohne Reiz ist.

Obwohl offenbar aus derselben religiösen und konservativen Quelle, wie England's Trust, hervorgegangen, hat doch der Gedanke der Historic fancies mehr Breite und Entwicklungsfähigkeit. Herr Smythe strebt nach einer Art politischen Eklektizismus, nach einer Versöhnung der Gegensätze, die sich in seinem Vaterland und in der Welt bekämpfen. Um dieses Werk der Vereinigung durchzuführen, nimmt er seine Basis auf dem Boden der konservativen Interessen und entlehnt den demokratischen das Ziel, das sie sich zu Gunsten der arbeitenden Klassen vorgesetzt, und mit dem religiösen Gefühl und den Ideen von Pflicht und Hingebung, die daraus entspringen, möchte er dieser Verbindung die Weihe geben. Die Initiative dieses Plans gehört nicht Herrn Smythe; er ist aus der Lage des Vereinigten Königreichs selbst hervorgegangen und hat schon seine Erfüllung gefunden in den zunehmenden Fortschritten jenes religiösen für die ärmeren Klassen wirkenden Torysmus, von dem die Gruppe des jungen Englands nur die Avantgarde bildet. Um diese Verschmelzung herbeizuführen, ist es natürlich, daß man das Gute und Edle, das in den entgegengesetzten Parteien und Meinungen liegt, zu erfassen sucht. Wo kann man sich zu diesem Eklektizismus, zu diesem Geist politischer Toleranz besser vorbereiten, als in dem Studium der Geschichte? Herr Smythe glaubt dies, und man muß gestehen, daß er zu diesem Studium keine bessere Gesinnung mitbringen kann, als die, welche ihm die Worte eingegeben: „Ich habe nie vergessen, daß selbst bei den verkehrtesten Menschen immer noch mehr zu lieben als zu hassen ist."

Herr Smythe wählt die Lehren, die er sucht, hauptsächlich aus der französischen, und zwar besonders aus der neueren Geschichte Frankreichs. Frankreich nimmt zwei Drittel der Historic fancies ein. Ein Aufsatz über die französische Aristokratie eröffnet den Band: Verse über Armand Carrel beschließen ihn. Eine lange Reihe von biographischen Portraits der bedeutendsten Männer der Revolution nimmt den größten Theil dieser Skizzen ein. Unter diesen sind besonders die Portraits von Mirabeau, Saint-Just und Robespierre lesenswerth. Die Schilderung Mirabeau's zeigt, daß Herr Smythe das oratorische Talent dieses Volkstribuns aufmerksam studirt hat, wie dies unter Anderem aus folgender Bemerkung hervorgeht: „Man nimmt gewöhnlich an, daß Mirabeau nur in der Heftigkeit und Energie eines Demosthenes sich auszeichnete. Seine

Reden enthalten jedoch Stücke, wo der Gedanke mit eben so viel Kunst zusammengedrängt ist, als in irgend einer Rede des Herrn von Serres oder Canning's.“ Die Arbeit über Robespierre ist die vollständigste; es war vielleicht für Herrn Smythe die schwierigste. „Robespierre“, sagt er, „gehört jener Art von Ungeheuern an, welche Scaliger die Ungeheuer ohne Laster genannt hat. Man hat in der Reinheit seiner Sitten und der Strenge seines Charakters eine Art Genugthuung für seine Barbareien finden wollen .... Das Motiv der Grausamkeit Robespierre's war die Intensität seiner Eigenliebe, er war die Incarnation des Stolzes; aber es war nicht bei ihm, wie im englischen Charakter, ein offenes und sicheres Vertrauen zu sich selbst: es war vielmehr ein verdrießliches, argwöhnisches, furchtsames Gefühl, ein Schatten jener Selbstquälerei, die Rousseau's Krankheit war. Diesem Dämon brachte er seine Hekatomben von Opfer dar.“ Dann führt er die Urtheile Mirabeau's und Napoleon's über Robespierre an. „Sein Leben“, fügt er hinzu, „giebt uns dieselbe Lehre, wie die, welche England aus der Politik der unmittelbaren Nachfolger Pitt's entnehmen konnte. Es ist ein öffentliches Unglück, wenn Kommis Minister werden, wenn Leute, die geboren sind, Statistiken zu kompiliren, die Rolle von Staatsmännern annehmen, wenn die kleinen Menschen das Erbtheil der großen usurpiren. Wenn die Mittelmäßigkeit sich mit den Inspirationen des Genie's behängt, wenn ein Robespierre sich zum Vollstrecker der Rousseauschen Träume macht, wenn ein Sterblicher den Sonnenwagen lenken will, steht die Welt auf dem Punkt, in die Finsterniß zu versinken, und die Civilisation wird auf ihrem hohen und strahlenden Wege aufgehalten.“

Der Geschichte seines Landes hat Herr Smythe nur wenig Seiten gewidmet. Die einzigen, die eine aktuelle politische Bedeutung haben können, sind die, welche er überschrieben hat: „Ein Kabinetsdiner“ und „eine Oppositionsscene im vorigen Jahrhundert“. Durch diese beiden Skizzen giebt Herr Smythe ein Bild von dem Antagonismus Sir Robert Walpole's und Lord Bolingbroke's. Man konnte den brutalen Sensualismus Walpole's, die Herzensdürre, Kleinlichkeit und niedrige Gesinnung seiner Freunde nicht besser zur Anschauung bringen, als indem man sie in einer rohen Orgie vereinigte. Herr Smythe hat sich damit begnügt, den Gegenstand anzudeuten; er hat weder das Leben der Zeichnung, noch den Reichthum der Farbe hineingebracht. Die Geschichte ist in dieser Beziehung liberaler als der Verfasser der Historic fancies; sie hat das Andenken an den lärmenden Skandal Houghton's aufbewahrt. Dort, in dem prächtigen Schloß, das er sich hatte erbauen lassen, sammelte Walpole jedes Jahr zur Jagdzeit seine Verbündeten aus den beiden Parlamentshäusern. Diese Herbstversammlungen dauerten sechs Wochen bis zwei Monate. Es kamen dabei Scenen vor, welche den besten Freunden Walpole's ein Skandal schienen. Lord Townshend, ein Verwandter und Kollege des Premier-Ministers, verließ aus Scham sein benachbartes Schloß Rainham während der Dauer dieser Exzesse. Herr Smythe hat also seinen Widerwillen für Walpole rechtfertigen können, ohne ihn zu verleumden; doch wenn der sittliche Charakter eine Bedingung seiner politischen Sympathie ist, so ist der Grund seiner Vorliebe für Bolingbroke nicht einzusehen, wenn nicht in seinen Augen das Streben nach Eleganz und Verfeinerung im Genuß den Fehler gut macht. Wenige Menschen, sagt Swift in dem Portrait, das er von Bolingbroke hinterlassen hat, traten mit so glänzenden Vortheilen ins Leben. Er stammte aus einer der besten Familien Englands, er sollte ein großes Vermögen erben und war mit einer robusten Constitution und dem angenehmsten Aeußern begabt. Alles dies verschwand vor den Gaben des Geistes, vor der Macht seines Gedächtnisses, vor der Schärfe seines Urtheils, dem Reichthum seiner Phantasie und dem Zauber seines Wortes. Er hatte seine Talente durch Reisen und durch Studium ausgebildet. Er hatte dieses letztere nie, selbst im Rausch der Vergnügungen nicht, vernachlässigt. Er liebte in der That, Vergnügungen und Geschäfte zu verbinden und in beiden für einen Matador zu gelten. Auch schätzte er sehr die Charaktere des Alcibiades und Petronius, besonders diesen Letzteren, welchem er gern ähnlich seyn wollte. Im Parlament war er der erste Redner seiner Zeit. Die Debatten waren damals geheim; aber seine Beredsamkeit, die man noch an der großen Manier seines Styls errathen kann, hat in der Tradition seiner Zeitgenossen glänzende Erinnerungen zurückgelassen. Man sprach einst von den literarischen Schätzen, die uns verloren gegangen sind; der Eine bedauerte die verlorenen Bücher des Titus Livius, der Andere die des Tacitus, ein Dritter wünschte eine lateinische Tragödie wiederzufinden: Pitt sagte, was er am meisten bedauere, das seyen die Reden Bolingbroke's.

Das Interesse, das Herr Smythe an dem Antagonismus Walpole's und Bolingbroke's nimmt, giebt uns den Schlüssel zu den politischen Ideen, um welche das junge England sich sammelt. Walpole zog seine Kraft aus zwei Werkzeugen, welche ihm die Situation, in der er in die Geschichte trat, darbot. Diese beiden Werkzeuge waren der Einfluß der aristokratischen Koterieen und die Bestechung. Von der Revolution von 1688 bis Pitt, besonders seit der Thronbesteigung des Hauses Braunschweig, gehörte die Regierung Englands einer wahren Oligarchie an. Einige große Häuser, die Cavendish, die Lennox, die Fitzroy, die Bentink's, die Conway's, die Manner's, die Grenville's, die Russell's, um nur die bedeutendsten anzuführen, verfügten durch ihre Coalitionen über die Geschicke England's. Diese großen Familien waren Whigs; Walpole und seine Nachfolger, die Pelham's, zählten die bedeutendsten unter ihrer politischen Klientel. Diese Oligarchie verdankte ihre Macht dem Einfluß auf die Wahlen. Sie erhob die politische Corruption zu einer nothwendigen Regierungsregel und verbreitete sie durch ihr Beispiel über alle Klassen. Die Aufrichtigkeit, mit der Budd Dovington in seinen Memoiren den Handel beschreibt, den er mit den sieben Stimmen trieb, über die er im Unterhause verfügte, giebt merkwürdige Aufschlüsse über die politischen Sitten der Zeit. Das Nationalgefühl, die öffentliche Meinung wirkten nur sehr schwach auf die Beschlüsse der Regierung und des Parlaments, aus zwei Gründen: einmal war es ihnen unmöglich, den aristokratischen Einfluß abzuschütteln, und überdies blieben die Parlamentsdebatten geheim; die Worte und das Benehmen der politischen Männer entgingen der Kenntniß des Publikums; die parlamentarische Regierung wurde, wie ein skandalöser Prozeß, bei verschlossenen Thüren geführt. Bolingbroke, um diesen Zustand der Dinge aufzuheben, um diesen aristokratischen Bund, der seinem Feinde eine so mächtige Stütze lieh, zu brechen, sah kein anderes Rettungsmittel, als die energische Initiative des Königthums. Er wollte eine mächtige Krone, er wollte, daß ein patriotischer König von seiner Prärogative einen kräftigen Gebrauch mache, um sich und das Land von dem oligarchischen Joch zu befreien. Diese Politik diktirte ihm die Artikel, die er in einem Journal der Epoche, dem Craftsman, veröffentlichte und die unter dem Titel Dissertation upon the parties in seinen Werken vereinigt sind; das war der Gedanke, den er vorzüglich in seinem Pamphlet „der patriotische König“ entwickelte.

Die Ideen Bolingbroke's werden heute von dem jungen England wieder aufgenommen. Welches sind die Motive, die die neue Partei bewogen, so die Erbschaft eines anderen Jahrhunderts wieder hervorzusuchen? Besteht irgend eine Analogie zwischen der gegenwärtigen Situation und der, gegen welche Bolingbroke einen so fruchtlosen Kampf bestand? Das junge England behauptet es. In einer Review entwickelte es neulich hierüber seine Gründe und Absichten. Der zweite Pitt schien dieser Oligarchie des achtzehnten Jahrhunderts einen tödtlichen Schlag versetzt zu haben, indem er die Gewalt aus der Hand des Königthums gegen die Majorität des Unterhauses annahm und sie durch die Unterstützung der mittleren Klassen, deren industrielle und kommerzielle Interessen er mit wunderbarer Intelligenz förderte, festhielt. Doch nach dem jungen England hat sich aus den neuen Männern, die in Pitt's Politik ihre Rechnung fanden, aus den höheren Reihen jener mittleren Klassen, die er erhoben, und aus den Resten der alten Oligarchie eine Art plebejischer Aristokratie gebildet. Die Partei des jungen Englands wirft diesem bürgerlichen Patriziat, welches die Reformbill nicht hinreichend geschwächt habe, eben so engherzige, eben so wenig nationale Tendenzen vor, wie die der Aristokratie, an deren Spitze Walpole und der Herzog von Newcastle standen; sie findet, daß die Regierung noch erklärten Combinationen, Coalitionen von Privatinteressen angehört; sie möchte, daß die Geschäfte vom Standpunkt der allgemeinsten Interessen der Nation geführt würden, und darum will sie den alten Torysmus aus der Zeit Bolingbroke's, den Torysmus Pitt's, während der friedlichen Epoche seines Ministeriums, wiederherstellen, den Torysmus, der die Sympathien der Mehrheit der Nation unter den beiden ersten Königen des Hauses Braunschweig für sich hatte, obgleich es ihm damals nicht gelang, der Whig-Aristokratie die Macht zu entreißen. Wenn man dem „jungen England“ glauben darf, dürfte die Aera der venetianischen Oligarchieen und der plebejischen Aristokratieen keine lange Dauer mehr in dem Vereinigten Königreich haben: vielmehr seyen die Gefühle und Gesinnungen des Landes darauf vorbereitet, sich bald um eine populäre Kirche und eine demokratische Monarchie zu vereinigen.

So hat denn das „junge England“, obwohl aus dem alten Torysmus hervorgegangen, einen Vereinigungspunkt mit dem modernen Radikalismus gefunden. Auch hat es sich den Bestrebungen desselben für das Wohl der niederen Klassen angeschlossen. Herr d'Israeli, Lord John Manners, Herr Smythe führten im vorigen Monat den Vorsitz bei der jährlichen Versammlung des Athenäums von Manchester; Herr d'Israeli und Lord John Manners nahmen an dem Meeting von Bingley Theil. In Manchester feierte man die Anstrengungen, die von Seiten der arbeitenden Klassen gemacht wurden, ein literarisches Institut zu gründen. Die Reden der Herren Smythe, d'Israeli und Lord Manners, denen sich bei dieser Gelegenheit der Chef der Anticorn-law-League, Herr Cobden, angeschlossen, haben den Erfolg dieses edlen Unternehmens würdig begrüßt. Das Diner von Bingley hatte einen nicht weniger merkwürdigen Zweck; es handelte sich auch hier um die Interessen der arbeitenden Klassen: es war ein Fest zu Ehren des allotment system. Unter den Mitteln, wodurch man neuerlich den Pauperismus in England zu lindern gesucht hat, ist das allotment system eines von denen, die besonders beliebt geworden. Man hat sich erinnert, daß ein altes Statut der Königin Elisabeth das Verbot aussprach, ein Haus zu bauen, das nicht von einem Garten umgeben war; man glaubte, daß, wenn diese Vorschrift noch beobachtet würde, die Lage der Arbeiter, der Armen durch den Anbau dieses Gartens ein wenig verbessert würde. Man hat den Versuch gemacht, sie wieder herzustellen: mehrere große Manufakturisten, mehrere große Eigenthümer haben jedem ihrer Arbeiter einen Viertel- oder halben Acre Landes um ihre Hütten zum Anbau gegeben; der Versuch ist gelungen: die Eigenthümer haben von den Grundstücken, die sie so zerstückelt hatten, einen hinreichenden Zins gezogen, und die Arbeiter haben dabei gewonnen. Einen von diesen Versuchen hat man im vorigen Monat in Bingley gefeiert. Ein Fabrikant gab seinen Arbeitern ein Diner, und die Wohlthaten des allotment system sind daselbst von Herrn d'Israeli, Lord John Manners und den Arbeitern selbst laut gepriesen worden.

Frankreich.

Ein berühmter Roman.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war Zirkel bei der Dauphine; sie hatte alle Schönheiten des Hofes um sich versammelt, weil sie Miniatur-Portraits von ihnen zu besitzen wünschte, um sie ihrer Mutter zu senden; sie forderte den Prinzen von Cleve auf, ein kleines Bild seiner Gemahlin zu zeigen, damit der Maler

es mit dem so eben begonnenen der Prinzessin vergleichen könne. Das Bild wurde aus der Kapsel genommen, besehen und dann nachlässig zu anderen Sachen auf einen Tisch gelegt. Seit langer Zeit wünschte der Herzog von Nemours ein Portrait der Prinzessin zu besitzen, und als er das sah, welches, wie er glaubte, einem zärtlich geliebten Ehemann gehörte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, es sich anzueignen, er hoffte, der Verdacht dieses Diebstahls würde jeden Anderen der Anwesenden eben so gut treffen als ihn. Die Dauphine saß auf ihrem Ruhebett und sprach leise mit der vor ihr stehenden Prinzessin von Cleve, welche zwischen den Draperieen des Ruhebettes hindurch sah, wie der Herzog von Nemours durch eine geschickte Wendung rückwärts etwas von dem Tische nahm; sie errieth ohne Mühe, daß es ihr Bild sey; sie ward darüber so verwirrt, daß die Dauphine ihre Zerstreuung bemerkte und sie laut fragte, wonach sie hinsähe. Bei diesen Worten wandte sich der Herzog von Nemours um und begegnete den Blicken der Prinzessin von Cleve, die noch auf ihn geheftet waren, er mußte sich gestehen, daß sein Raub nicht unbemerkt von ihr geblieben seyn könnte. Sie dagegen fühlte sich nicht wenig verlegen. es war ihre Pflicht, das Bild zurückzufordern, aber wenn sie dies öffentlich that, so machte sie selbst der Welt die Neigung des Herzogs bekannt, und that sie es im Geheimen, so gab sie ihm Gelegenheit, von seiner Leidenschaft mit ihr zu sprechen; es schien ihr das Rathsamste, ihm das Bild zu lassen, und im Stillen freute sie sich, gegen ihren Willen, ihm diese Gunst gewähren zu müssen. Er bemerkte ihre Verlegenheit und errieth die Ursache; beim Abschiede nahte er sich ihr und sagte: „Wenn Sie gesehen, was ich gewagt habe, so thun Sie aus Gnade, als ob Sie nichts gesehen; ich erkühne mich nicht, mehr als dies zu erbitten"; er wartete keine Antwort ab und zog sich überglücklich mit seinem Schatz zurück, berauscht von allen Süßigkeiten, welche die Leidenschaft zu spenden vermag: er liebte die reizendste und liebenswürdigste Frau des Hofes und wußte ihre Gegenliebe wider ihren Willen sich zu gewinnen; er bemerkte in ihrem ganzen Benehmen jene holde Verwirrung, die in der Unschuld der ersten Jugend von der Liebe hervorgerufen wird.

Am Abend suchte der Prinz von Cleve vergebens eifrig nach dem Bildniß seiner Frau; er sagte zu ihr, jedoch mit einem Tone der ungläubigsten Sorglosigkeit: sie müsse irgend einen heimlichen Liebhaber in der Gesellschaft gehabt haben, der ihm ihr Bild entwendet hätte. Obwohl diese Worte mit lachendem Munde gesprochen waren, machten sie doch einen tiefen Eindruck auf die Prinzessin; sie fühlte Gewissensunruhe über die Neigung, welche sie zum Herzog von Nemours hinzog, sie fand, daß sie die Herrschaft über ihre Reden und ihre Mienen verlöre, sie fühlte, daß sie am Abgrund stehe, und daß sie bald in die Schwäche verfallen würde, dem Herzog ihre Gefühle zu verrathen, was sie für das allergrößte Unglück ansah, denn sie gedachte der Warnungen ihrer verstorbenen Mutter, die ihr gesagt, kein Mittel zu scheuen, um sich aus den verderblichen Schlingen einer Liebes-Intrigue zu ziehen; sie faßte halb und halb den verzweifelten Entschluß, Alles ihrem Gemahl zu entdecken, aber gleich darauf verwarf sie dies wieder als eine wahnsinnige Handlung. Sie bestand jedoch darauf, den Hof zu verlassen und sich auf ein schönes Landgut in der Nähe von Paris zurückzuziehen; ihr Gemahl willigte nach einigem Sträuben ein, sie während der Zeit, wo er den König auf einer Reise nach Compiegne begleiten müsse, dort zu lassen; sie ging mit dem heimlichen Entschluß hin, so lange als irgend möglich dort zu bleiben.

Der Herzog von Nemours war untröstlich, sie nirgends anzutreffen; er empfand eine solche Ungeduld, sie wiederzusehen, daß er auf Mittel sann, in ihre Nähe zu gelangen; er machte zu diesem Zwecke einen Besuch auf einem Landsitze in der Gegend des Cleve'schen Gutes und betrat den Boden desselben unter dem Vorwande, sich auf der Jagd verirrt zu haben. Er fand am Eingange des Parks einen Pavillon, dessen Fenster die Aussicht auf eine Blumen-Anlage hatten; er wollte eben die Einrichtung des Pavillons bewundern, als er zu seinem Schrecken die Prinzessin in Begleitung ihres Gemahls nach dieser Richtung hingehen sah; er hatte Letzteren in der Umgebung des Königs vermuthet und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich hinter die Vorhänge zu verbergen. Das Ehepaar setzte sich auf die Ruhebank unter demselben Fenster, wo der Herzog stand, und dieser konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Unterhaltung mit einem Gemahle zu belauschen, der mehr seine Eifersucht erregte, als irgend einer seiner Nebenbuhler. Er hörte, daß der Prinz zu seiner Frau sagte: „Aber was fesselt Sie denn hier, warum wollen Sie noch nicht zurückkehren? Sie haben seit einiger Zeit eine so ausschließliche Neigung für die Einsamkeit, und ich finde Sie trauriger, stiller als gewöhnlich, so daß ich fürchte, es fehlt Ihnen ernstlich etwas." — „O, gar nichts", erwiederte sie verlegen, „aber das Leben am Hofe ist so geräuschvoll, daß man sich nach Ruhe sehnt." — „Das kann nur ein Vorwand seyn; man sehnt sich nicht nach Ruhe in Ihrem Alter; ich fürchte eher, daß Sie sich gern von mir entfernen und darum das Hofleben fliehen, an das meine Stellung mich fesselt." — „Sie thun mir sehr unrecht, wenn Sie dies glauben", antwortete sie mit steigender Verlegenheit; „bitte, lassen Sie mich hier — es würde mir die größte Freude seyn, wenn auch Sie hier blieben, vorausgesetzt, daß Sie keine Besuche annähmen." — „Wie!" rief der Prinz aus; „ich sehe deutlich an Ihren Mienen, daß Sie irgend einen Grund haben, allein seyn zu wollen; ich weiß nicht, was es ist, aber ich beschwöre Sie, es mir aufrichtig zu sagen." Er ward immer dringender, und nachdem sie sich in einer Art vertheidigte, die ihren Gemahl nur noch neugieriger machte, verfiel sie in tiefes Schweigen und schlug die Augen nieder; plötzlich nahm sie das Wort, sah ihn bittend an und sagte: „Zwingen Sie mich nicht, Ihnen etwas zu gestehen, was ich mir selbst nicht zu gestehen wage; bedenken Sie nur, daß die Vorsicht einer Frau in meinen Jahren verbietet, sich unablässig inmitten eines leichtsinnigen Hoflebens zu bewegen." — „Ha, welche Vorstellungen erwecken Sie in mir!" fuhr er auf; „ich wage nicht, sie auszusprechen, aus Furcht, Sie zu kränken" — sie schwieg — „aber Ihr Stillschweigen bestärkt mich darin!" — „Nun wohlan", rief sie, indem sie ihm zu Füßen sank, „ich will Ihnen ein Geständniß machen, wie es noch keine Frau jemals ihrem Manne abgelegt hat; die Reinheit meiner Absicht und meines Betragens giebt mir den Muth dazu. Wie schwer mir auch dieser Schritt wird, ich thue ihn mit Freuden, um Ihrer würdig zu bleiben. Es ist wahr, ich habe Gründe, mich in die Einsamkeit zu flüchten; ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Gefühle hege, die Ihnen mißfallen müssen, meine Handlungen sollen dies wenigstens nie. Bedenken Sie, daß zu einem solchen Geständniß mehr Achtung und Freundschaft gehört, als jemals ein Ehemann besessen; leiten Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir und lieben Sie mich noch, wenn Sie es können!"

Der Prinz von Cleve hatte sich die Augen mit beiden Händen verhüllt, während seine Frau sprach; er dachte nicht daran, sie aufzuheben. Als sie jetzt schwieg, blickte er auf und sah sie kniend in ihrer unendlichen Schönheit vor sich; er hätte sterben mögen vor Schmerz; er umarmte sie und hob sie auf, indem er sagte: „O, haben Sie selbst Mitleid mit mir und verzeihen Sie, wenn ich in meiner Betrübniß Ihr Benehmen nicht genug zu würdigen scheine; Sie erscheinen mir als die achtungswertheste, anbetungswürdigste Frau, aber ich bin auch der unglücklichste Mann. Ich habe eine Leidenschaft für Sie empfunden, die durch Ihren Besitz nur gewachsen ist; ich habe Ihnen niemals Liebe einflößen können, und jetzt muß ich sehen, daß Sie fürchten, diese für einen Anderen zu fühlen! O, wer ist dieser glückliche Mann? seit wann gefällt er Ihnen? was hat er gethan, um Ihnen zu gefallen? welchen Weg zu Ihrem Herzen hat er gefunden? Ich war beinahe beruhigt, daß ich dies Herz nicht gerührt, weil ich es unfähig dazu hielt, und nun konnte ein Anderer, was mir nie gelang! Sie machen mich unglücklich durch den größten Beweis von Treue, den jemals eine Frau ihrem Manne gab; aber vollenden Sie nun auch, nennen Sie mir den Namen dessen, den Sie fliehen!" — „Ich beschwöre Sie, mich nicht danach zu fragen; ich bin fest entschlossen, ihn zu verschweigen, die Klugheit scheint es mir zu gebieten." — „O, fürchten Sie nichts; ich weiß, daß die Achtung, die man vor dem Manne hat, keineswegs verhindert, sich in die Frau zu verlieben; man darf sich nicht darüber beklagen, sondern nur im Stillen hassen; aber nennen Sie mir den Namen, ich bitte, thun Sie es aus Gnade." — „Sie drängen mich unnütz; ich habe die Kraft, zu verschweigen, was zu sagen nicht meine Pflicht ist; mein Geständniß war keine Schwäche, es gehörte mehr Muth dazu, als zum Schweigen."

Der Herzog von Nemours verlor keine Sylbe dieses Gesprächs; er war fast eben so eifersüchtig als der Gemahl der Prinzessin; er war so heftig verliebt in sie, daß er glaubte, alle Leute müßten es eben so sehr seyn; er wußte, wie viele Verehrer seine schöne Angebetete hatte, und mühte sich ab, den Namen zu errathen, den sie ihrem Gemahle verschwieg; er zürnte auf diesen, daß er nicht mehr darauf bestand, das Geheimniß zu erfahren; wohl hatte der Herzog einige Anzeichen zu haben geglaubt, daß er der Prinzessin nicht gleichgültig sey, aber sie schienen ihm jetzt ganz unbedeutend, und er konnte es sich nicht denken, eine Leidenschaft erregt zu haben, die zu solchem ungewöhnlichen Schutzmittel griff. Der Prinz von Cleve versuchte indeß sein Möglichstes, um seine Gemahlin zum Reden zu bewegen, aber sie blieb fest und sagte nur: „Mich dünkt, Sie könnten mit diesem Beweise meiner Offenherzigkeit zufrieden seyn, besonders wenn ich die Versicherung hinzufüge, daß keine meiner Handlungen meine Gefühle verrathen, und daß man mir noch nicht zu sagen gewagt hat, was mich hätte beleidigen können." — „Ich kann Ihnen nicht glauben", rief plötzlich ihr Gemahl: „ich erinnere mich auf einmal Ihrer Verlegenheit, als Ihr Bild verschwunden war; Sie haben es ohne Zweifel selbst verschenkt, obwohl es mein theures Eigenthum war." — „Wie ist es möglich, nach einem solchen Geständniß noch Mißtrauen in meine Worte zu setzen!" rief die Prinzessin; „ich habe mein Bild nicht fortgegeben, aber ich habe allerdings gesehen, daß man es wegnahm; ich durfte nicht zeigen, daß ich es bemerkte, damit man mir nicht Dinge sagte, die man bis dahin noch nicht zu sagen gewagt hatte." — „Wodurch hat man denn Ihnen gezeigt, daß Sie geliebt wurden? welche Beweise von Leidenschaft hat man Ihnen gegeben?" fragte der betrübte Gatte noch einmal. — „Schonen Sie meiner", bat die Prinzessin, „ich kann Ihnen nicht alle die Kleinigkeiten herzählen, die ich zu meiner Schande bemerkte und die mir meine eigene Schwäche nur zu deutlich offenbarten." — Der Prinz wurde durch einen seiner Leute abgerufen und mußte sich unverzüglich auf den Rückweg zur Stadt machen, da der König nach ihm gefragt hatte. Als seine Gemahlin sich wieder allein befand, war sie über ihren Schritt aufs tiefste erschrocken; es schien ihr, als habe sie sich selbst um das Herz und die Achtung ihres Gatten betrogen; aber als sie bedachte, daß es das einzige Mittel war, um sich gegen den Herzog zu schützen, beruhigte sie sich darüber und freute sich sogar, ihrem Gemahle einen so schwerfallenden Beweis von Treue und Aufrichtigkeit gegeben zu haben. (Schluß folgt.)

Italien.

Bericht über den industriellen Zustand Mailands.

Am 26. September wurde der agronomischen Section des sechsten wissenschaftlichen Kongresses von einer zu diesem Behufe ernannten Kommission, bestehend aus den Herren Graf Serristori, Ritter Giovanetti, Professor Michela, Gottardo Calvi, Graf Galvani, Ingenieur Cadolini, Giuseppe Miani, Luigi de Cristoforis, Ambrogio Campiglio, Ingenieur Sarti, Ingenieur Coppa, ein Bericht über den industriellen Zustand Mailands vorgelegt. Derselbe äußert sich im Allgemeinen sehr günstig über die täglich mehr aufblühende Gewerb-

thätigkeit der altberühmten, zum früheren Glanze wieder aufstrebenden Hauptstadt.

Am bedeutendsten ist die Seiden-Fabrication. Nicht nur die rohe Seide geht ins Ausland, sondern die vierzausend Seidenweber Mailands liefern auch hinlängliche Vorräthe, um, nachdem das Bedürfniß Mailands und der übrigen Länder Italiens gedeckt ist, große Ausfuhren fabrizirter Waare über die Alpen und besonders nach Deutschland, ja bis nach Rußland, bewirken zu können. Und zwar beschränkt sich die Fabrication nicht bloß auf allerlei Stoffe, Sammet, Bänder, Tressen, Borten, Franzen, sondern es werden auch vortreffliche Stickereien und durchbrochene Arbeiten geliefert. Aus den Abfällen werden jährlich gegen achtzigtausend Hüte geringerer Qualität verfertigt.

Die Maschinenbauerei deckt — wenn wir die künstlich gestellten Worte des Berichtes richtig verstehen — die Bedürfnisse des Landes zwar noch bei weitem nicht, befindet sich jedoch auf gutem Wege. Durch die gänzliche Umgestaltung des Kriegswesens hat Mailand zwar den Ruhm, welchen es im Mittelalter besaß, die besten Schutz- und Trutzwaffen in ganz Europa zu liefern, verloren, doch weicht es in der Fabrication von Flinten und Pistolen dem Auslande keineswegs. Auch die Werkstätten der Messerschmiede, Messing-Arbeiter und Lampen-Fabrikanten befinden sich in blühendem Zustande. Die Vergolder, welche sich früher schon durch vorzüglich schöne Arbeit auszeichneten, machen bereits ausgedehnten Gebrauch von der galvanischen Vergoldung.

Die Lombardei erzeugt einen schönen, festen und feinen Flachs, dessen Verarbeitung einen Hauptartikel des Mailänder Gewerbfleißes bildet, hinter welchem jedoch die Baumwollen-Spinnerei und Weberei kaum zurückbleibt.

Eben so erfreulich als die der Mechanik zeigen sich auch die Fortschritte der angewandten Chemie. Neben Zucker-Raffinerien stehen Fabriken pharmazeutischer Produkte, welche einen großen Theil Italiens versorgen, Fabriken von Säuren, Farben, Feuerzeugen, Parfümerien und Stearinlichten.

Die Leder-Fabrication ist sehr ausgedehnt in den feineren Sorten, hebt sich aber auch sichtlich in den gröberen. Die Riemer-Arbeiten sind vortrefflich; die Wagenbauerei befindet sich im blühendsten Zustande und übertrifft durch Dauerhaftigkeit, Eleganz und Lackirung die deutschen Fabrikate bei weitem.

Mit Recht berühmt sind die Erzeugnisse der Mailänder Presse. Außer den Buchdruckereien befindet sich hier auch die größte Notendruckerei Italiens, welche zugleich eine der bedeutendsten von ganz Europa ist. Auch der Farbendruck wird geübt, und die Papier-Fabrication jeder Art ist alles Lobes würdig. Sehr ausgezeichnet und bedeutend ist die Fabrication von Papier-Tapeten.

Diejenigen Zweige der Gewerbthätigkeit, welche mit den schönen Künsten zusammenhängen, stehen in nicht minderer Blüthe als die übrigen. Mailand wetteifert mit dem Auslande in Bijouterieen, Bronze, Porzellan, ausgelegten Holzarbeiten; es übertrifft das Ausland in der Holzschneiderei. „Wollte nur erst", sagen die Berichterstatter, „der schlechte Geschmack verschwinden, welcher von außen her über die Alpen eingedrungen ist und uns zu dem unerträglichen Barockstil des siebzehnten Jahrhunderts zurückführt! Wollte nur erst durch das ganze Land die reine und wahre italiänische Ornamentenkunst wieder aufblühen, von welcher überall die herrlichsten Beispiele vorhanden sind und auch in dieser Stadt nicht fehlen, wo Leonardo und Luino malten, Caradosso und Cellini ciselirten, Bambaja und Fusina als Bildhauer glänzten, wo Giocondo Albertolli eine Ornamentenschule, ein Muster gebildeten und reinen Geschmackes öffnete."

Zwei Jahrhunderte lang war die Kunst der Glasmalerei verloren. Hier ist sie wiedererfunden wurden. Aus fremden, weit entfernten Gegenden werden Fenster bestellt; und der Erfinder sorgt mit tüchtigem Sinne dafür, daß die Kunst nicht den Launen der Mode diene oder durch den Einfluß des Barockstils besudelt werde. Ein anderes tüchtiges Talent arbeitet mit gleichem Glück und gleicher Ueberlegenheit in Schmelz.

Was nun aber die Preise der Mailänder Fabrikate betrifft, so sind, nach dem Urtheile sachverständiger und zuverlässiger Personen, einige Hauptartikel, wie z. B. Seidenwaaren, billiger als die ausländischen; einige andere, und namentlich die reinen Luxusartikel, sind zwar im Fabrikpreise theurer als die ausländischen, doch kommen letztere, wegen der Spesen, in den mailändischen Läden eben so hoch zu stehen; noch einige andere werden allmälig durch die vermehrte Fabrication billiger werden.

Noch bleibt zu wünschen, daß die mailändische Industrie sich mehr der Verarbeitung der Rohstoffe befleißige, mit denen die Vorsehung das reiche Land gesegnet hat, und daß sie auf der anderen Seite auch mit diesen sich begnüge und nicht Rohstoffe zu erzeugen suche, die einem anderen Himmel und einem anderen Boden gehören und hier nur mit großer Anstrengung und durch die mißliche Hülfe von Schutzzöllen erzielt werden können.

In dem Vorhergehenden ist die National-Industrie in den Hauptzügen geschildert; den Städten und vornehmlich der Hauptstadt gehören die Arbeiten der Kunsttischler und Tapezierer, die Hausgeräthe, die feinen Lederarbeiten, von den eleganten Toilettengegenständen bis zum Schuhwerk und den Handschuhen, die Hüte, die Regen- und Sonnenschirme, die Putz- und Garderobe-Artikel. Hier genügt die Versicherung, daß Mailand einen großen Theil Italiens mit diesen Gegenständen versorgt, was für die unteren Klassen seiner arbeitsamen und wachsenden Bevölkerung von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Nicht zu übergehen endlich ist die Fürsorge, welche die Stadt Mailand für die Förderung der Gewerbe bewiesen hat durch die Gründung des Institutes zur Aufmunterung der Künste und Handwerke und durch die Errichtung von praktischen Handwerksschulen.

Mannigfaltiges.

— Die britische Seeherrschaft. Die Oberherrschaft der Engländer zur See stammt nicht, wie man behauptet hat, aus neueren Zeiten; sie wurde schon im Mittelalter durch die Sitte bekundet, daß Kriegsschiffe anderer Nationen vor den englischen die Flagge oder die Segel streichen mußten. Bereits im Jahre 1200 (unter der Regierung des Königs Johann) erging ein Befehl, alle fremde Schiffe, die solches verweigerten, als gute Prisen zu betrachten. Als der Groß-Admiral Lord William Howard im Jahre 1554 mit 28 Segeln im Kanal kreuzte, zwang er die spanische Flotte, die den Infanten Don Philipp am Bord hatte, die Flagge vor der seinigen zu *streichen*, ehe er den Thronerben Spaniens und den Bräutigam seiner eigenen Monarchin (der blutigen Maria) begrüßen wollte. Im Jahre 1587 kam der spanische Admiral, der zur Eskorte Annens von Oesterreich bestimmt war, dem im Catwater liegenden Geschwader des Sir John Hawkins vorbei, durch den er genöthigt wurde, der britischen Farbe die üblichen Ehren zu erweisen. In Folge eines Streits, der 1604 aus dieser Veranlassung zwischen England und Holland entstand, wollte der in den Dünen kommandirende Sir William Monson sich nicht damit begnügen, den holländischen Befehlshaber *dreimal* die Flagge streichen zu lassen; er verbot ihm sogar, sie während seiner *ganzen* Kreuzfahrt an der englischen Küste aufzuziehen. Auf gleiche Art zwang Sir Robert Mansell 1620 im mittelländischen Meer einen französischen Admiral mit sechs Linienschiffen, den Vorrang seiner Flagge anzuerkennen. Am 14. Mai 1652 kam es zwischen dem Commodore Young und einem holländischen Geschwader zum Kampfe, weil dieses den üblichen Gruß verweigert hatte, und es mußte sich den Forderungen der Engländer fügen, ehe es seinen Weg fortsetzen durfte. Im Jahre 1654 wurde ein Friedens-Vertrag mit Holland geschlossen, worin die Herrschaft des Meers den Briten durch einen besonderen Artikel zuerkannt und beschlossen wurde: „daß die holländischen Fahrzeuge, die einem britischen Kriegsschiffe in den britischen Gewässern begegneten, ihre Flagge streichen und ihr Bramsegel herunterlassen sollten, wie es unter früheren Regierungen üblich war." Und *das geschah* zu einer Zeit, wo die Holländer eine Flotte von hundert Kriegsschiffen zwischen 50 und 76 Kanonen besaßen! — In einem anderen Traktat wurde das Begrüßungsrecht auf alle Gewässer vom Kap Finisterre bis zur Küste Norwegens ausgedehnt. Dieser für den Nationalstolz anderer Seemächte so kränkende Gebrauch dauerte auch im folgenden Jahrhunderte fort, bis er allmälig in Vergessenheit gerieth; seit dem Frieden von 1815 hat man ihn ganz fallen lassen, und mit dem Bewußtseyn ihrer überlegenen Macht zufrieden, haben die Engländer auf äußere Anerkennung derselben Verzicht geleistet.

— Der Führer in London. Punch, der nationale *englische* Lustigmacher, unter dessen Namen schon ein Londoner Charivari mit Karikaturen auf die täglichen Ereignisse und Vorkommnisse erscheint, hat jetzt auch ein Taschenbuch herausgegeben (Punch's Pocket-Book), das Alles enthält, was andere Almanache und Taschenbücher zu bringen pflegen, jedoch in travestirter Form. So enthält es unter Anderem auch einen Fremdenführer (The Strangers *Guide* to the great Metropolis), der das Privilegium dieser Art Bücher, die Fremden nicht sowohl zu führen als anzuführen, gehörig ausbeutet. Man muß freilich mit der Lokalität Londons genau bekannt seyn, um die Regeln, die hier gegeben werden, völlig zu goutiren; einige derselben sind jedoch auch ohne diese Kenntniß äußerst verständlich. Wir theilen hier zur Probe ein paar mit:

„Wenn man in London ankömmt, lasse man sich augenblicklich nach dem Clarendon- oder Mivart's-Hotel, nach dem Thatched-House, der London- oder Kron- und Anker-Taverne fahren *), wo es gerade am besten konvenirt. Wenn Ihr nur wenig Geld auszugeben habt, so sind Euch diese *Hotels* vor Allem zu empfehlen, nach der goldenen Regel aller Reisenden, daß der *beste* Gasthof immer der wohlfeilste sey.

. . . . „Ihr müßt natürlich die National-Galerie besuchen, doch versäumt nicht, ein starkes seidenes Schnupftuch mitzunehmen, um jedes Gemälde damit abzustäuben, das Ihr Euch ansehen wollt. Nur wenn Ihr diese Vorsicht gebraucht — denn Schnupftücher sind in der Bildergalerie nicht zu haben — könnt Ihr die Lichter der alten Meister vollkommen genießen.

„Solltet Ihr einen Laden sehen, an welchem geschrieben steht: „Ausverkauf! Fort mit Schaden!" („Selling off: immense sacrifice!") so tretet ein und kauft, was Ihr könnt, für Euch selbst und Eure Familie; denn morgen kann der Laden geschlossen seyn, und die herrliche Gelegenheit kehrt niemals wieder.

„Die Soldaten werden an jedem Morgen im St. James-Park exerzirt. Man sieht es stets als eine Aufmerksamkeit von Seite eines Fremden an, wenn er so freundlich ist, ihnen ein oder zweimal das Kommandowort zuzurufen.

. . . . „Wenn Ihr die York-Säule besteigt, so unterlaßt nicht, eine Flasche Bier mitzunehmen; Ihr werdet oben einer solchen Erfrischung bedürfen. Wenn Ihr getrunken habt, so werft die Flasche hinunter nach der Schildwache; es ist dies eine kleine Nebeneinnahme, auf die der arme Mensch angewiesen.

„Eben so, wenn Ihr die große Oper besucht, nehmt Euch ja Euren eigenen Porter und Eure belegten Butterbrodte mit, denn dergleichen Dinge, wie sie dort zu haben, sind für eine anständige Person kaum geeignet. Notabene: nur während der Zwischenakte ist es gestattet, die Flaschen aufzupropfen."

*) Es sind dies die vornehmsten und theuersten Hotels.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Dienstag den 24. Dezember 1844.

England.

Zur Geschichte der Eisenbahnen in England. *)

Obgleich das Eisenbahn-System, in seiner jetzigen Gestalt, mit Recht für eines der merkwürdigsten Produkte unseres Jahrhunderts gilt und sich in kürzester Frist, gleichsam unter unseren Augen, entfaltet hat, so kann man es doch nicht eigentlich eine neue Erfindung nennen. Schon vor 200 Jahren wurden Eisenbahnen oder vielmehr Schienenwege — d. h. künstliche Geleise, um den Zug der Fuhrwerke zu erleichtern — in den Kohlengruben des nördlichen Englands gebraucht. Der treuherzige Roger North, dessen Memoiren seines Vaters, des Lord Dudley, und seines Bruders, des Siegelbewahrers Lord Guilford, uns einen Blick in das innere Leben jener Zeit gewähren, den man in ernsteren Geschichtswerken vermißt, nennt unter den Merkwürdigkeiten, die dem Letzteren auf einer Reise nach Newcastle auffielen, die sogenannten way-leaves, Durchfahrts-Erlaubnisse. „Diejenigen", schreibt er, „welche Grundstücke zwischen den Kohlengruben und dem Flusse besitzen, verkaufen die Erlaubniß, die Kohlen über ihr Gebiet zu verführen, so theuer, daß sie oft nicht weniger als zwanzig Pfd. Sterling jährlich für eine Ruthe Land fordern. Von der Grube bis zum Flusse werden hölzerne Stangen oder Schienen (rails) in paralleler Richtung niedergelegt und die schweren Karren mit vier kleinen Rädern versehen, die in diese Geleise hineinpassen, wodurch das Ziehen so erleichtert wird, daß ein einziges Pferd vier bis fünf Chaldrons (zu 36 Scheffeln) Steinkohlen schleppen kann, was den Eigenthümern ungeheuren Nutzen bringt." Diese Notiz bezieht sich auf das Jahr 1676, aber es ist vorauszusetzen, daß die darin geschilderte Erfindung aus einer weit früheren Zeit herstammt. Die Klagen über den hohen Preis, den sich die Landeigenthümer für ihren Grund und Boden bezahlen lassen, sind, wie man aus Obigem bemerken wird, so alt wie die Eisenbahnen selbst, deren noch heutzutage in England übliche Benennung — railways — an jenes ursprünglich einfache Verfahren erinnert.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Eisenhütten in Shropshire und Staffordshire angelegt wurden, begann man, die Schienenwege auch im südlichen England einzuführen und nicht nur in Kohlengruben, sondern auch in Kalkbrennereien, Steinbrüchen und Bergwerken anzuwenden. In Colebroke Dale, wo man in der Folge die erste bedeutendere eiserne Brücke zu Stande brachte, wurden um das Jahr 1760 zuerst eiserne Platten an die Holzschienen befestigt, um die Reibung zu vermindern; dieses führte bald zur Anwendung eiserner Schienen, welche Verbesserung den größten Erfolg hatte und in verschiedenen Theilen des Landes nachgeahmt wurde. So gab es z. B. eine fünf (engl.) Meilen lange Eisenbahn, die von den Kohlengruben in der Nähe von Derby nach dieser Stadt führte; eine andere, den Park-forest Railway, die etwa sechs Meilen lang war, und eine dritte in der Gegend von Ashby-de-la-Zouch, welche vier Meilen doppelter und acht Meilen einfacher Schienen hatte. Gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren die Eisenbahnen in den Kohlen- und Bergwerks-Distrikten allgemein geworden, so daß sie im Jahre 1811 allein in Süd-Wales ein Aggregat von nicht weniger als 150 engl. Meilen bildeten, von denen 30 Meilen der Merthyr-Tydvil-Compagnie gehörten. Sie hatten indessen sämmtlich nur einen lokalen und beschränkten Zweck, indem sie allein dazu bestimmt waren, schwere Lasten eine mäßige Abschüssigkeit hinunter zu schaffen und die leeren Karren oder Waggons zurückzubringen. Die Idee, das Prinzip derselben auf eine ausgedehntere und gemeinnützigere Weise anzuwenden, wurde zuerst von dem Doktor James Anderson ausgesprochen, der sich viele Jahre lang mit statistischen und technologischen Studien beschäftigt hatte. In einer von ihm im Jahre 1800 herausgegebenen Zeitschrift: Recreations of Agriculture, schlägt er vor, Eisenbahn-Linien durch ganz England anzulegen, die, wie er meinte, längs den gewöhnlichen Chausseen gezogen werden konnten, und obgleich er sie nur zur Beförderung schwerer Lasten bestimmte und auf Schnelligkeit keine Rücksicht nahm, so hätten sie doch, den von ihm aufgestellten Grundsätzen zufolge, auch als Beschleunigungsmittel gedient. Die Einzelnheiten seines Plans sind mit großer Sorgfalt ausgearbeitet; die Höhe und Breite der Eisenbahnen, die Lage der Schwellen, Schienen und Pfeiler, nebst ihrem Gewicht und ihrer Form, werden aufs genaueste erörtert und die Brücken, Viadukte und Tunnels, die in gebirgigen Gegenden nöthig seyn dürften, umständlich beschrieben, so daß, mit Hinzufügung der Dampfkraft, die Angaben des Doktors Anderson ganz auf eine heutige Eisenbahn passen würden.

Wie es scheint, erregte der Vorschlag zu jener Zeit nur wenig Aufmerksamkeit, indem der bekannte Richard Lovell Edgeworth zwei Jahre später in Nicholson's „Journal of the Arts" für März 1802 einen ähnlichen Entwurf veröffentlichte, ohne des früheren auch nur mit einem Worte zu gedenken. In diesem Aufsatz bemerkt Herr Edgeworth, daß er die Idee schon längst gefaßt und zum Theil auch ausgeführt habe; indessen sind die Umrisse seines Plans dieselben wie bei Anderson, obwohl mit einigen Verbesserungen. Außer den schweren Lastwagen schlägt er vor, auch Passagiere in Diligencen (stage coaches) und Post-Chaisen oder Reisekutschen zu befördern, die, nur mit einem Pferde bespannt, von sechs bis acht Meilen die Stunde zurücklegen würden, und äußert endlich die Meinung, daß man kleine stationaire Dampfmaschinen anwenden könne, die, in gewissen Zwischenräumen aufgestellt und durch Ketten verbunden, die Pferdekraft ersetzen und die Kosten des Transports bedeutend vermindern würden. Vermuthlich war dies nur eine hingeworfene Idee, die fürs erste unbeachtet blieb, indem der Schienenweg von Merstham in Surrey nach Wandsworth an der Themse — der erste seiner Art, dessen Bau durch eine Parlaments-Akte (vom Jahr 1801) autorisirt wurde — wie die früheren nur auf Pferdekraft berechnet war. Dasselbe war auch bei der Eisenbahn zwischen Cheltenham und Gloucester der Fall, die man im Jahr 1809 durch eine Parlaments-Akte bestätigen ließ. Diese beiden kleinen Bahnen sind vor kurzem durch zwei gigantische Nebenbuhler an sich gekauft worden — die erste durch die Brightoner Eisenbahn, die zweite durch die von Birmingham und Gloucester. Das Eingehen der letzteren ist zu bedauern; da sie hauptsächlich gebraucht wurde, um Steinkohlen von der Severn nach Cheltenham zu expediren, so hätte ihre Konkurrenz mit dem neben ihr laufenden größeren Schienenwege zur Entscheidung einer wichtigen und bisher noch zweifelhaften Frage gedient: ob es nämlich rentiren könne, schwere Güter um des beschleunigten Transports willen einer noch so geringen Kosten-Vermehrung zu unterwerfen.

Während man sich aber mit diesen lokalen und mangelhaften Versuchen beschäftigte, um die vorhandenen Zugkräfte zur Fortbewegung schwerer Lasten durch mechanische Vorrichtungen zu erleichtern, war ein anderes, mächtiges Element im Entstehen begriffen, das in seiner Reife bestimmt war, sich mit der bescheidenen und anspruchslosen Erfindung zu vermählen, deren wir so eben gedacht haben, und aus dieser Verbindung ein titanisches Geschlecht zu erzeugen. So einleuchtend uns jetzt dieses Zusammenwirken scheinen mag, ward es doch nur langsam hervorgebracht, und noch länger verzögerte sich die Entdeckung der außerordentlichen Resultate, die sich dadurch erzielen ließen. Es gränzt in der That fast ans Wunderbare, daß zwei so nahe verwandte Kräfte — die meistentheils von denselben Händen bewegt, von derselben Intelligenz geleitet werden — so viele Jahre neben einander bestehen konnten, ohne daß es Jemanden vor dem Jahre 1825 einfiel, sie zu dem Zwecke in Verbindung zu setzen, zu dem sie auf eine so ausgezeichnete Weise geeignet sind.

Jener alte, nun fast vergessene Projektenmacher, der Capitain Savery, der im Jahr 1699 das erste Patent zur Errichtung einer Dampfmaschine erhielt, die indeß nur dazu dienen sollte, das Wasser durch Druckwerk in die Höhe zu treiben, deutete schon, obwohl sehr unbestimmt und bescheiden, darauf hin, daß seine Erfindung auch auf die Schiffahrt anzuwenden wäre. Jonathan Hulls brachte im Jahr 1738 ein wirkliches Dampfboot zu Stande, das jedoch bald wieder in Vergessenheit gerieth. Der berühmte Watt machte in einer seiner Mittheilungen über die Verbesserung der Dampfmaschine auch den Vorschlag, sie bei Fuhrwerken zu gebrauchen; aber unseres Wissens hat er nie versucht, sie auf solche Art zu bauen. Gegen das Jahr 1787 veröffentlichte Miller in Dalswinton den Entwurf zu einem Dampfboote, welches einige Jahre später von einem gewissen Symington ausgeführt wurde, der für Miller arbeitete. Die Locomotions-Kraft war darin mit Erfolg angewendet, aber da seine Größe es für den Kanal untauglich machte, für den es bestimmt war, so mußte man bei dem Versuche stehen bleiben und das Fahrzeug auseinandernehmen. Symington zeigte auch fast um dieselbe Zeit einen Dampfwagen vor. Es ist augenscheinlich, daß der Erfolg des Dampfboots auch den des Dampfwagens herbeiführen mußte, und umgekehrt, indem die Schaufeln des Boots und die Räder des Wagens auf demselben Prinzipe beruhen und in der Anwendung ganz übereinstimmen.

Unterdessen fand es sich bei den englischen Schienenwegen, daß die Pferdekraft, die zum Herabziehen schwerer Lasten und Zurückschleppen der leeren Waggons hinreichte, bei Oertlichkeiten, wo die Lasten bergauf gezogen werden sollten, unzulänglich sey, und da der Genius eines Watt die stehenden

*) Nach dem Englischen.

Dampfmaschinen schon zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte, so stellte man dergleichen an den höchsten Punkten der Schienenwege auf, um sie zum Heraufziehen der beladenen Waggons zu gebrauchen, die sich dann durch ihre eigene Schwerkraft nach ihrem Abgangsort zurückbewegten. Zuletzt gerieth man jedoch bei einer dazu geeigneten Lokalität auf die Idee, daß es vortheilhafter wäre, eine bewegliche oder, wie sie in der technischen Sprache heißt, eine *locomotive* Maschine anzuwenden, die man demnach zu verfertigen begann. Ueber den ersten Gebrauch der Lokomotiven ist nur wenig bekannt, mit Ausnahme der merkwürdigen Thatsache, daß man sie anfangs nicht auf Eisenbahnen, sondern eher auf gewöhnlichen Chausseen benutzen wollte, wo sie, wie man glaubte, eine Schnelligkeit von funfzehn englischen Meilen die Stunde erreichen würden. Im Jahr 1802 erlangten die Herren Trevethick und Vivian ein Patent zum Bau eines Dampfwagens, der auf den Chausseen fahren sollte; doch finden wir nicht, daß er je in Gebrauch kam. Drei Jahre später wurde dieser Wagen auf der in den Kohlengruben von Merthyr-Tydvil befindlichen Eisenbahn versucht, wo er große, mit zehn Tonnen (200 Ctr.) Eisen beladene Waggons fünf englische Meilen die Stunde zog; aber da er nur *einen* Cylinder besaß und daher bei jedem Umschwung der Räder zwei Centralpunkte passiren mußte, so reichte die Wirkung des Schwungrades nicht dazu hin, die Dampfkraft in Bewegung zu erhalten, weshalb man dieses sonst glückliche Experiment als verfehlt betrachtete, und die allgemeinere Anwendung einer solchen Maschine wurde noch dazu durch die Befürchtung verhindert, daß die Räder auf glatten Reifen des gehörigen Anhalts an der glatten Fläche der Schienen ermangeln würden. Woher diese Voraussetzung, dem Gelingen des obigen Experiments zum Trotz, entstehen konnte, wird nicht gesagt, aber sie wirkte so stark, daß sie Jahre lang die Fortschritte des Eisenbahn-Systems lähmte, und die Ingenieure verschwendeten unendlich viel Mühe, Geld und Zeit, um eine Schwierigkeit zu überwinden, die zwar bei steilen Abhängen fühlbar, auf ebenem Boden aber, oder bei so geringen Erhöhungen, wie sie durch Lokomotiven befahren werden, ganz imaginair ist. Die Herren Blenkinsop erfanden im Jahre 1811 eine Maschine, deren Räder mit Zapfen versehen waren, um in eben solche Schienen hineinzupassen; aber diese Erfindung ließ durchaus keine Schnelligkeit der Bewegung zu, die man auch damals im Ganzen mehr als Nebensache betrachtete. Von den Vortheilen, die das Eisenbahn-System als Beschleunigungsmittel darbietet, hatte man, wie schon gesagt, noch keine Ahnung.

Im Jahre 1813 brachte *George Stephenson*, der in der Folge durch sein mechanisches Talent und seine zweckmäßigen Verbesserungen der Sache einen so mächtigen Impuls gab, eine Lokomotive zu Stande, auf die er im Jahre 1815 ein Patent erlangte; er hatte sich überzeugt, daß die glatten Räder nicht, wie man fürchtete, von den Schienen abgleiten würden, und wandte sie daher unbedenklich an. Seine Maschine wurde sogleich in den Kohlengruben von Killingworth eingeführt und kam bald im nördlichen England in allgemeinen Gebrauch — aber immer nur für schwere Lasten, und keineswegs, um die Communicationen zu beschleunigen. Die erste Eisenbahn, die man auch für Reisende bestimmte, war die zwischen Darlington und Stockton, die im Jahre 1821 durch eine Parlaments-Akte autorisirt und am 27. September 1825 für Passagiere eröffnet wurde. Obgleich dieses Werk unter Stephenson's Leitung stand und seine eigene Lokomotive schon seit Jahren auf den Schienenwegen der benachbarten Kohlengruben gebraucht wurde, beförderte man die Reisenden doch zuerst mit Pferdekraft; die Schnelligkeit betrug etwa zehn englische Meilen die Stunde, und ein einziges Pferd zog mit Leichtigkeit sechsundzwanzig Personen und zuweilen noch mehr. Erst im folgenden Jahre erhielt Stephenson die Erlaubniß, seine Dampfmaschinen zu diesem Dienst zu benutzen, und auch dann war ihre Wirkung, obwohl überraschend genug, doch nicht so vollständig, um das Publikum von ihren unendlichen Vorzügen über jedes andere Beförderungsmittel zu überzeugen. Zum Theil trug wohl auch die Art Scheu, mit der man noch die so neue und geheimnißvolle Macht des Dampfes betrachtete, und die übertriebenen Begriffe, die man sich von ihren Gefahren machte, dazu bei, ihre allgemeine Aufnahme zu verzögern.

In dem an Projekten so fruchtbaren Jahre 1825 erregte das Gelingen der Stockton-Darlingtoner Eisenbahn die Aufmerksamkeit einiger Kapitalisten in Liverpool und Manchester, denen die Verbindung dieser beiden großen Handelsstädte durch eine ähnliche Kunststraße als ein nützliches Unternehmen und eine vortheilhafte Speculation erschien. Zu diesem Ende bildete sich ein Verein, der bald darauf durch eine Parlaments-Akte mit großen Vorrechten bekleidet wurde und am 8. Mai 1826 die königliche Bestätigung erhielt. Die neue Compagnie hatte den richtigen Takt, Herrn Stephenson mit dem Bau dieses Werks zu beauftragen, welches er mit ausgezeichneter Geschicklichkeit und reger Thätigkeit leitete. Er war auch der Einzige, der das große Resultat — den größten Triumph der Mechanik, den die Welt je erblickt hatte — voraussah; daß er es wirklich voraussah, beweist der Umstand, daß er die Brücken hoch genug aufführen ließ, um für den Schornstein der Lokomotiven Raum zu haben. Dessenungeachtet hatte man es sich immer nur noch zur vornehmsten Aufgabe gestellt, schwere Güter mit mäßiger Geschwindigkeit zu transportiren, und man war sogar unschlüssig, ob bewegliche Maschinen (Lokomotive) anzuwenden seyen; im Gegentheil erklärten zwei sehr geschickte Ingenieure, Walker und Rastrick, deren Gutachten man als Männer von Fach eingeholt hatte, den Gebrauch der *stehenden* Dampfmaschinen für rathsam, während Robert Stephenson und Locke (die Schüler George Stephenson's und jetzt gleichfalls berühmte Ingenieure) Berechnungen und Beweisgründe zu Gunsten der Lokomotive vorlegten. Im April 1829 war die Bahn so weit vorgeschritten, daß die Entscheidung dieser Frage nöthig wurde, und da die Direction klüglicherweise die Erfahrung der Theorie vorzog, so setzte sie eine Prämie von *fünfhundert Pfund Sterling* für die beste Lokomotive aus, die folgende Hauptbedingungen erfüllen mußte: sie sollte auf ebener Erde, nach der Norm von zehn Meilen die Stunde, das Dreifache ihres eigenen Gewichts ziehen, welches Gewicht das Maximum von *sechs Tonnen* (120 Ctr.) nicht übersteigen durfte; die Höhe des Schornsteins war auf 15 Fuß und der Druck auf 50 Pfund per Quadratzoll beschränkt. Sie sollte ihren eigenen Rauch konsumiren und mit 550 Pfd. Sterl. bezahlt werden. Wie mangelhaft die Ansichten waren, die noch zu jener Periode herrschten — einer Periode, seit der erst funfzehn Jahre verflossen sind — geht schon aus diesem einzigen Umstande hervor, daß man sechs Tonnen Gewicht und den Preis von 550 Pfd. Sterl. für eine Maschine bestimmte, die jetzt vierzehn bis funfzehn Tonnen wiegt und oft bis 1500 Pfd., nie weniger als 1000 Pfd. Sterl. kostet! — Freilich waren die Direktoren auch mit einer Schnelligkeit von *zehn* (engl.) *Meilen* zufrieden, und ein gewisser Herr Nicholas Wood, den man zu einem der Schiedsmänner erwählt hatte, um die Prämie zuzuerkennen, ließ sich unter Anderem auf folgende Weise vernehmen: „Es ist nicht mein Wunsch, und ich bin weit davon entfernt, den lächerlichen Erwartungen oder vielmehr Versprechungen des enthusiastischen Projektenmachers beizupflichten, daß wir je mit Dampfmaschinen eine Schnelligkeit von zwölf, sechzehn, achtzehn, ja zwanzig Meilen die Stunde erreichen werden. Nichts könnte der allgemeinen Anwendung und Verbesserung derselben mehr im Wege stehen, als solchen Unsinn zu verkündigen (the promulgation of such nonsense)!"

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein berühmter Roman.

(Schluß.)

Der Herzog von Nemours verließ sein Versteck und fühlte sich im ersten Augenblick ganz berauscht von der Gewißheit, das Herz der Prinzessin von Cleve gerührt zu haben; denn er konnte nicht mehr daran zweifeln, nachdem sie des Bildes erwähnt hatte. Nach und nach beschlich ihn zwar Traurigkeit über die Festigkeit der Geliebten, die zu einem so heroischen Mittel griff, um nicht zu fallen, und er sah ein, daß ihm nicht die mindeste Hoffnung irgend einer Gunst von ihr blieb; aber es schmeichelte ihm dennoch, ihre Liebe in einem so hohen Grade errungen zu haben, sie, die so verschieden von den anderen Frauen, sie, die so schwer zu gewinnen war. Er verfiel in den gewöhnlichen Fehler geschmeichelter Liebhaber, nämlich in allgemeinen Ausdrücken, unter erborgtem Namen die eigenen Erlebnisse zu erzählen, um dem vollen Herzen Luft zu machen. Der Herzog vertraute sein Abenteuer zwar nur seinem besten Freunde und sprach mit ihm lange über die ungewöhnliche Frau, die ihrem eigenen Mann ihre Liebe für einen Anderen gestanden. Der vertraute Freund aber merkte an der Wärme, womit der Herzog diesen Gegenstand behandelte, daß derselbe dabei betheiligt sey, trotz der verneinenden Versicherungen; halbes Vertrauen ist bekanntlich schlimmer als gar keines, und so hielt sich der Freund nicht verpflichtet, die angebliche Geschichte eines Fremden zu verschweigen, sondern erzählte sie seiner Geliebten, und diese konnte das merkwürdige Benehmen einer Frau eben so wenig unerörtert lassen, kurz, das Faktum machte die Runde am Hofe und ist durch einen Zusammenfluß kleiner Umstände dazu behülflich, dem Prinzen von Cleve den Namen des Herzogs als denjenigen zu bezeichnen, den seine Gattin ihm so hartnäckig verschwiegen. Er beobachtete nun den Herzog unausgesetzt und ist einst scheinbar unbefangener Ohrenzeuge, wie sich derselbe bei einer Freundin der Prinzessin, die einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zugebracht hat, nach der Lebensweise derselben erkundigt. Der Prinz von Cleve faßte augenblicklich Verdacht, daß sein gefährlicher Nebenbuhler einen heimlichen Versuch machen würde, die Prinzessin zu sehen in ihrer ländlichen Einsamkeit, und beauftragt deshalb einen jungen ihm sehr ergebenen Edelmann, dem Herzog überall zu folgen, da er selbst dies nicht, ohne Aufsehen zu erregen, thun konnte. Dem jungen Mann sagte er, daß er bisher nicht den mindesten Zweifel an der Tugend seiner Gemahlin gehabt, daß er aber genau zu wissen wünschte, ob der Herzog zu ihr ginge. Der Edelmann besorgte seinen Auftrag mit möglichster Genauigkeit und traf richtig bei einbrechender Nacht den Herzog auf dem Wege nach dem Landsitz der Prinzessin. Als es völlig dunkel geworden war, hörte er den Herzog über die Mauer steigen, und wartete nun an derselben Stelle, um seine Rückkehr zu belauschen. Der Herzog eilte auf den hellerleuchteten Pavillon zu, in welchem, wie man ihm erzählt hatte, die Prinzessin von Cleve ihre Abende zuzubringen pflege. Er sah durch eines der Fenster und war kaum Herr seiner Bewegung, seiner Verwirrung, als er die holde Frau ganz allein auf einem Ruhebette sitzend erblickte; es war sehr warm, sie hatte entblößte Schultern, und ihr Haar war nachlässig um den Kopf geschlungen, mehrere Lichter standen auf einem Tischchen vor ihr und beleuchteten ihre wunderbar Schönheit. Plötzlich erhob sie sich aus ihrer Träumerei, ergriff einen Armleuchter und betrachtete mit dem Ausdruck zärtlicher Begeisterung ein Gemälde an der Hauptwand; es war ein Schlachtstück, und das Bildniß des Herzogs von Nemours befand sich nebst mehreren anderen Portraits berühmter Männer darauf. Es läßt sich nicht beschreiben, was der Herzog von Nemours in diesem köstlichen Augenblick empfand: mitten in der Nacht an einem einsamen und schönen Ort eine Frau zu sehen, die er anbetete, sie zu sehen, ohne daß sie es ahnte, und sie zu sehen, wie sie augenscheinlich von der Neigung beherrscht wurde, die sie ihm sorgfältig verborgen — ein solches Glück hat wohl ein Liebhaber noch nie genossen, kaum geträumt! Der Herzog blieb wie verstei-

weil bei diesem süßen Anblick stehen, er vergaß, wie kostbar die Minuten für ihn waren. Als er sich etwas gefaßt, überlegte er, daß er nicht eher sie anreden wolle, bis sie in den Garten hinabginge, aber als sie unbeweglich im Zimmer blieb, entschloß er sich, einzutreten, der Muth fehlte ihm jedoch; er fürchtete sich, ihr zu mißfallen, diese schönen, sanften Züge durch Entrüstung und Zorn verändert zu sehen; jetzt erst fiel ihm das Gewagte seines Schrittes ein; der Wunsch, sie zu sprechen, die Hoffnungen, die ihr Benehmen rege gemacht, wurden von der Furcht fieberhaft gesteigert. In seiner Verwirrung, ob er gehen oder bleiben sollte, verwickelte er sich mit seiner Schärpe an einem Fensterladen; das Geräusch erschreckte die Prinzessin, sie wandte den Kopf und glaubte eine Gestalt zu sehen, die sie für den Herzog hielt: ohne zu zögern und ohne sich umzusehen, eilte sie in das anstoßende Zimmer, wo ihre Leute waren, und gab dort vor, sie fühle sich unwohl, um die Ursache ihres Schreckens nicht zu verrathen und dem Herzog Zeit zur Flucht zu gewähren. Nach einiger Zeit ließ sich die Prinzessin von ihren Leuten in das Schloß zurückbegleiten und legte sich in höchster Aufregung zur Ruhe; sie redete sich vor, ein Spiel ihrer Phantasie habe sie getäuscht, der Herzog könne unmöglich im Park gewesen seyn, und doch war sie fast ungern hinausgegangen, weil sie seine Nähe vermuthete.

Der Herzog war so lange im Park geblieben, als er noch Licht sah; er hoffte immer noch, sie käme zurück, obgleich er sich nicht verbergen konnte, daß sie vor ihm entflohen sey. Endlich trat er den Rückweg an, ohne zu ahnen, daß er beobachtet werde: er beschloß, sich ein Unterkommen im nächsten Dorfe zu suchen, um am folgenden Abend noch einen Versuch zu machen. Seine Leidenschaft hatte den höchsten Grad von Heftigkeit und Innigkeit erreicht; er gab sich unterweges den Ausbrüchen derselben hin und weinte sogar, aber nicht allein vor Schmerz, seine Thränen waren mit dem Wonnereiz vermischt, wie ihn nur die Liebe kennt. Er begriff nicht, wie er dem Drange, ihr zu Füßen zu sinken, habe widerstehen können; er wiederholte sich in Gedanken alle die kleinsten Umstände seit seiner Neigung für die Prinzessin, ihre bescheidene zurückhaltende Strenge gegen ihn und die unwillkürlichen Beweise, die sie in holder Verwirrung immer wieder von ihrer Liebe gegeben, rührten und entzückten ihn gleichzeitig. Er brachte den ganzen Tag in dieser Extase zu, und als es Abend wurde, begab er sich wieder auf seinen gefährlichen Weg in den Park; der junge Edelmann hatte sich verkleidet und war ihm unabläßig gefolgt. Der Herzog merkte bald, wie die Prinzessin jede Vorsicht übte, um ihm zu entgehen; es war kein Licht im Pavillon, sie blieb im Schlosse, aus Furcht, er könnte seinen kühnen Besuch dennoch wiederholen; sie hatte vielleicht gefürchtet, daß ihr zum zweiten Male die Kraft zur Flucht fehlen würde. Obwohl nun der Herzog keine Hoffnung hatte, sie zu sehen, so tröstete es ihn doch, an demselben Orte zu weilen, wo sie alle Tage war, und er blieb die ganze Nacht im Garten, erst mit Sonnenaufgang entfernte er sich und trat niedergeschlagen seine Rückreise nach der Stadt an. Der junge Edelmann eilte ihm voraus, er wußte, daß sein Gönner ihn mit Ungeduld erwartete; der Prinz von Cleve betrachtete die Nachricht seines jungen Freundes wie eine Entscheidung über Tod und Leben. Er sah an den Gesichtszügen und an dem düsteren Schweigen, wie entsetzlich diese Nachricht seyn mußte. „Ich weiß Ihnen nichts Bestimmtes mitzutheilen", sagte der junge Mann; „nur das ist gewiß, daß der Herzog zwei Nächte hinter einander in dem Park Ihres Landhauses zugebracht hat." — Der Prinz von Cleve war vernichtet; er fühlte den Schmerz über die Untreue der geliebtesten Person auf der Welt und zugleich die Schmach, von seiner Frau betrogen worden zu seyn. Eine heftige Krankheit war die Folge davon; seine Gemahlin eilte auf die erste Nachricht an sein Lager und war sehr erstaunt über die Kälte, womit er sie empfing. — Nach langen Kämpfen kömmt es endlich zur Erklärung zwischen dem Ehepaar; der Prinz wirft seiner Gattin ihre vermeintliche Untreue und Schande vor, es gelingt ihr endlich, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, aber es ist zu spät, der Tod läßt ihr nicht Zeit, den liebenden Gemahl noch glücklich zu machen; er stirbt versöhnt, voll der tiefsten Achtung und Zärtlichkeit für die Tugend seiner Frau, aber sie kann sich nicht verheimlichen, daß der Kummer über ihre Liebe zu einem Anderen sein Herz gebrochen hat, und zieht sich deshalb, von Reue und Schmerz gequält, in ein Kloster zurück. Kein Bitten und Flehen des Herzogs von Nemours, der dringend um ihre Hand sich bewirbt, der nun sicher hoffte, sie werde ihm angehören, kann sie bewegen, in die Welt zurückzukehren; in ihren Weigerungen giebt sie neben dem gewichtigen Hinderniß, das sie in den Manen ihres verstorbenen Gatten sieht, auch noch den Grund an, sie liebe den Herzog von Nemours zu sehr, um nicht überzeugt zu seyn, die Furcht, dereinst die Neigung des schönen, flatterhaften Mannes zu verlieren, werde sie fürs ganze Leben unglücklich machen. Also bis zuletzt räumt die Prinzessin von Cleve neben ihrer Gewissenhaftigkeit der Liebe ein großes Recht in ihrem Herzen ein und giebt dadurch den ersten Impuls zum Kultus der Leidenschaft; der gefährliche Reiz verbotener Neigung ist seitdem fast in alle Romane übergegangen, nur ist der Kampf der Tugend immer matter geworden, der doch eigentlich allein dem berühmten Romane der Frau von Lafayette Spannung und Interesse verleiht.

Mehrere spätere Erzählungen von derselben beuten dieses Thema noch vollständiger aus, und es wirft dieser Umstand ein ungünstiges Licht auf das Verhältniß der Verfasserin zu dem geistreichen Menschenfeind Larochefoucault; es scheint danach, als habe ihr Freundschaftsbündniß auch einen Zusatz von verbotener Neigung gehabt, wie auch Zeitgenossen dies andeuten, indessen hatte dies Verhältniß eine so schöne Basis, daß man es ungern in Schatten stellt; es dauerte fünfundzwanzig Jahre und erfüllte die echte Bestimmung der Freundschaft zwischen Mann und Weib, wie Frau von Lafayette dies selbst am deutlichsten in den Worten ausspricht: „Larochefoucault hat mir Geist gegeben, aber ich habe sein Herz gebildet." Es wird behauptet, daß der berühmte Freund an dem Romane „die Prinzessin von Cleve" thätig mitgewirkt habe; vielleicht ist der historische Hintergrund, den wir nur schwach andeuteten, mit seiner Hülfe gezeichnet worden. F. v. H.

Nord-Amerika.

Ein Besuch in Bordentown beim Grafen Survilliers.

Von einem Amerikaner.

Es war im Jahre 18** als ich zum erstenmal die Schwelle des Hauses betrat, wo sich der Bruder Napoleon's aufhielt. Mein Gefährte war ein Sohn des Ex-Königs von Neapel, mit dem ich mehrere Jahre auf der Universität verlebt hatte und der mich seinem Oheim vorstellen wollte. Ein Wagen erwartete uns am Ufer des Delaware-Flusses, und es dauerte nicht lange, so befanden wir uns in einem trefflichen Quartiere. Das Zimmer, welches zu unserer Wohnung bestimmt war, erinnerte lebhaft an die ausgesuchte Eleganz des ancien régime; in der That konnte das ganze, im feinsten Geschmack eingerichtete Gebäude für ein wahres Kleinod gelten. Der Fußboden war mit Teppichen belegt, die einst die Zierde eines spanischen Palastes gewesen, und als Beleuchtung diente eine silberne Ampel mit einer herrlichen Alabaster-Kugel, auf der die Jungfrau Maria mit dem Kinde, die Flucht nach Aegypten, die Predigt im Tempel und die Kreuzigung mit einer ans Wunderbare gränzenden Kunstfertigkeit und Originalität ausgeschnitten waren. Diese Ampel war ein Stück aus dem Karmeliter-Kloster in Avignon, welches man während der italiänischen Feldzüge mitgenommen hatte. Zwei chinesische Vasen von großem Werth standen zur Seite des Kamins, der aus kostbarem ägyptischen Marmor verfertigt und mit Blumentöpfen von Sèvres-Porzellan geschmückt war; antike eichene Stühle, die ohne Zweifel früher im Eskurial gestanden hatten, da sie noch das spanische Wappen trugen, eine Toilette von Ebenholz und ein Tisch mit silberner Waschkanne und einem silbernen Becher vollendeten das Ameublement unseres Zimmers. Sogar die Betten waren mit dem reichsten seidenen Brokat bedeckt. Der Privat-Secretair, Herr D***, machte uns seine Aufwartung und benachrichtigte uns, daß der Graf eben an Zahnschmerzen leide, weshalb er uns nicht vor dem nächsten Morgen empfangen könne.

Es ist ein alter Aberglaube, daß uns dasjenige, was wir in einem fremden Hause träumen, gewiß begegnen werde; wäre dieses wirklich der Fall, so müßte der Papst Pius VII. einen mächtigen Einfluß auf mein ferneres Leben geäußert haben, denn ein Gemälde, das Napoleon's Zusammenkunft mit ihm in Fontainebleau vorstellte und an der Wand unseres Zimmers hing, lastete wie der Alp auf meiner Seele. Es war mir, als sähe ich den schwachen alten Mann aus seiner Hauptstadt fortgeschleppt — gebeugt, entmuthigt, umsonst versuchend, sein weltliches Reich aus den Klauen des französischen Adlers zu retten, und unter allen seinen Leiden mit frommer Ergebung lächelnd und Gott dafür dankend, daß er ihn gewürdigt habe, seinen Glauben durch Unglück zu prüfen und zu befestigen. Dann veränderte sich mein Traumbild und nahm eine dunklere Färbung an — eines Meuchelmörders Dolch blitzte in der Luft — ein Stöhnen unsäglichen Schmerzes erreichte mein Ohr — der alte, verlassene Mann stürzte zu mir hin und klammerte sich mit verzweifelnder Kraft an mich fest — das Blut, das aus seinen Wunden quoll, erstickte mich; die Umarmung ward immer heftiger — ich konnte nicht mehr athmen; geisterhafte Stimmen flüsterten unheimliche Worte — von Wright's Gefängniß und dem Grabe des Herzogs von Enghien. Dann war Alles wieder still. Während ich so lag, ward meine Hand von einer anderen berührt — der Zauber war verschwunden — das Frühstück stand auf dem Tisch, und mein Freund befreite mich von dem häßlichsten Spuk, der je einen Sterblichen gepeinigt hat.

Der Kaffee war delikat, und die Zigarren des Teppichs zu unseren Füßen gaben den Stoff zu manchen ergötzlichen Bemerkungen. Von einem Spaziergang im Park zurückgekehrt, wo eine Heerde Pfauen und Rehe umherschwärmte und von wo wir die Aussicht auf eine prachtvolle amerikanische Landschaft hatten, wurden wir endlich dem Grafen vorgestellt. Er umarmte seinen Neffen aufs herzlichste, drückte mir auf ganz plebejische Weise die Hand und bat uns, Platz zu nehmen. Jetzt hatte ich zuerst Gelegenheit, seine Züge genau zu betrachten. Sein Haar war glatt wie Seide und hing in spitzen Locken herab; die Augen waren dunkel, leidenschaftlich und oft voller Gluth; die Lippen klassisch sinnlich; die Gesichtsfarbe ein helles Olivenbraun; die Züge im Allgemeinen eher imponirend als ausdrucksvoll. An der Stirn und dem Kinn allein würde man einen Bonaparte erkannt haben, hätte man sie irgendwo diesseits des Grabes angetroffen. Seine Gestalt war ein wenig korpulent; seine Hände so klein und weiß, wie die eines Frauenzimmers, und um seine Füße würde ihn Lord Byron gewiß beneidet haben. Seine Größe mochte etwa fünf Fuß zehn Zoll (engl.) betragen; doch schien er im Sitzen etwas größer. Er war schwarz gekleidet, trug eine schwere goldene Kette mit Brillanten und ein aus Haar geflochtenes Armband; diamantene Knöpfe schimmerten aus den schneeweißen Manschetten hervor. Seine Bedienung erwies ihm sämmtlich die größte Ehrfurcht, die fast Unterthänigkeit zu nennen war — ob vorschriftsmäßig oder aus persönlicher Anhänglichkeit, wage ich nicht zu bestimmen. Seine Sprache war rasch, ohne jedoch heftig zu seyn; über Menschen drückte er sich mit Bitterkeit, über Ereignisse mit Ruhe aus. Das Zimmer, in welchem wir saßen, hatte Fenster, die von der Decke bis zum Fußboden reichten und auf eine Scene von unvergleichlicher Schönheit hinaussahen. Mehrere Bücherschränke von Eichenholz mit dunklen Bronze-Pfeilern und metallenen Leisten waren an den Wänden aufgestellt, und auf einem von Rosen-

holz verfertigten und mit Perlmutter ausgelegten Schreibtisch stand eine silberne Reise-Schatulle, deren sich Napoleon auf mehreren seiner Feldzüge bedient hatte, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln war auf dem Fußgestelle angebracht, wo sich auch das magische N. von einem Lorbeerkranz umgeben zeigte. Das Zimmer war mit dicht anschließende Vorhängen von genuesischem Sammet versehen und mit Büsten von der Hand Canova's geschmückt, die den Kaiser, Paulinen, Josephinen und Lucian vorstellten und auf Piedestalen von farbigem Marmor ruhten; ein Haufen Cameen lag in einem Winkel zusammengeworfen, und ein Bildniß der Mutter Napoleon's hing über dem Kamin. Von dieser Mutter sprach Joseph mit sichtbarer Ehrfurcht. „Sie war nie übermüthig im Glücke, noch kleinmüthig im Unglück." — Am letzten Tage meines Aufenthalts zeigte er mir einen Ring mit gelben Diamanten — ein Geschenk Josephinens aus dem verhängnißvollen Jahre 1814. Als ich den glänzenden Edelstein zwischen den Fingern hielt, sah ich eine Thräne auf der gebräunten Wange des Ex-Königs perlen, die mehr wahres Gefühl bewies, als er bei Vorzeigung des Abdrucks äußerte, den man von den Zügen des Kaisers nach seinem Tode in St. Helena genommen hatte. Ich habe auch später erfahren, daß er stets Josephinens Miniaturbild am Busen trug, und vielleicht war Napoleon's Eifersucht nicht ganz ohne Grund.

Er sprach mit vielem Feuer von der hinreißenden Schönheit seiner Schwester Pauline und zeigte mir ein Portrait von ihr, welches er als getroffen rühmte. Auch mir schien sie ein reizendes Geschöpf, aber ihre Schönheit war nur die der irdischen Leidenschaft — ich vermißte die Seele, den Geist, der sie beleben muß. An den Wänden befanden sich mehrere Schlachtstücke von Horace Vernet, voller Glanz und Leben, wo man den Mars des neunzehnten Jahrhunderts in der blendenden Glorie der Mittagssonne strahlen sah. Nie gab es in der That eine klassischere Familie als die der Bonaparte; das Haus des Grafen Survilliers glich einem Museum, von Meisterwerken der Skulptur und Malerei und kostbarem Gold- und Silbergeräth strotzend, deren Geschichte ganze Bände füllen könnte. Hier stand ein Fruchtkorb, den Josephine nach ihrer eigenen Zeichnung anfertigen ließ (eine vergoldete Muschel mit zwei Kupidonen, die einen Blumenkranz halten) — dort eine Schüssel, auf der sich Adler mit ausgebreiteten Schwingen erheben und die einst den kaiserlichen Tisch in St. Cloud zu schmücken pflegte. Jener zerdrückte und beschmutzte Federbusch, mit einem kleinen Schilde von gediegenem Golde umgeben, flatterte einst fröhlich auf dem Haupte des ritterlichen Murat — jenes goldene Kruzifix war ein Geschenk des Kardinal Fesch — und unter solchen Erinnerungen vergangener Zeiten lebte ein Mann, der mehr verloren hatte, als Millionen im Leben gewinnen können. Ohne die zärtliche Liebe einer Tochter und den beruhigenden Einfluß der Religion, hätte das schlummernde Feuer seiner Natur den Geist überwältigen und „die Vernunft auf ihrem Thron erschüttern" müssen; so aber zeigte er sich stets freundlich, würdevoll und ohne Unterlaß bemüht, das Glück und die Zufriedenheit Anderer zu befördern. In ruhiger Zurückgezogenheit überlebte er die meisten seiner Zeitgenossen; er hatte den Lockungen des Ehrgeizes entsagt, und ich habe nicht selten bemerkt, daß ihm das Tödten einer Grasmücke eben so viel Vergnügen gewährte, als Napoleon bei der Eroberung Italiens empfunden haben mag. Es ist wahr, er lebte als Verbannter — es ist wahr, daß Lafayette nach der Waterloo-Abdankung die Bosheit eines Teufels gegen seinen Retter aus dem Kerker von Olmütz entwickelte; aber es ist auch nicht minder wahr, daß Spanien im besten Fall ihm ein ziemlich unfreundliches Land erscheinen mußte. Ueber alle diese Gegenstände äußerte sich der Graf mit einiger Strenge; aber es ist doch nicht zu leugnen, daß er seine Achtung wie ein Philosoph ertrug und als guter Christ starb.

New-York, den 1. November 1844.

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Literatur in Frankreich.** Die Revue de Paris räumt jetzt der deutschen Literatur einen größeren Platz ein, als französische Journale seit dem Eingehen der Revue Germanique bisher zu thun pflegten. So brachte sie vor kurzem die Uebersetzung einer größeren Novelle von A. von Sternberg, so wie demnächst eine längere Dichtung von H. Heine, und in ihrem neuesten Blatte enthält sie gar den ersten Akt des „Ring", eines Lustspiels der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", dessen vier Akte vollständig mitgetheilt werden sollen. Herr Xaver Marmier, der das Drama übersetzt hat, sagt in der Einleitung, die erlauchte Verfasserin habe eine Reihefolge von Stücken geschrieben, die sie zwar aufzuführen nicht gestatte, die jedoch, als sie gedruckt erschienen, in Deutschland mit außerordentlichem Beifall begrüßt worden seyen. Man sieht, Herr Marmier ist noch immer so flüchtig und ungenau in seinen Bemerkungen über das, was auf dem literarischen Boden Deutschlands vorgeht, wie damals, als er zum erstenmale über Goethe und Schiller schrieb.

— **Deutsche Literatur im Elsaß.** Das einzige bedeutende Werk in deutscher Sprache, das seit längerer Zeit im Elsaß erschienen und noch erscheint, ist eine „Vaterländische Geschichte des Elsasses, nach Quellen bearbeitet von A. W. Strobel, Professor am Gymnasium in Straßburg." Bis jetzt sind 25 Lieferungen erschienen, jede von etwa fünf Bogen. Sie enthalten die Begebenheiten von der frühesten Zeit bis gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges — ein farbenreiches Bild deutschen Lebens, mit Fleiß und gründlichem Quellenstudium ausgeführt. Auch für die allgemeine Geschichte Deutschlands liefert dieses Werk, besonders in der Zeit der Reformation, in welcher das Elsaß und Straßburg eine so wichtige Rolle spielten, manche nützliche Ausbeute. — Von den im J. 1843 von A. Stöber und Fr. Otte herausgegebenen „Neujahrsblättern" ist im J. 1844 der zweite Jahrgang erschienen, welcher viele interessante, poetische sowohl als prosaische, Beiträge von den Brüdern Stöber, A. Lamy — der auch eine Sammlung seiner deutschen Gedichte herausgegeben —, Fr. Otte, L. Candidus, D. Hirtz und G. Mühl enthält, lauter Elsassern, zu denen sich auch noch einige nicht elsassische deutsche Schriftsteller — mit jedoch meistens unbedeutenden Beiträgen — gesellt haben. Auch dieser zweite Jahrgang ist mit dem Bildnisse eines elsassischen Dichters geschmückt, nämlich mit dem Arnold's, des Verfassers des „Pfingstmontags", eines vortrefflichen, in Straßburger Mundart geschriebenen Lustspiels, auf welches schon Goethe mit voller Anerkennung hingewiesen. Der erste Jahrgang der „Neujahrsblätter" hatte das Bildniß Pfeffel's, des blinden Sängers von Colmar, gebracht. Leider geht es jedoch der deutschen Literatur im Elsaß, wie der vlaemischen in Belgien: sie ist die zurückgesetzte Stiefschwester der französischen und muß sich gewöhnlich Leser und Anerkennung im Ausland suchen. Ohne solchen Beistand aus der benachbarten Schweiz würde die deutsche Literatur im Elsaß bald ganz und gar verkümmern.

— **Irischer Begriff von einem Gentleman.** Nach irischen Begriffen ist es das Kennzeichen eines vollendeten Gentleman, bis an die Ohren in Schulden zu stecken. „Der ein Gentleman!" rief ein echter Irländer, in dessen Gegenwart man einen Herrn lobte, der als pünktlicher Zahler bekannt war — „der Kerl ist sein ganzes Leben lang keine hundert Guineen schuldig gewesen!" — Das Wort Ehren-Pistol's: „Feig ist der Sklav, der zahlt" könnte zum National-Wahlspruch dienen. Der verstorbene Lord C*** war in dieser Hinsicht das wahre Ideal eines vollkommenen Gentleman; viele Jahre vor seinem Tode war er weit mehr schuldig, als sein sämmtliches Vermögen decken konnte, aber er fuhr fort, eines der glänzendsten Häuser zu machen, ohne sich um den hoffnungslosen Zustand seiner Finanzen zu kümmern. Als er starb, fand sich kaum genug vor, um ihn begraben zu lassen — wo dahin aber lebte er herrlich und in Freuden. Bei einem großen Gastmahl, wo der Wein in Strömen floß, wagten es einst ein Paar seiner vertrautesten Freunde, ihm seine Verschwendung vorzuhalten. Sie versicherten, keine kostbaren Weine zu bedürfen, um sie an seinen Tisch zu locken; sie wären mit einfachem Whiskey — dem sogenannten Bergthau seiner Heimat — zufrieden. „Ich weiß das recht gut, meine würdigen Freunde!" sagte der Pair — „nichts würde mir auch mehr Vergnügen machen, als Euch mit Whiskey-Punsch zu bewirthen — aber bedenkt nur die Kosten!" — „Die Kosten?" riefen die erstaunten Gäste, indem sie ihre mit Château Margaux gefüllten Gläser emporhielten. — „Ja, ja, die Kosten", versetzte der Lord. „Woher soll ich die Citronen bekommen? Die Citronen würden mich zu Grunde richten — die sind nur für baares Geld zu haben!"

— **Naphthalisirtes Gas.** Diesen Namen führt ein durch ein in London neuerfundenes Verfahren verbessertes Gas, das bei ökonomischerer Gewinnung ein viel stärkeres Licht gewährt, als das gewöhnliche Gas. Das aus der Steinkohle bei der Gasfabrication destillirte Naphtha ist nämlich, wenn es gereinigt ist, ungemein flüchtig und brennbar und giebt, wenn es in geeigneter Weise verbrannt wird, ein sehr glänzendes Licht. Nun ist die Beobachtung gemacht worden, daß Steinkohlengas, wenn es durch Naphtha hindurchgeht, einen Theil davon absorbirt und dadurch — indem es nämlich den Kohlenstoff des Naphtha in sich aufnimmt — seine Leuchtkraft in bedeutendem Grade erhöht. Um diese Vermischung stattfinden zu lassen, läßt man das Gas durch ein Gefäß ziehen, in welchem auf mehreren Zächern Schwämme liegen, die in Naphtha eingetaucht sind. Wenn dieses Verfahren beobachtet und ein trockener Gasometer angewandt wird, so wird dadurch das Gas unter Hinzurechnung der Kosten des Naphtha um 25 pCt. billiger hergestellt. Von naphthalisirtem Gase braucht man nur die Hälfte des nicht so präparirten Gases, um einen gleichen Lichteffekt hervorzubringen. — So melden Londoner Blätter, und die Berliner städtischen Behörden, die damit umgehen, eigene große Gas-Anstalten zu errichten, werden gewiß nicht ermangeln, das neue Experiment ebenfalls prüfen zu lassen. Gleichzeitig wird in dem Mechanic's Magazine gemeldet: „Es ist ein Verfahren entdeckt worden, durch welches animalischer Stoff in ein geruchloses Gas verwandelt werden kann, das mit außerordentlicher Helligkeit brennt. Es kann dasselbe sehr billig hergestellt werden und zu häuslichen Zwecken von großem Nutzen seyn, obwohl nicht wahrscheinlich ist, daß man es zur Straßenbeleuchtung an die Stelle des Steinkohlengases werde anwenden können."

Das nächste Blatt wird wegen der Feiertage erst am 27. Dec. ausgegeben, doch erhalten die Leser wie gewöhnlich auch in diesem Quartal 39, so wie im vollendeten Jahrgang 156 Nummern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Sonnabend den 28. Dezember 1844.

Frankreich.

Jules Janin über den gallischen Rhetor Ausonius.

Wir lernen hier den Ausonius von einer Seite her kennen, woher wir uns dessen nicht vermuthet hätten. Wenn daher auch der Rhetor unseren Lesern gleichgültig seyn mag, so ist es vielleicht nicht sein Geschichtschreiber. Jules Janin schreibt Geschichte auf dieselbe glitzernde Weise, wie er Romane und Kritiken schreibt. Er reißt ein paar Blätter aus einem Folianten, taucht sie in die Farben des Regenbogens und fährt uns damit vor den Augen hin und her, so daß wir wohl zuweilen ein Wort des Textes erwischen. Wir können auch damit zufrieden seyn, denn es beunruhigt uns wenig, ob uns das eine oder das andere Jahr im Leben des Ausonius dunkel bleibt.

Wenn einmal, so redet er seine Leser an, die Einbildungskraft der Romanschreiber erschöpft seyn wird und ihr, von erfundenen Abenteuern übersättigt, euch an den Zingern alle Combinationen jenes ungeheuren Triktrakspiels werdet abzählen können, das darauf beruht, wie man sein Auditorium eine Stunde lang wach erhalte: dann kommt vielleicht, wenn die Leser nicht schon vor Langeweile gestorben sind, eine Zeit, wo man zu ernsteren Studien zurückkehrt. Literatur und Geschichte, die besten Zerstreuungen eines gebildeten Geistes, werden ohne Zweifel eines Tages in diese ihre Würde wieder eingesetzt werden, denn unsere jetzige Unterhaltungs-Lektüre muß an der zunehmenden Ermüdung der Schreibenden und der Unaufmerksamkeit der Lesenden zu Grunde gehen. Indessen aber, da dieser glückliche Tag noch nicht erschienen ist und vielleicht erst über unseren Gräbern aufgehen wird, mag man uns erlauben, schüchternen Schrittes mit irgend einer vergessenen historischen Erinnerung zwischen den heut vollendeten und den morgen anfangenden Roman zu treten. Diesmal z. B. möchte ich euch einen sonderbaren Mann vorstellen, einen Mann, der halb Gallier, halb Römer, halb Christ, halb Heide, heut Grammatiker, Philosoph und Dichter, morgen römischer Konsul war, der seine Frau innig liebte, aber nicht weniger seine schönsten Sklavinnen, der des Morgens die Messe hörte und, wenn der Abend kam, die profanen Lieder des Petronius sang. Vielleicht komme ich euch recht, weil ich unerwartet komme, vielleicht, da ihr den Mährchen der Gargantua's aus den Lesekabinetten mit Vergnügen zuhören konntet, gewinne ich auch für meinen Mann euer Interesse. Er heißt Ausonius, war ein lateinischer Schriftsteller und lebte im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der Stadt Bordeaux.

Um den Lesern nicht die dramatische Erzählungsform vorzuenthalten, an die sie durch die Romanschreiber gewöhnt sind, beschreibt Janin Auson's Jugendleben und Familienverhältnisse mit dessen eigenen Worten. Wir erfahren da, daß Ausonius gelehrte und berühmte Ahnen gehabt habe und sein Vater ein moralisch und wissenschaftlich musterhafter Arzt gewesen sey. Der künftige Rhetor wurde in den Schulen von Bordeaux erzogen. Bordeaux war im dritten und vierten Jahrhundert, wie wir jetzt zu sagen pflegen, eine Metropole der Intelligenz. Sie blühte unter römischem und griechischem Einflusse, und ob sie gleich christlich war, so las man dennoch dort zu viel Virgil und Homer, als daß man die alten Götter und ihren Schützling, die Kunst, hätte vergessen sollen. Zu dieser Zeit herrscht in der römischen Welt noch Ruhe. Die Barbaren regen sich wohl, aber ganz in der Ferne. Die römischen Kaiser lieben Gallien wie ein zweites Vaterland. Noch zweifelt Niemand an der Unsterblichkeit Roms, Niemand denkt an die möglichen Ereignisse, die ein künftiges Jahrhundert bringen könnte, und im Schutze dieser Ruhe gedeihen die Arbeiten des Geistes im südlichen Gallien, das einer einzigen großen Schule zu vergleichen ist, denn wir sprechen von dem Zeitalter der Grammatiker und Rhetoren. Nehme man aber das Wort Rhetor nicht in schlechtem Sinne. Damals verstand man darunter einen Mann, der zugleich Dichter, Professor und Advokat war. Gallien aber galt in jener Epoche für Roms Vorrathskammer großer Männer. In seinen Rhetoren flackerte noch einmal die Fackel des römischen Genius auf, ehe sie erlosch. Sie haben die Grazie des Antiken, wenn auch nicht seine Kraft, noch einmal der Welt gezeigt, ehe sie von den Füßen der Barbaren zertreten wurde. Nächst den Rhetoren machten den Ruhm jener Zeit die Grammatiker. Sie wachten über die Schätze der klassischen Sprachen, die schon aus dem Leben in die Leihbibliotheken zurückgedrängt wurden. Oft erhoben sie sich auch bis zur Beredtsamkeit, denn diese Kunst war aus der Hinterlassenschaft des alten Griechenlands dem südlichen Frankreich zugefallen, das mit dem Vaterland der Künste schon so früh verbunden war. Und dieses Erbtheil hat es bis in die neueste Zeit bewahrt, denn Fléchier, Massillon, Mirabeau, alle Männer der Gironde, Thiers und Guizot sind Kinder dieses Bodens.

Wie sehr die Rhetoren in Ehren standen, mögen die Reskripte der Kaiser Konstantin und Valentinian zeigen, in denen die Professoren mit ihren Frauen und Kindern von allen Abgaben frei erklärt werden. Sie brauchten weder in den Milizen zu dienen, noch irgend eine schwere Arbeit zu Gunsten des Staates zu übernehmen. Freilich hatten sie auch ihre Sorge. Neben dem Unterricht lagen ihnen gewissermaßen die Functionen unserer Staatszeitungen ob, denn jedem nur irgend wichtigen Ereigniß, vornehmlich jeder Handlung des Kaisers, mußte ihre Muse Tribut zahlen. Und leider war es Sitte, diese Aufgabe nicht so schön, sondern so künstlich als möglich zu lösen; daher sank die Poesie jener Zeit bis zu faden Calembourgs herab. Unser Ausonius war fleißig in diesem Felde; aber, zu seiner Ehre sey es gesagt, er nannte dies die Geißel der Grammatiker, Grammaticomastix. Er war davon durchdrungen, daß für seine rhetorischen Kunststücke Afranius und Plautus keine Citronenschale geben würden. Nach dreißigjähriger Wirksamkeit gelangte Ausonius zu der unverhofften Ehre, vom Kaiser Valentinian zur Erziehung des Kronprinzen Gratianus an den Hof nach Trier berufen zu werden. Das war das Amt der Seneka, Fronton und Lactantius gewesen, und mit Freude und Stolz ging Ausonius an die Aufgabe, der künftigen Generation der Menschheit ihren Herrscher heranzubilden. — Ampot schrieb für Karl IX. die Uebersetzung des Plutarch, Pérefixe für Ludwig XIV. die Geschichte Heinrich's IV., Fenelon für den Herzog von Burgund den Telemach, was schrieb Ausonius für den jungen Gratian?

Hier zeigte sich der Pedant. Wie ein Dorfschulmeister machte er Gedächtnißverse über alle Gegenstände, die der einstige Kaiser lernen sollte. Vier Zeilen genügten ihm für die Geschichte Julius Cäsar's, „den der Senat, ihm feind gesinnt, getödtet hat." Gleicherweise wird die Geschichte der folgenden Kaiser behandelt. Aber man muß gestehen, der Dichter ist aufrichtig, er sagt den todten Kaisern so viel Wahrheiten, als nur immer in so wenigen Versen angebracht werden können. Den Nero nennt er grausam, den Otho weibisch, den Vitellius infam, und so fort. Nach der Geschichte kommt die Geographie. Alle größere Städte des Reichs werden mit ein paar Reimen bezeichnet, die dem Kaiser immer die Vorzüge, nie die Bedürfnisse derselben schildern und gewiß während seines ganzen Lebens ihm im Gedächtniß geblieben sind. Darauf folgt in diesem Buche für Alles eine Orthographik und Etymologie. Hier aber ist Ausonius auf seinem Felde und sagt manches Ausgezeichnete. So z. B. lesen wir dort die Behauptung, daß eine gebildete Sprache keine Synonymen habe. Eine andere Arbeit, die wir glücklicherweise nur im Auszuge besitzen, ist dagegen wieder recht kindisch. Es ist dies ein Kalender für seinen erhabenen Zögling, der in schönen Versen geschrieben und mit zwölf Bildern geziert ist. Die Verse klappen gut und sind leicht zu behalten. Leider aber wird um diese Zeit der würdevollen römischen Sprache, um sie für Reime gelenkig zu machen, arge Gewalt angethan. Ihr Genius ist todt, der sie weiter bilden könnte, und was in ihr geschrieben wird, ist entweder nur Zusammenstellung schon vorhandener klassischer Phrasen, oder, wie es am häufigsten geschieht, nach dem Geiste einer fremden Sprache umgeschmolzen. Traurige Veränderung der Dinge! Der grünende lebendige Fels, auf dem das Kapitol gebaut war, ist zu weichem Wachs geworden, das jeden Eindruck annimmt und keinen behält. Für die Sprachen ist, wie für die Menschen, der bedauernswürdigste Charakter die Charakterlosigkeit.

Nächst dem Almanach schrieb Ausonius in usum Delphini eine Erklärung des Homer, die gründlich und unterrichtend ist. Kurioser für uns ist eine Komödie aus der Feder des Ausonius, die den Kirchenspielen im Mittelalter ähnlich ist. Sie heißt „das Spiel der sieben Weisen" und hat eine unerreichte Einfachheit. Im Prolog entschuldigt sich Ausonius deshalb, daß er die sieben Weisen auf dem Theater erscheinen läßt; er beruhigt sich aber damit, daß es sich um griechische Philosophen handle und für diese, die aus dem Theater einen Tempel und ein Forum machten, nicht schimpflich sey, was Römern Schande brächte. Nachdem dies gesagt ist, erscheint Solon und sagt mit langen Kommentaren und Beweisen seinen Wahlspruch her: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen." Darauf kommen seine Kollegen, jeder mit seinem Motto. Keiner spricht mit dem Anderen, und zu Ende singen sie, als ignorirten sie einander völlig, gemeinschaftlich in verschiedenen Rhythmen das Resumé ihrer respektiven Philosophieen.

Ausonius war übrigens, so naiv er auch hier erscheint, durchaus nicht ohne Malice und hat am Hofe des Valentinian, so zu sagen, ein schwarzes Buch über alle skandalöse Begebenheiten des Tages geführt, das er seine „Epi-

gramme" nennt. Hierher gehören auch die Gelegenheitsgedichte, die er für den Kaiser schrieb, wenn derselbe etwa einen Hirsch erlegt oder anderswie Gewandtheit oder Glück gezeigt hatte. Von diesen Epigrammen, unter denen sich manche sehr schöne befinden, sind einige von neueren Dichtern, wie von Fontenelle und Chénier, nachgebildet worden. Unser Rhetor aber nennt auch Epigramme die kleinen Gedichte, die von den Ereignissen seines eigenen Lebens hervorgerufen wurden, und hat damit seinem Biographen, der ihm auf seinen kleinen Wegen folgen und einen Blick in sein Inneres thun möchte, gar freundlich die Arbeit erleichtert. — Ja, wer du auch seyst, der du dich einst mit den Todten beschäftigst und auch meine Seele aus ihren hier und da zerstreuten Stücken wirst wieder aufbauen wollen, suche sie in den kleinen Versen, welche die ephemere Begeisterung dieses oder jenes Tages in mir erzeugte. Die Namen und die Schilderungen meiner Freunde und Geliebten, meine Feiertage, meine Gefahren und Freuden, alles dies ist in jenen untergegangenen Blättern verzeichnet, die du finden wirst, wenn du sie suchst, Freund flüchtiger Berühmtheiten, vergessener Gefühle, übertroffener Gedichte. — In seinen Epigrammen finden wir unseren Rhetor als Menschen. Hier vergißt er gar oft seine Stellung am Hofe und läßt seinen Gefühlen und seiner Zunge die Zügel schießen. Aber seine Gefühle jagen einander, wie die Phantasien eines echten Dichters. Heute macht er seiner Frau, morgen der Lais, am folgenden Tage der Galla eine Liebeserklärung; am vierten kehrt er wieder zu seiner Frau zurück; die neue Lais aber läßt nicht lange auf sich warten. Indessen steigt sein Ansehen am Hofe. Die Kaiser nehmen ihn auf ihren Zügen mit sich, wie Ludwig XIV. Racine und Boileau in seinem Feldlager bei sich hatte. Und als die Barbaren von den Gränzen zurückgeschlagen waren und man die Beute theilte, fiel unserem Rhetor, wie dem Achill die Briseis, eine schöne gefangene Deutsche zu. Ausonius besang sie mit seinen schönsten Reimen und machte sie frei. Denn so waren jene stolzen Römer; vor einer Sklavin mochten sie sich nicht bücken. Sie gaben der Frau, die sie liebten, die Freiheit und damit die Erlaubniß, sie selbst zurückzuweisen oder anzunehmen, wie es ihr beliebte. Unser Pädagog scheint diese Galanterie schwer gebüßt zu haben.

Der Kaiser Valentinian nahm die Verse des Ausonius in Affection, obwohl er sich selbst nicht immer in den Gränzen des Atticismus hielt. Eines Tages, als er in seiner guten Laune war, schrieb er selbst, currente calamo, ein gemeines erotisches Gedicht über die Ceremonien der Hochzeit. Die Verse waren nicht schön, aber der Kaiser war zufrieden und mit ihm natürlich der ganze Hof. In seinem Künstlerstolz fordert er den Ausonius heraus, eben so schöne Verse über denselben Gegenstand zu machen. Was soll Ausonius thun? Soll er ein besseres Gedicht machen als der Kaiser und ein ungeschickter Hofmann seyn? Soll er etwas schlechter dichten und den Spott der Welt auf sich rufen? Als eines Tages Ludwig XIV. Boileau Verse in seiner Manier zeigte, sagte der Dichter, sich verneigend: „Sire, nichts ist Ew. Majestät unmöglich; Sie wollten recht schlechte Verse machen, und es ist Ihnen vollkommen geglückt." Ausonius war feiger; der arme Rhetor zog sich damit aus der Affaire, daß er Fragmente von Versen aus dem Virgil zusammenstoppelte, um ein gemeines Lied daraus zu gewinnen. Das können wir unserem Freunde nie vergeben, Virgil, den keuschen Virgil, den die Römer die Jungfrau nannten, so geschändet zu haben. Der Kaiser aber war zufriedener damit als wir und machte Ausonius dafür zum Konsul. Mit Voltaire, der von Ludwig XV. für einige Opernverse zu Ehren der Schlacht von Fontenoy zum Pair erhoben wurde, konnte Ausonius singen:

Les honneurs et les biens s'en vont pleuvant sur moi
Pour une farce de la foire.

Nachdem er seine Functionen als Hofmeister beendigt hatte, wurde er nach der Reihe Präfekt von Afrika, Illyrien, Italien und Gallien und endlich, wie wir bereits erzählt haben, Konsul. Die Römer des alten Roms werden in ihren Gräbern aufgeschreckt seyn, als die Lictoren, die Fasces vor einem gallischen Grammatiker hertragend, über ihren Häuptern einherschritten. Es war dies eine jener Umwälzungen, die Juvenal als die äußerste Lächerlichkeit eines gesellschaftlichen Zustandes mit den Worten vorausgesagt hatte: Si fortuna volet fies de rhetore consul (Wenn das Schicksal will, kann es aus einem Rhetor einen Konsul machen). Von dieser Zeit an ist Ausonius der beredteste Lobredner des Gratian, der indeß Kaiser geworden war. Die Panegyriken auf Trajan und Julian sind nichts gegen den des Ausonius auf Gratian, und wenn Plinius seinen Herrn lobt, so hat er wenigstens den Ruf des Trajan für sich. Uebrigens war es damals in den Schulen Sitte, solche Lobreden auf den Kaiser zum Thema für Ausarbeitungen zu geben. Das bildete die Zöglinge und lehrte sie früh, wie man schmeichle und lüge. Ausonius, muß man gestehen, hat in diesem Fache eine Musterarbeit hinterlassen. Der Kaiser, der ihm den kurulischen Stuhl gegeben, heißt darum der Gerechte, der Fromme, der Unbezwingliche, Germanicus, Alemannicus u. s. w. Der große Kaiser, in der That! er machte seinen Lehrer zum Quästor, Präfekten und Konsul und kündigte ihm seine Ernennung durch ein gnädiges, höchsteignes liebenswürdiges Handschreiben an. Und mit dem Titel und in der Sprache der Scipionen, des Fabius und des Aemilius Paulus redete der alte Pädagog den Kaiser an, wie man Ludwig XIV. in den Prologen zu den Opern anredete. Indeß änderte die politische Bedeutsamkeit in dem Charakter des Ausonius nichts, er blieb ein wohlwollender Mann und gab von seinen früheren Beschäftigungen nur das Unterrichten auf. Von seinen literarischen Arbeiten aus dieser Zeit ist ein beschreibendes Gedicht, „Mosella", erhalten, das unstreitig sein bestes Opus ist. Auch finden sich noch Episteln vor, die er während seines Konsulats verfaßte. Diesen Briefen aber sieht man es an ihrer leeren Gründlichkeit nur zu deutlich an, daß sie bloß geschrieben sind, weil ihr Verfasser nicht aus der Gewohnheit des Stylisirens kommen wollte und, wie ein Kalligraph, sich an der Uebung seiner Fertigkeit erfreute.

An das Christenthum des Ausonius ist nicht viel zu glauben; denn wenn er auch über die schwierigsten Mysterien der Kirche Gedichte machte, so war dies doch bei einem Manne, dessen ganzes Leben in der Ueberwindung rhetorischer Schwierigkeiten bestand, nur rednerische Aufgabe gewesen seyn. Er ist Christ auf dieselbe Weise, wie wir in unseren poetischen Uebungen Heiden sind, wo wir die Venus und den Amor, den Zeus und alle große Götter anrufen. Bei Hofe hatte er auch nicht nöthig, den Glauben zu heucheln, den er nicht hatte, denn Valentinian selbst hat sich nie definitiv für Christus oder für Jupiter entschieden.

Als Gratianus durch seinen Nachfolger Maximus vom Throne gestürzt und ermordet worden war, zog sich Ausonius in sein Vaterland zurück und bebaute mit einer Ruhe seine Felder und Gärten, die nur an Cincinnatus und Diocletian erinnert. Die Erinnerung an sein politisches Leben aber verlöschte er so in seinem Geiste, daß er in den sonnigen Ebenen von Bordeaux auch nicht mit einem Verse des unglücklichen Gratianus gedachte, für dessen Preis ihm einst die lateinische Sprache zu arm gewesen war.

England.

Zur Geschichte der Eisenbahnen in England.

(Schluß.)

Der Enthusiast, auf den hier angespielt wird, war vermuthlich Herr George Stephenson selbst. Als dieser vor ein Comité des Unterhauses geladen wurde, um sein Gutachten über die in Vorschlag gebrachte Eisenbahn abzugeben, ersuchten ihn die Beförderer dieser Maßregel aufs angelegentlichste, die gesunde Vernunft der ehrenwerthen Herren nicht durch die Aeußerung zu beleidigen, daß er eine größere Schnelligkeit als zehn (engl.) Meilen die Stunde zu erzielen hoffe; und da er in der Hitze der Debatten von funfzehn und selbst von zwanzig Meilen die Stunde zu sprechen anfing, wurde er mit einigen nicht sehr schmeichelhaften Ausrufungen begrüßt und zugleich der ziemlich deutliche Wink hinzugefügt, daß er fürs Tollhaus reif sey.

Am 8. Oktober 1829 ging endlich der erste Versuch auf einem Theil der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn vor sich, den man eigens dazu in Stand gesetzt hatte. Es stellten sich vier Maschinen zum Wettkampf, von denen jedoch nur zwei den Forderungen der Direction entsprachen: die „Rocket", von Robert Stephenson, und die „Novelty", von Braithwaite und Ericsson erbaut. Man denke sich das Erstaunen der Zuschauer und vor Allem des Schiedsrichters, des Herrn Nicholas Wood, als die „Novelty" mit Wettrenner-Schnelligkeit davonjagte und zwanzig (engl.) Meilen in der Stunde zurücklegte! — Die „Novelty" war indessen nicht auf schwere Lasten eingerichtet, und bei den folgenden Versuchen zeigte sich ihre Maschinerie als unvollkommen, weshalb sie den Sieg und die Prämie ihrer Nebenbuhlerin überlassen mußte — was auch ohnehin der Fall gewesen wäre, indem die „Rocket" unbeladen dreißig Meilen, mit einer Last von 13 Tonnen aber vierundzwanzig Meilen die Stunde lief. Sowohl die Eisenbahn als die Lokomotive waren unter der Leitung der beiden Stephenson mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt, und der achte Oktober 1829 ist die Aera — eine neue Hedschra oder Flucht — von der man mit Recht die Ausführung der wichtigsten Entdeckung neuerer Zeiten datiren kann. Am 15. September 1830 fand hierauf die Eröffnung des Schienenweges statt, die aber durch den unglücklichen Tod des Herrn Huskisson getrübt wurde, der als Parlaments-Mitglied für Liverpool zu den eifrigsten Beschützern des Unternehmens gehört hatte. Auch dann war der Gedanke noch immer vorherrschend, daß die Eisenbahnen hauptsächlich zum Güter-Transport dienen würden, bis sich nach und nach die wichtige Thatsache herausstellte, daß ihr größter Nutzen und höchster Werth mit der schnelleren Beförderung der Passagiere verknüpft sey. Ehe jedoch diese große Wahrheit sich vollständig entwickelte und während die Liverpool-Manchester-Eisenbahn noch im Bau war, hatte man schon vierundzwanzig Parlaments-Akten auf neue Bahnen ausgewirkt; dann folgten zwischen 1830 und 1836 sechsundzwanzig, im Jahre 1836 allein neunundzwanzig und im Jahre 1837 funfzehn Akten. Hierauf trat eine Stille ein, die zwei bis drei Jahre dauerte; aber der Unternehmungsgeist loderte bald von neuem auf, und im vorigen Jahre kamen wieder vierundzwanzig Eisenbahn-Bills zu Stande, während man in der diesjährigen Parlaments-Sitzung nicht weniger als sechsundsechzig Bittschriften um die Verleihung solcher Privilegien einreichte, von denen über vierzig gebilligt wurden.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Regierung nicht besser gethan hätte, die Eisenbahnen unter ihre spezielle Leitung zu nehmen und sie nach einem planmäßigen System zu ordnen, statt die Errichtung derselben dem Gutdünken einzelner Privat-Compagnieen zu überlassen. Aber abgesehen von dem Umstande, daß es der Regierung unmöglich war, die schnelle und riesenhafte Entwickelung eines anfangs so bescheidenen, so stark bezweifelten und selbst verlachten Unternehmens vorauszusehen, ist es durchaus nicht erwiesen, daß administrative Maßregeln ein glänzenderes Resultat hervorgebracht hätten, als die fesselose Thatkraft und die unermeßlichen Hülfsquellen einer Nation wie England. Daß es nicht ganz ohne Mißgriffe abging, ist unbestreitbar, aber diese sind auch in Frankreich und in Belgien nicht vermieden worden, wo die Eisenbahnen unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouvernements stehen, welches noch dazu das Vorbild Englands und Nord-Amerika's als Richtschnur vor Augen hat. Ein allgemeiner Operationsplan hätte zwar nicht unbedeutende

Summen Geldes erspart und wäre vielleicht im mancher Hinsicht von Nutzen gewesen, aber bei allen kleinen Unvollkommenheiten ist doch nie eine solche Reihefolge gemeinnütziger und kolossaler Werke mit so überaus günstigem Erfolge zu Ende geführt worden.

Als die Römer-Herrschaft zuerst die Kultur in Britanien einführte, wurden jene großartigen Heerstraßen gebaut, die noch jetzt mit dem Namen der Roman roads bezeichnet werden und die seitdem als die Hauptadern der inneren Verbindungen und die Grundlagen aller späteren Wegebauten gedient haben. Man war bei ihrer Anlage mit so richtigem Blicke verfahren, daß sie dieselben Communications-Linien darbieten, die bei dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zur Errichtung der Eisenbahnen gewählt wurden; die meisten jener alten Straßen laufen in derselben Richtung und durch dieselben Gegenden, die jetzt von einem Eisenbahn-Netze durchkreuzt werden. Die südöstliche (South-Eastern), London-Birmingham-, große Verbindungs- (Grand Junction) und Chester-Crewe-Bahnen sind an die Stelle der großen Watling Street von Dover nach Chester getreten. Die Gloucester- und Birmingham-, Derby-Verbindungs- (Derby Junction) und North Midland-Bahn weichen nur wenig von der römischen Straße ab, die unter dem Namen der Ricning Street bekannt ist. Der noch nicht ganz beendigte Schienenweg zwischen Bristol und Gloucester und der von Bath nach Exeter, der den südlichen Zweig des alten Foss Way ersetzt, werden die ehemalige römische Verbindungs-Linie zwischen York und Exeter vervollständigen. Die große westliche (Great Western) Eisenbahn nimmt mit einer geringen Abweichung die Stelle des römischen Iter von London nach Bristol ein, und die südwestliche (South Western) entspricht genau der Heerstraße, längs der Vespasianus zur Eroberung der Insel Wight marschirte. Die Brightoner und nordöstliche (Northern and Eastern) sollten sich nach ihrem ursprünglichen Plane die ganze Gegend entlang ziehen, die ehemals von der Ermine Street durchschnitten wurde, und die Eastern Counties Railway (Eisenbahn der östlichen Grafschaften) folgt der Spur einer römischen Heerstraße, die von dem Archäologen Horseley als die Icknild Street bezeichnet wird, während der Liverpool-Manchester-, Manchester-Leeds- und Leeds-Yorker-Schienenweg die Linie der nördlichen Watling Street ausfüllt. Die Bahnen, die von York nach Newcastle im Osten und von Manchester nach Lancaster im Westen führen, befinden sich fast in einer Linie mit den Straßen, welche einst das römische Heer auf seinen Zügen nach Schottland benutzte. Die Carlisle-Newcastle-Eisenbahn verbindet den Solway-Meerbusen mit der Mündung des Tyne auf dieselbe Weise, wie es durch die Militairstraße des Severus geschah; selbst die kleine Zweigbahn nach Maryport ist in den Itineribus zu finden, und noch weiter nördlich läuft die Edinburg-Glasgower Linie durch den Distrikt des Antoninischen Walls. Auch in Nord-Wales gab es römische Straßen nach Bangor und Caernarvon und in Süd-Wales nach Milford-Haven, die aber nicht so deutlich zu erkennen sind als die übrigen. Die Taff-Vale Eisenbahn erstreckt sich 30 Meilen weit in der Richtung, die man dem Julianischen Wege von Cardiff aus nordwärts zuschreibt, so daß etwa drei Viertel des Julianischen Weges und einige der mittleren und nordöstlichen Theile des Foss Way die einzigen Punkte des großartigen römischen Straßenbaus-Systems bilden, die nicht heutzutage in den bestehenden oder projektirten Eisenbahnen vertreten sind.

Es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß die Erbauer der verschiedenen Eisenbahnen sich nach den alten römischen Straßen richteten; aber da diese Verbindungs-Linien ursprünglich von einem staatsklugen und mit praktischem Scharfblick begabten Volke gezogen wurden und Jahrhunderte lang die gewohnten Kanäle des inneren Verkehrs gebildet hatten, so folgten die neueren Ingenieure dem ihnen gleichsam von der Natur vorgezeichneten Operationsplan. Wenn wir also die weise Politik der Römer, die Erfahrung so vieler Generationen und die wachsame Sorgfalt des Privat-Interesses sich in der Wahl derselben Hauptlinien vereinigen sehen, so können wir mit Entschiedenheit behaupten, daß ein solcher Beweis ihrer praktischen Vortheile das beste a priori ausgearbeitete Wegebau-System aufwiegt und die Nicht-Einmischung der Regierung und des Parlaments vollkommen rechtfertigt.

Spazierreise von Athen nach London.

Unter den Vorzügen, die das jetzige Zeitalter im Vergleich mit allen frühern auszeichnen, ist die Schnelligkeit und Oekonomie, mit der man weite Reisen zurücklegen kann, als einer der wichtigsten zu betrachten. Nicht allein werden die entferntesten Regionen der Erde einander dadurch näher gebracht, sondern man wird gleichsam in den Stand gesetzt, Zeit und Raum zu überspringen und die Einbildungskraft in den Tiefen der Vergangenheit schwelgen zu lassen. Während der Kreuzzüge waren Jahre nöthig, ehe der Pilger die Wanderung nach dem heiligen Lande vollbringen konnte, und noch vor kurzem hielt man eine Reise nach Indien für ein so bedenkliches Unternehmen, daß sie selten zweimal im Leben ausgeführt wurde; wogegen man jetzt zur Spazierfahrt von London nach Jerusalem nur zwanzig Tage und nach Bombay nicht mehr als vierzig gebraucht. Sechzehn Tage reichen für den heutigen Touristen hin, um an Ort und Stelle das Ministerium Joseph's in Aegypten mit dem Sir Robert Peel's in England zu vergleichen und über die Wirkungen der ersten und der letzten Korngesetze, die uns die Geschichte darbietet, nachzudenken. In einer einzigen Woche kann der Höfling den Palast Victoria's mit dem des August vertauschen, und es genügen drei Wochen, um ihn von dem Geburtsort Konstantin's (York) nach dessen Hauptstadt zu versetzen. Vierzehn Tage bringen den Liebhaber klassischer Studien von dem Tower in London *) nach der Akropolis von Athen, wo er, auf dem Areopag sitzend, eine Parallele zwischen der kürzlichen Entscheidung der Doktoren in Oxford und denen der alten Theologen von Attika ziehen kann.

Einige Notizen über diese Tour werden dem Reisenden vielleicht nicht unwillkommen seyn. Als Einschiffungspunkte nach Griechenland hat man die Wahl zwischen Ankona, Triest und Marseille, welche respektive fünf, sechs und neun Tagereisen von Athen entfernt sind. Oesterreichische oder französische Dampfschiffe gehen alle vierzehn Tage von obigen Häfen ab; das Briefzeichen wird in neunzig Stunden von London nach Marseille befördert, und die Couriere gebrauchen nicht viel mehr Zeit, um den Weg von London nach Triest zurückzulegen. Für diejenigen aber, die alle Strapazen vermeiden wollen, ist die angenehmste Straße nach Marseille die über Rouen, Paris und Chalons, von wo aus Dampfböte mit Schnelligkeit die Saone und Rhone hinabgleiten und bei Lyon und Avignon anlegen. Von dieser letzteren, so anziehenden alten Stadt fährt man in zwölf Stunden nach Marseille. Die Seereise von Marseille nach Athen wird durch das Einlaufen der Dampfböte in Livorno, Civita-Vecchia, Neapel und Malta noch interessanter. Aus folgendem Itinerarium der Route von Athen nach London kann man sich einen Begriff der verschiedenartigen und merkwürdigen Gegenstände bilden, die dem Fremden auf jeder Tagesreise entgegentreten; um sie oberflächlich zu beschauen, reichen zwanzig bis fünfundzwanzig Tage hin, aber die doppelte Zeit würde dazu erforderlich seyn, um sie mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die sie in so reichlichem Maße verdienen.

Das prächtige Schauspiel, welches der Sonnen-Aufgang und Untergang in Athen darbietet, ist fast schon zum Sprüchwort geworden. Der Morgen erscheint selten oder nie mit „braunem Mantel bedeckt", wie ihn die britischen Dichter schildern, sondern er hat noch immer die rosigen Finger, mit denen ihn Homer zum letzten Mal über die Cykladen emporsteigen sah. Die Stunde, die zur Abfahrt der Dampfböte bestimmt ist, trifft glücklicherweise in den Monaten Mai und Juni mit Sonnen-Aufgang zusammen, und die zahlreichen Passagiere, die von der Stadt nach dem Piräeus eilen (der früher zwischen langen Mauern führende Weg ist durch eine makadamisirte, zum Theil aus deren Ruinen erbaute Straße ersetzt worden), — sehen mit gespannter Erwartung die ersten Strahlen über den Hymettus aufsteigen und die Höhen von Parnes, Egaläos und Lykabettus erleuchten, dann die Säulen des Parthenon erreichen und endlich bis zu dem niedrigen braunen Kamme des munichischen Vorgebirges dringen. Die Olivenhaine liegen bald hinter uns; in der unteren Stadt, wo noch die Spuren der Festungsthürme zu bemerken sind, finden wir eine leichte Caique (kibotos) bereit, die uns von dem wohlgebauten Quai nach dem Verdeck des netten kleinen österreichischen Dampfers bringt, der gewöhnlich in dem Theil der Rhede liegt, den man einst den aphrodisischen Hafen nannte. Der Piräeus, der am Ende des Krieges sich nur zweier hölzerner Hütten und der Ruinen eines alten Klosters rühmen konnte, ist jetzt zu einer Stadt von 2000—2500 Einwohnern angewachsen, welche regelmäßige Straßen, gute Quais und zwei ansehnliche Kirchen besitzt. Der Hafen hat Raum genug, um vier Linienschiffe, drei Fregatten und eine bedeutende Anzahl Dampfer, Kanonenböte und kleiner Kauffahrteischiffe aufzunehmen. Im Frühjahr 1843 war er auf diese Art besetzt, und im vorigen Jahre ward das englische Linienschiff „Howe" durch den Admiral Mason in den Hafen geführt — der erste Dreidecker, der je im Porto Leone **) geankert hat. Um sechs Uhr passirt der pünktliche Oesterreicher den alten Hafendamm, und die Gräber der alten und neueren Helden Griechenlands, des Themistokles und Miaulis, verlassend, die sich an der munichischen Landspitze befinden, gleitet er bei dem Meerbusen von Salamis und der Insel an dessen Mündung vorbei, wo die persische Leibwache (die Unsterblichen des Xerxes) aufgerieben wurde.

Der wohlbekannte, im Zeitalter August's geschriebene Brief des Sulpicius giebt die beste Schilderung dieser Scene und der Eindrücke, die sie auf die Gefühle des Reisenden hervorbringt. Zwischen dem Piräeus und dem Isthmus, dessen nördlichste Spitze das Dampfboot in etwa vier Stunden erreicht, liegen Aegina, Eleusis, Korinth, wie sie der Römer sowohl als der Türke zurückließ, in Trümmern. Glücklicherweise ist jedoch die Religion der Christen an die Stelle des Götzendienstes der Ceres getreten, und statt der militairischen Tyrannei der Römer hat ein tapferes und betriebsames Volk sich constitutionelle Freiheit errungen. Ein poetischer Seufzer des Bedauerns war Alles, was der römische Philosoph dem von seinen Landsleuten geplünderten und zerrissenen Griechenland schenken konnte, aber die warme Sympathie des christlichen Europa's zwang die zum Theil widerstrebenden Regierungen, es (nach langer Zögerung und Hinopferung des dritten Theils seiner Einwohner) aus den Händen der Ungläubigen zu erlösen.

Die Landenge von Korinth ist nicht allein wegen der Ueberbleibsel der Stadt merkwürdig, wovon nur noch einige sehr alte dorische Säulen stehen, die zu einem Tempel des Neptun gehörten, sondern auch wegen der Akropolis, einer majestätischen, natürlichen Festung, von der man die ganze Hügelreihe des Parnassus und Helikon übersehen kann, und wozu man noch die Spuren der isthmischen Tempel und Mauern rechnen muß. Zwischen der Ankunft und dem Abgang der Dampfschiffe ist dem Reisenden eine zehnstündige Frist (von 12 Uhr Mittags bis 10 Uhr Abends) gegönnt, die vollkommen zur Besich-

---

*) In dessen Nähe die Dampfschiffe auf der Themse liegen.

**) Diesen Namen erhielt der Hafen im Mittelalter von den marmornen Löwen, die am Eingang desselben standen und später von den Venetianern mitgenommen wurden.

tigung dieser Trümmer hinreicht, und Pferde und Wagen werden in Bereitschaft gehalten, um ihn nach dem 6 engl. Meilen entfernten Korinth oder der am jenseitigen Ufer des Isthmus gelegenen Bai von Lutraki zu befördern, wo der Dampfer aus Triest verborgen liegt, als ob er sich seines Sieges über Neptun in dessen geheiligter Wohnstätte schämte. Die Spuren der großen, aus massiven Quadersteinen erbauten und mit befestigten Thürmen versehenen Mauer, die sich quer über den Isthmus erstreckte, sind noch deutlich wahrzunehmen. Hier war es, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden, und der Alsos oder heilige Hain, in dessen Mitte der Tempel Poseidon's stand, zog sich an jener Mauer entlang. Das Bruchstück einer ungeheuren krenelirten Säule ist das einzige Merkmal, woran die Stätte des Tempels zu erkennen ist, und die vielen geringeren Tempel, Altäre und Statuen, von denen Pausanias erzählt, werden durch eine einzige Kapelle vertreten. Gegen Osten liegt die weite Vertiefung, welche einst das berühmte Stadium bildete, dessen Ränder noch seine Ausdehnung bezeichnen und dessen Fläche mit grünem Korn bewachsen ist. Die ganze Scene gewährt einen entzückenden Anblick, in welchem Hügel und Thäler, von der heiligen Tanne gekrönt, die häufig zwischen den Ruinen emporsteigt, mit grünen Bergschluchten abwechseln. Von jeder kleinen Erhöhung öffnet sich eine bezaubernde Aussicht auf die klassischen Berge, die ehemals dem Pan, der Ceres oder den Musen geweiht waren, während das Reich Neptun's mit seinen blauen Wogen den verlassenen Hof des Meergottes von allen Seiten umringt. Es ist einer der wenigen Punkte auf unserer Erde, wo Natur, Geschichte und Poesie sich verbinden, um die Einbildungskraft aufzuregen und ihr ein fortlaufendes Gemälde vergangener Zeiten und Thaten vorzuführen — als dädalische Kunst in Sicyon erstand, als Hellas gestittet und frei wurde, als Rom seine blutigen Siege erfocht und Paulus den größeren Sieg des Friedens predigte. Von Nero's Versuch, den Isthmus zu durchstechen, sind gleichfalls noch die Spuren vorhanden; sie befinden sich westlich von der Mauer an der Seeküste, erstrecken sich jedoch nur ungefähr über den dritten Theil der Landenge. Die geringe Tiefe des Wassers auf der westlichen Seite des Isthmus, die langwierige Schifffahrt auf dem von hohen Bergen eingeschlossenen und den Windstillen und plötzlichen Stürmen ausgesetzten Golf von Korinth, die Unwichtigkeit der Stadt selbst und der geringe Bedarf der Umgegend bieten keine Aufmunterung dar, den Versuch zu erneuern. Sonst würden sich dem Unternehmen weiter keine Schwierigkeiten entgegensetzen, indem man leicht einen mit einem Paar Schleusen versehenen Kanal durch den Isthmus ziehen und die kleinen Fahrzeuge, die jetzt den ganzen Handels-Verkehr betreiben, auch ohne Dampf auf demselben fortschaffen könnte.

Bei Anbruch des Tages erreicht der Steamer gewöhnlich Vostizza, ein hübsches Städtchen, das durch den Umstand einige Wichtigkeit erlangt hat, daß es der Mittelpunkt des Korinthen-Baues und Exports so wie der Hauptort einer nicht unbedeutenden Provinz ist. In den Engpässen hinter der Stadt führt ein reizender Pfad bis zur Spitze des Berges, auf dem sich das berühmte Kloster Megaspelion, das größte in Griechenland, erhebt, dessen malerische Lage es vor allen ähnlichen Zufluchtsörtern frommer Klausner auszeichnet. Es hält den Vergleich mit der Karthause von Vallombrosa aus, und wenn es auch weniger Pracht in der Architektur und den Verzierungen darbietet, so wird es durch diese Einfachheit noch ehrwürdiger. In den traurigsten Zeiten bewahrte hier Griechenland seine glänzendste Zierde — die Freiheit; denn als Ibrahim-Pascha die Dörfer der Morea verheerte und alle Thäler, mit Ausnahme Maina's, besetzt hatte, flüchteten die vornehmsten Häuptlinge ihre Familien und ihre Schätze hierher und vertheidigten das Kloster mit Erfolg gegen die Angriffe des Feindes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Maria Stuart, eine französische Oper. Ein junger Musiker, Herr Niedermeyer, dessen gewöhnlicher Aufenthaltsort Brüssel ist, hat für die Académie Royale de Musique in Paris eine „Maria Stuart" geschrieben. Das Textbuch zu dieser Oper nennt Herr Henry Blaze in der Revue des deux Mondes (wo ihm die Chiffre H. W. angehört) eine „Chronik in fünf Akten", die es auch in der That zu seyn scheint, denn es umfaßt das ganze Leben der schönen Königin von Schottland, von ihrem Aufenthalte als Dauphine am Hofe Heinrich's II. bis zu den Abenteuern der Gemahlin Darnley's und ihrem traurigen Ende auf Zotheringay, dem Schlosse ihrer königlichen Rivalin Elisabeth. Die fünf Akte versetzen uns also abwechselnd nach Frankreich, Schottland und England, und erst der letzte erinnert durch seine Handlung an das Trauerspiel Schiller's, von welchem der französische Kritiker sagt, es würde für den musikalischen Ausdruck der Leidenschaft, so wie für ein lyrisches Drama überhaupt, bei weitem mehr geeignet seyn, als das, was der Pariser Librettofabrikant — Herr Theodor Anne — für Herrn Niedermeyer zusammengestellt. Der Komponist hat unter diesen Umständen ebenfalls sich begnügt, eine Mosaik-Composition zu liefern, denn die Charaktere des ersten Aktes konnte er unmöglich auch noch in dem fünften Akt gebrauchen, da Rizzio im zweiten, Darnley im dritten, der Regent Murray, der im dritten Akt auftritt, im vierten Akt stirbt, Elisabeth erst im fünften Akt erscheint und nur Maria Stuart selbst und Bothwell von Anfang bis zu Ende Personen des Stückes bleiben. Nichts auch, sagt Herr Blaze, sey in der Musik von dem Gegensatze der beiden Nationalitäten, der schottischen und der englischen, und eben so wenig sey von dem großen Kampfe der beiden Bekenntnisse, des katholischen und des protestantischen, etwas wahrzunehmen. Hierzu, zur Schilderung dieses Gegensatzes, zur Darstellung der Leidenschaften jenes Kampfes, zur musikalischen Gestaltung eines „Mortimer", würde Niemand unter den jetzt lebenden Komponisten geschickter seyn, als der berühmte „auteur des Huguenots", den Herr Blaze in dieser Anzeige des Niedermeyerschen Werkes nicht aufhört, zu citiren. Sogar bei Erwähnung des jungen, auch in Berlin bekannten Tenoristen Italo Gardoni, der in der Maria Stuart den Bothwell sang, unterläßt der Kritiker nicht, sich an den deutschen Komponisten zu wenden, über dessen Triumphe in Berlin man in Paris besorgt zu werden anfängt, weil man fürchtet, er werde der Wirksamkeit in Deutschland den Vorzug vor der in Frankreich geben. „Ach", ruft Herr Blaze, „Meyerbeer hat jetzt andere Musik im Kopf als die unsrige, und am Vorabend des Tages, an welchem die Académie royale ihre Maria Stuart gab, ließ der Komponist des „Robert" in Berlin seine „Campagne de Silésie, un Vaterlandisches Oper", vor dem Könige von Preußen zur Einweihung des neuen Opernhauses aufführen. Freilich hatte Meyerbeer auch bei jener Pariser Darstellung ein Interesse, denn von den Debüts Italo Gardoni's hängt mehr oder weniger die endliche Entscheidung der Frage über Aufführung der längst erwarteten Oper in fünf Akten (des „Propheten") ab, die seit einer Reihe von Jahren schon auf einen guten Tenor wartet. Wenn Gardoni mißfallen hätte, so würde dies dem berühmten Maestro nicht wenig unangenehm gewesen seyn, und wir hätten dann vielleicht unwiederbringlich auf die neue Oper verzichten müssen. Gardoni hat gefallen, und — vielleicht ist das dem Meister nicht minder unangenehm, denn nun fällt aller Vorwand fort, uns sein Werk länger zu entziehen. Möglich, daß unsere Vermuthungen uns täuschen, aber uns kömmt es so vor, als wäre der berühmte Komponist des „Robert" und der „Hugenotten", wenn auch nicht ganz und gar für uns verloren, doch wenigstens anderwärts sehr ernstlich gebunden. Ein überlegener Einfluß macht ihn uns streitig, der Einfluß der Nationalität, welchem seine neueste Oper, deren Titel man nur zu kennen braucht, um sich davon überzeugt zu halten, eine Gewährschaft ist, deren Bedeutung man nicht zu verkennen vermag. Der König von Preußen hegt vor dem Talente Meyerbeer's große Achtung und wird gewiß Nichts versäumen, um ihn für immer in Deutschland zu fesseln — also, wer weiß, wer weiß!"

— A. Gretsch in Paris. Der russische Staatsrath, Herr A. Gretsch, ist wieder in Paris angekommen, wo er im vorigen Jahre um diese Zeit seine Widerlegung des Custine'schen Buches schrieb — eine Widerlegung, die bekanntlich die Aufmerksamkeit auf das letztere, das bei allem seinem Esprit doch voll ethnographischer, statistischer und politischer Schnitzer ist, nur um so mehr gelenkt hat. Herr Gretsch ist Russe durch Geburt, wie durch Erziehung und literarischen Ruf; Niemand in Deutschland hat es ihm daher je zum Vorwurf gemacht, daß er Angriffe auf russische Nationalität und Sitte, die etwa von Frankreich oder anderswoher kommen, mit seinen besten Kräften bekämpft und zurückweist. Und hätte er es überall mit Geist, Geschicklichkeit und Wahrheitsliebe gethan, so würden auch diese gewiß in Deutschland anerkannt werden seyn. Gleichwohl wird jetzt von einem französischen Freunde des Herrn Gretsch, von Herrn P. Merimee, der selbst einen Aufenthalt in Rußland beschrieben und dabei gegen Custine polemisirt hat, in der Revue de Paris gesagt, die deutsche Presse habe „Insinuationen" wider Ersteren vorgebracht, die von der französischen wiederholt worden seyen, und die nothwendig widerlegt werden müßten, damit man Herrn Gretsch nicht etwa gar „wegen der nicht sehr moskowitischen Endung seines Namens für einen an den Zaren verkauften politischen Abenteurer von zweideutiger Nationalität halte." — Wir müssen gestehen, daß wir die Absicht der sehr auf Schrauben gestellten Ausdrücke des Herrn Merimee nicht ganz begreifen, und lassen daher den betreffenden Artikel, so weit er in dem Vorstehenden nicht schon enthalten, selbst folgen: . . . „Demnach (fügt Herr Merimee hinzu) sollte man wissen — und in Paris leben Russen genug, die es bestätigen können — daß sich A. Gretsch in seinem Vaterlande durch Talent und Arbeit eine angesehene Stellung geschaffen, und dies ist eine Art von Verdienst, die man besonders in Frankreich immer sollte zu ehren wissen. Er ist der erste russische Grammatiker und hat der Philologie ausgezeichnete Dienste geleistet. Bei Lesung des Werkes „La Russie en 1839" hat ihm der Unwille die Feder in die Hand gegeben, und das ist ein Gefühl, das ziemlich leicht zu begreifen, ohne daß man nöthig hat, an andere Einflüsse zu denken. Ist dasselbe nicht von mehr als Einem Kritiker in Frankreich und England getheilt worden? Es wird hinzugefügt, daß in Folge dieser Widerlegung, mit der die russische Regierung nicht zufrieden war, A. Gretsch in Ungunst gerathen sey und nun seine Zeit der Verbannung unter uns zu verleben habe. Wahrlich, es ist doch zu naiv, zu glauben, daß die in Ungnade gefallenen Russen nach Paris geschickt werden, um hier Buße zu thun; im Gegentheil, man weiß, daß keine Strafe so sehr von ihnen gefürchtet wird, als die der Verweigerung eines Reisepasses. Mit allen Kräften protestiren wir gegen diese leichtsinnigen oder übelwollenden Insinuationen. Wenn Rußland und Frankreich durch die Politik getrennt werden, so ziemt es sich wenigstens, daß sie ihre beiderseitigen Schriftsteller kennen und achten lernen, und daß mitten unter so vielen aufregenden Fragen die Literatur ein neutrales Gebiet verbleibe, wo sie ihre Sympathieen mit einander austauschen und sich die Hand reichen können."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Dienstag den 31. Dezember 1844.

England.

Umrisse einer Geschichte der Natur.

„Spuren der Naturgeschichte der Schöpfung" (Vestiges of the natural history of creation) — so lautet der Titel eines Buches, das vor kurzem in London erschienen ist. Wir haben noch keine Gelegenheit gehabt, dasselbe zu sehen oder den Namen des ungenannten Verfassers zu erfahren; die englischen Reviews sind jedoch so seines Lobes voll, daß wir danach Einiges über die in dieser Schrift entwickelten Ideen mittheilen.

Das Buch beginnt mit einem Kapitel über die Anordnung und Bildung der räumlichen Körper und über die Beziehungen zwischen den Planeten unseres Sonnensystems. Das Hauptresultat ist hier, daß alle Körper im Raume hinsichtlich ihrer Formation in einem steten Fortschritt begriffen seyen, daß unser Sonnensystem, da es verhältnißmäßig jung sey, noch viele physikalische und moralische Erscheinungen im Keime enthalte, während Myriaden anderer Welten schon der Vollkommenheit näher gerückt seyen. Hieran knüpfen sich einzelne Reflexionen, aus denen wir folgende über die Einfachheit der Natur herausheben:

„Das Gesetz, nach welchem die Rotation der Himmelskörper geschieht, ist genau dasselbe, welches das bekannte Phänomen der Wasserwirbel auf dem Spiegel eines Flusses hervorbringt. Solche kleine Wirbel erscheinen nie einzeln, sondern gewöhnlich sind zwei oder mehrere neben einander, die sich nach verschiedenen Richtungen bewegen. Dies kleine, friedliche Spiel der Natur, dem wir mit kindlicher Freude zusehen, erklärt uns die Wunder binärer und ternärer Sonnensysteme ..... Die Thräne, die über die Wange des Kindes rinnt, ist rund, und nach demselben Gesetze der gegenseitigen Anziehung der Molekule runden sich die Sonne und die Planeten. — Merkur bewegt sich rascher als Saturn, und zwar aus demselben Grunde, als sich eine Kugel, die an einem Faden hängt, den wir um unsere Finger wickeln, rascher bewegen wird, je kürzer wir den Faden nehmen. Die beiden Wasserwirbel kamen in Drehung auf eine Entfernung von einigen Zollen, und dieselbe Ursache dreht zwei Sonnen in einem Abstande von Millionen von Meilen."

Hierauf folgt die Schilderung der geologischen Aeren der Erde. Sie umfassen die vormenschliche Zeit, denn von dem Augenblicke an, als der Mensch in die Erscheinung tritt, ist keine große Veränderung der Erdoberfläche mehr nachweisbar. — Als älteste Fossile organischer Körper kommen uns, sagt der Verfasser, Seethiere (Zoophyten und Polypen) vor, obgleich wir doch gewöhnt sind, die Pflanzen für niedrigere Organismen zu halten. Er löst den Widerspruch, indem er behauptet, daß wohl Seepflanzen den Seethieren vorangegangen seyn möchten, die nur zu klein waren, als daß sie hätten eine fossile Spur ihrer Existenz zurücklassen können.

In Bezug auf das Pflanzen- und Thierreich verweilt der Verfasser wiederum bei der stufenweisen Vollkommenheit der einzelnen Klassen. Alle, meint er, gehören einem einzigen Systeme an, das sich nur in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung verschieden äußere. Daher die höheren und die niederen Thiere, die höheren und niederen Pflanzen. Sie bilden sämmtlich nur eine Reihe, deren einfachste Formen des Seyns immer in die nächst komplizirteren übergehen. Der Verfasser geht noch weiter und zeigt die Stadien des organischen Lebens an einem und demselben Individuum. „Ein Insekt", sagt er, „das an der Spitze der artikulirten Thiere steht, ist im Larvenzustande ein wirkliches Anneliv, ein Wurm, also der untersten Klasse der Gliederthiere angehörend. Der Embryo eines Krebses gleicht dem entwickelten Thiere der niedrigeren Ordnung Myriapoda und durchläuft mehrere Formen der Krustaceen. Der Frosch gleicht einige Zeit nach seiner Geburt einem Fisch, hat Kiemen und andere Organe der Wasserthiere, die er nach und nach ablegt. Die Säugethiere durchlaufen noch mehr Phasen der Ausbildung, da sie den höchsten Platz in der Skala einnehmen. Selbst der Mensch ist von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Seine Organisation gleicht gradatim der eines Fisches, eines Reptils, eines Vogels und der niederen Mammiferen.*) Nachdem er endlich auch die den Affen angehörige Bildung des Schwanzbeins verloren hat, wird er zu einer wirklich menschlichen Kreatur. Selbst die Varietäten der Racen werden an der progressiven Entwickelung eines Individuums offenbar. So durchläuft jedes Thier in seiner Bildungs-Periode eine Reihe von Veränderungen, die den permanenten Formen niedrigerer Ordnungen in der Leiter der organischen Wesen entsprechen." Dem Einwurf, daß wir stets Gleichartiges durch Gleichartiges erzeugt werden, also keinen Fortschritt einer Gattung zu einer höheren sehen, begegnet der Verfasser mit der Behauptung, daß, was hiervon unter unseren Augen geschieht, sich unmerklich verändere. Er führt diesen Gedanken auf folgende Weise aus:

„Der Fötalzustand eines einzelnen Organismus dauert nur einige Tage, Wochen oder Monate; aber der einer neuen Welt mag ungeheure Zeiträume umfassen. Setzen wir den Fall, daß eine Ephemere, die an dem einen Apriltage ihres Lebens über einem Sumpfe schwebt, fähig wäre, die Froschbrut unten im Wasser zu beobachten. In ihrem Greisenalter, am Nachmittage, habe sie noch keine Veränderung an derselben bemerkt. Wie soll sie nun wissen, daß die äußeren Kiemenbüschel dieser Larven einst abfallen und durch Lungen ersetzt werden, daß sich Füße entwickeln, der Schwanz verschwinden und das Thier, das jetzt im Wasser lebt, ein Landbewohner werden wird? Eben so schwierig mag es für uns seyn, die Fortschritte zu einem höheren Typus der Existenz, die eine Spezies der Organismen in ihrer allmäligen Fortpflanzung macht, zu bemerken. In der Zeit, die wir die geschichtliche Aera nennen, scheinen die Spezies starr die Gränzen ihrer Eigenschaften bewahrt zu haben. Aber die geschichtliche Aera ist, wie wir wissen, nur ein kleiner Theil des ganzen Alters unseres Globus. Wir wissen aber so wenig genau, was vor dieser Zeit geschehen ist, als wir schließen dürfen, daß die folgende Periode der Naturgeschichte eine Wiederholung der jetzigen seyn wird."

Einen ferneren Beweis für sein Prinzip der allmäligen Vervollkommnung findet der Verfasser in den Veränderungen, die eine menschliche Familie unter dem Einflusse der umgebenden Verhältnisse erleidet. „Es ist bekannt — sagt er — daß eine menschliche Familie, ein Stamm oder ein Volk im Laufe der Generationen aus einer schlechteren körperlichen Bildung sich zu einer besseren erheben oder aus einer höheren in eine niedrigere zurücksinken kann, je nachdem die äußeren physikalischen Bedingungen günstig oder ungünstig sind .... Das Hervortreten der Backenknochen, das Zurückweichen oder Schmälerwerden des Schädels, eine Verlängerung und Verdünnung der Gliedmaßen: dies Alles sind Eigenthümlichkeiten, die von den äußeren Bedingungen abhängen. So sehen wir die Natur gleich bereit, vorwärts und rückwärts zu gehen. Beide Wirkungen sind einfach der Ausdruck des Gesetzes von der Fortbildung durch Fortpflanzung.

„Es fragt sich nun, ist unsere Race die erste Phase des Menschengeschlechts, und wird sie einst durch eine moralischere und intelligentere ersetzt werden? Es liegt hierin nichts Unwahrscheinliches. Die heutigen Menschen sind kriegerisch und eigennützig und stimmen vielleicht so am besten zu der gegenwärtigen Configuration der Erde. Dieselbe aber durchläuft allmälige Veränderungen und wird vielleicht einst zum Felde einer milderen Existenz. Dann mag ein edlerer Typus der Menschheit erstehen, der die Spitze der Thierreiche auf unserem Planeten ist und die Träume der reinsten Geister unserer Zeit verwirklicht."

Der Autor scheint nur wenig mit den Begriffen der griechischen Philosophen bekannt, und dennoch bekennt er sich, wie unbewußt, zu denselben. Jene Ansicht von einer edleren Menschenrace gehört dem Pythagoras an, der diese Race in vollkommnere Welten setzt, als unsere Erde ist. Derselbe spricht auch von der Welt als von dem ersten Einen, das sich harmonisch aus dem minder Schönen und Guten zum Schöneren und Besseren heranbilde, und gerade diese Idee ist es, auf die unser Naturphilosoph sein System vorzüglich baut. Aus der Schöpfungsgeschichte der Menschheit citiren wir, was über die geistige Thätigkeit in den Thieren gesagt wird.

„Einfache Elektrizität, die künstlich hervorgebracht und auf die Nerven eines todten Körpers applizirt wird, erregt Muskelthätigkeit. Wenn man einem frisch geschlachteten Thier das Gehirn herausnimmt und durch Stoffe ersetzt, die einen elektrischen Strom erzeugen, so beginnt das Verdauungsgeschäft, das durch den Tod des Thieres unterbrochen worden war, von neuem, woraus erhellt, daß das Gehirn einer galvanischen Batterie völlig gleichzustellen sey. Man braucht vor dieser Behauptung nicht zu erschrecken, wenn man bedenkt, daß die Elektrizität so unkörperlich ist, als es der Geist selbst seyn soll. Sie ist ohne Dimension und ohne Gewicht. Metall, das magnetisirt oder bis zu 700 Grad Fahrenheit erhitzt wird, ist darum nicht um den hundertsten Theil eines Grans schwerer. Und dennoch ist die Elektrizität etwas Reelles, denn dies erhellt aus ihren Wirkungen. Wärme und Licht bedingen die Vegetation, ein galvanischer Strom sammelt die Kupfertheilchen

*) Diese Behauptung ist bereits von deutschen Physiologen aufgestellt und auch in Deutschland widerlegt worden. Der Menschenfötus ist nicht zu einer Zeit Fisch, zur anderen Amphibium u. s. w., sondern er ist eben so weit das eine als das andere, insofern er, wie diese, den Formationsplan der Wirbelthiere hat, der sich natürlich in den Embryonen am einfachsten und darum am meisten gemeinsam darstellen muß.

aus einer Lösung wieder zu einer festen Platte, der Blitz spaltet die Eichen u. s. w., ja sogar der Brechungswinkel der Wärme- und Lichtstrahlen ist eben so genau gleich dem Einfallswinkel, als dies nur bei dem dichten Stein der Fall ist, der schief gegen eine Wand geworfen wird."

Das letzte Kapitel spricht von der moralischen Weltordnung, und auch hierin nähert sich der Autor den griechischen Philosophen. „Um glücklich zu seyn — heißt es dort — muß man sein Leben den moralischen und physikalischen Gesetzen so anpassen, daß man sowohl für sich selbst, als auch für die Mitmenschen, den größtmöglichen Vortheil erlange. Wir sollen uns also nicht ruhig hinsetzen und abwarten, daß die Dinge sich durch ihren eigenen Zusammenhang oder durch göttliche Intervention zu unserem Besten anordnen, sondern so handeln, daß die unparteiisch für einen Jeden sorgende Vorsehung mit unserem Wohle parallel läuft. Vor Allem haben wir uns zu hüten, die gerechten Ansprüche eines Anderen zu kreuzen und so dem Gemeingut einen Schaden zuzufügen. Solche Beeinträchtigungen, die immer gegen den Leib, das Eigenthum oder den Frieden des Nachbars gerichtet sind, bestrafen sich durch den Haß, den sie erregen, und durch das Bewußtseyn einer niedrigen Handlung. Dies gilt von Völkern wie von den Individuen, und zwar von der äußeren wie von der inneren Politik. Man kann nicht ungestraft ungerecht seyn, wie man nicht ungestraft zehn Tage hungern kann. Wir sind so konstituirt, daß wir nur dann glücklich seyn können, wenn unsere Mitmenschen ebenfalls glücklich sind, und darum sollen wir Anderen nicht thun, was wir nicht wünschen, daß uns gethan werde."

Spazierreise von Athen nach London.

(Schluß.)

Die südlichen Ufer des Meerbusens von Korinth sind mit Plantagen bedeckt, in welchen die kleine Traube gezogen wird, die wir Korinthen nennen. Diese Anpflanzungen erstrecken sich bis nach Patras, welche Stadt dreißig engl. Meilen von Vostizza hinter zwei Kastellen liegt, die etwa eine Stunde von einander entfernt sind und den Eingang des Meerbusens beherrschen. Patras mit seiner Festung und gut angebauten Ebene, der die Berge zum Hintergrunde dienen, ist nicht ohne Schönheit; die Stadt ist im blühenden Zustande und ihrer Bauart nach eine der regelmäßigsten in Griechenland. Sie ist der Stapelplatz des Korinthen-Geschäfts, so wie des ganzen Handels zwischen den Inseln und dem adriatischen Meer.

Von Patras fährt das Dampfschiff in 1—2 Stunden an den Lagunen von Missolunghi vorbei, aber die Stadt selbst ist fünf bis sechs Meilen von der See an der niedrigen Küste gelegen und daher nicht sichtbar. Ihre drei Belagerungen, ihre ruhmwürdige Vertheidigung und letzte Katastrophe von 1827, als ein Theil der Garnison sich durch die feindlichen Linien schlug und die Zurückbleibenden das Gebäude, wohin sie sich geflüchtet hatten, in die Luft sprengten und auf diese Art Christen und Moslems, Angreifer und Vertheidiger zugleich dem Tode weihten — haben ihrem Namen eine Unsterblichkeit verliehen, die nur der Glorie von zwanzig Jahrhunderten bedarf, um sie den Thermopylen und Sagunt an die Seite zu stellen. Ein anderer Schauplatz des Ruhms zeigt sich in der Gegend, wo die Schlacht von Lepanto geliefert wurde; dieser Ort, von dem der große Sieg der verbündeten christlichen Flotte über die Moslems seinen Namen erhielt, liegt vor dem Hafen von Missolunghi, innerhalb der Curzolari-Inseln. Hätte Don Juan d'Austria aus seinem Grabe in Namur erstehen und die österreichischen Schiffe erblicken können, die an der Stätte vorbei, die er einst durch seine Heldenthaten verherrlichte, dem türkischen Lager Proviant zuführten, während christliche Ingenieure das Geschütz der Barbaren dirigirten, so hätte er vielleicht seinen Unwillen in den Worten des „königlichen Dänen" ausgedrückt:

> Und stumpfer als das Unkraut müßt Du seyn.
> Das ruhig wandert an des Lethe Ufer,
> Bewegt Dich dieses nicht.

Die Fiore del Levante (Zante) wird jetzt im Südwesten sichtbar, und gegen Osten passirt man Cephalonia, Santa-Maura und Ithaka; das Vorgebirge Actium, die Mündung des Golfs von Arta, der die Gränze des hellenischen Staates bildet, Anti-Paxo (wo Kleopatra und Antonius vor der Schlacht von Actium geschwelgt haben sollen), Paxo, mit dem unglücklichen Parga, und die Gebirge von Suli auf dem gegenüber liegenden Festlande gleiten eines nach dem anderen an dem Auge des Reisenden vorüber, bis endlich Korfu, die Hauptinsel der ionischen Republik, sich aus dem Meere erhebt, und das Dampfboot erreicht deren Hafen etwa zwanzig Stunden, nachdem es Patras, und sechsunddreißig, nachdem es den Isthmus verlassen. Die Homerischen Erinnerungen an Ulysses, Nausikaa und Alcinous sind vielleicht das Einzige, was vom alten Korcyra noch übrig bleibt; antike Denkmäler sind fast gar nicht mehr vorhanden, aber sie werden durch die seltene pittoreske Schönheit der Insel, ihre Felsen, Berge, Buchten und Olivenwälder, und endlich durch ihre großartigen Festungswerke und Anlagen reichlich ersetzt. Für ein englisches Auge machen die britischen Grenadiere auf den Wachtposten und die Soldaten und Offiziere, die in Interims-Uniformen in der Citadelle und der Stadt umherschlendern, keinen unangenehmen Bestandtheil dieser Landschaft aus. Man ist jetzt mit dem Umbau der Festungswerke beinahe zu Ende, und an die Stelle der alten venetianischen Schanzen, die eine ganze Armee zu ihrer Vertheidigung erforderten, sind nunmehr drei Citadellen getreten, von denen zwei sehr stark sind und die dritte, die sich auf einer Insel befindet, für unbezwingbar gilt. Unglücklicherweise ist es weit leichter, Batterieen zu errichten, als Oliven-Bäume; diese letzteren, die den ganzen Reichthum der Insel bilden, haben seit kurzem kaum den zehnten Theil ihres früheren Ertrages geliefert, und die Insulaner, die jeden anderen Betriebszweig vernachlässigen, sind dadurch dem größten Mangel preisgegeben.

Ungefähr achtundvierzig Stunden nach der Abreise von Korfu langt der Dampfer in Ancona an; da aber der Papst den Reisenden eine dreitägige Quarantaine auferlegt hat, so landen nur wenige. Die Küste von Dalmatien mit Ragusa, der Bocca di Cattaro und Montenegro ist der Entfernung wegen nicht sichtbar, und der einzige Gegenstand, der die Monotonie dieser beiden Tage unterbricht, ist die Insel Lissa, die im letzten Kriege durch die Heldenthaten des tapferen Hofer und seines kleinen Geschwaders bekannt wurde. Die Ueberfahrt von Ancona nach Triest dauert gewöhnlich siebzehn bis zwanzig Stunden. Das malerische Vorgebirge der Santa Casa von Loretto, die Citadelle und das Lazaretto sind die Haupt-Merkwürdigkeiten von Ancona, wozu noch ein guter Hafendamm und ein wohlerhaltener römischer Schwibbogen aus den Zeiten Trajan's kommen. Der schöne Hafen enthält nur wenige Küstenfahrer, und die Stadt selbst kann als Beispiel der Mißgriffe und des Elends der päpstlichen Herrschaft dienen.

Triest, von der Kaiserin Maria Theresia gegründet (?), war bis zum Untergang Venedigs ein bloßes Dorf, und erst seit dem Frieden von 1814 hat dessen Wohlstand seine jetzige Stufe erreicht. Es wurde damals zum Freihafen erklärt *) und dient seitdem als Stapelplatz nicht allein für Oesterreich, die Lombardei, Dalmatien u. s. w., sondern auch für den Handel zwischen Europa und der Levante. Die Stadt hat demzufolge außerordentlich zugenommen; sie ist regelmäßig gebaut und mit einem breiten Kanal und Quais zum Gebrauch der Schiffe versehen. Man kann nicht sagen, daß sie einen eigentlichen Hafen besitzt, aber das adriatische Meer bildet hier eine Rhede in der Form eines Halbkreises, worin einige kleine Dämme hinauslaufen. Die Bergkette, welche die Stadt gleich einem Amphitheater von drei Seiten einschließt, sichert die Schiffe vor allen Winden **), indem sie auch die aus Süden wehenden abhält. In den neuen Straßen findet man äußerst wohlgebaute, hohe, schöne, steinerne Häuser, aber der Handelsgeist und der moderne Ursprung der Stadt machen sich in jedem Theile derselben bemerklich; mit Ausnahme der Börse und des Theaters, giebt es kein Gebäude, das in architektonischer Hinsicht merkwürdig wäre — nur die griechische Kirche ist inwendig sehr reich dekorirt. Im Jahre 1841 liefen nach authentischen Berichten 1038 Seeschiffe und 7164 Küstenfahrer in Triest ein, deren Ladung auf mehr als 33 Millionen Thaler geschätzt wurde; es gingen 1035 Schiffe und 8000 Küstenfahrer ab, und die Exporten betrugen über 25 Millionen Thaler. Das große Etablissement, welches den Namen der österreichischen Lloyd führt — eine Gesellschaft, die nicht allein Assekuranzen annimmt, sondern auch Dampfschiffe nach der Levante und dem schwarzen Meere sendet — ist die merkwürdigste Unternehmung dieses Platzes. Die Eisenbahn von Wien nach Triest ist erst bis Grätz vollendet.

Für den Dienst nach Venedig sind fünf Dampfböte bestimmt, welche die Ueberfahrt täglich in sieben Stunden bewerkstelligen, worauf die Reisenden mit der Eisenbahn, die vom Strande ab nach Padua führt, einen Theil des Wegs nach Mailand zurücklegen können. Von dort aus geht jetzt die beste Route über Basel; und der Unterschied zwischen den beiden Straßen über Mailand und den St. Gotthard oder durch Tyrol und Constanz ist nicht erheblich. In den letzten Jahren scheint Venedig sich wieder langsam zu erholen; zum Aufblühen dieser Stadt wird auch die Vollendung des Hafendammes von Maramoco und des auf Bogen erbauten Schienenweges von der Stadt nach dem festen Lande beitragen — eines großartigen Werks, das vielleicht in Jahresfrist beendigt wird. Im Jahre 1841 kamen in dem Hafen von Venedig 4152 Schiffe an, deren Tonnengehalt 276,894 betrug; im Jahre 1842 war die Anzahl der Schiffe 4858, der Tonnengehalt 336,319 — woraus sich eine Zunahme von mehr als einem Fünftel ergiebt. Von den vielen interessanten Gegenständen, die Venedig dem Fremden darbot, hat es fast keine verloren. Die Privat-Sammlungen sind allerdings sehr zusammengeschmolzen, indem nicht wenige von den Gemälden schon vor zwanzig Jahren verschwunden waren, aber die öffentliche Galerie, die Bibliothek, das Arsenal u. s. w. sind noch immer in ihrem frühern Stande, und die Regierung läßt die Kirchen und anderen antiken Gebäude, die ehrwürdigen Monumente venetianischer Kunst, restauriren. Man erreicht Venedig in der Regel am siebenten Tage nach der Abfahrt von Athen; es ist selten, daß sich die Reise einen Tag länger hinzieht.

Die Entfernung von Venedig nach Mailand über Vicenza und Verona ist mit Postpferden sechsundzwanzig Stunden, von Mailand nach Basel (über Lugano, St. Gotthard und Luzern) zweiundvierzig Stunden, von Basel nach Straßburg auf der Eisenbahn und von da nach Mainz ein Tag, von Mainz nach Aachen ein Tag und eben so viel von Aachen nach Ostende. Die Distanz von Athen nach London beträgt auf solche Art nur zwölf und einen halben Tag und wird in dieser Zeit von den Couricren zurückgelegt. Um die Reise mit größter Bequemlichkeit zu machen, dürften jedoch sechzehn Tage erforderlich seyn, und wenn man noch zehn hinzufügt, so werden sie vollkommen genügen, um die meisten Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, die sich auf dieser Route vorfinden. (Br. Rev.)

---

*) Triest wurde bereits im J. 1719 von Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt, und Maria Theresia bestätigte diese Freiheit.

**) Auch hier scheint der Verfasser im Irrthum zu seyn, indem ein Sturm aus Norden, den man dort Bora nennt, den Schiffen auf der Rhede zuweilen sehr gefährlich wird, weshalb auch jetzt ein Mole-Hafen gebaut werden soll.

Frankreich.

St. Marc Girardin über das Gefühl der Bewunderung.

Was iſt das Weſen der Bewunderung, welchen Einfluß übt ſie auf die menſchliche Natur, und wann darf man ſich ihr überlaſſen, um, in specie in der Literatur, heilſame Erfolge von ihr zu erwarten? Dieſes Thema hat ſich Herr St. Marc Girardin für ſeine erſte diesjährige Vorleſung gewählt und in dieſer Wahl wiederum bewährt, daß er das Gute nie von dem Schönen trennt und in den Werken der Kunſt das ſittliche Moment nicht überſieht. Dieſer Methode verdankt St. Marc Girardin großentheils die Schärfe ſeiner kritiſchen Unterſuchungen, und ſo hat er auch in ſeiner Eröffnungsrede mit ſicherem Blicke die Charaktere der wahren Bewunderung entwickelt, indem er mit der Aeſthetik die Moral verband. Damit nämlich die Bewunderung ihre ganze Wirkſamkeit entfalte, müſſe ſie, ſagt der berühmte Profeſſor, ſich zugleich des Herzens und des Verſtandes der Menſchen bemächtigen. Hieraus folgt, daß die Tugend, wenn ſie mit Schönheit gepaart iſt, jene Bewunderung einflößt, welche die Seelen erwärmt und erzieht.

Denn es giebt auch eine falſche Bewunderung, die entſittlicht, anſtatt zu erheben, und entnervt, anſtatt zu kräftigen. Ließen wir uns nicht ſelbſt von einem Blendwerk feſſeln, als wir die Schöpfungen einer abenteuerlichen Poeſie den großen Schriftſtellern des claſſiſchen Alterthums vorzogen, die unſere Väter in ihrer Jugend unterrichteten und erheiterten? Sonſt hörte man von der Schule bis zum Lebensende nicht auf, eine innige Verbindung mit den Perſonen und Werken der antiken Kunſt und Geſchichte zu unterhalten. Mit der Verehrung derſelben blieb der Kultus des Großen und Schönen in ſeiner Erhabenheit und Reinheit wach; von dieſer Religion waren die franzöſiſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts begeiſtert, als ſie die unvergänglichen Meiſterwerke griechiſcher und römiſcher Kunſt reproduzirten. Ja, ſie vervollkommneten ſie noch, denn das Chriſtenthum hatte ſie Gefühle gelehrt, die den Griechen und Römern unbekannt waren. Im folgenden Jahrhundert baſirte die franzöſiſche Literatur weniger auf den Werken des Alterthums, und darum büßte ſie einen Theil ihrer Natürlichkeit, ihrer männlichen Einfachheit und Anmuth ein. Wenn aber das Alterthum hier ſeinen Einfluß verlor, ſo gewann es auf einer andern Seite einen neuen. Damals beſchäftigten in Frankreich die großen Männer, die der griechiſche und römiſche Patriotismus erweckt hatte, die Gemüther und wurden von den Philoſophen, den Tribunen, kurz Allen, die auf die Menge wirkten, ausgebeutet. Wenn ſich die Männer jener Zeit, anſtatt über Tacitus und Plutarch nachzudenken, anſtatt ſich von dieſer Speiſe ſtarker Seelen zu nähren, in der Lektüre der modernen Dramen und Romane gewiegt hätten, würden ſie da wohl zu ihrer welterſchütternden Energie gekommen ſeyn? Man muß alſo die Bewunderung nur, wo ſie am Platze iſt, geſtatten, und ſie wird es bei Werken ſeyn, die nicht weniger die edlen Neigungen des Herzens vertreten, als den guten Geſchmack und die Reinheit der Sprache.

Dieſes Thema alſo hat St. Marc Girardin mit ſeiner gewohnten glänzenden Beredſamkeit behandelt. Er konnte in ſeinem Fache kein zeitgemäßeres wählen. Selten war er begeiſterter, ſicherer, ſprudelnder und gewandter. Man würde uns leicht aufs Wort glauben, doch beſſer iſt es jedenfalls, wir laſſen den Leſer ſelbſt urtheilen, ob er unſerem Lobe beiſtimmen kann. Wir geben daher eine Stelle aus jener Rede und glauben uns dadurch alles weiteren Raiſonnements überhoben.

„Adam Smith ſagt irgendwo in ſeiner „Theorie der moraliſchen Gefühle", die Bewunderung ſey ein durch Ueberraſchung geſteigertes Gefühl des Beifalls. Dieſe Definition iſt richtig. Wenn Sie plötzlich auf eine große Handlung oder eine große Idee ſtoßen, ſo bewundern Sie, denn Sie ſind überraſcht. Doch vergeſſen Sie nicht, daß, was Sie frappirt, auch Ihres Beifalls werth ſeyn muß. Zur Bewunderung gehört immer noch eine Art moraliſcher Zuſtimmung, und dies unterſcheidet ſie von der erweckten und ſogar von der befriedigten Neugier. Die Bewunderung ſagt mehr, als die Ueberraſchung. Was bewundert werden ſoll, das muß Ehrfurcht und Begeiſterung erwecken können und vom Gewiſſen gebilligt werden. Und weil die Bewunderung eine moraliſche Seite hat, darum iſt ſie ein ſo nachhaltiger Affekt. Um aber an ihrem Nutzen Antheil zu haben, muß man ſie am rechten Orte anzuwenden wiſſen. Dies führt uns zur zweiten Frage, die ich behandeln will, zu der Frage nämlich: was verdankt die Jugend der Literatur und vorzüglich der kritiſchen? Denn was iſt der Hauptzweck der Kritik? Sie ſoll bewundern lehren. Die Kunſt, zu bewundern, nicht die Kunſt, zu tadeln und abzuſchätzen, iſt das große Werk der Kritik. Was, in der That, nützt es mir, wenn ich — Boileau mag es mir verzeihen — weiß, daß Chapelain und Scudery ſchlechte Poeten, oder daß die Pucelle und „Alarich" langweilige Bücher ſind? Was ich lieber erfahren haben möchte, iſt, warum und wie der alte Horaz und der junge Cid mich ſo tief und lebhaft ergreifen, wie im Umgang mit ſolchen Seelen die meine veredelt und erzogen wird. Dies ſoll die Kritik lehren, wenn ſie zur Jugend ſpricht. Man ſagt, es gebe Gemüther, die hier- und dorthin ſchwanken und den Schwerpunkt ihres Weſens nicht finden können; ſo liegt ein Hang, zu bewundern, in den jungen Leuten, der hier- und dorthin ſchwankt und nicht weiß, wo er ſich feſtſetzen ſoll. Nondum amabam, sed amare amabam, ſagte der heilige Auguſtin, als er in ſeinen „Bekenntniſſen" den Aufruhr der erſten Bewegungen ſeines Herzens ſchilderte. Und auch wir können behaupten, daß es eine Zeit giebt, in der wir noch nicht bewundern, aber bewundern möchten, in der wir uns ſehnen, wenigſtens in der Literatur, dem Ideale der Schönheit zu begegnen, das wir im Herzen tragen, das aber dort verborgen und vergraben liegt, wie die Statue im Marmorblock, die den Meißel Michel Angelo's erwartet, um aus ihrem dunklen Gefängniß ans Licht zu treten.

„Wir wollen alſo bewundern, wir fühlen das Bedürfniß dazu; aber wie leiten wir dieſe Neigung? Es iſt durchaus nicht ohne Bedeutung, welchem Gegenſtande wir unſere Bewunderung zuwenden. Unſere Seele iſt dem Einfluſſe der Vergnügungen unterworfen, die ſie liebt, und je nachdem ſie durch das Schöne oder Häßliche ergötzt wird, wird ſie beſſer oder ſchlechter. Delectatio ordinat animam, ſagt ebenfalls der heil. Auguſtin. Die Art der Freuden, denen ſich die Seele überläßt, beſtimmt gewiſſermaßen ihren Rang. Um ſo ſchlimmer ergeht es der Seele, die ſich nicht an die Liebe zum Schönen gewöhnt und gewiſſen raffinirten Phantaſieen nachjagt, die das Eigenthum überſättigter Menſchen und Generationen ſind. Der Geſchmack am Häßlichen, die Liebe zum Unedeln und Grauenhaften macht die Jugend alt. Erinnern Sie ſich der reinſten und erhabenſten Helden in den Werken der Literatur, immer ſind ſie ſo, wie ſie Ihr Alter liebt. Seyen Sie ſicher, meine Herren, daß Sie nie zu viele Ideale im Herzen tragen; man muß ihrer viele haben, um bis ans Lebensende welche zu behalten.

„Prüfen wir nur einen Augenblick uns ſelbſt. Mit zwanzig Jahren haben wir eine Menge edler Neigungen im Herzen; ſie ſind das Reiſegeld, das uns Gott auf den Weg gegeben hat. Aber dieſe Neigungen ſind noch verworren und ohne Ziel. Da kommt die Literatur und giebt ihnen Geſtalt und Ausdruck, denn die Literatur iſt nichts als eine Sammlung von Bildern für die Ideale, die wir im Herzen tragen. Nichts iſt ſchön, als was nicht iſt, ſagte J. J. Rouſſeau, und er hatte Recht. Unſere Gedanken ſind beſſer als unſere Handlungen, unſere Hoffnungen ſüßer als unſere Erinnerungen; Jeder von uns hat ſeinen Roman, der ſchöner iſt als ſeine Geſchichte. Wir können dieſen Roman in unſerer Seele nicht abrunden, wir können ihn auch nicht zu Papier bringen, aber es freut uns, ihn zu leſen und in der Literatur die Perſonificationen unſerer Gefühle zu finden. Glauben Sie nun, es ſey gleichgültig, ob dieſe Perſonification ſchlecht oder gut gelungen ſey, ob wir die Spuren unſerer eingeborenen Gefühle in einem ſchönen Bilde oder in einer Karikatur wiederfinden? Nein, meine Herren, vergleichen Sie einen Augenblick die Muſtergeſtalten der antiken und der modernen Literatur; welche erziehen die Menſchheit mehr, welche ſpiegeln und veredeln unſere Gefühle beſſer? Welchen Umgang werden Sie vorziehen, den mit den Helden des Homer, Sophokles und Plutarch, oder den mit den abenteuerlichen Geſtalten einer modernen Phantaſie?"

Neue Beobachtungen bei der Gasfabrication.

Verbeſſerung der Gasröhren. — Das Gas-Ammoniak, ein treffliches Düngmittel.

Die franzöſiſche Akademie beſchäftigte ſich unlängſt mit der Prüfung eines von Herrn Hektor Ledru vorgeſchlagenen Verfahrens, Leitungsröhren von beliebiger Weite und Länge ohne Löthung auf kaltem Wege zu fabriziren. Es wird hierzu keine andere Vorrichtung erfordert, als eine kleine Maſchine, die ähnlich einem Brabanter Pfluge konſtruirt iſt, der zwei Pflugſchaaren und zwiſchen ihnen eine Fuge hat. Das zur Röhre beſtimmte Eiſenblech wird hierdurch an einer der breiten Kanten in ſeiner Dicke mit einer Rinne verſehen, gebogen und zum Cylinder gefalzt. Dieſe Röhren zeigen eine ſo vollkommene Kontinuität, daß man die Verbindungslinie nicht auffinden kann.

Die neue Art der Fabrication wird zuvörderſt billiger ſeyn und der öffentlichen Geſundheitspflege gute Dienſte leiſten. Durch die Löthungen wird ſtets eine unvollkommene Vereinigung zu Stande gebracht, die Reparaturen ſind dadurch häufig und die Röhren koſtſpielig. Noch wichtiger iſt die hygieniſche Rückſicht. Solche gelöthete Röhren dienen nicht nur zum Kanal für das Regenwaſſer, das ſich auf den Dächern anſammelt, ſondern auch für die Unreinigkeiten, die in die Kloaken abfließen, und für das Leuchtgas. Entſtehen nun Lücken in der Löthung und entweichen aus denſelben Luftarten oder flüſſige Stoffe, die in den Röhren enthalten waren, in den Boden der Straßen, oder in die Mauern der Gebäude, ſo entwickeln ſich ſchädliche Miasmen, oder es entſteht, wenn Leuchtgas entweicht, eine Gefahr anderer Art. Die Beiſpiele von Exploſionen, durch Entzündung ſolches Gaſes, ſind in den Magazinen der großen Städte ſehr häufig vorgekommen, und durch neuere Vorſichtsmaßregeln zwar ſeltener geworden, aber dennoch nicht unmöglich gemacht. Wie viel Gas, ſowohl zum Nachtheil der Fabrikanten als der Geſundheit des Publikums, ſelbſt bei der größten Vorſicht verloren geht, beweiſen die ſchwarze Färbung und der penetrirende Geruch der die Röhren umgebenden Erde, wie ſie bei den Reparaturen dieſer Röhren leicht wahrgenommen werden können. Sie rühren augenſcheinlich von allmälig ſich anhäufenden kleinen Mengen von Gas her, deren Entweichung nicht verhindert werden kann, und nun das Ihrige beiträgt, die Atmoſphäre großer Städte zu verpeſten.

Die Akademie hat das Verfahren des Herrn Ledru vollkommen bewährt gefunden, und man ſieht der baldigen Anwendung der ungelötheten Röhren entgegen, die überdies noch den nicht zu überſehenden Vorzug vor den anderen haben, daß ſie leichter ihre Form bewahren und einen Druck von fünfunddreißig bis vierzig Atmoſphären aushalten.

Ein anderer Vorſchlag auf dieſem Felde, der den Gasfabrikanten und Landwirthen zu Gute kommt, iſt in England von einem Herrn Croll gemacht worden. Er beruht auf der Reinigung des Leuchtgaſes und der Anwendung der ausgeſchiedenen Stoffe zum Ackerbau. — Unſere Leſer wiſſen bereits von dem Guano, jenem ausgezeichneten Düngungsmittel, das in erſter Qualität auf der Inſel Ichaboë an der Südweſtküſte von Afrika, in zweiter in Sü-

Digitized by Google

Amerika gefunden wurde. Der wirksame Stoff in demselben ist, nach Davy's schätzbaren Untersuchungen, ein Ammoniaksalz. Theils aber wird das Guano bereits täuschend nachgeahmt und ist nur mit Hülfe der Chemie von dem echten zu unterscheiden, theils sind die Quellen bald erschöpft, da Ichaboë nur eine Meile im Umkreise hat und der Dünger kaum zwanzig Zoll hoch über der Erde liegt. Daher ist es äußerst dankenswerth, daß neuerdings ein Weg angezeigt worden ist, wie wir uns täglich in unserer nächsten Nähe den ausgezeichnetsten Ersatz für das Guano verschaffen können. Der obenerwähnte Herr Croll hat nämlich gezeigt, daß die übelriechenden Beimischungen des Leuchtgases als Düngmittel zu benutzen sind. Diese Stoffe, die theils die Luft verpesten, theils die Löthungen so verderben, daß, wie in London berechnet wurde, an 25 bis 75 % Gas durch sie verloren gehen, sind ebenfalls Ammoniakverbindungen. Um das Ammoniak zu binden, läßt Herr Croll das Gas durch eine Auflösung von Schwefelsäure streichen, die auf hundert Gallons Wasser drittehalb Pfund Säure enthält und durch allmäliges Hinzugießen derselben immer in gleichem Säuregehalte bleibt. So bildet sich schwefelsaures Ammoniak in großer Menge, das unter den Händen des Herrn Croll wahre Wunder gewirkt hat. Samenkörner, die vierzig Stunden in dieser Auflösung gelegen hatten, trieben auf einem ungedüngten Boden sehr rasch und lieferten eine sehr reiche Aerndte. Pflanzen, die mit dieser Substanz besprengt wurden, blieben weit längere Zeit grün, als andere, die mit gewöhnlichem Dünger behandelt waren. Die Blumen bekommen durch das schwefelsaure Ammoniak einen ausgezeichneten Glanz und welken nur langsam; noch mehr, ein verblichener Blumenstrauß, einige Sekunden in die Flüssigkeit getaucht, erhält alle frühere Frische und Lebhaftigkeit der Farben wieder. Durch diese Erfolge ermuthigt, machte Herr Croll einen Versuch im Großen, der nicht minder glänzend ausschlug. Ein Weizenfeld wurde zur Hälfte mit schwefelsaurem Ammoniak (fünf Viertel Centner auf den Morgen, im Preise von fünf Thalern), zur anderen mit gewöhnlichem Dünger behandelt. Der letztere Theil trug dreiundzwanzig Scheffel, während der erstere zweiunddreißig und einen halben trug.

Schweden.

Der Amaranten-Orden.

(Aus Anders Fryxell's „Königin Christine".)

Einige Schriftsteller geben an, der Amaranten-Orden sey 1651 gestiftet, andere jedoch 1653. Letzteres ist das Wahrscheinlichste. Die nähere Veranlassung dazu war folgende: Am Dreizehntentage *) des Jahres 1653 wurde am Hofe der Königin Christine ein Ballet, das Fest der Götter benannt, aufgeführt. Der Gegenstand dieser Schaustellung war, wie die Götter bei einem Besuche auf der Erde von den Hirten und Hirtinnen bewillkommnet und aufgenommen werden. Die Götter wurden, so viel man davon weiß, durch Ausländer vorgestellt. Der Däne Corfiz Ulfeld war Jupiter, der Spanier Pimentelli Mars und der Pole Radziejowski Bachus; der Letztere, mit einer gewaltig großen Weinkanne in der Hand, kam auf einer Tonne in den Saal gefahren. Der schwedische Hof, angeführt von der Königin und Herzog Adolph Johann, stellte die Hirten und Hirtinnen vor. Christine, selbst eine darunter, hieß Amaranta, d. i. die Unvergängliche. Ihr Anzug war kostbar und mit Diamanten übersäet, und im Gesange des Hirtenvolkes kamen öfters die Worte „viva Amaranta" vor. Alles war äußerst munter und lebhaft, und der Tanz dauerte bis um sieben Uhr des Morgens. Gegen den Schluß legte Alles die angenommene Tracht ab und vertauschte sie gegen die gewöhnliche Kleidung, worauf die Königin sämmtliche an ihrem vorigen Anzug befindliche Juwelen lostrennen ließ und sie sogleich mit eigener Hand an die Herren und Damen vertheilte, welche am Feste theilgenommen; sie sollten eine Erinnerung an diesen Abend und dessen Vergnügen bleiben. Diese Begebenheit scheint die erste Veranlassung zur Stiftung des Amaranten-Ordens gewesen zu seyn, denn schon zwei Tage nachher findet man aufgezeichnet, daß die Rede von Errichtung eines neuen Ritterordens an Christinens Hofe sey.

Der Vorschlag scheint indessen ein halbes Jahr geruht zu haben. Die Ursache zu seiner Wiederaufnahme war folgende: Im Sommer 1653 kam nach Stockholm ein Gesandter, der von Seiten des vertriebenen englischen Prinzen, nachmaligen Königs Karl II., für den Pfalzgrafen Karl Gustav den Hosenband-Orden mitbrachte. Allein da Schweden gegenwärtig in freundschaftlichen Beziehungen zu Cromwell stand, wollte Christine Karl Gustav nicht erlauben, den angebotenen Orden anzunehmen. Ueberdies pflegte sie dergleichen Anerbietungen gewöhnlich auszuschlagen, denn, pflegte sie zu sagen, „ich kann es nicht leiden, wenn fremde Herren ihre Marke auf meine Schafe setzen." — Jedoch scheint dies den Gedanken an einen eigenen Orden wieder erweckt zu haben. Im August wurde der Entschluß gefaßt, und Pimentelli, der abgehende spanische Gesandte und gegenwärtige erste Günstling Christinens, sollte der erste Ritter werden. Man bekam aber die Ordenszeichen nicht vor seiner Abreise fertig gemacht. Sie wurden ihm bis Gothenburg nachgesendet und waren ausnehmend kostbar, Diamanten und Rubinen daran, an zwölftausend Kronen im Werth. Es scheint fast, daß Pimentelli's feierliche Aufnahme in den Orden im Kloster Wadstena erfolgt sey, wo die Königin mit ihm zusammentraf, als er auf ihren Wunsch von Gothenburg noch einmal nach Stockholm zurückkehrte.

Das Ordenszeichen selbst bestand in zwei entgegenstehenden und in einander verflochtenen lateinischen A, in Gold gearbeitet, mit Juwelen besetzt und in einen grün emaillirten Lorbeerkranz gefaßt, um den sich ein weiß emaillirtes Band schlang, worauf die Worte zu lesen waren: Dolce nella memoria. Die Decoration wurde an einem feuerfarbenen seidenen Bande um den Hals getragen. Der Denkspruch der Mitglieder sollte seyn: Semper idem, und der Eid enthielt, daß die Ordensglieder, die noch an keine eheliche Verhältnisse gebunden seyen, auch in der Folge keine dergleichen eingehen sollten.

Die Anzahl der Mitglieder war dreißig, zur Hälfte Frauenzimmer. Die Namen der Letzteren weiß man nicht; vielleicht wurden sie niemals vollzählig. Die Männer bestanden aus Christinens Günstlingen während ihrer letzten Regierungsjahre und aus einigen fremden Fürsten und Herren. Es scheint, daß sie auch nach ihrer Thronentsagung an Einen und den Anderen diese Auszeichnung ertheilt hat; sie kam indessen bald genug wieder außer Brauch.

Der Amaranten-Orden gab Anlaß zu mancherlei Deutungen, welche auf Christinens Verhältniß zu Pimentelli sich bezogen. Des Letzteren Vorname war Antonio, und man muthmaßte, daß Antonio und Amaranta die eigentliche, wenn schon geheime Bedeutung der beiden vereinigten A seyn solle. Ein anderer Schriftsteller hat auch noch herausgefunden, daß Pimentelli und seine Familie aus der Stadt Amarante in Portugal stamme, und deshalb hat man geglaubt, daß dieser Umstand sowohl die Ursache zum Namen der Pirin als des Ordens gewesen ist. Andere haben endlich bemerkt, daß des Ordens Wahlspruch, Semper idem, in keiner Weise auf die Person der Stifterin paßte und vielmehr einen beißenden Spott auf dieselbe zu enthalten schien.

*) Der Dreizehntetag ist der Schluß des Weihnachtsfestes in Schweden, welches nach uralter Sitte wie das heidnische Winterfest im Norden, und noch heute unter des letzteren heidnischem Namen „Jul", zwei Wochen lang gefeiert wird.

Mannigfaltiges.

— Der polytechnische Verein in Paris. Die Association polytechnique wurde in Paris unmittelbar nach der Juli-Revolution gegründet und bestand damals ausschließlich aus ehemaligen Zöglingen der polytechnischen Schule. Ihr Wahlspruch war „La patrie, les sciences et la gloire" und die ersten Vorlesungen, die daselbst gehalten wurden, waren rein wissenschaftlicher Art. Bald jedoch bemächtigten sich zu jener Zeit, wo Alles noch gährte und glühte in Frankreich, die politischen Leidenschaften des neuen Institutes, und einige junge Professoren des Vereins machten ihre Auditorien förmlich zu revolutionairen Klubs, in welchen vom Lehrstuhl herab der Aufruhr gepredigt ward. Demnächst trat im Schooße des Vereins eine Spaltung ein, und die Leidenschaftlicheren, da sie in der Minorität waren, trennten sich von demselben und stifteten eine neue „Association zum freien Unterricht des Volks", die jedoch nach den blutigen Ereignissen im Juni 1832 sich wieder auflöste. Die Majorität des älteren Vereins hatte zwar ihre Wirksamkeit stets fortgesetzt, mußte jedoch lange mit dem Mißtrauen der Regierung kämpfen, die in ihr noch immer Keime der ausgeschiedenen, Aufruhr predigenden Minorität erblickte, obwohl der zum Präsidenten erwählte Herr Aug. Perdonnet, so wie das Comité überhaupt, das an der Spitze der Anstalt sich befand, Bürgschaften für die streng-gesetzliche Haltung derselben gewährte. Erst als Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts geworden, wurde auch dem polytechnischen Vereine das volle Vertrauen und der Schutz der Regierung zu Theil. Seit dem Jahre 1837 ist nun mit den wissenschaftlichen Vorlesungen für Handwerker auch der Unterricht in Grammatik, Rechnen, Gesundheitskunde, Zeichnen und Gesang verbunden. Von ersteren sind jedoch die Vorlesungen über Geschichte ausgeschlossen, um jede Gelegenheit zu vermeiden, die politischen Leidenschaften aufzuregen. Gegenwärtig sind die größeren Versammlungen des polytechnischen Vereins, bei welchem jetzt nicht weniger als 1100 Handwerker eingeschrieben, in der Tuchhalle, auf dem Marché-des-Innocents, wo kürzlich auch eine Preisvertheilung an besonders ausgezeichnete Arbeiter stattfand. Der Präfekt des Seine-Departements führte dabei den Vorsitz und war von den Professoren umgeben, die jetzt den Unterricht in der Anstalt leiten. Herr Aug. Perdonnet, der im letzten Semester über die Geometrie in ihrer Anwendung auf die Künste gelesen hatte, hielt einen lebendigen Vortrag über die Vortheile des Unterrichts für das Volk, wobei er unter Anderem auf das Beispiel George Stephenson's hinwies, eines armen Maschinenbauarbeiters, dem seine Landsleute noch bei seinen Lebzeiten ein Denkmal errichtet hätten zum Danke für seine Insslebenrufung der Eisenbahnen und Dampfwagen und weil er seinen Sohn zum ersten Ingenieur von Großbritanien gemacht. Von den Preisen, die vertheilt wurden, erhielt unter Anderen der Aelteste unter den Zuhörern des Vereins, der Buchdrucker Gaucherot, ein Mann von funfzig Jahren, eine der beiden außerordentlichen Denkmünzen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Aemtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Veit u. Comp. gesandt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google